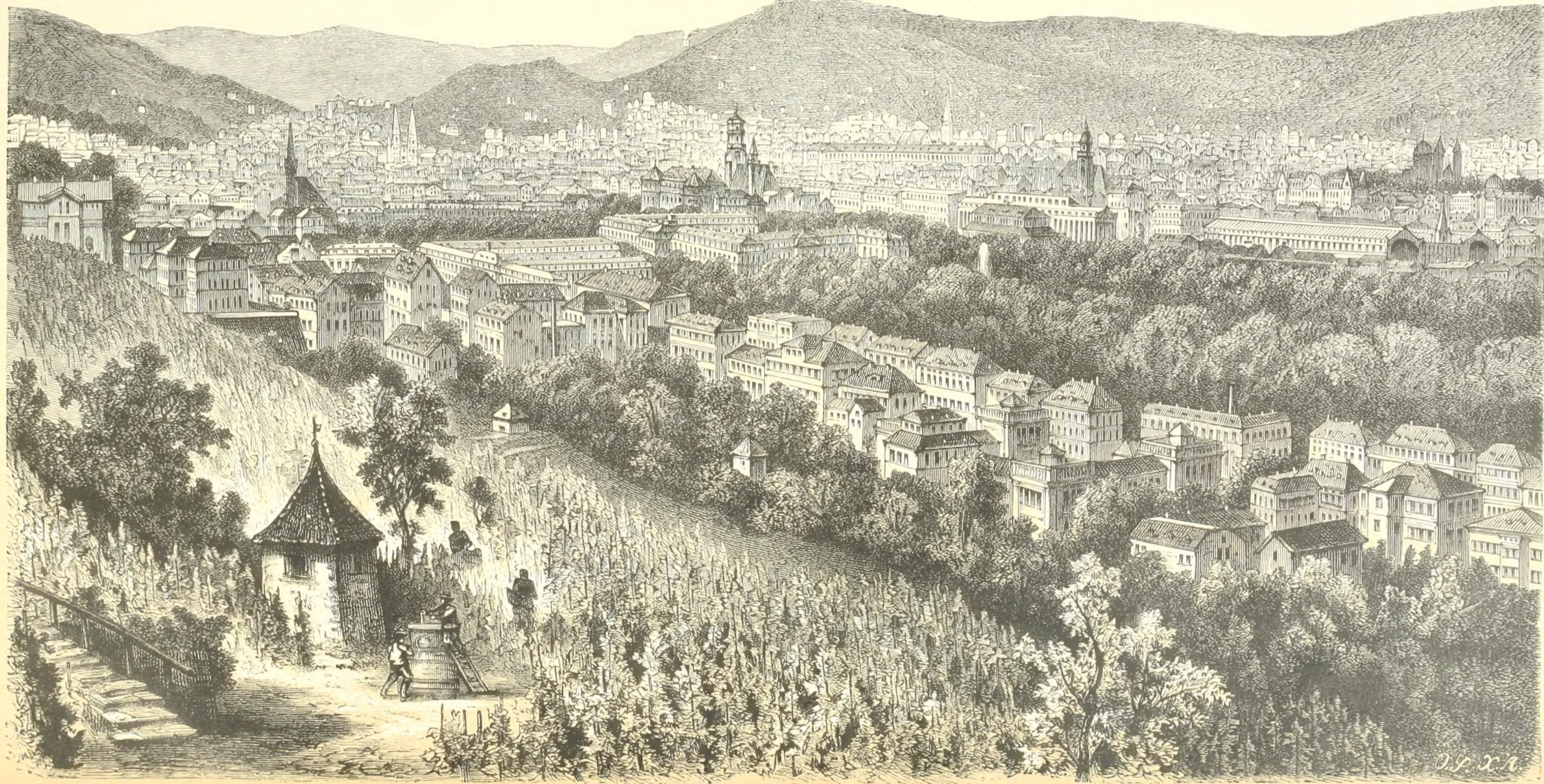

3 1761 07825419 0



Stuttgart.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Illustrirtes

Konversations-Lexikon für das Volk.

Siebenter Band.

Q. R. S.

Zum siebenten Bande gehören als Extrabeigaben: 1 Irisbild sowie 7 Tonbilder (14 Tafeln), und zwar

---

Ausserdem gelangen mit diesem Bande drei weitere Lieferungen — und zwar die dritte, vierte und fünfte — des als Gratis-Beigabe versprochenen geographisch-statistischen Atlas zur Ausgabe, die folgende Karten enthalten:

Lfg. 3. **Schweiz.**
Frankreich.
Vorder-Asien u. Nil-Länder.
Dänemark.

Lfg. 4. **Europ. Türkei u. Griechenland.**
Verein. Staaten von Nord-Amerika.
Afrika.
Asien.

Lfg. 5. **Geognostische Uebersichtskarte von Mittel-Europa,** mit erklärendem Text nebst einer Profiltafel und vier Kärtchen über die Verbreitung der Meere früherer Zeiten in Mittel-Europa.

Illustrirtes
Konversations-Lexikon.

Vergleichendes

Nachschlagebuch für den täglichen Gebrauch.

Hausschatz

für das deutsche Volk und „Orbis pictus“ für die studirende Jugend.



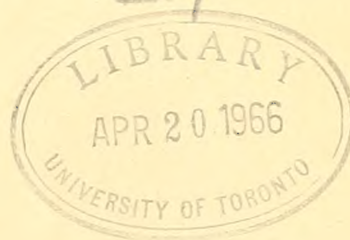
Siebenter Band.

Q. R. S.

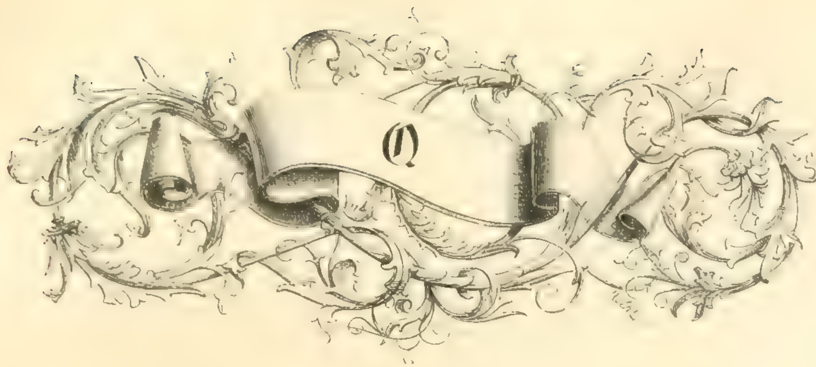
Leipzig und Berlin.

Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer.

1878.



Druck von B. G. Teubner in Leipzig.



Q q, Q q, der 16. u., wenn Jod als besonderer Buchstab gilt, der 17. Buchstab im deutschen u. lat. Alphabete; steht meist mit u zusammen, wonach er im Deutschen, Lat. u. Engl. sowie im Span. vor a u. einem u mit zwei Pünktchen wie Kw, dagegen im Ital. wie Ku, im Franz. wie K u. im Span. vor e i o u u. in allen oriental. Sprachen wie K ausgesprochen wird; daher auch neuerdings in arab. Wörtern für K geschrieben, z. B. Qoran 2c. Q. als Abkürzung auf röm. Inschriften bedeutet Quintus, Quintius, auch Quaestor u. Quirinus.

Q. B. F. F. S., Abkürzung für das lat. „Quod bonum felix faustumque sit“, d. h. was glücklich von statten gehen möge!

Q. D. B. V., Abkürzung für das lat. „Quod Deus bene vertat“, d. h. was Gott zum Besten kehren möge!

Quacksalber nennt man einen Menschen, der, ohne die Heilkunst nach wissenschaftlichen Grundsätzen erlernt zu haben u. zu ihrer Ausübung von Seiten des Staats befugt zu sein, sich die Heilung der Krankheiten anmaßt. Weil die Marktschreier, welche nam. im 16. u. 17. Jahrh. mit ihren sog. Geheimmitteln u. Lebenselixiren auf den Jahrmärkten herumzogen, sich meist der Salbenform bedienten, so nannten sie die Engländer (so Shakespeare in den „Lustigen Weibern“) quacksalver (von quack, wie eine Ente schnattern, u. salve, Salbe), ein Wort, welches dann auch in die deutsche Sprache übergegangen ist.

Quaddeln, umfängliche, nur wenig erhöhte Anschwellungen der Haut von unregelmäßiger Gestalt.

Quaden, ein suevischer Volksstamm, als dessen Wohnsitz schon Tacitus das heutige Mähren nennt; sie drangen im Bunde mit den Markomannen seit 166 n. Chr. über die Donau vor, erhielten von Marc Aurel 175, von Commodus 180 Wohnsitze in Pannonien, verwüsteten unter den Kaisern des 4. Jahrh. im Verein mit den Sarmaten das röm. Land u. verschwinden seit dem Tode Valentinian's (375) aus der Geschichte.

Quadersandstein nennt man im Gegensatz zu den sog. Buntsandsteinen diejenigen Sandsteinschichten, welche sich zur Zeit der Kreideformation abgelagert haben, u. da diese Sandsteinschichten in den meisten Gegenden, wo jene Formation angetroffen wird, eine vorwaltende Rolle spielen, bezeichnet man sehr häufig die gesammte Kreideformation mit dem Namen Quadersandsteinformation. Bes. mächtig ist der eigentliche Qu., den man gewöhnlich in einen oberen u. unteren Quader trennt, in dem östl. Sachsen, dem nordöstlichen Böhmen u. Schlesien ausgebildet, u. sind es bes. die vielfach zerklüfteten, durch senkrechte Wände u. isolirte Kegel ausgezeichneten Felsmassen der Sächs. u. Böhm. Schweiz, welche er zusammensetzt. Der Qu. hat seinen Namen davon erhalten, daß er sich infolge seiner rechtwinklig auf die Schichtungsfläche vorkommenden Zerklüftung leicht in große, würfelförmige Stücke zertrennen läßt. Es findet auch ein bedeutender Steinbruchbetrieb z. B. zwischen Pirna u. Schandau in dem Gebiete des Qu.s statt. Der Qu. besteht aus Körnchen von Quarzsand, die durch ein kieseliges, thoniges od. kalkiges Bindemittel zu einer harten Gesteinsmasse vereinigt sind; in einigen Gegenden jedoch, wie z. B. bei Aachen u. in Belgien, fehlt das Bindemittel fast gänzlich, so daß dort nur lose Quarzsande vorkommen, welche nur durch die darin vorkommenden organischen Ueberreste u. ihre Lagerungsverhältnisse als zum Quadersandsteingebiete gehörig erkannt werden können. Vgl. ferner „Kreideformation“ Bd. V S. 979.

Quadragesima (lat., eigentlich „der vierzigste“, nämlich Tag vor Ostern) heißt zunächst der erste Sonntag in der vierzigtägigen Fastenzeit (s. d.) vor Ostern; in weiterem Sinn aber bezeichnet Qu. in der kirchlichen Sprache auch die vierzigtägigen Fasten selbst u. Quadragesimalzeit ist demnach s. v. w. „Fastenzeit“.

Quadrant (lat. quadrans) bezeichnet bei den alten Römern das Viertel eines 12theiligen Ganzen. Jetzt wird dieser Ausdruck zur Bezeichnung eines Viertelkreises benutzt u. heißt so auch in der Nautik der Spiegeloktant, dessen Messungen sich, obwol sein Limbus nur 45° umfaßt, doch über 90° erstrecken.

Quadrat nennt man in der Geometrie jedes gleichseitige u. rechtwinklige Viereck. Zuweilen wird auch das schiefwinklige gleichseitige, sonst „Rhombus“ genannte Viereck verschobenes Qu. genannt. In der Arithmetik nennt man auch ein Produkt aus zwei gleichen Faktoren ein Qu. (s. „Potenz“). **Magisches** Qu. heißt ein in kleine quadratische Felder eingetheiltes Qu., dessen einzelne Felder so mit Zahlen besetzt sind, daß die Summen aus den Querreihen sowol als aus den Vertikalreihen u. den Diagonalen immer dieselbe Zahl ergeben.

8	1	6
3	5	7
4	9	2

oder

10	15	6	3
8	1	12	13
11	14	7	2
5	4	9	16

quadratische Gleichungen, s. „Algebra“.

Quadratur nennt man in der Mathematik die Berechnung des Flächenraumes, welcher von einer krummen Linie (Kurve) umgrenzt od. auch von einer solchen u. einer geraden Linie eingeschlossen wird. Für verwickeltere Fälle bedient man sich jetzt hierzu der Integralrechnung. Aus dem Alterthume ist die von Archimedes durch sinnreiche Methoden ausgeführte Qu. der Parabel berühmt. — Die Qu. **des Kreises,** d. h. die Berechnung der Kreisfläche od. die Konstruktion eines derselben genau gleichkommenden Rechteckes od. Quadrates, ist nur durch Annäherung lösbar. Da, wie schon Archimedes nachwies, die Kreisfläche gleich groß ist mit der Fläche eines aus Peripherie u. Radius als Katheten konstruirten rechtwinkligen Dreiecks, so käme es nur darauf an, die Länge der Peripherie möglichst annähernd zu ermitteln. Dies geschah ebenfalls bereits durch Archimedes. Aber auch zu dessen Zeit schon, ja noch früher, wurde es geradezu zur noch nicht ganz erloschenen, auch jetzt noch geometrischen Modekrankheit, durch Lineal u. Zirkel die Linie konstruiren zu wollen, welche dem Kreisumfange mathematisch genau gleich sein soll, u. wenn auch diese angeblichen Bemühungen zu mancher anderen mathematischen Entdeckung geführt haben, so ist doch unendlich viel Kraft dabei nutzlos verschwendet worden. In neuester Zeit finden Versuche dieser Art kaum noch Beachtung. Auch die immer weiter getriebene Berechnung der das Verhältniß von Peripherie u. Durchmesser bestimmenden Zahl π (s. „Ludolf'sche Zahl“) ist für die Praxis zwecklos u. für die Wissenschaft ziemlich gleichgiltig. Andererseits ist freilich ein strikter Beweis für die Unmöglichkeit einer rein geometrischen Kreisquadratur noch nicht erbracht u. nicht sicher erwiesen, ob π wirklich eine transscendente u. nicht doch vielleicht eine höhere Irrationalzahl sei, deren Darstellung durch Beiziehung irgend welcher geometrischen Kurven erreicht werden könnte. In der Astronomie bezeichnet Qu. die Stellung, welche zwei Gestirne dann einnehmen, wenn die nach ihnen gezogenen Gesichtslinien einen Winkel von 90° einschließen.

Quadratur, Geviertschein, s. „Aspekten".

Quadratwurzel od. zweite Wurzel aus einer Zahl nennt man in der Arithmetik die Größe, welche durch Multiplikation mit sich selbst ein der gegebenen Zahl gleiches Produkt giebt. So ist z. B. 5 die Qu. aus 25, da 5 × 5 = 25 ist, od. 12 die Qu. aus 144, da 12 × 12 = 144 ist. Die Methode, zu irgend einer Zahl die Qu. zu finden, heißt das Ausziehen der Qu. u. wird in der Arithmetik gelehrt. Die Qu.n aus den meisten Zahlen sind, wie die meisten Wurzeln (s. d.) überhaupt, irrational, d. h. nicht durch endliche Dezimalbrüche ausdrückbar.

Quadriga, ein mit vier neben einander gehenden Pferden bespannter Wagen, wie er z. B. bei den röm. Triumphzügen verwendet wurde; daher finden wir auch häufig eine Qu. in Bronze als architektonischen Abschluß der Triumphbögen od. sonstigen Monumentalbauten.

Quadrille (spr. Kadrillj'), franz. Name eines jeden Tanzes, dessen Figuren erst durch vier Paare vollständig dargestellt werden können. Daher nennt man denn wol den Contretanz im Allgemeinen eine Qu.

Quadriren, das, nennt man in der Arithmetik die Multiplikation einer Zahl mit sich selbst od. die Erhebung derselben zur zweiten Potenz; s. auch d. Art. „Potenz".



Nr. 4552. Quagga, Dauw, Bergzebra und Zebra.

Quadrivium (lat.), eigentlich der Ort, wo vier Wege (quatuor viae) zusammentreffen, hießen in den Klosterschulen des Mittelalters seit dem 5. Jahrh. die vier sog. mathematischen Wissenschaften, nämlich Musik, Arithmetik, Geometrie u. Astronomie. Man studirte das Qu. gewöhnlich nach dem Trivium (d. i. Grammatik, Dialektik u. Rhetorik), u. beide zusammen bilden die sog. sieben artes liberales od. freien Künste (s. d.).

Quadrumanen (a. d. Lat.), Vierhänder, s. d. Art. „Affen". Quadrupeden (a. d. Lat.), Vierfüßler.

quadrupel (lat. quadruplus, franz. quadruple), vierfach; qu. gewonnen ist eine Partie beim Whistspiel, wenn die Gegner nichts angelegt haben; quadrupliren, vervierfachen; Quadruplum, das Vierfache.

Quadrupelalliance, eine Verbindung von vier Mächten zu gemeinsamen politischen Zwecken. Bes. führen den Namen Qu. die Verbindungen, welche 1) 1718 Frankreich, England, Deutschland u. Holland gegen Spanien, das sich Italiens bemächtigen wollte, 2) 1834 England, Frankreich, Spanien u. Portugal zur Erhaltung der Ruhe u. der Verfassungen auf der Pyrenäischen Halbinsel gegen Don Carlos u. Dom Miguel schlossen.

Quagga (Equus quagga) od. Quacha, ein nach seiner Stimme benanntes Tigerpferd Afrika's. Es sieht kastanienbraun aus, ist über Kopf, Hals u. Rücken dunkelbraun gestreift, hat eine kurze, aufgerichtete Mähne u. einen von der Wurzel an langhaarigen Schwanz. Man trifft es nam. südl. vom Orangefluß heerdenweise, auch wird es, da es leichter zähmbar ist als das Zebra u. sich gegen Raubthiere muthig zur Wehre setzt, von den Kolonisten gehalten.

Quaglio (spr. Kualjo), eine namhafte, aus Laino am Comersee stammende Künstlerfamilie, deren Ahnherr, Giulio I. **Qu.**, geb. 1601, ein Schüler Tintoretto's, von Kaiser Leopold I. geadelt wurde. Von seinem Sohne Giulio II. **Qu.**, gestorben 1720 zu Laino, rühren gute Freskobilder in Wien u. im Dom zu Laibach her. Giovanni Maria I. **Qu.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Laino 1700, gest. 1765, widmete sich in Mailand dem Baufach u. wurde später kaiserl. Generalingenieur. — Domenico I. **Qu.**, Sohn des Vorigen, geb. 1723 zu Laino, gest. 1760 zu Wien, war ein tüchtiger Historien- u. Bildnißmaler. — Lorenzo I. **Qu.**, Bruder des Vorigen, geb. 1730 zu Laino, Architekt u. Dekorationsmaler, war 1750—72 Baumeister in Mannheim, lebte dann in Italien, wurde 1778 Hofarchitekt in München u. starb daselbst 1804. — Giovanni Maria II. **Qu.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Laino 1772, Maler u. Architekt, ward 1793 Hoftheatermaler in München, 1803 Professor an der dortigen Militärakademie, 1805 Oberingenieur beim technischen Centralstraßen-Wasserbaubureau u. starb in München 1813. Nach seinem Tode erschien seine „Anleitung zur Perspektive" (Lpz. 1818). — Giulio III. **Qu.**, geb. zu Laino 1746, gest. zu München 28. Jan. 1801, u. Giuseppe **Qu.**, geb. 1747 zu Laino, gest. 23. Jan. 1828 zu München, Söhne Lorenzo's I. Qu., waren Hofarchitekten in München u. machten sich hauptsächlich um die Dekorationsmalerei verdient. — Angelo I. **Qu.**, Sohn des Giuseppe Qu., geb. zu Mannheim 1778, gest. zu München 2. April 1815, Maler u. Architekt, that sich bes. in Theaterdekorationen hervor, stach auch in Kupfer u. fertigte viele Zeichnungen von Kirchen, insbes. jene vom Kölner Dom für das Prachtwerk Sulp. Boisserée's. — Domenico II. **Qu.**, Bruder des Vorigen, geb. zu München 1. Jan. 1787, gilt als der Erneuerer der Architekturmalerei. Zuerst Dekorationsmaler am Münchener Hoftheater, gab er 1819 diese Stelle auf, um sich ganz der Oelmalerei zu widmen. In der Folgezeit bereiste er die Niederlande, Frankreich, Deutschland, die Schweiz u. Italien u. lieferte von den vorzüglichsten Werken der altdeutschen Baukunst meisterhafte Darstellungen. Im Auftrage des damaligen Kronprinzen Maximilian von Bayern mit der Restaurirung der Burg von Hohenschwangau beschäftigt, starb er daselbst 9. April 1837. — Lorenzo II. **Qu.**, Bruder der beiden Vorigen, geb. zu München 19. Dez. 1793, gest. daselbst 15. März 1869, ein tüchtiger Genremaler, war auch seit 1834 bei der Herstellung der Wandgemälde im Schlosse Hohenschwangau beschäftigt. — Simone **Qu.**, Bruder der drei Vorigen, geb. zu München 23. Okt. 1795, widmete sich der Architekturmalerei u. wurde Hoftheatermaler in seiner Vaterstadt, welch letztere Stelle auch sein Sohn Angelo II. **Qu.**, geb. zu München 13. Dez. 1829, einnimmt. — Francesco **Qu.**, Bruder des Vorigen, geb. zu München 22. April 1844, ist ein talentvoller Schlachten- u. Genremaler.

Quai, s. v. a. Kai (s. d.).

Quäker (engl. Quaker [spr. Kweker], d. i. Zitterer) ist der Name einer protest. Sekte, zu welcher 1649 von Georg Fox (s. d.) in England der Grund gelegt wurde. Der Name „Zitterer" soll daher rühren, daß Fox öfter die Richter aufforderte, vor seinem Worte zu zittern, nach Anderen von der wörtlichen Auslegung des Gebots Phil. 2, 12. Die Anhänger der Sekte selbst nannten sich übrigens „Freunde" od. „Gesellschaft der Freunde". Da die Qu. in ihrem Streben nach Reinigung der Menschheit u. nach Rückkehr zur apostolischen Zeit nur das sog. „innere Licht" gelten lassen wollten, die kirchlichen Lehren u. Ceremonien aber sowie den Eid als heidnisch verwarfen, so begreift sich die heftige Verfolgung, die vom Staate u. von der Hochkirche gegen sie erhoben wurde. Dazu kam, daß ihnen ihr Widerwille gegen alle Formen der Höflichkeit, wie z. B. das Hutabnehmen u. Grüßen, beständig als Verachtung der Obrigkeit ausgelegt wurde. Trotz Alledem konnten sie schon 1652 eigene Versammlungshäuser erbauen u. gewannen auch hervorragende Männer, wie den Schotten Georg Keith, der indeß schließlich wegen Irrlehre u. Streitsucht ausgestoßen wurde. Die Duldung, welche Cromwell den Qu.n gewährt hatte, wich nach dessen Tode (1658) neuen Verfolgungen; auch die Freiheit, die Karl II. verheißen hatte (seit 1660), erwies sich bald als Schein. Seit 1664 beraubte man die Qu. sogar ihrer Güter u. verbannte sie nach den Kolonien. In dieser Noth erstand ihnen in William Penn (s. d.) ein zweiter Stifter. Ein wichtiger Wendepunkt war dagegen 1681 die Gründung des (nach Penn genannten) Staates Pennsylvanien (s. d.) in Nordamerika. Unter Jakob II. (seit 1685) erfuhren die Qu. endlich auch in England Duldung. Im J. 1688 schaffte das Parlament die

Ausnahmegesetze gegen sie ab. u. durch die Toleranzakte Wilhelm's III. erlangten sie 1689 bürgerl. Gleichstellung; seit 1695 wurde ihnen sogar der Eid erlassen. Mit dem Aufhören des Kampfes nach außen begann nun allerdings ein Zeitraum innerer Kämpfe u. Spaltungen, zumal es seit dem Tode von Fox 1691 u. W. Penn 1718 an einheitlicher Führung gebrach. Doch zeichneten sich die Qu. fortan durch ihren Eifer für menschenfreundliche Unternehmungen aus, bes. durch ihren Kampf gegen die Sklaverei. Der Mangel einer festen Lehre macht es erklärlich, daß aus dem Schoß der Qu. noch weitere neue Sekten hervorgingen. Schon im 18. Jahrh. unterschieden sich die strengeren Qu. die „Trockenen" von den minder strengen od. „Nassen". Die Ersteren forderten strenge Enthaltung von allem Luxus, Staats- u. Kriegsdienst. Als aber der Qu. Elias Hicks in Nordamerika seit 1822 zur Verwerfung der Gottheit Christi u. der heil. Schrift fortschritt, wurde er (1828 u. 29) von den meisten Jahresversammlungen quäkerischer Gemeinden ausgestoßen, u. die Hicksiten bildeten seitdem eine eigene Sekte von ca. 10,000 Seelen in Nordamerika. Die bibelgläubigen Qu. unterscheiden sich von ihnen als „Evangel. Freunde". Gegenwärtig giebt es Qu. fast nur in Großbritannien ca. 18,000 u. Nordamerika ca. 140,000. Die wichtigste Bekenntnißschrift der Qu. ist die 1676 latein. erschienene „Vertheidigung der wahrhaft christl. Theologie" von Robert Barclay (s. d.), die nachmals auch engl. u. deutsch herausgegeben wurde, eine Rechtfertigung der Lehre von der „inneren Offenbarung" aus der Bibel. Erwähnung verdient noch, daß die Leitung der Quäkergemeinden in monatlichen, vierteljährlichen u. jährlichen Versammlungen besorgt wird. Der Gottesdienst besteht bei der völligen Verwerfung des geistl. Standes u. aller Ceremonien (auch der Taufe u. des Abendmahls) nur aus relig. Ansprachen od. Gebeten Solcher, die sich vom Geiste getrieben fühlen (Männer u. Frauen). Fühlt sich Niemand dazu angetrieben, so gehen sie still wieder aus einander.

qualifiziren (a. d. Lat.), sich eignen. Diesen Ausdruck wendet man insbes. auf Angestellte u. Beamte an, welche die zur erfolgreichen Bekleidung eines Amtes erforderlichen Eigenschaften besitzen. Die Bezeichnung „qualifizirt" findet sich ferner in der Rechtssprache in den verschiedensten Verbindungen. Nam. spricht man von qualifizirten od. ausgezeichneten Verbrechen. Der Diebstahl wird z. B. dadurch zu einem qualifizirten, daß mittels Einbruchs, Einsteigens od. Erbrechens von Behältnissen gestohlen wird. Bald nämlich ist es die Ausdauer des Verbrechers bei Ausführung seiner That, bald der Erfolg derselben, bald das gewählte Mittel, welche die Verbrechen als bes. schwer erscheinen lassen u. daher auch härtere Strafen nach sich ziehen, welche wiederum wegen besonderer Zusatzstrafen (Pranger, körperl. Züchtigung ꝛc.) bes. qualifizirte sein können.

Qualität (a. d. Lat.) heißt im Allgemeinen die Beschaffenheit eines Gegenstandes. Man spricht daher von der guten, vorzüglichen ꝛc. Qu. eines Stoffes ꝛc. u. braucht die Mehrzahl „Qu.en" geradezu von den Eigenschaften u. Fähigkeiten einer Person od. Sache. In der Logik bezeichnet man mit der Qu. des Begriffs die Gesammtheit der Merkmale, die den Begriff ausmachen; mit Qu. des Urtheils die Beschaffenheit desselben, nach welcher es entweder Etwas bejaht od. verneint.

Quallen od. Acalephen, in der älteren Systematik eine Ordnung niederer Seethiere, unter welcher man einen Theil der heutigen Cölenteraten (s. d.) zusammenfaßte. So bezeichnete man die Ctenophoren als Rippen- od. Kammquallen, benannt nach den reihenweise gestellten Schwimmblättchen, die Medusen nach ihrer Gestalt als Scheiben- od. Schirmquallen, endlich die Siphonophoren, zu denen z. B. die Blasenqualle u. die Galeerenqualle zählen, als Röhrenquallen.

Quandt, Johann Gottlob v., Kunstforscher, geb. zu Leipzig 9. April 1787; wurde zuerst für den Kaufmannsberuf bestimmt, widmete sich aber bald ausschließlich der Kunst. Schon in seinem 12. Jahre wurde von ihm der Grund zu seinen später so berühmten Sammlungen gelegt, u. mehrfache Reisen nach Italien machten es ihm möglich, auch als Schriftsteller mit Ehren thätig zu sein. Nach seiner zweiten ital. Reise (1820—22) lebte er in Dresden od. auf seinem Gute Dittersbach bei Stolpen; auf letzterem starb er 19. Juni 1859. Das Städtische Museum in Leipzig verdankt ihm die schönen altdeutschen Bilder, die er in ihrer Verborgenheit aufsuchte u. deren Wiederherstellung er sich eifrig angelegen sein ließ. Als Mitglied des Akademischen Rathes u. der Galeriekommission in Dresden, wo er auch öfters Vorlesungen hielt, regte er sowol eine gründliche Reform der Akademie als auch den Neubau eines Museums an. Zu seinen Schriften gehören: „Streifereien im Reiche der Kunst" (3 Bde., Lpz. 1819); „Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstechkunst" (ebd. 1826); „Briefe aus Italien ꝛc." (Gera 1830); „Rippes von einer Reise nach Schweden" (Lpz. 1843); „Vorträge über Aesthetik für bildende Künstler" (ebd. 1844); „Beobachtungen u. Phantasien über Menschen, Natur u. Kunst auf einer Reise ins südl. Frankreich" (ebd. 1846); „Leitfaden zur Geschichte der Kunst" (ebd. 1852); auch übersetzte er mit Wagner in Gemeinschaft Lanzi's „Geschichte der Malerei in Italien" (3 Bde., ebd. 1830—33).

quae nocent, docent (lat.), was Schaden bringt, belehrt, d. h. durch Schaden wird man klug.

Quantität (a. d. Lat.) heißt im Allgemeinen die Größe od. Vielheit, in der sich Etwas den Sinnen darstellt; darnach besteht die Qu. in räumlicher Beziehung in dem Grad der äußeren Ausdehnung u. des Umfangs, in Bezug auf die Zahl aber in der Vielheit der einzelnen Theile, die ein Ganzes ausmachen. Ein bestimmtes Maß von Qu. heißt ein Quantum. In der Prosodie heißt Qu. s. v. w. Zeitmaß der Silben, u. zwar zerfallen Silben nach ihrer Qu. in lange, mittelzeitige u. kurze. In der Logik bezeichnet man mit Qu. des Begriffs den Umfang, in welchem dieselben Merkmale bei verschiedenen Begriffen wiederkehren; die Qu. des Urtheils dagegen bezeichnet den Grad, in welchem die Aussage (das Prädikat) auf den Gegenstand (das Subjekt) angewendet wird.

Quantitäten (a. d. Lat.) bezeichnet in der Rechtswissenschaft eine bestimmte Menge, welche im Verkehr nur nach Stücken, nach Maß od. nach Gewicht vorzukommen pflegen, ohne daß man auf das einzelne Stück besonderes Gewicht legt. Daher ist in der Regel der Anspruch des Berechtigten bei derartigen Qu. nur darauf gerichtet, daß er die ihm zukommende Anzahl Stücke, Liter, Pfunde ꝛc. erhält; dagegen ist es ihm gleichgiltig, ob es gerade die Stücke ꝛc. sind, die er seinem Schuldner gab.

Quantum (lat., d. h. wie viel?), eine unbestimmte Vielheit, Summe. Qu. satis (abgekürzt q. s.), so viel, bis es genug ist.

Quanz, Johann Joachim, berühmt als Virtuos auf der Flöte u. Vervollkommner dieses Instrumentes, geb. 30. Jan. 1697 zu Oberschaden im Hannover'schen; kam mit 10 Jahren zu seinem Oheim, der in Merseburg Stadtmusikus war, in die Lehre, befleißigte sich unter dieses u. dessen Nachfolgers Leitung der gangbarsten Orchesterinstrumente sowie bei dem Organisten Kiesewetter des Klavierspiels u. ging 1714 zu dem Stadtmusikus Heine in Dresden. 1718 erhielt er eine Stelle als Oboist in der damals neu errichteten königl. poln. Kapelle zu Warschau, machte bei dem berühmten Flötisten Buffardin u. bei dem Komponisten Zelenka weitere Studien, ging 1724 im Gefolge des poln. Gesandten am röm. Hofe, des Grafen von Lagnasco, nach Italien, besuchte 1726 noch Paris (woselbst er seine erste Verbesserung an der Flöte — die Hinzufügung einer zweiten Klappe anbrachte) u. London, u. kehrte 1727 nach Dresden zurück, wo er 1728 zum Kammermusikus avancirte u. nunmehr die Flöte einzig u. allein zu seinem Instrumente machte. Sein Schüler auf derselben wurde bald nach 1728 der damalige Kronprinz von Preußen, nachmals König Friedrich II., zu dem Qu. wiederholt reiste, bis er 1741 ganz in die Dienste seines Schülers trat, mit dem er täglich Duette zu spielen od. neue Konzerte zu probiren hatte, für den er Sachen komponiren u. dessen allabendliche Kammerkonzerte er dirigiren mußte. Nachdem er bereits 1734 seine ersten Flötensonaten publizirt hatte, gab er 1751 seinen für die damalige Zeit vortrefflichen „Versuch einer Anweisung, die Flöte zu spielen" (die erste deutsche Flötenschule) heraus. Auch erfand er in dem genannten Jahre den Aus- u. Einschiebepfropf an der Flöte, vermittels dessen man, ohne Wechsel der Mittelstücke u. ohne der Reinheit des Tones Abbruch zu thun, das Instrument höher od. tiefer stimmen konnte. Den Winter 1760—61 verlebte Qu. in Leipzig, wo der König sein Winterquartier genommen hatte, u. verbrachte seine letzten Jahre in Potsdam, wo er 12. Juli 1773 starb. Friedrich II. ließ ihm auf seinem Grabe ein Denkmal setzen. Von Qu.' Kompositionen sind außer den erwähnten Flötensonaten noch anzuführen: 299 Stück Flötenkonzerte, 200 Stück Flötensolos (eigens für König Friedrich von Preußen komponirt u. wenig bekannt geworden); 6 Duette für zwei Flöten (Berl. 1759); geistliche Lieder auf Gellert'sche Texte (1760); mehrere Arien zu einem Schäferspiel (1747) ꝛc.

Quappe. 1. Die Anfangs fischähnliche Larve der Frösche, Kröten ꝛc. (s. „Amphibien"), 2. ein gelblicher, braun marmorirter Fisch der Flüsse u. Seen Mitteleuropa's, der einzige Schellfisch des Süßwassers, die Aalraupe (Gadus Lota), 3. Kaulquappe heißt endlich ein schleimiger, schwarzlichbrauner, großköpfiger Fisch unserer Bäche, der Groppen (Cottus gobio).

Quarantäne (Contumaz) ist eine gesundheitspolizeiliche Maßregel zur Verhütung der Einschleppung von ansteckenden (kontagiösen) Krankheiten. Sie wurde zuerst im 15. Jahrh. in Venedig unter der Bezeichnung

„Quarantina“, d. h. vierzigtägig, nämlich vierzigtägige Ueberwachung ankommender Reisenden, eingeführt. Anfangs lediglich gegen die orientalische Pest gerichtet, kam sie in vielen Hafenstädten auch gegen das Gelbe Fieber sowie später gegen Cholera in Anwendung. Man unterscheidet eine Land- u. eine See-Qu. Die Land-Qu. (Grenzsperre) wird an der Grenze des Landes angeordnet, welches sich gegen den Eintritt einer im Nachbarlande herrschenden Seuche schützen will; sie besteht darin, daß der freie Verkehr zwischen beiden Ländern verboten wird, indem ein Militärcordon verhütet, daß Personen die Grenze überschreiten; nur an einzelnen Punkten, wo Quarantäne-Anstalten angebracht sind, verstattet man solchen Menschen u. Waaren den Uebergang, welche in den Quarantäne-Anstalten einem gründlichen Desinfektionsverfahren unterworfen u. darnach mit einem Gesundheitspasse versehen worden sind. Die See-Qu. geht darauf aus, daß kein Schiff aus einem verdächtigen, d. h. wahrscheinlich von epidemischer Krankheit befallenen Lande mit anderen Schiffen od. mit Bewohnern des zu sichernden Landes in Verkehr tritt, ehe man sich von seinem Gesundheitszustande überzeugt u. mit ihm die etwa nöthige Desinfektion vorgenommen hat. Dabei darf ein Schiff, das aus verdächtigen Gegenden kommt, nur in solchen Häfen einlaufen, in welchen Quarantäne-Einrichtungen getroffen sind; der Kapitän muß daselbst seine Gesundheitspapiere einer besonderen Behörde vorlegen; hat er dergleichen nicht aufzuweisen, so wird das Schiff mit der gesammten Mannschaft eine bestimmte Zeit lang unter strenge Aufsicht gestellt, jeder Verkehr mit demselben abgeschnitten od. auch die Bemannung des Schiffes in der eigentlichen Quarantäne-Anstalt, d. h. einem Pestlazareth, untergebracht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nam. die See-Qu. bei zweckmäßiger Durchführung einen sicheren Schutz gegen die Verbreitung solcher Krankheiten gewährt, deren Ansteckungsstoff durch Menschen u. Effekten weitergetragen wird. Namentlich hat sie sich bei Pest u. Gelbfieber vielfältig bewährt. Dagegen zeigte die Erfahrung, daß bei der Cholera bes. die Land-Qu. beinahe gänzlich unwirksam, ja in reich bevölkerten Gegenden nicht einmal durchführbar ist. Auf den letztjährigen internationalen Sanitätskongressen hat man sich daher keineswegs für Einführung der Sperre bei Choleragefahr aussprechen können. Die See-Qu. wird überhaupt nur für isolirte Hafenplätze od. sonst ganz engbegrenzte lokale Herde ausführbar sein. Gegen die Pest hat sich Oesterreich durch einen an der türk. Grenze gezogenen Cordon lange Zeit zu schützen gesucht; allein eine von der österr. Regierung nach dem Orient im J. 1849 ausgesandte Sanitätskommission beantragte bezüglich der Cholera an Stelle jener Absperrung die Anstellung von Sanitätsbeobachtungsärzten in den orientalischen Epidemiegebieten. Allmählich kamen die Regierungen Europa's zu dem Entschlusse, sich über das ganze Quarantänewesen zu vereinbaren. Die internationale Wiener Sanitätskonferenz 1874 schlug vor, die Quarantäne-Anstalten auf die engsten Grenzen ihrer Nützlichkeit u. Nothwendigkeit, vornehmlich aber auf die thatsächliche Ausführbarkeit zu beschränken u. an deren Stelle ein zweckmäßig geordnetes Inspektionssystem einzuführen. Man erkannte aber Qu.n am Rothen u. am Kaspischen Meere gegen den Ausbruch der Seuche aus Indien als empfehlenswerthe Abwehr an. Zur Reform der Qu. gehört ein gleichmäßiges, planvolles Verfahren aller Regierungen unter möglichster Abminderung der Quarantänefristen u. unter Vereinfachung des ganzen Systems. — Vgl. Ségur Dupeyron's Bericht an die franz. Regierung über Qu. 1845—46; den Bericht einer österr. Sanitätskommission: „Die Pestfrage u. Quarantänereform“ (Wien 1850); das Blaubuch des engl. Parlamentes über Qu. (1849); die Vorlage an den medizinischen Kongreß in Wien 1873 über Qu. gegen Cholera u. das Rothbuch der Wiener Sanitätskonferenz 1874: „Antrag auf eine internationale Seuchenkommission.“

Quarnero, Karnischer Busen od. Golf von Fiume, ist der Name des nordöstlichsten, zwischen Istrien u. Kroatien gelegenen Busens des Adriatischen Meeres, welcher mit diesem durch drei Kanäle in Verbindung steht; zwischen dem Festlande von Istrien u. der langgestreckten Insel Cherso führt der Quarnero-Kanal (Canale del Quarnero) nach SW.; zwischen Cherso u. der Insel Veglia der Mezzo Canale zum Canale del Quarnerolo nach S. u. zwischen Veglia u. dem Festlande von Kroatien der enge Canale Maltempo zum Canale della Morlacca od. della Montagna nach SO., unterbrochen von einer Menge kleiner Felseneilande u. für bestimmte, häufig sehr gefährliche Winde den Weg zum kesselartigen Golf von Qu. bildend. Diesen umschließen die Quarnerischen Inseln: Veglia 7,7 □M. u. Cherso 6 □M., welchen die Insel Lussin 3 □M. im SW. vorgelagert ist. Mit ihren Kalkbergen eine durch Landsenkungen unterbrochene Fortsetzung des Karstes darstellend, erscheinen doch die Quarnerischen Inseln niedriger als das Festland von Istrien u. haben deshalb den Namen Bodulei (vom slav. Podolia, d. h. Niederland) erhalten. In klimatischer Beziehung gehören sie ganz dem warmen Süden an, haben wenig Regen u. leiden im Sommer oft unter einer außerordentlich drückenden Hitze, bes. Lussin. Doch ist ihr Boden fruchtbar an Wein u. Südfrüchten. Die Bevölkerung, welche zwar die ital. Sprache gebraucht, jedoch den Südslaven angehört, treibt außer der Landwirthschaft sehr bedeutende Rhederei u. Fischerei. Die volkreichsten Orte sind Cherso mit 4673 E., Veglia mit 6318 E. u. Lussin piccolo (Klein-Lussin) mit 5648 E. (1869) auf den gleichnamigen Inseln.

Quarré, d. i. Viereck, heißt die Formation, welche die Infanterie gegen Reiterangriffe annimmt. Man unterscheidet volle u. hohle Qu.s. Der Werth des Qu. hat bei der gegenwärtigen Bewaffnung der Infanterie mit schnellfeuernden Gewehren abgenommen, da schon eine geschlossene Infanterielinie einen Reiterangriff leicht abweist. Zur Zeit der früheren Türkenkriege bildete die Marsch- u. Schlachtordnung der Gegner der Türken meist ein großes Qu., um die Angriffe der zahlreichen türkischen Reiterei stets abzuweisen. Das Qu. wird normal von einem Bataillon formirt. Größere Truppenkörper als ein Bataillon formiren daher mehrere Qu.s.

Quart od. Viertelmaß, poln. Kwarta, ein Getreide- u. Flüssigkeitsmaß. 1. Das preuß. Qu. = 1,145 L., 48 = 1 Scheffel, 60 = 1 Eimer; 2. das polnische = 1 L., 128 Kworty = 1 Scheffel, 100 = 1 Faß od. Tonne; 3. in England wird der vierte Theil des Gallon ebenfalls Qu. benannt = 1,136 L.; 4. das Bremer Qu. war = 0,805 L., 180 Qu. = 1 Ohm, 4 Qu. = 1 Stübchen.

Quartal ist der Zeitraum eines Vierteljahres.

Quartär od. Quartärformation (vierte Periode der Gebirgsablagerungen) ist die jüngste nach der Ausbildung der Tertiärformation zur Ablagerung gelangte sedimentäre Formation, die man gewöhnlich in zwei Abtheilungen bringt, das Altquartär od. Diluvium u. das Jungquartär od. Alluvium, welches letztere sich noch heutzutage beständig unter unseren Augen bildet. Das früher von den Geologen sehr vernachlässigte Qu. ist erst in neuerer Zeit Gegenstand gründlicher Forschungen geworden (vgl. „Alluvium“ u. „Diluvialbildungen“).

Quarte, in der Musik ein Intervall von 4 Stufen, od. der vierte Ton von einem angenommenen Grundton aus. Die Qu. wird in dreierlei Weise gebraucht: als rein, übermäßig u. vermindert. Das Intervall der reinen Qu. besteht aus zwei ganzen Tönen u. einem großen halben Ton, wie c—f u. g—c. Die übermäßige Qu. ist ein dissonirendes Intervall von drei ganzen Tönen in vier Stufen u. wird daher auch oft Tritonus genannt, wie f—h. Die verminderte Qu. ist ein Intervall von einem ganzen Ton u. zwei großen halben Tönen in vier Stufen, z. B. cis—f od. e—as. — Mit dem Namen Qu. hat man endlich auch wol die a-Saite auf der Violine, Bratsche u. dem Violoncell belegt.

Quarte beim Fechten ist derjenige Hieb, welcher die linke Seite des Gegners trifft. Man unterscheidet Hoch-, Mittel- od. Brust- u. Tiefquarte. Beim Stoßfechten (Fleuretfechten) bezeichnet Qu. gleichfalls einen Stoß gegen die linke Seite des Gegners, wobei indessen die Hand nach oben u. außen gedreht wird (s. den Art. „Fechtkunst“).

Quarterone, s. „Kreolen“.

Quartett heißt dem Sprachgebrauche nach jedes auf 4 Stimmen eben so wol für den Gesang wie für Instrumente gesetzte Tonstück. Bei Sätzen für Orchestermusik versteht man darunter speziell die vereinigten Partien der Violinen, Bratschen, Violoncelle u. Bässe, mit Ausschluß sämmtlicher Bläser; daher die Benennung: Saiten-, Streich- od. Bogenquartett. In engerem Sinne wird jede für zwei Violinen, Bratsche u. Violoncell berechnete, sonatenförmige, aus 3—4 Sätzen bestehende Komposition Qu. genannt (franz. Quatuor, während das Qu. für Gesangstimmen, wie im Ital., Quartetto heißt). Der Schöpfer dieser, die edelste Gattung der Kammermusik repräsentirenden Qu.e ist Joseph Haydn. Ein Qu. für Singstimmen ohne Begleitung von Instrumenten heißt Vokal-Qu.

Quartier ist der allgemeine Ausdruck für die Wohnung des Soldaten; in engerem Sinne bezeichnet Qu. die Wohnung des Soldaten außerhalb der Kaserne. Letztere u. Bürgerquartiere sind Gegensätze. Standquartiere, Cantonnementsquartiere bezeichnen eine Unterbringung auf längere Zeit, Marschquartiere eine solche von einem od. zwei Tagen. Qu. geben, Qu. nehmen wird auch gleichbedeutend mit Pardon geben u. Pardon nehmen gebraucht. — Quartiermacher sind die Offiziere u. Unteroffiziere, welche einer Truppe zur Eintheilung der Qu.e meist um einen Tagemarsch vorausgehen.

Quartier zu 2 Oesel od. zu 4 Ort, ein in Norddeutschland gebräuchliches Weinmaß. 1. In Hamburg u. Schwerin = 0,9025 L., 2 Qu. = 1 Kanne; 2. in Lübeck = 0,9094 L., 4 Qu.e = 1 Stübchen u. 3. in Oldenburg = 0,8896 L., 240 Qu.e = 1 Oxhoft.

Quarz ist krystallisirte Kieselsäure (s. d.), ein Mineral, das zu den verbreitetsten auf unserer Erde gehört. Der Qu. erscheint am häufigsten in durchscheinenden weißen Krystallen, die, wenn sie ganz durchsichtig, glasartig u. farblos sind, Bergkrystall (s. d.), wenn gelb Citrin, wenn braun

Rauchtopas, schwarzbraun Morin, violet Amethyst heißen u. gewöhnlich aus einem sechsseitigen Prisma (Säule) mit sechseckiger Zuspitzung (Pyramide) bestehen, in der Regel jedoch nur auf einem Ende des Prisma's ausgebildet sind. Die Quarzkrystalle finden sich theils eingesprengt in verschiedenen Gesteinen, theils zu Drusen verwachsen. In Form nicht deutlich auskrystallisirter Körnchen bildet der Qu. einen wesentlichen Bestandtheil der wichtigsten Gesteine, nam. der Gneise, Glimmerschiefer, Granite, mancher Syenite, der Granulite, mancher Porphyre u. Trachyte u. anderer Gesteine.

Quarzit, eine Felsart, aus körniger, feinkrystallinischer od. dichter Kieselsäure bestehend, häufig mit deutlicher Schichtung versehen, gewöhnlich Einlagerungen zwischen den Schichten des Gneises, Glimmer-, Chlorit- u. Thonschiefers bildend. Vortreffliches Material zur Glasfabrikation.

quasi (lat.), gleichsam; zuweilen im Zusammenhange gebraucht, wie z. B. Quasi-Gelehrsamkeit, s. v. w. Schein- od. Halbgelehrsamkeit ꝛc.

Quasimodogéniti (lat., eigentl. „wie so eben geboren“) heißt der erste Sonntag nach Ostern mit Beziehung auf die am Ostersonnabend neu Getauften, die am Sonntag nach Ostern zum ersten Mal am Abendmahl Theil nahmen. Daher heißt dieser Tag auch der „weiße Sonntag“, weil die Neugetauften an ihm zum letzten Male in den weißen Taufkleidern erschienen. Der Ausdruck selbst stammt aus 1. Petr. 2, 2 bei Luther: „als die jetzt gebornen Kindlein“.

Quassia amara, bittere Quassie; Pflanzenart der Simarubeen. Ein kleiner, in Surinam einheimischer, in Westindien u. Brasilien gepflegter Baum von mehrfacher Nutzanwendung. Es kommen von ihm sowol Holz als auch Rinde in den Handel; jenes sehr leicht, schmutzig weiß, sehr zähe, diese weißlich grau. Beide enthalten einen intensiven Bitterstoff (Quassiabitter, Quassin, Quassit), welcher in weißen Krystallen hergestellt werden kann. Früher bei gegen Verdauungsbeschwerden angewendet, ließ man sich aus dem Holze eigene Becher drehen, die, mit Wein gefüllt, diesen bitter machten. Die häufigste Verwendung findet es gegenwärtig als Fliegengift, doch soll es auch unter den Bierverfälschungsmitteln eine große Rolle spielen. Das jamaikanische Quassienholz, das sonst alle Eigenschaften des surinamischen hat, stammt von der jamaikanischen Bittereiche (Picrasma excelsa), aus derselben natürlichen Pflanzenfamilie, deren einzelne Arten überhaupt viele Bitterstoffe enthalten.

Quaestio facti (lat.), d. h. eine Frage des einzelnen Falles. Da sich nicht im Voraus für alle einzelne Fälle eine Entscheidungsregel aufstellen läßt, so muß sich der Gesetzgeber im Wesentlichen darauf beschränken, allgemeine große Grundsätze aufzustellen, dem erkennenden Richter aber überlassen, unter Berücksichtigung der eigenthümlichen Verhältnisse des gerade vorliegenden Falles definitiv zu entscheiden, welche Rechtsgrundsätze auf denselben anzuwenden seien.

Quästor. Die Quästur, das niedrigste unter den kurulischen Aemtern, gehörte zu den ältesten Aemtern des römischen Staates; ob sie direkten Zusammenhang hat mit dem entsprechenden der Königszeit, bleibt zweifelhaft, jedenfalls ist das Amt so alt wie die Republik u. stand in naher Beziehung zum Konsulat. Die Qu.en sind die Hülfsbeamten der Konsuln, hatten in ältester Zeit zunächst die Kriminalgerichtsbarkeit, waren aber später im Wesentlichen Kassenbeamte (daher noch heute Qu. häufig der Titel eines Schatz- od. Seckelmeisters, auf Universitäten desjenigen Beamten, der die Honorare für die Vorlesungen einnimmt). Ursprünglich gab es den zwei Konsuln entsprechend nur zwei Qu.en, bald aber stieg ihre Zahl auf acht u. unter Sulla sogar auf zwanzig; Cäsar verdoppelte diese Zahl, während Augustus u. die übrigen Kaiser sich wieder an die sullanischen Bestimmungen hielten.

Quatember (vom lat. quatuor tempora, d. i. die vier Jahreszeiten) heißen gewisse Termine für Steuern od. andere bürgerliche Geschäfte. In manchen Gegenden benutzt man als Qu. Ostern, Johannis, Michaelis u. Weihnachten, in anderen Tage in der Nähe der Sonntage Reminiscere, Trinitatis, Crucis u. Luciä, noch anderwärts Lichtmeß, Walpurgis, Laurentii u. Allerheiligen. Auch gewisse Fasttermine werden von den Katholiken Qu. genannt.

Quaterne, s. „Lotto“.

Quatrain (frz., spr. Katrang), die aus 4 Zeilen bestehende Strophe eines Gedichtes, dann auch jedes selbständige vierzeilige Gedicht.

Quatrebras (spr. Kat'rbrah), ein aus 4 Gehöften bestehender Weiler in der Nähe von Waterloo, im SO. von Brüssel, bekannt durch das der Schlacht von Waterloo (s. d.) vorhergegangene Gefecht (16. Juni 1815) zwischen den Franzosen unter Ney u. der engl.-niederl. Armee.

Quatrefages de Bréau (spr. Katt'rfahsch de Breoh), Jean Louis Armand de, franz. Naturforscher, insbesondere Zoolog u. Physiolog, geb. zu Berthezème bei Valleraugue (Gard) 10. Febr. 1810; studirte in Straßburg Medizin u. Naturwissenschaften, ging später von dort nach Toulouse, wo er 1838 die Professur der Zoologie erhielt, legte aber dieselbe bald wieder nieder u. wandte sich nach Paris. Hier seit 1850 Professor der Naturgeschichte am Lycée Napoléon u. seit 26. April 1852 Mitglied der Akademie, wurde er im August 1855 der Nachfolger Serres' auf dem Lehrstuhl für Anatomie u. Ethnologie am Museum der Naturgeschichte. Bei seinen Landsleuten steht Qu. in hohem Ansehen, die deutsche Wissenschaft jedoch vermißt an seinen Forschungen bisweilen gründlichen Ernst; statt dessen folgt er zu sehr seiner Phantasie, ja selbst politischer Leidenschaft. Stets aber führt er eine elegante Feder, die nam. in den zuerst von der „Revue des deux Mondes“ veröffentlichten, dann unter dem Titel „Souvenirs d'un naturaliste“ (2 Bde., Par. 1854) gesammelt erschienenen Reiseskizzen zur Geltung gekommen ist. Weiter schrieb er: „Recherches sur le système nerveux, l'embryogenie, les organes des sens et la circulation des annélides“ (ebd. 1844—50); „Sur l'histoire naturelle des tarets“ (ebd. 1848 f.); „Physiologie comparée, métamorphose de l'homme et des animaux“ (ebd. 1862); „Les Polynésiens et leurs migrations“ (ebd. 1866); „Histoire naturelle des annelés“ (2 Bde., ebd. 1866); „Rapport sur les progrès de l'anthropologie“ (ebd. 1867) u. a. m.



Nr. 4553. Bittere Quassie (Quassia amara). a Griffel, b Fruchtknotenbau, c Fruchtstück (3mal vergrößert), d Stengel und Blatt (½ natürl. Größe).

Quatremère (spr. Katt'rmähr), Etienne Marc, franz. Orientalist, geb. zu Paris 12. Juli 1782; wurde 1809 Professor der griech. Literatur an der Fakultät in Rouen, 1819 Prof. der orient. Sprachen am Collège de France u. starb zu Paris 18. Sept. 1857. Er schrieb u. A.: „Recherches historiques et critiques sur la langue et la littérature de l'Égypte“ (Par. 1808); „Mémoires géographiques et historiques sur l'Égypte“ (2 Bde., ebd. 1811); „Observations sur quelques points de la géographie de l'Égypte“ (ebd. 1812) u. gab heraus: Raschid Eddin's „Geschichte der Mongolen“ (ebd. 1837); Ebn Chaldun's „Geschichtliche Prolegomena“ u. Abu Schamr's „Leben Noradin's u. Saladin's“ (mit Uebersetzung u. Anmerkungen), die Uebersetzung von Makrizi's „Geschichte der Mamlukensultane Aegyptens“ (ebd. 1837—40, 2 Bde.) ꝛc.

Quatremère de Quincy (spr. Katt'rmähr de Kängsi), Antoine Chrysostome, franz. Kunstforscher, geb. zu Paris 28. Okt. 1755; vor der Revolution Rath beim Gerichtshofe des Châtelet, wurde 1791 in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, wo er eifrig für die Monarchie auftrat. Während der Schreckensherrschaft schon 13 Monate lang in Haft, ward er dann als einer der Anführer des am 5. Okt. 1795 gegen den Konvent gerichteten Aufstands zum Tode verurtheilt, entkam jedoch, kehrte 1796 zurück, wurde im folgenden Jahre wieder Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung sowie des Raths der Fünfhundert, aber wegen seiner royalistischen Gesinnungen nach dem 18. Fructidor wieder geächtet; indeß entging er auch diesmal durch die Flucht der Deportation nach Cayenne.

Nach dem 18. Brumaire 1799 zurückgerufen, ward er 1800 Mitglied des Raths des Seinedepartements u. 1803 der Akademie der Inschriften. Von Ludwig XVIII. zum Censor, Intendanten der Künste u. öffentlichen Denkmale wie zum Mitglied des Unterrichtsraths ernannt, verlor er diese Aemter während der Hundert Tage wieder, wurde aber 1816 in die neuorganisirte Akademie aufgenommen, erhielt die Mitredaktion des „Journal des savants" sowie das immerwährende Sekretariat bei der Kunstakademie u. 1824 das Censoramt für die königl. Theater. Er starb zu Paris 8. Dez. 1849. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Dictionnaire de l'architecture" (3 Bde., Par. 1786–1823); „Memoire sur l'etat de l'architecture chez les Égyptiens" (ebd. 1803); „Le Jupiter olympien" (ebd. 1814); „Histoire de la vie et des ouvrages de Rafaël" (ebd. 1824; 2. Aufl. 1833; deutsch, Quedl. 1835); „Histoire de la vie de Michel-Ange" (ebd. 1835); „Monuments et ouvrages d'art antique restitués" (2 Bde., ebd. 1826–28, mit Kpfrn.); „Vies des plus célèbres architectes" (3 Bde., ebd. 1830; deutsch, 2 Bde., Darmstadt 1831); „Canova et ses ouvrages" (ebd. 1834) ꝛc. —



Nr. 4534. Quebec.

Denis Bernard **Qu.=Disjonval,** Bruder des Vorigen, geb. zu Paris 4. Aug. 1754; widmete sich den Naturwissenschaften, trat, nachdem er ein paar Jahre in Spanien gewesen, 1789 in den Dienst der holländischen Patrioten, fiel aber in die Hände der Oranischen Partei. Im Gefängniß mit der Beobachtung der Spinnen als Wetteranzeiger beschäftigt, soll er 1794 dem General Pichegru (s. d.) das baldige Eintreten starker Kälte angekündigt haben, welche Prophezeiung Letzterer zu den Vorbereitungen seines Vorgehens gegen Holland auf den gefrorenen Kanälen benutzte. Auch nach seiner Freilassung u. seiner Rückkehr nach Paris (1796) war Qu.=D. fortwährend auf dem Gebiete der Wetterkunde thätig. Später als verdächtig von Napoleon I. in die Provinz verwiesen, lebte er nach der Restauration in Marseille u. dann in Bordeaux, wo er 1830 starb. Er schrieb u. A. eine „Araneologie" (Par. 1798).

Quebec, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in Canada mit 59,699 E. (1871); liegt malerisch auf dem linken Ufer des St. Lorenzstromes auf einem Vorgebirge, das sich bis 100 m. über den Strom erhebt u. zu demselben steil abfällt, u. scheidet sich in die untere u. die obere Stadt. Erstere zieht sich am Flusse hin u. steht zum Theil auf künstlichem Grunde; sie umschließt den geräumigen Hafen, der zwischen der Stadt u. der Insel Orleans la Belle liegt, aber nur vom April bis November offen ist. Bis hierher reicht die Einwirkung der Flut. Großartige Docks u. Werften, ausgedehnte Holzhöfe, Getreidespeicher, Anstalten zum Räuchern u. Einsalzen von Fischen u. Pelzmagazine befinden sich in der Nähe des Hafens; außerdem liegen in der Unterstadt noch die Börse sowie das Zollhaus, die Bank mit der großen Subskriptionsbibliothek u. die Gebäude verschiedener Versicherungsgesellschaften. Steile Straßen u. Treppen führen zu der oberen Stadt, welche von einer Festungsmauer umgeben ist u. von der Citadelle überragt wird. Hier sind die bemerkenswerthesten Gebäude der Palast des Gouverneurs (Château St. Louis), in dessen Garten die Denkmäler des Generals Wolfe u. des Marquis von Montcalm stehen, die anglikanische u. die katholische Kathedrale, das Gebäude der kathol. Universität, neben welcher Qu. auch eine protestantische Hochschule besitzt, das jetzt in eine Kaserne verwandelte ehemalige Jesuitenkollegium, das erzbischöfliche Palais, die Markthalle, das Parlamentshaus, das Marinehospital ꝛc. Qu. ist Sitz eines kathol. Erzbischofs u. eines anglikanischen Bischofs. Die Bevölkerung, von der über die Hälfte franz. Ursprunges ist, treibt einen sehr bedeutenden Handel nam. mit Holz, Salz, Getreide u. Fischen; 1874 kamen im Hafen von Qu. 971 Schiffe von 789,433 Tonnen an, während 830 Schiffe von 670,458 Tonnen abgingen. — Qu. wurde 1608 von den Franzosen gegründet u. 1663 zur Hauptstadt von Canada erhoben; die definitive Abtretung an England erfolgte 1763. — Die Provinz **Qu.** umfaßt 9094 □M., darunter 2721 □M. Binnengewässer, wird im N. von dem Nordwest-Territorium, im W. durch den Ottawa u. St. Lorenzstrom von der Provinz Ontario, im S. von den Unionsstaaten New-York, Vermont, New-Hampshire u. Maine u. im O. von dem St. Lorenzstrom u. der Provinz Neu-Braunschweig begrenzt. Dieses Land, das ehemalige Untercanada, liegt zum größten Theil auf der nordamerikanischen Seenplatte u. wird durch den St. Lorenzstrom in einen nördl. u. einen südl. Theil geschieden. Im Norden dieses Flusses erhebt sich das St. Lorenzgebirge bis zu Höhen von 1600 m., im S. aber weisen die von Vermont auf das Gebiet von Qu. ausstreichenden Green Mountains noch Berge von 1300 m. auf. Unter den zahlreichen Seen, die mit ihren Gewässern zu dem Gebiete des St. Lorenzstromes gehören, sind die bedeutendsten der St. John, der Grand Lake, der Lac des Quinze u. der Lake Kempt. Der St. Lorenzstrom nimmt links den Ottawa, St. Maurice u. Saguenay, rechts den Richelieu u. Chaudière auf. Das Klima zeigte schroffe Gegensätze zwischen der Sommerhitze u. Winterkälte, ist aber im Allgemeinen gesund. Holz, nam. Fichtenholz aus den unermeßlichen Wäldern im Norden der Provinz, Eisen u. Kupfer sind die wichtigsten Produkte; außerdem kommt noch Gold u. Graphit in geringeren Quantitäten vor. Von der Bevölkerung, welche 1871: 1,191,516 Seelen zählte, sind 4/5 franz. Abkunft u. 6988 Indianer. Ackerbau, Viehzucht, Holzschlag, Fischerei u. Handel sind die wichtigsten Erwerbszweige der Bewohner. Die bedeutendsten Handelsstädte der Provinz sind Montreal u. Qu. Die Katholiken, welche unter dem Erzbischof von Qu. stehen, bilden die Mehrzahl der Bevölkerung.

Queckenwurzel (Graminis radix), der unterirdische Wurzelstock des als Unkraut allverbreiteten Queckengrases (Triticum repens), welcher bei dem Volke als ein durch seinen Gehalt von Schleimzucker sowie durch Stärkemehl u. Salze wirkendes blutreinigendes Mittel beliebt ist.

Quecksilber, Merkur (Hydrargyrium od. Hydrargyrum, Mercurius), ein metallischer, schon bei gewöhnlicher Temperatur tropfbarflüssiger Grundstoff von fast silberweißem, starkem Glanze u. 13,589 spez. Gewicht. — Das Qu. erstarrt bei — 39,4° C. u. erscheint dann als hartes, etwas sprödes Metall; schon bei gewöhnlicher Temperatur verdampft es an offener Luft in geringem Grade, weit leichter bei erhöhter Temperatur, u. bei seinem Siedepunkte (360° C.) läßt es sich vollständig in farblosen Dampf verwandeln, der sich beim Erkalten wieder zu flüssigem Metall verdichtet. Diese Eigenschaft, sich destilliren zu lassen, benutzt man, um reines Qu. darzustellen, da alle dem rohen Qu. beigemengten Metalle weniger flüchtig sind u. beim Destilliren zurückbleiben. Die Dämpfe des Qu. sind sehr giftig! Bei gewöhnlicher Temperatur erhält sich das Qu., sowie es rein ist, lange unverändert, in höherer Temperatur dagegen verwandelt es sich bei Zutritt der Luft in eine gelbrothe Masse, Quecksilberoxyd. — Das chemische Zeichen des Qu. ist Hg; das Aequivalent ist = 100, das Atomgewicht = 200; das spez. Gewicht des Quecksilberdampfes, wenn Luft = 1 ist: 6,97, wenn Wasserstoff = 1 ist: 100. Das Qu. findet sich sowol gediegen in der Natur in Form einzelner, gleichmäßig im Gestein vertheilter Kügelchen u. größerer Ansammlungen in Klüften u. Höhlungen, als auch, u. zwar in größerer Menge, in Verbindung mit Schwefel als natürlicher Zinnober. Höchst selten ist das Vorkommen anderer Verbindungen. Die Gewinnung des Qu. aus seinen Erzen ist einfach ein Destillationsprozeß, der, wenn Zinnober verhüttet

werden soll, unter Beigabe von metallischem Eisen, welches den Schwefel bindet, vorgenommen wird. In Europa wird das meiste Qu. in Spanien produzirt, wo die allbekannten Gruben von Almaden (s. d.) jährlich an 700,000 Kg. Qu. ergeben; diese Gruben sind in den Händen der Herren von Rothschild, welche auch so lange den Preis zu bestimmen im Stande waren, als sie fast allein den Markt beherrschten, denn die Produktion von Qu. in Oesterreich (Idria) beträgt noch nicht die Hälfte der span. (im J. 1874 an 372,100 Kg.). Als man aber 1850 die reichen Quecksilberlager von Kalifornien u. im nödlichen Mexiko entdeckt hatte, erwuchs dem europäischen Qu. eine gewaltige Konkurrenz, denn 1850 belief sich die Ausfuhr von Qu. aus Kalifornien schon auf 562,500 Kg., 1858 betrug sie 870,000 Kg. Auch China produzirt u. exportirt Qu. Das Qu. wird zu den verschiedensten Zwecken verwendet: in metallischem Zustande zum Füllen von Barometern, Thermometern, Manometern u. anderen physikalischen Instrumenten, mit Zinn vermischt als Spiegelbeleg; ferner bei der Feuervergoldung, zum Amalgamiren der Zinkcylinder galvanischer Batterien u. zu vielen anderen Zwecken. Sehr große



Nr. 4535. Brisbane, Hauptstadt von Queensland im Jahre 1865.

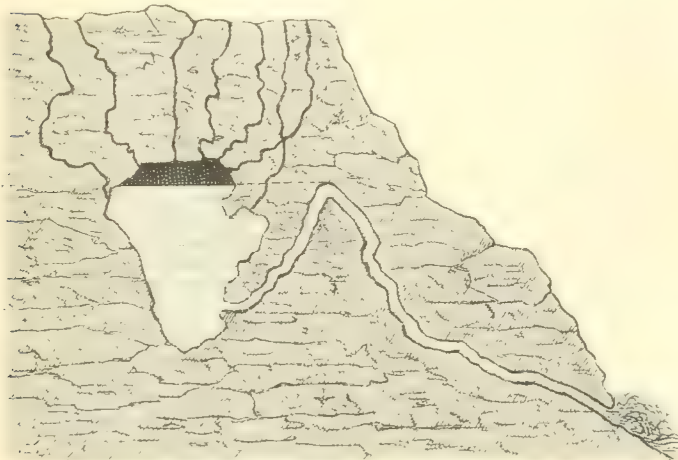
Mengen werden jedenfalls zur Bereitung von künstlichem Zinnober verbraucht, der bei weitem schöner ist als der natürliche; endlich stellt man zahlreiche **Quecksilberpräparate** für technische u. pharmazeutische Zwecke dar. Das Qu. ist im Stande, sich in zwei verschiedenen Verhältnissen mit dem Sauerstoffe zu verbinden, einmal indem 200 Qu. u. 8 Sauerstoff sich zu **Quecksilberoxydul** (Hg_2O) vereinigen, u. anderentheils durch Vereinigung von 100 Qu. mit 8 Sauerstoff zu **Quecksilberoxyd** (HgO). Es unterscheiden sich daher die **Quecksilbersalze** als **Quecksilberoxydulsalze** u. als **Quecksilberoxydsalze**, von denen nam. die **salpetersauren** am bekanntesten sind. — Ebenso wie mit dem Sauerstoff geht dasselbe auch mit den übrigen ersterem ähnlichen Stoffen, Chlor, Brom, Jod 2c., zwei Reihen von Verbindungen ein, von denen die beiden **Jodquecksilber-** u. **Chlorquecksilberverbindungen** von allgemeinerem Interesse sind. Das **Quecksilbersemijodid, Halbjodquecksilber** (Hg_2J), ist ein gelblichgrünes Pulver, das **Quecksilbermonojodid** od. **Einfachjodquecksilber** dagegen ein prächtig scharlachrothes Pulver, welches in Wasser unlöslich ist, sich aber in Jodkaliumlösung leicht zu einer farblosen Flüssigkeit auflöst. Diese Lösung ist ein bekanntes Fällungsmittel für die meisten Alkaloide. Die beiden Chlorverbindungen des Qu. sind allbekannte, schon zur Zeit der Alchemisten viel angewendete Arzneimittel. Das **Halbchlorquecksilber, Quecksilbersemichlorid, Hydrargyrum chloratum mite** od. **Calomel** (Hg_2Cl), ein allbekanntes, heute noch in Anwendung kommendes Heilmittel, besteht aus 200 Theilen Qu. u. 35,5 Theilen Chlor, ist in Wasser fast unlöslich, wirkt aber dennoch stark abführend. Das **Einfachchlorquecksilber, Quecksilbermonochlorid, Hydrargyrum bichloratum corrosivum,** auch **Quecksilbersublimat** od. blos **Sublimat** genannt, ist ein in Wasser, Alkohol u. Aether löslicher weißer, krystallisirter Körper, der zu den stärksten Giften gehört. Ueberhaupt sind alle Quecksilberverbindungen als mehr od. weniger heftige Gifte zu betrachten. Ueber Schwefelquecksilber s. „Zinnober".

Quedlinburg, ehemalige Stiftsstadt im preuß. Reg.-Bez. Magdeburg (Prov. Sachsen, Kreis Aschersleben) mit 17,044 E. (1875); liegt malerisch an u. auf einem Sandsteinfelsen an der Bode u. an der Eisenbahn Aschersleben-Thale, welche hier die nördl. Vorberge des Harzes durchschneidet. Die Stadt ist Sitz eines Kreisamtes u. Kreisgerichtes u. hat 7 evangel. u. eine neue kathol. Kirche; unter jenen sind bes. bemerkenswerth die restaurirte Schloßkirche, von Heinrich I. gegründet, in ihrer Krypta schon 936 vollendet u. 1021 eingeweiht mit den Grabmälern Heinrich's I., seiner Gemahlin Mathilde u. der Aurora von Königsmark (s. d.) u. außerdem noch mit interessanten Alterthümern in der Sakristei („Zitter"), die Marktkirche mit alten Schnitzereien u. die uralte Krypta des St. Wipertiklosters. Das hochragende Schloß in der Vorstadt Westendorf, einst Residenz der Aebtissinnen von Qu., dient jetzt einem adeligen Fräuleinstifte. Im Rathhause befindet sich eine Sammlung von Antiquitäten u. Gemälden. In der nächsten Umgebung der Stadt liegt auf dem Münzenberge die Ruine des Marienklosters u. eine gleiche der Burg Gersdorf auf dem Sewecker Berge. Die ansehnliche Industrie besteht in Streichgarnspinnerei, Damastweberei, Bleicherei, Färberei u. in der Fabrikation von Maschinen, Drahtwaaren, Zucker, Chemikalien, Stärke u. Papier. Qu. ist einer der wichtigsten Plätze für Blumensamenhandel. Sehr besucht sind die Jahr- u. Viehmärkte der Stadt. Qu. wurde 929 von König Heinrich I. als Stadt gegründet, die reichsunmittelbare Abtei kam 1697 unter den Schutz Brandenburgs u. ward 1802 säkularisirt. Qu. ist Geburtsort des Dichters Klopstock u. des Geographen Karl Ritter, denen in den Parkanlagen des Brühls Denkmäler errichtet sind.

Queensbench, s. „Kingsbench".

Queensland (spr. Kwihnsländ), zweitgrößte der brit. Kolonien Australiens, bedeckt ein Areal von 31,431,7 □M., umfaßt den NO. des Kontinentes mit der Halbinsel York u. grenzt im N. an den Golf von Carpentaria u. die Torresstraße, im O. an das Korallenmeer, im S., wo die Macpherson- u. Neuengland-Ketten die Flüsse Dumaresqs, Macintyre u. Barwan u. der 29.° n. Br. die Genze bilden, an Neusüdwales, im SW. durch den vom 26.° n. Br. u. dem 141.° östl. von Greenwich gebildeten Winkel an Südaustralien u. im W. durch den 138.° östl. von

Greenwich an Alexandraland. Die von zahlreichen Koralleninseln begleitete Ostküste weist eine Zahl von Buchten u. Baien auf, welche für die Schiffahrt von Wichtigkeit sind. Den SO. der Kolonie erfüllt ein Bergland, welches sich unweit der Grenze von Neusüdwales zu Höhen von mehr als 1300 m. erhebt u. vielfach von Querthälern durchsetzt wird; von diesem zieht sich ein niedriges Plateau durch das Innere u. den W. von Qu., das, überragt von isolirten klippenähnlichen Bergen, einen Wechsel von Grasland, Scrub, einzelnen Baumbeständen u. wüsten Ebenen zeigt u. dessen Flüsse nur periodisch Wasser führen. Der größte Fluß des Innern ist der Cooper Creek, während der Logan, Fitzroy u. Burdekin die bedeutendsten an der Ostküste mündenden Flüsse sind. Das milde Klima gestattet selbst den Anbau von Baumwolle u. Zuckerrohr; wo der Boden gut bewässert ist, zeigt er eine überraschende Fruchtbarkeit, u. die trefflichen Weiden der Terrassenlandschaften befördern die Viehzucht außerordentlich. Die brit. Regierung legte zuerst 1824 am Brisbane River eine Verbrecherkolonie an; bald strömten Auswanderer in Menge nach jenen fruchtbaren Thälern, u. 1859 war die Einwohnerzahl so gewachsen, daß Qu. als besondere Kolonie von Neusüdwales getrennt wurde. Die 1867 entdeckten Goldminen von Brisbane, Ipswich, Maryborough, Gladstone, Rockhampton, Port Denison, Cleveland Bay u. Tweersinseln hatten einen schnellen u. starken Zuwachs der Bevölkerung zur Folge, so daß dieselbe 1874: 163,517 Seelen zählte, ungerechnet die Eingeborenen, welche die Ebenen des Innern durchziehen. Von den verkauften Ländereien waren 1874 angeblich 64,218 Acker unter der Kultur;


Nr. 4536. Entstehung der intermittirenden Quellen.

hiervon waren 3554 Acker mit Weizen bestellt mit einem Ertrag von 47,730 Bushels; bedeutender ist die Kultur von Mais u. Baumwolle, welche lediglich in Qu. gebaut wird u. 9663 Acker bedeckt, u. Zuckerrohr, dessen Kultur 14,495 Acker in Anspruch nimmt. Der Viehstand der Kolonie wies 1874 99,243 Pferde, 1,343,093 Rinder, 7,268,946 Schafe u. 42,884 Schweine auf. An Gold wurde 1873 für 592,993 Pfd. Sterl., an Kupfer für 196,000 Pfd. Sterl. gewonnen; außerdem ist das Land noch reich an Silber, Zinn, Blei u. Galmei. Die Ausfuhr, welche nam. in Wolle, Talg, Baumwolle, frischem u. konservirtem Fleische, Häuten, Zucker, Gold u. Kupfer besteht, hatte 1874 einen Werth von 2,885,499 Pfd. Sterl., während die Einfuhr 3,542,053 Pfd. Sterl. betrug. Der Schiffsverkehr des J. 1873 umfaßte 1151 Schiffe von 352,524 Tonnen. Die Staatseinnahmen beliefen sich 1873 auf 1,120,034, die Ausgaben auf 956,335 u. die öffentliche Schuld auf 4,786,850 Pfd. Sterl. Die Eisenbahnen der Kolonie hatten 1874 eine Länge von 423 Km. Die Hauptstadt von Qu. ist **Brisbane** mit 19,413 E. (1871).

Queenstown (spr. Kwihnstaun), früher Cove genannt, Seestadt in der irischen Provinz Munster, Grafschaft Cork, mit 10,340 E. (1871); liegt auf einer stark befestigten Insel des Hafens von Cork u. bildet einen Vorhafen dieser Stadt, nam. für die größeren Seeschiffe. Die Stadt hat eine kathol. Kathedrale u. ein literarisches Institut.

Queis, der bedeutendste Zufluß des Bobers, eines Nebenflusses der Oder, entspringt in Schlesien, im Isergebirge auf dem Weißen Flinsberge, durchströmt dann ein Längenthal zwischen dem Hohen Iserkamm u. dem Geiersberge in nordwestl. Richtung, wendet sich bei Flinsberg nach Norden, fließt parallel mit dem Bober bei Lauban vorbei u. mündet oberhalb Sagan nach einem Laufe von 14 Meilen.

Quellen sind aus der Erdoberfläche hervorkommende Wasserläufe. Das aus der Atmosphäre stammende Wasser, welches in Form von Thau, Regen u. Schnee durch poröse Erdschichten u. in Gebirgsgegenden durch Ritzen u. Spalten der Gesteine in die Erdrinde einsickert u. sich an geeigneten Stellen im Innern ansammelt, kann dann entweder, lediglich der Schwere folgend, an tiefer gelegenen Stellen wieder zum Vorschein kommen od. durch hydrostatischen Druck sogar nach obenzu entweder durch natürliche Oeffnungen od. durch künstlich angelegte Bohrlöcher od. Brunnen hervorbrechen. Komplizirt sich das System der unterirdischen Wasserläufe in der Art, daß, wie in der Abb. Nr. 4536, ein unterirdisches Wasserreservoir, das von oben her seine Zuflüsse erhält, nach außen nur durch ein heberartiges Röhrensystem abfließen kann, welches mit seinem höchsten Punkte innerhalb der Niveaudifferenzen jenes Reservoirs liegt, so tritt die Erscheinung der sog. **intermittirenden** Qu. zu Tage. Die Quelle fängt nämlich an zu fließen, wenn der Wasserstand im Reservoir den höchsten Punkt des Hebers übersteigt, u. fließt so lange fort, bis der innere Wasserspiegel bis zur Eintrittsöffnung herabgesunken ist. Von da ab bleibt der Ausfluß so lange unterbrochen, bis sich das Reservoir wieder zu jenem höchsten Stande wie vorher gefüllt hat, worauf das Spiel von Neuem beginnt. Je nach der Tiefe, aus der das Wasser kommt, hat dasselbe eine verschiedene Temperatur, u. unterscheidet man hiernach **kalte**, **warme** u. **heiße** Qu.; zu letzteren beiden rechnet man alle diejenigen, welche mit einer höheren Temperatur, als die mittlere Jahrestemperatur an der Oberfläche beträgt, aus der Erde kommen. Die heißen Quellen, **Thermen** genannt, enthalten in der Regel die meisten Mineralbestandtheile (Salze der Alkalien u. Erden, Kieselsäure ꝛc.) aufgelöst, ebenso auch Gase. Vgl. hierüber „Mineralwässer“. Die nicht tief unter der Erdoberfläche in Gebirgsgegenden entspringenden Qu. haben fast immer das reinste Wasser. Von außerordentlicher Wichtigkeit für die Bildung der Qu. ist die Bedeckung des Bodens mit Wald u. niedrigen Pflanzen unter den Bäumen, nam. Moospolstern, weil diese die zu schnelle Wiederverdunstung der Feuchtigkeit u. das zu rasche Ausfließen des Wassers in die Thäler verhindern. Die Quellwasser sammeln sich im Verein mit den direkten atmosphärischen Niederschlägen zu Bächen u. diese zu Flüssen u. Strömen an (vgl. „artesische Brunnen“ u. „Brunnen“).

Quendel, s. „Thymus“.

Quenstedt, Friedrich August v., Geolog u. Paläontolog, geb. zu Eisleben 9. Juli 1809, ist seit 1837 Professor der Mineralogie u. Geologie in Tübingen. Dieser geistvolle Gelehrte hat nam. durch seine Arbeiten über die Juraformation in Schwaben u. über die fossilen Kephalopoden in ihrem Gebiet grundlegend gewirkt. Einige seiner zahlreichen Werke sind auch populär geschrieben. Hervorzuheben sind: „Petrefaktenkunde Deutschlands“ (Lpz. 1850 ff.); „Handbuch der Petrefaktenkunde“ (2. Aufl. 1866); „Handbuch der Mineralogie“ (2. Aufl. 1863); „Epochen der Natur“ (1861); „Der Jura“ (1858); „Sonst u. Jetzt“ (1856); „Grundriß der bestimmenden u. rechnenden Krystallographie“ (Tüb. 1873) ꝛc.

Quentchen, **Quintchen** od. **Quent**, ein ehemal. kleines Gewicht in Deutschland, von welchem 4 = 1 Loth waren. Das preuß. Qu. war 365,4 mgr., das österr. ist $437\frac{1}{2}$ mgr. schwer. Das Quent als der 10. Theil des Loths wog $166\frac{2}{3}$ mgr.

Quercitron, der Name eines Farbematerials, das aus Nordamerika zu uns kommt u. aus der inneren gelben Rinde einer Eichenart (Quercus tinctoria *Willd.*) besteht; die äußere, schwarze werthlose Rinde wird abgeschält. Der Name selbst kommt von Quercus citrina (gelbe Eiche), welchen **Bancroft**, der diese Rinde zuerst in den Handel u. in die Färberei eingeführt hat, diesem Baume gab. Andere amerik. Eichensorten geben zwar auch Qu., dieselben haben jedoch nur geringen Werth, da sie keine rein gelben, sondern mehr bräunliche Farben liefern. Das Qu. kommt immer gemahlen nach Europa; es besitzt ein viermal größeres Färbevermögen als Gelbholz u. ein acht- bis zehnmal größeres als der Wau. Der im Qu. enthaltene Farbstoff wird **Quercitrin** genannt u. erscheint in kleinen, schwefelgelben Krystallen; er läßt sich durch verdünnte Mineralsäuren in eine gewisse Zuckerart, **Isodulcit**, u. in **Quercetin** spalten, welches letztere ein noch stärkeres Färbevermögen als das **Quercitrin** besitzt.

Querel (lat. querēla), Klage, Beschwerde. **Querulant**, ein Beschwerdeführer, nam. ein solcher, der vielfache, besonders lästige od. unbegründete Beschwerden vorbringt.

Querétaro, einer der kleinsten Staaten der amerik. Bundesrepublik Mexiko, 150,7 □M. mit 171,666 E. (1873); liegt vollständig auf dem mexikan. Centralplateau 1600–2500 m. über dem Meere u. wird im O. von Hidalgo, im S. von Mexiko, im W. von Guanaxuato u. im N. von San Luis Potosi begrenzt. Der durch die Zuflüsse des Rio de Tula u. Rio Panuco reichbewässerte Boden ist fruchtbar an Produkten der gemäßigten Zone. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Indianern. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau; der Bergbau u. die Baumwollweberei, unter der span. Herrschaft in großem Umfange betrieben, sind

sehr gesunken. Die Hauptstadt **Qu.** mit 47,570 E. liegt in einer wohlangebauten Ebene 1935 m. über dem Meere, ist schön u. regelmäßig gebaut u. von prächtigen Gärten umgeben. Hervorragende Gebäude sind das Nonnenkloster Sta. Clara u. die reich ausgestattete Hauptkirche Nuestra Señora de Guadalupe. Die Bevölkerung, von Indianern u. Mestizen gebildet, treibt Baumwollspinnerei u. Weberei. In Qu. wurde 19. Juni 1867 Kaiser Maximilian I. erschossen.

Querfurt, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Merseburg mit 4496 E. (1875); liegt 3½ M. im W. von Merseburg an der Querna, ist Sitz eines Kreisamtes u. Kreisgerichtes u. hat ein Schloß. Die Stadt treibt Zucker- u. Tabaksfabrikation u. Bierbrauerei u. hält besuchte Viehmärkte. In der Umgebung werden viel Hanf, Kümmel u. Senf gebaut u. Braunkohlen gewonnen. Qu. hatte bis 1496 eigene reichsunmittelbare Herren, wurde dann mit dem Erzstift Magdeburg vereinigt u. kam 1635 im Frieden zu Prag an Kursachsen; zum Fürstenthum erhoben, wurde die Stadt unter Herzog August mit Sachsen-Weißenfels vereinigt, fiel aber mit dem Aussterben dieser Linie 1746 an Sachsen zurück u. 1815 an Preußen. Der Kreis Qu. zählt auf 12,42 □M. 53,793 E. (1875) mit den Städten Qu., Nebra, Roßleben, Laucha, Freiburg u. Mücheln.

Querschnitt nennt man bei prismatischen od. cylindrischen Körpern den senkrecht auf die Achse geführten Durchschnitt. Die gründliche Kenntniß des Qu.es ist wichtig zur Berechnung des kubischen Inhaltes od. der Festigkeit, Tragkraft 2c. eines Gegenstandes.

Quese od. Queese, der Blasenwurm od. Drehwurm (Coenurus cerebralis) im Schafsgehirn, die Finne eines Hundebandwurmes (Taenia Coenurus), s. „Bandwürmer".

Quesnel (spr. Känäll), Paschasius, als Abkömmling einer vornehmen schott. Familie 14. Juli 1634 zu Paris geboren; studirte an der Sorbonne daselbst Theologie u. wurde 1657 Mitglied des Oratoriums zu Paris. Seine „Christlichen Gedanken über den Text der vier Evangelien" (Par. 1671), die er später zu einer Auslegung des ganzen Neuen Testamentes erweiterte, erregten durch ihre Hinneigung zur evangel. Auffassung den Widerspruch der Jesuiten, bes. da Qu. auch durch die Herausgabe der Schriften Leo's I. 1675 unkirchliche Gesinnungen zu verrathen schien. Er wurde deshalb 1681 aus Paris vertrieben u. ging nach Orleans. Seine Weigerung, einen Erlaß gegen die Jansenisten zu unterschreiben, steigerte den Zorn der Jesuiten. Er floh deshalb nach Brüssel, wurde hier 1703 auf Betrieb der Jesuiten verhaftet, entrann jedoch u. lebte seitdem bis an seinen Tod (2. Dez. 1719) zu Amsterdam. — Vgl. „Jansenisten".

Quételet (spr. Ket'läh), Lambert Adolphe Jacques, belg. Astronom, Physiker u. Statistiker, geb. zu Gent 22. Febr. 1796; erhielt, nachdem er das dortige Lyceum kaum verlassen, schon 1814 die Professur der Mathematik an demselben u. 1819 am Athenäum in Brüssel u. ward bereits zwei Jahre später in die belg. Akademie der Wissenschaften aufgenommen, bei der er seit 1834 bis zu seinem Tode als Sekretär fungirte. Er erwarb sich um dieselbe bedeutende Verdienste u. veröffentlichte in ihren Jahrbüchern fast jedes Jahr werthvolle Arbeiten. Zu den ersten derselben gehören zwei Abhandlungen über die geographische Darstellung der Planetenbahnen u. über die Geburts- u. Sterblichkeitsgesetze in Brüssel. Hier ... offenbarten sich bereits die beiden Hauptrichtungen der Thätigkeit Qu.'s: die Astronomie u. die Sozialstatistik. In ersterer Beziehung gab er auch den Antrieb zur Errichtung eines Observatoriums in Brüssel, welches, von ihm eingerichtet u. seit 1828 geleitet, eine der bedeutendsten astronomischen Anstalten Europa's wurde. Seit demselben Jahre lehrte er Astronomie u. Geodäsie an der Militärschule. Außerdem hatte er, nachdem 1826 die Statistik zu einem Verwaltungszweige in Belgien erhoben worden, die bezüglichen Arbeiten für Brabant übernommen u. präsidirte seit 1841 in der in diesem Jahre von der belg. Regierung ins Leben gerufenen Statistischen Centralkommission. Qu. hat wesentlich die internationale Statistik mit begründet, deren erster Kongreß 1853 in Brüssel zusammentrat, u. durch die Anwendung der Statistik auf soziale u. moralpolitische Gebiete diese Wissenschaft in neue Bahnen geleitet. Er starb zu Brüssel 17. Febr. 1874. Seine Werke sind sehr zahlreich. Von seinen naturwissenschaftlichen u. mathematischen sind hervorzuheben: „Astronomie élémentaire" (Par. 1826; neue Aufl. unter dem Titel: „Éléments d'astronomie", 1847); „Sur la physique du globe" (Brüss. 1861); „Histoire des sciences mathematiques et physiques chez les Belges" (ebd. 1865); „Sciences mathematiques et physiques chez les Belges au commencement du XIXe siècle" (ebd. 1866); „Sur le climat de la Belgique" (2 Bde., ebd. 1849 bis 1857); „Météorologie de la Belgique comparée à celle du globe" (ebd. 1867) u. das „Annuaire de l'Observatoire royale de Bruxelles" (1833 ff.). In das Gebiet der politischen Wissenschaften gehören: „Sur l'homme et le développement de ses facultés" (2 Bde., Par. 1835; 2. Aufl. 1869; deutsch von Riecke, Stuttg. 1838); „Sur la théorie des probabilités appliquées aux sciences morales et politiques" (Briefe an den Herzog von Sachsen-Koburg, Brüss. 1846); „Du système social et des lois qui le régissent" (ebd. 1848); „Sur la statistique morale et les pincipes qui doivent en former la base" (ebd. 1848) u. „Statistique internationale" (mit Heuschling, ebd. 1865). — Ernest **Qu.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Brüssel 17. Aug. 1821; besuchte die Militärschule in Brüssel, ward 1848 Unterleutnant beim Geniecorps, verließ 1855 die militärische Laufbahn, um Assistent seines Vaters am Astronomischen Observatorium in Brüssel zu werden, u. folgte ihm in dessen Direktion. Seine Spezialität ist der Magnetismus.

Queue (franz., spr. Köh), Schwanz, Billardstock, die letzte Abtheilung eines marschirenden Heerhaufens, die vor Theatern od. anderen Schaustellungen hinter einander aufgestellte (Qu. bildende) Reihe der Zuschauer.

Quevedo, Francisco Gomez de Villegas, span. Schriftsteller, geb. 26. Sept. 1580 zu Madrid; mußte, um den Folgen eines Duells zu entgehen, fliehen, ging nach Italien, erwarb sich das Vertrauen des Herzogs von Ossuna, Vizekönigs von Neapel, wurde von demselben vielfach zu diplomatischen Missionen benutzt u. starb nach einem abenteuerreichen Leben 8. Sept. 1645 zu Villanueva de los Infantes. Die schriftstellerische Thätigkeit Qu.'s war trotz des unsteten Lebens eine ungemein ausgebreitete u. vielseitige, freilich auch zum großen Theile nur vorübergehenden politischen Tagesinteressen gewidmete. Wirklich Bedeutendes hat Qu. nur auf dem Gebiete des komischen Romans geleistet, ja er darf Anspruch darauf erheben, einer der Schöpfer desselben gewesen zu sein. Unter den hierher gehörigen Schriften Qu.'s nehmen der Roman „Gran Tacaño" u. die „Sueños" (d. h. Träume eines Todtenkopfes) wegen ihrer meisterhaften Sprache, ihres Witzes u. ihrer treffenden Satire den ersten Rang ein; ersterer wurde dadurch bes. wichtig, daß er das Vorbild für die späteren so zahlreichen u. beliebten sog. „Bettlerromane" abgab. Verdienstlich waren auch Qu.'s Uebersetzungen griech. Philosophen (z. B. des Epiktet) u. Dichter (z. B. des Anakreon). Die neueste Ausgabe der Werke Qu.'s erschien zu Madrid 1852.

Quiberon (spr. Kiberong), eine zum westfranz. Dep. Morbihan gehörige Landzunge, war 1795 Schauplatz einer blutigen Niederlage, welche den Royalisten von den Republikanern bereitet wurde. Mit Unterstützung der engl. Regierung war Graf Puisaye mit 3000 Mann im Juni von der engl. Flotte hier ans Land gesetzt worden, wo er bald sein Heer auf 15,000 Mann brachte, aber von General Hoche eingeschlossen, mußte er sich nach blutigen Kämpfen mit ca. 2200 Mann auf die engl. Flotte retten.

Quichua od. Quechua (spr. Ketschua), der peruan. Name für das mäßig warme Mittelland; wurde von den Spaniern als Bezeichnung für das Volk, das an beiden Ufern des Abancay saß, u. dessen Sprache benutzt. Da noch jetzt diese Sprache im S. des Landes, nam. in der Gegend von Cuzco, am reinsten gesprochen wird, so ist zu vermuthen, daß dieses Gebiet der ursprüngliche Sitz der Qu. gewesen. Das Gebiet der Qu. erstreckte sich nach N. bis Quito, u. ihre Sprache fand auch unter andere Völker für den Handelsverkehr Eingang, nach SO. soll sich ihr Gebiet bis an den Oberlauf des Pilcomayo u. Bermejo erstreckt haben. Vgl. v. Tschudi, „Die Kechuasprache" (Wien 1853).

quick, ein nam. den nordgerman. Sprachen angehöriges Wort, s. v. w. lebendig, lebhaft. Daher Quecksilber, lebendiges Silber, u. damit zusammenhängend verquicken, Quecksilber mit Metallen amalgamiren (s. d.); Quickwasser, aufgelöstes salpetersaures Quecksilberoxydul, welches bei der Vergoldung u. Versilberung gebraucht wird, u. Quickkal;

quidam (lat.), ein Gewisser, Jemand.

quid (od. qui) **pro quo** (lat., wörtlich was für was, d. h. ein Versehen, eine Verwechslung, ein Mißgriff.

quiesziren (vom lat. quies, Ruhe), in den Ruhestand versetzen.

Quietismus (vom lat. quies, Ruhe) heißt eine bestimmte Art der religiösen Mystik, welche das höchste Ziel des menschlichen Strebens in der vollkommenen süßen Seelenruhe erblickt, eine solche führe dann zum unmittelbaren Anschauen Gottes u. zur reinen, selbstlosen Gottesliebe.

Wie diese Richtung schon früher wiederholt in der Kirche hervorgetreten war (vgl. „Heiligen“) u. überhaupt vom Mysticismus unzertrennlich ist, so zog sie sei im 17. Jahrh. eine Anzahl der edelsten Geister an, denen das äußerliche Formenwesen der Kirche ihrer Zeit noch nicht genügte. Hierher gehören der Spanier Michael Molinos (gest. in Gefangenschaft 1696), dessen Anh. außer den Ketzernamen Quietisten von sich selbst brauchten, Joh. Maria de la Mothe Guyon (gest. 1717), die Freundin der Frau v. Maintenon, die für ihre Lehre von der „selbstlosen Liebe“ an Fenelon u. A. einen eifrigen Vertheidiger fand, der Franzose Malaval († 1719) ꝛc.

Quillaja saponaria, Quillai in Chile u. Peru, eine seifengebende Pflanze aus der Familie der Rosaceen, von baumartigem Wuchse mit einer weißlichen Rinde, die, mit Seifenstoff (Saponin) erfüllt, ganz wie Seife das Wasser zum Schäumen bringt u. darum auch im Vaterlande der Pflanze als Seifenmittel verbraucht wird u. dort einen bedeutenden Handelsartikel bildet. Sie schmeckt Anfangs pfefferartig. Außer ihr haben auch die Rinden von Qu. Brasiliensis u. Qu. Sellowiana in Brasilien, Qu. Smegmadermos in Chile gleiche Eigenschaften.

Quimper (spr. Kängpähr), Hauptstadt des westfranz. Dep. Finistère mit 13,159 E. (1872); liegt an einem Busen der südl. Küste von Niederbretagne u. hat in ihrem alten, noch mit Mauern u. Thürmen umgebenen Theil enge, finstere Straßen u. alterthümliche Häuser, unter denen die goth. Kathedrale bes. sehenswerth ist. Die Stadt ist Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiözese Rennes, treibt namentlich lebhaften Handel mit Getreide, Mehl, Früchten, Fleisch u. Vieh, Fischerei, nam. Sardinenfang, u. eine nicht unbedeutende Industrie, bes. Fabrikation von Fayence- u. Topfwaaren, Leder, Bier u. Schiffbau.

Nr. 1457. Edgar Quinet (geb. 17. Febr. 1803, gest. 27. März 1875).

Quinault (spr. Kinoh), Philippe, der ausgezeichnetste Operntextdichter der Franzosen, geb. 3. Juni 1635 zu Paris; war zuerst als Dramendichter thätig, bis er, von Boileau in dessen Satiren heftig angegriffen, sich mit Lully für die Oper verband. Durch Heirath zu bedeutendem Vermögen gelangt, kaufte er sich 1671 die Stelle eines Auditeurs in der Rechnungskammer; er starb zu Paris 26. Nov. 1688. Von seinen Opern (vollständig gesammelt in seinem „Theatre“, 5 Bde., Par. 1739 u. 1778) sind bes. „Armide“ u. „Atys“ hervorzuheben. Auch verfaßte er mehrere Lehrgedichte.

Quincaillerie, s. v. w. Kurzwaaren.

Quinctilianus, s. „Quintilianus“.

Quincunx (lat.), ursprünglich ein Maß von 5 cyathi, dann eine Münze von 5 Unzen ($^5/_{12}$ Pfund), weshalb sie auf der einen Seite neben dem Bilde der Dioskuren (s. d.) 5 Punkte in dieser Form ∴∵ trug. Form u. Name wurden sowol auf die röm. Schlachtordnung als nam. auf Baumpflanzungen übertragen.

Quincy, Hauptstadt von Adams County im nordamerik. Staate Illinois mit 24,052 E. (1870), darunter 5600 in Deutschland geboren; liegt auf einer Anhöhe etwa 40 m. über dem Spiegel des Mississippi, der die Stadt berührt, hat regelmäßig gebaute Straßen, 24 Kirchen u. eine Anzahl bedeutender Gebäude, unter denen das Court House hervorragt, ist mit einer Straßeneisenbahn versehen u. Ausgangs- od. Endpunkt von 6 Bahnen, besitzt ausgedehnte Mehl-, Säge- u. andere Mühlen, Eisengießereien, Maschinenwerkstätten, Tabaks-, Wagen- u. Möbelfabriken u. andere industrielle Etablissements u. treibt beträchtlichen Handel mit Getreide, Mehl u. Schweinefleisch. Den Fluß überspannt eine prachtvolle Eisenbahnbrücke von mehr als einer engl. Meile Länge. Die Umgebungen der Stadt bestehen aus fruchtbaren, wellenförmigen Prairielandschaften. Die Stadt wurde 1825 von John Wood gegründet u. zu Ehren von John Quincy Adams, dem 6. Präsidenten der Ver. Staaten (1825—29), benannt.

Quinet (spr. Kineh), Edgar, berühmter franz. Schriftsteller (insbes. literarischer u. kulturhistorischer) u. Politiker, geb. zu Bourg (Dep. Ain) 17. Febr. 1803; studirte in Paris u. Heidelberg u. veröffentlichte als erste Frucht seiner Studien in Deutschland eine Uebersetzung von Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (3 Bde., Straßb. 1827). Eine 1829 nach Griechenland unternommene Reise gab ihm Stoff zu seinem Buche „La Grèce moderne“ (Par. 1830; 2. Aufl. 1832). Auch versuchte er sich auf dem epischen Gebiete („Ahasvérus“, Par. 1833, u. a.), schrieb „L'Allemagne et l'Italie“ (2 Bde., ebd. 1839) u. wurde 1839 Professor der ausländischen Literatur in Lyon, von wo er 1842 einem Rufe an das Collége de France folgte. Von den leitenden Ideen seiner damaligen Vorlesungen geben uns einen Begriff sein „Genie des religions“ (1842), sein mit Michelet verfaßtes Buch über die Jesuiten (1843) u. eine Anzahl von Tagesbroschüren. 1846 mußte er seine Lehrthätigkeit einstellen, worauf er eine Zeit lang in Spanien zubrachte. Nach seiner Rückkehr bekämpfte er die Reaktion lebhaft in der Presse, inaugurirte in den Februartagen des J. 1848 die Republik im Collége de France u. wurde dann in die Konstituirende Versammlung gewählt. Von Napoleon III. 1852 verbannt, ging er zuerst nach Brüssel, dann nach Veytaux in der Schweiz, wo er u. A. schrieb: „La fondation de la république des Provinces-Unies“ (1854); „La révolution religieuse au XIX[e] siècle“ (1857); „Merlin l'enchanteur“ (2 Bde. 1860); „Histoire de la campagne de 1815“ (1862); „La révolution“ (2 Bde., 1865; 5. Aufl. 1868); „Histoire de mes idées“ (Selbstbiographie); „Memoires d'exil“ (von seiner Frau herausgegeben); „La création“ (deutsch mit einem Vorwort von Bernhard v. Cotta, 2 Bde., Lpz. 1871). Auch veranstaltete er eine Ausgabe seiner „Oeuvres complètes“ (10 Bde., 1856—59; oft aufgelegt). Ende 1870 kehrte Qu. nach Paris zurück, wo er alsbald seine Professur der Sprachen u. Literatur Südeuropa's am Collége de France wieder erhielt u. im Febr. 1871 in die Nationalversammlung gewählt wurde, um abermals seinen Platz auf der äußersten Linken zu nehmen. Er starb zu Paris 27. März 1875. Zu seinen letzten Schriften gehören: „Le siége de Paris et la défense nationale“ (1871) u. „L'esprit nouveau“ (1875). Qu. war auch in seinen jüngeren Jahren einer der Hauptvermittler deutscher Wissenschaft u. Literatur für Frankreich, um freilich als ein unserer Nation Grollender aus dem Leben zu gehen. Eine Ausgabe aller seiner Schriften ist im Erscheinen begriffen. Seine Wittwe, eine Tochter des rumän. Dichters Assaki, hat unter dem Titel „Sentiers de France“ (Par. 1875) Beschreibungen verschiedener historischer Orte u. wenig bekannter Gegenden verfaßt.

Quinoa, Pflanze, s. „Chenopodium“.

Quinquagesima, d. i. lat. eigentlich „der fünfzigste“ (Tag vor Ostern), heißt der letzte Sonntag vor den Fasten, der siebente vor Ostern, gleichbedeutend mit Esto mihi (s. d.).

Quintana, Manuel José, span. Dichter u. Staatsmann, geb. 11. April 1772 zu Madrid, gest. daselbst 11. März 1857. Qu. hat sich sowol als Dichter wie auch als Staatsmann hohen Ruhm erworben: in ersterer Beziehung vorzüglich durch seine Oden, von denen nam. diejenigen „an das Meer“, „auf die Blatternimpfung“ u. „auf die Seeschlacht bei Trafalgar“ mit Recht als Perlen der neueren span. Literatur bezeichnet werden; in letzterer Hinsicht dagegen durch seine langjährige muthige Vertheidigung liberaler politischer Prinzipien u. durch seine ehrenvolle u. hervorragende Betheiligung an dem Unabhängigkeitskampfe der Spanier gegen die napoleonische Gewaltherrschaft. Namentlich war es durch eine ausgebreitete publizistische Thätigkeit, daß Qu. der Sache des Vaterlandes u. der Freiheit zu dienen suchte, wofür ihn freilich Ferdinand VII. langjährige

Kerkerhaft erdulden ließ. Geistig gebrochen verließ Qu. im J. 1820 den Kerker; ließ er sich doch sogar bewegen, den König, der ihn so mißhandelt hatte, in einer Ode zu besingen u. Aemter von ihm anzunehmen, wie er nam. das Unterrichtsministerium lange Jahre (1835 bis 1851) geleitet u. auch die Erziehung der späteren Königin Isabella überwacht hat. Als Gelehrter hat Qu. sich durch die Abfassung eines „spanischen Plutarch" (1834) rühmlichst bekannt gemacht, während es ihm als Dramatiker nicht gelungen ist, sich über eine frostige Nachahmung der schulgerechten franz. Tragödie zu erheben. Eine Gesammtausg. der Werke Qu.'s erschien zu Madrid 1852.

Quinte (Musik), dasjenige Intervall unserer Tonleiter, dessen beide Töne in dem Schwingungsverhältniß von 2:3 stehen. Dies Verhältniß ergiebt die reine od. große Qu.; wie bei den übrigen Intervallen giebt es aber auch eine verminderte u. eine übermäßige Qu. Die reine Qu. umfaßt drei ganze u. einen großen halben Ton (f, g, a, h, c od. c, d, e, f, g). Dem einfachen Schwingungsverhältniß zufolge tritt die Qu. bei schwingenden Saiten od. Luftsäulen sehr stark als Aliquotton auf, u. zwar nach der Oktave in erster Reihe; sie ist daher nächst dieser die vollkommenste Konsonanz. In der Harmonie kommt sie nicht allein als ein sehr wesentlicher Ton des harmonischen Dreiklangs, der deshalb auch wol Quintakkord genannt wird, sondern auch in dissonirenden Akkorden als eine Konsonanz vor, wie im Septimen-, Nonen- u. Quartquintenakkord. Im Quintsextakkord aber erscheint sie als Dissonanz, weil sie hier ursprünglich die Septime des Grundtons ausmacht, da der Quintsextakkord nur durch die erste Umkehrung des Grundseptimenakkordes entsteht, bei welchem die Terz im Baß liegt. Kein anderer Akkord, außer dem Grundakkord (dem Akkord über der Tonica), ist von so wesentlicher Bedeutung in der Harmonie eines Tonstückes als der über der reinen Qu., den man eben deshalb wie diese Qu. selbst, die **Dominante**, den **Dominantakkord** nennt. Die **verminderte** (kleine) Qu. besteht aus zwei ganzen u. zwei großen halben Tönen (h-f od. fis-c), während die **übermäßige** Qu. aus 4 ganzen Tönen (c-gis) besteht. Da man durch successives Weiterschreiten von einer reinen Qu. zur andern beim Durchlaufen des ganzen Zirkels nicht auf eine reine Oktave wieder kommen würde (weil die achte Potenz von $^3/_2$ nicht gleich ist der [illegible] Potenz von 2), so können harmoniefähige Instrumente (wie Orgel, Pianoforte ꝛc.) auch nicht quintenrein gestimmt werden, sondern der Fehler muß vertheilt werden, was man temperiren, temperirte Stimmung nennt. Dagegen sind die Bogeninstrumente, als Violine, Violoncell ꝛc., deren Saiten um eine Qu. von einander entfernt liegen, einer solchen Quintenreinheit fähig. Qu. heißt auch die e-Saite auf der Violine, welche eigentlich, weil sie die vierte Saite des Instruments ist, Quarte heißen sollte; weil aber auf dem Violoncell u. der Bratsche die a-Saite Quarte heißt, hat man auch die a-Saite der Violine als Quarte u. demnach die e-Saite als Qu. bezeichnet. Ferner ist Qu. auch der Name einer **Orgelflötenstimme**, die often auch **Quintflöte** heißt u. so eingerichtet ist, daß jede Pfeife statt des nach Maßgabe der entsprechenden Taste ihr zukommenden Tones die Qu. desselben hören läßt.

Quintett (als Stück für Singstimmen franz. u. ital. Quintetto, als Instrumental- u. Kammermusikstück Quintuor), ein für 5 Stimmen geschriebenes Tonstück. Bei dem Qu. für Streichinstrumente finden neben den unumgänglichen zwei Violinen theils zwei Bratschen u. ein Violoncell, theils eine Bratsche u. zwei Violoncelle Verwendung.

Quintilianus, M. Fabius, ein röm. Rhetor. Um 35 n. Chr. in Spanien geboren, aber in Rom gebildet, lebte er als Lehrer der Beredsamkeit u. als Prinzenerzieher am Hofe Domitian's, der ihn sogar zum Konsul ernannte. Er schrieb ein umfassendes Werk „Institutio oratoria" in 12 Büchern, in denen er bes. den Cicero als Muster empfiehlt. Neueste Ausgabe von Halm (2 Thle., Lpz. 1868 bis 69). Das bes. wichtige 10. Buch, eine Beurtheilung der dem Redner empfohlenen Schriftsteller enthaltend, ist häufig gesondert herausgegeben, z. B. von Bonnell (4. Aufl., Berl. 1873), von Krüger (2. Aufl., Lpz. 1874), deutsch von Bender (Stuttg. 1874).

Quintilschein, s. „Aspekten".

Quippos od. Knotenschrift heißt ein nam. in Peru zur Zeit der Inkas außerordentlich kunstvoll ausgebildetes Schriftsystem, welches die Gedanken durch die eigenthümliche Verschlingung verschiedener Schnüre zu einem netzartigen Flechtwerk u. die mannichfaltigste Verknotung dieser Schnüre zum Ausdruck brachte. Die einzelnen Arten der Knoten u. Schlingen entsprachen bestimmten Begriffen u. ihre Aufeinanderfolge der Verbindung dieser Begriffe. Da eine solche Schrift kein Wortbild gab, keine Laute bezeichnen konnte, sondern nur ähnlich dem Kerbholze an schon vorhandene Vorstellungen erinnerte, so war das Verständniß nur Denen möglich, welche den Schlüssel dazu besaßen. Die Erfindung dieser höchst merkwürdigen Schriftart wird den [illegible] zugeschrieben, doch findet sich eine ähnliche Knotenschrift auch bereits in China, der Tatarei, in Ostasien, auf vielen Südseeinseln u. selbst in einzelnen Theilen Afrika's.



Nr. 4538. Eine Vorstadt in Quito.

In Peru war aber dieses Schriftsystem so entwickelt, daß durch dasselbe sogar eine amtliche Statistik des Staates vor der Ankunft der Spanier ermöglicht wurde u. daß die Jesuitenmissionare die Qu. benutzen konnten, um die Indianer lateinische Gebete auswendig lernen zu lassen. Das Staatsarchiv in der Hauptstadt bestand ausschließlich aus solchen [illegible] Knotenschnüren. Die Qu. führen noch jetzt indian. Hirten in den peruanischen Cordilleren Buch über den Bestand ihrer Heerden.

qui proficit in artibus, et deficit in moribus, plus deficit quam proficit (lat.), d. h. „Wer Fortschritte im Wissen macht, in sittlicher Beziehung aber Rückschritte, macht mehr Rückschritte als Fortschritte."

Quirinal, einer der 7 Hügel Roms, ursprünglich von sabinischen Kolonisten bewohnt, gehörte er nicht mit zu dem ältesten Rom (Roma quadrata) u. wurde erst durch die Mauer des Servius ein Theil der Stadt. Im Mittelalter bauten die Päpste hier einen Palast, in dem heutzutage der König von Italien residirt.

Quirinus, bei den Sabinern ein Beiname des Mars, bei den Römern des Romulus, welchem göttliche Ehre erzeigt wurde.

Quiriten wurden ursprünglich die römischen Sabiner auf dem Quirinal genannt, später wurde dieser Name auf das ganze Volk übertragen u. man bediente sich dieser Bezeichnung bei der Anrede der Bürger im Gegensatz zu den Soldaten. So redete Cäsar seine aufrührerischen Soldaten an, um ihnen deutlich zu machen, daß er sie nicht mehr als Soldaten betrachte u. dämpfte so den Aufstand seiner Veteranen.

quisque praesumitur bonus, donec probetur contrarium (lat.), d. h.: „Von Jedem wird angenommen, daß er gut sei, so lange bis das Gegentheil erwiesen ist."

Quistorp, Johann Christian v., berühmter Kriminalist, geb. zu Rostock 30. Okt. 1737; habilitirte sich daselbst 1759 als Privatdozent der Rechte, ward 1772 ord. Professor in Bützow, 1774 mecklenb.-schwer. Justizrath, 1780 Oberappellationsrath u. starb zu Wismar 15. März 1795. Der Kurfürst von Sachsen als Reichsvikar hatte ihn 1792 geadelt. Qu.'s Hauptwerk sind die „Grundsätze des deutschen peinlichen Rechts" (2 Bde., Rost. 1770; 4 Bde., 6. Aufl. 1809–27). — In neuerer Zeit haben sich aus dieser Familie u. A. bekannt gemacht: Johannes **Qu.**, preuß. Kommerzienrath, durch seine Fürsorge für die Arbeiter in der von ihm 1857 gegründeten Pommer'schen Portland-Cement-Fabrik, u. Wilhelm August Bernhard **Qu.**, geb. zu Greifswald 23. März 1824, seit Okt. 1850 Vorsteher des pommerschen Bruderhauses in Züllchow u. seit 1858 Pastor in Ducherow, bis er Ende Febr. 1875 wegen seines Uebereifers durchs Konsistorium von seinem Amte suspendirt wurde. Er entwickelt große agitatorische Thätigkeit, insbes. als Präsident der Deutschen Gesellschaft der Sonntags- u. Arbeiterfreunde.

qui tacet, consentire videtur (lat.), d. h. „Wer schweigt, scheint zuzugeben."

Quito, Hauptstadt der südamerikanischen Republik Ecuador u. der Provinz Pichincha mit etwa 60,000 E., welche fast ausschließlich aus Indianern u. Mestizen bestehen; liegt am östlichen Fuße des Vulkans Pichincha 2855 m. über dem Meere u. hat breite u. regelmäßige Straßen. Die größten unter den öffentlichen Gebäuden umgeben die in der Mitte der Stadt gelegene Plaza major, so die Kathedrale, der erzbischöfliche Palast, das Rathhaus u. das Regierungsgebäude; in der Nähe liegt auch das ausgedehnte Gebäude des Jesuitenkollegiums mit einer prächtigen Kirche u. der Universität, einem Seminarkollegium, einer Bibliothek u. einer Gemäldesammlung. Von den zahlreichen Klöstern sind mehrere in architektonischer Beziehung bemerkenswerth. Außer der Universität besitzt Qu. noch mehrere Kollegien, aber von untergeordnetem Werth. Die öffentlichen Plätze von Qu. sind mit Springbrunnen geschmückt, welche durch die vom Pichincha herabkommenden Bäche gespeist werden u. durch ihren in Kanäle gefaßten Abfluß zur Reinigung der schmutzigen Straßen beitragen. Die Indianer beschäftigen sich vorzugsweise mit Landbau, die Mestizen mit Handel u. Gewerbe. Die Umgebung enthält schöne Gärten u. treffliche Viehweiden, das Klima ist gesund, aber einen Theil des Jahres ziemlich rauh. Wegen der häufigen Erdbeben sind die Häuser der Stadt meist aus Fachwerk aufgeführt. Qu. wurde 1533 von Sebastian de Benalcazar gegründet u. 1541 durch Karl V. zur Stadt erhoben.

quitte (frz., spr. kit), od. quitt, nichts schuldig; los, frei, ledig; quitte ou double (frz., spr. kit u dub'l) spielen, in der letzten Partie um Abtragung od. Verdoppelung der Schuld spielen. — quittiren, den Empfang einer Geldsumme od. sonstiger Gegenstände schriftlich bescheinigen; ein Amt od. Geschäft quittiren, von demselben zurücktreten, dasselbe niederlegen. Quittung, eine schriftliche Bescheinigung über den Empfang von Geldsummen.

Quitten, Früchte, s. „Cydonia".

Quitzow, ein altes, einst sehr mächtiges Adelsgeschlecht wend. Ursprungs in der Mark Brandenburg. Ein Dietrich **v. Qu.** eroberte 1395 Hinterpommern u. stellte sich 1411 mit seinem Bruder Hans an die Spitze des märk. Adels, der dem von Kaiser Sigismund zum Statthalter der Marken ernannten Burggrafen Friedrich von Zollern die Besitznahme derselben streitig machte. Erst 1413, nach dem Tode beider Brüder, endeten die Kämpfe zu Gunsten Friedrich's. Ein anderer Dietrich **v. Qu.** wurde 1606 brandenburg. Feldmarschall. Vgl. Klöden, „Die Quitzows u. ihre Zeit" (Berl. 1828).

qui vive (frz.), Anruf der franz. Schildwachen, s. v. w. „Wer da?!"

quod erat demonstrandum (lat.), d. i. was zu beweisen war.

Quodlibet (lat. quod libet, d. h. was beliebt, was man will), etwas ohne Ordnung Zusammengestelltes, Allerlei, Mischmasch; in der Musik ein Tonstück, in welchem allerhand bekannte Opern- u. andere Melodien so an einander gereiht sind, daß ihre Abwechslung allerlei komische Effekte hervorbringt, die zumeist auf einem glücklich gewählten Kontraste beruhen. Mit dem Potpourri (s. d.) hat das Qu. wol viel Aehnlichkeit; doch liegt das Wesen des Qu. mehr im Vorherrschenlassen eben des Komischen, selbst Burlesken, in der Zusammenstellung. — **Qu.** heißen auch verschiedene zusammengesetzte Kartenspiele, u. zwar in weiterem Sinne solche, deren Touren willkürlich aneinander gereiht wurden, um dem Spiele den Reiz der Abwechslung zu gewähren; in engerem Sinne versteht man darunter ein mit deutschen Karten unter vier od. fünf Personen zu treibendes dreizehntheiliges Spiel, dessen einzelne Touren, z. B. bei den Leipziger Studenten, folgendermaßen heißen: 1. Rother u. grüner Ober. 2. Sequens. 3. Schnipp, Schnapp, Schnurr. 4. Stichtour. 5. Rothe Tour. 6. Untertour. 7. Rother König. 8. Erster u. Letzter. 9. Sieben, Acht, Neun. 10. Bildertour. 11. Fressen. 12. Bataille. 13. Allgemeines Qu. Eine Taille ist gemacht, wenn sämmtliche Touren durchgespielt sind; die Berechnung erfolgt durch direktes Auszahlen nach jeder Tour, durch Anschreiben od. durch Auslöschen von auf den Spieltisch gezeichneten gegliederten Kreidefiguren.

quod licet Jovi, non licet bovi, d. h. „was dem Jupiter erlaubt ist, ist dem Stier nicht erlaubt", lat. Sprüchwort, mit anderen Worten: „Was ein Hochgestellter sich erlauben darf, ist dem Niedriggestellten keineswegs erlaubt."

quos ego! (lat.) d. h. „Welche ich… (strafen werde"), eine elliptische Redewendung des Neptun in Vergil's „Aeneide" (I, 135), mit welcher er die Winde bedroht, die gegen seinen Willen gestürmt haben; deutsch etwa: „Ich will euch…!"

quot capita, tot sensus (lat.), d. h. so viele Köpfe, so viele Sinne.

Quote (lat. quota), der verhältnißmäßige Antheil z. B. eines Miterben an dem gemeinschaftlichen Nachlaß, eines Gesellschafters an dem Gewinn u. Verlust des Unternehmens. Bei vertragsweiser Ueberlassung von fruchtbringenden Sachen, bes. von Grundstücken, zur Nutznießung kann statt eines bestimmten Pachtgeldes eine entsprechende Qu. des Ertrags als Gegenleistung bedungen sein u. es liegt dann ein Halbpacht (colonia partiaria, mesta, métairie) vor.

Quotient heißt bei einer Division die Zahl, welche angiebt, wie vielmal der Divisor im Dividenden enthalten ist.

quousque tandem, Catilina, abutere patientia nostra! (lat.), d. h. „Wie lange noch, Catilina, wirst du unsre Geduld mißbrauchen!" Die zum geflügelten Worte gewordenen Anfangsworte der ersten catilinarischen Rede des Cicero.

Quoy (spr. Koá), Jean René Constant, franz. Naturforscher, geb. 10. Nov. 1790; trat als Arzt in die franz. Marine, begleitete mit Jos. Paul Gaimard 1819 den Kapitän Freycinet auf seiner Entdeckungsreise, folgte 1826 dem Kapitän Dumont d'Urville nach der Südsee, rückte 1835 zum Oberarzt u. 1848 zum General-Inspektor des Flotten-Sanitätswesens auf, trat 1858 in Ruhestand u. starb zu Rochefort im Juli 1869. Mit Gaimard redigirte er den zoolog. Theil von Freycinet's „Voyage autour du monde" (1824 bis 1844) u. Dumont d'Urville's „Voyage de l'Astrolabe" (1832

Ende des Buchstaben Q.



R r, R r, in allen abendländischen Alphabeten der 18., nur im griechischen der 17. Buchstab, gehört zu den sog. Halbvokalen, u. zwar ist es ein Zahnlaut (Dentalis, s. „Laut“). Als Abkürzung auf röm. Inschriften u. Münzen bezeichnet R. Roma, Romanus, Regnum, Regia, Rufus etc., am Thermometer die Temperaturgrade nach Réaumur, auf Rezepten Recipe (nimm), auf der Stellscheibe der Taschenuhren Retarde, nämlich die Seite, nach welcher der Zeiger bei zu schnellem Gange der Uhr hingeschoben werden muß, auf portugiesischen Münzen die Münzstätte Rio Janeiro, auf franz. Orleans; drückt in Münzwerken den Grad der Seltenheit einer Münze durch ein einfaches od. mehrfaches R. (rarus, selten) aus. Als röm. Zahlzeichen ist R. = 80, R̄ = 80,000, als griech. ρ' = 100, ‚ρ = 100,000. Wegen seines Klanges, der dem Knurren eines Hundes gleicht, heißt R. auch der Hundsbuchstabe (Litera canina).

Rā (d. i. die Sonne), der ägyptische Sonnengott, kommt in der Reihe der ägyptischen Gottheiten gleich nach Ptah u. ist der die Welt erleuchtende Bringer des Lichts u. der Erwecker des Lebens. Bei seinem Aufgang wird R. geboren u. heißt dann Harmachis (Har em chuti); in der Mittagshöhe ist er der wirkliche R., bei seinem Untergange stirbt er als der Greis Tum u. erzwingt sich als solcher den Eingang in die Unterwelt, den ihm seine Feinde verwehren wollen. Die Unterwelt aber durchfährt er als widderköpfiger Chnum blos, um aufs Neue gezeugt u. wiedergeboren zu werden, u. so steigt er täglich als junger Harmachis aus einer auf dem Urgewässer schwimmenden Lotosblume wieder auf. Sein Hauptverehrungsort war Heliopolis (s. d.) u. die ihm heiligen Thiere der oberägyptische hellfarbige Mnevisstier, die Löwen, der Phönix (s. d.) u. vor allen der Sperber, weshalb R. auch gewöhnlich sperberköpfig dargestellt wird. Alle Pharaonen nennen sich Söhne des R. u. Ra Harmachis gilt den Aegyptern als ihr erster mystischer König. Amenophis IV. (c. 1450 v. Chr.) suchte den R. zum alleinigen Gott des ägyptischen Pantheons zu machen u. kehrte so zum roheren Gottesbewußtsein der alten Zeit des Sonnenkultes zurück; feiner drückte dies die Geheimlehre der ägyptischen Priester aus, welche R. zum großen All, ja alle anderen Götter zu bloßen Erscheinungsformen des R., „alles Existirenden“, machte (Abb. s. Bd. I, Taf. V, Nr. 6).

Raab (ungar. Györ), Komitat im ungar. Kreise jenseit der Donau, 25,7 □M. mit 175,138 E. (1869); liegt im S. der Donau, welche es vom Komitat Komorn scheidet, umfaßt noch den östl. Theil der Insel Schütt u. grenzt im O. an Wieselburg u. Oedenburg, im S. an Veszprim u. im O. u. N. an Komorn. Der Fluß R. (s. d.) theilt dies Komitat in einen östl. u. westl. Theil, von denen jener durch die Ausläufer des Bakonywaldes erfüllt wird, dieser der Tiefebene angehört. Der fruchtbare Boden liefert reiche Ernten an Getreide, Wein, Obst, Gemüse u. Tabak. Von Bedeutung ist die Viehzucht, nam. die von Schafen u. Gänsen. Die Berge sind gut bewaldet. Von den zumeist magyarischen Bewohnern gehören $^{9}/_{11}$ der katholischen Kirche an. — Die Hauptstadt **R.** mit mit 20,035 E. (1869) liegt an der Mündung der R. mit der Rabnitz in die kleine Donau, ist regelmäßig gebaut u. besitzt schöne Promenaden u. eine prachtvolle Kathedrale. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs u. hat eine Rechtsakademie, ein Priesterseminar, ein Ober- u. Untergymnasium, eine Realschule u. ein Lehrerseminar. Bedeutend ist der Handel mit Vieh, Getreide u. Wein auf der Donau. Die ehemaligen Festungswerke sind aufgehoben. Entstanden aus einer röm. Kolonie Rabona od. Arabona erlangte R. im Mittelalter deutsches Recht u. spielte in den Kriegen mit den Magyaren u. Türken eine wichtige Rolle; 28. Juni 1849 wurde die von den Insurgenten neu befestigte Stadt von den Oesterreichern erstürmt.

Raab, ein rechter Nebenfluß der Donau; entspringt an der Heubodenhöhe bei Fladnitz in Obersteier, fließt bis Feldbach nach SO., wendet sich dann nach O. u. tritt unterhalb Fehring auf ungar. Gebiet über, wo ihr Lauf bald eine nordöstl. Richtung annimmt u. bis zur Mündung beibehält. Nachdem sie links die Feistritz u. Pinka aufgenommen, wird sie bei Körmönd schiffbar, fließt auf ihrem Unterlaufe durch die kleine ungar. Tiefebene u. mündet nach 35 M. Lauf in die kleine Donau bei der Stadt Raab (s. o.), wo ihr aus den Sümpfen des Hanság noch die Rabnitz zuströmt.



Nr. 1140. Wilhelm Raabe (geb. 8. Sept. 1831).

Raabe, Wilhelm, Romanschriftsteller, auch bekannt unter dem Pseudonym Jakob Corvinus, geb. zu Eschershausen im braunschweig. Weserdistrikte 8. Sept. 1831; verbrachte seine Knabenjahre in Holzminden, lernte seit 1849 in Braunschweig den Buchhandel, bereitete sich aber seit 1853 in Wolfenbüttel für das Universitätsstudium vor u. ging 1854 nach Berlin, wo er sich der Philosophie, Aesthetik, Welt- u. Kunstgeschichte widmete. Schon als Student begann er seine literarische Thätigkeit; ihr lebte er, seitdem er die Universität verlassen, ausschließlich. Zuerst kehrte er nach Wolfenbüttel zurück, ging 1862 nach Stuttgart u. seit 1870 wohnt er in Braunschweig. Die bedeutendsten seiner meist wiederholt aufgelegten Schriften sind: „Die Chronik der Sperlingsgasse“ (Berl. 1857); „Ein Frühling“ (Braunschw. 1858); „Die Kinder von Finkenrode“ (Berl. 1858); „Unseres Herrgotts Kanzlei“ (2 Bde., Braunschw. 1862); „Die Leute aus dem Walde“; „Der Hungerpastor“ (3 Bde., Berl. 1864); „Drei Federn“ (ebd. 1865); „Abu Telfan“ (3 Thle., Stuttg. 1868); „Der Schüdderump“ (3 Bde., Braunschw. 1870);

„Christoph Pechlin" (2 Bde., Lpz. 1873); „Meister Autor, od. die Geschichte vom versunkenen Garten" (ebd. 1874) 2c.; außerdem schrieb er Novellen, Skizzen u. Erzählgn., gesammelt in: „Halb Mähr, halb mehr" (Berl. 1859); „Verworrenes Leben" (Glogau 1862); „Ferne Stimmen" (Berl. 1865); „Der Regenbogen" (Stuttg. 1869) 2c.

Raabe, Hedwig, eine Schauspielerin, deren Genre „das Backfischthum in seiner künstlerischen Verklärung" ist, geb. zu Magdeburg 3. Dez. 1844; betrat schon als Kind die dortige Bühne u. wurde 1858 versuchsweise vom Schauspieldirektor Maurice in Hamburg engagirt, bald aber wieder entlassen, da Maurice ihr Talent nicht erkannte. So vertauschte sie das Hamburger Thaliatheater mit dem Stadttheater in Stettin, u. hier „entdeckte" sie Direktor Wallner (s. d.), der sie sogleich für seine Berliner Bühne gewann. Nun erwarb sich die Künstlerin schnell großen Ruf. Es folgten Engagements in Mainz u. Prag sowie verschiedene Gastspiele, bis sie endlich auf vier Jahre für jede Wintersaison an das deutsche Hoftheater in Petersburg gefesselt wurde. Seit 6. März 1871 mit dem Tenoristen Niemann (s. d.) verheirathet, entzog sie sich in der Folgezeit jedem Bühnenverbande, um fortan ihre Kunst nur in Gastspielen auszuüben. Ihre Bühnengebilde sind von unvergleichlicher Anmuth u. Natürlichkeit. Ihre bedeutendsten Rollen sind: Margarethe („Die Hagestolzen"), Marianne („Die Geschwister"), Käthchen („Das Käthchen von Heilbronn"), Lorle („Dorf u. Stadt"), Fanchon („Die Grille") 2c.



Nr. 4511. François Rabelais, geb. 1495, gest. 1553.

Raae, Rae, ist die Stange, bei großen Schiffen der aus einem od. selbst mehreren Stücken bestehende Baum zum Tragen u. Breithalten der Segel. Die R. des Bugspriets ist die blinde R.

Rabât od. New Saleh, eine der wichtigsten Handelsstädte an der Westküste Marokko's mit etwa 30,000 E.; liegt am linken Ufer des Bu Regreg, dessen Mündung den durch eine Barre abgeschlossenen Hafen bildet. Als Sitz der europ. Konsulate trägt R. theilweise einen europ. Charakter, hat ein halbverfallenes Fort u. ein Arsenal. Unter den Bauwerken ist die Hassanmoschee das hervorragendste. R. ist einer der gewerbfleißigsten Plätze Marokko's; die zahlreichen Handwerker liefern auf die Bazare nam. Teppiche, Matten, wollene u. seidene Gewebe, Seiler- u. Posamentirwaaren, irdene Geschirre 2c. Die Ausfuhr bes. nach Marseille, besteht aus Häuten, Talg, Haaren, Hörnern u. Wolle. Das auf dem rechten Ufer des Bu Regreg, R. gegenüber, gelegene Saleh, eine der heil. Stätten des Landes mit vielen Moscheen, war im 17. u. in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. Hauptstadt einer Piratenrepublik, zeigt jetzt aber überall den tiefsten Verfall, zumal da der Hafen immer mehr versandet.

Rabatt ist ein meist nach Prozenten berechneter Abzug einer Zahlung, sei es nun, daß die Zahlung früher erfolgt, als vorher bestimmt war (Discont), sei es, daß Baarzahlung sofort bei Empfang des gekauften, bestellten od. übernommenen Tauschobjekts da gewährt wird, wo usuell Gewährung (Kreditziel) der Zahlung einzutreten pflegt. Auf anderen Gesichtspunkten beruht der R., den Grossisten u. Großindustrielle den Detailisten gewähren. Nicht selten bestimmt nämlich der Großindustrielle für irgend ein Verkaufsobjekt (z. B. der Verlagsbuchhändler für ein Buch) den Verkaufspreis derart, daß überall derselbe Artikel zu denselben Preisen zu beziehen ist. Wer indessen größere Bestellungen zum Zwecke des Wiederverkaufs macht, erhält vom Grossisten eine Preisermäßigung, die je nach den einzelnen Branchen usuell geregelt ist u. beispielsweise im Buchhandel 20—33⅓ %, im Kunst- u. Musikalienhandel noch mehr beträgt.

Rabatte nennt man die breiten farbigen Brustaufschläge an Uniformen, nam. an Ulanenuniformen; in der Gartenkunst ein schmales, als Einfassung dienendes Beet.

Rabba, Stadt im Reiche Gando in Nigritien, liegt auf dem hohen Uferrande des Niger, unfern den Stromschnellen, zählt etwa 40,000 E. u. hat bedeutende Schiffahrt, einträglichen Handel (namentlich Sklavenhandel) u. fabrizirt Wollwaren in großen Mengen.

Rabbi (vom hebr. rab, groß, Herr) bedeutet zunächst „mein Herr" u. wurde seit ungefähr dem letzten Jahrhundert v. Chr. als Anrede der jüd. Gesetzeslehrer gebraucht; es erscheint daher auch als Anrede an Jesus selbst. Das damit wechselnde Rabbuni (eigentl. Rabbâni, z. B. Mark. 10, 51) ist gleicher Bedeutung. Seit Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. wurde R. überhaupt Titel der Gesetzeslehrer. Von R. stammt auch die Bezeichnung der gesetzesgelehrten geistlichen Vorsteher der jüd. Gemeinden als Rabbiner, denen seit dem Aufhören des Tempeldienstes die Abhaltung des Gottesdienstes, die Aufrechterhaltung der gesetzlichen Vorschriften 2c. obliegt. Unter Rabbinismus endlich versteht man die Gesammtheit der wissenschaftlichen u. religiösen Bestrebungen, wie sie bes. seit dem Untergange des jüd. Staates von den Rabbinen ausgegangen sind. Sofern der R. den Talmud als das Lehrbuch der noch verbindlichen gesetzlichen Ueberlieferung anerkennt, heißt er auch Rabbanismus (von Rabban, als Titel hervorragender talmudischer Lehrer) im Gegensatz zum Karaismus (s. „Karäer"). Näheres über die Entwicklung des Rabbinismus s. unter „Juden" u. „Jüdische Literatur".

Rabe od. Kolkrabe (Corvus Corax), ein etwa ⅔ m großer Vogel der Ordnung der Sperlingsvögel, der größte seiner Familie (der Rabenvögel od. Corvinen); hat einen kräftigen, kegelförmigen, vorn zusammengedrückten, oben gewölbten, an der Spitze aber gebogenen schwarzen Schnabel, dessen Nasengruben mit borstigen Federn bedeckt sind, ein von bläulichem od. grünlichem Scheine überflogenes ganz schwarzes (daher „rabenschwarz") Gefieder u. schwarze Beine. Er ist in Europa u. Asien zu Hause, in Deutschland als Strich- u. Standvogel, der sich durch Wegfangen der Mäuse nützlich erweist, indeß dem kleinen Jagdgeflügel schadet. „Galgenvogel" heißt er wegen seiner Vorliebe für Aas (daher auch die Richtstätte „Rabenstein"). Man kann den R.n zähmen, er lernt sprechen, doch ist er räuberisch u. listig, weshalb sich Fabel u. Sprüchwort vielfach mit ihm beschäftigen. In der Vorzeit hielt man sein Fleisch für heilkräftig u. die röm. Auguren weissagten aus seinem Fluge. — Die Familie der **Rabenvögel** (Corvinae) od. Großschnäbler (Magnirostres) vereint ziemlich große Vögel aus der Ordnung der Sperlingsvögel, deren Charakter in der oben beim R.n beschriebenen Form des Schnabels u. dessen Borstenfedern in mittellangen, abgerundeten Flügeln, einem abgestutzten od. stufigen Schwanze u. großen, starken Füßen mit vorn getäfelten Läufen liegt. Die Arten der (in einige Untergattungen gespaltenen) Gattung Corvus (Kolkrabe, Dohle, Krähen) nisten meist gesellig neben einander auf Bäume, in Felslöcher od. auf Thürme, sind mehr od. weniger einfarbig düster gefärbt, von lebhaftem, zänkischem, listigem Wesen, u. zeichnen sich aus durch ein lautes, rauhes Geschrei. Sie fliegen hoch, laufen wackelnd, hüpfen selten, nähren sich von Allerlei u. schaden dadurch eben so viel wie sie nützen. Ihre Schwungfederkiele werden von Kalligraphen u. Zeichnern geschätzt. Außer den bereits genannten gehören zur Rabenfamilie noch die Elster (Pica), der Nuß- od. Tannenhäher (Nucifraga), der Holz- od. Eichelhäher (Garrulus); alle drei zeigen sich räuberisch gegen die Bruten kleinerer Vögel, doch besteht die Hauptnahrung der beiden letzteren in Waldsämereien, die der Elster in Insekten u. Beeren. Alle Rabenvögel lassen sich leicht zähmen.

Rabelais (spr. Rabeläh), François, berühmter franz. Schriftsteller, geb. 1495 (nicht 1483) zu Chinon in der Touraine, gest. wahrscheinlich 1553 zu Paris (nicht zu Meudon). Nachdem R. seine Jugendbildung in den Klosterschulen zu Seully u. zu La Baumette (bei Angers) empfangen, trat er in das Kloster der Cordeliers zu Fontenay le Comte (in Poitou), absolvirte das Noviziat u. erhielt um 1520 die Priesterweihen. Das Klosterleben vermochte indessen dem wissensdurstigen Manne nicht die ersehnte Befriedigung u. die erforderliche Freiheit zu seinen Studien zu gewähren. R. gerieth bald in gefährliche Konflikte mit seinen geistlichen Vorgesetzten, indessen gelang es ihm durch die Verwendung einflußreicher Personen, vom Papste die Erlaubniß zu erhalten, das Kloster verlassen u. in den

Stand der Weltpriester eintreten zu dürfen. Er begab sich nun um 1523 nach Montpellier, um Medizin zu studiren, wie er denn auch wirklich in dieser Wissenschaft sich die umfassendsten Kenntnisse erwarb. Nach Beendigung seiner Studien führte er ein unstetes Leben, bald als Arzt in Lyon, bald als Sekretär u. Reisebegleiter des Kardinals du Bellay in Italien, bis er durch die Gunst des Letzteren die Pfarrstelle zu Meudon bei Paris erhielt (1551), welche er trotz seines religiösen Skeptizismus bis zu seinem Tode in würdigster Weise verwaltete. Die literarische Unsterblichkeit hat sich R. durch seine umfangreichen satirischen Romane erworben, welche den Gesammttitel „La inestimable de Gargantua et de Pantagruel" führen u., wie ein Literarhistoriker (Bougeault) sich treffend ausdrückt, „ein buntes Gemisch von Vernunft u. Wahnsinn, Weisheit u. zügelloser Ausgelassenheit" enthalten. In Deutschland fand R. in seinem Zeitgenossen Johann Fischart (s. d.) einen ihm geistig gleichstehenden Nachahmer. Die beste Ausgabe der Werke R.'s ist die bei Didot erschienene (2 Bde., Par. 1857—58).

Rabener, Gottlieb Wilh., deutscher Satiriker, geb. 17. Sept. 1714 zu Wachau in Sachsen; studirte nach vollendetem Besuch der Landesschule St. Afra zu Meißen in Leipzig die Rechte u. schloß sich hier jenem Freundeskreise an, welcher zuerst durch die Herausgabe der „Bremer Beiträge" nachmals durch selbständige literarische Leistungen eine unvergängliche Bedeutung in der Geschichte unserer Literatur erlangte. R. veröffentlichte in rascher Folge eine Reihe satirischer Aufsätze, deren Eigenthümlichkeit ihnen zu großem Erfolge verhalf. Die seit 1744 in den Bremer Beiträgen veröffentlichten u. mannichfach vermehrten satirischen Schriften erschienen bald in selbständigen Ausgaben (4 Bde., Lpz. 1751—55; „Sämmtliche Schriften", 6 Bde., Lpz. 1777 ꝛc.) u. übten auf den deutschen Bürgerstand, welcher kaum wieder angefangen hatte der deutschen Literatur seinen Antheil zu schenken, eine mächtige Anziehungskraft. Seine Satire wagte sich in ihren Angriffen nicht hoch. Die lächerlichen Figuren des Mittelstandes, die Thorheiten, Laster u. Gebrechen der bürgerlichen Lebenskreise, denen allenfalls ein paar Dorfjunker u. seichte Universitätslehrer hinzugesellt wurden, boten dieser schüchternen Satire die Anhaltspunkte. Aber die Frische, der natürliche Fluß seiner Darstellung u. der gute Blick, den R. im Kleinen u. Einzelnen zeigte, waren in der Literatur seiner Zeit so neu, wichen so entschieden von der Gelehrtenliteratur für Gelehrte ab, daß jede neue Schrift mit Begierde erwartet wurde. Nachdem R. bereits seit 1741 als Steuerrevisor des Leipziger Kreises seine Tüchtigkeit als Beamter bewährt, ward er 1753 als Obersteuersekretär nach Dresden versetzt. Die Nähe des sächs.-poln. Hofes u. vor Allem die des allmächtigen Ministers Brühl u. seiner Kabinetsjustiz bestimmten R., mit der Veröffentlichung weiterer Satiren inne zu halten, wenn er auch fortfuhr, dergleichen zu schreiben. Beim Bombardement von Dresden (1760) verlor R. nebst dem größten Theil seiner Habe auch die Manuskripte seiner späteren Arbeiten. 1764 ward er Steuerrath, begann dann aber zu kränkeln, so daß er weitere Beförderung ablehnte, u. starb 22. März 1771. Seine „Briefe nebst einer Nachricht von seinem Leben u. seinen Schriften" gab C. F. Weiße (Lpz. 1772) heraus.

Rabenhorst, Bernhard v., sächs. Kriegsminister, geb. zu Leipzig 29. Mai 1801; trat 1823 aus der Militärakademie zu Dresden als Unteroffizier in die sächs. Artillerie, wurde 1846 als Major Militärbevollmächtigter beim Bundestage in Frankfurt u. 1848 beim Reichskriegsministerium, blieb in letzterer Stellung auch nach seiner Ernennung zum Oberstleutnant, königlichen Flügeladjutanten u. Kommandanten der reitenden Artillerie, bis er 8. März 1849 als Oberst mit der Leitung des sächs. Kriegsministeriums betraut ward. Nach Unterdrückung des Dresdner Maiaufstandes zum Generalmajor u. 11. Dez. 1850 zum Generalleutnant befördert, reorganisirte er als Minister das sächs. Heer, u. seinem Wirken war es hauptsächlich zu danken, daß 1866 die sächs. Truppen aus dem Kampfe auf Seite Oesterreichs in einer Weise hervorgingen, die ihnen die volle Achtung des siegreichen Gegners eintrug. 1862 in den erblichen Adelstand erhoben u. seit 1. Dez. 1866 in Wartegeld, starb R. in der Hoflößnitz bei Dresden 14. April 1873.

Rabenstein, s. v. w. Hochgericht.

Rabouge (spr. Rabuhsch), auch Rabuse, ist ein zwischen beliebig vielen Personen u. mit mindestens so viel französischen Karten zu gebendes Spiel, als Theilnehmer vorhanden sind. Die R. unterscheidet sich von anderen Gesellschaftsspielen wesentlich dadurch, daß es bei ihr nicht auf die Zahl der gemachten Stiche od. Points ankommt, sondern auf die Bildung regelrecht geordneter Kartenhäufchen auf dem Tische. Liegen in einem Häufchen (was jeder einzelne Spieler zu erreichen strebt) dreizehn verschiedenwerthige Karten, so nennt man dies im engeren Sinne ebenfalls R. Wer die wenigsten R.n gemacht hat u. dann, wenn Niemand mehr auslegen kann od. ein Spieler seine sämmtlichen Karten los geworden ist, die meisten Karten übrig behält, hat verloren. Die R. wird nach verschiedenen Gesetzen gespielt.

Rabulist (a. d. Lat.), Rechtsverdreher, Zungendrescher.

Racahout des Arabes, ein Geheimmittel, das aus einer Mischung von gerösteten Eicheln, Chokolade u. Zucker besteht u. früher zu enorm hohen Preisen verkauft wurde, jetzt aber ganz in Vergessenheit gerathen ist.

Racan (spr. Rakang), Honorat de Bueil od. Beuil, Marquis de, Frankreichs bester Idyllendichter, geb. 1589 auf dem Schlosse La Roche-Racan in der Touraine; wurde Page am Hofe Heinrich's IV., nahm später als Offizier an einigen Feldzügen Theil, lebte dann als Privatgelehrter in Paris u. starb das. im Febr. 1670. Dem Dichter Malesherbes (s. d.), den er im Hause seines Oheims, des Herzogs v. Bellegarde, kennen gelernt, hatte er seine poetische Ausbildung zu verdanken, u. durch seine „Bergeries", kleine anmuthige Schäferdramen im Geschmacke des „Pastor fido", errang er sich schon 1635 die Aufnahme in die franz. Akademie. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien unter dem Titel „Oeuvres et poésies chrétiennes" (2 Bde., Par. 1660; neue Ausg. 1724).

Race, s. „Rasse".

Racha (hebr.), nichtswürdiger, einfältiger Mensch.

Rachel (spr. Raschell), Elisa, so gewöhnlich mit Hinweglassung ihres Vaternamens genannt, berühmte Tragödin, Tochter des israelit. Hausirers **Felix**, dem sie von seiner Ehefrau Esther Haya (gest. 1873) 28. Febr. 1820 in einem Wirthshause zu Mumpf im Schweizerkanton Aarau geboren wurde. Mit Noth u. Elend kämpfend, durchzog die Familie mehrere Jahre hindurch die Schweiz u. das südl. Deutschland, bis sie einen festen Wohnsitz in Lyon nahm, wo die Mutter einen Kleinhandel trieb u. der Vater deutschen Sprachunterricht gab, während die älteste Tochter, Sarah, mit ihrer Schwester R. durch Singen auf den Straßen u. in Kaffeehäusern Geld zu verdienen suchte. Letzteres setzten die beiden Mädchen auch in Paris fort, als die Familie 1830 dorthin übergesiedelt war. Hier wurde Charon, der Direktor der Schule für Kirchenmusik, auf die kleine R. aufmerksam, nahm sie in seine Schule auf u. sorgte, da R. mehr dramatisches Talent als Anlage zur Sängerin zeigte, für ihre Aufnahme in eine Deklamationsschule. 1836 trat sie in einem kleinen Theater als Hermione in Racine's „Andromaque" u. als Soubrette in Molière's „Philosophe marié" zum ersten Male auf u. erregte gleich Bewunderung. Nachdem sie dann zu ihrer weiteren Ausbildung das Pariser Konservatorium besucht hatte, ward sie 1837 vom Direktor des Gymnase-Theaters mit 3000 Frcs. engagirt, konnte aber, weil nur im kleinen Lustspiel beschäftigt, keinen Erfolg erringen. Der berühmte Schauspieler Samson erkannte jedoch ihren Genius, gab ihr selbst noch Unterricht u. vermittelte ihr Engagement am Théâtre Français, auf dessen Bühne sie 1838 als Camille in Corneille's „Horatiern" debütirte. Damit war die Ruhmeslaufbahn der Künstlerin begründet. 1840 wurde sie definitiv u. unter den glänzendsten Bedingungen am Théâtre-Français engagirt. Trotzdem brach sie 1849 ihr Engagement u. trat nur unter der Bedingung wieder auf, daß man ihr ein Jahresgehalt von 42,000 Frcs. u. einen sechsmonatlichen Urlaub bewilligte. Am 23. Juli 1855 spielte sie als Phädra zum letzten, bez. 1132. Male im Théâtre-Français. Um diese Zeit verursachten ihr die Triumphe der Adelaide Ristori (s. d.) großen Verdruß, vermehrten ihre krankhafte Gereiztheit, der sie bereits verfallen war, u. bewogen sie zu einer Kunstreise nach Nordamerika. Von dort kehrte sie zwar mit reichen Einnahmen, aber körperlich gebrochen zurück. Auch ein längerer Aufenthalt in Aegypten konnte ihr keine Genesung mehr bringen. Im Herbste 1857 bezog sie ein Landhaus zu Cannet bei Toulon, wo sie 3. Jan. 1858 ihrem Brustleiden erlag. Sie hinterließ 2 Mill.,

von denen sie einen Theil ihren beiden natürlichen Söhnen, den anderen ihrer Familie vermacht hatte. Die feierliche Bestattung ihrer Ueberreste erfolgte 11. Jan. auf dem Père Lachaise. In ihrer Kindheit hinsichtlich der äußeren Erscheinung von der Natur sehr stiefmütterlich bedacht u. wegen ihres harten u. heiseren Organs von ihren Spielgenossinnen die Ente genannt, hatte sie sich nicht blos zu einer der reizendsten u. verführerischsten Frauen entwickelt, sondern auch zur ersten Tragedin Frankreichs u. einer der größten dramatischen Künstlerinnen aller Völker u. Zeiten ausgebildet. Das Imponirende ihrer hohen Figur, die Gewalt ihrer Sprache, die außerordentliche Lebhaftigkeit ihres Mienen- u. Geberdenspiels, ihre geniale u. doch durchaus naturalistische Auffassung u. Darstellung ließen sie nam. in denjenigen Rollen unübertrefflich erscheinen, in denen das Weib, von seiner ursprünglichen Bestimmung losgerissen, entweder auf dämonische od. auf heldenmäßige Weise seine Persönlichkeit zur Geltung bringt. So wurde sie der beredteste u. glänzendste Dolmetsch der altklassischen franz. Tragedie, durch deren Neubelebung sie in Frankreich der klassischen Richtung über die romantische das Uebergewicht verschaffte. — Vgl. Janin, „Rachel et la tragedie" (Par. 1858), u. die Briefe der R. an Frau v. Girardin (ebd. 1875). —



Nr. 4542. Elisa Rachel (geb. 28. Febr. 1820, gest. 3. Jan. 1858).

Sarah **Felix**, ältere Schwester der Vorigen, geb. in der Nähe von Frankfurt a. M. 2. Febr. 1819; bildete sich gleichfalls zur Schauspielerin aus, trat im Gymnase, Théâtre-Français u. Odéon auf, unternahm auch ihrerseits wiederholte Gastreisen, verlegte sich dann auf die Fabrikation u. den Vertrieb eines Schönheitswassers u. starb zu Paris 12. Jan. 1877. — Dem Theater widmeten sich auch ihre Schwestern Lia, Rebecca († 1854) u. Dinah. — Ihr einziger Bruder, Raphaël **Felix**, zeitweilig am Theatre-Français engagirt, ist seit 1868 Direktor des Theaters der Porte Saint-Martin in Paris.

Rachel, Joachim, deutscher Satiriker, geb. zu Lunden in Norderdithmarsen 28. Febr. 1618; studirte in Rostock u. Dorpat alte Sprachen, wurde dann Hauslehrer in Livland, kehrte 1652 in seine Heimat zurück, ward Rektor in Heide, später in Norden u. zuletzt in Schleswig, wo er 3. Mai 1669 starb. Er war in der kunstmäßig versifizirten Satire der berühmteste Dichter seiner Zeit; gehaltvoller u. strenger, aber auch steifer u. farbloser als Lauremberg (s. d.). Hinsichtlich seiner Ansichten von der Poesie gehörte er zur Opitz'schen Schule. Seine Muster waren Juvenal u. Persius. Eine neuere Ausgabe seiner „Deutschen satirischen Gedichte" (Frankf. 1664) besorgte Schröder (Altona 1828).

Rachen, mittl. Theil der im Grunde der Mundhöhle hinter dem Kehlkopfe gelegenen Schlundkopfhöhle, steht mit ihr durch die Rachenenge, eine von den Mandeln u. dem als Zäpfchen bezeichneten mittleren, unteren Theil des Gaumenvorhangs umgrenzte Oeffnung in Verbindung.

Rachenbräune, s. v. w. Diphtheritis (s. d.).

Racine (spr. Raßihn), Jean, berühmter franz. Dichter, geb. 21. Dez. 1639 zu La Ferté-Milon in der Champagne; schuf, nachdem er in der Schule der Abtei zu Port-Royal des Champs u. später im Collège Harcourt zu Paris eine vorzügliche Jugendbildung empfangen hatte, bereits als 21jähriger junger Mann ein poetisches Meisterwerk, eine Ode „La Nymphe de la Seine" zur Feier der Vermählung Ludwig's XIV. (1660), erkannte indeß bald, daß das Drama die seiner Begabung angemessenste Dichtungsgattung sei, u. verfaßte nun — sich ausschließlich der Literatur widmend u. das früher betriebene Studium der Theologie völlig aufgebend — in rascher Aufeinanderfolge die Tragödien „La Thébaïde ou les frères ennemis" (1664), „Alexandre" (1666), „Andromaque" (1667), „Britannicus" (1670), „Bérenice" (1671), „Mithridate" (1673), „Iphigénie" (1675) u. „Phèdre" (1677). Wie schon diese Titel zeigen, entlehnte R. seine Stoffe mit Vorliebe der griech.-röm. Sage u. Geschichte; nur einmal behandelte er in einer Tragödie, „Bajazeth" (1672), eine Episode aus der neueren oriental. Geschichte, u. ebenso versuchte er sich nur einmal im Lustspiel, indem er nach dem Vorbilde der „Wespen" des Aristophanes seine „Plaideurs" (1668) dichtete. In seinen späteren Jahren entsagte R., in religiösen Strupeln befangen u. bekümmert über den Verlust der ihm früher in reichem Maße zu Theil gewordenen königl. Gunst, für lange Zeit der dramatischen Dichtung u. erst 1689 ließ er sich bewegen, für das Fräuleinstift von St. Cyr das religiöse Schauspiel „Esther" zu schreiben, welchem zwei Jahre später die vielbewunderte „Athalie", ebenfalls ein religiöses Drama, nachfolgte. Mitglied der Franz. Akademie wurde R. bereits 1673, u. in demselben Jahre ward er auch zum königl. Historiographen ernannt, ohne daß er indeß diesem Amte durch Abfassung eines geschichtlichen Werkes gerecht geworden wäre. Er starb zu Paris 26. April 1699. — R. ist oft der franz. Sophokles genannt worden, u. in Rücksicht auf seine Meisterschaft in der Behandlung der Sprache u. des Versbaues sowie in der dramatischen Technik mag dieser Vergleich gerechtfertigt erscheinen; dagegen muß hervorgehoben werden, daß R. der höheren dichterischen Originalität u. Erfindungskraft ermangelte u. im Wesentlichen über eine geschickte Nachahmung des Euripides u. des Seneca sich nicht erhoben hat, wie er nam. auch immer in dem Mißverhältnisse des aristotelischen Gesetzes der drei dramatischen Einheiten befangen geblieben ist, sich dadurch selbst in seinem Schaffen schwere Fesseln auferlegte u. die Möglichkeit einer freieren Entwicklung seines Talentes sich verschloß. Gesammtausgaben der Werke R.'s erschienen zu Paris 1820 (8 Bde.) u. 1820 bis 1821 (6 Bde.); die poetischen Werke allein sind in unzähligen Ausgaben verbreitet. — Sein Sohn Louis **R.**, franz. Dichter, geb. 6. Nov. 1692 zu Paris, gest. ebendaselbst 29. Jan. 1763, verfaßte mehrere Oden sowie zwei Lehrgedichte „La Grâce" (1720) u. „La Religion" (1742), übersetzte Milton's „Verlorenes Paradies" u. schrieb eine Biographie seines Vaters sowie Kommentare zu dessen Werken. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1808 (6 Bde.).

Raczynski (spr. Ratschinski), eine seit 1804 gräfl., in Kurland, Posen, Russ.-Polen u. Galizien begüterte poln. Familie, die sich in eine Aeltere od. Kurländische u. eine Jüngere od. Posener Linie theilt. Letzterer gehörten an: Graf Eduard **R.**, geb. zu Posen 2. April 1786; studirte in Frankfurt a. d. O. Sprachen u. Naturwissenschaften, trat 1807 ins poln. Heer, nahm 1812 als Landbote an dem Warschauer Reichstage Theil u. suchte nach dem Schwinden aller Hoffnungen auf eine Wiederherstellung Polens Zerstreuung u. Bereicherung seiner Kenntnisse auf Reisen, die ihn insbes. 1814 nach Konstantinopel u. Kleinasien führten. Letztere Reise beschrieb er auch in einem mit Kupfern ausgestatteten Werke (deutsch von F. H. von der Hagen, Breslau 1827). Hierauf wendete er seine Thätigkeit der poln. Literatur zu u. gab heraus: „Briefe des Königs Joh. Sobieski an seine Gemahlin während des Feldzugs vor Wien" (deutsch von Oechsle, Heilbr. 1827); die „Memoiren Passek's" (deutsch von Steffens, Bresl. 1838); die Memoiren des Fürsten Albert Radziwill, Wybicki's, Kitowicz' u. A.; den von seinem Großvater, dem

Krongroßmarschall u. General von Großpolen, Grafen Kasimir R., gesammelten „Codex diplomaticus Majoris Poloniae" (Posen 1840); eine Sammlung einzelner Quellenwerke unter dem Titel „Obraz Polski i Polakow" (21 Bde., ebd. 1840); die „Geschichte der Regierung Joh. Kasimir's" u. eine poln. „Bibliothek lateinischer Klassiker" (8 Bde.). Er selbst verfaßte das Prachtwerk „Gabinet medalów polskich" (poln. u. franz., 4 Bde., Berl. u. Posen 1841 bis 1845) u. die „Wspomnienia Wielkopolski" (2 Bde., Posen 1842 f.). Seine höchst werthvolle Bibliothek schenkte er nebst einem neuen Palaste der Stadt Posen, um die er sich auch sonst vielfach verdient machte. Auf seinem Schlosse Rogalin bei Posen legte er andere Sammlungen an, wie nam. eine Antiquitätensammlung u. baute eine von hohem Kunstsinn zeugende Familienkapelle. Auch ließ er die Pfarrkirche in Santomysl errichten u. die prächtige Kapelle der Könige im Posener Dom renoviren. An der Revolution von 1830 nahm R. keinen thätigen Antheil. Am 20. Jan. 1845 machte er seinem Leben durch einen Schuß aus einem Böller auf der Insel bei Santomysl ein Ende. — Sein Bruder Graf Athanasius **R.**, geb. zu Posen 2. Mai 1788, betrat im preuß. Dienst die diplomatische Laufbahn, wurde 1831 Geschäftsträger in Kopenhagen, 1840 Gesandter in Lissabon u. vertrat zuletzt Preußen bis 1853 in Madrid. Seinen Aufenthalt auf der Iberischen Halbinsel benutzte R., der sich bereits früher mit Kunststudien befaßt hatte, um den Grund zu seiner weltberühmten Galerie zu legen. Der mit dem Grafen eng befreundete König Friedrich Wilhelm IV., der dessen Galerie der Hauptstadt gern erhalten wollte, schenkte ihm ein bedeutendes Areal am jetzigen Königsplatze in Berlin, auf welchem R. ein Palais aufführen ließ. Seit seinem Rücktritte aus dem Staatsdienste lebte R. hauptsächlich dem Kunststudium, doch schon vorher hatte er sich durch seine „Histoire de l'art moderne en Allemagne" (3 Bde., Par. 1836—42; deutsch von F. H. v. d. Hagen, Berl. 1836—40) einen Namen auch als Schriftsteller gemacht. Obwol seit 1840 erbliches Mitglied der Posener Ritterschaft u. seit 1854 erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses, nahm er am politischen Leben nur geringen Antheil. Seit 1816 mit der Fürstin Anna Radziwill vermählt, starb er zu Berlin 21. Aug. 1874.

Rad als Strafwerkzeug, s. „rädern".

Radde, Gustav Ferdinand Richard, deutscher Forschungsreisender, geb. zu Danzig 27. Nov. 1831; widmete sich dem Studium der Naturwissenschaften, reiste 1852, von der Naturforschenden Gesellschaft seiner Vaterstadt mit einem Stipendium versehen, nach der Krim u. durchforschte zwei Jahre lang die Nordküste des Schwarzen Meeres. Er blieb auch während des Orientkrieges in der Krim u. verfaßte damals seine ersten Schriften, von denen nam. die „Pflanzenphysiognomie Tauriens" große Anerkennung fand. 1855—59 bereiste er im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Petersburg die Umgegend des Baikalsees, das russ. Daurien, das Amurgebiet u. den östl. Theil des Sajanischen Gebirges. Von dieser Expedition brachte er umfangreiche u. werthvolle Sammlungen nach Petersburg mit. In den folgenden drei Jahren verarbeitete R. die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Forschungen u. begleitete die Akademiker Theodor v. Brandt u. Karl Ernst v. Baer (s. d.) nach dem Schwarzen u. dem Asow'schen Meere. 1863 ward er von der russ. Regierung beauftragt, die Länder des Kaukasus in biologisch-geographischer Hinsicht zu untersuchen. Seitdem hat er die gesammten transkaukasischen Gebiete vielfach bereist. Auch gründete er in Tiflis ein Naturhistorisches Museum, dessen Vorstand er noch jetzt ist. 1872 zur Polytechnischen Ausstellung in Moskau beordert, besuchte er dann Deutschland u. England, wo er das Interesse für die Kaukasusländer durch Vorträge anzuregen suchte. Der Bericht über seine sibirische Reise bildet den 23. Band der von Baer u. Helmersen herausgegebenen „Beiträge zur Kenntniß des Russischen Reichs" (Petersb. 1861); außerdem schrieb R.: „Reise im Süden von Ostsibirien" (2 Bde., ebd. 1862 f.); „Berichte über die biologisch-geographischen Untersuchungen in den Kaukasusländern" (Tifl. 1866) ꝛc.

Radeberg, Stadt in der königl. sächs. Amtshauptmannschaft Dresden mit 5894 E. (1875); liegt 2 Meilen von Dresden entfernt an der Röder u. der sächs.-schles. Eisenbahn u. einer Zweigbahn nach Kamenz u. hat Fabriken für Glas, Eisenbahnbedarf u. Maschinen, Färbereien u. Zeugdruckereien. In der Nähe liegt das Augustusbad mit Stahlquellen.

Rädelsführer, richtiger Rädleinsführer, nennt man die Anstifter eines Aufruhrs. Diesen Namen erhielten zuerst einzelne Anführer der Bauern im Bauernkriege zu Anfang des 16. Jahrh. darum, weil selbige sich Pflugräder auf Stangen gesteckt vortragen ließen u. dann Bilder dieses Emblems, welches auf ihren Stand deuten sollte, in ihre Fahnen u. Siegel setzen ließen.

Räder, Gustav Adolph, Komiker u. Possendichter, geb. als Sohn des Tenoristen Karl **R.** zu Breslau 22. April 1810; begann seine theatralische Laufbahn als Sänger u. Schauspieler in Altenburg, mußte sich längere Zeit bei kleinen Wanderbühnen umhertreiben, bis er am Königstädter Theater in Berlin ein Engagement fand. Seit 1833 Mitglied des Hamburger Theaters, folgte er 1839 einem Rufe ans Hoftheater in Dresden, wo er bald ein Liebling des Publikums ward. Gleichen Erfolg wie als Schauspieler hatte er durch seine Fastnachts- u. Zauberpossen, unter denen die bekanntesten sind: „Der Weltumsegler wider Willen", „Der artesische Brunnen", „Purzel in Spanien", „Aladin od. die Wunderlampe", „Robert u. Bertram" ꝛc. Sie erschienen als „Gesammelte komische Theaterstücke" (Lpz. 1859 ff.). R. starb zu Teplitz 16. Juli 1868.



Nr. 1513. Jean Racine, geb. 21. Dez. 1639, gest. 26. April 1699.

rädern. Die Strafe des Rades kommt bereits als harte Todesstrafe in der Bibel vor, denn in den Sprüchen Salom. XX, 26 heißt es: „Ein weiser König zerstreuet die Gottlosen u. bringet das Rad über sie." Ausgeführt ward die Strafe aber bei den Juden so, daß man die Verbrecher gebunden auf die Erde warf u. mit zackigen Dreschwagen od. Rollen über sie hinwegfuhr. In derselben Weise wurden in der Kaiserzeit christliche Märtyrer hingerichtet. Doch berichtet Ammian Marcellin, daß bei den Römern auch oft der Leib des Verbrechers über ein Rad gebunden ward u. dann dieses schnell von einer Seite zur andern gedreht wurde; öfters ward der Verbrecher gleichzeitig gepeitscht od. Feuer unter ihm angemacht. Im Mittelalter kam aber die Sitte auf, den Verbrecher auf der Erde od. auf einem hölzernen Kreuze gebunden auszustrecken u. ihm dann mit dem Vorderrade eines Wagens od. einem dazu konstruirten eisernen Rade die Röhren in Armen u. Beinen u. die Brust zu zerschmettern, ihn hierauf auf ein Wagenrad zu legen u. dann seine zerbrochenen Glieder in die Speichen eines Wagenrades zu flechten u. letzteres nach der Fläche auf einem Pfahle aufzurichten, allwo er dann den Gnadenstoß ins Genick od. auf die Herzgegend erhielt. Wollte man die Strafe verringern, so zerschmetterte man zuerst die Brust, was man r. von oben nannte, während die erstgenannte Prozedur r. von unten hieß. Das Radflechten todter Körper war lange Zeit eine Schärfung des Enthauptens. Zuerst soll diese Strafe Fredegunde, Gemahlin des Königs Chilperich von Neustrien (gest. 597), angewendet haben, u. die Halsgerichtsordnung Karl's V. verordnete dieselbe als schwere Todesstrafe, allein seit Anfang dieses Jahrh. ist sie abgekommen.

Räderthiere (Rotatoria) sind kleine Würmer mit gegliedertem, nacktem od. gepanzertem Körper, der am Vorderende einen od. mehrere mit lebhaft schwingenden Härchen besetzte Hautlappen trägt. Das Flimmern dieser letzteren giebt den Schein drehender Räder, daher der Name. Der Strudel, den die Räderbewegung im umgebenden Wasser erzeugt, reißt die in demselben schwimmenden Körperchen zu der im Grunde des Räderorgans gelegenen bauchständigen Mundöffnung, von wo sie durch den Schlundkopf mit seinen Kiefern in den geräumigen Magen gelangen, der bei einigen (den Gastrodelen) blind endigt, bei den anderen (Enterodelen) in einen Darm mit bauchständigem After übergeht. Den nicht allein viel kleineren, sondern auch überhaupt sich wesentlich unterscheidenden Männchen, soweit solche bekannt sind, fehlt jede Spur eines Verdauungskanals. Der hintere Theil des Körpers der R. ist oft schwanzartig (Fuß) ausgezogen u. oft griffel- od. zangenartig ausgebildet. Ein Blutgefäß system haben sie nicht, wol aber ein Wassergefäßsystem, welches neben der Haut die fehlenden Athmungswerkzeuge ersetzt. Ein seiner Bedeutung nach unbekanntes Ausscheidungsorgan ist der im Vorderkörper meist über dem Hirnganglion gelegene sog. „Kalkbeutel". Von Sinnesorganen haben die R. außer Tastborsten u. Fühlern roth pigmentirte paarige od. unpaare Augen, denen jedoch die Linse fehlt. Manche haben sogar nur in der Jugend Augen. Die R. leben im Wasser, die meisten in süßem, aus dem Meere sind nur wenige bekannt. Den Schwanz benutzen sie zum Rudern od. zum Fortschnellen; sie halten sich auch damit fest. Manche haben Flossen od. griffelartige Schwimmborsten. Gewisse Arten stecken in Hülsen, z. B. Melicerta (Nr. 4541), od. in Gallertmassen, Albertia schmarotzt in Würmern. Die Weibchen einer u. derselben Art haben zweierlei Eier, dünnschalige sog. Sommereier u. hartschalige kleinere, sog. Wintereier; aus letzteren, die stets von besonderen Weibchen gelegt zu werden scheinen, schlüpfen Männchen. Manche Arten tragen ihre Eier am Hintertheil angeheftet mit sich herum; einige, wie die Philodinen, sind lebendiggebärend.



Nr. 4541. Meli[illegible] a Räderorgan, b Mund, c [illegible] d Speise-[illegible] Magen, f Darm, g After [illegible] Tier [illegible]



Nr. 4542. Joh. Joseph Wenzel, Graf Radetzky v. Radetz (geb. 2. Nov 1766, gest. 5. Jan 1858).

Man kennt etwa 200 Arten, über die ganze Erde verbreitet, bis in den Alpenschnee u. auf die Höhe der Cordilleren. Bei ihrer geringen Körpergröße, selten 1 Millim. lang, wurden sie erst durch das Mikroskop bekannt. Ehrenberg, der sich um die Kenntniß ihrer Formen Verdienste erwarb, verband sie mit den Infusionsthieren, da er die Organisation beider total verkannte. Burmeister u. Leydig stellten sie zu den Krustern (Wimperkrebse).

Radetzky, Johann Joseph Wenzel, Graf R. v. Radetz, österr. Feldmarschall, geb. 2. Nov. 1766 auf dem Schlosse Trzebnitz (im Kreise Tabor), besuchte das Theresianum in Wien, trat 1784 in ein Kürassierregiment u. wurde 1786 Unter-, 1787 Oberleutnant. Da er sich als Ordonnanzoffizier Lascy's u. Beaulieu's im Türken- (1788 bis 1791) u. im Niederländ. Kriege (1793—94) ausgezeichnet hatte, wurde er als Rittmeister zum Adjutanten Beaulieu's in Italien ernannt u. war Zeuge aller Niederlagen, die dieser General u. Wurmser (1796 u. 97) durch Bonaparte erlitten. 1796 zum Major, 1799 zum Oberst ernannt, kämpfte er rühmlich, aber vergeblich, in Italien u. 1800 bei Hohenlinden. In der Friedenszeit war er vor Allem zur Verbesserung des Militärwesens thätig, wurde 1805 Generalmajor, 1809 Chef des Generalquartiermeisterstabes, scheiterte aber mit den besten Vorschlägen am Widerstande des Hofkriegsrathes u. der finanziellen Noth seines Vaterlandes. Durch Empfehlung Metternich's wurde R. 8. Mai 1813 Chef des Generalstabes, traf die hauptsächlichsten Dispositionen bei der Schlacht von Leipzig (16. bis 18. Okt. 1813) u. kehrte 1814 als Generalquartiermeister aus Frankreich zurück. 1815 stand er mit Frimont, ohne zu kämpfen, in Italien. In demselben Lande erhielt er als General der Kavallerie (seit 1829) 1831 den Oberbefehl u. errang sich bald einen bedeutenden Ruf durch die Vortrefflichkeit seiner Manöver, die gute Zucht seiner Soldaten u. die Strenge, mit der er jede revolutionäre Bewegung der Nation niederhielt. Bei der Krönung Kaiser Ferdinand's zu Prag 1835 wurde er Feldmarschall. Seine weltgeschichtliche Rolle übernahm er erst 1848, als die nationale Erhebung Italiens sich gegen Oesterreich wandte. Da seine beständige Bitte um Verstärkung erfolglos geblieben war, ging er nach fünftägigem Straßenkampfe 23. März 1848 aus dem aufständischen Mailand hinter den Mincio zurück, den Karl Albert von Sardinien überschritt, u. zog alle Streitkräfte bei Verona zusammen, während auch Venedig sich gegen Oesterreich erhob. Am 6. Mai schlug er das stärkere Heer der Piemontesen bei Sta. Lucia, bezwang trotz der Ergebung von Peschiera an Karl Albert durch den Sieg u. die Kapitulation von Vicenza am 10. Juni das venet. Festland u. verhinderte durch seinen Abgesandten, den Fürsten Felix Schwarzenberg, den Waffenstillstand u. die Abtretung der Lombardei. Am 23. Juli rückte er aus seiner festen Stellung an der Etsch gegen Karl Albert vor, erstürmte Sona u. Sommacampagna u. siegte am 25. Juli bei Custozza, am 26. bei Volta. Schon am 6. Aug. zog er in Mailand ein u. gewann durch den Waffenstillstand vom 9. Aug. alle lombardischen Plätze wieder. Sofort nach dem Ablauf jenes drang er über den Ticino vor, schlug Karl Albert am 21. März 1849 bei Mortara, am 23. bei Novara u. erzwang so nach einem fünftägigen Feldzuge den Frieden. Nur Venedig hielt sich noch bis zum 22. Aug. Seitdem waltete er als strenger General-, Civil- u. Militärgouverneur des Lombardisch-Venet. Königreichs, bis er 28. Febr. 1857 auf seinen Wunsch in den Ruhestand versetzt wurde. Am 5. Jan. 1858 verschied R. in Mailand u. wurde in einem Pantheon auf dem „Heldenberge" im Garten des Schlosses Wetzdorf neben dem Feldmarschall Wimpfen beigesetzt. Seit 1797 war er vermählt mit der Gräfin Franziska Romana von Strassoldo-Grafenberg (gest. 1854). Von seinen fünf Söhnen u. drei Töchtern überlebten ihn nur der österr. Generalmajor Graf Theodor u. Friederike, verehlichte Gräfin Wenkheim. Zu Prag ist ihm ein Denkmal errichtet. Seine „Denkschriften militärisch-politischen Inhalts" erschienen 1858 (Stuttgart), eine „Biographische Skizze nach den eigenen Diktaten u. der Korrespondenz des Feldmarschalls, von einem österr. Veteranen", ebenfalls 1858 (Stuttg.).

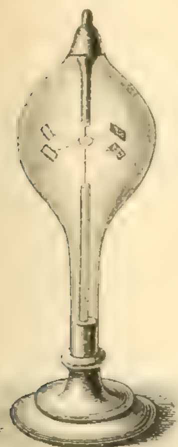
Radevormwald, eine aus vielen zerstreut liegenden Gehöften u. Fabrikanlagen bestehende Stadt im Kreise Lennep des preuß. Reg.-Bez. Düsseldorf (Rheinprovinz), zählt 8983 E. (1875), hat eine evangel. u. eine kathol. Kirche, treibt sehr ansehnliche Industrie, nam. Strumpfwirkerei, Stahlraffinerie, Wollwaarenfabrikation, Bierbrauerei, Wollspinnerei u. Papierfabrikation, hat Hammerwerke u. große Eisen-, Stahl- u. Messingwaarenhandlungen.

Radicale nennt man in der organischen Chemie gewisse Kohlenwasserstoffverbindungen, die sich analog wie einfache Elemente verhalten u. sich mit letzteren nach Art von solchen vereinigen, auch den Wasserstoff im Ammoniak u. nach der Typentheorie auch den im Wasser zu ersetzen vermögen.

Die Typentheorie nimmt auch sauerstoffhaltige R. an u. unterscheidet einatomige, zweiatomige u. dreiatomige R., je nachdem dieselben einem, zwei od. drei Aequivalenten Wasserstoff äquivalent sind. Solche organische R. sind z. B. Methyl, Aethyl, Amyl, Phenyl, Benzyl rc.; man kennt viele derselben auch schon in isolirtem Zustande, während andere nur hypothetisch sind; aber auch die in isolirtem Zustande bekannten sind eigentlich als Vereinigungen zweier Molecule der einfachen R. aufzufassen, so daß z. B. das Methyl, sobald es den Wasserstoff in einer Verbindung vertritt, als solches $= C_2H_3$ in derselben enthalten ist, sowie es aber in Freiheit gesetzt wird, in Dimethyl $= \begin{matrix} C_2H_3 \\ C_2H_3 \end{matrix}$ übergeht, indem zwei Molecule des Methyls sich zu diesem vereinigen.

Radieschen, s. „Rettich".

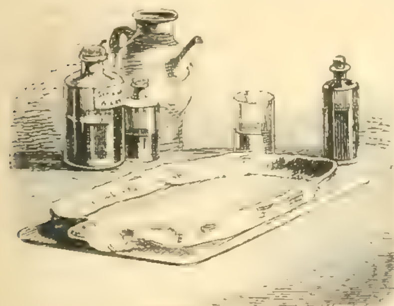
Radikale (vom lat. radix, die Wurzel) nennt man die entschiedenen Parteimänner, welche den Sieg ihrer Ideen durch den Bruch mit allem Bestehenden u. eine Neubildung von der Wurzel aus (radicitus) herbeiführen wollen. Obgleich es nicht an Absolutisten fehlt, die solchen Anschauungen huldigen, so wird doch die Bezeichnung R. u. Radikalismus überwiegend auf die vorgeschrittenen Liberalen u. ihre Richtung angewendet.



Nr. 4546. Radiometer.

Radiometer (vom Lat. radius, der Strahl) od. Lichtmühle nennt man einen physikalischen Apparat, welchen in neuerer Zeit der engl. Chemiker u. Physiker Crookes ersonnen hat, um die Wahrheit der von ihm verfochtenen Meinung, die Lichtstrahlen könnten durch Stoß mechanisch wirken, durch den Versuch festzustellen. Das R. besteht aus einem möglichst leichten, auf feiner Spitze drehbaren horizontalen Rädchen mit vier dünnen Speichen, die jede am Ende ein dünnes, auf einer Seite berußtes Blättchen aus Glimmer od. Hollundermark tragen. Das Ganze ist in ein luftleer gepumptes u. luftdicht verschlossenes Glasgefäß eingeschlossen. Im Finstern steht das Rädchen still, sobald aber mehr od. weniger helles Licht auf den Apparat fällt, beginnt es mehr od. weniger schnell sich umzudrehen u. zwar in einer Richtung, als ob vom Lichte ein Stoß auf die geschwärzten Flächen der Flügel des Rades ausgeübt würde. Andere Physiker, wie Reynolds, Kundt, Finkener rc., haben mit Bestimmtheit nachgewiesen, daß nicht Licht, sondern Wärme die treibende Ursache ist, indem die verschiedene Erwärmung der nie völlig zu entfernenden Reste von Luft an den wärmeren schwarzen Flächen der Blättchen einerseits u. der kälteren weißen andererseits hinreicht, um durch den kräftigeren Anprall der Gasmolecule an die schwarzen Flächen eine Umdrehung zu erzeugen.

Radirkunst, dasjenige Verfahren des Kupferstiches, bei welchem in den Aetzgrund, d. h. in die aus Wachs od. Kolophonium u. Asphaltmastix bestehende Masse, womit die Kupferplatte überzogen wird, die Zeichnung mit der Radirnadel leicht eingeritzt wird, worauf die Platte der Einwirkung von Säuren in stark verdünnten Mischungen (meistens ein Theil Schwefelsäure zu drei Theilen Salzsäure in einer angemessenen Quantität Wasser) ausgesetzt wird, so daß sich der Nadelstrich durch die Auflösung des an diesen Stellen freigelegten Metalles vertieft.



Nr. 4547. Der Aetzapparat.

Durch Wiederholung des Aetzens kann man die Wirkung verstärken, dazwischen aber einzelne Theile, welche nicht so kräftig hervortreten sollen, vor der Säure durch Wiederbedecken mit Aetzgrund schützen u. so die Töne mit großer Feinheit abstufen. Der Abdruck einer so bearbeiteten Kupferplatte heißt Radirung. Da das Aetzen od. Radiren eine verhältnißmäßig leicht zu erlernende Kunst ist, so haben sich ihrer die begabtesten Maler immer mit Vorliebe bedient, wo es ankam, ihre Ideen rasch zu fixiren; ein Hauptmeister dieser Kunst war Rembrandt.

Radius (lat. radius, der Strahl) nennt man in der Geometrie auch den Halbmesser des Kreises (s. d.).

Radix (lat.), Wurzel.

Radnor (spr. Rädnör), engl. Grafschaft in Südwales, 20,32 □M. mit 25,430 E. (1871); liegt an der Ostgrenze dieses Fürstenthums u. ist erfüllt mit meist kahlen Bergen, welche weite Heideflächen u. Torfmoore tragen u. im Radnor Forest 648 m. Höhe erreichen. Der fischreiche Wye, welcher die südliche u. südwestliche Grenze der Grafschaft bildet, ist deren bedeutendster Fluß. Der Boden trägt nicht genug Getreide für den eigenen Bedarf der Bevölkerung, deren Hauptbeschäftigung die Viehzucht ist. Blei u. Silber werden nur in geringen Quantitäten gewonnen. Die Hauptstadt Presteigne, an der Ostgrenze im fruchtbaren Thale des Lug gelegen, hat 1740 E.; die Stadt R., die größte der ganzen Grafschaft, 2190 E.



Nr. 4548. Abbildung einer radirten, noch nicht geätzten Kupferplatte.

Radom, Gouvernement im russ. Polen, 224,53 □M. mit 498,852 E. (1870); umfaßt die Wojwodschaft Krakau u. Sandomierz, liegt zwischen der Weichsel u. der Pilica u. wird durch jenen Strom von den Gouvernements Siedlice u. Lublin im O. u. von Galizien im S. geschieden, während es im W. an die Gouvernements Kielce u. Piotrkow u. im N. an Warschau grenzt. Dieses Gouvernement ist der höchste Theil Polens; nur zwischen Pilica u. Weichsel finden sich meist mit Wäldern bedeckte Ebenen, nach S. aber steigt das Land zu einem Höhenrücken an, welcher einen Theil des südural. Plateaus bildet u. in dem Gebirge der Lysagora bis zu 610 m. sich erhebt. Die Höhen sind reich an Eisenerzen u. Steinkohlen u. die Hügellandschaften an der Weichsel fruchtbar an Getreide, das auf diesem Strom in großen Mengen ausgeführt wird. Die Wälder nehmen ungefähr ¼ des ganzen Areals ein. Die ausgedehnten Wiesen in den Flußthälern sind der Entwicklung der Viehzucht sehr günstig. Die Industrie beschäftigt Eisenhütten, Eisengießereien, Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, Maschinenbauanstalten u. Fabriken für Tuch u. Kupferwaaren. — Die Hauptstadt R., am Flusse Meczna gelegen, hat 10,944 E. u. treibt einen sehr beträchtlichen Handel. Eine der bedeutendsten Industriestädte des Gouvernements ist Konskie (4276 E.), welche 22 Eisenhütten u. viele Fabriken von Eisen- u. Kupferwaaren in der Stadt u. ihrer Umgebung unterhält. Sandomierz, Stadt mit 4776 E., an der Weichsel gelegen, hat eine schöne Kathedrale u. ein großes Zuchthaus; Staszow (6150 E.), an der Czarna gelegen, ist ein gewerbfleißiger Ort.



Nr. 4549. Originalgetreue Nachahmung einer geätzten Landschaft.

Radowitz, Joseph Maria v., preuß. General u. Staatsmann, geb. als Sohn eines aus Ungarn stammenden kathol. Edelmanns zu Blankenburg 6. Febr. 1797; trat 1813 als Offizier in die westfäl. Artillerie ein, ward in der Schlacht bei Leipzig, während welcher Napoleon ihm den Orden der Ehrenlegion verlieh, gefangen genommen,

machte dann als turhess. Artilleriehauptmann den Befreiungskrieg mit u. wurde nach dem Frieden Professor der Mathematik an der Kadettenschule in Kassel sowie Geschichtslehrer der kurfürstlichen Prinzessinnen. Als aber der Kurfürst davon Kunde erhielt, daß seine Gemahlin ihn auch zu einer intimen Korrespondenz mit ihrem Vater, dem König von Preußen, benutzte, floh R., um der beschlossenen Verhaftung u. Kabinetsjustiz zu entgehen, nach Berlin. Zwischen dem Kronprinzen, späteren König Friedrich Wilhelm IV., u. R. knüpfte sich hier ein enges Freundschaftsband. Nachdem R. übrigens 1823 dem preuß. Generalstab zugetheilt worden, erwarben ihm seine kriegswissenschaftlichen Kenntnisse zugleich die Achtung seiner Vorgesetzten. Auch seine Verheirathung mit der Gräfin Marie v. Voß (1828) kam seinem Einflusse auf die hohe preuß. Aristokratie zu statten, u. dieser ward allmählich so bedeutsam, daß es der König 1836 für angezeigt hielt, R. vom Hofe des Kronprinzen u. aus Berlin zu entfernen. So erhielt R. den Posten eines Militärbevollmächtigten beim Bundestage. Benutzte er schon seinen Aufenthalt in Frankfurt dazu, seine Verbindungen mit der ultramontanen Partei immer umfassender zu machen, so that er dies vollends, als er 1841 mit diplomatischen Sendungen nach Wien u. an die süddeutschen Höfe betraut wurde, worauf er seit 1842 Preußen als Gesandter in Karlsruhe, Darmstadt u. Nassau zu vertreten hatte. Von ihm hauptsächlich gingen dann die Vorschläge Preußens behufs einer Umgestaltung des Deutschen Bundes aus (vgl. seine Schrift: „Deutschland u. Friedrich Wilhelm IV.", Hamb. 1848), u. in deren Interesse begab sich R. im Nov. 1847 u. im März 1848 abermals nach Wien. Daß auch die Bemühungen einer ständischen Restauration der Monarchie in ihm einen der bedeutendsten Verfechter fanden, zeigen seine „Gespräche aus der Gegenwart über Staat u. Kirche" (Stuttg. 1846). Die Revolution von 1848 trat dazwischen, schuf aber seiner Vielseitigkeit zugleich ein neues Feld, da R. ins Frankfurter Parlament gewählt wurde, wo er als Führer der äußersten Rechten für ein enges Bündniß zwischen dem unter der preuß. Dynastie geeinigten Deutschland u. Oesterreich wirkte. Nach Auflösung der Nationalversammlung Seele u. Triebfeder des erfolglosen Versuchs Preußens, durch den Drei-Königsbund Deutschland eine Verfassung zu geben, ward er im Nov. 1849 Mitglied der provisorischen Bundesverwaltung u. 1850 Präsident des Verwaltungsraths der Deutschen Union in Erfurt. Am 27. Sept. dess. Jahres trat er als Minister auch förmlich an die Spitze der von ihm thatsächlich schon seit Mai 1849 geleiteten auswärtigen Politik Preußens, nahm aber, da er mit seinem Programme scheiterte, bereits 3. Nov. seine Entlassung. Damit war seine politische Rolle ausgespielt. Nach einer Reise nach England zog er sich im Januar 1851 nach Erfurt zurück u. schrieb seine „Neuen Gespräche aus der Gegenwart" (2 Bde., Erf. u. Lpz. 1851), in denen er für die Idee einer nationalen Einigung Deutschlands unter preuß. Leitung auftrat. Im Aug. 1852 zum Direktor des Militärstudienwesens ernannt, siedelte R. wieder nach Berlin über, wo er 25. Dez. 1853 starb. Zu seinen Schriften gehören noch: „Handbuch für die Anwendung der reinen Mathematik" (Berl. 1827); „Ueber die Theorie der Zuverlässigkeit der Beobachtungen u. Versuche rc." (ebd. 1827); „Der Kriegsschauplatz in der Türkei" (ebd. 1829); „Ikonographie der Heiligen" (ebd. 1834); „Ueber die Devisen u. Mottos des Mittelalters" (ebd. 1851) rc. Seine „Gesammelten Schriften" erschienen 1852 f. zu Berlin (5 Bde.). Vergl. Emilie Frensdorff, „Joseph v. R." (Lpz. 1850).

Radscha (in englischen Büchern Raja u. Radja geschrieben) heißt im Sanskrit Fürst od. König u. ist heute in Indien die Bezeichnung der vielen, scheinbar unabhängigen, unter englischer Oberhoheit stehenden Schattenfürsten. Hat ein R. noch über andere R.'s zu gebieten, so heißt er Maha radscha (d. h. großer Fürst).

Radschputen (engl. Rajpoots, im Sanskrit Rajaputras, d. h. Königssöhne), ein ostind. Volksstamm zwischen dem Pendschab u. dem Plateau von Malwa. Sie gelten für Nachkommen der alten Kriegerkaste, der Kschatriyas, kamen von Norden her über den Ganges u. gewannen eine unumschränkte Herrschaft über die Länder südl. von diesem Strome. Im 12. Jahrh. besaßen sie drei große Herrschaften: Adschmir mit Delhi, Kanoj od. Kanodsch u. Guzerat. Aber damit hatten sie den Gipfelpunkt ihrer Macht erreicht; im Kampfe mit den Mahratten im Osten u. den Seikhs erlitt dieselbe nam. im 18. Jahrh. starke Einbuße, u. im 19. Jahrh. entrissen ihnen die Engländer nach langem Kampfe ihre Selbständigkeit u. auch einen Theil ihrer Ländereien; doch bestehen einige ihrer Staaten, die Radschputenstaaten (s. u.), noch als Schutzstaaten der Briten, an welche sie Schutzgeld zahlen u. zu deren Heere sie ein gewisses Kontigent zu stellen haben. Diese Verhältnisse wurden geregelt durch den Unionstrakt von Udeypur 18. Jan. 1818.

Radschputenstaaten (Radschputana, engl. Rajpootana) nennt man die 11 unter brit. Schutze stehenden Staaten östl. von Pendschab u. Sind bis zur Dschamna. Sie werden von dem Arawalligebirge durchzogen u. in die westl. u. östl. R. getheilt. **West-Radschputana,** zu den Indusländern gehörig u. ein zusammenhängendes Gebiet mit einem Gesammtareal von 3275 □M. mit 2½ Mill. E. bildend, umfaßt 4 der größten R., nämlich: im W. 1. Dschesalmir (engl. Jeysulmeer), 584 □M. mit 74,400 E.; die gleichnamige Hauptstadt, am Fuße einer Kalksteinkette auf einer Oase gelegen, ist von einer kyklopischen Mauer umgeben, hat hohe Häuser, breite Straßen, ein festes Kastell mit sechs Hindutempeln, einen Palast des Rawul Häuptlings u. 20,000 E. 2. Bikanir (engl. Bikaneer), 842 □M. mit 539,300 E.; die gleichnamige Hauptstadt, in einer Wüste gelegen, 60,000 E., bietet mit den schönen Thürmen u. Zinnen seiner Umfassungsmauer einen imposanten Anblick, dem aber das Innere nicht entspricht. Im O. 3. Dschodpur (engl. Jhodpoor), s. d. 4. Sirohi (engl. Serovey), 141 □M. mit 151,200 E.; die gleichnamige Hauptstadt, an der alten Handelsstraße von Surat u. Kambai nach Norden, treibt bedeutenden Handel mit Degenklingen u. Schilfrohr. — **Ost-Radschputana,** von jenem durch das Arawalligebirge getrennt u. zum Gangeslande gehörig, mit einem Areal von 2146 □M. mit fast 5 Mill. E., besteht aus 10 meistens kleineren, aber stark bevölkerten Staaten unter der Herrschaft der Radschputen; die Staaten bilden aber nicht ein geschlossenes Gebiet, sondern werden durch viele dazwischenliegende mittelbare u. unmittelbare Ländchen getrennt. Die größten unter den Staaten von Ost Radschputana sind: 1. Dschehpur (engl. Jeypoor) od. Dschajapura (s. d.); 2. Udehpur (engl. Oudeypoor) od. Mewar, 548 □M., 1,161,400 E.; die gleichnamige Hauptstadt liegt am Eingange eines wichtigen, durch das Arawalligebirge nach Sirohi führenden Gebirgspasses, an einem großen künstlichen See, hat einen schönen Palast des Rana Fürsten u. 15,000 E. 3. Kotah, 206 □M. mit 131,000 E.; die gleichnamige feste Hauptstadt liegt am Dschambal, einem Nebenflusse des Dschamna. 4. Alwar od. Matscherri, 168 □M. mit 280,000 E. 5. Bundi (engl. Boondee), 100 □M. mit 230,000 E. 6. Dschallawar, 104 □M. mit 220,000 E.

Radziwill, ein altes lithauisches Fürstengeschlecht mit großen Besitzungen in Rußland u. Preußen. Urkundlich zuerst genannt wird 1401 ein R., der mit Jagello (s. d.) sich hatte taufen lassen u. Marschall von Lithauen war. Im 15. Jahrh. wuchs der Reichthum u. das Ansehen der mit dem Hause der Jagellonen verschwägerten Familie. 1518 ward Nikolaus III. **R.**, Fürst von Goniadz u. Medele, seit 1499 Palatin von Wilna, von Kaiser Maximilian I. in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben, u. da dessen Linie mit seinen Söhnen ausstarb, so übertrug Kaiser Karl V. die Reichsfürstenwürde auf die drei Neffen des genannten Palatins, welcher Akt 1549 von König Sigismund August von Polen bestätigt wurde. Letzterer hatte sich bereits als Kronprinz mit Barbara **R.**, geb. 1523, heimlich vermählt; auch ließ er sie nach der Thronbesteigung gegen den Willen des von seiner Mutter aufgereizten Reichstags in Krakau krönen, doch mußte Barbara dies mit dem Leben büßen; sie wurde 1551 vergiftet. — Fürst Janus **R.**, Kastellan von Wilna, gest. 7. Nov. 1620, mußte seines evangelischen Glaubens wegen Verfolgungen erleiden u. war in 2. Ehe (seit 27. Juni 1613) mit Sophia, einer Schwester des Großen Kurfürsten von Brandenburg, vermählt. Aus dieser Ehe stammten Fürst Boguslaus **R.**, der, geb. zu Danzig 3. Mai 1620, im Okt. 1657 Statthalter des Herzogthums Preußen wurde; derselbe starb 31. Dez. 1669 auf einer Reise zwischen Königsberg u. Brandenburg. Seine einzige Tochter, Charlotte Luise, vermählte sich zuerst (1681) mit dem zweiten Sohne des Großen Kurfürsten, dem Markgrafen Ludwig, u. nach dessen Tode mit dem Pfalzgrafen Karl Philipp von Neuburg. — Der Stammvater der noch jetzt blühenden Linie R., Fürst Nikolaus VI. **R.** v. Olyka u. Nieswicz, genannt „der Schwarze", Großmarschall von Lithauen u. Wojwode von Wilna, gest. auf seinem Gute Lukiszkan bei Wilna 20. April 1567, war gleichfalls Protestant u. ließ 1563 zu Brzesc die berühmte „Radziwill'sche Bibel" drucken,

auf deren Vernichtung dann sein ältester Sohn, Fürst Christoph Nikolaus **R.**, gest. 1616, der mit seinen drei Brüdern der Evang. Kirche wieder abtrünnig wurde, einen Preis von 5000 Dukaten setzte. Die Pilgerreise desselben nach Jerusalem ist in dem Werke „Peregrinatio Hierosolymitana" (Braunsb. 1601; poln., Bresl. 1847) beschrieben. Ein Bruder des Letztgenannten, Fürst Georg **R.**, geb. 1558, wurde 1578 Bischof von Wilna, 1583 Kardinal u. starb zu Rom 21. Jan. 1600. Nur die Nachkommenschaft des ältesten Bruders bildet das noch heute blühende Haus R. Fürst Michael Kasimir **R.**, geb. 13. Jan. 1702, gest. zu Wilna 22. Mai 1762, war eine der Hauptstützen der sächs. Partei in Polen, weshalb er von August III. mit großen Gütern beschenkt wurde, trat aber 1757 auf die Seite der Russen. — Fürst Karl Stanislaus **R.**, Sohn des Vorigen, geb. 27. Febr. 1734, Palatin von Wilna u. seit 1762 Großfeldherr von Litbauen, bildete als einer der entschiedensten Gegner des Königs Stanislaus II. August Poniatowski die lith. Konföderation zu Radom, ward deshalb geächtet u. mußte flüchten, schloß sich später den Russen an u. trat an die Spitze einer neuen Konföderation, erregte aber bei den Russen Mißtrauen u. wurde infolge dessen abermals flüchtig, worauf er den Plan faßte, die Fürstin Elisabeth Tarakanoff, eine natürliche Tochter der Kaiserin Elisabeth, auf den russ. Thron zu erheben; doch verließ er diese in Rom u. kehrte nach Litbauen zurück, wo er 22. Nov. 1790 starb. Fürst Michael Hieronymus **R.**, Sohn des Vorigen u. gleichfalls Palatin von Wilna, geb. 10. Okt. 1744, blieb dem politischen Leben fern u. starb 28. März 1831. Von seinen Söhnen stiftete der älteste, Fürst Ludwig Nikolaus **R.**, geb. 14. Aug. 1773, gest. zu Warschau 3. Dez. 1830, die sog. Ordination von Kleck, in der nun sein einziger kinderlos gebliebener Sohn, Fürst Leo **R.**, geb. 10. März 1808, succedirte. Dieser diente beim Ausbruch der Revolution von 1830 in der poln. Garde, folgte dem Großfürsten Konstantin nach Rußland u. kämpfte im ganzen Feldzuge gegen Polen. Dafür zum kaiserlichen Flügeladjutanten ernannt, erhielt er auch noch nach seiner Heirath mit der am Petersburger Hofe beliebten Prinzessin Sophie Urussoff (12. Febr. 1833) die konfiszirten Güter seines Oheims Michael als Brautgeschenk. Vom Kaiser Nikolaus wiederholt mit diplomatisch militärischen Sendungen betraut, hatte er u. A. im Aug. 1849 die Auslieferung der nach der Türkei geflüchteten Ungarn zu verlangen, doch hatte er damit bei der H. Pforte keinen Erfolg. Später rückte er zum Generalleutnant in der Suite des Kaisers auf. — Fürst Anton Heinrich **R.**, zweiter Sohn des Fürsten Michael Hieronymus R., Stifter der Ordination von Olyka, Nieswiez u. Mir, geb. zu Wilna 13. Juni 1775, vermählte sich 17. März 1796 mit der Prinzessin Friederike Dorothea Luise Philippine von Preußen (geb. 24. Mai 1770, gest. zu Berlin 7. Dez. 1836); wurde 1815 nach der Besitzergreifung der poln. Landestheile preuß. Statthalter im Großherzogthum Posen u. blieb dies auch, als ein Oberpräsidium an die Spitze der Provinz gesetzt wurde, trat aber zurück, als der poln. Aufstand von 1830 seine nächsten Verwandten in die entgegengesetzten Heerlager vertheilte. Er hat sich als Komponist durch seine Musik zu Goethe's „Faust" vortheilhaft bekannt gemacht. Lange Jahre bildete das R.'sche Palais in Berlin den Mittelpunkt des dortigen Kunstlebens u. eine Pflegstätte alles Schönen u. Edlen. 1874 wurde das Palais von der R.'schen Familie dem Deutschen Reiche käuflich überlassen u. zur Wohnung des deutschen Reichskanzlers umgebaut. Fürst Anton Heinrich starb zu Berlin 7. April 1833 u. hinterließ seiner Familie einen großen Einfluß auf die staatlichen u. kirchlichen Dinge in Preußen. Die beiden Söhne des Fürsten Anton Heinrich, Fürst Wilhelm **R.** (geb. 19. März 1797, gest. als preuß. General der Infanterie zu Berlin 5. Aug. 1870) u. Fürst Boguslaus **R.** (geb. zu Königsberg 3. Jan. 1809, gest. als preuß. Generalmajor a. D. u. erbliches Mitglied des Herrenhauses zu Berlin 2. Jan. 1873, eine der vornehmsten Stützen der Ultramontanen), vermählten sich mit Prinzessinnen aus dem österr. Hause Clary u. Aldringen. — Fürst Michael Geron **R.**, dritter Sohn des Fürsten Michael Hieronymus, geb. 24. Sept. 1778, kämpfte unter Kosciuszko 1792 bis 1794 auf poln. Seite, führte im Feldzuge von 1812 ein poln. Regiment u. wurde auf dem Schlachtfelde von Smolensk von Napoleon I. zum Brigadegeneral ernannt. Als in der poln. Revolution von 1830 Chlopicki die Diktatur niedergelegt hatte, ward R. vom Reichstag 21. Jan. 1831 zum Oberbefehlshaber gewählt, doch nahm er, da er als wahrer Patriot nach den Ruhmestagen von Dobre, Milosna, Grochow u. Praga zum Frieden rieth, die exaltirte Partei gegen sich ein u. trat daher 26. Febr. den Oberbefehl an Skrzynecki ab. Nach der Einnahme von Warschau ins Innere Rußlands transportirt u. dort bis 1836 zurückgehalten, lebte er dann in Dresden, wo er 24. Mai 1850 starb. — Prinz Edmund **R.**, vierter Sohn des Fürsten Boguslaus R., geb. zu Teplitz 6. Sept. 1842; studirte seit 1863 in Bonn, Tübingen u. Breslau kathol. Theologie, ward im Juni 1867 zum Priester geweiht, hielt sich dann in Westfalen u. in der Rheinprovinz auf, wurde 1869 Kaplan in Warmbrunn (Schlesien), folgte im Juli 1870 als kathol. Feldgeistlicher der 5. Infanteriedivision im 3. Armeecorps nach Frankreich u. erhielt, nachdem er in Rom gewesen, im Juli 1871 das Vikariat in Ostrowo. 1874 vom Wahlkreise Oppeln in den Deutschen Reichstag gewählt, schloß er sich hier dem Centrum an. Auch hat er sich durch seine kirchlich-politische Schrift „Die kirchliche Autorität u. das moderne Bewußtsein" (Bresl. 1872) bekannt gemacht.



Nr. 1550. Rafael Santi (geb. 6. April 1483, gest. 6. April 1520).

Rafael Santi od. **Sanzio**, einer der größten Künstler, die je gelebt, insbes. der größte Maler der christlichen Kunstperiode, von gleich hoher Meisterschaft in religiösen u. weltlichen Stoffen. In ihm sammelten sich die nach Gestaltung ringenden Ideen seiner Zeit wie in einem großartigen Brennspiegel, u. seine schönheitbegeisterte Hand gab sie mit Leichtigkeit in Form u. Farbe auf das Künstlerischste wieder. Zwar fehlt ihm das Elementare, Dämonische, Urgewaltige eines Michelangelo, dafür ist aber seine Genialität getragen von einer herzgewinnenden Liebenswürdigkeit; durch u. durch Poesie, ist in seinen Schöpfungen Alles sympathisch. Am 6. April 1483 zu Urbino geboren, empfing R. S. im Atelier seines Vaters, des frommen Malers Giovanni **Santi**, u. im Renaissancepalast des Herzogs von Urbino die ersten Eindrücke. Schon in seinem 12. Lebensjahre verlor er den Vater (gest. 1. Aug. 1494) u. ward daher durch seinen Oheim, Bartolommeo Santi, zu dem hochgefeierten Maler Pietro Perugino in Perugia gebracht. Unter dem Einflusse der tiefreligiösen Innerlichkeit seines Meisters, in der Einsamkeit der schönen Berggegend, in der Nähe des berühmten Franziskanerklosters von Assisi, erblühte in des Jünglings Seele ein gottinniges Leben. Zeugniß davon geben seine Jugendarbeiten, unter denen sein „Sposalizio", die Vermählung der Jungfrau Maria mit Joseph (jetzt in der Brera zu Mailand) u. seine „Krönung Maria's" (jetzt im

Vatikan) die bedeutendsten u. charakteristischsten sind. Auch fallen schon in diese Epoche seine Frescoanfänge, indem er seinem Mitschüler Bernardino Pinturicchio die diesem 1502 zu Theil gewordene Aufgabe lösen half, den Saal der Chorbücher des Doms zu Siena mit Wandgemälden aus dem Leben Pius' II. zu schmücken. In R.'s ersten Werken fand die Umbrische Schule (Gipfelpunkt der frommen, zarten, mittelalterlich kindlichen Kunst) ihre letzte Erfüllung u. Vollendung. Der Kreis dieser Schule ward R. S. zu eng, das Bedürfniß nach weiterer technischer Ausbildung führte ihn daher 1504 nach Florenz. Dorthin zog ihn der Ruf jener gewaltigen Kartons, welche damals Michelangelo u. Leonardo da Vinci im Wettbewerb um die Ausschmückung des Rathhauses (Palazzo Vecchio) entworfen hatten. Ein warmer Empfehlungsbrief der Herzogin von Sora, einer Schwester des Herzogs Guidobaldo von Urbino, für den er kurz vorher während eines Besuchs in seiner Vaterstadt drei Bilder gemalt hatte (zwei davon, ein heil. Michael u. ein heil. Georg, befinden sich jetzt im Pariser Museum), verschafften ihm die sofortige Möglichkeit, die ihm förderlichsten Verbindungen anzuknüpfen. Unter dem Einflusse jener beiden Meister u. anderer hervorragender Künstler, wie insbes. des Fra Bartolommeo, dessen blühendes Kolorit u. großartige Behandlung des Faltenwurfs er sich anzueignen suchte, unter den Anregungen des großstädtischen Lebens in Florenz, das damals unter der Aegide der Mediceer ein Mittelpunkt für Kunst u. Wissenschaft war, wuchs in R. nicht nur der Künstler, sein ganzer Gesichtskreis erweiterte sich, auch ihm ging die Sonne des Humanismus auf. So wurden in der Florentiner Epoche, während der er übrigens auch Perugia u. den Hof zu Urbino wieder auf längere Zeit besuchte, seine Bilder rein menschlich u. erweiterten sich die Madonnengestalten zum Leben der heil. Familie. Beispielsweise seien genannt: „Madonna della Sedia" (im Palast Pitti) u. die als „La belle jardinière" bekannte Madonna (im Louvre), deren Darstellung eine ganz genrebildliche ist; die „Heilige Familie unter der Fächerpalme" (im Besitz des Lords Ellesmere in London) u. die „Heilige Familie in einer Landschaft" (in der Münchener Pinakothek). Sein Hauptwerk aus dieser Epoche ist aber die „Grablegung Christi" (im Palast Borghese in Rom); ausgezeichnet durch Tiefe u. Feinheit der Charakteristik, durch Adel u. Großheit der Linienführung, erregte deren Karton die größte Bewunderung u. wurde die Veranlassung, daß 1508 Papst Julius II. den Künstler nach Rom berief, da die Prachtgemächer des Vatikans mit Gemälden geschmückt werden sollten. R. S., der zwar schon ein vollendeter Meister, aber noch allen Bildungsanregungen offen war, folgte diesem Rufe, u. dies sollte ihn dem Zenith seines Ruhmes zuführen. Damals herrschte ein gewaltiges Leben in Rom; die berühmtesten Humanisten lebten am päpstl. Hofe; mit ihnen trat R. S. in Verbindung. Sein erster Auftrag bestand in der Ausschmückung der päpstl. Empfangssäle (Stanzen), u. das vom Meister dazu gewählte Thema ist für ihn bezeichnend. Im ersten Zimmer, dem Prachtsaale des Papstes, wo Kirchen- u. Staatsverhandlungen untersiegelt wurden (daher Stanza della signatura), malte R. S. an der Decke vier allegorische Figuren, an den Wänden entsprechende historische Bilder: 1. die allegorische Figur der Theologie, u. als Wandgemälde die als „Disputa" bekannte Darstellung der streitenden u. triumphirenden Kirche, durch Engel in eine untere u. obere Hälfte getheilt, mit ruhigem, fast gemessenem Parallelismus in der Anordnung; 2. gegenüber die allegorische Figur der Philosophie u. als Wandgemälde die „Schule von Athen" (Darstellung des Lebens der Philosophen, des freien Forschens; Genossenschaft der meisten Philosophen Athens; nicht getheilt in Oben u. Unten, sondern auf gemeinsamer Fläche; meisterhafte Charakteristik in einfach plastischer Geberde; Platon als Idealist, die Rechte aufwärts, betrachtet als Urwesen der Dinge die Idee; Aristoteles als Realist breitet seine Hand über die Erde, den festen u. reinen Urquell aller Erkenntniß, aus; freie Gliederung, sinnige Gruppirung, reichste Fülle in klarer Uebersichtlichkeit; Paul de Laroche u. Kaulbach nahmen sich die „Schule von Athen" zum Muster, ohne sie jedoch auch nur annähernd zu erreichen); 3. die allegorische Figur der Poesie u. die Darstellung des Parnaß als Wandgemälde; Homer, Vergil, Dante, Petrarca, zu Seiten andere Dichter des Alterthums u. der späteren Zeit; glücklich heiteres Leben des kunsterfüllten Daseins, ausgeführt in leuchtender Kraft der Farbe; 4. die allegorische Figur der Jurisprudenz u. entsprechend die Veranschaulichung des weltlichen Rechts (Justinian) u. des kanonischen Rechts (Gregor X.) als Wandgemälde. Diese letztausgeführten Bilder sind die schwächsten des gewaltigen Cyklus, der in seiner großartigen Geschlossenheit von der Größe des Meisters das beredteste Zeugniß giebt u. die Kunst der Frescomalerei einen ihrer höchsten Triumphe feiern läßt. Im zweiten Zimmer (Stanza d'Eliodoro) stellte R. S. den von Gott dem Menschengeschlecht u. der Kirche unmittelbar geleisteten Schutz dar. Hier zeigt sich beim letzten Deckengemälde (Gott erscheint dem Moses im feurigen Busch) zum ersten Mal der Einfluß der Darstellungsweise Michelangelo's in der Zeichnung des Nackten u. bei zwei Wandgemälden (die „Vertreibung Heliodor's aus dem Tempel Jerusalems" u. „Die Messe von Bolzena") der Einfluß der Behandlungsweise Giorgone's im Licht u. Schatten. Nach Julius' II. Tode erlitt die Arbeit eine Unterbrechung; zwar ward sie nach Leo's X. Regierungsantritt wieder aufgenommen, doch war dem Künstler das freie Walten jetzt gehemmt, u. deshalb überließ er die fernere Ausmalung der Stanzen mehr u. mehr seinen Schülern u. wandte sich mit der Fülle seiner Schaffenskraft anderen Arbeiten zu. So entstanden insbes. die 12 Kartons zu den in Flandern gewebten, seit 1519 im Vatikan aufgehängten Gobelins mit Darstellungen aus der Apostelgeschichte, dem Höchsten, was die historische Kunst je geleistet. Ferner die 52 Kompositionen zur Ausschmückung der mittleren Arkadenreihe (Loggien) im Hofe des Vatikans; ausgeführt wurden diese Darstellungen aus dem Alten u. Neuen Testament (die Bibel R. S.'s genannt, in Kupfer gestochen, Rom 1614) von Schülern, die nicht immer des Meisters würdig waren. Auch übernahm er eine große Anzahl von Aufträgen verschiedener fürstlicher u. privater Personen, infolge dessen er die Entwürfe zu einigen Darstellungen aus der Mythologie (Galatea, Amor u. Psyche ꝛc.) lieferte u. wieder viele größere u. kleinere heil. Familien- u. Madonnenbilder (Madonna di Foligno, jetzt im Vatikan; die heil. Familie im Museum zu Neapel; die Madonna mit drei Kindern u. die Madonnina mit dem Buche, jetzt in Petersburg; die heil. Jungfrau mit dem Diadem u. die sog. kleine heil. Familie, im Louvre ꝛc.), aber auch verschiedene Bildnisse malte. 1515 erhielt R. S. nach Bramante's Tode sogar die Leitung des Baues der St. Peterskirche, wie er denn überhaupt selbst als Architekt unsere Bewunderung herausfordert. Die Ausführung seines neuen Planes für die genannte Kirche verhinderte zwar sein frühes Lebensende, aber mehrere andere Bauten wurden nach seinen Angaben errichtet, so insbes. der Hof San Damaso des Vatikans u. einige Paläste. Endlich beschäftigte er sich auch als Aufseher über die Alterthümer Roms mit dem Gedanken, die Gebäude des antiken Rom aufzunehmen, auszugraben u. zu vermessen, um hierdurch einen vollständigen Plan der Stadt aus den Kaiserzeiten entwerfen zu können. In R. S.'s letzter Lebenszeit kehrte die religiöse Stimmung seiner ersten Epoche zurück, nur ist sie tiefer u. inniger, verzückter geworden, wofür seine letzten großen Oelgemälde zeugen: „Die heil. Cäcilie" (in der Pinakothek zu Bologna), „Der Erzengel Michael" (für König Franz I. gemalt, im Pariser Museum), „Die Kreuztragung" (jetzt in Madrid), „Die Sixtinische Madonna" (1518 für die Kirche des Benediktinerklosters zum heil. Sixtus in Piacenza mit vollendetster Technik gemalt, jetzt der Schmuck u. Stolz des Dresdener Museums) u. „Die Verklärung Christi od. die Transfiguration" (jetzt in der Gallerie des Vatikans). Letztgenanntes Bild hinterließ R. S. unvollendet, da er, durch seine rastlos künstlerische Thätigkeit vorzeitig aufgerieben, schon am Charfreitage des J. 1520 (6. April) aus dem Leben schied. Im Pantheon liegt er neben seiner Geliebten, La Fornarina, begraben. Keine Künstlerhand hat ihm ein Grabdenkmal zu errichten gewagt; auf seinen Leichenstein ließ der Kardinal Bembo die Worte setzen: „Hier ist R.'s Grab, den, lebend, als ihren Besieger, sterbend, zu sterben mit ihm, fürchtete Mutter Natur." R. S.'s bedeutendste Schüler waren: Giulio Romano u. Giovanni Francesco Penni, welche seine Erben u. die Vollender seiner unbeendet gelassenen Arbeiten wurden. In Rom selbst fand übrigens R. S.'s Schule schon 1527 durch die Belagerung u. Plünderung der Stadt ein Ende, denn dadurch ward der größte Theil der dortigen Künstler in alle

Welt zerstreut. Die Künstler der neueren Zeit studiren hauptsächlich noch die schöne, aus dem tiefsten Gefühl für die höhere Symmetrie hervorgegangene Anordnung der R.'schen Kompositionen. Vergl. Nagler, „R. als Mensch u. Künstler" (Münch. 1836); Passavant, „R. von Urbino u. sein Vater Giov. Santi" (3 Bde., Lpz. 1839 bis 1858); v. Wolzogen, „R. S., sein Leben u. seine Werke" (ebd. 1865).

Raff, Georg Christian, Schulmann u. Jugendschriftsteller, geb. zu Stuttgart 30. Sept. 1748; studirte in Göttingen, wurde später Konrektor am dortigen Lyceum, dann dessen Rektor u. starb daselbst 5. Juni 1788. Durch seine „Geographie für Kinder" (3 Bde., Gött. 1776; neue Aufl. 1790—92) u. seine „Naturgeschichte für Kinder" (ebd. 1778; 12. Aufl. 1827), die man heute belächeln muß, hat er seiner Zeit sehr verdienstlich gewirkt.



Nr. 4551. Joachim Raff (geb. 27. Mai 1822).

Raff, Joachim, hervorragender Tonsetzer, geb. 27. Mai 1822 zu Lachen am Züricher See, erzogen in dem württembergischen Orte Wiesensteiten; wurde für das Schulfach bestimmt u. fungirte vier Jahre lang als Oberlehrer, machte aber seit 1842 die Kunst zum Lebensberuf. 1843 schickte er verschiedene seiner kompositorischen Versuche an Mendelssohn nach Leipzig, der sich für dieselben sehr interessirte. 1845 lernte er Liszt kennen, reiste mit diesem sogar eine Zeit lang, lebte seit 1846 in Köln, ging 1850 auf Einladung Liszt's nach Weimar u. siedelte 1856 nach Wiesbaden über, wo er gegenwärtig noch lebt. Von R.'s sehr zahlreichen u. interessanten Kompositionen seien hier nur angeführt: sieben Sinfonien, mehrere Ouverturen, einige Suiten für Orchester, fünf Streichquartetten, drei Klaviertrios, fünf Sonaten für Klavier u. Violine, einige Konzerte für Klavier u. Violine u. Violoncell, Chorsachen mit Orchester, ein- u. mehrstimmige Lieder, zahlreiche Klavierstücke 2c. Ferner sind zwei Opern von ihm — „König Alfred" u. „Dame Kobold" — 1850 u. 1870 in Weimar gegeben worden. Auch ist R. als Schriftsteller mit „Die Wagnerfrage" (Braunschw. 1854) aufgetreten.

Raffinade, von raffiniren, verfeinern, Etwas in der sublimsten Weise ausbilden, heißt in specie die feinste, weißeste Zuckersorte, welche aus dem Rohrzucker sowol wie aus dem Rübenzucker dargestellt wird.

Raffles, Sir Thomas Stamford, engl. Staatsmann in Ostindien, geboren an Bord eines Schiffes in der Nähe von Jamaika 6. Juli 1781; ward 1805 von der Ostind. Compagnie dem Gouverneur der Insel Pulo Pinang als Sekretär beigegeben, erhielt 1811 nach der Eroberung Batavia's den Gouverneurposten auf Java u. nach der Rückgabe dieser durch ihn zu gedeihlicher Entwicklung gebrachten Kolonie an Holland das Amt eines Statthalters in Benkulen. Auch hier machte er sich durch seine Verwaltung sehr verdient, u. um dem brit. Handel im ind. Inselmeere einen Mittelpunkt zu verschaffen, gründete er 1819 eine Niederlassung in Singapore. 1824 kehrte er nach England zurück u. 5. Juli 1826 starb er dort in Highwood Hill. Für seine „History of Java" (2 Bde., Lond. 1817; 2. Aufl. 1830) war er zum Ritter erhoben worden. Vgl. das von seiner Wittwe herausgegebene „Memoir of the life and public services of Sir Thom. Stamford R." (Lond. 1830). Die Pflanzengattung Rafflesia (s. d.) ist ihm zu Ehren benannt.

Rafflesia, Pflanzengattung der Rafflesiaceen, einer Familie, die mit den Balanophoreen eine eigene Klasse der Pflanzen, die Rhizantheen bildet, deren sämmtliche Mitglieder sich durch eine pilzartige Natur auszeichnen u. darum als die niedrigsten Pflanzenorgane in die Nähe der Kryptogamen stellen. Von ihnen ist die R. die höchstentwickelte Form. Denn obwol auch sie, gleich den übrigen Gliedern, zu den Schmarotzergewächsen gehört, die ihre Nahrung pilzartig von anderen Pflanzen ziehen, so zeichnet sie sich durch ihre Blume aus, die zu den riesigsten der Welt gehört. Eigentlich ist die ganze Pflanze fast nichts als Blume.



Nr. 4552. Rafflesia im javanischen Gebirgswald.

Zunächst erscheint sie auf den langen, kriechenden Wurzeln gewisser Lianen als ein rauhes Knöpfchen, von welchem sich oft ganze Reihen auf der Wurzel zeigen; von der Größe einer Haselnuß schwillt dasselbe bald zu der Größe einer Walnuß, dann eines Apfels an, bis es endlich einem Kohlkopf gleicht u. wie ein riesiger Bovist sich darstellt. Die Hülle ist rauh. Bald jedoch bricht durch sie hindurch eine braune Blume, erst übereinander gelegt, wie die Blätter des Kohles, dann zur vollen Blüte entfaltet, deren fünf dicke, fleischige u. fleischfarbene Blätter einen widerlichen Leichengeruch verbreiten u. schnell verwesen. Im Inneren breitet sich eine ebenfalls fleischfarbene Scheibe aus, welche räthselhafte Blumentheile trägt. Diese sind pilzartig u. nehmen bei der völlig entwickelten Blume eine Höhe von etwa 30 cm an, während der Durchmesser der ganzen Blume an 1 m. beträgt, so daß sie in ihrem ganzen Umfange 3 m. mißt. Die Samen erscheinen in der Tiefe der Blumenhülle als zartes Pulver. Die erste Art (R. Arnoldi), welche Dr. Joseph Arnold um 1818 auf Sumatra entdeckte u. welche dessen Namen trägt, kommt auch auf Java vor; eine zweite Art (R. Cumingi) bewohnt die Philippinen, eine dritte (R. Patma) nur Java. Von diesen ist die erste u. letzte zwitterblütig, die zweitgenannte zweihäusig, indem sie männliche u. weibliche Geschlechtsorgane in zwei verschiedenen Blumen trägt. Alle Theile der Rafflesien sind sehr zusammenziehend, weshalb sie auch von eingeborenen Aerzten, bes. in Japan, wo auch die R. Patma vorkommen soll, gegen weibliche Geschlechtsleiden verwendet werden. Den Namen R. gab Robert Brown, als er um 1820 die botanische Welt zum ersten Male mit der wunderbaren Pflanzengattung bekannt machte, zu Ehren des Sir Stamford Raffles (s. d.), welcher zur Zeit der Entdeckung Gouverneur der damaligen engl. Besitzungen auf Sumatra war.

Rafn, Karl Christian, dän. Alterthumsforscher, geb. zu Brahesborg (Insel Fünen) 16. Jan. 1795; studirte zuerst die Rechte, wandte sich aber dann ausschließlich dem Studium der altnordischen Geschichte u. Poesie zu, wurde 1821 Unterbibliothekar an der Universitätsbibliothek in Kopenhagen, gründete 1825 die Gesellschaft nordischer Alterthumsforscher, deren Sekretariat er übernahm, erhielt 1826 eine Professur in Kopenhagen u. starb daselbst 20. Okt. 1864. R. hat sich um die nord. Alterthumskunde bedeutende Verdienste erworben.

Unter seiner thätigen Redaktion veröffentlichte jene Gesellschaft auch ihre zahlreichen u. wichtigen Schriften, von denen nur die „Antiquitates americanae, sive Scriptores septentrionales rerum antecolumbianarum in America“ (Kopenh. 1837) u. die „Historischen Denkmäler Grönlands“ (3 Bde., ebd. 1838—45) erwähnt werden mögen. Seine Sammlung historischer Manuskripte der Isländer u. Skandinavier bildet ferner den Haupttheil der „Antiquités russes“ (2 Bde. mit 23 Tafeln Abb., ebd. 1850—52). Er selbst schrieb eine „Nordische Heldengeschichte“ (3 Bde., ebd. 1821—25; neue Aufl. 1829 ff.) u. besorgte die kritische Ausgabe von Sammlungen verschiedener mythisch-historischer u. romantischer Sagen des Nordens. Endlich wurde durch ihn 1824 auch die Stiftsbibliothek in Reykjavik (Island), 1827 die Amtsbibliothek in Thorshavn (Faröer) u. 1828 die Bibliothek in Godthaab (Grönland) gegründet.


Nr. 155. Ragusa (Dalmatien).

Ragaz, der berühmteste Badeort der Schweiz (Kanton St. Gallen), ist ein aus freundlichen Häusern, theilweise aus Palästen bestehender Ort, welcher außer der Kursaison 1805 E. (1870) zählt u. am Eingange des schluchtenartigen Taminathales u. an der Eisenbahn Rohrschach-Chur gelegen ist. Zu den schönsten Gebäuden des Ortes gehört das neue Kurhaus u. das Hôtel Quellenhof. Auf dem kathol. Friedhof befindet sich das Grab des hier 20. Aug. 1854 gestorbenen Philosophen Schelling. Die elegant eingerichteten Badeanstalten sind das große Schwimmbad, das Helenabad, das Neubad, das Mühlbad u. das Dorfbad. Das Wasser wird in hölzernen Röhren von dem eine Stunde weit entfernten Bade Pfäfers hergeleitet; der Weg dorthin führt durch die großartige Taminaschlucht, durch welche dieser Fluß in brausenden Kaskaden sich Bahn gebrochen hat. In der Tiefe derselben liegt das 1704 erbaute Bad Pfäfers, welches 140 Zimmer u. 28 Badelokale enthält. Hinter diesem Gebäude entspringen die Quellen, acratische Thermen, welche in Zusammensetzung u. Heilswirkung denen von Gastein gleichen, in tiefen Felsspalten hart an der Tamina, über welche die bis 1900 m. hohen Bergwände bis auf die Breite des Wildwassers sich nähern. Die Hauptquelle hat 23,75°, die untere Quelle 30,5° R.; während dieselben in den Wintermonaten nur wenig Wasser haben, geben sie im Hochsommer dagegen 1500 Maß in der Minute. Das Wasser hat in R. nach einem Lauf von 4062 m. mit einem Gefälle von 117 m. noch eine Temperatur von 27,75° R.; dasselbe ist geruch- u. geschmacklos u. hinterläßt auch keinen Bodensatz. Zu den besuchtesten Punkten in der Umgegend von R. gehören die Ruinen Freudenberg u. Wartenstein. Aus dem Taminathale steigt man auf steilem Pfade zu dem Dorfe Pfäfers empor, das auf einem Plateau über R. liegt u. eine Kantonalirrenanstalt besitzt, die die Räume eines 1838 säkularisirten Benediktinerklosters einnimmt. Die Quellen von Pfäfers waren schon im Mittelalter viel besucht; 1243 ließ der Abt des Benediktinerklosters über die Tamina ein Holzhaus bauen, von dem die Kranken in die Tiefe zu den Quellen hinabgelassen wurden; dasselbe widerfuhr noch Ulrich v. Hutten, welcher hier Genesung suchte.

Raglan (spr. Räglän), Fitzroy James Henry **Somerset**, Lord, engl. Feldmarschall, geb. als der jüngste Sohn des 5. Herzogs von Beaufort 30. Sept. 1788; diente seit 1804 mit Auszeichnung im engl. Heer, war seit 1809 einer der Adjutanten Wellington's u. seit 1810 dessen militärischer Sekretär, nahm aber gleichwol auch bis 1815 an allen Schlachten Theil; bei Waterloo verlor er seinen rechten Arm. Seit 1830 Generallieutnant u. seit Wellington's Tode (1852) Generalfeldzeugmeister sowie unter dem Namen eines Lords R. Peer, erhielt er im Febr. 1854 den Oberbefehl über die für den Orientkrieg bestimmten Truppen, landete im Sept. auf der Krim, schlug mit St. Arnaud die Schlacht an der Alma, starb aber, nachdem er den Marschallsrang erhalten, während der Belagerung von Sebastopol 29. Juni 1855. Ein ihm errichtetes Denkmal steht seit 1861 am Hauptportal der Westminsterabtei in London.

Ragoczybrunnen, berühmte eisenhaltige Kochsalzquelle in Kissingen, deren Wasser ausschließlich zum Trinken benutzt wird. Dasselbe bewirkt eine leichte Anregung der Sekretion aller Schleimhäute, Steigerung des Appetites, Förderung der Darmthätigkeit u. des Stoffwechsels überhaupt.

Ragoût (franz., spr. Raguh'), ein Gericht aus zerschnittenen Fleischstücken in gewürzter, kräftiger Brühe. R. fin (spr. Raguh' fäng), eine Mischung von kräftigem Fleisch, Geflügel, Austern, Fisch, Kapern ꝛc., kleingehackt u. meist in Muscheln aufgetragen.

Ragusa (slav. Dubrovnik), Hauptstadt des gleichnamigen Distriktes von Dalmatien mit 5305 E. (1869); liegt auf einer Halbinsel, amphitheatralisch am Berge Sergio emporsteigend, u. hat mit den thurmreichen Mauern ein fast mittelalterliches Ansehen. Die Straßen sind meist schmal u. zum Theil steil, die breiteste unter ihnen ist der Corso. Unter den Kirchen zeichnet sich nam. der Dom aus. Mehrere Forts schützen den kleinen, aber sicheren Hafen der Stadt, für welche außerdem der Hafen des benachbarten Dorfes Gravosa, an dem sich auch ausgedehnte Werften befinden, eine besondere Wichtigkeit besitzt. Eingelaufen sind 1874 in R. 479 Schiffe von 12,322 Tonnen, in Gravosa 739 Schiffe von 156,337 Tonnen, ausgelaufen von R. 477 Schiffe von 12,296 Tonnen, von Gravosa 747 Schiffe von 157,442 Tonnen. Von besonderer Bedeutung ist außerdem noch der Karawanenhandel mit Bosnien. — R. wurde 656 n. Chr. durch Flüchtlinge aus Alt-Ragusa (ital. Ragusa vecchia, das alte Epidaurus, jetzt ein ärmlicher Flecken mit 1000 E., etwa 2 St. von R.) gegründet, als dieses die slav. Treburier zerstörten. Zu einer nach dem Vorbilde Venedigs organisirten aristokratischen Republik herangebildet, begab sich R. 1358 unter Ungarns Schutz u. zahlte später auch der Pforte Tribut. Zur Zeit seiner Blüte, die um 1427—37 fällt, zählte R. mehr als 30,000 E. Pest u. häufige Erdbeben sowie die veränderte Richtung des Welthandels zerstörten R.'s Wohlstand. Im J. 1805 ließ Napoleon das Gebiet von R., welches übrigens auch zur Zeit seiner höchsten Macht nur etwa 25 □M. betrug, besetzen, worauf es von Russen u. Montenegrinern verwüstet ward. 1811 wurde R. zu dem neu gebildeten Königreiche Illyrien geschlagen u. kam mit diesem 1814 an Oesterreich.

Ragusa, Stadt in der sizilianischen Provinz Noto mit 21,705 E. (1871), in zwei Theile mit selbständiger Verwaltung (R. superiore u. R. inferiore) getheilt, hat nicht unbedeutende Tuch- u. Wollenzeugwebereien. Die Felsen in der Nähe der Stadt enthalten zahlreiche Grotten.

Ragusa, Herzog von, s. „Marmont“.

Rahel (hebr. rachel, d. i. eigentlich Mutterschaf) heißt 1. Mos. 29 ff. eine Tochter des Aramäers Laban, Schwester der Lea u. bevorzugte Gemahlin des Erzvaters Jakob, die er gleich Lea durch siebenjährigen Dienst (an Stelle des üblichen Kaufpreises) gewann. Sie gebar ihm in Mesopotamien den Joseph (1. Mos. 30, 23 ff.) u. starb dann in Palästina über der Geburt des Benjamin (1. Mos. 35, 16 ff.). Das Grab der R., jetzt zwischen Jerusalem u. Bethlehem in einem mohammedanischen Heiligengrab gezeigt, muß nach 1. Sam. 10, 2 vielmehr nördl. von Jerusalem gelegen haben.

Rahel, s. unter „Varnhagen von Ense“.

Rahl, Karl Heinrich, ausgezeichneter Kupferstecher, geb. im Dorfe Hofen bei Heidelberg 11. Juli 1779; wurde von seinem Vater, einem Kattundrucker, für den Beruf eines Silberarbeiters bestimmt, vertauschte aber diesen allmählich mit der Radirkunst, in der er sich

seit 1799 in Wien mehr u. mehr ausbildete. Schon seit 1815 Mitglied der Wiener Kunstakademie, ward er 1839 zum Professor an derselben u. 1841 zum Professor erster Klasse in Florenz ernannt, doch starb er bereits zu Wien 12. Aug. 1843. Von der Punktirmanier hatte er sich bald zum Grabstichel u. zur Nadel gewandt, mit welcher er es zu großer Berühmtheit brachte; nam. war er ein Meister in der Zeichnung. Zu seinen 59 großen Blättern gehören insbes.: Rafael's heil. Margaretha, die heil. Nacht, die Madonna u. die heil. Magdalena von Correggio, Landschaften von Poussin, Kompositionen Eberhardt Wächter's ꝛc. — Karl **R.**, Sohn des Vorigen, bedeutender Historienmaler, geb. zu Wien 13. Aug. 1812, besuchte daselbst seit 1827 die Kunstakademie u. gewann 1831 durch sein Bild „David in der Höhle Adullam“ den großen akademischen Preis, infolge dessen er einen siebenjährigen Aufenthalt in Rom nehmen konnte. Dort entfaltete sich sein Genius bald aufs Kräftigste. Schon 1836 vollendete er das Bild „Chriembild u. Hagen bei Siegfried's Leiche“, welches für die Galerie im Belvedere angekauft wurde. 1839 malte er „König Manfred's Tod in der Schlacht bei Benevent“; aber den größten Ruf erwarb er sich durch seinen Fries für die Universitätsaula in Athen, seinen Bildercyklus aus der Paris-Mythe im Palaste Todesco in Wien u. sein Deckengemälde im Stiegenhause des k. k. Arsenals. Noch konnte ihn aber seine Vaterstadt nicht fesseln, vielmehr lebte er meist außerhalb Oesterreichs: in Rom, Paris u. an verschiedenen Orten Deutschlands. 1853 folgte er zwar einem Rufe als Professor an die Wiener Kunstakademie, doch trat er schon nach wenigen Monaten freiwillig wieder zurück, weil er, der Klassiker, der auf Carstens' Wegen ging, sich von der mittelalterlich kirchlichen Richtung der leitenden Kunstkreise Wiens abgeschlossen fühlte. Seitdem bildete R. mit seinen Schülern eine Akademie für sich. 1857 ward ihm die Ausführung der Fresken im Wiener Arsenale übertragen. 1863 wurde R. wieder Lehrer an der Akademie, starb aber schon 9. Juli 1865 zu Wien, nachdem er sich zuletzt mit Versuchen für die Wandmalerei im neuen Opernhause beschäftigt hatte. Auch die Entwürfe zum Vorhang in demselben rühren von R. her. Ebenso mußte er den großen Karton zu dem vom Frhrn. v. Schack als Gegenstück zu Genelli's „Lyturgosschlacht“ bestellten „Kampf der cimbr. Weiber mit den Römern“ unausgeführt lassen. Durch seine spezifische Ader für das Kolorit war R. allen deutschen Historienmalern der neuen Zeit überlegen. Für sein riesige Produktionskraft zeugen allein ca. 600 Staffeleibilder. Hand in Hand mit dieser Unerschöpflichkeit seines künstlerischen Könnens ging eine staunenswerthe Universalität seiner Bildung.

Raibolini, s. „Francesco Francia“.

Raigras, auch Raygras, s. „Lolch“.

Raimondi, Marcantonio od. Marcantonio del Francia, berühmter Kupferstecher, 1475 (nach Anderen 1488) in Bologna geboren; wurde zuerst von Francesco Francia in der Kunst des Niello unterrichtet u. ging dann zur Kupferstecherkunst über, in welcher er den Andrea Mantegna u. den um 1509 nach Bologna gekommenen Dürer zum Vorbild nahm. Nachdem er sich dann in der Zeichnung durch Rafael, der ihm seine Handzeichnungen zum Stiche überließ, sowie durch Stiche nach Michelangelo u. Giulio Romano vervollkommnet hatte, errichtete er 1510 in Rafael's Atelier eine Schule für Kupferstecher, die, von Rafael's Geist durchdrungen, im Verständniß der Zeichnung u. in der Bestimmtheit der Umrisse auf einer hohen Stufe der Vollendung steht, wenn sie auch in Abstufung der Töne u. in malerischer Wirkung von späteren Meistern übertroffen wurde. Die bedeutendsten seiner Schüler u. Mitarbeiter waren Agostino von Venedig u. Marco Ravignano. R. soll bei der Plünderung Roms durch das deutsch-spanische Heer im J. 1527 seine ganze Habe verloren haben u. in größter Armuth nach Bologna zurückgekehrt sein. Sein Tod fällt vor das Jahr 1534.

Raimund, Ferdinand, deutscher Dramatiker, der edelste Vertreter des Wiener Lokal- u. Volksschauspiels, ward 1. Juni 1791 zu Wien geboren. Als Lehrling bei einem Konditor untergebracht, zeigte er schon früh eine leidenschaftliche Neigung für die Bühne, der er 1808 folgte. Da ihm seine unscheinbare Aeußerlichkeit hinderlich war, sah er sich Anfangs gezwungen, mit Engagements bei kleinen Truppen in Stein am Anger u. Oedenburg vorlieb zu nehmen, fand inzwischen schon 1813 eine Anstellung am Josefstädter Theater in Wien, von wo er 1817 zum Leopoldstädter Theater überging. An diesem entwickelte sich alsbald die ganze Eigenthümlichkeit seines schauspielerischen u. poetischen Talents. Nachdem er in komischen Rollen die Gunst des Publikums erworben, begann er seine Laufbahn als dramatischer Dichter. Er schloß sich dabei zunächst eng an die seit alter Zeit auf dem Leopoldstädter Theater heimische Lokal- u. Zauberposse an. Die ersten Stücke R.'s, „Der Barometermacher auf der Zauberinsel“ (1823) u. „Der Diamant des Geisterkönigs“ (1824), hatten bereits einen glänzenden Erfolg. Seine volle Kraft, welche phantastische Erfindung u. eine dem unmittelbaren Leben entnommene Schilderung der Wirklichkeit mit einander verband, sowie den vollen Zauber seines Gemüths u. Humors zeigte R. in den späteren Dramen: „Der Bauer als Millionär“ (1826); „Die gefesselte Phantasie“ (1828), „Der Alpenkönig u. der Menschenfeind“ (1828) u. „Der Verschwender“ (1833). 1834 trat R., im Besitz eines auskömmlichen Vermögens, von der schauspielerischen Thätigkeit zurück u. erwarb ein Landgut in Oberösterreich. Doch sollte er des neuen Lebens nicht froh werden; eine tiefe Hypochondrie hatte sich seiner bemächtigt. Von trübsinnigen Vorstellungen schon befangen, hatte er 1836 das Unglück, von einem Hunde gebissen zu werden, den er für toll hielt. Er eilte zwar sofort nach Wien, um dort ärztliche Hülfe zu suchen, ward aber durch eine Gewitternacht in Pottenstein aufgehalten u. versuchte hier, von folternder Angst getrieben, 30. Aug. im Gasthause „Zum Hirschen“ durch einen Pistolenschuß sich selbst zu tödten, lebte aber, mit der Kugel im Kopf, noch bis 6. Sept. Seine „Gesammelten Werke“ (4 Bde., Wien 1837) wurden durch J. N. Vogl herausgegeben.



Nr. 4554. Ferdinand Raimund (geb. 1. Juni 1791, gest. 6. Sept. 1836).

Raimundus Lullus, s. „Lullus“.

Rainer, Joseph Johann Michael Franz Hieronymus, Erzherzog von Oesterreich, siebenter Sohn Kaiser Leopold's II. (s. d.), geb. 30. Sept. 1783; ward 1818 zum Vizekönig des Lombardisch-Venetian. Königreichs erhoben, sah sich aber in der Ausführung seiner wohlwollenden Absichten durch das Metternich'sche System nach allen Seiten hin gehemmt, verließ Mailand bei Ausbruch des dortigen Aufstandes im März 1848, lebte seitdem meist in Südtirol u. starb zu Botzen 16. Jan. 1853. Seit 1820 mit der sardinischen Prinzessin Elisabeth vermählt, überlebten ihn aus dieser Ehe sechs Kinder: Adelheid (geb. 3. Juni 1822, seit 1842 Gemahlin König Viktor Emanuel's II. von Sardinien, gest. 20. Jan. 1855); die Erzherzöge Leopold (General der Kavallerie u. General-Genie-Inspektor, geb. 6. Juni 1823), Ernst (General der Kavallerie, geb. 8. Aug. 1824), Sigismund (Feldmarschallleutnant, geb. 7. Jan. 1826), Rainer (Kurator der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Feldmarschallleutnant u. Oberkommandant der cisleithanischen Landwehr, geb. 11. Jan. 1827) u. Heinrich (Feldmarschallleutnant, geb. 9. Mai 1828, vermählt seit 1868 mit Leopoldine Hofmann, geadelt mit dem Prädikat „Frau v. Waldeck“).

Raison (franz., spr. Räsong), Vernunft, Einsicht; Grund; Recht. Zur R. bringen, zur Vernunft, zur vernunftigen Ueberlegung bringen; raisonniren, vernünftig beurtheilen, verständig betrachten;

im verächtlichem Sinne, viel Redens machen, widersprechen, tadelnde, widersetzliche Reden führen. raisonnirender Katalog, ein Katalog, der bei einzelnen Werken auch über den Werth, die Schicksale, die Besitzer derselben sich ausläßt, das Merkwürdigste des Inhalts, die darüber erschienene Literatur 2c. angiebt; Raisonnement (spr. Räsonnemang), Beurtheilung, verständige Betrachtung, aber auch widersinniges Geschwätz, unvernünftige Widerrede. Raisonneur (spr. Räsonnöhr), ein Krakeler, Schwätzer, Widerbeller.

Raizen (od. Ratzen) ist der von den Nichtslaven u. Magyaren gebrauchte Name verschiedener serb. Volksstämme griech. Religion in Serbien, Slavonien, Niederungarn sowie der Moldau u. Walachei. Der Name kommt von der Stadt Rassa (jetzt Novibazar, s. d.), wo 1159 die Nemanjiten die Großzupanie Rassa (Rascia), das spätere rassische od. serb. Königreich, gründeten. Dasselbe zerfiel in einzelne Gebiete mit besonderem Namen; der Name Rascien ist heute auf Serbien beschränkt. Die Zahl der R. ist übrigens, nam. in Slavonien, in beständiger Abnahme begriffen.

Rajah (eigentlich riaja, Mehrzahl vom arab. raïye, Herde) ist im Türk. die Kollektivbezeichnung für die der Pforte unterworfenen Völkerschaften, welche den Islam nicht annahmen. Im Sprachgebrauche der abendländ. Völker ist R. der nichtmohammedanische Unterthan der Pforte.

rajolen (riolen) nennt man die Bodenbearbeitung mittels Spatens od. Rajolpfluges, wobei der Untergrund auf die Oberkrume gebracht wird. Diese Methode wird beim Anbau von Wurzel- u. Knollengewächsen nam. in der Gärtnerei angewandt, dabei jedoch stets eine günstige physikalische u. chemische Beschaffenheit des Untergrundes vorausgesetzt.

Rakete ist eine mit Raketensatz (s. u.) ausgeschlagene, gefüllte Röhre, welche, an einem Ende entzündet, vermöge der Aufhebung der Gasspannung an diesem offenen Ende nach dem entgegengesetzten Ende so lange fliegt, bis der Satz aufgezehrt ist. Eine an der Seite der Röhre angebundene hölzerne Ruthe, der Raketenstab, dient als Steuer der R. auf ihrem Fluge. Kriegsraketen führen auf dem dem Zündende entgegengesetzten Theile Geschosse verschiedener Art. Die Röhren der Kriegsraketen sind von Eisen od. Kupferblech u. überhaupt soliderer Konstruktion, diejenigen der gewöhnlichen Luftfeuerwerksraketen von mehrfach über einander geleimtem Papier. Mehrere Staaten, Oesterreich, Rußland, führen Raketenartillerie für besondere Zwecke, z. B. für Gebirgskriege, Seeunternehmungen 2c. Sicherheit des Schusses u. Wirkung sind indessen geringer als bei der gewöhnlichen Artillerie. Der Engländer Congreve u. der Däne Schumacher haben sich um die Vervollkommnung der Kriegsraketen verdient gemacht. Der Raketensatz besteht, wie das Schießpulver, aus Salpeter, Schwefel u. Kohle, nur enthält er auf dieselbe Menge Salpeter (75 Theile) etwas mehr Schwefel u. Kohle, in Oesterreich z. B. 14,5 Schwefel u. eben so viel Kohle.

Rakoczy (od. Ragoczy) ist ein siebenbürgisches Fürstengeschlecht. Schon Sigmund **R.** war 1607 ein Jahr lang Herrscher von Siebenbürgen. Sein Sohn Georg **R.** wurde es 1631 nach dem Tode Bethlen Gabor's u. bedrängte Oesterreich während des Dreißigjähr. Krieges von Osten her, seit 1643 im Bunde mit dem Schweden Torstenson. 1645 schloß R. jedoch auf Befehl des Sultans einen Separatfrieden mit dem Kaiser, in dem er 7 ungarische Komitate erhielt u. den Protestanten Ungarns, deren Vertheidiger er gewesen war, vollkommene Religionsfreiheit gewährt wurde. Sein Sohn Georg **R. II.**, welcher ihm 1648 folgte, mußte im Kampfe mit Polen 1657 einen schmählichen Frieden schließen, wurde vom Sultan für abgesetzt erklärt, wehrte sich noch drei Jahre gegen ihn u. starb bald nach der Niederlage bei Klausenburg Anfang Juni 1660. Da seinem Sohne Franz **R.** Kaiser Leopold das väterliche Erbe vorenthielt, so nahm er Theil an der Verschwörung des ungarischen Adels 1666 u. starb 1676. Sein in demselben Jahre geborener Sohn Franz **R.** flüchtete mit seinem Stiefvater, dem Grafen Emmerich Tököli, 1688 nach Konstantinopel, kehrte später nach Oesterreich zurück, wurde in ein katholisches Priesterseminar gesteckt, aber wieder entlassen; im J. 1701 wegen Theilnahme an einer Verschwörung verhaftet, durch seine Gemahlin befreit u. stand 1703, von Frankreich unterstützt, an der Spitze von 30,000 Ungarn vor Preßburg. 1707 wurde er Fürst von Siebenbürgen u. Oberhaupt von ganz Ungarn, nach mehreren Niederlagen aber seit 1710 flüchtig. Seitdem lebte er in Polen, Frankreich, der Türkei u. starb 8. April 1735, ohne Nachkommen zu hinterlassen.

Rakoczy-Marsch, nationales Lieblings-Musikstück der Ungarn, war angeblich ein Lieblingsstück des Fürsten Franz Rakoczy II. (s. d.). Als Komponist dieses Marsches wird ein Zigeuner, Michael Barna (der Braune) genannt, der Hofmusikus des Fürsten Rakoczy war u. dessen Enkelin Anna Czinka, ihrerzeit eine berühmte Geigerin, die Tradition des Stückes bewahrte. Nach deren Spiele setzte der Propst Karl Vaczek das Stück in Noten, u. diesen Originalsatz gab zuerst Gabriel Matray (Wien 1825) heraus, während das gegenwärtig unter dem Namen R. gespielte Stück nur eine Umarbeitung jenes Originals ist, welche von dem Regimentskapellmeister Ruszsicska herrührt u. etwa seit 1824 im Schwange ist.

Rákosfeld, eine große Ebene im O. von Pest, auf der ehedem die ungar. Reichstage gehalten u. die ungar. Könige gewählt u. gekrönt wurden; jetzt finden hier jährlich große Rennen statt. Ihren Namen hat die Ebene von dem sie durchfließenden kleinen Flusse Rákos, der sich bei Altofen in die Donau ergießt.

Rakundafelle, Felle der Sumpfbiber.

Raleigh (spr. Rahli), Sir Walter, berühmter engl. Seemann, geb. 1552 zu Hayes bei Budley (Devonshire); studirte in London u. Oxford die Rechte, trat 1569 als Freiwilliger in das den Hugenotten in Frankreich zu Hülfe gesandte Corps u. focht 1578 in den Niederlanden gegen die Spanier. 1579 unternahm er mit seinem Halbbruder Humphrey Gilbert eine erfolglose Entdeckungsreise nach Nordamerika. 1580 half er die Empörung in Irland unterdrücken u. erwarb sich die Gunst der Königin Elisabeth, die ihn zum Statthalter von Cork ernannte. Auf einer zweiten, 1584 auf eigene Kosten unternommenen Fahrt nach Nordamerika entdeckte er Virginien. Nach seiner Rückkehr ins Parlament gewählt, bald darauf von der Königin zum Ritter geschlagen u. 1586 zum Seneschall der Herzogthümer Cornwallis u. Exeter ernannt, erregte er den Neid Leicester's so sehr, daß dieser ihm den Grafen v. Essex als Nebenbuhler entgegenstellte. Als die span. Armada die engl. Küste bedrohte, vermehrte R. die engl. Flotte durch seine eigenen Schiffe, wofür er in den Geheimen Rath aufgenommen ward. 1592 rüstete er mit Frobisher ein neues Geschwader zur Wegnahme span. Schiffe in den westind. Gewässern aus. Diesem mißglückten Unternehmen folgte 1595 eine Expedition nach Südamerika, auf der er die Insel Trinidad wegnahm u. den Orinoco befuhr. 1597 Contreadmiral unter dem Oberbefehl des Grafen v. Essex, unternahm er einen eigenmächtigen Angriff auf die Azoren u. eroberte dabei die Insel Fayal, brachte sich aber dann wegen des Eifers, mit dem er Essex' Sturz betrieb, um die Gunst des Volkes. Unter Jakob I. der Theilnahme an einer Verschwörung gegen denselben beschuldigt u., ohne überführt worden zu sein, zum Tode verurtheilt, erlitt er seit 1603 eine 12jähr. Haft im Tower, wo er u. a. an einer „History of the world") 2 Bde., Lond. 1730 u. ö.) schrieb. Auf Fürsprache des Herzogs v. Buckingham endlich freigelassen, erhielt R. den Oberbefehl über eine von ihm empfohlene Expedition nach Guyana behufs Ausbeutung dortiger Goldminen, segelte im Juli 1617 von Plymouth dahin ab, mußte aber, von seiner enttäuschten Mannschaft verlassen, unverrichteter Sache nach England zurückkehren. Infolge dessen ward er nun aufs Neue in den Tower gesetzt u. auf Grund des früher gegen ihn gesprochenen Todesurtheils als Hochverräther 29. Okt. 1618 hingerichtet. Außer jenem Werke hatte R. noch kleinere historische, politische u. poetische Schriften verfaßt, die als „Miscellaneous works" (2 Bde., Lond. 1748; n. Ausg., 8 Bde. 1857) erschienen sind. Vgl. seine Biographie von Tytler (Edinb., 3. Aufl. 1840), St. John (Lond., 2. Aufl. 1870) u. Edwards (ebd. 1868).

Rallentando (ital.), zögernd, langsamer.

Ramadân (arab., d. i. der Versengende), der 9. Monat des mohammedanischen Jahres, ist derjenige Monat, in welchem zu Mohammed der Koran „herabgesandt" worden sein soll, u. wird deshalb streng als Fastenmonat begangen. Doch geschieht dies blos während des Tages; in den Nächten entschädigt sich der Gläubige durch reichen Genuß von Speise, Trank u. Tabak. In je 33 Jahren durchläuft die Feier dieses Monats alle Jahreszeiten (s. „Kalender").

Ramájana, das zweitgrößte Heldengedicht der alten Inder, so genannt nach seinem Helden Râma, dessen Kämpfe mit den als Affen u. Dämonen auftretenden nichtarischen Ureinwohnern Indiens den Inhalt dieses 24,000 Doppelverse umfassenden Epos bilden. Die Verbreitung der indogermanischen Kultur nach dem von den unkultivirten drawidischen Stämmen bewohnten Südindien soll darin poetisch gefeiert werden. Der Inhalt dieses Gedichtes ist in Kürze folgender: Dasaratha, König von Ajodhja (Audh), hatte von drei Frauen vier Söhne, deren ältester Râma u. deren zweitältester Bharata war. Alle vier wurden zu Mithila (im heutigen Nord-Behar) am Hofe des Königs Visvamitra erzogen, u. dort

gewann Râma, da er allein den mächtigen Bogen des Königs spannen konnte, dessen Tochter Sita zum Weibe. Als alle nach Ajodhja zurückgekehrt waren, erwirkte die Mutter des Bharata, eifersüchtig auf die Mutter des Râma u. das Glück ihres Sohnes, beim König Dasaratha ein 14jähr. Verbannung des Râma in die Wälder u. Einöden des indl. Indiens. Treu folgten ihm Sita u. sein Bruder Latschmana in die Fremde, die ihnen ruheloses Umherirren u. Tausende von Kämpfen u. Gefahren brachte. In diese Verbannungszeit fallen die schönsten Partien des Gedichts, nämlich der Raub der Sita durch den Dämonenkönig Ravana auf Ceylon u. die dem Râma u. seinem treuen Bruder Latschmana erst durch vielfache u. langwierige Kämpfe gelungene Wiedergewinnung der Prinzessin. Da die Verbannungszeit unterdessen abgelaufen ist, so beeilt sich Râma, mit seinem Weibe u. seinem Bruder nach Ajodhja zurückzukehren, wo er in friedlicher Eintracht mit seinen zwei andern Brüdern, beglückt durch die treue Liebe Sita's, eine ruhmvolle Regierung antritt. In der uns vorliegenden Gestalt stammt das Epos etwa aus der Zeit um Christi Geburt u. zeigt, während es ursprünglich nur eine Verherrlichung der indischen Krieger- u. Heldenkaste, der Kschatrija's, war, bereits überall brahmanische Ueberarbeitung, die soweit geht, daß aus dem Kriegshelden Râma eine Inkarnation des indischen Gottes Wischnu gemacht worden ist. In seinem Grundstock ist es aber sicher ins 5. Jahrh. v. Chr. zu setzen, wo noch das Sanskrit in vollem Leben stand u. noch nicht von den Vulgardialekten beeinflußt wurde. Die letzte Ausgabe mit ital. Uebersetzung lieferte Gorresio (8 Bde., Par. 1843–50), eine poetische Uebersetzung in engl. Sprache Ralph Griffith (5 Bde., Lond. 1870–74).

ramassiren (a. d. Franz.), sammeln, zusammenraffen; ramassirt, untersetzt, gedrungen, nervig.

Ramberg, Arthur von, einer der geistvollsten Historien- u. Genremaler idealistischer Richtung, geb. zu Wien 4. Sept. 1819 als Sohn des österr. Feldmarschallleutnants G. H. v. R. u. Großneffe des Folgenden; bezog 1840 die Universität Prag, um sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen, widmete sich aber nach bestandenem Examen gegen den Willen seiner Eltern der Kunst u. trat 1844 als Schüler in die Dresdener Akademie ein. Er wurde ein Lieblingsschüler Julius Hübner's; daß er sich aber dabei auch nach Schwind's Werken bildete, beweist seine „Hochzeitsfeier" nach Goethe u. mehr noch sein „Heinrich der Finkler im Kampf mit den Ungarn", die, beide von idealistischer Auffassung, eine große Verwandtschaft mit Goethe wie mit Schwind bekunden. 1850 ließ er sich in München nieder u. verband hier durch den Verkehr mit Schwind einerseits u. mit Karl Piloty andererseits seine idealistische Richtung mit einem kräftigen Realismus. 1860 wurde er an die Kunstschule in Weimar berufen, nachdem er soeben den Auftrag zu dem Bilde der „Hofhaltung Kaiser Friedrich's II. in Palermo" erhalten hatte, das, zwar schon in Weimar begonnen, erst 1866 nach seiner Rückkehr nach München in idealem Geiste vollendet, eine Hauptzierde des Maximilianeums ist. Zu den hervorragendsten seiner übrigen Werke gehören die tief gemüthlichen Oelbilder zu „Hermann u. Dorothea", die Fresken im Lutherhause der Wartburg u. die unvollendet gebliebenen Bilder zu Voß' „Luise". R. starb zu München 6. Febr. 1875.

Ramberg, Joh. Heinr., Zeichner u. Kupferstecher, geb. 1763 zu Hannover; wurde von seinem Vater in den Anfangsgründen der Perspektive u. der Malerei unterrichtet u. erhielt eine Stelle an der Malerakademie in London, wo er sich unter Reynolds weiter ausbildete. Nach Hannover zurückgekehrt u. zum Hofmaler ernannt, entfaltete er hier eine reiche Thätigkeit als Zeichner u. Illustrator bes. im humoristischen Fache (Zeichnungen zu „Reineke Fuchs", „Till Eulenspiegel" ꝛc.). Seine geistvollsten Handzeichnungen u. Malereien sind in den Händen einzelner Sammler. Eins seiner besten Werke war ein Theatervorhang zu Hamburg. Er starb zu Hannover 6. Juli 1840.

Rambouillet (spr. Rangbujeh), Arrondissementshauptstadt im franz. Departement Seine-Oise mit 5791 E.; liegt an der Bahn Paris-Chartres u. ist bes. merkwürdig wegen seiner von Ludwig XVI. zur Veredlung der Schafzucht gegründeten Schäferei. Selbige liegt innerhalb eines von Lenôtre angelegten Parkes von fast 14,000 Hekt. Umfang. Gleichfalls im Parke erhebt sich das alte Schloß, ein unregelmäßiger, mit Thürmen verzierter Backsteinbau, welcher lange Zeit eine Residenz der franz. Könige war. Hier unterzeichnete 2. Aug. 1830 Karl X. seine Abdankungsurkunde.

Ramé od. Ramié, die Hanfnessel von Java u. den Sundainseln überhaupt, deren Faser als Spinnstoff auch bei uns eingeführt worden ist. Wahrscheinlich ist das Chinagras genannte Material identisch mit R. u. nur in der Behandlung verschieden. Die Pflanze, von welcher der Spinnstoff stammt, gehört den Nesseln an (Familie Urtica od. Boehmeria) u. wird entweder ähnlich dem Flachse einem Röstprozeß in fließendem Wasser ausgesetzt, um den Faserstoff zu gewinnen, od. die Stengel werden der Länge nach geschält. Deswegen ist die Form, unter welcher die R. in den Handel kommt, auch eine etwas bandartige. Ihr sanfter Glanz läßt sie der Rohseide vergleichen. Sie scheint für die höhere Textilindustrie von großer Bedeutung werden zu können.

Rameau (spr. Rameh), Jean Philippe, berühmter franz. Theoretiker u. Komponist, geb. zu Dijon 25. Sept. 1683; wurde zum Rechtsgelehrten bestimmt u. trat behufs wissenschaftlicher Studien in das Jesuitenkollegium seiner Vaterstadt, verließ aber das Kollegium bald wieder u. gab sich nun ganz dem Musiktreiben hin, bildete seine Fertigkeit auf dem Klavier, der Orgel u. der Violine aus u. studirte bei seinem Vater u. einigen Organisten Dijons den Tonsatz. Um ihn von einem störenden Liebesverhältnisse abzuziehen, schickte ihn sein Vater 1701 nach Mailand; hier blieb er jedoch nicht lange, sondern ließ sich beim Orchester einer wandernden Schauspielergesellschaft als Violinist engagiren. Nach mehrjähriger Abwesenheit kehrte er in seine Vaterstadt zurück, ging aber 1717 nach Paris u. fand in dem berühmten Orgelspieler Marchand einen Förderer.



Nr. [illegible]. Arthur v. Ramberg, geb. 4. Sept. 1819, gest. 6. Febr. 1875.

Später entzweite er sich jedoch mit demselben u. sah sich nun, ohne Subsistenzmittel in Paris, gezwungen, einen Organistenposten in Lille anzunehmen, den er jedoch nach kurzer Zeit mit dem besser dotirten an der Kathedrale von Clermont vertauschen konnte. Hier fing er an, sich eingehender mit der Theorie der Tonsetzkunst zu beschäftigen, wie er auch fleißig komponirte. Nach Verlauf von vier Jahren strenger Arbeit löste er sein Verhältniß zum Domkapitel zu Clermont u. ging 1721 wieder nach Paris, wo 1722 sein „Traité de l'harmonie reduite à ses principes naturels" erschien u. die Aufmerksamkeit der Musiker auf ihn lenkte. Mehrere Cantaten u. Klaviersachen trugen dazu bei, ihn in weiteren Kreisen bekannt zu machen; er erhielt viele Schüler u. endlich auch die Organistenstelle an der Kirche Ste. Croix de la Bretonnerie. Der Wunsch, für die Bühne zu arbeiten, vermochte ihn, Gesänge u. Tanzstücke für mehrere Stücke des Dichters Piron zu schreiben. 1726 erschien sein „Nouveau système de musique théorique" u. 1732 die „Dissertation sur les différentes méthodes d'accompagnement pour le clavecin et pour l'orgue", welche Werke seinen Ruf als Theoretiker befestigten. Sein Streben ging aber nunmehr dahin, auch auf dem Gebiete der Oper sich auszuzeichnen. Durch den reichen Generalpächter La Poplinière kam er endlich zur Verwirklichung seines glühenden Wunsches. Er erhielt von Voltaire einen Operntext, „Samson", setzte ihn in Musik u. führte das Werk mit Beifall in La Poplinière's Hause auf.

Aber auf die Breter der Großen Oper kam es nicht, da die damalige Direktion von einer Oper biblischen Inhalts nichts wissen wollte. Nun verschaffte ihm sein Mäcen einen andern Text, „Hippolyte et Aricie" (vom Abbé Pellegrin), u. am 1. Okt. des J. 1732 wurde diese Oper zum ersten Male gegeben. Sie fand Anfangs ungünstige Aufnahme, doch gelang es den Bemühungen seiner Freunde, das Urtheil des Publikums umzustimmen u. ihm selbst zum Fortwandeln auf der betretenen Bahn Muth einzuflößen. So lieferte er denn allmählich noch eine große Anzahl theatralischer Werke — Opern u. sog. Balletopern — durch welche es ihm gelang, die Herrschaft auf der Bühne der Großen Oper neben Lully zu erringen. Als Meisterwerk unter diesen Werken gilt „Castor et Pollux" (1737); von den übrigen seien noch angeführt: „Les Indes galantes", „Dardanus", „Zaïs", „Pygmalion", „Zoroastre", „Acante et Céphise", „Daphné et Eglé", „Anacréon", „Nelee et Mirthis". R. starb 12. Sept. 1764. R. hat als Theoretiker das Verdienst, die Harmonielehre überhaupt zuerst in ein geordnetes System gebracht u. die Grundregeln derselben naturgemäß entwickelt zu haben. In der Oper baute er mit Talent u. mit entwickelterer Technik der musikalischen Darstellungsmittel auf den von Lully gegebenen Grundlagen fort.

Ramenghi, s. „Bagnocavallo".

Ramler, Karl Wilhelm, deutscher Dichter, geb. 15. Febr. 1725 zu Colberg; besuchte das Gymnasium des Halle'schen Waisenhauses u. erhielt durch Gleim, dem er sich durch poetische Erstlingsversuche empfohlen hatte, 1746 eine Hauslehrerstelle auf der Domäne Lähmen, wurde 1748 in Berlin Lehrer u. Aufseher an der Kadettenschule, später Professor der Logik u. der schönen Wissenschaften an derselben Anstalt, 1786 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1790 einer der Direktoren des neuorganisirten Berliner Nationaltheaters u. starb in dieser Stellung 11. April 1796. Als Dichter u. Kunstkenner hatte er unter seinen Zeitgenossen einen weitreichenden Ruf erworben. Seine Lyrik fand ihren besten Stoff am Ruhme u. an den glänzenden Thaten Friedrich's d. Gr., welchen R. nicht müde wurde zu preisen. Obschon er behauptete, ein Schüler der Alten zu sein, u. durch seine Uebertragungen des Horaz, Martial u. Catull diesen Anspruch bekräftigte, so war doch R. durchaus noch von den Grundsätzen der französischen Literatur beherrscht. Die frostige Würde u. der rednerische Prunk seiner „Oden" (Berl. 1767) erinnerten an Boileau. Das Hauptgewicht für seine eignen wie für die Dichtungen Anderer legte R. auf die korrekte Form, den regelmäßigen Vers- u. Satzbau u. erwarb sich auf diesem Gebiete eine Art despotischer Geltung; selbst Lessing gab ihm Vollmacht, an den Versen seines „Nathan" nach Belieben zu feilen. Neben einer Bearbeitung von Batteur's „Einleitung in die schönen Wissenschaften" (Berl. 1758) richtete sich R.'s literarische Thätigkeit vorzugsweise auf die Sammlung u. Herausgabe von Gedichten. Seine „Sammlung der besten Sinngedichte" (Riga 1766), seine „Lyrische Blumenlese" (2 Bde., Lpz. 1774), „Fabellese" (Lpz. 1783—1790) zeigten die ganze Willkür, mit der R. fremde Dichtung seinem eignen dürftigen u. nüchternen Geschmack anpaßte. Verdienstlicher war die Uebertragung der „Oden aus dem Horaz" (Berl. 1769 u. 1787), durch welche R. trotz mannichfacher Mängel u. Irrthümer doch ein Vorläufer der nachmals so hoch steigenden deutschen poetischen Uebersetzungskunst ward. Seine nachgelassenen „Poetischen Werke" gab Göckingk heraus (2 Bde., Berl. 1800 f.).

Rammelsberg, ein 634 m. hoher, im Süden über Goslar sich erhebender Berg, welcher am nördl. Rande des Oberharzes liegt u. nach allen Seiten von Schachten u. Stollen durchzogen ist; gehört zum sog. Kommunionharz, dessen Bergbau von Preußen u. Braunschweig gemeinsam betrieben wird u. dessen Erträge zu 4/7 an ersteren Staat fallen; 150 Bergleute arbeiten hier in 11 Gruben. Aus den Erzen, welche zum Theil in dem benachbarten Oker zur Verhüttung kommen, wird nam. Schwefelsäure, Kupfervitriol, Kupfer, Blei, Silber, Zink u. etwas Gold gewonnen. Der Bergbau selbst hat ein Alter von mehr als 900 Jahren. Außerdem ist der von Goslar aus leicht zu besteigende, nur mit niederem Fichtengestrupp u. Heidekraut bewachsene R. einer der schönsten Aussichtspunkte des nördl. Vorharzes.

Rammelsberg, Karl Friedrich, ein bes. um die Mineralchemie verdienter Chemiker, geb. zu Berlin 1. April 1813; lernte als Apotheker, studirte 1833—37 in Berlin Chemie u. Mineralogie, ward 1841 Privatdozent u. 1846 außerord. Professor an der dortigen Universität; wirkt seit 1850 auch als Lehrer der Chemie u. Mineralogie am königl. Gewerbinstitut u. an der Bergakademie. Außer seinen in „Poggendorff's Annalen" enthaltenen Arbeiten veröffentlichte er: „Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie" (Berl. 1841; dazu Suppl., ebd. 1843—49; n. Aufl. des Ganzen unter dem Titel: „Handbuch der Mineralchemie", ebd. 1860); „Lehrbuch der Stöchiometrie u. der allgemeinen theoretischen Chemie" (ebd. 1842); „Anfangsgründe der quantitativen mineralogisch- u. metallurgisch-analytischen Chemie" (ebd. 1845; 2. Aufl. 1863); „Leitfaden für die qualitative chemische Analyse" (ebd. 1847; 6. Aufl. 1874); „Lehrbuch der chemischen Metallurgie" (ebd. 1850; 2. Aufl. 1865); „Lehrbuch der Krystallkunde" (ebd. 1852); „Handbuch der krystallographischen Chemie" (ebd. 1854; Suppl. dazu, ebd. 1857) „Grundriß der anorganischen Chemie" (ebd. 1867); „Die chemische Natur der Meteoriten" (ebd. 1870); „Ueber die Mittel, Licht u. Wärme zu erzeugen" (in der Virchow-Holtzendorff'schen „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge" (2. Aufl., ebd. 1874).

Rampe, eine erhöhte An- u. Auffahrt zu einem Portal, auch zu einem Wall; ferner die vordere Lampenreihe einer Bühne u. bei einer gebrochenen Treppe das Stück zwischen zwei Absätzen.

ramponirt a. d. Romanischen, gebrochen, zerknittert, schadhaft.

Rampsinit, s. „Ramses".

Ramsau ist ein häufig vorkommender Ortsname in den Deutschen Alpen. Am bekanntesten u. wegen ihrer Naturschönheiten am besuchtesten ist die 10 Km. im SW. von Berchtesgaden (Oberbayern) gelegene R., ein Dorf mit einem Schloß u. 860 E., welche den Bruch von Mühlsteinen u. Holzschlag betreiben. Dies Dorf hat den Namen dem ganzen, von der Ramsauer Ache durchflossenen Thale gegeben, welches ein beliebtes Standquartier Münchener Maler ist. Das üppigste Grün der Matten, freundliche Gehöfte, dichte Ahorngruppen kontrastiren in überaus malerischer Weise mit den gewaltigen grauen Kalksteinmassen des Watzmannes, Brettes, Reitersteinberges u. anderer zum Himmel ragenden Berge.

Ramsay (spr. Rämsä), Allan, schott. Dichter, geb. im Dorfe Leadhills (Grafschaft Lanark) 13. Okt. 1685, kam 1701 nach Edinburgh, wo er zuerst Perrückenmacher, später Buchhändler wurde u. 7. Jan. 1758 starb. Sein bestes Werk ist der „Gentle shepherd" (1725), ein Hirtenspiel in schott. Mundart (n. Ausg. mit R.'s Biographie, Lond. 1851, engl. u. A. von Marg. Turner, ebd. 1790). Von seinen Liedersammlungen sind hauptsächlich zu nennen: „The tea-table miscellany" (4 Bde., Edinb. 1724 u. ö.) u. „The evergreen" (2 Bde., ebd. 1724 u. ö.). Auch gab er eine „Collection of Scots proverbs" (ebd. 1737 u. ö.) heraus. Eine Gesammtausgabe seiner Gedichte erschien zuletzt 1852 zu London (3 Bde.). — Andrew Michael **R.**, besser bekannt als Chevalier de R., geb. zu Ayr in Schottland 9. Jan. 1686; studirte Mathematik u. Theologie, trat während eines Aufenthalts in Frankreich zur Kathol. Kirche über, ward 1714 Erzieher des Prinzen von Turenne u. des Herzogs v. Château-Thierry, 1724 Lehrer der Söhne des Prätendenten Jakob III. in Rom, kehrte aber 1725 nach Frankreich zurück u. starb als Intendant des Prinzen v. Turenne zu St. Germain-en-Laye 6. Mai 1743. Er schrieb ein sehr gutes Französisch, u. seine „Voyages de Cyrus" (Par. 1727 u. ö.) waren s. Z. sehr populär. Von seinen anderen Schriften sind zu nennen: „Histoire de M. Turenne" (2 Bde., Par. 1735) u. „Philosophical principles of natural and revealed religion explained and unfolded in a geometrical order" (2 Bde., Glasg. 1748).

Ramsden (spr. Rämsden), Jesse od. John, engl. Mechaniker u. Optiker, geb. zu Halifax (Grafschaft York) 6. od. 8. Okt. 1730: war zuerst Tuchmacher, dann Kupferstecher u. wandte sich erst später der Verfertigung mathematischer Instrumente zu, worin ihn sein nachmaliger Schwiegervater Dollond (s. d.) unterrichtete. Mehrere optische u. viele astronomische Instrumente erfuhren theils wesentliche Verbesserungen durch ihn, theils wurden sie von ihm erst erfunden. Seine Haupterfindung ist die von Lalande (Par. 1790) beschriebene Theilungsmaschine. Seit 1786 Mitglied der Königl. Gesellschaft in London, starb er zu Brighthelmstone 5. Nov. 1800.

Ramses (ägypt. Rā-mes-su = Sohn des Ra), Name von 13 ägypt. Königen, unter denen bes. bemerkenswerth sind: **R. I.**, 1447—1443 v. Chr., Gründer der 19. ägypt. Königsdynastie. Er führte Kriege mit den Aethiopen wie mit dem syrischen Volke der Cheta (Hethiter der Bibel, Chatti der Keilinschriften). — Sein zweiter Nachfolger, **R. II.**, der Große (1392—1326 v. Chr.), Sohn Seti's I., der bedeutendste der ägypt. Herrscher, der Sesostris der Griechen, wurde gleich nach seiner Geburt von seinem Vater zum Mitregenten angenommen u. kämpfte noch als solcher siegreich gegen die Aethiopen; im 5. Jahre seiner Alleinherrschaft zog er gegen eine starke Konföderation asiatischer Völker, an deren Spitze die Cheta standen, zu Felde u. besiegte dieselben in der großen Schlacht bei Kadesch durch seine persönliche Tapferkeit. Seine Heldenthaten in diesem Kriege besingt das Gedicht des Pentaur (herausgegeben von E. de Rougé). Sechzehn Jahre später wurde unter gleichen Bedingungen für beide Parteien der Friede geschlossen, dessen Urkunde wir noch besitzen. Palästina blieb zunächst im Besitze der Aegypter, die einen Statthalter dort einsetzten. R. war es, der zuerst die von Aegypten bis in die Ptolemäerzeiten benutzten Goldminen von Nubien ausbeutete. Daß er, wie die griech. Historiker erzählen, ganz Kleinasien u. sogar Makedonien erobert habe, wird von den Denkmälern nie erwähnt; doch begann er die Anlage des Suezkanals (s. d.). Unter ihm blühten ferner die Künste u. Wissenschaften, ganz Aegypten bedeckte er mit Tempeln u. Bauten, vor Allem aber schmückte er Tanis (nordöstl. von Aegypten), nach Theben die zweite Residenz in jener Zeit. Die Stadt hieß nach ihm Stadt des Ramses u. findet sich unter diesem Namen in der Bibel erwähnt als einer der Orte, für welche die Juden Ziegel streichen mußten. Er ist der Pharao der Bedrückung, unter dessen Sohne (Merenephtah I.) die Israeliten aus Aegypten auszogen. **R. III.** (1273—1095 v. Chr.) begann die 20. Dynastie. Er besiegte einen großen Seebund, zu dem die Libyer, Sizilier, Philister u. Danaer (Trojaner) gehörten. Zu seiner Zeit wurde nach Plinius (Naturgesch. 36, § 65) Troja zerstört. Er ist der reiche Rhampsinit, von dessen Schatzhaus Herodot die vielfach behandelte Geschichte erzählt, daß der Baumeister des Schatzhauses seinen Söhnen einen verborgenen Zugang verrathen habe.

Ramsgate (spr. Rämsgäht), Seehafen u. besuchter Badeort in der engl. Grafschaft Kent, an der Ostküste der Halbinsel Thanet, mit 23,778 E. (1871); liegt nordöstl. von Canterbury, mit welchem R. durch eine Eisenbahn verbunden ist, hat einen durch zwei Steindämme gebildeten u. durch Batterien vertheidigten Hafen, ein Seehospital, eine Konversationshalle u. zahlreiche Badehäuser u. Hotels. Die Bewohner treiben Schiffbau u. Fischfang, leben theilweise aber auch vom Fremdenverkehr. Wenige Kilometer nördlich liegt der gleichfalls befestigte Seebadeort Broadstaire, mit R. durch eine Eisenbahn verbunden.

Ramus, Petrus, eigentl. Pierre de la Ramée, hervorragender Humanist, geb. 1515 zu Cuth bei Soissons; erwarb sich unter großen Entbehrungen zu Paris eine gelehrte Bildung u. trat 1543 mit einer Schrift gegen die übertriebene Werthschätzung der Philosophie des Aristoteles auf. Die allgemeine Entrüstung der herrschenden theologischen Partei bewirkte seine Absetzung als Lehrer der Universität u. seine Entfernung aus Paris. Nach seiner Rückkehr 1545 wurde ihm jedoch die Leitung des Kollegiums von Presle übertragen u. nachmals sogar eine Professur am königl. Kollegium. Infolge seines Uebertritts zur Reformirten Kirche 1561 wurde er zwar abermals seiner Aemter entsetzt u. während der Bürgerkriege sogar mehrmals zur Flucht ins Ausland genöthigt, konnte aber schließlich durch besondere Gunst des Königs mit dem früheren Gehalt u. Titel in Paris seinen Studien leben; erst die sog. Bluthochzeit brachte auch ihm 26. Aug. 1572 den Tod. Die große Gelehrsamkeit R.'s, verbunden mit seinem edlen Charakter, verschafften seiner humanistischen Methode, die vor Allem auf Klarheit u. geschmackvolle Auslegung der alten Klassiker ausging, die weiteste Verbreitung in England, Deutschland u. den Niederlanden. Der Ramismus u. die Ramisten bildeten lange Zeit eine besondere Partei unter den Humanisten (s. diesen Artikel).

Rancé (spr. Rangseh), Dominique Armand Jean Le Bouthillier de, Stifter des Trappistenordens, geb. zu Paris 9. Jan. 1626; gab schon in seinem 13. Jahre den Anakreon mit Anmerkungen (Par. 1639) heraus, wurde 1651 Priester u. 1654 Doktor der Theologie, lebte aber höchst ausschweifend, bis 1660 ein erschütterndes Ereigniß ihn zur völligen Umkehr bewog. Er verließ Paris, verkaufte sein Gut bei Tours, schenkte den Erlös an das Hotel Dieu in Paris, that 1664 Profeß in der Abtei von Perseigne u. machte mit Erlaubniß des Papstes das Kloster La Trappe zum Sitz der strengsten Entsagung. Insbesondere verlangte er in seinem „Traité de la sainteté et des devoirs de la vie monastique" (Par. 1683) die Verachtung der Wissenschaft, die schwersten Kasteiungen u. hauptsächlich ein ewiges Stillschweigen. R. starb als Abt des Klosters La Trappe 26. Okt. 1700. Er schrieb auch „Relations de la vie et de la mort de quelques religieux de l'abbaye de la Trappe" (2. Aufl., Par. u. Brüss. 1702). — Vgl. die Lebensbeschreibungen R.'s von Marsollier (Par. 1703), Lenain (ebd. 1729; deutsch, Augsb. 1751), Gecking (Berl. 1820), Chateaubriand (Par. 1844; deutsch, Ulm 1845) u. Dubois (2 Bde., Par. 1867).



Nr. 4556. Der Weg zur Schuḍagun-Pagode in Rangun.

Rancheros (span., spr. Rantscheros), mexikan. Mischlinge aus span. u. mexikan. Blute, kühne Reiter u. Jäger, eine Art irregulärer Kavallerie.

Rancune (franz., spr. Rangkühn'), Groll, Rachsucht.

Randon (spr. Rangdong), Jacques Louis César Alexandre, Graf, franz. Marschall, geb. zu Grenoble 25. März 1795; machte die Feldzüge von 1812—15 mit u. diente 1838—47 in Algerien; war Januar bis Oktober 1851 Kriegsminister, wurde im Dez. desselben Jahres Generalgouverneur von Algerien u. erwarb sich durch seine energische Bekämpfung der Kabylen u. seine Förderung der Kolonisation 1856 die Marschallswürde. Im Ital. Feldzug (1859) fungirte R. als Chef des Generalstabes u. wurde abermals Kriegsminister, trat aber infolge des Dekrets vom 19. Jan. 1867 von diesem Posten zurück. Sein letztes Amt war im Nov. 1870 das eines Präsidenten der Untersuchungskommission über die Kapitulation von Sedan u. Metz. Er starb zu Genf 16. Jan. 1871.

Rang bezeichnet im Militär- u. Civilstaatswesen die Stufe, auf welcher ein Offizier od. Beamter seiner dienstlichen od. gesellschaftlichen Stellung nach steht. Die Rangordnung regelt den Unterschied bez. die Gliederung dieser Stufen, u. in der Rangliste finden sich die Betreffenden ihrem Range nach, von oben nach unten folgend, eingetragen, rangirt.

Rangiren nennt man im Militärleben auch das Einnehmen bestimmter Plätze in Reih' u. Glied, im Eisenbahnwesen das Einordnen der Wagen in die betreffenden Züge, überhaupt in Ordnung stellen.

Rangun (Rangoon), die wichtigste Hafenstadt von Britisch Birmah, Hauptstadt dieser Provinz mit 100,000 E.; liegt im Delta des Irawaddy an der Nordseite des Hauptstromes, welcher auch den Namen des Flusses von R. od. Sirian führt, 5 M. von dessen Mündung u. der mit einem Leuchtturmen versehenen Barre. Häufige Feuersbrünste haben der fast ausschließlich aus Holzhäusern bestehenden Stadt ein ganz modernes Aeußere verliehen; die breiten Straßen durchschneiden sich rechtwinklig u. zahlreiche Kanäle zweigen sich von dem geräumigen u. sicheren Hafen ab. R. ist Sitz des Oberkommissars; unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet sich nam. der große massive Tempel Schudagun aus mit einem 105 m. hohen, an der Spitze schneckenförmig gewundenen Thurme. Die Bevölkerung bildet ein sehr buntes Gemisch von Birmanen, Hindu's, Chinesen, Malayen, Europäern, Arabern u. A. Von R. wird die erste, seit Juni 1874 in Angriff genommene Eisenbahn Birmah's nach Prome am Irawaddy führen. Die Umgebung ist vielfach versumpft, u. bei Hochfluten steht gewöhnlich ein Theil der meist auf Pfählen erbauten Vorstädte unter Wasser. R. ist der wichtigste Handelsplatz von British Birmah; die Ausfuhr nach Europa (allein betrug 1871: 272,370 Tonnen u. bestand nam. aus Reis, Teakholz, Katechu u. Baumwolle. Der Schiffsverkehr des Hafens wies 1873—74 einen Eingang von 849 Schiffen von 525,470 Tonnen u. einen Abgang von 841 Schiffen von 504,894 Tonnen auf. Von Wichtigkeit ist der Schiffsbau. R., dessen Name im Birmahnischen „Friedensstadt" bedeutet, wurde 1753 von Alompra, dem Begründer des Reiches Birmah, erbaut u. nach der Zerstörung der Stadt Pegu zur Kapitale des Reiches Pegu erhoben; 19. Mai 1824 eroberten die Engländer den befestigten Platz ohne Schwertstreich, u. seitdem hat sich diese Stadt erst zu ihrer kommerziellen Bedeutung entwickelt.



Nr. 4557. Leopold v. Ranke (geb. 21. Dez. 1795).

Rank, Joseph, Schriftsteller, geb. zu Friedrichsthal bei Neumark im Böhmerwalde 10. Juli 1815; besuchte das Gymnasium in Klattau, ging dann als Hauslehrer nach Wien, wo er Universitätsstudien machte u. nach kurzem Rechtsstudium sich ganz der Schriftstellerei widmete. 1848 von seiner Heimat ins Frankfurter Parlament gewählt, hielt er sich hier zur gemäßigten Linken. Nach Auflösung des Parlaments lebte er bei Uhland in Tübingen, dann in Stuttgart u. in Frankfurt a. M. 1851—59 hielt er sich in Weimar, nachher eine Zeit lang in Nürnberg auf, bis er sich wieder nach Wien wandte. Hier verwaltete er 13 Jahre hindurch das Sekretariat beim k. k. Hofoperntheater u. ist seit 8. Mai 1876 Generalsekretär des Stadttheaters (unter Laube's Direktion). Als Schriftsteller hat R. vor Allem die Dichtung aus dem Volke kultivirt. Gleich R.'s erstes Werk, „Aus dem Böhmerwalde" (Dorfnovellen, 3 Bde., Lpz. 1843 u. 1851), fand großen Beifall. Demselben folgten: „Vier Brüder aus dem Volke" (2 Bde., ebd. 1845); „Waldmeister" (3 Bde., ebd. 1846); „Neue Geschichten aus dem Böhmerwalde" (Wien 1845); „Weißdornblüten" (Lpz. 1848); „Eine Mutter vom Lande" (ebd. 1848); „Florian" (2 Bde., ebd. 1853); „Geschichten armer Leute" (Stuttg. 1853); „Das Hoofer Käthchen" (Lpz. 1854); „Schön-Minnele" (ebd. 1854); „Die Freunde" (Prag 1854; 2. Aufl. 1856); „Sein Ideal" (Zwickau 1856); „Achtspännig" (Volksroman, 2 Bde., Lpz. 1857); „Ein Dorfbrutus" (2 Bde., Glogau 1860); „Steinnelken" (Lpz. 1867); „Im Klosterhof" (Roman, Stuttgart 1875); „Der Seelenfänger" (Roman, ebd. 1876) u. andere erzählende Schriften. Eine Auswahl derselben erschien 1860 in 7 Bdn. Außerdem veröffentlichte er die Gedichtsammlung „Der poetische Pilger durch Deutschland u. die Schweiz" (Stuttg. 1852); „Das Buch der Briefe berühmter Deutschen" (Frankf. a. M. 1853); „Die Schillerhäuser" (Lpz. 1856); „Aus meinen Wandertagen" (Wien u. Lpz. 1864); das historische Schauspiel „Der Herzog von Athen" (1854); ein „Taschenwörterbuch der böhm. u. deutschen Sprache" (Prag 1860; 2. Aufl. 1871) ꝛc.

Ranke, Leopold v., der bedeutendste deutsche Geschichtschreiber der Gegenwart, geb. 21. Dez. 1795 im Städtchen Wiehe in Thüringen; erhielt seine Schulbildung in der Klosterschule zu Donndorf u. hierauf in Schulpforta, studirte dann in Leipzig u. ward bald nach Absolvirung seiner Studien Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. O. Bereits 1824 veröffentlichte er zwei historische Werke: „Geschichte der romanischen u. germanischen Völker von 1494—1534" u. „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber", die Aufsehen erregten u. ihm eine Professur der Geschichte in Berlin verschafften. Hier entwickelte nun R. seine langjährige, außerordentlich fruchtbare u. erfolgreiche Thätigkeit als Lehrer u. Begründer einer historischen Schule, wie auch ganz bes. als Schriftsteller. Bald nach Antritt seiner Professur unternahm er mit Unterstützung der preuß. Regierung eine wissenschaftliche Reise nach Wien, Venedig, Florenz u. Rom, die insofern für ihn u. für die Wissenschaft von hoher Bedeutung ward, als er auf die in den Archiven befindlichen venetian. Gesandtschaftsberichte aufmerksam wurde u. deren Werth als gleichzeitige Geschichtsquellen erkannte. Als Resultat seiner archivalischen Forschungen publizirte er nun eine Reihe vorzüglicher Werke: nämlich: „Fürsten u. Völker von Südeuropa im 16. u. 17. Jahrh." (Bd. 1, Berl. 1827; 4. Aufl. 1857); „Die Serbische Revolution"; „Die Verschwörung gegen Venedig im J. 1688" (Berl. 1831); ferner „Vorlesungen zur Geschichte der ital. Poesie" (Berl. 1837) u. seine beiden glänzendsten Werke „Die röm. Päpste, ihre Kirche u. ihr Staat" (3 Bde., Berl. 1834—37, 5. Aufl., Lpz. 1866—67) u. „Die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (6 Bde., Berl. 1839—47, 4. Aufl., Lpz. 1867). 1841 wurde R. vom Könige von Preußen zum Historiographen des preuß. Staates ernannt u. als solcher schrieb er auch eine preuß. Geschichte unter dem Titel: „Neun Bücher preußischer Geschichte" (3 Bde., Berl. 1847—48), die jedoch weniger Beifall fand. Außer diesen schrieb er noch eine umfängliche „Französische Geschichte, vornehmlich im 16. u. 17. Jahrh." (5 Bde., Stuttg. 1852—61; 2. Aufl. 1857 bis 1862) u. eine „Englische Geschichte im 16. u. 17. Jahrh." (6 Bde., Berl. u. Lpz. 1859—67). Von seinen kleineren in neuerer Zeit erschienenen Werken sind noch anzuführen: „Geschichte Wallensteins" (Lpz. 1869); „Die deutschen Mächte u. der Fürstenbund" (2 Bde., Lpz. 1871—72); „Der Ursprung des Siebenj. Krieges" (Lpz. 1871) u. „Ursprung u. Beginn der Revolutionskriege 1791 bis 1792" (Lpz. 1875). Auch als Journalist ist R. thätig gewesen, indem er mit Savigny u. Anderen eine „Historisch-politische Zeitschrift" gründete (2 Bde., Lpz. 1832—36). Seit dem J. 1867 ist er mit einer Gesammtausgabe seiner sämmtlichen Werke beschäftigt, von der bereits 39 Bde. (Lpz. 1867 ff.) veröffentlicht worden sind. R.'s Schriften zeichnen sich vor Allem durch eine außerordentlich gründliche, die Quellen mit Fleiß u. Scharfsinn behandelnde Kritik aus, ferner durch eine entschieden objektive Betrachtung der historischen Ereignisse, wie sie kaum von einem neueren Geschichtschreiber wieder erreicht worden ist. Vorzugsweise geistvoll sind seine Charakteristiken bedeutender Persönlichkeiten. Zahlreiche Schüler, von denen mehrere

gegenwärtig zu den namhaftesten deutschen Gelehrten zu rechnen sind, hat R. durch seine Schriften u. vornehmlich durch seine historischen Uebungen herangebildet, wie Waitz, Sybel, Giesebrecht, Droysen, Duncker, A. Schmidt, Dümmler ꝛc. An der von König Maximilian von Bayern 1858 in München ins Leben gerufenen historischen Kommission zur Förderung der deutschen Geschichtswissenschaft betheiligte sich R. als Vorsitzender auf das Lebhafteste. Seine neueste sehr bedeutende Leistung ist die Herausgabe der „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg“ (4 Bde., Lpz. 1877).

Ranke, Karl Ferdinand, Bruder des Vorigen, Philolog u. Pädagog, geb. zu Wiehe 26. Mai 1802; studirte in Halle, wurde 1825 Lehrer, 1826 Konrektor u. 1831 Direktor des Gymnasiums in Quedlinburg, leitete seit 1837 das Gymnasium in Göttingen, übernahm 1842 die Direktion des Friedrich Wilhelms Gymnasiums sowie die der königl. Realschule, der königl. Elisabeth Mädchenschule u. der Vorschule in Berlin u. starb daselbst 29. März 1876. Von seinen Schriften über pädagogische u. philologische Themata sind hervorzuheben: seine „Chrestomathie aus lat. Dichtern“ (5. Aufl., Berl. 1873) u. seine Lebensbeschreibungen des Aristophanes (2. Aufl., Lpz. 1845) u. des Sophokles (ebd. 1876). Auch veröffentlichte er „Rückerinnerungen an Schulpforta“ (Halle 1871).

Rantzau od. Rantzow, eine nam. in Dänemark, Holstein u. Mecklenburg weit ausgebreitete altadelige Familie, die ihren Namen von dem um 1140 erbauten Schlosse R. in Holstein ableitet. Gegenwärtig blühen von ihr noch folgende 3 Hauptlinien: die seit 18. März 1727 reichsgräfliche Linie **R.-Oppendorf (-Ascheberg),** die seit 18. März 1728 reichsgräfl. Linie **R.-Breitenburg (-Panker u. Ahrensberg)** u. die schon 1650 in den Reichsgrafenstand erhobene Linie **R.-Schmöl u. Hohenfelde.** Die bemerkenswerthesten Mitglieder dieser Familie sind: Johann **v. R.**, geb. 1492, gest. 12. Dez. 1565, ein dän. Feldherr, dem hauptsächlich Friedrich I. die dän. Krone verdankte u. der später die Einführung der Reformation in Dänemark förderte. — Daniel **v. R.**, geb. 1529; studirte in Wittenberg, diente dann eine Zeit lang im Heere Kaiser Karl's V., wurde später Oberbefehlshaber der Dänen, führte mit eben so viel Glück als Kühnheit ein paar Feldzüge gegen die Schweden u. fand 11. Nov. 1569 bei der Belagerung von Warburg seinen Tod. — Josias **v. R.**, geb. 18. Okt. 1609; diente zuerst in Schweden, kam 1635 mit Oxenstierna nach Paris u. trat in franz. Dienste, in denen er sich bis zum Marschall aufschwang, war eine Zeit lang Gouverneur von Dünkirchen u. starb zu Paris 4. Sept. 1650. — Graf Christian **v. R.**, geb. 1614; wurde 1648 Statthalter von Holstein, erhielt 1649 als dän. Gesandter die Reichslehen über Holstein u. für sich die Reichsgrafenwürde mit großen Freiheiten, trat dann zur Katholischen Kirche über, heirathete die Prinzessin Dorothea Hedwig von Schleswig-Holstein, wurde Reichshofrath u. kaiserl. Kämmerer, als welcher er 1657 bei Leopold's I. Kaiserwahl sehr thätig war, u. starb als dän. Premierminister 1696. — Graf Detlev Christian **v. R.**, Enkel des Vorigen, geb. 1670, ward 1721 ermordet. Da dies auf Anstiften seines Bruders Wilhelm Adolph (geb. 1688) geschehen sein sollte, so ließ die dän. Regierung diesen auf Schloß Aggerhuus gefangen setzen (er starb das. 1734) u. sequestrirte die Grafschaft R. nebst den dazu gehörigen Gütern. Die Grafschaft R. u. das Gut Drage sind jetzt im Besitz der Krone Preußen. Mit mehreren andern Territorien bildet die Herrschaft Breitenburg ein Fideikommiß der 2. Linie der Familie R.

Ranunkel, s. „Hahnenfuß“.

Ranz des vaches, s. „Kuhreihen“.

ranzig bezeichnet den im Verderben begriffenen Zustand pflanzlicher u. thierischer Fette u. Oele. Das Ranzigwerden beruht auf einer chemischen Zersetzung dieser Fette u. dem Freiwerden der in ihnen enthaltenen fetten Säuren, die, wenn sie flüchtig sind, wie z. B. die Buttersäure, die Ursache übelen Geruches werden. Ranzig werden nur nicht gereinigte Fette, die noch eiweißhaltige od. andere Proteïnstoffe enthalten.

Ranzion ist das Lösegeld für Kriegsgefangene. Kriegsgefangene lostaufen od. austauschen gegen die vom Feinde gefangenen eigenen Mannschaften heißt od. hieß ranzionniren. Ein Gefangener, der dem Feinde wieder entwischte u. zurückkehrte, hatte sich selbst ranzionnirt. Das Selbstranzionniren von Offizieren war unthunlich, da dieselben meist auf Ehrenwort gefangen zu bleiben versprachen.

Rapé (franz., geraspelt), aus Karotten (d. i. gerippte Tabaksrollen) durch Raspeln dargestellter Schnupftabak.

Raphael (hebr., eigentlich „Gott heilt“) heißt im Buch Tobias einer der sieben Erzengel (vgl. Tob. 12, 15), der in Menschengestalt (5, 5 ff.) den jungen Tobias begleitet u. schützt. Obwol sonst in der Bibel nicht erwähnt, spielt doch R. auch in der christlichen Legende von den Engeln eine wichtige Rolle. Vgl. auch „Engel“.

rapid, reißend, geschwind, hastig; rapidamente u. rapido (ital.), sehr lebhaft, flüchtig; Rapids (engl., spr. Rehpids), Stromschnellen.

Rapier (franz. rapière), Raufdegen, vom deutschen Worte rappen, raffen = raufen), die stumpfe Waffe, welche beim Fechtunterricht gebraucht wird; man hat Hauraphiere für Säbel- u. Schlägerfechten (Hiebfechten) u. Fleurets zum Stoßfechten.

Rapontika, s. „Oenotheria“.

Rapp, Jean, Graf, franz. General, geb. zu Kolmar 29. April 1772; diente seit 1788 von der Pike auf, wurde nach Desair' Tode bei Marengo Adjutant Napoleon's u., nachdem er sich bei Austerlitz durch einen Kavallerieangriff gegen die russ. Garde hervorgethan, Divisionsgeneral. Seit 1807 Gouverneur von Danzig, erwarb er sich durch seine Rechtschaffenheit u. sein menschenfreundliches Auftreten allgemeine Achtung. 1809 focht er bei Aspern mit. Wegen einiger Aeußerungen zu Gunsten Josephinens, die er bei Napoleon's Vermählung mit Marie Louise that, wieder nach Danzig geschickt, ließ er hinsichtlich der Kontinentalsperre soviel wie möglich Nachsicht walten. Im Feldzuge gegen Rußland (1812) kämpfte er bei Smolensk u. an der Moskwa mit u. leistete auf dem Rückzuge dem Kaiser große Dienste. Von Letzterem dann abermals nach Danzig gesandt, vertheidigte R. diesen Platz gegen die Russen u. Preußen, mußte aber schließlich im Jan. 1814 kapituliren. Nach der ersten Restauration unterwarf sich R. den Bourbons, trat aber nach Napoleon's Landung wieder zu diesem über u. befehligte die Rheinarmee, ohne jedoch gegen die Oesterreicher etwas ausrichten zu können. Ludwig XVIII. ließ ihm die von Napoleon während der Hundert Tage verliehene Pairswürde u. zog ihn als ersten Kammerherrn in seine Nähe. R. starb auf seinem Landgute Rheinweiler in Baden 8. Nov. 1821. Zu Kolmar ward ihm 1856 ein Standbild errichtet. Er hinterließ interessante „Denkwürdigkeiten“ (Par. 1823; deutsch, Gotha 1824). — Vgl. seine Lebensbeschreibung von Spach (Straßb. 1855).

Rappaport, Moritz, Arzt, Schriftsteller u. Dichter, bekannt auch unter dem Pseudonym Max **Reinau,** geb. von israelitischen Eltern zu Lemberg 9. Febr. 1808; studirte in Wien Medizin, beschäftigte sich dabei aber auch mit dem Studium der hebr. u. deutschen Literatur, kehrte 1833 nach Lemberg zurück u. gewann bald eine ausgebreitete ärztliche Praxis. Um einen Mittelpunkt für das deutsche Element zu schaffen, gründete er die literarische Zeitschrift „Leseblätter“. Auch an den Bewegungen des J. 1848 in liberalem Sinne betheiligt, zog er sich bei Eintritt der Reaktion von dem politischen Leben zurück, nahm aber später seine Wahl in den Lemberger Stadtrath an. Seinen Dichterruf begründete er durch die „Hebräischen Gesänge“ u. „Politischen Lieder“. Von größeren Dichtungen zeichnen sich die Epen „Mose“ (Lpz. 1842) u. „Bajazzo“ (ebd. 1853) durch mehrere treffliche Partien aus.

Rappen od. Centime, eine Bronzemünze der Schweiz von 1½ Gr. Schwere. 100 R. = 1 Frc. od. 80 Pfg. Von den ehemaligen Silberrappen rechnete man 10 = 1 Batzen od. 4 Kr. rhein. = 11 Pfg.

Rapperswyl, Städtchen im schweiz. Kanton St. Gallen, malerisch am rechten, nördl. Ufer des Zürichsees u. an der Eisenbahn Zürich-Weesen gelegen u. mit dem auf der anderen Seeseite gelegenen Dorfe Hurden durch eine 1560 m. lange, auf 180 Pfeilern ruhende Holzbrücke verbunden, zählt 2574 E. (1871), welche Baumwollspinnerei u. Tuchfabrikation treiben u. Fourniersschneidemühlen unterhalten. Ueberragt wird der Ort von der auf einem Hügel sich erhebenden Grafenburg, dem ehemaligen Stammsitz der mächtigen Dynasten von R., welchen Graf Rapert der Kreuzfahrer 1091 gegründet hatte. In diesem Schlosse befindet sich das sehenswerthe, vom Grafen Plater ins Leben gerufene polnische historische Museum u. im Schloßhof ein Denkmal für die Gefallenen der letzten Polnischen Revolution. Sehenswerthe Alterthümer enthält auch der schöne Saal des Rathhauses. Die Kirche des Kapuzinerklosters besitzt ein gutes Altargemälde. R. begab sich 1458 unter eidgenössischen Schutz u. bildete mit der Umgebung bis zur Einführung der helvet. Regierung eine selbständige Republik.

Rappoltsweiler, Kreisstadt im Reg. Bez. Oberelsaß des deutschen Reichslandes Elsaß-Lothringen mit 5780 zu $^{5}/_{6}$ kathol. E. (1875); liegt prächtig am Fuße der Vogesen, am Ausgange des Strengbachthales u. an der Eisenbahn Straßburg-Basel, u. ist Sitz einer Kreisdirektion. Ueberragt von dem Schlosse der ehemaligen Rappoltsteiner Grafen u. den Ruinen der Schlösser Ulrichsburg, Giersberg u. Hohrappoltstein, gewährt die theilweise noch alterthümlich gebaute Stadt einen sehr malerischen Anblick. Von den Kirchen ist die 1284—1473 erbaute katholische Pfarrkirche ein schönes Denkmal des gothischen Baustiles. Der Metzgerthurm ist ein interessanter Ueberrest der alten Stadtbefestigung. Die Industrie ist lebhaft, nam. die Baumwollspinnerei u. Weberei; außerdem bestehen hier große Sägemühlen. Als Mittelpunkt des elsässischen Weinbaues liefert R. vorzügliche Weißweine, deren beste Sorten Zahnacker u. Trottacker sind. In der Nähe liegen die Ruinen der Wallfahrtskirche zur heil. Jungfrau von Dusenbach, der Patronin der Musikanten des Elsaß. R., schon im 8. Jahrh. erwähnt, gelangte am Ende des 12. Jahrh. unter die Herrschaft Egelof's von Urselingen, des Stifters des gräflichen Hauses v. Rappoltstein. Als dieses 1673 ausstarb, fiel R. an die Pfalzgrafen von Birkenfeld-Zweibrücken u. in der Franz. Revolution an Frankreich. R. ist Geburtsort des verstorbenen Königs Ludwig I. von Bayern.



Nr. 1558. Brassica Napus.

Rapport (vom franz. rapporter, wieder- od. zurückbringen), der Bericht, Bezug, Zusammenhang, Einklang, daher man auch von magnet. R. spricht. Der militärische R. ist ein Bericht, welcher, wenn schriftlich erstattet, meist den Nebenbegriff eines bestimmt vorgeschriebenen Schemas einschließt. Man hat Wachtrapporte, Verpflegungsrapporte, monatl., vierteljährl., tägl. ꝛc. R.e.

Raps u. Rübsen, zwei bekannte, Oel (Rüböl) liefernde Pflanzen aus der Familie der Kreuzblütler od. Cruciferen, beide der Gattung des Kohl (Brassica) angehörig; darum die erste Art als Br. Napus, die zweite als Br. Rapa bekannt. Sie stehen sich ungemein nahe, können aber leicht durch einige beständige Merkmale von einander unterschieden werden. Der Raps hat Blätter, welche mit ihrem herzförmigen Grunde den Stengel nur halb umfassen, während die goldgelben Blumen sich über eine sehr verlängerte kräftige Traube verbreiten; dagegen hat der Rübsen Blätter, welche mit ihrem gleichfalls herzförmigen Grunde den Stengel gänzlich umfassen, während die goldgelben kleineren Blumen sich in eine mehr flache Traube stellen. Bei beiden Arten unterscheidet man eine Sommer- u. Winterform. Der **Winterraps** (Br. Napus oleifera) hat eine dünne zweijährige, der **Sommerraps** (Br. N. annua) aber eine solche einjährige Wurzel. Eine dritte Abart ist unsere **Kohlrübe** od. **Kohlrabi** (Br. N. esculenta), deren Wurzel fleischig u. kuglig wird. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Rübsen. Der **Sommerrübsen** (Br. Rapa annua) hat eine dünne einjährige Wurzel, kleineren Stengel, kleinere Schoten u. Samen; der **Winterrübsen** (Br. R. oleifera) dagegen hat eine dünne zweijährige Wurzel, größere Schoten u. Samen. Seine dritte Abart ist die **weiße Rübe** (Br. R. esculenta) mit spindelförmiger od. rundlicher fleischiger Wurzel. Als ihre wilde Stammart gilt: Br. campestris. Wahrscheinlich jedoch stammen beide Arten nicht aus Europa, sondern aus den der Pflanze zuträglichen Gegenden Asiens.



Nr. 1559. Brassica Rapa.
a Blütenstengel, b Blattrosette ([illegible], natürl. Größe), c Rübe ([illegible], natürl. Größe).

Raptus (lat.), Raub, Entführung; Verzückung, Anfall von Raserei.

Rapunzchen (Valerianella olitoria), Pflanzenart der Baldriangewächse od. Valerianaceen, einheimisch auf allen Getreideäckern, an Hecken, Zäunen ꝛc., von den übrigen einheimischen Arten durch rundlich eiförmige, zusammengedrückte, beiderseits ziemlich flache, an den Seiten zweirippige Früchte unterschieden. Sie ist einjährig u. kommt im April od. Mai mit bläulich-weißen Blumen an einem höheren zarten Stengel zum Vorschein, während sie vorher nur spatelartige längliche Blätter in Rosettenform entwickelte, die man als Salat zubereitet.

Rarität (a. d. Lat.), Seltenheit, Kostbarkeit, selten vorkommender u. deshalb merkwürdiger Gegenstand.

Râs (d. h. Kopf) ist der arab. Name für Bergvorsprünge, Vorgebirge u. isolirt stehende Berge.

rasant (frz.) heißt bestreichend. Die Rasanz der Flugbahn eines Geschosses ist unter sonst gleichen Verhältnissen um so größer, d. h. die Bahn wird um so flacher sein, je größer das Gewicht der Ladung im Verhältniß zu dem Geschoßgewichte ist.

Raschi (zusammengezogen aus den Anfangsbuchstaben der Worte Rabbi Schelomoh [Sohn des] Jisaak) ist die gebräuchliche Abkürzung des Namens eines der größten jüd. Bibel- u. Talmuderklärer des Mittelalters. Häufig nennt man ihn jedoch auch mit seinem eigentlichen Namen R. Salomo od. auch Jarchi, letzteres mit Unrecht, da er nicht aus der franz. Stadt Lunel (hebr. jareach, daher jarchi) gebürtig war. Vielmehr war er 1040 n. Chr. zu Troyes geboren u. starb 1105. Auf siebenjährigen Reisen bis nach Persien sammelte er die Aussprüche berühmter Lehrer u. verfaßte dann u. a. eine Erklärung zu 23 Traktaten des Talmud u. der ganzen Bibel (vielleicht außer Hiob u. Chronika), beides Werke von grundlegender Bedeutung. Der erste hebr. Druck war R.'s Kommentar zu den fünf Büchern Mosis (Reggio 1475); die beste neueste Ausgabe desselben ist die von A. Berliner (Berl. 1866). Eine lat. Uebersetzung lieferte zum ganzen Kommentar J. Fr. Breithaupt (Gotha 1713 ff.). Die Auslegung R.'s umfaßt neben dem Sprachlichen bes. auch die allegorische Umdeutung u. die Mittheilung der alten rabbinischen Legenden.

Rasen wird ganz allgemein der Graswuchs auf einer Bodenfläche genannt. Natürlicher R. dient auf Wiesen u. Weiden zur Heugewinnung od. zum Abhüten. Künstlicher R. wird durch Aussaat hergestellt, u. zwar entweder zu obigem Zweck, zur Befestigung einer Böschung an Gräben, steilen Wänden od. bei Gartenanlagen. Bezüglich der Ansaat finden je nach der Beschaffenheit des Bodens nur gewisse Grasarten ein vorzügliches Gedeihen. So empfehlen sich für schweren od. feuchten Boden franz. Raygras, Wiesenfuchsschwanz, Wiesenschwingel, Knaulgras, Wiesenrispengras, Lieschgras, Glanzgras; für trockenen, mageren Boden ist ein leidlicher Ertrag zu erwarten von Fioringras, Ruchgras, weicher Trespe, Honiggras, engl. Raygras. Sämmtliche genannte Gräser können im Gemisch von etwa 50 Kg. pro Hektar, wobei die für die bezüglichen Bodenarten passenden überwiegen, ausgesäet werden. Den Grassamen bringt man durch leichtes Eggen, Einrechen od. durch Walzen mit der Krume in Verbindung. Die Pflege des R.s geschieht durch von Zeit zu Zeit zu wiederholende Ueberstreuung mit Dünger, Asche od. guter humoser Erde, wie sie beim Reinigen der Straßen, Gräben, aus Schlammfängen gewonnen wird; es wird dadurch sowie durch eine zweckmäßig ausgeführte Be- u. Entwässerung nicht nur das Gedeihen der Rasennarbe unterstützt, sondern auch dem Aufkommen schädlicher Unkräuter, nam. der Moosvegetation, am wirksamsten entgegengearbeitet.

Raseneisenstein, s. „Eisenerze“ unter „Eisen“.

rasiren bedeutet im militärischen Sprachgebrauch: dem Erdboden gleichmachen, bei Schanzen, Festungswerken also einebenen.

Rask, Rasmus Christian, dän. Sprachforscher, geb. zu Brendetilde bei Odense auf Fünen 22. Nov. 1787; bereiste 1812 mit Nyerup Schweden, hielt sich 1813—15 auf Island auf, unternahm 1816 eine Forschungsreise über Schweden, Finnland u. Rußland nach Asien, kehrte von derselben mit einem großen Schatze von Handschriften 1823 nach Kopenhagen zurück, wurde Vorstand der von ihm gegründeten

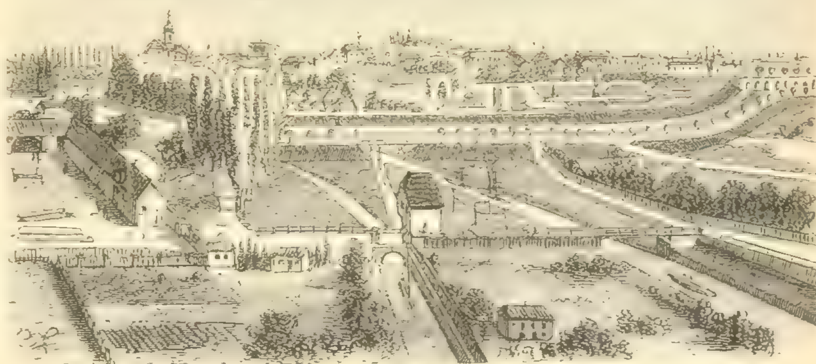
Isländ. Literar. Gesellschaft u. der 1825 gestifteten königl. Gesellschaft für norddeutsche Alterthumskunde sowie 1829 Prof. der morgenländischen Sprachen u. erster Bibliothekar an der Universität u. starb daselbst 14. Nov. 1832. Seinen Ruhm hatte er durch seine dänisch geschriebene „Anleitung zur Kenntniß der isländ. od. altnordischen Sprache" (Kopenh. 1811) begründet. Weiter sind von seinen Schriften zu nennen: die preisgekrönten „Untersuchungen über den Ursprung der altnordischen od. isländ. Sprache" (Kopenh. 1818); „Kurzgefaßte Anleitung zur altnordischen Sprache" (deutsch von Wienbarg, Hamb. 1839); „Angelsächs. Sprachlehre" (Stockh. 1817; Kopenh. 1830); „Ueber die thrakische Sprachklasse" (deutsch v. Vater, Halle 1822); „Span. Grammatik" (Kopenh. 1824); „Friesische Sprachlehre" (deutsch von Buß, Freib. 1834); „Dänische Sprachlehre" (1830); „Ueber das Alter u. die Echtheit der Zendsprache u. des Zend Avesta" (deutsch von F. H. v. d. Hagen, Berl. 1826); „Lappländ. Sprachlehre" (Kopenh. 1832); „Gesammelte Abhandlungen", 3 Bde., ebd. 1834 ff.).

Raskolniki (d. h. Abtrünnige) wird von der herrschenden Griech.-Kathol. Kirche Rußlands eine weitverzweigte Sekte genannt, die sich seit der Einführung der verbesserten Kirchenbücher durch den Patriarchen Nikon (s. d.) bildete. Damals (1666) widersetzte sich ein großer Theil der Mönche u. des niederen Volkes jeder Neuerung als einer Verfälschung des alten Glaubens; sie selbst bezeichnen sich daher als Starowierzi od. Altgläubige. Doch handelt es sich wesentlich um das fanatische Festhalten an alten Formen u. Gebräuchen, z. B. um die Art des Kreuzschlagens, die altruss. Tracht, die Enthaltung von Tabak u. geistigen Getränken. Nachdem sich auch die härtesten Verfolgungen vergeblich erwiesen hatten, wurden die R. endlich seit 1760 geduldet. Die Zahl der R. ist gegenwärtig sehr zusammengeschmolzen (ca. 1 Million im ganzen Russ. Reiche). Die gnostische Sekte der Duchoborzi (s. d.) wird oft fälschlich zu den R. gezählt.

Raspail (spr. Raspalj), François Vincent, franz. Naturforscher u. Politiker, geb. zu Carpentras (Vaucluse) 29. Jan. 1794; machte sich zuerst als Chemiker u. Botaniker einen Namen, wurde 1825 Mitredakteur des „Bulletin des sciences" u. gründete vier Jahre später die „Annales des sciences d'observation" sowie die Gesellschaft der Volksfreunde. Seine radikalen Grundsätze mußte er mehrmals mit Gefangenschaft büßen. Seit 1832 einer der Leiter der Gesellschaft der Menschenrechte, ward er 1834 Hauptredakteur des radikalen „Réformateur", dessen Tendenzen er im folgenden Jahre auch vor der Deputirtenkammer vertheidigte. Gleich nach Ausbruch der Februar-Revolution gründete er ein neues Blatt, den „Ami du peuple" u. später die „Démocratie pacifique", worin jakobinische Grundsätze gepredigt wurden. Beim Attentat vom 15. Mai 1848 drang er unter den Vordersten in den Sitzungssaal der Nationalversammlung ein, wurde verhaftet, nach Vincennes gebracht u. vom Staatsgerichtshof zu Bourges 1849 zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilt. 1869 in den Gesetzgebenden Körper gewählt, stand er mit Rochefort (s. d.) an der Spitze der Bergpartei. 1874 hatte er abermals eine ihm wegen seines „Almanach et Calendrier" zuerkannte längere Freiheitsstrafe zu erleiden. Seit Jan. 1876 Mitglied der Nationalversammlung, gehört er auch hier wieder zur radikalen Partei. R. ist eine der populärsten Persönlichkeiten Frankreichs, nam. auch als Arzt u. Apotheker, u. durch sein auf ein eigenthümliches System gegründetes „Manuel de la santé" (Par. 1846 ff.) u. seinen „Fermier-Vétérinaire" zum steinreichen Mann geworden. Unter seinen anderen sehr zahlreichen Schriften sind hauptsächlich zu nennen: „Nouveau système de chimie organique" (3 Bde., neue Aufl. 1838); „Nouveau système de physiologie végétale et botanique" (2 Bde. mit einem Atlas, 1837); „Histoire naturelle de la santé et de la maladie" (3 Bde., 1843; 3 Aufl. 1857) u. „Revue élémentaire de médecine et de pharmacie domestique" (2 Bde., letzte Aufl. 1855). — Benjamin **R.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 16. Aug. 1823, war früher Mitglied des Gesetzgebenden Körpers u. gehört jetzt auch der Nationalversammlung an.

Raspe, s. „Heinrich IV."

Rasse, Bezeichnung für die Summe aller Individuen einer Thierart, die sich von anderen durch charakteristische Merkmale unterscheiden u. diese bewahren, so lange die bedingenden Umstände nicht mächtig genug sind, eine Abänderung herbeizuführen. Der Prozeß der Rassenbildung ist eben so wenig ein abgeschlossener wie der der Artenbildung, sondern fortdauernd in der Umwandlung begriffen; die R.n sind sozusagen anfangende Arten. Als anerkannte R.n bezeichnet der Thierzüchter die, welche sich entweder von Alters her fest typirt zeigten, od., wenn neu, sich in wesentlichen Merkmalen eigenthümlich u. konform ausgewiesen haben; als primitive R.n die, welche in geschichtlicher Zeit eine Veränderung nicht erlitten haben. Aus ihnen sind Uebergangsrassen hervorgegangen, indem sorgliche Pflege die Entwicklung begünstigte, ohne daß zunächst eine von Grundsätzen geleitete Züchtung stattgefunden hatte. Erst aus diesen konnten sie zu Züchtungsrassen erhoben werden, welche Produkte und bewußten Strebens nach vorgesteckten Zielen für bestimmte Zwecke berechnet. Werden primitive R.n ihrem natürlichen Medium entrückt, werden der Uebergangs- u. der Züchtungsrasse die begünstigenden Einflüsse entzogen, so arten sie aus. Verändert bezüglich veredelt werden alte R.n u. gehen neue aus ihnen hervor durch Kreuzung, welche darin besteht, daß Individuen verschiedener R. zur Paarung veranlaßt werden. Die Produkte der Rassenkreuzung werden als Halbblut bezeichnet zum Unterschiede von Vollblutthieren, od. Thieren reiner R., den Nachkommen von Eltern gleicher R. Der Thierzüchter wendet die Rassenkreuzung bes. an zur Erzeugung bestimmter Gebrauchsthiere, z. B. zur Erzielung besserer Wolle, größerer Fleisch- od. Fettmenge, stärkerer Zug- u. Tragkraft. — Vgl. den Artikel „Art", u. bezügl. der Menschenrassen den Art. „Mensch".



Nr. 4560. Rastatt.

Rastatt, Stadt u. Festung im Großherzogthum Baden, Kreis Baden, mit 12,219 E. (1875), 3 M. im SW. von Karlsruhe in ganz ebener Gegend an der Mündung des Oosbaches in die Murg u. den Eisenbahnlinien Mannheim-Basel u. R.-Gernsbach gelegen; ist Sitz eines Amtes u. Amtsgerichtes u. hat eine evangel. u. mehrere kathol. Kirchen, unter denen sich die Pfarr- u. die Leonhardikirche bes. auszeichnen, ein Gymnasium u. ein Schloß, welches von den bad. Markgrafen nach dem Muster von Versailles erbaut worden ist. Beträchtlich ist der Speditions- u. der Produktenhandel; die nicht unbedeutende Industrie liefert Cichorie, Stärke, Tabak, Papiermachéwaaren u. Glas. R., von 1689 nach der Zerstörung durch die Franzosen von dem Markgrafen Ludwig als Stadt wieder aufgebaut, war bis 1771 Residenz der Markgrafen von Baden-Baden u., seit 1841 auf Kosten des Deutschen Bundes befestigt, 1844–66 die Bundesfestung; hier wurde 6. März 1714 zwischen Oesterreich u. Frankreich der Präliminarfriede geschlossen, welcher den Span. Erbfolgekrieg beendete, u. der Friedenskongreß 1797–99 abgehalten. Bei R. siegte 5. Juli 1796 Moreau über Latour. Die Kapitulation der Festung, welche 23. Juli 1849 stattfand, beendete zugleich den Badischen Aufstand (s. „Baden", Geschichte).

Rastatter Gesandtenmord. Nach dem Siege Erzherzog Karl's über Jourdan 25 März 1799 u. dem Rückzuge der französischen Truppen über den Rhein erklärte der kaiserl. Gesandte Graf Metternich 7. April, daß der Kaiser die Verhandlungen des Kongresses von Rastatt als ungeschehen ansehe, u. reiste ab. Da die franz. Gesandten noch zögerten, wurde die Umgegend von österreichischen Truppen besetzt u. auf Befehl Erzherzog Karl's jede Depesche aufgefangen. Nach mehreren Mahnungen erklärten die französischen Gesandten, daß sie am 28. abreisen wollten, erhielten aber nicht das gewünschte militärische Geleit, vielmehr wurden sie am Abend des 28. April vor dem Thore der Festung von Szekler Husaren aus dem Wagen gerissen, Bonnier u. Roberjot getödtet, Jean Debry verwundet. Der Letztere rettete sein Leben, indem er sich todt stellte. Obwol ihre Akten erst, nachdem sie im österreichischen Hauptquartier durchgesehen waren, an Frankreich ausgeliefert wurden, ließ Erzherzog Karl den Rittmeister Burkhard u. den Obersten Barbaczy als schuldig an dem Morde verhaften u. zwei Jahre lang gefangen halten, die Soldaten selbst aber straflos ausgehen. Da die Untersuchung später niedergeschlagen u. die Akten auf Befehl des Ministers Cobenzl 1804 bei Seite geschafft wurden, so vermuthete man, diese grausame Verletzung des Völkerrechts sei von Wien aus anbefohlen worden. Sybel macht es („Rundschau" 1876, Oktoberheft) nach Einsicht der Feldakten mehr als wahrscheinlich gegen Capefigue, Schlosser, Mendelssohn 1869, G. Müller 1873, v. Helfert 1874, daß eine Wegnahme der Gesandtschaftspapiere, in denen man verrätherische Pläne deutscher Fürsten vermuthete, von Wien her befohlen, eine Mißhandlung der Personen, wenn auch nicht der Mord, von dem österr. Gesandten Lehrbach gewünscht worden sei. Ein Denkmal auf dem Wege von Rastatt nach Plittersdorf bezeichnet die Stelle der That.

Rastral (vom lat. rastrum, Harke), auch Rostral genannt, ein Instrument zum Linienziehen für Noten.

Rasumowskij, Graf Alexei Grigorjewitsch, russ. Generalfeldmarschall, geb. 1709 als Sohn eines klein-russ. Bauern im Kirchdorfe Lemeschi (Gouvernement Tschernigoff), ward wegen seiner schönen Stimme in die kaiserliche Kapelle aufgenommen u. erregte so sehr die Gunst der Großfürstin, nachmaligen Kaiserin Elisabeth, daß sich diese heimlich mit ihm trauen ließ. Nach ihrer Thronbesteigung in den Grafenstand sowie zum Generalfeldmarschall u. Oberjägermeister erhoben, wurde er von Peter III. seiner Aemter wieder entsetzt u. starb als Privatmann zu Petersburg 18. Juli 1771. — Graf Kyrill Grigorjewitsch **R.**, Bruder des Vorigen, geb. 29. März 1728; ward 1750 Hetman von Kleinrußland, sah sich zwar 1764 von Katharina II. dieser Würde beraubt, erhielt aber zur Entschädigung den Feldmarschallstitel. Er starb 21. Jan. 1803. Ein Sohn des Letztgenannten, der nam. als Kunstmäcen bekannte Graf Andrei **R.** (geb. zu Petersburg 2. Nov. 1752, gest. zu Wien 23. Sept. 1836), ward 1815 als russ. Gesandter am Wiener Hof in den Fürstenstand erhoben. Mit dessen Bruder, dem Grafen Peter **R.**, der unter Alexander I. Minister des öffentlichen Unterrichts war, erlosch 1837 die Familie im Mannesstamme.

Rasur (a. d. Lat.), das Abschaben, Auskratzen; eine ausgekratzte Stelle in Schriften; das feierliche Abscheren der Haare bei kathol. Geistlichen.

Rath (lat. consilium, frz. conseil), eine Versammlung zur Erörterung u. Entscheidung von praktisch wichtigen Angelegenheiten. Im Alterthum erscheinen das griechische Bundesgericht der Amphiktyonen, die athenische Bule, die Gerusia in Sparta, der Senat in Rom als hochstehende Rathsversammlungen; in der Republik Venedig führt der R. der Zehn die eigentliche Regierung, zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts bestand der Gesetzgebende Körper in Frankreich aus einem R. der Fünfhundert u. einem R. der Alten, u. in den sonstigen modernen Staaten hatten u. haben zum Theil noch ein Geheimer Rath, Geheimes Concilium, Kabinetsrath, Ministerrath, Staatsrath wichtige Aufgaben zu versehen. Von der Mitgliedschaft in derartigen Kollegien schreiben sich die Benennungen Geheimer R., Staats-, Hof-, Regierungs-, Kriegsrath &c. her, welche wirklichen Beamten beigelegt od. wol auch als leere Titel verliehen werden. Allgemein heißen noch Stadtrath, Gemeinderath &c. die Vorstände der Verwaltung von Städten od. weiter abwärts stehenden politischen Körperschaften; Aktiengesellschaften sind gesetzlich verbunden, einen Aufsichtsrath einzusetzen, dem die Ueberwachung des Direktoriums od. Verwaltungsrathes obliegt.

Rathenow, Stadt im Reg.-Bez. Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg mit 9951 E. (1875); liegt an der Berlin-Lehrter Bahn u. an der Havel, über welche eine steinerne Brücke führt; ist von Ringmauern umgeben, hat ein Gymnasium u. an industriellen Etablissements Mühlenwerke, Ziegeleien, Wollen-, Baumwollen- u. Leinenwebereien, mehrere optische Anstalten, welche Brillen, Fernrohre, Mikroskope u. geographische Apparate liefern &c. Die Hauptkirche der Stadt hat einen neuen schönen Thurm, der in goth. Stile erbaut ist. Dem Großen Kurfürsten ist auf dem Friedrich-Wilhelmsplatz ein Denkmal errichtet. — R., seit 1217 in Urkunden vorkommend, erhielt 1295 deutsches Stadtrecht. Hier wurde 1394 der Statthalter der Mark Brandenburg, Lippold v. Bredow, vom Erzbischof Albrecht IV. von Magdeburg geschlagen, 14. Aug. 1627 das dän. Heer von den Kaiserlichen unter Herzog Georg von Lüneburg. Am 6. Sept. 1636 wurde die Stadt von der schwed. Besatzung ohne ernstliche Gegenwehr dem sächs. General Klitzing übergeben, 1637 wieder von den Schweden besetzt, welche sie bis 15. Juni 1675 inne hatten, an welchem Tage sich der brandenburg. General Derfflinger ihrer bemächtigte u. sie von den Schweden befreite.

Rathhaus, auch Stadthaus, im Mittelalter Bürgersprachhaus, Weichhaus od. Wichhaus, Schnoidhaus genannt, das zu den Versammlungen der Rathmänner u. des städtischen Verwaltungspersonals bestimmte öffentliche Gebäude, das die meisten der bedeutenderen Städte des Mittelalters seit der Zeit ihres Aufblühens hatten. Es enthält meist im Obergeschoß außer den Zimmern für die Rathssitzungen u. den nothwendigen Nebenräumen einen großen Festsaal, im Erdgeschoß eine geräumige Vorhalle sowie Wachtlokale, Arrestlokale &c., manchmal auch eine Reihe von Kaufläden in einem hallenartigen Vorbau. Die schönsten Rathhäuser stammen aus der Blütezeit des Städtewesens u. sind im goth. Stile errichtet; hervorragend sind das R. zu Münster von 1350 ff., Braunschweig 1393 ff., Brüssel 1401 (s. Fig. 1786), Bremen (1405–10, mit herrlichem Renaissance-Umbau von 1612), Hannover 1413, Lübeck (2. Hälfte des 15. u. 16. Jahrh.), Löwen (1448–1463), Breslau (um 1480), Gent (1481 u. 1518–33), Brandenburg &c. Besondere Berühmtheit hatte das Hôtel de ville von Paris, das, durch die Commune 1871 zerstört, seinem Wiederaufbau noch entgegensieht.

Räthsel. Das R. ist die umschreibende Darstellung eines nicht genannten Gegenstandes, um das Nachdenken des Lesers od. Hörers zum Auffinden desselben anzuregen. Es ist um so scharfsinniger erfunden, an je mehr Gegenständen sich die einzelnen Prädikate nachweisen lassen, während alle sich nur an einem befinden. Sind hingegen die Prädikate zu allgemein gewählt u. lassen sie sich alle ohne Zwang auf mehrere Gegenstände anwenden, so ist das Räthsel werthlos. Verschiedene Formen des R.s sind: 1. die Räthselfrage; 2. das einfache Worträthsel, welches wieder in das Worträthsel mit verschiedener Bedeutung des Wortes (die Homonyme), das Worträthsel mit Buchstabenveränderung, das Worträthsel mit Elision, das Worträthsel mit Zusatz, das Worträthsel mit Buchstabenversetzung (Logogriph od. Räthselquadratur), das Worträthsel mit verschiedener Lesung (Anagramm u. Palindrom) u. das Worträthsel nach Laut u. Betonung (Gleichlaut- u. Betonungsräthsel) zerfällt; 3. das Silbenräthsel (Charade); 4. das Buchstabenräthsel (in Bezug auf den Laut u. die Figur der Buchstaben); 5. das Schreibzeichenräthsel; 6. das Bilderräthsel (Rebus); 7. das komplizirte Räthsel u. 8. das Zifferräthsel. Das R. ist sehr alt u. kommt schon im Alten Testament vor, z. B. in dem R. Simson's (Buch der Richter 14, 14) u. im Räthselspiele Salomo's mit der Königin von Saba (1. Buch der Könige 10, 1 ff.), ebenso in der Räthselkorrespondenz Salomo's mit dem Tyrerkönig Hiram. Seit dieser Zeit ist das R. im Morgenlande heimisch geblieben. Bei den Griechen, die das R. γρῖφος od. αἴνιγμα nannten, finden wir Anklänge schon in den sog. „Sprüchen der 7 Weisen" u. in dem berühmten R. des Sphinx, welches Oedipus löste (aus Athen. X. 83). Eins der ältesten ist das, welches angeblich Fischerknaben dem Homer aufgegeben haben sollen: „Was wir fangen, werfen wir hinweg, u. was wir nicht fangen, nehmen wir mit nach Hause" (die Laus). Vorzüglich dienten R. zur Unterhaltung bei Tische u. darum erzählt uns Plutarch im „Gastmahl der 7 Weisen" mehrere. Wer dieselben errieth, erhielt als Belohnung einen Kranz; wer es nicht vermochte, mußte einen Becher Wein mit Salz vermischt od. sonst etwas Uebelschmeckendes trinken. Die theoretische Schrift des Klearchos aus Soli über die R. ist nicht auf uns gekommen, allein eine Sammlung von 38 R.n aus verschiedenen griech. Schriftstellern hat Brunck („Anal. Vet. Poet. Graec." T. III. p. 318–326) mitgetheilt. Die röm. Literatur ist arm an R.n; wir wissen nur, daß Varro über sie geschrieben haben soll (Gell. N. A. XII, 6) u. ebenso ist des Apulejus „Liber ludicrorum et griphorum" verloren. Erst im 4. Jahrh. hat der Dichter Symposius eine Sammlung von 100 R.n in Hexametern herausgegeben („Aenigmata", Par. 1533 u. ö.), u. ihm ist dann Aldhelmus, Bischof von Shirburne († 709), mit einer zweiten Sammlung (100) gefolgt (in s. „Opera", Oxford 1844). Bes. häufig war der Gebrauch des R.s bei den altgermanischen Völkern, u. die Eddalieder sind voll solcher Fragen. Bekannt sind die R., welche im „Wartburgkriege" (um 1215) Klingsor Wolfram von Eschenbach vorlegt, u. ebenso gehört das alte Tragemundslied (a. d. 12. Jahrh.) hierher. Auch die angelsächsische Literatur hat ein altes

Räthselbuch in dem Dialog des Salomon u. Saturn (Lond. 1845), der dann auch ins Deutsche überging, aufzuweisen; die slavische, schwedische, norwegische u. holländische sowie englische Literatur hat keine eigentlichen Räthselbücher hervorgebracht, die französische nur „Les motz dorez du grant et saige Cathon" u. die italienische nur ein hierher gehöriges Buch „Indovinello dove si contiene diversi e varii soggetti da indovinare" (Ven. 1610); desto reicher ist die neuere lateinische. Als Vertreter dieser Dichtungsart werden hier J. Cäsar Scaliger („Poemata", 1591), Johannes Lorichius („Aenigmata", 1545), Joh. Lauterbach („Aenigmata", 1602), Nic. Reusner („Aenigmatographia", 1602, u. „Aenigmata", 1602), Joh. Buchler von Gladbach („Gnomologia", 1614) u. Joh. Pincier („Aenigmata", 1655) hervorzuheben sein. Sie wählten die poetische Einkleidung, die auch mit Ausnahme der sog. Räthselfragen bis auf den heutigen Tag die gewöhnliche geblieben ist. Für deutsche R. ist schon in dem alten „Deutschen Räthbüchlein" (Straßburg 1519) eine populäre Sammlung geschaffen worden; allein viel früher (Mitte des 16. Jahrh.) erschien zu Augsburg bei Hans Froschauer eine Sammlung von mehreren 100 R. (vgl. Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum", Bd. III). In unserem Jahrhundert haben bei Schleiermacher u. Fechner (s. d.) auf diesem Felde Ausgezeichnetes geleistet. Sammlungen deutscher R. haben Franklin von Ensfurt („Neckräthselbuch", Frankf. a. M. 1856), Simrock („Deutsches Räthselbuch", Frkf. 1850) u. A. angelegt. — Vgl. Friedrich, „Geschichte des R.s" (Dresd. 1866).

Rätia ist eine der röm. Donauprovinzen. Es wurde begrenzt im N. durch Vindelicien, im O. u. SO. durch Venetien, im O. durch Noricum, im S. grenzte es an Gallia cisalpina u. im W. erstreckte es sich bis zu den Helvetiern, umfaßte also ungefähr das heutige Graubündten, Tirol u. Vorarlberg, die Alpenabhänge an den nördl. ital. Seen u. das bayer. Hochgebirge. Unterjocht wurde diese Landschaft für die Römer unter Augustus durch Drusus u. Tiberius, aber erst nach harten Kämpfen, an denen sich selbst die Weiber auf das Tapferste betheiligten u. bei denen sie, als ihre Pfeile verbraucht waren, den röm. Soldaten ihre eigenen Kinder ins Gesicht warfen. Bekannt waren die Bewohner dieser Gegend den Römern schon seit dem 2. Jahrh. v. Chr., wie die Erwähnung derselben bei Polybius darthut. Den röm. Grenznachbarn wurden sie nam. durch ihre Raubzüge furchtbar; überhaupt werden sie als ein wildes u. trügerisches Volk geschildert. Ueber die eigentlichen Urbewohner des Landes fehlen uns aber alle Nachrichten. Das Eine jedoch ist sicher, daß hier schon früh Etrusker eindrangen, welche sich in dieses Gebirgsland retteten, als die Kelten in Oberitalien sich niederließen, dann aber von ihren Stammgenossen in Etrurien abgeschnitten wurden. Schon die alten Schriftsteller berichten, daß in den Rätischen Alpen ein rauher etruskischer Dialekt geredet worden sei. Daß diese Nachricht richtig ist, beweisen uns die in dem Stromgebiet der Etsch zwischen Trient u. Botzen, bei auch in den Nebenthälern derselben gefundenen Sprachdenkmäler, welche erkennen lassen, daß in dem Gebiete R.'s ein alterthümliches Etruskisch gesprochen wurde (Vgl. W. Corssen, „Ueber die Sprache der Etrusker", Lpz. 1874, I. S. 919—952). — Schon im ersten Jahrh. v. Chr. wurden R. u. Vindelicia als ein gemeinsames Ganze von Rätien aus durch den röm. Statthalter verwaltet; später wurden die Provinzen unter den Namen Raetia prima (= Rätien) u. Raetia secunda (= Vindelicien) wieder getrennt. Gegen Ende des Weltreichs verödete das Land u. wurde dann von den Ostgothen unter Theoderich d. Gr. besetzt. Nach dessen Tode drangen deutsche Stämme (Bayern) hier ein. — Zur Zeit der Blüte war Tridentum (Trient) Hauptstadt des Landes.

Ratibor, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Oppeln (Prov. Schlesien), einst Hauptstadt eines reichsunmittelbaren Fürstenthums mit 17,269 E. (1875); liegt auf dem linken Ufer der von hier aus schiffbaren Oder u. an der Kosel-Oderberger u. R.-Leobschützer Eisenbahn. Die seit dem Brande von 1858 fast vollständig neu u. freundlich aufgebaute Stadt ist Sitz eines Kreisamtes, Appellations-, Kreis- u. Schwurgerichtes, der Kreissteuerkasse u. des Hauptsteueramts, hat ein Gymnasium, eine Realschule, eine große Strafanstalt, ein Taubstummeninstitut, ein Waisenhaus, zwei kathol. u. eine evangel. Kirche u. eine Synagoge. Bedeutend ist die Gewerbthätigkeit, bes. die Damast- u. Wollenweberei, die Fabrikation von Tuch, Oel, Tabak, Glas, Branntwein, Zucker, Mehl 2c., die Eisengießerei u. der Maschinenbau, die Schiffahrt u. der Handel mit Flachs, Hanf u. Wolle. In der Umgebung wird ein ausgedehnter Gemüsebau getrieben. — R. war 1288—1532 die Hauptstadt eines gleichnamigen Fürstenthums. Mit diesem war 1516 das Fürstenthum Oppeln vereinigt worden u. beide zog König Ferdinand 1532 nach dem kinderlosen Ableben Johann's von Oppeln unter Nichtbeachtung der Erbverträge desselben mit Georg von Jägerndorf ein; nur pfandweise erhielt dies 75 □M. umfassende Ländchen Letzterer, bis dasselbe 1553 wieder an die Krone Böhmens kam. Durch die Schles. Kriege gelangte Friedrich II. zur Herrschaft auch über diesen Theil von Schlesien. 1822 ward das Gebiet als Mediatfürstenthum dem Landgrafen von Hessen-Rotenburg überlassen u. fiel 1834 nach dessen Tode an Prinz Viktor von Hohenlohe-Schillingsfürst, welcher 15. Okt. 1840 zum Herzog von R. u. Fürsten von Corvey erhoben wurde. — Der Kreis R. zählt auf 15,78 □M. 121,844 E. (1875) mit den Städten R. u. Hultschin.

Ratifikation (spätlat.) heißt die Genehmigung eines von Bevollmächtigten abgeschlossenen Friedens-, Handels-, Schiffahrts- u. a. Vertrags mit auswärtigen Staaten mittels Unterzeichnung der darüber aufgenommenen Urkunde von Seiten des Inhabers der höchsten Gewalt.

Ratiné (frz.), dickes geköpertes, meist auf einer Seite gekräuseltes od. geknütteltes Wollenzeug.

Ration ist der tägliche Antheil an Naturalverpflegung, welcher den verschiedenen Verhältnissen entsprechend für das Militärpferd festgesetzt ist. Unter „eisernen" R. versteht man diejenige Futtermenge, welche der Kavallerist u. Artillerist stets bei sich führen soll u. welche nach Verbrauch sofort wieder ersetzt werden muß. Zuweilen wird auch R. für den Nahrungsantheil des Offiziers u. Soldaten, also gleichbedeutend mit dem Worte „Portion" gebraucht.

rational od. rationell (vom lat. ratio) heißt im Allgemeinen „vernunftgemäß"; darnach ist z. B. ein rationelles Verfahren in der Heilkunde, der Landwirthschaft 2c. ein solches, welches sich auf die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung od. Erkenntniß stützt, im Gegensatz zu dem rein auf Gewohnheit u. Nachahmung beruhenden Verfahren. Irrational od. vernunftwidrig ist solches Denken, das mit den logischen Gesetzen in Widerspruch steht. Ueber r. u. irrational in der Arithmetik s. den Art. „Irrationalzahlen".

Rationalismus heißt im Allgemeinen die Richtung auf vernunftgemäßes Denken. Der herrschende Sprachgebrauch beschränkt jedoch dies Wort auf das religiöse Gebiet, u. der R. bildet hier als eine besondere religiöse Weltanschauung den Gegensatz zu dem Supranaturalismus. Während letzterer die Gegenstände des Glaubens nur aus übersinnlicher Offenbarung schöpfen will u. eine Unterwerfung der menschlichen Vernunft unter die Autorität der göttlichen Offenbarung fordert, erkennt der R. nur solche Dinge als Gegenstände des Glaubens an, die von der menschlichen Vernunft auf Grund der unwandelbaren Naturgesetze begriffen werden können. Der R. leugnet nicht das Gebiet des Uebersinnlichen (wie dies der Materialismus thut), aber er eignet sich von demselben nur so viel an, als ihm mit den Forderungen des vernünftigen Denkens u. der geschichtlichen Erfahrung verträglich erscheint, d. h. bes. die Lehre von einem persönlichen Gott als Schöpfer der Welt, die Bestimmung des Menschen zu tugendhaftem Handeln u. die Hoffnung einer Unsterblichkeit der Seele. Dagegen verwirft er alle Wunder u. den Glauben an eine besondere Offenbarung. Somit erscheint ihm auch Christus nur als ein bes. weiser u. tugendhafter Mensch u. der Hauptnachdruck fällt auf seine Sittenlehre, während die eigentlichen kirchlichen Dogmen (wie z. B. die Lehre von der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, der Erlösung durch seinen Tod 2c.) theils als Ueberbleibsel jüdischer Anschauung, theils als Erzeugnisse des mystischen Glaubenseifers in der alten Kirche angesehen werden. Geschichtlich betrachtet ist der R. so alt wie das Christenthum selbst. Jede zu weit getriebene geistige Richtung ruft unwillkürlich den eben so einseitigen Gegensatz hervor, u. so finden sich die Ansätze zum R. z. B. schon in der Sekte der Ebioniten (s. d.). In engerem Sinne aber versteht man unter R. die theologische Richtung des sog. Aufklärungszeitalters, d. i. ungefähr vom Anfang des 18. bis zum Anfang des 19. Jahrh. Angebahnt wurde diese Richtung durch den eng mit ihr verwandten englischen Deismus (s. d.) des 17. Jahrh., fand aber auf deutschem Boden eine eigenthümliche Ausbildung. Und zwar ist der R. hier die Fortentwicklung einer scheinbar entgegengesetzten Richtung, des Pietismus (s. d.). Wie dieser war der R. die naturgemäße Gegenwirkung gegen den übertriebenen Buchstabenglauben der sog. Orthodoxie, nur daß er ihr nicht die fromme Empfindung, sondern den prüfenden Verstand entgegensetzte. Dieser Prüfungseifer warf sich vor Allem auf die historisch-kritische Untersuchung der Bibel, u. hier hat der R. durch gelehrte (bes. sprachliche) Studien Unvergängliches geleistet. Weiter aber bemächtigte sich der R. auch der Philosophie als sog. philosophischer R. u. empfing dann selbst wieder auf religiösem Gebiet von der Philosophie fruchtbare Anregung u. feste Formen, so bei von Kant. Trotz Alledem aber mußte der R. auf einem Gebiete scheitern, das für ihn das wichtigste war, nämlich auf dem kirchlichen. Anstatt folgerichtig zur Erzeugung neuer Glaubensgrundlagen u. kirchlicher Formen fortzuschreiten, behielt er die überlieferten Formen, Bekenntnißschriften, obenan die Bibel, bei, deutete sie aber vom Standpunkt des „aufgeklärten" Denkens um. Unbekümmert um die Thatsache, daß die Evangelisten Wunder erzählen wollen, wurden alle Wunder durch die sog. „natürliche Erklärung" beseitigt. Dazu kam die unglaubliche Seichtigkeit u. Geschmacklosigkeit in der Behandlung der schwierigsten religiösen Fragen, die Verwechslung der Vernunft mit

dem gemeinen Menschenverstand sowie die Unfähigkeit, das wirkliche religiöse Bedürfniß der Gemeinde zu befriedigen, u. dies Alles macht es begreiflich, wie das letzte Stadium des R., der sog. gemeine R. (R. vulgaris) schließlich der allgemeinen Verachtung anheimfiel (ca. 1790—1811). Den Todesstoß versetzte ihm die tiefgehende Erneuerung des religiösen Lebens durch die Freiheitskriege, die einerseits das konfessionelle Kirchenthum (Cl. Harms u. A.) wiederbelebte, andererseits tiefere u. wahrhaft philosophisch gebildete Geister, wie Schleiermacher, zur Vernichtung der seichten Aufklärung trieb. Der Name Rationalist wurde zum Schimpf, obwohl die Nachwirkungen des R. u. unter ihnen auch ersprießliche bis heute noch fortdauern (vgl. „Lutherische Kirche").

Ratisbona, lat. Name für Regensburg.



Nr. 4561. Urbano Rattazzi (* 29. Juni 1808, gest. 5. Juni 1873).

Rattazzi, Urbano, ital. Staatsmann, geb. zu Alessandria 29. Juni 1808; studirte in Turin die Rechte, praktizirte dann als Advokat in Cassale u. Alessandria u. wurde hier in die piemontesische Kammer gewählt, wo er sich den Patrioten anschloß.



Nr. 4562. Wanderratte und schwarze Ratte.

Minister ward er zum ersten Mal nach der Schlacht bei Custozza im Juli 1848 u. leitete in der kurzen Zeit bis März 1849, bez. bis zur Abdankung Karl Albert's nach der Niederlage bei Novara, nacheinander die Ministerien des Unterrichts, der Justiz u. des Innern. Hierauf kehrte er zu seiner Thätigkeit als Advokat u. einflußreiches Mitglied der Ständekammer zurück. Vom Okt. 1853 bis Mai 1855 wieder Justizminister, dann bis 1858 Minister des Innern, ward er 1859 Kammerpräsident, übernahm aber 19. Juli desselben Jahres das Ministerium des Innern von Neuem u. leitete dasselbe bis Jan. 1860. Seit Febr. 1861 Präsident der ital. Kammer, machte er nach Cavour's Tode dem Ministerium Ricasoli Opposition, bis er im März 1862 selbst mit der Bildung eines neuen Kabinets betraut wurde, in welchem er als Minister des Auswärtigen den Vorsitz übernahm. Er verdarb es jedoch mit der Aktionspartei vollständig, als er nicht blos Garibaldi hinderte, gegen Rom zu ziehen, sondern denselben 27. Aug. 1862 bei Aspromonte sogar gefangen nehmen ließ. Dazu kam, daß Frankreich in der Röm. Frage nicht die geringste Konzession machte u. R. durch seine Heirath mit Marie Wyse, einer Cousine Napoleon's III., in die Gewalt des franz. Hofes gekommen zu sein schien. Schon 1. Dez. 1862 ward er daher gestürzt, worauf er als einfaches Mitglied in die Kammer zurücktrat. Hier bildete er eine neue, die sog. dritte Partei, mit deren Hülfe er im April 1867 den Sturz des zweiten Kabinets Ricasoli herbeiführte. Infolge dessen wiederum an die Spitze eines von ihm gebildeten Ministeriums gestellt, konnte er sich auch diesmal nur bis Mitte Oktober halten, zumal er Garibaldi wegen eines neuen Unternehmens gegen Rom in Asinalunga ein zweites Mal hatte gefangen nehmen lassen. Seitdem war R. nur noch im Parlamente thätig, wo er bis zuletzt an der Spitze der Opposition stand. Er starb zu Frosinone 5. Juni 1873. — Vgl. das von seiner Wittwe verfaßte Werk: „R. u. seine Zeit" (franz., ital. u. deutsch, 1877).

Ratten sind über m. große Nagethiere aus der Familie der Mäuse (Murina) mit spitzer Schnauze, abgerundeten Ohren, kleinen Augen, dicken u. plumpen, vorn vier-, hinten fünfzehigen Füßen u. einem langen, fast nackten, schuppig geringelten Schwanze. Besondere Merkmale sind noch je 3 stumpfhöckerige Backenzähne u. die ungetheilten Gaumenfalten. Man unterscheidet bei zwei Arten, die Wanderratte (Mus decumanus) u. die schwarze od. Hausratte (Mus rattus). Erstere sieht röthlichgrau aus, auf der Unterseite scharf abgesetzt grauweiß, letztere dunkelschwarzbraun, nach unten allmählich ins Grauweiße übergehend. Bei beiden Arten erhält der Pelz der R. durch einzelne, zwischen den kurzen Haaren stehende längere Borstenhaare ein rauhes Ansehen, doch zeichnet sich die Hausratte durch längere Ohren u. längeren Schwanz aus. Die R. halten sich gern an feuchten Orten auf, der Nahrung wegen am liebsten in der Nähe menschlicher Wohnungen. Als Vertilger alles nur irgendwie Genießbaren u. als kühne Räuber, die selbst junge Gänse wegfangen u. Schweine bei lebendigem Leibe anfressen, richten sie vielfach Schaden an, am gefährlichsten aber werden sie dem Menschen durch den Umstand, daß sie als Trichinenträger die Schweine anstecken (s. „Trichine"). Die Wanderratte ist erst im 18. Jahrh. bei uns eingewandert und scheint aus Indien, wo sie sehr gemein ist, zu stammen. 1727 setzte sie als guter Schwimmer scharenweise über die Wolga, 1770 kam sie nach Deutschland u. 1775 schon ging sie zu Schiffe nach Nordamerika über. Jetzt ist sie mit Ausnahme der arktischen Länder der Alten Welt u. Australiens über alle Welttheile verbreitet, während die Hausratte fast überall durch sie verjagt wurde. Dachratte (Mus tectorum) heißt eine ihnen ähnliche Art mit gelbem Bauche, die in Italien lebt u. auch in Brasilien vorkommt. — Uneigentlich heißen auch mehrere andere langschwänzige Nagethiere R.; so wird eine Wühlmaus (Hypudaeus amphibius) als Wasserratte, worunter man aber auch die Wanderratte versteht, eine ähnliche Art, die Scheermaus (Hypudaeus terrestris) als Erdratte, sodann der kanadische Ondatra (Fiber zibethicus) als Bisam-, Moschus- od. Zibethratte bezeichnet, der südamerikan. Schweifbiber (Myopotamus) als Biberratte, u. unterscheidet man weiter eine Kletter- od. Ferkelratte (Capromys), eine Stachelratte (Loncheres), beides Südamerikaner. Ebenso heißen gewisse Beutelthiere (Didelphys) Beutel- od. Buschratten; von ihnen stammen die Rattenfelle der Pelzhändler. Als Rattenkönig bezeichnet man eine Anzahl von R. mit verwachsenen od. vielmehr in einander verfilzten, vielleicht durch eine krankhafte Ausschwitzung mit einander verbundenen Schwänzen. Derartige Monstra sollen bei ihrer beschränkten Bewegungsfähigkeit von anderen mitleidigen Einzelratten ernährt werden. Die Fälle aber, welche ihr seltenes Vorkommen konstatiren, sind so wenig genau beobachtet, daß die wahre

Ursache der eigenthümlichen Vereinigung, wenn diese als eine wirklich so feste angenommen werden darf, wie sie gewöhnlich geschildert wird, nicht mit Sicherheit aus den Berichten zu erkennen ist. Die Erscheinung selbst hat nur das Interesse einer Kuriosität. Diesem seltenen, merkwürdigen Vorkommen geht wegen beschränkter Ortsbewegung die Lebensfähigkeit ab.

Ratteninseln, s. „Aleuteninseln".

Ratzeburg, ein Fürstenthum u. der westlichste Theil des Großherzogthums Mecklenburg Strelitz; umfaßt 6,77 □M. mit 17,006 E. (1871), wird im N. u. O. von mecklenb. schwerin'schem, im W. von lübischem u. im S. von holstein lauenburgischem Gebiete umschlossen u. besteht aus einem Haupttheil u. 4 kleineren Stücken. Das Ländchen ist hügelig u. sehr fruchtbar; im SW. stößt es an den 12 Km. langen Ratzeburger See; der Sitz der Behörden ist die Stadt Schönberg (3019 E.), an der schiffbaren Maurin u. der Lübeck Straßburger Eisenbahn gelegen. Außer dieser Stadt u. 3 Rittergütern giebt es nur einen freien u. wohlhabenden Bauernstand. Die ausschließliche Beschäftigung der Bewohner ist die Landwirthschaft. Das Fürstenthum zerfällt in 6 Vogteien, ist aber ohne Volksvertretung, da die Bevölkerung die mecklenburgische Verfassung nicht anerkannt hat. Das Bisthum **R.** wurde 1058 von dem Erzbischof Adalbert von Bremen Hamburg gestiftet u. 1154 durch Heinrich den Löwen erneuert; 1236 wurde es reichsunmittelbar, nach der Reformation (1554) durch Administratoren verwaltet, 1648 säkularisirt, als Fürstenthum mit Mecklenburg vereinigt u. 1701 bei der Landestheilung der Strelitzer Linie zuerkannt (s. „Mecklenburg", Geschichte).

Ratzeburg, Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums, jetzt schleswig holstein'schen Kreises Lauenburg mit 4293 E. (1871); liegt schön auf einer Insel des R.er Sees, die mit dem Festlande durch eine Brücke verbunden ist; ist Sitz eines Kreis- u. Amtsgerichtes u. eines Konsistoriums u. treibt Fabrikation von Dachpappe, Tabak, Branntwein ꝛc. Der nördl. Theil der Insel, der Domhof u. Palmberg, gehört zu dem mecklenburg. Fürstenthum R. (s. o.). Hier erhebt sich der 1172 unter Heinrich dem Löwen begonnene u. in der Mitte des 13. Jahrh. vollendete Dom, eine der bedeutendsten Kirchen in Norddeutschland, ein Backsteinbau aus der roman. goth. Uebergangsperiode. Der Prediger am Dom ist zugleich Propst des Fürstenthums R.

Ratzeburg, Julius Theodor Christian, Naturforscher, geb. zu Berlin 16. Febr. 1801; praktizirte das. seit 1825 als Arzt, wirkte 1830—69 als Prof. der Naturgeschichte an der Forstakademie in Neustadt Eberswalde u. starb in seiner Vaterstadt 24. Okt. 1871. Er schrieb: „Die Forstinsekten" (2 Bde., Berl. 1837—40; 1. Bds. 2. Aufl. 1839); „Die Waldverderber u. ihre Feinde" (ebd. 1841; 6. Aufl. 1869); „Forstwissenschaftliche Reisen durch verschiedene Gegenden Deutschlands" (ebd. 1842); „Die Ichneumonen der Forstinsekten" (3 Bde., ebd. 1844—52); „Die Naturwissenschaft als Gegenstand des Unterrichts, des Studiums u. der Prüfung" (ebd. 1849); „Die Standortsgewächse u. Unkräuter Deutschlands u. der Schweiz in ihren Beziehungen zur Forst-, Garten- u. Landwirthschaft" (ebd. 1859); „Die Waldverderbniß" (der dauernde Schade, welcher durch Insektenfraß, Schälen, Schlagen u. Verbeißen an Waldbäumen entsteht, 2 Bde., ebd. 1866—68). Auch gab er heraus: „Medizinische Zoologie" (mit Brandt, 2 Bde., ebd. 1829—33); „Darstellung der Arzneigewächse, welche in die neue preußische Pharmakopöe aufgenommen sind" (20 Lief., ebd. 1827—37) u. „Abbildung u. Beschreibung der in Deutschland wildwachsenden Giftgewächse" (2 Abth., ebd. 1838).

Rau, Heribert, Schriftsteller u. Wortführer der freireligiösen Gemeinden, geb. zu Frankfurt a. M. 11. Febr. 1813; entschied sich für den Kaufmannsstand, trieb aber nebenbei sehr eifrig literarische Studien. Als 1842 die freireligiöse Bewegung in Deutschland begann, sagte er dem Kontor Valet, widmete sich ganz der Agitation in freireligiösem Sinne u. studirte in Heidelberg Theologie. Dann ward er Prediger der Freien Gemeinde in Stuttgart u. 1849 in Mannheim, wo er jedoch durch die Regierung seiner Stellung entsetzt wurde. Von nun ab lebte er ausschließlich seinen literarischen Arbeiten in Frankfurt, wo er 26. Sept. 1876 starb. Er schrieb verschiedene populär-philosophische u. theologische Bücher, wie: „Evangelium der Natur" (Mannh. 1853); „Katechismus der Kirche der Zukunft" (1855); „Neue Stunden der Andacht" (Lpz. 1859); „Apostelgeschichte des Geistes" (Neustadt 1859) ꝛc. Bekannter jedoch wurden seine meist biograph. Romane aus dem Leben Mozart's, Beethoven's, Weber's, Humboldt's, Jean Paul's, Shakespeare's, Garibaldi's ꝛc.

Rau, Karl Heinrich, bedeutender Nationalökonom, geb. 23. Nov. 1792 als Sohn eines Professors der Theologie zu Erlangen; studirte daselbst Staatswissenschaften, wurde 1812 Privatdozent u. Professor der Mathematik am Gymnasium seiner Vaterstadt, 1818 ord. Prof. der Staatswissenschaften daselbst u. folgte 1822 einem Rufe als Prof. nach Heidelberg, wo er 18. März 1870 starb. 1831—40 Vertreter der Universität in der bad. Ersten Kammer, hatte er wesentlichen Antheil an manchem volkswirthschaftlichen Fortschritt; auch gehörte er 1851 der Zollvereinskommission an, welche über die Londoner Industrie-Ausstellung zu berichten hatte, war Vorstand der Oekonomiekommission der Heidelberger Hochschule, wiederholt Mitglied der bad. Generalsynode ꝛc. Sein Hauptwerk bildet das „Lehrbuch der politischen Oekonomie" (3 Bde., Heidelb. 1826—37). Alle Bände (1. Bd.: theoretische Volkswirthschaftslehre; 2. Bd.: volkswirthschaftliche Politik; 3. Bd.: Finanzwissenschaft) erschienen in wiederholten Auflagen; der 1. Band nach des Verfassers Tode in einer vollständigen Neubearbeitung von Ad. Wagner u. Erwin Nasse (Lpz. 1876). Längere Zeit gab R. allein, dann in Verbindung mit Prof. Hansen, das „Archiv für Nationalökonomie u. Polizei" (Heidlb. 1834 ff.) heraus. Von seinen vielen kleineren Schriften sei wenigstens die klassische Monographie „Geschichte des Pflugs" (1841) erwähnt.



Nr. 1563. Karl Heinrich Rau, geb. 23. Nov. 1792, gest. 18. März 1870.

Raub, s. „Diebstahl".

Raubmord, eines der schwersten Verbrechen, besteht in der mit Absicht herbeigeführten Tödtung eines Menschen, um ihm entweder die Sachen zu entwenden, welche er bei sich führt, od. ihn zu beseitigen, weil er die Verübung eines Diebstahls hindern od. verrathen konnte. Das „Deutsche Strafgesetzbuch" ahndet dieses Verbrechen mit der Todesstrafe; früher wurde diese meist noch bes. geschärft durch Anwendung des Rades, Kneipen mit Zangen ꝛc. Nicht zu verwechseln hiermit ist der Fall, wenn Jemand einen Raub begeht u. hierbei aus Zufall ein Mensch das Leben verliert od. sein Tod durch die gegen ihn verübte Gewalt später herbeigeführt wird. Dies sind nur bes. schwere Fälle des Raubes.

Raubthiere heißen in weiterem Sinne alle Thiere, die vom Raube leben, d. h. von lebenden anderen Thieren od. deren Aase sich nähren. Es würden hierher streng genommen auch die Parasiten zu rechnen sein. In engerem Sinne nennt man aber R. (Rapacia) eine Säugethierordnung, deren Merkmale freie Bauchzitzen, Krallen an den Zehen u. das eigenthümliche Raubthiergebiß sind. Dies letztere wird aus sechs oberen u. sechs unteren Vorder- od. Schneidezähnen, aus starken Eck- od. Hundszähnen u. je nach der Nahrung verschiedenen Backenzähnen gebildet. Bei den Insektenfressern nämlich, zu denen Igel, Spitzmaus u. Maulwurf zählen, haben dieselben spitzzackige Kronen, wohlgeeignet zum Zerkauen harter Insektenleiber, bei den Fleischfressern (Carnivoren, Ferae) mehr od. weniger stumpfhöckerige, meist aber zusammengedrückt schneidende. Je raubgieriger ein solches Thier ist, desto weniger zahlreich sind seine

Backenzähne desto schärfer, sägeblattartiger aber ihre Kronen, u. je mehr es sich von Pflanzenkost nährt, desto zahlreicher seine Backenzähne u. desto stumpfhöckeriger deren Kronen. So haben z. B. die Katzen, Löwen, Tiger &c. nur oben je vier, unten je drei, die Bären dagegen oben je sechs, unten je sieben Backenzähne, u. sind bei ersteren die Kronen scharf schneidig gezackt, bei letzteren stumpfhöckerig. Kräftige Kinnmuskeln, scharfe Sinne zum Erspähen der Beute, gewandte Glieder u. Schlankheit zum Verfolgen u. Ueberlisten derselben, sowie ein der Fleischnahrung entsprechender, relativ kurzer Darmkanal, sind weitere Eigenthümlichkeiten der R. Ihre Jungen werden blind geboren u. sind auf die Pflege der Eltern angewiesen. Das Jägerleben bringt es mit sich, daß die R., wenigstens die Landraubthiere, nicht Herdenthiere sind. Werden sie dem Menschen vielfach schädlich u. gefährlich u. wird ihr Fleisch nur in fremden Ländern gegessen, so zählen doch zu ihnen die wichtigsten u. die kostbarsten Pelzthiere (Zobel, Hermelin, Seeotter &c.) u. als Hausthiere der Hund u. die Katze. Auch die Klasse der Vögel hat zahlreiche R. aufzuweisen. Zunächst bezeichnet man geradezu als **Raubvögel** (Rapaces) eine Ordnung vom Raube lebender Vögel, die, entsprechend ihrer Lebensweise, durch folgende Merkmale charakterisirt sind. Sie haben einen kräftigen, gedrungenen Körperbau u. einen kurzen, starken, hakig abwärts gebogenen Schnabel, der am Grunde mit einer Wachshaut überkleidet ist; ihre kräftigen Beine (Fänge) sind bis zur Fußbeuge od. tiefer herab befiedert (Hosen) u. haben lange, unten mit Fleischballen (Warzen) besetzte Zehen mit starken, hakig gebogenen, scharfen Krallen. Ihr Gefieder, das meist nur in unbestimmten Farben spielt, ist dicht, das Flugvermögen ausgezeichnet, die Sinne, bes. das Auge, scharf. Sie nähren sich meist vom Raube der Wirbelthiere, die sie, aus der Luft herabschießend, mit den Krallen packen u. mit dem Schnabel zerreißen; nur wenige (Geier) sind Aasfresser. Unverdauliches, wie Haare, Federn, Knochen &c., speien sie ballenweise willkürlich als „Gewölle" aus. Wie die Raubsäugethiere leben sie einzeln, zur Fortpflanzungszeit paarweise; in ihre kunstlosen, hochgelegenen Nester (Horste) legen sie wenige, fast kugelrunde Eier u. tragen den Jungen Nahrung zu, ohne sie zu atzen. Durchweg sind bei ihnen die Weibchen größer als die Männchen. Unter allen Vögeln sind die R. die ungeselligsten u. an Individuenzahl am wenigsten zahlreichen. Die nordischen sind Zugvögel, die im Süden lebenden Stand- od. Strichvögel. Werden die größeren von ihnen zum Theil den Jagdthieren schädlich, so sind doch die meisten durch Vertilgen schädlicher Thiere, wie der Mäuse &c. (Eulen, Falken), der Stelzengeier bes. durch Vertilgen der gefährlichen Giftschlangen auf Martinique &c., manche auch durch Aufzehren von Aas (Geier), überaus nützliche Thiere. Man unterscheidet unter den Raubvögeln Geier (Aasfresser), Falken (Adler, Habicht &c.) u. Eulen (Nachtraubvögel). Außer diesen eigentlichen u. speziell so genannten Raubvögeln aber führen noch zahlreiche andere ein räuberisches Leben, indem sie – sei es ausschließlich, sei es vorwiegend – theils von Insekten u. deren Larven u. von Gewürm sich nähren, wie Spechte, Kukuke, Würger, Fliegenschnäpper, Bachstelzen, Staare, Raben, Wiedehopfe, Schwalben, Schnepfen, Regenpfeifer; theils von Amphibien, Reptilien, Weichthieren u. Fischen, wie Eisvögel, Kraniche, Reiher, Ibis, Störche u. die Mehrzahl der Schwimmvögel. In den Klassen der **Amphibien, Reptilien** u. **Fische** ist die Zahl der Raubthiere eine so überwiegende, daß die von Pflanzenkost sich nährenden sozusagen blos als Ausnahmen zu nennen sind, bei den Amphibien z. B. die Kaulquappen, bei den Reptilien gewisse Schildkröten, bei den Fischen die Karpfen. Während auch die Mehrzahl der **Krustenthiere**, ebenso die **Spinnen**, R. sind, ist die Zahl der **Raubinsekten** eine verhältnißmäßig geringe, u. sind hier Laufkäfer, Libellen, Fangheuschrecken anzuführen. In den **Weichthierklassen** führen viele ein räuberisches Leben, Kopffüßer können selbst größeren Thieren, ja dem Menschen gefährlich werden, u. die räuberischen **Cölenteraten** haben, auch bei mangelnder freier Bewegung, hinreichende Bewaffnung in ihren Fangarmen u. Nesselorganen.

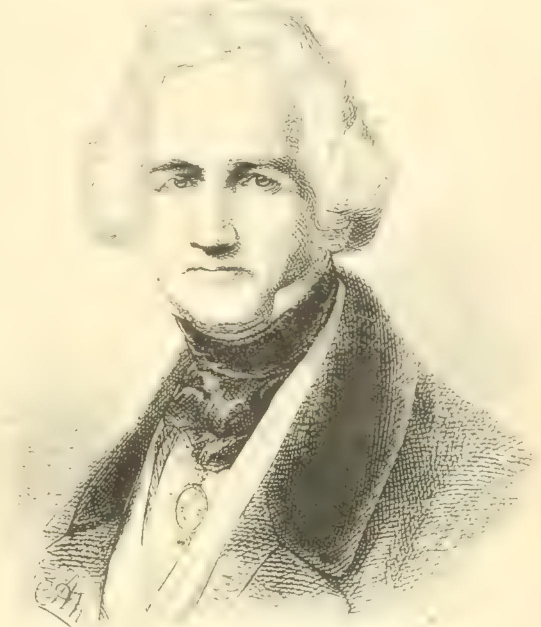
Rauch nennt man die von brennenden Körpern aufsteigenden sichtbaren Verbrennungsprodukte; die chemische Zusammensetzung des R.es ist je nach der Natur des brennenden Körpers u. der Menge der zugeführten Luft verschieden. Bei vollkommener Verbrennung von Pflanzen u. Thierstoffen entweichen stets nur unsichtbare u. geruchlose Gase; je unvollkommener dagegen die Verbrennung ist, desto mehr unverbrannte flüchtige Stoffe, desto mehr Geruch wird der R. besitzen u. durch Theilchen von aus der Flamme ausgeschiedenem Kohlenstoff mehr od. weniger schwarz gefärbt sein. Da in großen Städten mit lebhafter Fabrikthätigkeit, in denen also viel billige Brennmaterialien verbrannt werden, die Menge des sich entwickelnden R.s gewisse Uebelstände im Gefolge hat, so hat man schon lange sich mit dem Problem beschäftigt, dieselben zu beseitigen. Der Zweck läßt sich zwar erreichen, aber nur auf die Weise, daß man die unverbrannten Bestandtheile des R.s nachträglich noch bes. verbrennt, ehe sie mit den Verbrennungsgasen der Atmosphäre sich mischen.

Diese sog. **Rauchverbrennung** ist auf verschiedene Art möglich, der Vortheil aber, den man sich von ihr in Bezug auf bessere Ausnutzung der Brennstoffe in der Regel verspricht, ist ein ziemlich illusorischer, da die Menge der ausgeschiedenen festen Bestandtheile, welche den R. lästig machen, im Verhältniß doch eine sehr geringe ist. Wichtig aber ist die Rauchverbrennung für die Reinlichkeit u. aus diesem Gesichtspunkte ist sie z. B. auch in vielen engl. Städten obligatorisch.

Rauch, Christian Daniel, der Schöpfer der realen Richtung der modernen Skulptur, der frei von dem bis zu seinem Auftreten herrschenden Barockstil, frei von frostiger od. empfindsamer Allegorie, frei von bloßer Nachahmung der Antike den Weg der Naturwahrheit u. Wirklichkeit einschlug, die das menschliche Individuum im innersten Kern seines Wesens u. seiner äußeren Erscheinung als ein selbständiges Ganzes darstellt. Dies charakteristische Erfassen der menschlichen Persönlichkeit entwickelte er nam. auf seinem Hauptgebiete, der Portraitstatue, u. insbes. der als öffentliches Denkmal dienenden. Daraus u. aus der langen Wirksamkeit, welche ihm die Vorsehung vergönnte, erklärt es sich, daß kein Bildner vor ihm das deutsche Vaterland mit so vielen Portraitstatuen geschmückt hat wie er. Und da fast nur Berlin der Schauplatz seiner Thätigkeit war, so wurden begreiflicher Weise die Fürsten u. Helden, denen Preußen sein Wachsthum u. seine Größe verdankt, der Hauptgegenstand seiner Schöpfungen. Er ist wie kein Anderer der Bildner der Könige u. Helden. Geb. 2. Jan. 1777 zu Arolsen als Sohn eines fürstl. waldeck'schen Kammerdieners, hatte er den Wunsch, Bildhauer zu werden. Der Vater gab ihn deshalb in die Lehre zu einem dortigen Meister Namens Valentin, bei dem er aber in fünfjähriger Lehrzeit nicht viel profitiren konnte. Kaum war er 1795 in die Lehre beim Bildhauer Ruhl nach Kassel gekommen, als ihn der Tod seines Vaters u. bald darauf der seines älteren Bruders, der Hofgärtner in Sanssouci gewesen war, bewog, da er nun eine bejahrte Mutter u. einen jüngeren Bruder zu ernähren hatte, als Lakai in die Dienste König Friedrich Wilhelm's II. zu treten, eine Stellung, die Friedrich Wilhelm III. dahin verbesserte, daß er den kunstsinnigen Jüngling die Akademie in Berlin besuchen u. seine künstlerischen Studien fortsetzen ließ. Schon damals modellirte R. unter anderen Arbeiten auch die für sein späteres Leben bedeutungsvolle Büste der Königin Luise nach dem Leben. Dadurch wurde er in den Stand gesetzt, 1804 nach Rom zu gehen, wo sich zwischen ihm u. Wilhelm v. Humboldt, Canova u. Thorwaldsen ein Verkehr entwickelte, der den Grund zu der im späteren Leben von R. verfolgten Richtung legte. Ein entscheidendes Ereigniß für ihn war der am 19. Juli 1810 erfolgte Tod der Königin Luise. Der König war wegen eines Grabdenkmals mit Canova in Unterhandlung getreten, der aber, da er die Verstorbene nie gesehen, R. dazu empfohlen hatte. Derselbe legte denn auch, vorerst durch eine längere Krankheit gehindert, dem König 1813 mehrere Entwürfe vor. Der gewählte wurde in Berlin modellirt, in Rom in Marmor ausgeführt u. erregte seit seiner Aufstellung (im Mausoleum in Charlottenburg) wegen der edlen, einfachen Auffassung u. des tiefsinnigen Gefühls die allgemeinste Bewunderung. Von dieser Zeit an wuchs sein Ruhm mit jeder neuen Schöpfung. Da es jetzt galt, das Gedächtniß der Helden der Freiheitskriege zu ehren, so erhielt R. den Auftrag, zunächst die Marmorstandbilder der Generale v. Bülow u. Scharnhorst zu modelliren (vollendet 1822); er entledigte sich desselben in jener von ihm eigentlich erst geschaffenen Auffassungsweise. Unmittelbar darauf folgten die beiden Bronzedenkmäler Blücher's, das eine für Breslau, das andere für Berlin; jenes der echte „Marschall Vorwärts" in lebhafter Bewegung, dieses der Sieger nach dem Kampfe, voll plastischer Ruhe u. doch mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit u. Kühnheit; am Postament eine dreifache Reihe von Reliefs, die, wenn auch für die heutige Anschauung etwas gesucht u. studirt, damals mit größtem Beifall aufgenommen wurden (vgl. Goethe's Aufsatz „R.'s Basreliefs am Piedestal von Blücher's Statue". Werke Bd. XXXI). Nach Vollendung einiger kleineren Arbeiten begann er 1825 das kolossale Erzdenkmal König Max Joseph's I. in München, dessen architektonischer Aufbau von Klenze eine Ueberladung mit theilweise allegorischen Reliefs veranlaßte, die der trefflich durchgeführten Hauptfigur großen Eintrag thun. Noch vor die Beendigung dieses 1835 aufgestellten Werkes fallen die Standbilder von August Hermann Francke in Halle (1826) u. die

(1828 vollendete) Wiederbelung des Grabmals der Königin Luise (Antikentempel in Sanssouci), das die Verstorbene nicht als Irdische, Schlafende, sondern als Ueberirdische, Verklärte darstellt. Daneben entstanden mehrere Portraitbüsten u. die aus Abgüssen bekannte „Jungfrau Lorenz" auf dem Hirsche, nach einer Sage der Stadt Tangermünde. Sie lag eben so sehr außerhalb der bisherigen Sphäre des Meisters, wie die sechs herrlichen, überlebensgroßen Victorien für die Walhalla bei Regensburg (1833 aufgestellt), die den Gedanken des mit Erfolg gekrönten menschlichen Strebens in verschiedener Weise veranschaulichen (Abb. s. unter „Nike") u. andere Idealgestalten. Die Reihe der übrigen Portraitstatuen eröffnet dann wieder der erst 1840 in Nürnberg aufgestellte Albrecht Dürer, dem bald nachher die Statuen des poln. Herzogs Miecyslaw u. seines Sohnes, Königs Boleslaw, im Dom zu Posen (1840) u. mehrere Grabdenkmäler folgten, unter denen wir nur das König Friedrich Wilhelm's III. in Charlottenburg (Gegenstück zur Königin Luise [Abb. s. unter „Grabdenkmäler"]), das der Königin Friederike von Hannover (im Mausoleum zu Herrenhausen), das in freier Entwicklung des künstlerischen Stils das ähnliche Denkmal der preuß. Königin weit übertrifft, u. das ihm später von dem fast 80jährigen Meister hinzugefügte Denkmal König Ernst August's, das herrlichste aller seiner Grabdenkmäler, nennen. In Dimensionen wie in Gedankenreichthum das größte, im Einzelnen das vollendetste, aber im Ganzen das keineswegs befriedigendste, ist das Erzdenkmal Friedrich's des Großen in Berlin, von dem man sagen kann, daß es auf einen Künstler wie R. recht eigentlich gewartet hat, da die von früheren Bildhauern eingesandten Entwürfe wenig befriedigt hatten. Schon 1836 legte R. König Friedrich Wilhelm III. mehrere Entwürfe vor, unter denen zwei beifielen. Aber die Ausführung unterblieb, bis der König 1840 starb. Friedrich Wilhelm IV. entschied sich für einen anderen, reicheren Entwurf, der den „alten Fritz" im Verein mit den Gefährten seiner Kriegsthaten u. den Gehülfen seines Wirkens im Frieden darstellte, den König also zum Mittelpunkte seiner Zeit machte. Er kam zur Ausführung u. am 31. Mai 1850 zur Aufstellung. Man kann diesem großartigsten Werke der modernen Bildhauerkunst in allen einzelnen, kräftig realistischen Gestalten sein Bewunderung nicht versagen, aber eben so wenig die Unverträglichkeit der allegorischen Figuren wie den nicht zu leugnenden Mangel an ruhiger Entwicklung des architektonischen Aufbaues übersehen (vgl. Abb. unter „Friedrich d. Gr."). Obgleich mit dieser Arbeit schon am Abend seines Lebens angelangt, sehen wir den Meister doch noch rüstig mit weiteren Portraitstatuen beschäftigt; dahin gehören die ehernen Standbilder York's u. Gneisenau's in Berlin, des körperlich so unschönen Immanuel Kant in Königsberg, ein wahrer Triumph des Realismus, u. des erst nach R.'s Tode aufgestellten Albrecht Thaer. Den Schluß dieser großen Reihe von Bildwerken bilden zwei Schöpfungen, die nur das mit einander gemein haben, daß sie von ihres Schöpfers Hand nicht ausgeführt wurden. Das eine ist der idealistisch behandelte Entwurf zu dem gemeinsamen Denkmale Goethe's u. Schiller's in Weimar, dem bekanntlich der realistische Entwurf Rietschel's vorgezogen wurde, was der Meister ohne Mißgunst u. Künstlerneid ertrug; das andere ist das Modell zu einer Mosesgruppe, also ein stoffliches Gebiet, das R. bis dahin ziemlich fremd geblieben war, das er aber jetzt noch auf Wunsch Friedrich Wilhelm's IV. u. zwar mit entschiedenem Glück betrat. Es stellt nach der biblischen Erzählung (2. Mos. 17, 10—12) den Moses dar, der in einer Schlacht mit den Amalekitern den Sieg erfleht, während seine emporgehaltenen Arme von Aaron u. Hur unterstützt werden — ein im großartigsten Stile durchgeführtes Werk, dessen Aufgabe aber eigentlich außerhalb des plastisch Darstellbaren liegt. Es wurde 1863 von Albert Wolff in Marmor ausgeführt u. in der Vorhalle der Friedenskirche zu Potsdam aufgestellt. Bald nach Vollendung seines 80. Lebensjahres erkrankte R. Er suchte Heilung in Karlsbad u. ging nach Dresden, um sich einer Operation zu unterziehen; hier aber starb er 3. Dez. 1857. Seine Leiche wurde nach Berlin geschafft u. am 7. Dez. von den hervorragendsten Männern der Kunst u. der Wissenschaft durch eine Todtenfeier geehrt. Am meisten verloren an ihm seine zahlreichen Schüler, die schon damals zu den ersten Meistern ihrer Kunst gezählt wurden; wir nennen darunter nur Kalide, Wredow, Alb. Wolff, Rietschel, Drake u. Bläser. — Fast sämmtliche Modelle u. Skizzen des Meisters vereinigt in sich das Rauch-Museum in Berlin. Vgl. Friedrich u. Karl Eggers, „Christian Daniel R." (2 Bde., Berl. 1873—77).

Räuchern, das, die Behandlung von Fleischwaaren, Fischen &c. mit dem Rauche brennenden Holzes, bezweckt die Konservirung der betreffenden Gegenstände. Das Wirksame beim R. sind die in dem Rauche enthaltenen kleinen Mengen brenzlicher Produkte, namentlich aber Phenol u. Cresol (Kreosot), welche sich bei unvollkommener Verbrennung des Holzes, vornehmlich des Buchenholzes bilden. Anstatt die Fleischwaaren in der Esse od. in besonderen Räucherkammern dem Rauche auszusetzen, wird auch vielfach die fälschlicher Weise sog. Schnellräucherung angewendet, welche darin besteht, daß man die Fleischwaaren mehrere Male mit Holzessig bestreicht. Derselbe enthält zwar im Wesentlichen dieselben Substanzen, welche bei der eigentlichen Räucherung die Wirksamkeit bedingen, allein der Rauch dringt mehr in das Innere des Fleisches, während der Holzessig bei Fleischwaaren von größerem Durchmesser nur die der Oberfläche näher liegenden Schichten gar macht. Dagegen haben wieder die im Rauche konservirten Fleischwaaren den Nachtheil, durch die langandauernde Erwärmung zu sehr auszutrocknen.



Nr. 4564. Christian Daniel Rauch (geb. 2. Jan. 1777, gest. 3. Dez. 1857).

Rauchschwalbe, s. „Schwalbe".

Rauchwaaren heißen die Pelzfelle, die größtentheils zur menschlichen Bekleidung dienen, daher ihren Haarstand ungelockert behalten müssen u. mithin nur auf der Fleischseite, nachdem diese durch Schaben gereinigt worden, u. eine konservirende Zubereitung, nach Umständen mit Alaun, Salz, Fett, Butter, Oel, mitunter auch eine Aufbesserung durch Farben u. Blenden erhalten haben. Ein Hauptsitz der Pelzzubereitung u. der Pelzfärberei sind Leipzig u. die benachbarten Ortschaften Weißenfels, Markranstädt, Schkeuditz, Lindenau &c. Ein Theil der R. findet allerdings auch eine andere Verwendung, indem die Felle geschoren u. in der Hutmacherei verwendet werden (Biber, Bisam, Nutria, Hasen u. Kaninchen). Die Behaarung der Thiere wird im Jahreslaufe fortwährend verändert; im Sommer sind die Pelzfelle minder werthvoll. Die Eigenschaften, welche den Werth aller Pelzfelle bedingen, sind: Leichtigkeit des Felles, Dichtigkeit, Länge u. Feinheit der Haare sowie Dunkelheit der Farbe. Während die Felle der kleineren Pelzthiere, bes. aus der Ordnung der Nager u. der Raubthiere (Marderfamilie), zu Bekleidungszwecken, werden die der größeren Raubthiere, wie Tiger, Leoparden, Bären &c., vorzugsweise zu Decken u. Teppichen verarbeitet. Die besten u. theuersten R. kommen immer aus dem kalten Norden der Alten u. Neuen Welt, u. zwar aus der Zone zwischen dem 55. u. 70. Breitengrade. Die Jagd der Pelzthiere bildet hier einen bedeutenden Erwerbszweig für ganze Völkerschaften. Rußland u. Nordamerika sind demnach die Lieferanten der größten Menge von Pelzwerk, die Russen bringen es aus dem Norden ihrer europäischen u. mehr noch asiatischen Besitzungen, die Amerikaner aus Canada u. den

ungeheuren Waldländern, in denen die Hudsonsbai-Gesellschaft f. d. das Monopol hatte. Ein großer Theil der nordamerikan. R. kommt auch noch aus den Verein. Staaten. Die beiden größten Pelzländer der Erde sind eigentlich nur dieses Artikels wegen von Europäern besetzt, ja sogar entdeckt worden. Die Russen drangen in Sibirien weiter u. weiter östlich bis ans Meer vor u. setzten sich schließlich in dem gegenüberliegenden Nordamerika fest. In Nordamerika kam der von den Franzosen gegründete Pelzhandel in die Hände der Engländer u. zum Theil an die entstandenen Verein. Staaten. Die Waaren dieser Länder kommen entweder direkt nach London od. Leipzig od. gehen erst nach New York u. von da aus zweiter Hand ebenfalls nach diesen europ. Hauptplätzen. In London werden jährlich drei große Pelzauktionen gehalten, im Januar, März u. September. In neuerer Zeit wird Leipzig von den Amerikanern sehr poussirt, weil hier der Absatz an kleine Kürschner leichter ist. Für ihre Waaren entnehmen die Amerikaner große Quantitäten russ. u. deutschen Pelzwerks.


Nr. 1565. Das Rauhe Haus zu Horn bei Hamburg.

Amerika verbraucht viel polnische u. franz. Kaninchenfelle, sibirische Eichhörnchen, die in Deutschland zubereitet sind, ferner Hermeline u. gute russ. Zobel. Von amerikan. Pelzwerk bringt auch Dänemark einen kleinen Antheil aus seinen Besitzungen in Grönland (weniger von Island), hauptsächlich Fuchs- u. Robbenfelle u. einige Eisbären. Die Waaren werden jährlich zweimal, im November u. Mai, in Kopenhagen versteigert. Südamerika betheiligt sich am Handel nur durch Chinchilla- u. Nutriafelle; seine Jaguar- u. Kuguarfelle sind im Handel nur etwas Nebensächliches; Australien seit einigen Jahren durch seine Opossum, grauen u. Silberkaninchen. Von Schweden u. Norwegen kommen außer solchen Fellen, die auch anderwärts häufiger sind, wie Füchse, Marder u. Ottern, auch eine Anzahl schöner Felle von Luchsen, Vielfraßen, wie von werthvollen Silber- u. Kreuzfüchsen. Diese Erträge werden meistens auf den Leipziger Messen umgesetzt. Rußland ist unbedingt das bedeutendste Land nach Erzeugung, Verbrauch u. Handel in R. Ein bedeutender Theil des russ. Handels, der gar nicht in unserem Gesichtskreise liegt, ist der mit dem großen, viel konsumirenden Nachbarlande China über die russ. Grenzstadt Kiachta. Derselbe Fall ist es mit dem Waarenquantum, das über Astrachan in den pers. Handel geht. Sonst sind die Hauptmeßplätze Irbit in Sibirien u. Nishnij-Nowgorod. In Irbit sollen zur Februarmesse u. a. durchschnittlich 3 Millionen Feh (Eichhörnchen), Hermelin u. 20,000 Zobel abgesetzt werden. Nishnij-Nowgorod ist der eigentliche internationale Tauschplatz; es werden zu der dortigen, im Juli u. August stattfindenden Messe außer den russ. u. asiatischen Pelzprodukten auch armenische, amerikanische, skandinavische u. deutsche in Menge herbeigeführt, u. fast jeder Besuchende ist Käufer u. Verkäufer zugleich. Außer diesen periodischen Meßplätzen sind Petersburg u. Moskau, auch Warschau, als permanent zu betrachten.

Der deutsche Rauchwaarenhandel befindet sich in seiner jetzigen Verzweigung in sehr vielen Händen, da sich eine Menge kleiner Händler u. alle Kürschner beim Einkauf betheiligen. Von den Jägern werden die sog. Wildwaaren gekauft: Füchse, Edel- u. Steinmarder, Iltisse, Dachse, Ottern, vom Landmann Lamm- u. Ziegenfelle, in den Städten Kaninchen u. Katzen. Die Menge der in Deutschland zusammengebrachten Wildfelle ist gar nicht unbeträchtlich. Man rechnet ca. 120,000 Fuchsfelle, 80,000 Marder, 280,000 Iltis, 8000 Fischottern, 8000 Dachse, 600,000 Hasen, 700,000 Lammfelle, 400,000 Katzen, 300,000 Kaninchen, 200,000 Hamsterfelle, welche zusammen einen Geldwerth von ca. 7,5 Millionen Mark repräsentiren. Ungarn ist für die Pelzbranche bedeutend, sowol als Produzent vieler Wildwaaren, Schaf- u. Lammerfelle, wie als Abnehmer, da dort Pelzwerk zu den Landestrachten gehört. Der bedeutendste Centralpunkt für den Handel in R. u. ein eigentlicher Weltmarkt ist Leipzig geworden, an Bedeutung kaum weniger wichtig als London, das eigentlich nur eine Durchgangsstation für die amerikan. Waaren bildet, die dann meist doch noch nach Leipzig gelangen, wo in den beiden Hauptmessen alle gangbaren Pelzwaaren der Alten u. Neuen Welt zusammenkommen. Leipzig ist auch außer den Messen wichtig u. ein ständiger Markt für R. geworden, wo die bedeutendsten fremden Handelshäuser Kommanditen halten. Der Grossohandel vertheilt sich unter verhältnißmäßig wenige, aber dafür um so bedeutendere Handelshäuser. Es giebt thatsächlich keinen zweiten Werthartikel, der so durchgreifend wie das Pelzwerk alle Völker der nördl. Erdhälfte zu einander in Geschäftsbeziehungen setzte, u. diese Beziehungen sind, was die Alte Welt anlangt, auch schon uralt, denn nicht nur unsere Vorfahren im Mittelalter bezogen viel Pelzwerk von den Russen, sondern die alten Griechen u. Römer erhandelten bereits von Skythen u. anderen jetzt nicht mehr genannten Völkern Luxuspelzwerk. In unseren Zeiten, wo Wohlstand u. Luxus bedeutend zunehmen, hat sich der Verbrauch von R. u. damit die merkantile Wichtigkeit dieser Waarengattung bedeutend gesteigert, bei welcher oft eine Abnahme durch Erschöpfung befürchtet worden ist. Allerdings sind die Erträgnisse der verschiedenen Jahre durch Nahrungs- u. Witterungsverhältnisse sehr schwankend u. im Allgemeinen mögen die Pelzjagden wol schwieriger u. mühsamer geworden sein; erwiesen ist aber die Zunahme der Waarenmengen, die sich zum Theil allerdings durch das Hinzukommen verschiedener neuer, früher nicht am Markt gewesener Sorten erklärt, wie Seeotter, Stinkthier, Skunk, Bisam, Chinchilla, Affenfelle. Zudem versteht die Kunst heute viel besser als früher der Natur nachzuhelfen; das Bearbeiten, Färben u. Aehnlichmachen wird in großem Umfange betrieben, u. wo die natürlichen Zobel, Edelmarder, Hermeline u. dgl. nicht ausreichen, bieten künstliche dafür einen Ersatz. Die Preise sind in dem Zeitraum 1720—1820 durchschnittlich auf das Doppelte, seitdem aber zu Zeiten wieder reichlich auf das Dreifache gestiegen. Das kostbarste Pelzwerk liefert der Zobel, u. zwar sind die ins Bläuliche spielenden dunkeln russischen werthvoller als die amerikanischen; dann folgen der Blaufuchs, Silberfuchs u. Schwarzfuchs, die Seeotter, von der einzelne Felle oft mit 1200—1500 Mark bezahlt werden; Nörz, die amerikanischen besser als die russischen, Hermelin, mitunter aus Schneewiesel- od. Kaninchenfellen imitirt, Chinchilla, der Pelz der peruan. Wollmaus, Marder, Iltis, Feh (von einem grauen Eichhörnchen), Bisam, Hamster, Waschbär (Schupp), Skunk, Opossum, Biber, Otter, Katze, Kaninchen, Hase, Vielfraß, Dachs, Seehund; Affenpelze sind erst in der Neuzeit in den Handel gekommen, während Bären, Luchse, Wölfe, Seehunde u. die Felle der katzenartigen Raubthiere ihm schon lange angehören.

Rauchwerk, s. v. w. Rauchwaaren.

Raude (Krätze, Grind), eine bei unseren Hausthieren, bes. bei Hunden, Schafen, Pferden u. dem Geflügel, nicht selten ansteckende Hautkrankheit, bei welcher juckende, kahle Stellen mit weißen, staubartigen Schuppen bedeckt auftreten u. sich ausbreiten, od. Bläschen, die berstend eine klebrige Flüssigkeit ergießen, welche zu Krusten verhärtet, unter denen die Haut näßt od. geschwürig wird. Die von dieser Hautkrankheit befallenen Thiere reiben sich, sind unruhig, magern trotz aller Freßlust ab u. krepiren wol auch. Leicht übertragbar wird die Krankheit durch eine sie begleitende mikroskopische Krätzmilbe, weshalb Ställe u. deren Geräthe unter solchen Umständen durch Lauge 2c. genau gereinigt, die erkrankten Thiere aber streng von den gesunden getrennt werden müssen.

Rauenthal, Dorf mit 1000 E. im Rheingau, preuß. Reg.-Bez. Wiesbaden, Provinz Hessen-Nassau, 4 Km. im N. von Eltville gelegen; treibt nam. Weinbau (auf 76 Hektaren) u. produzirt einen Weißwein, welcher unter die feinsten Sorten der Rheinweine gehört.

Rauhe Alp, s. „Alp".

Rauhes Haus ist der Name einer großartigen Anstalt im Dienste der Inneren Mission (s. d.), welche 1. Nov. 1833 von Johann Heinrich Wichern (geb. 1808) zu Horn bei Hamburg eröffnet wurde. Der nächste Zweck war der einer Rettungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder u. Gelegenheit zur Ausbildung für Solche, die sich dem Dienste der Inneren Mission als Armenlehrer, Gefangenwärter, Herbergsvater, Laienmissionare &c. widmen wollen. Solcher „Brüder des Rauhen Hauses" sind gegenwärtig mehrere Hunderte über die ganze Erde zerstreut in Thätigkeit. Bei der Erziehung der Verwahrlosten wird möglichst das Familienprinzip gewahrt, indem kleine Häuflein von je 12 unter einem Pfleger stehen; ebenso bilden die Pfleger Konvikte unter der Leitung je eines Theologen. Zu dem ursprünglichen Zweck sind im Laufe der Jahre noch zahlreiche andere gekommen, so 1852 eine Erziehungsanstalt für andere Kinder, ferner eine eigene Druckerei, Buchhandlung (die sog. „Agentur des Rauhen Hauses" seit 1844) &c. — Als Organ für die Brüder u. die Zwecke der Anstalt überhaupt dienen seit 1843 die „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause" unter Wichern's Redaktion.

Rauhgrafen u. **Wildgrafen** gab es im Mittelalter in rauher od. wilder Gegend am Mittelrhein. Da der Besitz einiger derselben an den Kurfürsten v. d. Pfalz gefallen war, erhob Karl Ludwig, als er sich 1657 in zweiter Ehe (zur linken Hand) mit dem Fräulein Louise von Degenfeld vermählte, diese zur Rauhgräfin. Von ihr stammen die pfälzischen R. u. Rauhgräfinnen.

Raum. Bei der Erklärung dieses äußerst schwierigen Begriffs ist zu unterscheiden zwischen dem volksthümlichen u. philosophischen Sprachgebrauch. Der erstere bezeichnet mit R. die örtliche Ausdehnung innerhalb bestimmter Grenzen, z. B. wenn von großen Räumen od. vielen Räumlichkeiten innerhalb eines Hauses die Rede ist; vgl. auch die Redensart: es ist Raum genug für zahlreiche Gäste, d. h. die Möglichkeit, innerhalb gewisser Grenzen neben einander zu sein. Mit dem R. in diesem Sinne hat es die Geometrie zu thun: sie untersucht die räumliche Ausdehnung der Körper selbst nach Länge, Breite u. Höhe (od. Tiefe) u. bestimmt darnach die Größenverhältnisse der Körper. Die Philosophie hingegen fragt, was der R. an sich sei, abgesehen von den „im R." befindlichen Körpern. Die Antwort der alten Philosophen, daß der R. gleichsam ein das Weltall umspannendes leeres Gefäß sei, scheitert daran, daß sich der menschliche Geist keine äußersten Grenzen des R.es vorstellen kann. Eben so wenig aber kann der R. als eine Eigenschaft der Dinge gefaßt werden (ähnlich der Farbe, Schwere &c.), sondern ist vielmehr eine der möglichen Formen der Auffassung der Dinge, u. zwar nach Kant die nicht weiter erklärbare Grundlage der Anschauung, die mit dem Denken selbst gegeben ist; d. h. der Raumbegriff ist die unumgänglich nothwendige Voraussetzung für solche Vorstellungen, die sich auf die Stellung verschiedener Körper zu einander beziehen.

Raumer, Friedrich Ludwig Georg v., berühmter Geschichtsforscher, geb. als Sohn des um die Landwirthschaft seines Heimatlandes Anhalt verdienten Kammerdirektors (Georg Friedrich v. R. (gest. zu Dessau 15. Aug. 1822) zu Wörlitz bei Dessau 14. Mai 1781; besuchte das Joachimsthal'sche Gymnasium in Berlin u. widmete sich dann in Halle u. Göttingen juristischen u. kameralistischen Studien, wurde 1801 Referendar bei der kurmärkischen Kammer, im nächsten Jahre Assessor, stand 1806—1808 dem Domänenamte in Wusterhausen vor, erhielt 1809 die Stelle eines königlichen Raths bei der Regierung in Potsdam u. trat 1810 in das Bureau des Staatskanzlers Hardenberg, wurde aber schon 1811 Professor der Geschichte an der Universität Breslau. Königliches Wohlwollen ermöglichte es ihm dann auch noch, auf Reisen (1815 nach Venedig, 1816 u. 1817 durch einen großen Theil Deutschlands, der Schweiz u. Italiens) den Schatz seiner Kenntnisse zu mehren. 1819 wurde er als Prof. der Staatswissenschaft u. Geschichte nach Berlin berufen. Aus der ersten Zeit seines schriftstellerischen Wirkens stammen bereits einige verdienstvolle Werke, z. B. „Sechs Dialoge über Krieg u. Handel" (1806); „Das britische Besteuerungssystem &c." (Berl. 1810), das „Handbuch merkwürdiger Stellen aus den lat. Geschichtschreibern des Mittelalters" (Bresl. 1813); „Herbstreise nach Venedig" (2 Bde., Berl. 1816); „Vorlesungen über die alte Geschichte" (2 Bde., Lpz. 1821; 3. Aufl. 1861) &c. Die ital. Reise hatte aber vor Allem den Gedanken zur Reife gebracht, mit dem sich R. vorher bereits getragen hatte, eine „Geschichte der Hohenstaufen u. ihrer Zeit" (6 Bde., Lpz. 1823—25; 4. Aufl. 1871) zu schreiben, welche bestimmt war, zur Kräftigung des wiedererwachten Nationalbewußtseins beizutragen. Deshalb gab R. auch dem Werke einen populären Charakter. Von rastloser Arbeitslust u. Kraft, veröffentlichte R. seit der glänzenden Aufnahme, welche das letztgenannte Werk gefunden, eine Menge anderer Schriften. Auch führten ihn 1830 historische Forschungen nach Frankreich, worauf er seine „Briefe aus Paris u. Frankreich" (2 Bde., Lpz. 1831) u. „Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. u. 17. Jahrh." (2 Bde., ebd. 1831) erscheinen ließ. Sodann begann er eine „Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrh." (8 Bde., Lpz. 1832—50), die seinem Werke über die Hohenstaufen würdig zur Seite trat. Von bedeutendem Werth ist auch das von R. 1830 begründete „Historische Taschenbuch" (seit seinem Tode herausgegeben von W. H. Riehl). Reisen nach England, Italien u. Amerika veranlaßten die Schriften: „England 1835" (2 Bde., Lpz. 1836; 2. Aufl. 1842, 3 Bde.); „Beiträge zur neueren Geschichte aus dem Brit. Museum u. Reichsarchive" (5 Bde., ebd. 1836—39); „Italien" (2 Bde., ebd. 1840) u. „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika" (2 Bde., ebd. 1845).

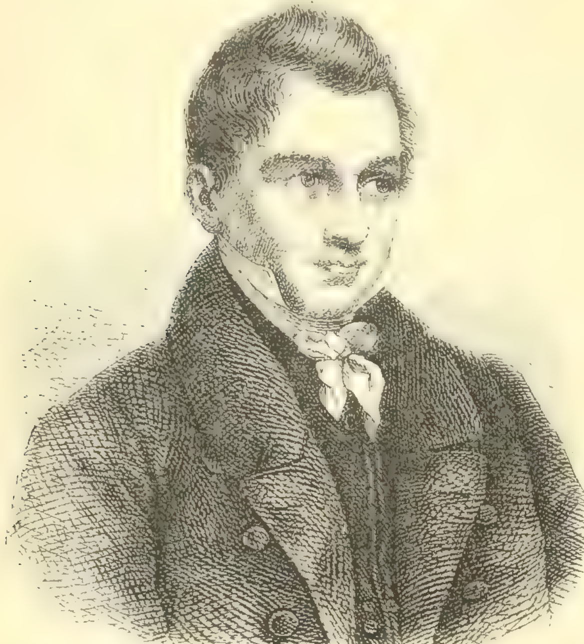


Nr. 4566. Friedrich Ludwig Georg v. Raumer (geb. 14. Mai 1781, gest. 14. Juni 1873).

Trotz seiner, dem Stillleben der Beobachtung zugeneigten Gelehrtennatur ließ ihn seine Freisinnigkeit den Zeitideen gegenüber nicht unempfänglich sein. Unter ihrer Anregung machte R. schon 1831 mit seinem freiwilligen Ausscheiden aus dem Ober-Censurkollegium, dem er längere Zeit angehört hatte, eine liberale Demonstration, die ihm bei Hofe sehr übel genommen wurde. Nicht minder mißfiel sein Aufsatz über „Polens Untergang" im 1. Jahrgang des „Historischen Taschenbuchs". Noch größeres Aufsehen erregte er in den höchsten Kreisen durch die Rede, die er 1847 in der Berliner Akademie über Friedrich's d. Gr. Ausspruch hielt: „In meinen Staaten soll Jeder nach seiner Façon selig werden können." Während er infolge dieser Rede sogar seine Stelle als Sekretär u. Mitglied der Akademie niederlegen mußte, ward er andererseits zum Stadtverordneten in Berlin u. zum Mitglied des Frankfurter Parlaments gewählt. Von Frankfurt ging er als Gesandter des Reichsministeriums nach Paris, ohne aber hier eine besondere Wirksamkeit entfalten zu können. 1853 berief der König R. in das preuß. Herrenhaus, doch hielt er sich fortan von jeder politischen Rolle fern. Er zog es vor, als emeritirter Professor wieder Kollegien zu halten u. eine öffentliche Thätigkeit nur noch durch die Stiftung eines Wissenschaftlichen Vereins u. durch Begründung mehrerer Volksbibliotheken in Berlin auszuüben. Erst mit seinem 90. Geburtstage stellte er auch seine Vorlesungen ein. Er starb zu Berlin 14. Juni 1873. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: „Briefe aus Frankfurt u. Paris" (2 Thle., Lpz. 1849); „Vermischte Schriften" (3 Bde., ebd. 1852—54); „Historisch-politische Briefe über die geselligen Verhältnisse des Menschen" (ebd. 1860);

„Lebenserinnerungen u. Briefwechsel" (2 Bde., ebd. 1861); „Handbuch zur Geschichte der Literatur" (4 Bde., ebd. 1864—66); „Literarischer Nachlaß" (2 Bde., ebd. 1869).

Raumer, Karl Georg v., Bruder des Vorigen, verdienter Geognost, Geograph u. Pädagog, geb. zu Wörlitz bei Dessau 9. April 1783; studirte seit 1801 in Göttingen, Halle u. Freiberg, machte dann geognostische Reisen in Deutschland u. Frankreich u. hielt sich eine Zeit lang im Pestalozzi'schen Institut zu Iferten auf. 1810 beim Oberbergdepartement in Berlin angestellt, ward er 1811 Bergrath beim Oberbergamt in Breslau sowie Professor der Mineralogie an der dortigen Universität, nahm 1813 u. 1814 als Adjutant Gneisenau's im Blücher'schen Generalstabe am Befreiungskriege Theil, folgte 1819 einem Rufe als Professor nach Halle, wirkte seit 1823 als Mitdirektor am Dittmar'schen Erziehungsinstitut in Nürnberg, übernahm aber 1827 wieder eine Professur in Erlangen, wo er naturwissenschaftliche, geographische u. pädagogische Vorlesungen hielt u. 2. Juni 1865 starb. Zu seinen mineralogischen u. geognostischen Schriften gehören: „Geognostische Fragmente" (Nürnb. 1811); „Der Granit des Riesengebirgs" (Berl. 1813); „Das Gebirge Niederschlesiens" 2c. (ebd. 1819); „ABC Buch der Krystallkunde" (ebd. 1821; Nachtrag dazu 1822). Zu seinen geographischen Schriften: „Lehrbuch der allgemeinen Geographie" (ebd. 1832; 3. Aufl., Lpz. 1848); „Palästina" (ebd. 1835; 4. Aufl. 1860); „Kreuzzüge" (2 Bde., Stuttg. 1840 bis 1864); „Beschreibung der Erdoberfläche" (Lpz., 6. Aufl. 1866).



Nr. 4767. Ernst Salomon Raupach (geb. 21. Mai 1784, gest. 18. März 1852).

Auf dem pädagogischen Gebiet ist seine „Geschichte der Pädagogik" (4 Bde., Stuttg. 1842 ff.; 4. Aufl., Gütersloh 1872—74) hervorragend; auch schrieb er über die „Erziehung der Mädchen" (ebd. 1853). Außerdem gab er eine „Sammlung geistlicher Lieder" (Basel 1831), „St. Augustin's Confessiones" (1855) u. seine „Vermischten Schriften" (2 Bde., Berl. 1819—22) heraus u. verfaßte seine „Selbstbiographie" (Stuttg. 1866). Vgl. auch v. Scheurl, „Zum Gedächtniß K. v. R.'s" (Erl. 1865).

Raumer, Rudolph v., älterer Sohn des Vorigen, Germanist, geb. zu Breslau 14. April 1815; studirte seit 1832 in Erlangen, Göttingen u. München, habilitirte sich an erstgenannter Universität 1840 als Privatdozent, wurde 1846 außerord. u. 1852 ord. Prof. der deutschen Sprache u. Literatur das. u. starb zu Erlangen 30. Aug. 1876. Sein erstes größeres Werk war die „Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache" (Stuttg. 1845); seitdem wandte er seine schriftstellerische Thätigkeit gern der deutschen Rechtschreibung zu u. wurden seine Schriften über dieselbe der durch die Orthographische Konferenz in Berlin (1875) angestrebten Reform zu Grunde gelegt (vgl. R.'s Schrift „Erläuterungen zu den Ergebnissen der Berliner Orthographischen Konferenz", Halle 1876). In seiner Gesammtthätigkeit als Lehrer u. Schriftsteller verfolgte er hauptsächlich zwei Ziele: die Pflege deutsch-patriotischer Gesinnung u. die Wahrung der Güter, welche dem deutschen Volke u. der Welt durch das Christenthum u. die Reformation zu Theil geworden. Sehr verdienstvoll sind die „Geschichte der germanischen Philologie" (Münch. 1870) u. die „Untersuchungen über die Urverwandtschaft der semit. u. indoeurop. Sprachen" (5 Hfte., Frkf. 1867—73; vgl. sein „Sendschreiben an Herrn Prof. Whitney über die Urverwandtschaft der semit. u. indogerman. Sprachen", Frankf. 1876).

Raupach, Ernst Salomon, deutscher Dramatiker u. einer der fruchtbarsten neueren Bühnenschriftsteller, geb. 21. Mai 1784 zu Straupitz in Schlesien; studirte zu Halle Theologie u. Philosophie u. ging 1805 nach Rußland, wo er zuerst als Hauslehrer, dann seit 1816 als Professor der Philosophie an der Petersburger Universität einen Wirkungskreis fand. 1822 aber gab er letztere Stellung auf u. kehrte mit einer Pension nach Deutschland zurück. Schon während der in Rußland verbrachten Jahre begann er mit dramatischen Dichtungen, die zunächst nicht auf die Bühne gelangten („Timoleon", „Die Fürsten Chawanski" 2c.), einen literarischen Ruf in einzelnen Kreisen zu erlangen. Nach seiner Rückkehr aus Petersburg trat R. in ein näheres Verhältniß zur Berliner Hofbühne. Der außerordentliche Erfolg seines bedeutendsten Stückes „Isidor u. Olga od. die Leibeigenen" (1826) gestaltete R.'s Situation den Theatern gegenüber sehr günstig. Nach einer ital. Reise, über die er unter dem Namen Hirsemenzel besondere Reisebriefe herausgab, ließ er sich in Berlin nieder, wo ihm 1842 der Titel eines Geheimen Hofraths ertheilt wurde. Von den zwanziger Jahren bis gegen Ausgang der vierziger entwickelte R. nun auf allen Gebieten des Dramas eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Durch steigende Erfolge verwöhnt, verzichtete R. auf jede innerliche Durchdringung u. Beseelung der Stoffe, selbst auf die charakteristische Sprache. Bunt durch einander lehnte er sich bald an Schiller u. Lessing, bald an Calderon, bald an die plattesten Bühnenschriftsteller an, zeigte aber dabei eine gewisse Kenntniß der landläufigen Theatereffekte, eine große Sicherheit im Aufbau u. in der Führung seiner Stücke u. paßte seine Rollen den damals vorzüglichen Kräften der Berliner Hofbühne so geschickt an, daß er immer wieder Erfolge davon trug. Den Mittelpunkt seiner tragischen Versuche bildete der große Hohenstaufencyklus, der von Barbarossa bis Konradin die Geschicke des staufischen Hauses nicht ohne patriotische Tendenz, aber ohne innere Weihe vorführte. In den Sammlungen seiner „Dramatischen Werke ernster Gattung" (18 Bde., Hamb. 1830, 1844) u. „Dramatischen Werke komischer Gattung" (3 Bde., Hamb. 1828—34) wurden zwar die erfolgreichsten, aber längst nicht alle Werke vereinigt, die R. auf die Bühne brachte. Seit den vierziger Jahren begann sich, nachdem die ernstere Kritik ihn lange vergeblich bekämpft, die Gunst des Publikums von ihm abzuwenden, doch fuhr er bis zuletzt fort, dramatisch zu produziren. Er starb zu Berlin 18. März 1852. Seine zweite Gattin, Pauline R., setzte ihm ein kleines literarisches Denkmal in „E. R., eine biographische Skizze" (Berl. 1854); einige seiner Dramen, nam. die volksthümlichen, wie „Die Schleichhändler", „Der Müller u. sein Kind" 2c., behaupten sich noch immer auf einzelnen Bühnen.

Raupen, der Larvenzustand der Schmetterlinge, kriechen aus deren Eiern hervor u. verwandeln sich nach mehrmaliger Hautung in Puppen, aus denen ihrerseits wiederum Schmetterlinge hervorgehen. Sie haben einen deutlich sichtbaren Kopf mit 5—6 Neben- od. Punktaugen jederseits, deutlich wahrnehmbare Kauwerkzeuge u. ein an der Unterlippe befindliches Spinnorgan, womit sich viele ein gemeinschaftliches Nest, andere vor der Verpuppung eine mehr od. weniger künstliche Hülle (Gespinnst, Cocon) verfertigen, am vollendetsten die Spinnerraupen. Bei denen der Seidenspinner liefert dasselbe bekanntlich die Seide. Der Körper der Raupe hat wie der der Käferlarve 12 Ringel u. 9 Paar Luftlöcher (Stigmen), er ist meist walzig gebaut, nackt od. behaart (Barraupen, Bürstenraupen), od. bedornt (Dornraupen), od. mit Warzen, Höckern, Fortsätzen versehen, mitunter auch durch ein Schwanzhorn (Schwärmer, Seidenraupe), oft durch bunte Farbung ausgezeichnet. Mit wenigen Ausnahmen haben die R. nie unter 6 u. nie über 16, selten 14 Beine (vgl. „Afterraupe"). Die 6 vorderen

heißen Brustbeine, entsprechend den drei Beinpaaren des entwickelten Falters, die übrigen heißen Bauchbeine u. die zwei am letzten Ringe Nachschieber. Bei den Spannerraupen fehlen zwischen den Brustbeinen u. Nachschiebern gelegene Beinpaare, u. wird daher die Fortbewegung aus der kriechenden eine spannende. Die R. leben nach dem Auskriechen aus den Eiern, die vom Schmetterlingsweibchen stets an passende Nahrstellen gelegt werden, entweder immer od. zeitweilig gesellig, viele in gemeinschaftlich gesponnenen Nestern, andere zerstreuen sich gleich Anfangs; ihre Nahrung besteht vorwiegend in Blättern, Knospen, jungen Sprossen u. anderen zarten Pflanzentheilen, doch giebt es auch solche, die von Holzbestandtheilen leben (Weidenbohrer, Glasschwärmer). Manche leben von mehreren Pflanzenarten, andere ausschließlich von einer; die Eiche allein ernährt 200 Arten; durchweg aber sind sie, ausgenommen zur Häutungszeit, alle sehr gefräßig u. werden dadurch Waldern (Kiefernspinner, Nonne, Prozessionsraupe), Obstpflanzungen (Ringelmotte, Baumweißling, Spanner, Wickler), Feldern u. Gärten (Kohlweißling, Saateule) wie in Haus u. Speicher (Motten od. Schaben) zum Theil überaus schädlich. Vielfach werden R. von Schlupfwespen heimgesucht (s. d.) u. von Pilzkrankheiten, die bes. für die Seidenraupen verderblich werden.

Rauscher, Joseph Othmar v., österr. Kirchenfürst, geb. als Sohn des Regierungsrathes Franz, Ritter v. R. zu Wien 6. Okt. 1797; studirte daselbst zuerst Jurisprudenz, dann Theologie, ward, 21. Aug. 1823 zum Priester geweiht, zunächst Kooperator in Hütteldorf, schon 1825 aber Professor der Kirchengeschichte u. des kanonischen Rechts am Kollegium in Salzburg, wo er die zwei ersten Bände seiner unvollendet gebliebenen „Geschichte der christlichen Kirche“ (1829) verfaßte. Seit 1832 Direktor der Orientalischen Akademie in Wien u. zugleich Geschichtslehrer der Söhne des Erzherzogs Franz Karl, also auch des jetzigen Kaisers von Oesterreich, wurde er 29. Jan. 1849 zum Fürstbischof von Seckau u. 26. März 1853 zum Erzbischof von Wien ernannt. Schon vor der letzten Ernennung war R. von Kaiser Franz Josef als Bevollmächtigter nach Rom zur Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten geschickt worden, u. 18. Aug. 1855 schloß er daselbst das für Oesterreich so verhängnißvolle Konkordat mit dem päpstlichen Stuhle ab, wofür ihn Pius IX. 15. Dez. desselben Jahres mit dem Kardinalshute belohnte. Im Febr. 1861 wurde er auch Mitglied des österr. Reichsraths-Herrenhauses. Auf dem Vatikanischen Konzil 1870 einer der schärfsten Widersacher des Dogma's von der Unfehlbarkeit, unterwarf er sich dann zwar mit dem gesammten österr. Episkopat den Beschlüssen des Konzils, zeigte sich aber bezüglich derselben in seinem Auftreten sehr maßvoll. Als Politiker stand R. bis zuletzt auf der Seite der Verfassungstreuen. Er starb zu Wien 23. Nov. 1875.

Rauschgelb, s. v. w. Auripigment.

Raute (Ruta graveolens), Pflanzenart der Rautengewächse od. Rutaceen, ursprünglich wild in Südeuropa u. Nordafrika, bei uns jedoch mit der Weinkultur eingeführt; später häufig aus den Weingärten entflohen u. verwildert. Sie ist eine stark riechende u. scharf bitterlich schmeckende Pflanze mit einem flüchtigen Oel von durchdringendem Geruch u. so scharf, daß schon das frische Kraut, auf der Haut gerieben, eine heftige Röthung erzeugt. Aus diesem Grunde kannten u. verwertheten auch schon die Alten die R., bes. als Gegengift od. bei Verdauungsbeschwerden, in welcher Eigenschaft sie bei uns ebenfalls bekannt ist. Im alten Rom kultivirte man sie als Gewürz. Die Pflanze selbst gehört zu den ausdauernden u. erzeugt einen oft 1 m. hohen Stengel, der, wie auch die Blätter, gänzlich kahl u. bläulich grün wird. Die Blätter sind fiederspaltig u. dicklich, die Fiederchen etwas keulenförmig. Auf den ästigen Stengel thürmt sich eine Doldentraube mit goldgelben Blumen, welche bei einem meist viertheiligen Kelche auch meist vier Blumenblätter tragen. Die Pflanze, welche bei uns einen ganzen Familientypus vertritt, hat im S. von Deutschland noch mehrere Verwandte, z. B. R. divaricata, bracteosa u. patavina, sämmtlich längs des österr. Litorale. Sonst gehört sie mit unserem Diptam als die alleinige Vertreterin der Rutaceen zu einer u. derselben Verwandtschaft.

Rautenkranz, der mit Blättern besetzte, schrägrechts gestellte Kronreif, den Kaiser Friedrich I. 1181 dem sächs. Wappen verlieh (Abb. auf der Tafel „Heraldik“). Zuerst führte ihn Herzog Bernhard I., Graf von Askanien. Die Bedeutung desselben ist noch nicht sicher ermittelt; wahrscheinlich ist er das Zeichen der Sekundogenitur.

Rautenkrone, s. „Orden“.

Ravaillac (spr. Rawajjack), Franz, geb. um 1578 zu Angoulême, ermordete 14. Mai 1610 den französischen König Heinrich IV. Er war ein wilder Mensch ohne Erziehung, erst Schreiber, dann Schulmeister, eine Zeit lang in den Diensten des Herzogs von Biron, der 1602 wegen Hochverraths hingerichtet wurde. Unter den ausgesuchtesten Folterqualen nannte er keinen Mitschuldigen, nur Bücher u. Predigten hatten ihn bewegt, den König zu tödten, der die Hugenotten nicht zur Kirche zurückführe u. gegen den Papst Krieg führen wolle, das heiße: „gegen Gott selbst.“ Am 27. Mai 1610 wurde er von Pferden zerrissen.

Ravelin, s. „Befestigung“.

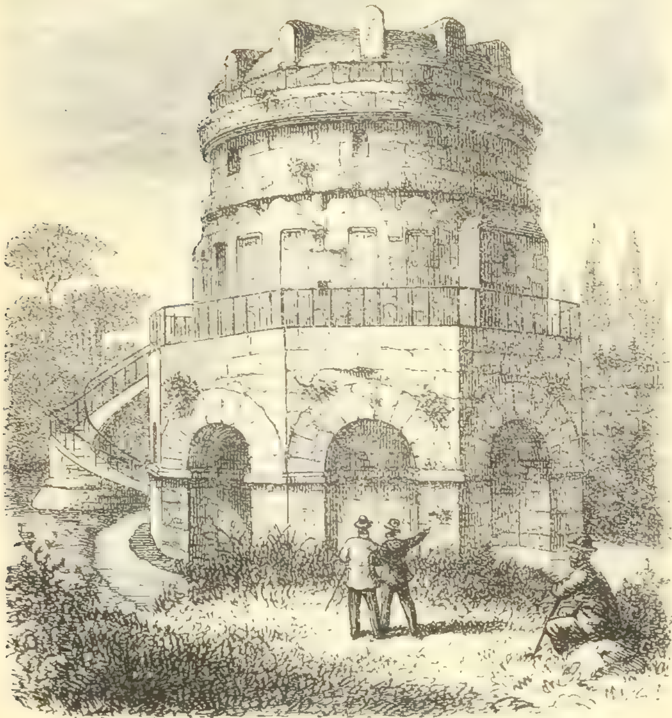
Ravenna, Provinz in der italienischen Landschaft Emilia, umfaßt 34,9 □M. mit 212,119 E. u. wird eingetheilt in die Distrikte R., Faenza u. Lugo. — **R.**, Hauptstadt eines Bezirks in der gleichnamigen Provinz, mit 19,118 E., liegt in einer sumpfigen Niederung zwischen den Flüssen Lamone u. Ronco (bei den Römern Bedesis), jetzt fast 1 M. vom Adriatischen Meere entfernt, während es ehemals Seehafen war; mit dem Meere ist es durch den Kanal Naviglio verbunden, mit der italien. Ostbahn durch eine Zweigbahn. R. ist Sitz der Provinzialbehörden u. eines Erzbischofs, hat 15 Kirchen, viele Klöster, ein erzbischöfliches Seminar, ein großartiges Kollegium, drei Akademien, eine Bibliothek, ein Archiv, ein Museum für Alterthümer u. ein Theater.



Nr. 1[illegible]. Die gemeine Raute.
a Stengel mit Blättern u. Blüten (½ natürl. Größe), b Frucht, c Frucht mit 8 Staubgefäßen, d Frucht mit 10 Staubgefäßen (natürl. Größe).

Die alterthümlich gebaute u. mit vielen u. großen Gärten durchsetzte Stadt ist von hohem kunstgeschichtlichen Werthe, da keine der anderen Städte Italiens so zahlreiche, meist wohlerhaltene Kunstdenkmäler aus der Zeit des früheren Mittelalters bietet. Ziemlich in der Mitte der Stadt liegt die Piazza Vittorio Emmanuele mit zwei hohen Granitsäulen, 1483 von den Venetianern errichtet u. die Bildnisse von St. Apollinaris u. St. Vitalis tragend; auf demselben Platze erhebt sich die Bildsäule des Papstes Clemens XII. u. ein Portikus von 8 Granitsäulen. Hinter dem Platze liegt die Piazzetta dell' Aquila mit einer 1609 vom Kardinal Gaetani errichteten Granitsäule, auf welcher ein Adler sich befindet. Von hier führt die Strada del Duomo zum Dom (S. Orso od. Basilica Ursiana), einem dreischiffigen Bau mit Querschiff, Kuppel über der Vierung u. rundem Campanile, im 18. Jahrh. an Stelle eines uralten Baues neu aufgeführt; im Innern befinden sich Fresken von Guido Reni, Marmorsarkophage, der elfenbeinerne Stuhl von St. Maximian 2c. Neben dem Dom erhebt sich das Baptisterium (S. Giovanni in Fonte od. Battisterio degli Ortodossi), wol vom heiligen Ursus († 396) erbaut, ein Kuppelbau mit Mosaiken aus dem 5. Jahrh. Unter den übrigen Kirchen ragen bes. hervor S. Vitale, durch Justinian auf der Stelle erbaut, wo der heil. Vitalis die Marter litt, durch den heil. Maximinian 547 geweiht, eine Nachahmung der Sophienkirche in Konstantinopel; ferner S. Nazario e Celso, das Mausoleum der Galla Placidia, der Tochter Theodosius' d. Gr., um 440 von ihr erbaut, mit gleichzeitigen Mosaiken, und S. Apollinare nuovo, eine um 500 von

Theoderich d. Gr. erbaute Basilika, an den Wänden des Schiffes gleichfalls alte Mosaiken aufweisend. Sonstige bemerkenswerthe Gebäude R.'s sind die von Pappeln umgebene Rotonda, das Grabmal Theoderich's d. Gr.,



Nr. 4569. Grabmal Theoderich d. Gr. in Ravenna

wahrscheinlich um 530 von seiner Tochter Amalasuntha errichtet, ein zehneckiger Rundbau mit einer aus einem einzigen Felsblock bestehenden Kuppel, sodann die Reste vom Palaste Theoderich's unweit S. Apollinare nuovo u. neben der Kirche S. Francesco das Grabmal des hier



Nr. 457. S. Vitale in Ravenna

gestorbenen Dante (s. d.), ein 1482 errichteter u. später mehrmals erneuerter viereckiger Bau mit Kuppel. In der Umgegend der Stadt, 5 Km. vor derselben, liegt die berühmte Basilika S. Apollinare in Classe, 534 von Julianus Argentarius auf der Stelle eines Apollotempels begonnen, 549 geweiht, 1779 restaurirt. Unfern dieser Kirche beginnt der meilenlange, von Dante, Boccaccio, Dryden u. Byron verherrlichte Fichtenwald von R. (La Pineta), der größte u. älteste von ganz Italien. — R. soll von griech. Kolonisten aus Thessalien gegründet sein, blieb aber ziemlich unbedeutend, bis Augustus einen Hafen anlegte u. R. zum Standort eines Theiles der röm. Flotte machte. Dadurch hob sich auch der Handel der Stadt, doch verschlämmte der Hafen bald durch die Anschwemmungen des Po. Schon 44 n. Chr. ward R. durch den heil. Apollinaris, den Schüler des Apostels Petrus, Bischofssitz u. seiner festen Lage wegen seit Honorius 402 Residenz der Kaiser. Nach dem Ende des Weström. Reiches ward R. durch Odoaker (s. d.), dann 493 durch Theodorich d. Gr. eingenommen u. war bis 552 Sitz der gothischen Könige, dann der Exarchen (Statthalter) des griech. Kaisers, bis 752 der Langobarde Aistulph den letzten Exarchen Eutychius vertrieb u. sich der Stadt bemächtigte, die ihm aber schon 755 Pipin entriß, um sie dem Papste zu übergeben. Seit 1275 herrschte in der Stadt die von Dante rühmend erwähnte Familie der Polenta; seit 1318 hatte R. eigene Herzoge, kam 1440 an die Venetianer, ward 1509 von Papst Julius II. erobert u. gehörte bis zum Vertrage von Tolentino 1797 zum Kirchenstaat, ward 1805 demselben zurückgegeben u. kam 1860 an das Königreich Italien.

Ravensburg, eine der gewerbfleißigsten Städte Württembergs mit 10,034 (zu ¾ kathol.) E. (1875); liegt im Donaukreis in fruchtbarer Gegend an der Schussen, 18 Km. im NNO. von Friedrichshafen u. an der Bahn Bruchsal-Friedrichshafen, besitzt noch theilweise die mittelalterlichen Befestigungswerke u. ist Sitz eines Oberamtes, Oberamtsgerichtes, eines Kreisgerichtshofes, einer Handels- u. Gewerbekammer u. eines Lyceums mit einer Realschule. Die im S. der Stadt gelegene Veitsburg, das alte Stammschloß der Welfen, gewährt eine prächtige Aussicht auf den Bodensee. Von industrieller Bedeutung ist R. durch seine Woll-, Flachs- u. Hanfspinnerei, Leinen- u. Baumwollenweberei, Tuchmanufaktur, Maschinenstickerei, Strumpfwirkerei, Färberei, Bleicherei u. die Fabrikation von Papier, Maschinen, Möbel, Thonwaaren 2c. Beträchtlich ist der Vieh- u. Holzhandel u. der Wein- u. Obstbau der Umgegend. R., gegründet vom Grafen Welf II. († 1030), kam 1180 an die Hohenstaufen, wurde 1276 freie Reichsstadt, fiel 1803 an Bayern u. 1810 an Württemberg.

Ravin (frz., spr. Rawäng) wird eine kleine Terrainvertiefung, eine Mulde im Boden genannt.

Rawitsch, Kreisstadt im preuß. Reg.-Bez. Posen mit 11,155 E. (1875); liegt unweit der schles. Grenze an der Eisenbahn Posen-Breslau, hat eine Realschule erster Ordnung u. Leder-, Oel- u. Tabaksfabriken. Sehr bedeutend ist der Handel mit Getreide. R. wurde 1632 von flüchtigen deutschen Protestanten angelegt. — Der Kreis Kroben, dessen Vorort R. ist, zählt auf 18,85 □M. 76,827 (zu ⁴⁄₇ poln.) E. (1875).

Rawlinson (spr. Rahlins'n), Sir Henry Creswicke, engl. Archäolog, geb. zu Chadlington (Oxfordshire) 1810; diente 1826—33 im brit. Heere in Ostindien, ging dann mit mehreren Offizieren nach Persien, um die Truppen des Schahs nach europ. Muster einzuüben, wandte sich 1838 archäologischen Forschungen, insbes. der Entzifferung der assyr. Keilinschriften zu, war 1844—52 Konsul, bez. General-Konsul in Bagdad, leitete 1853—55 die Ausgrabungen in den Ruinen von Ninive u. Babylon, trat 1856 ins Direktorium der Ostind. Compagnie ein, fungirte 1858—59 als Mitglied des Ind. Raths, erhielt hierauf den engl. Gesandtschaftsposten in Teheran, legte denselben aber nach Jahresfrist wieder nieder u. kehrte nach England zurück, wo er 1865 ins Parlament gewählt wurde. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Outline of the history of Assyria etc." (Lond. 1852) u. „Memorandum on the publication of the cuneiform inscriptions" (ebd. 1855). — George R., Bruder des Vorigen, geb. zu Chadlington 1815; studirte in Oxford Theologie, Philologie u. Geschichte u. wurde später Professor der Geschichte an der Universität Oxford. Sein Hauptwerk ist: „The five great monarchies of the ancient Eastern world" (4 Bde., Lond. 1862—67); ferner schrieb er auch eine „Geschichte der Sassaniden" (ebd. 1876).

Raynouard (spr. Rähnuahr), François Juste Marie, franz. Dichter u. Gelehrter, geb. 8. Sept. 1761 zu Brignoles in der Provence, gest. 27. Okt. 1836 zu Passy bei Paris. Größere Berühmtheit als durch seine an sich ganz verdienstlichen Tragödien, von denen „Les Templiers" (1805) die gelungenste ist, hat sich R. als Begründer des vergleichenden Studiums der romanischen Sprachen u. besonders desjenigen der provençalischen Sprache u. Literatur erworben. Seine Hauptwerke auf diesem Gebiete sind: „Grammaire comparée des langues de l'Europe latine" (1821), „Choix des poésies originales des troubadours" (6 Bde., 1816—21) u. „Lexique roman etc." (6 Bde., 1838—44).

Rayon einer Festung ist die Festung selbst u. das umliegende Gebiet, soweit es der Gewalt ders. unterworfen ist. Das Rayongesetz regelt Rechte u. Pflichten der in dem R. einer Festung angesessenen Haus- u. Grundbesitzer.

Razzi, Giovanni Antonio, s. „Sodoma".

Razzia (aus arab. Ghâzieh entstellt) ist ein durch die Franzosen aus Algier importirtes Wort u. bedeutet einen Kriegszug, einen Zug od. Einfall in feindliches Land u. wird auch auf die meist nächtlicherweile ausgeführten polizeilichen Unternehmungen zum Aufspüren u. Einfangen von Diebsbanden, obdachlosen Herumtreibern aller Art, liederlichen Dirnen 2c. in deren Schlupfwinkeln angewendet.

Ré (franz. Ile de Ré), eine Insel an der Westküste Frankreichs, der Stadt La Rochelle gegenüber, zum Depart. Charente inférieure gehörig; ist im O. durch einen schmalen Meeresarm vom Festlande, im S. durch den Pertuis d'Antioch von der Insel Oleron getrennt, ist 1,34 □M. groß u. hat 17,000 E., welche Fischerei, Salzschlämmerei, Austernzucht, Weinbau, Branntweindestillation u. Weinessigfabrikation treiben. Hauptort der Insel ist St. Martin de R. mit gutem Hafen, Citadelle, schönem Arsenal u. 2200 E. Andere Häfen u. Handelsplätze sind La Flotte mit 2600 E. u. Loix mit 1300 E.; Ars en R. ist ein fester Platz mit 3600 E. Außerdem liegen an der Küste mehrere Forts, welche die Insel u. den Hafen La Rochelle decken.

Reading (spr. Riding), 1) R., Munizipalstadt, Parlamentsborough u. Hauptort der engl. Grafschaft Berks mit 32,313 E. (1871), liegt am Flusse Kennet etwas oberhalb dessen Mündung in die Themse u. an der Eisenbahn nach Bath, ist regelmäßig gebaut u. hat eine Assisenhalle, ein Stadthaus, ein Zucht- u. ein Arbeitshaus, ein Literarisches Institut, ein Handwerkerinstitut in der Public Hall, eine Lateinschule, 16 Kirchen u. Kapellen u. treibt lebhaften Kahnbau u. Handel mit Getreide, Malz, Mehl 2c. An industriellen Etablissements besitzt R. Fabriken von grober Leinwand, Schiffszwieback u. Stecknadeln, Eisengießereien, Gerbereien 2c. An die Zeit, da R. in der alten u. mittleren Geschichte Englands eine nicht unbedeutende Rolle spielte, erinnern die Ruinen einer von Heinrich I. 1121 gestifteten u. unter Heinrich VIII. aufgehobenen Abtei, in welcher bis ins 15. Jahrh. hinein häufig Parlamentssitzungen stattfanden u. welche bis auf Jakob I. auch königl. Residenz war. — 2) R., Hauptstadt von Berks County im nordamerikan. Staate Pennsylvania, Knotenpunkt von 6 Bahnen, welche die Stadt mit Philadelphia, Harrisburg, Allentown 2c. verbinden; liegt am linken Ufer des Schuylkill River auf einer allmählich vom Flusse aufsteigenden Ebene, östl. von einer „Penn Mount" genannten bewaldeten Anhöhe eingeschlossen, ist schön gebaut u. zählt 33,930 E. (1870), darunter 2648 in Deutschland Geborene. R. hat 30 Kirchen, eine katholische Akademie, eine Quäkerschule, eine klassische Akademie u. Normalschule, ein Geschäftskollegium für Erlernung von Buchführung u. eine große Menge geringerer öffentlicher Schulen, 4 Banken 2c.; hervorragende Gebäude sind das Court House, die City Hall, 3 Markthallen, 2 Theater 2c. Die industrielle Thätigkeit der Stadt ist außerordentlich entwickelt; obenan steht, da die benachbarten Berge große Eisenerzlager enthalten, die Eisenmanufaktur in allen ihren mannichfaltigen Gestalten. Ferner hat R. eine Kattunfabrik mit 400 Webstühlen u. 14,000 Spindeln, 13 Schuhfabriken, 8 Gerbereien, 6 Brauereien, 9 Backsteinbrennereien, 9 Möbel- u. 40 Cigarrenfabriken, 3 Papiermühlen 2c. R. wurde 1748 von Thomas u. Richard Penn, Gouverneuren von Pennsylvania, angelegt, 1783 zu einem Borough u. 1847 zu einer City erhoben.

Reagentien nennt man in der Chemie diejenigen Stoffe, welche dazu dienen, die Gegenwart irgend eines anderen Stoffes zweifellos anzuzeigen, indem sie bei Hinzufügung zu dem zu prüfenden Körper irgend eine charakteristische, nur diesem Körper eigenthümliche Veränderung hervorbringen, aus der man auf die Gegenwart dieses Körpers schließen kann, ohne nöthig zu haben, denselben behufs Erkennung seiner physikalischen u. sonstigen Eigenschaften isolirt darzustellen. Die Zahl der gebräuchlichen R. ist sehr groß, u. man theilt sie in solche ein, die zur Untersuchung auf trockenem Wege dienen (Löthrohrreagentien), u. in solche, welche bei der Untersuchung auf nassem Wege benutzt werden. Die Veränderungen, die bei dem Zusammenbringen der R. mit den zu untersuchenden Stoffen entstehen, nennt man chemische Reaktionen; die meisten derselben beruhen auf der Entstehung von Niederschlägen od. charakteristischen Färbungen. Vergl. Heppe, „Die chemischen Reaktionen der wichtigsten anorganischen u. organischen Stoffe" (Lpz. 1875).

Reaktion (a. d. Lat., Gegenwirkung, Rückschlag) bezeichnet diejenige geschichtliche Erscheinung, wonach eine im Staat od. in der Kirche vor sich gehende Umkehr zu einem früheren System von Versuchen, die in der Zwischenzeit herrschend gewesenen Grundsätze auszutilgen, begleitet ist. So ward in den Ländern, wo seit dem 17. Jahrh. die von den Jesuiten geleitete Gegenreformation siegte, der Protestantismus völlig unterdrückt, u. die Zeit von 1815—30 gilt als eine Periode der unsinnigsten R., welche jede Fortentwicklung im Staatsleben als revolutionär verdächtigte u. daniederzuhalten suchte.

reaktiviren (a. d. Lat.), aufs Neue in Aktivität od. Thätigkeit versetzen, bedeutet die Wiederverwendung von zurückgetretenen od. entlassenen Beamten od. Offizieren, aber auch von älteren, außer Wirksamkeit gesetzten Einrichtungen. So ward z. B. der Deutsche Bundestag nach dem Aufhören des 1848 hereingebrochnen Reformsturms reaktivirt.

Real, d. h. königlich, eine Silbermünze Spaniens. Der neue R. od. die Viertel-Peseta, 1298 mgr. schwer u. 810 Tausendtheile fein, ist = 20 Pf., während der frühere R. de vellon od. Kupferreal zu 34 Maravedis den Werth von 21 Pf. hatte. Der R. de plata od. Silberreal, von welchen 8 = 1 Duro, ist = 55 Pf., derjenige von Mexiko = 54 Pf., die neueren südamerik. Silberrealen haben einen Werth von 50 Pf.

real (spätlat. realis, d. h. sächlich, von res, die Sache) bezeichnet das Wirkliche im Gegensatz zu Dem, was blos in der Vorstellung od. Einbildung vorhanden ist, also zu dem Idealen (s. d.). Die Mehrzahl Realien (realia) bezeichnet solche Wissensgegenstände, die in wirklich vorhandenen Dingen liegen, also das Gebiet der Geographie, Chemie, Physik, Technik 2c.; alle diese werden daher auch als Realwissenschaften od. Realkenntnisse bezeichnet im Gegensatz zu den Geisteswissenschaften (Sprachen, Philosophie, Rechtskunde 2c.). Realencyklopädien od. Reallexika sind Nachschlagewerke, in denen sachliches Wissen übersichtlich dargestellt ist (s. „Encyklopädie"). Realgründe endlich heißen solche, die den Dingen selbst entnommen sind, im Gegensatz zu den idealen od. logischen Gründen, die erst durch Nachdenken u. Schlußfolgerung gewonnen werden.

Realgar ist Zweifach-Schwefelarsen, s. „Arsen".

Realinjurie, s. „Injurie".

realisiren, verwirklichen. Man realisirt einen Gedanken, einen Plan od. eine Absicht, indem man selbige praktisch ausführt; einen Werth, indem man ihn aus einem ideellen (z. B. einem Wechsel) in einen wirklichen (z. B. baares Geld) umsetzt.

Realismus bezeichnet im Allgemeinen die Richtung auf das thatsächlich Vorhandene, im Gegensatz zu dem Idealismus (s. d.). — So spricht man von R. in der Kunst, d. h. dem Bestreben, die Dinge darzustellen, wie sie wirklich sind; je enger sich der Künstler dabei an die Natur anschließt, desto „derberen" R. übt er. R. in der Politik heißt die Rücksicht auf die thatsächliche Lage der Dinge im Gegensatz zu dem Doktrinarismus, der nach lehrhaften Grundsätzen (Doktrinen) verfährt. In der Philosophie wird R. in ganz verschiedener Bedeutung gebraucht. Bei den Scholastikern des Mittelalters hieß R. die philosophische Anschauung, nach welcher die allgemeinen Begriffe od. Universalia etwas Wirkliches sind, was schon vor den einzelnen Erscheinungen existirte (z. B. der Gattungsbegriff Pferd existirte als eine Wesenheit, bevor es ein einzelnes Pferd gab; dieser R. beherrschte die Scholastik bis zum Ende des 13. Jahrh. u. wich dann dem Nominalismus (s. d.). In der neueren Philosophie dagegen versteht man unter R. die Ansicht, daß die Dinge auch außerhalb der denkenden Persönlichkeit eine Wirklichkeit besitzen, während sie der strenge Idealismus nur in der Vorstellung existiren läßt.

Realität heißt die Eigenschaft des wirklichen Seins; das, was wirklich existirt, besitzt R. Darnach heißen R.en in der Philosophie solche Begriffe, denen wirklich vorhandene Dinge entsprechen, im Gegensatz zu Abstraktionen, d. h. durch das Denken gewonnenen Begriffen. In der Rechtskunde dagegen heißen R.en (od. reale Werthe) Besitzgegenstände, deren Werth in ihnen selbst steckt, z. B. Grundstücke, Kleinodien 2c.

Reallasten. Das deutsche Recht des Mittelalters hat eine eigenthümliche Art von Forderungen geschaffen. Bei den R. nämlich giebt es nicht eine Gesammtschuld, mit deren Leistung das Recht des Gläubigers erlischt, es bestehen dieselben vielmehr in einer großen Kette einzelner, öfters wiederkehrender Leistungen, wodurch das ganze Schuldverhältniß eine außerordentliche Dauer erhält. Meist ist die Verpflichtung zu derartigen Leistungen an den Besitz eines Grundstückes geknüpft. Hierher gehören z. B. die Zehnten, Frohnden, Grundzinsen, Auszugsleistungen, Leibrenten 2c.,

Die neuere Gesetzgebung arbeitet jedoch zumeist aus wirthschaftlichen Grundsätzen darauf hin, dieses eigenthümliche Rechtsinstitut immer mehr einzuschränken od. zu beseitigen.

Realschulen. Das Wesen u. die hohe Bedeutung der R. würden nur sehr ungenügend gewürdigt werden, wenn man sich dabei ausschließlich an die Bedeutung des Realen u. der Realien (s. d.) halten wollte. Darnach waren es Schulen, in denen nur die Gegenstände des praktischen Lebens gelehrt wurden, im Gegensatz zu den Gymnasien als den Pflegstätten der humanen Bildung, d. h. der klassischen Sprachen, der Geschichte u. Philosophie. Was die R. in Wahrheit sein sollen, ergiebt sich am besten aus einem geschichtlichen Ueberblick. Schon das 17. Jahrh. konnte sich der Erkenntniß von der steigenden Bedeutung der Naturwissenschaften, den Fortschritten der Industrie u. der immer wachsenden Umgestaltung des öffentlichen Lebens nicht verschließen; man erwog, ob nicht eine höhere Bildung denkbar sei außerhalb der klassischen u. der Universitätsstudien, eine Bildung, die vor Allem den Ansprüchen des bürgerlichen Lebens auf seiner höheren Stufe gemäß sei. Den ersten Versuch dieser Art machte A. H. Francke (s. d.) in der Schule des Hallischen Waisenhauses, indem er den sog. Realien neben den klassischen Sprachen stärkere Berücksichtigung zu Theil werden ließ. Unabhängig von ihm, doch vielleicht durch ihn angeregt, begründete Chr. Semler 1706 in Halle die „Mathematische u. mechanische Realschule", in der bes. junge Handwerker durch Vorzeigung von Modellen 2c. gebildet werden sollten (also eine Art Fachschule, auf „reale" Anschauung ausgehend). Diese Schule erlosch nach kaum dreijährigem Bestande, wurde zwar 1738 von Semler als „Mathematisch mechanisch ökonomische R." wieder eröffnet, endete aber 1740 mit seinem Tode. 1747 wurde von Hecker, der seit 1726 in Halle gewirkt hatte, zu Berlin die „Oekonomisch mathematische R." begründet, die von Friedrich d. Gr. zur „Königlichen R." erhoben u. gegen die damalige Praxis der Regierungen vielfach gefördert wurde.



Nr. 4571. René Antoine Ferchault de Réaumur (geb. 28. Febr. 1683, gest. 17. Okt. 1757).

Auch diese Schule war in der Hauptsache eine Fachschule, genauer eine Verbindung mehrerer Fachschulen, in der sich Jeder die Fächer wählen konnte, die ihm für seinen künftigen Beruf von Nöthen waren. Der Zeitraum des Philanthropinismus (s. d.) mit seinem flachen Nützlichkeitsstandpunkte war der Entwicklung des Realschulwesens nicht förderlich. Dagegen rief die mächtige Entwicklung des deutschen Bürgerthums seit den Freiheitskriegen eine Menge neuer Schöpfungen auf diesem Gebiet hervor, vielfach allerdings in unklarer Vermischung mit dem Streben nach Fachschulen u. ohne feste Grundsätze. Die Aufstellung der letzteren war das Verdienst Spilleke's, welcher 1822 nach mehrjähriger Leitung der königlichen R. zu Berlin dieselbe von Grund aus reformirte. Er trennte sie von dem unterdeß selbständig entwickelten Gymnasium, nahm aber auch für die R. den Charakter einer wissenschaftlichen Anstalt in Anspruch. Wie das Gymnasium soll sie nicht auf einen bestimmten Beruf vorbereiten (dies bleibt die Aufgabe der Fachschulen!), sondern eine allgemeine wissenschaftliche Vorbildung geben, allerdings nicht für daran angeschlossene höhere Studien (wie das Gymnasium), sondern für das höhere bürgerliche Leben. Daher nimmt sie ihren Unterrichtsstoff nicht aus dem Kreise der alten Geschichte u. Sprachen, sondern vor Allem aus dem Kreise des modernen Lebens; Mathematik, Naturwissenschaften u. neuere Sprachen sind für sie die vornehmsten Mittel zur Erlangung höherer Bildung. Diese Grundsätze sind bis heute die herrschenden geblieben, nicht ohne heftigen Kampf mit den Vertretern der klassischen Bildungsmethode, die entweder die Zweckdienlichkeit jener anderen Bildungsmittel bestritten od. wenigstens die Ebenbürtigkeit der R. als höherer Bildungsanstalten neben den Gymnasien verwarfen. Gegenstand des Streits war bes. die Forderung, wenigstens das Latein als Unterrichtsgegenstand aufzunehmen. Dies führte sogar zu dem Versuch, in den sog. Realgymnasien eine Verbindung beider Bildungsmethoden anzustreben, ohne daß freilich auf beiden Gebieten etwas Ganzes damit erreicht wurde. Der Streit wurde praktisch entschieden, als 1859 bei der Reorganisation der preußischen R. (welcher dann Sachsen folgte) das Latein für die R. erster Ordnung als nothwendiger Lehrgegenstand gefordert wurde, obschon sich die für die Entwicklung des Realschulwesens bedeutsamen Versammlungen von Realschullehrern zu Meißen (1845) u. anderwärts dagegen erklärt hatten. Gegenwärtig dreht sich der Streit bes. um die Zulassung der auf R. Gebildeten zu den Fakultätsstudien u. zu bestimmten Berufsarten, die bisher der Gymnasialbildung bedurften. Die R. zweiter Ordnung unterscheiden sich in Preußen u. Sachsen von denen erster Ordnung nur durch Beschränkung der Bildungsdauer, d. h. es fehlen die beiden obersten Klassen, so daß der Kursus ungefähr schon mit dem 16. Jahre abgeschlossen wird. Auch die sog. höheren Bürgerschulen beruhen durchaus auf den Grundsätzen der R., nur daß sie sich auf einen ca. dreijährigen Kursus vom 12.–15. Jahre beschränken. Außerhalb Deutschlands hat das Realschulwesen bes. in Oesterreich, Frankreich u. selbst in Rußland Nachahmung gefunden, dagegen wenig bei den Engländern, denen nach wie vor die klassischen Studien für die höhere Bildung unerläßlich scheinen.

Realwissenschaften, s. „real".

Réaumur (spr. Reomühr), René Antoine Ferchault de, berühmter franz. Physiker, geb. zu La Rochelle 28. Febr. 1683; studirte zuerst die Rechte, wendete sich aber dann dem Studium der Naturwissenschaften zu, ging 1703 nach Paris, wurde 1708 Mitglied der Akademie u. starb auf seinem Landgute Bermondière (Maine) 17. Okt. 1757. Am bekanntesten hat sich R. durch die Anfertigung eines Weingeist-Thermometers u. eine neue Eintheilung der Skala (1730), sowie durch die Erfindung des nach ihm benannten matten Glases **(R.'sches Porzellan)** gemacht. Auch fand er eine Methode, Gußeisen in Schmiedeeisen zu verwandeln. Von seinen Schriften sind hauptsächlich seine „Mémoires pour servir à l'histoire naturelle des insectes" (6 Bde., Par. 1734–42) zu nennen.

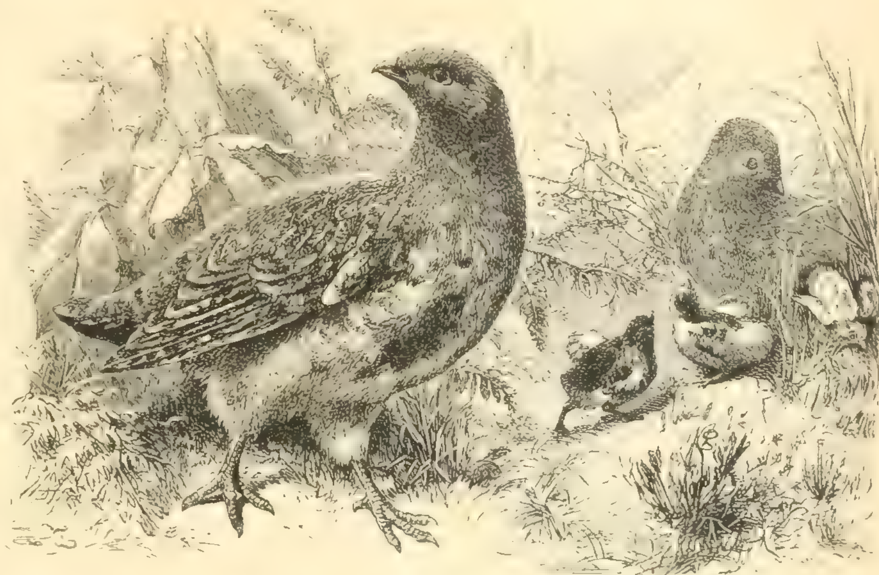
Rebekka, die Tochter Bethuel's u. somit Enkelin Nahor's, des Bruders Abraham's, wurde nach 1. Mos. 24 zu Haran in Mesopotamien von dem Oberknecht Abraham's als Gattin für Isaak geworben u. folgte ihm nach Palästina. Erst nach 20 Jahren gebar sie dem Patriarchen die Zwillinge Esau u. Jakob. In parteiischer Vorliebe für Jakob (1. Mos. 25, 28) stiftete sie ihn zur betrügerischen Erschleichung des väterlichen Segens an (1. Mos. 27) u. forderte aus Verdruß über Esau's heidnische Weiber (27, 46) die Entfernung Jakob's zu ihrem Bruder Laban nach Mesopotamien, damit er daselbst ein Weib aus reinem Stamme freie. Bei der Rückkehr Jakob's zu Isaak (1. Mos. 35, 27) scheint sie bereits todt gewesen zu sein. Nach 1. Mos. 49, 31 ward sie in der Höhle Machpela bei Hebron begraben.

Rebell (a. d. Lat.) ist Jeder, welcher seiner rechtmäßigen Obrigkeit offenen Widerstand leistet; Rebellion ist die Auflehnung gegen Anordnungen der Obrigkeit durch thatsächlichen Widerstand od. Bedrohung mit Gewalt u. gilt als eines der schwersten Verbrechen. In gewissen Fällen nennt man die Rebellion auch Meuterei (s. d.).

Rebhuhn, richtiger Repphuhn (Perdrix cinerea), benannt nach der Stimme od. nach dem schwed. rapp, gelblich, ein in Europa bis nach Skandinavien hinauf verbreitetes Feldhuhn mit aschgrauem, fein schwarz gewelltem Gefieder, weißen Längsflecken auf den Flügeln, gelbrothem Schwanze u. grauem Schnabel u. Beinen; das Männchen mit rothen od. gelben perlförmigen Warzen um die Augen u. einem kastanienbraunen Hufeisenfleck (Spiegel) am Bauche; das Junge hat gelbe, das Alte graue Beine. Das R. lebt familienweise (Volk, Kette), aber monogamisch, überall auf Feldern u. in Vorhölzern als Standvogel, macht sich durch Vertilgen von Gewürm u. Insekten nützlich u. wird seines vortrefflichen Fleisches wegen mit Hühnerhunden gejagt. In Südeuropa lebt das franz. R. (P. rufus), mit weißer, schwarz eingefaßter Kehle u. rothem Schnabel u. Beinen. Bei diesem hat das Männchen 1 od. 2 Spornen.

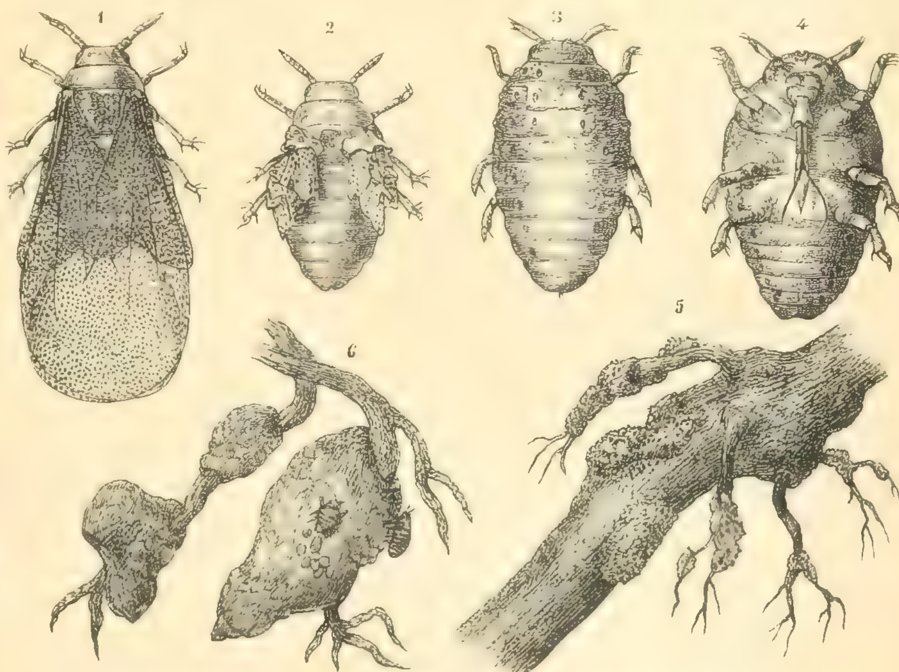
Reblaus (Phylloxera vastatrix), Wurzellaus des Weinstocks, eine seit der ersten Hälfte des vorigen Jahrzehnts in Frankreich, 1870 auch in Portugal, 1872 im Oesterreichischen, 1874 in der Schweiz u. bei Bonn schädlich aufgetretene Blattlaus (Aphide) aus der Abtheilung der Chermesartigen, die sich durch geringe Zahl der Fühlerglieder (5–3) u. einfach geaderte Flügel auszeichnen. Sie scheint aus Amerika, wo man sie schon Anfang der fünfziger Jahre kannte, mit dortigen Rebwurzeln, von Sorten, die ihr entschieden besser widerstehen als die europäischen, nach Europa eingewandert zu sein. So große Verheerungen sie bei. im Süden Frankreichs in den Weinbergen hervorgerufen, so hohe Preise seitens der franz. Regierung (1869: 20,000 Francs, 1874 sogar 300,000 Francs) auf ein sicheres Vertilgungsmittel auch ausgesetzt u. so fleißig sie auch schon von zahlreichen Forschern beobachtet worden, hatte doch die Aufklärung ihrer Lebensgeschichte große Schwierigkeiten. Man fand „Larven" in verschiedenen Größenstufen, geflügelte u. ungeflügelte Weibchen, lange aber keine Männchen. Wie bei den Blattläusen überhaupt entwickeln sich diese letzteren erst kurz vor Winter als vollkommene Insekten, die von ihnen befruchteten Weibchen legen je 30–40 Eier, aus denen im Frühjahr nur Weibchen u. geschlechtslose Individuen (Ammen) hervorgehen, die in verschiedenen Perioden (etwa 12 im Laufe eines Sommers) fort u. fort Eier legen (vgl. „Parthenogenesis"). Dann gehen die Ammen in den sog. Nymphenzustand über, u. aus diesem geht das vollkommene, geflügelte Insekt hervor. Man findet die ungeflügelten Phylloxeren theils an den Wurzeln, theils auf den Blättern des Weinstocks; an letzteren erzeugen sie behaarte, auf der Blattunterseite offene Gallen, an ersteren infolge der Verwundung durch ihren Saugrüssel wulstige Anschwellungen, die später faulen u. so das allmähliche Absterben des Weinstockes veranlassen, indem zunächst die Trauben nicht mehr zur Reife gelangen, später die Reben verdorren, bis schließlich der ganze Stock eingeht. Vereinzelt ist das mikroskopisch kleine Thier an den Wurzeln schwer zu entdecken, es findet sich aber meist in so dicht gedrängten Scharen, daß sich diese leicht als gelbe Flecke verrathen. Wahrscheinlich ist die R. nicht die Grundursache des Erkrankens u. Verderbens der Weinstöcke, sondern ihre gedeihliche Entwicklung u. massenhafte Verbreitung erst die Folge bereits vorhandener krankhafter Zustände derselben, selbstverständlich aber diese massenhafte Verbreitung der Verderb der Kulturen. Der Vertilgungsmittel sind zahllose empfohlen u. versucht worden, wie Arsenik, Schwefel, Ammoniak, Petroleum, Steinkohlentheer, selbst Wasser von Lourdes, sie sind aber theils unwirksam, theils zugleich dem Weinstock schädlich, theils zu kostspielig bei der erforderlichen Anwendung im Großen. Sichereren Nutzen gewährte eine angemessene Kultur, Düngung ꝛc., welche die Weinstöcke in soweit kräftigte, daß sie dem Angriff besser zu widerstehen vermochten. Wo die Terrainverhältnisse es zuließen, die Weingärten mehrwöchentlich unter Wasser zu setzen, wurden ebenfalls gute Resultate erzielt.

Rebus (Ablativ vom lat. res, Sache: durch Sachen), Bezeichnung des Bilderräthsels od. jener Art des Räthsels, wo nicht durch Buchstaben u. Worte, sondern durch Zeichen u. Bilder eine Sentenz od. ein Sprüchwort ausgedrückt wird. Die erste Idee zu dieser Räthselbildnerei ist in den metallenen Räthseln der Griechen zu suchen. Man setzte nämlich auf Münzen bildliche Zeichen als Andeutung der Aehnlichkeit mit dem Namen der Stadt, welcher die Münze gehörte. So führte die Insel Rhodos eine Rose, die griech. *ῥόδον* heißt ꝛc. Auch die auf Wortspiele hinauslaufenden omina der Römer, von denen einige bei Cicero (de divin. I. 45, 46) erzählt werden, gehören hierher, u. aus denselben Gründen entstanden im 16. Jahrh. viele sog. redende Wappen. Zu einer literarischen Spielerei ward aber dieses Bilderräthsel erst im 16. Jahrh. in Frankreich durch den Dichter Estienne Tabourot (gest. 1590), der in einem Witzbuche, das den Titel „Les bigarrures du Seigneur des Accords" (1582) führt, eine Menge von Wahlsprüchen bildlich darstellte u. diesen Witzspielen den Namen rébus beilegte. Bestanden hatte aber diese Art der Bilderpoesie schon vorher, denn Clement Marot (gest. 1544) schreibt sie in seinem „Coq-à-l'âne" den Picarden zu u. deshalb nannte man sie rébus de Picardie. Man setzte natürliche od. hieroglyphische Figuren mitten in einen Satz, so einen Hund, ein Auge, ein Kreuz ꝛc. statt des diesen Gegenstand bezeichnenden Wortes. Um dieselbe Zeit waren die R. auch in Italien Mode, wie dies der Dichter Paolo Giovio (gest. 1585) in



Nr. 1572. Rebhühner.

seiner Abhandlung über die Devisen ausdrücklich sagt. Nach Deutschland verpflanzte diese Witzgymnastik Harsdörfer (s. d.) in seinen Gesprächspielen. Seitdem in Vergessenheit gerathen, kam der R. erst im zweiten Viertel dieses Jahrh. wieder in Aufnahme, ja die Rebusalmanache von Wien 1837 u. Leipzig 1845 versuchten sogar mit den um diese Zeit noch sehr



Nr. 1573. **Die Reblaus** (Phylloxera vastatrix).
1 geflügeltes erwachsenes Weibchen, 2 geflügeltes junges Weibchen, 3 ungeflügeltes erwachsenes Weibchen von oben, 4 das ausgewachsene ungeflügelte Insekt von unten, 5 mit Reblausen besetzte Wurzel, 6 angeschwollene Würzelchen mit eierlegenden Reblausen.

beliebten Taschenbüchern in die Schranken zu treten. Vgl. F. N. Hoffmann, „Grundzüge einer Geschichte des Bilderräthsels" (Berl. 1869).

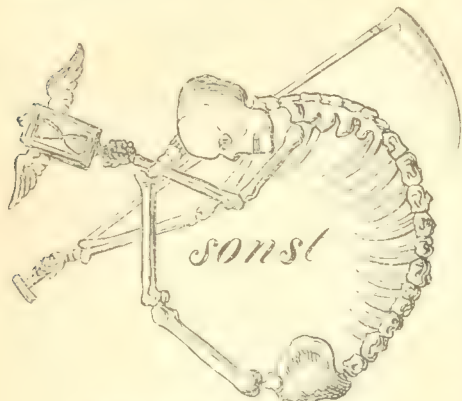
Rec. (lat.), Abkürzung auf Rezepten für Recipe, d. i. nimm.

Rec..., vgl. auch „Rek..." u. „Rez—".

recente Bildungen, s. v. w. Neubildungen.

Recepisse (lat., d. i. „empfangen haben“), Empfangsbescheinigung.

Rechbauer, Karl, Jurist u. Politiker, geb. zu Graz (Steiermark) 6. Jan. 1815, studirte daselbst, war dann einige Jahre bei der derzeitigen Finanzprokuratur angestellt, arbeitete seit Juni 1845 als Advokatur-Konzipient u. begann nach mehreren Jahren in seiner Vaterstadt selbständig zu praktiziren. Die politische Laufbahn betrat er 1848 als Vertreter der Universität Graz in dem damaligen steiermärkischen provisorischen Landtage. Nach dem Erscheinen des Februar-Patents (1861) wieder in die Landesvertretung Steiermarks gewählt, wurde er von dieser alsbald auch in den österreich. Reichsrath abgeordnet, wo er sich als Mitglied der liberalen deutschen, sog. Autonomistenpartei durch seine rastlose Thätigkeit wie unveränderliche politische Haltung in achtungswerthester Weise hervorthat. Als das Ministerium Potocki ans Ruder kam, sollte R. als Vertreter des deutschen Elements ins Kabinet treten, das von ihm vorgelegte Programm erregte aber Anstoß u. so wurde daraus nichts. Dagegen erhielt er durch verschiedene Kundgebungen den Beweis, daß er sich durch sein Festhalten an freisinnigen Grundsätzen u. seine treue deutsche Gesinnung selbst im Auslande Sympathien erworben hatte. Seit 10. Nov. 1873 ist R. Präsident des Abgeordnetenhauses im österreichischen Reichsrathe.



Nr. 1574. Rebus: Umsonst ist der Tod.



Nr. 1575. Rebus: Den schlechten Mann muß man verachten, der nie bedacht, was er vollbringt.

Rechberg u. Rothenlöwen, ein schwäbisches Adelsgeschlecht, das urkundlich bereits im 11. Jahrh. erwähnt wird u. schon 1227 die Burg Hohenstaufen besaß. 1609 in den Reichsgrafenstand erhoben, erhielt es 1613 Sitz u. Stimme im schwäb. Grafenkollegium. Heute blüht es nur noch in einer Linie, der Weißenstein'schen, deren Haupt seit 1829 das Prädikat „Erlaucht“ führt. Ihren Besitzstand bilden die unter württemberg. Hoheit stehende Grafschaft Hohenrechberg sowie die Herrschaften Donzdorf, Weißenstein, Böhmenkirch, Ramsberg, Winzingen u. Kleinsüßen in Württemberg u. die Standesherrschaft Mickhausen in Bayern. Erwähnenswerthe Mitglieder der Familie sind: Graf Aloys **v. R.**, geb. 18. Sept. 1766; nahm als kurbayer. Gesandter am Rastatter Friedenskongreß Theil, gehörte auch 1802 zur Reichsdeputation, unterzeichnete 1806 zu Regensburg die Lossagung Bayerns vom Reichsverbande, vertrat Bayern 1815 beim Wiener u. 1819 beim Karlsbader Kongresse, wurde 1825 von Ludwig I. in Ruhestand versetzt u. starb zu Donzdorf 10. März 1849. — Graf Johann Bernhard **v. R.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Regensburg 17. Juli 1806; trat als Diplomat in den österr. Staatsdienst, war 1851–53 Internuntius in Konstantinopel, wurde dann dem Feldmarschall Radetzky für die Civilangelegenheiten im Lombardisch-venet. Königreich beigegeben u. 12. Okt. 1855 zum bevollmächtigten Minister Oesterreichs beim Bundestage bez. Bundespräsidialgesandten ernannt. Seit Mai 1859 österr. Ministerpräsident u. zugleich Minister des kaiserl. Hauses u. des Auswärtigen, ward er bei der Regelung der inneren staatsrechtlichen Verhältnisse der Oesterr. Monarchie 20. Okt. 1860 als Staatsminister Chef des Staatsministeriums. Nachdem der mangelhafte Erfolg seiner Politik in Bezug auf Deutschland 26. Okt. 1864 seinen Rücktritt veranlaßt hatte, trat er ins Herrenhaus des österr. Reichsrathes ein, zu dessen lebenslänglichem Mitglied er schon 18. April 1861 ernannt worden war. — Graf Albert **v. R.**, älterer Bruder des Vorigen, geb. 7. Dez. 1803, lebenslänglicher Reichsrath der Krone Bayern, ist gegenwärtig das Haupt seines Hauses.

Rechenkunst, s. „Arithmetik“.

Rechenmaschine ist eine mechanische Vorrichtung, welche eine arithmetische Aufgabe auf rein mechanischem Wege durch ein in Bewegung gesetztes Räderwerk löst, nachdem man ihr die Aufgabe durch Einstellung von Zeigern od. Stiften auf diejenigen Ziffern eines Zifferblattes übergeben hat, welche in der Aufgabe enthalten sind. Die Ziffern des Resultates werden von der Maschine durch Zeiger od. Hervortreten von bezifferten Stiften signalisirt. Die erste Maschine dieser Art wurde von Pascal erfunden. L'Epine u. Leibnitz verbesserten sie, ohne sie jedoch wirklich allgemein brauchbar zu machen. Wirklich staunenerregend sind die Leistungen der R. von Babbage (s. d.), die ihre Resultate auch gleich druckt. Brauchbare Maschinen wurden auch konstruirt von Stern, Thomas, G. u. E. Scheutz u. A. Wirklichen praktischen Nutzen haben jedoch solche Maschinen eigentlich nur für Berechnung astronomischer Tafeln u. ähnlicher größerer Rechnungsaufgaben.

Rechenschieber, logarithmischer (engl. sliding rule), ist ein Maßstab, verbunden mit einem zweiten verschiebbaren Maßstabe, auf welchen beiden die natürliche Zahlenreihe 1, 2, 3, 4 ꝛc. aufgetragen ist, aber so, daß die Striche, neben welchen die Zahlen stehen, nicht gleiche Abstände haben, sondern so, daß die Abstände der Zahlen vom Anfange des Maßstabes proportional den Logarithmen der betreffenden Zahlen sind. Mit solchen R.n sind dann Multiplikationen, Divisionen, Potenzirungen, Wurzelausziehungen ꝛc. in einem Momente mit für die Praxis genügender Genauigkeit auszuführen. Diese R. sind in England u. Frankreich in der Hand fast jeden Geschäftsmannes u. werden von gewöhnlichen Maschinenarbeitern oft mit staunenswerther Sicherheit gehandhabt. In England giebt die Elementarschule schon Anweisung zu seinem Gebrauch; bei uns ist er fast unbekannt. Erfunden wurde der einfache logarithmische Rechenstab 1624 von Professor Gunter in London (Gunter scale). Auf die glückliche Idee der Verbindung zweier solcher Rechenstäbe zu einem R. kam 1627 der franz. Mathematiker Wingate. Leicht faßliche Anweisung zum Gebrauch des R.s findet man bei K. v. Ott, „Der logarithmische R.“ (Prag 1874).

Recherche (frz., spr. Reschersch), Nachforschung, Untersuchung; recherchiren, ausfindig zu machen suchen, nachforschen.

Rechnungsarten od. Spezies sind die vier verschiedenen Arten, nach welchen die spezielle Arithmetik (s. d.) die Zahlengrößen verbinden lehrt. Diese vier R. sind: 1. die Addition, 2. die Subtraktion, 3. die Multiplikation u. 4. die Division. Die Multiplikation u. die Division sind eigentlich nur eine wiederholte Addition u. Subtraktion. Zuweilen unterscheidet man als bes. Rechnungsarten auch noch die Potenzirung, die Wurzelausziehung u. die Logarithmirung. Vg. die spez. Artikel.

Recht ist Alles, was den Bedingungen des freien Nebeneinanderlebens der Menschen im Staate entspricht, also nicht blos jede den Anspruch auf Schutz in sich schließende Befugniß eines Individuums (R. in subjektivem Sinne), sondern auch die Gesammtheit der Vorschriften, nach welcher die Staatsangehörigen sich zu richten haben (R. in objektivem Sinne). Diese Vorschriften wurzeln theils in der menschlichen Vernunft (s. „Naturrecht“), theils in der besonderen geschichtlichen Entwicklung des Beisammenlebens: positives R. aus Gesetzen u. Gewohnheiten. Für letzteres kommen in Deutschland außer den Gesetzen des neuen Reichs sowol die Landrechte der einzelnen Staaten (partikuläres, territoriales R.), als das

gemeine R. in Betracht. Das gemeine Recht ist ein Inbegriff von Bestimmungen des röm., päpstlich geistlichen (kanonischen) u. deutschen R.s, welcher zur Ausfüllung der Lücken der Landrechte herkömmlicher Weise verwendet wird, aber auch den neueren vollständigen Gesetzbüchern zu Grunde liegt. Nach dem Inhalte der Rechtsgrundsätze unterscheidet man Staats- od. öffentliches R., welches die Verfassung u. Regierung des Staates u. die hieraus sich ergebenden R.e u. Pflichten der Bürger feststellt; Kirchenrecht, das die Verhältnisse der Kirche zu ihren Angehörigen, zum Staate u. zu den Kirchen anderer Bekenntnisse regelt; **Privatrecht** od. das System der Bestimmungen über Vermögens- u. Familienrechte; Kriminal- od. Strafrecht zur Ahndung von Verbrechen, Vergehen u. Uebertretungen; Prozeßrecht endlich, die Vorschriften über das gerichtliche Verfahren. Eine begriffsmäßige Durchdringung u. systematische Darstellung der R.e ist Aufgabe der Rechtswissenschaft, welcher auch die äußere u. innere Rechtsgeschichte od. die Beschreibung der Rechtsquellen u. der Art, wie die einzelnen Rechtseinrichtungen sich entwickelt haben, zufällt. Die Erwerbung von R.en in subjektivem Sinne ist bedingt durch das Vorhandensein der allgemeinen Rechtsfähigkeit od. Persönlichkeit u. eines anerkennbaren Erwerbgrundes od. Rechtstitels.

Rechte, die. In der franz. Kammer der Abgeordneten nehmen die Gegner des politischen Fortschritts auf den Sitzreihen zur R.n des Präsidenten Platz. Dem ministeriell gesinnten Centrum schließen sich die Gemäßigteren als rechtes Centrum an, auf welches die Entschiedeneren folgen, bis endlich die ultramontanen u. übermonarchisch gesinnten Vorkämpfer der Gegenrevolution die äußerste R. bilden. Mit der Annahme von konstitutionellen Verfassungen ist diese Bezeichnung auch nach Deutschland gelangt, wiewol hier im Reichstage die Plätze in der Mitte, das Centrum, von den Ultramontanen in Beschlag genommen sind.

Rechtfertigung bezeichnet in der Rechtswissenschaft vornehmlich die Thätigkeit Desjenigen, welcher ein Rechtsmittel eingewendet hat u. den höheren Beamten zu überzeugen sucht, daß u. warum dasselbe begründet sei. Die Schrift, in welcher sie enthalten ist, nennt man die Rechtfertigungsschrift.

Rechtlosigkeit bezeichnete eine im älteren Deutschen Rechte bestehende Schmälerung der bürgerlichen Ehre infolge von Verbrechen, welche mit Lebens- od. Leibesstrafen geahndet wurden. Ihre Wirkung bestand nam. in der Entziehung des Rechtes, Schöffe, Vormund, Zeuge od. Richter zu sein. Aus ihr hat sich, selbstverständlich mit mannichfachen Abänderungen, die dem Deutschen Reichsstrafgesetzbuch bekannte Nebenstrafe, die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte, entwickelt.

Rechtschreibung. Jede Buchstaben- od. Lautschrift im Gegensatz zur Bilder- od. Begriffsschrift kann nur die eine Aufgabe haben, jeden bei der Aussprache eines Wortes vernommenen Laut durch einen Buchstaben wiederzugeben (während die Bilder- od. Begriffsschrift durch Bilder nicht etwa bestimmte Wörter, die so od. so lauten, sondern Begriffe, die Jeder in seiner Sprache mit anderen Worten ausdrücken mag, bezeichnen soll). Es ist also jede Buchstaben- od. Lautschrift — u. nur mit dieser haben wir es hier zu thun — von Haus aus phonetisch (das Wort φωνητικός bedeutet lautlich, zum Laut gehörig), d. h. sie will nichts als jeden gehörten Laut an seiner richtigen Stelle zu Papier bringen, damit der Lesende, indem er die einzelnen Laute „aufliest“ („lesen“ heißt ja ursprünglich sammeln), wieder ein lautendes Wort daraus mache. Auf diese naturgemäße Aufgabe wollen nun die Einen die Schrift auch wirklich beschränken, indem sie sagen: sie kann u. soll nie u. nimmer etwas Anderes thun, als die gesprochene Rede ersetzen, d. h. Laut für Laut durch Buchstaben für Buchstaben wiedergeben. Das sind die Phonetiker von der strengen Observanz. Aendert sich im Laufe der Jahrhunderte die Sprache, dann muß — so verlangen sie — auch die Schrift sich ändern: dieselbe kann nichts Starres, ein- für allemal Feststehendes sein, sondern, da sie nur ein Spiegelbild der gesprochenen Sprache ist, so muß sie beweglich sein wie diese, ihr stets nachfolgend. Dem gegenüber sagen die Anderen: Nein! die Schrift soll der Sprache nicht nachfolgen, denn diese wechselt unaufhörlich nach Ort u. Zeit. Wie einmal ein Wort geschrieben ist, so muß es bleiben, gleichviel ob die lebende, die gesprochene Sprache dasselbe im Laufe der Zeit umgestaltet hat od. nicht; das „Wortbild“ muß in einer bestimmten Gestalt, die es nun einmal hat, erstarren u. so dem Gedächtniß des Schreibenden eingeprägt werden, mag es auch den jetzt gehörten Lauten gar nicht entsprechen. Die so urtheilen, sind die strengen Historiker; historisch nennen sie ihre Schreibung insofern, als sie das historisch Gewordene festhalten u. keiner, den stets sich vollziehenden Lautveränderungen in der Sprache entsprechenden Umgestaltung unterwerfen wollen. Die verschiedenen modernen Kulturvölker haben nun das eine od. das andere dieser beiden Prinzipien, das phonetische od. das historische, in ihrer Schreibweise mit größerer od. geringerer Folgerichtigkeit zur Geltung gebracht.

Fast rein phonetisch schreiben, abgesehen von den slavischen Völkern, namentlich die Spanier u. die Italiener, historisch die Engländer u., allerdings viel weniger konsequent, die Franzosen. Zur Erläuterung diene je ein Beispiel. Das lateinische Wort digitus (Finger) hat sich in der italienischen gesprochenen Sprache zu dito umgestaltet; demgemäß schreibt man auch dito, u. nichts erinnert in dieser Schreibung an das früher vorhandene g; im Französischen ist aus digitus in der gesprochenen Sprache dōa geworden; man schreibt aber doigt, gleichsam zur Erinnerung daran, daß man früher in diesem Worte auch einmal ein g u. t gesprochen hat. Ferner. Lateinisch salmo gen. salmonis, Salm ist in dem gesprochenen Englisch zu szammen geworden; schreiben muß man das Wort aber salmon. Das Italienische hat in der Aussprache des Wortes nach l ein a eingeschoben u. am Schluß ein e angefügt, folglich muß sie, dem phonetischen Prinzip getreu, auch „salamone“ schreiben. Vgl. Duden, „Die deutsche R.“, Lpz 1872. Was nun das Deutsche betrifft, so hat auf der unserer jetzigen Sprache vorausgehenden Stufe, auf der des Mittelhochdeutschen, durchaus das phonetische Prinzip geherrscht, mit anderen Worten: man schrieb Alles so, wie man es sprach. Mit welcher Konsequenz, das zeige folgendes Beispiel. Der Deutsche spricht bekanntlich heutzutage wie zur Zeit unserer mittelhochdeutsch redenden Vorfahren im Auslaut keine weichen Konsonanten; es wird vielmehr statt b, d u. g im Auslaut stets p, t u. k — statt des letzteren in manchen Gegenden, z. B. am Niederrhein, ch — gesprochen. Diesen Wandel des Lautes, welchen die heutige Schrift unbezeichnet läßt, gab die mittelhochdeutsche Schrift wieder. Der Nominativ zu wibes (Weibes) hieß wip, zu bades bat, zu tages tac. Nicht minder folgerichtig verfuhr man auch mit den eingebürgerten Fremdwörtern; man schrieb, wie man sprach: Krist, Kōr, Krōnik, Trōn. — Als nun etwa um die Mitte des 15. Jahrh. die neuhochdeutsche Schriftsprache entstand, da blieb sie insofern dem phonetischen Prinzip in der Schreibung getreu, als sie nirgendwo den Versuch machte, etwa mittelhochdeutsche Wortformen zu schreiben, wenn sie nicht mehr gesprochen wurden. Da aber die neuhochdeutsche Gemeinsprache nirgendwo im Volke gesprochen wurde, sondern vielmehr eigentlich ein in den Kanzleien der Reichsbehörden u. der Fürsten entstandenes Kunstprodukt war, eine Sprache, die nicht aus dem Munde des Volkes auf das Papier, sondern vom Papier in den Mund des Volkes kam — gerade so, wie noch heutiges Tages die meisten Kinder der Landbewohner die hochdeutsche Schrift- od. Gemeinsprache mit Mühe u. Noth vom Papier in der Schule lernen müssen — so liegt auf der Hand, daß es nicht eine so einfache u. reinliche Aufgabe war, sie richtig zu schreiben, wie vor Zeiten, da man mittelhochdeutsch sprach u. schrieb. Wie es kam, daß die Schrift sich mit so vielem Ballast beschwerte u. überhaupt in den ersten Jahrhunderten kaum od. eigentlich nicht zu festen Regeln gelangte — schrieb doch Luther ein u. dasselbe Wort oft auf einer Seite in 3—4 verschiedenen Schreibungen, z. B. zweifel, zweiffel, zweyffel, zweivel — kann hier nicht ausgeführt werden. Von den älteren Reformern begnügen wir uns Schottelius (Hauptwerk: „Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache“, 1663) anzuführen, der noch gegen die sechsfache Schreibung von Amt, nämlich Amt, Ambt, Ammbt, Ampt, Ammpt, Amptt, zu kämpfen hatte. Wie wenig aber noch zur Zeit der größten Blüte unserer Literatur unsere R. von vernünftigen u. deshalb leicht behaltbaren Gründen beherrscht wurde, das zeigt der Eifer, mit dem Klopstock, ein radikaler u. daher unpraktischer Phonetiker, gegen dieselbe zu Felde zog. Mit bitterer Ironie sagt er, der oberste Grundsatz der herrschenden Orthographie sei: „Die R. soll so beschaffen sein, daß sie nicht in Regeln gebracht werden könne; ferner die Anwendung od. Nichtanwendung des mitzuschreibenden Etymologischen soll keine Gründe haben; ihr Zweck ist, das Rechtschreiben auf alle Weise zu erschweren.“ Klopstock's Stimme verhallte trotz der Bedeutung des Mannes fast ganz ungehört. Natürlich! Er hatte das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Die deutsche Nation ist zu konservativ für radikale Experimente. Insbesondere wird sie sich schwerlich das einzige Gesetz, welches neben allen Willkürlichkeiten der neuhochdeutschen R. in derselben zur Geltung gekommen ist, so ohne Weiteres nehmen lassen, das Gesetz nämlich, daß abgeleitete Formen so viel wie möglich die Schreibung der Stammform behalten, auch wenn zur Darstellung der Laute eine einfachere Schreibung möglich wäre. So schreibt man „er harrt“ mit rr, weil es von harren kommt, obgleich zur Darstellung der gehörten Laute hart ausreichen würde. Dieses Gesetz nun hielten die Männer, welche als die Gesetzgeber des deutschen Volkes in Sachen der Orthographie bis vor ca. drei Jahrzehnten unbedingte Autorität besaßen, Adelung u. später die beiden Heyse, aufrecht; mit Recht, da es, wenn auch dem Ideal einer Lautschrift nicht entsprechend, doch einem leicht erkennbaren vernünftigen Zwecke dient u., worauf es vor Allem ankommt, leicht zu handhaben ist. Leider aber befestigten sie auch durch das Gewicht ihres Namens einen Theil der Willkürlichkeiten unserer Schrift, die keinem vernünftigen

Zwecke dienen u. daher ganz nutzlos die Erlernung der R. erschweren. Hierher gehört vor Allem der gänzliche Mangel an Konsequenz in der Bezeichnung der langen Vokale (Man vgl. nur: dar, baar u. Jahr; mal, Saal, Zahl; bat, Rath, That, Saat. Neben diesem Hauptübelstande kommen die übrigen Fälle, wo ebenfalls, wie dort zur Bezeichnung des langen Vokales, so zur Bezeichnung eines Lautes mehrere Schreibarten zur Verfügung stehen — wie e u. ä in behende u. Hände, eu u. äu in Freunde u. Fräulein, f, v u. ph in Fett, Vetter, Physik, x u. chs in Max u. Dachs — weniger in Betracht. Auch der entgegengesetzte Uebelstand, daß nämlich ein u. derselbe Buchstabe zur Wiedergabe verschiedener Laute dient — man vgl. z. B. die verschiedenen Laute, welche in den Wörtern Gespenster, Esel, Besen alle durch den einen Buchstaben e bezeichnet werden — fällt gegenüber jenem zuerst erwähnten Mangel nicht so schwer ins Gewicht. Daher dreht sich denn auch der Kampf, welcher in unseren Tagen auf dem Gebiete der R. entbrannt ist, vorzugsweise um die Beseitigung der Dehnungszeichen. Doch bevor zu diesem Kampfe die Bahn frei war, mußten noch verschiedene Phasen durchlaufen werden. Als vorzüglich durch das Verdienst der Gebrüder Grimm die Wissenschaft von der deutschen Sprache ins Leben gerufen war, verbreitete sich die Einsicht in die Gebrechen u. Willkürlichkeiten der deutschen R. in immer weitere Kreise. Es war natürlich, daß Abhilfe da gesucht u. von da erwartet wurde, von wo die Erkenntniß des Uebels ausgegangen war. So begnügte sich Jakob Grimm nicht damit, auszusprechen, daß die deutsche R. so schwankende u. schimpfliche Unfolgerichtigkeiten an sich trage, wie sie in keiner anderen Sprache jemals stattgefunden, sondern er legte auch Hand an zur Besserung, indem er sich der lat. Schrift bediente, die Hauptwörter klein schrieb u. behutsam eine Anzahl von Verbesserungen einführte. In Fluß kam die orthographische Frage aber vornehmlich durch Weinhold, welcher in seinem Aufsatz „Ueber deutsche R.“ (1852) entschieden für eine Umgestaltung der Schreibung auf Grund der neugewonnenen sprachlichen Erkenntniß ins Feld rückte. Indem er aber nicht nur da, wo zwei Schreibungen vorhanden od. doch zur richtigen Wiedergabe des gesprochenen Wortes möglich waren — z. B. ss u. ß, eu u. äu — die Entscheidung nach dem historisch-etymologischen Prinzip traf, sondern auch mehrfach auf Grund desselben Prinzipes andere Buchstaben setzte, als die dem gehörten Laut entsprechenden, z. B. e statt ö (in Schepfer statt Schöpfer), schoß er über das Ziel hinaus u. erregte den lebhaftesten Widerspruch der Phonetiker sowol wie der am alten Brauch Festhaltenden. Der bedeutendste Gegner erstand ihm in der Person Rudolf's v. Raumer (s. d.). Dieser wies nach, daß eine Reform der R., die verlange, daß man schreiben solle, wie die Laute sich gesetzmäßig hätten entwickeln müssen, nicht wie sie sich entwickelt haben, ebenso unwissenschaftlich, dem Zweck der Schrift widersprechend, als unpraktisch, schwer zu erlernen sei, u. trat für eine gemäßigte, auf den Usus zunächst noch billige Rücksicht nehmende Reform auf Grundlage des phonetischen Prinzips in die Schranken. Ihm schlossen sich an Professor Michaelis in Berlin u. eine Reihe von Schulmännern, wie Kuhn, Imelmann, Wilmanns in Berlin (Letzterer jetzt in Bonn), Kraz in Stuttgart, Rißmann in Breslau, Duden in Schleiz (jetzt in Hersfeld). Am weitesten ging Michaelis, was sich schon daraus erklärt, daß er Professor der Stenographie ist, die prinzipell alles Ueberflüssige aus der Schrift verbannt. Von den Schulmännern ging Duden am kühnsten voran, wenigstens insofern, als er offen aussprach: so lange man durch die Schulgesetzgebung darauf beschränkt sei, das Schwankende nach vernünftigen Normen festzustellen, bleibe nichts übrig, als die schlechten Schreibungen allmählich ins Schwanken zu bringen u. sie dann zu verbessern. Gegen diesen Grundsatz erhob sich mit Energie der Verfechter des alten Brauches, Sanders. Er erkennt gar kein Bedürfniß nach Reform an u. glaubt die Schreibung aller Wörter bereits „endgiltig festgestellt“ zu haben. So besagt es der Titel seines orthographischen Wörterbuchs. Fügen wir hinzu, daß Sanders auf eben diesem Titel seinen Vornamen Daniel schreibt, offenbar aus Besorgniß, daß man ihn Danîl ausspreche, so haben wir zugleich ein schlagendes Beispiel für das, was ihn außer dem Festhalten am alten Brauche ganz bes. charakterisirt — das Verdeutlichungsbestreben. — Auf Seiten der Historiker kämpften, abgesehen von den Koryphäen der deutschen Sprachforschung, die nur gelegentlich einmal für eine historische Reform eine Lanze brachen, wie z. B. Jakob Grimm, Müllenhoff, Weigand, bes. Andresen, Philipp Wackernagel u. Zacher, von denen der Erstere durch sein treffliches Buch „Ueber deutsche Orthographie“ (Mainz 1855) seiner Sache viel Freunde gewann, der Letztgenannte einen Vergleich mit den Phonetikern suchte. Gegen ihn machte bes. Raumer u. später mit Nachdruck Duden geltend, daß ein Vergleich zwischen prinzipiellen Gegnern ein Unding sei, u. daß man zu wählen habe zwischen einer Reform, die, mit Konsequenz durchgeführt, zu einer der ital. Schreibung ähnlichen od. zu einer der engl. nahestehenden führen müsse. Diese Wahl scheint nunmehr getroffen zu sein. Wenigstens haben die deutschen Regierungen in die auf Betreiben des preuß. Kultusminsters Dr. Falk nach Berlin berufene „orthographische Konferenz“, welche 4.—15. Jan. 1876 tagte, nur Männer berufen, welche sich gegen eine historisch-etymologische Reform ausgesprochen hatten. Diesem orthographischen Parlament wurde eine Vorlage v. Raumer's unterbreitet, welche mit einigen wesentlichen Verbesserungen im Sinne der kühneren Reformer angenommen wurde. Ueber die Verhandlungen dieser Konferenz vgl. die amtliche Ausgabe der Protokolle, Halle 1876; Duden, „Die Zukunftsorthographie“ (Lpz. 1876; erläutert die Beschlüsse der Konferenz u. giebt Verbesserungsvorschläge); Michaelis, „Die Ergebnisse der orthographischen Konferenz“ (Berl. 1876); Rißmann, „Die Beschlüsse der orthogr. Konferenz“ (Wittenb. 1876); Lattmann, „Die Regeln der neuen Orthographie“ (Gött. 1876). Einen radikalen Standpunkt nimmt ein Fricke, „Die Orthographie nach den im Bau der Sprache liegenden Gesetzen“ (Bremen 1877). — Ueber den weiteren Verlauf der orthographischen Reform können zur Zeit nur Vermuthungen aufgestellt werden. Vorläufig bleibt Alles beim Alten, d. h. dauert der Widerstreit der Prinzipien u. die Willkürlichkeit in der R. fort, da die Beschlüsse der Konferenz eine gesetzgebende Kraft natürlich nicht haben.

Rechtsfall (lat. causa). Hierunter begreift man einen bürgerlichen Rechtsstreit od. ein verübtes Verbrechen, bei denen entweder das eigenthümliche Zusammentreffen besonderer Thatumstände od. die Schwierigkeit, den anzuwendenden Rechtssatz zu finden, besonderes Interesse bietet. Derartige merkwürdige Rechtsfälle pflegen gesammelt u. veröffentlicht zu werden, um den jüngeren Rechtsgelehrten zur Ausbildung des juristischen Scharfsinns, dem geübteren Praktiker aber zur Vergleichung bei ähnlichen Fällen dienen zu können.

Rechtskraft. Die Erfahrung, daß selbst einen tüchtig vorgebildeten u. sorgfältigen richterlichen Beamten eine unrichtige Auffassung der vorliegenden thatsächlichen Verhältnisse u. ein Fehlgreifen bei Anwendung der gesetzlichen Vorschriften dazu verleiten kann, eine ganz od. theilweise unrichtige Entscheidung abzufassen, hat dazu geführt, den Betheiligten das Recht zuzugestehen, die Prüfung einer derartigen erstinstanzlichen Entscheidung durch einen höher gestellten u. daher voraussetzlich erfahreneren u. umfassender vorgebildeten Richter zu verlangen. Der Letztere hat jedoch nur auf Anrufen eines Betheiligten einzuschreiten; außerdem muß es einmal einen Zeitpunkt geben, wo eine derartige Berufung an den höheren Richter ausgeschlossen erscheint. Zu diesem Behufe ist in den Prozeßgesetzen bestimmt, daß gegen gewisse Entscheidungen, nam. die der sog. letzten Instanz, u. nach Ablauf eines gewissen Zeitraums (meist zehn Tage; daher decendium) eine Berufung, Appellation, Rechtsmittel nicht weiter zulässig ist. Eine Entscheidung, welche hiernach nicht angefochten worden ist, od. gegen welche ein Rechtsmittel nicht mehr eingewendet werden kann, nennt man rechtskräftig (res judicata). Die Wirkung dieser R. besteht nam. darin, daß nunmehr die Entscheidung für die Betheiligten als unbedingt richtig gilt u. jeder Nachweis eines Irrthums od. des Vorliegens anderer thatsächlicher Verhältnisse ausgeschlossen ist.

Rechtsmittel. Jedem, der in einen bürgerlichen Rechtsstreit od. in eine Kriminalsache verwickelt ist od. sich durch eine Verfügung der Verwaltungsbehörde verletzt glaubt, ist in einem geordneten Staate unter gewissen Beschränkungen das Recht eingeräumt, eine anderweitige Prüfung od. Entscheidung seiner Angelegenheit herbeizuführen. Um dies zu erreichen, muß er jedoch stets seinen Willen, daß ein höherer Richter od. Beamter einschreiten soll, erklären. Diese Erklärung nennt man die Einwendung eines R.s, wol auch Berufung, Appellation, Rekurs 2c. Derartige Rechtsmittel giebt es sehr verschiedene; besondere Erwähnung verdient hier nur die eine Eintheilung in aufschiebende (suspensive) u. wiederaufhebende (rescissorische), indem die Wirkung eines R.s entweder darin bestehen kann, daß der Beamte, gegen dessen Entschließung ein R. eingewendet wird, mit jedem weiteren Verfahren bis zur Entscheidung des höheren Beamten anstehen muß, od. zwar hierin durch das R. nicht behindert wird, letzteres aber, wenn es erfolgreich ist, zu einer nachträglichen Vernichtung des ganzen Verfahrens od. eines Theiles desselben führt. Die Entscheidung auf ein R. kann entweder dahin lauten, daß das R. unzulässig sei, od. daß die früher erfolgte Entscheidung abzuändern od. zu bestätigen sei.

Rechtspflege od. Justiz ist einer der beiden Hauptzweige der vollziehenden Gewalt in einem Staate u. hat zur Aufgabe, die Verbrechen zu bestrafen, bürgerliche Streitigkeiten zu schlichten u. zu entscheiden u. auf Anrufen dem Einzelnen die Möglichkeit zu gewähren, sich gegen etwaige künftige Beeinträchtigungen seines Rechtes zu sichern. Das Organ der R. ist der Richter.

Rechtsphilosophie heißt die wissenschaftliche Ableitung des Rechts aus reinen Vernunftbegriffen (s. „Naturrecht“).

Rechtswissenschaft, s. „Recht“.

Rechtswohlthat (lat. beneficium legis) sind Rechtsbestimmungen, durch welche gewisse Ausnahmen vom strengen Rechte gemacht werden. Der Idee nach soll allerdings in einem Staate das Recht für Alle gleich sein. Würde aber diese Gleichheit vor dem Gesetz wirklich streng durchgeführt, so würde dadurch in vielen Fällen eine unbillige Härte geübt. Geschlecht, jugendliches Alter, Krankheit, Irrthum, Täuschung etc. fordern eine Berücksichtigung bei Erlaß der Gesetze, wie bei deren Handhabung. Zu solchen R.en gehören z. B. Bedenkzeit (beneficium od. jus deliberandi), das Recht der Lossagung von einer angefallenen Erbschaft (beneficium abstinendi) etc. Namentlich wird bei Versäumnissen in Untersuchungssachen od. bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten mit Rücksicht auf besondere obwaltende Verhältnisse nicht immer an der strengen Regel festgehalten werden können, vielmehr durch die R. der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (beneficium restitutionis in integrum) einem unverschuldet Säumigen ein Mittel geboten sein, Schaden von sich abzuwenden.

Recipient, s. „Luftpumpe".

recipiren (lat.), zurückkehren; annehmen, aufnehmen (in eine Gesellschaft, eine Standesklasse etc.).

reciprok (lat.), wechselseitig, zurückbezüglich; Reciprocität, Wechsel od. Gegenseitigkeit.

Recitativ (vom lat. recitare, hersagen), eine zwischen der Rede u. dem wirklichen Gesange die Mitte haltende, der dramatischen Musik angehörende Ausdrucksform. Das R. nähert sich der Rede durch Freiheit der Bewegung u. Tonverbindung, welche durch den Inhalt des Vorzutragenden bestimmt ist. An sich hat es daher keinen strengen Takt u. Rhythmus. Nur der Uebersicht wegen u. um das Zeitverhältniß der Töne zu einander auf ungefähre Weise zu bestimmen, wird es im Takte u. meistens im $^4/_4$Takt geschrieben. In seiner Annäherung an die Rede ist das R. vorherrschend syllabischer Gesang, d. h. jede Silbe erhält in der Regel nur einen Ton u. die Töne selbst werden kürzer angegeben als im strengen, mehr melismatischen Gesange. Daher giebt es auch im R. keine so bestimmte, ausgebildete Melodie u. regelmäßige Modulation. Die Töne sind indessen immer musikalische, d. h. Klänge von abgemessener Höhe u. Tiefe, von einem bestimmten Schwingungsmaß. Wo sich das R. dem ausgebildeten Gesange in Hinsicht auf Takt u. Melodie nähert, entsteht das mehr Ariose, welches gemeiniglich durch a tempo bezeichnet wird, d. h. daß nun bei dergleichen Stellen die pünktliche Beobachtung der Notengeltung, der Notenzeitdauer, eintreten u. die eigentliche Cantabilität ihr Recht haben soll. Das R. eignet sich vornehmlich zu einem freien Texte, der zwischen der prosaischen Rede u. dem lyrischen Gedicht liegt. Zunächst ist sein Inhalt Erzählung u. poetische Reflexion. Um seines freieren Fortschreitens willen kann es auch einen schnell wechselnden Inhalt haben. So ist es auch ganz passend zur Einleitung des gleichmäßigen u. ausgebildeten Ausdrucks einer verweilenden Gefühlslage, zur Bildung des Dialogs u. damit zur Vermittlung der fortschreitenden Handlung in einem musikalischen Drama. Deshalb tritt es denn auch in den Cantaten, Oratorien u. Opern zwischen die Gesangsstücke in engerem Sinne (Arien u. mehrstimmige Sätze) u. ist gleichsam die Prosa der Musik, die zudem eine angenehme Mannichfaltigkeit in das Ganze bringt. Man unterscheidet das einfache R., ital. Recitativo parlante od. secco (wörtlich: das sprechende od. trockene R.), mit bloßer Begleitung des Basses u. des Pianoforte od. der Orgel, u. das obligate, auch instrumentirte, ital. Recitativo stromentato, cogli stromenti genannt, bei welchem die Begleitung von mehreren Instrumenten geführt wird. Das obligate R. ist vornehmlich für eine stärkere u. lebhaft wechselnde Empfindung verwendbar; das einfache mehr für reflektirende od. rein dramatische Stellen u. Uebergänge. Die Recitation ist die älteste musikalische Ausdrucksweise; aller Gesang der alten vorchristlichen Kulturvölker kann nichts als Recitation gewesen u. über die Grenzen einer sehr einfachen Art derselben niemals hinausgelangt sein; denn zur Entfaltung selbständiger Melodie fehlten der Musik noch alle Kräfte. Auch in der christlichen Zeit befreite sich der Ton nur sehr langsam vom Worte, u. die auf die Psalmen angewandte Vortragsart, die in unserem heutigen Kollektentone noch fortlebende Psalmodie, eine sehr einfache Art Recitation, bot jedenfalls den ersten Anhalt für den um 1600 auftauchenden selbständigen, nicht aus dem mehrstimmigen Kontrapunkte herausgelösten Einzelgesang. In jener Zeit handelte es sich darum, für die entstehende Oper eine Recitation zu finden, welche die Mitte halten sollte zwischen Melodie u. Deklamation, u. diese Aufgabe wurde zuerst von Giulio Caccini, Jacopo Peri u. Emilio del Cavalieri gelöst (s. auch „Oper"). Zwar war diese Vortragsweise noch höchst steif u. monoton, doch hat sie sich als entwicklungsfähig erwiesen, wie unser modernes, davon abstammendes R. erweist. Es wurde vervollkommnet von Claudio Monteverde, insbes. von Carissimi (s. d.), dem man die erste Ausbildung der dramatischen Melodie überhaupt zuschreibt. Alessandro Scarlatti (s. d.) brachte es bereits zu hoher Vollkommenheit des Ausdruckes; auch das obligate R. soll von ihm sich herschreiben. In Passionen u. ähnlichen kirchlichen musikalisch-dramatischen Tonwerken hat sich die Psalmodie an Stelle des R. noch bis auf Heinrich Schütz (s. d.) erhalten.

Recke, geb. Gräfin **v. Medem**, Elisabeth Charlotte Konstantia, gewöhnlich Elise v. d. R., Schriftstellerin, geb. auf dem Gute Schönburg in Kurland 20. Mai 1754; ward nach dem Willen ihrer Stiefmutter 1771 mit einem Herrn v. d. R. vermählt, trennte sich aber 1777 von demselben u. lebte ganz zurückgezogen in Mitau. Bald nach einander starben ihre einzige Tochter (1777) u. ihr Bruder, Johann Friedrich v. Medem (1778), u. noch stand ihr Geist unter dem Eindrucke dieser Schicksalsschläge, als 1779 Cagliostro (s. d.) nach Mitau kam. So gelang es diesem, auch ihr den Glauben beizubringen, daß er sie des Umgangs mit den Geistern der Abgeschiedenen theilhaftig machen könne. Als sie dann später im Verkehr mit bedeutenden Männern der Wissenschaft u. Literatur, die sie auf Reisen durch Deutschland kennen lernte, lebte u. von Bode in Weimar über Cagliostro vollständig aufgeklärt worden war, schrieb sie das Buch „Der entlarvte Cagliostro" (Berl. 1787), das die Kaiserin Katharina ins Russ. übersetzen ließ. Infolge einer Einladung von derselben ging Frau v. d. R. 1795 selbst nach Petersburg, kehrte aber schon 1796 aus Gesundheitsrücksichten nach Deutschland zurück, bereiste 1804–6 Italien, lebte dann in Leipzig u. in Berlin, bis sie 1818 ihren Aufenthalt hauptsächlich in Dresden nahm. Hier, wo sie einen Kreis würdiger Freunde um sich sammelte u. insbes. ihren Reisebegleiter Tiedge (s. d.) in ihr Haus aufnahm, starb die edle Frau 13. April 1833. Von ihren Schriften sind noch erschienen: „Reise nach Italien" (4 Bde., Lpz. 1815); „Gebete u. Lieder" (herausgeg. von Hiller, ebd. 1783; 3. Aufl. 1815); „Leben Neander's" (Berl. 1804); „Gedichte" (herausgegeben von Tiedge, Halle 1806); „Gebete u. religiöse Betrachtungen" (Berl. 1826) u. eine von Tiedge veranstaltete Sammlung ihrer „Geistlichen Lieder, Gebete u. religiösen Betrachtungen" (Lpz. 1833). Vgl. Eberhard, „Blicke in Tiedge's u. Elisens Leben" (Berl. 1844); Brunier, „Elise v. d. R." (Bremen 1873).

Recklinghausen, Kreisstadt im Reg.-Bez. Münster der preuß. Provinz Westfalen, liegt am Hellbache u. an der Bahn Köln-Oberhausen-Bremen, hat ein Schloß, 2 kathol. u. 1 evang. Kirche u. ein Gymnasium. R. hat 5964 E. (1875), die hauptsächlich von Baumwoll- u. Leinwandindustrie leben. Der Kreis R. (14,3 □M.) ist größtentheils gebildet aus der Grafschaft R., welche bis zum Reichsdeputationsschluß 1803 zum Erzstift Köln gehörte, damals als Entschädigung an den Herzog von Aremberg kam, 1810 durch Napoleon theils dem Herzogthum Berg, theils Frankreich einverleibt wurde u. erst 1815 an den Herzog von Aremberg als Standesherrschaft unter preuß. Oberhoheit zurückgelangte.

Reclus (spr. Reklü), Jean Jacques Élisée, franz. Geograph, geb. als Sohn eines protest. Predigers zu Sainte-Foy-la-Grande (Gironde) 15. März 1830; ward in der Schulanstalt der Herrnhuter Brüdergemeinde zu Neuwied am Rhein erzogen u. studirte an der protest. Fakultät in Montauban u. dann in Berlin. Schon damals trug er sich mit den weitgehendsten sozialistischen Ideen u. Weltverbesserungsplänen, welche später verhängnißvoll für ihn werden sollten. Seit 1851 in Paris, wurde er infolge einiger politischer Unbesonnenheiten nach dem Napoleon'schen Staatsstreiche gezwungen, das Vaterland zu verlassen. Er ging nach Amerika, hielt sich ein paar Jahre bes. in Mexiko auf u. lebte dann ganz zurückgezogen in England u. Irland, bis er 1858 nach Paris zurückkehren durfte. Hier schrieb er einige Artikel für die „Revue des deux Mondes", welche das Aufsehen der gebildeten Welt erregten, u. verfaßte die Werke: „Guide à Londres" (Par. 1860); „Voyage à la Sierra Nevada" (ebd. 1861); „Les villes d'hiver de la Méditerranée et les Alpes-Maritimes" (ebd. 1864); „Introduction au dictionnaire des communes de la France" (ebd. 1864; 2. Aufl. 1869) u. ganz bes. „La terre" (2 Bde., ebd. 1867; deutsch von Otto Ule, Lpz. 1873 f.). Bei seiner hohen Begabung stand ihm der Weg zu den glänzendsten Zielen offen, doch ließ er sich hinreißen, 1871 an den Kämpfen der Pariser Kommune Theil zu nehmen. Deshalb zur Deportation verurtheilt, wurde R. hauptsächlich durch die Bemühungen der engl. Gelehrtenwelt zur Verbannung begnadigt u. lebt seit 1872 in Italien.

Reconnaissance (franz., spr. R'konnäßangs'), Erkenntlichkeit.

Redaktion (vom lateinischen redigere) heißt das Verfahren, durch welches die Uebereinstimmung zwischen den Bestandtheilen eines von Mehreren herrührenden Schriftwerkes hergestellt wird. So bedürfen Gesetzentwürfe, die aus den Berathungen eines dazu ernannten Ausschusses od. ständischer Körperschaften hervorgehen, einer R., welche den ursprünglichen Entwurf mit den beschlossenen Abänderungen versieht. Einer ähnlichen Thätigkeit (welche Redigiren genannt wird) unterziehen sich fortwährend die Redakteure von encyklopädischen, wissenschaftlichen, politischen u. a. Zeitschriften, indem sie die Mitarbeiter auswählen, die einlaufenden Beiträge nach dem Grundgedanken des Unternehmens beurtheilen, Aenderungen veranlassen u. die zur Aufnahme gelangenden Arbeiten in Bezug auf die äußere Haltung u. Rechtschreibung in Einklang bringen 2c. Ueber die Verantwortlichkeit der Redakteure s. „Preßgesetze".

Redekunst ist die Kunst, mit den Mitteln der menschlichen Rede auf den Verstand u. den Willen des Zuhörers zu wirken, d. h. ihn zu überzeugen u. zu Entschlüssen zu bewegen. Nun ist allerdings die Beredsamkeit eine Naturgabe u. vor Allem abhängig von der eignen Ueberzeugung u. Begeisterung des Redners, wie denn zu Zeiten auch ganz ungebildete Redner, z. B. Peter von Amiens, ungeheure Erfolge erzielt haben. Andererseits aber beruht die Kunst, zu überzeugen, auch auf der Klarheit der Gedanken u. der Beherrschung des Stoffs im Wissen; daher der Ausspruch des Sokrates: „Jeder ist beredt in dem, was er wirklich weiß!" Dies führte schon im Alterthum zur Aufstellung von Kunstregeln, durch welche die natürliche Beredsamkeit geregelt u. gesteigert werden könne, u. erst damit entstand die R. od. Rhetorik (griech.), denn eine jede Kunst beruht auf der bewußten Anwendung bestimmter Grundsätze u. Regeln. Die Schöpfer u. Meister der R. waren die Griechen, obenan die Athener, seit dem nationalen Aufschwung, den die Perserkriege (bis 465 v. Chr.) veranlaßten, u. zwar sowol auf dem Gebiete der Prozeßrede als der politischen od. Staatsrede. Die letztere erreichte ihren Höhepunkt in Demosthenes (s. d.), verschwand aber mit dem Verlust der Freiheit 338 v. Chr. Die R. wurde seitdem mehr Sache der Schule u. der Name Rhetor (Redner) fast gleichbedeutend mit Grammatiker u. Lehrer. Neben der attischen Schule zu Athen blühten bes. die kleinasiatischen (Milet 2c.) u. die auf der Insel Rhodos. Durch den Besuch dieser Rednerschulen sowie durch eingewanderte Griechen blühte seit dem 2. Jahrh. v. Chr. die R. auch zu Rom auf; ihre Häupter sind Cicero, Cäsar u. Hortensius. Die Theorie der R. wurde bes. von Cicero in zahlreichen Schriften niedergelegt, sowie im 1. Jahrh. n. Chr. von Quintilian (s. d.). Auch in Rom kam die R. mit dem Aufhören der politischen Freiheit allmählich in Verfall u. wurde durch das ganze Mittelalter hindurch fast nur durch die geistliche Beredsamkeit vertreten. In neuerer Zeit ist die weltliche Beredsamkeit erst durch die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens u. durch die Parlamente neubelebt worden. In letzterer Beziehung steht England obenan, weil es die älteste Konstitution besitzt; sodann Frankreich, welchem sogleich mit der Revolution von 1789 große Redner (Mirabeau 2c.) erstanden, seit dem Deutschen Reichstag auch Deutschland. Nach ihrem Gebiete theilt man die R. ein in geistliche (s. „Homiletik"), gerichtliche u. politische. Weniger kommt der eigentliche Zweck der R., nicht blos zu überzeugen, sondern auch Entschlüsse zu wecken, bei dem sog. bildenden Vortrag (der Schul- u. akademischen Rede) in Betracht. Als Theile der Rhetorik sind nach der Aufstellung der Griechen u. Römer zu unterscheiden: Die Lehre von der Erfindung des Stoffs (inventio), die von der Anordnung desselben (dispositio), von Stil u. Ausdruck (elocutio), einschließlich der sprachlichen Richtigkeit u. der Lehre von den Bildern u. Figuren, endlich in Bezug auf den mündlichen Vortrag die Ausbildung des Gedächtnisses (memoria) u. der Vortrag selbst (actio), d. h. Aussprache, Körperhaltung u. Geberdensprache od. Gestikulation.

Redemptoristen, s. „Orden, geistliche".

Reden, Friedrich Wilhelm Otto Ludwig, Frhr. v., ausgezeichneter Statistiker, geb. zu Wendlinghausen (Lippe-Detmold) 11. Febr. 1804; studirte in Göttingen die Rechte u. trat dann in den hannov. Staatsdienst. Seit April 1832 war er Mitglied der 1. Ständekammer, ward 1834 Generalsekretär des von ihm mit ins Leben gerufenen Gewerbevereins für das Königreich Hannover, verließ aber nach Aufhebung des Staatsgrundgesetzes von 1837 den hannov. Staatsdienst, ging auf Reisen, wurde 1841 Spezialdirektor bei der Berlin-Stettiner Eisenbahn u. 1843 Regierungsrath im preuß. Ministerium des Aeußeren. 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt, wo er sich zur Linken hielt, erregte er durch verschiedene Anträge das Mißfallen der preuß. Regierung. Infolge dessen auf Wartegeld gesetzt, blieb er zunächst in Frankfurt a. M., bis er 1854 nach Wien übersiedelte, wo er 12. Dez. 1857 starb. R. hat sich durch zahlreiche statistische Werke verdient gemacht, von denen hervorzuheben sind: „Das Kaiserreich Rußland" (Berl. 1843); „Die Eisenbahnen Deutschlands" (11 Bde., ebd. 1843—47); „Allgemeine vergleichende Handels- u. Gewerbsgeographie u. Statistik" (ebd. 1843); „Die Eisenbahnen Frankreichs" (ebd. 1846); „Vergleichende Kulturstatistik der Großmächte Europa's" (2 Bde., ebd. 1846—48); „Allgemeine vergleichende Finanzstatistik" (Darmst. 1851 ff.); „Frankreichs Staatshaushalt u. Wehrkraft unter den letzten vier Regierungsformen (ebd. 1853); „Erwerbs- u. Verkehrsstatistik des Königstaats Preußen" (3 Bde., ebd. 1853 f.); „Deutschland u. das übrige Europa" (2 Bde., Wiesb. 1854); „Osteuropa" (Frankf. 1853—55).

Redif (arab., d. i. hintennachkommend, die Nachfolge), die Reserve des Nizam, des türk. Kriegsheeres, nach dem Muster der preuß. Landwehr organisirt. Sie darf nur im Kriegsfalle einberufen werden u. ist 15 Jahre lang dienstpflichtig.

redigiren, s. „Redaktion".

Reding, Aloys v., schweiz. Patriot, geb. im Kanton Schwyz 27. Febr. 1764; trat zuerst auf kurze Zeit (bis 1788) in span. Kriegsdienste, wurde nach seiner Rückkehr Landeshauptmann seines heimatlichen Kantons, als welcher er mit den Schwyzern die ins Berner Gebiet eingedrungenen Franzosen 2. Mai 1798 bei Morgarten zurückwarf, u. wirkte nach Gründung der Helvetischen Republik aufs Eifrigste für die Herstellung der alten föderalistischen Verfassung. Auch bildete sich auf seinen Betrieb 1802 eine neue Regierung, der er als Landamman vorstand, doch suchte er vergeblich Bonaparte für die Unabhängigkeit der Schweiz zu gewinnen, vielmehr wurden die Schweizer durch ein franz. Heer entwaffnet u. mußten die Mediationsakte annehmen. Infolge dessen zog sich R. ins Privatleben zurück, doch nahm er später ein paar Mal die Landammanswürde in Schwyz an u. leitete auch 1813 die Unterhandlungen wegen der Unabhängigkeit seines Vaterlandes mit der Schweiz. Er starb 5. Febr. 1818. — Theodor **v. R.**, ein Verwandter des Vorigen, geb. im Kanton Schwyz 1778; trat gleichfalls in span. Dienste, führte 1808 als Generalleutnant eine Heeresabtheilung unter Castaños, an deren Spitze er die Franzosen bei Baylen besiegen half, befehligte dann ein Corps in Catalonien u. zwang den General Gouvion St. Cyr, die Belagerung Barcelona's aufzuheben, ward 24. Febr. 1809 im Treffen bei Valls verwundet u. starb 20. April. Vgl. Dienbrüggen, „Die Schweizer daheim u. in der Fremde" (Berl. 1874).

Redoute (frz., spr. Reduht'), eine geschlossene, meist viereckige Schanze; ein öffentl. Tanz- u. Spielsaal, Belustigungsort, s. v. w. Maskenball.

redressiren (a. d. Franz.), wieder in Ordnung bringen, wieder gut machen, daher häufig s. v. w. rückgängig machen.

Red River (engl., d. h. Rother Fluß) ist der Name mehrerer Flüsse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika u. den engl. Kolonien; unter denselben sind die bedeutendsten der R. R., Rio Rojo od. Kecheahquehono (d. h. Fluß des blutigen Wassers), welcher auf dem Llano estacado im westl. Texas entspringt u., indem er ein schmales, von Steilwänden begrenztes Thal sich aus dem Prairienplateau ausgeschnitten hat, die Grenze zwischen Texas u. dem Indianerterritorium bildet. Darauf durchströmt der R. R. den südöstl. Theil des Staates Arkansas in einem weiten Bogen, dadurch seine bis dahin beibehaltene östl. Richtung in eine südöstl. ändernd. Der obere Lauf des Flusses führt durch salzige Sandwüsten u. öde Steppen, der mittlere u. untere Lauf durch prächtige Wälder. Louisiana, welches vom R. R. auf seinem Unterlauf durchflossen wird, verdankt theilweise den Ueberschwemmungen dieses Stromes seine Fruchtbarkeit; nam. eignen sich die Uferlandschaften vorzüglich zum Baumwollenbau. Infolge der Hochwasser ist aber auch unter- u. oberhalb der Stadt Shreveport ein ausgedehntes System von Sümpfen u. Seen entstanden, welche den Strom begleiten u. zur Verbreitung des Gelben Fiebers wesentlich beigetragen haben. Diese Seen sind aber oberhalb jener Stadt durch Kanäle verbunden worden, welche der Schiffahrt die Umgehung des berüchtigten Red-River-Raft's gestatten, einer 7 M. langen Barre aus Tausenden von Baumstämmen, welche die Hochwasser hier zusammengetrieben haben. Bei hohem Wasserstande haben einzelne Dampfer schon die Stadt Preston an der Grenze von Texas u. dem Indianerterritorium erreicht. Eine regelmäßige Dampfschiffahrt, welche vorzugsweise dem Baumwollentransport dient, findet jedoch erst von Shreveport abwärts statt. Der R. R. mündet auf der linken Seite des Mississippi unterhalb des Fort Adams in Louisiana nach einem Laufe von 287 M., auf welchem er ein Gebiet von 3510 M. bewässert hat. Sein bedeutendster Nebenfluß ist der ihm links unweit der Mündung zuströmende Black River. — Der R. R. of the North

entspringt in einem kleinen See des Staates Minnesota, fließt erst nach Süden, dann nach Westen u. endlich, die Grenze zwischen Dakota u. Minnesota bildend, direkt nach Norden. Auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten wird er durch die Abflüsse zahlreicher Seen, nam. rechts durch den Red Lake River, welcher dem gleichnamigen See entströmt, u. links durch den Shayenne River verstärkt. Bei dem Fort Pembina, wo er von Westen den Fluß gleichen Namens aufnimmt, tritt der R. R. in die canadische Provinz Manitoba ein, behält auch dort seine nördl. Richtung bei u. mündet nach einem Laufe von 130 M. in den Winnipeg-See, nachdem sich vorher mit ihm auf der linken Seite sein bedeutendster Zufluß, der Assiniboine, vereinigt hat. An der Mündung dieses Nebenflusses liegt Fort Garry, der Regierungssitz von Manitoba; hier hatte auch 1811 der schott. Edelmann Selkirk eine britische Niederlassung, die R. R.-Kolonie, gegründet, welche den Anfang der Kolonisation dieser fruchtbaren Landschaften machte.



Nr 4576. Jakob Ferdinand Redtenbacher (geb. 25 Juli 1809, gest 16 April 1863)

Redtenbacher, Jakob Ferdinand, ausgezeichneter Technolog, geb. zu Steyer (Ober-Oesterreich) 25. Juli 1809; besuchte 1825 bis 1829 das Polytechnische Institut in Wien, wurde dann an demselben Assistent im Fache der Maschinenlehre, erhielt 1831 die Professur der Mathematik an der Industrieschule in Zürich u. folgte 1841 einem Rufe als Professor des Maschinenbaues an die Polytechnische Schule in Karlsruhe. Seit 1857 auch zugleich Direktor dieser Anstalt, starb er daselbst 16. April 1863. Seine Verdienste, bes. um die angewandte Mechanik u. Maschinenbaukunst, wurden 1866 durch ein Denkmal in Karlsruhe geehrt. Seine Hauptwerke sind: „Theorie u. Bau der Turbinen u. Ventilatoren" (Mannh. 1841; 2. Aufl. 1860); „Theorie u. Bau der Wasserräder" (ebd. 1846; 2. Aufl. 1858); „Resultate für den Maschinenbau" (ebd. 1848; 5. Aufl. 1870; franz. von Grashof, Heidelb., 2. Aufl. 1873); „Die Calorische Maschine" (ebd. 1852; 2. Aufl. 1853); „Prinzipien der Mechanik u. des Maschinenbaues" (ebd. 1852; n. Aufl. 1859); „Die Gesetze des Lokomotivenbaues" (ebd. 1855); „Der Maschinenbau" (3 Bde., ebd. 1862—65). — Joseph R., Bruder des Vorigen, Chemiker, geb. zu Kirchdorf (Ober-Oesterreich) 12. März 1810, war zuerst Professor in Prag u. seit 1849 in Wien. Er hat sich durch zahlreiche Untersuchungen, nam. auf dem Gebiete der organischen Chemie, verdient gemacht. — Ludwig R., Bruder der beiden Vorigen, Zoolog, geb. zu Kirchdorf 10. Juli 1814; studirte in Wien Medizin, arbeitete 1834—40 als Volontär am Zoologischen Kabinet daselbst, wurde dann Praktikant an demselben, erhielt 1851 die Professur der Zoologie an der Prager Universität, kehrte jedoch schon im nächsten Jahre als erster Kustos-Adjunkt an das Wiener Zool. Kabinet zurück, ward 1860 zu dessen Direktor ernannt u. starb als solcher zu Wien 8. Febr. 1876. R., der auch der Wiener Akademie angehörte, war insbes. ein bedeutender Coleopterolog. Sein Hauptwerk betrifft die Käfer Oesterreichs u. bildet die ersten beiden Bände der „Fauna austriaca" (nach der analyt. Methode bearbeitet, 3. Aufl., Wien 1872—73). — Ein 4. Bruder, Wilhelm R., war ein angesehener Arzt in Wien, wo er 5. März 1870 starb.

Reduit (frz., spr. Redüi) einer Schanze ist dasjenige Werk, welches als letzter Rückhalt der Besatzung dient.

reduziren (a. d. Lat.), eigentlich zurückführen, dann vermindern, herabsetzen, einschränken; in der Chemie, die Metalle durch Trennung von dem mit ihnen verbundenen Sauerstoffe rein darstellen, reduzirt, verschlechtert, herabgekommen; Reduktion, Verminderung, Herabsetzung des Zinsfußes eines Staatspapiers, Verwandlung, Auflösung, Vergleichung der Maße, Gewichte u. Münzsorten, daher Reduktionstabelle eine Tabelle, welche diese Operation erleichtert).



Nr 4577. Oskar v. Redwitz (geb. 21 Juni 1823).

Redwitz, Oskar Freiherr v., deutscher Dichter, geb. 21. Juni 1823 zu Lichtenau bei Ansbach; studirte in München u. Erlangen die Rechte u. widmete sich dann noch einige Zeit literarischen Studien zu Bonn. Unter den Eindrücken des Jahres 1848, die ihn mit tiefster Abneigung erfüllten, schrieb der poetisch begabte junge Jurist seine episch-lyrische Dichtung „Amaranth" (Mainz 1849; 30. Aufl. 1875). Sie vereinigte eine fanatisch-ultramontane Tendenz, eine künstlich geschürte Begeisterung für mittelalterliche Lebensanschauungen u. Zustände mit schwächlicher moderner Sentimentalität u. einigen beachtenswerthen Ansätzen zu kräftiger Schilderung u. wirklich idyllischen Zügen. Das Gedicht trat im rechten Augenblicke hervor, um einen außerordentlichen Modeerfolg zu erringen; der Dichter ließ sich durch diesen in die Bahn weiterer katholisch-reaktionärer Tendenzdichtung drängen. Mit seinem „Märchen" (Mainz 1850), seinen größtentheils schwächlichen u. süßlichen „Gedichten" (Mainz 1852), mit dem von gewisser Seite als Beginn eines christlichen deutschen Dramas verkündeten Trauerspiel „Sieglinde" (Mainz 1853) vermochte er die Vorhersagungen seiner blinden Bewunderer freilich so wenig zu erfüllen, als es ihm gelang, mit seinen literaturgeschichtlichen Vorträgen an der Universität zu Wien, wohin er als Professor berufen worden war, die akademische Jugend für seine katholischen Tendenzen zu gewinnen. Seit er 1853 die letztere Stellung aufgegeben u. sich auf einem ererbten Gute in Bayern niedergelassen hatte, trat seine Dichtung in eine zweite, harmlosere Periode. In der Tragödie „Thomas Morus", in den Dramen „Philippine Welser", „Die Zunftmeister von Nürnberg", „Der Doge von Venedig" 2c. verband R. mit der schon sehr gemilderten Tendenz wenigstens die Ansätze zu einer wirklichen Lebensdarstellung. Er befreite sich schließlich in seinen neuesten Werken, dem Roman „Hermann Stark" (3 Bde., Stuttg.

1868; 2. Aufl. 1873) u. „Das Lied vom neuen Deutschen Reich" (Berl. 1871, 11. Aufl. 1876), einer poetischen Erzählung in Sonetten, in energischer Weise von den ultramontanen Neigungen seiner Jugend, ohne indessen auch jetzt die Vorhersagungen Derer zu erfüllen, welche ihn als die hervorragendste Kraft der neueren deutschen Dichtung bezeichnet hatten.

Reed (spr. Ridd), Edward James, engl. Schiffsbauer, geb. zu Sheerneß (Insel Sheppey) 20. Sept. 1830; besuchte die Fachschule in Portsmouth, erhielt dann eine Anstellung im Dockyard seiner Vaterstadt u. übernahm später die Redaktion des „Mechanic's Magazine". Auf Grund einer Denkschrift in Bezug auf den Bau von Panzerschiffen 1859 zum Oberbaumeister der engl. Flotte ernannt, entfaltete er in dieser Stellung eine außerordentliche Thätigkeit, bis Zerwürfnisse mit der Admiralität im Herbste 1871 seine Entlassung herbeiführten. Schon vorher trug ihm sein großer Ruf auch Aufträge fremder Staaten für den Bau von Kriegsschiffen ein. So entwarf er u. a. die Pläne zu den 1874 vom Stapel gelassenen deutschen Schiffen „Kaiser" u. „Deutschland". Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Shipbuilding in iron and steel" (Lond. 1868); „Our ironclad ships" (ebd. 1869) u. „Our naval coast defences" (ebd. 1871).

Reef od. Reff, eine Abtheilung in den Segeln, um sie kleiner machen, reffen zu können. Große Segel haben mehrere Reihen von R.en.

reell, deutsche Umbildung des lat. realis, real (s. d.), u. diesem ziemlich gleichbedeutend. In besonderem Sinne steht „r." im Deutschen vom rechtschaffenen, redlichen Verfahren des Kaufmanns, Handwerkers 2c. Ein solches Verfahren heißt Reellität.

Reep, s. v. w. Tau; Reepschlägerei, Seilerwerkstätte.

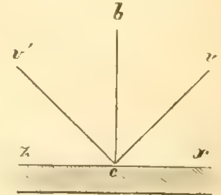
Refektorium (vom lat. reficere, wiederherstellen, erquicken), auch Remter od. Reventer, der Speisesaal in Klöstern.

referiren (lat. referre), von Etwas Mittheilung machen, berichten, daher Referent, der Berichterstatter, u. Relation, der Bericht selbst. Im Besonderen heißen Relationen die Vorträge, welche von Mitgliedern eines Kollegiums über ihnen zugewiesene Justiz- u. Verwaltungssachen gehalten werden u. mittels eines Gutachtens od. Antrags, wie in der Sache zu erkennen sei, die gemeinschaftliche Berathung u. Beschlußfassung herbeiführen. In wichtigen Angelegenheiten kann durch die Geschäftsordnung, um einseitigen Darstellungen zu begegnen, die vorhergehende Prüfung des Falls durch einen zweiten Berichterstatter (Korreferenten) vorgeschrieben sein. Die Regeln für die genaue u. lichtvolle Abfassung solcher Vorträge (Referirkunst) finden sich in den Anleitungen zum R. von Höpfner, Beck u. A. — Referendar (referendarius), im späteren röm. Kaiserreich die Amtsbezeichnung eines hohen Würdenträgers, welcher dem Kaiser über die eingelaufenen Sachen Bericht erstattete, ist jetzt in Sachsen der Titel für die zur Protokollführung befähigten Gerichtsschreiber (Aktuarien), in Preußen u. einigen anderen Ländern für junge, zu ihrer Einübung bei Justiz- od. Verwaltungsbehörden ohne Gehalt eingestellte Juristen. — Ein Beauftragter nimmt Gegenerklärungen ad referendum, zur Mittheilung an seinen Auftraggeber, wenn er nicht sofort selbst ein Urtheil darüber abgeben will od. kann. — Referenzen s. v. a. Empfehlungen.

reflektiren (lat. reflectere), eigentlich zurückbeugen, dann zurückwerfen (Licht- u. Strahlwellen); nachdenken, in Erwägung ziehen; auf Etwas r., Etwas ins Auge fassen, auf Etwas seinen Sinn richten; Reflex od. Reflexion (s. u.) ist die Zurückwerfung einer von außen empfangenen Einwirkung (Schall, Lichtstrahl 2c.). In der Physiologie heißt Reflex die Zurückwerfung sinnlicher Eindrücke od. Reizungen von den Centralnerven des Gehirns od. Rückenmarks auf andere Nerven. Wenn z. B. ein zuleitender Nerv in den Centralnerven das Schmerzgefühl erregt hat u. das Centralnervenorgan sodann z. B. die Armnerven in Bewegung setzt, so daß die Hand nach der schmerzenden Stelle fährt, ohne daß der Wille inzwischen dafür bes. eingetreten wäre, so ist letztere Bewegung ein Reflex der ursprünglichen Nervenbewegung, die zum Gehirn hinführte. Solche Reflexbewegungen sind meist unwillkürliche, unter Umständen sogar nothwendig erfolgende, wie z. B. die Zusammenziehung des Magens zum Brechen infolge des Gaumenkitzels 2c. Die Untersuchung der Nervenreflexe ist eine höchst wichtige Frage der Heilkunde, indem z. B. auch die Möglichkeit von Reflexlähmungen, d. h. von Lähmungen eines Gliedes infolge von etwaiger Nervenlähmung eines anderen, damit zusammenhängt.

Reflektor od. Reverber nennt man einen gewöhnlich parabolisch gekrümmten Spiegel zur kräftigen Zurückwerfung des Lichtes nach einer bestimmten Richtung. R. heißt in specie auch im Gegensatz zu Refraktor (Fernrohr mit Glaslinsen) das Spiegelteleskop (s. d.).

Reflexion nennt man in der Physik die Zurückwerfung od. Zurückprallung eines in Bewegung begriffenen elastischen Objektes von einem im Wege stehenden festen Hinderniß, wie z. B. eines bewegten Billardballes von der Bande des Billards od. eines Lichtstrahls, Wärmestrahls, Schallstrahls von einem Spiegel od. bez. einer festen Wand. Bezeichnet in Nr. 4578 zx den Querschnitt des Spiegels od. der reflektirenden Wand, vc die Richtung des ankommenden Lichtstrahls 2c., cv' die des zurückgeworfenen u. bc ein im Punkte c auf die Spiegelebene gedachtes Loth, (das sog. Einfallsloth), nennt man ferner den Winkel zwischen dem Lothe u. dem ankommenden Strahle den Einfallswinkel, den zwischen dem Lothe u. dem zurückgeworfenen Strahle den Ausgangswinkel, so lautet das Reflexionsgesetz, nach welchem ein Strahl 2c. von einer reflektirenden Ebene zurückgeworfen wird: Der Einfallswinkel ist dem Ausgangswinkel gleich. R. in philosophischem Sinne heißt die Thätigkeit des Verstandes, welche die äußeren Erscheinungen auf sich einwirken läßt, um aus ihrer Verknüpfung u. Prüfung zu allgemeinen Schlüssen u. Entschlüssen zu gelangen; in diesem Sinne ist R. s. v. w. Betrachtung. Das reflektirte Verfahren steht dann gegenüber dem Handeln nach unmittelbaren Eindrücken u. Anreizungen.



Nr. 4578

reflexiv, zurückwirkend. **Reflexivum,** s. „Pronomen".

Reform (franz., vom lat. reformare), Umbildung, in politischen, kirchlichen (s. „Reformation") u. a. geistigen, auch wirthschaftlichen Angelegenheiten mit dem Nebenbegriff einer Verbesserung. In der Rechtssprache hat das Zeitwort reformiren die besondere Bedeutung der Abänderung eines Urtheils durch ein zweites Urtheil, sententia reformatoria od. auch kurz Reformatoria, des höheren Gerichts.

Reformation (vom lat. reformare, umformen, verbessern) heißt im Allgemeinen jede Verbesserung, z. B. auch des Schulwesens, einer wissenschaftlichen Methode 2c. In engerem Sinne jedoch bezeichnet man mit R. die tiefgreifende Umgestaltung der christlichen Kirche im 16. Jahrh., welche die Spaltung der bis dahin allmächtigen Katholischen Kirche in die großen Gegensätze des röm. kathol. u. evangelischen Kirchenwesens zur Folge hatte. Die Ausgangspunkte dieser großen Bewegung bildeten gleichzeitig Kursachsen (Wittenberg) u. die deutsche Schweiz; aber die Wurzeln der R. müssen noch um einige Jahrhunderte weiter zurück verfolgt werden. Das Verlangen nach einer R. der Kirche an „Haupt u. Gliedern" war schon seit der Mitte des 14. Jahrh. ein allgemeines u. durch die offenbare Verderbniß des Papstthums wie durch die Verkommenheit u. Unwissenheit der Priester u. Mönche dringend geboten. Aber die Bestrebungen der deutschen Mystiker (s. d.) im 12. u. 13. Jahrh. drangen zu wenig in die Oeffentlichkeit; die echt evangelischen Reformversuche John Wycliffe's in England († 1348) scheiterten noch an der Uebermacht der Katholischen Kirche sowie an dem falschen Kirchenbegriff, der die Kirche auf die Auserwählten beschränken wollte. Dasselbe gilt von den Reformen des Joh. Hus († 1415) u. seines Freundes Hieronymus von Prag († 1416). Die herrschenden Mächte wollten eine R. vor Allem des Papstthums u. begannen deshalb jedesmal mit Papstwahlen, worauf der neue Papst regelmäßig die R. hintertrieb. Auf diese Weise verliefen alle die sog. reformatorischen Konzilien nutzlos; so das von Pisa (1409), Konstanz (1414–18) u. Basel (1431–43). Die Reformen aber des Hieronymus Savonarola zu Florenz († 1498) scheiterten nothwendig an der Beimischung politischer Interessen. Was jedoch den endlosen Bemühungen der Fürsten u. Gelehrten nicht gelungen war, das gelang 1517 Luther wie durch ein Wunder, ohne daß er lange Zeit selbst von der Tragweite seiner Schritte eine Vorstellung hatte. Hierbei muß allerdings stark betont werden, daß der R. zugleich auch zwei äußere Umstände mächtig zu Hülfe kamen: die immer weitere Verbreitung des Buchdrucks u. die große geistige Bewegung des Humanismus (s. d.), der auch seinerseits durch den Sturz der Scholastik die Geister reinigte u. durch seine sprachlichen u. geschichtlichen Studien der Bibelforschung diente. Trotzdem springt kaum auf einem anderen Gebiete der Geschichte die unmittelbare göttliche Leitung so sehr in die Augen, wie auf dem der R. — Indem wir nun für die Grundlegung der deutschen R. auf „Luther", „Lutheraner" verweisen, begnügen wir uns hier, das Werk der R. in Deutschland in seinen großen Wendepunkten vorzuführen. Die 95 lat. Thesen, die Luther nach Universitätsbrauch am Vorabend des Allerheiligenfestes an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug (31. Okt. 1517), bezweckten nur, die wirkliche Bedeutung des Ablasses zu erklären, ohne diesen selbst anzugreifen. Aber schon in den Thesen findet sich der Hinweis, daß allein im Glauben an Christum das Heil liege, also einer der Grundgedanken der R. — Die Ereignisse bis 1521 waren nur das

persönliche Vorspiel zu dem Auftreten der R. als einer zugleich politischen Macht: so Luther's Streit mit Eck u. Prierias, seine Verantwortung vor dem Kardinal Cajetan zu Augsburg (1518) u. vor Karl v. Miltiz, sowie die Leipziger Disputation zwischen Luther u. Eck (1519). Doch hatte die letztere eine doppelte Bedeutung: einmal Luther's Erkenntniß, daß auch der Papst u. die allgemeinen Konzilien irren können, u. sodann die Gegenwart Philipp Melanchthon's (s. d.), der seitdem als einer der wichtigsten Mitarbeiter Luther's dastand. In das Jahr 1520 fielen sodann mehrere zündende Streitschriften Luther's, zuletzt der entscheidende Schritt zur Lossagung vom Papste: die Verbrennung der Bannbulle am 10. Dez. Unterdeß hatte Karl V. im Okt. 1519 den deutschen Kaiserthron bestiegen. Die Hoffnung, daß er sich selbst an die Spitze der religiösen Bewegung stellen werde, erwies sich bald als eine vergebliche. Karl V. hat die R. nie anders betrachtet, als im Zusammenhang mit seinen großen politischen Plänen. Er hoffte sie verwerthen zu können, um den Papst zu Zugeständnissen zu nöthigen, vor Allem zum Aufgeben des Anschlusses an Frankreich. Desto größer war seine Ingrimm über den Widerstand der deutschen Fürsten auf dem Reichstage zu Worms (seit Ende Januar 1521), da etliche der Fürsten in der R. vor Allem eine Gewissensfrage erblickten. Die Veranlassung zu dem immer geschärfteren Gegensatz zwischen Karl V. u. den reformatorisch gesinnten Fürsten wurde die am 26. Mai ausgesprochene, betrügerischer Weise aber auf den 8. Mai zurückdatirte Reichsacht über Luther u. alle seine Anhänger, das sog. Wormser Edikt. Durch die Fürsorge seines Kurfürsten entging Luther den Folgen der Reichsacht auf der Wartburg; der überstürzende Eifer etlicher Schwärmer, bes. Karlstadt's u. des Augustiners Gabriel Didymus, zwangen ihn zur Rückkehr nach Wittenberg. Es war die höchste Zeit, denn das Treiben der sog. Bilderstürmer, welche unterdeß von den „Zwickauer Propheten" Zuzug erhalten hatten (Storch, Stübner u. Marx) u. neben der Zertrümmerung der Bilder u. Altäre auch auf die Abschaffung der Kindertaufe u. des geistl. Standes ausgingen, erfüllte alle Besonnenen mit den größten Bedenken gegen die R., sogar den sächs. Kurfürsten. Luther allein wurde des Sturmes in Wittenberg Meister, hatte aber noch bis 1525 große Mühe, dem Treiben Karlstadt's in Orlamünde u. Jena (1524) sowie dem Thomas Münzer's zu Allstadt u. Mühlhausen in Thüringen (seit 1523) Einhalt zu thun. Aus der Besorgniß, daß die gute Sache der R. durch die Vermischung mit politischem Aufruhr vernichtet werden müsse, erklärt sich auch der Eifer, mit welchem Luther zur energischen Bekämpfung der Rebellen im Bauernkriege aufforderte (1525). Günstig war der R. die Einsetzung des sog. Reichsregimentes zu Nürnberg (seit 1521), welches in Abwesenheit des Kaisers unter dem Vorsitze seines Bruders, des Erzherzogs Ferdinand, die Geschäfte führte. In dieser Behörde bildeten die Gönner der R. die Mehrzahl, u. diese weigerte sich auf dem Reichstage zu Nürnberg (1522–23), den neuen Papst Hadrian in der Ausführung des Wormser Edikts zu unterstützen, wollte vielmehr bis zur Berufung eines allgemeinen Konzils in einer deutschen Stadt das Wort Gottes in evangel. Weise, jedoch unter Vermeidung aller Angriffe, ungehindert predigen lassen. Diese Zeit der Ruhe kam der R. außerordentlich zu Statten, eine Menge bedeutender Priester u. Mönche traten jetzt auf ihre Seite, die Obrigkeiten der meisten Städte begünstigten mit allen Kräften die evangelische Predigt u. selbst zahlreiche Bischöfe waren für dieselbe gestimmt. Neben der Predigt verschafften bes. die deutschen Lieder Luther's u. A. der Reformation Eingang. Nicht minder erstanden ihr in den zahllosen Männern u. Jünglingen, die sich in Wittenberg um Luther u. Melanchthon scharten, ebenso viele begeisterte Verkündiger. Auch an den anderen Universitäten waren meist die Humanisten Bundesgenossen der R. — Ein neuer Reichstag zu Nürnberg (Jan. 1524) endete mit dem Sturz des Reichsregiments durch die vereinten Anstrengungen der politisch unzufriedenen Reichsstädte, des sog. Schwäb. Bundes u. des Legaten Campegius, der als Gesandter des neuen Papstes Clemens VII. erschienen war. Dagegen willigten die evangel. Stände nur mit dem Vorbehalt „so viel als möglich" in die Ausführung des Wormser Edikts u. retteten so die Sache der R., die sie durch den Sturz des Reichsregiments zum Theil selbst mit gefährdet hatten. Campegius aber verband sich nun mit den strengkatholischen Fürsten (Erzherzog Ferdinand, den bayerischen Herzögen, dem Erzbischof von Salzburg u. A.) auf dem Konvent zu Regensburg zum Schutz der päpstlichen Gewalt. Neben der Abstellung einiger Mißbräuche u. Lasten wurde dort auch die strenge Ausführung des Wormser Edikts beschlossen (Juni u. Juli 1524). Zugleich erwirkte man vom Kaiser die Verwerfung der Nürnberger Beschlüsse u. das Verbot der für den Nov. 1524 nach Speier ausgeschriebenen Nationalversammlung als eines Majestätsverbrechens. Dieser Sonderbund zu Regensburg ist die Hauptursache zu der endgiltigen Religionsspaltung im Deutschen Reiche geworden. Die nächste Antwort der Evangelischen waren Sonderbündnisse auch ihrerseits; so die Städtebündnisse auf den Versammlungen von Speier u. Ulm (1524) u. das Torgauer Bündniß (Febr. 1526) zwischen dem Kurfürsten von Sachsen u. dem Landgrafen Philipp von Hessen, welchem am 9. Juni auch Herzog Ernst von Lüneburg, die Fürsten von Anhalt, Mansfeld u. Grubenhagen sowie die Stadt Magdeburg beitraten. Der erbittertste Gegner der R. war Herzog Georg von Sachsen (zu Leipzig). Derselbe veranstaltete jetzt Versammlungen katholischer Fürsten zu Dessau, Halle u. Leipzig (1525) u. bewog den Kaiser, der nach der Besiegung Franz I. von Frankreich ohnehin dazu willig war, zu kräftigem Einschreiten gegen die Evangelischen. Auf dem Reichstage zu Speier (Juni 1526) versuchte indeß der Vertreter des Kaisers vergeblich, die Ausführung des Wormser Edikts ohne weitere Erörterungen durchzusetzen. Die Fürsten, denen die politische Bedrängniß des Kaisers nur zu gut bekannt war, ließen sich nicht einschüchtern, u. Karl V. selbst willigte schriftlich ein, daß die Strafdrohungen des Wormser Edikts aufgehoben u. der Religionsstreit bis zu einem allgemeinen Konzil vertagt wurde. Bis dahin sollte jeder Stand so leben u. regieren, wie er es gegen Gott u. kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue. Damit war die Freiheit eines Jeden auf seinem Gebiet zum Grundsatz erhoben (die sog. Territorialverfassung) u. die Evangelischen machten davon den umfassendsten Gebrauch. Während in den schon gewonnenen Ländern eifrig an der Herstellung evangel. Kirchenordnungen u. Schulen gearbeitet wurde (so in Kursachsen 1528 u. 29 infolge der Kirchenvisitation, in Hessen nach sächs. Muster durch den Reformator Franz Lambert, in Fränkisch-Brandenburg durch den Markgrafen Georg, in Nürnberg durch den Rathsschreiber Lazarus Spengler, ferner in Lüneburg, Ostfriesland, Schleswig-Holstein u. Schlesien), entstanden zugleich zahlreiche neue Landeskirchen. Magdeburg hatte sich schon 1524 vom Erzbischof Albrecht losgesagt u. durch Nikolaus von Amsdorf luther. Ordnungen eingeführt. Preußen wurde durch den Hochmeister Albrecht von Brandenburg auf Luther's Rath zum erblichen Herzogthum gemacht u. zugleich die R. eingeführt (1525); 1527 siegte die R. vollständig auch in Bremen u. seit 1529 nach harten Kämpfen, zuletzt mit Beihülfe Bugenhagens, in Lübeck. Diesen Fortschritten der R. stand freilich auch blutige Verfolgung ihrer Anhänger in den Niederlanden, in Bayern u. Oesterreich gegenüber. Die gegenseitige Erbitterung wuchs durch die sog. Pack'schen Händel (1527–28). Philipp von Hessen ließ sich von dem Sekretär des Herzogs Georg von Sachsen, Otto v. Pack, durch eine gefälschte Urkunde bethören, nach welcher unter den kathol. Fürsten eine Verschwörung gegen Kursachsen u. Hessen bestand. Zum Glück wurde der Kurfürst durch Luther von übereiltem Vorgehen abgehalten; der Landgraf aber fiel in das Gebiet seiner kathol. Nachbarn ein u. machte sich dadurch der Störung des Landfriedens schuldig. Um so leichter siegte auf dem Reichstage zu Speier (Feb. 1529) die kathol. Mehrheit mit dem Beschluß, daß weitere Neuerungen nicht vorgenommen werden dürften, die Bischöfe u. ihre Einkünfte aber allenthalben wiederhergestellt werden müßten. Damit war eigentlich der R. das Todesurtheil gesprochen u. ein entscheidender Schritt unvermeidlich. Infolge dessen protestirten der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen, der Markgraf Georg von Brandenburg, die beiden Herzöge von Lüneburg u. der Fürst Wolfgang von Anhalt nebst 14 Städten gegen jenen Beschluß u. erklärten ihr Verbleiben bei dem Beschluß von Speier vom J. 1526; dies war der Ursprung des Namens „Protestanten". Zugleich wurde noch in Speier zwischen Kursachsen, Hessen, Nürnberg, Ulm u. Straßburg ein Schutzbündniß geschlossen. Dagegen scheiterte das Bündniß mit den Schweizern, bes. Zürich, an der Uneinigkeit in der Lehre, vor Allem in Betreff des Abendmahls. Das Religionsgespräch zu Marburg (Anfang Oktober 1529) bewies die Unmöglichkeit eines friedlichen Verständnisses. Um so wichtiger war das Einheitsband, das von Melanchthon für die deutschen Protestanten in der Augsburgischen Konfession geschaffen wurde, deren Verlesung der Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg 25. Juni 1530 gestatten mußte. Unterzeichnet war sie von denselben Fürsten, die 1529 in Speier protestirt hatten, u. den Städten Nürnberg u. Reutlingen. Dagegen gaben Straßburg, Memmingen, Konstanz u. Lindau ein besonderes Bekenntniß (im Anschluß an Zwingli) ein. Der Kaiser antwortete den deutschen Fürsten mit einer am 3. August verlesenen Widerlegung, welche von Eck, Faber u. Cochläus verfaßt war, aber nicht einmal in einer Abschrift mitgetheilt wurde. Ebenso wurde den Protestanten die Verlesung der Apologie Melanchthon's hartnäckig verweigert. Der Reichstagsabschied vom 22. Sept. gab nur noch bis zum 15. April des folgenden Jahres Bedenkzeit u. verhieß ein allgemeines Konzil binnen sechs Monaten. Unterdeß sollte von den Evangelischen nichts gedruckt werden u. die Messe überall gestattet sein. Die Protestanten schlossen nun im Dez. 1530 u. März 1531 ein Trutzbündniß zu Schmalkalden. Dieses energische Vorgehen u. zugleich die schwere Bedrängniß durch die Türken nöthigten den Kaiser zum Abschluß des Religionsfriedens von Nürnberg (23. Juni 1532), der den Evangelischen Freiheit bis zu einem allgemeinen Konzil zusicherte. Zwar trat dieser Friede

nicht vollständig in Wirksamkeit, begünstigte jedoch die weitere Ausbreitung der R. so in Westfalen, Württemberg (wo Philipp von Hessen die Oesterreicher verjagte u. den vertriebenen Herzog Ulrich wieder einsetzte 1534), worauf das Land von Erhard Schnepf u. Ambrosius Blaurer reformirt wurde, u. in Pommern mit Hülfe Bugenhagens. Andererseits wurde freilich die Sache der Evangelischen durch die Greuel der Wiedertäufer in Münster 1534 u. 35 schwer geschädigt. Doch traten 1536 noch mehrere Fürsten dem Schmalkaldener Bündniß bei, u. im Mai desselben Jahres wurde in der Wittenberger Concordie eine Einigung mit den Straßburgern u. A. in der Abendmahlslehre erzielt. Unterdeß hatte Papst Paul III. auf den Mai 1537 ein Konzil nach Mantua ausgeschrieben u. Luther verfaßte für dasselbe die Schmalkaldner Artikel. Schließlich aber lehnte man die Beschickung einfach ab u. forderte ein freies Konzil in einer deutschen Stadt. Da sich nun auch die kathol. Fürsten 1538 zu einer „heiligen Ligue" (Bund) in Nürnberg zusammenthaten, schien der Krieg unvermeidlich. Aber noch einmal sah sich der Kaiser durch die Türkennoth im „Frankfurter Anstand" (1539) zu allerlei Zugeständnissen genöthigt. Gleichzeitig siegte die R. im Herzogthum Sachsen mit dem Tode des Herzogs Georg, in der Mark Brandenburg u. einigen größeren Städten. Vergeblich versuchte man noch immer eine friedliche Einigung durch Religionsgespräche (zu Worms 1540, Regensburg 1541) u. Reichstage (Speier 1544, Worms 1545). Die Eröffnung des Konzils zu Trident im Dez. 1545 zeigte zu deutlich, daß es nur auf die Unterdrückung der Protestanten abgesehen war. So endete der Reichstag zu Regensburg 1546 mit offenem Bruch. Der Kurfürst von Sachsen u. der Landgraf von Hessen wurden geächtet u. dem Herzog Moritz von Sachsen die Kurwürde übertragen. In der Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547) schlug der Kaiser das Heer Johann Friedrich's des Großmüthigen u. nahm ihn selbst gefangen. Philipp von Hessen ergab sich auf Gnade u. Ungnade. So mußten die Protestanten ohne Widerstand 1548 in das Augsburger Interim willigen, das ihnen fast alle früheren Rechte wieder entriß u. Hunderte von treuen Predigern an den Bettelstab brachte. Nicht besser war das sog. Kleine od. Leipziger Interim von 1548, in welchem selbst Melanchthon fast alle kathol. Bräuche wieder zugestand. So schien die Sache des Evangeliums fast verloren, als plötzlich Kurfürst Moritz die Maske abwarf, den Kaiser in Tirol überfiel u. zu dem Vertrage von Passau nöthigte (1552). Die weitere Folge war der Religionsfriede von Augsburg (25. Sept. 1555), der die evangel. Stände als gleichberechtigt anerkannte, jedem Stande die freie Verfügung über die Religion seines Gebietes u. den Andersglaubigen freien Abzug zusicherte. Ein wirklicher Friede, der nur auf völliger Religionsfreiheit hätte beruhen können, war es nicht. Je nach der Religion der Herrscher wurden die Unterthanen zu diesem od. jenem Bekenntniß gezwungen od. grausam verfolgt. Während in den kathol. Ländern mit allen Mitteln an der Ausrottung der Ketzerei gearbeitet wurde (die sog. Gegenreformation), zerfleischten sich die Evangelischen durch endlosen Glaubensstreit od. ganze luther. Landeskirchen wurden zu dem calvinischen Bekenntniß gezwungen; so die Pfalz 1560, Bremen 1562, Anhalt 1597 (bis 1644), Hessen-Kassel 1604, Kurbrandenburg seit 1613 etc. — In der deutschen Schweiz hatte Ulrich Zwingli schon 1516 als Pfarrer zu Einsiedeln gegen den kathol. Werkdienst gepredigt; seit Anfang 1519 trat er als Prediger zu Zürich offen als Reformator auf. Auf seinen Betrieb verweigerte man dem Ablaßkrämer Samson den Einlaß in Zürich u. schon 1520 gestattete der Rath allgemein die evangelische Predigt. Im Juli 1522 wurde Franz Lambert aus Avignon von Zwingli in einer Disputation besiegt, ebenso Joh. Faber im Febr. 1523. So wurden schon 1524 die Bilder, Altäre u. sonstige Spuren des kathol. Kultus entfernt u. 1525 mit Beseitigung der Messe die R. nach strengstem biblischen Maßstab vollendet. Neben Zwingli war dabei bes. der Leutpriester Leo Judä thätig. — In Basel wirkte seit 1523 Joh. Oekolampadius (s. d.) als Reformator, 1524 unterstützt durch den franz. Flüchtling Wilhelm Farel, der die Gegner in öffentlicher Disputation in die Enge trieb; in Bern predigten seit 1518 Berchtold Haller u. Seb. Meyer im Geiste Zwingli's, in Schaffhausen Seb. Hofmeister, in St. Gallen der Sattler Keßler unter dem Schutze des Bürgermeisters Vadian. Auch in anderen Kantonen griff die Neuerung immer weiter um sich. Die strengkathol. Urkantone nebst Freiburg veranlaßten im Mai 1526 eine Disputation zu Baden im Aargau (zwischen Eck, Faber u. Thomas Murner auf der einen, Oekolampad u. Haller auf der andern Seite. Da die Katholiken in der Mehrheit waren, so wurden die Reformatoren für Ketzer erklärt u. ihre Verbannung gefordert. Dagegen aber veranstalteten die Reformirten im Jan. 1528 eine feierliche Disputation zu Bern, bei der die Katholiken gänzlich unterlagen. Die Folge war, daß man in Bern mit bilderstürmerischem Eifer alle Abzeichen des alten Kultus entfernte u. zertrümmerte, alle Klöster u. Stiftungen aufhob u. die Prediger fortan dem Rathe unterstellte. Diesem Beispiel folgten 1528 St. Gallen, 1529 nach einem gewaltigen Bildersturme Basel u., wenn auch friedlicher, Schaffhausen. Die Urkantone schlossen in ihrer Erbitterung 1529 zu Innsbruck ein Bündniß mit Oesterreich u. bedrückten die für die R. Gestimmten hart. Infolge dessen griff Zürich zu den Waffen u. nur die Eifersucht Berns verhinderte einen blutigen Krieg. Doch errangen die Evangelischen im ersten Frieden von Kappel (16. Nov. 1529) die Auflösung des Bündnisses mit Oesterreich u. freie Bestimmung der einzelnen Gemeinden über ihren Glauben. Aber fortgesetzte Verfolgung der Reformirten u. politische Gegensätze reizten Zürich bald aufs Neue zum Kriege. Zwar setzte Bern durch, daß man sich zunächst mit dem Abschneiden der Zufuhr begnügte, aber die Urkantone wurden dadurch so erbittert, daß sie 9. Okt. 1531 in das Gebiet der Züricher einfielen u. 11. Okt. in der Schlacht bei Kappel 2000 schnell zusammengeraffte Züricher vollständig aufrieben. Auch Zwingli fiel. Der weitere Krieg gestaltete sich für die Reformirten nicht günstiger u. im zweiten Kappeler Frieden (1531) mußten sie sich zur Zahlung der Kriegskosten u. zur Gewährung der kathol. Gegenreformation in den Urkantonen etc. verstehen, um nur die R. im eignen Gebiet zu retten. Den Anfang machte Bern mit einer gründlichen Neuordnung durch die Berner Synode von 1532. — In der franz. Schweiz ging 1530 Neufchatel mit der Einführung der R. durch Wilhelm Farel voran. Derselbe wirkte seit 1532 auch in Genf u. kehrte nach vorübergehender Vertreibung wiederum dorthin zurück mit Peter Viret (1534); Beide gewannen 1535 den Rath durch eine öffentliche Disputation für sich u. hielten 1536 den durchreisenden Johann Calvin (s. d.) in Genf fest. Durch ihn wurde Genf der große geistige Mittelpunkt der Reformirten Kirche, dessen Einfluß sich bald auch auf die älteren Zwingli'schen Kirchen erstreckte. — In Frankreich fällt die Geschichte der R. mit der der Hugenotten (s. d.) zusammen. Schon frühzeitig sehr zahlreich u. in engstem Verkehr mit Genf, stellten die Reformirten 1559 in der Gallikanischen Konfession ein eignes Bekenntniß auf u. erfreuten sich der Gunst der Bourbons von Navarra, wurden aber durch das Blutbad der Bartholomäusnacht (24. Aug. 1572) u. der folgenden Tage schwer geschädigt u. erlangten erst 1598 nach langem Bürgerkriege durch das Edikt von Nantes (s. d.) freie Religionsübung u. bürgerliche Gleichstellung mit den Katholiken. — In Spanien wurden seit 1544 alle Versuche einer R. durch das blutige Einschreiten der Inquisition im Keime erstickt. — In den Niederlanden fand zuerst das lutherische Bekenntniß Eingang, bald aber auch das reformirte, obwol Karl V. seit 1523 durch die Verbrennung der Ketzer abzuschrecken suchte. Noch grausamer wüthete seit 1555 Philipp II. gegen die Evangelischen. Trotzdem gaben sich dieselben 1562 in der Belgischen Konfession ein calvinistisches Bekenntniß. Unter Anführung des „Kompromiß" von 1566, eines Bundes evangelischer Adliger (auch „Geusen" genannt), schritt das Volk zum Bildersturm. Der von Herzog Alba blutig niedergeworfene Aufstand brach jedoch von Neuem aus; 1579 thaten sich die sieben nördlichen Provinzen zur Union von Utrecht zusammen u. errangen nach langem Kampfe unter Wilhelm u. Moritz von Oranien schließlich die Befreiung von Spanien u. vom Katholizismus. — In England widerstand Heinrich VIII. mit allen Mitteln der durch Luther's Schriften hervorgerufenen Hinneigung zur R. u. versuchte nach seinem Bruch mit dem Papste (1532) eine R. auf eigene Faust mit Beihülfe des Erzbischofs Thomas Cranmer. Dieser aber war dem reformirten Bekenntniß zugethan u. förderte dasselbe unter Eduard VI. (1547—53) nach Kräften durch Berufung reformirter Theologen u. die Aufstellung eines Bekenntnisses (1552). Dafür ließ ihn 1556 die „katholische" Maria, Eduard's Nachfolgerin, verbrennen. Fast wäre ihrer fürchterlichen Grausamkeit die Ausrottung der R. gelungen; aber sogleich nach ihrem Tode stellte sich Elisabeth (1558—1603) auf die Seite der Reformirten. 1562 wurde in den 39 Artikeln die Grundlage der englischen Staatskirche geschaffen; ein Beschluß des Parlaments von 1571 nahm dieselben in die englische Verfassung auf (Weiteres s. unter „Presbyterianer"). Auch in Schottland wüthete man zuerst (seit 1528) mit dem Scheiterhaufen gegen die R.; dennoch gelang es John Knox (s. d.), in der „Schottischen Konfession" von 1560 ein streng calvinisches Bekenntniß in Schottland einzuführen. Nur in Irland verblieb die Mehrzahl des Volkes katholisch, obschon dem Lande Elisabeth's die englische Hochkirche als die herrschende aufgezwungen wurde. — In Dänemark ließ Christian II. seit 1520 durch Martin Reinhard von Wittenberg das Lutherthum predigen. Friedrich I., dem die katholische Partei nach Christian's Vertreibung die Krone übertragen hatte, wurde 1526 selbst lutherisch u. begann 1527 auf dem Reichstag zu Odense mit Hülfe des Predigers Hans Tausen die langsame Umgestaltung der Katholischen Kirche. Erst sein Sohn Christian III. beschleunigte das Werk der R. durch die Gefangennahme u. Absetzung aller kathol. Bischöfe (1536) u. ließ durch Joh. Bugenhagen eine Kirchenordnung feststellen, die 1539 die Genehmigung des Reichstags von Odense erhielt. So wurde auch das damals dänische Norwegen

lutherisch, 1551 auch Island. In Schweden wurde schon seit 1519 durch die Brüder Olaus u. Lorenz Petersson, Schüler Luther's, das Evangelium gepredigt. Als Gustav Wasa 1521 Schweden von den Dänen zurückerobert hatte, stützte er sich auf die lutherische Partei u. sprach dieser nach einer Disputation zu Upsala 1524 den Sieg zu. Aber erst durch die Drohung, abdanken zu wollen, machte er 1527 auf dem Reichstage zu Westeras das Volk für die R. willig u. überwand allmählich in friedlicher Weise den Widerstand der Geistlichkeit. Nach Gustav's Tode 1560 erhob zwar die katholische Reaktion ihr Haupt u. drang sogar in die königliche Familie ein, aber 1602 wurden mit der Absetzung Sigismund's die kathol. Gelüste für immer beseitigt. In den Ostseeprovinzen predigte zuerst Andreas Knopken die lutherische Lehre, u. zwar zu Riga in Livland unter Beihülfe des Stadtschreibers Lohmüller. Von Tegetmeier aus Rostock aufgestachelt, schritt auch hier das Volk zum Bildersturm; 1538 schloß sich Riga sogar dem Schmalkaldischen Bunde an. Kurland u. Esthland wurden gleichfalls lutherisch, ersteres bes. durch den letzten Herrenmeister der Deutschritter, Gotthard Kettler. In Polen fand zwar das Lutherthum frühzeitig Eingang bes. in den Städten Danzig, Elbing &c., wurde aber durch Sigismund I. möglichst gehemmt. Sein Nachfolger Sigismund August (seit 1548) suchte vergeblich den Papst zu Zugeständnissen zu bewegen, weshalb der protestantische Adel 1556 den früher vertriebenen Prediger Johannes v. Lasco zur Förderung der R. zurückberief. Nachdem sich unterdeß auch das reformirte Bekenntniß verbreitet hatte, wurde auf der Synode von Sendomir 1570 eine gemeinsame Lehrformel festgesetzt u. 1573 ein allgemeiner Religionsfriede geschlossen, den der neugewählte König jedesmal beschworen mußte. In Ungarn trat Martin Cyriaci seit 1524 als lutherischer Prediger auf; später fand auch die reformirte Lehre weite Verbreitung, u. der Wiener Friede von 1606 brachte beiden Kirchen nach langer Verfolgung die Religionsfreiheit. Die Lutheraner u. Reformirten in Siebenbürgen erhielten schon 1557 durch den Landtag zu Klausenburg freie Religionsübung. In Böhmen fiel allmählich das ganze Land entweder den Böhmischen Brüdern, deren Rechte sich aus der Hussitenzeit erhalten hatten, od. dem lutherischen u. reformirten Glauben zu. Doch erst 1609 ertrotzte sich Böhmen von Rudolf II. den sog. Majestätsbrief u. damit volle Religionsfreiheit; allerdings überdauerte dort die R. nicht den Dreißigjährigen Krieg. — Großen Anklang fand endlich die R. Anfangs auch in Italien, bes. durch die eifrige Verbreitung evangelischer Schriften; aber noch vor Ablauf des 16. Jahrh. hatte die Inquisition jede Spur einer Neuerung vertilgt.

Reformationsfest heißt die kirchliche Gedenkfeier zur Erinnerung an die Reformation (s. d.). Eine solche wurde zuerst in Sachsen 1668 für den 31. Okt. angeordnet u. 1831 zu einem ganzen Feiertag erhoben. Dem Vorgang Sachsens folgten fast alle anderen evangelischen Landeskirchen, doch meist mit Verlegung des Festes auf den Sonntag nach dem 31. Oktober. In der Reformirten Kirche wird das R. sehr verschieden gefeiert, zum Theil am ersten Sonntag nach Pfingsten, um die Gründung u. Erneuerung der Kirche zusammenzustellen. — R.e in engerem Sinne sind die Jubelfeste an den hundertjährigen Gedenktagen der Reformation. So wurde schon der 31. Okt. 1617, dann wieder 1817 großartig gefeiert, ebenso 1855 der 300jährige Jubeltag des Augsburger Religionsfriedens.

Reformator (v. lat. reformare, verbessern) heißt im Allgemeinen jeder Urheber einer Verbesserung auf irgend einem Gebiete. In engerem Sinne nennt man jedoch R.en die Haupturheber der Kirchenverbesserung im 16. Jahrh., wie Luther, Melanchthon, Zwingli, Calvin &c. (s. „Reformation“). An sich gleichbedeutend mit R. ist die kürzere Form Reformer. Doch bezeichnet man damit neuerdings die Anhänger des freisinnigen Protestantismus.

Reformirte Kirche heißt im Gegensatz zu der Lutherischen der Zweig der Protestanten, der seit dem 16. Jahrh. die Reformation der Kirche nach den Grundsätzen Zwingli's u. Calvin's vollzog (über die Begründung der reformirten Landeskirchen s. „Reformation“, über den Calvinismus s. „Calvin“). Die R. K. blieb im ersten Jahrhundert ihres Bestehens fast überall streng bei den Grundsätzen ihrer Urheber stehen. Daß in ihr von Anfang an gegenüber dem landesherrlichen Bischofthum der Lutheraner vielmehr das Gemeindeprinzip (die sog. Presbyterialverfassung) herrschend wurde, erklärt sich vor Allem aus ihrem republikanischen Boden in der Schweiz; daher schuf sich auch fast jede einzelne reformirte Landeskirche ein eigenes Bekenntniß. Außerdem trennte sie von den Lutheranern die Verschiedenheit in der Abendmahls- u. Prädestinationslehre (s. d.), sowie die rücksichtslose Konsequenz, mit der alle katholische Aeußerlichkeit im Gottesdienst bis auf die Altäre, Bilder u. Anfangs auch die Orgeln beseitigt wurde. Dafür wurde die Kirchenzucht u. überhaupt das äußere Leben mit eiserner Strenge nach alttestamentlichem Vorbild geregelt. Hand in Hand damit ging tüchtige wissenschaftliche Arbeit; Hauptsitze derselben waren Basel, Genf, Montauban u. Montpellier. Die deutsche Schweiz erhielt durch Leo Juda u. A. zu Zürich, die franz. Kirche durch Robert Olivetanus eine Bibelübersetzung. Als Bibelforscher glänzten neben Calvin Theodor Beza (s. d.) u. Sebastian Castellio zu Genf, Immanuel Tremellius u. Franz Junius zu Heidelberg &c. Ebenso erhielt sich die Pflege theologischer Gelehrsamkeit im ganzen 17. Jahrh. bes. in Frankreich u. Holland. Heftige Streitigkeiten wurden im 17. Jahrh. durch das Aufkommen der Arminianer od. Remonstranten (s. d.) u. ihren Widerspruch gegen die Lehre von der Prädestination hervorgerufen. Die Synode von Dortrecht (1618—19), die fast von allen R.n K.n beschickt war, verwarf zwar den Arminianismus als ketzerisch, aber ihre Beschlüsse wurden nicht allgemein anerkannt u. so eine Einigung der gesammten R.n K. vereitelt. Der strenge Calvinismus blieb fortan nur in Holland, Frankreich u. bei den Puritanern od. Presbyterianern in England u. Schottland herrschend. Neue Streitigkeiten erregte seit 1656 die erbitterte Feindschaft der strengen Reformirten, bes. des Gisbert Voëtius zu Utrecht, gegen die Philosophie des Cartesius; gegen Voëtius aber u. die von ihm gepflegte scholastische Theologie erhob sich die Schule des Joh. Coccejus (s. d.) mit ihrem biblischen Christenthum u. der sog. Föderaltheologie. Von äußeren Schicksalen der R.n K. in diesem Zeitraum sind noch zu nennen: die Abzweigung verschiedener Sekten, wie der engl. Baptisten aus den Independenten (s. d.), der Quaker u. A. In Brandenburg versuchte der Große Kurfürst (1640 bis 1688) vergeblich eine Union der Lutheraner u. Reformirten zu erzwingen. Schwere Leiden kamen über die Hugenotten (s. d.) Frankreichs infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes (1685). Im 18. Jahrh. häuften sich in dem Maße, als die alte dogmatische Strenge nachließ, die Versuche einer Union mit der Luther. Kirche. Wie in der letzteren der Pietismus, so entstand jetzt in der R. K. der Methodismus (s. d.) als ein Gegengewicht gegen verstandesmäßige Veräußerlichung des Glaubens. Gegen Ende des 18. Jahrh. fand auch in der R.n K. die sog. Aufklärung, bes. in England durch die Deisten (s. d.), u. in Holland Eingang. — Im 19. Jahrh. wurde wenigstens in Preußen 1817 die Union der beiden Evangel. Kirchen durch Friedrich Wilhelm III. eingeführt; freilich nicht ohne auch in einem Theile der R.n K. (wie bei den separirten Lutheranern) auf Widerspruch zu stoßen, der sich 1851 in Ebrard's (jetzt Thelemann's in Detmold) „Reformirter Kirchenzeitung“ ein eigenes Organ schuf. In Elberfeld entstand sogar durch Kohlbrügge eine streng calvinistische separirte Gemeinde (die sog. Niederländisch-reformirte Kirche). Außerhalb Preußens wurde die Union 1818 in der bayer. Rheinpfalz eingeführt, während sonst (wie auch in Oesterreich-Ungarn) die Trennung fortbestand. In der Schweiz äußert sich das streng reformirte Wesen weniger in dem dogmatischen Gegensatze gegen die Lutheraner, als vielmehr in einem kräftigen (bes. missionseifrigen) Pietismus u. in dem heftigen Kampfe mit der äußerst fortschrittlichen Partei der Reformer; der ehemalige Bekenntnißzwang ist fast überall aufgehoben, was im Waadtlande (1845) u. neuerdings in Neufchatel zur Bildung freier R.r K.n führte. Dieselben Gegensätze erregen gegenwärtig die R. K. der Niederlande, wo die liberale Partei fast alle Lehrstühle u. Kanzeln inne hat, u. Frankreichs, wo nach harten Kämpfen in der jüngsten Zeit eine Einigung angestrebt wird. In England hat weniger der kirchliche Liberalismus als die Hinneigung zum Katholizismus bei den sog. Puseyisten (s. d.) od. Ritualisten zu noch schwebenden erbitterten Kämpfen geführt. In Schottland trennte sich schon 1843 eine Freie Kirche (s. „Free church“) von der Landeskirche. Völlig ungehindert dagegen entwickeln sich die mannichfaltigsten Formen R.r K.n u. Sekten in Nordamerika.

Refrain (frz. [spr. Refräng], d. h. etwa „Bruchvers“), wird ursprünglich ein an einer bestimmten Stelle jeder Strophe eines Gedichtes eingeschobener Vers genannt, dessen Metrum u. Rhythmus von denen der übrigen Verse abweicht u. welcher dadurch die Einheit der Strophe zur Erzielung eines bestimmten Effektes unterbricht. Jetzt versteht man unter R. gewöhnlich nur die regelmäßige Wiederholung eines Verses an einer bestimmten Stelle jeder Strophe, meist an dem Schlusse derselben.

Refraktion (a. d. Lat.), s. v. w. Strahlenbrechung.

Refraktor (lat.), ein Fernrohr mit Glaslinsen, im Gegensatz zum Reflektor od. Spiegelteleskop.

Réfugiés (frz., spr. Refüschieh), Flüchtlinge, werden vorzugsweise die franz. Reformirten genannt, welche nach der 1685 von Ludwig XIV. verhängten Aufhebung ihres Freibriefs, des Edikts von Nantes, trotz der militärischen Grenzsperre, den gewaltsamen Katholisirungsversuchen des Königs in der Zahl von einer halben Million sich über England, Holland, die Schweiz, Hessen, Sachsen u. die Mark Brandenburg verbreiteten. Sie gehörten überwiegend den gebildeten Ständen an u. verpflanzten, obgleich sie fast alle ihr Vermögen hatten zurücklassen müssen, in die neuen Heimstätten eine solche Fülle von Einsicht, Kunstfertigkeiten u. gewerblichen Kenntnissen, daß sie bald, zumal bei dem Entgegenkommen der Regierungen u. der Glaubensgenossen, eine

bedeutende Stellung gewannen. Hervorragende Gelehrte, Militärs, Staatsmänner, Fabrikanten u. Kaufleute sind aus ihrer Mitte hervorgegangen u. unter uns hat die Anhänglichkeit der Nachkommen dieser Flüchtlinge an das deutsche Vaterland jede Probe bestanden.

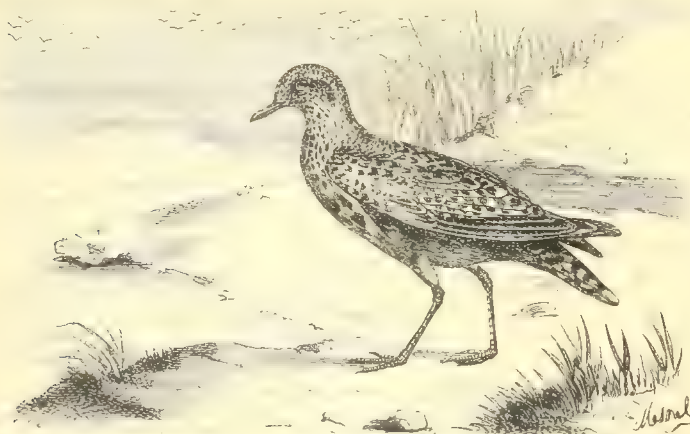
refüsiren (a. d. Franz.), verweigern, versagen, abschlagen.



Nr. 4579. Zur Erklärung des Regenbogens.

Rega, ein Fluß Pommerns, der einen Theil des Wassers der baltischen Seenplatte der Ostsee zuführt, entwickelt sich aus zwei Seen in der Gegend von Schievelbein, nimmt zunächst einen westl. Lauf, ändert aber denselben unterhalb Labes in einen im Allgemeinen nördlichen um, durchfließt die Kreise Regenwalde u. Greiffenberg, deren Hauptorte an ihm liegen, u. mündet nach einem Laufe von 25 Meilen 1 Stunde unterhalb Treptow in die Ostsee. Für die Schiffahrt ist die R. durch Versandung ihres Unterlaufes nur in dürftiger Weise brauchbar.

Regal (vom mittellat. rega, altdeutschen rige, d. i. Reihe, Riege), ein Gestell im Repositorium für Bücher ꝛc., auch ein Orgelregister (Vox humana, Menschenstimme). R. (lat. regalis, von rex, König), königlich. Regalpapier, Papier von sehr großem Format. Regalien (neulat. regalia) heißen die mit der höchsten Gewalt verbundenen Rechte. Als solche wurden im Mittelalter die Gerichtsbarkeit, bes. die hohe, Zölle, Münze, Geleite u. der Judenschutz vom Kaiser den Landesherren mit vorzüglicher Rücksicht auf die daraus zu beziehenden Einkünfte verliehen, u. auch in der Folge, wo ständige Abgaben eine bessere Regelung des Staatshaushaltes ermöglichten, suchte die Finanzkunst das öffentliche Einkommen mittels eines Berg-, Forst-, Jagd-, Fluß-, Mühlen-, Fähr- u. Postregals od. selbst durch den Vorbehalt der nutzbringenden Versorgung mit Gegenständen des allgemeinen Bedarfs (z. B. mit Salz, Tabak, in Rußland mit Branntwein) zu erhöhen. An die ersten Versuche, das Wesen u. die Aufgabe des Staats begriffsmäßig zu entwickeln, erinnert die Eintheilung in höhere u. niedere R. (r. majora u. minora). Die letzteren sollen der obersten Staatsgewalt nur willkürlich beigelegt sein, während jene ihr nothwendig zukommen.



Nr. 4580. Der Goldregenpfeifer (Charadrius pluvialis).

Als höhere Regalien wurden die Gesetzgebung, die Gerichtsbarkeit, die vollziehende Gewalt u. das Oberaufsichtsrecht angesehen. Weiterhin suchte man auch andere Regalien mehr auf kulturpolitische Gründe zurückzuführen u. mit den begriffsmäßigen Hoheitsrechten (s. d.) des Staates in Verbindung zu bringen, woraus sich z. B. die Benennung Berghoheit, Forsthoheit erklärt. Die Regalisirung von Gewerbszweigen für den Staat wird von der heutigen politischen Oekonomie durchweg als unwirthschaftlich gemißbilligt. Regaliren (a. d. Franz.), eigentlich königlich bewirthen, ein prächtiges Gastmahl. R. geben.

Regatta (ital.), ein Wettfahren mit Gondeln.

Regel de Tri, s. „Regula de Tri“.

Regen, ein 22 M. langer, linksseitiger Nebenfluß der Donau, entsteht aus dem Schwarzen u. Weißen R., welche beide im Böhmerwalde, ersterer am Hochberge, letzterer am Arber entspringen. Nach der Vereinigung dieser Quellflüsse strömt der R. von Cham aus nach W., wendet sich dann unterhalb Stöfling nach S. u. mündet Regensburg gegenüber bei Stadtamhof. Die Hälfte seines Laufes ist floßbar.

Regen nennt man die Erscheinung des tropfenförmigen Wasserniederschlags in der Atmosphäre. Die erste Ursache desselben ist die Abkühlung warmer, wasserdampfreicher Luftschichten entweder durch Strahlung nach dem freien kalten Weltenraume od. durch Vermischung derselben mit kalten Luftschichten. Der Niederschlag beginnt mit der Ausscheidung von feinen hohlen Wasserbläschen, sog. Dunst od. Nebelbläschen. Diese bilden in den höheren Luftschichten die Wolken, am Erdboden auftretend den Nebel. Durch weitere Abkühlung werden die Bläschen dickwandig u. fallen, wobei sie zu Tröpfchen zusammenschmelzen. In der Höhe lösen sich dieselben beim Herabfallen in wärmeren Luftschichten mitunter wieder zu Dampf auf, so daß von eigentlichem R. erst die Rede ist, wenn die Tropfen den Boden erreichen. Der R. ist um so großtropfiger, je größer der Weg der Tropfen, um so nebelhafter, je näher die Wolke. Die Menge des an einem Orte fallenden R.s drückt man am einfachsten durch die in Millimetern gemessene Dicke der Schicht aus, welche das Regen- od. Schneewasser bilden würde, wenn es sich nicht verliefe od. verdunstete. Die zu dieser Beobachtung verwendeten Apparate nennt man Regenmesser (s. d.). Was die Vertheilung des R.s über die Erdoberfläche betrifft, so nimmt im Allgemeinen die jährliche Regenmenge vom Aequator aus mit steigender geographischer Breite ab; mit der Anzahl der jährlichen Regentage verhält es sich jedoch umgekehrt. In der Region der Windstillen od. Kalmen (s. d.), welche im Jahre einmal sich zwischen den Tropen hin u. herschiebt, herrscht fast ununterbrochen R.; sie ist zu beiden Seiten eingefaßt von den fast regenlosen Passatgürteln. In der subtropischen Zone erscheinen die R. erst dann, wenn die Temperatur im Winter bedeutend sinkt (Regenzeit); in der gemäßigten Zone ist der Wechsel von trockener u. nasser Witterung ein unbestimmter od. doch nur im Durchschnitt bestimmbar. Dieser Durchschnitt zeigt, daß die Winterregenzeit der Subtropenzone sich hier in zwei, durch Zeiten mit weniger Niederschlägen getrennte Regenmaxima auflöst, welche in Deutschland wieder zu einem Sommermaximum zusammenfallen. Alle Niederschläge der Atmosphäre, R. sowol wie Schnee (s. d.), sind von elektrischen Erscheinungen begleitet, die bei heftigen Niederschlägen sogar die bekannten elektrischen Entladungen, Blitz u. Donner, geben können (s. „Gewitter“).

Regenbogen heißt eine bekannte farbenprächtige Erscheinung in der Atmosphäre, welche eintritt, wenn bei Regen gleichzeitig Sonnenschein stattfindet, so zwar, daß die Sonne dem Beobachter im Rücken, die Regenwolke aber vor dem Beschauer steht. Es zeigen sich dann farbige konzentrische Kreisbogen, deren Mittelpunkt auf einer von der Sonne durch das Auge des Beobachters gedachten geraden Linie (OP) liegt, sodaß für jeden Beobachtungspunkt der R. eine besondere Lage hat. Die Aufeinanderfolge der Farben von außen nach innen ist: Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett. Der Radius des inneren violetten Bogenrandes beträgt $40\frac{1}{2}$ Grad, der des äußeren rothen etwa $42\frac{1}{5}$ Grad. Gewöhnlich liegt außerhalb noch ein zweiter schwächerer Nebenregenbogen mit umgekehrter Folge der Farben. Bloße Stücke eines R.s an kleineren Regenwolken nennt man Regengallen. Genügend erklärt wurde der R. erst von Newton aus seiner Farbentheorie. Der Hauptregenbogen entsteht durch eine zweimalige Brechung u. eine einmalige Spiegelung der Sonnenstrahlen SS der innerhalb kugelförmigen Regentropfen, der Nebenregenbogen durch eine zweimalige Brechung u. zweimalige Spiegelung.

Regenbogen, Barthel, deutscher Dichter, der um die Grenze des 13. u. 14. Jahrh. lebte; war ein Schmied, gab aber dieses Handwerk aus Liebe zur Dichtkunst auf u. ging nach Mainz, wo er mit Frauenlob (s. d.), den er überlebte, im Gesange wetteiferte. Seine Lieder (gedruckt in v. d. Hagen's „Minnesingern“) sind weniger schwülstig als die Frauenlob's, aber auch inhaltloser; sie wurden früh als fliegende Blätter gedruckt u. bilden die ersten Denkmale des Meistergesanges.

Regenbogenhaut od. Iris, s. „Auge“.

Regeneration, s. „Reproduktion“.

Regengallen, s. „Regenbogen“.

Regenmesser od. Ombrometer ist ein meteorologisches Instrument zur Ermittelung der jährlichen Regenmengen eines Ortes, das am einfachsten aus einem ganz im Freien aufgestellten weiten Blechgefäß mit

engem Halse u. einem der Größe des Bodens entsprechend großen Auffangtrichter besteht. Die Höhe des im Gefäße angesammelten Wassers zeigt ein seitlich angebrachtes gläsernes Wasserstandsrohr.

Regenpfeifer (Charadrius), eine Gattung schnepfenähnl. Sumpfvogel mit geradem, nicht über kopflangem, gegen die Spitze aufgetriebenem Schnabel. Sie leben truppweise an Ufern, nähren sich von Weichthieren, Würmern u. Insekten u. lassen bei Regenwetter ein lautes Pfeifen ertönen. Bei uns in Deutschland halten sie sich nur im Frühling u. Herbst beim Durchzuge auf, indem sie den Sommer im Norden verbringen; der Goldregenpfeifer (Dute, Ch. pluvialis; s. B.) geht bis zum Polarkreise hinauf, den Winter im Süden. Eier u. Fleisch sind wohlschmeckend. Eine ägyptische Art R., Charadrius alexandrinus, der Trochilus der Alten, frißt den Krokodilen die Egel vom Zahnfleische weg (s. „Krokodile“ u. Abb. Nr. 3800).

Regensburg, Hauptstadt des bayer. Reg.-Bez. Oberpfalz u. R., liegt auf der rechten Seite der Donau, die hier links den Regen aufnimmt, ist mit Schwandorf, München, Ingolstadt u. Passau durch Eisenbahnlinien verbunden u. zählt 34,487 zu 4/5 kathol. E. (1875). Eine schon im 12. Jahrh. erbaute steinerne Brücke führt über die Donau nach dem gegenüberliegenden Stadtamhof, einer selbständigen städtischen Gemeinde, welche gleichsam die nördl. Vorstadt von R. bildet. Die Straßen von R. sind meist eng u. krumm u. die Häuser vielfach mit Giebeln versehen; einzelne Stadttheile haben noch den Charakter des Mittelalters u. der Renaissancezeit in ihrer Architektur treu bewahrt. Sehr interessant ist in dieser Hinsicht die sog. „Gesandtenstraße“ (Schererstraße), an deren Gebäuden noch die Wappen der verschiedenen auf den deutschen Reichstagen vertretenen Staaten an die ehemaligen Wohnungen der Gesandten erinnern. R. eigenthümlich sind einzelne thurmähnliche Bauwerke, wie der Goldene Thurm in der Wallerstraße u. der Goliath der Brücke gegenüber, zur Vertheidigung eingerichtete mittelalterliche Burgen von Stadtadelsgeschlechtern. Das großartigste Bauwerk der Stadt ist der Dom, eines der schönsten Denkmäler deutscher Gothik, 1275 bis 1634 aufgeführt u. in den letzten Jahrzehnten restaurirt, der Ausbau der beiden prächtigen Thürme wurde 1870 vollendet. Das Innere ist 93 m lang, 38 m breit u. im Mittelschiff 40 m hoch. Von den zahlreichen Grabmälern des Domes zeichnen sich bes. aus die dem Bischof Philipp Wilhelm, Herzog von Bayern, u. dem Fürsten Primas Karl v. Dalberg errichteten Marmordenkmäler u. ein von P. Vischer gearbeitetes Denkmal der Margarethe Tucher. Der silberne Hochaltar wurde 1785 durch einen Grafen Fugger gestiftet. Außer dem Dome sind von den kirchlichen Gebäuden R.s noch bes. bemerkenswerth die Kirche des Benediktinerstifts St. Jakob (Schottenkirche), eine spätroman. Basilika mit interessantem Portal, die jetzt zu Niederlagen benutzte goth. Minoritenkirche, die Kirche der 652 gegründeten, ehemals reichsunmittelbaren Abtei St. Emmeran mit dem Grabe Ludwig's des Kindes u. Dannecker's berühmtem Christusstandbilde. Die Gebäude der Abtei sind seit 1809 Residenz des Fürsten von Thurn u. Taxis. Von historischer Bedeutung sind auch die einst reichsunmittelbaren Abteien Ober- u. Niedermünster gewesen. Im Rathhause hatte 1663—1806 der Deutsche Reichstag seinen Sitz. Sehenswerth sind endlich noch die 1803 erbaute Reitbahn vor dem Jakobsthore, in deren Nähe sich eine schöne goth. Säule mit Heiligenbildern befindet, die königl. Villa am Ostenthor, die großartige Eisenbahnbrücke über die Donau u. die prächtigen Anlagen, welche an Stelle der alten Festungswerke jetzt die Stadt auf der Landseite umgeben. In letzteren sind Keppler u. dem bayer. General v. Zollern Denkmäler errichtet worden. Schöne Anlagen zeigt auch der Fürstengarten hinter der Residenz. R. ist Sitz der Kreisregierung, eines Bezirks-, Handels-, Land- u. Stadtgerichtes, eines Bezirksamtes, einer Handels- u. Gewerbekammer u. eines Bischofs; es hat 3 protestantische u. 11 katholische Kirchen, ein Gymnasium, ein Realgymnasium, eine Gewerbe- u. eine Landwirthschaftsschule, ein Priesterseminar, ein Taubstummeninstitut u. viele Wohlthätigkeitsanstalten. Unter den Sammlungen zeichnen sich bes. aus die reichhaltige Stadtbibliothek u. das Museum des historischen Vereines. Für den Verkehr u. nam. für den Getreidehandel ist hier die Donau von größter Bedeutung. Die Industrie ist sehr lebhaft, nam. die Fabrikation von Bleistiften, Blechwaaren, Gold- u. Silberwaaren, Glocken, Maschinen, Messern, Chemikalien, Fayencen u. Porzellan, Schnupftabak, Seilerwaaren ꝛc., der Schiffbau, die Färberei, Bleicherei u. Bierbrauerei. — R. war schon zur Römerzeit als Reginum od. Castra Regina ein wichtiges militärisches Standlager, aus dem sich bald auch ein nicht unbedeutender Handelsplatz entwickelte; es kommt im 7. Jahrh. als Radaspona, später als Ratisbona vor, wurde unter den Agilolfingern Hauptstadt von Bayern u. gelangte durch die Thätigkeit des heiligen Emmeran für die Ausbreitung des Christenthums im südl. Deutschland zu großer Wichtigkeit. Der heil. Bonifacius weihte das Bisthum 739, nachdem Ludwig der Deutsche u. Kaiser Arnulf hier residirt hatten, wurde R. nach dem Aussterben der Karolinger wieder Herrschersitz der Herzöge u. durch Kaiser Heinrich II. (1002—1025) abermals Hauptstadt des Deutschen Reiches. Auch die nachfolgenden Kaiser verweilten hier gern; Friedrich Barbarossa, der R. zur Reichsstadt erhob, hielt hier 1156 u. 1180 zwei wichtige Reichstage. 1524 wandte sich die Stadt der Reformation zu, 1541 ward hier das sog. Regensburger Interim erlassen. Doch bald zog die Gegenreformation mit den Jesuiten (1586) wieder ein. Von Bedeutung für die Geschichte des Dreißigjähr. Krieges war der 1630 hier abgehaltene Kurfürstentag. 1632 wurde die nicht befestigte Stadt von den Kaiserlichen, 1633 von Bernhard von Weimar, 1634 wieder von den Kaiserlichen besetzt; 1663—1806 blieb R. ständiger Sitz der deutschen Reichsversammlung, kam 1803 mit dem Bisthum als Fürstenthum an den Fürsten Primas Karl v. Dalberg und wurde im J. 1810 mit Bayern vereinigt.



Nr. 4781. Der Dom zu Regensburg.

Regent (lat. regens), die allgemeine Benennung für das Staatsoberhaupt, bezeichnet in besonderem Sinne einen Stellvertreter, welcher anstatt des behinderten Monarchen die Staatsgeschäfte leitet. So war Herzog Philipp von Orleans in Frankreich R. während der Minderjährigkeit Ludwig's XV., u. während der langen Geisteskrankheit Georg's III. führte sein Sohn Georg IV. in England die Regierung als Prinz R., wie auch in Preußen während der letzten Lebenszeit des erkrankten Friedrich Wilhelm IV. der Prinz von Preußen als R. fungirte.

Regenwürmer (Lumbricus) sind kiefer- und fühlerlose Borstenwürmer (s. d.) aus der Familie der Lumbricinen, deren fleischröthlicher, walzenförmiger Körper auf jedem seiner zahlreichen Ringe 8 kurze, hakenförmige Borsten trägt, jederseits zwei Paar, so daß sie in 8 Längsreihen zu stehen kommen. Vor der Körpermitte liegt ein mehrere Körperringe einnehmender ringförmiger Wulst (der „Gürtel“ od. „Sattel“), dessen schleimige Absonderung eine Kapsel um die erbsengroßen Eier bildet, indem der Wurm aus der Schleimhülle herausschlüpft, die Eier darin zurücklassend. Die R. sind Zwitter, die sich mit einander begatten. Die der Athmung u. Ausscheidung dienenden Organe („Schleifenkanäle“ od. „Segmentalorgane“) liegen paarig in den Körpersegmenten. — Die R. leben in feuchtem Boden von Dammerde u. feinen Wurzelfasern, sie kommen Nachts hervor, um auch oberirdische Pflanzentheile zu benagen. Hierdurch werden sie den Pflanzungen schädlich. Man vertreibt sie durch Bestreuen des Bodens mit Dienmist od. Gerberlohe, rathsamer aber ist es, sie in der Dunkelheit od. nach einem Regen, wo sie gern hervorkriechen, aufzulesen, od. durch Enten, die ihnen gierig nachstellen, auflesen zu lassen. Auch der Maulwurf erweist sich als ihr Verfolger nützlich. Unser einheimischer Regenwurm (L. terrester) wird höchstens etwa 10 cm. lang (bei Federkielsdicke), eine Art dess. in Ceylon aber erreicht 2 m. Länge.

Regesten, s. „Register“.

Reggio (spr. Reddscho di Calabria, das alte Rhegium), Hauptort der gleichnamigen ital. Provinz; liegt an der sagenreichen Straße von Messina calabrischerseits, am Ende der schönen Fahrstraße von Neapel nach Calabrien. Es verdankt seine Anlage dem euböischen Chalkis, wurde bald stark u. mächtig u. blieb selbst nach den Punischen Kriegen, die es sehr schädigten, eine volkreiche Stadt. Seine fruchtbare Umgebung u. günstige Lage als Handelsplatz haben es auch nach dem furchtbaren

Erdbeben von Calabrien (5. Febr. 1783), das es fast vollständig zerstörte, schnell wieder aufblühen lassen. Es zählte 1871: 19 083 E., die einen lebhaften Handel mit Oel u. Seide treiben u. in ihren Gärten die köstlichsten Pomeranzen, Citronen, Orangen, Feigen u. Granatäpfel erbauen. Selbst die Dattelpalme bringt hier zuweilen genießbare Früchte.



Nr. 4582. Kirche zu Emmeran in Regensburg.

Reggio (spr. Reddscho nell' Emilia), das alte Regium Lepidi, ist der Hauptort der ital. Provinz gleichen Namens mit 19 137 E. (1871). R. liegt in fruchtbarer Ebene zwischen Po u. Apennin an der Straße, die Parma u. Modena verbindet, u. galt als zweitwichtigster Ort des ehemaligen Herzogthums Modena. Die freundliche u. wohlgebaute Stadt, die breite Straßen, Arkaden, schöne Kirchen u. einen Dom aufzuweisen hat, der nach dem Riß gebaut ist, den Michelangelo für die Peterskirche in Rom entworfen hat, treibt lebhaften Handel u. hält im März eine große Messe ab. In R. wurde 1474 Ariost geboren.



Nr. 4583. Königliche Villa zu Regensburg.

Reggio, Herzog von, s. „Oudinot".

Regie (franz., spr. Reschih), im Allgemeinen s. v. w. Verwaltung, nam. die verantwortliche u. mit Rechnungsablegung verknüpfte Verwaltung von Staatseinkünften, bes. aus indirekten Steuern, wie Tabak, Salz 2c. Im Besonderen versteht man aber darunter die künstlerische Leitung des gesammten darstellenden Personals einer Bühne. Der mit dieser Leitung beauftragte Regisseur, bez. der an manchen größeren Bühnen fungirende Oberregisseur, steht mit seinem Rathe der Intendanz od. Direktion bei der Feststellung des Repertoirs, bei der Bearbeitung der ohne Kürzungen 2c. nicht wohl aufführbaren Stücke für die Bühne, bei der Vertheilung der Rollen, bei Engagements u. Entlassungen der Schauspieler u. Sänger, bei Gastspielen 2c. zur Seite. Er handelt meist selbständig bei dem Insceneſetzen, bei der Anordnung der Dekorationen, Kostüme u. Requisiten, ist Aufseher u. polizeilicher Vorstand während der Proben 2c. In der Regel giebt es besondere Regisseure für die Oper, das Schauspiel, die Posse, auch für das Ballet; häufig sind sie zugleich selbst darstellende Künstler. In Bezug auf das scenische Detail stehen ihnen der Inspizient, der Garderobier, der Theatermeister 2c. zur Seite. In Frankreich ist der Regisseur eigentlich nur Inspizient u. entbehrt jedes geistigen u. künstlerischen Einflusses auf das darstellende Personal. Dort ist der directeur de la scène u. bei neuen Stücken häufig der Dichter selbst mit den Obliegenheiten eines Regisseurs nach deutschem Begriffe betraut. Dagegen entspricht der engl. stage-manager so ziemlich dem deutschen Regisseur. Gewöhnlich ist die Führung der R. mit einem besonderen Einkommen verbunden.

Regierung (vom lat. regere) heißt die oberste Staatsleitung. Sie vertritt das Recht, die Ehre u. die Macht des Staates nach außen (Repräsentativgewalt), vermittelt den Verkehr mit anderen Mächten u. Nationen, indem sie Gesandte u. Geschäftsträger bei fremden Staaten beglaubigt u. auswärtige Gesandtschaften als solche anerkennt, geht mit dem Auslande Bündnisse u. Verträge ein, hat das Recht den Krieg zu erklären, Embargo (s. d.) u. Blokade von Häfen u. Küsten zu verhängen, Repressalien (s. d.) gegen fremde Unbill zu ergreifen u. Frieden zu schließen. Sie veranlaßt, genehmigt u. verkündet neue Gesetze (gesetzgebende Gewalt), verleiht den Behörden die zukömmlichen Amtsbefugnisse, ertheilt Standesauszeichnungen, Titel u. Orden (Ehrenhoheit), beherrscht die Kriegsmacht des Landes (Militärhoheit), entscheidet über die bei der obersten politischen Leitung (gouvernement politique) einzuhaltenden Grundsätze u. sorgt im Gebrauche der Finanzhoheit für die nöthige Deckung hinsichtlich der materiellen Bedürfnisse des Staates. Kraft der Justizhoheit hat die höchste Gewalt zwar nicht die Urtheile in einzelnen Rechtssachen vorzuschreiben (s. „Kabinetsjustiz"), wol aber die Gerechtigkeitspflege allgemein zu regeln, mit dem nöthigen Personal u. den sonstigen Mitteln zu versehen, Begnadigungen auszusprechen u. über Beschwerden zu befinden. Vermöge der Polizeihoheit leitet sie von oben herab die mannichfaltigen Zweige dieses öffentlichen Dienstes (s. „Polizei"). In allen Richtungen ihrer Thätigkeit wird sie durch das Oberaufsichtsrecht unterstützt, welches Mißstände, Bedürfnisse u. sonstige Anlässe zu einem unmittelbaren Einschreiten bloßlegt, damit die oberste Staatsleitung mit der eigentlichen Exekutiv- od. Regierungsgewalt durchgreifen u. das nach den Umständen Erforderliche anordnen u. gebieten kann. — In engerem Sinne ist R. so viel wie die Verwaltung im Einzelnen (Administration) durch die Behörden nach den einschlagenden Regierungs- od. Verwaltungsgesetzen u. den Weisungen der dazu bestimmten Fachminister. Desgleichen heißen die mittleren Verwaltungskollegien bisweilen R.en, welchen dann eigene Regierungsbezirke zugewiesen sind. Ihre Vorstände führen den Titel als Regierungspräsidenten. Früher, wo die höheren Justizbehörden auch mit einzelnen Verwaltungszweigen, wie der Handhabung bestimmter Hoheitsrechte, dem Lehnwesen 2c., beauftragt waren, wurde denselben vielfach die Gesammtbezeichnung „Landesregierung" beigelegt.

Regillo (spr. Redschillo), eigentlich Giovanni Antonio da Pordenone, auch Licinio, od. in der Kunstgeschichte Pordenone von seinem Geburtsort in Friaul genannt, Maler der Venetianischen Schule. Geb. 1483 als Sohn eines Baumeisters, wurde er früh zur Kunst angeleitet u. lernte wahrscheinlich mit Pellegrino in Udine, während er sich später mehr nach Giorgione u. Palma Vecchio

bildete u. als Nebenbuhler Tizian's auftrat. Seine Bilder sind fast nie stark bewegte Kompositionen, sondern Figuren ohne großen Affekt, ausgezeichnet durch Weichheit u. Zartheit der Farbe. Er ist daher meisterhaft in Kindergestalten u. im Portrait. Viele seiner älteren Werke befinden sich in Kirchen des ehemaligen Herzogthums Friaul, spätere u. bedeutendere im Dom zu Cremona (Fresken), in seiner Vaterstadt Pordenone, in der Akademie u. der Kirche S. Rocco zu Venedig; eines seiner bekanntesten ist „Christus u. die Ehebrecherin" (Museum in Berlin). Er starb in Ferrara zu Ende des J. 1538. Mit ihm häufig verwechselt wird sein entfernter Verwandter Bernardino Licinio da Pordenone, dessen Stärke vorzüglich in der Portraitmalerei lag. Geb. am Anfang des 16. Jahrh., war er bis nach 1542 thätig.

Regime (frz., spr. Reschihm), d. i. die Regierung, Staatsverwaltung; auch Lebensordnung, Diät.

Regiment heißt der Verband, in welchem zwei od. mehrere Infanteriebataillone, zwei od. mehrere Artillerieabtheilungen od. 3—6 Escadrons Kavallerie stehen. Der Regimentskommandeur in den heutigen europäischen Armeen ist wesentlich verantwortlich für die Ergänzung, Erziehung u. Heranbildung des Offiziercorps, für die Ausbildung der ihm unterstellten Bataillone 2c. sowie für die Instandhaltung der Bekleidung u. Ausrüstung. Noch zur Zeit des Dreißigjähr. Krieges gehörte das R. dem Kommandeur. Derselbe warb u. unterhielt es für die Summe, welche ihm vom Kriegsherrn dafür gezahlt wurde. Daraus entstanden die Regimentsinhaber, Regimentschefs, welche heutzutage nur noch als eine ehrende Auszeichnung für Fürsten u. hohe Generale bestehen.

Regiomontanus, eigentlich **Müller**, auch **Miller** od. **Molitor**, Johann, berühmter Mathematiker, geb. zu Königsberg in Unterfranken 6. Juni 1436; bildete sich seit 1451 unter Georg v. Peurbach (s. d.), lehrte dann mehrere Jahre Mathematik in Wien, folgte 1461 dem Kardinal Bessarion nach Italien, um Griechisch zu lernen, lebte nach seiner Rückkehr am Hofe des ungar. Königs Matthias Corvinus, ließ sich 1471 in Nürnberg nieder, wo er eine Buchdruckerei anlegte, wurde 1475 von Papst Sixtus V. wegen der Kalenderverbesserung nach Rom berufen u. starb daselbst an der Pest 6. Juli 1476, nachdem er zum Bischof von Regensburg ernannt worden war. R. war einer der eifrigsten Beförderer des Studiums der griech. Sprache u. Literatur in Deutschland, ebenso der Mathematik (insbes. der Algebra u. Trigonometrie) sowie der Mechanik u. der erste deutsche Kalenderherausgeber. Durch seine Verbesserung des Astrolabiums mit der stereographischen Horizontalprojektion, wie durch seine Erfindung des Jakobsstabes, welche beide Instrumente von seinem Schüler Martin Behaim (s. d.) in die portug. Marine eingeführt wurden, vornehmlich aber durch seine unter dem Titel „Ephemerides ab anno 1475 usque ad annum 1506" (Nürnb. 1474) erschienenen astronomischen Berechnungen, die Columbus an Bord gehabt, ermöglichte er die Umwandlung der Küstenschiffahrt in eine Seeschiffahrt u. half so die großen geographischen Entdeckungen des 15. u. 16. Jahrh. herbeiführen. — Vergl. Alex. Ziegler, „R., ein geistiger Vorläufer des Columbus" (Dresd. 1874).

Region (a. d. Lat.), Gegend, Gebiet, Bezirk; Luftschicht, Luftkreis.

Regisseur, s. „Regie".

Register, ein in der Musik in verschiedenem Sinne gebrauchter Kunstausdruck. a. In der Orgelbaukunst versteht man darunter: 1. die an den Seiten der Tastatur angebrachten Schieber, welche dazu dienen, die Windlöcher der Orgelstimmen zu öffnen od. zu verschließen; 2. auch die Orgelstimmen selbst, od. die zusammengehörigen Pfeifen gleicher Gattung, durch welche eine bestimmte Klangart hervorgebracht wird; daher ist Registrirung die Kunst, durch geschickte Wahl u. Kombination der Orgelstimmen die entsprechenden Klangwirkungen hervorzubringen. b. R. ist der Name der kleinen beweglichen Röhre, welche sich ehedem in dem Fuße der Flöten befand u. dazu diente, die Stimmung aller Oktaven dieses Instruments zu berichtigen, wenn die Mittelstücke (längere od. kürzere) gewechselt wurden u. die Stimmung dadurch an Gleichheit verlor. — c. In der Gesangskunst bezeichnet R. die verschiedenen Lagen der Töne od. der Gattungen der Stimme, nämlich die Bruststimme od. die Kopfstimme, auch Fistel (s. d.).

Register (lat. regesta) ist die gewöhnliche Benennung für ein Verzeichniß von gleichartigen Dingen, z. B. Waaren- u. Schuldregister sowie für die alphabetarisch geordneten Inhaltsverzeichnisse von schriftlichen Werken, wo Wort-, Namen- u. Sachregister vorkommen können. Letzterer Art sind auch die vorzugsweise sogen. Regesten od. Verzeichnisse von geschichtl. wichtigen Urkunden mit kurzer Angabe des Inhalts, des Ortes der Aufbewahrung od. des Buches, in welchem ein Abdruck sich findet. Ueber Seeschiffe wird von der Behörde des Heimathafens ein Schiffsregister geführt, das die Persönlichkeit der zu dem Fahrzeug Berechtigten feststellt. Registrande heißt das Tagebuch, welches sämmtliche bei einer Behörde eingehende Sachen u. den Tag des Eingangs, die darauf von dem Vorstand getroffenen Verfügungen sowie die bei ihrer Erledigung entstandenen Schriften u. Aktenstücke nachweist. Registratur ist die Kanzleiabtheilung, welche dieses Tagebuch führt, u. Registrator der dabei beschäftigte Beamte. Registratur heißt aber auch eine kurze, von der Behörde zu den Akten gebrachte Nachricht über amtliche Wahrnehmungen, u. zuweilen wird diese Benennung auch eigentlichen Protokollen (s. d.) beigelegt.

Reglement nennt man jede Vorschrift zur Ausführung bez. Regelung irgend eines Dienst- od. Uebungszweiges. Man hat Exerzierreglements, Dienstreglements, Felddienstreglements 2c.



Nr. 4584. Johann Regiomontanus (geb. 6. Juni 1436, gest. 6. Juli 1476).

Regnard (spr. Renjahr), Jean François, franz. Lustspieldichter, geb. 1655 zu Paris als Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes; bildete sich auf Reisen, wurde, als er 1678 auf einem engl. Schiffe von Italien nach Marseille zurückfuhr, von Piraten gefangen u. lebte eine Zeit lang als Sklave in Algier. Schließlich losgekauft, kehrte er nach Paris zurück, ging aber nicht lange darauf nach Schweden, wo ihn Karl XII. gut aufnahm u. zu einer Entdeckungsreise nach Lappland ermunterte, die R. auch wirklich unternahm u. die er bis an die Küste des Eismeeres ausdehnte. 1783 ging er von Stockholm über Polen, Ungarn u. Deutschland nach Frankreich zurück, kaufte ein Landgut u. lebte fortan den Wissenschaften u. der dramatischen Produktion. Er starb auf seinem Schlosse zu Grillen 1. Sept. 1709. R. kann als fähigster u. glücklichster Nachfolger Molière's bezeichnet werden, u. einzelne seiner Stücke, wie nam. „Der Zerstreute" (Le distrait) u. „Der Universalerbe" (Le legataire universel), stehen noch heute bei dem franz. Publikum in großer Gunst. R.'s Stärke liegt hauptsächlich in der Kunst, mit welcher er komische Situationen herbeizuführen u. immer mehr u. mehr zu steigern versteht; weniger gelingt ihm die Zeichnung der Charaktere, u. noch mehr vermißt man in seinen Stücken den tieferen Gedankeninhalt. Ausgaben seiner gesammelten Werke veranstalteten u. A. Didot (4 Bde., Par. 1820), Crapelet (6 Bde., ebd. 1822) u. Michiels (2 Bde., ebd. 1854).

Regnault (spr. Renjoh), Henri Victor, franz. Physiker u. Chemiker, seiner Zeit berühmt als Experimentator, geb. zu Aachen 21. Juli 1810; trat zuerst in ein Pariser Modewaarengeschäft ein, besuchte aber dann (1830—32) die Polytechnische Schule in Paris, fand nachher Beschäftigung bei einem Bergamte, war später in einem Lehramte zu Lyon thätig, erhielt 1840 eine Professur an der Polytechnischen Schule in Paris sowie 1841 am Collège de France u. wurde 1854 zugleich Direktor der Porzellanfabrik in Sèvres.

Seit 1840 auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften, wurde er im Febr. 1876 in einer Sitzung derselben während eines Vortrags plötzlich geisteskrank. Er hatte früher durch einen unglücklichen Sturz eine Verletzung am Kopfe erlitten, die seine Arbeitskraft für immer lähmte. In die wissenschaftliche Welt führte er sich durch seine Abhandlung „L'action du chlore sur l'éther chlorhydrique" ein, u. zu seinem Ruhme verhalf ihm die minutiöse Genauigkeit seiner Beobachtungsmethode. Außer einem „Cours élémentaire de chimie" (4 Bde., Par. 1849 f. u. öfter) u. einem Auszug daraus unter dem Titel „Premières notions de chimie" (deutsch von Strecker als „R. Strecker's kurzes Lehrbuch der Chemie", 1. Bd., Braunschw., 8. Aufl. 1869; 2. Bd., 5. Aufl. 1868; neu bearbeitet von Joh. Wislicenus, ebd. 1872—74) hat R. alle seine Arbeiten in Sammelwerken seines Faches u. nam. in den Schriften der Franz. Akademie veröffentlicht. Die wichtigsten enthält der 21. Bd. ihrer „Mémoires" u. besteht aus Arbeiten über die Ausdehnung der elastischen Flüssigkeiten, das Messen der Temperaturen, die spezifische Wärme des Flußwassers ꝛc. — Alex. Georges Henri **R.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 30. Okt. 1843, war ein ausgezeichneter Historienmaler u. hatte insbes. Studien nach der Natur in Spanien u. Marokko gemacht; er kehrte nach Ausbruch des Krieges gegen Deutschland von Tanger nach Paris zurück, um in die Nationalgarde einzutreten, u. starb den Heldentod 19. Jan. 1871 bei Buzenval. Nächst den Gemälden „Thetis bringt dem Achill die vom Vulkan geschmiedeten Waffen", „Salome vor der Enthauptung des Täufers Johannes" u. „Eine Hinrichtung ohne Richterspruch unter den maurischen Königen von Granada" ist eines seiner Hauptwerke das lebensgroße Bildniß des Marschall Prim (s. d.) beim Aufstand im Okt. 1868.

Regnault (spr. Renjoh), Jean Baptiste, franz. Maler, der neben David als dessen Zeitgenosse einen hervorragenden Rang behauptete u. zahlreiche Schüler bildete. Geb. 19. Okt. 1754 in Paris, zog er als Knabe mit seinem Vater nach Amerika, kehrte im Alter von 15 Jahren nach Frankreich zurück, bildete sich eine Zeit lang in Rom aus u. begann 1776 in Paris seine Hauptthätigkeit mit dem Bilde „Alexander u. Diogenes", das ihm den ersten Preis einbrachte u. ihm einen abermaligen Aufenthalt in Rom ermöglichte. Dort entstand „Die Taufe Christi", die den größten Beifall der damaligen Kenner fand. Die meisten der nachher in Paris folgenden Bilder sind mythologischen Inhalts, z. B. „Die Erziehung des Achilleus beim Kentauren Chiron" nach einem herkulanischen Wandgemälde (Louvre), welches Bild ihm 1783 die Mitgliedschaft der Akademie eintrug. Ebenso bedeutend in seinem damaligen klassischen Kunststil ist die „Kreuzabnahme", 1789 (Louvre). Er starb in Paris 12. Nov. 1829.

Regnault (od. Regnaud) de St. Jean d'Angely (spr. Renjoh dö Sängt Schang d'Angschli), Auguste Michel Marie Etienne, Graf, franz. Marschall, geb. zu Paris 29. Juli 1794; trat nach kurzer Vorbereitung in der Militärschule 1812 ins Heer ein u. machte als Unterleutnant den russ. Feldzug mit. Die erste Schlacht, an der er Theil nahm, war die an der Moskwa, die letzte die bei Solferino 1859. Während dieser langen Kriegerlaufbahn zeichnete er sich rühmlich aus in den Kämpfen bei Lützen, Bautzen, Dresden, Leipzig, Hanau, Reims, Paris, Ligny, Waterloo, in Morea, vor Antwerpen, in Rom, bei Magenta u. Solferino. Im Jan. 1851 kurze Zeit Kriegsminister, ward er nach dem Staatsstreich des 2. Dez. Senator, im Mai 1852 Generalinspektor der Kavallerie, 1854 kommandirender General der Kaisergarde, befehligte 1855 in der Krim das Reservecorps u. 1859 in Italien das Gardecorps, erhielt nach der Schlacht bei Magenta den Marschallsrang u. starb 1. Febr. 1870 zu Cannes.

Regnier (spr. Renjeh), Herzog **v. Massa**, Claude Ambroise, franz. Staatsmann, geb. zu Blamont (Lothr.) 6. April 1736; wurde Advokat in Nancy, war bis zur Schreckenszeit ein sehr eifriges Mitglied der Nationalversammlung, saß seit 1795 im Rath der Alten u. unterstützte Bonaparte bei der Revolution vom 18. Brumaire. Nachher in den Staatsrath berufen, erhielt er 25. Sept. 1802 die Ministerien der Justiz u. Polizei mit dem Titel eines Großrichters (grand-juge). Das letztgenannte Ministerium gab er bald wieder an Fouché ab. Bei der Thronbesteigung verlieh ihm Napoleon den Herzogsrang. 1812 zum Staatsminister u. zugleich zum Präsidenten des Gesetzgebenden Körpers ernannt, vermochte R. nicht der in ihn von Napoleon gesetzten Erwartung zu entsprechen u. der Opposition zu wehren. Die erste Restauration brachte ihm den Verlust aller seiner öffentlichen Aemter. Er starb zu Paris 24. Juli 1814.

Regnier (spr. Renjeh), Mathurin, franz. Dichter, geb. 21. Dez. 1573 zu Chartres; erhielt ein Kanonikat in Chartres, besuchte mit dem Kardinal Franz v. Joyeuse u. dem Gesandten Philippe de Béthune zweimal Rom, wurde von Beiden reich beschenkt u. führte trotz seines geistlichen Standes ein wildes Genußleben, welches seine Kräfte frühzeitig verzehrte. Er starb 22. Okt. 1613 zu Rouen. R. war der erste franz. Dichter, der die Satire in selbständiger Weise ohne sklavische Nachahmung der antiken Muster (Horaz, Juvenal ꝛc.) behandelte, u. schuf für sie sowol zeitgemäße moderne Typen als auch einen angemessenen Stil. Viele der von ihm geschaffenen Sittengemälde u. Charakteristiken (wie z. B. die des hungrigen Dichters, der scheinheiligen Betschwester ꝛc.) entzücken noch heute durch ihre treffende Naturwahrheit, wenn auch der Dichter in seinen Schilderungen zuweilen die Grenzen des konventionellen Anstandes überschreitet. Eine Gesammtausg. der Schriften R.'s gab Barthélemy heraus (Par. 1862).

Regnitz, ein Fluß Mittel- u. Oberfrankens, entsteht bei Fürth durch Vereinigung der Flüsse Pegnitz u. der aus der fränkischen u. schwäbischen Rezat gebildeten Rednitz. Im Volksmunde führt der Fluß bis zu seiner Mündung den Namen Rednitz. Die Schwabische Rezat entspringt aus dem Ried, einer sumpfigen Wasserfläche bei Dettenheim in Mittelfranken, u. fließt nordwärts über Weißenburg, Ellingen u. Pleinfeld. Die Fränkische Rezat entsteht unweit der Altmühlquelle auf dem Hohensteig u. fließt, der Altmühl parallel, gegen Südosten über Ansbach u. Spalt. Die Pegnitz entspringt bei dem Städtchen Pegnitz in Oberfranken u. fließt bis Hersbruck südwärts als ein klares u. rasches Gewässer, dann westwärts über Nürnberg als schmutziges, träges Flüßchen. Die R. durchfließt nordwärts die breite Senke, die zwischen den letzten Ausläufern des Fränkischen Jura u. den Höhen des Steigerwaldes sich ausdehnt. Seine Nebenflüsse, von welchen rechts die Wiesent, links die Aisch bes. hervorzuheben sind, u. die, wie auch fast alle die kleineren Nebenflüsse, ziemlich genau rechtwinklig in ihn einmünden, führen das Wasser dieser Bergpartien ihm zu. Ihm zur Seite rechts geht der zur Verbindung von Main u. Donau bestimmte Ludwigskanal, bis er sich kurz vor seinem Einflusse in den Main bei Bamberg mit ihm vereinigt. Für die Schiffahrt wird die R. genau genommen erst bei Bamberg völlig brauchbar, obgleich sie schon nach Einfluß der Wiesent bei Forchheim unter günstigen Umständen schiffbar ist. Von nennenswerthen Städten, die an ihrem Ufer liegen, sind außer Fürth nur Erlangen, Forchheim u. Bamberg zu erwähnen. Das von ihr durchflossene breite Thal zeichnet sich durch Hopfen- u. Tabakkultur aus.

Regreß a. d. Lat., s. v. w. Rückgang, kommt nam. bei der Lehre von der Bürgschaft (s. d.) u. im Wechselrechte vor. Wer nämlich für einen Andern Bürgschaft u. in dessen Folge für ihn Zahlung an den Gläubiger geleistet hat, sucht selbstverständlich das Geleistete von dem eigentlichen Schuldner erstattet zu bekommen. Unsere Gesetze geben dem Bürgen daher theils Mittel an die Hand, um später einmal diese aus der Bürgschaft erwachsene Schuld wider den Hauptschuldner geltend zu machen, theils geben sie ihm wenigstens ein Klagrecht wider diesen, wenn er, der Bürge, in dessen Auftrag od. in Besorgung seiner, des Hauptschuldners, Geschäfte sich verbürgte. Im Wechselrechte ist der R. eine Folge des Indossaments auf dem Wechsel, indem Der, welcher einen Wechsel mittels Indossament erhielt, seinen unmittelbaren od. einen früheren Vormann in Anspruch nimmt, wenn der eigentlich Verpflichtete seinen wechselmäßigen Verbindlichkeiten nicht nachkommt. Vgl. „Wechsel".

Regula de tri (die Regel von drei, näml. Größen, die zu einander im Verhältniß stehen) heißt in der Arithmetik die Regel, nach welcher man aus drei gegebenen Gliedern einer Proportion das noch unbekannte vierte Glied derselben od., was dasselbe ist, das unbekannte Glied eines Verhältnisses aus einem gegebenen gleichen Verhältnisse berechnet. Hängt das unbekannte Glied nicht blos von einem Verhältniß, sondern von mehreren anderen gegebenen ab, so nennt man den Rechnungsansatz Regula quinque ꝛc., überhaupt Regula multiplex. Die Berechnung ergiebt sich aus dem Satze der Proportionslehre (s. „Proportion"), daß das Produkt der inneren Glieder einer Proportion stets gleich dem der äußeren ist.

regulär (lat. regularis), regelmäßig, regelrecht, ordnungsgemäß; reguläre Truppen, Soldaten des stehenden Heeres, Linientruppen, im Gegensatz zur Landwehr u. der Miliz.

Regulativ (vom lat. regulare, regeln, ordnen) heißt jeder Erlaß einer Behörde, der die Ausführung eines Gesetzes in ihren Einzelheiten bestimmt.

Insbesondere spricht man von R.en zur Ordnung des Schul- u. Kirchenwesens, staatlicher Prüfungen ꝛc.

Regulator nennt man in der Mechanik eine Vorrichtung, die den Zweck hat, den Gang einer Maschine gleichmäßig zu machen, zu reguliren. Bes. zu erwähnen ist in dieser Beziehung der sog. Centrifugalregulator (s. d.) der Dampfmaschinen.

Regulatoren (a. d. Lat.), Ordner, nannte sich im nordamerikanischen Staate Arkansas ein 1839 geschlossener Bund von Männern, die, weil es daselbst an einer geordneten Justiz noch ganz fehlte, durch Selbsthülfe eine größere Sicherheit herbeiführen u. nam. den zahlreichen Eigenthumsverbrechen, besonders Pferdediebstählen, steuern wollten. Die R. waren zugleich Gesetzgeber, Gensdarmen, Richter u. Urtheilsvollstrecker, u. ihr summarisches Vorgehen nach dem Lynchrecht hatte manche Ungerechtigkeiten u. empörende Gewaltthaten zur Folge; indeß gelang es ihnen doch, das Land von dem gefährlichen Gesindel großentheils zu säubern. Vgl. Gerstäcker, „Die R. in Arkansas“ (3 Bde., Lpz. 1846).

Regulus, Marcus Atilius, der namhafteste Vertreter der römischen gens Atilia; betheiligte sich an den Feldzügen, die behufs der Unterwerfung Unteritaliens kurz vor dem Beginn der Punischen Kriege von den Römern geführt wurden, u. wurde während seines Konsulats 256 v. Chr. mit seinem Kollegen Lucius Manlius Volso vom Senate beordert, den zwischen Rom u. Karthago seit 264 v. Chr. ohne durchschlagenden Erfolg geführten Krieg nach Afrika zu übertragen. Im Frühjahr 256 brach er von Sizilien mit einer großen Flotte nach der afrikanischen Küste auf, schlug die sich ihm entgegenstellende karthag. Flotte, landete in der Bai von Clupea u. bemächtigte sich dieser Stadt. Beim Eintritt des Winters bezog R. Winterquartiere in Tunes, um im nächsten Jahre Karthago selbst anzugreifen. Friedensverhandlungen zwischen Karthago u. Rom scheiterten an den harten Bedingungen des röm. Senats u. hatten erneuten Kampf zur Folge. Unterstützt durch das strategische Talent des spartanischen Söldnerführers Xanthippos, gelang es den Karthagern im J. 255, das durch Senatsbeschluß stark verminderte Heer des R. zu vernichten. R. selbst wurde gefangen u. nach Karthago gebracht. Nach der Niederlage des Hasdrubal bei Panormus im J. 250 soll R. von den Karthagern nach Rom gesendet worden sein, um den Frieden od. wenigstens die Auswechslung der Gefangenen zu bewirken, aber, obwol er sich verpflichtet hätte, im Falle des Scheiterns der Verhandlungen nach Karthago zurückzukehren, doch in Rom von der Annahme der karthag. Vorschläge abgerathen haben; dann soll er in Karthago auf grausame Weise hingerichtet worden sein. Doch scheinen die Römer diese ganze Erzählung erfunden zu haben, um die schändliche Behandlung der karthag. Gefangenen als Rachemaßregel entschuldigen zu können.

Reh (Cervus capreolus), eine zierlich gebaute Hirschart mit kurzem, aufrechtem, dreisprossigem Gehörn u. fehlenden Thränengruben. Sein büschiges Körperhaar sieht rothbraun aus, im Winter graubraun, doch giebt es auch schwarze sowol wie weiße Varietäten. Die Nase ist kahl, der Schwanz fehlt fast ganz. Die R.e leben in Waldgegenden Europa's bis zum 58.° n. Br. u. Nord- u. Vorderasiens familienweise in kleinen Rudeln von 3–10 Stück. Die Brunstzeit fällt Ende Juli od. Anfang August, die Tragzeit dauert merkwürdiger Weise 40 Wochen. Im Mai werden 1–2, selten 3 weißgefleckte „Rehkälber“ gesetzt, die weiblichen heißen im ersten Herbste „Schmalrehe“, in der folgenden Zeit R.e od. „Ricken“, die männlichen im ersten Herbst „Schmalböcke“ u. „Spießböcke“, dann „Gabelböcke“, „Rehböcke“. Zeit u. Dauer der jährlichen Neubildung des Gehörns, das im Spätherbst abgeworfen u. im Winter aufgesetzt wird, die Größe u. die äußere Beschaffenheit desselben hängt größtentheils von äußeren Bedingungen ab, seine Farbe z. B. wird durch den Gerbstoff der Baumrinde bedingt, an welcher der Bock sich „fegt“, seine Glätte von der Härte des Holzes ꝛc. Das Rehwild ist beliebt sowol wegen seines Fleisches wie wegen des Felles, das man zu Decken wie als Leder verarbeitet. Man schießt es auf dem Anstand od. bei Treibjagden od. nachdem man es zur Brunstzeit („Blattzeit“) durch Nachahmen des Locktons der Ricke auf einem Baumblatt (Blatten) herbeigelockt hat.

Rehabeam, Sohn des israelitischen Königs Salomo u. der Ammoniterin Naamah, regierte 975—958 in Jerusalem. Durch seine harte Antwort auf die Beschwerden des Volks zu Sichem trieb er sogleich nach dem Tode Salomo's die 10 nördlichen Stämme zum Abfall, so daß nur ein Theil von Benjamin bei dem Königsstamme Juda verblieb (vgl. „Jerobeam“). Im 5. Jahre des R. überfiel der ägyptische König Sisak (eig. Scheschonk), wahrscheinlich durch Jerobeam von Israel gerufen, Jerusalem u. zog erst nach der völligen Plünderung des Tempels u. des Königspalastes wieder ab; vgl. 1. Kön. 14, 21–31, wo auch von dem Götzendienst R.'s erzählt wird sowie von seinem beständigen Streit mit Jerobeam. Außerdem wird 2. Chron. 11 u. 12 von seinen Rüstungen gegen Israel, seinen Festungsbauten (gegen Aegypten hin), seinen zahlreichen Weibern u. Kindern u. (12, 15) über die Quellen seiner Geschichte berichtet.

rehabilitiren (a. d. Neulat.), wieder in den vorigen Zustand einsetzen, wieder in guten Ruf bringen; Rehabilitation, Wiedereinsetzung in den früheren Stand, Wiederherstellung des guten Rufes.

Rehme, Dorf im Kreise Herford, Reg.-Bez. Minden der preuß. Provinz Westfalen, an der Weser unweit der Stelle, wo die Köln-Mindener


Nr. 4585. Kopf und Gehörn des Reh's.
1 Gehörn des Spießers, 2 des Gablers, 3 des Rehbocks, 4 u. 5 Achter u. Zehner (selten).

Eisenbahn die Weser überschreitet, bekannt durch seine bedeutende Saline Neusalzwerk. Die 26° R. warme kohlensaure Salzquelle wird zugleich als Heilquelle viel benutzt (Bad Oeynhausen; s. d.).

Reibung od. Friktion nennt man in der Mechanik das durch die Unebenheit der Berührungsflächen zwischen einem bewegten Körper u. seiner Umgebung verursachte Bewegungshinderniß. Durch die R. wird ein Theil der Kraft konsumirt, der nicht der Bewegung zu Gute kommt, sondern in Wärme umgesetzt wird, daher eine gleichförmige, durch einen Stoß ꝛc. bewirkte Bewegung nach einiger Zeit aufgehoben, eine beschleunigte Bewegung, wie sie eine fortwirkende Kraft erzeugen müßte, in vielen Fällen in eine gleichförmige verwandelt wird. Die Größe der R. hängt nicht von der Größe der reibenden Flächen, sondern nur von der physikalischen Beschaffenheit derselben (Metall, Holz, polirt, rauh) u. dann direkt von der Größe des Druckes ab. Das Verhältniß der Reibung zu dem Drucke bleibt sich bei gleich großen u. gleich beschaffenen Berührungsflächen gleich. Dies Verhältniß nennt man den Reibungskoeffizienten. Bei gleitender Bewegung, z. B. eines Schlittens, ist die R. größer (gleitende R.) als bei rollender Bewegung, wie etwa bei einem Wagen (rollende R.). Vermindern kann man die R. durch Schmiermittel, wie dies bei der Zapfen- od. Achsenreibung geschieht. So kraftraubend in vielen Fällen die R. ist, so ist für unzählige andere ein gewisses Maß der R. geradezu nöthig; ohne R. würden unsere Füße auf dem Boden keinen Widerstand finden, kein Wagen würde durch vorgespannte Zugkräfte bewegt werden können ꝛc., wie es ja oft vorkommt, daß auf schlüpfrigen Schienen od. bei Glatteis die Lokomotiven die angehängten Wagenzüge nicht fortzubewegen vermögen.

Reich (vom lat. regnum) ist die Benennung für eine größere Monarchie (Kaiserreich, Königreich), wol auch mit dem Nebenbegriffe, daß verschiedene, nur durch die Gemeinschaft des Oberhauptes u. bestimmter Staatseinrichtungen verbundene, nach der Volksart jedoch nicht gleiche Bestandtheile dazu gehören. Solcher Art sind die Oesterreichisch-ungar. Monarchie, das Russ. u. Indobrit. R. Im Mittelalter verstand man unter dem R.e

eine Weltmacht, die von Alters her das Recht u. den Frieden auf Erden zu ordnen gehabt u. seit der Stiftung der Christlichen Kirche neben das Papstthum gekommen sei. Auf dieses R. bezog man die Auslegung, welche der Prophet Daniel dem Traum Nebukadnezar's von vier gewaltigen Thieren gegeben, u. fabelte unter Verwerthung von einzelnen Geschichtssplittern alles Ernstes weiter, daß das von Gott eingesetzte R. zuerst von Nimrod verwaltet worden, von ihm an die Babylonier u. Perser, durch Alexander den Großen an die Griechen, endlich durch Julius Cäsar u. Augustus an die Römer gekommen sei, deren Weltherrschaft der deutsche König seit Karl dem Großen in dem Heiligen Römisch-deutschen Reich (s. Deutschland, Geschichte) fortsetze. Diese Anschauung erhielt sich auch noch längere Zeit, nachdem Deutschland das ihr zu statten kommende politische Uebergewicht bereits verloren hatte, u. bis auf das vorige Jahrhundert herab wurde die allgemeine Geschichte nach der Aufeinanderfolge der vier Reiche od. Monarchien vorgetragen. Das neue Deutsche R. hat mit dem Röm.-deutschen nichts gemein. Daß aber die Ultramontanen ihre Unterstützung der neuen Schöpfung von einem gelehrigen Verhalten des Reichsoberhauptes gegen den päpstlichen Stuhl abhängig machen, u. dem Kaiser nur, wenn er sich in alter Weise als pflichtiger Schirmherr der vatikanischen Politik bekenne, Folge leisten wollen, zeugt für die Zähigkeit der röm. Ueberlieferung.

Reich, Philipp Erasmus, Buchhändler, geb. zu Laubach in der Wetterau 1. Dez. 1717; erlernte in Frankfurt a. M. den Buchhandel, besuchte dann London, leitete längere Zeit eine Buchhandlung in Stockholm u. trat 1756 in die des Hofraths Mor. Georg Weidmann in Leipzig ein, die er von ihrem drohenden Verfall rettete. Seit 1762 Associé der Weidmann'schen Firma, kam er bald zu hohem Ansehen bei seinen Berufsgenossen u. wurde die Seele der damals beginnenden reformatorischen Thätigkeit im Buchhandel; insbes. begründete er einen neuen Buchhändlerverein, dessen Vorstand er später ward. Als er 3. Dez. 1787 zu Leipzig gestorben war, wurde die hinterlassene Tochter Weidmann's vertragsmäßig die alleinige Eigenthümerin der Handlung u. kaufte auch der Wittwe R.'s das Verlagsrecht der Werke Gellert's ab, welche dieser seinem Freunde R. eigenthümlich übergeben hatte.

Reicha, Anton, Musiktheoretiker u. Komponist, geb. zu Prag 27. Febr. 1770; wurde Chorknabe an der dortigen Kreuzherrenkirche u. ging 1786 nach Bonn zu seinem Oheim, dem kurfürstlich kölnischen Musikdirektor Joseph R., um bei diesem seine musikalischen Studien fortzusetzen, u. konnte schon in folgendem Jahre eine von ihm komponirte Sinfonie öffentlich aufführen lassen. 1794 ging er nach Hamburg, gab daselbst Musikunterricht u. begab sich Ende 1799 nach Paris. Eine hier zu Gehör gebrachte Sinfonie hatte Erfolg, dort verhinderten die Umstände die Aufführung einer in Paris entstandenen Oper. Nun lebte R. einige Jahre in Wien, wo er in freundschaftlichem Verkehr mit Haydn, Albrechtsberger, Salieri u. Beethoven stand, kehrte aber 1808 nach Paris zurück, wo er wieder als Lehrer thätig war, mit einer Sinfonie Erfolg hatte, aber auf der Bühne sich nicht behaupten konnte, denn sowol die in Gemeinschaft mit Dourlen komponirte u. 1810 aufgeführte Oper „Cagliostro“, als auch die 1816 u. 1822 gegebenen „Nathalie“ u. „Sappho“ machten Fiasco. Inzwischen aber war sein Ruf als Lehrer mehr u. mehr gestiegen, u. so wurde er denn 1817 an Méhul's Stelle zum Kontrapunktsprofessor am Konservatorium gewählt. Als solcher starb er 28. Mai 1836. — Von R.'s theoretischen Werken ist das hauptsächlichste: „Traité de haute composition musicale“ (2 Bde., Par. 1824—26; deutsch von Karl Czerny, Wien 1834). Als Komponist zeichnet sich R. mehr durch Solidität der Arbeit als durch Reichthum der Erfindung aus. Gedruckt sind von seinen Kompositionen: Sinfonien u. Ouverturen, ein Octett für Streich- u. Blasinstrumente, 24 Quintette für Flöte, Oboe, Klarinette, Fagott u. Horn (vielleicht seine besten Sachen), Quintette für Streichinstrumente u. für Streich- u. Blasinstrumente, 20 Streichquartette, Streichtrio's, Klaviertrio's u. -Quartette, Sonaten, Fugen, Variationen u. sonstige Stücke für Klavier ꝛc.

Reichard, Heinrich August Ottokar, ein nam. für die Geschichte des deutschen Theaters bemerkenswerther Schriftsteller, geb. zu Gotha 3. März 1751; studirte in Göttingen, Leipzig u. Jena die Rechte u. Schönen Wissenschaften, kehrte dann nach Gotha zurück u. entwarf mit dem Oberkonsistorialrath Klüpfel den Plan, aus den Mißvergnügten der Seyler'schen Schauspielergesellschaft den Kern eines ständigen Theaters zu bilden. So entstand das im Okt. 1775 eröffnete Gotha'sche Hoftheater, das mit der Intendanz, artistischen Direktion u. Pensionsanstalt das Vorbild unserer modernen Hofbühnen wurde. R. übernahm die Kassengeschäfte, widmete sich aber auch dramatischen u. dramaturgischen Arbeiten u. machte seinen Namen hauptsächlich durch den ersten deutschen „Theaterkalender“ (Gotha 1775—1800) u. das „Theaterjournal in Deutschland“ (ebd. 1777 bis 1784, 22 St.) bekannt. Als nach dem Tode Eckhof's (s. d.) das Theater im Sept. 1779 wieder geschlossen wurde, erfolgte R.'s Ernennung zum Kriegsrath. Bald darauf unternahm er Reisen nach der Schweiz u. nach Frankreich, auf denen er sich zum fruchtbaren Reiseschriftsteller ausbildete; sein „Guide des voyageurs en Europe“ (Weim. 1793) u. sein „Passagier auf der Reise in Deutschland ꝛc.“ erlebten daher viele Auflagen. Auch redigirte er 40 Jahre lang den Gotha'schen „Hofkalender“. Seine Romane sind heute vergessen. Er starb zu Gotha 17. Okt. 1828. Die von Herm. Uhde herausgegebenen Aufzeichnungen u. Lebenserinnerungen R.'s (Stuttg. 1877) bieten in kultur- u. literarisch historischer Beziehung viel Interessantes.

Reichardt, Johann Friedrich, Komponist u. Musikschriftsteller, geb. zu Königsberg i. Pr. 25. Nov. 1752; erhielt frühzeitig gründlichen musikalischen Unterricht, so daß er bereits in seinem 10. Jahre öffentlich als Violinist sich hören lassen konnte; studirte 1769—72 in Königsberg u. Leipzig die Rechte, ging nach Beendigung seiner Studien als konzertirender Violinspieler eine Zeit lang auf Reisen, wurde 1774 Kammersekretär auf dem Domänenamte Ragnit in Litthauen u. erhielt 1775 nach dem Tode des Kapellmeisters Agricola in Berlin dessen Stelle, um die er sich unter Einreichung seiner ital. Oper „Le Feste galanti“ direkt beim Könige beworben hatte u. die er 1776 antrat. Er begann seine Wirksamkeit mit der Komposition u. Aufführung eines Prologs „Il Genio della Russia ed il Genio della Prussia“ zu Ehren der Anwesenheit des Großfürsten Paul von Rußland, schrieb aber zunächst nicht für die königl. Oper, sondern für das Döbbelin'sche Theater mehrere deutsche Operetten, richtete sog. Concerts spirituels ein u. begann die Herausgabe seines „Musikalischen Kunstmagazins“ (2 Bde., Berl. 1782—91). 1782 ging er auf Reisen nach Italien, London u. Paris, an welch letzterem Orte er zwar den Auftrag erhielt u. ausführte, für die Große Oper zwei Werke — „Tamerlan“ u. „Penthée“ — zu komponiren, aber keines derselben zur Aufführung gelangen sah. 1786 nach Berlin zurückgekehrt, ließ er die Opern „Brenno“ u. „Andromeda“ aufführen. 1790 reiste er wieder nach Italien u. 1792 zum zweiten Male nach Paris. Durch seine mit der Revolution sympathisirenden „Vertrauten Briefe über Frankreich“ (2 Bde., Hamb. 1792) zog er sich die Amtsentlassung zu, lebte erst in Hamburg, dann in Giebichenstein u. wurde 1796 Salineninspektor in Halle. Zur Krönung Friedrich Wilhelm's III. (1797) komponirte R. die Oper „Die Geisterinsel“, 1800 erfand er das Liederspiel (s. d.) u. 1802 fand seine Oper „Rosamunde“ günstige Aufnahme in Berlin. Nach der Schlacht bei Jena ging er nach Danzig, Königsberg u. Memel, kehrte nach dem Frieden von Tilsit nach Halle zurück, ohne aber seine frühere Stellung wieder einnehmen zu können, wurde 1808 Kapellmeister in Kassel, legte indessen sein Amt bald nieder u. begab sich nach Wien, wo kurz vorher seine Oper „Bradamante“ aufgeführt worden war. Beim Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich u. Frankreich 1809 ging er wieder nach Giebichenstein, wo er 27. Juni 1814 starb. Als Komponist ist R. ohne Selbständigkeit der Erfindung u. seine Sachen sind meist nur geschickte Kopien, mit Ausnahme seiner Lieder, von denen mehrere noch heute im Volksmunde fortleben. Die Zahl seiner Kompositionen ist sehr beträchtlich, es sind ital. u. deutsche Opern, deutsche u. franz. Operetten, Liederspiele, Mono- u. Duodramen, Musiken zu Dramen ꝛc., Oratorien, Psalmen u. sonstige Kirchensachen, Instrumentalstücke aller Art, deutsche Lieder, franz. Romanzen u. ital. Canzonetten ꝛc. Von seinen anregenden musikalischen Schriften seien noch genannt: „Studien für Tonkünstler u. Musikfreunde“ (in Gemeinschaft mit F. A. Kunzen herausgeg., Berl. 1793); „Ueber die deutsche komische Oper ꝛc.“ (Hamb. 1774); „Briefe eines aufmerksamen Reisenden, die Musik betreffend“ (2 Thle., Frankf. u. Lpz. 1774 u. 1776); „Georg Friedr. Händel's Jugend“ (Berl. 1785). —

R.'s erste Frau, Juliane **R.**, geb. 1752 zu Berlin als die Tochter des Konzertmeisters Franz Benda, war eine der ersten deutschen Sängerinnen der damaligen Zeit, starb aber schon 9. Mai 1783. Die Tochter aus dieser Ehe, Louise **R.**, geb. 1778 zu Berlin, machte sich nachgehends als Sängerin, Gesanglehrerin u. Komponistin vortheilhaft bekannt, nam. von Hamburg aus, wo sie von 1814 bis zu ihrem Tode (17. Nov. 1826) lebte u. sich durch die Stiftung einer Singakademie (im Verein mit Clasing) Verdienste erwarb. Von ihren Kompositionen sind im Druck erschienen: verschiedene Sammlungen Lieder (darunter das volksthümlich gewordene „Nach Sevilla" u. einige Hefte mehrstimmiger religiöser Gesänge.

Reichardt, Gustav, Komponist, geb. 13. Nov. 1797 zu Schmarsow in Vorpommern; erhielt von seinem Vater, einem Geistlichen, schon sehr frühzeitig musikalischen Unterricht u. konnte sich bereits mit 9 Jahren als Klavier- u. Violinspieler öffentlich hören lassen. Seit 1817 studirte er in Greifswald u. Berlin Theologie, widmete sich aber seit 1819 der Musik ausschließlich. Bernhard Klein wurde in der Tonsetzkunst sein Lehrer. Nachgehends wirkte er als Musiklehrer in Berlin, wo er mit dem Titel eines königlichen Musikdirektors noch lebt. Von seinen ein- u. mehrstimmigen Liedern sind mehrere sehr populär geworden, z. B. „Was ist des Deutschen Vaterland", „Das Bild der Rose" u. „Die Pinzgauer Wallfahrt".

Reichenau, eine zum badischen Kreis Konstanz gehörige, 6 Km. lange u. 3 Km. breite fruchtbare Insel des Untersees; zählt in den Orten Ober-, Mittel- u. Niederzell 1500 E., welche vorzugsweise Landwirthschaft u. Fischerei treiben. Ein Dammweg verbindet die Insel mit dem Festlande. Die 724 von Karl Martell gestiftete, ehemals reichsunmittelbare Benediktinerabtei zu Mittelzell war im Mittelalter eine der hervorragendsten Stätten wissenschaftlicher Studien in Deutschland; 1538 mit dem Hochstift Konstanz vereinigt, wurde die Abtei 1803 säkularisirt. In der schönen Klosterkirche befindet sich das Grab Kaiser Karl's des Dicken.

Reichenbach im Voigtland, Stadt mit 14,620 E. (1875) in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau, Amtshauptmannschaft Plauen, liegt an einem Nebenflüßchen der Göltzsch, der Sächs. Bayerischen Staatsbahn u. der Bahn R.-Eger, hat 2 Kirchen u. eine Realschule u. ist der Hauptsitz der voigtländischen Wollspinnerei u. Weberei. Die aus R. in den Handel gebrachten wollenen Tücher werden in langer Kette gewebt u. dann zerschnitten u. gefranst.

Reichenbach in Schlesien, Kreisstadt im Reg.-Bez. Breslau mit 7267 E. (1875), liegt romantisch am Fuße des Eulengebirges u. an der Breslau-Freiburg-Schweidnitzer Eisenbahn u. hat vier Kirchen u. eine Synagoge. Ihre Umgegend ist das Hauptterrain der schles. Weberei u. Spinnerei mit den großen Fabrikdörfern Langenbielau (über 12,000 E.) u. Peterswaldau. Sie ist geschichtlich bekannt geworden durch einen Sieg Friedrich's d. Gr. über Laudon 16. Aug. 1762 u. durch die 27. Juli 1790 zwischen Oesterreich u. Preußen abgeschlossene Konvention.

Reichenbach, Georg v., namhafter Mechaniker u. Optiker, geb. zu Durlach (Baden) 24. Aug. 1772, bereiste, nachdem er die Militärschule in Mannheim besucht, 1791—93 England, wurde dann Artillerieleutnant, trat 1801 als Salinenrath in bayer. Dienste u. gründete 1805 mit Jos. v. Utzschneider, dem Mechaniker Liebherr u. dem Optiker Fraunhofer (s. d.) in München eine Anstalt zur Herstellung mathematischer Instrumente sowie 1809 das berühmte Optische Institut in Benediktbeuern. Während er mit dem letzteren bis 1818 in Verbindung blieb, trennte er sich von der ersteren schon 1812, um mit P. Ertel eine eigene Anstalt zur Anfertigung mathematischer u. astronomischer Instrumente zu errichten, die er jedoch 1821, nachdem er Chef des Wasser- u. Straßenbureaus für Bayern geworden, an Ertel ganz überließ. In demselben Jahre legte er in Wien eine Stückbohrerei an, führte auch in der Amberger Gewehrfabrik sowie in den bayer. Hohöfen u. Eisengießereien verschiedene Verbesserungen ein. R. war ein erfinderischer Kopf, der die Aufgaben der Theorie mit staunenswerther Vollkommenheit in die Praxis überzuführen verstand. Seine vielseitigen Verdienste wurden u. A. durch seine Aufnahme in die Münchener Akademie der Wissenschaften u. durch Verleihung des Adels anerkannt. Er starb als Direktor des Ministerialbaubureaus, Oberberg- u. Salinenrath zu München 21. Mai 1826. In der Walhalla steht seine von Kirchmayr gefertigte Büste.

Reichenbach, Heinrich Gottlieb Ludwig, ausgezeichneter Naturforscher, insbes. Botaniker u. Zoolog, geb. zu Leipzig 8. Jan. 1793 als Sohn des damaligen Konrektors R. an der Thomasschule; studirte das. seit 1810 Medizin u. Naturwissenschaften, begann dann in seiner Vaterstadt als Arzt zu praktiziren u. habilitirte sich bald darauf zugleich als Privatdozent der Medizin u. Naturkunde. Seit 1818 außerord. Prof., folgte er im März 1820 einem Rufe nach Dresden, wo er die von ihm bis 1862 bekleidete Professur der Naturgeschichte an der Chirurgisch-medizinischen Akademie erhielt sowie mit der Direktion des Naturhistorischen Museums u. später auch mit der des von ihm selbst erst angelegten Botanischen Gartens betraut ward, dem er noch jetzt vorsteht. Von den umfassenden wissenschaftlichen Forschungen R.'s zeugen über 200 größere u. kleinere Schriften mit ca. 6000 meist von ihm selbst gezeichneten Abbildungen. Auf dem botanischen Gebiete begründete er ein eigenes, in seiner „Flora Germanica excursoria" (Lpz. 1830—32) u. seinem „Handbuch des natürlichen Pflanzensystems" (Dresd. 1837) entwickeltes System, nach welchem das ganze Pflanzenreich in 8, der Entwickelung der Organe entsprechende Klassen zerfällt. Seine bedeutendsten Werke sind:



Nr. 158[illegible]. Heinrich Gottlieb Ludwig Reichenbach, geb. 8. Jan. 1793.

„Icones florae Germanicae et H." (ein systematisches Kupferwerk mit deutschem Text, bis jetzt 22 Bände); „Agrostographia germanica" (gleichfalls ein Kupferwerk, 25 Bde.); „Iconographia botanica exotica" (3 Bde. mit 250 Kupfertafeln, Lpz. 1827—30); „Flora germanica exsiccata" (23 Centurien, 1830—45); „Flora exotica" (5 Bde. mit 360 kolor. Taf., 1834—37); „Avium systema naturale" (mit 100 Kupfertaf., Dresd. 1850), an welches Werk sich viele Monographien anschließen, wie insbes. die der Kolibris (mit 176 Taf., Lpz. 1855), der Vögel Neuhollands u. der Vögel Deutschlands; „Praktisch-gemeinnützige Naturgeschichte des In- u. Auslandes"; „Regnum animale" (1. Th., die Säugethiere, Lpz. 1834 ff.); „Die Affen" (nebst Atlas mit 500 illum. Abb.) u. andere Monographien. Außerdem lieferte R. zahlreiche Beiträge in Fachzeitschriften. — Heinrich Gustav **R.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Dresden 3. Jan. 1824; bildete sich unter des Vaters Leitung zu einem tüchtigen Botaniker aus, begann seine Lehrthätigkeit als Vikar für die Professur der organischen Naturkunde an der Tharandter Forstakademie, ging dann als Privatdozent nach Leipzig u. ist seit 1863 Direktor des Botanischen Gartens sowie Gymnasialprofessor in Hamburg. Er ist nam. für die Kenntniß der Orchideen eine Autorität.

Reichenbach, Karl Ludwig Friedrich, Frhr. v., Naturforscher u. Techniker, geb. zu Stuttgart als Sohn des 1837 verstorbenen königlich württemb. Archivars u. Stadtbibliothekars Karl Ludwig R. 12. Febr. 1788; studirte in Tübingen die Rechte, wurde wegen seines Plans zur Gründung eines deutschen Staates auf den Südseeinseln der Napoleon'schen Polizei denunzirt, einige Monate als Staatsgefangener auf dem Hohenasperg gefangen gehalten u. widmete sich

dann ausschließlich den Naturwissenschaften u. deren Anwendung auf die Industrie. Nachdem er schon in Villingen ein Eisenwerk u. in Hausach (Baden) die ersten großen Holzverkohlungsöfen errichtet hatte, verband er sich 1821 mit dem Altgrafen Hugo zu Salm, um auch in Mähren mehrere Eisenwerke u. ähnliche industrielle Etablissements zu gründen. Auch betrieb er die Seidenzucht u. die Rübenzuckerfabrikation im Großen, Unternehmungen, welche es ihm ermöglichten, bedeutende Besitzungen in Oesterreich zu erwerben. Aus der nach Salm's Tode (1836) mit dessen Sohne fortgesetzten Verbindung zog sich R. jedoch bald zurück. Vom König von Württemberg 23. Jan. 1839 in den erblichen Freiherrenstand erhoben, lebte er bis 1867 auf Schloß Reisenberg bei Wien; dann wandte er sich nach Leipzig, wo er 19. Jan. 1869 starb. Am bekanntesten wurde R. durch seine Entdeckung verschiedener chemischer Stoffe, die er im Holztheer, im Theer mancher Braunkohlen u. des Torfes, bes. aber im Steinöl fand, so nam. des Paraffins (1830) u. Kreosots (1832), des Picamars, Kapnomors, Pittakalls 2c. Ferner machte er viel durch seine Lehre über das sog. Od (s. d.) von sich reden. Außer den diesbezüglichen Schriften veröffentlichte er: „Geologische Mittheilungen aus Mähren" (1834) u. „Das Kreosot" (Halle 1833; 2. Aug. von Schweigger-Seidel, Lpz. 1835). — Frhr. Reinhold Timoleon **v. R.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Stuttgart 7. Aug. 1812, ist gleichfalls Naturforscher, insbes. Geolog. Er lebt in Wien.



Nr. 1787. Reichenberg.

Reichenbach-Goschütz, ein altes, in Preuß.-Schlesien u. Brandenburg begütertes Geschlecht luther. Konfession, das 1678 den Reichsfreiherren-, 10. März 1730 den Reichsgrafenstand, 1752 das Generalerblandpostmeisteramt im Herzogthum Schlesien u. 1824 eine Kuriatstimme im Stande der Fürsten u. Herren auf dem schlesischen Provinziallandtage erhielt. Es blüht seit 1775 in drei Linien. Der jeweilige Chef der ersten Linie besitzt die 1741 verliehene Würde eines freien Standesherrn auf Goschütz (einer 1,50 □M. umfassenden Herrschaft in Schlesien) u. ist erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Am bekanntesten wurde Graf Oskar Heinr. Karl **v. R.-G.**, geb. 17. Jan. 1815, infolge des wegen seiner Theilnahme am Stuttgarter Rumpfparlament angestrengten politischen Prozesses. Dieser durch mehrfache Kompetenzstreitigkeiten u. Disziplinaruntersuchungen gegen das Kreisgericht in Oppeln ausgezeichnete Prozeß kam schließlich in Breslau zum Austrag, indem der dortige Schwurgerichtshof im Sept. 1851 den Grafen in contumaciam als Hochverräther zu 10jähr. Zuchthausstrafe u. 10jähr. Stellung unter Polizei-Aufsicht verurtheilte. Inzwischen hatte sich der Graf nach Brüssel u. dann, weil dort im Okt. 1850 ausgewiesen, nach London begeben, wo er noch lebt. Er war auch 1848 Mitglied des Vorparlaments u. hierauf der Frankfurter Nationalversammlung u. des Centralausschusses der Demokraten Deutschlands gewesen. Sein Bruder, Graf Eduard Heinr. **v. R.**, geb. 10. Nov. 1812, gest. zu Brieg 15. Dez. 1869, hatte sich gleichfalls durch seine demokratische Thätigkeit im öffentlichen Leben u. das treue Festhalten an seinen Grundsätzen bekannt gemacht.

Reichenberg, Stadt im nördlichen Böhmen mit 22,394 E. (1869); liegt in anmuthiger Gegend zwischen dem Jeschkengebirge u. den Ausläufern des Isergebirges an der Neiße u. ist Ausgangspunkt der nach Pardubitz, Zittau u. Görlitz führenden Eisenbahnen. Unter den vielen Industriezweigen ragt die von etwa 100 Fabriken u. 350 Meistern betriebene Tuch- u. Tuchstofferzeugung hervor; außerdem ist die Orleans- u. Tibetfabrikation, die Streich- u. Kammgarnspinnerei, die Erzeugung von Krempelbelegen u. die Färberei von Bedeutung. Die Stadt, Sitz mehrerer k. k. Behörden, hat einen selbständigen, direkt unter den Landesbehörden stehenden Magistrat, bildet einen eigenen Reichsrathswahlbezirk u. wählt drei Abgeordnete in den Landtag. An Bildungsanstalten hat R. ein Realobergymnasium, eine Staatsgewerbeschule, eine höhere Webeschule 2c. Der Industrie dienen eine Filiale der Nationalbank, eine Bank, eine Tuchhalle, eine Versicherungsgesellschaft 2c. Hervorragende Gebäude sind das Schloß des Grafen Clam-Gallas, das Rathhaus (1599 gebaut), die schon 1384 erwähnte Dekanatkirche, die Kreuzkirche, die protest. Kirche, das neue Gerichtsgebäude, die Bürgerschule, das Rudolf-Versorgungshaus, das Stephan-Hospital, das Meisterhaus der Tuchmacher, die Turnhalle 2c. — R., in früherer Zeit den Herren Berka v. Duba, dann denen v. Biberstein u. v. Radern gehörig, war 1622 bis 1634 im Besitze Wallenstein's, kam dann an die Grafen Gallas u. 1757 an die Grafen Clam-Gallas. 1757 hatten die Oesterreicher bei R. ein Lager aufgeschlagen, welches 21. April von den Preußen erstürmt wurde. Im Preuß.-österr. Kriege 1866 war R. 24.—26. Juni Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl u. Ausgangspunkt der Operationen der von diesem befehligten Armee.

Reichenhall, Stadt im oberbayer. Bezirksamt Berchtesgaden mit 3312 E. (1871); liegt in einem prächtigen, von der Saalache durchflossenen Thale der Voralpen, überragt von den mächtigen Kalkfelsen des Untersberges, Lattenberges, Müllnerhorns u. Staufens u. nur nach N. von flacheren Höhen umgeben. Die nach dem Brande von 1834 neu erbaute Stadt ist Sitz eines Landgerichtes; sie verdankt ihre Entstehung u. ihren Namen den reichen Salzquellen, deren es über 20 giebt; dieselben entspringen etwa 16 m. unter der Erde aus der Nagelfluhe am Gruttenberg. Druckwerke heben die Soole der sudbaren Gnaden- u. Edelquelle, der Kathederquelle, des Plattenflusses u. der Mitterkettenquelle zu den Salinengebäuden; das Wasser von 10 anderen Quellen geringeren Gehaltes wird gradirt, ehe es in die Sudhäuser kommt, während die anderen Gewässer durch den Grabenbach zur Saalache abgeführt werden. Dieser mit Kähnen zu befahrende Kanal wurde 1524—32 unter Herzog Wilhelm IV. ausgeführt. Endlich kommt noch die von Berchtesgaden hergeleitete Soole in den Sudhäusern zur Verarbeitung; 1619 wurde die Soolenleitung nach Traunstein, 1809 die nach Rosenheim angelegt. Die Saline selbst, deren großartige Gebäude 1854 vollendet wurden, liefert jährlich ungefähr 230,000 Ctr. Kochsalz. Seit 1846 ist R. durch Gründung des Soolbades Achselmannstein, mit dem Moorbäder, Anstalten für Molkenkuren u. Inhalationen verbunden sind, zu einem sehr besuchten Badeorte geworden. Für die Soolbäder wird die $23\frac{1}{2}$gradige „Edelquelle" benutzt. Zu den Sehenswürdigkeiten von R. gehört auch die in romanischem Stile meisterhaft restaurirte St. Nikolauskirche mit Fresken von M. v. Schwind, die alte Römermauer im Hofe des Fischerbräu u. das Museum im Rathhaus. Die Gewerbthätigkeit der Bewohner beschränkt sich auf Wollspinnerei. 2 Km. im NO. von R. liegt die Gemeinde St. Zeno mit einem 1803 aufgehobenen Kloster, welches seit 1853 theilweise einer Erziehungsanstalt der Engl. Fräulein dient. Die große Klosterkirche ist eine Gründung Karl's d. Gr. u. enthält zahlreiche Grabstätten von Gliedern der ältesten bayer. Familien; nachdem sie abgebrannt war, wurde sie 1512 wieder hergestellt.

Reichensperger, August, Jurist, Kunstschriftsteller u. Politiker, geb. 1808 zu Koblenz; studirte 1827—30 in Bonn, Heidelberg u. Berlin, ward dann nach einander Auskultator beim Oberlandesgericht in Münster, Referendar u. Assessor beim Landgericht in Koblenz, Landgerichtsrath in Trier, Landgerichtskammerpräsident in Köln u. schließlich Appellationsgerichtsrath daselbst, als welcher er

1875 den Staatsdienst verließ. Neben seiner amtlichen Thätigkeit widmete er sich kunstwissenschaftlichen Studien, als deren Ergebnisse er veröffentlichte: „Die christlich germanische Baukunst u. ihr Verhältniß zur Gegenwart" (Trier 1852; 3. Aufl. 1860); „Fingerzeige auf dem Gebiete der christlichen Kunst" (Lpz. 1854); „Vermischte Schriften über christliche Kunst" (ebd. 1856); „Matth. Merian u. seine Topographien" (ebd. 1856); „Eine kurze Rede u. eine lange Vorrede über Kunst" (Paderb. 1863); „Die Kunst Jedermanns Sache" (Frankf. a. M. 1865); „Georg Gottlob Ungewitter u. sein Wirken als Baumeister" (Lpz. 1866); „Allerlei aus dem Kunstgebiete" (Brixen 1867) ꝛc. Auch regte er 1840 die Bildung von Vereinen zum Fortbau des Kölner Domes zuerst an, gründete 1841 selbst den ersten in Koblenz u. fungirte 1841—71 als Sekretär des Centraldombauvereins in Köln. 1848 ins Frankfurter Parlament u. in die Zweite Kammer in Berlin gewählt, wurde er später auch Mitglied des Erfurter Parlaments, saß 1850—63 im preuß. Abgeordnetenhause, wo er 1852 die katholischen Abgeordneten zu einer besonderen Fraktion (seit 1860 „Fraktion des Centrums") vereinigte, lehnte 1867 die Wahl in den Norddeutschen Reichstag ab, trat dagegen 1870 wieder ins Abgeordnetenhaus ein u. gehört seit 1871 als einer der Führer der klerikalen Centrumspartei dem Deutschen Reichstage an. — Peter Franz R., Bruder des Vorigen, geb. zu Koblenz 28. Mai 1810; studirte in Bonn u. Heidelberg die Rechte, trat gleichfalls in den Staatsdienst, wurde 1850 Appellationsgerichtsrath in Köln u. ist jetzt Obertribunalsrath in Berlin. 1848 Mitglied der preuß. Nationalversammlung u. 1850 des Volkshauses in Erfurt, gehört auch er seit den letzten Jahren dem preuß. Abgeordnetenhause an, wo er sich anfänglich, wie sein Bruder, zur liberalen Opposition, seit den Ministerialerlassen v. Raumer's u. Westphalen's aber (Mai 1852) zur „katholischen Fraktion" hielt u. seit 1861 Mitglied des „Centrums" ist. Im Reichstag sitzt er seit 1867. Er schrieb u. A.: „Die Agrarfrage" (Trier 1847); „Entwurf eines Hypothekengesetzes für den Bezirk des rheinischen Appellationsgerichtshofes" (Köln 1851); „Die freie Agrarverfassung" (Regensb. 1856); „Gegen die Aufhebung der Zinswuchergesetze" (Berl. 1860) u. mit seinem Bruder „Deutschlands nächste Aufgaben" (Paderb. 1860).

Reichlin-Meldegg, Karl Alexander, Freiherr v., Theolog u. Philosoph, geb. 22. Febr. 1801 zu Gravenau in Oberbayern; studirte zu Freiburg kathol. Theologie u. wurde 1822 Professor am Gymnasium daselbst, 1823 zum Priester geweiht, 1826 Dozent der Kirchengeschichte u. 1828 Professor derselben an der Freiburger Universität. Seine freimüthigen Aeußerungen über die Schäden der Kirche u. die Reformvorschläge, die er 1830 in der „Allgemeinen Kirchenzeitung" veröffentlichte, zogen ihm eine Rüge des Erzbischofs zu. Vollends erzürnte er denselben durch seine „Geschichte des Christenthums" (Bd. I in 2 Abthl., Freib. 1831 u. 32). Die Aufforderung, dieses Werk zu widerrufen, beantwortete er Ende Februar 1832 mit seinem Uebertritt zur Protest. Kirche. Seitdem lehrte er zu Heidelberg Kirchengeschichte, wurde aber auch hier 1839 wegen seines rationalistischen Standpunktes auf die Professur der Philosophie beschränkt. Er starb zu Heidelberg 15. Febr. 1877. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: „Die Psychologie des Menschen" (2 Abthl., Heidelb. 1837—38); das „System der Logik" (Berl. 1870) u. besonders „H. E. G. Paulus u. seine Zeit" (2 Bde., Stuttg. 1853), ein reichhaltiger Beitrag zur Zeitgeschichte.

Reichsacht, s. „Acht". **Reichsadel**, s. v. w. Reichsritterschaft (s. d.).

Reichsapfel, der globus imperialis od. mundus terrarum, ursprünglich die von einem Kreuzbande umfaßte, oft auch oben mit einer Siegesgöttin versehene Kugel, welche auf Münzen die späteren röm. Kaiser seit Caracalla als Zeichen ihrer Weltherrschaft auf der linken Hand tragen. Mit Ersetzung der Siegesgöttin durch das Kreuz ging der R. auf die deutschen Kaiser über (s. Reichskleinodien), doch zeigen auch die meisten außerdeutschen Kronen als Symbol den R. Insofern der R. mit dem christlichen Kreuze das Symbol der Herrschaft über die christliche Welt ist, wird er in mittelalterlichen Bildern auch häufig dem Welterlöser od. Gott Vater in die Hand gegeben.

Reichsdeputation hieß ein von den vormaligen deutschen Reichstagen ernannter Ausschuß, welcher entweder innerhalb des Reichstages Beschlüsse über den allgemeinen Zustand vorzubereiten (ordentliche R.) od. bei vorübergehenden Gelegenheiten (wie 1697 bei dem Abschluß des Ryswicker Friedens) den Reichstag vertreten od. von Kaiser u. Reich ausgehende Einrichtungen auf deren Thätigkeit prüfen sollte. Erwähnenswerth sind hier bes. die R.en zur Visitation des Reichskammergerichts (s. d.), deren Beschlüsse R.s-Abschiede (eine Quelle des gemeinen Prozeßrechts) bilden.

Reichsdeputationshauptschluß. Der Lüneviller Frieden von 1801 hatte das linke Rheinufer mit Frankreich vereinigt u. den dadurch verletzten weltlichen Reichsständen eine Entschädigung im Deutschen Reiche jenseit des Rheins vorbehalten. Eine Reichsabordnung unterzog sich unter Frankreichs u. Rußlands Vermittelung dem Entschädigungswerke auf Kosten der geistlichen Fürsten, deren werthvolle Besitzungen damals säkularisirt wurden (s. Säkularisation). Die am 25. Januar 1803 ergangene Entscheidung des Ausschusses, R., bezeichnete den Weg für die seit 1806 noch tiefer eingreifenden territorialen Veränderungen.

Nr. 1088. Reichenhall.

Reichsfürsten waren innerhalb des Röm.-deutschen Reichs die Mitglieder des Fürstenraths im Reichstage (s. d.). Es gehörten dazu außer den Kurfürsten (s. d.) alle mit der Landeshoheit über ihre Territorien ausgestatteten weltlichen Fürsten u. die gefürsteten Grafen (z. B. die Landgrafen von Hessen), sowie 33 geistliche Fürsten. Nicht alle von den Kaisern in den Fürstenstand erhobenen Familien waren zugleich reichsfürstliche, denn der Fürstenrath erkannte seine Mitgliederschaft nur denjenigen zu, deren Haus diese Eigenschaften schon seit dem Jahre 1582 als dem reichsherkömmlichen Normaljahre besaß od. später unter Zustimmung der Mitstände erlangt hatte. Zur letzten Zeit gab es im Deutschen Reiche 40 regierende weltliche R.

Reichshofen, Stadt im niederelsässischen Kreise Hagenau, 46 Km nordwestl. von Straßburg, am Falkensteinerbach u. Schwarzbach sowie an der Eisenbahnlinie Hagenau-[illegible] gelegen, zählt 2885 E. (1871) u. hat Eisenhütten, Glas- u. Papierfabriken, auch Krappmühlen. Auf R. nahm ein Theil der bei Wörth am 6. August geschlagenen franz. Armee seinen Rückzug; von den Franzosen wird die Schlacht von Wörth meistens Schlacht von R. genannt.

Reichshofrath hieß eigentlich der Staatsrath, welcher dem Röm.-deutschen Kaiser in Lehn- u. Gnadensachen schriftliche Gutachten erstattete. Da aber die Kaiser auch nach der Bewilligung des Reichskammergerichts (s. d.) den Anspruch auf die höchste Gerichtsbarkeit aufrecht erhielten,

wurde der R. zu einem Obergericht nicht nur für die österr. Erblande, sondern auch für das gesammte Reich, so daß in dazu geeigneten Sachen die Klagberechtigten zwischen dem Kammergericht u. dem R. die Wahl hatten. Die Ernennung der Mitglieder ging allein vom Kaiser aus, doch mußte eine Anzahl von Stellen mit nur Reichsangehörigen u. Evangelischen besetzt werden. Für den Geschäftsgang gab es eigene R.s-Ordnungen, von denen die letzte aus dem Jahre 1654 mit zu den Quellen des gemeinen Prozeßrechts gehört.

Reichskammergericht war im alten Deutschen Reiche der Titel des Gerichts über die Reichsunmittelbaren, welche keinem Landesherrn, sondern nur dem Kaiser u. Reich untergeben waren, also auch für die Landesherren selbst. Sie hatten noch im 15. Jahrh. das Recht, wegen erlittener Unbilden u. zur Geltendmachung bestrittener Ansprüche den Gegner mit Fehde zu überziehen, bis endlich die durch dieses Faustrecht hervorgerufene allgemeine Unsicherheit u. Verwilderung 1495 eine Vereinbarung des Kaisers mit den Reichsständen, den ewigen Landfrieden (s. d.), erzwang, wonach fortan jede Fehde bei Strafe der Reichsacht untersagt u. die bisher zum Privatkriege Berechtigten gehalten sein sollten, ihre Händel der Entscheidung eines (damals zugleich eingesetzten, kaiserlichen u. R.s zu unterbreiten. Das R. stand unter einem Kammerrichter, der einem wenigstens reichsfreiherrlichen Hause angehören mußte, u. 2 eigentlich 4 Kammerpräsidenten. Es sollten ihm nach einer Bestimmung des Westfälischen Friedens 50 Beisitzer zugetheilt werden, da aber die dazu nöthigen Mittel nicht aufzubringen waren, setzte man die Zahl der Mitglieder auf 25 u. zuletzt gar auf 17 herab. Den Geschäftsgang u. das Verfahren regelten die Kammergerichtsordnungen, unter denen die von 1495 die älteste, die von 1548 u. 1555 die wichtigste ist. Nach vielfachem Wechsel der Dingstätte (Anfangs zu Frankfurt a. M., dann zu Worms, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Speyer, Eßlingen, Wimpfen), ward der Sitz des R.s nach Wetzlar verlegt, wo es bis zu seiner mit dem Ende des Römisch-deutschen Reichs zusammenfallenden Auflösung verblieb.

Reichskanzler. Unter diesem Titel war im alten Römisch-deutschen Reiche der Erzbischof von Mainz oberster Reichsbeamter, welcher wichtige kaiserliche Bewilligungen auszufertigen sowie bei Thronerledigungen die Wahlfürsten einzuberufen u. mit dem Kurfürsten von Sachsen als Reichsverweser (s. d.) die laufenden Geschäfte zu besorgen hatte. Gegenwärtig führen in Deutschland, Oesterreich u. Rußland die Ministerpräsidenten den Titel R. od. auch Staatskanzler. Im jetzigen Deutschen Reiche ist der R. der höchste vom Kaiser ernannte Verwaltungsbeamte, welcher den Vorsitz im Bundesrathe u. die Leitung der Geschäfte führt, auch die im Namen des Reiches vom Kaiser erlassenen Anordnungen u. Verfügungen zu kontrasigniren hat. Die unter der unmittelbaren Leitung des R.s stehende Behörde für die dem R. obliegende Verwaltung u. Beaufsichtigung der Reichsangelegenheiten führt den Namen Reichskanzleramt. In der Oesterreichisch-ungar. Monarchie führte den Titel R. eine Zeit lang der Vorsitzende des Gemeinsamen Reichs-Ministeriums, zu welchem 23. Juni 1867 Freiherr v. Beust (s. d.) ernannt wurde; sein Nachfolger als Reichsminister des Aeußern, Graf Andrassy seit 8. Nov. 1871, hat zwar gleichzeitig das Präsidium im Reichsministerium, aber nicht den Titel R. In Rußland ist R. fast ausschließlich Titel des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten.

Reichskleinodien od. Krönungsinsignien, die bei der Krönung der Deutschen Kaiser verwendeten, jetzt in der Schatzkammer der Hofburg zu Wien aufbewahrten Ornatstücke u. Insignien, ihr Herrscherornat, von dem einzelne Stücke wol schon im 12. Jahrh. Anwendung fanden, der in seiner Vollständigkeit aber kaum vor der Krönung Ludwig's IV. (um 1328), wahrscheinlich aber erst seit der Krönung Sigismund's (1414) ununterbrochen in Gebrauch kam. Man legte den vornehmsten Stücken desselben schon früh eine symbolische Bedeutung bei, die dann dem ganzen Schmuck zugleich eine höhere, kirchliche Weihe verlieh. Es sind (in der Reihenfolge, wie sie dem Kaiser überreicht wurden) folgende Stücke: 1. die Strümpfe od. Tibialien aus gewebtem rothen Seidenstoff mit goldgestickten Ornamenten, angefertigt in Sizilien im 12. Jahrh.; 2. die Sandalen, mit schmalen Bandstreifen auf dem Fuß befestigt, aus rother Seide mit reicher Gold- u. Perlenstickerei, auffallend klein, aus derselben Zeit; 3. der Talar od. die tunica talaris, aus stark geköpertem, ungemustertem, dunkelviolettem Seidenstoff, unten am Saum reich mit Gold gestickt u. an der Einfassung der Aermel mit Gold- u. Perlenstickerei u. emaillirten Goldblechen, wol auch aus derselben Zeit; 4. die Alba, ein weites Obergewand aus weißem Seidentaffet, an allen Säumen reich gestickt mit Gold u. Perlen, durch maurische Künstler in Palermo 1181 verfertigt; 5. der Gürtel zur Aufschürzung der Alba, mit breiter Goldborte u. grotesken Thiergestalten; 6. die Stola, aus dem 14. Jahrh., ein Goldgewebe mit Arabeskenmustern, in deren Medaillons sich Reichsadler in schwarzem Gewebe zeigen; 7. ein zweiter Gürtel für diese Stola, aus blauer Seide mit Perlenstickerei u. Filigran; 8. die Tunicella, wol auch aus dem 14. Jahrh., am äußeren Rande mit gestickten Figuren der israelitischen Könige; 9. der Krönungsmantel, mit kufischen Inschriften, gefertigt im J. 1163 für den Normannenkönig Robert Guiscard, ein Meisterwerk der Perlen- u. Goldstickerei sowie der Email-, Niello- u. Filigranarbeit; 10. die Handschuhe, aus rothem Seidenstoff genäht, auf der inneren Handfläche gestickt, auf der äußeren mit reicher Stickerei u. emaillirten Goldblechen; 11. die Krone Karl's d. Gr. od. die Krone des Röm. deutschen Kaiserreichs (Abb. s. Bd. III S. 958), ihrem Hauptbestandtheil nach im 11. Jahrh. im südl. Italien entstanden, eine runde Kappe, umgeben von acht Schildchen, vier derselben nur mit Edelsteinen u. Perlen geschmückt, vier mit Emailfiguren eines sitzenden Christus, König Hiskias, Jesaias, David u. Salomo; 12. drei Schwerter, nämlich das angeblich dem Kaiser Karl vom Khalifen Harun ar-Raschid geschenkte, das aus der Normannenzeit in Sizilien herstammende u. das des heil. Mauritius, das auf der Scheide in Basrelief die Könige Israels u. Juda's zeigt; 13. der Reichsapfel, bes. werthvoll in dem auf der Kugel stehenden Kreuz; 14. zwei Scepter; 15. das Evangelienbuch, das nach der Tradition bei der Eröffnung des Grabes Karl's d. Gr. auf dessen Knieen lag, mit Goldbuchstaben geschrieben; 16. ein Reliquienkästchen aus dem 7. Jahrhundert.

Reichslande hießen alle zum vormaligen Deutschen Reiche gehörigen Territorien u. Gebiete, u. zwar nicht blos die ausschließend von Deutschen bewohnten, sondern z. B. auch Böhmen, Mähren, Schlesien u. Kärnten. Jetzt bezeichnet man mit diesem Namen vorzugsweise die von Frankreich zurückerworbenen Provinzen Elsaß u. Lothringen, weil sie noch unmittelbar von der deutschen Reichsregierung verwaltet werden.

Reichsritterschaft ist die Bezeichnung für die Gesammtheit der adligen Familien in Schwaben, Franken u. am Rhein, welche von der fürstlichen Landeshoheit freigeblieben waren u. unmittelbar unter dem Römisch-deutschen Kaiser standen, aber wegen des geringen Umfangs ihrer Besitzungen weder die volle Landeshoheit noch die Reichsstandschaft für ihre Person erlangt hatten. Dadurch, daß sie zur Behauptung ihrer Reichsfreiheit unter einander Bündnisse abschlossen u. im 16. Jahrh. dafür die kaiserliche Anerkennung auswirkten, war der Grund zu einer eigenen körperschaftlichen Verfassung gelegt. Die R. vertheilte sich über drei Ritterkreise, die nach den dafür bestehenden Ritterordnungen wieder in Kantone od. Orte zerfielen. Jeder Kreis hatte einen Direktor u. allen drei Kreisen stand ein Generaldirektorium vor; die Geschäfte der Kantone besorgten eigene Ritterhauptleute mit beigegebenen Ritterräthen. Zur Beschlußfassung über gemeinschaftliche Angelegenheiten wurden zuweilen Generalversammlungen (Rittertage) abgehalten. Für die ursprünglich aus dem Vasallenverhältniß hervorgehende Verpflichtung zu Lehndiensten zahlte die R. dem Kaiser eine Geldentschädigung (subsidium charitativum). In seinem Gebiete übte jedes Mitglied der Gemeinschaft die Patrimonialgerichtsbarkeit (s. d.) u. alle vertragsmäßigen od. hergebrachten grundherrlichen Rechte; neue Steuern konnten jedoch den Unterthanen nur mit Genehmigung des Kantonausschusses auferlegt werden, welcher auch neben den Reichsgerichten die Berufungs- u. Beschwerde-Instanz bildete. Im Reichstage war den drei Ritterkreisen je eine Gesammt- od. Kuriatstimme vorbehalten. Mit dem Untergange des alten Reiches verloren die Reichsritter ihre bevorzugte Stellung, indem sie von den benachbarten Souveränen gezwungen wurden, deren Landeshoheit anzuerkennen u. damit in die Reihe der Mediatisirten (s. d.) zu treten.

Reichsstädte od. königliche Städte hießen die städtischen Gemeinwesen, welche keine fürstliche Landeshoheit über sich anerkannten, sondern unter dem Römisch-deutschen Kaiser sich selbst regierten u. Stimmberechtigung auf den Reichstagen besaßen. Diese Reichsfreiheit kam den noch aus der Römerzeit stammenden Städten, ingleichen den auf Krongütern od. um Reichsburgen herum entstandenen, von Alters her zu. Andere Städte erwarben die unmittelbare Beziehung zum Reiche erst nachgehends dadurch, daß sie der von geistlichen od. weltlichen Herren geübten Schutzgewalt in zum Theil langwierigen Fehden od. infolge des Aussterbens des herrschenden Geschlechts od. durch Ablösung od. durch kaiserliche Freibriefe ledig wurden. Umgekehrt kamen wieder solche Städte durch Verpfändung von Seiten der Kaiser an benachbarte Territorialherren (so Altenburg, Zwickau, Chemnitz), durch Schenkung (so Donauwörth) od. Usurpation (so Erfurt) unter die Landeshoheit; noch andere, wie die R. im Elsaß, wurden auswärtigen Feinden zur Beute. Bei dem Zerfall des Römisch-deutschen Reichs waren noch R. Köln, Aachen, Worms, Speyer, Frankfurt a. M., Wetzlar, Friedberg, Regensburg, Augsburg, Nürnberg, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Nördlingen, Schwäbisch-Hall, Rottweil, Ueberlingen, Heilbronn, Gemünd, Memmingen, Dünkelsbühl, Biberach, Rothenburg a. d. Tauber, Lindau, Ravensburg, Schweinfurt, Kempten, Windsheim, Kaufbeuern, Weil, Wangen, Isny, Pfullendorf, Offenburg, Leutkirchen, Wimpfen, Weißenburg im Nordgau, Giengen, Gengenbach,

Zell, Buchhorn, Alen, Buchau, Bopfingen, Mühlhausen, Nordhausen, Dortmund, Goslar, Bremen, Hamburg u. Lübeck, zusammen 51. Von diesen kamen Worms u. Speyer infolge des Lüneviller Friedens an Frankreich, 41 andere R. mußten das 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß (s. d.) genährte Verlangen benachbarter Fürsten nach Gebietserweiterungen befriedigen. Augsburg u. Nürnberg fielen 1806 nach der Stiftung des Rheinbundes an Bayern, mit Frankfurt ward der Kurerzkanzler von Dalberg entschädigt u. die drei Hansestädte verleibte endlich Napoleon seinen Departements der Elb- u. Wesermündungen ein. Nur die letztgenannten sowie Frankfurt a. M. erlangten 1815 wieder die Anerkennung als freie Städte des Deutschen Bundes, u. jetzt sind, nachdem Frankfurt 1866 mit Preußen vereinigt wurde, blos noch Hamburg, Lübeck u. Bremen als freie Städte des neuen Reiches vorhanden.

Reichsstände heißen die Körperschaften, welche den Regenten bei wichtigen Staatsangelegenheiten berathen u. die Gültigkeit seiner Beschlüsse von ihrer Zustimmung abhängig machen. Es gehören zu ihnen der Adel, die Geistlichkeit, Vertreter der Städte u., wiewol nur ausnahmsweise, wie in Schweden, Abgeordnete der Bauernschaft. Da ihre Mitwirkung hauptsächlich auf die Wahrung ihrer Privilegien ausgeht, so können sie als Volksvertretungen in heutigem Sinne nicht angesehen werden. Im Röm.-deutschen Reiche waren R. bis zum Reichsdeputationshauptschluß (s. d.) die geistlichen u. weltlichen Kurfürsten (s. d.), die sonstigen geistlichen u. weltlichen Fürsten, unter jenen ein Erzbischof, 9 Bischöfe, 4 Aebte, 3 Propsteien, der Hoch- u. Deutschmeister, der Johannitermeister, der Bischof von Osnabrück, zu dessen Rechten auch Evangelische gelangen konnten, der Fürstbischof von Lübeck aus dem evangelischen Hause Holstein-Gottorp, daneben 35 weltliche Fürsten. Ferner besaßen die Reichsunmittelbarkeit 20 Prälaten von Abteien u. Stiften, 2 Komthure des Deutschen Ordens, 11 Aebtissinnen, 4 weibliche Stifte evangelischer Konfession, 103 Grafen u. freie Herren. Hierzu kamen noch 51 Reichsstädte (s. d.), so daß sich die Gesammtheit der Landesherrschaften mit Reichsstandschaft auf 266 belief.

Reichstadt, Herzog von, s. „Napoleon II."

Reichstag (comitia, diaeta) ist die Versammlung der Stände od. der Volksvertreter in einem größeren Staatswesen. Als Ständeversammlungen (s. „Reichsstände") sind die alten franz. Generalstaaten, die span. Cortes, der frühere deutsche, polnische, ungar. R., u. bis auf verhältnißmäßig neuere Zeit herab selbst das engl. Parlament (s. d.) zu bezeichnen, während die franz. Kammern, das italienische Parlament, der neue österr. Reichsrath u. ungar. R., am entschiedensten aber der nunmehrige deutsche R. die Eigenschaft von Volksvertretungen haben. In den R.en des Römisch-deutschen Reichs setzten sich ursprünglich die Rathsversammlungen fort, welche die fränkischen Könige bei Gelegenheit der jährlichen Heerschau über die kriegspflichtigen Freien u. die Gefolgschaften der großen Dienstherren abhielten. Schon unter den sächs. Kaisern hatte sich aber das Lehnwesen so weit entwickelt, daß bei solchen Zusammenkünften, die das Reichsoberhaupt auf Rundreisen nach einer Stadt ausschrieb, nicht alle echt Freien, sondern nur die Fürsten u. Lehnsherren sowie die höhere Geistlichkeit über wichtige Angelegenheiten ihre Stimme abgaben. Während des langen Zwischenreichs nach dem Tode Konrad's IV. bis zur Wahl Rudolf's von Habsburg (1254—73) erwarben jedoch die Bemühungen der Gegenkaiser, bes. Richard's von Cornwallis, um Bundesgenossenschaften den Reichsstädten (s. d.) einen solchen bestimmenden Einfluß, daß sie sich als eigener Stand auf den R.en behaupteten. Die Rechte des R.s u. seiner Mitglieder, welche von vornherein nur auf dem Herkommen beruhten, wurden nachmals durch die Goldene Bulle von 1356, spätere Wahlkapitulationen (s. d.) u. den Westfälischen Frieden von 1648 schärfer festgestellt. R.e konnte nur der Kaiser ausschreiben; als Versammlungsort ward dabei eine bischöfliche od. Reichsstadt bezeichnet. Nachdem die Jahrhunderte lang bestandene Uebung, wonach der Kaiser den R. mit den persönlich anwesenden Reichsständen abhielt, seit dem 17. Jahrh. in Abgang gekommen u. die Beschickung mit Stellvertretern zur Regel geworden war, blieb der 1663 nach Regensburg berufene R. bis zum Untergang der römisch-deutschen Herrlichkeit ohne Unterbrechung beisammen, u. die Verhandlungen wurden seitdem durch das immer wiederkehrende Einholen von neuen Weisungen der Auftraggeber unendlich verschleppt. Ueber jede der Entscheidung des R.s unterbreitete Sache wurde zunächst im Kurfürstenrathe, dann im Fürstenrathe, der aus den geistlichen u. weltlichen Fürsten, welche die Kurwürde nicht erlangt, den Prälaten, Grafen u. Herren bestand, u. zuletzt im Kollegium der Städte verhandelt. Im Fürstenrathe kamen den Prälaten sowie den Grafen u. Herren (s. „Reichsritterschaft") keine Stimme für ihre Person, sondern blos Gesammt- od. Kuriatstimmen, jenen zwei, diesen vier zu, über die sie sich unter einander zu verständigen hatten. Wenn Angelegenheiten zur Berathung kamen, welche die Gleichberechtigung einer der beiden anerkannten Religionsparteien in Frage zu stellen schienen, bildete der R. mittels der sog. itio in partes nur zwei Kollegien, das corpus evangelicorum et catholicorum, welche einander die Wage hielten. Ein übereinstimmender Beschluß aller Reichstagskollegien hieß Reichsgutachten, u. ein solches wurde durch kaiserliche Genehmigung zum Reichsschlusse. Sämmtliche auf einem R.e zu Stande gebrachten Reichsschlüsse vereinigte dann, wenn die Versammlung auseinander ging, ein zusammenfassender Reichsabschied. Es geschah dies 1654 zum letzten Male, woher sich die Benennung Jüngster Reichsabschied für die damals ergangene Zusammenstellung ergiebt. — Im neuen Deutschen Reiche geht der alljährlich einzuberufende R. aus allgemeinen u. direkten Wahlen der Reichsbürger hervor. Derselbe ist aller drei Jahre zu erneuern, kann aber auch vorher nach einem vom Kaiser genehmigten Beschlusse des Bundesrathes unter Ausschreibung von Neuwahlen aufgelöst werden. Die Abgeordneten (zur Zeit 382) sind Vertreter des gesammten Volkes u. an Aufträge u. Weisungen ihrer Wähler nicht gebunden. Sie üben mit dem Bundesrathe das Gesetzgebungsrecht aus u. sind auch befugt, innerhalb der Zuständigkeit des Reiches Gesetze vorzuschlagen sowie etwaige, an den R. gerichtete Bittgesuche dem Bundesrathe beziehentlich dem Reichskanzler zu überweisen.

Reichsthaler, eine ältere, jetzt fast ganz außer Kurs gekommene Silbermünze mehrerer deutscher u. außerdeutscher Staaten. Zu nennen sind: 1. der preuß. zu 24 guten Groschen, 22,272 Gr. schwer u. 750 Tausendtheile fein, = 3 Mk.; 2. der dän. Rigsdaler zu 96 Schilling, 14,447 Gr. schwer u. 875 fein, = 2 Mk. 25 Pf.; 3. der Hamb. zu 3 Mk. à 16 Schill. Banco, 29,232 Gr. schwer u. 888⁸⁄₉ fein, = 4 Mk. 60 Pf.; 4. der holländ. Rijksdaalder zu 2½ Fl. à 100 Cents, 25 Gr. schwer und 945 fein, = 4 Mk. 25 Pf.; 5. der schwed. Rixdaler à 100 Oere, 8½ Gr. schwer u. 750 fein, = 1 Mk. 12½ Pf.; der R. Species à 48 Schilling Species, 29,23 Gr. schwer u. 875 fein, = 4 Mk. 60 Pf., u. 6. der poln. zu 6 Gulden, 22,927 Gr. schwer u. 718¾ fein, = 2 Mark 80 Pf.

Reichsunmittelbarkeit. Mit diesem Ausdruck ward die rechtliche Stellung der Reichsstädte sowie derjenigen Mitglieder des Fürsten- od. Herrenstandes bezeichnet, welche von der Landeshoheit anderer Fürsten freigeblieben u. gleich den Landesherren dem Kaiser u. dem Reiche allein untergeben waren. Viele Reichsunmittelbare sind bei der Auflösung des Römisch-deutschen Reiches der Souveränetät benachbarter Landesherren unterworfen, mittelbar gemacht od. mediatisirt worden.

Reichsverfassung ist der Name für die rechtliche Ordnung eines Reiches, insbes. des Deutschen. Wenn frühere Geschichtschreiber u. Staatsrechtslehrer die Verfassung des alten Deutschen Reiches, wie dieselbe im Laufe der Zeit durch kaiserliche Bewilligungen, Reichsgesetze, Friedensschlüsse u. sonstige Verträge ausgebildet worden war, als sinnreiches Kunstwerk bewunderten, so genügt schon der Hinweis auf die politische Unfruchtbarkeit, zu welcher die Nation seit dem Westfälischen Frieden verurtheilt war, u. auf den plötzlichen ruhmlosen Zerfall der verschlungenen Schöpfung zur Abfertigung jener befangenen Anschauungen. Das Reich war ein lockerer Bund eigenwilliger Souveräne (s. „Reichsstände"), welche sich durch ihr Vasallenverhältniß zu dem nur für seine Person erwählten Kaiser von feindseligen Bündnissen mit dem Auslande nicht abhalten ließen, ihre Pflichten gegen das Reich nur lässig od. gar nicht erfüllten, kein kraftvolles oberstes Regiment aufkommen ließen, ihre Landesgesetzgebungen über die Reichsgesetzgebung stellten u. damit jenen Zustand der Zerfahrenheit u. gegenseitigen Haders begründeten, über den Deutschland endlich jetzt hinausgewachsen ist. Erst nachdem die fortschreitende politische Reife das Einheitsbewußtsein des Volkes gestärkt hatte, drang der Gedanke durch, daß nur die Einsetzung eines erblichen Kaiserthums der Hohenzollern, die Ausscheidung Oesterreichs, des vielsprachigen, u. die Beschränkung der fürstlichen Souveränetäten Deutschland wieder auf gleiche Höhe mit den größeren benachbarten Staatswesen bringen könne. Die nach diesen Gesichtspunkten vom Frankfurter Parlament (s. „Parlament") 1848 u. 1849 ausgearbeitete R. blieb zwar nur Entwurf, da Friedrich Wilhelm IV. die blos von einer kleinen Mehrheit ihm zuerkannte Kaiserkrone ausschlug u. selbst die Wiederbelebung des unvolksthümlichen Deutschen Bundes guthieß. Allein der damals mit einer angemessenen Form umkleidete Grundgedanke wirkte befruchtend fort, u. als der immer mehr gesteigerte Gegensatz zwischen Preußen u. Oesterreich 1866 nach kurzem Kriege die Absonderung Oesterreichs u. den Norddeutschen Bund unter preußischer Führung zuwege gebracht hatte, ward die am 27. April 1867 vereinbarte Verfassung des Norddeutschen Bundes während des Deutsch-französischen Krieges am 10. Dez. 1870 im Norddeutschen Reichstage auf Antrag des Bundesrathes zur Verfassung des neuen Deutschen Reichs erweitert, welchem Baden u. Württemberg im Laufe dess. Monats, Bayern aber erst Ende Jan. 1871 beitraten. Am vorhergegangenen 18. Januar hatte König Wilhelm die ihm von sämmtlichen regierenden deutschen Fürsten nach Maßgabe der R. angetragene vererbliche Kaiserwürde in seinem Hauptquartier zu Versailles angenommen.

Die nunmehr neu redigirte Verfassung des Deutschen Reiches erlangte am 14. April die Genehmigung des erweiterten Reichstages u. ward in dieser Gestalt zwei Tage später veröffentlicht. Dem neuen, aus 4 Königreichen, 6 Großherzog., 4 Herzog., 8 Fürstenthümern u. 3 Freien Städten (Reichsstädte) gebildeten Reiche steht der Kaiser vor. Unter ihm üben der aus Vertretern der Einzelregierungen zusammengesetzte Bundesrath unter dem Vorsitz des vom Kaiser zu ernennenden Reichskanzlers od. seines Stellvertreters u. der aus allgemeinen Volkswahlen hervorgehende Reichstag das ausschließende Gesetzgebungsrecht hinsichtlich der Bestimmungen über Freizügigkeits-, Heimats- u. Niederlassungsverhältnisse, Staatsbürgerrecht, Paßwesen u. Fremdenpolizei, Gewerbebetrieb einschließlich des Versicherungswesens, Kolonisation u. Auswanderung nach außerdeutschen Ländern, ferner die Zoll- u. Handelsgesetzgebung u. wegen der für Zwecke des Reiches zu verwendenden Steuern die Ordnung des Maß-, Münz- u. Gewichtssystems nebst Feststellung der Grundsätze über die Ausgabe von Papiergeld. Dem Reiche sind desgleichen vorbehalten die allgemeinen Bestimmungen über Bankwesen, Erfindungspatente, Schutz des geistigen Eigenthums, die Organisation eines gemeinsamen Schutzes des deutschen Handels im Auslande, der deutschen Schiffahrt u. ihrer Flagge zur See sowie der gemeinsamen konsularischen Vertretung, die Ordnung des Eisenbahnwesens, die Herstellung von Land- u. Wasserstraßen im Interesse der Landesvertheidigung u. des gemeinsamen Verkehrs, der Flößerei- u. Schiffahrtsbetrieb auf den mehreren

Nr. 1581. Fischreiher und Silberreiher

Staaten gemeinsamen Wasserstraßen u. der Zustand der letzteren sowie die Fluß- u. Wasserzölle, das Post- u. Telegraphenwesen, die Bestimmungen über die wechselseitige Vollstreckung von Erkenntnissen in Civilsachen, über Erledigung von Requisitionen u. über die Beglaubigung von öffentlichen Urkunden, die gemeinsame Gesetzgebung über das Straf-, Civil-, Handels- u. Wechselrecht u. das gerichtliche Verfahren, das Militärwesen u. die Kriegsmarine, Maßregeln der Medizinal- u. Veterinärpolizei, die Bestimmungen über Presse u. Vereinswesen. Während Preußen mehr Abgeordnete als die übrigen Staaten zusammengenommen in den Reichstag entsendet, stehen ihm von den 58 Stimmen im Bundesrathe nur 17 zu. Der Kaiser hat das Reich völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Reiches Krieg zu erklären u. Frieden zu schließen, Bündnisse u. andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte zu beglaubigen u. zu empfangen, den Bundesrath u. Reichstag zu berufen, zu eröffnen, zu vertagen u. zu schließen, die Reichsgesetze zu verkünden u. deren Ausführung zu überwachen, die Reichsbeamten zu ernennen, die vom Bundesrath beschlossene Exekution gegen Bundesglieder, wenn sie ihren verfassungsmäßigen Bundespflichten nicht genügen, zu vollstrecken. Er führt den Oberbefehl über das Reichsheer, bedarf aber zu Kriegserklärungen der Zustimmung des Bundesrathes, außer wenn Angriffe auf das Reichsgebiet od. dessen Küsten erfolgen. Ebenso ist die Einwilligung beider gesetzgebenden Körper zu Verträgen mit auswärtigen Staaten erforderlich, falls darin über Angelegenheiten Vereinbarung getroffen ist, welche in das Bereich der Reichsgesetzgebung gehören. Der Ertrag der Zölle, der Salz-, Branntwein- u. Biersteuer, der Besteuerung des im Bundesgebiete erzeugten Tabaks u. Zuckers, ingleichen die Ueberschüsse aus der Postverwaltung, fließen in die Reichskasse, deren namentlich durch den Militär- u. Marinebedarf bedeutend in Anspruch genommene Kräfte noch durch entsprechende Matrikularbeiträge der Einzelstaaten zu verstärken sind.

Reichsverweser (provisores od. vicarii imperii), d. h. Vertreter des Reichsoberhauptes in den gewöhnlichen Angelegenheiten, waren im Römisch-deutschen Reiche bei Thronerledigungen der Kurfürst von Sachsen als Erzmarschall für Ober- u. Niedersachsen u. Westfalen, der Kurfürst von der Pfalz als Hofrichter des Kaisers am Ober- u. Niederrhein, in Franken u. Schwaben; Oesterreich u. Bayern nahmen das Reichsvikariat für ihre Erblande selbst in Anspruch. — Dem 1848 von dem Frankfurter Parlament unternommenen Versuche, eine Reichsregierung herzustellen, waren Oesterreich u. die meisten deutschen Souveräne Anfangs nicht abhold, u. der Oheim Kaiser Ferdinand's, Erzherzog Johann, nahm die Wahl zum R. an. Als jedoch die endlich zu Stande gebrachte, Oesterreich mißfällige Reichsverfassung (s. d.) auch von Preußen abgelehnt wurde, legte er nach kaum halbjähriger Wirksamkeit sein Amt nieder.

Reif ist ein gefrorner, schneeartiger Niederschlag an der Erdoberfläche, der ebenso wie der Thau (s. d.) dadurch entsteht, daß Nachts bei wolkenlosem, klarem Himmel die Erdoberfläche durch Wärmeausstrahlung stärker abkühlt, als die unmittelbar darüber liegende Luftschicht, sodaß die Wasserdämpfe derselben sich verdichten u. entweder in flüssiger (Thau) od. in fester Form (R.) niederschlagen. Beim R. muß die Abkühlung bis unter den Gefrierpunkt des Wassers gehen, beim Thau hingegen nicht.

Reifrock. Irrthümlich schrieb man sonst die Erfindung des R.es nach einer Stelle des Horaz (Sat. I, 2, 96) den Römern zu u. glaubte, die röm. Damen hätten einen solchen unter der palla getragen. Indessen haben die Spanier auf die Priorität dieser Erfindung Anspruch. Es war bei ihnen ein runder Rock (später von Roßhaaren), der von den Hüften bis zu den Knieen reichte u. durch Fischbein od. Rohrstäbe seine Steifheit erlangte. Darüber trug man das eigentliche Staatskleid (vgl. auch z. B. „Don Quixote", Bd. II, K. 94). Aus Spanien kam diese Mode nach Frankreich, wo man sie verdugales (d. h. Tugendschutz) u. seit 1718 später paniers (d. h. Körbe) nannte, u. wo nam. zur Zeit der Ligue zahlreiche Spottgedichte gegen diese neue Mode, welche auch Rabelais im „Gargantua" (I, 56) bereits bewitzelte, herauskamen. Im 17. Jahrh. kam diese Mode in Vergessenheit, tauchte aber zu Anfang des 18. Jahrh. wieder auf, um endlich im J. 1759 durch die Schauspielerinnen Clairon u. Hus öffentlich in die Acht erklärt zu werden, bis wieder 100 Jahre später die Kaiserin Eugenie (1856) dieselbe als crinoline wieder zu Ehren brachte, ohne ihr aber ein langes Leben (bis 1865) sichern zu können. Allerdings unterschied sich der R. des 16. Jahrh. von letzterer, da jener ohne alle Falten über sein Untergestell ausgespannt war, so daß die Dame, welche ihn trug, einer umgestürzten Glocke od. einem Pokale (z. B. die sog. Jungfrauenbecher) ähnlich war. Nach Deutschland kam diese Mode um die Mitte des 16. Jahrh. u. die Magdeburger Kleiderordnung von 1583 verbreitet sich weitläufig über ihn; doch ward er schon 1612 durch die sächsische u. 1619 durch die braunschweigisch-lüneburgische Kleiderordnung beseitigt. Wie in Frankreich tauchte er um 1714 auch in Deutschland wieder auf u. gab ebenso wie dort Gelegenheit zu einer literarischen Fehde, hielt sich auch bis zum J. 1770, bis ihn Kaiser Josef vom Wiener Hofe offiziell verbannte. Man nannte die größeren zuletzt Konsiderationen, die kleineren Baleinen. Zum dritten Male führte ihn deutsche Nachahmungssucht im J. 1856 wieder ein, allein noch lange vor dem Franz. Kriege von 1870 war er schon wieder vergessen. Vergl. A. de la Fizelière, „Histoire de la Crinoline du temps passé" (Paris 1859), u. F. W. Genthe, „Schutz- u. Trutzrede für die Krinoline" (Eisl. 1859).

Reihe, in der Mathematik so viel wie Progression (s. d.).

Reiher (Ardea), eine Gattung von Sumpfvögeln mit geradem, zugespitztem, seitlich etwas zusammengedrücktem, über kopflangem Schnabel, dessen Nasenlöcher spaltenförmig in einer bis zur Schnabelwurzel auslaufenden Furche liegen, u. mit kammartig gezähnelter Mittelkralle. Sie leben an Flüssen u. Seen, den Fischereien zum Schaden. Die langen, von Hals u. Rücken herabhängenden Federn stehen im Orient u. bei den Indianern Amerika's, wie früher beim europ. Adel, als Kopfschmuck in hohem Ansehen. Die gemeinste europ. Art ist der Fischreiher (Ardea cinerea). Er sieht bläulich-aschgrau, unten weiß aus, Scheitel u. ein Federbusch am Hinterkopfe sind schwarz. Es ist der R., der früher vielfach mit Falken gejagt wurde (Reiherbeize). Er verbreitet sich über den größten Theil der östl. Halbkugel, geht aber vom Oktober bis zum März nach

dem Süden; sein nicht sehr wohlschmeckendes, wenn auch genießbares Fleisch ist wol blos in England geschätzt worden. In Südeuropa, Asien u. Afrika lebt der große Silberreiher od. Egretta (Ardea aegretta) von rein weißer Farbe mit gelblichem Schnabel, u. der kleinere schwarzschnabelige „kleine" Silberreiher (Ardea garzetta). Beide nisten in Ungarn (Reiherinsel Semlin) u. liefern den kostbarsten Federschmuck. Zu den R.n gehört auch die Rohrdommel (Ardea stellaris), welche einen dickern, kürzeren Hals mit seitlich abstehenden Federn hat; sie ist außerdem durch eine ockergelbe Färbung mit schwarzbrauner Zeichnung u. schiefergraue, rostfarbig gebänderte Schwingen gekennzeichnet. Nach ihrer gebrüllartigen Stimme („u prumb") wird sie auch Meerochse genannt. Sie bewohnt die Sümpfe u. Schilfufer des nördl. Europa bis Schweden, u. Sibiriens bis zur Lena, zieht im September südl. u. kehrt im April wieder zurück. Auch der Nachtrabe (Ardea nycticorax) zählt zu den R.n, ein oben schwarzer, unten weißer Vogel Südeuropa's u. des südl. wie des nördl. Amerika, der sich vom April u. Mai bis zum September od. Oktober in Deutschland aufhält u. von seinem nächtlichen, rabenartigen Geschrei den Namen erhielt. Seine Kopffedern werden theuer bezahlt u. bes. von den Türken als Turbanschmuck verwendet.

Reim nennt man den Gleichklang der Schlußsilben zweier od. mehrerer einander entsprechender Verse od. auch der Verstheile, nam. der Vershälften (Binnenreim). In Bezug auf das Silbenverhältniß hat man drei Arten des Reimes zu unterscheiden: 1. der männliche od. stumpfe R., d. i. der Gleichklang von zwei od. mehreren, ein Wort bildenden od. ein Wort schließenden betonten Silben, z. B. rund — gesund — wund, Licht — Gewicht — Verzicht; 2. der weibliche od. klingende R., d. i. der Gleichklang von je zwei ein Wort bildenden od. ein Wort schließenden Silben, deren erste betont ist, z. B. Reben — vergeben — Bestreben, Gewalten — schalten — erhalten; 3. der gleitende R., d. i. der Gleichklang von je drei ein Wort bildenden od. ein Wort schließenden Silben. Diese letztere Art des Reimes wird im Deutschen gar nicht od. doch nur in ganz vereinzelten Fällen angewandt, sie ist aber z. B. im Italienischen nicht selten. In Bezug auf den Gleichklang der in Frage kommenden Vokale kann der Reim mehr od. weniger vollkommen sein; er ist vollkommen od. echt od. rein, wenn die betreffenden Vokale den völlig gleichen Laut darstellen (z. B. Gewicht — Verzicht), unvollkommen od. unecht od. unrein dagegen, wenn die betreffenden Vokale nicht den gleichen, sondern nur einen ähnlichen Laut zeigen (z. B. Gewicht — Gerücht, Freude — Kleide). — Der R. ist ein in fast allen modernen Kultursprachen angewandtes, in einigen, wie z. B. in der franz., sogar unentbehrliches Hülfsmittel der poetischen Diktion. In der Literatur des klassischen Alterthums blieb der R. von der poetischen Sprache ausgeschlossen; sein vereinzeltes Vorkommen in derselben ist wol nur ein zufälliges. Allgemeinere Verwendung fand der R. erst, als (im 5. u. 6. Jahrh.) der quantitirende Vers mit dem accentuirenden vertauscht worden war, d. h. als die Verse nicht mehr nach dem Wechsel von Länge u. Kürze, sondern nach dem Wechsel von Betonung u. Tonlosigkeit der einzelnen Silben gebaut wurden, u. in ausgedehnterer u. glanzvoller Weise ward er zuerst in christlich-lateinischen Kirchenliedern (Hymnen 2c.) gebraucht. Aus dieser über ganz Westeuropa verbreiteten Kirchenpoesie drang er dann in die roman. u. german., später auch in die slavischen Landessprachen ein u. ersetzte in ihnen die bis dahin üblichen poetischen Hülfsmittel der Assonanz (s. d.) u. der Alliteration (s. d.). Die erste westeurop. Literatur, welche dem R.e nicht nur das volle Bürgerrecht verlieh, sondern auch seiner Ausbildung eine große, ja oft übertriebene Pflege widmete, war die provençalische. — Auch die oriental. Völker kennen u. brauchen den R., u. einige derselben, wie z. B. nam. die Araber, haben ihn auf das Feinste ausgebildet. Die früher verbreitete Annahme aber, daß der R. aus dem Oriente durch die Araber nach Westeuropa übertragen worden sei, muß als unwahrscheinlich u. unbeweisbar bezeichnet werden.

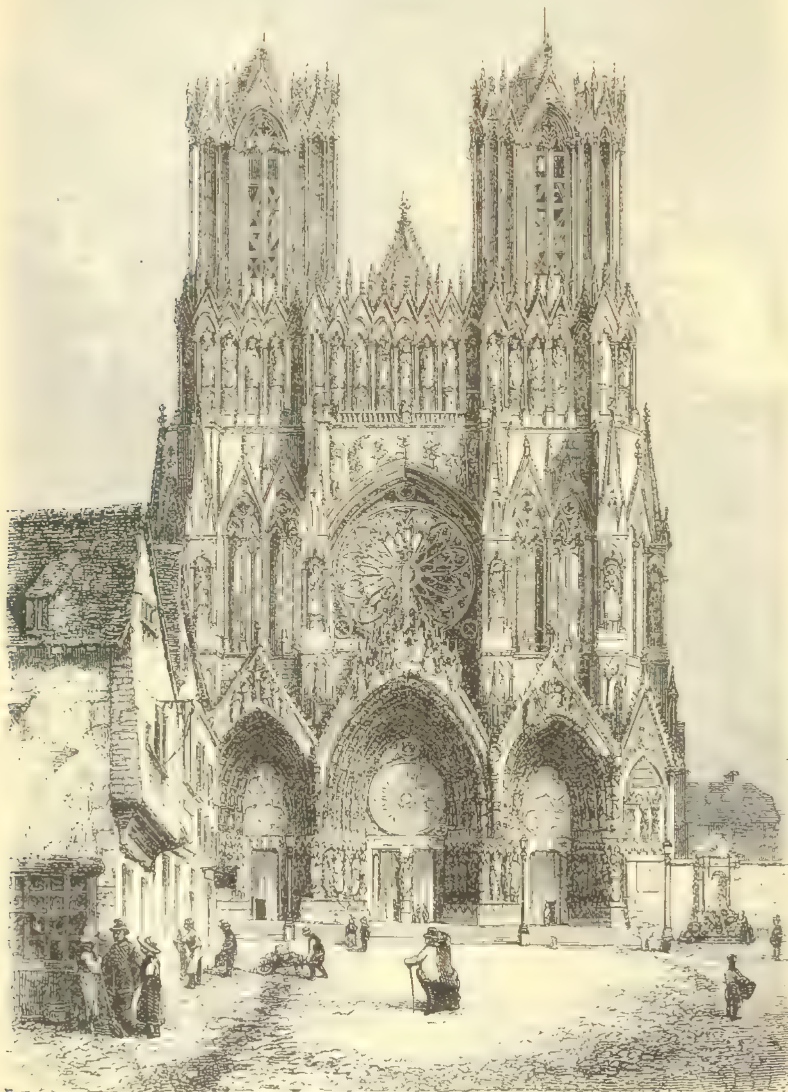
Reimarus, Hermann Samuel, deutscher Gelehrter, berühmt als Verfasser der sog. „Wolfenbüttler Fragmente" (s. „Fragmente"), geb. 22. Dez. 1694 zu Hamburg; studirte seit 1714 zu Jena Theologie u. Philosophie, habilitirte sich 1716 zu Wittenberg in der philosophischen Fakultät u. wirkte hier mit Unterbrechung durch Reisen nach Holland u. England (1719—22) bis 1723, in welchem Jahre er das Rektorat in Wismar übernahm. 1728 siedelte er als Professor der oriental. Sprachen am Hamburger Gymnasium dorthin über u. starb daselbst 1. März 1768. Von seinen zahlreichen Schriften, die in theologischer Hinsicht den Standpunkt der sog. Aufklärung vertreten, sind außer der umfänglichen Handschrift auf der Hamburger Rathsbibliothek, welcher die „Fragmente" entnommen sind, bes. zu nennen: „Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" (zuerst Hamb. 1754) u. „Die Vernunftlehre" (Hamb. 1756 u. öfter).

Reimer, Georg Andreas, Buchhändler, geb. zu Greifswald 27. Aug. 1776; begründete im Juni 1800 mit sehr bescheidenen Mitteln eine Buchhandlung in Berlin, wußte aber sehr bald sich u. seinem Geschäft Achtung u. Vertrauen zu erwerben, so daß er auch die schwere Zeit der Napoleonischen Herrschaft zu überstehen vermochte. Er selbst trug zur Förderung der nationalen Erhebung sein Theil bei, denn sein Haus wurde ein Versammlungsort der Patrioten u. der Besten seiner Zeit; Männer wie Fichte, Arndt, Schleiermacher, Niebuhr u. Cornelius standen mit R. in freundschaftlichem Verkehr. 1813 trat auch er, obgleich verheirathet, in das Heer. Nach dem Frieden widmete er sich aufs Neue mit ganzer Kraft seinem Geschäft u. erhob dasselbe bald zu einer Buchhandlung ersten Ranges. Auch erweiterte er es durch Ankauf der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig, die er jedoch unter ihrer Firma getrennt fortbestehen ließ. Die letzten zwölf Jahre seines Lebens widmete er überdies als Stadtrath einer kommunalen Thätigkeit. Er starb zu Berlin 26. April 1842. — Georg Ernst R., Sohn des Vorigen, geb. zu Berlin 25. Nov. 1804; studirte in Bonn Philologie, trat 1826 in das Geschäft seines Vaters u. führte es nach dessen Tode in seinem Geiste fort. 1851—61 gehörte er als Mitglied der altliberalen Partei dem preuß. Abgeordnetenhause an. Im Interesse dieser Partei gründete er 1858 die „Preuß. Jahrbücher", nachdem er schon 1854 als Anhänger der Schleiermacher'schen religiösen Richtung die „Protest. Kirchenzeitung" ins Leben gerufen hatte. — Karl August R., älterer Bruder des Vorigen, geb. zu Berlin 26. Okt. 1801; übernahm mit seinem Schwager Salomon Hirzel (s. d.; gest. in Halle 9. Febr. 1877) die Weidmann'sche Buchhandlung in Leipzig, unter deren bedeutendsten Verlagswerken insbes. die „Sammlung der griech. u. lat. Schriftsteller" u. Grimm's „Deutsches Wörterbuch" zu nennen sind. — Dietrich R., Bruder der beiden Vorigen, geb. zu Berlin 13. Mai 1818; gründete 1845 eine Sortimentsbuchhandlung in Berlin, legte aber 1848 gleichfalls ein Verlagsgeschäft an, indem er alle von seinem Vater verlegten Kunstsachen u. kartographischen Werke übernahm.

Reimmann od. **Reimann**, Jakob Friedrich, einer der ersten Begründer unserer Literatur-Geschichtschreibung, geb. zu Gröningen (damals im Halberstädtischen) 22. Jan. 1668; studirte Theologie in Jena, wurde, nachdem er mehrere geistliche u. Schulämter bekleidet hatte, 1717 Superintendent in Hildesheim, wo er 1. Febr. 1743 starb. Er wies zuerst auf den Werth u. Nutzen der Gelehrtengeschichte u. Literaturkenntniß hin u. verfaßte selbst den „Versuch einer Einleitung in die historia literaria" (6 Bde., Halle 1708—13), eine „Idea systematis antiquitatis literariae" (Hildesh. 1718) 2c.

Reims od. nach früherer deutscher Schreibung Rheims (spr. Rähngs), eine der blühendsten u. interessantesten Städte Frankreichs, in der Champagne, Hauptort eines Arrondissements im Dep. Marne; liegt in einer von Weinbergshöhen umgebenen Ebene am rechten Ufer der Vesle, eines Zuflusses der Aisne, u. am Aisne-Marnekanal, ist Knotenpunkt von fünf Bahnen: nach Mézières, nach Laon, nach Soissons, nach Epernay u. nach Chalons, u. zählt 71,994 E. (1872). R. ist Sitz eines Erzbischofs, eines Assisenhofes, einer Handels- u. einer Ackerbaukammer, eines Generalhandelsrathes 2c. Die Stadt ist den Franzosen ein ehrwürdiger Ort als Krönungsstadt ihrer Könige, von Philipp August (1179) bis auf Karl X. (1825); nur Heinrich IV. wurde in Chartres, Napoleon I. in Paris, Ludwig XVIII. gar nicht gekrönt. Die Krönung fand statt vor dem Hochaltar der ziemlich im Mittelpunkte der Stadt liegenden Kathedrale, eines der edelsten u. reichsten Werke goth. Stils, 1212 begonnen u. Ende des 13. Jahrh. von Meister Robert von Coucy vollendet. Die glänzende Entwicklung franz. Gothik jener Periode zeigt sich nam. in der prachtvollen Façade mit drei tiefen Portalen, reichem Skulpturenschmuck u. einer 12 m. im Durchmesser haltenden Fensterrose. Krönungsort wurde R. vermuthlich deswegen, weil daselbst die Sainte Ampoule aufbewahrt wurde, d. h. jenes Oelgefäß, welches eine Taube vom Himmel gebracht haben soll, als der heil. Remigius Chlodwig taufte. Der südl. an die Kathedrale anstoßende erzbischöfliche Palast hat eine in Gold u. Farben strahlende Eingangshalle u. eine zierliche Kapelle; hier wohnten die franz. Könige bei ihrer Krönung u. 1429 auch die Jungfrau von Orleans. Andere bedeutende Bauwerke der Stadt sind das Hôtel de Ville, ein schönes Gebäude im Renaissancestil, 1527 begonnen, aber erst 1825 vollendet, mit einer stattlichen Bibliothek u. einem kleinen Museum; ferner die am Südende der Stadt gelegene ehemalige Abteikirche St. Remi, 1041 im roman. Stil begonnen, der goth. Chor u. die Westfaçade

1162—81) das schöne Querschiff, spätgoth. Stils, 1481 gebaut, mit zahlreichen Marmorstatuen im Innern; sodann die neuerdings restaurirte Porte de Mars (Porta Martis), ein Triumphbogen aus spätröm. Zeit, endlich eine Anzahl schöner Privathäuser aus dem 14.—16. Jahrh., darunter die sog. Maison des Musiciens. Die ehemaligen Festungswerke haben Vorstädten u. Anlagen weichen müssen. In einer derselben, dem Bahnhofe gegenüber, steht das Denkmal des 1619 zu R. geborenen Ministers Colbert; nicht weit davon auf der Place Drouet d'Erlon das des ebenfalls aus R. stammenden Marschalls Drouet d'Erlon, auf der von Häusern mit Arkaden im Erdgeschoß umgebenen Place Royale das Standbild Ludwig's XV., eine Kopie desjenigen von Pigalle, welches in der Revolution zerstört wurde. — R. ist der Mittelpunkt einer sehr bedeutenden Textilindustrie u. einer der Hauptsitze der Champagnerfabrikation, deren jährlicher Absatz sich auf mehr als 15 Mill. Frcs. beziffert.



Nr. 1500. Die Kathedrale von Reims.

R. hieß zu Cäsar's Zeit Durocortorum u. war die Hauptstadt der Remi (Civitas Remorum). Der heilige Nicasius erlitt hier 406 als Bischof bei einem Aufstande der Vandalen den Märtyrertod; 496 taufte der Bischof Remigius hier den fränk. König Chlodwig. Später zu Austrasien gehörig, kam R. bei der Theilung des Reiches unter die Söhne Ludwig's des Frommen an Karl den Kahlen u. somit an Neustrien. Ludwig IV. schenkte die Stadt dem erzbischöflichen Stuhl, weshalb nun die Erzbischöfe den Titel Grafen (seit Ludwig VII. Herzoge) von R. führten. Am 13. März 1814 schlug Napoleon hier die Russen unter St. Priest.

Reinbot vom Turn (weniger richtig von Durne), deutscher Dichter, stammte aus Bayern (nicht aus Niederdeutschland, wie man früher glaubte) u. verfaßte neben anderen kleinen Gedichten auf Veranlassung Herzog Otto's des Erlauchten von Bayern (1231—53) u. dessen Gemahlin ein erzählendes Gedicht über die Leiden u. Wunder des heil. Georg, wahrscheinlich nach einer franz. Vorlage (herausgeg. von v. d. Hagen in dessen „Deutsche Gedichte des Mittelalters", Bd. 1). Der Ton des Werkes läßt erkennen, daß R. in Wolfram v. Eschenbach sein Vorbild erblickte.

Reindel, Albert Christoph, bedeutender Kupferstecher, geb. 23. Juli 1784 zu Nürnberg; war Anfangs Schüler von Heinrich Guttenberg, dem er 1803 nach Paris folgte, u. ließ sich dann in seiner Vaterstadt nieder, wo er sich durch die treffliche, stilgemäße Restauration des bekannten „schönen Brunnens" u. anderer Bauten einen ehrenvollen Namen erwarb u. Direktor der dortigen Kunstgewerbeschule sowie Konservator der Bildergalerie wurde. Die von ihm gestochenen Blätter, nam. nach Dürer's Karl d. Gr. u. den vier Aposteln, ferner das Sebaldusgrab nach Peter Vischer ꝛc., zeichnen sich durch die sorgfältigste Vollendung aus. Er starb 27. Febr. 1853 in Nürnberg.

Reinecke, Johann Friedrich, berühmter Schauspieler, geb. zu Helmstädt 4. Nov. 1747; entwich als 14jähr. Knabe aus dem Elternhause u. ging nach Hamburg, wo er zunächst Laufbursche beim Theaterdirektor Ackermann wurde. Nach einigen Jahren versuchte er sich selbst auf der Bühne, spielte bei verschiedenen Wandertruppen in Süddeutschland u. der Schweiz u. kehrte 1770 zur Ackermann-Schröder'schen Gesellschaft nach Hamburg zurück, wo er sein großes, durch Studium u. Nachdenken bereits entwickeltes Talent zur höchsten Entfaltung brachte. Seit 1777 Mitglied, beziehungsweise Regisseur der unter Pasquale Bondini stehenden Gesellschaft in Leipzig, Dresden u. Prag, starb er zu Dresden 4. Nov. 1787. In der Tragödie hatte er sich von dem falschen Pathos der franz. Schule abgewandt, um zur Naturwahrheit zurückzukehren; auch im Konversationsstück waren seine Leistungen musterhaft. Seine Gattin, Sophie **R.,** geb. **Benzig,** gest. zu Petersburg 1788, gehörte gleichfalls zu den besten Schauspielerinnen ihrer Zeit.

Reinecke, Karl, namhafter Komponist u. Klavierspieler, geb. zu Altona 23. Juni 1824; erhielt seine musikalische Ausbildung durch seinen Vater u. trat schon im Alter von 11 Jahren als Klavierspieler öffentlich auf. 1843 machte er seine erste Kunstreise nach Kopenhagen u. Stockholm, lebte dann in Leipzig u. begab sich 1846, zum Hofpianisten des Königs von Dänemark ernannt, wieder nach Kopenhagen, blieb daselbst bis zur Erhebung der Herzogthümer Schleswig-Holstein u. verbrachte den Winter 1848 auf 1849 wieder in Leipzig. Dann lebte er zwei Jahre in Bremen, wurde darauf Lehrer des Klavierspiels an der Rheinischen Musikschule in Köln u. folgte 1854 einem Rufe als Musikdirektor nach Barmen, ging 1859 nach Breslau als Universitäts-Musikdirektor u. Dirigent der Singakademie u. 1860 als Kapellmeister der Gewandhauskonzerte (an Jul. Rietz' Stelle) nach Leipzig. In dieser Stellung sowie als Lehrer des höhern Klavierspiels u. der Komposition am Konservatorium der Musik lebt u. wirkt er gegenwärtig noch. Zahlreiche Kunstreisen (u. a. nach Riga, Paris, London, Pest, Warschau ꝛc.) haben seinen Ruf als treffl. Klavierspieler u. Tonsetzer weit verbreitet. Von seinen im Druck erschienenen Werken, welche sämmtlich edle künstlerische Gesinnung, Feinsinnigkeit u. Meisterhaftigkeit in der Handhabung der Kunstmittel bekunden, seien genannt: die Oper „Manfred", die Operetten „Der vierjährige Posten" u. „Ein Abenteuer Händel's", das Oratorium „Belsazar", zwei Sinfonien, Ouverturen zu „Aladdin" u. Calderon's „Dame Kobold", eine „Friedensfeier" betitelte Ouverture, Musik zu Schiller's „Tell", mehrere Werke für Männer- u. gemischten Chor, Soli u. Orchester, zwei Klavierkonzerte, Konzerte für Violine u. Violoncell, Sonaten für Klavier u. Violine u. Klavier u. Violoncell, Streich- u. Klavierquartette, Klaviertrios u. ein Klavierquintett ꝛc.

Reineclaude (frz., spr. Rängklohd), d. h. Königin Claudia, eine Lieblingsfrucht genannter Königin, der Gemahlin Franz' I., Königspflaume, eine runde, grüne Pflaume, die aus Frankreich zu uns gekommen ist.

Reineke Vos ist der Titel eines in niederdeutscher Sprache abgefaßten Thierepos, welches, obwol durchaus nicht Original, doch Jahrhunderte lang als solches gegolten hat, die weiteste Verbreitung erlangte u. alle früheren Bearbeitungen des Stoffes vergessen machte. Der Held des Gedichtes ist der Fuchs Reineke (Kosename von Reinhart, althochdeutsch Raginohart, d. h. der Ratsstarke, niederländ. Reinaert, franz. Renard), welcher die meisten übrigen Thiere, wie z. B. Braun den Bären, Hinz den Kater, Isegrim den Wolf, Lampe den Hasen, Belin den Widder &c., selbst Nobel, den Löwen, den König der Thiere, mishandelt u. betrügt u., obwol deshalb verfolgt u. mehrmals dem Tode nahe, durch seine List u. Klugheit doch immer triumphirt u. schließlich die höchste Stelle im Rathe des Königs einnimmt. Der Ursprung des Gedichtes ist niederländisch. In der ersten Hälfte des 13. Jahrh. schrieb Willem, allerdings auf Grund einer franz. Vorlage, seinen „Reinaert" (herausgeg. von Grimm, „Reinhart Fuchs", Berl. 1834, von Jonckbloet, „Van den vos Reinaerde", Groningen 1856), das zu dem Besten gehört, was das Mittelalter geschaffen hat. Willem's Gedicht wurde, nachdem es schon vor 1280 ein gewisser Balduinus in eine lat. verkürzte Prosa ... umgearbeitet hatte („Reinardus Vulpes", herausgeg. von Knorr, Eutin 1860), um die Grenze des 13. u. 14. Jahrh. fortgesetzt, gleichfalls auf Grundlage franz. Dichtungen, u. dieses vereinte Werk, welches bald als aus einer Feder geflossen angesehen wurde (herausgeg. von Willems: „Reinaert de Vos", Gent 1850, von Martin: „Reinaert", Paderborn 1874), ist dann später in Prosa aufgelöst u. mehrfach als Volksbuch gedruckt (Gouda 1479, Delft 1485 &c.), vorher aber schon zu wiederholten Malen überarbeitet worden, denn man hat von je die lehrhafte Natur der Thierdichtung erkannt u. betont. Von Hinrek von Alkmar, der am Hofe der lothringischen Herzoge Prinzenerzieher war, er theilte das Gedicht in Bücher u. Kapitel, versah die Kapitel mit Ueberschriften u. fügte eine moralisirende Glosse in Prosa bei, u. seine Arbeit, in den 80er Jahren des 15. Jahrh. gedruckt, ist die directe Vorlage des niederdeutschen R. V., dessen erster Druck (Lübeck 1498) heute nur noch in einem einzigen vollständigen Exemplar (auf der Wolfenbütteler Bibliothek) vorhanden ist. Wer es denn ... [illegible] ... in's Niederdeutsche übertrug, ist nicht sicher: man hat bald auf Nikolaus Baumann, der in den Diensten der Jülich'schen, dann der Mecklenburg'schen Herzoge stand, bald auf den ... [illegible] ... Dem ersten Druck sind dann ... [illegible] ... in Oberdeutschland ... der R. V. ... [illegible] ... aber doch mehr als zwanzigmal gedruckte Uebersetzung von Michael Beuther (zuerst Frankf. 1544) wurde wiederum durch Hartmann Schopper in lat. Verse gebracht (zuerst gedruckt Frankf. 1567) ... [illegible] ... Die ... Bearbeitung von Gottsched u. die ... Zeichnungen von Kaulbach. — Von den vielen Textausgaben des niederdeutschen R. V. nennen wir nur die neuesten von Hoffmann von Fallersleben (Bresl., 2. Aufl. 1852), Lübben (Oldenb. 1867) u. Schröder (Lpz. 1872).

Reinerz, Städtchen in der Provinz Schlesien (Reg.-Bez. Breslau, Kreis Glatz), wenige Stunden westl. dieser Stadt, liegt in reizender Umgebung an der Weistritz, einem Nebenflusse der Glatzer Neiße, u. zählt 3167 E. (1875). Als Badeort ist R. bekannt wegen seiner Heilkraft für Leiden der Athmungsorgane. Die 3 benutzten Quellen sind Eisensäuerlinge.

Reinette (frz., spr.Ränett'), eine edle Apfelsorte, u. zwar eine der sieben Sorten, in welche nach Diel alle Aepfel eingetheilt werden. Die R.n charakterisiren sich durch ein festes, derbes Fleisch von gewürzigem Geschmack sowie durch eine lederartige ... [illegible] ... Haut u. sind ... [illegible] ... graue u. Gold-R., die Pepping u. Borsdorfer sind ... [illegible]

Reinhard, Franz Volkmar, einer der gefeiertsten Kanzelredner seiner Zeit, geb. 12. März 1753 als Sohn eines Pfarrers zu Vohenstrauß im Sulzbach'schen; wurde von seinem Vater u. seit 1768 auf dem Gymnasium zu Regensburg vorbereitet u. studirte seit 1773 in Wittenberg Theologie u. Philosophie. 1777 habilitirte er sich daselbst für Philosophie, wurde 1780 außerord. Professor derselben, 1782 ord. Professor der Theologie, 1784 Propst der Schloßkirche u. 1792 als Oberhofprediger nach Dresden berufen. Er starb daselbst 6. Sept. 1812. Seiner theologischen Richtung nach gehörte R. einem milden u. weitherzigen Supranaturalismus an, wenn auch seine Schriften in den Ausdrücken der damals herrschenden Aufklärung verfaßt sind. Das außerordentliche Ansehen, das R. seiner Zeit genoß, erklärt sich vor Allem aus seiner gediegenen, makellosen Persönlichkeit sowie aus der formellen Vollendung seiner Predigten. Von seinen Schriften fanden bes. das „System der christlichen Moral" (Wittenb. 1788—1815), die „Betrachtungen über die Demanten" (Sulzbach 1801 u. öfter) weite Verbreitung, am meisten aber seine Predigten (zusammen 51 Bände in verschiedenen Sammlungen). Eine Ergänzung dazu bilden die „Geständnisse, meine Predigten u. meine Bildung zum Prediger betreffend" (Sulzbach 1810 u. öft.).

Reinhard, Graf Karl Friedrich, berühmter Diplomat, geb. als Predigerssohn zu Schorndorf (Württ.) 2. Okt. 1761; studirte in Tübingen Theologie u. Philologie, nahm 1787 eine Hauslehrerstelle in Bordeaux an, begab sich 1791 nach Paris, wo er, an Sieyes empfohlen, Sekretär im Ministerium des Auswärtigen wurde; betrat im folgenden Jahre gleich als erster Legationssekretär in London die diplomatische Laufbahn, verließ 1793 denselben Posten in Neapel, von wo er nach dem Sturze der Gironde als Abtheilungschef ins Ministerium des Auswärtigen zurückkehrte, u. war seit 1795 franz. Gesandter bei den Hansestädten, in Florenz, in der Schweiz u. 1802 bis 1805 wieder in Hamburg. Seit 1808 Graf u. Gesandter am westfälischen Hofe in Kassel, wurde er unter Ludwig XVIII. Kanzleidirektor in Talleyrand's Ministerium des Auswärtigen, zog sich nach Napoleon's Rückkehr auf seine Güter bei Köln zurück u. vertrat nach dem 2. Pariser Frieden Frankreich beim Deutschen Bundestag bis 1829.

[illegible]

Ludwig Philipp gab ihm 1830 den Gesandtschaftsposten in Dresden, doch kehrte R. schon 1832 nach Paris zurück, wo er, zum Pair erhoben, 25. Dez. 1837 starb. In seiner Jugend hatte er mehrere Gedichte des Tibull, Properz u. Ovid (Zürich 1798) übersetzt u. mit Conz „Gedichte" (Tüb. 1785) herausgegeben. Sein „Briefwechsel mit Goethe" erschien 1850 in Stuttgart. Sein Sohn, Graf Karl R., geb. 1802, gest. zu Paris im Nov. 1873, war gleichfalls eine Zeit lang franz. Gesandter in Dresden u. Bern.

Reinhardsbrunn, Lustschloß des Herzogs von Koburg-Gotha, liegt 1½ Meile südwestl. von Gotha [illegible], einem ... [illegible] ... Stelle des Thüringer Waldes, von Bergen mit Tannen- u. Buchenwald umgeben, geschmückt mit grünen ... [illegible] ... Es war ursprünglich ein Benediktinerkloster, das Ludwig der Springer 1085 an der Stelle gegründet, an welcher ihm der Töpfer Reinhard im Dickicht glänzende Lichter gezeigt ... [illegible] ... Im Bauernkriege ward das Kloster verwüstet u. verfiel seitdem. Das neue, in reichem ... Stile gebaute Schloß wurde 1827 begonnen u. 1835 vollendet.

Reinhart, Joh. Christian, bedeutender Landschaftsmaler u. Radirer, der sich in seinem Stil der durch Carstens, Koch u. A.

gegründeten deutschen Malerschule anschloß. Geb. 21. Jan. 1761 in einem Dorfe bei Hof in Franken, wandte er sich vom Studium der Theologie zur Kunst u. bildete sich Anfangs unter Oeser in Leipzig u. auf der Akademie in Dresden, vorzüglich aber seit 1789 in Rom nach den Vorbildern Poussin's u. Claude Lorrain's. Obgleich er auch einige Kompositionen aus dem Leben u. einige Thierbilder zeichnete, so war doch das Landschaftliche sein Hauptfach in der Malerei wie in der Radirkunst; am liebsten wählte er dazu die Umgegend Roms u. die Eindrücke seiner italienischen Streifzüge. Immer war es ihm um das Großartige in der Natur zu thun, immer strebte er nach Schönheit der Linien, Harmonie u. ausdrucksvoller Stimmung, weniger nach bloßer Nachahmung der Wirklichkeit u. nach besonderen Licht- od. Farbeneffekten. So zeigt er sich nicht nur in seinen in den Gemäldegalerien zerstreuten Landschaften, nam. in denen des Palastes Massimi in Rom, sondern auch in Radirungen, wie sie sich z. B. in den von ihm, J. W. Mechau u. K. A. Dies herausgeg. 72 Prospetten aus Italien (Nürnb. 1799) u. in seinem u. F. Sickler's „Almanach aus Rom ꝛc." (Lpz. 1810 u. 1811) finden. Sein letztes, im 85. Jahre gemaltes Bild (Neue Pinakothek in München) ist eine baumreiche griech. Landschaft. Leider ließ er sich im J. 1830 zu einer unwürdigen Polemik gegen Schorn hinreißen. Er starb 6. Juni 1847 in Rom.



Nr. 4592. Hubert Joseph Reinkens, geb. 1. März 1821.

Reinhold, Johann Gotthard v., Diplomat u. Dichter, geb. 1771 zu Amsterdam; erhielt zugleich mit Schiller seine Bildung auf der Karlsschule in Stuttgart, trat später in franz. Kriegsdienste u. ging dann zur diplomatischen Laufbahn über. 1800—1810 niederländischer Geschäftsträger bei den Hansestädten u. 1814—23 Gesandter in Rom u. Florenz, wurde er 1824 Minister des Aeußeren in Holland, doch kehrte er schon 1825 als Gesandter nach Rom zurück, erhielt 1827 den Gesandtschaftsposten in Bern u. lebte seit 1832 im Ruhestand zu Hamburg, wo er 6. Aug. 1838 starb. R., der mit vielen bedeutenden Männern seiner Zeit befreundet war, besaß auch ein hervorragendes poetisches Talent, doch ließ er keines seiner Werke drucken. Am gelungensten, bezüglich formvollendetsten sind seine Sonette u. seine Uebersetzung des Petrarca u. anderer italienischer Dichterwerke. Varnhagen v. Ense gab R.'s „Dichterischen Nachlaß" mit biogr. Einleitung von J. H. v. Wessenberg heraus (2 Bde., Lpz. 1853).

Reinhold, Karl Leonhard, namhafter deutscher Philosoph, geb. 26. Okt. 1758 zu Wien; wurde 1772 dem Jesuitenkolleg von St. Anna daselbst übergeben, um ihn zum Geistlichen auszubilden, trat 1774 in das Barnabitenkollegium zu Wien u. wurde nachmals Novizenmeister u. Lehrer der Philosophie daselbst, entfloh aber 1783 nach Leipzig, um sich dem mönchischen Stande zu entziehen. 1784 kam R. nach Weimar, heirathete 1785 eine Tochter Wieland's u. begründete durch seine „Briefe über die Kantische Philosophie" (zuerst im „Deutschen Merkur" 1786—87, vermehrt in 2 Bdn., Lpz. 1790 bis 1792) seinen Ruf als philosophischer Schriftsteller u. hervorragender Vertreter des Kant'schen Systems. 1787 erhielt er eine Professur der Philosophie in Jena, 1794 eine solche in Kiel u. starb daselbst als dänischer Etatsrath 10. April 1823. Hatte R. schon in seinen früheren Schriften (bes. dem „Versuch einer neuen Theorie des Vorstellungsvermögens", Jena 1789 u. 95) eine Weiterbildung der Lehre Kant's angestrebt, so versuchte er nachmals eine Ausgleichung der philosophischen Grundsätze Fichte's mit der Gemüthsphilosophie Jacobi's u. schritt endlich seit Anfang des 19. Jahrh. zu der Annahme fort, daß eine völlige Uebereinstimmung des Idealen u. Realen aus einer Zergliederung der reinen Vernunftideen bewiesen werden könne; bes. gehört hierher seine „Grundlegung einer Synonymik für den allgem. Sprachgebrauch in den philos. Wissenschaften" (Kiel 1812).

Reinick, Robert, Maler u. Liederdichter, geb. 22. Febr. 1807 zu Danzig; widmete sich auf den Kunstakademien zu Berlin u. Düsseldorf der Malerei, bekundete aber gleichzeitig poetische u. literarische Neigungen. In seinen „Drei Umrissen nach Holzschnitten von Dürer mit erläuterndem Text" (Berl. 1830) trat er als Maler u. Poet zugleich auf; zu einer ähnlichen Leistung verband er sich mit Franz Kugler im „Liederbuch für deutsche Künstler" (Berl. 1833). Später widmete er sich fast ausschließlich der Literatur, wenn auch beinahe immer im Zusammenhange mit Künstlern, die er zur Illustration anregte, od. denen er die poetischen Erläuterungen zu ihren Bildern schuf. Nach der Herausgabe der „Lieder eines Malers" mit Randzeichnungen seiner Freunde (Düsseld. 1838) ging R. einige Zeit nach Italien u. ließ sich dann in Dresden nieder, wo er 7. Febr. 1852 starb. Seine „Gedichte" (Berl. 1844, 3. Aufl. 1856) haben ihm als einem leichten, frischen, liebenswürdigen u. anmuthigen Liederdichter dauerndes Bürgerrecht in der deutschen Literatur erworben. Zu Ludwig Richter's Illustrationen übertrug er Hebel's „Allemanische Gedichte" ins Hochdeutsche, dichtete den Text zu Alfred Rethel's „Todtentanz" (Lpz. 1849) u. trat mit dem Märchen „Die Wurzelprinzessin" (ebd. 1848), den „Liedern u. Fabeln für die Jugend" (ebd. 1849) u. dem „Illustrirter Jugendkalender" (1849—1852) in die Reihe der beliebtesten Jugendschriftsteller.

Reinkens, Hubert Joseph, erster altkatholischer Bischof Deutschlands, wurde den 1. März 1821 zu Burtscheid bei Aachen geboren, 1848 zum Priester geweiht u. bekleidete dann (bis Frühjahr 1871) die ordentliche Professur für Kirchengeschichte in der katholisch-theologischen Fakultät zu Breslau. Schon 1861 wurde er wegen seiner Festschrift zum Jubiläum der Universität Breslau von dem schlesischen Klerus hart angegriffen u. zu öffentlicher Vertheidigung genöthigt. Sogleich nach der Verkündigung der päpstlichen Unfehlbarkeit 1870 trat R. als erklärter Gegner derselben u. als einer der Hauptführer der sog. Altkatholiken auf (vgl. seinen Aufsatz über die päpstliche Unfehlbarkeit in den „Stimmen aus der Kathol. Kirche über die Kirchenfragen der Gegenwart" II. 3., Münch. 1870). 1871 wurde er deshalb von dem Fürstbischof Förster zu Breslau abgesetzt, obschon die preußische Regierung diese Absetzung nicht anerkannte, im folgenden Jahre aber von demselben Bischof exkommunizirt. Um so eifriger war nun R. auf Agitationsreisen in Deutschland u. der Schweiz für die Verbreitung des Altkatholizismus thätig. Am 4. Juni 1873 wurde er von der Synode zu Köln zum altkatholischen Bischof erwählt, am 11. Aug. zu Rotterdam durch den (jansenistischen) Bischof von Deventer geweiht u. am 7. Okt. durch den preußischen Kultusminister zu Berlin vereidigt. Zugleich wurde von dem preuß. Landtag für ihn ein Gehalt von 48,000 Mark genehmigt. Seitdem sind Baden u. Hessen (nicht Bayern) mit seiner Anerkennung gefolgt. Am 20. Febr. 1875 erließ R. einen Hirtenbrief an die Altkatholische Kirche Deutschlands. Von gelehrten Schriften aus seiner früheren Periode erwähnen wir noch: „De Clemente presbytero Alexandrino" (Bresl. 1851); „Hilarius v. Poitiers" (Schaffh. 1864) u. „Aristoteles über Kunst, bes. über Tragödie" (Wien 1870).

Reinmar ist der Name zweier hervorragender deutscher Dichter des Mittelalters: **R.**, zum Unterschiede vom Folgenden auch der Alte genannt, war ein Elsässer von Geburt u. ist wahrscheinlich jene

„Nachtigall von Hagenau“, deren Tod Gottfried v. Straßburg im „Tristan“ beklagt; demnach war er um 1207 bereits gestorben. Er sang im Dienste des Herzogs Leopold VI. von Oesterreich, den er auch 1190 auf dem Kreuzzuge begleitete. Seine Lieder (beste Ausgabe in „Des Minnesangs Frühling“ von Haupt u. Lachmann, 2. Aufl. von Wilmanns, Lpz. 1876) zeigen ihn als den fruchtbarsten u. vielseitigsten unter den deutschen Dichtern des 12. Jahrhunderts. — **R. v. Zweter,** von ritterlicher Abkunft, war am Rhein geboren, aber in Oesterreich erwachsen, u. lebte später in Böhmen. Er dichtete bereits 1227; über die Zeit seines Todes ist nichts Sicheres zu ermitteln; nach einer Ansicht (vgl. K. Meyer, „Untersuchungen über das Leben R.'s v. Zweter ꝛc.“, Basel 1866) war er noch 1257 als Dichter thätig u. starb zwischen 1260 u. 1270. Seine Gedichte, von mannichfachstem Inhalt (religiöse u. politische Lieder, Fabeln in Spruchform ꝛc.) sind besonders dadurch merkwürdig geworden, daß sie fast alle in einer u. derselben Strophenart abgefaßt sind (abgedruckt in v. d. Hagen's „Minnesingern“ Bd. II).

Reinthaler, Karl, namhafter Komponist, geb. 1822 zu Erfurt; erhielt daselbst seine erste musikalische Bildung durch den Organisten A. G. Ritter, studirte seit 1841 in Berlin Theologie, widmete sich aber dann ganz der Musik, in welcher noch Marx sein Lehrer wurde. 1853 von einer längeren Reise nach Frankreich u. Italien zurückgekehrt, wurde er an die Rheinische Musikschule nach Köln als Lehrer berufen, erhielt 1856 den Titel eines königl. preuß. Musikdirektors u. ging 1857 als städtischer Musikdirektor u. Domorganist nach Bremen, wo er noch gegenwärtig lebt. Als Komponist hat er sich vortheilhaft bekannt gemacht durch das Oratorium „Jephta u. seine Tochter“, durch eine Ouverture zu Shakespeare's „Othello“, durch eine Sinfonie, durch Psalmen u. sonstige Kirchensachen, ein- u. mehrstimmige Lieder ꝛc., sowie in neuester Zeit durch die Oper „Edda“ u. durch die von Dortmund aus preisgekrönte „Bismarck-Hymne.“

Reïs od. Rees (d. h. königlich, übereinstimmend mit dem span. Real) ist die Rechnungsgeld in Portugal u. Brasilien, wovon 1000 = 1 Milreïs od. Corôa (Krone, Silber, welche Münze 29,15 gr. schwer u. 916⅔ Tausendtheile fein ist u. = 4 Mk. 80 Pf. sind); 100 R. = 1 Teston u. 10000 R. = 1 Corôa d'ouro od. Goldkrone. In Brasilien wiegt die Silberkrone od. Corôa (= 1000 R.) nur $12^{1}/_{2}$ gr. u. ist 900 fein = 2 Mk. 20 Pf. Das Milreïs Papier hat nur einen Werth von 1 Mk. 60 Pf. u. bildet das Hauptzahlungsmittel Brasiliens. Ein Million R. heißt ein Conto de Reïs, welche man mit dem Kolon bezeichnet (z. B. 24:526,675, d. i. 24 Millionen 526 Tausend u. 675 R.).

Reisig, Karl Christian, hervorragender Philolog, geb. 17. Nov. 1792 zu Weißensee in Thüringen; kam 1805 in die Klosterschule zu Roßleben u. bezog Michaelis 1809 die Universität Leipzig, wo er sofort in den Kreis der Privatschüler Gottfr. Hermann's aufgenommen wurde. Schon 1812 trat er in Gemeinschaft mit Meineke unter dem Pseudonym Guilelmus Kusterus als Bearbeiter des Xenophontischen „Oeconomicus“ auf, welcher Arbeit er sich aber später ungern erinnerte. In demselben Jahre siedelte R. nach Göttingen über, trat 1813 als Freiwilliger in das sog. „Sächsische Banner“ u. kehrte nach der 1814 erfolgten Auflösung dieses Freicorps nach Leipzig zurück, wo er die sehr bedeutenden „Conjectanea in Aristophanem“ (Lpz. 1816) erscheinen ließ. 1817 ging er nach Jena, wo er sich 1818 mit seinem „Syntagma criticum de constructione antistrophicorum carminum melicorum Aristophanis“ habilitirte u. rasch eine Schar begeisterter Jünger um sich sammelte. Die 1819 durch die Zeitumstände bedingte starke Entvölkerung der Universität Jena bewog R., sich mit der 1819 vollendeten Ausgabe der „Wolken“ des Aristophanes um eine Anstellung in Preußen zu bewerben; er wurde 1820 außerord. u. 1821 ord. Prof. in Halle u. erreichte damit den Höhepunkt seiner Wirksamkeit als Lehrer. 1828 unternahm er eine Studienreise nach Italien, starb aber in Venedig 17. Jan. 1829. Von R.'s Werken ist noch hervorzuheben die Ausgabe des „Oedipus Coloneus“ (1823) u. die nach seinem Tode von F. Haase herausgeg. „Vorlesungen über lat. Sprachwissenschaft“ (Lpz. 1839).

Reiskäfer (Glander, Calandra oryzae), ein kleiner schwarzbrauner Rüsselkäfer mit tief punktirtem Halsschild u. vier rothen Flecken auf den gekerbt gestreiften Flügeldecken. Er lebt in Südeuropa u. wird mit dem Reis häufig bei uns eingeschleppt, wo er auch an Weizen u. Mais geht. Eine andere Art ist der schwarze Kornwurm (s. d.).

Reiske, Johann Jakob, namhafter Philolog, geb. 25. Dez. 1716 (nicht 1717) in Zörbig in der Provinz Sachsen als Sohn eines Lohgerbers, besuchte 1728—32 die Latina der Francke'schen Stiftungen in Halle u. bezog Ostern 1733 die Universität Leipzig. Durch das Studium des Arabischen angezogen, beschloß er trotz seiner Mittellosigkeit nach Leyden zu gehen, um die dortigen orientalischen Handschriften zu benutzen, u. fand, 1738 in Leyden angelangt, freundliche Aufnahme bei den dortigen Gelehrten, zugleich aber, zum Theil durch eigene Schuld, vielfache Enttäuschungen u. Unannehmlichkeiten. Um einen festen Lebensberuf zu gewinnen, wendete sich R. jetzt auch den medizinischen Studien zu u. erlangte 1746 den medizinischen Doktorgrad, kehrte aber noch in demselben Jahre nach Leipzig zurück, wo er lange in den dürftigsten Verhältnissen lebte, bis er 1758 zum Rektor der dortigen Nikolaischule ernannt wurde. Er starb 14. Aug. 1774. Von seinen Schriften sind bes. hervorzuheben: „Animadversiones in Graecos auctores“ (5 Bde., Lpz. 1759—66), seine Ausgaben des Theokrit (Lpz. 1765—66), des Plutarch (1774—82, vollendet von Hutten), des Dionysius von Halikarnassus (1774—77), der Griechischen Redner (ohne Isokrates 1770—75), des Libanius (1791—97), fortgesetzt von R.'s Wittwe u. auf dem Gebiete der orientalischen Literatur die Bearbeitung der „Annales Moslemici“ des Abulfeda (1789—94). Seit 1764 war R. mit Ernestine Christine, geb. Müller (geb. 2. April 1735, gest. 27. Juli 1798), einer durch große sprachliche Kenntnisse ausgezeichneten Frau, die an seinen Arbeiten Theil nahm u. die angefangenen nach seinem Tode vollendete. Dieselbe gab auch R.'s Selbstbiographie mit zahlreichen Korrespondenzen heraus (Lpz. 1783).

Reispapier heißt ein in China aus dem Mark der Aralia papyrifera hergestellter Papierstoff, der, weil er nicht faserig verfilzt ist, zwar nur eine geringe Festigkeit hat, aber seiner feinkörnigen Beschaffenheit wegen ein ausgezeichnetes Material für Malereien mit Deckfarben bietet u. seines zarten Glanzes wegen zur Fabrikation künstlicher Blumen vielfach verwendet wird.



Nr. 170. Der gemeine Reis (Oryza sativa) …

Reispflanze (Oryza sativa), die wichtigste Getreidepflanze für die warme u. heiße Zone, ursprünglich wild in Ostindien, gegenwärtig über die ganze Erde verbreitet u. in vielen Spielarten gebaut, der Typus einer eigenen Familie der Gräser, der Oryzeen, von denen wir in Europa nur eine einzige, wahrscheinlich mit dem Reis nach Italien eingewanderte Art (Leersia oryzoides od. Oryza clandestina, A. Br.) als hochst zerstreut vorkommendes Gras besitzen. Außer der kultivirten Art giebt es noch etwa ein Dutzend wilder Reisarten in China u. Cochinchina, auf den Philippinen, in Afrika u. auf Madagaskar, sowie im äquinoktialen Amerika. Die erstgenannte Art ist ein Halm von etwa 1 bis $1^{1}/_{2}$ m. Höhe, der endlich in eine Rispe ausläuft, an welcher sich die Körner einzeln anheften, während sie von zwei Spelzen balgartig gedeckt sind, von denen die eine in den meisten Fällen eine lange Granne trägt. Im Allgemeinen unterscheidet man zwei Hauptformen: den Bergreis (O. montana), der auf den ostindischen Bergen wild wachsen soll u. meist als eigene Art unterschieden wird, indem er sich durch lange Grannen u. harte Samen auszeichnet, u. den Sumpfreis. Der letzt. hat den wesentlichen Unterschiede zeigt, daß er nur auf besonders feuchten Niederungen gedeiht, welche zu Zeiten so angelegt sind, daß sie leicht unter Wasser gesetzt werden können. Vor der Aussaat muß jedoch der Boden trocken sein, um gepflügt zu werden; erst nach der Aussaat überschwemmt man das Feld

einer ... Höhe, bis die langen Blätter den Wasserspiegel überragen, zu welcher Zeit dann das Wasser abgelassen werden muß, da jetzt das beschwerliche Jäten des Unkrautes u. das Verpflanzen zu dicht stehender Halme vorzunehmen ist. Nach dieser Arbeit wird der Boden nochmals mit Wasser überschwemmt bis zur Ernte, worauf die obere Hälfte der Halme abgeschnitten u. ausgedroschen wird; weiterhin werden dann die Samen auf eigenen Mühlen enthülst u. dann erst zur Versendung gebracht. Den Bergreis baut man auf terrassenartig angelegten Feldern, in welche man mittels Pumpwerken das erforderliche Wasser schafft. Er gilt als der bessere, der freilich nicht die hohen Erträge des Sumpfreises liefert. Außerdem giebt es noch eine Varietät, die auch auf trockenem Boden wächst, wo man gar kein Wasser zuführen kann. Man baut dieselbe z. B. auf Java in regelmäßig bearbeiteten Äckern (Tipar) od. auf eben gerodeten Waldstellen (Gagah od. Ladang), die man alljährlich wechselt. Doch zieht man auch hier, wo es geht, die Wasserkultur vor u. baut mittels derselben Reis in West-Java bis zu 1000 m Höhe, u. zwar auf sanft geneigten Berglehnen, von denen u. das Wasser freiwillig über die Terrassen fließt. An solchen Stellen bringt der Reisbau für die Gesundheit keine Gefahr, während Reisfelder, auf denen das Wasser stagnirt, z. B. in der Poebene Italiens, so heftige Fieber erzeugen, daß man sich genöthigt sah, diese Kultur in der Nähe der Ortschaften zu verbieten. — Was die Kartoffel in Bezug auf Nahrungsstoff unter den Knollengewächsen, das ist die R. unter den Gräsern, da sie eine stickstoffarme Nahrung liefert, welche bei etwa 80% Stärkemehl nur 6 bis 7% Kleber u. Eiweiß enthält. Nichtsdestoweniger bildet der Reis für viele Völkerschaften den Grundstock ihrer Ernährung. In Ostindien, China u. Japan lebt der größte Theil der Bevölkerung von Reis, wie überhaupt Indien den meisten Reis des Handels liefert. Dort gilt der röthliche Cargo-Reis Bengalens als der beste. Sonst gilt auch der Carolina-Reis der Vereinigten Staaten als sehr gut, weiterhin gilt es ägyptischen, italienischen u. spanischen, welcher aber nicht in den Handel kommt. Durch Gährung erhält man aus dem Reis einen Branntwein (Sakti od. Samtsu), sowie den Arak.

Reisvogel (Fringilla oryzivora), ein aus Asien stammender Sperlingsvogel mit karminrothem Schnabel, weißen Wangen u. schwarzem Scheitel u. Schwanze. In Indien, wo er zu Hause ist, macht er auf den Feldern viel Schaden, bei uns ist er als Schmuckvogel beliebt.

Reißiger, Karl Gottlieb, verdienter Komponist, geb. 31. Jan. 1798 zu Belzig bei Wittenberg, erhielt den ersten Musikunterricht von seinem Vater, der in dem genannten Orte Kantor war, u. konnte bereits mit 10 Jahren auf dem Klavier sich öffentlich hören lassen, wie auch den Gemeindegesang auf der Orgel begleiten. 1811 kam er nach Leipzig auf die Thomasschule, wo ihm Schicht Klavierunterricht ertheilte, auch wol gelegentlich einige seiner Kompositionsversuche durchsah. Um Theologie zu studiren, bezog er 1818 die Universität Leipzig, gab, um sich einen Theil seines Unterhalts zu verdienen, Unterricht im Klavier- und Orgelspielen, wirkte in den Gewandhauskonzerten als Baßsolosänger, spielte auch im Orchester bald Violine, bald Bratsche u. fand daneben noch Zeit zu Kompositionen, von denen seit 1818 einige zu Leipzig in Druck erschienen. Ordentlichen Unterricht in der Tonsetzkunst genoß er erst vom J. 1820 an bei Schicht, der ihn auch bewog, der Theologie zu entsagen, u. ihm eine Unterstützung zu einer mehrjährigen Ausbildungsreise verschaffte. So ging denn R. 1821 zuerst nach Wien, wo er u. A. eine Ouverture zu Kleist's „Käthchen von Heilbronn" und seine erste Oper „Das Rockenweibchen" komponirte, die aber des sinnwidrigen Textes wegen nicht zur Aufführung kam, einige Klaviersachen herausgab u. in Konzerten als Klavierspieler u. Sänger mit Beifall auftrat. Dann begab er sich im Mai 1822 nach München, wo u. A. eine Konzertouverture, eine Messe, die Musik zu der Tragödie „Nero" u. die Oper „Didone abbandonata" (deren Aufführung in München der Brand des Hoftheaters vereitelte, welche aber 1824 auf C. M. von Weber's Empfehlung in Dresden gegeben wurde) entstanden. Im Mai 1823 wandte er sich nach Berlin, wo er von König Friedrich Wilhelm III. die Mittel zu einer Bildungsreise nach Frankreich u. Italien u. seitens des preußischen Ministeriums zugleich den Auftrag erhielt, in die musikalischen Lehranstalten dieser Länder genaue Einsicht zu nehmen. So ging er denn im Juli 1824 durch Holland nach Paris, wo er bis gegen Ende Febr. 1825 blieb, wandte sich dann nach Italien, den längsten Aufenthalt in Rom nehmend, wo er u. A. die Oper „Der Ahnenschatz" komponirte, u. kehrte im Okt. 1825 nach Berlin zurück. Hier wirkte er bis Nov. 1826, wo er dann einem Rufe nach Dresden als königl. Musikdirektor an Marschner's Stelle Folge gab. 1827 bereits als Nachfolger Weber's zum königl. Kapellmeister ernannt, wirkte er in dieser Stellung bis zu seinem 7. Nov. 1859 erfolgten Tode. — R.'s Talent war höchst ergiebig u. von lückenlosester Ausu. Durchbildung getragen, doch ohne ausgesprochene Eigenart. Populär geworden ist R. besonders durch seine Lieder u. seine Trio's für Klavier, Violine u. Violoncell. Manches Treffliche leistete er auf dem Felde der Kirchenmusik, wie vor Allem sein Oratorium „David" (1852) u. die für die kathol. Hofkirche in Dresden komponirten 12 Messen beweisen. Von seinen Arbeiten für die Bühne, die zum Theil schon oben genannt sind, hat sich am längsten das Melodram „Yelva" (1828) gehalten. Außerdem sind zu erwähnen die Opern „Libella" (1829), „Die Felsenmühle" (1831, deren Ouverture bes. beliebt geworden ist), „Turandot" (1835), „Adele von Foir" (1843), „Der Schiffbruch der Medusa" (1846).

Reißzeug, ein Etui, enthaltend Zirkel, Winkelmaß, verjüngte Maßstäbe, Transporteur, Reißfedern 2c. zum Gebrauch bei Anfertigung von Bau- u. Situationsplänen sowie auch bei anderen geometr. Zeichnungen.

Reiten, Reitkunst. Die Kunst, Thiere, nam. Pferde, so weit zu zähmen u. abzurichten, daß sie willig das Gewicht des Reiters auf sich nehmen u. unter demselben ihre Kräfte bis zum höchstmöglichen Grade der Leistung anwenden, ist wol so alt, als der Mensch u. das Pferd. Im Orient, der Heimat des Pferdes, ist dieses edle Thier von Alters her so sehr Gefährte des Menschen gewesen, daß von einer systematischen Dressur desselben keine Rede zu sein brauchte. Dagegen finden wir in Europa, wohin das Pferd gewiß erst später eingeführt wurde, schon sehr frühe Anklänge einer systematisch ausgebildeten Reitkunst. Xenophon schrieb bereits ein Buch darüber. Griechen u. Römer suchten ihre Hauptstärke im Kampfe zu Fuß, ebenso die germanischen Völker. Die Reiterei war keine nationale Waffe, das R. mußte systematisch erlernt werden. Deshalb wurde das R. auch gewiß bei den Völkern Europa's Gegenstand des Unterrichts u. zur Kunst ausgebildet. Der Einfall der Hunnen in Westeuropa führte dazu, größeren Werth auf die Reiterei zu legen. Wir hören von Heinrich dem Finkler, daß er, um den Einfällen der Magyaren wirksam zu begegnen, der Ausbildung von Reitern besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Mit der Zeit gewann die Reiterei nam. durch das Ritterwesen die Oberhand in den Heeren. Die Turniere u. Ritterspiele erforderten besondere Dressur der Pferde, das Carousselreiten machte wohlgeübte Pferde nöthig u. somit stieg die Reitkunst von Stufe zu Stufe, bis es im 17. u. 18. Jahrh. als unumgängliches Erforderniß der Erziehung eines jeden Cavaliers galt, daß er ein sicherer Reiter war. Hand in Hand damit ging die Dressur der Pferde. In allen Residenzen, größeren Universitätsstädten 2c. bestanden Reitbahnen mit Stallmeistern an der Spitze, welche in Pferdedressur das Höchste leisteten. Die Offiziere, nam. die der Kavallerie, waren vorzügliche Reiter, da es bei allen Offizieren zur Erziehung, bei den Kavallerieoffizieren außerdem noch zum Fache gehörte, des Pferdes vollkommen Herr zu sein. In jenen Zeiten, in welchen man von guten Straßen nichts wußte, war das Reitpferd das einzige Fortbewegungsmittel u. somit die Reitkunst ebenfalls mehr verbreitet, wozu auch die großen Parforcejagden 2c. d. beitrugen. Während in den meist prachtvoll mit Tribünen, Logen u. Spiegeln versehenen Reitbahnen die sog. Schulreiterei in Präzision, Eleganz u. Sicherheit auf großen, oft auch noch durch absonderliches Haar hervorstechenden andalusischen u. neapolitanischen Pferden ihre Triumphe feierte, wurde die sog. Jagdreiterei bei den Hirsch- u. Schweinshetzen gepflegt, u. an flottem, kein Hinderniß scheuendem Campagnereiten ließen es die von einem Seydlitz, Ziethen 2c. gebildeten Reiter Friedrich's d. Gr. so wenig fehlen, wie die Söhne der Pußta, aus denen die Habsburger ihre leichten Reitergeschwader ergänzten. Die erste Französische Revolution brachte auch hier einen Umschwung hervor. Die „grands seigneurs" verschwanden u. mit ihnen die Stallmeister. Die langen Kriege vernichteten Reiter u. dressirte Pferde in Menge; die Richtung der Zeit wurde eine andere. Die praktischen Gebiete des Staats- u. Militärdienstes, der Landwirthschaft u. der Industrie drängten die nobeln Passionen in den Hintergrund. Die Reitkunst gerieth in Verfall. Das eigentliche Schulpferd verschwand, dagegen wurde das Soldatenpferd, in dem Streben, die im Kriege eingerissene Roheit in der Dressur im Interesse einer geordneten Ausbildung wieder zu verbannen, zu viel in die Bahn gebannt u. mit Lektionen belastet, welche dem Elemente der Kavallerie, der Schnelligkeit, geradezu widersprachen. Dieser letzteren Richtung wirkten wohlthätig entgegen die in den 30er Jahren auch in Deutschland aufkommenden Renn- u. Jagdreiten. Leider haben dieselben indeß bald nachher in einer Weise überhand genommen, daß die gewünschte äußerste Schnelligkeit nur auf Kosten der ebenso nothwendigen Dauer des Thieres unter schwerem Gewichte erreicht wurde.



Nr. [illegible]. Die Capriole



Nr. [illegible]. Die Kruppade



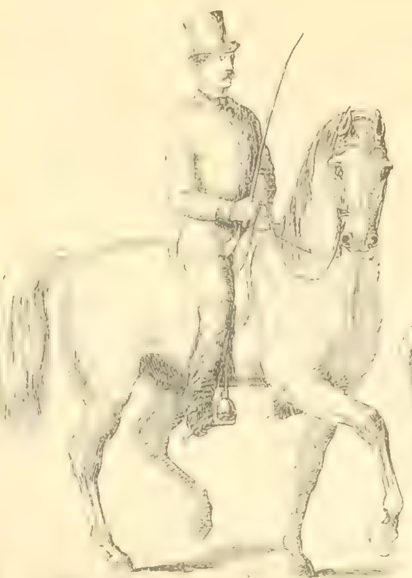
Nr. [illegible]. Die Ballotade



Nr. [illegible]. Travers rechts im Schritt.



Nr. [illegible]. Die Pesade auf der rechten Hand



Nr. [illegible]. Schultereinwärts im Schultritt rechts.



Nr. [illegible]. Die Pirouette links.

Wir sehen deshalb heutzutage Privat-, Vereins- u. Staatsthätigkeit ihr Augenmerk darauf richten, wiederum ein brauchbares Campagnepferd zu züchten, welches mit hinreichender Schnelligkeit, Kraft u. Ausdauer im Tragen des Reiters u. im Ueberwinden von Hindernissen verbindet. Die Reitkunst selbst, auch die Schulreiterei, wird in großen Reitinstituten (früher in Schwedt a. d. Oder, jetzt in Hannover), in Equitationen (Wien) u. Kavallerieschulen (Saumur) etc. gepflegt u. hat in den Armeen wieder eine namhafte Stufe der Ausbildung erreicht.

Die Schulreiterei setzt sich die höchste Stufe der Ausbildung in der Reitkunst zum Ziele, u. wenn auch ihre Gangarten aus den gewöhnlichen Gangarten des Pferdes abgeleitet werden, so repräsentirt doch das fertige Schulpferd die höchste Leistung an Verständniß, Gehorsam u. Muskelausbildung. Die Uebungen der Schulreiterei zerfallen in „Schulen od. Gänge auf der Erde" (airs bas ou pas de terre) u. „Schulen über der Erde" (airs relevés), letztere heißen auch „die hohe Schule". Zu den Schulen auf der Erde gehören die Seitengänge als Schultereinwärts, Schulterauswärts od. Renvers, Travers, Redopp od. Travers im Galopp, nebst der Terre à terre u. die Pirouette od. der Drehschwung, sodann das Piaffiren u. der spanische Tritt. Zu den Schulen über der Erde rechnet man die Pesade od. das schulgerechte Bäumen, die Courbette, den Mézair od. die halbe Erhebung, die Lançade od. den Bogensprung, die Croupade, die Ballotade u. die Capriole. (Eine Darstellung derselben, soweit das bildlich möglich ist, giebt die angeschlossene Tafel, deren einzelne Figuren dem trefflichen Werke des Stallmeisters Theodor Heinze entnommen sind.) Die Campagnereiterei steckt sich als Ziel: vollständige Beherrschung des Pferdes in den gewöhnlichen Gangarten, Schritt, Trab u. Galopp, Sicherheit in Ueberwindung von hohen u. breiten Hindernissen u. Vertrautheit mit allen Gegenständen, welche dem Reiter u. Pferde im Bereiche seines Dienstes als Jagd-, Soldaten- od. sonstiges Gebrauchspferd vorkommen. Das Gewöhnen eines gerittenen Pferdes an die genannten Gegenstände nennt man das „Thätigmachen" desselben. Die Dressur des Pferdes zum Jagd- u. Campagnepferd muß selbstverständlich stets das Ziel im Auge behalten, das Pferd zu den genannten Leistungen so auszubilden, daß es seine Kräfte dabei vollständig zur Anwendung zu bringen vermag, ohne zu frühzeitig abgenutzt zu werden. Zur vollständigen Ausbildung in der Reitkunst gehört die Kenntniß des Pferdes (s. d.), der Sattelung u. Zäumung, welche in späteren Artikeln behandelt werden. Zum Schlusse geben wir die Titel der hauptsächlichsten Werke über Reitkunst aus alter u. neuer Zeit: A. de Pluvinel, „L'instruction du roy en l'exercice de monter à cheval", Amsterdam 1666; Herzog von Newcastle, 1729; L. Hünersdorf, Marburg 1818; André, „Gründliche Anleitung zur Reitkunst", Breslau 1805; L. Seeger, Berl. 1844; „Seidler's systematische Bearbeitung des Campagne- u. Gebrauchspferdes" u. dessen „Dressur difficiler Pferde", Berl. 1843–46; Radoin, „Equitationsstudien", Wien 1855; Frhr. v. Krane, „Die Dressur des Reitpferdes", Münster 1856; Stallmeister Heinze, „Pferd u. Reiter", Lpz. 1877. Die Vorrede zur 1. Auflage dieses guten Buches enthält noch eine große Zahl von Titeln älterer Werke über Reitkunst.

Reiterei ist diejenige Waffengattung, welche bei Ausführung ihres Dienstes vollständig beritten ist. Die R., bei den asiatischen Völkern national, gelangte in Europa erst durch das Ritterwesen zur höchsten Blüte u. stellt sich auf dieser Höhe, bis die Ausbildung der Feuerwaffen dem Schauplatz ihrer Wirksamkeit zum Theil immer engere Grenzen zog, zum Theil denselben ganz verlegte u. sie heutzutage von dem Range der Entscheiderin der Schlachten auf das nicht minder wichtige Gebiet der Sicherung der eigenen Armee u. gleichzeitigen Aufklärung der Verhältnisse bei der feindlichen Armee verweist. Daß damit eine ruhmreiche Verwendung in den Schlachten selbst nicht ganz ausgeschlossen ist, beweist das Verhalten der R. 1870/71, namentlich bei Mars la Tour.

Reiz. Die physiologische Untersuchung des lebendigen thierischen Organismus hat nachgewiesen, daß sich die Nerven und Muskeln in einem Zustande der Erregbarkeit befinden, die man auch als Reizbarkeit (Irritabilität) bezeichnet. Nerven u. Muskeln gehen nun alsbald aus dem ruhenden in den thätigen Zustand über, wenn bei dieser Erregbarkeit ein Erregungsmittel einwirkt, unter dessen Einwirkung eine Thätigkeitsäußerung zu Stande kommt. Man nennt dergleichen Erregungsmittel R.e, u. ihre Einwirkung bezeichnet man als Reizung. Es giebt innere u. äußere R.e; die inneren sind die von den Nerven selbst ausgehenden Impulse, z. B. die Willensimpulse, unter den äußeren R.en unterscheidet man solche, die nur mittels besonderer Anhangsorgane (Sinneswerkzeuge) erregend wirken können, z. B. Schall- u. Lichtwellen, u. solche, die unmittelbar auf die Nerven od. Muskeln einwirken, z. B. elektrische, mechanische, chemische, thermische R.e. Auch an gewissen Pflanzen u. Pflanzentheilen bemerkt man eine Erregbarkeit, wenn man sie dem Einflusse eines R.es aussetzt (z. B. an Mimosen, Dionaea [s. d.], wie überhaupt an den sog. sensitiven sowie an den sog. „insektenfressenden" Pflanzen).

Reizker (Agaricus deliciosus), ein eßbarer Pilz aus der Gattung der Blätterschwämme (Agaricus), der im Sommer u. Herbste in Nadelwäldern, unter Heide, auch auf freien Hügeln wächst u. auf einem bis 5 cm. hohen Strunke einen rothgelben, in der Mitte vertieften Hut trägt, der bei vorgeschrittnerem Wachsthum konzentrische Zonen erkennen läßt. Zuletzt sinkt der Hut trichterförmig ein. Der untere Theil ist von Plättchen besetzt, die vom Strunke nach dem Rande des Hutes laufen u. das Charakteristische der ganzen Gattung Agaricus sind. Der Strunk ist walzig u. enthält in sehr reichlicher Menge einen gelbrothen Milchsaft, der dem R. seinen besonderen Geschmack verleiht, wegen dessen er in Rußland eingesalzen, in Italien in Baumöl eingemacht wird. Die große Gattung Agaricus, welche ungeheuer weit verbreitet ist, enthält neben dem R. noch eine Anzahl eßbarer Schwämme. Alle haben jene radial laufenden Lamellen, zwischen denen sich die Sporen entwickeln, in der Jugend oft von einer Haut überzogen, welche später zerreißt u. am Strunke einen häutigen Ring zurückläßt. Von eßbaren Pilzen gehören der Gattung Agaricus an: der Kaiserling (A. caesareus) mit pomeranzengelbem Hut; der Parasolschwamm (A. procerus), Hut weißlich u. mit braunen Schuppen; der Hallimasch (A. melleus), hellbraun mit schwarzen Flecken; der Elfenbeinschwamm (A. eburneus), ganz weiß; der Brätling (A. volemus), braungelb; der Pomonaschwamm (A. pomonae) mit blaßgelbem fettigen Hute; der Wiesenschwamm (A. pratensis), braungelb, fettig; der Oreadenschwamm (A. oreades), blaßgelblich, roth; der Jungfernschwamm (A. virgineus), ganz weiß; der Lauchschwamm (A. scorodonius) mit runzligem, weißlichem od. bräunlichem Hut, nach Knoblauch riechend; der dem vorigen ähnliche, aber geruchlose Nagelschwamm (A. esculentus); der Drehling (A. octreatus) mit massenweise über einander an der Seite angewachsenen braunen Hüten; der Stockschwamm (A. mutabilis) mit unregelmäßig gewölbtem braunen Hute an modernden Stämmen; der Champignon (A. campestris), weißer od. blaßbräunlicher Hut; der Musseron (A. Prunulus), ganz weiß, der Hut am Rande umgebogen. Von giftigen Pilzen gehören hierher u. a. der Fliegenschwamm (A. muscarius); der **Giftreizker** mit blaßgelb-röthlichem, mit dunklen Ringen versehenem u. am Rande zottigem Hute, weißem Milchsafte; der Speiteufel, der Schwefelkopf u. a.

rekapituliren (a. d. Lat.), Etwas den Hauptpunkten od. dem Hauptinhalte nach wieder durchgehen, punkt- od. stückweise wiederholen; **Rekapitulation**, kurze Wiederholung des Hauptinhaltes od. der Hauptpunkte eines Vortrags, bes. zum Schlusse desselben.

Reklame (franz.), eine empfehlende Anzeige, meist aber mit dem üblen Nebenbegriff einer marktschreierischen, bezahlten Lobrede.

Reklamation (a. d. Lat.), d. i. jede Beschwerde wegen Rechtsverletzung, bes. die gerichtl. Zurückforderungen unrechtmäßig in Besitz genommener Dinge, wenn ihr früherer Eigenthümer seine Rechte auf dieselben geltend macht. **Reklamant** ist Derjenige, welcher **reklamirt**, Beschwerde führt.

rekognosciren im Kriegsdienste heißt Etwas erkunden, untersuchen, zu erkennen suchen. Man rekognoscirt feindliche Stellungen, um ihre Stärke u. Schwäche zu erkennen, Wege, um deren Brauchbarkeit für Truppenbewegungen zu untersuchen, Terrainstrecken, Ortschaften etc., um ihre Benutzbarkeit zu eigenen Truppenbewegungen od. Stellungen zu ermitteln. Gewaltsame Rekognoscirungen werden oft mit Abtheilungen aller Waffen unternommen, um den Feind zum Zeigen seiner Kräfte zu zwingen u. darauf weitere Maßregeln zu gründen.

Rekognoscirung od. **Rekognition** (vom lat. recognoscĕre, wiedererkennen, anerkennen, für richtig erklären) heißt die von od. vor einem öffentlichen Beamten erfolgte Feststellung der Echtheit einer Sache od. Unterschrift, od. der Uebereinstimmung einer anwesenden Person mit einer bei einem Rechtsstreite, einer Untersuchungssache od. einem Verwaltungsakte betheiligten Persönlichkeit.

rekommandiren (a. d. Franz.), empfehlen (eine Person od. Sache); **Rekommandation**, Empfehlung, Fürsprache.

Rekonvalescenz (vom lat. reconvalescĕre, wieder gesund werden, genesen) ist die nach Ablauf einer Krankheit eintretende Periode, welche der vollständigen Genesung vorausgeht, u. in welcher sich das Wohlbefinden leidlich wieder herstellt, die vorhanden gewesenen Störungen schon ziemlich ausgeglichen, doch immerhin noch große Schwäche, Hinfälligkeit u. Empfänglichkeit für Einwirkungen vorhanden sind. Gewöhnlich sind unter diesen Verhältnissen die Krankheitsprodukte noch keineswegs vollständig entfernt. Der Kranke, welcher sich in diesem Zustande befindet, der **Rekonvalescent**, bedarf noch immer einer sorgfältigen diätetischen Pflege u. ärztlichen Behandlung, indem man ihm alle Bedingungen zum ungestörten Verlauf dieser Periode gewähren muß.

Rekrut ist der junge Mann, welcher ins Heer eingestellt wird, so lange, bis er seine erste Ausbildung genossen hat.

Rektascension, s. „Aufsteigung".

rektifiziren heißt, eine Flüssigkeit behufs weiterer Reinigung einer Destillation unterwerfen; so spricht man z. B. von Spiritus od. Aether rectificatus; wird die Destillation derselben Flüssigkeit nochmals wiederholt, so nennt man das Produkt bisrektifizirt, also z. B. Aether bisrectificatus od. auch rectificatissimus.

Rektor (vom lat. regere, regieren, leiten) ist im Allgemeinen Titel des Leiters einer Gemeinschaft. Im Römischen Reiche war seit Konstantin d. Gr. († 337) R. gleichbedeutend mit Unterstatthalter. Im Mittelalter bezeichnete man mit R. die von den Universitäten gewählten Oberhäupter, die meist Fürsten od. Adlige waren u. erst später aus dem Kreise der Professoren entnommen wurden. Weiter ging der Titel R. auf die Leiter aller Schulen über, an denen mehrere Lehrer wirkten, wofür neuerdings der gleichbedeutende Titel Direktor aufgekommen ist. Für die R.en der Universitäten ist schon von Alters her die Bezeichnung Rector magnificus gebräuchlich. In der engl. Hochkirche heißt R. jeder ordentlich installirte Pfarrer, bei den Jesuiten der Vorsteher der einzelnen Ordensgemeinschaften.

Rekurs (a. d. Lat.), Rückgang, Rückgangsrecht, Rückanspruch, in der Rechtspflege, bes. in Verwaltungssachen, die Berufung an eine höhere Verwaltungsbehörde, in vielen Fällen s. v. w. Appellation (s. d.).

Relais (franz., spr. Rläh), d. i. der Ort, wo die Pferde umgespannt bez. gewechselt werden, Ruheplatz von der Arbeit; zwischen Festungsgraben u. Wall ein Pfad.

relata refero (lat.): „Ich erzähle, was mir erzählt worden ist."

Relation, s. „referiren".

relativ (lat. relativus), das Gegentheil von absolut (s. d.), bedeutet: verhältniß- od. beziehungsweise, so ist z. B. der Mensch r. groß im Verhältniß zu einem Insekt, r. klein gegenüber einem Elefanten. Relative Begriffe sind solche, die erst aus Vergleichung eines Gegenstandes mit einem andern entspringen u. demnach Etwas ausdrücken, was je nach den Umständen so od. anders erscheinen kann.

Relegation (vom lat. relegare, verweisen), Verweisung, war im röm. Rechte eine leichtere Freiheitsstrafe: dem Relegirten wurde auf kurze od. längere Zeit ein entfernter Aufenthaltsort angewiesen, ohne daß aber seine bürgerlichen od. Ehrenrechte dadurch beeinträchtigt worden waren. Heute kommt das Wort R. nur noch im Sprachgebrauche der Hochschulen vor u. bedeutet die Verweisung eines Studirenden von der Universität wegen grober Vergehen. Die Aufnahme eines Relegirten auf einer anderen Universität ist heutzutage erschwert od. auch ganz unstatthaft.

Relicta, s. „Relikte".

Relief od. Hochbild, jede erhabene plastische Darstellung auf einer Fläche od. die aus einem Flächenhintergrunde heraustritt. Da das R. den Uebergang von der rein körperlichen Plastik od. vom Rundbilde zur Malerei bildet, so muß es sich im Ganzen an das Nebeneinander halten u. die der Malerei mögliche tiefe Gruppirung der Gestalten vermeiden. Daraus folgt für das R. auch die vorherrschende Neigung desselben zu Profildarstellungen u. die Vermeidung starker Verkürzungen u. tiefer Perspektive. Es ist zwar von diesen Grundsätzen manchmal abgewichen worden, namentlich bei Gestalten in kleinem Maßstabe, z. B. in Ghiberti's berühmten Bronzethüren des Baptisteriums in Florenz, die aber bei aller Trefflichkeit ihrer Technik doch die Gesetze des R.s überschreiten. Man unterscheidet flaches R. oder Basrelief, das die Figuren weniger als bis zur Hälfte ihrer Körperstärke hervortreten läßt, u. Hochrelief, Hautrelief, das die Gestalten mehr als zur Hälfte hervortreten läßt. Die Fläche, auf der das R. erscheint, ist häufig in Form eines Rundes (Medaillon). R.s, deren Darstellungen sich auf einem fortlaufenden Streifen entwickeln, plastische Friese, sind als architektonische Glieder an den Prachtbauten des Alterthums vielfach verwendet worden. Da auf einem solchen Friese Menschen- od. Thiergestalten meist den Hauptgegenstand bilden, so nannten ihn die Alten Zophoros, d. h. Träger des Lebenden, Bilderträger. Besonders berühmt sind u. a. der Fries des Parthenon (s. d.), der des Apollotempels zu Phigalia u. aus moderner Zeit der „Alexanderzug" von Thorwaldsen.

Reliefmaschine heißt eine Maschine zum Kopiren von Basreliefs, so daß auf diesem rein mechanischen Wege Zeichnungen hervorgebracht werden, welche nicht nur die Konturen der Originalreliefs genau wiedergeben, sondern auch durch entsprechende Schattirung die Modellirung, das mehr od. weniger Hervortreten der einzelnen Partien, charakteristisch zum Ausdruck bringen. Die R. beruht auf dem Prinzip des Storchschnabels od. Pantographen, nur ist die Hebelumsetzung derart, daß nicht die horizontale Ausweichung des Führungsstiftes sich wieder in eine horizontale des Zeichenstiftes umsetzt, sondern hier die vertikale Ausweichung, wie sie der Führungsstift bei dem Hinweggleiten über eine reliefirte Platte erfährt, eine horizontale Ausweichung des Zeichenstiftes hervorruft. Das abzubildende Relief wird als Patrone behandelt, über welche der Führungsstift des Hebelwerkes in parallelen Linien von sehr geringem u. immer gleichem Abstande hinweggeführt wird. Ebene Stellen lassen in der Kopie die Striche als Parallelen neben einander erscheinen, während Erhöhungen od. Vertiefungen die Striche nach der einen od. der anderen Seite hin verdrückt zeigen, so daß dadurch ein der natürlichen Schattirung überraschend ähnlicher Effekt hervorgebracht wird. Die ersten Versuche in dieser Richtung sind schon um 1806 von Collard in Frankreich gemacht worden, zuerst zur Gravirung von Uhrgehäusen, Dosen 2c.; 1816 wurden bereits Reliefkopien durch den Druck vervielfältigt; 1834 erhielt John Bate in London ein Patent auf eine R., u. in neuerer Zeit haben sich Wagner in Berlin u. nam. (1834) Achille Collas in Paris (Collas-Manier) um deren Verbesserung Verdienste erworben.

Religion ist im Allgemeinen das Verhältniß des Menschen zu einem od. mehreren göttlichen Wesen, welches äußerlich in der Verehrung der Gottheit durch Gebete, Opfer u. andere Handlungen sowie in der Regelung des menschlichen Thuns nach dem Willen der Gottheit hervortritt. Wir betrachten 1. die Bedeutung des Namens R. Das lat. religio, welches in obigem Sinne fast in alle neueren Sprachen übergegangen ist, heißt ursprünglich s. v. a. Gewissensbedenken; doch brauchten schon die Römer (z. B. Cicero) das Wort fast ganz im heutigen Sinne. Abgeleitet wird es von einem alten Stamme lig (Sanskrit: lok, vgl. unser „lugen"). R. ist darnach eigentlich das aufmerksame Schauen auf Etwas, die ehrfurchtsvolle Rücksichtnahme. 2. Bezüglich des Ursprunges der R. hält die neuere Religionsphilosophie einstimmig daran fest, daß eine ursprüngliche Anlage der Menschennatur für die R. behauptet werden müsse. Schon die geschichtliche Erfahrung lehrt, daß R. in irgend welcher Form unzertrennlich mit dem geistigen Wesen des Menschen verbunden ist. Bes. eifrig ist darnach 3. die Frage nach dem eigentlichen Sitz der R. in den menschlichen Geisteskräften verhandelt worden. Während Kant den Sitz der R. in dem Gewissen erblickte, d. h. in dem Bewußtsein der sittlichen Pflicht (also dem Willen), sah ihn Hegel in dem Erkenntnißvermögen (dem Denken), de Wette u. A. im ästhetischen Gefühl. Es war das Verdienst Schleiermacher's, diesen Einseitigkeiten gegenüber das „ursprüngliche Gefühl" als den mütterlichen Boden der R. geltend zu machen, d. h. die ursprüngliche Einheit der Seelenkräfte, die sich dann nothwendig im Fühlen, Erkennen u. Wollen offenbart. 4. Das Wesen der R. beruht darnach nicht einseitig im Erkennen, denn die schärfste Kenntniß einer R. macht deshalb noch keinen Anhänger derselben; eben so wenig im Willen — denn dies würde nur zu einer einseitigen Moralreligion führen; noch endlich im bloßen Gefühl, da sonst unklare Schwärmerei schon R. wäre, sondern im richtigen Zusammenwirken aller dieser Seelenkräfte. Die Frucht desselben ist nach Schleiermacher's trefflicher Darlegung das „Gefühl der absoluten Abhängigkeit" von einem Uebersinnlichen, u. dieses „Abhängigkeitsgefühl" macht somit das eigentliche Wesen der R. aus. Was 5. die Eintheilung der geschichtlich gewordenen R.en betrifft, so stehen sich zunächst die Naturreligionen u. die Offenbarungsreligionen gegenüber. Die ersteren schöpfen ihren Inhalt aus der geschichtlichen Ueberlieferung, durch welche sie den Glauben an bestimmte göttliche Wesen u. die Art ihrer Verehrung fertig überkommen haben. Sie alle beruhen auf der Vergötterung von Naturdingen od. auf der Personifikation von Naturkräften. Als Stufen der Naturreligion unterscheidet man a. den Fetischismus (s. d.), b. den Sternendienst od. Sabäismus (s. d.). An die Stelle der willkürlichen Erwählung u. Verwerfung der Götter ist hier bereits die dauernde Anbetung erhabener u. regelmäßig bewegter Naturkörper getreten. c. Der Thierdienst od. die Theriolatrie, d. i. die Anbetung bes. nützlicher od. schädlicher Thiere; so der Schlangenkultus mancher Negervölker, der Apisdienst der alten Aegypter 2c., obschon der letztere bereits dem im Apis verborgenen Gott galt, d. der Bilderdienst od. die Ikonolatrie, d. h. die Verehrung unsterblicher Götter in Menschengestalt. Hierher gehört sowol die Mythologie der Griechen u. Römer, wie die R.en der meisten heidnischen Kulturvölker (Babylonier, Assyrer, Phönikier, Mexikaner 2c.). Alle die genannten Formen umfassen das Gebiet der sinnlichen Naturreligion; in geistiger Gestalt tritt die letztere auf (als sog. natürliche R.), wenn der religiöse Glaube lediglich aus Vernunftgründen (daher auch „Vernunftreligion"), d. h. aus der Beobachtung der Natur, der Geschichte u. den Aussagen des Gewissens geschöpft wird. Führen diese zu dem Glauben an einen Gott, so entsteht das System des Deismus (s. d.); selbst die Vergöttlichung des Weltalls, des Pantheismus (s. d.), kann sich noch mit einem religiösen System verbinden (so der Neuplatonismus, die Systeme Spinoza's, Fichte's, Hegel's 2c.), dagegen ist die völlige Leugnung Gottes u. des Geistes (der Atheismus u. Materialismus, s. d.) mit eigentlicher R. schlechthin unvereinbar. — Nach der Zahl der verehrten od. gefürchteten Gottheiten unterscheidet man den Polytheismus od. die Vielgötterei, den Dualismus, d. i. Zweigötterei, u. den Monotheismus, die Anbetung eines vollkommenen Gottes (vgl. die einzelnen Art. u. überhaupt den Art. „Gott").

Eine ganz eigenthümliche Stellung nimmt der Buddhismus (s. d.) mit seinem Atheismus u. einer völligen Verneinung ein. — Dem Monotheismus gehören endlich alle drei großen Offenbarungsreligionen an, d. h. das Judenthum, das Christenthum u. der Mohammedanismus od. Islam. Eigenthümlich ist ihnen die Berufung auf besondere, von Gott selbst eingegebene, inspirirte Offenbarungsschriften, ohne deren Kenntniß ein Wissen von den übersinnlichen Dingen u. dem göttlichen Wesen unmöglich wäre. Alle drei beruhen somit auf dem System des Supranaturalismus, d. i. der Anerkennung übernatürlicher, nur durch Offenbarung (s. d.) erkannter Geheimnisse. Und zwar erblickt das Judenthum im Alten Testamente, besonders im Gesetz Mosis, eine Offenbarung des einen vollkommenen Gottes speziell an das Volk Israel, als den Träger der wahren Erkenntniß Gottes u. seines Willens; das Christenthum legt den Schwerpunkt in die durch Christus gebrachte Vollendung der alttestamentlichen Offenbarung für alle Menschen zufolge der für Alle bestimmten Erlösung vom Fluch des Gesetzes und der Sünde. Die eigenthümliche Form des Monotheismus, die der Mohammedanismus od. Islam (s. d.) darstellt, kann nur aus der besonderen Anlage des arab. Stammes u. den geschichtlichen Verhältnissen zur Zeit Mohammed's richtig gewürdigt werden. Damals regte sich unter den Arabern vielfach der Widerspruch gegen den Sternen- u. Götzendienst bei der Kaaba zu Mekka u. die Erinnerung an die uralte Verehrung eines Gottes, die sog. „R. Abraham's“. Indem Mohammed diesem Widerspruch in feurigen Worten Ausdruck gab u. sich dabei auf ausdrückliche göttliche Offenbarung berief (s. Koran), ward er zum Religionsstifter. Das Bekenntniß zur Einheit Gottes u. zur Wahrhaftigkeit Mohammed's als seines Gesandten war die Hauptforderung des Islam, denn aus dem Gegensatz zur Vielgötterei ist er hervorgegangen. Doch nicht eine neue R. sollte der Islam sein, vielmehr ist er als die wahre auch die ewige R. Wie schon Adam ein wahrer Moslim war, so auch Noah, Abraham, Mose, Jesus u. andere Propheten, diesen allen wird sogar Sündlosigkeit zugeschrieben. Aber Juden u. Christen haben die von Gott geoffenbarten Schriften (Gesetz Mosis, Psalter Salomo's u. Evangelium) gefälscht, z. B. durch die Lehre, daß Jesus der Sohn Gottes sei ꝛc. Es bedurfte also einer neuen Enthüllung der Wahrheit durch Mohammed. Dieser kannte übrigens die heiligen Bücher der Juden u. Christen nicht selbst, sondern bringt über beide R.en nur bruchstückweise, u. zwar durch mündliche Ueberlieferung bekannt gewordene Legenden. Dabei hält er in richtiger Würdigung des religiösen Charakters der Araber alle dogmatischen Spitzfindigkeiten sorgfältig fern. Die spätere Theologie des Islam hat daher aus dem Koran neben der Bekenntniß zur Einheit Gottes nur noch folgende Glaubenssätze ausgezogen: den Glauben 1. an die unbedingte Vorherbestimmung aller Dinge; dieselben sind von Gott seit Ewigkeit auf die „wohlbewahrte Tafel“ verzeichnet, von der auch der Koran ein Stück ist. Aus diesem Glauben entspringt der sog. Fatalismus (s. d.) der Mohammedaner. 2. an die Dschinnen od. Engel. Sie zerfallen in gute u. böse; letztere wurden noch vor der Schöpfung Adam's von einem Engel wegen ihres Uebermuths aus der Nähe Gottes vertrieben. Der betreffende Engel weigerte sich dann aber, Adam anzubeten, u. wurde nun selbst als Iblis (d. i. diabolus, Teufel) verstoßen. Die guten Engel verbleiben als Boten Gottes; jeden Menschen begleiten beständig die beiden Schutzengel, von denen der zur Rechten die guten, der zur Linken die bösen Thaten aufschreibt; 3. an die Propheten, deren 124,000 von verschiedenem Rang gewesen sein sollen, u. an die Offenbarungsschriften (s. o.). Als Inhaber der letzteren (außer dem Koran) können Juden u. Christen gegen eine Kopfsteuer geduldet werden; eigentliche Götzendiener sind mit dem Schwert zu verfolgen. Unter den Propheten nehmen Abraham, der „Freund Gottes“, Stammvater der Araber u. Erbauer der Kaaba, sowie Jesus, der „größte Wunderthäter“, die vornehmste Stelle ein (dabei wird Maria, die Mutter Jesu, im Koran mit Mose's Schwester Mirjam verwechselt!). Auch Alexander d. Gr. ist unter den Propheten. Mohammed selbst erklärte sich weder für den größten Propheten noch für sündlos. 4. an das Jüngste Gericht; vor demselben erscheint das schreckliche „Thier aus der Erde“ u. der Antichrist. Der letztere wird von Jesus getödtet u. nun folgt die allgemeine Auferstehung zum Gericht im Kidronthale bei Jerusalem. Die Gläubigen gelangen über die haarscharfe Brücke mit Blitzschnelle nach dem Oelberg u. ins Paradies, die Ungläubigen stürzen hinab in den Höllenschlund. Das Paradies wird bekanntlich im Koran mit sinnlichen Genüssen aller Art ausgestattet (s. Huris), zerfällt aber, wie auch die Hölle, in verschiedene Stufen. Daneben giebt es auch eine Art Fegefeuer. Unter den Sittenlehren des Koran ist bes. das Gebot des Almosengebens u. der Gastfreundschaft, das Verbot des Weins u. des Fleisches unreiner Thiere (bes. der Schweine) zu nennen. Trotz seiner Unzulänglichkeit gilt überdies der Koran auch als Gesetzbuch für alle Fälle des bürgerlichen Rechts, wie überhaupt im Islam R. u. Staat eine unzertrennliche Einheit bilden. Eigentlich religiöse Vorschriften sind nur: das fünfmalige Gebet an jedem Tage in der Richtung nach Mekka nach vorhergegangener Waschung, der Besuch des Gebets am Freitag, dem mohammedanischen Feiertag, in der Moschee; das Koranlesen, die Pilgerfahrt nach Mekka u. das Fasten im Monat Ramadan (s. d.). Sehr verbreitet ist die Verehrung der Gräber von Heiligen u. Märtyrern. — Schon im 7. Jahrh. begann die große Spaltung des Islam in die Sekten der Sunniten u. Schiiten. Die Ersteren halten neben dem Koran an der Sunna (Ueberlieferung) fest, erkennen Abu Bekr, Omar u. Osman als rechtmäßige Khalifen (Stellvertreter) des Propheten an u. erblicken im türkischen Sultan das Oberhaupt des Islam. Die Schiiten (von Schia, Sekte) erkennen erst Ali, den Schwiegersohn des Propheten, als Khalifen an u. betrachten denselben als eine Art Gottheit. Hauptsitz des Schiitismus ist Persien. Die sog. Sekten der Malikiten, Schafiiten, Hanifiten u. Hambaliten sind orthodoxe Schulen unter den Sunniten. Eher sind als Sekten zu bezeichnen die Sufis od. Mystiker, aus denen der Derwischorden hervorging; die Wahabiten im innern Arabien, die den Islam in seiner ursprünglichen Reinheit herzustellen trachten (ohne Verehrung von Heiligen ꝛc.), u. die Drusen (s. d.) am Libanon. — Die Gesammtzahl der Mohammedaner dürfte sich auf 160 Millionen belaufen.

Als Maßstab für die Vollkommenheit einer R. ist mit Recht ein Dreifaches bezeichnet worden: der Grad der Verinnerlichung des religiösen Bewußtseins im menschlichen Gemüth gegenüber allem äußeren Schein u. Werkdienst; ferner die Ausbildung des Unsterblichkeitsglaubens u. endlich die Triebkraft der R., die sich in der Bildung religiöser Gemeinschaften (Kirchen) offenbart. Nach diesem Maßstab kann dem Christenthum das Zeugniß der tiefsitgehenden Einwirkung auf die Entwicklung der Menschheit nicht abgesprochen werden.

Religionsedikte (vgl. „Edikt“) heißen Erlasse einer Regierung, die sich auf Glaubensangelegenheiten beziehen. Geschichtlich berühmt sind das R. von Mailand, durch welches Konstantin d. Gr. 313 den Uebertritt zum Christenthum freistellte, das Edikt von Nantes (s. d.) u. das sog. Wöllner'sche R. von 1788, durch welches der preuß. Kultusminister Wöllner vergeblich die orthodoxe Lehre gegen den Rationalismus zu behaupten versuchte; Friedrich Wilhelm III. hob es 1797 auf.

Religionseid heißt die eidliche Verpflichtung Jemandes auf ein bestimmtes Glaubensbekenntniß. Der R. spielt insbes. in der Geschichte der evangelischen Länder eine wichtige Rolle. Als mit der Reformation das Kirchenregiment an die Fürsten als die Erben der bischöflichen Gewalt übergegangen war, suchten diese die Glaubenseinheit dadurch aufrecht zu erhalten, daß sie nicht blos die Geistlichen u. Lehrer, sondern sämmtliche Beamte des Staats eidlich auf die Bekenntnißschriften der Landeskirche verpflichteten. Der damit verbundene Gewissensdruck hatte in der Zeit der Aufklärung fast überall den Wegfall des R.s zur Folge, außer bei Lehrern u. Geistlichen. Erst in neuester Zeit (in Sachsen 1870) wurden auch die Lehrer (mit Ausnahme der Religionslehrer) vom R. befreit. Doch fordern bereits viele Stimmen auch die Aufhebung des R.es der Geistlichen u. seine Ersetzung durch ein allgemeines Gelöbniß.

Religionsfreiheit heißt die Freiheit der Bürger eines Staates, irgend welchen religiösen Glauben zu bekennen u. den damit verbundenen Kultus auszuüben, ohne dadurch bürgerliche Nachtheile od. eine Zurücksetzung hinter andere Staatsbürger zu erleiden. Wie die Kathol. Kirche u. die von ihr beherrschten Staaten bis zur Reformation, so hat auch das protestantische Staatsrecht seit der Reformation nur ganz allmählich den Grundsatz zur R. zur Geltung gebracht. Abgesehen von den Juden, deren Emanzipation noch jetzt in vielen Ländern nur eine theilweise ist, waren die Katholiken in vielen protestantischen Ländern lange Zeit ebenso rechtlos wie die Protestanten in katholischen Ländern. Erst die Nordamerikanische Union ging mit der Gewährung der R. voran, indem sie von ihren Bürgern nur den Glauben an einen Gott forderte. In Europa hat sich der Grundsatz der R. seit der Französischen Revolution nach u. nach fast über alle Staaten verbreitet, wenn auch nicht ohne mancherlei Einschränkungen. So duldet die Verfassung des Deutschen Reichs alle Kulte (od. auch die völlige Lossagung von jedem Bekenntniß), nur daß die Kinder bis zum 14. Jahre dem Willen des Vaters im Punkte der Religion unterworfen werden u. unsittliche oder dem Staatswohl gefährliche Kulte ausgeschlossen sind. Allerdings sind die Grenzen zwischen den Forderungen des Staatswohls u. der vollen R. sehr schwer zu ziehen.

Religionsfriede heißen mehrere Friedensschlüsse in der Zeit der Reformation zur Beilegung des Glaubensstreites; so der Nürnberger R. von 1532, der nachmals oft erneuert wurde, eigentlich aber nur eine Vertagung des Streites war, u. der Augsburger R. vom 26. Sept. 1555. Auch dieser war nur eine halbe Maßregel, denn er schloß die Reformirten ganz aus, gestattete den katholischen Geistlichen den Uebertritt nur mit Verlust ihres Amtes u. Einkommens (der sog. „geistliche Vorbehalt“) u. machte sogar den Glauben der Unterthanen von dem der Landesobrigkeit abhängig.

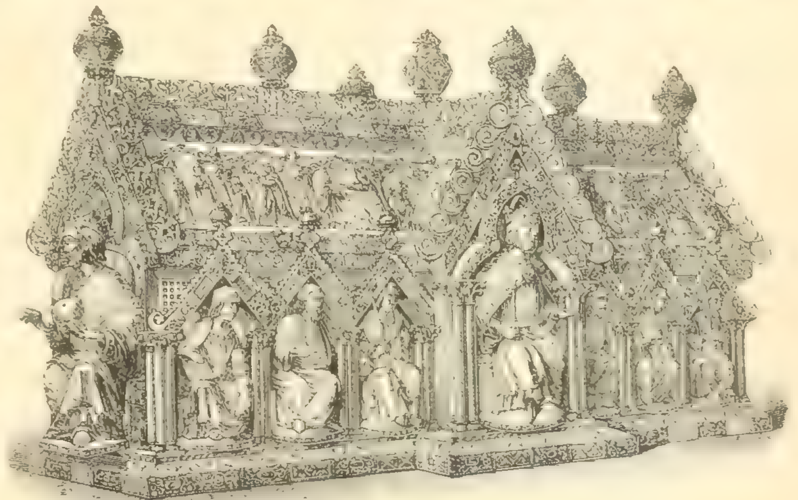
Religionsphilosophie. Wenn Philosophie (s. d.) überhaupt s. v. a. denkende Betrachtung der Dinge ist, so ist R. die denkende Betrachtung des Gesammtgebietes der religiösen Dinge. Sie beschränkt sich jedoch nicht allein auf die Ermittelung der letzten religiösen Grundbegriffe u. Wahrheiten, da sie sonst mit der Metaphysik (s. d.) zusammenfallen würde, ihre Aufgabe ist vielmehr zugleich die philosophische Durchdringung der Religion in ihren mannichfaltigen geschichtlichen Erscheinungen, also die Philosophie der Religionsgeschichte. In gewissem Sinne ist jedes größere philosophische System zugleich ein religionsphilosophisches, da die Fragen der Religion allezeit einen wichtigen Bestandtheil der Dinge überhaupt bilden; doch hat es von jeher nicht an Systemen gefehlt, bei denen die R. den Mittelpunkt bildete. Einen wesentlichen Unterschied macht es hierbei aus, ob die Untersuchung bereits einen Kern religiöser Wahrheiten als gegeben voraussetzt (z. B. die Glaubenssätze des Christenthums) u. diese nur philosophisch zu durchdringen u. zu begründen trachtet, od. ob sie ohne jede Voraussetzung verfährt, also auch möglicherweise zu religionsfeindlichen Resultaten gelangt. Doch ist die letztere Art, die eigentlich wissenschaftliche R., erst eine Frucht der neueren Philosophie, abgesehen von den Ansätzen bei den griech. Philosophen. Als innerreligiöse R.en alter Zeit sind zu nennen: etliche mystische Systeme bei den Indern, die jüdisch-alexandrinische R. (s. „Philo“), die meisten sog. gnostischen Systeme (s. „Gnostiker“) innerhalb des Christenthums, der Neuplatonismus vom Boden des Heidenthums aus, der pers. Sufismus innerhalb des Mohammedanismus. Ebenso kann die christl. Mystik (s. d.) des Mittelalters als eine innerchristliche R. bezeichnet werden. Daher gehören fast alle die genannten Systeme, weil sie schon eine bestimmte Gottheit u. Götterwelt voraussetzen, in das Gebiet der Theosophie (s. d.). Die selbständige R. nimmt ihren Ausgang, wie die neuere Philosophie überhaupt, erst von Cartesius. Wesentlich R. ist der Pantheismus des Juden Spinoza, zum großen Theil christliche R. das System von Leibniz. Die nachhaltigsten Anregungen aber gingen auch hier von dem Kritizismus Kant's (s. d.) aus. Alle großen philosophischen Systeme der Neuzeit nach ihm sind zu einem guten Theil R.; dem Christenthum am nächsten stehen dabei Fr. H. Jacobi, Fries u. Herbart, fern dagegen der Pantheismus Fichte's u. Hegel's, obschon gerade in des Letzteren System lange Zeit eine endgültige Versöhnung der R. u. der (philosophisch umgedeuteten) christlichen Dogmen erblickt wurde. Den stärksten Gegensatz endlich zum Christenthum bildet der sog. Pessimismus (s. d.) Schopenhauer's u. Hartmann's, obschon auch er großentheils auf einer Art R. beruht.

Relikte (vom lat. relinquere, zurücklassen), die Hinterlassene, Hinterbliebene (d. i. Wittwe); **Relikten**, die Hinterbliebenen (Frau u. Kinder), auch Hinterlassenschaft.

Reliquie (Einzahl vom lat. reliquiae, d. i. Ueberbleibsel, bes. Stücke eines Leichnams) heißt im Allgemeinen jeder Ueberrest von geschichtlich hervorragenden Personen od. den Werken derselben. Gewöhnlich aber nennt man R.n die Ueberbleibsel solcher Personen, die den Bekennern einer Religion als heilige gelten. Eine besondere Rolle spielt die Verehrung u. selbst die Anbetung der R.n in der Kathol. Kirche. Sie begann schon im 3. Jahrh. (n. Chr.), zuerst unter dem Widerspruch verständiger Kirchenlehrer, gewann aber seit dem 4. Jahrh. immer größere Ausdehnung. Obenan standen natürlich die R.n von Christus u. der heiligen Jungfrau (Splitter vom Kreuz, der Dornenkrone ꝛc.), ferner die von Aposteln, Märtyrern u. Heiligen, u. zwar nicht blos Theile ihrer Leiber, sondern auch ihrer Habe u. Dinge, die sie berührt hatten. Die Forderung, daß kein Altar ohne R. sein dürfe, veranlaßte endlosen Betrug u. Aberglauben. Die Knochen der Katakomben zu Rom wurden ein großartiger Handelsartikel, später die von den Kreuzfahrern mitgebrachten R.n, indem zugleich der Glaube an die Wunderkraft der R.n eine abgöttische Anbetung derselben nach sich zog. — **Reliquiarium** (lat.) od. **Reliquienschrein**, ein (in der Regel kostbarer u. künstlerisch werthvoller) Behälter, in welchem die Reliquien aufbewahrt werden.

Rellmaus, s. v. w. Siebenschläfer.

Rellstab, Ludwig, Romanschriftsteller u. Kritiker, geb. 13. April 1799 zu Berlin; trat nach vollendeten Gymnasialstudien in die preuß. Armee ein, ward Artillerieleutnant u. Lehrer der Mathematik u. Geschichte an der Berliner Brigadeschule, nahm bereits 1821 seinen Abschied, um sich ganz der Literatur zu widmen, ließ sich nach mehrjährigen Reisen dauernd in seiner Vaterstadt nieder, wo er 1826 in die Redaktion der „Vossischen Zeitung“ eintrat u. seinen ersten Ruf als Musikkritiker gewann. Er war der Vorkämpfer der deutschen musikalischen Bestrebungen gegen den allmächtigen Generalmusikdirektor Spontini, gegen den er eine Polemik von so maßloser Heftigkeit führte, daß er gelegentlich zu einer sechswöchentlichen Haft verurtheilt wurde. Seine dramatischen Versuche, wie die Trauerspiele „Karl der Kühne“ u. „Franz von Sickingen“, mehrere Lustspiele u. Operntexte (u. a. auch der Text zu Meyerbeer's „Feldlager in Schlesien“) blieben ohne sonderliche Wirkung. Um so größeren Beifalls erfreute sich R. als Romanschriftsteller. Einigen Sammlungen kleinerer Erzählungen folgten die Romane „Algier u. Paris“ (3 Bde., Lpz. 1830), „1812“ (4 Bde., ebd. 1834) u. „Drei Jahre von dreißigen“ (5 Bde., ebd. 1858), welche sich durch eine große Gewandtheit der Darstellung u. Mannichfaltigkeit der Scenen u. Figuren auszeichneten u. ohne eigentliche poetische Stimmung u. Tiefe doch immer hoch über die Masse der nachmaligen historischen Romane hervorragten. 1839 gründete er eine eigene musikalische Zeitung „Iris“; seine Hauptwirkung auf musikalischem Gebiete, wo er der Vertreter eines edleren Geschmackes u. wahrhaft künstlerischen Verdienstes blieb, ging immer von seinen Kritiken in der „Vossischen Zeitung“ aus, die er bis an sein Lebensende (er starb 27. Nov. 1860 zu Berlin) schrieb. Seine kurz vor seinem Tode beendete Selbstbiographie führt den Titel „Aus meinem Leben“ (2 Bde., Lpz. 1861); dieselbe ist auch in



Nr. 1601. Reliquienschrein der großen Reliquien in der Stiftskirche zu Aachen

seine „Gesammelten Schriften“ (vollständige Ausgabe, 24 Bde., Lpz. 1860—61) aufgenommen.

Remagen (als Rigomagus schon auf der Peutinger'schen Karte der Römerstraßen [2. Jahrh. n. Chr.] verzeichnet), Städtchen in der Rheinprovinz, Reg.-Bez. Koblenz, Kreis Ahrweiler, mit 2847 E. (1875), liegt am linken Ufer des Rheins kurz unterhalb der Ahrmündung u. ist Station der Rheinischen Eisenbahn. Der Chor der dortigen Kirche wurde 1246 erbaut; die Kirchhofmauer neben der äußeren Westseite des Chors stammt aus der Römerzeit, an welche zahlreiche in R. gefundene Alterthümer erinnern. Unterhalb R. erhebt sich ein steiler Thonschieferfels, der **Apollinarisberg** (s. d.), mit besuchter Wallfahrtskirche.

rembourſiren (a. d. Franz., spr. rangburßiren), wiedererstatten, ersetzen, vergüten; Deckung einsenden.

Rembrandt van Ryn, Paul, berühmter Maler u. Kupferstecher, geb. 15. Juni 1608 in einer Mühle bei Leyden als Sohn des Müllers Hermann Gerrits Zoon van Ryn. Mit ungewöhnlichem Talent zur Kunst begabt, genoß er Anfangs in Leyden den Unterricht des J. J. van Swanenburg, aber weder diesem noch den folgenden Lehrern verdankt er die eigenthümliche Entwicklung seines Talentes. Schon 1630 ließ er sich als selbständiger Meister in Amsterdam nieder, gründete eine später vielverzweigte Malerschule u. verheirathete sich 1634 mit Saskia Uilenburg, der Tochter eines Rathsherrn von Leeuwarden. Nach deren Tode (1642) kam R., theils weil ihm nun die Besorgung des Haushaltes allein zufiel, theils infolge seiner Leidenschaft zum Sammeln von Kunstwerken u. Kuriositäten, in so mißliche Umstände, daß er 1656 seinen Bankerott erklären u. seine reichen Sammlungen um einen geringen Preis verschleudern mußte. 1656 schloß er eine zweite Ehe u. starb, nachdem er in seiner letzten Lebenszeit

sehr zurückgezogen gelebt, aber fleißig weiter gearbeitet hatte, in Amsterdam 8. Okt. 1669. In R. gelangte die damalige Richtung der Niederländer zum Realismus zur höchsten künstlerischen Ausbildung. Seine Liebe zum Malerischen, die sich vorzugsweise in der höchsten Vollendung des Helldunkels aussprach, war so groß, daß er darüber die Schönheit der Formen u. die Grazie der Bewegung, nicht etwa aus Unkenntniß u. Ungeschick, sondern mit Absicht hintansetzte, u. wenn auch malerische, doch dem dargestellten Gegenstande durchaus widerstrebende Kostüme wählte. Und neben diesem Sinn für das Malerische besaß er eine schöne, stilgemäße Anordnung u. eine wunderbare Vollendung der Technik, die er vermuthlich nach den Bildern von Franz vervollkommnete; vor Allem aber ein eigenthümliches Gefühl für Behaglichkeit u. Gemüthlichkeit. Diese uns aus den Bildern R.'s ansprechende Gefühlsweise hat zum Theil ihren Grund auch in der gewählten Beleuchtung durch helles, warmes, eingeschlossenes Licht, die seinen Werken den eigenthümlichen Charakter des Geheimnißvollen u. Phantastischen verleiht. Diesem Charakter entsprechen auch die landschaftlichen Einkleidungen: es ist die düstere Poesie der nordischen Natur mit ihren schwarzen Regenwolken, die nur von einzelnen Sonnenstrahlen hin u. wieder durchbrochen werden. Das erste von R. häufig betretene Gebiet ist das der biblischen Historie, in welcher,



Nr. 1602. Paul Rembrandt van Ryn (geb. 15. Juni 1608, gest. 8. Okt. 1669).

im Gegensatz zu Rubens wie zu den gleichzeitigen Italienern, nicht etwa die kirchliche Auffassung herrscht, sondern der in die Formen des alltäglichen Lebens gekleidete Geist des Protestantismus. Dahin gehören z. B. die „Darstellung im Tempel" aus dem J. 1631 (Museum im Haag), die „Abnahme vom Kreuz" (1633, Pinakothek in München) u. die an Tiefe u. Glut des Helldunkels noch bedeutendere, größere Wiederholung derselben (in der Eremitage zu Petersburg), „Die Ehebrecherin vor Christus" aus dem J. 1644 (Nationalgalerie in London), „Die heil. Familie" aus dem J. 1645 (Petersburg), „Die Familie des Tobias" (1637, Louvre), u. die Reihe von Bildern aus dem Leben Jesu (Pinakothek in München). Freilich fällt er in derartigen Bildern manchmal auch ins allzu Prosaische u. Triviale, z. B. in „Christus unter den Kindlein", sowie in „Simson u. Delila" (Graf Schönborn in Wien). Wenn sich weder von seinen mythologischen u. allegorischen Schöpfungen, deren Gegenstände ihm überhaupt zu fern lagen, noch von seinen wenigen Genrebildern viel rühmen läßt, so ist dagegen unter seinen Werken aus der Profangeschichte wenigstens „Prinz Adolph von Geldern vor seinem von ihm eingekerkerten Vater" aus dem J. 1637 (Museum in Berlin) eine durch energische Charakterzeichnung u. ergreifende Wahrheit bedeutende Leistung. Mehr aber noch als auf den eben genannten Gebieten ragt er in der Portraitmalerei hervor, worin er durch die eigenthümliche Art der Beleuchtung, des Kolorits u. des Vortrags sich von allen seinen Vorgängern unterscheidet. Diese Portraits sind der Mehrzahl nach in jenem Charakter der Bilder aus der heil. Geschichte gehalten, mit engbegrenztem Oberlicht, breiten Schatten u. einfach bräunlichem Ton, andere dagegen von gesättigter, blühender Farbe u. vollem Licht. Mit welcher Vorliebe er sich gerade diesem Fache hingab, beweist der Umstand, daß allein von seinen Selbstportraits aus verschiedenen Lebensaltern wenigstens 23, von Portraits seiner Mutter wenigstens 8 vorhanden sind. Zu den vollendetsten dieses Faches, mit Einschluß der größeren Portraitscenen, gehören die berühmte sog. „Anatomie" (1632, Museum im Haag), worin der Professor Tulp seinen Zuhörern einen männlichen Leichnam erklärt, die sog. „Nachtwache" (1642, Museum in Amsterdam), od. vielmehr „Der Auszug zum Schützenfest", „Die Aufseher des Stahlhofes zu Amsterdam" (1661, Museum daselbst), die Selbstportraits (aus den J. 1633 u. 1660) im Louvre, in Berlin, in Dresden (mit seiner Frau auf dem Schoße) u. in Wien, „Der Schreibmeister Copenol" (Petersburg), „Die Frau des Burgemeister Six" (Amsterdam) u. andere in der an R.'schen Bildern ehemals so reichen Galerie in Kassel u. in der Nationalgalerie in London. Endlich noch das von ihm selten betretene Gebiet der Landschaft; unter den hierher gehörigen Bildern ragen hervor die „Ruinen eines alten Schlosses" (Galerie in Kassel), eine bergige Landschaft (Dresden) u. eine Landschaft des Museums in Braunschweig. Von den überaus zahlreichen Handzeichnungen R.'s, die oft nur durch wenige Striche mit hoher Meisterschaft den Gegenstand andeuten, oft aber auch mit voller malerischer Wirkung ausgeführt sind, besitzen die Sammlung des Erzherzogs Albrecht in Wien u. das Kupferstichkabinet in Dresden die größte Zahl. — Fast noch höher als die hierin u. in seinen Gemälden bewiesene Meisterschaft ist die, welche er in seinen überaus zahlreichen Radirungen entfaltet, deren Technik er in einer Weise ausbildete, daß, obwol ihm hierin nur Schwarz u. Weiß zu Gebote stand, er doch die Wirkung des Helldunkels in höherem Grade als je ein anderer Künstler erreichte. Unter diesen Radirungen befinden sich in Bezug auf Komposition wol seine bedeutendsten Meisterwerke, z. B. „Die Verkündigung an die Hirten", „Die Auferweckung des Lazarus" u. das sog. „Hundertguldenblatt" (Christus heilt die Kranken). — Vergl. Scheltema, „Redevoering over het leven en de verdiensten van R." (Amsterdam 1753); Eduard Kolloff, „R.'s Leben u. Werke" (in Raumer's „Historischem Taschenbuch", 1854).

Remedium (lat.), Mittel, Heilmittel, Gegenmittel; R. bei Münzen (s. „Münzfuß"; R. juris, Rechtsmittel (s. d.); Remedur, gerichtliche Abhülfe, Abstellung (eines Mißbrauches).

Remesse, s. v. w. Rimesse (s. d.).

Remigius, der Heilige, geb. um 437 n. Chr. aus vornehmem Geschlechte, 457 zum Bischof von Reims erhoben, bekehrte u. taufte den Frankenkönig Chlodwig 496 (angeblich mit dem heiligen Salböl, welches in Wahrheit erst im 9. Jahrh. betrügerisch erfunden wurde) u. starb 13. Jan. 533. Sein Eifer für die Kirchenzucht u. die Ausbreitung des Christenthums machten ihn schon bei Lebzeiten hochgeehrt, noch mehr die Wunderkraft seiner Reliquien. Sein Heiligentag fällt auf den 1. Oktober.

Reminiscenz (a. d. Lat.), Wiedererinnerung; etwas aus der Erinnerung Geschöpftes, Entlehntes, nicht Selbsterfundenes.

Reminiscere (lat., „gedenke!") heißt der 2. Sonntag in den Fasten nach dem Anfang der Messe für diesen Tag aus Psalm 25, 6.

remis (franz., spr. r'mih, von remettre, wieder hinlegen, zurückstellen), im Schachspiele der Ausgang der Partie, bei welchem keiner der Spieler über den anderen einen weiteren Vortheil zu erringen vermag, keiner den andern matt setzen kann, die Entscheidung also einer neuen Partie überlassen bleiben muß. Beim L'Hombre dagegen heißt r. einfach verloren.

Remiß (a. d. Lat.), Aufschub einer Zahlungsfrist; Erlaß bei einer Zahlung, Nachlaß eines Theiles der Kaufsumme.

remittiren (a. d. Lat.), zurücksenden, in kaufmännischem Verkehr: übermachen (Geld od. Wechsel). Remittenda od. Remittenden, d. h. zurückzusendende Dinge, im Buchhandel s. v. w. Krebse (s. d.).

remonstriren (a. d. Lat.), Gegenvorstellungen machen, Einwendungen erheben. Remonstranten, s. „Arminianer".

Remonte heißt das junge Pferd von seiner Einstellung in die Armee an bis zur Vollendung seiner Ausbildung zum Dienste.

remorquiren (a. d. Franz., spr. remorkiren), bugsiren, ins Schlepptau nehmen; Remorqueur (spr. Remorköhr), Schleppschiff.

Remoulade (franz., spr. Remulad'), eine kräftig gewürzte Brühe von Zucker, Senf, Citronensaft ꝛc.; in der Thierheilkunde eine Salbe für Pferde (Hornsalbe).

removiren (a. d. Lat.), bei Seite setzen, wegschaffen, absetzen; Remotion, Beseitigung, Entlassung aus der amtlichen Stellung.

Remplaçant (franz., spr. Rangplaßang), Stellvertreter, Ersatzmann.

Rems, die, rechter Nebenfluß des Neckar; entspringt auf der Albuch unweit Essingen, durchfließt in westl. Richtung ein anmuthiges, korn-, obst- u. rebenreiches u. dichtbevölkertes, von der Bahn Nördlingen-Stuttgart (Remsthalbahn) durchzogenes Thal, in welchem u. a. die Städte Gmünd u. Waiblingen liegen, u. mündet, nachdem sie die Wieslauf aufgenommen, bei Neckarrems. Ihre Lauflänge beträgt 11 Meilen.

Remscheid, Fabrikstadt mit 26,120 E. (1875) in der Rheinprovinz, Reg.-Bez. Düsseldorf, Kreis Lennep. Die wohlgebaute Stadt, an der Lennep in einer an schönen Bergpartien reichen Gegend gelegen, ist Endpunkt der Bahn Elberfeld-R. Sie gehört zum großen Industriebezirk des Wupperthals. An den 18 in u. um R. fließenden Bächen liegen über 200 Eisen- u. Stahlhämmer, Fabriken für Eisen- u. Stahlwaaren u. Schleifmühlen, deren tausenderlei verschiedenartige Produkte von kleineren Eisen- u. Stahlwaaren R. in den Handel bringt.

Remter, s. v. w. Refektorium (s. d.).

remuneriren (a. d. Lat.), vergüten, belohnen; Remuneration, Belohnung, Vergütung.

Remus, Zwillingsbruder des Romulus (s. d.).

Rémusat (spr. Remüsah), Jean Pierre Abel, franz. Orientalist, geb. zu Paris 5. Sept. 1788; studirte Medizin u. oriental. Sprachen, welch letzteren er sich, nachdem er 1813—14 als Arzt praktizirt hatte, ausschließlich zuwandte, u. zwar waren die chines. u. tatar. Sprachen seine Spezialfächer. Schon 1814 wurde für ihn am Collége de France der Lehrstuhl der chines. u. Mandschusprache errichtet, den er bis an sein Ende inne hatte. Auch ward er 1822 Sekretär u. 1828 Präsident der von ihm mitbegründeten Société asiatique sowie 1823 Aufseher der oriental. Manuskripte in der königl. Bibliothek. Obgleich treuer Anhänger der alten Bourbonen, blieb er nach der Julirevolution in seinen Aemtern. Er starb zu Paris 3. Juni 1832. Die „Recherches sur les langues tartares“ (Par. 1820) u. die „Eléments de la grammaire chinoise“ (ebd. 1822) bilden seine Hauptwerke, außer denen noch zu nennen sind: „Mélanges asiatiques“ (4 Bde., Par. 1825 ff.), seine „Contes chinois“ (3 Bde., ebd. 1827) u. seine Uebersetzungen des chines. „Livre des récompenses et des peines“ (ebd. 1817). Seit 1818 redigirte er das „Journal des savants“. — Vgl. Silvestre de Sacy, „Notice sur la vie et les ouvrages de R.“ (Par. 1834).

Rémusat, François Marie Charles, Graf de, Staatsmann u. Publizist, ein Enkel Lafayette's, geb. zu Paris 4. März 1797 als Sohn eines Kammerherrn Napoleon's I., der von diesem in den Grafenstand erhoben worden war; studirte die Rechte u. wurde Advokat in Paris, beschäftigte sich aber vorzugsweise mit Studien über Politik u. Gesetzgebung. Seit 1820 Mitarbeiter mehrerer Journale u. Zeitschriften, unterzeichnete er 1830 auch den Protest der Pariser Journalisten gegen die Julierdonnanzen mit. Als Abgeordneter von Toulouse schloß er sich dann in der Kammer an Thiers an, in dessen Kabinet er vom 1. März bis 29. Okt. 1840 das Ministerium des Inneren leitete. Der Sturz des Kabinets führte ihn der Opposition zu. Nach der Februarrevolution (1848) in die Constituante u. dann auch in die Legislative gewählt, schloß er sich der monarchischen Mehrheit an, stimmte 1851 gegen die Verfassungsrevision, ward als Gegner des Staatsstreichs 9. Jan. 1852 aus Frankreich verbannt, durfte aber im Sept. desselben Jahres zurückkehren. Erst die Ereignisse von 1870—71 ließen ihn ins öffentliche Leben wieder eintreten. Er bekehrte sich mit Thiers zur konservativen Republik u. stand demselben vom 2. Aug. 1871 an bis zu seinem Sturze (25. Mai 1873) als Minister des Auswärtigen zur Seite. Er starb zu Paris 6. Juni 1875. Seine nam. in formeller Hinsicht ausgezeichneten Schriften, wie „Essais de philosophie“ (2 Bde., Par. 1842); „Abélard“ (2 Bde., ebd. 1845); „De la philosophie allemande“ (ebd. 1845) verschafften ihm 1846 einen Platz in der Akademie. Denselben ließ er folgen: „Passé et présent“ (2 Bde., ebd. 1847); „Saint-Anselme de Cantorbéry“ (ebd. 1854; 2. Aufl. 1868); „Critiques littéraires“ (ebd. 1856); „Bâcon, sa vie etc.“ (ebd., 2. Aufl. 1858); „Channing, sa vie etc.“ (ebd., 2. Aufl. 1861); „Philosophie religieuse“ (ebd. 1864); „L'Angleterre au XVIII[e] siècle“ (2 Bde., ebd. 1865) ꝛc. Auch gab er den von seiner Mutter, einer intimen Freundin der Kaiserin Josephine, verfaßten „Essai sur l'éducation des femmes“ (ebd., 4. Aufl. 1842) heraus u. übersetzte mehrere Bühnenwerke Schiller's. Sein Sohn, Paul Louis Etienne **de R.**, geb. zu Paris 17. Nov. 1831, hat sich gleichfalls als wissenschaftlicher Schriftsteller einen Namen gemacht u. ist seit 1871 Mitglied der Nationalversammlung, wo er zum linken Centrum gehört.

Renaissance (franz. [spr. Rönäßangß], d. h. Wiedergeburt) ist der allgemein gebräuchliche Ausdruck zur Bezeichnung der etwa von 1420 bis über das Ende des 16. Jahrh. reichenden künstlerischen Epoche, deren Merkmal die Wiederaufnahme der antiken u. insbes. der römischen Kunst- u. Anschauungsformen im Gegensatz zur Entartung des goth. Stils ist. Haben wir bei dem Ausdruck R. in engerem Sinne die Umgestaltung der künstlerischen Anschauungen im Auge, wie sie in jener Zeit eintrat, so ist jedoch dabei zu bemerken, daß diese Umgestaltung nicht blos auf künstlerischem Gebiete vor sich ging, sondern daß mit u. neben ihr, bedingend u. bedingt, dieses Zurückgreifen auf die Kultur der Alten auch auf wissenschaftlichem, moralischem u. literarischem Gebiete dasselbe Gähren u. Neutreiben hervorrief, von dem die bildenden Künste, Architektur u. Malerei an der Spitze, erfaßt waren. Die Befreiung vom Schematismus, die Rückkehr zur Natur, die das Ziel der ganzen Bewegung war, wurde für die Forschung ebenfalls richtunggebend, so daß die Bezeichnung R. in weitestem Sinne sich auf alle Gebiete menschlicher Bestrebungen bezieht. In engerem Sinne bezeichnet der Sprachgebrauch die Wiederbelebung der Wissenschaften (im Gegensatz zu der R. der Künste) als das Auftreten des Humanismus (s. d.). Die Reformbestrebungen auf künstlerischem Gebiete, welche in Italien bereits im 3. Jahrzehnt des 15. Jahrh. begannen, brachten bereits um die Mitte desselben die klassischen Formen wieder zur Anwendung, während Frankreich, Deutschland u. Spanien erst um einige Jahrzehnte später denselben Weg betraten. Der Entwicklungsgang der R. ist also zwar zeitlich ein nach den Ländern verschiedener, inhaltlich aber ist er ein sich überall gleich bleibender od. doch sehr ähnlicher. Es ist 1. die Frührenaissance (in Italien schon von 1420 ab), diejenige Zeit, in welcher die neue Gestaltungsweise der architektonischen Formen noch nicht aus dem Gesammtbedürfniß der christlichen Welt hervorging, sondern nur aus dem mehr od. weniger bewußten Streben einzelner Forscher u. Künstler. Ihr Charakter ist daher der des unruhigen Suchens u. Schwankens, das sich von manchen Ueberlieferungen des Mittelalters noch nicht loszureißen vermag, u. sich bemüht, die antiken Bauformen damit in Einklang zu bringen. Die Aufnahme derselben ist nicht als eine sklavische anzusehen, sie ist vielmehr, u. gerade in der ersten Zeit, eine sehr freie Verwerthung u. Umbildung nach den veränderten Erfordernissen des Lebens. Schon daß zum ersten Male der Profanbau in den Städten, die Errichtung von Palästen für die reich u. groß gewordenen Geschlechter in den Vordergrund trat, während vordem für die Profanarchitektur die Ritterburg den Charakter bestimmte, die klassisch-griechische Baukunst aber vorzugsweise im Tempelbau sich entwickelt hatte, dieser Umstand mußte auf die klassischen Ueberlieferungen mächtig ändernd einwirken. Wurden solcherart neue Normen für die Dispositionen der Räume, für den Grundriß geschaffen, so erhob sich nicht minder auch die Ornamentik zu einem vorher ungekannten Reichthum durch Aufnahme der antiken Säulen, Pilaster, verzierten Glieder u. durch jene mannichfaltigen Motive aus dem Thier- u. Pflanzenreich, wie sie in den Ueberresten der heiteren Wandmalereien Pompeji's, in Verzierungen antiker Geräthe ꝛc. sich darboten. So leicht u. schnell also auch der Uebergang in Italien vor sich gehen konnte, wo die Gothik noch in ihren Dispositionen viel von der Antike behalten hatte, um so viel später begann u. um so viel schwerer u. länger war dieser Kampf in denjenigen Ländern, wo die Gothik bis in die kleinsten Formen eingedrungen u. festgewurzelt war: in Deutschland, Frankreich u. Spanien. Hier datirt das Auftreten der R. erst vom Ende des 15. an u. reicht bis in die Mitte des 16. Jahrh. (vgl. „Baukunst“, Bd. II. S. 412). 2. die Hochrenaissance, der Stil der Cinquecentisten, diese Zeit der schönsten Ausbildung, der bewußten u. gesetzlich begründeten Anwendung der neu gewonnenen Anschauungen u. Formen. Beschränkt wissenschaftlicher Ernst auch die fröhliche Ungebundenheit, welche sich in der ersten Zeit gehen ließ, so ist doch der Sinn für schönes Maß u. Harmonie mächtig genug, um jene Strenge nicht als Fessel zu empfinden. Diese Zeit, der (wenigstens in Italien) die edelsten Kunstschöpfungen entsprungen sind, datirt für Italien vom Anfang des 16. Jahrh. u. dauert bis um 1580, wo sie ihren Charakter wieder ändert, od. vielmehr

naturgemäß nur über Maß u. Ziel hinausschießen läßt. An die Stelle weiser Beschränkung tritt z. in der Spätrenaissance individuelle Willkür, welche zu um so bedenklicheren Ausschreitungen führen mußte, je mehr ihr Bannerträger Michelangelo durch die Gewalt seiner Schöpfungen imponirte. Die schlichten u. edlen Façaden der Gebäude werden aufgegeben, selbst die Vorsprünge (Risalite), Vorhallen, Seitenflügel u. sonstige Anhängsel genügen gegen Ende des 16. Jahrh. nicht mehr; man häuft die Säulen, Halbsäulen u. Pilaster, die man natürlich infolge dessen oft zweckwidrig anbringen muß, man verkröpft je nach den vielfach unterbrochenen Linien des Grundrisses überall das Gebälk u. arbeitet das Ornament willkürlich bis zur Tollkühnheit aus. Die Spätrenaissance ist nur ihrem Anfange nach einigermaßen zeitlich zu bestimmen, da sie in ihrem Verlaufe ganz allmählich jene Aeußerungsformen angenommen hat, die wir als Barockstil, später als Rococo zc. bezeichnen. Deutschland, wo die R. infolge klimatischer Verhältnisse, eigenthümlicher Lebensgewohnheiten zc. eine bes. charakteristische Ausbreitung erfuhr, besitzt noch sehr bedeutende Werke aus dieser Periode, sowol auf dem Gebiete der Architektur als namentl. auch aus den Kleinkünsten, denen die Befruchtung mit der Formenwelt des klassischen Alterthums einen eminenten Aufschwung gab. Die Metallarbeiten, Schmucksachen, getriebene od. tauschirte Waffen, Rüstungen, Geräthe aller Art, Glas- u. Thongefäße, Emailarbeiten, Möbel u. Holzschnitzereien, Intarsien, Druckwerke der damaligen Zeit, kurz Alles, was man jetzt unter dem Begriffe des Kunstgewerbes zusammenfaßt, was aber nicht mehr u. nicht weniger als handwerksmäßige Uebung war, zeigt ein Durchdrungensein aller Produktion von einem reichen, reinen künstlerischen Geschmack, der jene Hervorbringungen heute noch zu unübertroffenen Vorbildern macht. Vgl. „Deutsche Renaissance. Eine Sammlung von Gegenständen der Architektur, Dekoration u. Kunstgewerbe in Abbildungen“ (Lpz. 1871 ff.).



Nr. 4603. Ernst Renan, geb. 27. Febr. 1823.

Renaix (spr. Renäh) od. Ronse, malerisch gelegene Stadt in der belg. Provinz Ostflandern, an der Bahn Gent-Mons, mit 12,237 E., welche Leinwand- u. Hutfabrikation u. Baumwollenspinnerei treiben. Die Stadt hat ein Schloß, eine Gemäldegalerie u. drei Kirchen; unter diesen ist bes. bemerkenswerth die des heil. Hermes, dessen Leichnam im J. 860 daselbst bestattet wurde.

Renan (spr. Renang), Ernest, hervorragender franz. Orientalist, geb. 27. Febr. 1823 zu Tréguier im Dep. Côtes du Nord; studirte im Seminar von St. Sulpice zu Paris Theologie, verließ dasselbe jedoch 1848 aus Unlust am geistlichen Beruf u. gewann in demselben Jahre den Volney'schen Preis für eine Arbeit über die semitischen Sprachen. Dieselbe erschien 1855 als „Histoire générale des langues sémitiques“ (4. Aufl. 1864), eine epochemachende Leistung. 1849 unternahm R. im Auftrage der franz. Akademie eine wissenschaftliche Reise nach Italien; die Frucht derselben war die Abhandlung „Averroès et l'Averroïsme“ (Paris 1852; 2. Aufl. 1860). Seit 1851 war R. als Bibliothekar der orientalischen Handschriften zu Paris thätig, wurde 1856 zum Mitglied der Akademie ernannt u. veröffentlichte 1857 die geistvollen „Études d'histoire religieuse“ (7. Aufl. 1864). 1860 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Syrien, als deren Ergebniß nachmals das Prachtwerk „Mission de Phénicie“ (Paris 1864 ff.) erschien. 1862 erhielt R. den Lehrstuhl des Hebräischen an der Pariser Universität, wurde aber sogleich wieder von demselben suspendirt, da bereits seine Eröffnungsrede wegen seiner kirchenfeindlichen Richtung lärmende Demonstrationen veranlaßt hatte. Ungeheures Aufsehen erregte 1863 seine „Vie de Jésus“ (deutsch Lpz. 1864, 3. Aufl. 1870), ein Versuch, den Inhalt der Evangelien auf die fromme Phantasie der ersten Christen zurückzuführen, Jesus selbst als einen liebenswürdigen Schwärmer darzustellen u. insbes. den Glauben an seine Auferstehung aus der schwärmerischen Liebe einer „Visionärin“ (Maria Magdalena) herzuleiten. Aus diesem Charakter des Buches erklärt sich die ungeheure Entrüstung aller christlich Gesinnten gegen den Verfasser, die sich in zahllosen Gegenschriften Luft machte. Wenn das Buch trotzdem in zahlreichen Auflagen verbreitet u. in die meisten europ. Sprachen übersetzt wurde, so beruht dies bes. auf dem blendenden Zauber der Darstellung u. der Meisterschaft des Stils, die den religiösen Stoff in das Gewand eines Romans zu kleiden wußte, endlich auf einem gewissen Schein von Wissenschaftlichkeit, so sehr auch das Werk in dieser Beziehung hinter dem verwandten von Strauß zurücksteht. In Paris hatte das Buch 1864 die Absetzung R.'s zur Folge; eine Entschädigung durch die ihm angebotene Stellung eines Oberbibliothekars wies er entrüstet zurück. Das „Leben Jesu“ bildet übrigens nur den ersten Band einer „Geschichte des Urchristenthums“; die anfängliche Begeisterung erkaltete jedoch gegenüber der Fortsetzung immer mehr; im J. 1866 erschienen die „Apôtres“, 1869 „St. Paul“, 1873 der „Antichrist“, die sämmtlich auch ins Deutsche übersetzt wurden. Dauerhafter, als der Ruf dieser Arbeiten, dürfte jedoch der Ruhm R.'s als eines geistvollen Orientalisten u. Archäologen sein.

Rencontre (franz., spr. Rangkongt'r), zufällige, unvermuthete Begegnung, Scharmützel, Schlägerei, Duell; in der Kaufmannssprache das Zurückweisen von einem Buche od. Blatt auf ein anderes, von einem Rechnungsposten des Schuldners auf einen des Gläubigers, od. auch umgekehrt.

Rendant (franz.), Rechnungsführer.

Rendez-vous (franz., spr. Rangdehwuh), wörtlich: „begebt euch dahin“, ein Stelldichein, eine verabredete Zusammenkunft an einem bestimmten Orte; auch der Ort der Zusammenkunft, Sammelplatz.

Rendsburg, Stadt im Reg.-Bez. Kiel der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, an der Eider; besteht aus der Neustadt od. dem Neuenwerke auf holsteinischem Boden, der zwischen zwei Armen der Eider erbauten Altstadt, u. dem Kronenwerk mit der letzten Kanalschleuße u. einigen Packhäusern auf Schleswiger Seite. R. hat als Austrittspunkt des Eiderkanals aus der Eider eine wichtige Lage; es zählt 11,406 E. (1875), welche nicht unbedeutende Schiffahrt mit mehr als 100 eigenen Schiffen u. Handel treiben. R. war ehemals eine bedeutende Festung u. als solche der Schlüssel zur Kimbrischen Halbinsel. Dänemark hat den größten Theil der Befestigungen gegen Mitte dieses Jahrhunderts demolirt. Den Anfang der Stadt bildete das von den Grafen von Holstein auf der Eiderinsel erbaute Reinholdsburg, das bald von den dän. Königen als schleswigische Besitzung beansprucht, 1252 durch Schiedsspruch an Holstein kam. Der später oft wieder erhobene Anspruch Dänemarks, die Altstadt u. das Kronenwerk als schleswig'sche Pertinenz zu betrachten, hat erst durch Aufnahme beider Länder in den preuß. Staatsverband seine endgültige Abweisung erfahren.

René od. Renatus I. v. Anjou, Graf von Provence u. Guise, Herzog von Bar, Titularherzog von Lothringen u. Titularkönig von Neapel, geb. 26. Juni 1408; war ein Urenkel König Johann's des Guten u. ein Enkel Ludwig's I. v. Anjou, der 1382 als Erbe der Königin Johanna von Papst Clemens VII. zum Könige von Neapel gekrönt, aber durch Karl von Ungarn u. dessen Gemahlin Margarethe verdrängt wurde (s. „Neapel, Geschichte“). Vermählt seit seinem 13. Lebensjahre mit Isabella von Lothringen, riß er 1431 nach dem Tode seines Schwiegervaters Karl dessen Herzogthum an sich, wurde jedoch von einem Neffen desselben, Anton von Vaudemont, besiegt u. gefangen gehalten. 1435 durch das Testament der Königin Johanna II. auf den Thron von Neapel berufen, sandte er Anfangs seine Gemahlin dorthin, um gegen Alfons von Aragonien den Kampf zu führen.

1437 durch die Verpfändung des Herzogthums Bar an Philipp von Burgund aus der Gefangenschaft befreit, erschien er 1438 selbst in Neapel, konnte sich aber nur bis 1442 behaupten. Lothringen kam 1444 durch die Vermählung seiner Tochter Jolanthe mit Friedrich, dem Sohne Anton's von Vaudemont, zunächst an diesen u. 1470 an dessen Sohn R. II. Der alte R. sah noch Karl's des Kühnen Angriffe auf Lothringen sowie auf die Provence scheitern, vererbte die letztere, nachdem sein einziger Sohn Johann bereits 1470 gestorben war, an König Ludwig XI. u. starb 1480. R., dessen Tochter der dän. Dichter H. Hertz in einem Drama verherrlicht hat, war ein Freund der Hirten- u. Schäferpoesie u. selbst ein Sänger. Sein Leben schrieb de la Salle (Aix 1820).

Renegat (vom spätlat. renegare, verleugnen) heißt Einer, der seinen Glauben abschwört u. einen anderen annimmt; doch braucht man R. fast nur von Solchen, die vom Christenthum zum Mohammedanismus übertreten.

Renfrew (spr. Renfruh), eine Grafschaft im südwestl. Schottland, die nördl. von der Grafschaft Dumbarton, östl. von Lanark, südl. von Ayr, westl. von Ayr u. dem Clyde-Busen begrenzt wird. Ihre günstige Lage am Firth of Clyde, von dem sie halbinselartig umgeben ist, u. der glückliche Umstand, daß sie theilweise in der reichen Ebene liegt, der auch die Hauptstädte Edinburgh u. Glasgow angehören, hat sie zu einem wichtigen Emporium für Handel u. Industrie werden lassen, woran nur der südl. Theil, der in gebirgiger u. wenig fruchtbarer Gegend liegt, keinen Antheil hat. Ihre Flüsse sind Clyde u. Cart; von ihren vielen Seen ist der Winnochsee am bekanntesten; ihr Klima ist feucht. Die Grafschaft wird von der Eisenbahn von Glasgow nach Ayr durchschnitten. Die Größe R.'s beträgt 11,937 □M. mit 216,947 E. (1871). Unter den Städten von R. ragen hervor Paisley (s. d.) u. Greenock (s. d.), die zum Industrie- u. Handelskreise Glasgow gehören. Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Baumwollenspinnerei, Weberei u. Handel, außerdem Ackerbau u. Viehzucht. Die Hauptstadt **R.** mit 1163 E. (1871) liegt am Weißen Cart unweit der erwähnten Eisenbahn. Die Baronie R. besaßen die Stuarts vor ihrer Thronbesteigung, weshalb auch jetzt noch der engl. Thronerbe, der Prinz von Wales, den Titel Baron von R. trägt.

Reni, Guido, Maler u. Radirer, geb. zu Calvenzano bei Bologna 4. Nov. 1575, ein mit besonderem Gefühle für Schönheit in den einzelnen Formen wie in der Gruppirung größerer Kompositionen begabter Künstler, der den Pinsel mit großer Meisterschaft, aber ohne Wärme u. individuelle Belebung führte. Anfangs hatte er die Caracci zu Lehrern, hielt sich dann längere Zeit in Rom zum Studium Rafael's u. der Antike u. seit 1622 in Neapel auf, bis er sich in Bologna niederließ u. dort in sehr heruntergekommenen Verhältnissen, eine Folge seiner Spielsucht, 18. Aug. 1642 starb. Je nach ihrer Entstehungszeit sind seine Werke sehr verschieden. Zu den früheren, die meistens in grandiosen, mächtig imponirenden Figuren auftreten, gehören z. B. die im Stil des Caravaggio gemalte „Kreuzigung des Petrus" (Vatikan), die „Madonna della Pietà" aus dem J. 1616, „Der gekreuzigte Heiland mit Maria, Johannes u. Magdalena" u. vor Allem „Der bethlehemitische Kindermord" (Pinakothek in Bologna) sowie „Die beiden Eremiten Paulus u. Antonius" (Museum in Berlin). Unter den dann folgenden, die den Stempel einer einfachen Natürlichkeit u. eines wohlthuenden, warmen Kolorits tragen, nennen wir nur die (unvollendete) „Geburt Christi" mit der vom Kinde ausgehenden Beleuchtung (S. Martino in Neapel), das Deckengemälde „Phöbus u. Aurora" (Palast Rospigliosi in Rom) u. das Freskobild der „Marter des h. Andreas" (S. Andrea bei S. Gregorio Magno in Rom). Später verfiel R. in eine leere, triviale Anmuth, die sich gewöhnlich in ein blasses, silbergraues Kolorit kleidet, wohin z. B. als bestes Bild „Die Himmelfahrt Mariä" (Pinakothek in München) zu zählen ist, u. zuletzt in eine Schnellmalerei, die seinen Schöpfungen fast alle Vorzüge raubte. Bes. reich an Bildern R.'s ist das Museum des Louvre. Seine meist aus der früheren Periode des Lebens herrührenden Radirungen, theils nach eigenen Erfindungen, theils nach anderen Meistern, sind höchst geistvoll ausgeführt.

renitent (a. d. Lat.), widerspenstig; Renitenz, Widerstand, Widerspenstigkeit, Auflehnung.

Renke, Ranke (Coregonus Wartmanni), ein langgestreckter Fisch aus der Lachsfamilie mit gestreckter, dünner, an der Spitze abgestutzter Schnauze, an Rücken u. Flossen blauschwarz, an Bauch u. Seiten silberweiß, der eine Länge bis zu 70 cm. erreicht u. die Mehrzahl der Schweizer, österreichischen u. bayrischen Seen bewohnt. Als ein sehr schmackhafter Fisch ist er Gegenstand eifrigen Fanges u. hat nach Ort u. Alter mehrere Namen von den Fischern erhalten. Am Bodensee heißen die ziemlich erwachsenen R.n Felchen od. wegen der Färbung Blaufelchen, im 3. Jahre Gangfisch, im 2. Jahre Stuben, im ersten Seelen od. Heuerlinge; am Züricher See heißen sie Bläulinge, halberwachsen Albule, sechszöllig Hägling; am Chiemsee die ziemlich erwachsenen Rheinanken, jüngere Sterling od. Riedling, kleine Kreuzele. Die Nahrung der R.n besteht in kleinen Wasserthierchen u. schleimigen Zersetzungsprodukten abgestorbener Organismen. Zur Laichzeit im Nov. u. Dez. kommen große Gesellschaften von R.n aus der Tiefe an die Wasseroberfläche. — Die verwandte aber minder verbreitete Bodenrenke (Coregonus Fera) hat eine kürzere, stumpfere Schnauze u. einen kürzeren Schwanzstiel; die Färbung ihres Rückens ist minder dunkel, auch die Flossen sind meist nur grau. Sie heißt deshalb auch Weißfelchen. Sie kann bis 3 Kg. schwer werden, doch ist ihr Fleisch nicht so zart wie das der vorigen Art. Sie findet sich auch nie in so großer Zahl.

Rennes (spr. Renn'), die alte Hauptstadt der Bretagne, jetzt Hauptstadt im Departement Ille et Vilaine, mit 52,044 E. (1872); liegt am Zusammenflusse von Ille u. Vilaine u. ist durch den Kanal Ille-Rance mit der Hafenstadt St. Malo verbunden. Sie ist Sitz eines Erzbischofs, einer Akademie mit zwei Fakultäten, einer Artillerie- u. Feuerwerkschule, einer Sekundärschule für Medizin u. Chirurgie u. für Malerkunst, hat bedeutende Naturalien- u. Kunstsammlungen u. unterhält einen botanischen Garten. Seit dem großen Brande von 1720 hat die ehemals recht alterthümliche Stadt ein mehr modernes Ansehen bekommen. Von ihren Alterthümern ist noch das seltsam verzierte Stadtthor erhalten geblieben, durch das die Herzoge beim Regierungsantritte feierlichen Einzug hielten.



Nr. 1601. Guido Reni (geb. 4. Nov. 1575, gest. 18. Aug. 1642).

R. hat bedeutende Leinwandfabriken u. Wachsbleichen, eine Kanonengießerei u. Werfte für Schiffbau, u. ihre Wollenwaaren, ihre Hut-, Leder-, Tabak- u. Stärkefabrikation sowie ihre Seifensiedereien sind erwähnenswerth. Berühmt ist ihre Butter (beurre salé), womit sie bedeutenden Handel treibt. — Die Stadt war als Condate Hauptstadt der Rhedones, bis sie von den Franken erobert wurde. Später trat sie Karl der Kahle an die Bretagne ab.

Rennstieg od. Rennweg, d. i. Rainweg, ist der alte Grenzweg zwischen Thüringen u. Franken. So trennte er zunächst die Gebiete, in denen der Sachsen- u. Schwabenspiegel galt, später die Länder des Thaler- u. Guldenfußes u. in der Hauptsache auch das Gebiet des Protestantismus u. Katholizismus. Der Weg beginnt da, wo die Hörsel sich in die Werra ergießt, u. endigt bei Blankenstein an der Saale. Er folgt dem Kamme des Gebirges, ist aber trotzdem an vielen Stellen benutzte Fahrstraße, sogar Chaussee, anderwärts freilich wieder nur stark beraste u. kaum erkennbare Blöße im Walde. Seine Länge beträgt 22 Meilen.

renommiren (a. d. Franz.), sich einen Namen machen, sich in Ruf bringen; sich breit u. wichtig machen, prahlen, ein vorlautes, großthuerisches Wesen annehmen; renommirt, berühmt, doch auch berüchtigt u. verrufen. Renommee, Ruf, Name, Berühmtheit; par renommée, dem

Rufe od. Namen nach. Renommage, Prahlerei; Renommist, Prahler, Raufer; ein durch diese Eigenschaften sich auszeichnender Student ist der Held von Zachariä's komischem Epos „Der Renommist“.

renonciren (a. d. Franz.; spr. renongßiren), einer Sache entsagen, auf sie Verzicht leisten; beim Kartenspiel eine Farbe nicht bekennen, weil man sie nicht hat, daher Renonce, Fehlfarbe; in der Studentensprache ist R. der noch nicht Bursch gewordene Angehörige eines Corps.

renoviren (a. d. Lat.), erneuern, wiederherstellen, auffrischen.

rentabel, einträglich, guten Gewinn bringend.

Rente ist der Reinertrag einer auf Erwerb ausgehenden Arbeitskraft od. eines werbend angelegten Kapitals. In der Regel wird für die Bestimmung od. Berechnung der R. die Zeit eines Jahres (Jahresrente) angenommen. In diesem Sinne spricht man von einer Arbeitsrente (Ertrag der menschlichen Arbeit), Kapitalrente (Zinsfuß einer ausgeliehenen od. auch Reingewinn einer in irgend einem Unternehmen angelegten Geldsumme), Grundrente (Reinertrag, Pacht, Miethe eines ländlichen od. städtischen Grundstücks), Bodenrente (Reinertrag eines landwirthschaftlichen Besitzthums). R. ist daher sachlich gleichbedeutend mit „Einkommen“; der Unterschied zwischen beiden Begriffen besteht nur darin, daß Einkommen sich auf die Person, R. dagegen sich auf die Vermögensobjekte od. auf die Thätigkeit bezieht, welche einen Ertrag gewähren. Der Gutsbesitzer, der Kaufmann, der Kapitalist, der Arbeiter haben ihr Einkommen; das Landgut, das Handels- od. Fabrikgeschäft, die ausgeliehenen Kapitalien, die Arbeitskraft geben die R. — Zur Feststellung der R. gehört der Abzug aller unvermeidlichen Kosten der Produktion, der Amortisation, der Wiedereinsetzung in den vorigen (vor Jahresfrist innegehabten) Stand. Ausgenommen sind jedoch diejenigen Erhaltungs-, Ernährungs-, überhaupt die Haushaltungskosten, welche der Inhaber der R. für sich u. die Seinigen verbraucht. Dieser Betrag ist vielmehr zu der R. hinzuzuschlagen. Man kann zwar nicht mit Unrecht entgegnen, daß der Arbeiter, Beamte u. A., welche nur die R. ihrer Arbeitskraft besitzen, die Kosten ihres Lebensunterhaltes gleichfalls in Abzug bringen könnten, da diese Beiträge erst recht als nothwendiger Aufwand der Produktion zu betrachten seien. Wird dies zugestanden, so wird man bei dem Inhaber der Geschäfts-, der Boden- od. Grundrente, schließlich sogar bei Dem, der nur von dem Verborgen seiner Kapitalien lebt, dasselbe Verfahren gelten lassen müssen, da ohne (bald viel, bald wenige) persönliche Arbeit des Besitzenden Kapitalien überhaupt nicht nutzbar zu machen sind. Es entstände dann aber weiter die sehr schwierige Frage, wie viel für den Lebensbedarf durchschnittlich anzunehmen wäre, u. hieran scheitert die ganze Berechnungsweise, da diese Posten je nach der R. außerordentlich verschieden sind. In engerem Sinne versteht man unter R. das Einkommen einer Person aus verliehenen Geldkapitalien. Daher auch die Bezeichnung Rentier für Jemand, der von den Zinsen ausgeliehener Gelder, erworbener Staatspapiere od. Aktien lebt, zugleich aber (was direkt mit dem Begriff nicht zusammenhängt) einen anderen Beruf nicht hat. — Endlich bezeichnet man mit R. auch noch gewisse Anleihen des Staates, welche seitens des Darleihers unkündbar sind, da aber fortlaufend der vereinbarte Zinsfuß an den Inhaber des Rententitels fortgezahlt wird, ihren Werth u. ihren Börsenkurs so gut besitzen wie jedes andere Staatspapier. Für die Staatskasse bietet eine solche Anleihe den Vortheil, daß die Tilgung der Schuld an bestimmte Termine nicht gebunden ist u. der Staat die Rententitel zu jeder beliebigen, ihm bes. passenden Zeit einlösen kann. Die Tilgung der Schuld erfolgt dadurch, daß der Staat an der Börse seine eigenen Rentenpapiere zum Tageskurs zurückkauft, u. wenn er abermals größere Summen braucht, sie gelegentlich auch wieder verkauft. Der Kurs ist daher schwankend, der Zinsfuß dagegen konstant. Bes. beliebt sind diese Staatsrenten von jeher in Frankreich gewesen; neuerdings haben sie auch in anderen Ländern mehr u. mehr Eingang gefunden.

Rentenbanken sind Kreditinstitute, welche sich das vorgeschossene Kapital rentenweise durch eine zum Zins hinzugefügte Amortisationsquote zurückzahlen lassen. In dieser Weise sind sie besonders dem Grundbesitz (Landwirthschaft, städtischer u. gewerblicher Grundbesitz) dienstbar. Irgend ein Grundeigenthümer, welcher gewisse Grundlasten ablösen, Meliorationen ausführen 2c. will, leiht die dazu erforderlichen Kapitalien bei der Rentenbank, u. tilgt die Schuld in gewissen, im Voraus bestimmten Zeiträumen dadurch, daß er außer dem Zinsfuß jährlich eine bestimmte Summe zurückzahlt. Das Verfahren ist ähnlich wie bei den Pfandbriefinstituten. Die Amortisationssumme wird in der Regel nicht besonders genannt, sondern mit zum Zinsfuß geschlagen. Wenn z. B. der landesübliche Zinsfuß 5% beträgt, so genügt die Mehrzahlung von 2—2½—3%, also ein Zinsfuß von zusammen 7—8%, um auch das Kapital in einer verhältnißmäßig kurzen Reihe von Jahren getilgt zu sehen. — R. sind meist vom Staate errichtet worden, um der Landwirthschaft aufzuhelfen, so z. B. in Preußen, Sachsen u. Rußland. Unsere modernen Hypothekenbanken mit ihren amortisirbaren Pfandbriefen, welche auf ganz ähnlichen Grundsätzen beruhen, haben indessen in neuerer Zeit das Fortbestehen der staatlichen Rentenbanken weniger nothwendig gemacht. — Landeskultur-R. (Königreich Sachsen) sind mit der Darleihung ihrer Kapitalien vorzugsweise auf landwirthschaftliche Meliorationen beschränkt. — In abgekürzter Sprechweise werden endlich auch manche Institute, welche sich mit der Rentenversicherung beschäftigen, fälschlich R. genannt. Bei diesen Anstalten handelt es sich aber im Gegentheil darum, daß Jemand für eine bei der Rentenversicherungsanstalt eingezahlte Summe bis zu einer gewissen Zeit, z. B. bis zum Tode, einen solchen höhern Zinsfuß erhält, welcher das eingezahlte Kapital mitamortisirt. Also der umgekehrte Fall wie bei den Rentenbanken (vergl. „Rentenversicherung“).

Rentenkauf, s. „Anleihen“.

Rentenversicherung hat den Zweck, dem Versicherten von einer im Voraus bestimmten Zeit ab eine gleichfalls zuvor festgesetzte Jahreseinnahme (Rente) zu sichern. Derartige Renten sind außerordentlich mannichfaltige. Die gewöhnlichsten Fälle bestehen darin, daß Jemand während der Zeit seiner besten Arbeitskraft entweder eine feste Summe od. regelmäßige Jahresbeiträge an eine Rentenversicherungs-Gesellschaft einzahlt, um in späteren Jahren, wenn seine Arbeitskraft schwächer wird, bis zu seinem Tode eine entsprechende Jahresrente ausgezahlt zu erhalten; od. daß ein Ehemann im Fall seines Todes seiner Wittwe bis zu deren Tode, ein Vater seinen Kindern bis zu deren Mündigkeit eine feste Rente sichert. So können Renten versichert werden I. auf ein Leben, u. zwar 1. sofort beginnende u. zugleich lebenslängliche Renten (eigentliche Leibrenten), 2. aufgeschobene, die erst nach Ablauf einer gewissen Reihe von Jahren beginnen (aufgeschobene Leibrenten), 3. aufhörende od. temporäre Renten, z. B. für ein Kind bis zu seiner Mündigkeit, od. für einen jungen Mann während seiner Universitätsstudienjahre; II. auf zwei verbundene Leben, u. zwar 1. zahlbar bis zum Tode des Letztsterbenden, od. 2. Erststerbenden, od. 3. eines Bestimmten von Beiden, z. B. der Ehefrau, sog. Eherenten; III. Ueberlebungsrenten, so daß die Rente beginnt 1. bei dem Tode des Erststerbenden, 2. bei dem Tode einer bestimmten Person von Beiden (sog. Wittwen- u. Waisenpensionen). — Die R. kann auch so eingerichtet werden, daß mit dem zunehmenden Alter des Versicherten die Anfangs geringe Jahresrente steigt (Altersrenten). Eine andere Kombination findet wiederum bei den Erbrenten od. Tontinen statt. Eine Anzahl von Personen — in der Regel die innerhalb desselben Jahres neu Eingetretenen — bilden eine besondere Erbklasse derart, daß die Renten der Versterbenden den Ueberlebenden zufallen u. der zuletzt Uebrigbleibende bis zu seinem Tode die Rente seiner ganzen Jahresklasse erhält. — Mit der R. befassen sich die meisten Lebensversicherungen, wie überhaupt die ganze Einrichtung, die Normirung der Beiträge (Prämien) 2c., den bei den Lebensversicherungen üblichen Methoden sehr ähnlich ist. Ueber den wohlthätigen u. segensreichen Einfluß der R. kann ein Zweifel kaum aufkommen. Da es sich um viele Jahre fortlaufende Verbindlichkeiten handelt, ist es nothwendig, daß man von dem Eintritt in eine Rentenversicherung sich über die Solidität, das Grundkapital, den Reservefonds u. die Verwaltungsgrundsätze der betreffenden Versicherungsgesellschaft sorgfältig erkundigt.

Renthier (Rangifer tarandus), eine Hirschart mit behaarter Schnauze u. (in beiden Geschlechtern) einem Geweih, das auf schlanker, an der Wurzel runder Stange eine handförmig ästige Schaufel trägt. An der Kehle trägt es eine lange Mähne, das kurze Sommerhaar ist braungrau, das längere Winterhaar weißlich. Es lebt herdenweise im Norden Europa's u. Asiens bis zum 80° nördl., in Spitzbergen u. Novaja Semlja, südl. bis zu den Gebirgen der Mongolei u. in Amerika von Labrador, Canada bis zur Melville-Insel. Das amerikanische R., das „Caribou“, das man wieder in ein „Woodland“ u. „Barren-Ground-Caribou“ unterscheidet, ist irrthümlich für eine besondere Spezies erklärt worden. Das R. nährt sich von allerhand Gewächsen, selbst Pilzen, im Winter von Flechten, die es unter dem Schnee hervorscharrt („Renthierflechte“, Cladonia rangiferina). In Sibirien unternimmt es in Herden von Tausenden, bes. um sich vor den Insekten (Renthierbremse) in den Wäldern zu retten, Wanderungen nach den dem Polarmeere nahen Ebenen u. kehrt im Herbste zurück. Während das R. auf der westl. Halbkugel nicht gezähmt gehalten wird, sondern nur Gegenstand der Jagd ist, wird es von den Bewohnern des Nordens der östl. Halbkugel als werthvolles Hausthier gezüchtet, das jenen nicht nur Milch u. Fleisch, Pelz u. Leder giebt, sondern auch als Zugthier dient. In früheren Zeiten ist die Verbreitung der R.e eine weit ausgedehntere gewesen, u. es unterscheiden deshalb die Geologen eine Renthierzeit, in welcher diese Thiere unsere jetzige gemäßigte Zone reichlich bewohnten u. wesentlich zum Unterhalte der damals lebenden Menschen beitrugen.

Renthierflechte, s. „Cladonie“. **Rentier**, s. „Rente“.

Renz, Ernst, Kunstreiter, geb. zu Unterloewenbach bei Bruchsal (Baden) 18. Mai 1815; wurde seit seinem 6. Lebensjahre bei der Marwaa'schen Kunstreiter- u. Seiltänzergesellschaft u. dann bei der Badischen Truppe zum Reiter u. Springer ausgebildet, gehörte 1828 bis 1841 als ausgezeichneter Seiltänzer auf dem Draht, als Gaukler, Jockeyreiter u. Groteskspringer zu Pferde u. auf dem Parterre u. als Schulreiter u. Vorführer selbstdressirter Pferde der [illegible] Truppe unter Brillof an, dessen rechte Hand u. Hauptstütze er zuletzt war, u. bildete nach Brillof's Tode mit drei seiner [illegible] Reiter, u. den beiden Carré u. dem Seiltänzer Louis Sacemont [illegible] eine eigene Gesellschaft. Im März 1845 verließen ihn in München seine Mitdirektoren, u. R. sah sich nun auf sich selbst angewiesen; [illegible] u. seiner rastlosen Thätigkeit gelang es, seinem Cirkus einen weitverbreiteten Ruf zu gewinnen. Im Mai 1847 trat er zum ersten Mal in Dresden, dann in Berlin auf, u. nachdem er hier 1851 auch die Konkurrenz des berühmten Dejean überwunden hatte, blieb R. Herr der Situation. Durch umsichtige Leitung seiner Gesellschaft, durch Geschmack, Eleganz u. größte Mannichfaltigkeit in seinen Vorstellungen, wie auch nam. durch seine bewundernswürdige Pferdedressur, hat er sich den Ruf als erster Kunstreiter Deutschlands erworben. In Berlin sowol als in Wien besitzt er einen eigenen massiven Cirkus.

reorganisiren (a. d. Frz.), wieder neu einrichten, umgestalten. Reorganisation, Wiedereinrichtung, Umgestaltung.

repariren (a. d. Lat.), wieder in Ordnung bringen, wiederherstellen. Reparatur, Ausbesserung.

repartiren (a. d. Lat.), vertheilen. Repartition, Vertheilung.

Repeal (engl., spr. Ripihl), Widerruf, Aufhebung einer [illegible] Verordnung; Repealer, die Widerrufer, [illegible] der Wiedereinsetzung des irischen Parlaments [illegible] der Aufhebung der [illegible] Verbindung Irlands mit England anstreben.

Repertorium (lat., frz. Repertoire, spr. Repertoahr), Fundort od. Nachschlagebuch, Sachverzeichniß, Register; Verzeichniß von Theaterstücken, deren Aufführung bevorsteht.

repetiren (a. d. Lat.), wiederholen; Repetent, auf einigen Hochschulen ein besoldeter Unterlehrer (Privatdozent), zum Wiederholen der Lektionen od. Vorlesungen; Repetition, Wiederholung; Repetitorium, eine Wiederholungsvorlesung; Repetitio est mater studiorum (lat., Sprichwort), Wiederholung ist die Mutter der Studien, d. h. eine Hauptsache beim Erlernen einer Wissenschaft.

repliziren (a. d. Lat.), antworten, entgegnen, dagegen einwenden. Im Prozeßverfahren nennt man Replik die Gegenrede gegen eine Einrede (s. d.), auch diejenige Schrift, in welcher die Einrede beantwortet wird. Die R. kann dann wieder eine Duplik, diese eine Triplik u. die Triplik eine Quadruplik hervorrufen.

Repnin, Nikolai Wasiljewitsch, Fürst, russ. Generalfeldmarschall u. Diplomat, geb. zu Petersburg 22. März 1734; wurde von Peter III. als Gesandter nach Berlin u. von Katharina II., deren Günstling er kurze Zeit gewesen, nach Warschau geschickt, wo er zum Vortheil seines Hofes zu intriguiren verstand. Nachdem er seit 1770 am Kriege gegen die Türken Theil genommen, unterzeichnete er 22. Juli 1774 den Frieden von Kutschuk Kainardschi, durch den Rußland u. A. die Krim erhielt, u. war 1775–78 Gesandter bei der Pforte. 1779 bewog er auf dem Kongresse von Teschen Oesterreich zum Frieden. Seit 1789 Befehlshaber der Ukrainearmee im neuen Kriege gegen die Türkei, war er wiederholt siegreich u. schloß 1791 durch die Galatzer Präliminarien den Frieden von Jassy herbei. Von Paul I. 1796 zum Generalfeldmarschall ernannt, war er zuletzt Kriegsgeneralgouverneur der Ostseeprovinzen u. starb zu Riga 24. Mai 1801. Da das Geschlecht mit diesem in vielfacher Beziehung bedeutenden Manne erlosch, so ließ Alexander I. den Namen R. 1801 auf dessen Enkel, den Fürsten Nikolai Wolkonski, übergeben. Nikolai R.-Wolkonski, geb. zu Petersburg um 1782, stand von Jugend auf im Kriegsdienste, wurde 1806 Generalmajor u. Gesandter am westfälischen Hofe, führte 1812 u. 1813 als Generalleutnant die Reiterei unter Wittgenstein an der Düna, war dann (nach der Gefangennahme des Königs) bis Ende 1814 Generalgouverneur in Sachsen, wohnte 1815 dem Kongresse in Wien u. dem Einzuge der Verbündeten in Paris bei, ward 1816 Gouverneur von Pultawa u. starb im Februar 1845.

Report (engl., spr. Ripohrt), ist der Unterschied zwischen dem zeitigen Preise einer Waare, eines Börsenpapiers u. dem [illegible] Preise, zu dem dieselbe Waare, dasselbe Börsenpapier [illegible]

Nr. 1655. Das Renthier [illegible]

erwartet wird, zwar auch gekauft, aber erst später (in 1, 2, 3 Monaten) geliefert werden soll, Reportkauf; das Reportgeschäft ist daher eine Spekulation auf die Hausse, u. der Reportkurs höher als der Tages- od. Kassenkurs. Legt z. B. Jemand baares Geld, für das augenblicklich passende Verwendung fehlt, vorübergehend so an, daß er ein Börsenpapier zum Tagespreise erwirbt, sofort aber auf spätere Termine zu höherem Kurse wieder verkauft, so macht er ein Reportgeschäft. Der mit ihm Kontrahirende macht wiederum das Gegentheil, um die Zahlung länger hinauszuschieben. Das Reportgeschäft gehört demnach zu den Prolongationsgeschäften, eben so wie das Deportgeschäft. Bei letzterem ist jedoch umgekehrt der Lieferungskurs niedriger als der Tageskurs, Spekulation auf Baisse.

Report (engl., spr. Ripohrt), amtlicher od. Privatbericht; Reporters (spr. Ripohrtrs), Berichterstatter für Zeitungen, bes. diejenigen, welche über die Parlamentsverhandlungen berichten.

Repräsentation (a. d. Lat., repraesentatio), die Darstellung, Vertretung einer angesehenen Familie, Behörde, Armeeabtheilung durch das

Oberhaupt den Vorsitzenden Kommandirenden mittels würdevollen Auftretens nach Befinden auch durch Entfaltung äußeren Glanzes. Repräsentant des Staatsganzen ist der Regent. Repräsentationsrecht heißt das Recht der Enkel, Urenkel, überhaupt der mittelbaren Nachkommen von vorverstorbenen Söhnen, ihren Eltervater mit dessen Söhnen ihren Oheimen, zugleich zu beerben. Kinder von vorverstorbenen Geschwistern des Erblassers treten nach gleichem Rechte bei der gesetzlichen Erbfolge an die Seite von noch lebenden Geschwistern des Verstorbenen. Kraft des Repräsentationsrechts erlangen die betreffenden Stämme den Erbtheil, welchen ihr Vorfahr erhalten würde, wenn er noch lebte.

Repräsentativsystem ist die Bezeichnung für den Grundsatz u. die daraus abgeleiteten Einrichtungen, wonach die Staatsgewalt durch das Verhältniß zu einer Gesammtvertretung aller Volkstreue beschränkt wird. Während das aus dem Mittelalter noch bis auf neuere Zeiten herabreichende ständische Prinzip nur bestimmten Personen u. Klassen das Recht zugesteht, ihre Privilegien der höchsten Obrigkeit gegenüber wahrzunehmen (s. „Stände“), u. einen Nutzen für das Gemeinwohl daraus nur insoweit erwachsen läßt, als jene Vorrechte mit dem allgemeinen Bedürfniß zufällig übereinstimmen, stützt sich das R. auf die Mitwirkung von Volksvertretern, die aus allgemeinen Wahlen hervorgehen u., ohne durch Aufträge ihrer Wähler gebunden zu sein, in ihren Ueberzeugungen durch die Rücksicht auf das Ganze bestimmt werden.

Repressalien (frz. repressailles, vom spätlat. repressio, Hemmung, Darniederhalten), das Verfahren, mittels dessen ein Staat, wenn ihm od. seinen Bürgern von einem andern Staate Unbilden gegen das Völkerrecht zugefügt sind, durch Wiedervergeltung Zwang zu üben sucht. Es dienen hierzu die Beschlagnahme von Gütern des feindselig gesinnten Staates od. seiner Angehörigen, Unterbindungen des Verkehrs, nach Befinden selbst bewaffnetes Einschreiten. Am unbedeutlichsten ist noch die Retorsion od. die Zufügung desselben Unrechts, welchem der jenseitige Staat unsere Bürger grundsätzlich unterwirft. Wenn z. B. nach dem dortigen Landesgesetze an auswärtige Erben zu verabfolgende Hinterlassenschaften einer besondern Beschatzung unterliegen, so wird von den aus dem Inlande in jenen Staat gelangenden Erbschaften eine gleich hohe Steuer erhoben, wenn auch sonst unser Recht von einer solchen Schmälerung des Erbrechts nichts weiß (vgl. auch „Retorsionszölle“). Die Retorsion kann eben so wie andere R. nur auf Anordnung der Staatsgewalt eintreten.

Repressivmaßregeln. Unter diesen Begriff fallen nicht nur die außerordentlichen Vorkehrungen der Staatsgewalt gegen gefährliche Bedrohungen der Sicherheit u. des gesammten öffentlichen Zustandes, sondern auch die dauernden Maßnahmen gegen berechtigte Freiheitsbestrebungen, wie zur Restaurationszeit die Büchercensur, das Darniederhalten der konstitutionellen Bewegung u. die Verfolgung sog. Demagogen.

Reprimande (frz., spr. Reprimangd), Zurechtweisung, Tadel.

Reprise (frz., spr. Repris), eigentlich Wiedernahme, bezeichnet bes. die Wiederholung der Aufführung einer Theatervorstellung, in der Musik die Wiederholung eines Theiles einer Komposition.

Reproche (frz., spr. Reprosch), Vorwurf, heftiger Tadel.

Reproduktion od. Regeneration (physiol.). Die Wiedererzeugung von Körpersubstanz auf Kosten der Athmung u. Nahrung tritt zur Erhaltung des individuellen Lebens überall da ein, wo Abnutzung od. Verwundung dieselbe nöthig macht. Bedeutendere Verluste werden durch ein vorzugsweise aus Bindegewebe bestehendes Narbengewebe reproduzirt. Dies gilt für alle thierischen Organismen; eine gänzliche Neubildung aber, ein Wiederersatz verlorener Körpertheile, wie des Schwanzes, der Gliedmaßen, den man speziell als Regeneration bezeichnet, kommt nur bei niederen Thieren vor. Die Geschlechtswerkzeuge werden auch Reproduktionsorgane genannt.

reproduziren (a. d. Lat.), wieder hervorbringen, wieder schaffen, wieder herstellen, wieder vorführen, nacherzeugen.

Reptilien (Kriechthiere, vom lat. repere), eine früher mit der der heutigen Amphibien vereinigte Klasse von Wirbelthieren mit rothem, kaltem Blute, doppeltem, aber unvollkommen gesondertem Kreislauf, indem die Vorkammern u. Kammern des Herzens nur unvollkommen geschieden sind, u. mit Lungenathmung während des ganzen Lebens. Die Haut der R. ist nicht nackt, wie bei den Amphibien, sondern mit Schuppen od. harten Platten bedeckt. Die Entwicklung des Thieres verläuft ohne Metamorphose. Wie bei den Amphibien giebt es auch bei den R. langgestreckte u. gedrungene Formen. Während einige fußlos sind (Schlangen, gewisse Eidechsen), haben andere 4 Füße (Eidechsen, Krokodile, Schildkröten), wieder andere nur 2 (gewisse Eidechsen). Ihrer Fortbewegungsart nach giebt es laufende, kriechende, schwimmende, grabende, kletternde u. fliegende R. Die Mehrzahl der 1300 bekannten lebenden Arten bewohnt das Festland, mehrere leben gelegentlich od. ausschließlich in süßen Gewässern, manche im Meer, das sie nur verlassen, um ihre Eier abzusetzen. Die R. der gemäßigten Zone u. des Nordens halten Winterschlaf, die der Tropen während der heißen Jahreszeit zum Theil einen Sommerschlaf. Viele häuten sich in regelmäßigen Zwischenräumen, die Schlangen jährlich mehrmals. Durchgängig sind die R. träge, stumpfsinnige Thiere, deren Wachsthum langsam, deren Stoffwechsel mit geringer Energie von statten geht u. die meist lange hungern können. Näheres s. unter den Namen der einzelnen Reptilienordnungen: Schlangen (Ophidier), Eidechsen (Saurier), [fossile] Meerdrachen (Enaliosaurier), Krokodile (Loricaten) u. Schildkröten (Chelonier). — R. gab es schon in den ältesten Zeiten der Erdgeschichte, bes. zahlreich in der Sekundärzeit. Unter den 400 bekannten fossilen Arten finden sich Vertreter ganz ausgestorbener Familien (Dinosaurier, Pterodactylen, Teleosaurier, Ichthyosauren, Plesiosauren u. Paläosauren).

Reptilienfonds, ein politisches Partei- u. Schlagwort zur Bezeichnung der Gelder, aus denen die Preßbureaux einer Regierung unterhalten, bezüglich offizielle u. offiziöse Federn honorirt werden. Das Wort hat folgende Entstehung: Nachdem das preuß. Abgeordnetenhaus 29. Jan. 1869 die Beschlagnahme der dem Exkönig Georg V. von Hannover ausgeworfenen Fonds berathen u. beschlossen hatte, folgte am nächsten Tage die Verhandlung über das Gesetz betreffs der Beschlagnahme des Vermögens des Exkurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, welche Beschlagnahme 1875 durch das Aussterben der kurfürstlichen Dynastie hinfällig geworden ist. An beiden Tagen nahm der damalige Bundeskanzler u. preuß. Ministerpräsident Graf Bismarck an der Debatte Theil, indem er u. A. denjenigen Rednern gegenüber, welche fürchteten, die Einkünfte der kurhessischen Fonds würden mißbräuchlich zur Spionage verwendet, die Aeußerung that: „Ueberall, wo Fäulniß ist, stellt sich ein Leben ein, welches man nicht mit reinen Glacéhandschuhen anfassen kann. Dieser Thatsache gegenüber sprechen Sie doch nicht von Spionirwesen! Ich bin nicht zum Spion geboren, meiner ganzen Natur nach. Aber ich glaube, wir verdienen Ihren Dank, wenn wir uns dazu hergeben, bösartige Reptilien zu verfolgen bis in ihre Höhlen hinein, um zu beobachten, was sie treiben.“ Das Wort „Reptil“ erregte die Aufmerksamkeit der Presse u. ward insbesondere von den welfischen, klerikalen u. volksparteilichen Organen aufgegriffen, um es zurückzuschieben. Die Gegner der Politik Bismarck's nannten „Reptil“ Jeden, der in der Presse thätig ist u. dabei geheime Beziehungen zu den Behörden hat. Dieser Begriff ist herrschend geblieben, auch nachdem die Preßbureaux für das Deutsche Reich u. für den preuß. Staat aufgehoben worden sind.

Republik (lat. res publica, Gemeinwesen) heißt in weiterem Sinne jede Staatsgemeinschaft, in welcher der Gegensatz zwischen der Regierung u. den Regierten nicht so scharf hervortritt. So führten nicht blos die Sklavenstaaten des griech. u. röm. Alterthums, sondern auch das vormalige Königreich Polen u. das einem Dogen untergebene alte Venedig, obgleich sie der großen Menge keine politischen Rechte gewährten, den Namen R., weil die darin herrschenden Klassen od. eine Oligarchie (s. d.) an der Staatsleitung theilnahmen. R.n in eigentlichem Sinne gewähren dagegen allen Volksklassen einen Einfluß auf die Regierung, indem die Gesetzgebung u. oberste Verwaltung entweder von der Bürgerversammlung gehandhabt wird — was sich nur in kleinen Gemeinwesen ausführen läßt — oder, indem aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene Volksvertreter (s. „Repräsentativsystem“) bei der Gesetzgebung mitwirken u. das für eine nur kurze Amtsdauer eingesetzte Staatsoberhaupt u. seine Organe beschränken (demokratische R.). Seit dem Unabhängigkeitskriege, durch welchen die engl. Kolonien in Nordamerika sich von dem Mutterland trennten u. die nachmals immer mächtiger gewordene Union gründeten, hat die Meinung für die republikanische Verfassungsform (Republikanismus) sich fortschreitend befestigt, u. es kann in der That nicht bestritten werden, daß die obersten Begriffe von Staat u. Recht auf eine endliche Betheiligung aller Bürger an den öffentlichen Angelegenheiten hinführen. Dagegen haben freilich die Ausschweifungen der ersten Franz. Revolution, die gesetzlosen Zustände in den südamerikan. R.en, die gefährliche Steigerung der Parteigegensätze, das Emporkommen rein gewerbmäßiger Politiker mit ihrem Belohnung heischenden Anhang u. die schwer zu beklagende Ausbeutung des öffentlichen Dienstes auch in der Nordamerikan. Union den Satz bestätigt, daß zum Bestand einer R. die stetige selbstlose Hingebung einer politisch reifen Gesammtheit an die Staatsidee erforderlich sei. Wenn demnach der Glaube an die Vervollkommungsfähigkeit des Menschengeschlechts die Hoffnung auf dessen vollständige innere Befreiung mit aufrecht erhält, so läßt sich doch die Erfahrung nicht abweisen, daß der Republikanismus das freiheitsgefährliche Uebergewicht von ehrgeizigen Führern u. nach erschöpfenden inneren Reibungen selbst eine militärische Diktatur, hiermit aber die Rückkehr zur Monarchie nicht ausschließt. Auch die neue Franz. R. stützt sich vorläufig nur auf die Furcht vor den Umwälzungen, welche durch drei einander gegenüberstehende Thronbewerber u. ihre Staatsstreichpläne

sowie durch das Emporkommen der kommunistisch gesinnten untersten Klasse hervorgerufen werden konnte.

Reputation (franz. réputation, spr. Rehputaßiong), Ruf, besonders guter Ruf, Achtung, Ehre.

Requete (franz., spr. Rökeht), Bittschrift, Ansuchen bei den vormaligen französischen Parlamenten (s. d.) u. dem Palaisgericht sowie gegenwärtig noch bei dem Staatsrath, wenn die einem Urtheil in Civilsachen zu Grunde liegende Rechtsansicht angefochten wird. Die Berichterstatter über solche Gesuche sind Räthe zweiter Klasse, welche den Titel Requetenmeister (maître des requêtes) führen.

Requiem, in der Römisch-katholischen Kirche eine feierliche Messe mit Musik, zum Gedächtniß eines Verstorbenen gehalten, so genannt nach dem Anfangswort des Textes, welcher beginnt „Requiem aeternam dona eis etc." (Die ewige Ruhe gieb ihnen 2c.). Sie heißt auch Missa pro defunctis (Messe für die Verstorbenen), Seelen- od. Todtenmesse u. hat in musikalischer Hinsicht dem Wesentlichen nach Alles mit einer gewöhnlichen Messe gemein. Die besondere u. unterscheidende Behandlung der einzelnen Theile ergiebt sich, mit Festhaltung des Hauptcharakters, aus dem Textinhalte eines R. von selbst. Dieser besteht aus fünf Haupttheilen: a. dem eigentlichen R. (Gebet um Frieden u. Ruhe für die Todten); b. dem Dies irae (Betrachtung des Jüngsten Gerichts u. Schilderung von dessen Schrecknissen); c. dem Domine (wieder ein Gebet für die Verstorbenen); d. dem Sanctus (Anrufung u. Lobpreisung Gottes); e. dem Agnus Dei (Schlußgebet für die Verstorbenen mit besonderm Hinblick auf Christus, das Lamm Gottes). Bei der Komposition muß nun zwar der Grundidee nach jeder dieser fünf Hauptsätze als ein Ganzes behandelt werden; allein in wie viel Unterabtheilungen der Tonsetzer dieselben wieder zerfallen lassen will, bleibt seiner eignen Intention überlassen.

requiescat in pace (lat., abgekürzt R. I. P.): Er (sie) ruhe in Frieden! Requiesciren (a. d. Lat.), ruhen, sich beruhigen.

Requiriren, das, nennt man im Felde das Herbeischaffen von Lebensmitteln u. Fourage aus dem gerade mit Truppen belegten Rayon. Bei regelmäßigen Requisitionen findet, wenn jene nicht zu umgehen sind, eine möglichst ausgleichende Vertheilung der Leistungen auf die einzelnen Ortschaften statt u. das Abholen der Gegenstände wird durch Kommandos gegen ausgestellte Scheine (Bons) besorgt, welche später den Gemeinden bezahlt werden. Das Requisitionssystem, welches von den Truppen der ersten Franz. Republik zuerst angewendet wurde, läßt sich trotz der vielfachen Bedenken, welche die modernen Anschauungen über das Kriegführen dagegen laut werden lassen, in der Praxis nicht vermeiden, indem es die Armee bei raschem Vorwärtsschreiten von ihren Magazinen unabhängig macht u. den Troß der Fuhrwerke, welcher bei der Magazinsverpflegung nöthig war, bedeutend vermindert. Dagegen wird von der Bezahlung durch Bons mehr u. mehr abgesehen u. für die requirirten Gegenstände Baarzahlung gewährt, wodurch nam. in feindlichen Gegenden die Beschaffung der Bedürfnisse jederzeit rascher u. humaner zu ermöglichen ist. In anderem Sinne ist Requisition die technische Bezeichnung für Gesuche um Mitwirkung u. Hülfsleistung, die von einer Behörde an die andere gerichtet werden.

Res (lat.), die Sache, das Ding, ein Vermögensgegenstand, im jurid. Sinne ein Rechtsobjekt. R. aliena, fremde Sache; R. dubia, zweifelhafte Sache; R. judicata, rechtskräftiger Bescheid, auch die durch einen solchen abgethane Sache; R. litigiosa, streitige Sache; R. nullius, herrenlose Sache; R. immobilis, unbewegliche Sache 2c.

Reschid-Pascha, Mustafa Mehemed, türk. Staatsmann, geb. zu Konstantinopel 18. Febr. 1802; begann seine politische Laufbahn 1820 als Amedje (Berichterstatter) im Ministerium des Auswärtigen u. zeigte, nam. gelegentlich einer ihm im Kriege der Pforte mit Aegypten Ende 1832 übertragenen diplomatischen Sendung an Ibrahim Pascha, eine so außerordentliche Begabung, daß er bereits im Nov. 1837 selbst zum Minister des Auswärtigen ernannt wurde. Seitdem war er die Seele der türk. Reformpartei. Unter R. brachte er den türk.-engl. Handelsvertrag vom 17. Aug. 1838 zu Stande. Zwar ward er schon im Herbst desselben Jahres durch Intriguen der altturk. Partei verdrängt u. ging als außerord. Gesandter des Sultan nach London, Berlin u. Paris; doch rief man ihn, als nach Mahmud's Tode (1. Juli 1839) die Lage des Osman. Reichs eine verzweiflungsvolle geworden war, zurück, u. 5. Sept. 1839 übernahm er das Ministerium des Auswärtigen aufs Neue. Bald darauf (3. Nov. 1839) wurde auf seinen Betrieb der Hattischerif von Gulhane erlassen, eine Art Grundgesetz, das freilich nach Lage der Dinge nur ein todter Buchstabe bleiben mußte. Dagegen gelang ihm insbesondere die Demüthigung Mehemed Ali's von Aegypten. Im März 1841 wieder gestürzt, ging er im Juli abermals als außerord. Gesandter nach Paris. Ein drittes Mal trat er Ende 1845 an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten, u. 28. Sept. 1846 ward er sogar Großvezier u. Präsident des großherrlichen Rathes, was er bis 27. April 1848 blieb. Denselben hohen Posten bekleidete er seit 11. Aug. 1848 noch fünfmal auf längere od. kürzere Zeit. Auch starb er als Großvezier zu Konstantinopel 7. Jan. 1858. Guizot sagte von ihm: „Er ist der einzige weise Mann, den der Orient besitzt." Doch gelang es der Reaktionspartei immer, zu verhindern, daß durch die Bestrebungen R. P.'s die Verhältnisse in der Türkei „zu europäisch" wurden.

Rescht, Hauptstadt der persischen Provinz Ghilan, auf dem vulkanischen, üppigen, aber auch ungesunden Südsaum des Kaspischen Meeres, 2 Stunden von diesem entfernt an einem Arme des Sefirud. Wichtiger Exportplatz für die hier sehr lebhaft betriebene Seidenproduktion, mit großen Bazaren, hat es durch die Cholera, welche die ganze Küste heimsuchte, viel von seiner früher auf 60,000 Menschen veranschlagten Bevölkerung verloren; diese sank unter 24,000 u. soll nach den neuesten Angaben 27,314 E. betragen. In R. wurden 1729 u. 1732 Friedenstraktate zwischen Persien u. Rußland geschlossen.

Reseda odorata (lat., d. h. wohlriechende R.), eine ihres zarten Duftes wegen allgemein beliebte einjährige Zierpflanze, welche in Gärten sowol als im Zimmer gezogen wird; sie stammt angeblich aus Algerien, ist aber bisher nirgends wild entdeckt worden. Die Pflanze selbst ist ziemlich unscheinbar mit ihren verkehrt eiförmigen Blättern u. den kleinen, grünlich-gelbrothen Blüten, welche in einer zuletzt schlaff werdenden Traube stehen. Die zahlreichen Samenkörner entwickeln sich in einer drei- bis sechseckigen, oben klaffenden Kapsel. Bei Luftmangel in den Stuben verliert die R. bald ihren Geruch. Um fortwährend blühende R. zu haben, muß man sie zu verschiedenen Zeiten aussäen, was auf jeder fruchtbaren Erde geschehen kann. Durch das Auskneipen der Verästelungen vermag man den Mittelstamm hoch zu ziehen u. ihm eine baumartige Form zu geben, wodurch er auch ausdauernd wird. — Eine zweite R. (R. luteola) dient als „Wau" zum Gelbfärben u. wurde deshalb früher häufig gebaut. Dasselbe geschieht in China u. Cochinchina mit zwei anderen Arten (R. chinensis u. cochinchinensis). An u. für sich bildet die Gattung auch die Grundform einer eigenen Familie, der Resedaceen, mit unregelmäßiger Blumenkrone, deren viele Staubgefäße mit den Fruchtknoten einem Fruchtträger eingefügt sind.



Nr. 4096. R[illegible]
(a [illegible] u. untere Blatt, b Blumenblatt [illegible], c Frucht [illegible]).

Resektion heißt in der Chirurgie eine Operation, welche darin besteht, daß gebrochene od. anderweitig erkrankte Knochenenden abgesägt werden, um dadurch das Eintreten einer Gelenkvereiterung od. Verjauchung zu verhindern. Die R. gehört zu den erst in der neuesten Zeit häufiger angewandten Operationen, da es erst durch die antiseptische Wundenbehandlung möglich ist, Gelenke zu eröffnen, ohne daß man darauf das Eintreten einer eitrigen Gelenkentzündung zu fürchten hat. Sie ist nam. durch v. Langenbeck (s. d.) vervollkommnet worden.

Reservation, s. „reserviren".

Reserve heißt derjenige Theil von Truppen, welchen der Kommandirende beim Beginn einer Schlacht aussondert u. für eintretende Fälle zu seiner eigenen Verfügung zurückhält. In der deutschen Heeresorganisation versteht man unter R. auch die vier jüngsten Jahrgänge ausgebildeter Soldaten, welche ihrer aktiven Dienstpflicht bereits genügt haben.

reserviren (a. d. Lat.), zurückhalten, aufbewahren, vorbehalten; reservirt, zurückhaltend, verschlossen. Reservatrechte (jura reservata)

heißen gewisse Vorbehalte zu Gunsten der Kirche, des Reiches od. bestimmter Staaten, der Monarchen od. des Papstes. So bezeichnete der schon in den Religionsfrieden von 1555 übergegangene geistliche Vorbehalt (reservatum ecclesiasticum), kraft dessen jeder geistliche Reichsstand durch den Uebertritt zum Protestantismus seiner Würden u. des damit verbundenen Besitzes verlustig gehen sollte, den erfolgreichen Widerstand des Katholizismus gegen die deutschen reformatorischen Bestrebungen. Das geistliche Oberhaupt der römisch-katholischen Christenheit legt sich nicht nur die Rechte bei, welche (wie die Berufung von Kirchenversammlungen, die Anerkennung neuer religiöser Orden, die Errichtung neuer, die Theilung od. Vereinigung schon vorhandener Bisthümer) aus dem Begriff der Kirchenregierung abgeleitet werden können, sondern nimmt auch die Befugniß in Anspruch, Bisthümer u. Pfründen beliebig zu vergeben u. außerordentlichen Besteuerungen zu unterwerfen, die bischöfliche Amtsgewalt durch Vorwegnahme der Entscheidung in erster Instanz, Ertheilung von Dispensationen in vorbehaltenen Fällen, Entsendung von außerordentlichen Bevollmächtigten (Nuntien, Delegaten) zu beschränken, u. selbst eine Entfernung vom Amte durch Ernennung eines Koadjutors zu verhängen (päpstliche Reservatrechte). Im Römisch-deutschen Reiche hießen Reservatrechte die wenig besagenden, von dem Kaiser ohne Mitwirkung der Reichsstände auszuübenden Befugnisse. Es gehörte dazu die Beleihung mit den vom Reiche abhängigen Lehen, die Ertheilung von Adel u. Ritterschaft, die Ehelichsprechung von unehelich Geborenen, die Bestätigung von neuzugründenden Universitäten, die Verleihung von Meßprivilegien u. ausschließenden Gerechtsamen für rechtmäßige Verleger gegen unbefugten Nachdruck u. die Ernennung von Pfalzgrafen zur Kreirung von Notaren u. zur Krönung von Dichtern. Im neuen Deutschen Reiche sind Reservatrechte die nam. der bayerischen u. württembergischen Regierung hinsichtlich des Heer-, Post- u. Telegraphenwesens eingeräumten Befreiungen. Reservation, Vorbehalt. **Reservatio mentalis** (lat.) od. **Mentalreservation** heißt der (betrügerische) „Gedankenvorbehalt“ bei Gelegenheit eines Eides od. Versprechens. Derselbe besteht entweder in der Absicht, der beschworenen Aussage nachträglich einen ganz anderen Sinn unterzulegen, od. darin, daß man zu dem Schwur heimlich Etwas hinzudenkt, wodurch derselbe unverbindlich wird. Die Gestattung der R. m. „im Interesse des Ordens“ ist einer der ärgsten Schandflecken an der Moral der Jesuiten. Reservationen nennt man in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein gewisses Gebiet, welches die Regierung einigen Indianerstämmen eingeräumt, vorbehalten hat (s. „Indianer-Territorium“).

Reservoir (frz., spr. Reserwoahr), Wasserbehälter, Fischkasten.

Residenz (residentia), die Bezeichnung des Kanonischen Rechts für den pflichtmäßigen Aufenthalt der Kirchenoberen u. Chorherren am Sitze des Hochstifts, dient in der Uebertragung auf weltliche Verhältnisse zur Benennung des Aufenthaltsortes für das Staatsoberhaupt. Gewöhnlich ist die R. zugleich Sitz der Centralverwaltung u. dadurch Hauptstadt des Landes.

Residuum (lat.), der zurückbleibende Rest, Rückstand, Ueberrest.

resigniren (a. d. Lat.), eigentlich entsiegeln, eröffnen (ein Testament); niederlegen (ein Amt); sich ergeben od. fügen (in sein Schicksal); auf Etwas r., Verzicht leisten auf eine Sache, ihr entsagen. Resignation, Verzichtleistung, Amtsniederlegung, Entsagung, Ergebung in das Schicksal.

Resina, Stadt in der ital. Provinz Neapel; liegt an der Ostküste des Golfs von Neapel, am Fuße des Vesuv, wenig südl. vom ehemaligen Herculanum, auf dem sie sogar theilweise steht, an der Eisenbahn, die von Neapel den östl. Theil des Golfs umzieht, u. zählt 11,132 E. (1871), die in ihren Gärten am Abhange des Vesuv den berühmten Wein Lacrymae Christi bauen. Die männlichen Bewohner von R. dienen als Führer für Diejenigen, welche den Vesuv besteigen wollen. Wenige Minuten vor dem Ort liegt das königl. Lustschloß La Favorita mit schönen Gärten.

reskribiren (a. d. Lat.), eigentlich zurückschreiben od. antworten; sodann einen Bescheid od. Befehl erlassen (u. meist von Behörden gebraucht). Reskript, eigentlich Rückschreiben, Antwort; dann: Erlaß, Verfügung, Verordnung.

resolviren (a. d. Lat.), eigentlich auflösen, zertheilen; dann: sich entschließen; von Behörden gebraucht: erkennen od. beschließen. resolut, entschlossen, beherzt, standhaft. Resolution, Entschließung, Beschluß; Meinungsäußerung einer Volksvertretung, die einen Einfluß auf die Entschließung der Regierung ausüben soll.

Resonanz (von resoniren [a. d. Lat.], nachklingen), der Nachklang, das Fortklingen eines Tones. Resonanzboden, ein Schallboden von dünnem, ausgetrocknetem Tannenholz an Saiteninstrumenten zum Verstärken u. längeren Aushalten des Tones.

resorbiren, aufsaugen. Resorption, Aufsaugung, nennt man in der Physiologie erstens den Vorgang, bei welchem die Nahrungsstoffe, durch die von dem Magen u. Darm abgesonderten Säfte dazu vorbereitet, im Verdauungskanal aufgesaugt u. dem Blute zugeführt werden. Weiter hin spricht man von Resorption, wo solche Stoffe, welche infolge krankhafter Vorgänge aus dem Blute in die Gewebe u. Höhlen des Körpers ausgetreten waren, wie Zellgewebeflüssigkeit, eingetrocknetes Blut, Eiter 2c., von dem Blute wieder aufgenommen u. beseitigt werden.

resp., Abkürzung für lat. respective, beziehungsweise.

Respekt (a. d. Lat.), Rücksicht, Rücksichtnahme; Achtung, Ehrerbietung, Ehrfurcht; respektabel (a. d. Lat.), ansehnlich, achtungswerth, verehrlich; Respektabilität, Achtbarkeit, Achtungswürdigkeit.

Respekttage, auch Respiro-, Rispett- od. Respittage, nennt man im Wechselrecht diejenige Frist, welche von manchen Gesetzgebungen dem Wechselschuldner nach dem Verfalltage des Wechsels noch verstattet wird. Die deutsche Wechselordnung kennt dergleichen nicht. Mit den R. nicht zu verwechseln sind die beiden Werktage nach dem Verfalltage, vor deren Ablauf der Wechselberechtigte bei Säumniß des Wechselschuldners diese durch Protest feststellen lassen muß, die sog. Protesttage. Denn auf deren Einhaltung hat der Wechselschuldner kein Recht, sie sind zu Gunsten des Gläubigers u. nicht des Schuldners eingeführt.

Respiration, s. „Athmung“.

Respirationsapparat nennt man in der Physiologie einen Apparat, welcher dazu dient, bei Menschen od. Thieren die in einem bestimmten Zeitraume ein- u. ausgeathmete Luftmenge u. deren Zusammensetzung zu bestimmen. Der einfachste u. beste ist von Pettenkofer in München angegeben u. besteht aus einem kleinen Zimmer von Eisenblech, in welches der betreffende Versuchsmensch od. das Versuchsthier gebracht wird. Durch zwei große Saugpumpen wird die Luft aus demselben langsam ausgepumpt u. in einer großen Gasuhr gemessen, während durch besondere Ventile u. undichte Stellen an der Thüre des Zimmers fortwährend neue Luft zuströmt. Gleichzeitig werden durch kleine Saugpumpen sowol von der in das Zimmer einströmenden, als auch von der abströmenden Luft kleine Mengen ausgepumpt u. in besonderen Gasuhren gemessen, um für sich auf ihren Gehalt an Kohlensäure u. Wasserdampf, den beiden Produkten des Athmungsprozesses, bestimmt zu werden. Durch Vergleichung der Zusammensetzung beider Luftarten ist es leicht, die von dem Versuchsmenschen od. -Thiere gebildeten u. ausgeathmeten Kohlensäure- u. Wassermengen zu berechnen.

Respirator nennt man eine zum Gebrauch für Lungen- u. Kehlkopfleidende erfundene Vorrichtung, welche vor dem Munde getragen wird u. dazu dient, die Luft vor dem Einathmen zu erwärmen u. von den in derselben enthaltenen kleinen Staubtheilchen zu befreien. Die R.en bestehen deswegen aus dünnen Musselingeweben, zwischen denen in der Regel mehrere feine Metalldrahtgitter eingeschaltet sind; dem Ganzen ist durch einen Rahmen eine Form gegeben, daß die aus- u. eingeathmete Luft den vor den Mund gebundenen Apparat vollständig passiren muß. Die Musselingewebe wirken vorzugsweise als Siebe, die Staubtheile zurückhaltend, während die gewöhnlich aus Silberdraht hergestellten Gitter beim Ausathmen die Wärme der ausgestoßenen Luft aufnehmen, zugleich auch einen Theil des in derselben enthaltenen Wasserdampfes kondensiren, dagegen beim Einathmen an die einströmende Luft Wärme u. Feuchtigkeit abgeben. Je nachdem also Temperatur- u. Feuchtigkeitsausgleichung od. blos die Reinigung von Staub bei der einzuathmenden Luft beabsichtigt wird, wird man mehr od. weniger Metallgitter in dem Rahmen anbringen.

Respirotage, s. v. w. Respekttage (s. d.).

responsabel (a. d. Lat.), d. i. verantwortlich; Responsabilität, Verantwortlichkeit.

Responsorium (spätlat., d. h. Antwort), Mehrzahl: Responsorien, heißen die kurzen Gesänge, mit denen die Gemeinde auf die Gesangsanrede des Priesters im Gottesdienst antwortet. In der Kathol. Kirche wurden die R. frühzeitig einem besonderen Chor übergeben, u. dieser Mißbrauch ist auch in der Lutherischen Kirche, obwol von den Reformatoren beseitigt, wiederum herrschend geworden. Die Reformirte Kirche verwarf von Anfang an fast alle R.

Ressel, Joseph Ludwig Franz, ein genialer Erfinder, der sich bes. um die Einführung der Schiffsschraube Verdienste erworben hat; ward geb. zu Chrudim in Böhmen 29. Juni 1793, studirte 1812 bis 1811 in Wien Mechanik, Physik u. Chemie, konnte aber, da inzwischen seine Eltern verarmt waren, diese Studien nicht fortsetzen u. nahm eine Freistelle an der Forstanstalt in Mariabrunn an. 1817 ward er Distriktsförster zu Platerjach in Krain u. 1821 Waldmeister der küstenländischen Domäneninspektion zu Triest. Schon 1812 hatte R. die Konstruktion der Propellerschraube in einer Zeichnung dargestellt; in Triest wollte er sie zur ersten Anwendung bringen. Hierzu machte er im dortigen Hafen mit einem Modell gelungene

Versuche, aber Kurzsichtigkeit u. Gleichgiltigkeit ließen es ihm an der nöthigen Unterstützung fehlen. Zwar nahm R. 1827 ein Privilegium auf; da sich aber der Ausführung im Großen immer neue Hindernisse in den Weg legten, ging R. 1829 nach Paris, wo er seine Erfindung an eine Gesellschaft abtrat, die darauf 1828 das Patent nahm, während R., um die Mittel zur Rückkehr zu erwerben, sich dazu bereit finden mußte, auf Grund einer neuen, von ihm gleichfalls erfundenen Art der Farbenextraktion eine Fabrik in Paris einzurichten. Nach Triest zurückgekehrt, sank er bald immer tiefer in Kummer u. Noth, ja wurde sogar seinen Oberbehörden als unruhiger Projettenmacher unbequem. Mehrmals daher versetzt u. schließlich zur Disponibilität gestellt, konnte er sich 1848 durch die Rettung des außerhalb Venedigs verbliebenen Theils der kaiserlichen Flotte um Oesterreich doch wenigstens noch verdient genug machen, um bei der Reorganisation der österr. Marine als Marine-Forst-Intendant angestellt zu werden, als welcher er, auf einer Dienstreise begriffen, 10. Okt. 1857 zu Laibach starb. Schon 1840 übrigens hatte er noch den freilich traurigen Triumph erlebt, auf der Triester Rhede das erste große engl. Schraubendampfschiff zu sehen, das nach seiner Erfindung gebaut war. Erst nach seinem Tode aber erkannte man in seinem Vaterlande, von welcher Fruchtbarkeit sein Genie für Oesterreich hätte werden können, u. ehrte sein Andenken durch Errichtung seines Standbildes in Wien, das 18. Jan. 1863 enthüllt wurde. Die zu dieser Feier von E. Reitlinger verfaßte Schrift führt auch die hauptsächlichsten der anderen zahlreichen Erfindungen R.'s auf, die bis dahin kaum bekannt geworden waren. Vgl. ferner: „R. u. seine Ansprüche auf die Erfindung der Dampfschiffsschraube" in „Unsere Zeit" (Lpz. 1863, Bd. 7).

Ressort (frz., spr. Ressohr), eigentlich Spann- od. Triebkraft, Thätigkeitsgrund; dann auch soviel als Berufskreis, Fachgebiet, Zuständigkeit für Behörden. Seit der Herübernahme französischer Verwaltungsgrundsätze nach Deutschland bilden nam. die Ressortverhältnisse zwischen Justiz- u. Verwaltungsbehörden u. die Grenzberichtigung zwischen beiden den Gegenstand häufiger Streitigkeiten (s. „Kompetenz").

Ressource (frz., spr. Ressurß'), Erholung, Erholungsmittel; sodann: Erholungsort, Gesellschaftshaus, geschlossene Gesellschaft. Ressourcen (Mehrzahl), Hülfs- od. Erwerbsquellen, Auskunftsmittel.

Restauration (lat. restauratio), Wiederherstellung eines früheren Zustandes. Im politischen Leben versteht man unter R. besonders die Zurückberufung eines vertriebenen Herrscherhauses u. die Wiederaufrichtung einer umgestoßenen Verfassung. Als nach der Niederlage des ersten Französischen Kaiserreichs die zurückgekehrten Bourbonen ihren besseren Vorsätzen bald entsagten u. die Wiederaufrichtung einer unbeschränkten Herrschaft betrieben, erhielt der Ausdruck R. die Bedeutung einer Gegenrevolution; man bezeichnet daher die Zeit v. 1818—30 mit ihren unverständigen Kämpfen gegen die Volksfreiheiten als Restaurationsperiode.

Restitution (a. d. Lat.), Wiederherstellung. Restitutio in integrum (lat., d. h. Wiedereinsetzung in den vorigen Stand) bezeichnet ein von dem röm. Richter, dem Prätor, aus Billigkeitsrücksichten eingeführtes Rechtsinstitut. Der genannte Beamte behandelte nämlich unter Umständen eine eingetretene Rechtsveränderung, nam. wenn sie durch Rechtsunkenntniß od. durch entschuldbare Unterlassung von Prozeßhandlungen veranlaßt worden war, als nicht eingetreten, u. setzte den Benachtheiligten wieder in den vorigen Stand ein. Die neuere Gesetzgebung hat dieses Auskunftsmittel, das häufig zu einer ungerechtfertigten Benachtheiligung des Gegentheils führt, sehr eingeschränkt u. gewährt es zumeist nur bei unverschuldeter Versäumniß von Terminen od. Fristen.

Restitutionsedikt (d. h. Befehl zur Wiederherstellung einer Sache in den früheren Zustand) nennt man ein von Kaiser Ferdinand II. 6. März 1629 gegebenes Edikt; dasselbe forderte „alle seit dem Passauer Vertrag eingezogenen Erzbisthümer, Bisthümer, Prälaturen, Klöster u. andere geistliche Güter von ihren unbefugten Inhabern", d. h. den Protestanten, zurück u. reizte dadurch zur Fortsetzung des Dreißigjähr. Krieges u. zur Herbeirufung Gustav Adolf's von Schweden.

resultiren (a. d. Lat.), aus einer Sache entspringen, folgen, sich ergeben; Resultante od. resultirende Kraft, s. „Parallelogramm der Kräfte"; Resultat, Ergebniß, Erfolg, Schlußfolge.

resumiren (franz. résumer [spr. resümeh], aus dem lat. resumere), kurz wiederholen, zusammenfassen; Resumé, kurze summarische Uebersicht der Hauptpunkte u. Ergebnisse des ausführlich Entwickelten.

retabliren (a. d. Franz.), wieder errichten od. einrichten, wieder einsetzen, wieder herstellen; Retablissement (spr. Retablißmang), Wiederherstellung, Genesung, Wiedereinsetzung.

retardiren (a. d. Lat.), verzögern, aufhalten, später eintreten od. zu spät kommen; Retardat, Rückstand, verspätete Geldabgabe; Jemand ins Retardat setzen heißt im Bergrecht: einen Kuxinhaber wegen Verzögerung seiner Geldzuschüsse mit Verlust seines Kuxes bedrohen; Retardation, Verminderung der Geschwindigkeit.

Retentionsrecht (vom lat. retentio, Zurückhaltung, Vorenthaltung) heißt die Befugniß, einen Schuldner, von dem man Sachen in der Hand hat, dadurch zur Erfüllung seiner Obliegenheiten zu zwingen, daß man ihm die ihm an sich gebührenden Sachen bis zur Behändigung vorenthält. Ein weitgehendes R. hat zumeist der Vermiether u. Verpachter; er kann die in das Mieth- od. Pachtgrundstück eingebrachten beweglichen Sachen des Miethers od. Pächters so lange zurückhalten, bis Letzterer den Mieth- od. Pachtzins vollständig bezahlt hat. Ein R. gewährt auch Art. 313 des Handelsgesetzbuches dem Kaufmanne wegen der fälligen Forderungen, welche ihm gegen einen anderen Kaufmann aus den zwischen ihnen geschlossenen beiderseitigen Handelsgeschäften zustehen, an allen beweglichen Sachen u. Werthpapieren des Schuldners, welche mit dessen Willen auf Grund von Handelsgeschäften in seinen [illegible] gekommen sind, sofern er dieselben noch in seinem Gewahrsam hat od. sonst, insbes. vermittels Connossamente, Ladescheine od. Lagerscheine, noch in der Lage ist, darüber zu verfügen. Ausnahmsweise hat er dieses Recht sogar wegen der nicht fälligen Forderungen.



Nr. 1[illegible]7. Josef Ressel's Denkmal in Wien.

Rethel, Alfred, bedeutender Historienmaler, geb. als Sohn eines Fabrikbesitzers auf Haus Diepenbend bei Aachen 15. Mai 1816; zeigte schon früh seinen Beruf zur Malerei, hatte aber als Knabe das Unglück, von einem Wagen überfahren u. am Hinterkopf schwer verletzt zu werden, infolge dessen er für lange Zeit harthörig wurde u. keine öffentliche Schule besuchen konnte. Schon 1829 kam er auf die Düsseldorfer Akademie, deren Wunderkind er alsbald wurde. Das erste bedeutende Werk R.'s, der 1844—45 seine erste Reise nach Italien gemacht hatte, waren die Fresken im Aachener Rathhaussaale, Scenen aus dem Leben Karl's d. Gr., die er 1847 zu malen begann. Etwas später schuf er einen zweiten hervorragenden Cyklus in den Aquarellzeichnungen vom Zuge Hannibal's über die Alpen, wie uns Livius denselben schildert (im Holzschnitt von H. Bürckner 1875 publizirt von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien). In diesen Zeichnungen entspricht der Gewalt der Erfindung die Kraft u. Genialität der Darstellung. [illegible] lebenden Lebens ist keine Komposition wirr od. überfüllt, trotz der größten Kühnheit u. Schärfe der Charakterzeichnung ist nirgends Unschönheit der Konturen zu finden.

Auf einer zweiten Reise nach Italien ward R. 1852 von schwerer Geisteskrankheit befallen u. verbrachte den Rest seines Lebens in der Irrenanstalt zu Düsseldorf, wo er 1. Dez. 1859 starb. Zu seinen bekanntesten Bildern gehören noch: „St. Bonifacius" (1833); „Bonifacius predigt den Sachsen das Christenthum" (1835); „Der Verbrecher, von der Nemesis verfolgt" (1837); „Daniel in der Löwengrube" (1838); „Auffindung der Leiche Gustav Adolf's" (1838); „Versöhnung des Kaisers Otto I. mit seinem Bruder Heinrich" (1841); „St. Petrus die Lahmen heilend" (1845) sowie seine durch den Holzschnitt vervielfältigten Zeichnungen „Der Tod als Freund" u. „Auch ein Todtentanz" (1848). — Vgl. Wolfg. Müller, „Blätter der Erinnerung an Alfred R." (Lpz. 1861).

Retina, die Netzhaut des Auges (s. „Auge").

Retinit, ein Erdharz von gelblichbrauner Farbe, findet sich in Mähren, bei Halle a. d. Saale u. in Nordamerika.

Retirade (franz.), Rückzug; Abort. retiriren (a. d. Franz.), sich zurückziehen, bes. im Kriege.

Retorsionszölle (vom lat. retorsio, Vergeltung, Erwiederung) sind solche Zollsätze, welche ein Staat für bestimmte Waaren eines fremden Landes deshalb erhebt, weil letzteres die Erzeugnisse des ersten Landes mit unverhältnißmäßig hohen Eingangsabgaben belegt. Man beabsichtigt also, den widerspenstigen Nachbar dadurch, daß man die Einfuhr seiner Artikel erschwert, zur Ermäßigung seiner Eingangszölle zu zwingen. Prinzipiell aufgefaßt ist eine solche Handelspolitik nicht zu billigen, da sie die eigenen Staatsangehörigen durch Zollvertheuerung ihrer ausländischen Bezüge schwer schädigen kann. Nur dann, wenn man ganz sicher sein kann, daß die Anwendung der R. ihren Zweck erfüllen werde, mag deren vorübergehende Einführung erlaubt sein. R. waren u. a. die Ausgleichungsabgaben, welche die deutsche Reichsregierung im Dez. 1876 auf die Einfuhr von Eisenartikeln u. von Zucker so lange legen wollte, bis die Nachbarländer auch mit Ermäßigung ihrer Zölle nachgefolgt sein, bez. die Gewährung sogar von Ausfuhrprämien eingestellt haben würden. Der Reichstag lehnte jedoch die Vorlage ab.

Retorten sind Gefäße von Glas od. Metall, welche zum Destilliren benutzt werden; sie besitzen eine eiförmige Gestalt u. endigen oben am Gewölbe in eine allmählich dünner werdende lange Röhre, durch welche die beim Sieden der zu destillirenden Flüssigkeiten entweichenden Dämpfe fortgeführt u. in der mit der R. verbundenen Vorlage verdichtet werden. Am häufigsten werden Glasretorten angewendet, u. man hat hiervon tubulirte u. untubulirte; erstere sind solche, die oben im Gewölbe eine Oeffnung haben zur Einführung eines Trichters, Thermometers 2c. Zum Destilliren von Flußsäure od. konzentrirter Schwefelsäure wendet man R. von Platin an. — Die zur trockenen Destillation von Braunkohlen, Steinkohlen 2c. für die Zwecke der Theer-, Paraffin- u. Leuchtgaserzeugung dienenden cylinderförmigen Gefäße heißen ebenfalls R.


[illegible] tubulirte Retorte.

retouchiren, ein Gemälde, eine Zeichnung, Photographie 2c. durch einzelne Pinselstriche od. durch gänzliche Uebermalung in seinen Mängeln verbessern, bez. auffrischen.

Retraite (vom frz. retrait, Zurücktritt), das Signal mit Trommel, Horn od. Trompete, auf welches die Soldaten sich in ihr Quartier zu begeben haben. In großen Festungen wird zu diesem Behufe zeitweise auch ein Kanonenschuß (Retraiteschuß) abgegeben.

retro (lat.), rückwärts, meist in Zusammensetzungen gebräuchlich; z. B. retrospektiv, rückwärtsschauend 2c.

Rettberg, Friedrich Wilhelm, protestant. Kirchengeschichtschreiber, geb. 21. Aug. 1805 zu Celle; studirte zu Göttingen u. Berlin Philologie u. Theologie, wurde 1827 Kollaborator am Gymnasium zu Celle, 1830 Repetent in Göttingen, 1833 Pfarradjunkt u. 1834 außerord. Prof. der Theologie daselbst. 1838 siedelte er als ord. Prof. der Kirchengeschichte nach Marburg über u. starb daselbst 7. April 1849. Abgesehen von seiner Schrift über „Thascius Cäcilius Cyprianus" (Gött. 1831) u. den „Hauptlehren des Christenthums nach den Grundsätzen der Evangelisch-luther. Kirche" (Lpz. 1838), eine Erwiederung auf die Symbolik des Katholiken Möhler (s. d.), hat sich R. bes. durch seine „Kirchengeschichte Deutschlands" bis ins 9. Jahrh. (2 Bde., Gött. 1846—48), eine Frucht des gründlichsten Quellenstudiums u. scharfsinniger Kritik, nachhaltige Verdienste erworben. Außerdem fügte er zu Schmidt's „Handbuch der christlichen Kirchengeschichte" den 7. Band hinzu (Gieß. 1834); aus seinem Nachlaß erschien die „Religionsphilosophie" (Marb. 1850).

Rettich, geb. **Gley**, Julie, bedeutende Schauspielerin, geb. zu Hamburg 17. April 1809; ging schon früh zur Bühne, genoß in Dresden den Unterricht Ludwig Tieck's, heirathete 9. April 1833 den Schauspieler Karl **R.** (geb. zu Wien 3. Febr. 1805), folgte demselben für ihre Lebenszeit ans Hofburgtheater in Wien, wo sie in den Rollenkreis der verstorbenen genialen Sophie Müller eintrat u. bald der erklärte Liebling des Publikums wurde. Ehe sie ins Fach der Heldenmütter überging, waren ihre Hauptrollen: Maria Stuart, Julie, Gretchen, Iphigenie, Jungfrau von Orleans, Donna Diana u. ganz bes. Griseldis. Julie R. starb zu Wien 12. April 1866. Ihr Gatte war 1821—72 Mitglied des Hofburgtheaters.

Rettig (Ráphanus sativus), eine Pflanzengattung der Cruciferen, welcher mehrere sehr gebräuchliche Gemüsepflanzen angehören, u. die sämmtlich sich durch fleischige, wohlschmeckende, rübenförmige Wurzeln auszeichnen. Zu dieser Gattung zählen wir 1. das Radieschen mit kleinen knolligen, rothen od. weißen Wurzeln; 2. den Sommerrettig mit großer, dicker, rübenförmiger Wurzel von saftigem Geschmacke u. schwarzer, gelber od. rother Schale; 3. den Winterrettig mit noch größerer Wurzel von beißendem Geschmacke u. schwarzer, rissiger Schale. Nr. 1 ist als Nachgericht beliebt, während Nr. 2 u. 3 als verdauungsbefördernde Wurzeln gelten u. mit Salz häufig zu Bier genossen werden. Dieser gemeine R. ist eine 1—2jähr. Pflanze mit leierförmigen, geöhrten Blättern, violetten Blüten u. perlschnurartig aufgetriebenen Schotenfrüchten. Zum Wachsthum verlangt er einen fetten Boden. Da übrigens die Samen des R.s ein fettes Oel enthalten, baut man auch eine Spielart, den Oelrettig, als Oelfrucht.

Rettungsboot, s. „Rettungswesen".

Rettungshäuser heißen in weiterem Sinne alle die menschenfreundlichen Anstalten, welche die Rettung u. bürgerliche Wiederherstellung von Gefallenen od. Verwahrlosten u. Verlassenen zu ihrer Aufgabe haben, also z. B. auch Waisenhäuser, Zufluchtsstätten für entlassene Verbrecher, gefallene Mädchen (Magdalenenstifte) 2c. In engerem Sinne versteht man jedoch darunter Anstalten, die zur Erziehung bereits verwahrloster od. der Verwahrlosung ausgesetzter Kinder bestimmt sind. Sie unterscheiden sich dadurch ebenso von den einfachen Armenerziehungsanstalten wie von den Korrektionsanstalten für jugendliche Verbrecher. Schon seit dem 16. Jahrh. wurden in Holland, wie in Hamburg, Bremen u. Lübeck, Anfänge mit R.n von Staatswegen gemacht; damals in Gestalt von öffentlichen Arbeitsanstalten; ähnliche Versuche folgten im 17. Jahrh. in Italien u. England. Aber der großartige Aufschwung der R. in der Neuzeit ist fast ohne Ausnahme nicht vom Staate, sondern von der Menschenliebe Einzelner ausgegangen, als ein Zweig der sog. Inneren Mission (s. d.); insbes. hat der sog. Pietismus (s. d.) bis heute den Hauptantheil an ihnen gehabt. Schon die Anstalten A. H. Francke's (s. d.) in Halle waren aus dem Gedanken an R. hervorgegangen; mit demselben Gedanken begann die Thätigkeit H. Pestalozzi's (s. d.) u. Fellenberg's (s. d.), durch dessen Schüler Wehrli die sog. Wehrlischulen in der Schweiz entstanden. Von deutschen Musteranstalten dieser Art nennen wir: Beuggen am Rhein im südl. Baden, 1820 durch Spittler von Basel u. H. Zeller begründet (70 Kinder); Düsselthal, 1822 von den Grafen v. d. Recke gegründet (bis dahin s. 1819 in Overdyk); den „Lutherhof" in Weimar (1823 durch Falk); das „Martinsstift" in Erfurt (1826 durch Rheinthaler); Lichtenstern (1836) bei Weinsberg u. den Tempelhof (1843), sowie die zahlreichen Anstalten des Reisepredigers Werner seit 1842 in Württemberg; das „Rauhe Haus" (s. d.) 1833; Bächtelen bei Bern (1839); den Lindenhof auf Neinstadt bei Thale am Harz (1850) 2c. Die Gesammtzahl der R. in den Ländern deutscher Zunge beläuft sich gegenwärtig auf weit über 400. In Frankreich wurde die Anstalt zu Mettray bei Tours (1839 nach dem Muster des „Rauhen Hauses" begründet) der Ausgangspunkt für zahlreiche ähnliche Stiftungen, die sog. Colonies agricoles. Nicht minder großartig ist der Eifer für R. in England u. Nordamerika (in Gestalt der sog. Farm schools). Ueberall bildet zweckmäßige Abwechslung von Unterricht u. Handarbeit sowie möglichster Ersatz für die Familienerziehung die Grundlage des Rettungswerks.

Rettungswesen zur See. Weitaus die meisten Unfälle stoßen den Schiffen in der Nähe des Ufers zu, wo Untiefen u. Klippen das von der Gewalt der Elemente umher geschleuderte Fahrzeug hemmen, festhalten u. schließlich zerschellen. Auf hoher See ist die Gefahr des Scheiterns auch bei dem größten Sturme heutzutage bei weitem nicht so groß, weil die Konstruktion der Schiffe u. die Kenntnisse der Seefahrer auf einer Stufe der Entwicklung stehen, welche ein Umwerfen des Schiffes fast zur Unmöglichkeit machen. Die Gefahr auf hoher See beschränkt sich daher

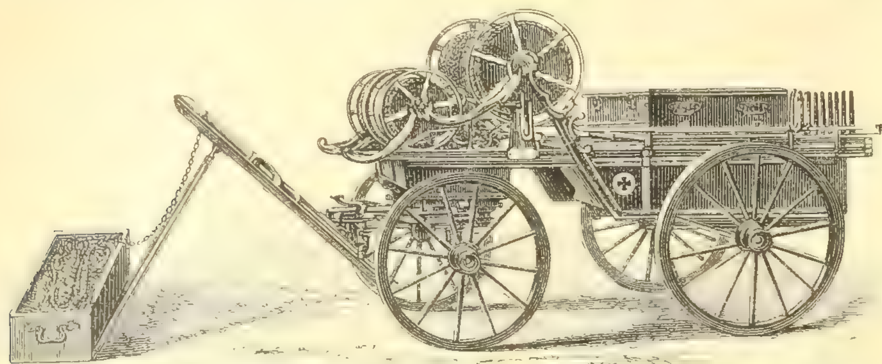
vorzugsweise auf Feuer; u. auch dagegen hat die neuere Chemie bereits anerkennenswerthe Schutzmittel zu Tage gefördert. Alle Einrichtungen, welche Leben, Hab u. Gut der Seefahrer vor Unheil bewahren od. die Folgen eines geschehenen Unfalls auf ein kleinstes Maß zurückführen, sind unter dem Namen R. zu begreifen. Die Geschichte des R.s ist verhältnißmäßig kurz. Der unmittelbare Anblick so vieler Schiffbrüche an den engl. Küsten, nam. der Schiffbruch der „Adventure", veranlaßte die Bewohner des dem Schauplatze nahe liegenden engl. Städtchens Shields, einen Verein zur Rettung Schiffbrüchiger in der Mündung des Tyne zu gründen. Das engl. Volk nahm sich durch Gründung von Lokalvereinen der Sache bald lebhaft an. Nach engl. Quellen war es ein Wagenfabrikant Lionel Lukin in London, welcher 1785 zuerst ein Patent auf ein Rettungsboot erhielt. 1789 erlangte Henry Greathead einen Preis, welchen ein Comité von Gentlemen für die Konstruktion eines Rettungsbootes ausgesetzt hatte. Dieses Boot kam 1790 zum ersten Male in See, u. das Parlament spendete dem Erfinder 1200 Pfd. Sterl. als Staatsbelohnung. In Amerika wurde die erste Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger 1791 zu Boston gegründet. 1804 besaß England in den einzelnen Lokalvereinen bereits 31 Rettungsboote u. hatte schon 300 Leben damit gerettet. Auf Veranlassung von W. Hillary wurden diese Lokalvereine unter sich verbunden u. 1824 die noch heute bestehende Royal-life-boat Institution, eine unter königlichem Schutze stehende Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, gegründet. Diese Anstalt zog nach u. nach ein ganzes Netz von Rettungsstationen um die Küsten des vereinigten Königreichs. Privatwohlthätigkeit wendete ihr namhafte Summen zu, u. A. im J. 1856 Hamilton Fitzgerald esq. 10,000 Pd. Sterl. Daneben gingen Erfindungen u. Verbesserungen im Rettungswesen in England u. Amerika, von denen wir zunächst den Mörserapparat des im J. 1854 im Alter von 89 Jahren verstorbenen engl. Kapitäns Manby erwähnen, welcher die Verbindung von Ufer u. Wrack durch ein dahin geschossenes Tau vermittelte. Bei Nacht konnte aus dem Mörser eine Bombe geworfen werden, die, in der Luft explodirend, 50 Leuchtkugeln auswarf u. dadurch auf die Zeit von 1 Minute ein brillantes, weithin scheinendes Licht auf alle Gegenstände verbreitete. 1856 erfand der Engländer Ch. Clifford einen Apparat zum Niederlassen von Booten, welcher in der engl. Flotte eingeführt ist. 1867 segelte ein nur mit 3 Mann besetztes Rettungsfloß von Amerika nach England. Dem Beispiele Englands folgte 1824 Holland; auch in Frankreich waren inzwischen einzelne Vereine ins Leben getreten. Das engl. Rettungswesen kam aber mit der Zeit etwas ins Stocken, u. erst ein wiederholter großer Unfall zur See am 4. Dez. 1849, wieder in der Tyne-Mündung, gab den Bestrebungen der Royal-life-boat-Institution einen neuen, nunmehr für alle Zeiten vorhaltenden Anstoß. Der Herzog von Northumberland nam. bethätigte ein lebhaftes Interesse, u. durch ihre Reorganisation wurde die engl. Gesellschaft für alle anderen zum Muster. Die Gesammtheit der Zweigvereine wird durch eine Generalversammlung repräsentirt, welche die Beschlüsse faßt u. die leitenden Personen ernennt. Diese bestehen in Präsident, Vizepräsident u. Verwaltungsrath. Aus letzterem geht der geschäftsführende Ausschuß hervor, welcher die Anlage von Stationen, deren Besetzung mit Rettungsgeräthen aller Art bestimmt u. die Unterstützung der hülfeleistenden Küstenbewohner durch Löhnungen u. Ehrengaben regelt. Nunmehr wandte sich in anderen Ländern auch die Aufmerksamkeit der Regierungen dem Rettungswerke zu, so in Dänemark, Frankreich 1865, Preußen u. Deutschland. Die einzelnen deutschen Vereine, deren erster 1861 zu Emden zusammentrat, nam. veranlaßt durch den Schiffbruch der hannover'schen Brigg „Alliance" an der Insel Borkum, konnten aber erst zu gedeihlicher Wirksamkeit gelangen, nachdem durch die Ereignisse der Jahre 1864 u. 1866 eine größere Einigung der deutschen Stämme eingetreten u. Se. Majestät König Wilhelm unter dem 5. Jan. 1867 das Protektorat über den Verein „Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" übernommen hatte. Die Satzungen dieser alle bereits bestehenden u. noch zu errichtenden Zweigvereine umfassenden Gesellschaft waren auf Veranlassung des Bremischen Vereins auf einer Versammlung zu Kiel am 29. Mai 1865 beschlossen u. auf einer weiteren Versammlung in Hamburg am 27. Jan. 1866 revidirt worden. An Namen, welche sich um Begründung u. Entwicklung des deutschen R.s verdient gemacht haben, müssen erwähnt werden: Navigationslehrer Bermpohl zu Vegesack an der Weser, Oberzolldirektor Breusing zu Emden, Generalkonsul Merck in Hamburg u. Konsul H. H. Meier in Bremen, gegenwärtig noch Vorsitzer der Gesellschaft. Die engl. Rettungsgesellschaft besaß 1867: 184 Rettungsstationen mit Rettungsanstalten verschiedener Art; 1874 befanden sich darunter bereits allein 233 Rettungsboote. Von 1824–67 waren durch diese Gesellschaft bereits 16,490 Menschen gerettet worden; bis mit 1876 hatte sich diese Zahl auf 24,389 erhoben; für diese Rettungen waren 92 goldene, 878 silberne Denkmünzen u. 71,000 Pfd. Sterl. als Prämien gegeben worden. Die deutsche Rettungsgesellschaft besitzt nach dem Jahresberichte für 1875/76 68 Rettungsstationen gegen 52 im J. 1866. Seit ihrem Bestehen wurden im Ganzen 870 Personen durch sie gerettet u. dafür 24,356 Mk. Prämien bezahlt. Gewiß anerkennenswerthe Resultate, welche diese humanen Gesellschaften der weitesten Unterstützung empfehlen. Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger hat auch im Binnenlande in vielen Städten theils Bezirksvereine (1877: 16), theils Vertreterschaften (76), bei denen die Aufnahme von Mitgliedern u. die Zahlung von Beiträgen erfolgte. 1875/76 betrug die Mitgliederzahl 28,066 mit 100,411 Mk. Beitrag. Sie richtete bisher (1877) ein u. unterhält im Ganzen 89 Rettungsstationen, von denen 38 an den Nordseeküsten, 51 in der Ostsee gelegen sind. Auch die übrigen Rettungsgesellschaften, die dänische, die russische ꝛc., veröffentlichen in Jahresberichten die Anzahl der von ihnen geretteten Menschenleben. Organ der deutschen Gesellschaft ist die in einzelnen Heften erscheinende Zeitschrift „Von den Küsten u. Aus See". — Zu den Rettungsgeräthschaften, mit denen die Rettungsstationen ausgestattet sind, gehören: **Rettungsboote**, **Rettungsgeschosse** u. **Rettungsbojen**; in weiterem Sinne: Leuchtapparate, Nebelhörner, Signale ꝛc. Wir beschäftigen uns vorzugsweise mit den ersteren. Die **Rettungsboote**, deren erste Konstruktion wir oben erwähnen, haben im Laufe der Zeit vielfache Aenderungen erfahren.



Nr. 1609. Julie Rettich (geb. 17. April 1809, gest. 12. April 1866).

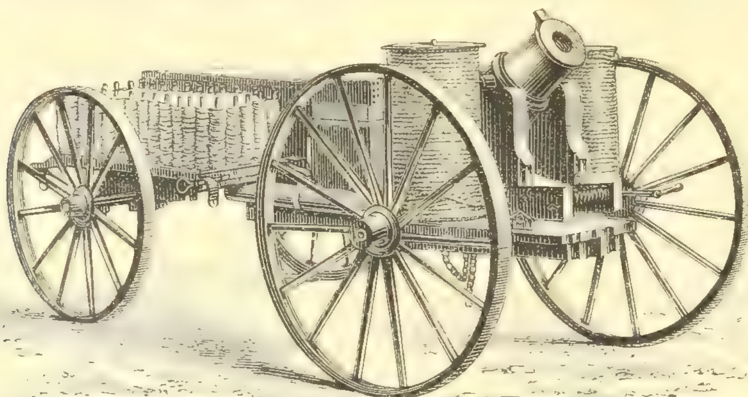
Da sie ihren Zweck bei stürmischer See zu erreichen haben, wo andere Fahrzeuge sich dem Meere u. der Brandung nicht anvertrauen können, so ist ihre ganze Bauart darauf eingerichtet, daß das Boot bei möglichst leichter Fortbewegungsart möglichste Sicherheit gegen das Umschlagen gewährt u. eine große Tragkraft besitzt. Die meisten der Rettungsboote haben daher luftdicht geschlossene Hohlräume, welche wie Schwimmblasen wirken. Beim deutschen R. werden zunächst Francis-Boote od. Peake-Boote verwendet. Das Boot von Francis ist von cannelirten Eisenplatten zusammengesetzt u. hat neben den erwähnten allgemeinen Eigenschaften eines Rettungsbootes nam. diejenige, daß es nicht leicht kentert (umschlägt). Das Rettungsboot von Peake ist von Holz u. besitzt die Eigenschaft der Wiederaufrichtungsfähigkeit in hohem Grade. Neben diesen Booten bestehen verschiedene Mischarten, welche neben Erfüllung der Hauptanforderungen an Rettungsboote den Bootsformen derjenigen Küstenstriche möglichst entsprechen, an welchen sie stationirt sind, u. denen die Mannschaft deshalb zum Vortheil des Rettungswerkes großes Vertrauen schenkt. Die erwähnten Rettungsboote sind zum Rudern eingerichtet u. führen nur ausnahmsweise Segel. Dagegen besitzt die deutsche Gesellschaft auch Rettungsboote, z. B. für Norderney u. Juist, welche nur Segel führen. Die **Rettungsgeschosse** haben ausnahmslos den Zweck, mittels geworfener Leinen eine Verbindung zwischen Land u. Schiff od. auch zwischen Rettungsboot u. Schiff herzustellen. Abgesehen von den oben erwähnten u. anderen engl. Erfindungen derart, sind die Rettungsgeschosse vorzugsweise in Deutschland vervollkommnet worden. Man unterscheidet **Raketen** (Nr. 1610), **Mörser** (Nr. 1611) u. **Handgewehre**. Die ersteren, vorzüglich im Feuerwerkslaboratorium zu

Spandau für Rettungszwecke brauchbar gemacht u. auf den deutschen Stationen fast ausschließlich in Gebrauch, tragen die Leine etwa 500 Schritte weit, sind an sich leicht transportabel u. machen vermöge ihrer geringen Anfangsgeschwindigkeit ein Zerreißen der Leine seltener als die Mörser. Dagegen sind diese, um deren Verbesserung zu Rettungszwecken sich nam. H. C. Cordes in Bremerhaven verdient gemacht hat, bei gleicher Tragweite billiger als die Raketen, wenn auch nicht zu jeder Zeit, z. B. bei Regen, so leicht zu bedienen. Zweckmäßig wäre es, wenn alle Schiffe statt der Signalkanone derartige Mörser führen wollten, um eintretenden Falles eine Leine ans Land schießen zu können. Auf kürzere Entfernungen bis 150 Schritt kann mittels eines passend konstruirten Handgewehres ebenfalls eine Leine geschossen werden. Hauptsache bei all diesen Geschossen bleibt angemessene Anordnung der Leine, daß sie beim Schießen leicht abläuft u. nicht zerreißt. Zu den Rettungsbojen endlich gehören alle Arten von Geräthen, welche dazu dienen, ins Wasser Gefallene schwimmend zu erhalten, als Korkjacken, Korkgürtel ꝛc.



Nr. 4610. Raketenbatterie zur Rettung Schiffbrüchiger.

Rettungsgeräthe dieser Art müssen schnell zur Hand sein u. dürfen nicht erst besondere Vornahmen, wie Aufblasen, z. B. bei Schläuchen ꝛc., nöthig machen. Die Rettungsstationen bestehen in einem wohlunterhaltenen Schuppen mit Signalstange u. Böller daneben zum Alarmiren der Bevölkerung. In diesem Gebäude befinden sich die Rettungsgeräthe stets



Nr. 4611. Bombenbatterie zur Rettung Schiffbrüchiger.

fertig zum Gebrauche, das Boot auf seinem Wagen od., wie in Rußland, auf einem Schlitten; die russ. Rettungsboote eilen auch den auf dem Eise Eingebrochenen zu Hülfe, die Rettungsgeschosse, Raketenapparat, mit Leinenkasten auf ihrem Karren, Rettungsbojen greifbar u. in gehöriger Zahl zur Stelle. In einem Schranke ferner befindet sich eine Nothapotheke, auf der Schrankthüre zugleich die Instruktion für den Gebrauch der einzelnen Mittel. Große Plakate an den Wänden erläutern unter Zuhültenahme von Illustrationen die Behandlung scheinbar Ertrunkener, sodann die Handhabung der Rettungsapparate ꝛc. Damit begnügt sich indessen die Thätigkeit der Gesellschaften noch nicht. Schriften aller Art werden verbreitet. Durch die bereits erwähnten Jahresberichte u. Zeitschriften soll die Kenntniß des R.s verallgemeinert werden, damit einestheils das Interesse daran wach gehalten u. durch Beiträge bethätigt wird, anderntheils aber auch die von Seeunfällen Betroffenen mit den ihnen zu Gebote stehenden u. von den Rettungsbooten ꝛc. zugeworfenen Hülfsmitteln umzugehen lernen. Häufig nämlich scheiterten schon Rettungsversuche an der gänzlichen Ungeschicklichkeit der zu Rettenden. Internationale Signale sind eingeführt zur Verständigung zwischen Schiff u. Rettungsmannschaft. Die deutsche Gesellschaft hat ein sehr nützliches Buch herausgegeben, „Der Seemann in Noth" (3. Aufl., Bremen 1877), welches alle auf R. bezüglichen Anweisungen u. sodann die bis jetzt erschienenen deutschen Reichsgesetze über Ordnung des Seewesens an den Meeresküsten, als Lootsenordnung, Strandungsordnung, eine Karte der deutschen Rettungsstationen ꝛc., enthält.

Retzsch, Moritz, Zeichner, Radirer u. Portraitmaler, geb. zu Dresden 9. Dez. 1779; besuchte die dortige Akademie unter Grassi u. wurde 1824 zum Professor an derselben ernannt. Seine von ihm selbst radirten Kompositionen zu Goethe's „Faust" (26 Bl., 1812; 2. verm. Aufl. 1834), zu mehreren Balladen Schiller's u. zu Shakespeare's Dramen (Lpz. 1827 ff.) verschafften ihm einen für die damalige Zeit wohl erklärlichen bedeutenden Ruf. Außerdem schuf er Illustrationen zu Bürger's Balladen, zu mehreren Dichtungen Fouqué's („Genovefa", „Undine", „Ritter Sintram") u. ließ eine Anzahl werthvoller einzelner Blätter erscheinen; sie sind aber im Allgemeinen allzu bühnenhaft gedacht u. leiden häufig an Geschmacklosigkeit u. Flüchtigkeit. Als Portraitmaler war er nicht ohne Verdienst; besonderen Rufes erfreuten sich seine Miniaturportraits in Oel. Er starb 11. Juni 1857 zu Hoflößnitz bei Dresden.

Reuchlin, Johann, einer der berühmtesten Humanisten u. Vorläufer der Reformation, geb. 28. Dez. 1455 zu Pforzheim, besuchte die Stadtschule daselbst u. seit 1470 die Universität Freiburg. 1473 wurde er vom Markgrafen Karl von Baden-Durlach, in dessen Kapelle er damals als Sänger thätig war, als Begleiter seines Sohnes mit nach Paris geschickt u. benutzte den Aufenthalt daselbst bei. zur Erlernung des Griechischen. Seit 1474 setzte er diese Studien in Basel fort, indem er zugleich Vorlesungen hielt, wurde 1477 Magister u. ging dann um des Griechischen willen abermals nach Paris. Nachdem er darauf noch in Orleans (seit 1478) u. Poitiers (seit 1479) die Rechte studirt, kehrte er 1481 als Licentiat dieser Wissenschaft nach Schwaben zurück. Kaum hatte er sich in Tübingen als Advokat u. Lehrer des Griechischen an der Universität niedergelassen, als er vom württemberg. Grafen Eberhard im Bart zu seinem Geheimsekretär u. Rath erwählt wurde. In dieser Stellung ging er mit Eberhard 1482 nach Rom, wurde auf der Rückreise in Florenz mit dem Kreise berühmter Gelehrter am Hofe Lorenzo's v. Medici bekannt u. trat dann 1484 als Assessor in das Hofgericht zu Stuttgart ein; seit 1485 war er zugleich als Advokat des Dominikanerordens thätig. In die Zeit der ital. Reise fällt auch die damals übliche Umformung seines Namens in Capnio (vom griechischen καπνός, Rauch). Auf einer Reise an den Hof Kaiser Friedrich's III. in Linz (1492–93) hatte er endlich Gelegenheit, von dem jüdischen Leibarzt desselben, Loans, das Hebräische zu erlernen, was er schon längst zum Studium der Kabbala (jüdischen Geheimlehre) dringend gewünscht hatte. Gleichzeitig wurde er von Friedrich III. geadelt u. in den Rang eines Pfalzgrafen erhoben. Nach Eberhard's Tode (1496) bewog ihn die Furcht vor dessen Nachfolger zur Flucht nach Heidelberg zu dem Kanzler Johann v. Dalberg. Ende 1497 ernannte ihn Kurfürst Philipp zum Erzieher seiner Söhne. Im Auftrage desselben brachte er nochmals

(Sommer 1498—99) ein Jahr in Rom zu u. siedelte nach seiner Rückkehr wiederum nach Stuttgart über, da der ihm ungnädige Herzog Eberhard der Jüngere unterdeß abgesetzt worden war. 1502 wurde R. als Vertreter der Fürsten zum Beisitzer des Schwäbischen Bundesgerichts (in Tübingen) gewählt u. bekleidete diese Stellung bis 1513; seinen eigentlichen Aufenthalt hatte er jedoch zu Stuttgart. 1509 begann der berüchtigte „Pfefferkorn'sche Streit", in welchem R. als Vorkämpfer des Humanismus einen großartigen Triumph erfocht. Pfefferkorn, ein getaufter Jude von Köln, forderte im Herbste 1509 die Beihülfe R.'s zur Unterdrückung (d. h. Verbrennung) der jüdischen Bücher als gottloser u. der Judenbekehrung hinderlicher Schriften. Statt dessen verfaßte R. auf kaiserlichen Befehl ein besonnenes Gutachten, in welchem er als eifriger Liebhaber der hebräischen Literatur dieselbe in Schutz nahm u. sogar Lehrstühle zu ihrer Erlernung empfahl. Pfefferkorn verschaffte sich 1510 dieses Gutachten u. verfaßte mit Hülfe des Ketzermeisters Jakob v. Hoogstraten (s. d.) eine Schmähschrift gegen R. unter dem Titel „Handspiegel", indem er sogar den Vorwurf auf Bestechung durch die Juden erhob. R. antwortete 1511 in dem „Augenspiegel" u. gab darin den Gegnern ihre leidenschaftlichen Schmähungen in gleicher Sprache zurück. Der Streit regte bald ganz Deutschland auf; die Humanisten stellten sich begeistert auf R.'s Seite. Vergebens gebot Kaiser Maximilian beiden Parteien Stillschweigen; die erbitterten Dominikaner hatten die Frechheit, R. vor ihr Ketzergericht zu laden, u. ruhten auch dann nicht, als die Bischöfe von Speyer u. Worms im Auftrage Leo's X. im April 1514 zu Speyer R. freigesprochen u. die Kölner zu den Kosten verurtheilt hatten. Sie machten vielmehr den Streit in Rom selbst anhängig, erlangten aber durch alle Anstrengungen 1516 nur eine Niederschlagung des Prozesses durch den Papst. Der ganze Handel endete erst 1520 damit, daß Franz v. Sickingen die Dominikaner zur Bezahlung der Kosten u. Beilegung des Streites zwang. — Unterdeß war R. im Herbste 1519 durch die Drangsale des Schwäbischen Krieges aus Stuttgart vertrieben worden u. hatte den Lehrstuhl des Hebräischen u. Griechischen zu Ingolstadt übernommen. Zerwürfnisse mit Joh. Eck (s. d.) bewogen ihn jedoch im Frühjahr 1521 zur Rückkehr nach Stuttgart. Zum Professor des Griechischen in Tübingen ernannt, starb er noch vor Antritt dieses Amtes 30. Juni 1522 zu Stuttgart. Obwol R. selbst um den Ruf seiner katholisch-kirchlichen Gesinnung ängstlich besorgt war u. deshalb sogar seinem Neffen Melanchthon zuletzt seine Gunst entzog, hat er doch durch seinen Kampf gegen die scholastische Verwilderung, seine trefflichen Lehrbücher u. geschmackvolle Ausgaben von klassischen Schriftstellern, vor Allem aber durch die Begründung der hebräischen Studien, der Reformation außerordentlich vorgearbeitet. Die von ihm gelehrte Aussprache des Griechischen (nach mehr neugriech. Weise Itacismus genannt, wegen des darin vorherrschenden Lautes I) ist noch heute als die R.'sche bekannt. Von seinen Schriften nennen wir als epochemachend: das lat. Wörterbuch (Bas. 1477 u. oft), die griech. Grammatik („Micropaedia", Orleans 1478); das Buch „De verbo mirifico" (Bas. 1494), eine merkwürdige Frucht seiner Beschäftigung mit der jüd. Kabbala; die „Progymnasmata scenica" (lat. Schauspiele für den Schulgebrauch, 1498 u. sehr oft); die „Rudimenta linguae Hebraicae" (Pforzh. 1506), die erste bedeutendere hebr. Grammatik von einem Christen; die drei Bücher „De arte cabbalistica" (1516). — Vgl. Ludw. Geiger, „Joh. R., sein Leben u. seine Werke" (Lpz. 1871).

Reuchlin, Hermann, Historiker, geb. zu Mark-Gröningen bei Stuttgart 9. Jan. 1810; studirte in Tübingen Theologie, wurde dann Hauslehrer in Hamburg, hielt sich später lange in Paris auf, erhielt nach seiner Rückkehr in die Heimat eine Pfarrstelle, legte dieselbe aber bald wieder nieder u. privatisirte in Stuttgart, wo er 14. Mai 1873 starb. Seine Familie zählte den berühmten Humanisten gleichen Namens zu ihren Vorfahren. R. schrieb u. A.: „Das Christenthum in Frankreich inner- u. außerhalb der Kirche" (Hamb. 1837); „Geschichte von Port Royal" (behandelt den Kampf des reformirten u. des jesuitischen Katholizismus unter Ludwig XIII. u. XIV.; 2 Bde., ebd. 1839—44); „Pascal's Leben &c." (Stuttgart 1840); „Lebensbilder zur Zeitgeschichte" (Balbo, Garibaldi, Florestan u. Pepe; 3 Hfte., Nördl. 1861 f.) &c. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte Italiens vor der Gründung der regierenden Dynastie" (4 Bde., Lpz. 1848—73).

Reudnitz, Sachsens größtes Dorf mit 11 645 E. (1875); stößt unmittelbar östl. an Leipzig u. hat bereits ein vollständig städtisches Ansehen angenommen. Anfänglich außer von Landbevölkerung vorzugsweise von Arbeitern bewohnt, ist es jetzt auch Sitz des Kleingewerbes geworden.

Reugeld. Bei Abschluß eines Vertrages kann bedungen werden, daß einer od. beide Kontrahenten sich dadurch von den mittels des Vertrages übernommenen Verbindlichkeiten befreien können, daß der vom Vertrage Zurücktretende der Gegenpartei eine Geldsumme als Entschädigung (sog. Reubuße od. Wandelpön) bezahlt. Diese besondere Art des Rücktrittsrechtes erscheint indeß dann ausgeschlossen, wenn der Reuberechtigte bereits mit der Erfüllung seiner Vertragsobliegenheiten den Anfang gemacht od. die Erfüllung von dem Andern angenommen hat. — Unter Reukauf od. Kauf mit Vorbehalt der Reue versteht man den Fall, wenn bei einem Kaufe verabredet wird, daß dem Käufer od. dem Verkäufer freistehen soll, von dem Kaufe zurückzutreten. In solchen Fällen pflegt eine Frist, bis zu deren Ablauf das Rücktrittsrecht ausgeübt werden kann, festgesetzt zu werden. Mit der Erklärung, von dem Reurechte Gebrauch machen zu wollen, erlischt der Vertrag. Ob hierbei R. zu zahlen sei od. nicht, hängt von der Vereinbarung im einzelnen Falle ab.

Reuleaux (spr. Röloh), Franz, ausgezeichneter Technolog, geb. in der Nähe von Aachen 30. Sept. 1829; besuchte das Polytechnikum in Karlsruhe u. war einer der eifrigsten Schüler Jakob Ferdinand Redtenbacher's (s. d.). Eine bald nach Beendigung seiner Studienzeit in Gemeinschaft mit Moll herausgeg. „Konstruktionslehre für den Maschinenbau" (Braunschw. 1854; 2. Aufl. 1859) veranlaßte seine Berufung als Professor der Maschinenbaukunde ans Polytechnikum in Zürich. Hier bethätigte er nicht blos sein glänzendes Lehrtalent, sondern begann auch nach Herausgabe des für den praktischen Gebrauch bestimmten Handbuchs „Der Konstrukteur" die Hauptarbeit seines Lebens: seine kinematischen Studien, die eine völlige Umgestaltung der von ihm vertretenen technischen Wissenschaften und ihrer theoretischen Behandlungsweise zur Folge haben sollten. Mit seiner Berufung als Professor für Maschinenbau u. Kinematik an die Berliner Gewerbeakademie wurde R. durch reichliche Unterstützung in den Stand gesetzt, jene Mustersammlung kinematischer Modelle anzulegen, die gegenwärtig ein unvergleichlich werthvolles Lehrmaterial repräsentirt. Als eine reife Frucht seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete veröffentlichte R. 1875 seine „Theoretische Kinematik", welches bahnbrechende Werk alsbald in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde. Inzwischen hatte durch seine 1868 erfolgte Ernennung zum Direktor der Gewerbeakademie in Berlin sein amtlicher Wirkungskreis eine wesentliche Erweiterung erfahren. Ein Feind jeder einseitigen Fachbildung u. erfüllt von dem Streben, dem seiner Leitung anvertrauten Institut mehr u. mehr den Charakter einer Hochschule zu geben, verschaffte R. den humanistischen Wissenschaften einen immer breiteren Raum im Lehrplan der Akademie u. widmete seine Sorgfalt vornehmlich auch der Vermehrung ihrer zum Theil rein künstlerischen Sammlungen, die er zugleich allgemein zugänglich machte. Ueberdies stellte er als Mitglied des Kuratoriums des „Deutschen Gewerbemuseums" in Berlin den auf Förderung des modernen Kunstgewerbes abzielenden Zwecken desselben



Nr. 4612. Johann Reuchlin, geb. 28. Dez. 1455, gest. 30. Juni 1522. (Vom Lutherdenkmal in Worms.)

seine gediegene Einsicht u. besonders seine reichen Kenntnisse zur Verfügung. Auch fungirte er sowol als Mitglied der technischen Deputation u. verschiedener, zur Erörterung bestimmter, auf Kunst u. Industrie bezüglicher Fragen, wie als Juror bei den Weltausstellungen in Paris (1867), Wien (1873) u. Philadelphia (1876). Bei letzterer zuerst Vorsitzender der deutschen Jury, dann Vertreter des Deutschen Reiches, erregte er durch seine unverblümten Urtheile über die gewerbliche Produktion unseres Vaterlandes allgemeines Aufsehen. Die zuerst in der Berliner „National-Zeitung" veröffentlichten Berichte ließ er dann als „Briefe aus Philadelphia" (Braunschweig 1877) gesammelt erscheinen.

Reumont (spr. Rœmong), Alfred v., Diplomat u. Historiker, geb. zu Aachen 15. Aug. 1808; studirte in Bonn u. Heidelberg, erhielt 1829 das Amt eines Sekretärs beim damaligen preuß. Geschäftsträger in Florenz, mit dem er 1832 nach Konstantinopel ging, wurde, 1836 der preuß. Gesandtschaft in Rom beigegeben, 1843 Legationsrath u. 1849 Geschäftsträger bei Pius IX. in Gaëta, bekleidete seit 1851 den Posten eines preuß. Ministerresidenten an den Höfen von Florenz, Modena u. Parma, zog sich 1860 von den Geschäften zurück u. lebt seitdem bald in Rom, bald in Bonn.



Nr. 4613. Hafen von St. Pierre auf Réunion

Er ist einer der gründlichsten Kenner Italiens, gehört schon lange zu den Mitgliedern der Crusca wie zu den geschätztesten Mitarbeitern des „Archivio Storico" u. erhielt im März 1876 das florentin. Ehrenbürgerrecht. In der langen Reihe seiner Schriften stehen obenan: „Geschichte der Stadt Rom" (3 Bde., Berl. 1867—70); „Lorenzo de' Medici il Magnifico" (2 Bde., Lpz. 1874) u. „Geschichte Toscana's seit dem Untergange des florentin. Freistaats" (Gotha 1876). Außerdem schrieb er: „Römische Briefe von einem Florentiner" (4 Bde., Lpz. 1840—44); „Beiträge zur ital. Geschichte" (5 Bde., Berl. 1853 ff.); „Michel Angelo Buonarroti" (ebd. 1834); „Andrea del Sarto" (ebd. 1835); „Benvenuto Cellini" (ebd. 1846); „Ganganelli, seine Briefe u. seine Zeit" (ebd. 1847); „Die Carafa von Maddaloni" (2 Bde., ebd. 1851); „Die Gräfin v. Albany" (2 Bde., ebd. 1860) ꝛc.

Reunion [frz. réunion (spr. Reuniong)], Wiedervereinigung; Versammlung, Gesellschaft, Verein.

Réunion (spr. Reuniong, 1809—14 Isle Bonaparte, vor der ersten Revolution u. 1814—48 Bourbon genannt, die südwestlichste der Mascarenen (s. d.), Insel im Ind. Ozean unter 73° östl. Länge von Ferro u. 21° südl. Breite den Franzosen gehörig; hat einen Flächeninhalt von 1265 □M. u. 183,529 E. (1874), darunter sehr viele ind. Kulis, Chinesen, Malayen, Kaffern ꝛc., gegen 10,000 Weiße, meist franz. Abkunft. Die Insel ist durch u. durch vulkanisch, mit dem seit 1785 rauchenden u. thätigen Piton de Fournaise, 2410 m. hoch, dem thätigsten Feuerberge im Ind. Ozean. Der höchste Berg des die Insel in zwei Arrondissements: du vent u. sous la vent, trennenden Bergrückens ist der Piton des Neiges, über 3000 m. hoch. Durch viele Gießbäche ist die Insel reich bewässert u. fruchtbar. Das Klima ist sehr gesund, doch richten häufige Orkane große Verwüstungen an. Von den Kulturpflanzen gewähren den reichsten Ertrag Zucker, Kaffee, Vanille, Tabak. An Straßen u. Kanälen fehlt es nicht, doch macht sich der Mangel eines guten Hafens fühlbar. Eingeführt wurden 1870 Waaren im Werthe von 25,377,353 Francs, ausgeführt für 28,904,748 Francs. Ein Gouverneur steht an der Spitze der Verwaltung. Die Hauptstadt St. Denis auf der Nordostseite mit 36,000 E. ist Sitz des Gouverneurs u. eines Apostolischen Vikars u. hat Besatzung; St. Paul auf der Westseite hat 25,000 E.; auf der Südseite liegt das neu aufblühende St. Pierre mit 28,000 E. Entdeckt wurde die Insel von dem Portugiesen Mascarenhas bereits im J. 1545, in Besitz genommen von den Franzosen 1648; von 1810—14 war sie in der Hand der Engländer.

Reunionskammern heißen die von Ludwig XIV. 1680 in Metz, Breisach u. Besançon eingesetzten besonderen Gerichte, welche darüber entscheiden sollten, welche Fürsten, Ritter, Stände u. Aemter des Deutschen Reiches etwa ehemals im Zusammenhang mit den 1648, 1659, 1668 u. 1679 abgetretenen Besitzungen gestanden hatten, u. also als Vasallen ihm zu huldigen hätten. Da das Reich nur protestirte, zur Gegenwehr aber zu schwach war, bekämpfte er die Widerspenstigen mit Gewalt u. erwarb dadurch bedeutende, ehemals reichsfreie Ländereien, Städte u. Klöster in der Pfalz, dem Elsaß u. in der Franche Comté, die ihm endlich 1684 durch den Waffenstillstand von Regensburg noch gesetzlich abgetreten wurden.

Reus (spr. Re-us) ist eine Stadt in der span. Provinz Tarragona (Fürstenthum Catalonien), drei Stunden westl. von Tarragona u. mit dieser Stadt durch Eisenbahn verbunden. Der 1800 noch unbedeutende Flecken zählt jetzt gegen 30,000 E. u. ist zur zweiten Fabrikstadt Cataloniens geworden. R. fabrizirt bes. Baumwollenwaaren, führt aber auch Seiden-, Posamentir- u. Bijouteriewaaren, Seife, Leder, Oel u. Branntwein aus u. treibt Handel mit Wein, Papier, Fischen ꝛc. Hafenplatz von R. ist das südl. davon gelegene Salou.

Reus, Graf von, s. „Prim".

Reusch, Franz Heinrich, altkathol. Theolog, geb. zu Brilon (Westfalen) 4. Dez. 1825; studirte 1843 bis 1847 Philosophie u. Theologie in Bonn, Tübingen u. München, habilitirte sich, nachdem er seit April 1849 einige Jahre zu St. Alban bei Köln in der Seelsorge gewirkt, 1854 als Privatdozent in Bonn, wurde daselbst 1858 außerord. u. 1861 ord. Professor der alttestamentlichen Exegese u. Theologie. 1865 gründete er, hauptsächlich zur Bekämpfung des wachsenden Jesuitismus, unter Mitwirkung vieler kathol. Gelehrten das Bonner „Theologische Literaturblatt", welches 1869 u. 70 mit Entschiedenheit den Standpunkt der Opposition auf dem Vatikanischen Konzil vertrat. Auch weigerte sich R., die Beschlüsse über die päpstl. Unfehlbarkeit anzuerkennen. Deshalb mit seinen Kollegen Hilgers, Knoodt u. Langen vom Erzbischof Melchers (s. d.) 1. April 1871 vom Amte suspendirt u. 12. März 1872 exkommunizirt, ward er einer der Leiter der altkathol. Bewegung. Seit 1874 bekleidet er das Amt eines altkathol. Generalvikars in Bonn. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: Kommentare zum Buche Baruch (Freib. i. Br. 1853) u. zum Buche Tobias (ebd. 1857); „Lehrbuch der Einleitung in das Alte Testament" (ebd. 1859; 4. Aufl. 1870); „Bibel u. Natur" (Vorlesungen über die mosaische Urgeschichte u. ihr Verhältniß zu den Ergebnissen der Naturforschung, ebd. 1862; 4. Aufl. 1876); „Luis de Leon u. die span. Inquisition" (ebd. 1873). Auch hat R. das „Buch der Weisheit" griech. u. lat. herausgeg. (ebd. 1858).

reussiren (a. d. Frz., spr. re-üssiren), glücken, gelingen; Erfolg haben.

Reuß, zwei deutsche Fürstenthümer, R. ältere Linie u. R. jüngere Linie, von zusammen 20,752 □M. u. 139,360 E. (1875); ehemals dem obersächs. Kreise zugehörig, liegen theilweise im Gebiet der Weißen Elster, theilweise in dem der Saale. Das an der Elster gelegene Gebiet zerfällt in zwei Haupttheile, die durch den weimar. Kreis Neustadt von einander geschieden sind u. einen verschiedenen Landschaftscharakter tragen. Der südl. Theil, die Herrschaft Greiz, ist meist Bergland u. ein Theil der voigtländ. Terrasse; der nördl. Theil, die Herrschaft Gera, ist fruchtbares Hügelland.

Uebersicht über das fürstliche Haus Reuß.

Erkenbert I. von Weida 1122.

Heinrich I. 1143, † nach 1162 (?). — Erkenbert II. 1143.

Heinrich II. der Reiche, † nach 1193.

Heinrich III., Vogt von Weida 1209, † nach 1223. — Heinrich IV., Vogt von Weida 1209, von Gera 1236, Landmeister in Preußen 1241—44, † 1249 (50). — Heinrich V., Vogt von Weida 1209, von Greiz 1249.

Heinrich VI. in Ronneburg 1236—37. — Weida: Heinrich VII., † nach 1274. — Plauen: Heinrich I., † 1295 (96). — Gera: Heinrich I., † vor 1279.

Aeltere od. burggräfliche Linie, Plauen. Heinrich II., der Böhme, † 1306 (?). — Jüngere Linie, Reuß von Plauen. Heinrich I. Reuß, Vogt zu Plauen, † vor 1310.

Heinrich II., Landpfleger in Thüringen 1323, † 1349 (?).

Heinrich III., der Strenge, † 1358 (59). — Heinrich Reuß, Großkomthur, † nach 1337.

Greiz: Heinrich IV., der Aeltere, 1359—90, † vor 1394 (?). — Ronneburg: Heinrich V., der Mittlere, 1359, Herr zu Ronneburg 1365, † 1372 (?). — Ronneburg: Heinrich VI., der Jüngste, 1364, Herr zu Ronneburg 1372, † 1407 (10).

Heinrich VII., der Aeltere, 1381, † nach 1398 (?) vor 1411 (?). — Heinrich VIII., der Jüngere, 1398, Hauptmann zu Bernau 1415, † 1429 (?).

Heinrich IX., der Junge 1394, der Aeltere seit 1411 (?), der alte Reuß 1429, † nach 1449. — Heinrich Reuß, oberster Spittler, † nach 1439. — Heinrich X., 1429, † 1475. — Heinrich XI., † 1462. — Heinrich Reuß, der Hochmeister, † 1470.

Heinrich XII. — Greiz: der Aeltere, in Greiz 1476, † 1502. — Heinrich XIII., Propst zu Mainz, † 1539. — Heinrich XIV., der Mittlere, in Cranichfeld, † 1539. — Heinrich XV., Ritter des Deutschen Ordens, † nach 1526. — Heinrich XVI. — Greiz: der Jüngere, in Greiz, † 1535. — Heinrich XVII., Domherr zu Köln 1506.

Aeltere Linie Untergreiz. Heinrich XVIII., † 1572. — Mittlere Linie Obergreiz. Heinrich XIX., † 1578. — Jüngere Linie Gera. Heinrich XX., † 1564.

Heinrich XXI., † 1572. — Haus Burgk: Heinrich XXII. (II.), 1608. — Heinrich XXIII. (III.), † 1582. — Heinrich XXIV., † 1572. — Haus Greiz: Heinrich XXV. (V.), † 1601. — Obergreiz: Heinrich XXVI., † 1607. — Schleiz: Heinrich XXVII., † 1616. — Heinrich XXIX. (II.), Posthumus, † 1635.

Heinr. XXX., † 1596. — Heinr. XXXI. (II.), † 1639. — Heinr. XXXII. (III.), † 1616. — Dolau: Heinr. XXXIII. (IV.), † 1636. — Heinr. XXXVIII., † 1609. — Linie Obergreiz: Heinr. XXXIX., † 1629. — Linie Untergreiz: Heinr. XLII. (V.), † 1667. — Haus Gera: Heinr. XLI. (II.), † 1670. — Heinr. XLIII. (III.), † 1640. — Heinr. XLIV., † 1628. — Heinr. LIII. (IX.), † 1666. — Haus Lobenstein: Heinr. LVI. (X.), † 1671.

Heinr. L., † 1635. — Heinr. LII., † 1631. — Heinr. LIV., † 1640. — Heinr. LV., † 1636. — Heinr. LI., Graf 1673, † 1681. — Burgk: Heinr. II., Graf 1673, † 1697. — Untergreiz: Heinr. IV., Graf 1673, † 1675. — Rotenthal: Heinr. V., Graf 1673, † 1698. — Heinr. IV., Graf 1673, † 1686. — Haus Schleiz: Heinr. LVII. (I.), Graf 1673, † 1692. — Lobenstein: Heinr. XV., Graf 1673, † 1739. — Hirschberg: Heinr. VIII., Graf 1673, † 1711. — Ebersdorf: Heinr. X., Graf 1673, † 1711.

Obergreiz: Heinr. VI., † 1697. — Heinr. VII., † 1676. — Heinr. VIII., † 1675. — Heinr. IX., † 1678. — Heinr. X., † 1675. — Heinr. XV., † 1690. — Dolau: Heinr. XVI., † 1698. — Heinr. XIII., † 1733. — Heinr. XVIII., † 1735. — Heinr. XXII., † 1731. — Heinr. XXV., † 1718. — Heinr. XXVII., † 1706. — Schleiz: Heinr. XI., † 1726. — Köstritz: Heinr. XXIV., † 1748. — Lobenstein: Heinr. XV., † 1739. — Heinr. XVII., † 1706. — Heinr. XXI., † 1702. — Heinr. XXIII., † 1723. — Zeitz: Heinr. XXVI., † 1730. — Heinr. XXIX., † 1747.

Heinr. III., † 1768. — Heinr. IV., † 1758. — Heinr. V., † 1736. — Heinr. VI., † 1763. — Heinr. XXX., † 1802.

Heinrich I., † 1714. — Heinrich II., † 1722. — Heinr. I., † 1744. — Heinr. XII., † 1784. — Aelt. Zweig: Heinr. VI., † 1783. — Mittl. Zweig: Heinr. IX., † 1780. — Heinr. X., † 1711. — Jüngerer Zweig: Heinr. XXIII., † 1787. — Heinr. II., † 1782. — Heinr. III., † 1714. — Heinr. VII., † 1751. — Heinr. XI., 1715. — Heinr. XV., 1738. — Heinr. XIX., 1787. — Heinr. XXI., 1807. — Heinr. XXX., 1801. — Heinr. XXXII., 1718. — Heinr. XXIX., 1791. — Heinr. XXIV., 1779.

Heinr. XI., Reichsfürst 1778, † 1800. — Heinr. XLII., Reichsfürst 1806, † 1818. — Heinr. XXXV., Reichsfürst 1790, † 1805.

Heinr. XIII., 1817. — Heinr. XIV., 1799. — Heinr. XX., 18.. — Heinr. XVII., 18.. — Heinr. LXII., † 1854. — Reuß jüngere Linie: Heinrich LXVII., † 1867. — Heinr. LIV., Reichsfürst 1806, † 1814. — Heinr. XLV., 1768. — Heinr. XLVIII., 1825. — Heinr. XXXVII., 1774. — Heinr. XXXVIII., 1845. — Heinr. XXXIX., 1815. — Heinr. XLIV., 1832. — Heinr. XLVII., † 1833. — Heinr. XLIX., † 1840. — Heinr. LII., † 1851. — Heinr. LX., † 1846. — Heinr. LIV., † 1854. — Heinr. II., † 1822.

Heinr. XIX., † 1836. — Reuß ältere Linie: Heinr. XX., † 1859. — Heinrich XXII., geb. 1846. — Heinr. LXI., † 1813. — Heinr. LXIV., † 1856. — Heinr. LXIX., geb. 1792. — Heinr. LX., † 1833. — Heinr. LXIII., † 1841. — Heinr. LXX., † 1821. — Heinr. LXXIV., geb. 1798. — Heinr. LXXIII., † 18.. — Heinr. II., † 18.. — Heinr. LXXII., † 1853.

Heinr. XXVII., geb. 1858. — Heinr. XXII., geb. 1846. — Heinr. IV., geb. 1821. — Heinr. VII., geb. 1825. — Heinr. X., † 1847. — Heinr. XII., † 1866. — Heinr. XIII., geb. 1830. — Heinr. XV., geb. 1834. — Heinr. XVII., geb. 1839. — Heinr. IX., geb. 1827. — Heinr. XXX., geb. 1856. — Heinr. XVIII., geb. 1847. — Heinr. XIX., geb. 1848. — Heinr. XX., geb. 1852.

Heinrich XXIV., geb. 18... — Heinrich XXVIII., geb. 18... — Heinrich XXIII., geb. 18... — Heinrich XXVI., geb. 18... — Heinrich XXIX., geb. 1862. — Heinrich XXX., geb. 1864.

Dem ersteren ähnelt das reuß. Gebiet an der Saale, die Herrschaften Schleiz u. Lobenstein, deren westlichster Theil bereits zum weniger fruchtbaren Frankenwald gehört. Die Einwohner sind thüringischen Stammes, luther. Konfession u. treiben außer Ackerbau u. ansehnlicher Viehzucht auch lebhafte Industrie. Das Land besitzt gute Volksschulen, 3 Lehrerseminare, 1 Realschule u. 3 Gymnasien. Die Landesfarben sind Schwarz, Roth, Gold. Das Wappen ist ein quadrirter Schild mit Löwe u. Kranich. Staatsform ist die konstitutionelle Monarchie, u. zwar datirt das Verfassungsgesetz für R. ältere Linie vom 29. März 1867, das Revidirte Staatsgrundgesetz für R. jüngere Linie vom 14. April 1852 (Aenderung einiger Theile des Verfassungsgesetzes durch das Gesetz vom 20. Juni 1856). — Das Fürstenthum R. ältere Linie mit 5,746 □M. u. 16,985 E. (1875) zerfällt in drei Gebietsstücke, von denen die Herrschaft Burg an der Saale, die Herrschaft Greiz an der Elster u. dazwischen das Gebiet von Zeulenroda liegt. In allen Gebieten ist lebhafte Industrie; Wollen- u. Baumwollenzeuge fertigt Greiz, Strumpfwaaren Zeulenroda u. Eisenbergbau hat Burg (Eisenwerk Burghammer). Einnahmen u. Ausgaben halten sich das Gleichgewicht u. betrugen 1876: 535,898 Mk.; die Staatsschuld belief sich 1877 auf 968,700 Mk. Jetziger Fürst ist Heinrich XXII. (geb. 1846), die Hauptstadt des Landes ist Greiz mit 12,657 E. (1875). — Das Fürstenthum R. jüngere Linie mit 15,06 □M. u. 92,375 E. (1875) zerfiel bis 1871 in die drei Landestheile Gera mit 4,03 □M., Schleiz mit 6,11 □M. u. Lobenstein mit 4,92 □M. Durch das Gesetz vom 4. Dez. 1871 aber wurde verordnet, daß vom 1. Jan. 1872 ab die drei Landrathsamtsbezirke in zwei zusammengezogen werden, von denen der eine unter der Benennung Unterländischer Bezirk mit dem Amtssitze in Gera den bisherigen Landrathsamtsbezirk Gera u. die Pflege Hohenleuben, der andere unter der Benennung Oberländischer Bezirk den übrigen Theil des bisherigen Landrathsamtsbezirkes Schleiz u. den bisherigen Landrathsamtsbezirk Ebersdorf umfassen sollen. Der Unterländische Bezirk hat 5,182 □M. mit 53,010 E. (1875), der Oberländische 9,878 □M. mit 39,365 E. (1875). Der Bezirk Gera treibt fleißig Ackerbau, bedeutende Viehzucht u. vor Allem ansehnliche Industrie in Wollen- u. Baumwollenwaaren, Leinen, Gerberei u. Färberei. Der Oberländische Bezirk hat viel Waldungen, treibt etwas Eisenbergbau, hat aber außer in Schleiz weniger industrielle Etablissements als der andere. Der Staatshaushalt auf die Finanzperiode 1875—77 war: Ausgaben 1,009,975 Mk., Einnahmen 902,400 Mk., die Staatsschuld belief sich Ende 1874 auf 2,000,550 Mk. Der jetzige Fürst ist Heinrich XIV. (geb. 1832); die Hauptstadt des Fürstenthums ist Gera mit 20,810 E. (1875).

Geschichte. Das reußische Land, an Saale u. Elster gelegen, war in der ältesten, von der Wissenschaft wenig aufzuhellenden Zeit der Schauplatz der Kämpfe zwischen den slavischen Sorben u. den seit 530 fränk. Thüringern, die hier aneinander grenzten. Schon 849 giebt es eine sorbische Grenzmark unter einem Herzog Tachulf. Nachdem es jedoch König Heinrich I. gelungen war, seine Herrschaft bis in die Lausitz auszudehnen, walteten im Gebiete des heutigen Landes R. deutsche Grafen unter der Oberherrschaft der sächs. Herzöge in den Gauen von Dobna, Gera, Orla, Reckenitz, Lobenstein (Lobdaburg), Paussa u. a. m. Da zur Zeit Otto's I. ein Graf v. Gleisberg an der Elster mehrere von diesen Gütern erwarb, aber keinen Sohn hinterließ, kamen sie durch seine Nichte Jordana an deren Gemahl Eckbert von Schwarzburg, der sich nun v. Gleisberg nannte u. als der Stammvater des jetzt regierenden Hauses zu betrachten sein dürfte, wenn seine Verwandtschaft mit Heinrich von Weida, welcher um 1143 im Gefolge Kaiser Konrad's III. genannt wird, urkundlich zu erweisen wäre. Des Letzteren Enkel, Heinrich der Reiche von Weida, erwarb noch die Vogteien von Plauen, Gera, Regnitzhof (Hof) u. Greiz u. führte die seitdem beibehaltene Sitte ein, daß alle Söhne den Namen Heinrich erhielten. Während sein Sohn Heinrich von 1237 an bis zum Tode (1249) als Ritter u. Landmeister des Deutschen Ordens in Preußen kämpfte, kam es erst unter dessen Söhnen 1244 zu einer Trennung der Vogteien von Weida, Plauen u. Gera. — Der Besitz der Weida'schen Linie wurde bald verzettelt. Der Urenkel des Gründers dieser Linie, Heinrich XIV. od. der Rothe, verkaufte das schöne Regnitzland mit Hof 1373 an den Burggrafen Friedrich V. von Nürnberg; dessen Enkel, Heinrich XVII. u. XVIII., ihre Antheile von Weida 1411 an die Landgrafen Friedrich u. Wilhelm von Thüringen u. Meißen. Ihr letzter Erbe starb als Besitzer von Wildenfels um 1535. — Die Gera'sche Linie beginnt mit Heinrich's des Reichen drittem Enkel gleichen Namens, dessen zweiter Sohn eine Zeit lang (1312—14) Großkomthur des Deutschen Ordens in Preußen war. Sein Urenkel, Heinrich VIII., nennt sich zuerst Herr von Gera, seit 1359 auch Herr von Lobenstein, u. war Geheimer Rath u. Botschafter des Landgrafen von Thüringen. Von seinen drei Söhnen starb der jüngste, Herr zu Lobenstein, Gera u. Schleiz, nachdem ihm im bekannten Bruderkriege des Kurfürsten Friedrich mit Wilhelm von dem Letzteren Gera 1450 zerstört worden war, 1456 als Gefangener in Böhmen. Seine Besitzungen erhielt der ältere Bruder, Heinrich der Mittlere, dessen Enkel Heinrich XIX., der Jüngere, als eifriger Anhänger der Reformation 1547 nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg Gera an Heinrich von Plauen, den Kanzler König Ferdinand's von Böhmen, abtreten mußte, der 1550 den ganzen Besitz dieser Linie erbte. — Die Plauen'sche Linie, abstammend von Heinrich's des Reichen zweitem Enkel Heinrich, der bis 1295 königl. Richter im Pleißner Lande war, theilt sich unter seinen beiden Söhnen in die ältere u. jüngere Linie. Aus jener stammt der berühmte Heinrich von Plauen, der seit 1391 als Ritter des Deutschen Ordens von Stufe zu Stufe emporstieg, nach der Schlacht bei Tannenberg 1411 Retter u. Hochmeister des Deutschen Ritterordens wurde, aber 1413 abgesetzt, auf der Burg Lochstädt 1429 verstarb. Sein älterer Bruder Heinrich XI., der 1421 die Herrschaft Königswarth erwarb, wurde 1426 von Kaiser Sigismund zum Burggrafen von Meißen u. Grafen von Hartenstein erhoben u. dadurch deutscher Reichsfürst. Seitdem nannte er sich Heinrich I. Aber schon sein Sohn Heinrich II. gerieth über das Burggrafenthum mit dem Kurfürsten von Sachsen in Streit, der es als verfallenes Lehen in Anspruch nahm, u. mußte nach dem sog. Preßburger Machtspruche König Albrecht's II. 1439 auf den Besitz verzichten u. sich mit dem Titel begnügen. Wegen Mißhandlung seiner Unterthanen wurde sein Sohn Heinrich III. durch einen Schiedsspruch König Georg's von Böhmen u. des Kurfürsten Ernst von Sachsen geächtet, mußte Plauen an diesen abtreten, gerieth eine Zeit lang (1473—76) in dessen Gefangenschaft u. starb um 1482. Wol erhielt sein Enkel Heinrich V., Schenk, Rath, Kämmerer u. Kanzler König Ferdinand's von Böhmen, für seine Hülfe in der Schlacht bei Mühlberg alles Verlorene als böhm. Lehen zurück u. erbte dazu 1550 den ganzen Besitz der Linie Gera (s. o.); aber schon mit dessen Söhnen Heinrich VI. u. VII., welche einen großen Theil ihrer Habe „verkauft, verschrieben, verschleudert u. verpfändet" hatten, starb diese Linie 1572 aus, u. Schleiz, Lobenstein, Saalberg u. Burg fielen an die jüngere Linie Plauen. Diese beginnt mit dem jüngeren Sohne jenes Heinrich, der bis 1295 als königlicher Richter im Pleißner Lande waltete u. 1303 verstarb, mit Heinrich, der aus noch unbekanntem Grunde „der Ruzze" genannt wird u. schon 1296, also vor dem Vater, endete. Sein Sohn unterschreibt sich bereits „Heinrich Reuß, Vogt von Plauen, genannt der Erik" (der Kleine). Seit 1305 im Besitze von Greiz, Ronneburg, Werdau, Posterstein, Reichenbach u. Mylau, suchte er durch geschickte Politik sich u. sein Land vor mächtigeren Nachbarn zu schützen. 1309 hilft er dem Landgrafen von Thüringen gegen Erfurt, 1312 dem König von Böhmen gegen Thüringen, 1314 dem Burggrafen von Nürnberg und dem Landgrafen von Thüringen gegen Gera. Kaiser Ludwig machte ihn 1316 zum Landrichter im Pleißner Lande, 1324 zum Vormund des jungen Landgrafen Friedrich des Ernsthaften von Thüringen u. Meißen, belehnte ihn mit den Regalien des Bergbaues, mit den Burgen Gleisberg a. d. Saale u. der Feste Dreuen u. erhob ihn 1338 zum Statthalter von Thüringen u. Meißen. Auch die Vögte von Weida, Gera, Plauen sowie der Graf von Elsterberg schlossen mit ihm 1327 zu Ronneburg einen Bund zu gemeinsamem Schutze. Allein schon sein Sohn Heinrich der Strenge (1349—59) verlor in dem „Vogtländischen Kriege" an die Landgrafen von Thüringen einen Theil seiner Besitzungen ganz u. mußte Greiz, Ronneburg u. Werdau von ihnen, den Rest von Böhmen zu Lehen nehmen. Da das gleiche Geschick auch Weida, Gera mit Hof, Saalburg u. Lobenstein traf, während Regnitzland 1373 an die Burggrafen von Nürnberg verkauft wurde, so geriethen fast die gesammten reuß. Lande in Abhängigkeit. Zwei von den Enkeln Heinrich's des Strengen traten in den Deutschen Ritterorden u. gelangten dort zu Ansehen; der ältere starb 1445 als oberster Spittler, der jüngere 1470 als Hochmeister. Die Schlacht bei Mühlberg, in der drei Brüder, Heinrich XVIII., XIX. u. XX., für den Kurfürsten von Sachsen kämpften, brachte fast den ganzen Besitz dieser Linie in die Hand jenes Heinrich V. (s. o.), der Kanzler Ferdinand's von Böhmen war; aber die geächteten Herren von R. erlangten 1561 die Gnade des Kaisers wieder u. sogar Greiz, Posterstein, Gera u. die Erbschaftsrechte auf Schleiz, Saalburg, Burgk, Lobenstein, Reichenfels u. Tanna. Durch die Theilung von 1564 entstanden nun die Linien Untergreiz, Obergreiz u. Gera, von denen die mittlere schon 1616 erlosch, die ältere nach zweimaliger Spaltung 1583 in Burgk u. Greiz, 1616 in Burgk u. Dölau, 1640 durch das Absterben der übrigen Zweige wieder in einen Stamm R.-Greiz zusammenwuchs, dessen Vertreter Heinrich XI., nachdem Untergreiz von 1675—1768 nochmals losgetrennt war, 1778 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Er ist der Urgroßvater des heute regierenden Heinrich XXII. — Die jüngere Linie zählt bis zur Gegenwart neun Regentengenerationen. Von 1564 bis 1647 blieb das Land ungetheilt, dann zerfiel es in die vier Herrschaften Gera, Schleiz, Lobenstein u. Saalburg, u. wenn auch Saalburg 1666 einging, so kamen doch noch Hirschberg, Selbitz, Ebersdorf u. Köstritz hinzu, von denen 1790 Lobenstein, 1806 Ebersdorf, Schleiz u.

Köstritz in den Reichsfürstenstand erhoben wurden. Gera kam 1802 nach dem kinderlosen Tode Heinrich's XXX. an Schleiz u. Ebersdorf, desgleichen Lobenstein 1824 nach dem Tode Heinrich's LIV., Ebersdorf durch Entsagung des Fürsten Heinrich LXXII. 1848 an Schleiz. Da das Gebiet von Köstritz als Paragiat unter der Hoheit der regierenden Fürsten stand, so blieb seit 1848 das Scepter der jüngeren Linie R. in einer Hand. Persönlich ausgezeichnet war unter den Reichsgrafen (seit 1673 führten alle Herren R. diesen Titel) der älteren Linie Heinrich VI., welcher als sächs. poln. u. kaiserlicher Feldmarschall 1697 bei Zenta gegen die Türken kämpfte u. an seinen Wunden starb. Unter den Fürsten des jetzigen Jahrhunderts ist Heinrich XX. bemerkenswerth, welcher von 1836–59 als konservativer u. strenggläubiger Herrscher mit der freisinnigen Strömung der Zeit in Streit gerieth. Wol berief er den Geraer Justizrath Otto als Regierungspräsidenten nach Greiz u. trug ihm auf, die geforderten Verbesserungen einzuführen, doch vertagte er den ersten 1851 berufenen Landtag nach kurzer Thätigkeit u. ließ Alles beim Alten. Seine Wittwe Karoline, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg, welche seit 1859 die Regentschaft für ihren Sohn Heinrich XXII. führte, hielt 1866 treu zu Oesterreich, mußte aber durch Vertrag vom 26. Sept. in den Norddeutschen Bund eintreten u. übergab am 28. März 1867 die Regierung ihrem Sohne, welcher sofort eine Verfassung ertheilte, nach welcher drei Abgeordnete von dem Landesherrn, zwei von den größeren Grundbesitzern, drei von den Städten u. vier von den Landgemeinden gewählt werden, die Patrimonialgerichte aufhob, Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit bei Anklageprozessen einführte u. 1867 eine Konvention mit Preußen über Militär u. Posthoheit dieses Staates abschloß. — In der Geschichte der jüngeren Linie spielt gleich der nachgeborene Sohn des Stifters, Heinrich Posthumus, eine überaus bedeutende Rolle. Geboren 1572, löste er die Vormundschaft 1595 ab, regierte bis 1635 u. wurde in der trübseligsten Zeit der deutschen Geschichte ein wahrer Segenspender für das Land. Er verbesserte die Rechtspflege, die Kirchen, die Schulen, begründete 1595 durch Aufnahme des Niederländers Nic. de Smit den Aufschwung der Wollenzeugfabrikation in Gera, veranstaltete 1599 jene zweite Auflage der Geraischen Konfession von 1567, welche seitdem das spezielle Symbol der reuß. Landeskirche geworden ist, ordnete 1600 Kirchen- u. Schulvisitationen an, stiftete 1604 eine Kanzlei u. ein Konsistorium, gründete 1608 das Gymnasium zu Gera, 1613 das reuß. Appellationsgericht u. schuf das Familiengesetz des reuß. Hauses. Dabei erwarb er durch Sparsamkeit u. gute Finanzwirthschaft die Mittel, um alle Schulden zu tilgen, den Theil von Lobenstein u. Kranichfeld, welcher den anderen Linien gehörte, hinzuzukaufen, gewann 1596 auch Saalburg u. Tanna, 1616 Schleiz u. Reichenfels u. verkaufte nur Kranichfeld, das wenig eintrug, 1615 an Sachsen-Weimar. Das Unglück, welches als Folge des Krieges mit Plünderung u. Pest 1632 über das Land kam, suchte er noch mit geschäftiger Hand zu mildern, aber in seinem Todesjahre schon (1635) vernichteten feindliche Kriegsschaaren zwei Drittel der Bevölkerung sowie den gesammten Wohlstand des Landes, das sich nur langsam unter der Regierung seiner vier trefflichen Söhne wieder erholte. Der ordnende Geist des Heinrich Posthumus waltete trotz mancher Theilungen weiter über dem ganzen reuß. Gebiete. 1664 beschloß ein Familienkongreß die Beibehaltung des Namens Heinrich für alle männlichen Sprossen des Hauses, doch so, daß die ältere Linie (Greiz) bis 100 zählt, die jüngere in jedem neuen Jahrhundert mit Eins anfängt; ein zweiter Familienkonvent setzte 1668 das Primogeniturrecht, ein dritter u. vierter 1681 u. 1690 die Untheilbarkeit des Landes fest u. gab dem „Aeltesten des ganzen Stammes" in allen gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Landes u. der Fürsten das Direktorium. Einen Stillstand in dieser wohlthätigen Entwicklung brachte das 18. Jahrh., während dessen sehr ehrenwerthe, fromme, oft sogar pietistische Fürsten Manches für die Kirche, fast nichts für den Staat thaten. So stiftete Heinrich XXIX. von Ebersdorf (1711–47), Jugendfreund u. später durch seine Schwester Erdmuthe Dorothea Schwager Zinzendorf's, 1733 auf seinem Schlosse eine berühmte Herrnhuterkolonie. Sein zweiter Sohn, Heinrich XXVI., fügte zu dem frommen Geiste noch den wissenschaftlichen u. wurde durch seine im Lobensteiner Intelligenzblatte abgedruckten Abhandlungen der erste wirklich bedeutende Geschichtschreiber seines Landes u. Hauses. Ein wohlthätiger Ordner des Staates Ebersdorf wurde Heinrich LXXII., aber 1848 wich er dennoch vor der demokratischen Aufregung u. überließ sein Ländchen an Heinrich LXII. von Schleiz. Dieser selbst, seit 1818 in der Regierung, war ebenfalls ein überaus thätiger u. sorgsamer Fürst. Nachdem er 1833 mit dem ganzen Lande R. in den Zollverein getreten war, erließ er 1836 eine neue Kriminalgerichtsordnung u. verringerte die Steuern auf die Hälfte, da die Landesschulden abgezahlt waren, erleichterte die Lasten der Bauern u. verbesserte das Landschulwesen. Dennoch erhob sich gegen den Rest von feudalem Wesen 1848 die demokratische Partei u. erlangte auch 1849 die Sanktion des vom Landtage beschlossenen Staatsgrundgesetzes, eines Wahlgesetzes auf demokratischer Grundlage, u. 1850 einer Gemeindeordnung u. Grundsteuerregulirung, 1853 Aufhebung der Patrimonialgerichte. Aber mit der Thronbesteigung Heinrich's LXVII. u. dem Ministerium von Geldern begann 1854 eine Reaktion, die 1861 einer freisinnigeren Richtung unter dem Ministerium von Harbou weichen mußte. Am 26. Juni 1866 trat der Fürst dem Norddeutschen Bunde bei u. überließ 1867 die Hoheit über das Militär u. die Post an Preußen. Ihm folgte am 11. Juli 1867 Fürst Heinrich XIV., geb. 1832. Vgl. Limmer, „Geschichte des gesammten Voigtlandes" (4 Bde., Gera 1825–28); Brückner, „Volks- u. Landeskunde des Fürstenthums R. jüngere Linie" (Gera 1870).

Reuß, einer der wildesten Alpenflüsse der Schweiz, durchfließt dieselbe fast in ihrer ganzen Ausdehnung in mannichfachen Krümmungen von Süden nach Norden. Ihre Quelle ist am Centralstock des Gotthard zu suchen, auf dessen Höhe der südl. Quellbach im Lucendro-See seinen Ursprung hat; der westl., die Urseren-R., strömt zwischen Mutthorn u. Fibia herab, durchfließt das kleine Längenthal bei Realp u. vereinigt sich mit ersterer bei Hospenthal. Die vereinigte R. durchfließt nun das liebliche Urserenthal, zwischen grünen Matten bei Andermatt vorüber, nimmt hier den Oberalpbach mit dem Wasser vom Oberalpsee auf u. stürzt, plötzlich ihren sanften Charakter verlierend, beim Urner Loch vorüber, unter der Teufelsbrücke hinab in das anfänglich höchst wilde u. fast aller Vegetation bare Reußthal. Von Göschenen abwärts wird ihr Lauf etwas beruhigter, doch gleicht sie noch bei Wasen u. Amsteg, wo sie rechts den Karstelenbach aus dem Maderanerthal aufnimmt, mehr einem Wildbache als einem Flusse. Erst eine Meile vor dem Vierwaldstädter See, von wo an sich das Reußthal öffnet, wird sie zum ruhig fließenden Wasser u. windet sich im korrigirten Bette in ebener Thalsohle dem See zu. Hier nimmt sie noch auf der rechten Seite den durch seine Wildheit zum Sprüchwort gewordenen Schächen auf. Unterhalb Altdorf, dem Hauptort des Kantons Uri, den sie der ganzen Länge nach durchflossen hat, tritt sie in den See ein. Ihr Austritt erfolgt bei Luzern. Durchsichtig grün verläßt sie den See, dem sie als milchiges Gletscherwasser zugeflossen ist. Sie durchschneidet von nun ab die niedrigen Höhen der Voralpen, empfängt links aus dem Emmenthal die kleine Emmen, später rechts die Lorze, den Abfluß des Zuger Sees, u. mündet endlich kurz vor dem Einflusse der Limmat in die Aar u. wenig Meilen von der Aarmündung selbst in die Aar ein. Ihr Gebiet umfaßt einen Flächenraum von 60 □M.

Reuß, August Emanuel, Ritter v., ausgezeichneter Naturforscher, insbes. Mineralog, Sohn des als Mineralog u. Balneolog gleichfalls rühmlichst bekannten Franz Ambrosius **R.** (geb. zu Prag 3. Okt. 1761, gest. als Brunnenarzt u. kaiserl. Bergrath zu Bilin 9. Sept. 1830), wurde zu Prag 8. Juli 1811 geb.; studirte daselbst seit 1827 Medizin, wurde 1833 Assistent an der dortigen Augenklinik des Professor Fischer u. bald darauf Brunnen- u. Stadtarzt in Bilin, wandte sich aber mehr u. mehr den spezielleren Naturwissenschaften u. insbes. der Erforschung des heimatlichen Bodens zu. 1848 zum wirklichen Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften ernannt, folgte er im Nov. 1849 einem Rufe als ord. Prof. der Mineralogie an die Prager Universität, von wo er im Okt. 1863 in gleicher Eigenschaft nach Wien übersiedelte. Neben seinen mineralogischen u. paläontologischen Forschungen trieb er auch botanische Studien mit solchem Eifer, daß er, unterstützt von seinen beiden Söhnen, August Leopold u. Wilhelm **R.** (jener ist Augenarzt, dieser Chirurg), eines der bedeutendsten Privatherbarien der europ. Flora zusammenbrachte. Für seine außerordentlichen Verdienste 1. Okt. 1870 in den Ritterstand erhoben, starb er zu Wien 26. Nov. 1873. Den größten Theil seiner zahlreichen Arbeiten veröffentlichte er in Zeitschriften seines Faches, wie in den Schriften der Wiener Akademie u. der k. k. Geologischen Reichsanstalt. Er selbst zeichnete dazu 20 geologische Karten u. Profiltafeln, über 300 Quart- u. 150 Oktavtafeln mit Abbildungen von Versteinerungen. Bes. erschienen: „Geognostische Skizzen aus Böhmen" (Prag 1840–44); „Das Saidschützer Bitterwasser in Beziehung auf seine Heilkräfte" (ebd. 1843); „Kurze Uebersicht der geognostischen Verhältnisse Böhmens" (ebd. 1854); „Geognostische Skizze der Umgebungen von Karlsbad, Marienbad u. Franzensbad" (Prag u. Karlsbad 1863) ꝛc.

Reuß, Eduard, hervorragender protest. Theolog, geb. 18. Juli 1804 zu Straßburg; studirte Anfangs auf der Akademie daselbst Philologie, dann zu Göttingen, Halle u. Paris Theologie u. oriental. Sprachen. 1829 habilitirte er sich zu Straßburg für die genannten Fächer, erhielt 1836 eine ordentliche Professur in der philosophischen,

1838 die der alttestamentlichen Exegese in der theologischen Fakultät. Ein durch u. durch deutscher Mann, hat R. in umfassendster Weise die Verbindung Straßburgs mit der deutschen Wissenschaft aufrecht erhalten u. ging 1872 auch an die neubegründete deutsche Universität zu Straßburg über. Von seinen sehr zahlreichen Schriften nennen wir als die bedeutendsten: die „Geschichte der heiligen Schriften des Neuen Testaments“ (1842; 5. Aufl., Braunschw. 1874); die franz. „Geschichte der christlichen Theologie im apostolischen Zeitalter“ (2 Bde., Straßb. u. Paris 1852; 2. Aufl. 1860) u. die überaus gründliche „Bibliotheca novi testamenti graeci“ (Braunschweig 1872). Seit 1863 gab er mit Baum u. Cunitz die Werke Calvin's im „Corpus Reformatorum“ heraus.

Reußen, alterthümlicher Name für Russen.



(Nr. [illegible]. Fritz Reuter, [illegible] 7. Nov. 1810, gest. 12. Juli 1874.)

Reuter, Fritz, ein niederdeutscher Humorist, der den Dialekt seiner engeren Heimat zu epochemachenden Dichtungen verwerthete; geb. zu Stavenhagen (Mecklenburg-Schwerin) 7. Nov. 1810, studirte seit 1831 in Rostock u. Jena die Rechte u. trat auf letztgenannter Hochschule in die Burschenschaft. Infolge dessen sollte er an sich selbst die ganze Schwere u. Härte erfahren, womit damals die Reaktion auf Deutschland lastete. Da er nämlich während seines Aufenthaltes in Berlin am hellen, lichten Tage die deutschen Farben trug, ward er dort im Nov. 1833 verhaftet u. nach einjähriger Untersuchungshaft zum Tode verurtheilt. Vom König zu 30jähriger Haft begnadigt u. nun von Festung zu Festung (Silberberg, Magdeburg, Glogau u. Graudenz) geschleppt, wurde er 1838 an Mecklenburg ausgeliefert, wo er dann auf der Festung Dömitz saß, bis ihn nach Friedrich Wilhelm's III. Tode (1840) der Großherzog von Mecklenburg auf freien Fuß setzte. Nun widmete er sich zuerst der Oekonomie, wurde dann Privatlehrer, versuchte sich neben seiner Lehrthätigkeit in Treptow auf literarischem Gebiete, widmete sich demselben 1845 ausschließlich, siedelte nach Neubrandenburg über u. brachte es durch seine schriftstellerischen Arbeiten dahin, daß er ein eigenes Anwesen bei Eisenach erwerben konnte. Dort, am Fuße der Wartburg, lebte er seit 1863 u. starb 12. Juli 1874. In den letzten Jahren kränkelte er dauernd infolge einer starken Neigung zu geistigen Getränken. Auch die Muse wandte ihm zuletzt den Rücken, u. statt ihrer hatte sich seiner ein gewisser literarischer Zelotismus bemächtigt, der ihm u. A. ein Pamphlet auf Heinrich Heine eingab. Die deutsche Nation aber wird sein Andenken werth halten wegen der unvergleichlichen Schöpfungen seiner Mannesjahre, in denen er mit köstlichem Humor Gestalten, Ereignisse u. Empfindungen seiner Heimat u. Jugend widergespiegelt hat. Nachdem schon die kleinen poetischen Erzählungen in „Läuschen u. Rimels“ (Treptow 1853; 3. Aufl., Anklam 1856 u. öfter; neue Folge, Neubrandenburg 1850 u. öfter) sowie einige neuere Dichtungen in Versen u. in Prosa Proben seines außerordentlichen Talents gegeben, verschafften ihm die „Ollen Kamellen“ (Alte Geschichten) mit Recht eine ungeheuere Popularität. Unter denselben (7 Bde., Wismar 1860—68) sind die besten: „Ut de Franzosentid“, „Ut de Festungstid“ u. „Ut mine Stromtid (Oekonomenzeit)“. Seine „Sämmtlichen Werke“ erschienen 1865—75 in 14 Bdn. (Wismar); der letzte Band derselben enthält seine Biographie von A. Wilbrandt u. seine nachgelassenen Schriften. Auch Hermann Ebert (Güstr. 1874) u. Otto Glagau (Berl. 1866, 2. Aufl. 1874) schrieben über R. u. seine Dichtungen. Schon bei Lebzeiten fand R. seine Rhapsoden, die von Stadt zu Stadt zogen u. seine heiter lustigen u. wundersam rührenden Geschichten öffentlich vortrugen u. verdolmetschten.

Reutlingen, Hauptstadt des württemberg. Schwarzwaldkreises; liegt südl. vom Neckar in weiter, fruchtbarer Ebene, die nördl. bis über den Neckar sich hinaus erstreckt, östl. u. westl. von Bergen umgeben ist u. nach Süden sich in das Thal der Echatz verliert. Durch die Zweigbahn Rottenburg-Plochingen ist sie mit der württemberg. Hauptbahn verbunden. Die mittelalterlich gebaute Stadt mit 15,246 E. (1875) hat breite u. gute Straßen, durch welche in vielen Rinnen das Wasser der Echatz geleitet ist. Sie ist Sitz der Kreisregierung u. der Finanzkammer. Die Marienkirche aus dem 14. Jahrh. mit schlankem, 93 m. hohem, durchbrochenem Thurm gilt als schönster kirchlicher Bau Württembergs. R. hat bedeutende Industrie: Wollspinnereien, Tuchschererеien, Rothgerbereien, mechanische Werkstätten u. Gießereien, Pulverfabriken 2c., u. treibt beträchtlichen Obstbau u. Weinbau; Gärten u. Weinberge ziehen sich an den Abhängen der nahen Achalm hinauf. Die Dienstleute dieser Burg waren die Erbauer von R., weshalb auch die Besitzer der Burg, die Württemberger Grafen, Anspruch auf die Stadt erhoben; diese aber, 1200 mit Stadtgerechtigkeit versehen u. 1240 zur Reichsstadt erhoben, wies alle Ansprüche zurück, u. in der Schlacht von 1377, in welcher 86 Grafen das Leben ließen, blieben die Reutlinger Sieger, wie auch 10 Jahre später bei Weil. In der Reformationszeit schloß sich R. schon 1519 der luther. Lehre an, 1530 unterschrieb es die Augsburgische Konfession. Seit 1803 ist es württembergisch.

Reval (esthn. Talin, lett. Dannupils u. Rehwele, russ. Reevel), Hauptstadt des russ. Gouvernements Esthland; liegt in einem von Felsen umschlossenen Thale an einer Bucht des Finnischen Meerbusens u. hat einen gut vertheidigten, vortrefflichen Handels- u. Kriegshafen. Die Stadt selbst mit 27,325 E. (1867) ist eng u. regelmäßig gebaut, u. viele Häuser, bes. die der weitläufigen Vorstädte, sind aus Holz. Dom, Schloß u. einige vom esthländischen Adel bewohnte Häuser liegen auf einem im Thale sich erhebenden Felsen. Unter den 12 Kirchen ist bes. sehenswerth die Olaikirche mit prachtvoller Orgel. R. fabrizirt Leder, Kattun, Glas u. Nähnadeln, hat einen Kupferhammer, eine Stück- u. Glockengießerei u. treibt lebhaften Handel mit Getreide, Hanf, Leim u. Leder. Das Seebad ist ohne große Bedeutung. R. wurde 1218 vom dän. Könige Waldemar II. gegründet, kam 1347 an den Deutschen Orden, trat später mit Lübischem Rechte in den Hansabund ein, wurde nochmals dänisch u. ging 1561 in schwed. Besitz über. Im Nordischen Kriege wurde es 28. Sept. 1710 von den Russen genommen. Im Krimkriege hatte es am 21. Juli 1855 ein erfolgloses Bombardement durch engl. Kanonenboote auszuhalten.

Revalenta arabica od. Revalescière, s. unter „Geheimmittel“.

Revanche (frz., spr. Rewangsch'), Wiedervergeltung, Genugthuung, Rache; im Spiel: Gegenpartie, auch Partie, durch welche Jemand Gelegenheit geboten wird, den Verlust der ersten auszugleichen; revanchiren (weniger richtig revengiren), erwiedern, vergelten; sich revanchiren, sich Genugthuung verschaffen.

Reveille (frz., spr. Rewälj') ist das Signal zum Wecken der Soldaten.

Reventlow, eine sehr alte u. weitverzweigte, aus Dithmarschen stammende, in Schleswig-Holstein, Dänemark u. Schweden ansässige Adelsfamilie, deren ältere Linie 24. Dez. 1767 in den dän. Grafenstand erhoben wurde u. deren jüngere Linie bereits seit 25. Mai 1672 lehnsgräflich ist. Letztere ward vom Grafen Konrad **v. R.** gestiftet, der, geb. 1644, als dän. Premierminister u. Großkanzler 1708 starb. Graf Christian Detlev **v. R.**, Sohn des Vorigen, geb. 21. Juni 1671, befehligte 1702 die dän. Truppen in Italien, dann als österr. Feldmarschallleutnant die kaiserl. Truppen daselbst, nahm 1709 als Generalfeldzeugmeister den Abschied, wurde später in Dänemark Obergeneral, Premierminister 2c., verlor aber nach dem Tode Friedrich's IV. alle seine Aemter u. starb 1. Oktober 1738.

Seine Halbschwester, die Gräfin Anna Sophie **v. R.**, geb. 16. April 1693, ward als Geliebte Friedrich's IV. 1713 zur Herzogin von Schleswig erhoben u. nach ihrer 4. April 1721 erfolgten Vermählung mit dem König als Königin von Dänemark gekrönt. Seit 12. Okt. 1730 Wittwe, starb sie zu Klausholm (Jütland) 7. Jan. 1743. — Graf Christian Detlev Friedrich **v. R.**, Enkel des Vorigen, geb. 11. März 1748, gest. als dän. Geheimer Staatsminister 11. Okt. 1827, erwarb sich um die Aufklärung des Volkes u. durch seine Fürsorge für die Bauern große Verdienste. — Auch andere Glieder dieser Familie haben sich durch ihre verdienstvolle Wirksamkeit hervorgethan. In neuerer Zeit machte sich am bekanntesten Graf Friedrich **v. R.**, von der älteren Linie, als einer der entschiedensten Vorkämpfer Schleswig-Holsteins. Geboren zu Schleswig 16. Juli 1797, studirte er in Göttingen die Rechte, begann seine Laufbahn als Auskultant beim holstein. Obergericht, wurde 1834 Rath beim neu errichteten schleswig-holstein. Oberappellationsgericht u. erhielt darauf als Provst des Klosters Preetz Mitglied der holstein. Ständeversammlung, wodurch er die Führerschaft der schleswig-holstein. Ritterschaft erhielt. Er benutzte dieselbe seit 1846 zur Bekämpfung der dän. Uebergriffe u. trat 20. März 1848 an die Spitze der Statthalterschaft, deren Geschäfte er nach dem Austritte Beseler's allein führte, bis er dieselben 16. Jan. 1851 an die drei Kommissarien abtreten mußte. Hierauf begab er sich nach Deutschland. Seit 1860 lebenslängliches Mitglied des preuß. Herrenhauses, starb er auf seinem Gute Starzeddel bei Heßnitz in der Niederlausitz 21. April 1874. Ein anderer Graf Friedrich v. R. (geb. 31. Jan. 1757, gest. 28. Sept. 1828) adoptirte einen aus Frankreich in Holstein eingewanderten Grafen Le Merchier de Criminil u. verheirathete an den selben seine Tochter, worauf dieser 1815 den Namen **R.-Criminil** annahm. Der älteste Sohn desselben, Graf Joseph **v. R.-C.** (geb. 1797, starb 16. Juni 1850 auf seinem Gute Emkendorf bei Rendsburg als Oberpräsident von Altona u. dessen Bruder, Graf Heinrich **v. R.-C.**, geb. 6. Mai 1798, gest. 31. Dez. 1869, war 1852 bis 1854 Minister für Holstein u. Lauenburg.

Reverberiröfen (von reverberiren, d. h. zurückstrahlen, zurückwerfen) od. Flammenöfen, eine Feuerungsanlage, die in der Technik jetzt vielfach in Anwendung ist u. sich dadurch charakterisirt, daß bei ihm die zu erhitzenden Körper nicht mit dem Brennmaterial in Berührung kommen, sondern letzteres auf einem besonderen Herde verbrannt, nur die Flamme über eine Brücke in den Heizraum hineinschlagen läßt, so daß nur die direkte Flamme u. die von der niedrigen, flachgewölbten Decke zurückgeworfenen Wärmestrahlen den Hitzeeffekt bewirken.

Reverenz (a. d. Lat.), Ehrerbietung, Ehrfurchtsbezeigung, ehrfurchtsvoller Gruß, Verbeugung u. s. w.

Rêverie (franz., spr. räw'rih), Träumerei, Schwärmerei, Grille, Hirngespinnst, Irrereden (im Fieber).

Revers (a. d. Lat.) heißt ein schriftliches Gelöbniß, durch welches sich der Aussteller verpflichtet, Etwas zu leisten od. zu unterlassen, od. versichert, daß eine gewisse Handlung nicht wiederholt werden od. aus derselben einem Andern kein Nachtheil erwachsen solle. Reversalien od. Reversbriefe hießen früher solche Landtagsabschiede, in denen nach Erlangung außerordentlicher Steuerbewilligungen die Fürsten feierlich anerkannten, daß ihnen ein Recht auf diese Bewilligungen nicht zustehe; sodann die Versicherung, die ein Landesherr beim Regierungsantritt abgab, die Rechte u. Freiheiten seiner Unterthanen nicht antasten zu wollen. — In der Münzkunde heißt R. die Kehrseite einer Münze, welche gewöhnlich das Wappen des betreffenden Staates, ein Heiligenbild 2c. od. die Angabe des Werthes enthält.

revidiren (a. d. Lat.), wieder durchsehen, nochmals untersuchen.

Revier (a. d. Franz.), Bezirk, Kreis, Umkreis, Strich Landes, in der Jägersprache: Jagdbezirk, Gehege.

Revision (a. d. Lat.) hat in der Rechtssprache die Bedeutung einer Durchsicht, z. B. von Rechnungen, Beständen, einer Prüfung der Geschäftsthätigkeit von Beamten durch Bevollmächtigte der vorgesetzten Behörde (Revisoren), desgleichen einer Bemängelung u. Abänderung von Gesetzen. Im gemeinen Prozeßrechte war die R. ursprünglich ein Rechtsmittel, durch welches die Prüfung von Urtheilen der Reichsgerichte bei diesen selbst od. in Fällen, wo Appellationen an die Reichsgerichte wegen Geringfügigkeit des Streitgegenstandes ausgeschlossen waren, ein anderweites Erkenntniß durch Versendung der Akten an ein Spruchkollegium erzielt werden konnte. Landrechtlich sind aus diesem Gebrauch verschiedene, von Behörden derselben Instanzstaffel abzuurtheilende, nicht devolutive

Rechtsmittel hervorgegangen. Nach der Civilprozeßordn. für das Deutsche Reich, welche die Häufung der Rechtsmittel beschränkt, greift die R. beim obersten Reichsgericht nur Platz gegen Urtheile der Schwurgerichte, Urtheile der Strafkammern, insoweit die Zuständigkeit eines ausnahmsweise noch fortbestehenden Oberlandesgerichts begründet ist, u. gegen Endurtheile der Oberlandesgerichte in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für die Regel jedoch blos, wenn der Werth des Streitgegenstandes mehr als 1500 Mk. beträgt. Die R. kann lediglich darauf gestützt werden, daß die angefochtene Entscheidung wider ein Reichsgesetz od. wenigstens wider ein Gesetz angeht, dessen Geltungsbereich sich über den Bezirk des Berufungsgerichts hinaus erstreckt.

revociren (a. d. Lat.), widerrufen.

Revolte (franz., spr. rewolt), Aufruhr, Empörung, Aufstand; revoltiren, aufwiegeln, auch sich empören.

Revolution (spätlat. revolutio, Zurückwälzung), jeder gewaltsame Umsturz bestehender Verhältnisse im physikalischen u. bes. im politischen Sinne. Die politische R. steht im Gegensatz zur Reform als einer friedlichen Umgestaltung der Zustände; sie wird nicht durch Einzelne bewirkt (in solchem Falle spricht man von Aufruhr, Emeute, Putsch), sondern geht hervor aus der Gesammtheit des Volkes u. ist der Ausdruck des empörten, sich in Gewaltthaten äußernden Volkswillens. Revolutionär ist Derjenige, dessen politisches Bestreben auf eine Staatsumwälzung gerichtet ist. Palastrevolution nennt man einen Aufstand, der, meist zu dynastischen Zwecken unternommen, im Innern eines Herrscherpalastes vor sich geht u. kein anderes Resultat hat, als daß an die Stelle des einen Gewaltherrschers ein anderer gesetzt wird.

Revolver od. Drehpistole ist eine heutzutage sehr verbreitete Schießwaffe, deren Erfindung übrigens schon in das 16. Jahrh. zurückdatirt (Drehlinge od. Wendehälse). Anfänglich drehte sich ein ganzes Laufbündel; später brachte man nur einen Lauf an, hinter welchem die sog. Trommel, fünf od. sechs Kammern mit der Ladung enthaltend, so herumgedreht wurde, daß im Moment des Abfeuerns sich immer eine Kammer genau hinter dem Laufe befand. Diese Konstruktion stammt von dem Amerikaner Colt 1850. Die Engländer Adams u. Deane konstruirten einen R., der bedeutend schneller zu feuern gestattete. Während nämlich früher Spannen des Hahnes u. gleichzeitiges Umdrehen der Trommel für jeden Schuß bes. ausgeführt werden mußte, konnte man jetzt durch fortgesetzten Druck am Abzuge Spannen, Umdrehen der Trommel, Abfeuern, Wiederspannen u. Umdrehen 2c. in ununterbrochener Reihenfolge bis nach Abfeuern sämmtlicher fünf od. sechs Schüsse des R.s bewirken. Sehr wesentlich für die Brauchbarkeit des R.s war sodann die Einführung der Einheitspatrone von Lefaucheux, welche das Laden gegen früher sehr vereinfachte, u. die Feuerbereitschaft, welche durch das leichte Abfallen der Zündhütchen von dem Piston sehr beeinträchtigt war, dadurch erhöhte, daß die Kupferhülse der Patrone Zündvorrichtung, Pulver u. Geschoß in fester Verbindung enthielt. Neuere Konstruktionen, nam. die des Gewehrfabrikanten Schilling in Suhl, gestatten wiederum, je nach Bedarf, den R. entweder schußweise bes. zu spannen, od. in der oben beschriebenen ununterbrochenen Reihenfolge abzufeuern 2c. Die Lefaucheux-Revolver verschiedenen Kalibers sind gegenwärtig die gebräuchlichsten.

Revue (franz., spr. Rewüh) ist eine Besichtigung von Truppen, entweder zur Prüfung ihres Aussehens u. ihrer Leistungsfähigkeit in reglementären Bewegungen od. auch nur als Schaustellung. Sie besteht in der Regel in einer großen Parade-Aufstellung mit darauf folgendem Vorbeimarsch. — In literarischer Beziehung bezeichnet R. (engl. Review, spr. Riwjuh, ital. Rivista), die Musterung, Uebersicht der neuen Erscheinungen, bez. Forschungen auf dem literarischen u. artistischen, bez. wissenschaftlichen u. überhaupt kulturhistorischen Gebiete. Verschiedene Zeitschriften, die sich eine solche Rundschau vorzugsweise zur Aufgabe gemacht, mit od. ohne Ausschluß der Politik, tragen daher auch den Namen R. als Titel, z. B. in Frankreich: die „R. des deux Mondes“, „R. critique d'histoire et de litterature“, „R. contemporaine“ u. a.; in Großbritannien: die „Edinburgh R.“, „Quarterly R.“, „Westminster R.“, „Saturday R.“ 2c.; in Italien: die „R. contemporanea“, „R. Italiana“ 2c.

Rex (lat.), König. R. sacrorum (R. sacrificus od. sacrorum), eine von den Römern gleich nach der Vertreibung der Könige eingesetzte Priesterwürde zur Besorgung derjenigen gottesdienstlichen Verrichtungen, welche früher dem Könige obgelegen hatten. R. non moritur, der König stirbt nicht, ein in Erbmonarchien geltendes Prinzip, demzufolge die königl. Würde nie erledigt sein kann, indem nach eines Königs Tode sofort sein durch die Geburt bestimmter Nachfolger die Regierung antritt.

Rezeß (lat. recessus) ist das Fremdwort für eine Feststellung zweifelhafter od. neu geordneter Rechtsverhältnisse, ingleichen für die darüber von den Parteien vollzogene Urkunde. Zur Zeit des Römisch-deutschen

Reichs hießen R.e sowol die Reichsabschiede, in denen alle vom Kaiser genehmigten Beschlüsse eines Reichstags zusammengestellt wurden, als die Entscheidungen einer für bestimmte Zwecke, z. B. zur Untersuchung der Geschäftsführung des Reichskammergerichts, eingesetzten Reichsdeputation. Rezeßherrschaften sind mediatisirte Herrschaften, deren Verhältnisse zu dem sie einschließenden Staate vertragsmäßig geordnet sind.

Reykjavik, Hauptstadt von Island (s. d.), an der Südwestküste, am Faxa Fjord, liegt theilweise am flachen Strande, theilweise an der sich dahinter erhebenden sanften Anhöhe in einem vulkanischen Gebiet mit heißen Quellen, die unaufhörlich Rauchsäulen aufsteigen lassen (R. bedeutet „rauchendes Dorf“). Die Stadt ist neueren Ursprungs u. hat gegen 1400 E., zum größten Theil aus Fischern bestehend. Sie ist Sitz des Stiftsamtmannes u. des Bischofs, hat einen Dom, eine Sternwarte, eine gelehrte Schule, eine Bibliothek u. die einzige Apotheke der Insel. Die meisten Häuser sind einstöckig. R. ist Hauptausfuhrort für die Produkte Islands, d. h. für gesalzene Fische, Wolle, Talg, Fleisch u. Thran.

Reynolds, Sir Joshua, bedeutender engl. Maler, geb. 16. Juli 1723 zu Plimpton St. Mary in Devonshire; bildete sich Anfangs in London, dann seit 1749 in verschiedenen Städten Italiens, ließ sich 1752 in London nieder u. wurde 1765 Präsident der auf seinen Vorschlag neu errichteten Kunstakademie in London u. später Hofmaler des Königs. Seine Malweise, ausgezeichnet durch Tiefe der Farbentöne u. ihre kräftige, saftvolle Behandlung, war lange Zeit maßgebend für die Richtung der engl. Maler u. übte Einfluß sogar in Deutschland u. Frankreich. Er eignete sich die Lokaltöne Tizian's, das Helldunkel Rembrandt's u. den Farbenauftrag Correggio's an u. suchte diese Eigenschaften in seinen Bildern zu vereinigen. Sein Hauptfach war das Portrait; hier entfaltete er ein feines Formgefühl u. einen kräftigen Vortrag. Mehrere seiner Portraits befinden sich in der Nationalgalerie in London, die meisten in Privatsammlungen.



Nr. 1615. Hafen von Reykjavik.

Reynier (spr. Renieh), Jean Louis Ebenezer, Graf, franz. General, geb. zu Lausanne 14. Jan. 1771; war bereits Civilingenieur, als er in das Revolutionsheer eintrat, machte, seit 1792 Adjutant des Generalstabs der Nordarmee, den Feldzug in den Niederlanden mit u. wurde schon 1796 Generalstabschef bei der Rheinarmee. An der ägypt. Expedition nahm er als Divisionskommandant hervorragenden Antheil, entzweite sich aber nach Kleber's Tode mit dem Obergeneral Menou, der ihn gefangen nehmen u. nach Frankreich schaffen ließ, wo ihn der Erste Konsul auf sein Landgut im Nièvre-Departement verwies. Während seiner unfreiwilligen Muße schrieb er: „L'Egypte après la bataille d'Heliopolis“ (Par. 1802); „Conjectures sur les anciens habitants de l'Égypte“ (ebd. 1804) u. „Sur les sphynx qui accompagnent les pyramides de l'Égypte“ (ebd. 1805). 1805 von Napoleon wieder zu Gnaden angenommen, that sich R. aufs Neue in Italien hervor, wo er nach Jourdan's Abgange den Oberbefehl über das Heer in Neapel führte, bis ihn Napoleon zurückrief, um ihn im Feldzuge gegen Oesterreich zu verwenden. Nach dem Frieden erhielt R. den Befehl über das 2. Corps in Spanien, u. im Kriege gegen Rußland befehligte er das 7., meist aus Sachsen bestehende Corps in Volhynien. Mit demselben focht er auch 1813 bei Bautzen, Dennewitz u. Leipzig. In letztgenannter Schlacht gefangen genommen, aber bald ausgewechselt, kehrte er nach Frankreich zurück u. starb 27. Febr. 1814 zu Paris. Aus seinem Nachlasse erschienen „Mémoires sur l'Égypte“ (Paris 1827).

Weniger bedeutend sind seine Historienbilder, denen die eigentliche geschichtliche Auffassung u. die wahre Würde fehlt, z. B. „Der Tod des Kardinals Beaufort“ aus Stakespeare's „Heinrich VI.“, u. der „des Grafen Ugolino u. seiner drei Söhne im Hungerthurme zu Pisa“; ansprechend ist dagegen eine „heilige Familie“ in der Nationalgalerie. R. starb 23. Febr. 1792. — Vgl. Cunningham, „The lives of the most eminent British painters“ (Th. I., Lond. 1830).

Reyscher, August Ludwig, Rechtsgelehrter u. Politiker, geb. zu Unterriexingen (Württ.) 10. Juli 1802; studirte in Tübingen 1821–24, wurde daselbst 1829 außerord. u. 1837 ord. Professor für deutsches Staats- u. Bundesrecht wie für gemeines u. württemb. Privatrecht u. Kirchenrecht. Seit 1848 Mitglied der Landesvertretung, sah er sich wegen seiner Haltung in der Deutschen Frage 31. März 1851 als Regierungsrath nach Ulm versetzt, nahm aber wegen Verweigerung des Urlaubs zum Wiedereintritt in die Kammer seine Entlassung aus dem Staatsdienst u. wurde Rechtsanwalt, erst in Stuttgart u. 1853 in Cannstatt. Nachdem er krankheitshalber schon 1855 aus der Kammer ausgetreten, 1857 u. 61 jedoch wieder gewählt worden war, legte er 1865 aus Gesundheitsrücksichten sein Mandat abermals nieder. Indeß half er 1866 die deutsche Partei in Württemberg begründen u. saß 1871—72 mit im Deutschen Reichstag, wo er zur national-liberalen Partei gehörte. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Das gemeine u. württemb. Privatrecht“ (3 Bde., Tüb. 2 Aufl. 1846—48); „Das österr. u. württemb.

Konkordat" (ebd. 1858); „Die Rechte des Staats an den Domänen u. Kammergütern, insbes. der sächs. Lande" (Lpz. 1863); „Die Ursachen des Deutschen Kriegs" (Stuttg. 1866, 4. Aufl. 1867); „Das Zollparlament u. die deutsche Einheit" (Cannst. 1868). Auch gab er eine „Sammlung der württemberg. Staatsgrundgesetze" (3 Bde., Stuttg. 1828—30) heraus u. redigirte von 1839—61 die „Zeitschrift für deutsches Recht."

rezensiren (a. d. Lat.), untersuchend durchgehen; beurtheilen, eine beurtheilende Anzeige verfassen. Rezension, eine mit neuer Textbearbeitung versehene Ausgabe eines Schriftstellers (bes. von klassischen Autoren); kritische Beurtheilung einer neuen Erscheinung auf dem Felde der Literatur u. Kunst. Der Verfasser einer solchen heißt Rezensent.

Rezepte sind im Allgemeinen Vorschriften zur Anfertigung verschiedener gemischter pharmazeutischer, kosmetischer u. anderer Präparate, Parfümerien, Liköre ꝛc.; im Besonderen versteht man darunter die vom Arzte für spezielle Krankheitsfälle verordneten Vorschriften zur Bereitung von Arzneien. Der Name stammt von dem lat. recipe (nimm!), womit gewöhnlich die R. begannen.

Nr. 4616. Handblättriger Rhabarber (Rheum palmatum).

Rezonville (spr. Resongwihl), Dorf im Landkreise Metz des Reichslandes Elsaß-Lothringen, etwa halbwegs zwischen Vionville u. Gravelotte, an den südlicheren der beiden Straßen von Metz nach Verdun, 16 Km. von ersterer Stadt an den Quellen des Gorzebaches gelegen; war 16. Aug. 1870 in der Schlacht von Mars la Tour wie auch 18. Aug. in der Schlacht bei Gravelotte ein wichtiger Punkt, am 16. Aug. von den Franzosen behauptet, am 17. von ihnen aufgegeben u. am 18. in den Händen des 8. deutschen Armeecorps. In R. war in der Nacht nach der Schlacht von Gravelotte das Hauptquartier König Wilhelm's.

Rhabanus Maurus, s. „Hrabanus."

Rhabarber (Rheum), Pflanzengattung der Knöterichgewächse (Polygoneen), von welcher die Rh. der Apotheken seit uralter Zeit eine große Rolle in der Heilkunde spielte. Man weiß noch nicht genau, von welcher Art dieselbe stammt; doch führt man sie gewöhnlich auf Rh. palmatum der Mandschurei u. Sibiriens zurück, soweit sie die russische Rh. betrifft, auf Rh. australe od. Rh. Emodi, soweit man von der chinesischen od. der Himalaja-Rh. spricht. Auch Europa kultivirt einige Arten: Rh. palmatum, undulatum, compactum, hybridum u. a. Die wirksamen Stoffe sind: die gelbfärbende Chrysophansäure od. Rheïn, Erythroretin, Phaoretin u. Aporetin, welche mit Stärkmehl, Pektin, fettem Oele u. Salzen vergesellschaftet sind. Namentlich wirken diese Stoffe vereint auf die Oeffnung des Unterleibes bei Verstopfungen. An sich selbst gehören die Rhabarberarten zu den stattlichsten Staudengewächsen, aus welchem Grunde man einige auch bei uns als Zierpflanzen für die Rasenplätze der Parkanlagen zieht (Rh. palmatum, undulatum). Denn sämmtliche Arten treiben aus einer mehr od. weniger großen fleischigen Wurzel stattliche Blätter von meist huflattigartiger Form u. ebenso kräftige, oft mannshohe od. noch größere Blumenstengel mit zahlreichen weißlichen od. röthlichen Blumen, welche sich zu einer zusammengesetzten Blumenrispe anordnen. Das großartigste Erzeugniß der Gattung bildet wahrscheinlich die von den Eingeborenen des Himalaja Schuka genannte Art (Rh. nobile). Sie treibt einen Blattkegel von fast 1 m. Höhe, an welchem sich die zarten strohgelben, halbdurchsichtigen Blätter dachziegelartig abwärts decken, während die oberen Blätter rosenroth gesäumt, die Wurzelblätter glänzend hellgrün gefärbt u. groß sind. Die armsdicken Wurzeln dringen, 1—2 m. lang, tief in die Felsenspalten ein u. treiben neben dem Blattkegel einen noch höheren Blumenstiel, an welchem die Blumenrispen wie lange, dicke Aehren hervorbrechen. Man speist die Schuka im Himalaja als Gemüse u. hat sie deshalb auch in England eingeführt, wo man die Stengel (Senuka) in Scheiben geschnitten verspeist, während man aus den Blattstielen u. Blumenköpfen eine Art Kuchen (Rhabarbe Pye od. Spring Tort) od. aus den Blumenköpfen eine Art Blumenkohl bereitet. Auch andere Arten (Rh. undulatum, hybridum, australe) liefern ein schmackhaftes, etwas säuerliches Gemüse, das auch

Nr. 4617. Schuka (Rheum nobile).

schon in dem oldenburgischen Nordseelande bekannt ist. Diese Arten gedeihen in jedem Gartenboden u. ertragen unsere Winter leicht, um bald im Frühling ihre Blumenstengel, dann erst ihre Blätter zu treiben. Der Name Rh. stammt von Rha barbaricum, wie die Wurzel im Alterthum hieß. Diese stammte wahrscheinlich nur von Rheum palmatum, deren kolossale Staude handförmig gelappte Blätter u. 1—$1^2/_3$ m. hohe Blumenstengel in dem alpinen Südostrande Hochasiens um Sining u. in den Schneegebirgen der Koko-Nor treibt. Von hier verkaufen sie die Eingeborenen an die Chinesen, welche die Wurzel ihrerseits über Kiachta u. St. Petersburg nach Europa verhandeln. Die heilkräftigste Wurzel soll nur dem Hofe des chinesischen Kaisers verbleiben, von wo sie nur dann u. wann als kostbares Geschenk an den Petersburger Hof gelangte; u. diese soll als hellfarbige (weiße) Wurzel von Rh. leucorrhizum aus der Songarischen Steppe kommen. An u. für sich gehört die schöne Pflanzenform überhaupt nur Asien an, wo sie von den Steppenländern bis zu den höchsten Höhen Tibets in etwa 18—20 Arten gefunden wird.

Rhachitis, englische Krankheit, Zwiewuchs, nennt man eine Krankheit, welche die Kinder in den ersten Lebensjahren befällt u. darin besteht, daß die Knochen infolge einer ungenügenden Ablagerung von Kalksalzen weich u. biegsam werden u. an den Gelenkenden anschwellen. Die Ursache dieser Krankheit kann eine unzweckmäßige Ernährung des Kindes od. können Störungen in der Verdauung sein. Die Krankheit beginnt sehr allmählich u. die Mütter werden meist dadurch zuerst auf dieselbe aufmerksam, daß die Kinder, trotzdem sie das erste Lebensjahr überschritten haben, nicht laufen lernen wollen od., wenn sie schon laufen

konnten, dasselbe wieder verlernen u. nicht auftreten wollen. Infolge der großen Weichheit der Knochen kommt es zu Verbiegungen derselben: Arme u. Beine werden geschweift, die Wirbelsäule verkrümmt sich, es bildet sich eine sog. Hühnerbrust aus ꝛc. Kommt die Krankheit nach langer Dauer endlich zur Heilung, so ist gewöhnlich jene unglückliche Deformirung soweit vorgeschritten u. fixirt, daß der kleine Körper, dessen Rumpf eine ungewöhnliche Länge u. Dicke gegen die kurzen Säbelbeine zeigt, in eine normale Entwicklung nicht mehr einlenken kann. Selbst bei kürzerer Dauer der Krankheit, auch wenn keine Verkrümmungen zurückbleiben, erleidet doch das Wachsthum mehr od. weniger Eintrag; die rhachitischen bleiben stets klein. Was die Behandlung dieser Krankheit betrifft, so muß dieselbe vor Allem darauf gerichtet sein, die Kinder genügend u. zweckmäßig zu ernähren u. bestehende Verdauungsstörungen zu beseitigen, namentlich aber durch Zufuhr von Kalksalzen einem etwa bestehenden Mangel an solchen abzuhelfen.

Rhadamanthos od. Rhadamanthys (griech. Rhadamanthys) war der Sohn des Zeus u. der Europa u. der jüngere Bruder des Minos (s. d.). Letzterer entzweite sich mit dem Rh. u. seinem zweiten Bruder Sarpedon wegen des schönen Knaben Miletos. Von Minos vertrieben, floh Rh. auf die Inseln, wo er sich durch seine Gerechtigkeit u. seine weisen Gesetze ewigen Ruhm erwarb. Eine spätere Sage läßt ihn nach Böotien gelangen, wo er Lehrer des Herakles u. zweiter Gemahl der Alkmene wurde. Seiner Gerechtigkeit wegen wurde er nebst Minos u. Aeakos sogar in der Unterwelt als Richter bestellt, um über die Thaten der ankommenden Schatten das Urtheil zu sprechen.

Rhamnus, s. „Kreuzdorn".

Rhangabé, auch **Rhangawis** u. **Rangbé** (griech. *Ῥαγκαβῆς*), Alexandros Rhisos, neugriechischer Staatsmann, Diplomat u. Dichter, geb. zu Konstantinopel im Jan. 1810; wurde auf Kosten König Ludwig's I. von Bayern in der Militärschule zu München erzogen, kehrte 1832 als bayr. Artillerieleutnant nach Griechenland zurück, widmete sich nach Ablegung seiner Militärcharge aufs Eifrigste den Studien u. trat nach Ankunft König Otto's als Sekretär in das Kultusministerium, wurde 1845 Professor der Archäologie an der Universität Athen u. war in der Folgezeit unter König Otto verschiedene Male Minister, zuletzt 1856—59 Ministerpräsident. Später zog er sich ins Privatleben zurück u. gab auf seine Kosten eine Zeitung heraus, in der er mit dem größten Freimuth die Lage Griechenlands schilderte u. seinen Mitbürgern einen Spiegel vorhielt. Die verletzte griech. Eitelkeit entbrannte darob vor Zorn gegen ihn u. das Blatt mußte eingehen. 1867 ging Rh. als Gesandter nach Washington, dann nach Paris, seit Sept. 1874 vertritt er Griechenland beim Berliner Hofe. Unter den zeitgenössischen griech. Dichtern nimmt er eine der ersten Stellen, wenn nicht geradezu die erste, ein. Von seinen „Verschiedenen Gedichten" sind 2 Bde. (Athen 1837 u. 1840) erschienen u. auch einzelne, wie das erzählende Gedicht „Dimos u. Helene" (von Lechner, Neuburg a. D. 1834) u. das Drama „Der Votalend" in Ollisen's „Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie" (Lpz. 1846) ins Deutsche übersetzt worden. Seine vollendetste Dichtung ist die unter dem Pseudonym Christophanis Neologidhis veröffentlichte Aristophan. Komödie „Die Hochzeit des Kutrulis" (Athen 1845; deutsch von Sanders, Berl. 1848). Auch hat R. mehrere Novellen („Der Fürst von Morea" ꝛc.) geschrieben, sowie die „Odyssee" u. Schiller's „Kabale u. Liebe" ins Neugriechische übersetzt; mit letzterem Stücke wurde die griechische Nationalbühne eröffnet. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind zu nennen: ein franz.-griech. Wörterbuch (Athen 1842), „Esquisse d'une grammaire du grec actuel" (1857), „*Ἑλληνικὴ χρηστομάθεια*" mit Byzantios zusammen veröffentlicht; 5 Bde., 6. Aufl. Athen 1863 ff.), „Antiquités helléniques" (2 Bde., 1842—55), „*Ἐγχειρίδιον μετρικῆς*" (1862), „*Ἱστορία τῆς ἀρχαίας καλλιτεχνίας*" (2 Bde., Athen 1865 f.) ꝛc. — Aemylios Rhisos **Rh.**, Sohn des Vorigen u. gleichfalls begabter Dichter, geb. 1853; machte als Offizier in preuß. Dienst den Krieg von 1870—71 gegen Frankreich mit, holte sich aber in demselben den Todeskeim u. starb zu Alexandria 21. 22. April 1871. In demselben Jahre erschienen zu Athen die von ihm während des Deutsch-franz. Krieges gemachten Aufzeichnungen.

Rhapsoden hießen im alten Griechenland Diejenigen, welche bei öffentlichen Gelegenheiten die griechischen Epen, namentlich die Gesänge des Homer aus dem Gedächtnisse vorzutragen pflegten. Die Gedichte, welche sie rezitirten, hießen Rhapsodien; die Bedeutung der Worte ist unaufgeklärt. Die Existenz solcher Rh. reicht in hohe Zeit hinauf. Schon in der Odyssee lernen wir einen rhapsodirenden Sänger Namens Demodokos kennen. Nach der homerischen Zeit finden wir auf der Insel Chios eine ganze Innung von Rh., welche unter dem Namen Homeriden bekannt sind. Bes. blühte die Rhapsodik in den älteren Zeiten in Athen, wo an den großen Festen, wie an den Panathenaen, Dionysien ꝛc., Rhapsodenvorträge von Staatswegen gehalten wurden. Seit wann dies stattfand, wissen wir nicht genau. Einige führen diese Einrichtung auf Hipparchos zurück, Andere auf Solon. Später verfiel die Rhapsodik u. ihre Vertreter genossen geringes Ansehen; jedoch finden wir dieselben noch am Hofe der Ptolemäer. Auch heute nennt man Rh. solche Leute, die, von Stadt zu Stadt reisend, eigene od. fremde Dichtungen öffentlich vortragen. Das Wort Rhapsodie dagegen hat eine etwas veränderte Bedeutung erhalten, insofern man darunter häufig eine Sammlung von Erzählungen od. Dichtungen versteht, welche zwar durch eine gemeinsame Grundidee verbunden sind, aber sonst nicht unter einander in Verbindung stehen. Daher bedeutet rhapsodisch häufig s. v. w. abgerissen, bruchstückartig.

Rhätien, s. „Rätien". **Rhätikon**, s. „Alpen".

Rhĕa heißt in der Theogonie die Gemahlin des Kronos, Mutter des Zeus, des Poseidon u. des Hades sowie der Hestia, der Demeter u. der Hera. Da Kronos wußte, daß er vom eigenen Sohne gestürzt werden würde, verschlang er seine Söhne gleich nach der Geburt. Statt des Zeus reichte ihm Rh. aber einen in Windeln gewickelten Stein dar u. rettete so das neugeborene Kind, das in der Verborgenheit erzogen ward. Außerhalb dieser genealogischen Konstruktion erscheint Rh. als die tellurische Produktionskraft in den Bergen u. in den Wäldern. Dieser Charakter der Bergmutter zeigt sich darin, daß sie auf den Höhen der Gebirge u. in den Wäldern derselben verehrt wird. So finden wir ihren Kult in den kretischen Waldgebirgen, wo er in enger Verbindung steht mit der Geburtsgeschichte des Zeus. Am verbreitetsten aber war ihre Verehrung in Kleinasien. Rh. führt hier den Namen Kybĕle (s. d.).

Rhea Silvia, auch Ilia genannt, ist die sagenhafte Mutter des Romulus u. Remus, der Gründer Roms. Bei den älteren Dichtern Naevius u. Ennius gilt sie als Tochter des Aeneas, so daß Romulus u. Remus die Enkel desselben gewesen wären. Als man später die Reihe der albanischen Könige des chronologischen Zusammenhanges wegen hinter dem Aeneas einschob, wurde die Rh. S. die Tochter des Numitor, des Sohnes des Procas. Als sie einst an eine heilige Quelle im Haine des Mars ging, um Wasser zu schöpfen, fiel sie in einen Schlaf, in dem sie vom Mars überrascht u. so zur Mutter des Romulus u. Remus wurde. Als diese geboren waren, ließ Amulius, der Bruder ihres Vaters, welcher die Herrschaft in Alba Longa an sich gerissen hatte, die Mutter in den Tiber stürzen, weil sie als Vestalische Jungfrau ihre Keuschheit hätte bewahren müssen; sie wurde zur Gattin des Flußgottes erhoben.

Rhede ist das zum Ankern von Schiffen geeignete Außenwasser vor od. neben einem Hafen. Die Schiffe ankern daselbst, bis sie in den Hafen einlaufen können, u. verweilen auch in der Rh., nachdem sie ausgelaufen, ehe sie in die offene See gehen. Eine Rh. heißt eine geschlossene, wenn sie durch Strandbatterien beherrscht wird, im Gegensatz ist sie eine offene.

Rheder (franz. propriétaire od. armateur, engl. owner) ist der Eigenthümer eines Seeschiffes u. zwar hauptsächlich eines zum Erwerb dienenden Schiffes. Er schließt Transportverträge der verschiedensten Art ab, befördert Güter u. Personen. Für die Ausführung derartiger Unternehmungen, die Sicherheit der Passagiere u. Frachten, namentlich für jede Verschuldung des Schiffers (Kapitäns) u. der Schiffsmannschaft bei Ausübung ihrer Dienstverrichtungen, haftet er in sehr weitem Umfange u. zwar meist persönlich mit seinem ganzen Vermögen. Seine Haftung der Schiffsbesatzung gegenüber ist dann eine beschränkte, wenn das Schiff während der Reise von einem Unglücksfalle betroffen wird. Verwenden mehrere Personen gemeinschaftlich ein Schiff zum Erwerbe durch die Seefahrt, so besteht zwischen ihnen eine sog. Rhederei, ein Verhältniß, welches in vielen Beziehungen der Handelsgesellschaft (s. d.) gleicht. Denjenigen, welcher für die übrigen sog. Mitrheder die Geschäfte führt, nennt man Korrespondentrheder, auch Schiffsdirektor od. Schiffsdisponent. Jeder Mitrheder hat nach Verhältniß seinen Schiffspart, d. h. Aktienantheil, zu den Ausgaben der Rhederei, insbesondere zu den Kosten der Ausrüstung u. Reparatur des Schiffes, beizutragen. Die Vertheilung des Gewinnes u. Verlustes geschieht nach der Größe der Schiffsparten. Alle Rh. müssen regelmäßig von dem Gerichte des



Geisenheim und der Johannisberg.



Rüdesheim.



Das Rheinthal bei Ragatz.



Das Bingerloch mit dem Mäusethurm.



Der Loreleifelsen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.


Stolzenfels.


Rheinstein.


Das Siebengebirge.

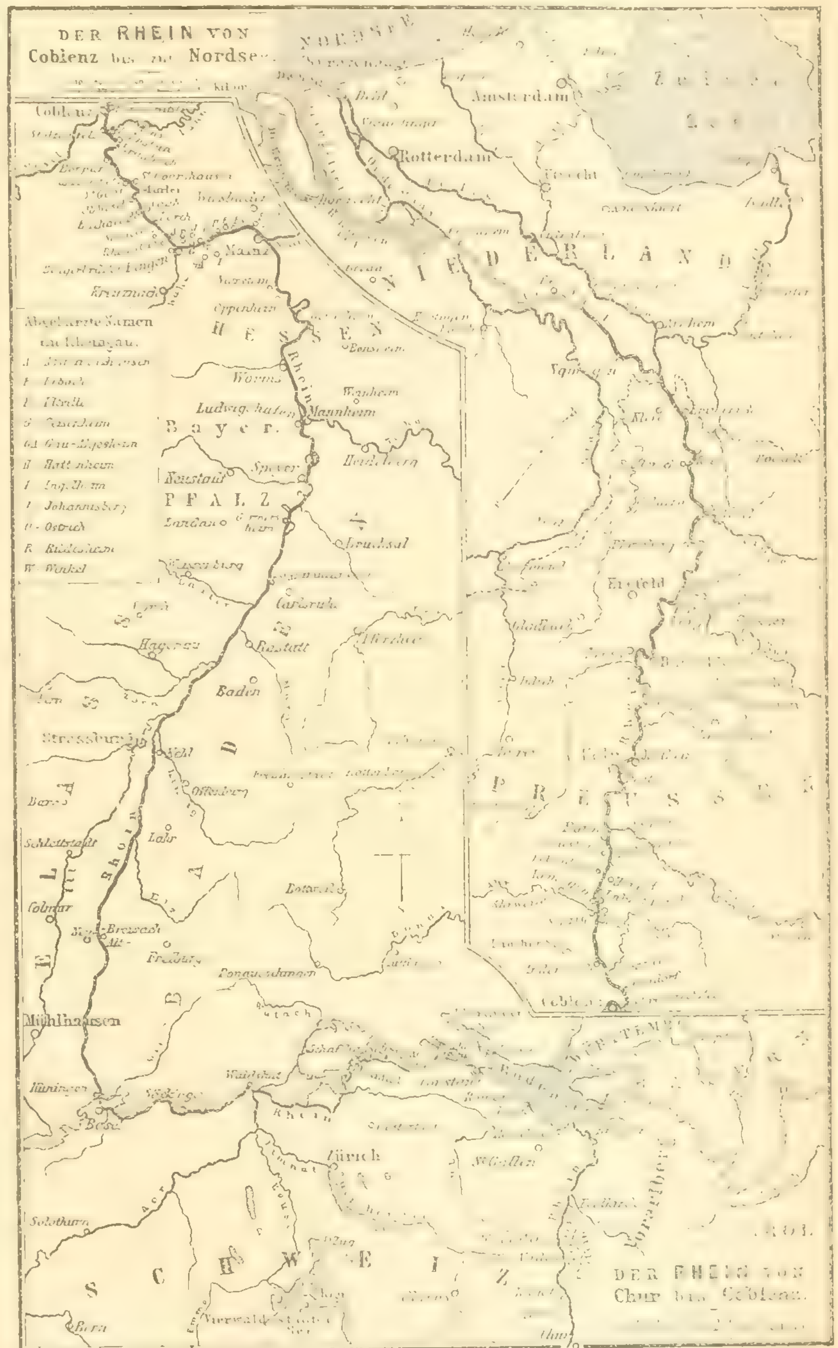

Godesberg.


Drachenfels.

Heimatshafens des Schiffes Recht leiden. Wer ein ihm nicht gehöriges Schiff zum Erwerb durch die Seefahrt für seine Rechnung verwendet u. es entweder selbst führt od. die Führung einem Schiffer anvertraut, wird im Verhältniß zu Dritten als Rh. angesehen.

Rhegium, s. „Reggio". **Rheims**, s. „Reims".

Rhein lat. Rhenus, ladinisch Rin, frz. Rhin, holland. Rijn, entspringt an der Ostseite der Gotthardberge. Die stärksten Alpengewässer, die ihn bilden, sind der Vorderrhein, der Rin de Medels u. der Hinterrhein. Der erstere entsteht aus mehreren Bächen, die bei den Anwohnern allesammt den Namen Rh. od. Rin führen. Der Hauptbach ist der Rin de Toma, der vom Gletscher des Sixmadun kommt; sein hauptsächlichster Nebenbach ist der Rin d'Uriera, links vom Crispalt kommend. Ihre Vereinigung beim Dörfchen Schamutt liegt 1530 m. hoch. Vereinigt tosen sie durch das enge Tavetscher Thal bis Dissentis hinab, wo sie rechts den Rin de Medels aus den Gletschern des Lukmanier empfangen. Der rasche Lauf geht in ostnordöstl. Richtung weiter bis Reichenau, wo der ihnen fast ebenbürtige Hinterrhein hinzutritt. Dieser kommt vom Paradiesgletscher, am untern Abhange des schwarzen Moschelhorns, durchtobt die düstere Schlucht des schwarzen Rheinwalds, drängt sich zwischen Suders u. Anders durch die Rofla-Enge, verschwindet stellenweise dem Auge in der dunklen Kluft der Via mala u. empfängt unterhalb Tusis die durch das wilde Davoser Wasser verstärkte Albula. Ein kurze Strecke nach der nun erfolgten Vereinigung aller Rheinquellbäche verändert der Gesammtfluß seine Richtung. Von Chur ab eilt er nordwärts dem Bodensee zu. Mehrere nicht unbedeutende Gewässer fließen ihm hier von rechts zu, so die wilde Langnart aus dem Sardasta Thale u. die wasserreiche Ill vom Jamthaler Ferner. Wahrscheinlich war ehemals sein Lauf nur die kurze Strecke bis Sargans nach Norden gerichtet u. verließ er hier das Rheinthal, um sich dem Wallen- u. Züricher See zuzuwenden u. der Richtung der Limmat folgend sich früher als jetzt mit der Aar zu vereinigen. Den Bodensee verläßt er westl. fließend bei Konstanz, tritt aber sofort wieder in den Untern- od. Zellersee ein, bis er bei Stein auch diesen verlassend zu keiner weiteren Seenbildung Veranlassung giebt. Der Fluß schlängelt sich von hier im westl. Laufe bis Schaffhausen zwischen niedrigen Rebenhügeln hin, eine bequeme Fahrstraße für Dampfschiffe bietend. Hier aber ist der Schiffahrt Ziel gesetzt. Ein Kalkfelsendamm, zum Schwäbischen Jura gehörig, durchsetzt den Fluß u. zwingt ihn zu einer Aenderung seiner Richtung nach Süden. Das Einzwängen in ein enges Bett u. der unebene felsige Untergrund bringen sein Wasser in Aufregung, u. mit starkem Gefälle schießt er der großen Katastrophe entgegen: eine Stunde hinter Schaffhausen, bei Schloß Laufen, stürzt er durch drei Felszacken in 4 Arme getheilt über eine 20 m. hohe Kalksteinwand. Der aufgeregte Fluß kommt sobald nicht wieder zur Ruhe; selbst dann noch, als er nach wenig Stunden seine westl. Richtung wieder aufgenommen hat, gleicht er mehr einem Bergwasser als einem der Schiffahrt nützlichen Strome, u. erst bei Basel, mit seinem Eintritt in die oberrheinische Tiefebene, ändert sich der Charakter. Er hat auf der Strecke von Schaffhausen bis Basel bedeutende Zuflüsse von links erhalten, so die Thur aus den Kantonen Thurgau, St. Gallen u. Appenzell, u. vor Allem die Aar, die mit der Reuß u. Limmat fast die ganze deutsche Schweiz überspannt. Rechts empfängt er nur unbedeutende Bäche des Schwarzwaldes. Von Basel bis Mainz ist die Richtung des Rh. es 45 M. lang fast rein nördl. Der Fluß bekommt von Basel ab Neigung, Inseln zu bilden u. dabei sein Fahrwasser unaufhörlich zu ändern. Seine Ufer, oft von Sand- u. Kiesstreifen, oft von Weidengebüschen eingefaßt, sind völlig reizlos. Die Schwarzwaldbäche Wiese, Elz u. Kinzig vermehren nur in geringer Weise seinen Wasservorrath, mehr geschieht das durch die das Wasser vom Ostabhange der Vogesen ihm zuführende Ill, die wenige Stunden unterhalb Straßburg mündet. Der Fluß zieht sich von Kehl ab wieder mehr in einen einzigen Lauf zusammen, zeigt aber noch bis Mannheim mehrfache Inselbildungen. Von Mainz bis Bingen nöthigt ihn der Taunus zu westl. Richtung, bis bei Bingen, nach Einfluß der Nahe, von der anderen Seite der Soonwald dem Ausweichen nach Westen einen Riegel vorschiebt u. den Fluß zum Durchbrechen des niederrheinischen Schiefergebirges zwingt. 20 M. lang hat er sich hier durch Felsmassen seinen Weg bahnen müssen, dadurch aber auch seine vielbesuchten u. besungenen romantischen Ufer geschaffen. Links eilt ihm hier Mosel u. Ahr, rechts die Lahn zu. Bei Bonn hat er alle Hindernisse überwunden u. beginnt seinen ruhigen Unterlauf. Von Bonn bis zu seinem Eintritte in die Niederlande, wo seine Deltabildung beginnt, empfängt er noch mehrere größere Zuflüsse; u. zwar münden auf dieser Strecke auf der rechten Seite Sieg, Wupper, Ruhr u. Lippe, auf der linken die Erft in den Rh. —



Nr 4618

Die Theilung des Flusses nimmt damit ihren Anfang, daß sich links von ihm der Waal abzweigt, der 68 % des Wassers fortführt, so daß er der eigentliche Hauptarm ist, wie er auch bes. die Schiffahrt auf sich lenkt. Parallel mit der Maas, mit der er sich theilweise vereinigt, in vielfachen Verzweigungen Insel- u. Deltabildungen hervorrufend, geht er in westl. Laufe der Nordsee zu. Der rechte Arm, der den Namen Rh. beibehält, wendet sich nordwärts, um nach dreistündigem Laufe eine abermalige Theilung einzugehen; kurz vor Arnheim schickt er den 3. Theil seines Wassers durch die Yssel dem Zuider See zu. Er selbst geht westl. u. überläßt bei Wijk by Duurstede dem linken Arm, dem Lek, 3/4 der Wassermasse, der, sich weiter vielfach verzweigend mit den Armen von Waal u.

Maas eine ausgezeichnete Deltalandschaft bildet. Der rechte Arm, der Krumme Rh., hat sich etwas nordwestl. gewendet u. läuft von Utrecht ab als Alter Rh. westl. weiter, nachdem er noch bei letztgenannter Stadt einen rechten Zweig, die Vechte, nach der Südwestecke des Zuider See's geschickt hat. Der Alte Rh., der noch zur Römerzeit sehr wasserreich war, versandete in den folgenden Jahrhunderten immer mehr u. verlor sich endlich ganz in den Dünen. Seit 1807 hat man diesem Zustande ein Ende gemacht u. dem Flusse bei Katwyk eine kanalisirte Mündung verschafft. Der Rh. hat somit nach einer Lauflänge von 150 M. u. einem Abstande von 90 M. von der Quelle bis zur Mündung sein Ziel gefunden. Der Rh. ist die beste natürliche Wasser- u. Verkehrsader Deutschlands. Seine Wassermenge ist geringerem Wechsel unterworfen als die anderer deutscher Flüsse. Zur Zeit der Schneeschmelze in der Ebene u. den Mittelgebirgen ist die alpine Region noch von Schnee bedeckt, u. die sie entsendende geringe Wassermenge bringt ein Gegengewicht gegen die stark geschwollenen Nebenflüsse niederer Gebiete; u. wenn letztere in der heißen Sommerzeit zu versiegen drohen u. dem Rh. wenig zuzuführen vermögen, schmelzen die Gletscher im Quellgebiete u. gleichen den Mangel aus. Seine Schiffbarkeit, die für Holzflöße von Chur angerechnet werden kann, wird schon durch seine Erweiterung zum Becken des Bodensees eine so ausgezeichnete, daß sich fünf Staaten: Oesterreich, Bayern, Württemberg, Baden u. die Schweiz, förmlich an seine Ufer herandrangen, um von ihr zu profitiren. Sie dauert vom Bodensee bis Schaffhausen, wird hier durch den großen Fall unterbrochen, u. kann selbst bei Basel noch nicht als völlig wieder hergestellt betrachtet werden. Fast nur Flöße verkehren von Basel bis Kehl; denn der stark strömende, in viele Arme gespaltene u. sein Fahrwasser fortwährend ändernde Fluß stellt bes. der Bergfahrt unüberwindliche Hindernisse entgegen. Selbst von Kehl abwärts sind die Verhältnisse nicht viel günstiger, u. da sich zur durchgreifenden Regulirung des Bettes größere Hindernisse gezeigt haben, als man anfänglich ahnte, so sucht man sich immer mehr mit dem Projekt zu befreunden, ihm zur Seite einen Kanal von Straßburg bis Ludwigshafen zu führen u. die Schiffahrt da hinein zu leiten. Von Mannheim abwärts zeigt sich nur noch einmal, bei Bingen, eine schwierige Stelle, die aber durch Sprengen des den Fluß durchsetzenden Felsens, der eine kleine Stromschnelle erzeugt, fast ganz ungefährlich geworden ist. Wie sich von Alt Breisach abwärts allmählich seine Brauchbarkeit erhöht u. wie er von hier ab benutzt wird, zeigen folgende Angaben aus dem Jahre 1874. Bei Alt-Breisach passirten 40 Flöße mit einem Holzbestande von 17,685 Ctr. den Fluß. In Kehl kamen an 247 Schiffe u. gingen ab 249. In Mannheim kamen an u. gingen ab an Personen- u. Frachtschiffen 3011 zu Berg, 3005 zu Thal. In Mainz betrug die Zahl der angekommenen Personen- u. Frachtschiffe zu Berg 1323, zu Thal 3498 u. gingen ab 1908 zu Berg, 4445 zu Thal. Für Koblenz sind diese Zahlen 1331, 882, 328 u. 1061 u. für Köln 1317, 2786, 1968 u. 958. An der Zollgrenze bei Emmerich wurden 1874 an Frachtgütern notirt 27,190,611 Ctr. rheinauf- u. 14,227,959 Ctr. abwärts. Davon entfallen auf Güter, die in einer der Richtungen mit über 500,000 Ctr. betheiligt sind:

Steinkohlen	18,322,879	Ctr. zu Thal,	3775	Ctr. zu Berg,
Steine	3,205,445	" " "	154,307	" " "
Eisen-, Guß- u. Stahlwaaren	1,151,567	" " "	387,488	" " "
Bau- u. Nutzholz	741,834	" " "	1,127,277	" " "
Erze, Mineralien	698,372	" " "	1,274,809	" " "
Cement	660,332	" " "	190,265	" " "
Eisen, roh	528,687	" " "	2,447,199	" " "
Roggen	3274	" " "	1,808,447	" " "
Weizen u. Spelz	82,674	" " "	1,603,419	" " "

Zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit des Rh.s sind zahlreiche Kanalbauten unternommen worden. Diejenigen, welche den deutschen Rh. berühren, sind: 1. der Rh. Illkanal, verbindet Rh. u. Ill in der Ruprechtsau bei Straßburg u. ist nur von lokalem Interesse. 2. Der Rh.-Rhonekanal, 53 M. lang, 1834 vollendet. Er geht von der Ill bei Straßburg aus, führt über Neu Breisach nach Mühlhausen; ein Seitenzweig geht hier links ab nach Hüningen u. Basel; der Hauptkanal ist zu dem theilweise kanalisirten Doubs weitergeführt u. geht von da zur Saône, dem schiffbaren Nebenflusse des Rhone. 3. Der Rh.-Marnekanal, 1851 vollendet; führt von der Ill bei Straßburg durch den Paß von Zabern zur Marne. 4. Der Ludwigskanal, 1845 vollendet; geht von der Regnitz bei Bamberg zur Altmühl u. verbindet Main u. Donau. 5. Der Saarkanal, der die Saar mit dem Rh.-Marnekanal in Verbindung bringt. 6. Der Erftkanal od. eigentlich die kanalisirte Erft. 7. Der Duisburger Kanal, der über Duisburg Rh. u. Ruhr verbindet. 8. Der Spoygraben, verbindet die Stadt Kleve mit dem Rh. Der Kanal Ludwigshafen-Straßburg ist erst Projekt.

Das Rheingebiet muß auf mindestens 4000 □M. geschätzt werden. Es zeigt die großartigsten Unterschiede; von den unzugänglichsten Berg- u. Gletscherregionen der Hochalpen finden wir alle Uebergänge bis zu den lieblichsten Berg- u. Hügelpartien der Mittelgebirge u. des Tieflandes, von Plateaulandschaften zu den Tiefebenen u. sumpfigen Niederungen der Küstengegenden. In Vegetation u. Thierwelt treten nicht geringere Unterschiede auf, u. selbst der Mensch, obgleich er im ganzen Gebiet fast durchweg der germanischen Rasse angehört, zeigt Stammesunterschiede in Sitte u. Sprache, je nach dem Terrain, auf dem er sich entwickelt hat. Es läßt sich das Gebiet in 5 natürliche Partien theilen. 1. Das Quellgebiet bis zum Durchbruch durch den Jura, umfaßt ungefähr die deutsche Schweiz; im Süden Hochalpen, im Norden von Hügellandschaften erfüllt. 2. Die oberrheinische Tiefebene von Basel bis Mainz u. Bingen; Seehöhe bei Basel 220 m., bei Bingen 64 m., der wärmste Strich Deutschlands. 3. Das Neckar- u. Maingebiet, großentheils von Mittelgebirgen durchzogen. 4. Das mittelrheinische Bergland von Bingen bis Bonn, wozu das Gebiet der Mosel u. das der linksrheinischen Nebenflüsse Lahn, Sieg u. Ruhr zu rechnen sind. 5. Die Ebenen am Niederrhein mit dem Rheindelta. — Das Gebiet, das theilweise zum Römischen Reich gehörte, mit dem Rh. als Grenzstrom, ist fast vollständig deutsches Gebiet, der Grenzstrom zum deutschen Strom geworden.

Rheinbayern, s. „Rheinpfalz".

Rheinberger, Joseph, namhafter Komponist, geb. 17. März 1839 zu Vaduz (Fürstenthum Liechtenstein) als der Sohn eines fürstlichen Rentbeamten; trieb schon sehr frühzeitig Musik, erhielt 1849–50 theoretischen Unterricht bei dem Domchordirektor zu Feldkirch (in Vorarlberg) u. studirte 1851—54 die Tonkunst in ihren verschiedenen Zweigen auf dem Konservatorium zu München, wo er sich seitdem niederließ u. noch jetzt als Professor der Komposition u. des Orgelspiels an der königl. Musikschule sowie als Dirigent des Oratorienvereins wirkt. — Rh. hat bis jetzt bereits gegen 90 Werke herausgegeben, die sich durch Talent u. Bildung vortheilhaft auszeichnen. Anzuführen sind davon: die Opern „Die sieben Raben" u. „Des Thürmers Töchterlein" (bisher nur in München aufgeführt); Musiken zu Calderon's „Der wunderthätige Magus" u. zu Raimund's „Die unheilbringende Krone"; größere u. kleinere Kirchensachen; eine „Wallenstein" betitelte Sinfonie; zahlreiche Klavier- u. Orgelstücke; verschiedene Kammermusiksachen; mehrere größere weltliche Werke für Chor (gemischten u. Männerchor), Soli u. Orchester; zahlreiche ein- u. mehrstimmige Lieder u. Gesänge (von denen nam. die Männerquartette viel Verbreitung gefunden haben) ꝛc.

Rheinbund ist der Name zweier in der Geschichte wichtiger Staatenbünde. Der erste Rh. wurde 1658 von Mazarin für Ludwig XIV. mit den Kurfürsten von Mainz, Trier, Köln u. von Bayern, mit Hessen, Lüneburg u. Schweden abgeschlossen, um den Kaiser an der Unterstützung Spaniens zu hindern. Er hatte einen eigenen Bundesrath, eine Reichsdeputation in Frankfurt, die ihre Befehle vom französischen Könige empfing, u. wurde 1660 u. 1663 ausdrücklich erneuert. — Der zweite u. vorzugsweise bekannte Rh. wurde 1806 von Napoleon gestiftet. Schon 1804 hatte der kurhessische Minister v. Waiz zur Vereinigung der kleineren deutschen Staaten unter Napoleon's Protektorat gerathen; im April 1806 erbat sich der Kurfürst von Mainz, der Kurerzkanzler v. Dalberg (s. d.), den Oheim Napoleon's, Kardinal Fesch (s. d.), zum Koadjutor u. sprach den Wunsch aus, daß Kaiser Franz als „Kaiser des Orients" nur den Schutz gegen Rußland übernehme, Napoleon als „abendländischer Kaiser" das ganze übrige Deutschland unter sich vereinige. Die Verhandlungen in Paris führten unter Talleyrand's Vorsitz am 12. Juli 1806 zur Unterzeichnung der Bundesakte. Napoleon wurde Protektor desselben mit dem Rechte, den jedesmaligen Fürsten Primas zu ernennen. Der erste ward der Kurerzkanzler v. Dalberg u. erhielt das Gebiet von Frankfurt; die übrigen 15 Mitglieder waren die Könige von Bayern u. Württemberg, die Großherzöge von Baden, Berg u. Darmstadt, die Fürsten von Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg, Hohenzollern-Hechingen, Hohenzollern-Sigmaringen, Isenburg-Birstein, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Aremberg, Liechtenstein u. der Graf von der Leyen. Ein Herzog, 16 Fürsten, ein Landgraf, zwei Reichsstädte (Frankfurt u. Nürnberg), viele Reichsgrafen u. Reichsritter wurden mediatisirt, d. h. sie behielten ihre Domänen, die mittlere u. niedere Gerichtsbarkeit, die Polizei, standen aber sonst unter dem nächsten Souverän, der allein die Gesetzgebung, höchste Gerichtsbarkeit, hohe Polizei, Konskription u. Besteuerung ausübte. Der Bund dieser 16 Fürsten, welche am 1. Aug. in Regensburg ihren Austritt aus dem Verbande des Deutschen Reiches anzeigten u. dadurch Kaiser Franz zur Niederlegung der Reichskrone am 6. August bewogen, umfaßte $7\frac{1}{2}$ Millionen E. Am 25. Sept. 1806 trat auch der Bischof von Würzburg als Kurfürst, 11. Dez. 1806 der Kurfürst von Sachsen als König,

15. Dez. die fünf ernestinischen Herzöge von Sachsen, 18. April 1807 die Fürsten von Schwarzburg, Anhalt, Lippe u. Reuß, 15. Nov. 1807 der König von Westfalen, im Febr. u. März 1808 die Herzoge von Mecklenburg, endlich 14. Okt. 1808 der Herzog von Oldenburg hinzu, sodaß sich die Einwohnerzahl desselben auf 14½ Mill. erhöhte. Ein gemeinsames Bundesheer von 120,000 Mann, die Bundesfestungen von Augsburg u. Lindau sollten den Schutz der Selbständigkeit gewähren, Streitigkeiten auf den Gerichtshöfen zu Dresden u. München entschieden, innere Angelegenheiten in den beiden Kollegien, dem königlichen (in welchem auch die Großherzoge waren) u. dem fürstlichen, zu Frankfurt berathen werden; doch sind weder Gerichtstage noch Bundestage je abgehalten worden. Den ersten Schritt zur Zertrümmerung des Bundes that Napoleon selbst, indem er 1810 das Herzogthum Oldenburg wegnahm. Im März 1813 sagten sich die Mecklenburg'schen Herzoge los u. schlossen sich mit Preußen an Rußland an; ihrem Beispiele folgten Baden, Württemberg u. Bayern; die Schlacht bei Leipzig u. das Einrücken der Verbündeten in Frankreich machten dem Rh. ein Ende.

Rheinfels, Festungsruine u. Schloß auf einem über 100 m. hohen Felsen am linken Rheinufer, unmittelbar unter St. Goar, im Kreise St. Goar des Reg.-Bez. Koblenz (preuß. Rheinprovinz). Rh. wurde an Stelle des Klosters Mattenburg 1245 vom Grafen Diether III. von Katzenelnbogen erbaut. Der hier erhobene Rheinzoll veranlaßte 10 Jahre später 26 Rheinstädte, die Festung zu belagern, doch nöthigte die kräftige Vertheidigung die Städter nach 15monatlicher Vertheidigung, die Belagerung aufzuheben. Später an Hessen gekommen u. bedeutend verstärkt, widerstand es erfolgreich der Belagerung des franz. Marschalls Grafen Tallard 1692. Um so unglücklicher war die Festung im 18. Jahrh.: 1. Dez. 1758 wurde sie, damals vernachlässigt u. nur schwach besetzt, vom franz. Marquis de Castries überrumpelt u. bis 1763 in Besitz gehalten, u. am 1. Nov. 1794 verließ der kurhessische Kommandant schon beim Anblick franz. Vorposten die damals wieder bedeutend verstärkte u. gut verproviantirte Festung, die bald darauf von den Franzosen zerstört wurde. Seit 1843 gehört Rh. dem jetzigen Deutschen Kaiser Wilhelm, der das Schloß durch Schnitzler hat wieder herstellen lassen.

Rheingau heißt der gegen 2 Stunden breite, von Niederwalluff bis Rüdesheim am rechten Ufer des Rheins ziemlich 6 Stunden lang sich hinziehende Landstrich des preuß. Reg.-Bez. Wiesbaden. Die nach Süden sanft geneigten Abhänge des Taunus, die bei erstgenanntem Dorfe bis nahe an den Fluß treten, später aber einer breiteren Flußebene Raum gestatten u. erst unterhalb Rüdesheim wieder durch Vortreten an den Rhein dieselbe abschließen, umgeben amphitheatralisch in weitem Halbkreise eine fruchtbare Niederung u. bilden mit dieser zusammen den Rh. Ihre Abhänge sind mit Reben bepflanzt, welche die edelsten u. feurigsten Rheinweine liefern. Der Gau wird seiner ganzen Länge nach von der am rechten Ufer hinlaufenden Taunusbahn durchschnitten u. ist dicht mit Städtchen, Flecken u. Dörfern besetzt, nach denen die berühmtesten Weinsorten ihren Namen haben. Wir begegnen, dem Laufe des Rheins folgend, den Orten Steinheim, Eltville, dem ehemaligen Hauptort des Rh.s, von da eine Stunde landeinwärts Rauenthal, am Ufer wieder Erbach, Hattenheim, wo der Markobrunner wächst, Oestrich, Winkel, auf einer Anhöhe Schloß Johannisberg u. am Ufer noch Geisenheim u. Rüdesheim. Außer Wein liefert der Gau noch gute Obstsorten. Ackerbau, durch Weinkultur früher vollständig verdrängt, kommt neuerdings wieder in Aufnahme u. liefert gute Erträgnisse. Den Gau bewohnen über 20,000 Menschen. — Vom 11.—17. Jahrh. bildete der Rh. ein abgeschlossenes u. von der Landseite durch das sog. Gebück befestigtes Ganze. Auf einem mehr als 30 m. breiten Waldgürtel stutzte man die verschiedenen Laubbäume u. bog ihre neu ausgeschlagenen Zweige zur Erde nieder. Diese wuchsen in horizontaler Richtung weiter, verflochten sich mit den ihnen entgegenkommenden u. brachten eine undurchdringliche Wildniß hervor, durch die einen Weg zu bahnen bei Todesstrafe verboten war. Als Herzog Bernhard von Weimar 1631 den Rh. erobert hatte, hörte die Bedeutung des Gebück auf; es wurde allmählich beseitigt u. ist jetzt verschwunden.

Rheinhessen, der linksrhein. Theil des Großherzogthums Hessen, ist auf 3 Seiten, im W., N. u. O., von Nahe u. Rhein umschlossen u. grenzt südl. an Rheinbayern. Rh. ist zusammengesetzt aus einem Theile des ehemaligen Erzstiftes u. Kurfürstenthums Mainz u. des Hochstiftes Worms u. aus nichtgeistlichen Gebieten, nämlich aus einem Theile der Pfalz, der Grafschaft Leiningen, aus ehemaligen Besitzungen der Wild- u. Rheingrafen, aus Wöllstein, das zu Nassau-Saarbrücken u. Nassau-Weilburg gehörte, aus reichsritterschaftlichen Orten u. aus der Freien Reichsstadt Worms. Das Gesammtgebiet, 24,95 □M., gehört im O. noch zur oberrhein. Tiefebene, im W. ist es von Hügeln u. Vorbergen der Haardt besetzt. Die höchst fruchtbare Provinz hat vortrefflichen Getreideboden, gut gepflegte Weinberge u. guten Obstbau. Von den Flüssen ist die ganz Rh. von S. nach N. durchfließende Selz der größte, aber auch sie ist für die Schiffahrt ohne Bedeutung. Der Verkehr ist daher, soweit er sich nicht auf dem Rhein vermitteln läßt, der zur Hälfte die Grenze der Provinz bildet, auf das ausgebreitete Eisenbahnnetz verwiesen. Rh. zählte 1875: 259,164 E. (also 10,387 E. auf 1 □M.), die ungefähr zur Hälfte katholisch, zur Hälfte protestantisch sind. Die Bevölkerung treibt außer Acker-, Obst-, Tabak- u. Weinbau (bekannte Weinsorten sind Scharlachberger, Liebfrauenmilch, Niersteiner u. Laubenheimer), bedeutende Industrie (Leder- u. Kleiderfabrikation, Bernsteindrechselei), Handel u. Schiffahrt. Die Provinz wird in 5 Kreise getheilt: Mainz, Oppenheim, Alzei, Worms u. Bingen. Die Hauptstadt ist Mainz. In Rh. wird noch nach dem Code Napoléon Recht gesprochen, denn die Provinz gehörte 1801—1814 zu Frankreich. Nur zwei Städte haben nach der Zählung von 1875 mehr als 10,000 E.: Mainz (57,847) u. Worms (16,597). — Die geschichtlichen Erinnerungen von Rh. verknüpfen sich meist mit der Geschichte von Mainz u. Worms.

Rheinpfalz od. Rheinbayern ist die linksrhein. Provinz Bayerns, die östl. vom Rhein, südl. vom Reichslande Elsaß-Lothringen, westl. von der preuß. Rheinprovinz, nördl. von derselben Provinz u. von Rheinhessen begrenzt wird. Sie gehört theilweise direkt zum Gebiete des Rheines, theilweise zu denen linksrheinischer Nebenflüsse, zur Mosel u. zur Nahe. Die Provinz, die in ihrem jetzigen Umfange erst 1814 gebildet wurde, besteht aus verschiedenen altpfälzischen Besitzungen (nämlich aus einem Stücke der eigentlichen Kurpfalz, aus Theilen des Fürstenthums Veldenz u. der Grafschaft Sponheim, aus den Fürstenthümern Zweibrücken u. Lautern) u. aus neueren Erwerbungen: dem linksrhein. Theile des ehemaligen Hochstiftes Speyer, einem kleinen Theile des Hochstiftes Worms, den Grafschaften Lichtenberg, Leiningen u. Falkenstein, den Herrschaften Kirchheim u. Stauff, Landstuhl, Blieskastel u. den ehemaligen Freien Reichsstädten Speyer u. Landau. Das Gesammtgebiet (107,82 □M.) läßt sich seiner physischen Beschaffenheit nach in drei ziemlich von einander abweichende Regionen scheiden. Vom Rhein aus dehnt sich nach W. hin die gegen 3 M. breite Rheinebene aus, die Vorderpfalz, die westl. von den steilen Wänden der Haardt begrenzt ist. Im Vordergrunde bedecken fruchtbare Aecker mit dem trefflichsten Getreideboden die Ebene, die weiter nach Westen zu, am Fuße des Gebirges, immer mehr durch Rebenfelder besetzt wird; Mandel- u. Pfirsichbäume schmücken die Weingärten der Ebene, bis aber die an den Vorhöhen der Haardt gut gepflegten Weinberge, u. Alleen von Nußbäumen ziehen sich an den niederen Hügeln hinauf; die Kastanie bildet Wälder. Hinter der sanften Hügellandschaft erhebt sich ziemlich steil das breite, 3—600 m. hohe Sandsteinplateau der Haardt, die zweite Region. Sie ist wenig bewohnt, rauh u. dürr u. zum großen Theil mit Wäldern bedeckt. Nach W. fällt sie allmählich zur wellenförmigen Hügellandschaft des Westrich ab, die dritte Region. Sie ist durch die Sickinger Höhen in eine südwestl. u. eine nordwestl. Abdachung geschieden, in das Gebiet der Blies u. das der Glan u. Nahe. In den Thälern liegen Fabriken u. Eisenwerke; auf Kohlen, Quecksilber u. andere Metalle wird Bergbau getrieben. Während diese Region den ganzen Westen der Provinz ausfüllt, u. die Rheinebene von Süd nach Nord ziemlich gleichmäßig ihren östl. Theil bildet, setzt die zweite Region im Passe von Kaiserslautern ab u. weicht einem niedrigen, plateauartigen Berglande, auf dem größere Erhebungen, wie der ziemlich 600 m. hohe Donnersberg, aufgesetzt sind, u. das endlich in ein niedriges Hügelland übergeht, wie auch südl. der eigentlichen Haardt, südl. vom Thale der Queich, die Hügelbildung vorwaltet. Die Flüsse, die wegen der Nähe des Rheins im O. u. der Saar u. Nahe im W. zu keiner großen Entwicklung kommen können, fließen entweder im nahen Parallelismus, wie Lauter, Queich, Speier u. Pfrimm, östl. von der Haardt zum Rhein, od. wie die Blies mit Erbach südl. zur Saar, od. wie Glan, Lauter u. Senz nördl. zur Nahe. Da außer dem Rhein keiner der Flüsse dem Verkehre nutzbar ist, so hat sich ein vielverzweigtes engmaschiges Eisenbahnnetz in der Provinz entwickelt. Die Rh. zählte 1875: 641,567 E. (5953 E. auf 1 □M.). Von den Bewohnern sind außer 15,000 Juden u. gegen 1000 Mennoniten 56% Protestanten, die anderen Katholiken. — An Produkten stehen die des Ackerbaues, Wein- u. Tabaksbaues obenan. Von den Pfälzer u. Haardtweinen sind vorzüglich Forster, Deidesheimer, Dürkheimer u. Ruppertsberger bekannt. Tabak bildet außer Wein den hauptsächlichsten Handelsartikel. Außerdem aber werden kultivirt u. in den Handel gebracht: Obst, Hanf, Flachs, Oelgewächse, Gemüse u. Holz. Aus dem Thierreiche sind gutes Rindvieh, schöne Pferde u. Rheinfische erwähnenswerth. Das Mineralreich ist betheiligt mit Eisen, Steinkohlen, Silber, Kupfer u. Quecksilber. Die Verwaltung zeigt viele Besonderheiten. Es gilt nicht das Bayer. Landrecht, sondern der Code Napoléon. Die administrative Eintheilung ist von der gerichtlichen ganz getrennt. Die Zahl der Verwaltungsdistrikte (Landkommissariate) ist 12; sie zerfallen in 32 Kantone. Die gerichtliche Eintheilung weist 31 Friedensgerichte unter 4 Bezirksgerichten auf. Das Appellationsgericht ist in Zweibrücken

Sitz der Regierung u. des Bisthums ist Speyer; der Kassationshof der Pfalz aber ist in München. — Die Rh. ist voll von geschichtlichen Erinnerungen; mehr als 100 zerstörte Burgen sehen in malerischen Ruinen auf das heute blühende Land. Die Stammburgen der Falkensteiner, Leiningen, Dachsburg, Löwenstein, Wartenberg, der Rheingrafen, die Burgen Sickingen's, Ebernburg u. Landstuhl, liegen sämmtlich im Gebiete der heutigen Rh. Zwanzig romantische Klosterruinen schmücken die Landschaft u. viele ihrer Städte verlegen ihren Ursprung in das fabelreiche Alterthum. Keine der Städte aber hat zu einer bedeutenden in der Gegenwart sich emporgearbeitet. Rh. ist das Land der Mittel- u. Kleinstädte; nur vier hatten 1875 über 10,000 E.: Kaiserslautern 22,699, Speyer 14,318, Ludwigshafen 12,092, Neustadt 10,231 u. Pirmasens 10,139.

Geschichte. Die ursprünglich keltische Bevölkerung der Rh. verschmolz schon in der Zeit Cäsar's mit germanischen Elementen, die durch Ariovist über den Rhein geführt waren, vor Allem mit Vangionen, u. wurde romanisirt, als die Römer durch Anlegung von Kastellen u. Einrichtung der Provinz Germania prima od. superior das ganze linke Rheinufer sich zu eigen machten. Aber schon im 4. Jahrh. rangen die Kaiser vergeblich mit den vordringenden Alamannen u. erst Chlodwig, der Frankenkönig, machte sie sich 496 unterthänig. Die fränkischen Gaue, in welche nun das Land zerfiel, wurden unter den Karolingern von Grafen, seit dem Karl d. Gr. eine Reihe berühmter Königspfalzen, vor allen Ingelheim, angelegt hatte, von Pfalzgrafen regiert, unter den späteren Karolingern als ein Theil des Herzogthums Franken, das Otto d. Gr. nach dem Tode Konrad's 939 eingehen ließ. Dennoch behielt Konrad von Worms, der Schwiegersohn des Kaisers, einen Theil der herzoglichen Rechte u. vererbte sie an seinen Urenkel, der als Konrad II. die Königswürde erhielt. Worms, Speyer, Ladenburg u. Ingelheim waren seitdem mit Vorliebe Residenzen, an denen Hoffeste u. Reichstage gehalten, der Dom zu Speyer die Stätte, in welcher die Kaiser beigesetzt wurden. Durch Heinrich V. kamen die rheinfränkischen Gaue, von denen freilich bedeutende Theile an die Bischöfe gefallen waren, an das verwandte Geschlecht der Hohenstaufen, u. Friedrich Barbarossa ertheilte seinem Bruder Konrad 1155 nicht nur diese, sondern auch die Würde eines königlichen Richters u. Verwalters der Regalien unter dem Titel eines Pfalzgrafen, ja sogar die Vogtei über die Erzbisthümer Trier u. Mainz. Durch Konrad's Tod gelangte die Rh. 1195 an seinen Schwiegersohn, den Welfen Heinrich von Braunschweig, der sich als Erbe Heinrich's des Löwen zugleich Herzog von Braunschweig od. von Sachsen nannte u. die Pfalzgrafschaft bei Rhein schon 1211 an seinen gleichnamigen Sohn Heinrich abtrat. Nach dessen frühem Tode 1214 belehnte Kaiser Friedrich II. mit der Rh. Ludwig von Bayern aus dem den Hohenstaufen treuergebenen Hause Wittelsbach, welches seitdem mit kurzen Unterbrechungen in dem Besitze derselben geblieben ist. Ludwig's Sohn Otto der Erlauchte (1228—53), welcher 1231 von dem Vater auch das Herzogthum Bayern erbte, u. sein Nachfolger Ludwig II., der Strenge (1253—94), der aus dem Erbe seines Schützlings Konradin die Oberpfalz gründete, waren die mächtigsten Fürsten Deutschlands u. standen der Eine den Hohenstaufen, der Andere dem Könige Rudolf von Habsburg schützend zur Seite od. übten in deren Abwesenheit das Reichsvikariat, selbst über der Fürsten Person. Ueberdies erschien schon bei der Wahl des ersten Hohenstaufen die Stimme des Pfalzgrafen, der den Stamm der Franken vertrat, als die wichtigste; seit 1214 ist an seiner Kurwürde kein Zweifel, u. bei festlichen Gelegenheiten erscheint er auch als Erbtruchseß. Dennoch ging die ganze Macht des Pfalzgrafenhauses verloren, als Rudolf I. (1294—1319) sich mit Friedrich dem Schönen gegen seinen eigenen Bruder, den Kaiser Ludwig von Bayern, verband. Geächtet u. vertrieben, starb er in der Verbannung, u. erst im Vertrage zu Pavia erhielten seine Söhne Rudolf II. († 1353), Ruprecht I. († 1390), der Gründer der Universität Heidelberg, u. sein Enkel Ruprecht II. († 1398) den größten Theil der Rh. u. sodann nacheinander die Kurfürstenwürde wieder. Der Sohn des Letzteren, der deutsche König Ruprecht (1398—1410), vererbte die Kurwürde u. die Rh. an seinen ältesten Sohn Ludwig III. (1410—36), gab aber Neumarkt an seinen zweiten Sohn Johann, Simmern u. Zweibrücken an den dritten, Stephan, Mosbach an den vierten, Otto. Trotzdem erweiterte schon Friedrich der Siegreiche (1451—76), der den praktischen Sinn eines guten Haushalters mit militärischem Geschick verband, während der machtlosen Regierungszeit Kaiser Friedrich's III. sein Gebiet am Mittel-, Nieder- u. Oberrhein, Neckar, an der Lauter, Nahe u. Ill um etwa 80 nicht unbedeutende Ortschaften u. reformirte 1452 die Universität Heidelberg, welche unter seinem Neffen, Philipp dem Aufrichtigen (1476—1508), durch Dalberg, Agricola, Plieningen, Wimpfeling, Reuchlin, Celtes u. die von dem Letzteren gestiftete Rheinische Gesellschaft ihren Glanz über ganz Deutschland verbreitete. Weitere Erwerbungen machte Ludwig V. (1508—44) gegen Sickingen 1523 u. die Bauern 1525 bekämpfte, doch verfiel die Universität Heidelberg, seitdem sie dem Lutherthum feindselig entgegentrat, u. erholte sich auch nicht, als Friedrich II. (1544—56) 1546 Protestant wurde. Erst Otto Heinrich (1556—59), der die Reformation im ganzen Lande u. auf der Universität einführte, gab ihr die ehemalige Bedeutung wieder. Da mit seinem Tode die älteste Linie erlosch, so erhielt die Kurwürde Friedrich III. (1559—76) von Pfalz-Simmern, welcher 1560 selbst zur Calvinischen Lehre überging u. durch Einführung einer neuen Liturgie u. des Heidelberger Katechismus 1563 die Kirche des Landes in seinem Sinne umgestaltete. Zwar kehrte sein Sohn Ludwig VI. (1576—83) zum Lutherthum zurück u. erkannte die Konkordienformel an, aber schon sein Bruder Johann Kasimir, der als Söldnerführer für die Hugenotten u. die Niederländer gekämpft hatte u. bis zu seinem Tode (1592) für den minderjährigen Friedrich IV. (1592—1610) die Regierung führte, stellte den Calvinismus wieder her u. schickte 1587 ein Heer gegen die katholische Ligue in Frankreich, das freilich von Heinrich Guise geschlagen wurde. In demselben Sinne trat der junge Kurfürst Friedrich schon 1594 zu Heilbronn mit anderen protestantischen Fürsten Deutschlands zusammen, um den katholisirenden Bestrebungen des Hauses Habsburg zu wehren, gründete als ein Asyl für niederland. Protestanten an der Mündung des Neckar die Stadt Mannheim u. 1606 zu ihrem Schutze die Feste Friedrichsburg u. schloß 1608, als Maximilian von Bayern sich der protestantischen Reichsstadt Donauwörth bemächtigt hatte, die protestantische Union (s. d.) im Kloster Ahausen. Sein 14jähr. Sohn Friedrich V. (s. d.), der bis 1614 unter der Vormundschaft des Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken stand, schloß Bündnisse mit England, Holland, Frankreich, Dänemark u. Schweden ab u. ergriff 1619 im Vertrauen auf die Union u. auf seinen Schwiegervater, den König Jakob I. von England, u. gedrängt von seiner Gemahlin Elisabeth, die böhmische Königskrone, welche 8. Nov. 1620 in der Schlacht am Weißen Berge verloren ging, ward geächtet, seiner Länder beraubt u. starb in Mainz 29. Nov. 1632. Die Pfalz, deren Kurwürde 1623 an Maximilian von Bayern (s. d.) überging, wurde von Tilly (s. d.) in eine Wüste verwandelt (s. „Dreißigjähr. Krieg"). Vergeblich unterhandelte Karl I. von England für Friedrich's Sohn Karl Ludwig mit Gustav Adolf, mit Oxenstierna u. mit Frankreich. Erst der Abschluß des Westfälischen Friedens 1648 gab an Karl Ludwig die achte Kurwürde u. die Rh., deren Städte u. Dörfer in Trümmern lagen, deren Bevölkerung auf den 50. Theil reduzirt u. überdies durch Krieg, Raub, Anarchie u. Konfessionswechsel verwildert war. Dennoch gelang es dem wohlmeinenden u. talentvollen Fürsten, ein Wiederhersteller der Schule u. Kirche nicht nur, sondern auch des äußeren Wohlstandes zu werden. Dafür brachte der gewaltthätige Raubzug Ludwig's XIV. gegen Holland (1672—79) auch der Rh. mehrfachen Schaden, da der Kurfürst sich Anfangs auf Verhandlungen mit jenem eingelassen u. dann doch für neutral erklärt hatte. Gleich nach dem Frieden zu Nymwegen trat der franz. König mit unerhörten Geldforderungen als „Entschädigungen" u. „Kontributionen" auf, dann (1680) begannen die Reunionskammern (s. d.) ihre Thätigkeit, u. in kurzer Zeit wurden Zweibrücken, Germersheim, Billigheim, Selz, Hagenbach, Falkenburg u. Oggersheim von franz. Truppen besetzt. Die Klagen u. Beschwerden des Kurfürsten über so empörenden Raub verhallten eben so nutzlos in Regensburg wie in Versailles. Als er 1680 in Mannheim, das er zur Residenz gemacht hatte, verstarb, hinterließ er zwar aus der zweiten Ehe mit Louise von Degenfeld vier sog. Raugrafen (s. d.), aber aus der ersten, allein standesgemäßen, mit Charlotte von Hessen, die 1658 geschieden wurde, nur eine Tochter, Elisabeth Charlotte, die Gemahlin des Herzogs von Orléans, u. einen Sohn, den melancholischen Karl II., mit welchem 1685 die Linie Simmern ausstarb. Die Thronbesteigung des Hauses Neuburg, welches von Stephan's von Simmern (s. oben) drittem Sohne, Ludwig dem Schwarzen, herstammte, brachte ein doppeltes Leiden über die Pfalz. Philipp Wilhelm (1685—90), der Sohn jenes Wolfgang von Neuburg, der zuerst katholisch wurde u. aus der Cleve'schen Erbschaft 1614 das reiche Jülich u. Berg in Besitz nahm, erklärte zwar, daß die drei christlichen Konfessionen ohne Streit neben einander geduldet werden sollten, nahm aber doch eine Kirche nach der anderen für den katholischen Gottesdienst in Anspruch u. zog sich 1689 in sein Erbland zurück, als Ludwig XIV. trotz des ausdrücklichen Verzichtes auf jegliche Erbschaft, den Elisabeth Charlotte bei ihrer Verheirathung mit seinem Bruder Philipp von Orléans unterzeichnet hatte, gegen ihren Willen, aber doch in ihrem Namen, den Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688—97) begann. Nicht durch Siege, sondern durch Plünderung, Mord, Brand u. Zerstörung bezeichneten die franz. Truppen unter Duras u. Melac ihren Weg nach der Angabe Louvois'. Nicht Weiber, Kinder, Greise wurden verschont, selbst die Grabstätten in den Kirchen zerstört. Viele Städte, wie Mannheim, verschwanden vollkommen, die übrigen lagen in Trümmern, Heidelberg wurde zweimal zerstört (1689 u. 1693). Der neue Kurfürst Johann Wilhelm (1690

bis 1716) fand keine Wohnung u. kehrte nach Düsseldorf zurück. Als endlich durch den Frieden von Ryswick 1697 der franz. Barbarei ein Ende gemacht war, benutzte der von Jesuiten geleitete Kurfürst eine Klausel des Friedens, daß in allen Ortschaften, in denen während des Krieges der katholische Kultus geherrscht hatte (man zählte 1922 auf), derselbe herrschend bleiben solle, um dem pfälzischen Protestantismus den Todesstoß zu versetzen. Tausende wanderten aus, um die Freiheit ihres Gewissens zu retten. Durch die Einwirkung Preußens kam es endlich 1705 zu einem Vergleich in der sog. Religionsdeklaration, die wenigstens auf dem Papiere völlige Religionsfreiheit zusagte. Nur wenig geschah, um die verarmten Lande wieder zum Wohlstande zu erheben. Der Kurfürst, ein Freund von Luxus, Bauten u. Gemälden, sammelte in Düsseldorf eine vortreffliche Galerie von Gemälden, in Mannheim allerlei interessante Raritäten, die alle im Laufe der Zeit nach München gelangt sind. Karl Philipp (1716–42), der Bruder des Vorigen, erregte durch Begünstigung der jesuitischen Reaktion beständige Kirchenhändel u. ließ sein Land im Polnischen Erbfolgekriege (1733 bis 1735) von seiner Freundschaft für Frankreich leiden. Da er keinen Sohn hinterließ, so folgte ihm in der Kurpfalz u. in Jülich Karl Theodor von Sulzbach (1742–99), welcher von August, einem Bruder des Pfalzgrafen Wolfgang von Neuburg, stammte. Er war dem Luxus ergeben u. jedem höheren sittlichen Streben abhold; in der Zeit der Schlesischen Kriege wußte er sich nicht nur möglichst neutral zu verhalten, sondern auch noch franz. „Subsidien" zu beziehen. Sein Hof blieb der Zufluchtsort für fremde Schmarotzer u. wurde es noch mehr, als der Tod Maximilian Joseph's ihm auch in den Besitz von Bayern brachte, mit dessen Geschichte seitdem die der Rh. verschmilzt. — Vgl. L. Häußer, „Geschichte der rheinischen Pfalz" (2 Bde., Heidelb. 1845).

Rheinprovinz, die westlichste Provinz der preuß. Monarchie, ist nördl. begrenzt durch die Niederlande, östl. durch die Provinzen Westfalen u. Hessen-Nassau u. durch Rheinhessen, südl. durch Rheinbayern u. Elsaß-Lothringen, westl. durch Luxemburg, Belgien u. die Niederlande. Sie gehört großentheils zum Gebiete des Rhein, nur ein kleiner Strich im Westen ist im Gebiete der Maas gelegen. Die Rh. ist großentheils eine neue Erwerbung. Außer Cleve, Obergeldern u. Mörs, die seit über 200 Jahren preuß. Besitzungen sind, ist alles Uebrige durch den Wiener Kongreß Preußen zugewiesen worden. Es waren das vorzugsweise Theile der Kurfürstenthümer Köln u. Trier u. die drei Herzogthümer der Jülich-Cleve'schen Erbschaft; außerdem aber noch die ehemaligen Reichsstädte Aachen, Köln, Wetzlar &c. nebst einer großen Anzahl von Grafschaften. Das Gesammtgebiet (489,8921 □M.) ist in seiner Längenausdehnung von S. nach N. gerichtet u. über 40 M. lang; die größte Breite beträgt kaum 20 M., im äußersten Süden u. Norden kaum 10 M. Die Rh. ist kein geographisches Ganze; rechts u. links des Rhein trägt sie den Charakter derjenigen Länder u. Provinzen, an die sie grenzt, u. die gewissermaßen den ihnen zugehörigen Landschaftscharakter hineintragen u. ihr die letzte Nutznießung davon lassen. Es trifft das vor Allem die rechtsrhein. Gebiete. Der Westerwald, vorwiegend in der Provinz Hessen-Nassau gelegen, schickt seine von Basalten u. Trachyten durchbrochenen, kahlen u. baumlosen Flächen, die den Charakter des Rauhen u. Unwirthlichen tragen, bis in die Rh. hinein. Das westfälische Sauerland u. Ebbegebirge schweift mit den letzten Ausläufern bis in die Rh., u. die anderen Gebirgspartien, die nicht gerade als Fortsetzung westfälischer Gebirge bezeichnet werden können, gehören doch wie sie dem Rhein.-westfal. Schiefergebirge an, durch welchen gemeinschaftlichen Namen der Zusammenhang zwischen beiden genugsam angedeutet ist. Nur das kleine, durchaus vulkanische Siebengebirge (s. d.) ist der Rh. eigenthümlich. Auf der linken Seite des Rheinstromes finden wir zwischen Mosel, Nahe u. Rhein den Hunsrück, der mit Ausnahme des oldenb. Antheils zwar ganz der Rh. angehört, aber in seinen sanften Bergen u. gut bewaldeten Höhen an den westl. Theil der angrenzenden Rheinpfalz u. Rheinhessens erinnert, wenn auch seine Berge höher sind u. bis über 600 m. ansteigen. Jenseit der Mosel aber beginnt eine Terrainbildung, die der Rh. voll u. ganz angehört; es sind das die theils bewaldeten, theils mit großen Felsstücken, Lavablöcken u. zerklüftetem Gestein besetzten Kuppen von mäßiger Höhe, die den ausgezeichnetsten vulkanischen Typus zeigen u. das Gebiet der Eifel (s. d.) ausmachen. Das traurigste Gebiet der ganzen Provinz ist die westl. u. nordwestl. davon liegende Schnee-Eifel u. Hohe Veen. Die erstere bildet einen kalten, steinigen Landstrich mit spärlichem Ackerbau u. geringer Viehzucht, bewohnt von einem ärmlichen Volke in unansehnlichen, unfreundlichen Dörfern, in 400–600 m. Seehöhe, wo nur Hafer u. Kartoffeln zu gedeihen vermögen. Die letztere ist eine hohe, waldlose, öde Hochfläche von über 500 m. Höhe. Das unwegsame Revier, im Sommer nebelig, im Winter tief im Schnee begraben, mit Heidekraut od. Torflagern überzogen, setzt dem Ackerbau fast unüberwindliche Hindernisse entgegen. Dieses Gebiet, großentheils zwischen Eupen u. Malmedy gelegen, zieht sich längs der belg. Grenze hin u. gehört ebenso Belgien wie der Rh. an. Die Exklave Wetzlar (ungefähr 9 □M.) liegt, vom Großherzogthum Hessen u. der preuß. Provinz Hessen-Nassau umgeben, in hügeliger Gegend an der Lahn. Das ganze Gebiet der Provinz trägt demnach den Charakter der Tiefebene od. den der Mittelgebirgslandschaft. Die mittlere Höhe mag gegen 400 m. betragen; über 900 m. steigt kein Gipfel empor. Infolge dessen ist seine Temperatur durchaus gemäßigt. Der Hauptstrom der Provinz ist der Rhein. Nordnordwestl. gerichtet durchfließt er dieselbe, die Krümmungen mitgerechnet, in einer Länge von 43 M. u. theilt sie in einen größeren westl. u. kleineren östl. Theil. Sein größter Nebenfluß innerhalb der Provinz ist die Mosel (s. d.). Sie, wie der bedeutendste unter den ihr zuströmenden Flüssen, die Saar (s. d.), bildet eine vielbenutzte Wasserader. Die durch das romantische Ahrthal fließende u. bei Sinzig in den Rhein mündende Ahr läßt keine Schiffahrt zu, wohl aber die nördl. davon bei Neuß in den Rhein fließende u. im Unterlaufe kanalisirte Erft. Da die Wasserscheide zwischen Rhein u. Maas durch die Provinz hindurchgeht, so finden wir noch im westlichsten Theile derselben zwei nicht unbedeutende Maaszuflüsse, die Roer u. die Niers. Von den rechtsrhein. Zuflüssen sind die in westl. Richtung laufende u. Bonn schräg gegenüber mündende Sieg u. die nördl. davon fließende u. einen großen Bogen nach Norden beschreibende Wupper für die Schiffahrt ohne Bedeutung. Dagegen finden die beiden nördlichsten Zuflüsse, Ruhr u. Lippe, soweit sie die Rh. durchfließen, gute Verwendung. Die Schiffahrt der Lippe ist nicht unbedeutend. Von den Kanälen ist bes. der Spoygraben zwischen Cleve u. Rhein zu erwähnen. Ueber den Duisburger Kanal s. „Rhein". — Zu den Wasserstraßen tritt ein ausgebreitetes Eisenbahnnetz: schon 1871 betrug die Gesammtlänge der Schienenstränge 1669,5 Km. — Die Provinz zerfällt in 5 Regierungsbezirke.

Koblenz	mit	112,5[illegible]	□M.	u.	571,559	E. (1875),
Düsseldorf	„	99,[illegible]	„	„	1,460,576	„
Köln	„	72,1[illegible]	„	„	654,667	„
Trier	„	130,4[illegible]	„	„	615,111	„
Aachen	„	75,4[illegible]	„	„	502,544	„

Die Gesammtzahl der Einw. beträgt demnach 3,804,257. Von diesen gehören über 2½ Mill. dem rhein.-fränk. Stamme an, gegen ¾ Mill. sind sächs. Westfalen, gegen 300,000 Flamänder u. etwa 30,000 Wallonen. Dem Bekenntniß nach sind einige 70 % Katholiken, über 1 % od. gegen 40,000 Juden, gegen 1000 Mennoniten u. einige 29 % Protestanten. Die kathol. Kirche hat in Köln ein Erzbisthum, in Trier ein Bisthum.

Die Provinz hat eine Universität, Bonn, ein Polytechnikum in Aachen, eine Kunstakademie in Düsseldorf, 4 Gewerbeschulen, 2 Webeschulen in Mühlheim a. Rh. u. in Krefeld, eine Webe- u. Musterzeichenschule in Elberfeld, 25 Gymnasien, die im Sommer 1875 von 3615 Katholiken, 2273 Protestanten u. 216 Juden besucht waren, 12 Realschulen erster Ordnung mit einer Frequenz von 1317 Katholiken, 2018 Protestanten u. 306 Juden, 14 Progymnasien, 2 Realschulen zweiter Ordnung u. 13 höhere Bürgerschulen. Von der Thätigkeit der Bewohner sei zunächst die erwähnt, die auf Benutzung des Grund u. Bodens gerichtet ist u. als Ackerbau u. Viehzucht u. als Bergbau unterschieden werden kann. Außer gegen 14 % unkultivirbarem Lande im Westerwalde u. anstoßenden Gebirgspartien, auf der Hohen Veen, in der Schnee- u. vulkanischen Eifel u. außer 31 % Wald, in dem man bes. auf Gewinnung von Eichenrinde zum Gerben sein Augenmerk richtet, ist der Boden in Kultur genommen. Doch ist der Ackerbau ohne wesentlichen Fortschritt; nur die Weizenkultur wird rationeller betrieben. Den besten Getreidebau haben die Niederungen von Köln bis Düsseldorf; der Reg.-Bez. Aachen muß auf Weizen meist Verzicht leisten; die Eifel baut nur Hafer. Mais benutzt man nur als Futterkraut. Raps, Tabak, Karden u. Runkelrüben gewinnt man in den verschiedensten Gegenden. Die romantischen Partien des Rheinthales von der Grenze abwärts bis Bonn, viele seiner Seitenthäler u. das Moselthal erzeugen bes. Wein. Obst baut man überall da, wo die rauhe Lage es nicht verbietet. — Für die Viehzucht ist von besonderer Bedeutung die Gegend von Düsseldorf abwärts, die schon einen holländ. Charakter annimmt. Pferde hatte die Provinz 1873: 134,256. — Der Bergbaubetrieb erstreckt sich vorzugsweise auf die Gewinnung von Steinkohle. Das reiche Saarbrücker Bassin, das allein gegen 14 Mill. Ctnr. jährlich per Bahn u. per Schiff verladen hat, gehört zur Provinz; außerdem aber noch die reichen Lager an der Ruhr um Essen, das Kohlenrevier von Eschweiler östl. von Aachen, das von Münstereifel im Kreise Rheinbach u. das bei Kirn an der Nahe im Kreise Kreuznach. Braunkohlen sind bekannt im Kreise Düren; Eisenerze im Kreise Altenkirchen u. im Kreise Daun; Blei in den Kreisen Schleiden, Aldenau u. Berncastel; in letzteren beiden auch Kupfer. Außerdem hat die Provinz noch Zink, Kobalt &c., ferner berühmte Mühlsteine, Bausteine aller Art, Kalk, Gips, Pfeifen- u. Töpferthon, Dachschiefer, Basalt u. Lavaplatten.

Mineralquellen zählt es über 30, darunter kalte u. warme Schwefelquellen in Aachen u. Burtscheid, Soolquellen in Kreuznach u. mehrere Sauerbrunnen. Die hauptsächlichste Thätigkeit des Rheinländers ist der Industrie zugewendet. Schon die Bevölkerungsdichtigkeit, die auf 1 □M. 7760 übersteigt u. im Reg.-Bez. Düsseldorf die Zahl 14,707 beträgt, weist auf die industrielle Bedeutung der Rh. hin. Die Industrie ist die mannichfaltigste u. stärkste in der ganzen Monarchie. So hat sie 1/3 aller Maschinenanstalten Preußens, fertigt 1/[illegible] aller Eisen- u. Stahlwaaren vorwaltend in den Kreisen Essen, Solingen u. Lennep, die Hälfte der Näh-, Stick- u. Stricknadeln in Aachen u. Burtscheid, hat nächst Westfalen die meisten Messingwerke, bes. in Stolberg, [illegible] der Blei- u. Zinkwerke, 1/[illegible] der Porzellan- u. Steingutfabriken, Thongeschirr in Vallendar bei Koblenz, 1/[illegible] der chemischen Fabriken, 2/[illegible] der Pottaschesiedereien, viele Alaunsiedereien, Vitriolwerke, Salmiakhütten, eine Glashütte in Stolberg, [illegible]/4 aller Seidenfärbereien, 1/4 aller übrigen Färbereien, 1/3 der Lederwaaren (Malmedy), nächst Westfalen die meisten Papierfabriken, bes. im Kreise Mühlheim, die Hälfte der Zuckersiedereien in Köln, Düsseldorf, Duisburg, Krefeld, Aachen, die meisten Seifensiedereien in Köln, Bonn, Duisburg, Krefeld, die meisten Oel- u. Essigfabriken, 1/3 aller Brauereien, 1/3 der Pulver- u. Schrotfabriken. Fast noch bedeutender aber ist die Provinz für die Weberei, Spinnerei u. dgl. Die Rh. fertigt das meiste u. beste Tuch in Aachen, Eupen, Burtscheid, Malmedy, Stolberg, Lennep u. Umgegend, hat 1/[illegible] aller Spindeln zu Kammgarn, mehr als die Hälfte der feinen Spindeln zu Baumwolle, fertigt 1/[illegible] aller Baumwollenwaaren in Elberfeld u. Barmen, 3/4 aller Seiden- u. Sammetstoffe in Düsseldorf, Elberfeld, Köln u. Krefeld, feine Leinwand im Kreise Gladbach u. Grevenbroich, Spitzen, die den Brüsselern gleichkommen, in Köln, Elberfeld u. Barmen, hat die Hälfte aller Strumpfwirkerstühle, fast alle Bandwebestühle, fast die Hälfte aller Zwirn- u. Arbeitsgarnfabriken, fertigt den dritten Theil der Posamentirerwaaren ꝛc.

Die fünf Regierungsbezirke zerfallen in 60 Kreise, für die das Oberpräsidium in Koblenz ist. Die obersten Gerichtsbehörden für den linksrhein. Theil, in welchem der Code Napoléon gilt, sind der Appellationshof in Köln u. das Obertribunal zu Berlin; für den südl. rechtsrhein. Theil gilt das Gemeine deutsche Recht mit dem Justizsenat zu Koblenz an der Spitze; im nordöstl. linksrhein. Theil des Reg.-Bez. Düsseldorf gilt das Preuß. Landrecht. — Von den ziemlich 140 Städten der Provinz hatten 1875 über 10,000 E.: Köln (135,371), Barmen (86,504), Düsseldorf (80,695), Elberfeld (80,589), Aachen (79,606), Krefeld (62,905), Essen (54,790), Duisburg (37,371), Trier (32,972), München-Gladbach (31,962), Koblenz (29,290), Bonn (28,114), Remscheid (26,120), Viersen (19,687), Wesel (19,096), Mühlheim a. Rh. (17,350), Rheydt (15,857), Neuß (15,567), Eschweiler (15,540), Oberhausen (15,465), Mühlheim a. d. R. (15,286), Solingen (15,146), Eupen (14,895), Düren (14,542), Deutz (14,513), Kreuznach (13,787), Malstadt-Burbach (12,435), Ehrenfeld (11,534), Dorp (11,409), St. Johann (10,940), Stolberg (10,256) u. Merscheid (10,016). Von den Dörfern haben über 10,000 E.: Altendorf b. Essen (21,696), Altenessen b. Essen (12,659), Meiderich (11,879), Oberneunkirchen (11,167), Hardenberg (11,042), Dudweiler (10,030).

Rheinsberg, Stadt u. Schloß im Kreise Ruppin, Reg.-Bez. Potsdam, preuß. Provinz Brandenburg, beim Austritt des Rhin aus dem Rheinsberger See u. am Südabhange der baltischen Seenplatte gelegen. Rh., welches erst in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts Stadtgerechtigkeit erhalten hat u. jetzt etwa 3000 E. zählt, hat eine berühmte Fayence- u. Steingutfabrikation u. eine Glashütte. Den Marktplatz ziert ein Obelisk. — Das Schloß, das ursprünglich der Familie v. Bredow gehörte, später an das Haus Reville kam, wurde 1734 von König Friedrich Wilhelm I. gekauft u. seinem Sohne, dem nachmaligen Friedrich II., zur Residenz übergeben. Die Verschönerung von Schloß u. Gärten ist bes. auf des Letzteren Veranlassung geschehen. Das Schloß ist noch im Besitze der königl. Familie.

Rheinstein, Burg am linken Ufer des Rheins, im Kreise Kreuznach, Reg.-Bez. Koblenz der preuß. Rheinprovinz, 1 Stunde unterhalb Bingen, Aßmannshausen schräg gegenüber; liegt auf einem über 70 m. über dem Rheine vorspringenden Felsen. Die Burg, ursprünglich Faitzberg, Vauts- od. Voigtsberg, Castrum Vogtsberg genannt, kommt urkundlich schon im J. 1279 vor. Gegen Mitte des 14. Jahrh. hauste hier Kuno v. Falkenstein. In der späteren Zeit verschwindet sie in der Geschichte. Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts erwarb sie Prinz Friedrich von Preußen u. ließ sie 1825—29 mit möglichster Benutzung der Ruine nach einem neuen Plane wieder aufbauen. Sein Grab ist in der Burgkapelle. Rh. beherbergt eine Sammlung alter Waffen, Kunstwerke u. Glasmalereien.

Rheinweine, die an den Weingeländen des Rheins, speziell in dem zu Rheinhessen u. Preußen gehörigen Rheingau, zwischen Worms u. Koblenz wachsenden Weine, welche in den edelsten Sorten Artikel des Welthandels geworden sind. Die verbreitetsten besten Traubensorten entstammen der Rieslingrebe (s. d.), mit welcher einige 50 % des hierher gehörigen Weinbau-Areals bebaut sind, dann folgen die Kleinberger- (17 %), die Oesterreicher- (10 %), die Traminerrebe (2 %), welchen die besten Weißweine, der Johannisberger, Steinberger, Rauenthaler, Gräfenberger, Rüdesheimer, Markobrunner, Hochheimer, Liebfrauenmilch u. Scharlachberger, sowie die gleichfalls beliebten Weine von Geisenheim, Hattenheim, Winkel, Vollrathsberg, Nierstein, Oppenheim, Kostheim ꝛc. entstammen. Die beliebten Rothweine von Aßmannshausen u. Ingelheim werden von der Klebroth- u. Frühburgunderrebe auf 5 % des Weinbau-Areals gewonnen. Die Güte der Rh. hängt von der Abdachung des Weinberggeländes, dem Boden u. der Rebsorte einerseits, andrerseits von der Witterung, der Zeit der Lese u. der Kellerbehandlung vorzugsweise ab. Die „guten Jahrgänge" der Rh. zeichnen sich durch Vollgeschmack, Schmalz, Bouquet, Glanz, Schwere u. eigenthümlichen Säuregeschmack aus, entwickeln u. verbessern sich auf dem Lager, nehmen an Feuer u. Aroma, wenn auch nicht an Wohlgeschmack zu, werden haltbarer u. daher für den Versandt nach fernen Ländern bes. geeignet. Besonders berühmte Jahrgänge sind 1748, 60, 62, 66, 76, 79, 80, 81, 83, 1811, 18, 19, 22, 27, 34, 42, 46, 57, 58, 60, 65, 68, 74. Für das Lager bestimmte Rh. werden wiederholt in den ersten Jahren abgestochen, um die zu Boden sich setzende Hefe allmählich u. vollständig zu entfernen; erst dadurch werden die Rh. zum Export u. zur Flaschenfüllung reif.

Rheuse, s. „Königsstuhl".

Rheostat ist ein bei Arbeiten mit elektrischen Strömen gebrauchter, von Wheatstone (s. d.) konstruirter Apparat, um diese Ströme durch Einschaltung eines entsprechenden Drahtwiderstandes immer auf gleicher konstanter Stärke zu halten. Der Rh. besteht aus einem dünnen Neusilberdraht, der auf eine Holzwalze gewickelt ist. Soll er um ein bestimmtes Stück abgekürzt werden u. den Leitungswiderstand verringern, so wird ein entsprechender Theil desselben auf eine daneben befindliche Messingwalze aufgewickelt, so daß der Strom dann durch die Messingwalze ohne Widerstand weitergeht u. nur der auf der Holzwalze verbleibende Theil als Widerstand wirkt.

Rhetor u. Rhetorik, s. „Redekunst".

Rheum, lat. Name für Rhabarber (s. d.).

Rheuma, Rheumatismus (griech., s. v. w. Fluß), der Name für eine Anzahl von Krankheiten, welche vorzugsweise infolge von Erkältung entstehen u. bald sich nur in lebhaften Schmerzen, bald in Entzündungen äußern. Letztere haben ihren Sitz in den Gelenken u. dem dieselben umgebenden Bindegewebe; man spricht daher von Gelenkrheumatismus u. unterscheidet einen akuten u. einen chronischen. Der erstere ist eine fieberhafte Krankheit, welche meist durch plötzliche Durchkühlung, das Schlafen in feuchtkalten Zimmern od. an naßkalter Wand entsteht u. bes. im Frühjahr u. Herbst vorkommt. Sie beginnt gewöhnlich mit Schmerzhaftigkeit u. Schwellung eines od. mehrerer Gelenke, infolge dessen der Kranke nicht die geringsten Bewegungen derselben ohne heftige Schmerzen auszuführen vermag. Gleichzeitig, bisweilen schon ein paar Tage vorher, entwickelt sich ein oft ziemlich hohes Fieber, die Haut ist zu starken Schweißen geneigt, der Urin zeigt eine hochrothe Farbe u. setzt einen starken, ziegelmehlartigen, aus harnsauren Salzen bestehenden Bodensatz ab. Nach ein paar Tagen verlassen Schmerzen u. Geschwulst die bisher befallenen Gelenke, um auf andere überzugehen. So können schließlich alle Gelenke nach einander, mitunter auch gleichzeitig, befallen werden u. die Krankheit kann sich ohne die geeignete Behandlung wochenlang hinziehen. Nach einmal überstandenem Gelenkrheumatismus bleibt die Disposition zu späteren rheumatischen Erkrankungen zurück. Nicht selten gesellen sich zu den Gelenkleiden Herzerkrankungen, welche die Krankheit sehr erschweren u. in den meisten Fällen zur Entwicklung bleibender Herzfehler führen. Was die Behandlung des akuten Gelenkrheumatismus betrifft, so ist in der neuesten Zeit in der Salicylsäure ein Mittel gefunden worden, welches in der größten Zahl der Fälle sowol die Gelenkaffektion als das Fieber in 1—2 Tagen zu beseitigen vermag. Der chronische Gelenkrheumatismus verläuft ohne Fieber u. erstreckt sich auf Jahre, indem von Zeit zu Zeit Gelenkschmerzen eintreten, während das Befinden in der Zwischenzeit gut od. wenigstens leidlich ist. Gewöhnlich sind nur einzelne od. ein einziges Gelenk befallen, indem sie zugleich anschwellen u. in ihrer Beweglichkeit behindert sind. Die Behandlung besteht hauptsächlich in der Anwendung von Hautreizen; hierher gehören spirituöse Einreibungen, Jodbepinselungen, Blasenpflaster, Dampf-, Schwefel-, heiße Soolbäder u. Elektrizität. Haben die rheumatischen Schmerzen ihren Sitz in den Muskeln, so spricht man von Muskelrheumatismus. Dieser kann ebenfalls entweder akut od. chronisch verlaufen. Gewöhnlich ist nur ein Muskel od. eine Muskelgruppe befallen, der Gebrauch derselben durch Schmerzen behindert,

während in der Ruhe letztere meist gering sind. Die Behandlung ist im Ganzen dieselbe wie beim chronischen Gelenkrheumatismus.

Rheydt, Fabrikstadt im Kreise Gladbach des Reg.-Bez. Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz mit 15,857 E. (1875), die zu 3/4 evangelisch sind; liegt 1/2 M. südl. von Gladbach an der Niers u. ist Station der Bergisch-Märkischen Eisenbahn (Linie Aachen-Düsseldorf). Rh. treibt sehr bedeutende Industrie u. liefert nam. alle Sorten Seiden-, Lein-, Baumwoll- u. Lederwaaren. Zur Stadt gehören die Orte Geneiken, Heiden u. Mühlfort. 1 M. südwestl. von Rh., innerhalb des Kreises, liegt die Stadt Dahlen mit 6037 E. (1875), fast ausschließlich katholisch; außer Seiden-, Leinweberei u. Lederfabrikation wird hier besonders noch starker Flachs- u. Leinwandhandel getrieben.

Rhigas, Konstantinos, neugriech. Dichter u. Patriot, geb. 1753 zu Vellestini in Thessalien; ging nach den Donaufürstenthümern, wo er Sekretär des Fürsten Brankowan, dann des Fürsten Maurogenis, Hospodars der Walachei, wurde; faßte, von den Ideen der Franz. Revolution erregt, den Plan, sein Vaterland von der Türkenherrschaft zu befreien, stiftete die Hetärie (s. d.) u. begab sich 1796 nach Wien, von wo aus er für deren Ausdehnung thätig war u. auf seine Landsleute, bes. die Klephten, durch kriegerische Gesänge (darunter das Nationallied: „Auf, ihr Söhne der Hellenen!") einzuwirken suchte. Um für seine Zwecke eine sichere Stütze u. Hülfe zu erlangen, trat er mit Bonaparte in Verhandlungen, die ihn 1797 nach Triest führten. Hier im Auftrag der österr. Regierung, der seine Pläne verrathen worden waren, verhaftet, wurde Rh. an die Türken ausgeliefert u. 20. Mai 1798 zu Belgrad hingerichtet. Seine „Hymnen u. Oden" erschienen 1814 zu Jassy; einzelne derselben finden sich auch in Schott's u. Mebold's „Taschenbuch für Freunde des griech. Volkes" (Heidelb. 1824) u. in Ellissen's „Versuch einer Polyglotte der europ. Poesie" (Lpz. 1846). Vgl. Schott, „Ueber Rh.' Leben u. Schriften" (Heidelb. 1825) u. Perrävos, „Ueber das Leben des Rh." (Athen 1860).

Rhinoceros, s. „Nashorn".

Rhinoplastik (griech., Nasenbildung) nennt man diejenige chirurgische Operation, mittels welcher der infolge von Krankheiten zu Grunde gegangene fleischige Theil der Nase durch ein von einem andern Körpertheil genommenes u. mit diesem in Verbindung stehendes, also lebendes Hautstück wieder ersetzt wird. Bei der Operation schneidet man nach einem bestimmten Muster von einem anderen gesunden Körpertheile, vorzugsweise der Stirn od. der Wange, ein Stück Haut aus, läßt dies mit der übrigen Haut mittels einer Brücke noch in Verbindung, damit durch Zufuhr von Blut für seine Ernährung gesorgt wird, macht die Ränder der Nase durch Abtragen blutig u. näht nun an dieselben das Hautstück an, dem man auf geeignete Weise die Form der Nase zu geben sucht.

Rhizophŏra, s. „Mangrovebäume".

Rhizopoden (Wurzelfüßer) sind mikroskopische Thiere der niedersten Art, die sich mittels veränderlicher, in die Körpersubstanz gänzlich zurückziehbarer, einfacher od. verästelter Fortsätze (sog. Scheinfüße, Pseudopodien) bewegen. Eine Sonderung ihrer Körpersubstanz (Protoplasma od., wie es Dujardin nannte, Sarcode) in Organe od. auch nur in geformte Gewebe ist bei ihnen noch nicht vorhanden; sie heißen deshalb auch **Sarcodethiere**. Nur bei wenigen verdichtet sich diese Substanz oberflächlich stellenweise zu einer Rindenschicht (Ektosark), in welcher oft feine Pigmentkörnchen eingestreut sind, die dem Thiere eine Färbung geben. Von den Rh. sind einige nackt (Amöben), andere bilden Gehäuse von regelmäßiger, symmetrischer od. spiraliger Form u. ein- od. mehrkammerigem Bau, meist aus kohlensaurem Kalk, seltener hornig, häutig, kieselig, bisweilen auch aus verkitteten Sandkörnchen zusammengesetzt. Die meisten sind zum Durchtritt der Scheinfüße mit feinen Löchelchen durchbohrt (deshalb heißen sie auch **Foraminiferen**). Die Ernährung der Rh., welche mit Ausnahme nur weniger, erst in neuester Zeit in Sand, Moos u. an Pflanzenwurzeln gefundener Amöben-Formen durchgängig Wasserthiere sind, erfolgt durch die Körperoberfläche, bezüglich durch die Scheinfüße. Von denselben werden mikroskopische Algen u. dergl. Thierchen erfaßt, letztere sichtlich gelähmt u. umschlossen. Die Fortpflanzung ist nicht vollständig bekannt; bei den nackten Formen kommt Theilung, bei einigen Konjugation, d. i. Verschmelzen zweier Individuen, vor, auch will man Eier gefunden haben. Man kennt etwa 900 lebende Arten in süßen Wässern u. Meeren aller Zonen. Oft sind die Rh. in so zahllosen Mengen vorhanden, daß ihre Gehäuse den Boden der Bäche od. den Meeresgrund an vielen Stellen bedecken; in einer Unze Seesand von den Antillen fand d'Orbigny deren 3,800,000. Fossile, natürlich nur durch ihre Gehäuse bekannte Arten giebt es gegen 1800, u. zwar bes. viele in der Kreide (600) u. den Tertiärschichten (1000). Gewisse als Baumaterial sehr hochgeschätzte Kalklager, in denen die Rh. in besonderer Menge auftreten, werden nach ihnen benannt. Dergleichen **Foraminiferenkalke** sind z. B. der **Miliolinenkalk** von Paris, der **Alveolinenkalk** des westl. Frankreich u. der **Nummulitenkalk** am Mittelmeer, der das Baumaterial zu den Pyramiden u. den meisten Tempeln Unterägyptens lieferte. Von Rhizopodenforschern nennen wir Ehrenberg, d'Orbigny, Dujardin, Reuß, Carpenter, Max Schultze, Claparède-Lachmann u. Häckel.

Rhodan ist ein hypothetisches Radikal, aus einem Aequivalent Cyan u. zwei Aequivalenten Schwefel bestehend, von dem man annimmt, daß es sich mit Metallen, ähnlich wie Sauerstoff, Schwefel 2c. verbinden kann. Solche Verbindungen (Rodanate), wie z. B. Rhodankalium, Rhodanquecksilber 2c., lassen sich aber eben so gut als Sulphosalze auffassen u. heißen dann Schwefelcyankalium, Schwefelcyanquecksilber 2c.

Rhode-Island (spr. Rohd-Eiländ), der kleinste u. am dichtesten bevölkerte Staat der Union, der Strich um die Narragansetbai u. die Inseln in u. vor dieser; umfaßt 61 □M. mit 217,353 E. (1870), darunter 4980 Farbige u. 154 Indianer. Der Staat wird begrenzt im O. u. N. von Massachusetts, im W. von Connecticut. Von den in der Bai gelegenen u. zum Staate gehörigen Inseln ist die größte u. schönste **Aquetneck** od. das eigentliche Rh. J. (50 □M.) mit der Stadt Newport (s. d.). Der Boden ist hügelig, hat jedoch außer dem Mount Hope in der Nähe von Bristol sowie den Hügeln von Woonsocket im N. u. Hopkins Hill im Mittelpunkte des Staates keine Erhebungen von Bedeutung. Die zahlreichen Flüsse zeichnen sich weniger durch ihre Länge als dadurch aus, daß ihr bedeutendes Gefäll eine nie versiegende Wasserkraft für jede Art technischen Betriebes darbietet. Der bedeutendste unter ihnen ist der Providence-River, welcher den aus Massachusetts herbeiströmenden u. den Hauptfluß an Länge übertreffenden Pawtuket od. Blackstone River aufnimmt u. sich in den westl. Theil der Bai, der nach ihm Providence-Bai genannt wird, ergießt. Das Klima ist mild u. gleichmäßig. Hauptgewerbe sind: Baumwollenfabrikation, Seefahrt u. Seefischerei (bes. Stockfischfang). Die Viehzucht ist wichtiger als der Ackerbau; der bedeutende Handel wird unterstützt durch viele Bahnen, unter denen die Neu-York-Providence-Boston-Linie die bedeutendste ist, u. fünf gute Häfen. Hauptstädte sind Providence (s. d.) u. Newport (s. d.). Die Regierung besteht aus der Gesetzgebenden Gewalt (General Assembly), welche einen Senat u. ein Repräsentantenhaus umfaßt; ersterem gehört der Gouverneur als Präsident, der Vicegouverneur u. ein Mitglied von jeder Stadt u. jedem Township an; letzteres zählt 72 Mitglieder. Im Kongreß zu Washington ist Rh. J. durch zwei Senatoren u. zwei Repräsentanten vertreten. — Die erste Ansiedelung wurde als Zufluchtsstätte für solche Leute, die in den anderen neuengl. Kolonien wegen ihres Glaubens in Bedrängniß kamen, 1636 von Roger Williams auf dem Gebiete der Narragansetindianer angelegt u. Providence genannt. In Newport glaubten amerik. Gelehrte in dem „runden Thurm" ein altes Gebäude noch aus der Zeit der Normannenentdeckung erkannt zu haben.

Rhodez od. Rodez (spr. Rodähß), Hauptstadt des südfranz. Dep. Aveyron, in hügeliger Gegend am Aveyron gelegen, mit 11,662 E. (1872); ist Sitz eines Bischofs, hat ein Handelsgericht, ein geistliches Seminar, ein Collége, ein Taubstummeninstitut 2c. Die unebene, schmuzige, enge Stadt mit vielen Holzhäusern besitzt eine Kathedrale mit einem 72 m. hohen Glockenthurm; ihr Hauptthurm ist eines der schönsten Bauwerke Südfrankreichs. Rh. hat Fabriken in Wolle u. Baumwolle, fertigt Hüte u. Metallwaaren u. treibt Handel mit Tuch, Vieh u. Käse, bes. Roquefortkäse, der im Departement fabrizirt wird. — Rh. hieß zur Römerzeit Segodunum u. war Hauptort der gallischen Ruteni; aus dieser Zeit stammen die Reste eines röm. Amphitheaters u. eines Aquäduktes. Im Mittelalter führte die Stadt den Namen Rutena als Hauptort des Pagus Rutenicus u. der späteren Grafschaft Rovergue, welche, bis dahin unabhängig, 1271 mit der Krone Frankreich vereinigt wurde.

Rhodiser Ritter, s. „Geistliche Ritterorden".

Rhodium, ein metallisches Element, wurde im J. 1804 von Wollaston entdeckt als ein Begleiter der Platinerze. In reinem Zustande ist es fast silberweiß, stark glänzend, schmilzt schwieriger als Platin u. ist nicht verdampfbar; beim Glühen an der Luft oxydirt es sich; in stärkerer Hitze verliert jedoch das entstandene Oxyd den Sauerstoff wieder. Das chemische Zeichen des Rh.s ist R od. Rh, sein Aequivalent = 52, sein Atomgewicht = 104, sein spezifisches Gewicht 12,1. Bis jetzt hat weder das Rh. selbst noch eine seiner Verbindungen irgend eine Verwendung gefunden, woran aber hauptsächlich nur die große Seltenheit u. der sehr hohe Preis Schuld tragen.

Rhodopegebirge, jetzt **Despoto Planina**, das höchste Gebirge des alten Thrakiens, jetzt den Vilajets Edirne (Adrianopel) u. Saloniki der Europ. Türkei gehörig. Das Rh., dessen Hauptrichtung von Südost nach Nordwest streicht, hat Berge bis zu 2300 m. aufzuweisen u.

erfüllt mit seinen Verzweigungen das ganze Gebiet zwischen Mesta (dem alten Nestos) u. Mariza (dem alten Hebrus). Seine höchste Erhebung liegt nahe der Marizaquelle, von da fällt es bis nahe ans Aegäische Meer hinab. Vor Ankunft der Türken zählte man über 1000 Mönchsklöster auf u. am Despoto.

Rhodos, türk. Insel im Mittelländischen Meer, größte u. südöstlichste der zu den europ. Besitzungen gerechneten Sporaden des Ejalets Dschesairi Bahri Sefid, unter 28° östl. Länge von Greenwich u. 36° n. Br., mit 8 Nachbarinseln das Liwa Rh. bildend, dessen Pascha auf der Insel seinen Sitz hat. Acht Meilen lang von Südsüdwest nach Nordnordost, nach der sechs Meilen entfernten Südwestspitze Kleinasiens zu sich dehnend, ist die Insel, die schon im Alterthum denselben Namen trug, 21 □M. groß, hat 34,000 E., worunter (nach zuverlässiger Schätzung) 24,000 Griechen, 7000 Türken u. 2000 Juden, welche in einer Stadt u. 42 Dörfern wohnen, u. wird in seiner ganzen Gestalt durch einen vulkanischen Bergrücken bestimmt, welcher sie durchzieht, ja ganz bedeckt.



Nr. 4619. Der Hafen von Rhodos.

Dieser hat in dem 1240 m. hohen Attairoberge seinen höchsten Gipfel, bildet zahlreiche Thäler, welche wasserreich u. fruchtbar sind, u. hindert in keiner Weise, daß die Insel unter einem ewig heiteren Himmel die üppigste Vegetation u. alle Südprodukte erzeugt. Allgemein gerühmt ist das gesunde, milde Klima; schon Plinius sagt, daß kein Tag verginge, an welchem die Sonne nicht die Insel bestrahlte. Mehrere gute, wenn auch kleine Häfen u. die überaus günstige Lage, welche einen leichten u. bequemen Verkehr nach allen Seiten öffnet, haben ihr in alter u. neuer Zeit eine Wichtigkeit als See- u. Handelsplatz gegeben. Noch immer giebt es hier Wälder, welche Schiffbauholz liefern, wenn auch gegen früher die Berge kahl u. wasserarm erscheinen. Die Hauptprodukte waren u. sind Wein, Öl, Weizen, Südfrüchte (schwarze Feigen), Kupfer u. grauer Marmor, doch ist jetzt der Anbau im Vergleich zum Mittelalter u. bes. zum Alterthum vernachlässigt; es giebt keine einzige fahrbare Straße. Häufige Erdbeben erschüttern das durchaus vulkanische Eiland, in neuester Zeit z. B. 1851, 1856 u. 1863. — Die Hauptstadt **Rh.** od. Kastro an der Nordostspitze mit meist engen, finstern Gassen hat einige Festungswerke u. zwei befestigte Häfen, 20,000 E. An vielen alten Häusern sind noch heute die Wappen der Rhodiserritter sichtbar; doch giebt es von den alten prachtvollen Bauwerken aus ihrer Zeit nur wenige Ruinen. Selbst die Reste der alten Befestigungen haben nichts Großartiges im Vergleich zu unseren Forts. Die schönsten Theile der Stadt sind jetzt das Judenviertel mit der Synagoge u. die von den Christen bewohnte Vorstadt Neomaras mit einer griech. Kirche, Villen u. Palmengärten, wo die Konsuln u. europ. Kaufleute wohnen. Die innere, die Türkenstadt, hat viele Moscheen. Die Stadt ist Sitz eines Pascha u. eines griech. Erzbischofs, hat ein Arsenal, Schiffswerfte u. Magazine für die Marine, von welcher ein Theil im Hafen liegt u. die hier eine wichtige Station hat. Ferner ist Rh. Station für die Dampferlinien, welche von Konstantinopel an der Küste Kleinasiens entlang nach Alexandrien fahren. Seit 1871 ist der Plan gefaßt, durch zwei unterseeische Kabel die Insel mit Kandia u. der Südwestspitze Kleinasiens zu verbinden. — Die Stadt Rh. ist 408 v. Chr. von dem rhod. Periodoniken Dorieus durch die Vereinigung der drei alten Städte Lindos, Jalysos u. Kameiros gegründet. Berühmte Belagerungen hatte Rh. auszuhalten durch Demetrios Poliorketes 304 v. Chr., 1480 durch Mohammed II. (Vertheidiger: der Großmeister Pierre d'Aubusson); erobert wurde die Stadt 1522 durch Suleiman II. nach heroischem Widerstande von Villiers de l'Isle Adam. In neuester Zeit ist sie außer durch die Erdbeben durch die furchtbare Pulverexplosion 1856 infolge eines Blitzstrahles schwer geschädigt worden. Schon von Homer genannt, war die Insel als dorische Kolonie bei den Griechen berühmt wegen ihrer trefflichen Staatsverfassung. Zweimal hat sie in der späteren Geschichte eine Bedeutung erhalten, die weit über ihre Größe hinausgeht. In der Zeit nach Alexander d. Gr. erhob sie sich zu einer Seemacht, die den Römern oft erwünschte Bundesgenossin war, stand an der Spitze einer Art griech. Hansa, begründete zuerst ein allgemein giltiges Handels- u. Seerecht, dessen kräftige Handhabung den Seeräubern entgegenarbeitete, u. blieb auch nach dem politischen Sturz durch die Römer eine blühende Stätte der Wissenschaften u. Künste. Der Athener Aeschines gründete hier eine berühmte Rednerschule, eine spätere Apollonios Molon, dessen Unterricht Cicero u. Cäsar aufsuchten. In der Nähe des Eingangs zu dem einen Hafen der Hauptstadt, der jetzt so seicht ist, daß er keine großen Schiffe mehr aufnehmen kann, stand seit etwa 270 v. Chr. der von Chares verfertigte, gegen 33 m. hohe Koloß von Rh.; infolge eines Erdbebens um 222 v. Chr. zusammengestürzt, soll er zwar später wieder aufgerichtet worden sein, doch lag er 672 n. Chr. als Ruine, in welchem Jahre der Khalif Moawija das Metall, 900 Kameellasten, an einen Juden verkaufte. Die zweite Blütezeit erlebte Rh. 1309—1522 unter dem Johanniterorden (s. „Geistliche Ritterorden"). Am 1. Jan. 1523 räumten die Johanniter die Insel; seitdem ist sie türkisch.

Rhombus u. **Rhomboid**, s. „Parallelogramm".

Rhône (lat. Rhodanus, franz. le Rhône, daher richtiger der als die Rh.), entspringt aus dem 6 Stunden langen, vom Galenstock, nördl. des Gotthardknotens, sich in das Wallis senkenden Rhonegletscher in einer Seehöhe von 2150 m. Das Hôtel zum Rhônegletscher zwischen Furka u. Grimsel ist die erste Menschenwohnung an seiner Seite. Der Rh. durchfließt in raschem Laufe das südwestl. gerichtete Wallis bis Martigny, drängt sich, durch Vorberge der Penninischen Alpenkette genöthigt, seine Richtung nach NW. zu nehmen, zwischen Dent du midi u. Dent de Morcles durch den Engpaß von St. Maurice hindurch u. tritt, bereits schiffbar geworden, in den sichelförmigen Genfer See. Auf diesem über 20 M. langen Wege nimmt er links aus den Penninischen, rechts aus den Berner Alpen eine bedeutende Anzahl einander ziemlich parallel fließender Gewässer auf, die ihre Nahrung großentheils aus den Gletschern des Wallis erhalten. 61 größere Gletscher von über 4 □Km. Ausdehnung mit einem Gesammtareal von 797,89 □Km. u. 196 kleinere Gletscher mit zusammen 239,38 □Km. Ausdehnung schicken ihr Thauwasser durch sie dem Rh. zu. Bei der golfartigen Verengerung des Sees im W., bei Genf, verläßt er ihn in einer Breite von über 60 m. u. geht in westl. Richtung mit reißender Geschwindigkeit weiter, nachdem er noch kurz nach seinem Austritte die vom Montblanc kommende Arve aufgenommen hat. Die letzten Ausläufer des Jura, die ihn immer mehr nach Süden abdrängen, zwängen ihn in eine nur 4—5 m. breite Spalte, u. am Engpaß von l'Ecluse stürzt er sich in einen engen Felsentrichter; von steilen Wänden eingefaßt u. von übergestürzten Felsblöcken verdeckt, rast er gegen 40 m. unterirdisch weiter (la Perte du Rhône). Wieder zum Vorschein gekommen, läuft er noch eine weite Strecke in einer schmalen Felsenspalte an der Westgrenze Savoyens hin. Das Terrain gestattet endlich einen ruhigeren Lauf, u. hier bei Seyssel wird er schiffbar. Sein Weg bleibt, noch immer die Westgrenze Savoyens bildend, bis St. Didier nach Süden gerichtet, u. sein Wasservorrath wird vorzugsweise durch savoyische Zuflüsse vermehrt. Von St. Didier an erlaubt das Zurücktreten der nördl. Gebirgsmassen dem Flusse, nordwestl. der Saône zuzufließen. Auf dieser Strecke empfängt er den größten Jurazufluß, den theilweise schiffbaren Ain. Bei Lyon nimmt der wilde Alpenstrom die langsam fließende, friedliche, schon 37 M. weit der Schiffahrt dienstbare Saône auf, die ihn zu einer Richtungsänderung nach Süden vermag. Vom Ausflusse aus seinem Läuterungsbecken, vom Genfer See, bis nach Lyon, hat er gegen 200 m. Fall gehabt; aber auch von hier ab, 130 m. über dem Meeresspiegel, kann das unruhige Wasser noch nicht zur Ruhe kommen, obgleich von Lyon ab der Unterlauf zu rechnen ist.

Rechts geräth er bald mit den Ausläufern der Kette von Lyonnais zusammen, links bleibt das Alpenland in nicht zu weiter Entfernung ihm zur Seite u. tritt in einzelnen Bergzügen dicht an die Ufer. Vienne u. Valence sind die wichtigsten Städte am Flußufer auf dieser Strecke. Von Montélimart an, nicht ganze 20 M. von der Mündung, erweitert sich das Stromthal u. geht allmählich in die Mündungsebene über. Von Lyon an erhält der Strom noch starke Zuflüsse von seiner linken Seite: die vom M. Iséran kommende u. gegen 9 M. schiffbare Isère, die in einem höchst malerischen u. mannichfaltigen Thale fließende Drome, die aus der Quelle von Vaucluse kommende schiffbare Sorgue u. die am M. Genèvre entspringende, zwar wasserreiche, aber nicht schiffbare Durance. Rechts tritt das Gebiet der Loire u. der Garonne so nahe an den Fluß heran, daß es zur Entwicklung eines größeren Nebenflusses nicht mehr kommen kann; nur die Ardèche gelangt zu einiger Bedeutung. Bei Tarascon, nachdem die nackten Felsenrippen der Alpinen, eines Alpenausläufers, in der Gegend von Avignon einen letzten Versuch gemacht haben, den Fluß von links her zu stören, beginnt der zur mächtigsten Wasserader Frankreichs gewachsene Strom seine Deltabildung. Er theilt sich zunächst in zwei Arme, welche die sumpfige, mit Lachen besetzte Insel Camargue einfassen. Der stärkere östl. Hauptarm theilt sich wieder in den eigentlichen Rh. u. den alten Rh.; der westl. fließt in den Armen Petit Rh. u. Rh. mort dem Mittelmeere zu.

Zur Erhöhung seines Werthes als schiffbarer Strom sind mehrere Kanäle gezogen: 1. der Rhein-Rh.-Kanal (s. „Rhein“), von der Ill zur Saône, 2. der Kanal von Burgund von der Saône zur Yonne, also in das Gebiet der Seine, 3. der Canal du centre, von Chalons sur Saône zur Loire, u. 4. die Kanäle im Mündungsgebiet, die die seichten Stellen im Delta umgehen, die Kanäle von Arles u. Beaucaire, von welchen der letztere durch den Canal des Etangs mit dem Canal du Midi u. der Garonne in Verbindung tritt. Trotz dieser Nachhülfe aber ist der Fluß für die Schiffahrt von geringerer Bedeutung, als seine Wasserfülle vermuthen läßt; denn da er fast nie den Charakter eines Alpenstromes verliert, setzt er den Fahrzeugen, die nicht durch Dampfkraft getrieben werden, für die Bergfahrt die größten Hindernisse entgegen. Dagegen sind sein Hauptthal u. seine Nebenthäler Führer zu wichtigen Alpenpässen. Er selbst führt zur Furka in das Gebiet des Rheins; das Thal der Isère ist der westl. Zugang zum M. Cénis u. zum Kleinen St. Bernhard, das der Durance zum M. Genèvre. Das Gebiet des Rh., das gegen 2000 □M. umfaßt, steigt von den höchsten Alpenregionen des Montblanc, durch die Mittelgebirgslandschaften des Jura, der Côte d'Or, der Gebirge von Lyonnais u. Vivarais u. den Vorbergen der Alpen bis in die Tiefebene am Mittelmeer; von den rauhen Alpengegenden u. den ärmlichen Gebieten Savoyens bis in die mit ital. Klima gesegneten fruchtbaren Gefilde der Provence. Im Ganzen aber ist das Gebiet gebirgig u. stark hügelig, das Klima mit Ausnahme der Partien im Hochgebirge mild. Das Tiefland mit heißem Sommer gehört der Region der Herbstregen an. Der größere Theil des Saônegebiets u. des Terrains südl. von Lyon muß als fruchtbar bezeichnet werden. Traurig u. einförmig ist das Deltaland, links das Kieselfeld Crau, rechts fast nur Sumpfgegend.

Rhone-Departement (franz. Département du Rhône), im östl. Frankreich mit 50,88 □M., östl. durch den Rhône von den Departements Isère u. Ain geschieden, nördl. an das Dep. Saône u. Loire, westl. u. südl. an das Loire-Departement grenzend, ist im Ganzen hügeliges Land mit Bergen bis zu 500 m. Höhe u. von geringer Fruchtbarkeit, so daß der Bedarf nicht gedeckt wird. Es baut aber vortreffliche Weine, bes. Côte rôtie u. Condrieux, u. seine künstlich bewässerten Wiesen nähren viel Rinder, Schafe u. Ziegen. Mehr aber als hierdurch ist das Depart. durch seine Industrie berühmt, deren Mittelpunkt Lyon ist. Ueber die Hälfte aller franz. Seidenwaaren dem Werthe nach werden hier gefertigt. Außerdem gelangen zur Ausfuhr Shawls, Kaschmir- u. Posamentierwaaren, die aus Leinen u. Baumwolle bestehenden Stoffe, welche Beaujolaises genannt werden, Mousseline, Stickereien, Gold- u. Silberspitzen, Buntpapier, Chemikalien u. Gold- u. Silberwaaren. Bedeutend sind auch seine Druckereien, Färbereien, Metallgießereien ꝛc. An Mineralien besitzt das Rh. D. die reichsten franz. Kupferbergwerke (bei Chessy). Der Handel erstreckt sich vorzugsweise auf Wein, Getreide u. die vorerwähnten Produkte u. wird durch den Rhône, die rechts an der Saône laufende Südostbahn u. die Bahn Lyon-St. Etienne erleichtert. Das Departement zählte 1872: 670,247 E. (13,225 auf der □M.), in welcher Bevölkerungsdichtigkeit es nur von den Dep. Seine (256,951) u. Nord (14,033) übertroffen wird. Es zerfällt in die beiden Arrondissements Lyon u. Villefranche mit den gleichnamigen Hauptorten. Die größten Städte des Dep. sind Lyon (s. d.), Tarare mit 12,888 E. u. Villefranche mit 11,547 E.

Rhônemündungen (franz. Bouches-du-Rhône), Dep. im provençalischen Südfrankreich, 92,71 □M.; grenzt östl. an das Dep. Var, wird nördl. durch die Durance von Vaucluse, nach W. zu durch den westl. Hauptarm des Rhône, den Rhône mort, von Gard getrennt u. südl. vom Mittelmeere bespült. Das Departement ist im Norden u. Osten von Hügelketten durchzogen, im Westen u. in der Mitte ist es Sumpf u. Wasser. Im Süden begegnet man von West nach Ost zunächst der Deltainsel der Camargue (lat. Caji Marii Ager), einer mit stehenden Wassern besetzten Ebene von 26 □M. Größe mit 9 Dörfern u. zahlreichen Pachthöfen, deren Eigenthümer jährlich 40,000 Lämmer, 3000 Ochsen u. eine gleiche Zahl Pferde aufziehen. Der tief in das Land einschneidende Etang de Valcares theilt die Ebene in die größere öst. u. die kleinere westl. Camargue. Nordöstl. grenzt daran die unfruchtbare Kieselebene la Crau, u. rein östl. gelangt man an den flachen, fischreichen Etang de Berre, 2 M. lang, $1\frac{1}{2}$ M. breit, dessen sanft ansteigende Ufer mit Städten, Dörfern u. Rebenanpflanzungen besäet sind. Das Departement zählte 1872: 554,911 E. (5985 auf der □M.), ist also der Bevölkerungsdichtigkeit nach das fünfte unter den franz. Departements. Das Depart. Rh. treibt bes. von Marseille aus den bedeutendsten Handel im Mittelmeere u. durch den Rhônefluß u. die Kanäle von Marseille zur Durance mit dem Binnenlande. Auch durchzieht die franz. Südostbahn Paris-Lyon-Marseille das Departement. Schiffbau u. Fischfang beschäftigen viele Küstenbewohner; Oel- u. Weinbau u. Viehzucht bringen reichlichen Ertrag; die Industrie erstreckt sich bes. auf Seifen u. Parfümerien, Zucker, Tabak u. Lederfabrikation; getrocknete u. eingemachte Früchte sind bedeutende Ausfuhrartikel. Das Depart. zerfällt in die 3 Arrondissements Marseille, Aix u. Arles mit den gleichnamigen Hauptorten.

Rhôneweine nennt man die zu beiden Seiten des Rhône zwischen St. Valière u. Valence wachsenden Weine in der Dauphiné u. im Dep. de l'Ardèche in Languedoc. In weiterem Sinne rechnet man aber auch die nördl. am Rhône u. vorzugsweise die südl. davon wachsenden sog. Seeweine von Languedoc hinzu. Man belegt sie wol deshalb mit gleichem Namen, weil ihr Hauptexportplatz, Cette in Südfrankreich, ein gemeinschaftlicher ist. Als die besten weißen Sorten gelten: l'Hermitage blanc, Côte rôtie blanc, Laudun u. Cornas; zu den rothen erster Klasse gehören Tavel, Chusclan, Liriac, l'Hermitage rouge, Côte rôtie rouge u. Chateau Grille; zur zweiten Klasse St. Joseph, St. Paul, Condrieux, Orsan, St. Genies de Comolas; zur dritten Klasse Cornas, Vienne, St. Laurent des arbres ꝛc. Der Export nach Deutschland hat bereits seinen Höhepunkt überstiegen.

Rhöngebirge, die Rhön od. Rön, ein Theil des deutschen Mittelgebirges; ist begrenzt von der Werra u. Fulda nach NO. u. NW. u. von der Fränk. Saale nach S. zu. Es ist mit Ausnahme seines Sockels durch aus vulkanischer Natur u. im strengen Wortsinne kein eigentliches Gebirge. Auf einer plateauartigen Unterlage von Buntsandstein von 200—600 m. Seehöhe, die durch Thäler von 100—200 m. Tiefe durchfurcht u. zerklüftet ist, erheben sich isolirte, abgerundete u. abgeflachte Kegel von Basalt, Phonolith u. Trachyt, vielfach ohne allen Zusammenhang. Dabei hat aber das Ganze einen gemeinsamen Charakter: den einer düstern Originalität, infolge der an den Abhängen wild durch einander geworfenen Basaltblöcke, der vielen Moore, sauren Wiesen u. beträchtlichen Sümpfe, deren Wasser in den harten Boden nicht einzudringen vermag u. die, mit ästigem Wassermoos überzogen, den unvorsichtigen Betreter spurlos versinken lassen; endlich infolge der Sterilität in ihren höchsten Regionen u. der kalten, von Regen unterbrochenen Nebel. Im Winter, der vom Okt. bis Ende April, ja bis in den Mai hinein währt, stürmt u. schneit es ununterbrochen oft mehrere Tage hinter einander u. verwandelt die ganze Gegend in ein ödes Schneegefilde, das hier u. da bis 10 m. Höhe erreicht u., hart gefroren, den sich in diese Oede Wagenden über unsichtbar gewordenes Buschwerk u. über Bäume hinwegträgt. In tieferen Partien dagegen finden sich prächtige Wiesen, die das beste Heu liefern u. doch dabei noch zahlreichen Herden Nahrung gewähren, u. schöne Laubwaldungen an den Abhängen. Hier beginnt auch der Getreidebau, der in den höheren Regionen nur durch Kartoffel- u. Flachsbau ersetzt zu werden vermag. Das ganze Gebirge ist reich an mineralischen Quellen. Am bekanntesten sind die Soolquellen von Kissingen, die Stahl- u. Schwefelquelle in Bocklet u. die eisenhaltige Quelle Brückenau. — Das ganze Rh. besteht aus 3 Gruppen: der Südl., der Hohen u. der Vorderen Rh. Die Berge der südl. Gruppe, die nördl. bis Bischofsheim sich dehnt, sind flach-konisch u. theilweise gut bewaldet. Ihre höchste Erhebung ist der Hohe Kreuzberg, gegen 800 m. hoch, mit vollständig kahlem Gipfel. Die Hohe Rhön, gerade nördl. davon, zeigt am meisten Zusammenhang; sie zieht als plateauartiger Rücken von Südsüdwest nach Nordnordost. Die ihr aufgesetzten Berge sind kegelförmig, zeigen aber oben meist breite Bergflächen. Das Dammersfeld u. die Große Wasserkuppe, der höchste Rhöngipfel, übersteigen 800 m. u. gewähren weite Fernsicht. Die Hohe Rhön ist der unwirthlichste Theil des ganzen Gebirges u. gestattet kaum spärlichen Getreidebau. Ihre Dörfer, die durch große Moorstrecken von einander getrennt sind, haben wenig Freundliches u. Belebtes.

Der Ertrag der Berg- u. Thalwiesen ist ihre stärkste Einnahmequelle. Eine Menge Ortsnamen bezeugt schon, daß Armuth, Oede u. Düsterheit das Charakteristische dieses Landstrichs ist: Dürrfeld, Dürrhof, Rabennest, Rabenstein, Kaltennordheim, Schmalenau, Sparbrod, Todtemann, Wildfleden Wüstensachsen &c. Die Vordere Rhön, der nördl. u. nordwestl. Theil, trägt freundlicheres Gepräge. Das Plateau ist nur bis 400 m. hoch, gestattet Feldbau, hat gute Waldungen u. mannichfaltigen Wechsel in der Oberfläche; die aufgesetzten Berge haben Kegelform u. erinnern vielfach an die Basaltkegel des böhm. Mittelgebirges. In der westlichen Vorderrhön ist der bedeutendste Berg die Milseburg, 760 m. hoch, in der nördl. der Bayer, 420 m., u. der Dietrichsberg, gegen 400 m. hoch. Als östl. Vorderrhön gilt oft das Henneberger Bergland am linken Rande des Werrathales mit dem Geba u. den Gleichen bei Römhild. Eine Menge zertrümmerter Burgen legt Zeugniß ab, daß im Mittelalter auch hier das Ritterthum in voller Blüte gestanden hat. Die jetzigen Einwohner treiben Kartoffel- u. Flachsbau, züchten Gänse u. Schafe, haben gut genährte Rindviehherden u. verfertigen allerlei Holzwaaren.

Rhus, Sumach, Pflanzengattung der Anacardiaceen mit vielen der wärmeren Zone angehörigen Arten, von denen einige aber auch bei uns in Parkanlagen gezogen werden. Am bekanntesten von ihnen ist der sog. Essigbaum (Rh. typhina) aus Nordamerika, welcher bei uns als vollständig eingebürgert angesehen werden kann; ein, wie alle seine Verwandten, durch gefiederte große Blätter u. in Rispen gestellte unscheinbare Blumen ausgezeichneter Baumstrauch, dessen rothfilzige Früchte (Beeren) einen säuerlichen Geschmack haben u. deshalb zur Essigbereitung dienen. Sonst ist der Baum auch reich an Gerbstoff, wie manche andere Arten; z. B. der Gerbersumach Rh. Coriaria aus Südeuropa, ein ihm ähnlicher u. gleichfalls säuerliche Früchte tragender Baum. Man verwendet seine Blätter u. jungen Zweige vorzugsweise zum Gerben u. bringt sie deshalb als eine zusammengestoßene Masse (Schmack) in den Handel, welche bei zur Zubereitung des Saffian- u. Korduan-Leders dient. Wurzeln u. Früchte des Gerbersumach geben eine röthliche, seine Rinde eine gelbliche Farbe. Eine solche gewinnt man ebenfalls aus dem Holze des Rh. Cotinus od. Perrückenbaumes (s. d.). Andere Arten erzeugen, getreu ihrer Verwandtschaft zu den Terpentingewächsen, selbst nützliche Harze; z. B. Rh. pupigera aus Japan, Rh. semialata aus China, welche die chinesischen Galläpfel zum Gerben, in ihren Beeren aber einen guten Firniß giebt. In letzter Beziehung wird sie jedoch von Rh. vernicifera aus Japan übertroffen. Diese Art besitzt einen weißen, an der Luft aber schwarz werdenden Milchsaft, welcher den berühmten Lack der Japanesen darstellt, während ihre Früchte ein zu Kerzen taugliches festes Oel abscheiden. Auch das japanische Wachs entstammt einem Sumach (Rh. succedaneum). Die Sumacharten reihen sich den Giftpflanzen an. Der Giftsumach Rh. Toxicodendron aus Nordamerika, mit großen, hübschen gefiederten Blättern, hat einen Milchsaft, der auf der Haut Entzündungen hervorrufen kann.



Nr. 4020. Blatt und Blüte des Giftsumach (Rhus Toxicodendron).

Rhythmus bedeutet die nach bestimmten Zeitabschnitten bemessene Ordnung der Bewegung. Besonders wird dieser Ausdruck in der antiken Poesie angewendet, um damit die regelmäßige Rückkehr von langen u. kurzen Silben in bestimmten Zeitabschnitten zu bezeichnen. Naturgemäß bekommt in dem Vortrage die in solch einer gegliederten Ordnung ausgesprochene lange Silbe den Ton (ictus), während die kurze Silbe denselben nicht bekommt, d. h. in der Kunstsprache; die lange Silbe steht in Arsis, die kurze in Thesis. Die lange Silbe bezeichnet man mit einem Strich (–), die kurze mit einem Häkchen (∪). Dadurch nun, daß die langen u. kurzen Silben in verschiedener Weise in Rücksicht auf Stellung u. Anzahl zu regelmäßig wiederkehrenden Figuren verbunden werden, entstehen die Versfüße. Diese können entweder zwei-, drei- od. viersilbig sein. Die zweisilbigen sind der pyrrhichius ∪∪, trochaeus –∪, iambus ∪–, spondeus ––; die hauptsächlichsten dreisilbigen tribrachys ∪∪∪, molossus –––, creticus od. amphimacer –∪–, der bacchius ∪––, palimbacchius ––∪, dactylus –∪∪, anapaestus ∪∪–, amphibrachys ∪–∪; die wichtigsten viersilbigen endlich der choriambus –∪∪–, der ionicus a maiore ––∪∪, der ionicus a minore ∪∪––, der proceleusmaticus ∪∪∪∪, der antispastus ∪––∪. Dadurch, daß die lange Silbe das doppelte Zeitmaß der kurzen enthält, also eine Länge den Werth von zwei Kürzen hat, wird einerseits der Rh. auf das Genaueste geregelt u. bestimmt, andererseits aber entstehen, wie ein Blick auf die oben angeführten Schemata der Versfüße lehrt, gewisse Verschiedenheiten in den Verhältnissen der langen Silben, die in Arsis stehen, zu den kurzen, die in Thesis stehen, u. umgekehrt. Demnach unterscheidet man drei verschiedene Rhythmengeschlechter. Das erste ist das gleiche Rhythmengeschlecht, in dem sich, wenn man die kurze Silbe als Einheit betrachtet, die Thesis zur Arsis verhält wie 2 : 2; ein Beispiel dieses Geschlechtes liefert der anapaestus u. dactylus (∪∪– u. –∪∪), da die lange Silbe den Werth von zwei kurzen hat. Das zweite ist das doppelte Rhythmengeschlecht, in dem das Verhältniß von Thesis zur Arsis od. umgekehrt ist wie 1 : 2 od. 2 : 1. Beispiele dieses Geschlechts bietet der iambus u. trochaeus (∪– u. –∪), da die Kürze des erstern sich zu der darauf folgenden Länge wie 1 : 2 verhält, die Länge des letztern aber zu der darauf folgenden Kürze wie 2 : 1. Das dritte Rhythmengeschlecht ist dasjenige, in dem die Thesis zur Arsis od. umgekehrt sich verhält wie 2 : 3 od. 3 : 2. Beispiele dieser Art sind der creticus –∪– u. der bacchius ∪––, in welchen Füßen die lange u. die kurze Silbe zusammen den Werth von drei Takteinheiten einschließen, während die darauf folgende Länge zwei derselben umfaßt; es entsteht somit das Verhältniß von 3 : 2. Beim palimbacchius ––∪ dagegen wird, wie leicht ersichtlich, das umgekehrte Verhältniß 2 : 3 entstehen. Auf diese allgemeinen Grundsätze sich stützend, haben die griechischen Lyriker u. die Dramatiker in den lyrischen Partien der Dramen, namentlich der Tragödien, ausgedehnte rhythmische Kompositionen von großartiger Mannichfaltigkeit geschaffen. Vergl. auch „Metrum".

Ribbeck, Johannes Karl Otto, hervorragender Philolog, geb. 23. Juli 1827 zu Erfurt; erhielt seine Vorbildung auf den Gymnasien in Breslau u. Berlin, bezog 1845 die Universität Berlin, ging dann aber nach Bonn, wo er sich bes. Friedrich Ritschl anschloß, zu dessen bedeutendsten Schülern er gehört. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien machte R. eine wissenschaftliche Reise nach Italien, wurde nach seiner Rückkehr in Berlin Mitglied des von Böckh geleiteten Seminars für gelehrte Schulen; seit 1854 als Lehrer am Gymnasium zu Elberfeld wirkend, ging er 1856 als außerord. Prof. nach Bern, wurde daselbst 1859 ord. Prof., folgte aber 1861 einem Rufe als Professor nach Basel, welches er 1862 mit Kiel u. 1873 mit Heidelberg vertauschte. 1877 wurde er als Ritschl's Nachfolger nach Leipzig berufen. Von seinen Werken sind nam. zu nennen: die „Scenicae Romanorum poesis fragmenta" (2 Bde., Lpz. 1852—55; 2. Aufl. 1871—73), dann die grundlegende Ausgabe des Vergilius (3 Bde., Lpz. 1859—62), dazu 1866 die „Prolegomena critica" u. als 4. Bd. 1868 die „Appendix Vergiliana" mit den kleinen sog. Vergilianischen Gedichten; auch besorgte R. eine Textausgabe des Vergil (Lpz. 1867). Vielfache Anfechtung hat R.'s Kritik gefunden in seinem „Juvenal" (Lpz. 1859), wozu zu vergleichen ist seine Sonderschrift „Der echte u. der unechte Juvenal" (Berl. 1865); ein Gleiches gilt von seiner Ausgabe der Episteln u. des Buches von der Dichtkunst des Horaz (Berl. 1869). Besonders hervorragend ist das neueste Werk R.'s, „Die römische Tragödie im Zeitalter der Republik" (Lpz. 1875).

Ribbonisten od. Bandmänner heißen die Mitglieder einer Agrar-Vehme in Irland, die dort unter dem Namen Ribbon-Society (Band-Gesellschaft) von Besitzlosen gegen die Besitzenden, bez. gegen die Grundherren, nach dem Hungerjahre 1817 gestiftet worden ist. Dieser wohlorganisirte Geheimbund besitzt noch heute große Ausdehnung u. viel Macht. So kann man fast niemals in Irland einen Wahrspruch von Geschworenen gegen einen R. erlangen, denn wenn die Geschworenen nicht selbst Mitglieder der Bandmänner-Vehme sind, so stehen sie doch in der Furcht vor derselben, da eine Schuldigsprechung eines jenem Geheimbunde Angeklagten zugleich ein sicheres Todesurtheil gegen die Geschworenen selbst wäre.

Ribe, s. „Ripen".

Ribeaupierre (spr. Ribopiähr), Alexander, Graf v., russ. Diplomat aus einer elsässischen Emigrantenfamilie, geb. 21. April 1783; betrat früh die militärische Laufbahn, ging aber später in den Civildienst über, wurde bereits 1822 Geh. Rath u. Generalzahlmeister der russ. Armee u. 1826, nachdem er den Friedensabschluß zu Atjerman hatte helfen zu Stande bringen, Gesandter in Konstantinopel, wo ihm alsbald die Unterhandlungen in Betreff Griechenlands zur Entfaltung seines bedeutenden diplomatischen Talents Gelegenheit boten. Durch ihn gewann Rußland einen überwiegenden Einfluß auf die Pforte u. wurden zugleich in die Kreise der türk. Gesellschaft europ. Formen eingeführt. 1831—39 Gesandter in Berlin, kehrte er dann als Mitglied des Reichsraths u. Senator nach Petersburg zurück, wurde kaiserl. Oberhofmeister u. Oberkammerherr, erhielt 1856 die Reichsgrafenwürde u. starb zu Petersburg 5. Juli 1865.

Ribeiro, Bernardin, berühmter portug. Dichter, geb. um 1470 zu Torrão in der Provinz Alemtejo, gest. nach einem von der Sage vielfach ausgeschmückten Leben (er soll ein unglückliches u. abenteuerreiches Liebesverhältniß mit einer Infantin gehabt haben) während des ersten Viertels des 16. Jahrh. R.'s berühmtestes Werk ist sein theils in Prosa, theils in Versen abgefaßter Liebesroman „Menina e Moça" (1. Ausg. Lissabon 1558; neueste ebd. 1862), der unter die klassischen Erzeugnisse der portug. Literatur gezählt wird.

Ribera, Giuseppe, genannt **lo Spagnoletto** (d. h. der Spanier), der Hauptvertreter der naturalistischen Richtung der Malerei des 17. Jahrh. in Neapel. Geb. zu Játiva (jetzt San Felipe) bei Valencia 12. Jan. 1588, war er Anfangs ein Schüler des Ribalta, begab sich aber schon früh nach Italien, wo er sich vornehmlich nach Caravaggio, sowie durch das Studium der Venetianer u. des Correggio ausbildete. Dann ließ er sich in Neapel nieder, wo er Hofmaler wurde. Seine Historienbilder, nam. die früheren, sind von großer Vollendung u. ergreifendem Ausdruck; später überließ er sich einer wüsten, abenteuerlichen Phantasie u. gefiel sich in gemeiner Naturwahrheit u. gräßlichen Scenen. Zu den ersteren gehören z. B. eine meisterhafte Pietà (S. Martino in Neapel) u., obwol aus den Jahren 1650 u. 1651, eine „Anbetung der Hirten" (Louvre) u. eine „Kommunion der Apostel" (S. Martino in Neapel); zu den letzteren die berühmte „Himmelsleiter" in der Galerie zu Madrid, die „Marter des heil. Bartholomäus" (Museum zu Berlin) sowie seine mythologischen Darstellungen u. seine zahlreichen tiefderigen Brustbilder von Einsiedlern, Propheten u. Philosophen. Nach einigen Nachrichten starb er 1656 in Neapel; andere lassen ihn über die Verführung seiner Tochter durch Don Juan d'Austria in Schwermuth verfallen u. spurlos verschwunden sein.

Ribes, Johannisbeere u. Stachelbeere; Pflanzengattung der Grossulariaceen mit vielen werthvollen Beeren- u. Ziersträuchern, ausgezeichnet durch ihre handnervigen gelappten Blätter, ihre regelmäßigen Blüten, deren 4—5 Blumenblätter nebst den Staubgefäßen auf dem 4—5spaltigen Kelche sitzen, dessen Röhre seinerseits dem Eierstocke od. Fruchtknoten angewachsen ist, wodurch die Beere (u. zwar eine einfächerige mit 2 wandständigen Samenleisten) von dem verwelkenden Kelchsaume gekrönt wird. Die Gattung selbst ist die einzige ihrer kleinen Familie u. gehört der nördl. gemäßigten Zone beider Welten an, wo sie bes. in Nordamerika zahlreiche schöne Arten besitzt. Ueber die Ribesarten mit eßbaren Früchten vgl. „Beere". Wie oben schon in dem deutschen Namen ausgedrückt wurde, zerfällt die Gattung in zwei verschiedene Abtheilungen: 1. in solche Arten, welche meist mit 1—3blumigen Blütenstielen u. achselständigen Dornen versehen sind (Stachelbeeren, Grossulariae), u. 2. in solche Arten, welche bei traubigen Blüten meist dornenlos sind (Johannisbeeren, Ribesiae). Sie stimmen aber beide darin überein, daß ihre Arten niedrige od. mittelhohe Sträucher werden, die fast ohne Unterschied angenehme Wirkungen durch ihre Verästelung od. Belaubung, anderseits durch oft herrliche Blumen hervorbringen. Infolge dessen ist allmählich ein ganzes Heer derselben aus beiden Welten bei uns in Kultur genommen worden. Einheimisch davon sind: die Alpenjohannisbeere (R. alpinum), welche bes. für schattige Winkel eine schöne Zierde ist, u. die Felsenjohannisbeere (R. petraeum), der vorigen verwandt u. wie diese unsern Bergländern angehörig. Alle übrigen Arten stammen aus Nordamerika od. Nordasien. Jenes lieferte die mit herrlichen vanilleduftigen, goldgelben Blumen geschmückte Goldjohannisbeere (R. aureum) vom Missouri u. Columbia u. die ebenfalls am Columbia wohnende Blutjohannisbeere (R. sanguineum) mit balsamisch duftenden Blättern u. dunkelrothen Blumentrauben. Beide gehören zugleich zu den schönsten Arten der Gattung. Sonst giebt es bei den nordamerikan. Arten Blumen von gelber (R. albinerve, tenuiflorum), gelblich grüner (R. lacustre), grünlich weißer (R. triflorum), gelblich weißer (R. floridum), röthlich weißer (R. divaricatum, gracile), blaßrother (R. glutinosum), rosenrother (R. conspicuum, malvaceum), scharlachrother (R. Menziesii) u. purpurrother Färbung (R. atropurpureum, speciosum, subvestitum). Asien lieferte uns R. Caucasicum mit grünen Blumen u. schwarzen Früchten, R. diacanthum mit gelbgrünen Blüten u. rothen Beeren, R. fragrans mit weißen Blumen u. dunkelrothen Früchten, R. odoriferum mit aromatischem Geruche u. a. Von R. aureum u. sanguineum erzog man sogar eine recht hübsche Hybride (R. Gordonianum od. R. Beatoni), welche dem letzteren am nächsten steht, mit gelben u. röthlichen Blumen. Am merkwürdigsten unter allen Johannisbeeren dürfte R. speciosum aus Kalifornien mit fuchsiaartigen Blumen sein.

Ricardo, David, engl. Nationalökonom, stammte aus einer ursprünglich portug. Judenfamilie u. wurde 19. April 1772 zu London als Sohn eines dortigen Bankiers geb., mit dem er sich wegen seines Uebertritts zum Christenthum entzweite. Infolge dessen fast ganz auf sich selbst angewiesen, arbeitete er sich doch gleichfalls zu einem der ersten engl. Bankiers empor. Zugleich widmete er sich wissenschaftlichen Studien, die ihn befähigten, auch im Parlament, in dessen Unterhause er seit 1819 saß, eine ersprießliche Thätigkeit zu entfalten, ohne übrigens einer bestimmten Partei anzugehören.



Nr. 1621. Bettino Ricasoli (geb. 9. März 1809).

Er starb zu Gatcomb Park (Gloucestershire) 11. Sept. 1823. Seit Adam Smith war R., nachdem auch der Lehrstuhl der politischen Oekonomie an der Londoner Universität R. genannt wird, der größte engl. Vertreter dieser Wissenschaft, ein Meister in der Lösung verwickelter Fragen u. in der Behandlung schwieriger Probleme. Von seinen Schriften ist die wichtigste: „On the funding system" (Lond. 1820), worin statt des Systems der Staatsschulden die direkte Belastung der Steuerpflichtigen empfohlen wird. Außerdem schrieb er: „Principles of political economy and taxation" (ebd. 1812; deutsch von Baumstark, Lpz. 1837); „The high price of bullion a proof of the depreciation of banknotes" (Lond. 1810); „On the influence of a low price of corn on the profits of stock" (ebd. 1815; läuft auf eine Vertheidigung der freien Korneinfuhr hinaus); „Proposals for an economy and secure currency" (ebd. 1816; Schilderung der später von Peel in der Praxis benutzten Methode zur Wiederherstellung der suspendirten Baarzahlung der Bank) ꝛc.

Ricasoli, Bettino, Baron, ital. Staatsmann, geb. zu Florenz 9. März 1809; widmete sich Anfangs ganz der Bewirthschaftung seiner Güter, bes. der Weinkultur, u. wurde 1847 zum Gonfaloniere von Florenz u. ins toscan. Parlament gewählt, wo er, seinen liberalen Grundsätzen gemäß, der Opposition sich anschloß. Nachdem er den

Fortbestand der Verfassung von 1848 vergeblich zu sichern gesucht hatte, stellte er sich an die Spitze der nationalen Partei in Toscana u. betheiligte sich als Minister des Innern in der im April 1859 gebildeten provisorischen Verwaltung wesentlich am ital. Einigungswerke. Am 1. Aug. desselben Jahres zugleich mit dem Präsidium des Ministerraths betraut, übte er seit 29. Sept. im Namen des Königs die Regierungsgewalt in Toscana aus u. ward nach der Annexion des Landes (22. März 1860) Generalgouverneur daselbst. Im Febr. 1861 ins erste ital. Parlament gewählt, erwarb er sich durch sein Auftreten große Popularität, während er dem König antipathisch wurde. Trotzdem ernannte dieser ihn 12. Juli 1861 zum Ministerpräsidenten u. zwar auf den Rath Napoleon's III., der R. nicht soviel Befähigung zutraute, als daß er sich nicht auf diesem hohen Posten bei der Nation diskreditiren würde. Wirklich mußte R. schon 3. März 1862 nam. deshalb zurücktreten, weil er Niemand gefunden hatte, der unter seiner Präsidentschaft das Ministerium des Innern annehmen wollte, so daß er selbst dasselbe neben dem des Auswärtigen u. des Krieges verwalten mußte. Indeß übernahm er im Juni 1866 nochmals als Minister des Innern die Bildung eines neuen Kabinets, mit dem er insbes. die innere Verwaltung Italiens durch decentralisirende Maßregeln zu verbessern u. den Finanzen aufzuhelfen suchte, doch konnte er sich wiederum nur bis April 1867 halten.

Ricciarelli, Daniele, genannt **Daniele da Volterra,** Maler u. Bildhauer, geb. zu Volterra 1509; lernte Anfangs die Zeichenkunst unter Soddoma, trat dann in das Atelier des Baldassare Peruzzi u. wurde in Rom der Schüler des Pierino del Vaga, dem er bei dessen Arbeiten im Vatikan u. in Sta. Trinita de' Monti half. Papst Paul III. übertrug ihm auch die Vollendung der von del Vaga hinterlassenen Arbeiten u. machte ihn zum Oberaufseher der Arbeiten im Vatikan, Letzteres auf Empfehlung Michelangelo's, der ihm auch die Ausführung mehrerer seiner Zeichnungen übertrug, u. a. die der berühmten Kreuzabnahme in Sta. Trinità de' Monti, eines überaus mächtig bewegten, großartigen Werkes. Als er dann, wie es scheint, bei Papst Julius II. in Ungnade gefallen war, beschloß er, sich in Florenz der Plastik zuzuwenden, kehrte aber schon bald nachher nach Rom zurück u. rettete durch Bekleidung der nackten Figuren des Jüngsten Gerichtes von Michelangelo dies Meisterwerk vor der ihm angedrohten Zerstörung, wofür er freilich den Spottnamen der „Hosenmacher" bekam. Von seinen übrigen Gemälden erwähnen wir noch eine „Taufe Christi" in S. Pietro in Montorio, „David u. Goliath" auf beiden Seiten einer Schieferplatte im Louvre u. den figurenreichen, berühmten „bethlehemitischen Kindermord" in der Tribune der Uffizien zu Florenz. Sein bedeutendstes Skulpturwerk ist der Guß der Reiterstatue Heinrich's II., welche Katharina von Medici bei Michelangelo bestellt hatte, der aber die Arbeit seines hohen Alters wegen ablehnte; doch vollendete R. nur den Guß des Pferdes. Er starb 1567.

Riccoboni, Ludovico, franz. ital. Schauspieler u. Dramaturg, geb. 1674 (od. 1677) zu Modena, gest. 1753 zu Paris. R., welcher, da er sowol in Italien als auch in Frankreich als Schauspieler u. Theaterdirigent gewirkt u. sowol in ital. als auch in franz. Sprache gedichtet u. geschrieben hat, als Italiener u. als Franzose zugleich betrachtet werden kann, war bestrebt, die zu seiner Zeit tief gesunkene Bühne Italiens u. Frankreichs wieder auf einen würdigeren Standpunkt zu erheben. Leider trieb er, nam. in seinem Alter, diese Tendenz bis zu einer fast asketischen Strenge u. vereitelte dadurch selbst den Erfolg seiner Bemühungen. R.'s bedeutendste Schriften sind das Gedicht: „Dell' arte representativa" (Paris 1728); „Histoire du théatre italien" (Par. 1728—31) u. „De la reformation du théâtre" (Par. 1743).

Richard, Graf von Cornwallis, deutscher König (1257—72), geb. 1209, war ein Sohn König Johann's von England u. Bruder König Heinrich's III., in dessen Auftrage er schon 1225 eine Flotte gegen Frankreich führte. Auf einem Kreuzzuge befestigte er 1241 Joppe u. erneuerte den Frieden mit dem Sultan von Aegypten, versuchte aber auf seiner Heimkehr vergeblich den Frieden zwischen seinem Schwager Friedrich II. u. Papst Gregor IX. herzustellen. Mehr sein enormer Reichtum, den er dem Ertrag seiner Zinngruben u. dem Abholzen seiner Waldungen verdankte, als persönliche Eigenschaften gaben ihm eine weltgeschichtliche Stellung. Schon 1252 bot ihm Innocenz IV. das Königreich Neapel an. Werthvoller erschien ihm die „röm.-deutsche" Krone, welche ihm sein Geschäftsträger, der Erzbischof von Köln, für unermeßliche Summen verschaffte. Am 17. Jan. 1257 wurde er in Frankfurt als König ausgerufen, 17. Mai zu Köln gekrönt, obwol gleichzeitig eine Gegenpartei unter dem Erzbischof von Trier ebenfalls für reiche „Handsalben" Alfons X. von Castilien erhob. R. hielt Krone u. Gegner nicht einmal des Kampfes werth u. wurde durch den Streit seines Bruders mit den engl. Baronen von Deutschland fern gehalten. Durch die Schlacht bei Lewes 14. Mai 1264 gerieth er selbst in die Gefangenschaft seines Schwagers Simon von Montfort (s. d.) u. wurde erst frei durch dessen Niederlage u. Tod bei Evesham 4. Aug. 1265. Seine Anwesenheit im Reiche 1260, 1262 u. 1268 benutzten große u. kleine Fürsten nur, um sich Vortheile an Geld u. Land zu verschaffen. Er starb am 2. April 1272, schon seit Jahresfrist gelähmt. — Vgl. Lorenz, „Deutsche Geschichte im 13. u. 14. Jahrh." (Wien 1863).

Richard I., Löwenherz, König von England (1189—99), geb. 10. Sept. 1157 zu Oxford, war der zweite Sohn Heinrich's v. Anjou u. der Eleonore von Aquitanien. Von schlanker Gestalt, riesiger Körperstärke, blondhaarig u. blauäugig, ein Freund der Troubadours u. Trouvères, milde u. großmüthig, aber selten gerecht, der edelste Freund u. der wildeste, boshafteste Rival, schuf er sich als Prinz u. König ein Leben, werthvoller für die Dichtung als für die Geschichte. Seine Jugend verlebte er unter Ritterkämpfen u. Gesang in Südfrankreich. Schon 1173 stand er wider den Vater, 1183 wider den älteren Bruder im Felde, 1188 nahm er das Königreich England von Philipp II. von Frankreich zu Lehn, da der Vater sich weigerte, ihm schon jetzt die Krone zu geben. Nun mußte dieser es dennoch thun. Nachdem er 3. Sept. 1189 in der Westminsterkirche gekrönt war, begann er seine Regierung mit einer grausamen Judenverfolgung, mit dem Verkauf aller Ehren u. Aemter, selbst der Lehnsherrlichkeit über Schottland, um mit den Schätzen großartig zu leben u. das heilige Land wiederzuerobern. Nachdem er seinen Kanzler Wilhelm v. Ely zum Statthalter eingesetzt hatte, begab er sich 1190 mit einem zahlreichen Kreuzheere als Waffengefährte Philipp's II. über Marseille u. Genua zunächst nach Sizilien, wo er sich sechs Monate lang an Jagden, Turnieren u. Plünderungen ergötzte, bis ihm seine Mutter die Prinzessin Berengaria von Navarra herbeigeführt hatte, die er nach Auflösung des Verlöbnisses mit König Philipp's Schwester Alice in Cypern heirathete. Da der Fürst dieser Insel Mutter u. Braut, die dorthin verschlagen waren, gefangen genommen hatte, entsetzte ihn R. u. nahm Cypern für sich, gab es jedoch 1192 dem vertriebenen Könige Veit von Lusignan, dem er die Krone von Jerusalem wieder zu verschaffen versprochen hatte. Endlich lief er 8. Juni 1191 mit 25 Schiffen in den Hafen von Akkon ein (s. „Kreuzzüge"), das sich schon 12. Juli ergeben mußte. Alsbald begann der Hader mit dem Könige von Frankreich, der nicht Veit, sondern dem würdigeren Konrad von Montferrat die Krone zugesagt hatte u. verstimmt die Rückkehr nach Frankreich antrat. Nachdem R. 2000 angesehene Moslemim hatte niedermachen lassen, weil das Lösegeld nicht rechtzeitig eingetroffen war, zog er über Cäsarea u. Joppe nach Askalon, deren zerstörte Mauern er wieder herstellte, doch verließ ihn jetzt auch Herzog Leopold V. von Oesterreich (s. d.) mit seinen Truppen. Nachdem an Stelle des von Assassinen ermordeten Konrad der Neffe des engl. Königs, Heinrich von Champagne, zum König von Jerusalem gewählt war, brach das Heer im Juni 1192 gegen Jerusalem auf, aber Mangel an Lebensmitteln u. der Streit mit dem Herzoge von Burgund, dem Führer der zurückgebliebenen Franzosen, nöthigte R. zum Rückzuge im Juli 1192; doch vertheidigte er sich mit Geschick gegen den nachziehenden Saladin u. erlangte durch einen dreijährigen Waffenstillstand 2. Sept. 1192 die Küste von Tyrus bis Joppe u. ungehinderte Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe für die Christen. Am 9. Okt. 1192 verließ R. das syrische Land, aber Stürme verschlugen ihn an die dalmatische Küste. Als Kaufmann od. Pilger hoffte er mit wenigen Gefährten bis zu seinem Schwager Heinrich dem Löwen nach Braunschweig durchzudringen. Aber in Wien erkannt u. festgehalten, saß er bis März 1193 in der Gefangenschaft Leopold's

auf der Burg Dürenstein, dann bis Febr. 1194 in der Kaiser Heinrich's VI. Jetzt erst war es R.'s Mutter Eleonore gelungen, das schon am 29. Juni 1193 zu Worms festgestellte Lösegeld von 70,000 Mark Silber, die noch auf 150,000 erhöht wurden, zusammenzubringen, u. im März 1194 landete R. wieder in England. Hier hatte der eigene Bruder Johann die Gewalt an sich gerissen. Vor dem Zurückkehrenden floh er nach der Normandie, erlangte aber von dem Sieger die erbetene Verzeihung. In beständigen Kämpfen mit Philipp von Frankreich u. mit untreuen Vasallen verbrachte R. seine letzten Jahre. In einer Fehde mit Guidomar von Limoges ward er vor der Burg Chaluz durch einen Pfeilschuß verwundet u. starb 6. April 1199. Seine Leiche ward in dem Kloster Fontevrault zu Füßen seines Vaters beigesetzt.

Richard II., König von England (1377—1399), Sohn des schwarzen Prinzen, Enkel u. Nachfolger Eduard's III., geb. 1366; bestieg am 21. Juni 1377 den Thron von England unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs John von Lancaster. Schon 1381 zeigte er große Energie bei der Bekämpfung der rebellischen Bauern, welche, geführt von dem Ziegelbrenner Wat Tyler u. dem Priester John Ball, der ihnen kommunistische Lehren vorschwatzte, zu Hunderttausenden das Land durchzogen u. jeden Besitz bedrohten. Andrerseits gestattete er der Geistlichkeit nicht die Verfolgung der Anhänger Wycliff's, der Lollarden. Doch kaum zur selbständigen Regierung gelangt, ergab er sich dem Luxus u. der Verschwendung, erhob habgierige Günstlinge, führte 1387 einen unrühmlichen Krieg gegen die Schotten u. mußte sich endlich einen Rath von Baronen gefallen lassen, der alle seine Schritte bewachte. Als er den Versuch machte, diese Fesseln zu sprengen, unterlag er u. gerieth 1389 nach Vertreibung od. Hinrichtung seiner Günstlinge ganz in die Gewalt seines Oheims, des Herzogs Thomas von Glocester. Erst 1397 glückte es ihm, seine älteren Oheime von Lancaster u. York für sich zu gewinnen u. Glocester verhaften zu lassen, der bald darauf verstarb. Seinen Vetter, den Herzog Heinrich von Hereford (nachmaligen König Heinrich IV.), u. den Herzog von Norfolk verbannte er, den ersteren auf 10 Jahre, den anderen auf Lebenszeit, u. herrschte als menschenfeindlicher, rachsüchtiger u. habgieriger Despot. Während er aber 1399 einen unglücklichen Feldzug gegen die Iren führte, kehrte Heinrich Bolingbroke von Hereford aus der Verbannung zurück, zog dann an der Spitze der Unzufriedenen gegen den König, der durch Verrath gefangen genommen u. in den Tower gesperrt wurde. Entmuthigt legte R. 29. Sept. die Krone nieder u. wurde zu Pontefract in Schottland gefangen gehalten. Als eine Verschwörung zu seiner Befreiung entdeckt u. bekämpft war, soll er sich der Speisen enthalten haben u. 14. Febr. 1400 Hungers verstorben sein. Sein Leichnam wurde in der Paulskirche öffentlich ausgestellt. Seine beiden Ehen mit Anna, der Tochter Kaiser Karl's IV., u. Isabella, der Tochter des franz. Königs Karl VI., blieben kinderlos.

Richard III., König von England (1483—1485), geb. 1450, war durch seinen Bruder, König Eduard IV., zum Herzog von Glocester erhoben worden. Seine Tapferkeit u. Umsicht bewies er schon 1471 am 14. April u. 4. Mai in den beiden Schlachten bei Barnet u. Tewksbury, durch welche Eduard den schon verlorenen Thron wieder gewann. Die rücksichtslose Energie, mit welcher R. die Gegner seines Bruders hinrichten ließ, u. das Unheimliche seines Aussehens — er war von kleinem, verwachsenem Körper u. hatte einen verdorrten Arm —, endlich der Umstand, daß er Anna Warwick, die junge Wittwe des 1471 erschlagenen Prinzen Eduard von Wales, zur Ehe führte, brachten ihn in den Verdacht der finstersten Thaten. Man sagte, er habe König Heinrich VI. 21. Mai 1471 im Kerker erdolcht, er habe 18. Febr. 1478 seinen Bruder George von Clarence getödtet, obwol nichts erwiesen ist. Allein kaum war Eduard IV. 9. April 1483 gestorben, so eilte R., gestützt auf Ritter u. Bürger, die Gewalt über den jungen König Eduard V. an sich zu reißen. Während er für den 22. Juni die festliche Krönung desselben vorbereitete, ließ er den Grafen Rivers, den Bruder der verwittweten Königin, verhaften, den Lord Hastings, weil er ihn selbst durch Zauberkünste verunstaltet haben sollte, hinrichten u. den jüngeren Bruder Eduard's, Richard, mit diesem zusammen in den Tower bringen. Ein zungengewandter Prediger, Dr. Shaa, mußte vor der Paulskirche das Volk zu überzeugen suchen, daß R. der wahre Erbe des Hauses York sei. Eine Ansprache ähnlichen Inhalts, welche der Herzog von Buckingham 24. Juni in Guildhall an Stadtrath u. Bürgerschaft hielt, bewirkte, daß man R. aufforderte, die Herrschaft zu übernehmen. Am 5. Juli 1483 fand seine feierliche Krönung statt, wie sie für Eduard V. vorbereitet war, u. wurde 8. Sept. in der Kathedrale von York wiederholt. Um dieselbe Zeit — Tag u. Art ist nie ganz erwiesen — wurden die Prinzen Eduard u. Richard im Tower getödtet. Sofort erhob sich eine Gegenpartei unter dem abtrünnigen Herzog von Buckingham, um Heinrich Tudor (s. „Heinrich VII."), den letzten Sprossen des Hauses Lancaster, auf den Thron zu bringen. Wurde Buckingham auch geschlagen u. 2. Nov. 1483 zu Salisbury enthauptet, so fand Heinrich doch Hülfe bei Schottland u. Frankreich u. rüstete zu einer Landung, die um so mehr Aussicht versprach, da er Elisabeth, die Tochter Eduard's IV., zu heirathen Willens war. Vergeblich suchte auch R. die Hand dieser Prinzessin zu gewinnen, als seine Gemahlin Anna — wie man sagte, an Gift — 1. März 1485 verstarb. Schon 1. Aug. 1485 landete Heinrich in Milfordhaven bei Pembroke, am 22. entschied die Schlacht auf Bosworthfield bei Leicester. Wol kämpfte R. mit Löwenmuth, als aber Lord Stanley u. der Herzog von Northumberland übergingen, stürzte er sich in den dichtesten Haufen u. fiel.

Richardson (spr. Ritschardß'n), James, Afrikareisender, geb. 3. Nov. 1809 in Schottland, wurde Missionär u. unternahm 1845 von Marokko aus eine große Reise in die Sahāra. Er drang in das schwer zugängliche Innere ein, durchwanderte die Wüste südlich vom Atlaslande u. kam über Ghat, Gadames u. Murzuk nach 9monatlicher Wanderung in Tripolis an. So erschien er als der geeignetste Mann, die im J. 1849 von England geplante Forschungsreise nach dem Sudan zu führen. Von Barth (s. d.) u. Overweg (s. d.) begleitet, brach er 1850 von Tripolis auf, reiste über Murzuk südwärts, starb aber 4. März 1851 zu Unguratua, einem 6 Tagereisen von Kuka entfernten Dorfe. Seine Reisen beschrieb er in „Travels in the Great Desert of Sahara" (Lond. 1849); „Narrative of a mission to Central-Africa" (ebd. 1853); „Travels in Marocco" (ebd. 1859).

Richardson, Sir John, einer der bedeutendsten Reisenden im arktischen Nordamerika, geb. 5. Nov. 1787 zu Dumfries in Schottland; studirte in Glasgow Medizin, trat als Wundarzt in die britische Marine, beschäftigte sich auch viel mit Botanik u. Zoologie. Am 22. Mai 1819 begleitete er Kapitän John Franklin nach Nordamerika, brachte den Winter zum größten Theil in Cumberland-House zu, stieß in Fort Tschippewayan wieder zu dem vorausgegangenen Führer der Expedition, die von 1820—21 in Fort Enterprise in der Nähe des Kupferminenflusses überwinterte. Am 18. Juli 1821 erreichte man das Eismeer, dessen Küsten bis Kap Turnagain befahren wurden. Vom 25. August begann die leidensreiche Rückwanderung nach Fort Enterprise u. von da nach Fort Providence, welches 11. Dez. von den Ueberlebenden erreicht wurde; 1822 kehrten Franklin u. R. nach Europa zurück: sie hatten nur den Coronation-Golf aufnehmen können. Eine zweite Reise unternahm R. mit Franklin 1825; sie überwinterten in Fort Franklin am Großen Bärensee, erreichten die Mündung des Mackenzie, u. während Franklin die westlichen Küsten untersuchte, befuhr R. nebst Kendall mit den Booten „Union" u. „Delphin" die östl. Gestade bis zum Wollastonland u. Kupferminenfluß u. kehrte zu Lande nach dem Großen Bärensee zurück; den Winter 1826—27 verbrachte er in Cumberland-House mit naturwissenschaftlichen Forschungen; 26. Sept. 1827 langten Franklin u. R. wieder in England an, wo Letzterer ein vierbändiges Werk „Fauna borealis americana" (1829—37) herausgab. R. wurde 1838 Oberarzt bei der Flotte, 1840 Inspektor des Marinehospitals. Als man über Franklin's Schicksal besorgt wurde, war R. einer der Ersten, welche sich — wiewol erfolglos — aufmachten, um den Vermißten zu suchen. Er sendete 15. Juni 1847 seine wohlausgerüstete Mannschaft nach Cumberland-House voraus u. fuhr am 25. März 1848 mit John Rae von England ab. Am 31. Juli hatte er bereits die Mündung des Mackenzie erreicht u. drang nun längs der Küste gegen Osten vor, mußte aber, vom Eis aufgehalten, schließlich

zu Lande nach dem Kupferminenfluß gehen, überwinterte in Fort Confidence am Bärensee u. kehrte ohne erheblichen Erfolg 6. Nov. 1849 nach Edinburgh zurück; seine Studien über die arktischen Länder legte er in den Werken „Boat voyage through Rupert's Land" (Lond. 1851), „Arctic searching expedition" (ebd. 1851) u. „Polar regions" (ebd. 1861) nieder; ferner schrieb er den zoologischen Anhang zu Sir Edward Parry's zweiter Reise, die „Ichthyology of the Erebus and Terror and of the Sulphur" u. den Abschnitt „Fossil Mammals" in Kellett's Reisewerk. Auch für die afrikanischen Expeditionen war er thätig, nam. förderte er die Reise des Dr. Baikie auf dem Benue. R. starb 5. Juni 1865 zu Grasmere.



Nr. 4622. Jean Armand du Plessis, Herzog von Richelieu (geb. 5. Sept. 1585, gest. 1. Dez. 1642)

Richardson, Samuel, der Begründer des englischen Familienromans, geb. 1689 als Sohn eines armen Schreiners in Derbyshire; sah sich durch Mittellosigkeit am Studium gehindert, ward Buchdrucker, errichtete 1719 in London eine eigene Druckerei u. erwarb ein beträchtliches Vermögen. Daneben trat er mit Erfolg als Schriftsteller auf. Gleich sein erster Roman, den er, schon 50 Jahre alt, erscheinen ließ, machte ein unglaubliches Aufsehen. Es war „Pamela, od. die belohnte Tugend" (London, 2 Bde., 1. bis 5. Aufl., 1741; Fortsetzung dazu, 1742, 2 Bde.). Sein zweiter Roman, „Clarissa Harlowe, od. die Geschichte eines jungen Mädchens" (7 Bde., Lond. 1751 u. öft.; deutsch von Kosegarten, 8 Bde., Lpz. 1790–93; Auszüge von Jules Janin, Par. 1845, 2 Bde. [deutsch von Bode, Lpz. 1846, 3 Bde.]), brachte ihn auf den Gipfel seines Ruhms. Diesem Hauptwerke folgte sein letzter u. schwächster Roman, „Die Geschichte Sir Charles Grandison's" (6 Bde., Lond. 1754 u. öft.; deutsch, Lpz. 1780, 7 Thle.). Außerdem übersetzte R. die Fabeln Aesop's (Lond. 1757). Er starb zu London 2. Juli 1761. Seine gesammelten Werke erschienen daselbst 1783 in 20 Bdn. u. in einer von Mangin besorgten Ausgabe 1811 in 19 Bdn. Wie R. selbst eine Sammlung der darin enthaltenen moralischen Sentenzen, Maximen u. Betrachtungen veranstaltete (Lond. 1755), so stellte auch Chr. F. Weiße eine Tugendlehre daraus zusammen. R.'s Erscheinung war so durchaus neu u. seine Vorzüge waren gegenüber der hohlen Gleißnerei der herrschenden Literaturrichtungen so unverkennbar, daß sich seine Einwirkung mit großer Schnelligkeit u. Nachhaltigkeit sogleich überallhin verbreitete. Der Grundmangel seiner Romane, die mit vielen Lanzen verbundene trockene Lehrhaftigkeit u. die allzugroße Ausführlichkeit im Moralisiren, war seinen Zeitgenossen nicht störend. Diderot schrieb 1762 eine Lobrede auf ihn u. ließ sich von ihm zur Bearbeitung seiner dramatischen Familiengemälde u. zur theoretischen Begründung des Genre sérieux begeistern; Rousseau stellte R. an die Seite Homer's u. nahm ihn in der „Neuen Heloise" zum Vorbild. Selbst Voltaire's rührendes Lustspiel „Nanine" ist nichts als die dramatisirte „Pamela"; tief berührt u. bestimmt aber ward vor Allen Lessing von R. In der englischen Literatur dagegen fand R. wenig Nachahmer, Fielding (s. d.) sprach sogar seine Absicht offen aus, R. zu parodiren u. durch die Waffe der Lächerlichkeit zu vernichten. Vgl. die Lebensgeschichte R.'s in seinem von Anne Lät. Barbauld herausgegebenen Briefwechsel (6 Bde., Lond. 1804) u. Jeffrey, „Swift and R." (ebd. 1853).

Richartz, Johann Heinrich, Kunst- u. Menschenfreund, geb. zu Köln 17. Nov. 1795 als Sohn eines Weißgerbers u. Wildhäutehändlers; setzte nach des Vaters Tode dessen Geschäft fort u. gab demselben eine noch größere Ausdehnung, indem er nam. eine Kommandite in Buenos Ayres errichtete, erwarb sich großen Reichthum sowie den Titel eines preuß. Kommerzienraths u. starb unvermählt zu Köln 22. April 1861. Er ist der Stifter des am 1. Juli 1861 eröffneten Museums in Köln, u. seine öffentlichen Schenkungen, Legate ꝛc. betrugen über 1,500,000 Mk., von denen er 300,000 Mk. zur Gründung einer städtischen Irrenanstalt bestimmte.

Richelieu (spr. Rischlieh), Jean Armand du Plessis, Herzog von R. u. Kardinal, der bedeutendste französische Staatsmann, geb. 5. Sept. 1585 auf dem Schlosse R., einziger Sohn des Grandprevôt's Franz v. R., der 1589 bei der Belagerung von Paris umkam; wollte trotz seines schwachen Körpers Militär werden, ging aber zum geistlichen Stande über, um das Bisthum Luçon zu erhalten, auf welches seine Familie Anwartschaft hatte. Der junge Bischof schrieb eine „Unterweisung für Christen", d. i. eine Auslegung des Apostolischen Symbolums, vertheidigte 1615 mit Kühnheit u. Geschick in den Etats généraux die Rechte des geistlichen Standes u. wurde durch den Marschall von Ancre Staatssekretär, aber 1617 nach dessen Ermordung vom Hofe nach Avignon verwiesen. Als Günstling der grollenden Königin Mutter (s. „Marie von Medici" u. „Ludwig XIII.") vermittelte er 1619 deren Frieden mit dem Könige, ward 1622 Kardinal, trat 1624 in das Kabinet Vieuville's, den er schon im August zu verdrängen wußte, um seitdem die gesammte Leitung des Staates in der Hand zu behalten. Ludwig XIII. verhalf er zu einer unnahbaren Autorität, brach 1627 bis 1629 die politische Macht der Hugenotten, beschränkte die Gewalt der großen Statthalter durch Intendanten, schaffte die einflußreichen Aemter eines Connétable u. Großadmirals ab, demüthigte die Parlamente u. zersprengte jene fast ununterbrochene Kette von Verschwörungen, die gegen ihn unternommen wurden — von der Königin Mutter, von der Gemahlin u. dem Bruder des Königs, von Montmorency, dem Herzog von Lothringen, von Bouillon, endlich noch 1641 von Cinq Mars, de Thou u. dem Könige selbst — u. mit gleichem Glück, Geschick u. mit unbeugsamer Strenge vernichtete od. beugte er die Anstifter. In der äußeren Politik unterstützt u. beeinflußt durch den klugen Kapuzinerpater Joseph, gelang es ihm mit Benutzung aller kriegerischen Gegensätze, in Europa die Macht des spanisch-österreichischen Hauses Habsburg zu schwächen u. die künftige Großmachtstellung Frankreichs vorzubereiten. In diesem Sinne setzte er 1630 den französischen Prätendenten, Herzog von Nevers, auf den Thron von Mantua, trat 1630 mit Gustav Adolf, 1633 mit dessen Kanzler Oxenstierna, gleichzeitig mit Wallenstein, den er zum römischen König zu erheben versprach, in Verbindung, ließ 1633 das Herzogthum Lothringen durch französische Truppen besetzen, durch Bernhard von Weimar das österreichische Elsaß, Freiburg u. Breisach erobern u. unterstützte 1640 den Aufstand Portugals u. Cataloniens gegen Spanien. Um die Küsten vor Seeräubern zu schützen, den Handel zu erweitern, vor Allem aber die Kommunikation zwischen den habsburgischen Ländern zu stören, schuf er eine achtunggebietende Seemacht auf dem Mittelmeere u. an den Küsten des Atlantischen Ozeans. Auch der Macht des Klerus u. des Papstthums wußte er zu widerstehen u. die alten Freiheiten der Gallikanischen Kirche zu erneuern, was ihn aber nicht hinderte, die geistlichen Güter zu besteuern. Im Kampfe gegen die Sorbonne stützte er sich gleichmäßig auf Protestanten u. Jesuiten. Persönlich lebte R. in Pracht u. Luxus, erbaute sich das Palais Cardinal, das spätere Palais Royal, u. bewahrte

in seinem Hôtel Richelieu nicht nur Kirchengeräthschaften von kostbarsten Metallen u. Edelsteinen, sondern auch ausgesuchte Kunstwerke, Bücher u. ein eigenes Theater. Ein Freund des aufkommenden französischen Schauspiels, verkehrte er gern u. oft mit Corneille u. anderen Dichtern. Bei der Gründung der Französischen Akademie 1635 richtete er sein Bestreben auf Reinheit der französischen Sprache, die er zur Weltsprache zu machen gedachte. Auch die erste regelmäßige Zeitung ließ er erscheinen. Als er 4. Dez. 1642 verschied, kamen seine Güter u. der Titel eines Herzogs von R. an den Sohn seiner zweiten Schwester, Jean Armand de Vigneret. Seine Briefe gab Avenel heraus u. berichtete im „Journal des Savants" (1858–59) über die handschriftlichen Memoiren R.'s u. deren Beziehung zu den 1823 zu Paris von Petitot herausgegebenen „Mémoires de R." Das „Testament politique du cardinal de R." (2 Bde., Par. 1764) hält Ranke großentheils für echt. Vgl. Ranke's „Französische Geschichte" (Bd. II, III u. V).

Richelieu, Louis François Armand du Plessis, Herzog v., Marschall von Frankreich, Großneffe des Vorigen, Sohn Armand's de Vigneret, geb. 13. März 1696; von Jugend auf ausgezeichnet durch Schönheit u. Galanterie, trat mit 16 Jahren in das Militär ein, mußte aber dreimal seinen Dienst durch einen Aufenthalt in der Bastille unterbrechen, zur Strafe für Liebesabenteuer u. für die Betheiligung an der Verschwörung gegen den Regenten (1719). Nach dem Polnischen Erbfolgekriege 1738 zum Generallieutnant erhoben, wußte er die volle Gunst Ludwigs XV. zu gewinnen, dem er die erste öffentlich bekannte Maitresse, die Marquise de Mailly, zuführte, u. übte, seit 1744 Kammerherr u. beständiger Genosse des Hofes, sogar politischen Einfluß. Während des Oesterreichischen Erbfolgekrieges 1747 nach Genua geschickt, zeichnete er sich weniger durch militärische Tüchtigkeit als durch grenzenlose Verschwendung der Staatsgelder aus, wurde aber zum Marschall erhoben. Im Einverständniß mit der Marquise von Pompadour erreichte R. 1756 den Bund mit Oesterreich u. erhielt durch ihren Einfluß glänzende militärische Aufträge, da sie ihn zu entfernen wünschte. 1756 entriß er den Engländern die Insel Minorca, 1757 kommandirte er ein Heer im Elsaß, wußte durch Intriguen den Marschall d'Estrées gleich nach dessen Siege über Cumberland aus dem Oberbefehl zu verdrängen u. schloß 8. Sept. 1757 die Konvention vom Kloster Zeven ab, welche ihm die Freiheit gab, das Land Hannover in entsetzlicher Weise auszusaugen. Da man jedoch die vollständige Vernichtung des englischen Heeres von ihm erwartet hatte, wurde er mit Spott u. Verdächtigungen überhäuft, vom Oberbefehl gegen Ferdinand von Braunschweig schon im Febr. 1758 entfernt u. lebte seitdem ohne bedeutenden Einfluß, bis er 8. Aug. 1788 starb. — Seine Memoiren (herausgegeben von Soulavie, Par. 1793) sind zum Theil unecht.

Richelieu, Armand du Plessis, Herzog v., Minister Ludwig's XVIII., Enkel des Vorigen, wurde 25. Sept. 1766 zu Paris geb. Vor der Revolution flüchtig, diente er im russischen Heere seit 1790 als Generallieutnant, machte im preußisch-österreichischen Heere den Feldzug von 1792 u. 1793 mit, blieb dann wieder in Rußland, kehrte, seit 1800 von Napoleon direkt aufgefordert, 1802 auf wenige Monate nach Frankreich zurück, um die zerrütteten Vermögensverhältnisse seiner Familie zu ordnen, u. wartete als Gouverneur von Odessa die Katastrophe Napoleon's ab. Von Ludwig XVIII. im Okt. 1814 zum Pair u. ersten Kammerherrn erhoben, lebte er mit dem Könige während der „Hundert Tage" in Gent u. schloß, seit dem 24. Sept. 1815 Talleyrand's Nachfolger im Ministerium, schon 2. Okt. den zweiten Pariser Frieden ab. Von gemäßigter Gesinnung u. ein Feind jeder Rachsucht, gewann er erst vollen Einfluß, als sein König die reaktionäre Chambre introuvable 1816 auflöste u. ihm gleichgesinnte Kollegen zur Seite stellte. Nun erlangte er von den Verbündeten eine Verminderung der Besatzungsarmee um 30,000 Mann, sogar eine zweimalige Herabsetzung der Kriegskontribution, endlich auf der Zusammenkunft der Monarchen von Rußland, Oesterreich u. Preußen zu Aachen 1818 den Abzug der Okkupationstruppen u. die Aufnahme Ludwig's XVIII. in die Heilige Allianz. Dennoch hatte R. um seiner gemäßigten Gesinnung willen alle Parteien wider sich u. trat Ende 1818 vom Ministerium zurück. 1820 wieder an die Spitze der Verwaltung berufen, verlor er durch Beschränkung der Wahlen u. Einführung der Censur die Gunst sowol der Liberalen wie der Reaktionäre. Ein Mißtrauensvotum der Deputirtenkammer nöthigte ihn 13. Dez. 1821 zum Rücktritt. Er starb 17. Mai 1822 zu Paris. In Odessa, um welche Stadt, wie überhaupt um die südrussischen Provinzen, er sich große Verdienste erwarb, ist ihm ein Denkmal errichtet worden.

Richmond (spr. Ritschmond), 1) **R.**, Munizipalstadt u. Parlamentsborough in der engl. Grafschaft York (North Riding), liegt nordwestl. von York am Swale u. an der Eisenbahn in hübscher Umgebung u. hat 6805 E. (1871), welche Eisen- u. Messinggießerei, Gerberei, Papierfabrikation ꝛc. betreiben. Von Interesse sind die großartigen Ruinen einer von Alan dem Rothen, Grafen von R., einem Neffen Wilhelm's des Eroberers, erbauten Feste u. eines 1158 gegründeten Mönchsklosters. Von R. führt die Familie Lennox den Herzogstitel. — 2) **R.**, Marktstadt in der engl. Grafschaft Surrey, liegt 1½ M. westl. von London an der Eisenbahn u. am rechten Ufer der Themse, über welche hier eine steinerne Brücke führt, u. hat 10,926 E. (1871), welche Gartenbau treiben u. von den im Sommer zahlreich aus London herbeiströmenden Gästen ihren Unterhalt ziehen. Diese Anziehungskraft verdankt R., welches ein Theater, ein Observatorium u. in der Hauptkirche viele Denkmäler berühmter Männer hat, vornehmlich seinem herrlichen großen, von Karl I. angelegten Park mit schönen Fernsichten. R., ursprünglich Shene geheißen, erhielt seinen jetzigen Namen durch Heinrich VII. Schon Heinrich V. hatte hier einen Palast erbaut, der seitdem lange ein Lieblingsaufenthalt der engl. Könige war, aber jetzt verschwunden ist. — 3) **R.**, Hauptstadt des Staates Virginia in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, liegt in schöner Gegend auf den Richmond- u. Shockoehills, am linken Ufer des James River, der hier mehrere Fälle bildet, ist Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen u. zählte 1870: 51,038 E., darunter 23,104 Farbige. Die Stadt ist ganz regelmäßig gebaut; hervorragende Bauwerke sind das kurz nach dem Unabhängigkeitskriege nach dem Muster der sog. Maison carrée in Nîmes gebaute Staatskapitol, gelegen auf dem Shockoe Hill an einem großen, baumbepflanzten öffentlichen Platze, den auch ein großartiges Monument Washington's ziert; ferner die im dorischen Stil erbaute City Hall, die Monumental Church, ein Theater, eine Strafanstalt, mehrere wissenschaftliche u. technische Lehranstalten ꝛc. Gewerbe u. Handel stehen in großer Blüte, begünstigt durch die Lage der Stadt, in welche Schiffe bis zu 5 m. Tiefgang hineingelangen können, in deren Nähe große Kohlenminen sich befinden u. welcher die Wasserfälle des Flusses, für die Schiffahrt unschädlich gemacht durch einen sie umgehenden Kanal, eine außerordentlich große Wasserkraft gewähren. So besitzt denn R. zahlreiche Mahlmühlen, Walzwerke, Baumwoll- u. Papierfabriken, außerdem Metallgießereien u. Schmelzöfen, Maschinenwerkstätten, Tabaksfabriken ꝛc. Auf dem jenseitigen Ufer des Flusses liegt die Vorstadt Manchester, durch zwei Brücken mit R. verbunden. R. wurde 1742 gegründet, beim Ausbruche des Sezessionskrieges 1861 von den Südstaaten zur Hauptstadt der sog. Konföderirten Staaten erklärt, u. bildete infolge dessen das Hauptobjekt einer Reihe bedeutender militärischer Operationen seitens der Bundesarmee, wurde jedoch von General Lee mit einer großen Armee (mittels starker Befestigungen, der sog. Petersburger Linien) vertheidigt, bis nach mehreren großen Schlachten u. der Erstürmung der Befestigungen durch die Truppen der Generale Grant u. Sheridan die Stadt 2. April 1865 von den Konföderirten geräumt u. zum großen Theil durch Feuer zerstört wurde. — 4) **R.**, Stadt in Wayne County des Staates Indiana, liegt am East Fork des Whitewater River u. an der Centralbahn u. hat 9445 E. (1870), welche lebhaften Handel treiben u. Manufakturen in Baumwolle, Wolle u. Eisen unterhalten.

Richmond (spr. Ritschmönd), Grafen u. Herzöge v., ein Titel mehrerer engl. Prinzen u. Peers, der schließlich in der Familie Lennox erblich geworden ist. 1342 verlieh König Eduard III. zuerst den Titel eines Grafen **v. R.** seinem Sohne Johann v. Gaunt, nachherigem Herzog von Lancaster, u. durch dessen Urenkelin Margaret Beaufort ging derselbe 1452 auf Edmund Tudor u. dessen Sohn, den nachmaligen König Heinrich VII., über. Den Titel eines Herzogs **v. R.** erhielt zuerst 1525 Graf Henry v. Nottingham, ein natürlicher Sohn Heinrich's VIII., der aber 1536 ohne Nachkommen starb. Erst durch Jakob I. ward 1623 der gleiche Titel wieder verliehen: seinem Vetter Lodowick Stuart, Herzog von Lennox u. Grafen v. Darnley, der jedoch schon im Febr. 1624 starb. Dessen Neffe James wurde zwar 1641 von Karl I. zu der nämlichen Würde erhoben, er starb aber 1672 als letzter männlicher Sproß dieses Seitenzweiges des Hauses Stuart, worauf Karl II. den Titel eines Herzogs

v. R. u. Lennox, Grafen v. March u. Darnley, 1675 auf den ihm 1670 von Louise Renée de Quérouaille (seit 1673 Herzogin v. Portsmouth) geborenen natürlichen Sohn Charles (gest. 27. Mai 1723) übertrug. Von Letzterem stammt die heutige Herzogsfamilie ab. Aus dieser ist hervorzuheben: Charles Gordon Lennox, in Schottland Herzog v. Lennox, in Frankreich Herzog v. Aubigny, in England 5. Herzog v. R., geb. 3. Aug. 1791; ward im Kriege auf der Pyrenäischen Halbinsel Wellington's Adjutant, trat 1819 nach seines Vaters Tode ins Oberhaus ein, wo er sich den gemäßigten Tories anschloß, verwaltete im Reformministerium des Grafen Grey 1830—34 das Amt eines Generalpostmeisters u. hielt sich dann als Oberhausmitglied in der Mitte zwischen den Whigs u. Tories, bis er 1846 einer der heftigsten Protektionisten wurde. Er starb zu London 21. Okt. 1860. Ihn beerbte sein ältester Sohn: Charles Henry, als 6. Herzog v. R., geb. 27. Febr. 1818. Derselbe war schon 1859 Mitglied des Geh. Raths u. trat 1876 als dessen Lord Präsident ins Kabinet Disraeli.



Nr. 1623. Johann Paul Friedrich Richter (geb. 21. März 1763, gest. 12. Nov. 1825).

Richter hießen bei den alten Hebräern seit der Besitznahme Kanaans die Volkshelden, die in Zeiten feindlicher Bedruckung einen od. mehrere Stämme zum Befreiungskampfe führten u. dann auch im Frieden ein mehr od. weniger ausgedehntes Ansehen als Schiedsrichter genossen. Erst die beiden letzten R., der Hohepriester Eli u. Samuel, erscheinen als Vertrauensmänner u. Leiter des ganzen Volks. Die Zeit der R. wird beschrieben im Buch der Richter, die Geschichte der Hebräer vom Tode Josua's bis gegen das Ende der Zeit Eli's (ca. 1120—1090 v. Chr.) umfassend. Es ist aus sehr verschiedenen Quellen zusammengesetzt, von denen einige, wie Kap. 5 (das Lied der Deborah), bis in die Richterzeit selbst hinanreichen, andere ca. im 10. Jahrh. v. Chr. in ihrer jetzigen Gestalt redigirt wurden (so der interessante Anhang Kap. 17—21), bis das ganze Ende des 7. Jahrh. eine letzte Ueberarbeitung erfuhr.

Richter ist im Allgemeinen ein Jeder, welchem die Entscheidung von Streitigkeiten zukommt, z. B. auch der zur gutachtlichen Erledigung von Meinungsverschiedenheiten über moralische Fragen erkorene Urtheiler, der Preisrichter bei Wettbewerbungen, der gewählte Schiedsrichter bei streitigen Rechtsansprüchen. In besonderem Sinne heißen aber R. die öffentlichen Beamten, denen die Gerechtigkeitspflege, d. h. die Handhabung der bürgerlichen u. peinlichen Gerichtsbarkeit (s. d.), obliegt. Es kommt ihnen die Leitung u., möglicherweise unter Mitwirkung von Schöffen od. Geschworenen, die Entscheidung der Prozesse, desgleichen eine diese Befugnisse unterstützende Zwangsgewalt zu. Der Gefahr, daß die R. in einzelnen Rechtssachen nicht nach den bestehenden Gesetzen u. der besonderen Sachlage, sondern nach Winken von oben herab (s. „Kabinetsjustiz") od. nach Gabe u. Gunst urtheilen, begegnen ihre strenge eidliche Verpflichtung, die Zusicherung der Unabsetzbarkeit im bloßen Verwaltungswege u. die Zulässigkeit der Ablehnung (Perhorresciren) jedes Richters, der bei der vorliegenden Sache als Interessent, Zeuge, vormaliger Anwalt od. Schiedsrichter betheiligt od. mit der Partei näher verwandt od. verschwägert, ehelich verbunden od. aus sonstigen, nach richterlichem Ermessen hinreichenden Gründen als befangen anzusehen ist. Zur Uebernahme des Richteramtes werden erfordert: Großjährigkeit, Besitz des Gehör- u. Gesichtssinnes, freier Vernunftgebrauch, guter Ruf u. Rechtskunde des Bewerbers. In der letzteren Beziehung läßt das Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich die Fähigkeit zum Richteramte durch ein wenigstens dreijähriges Universitätsstudium der Rechtswissenschaft, nachheriges Bestehen einer Prüfung, dreijährige praktische Uebung bei Gericht od. auf der Expedition eines Anwalts u. endliche Ablegung einer zweiten Prüfung erwerben. Ordentliche öffentliche Lehrer des Rechts an einer deutschen Universität können ohne Weiteres zum Richteramte zugelassen werden.

Richter, Johann Paul Friedrich, unter dem Namen **Jean Paul** vielgefeierter Dichter, geb. 21. März 1763 zu Wunsiedel; verlebte seine Jugend in Schwarzenbach an der Saale, wohin sein Vater als Pfarrer versetzt worden war, besuchte das Gymnasium zu Hof, gerieth aber nach dem Tode des Vaters früh in Bedrängnisse, die auch während seiner Studienzeit in Leipzig u. nach derselben fortwährten. Für die Zurückgezogenheit, zu der ihn seine Verhältnisse verurtheilten, suchte er Ersatz in leidenschaftlicher Vielleserei, die mit Excerptensammlungen aus allen Wissensgebieten u. sehr frühen literarischen Versuchen Hand in Hand ging. Als Muster leuchteten R. nicht die eben zur Höhe ihrer Schöpfungen gelangenden deutschen Geistesheroen Lessing u. Goethe, sondern Swift u. Sterne, Voltaire u. Rousseau, Hamann, Hippel u. Herder vor. Trotz des Mißerfolgs seiner ersten literarischen Produktion, „Grönländische Prozesse" (Berl. 1783), gab R. das Studium der Theologie auf, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Erst als er einige Jahre voll bitterer Entbehrungen u. unter fortwährenden vergeblichen Versuchen, seine Manuskripte zum Druck zu bringen, in Hof verlebt hatte, entschloß er sich auf Zureden seiner Freunde, 1790 eine Privatschule zu Schwarzenbach zu übernehmen. Unmittelbar darauf hatten seine Romane „Hesperus od. 45 Hundsposttage" (Berl. 1789), „Die unsichtbare Loge" (ebd. 1793) u. das „Leben des Quintus Fixlein" (Bayreuth 1796) Erfolg. Noch entscheidender war die Aufnahme des humoristisch-sentimentalen Romans „Blumen-, Frucht- u. Dornenstücke, od. Ehestand, Tod u. Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkäs" (Berl. 1796), in welchem neben der bedenklich romantischen Erfindung Jean Paul's Talent für realistische Darstellung, sein feiner Blick für Glück u. Leid beschränkter Zustände hervortrat. Durch die Theilnahme für seine Dichtungen neu ermuthigt, nahm R. seine alten Lebenspläne wieder auf, ging 1796 nach Weimar, wo er sich mit Herder u. Charlotte v. Kalb befreundete, aber zu Goethe u. Schiller kein näheres Verhältniß gewann; wechselte in den nächsten Jahren den Aufenthalt ziemlich häufig, lebte in Leipzig, Berlin (wo er sich 1800 mit Karoline, der schönen u. gebildeten Tochter des Geh. Tribunalraths Meyer, verheirathete), Meiningen u. Koburg, nahm aber 1804 seinen dauernden Wohnsitz wieder in Bayreuth. Das poetische Resultat dieser Wanderjahre, der Roman „Titan" (Berl. 1800—1803), welcher die Geschichte eines durch Naturanlage, Erziehung u. Lebensschicksale zur idealen Vollendung gelangten Menschen von frühester Kindheit bis zum Eintritt in einen höchsten Wirkungskreis darstellen sollte, steigerte R.'s Ruf u. Ruhm. Um seiner Vorzüge wie um seiner Mängel willen fand der „Titan" die begeistertste Aufnahme u. erhob Jean Paul zu einem der Lieblingsschriftsteller des Tages. Dem „Titan" folgte R.'s bestes Werk, der humoristische Roman „Die Flegeljahre" (Tüb. 1805), der unvollendet blieb, aber in seinen Anfängen von wirklicher poetischer Kraft zeugte. Den „Flegeljahren" schlossen sich vermischte Schriften, unter ihnen die „Vorschule der Aesthetik" (Hamb. 1805), die „Levana od. Erziehungslehre" (Braunschw. 1807), die „Dämmerungen für Deutschland" (Tüb. 1809), an. Der derbkomische Roman „Dr. Katzenberger's Badereise" (Heidelb. 1809), der übrigens zu Jean Paul's wirkungsvollsten Schöpfungen gehörte, u. der unvollendete satirische Roman „Der Komet" (Berl. 1820—22) bildeten den Abschluß von Jean Paul's poetischer Thätigkeit; sein letztes Werk, „Selina od. über die Unsterblichkeit der Seele" (Stuttg. 1827), trat erst aus seinem Nachlaß hervor. Seit 1808 hatte der Dichter eine Pension des Großherzogs von Frankfurt, Karl v. Dalberg, bezogen, welche nach 1813

vom Könige von Bayern übernommen ward. Jean Paul starb 12. Nov. 1825. — Jean Paul nahm u. nimmt eine eigenthümliche Zwischenstellung zwischen unseren klassischen u. den romantischen Dichtern ein. Mit den ersteren ist ihm das Ideal freier u. schöner Humanität gemeinsam, mit den letzteren eine gewisse Ueberschwänglichkeit u. Unreife. Die Widersprüche des unendlichen Gefühls u. des beschränkten realen Lebens bildeten den Ausgangspunkt aller Richter'schen Romane, aus denselben gingen die weichen, wehmuths- u. thränenvollen Stimmungen hervor, über sie erhob sich der Schriftsteller durch seinen unter Thränen lachenden Humor. In einer empfindungsreichen, von Stimmungen erfüllten u. beherrschten Zeit, wo Tausende u. Abertausende die gleichen Widersprüche in sich fühlten, ohne wie R. ihre Empfindung vertiefen od. ihr Mißgefühl durch eigenen Humor überwinden zu können, mußte der Schriftsteller die größten Erfolge haben; die schreienden Mängel seiner Darstellung: die Ungleichheit, die Sentenzenüberfülle, die leidenschaftliche Bilderjagd, die manierirten Abschweifungen in alle Wissensgebiete, wurden übersehen od. wol gar als Vorzüge gepriesen. Umgekehrt betonte die spätere Kritik diese Dinge so ausschließlich, daß Jean Paul's Vorzüge: seine wunderbaren Idyllen, seine köstlichen niederländischen Genrebilder, das tiefe Gemüthsleben u. der geistvolle Humor in vielen seiner Gestalten u. Situationen, in Vergessenheit geriethen. — Nach seinem Tode erschienen: „R.'s kleine Bücherschau; gesammelte Vorreden u. Rezensionen, nebst einer kleinen Nachschule zur ästhetischen Vorschule" (2 Bde., Bresl. 1825); „R.'s zerstreute Blätter" (gesammelt von Hohenlinden, 2 Bde., Lpz. 1826); „Das Schönste u. Gediegenste aus R.'s verschiedenen Schriften" (ausgewählt von Gebauer, 9 Bde., ebd. 1827—35); „R.'s Briefwechsel mit F. H. Jacobi" (Berl. 1828); „R.'s Briefwechsel mit seinem Freunde Chr. Otto" (3 Bde., Berl. 1829); „Politische Nachklänge" (herausgeg. von R.'s Schwiegersohn E. Förster, Heidelb. 1832) u. die Sammlung seiner „Sämmtlichen Werke" (65 Bde., Berl. 1826—38; 34 Bde., 3. Aufl. 1861—63; später auch in Hempel's „National-Bibliothek deutscher Klassiker" erschienen). Vgl. „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" (von R. selbst begonnen, dann von Otto u. Ernst Förster aus seinen Papieren, Briefen u. mündlichen Ueberlieferungen fortgesetzt, Bresl. 1826—33, 8 Bdchn.); Spazier (R.'s Neffe), „R. in seinen letzten Tagen" (Bresl. 1826); Döring, „R.'s Leben u. Charakteristik" (2 Bdchn., Lpz. 1830—32); Spazier, „J. P. F. R., ein biographischer Kommentar zu dessen Werken" (5 Bde., ebd. 1833); Funck, „J. P. F. R." (Schleusingen 1839); v. Hagen, „Ueber Jean Paul's Aufenthalt in Bayreuth" (Bayr. 1857; 2. Aufl. 1863); E. Förster, „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von R." (3 Bde., Münch. 1863 f.); „Jean Paul, sein Leben u. seine Werke" (Bayr. 1863); Henneberger, „Jean Paul's Aufenthalt in Meiningen" (Mein. 1863); Wirth, „R. als Pädagog" (1863); Nerrlich, „Jean Paul u. seine Zeitgenossen" (Berl. 1876).

Richter, Aemilius Ludwig, ausgezeichneter Kirchenrechtslehrer, geb. zu Stolpen in Sachsen 15. Febr. 1808; studirte seit 1826 Jurisprudenz u. Philologie in Leipzig, habilitirte sich daselbst, nachdem er 1831 die advokatorische Praxis angefangen, als Privatdozent, wurde 1838 Professor des Kirchenrechts u. Civilprozesses in Marburg, folgte 1846 einem Rufe in gleicher Stellung nach Berlin u. trat zugleich als Hülfsarbeiter ins Ministerium der Geistlichen Angelegenheiten ein, ward 1850 Mitglied des Evangelischen Oberkirchenraths, 1852 Oberkonsistorialrath u. starb als Geh. Oberregierungsrath u. vortragender Rath im Geistlichen Ministerium zu Berlin 8. Mai 1864. Seine Hauptwerke sind: „Lehrbuch des kathol. u. evangel. Kirchenrechts" (Lpz. 1841 f.; 7. Aufl., besorgt von Dove, ebd. 1871 f.); „Die evangelischen Kirchenordnungen im 16. Jahrh." (2 Bde., Weim. 1846); „Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung" (Berl. 1851) u. die von Hinschius herausgegebenen „Beiträge zum preuß. Kirchenrechte" (Lpz. 1865). Ferner sind seine Ausgaben des „Corpus juris canonici" (2 Bde., ebd. 1833—39) u. der „Canones et decreta concilii Tridentini" (ebd. 1853) hervorzuheben. Auch ist R. der Begründer der „Kritischen Jahrbücher für deutsche Rechtswissenschaft", welche später von Schneider bis zum J. 1846 fortgesetzt wurden.

Richter, Hermann Eberhard, verdienter Arzt u. Schriftsteller, geb. zu Leipzig 14. Mai 1808; ließ sich 1831 als praktischer Arzt in Dresden nieder, wo er 1838 eine Professur an der ehmaligen Chirurgisch-medizinischen Akademie erhielt. Wegen seiner wenn auch maßvollen Theilnahme an der politischen Bewegung der Jahre 1848 u. 49 in einen Hochverrathsprozeß verwickelt u. längere Zeit in Haft gehalten, ward er trotz seiner Freisprechung auf Wartegeld gesetzt, bis ihn 1854 fortgesetzte kleinliche Verfolgungen bestimmten, sein Lehramt freiwillig niederzulegen. Seitdem widmete er seine Zeit u. Kraft nur der ärztlichen Praxis u. seiner literarischen Thätigkeit, durch die er für eine Reform der Arzneiwissenschaft, für eine gemeinsame deutsche Pharmakopoe, für prophylaktische Einrichtungen in den Schulen, Wohnungen &c., für Einführung der Feuerbestattung u. andere sanit. Reformen im Großen u. Kleinen agitirte, aber gegen den Heilmittelschwindel u. verschiedene traditionelle Vorurtheile entschieden auftrat. Besonders namhaft zu machen sind von seinen Schriften: „Flora von Leipzig" (Lpz. 1829); „Ueber jugendliche Brandstifter" (Dresd. 1844); „Die schwedische nationale u. medizinische Gymnastik" (Dresd. u. Lpz. 1845); „Blutarmuth u. Bleichsucht" (ebd. 1850; 2. Aufl. 1854); „Organon der physiol. Therapie" (Lpz. 1850); „Arzneitaschenbuch zur deutschen Reichs-Pharmakopoe" (4. Aufl. 1872). Auch besorgte R. eine kritische Gesammtausgabe von Linné's „Systema vegetabilium" (Lpz. 1839) sowie neue Auflagen von Choulant's „Pathologie u. Therapie" (1845—47) u. war Mitredakteur von Schmidt's „Medizinischen Jahrbüchern". Er starb zu Dresden 24. Mai 1876.

Richter, Ernst Friedrich Eduard, verdienter Tonsetzer u. Theoretiker, geb. 24. Okt. 1808 zu Großschönau bei Zittau; erhielt seine erste musikalische Bildung im väterlichen Hause, wirkte dann als Schüler des Gymnasiums in Zittau im Chore mit, begann aber das eigentliche Studium der Musik erst, als er 1831 die Universität Leipzig bezogen hatte. Bei Gründung des Konservatoriums in Leipzig (1843) wurde er an dieser Anstalt als Lehrer der Theorie u. Komposition angestellt; zugleich erhielt er die Stelle eines Musikdirektors an der Universität. 1851 wurde er Organist an der Peterskirche, kam 1862 in derselben Eigenschaft an die Nikolaikirche u. wurde nach Moritz Hauptmann's Tode 1868 dessen Nachfolger als Kantor an der Thomasschule u. Musikdirektor an den beiden Hauptkirchen der Stadt. In diesen Stellungen, sowie als Lehrer am Konservatorium, wirkt er gegenwärtig noch. Von den schön erfundenen u. trefflich gearbeiteten Kompositionen R.'s sind im Druck erschienen: mehrere Psalmen für Soli, Chor u. Orchester; eine vierstimmige u. eine achtstimmige a capella-Messe; ein vierstimmiges „Stabat mater" (ebenfalls a capella); Motetten, Psalmen, geistliche Lieder für gemischten Chor; ein- u. mehrstimmige weltliche Lieder; ein Streichquartett; Sonaten für Klavier u. Violine, Klavier u. Violoncello u. Klavier allein; kleinere Klavierstücke &c. Außerdem hat er eine Harmonielehre, ein Lehrbuch des Kontrapunkts u. eins der Fuge herausgegeben, welche große Verbreitung gefunden haben.

Richter, Adrian Ludwig, einer der volksthümlichsten Künstler Deutschlands, bekannt durch seine herrlichen Illustrationen der Volksbücher u. Kinderschriften, geb. zu Dresden 28. Sept. 1803 als Sohn eines unbemittelten Kupferstechers; wurde von diesem im Zeichnen unterrichtet u. zur Hülfeleistung beim Stechen von Landschaften herangezogen, während zugleich ein Hang zur Märchenwelt u. zum Wunderbaren durch seinen sonderbaren Großvater, der als Uhrmacher auch Alchymie trieb, in ihm geweckt wurde. Eigentlichen Schulunterricht genoß er nicht, auch der Besuch der damals etwas verkommenen Akademie förderte ihn wenig, dagegen empfing er durch den nach Dresden gekommenen Landschaftsmaler Dahl größere Anregung. 1820 begleitete R. den Fürsten Narischkin nach Nizza u. Paris; zu einer selbständigen Thätigkeit kam er aber erst, als der Kunsthändler Arnold ihm die Mittel zu einer Reise nach Rom bot. Dort verweilte er 1823—26 in lebhaftem Verkehr mit Koch, Schnorr, Oehme, Peschel u. A., ausschließlich italienische Landschaften malend, auch dann noch, als er nach Deutschland zurückgekehrt war, bis er, als Lehrer an der mit der Porzellanfabrik in Meißen verbundenen Zeichenschule angestellt, durch eine Reise in die Sächsische Schweiz auf die

Wiedergabe deutscher Landschaften hingeführt wurde. Nach Aufhebung jener Zeichenschule wurde R. 1836 an die Kunstakademie in Dresden berufen u. blieb, obwol kein bedeutender Kolorist, immer als Landschaftsmaler thätig (mehrere seiner besten Werke dieser Gattung besitzt das Museum in Leipzig), bis der Buchhändler Georg Wigand R.'s Talent zur Illustration in dem „Malerischen u. romantischen Deutschland" zur Geltung brachte. Noch glänzenderen Erfolg als mit diesem Werke errang sich R. als Illustrator der Volksmärchen von Musäus (1842), die er in den echt deutschen naiven Volkston übersetzte. Eben dies Gebiet wurde für sein ganzes späteres Leben seine eigentliche Spezialität, in der er durch wenige Striche wie durch die ausgeführtesten Kompositionen, mögen sie ernsten od. komischen Inhalts sein, das Volk, wie es zu Hause u. auf der Gasse, in der Stadt u. auf dem Lande lebt, bes. die Kinderwelt, in unvergleichlicher, stets verständlicher u. schlagender Weise darzustellen weiß, u. zwar meist in trefflicher Verbindung mit der häuslichen od. landschaftlichen Umgebung u. der Thierwelt. An die genannten Volksmärchen von Musäus schloß sich dann Bechstein's Märchenbuch an, das in unzähligen Exemplaren in alle Schichten der Bevölkerung drang;



Nr. 4624 Adrian Ludwig Richter (geb. 28. Sept. 1803).

ebenso die „Volks- u. Studentenlieder", das „Abc-Buch für große u. kleine Kinder", der „Landprediger von Wakefield", „Robinson", „Bilder u. Reime", „Kindesleben" u. „Ammenuhr". Dem 1853 begonnenen, aber unvollendet gebliebenen Goethe-Album folgte in den letzten Jahrzehnten noch eine Reihe der gemüthvollsten, von echt protestantischem Geiste durchdrungenen Hausbücher, z. B. „Das Vaterunser in Bildern", „Christenfreude", „Erbauliches u. Beschauliches", „Fürs Haus" 2c. Leider verhindert ihn seit einiger Zeit ein Augenleiden an künstlerischer Thätigkeit. Vgl. J. Fr. Hoff, „Adrian Ludwig R." (Dresd. 1877 ff.; enthält R.'s eigenhändige Radirungen sowie die nach ihm erschienenen Holzschnitte, Radirungen, Stiche, Lithographien 2c. gesammelt, geordnet, zum Theil beschrieben u. mit Nachweisungen, Tabellen 2c. versehen).

Richter, Gustav Karl Ludwig, Historien- u. Portraitmaler, geb. zu Berlin 31. Aug. 1823; begann seine künstlerische Lehrzeit bei Holbein in Berlin, studirte dann 1844—46 in Paris unter Cogniet, verweilte einige Jahre in Rom u. machte 1861 eine Reise nach Aegypten u. 1873 nach der Krim. Zu seinen bedeutendsten historischen u. monumentalen Arbeiten gehören vor Allem die 1856 entstandene „Auferweckung der Tochter des Jairus" (National-Museum in Berlin), worin er mit dem größten Erfolge die Bahn der realistischen Auffassung religiöser Motive betrat; dann seine stereochromischen Bilder im altdeutschen Saale des Neuen Museums in Berlin u. das große Oelgemälde „Der Bau der ägyptischen Pyramiden" im Maximilianeum zu München. Neben der Malerei widmete R. sich auch der Steinzeichnung u. lieferte Manches für ein Album des Berliner Künstlervereins, u. mit besonderer Vorliebe neuerdings auch der Portraitmalerei, auf welchem Gebiete er durch geistvolle Auffassung u. Schmelz des Kolorits die größten Erfolge erzielt hat.

Richthofen, Karl Otto Johannes Theresius, Frhr. v., ausgezeichneter Rechtsgelehrter, bez. Germanist, geb. auf dem großväterlichen Gute Damsdorf bei Striegau in Niederschlesien 30. Mai 1811; studirte in Breslau, Berlin u. Göttingen, hielt sich dann 1834 den Sommer über in Friesland auf, um Handschriften in Bezug auf das ältere Recht u. die Geschichte des Landes zu sammeln, habilitirte sich später an der Berliner Universität, wo er seit Michaeli 1842 Vorlesungen über deutsche Rechtsgeschichte, deutsches Staats-, Privat-, Handels- u. Wechselrecht 2c. hielt, u. wurde zum ord. Prof. ernannt. Auch war er 1849 Mitglied des Erfurter Parlaments u. in den folgenden Jahren mehrmals Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, wo er sich zu der von Georg v. Vincke (s. d.) geführten Partei hielt. 1860 nöthigte ihn ein Augenleiden, seine Professur niederzulegen u. sich auf sein ererbtes Gut Damsdorf zurückzuziehen. R. gab heraus, bez. schrieb: „Altfriesische Rechtsquellen" (Berl. 1840); „Altfriesisches Wörterbuch" (Gött. 1840); „Ueber die singulären Erbrechte an schlesischen Rittergütern" (Bresl. 1844); Bearbeitungen des friesischen u. des sächsischen Volksrechtes (im 3. beziehungsweise 5. Bde. der „Leges" der „Monumenta Germaniae"); „Zur Lex Saxonum" (Berl. 1868) u. mit Fries „Die engl. Armenpflege" (ebd. 1863). — Karl Ferdinand Wilhelm, Frhr. **v. R.**, ein Angehöriger derselben weitverzweigten Familie, geb. zu Karlsruhe in Schlesien 31. Jan. 1832; widmete sich zuerst dem Forstwesen, dann aber der Theologie, die er in der kathol. Fakultät zu Breslau studirte, wurde 1867 Pfarrer in Hohenfriedberg u. 1872 Domherr in Breslau. Als einer der ersten höheren kathol. Geistlichen sagte er sich in einer durch die Zeitungen veröffentlichten, ausführlich motivirten „Erklärung" vom 15. Mai 1873 von den vatikanischen Dekreten vom 18. Juli 1870 feierlich los, infolge dessen er an demselben Tage vom Fürstbischof von Breslau exkommunizirt u. degradirt ward. Im Dez. 1875 trat er in Leipzig zum Protestantismus über. Während seines Aufenthalts bei seinem Bruder (s. u.) in Berlin zog er sich durch einen Unfall schwere Brandwunden zu, denen er 17. März 1876 erlag. — Ferdinand Paul Wilhelm Dieprand, Frhr. **v. R.**, Bruder des Vorigen, berühmter Geolog u. Forschungsreisender, geb. zu Karlsruhe in Schlesien 5. Mai 1833; war einige Jahre bei der Geologischen Reichsanstalt in Wien beschäftigt, nahm 1860 an der preuß. Expedition nach Ostasien Theil, bereiste 1862—68 Kalifornien u. dann bis 1873 Gegenden China's, in die sich bisher kein wissenschaftlich gebildeter Europäer gewagt hatte. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Berlin nieder, wo er Präsident der „Geographischen Gesellschaft" wurde, doch wird er einem Rufe als Professor der Geologie nach Bonn folgen. Von seinen Schriften ist außer mehreren Monographien insbesondere die geographische Karte des Fassathales („Geographische Karte der Umgegend von Predazzo" (2. Aufl., Gotha 1862) sowie ein großes Werk über China hervorzuheben, das er mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgiebt u. von dem bis jetzt der 1. Band (Berl. 1877) erschienen ist.

Ricimer, von väterlicher Seite ein Sueve, von mütterlicher ein Enkel des Westgothenkönigs Wallia; stieß als Befehlshaber der deutschen Söldner 456 den schwachen Kaiser Avitus vom Throne u. setzte zuerst den tapferen u. schönen Majorian als Kaiser ein, ließ aber auch diesen 461 ermorden u. regierte, während er nach einander die Scheinkaiser Libius Severus u. Anthemius erhob u. stürzte, fast unumschränkt, so daß die zweijährige Kaiserlosigkeit 465—67 nicht einmal bemerkt wurde. Tapfer, klug u. treulos zugleich, schützte er das Reich vor dem Eindringen der wilden Völker, zerfiel aber zuletzt mit Anthemius, seinem Schwiegervater, erstürmte Rom, ließ Anthemius morden u. starb bald danach 472 an einer ansteckenden Krankheit.

Ricinus communis, Wunderbaum, Christuspalme; Pflanzenart der Wolfsmilchgewächse aus Südasien, aber durch den ganzen Orient u. Südeuropa hindurch bis in unsere Gärten verbreitet, hier als Zierpflanze u. krautartiges einjähriges, dort als Nutzpflanze u. strauch- od.

baumartiges ausdauerndes Gewächs kultivirt. Der R. zeichnet sich aus durch seinen hohen, kräftigen Wuchs, durch seine handartig verbreiterten tiefgrünen Blätter u. seine stattliche Blumenrispe, an welcher die gelben männlichen Blüten unter den weiblichen stehen, während letztere eine dreigehäusige stachlige od. bei einer Spielart (R. inermis) glatte, bei der Reife klappenartig aufspringende Kapsel mit großen, plattgedrückten, bohnenartigen Samen hervorbringen. Die Samenschale ist hart u. brüchig, grau od. bräunlich u. glänzend. In dem weißen, ölig fleischigen Eiweiß bergen die Zellen ein fettes Oel, das man seiner abführenden Eigenschaft wegen schon seit alter Zeit als Heilmittel anwendet. Kalt ausgepreßt hat es diese Eigenschaft nicht, u. man verwerthet es in Nordafrika, wo die Pflanze die Größe eines Apfelbaumes erreicht, zur Speise sowie zu allerlei technischen Zwecken. Nach der Größe der Samen unterscheidet man im Handel die kleineren ind. u. die größeren europ. Ricinussamen. Als Dekorationspflanze gehört der R. zu den schönsten Zierden auf Rasenplätzen od. in Gruppen von Blattpflanzen, wo er durch die mannichfaltigen Schattirungen, vom hellsten Grün in angenehme blaugrüne u. grünbraune Töne übergehend, die herrlichsten Wirkungen hervorbringt. Man säet die Samen schon im März ins Warmbeet, versetzt die Pflanzen später in Töpfe u. bei zunehmender Sonnenwärme ins Freiland. Es giebt eine Menge von Spielarten; z. B. R. africanus, viridis, lividus, armatus, undulatus, inermis u. a.

Ricke, das weibliche Reh.

Ricochetschuß war zur Zeit der glatten Kanonen ein Schuß, welcher sein Geschoß, Kugel od. Bombe, mittels schwacher, nach dem jedesmaligen Zweck zu bemessender Ladung über die Brustwehr eines Festungswerkes sandte, um sie in schwachen Sprüngen b, c, d auf dem anstoßenden Wallgange weiter gehen u. die zwischen Traversen (kleinen Erdwällen T) stehenden Laffeten L zerschlagen zu lassen. Der R. soll von Vauban zuerst angewendet worden sein, weil die Traversen den Enfilirschuß, welcher in flachem Bogen einen ganzen Wallgang fegte, unwirksam machten.

Rideau (franz., spr. Ridoh), Vorhang; Böschung über einer Straße, einem Kanal ꝛc.; sich lang hinziehende Bodenerhöhung, Schutzwall.

ridendo dicere verum (lat.), d. h. lachend die Wahrheit sagen.

ridicule (franz., spr. ridiküḃl), lächerlich.

Ridinger, Johann Elias, berühmter Thierzeichner, geb. zu Ulm 15. Febr. 1698; bildete sich zuerst unter Christoph Resch in seiner Vaterstadt, dann unter Rugendas in Augsburg aus, wo er 1759 Direktor der Kunstakademie wurde u. 10. April 1767 starb. Kein Maler versteht wie er die Charaktere der wilden Thiere wiederzugeben u. damit zugleich die Umgebung der Natur in Einklang zu bringen; weniger dagegen gelang ihm die Darstellung der Menschen u. der zahmen Thiere. Die größte Sammlung seiner Zeichnungen besaß der Kunsthändler Rudolph Weigel in Leipzig. Sehr zahlreich sind auch seine Kupferstiche u. geätzten Blätter, unter denen wir nur die „Vorstellungen der wilden Thiere nach Natur, Geschlecht, Alter u. Spur", die „Betrachtungen der wilden Thiere" u. die „Fabeln aus dem Reiche der Thiere" nennen. In photographischer Nachbildung erschien sein „Jagdalbum, Hirsch-Abnormitäten, interessante Hatzen u. seltene Jagdthiere" (16 Lfgn., Berl. 1873 ff.). — Vgl. Thienemann, „Leben u. Wirken des unvergleichlichen Thiermalers u. Kupferstechers Johann Elias R. ꝛc." (Lpz. 1856).

Ried ist ein morastiges, sumpfiges Gebiet, das mit Binsen, Simsen u. Carexarten (Riedgräsern) bewachsen ist. Dergleichen finden sich bes. an Flüssen, die aus dem Gebirge in die Ebene treten, wie in Schwaben u. Oberbayern. In letzterer Gegend nennt man sie Moos, Moser.

Ried, Hauptort des gleichnamigen Bezirkes des Innkreises in Oberösterreich, am Zusammenflusse der Bäche Oberach u. Breitach u. an der Bahn München–Braunau–Linz. Die Stadt mit 3866 E. (1869) ist der Sitz der Kreisbehörde; sie hat eine Haupt- u. Unterrealschule, ein Krankenhaus u. ein Theater. In der Schwanthalerstraße liegt das mit Reliefs geschmückte Stammhaus der Künstlerfamilie Schwanthaler. Die industrielle Thätigkeit der Stadt hat sich bes. der Leinwand- u. Tuchfabrikation zugewendet. Am 13. Okt. 1813 kam hier der Vertrag zwischen Oesterreich u. Bayern zu Stande, demzufolge letzteres dem Bündnisse der Alliirten gegen Frankreich beitrat.

Riedel, August Heinrich, Genremaler, geb. in Bayreuth 27. Dez. 1799; wurde Schüler der Münchener Akademie unter Peter v. Langer u. siedelte 1828 nach Rom über, das er nur vorübergehend während einiger Studienreisen nach Deutschland, Belgien u. Frankreich verlassen hat. R.'s Gemälde sind nicht durch geistvolle Komposition od. tiefen Inhalt ausgezeichnet, dagegen ist er Virtuos in frappanter Beleuchtung, nam. in der Darstellung des Zaubers, mit welchem das volle Sonnenlicht die Formen des menschlichen Körpers u. insbes. ital. Frauengestalten umgiebt. Zu seinen bekanntesten Bildern gehören seine „Albanerin" u. die „Badenden Mädchen" (Nationalgalerie in Berlin), die „Neapolitanerin" u. die „Sakontala" (Schloß Rosenstein bei Stuttgart) u. die „Judith" (Neue Pinakothek in München).

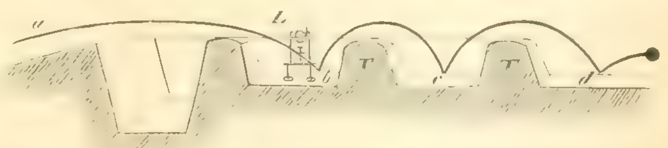
Riedel'scher Verein, ein von dem Musiker Karl Riedel (geb. 1827 zu Cronenberg bei Elberfeld) zu Leipzig gegründeter, seit 1854 bestehender u. von dem Genannten geleiteter Gesangverein, dessen Aufgabe u. Zweck die Pflege der chorisch kirchlichen Kunst ist. Von kleinen Anfängen ausgehend, ist der Verein im Verlaufe der Zeit zu immer größerer Blüte gelangt u. hat sich auch außerhalb Leipzigs durch seine Produktionen (vornehmlich bei den alljährlichen Versammlungen des Allgemeinen Deutschen Tonkünstler-Vereins) Ansehen erworben.



Nr. 1627. Gartenzweig der Ricinusstaude.

Riedgräser, s. „Cyperus".

Riefstahl, Wilh. Ludw. Friedrich, namhafter Landschafts- u. Genremaler, geb. zu Neu-Strelitz 15. Aug. 1827; versuchte mit 15 Jahren Aufnahme in den Ateliers von Gropius u. Gerst in Berlin zu finden, wurde aber abgewiesen, bezog daher zunächst die dortige Akademie u. widmete sich der Historien-, dann der Landschaftsmalerei. Nachdem er für Kugler's „Kunstgeschichte" eine Reihe von Illustrationen gezeichnet hatte, machte er eine Studienreise nach Rügen, dessen landschaftlicher Charakter ihn in die damals neu aufkommende Richtung des Stimmungsbildes führte. Spätere Reisen in der Schweiz, im Bayerischen Gebirge u. in Tirol veranlaßten ihn, sich vorzugsweise den Alpengegenden zuzuwenden u. damit zugleich Figurenkompositionen zu verbinden, die nicht gewöhnliche Staffage sind, sondern eine durch den Charakter u. die Stimmung der Landschaft bedingte selbstständige Bedeutung haben, so daß Natur u. Menschenwelt einander erläutern u. verständlich machen. Zu seinen Hauptbildern gehören z. B. die „Feldandacht Passeyrer Hirten", der „Allerseelentag in Bregenz" (beide in der Nationalgalerie in Berlin), der „Brautzug im Passeyrer Thal", die „Rückkehr von der Taufe" ꝛc. Einem Aufenthalte in Rom im J. 1870 verdankt seine Entstehung eines der besten Gemälde R.'s, das mit reicher Staffage belebte „Pantheon des Agrippa". Seit 1875 ist R. Direktor der Kunstschule in Karlsruhe.



Nr. 1626. Zum Artikel „Ricochetschuß".

Rieger, Franz Ladislaus, tschechischer Agitator, geb. in einer Mühle bei Semil im böhm. Kreise Gitschin 10. Dez. 1818; studirte in Prag die Rechte, mußte 1842 infolge eines Prozesses wegen der von ihm in Fluß gebrachten Tschechenfrage u. seiner Verbindungen mit den Slaven anderer Länder der begonnenen Beamtenlaufbahn entsagen u. wandte sich nun im Interesse der nationalen Bestrebungen

der Tschechen der Publizistik zu. 1848 Mitglied des Nationalausschusses u. dann des österr. Reichsraths, war er hier der Hauptredner der slav., bez. auch der antimagyar. Partei. Seit März 1849 bereiste er Frankreich, Belgien, Holland u. England, beschäftigte sich hauptsächlich mit volkswirthschaftlichen Studien u. wurde Generaldirektor des Böhmischen Gewerbevereins. Nach dem Erscheinen des Oktoberdiploms (1859) trat er wieder an die Spitze der tschechischen Agitation u. zugleich in Verbindung mit den Feudalen u. Klerikalen u. gründete für seine Zwecke die „Narodni Listy" (Nationalblätter). Um diese Zeit in den böhm. Landtag u. 1861 zum Beisitzer des Landesausschusses u. Mitglied des österr. Reichsraths gewählt, stellte R. ein föderalistisches Programm auf. Er hatte aber damit keinen Erfolg, u. als vollends 1867 der Dualismus in Oesterreich zu Stande kam, wirkte er gegen die Beschickung des Reichsraths durch die Tschechen u. begab sich dann im panslavist. Interesse nach Rußland, wo er jedoch durch seine Befürwortung einer Aussöhnung zwischen den Russen u. Polen Anstoß erregte. Nach Prag zurückgekehrt, organisirte er den passiven Widerstand der Tschechen gegen die Ausführung der Verfassung für die cisleithanischen Lande der Monarchie u. verlangte für die Krone Böhmen Rechte u. Einfluß, wie sie Ungarn erhalten hatte. 1870 richtete er die Aufforderung an Napoleon III., Preußen u. Deutschland zu demüthigen, wobei er sich der Mithülfe eines selbständigen Tschechenreichs bedienen sollte. Mit neuen Hoffnungen erfüllten ihn die Ausgleichsverhandlungen mit Böhmen unter Hohenwart (1871), in denen er wieder die Hauptrolle spielte. Da aber auch diese scheiterten, wirkte er abermals für Nichtbeschickung des Reichsraths. Ein paar größere Schriften R.'s (in böhm. Sprache) betreffen „Die immateriellen Güter u. deren volkswirthschaftliche Bedeutung" (Prag 1850) u. „Die Industrie u. deren Fortschritte" (ebd. 1860).

Riego y Nuñez, Rafael del, ein span. Freiheitskämpfer, nach dem auch die Riego-Hymne genannt ist, geb. zu Oviedo 25. Okt. 1786, betrat früh die militärische Laufbahn. Als Hauptmann in einem asturischen Regiment kämpfte er gegen Napoleon I., ward aber kriegsgefangen nach Frankreich geführt. Nach dem Frieden bereiste er Deutschland u. England u. trat dann wieder ins span. Heer ein. Als in diesem die Schreckensherrschaft Ferdinand's VII. revolutionäre Bewegungen hervorrief (1819), schloß sich R. denselben an u. suchte, obschon der Oberbefehlshaber O'Donnel (s. d.) schließlich dagegen auftrat, nam. mit Hülfe von Quiroga u. Galiano, das Banner einer konstitutionellen Regierung zum Siege zu führen. Näheres über seine damit beginnende wechselvolle, tragische Laufbahn giebt Mich. Klapp in seinen „Revolutionsbildern aus Spanien" (S. 161—182, Hannov. 1869). Hier sei nur bemerkt, daß R. bald in den Höhlen der nackten Sierra Morena übernachtete, bald im königl. Palaste zu Madrid, heute von des Königs Truppen verfolgt u. morgen zum Generalkapitän von Aragonien ernannt ward; heute auf dem Präsidentenstuhle im Hause der Cortes saß, um mit großer Mäßigung zu walten, morgen in effigie verbrannt wurde u. 7. Nov. 1823, nachdem er von verrätherischen Bauern den Franzosen u. von diesen den span. Behörden ausgeliefert worden, auf der Plaza de la Cebada in Madrid am Galgen starb. Die „Riego-Hymne", die span. Marseillaise, von R.'s Freunde San Miguel gedichtet, ist eine schwung- u. glutvolle Einladung zu einem Pronunciamento, an das ganze span. Heer gerichtet, u. wurde von José Melchore Gomis y Colmes komponirt. Dieser brave Kapellmeister des sog. „heiligen Bataillons", das unter R. 1819 den Aufstand begann, mußte mit dem Einbruche der Reaktion 1824 wegen des den Bourbonen verhaßten Musikstückes sein Vaterland verlassen u. starb in ärmlichen Verhältnissen zu Paris 4. Aug. 1836.

Riehl, Wilhelm Heinrich, Kulturhistoriker u. belletristischer Schriftsteller, geb. zu Bieberich 6. Mai 1823; studirte in Marburg u. Tübingen Theologie u. Philosophie, dann in Bonn u. Gießen Staatswirthschaft u. Geschichte, betheiligte sich 1845 an der Redaktion der „Oberpostamtszeitung" in Frankfurt a. M., redigirte seit 1846 mit Giehne die „Karlsruher Zeitung", gab seit 1847 in Heidelberg mit Christ den „Badischen Landboten" heraus, begründete 1848 zu Wiesbaden die „Nassauische Allgemeine Zeitung" u. wurde zugleich mit der musikalischen Leitung des Hoftheaters das. betraut; war seit 1851 bei der Redaktion der „Allg. Zeitung" in Augsburg thätig, erhielt 1853 die Professur der Staatswissenschaften an der Münchener Universität u. wirkt seit 1859 an derselben als ord. Prof. der Kulturgeschichte. Auch ist er seit 1862 Mitglied der bayer. Akademie der Wissenschaften. R. besitzt ein scharfes Auge für die feineren Züge u. verborgenen Seiten des sozialen Lebens u. versteht geistvoll zu kombiniren; daher fanden gleich seine ersten Bücher: „Die bürgerliche Gesellschaft" (Stuttg. 1851; 7. Aufl. 1867); „Land u. Leute" (ebd. 1853; 1. Thl., 6. Aufl. 1867; 2. Thl. 1869) u. „Die Familie" (ebd. 1855; 6. Aufl. 1867), welche auch den gemeinsamen Titel „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik" führen, um so mehr einen ungewöhnlichen Anklang, als sie den politischen Anschauungen u. den Restaurationsbedürfnissen einflußreicher Klassen der Gesellschaft eine theoretische Rechtfertigung in salonfähigem Gewande lieferten. Weiter schrieb er: „Die Pfälzer" (ein deutsches Volksbild, ebd. 1857); „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten" (ebd., 2. Aufl. 1859); „Die deutsche Arbeit" (ebd. 1861, 2 Bde.; 2. Aufl. 1862); „Kulturhistorische Novellen" (ebd. 1856; 3. Aufl. 1866); „Geschichten aus alter Zeit" (2 Bde., ebd. 1863 bis 1865); „Aus der Ecke" (7 neue Novellen, Lpz. 1874) rc. Von seinen „Sämmtlichen Geschichten u. Novellen" erschien eine Volksausgabe (1871 ff.). Seinen umfassenden Kenntnissen u. Erfahrungen auf dem Gebiete der Musik — sein Vater, ein leidenschaftlicher Musikdilettant, ließ ihn Haydn u. Händel früher kennen lernen als Schiller u. Goethe — verdanken wir ferner die trefflichen „Musikalischen Charakterköpfe" (Bd. 1, Stuttg. 1853; 3. Aufl. 1861; Bd. 2, 2. Aufl. 1862) u. 50 Liederkompositionen, die er unter dem Titel „Hausmusik" (ebd. 1856; 2. Aufl. 1860) veröffentlicht hat. Seit 1871 giebt R. auch Raumer's „Historisches Taschenbuch" heraus. Seine Tochter, Helene **R.**, geb. zu Wiesbaden 19. Dez. 1848, ist eine tüchtige Landschaftsmalerin.

Riehm, Eduard Karl August, Theolog, ein Vertreter der freieren Richtung in der Protestantischen Kirche, geb. zu Diersburg bei Offenburg in Baden 20. Dez. 1830; studirte in Heidelberg u. Halle, wurde Stadtvikar in Durlach u. 1854 Garnisonprediger in Mannheim, habilitirte sich 1858 als Privatdozent für alttestamentliche Theologie in Heidelberg, ward 1861 außerord. Prof. daselbst, folgte als solcher im Aug. 1862 einem Rufe nach Halle u. wirkt hier seit 1866 als ord. Professor. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: „Die Gesetzgebung Mosis im Lande Moab" (Gotha 1854); „Der Lehrbegriff des Hebräerbriefs" (2 Bde.; 2. Aufl. 1867); „Herm. Hupfeld, ein Lebens- u. Charakterbild" (Halle 1867). Seit 1865 Mitredakteur der „Theolog. Studien u. Kritiken", giebt er seit 1875 ein „Handwörterbuch des bibl. Alterthums" (Bielefeld) heraus.

Riemer, Friedrich Wilhelm, deutscher Philolog u. Dichter, geb. 19. April 1774 zu Glatz; studirte seit 1794 in Halle Theologie u. Philologie, wurde 1798 Privatdozent daselbst, 1801 Erzieher in der Familie Wilhelm's v. Humboldt, die er 1802 auch nach Italien begleitete, u. 1803 Lehrer u. Erzieher von Goethe's Sohne August. In dieser Stellung, wie nachher als Gymnasiallehrer (1812—20) u. großherzoglicher Bibliothekar in Weimar, blieb R. fast 30 Jahre der Freund u. Vertraute Goethe's. Er war von dessen literarischer Thätigkeit nicht blos Zeuge, sondern stand ihm auch als Korrektor u. Revisor der Manuskripte wie gelegentlich als Begutachter zur Seite. Daher war R., als nach Goethe's Tode verschiedene Schriften erschienen, die das Bild desselben verunstalteten, vor Allen berufen, durch seine „Mittheilungen über Goethe" (2 Bde., Berl. 1841) ein wahrhaftes Zeugniß über ihn abzugeben. R. ordnete noch kurz vor seinem eigenen, am 19. Dez. 1845 zu Weimar erfolgten Tode die wichtigen „Briefe von u. an Goethe" (Lpz. 1846). Schon früher hatte er den „Briefwechsel zwischen Goethe u. Zelter" (6 Bde., 1833 f.) herausgegeben. Als Dichter trat er zuerst unter dem Pseudonym Sylvio Romano mit „Blumen u. Blättern" (2 Bde., Lpz. 1816—19), dann unter eigenem Namen mit „Gedichten" (2 Bde., Jena 1826) auf. Auch verfaßte er ein „Griechisch-deutsches Handwörterbuch" (2 Bde., Jena 1802—1804; 4. Aufl. 1824) u. den 3. Theil zu Heinr. Meyer's „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen u. Römern". Seine Tagebücher aus den Jahren 1807—45 werden auf der Bibliothek in Weimar aufbewahrt.

Rienzo (nicht Rienzi), Cola di (d. h. Nicola, Sohn des Rienzo [d. i. Lorenzo]), berühmter röm. Volksführer, geb. 1313 zu Rom als Sohn eines Herbergwirthes u. einer Wäscherin; bildete sich frühzeitig aus der Lektüre der römischen Geschichts- u. Rechtsquellen ein Bild von altrömischer Gerechtigkeit u. Gesetzesherrschaft, nach deren Herstellung er strebte. Durch seine selbstlose Beschützung der Unterdrückten u. Armen als Notar wie durch seine phantastische Liebe zu den Trümmern Roms u. seine glänzende Beredsamkeit allgemein bekannt, ward er zum Führer einer Gesandtschaft ernannt, die Clemens VI. (Papst seit 1342) zur Rückkehr nach Rom bewegen sollte. In Avignon gewann er Petrarca zum Freunde u. Genossen seiner Träume von der Wiederherstellung des alten Rom. Zurückgekehrt, wußte er durch Reden u. Bilder das Volk u. selbst den Vikar des Papstes gegen den selbstsüchtigen Adel einzunehmen, wurde 20. Mai 1347 auf dem Kapitol mit der höchsten richterlichen Gewalt bekleidet u. nannte sich seitdem „Tribun der Freiheit, des Friedens u. der Gerechtigkeit". Als R. jedoch in Schwelgerei u. Prunksucht verfiel, sich zum Ritter machte, Rom zum Haupte des Erdkreises, Italien für frei erklärte, protestirte der Vikar des Papstes, that ihn in den Bann u. machte durch den Einfluß der niederen Geistlichkeit das Volk von ihm abtrünnig. In Verkleidung flüchtete R. am 15. Dez. 1347 in die Engelsburg, im März 1348 zu König Ludwig v. Ungarn nach Neapel, 1350 zu Karl IV. nach Prag, der ihn gefangen an Papst Clemens VI. in Avignon auslieferte. Wol löste dessen Nachfolger, Innocenz VI., seine Bande u. schickte ihn 1353 im Gefolge eines Kardinals nach Rom, damit er die päpstliche Autorität befestigen helfe, aber bald verstummte der Jubel, mit dem das Volk ihn Anfangs empfing. Als er prunksüchtig u. tyrannisch wurde, gewann der Adel auch die armen Bürger gegen ihn. Am 8. Okt. 1354 auf dem Stadthause überfallen, wollte er in Verkleidung entfliehen, wurde aber erkannt u. grausam ermordet. Die Leiche schleifte man durch die Straßen, verbrannte sie dann im Mausoleum des Augustus u. streute die Asche in die Winde. — Vgl. Papencordt, „C. di R. u. seine Zeit" (Hamburg 1841). R.'s Schicksale behandelte Bulwer in einem Roman, Jul. Mosen in einem Trauerspiel, Richard Wagner in einer Oper.

Riepenhausen, Franz u. Johannes, zwei in ihrem künstlerischen Schaffen unzertrennliche Brüder, Söhne des Zeichners u. Universitätskupferstechers in Göttingen Ernst Ludwig R. (geb. 1765, gest. 28. Jan. 1840), der sich durch seine Stiche nach Hogarth's Bildern einen Namen machte. Franz, geb. 1786, u. Johannes, geb. 1788, betheiligten sich zunächst sammt ihrem Vater an den von Tischbein u. Heyne veranstalteten Illustrationen des Homer nach antiken Kunstdenkmalen u. gaben 1805 nach Goethe's Abhandlung die Gemälde Polygnot's in der Lesche zu Delphi (Th. I. mit Erläuterungen von Chr. Schlosser) heraus. 1807 ließen sich die Brüder, nachdem sie zuvor die Akademien in Kassel u. Dresden besucht hatten, in Rom nieder u. widmeten sich seitdem mehr den wissenschaftlichen Bestrebungen u. den romantischen u. religiösen Darstellungen, worin sie Rafael zum Vorbild nahmen. Von ihren gemeinschaftlichen Werken nennen wir außerdem „Die Verklärung Rafael's", „Friedrich Barbarossa von Heinrich dem Löwen beim Ausgange aus der Peterskirche geschützt" (letzteres im Guelfenordenssaal zu Hannover), die (unvollendete) „Geschichte der Malerei in Italien" (3 Hefte, Stuttg. 1820) mit 24 Umrissen nach den Malern vor Perugino, u. die „Peintures de Polygnote dans la Lesche à Delphes" (Rom 1826). Franz starb in Rom am 3. Jan. 1831, noch in seinen letzten Lebenstagen zum Katholizismus übergetreten. Johannes, welcher erst im Sept. 1860 seinem Bruder im Tode folgte, gab noch eine Reihe von Kompositionen aus Rafael's Leben („Vita di Rafaello", 14 Blätter, Rom 1834; deutsche Ausgabe Gött. 1835) heraus u. schuf eine Reihe von zum Theil bedeutenden Gemälden, wie „Rafael's Tod" (1836), „Herzog Erich von Braunschweig bittet Kaiser Max I. in Kufstein für die Gefangenen" (1837) ꝛc.

Ries, franz. rame, engl. ream, ital. risma u. portug. resma, ein Zahlmaß beim Papierhandel. Das alte R. der meisten Staaten Europa's hat 20 Buch à 24 Schreib- od. 25 Druckpapierbogen = 480 resp. 500 Bogen. Das Neu-R. hat 10 Buch à 10 Hefte à 2 Lagen à 5 Bogen = 1000 Bogen. Im Allgemeinen rechnet man 10 R. auf den Ballen.

Ries wird die gegen 15 □M. große Ebene genannt, die, im bayer. Kreise Schwaben u. Neuburg gelegen, an der Grenze von Württemberg sich hinzieht u., bei Nördlingen die Grenze überschreitend, einen kleinen Theil des östl. Württemberg mit umfaßt. Das höchst fruchtbare Gebiet wird von der Wörnitz u. ihrem rechten Zuflusse, der Eger, durchströmt u. von der Bahn Nürnberg-Donauwörth-Augsburg seiner ganzen Länge nach durchschnitten. Das R. ist ausgezeichnet durch seine Gänsezucht. Die bedeutendsten Orte in ihm sind Nördlingen u. Oettingen.

Ries, Ferdinand, namhafter Komponist u. Klavierspieler, geb. zu Bonn 29. Nov. 1784; erhielt schon in seinem 5. Jahre von seinem Vater (Franz R., geb. 1755, nachgehends Konzertmeister in der kurfürstlich kölnischen Hofkapelle, gest. 1846) den ersten Musikunterricht u. wurde mit 8 Jahren ein Schüler Bernhard Romberg's im Violoncellspielen. Nachdem R. bis 1801 theils im väterlichen Hause, theils zu Arnsberg in Westfalen u. in München seiner Ausbildung obgelegen hatte, ging er nach Wien, wo er bei Beethoven, der ein Freund seines Vaters war, gute Aufnahme fand u. im privaten Verkehr (R. wohnte 4 Jahre lang mit Beethoven in demselben Hause) viele Förderung erfuhr, aber auch bei Albrechtsberger einige Zeit im Kontrapunkt Unterricht nahm. Im J. 1805 mußte er der Konskription wegen nach Bonn zurückkehren, wurde aber nicht zum Soldaten genommen, u. ging nunmehr nach Paris, wo er ungefähr zwei Jahre verweilte. Dann machte er — vom J. 1809 ab — eine große Kunstreise nach Dänemark, Schweden u. Rußland, begab sich Anfangs 1813 nach England, wo er — vornehmlich in London — als Virtuos, Lehrer u. Komponist sich eine einträgliche Stellung erwarb; lebte seit 1824 mehrere Jahre auf einem Landgute, das er in Godesberg bei Bonn erworben hatte, u. siedelte dann nach Frankfurt a. M. über, wo er 1830 seine Oper „Die Räuberbraut" zur Aufführung brachte. 1831 besuchte er England wieder (vornehmlich um seine Oper „Liska, od. die Hexe von Gyllenstern" auf die Bühne zu bringen u. das Musikfest in Dublin zu dirigiren), 1832 Italien, fungirte 1834 bis 1836 als Musikdirektor in Aachen, woselbst 1834 auch sein Oratorium „Der Sieg des Glaubens" beim Musikfest zur Aufführung kam, u. ging endlich 1837, nachdem er bei einem abermals zu Aachen abgehaltenen Musikfeste sein Oratorium „Die Könige in Israel" dirigirt hatte, wieder nach Frankfurt, wo er die Leitung des Cäcilienvereins übernahm, aber bereits 13. Jan. 1838 starb. — R.'s Kompositionen zeigen zwar kein individuelles u. eigenartiges Gepräge, sind aber von vortrefflicher Mache u. frisch strömender Erfindung. Die Gesammtzahl der davon in Druck erschienenen beträgt nahe an 200: u. a. 6 Sinfonien; Ouverturen zu Schiller's „Don Carlos" u. „Braut von Messina" sowie eine Festouverture u. die zu den Opern „Die Räuberbraut" u. „Liska"; 9 Klavierkonzerte (darunter bes. die in Es-dur u. Cis-moll); Streichquartette u. -Quintette; ein- u. mehrstimmige Lieder u. Gesänge ꝛc. Nicht ohne Werth sind endlich auch die von R. in Gemeinschaft mit Wegeler herausgegebenen „Biographischen Notizen über Ludwig van Beethoven" (Koblenz 1838).

Riesa, Stadt in der Kreishauptmannschaft Dresden des Königreichs Sachsen, mit 5707 E. (1875); liegt am linken Ufer der Elbe u. ist Hauptstation der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, welche hier über eine gegen 200 m lange Elbbrücke geht, die sich auf dem rechten Ufer in einem fast doppelt so langen Viadukt fortsetzt. Das Hochwasser im Frühjahr 1876 beschädigte einige Strompfeiler am linken Ufer dermaßen, daß sie vollends gesprengt u. neu aufgeführt werden mußten. Bei Riesa münden auch die niedererzgebirgische Bahn R.-Chemnitz u. vermittels einer Verbindungsbahn die Bahn Röderau-Berlin. R. ist Sitz eines Hauptsteueramts, eines Gerichtsamts, hat ein altes Schloß (ehemals Nonnenkloster) u. treibt sehr bedeutenden Speditionshandel zu Wasser u. zu Lande. Seine industrielle Thätigkeit erstreckt sich auf Schiff- u. Steingutwaaren, Chemikalien ꝛc. Unmittelbar neben dem Bahnhofe liegt ein ehemals gräflich Einsiedel'sches, jetzt einer Aktiengesellschaft gehöriges Eisenhüttenwerk.

Riese heißt ein Mensch von mehr als gewöhnlicher Körpergröße, also über 2 m. hoch. Das Alterthum weiß viel von solchen Ungethümen zu erzählen. So kennt die griechische Mythologie die Giganten u. Titanen, welche die jugendliche Erde nach Erschaffung der Götter hervorbrachte. Als Personen von ungeheurer Größe nennt sie Orion, Ephialtes, Briareos u. den Kyklopen Polyphem. Das Buch der Weisheit (XIV, 6) nennt bei den Juden die Menschen vor der Sintflut ausdrücklich R. u. Enakim, Rephaim, Nephilim (u. Goliath) scheint ein Ueberrest derselben gewesen zu sein. In der indischen Mythologie brachte Brahma

ebenfalls R.n hervor, die aber ganz wie die Titanen u. Giganten mit den Göttern in Feindschaft lebten u. von ihnen vernichtet wurden. In der nordischen Mythologie sind die Riesen die ersten von Ymir entsprungenen Menschen, welche Reifriesen (Hrimthursen) heißen, weil ihr Vater Ymir aus einem geschmolzenen Eis- od. Reiftropfen Niflheims entstanden war. Als Ymir von Odin getödtet worden war, ertranken sie mit Ausnahme eines einzigen, des Bergelmir, in dessen Blute; dieser aber ward Stammvater eines zweiten Riesengeschlechts, der Joten, welche in Jotunheim wohnten u. wie ihre Vorfahren Feinde der Asen waren. Die im dänischen Texte der Prosa-Edda vorkommenden Trollen sind dasselbe, was die im isländischen Originale genannten Bergriesen, eine Art verfeinerter Eisriesen, die nach der nordischen Sage in den Gebirgen wohnen u. sich mit der Jagd beschäftigen. Nach Ausbreitung des Christenthums verstand man unter diesen Trollen aber eine Art böser Geister in Menschengestalt, ähnlich den deutschen Kobolden, u. so erscheinen sie noch heute in den norwegischen Volksmärchen. In der ältesten deutschen Volkssage kommen sie auch vor u. heißen dort Hunen (s. d.); allein jene R.n u. Zwerge, welche in den Ritterromanen u. Rittergedichten des deutschen u. romanischen Mittelalters eine so große Rolle spielen, scheinen ihren Ursprung den Traditionen, welche die Kreuzfahrer aus dem Orient mitbrachten, zu verdanken, denn sie haben viele Aehnlichkeit mit den ähnlichen Gebilden der „1001 Nacht". Gog u. Magog sind die bekanntesten R.n der arabischen Mythe, werden aber in ihrer Ungeheuerlichkeit noch von dem indischen R.n Kumbhna übertroffen, dessen Leib nach der Sage im Liegen einen Raum von 10,000 französischen Meilen bedeckte u. der bei jeder Mahlzeit 10,000 Hammel, 10,000 Ziegen, 6000 Kühe, 5000 Büffel, 5000 Hirsche u. 36,000 andere Thiere verzehrte.



Nr. 1027. Adam Riese, geb. 1492, gest. 30. März 1559.

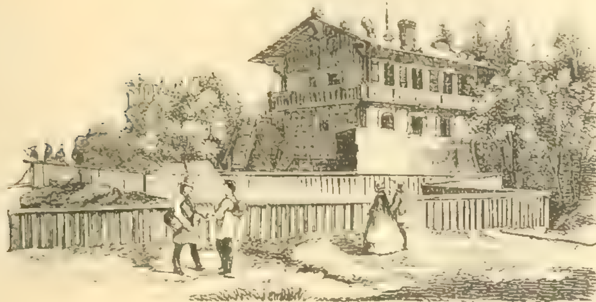
Freilich hielt man noch lange an dem Glauben an einzelne Riesenstämme u. Riesenvölker fest, wozu bes. übertriebene Schiffersagen nach der Entdeckung von Amerika gelangen. So gab Pigafetta den Patagoniern eine Länge von 7, ja bis 12 Fuß (bei Pinkerton Bd. XI, S. 314), obwol ihre Größe in Wirklichkeit nicht das gewöhnliche Maß überstieg. Allerdings erzählt schon Plutarch, man habe zu Tingis in Mauretanien den Körper des R.n Antäos gefunden, der 60 Ellen lang gewesen, u. Boccaccio („De Geneal. Deor." p. 114) berichtet von dem Funde eines Riesenleichnams in einer Höhle des Monte Trapano in Sizilien v. J. 1342, der 300 Fuß lang gewesen, u. ähnliche Funde zählt de Chesnel („Dict. de superst." p. 107) noch viele auf, allein dieselben beruhen meist auf Mißverständnissen, wie nam. der angebliche Riesenkörper des cimbrischen Königs Teutobochus, den man im J. 1613 zu Langres in der Dauphiné aufgefunden haben wollte, nichts war als das Skelett eines vorweltlichen elefantenartigen Thieres. Allerdings hat es einige sehr große Menschen gegeben, so einen gewissen Hans Bay, dessen Bild sich früher im Schlosse Ambras in Tirol befand u. der im J. 1550 47 Jahr alt war u. 11 rhein. Fuß maß. Ein finnischer Riese, Namens Cajanus, der 2 m. 762 mm. maß, ließ sich um 1735 zu Paris sehen, ein anderer aus Tirol, Namens Gilli (1761), hatte 2 m. 654 mm. Höhe, ein gewisser Frion (unter Napoleon I.) von 2 m. 220 mm. Länge war ein gesuchter Modellsteher, u. 1873 wurde ebendaselbst der Schotte J. A. Cavan, der 2 m. 50 cm. maß. Benennungen neuerer R.n u. Riesinnen giebt Lange, „Die R.n" (Wien 1874).

Riese, auch Ryse, Ries, Ris u. Rise geschrieben, Adam, berühmter Rechenmeister, geb. 1492 zu Staffelstein in Franken; wurde 1528 Rezeßschreiber u. 1530 Gegenschreiber beim Bergamte in Annaberg (Sachsen), hielt daneben eine Privatschule, in der er hauptsächlich seine Rechenkunst lehrte, u. starb zu Annaberg 30. März 1559. Am dortigen Rathhause ward ihm zu Ehren im Juli 1875 eine Gedenktafel angebracht. R. war es, der die Einführung der arabischen Ziffern ins Werk setzte u. die ersten methodischen Anweisungen zur modernen Rechenkunst verfaßte („Rechenung auff der Liniben", Erf. 1522; „Rechenung nach der Lenge auff der Liniben vnd Feder", Erf. 1525; „Ein gerechnet Büchlein, auff den Schöffel, Eimer vnd Pfundtgewicht", Lpz. 1536, sämmtlich während zweier Jahrh. sehr oft aufgelegt). Allerdings hat seine Rechnungsweise noch einige Besonderheiten (er zählte z. B. die Stellen der Zahlen von links nach rechts, nannte die Ziffern Figuren, sagte statt „Million" Tausendmaltausend ꝛc.), im Allgemeinen aber stimmt sie mit der heutigen überein. Seinem Wappen ist unser geflügeltes Wort „Zweimal zwei ist vier" entnommen, u. die Redensart „nach Adam R." gilt noch jetzt als sprüchwörtliche Bekräftigungsformel für die Richtigkeit eines Rechenexempels. Auch seine Söhne u. Enkel haben sich als gute Rechenmeister bekannt gemacht.

Riesendamm (engl. Giants Causeway) nennt man die von der Nordküste Irlands zwischen der Mündung des Bau u. Cap Fair sich über 200 m. weit in das Meer erstreckende Basaltmasse, die in gesonderten, in geschlossener Reihe stehenden Pfeilern, 40—50 m. breit, 6—13 m. aus dem Wasser hervorragt. Ihre 4- [illegible]seckigen Säulen sind aus einzelnen 30—40 cm. langen Gliedern zusammengesetzt, die bei einem Hammerschlage schon so schön u. rein abspringen, daß sie genau wieder in einander gefügt werden können. Der abergläubische Ire schreibt den regelmäßigen u. künstlich gefügten Bau den Riesen zu u. vermuthet seine unterseeische Fortsetzung bis zur gegenüberliegenden schottischen Insel Staffa mit ähnlichen Basaltbildungen.

Riesengebirge (böhm. Krkonossy Hory, d. i. Halstragergebirge) ist der großartigste Theil der mächtigen Gebirgsmauer, die Böhmen von Preußisch-Schlesien trennt. Von Südost nach Nordwest gerichtet, zieht es 5 M. lang zwischen der Bober- u. Queisquelle in vorwaltend zwei Parallelzügen als das mächtigste Glied des sudetischen Systems dahin, zwischen sich eine tiefe Spalte lassend, die, wahrscheinlich ursprünglich ein Gebirgssee, jetzt im Südwesten durchbrochen als das Quellgebiet der Elbe anzusprechen ist. Der nordöstl. Zug, die Grenze zwischen Böhmen u. Schlesien, ist der bei weitem höhere u. wildere; sein innerer Bau ist aus festem Granit zusammengefügt, seine Bergform die abgestutzte Pyramide. Die zerstreut liegenden Granitblöcke auf seinem Scheitel, das Kahle, Oede u. Todte, der Mangel einer kräftigen Nadelholzvegetation, die nur bis 1200 m. hoch ihn begleitet u. die oberen 200 m. des Kammes vollständig unbesetzt läßt, die abenteuerlichen Gruppen des knorrigen Knieholzes, die düsteren, moorigen u. torfigen Wiesen haben dem dichtenden Volke Veranlassung gegeben zur Sage von dem neckischen u. launenhaften, aber auch wilden u. abenteuerlichen Berggeiste Rübezahl, dem Herrn vom Berge. Der südwestl. Zug, an den beiden Endpunkten durch Hochwiesen mit dem vorigen in Verbindung, ist niedriger, trägt aber Berge, die denen des vorigen an Höhe wenig nachstehen. In ihm herrscht der Glimmerschiefer vor; seine Bergform erinnert an das Kugelsegment. Sehr wenig von Touristen besucht u. eben so wenig in Kultur genommen, findet sich hier vielfach eine Urwildniß. Ein kleiner dritter Parallelzug, der ihm im Südwesten vorgelagert ist, dessen höchste Punkte nirgends 1050 m. übersteigen, bringt es mit sich, daß auf der böhmischen Seite der Hauptkamm vom Fuße des Gebirges 2—3 M. entfernt ist u. bis zu den höchsten Riesen des Gebirges ein vermittelnder Uebergang stattfindet, während auf der schlesischen Seite die höchsten Bergspitzen, kaum 1 M. vom Fuße entfernt, in ihrer ganzen Majestät dem Beschauer sich darbieten. Von den Ebenen von Hirschberg, Schmiedeberg u. Fischbach aus gesehen, die kaum 3—400 m. über das Meeresniveau sich erheben, erscheint das Gebirge wie eine steile, bis über 1000 m. ansteigende Riesenmauer. Die Besucher des Gebirges beschränken sich in der Regel auf den Kamm des östl. Zuges. In der Richtung von Südost nach Nordwest trifft man zuerst auf die Schwarze Koppe, gegen 1200 m. hoch. Hinter ihr führt der 1½ M. lange Forstkamm zum flach gewölbten Rücken des Seifenberges. Auf ihm erhebt sich ein aus großen Blöcken von Granit, Gneis u. Glimmerschiefer zusammengefügter Felsenaufsatz, zu dem der schmale Weg oft treppenartig eingehauen ist. So gelangt man zur Königin des Gebirges, zur Schnee- od. Riesenkoppe, 1560 m. hoch. Die oberste Partie bildet eine etwas gewölbte Fläche von nur 100 □m. Ausdehnung, auf der eine seit 1681 gebaute Kapelle des heil. Laurentius steht, u. seit 1850 ein Hôtel, das den bezeichnenden Namen „Adlerhöhe" trägt.

Der Blick von hier schweift über den größten Theil von Schlesien u. Böhmen; Breslau u. Prag sind deutlich sichtbar; man überblickt die Kämme des Riesen- u. Eulengebirges, die Thalkessel von Glatz u. Waldenburg, den isolirten Zobten, die mit zahllosen Städten u. Dörfern besetzten Ebenen von Schlesien u. Böhmen, u. fern im Dufte verschwinden der Altvater, die mährisch-böhmische Höhe u. das Erzgebirge. — Hinter der Koppe setzt sich der Kamm als schmaler Sattel zwischen Melzer- u. Riesengrund fort u. erweitert sich dann zum Koppenplan mit dem großen u. kleinen Teich. Der erstere, der Schwarze See genannt, 540 m. lang, 150 m. breit u. bis 20 m. tief, ist von hohen u. kahlen Felswänden umgeben u. ohne Leben in seinen Fluten; der kleinere, 220 m. lang, 150 m. breit u. nirgends über 14 m. tief, ist ebenfalls von Felsen eingeschlossen, aber von Forellen belebt. Am Ende der Hochebene stehen das Kleine Rad u. der kahle Kegel der Kleinen Sturmhaube, 1270 m. hoch.


Nr. 4628. Eine Baude im Riesengebirge.

Weiterhin trifft man den mit Knieholz fast ganz bewachsenen u. aus Granitgerölle bestehenden Kegel der Großen Sturmhaube, 36 m. niedriger als die kleine. Ueber eine unbedeutende Niederung kommt man westl. zum Hohen Rade, 1340 m., mit überraschender Aussicht in die gegen 300 m. tiefe Kluft der Schneegruben u. in das wilde Thal der Sieben Gründe. Die große Schneegrube, die wie die kleine an der Westseite des Rades durch schroff abfallende Felswände gebildet ist, zeigt sonderbar geformte, nackte, groteske Felsmassen in ihrer Tiefe. Im Thale der Sieben Gründe entspringt die Elbe. Weiter nach Westen fortschreitend gelangt man an den Grenzstein des Riesen- u. Isergebirges, an den Hochstein. Der südlichere Parallelzug zeigt von Südost nach Nordwest zuerst den 1366 m. hohen Brunnenberg, dann den an vielen Stellen nur wenig Meter breiten, gegen 1300 m. hohen, aus Gneis bestehenden Ziegenrücken; endlich den 1345 m. hohen, 1 Stunde langen, felsigen Rücken des Krkonosch, von welchem westl. der Große Kesselberg (1240 m.) u. nach Süden zu der sich nach Hohenelbe hinabsenkende Schüsselberg liegen.

Die Bewohner des Gebirges, die sich an ihm wol wegen des schroffen Abfalls in größeren Wohnplätzen weniger weit hinauf angesiedelt haben als in anderen deutschen Gebirgen, sind ziemlich zur Hälfte Weber. Vereinzelte Wohnungen (Bauden genannt), deren Besitzer Wiesenbau u. Viehzucht treiben, ziehen sich ziemlich hoch an den Abhängen des Gebirges hinauf. Sie vertreten die Sennhütten der Alpengegenden, zugleich die Hotels in den romantischen Bergpartien. In den höheren Gegenden sind sie nur für den Sommer bestimmt; vom 24. Juni, an welchem Tage der Auftrieb des Viehes erfolgt, bis in unbestimmte Zeit des Sept. od. Okt. hinein, dienen die leicht gezimmerten Hütten dem Hirten u. seiner Herde zum Aufenthalt u. dem Reisenden als Herberge.

Riesenschlangen sind große, giftlose Schlangenarten wärmer Länder der Alten u. Neuen Welt, die neben dem After zwei hornige Klauen haben, als das vortretende freie Ende rudimentärer Hinterextremitäten. Sie besteigen Bäume, sich mit dem Greifschwanz in der Höhe festhaltend, u. schießen mit dem Vorderleib auf das herantretende Beutethier herab, das sie durch die Gewalt ihrer Umschlingungen umbringen u. dann in den gewaltigen Rachen hineinwürgen. Die Weibchen einer Riesenschlange der Alten Welt, Python tigris, die durch den Besitz von Zwischenkieferzähnen sich von der Boa unterscheidet, bebrüten ihre Eier, was die anderen der Sonnenwärme überlassen.

Riesling, vorzügliche Rebsorte des Rheingaues, welche auf der Hälfte des dortigen Weinbauareals (um Eltville, Rüdesheim, Hochheim u. Wiesbaden auf 70 %) desselben angebaut wird, die feinsten Weißweine von anerkanntem Weltruf liefert u. von da aus ihre Verbreitung über alle Weingegenden Deutschlands erlangt hat. Nur aus der Spätlese (15. Okt. bis 15. Nov.) werden der edle Steinberger, der feurige Rüdesheimer, der liebliche Johannisberger bereitet, welche jedoch in den Jahren, in welchen die Früchte nicht überreif werden können, um so weniger wohlschmeckend sind. Der Anbau des R. ist daher immerhin ein Glücksspiel zu nennen u. der Wohlstand des bezüglichen Landstrichs vorzugsweise von der Gunst der Witterung abhängig.

Rietschel, Ernst, einer der bedeutendsten deutschen Bildhauer der Neuzeit, geb. 15. Dez. 1804 in Pulsnitz (Oberlausitz) als Sohn eines armen Handschuhmachers; zeigte trotz gänzlichen Mangels an äußerer künstlerischer Anregung in seinem Heimatsorte schon in frühster Jugend ein so entschiedenes Talent, daß er im achten Lebensjahre einem Zeichenlehrer als Gehülfe diente, empfing aber nachhaltige u. entscheidende künstlerische Eindrücke erst während eines Besuches in Dresden. In seinem Geburtsorte in einem Kramladen dienend, ließ er sich überreden, Maler zu werden u. die Akademie in Dresden zu besuchen, wo er schon ein Jahr nach seiner Aufnahme eine Prämie erhielt. Bald darauf als Modelleur nach dem Einsiedel'schen Eisenwerke Lauchhammer berufen, wirkte er hier drei Jahre u. ging dann, mit Empfehlungen versehen, zu Rauch nach Berlin, der des Jünglings Talent erkannte u. ihm bald wichtige Arbeiten übertrug. Erst allmählich u. nicht ohne Widerstreben gewöhnte er sich an Rauch's Vorliebe für Antike u. an das Berliner Leben. Zu den ersten damals entstehenden größeren Arbeiten gehören (1831) ein ihm von Rauch übertragenes lebensgroßes Hülfsmodell zur Kolossalstatue Friedrich August's, das Wiedersehen Joseph's mit seinem Vater Jakob (Relief), eine Marmorbüste Luther's für die Walhalla u. ein „Einzug Christi in Jerusalem“. Um das Max-Josephdenkmal zu vollenden, ging er in Begleitung Rauch's nach München, wo er nicht nur für das genannte Denkmal die Figur der Bavaria, sondern auch fürs Giebelfeld der Glyptothek die Figur eines Vasenmalers modellirte. Von dort aus trat er im Sommer 1830 eine Reise über Florenz nach Rom an, wurde aber bald durch die dort ausgebrochenen Unruhen nach Berlin zurückgescheucht, wo er sich zunächst den Arbeiten an jenem Hülfsmodell widmete. Aber noch vor der Vollendung desselben (1839) wurde R. 1832 Professor der Bildhauerkunst an der Akademie in Dresden u. hatte als solcher die Aufgabe, die Skulptur dort eigentlich erst einzuführen u. eine Schule aus dem Nichts heraus zu schaffen. Daß ihm diese Aufgabe in glänzender Weise gelang, beweisen die Namen seiner Schüler Schilling, Wittig, Donndorf, Kietz u. Dorer, von denen einige ihm bei den Statuen für das Giebelfeld der Universität zu Leipzig halfen, die freilich noch nicht auf der Höhe seiner


Nr. 4629. Die Schneekoppe im Riesengebirge.

nachmaligen Werke stehen. Nach Vollendung der reizenden Marmorfigur einer „ins Bad gehenden Nymphe“ begann er die herrlichen Bilderwerke für das neue Hoftheater in Dresden, die, im Wetteifer mit dem nach Dresden berufenen Ernst Hähnel (s. d.) ausgeführt, leider bei dem späteren Brande des Theaters zum Theil zu Grunde gingen.



Nr. 4630. Ernst Rietschel (geb. 15. Dez. 1804, gest. 21. Febr. 1861).

Wohlthätige Anregungen gewährten bald darauf eine Reise nach Paris u. die Anschauung der Werke französischer Bildhauer, so daß die nun folgenden Schöpfungen R. auf der vollen Höhe der Kunst zeigen. Es sind vor Allem das Giebelfeld des Opernhauses in Berlin (1844 begonnen), die Statue Thaer's für Leipzig, die Reliefs der vier Jahreszeiten, die herrliche Pietà (1847) in der Vorhalle der Friedenskirche bei Potsdam u. seine berühmteste Figur, der eherne Lessing in Braunschweig, der, im ganzen Kostüm seiner Zeit dargestellt, ein wahrer Triumph des Realismus in der Skulptur ist; der graziös witzige, weinende Amor auf dem Panther u. die bekannte eherne Goethe-Schillergruppe in Weimar (1857), vor deren Vollendung der Meister, um seine geschwächte Gesundheit zu kräftigen, eine zweite Reise nach Italien, die ihn bis Palermo führte, unternahm. In seinen letzten Lebensjahren entstanden die plastischen Arbeiten für das neue Museum in Dresden (1857), die meisterhafte Büste Rauch's, die Quadriga für das Braunschweiger Schloß, die Statue Karl Maria von Weber's in Dresden u. die letzte, größte Arbeit, das Lutherdenkmal in Worms, das unter seinen Händen zu einem Denkmal der ganzen Reformation wurde. Nur die Statuen Luther's u. Wicleff's konnte R. selber noch modelliren, denn 21. Febr. 1861 setzte der Tod seinem Schaffen ein Ziel. Vgl. Andreas Oppermann, „Ernst R.“ (2. Aufl., Lpz. 1873), u. Friedrich Pecht, „Deutsche Künstler des 19. Jahrh.“ (Nördl. 1877).

Rietz, Julius, deutscher Musiker, geb. zu Berlin 28. Dez. 1812; wuchs unter dem kunstfördersamen Einfluß seines Vaters (des Bratschisten an der Berliner königl. Kapelle Joh. Friedr. R.) u. nam. seines älteren Bruders Eduard (geb. 1802 u. gest. 1830), eines trefflichen Violinisten, auf. Mit 16 Jahren erhielt er eine Stelle als Violoncellist im Orchester des Königstädtischen Theaters zu Berlin u. wurde 1834 auf Veranlassung seines Freundes Felix Mendelssohn Bartholdy nach Düsseldorf als Musikdirektor an das von Immermann geleitete Theater berufen, gab aber diese Stellung schon 1835 auf, wirkte bis 1847 als städtischer Musikdirektor in genannter Stadt u. ging dann nach Leipzig, wo er, zum Theil gleichzeitig, die Stellungen eines Kapellmeisters am Theater, eines Dirigenten der Singakademie, eines Lehrers der Komposition u. Kapellmeisters am Gewandhause bekleidete. Am Feste der hundertjährigen Wiederkehr von Schiller's Geburtstage (10. Nov. 1859) wurde er von der Universität Leipzig zum Ehrendoktor promovirt, u. 1. April 1860 kam er an Reißiger's Stelle als Hofkapellmeister nach Dresden, wo er gegenwärtig noch wirkt, seit 1874 den Titel eines königl. sächs. Generalmusikdirektors führend. Als Komponist ist R. durch ernsten u. edeln Sinn sowie durch treffliche Bewältigung alles zur Faktur Gehörigen sehr ehrenwerth. Seine Schaffensthätigkeit begann schon in Berlin mit Klavier- u. Orchestersachen, Streichquartetten, Musiken zu Holtei'schen Singspielen (darunter „Lorberbaum u. Bettelstab“) 2c. In Düsseldorf folgten dann Musiken zu verschiedenen Dramen, wie Calderon's „Richter von Zalamea“, Tieck's „Blaubart“ 2c., Ouverturen (darunter bes. die als Op. 7 gedruckte u. populär gewordene in A-dur), die G-moll-Sinfonie, die größeren Werke für Männerchor u. Orchester: „Altdeutscher Schlachtgesang“ u. „Dithyrambe“, viele einstimmige Lieder, Violoncellosachen, Psalmen für eine Singstimme 2c. In Leipzig entstanden: die Oper „Der Korsar“ u. die Operette „Georg Neumark“, die Musik zu Hebbel's „Judith“, die Sinfonie in Es-dur, „Das Lied vom Wein“ (für Männerchor u. Orchester), kleinere Männergesänge, Konzerte für Violine, Violoncell, Klarinette, Oboe, Klaviersachen, geistliche Lieder für gemischten Chor 2c. Seit einigen Jahren kränkelnd, ist R. in letzter Zeit weniger fruchtbar gewesen, doch sind als in Dresden geschaffen zu nennen: eine Messe für die kathol. Hofkirche, eine Festouverture, eine Sonate für Klavier u. Flöte, einige Gelegenheitskompositionen 2c. Als Dirigent hat R. von jeher außerordentliche Kräfte entfaltet u. in neuerer Zeit sich auch durch kritische Revision u. Herausgabe klassischer Werke (z. B. Partituren der Mozart'schen Opern, Beethoven's u. Mendelssohns sämmtliche Werke 2c.) einen guten Namen gemacht.



Nr. 4631. Julius Rietz (geb. 28. Dez. 1812).

Rif, der nur ausnahmsweise anbaufähige, gebirgige Küstenstrich des Mittelmeeres in Marokko unter dem 35. ° n. Br., landeinwärts begrenzt von den wasserreicheren Tells, dem Nordabhange des Kleinen Atlas. Das Wort ist berberisch, wahrscheinlich aus dem lat. ripa (Ufer), gleichbedeutend mit dem arab. Sahel. Die hier wohnenden Berber gehören zu dem Stamme der Amazirghen, werden zur Provinz Garet gerechnet, gehorchen aber dem Herrscher von Marokko nur, wo es ihr Vortheil zuläßt, sind die erbittertsten Feinde der Christen u. als Rifpiraten den Christenschiffen furchtbar. In Melilla, dem größten Ort, westl. vom Mulwiaflusse, u. einigen kleineren Küstenplätzen haben die Spanier Garnisonen.

Riff ist eine wenig od. gar nicht aus dem Wasser ragende, die Küste einer Insel od. des Festlandes begleitende Felsenbank. Sie kann aus festem Gestein bestehen, wie das an der Küste Brasiliens vom Cabo Frio bis zum Cap do Calcanhar durch 18 Breitengrade sich hinziehende Sandsteinriff, od. das Werk der Korallenthiere sein, wie sie zuweilen in einer Länge von mehreren hundert Seemeilen die Inseln des Großen Ozeans umgürten u. eine ruhige Wasserstraße zwischen sich u. der Insel bilden.

Sie sind stets da unterbrochen, wo ein Fluß in das Meer mündet. Im weiteren Sinne nennt man auch den die ringförmigen Korallen-Inseln (Atolls) bildenden, nur wenig Meter aus dem Meere ragenden festen Korallenwall u. die der Küste vorliegenden od. vor der Einfahrt eines Hafens lagernden Sandmassen R., doch ist für letztere der Ausdruck „Barre“ gebräuchlicher.

Riflemen (spr. Reifelmänn) heißt die Infanterie der engl. Freiwilligenarmee, welche außerdem aus leichter Kavallerie, Artillerie, Ingenieuren u. berittenen Jägern (mounted rifle-volunteers) besteht. Während schon in den ältesten Zeiten eine freiwillige Artilleriecompagnie der Stadt London bestand, entwickelte sich das Freiwilligenwesen 1803, als ein Einfall des ersten Napoleon drohte, zu einer Stärke von mehreren Hunderttausenden, um später wieder zu sinken, bis 1856, 1858 u. 1859, als man Krieg mit Frankreich fürchtete, die gegenwärtige Organisation sich bildete u. 1863 gesetzlich festgestellt wurde. Die Volunteerarmee figurirt in der engl. Rangliste der Army-List, jedes Jahres. Der volunteer rifle-man leistet den Soldateneid, erhält vom Staate die Waffen, bekleidet u. rüstet sich aber selbst aus; er exerzirt in freien Stunden u. muß 30 Exerzirübungen als Rekrut u. später jährlich deren 9 mitmachen. Jedes Bataillon hat einen Stamm von einem besoldeten Adjutanten (Kapitän der Linie) u. mehreren Unteroffizieren. Die übrigen Offiziere werden auf Vorschlag des Bataillonskommandeurs vom Kriegsminister ernannt, erhalten aber keinen Gehalt. Die Ausbildung der Mannschaften wird als eine gute u. die ganze Einrichtung überhaupt als eine nicht zu verachtende Stütze der Wehrbarkeit innerhalb des Vereinigten Königreichs, innerhalb dessen die volunteers überhaupt nur zu dienen verpflichtet sind, geschildert. Die gegenwärtige Stärke der sämmtlichen Volunteer-Corps wird auf über 150,000 Mann angegeben.

Riga (lettisch Rihga, esthnisch Rigalin, Ria Linn, Riolin u. Righo), Hauptstadt des russ. Generalgouvernements der baltischen Gouvernements u. Hauptort des Gouvernements Livland; liegt an beiden Ufern der Düna, über die eine gegen 600 m. lange Schiffbrücke führt, 3 Stunden vor ihrer Mündung, in einer öden, sumpfigen Gegend, die nur hier u. da durch verkrüppeltes Birken- u. Kieferngebüsch etwas belebt wird; R. ist durch die Zweigbahn Dünaburg-R. mit der Linie Eydtkuhnen-Dünaburg-Petersburg in Verbindung gesetzt u. Ausgangspunkt der Bahnen R.-Mitau u. R.-Bolderaa-Dünamünde. Die Einwohnerzahl beträgt nach dem Petersburger Kalender für 1876: 97,672 u. setzt sich aus vier verschiedenen Bevölkerungselementen zusammen, aus Deutschen, Russen, Letten u. Esthen. Die letzteren beiden stehen auf niederer Bildungsstufe u. sind meist Dienstboten, Tagelöhner, Handwerker u. Kleinhändler; die Russen, die ihnen an Bildung nur wenig vorangehen u. von denen viele früher Leibeigene waren, haben sich meist dem Handel zugewandt u. sind dadurch theilweise zu großem Reichthum gelangt; das deutsche Element ist der gebildete Kern u. vertheidigt eifersüchtig seine privilegirte Verfassung. R. hat auch ein durchaus deutsches Gepräge; mit seinen alten Kirchen, hohen Häusern, engen u. krummen Gassen u. Gäßchen, mit den vielen Speichern u. Kaufbuden u. dem regen Leben in dem Straßengewirr macht es den Eindruck einer alten deutschen Hansestadt. Nur die Vorstädte, aus breiten, geraden Straßen bestehend u. mit meist einstöckigen, freundlichen Holzhäusern besetzt, haben eine neurussische Physiognomie, u. die an die Stelle der Wälle u. Gräben getretenen Boulevards mit Reihen hoher Privat- u. öffentlicher Prachtbauten lassen den inneren altdeutschen Stadtkern nicht vermuthen. In der Umgebung der Stadt, bes. an den bestgelegenen Stellen des Flusses, befinden sich Landhäuser u. 1 Stunde davon entfernt ein von Peter d. Gr. angelegter, von Kaiser Alexander I. der Stadt geschenkter großer Garten mit Arbeits-, Armen-, Kranken- u. Irrenhaus. R. ist Sitz des Civilgouverneurs u. daher auch der Regierungsbehörde für die baltischen Gouvernements, ebenso Sitz des Civilgouverneurs für Livland u. des Erzbischofs für R. u. Mitau. Es hat ein geistliches Seminar, das baltische Polytechnikum, ein Gymnasium, 2 Kreisschulen, 2 Navigationsschulen, eine Stadtbibliothek mit vielen Inkunabeln, ein städtisches Museum, 16 Kirchen, u. zwar 8 griechische, 6 evangelische, eine reformirte u. eine katholische, ein Bethaus der Brüdergemeinde, eines der Raskolniken u. eine Synagoge; ein Zollhaus, ein Arsenal mit Waffensammlung, ein 1863 eröffnetes Theater, eine Börse, ein Ritterhaus mit einem schönen Saale, der die Wappenschilde sämmtlicher adeligen Familien Livlands enthält, u. das Versammlungshaus einer merkwürdigen Vereinigung, das der Schwarzen Häupter. Es war das eine Gesellschaft unverheiratheter Bürger, zur Vertheidigung u. Interessenvertretung der Stadt zur Zeit der Hansa gegründet, die jetzt zwar auch noch besteht, aber nur gesellige u. wohlthätige Zwecke verfolgt. Das Schloß, 1494–1515 als Residenz für die Großmeister Livlands erbaut, ist jetzt Kaserne u. Sitz der Gouverneure; ein Thurm desselben ist zur Sternwarte eingerichtet. Vor dem Schlosse steht eine 8 m. hohe Granitsäule mit bronzener Victoria zu Ehren Kaiser Alexander's I. u. zur Erinnerung an die Kämpfe von 1812 u. 13 von der Kaufmannschaft errichtet. — R.s Hauptbedeutung liegt in seinem Handel; es ist nach Petersburg der bei weitem wichtigste russische Handelsplatz an der Ostsee. Ueber 3000 Schiffe laufen jährlich ein u. aus u. bewirken einen Umsatz, der schon vor 20 Jahren gegen 50 Mill. Rubel betrug. Die Ausfuhr erstreckt sich vorzugsweise auf Getreide, Flachs, Hanf, Talg, Lein, Oel u. Tabak. Die gewaltigen Fichten- u. Tannenstämme aus Weißrußland u. Wolhynien, die in großen Flößen die Düna hinunter gehen, passiren meist R. vorbei u. werden erst in Dünamünde verladen. Die Einfuhr, die kaum den vierten Theil der Ausfuhr beträgt, besteht in Salz, Baumwolle u. verschiedenen Manufakturwaaren, Heringen &c. Die Industrie erstreckt sich auf Maschinenbau, Wollen- u. Baumwollenwaaren, Cigarren, Stärke, Seife, Lichter, Leder, Zucker, Essig, Fayence, Spielwaaren &c. —



Nr. 4632. Das Gildenhaus in R.

R., ursprünglich Uxkull (Ykeskole) genannt, verdankt seine Gründung 1158 Bremer Seeleuten; der Bau der eigentlichen Stadt wurde aber erst im J. 1201 unter dem früheren bremischen Domherrn u. dann ersten Bischof von R., Albrecht I. von Apoldern, begonnen. Zu seiner Unterstützung ließ er im J. 1202 Schwertritter kommen, mit denen sich später Deutschritter verbanden. 1255 wurde das bis dahin unter Bremen stehende Bisthum von Papst Alexander IV. zum Erzbisthum erhoben, nachdem es vorher schon 1251 das Bisthum Semgallen mit sich vereinigt hatte. Die Stadt trat dem Hansebunde bei u. blühte bald ungemein auf, bekam das Recht, sich einen Magistrat zu wählen, erwarb ein Gebiet im Umkreise u. kündigte endlich dem Erzbischof in weltlichen Dingen den Gehorsam; ebenso sträubte sie sich gegen die Herrschaft der mit dem Erzbischof in Fehde gerathenen Deutschen Ritter u. nahm ihnen sogar Dünamünde ab. 1330 aber nahmen die Ritter die Stadt ein, u. 1440 mußte sie auch die Oberhoheit des Erzbischofs von Neuem anerkennen. In den 30er Jahren des 16. Jahrh. wurde die Reformation eingeführt u. das Erzbisthum 1566 abgeschafft. 1581 kam R. an Polen, dessen König, Stephan Bathory, die kathol. Religion wieder einzuführen suchte u. den Jesuiten eine Kirche einräumte; aber die Angriffe des Schwedenkönigs Karl's IX. vereitelten sein Vorhaben. 1621 öffnete R. Gustav Adolf seine Thore. 1658 wurde es vergeblich von den Russen belagert; 1700–1701 ebenso vergeblich von den Polen unter König August II.; aber 4. Juli 1710 mußte es sich im Nordischen Kriege den Russen ergeben. 1812 verlor es durch die Belagerung der Franzosen unter Macdonald seine Vorstädte u. 1854 wurde es infolge des Krimkrieges von den Engländern blockirt.

Rigas, s. „Rhigas“.

Rigaud (spr. Rigoh), Hyacinthe, franz. Porträtmaler, geb. zu Perpignan 20. Juli 1659, gest. in Paris 27. Dez. 1743, Sohn des wenig bekannten Malers Matthias R.; empfing seine Ausbildung in Montpellier, Lyon u. seit 1681 in Paris. Hier trat er zuerst mit einem preisgekrönten Historienbilde auf, widmete sich aber dann erst ausschließlich dem Porträt, das er in einer für seine Zeit charakteristischen, vornehm theatralischen Weise auffaßte. R. malte jährlich gegen 40 Bildnisse; die namhaften Personen des In- u. Auslandes haben ihm gesessen. Die von den besten Kupferstechern der Zeit nach seinen Bildern gefertigten Blätter sind sehr gesucht.

Rigault (spr. Rigoh), Raoul Georges Adolphe, der berüchtigte Polizeigewaltige der Pariser Commune (s. d.), geb. zu Paris 16. Sept. 1846 als Sohn des Charles Edouard Henri R. (geb. zu Bois le Duc 11. Okt. 1811), eines Beamten im Kriegsministerium, der 16. Nov. 1870 bis 30. Mai 1871 Präfekturrath des Seine-Dep. war; besuchte das Collége in Versailles u. seit Okt. 1865, um sich zum Eintritt in die Polytechnische Schule vorzubereiten, das Lyceum Saint-Louis, ward aber durch seine Schwärmerei für revolutionäre Ideen u. Tendenzen seinen Fachstudien mehr u. mehr entfremdet u. bestand die Prüfung nicht. Seitdem gab er Privatstunden u. schrieb für radikale Blätter. In seinen Artikeln wie in seinen Klubreden zeigte er schon seinen Hang zum Konspiriren u. Zerstören. Trotzdem fand er solchen Geschmack an der Polizei, daß er nach dem 4. Sept. 1870 sich in die Umgebung des Polizeipräfekten Keratry einzuschleichen suchte. Wirklich gelang es ihm, Chef der politischen Polizei zu werden, doch mußte er sich, als Keratry 31. Okt. durch Edmond About ersetzt ward, gleichfalls zurückziehen. Er that dies, nicht ohne eine Menge von Dokumenten mitzunehmen, die er dann als Mitarbeiter der „Patrie en Danger" zur „Entlarvung der Verräther" benutzte. Im Laufe der Belagerung zum Bataillonschef im 5. Arrondissement ernannt, schloß sich R. im März 1871 der republikanischen Föderation unter dem General du Bisson an, bemächtigte sich 18. März der Polizeipräfektur u. herrschte von diesem Tage an dort als Tyrann. Auch gelang es ihm, sein Amt als Delegirter der Polizei mit dem eines Generalprokurators zu vereinigen, u. nun setzte er eine neue Schreckensherrschaft in Scene. Auf sein Geheiß wurden insbes. die Tuilerien u. das Palais Royal in Brand gesteckt sowie der Erzbischof Darboy u. der Advokat u. Redakteur des „Siècle" Gustave Chaudey als Geiseln verhaftet u. im Gefängniß erschossen. R. selbst aber gehörte zu Denen, die gleich in den ersten Stunden nach der Einnahme von Paris durch die Versailler Truppen in der Straße Gay Lussac 24. Mai 1871 erschossen wurden.

Rigault de Genouilly (spr. Rigoh de Schenullji), Charles, franz. See- u. Staatsmann, geb. zu Rochefort (Dep. Charente Inférieure) 12. April 1807; trat, nachdem er das Pariser Polytechnikum besucht hatte, 1827 in die Marine, ward 1830 Fähnrich u. 1841 Korvettenkapitän, als welcher er die „Victorieuse" befehligte; nach deren Untergang an der chines. Küste vor ein Kriegsgericht gestellt, erlangte er seine Freisprechung u. rückte 1848 zum Schiffskapitän auf. Im Krimkriege kommandirte er als Contreadmiral einen Theil des Geschwaders vor Sebastopol u. 1856 die Seedivision in China, wo er 1857 mit den Engländern Kanton eroberte. Seit 1858 Vizeadmiral u. seit 1860 Senator u. Admiral, trat er im Jan. 1867 an die Spitze des Marineministeriums u. verwaltete 1869 auch provisorisch das Kriegsdepartement während der Krankheit Niel's (s. d.). In dem letzten Ministerium des zweiten Kaiserreiches, welches nach dem Sturze Ollivier's (s. d.) Graf Palikao 10. Aug. 1870 bildete, erhielt R. wieder das Marineministerium, aber der Fall des Kaiserthums im Sept. dess. J. stürzte auch ihn. Am 4. Mai 1873 starb er zu Paris. Er besorgte die 2. Aufl. von Montferrier's „Dictionnaire universel et raisonné de marine" (Par. 1846) u. die 4. von Chaucheprat's „Routier des Antilles" (ebd. 1852).

Righini, Vincenzo, verdienter ital. Komponist u. Gesangmeister, geb. zu Bologna 22. Jan. 1756; erhielt als Chorknabe an der Kirche San Petronio den ersten musikalischen Unterricht u. studirte nachgehends bei Pater Martini den Kontrapunkt sowie die Gesangskunst in der Schule des Bernacchi. Mit 19 Jahren trat er als Tenorist auf dem Theater zu Parma auf u. wurde ein Jahr darauf für die ital. Oper in Prag engagirt. Hier machte er sich auch zuerst als Komponist bekannt, Anfangs durch Einlagestücke für fremde Opern, dann durch eigene Opern: „La Vedova scaltra", „La Bottega di Caffè" u. „Don Giovanni, ossia il Convitato di piëtra" (den Grundzügen nach dasselbe Sujet wie das von Mozart's „Don Juan"). Von Prag ging er nach dreijährigem Aufenthalte nach Wien, wo Kaiser Josef II. ihn zum Gesanglehrer der Prinzessin Elisabeth von Württemberg wählte u. ihm die Musikdirektion seines ital. Operntheaters übertrug. In Wien entstanden außer vielen einzelnen Vokalkompositionen die Opern „L'Incontro inaspettato", „Il Demogorgone, ossia il Filosofo confuso" u. die theatralischen Cantaten „La Sorpresa amorosa" u. „Il Natale d'Apollo". Von 1788—92 Kapellmeister des Kurfürsten von Mainz, komponirte R. in dieser Zeit die Opern „Antigono", „Armida", „Alcide al bivio" u. eine Messe zur Krönung Kaiser Leopold's II. in Frankfurt (1790). Im J. 1792 berief ihn Friedrich Wilhelm II. nach Berlin, um die Oper „Enea nel Lazio" zu schreiben. 1793 wurde er Kapellmeister, u. 1794 vermählte er sich mit der vortrefflichen Sängerin Henriette Kneisel (geb. 1776, gest. 1801). Aus seiner Berliner Zeit stammen u. a. die Opern „Il Trionfo d'Arianna", „Atalanta", „Meleagro", „Armida" (in einer neuen Bearbeitung), „Tigrana", „La Gerusalemme liberata" u. „La Selva incantata". 1812 unternahm er eine Reise nach seiner Vaterstadt Bologna u. starb daselbst an den Folgen einer Steinoperation 19. Aug. 1812. — R.'s Schöpfungen zeigen eine geschickte Verschmelzung ital. u. deutscher (nam. Mozart'scher) Elemente u. Gefälligkeit der Erfindung, verbunden mit Gediegenheit der Ausführung. In letzterer Beziehung sind bes. die Ensemblestücke in seinen Opern meisterhaft. Seine große Befähigung als Lehrer bekundet er in den von ihm herausgegebenen Singübungen, welche zu den besten Werken dieser Gattung gehören.

Rigi (nach Einigen Regina montium, nach Anderen Rigidus mons) heißt der Gebirgsstock, der, zum großen Theil dem Schweizerkanton Schwyz angehörig, auf einem Isthmus zwischen Vierwaldstädter, Zuger u. Lowerzer See gelegen ist. Die vorwaltend aus dem groben Konglomerat Nagelflue bestehende freie Bergmasse erhebt sich im N. u. NO. steil aus der kleinen Ebene, die den Zuger See südl. umgiebt; nach O. zu ist ihr Abfall stetig u. allmählich, nach S. hin terrassenförmig. Obgleich eigentlich ein Gebirgsstock, läßt sie doch auch eine Kammbildung erkennen, die, im O. beginnend, allmählich ansteigt, zur Rechten u. Linken kurze Seitenzweige abschickt, am Westende in kurzem Bogen nach N. sich wendet u., etwas divergirend mit der südl. Partie, wieder eine kleine Strecke nach O. zurückläuft. Ihre höchsten Erhebungen liegen auf dieser Kammbildung u. tragen fast alle den Namen R., weshalb wol auch der Anwohner die ganze Bergmasse die R. nennt. Es folgen auf ihr, im O. beginnend, R. Scheideck (1641 m. hoch), der Dossen (1675 m.), R. Rothstock (1656 m.), R. Staffel (1581 m.), R. Kulm (1780 m., 1333 m. über dem Vierwaldstätter See); in der Vertiefung zwischen ihnen liegt R. Klösterli u. am Abfall nach S. R. Kaltbad (1435 m.). Die bedeutendsten Seitenzweige sind südl. vom Hauptkamm die Hochflue (1695 m.) u. der Fitznauer Zweig (1520 m.). Die ganze Bergmasse hat einen Umfang von gegen 10 Stunden; ihre Abhänge sind mit Feldern, Wiesen u. Gärten bedeckt; höher hinauf gelangt man in dichten Wald, der oben üppigen Triften weicht, auf denen gegen 4000 Stück Rinder Weide finden; die höchsten Kuppen sind kahl. Am Südabhange nahe am See reifen Kastanien, Mandeln u. Feigen. Das isolirte Gebirge ist wie ein Schaugerüst vor die hochalpinen Regionen der südl. Schweiz hingestellt u. gewährt nach allen Seiten die trefflichste Fernsicht; das herrliche Rundgemälde, das sich hier bietet, hat wenigstens 80 Stunden im Umkreise u. umfaßt das ganze Gebiet zwischen Jura, Schwarzwald, den Glarner, Urner u. Berner Alpen mit 11 Kantonen u. 13 Seen. — Der R., worunter man gewöhnlich nur R. Kulm versteht, wird östl. von Arth, Goldau u. Lowerz aus, südl. von Vitznau u. Weggis u. westl. von Küßnach u. Immensee aus bestiegen; jetzt führen von Vitznau u. Arth Schienenwege hinauf. Bei diesen Bahnen, welche eine ganz außergewöhnliche Steigung zu überwinden haben, sind zuerst ganz eigenthümliche Prinzipien zur Anwendung gekommen. Außer den beiden Bahngleisen, welche das Hinabgleiten nicht verhindern würden, ist in der Mitte, etwas erhöht, eine gußstählerne gezahnte Schiene angebracht, in welche die Lokomotive mit einer von dem Dampfkolben bewegten Zahnwelle eingreift u. dadurch die Bewegung des Zuges bewirkt. Die Personenwagen sind etagenförmig gebaut, die Lokomotive hat einen stehenden Dampfkessel, um bei der bedeutenden Steigung die Neigung des Wasserspiegels weniger auffällig zu machen. Der Berg, heute das Ziel so vieler Reisenden, war bis ins vorige Jahrh. fast vollständig unbeachtet. Die Umwohner begannen dahin zu wallfahren, als 1700 in der Kirche Maria zum Schnee ein wunderthätiges Madonnenbild aufgestellt wurde. Der Zug der Fremden datirt aber erst aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. 1815 wurde auf R. Kulm eine kleine Hütte errichtet, der schon im darauffolgenden Jahre ein kleines Wirthshaus folgte, u. jetzt tragen R. Kulm, Staffel u. Scheideck Gasthäuser ersten Ranges.

Rigny (spr. Rinji), Henri Gaultier, Graf de, franz. See- u. Staatsmann, geb. zu Toul 2. Febr. 1782; trat früh in den Dienst der franz. Marine, stationirte 1823 als Flottenkapitän im Griech.

Archipel u. 1825 als Contreadmiral in der Levante, wo er die Sache der Griechen lebhaft unterstützte, wurde 1826 Admiral u. 1827 Oberbefehlshaber der franz. Flotte im Mittelmeere, mit der er bei Navarin siegte. Seit 1831 zuerst Marineminister sowie vom April bis Nov. 1834 zugleich Minister des Auswärtigen, dann blos letzteres u. seit März 1835 Staatsminister ohne Portefeuille, starb er zu Paris 7. Nov. 1835.

rigoristisch od. rigoros (vom lat. rigor, Starrheit, Härte), hart, streng, peinlich, gewissenhaft; wer r. verfährt, ist ein Rigorist, sein Verfahren heißt Rigorismus. Rigorosum (d. h. „das strenge“, vollständiger examen rigorosum), nennt man eine abschließende Prüfung, durch welche sich Jemand über seine Befähigung zur Ausübung eines gelehrten Berufs endgiltig ausweist (besonders bei der Staatsprüfung angehender Aerzte gebräuchlich).

Rimesse (v. ital.), merkantile Benennung einer Geldsendung in Baarem od. in Wechseln, zuweilen auch Sendung von Werthstücken.

Schwemmland hinzieht. R. ist eine umbrische Gründung; war dann Wohnplatz von Pelasgern u. Senonen u. wurde 269 v. Chr. von den Römern kolonisirt. Von den Römern ging es an das Byzant. Reich u. dann an die Langobarden über. 359 fand hier das Ariminensische Konzil statt. Kaiser Otto III. setzte 1200 die Familie der Malatesta zu Reichsvikaren in R. ein, die bis 1503 im Besitze der 1295 erblich gewordenen Macht blieb; 1503 verkaufte es Pandolfo IV., ein Malatesta, an die Venetianer, welche die Stadt bald darauf an den Papst verloren. Seit 1861 gehört R. zum Königreich Italien.

Rinaldo Rinaldini ist der Held in dem gleichbetitelten Romane von Goethe's Schwager Vulpius, der seit seinem ersten Erscheinen (3 Bde., Lpz. 1798) der Vater jener Unzahl von Räuberromanen ward, die bis auf die neueste Zeit die Lieblingslektüre der niederen Stände in Deutschland blieb u. wesentlich zu der bei denselben eingerissenen Unmoralität beitrug. Zwar sagt Vulpius im Vorworte, er habe die verschiedenen einzelnen Züge aus dem Leben jenes neapolitanischen u. sizilianischen Straßenräubers, welche die Zeitungen aus dem J. 1790 u. folgende



Gotthardbahn. Goldau. Rigi Scheideck Gersau. Rigi Kulm. Rigi Staffel Greppen. Adligenschwyl. Zürich Zuger Eisenbahn.
Roßberg. Arth Zuger See Vitznau Küßnach.

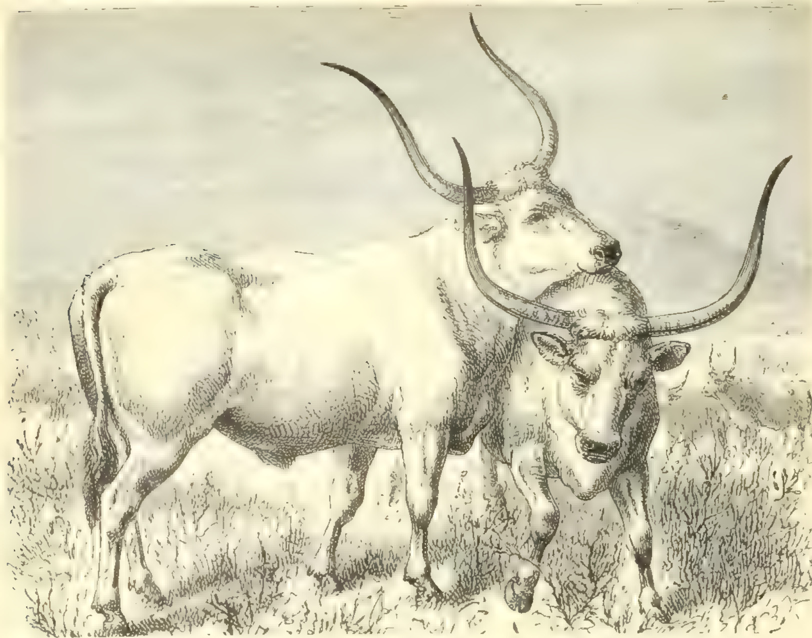
Nr. 4633 Aussicht vom Rigi auf den Vierwaldstädter See

Rimini, das alte Ariminium, Stadt der ital. Provinz Forli in der Emilia, am Westufer des Adriatischen Meeres, an der Mündung der Marecchia, an der Vereinigung der Straßen Via Emilia u. Flaminia, an der Eisenbahn Bologna-Ancona, in schöner wein- u. ölreicher Ebene, mit 9747 E. (1871, die Gemeinde R. hat 33,886 E.), hat etwas düsteres Ansehen, besitzt aber eine herrliche Kathedrale, die über einen Tempel des Castor u. Pollux gebaut wurde, mehrere schöne Kirchen (San Francesco u. San Giuliano), prächtige Paläste, wie Palazzo pubblico u. den theilweise in Trümmer liegenden Palazzo Malatesta, eine Bibliothek, einen Cirkus, ein Theater, einen mit schönen Arkaden umgebenen Fischmarkt u. eine Antiquitätensammlung. Den Hauptplatz schmückt die Statue des Papstes Paul V. An Alterthümern sind nennenswerth die von Augustus begonnene u. von Tiberius vollendete fünfbogige Marmorbrücke über die Marecchia, ein Triumphbogen zu Ehren des Augustus, ein Tempel des Antonius, neun Arkaden im Kapuzinerkloster, wahrscheinlich Ruinen des vom Konsul Publius Sempronius erbauten Amphitheaters, u. als besondere Merkwürdigkeit der Piedestallo di Cesare, auf welchem stehend Cäsar seine Truppen vor dem Uebergange über den Rubicon angeredet haben soll. Die Stadt treibt Seidenweberei u. Fischerei; ihr Handel von dem jetzt versandeten Hafen aus, der zur Römerzeit für den besten der ganzen Küste galt, ist sehr gesunken u. ihre sonst günstige Lage überhaupt durch die Anschwemmungen des Flusses verschlechtert, so daß sich jetzt zwischen ihr u. dem Meere ein gegen 800 m. breiter Streifen

berichteten u. die in den ital. Volksliedern gefeiert würden, gesammelt u. verarbeitet, allein diese Behauptung scheint nur erdichtet, um jener Schöpfung einer verdorbenen Phantasie eine gewisse historische Grundlage zu geben; ein Räuber dieses Namens hat wol nie existirt.

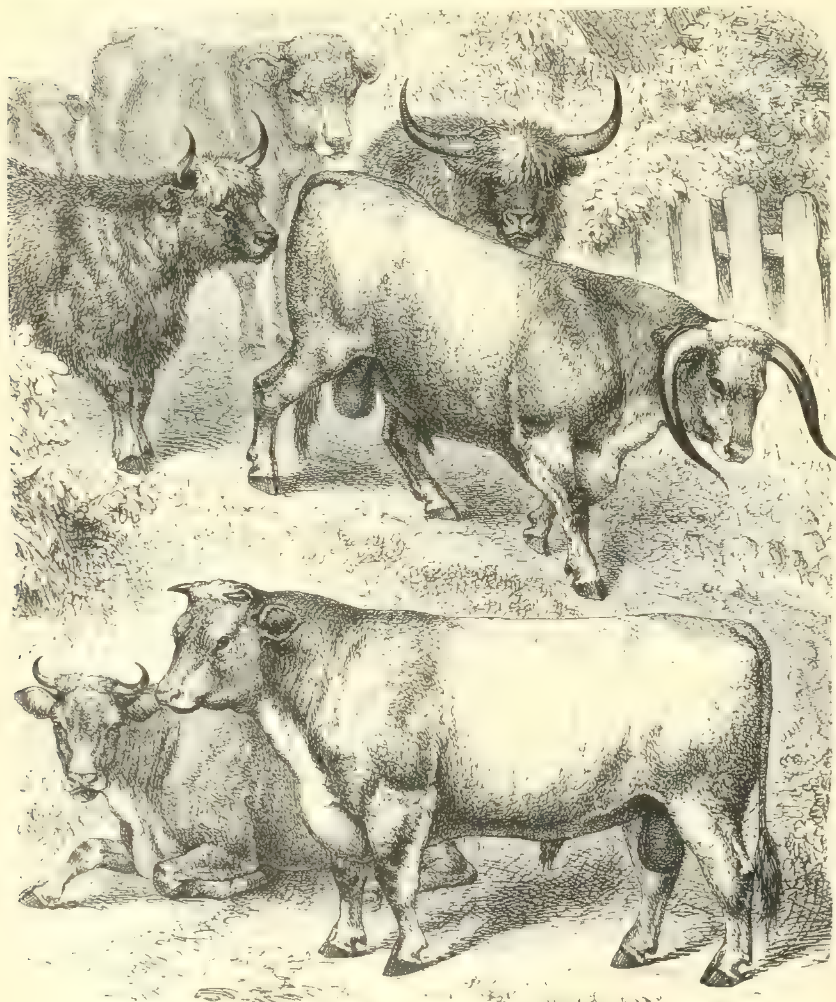
Rind (Bos), eine Wiederkäuergattung mit drehrunden, glatten od. am Grunde breiten u. höckerigen Hörnern bei beiden Geschlechtern, einem dünnbehaarten Schwanze mit büscheliger Spitze, statt dessen nur bei einer Art, dem Yak, ein Roßschweif entwickelt ist, mit einer meist unbehaarten Schnauze (Muffel), am Halse oft mit hängender Kehlhaut (Wamme) u. bei dem weiblichen Thiere mit einem Euter mit vier Zitzen. Von besonderer Wichtigkeit ist das Hausrind od. Hornvieh (Bos taurus), das seit den ältesten Zeiten als Hausthier gehalten wird u. über die ganze Erde bis zum Polarkreis verbreitet ist. Seine runden, aus einander gespreizten Hörner sind nach vorn u. dann nach hinten in die Höhe gebogen, die Stirne flach od. vertieft, länger als breit, der Hals trägt eine schlaffe Wamme. Das männliche Thier wird Stier, Farre, Bulle, verschnitten Ochse, jung Ochsenkalb, das weibliche R.: jung Kuhkalb, bis zum ersten „Kalbe“, (im 4. Lebensjahr) Färse od. Stärke, erst wenn es gekalbt hat, Kuh genannt. Die Tragzeit währt durchschnittlich 285 Tage. Das R. kann 25–30 Jahre alt werden, wird aber nur bis zum 12. Jahre benutzt; ein Ochse kann 25 Ctnr. schwer werden, 170 Kg. Talg u. eine 35 Kg. schwere Haut (Rindsleder) liefern. Das Alter des R.es bestimmt man in ähnlicher Weise wie das des Pferdes

nach dem Zahnwechsel. Das Kalb bringt nämlich bereits 4 Vorderzähne mit auf die Welt, erhält in 14 Tagen 2 neue u. nach 3 Monaten nochmals



Nr. 4634. Ost- u. südeuropäisches Grauvieh (ungarische Rasse).

2 neue; vom 12.–16. Monat an werden die 2 mittelsten, im 2. Jahre die beiden zunächststehenden, nach dem 3. Jahre das 3. Paar u. nach



Nr. 4635. Britische Rindviehrassen.
1 Devonshirer Zuchtstier, 2 u. 5 schottische Hochlandskuh, 3 u. 4 Shorthornstier u. Kuh, 6 Lancashirestier.

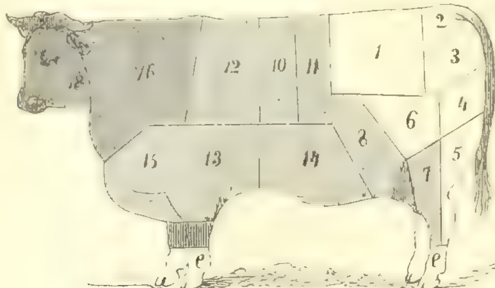
dem 4. Jahre die beiden äußersten durch größere u. breitere Zähne ersetzt, wie bei Schafen u. Ziegen. Vom 4. Jahre an tritt alljährlich an der Wurzel jedes Hornes ein neuer Ring hervor, wonach sich das Alter ungefähr berechnen läßt. Das Hausrind ist nirgends wild vorhanden u. überhaupt nicht als eine zoologische Spezies anzusehen, es ist vielmehr aus der successiven Vermischung zahlreicher Rassen entstanden, nach u. nach aus den Abkommen mehrer Stammarten, als welche man theils den Ur (Bos primigenius) der Diluvialzeit, theils andere Diluvialarten anzusehen hat. In Amerika wurde das R. erst durch die Europäer eingeführt u. hat sich daselbst im Norden wie im Süden sehr vermehrt. Der reiche Nutzen, welchen dieses Hausthier durch Fleisch, Milch, Käse, Butter, Haar, Haut, Hörner, Talg, Mark, Blut u. Mist wie als Zug-, Reit- u. Lastthier dem Menschen gewährt, machte die Rindviehzucht zu einem bedeutsamen Zweige der Landwirthschaft.

Fremde Arten von R. (ern. Familie der Bovinen) sind: das Zeburind od. das Buckelrind (Bos indicus) Indiens u. Ostafrika's, an beiden Orten als Hausthier gehalten; der Banteng (B. banteng), Gayal (B. frontalis) u. der Gaur (B. gaurus) Indiens, der aus Indien stammende, in Südeuropa u. Nordafrika als Hausthier eingeführte Büffel (Bubalus buffelus), der jetzt nur noch im Walde von Bialowicza gehegte, früher in ganz Mitteleuropa verbreitete Wisent od. europ. „Auerochse" (Bison europaeus), der amerik. Wisent od. „Büffel" (B. americanus), der in Asien als Hausthier verbreitete mongol. Yak od. Grunzochse (Poëphagus grunniens), endlich der nordamerik. Moschusochse (Ovibos moschatus). – Von besonderem wissenschaftlichen Interesse sind die **Rinderrassen,** hervorgegangen aus den natürlichen klimatischen Verhältnissen (Naturrassen) od. durch die Auswahl des Menschen für seine Nutzungszwecke (Kulturrassen). Diese Nutzungszwecke bestehen in der Produktion von Zuchtvieh, von Milch, Fleisch od. Arbeit; je nach der physikalischen Eigenthümlichkeit der Gegend, nach der Art des landwirthschaftl. Betriebes, nach den Marktverhältnissen, Absatzgebieten ꝛc. tritt der eine od. der andere in den Vordergrund u. bestimmt die Rasse, die man zur Rindviehhaltung aussucht. Von der richtigen Auswahl der Rassen u. der Individuen innerhalb derselben sowie von der geeigneten Fütterung u. Pflege hängt der Ertrag der Rindviehhaltung vorzugsweise ab. In Europa unterscheidet man 1. Landrassen im Süden u. Osten dieses Erdtheils, welche sich durch eine graue, ins Schwarze u. Braune übergehende, niemals gefleckte Farbe, leichtes Knochengerüst, lange, seitwärts gerichtete Hörner, gute Arbeitsleistung, aber geringen Milchertrag auszeichnen; sie sind ganz allgemein in Rußland, den Donaufürstenthümern, Ungarn, Steiermark, Italien, Südfrankreich u. Spanien (hier auch zu den Stiergefechten benutzt) verbreitet. 2. Niederungsrassen, gewöhnlich bunt gefleckt, von feinem Knochenbau, weitem Rumpf; mit schmalem Kopf u. kurzen, nach vorn gewundenen Hörnern, sind vorzugsweise wegen ihres großen, weniger sahnereichen Milchertrages, in zweiter Reihe wegen ihrer Mastfähigkeit geschätzt u. deshalb nam. in norddeutschen Großwirthschaften mit Vorliebe eingeführt, als Zugvieh jedoch fast gar nicht verwendet. Die hierher gehörigen, meist schwarzscheckigen holländ., fries. u. oldenburg. Rassen haben wegen ihres hohen Milchertrages Weltruf; das holstein. u. schlesw. Marschvieh in der Wilstermarsch, in den Dithmarschen, im Eiderstädtischen u. Tondern'schen ist von rother, rothscheckiger, auch rothbunter Farbe u. als Milch- u. Mastvieh hochgeschätzt; das Geestvieh in Angeln u. Jütland ist genügsam im Futter, von kleiner Statur u. eignet sich ganz bes. für kleinere norddeutsche Güter mit minder günstigen Futterverhältnissen. Verwandt mit den Niederungsrassen sind die Rassen an der Weichselmündung, in Belgien u. in der Normandie. 3. Einfarbige Gebirgsrassen haben eine starke rothe Haut, dunkle, niemals gescheckte Haarfarbe, hellen Streifen über dem Rücken u. am Flotzmaul, kurzen Kopf mit breiter Stirn, kurze, nach vorn u. aufwärts gerichtete Hörner; der Hals ist kurz u. mit starker Wamme versehen, die Brust breit, der Leib gedrungen u. abgerundet, der Schwanz hoch angesetzt, der Körper meist schwer; der Milchertrag gegenüber den Niederungsrassen in der Menge geringer, in der Güte bedeutend besser.

Nr. 1636. Niederungs- u. Landrassen. Holländische Kuhe Voigtländer Stier Holländer Stier Danziger Niederungs-Kuh

Nr. 1637. Einfarbiges Gebirgsvieh (Alpen).

Zur Mast u. zum Zuge sind die Gebirgsrassen wegen des grobfaserigen Fleisches u. schweren Ganges weniger geeignet; ihre Einführung ist nur dort angezeigt, wo gleiche, den Alpen entsprechende klimatische u. Futterverhältnisse vorhanden sind u. wo durch Verbuttern od. Verkäsen der Milch deren Qualität besser verwerthet wird. Hierher gehören das Braunvieh der Schweiz, das Montavoner Vieh in Vorarlberg, das Algäuer Vieh, welches viel sahnereiche Milch liefert u. in Bayern, Württemberg, Sachsen, Böhmen, Oberösterreich ꝛc. sehr verbreitet ist, das Oberinnthaler Vieh, das milchreichste in Tirol, die Murzthaler Rasse, welche vorzugsweise gutes Zug- u. Milchvieh liefert. 4. Bunte Thallandrassen, von bunter, scheckiger Haarfarbe mit kurzem Kopf u. breiter Stirn, sonst ähnlichen Körperformen wie bei den vorher genannten Rassen, eignen sich gleichzeitig für den Zug wie zur Mast u. Milchnutzung. Hierher gehören: das Fleckenvieh der Schweiz, roth- od. schwarzscheckig, von schwerem, oft plumpem Körperbau, Ertrag bis 2900 L. Milch mit einem Rahmgehalt bis 14 %; die Viehschlage in Salzburg (Pinzgauer, Pongauer, Möllthaler); die braunrothen Viehschlage in Tirol geben fettreiche Milch u. liefern gute Mastochsen.



Nr. 4638. Eintheilung des Schlachtviehes.

5. Mitteldeutsches Landvieh, von mittlerer Größe u. rother, braunrother, zuweilen gelblicher Haarfarbe; beachtenswerth ist hier die fränk. Rasse, wozu noch der Rhönschlag, die Schlage in Thüringen u. Niederhessen gehören, welche gute Zug- u. Mastthiere geben; die voigt- u. egerländischen Rassen eignen sich vorzugsweise als Zugvieh, Milchertrag mittelmäßig; die schwäb. u. Odenwälder Rassen liefern neben Zug- u. Mast- auch gutes Milchvieh, die fahlfarbige Glaner Rasse in Rheinbayern hat als Milch- u. Mastvieh einen größeren Ruf als die vorhergehenden. 6. Engl. Rassen (berühmteste die Shorthornrasse), sind durch künstliche Züchtung entstanden, wobei in erster Linie die Frühreife u. Mastfähigkeit, in zweiter die Milchergiebigkeit berücksichtigt wurde. Die Form des Rumpfes ist ein Langwürfel, gegen dessen vollendete Entwicklung die weniger nutzbaren Körpertheile zurücktreten; der Kopf ist klein, Stirn u. Hörner kurz, Hals u. Rücken liegen in fast horizontaler Ebene, Hals ohne Falten, breiter Brustkasten, Haut zart, Haarfarbe vorwiegend weiß, mit rothen u. grauen Streifen durchsetzt od. gesprenkelt. Intensive Ernährung u. sorgsame Pflege sind zur Erhaltung der Nutzungseigenschaften erforderlich, daher sind diese Rassen meist nur für intensiven Großbetrieb zu empfehlen. Zu den brit. Rassen gehören noch die zur Mast u. zum Zuge ausgezeichnete Herefordrasse, die dunkelrothbraune kleine Devonrasse u. die außerordentlich milchreiche Ayrshirerasse in Schottland, welche auch auf dem Kontinente eingeführt ist. — Auf dem engl. Fleischmarkte wird das Fleisch des R.es nach Qualität bezahlt, u. zwar gilt dies nicht nur von der Güte der verschiedenen Schlachtstücke, sondern vornehmlich von der verschiedenen Qualität der einzelnen Körpertheile, so daß darnach der Preis von 15 Pf. bis 1,60 Mk. pro Pfund schwankt. Man sortirt in London das Fleisch in 4 Hauptklassen mit 3—5 Unterklassen (s. Fig. 4638). I. Klasse: Schwanzstück (2), Filet od. Lende (1), Vorderrippe (10), Hüftenstück (3), Hinterschenkelschnitt (4); II. Klasse: Oberweiche (6), Weichenstück (7), Wadenstück (5), Mittelrippenstück (11), Oberarmstück (13); III. Klasse: Dünnung (8), Schulterplatte (12), Hinterbrust (14); IV. Klasse: Vorderbrust (15), Hals (16), Beine (e), Kopf (18). Diese in England ganz allgemein eingeführte Verkaufsweise des Fleisches nach dessen Güte ist in Deutschland noch nicht durchgedrungen. 7. Franz. Rassen. In Nordfrankreich wie in Belgien finden sich vorwiegend die beschriebenen Niederungsrassen; durch Milchreichthum u. Kleinheit zeichnet sich darunter die Bretagner schwarz u. weiß gefleckte Rasse aus. Im mittleren u. südl. Frankreich ist überwiegend das einfarbige, den Alpen entstammende Gebirgsvieh verbreitet, welches sich vorzugsweise, wie die Rassen der Garonne, von Gascogne, der Landes u. von Aubrac zum Zuge, aber auch zur Mast eignet. Die vorzüglichste Mastrasse in Frankreich ist das weiße R. von Charolais, welches den Shorthorns fast gleich kommt, dazu aber noch genügsamer im Futter ist.

Rinde, die äußerste Zellenschicht aller verholzenden Pflanzenstengel. Sie ist Anfangs nur eine Oberhaut, mit einer äußeren u. einer inneren Zellenschicht unter derselben verbunden; doch schwindet die Oberhaut bei zunehmendem Alter der Stammtheile gänzlich, indem sie zerreißt u. abgeworfen wird, während sie in anderen Fällen (Stecheiche) sich vorher verdickt haben kann. Von der doppelten Zellschicht geht die äußere häufig zu einer Korkbildung über, indem sich auf ihr entweder Auftreibungen in Gestalt von Pusteln (Lentizellen) od. zusammenhängenden Korkstreifen (z. B. bei den Ulmen) bilden. In anderen Fällen (z. B. bei der Birke) zeigt sich dieses nicht, u. die äußere R. umzieht den Stamm als glatter elastischer Ueberzug oft für lange Zeit, bis auch er schließlich rissig wird u. mehr od. weniger abfällt. Dann bleibt noch immer die innere Zellschicht od. die Borke übrig. Auch sie neigt auffallend zur Bildung neuer Zellen, wodurch sie bei ihrem endlichen Zerreißen an ihren Rändern neue Schichten wulstartig hervortreibt, wie das bei den meisten unserer einheimischen, altgewordenen Bäume der Fall ist. Bei einigen anderen Bäumen wird die äußere R. alljährlich abgeworfen (Platane, Gummibäume in Australien u. a.). Unter der Rinde liegt die Bastschicht, welche, wenn sie auch mit der R. zusammenhängt, doch ganz für sich besteht u. dem Holzkörper angehört.

Rinderpest (Löserdürre, Viehseuche) entsteht bei uns nur durch Ansteckung unter den Rindern, ist jedoch auch auf Schafe übertragbar. Beim Steppenvieh in Südrußland tritt die R. häufiger, aber auch mit günstigerem u. rascherem Verlauf auf; sie wird nur von da, resp. von Osten her zu uns importirt. Symptome: Fieber mit Steigerung des Pulses bis 60 u. 120 Schläge u. der Temperatur bis + 40 ° C.; große Schwäche; anfänglich Verstopfung, später Durchfall; hohe Thätigkeit der Haut u. Erröthung derselben; verminderte Sekretion, daher plötzliches Versiegen der Milch; die Absonderungen aus der Nase, Urin u. Mist sind mit Blut vermischt; das Athmen ist meist beschleunigt u. angestrengt, jedoch nicht so beschwert wie bei der Lungenseuche; das Blut, die Augen, der Magen u. Darm färben sich Anfangs kirschroth, nach 5—6 Tagen dunkel; im Darm entstehen Brandschorfbildungen u. kleine Löcher; der Psalter enthält oft trockene Futtermittel, weshalb die R. auch Löserdürre heißt. Zwischen Ansteckung u. offenem Ausbruch liegen 5—7 Tage, der weitere normale Verlauf der R. dauert 7 Tage, die Rekonvalescenz lange Zeit. Bei uns gehen 70—75 % der kranken Thiere zu Grunde. Ueber Wesen, Bedingungen u. Ursachen der R. ist man noch im Unklaren; man nimmt ein flüchtiges Kontagium an, dessen Uebertragung durch die Luft auf 50 Schritt erfolgen kann. Jedwede Behandlung ist erfolglos. Vorsichtsmaßregeln: Ansteckungen erfolgen durch den Athem der kranken Thiere, durch Abfälle u. Theile derselben (Urin, Dünger, Fleisch, Spülwasser davon ꝛc.); außerdem kann der Ansteckungsstoff durch Menschen, Eisenbahnwagen, Ställe, durch Weideplätze ꝛc. übertragen werden. Bei Ausbruch der R. ist ängstlichste Sorgfalt nothwendig; es müssen daher alle gesundheitspolizeilichen Anordnungen nach dieser Richtung hin auf das Gewissenhafteste ausgeführt u. befolgt werden. Vorbeugend wirkt eine zehntägige Quarantäne an der Ost- u. Südostgrenze des Reichs, bes. bei dem grauen Steppenrind. Herrscht die R. in der Nähe, so ist der Stall möglichst abzuschließen u. der Verkehr nach außen zu beschränken; beim Ausbruch der R. wird der Ort durch einen Militärkordon umstellt, sämmtliche erkrankten Rinder werden getödtet u. die Kadaver müssen sorglich desinfizirt u. vergraben, die Ställe niedergebrannt, die übrigen Räume mit Karbolsäure u. Chlorkalklösungen (1:100) ꝛc. u. die Personen mit Lösungen von übermangansaurem Kali (1:100) u. Chlorräucherungen desinfizirt werden. Als Zeitpunkt des Erlöschens der R. nimmt man 21 Tage nach dem letzten Todesfall an.

Ring. Die Sitte, R.e zu tragen, ist sehr alt; angeblich hätte Prometheus den ersten aus Eisen gemacht. Bei den Assyrern u. Babyloniern war sie ganz gewöhnlich, allein bei den Persern mußte man erst die Erlaubniß des Königs dazu haben. Bei den Aegyptern trugen alle zur Kriegerkaste Gehörigen R.e, in welche ein Käfer eingeschnitten war, ebenso die Opferpriester, welche damit die opferbaren Thiere bezeichneten; der König bezeichnete seinen ersten Minister als solchen durch Uebergabe seines Siegelringes. Bei den Hebräern war das Tragen eines Siegelringes von edlem Metall, in welchen der Name des Besitzers u. ein Spruch aus dem Alten Testament eingeschnitten waren, seit der frühesten Zeit gewöhnlich; statt nur am Finger trug man ihn auch an einem Bande vorn auf der Brust (I. Mos. 38, 18). Die Frauen trugen bei ihnen Fußringe aus verschiedenem Metall u. Elfenbein (an den Knöcheln) u. Ohrringe. Unter den ersten Christen diente der R. als Bindemittel bei Verlobungen mit Rücksicht darauf, daß nach dem Talmud ein solcher, der angeblich noch in der Kathedrale zu Perugia aufbewahrt wird, von Joseph der Maria gegeben worden war. Bei den Karthagern herrschte die Sitte, R. zu tragen, ebenfalls. Hannibal vergiftete sich mit dem Gifte, welches er in seinem Ringkasten bei sich trug, u. seine Soldaten trugen R.e nach der Zahl ihrer Feldzüge. In Griechenland war das Tragen von Siegelringen ganz gewöhnlich; jeder Freie in Athen, der nicht zu

den Armen gehörte, trug einen solchen am vierten Finger. Hier u. in Rom (zur Zeit des Cicero) pflegten die Hausfrauen mit einem solchen Speisekammer u. Vorrathskeller zu versiegeln. Aerzten (seit Augustus), Advokaten u. Musikern dienten R.e als offizielles Erkennungszeichen. Bei den Römern trugen übrigens zuerst Ritter u. Senatoren R. von Eisen am Ringfinger, doch bedienten sie sich später auch der goldenen, welche allerdings zuerst nur Gesandte, die zu fremden Völkern gesendet wurden, bekommen hatten. Seit der Unterwerfung des Mithridates durch Pompejus u. der Erbeutung seiner Juwelen ward das Tragen der R.e als Putz in Rom sehr gewöhnlich (Plinius, „Hist. Nat." 33,4). Martial verspottet deshalb einen gewissen Zoilus, u. Lucian erzählt von einem Griechen, der nicht weniger als 16 R.e auf einmal trug. Verlobungsringe kamen ebenfalls auf, ebenso aber sog. Geburtstags- u. Scheidungsringe (in der byzantinischen Zeit). Kostbare R.e gaben oft Ursache zu tödtlichen Feindschaften; so entzweite der R. des Jugurtha Marius u. Sulla. Im Mittelalter erhielt sich die Sitte des Ringtragens. Die Ritter trugen nach dem Vorbilde der röm. Ritter Siegelringe, welche sie in die Wachssiegel der Urkunden als Namensunterschrift eindrückten; oft auch Arm- u. Beinringe als Zeichen eines von ihnen gethanen Gelübdes; oft waren letztere beide zusammen durch Ketten verbunden. Einzelnen Personen war das Tragen des Siegelrings infolge davon verderblich, so Konradin von Schwaben u. Richard Löwenherz, welche Beide an ihren R.en von ihren Verfolgern erkannt wurden. Bei den alten Germanen dienten R.e, gegenseitig gegeben, als Unterpfand eines Verlöbnisses. Bei den Kelten war es Sitte, so lange einen eisernen R. zu tragen, bis man eine tapfere Kriegsthat verrichtet hatte, so daß also ein Jüngling mit einem solchen R. der Verachtung ausgesetzt war. Vielleicht hängt damit die alte deutsche Sitte zusammen, daß Gläubiger ihren Schuldnern so lange einen eisernen R. um den Arm legen durften, bis sie bezahlt waren. Als Symbol einer unauflöslichen Verbindung gilt außer dem Trauring heute noch die Uebergabe eines R.es nebst Hirtenstabes vom Papst an die Bischöfe bei ihrer Investitur, womit die untrennbare Vereinigung des Bischofs mit der Kirche u. Christus angedeutet werden soll. Aus demselben Grunde warf früher, als Venedig noch selbständiger Staat war, der Doge an jedem Himmelfahrtstage einen R. ins Adriatische Meer, wodurch die Vermählung der Republik mit demselben angedeutet werden sollte. Dagegen sind der vom Papste jedem Kardinal bei seiner Ernennung angesteckte Saphirring sowie der seit 1265 vom Papste getragene Fischerring, auf dem der Apostel Petrus als Fischer dargestellt ist, u. womit die Breven gesiegelt werden, nur Amtsinsignien. — Im Orient herrscht heute noch die bereits von Plinius gekannte („Hist. Nat." II. 50.) Sitte, Siegelringe zu tragen: bei den Mohammedanern sind sie meist mit einer arabischen Inschrift versehen. R.e mit Smaragden galten ehedem in Arabien u. in der Turkei (theilweise auch in Indien) als eine Art Paß. Eine besondere Art R.e sind die Zauberringe, welche schon die Juden (z. B. Salomo's R.) u. Griechen (z. B. der R. des Gyges) kannten. Die Samothratischen Zauberringe aus Eisen, mit Gold verziert u. mit magischen Charakteren bedeckt, mögen zu den weiß-schwarzen Zauberringen der Russen (man warf sie in die Höhe u. prophezeite, je nachdem die weiße od. schwarze Seite oben lag, Glück od. Unglück) Gelegenheit gegeben haben. Auf ähnlichen Grundsätzen beruhen die im Mittelalter u. 16. u. 17. Jahrh. häufig gemachten magischen Amuletringe aus chymischem Golde, die noch jetzt in den sog. Gichtringen (halb aus Blei, halb aus Kupfer) zu erkennen sind.

Ring, Max, Arzt u. belletristischer Schriftsteller israelitischer Abkunft, geb. zu Zauditz bei Ratibor in Oberschlesien 22. Juli 1817; studirte seit 1836 in Breslau u. Berlin Medizin, ließ sich 1840 als praktischer Arzt in Gleiwitz nieder, siedelte später in gleicher Eigenschaft nach Breslau u. 1850 von da nach Berlin über, wo er jetzt noch lebt, doch nur literarisch thätig ist. Schon als Student in Berlin war er durch den Verkehr mit Bettina v. Arnim, Karl Grün u. A. zu dichterischen Versuchen angeregt worden, u. 1840 hatte er mit Moritz Fränkel zuerst ein Bändchen lyrischer Poesien veröffentlicht. Das Gebiet des Romans betrat er dann in Breslau, u. auf diesem hat er sich einen ausgebreiteten Leserkreis erworben. Seinem ersten Roman „Breslau u. Berlin" (1849) ließ er u. a. folgen: „Die Kinder Gottes", „Der große Kurfürst u. der Schöppenmeister", „Stadtgeschichten" (4 Bde.), „Verirrt u. Erlöst", „Aus dem Tagebuche eines Berliner Arztes", „Rosenkreuzer u. Illuminaten" (4 Bde.), „Eine arme Seele" (3 Bde.), „Milton u. seine Zeit", „Ein verlorenes Geschlecht" (6 Bde.), „Fürst u. Musiker" (3 Bde.), „Lorber u. Cypresse" (literarische Bilder, 3. Aufl., 1873), „Götter u. Götzen" (4 Bde.), „Die Seelenfreunde", „Karl Sand", „Der Kleinstädter in Berlin". Auch schrieb er das Trauerspiel „Die Genfer", die Lustspiele „Scarron's Liebe", „Alle spekuliren", „Unsere Freunde" 2c., die Biographien „Der Sohn Napoleon's" (1856) u. „Louis Napoleon" (1871).

Ringelgans (Bernatelgans, schott. Bernacle, Anser bernicla), eine schwarzschnabelige Gans von blaugrauer Färbung, mit schwarzem Kopf, Hals, Schwanz u. Schwingen, einem weißen Fleck rechts u. links am Halse, weißen Schwanzdeckfedern u. dunkeln Beinen. Sie bewohnt den hohen Norden, kommt jährlich an die deutschen Küsten, in seltenen Fällen auch bis nach Mitteldeutschland; eine alte Sage erzählt von ihr, daß sie nicht aus Eiern, sondern aus Entenmuscheln entstehe.

Ringelnatter, s. „Natter".

Ringelrennen, s. v. w. Carrousel (s. d.).

Ringelspinner, Ringelmotte, ein in Deutschland überall häufiger Nachtschmetterling von ockergelber bis rothbrauner Farbe mit einer dunkleren, hellrandigen Querbinde über die Vorderflügel. Das Weibchen klebt im Juli seine Eier in Form eines Ringes (daher der Name) um jährige Triebe der Obstbäume u. Laubhölzer so fest, daß kein Wetter sie abzulösen vermag. Im folgenden Frühjahr kriechen die Raupen aus; sie leben gesellig bis zur letzten Häutung in einem Neste, das sie in Astgabeln spinnen, sind behaart, von bläulicher Färbung mit weißer Rückenlinie u. jederseits abwechselnd blauen, gelb u. schwarz eingefaßten Längsstreifen; werden durch Gefräßigkeit bes. schädlich. Man vertilgt sie durch Entfernen der Nester, besser der Eierringel, schon beim Beschneiden der Bäume.

Ringelwürmer, s. „Anneliden".

Rinkart (auch Rinckhart), Martin, evangel. Liederdichter, geb. 23. April 1586 zu Eilenburg; studirte seit 1601 in Leipzig Theologie u. wirkte seit 1610 als Kantor u. Diakonus in Eisleben; 1613 wurde er Pfarrer zu Erdeborn im Mansfeldischen, 1617 endlich Archidiakonus zu Eilenburg u. erduldete hier in aufopfernder Thätigkeit alle Drangsale des Dreißigjährigen Krieges, insbes. eine schwere Pest u. Hungersnoth (1637–39), bis er 8. Dez. 1649 starb. Seine geistlichen Komödien u. zahlreichen lat. u. deutschen Gedichte sind ziemlich verschollen; aber unsterblich ist er geworden durch das höchst beliebte Lied „Nun danket alle Gott", nach Jes. Sirach 50, 24–26 im J. 1643 od. 1644 gedichtet.

Rinteln, Stadt am linken Ufer der Weser bei der Einmündung der Exter, in einer Exklave des Reg.-Bez. Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau, an der Eisenbahn Hannover-Altenbecken. Ueber die Weser führt hier eine steinerne Brücke. R. hatte 1871: 3504 E., ist eine zwar alte, aber schöne u. reinliche Stadt; ihre sehenswerthe Nikolaikirche stammt aus dem 13. Jahrh. Die Bewohner treiben Schiffahrt u. Handel mit Leinwand u. Getreide sowie Weberei u. Gerberei. — R., um 1225 vom Grafen Adolf IV. von Schaumburg gegründet, erhielt 1239 Lippe'sche Stadtrechte. 1619 erhob Graf Ernst von Schaumburg ihr Gymnasium zur Universität, die 1810 durch die westfäl. Regierung wieder aufgehoben u. in ein Gymnasium zurückverwandelt wurde. Von 1668–1807 war es Festung.

Rio (span. u. portug. [portug. spr. Riu]), Fluß.

Riobamba, Provinzialhauptstadt im Departimiento Quito der südamerik. Republik Ecuador, in dem Hochlande der Cordillere von Quito zwischen dem Chimborazo u. dem Sangay, schon im Gebiete des Marañon gelegen. Durch das Erdbeben 1797 zerstört u. $2^1/_2$ Stunden von dem alten Platze neu aufgeführt, hat es jetzt wieder 16–18,000 E. R. ist bes. merkwürdig durch die Reste eines Inkapalastes u. der alten Inkastraße, die von Quito nach Cuzco führt.

Rio de Janeiro od. blos Rio, nach seiner Anlage 1567 auch São Sebastião genannt, seit 1752 Hauptstadt des Vizekönigreichs u. seit 1822 des Kaiserthums Brasilien, zugleich Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (864 □M. mit gegen 650,000 E.); liegt an der geräumigen, 9 Stunden langen u. bis zu 7 Stunden breiten Bai desselben Namens. Der Eingang zu dieser vom Meere aus ist nur etwa 1500 m. breit, zwischen zwei nackten, von Kastellen gekrönten Granitfelsen. Die Bai bildet einen der schönsten u. weitesten Häfen der Welt, in dem alle Kriegsschiffe der Erde ankern könnten; von malerischen Bergen eingefaßt, die sich amphitheatralisch erheben u. über welche das Orgelgebirge mit seinen wunderbar geformten Kuppen u. Hörnern herüberschaut, von zahllosen kleinen Buchten u. lieblichen, palmenbedeckten Inseln verschönt, übertrifft sie alle anderen Häfen Brasiliens an Großartigkeit. Batterien u. Forts schützen das ausgedehnte Wasserbecken; die stärksten, darunter Ilha de Cobras (zugleich Staatsgefängniß), liegen auf Inseln. An der Südwestseite, $^3/_4$ Stunden vom Eingange, dehnt sich auf einer vielzüngigen Halbinsel die Stadt aus, die in die Alt- u. die seit 1807 entstandene Neustadt zerfällt. Sechs Vorstädte liegen an der Bai od. in den nahen Gebirgsthälern. Das Innere der Stadt ist einförmig u. schmuzig; selbst die

Staatsgebäude u. Kirchen sind äußerlich nicht imposant. Die größte u. breiteste Straße ist die dem Strande parallele Rua direita mit der Börse u. glänzenden Läden u. Schaufenstern. Die schönste Vorstadt ist Botafogo, die sich an der Bai entlang u. zu den grünen Bergen hinaufzieht. Die nach dem Muster des Aquadukts von Lissabon angelegte, imposante Wasserleitung Carioca führt von dem die Altstadt in Süd u. Südwest begrenzenden, 715 m. hohen, waldigen Corcovado der Stadt köstliches Trinkwasser zu u. speist viele Springbrunnen. R. d. J. ist Sitz der obersten Behörden Brasiliens, des Reichstags, eines Bischofs u. der höchsten Landesgerichte. Es hat eine nach deutscher Weise organisirte Universität, eine kaiserliche Bibliothek, eine Akademie der Wissenschaften, eine Sternwarte, ein Museum mit schönen Sammlungen u. zahlreiche hohe u. niedere Schulen. Ein Theater u. ein Coliseo für Stierkämpfe fehlen nicht neben Hospitälern u. Wohlthätigkeitsanstalten. Die Industrie der Stadt hat sich in diesem Jahrhundert ungemein gehoben, ebenso ist der Handel, sowol der überseeische wie der Binnenhandel, von großer Bedeutung; ausgeführt werden vor Allem Naturalien u. Kolonialwaaren, eingeführt europ. Manufakturwaaren. Doch sind Handel u. Gewerbe zum großen Theil in den Händen der Ausländer; hier ist der Hauptstapelplatz von Südamerika u. Ruhepunkt für viele Seefahrer. Zwei Bahnlinien führen von der Bai nach Nord u. Nordwest ins Binnenland. Die Zahl der Einwohner war 1875: 168,473; die Bevölkerung der Vorstädte wurde auf 32,000 geschätzt. In dem bunten Gemisch von Weißen, Farbigen u. Schwarzen machen die Letzteren weit über ein Drittel aus. Neben den Portugiesen sind Franzosen u. Elsässer am zahlreichsten vertreten, nach ihnen die Deutschen, etwa 2400 Seelen, die seit 1845 eine evangel. Kirche haben; ferner viele Schweizer, auch Engländer, denen einige der größten Handelshäuser gehören. In der Nähe der Stadt liegen die kaiserl. Lustschlösser Boa Vista, São Christophal u. Botafogo. Neben der 650 m. hoch liegenden Sommerresidenz Petropolis (Abb. s. Bd. II. Sp. 1311) liegt eine deutsche Kolonie gleichen Namens mit 3000 E. Die Bai wurde erforscht 1515, seit 1710 befestigt. 1828 wurde in R. d. J. zwischen Brasilien u. Buenos Aires der Friede geschlossen.

Rio de la Plata, s. „La Plata“.

Rio Grande. 1) Quellfluß des Paraná (s. d.). 2) Fluß in dem portug. Theile von Senegambien, auf der Westseite Hochsudans, auf dem Hochlande von Futa Dschalon, am Nordwestende des Kong entspringend. Er durchbricht in Katarakten das Randgebirge, hat im Unterlaufe viele Inseln u. mündet zwischen 11 u. 12 ° westl. Länge von Greenwich u. 11 u. 12 ° nördl. Breite nach etwa 80 M. Lauflänge. Er bildet mit dem Rio San Domingo, dem Casamanza u. Geba, zwei benachbarten tief einschneidenden Meeresarmen, in die kleine Gewässer fließen, eins der hydrographisch interessantesten Flußmündungsgebiete, dessen Ufer außerordentlich fruchtbar u. mit der üppigsten Waldvegetation bedeckt sind. 3) Stadt u. Fluß in der brasil. Provinz R. G. do Sul (s. d.). 4) Fluß in der brasil. Provinz. R. G. do Norte.

Rio Grande do Norte, brasil. Provinz ganz im Osten von Südamerika unter dem 5. u. 6. ° südl. Breite u. zwischen 34 u. 38 ° westl. Länge von Greenwich, 802 □M. mit 240,000 E. (1867). Sie wird begrenzt im Süden von der Provinz Parahyba, im Westen von der Provinz Ceara, auf den anderen Seiten vom Atlantischen Ozean, dessen Küste sich hier als eine öde, wind- u. wogengepeitschte Düne darstellt. Das Gebirge, die Serra Borborema, welches die Provinz fast ganz einnimmt, läuft aus im Osten in dem Kap Roque. Der Hauptfluß R. G. d. N. mündet bei dem Hauptorte Natal (gegen 10,000 E.), der durch seinen Hafen, den Ausfuhrplatz für die ganze Provinz, Aussicht auf eine



Nr. 4639. Rio de Janeiro.

spätere Blüte hat. Südl. von Natal liegt Villaflôr, nahe der Mündung des kleinen Rio Gramacio, mit etwas Ausfuhr von Baumwolle u. Brasilholz; am Piranhas liegt Assú, von Bedeutung wegen des Vertriebes des in den benachbarten Salinen gewonnenen Salzes. Im Uebrigen sind die Schätze des fruchtbaren Bodens noch wenig gehoben.

Rio Grande do Sul, südlichste Provinz von Brasilien, zwischen 49 u. 57 ° westlicher Länge von Greenwich u. 34 u. 27 ° südl. Breite, 1059 □M. mit 580,000 E. (1867); wird begrenzt im Norden u. Nordosten von den Provinzen S. Catharina u. Paraná, im Westen u. Süden von Argentinien u. Uruguay, im Osten vom Atlantischen Ozean, der hier mehrere große Lagoas (Strandseen) bildet. Der nördl. Theil der Provinz ist gebirgig, meist mit Urwald bedeckt, weist aber weite heiße Thäler auf; im mittleren Theile werden die Höhenzüge niedriger, zwischen die Wälder schiebt sich Weideland, das Klima ist angenehm u. gesund; der ganze südl. Theil endlich ist fast ausschließlich wellenförmiges Weideland, welches den Charakter der Pampa trägt u. eine ausgedehnte Viehzucht begünstigt, daher die Bewohner ein Hirtenleben führen. Die Erzeugnisse der Provinz sind hauptsächlich die der Viehzucht: Pferde u. Maulthiere bilden einen wichtigen Handelsartikel; getrocknetes Fleisch wird massenhaft nach den nördl. Häfen versandt; Häute, Hörner u. Klauen werden nach Europa exportirt; doch bilden auch Halbedelsteine u. Paraguaythee einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel. Die Flüsse der Provinz, ohne große Bedeutung, münden theils in den Uruguay, theils in die Strandseen. Die größte Stadt ist Portalegre (s. d.). In der Nähe derselben liegt eine 5½ □M. große deutsche Kolonie mit 15,531 E., beschäftigt mit Ackerbau, Weinbau, Gartenkultur und Industrie.

Am Südende des 197 □M. großen Patossees (lagoa dos patos, d. h. Entensee), wo dieser das offene Meer erreicht, strömt in ihn der R. G. d. S., der dann, fast eine Meile breit an seiner Mündung in den offenen Ozean, die frühere Hauptstadt Rio Grande in zwei Städte trennt, São José od. do Norte auf dem linken, u. São Pedro od. do Sul auf dem rechten Ufer. Wichtiger Seehandelsplatz, hat es ein großes Zollhaus, ein Theater u. zwischen 6—7000 E. Der Verkehr auf dem Rio Grande u. dem Patossee wird durch Dampfschiffe unterhalten. Die jetzige Hauptstadt ist São Leopoldo, nördl. von Portalegre, mit 1300 deutschen u. meist protest. Einwohnern (1866). Man rechnet in den zahlreichen deutschen Kolonien dieser Provinz 25—28,000 Deutsche. In S. Francisco de Borja, unweit des westl. Grenzflusses Uruguay, lebte von 1831 bis zu seinem Tode Aimé Bonpland (s. d.).

Rion, der Phasis der Alten, asiat. Fluß, welcher, durch die russ. Statthalterschaft Kaukasus fließend, in das Schwarze Meer mündet. Er entspringt am Südabhange des Kaukasus, ziemlich in der Mitte zwischen Kasbek u. Elbrus. In dem Längenthale von Gebi nach Südost fließend, tritt er westl. vom Sikara, nach Süd sich wendend, bei Oni aus dem Hochgebirge, fließt von da an westl., dreht sich hierauf, die Vorberge verlassend, nach Süd, berührt hier die Gouvernementshauptstadt Kutais, nimmt von Osten den Quirila auf u. behält von da an durch das kolchische Tiefland in der Hauptsache eine westl. Richtung bei; durch den von Norden kommenden Tskenis Tskali verstärkt, ergießt er sich bei Poti ins Meer. Der Fluß setzt in u. vor seinem Delta so viel Schlämmerde ab, daß die Barre bei kleinem Wasser kaum eine $1\frac{1}{3}$ m. tiefe Passage besitzt, ein Uebelstand, der die Schiffahrt sehr erschwert u. trotz Anlage großer Bauten u. Aufwendung enormer Mittel nicht im Geringsten beseitigt wurde. In seinem oberen Gebiete zeigen noch heute uralte Schachte, daß hier einst lebhafter Bergbau betrieben wurde; ebenso hat die hier lokalisirte Sage vom Goldnen Vließ eine faktische Unterlage, indem er wie alle westkaukasischen Flüsse feine Goldsplitter führt. Dem untern Rionlauf sind charakteristisch natürliche Gartenlandschaften mit Walnußbäumen u. Wein, welche für den üppigen Boden sprechen; das Delta des Flusses verheeren häufig Sumpffieber. Eine Bahn führt von Poti den R. aufwärts über Kutais nach Tiflis.

Rio Negro, von den Eingeborenen **Curana** genannt (beides s. v. w. Schwarzer Fluß, wegen seines schwärzlichen od. kaffeebraunen Wassers), südamerik. Fluß, der bedeutendste linke Zufluß des Marañon; entspringt in dem südöstlichen Theile Neugranada's, tritt unter dem Namen Rio Guainia in das Gebiet von Venezuela, immer ostwärts fließend, bis er unter 71° westl. Länge von Greenwich sich bei der Mission Maroa südöstl. dreht (kurz; vor der Mission Davipe nimmt er einen Arm des Cassiquiare auf, diesen selbst aber, der ihn mit dem Orinoco verbindet, erst weiter unterhalb, kurz vor der Schanze San Carlos del R. N., fast unter 2° nördl. Breite. Nach Süd sich drehend tritt er nach der brasil. Provinz Amazonas über, in der er unter dem Aequator, verstärkt durch den gerade hier ihn erreichenden größten westl. Nebenfluß Uaupes od. Rio da Campos, eine rein östl. Richtung von 70—65° westl. Länge verfolgt, von links seinen mächtigsten Zufluß, den Rio Branco od. Parima, aus den Gebirgen von Guayana unter 63° westl. Länge aufnimmt u. nach einem wieder mehr u. mehr südl. sich drehenden Laufe unter 3° südl. Breite u. zwischen 63 u. 64° westl. Länge bei Manaos od. Barra do R. N., über 2 Km. breit, nach einem Laufe von 225 Meilen in den Marañon sich ergießt. Der ganze Unterlauf durch Brasilien ist der eines Riesenstromes, ungemein breit u. inselreich, u. ebenso wie er bei seiner Mündung mit dem Yupura u. dem Marañon in einem großen Delta sich verzweigt, so treten auch alle seine wichtigeren Nebenflüsse in verschiedenen Armen in ihn ein; dabei sind seine Ufer bevölkert im Vergleich z. B. mit dem Orinoco- od. Madeirathale. Eine Dampfschiffcompagnie für diese wichtige Verkehrsader hat sich gebildet. Von Städten am R. N. sind zu nennen Barcellos, jetzt Mariuá, ehemals blühende Stadt mit vielen schönen Gebäuden, 1816 gewaltsam demolirt, um die Bewohner zur Uebersiedelung nach Barra (in der Provinz Rio de Janeiro) zu zwingen, u. seitdem verkommen, u. Manaos mit 4000 E. — R. N. od. Lima Leubu, südamerik. Fluß, der die Grenze von der Argentin. Republik u. Patagonien bildet; sein Quellgebiet, das sich von 41—36° südl. Br. an dem Ostabhange der chilenischen Anden ausdehnt, wird hauptsächlich von dem Catapuliche u. dem Abfluß der Laguna de Nahuel Huapi eingenommen, die sich zwischen 40 u. 39° südl. Breite u. unter 73° westl. Länge von Greenwich vereinigen. Der nun R. N. genannte Strom fließt bis zur Mündung des größten Nebenflusses von links, des Rio Neuquen od. Comoe nach Nordost, von da an, große Inseln bildend u. das meiste Wasser in den Pampas verlierend, nach Ost u. Südost u. mündet, nachdem er das argentin. Oertchen Carmen de Patagones berührt hat, nach einem Laufe von 120 Meilen unter 41° südl. Breite in den Atlant. Ozean. Er ist der wasserreichste der Flüsse Patagoniens, bis zum Durchbruch der Pampatette Ralchita schiffbar u. seit 1833 bis dahin befahren, doch sind seine Ufer meist unwirthliche Steppen u. mit Ausnahme des Mündungsgebietes im Besitz wilder Indianer.

R. I. P., Abkürzung für „Requiescat in pace" (s. d.).

Ripen (dän. Ribe) ist der Name eines dän. Stiftes, eines Amtes u. einer Stadt. Das Stift R. umfaßt den südl., bes. südwestl. Theil der Halbinsel Jütland u. eine in Schleswig enklavirte Parzelle. Die früher zugehörigen südl. Enklaven u. Besitzungen auf den Inseln Romö, Sylt, Föhr u. Amrum sind durch Friedensschluß vom 30. Okt. 1864 an Schleswig abgetreten worden. Das Stift R. hat jetzt noch 179,89 □M. mit 244,263 E. (1870); es zerfällt in die drei Aemter: Veile (42,42 □M. mit 102,750 E.), Ringkjöbing (82,21 □M. mit 75,961 E.) u. Ribe (55,26 □M. mit 65,552 E.). Das Amt R. bildet den südwestl. Theil des Stiftes u. ist nächst Ringkjöbing der unfruchtbarste Strich. Ein großer Theil ist Heideboden od. mit Dünensand bedeckt, andere Striche sind Moorgrund, u. nur an den Bächen ziehen sich fruchtbare Wiesen hin u. nach der Westküste zu treffliches Marschland. — Die Stadt R. liegt in der südl. Enklave an der Ribe-Aa, 5 Km. von ihrer Mündung, u. wird in mehreren Armen von ihr durchflossen. Sie ist Station der Eisenbahn Jütland-Fünen, Sitz des Stiftsamtmanns u. eines Bischofs; ihre Domkirche, die für eine der schönsten Dänemarks gilt, soll zu Anfang des 12. Jahrh. an der Stelle erbaut worden sein, an der seit dem 9. Jahrh. die erste Kirche Jütlands stand. Die Stadt zählte 1870: 3684 E. u. treibt nicht unbedeutenden Handel mit Getreide, seitdem ein über 2 m. tiefer Kanal sie mit dem Meere in direkte Verbindung gebracht hat. Es fabrizirt gestrickte wollene Waaren, Ribertöi od. Riberzeuge genannt, u. hat von bedeutenderen industriellen Etablissements eine Dampfbaumwollenweberei u. eine Eisengießerei. Im Mittelalter war R. nach Roeskilde (s. d.) die bedeutendste Stadt Dänemarks u. Begräbnißplatz dän. Könige; auch der jütische Reformator Tausen liegt hier begraben.

Ripieno (ital., d. h. voll, ausgefüllt). Mit R. werden in der Musik solche Hauptstimmen eines Tonstückes bezeichnet, die bei der Ausführung vielfach (chormäßig) besetzt, also von mehreren Personen od. Instrumenten zugleich (unisono) vorgetragen werden, im Gegensatze zu solchen Hauptstimmen, die nur von einer Person vorgetragen u. Solo-, konzertirende od. obligate Stimmen genannt werden. Ripienspieler, Ripienisten nennt man diejenigen Musiker, welche in den Orchestern die Vervielfältigung der chormäßig besetzten Instrumentalstimmen ausmachen; also in der Instrumentalmusik das, was im Chor die Chorsänger sind.

Rippen heißen die langen, schmalen, plattgedrückten Knochen, die sich symmetrisch rechts u. links an die Wirbelsäule heften u. in ihrer Gesammtheit den die Brusthöhle umschließenden Brustkorb od. Thorax bilden. Beim Menschen wie bei den Säugethieren überhaupt, den Vögeln u. mit Ausnahme der Schlangen auch bei den Reptilien sind die Rippenpaare vorn (bezüglich unten) durch Vermittelung von Knorpelstücken (Rippenknorpeln) od., wie bei den Vögeln, Knochenstücken (Sternokostalknochen) theilweise mit einem Brustbein (sternum) verbunden, u. unterscheidet man dann diese Rippenpaare als wahre von den frei endenden falschen. Während beim Menschen u. den höheren Wirbelthieren nur die Brustwirbel R. tragen, sind bei den Fischen u. Schlangen längs der ganzen Wirbelsäule solche vorhanden, u. kommen Hals- od. Bauchrippen nur rudimentär od. in gewissen Fällen vor. Den Amphibien fehlen die R. ganz. Den Schlangen dienen sie als Bewegungsorgan beim Kriechen, beim fliegenden Drachen, einer Eidechsengattung, als Stütze der Flughaut (vgl. „Anatomie", wo auch Abb. unter Nr. 509 ff.).

Rippenfell (Pleura costalis) nennt man in der Anatomie die seröse Haut, welche sich als Fortsetzung des Brustfells (Pleura pulmonalis) von der Lunge auf die innere Fläche des Brustkorbes umschlägt u. letztere auskleidet. Das R. kann in verschiedener Weise erkranken; die häufigste u. wichtigste Krankheit desselben ist die Rippenfellentzündung (Pleuritis), bei der gewöhnlich eine Ausschwitzung von Flüssigkeit in den Raum zwischen Brust- u. Rippenfell stattfindet. Dieselbe kann entweder eine klare, seröse Beschaffenheit zeigen od. durch Beimischung von Gerinnseln od. Eiter trübe od. rein eitrig sein; in selteneren Fällen ist sie von einer blutigen, bisweilen jauchigen Beschaffenheit. Die Menge dieser Flüssigkeit kann groß genug werden, um die Lunge mehr od. weniger zusammen zu drücken u. Athemnoth hervorzurufen. Der Kranke empfindet Schmerzen auf der betreffenden Seite, wird kurzathmig; gleichzeitig treten, bes. im Anfange der Erkrankung, od. wenn die ausgeschwitzte Flüssigkeit eine eitrige Beschaffenheit zeigt, Fiebererscheinungen auf. In der Folge kommt es nicht selten zu Schrumpfung der betreffenden Lunge u. zur Entwicklung von Lungenschwindsucht. Die Behandlung der Rippenfellentzündung besteht in Bettruhe, entziehender Diät, Ableitungen auf die Haut, Darreichung von abführenden u. harntreibenden Mitteln; bei hohem Fieber u. heftigen Schmerzen macht man örtliche Blutentziehungen, applizirt Eis auf die kranke Seite u. sucht durch Narkotika (s. d.) die Schmerzen zu lindern.

Ist die in den Pleuraraum ergossene Flüssigkeitsmenge sehr bedeutend, so daß sie große Athemnoth hervorruft, od. erzeugt sie wegen ihrer eitrigen Beschaffenheit andauerndes hohes Fieber, so muß dieselbe auf chirurgischem Wege entfernt werden. Dies geschieht mittels eines Einstiches od. Einschnittes in den Brustkorb (Punktion od. Paracentese des Brustkorbs).

Rippenquallen (Ktenophoren), eine Klasse freischwimmender niederer Seethiere aus der Gruppe der Cölenteraten, die man früher mit Scheiben- u. Röhrenquallen als Quallen vereinigte. Sie wurden seit Anfang des Jahrhunderts durch Reisende wie Péron, Lesueur u. Quoy bekannt, aber erst in den letzten Jahrzehnten durch Will, Milne Edwards, Gegenbaur etc. näher untersucht. An ihrem gallertigen Körper tritt das Strahlige des Cölenteratentypus gegen eine seitliche Symmetrie in der Anordnung gewisser Theile zurück. Den Namen Rippen- od. Kammquallen (κτείς, κτενός, Kamm) haben sie von acht meridianartig über den Körper laufenden Reihen kammartiger Schwimmplättchen, die man früher für Kiemen hielt. Statt eines Tentakelkranzes haben sie meist symmetrisch gestellte Fangarme. Ihre Nahrung besteht in kleinen Krebsthierchen. Sie sind Zwitter u. entleeren ihre Eier durch den Mund. Von den etwa 100 bekannten Arten seien nur angeführt: die Melonenqualle (Beroë) u. der Venusgürtel (Cestum Veneris) des Mittelmeeres.



Nr. 4640. Adelaide Ristori (geb. 26. Jan. 1824).

Rippoldsau, Pfarrdorf in einem engen Thale der Wolfach, eines kleinen Zuflusses der Kinzig, an der Westseite des Schwarzwaldes, im Bezirk Wolfach des bad. Mittelrheinkreises. R. mit etwa 800 E. ist das bedeutendste der sog. Kniebisbäder, die hier im Bereiche einer □Meile beisammen liegen. Der Hauptbestandtheil des R.er Wassers ist schwefelsaures Natron, das bes. bei Unterleibskrankheiten vortheilhafte Verwendung findet u. entweder an Ort u. Stelle getrunken (R. hat jährlich gegen 2000 Badegäste, aber selten mehr als 150 zu gleicher Zeit), od. in Flaschen versandt od. in seinen festen Bestandtheilen als R.er Brunnensalz verkauft wird. Das ehemalige Benediktinerpriorat mit zweithürmiger Kirche, das schon im 12. Jahrh. gegründet wurde, liegt eine kurze Strecke im Thale abwärts.

Risalit (ital. risalto, d. h. Vorsprung), der vorspringende Theil der Façade eines Gebäudes, der wenigstens ein, in der Regel mehrere Fenster (gewöhnlich in ungerader Zahl) enthält u. sich entweder nur vor dem Erdgeschoß od. vor allen Geschossen des Gebäudes befindet.

Risico (ital.), Gefahr, Gefährdung, Wagniß; risquiren od. riskiren (franz. risquer), wagen, aufs Spiel setzen; risquant od. riskant, gewagt, gefährlich.

Rispe, bei den Blumen tragenden Pflanzen eine Art des Blütenstandes, bei welchem sich die Hauptachse weit mehr verlängert als die Nebenachsen (Blumenäste), z. B. bei den nicht Aehren tragenden Gräsern. Die R. wird zu einem Strauße, sobald ihre Nebenachsen aufrecht u. gedrängt stehen, wie bei der Syringe. Umgekehrt spricht man von einer Doldenrispe, wenn Haupt- u. Nebenachsen fast gleich lang werden, wie beim Sambucus. Es können aber auch die Nebenachsen in ihrer Länge die der Hauptachse überragen; dann erscheint die Spirre, bei welcher die inneren Blumentheile tiefer stehen, z. B. bei den Binsenarten.

Ristori, Adelaide, berühmte ital. Tragödin, geb. zu Cividale in Friaul 26. Jan. 1824; erfuhr als ein Schauspielerkind im eigentlichsten Sinne des Wortes schon in den ersten Jahren ihres Lebens die Leiden u. Freuden des wandernden Komödiantenthums, betrat selbst schon frühzeitig die Bühne u. entwickelte vorzugsweise im Tragischen ein großes Talent, das unter der Leitung der Marchioni in Turin zu hoher Vollendung gedieh. Nach ihrer Verheirathung mit dem jungen Marchese Giuliano del Grillo 1847 entsagte sie zwar der Bühne, kehrte jedoch nach kaum 3 Jahren zu ihr zurück u. ließ sich als Hofschauspielerin in Turin engagiren. Im Juli 1854 trat sie zum ersten Mal in Paris auf u. errang als eine völlig ebenbürtige Rivalin der Rachel (s. d.) den größten Beifall. Seitdem machte sie auch durch andere Länder, selbst durch Amerika, die erfolgreichsten Gastspielreisen. Zugleich durchbrach ihr Genie die engen Grenzen der nationalen Tragödie, indem sie durch deutsche (wie Mosenthal's „Deborah") u. franz. Stücke in ital. Uebersetzung ihr Repertoire erweiterte; auch machte sie sich die franz. Sprache so zu eigen, daß sie im Théâtre Français auftreten konnte. Getadelt wird an ihrem Spiel bei aller sonstigen Anerkennung ein zu derber Realismus, bes. häufiges Ueberschreiten der Konvenienz bei Darstellung der Leidenschaften.

risum teneatis, amici! (lat.), Freunde, enthaltet euch des Lachens!

Riß od. Bauriß, Bauzeichnung, die Zeichnung eines Entwurfes zur Ausführung eines Gebäudes. Dahin gehört 1. der Grundriß od. Grundplan, der den Durchschnitt darstellt, welchen man sich über der Fensterbrüstung der einzelnen Geschosse denkt; 2. der Aufriß od. die geometrisch dargestellte Außenseite eines Gebäudes; 3. der Durchschnitt, der das senkrecht durchschnittene Innere des Gebäudes darstellt; er kann entweder ein Längendurchschnitt od. ein Querdurchschnitt, Querschnitt sein. Dazu kommt häufig noch eine perspektivische Ansicht od. Scenographie entweder des Aeußeren od. des Inneren des Gebäudes.

ritardando (ital.), zögernd, an Geschwindigkeit nachlassend.

rite (lat.), nach dem ritus (s. d.), d. h. eigentl. nach feierlichem Religionsgebrauch; dann überhaupt: feierlich, förmlich, nach gesetzmäßiger, herkömmlicher od. üblicher Weise.

Ritornell (ital. ritornello, franz. ritournelle), d. h. eigentlich Wiederholungssatz, nennt man in der Musik denjenigen kürzeren od. längeren Satz, durch welchen in vom Orchester begleiteten Chören, Arien, Konzerten u. anderen Solostücken für Gesang od. ein u. mehrere Soloinstrumente je nach Umständen das Eintreten der Solostimme eingeleitet sowie ihr Vortrag während des Verlaufes mehrfach unterbrochen u. endlich beschlossen zu werden pflegt. Das R. ist also ebensowol Vorspiel wie Zwischen- u. Nachspiel u. kommt in dieser Gestalt auch in Liedern u. Gesängen mit Begleitung des Klaviers vor. Bei Instrumentalsolostücken speziell wird für R. meist der Ausdruck Tutti gebraucht. — R.e heißen in der ital. Poesie kleine, meist dreizeilige Volkslieder von ziemlich willkürlichem Silbenmaß, nur pflegt die erste Zeile kürzer als die folgenden beiden zu sein; die R.e werden auch zum Improvisiren benutzt. Nachbildungen in deutscher Sprache hat Rückert geliefert.

Ritschl, Friedrich Wilhelm, epochemachender Philolog, geb. zu Groß-Vargula in Thüringen 6. April 1806; erhielt die erste Anregung zum Studium der Alterthumswissenschaften auf dem Gymnasium in Erfurt durch Ernst Spitzner, dem er, als derselbe 1824 als Rektor des Gymnasiums nach Wittenberg ging, dorthin folgte; studirte dann 1825—26 in Leipzig u. darauf in Halle, wo Reisig (s. d.) nachhaltigen Einfluß auf ihn übte. In Halle habilitirte sich auch R. 1829 als Privatdozent u. wurde 1832 außerord. Prof., folgte aber schon 1833 einem Rufe als ord. Prof. u. Mitdirektor des Philologischen Seminars nach Breslau. Von großer Bedeutung für ihn wurde eine wissenschaftliche Reise nach Italien, wo er sich 1836—37 aufhielt. 1839 wurde ihm die Professur der klassischen Philologie u. Beredsamkeit sowie gleichfalls die Mitdirektion des Philologischen Seminars in Bonn übertragen, wo er 1854 auch als Universitäts-Oberbibliothekar der Nachfolger Welcker's wurde u. die Direktion des Akademischen Kunstmuseums u. des Rhein. Museums für vaterländ. Alterthümer übernahm. Letzteres Amt theilte er später mit O. Jahn (s. d.). Durch R. wurde Bonn die Metropole der philologischen Studien in Deutschland. 1865 aber nöthigte ihn, der inzwischen mehrere ehrenvolle Berufungen an andere Universitäten abgelehnt hatte, ein Konflikt mit der preuß. Regierung zur Niederlegung seiner Aemter u. zum Ausscheiden aus dem preuß. Staatsdienste; er vertauschte die Bonner mit der Leipziger Hochschule,

an der er dann bis zu seinem in der Nacht zum 9. Nov. 1876 erfolgten Tode unablässig thätig blieb. Seine gefeierte Persönlichkeit hatte einen nicht geringen Antheil daran, daß Leipzig die meistbesuchte Universität des Deutschen Reiches wurde. Wie hoch R.'s Ansehen als akademischer Lehrer u. Bildner selbst im Auslande stand, bewies der Umstand, daß auch das von der russ. Regierung in Leipzig begründete Seminar für russ. Studenten der Philologie unter seine Leitung gestellt wurde. Auf literarischem Gebiete hatte R. die eminente Klarheit u. Schärfe seines Geistes schon in seinen Erstlingsarbeiten dokumentirt: einer Ausgabe des Thomas Magister (Halle 1832) u. einer Abhandlung über Orus u. Orion (Bresl. 1834). Diesen Studien über griech. Literatur setzte er die Krone auf durch seine Untersuchung über die „Alexandrinischen Bibliotheken u. die Sammlung der Homerischen Gedichte durch Peisistratos" (Berl. 1838). Ein Hauptgegenstand seiner kritisch-exeget. Bestrebungen wurden dann die Schriften der lat. Komiker, insbes. des Plautus; so entstanden nam. die „Parerga Plautina atque Terentiana" (Lpz. 1845) u. die große Ausgabe von „T. M. Planti comoediae" (3 Bde., ebd. 1848–54; 2. Aufl. 1871 ff.). Durch die Wiederherstellung der Plautinischen Schauspiele auf grammatikalische Studien geführt, erkannte er zuerst, daß die bisherige Behandlung der Grammatik, weil blos auf die uns überlieferten Texte der alten Schriftsteller gegründet, eine unzulängliche war, u. wies auf eine zweite, ungleich sicherere Quelle sprachlicher Erscheinungen hin: auf die ältesten Urkunden, die Inschriften, die er zugleich für die Sprachforschung systematisch nutzbar machte. Hierdurch ward er der Gründer der rationellen Behandlung der lat. Grammatik vom sprachgeschichtlichen Standpunkte aus. Auch die Epigraphik hat ihm einen unberechenbaren Fortschritt zu verdanken, weil sie durch seine Auffassung gewissermaßen eine neue Disziplin für die Philologie wurde. R. selbst schuf ein epigraphisches Prachtwerk, das in seiner Art einzig u. unerreicht dasteht: die von ihm gesammelten „Priscae latinitatis monumenta epigraphica" (6 Thle., Berl. 1862 bis 1864). Auch gab R. mit Welcker eine neue Folge des „Rhein. Museums für Philologie" heraus, in der sich über 25 Jahre hindurch des Vorzüglichsten Vieles sammelte, u. schrieb eine große Anzahl kleinerer, aber durchweg höchst wichtiger Abhandlungen. In jeder Beziehung von erfolgreichster Wirksamkeit, begründete er sich eine Schule im besten Sinne des Wortes, eine Schule, welche nicht, auf die Worte des Meisters schwörend, einer bestimmten Tradition od. Autorität folgt, sondern bei frischer Selbstarbeit der Einzelnen eine lebendige, Kritik u. Hermeneutik, Grammatik u. Metrik, aber auch die Realien der Philologie umfassende, vielschaffende Thätigkeit ausübt. Schon 1865 wirkten 23 seiner Schüler als Universitätslehrer.

Ritschl, Albrecht, einer der geistvollsten protestantischen Theologen der Gegenwart, geb. 25. März 1822 zu Berlin; studirte bes. in Tübingen u. habilitirte sich 1846 in Bonn, wo er 1853 außerord., 1860 ord. Prof. der Dogmatik u. der verwandten Fächer wurde, u. siedelte dann in gleicher Eigenschaft nach Göttingen über, wo er noch jetzt einflußreich wirkt. Ursprünglich ein Anhänger Ferd. v. Baur's u. der sog. Tübinger Schule, ist er nachmals in immer stärkeren Gegensatz zu derselben getreten. Schon seine Erstlingsschrift, „Das Evangelium Marcion's u. das kanonische Evangelium des Lukas" (Tüb. 1846), schlug selbständige Wege ein, ebenso die bedeutende Untersuchung über die „Entstehung der Altkatholischen Kirche" (Bonn 1850); in der 2. Aufl. (1857) hat R. den Standpunkt der Tübinger Schule fast ganz aufgegeben. Sein Hauptwerk endlich, „Die christliche Lehre von der Rechtfertigung u. Versöhnung" (3 Bde., Bonn 1870 bis 1874), ist ein höchst geistvoller Versuch, die Grundgedanken der orthodoxen Lehre in einer ganz neuen Auffassung dogmatisch zu rechtfertigen u. so die Lehre weiterzubilden.

Ritter, Heinrich, ein bes. durch seine Arbeiten über die Geschichte der Philosophie bedeutender Philosoph, geb. 21. Nov. 1791 zu Zerbst; studirte 1811—15 zu Halle, Göttingen u. Berlin Theologie u. Philosophie, während welcher Zeit er auch an dem Feldzuge nach Frankreich (1813) Theil nahm. Die Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Geschichte der Philosophie für die gesunde Weiterbildung aller Wissenschaft hat von Anfang an alle seine Studien beherrscht, ohne daß er selbst sich einem bestimmten philosophischen System angeschlossen hätte. Als Programm dieses Standpunktes veröffentlichte er 1817 die Abhandlung „Ueber die Bildung des Philosophen durch die Geschichte der Philosophie", habilitirte sich in dems. Jahre zu Berlin u. wurde 1824 außerord. Prof. der Philosophie daselbst, 1833 ord. Prof. zu Kiel u. ging 1837 in gleicher Stellung nach Göttingen, wo er 3. Febr. 1869 starb. Sein hochverdienstliches Hauptwerk ist die „Geschichte der Philosophie" (zus. 12 Bde., Hamb. 1829–53; 2. Aufl. von Bd. 1—3 1836—38). Von der „Christlichen Philosophie" erschien nur Bd. 1 (Gött. 1858). Außerdem ist hervorzuheben der „Abriß der philosophischen Logik" (Berl. 1824, 2. Aufl. 1829); die „Kleinen philosophischen Schriften" (3 Bde., Kiel 1839—40); das „System der Logik u. der Metaphysik" (2 Bde., Gött. 1856) u. die „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" (3 Bde., Gött. 1862—64). Weitverbreitet ist auch die (lat.) „Geschichte der griech.-röm. Philosophie, aus den Quellen zusammengesetzt", die er mit L. Preller herausgab (zuerst Hamb. 1838; 5. Aufl., Gotha 1875).

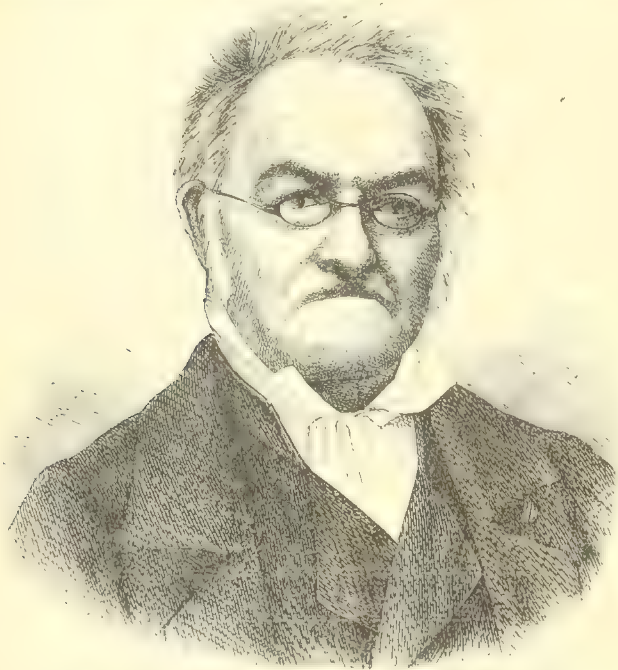


Nr 4641 Friedrich Wilhelm Ritschl (geb. 6. April 1806, gest 9. Nov 1876)

Ritter, Henry, Genremaler der Düsseldorfer Schule, geb. zu Montreal in Canada 24. Mai 1816; kam schon in früher Jugend nach Hamburg, wo er Kaufmann werden sollte, sich aber fast nur mit Zeichnungen beschäftigte u. schließlich sich ganz der Kunst zu widmen beschloß. Er zog daher 1836 nach Düsseldorf, wo er unter der Leitung Karl Sohn's sein Talent ausnehmend rasch entwickelte. Mit Vorliebe wählte er die Gegenstände seiner Bilder aus dem Seemannsleben, insbes. an der Küste der Nordsee, so daß er mit dem ihm geistesverwandten Jordan in innige Freundschaft trat; doch verschmähte er auch Darstellungen aus anderen Lebenskreisen nicht. Ueberall aber zeigte er eine fesselnde Wahrheit der Charaktere, großen Schönheitssinn, korrekte Zeichnung u. kräftige Farbe. Zu seinen Hauptbildern gehören eine „Verlobungsscene in der Normandie" (1842, Museum in Leipzig), „Der ertrunkene Sohn des Lootsen" (1844, Sammlung Ravené in Berlin), der „Zigeunerwilddieb im Verhör" (1847), der „Prairiebrand" (Kunsthalle in Hamburg) u. eins seiner letzten, die „Nachricht von dem Tode des Sohnes" (1852, Kunsthalle in Bremen), der nur zu bald die Nachricht von dem am 21. Dez. 1853 erfolgten Tode des Künstlers selbst folgte.

Ritter, Karl, der Begründer der vergleichenden Erdkunde, Sohn des 1784 verstorbenen Arztes Friedrich Wilhelm R., geb. 7. Aug. 1779 in Quedlinburg, wurde 1785 von Salzmann als erster Zögling in die neugegründete Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal aufgenommen u. erhielt daselbst eine wesentlich praktische Vorbildung. 1795 lernte ihn der Bankier Bethmann Hollweg in Frankfurt a. M. kennen, bestimmte ihn zum Erzieher seines Knaben u. schickte ihn

vorher zu weiterer Ausbildung nach Halle, wo R. von Michaelis 1796 bis Michaelis 1798 studirte u. einen weiteren Grund zur Vielseitigkeit seiner geistigen Bildung legte. Seit 1798 lebte R. als Erzieher im Hause jenes hochgeachteten Mannes in Frankfurt u. setzte die Erziehung der Söhne desselben nach dessen Tode (1808) fort, indem er schließlich auch die akademischen Studien derselben leitete. Seit 1811 lebte er mit seinen Zöglingen in u. bei Genf, von 1813—19 in Göttingen; 1819 nahm er eine Stellung am Gymnasium zu Frankfurt a. M. an, nachdem er schon 1809 eine solche vorübergehend bekleidet hatte. Zahlreiche Reisen in Deutschland, der Schweiz u. in Italien erweiterten seinen geographischen Blick; die in Göttingen gefundene Ruhe gewährte Zeit zu eingehenden Quellenstudien. R.'s erste größere Werke waren: „Europa, ein geographisch-historisch-statistisches Gemälde" (2 Bde., Frankf. 1807; Bd. 3 kam nicht zur Vollendung) u. „Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur u. zur Geschichte des Menschen" (2 Bde., Berl. 1817—18). 1820 wurde R. (erst als außerordentlicher, später ordentlicher) zunächst als Professor der Geschichte nach Berlin berufen, bald darauf Lehrer der Statistik an der Kriegsschule, Mitglied der Prüfungskommission (bis 1823) u. Studiendirektor der königlichen Kadettenanstalt (1826—31), leitete auch 1824—25 u. 1830 die geographischen u. geschichtlichen Studien des Prinzen Albrecht von Preußen u. Max (II.) von Bayern.



Nr. 4612. Karl Ritter, geb. 7. Aug. 1779, gest. 28. Sept. 1859.

Seine Lehrgabe, die Klarheit u. Originalität seiner Auffassung wirkten nachhaltig auf seine Schüler, u. mit vollem Recht redet man von einer „Ritter'schen Schule" in der Entwicklung der geographischen Wissenschaft. Unter seinen Schülern sind v. Moltke, v. Sydow, A. v. Roon, Daniel, Kiepert u. A. Für den am 7. Juni 1828 in Berlin unter seiner Mitwirkung gegründeten Verein von Freunden der Erdkunde war R. lange Jahre hindurch der belebende Mittelpunkt. Zahlreiche Reisen in fast alle außerdeutschen Länder Europa's (nur die Pyrenäische Halbinsel u. die sarmatische Tiefebene hat R. nicht besucht) erweiterten den Umfang seines Wissens u. gaben ihm stets neue Anregung. Seine religiöse Richtung charakterisirt sich durch das Motto, welches er unter sein Portrait geschrieben hat: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes u. die Veste verkündet seiner Hände Werk." R. starb 28. Sept. 1859. Seine Biographie (von seinem Schwager, dem Direktor der Franckeschen Stiftungen in Halle, G. Kramer, verfaßt: „Karl R., ein Lebensbild, nach seinem handschriftlichen Nachlaß dargestellt" [Halle 1864, 1870, 2. Ausg. 1875]) gewährt den Einblick in den Entwicklungsgang u. die Lebensarbeit eines reich begabten, edlen, sittlich reinen, für Mit- u. Nachwelt bedeutenden Mannes. — R.'s wissenschaftliches Hauptwerk war die bedeutend erweiterte 2. Aufl. der „Erdkunde im Verhältniß zur Natur u. zur Geschichte des Menschen". Von dieser 2. Aufl. erschien „Afrika" 1822 in 1 Bde., „Asien" in 18 Bdn. 1832 bis 1859. Der letzte Theil von „Kleinasien" wie die „Kaukasusländer" blieben unvollendet. Nach seinem Tode gab H. A. Daniel mehrere Vorlesungen R.'s heraus: „Allgemeine Erdkunde" (1862); „Europa" (1863); „Geschichte der Erdkunde u. der Entdeckungen" (1861). Von anderen Schriften R.'s nennen wir „Vorhalle europ. Völkergeschichten von Herodot" (1820); „Die Stupas od. die architektonischen Denkmale an der indobaktrischen Königsstraße u. die Kolosse von Bamyan" (1838); ferner zahlreiche geographische Abhandlungen in den Schriften der Akademie der Wissenschaften, zu deren Mitgliede R. im J. 1822 ernannt worden war, gesammelt in „Einleitung u. Abhandlungen zu einer mehr wissenschaftlichen Behandlung der Erdkunde" (1852); endlich einen Atlas zur Erläuterung seiner Erdkunde, den er in Verbindung mit Etzel herausgab, u. welcher später von Grimm, Mahlmann u. Kiepert fortgesetzt wurde.

Ritter u. Ritterwesen. Ritter bedeutet eigentlich so viel als Reiter, dann einen zu Pferde dienenden Soldaten. Da bei den Athenern ein solcher sein Pferd selbst zu unterhalten hatte, so gab ihm die Solonische Verfassung deshalb einen höheren Rang u. setzte die Ritter (ἱππεύς) in die 2. Klasse der Bürger. In Rom bildete sich in gleicher Weise der Stand der Ritter (eques) aus den die Leibwache des Romulus bildenden Reitern, die Celeres hießen. Durch die Lex Sempronia wurden sie 123 v. Chr. zum zweiten Stande (ordo equester) zwischen den Patriziern u. dem Volke; ihre Auszeichnungen waren ein auf Staatskosten unterhaltenes Pferd, ein goldener Ring, der schmale Purpurstreif auf der Tunika (angustus clavus), im Gegensatze zu dem breiten (latus) der Senatoren, u. besondere Sitze im Theater. In Gallien machten ebenfalls die Ritter einen besonderen Stand aus, der mit dem der Druiden die Vornehmen im Gegensatz zu den Gemeinen vorstellte (Cäsar, „De bello Gallico" VI. 15). Von diesen, also den alten Kelten od. Gälen, schreibt sich die erste Einrichtung des Ritterwesens im mittelalterlichen Europa her, obgleich die Blüte u. vollständige Ausbildung desselben erst in den Anfang der Kreuzzüge fällt. Militärisches Lehnwesen u. Feudalsystem entwickelte sich bei ihnen nicht erst nach der Vertreibung der Römer aus Gallien nach u. nach, sondern mag schon seit den ältesten Zeiten dort bestanden haben, denn Irland, welches stets seine Unabhängigkeit erhalten hat, bekam diese Einrichtungen durch die aus Britannien u. dem Festlande dorthin sich rettenden Flüchtlinge u. kann mit Recht als die Wiege des Ritterthums lange vor Karl d. Gr. betrachtet werden. Für das übrige Europa gelten König Arthur (um 508—513 n. Chr.), Heerfürst der Briten, mit seiner Tafelrunde von 40 Rittern, Karl d. Gr. mit seinen 12 Rittern u. die Ritter des h. Grals als die Stifter u. Schöpfer dieses kastenartigen Instituts, welches durch die gewaltige Bewegung der Völkerwanderung von den keltischen zu den germanischen u. von diesen zu den romanischen Völkern Europa's wanderte, im 12.—13. Jahrh. seinen höchsten Kulminationspunkt erreichte u. mit der Entdeckung des Pulvers u. der Entstehung der stehenden Heere u. Soldtruppen seine Endschaft erreichte, so daß es mit Kaiser Maximilian I., dem uneigentlich so genannten letzten Ritter, gänzlich bedeutungslos ward u. der Name R. höchstens noch Ehrentitel war. Nachdem die größeren Vasallen überhaupt es für unangemessen hielten, zu Fuße mit ihrem Fürsten ins Feld zu ziehen, u. der niedere Adel, die Lehnsleute, diesem Beispiele gefolgt waren, bildete sich aus ihnen eine ausgezeichnete Truppenart, die bis ins 16. Jahrh. herab die einzige Kavallerie eines Heeres ausmachte. Da sich nun der Adel ausschließlich das Recht, in derselben zu dienen, zueignete, so verschmolz er mit dem Ritterstande so, daß Jemand zum Ritter schlagen gleichbedeutend mit dem heutigen Adeln war. Zwar war der Adel erblich, allein um zum eigentlichen Ritter geschlagen zu werden, bedurfte es doch einer Art Lehrzeit. Mit dem siebenten Jahre ward der Knabe der weiblichen Aufsicht entzogen u. der männlichen übergeben; er erhielt Unterricht in Körperübungen u. im Gebrauch der Waffen u. trat dann gewöhnlich als Edelknabe in den Dienst eines größeren Vasallen, wo er zur Bedienung des Herrn u. der Frau vom Hause gebraucht ward. Mit dem 14. Jahre ward er wehrhaft gemacht u. zum Knappen erhoben; fortgesetzte, immer mehr Kräfte erfordernde Waffenübungen bereiteten ihn zum Stande des Ritters vor. In der Regel ward er mit dem 21. Jahre unter großen Feierlichkeiten von einem Fürsten od. Grafen zum Ritter geschlagen u. durch das Anlegen goldener Sporen u. vollständiger Ritterrüstung sowie durch Besteigung des Pferdes, nachdem er vorher das Gelübde der Tapferkeit, Beschützung der Religion, der Wittwen u. Waisen, liebreicher Gefälligkeit (courtoisie) gegen das ganze weibliche Geschlecht, strenger Wahrheitsliebe, Bescheidenheit u. Aufrechthaltung der Ritterehre abgelegt hatte. Im Frieden dienten die Turniere dazu, den

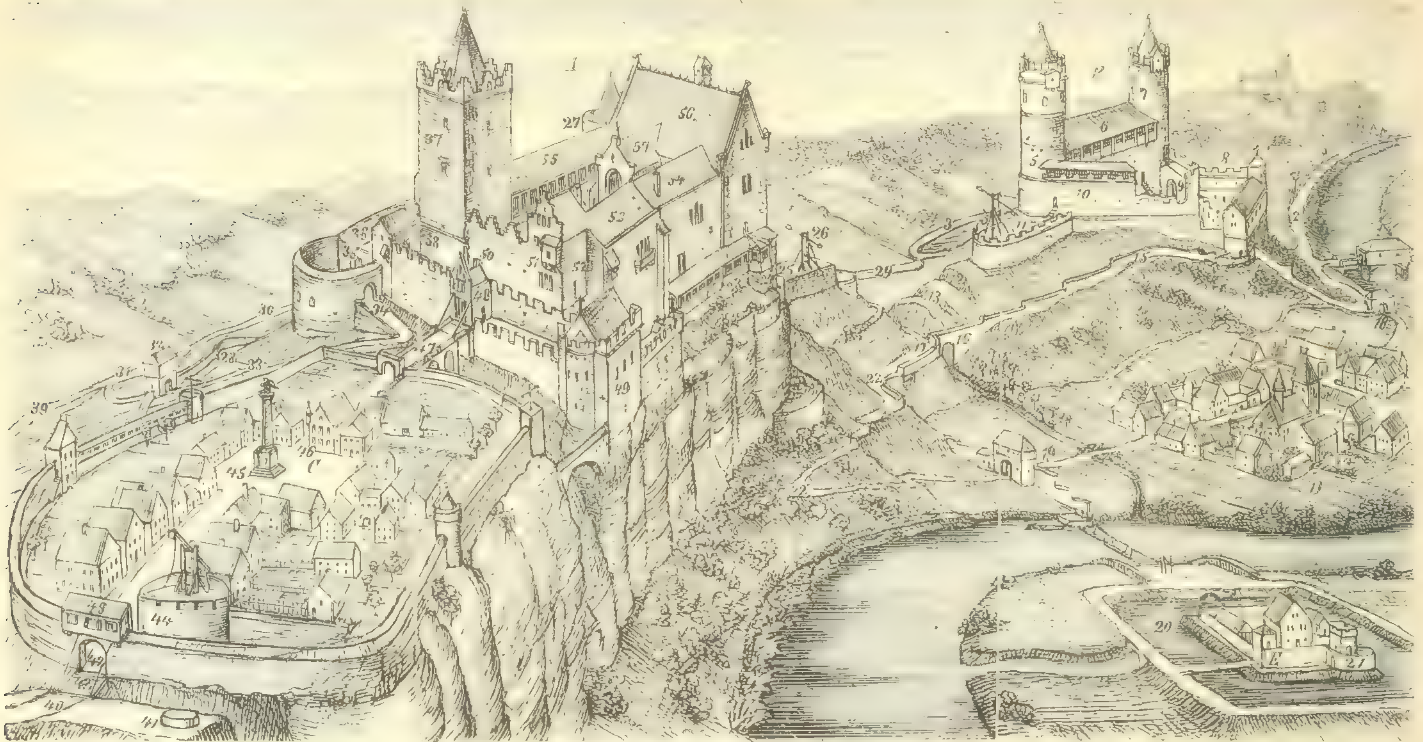
Rittern Gelegenheit zur Ablegung von Proben ihrer Tapferkeit zu geben; im Kriege folgten sie dem Banner ihrer Lehnsherren; viele junge Ritter zogen aber auch aus einem Lande ins andere, um sich auf Turnieren u. in Fehden Ruhm u. Beute zu erwerben. diese nannte man fahrende od. irrende Ritter, welche meist ihr Leben einer von ihnen geliebten Dame zu Ehren in Zweikämpfen aufs Spiel zu setzen pflegten. Allerdings charakterisirten den franz., ital., span. u. portug. Ritter im Gegensatz zu dem deutschen vorzugsweise das Streben nach Abenteuern u. eine oft ins Weibische ausartende Galanterie gegen das schöne Geschlecht, während der deutsche u. nordische Ritter leider durch seine mangelhafte Erziehung mehr Neigung für die Ausübung des Faustrechts zeigte. Ueber die Sitten u. das häusliche Leben der Ritter haben wir allerdings nur unzureichende Nachrichten, allein aus den Rittergedichten der deutschen Minnesinger u. franz. Trouvères läßt sich doch so ziemlich genau ein Bild des Ritterthums, wie es im 12.—13. Jahrh. in Mitteleuropa beschaffen war, entwerfen u. können wir uns nicht verhehlen, daß trotz zahlreicher Uebelstände u. Nachtheile, welche dasselbe im Einzelnen zur Folge hatte, es doch in seiner Blütezeit fast ganz allein den Ruhm beanspruchen darf, die Barbarei der ersten Jahrhunderte des Mittelalters vertrieben u. an deren Stelle feinere Sitte, Religiosität u. wissenschaftliche Bildung in seinen Kreisen befördert zu haben. Näheres s. bei De la Curne de St. Palaye, „Das Ritterwesen des Mittelalters", deutsch von Klüber, 3 Bde., Nürnb. 1786—90; J. G. Büsching, „Ritterzeit u. Ritterwesen", 2 Bde., Lpz. 1823; Weber, „Das Ritterwesen u. die Templer", 3 Bde., Stuttg. 1822—24; Mills, „History of Chivalry", Lond. 1825; James, „History of Chivalry", Lond. 1830; S. Rush Meyrick, „A critical enquiry into ancient armour as it existed in Europe, particularly in Great-Britain", Lond. 1824, 3 Bde. 1842; Fr. M. v. Reibisch, „Deutscher Rittersaal rc.", Dresd. 1832.

Ritterakademien od. Ritterkollegien heißen die seit dem 16. Jahrh. in Deutschland auftauchenden Erziehungsanstalten für Söhne adliger Familien. Indem dieselben neben der Uebung in ritterlichen Künsten vor Allem eine Vorbildung für das Leben am Hofe u. im höheren Staatsdienst (bei der diplomatischen Laufbahn) zu geben beabsichtigten, waren sie gleichsam adlige Fachschulen, entsprechend den bürgerlichen Fachschulen für bestimmte bürgerliche Berufsarten. Sie entstanden meist nach franz. Muster; franz. Sprache u. Sitte wurden daher auch vorwiegend in ihnen gepflegt. Die bekanntesten Anstalten dieser Art (jetzt meist Offizierschulen od. eine Art vornehmer Gymnasien) sind: das Collegium Mauritianum zu Marburg (1599), später nach Kassel verlegt; die Ritterakademie zu Kolberg (1653), aus der nachmals die Kadettenschulen zu Magdeburg u. Berlin (seit 1720 in Berlin vereinigt) hervorgingen; die Ritterakademie zu Brandenburg (1704), die Josephinische Ritterakademie zu Liegnitz (1708); die Kadettenschule in Dresden (1725); das Theresianum in Wien (1746) u. die „Rheinische Ritterakademie" zu Bedburg (1836).

Ritterburg od. Burgstall, eigentlich nur ein kleinerer, eng zusammengedrängter fester Wohnsitz eines Ritters, im Gegensatz zu der umfassenden Anlage einer Hofburg, d. h. des befestigten Wohnsitzes eines Fürsten od. eines hofhaltenden Edlen (Grafen, Markgrafen rc.). Das Wort Burg war ursprünglich die Benennung für jeden durch Pfahlwerk u. Wälle, nachher auch durch Gräben u. Mauern befestigten Platz u. nahm erst später die obige speziellere Bedeutung an. Der Bau der Burgen beginnt in Deutschland schon gegen das Ende des 10. Jahrh., u. zwar mit Benutzung nicht etwa der röm. Kastelle, sondern nur mit Zugrundelegung der von den Römern errichteten isolirten (jetzt noch hier u. da als römisch zu erkennenden) Wartthürme, um welche man die nach Art des alten deutschen Wohnhauses angeordneten übrigen Räumlichkeiten zu gruppiren pflegte. Man erbaute sie entweder in einer Ebene als geräumige, viereckige od. unregelmäßig angelegte Gebäude mit dicken, runden Thürmen an den Ecken u. umgab sie mit breiten Wassergräben, über die eine Zugbrücke (altd. Slagebrücke) führte: sog. Wasserburgen, fast nur in der norddeutschen Ebene vorkommend; od., was gewöhnlicher war, man erbaute sie als Hochburgen, Bergschlösser, auf steilen Abhängen od. schwer zugänglichen Felskuppen, wobei man häufig durch Abmeißelung des Felsgesteins od. Ausmauerung weniger steiler Stellen der Natur nachhalf. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß im Allgemeinen die Lage keinen besonderen Einfluß auf die Einrichtung der R.en übte, u. ebenso die Konstruktion derselben, mochten Verschiedenheiten der Bildung, des Klima's rc. immerhin einzelne Abänderungen bedingen, von Skandinavien bis nach Italien u. vom 9. bis zum 15. u. 16. Jahrh. hin ganz wesentliche Uebereinstimmungen aufwies. Die Hofburgen, deren Bau sich bes. vom 12. Jahrh. an entwickelte (Wartburg), theilten sich in eine äußere u. eine innere. Jene, auch Vorburg, Niederburg (lat. forisburgum) genannt, hatte zunächst eine Umfriedung von einer od. mehreren Ringmauern (Burgfriede, Zingeln, lat. cingulum), vor denselben manchmal auch noch ein Palissadenwerk. Diese dicke Ringmauer trug hinter einer zu Zinnen ausgeschnittenen Brustwehr einen meist ziemlich schmalen Gang, den Rondenweg od. Mordgang, der womöglich mit einem Dach versehen war. Aehnlich war auch die Umfriedung der inneren Burg bewacht (Burgwehr), wobei einzelne der Zinnen, vom 11. Jahrh. an alle, mit Einschluß der Eckthürmchen für die Schaarwacht (franz. échauguettes), vor der Mauer vorgekragt waren, so daß sie einen auf Konsolen ruhenden Kranz bildeten, der unten Gußlöcher hatte, aus denen man allerlei Geschosse, siedendes Oel u. dergl. ausschütten konnte. Solche Mauervorsprünge mit Gußlöchern heißen Pechnasen (franz. mâchecoulis). Oben auf der Mauer lief ein breiter Gang, Rondengang od. Burgwehr. Den Eingang durch die Mauer bildete das Burgthor, flankirt von zwei zur Vertheidigung bestimmten Thürmen; hinter den Thorflügeln befand sich ein Fallgitter (altd. Slegetor), das, wenn es doppelt, am Eingange u. am Ausgange der Thorhalle, angebracht war, eine kleine Schar von Feinden gefangen halten konnte. Durch diese gewöhnlich eine gebrochene Linie bildende Thorhalle gelangte man in die Vorburg, u. zwar zunächst in den Vorhof od. Zwinger, Zwingolf, d. h. den zwischen der äußeren u. der inneren Mauer liegenden freien Platz, der zum Theil als Gemüse- u. Blumengarten, zum Theil als Tummelplatz der Ritter u. Knappen benutzt wurde. Da pflegte auch die schattige Linde nicht zu fehlen. Einen anderen Theil der Vorburg bedeckte der Viehhof mit den Ställen u. Wirthschaftsgebäuden, einen anderen die Wohnungen der Ritter u. die Rüstkammern. Aus diesem Vorhof betreten wir jetzt die innere Burg od. Hochburg, die ihrerseits wieder ebenfalls durch Gräben, Mauern u. Thore geschützt war. Sie enthielt nur den inneren, eigentlichen Burghof (die Ballei), die Wohnung des Burgherrn, seiner nächsten Dienerschaft, die Wirthschaftsräume u. den Burgthurm. Den Mittelpunkt dieser Gebäude bildete das Herrenhaus od. der Palas (lat. palatium [davon Pfalz], franz. palais), der ein gewölbtes Erdgeschoß od. Souterrain für Küche, Keller u. Dienerschaft hatte, u. ein oberes Geschoß, das, den Mittelpunkt des ganzen ritterlichen Lebens bildend, den Hauptsaal enthielt. Von außen vermittels einer breiten steinernen Freitreppe (altdeutsch Greden, vom lat. gradus, Stufe) zugänglich, war er mehr od. weniger reich geschmückt. Der oft mit Binsen od. Blumen bestreute Fußboden bestand aus Estrich od. aus gemusterten Thonfließen; die Decke bildeten entweder auf Säulen ruhende Gewölbe od. eine bemalte Balkendecke. An der einen Seite war eine erhöhte Estrade (Bühne) mit dem Hochsitz, ringsum an den Wänden reich gepolsterte Sitze. Die nicht großen Fenster waren gewöhnlich gekuppelt, d. h. paarweise neben einander durch schmale Pfeiler getrennt. Die Wände, in den reicheren Burgen mit Malereien geschmückt, wurden bei festlichen Gelegenheiten ringsum mit gewirkten Teppichen (Umbehang) behangt, die oft historische Darstellungen enthielten. Für die Heizung sorgten Kamine, später auch große Kachelöfen, für die Beleuchtung Kienspäne, erst sehr spät Kerzen. Dieser Hauptsaal war Wohnzimmer u. Eßsaal, diente auch zu allerlei heiteren Spielen u. Tänzen, bisweilen auch bei der Anwesenheit vieler Gäste als Schlafsaal. Bisweilen enthielt der Palas auch einen aparten Speisesaal (Cönakel), stets aber für die Bewohner der Burgen mehrere Zimmer u. Kammern. Die heizbaren derselben, Kemnaten genannt, waren Schlafzimmer, Wohnzimmer, Frauengemächer od. auch Vorrathsräume. Das vorzugsweise Kammer (franz. chambre domaine) genannte Schlafgemach des ritterlichen Ehepaares war reich ausgestattet, noch reicher aber die kleine, oft nur in den dicken Mauern ausgehöhlte Kafehte (lat. cavata) der Hausfrau, die als ihr Heiligthum, ihre „Heimliche" galt. Sie hatte häufig einen Balkon (Line), der in der Liebesromantik des Mittelalters eine große Rolle spielt. Die Lage dieser u. der übrigen Wohnräume war höchst verschieden u. zunächst abhängig von der Lage der Burgen, weshalb sie nicht immer ins Herrenhaus, sondern bisweilen in die Thürme der Ringmauern od. gar in den großen Hauptthurm (s. u.) verlegt wurden, od. ein Haus für sich bildeten. Ringsum, od. nur an einer Seite, pflegte das Herrenhaus eine offene Galerie od. Loge (Laube) zu haben, auf welche die einzelnen Zimmer des Geschosses mündeten. Ein wichtiger Bestandtheil jeder größeren Burg war die Kapelle, entweder ein Gebäude für sich od. im Palas gelegen (z. B. Wartburg), od. in den Mauerthürmen (z. B. Hohenosterwitz), od. im Hauptthurm (Trifels). In der spätromanischen Zeit wurde sie häufig als Doppelkapelle erbaut, d. h. zwei über einander liegend, so daß die untere, die durch eine im Gewölbe angebrachte Oeffnung mit der oberen in Verbindung stand, als Grabstätte der Burgbewohner, die obere für den gewöhnlichen Gottesdienst verwendet wurde, den der Burgkaplan hielt. Solche Doppelkapellen finden sich fast nur in Deutschland, z. B. in Eger, Nürnberg, Freiburg an der Unstrut, Landsberg bei Halle rc. Nahe dem Palas, völlig isolirt, erhob sich der große Hauptthurm, der Donjon od. Bergfried (mittelhochdeutsch bercvrit, franz. beffroi, lat. belfredus, berfredus), Anfangs von viereckiger, später

von runder Grundform. Zu seinem meist 6—8 m. über dem Boden liegenden Eingange gelangte man nur mit Leitern, od. vom Palas aus über eine Zugbrücke. Im untersten, oft unterirdischen Geschoß war häufig das Gefängniß od. Burgverließ (wenn dieses nicht unter dem Palas war), ein schmutziger, feuchter Raum, in den die Gefangenen durch ein oben im Gewölbe angebrachtes Loch hineingelassen wurden. Die anderen Geschosse enthielten außer der wohlverwahrten Schatzkammer größere od. kleinere Gemächer, auch Kemnaten, u. waren auf längere Zeit gut verproviantirt. Im obersten Geschoß wohnte der Thurmwächter, der von der Plattform od. von dem um das kegelförmige Dach sich herumziehenden Zinnenumgange, od. auch von den an den Ecken des Thurmes angebrachten vorspringenden Ertern od. Eckthürmchen (franz. bretèches), weit hinausschauen konnte. In dieser Weise, aber mit großer Mannichfaltigkeit u. mancherlei Zusätzen, nam. mit Vermehrung der verschiedenen Thürme, waren sowol die Hochburgen od. Bergschlösser, von denen wir als sehr ausgedehnte Beispiele nur die Burgen zu Seligenstadt u. Münzenberg sowie die prachtvoll wiederhergestellte Wartburg anführen, als die oben erwähnten Wasserburgen angelegt, wobei letztere ihren Hauptschutz durch die wassergefüllten Gräben erhielten.

Zur Veranschaulichung des bisher Ausgeführten geben wir beifolgend eine idealisirte Abbildung der Rudelsburg mit Saaleck bei Kösen an der Saale. Wir sehen da eine Hochburg A, eine Niederburg B (Saaleck) u. eine Vorburg mit Burgflecken C. Von der Brücke 1 od. der Handelsstraße 2 aus konnte man zur Saaleck nur auf dem Wege 3, 4 gelangen, der hinter dem Thurm 5, dem Hauptgebäude, Voigthaus 6 u. dem Thurme 7 vorbei in die kleine Vorburg 8 mit Stallungen 2c. u. durch das Thor 9 in den innern Hof führte. Von dem Flügel 10 aus führt eine Thür mit Freitreppe herab auf die Platform 11, wo eine Steinschleuder stand. Der schmale Rücken, der die Saaleck mit der Rudelsburg verband, war durch Einschnitte 12, 13 u. den bes. großen Einschnitt 14 unpassirbar gemacht, u. nur hinter der Mauer 15 u. über die Brücke 16 führte ein Verbindungsweg, der bei der späteren Trennung der Burgen in zwei selbständige Sitze durch Einreißen der Brücke 16 unterbrochen wurde. Bei 17 vereinigte sich dieser Weg mit einem andern, welcher von der Flußbrücke 1 durch das Stadtthor 18 in die Stadt Saaleck D führte, die mittels der von 8 aus bis an den Fluß hinabgehenden Mauer in den Burgfrieden einbezogen war u. innerhalb ihrer Mauer auch Gärten u. Felder hatte, andererseits aber durch den Fluß selbst geschützt ward.



Nr. 4613. Ritterburgen. Ideal restaurirte Rudelsburg und Saaleck.

Die Burgställe od. Burgstadel dagegen, nur zur Vertheidigung, nie zum ständigen Wohnsitz der Besitzer eingerichtet, waren nicht nur wegen ihres Zweckes, sondern auch häufig wegen ihrer Lage auf sehr engem Felsenraum (daher das Wort „Stein“ od. „Eck“ in so vielen Burgnamen) von viel beschränkterem Umfange, bestanden aber auch wenigstens aus einer Umfassungsmauer, an deren Innenseite zum Theil auch steinerne Gebäude, wie Stallungen 2c., sich lehnten, aus dem Saal für die Männer, aus der für die Frauen u. das Familienleben bestimmten Kemnate, der Küche u. dem Bergfried. Da aber Küche, Kemnate u. Saal sich auch im Bergfried anbringen ließen, so begnügte man sich auch mit diesem u. der Umfassungsmauer. In den einzelnen Geschossen des Bergfrieds lagen dann über einander zunächst der Keller u. die Speisegewölbe, bisweilen auch das Gefängniß, sodann von außen durch eine hölzerne Treppe erreichbar die Küche, darüber (durch eine in der Dicke der Mauer liegende Treppe zugänglich) das Obergeschoß, die Kemnate, noch höher der Saal, von dem aus man auf einer hölzernen Treppe zu dem für die Wächter u. Knappen bestimmten obersten Raume des Thurmes gelangte. Wenn der Bergfried zum Zweck der Uebersicht der Gegend keine bedeutende Höhe erforderte, so erbaute man ihn breiter, in Gestalt eines thurmartigen Wohnhauses. Zu den durch ihre Anlage an Bergabhängen interessantesten dieser Art von Burgen gehört z. B. die unter dem Namen „Schwalbennest“ bekannte Burg Schadeck bei Neckarsteinach; andere kühne Burgbauten, größere u. kleinere, finden sich zahlreich im Rhein-, Mosel- u. Neckarthale, in der Pfalz, in Thüringen u. im Harz.

Verließ man nun die Stadt durch das Thor 19, so betrat man das Gebiet der Hochburg Rutholeibisberg. Auch hier ging die Mauer bis an den Fluß, der, durch eine Kette u. schwimmende Balken gesperrt, auf einem Fährkahn passirt werden konnte, um zu dem auf dem jenseitigen Flußufer liegenden landwirthschaftlichen Vorwerk E od. Burgstadel zu gelangen, welches wir uns in Gestalt einer Wasserburg u. befestigt denken, deren Burggraben 20 vom Fluß aus gespeist ist u. dessen Thor 21 durch eine Barbatane geschützt wird. Vom Thor 19 aus geht ein an gefahrvollen Stellen durch Mauern geschützter Weg 22 hart unter dem Rundgang 23 mit seinem Auslug 24, sowie unter der Plattform 25 mit der Schleuder 26 vorbei, um den Burgberg herum, unterhalb des Thurmes 27 vorüber, u. kommt bei 28 wieder zum Vorschein; der erst erwähnte Weg 3 setzt sich in der Thalsohle bei 29 fort, steigt allmählich an bis 30 u. 31; wer direkt auf die Hochburg will, hat nun den Thorthurm 32 zu passiren, vereinigt sich bei 33 mit den auf dem Wege 28 Ankommenden, passirt Thor 34 u. 35, muß in dem durch eine hier nicht sichtbare Mauer getheilten Zwinger 36 bis beinahe an den Thurm 27 u. dann hart an dem Burggebäude entlang zurück bis an die Ecke des Bergfrieds 37, von wo er wiederum durch ein Thor in den Zwinger 38 gelangt. Oder er geht von 31 aus in weitem Bogen aufwärts bis an den Punkt 40, wo er, den alten heidnischen Opferstein, spätere Freistatt od. Rabenstein 41 rechts lassend, auf der Zugbrücke 42 eine künstliche Schlucht passirend, durch das von einem Hurdicium 43 u. einem sonderbaren kurzen, dicken Thurme 44 vertheidigte Thor den Burgflecken betritt,

die Burgfreiheit 45 mit ihrer Befianke u. dem Amtmannshaus 46 passirt u. endlich auf der zweiten Zugbrücke 47 eine zweite künstliche Schlucht überschreitet, in welcher der Aufgang 33 angebracht ist. Von dem Brückenthorhäuschen 48 aus können die Bewohner der Vorburg durch einen Außenzwinger in die Burgkapelle 49 gelangen, od. auch in den Zwinger 38, von wo aus jetzt die Thür 50 in den innern Burghof führt, während früher der Eingang jedenfalls unter den Pechnasen 51 vorbei durch eine unter 52 liegende Thorhalle führte. Der Flügel 53 enthält unten die Küche, drüber die Frauenzimmer, deren bestes, das mit dem Balkon, die Kafehte der Burgfrau war, 54 die Herrenzimmer, unter denselben die Tirnitz, d. h. die Ofenstube des Gesindes, Aufenthalt der Knappen ꝛc. Flügel 53 u. 54 also bilden zusammen den Burgsitz. Der Flügel 55 enthielt aber die Wohnzimmer der ritterlichen Burgmannen, castellani, darunter vielleicht die Ställe für die Leibrosse derselben, denn die Rosse der Reisigen hatten ihre Ställe in der Vorburg C. Der Flügel 56 endlich, der Palas, enthielt im Hauptgeschoß die Kemnate, durch eine Freitreppe unter der Halle 57 zugänglich. Das eigentliche Burgverließ befand sich unter dem Bergfried 37, dessen Inneres nur von 55 aus im Obergeschoß zugänglich war. Dabei ist zu bemerken, daß ursprünglich der Flügel 55 nicht bis an den Bergfried hinanreicht, dessen in Höhe des zweiten Geschosses liegende Thür also nur mittels einer als schwebende Brücke von 55 aus hinübergelegten Leiter zugänglich war, damit, wenn auch alle anderen Theile der Burg vom Feinde bereits genommen waren, dennoch der feste Bergfried noch eine Zeit lang vertheidigt werden konnte. All diese so sehr komplizirte Anlage (die von uns geschilderte u. abgebildete gehört noch zu den minder verwickelten) half nichts mehr, sowie das Schießpulver erfunden worden war; wie bereits 1348 eine Kanone der Naumburger unsere Rudelsburg vertheidigungsunfähig machte, so verloren bald sämmtliche Burgen vor den Feuerschlünden der Artillerie den Nimbus ihrer Uneinnehmbarkeit, u. damit überhaupt der Ritterstand die Möglichkeit, fortan noch die Rolle kleiner selbständiger Herrscher zu spielen.

Literatur: W. Lübke, „Geschichte der Architektur“ (5. Aufl., Lpz. 1875); Otte, „Geschichte der deutschen Baukunst“ (Lpz. 1874); H. Leo, „Ueber Burgenbau u. Burgeneinrichtung“ (in Raumer's „Historischem Taschenbuch“, 1837); Krieg v. Hochfelden, „Geschichte der Militärarchitektur in Deutschland“ (Stuttg. 1859); Caumont, „Architecture civile et militaire“ (Caen 1869); Alwin Schultz, „Bau u. Einrichtung der Hofburgen“ (Berl. 1862); Cori, „Bau u. Einrichtung der Burgen“ (Lpz. 1874).

Rittergüter heißen die gewöhnlich größeren Güter, deren Besitzer vormals Ritterdienste zu leisten hatten. Obgleich infolge der veränderten Kriegführung diese Dienste weiterhin nicht mehr erfordert wurden u. geringe Geldleistungen (Ritterpferdsgelder), sowie kleine Bauschbeiträge zu den Staatskosten (Donativgelder) an ihre Stelle traten, behaupteten sich die Rittergutsbesitzer doch als privilegirte Körperschaft (Ritterschaft), welche ihren Mitgliedern die Landstandschaft, Befreiung von den allgemeinen Steuern, von Einquartierung, Kriegslieferungen u. Staatsfrohnen, einen privilegirten Gerichtsstand, Grundherrlichkeits-Gerechtsame, die Patrimonialgerichtsbarkeit (s. d.) u. niedere Polizei über ihre Unterthanen, Patronats-, Jagd- u. andere Rechte zu sichern wußte. Erst in der Neuzeit sind diese Vorrechte durch tiefgreifende Abänderungen in der Staatsverfassung zum Theil gegen ansehnliche Geldentschädigungen beseitigt od. wenigstens beschränkt worden. Ueber die Stellung der Reichsritterschaft s. diesen Artikel.

Ritterich, Friedrich Philipp Theodor, berühmter Augenarzt, geb. zu Leipzig 4. Mai 1782; studirte daselbst u. in Jena Medizin u. insbes. die Augenheilkunde, wirkte 1806 nach der Schlacht bei Jena u. 1812 u. 13 als Arzt in den Kriegslazarethen, gründete 1820 unter dem Beistande mehrerer Leipziger Menschenfreunde eine „Heilanstalt für arme Augenkranke“ in Leipzig u. wurde Direktor der an derselben errichteten Augenklinik, erhielt 1830 die Professur der Augenheilkunde an der Universität, trat 1854 in den Ruhestand u. starb zu Leipzig 12. Febr. 1866. Von R.'s Schriften sind zu nennen: „Das Schielen u. seine Heilung“ (Lpz. 1843); „Anweisung zur Erhaltung des Sehvermögens u. zur Vermeidung u. Heilung der Kurzsichtigkeit“ (ebd., 2. Aufl. 1852); „Das künstliche Auge“ (ebd. 1852); „Lehre von den blutigen Augenoperationen am menschlichen Körper“ (ebd. 1858); „Die Hornhautbeere“ (ebd. 1859); „Beiträge zur Vervollkommnung der Augenheilkunst“ (ebd. 1827 u. 1861).

Ritter ohne Furcht u. Tadel, der Beiname Bayard's (s. d.).

Ritterorden, s. „Orden“. **Ritterschaft,** s. unter „Rittergüter“.

Rittershaus, Emil, deutscher Dichter, geb. zu Barmen 3. April 1834 als Sohn eines Fabrikanten; erlernte seit 1849 in seiner Vaterstadt die Kaufmannschaft, errichtete 1856 in Elberfeld ein Agentur- u. Kommissionsgeschäft, kehrte 1862 nach Barmen zurück, um sich an einem Fabrikgeschäft zu betheiligen, verlor zwar bald darauf infolge leichtsinniger Dispositionen eines Theilhabers der Firma sein ganzes Vermögen, doch erhielt er 1865 die Generalagentur verschiedener Versicherungsgesellschaften. R. ist eine durchweg männliche Dichternatur u. hat sich nam. als patriotischer u. politischer Lyriker eine hervorragende Stellung erworben. Auch durch die Gründung von Vereinen für Bildung u. Fortschritt, wie überhaupt durch gemeinnütziges Wirken, hat er sich in weiten Kreisen populär gemacht. Gesammelt erschienen seine Poesien als „Gedichte“ (Elberf. 1852; 5. Aufl., Bresl. 1875); „Freimaurerische Dichtungen“ (Lpz. 1870) u. „Neue Gedichte“ (ebd. 1871; 4. Aufl. 1874).

Rittersporn, s. „Delphinium“.

Rittinger, Peter, Ritter v., Techniker u. Montanist, geboren zu Neutitschein in Mähren 23. Jan. 1811, trat in den österr. Staatsdienst, wurde 1850 Sektionsrath für das Kunst-, Bau- u. Aufbereitungsfach u. 1868 Wirklicher Ministerialrath, nachdem er schon 24. März 1863 in den Ritterstand erhoben worden war, u. starb zu Wien 9. Dez. 1872. Er veröffentlichte u. A.: „Der Spitzkastenapparat“ (Freib. 1849); „Erfahrungen im berg- u. hüttenmännischen Maschinen-, Bau- u. Aufbereitungswesen“ (Wien 1854 ff.); „Centrifugalventilatoren“ (ebd. 1858); „Theorie u. Bau der Rohrturbinen“ (Prag 1861; 2. Aufl. 1865); „Lehrbuch der Aufbereitungskunde“ (Berl. 1867; Nachtrag 1870).

Rittmeister ist die Benennung für den Kommandeur, Chef einer Escadron Kavallerie, also s. v. w. bei den übrigen Waffen Hauptmann. Frankreich benennt diese Charge überall mit capitaine, während chef d'escadron einen Stabsoffiziersgrad gleich unserm Major bezeichnet.

Ritual od. Rituale (vom lat. ritus, d. i. Sitte, Gebrauch, bes. Religionsgebrauch) heißt die Vorschrift über die Handhabung kirchlicher Ordnungen, bes. beim Gottesdienst. In der kath. Kirche waren von Alters her verschiedene Ritualbücher in Gebrauch, bis 1614 Papst Paul V. das sog. R. romanum schuf, das für die ganze Kirche verbindlich wurde.

Ritzebüttel ist ein Amt der Freien Stadt Hamburg, am äußersten Vorsprunge der halbinselartigen Bildung zwischen den Mündungen der Weser u. Elbe. Es wird auf der Landseite von der Landdrostei Stade der preuß. Provinz Hannover umschlossen. Das Amt, das mit der Insel Neuwerk 1,52 □M. umfaßt u. 1871: 6557 E. zählte, ist theilweise wie die angrenzenden Distrikte Wursten u. Hadeln festes Marschland u. trefflicher Gartenboden, theilweise mit Torfmooren besetzt. Die Bewohner ernähren sich von Acker- u. Gartenbau, Viehzucht, Fischerei, Schiffahrt u. Torfstich. Hauptort ist der in unmittelbarer Nähe von Kuxhaven (s. d.) gelegene Flecken R. mit 1921 E. (1871), Sitz des Amtmanns u. des Amtsgerichts, mit einem alten Schloß Derer v. Lappe, in dem jetzt der Amtmann waltet. — Das Amt R. wurde im 14. Jahrh. von den Hamburgern erobert u. schließlich 1393 den Raubrittern v. Lappe abgekauft.

Riva (lat. Ripa, deutsch Reif), Hauptort des gleichnamigen, [illegible] □M. großen Bezirks von Südtirol; liegt malerisch an der Sarcamündung am Nordrande des Gardasees. Die nach dem kleinen Hafen zu schön gebaute Stadt verläuft sich nach der anderen Seite zu allmählich in Gartenhäuser, die den vorderen Theil der paradiesischen Ebene besetzen, die sich von hier 6—7 Km. lang bis hinter Arco (s. d.) fortsetzt u. mit den herrlichsten Feldern, Wein- u. Fruchtgärten besetzt ist. Die Stadt mit 5082 meist ital. E. (1869) ist Sitz eines Bezirkshauptmanns, eines Bezirksgerichts u. eines Dekanats, ist Stationsplatz der auf dem Gardasee verkehrenden Dampfschiffe, hat eine schöne Pfarrkirche, eine in einem eigenthümlichen Geschmacke erbaute Inviolatakirche, am See eine aus den Zeiten der della Scala stammende Burg Rocca u. am steilen Westabhange bedeutende Ueberreste eines alten Schlosses. Die Stadt treibt Fischfang u. bedeutenden Handel mit Holz u. Kohlen u. fabrizirt Papier, Seide u. Oel. — R. ist ursprünglich eine röm. Niederlassung, gehörte im 10. Jahrh. zu Verona, darauf den Bischöfen von Trient. Im Frieden von Cremona 1441 wurde sie an Venedig abgetreten, war aber 1521 wieder im Besitz des Bischofs. Während der Napoleon'schen Kriege bald von Franzosen, bald von Oesterreichern besetzt, kam es 1806 an Bayern u. endlich an Oesterreich.

Rival (franz.), Nebenbuhler, Mitbewerber; rivalisiren, mitbewerben, wetteifern.

Rive de Gier (spr. Rihw de Schie), Stadt mit 15 434 E. (1872) im franz. Dep. Loire, am Eingange zu drei Thälern am Gier gelegen, am Ausgangspunkt des Kanals v. Givors u. an der Eisenbahn Lyon–St. Etienne. R. hat große Maschinenbauwerkstätten, Eisen-, Blech-, Kupfer- u. Messingfabrikation, Glashütten, Fabriken in Spitzen u. Bändern; in unmittelbarer Nähe der Stadt liegen große Steinkohlenwerke.

Rivesaltes, Stadt mit 5341 E. (1872), im südfranz. Dep. Pyrénées Orientales; liegt in einer mit Weingärten u. Olivenpflanzungen reich besetzten Ebene am rechten Ufer des Agly, an der Eisenbahn Narbonne-Perpignan. Die nach R. benannte Weinsorte ist einer der besten Konfitüreweine. R. gewinnt außer Wein noch vorzügliches Olivenöl.

Riviera (spr. Riwiara). 1. **R.** heißt das vier Stunden lange Thal des Tessin nördl. von Bellinzona von der Mündung der Moësa bis zum Biagno u. Leventinathale im Schweizerkanton Tessin. Es ist eine gegen zwei Stunden breite, seit 1714 u. 1715 theilweise versandete Thalfläche, deren Eintönigkeit nur wenig durch mächtige Reben, Kastanien-, Nuß-, Feigen- u. Maulbeerbäume gehoben wird. Die ungefähr 5000 ital. Bewohner treiben Viehzucht, Ackerbau u. Seidenzucht u. führen auf der Gotthardstraße, die das Thal entlang geht, Bau- u. Brennholz, Vieh, Butter, Käse, Fische u. Geflügel aus. Der Hauptort ist Osogno.
2. **R.** heißt auch der schmale, malerische Küstensaum am Ligurischen Busen zwischen Nizza u. Spezzia. Derselbe, von Nizza bis Genua R. di Ponente, von Genua bis Spezzia R. di Levante genannt, wird durch die nördl. davon liegende Gebirgsmauer des Ligur. Apennin vor den Nordwinden geschützt, so daß er die ganze Macht der anprallenden Sonnenstrahlen empfinden kann. Es gedeihen daher hier bereits die Produkte südl. Grade, wie die Zwergpalme; Oliven u. allerhand Südfrüchte entwickeln sich in ganz vorzüglicher Weise; Lorber, Myrthe u. Rosen blühen das ganze Jahr; denn selten sinkt das Thermometer unter den Nullpunkt. Die Wintersaison führt Brustleidende aus ganz Europa bes. in den westl. Theil von Nizza bis San Remo.



Nr. 4644. Riva.

Rivoli. 1. **R.**, Stadt in der ital. Provinz Torino (Turin), in fruchtbarer Ebene an der Eisenbahn Turin-Susa, mit 4886 E. (1871), hat ein königl. Schloß u. viele Landhäuser u. Villen vornehmer Turiner. Die Bewohner beschäftigen sich mit Wollen- u. Leinwandweberei u. Nudelfabrikation. — 2. **R.**, Dorf in der ital. Provinz Verona, nordwestlich genannter Stadt, unweit des rechten Etschufers, wo dieselbe in die venet. Ebene tritt, u. der ihr zur Linken laufenden Eisenbahn Trient-Verona. Am 14. u. 15. Jan. 1797 fand hier die Schlacht zwischen Oesterreichern u. Franzosen statt, die mit der Niederlage der Ersteren endigte.

Riza-Pascha, Hassan, türk. General u. Minister, geb. 1809; wurde zuerst Page, dann Kammerherr des Sultans Mahmud u. unter Abdul Medschid 1839 Minister des großherrlichen Hauses, erhielt 1841 das Kommando der kaiserl. Garde u. nahm in der nächsten Zeit den thätigsten Antheil an der Reorganisation des türk. Heeres, fiel zwar 1849 in Ungnade, ward aber nach Kurzem an die Spitze des Marine-, dann des Kriegsministeriums berufen. Bald darauf wieder gestürzt u. aus Konstantinopel verbannt, erhielt er 30. Jan. 1854 abermals den Posten des Kriegsministers (Seras
kiers); seine Eifersucht gegen Omer Pascha ward jedoch der Thätigkeit der türk. Armee sehr hinderlich. Nachdem er schon 1855 wieder abgesetzt worden war, wurde er 22. Okt. 1857 zum dritten Mal mit dem Kriegsministerium betraut u. behauptete sich diesmal bis 1861. Dann Statthalter in Aleppo, gehörte er später dem Kabinet längere Zeit als Minister ohne Portefeuille an. In den Vorgängen der jüngsten Zeit hat er keine Rolle gespielt.

Rizzio, eigentlich **Ricci** (spr. Ritschi), David, ital. Lautenist u. Sänger, geboren zu Turin 1540; trat in die Dienste des Grafen v. Moreta u. begleitete diesen nach Schottland, wo er 1564 als Sänger in der Kapelle der Königin aufgenommen u. später von dieser zu ihrem Sekretär für franz. Ausfertigungen ernannt wurde. In dieser Stellung wußte sich R. durch sein Talent wie seine Treue u. seinen Diensteifer die Gunst der Maria Stuart zu erwerben, machte sich dagegen bei den Großen des Hofes verhaßt u. erregte die Eifersucht Darnley's, des Gemahls der Königin. Die Folge war eine Verschwörung, als deren Opfer R. bei einem Souper der Königin im Schlosse Holyrood zu Edinburgh 9. März 1566 unter der Mörderhand George Douglas' endete.

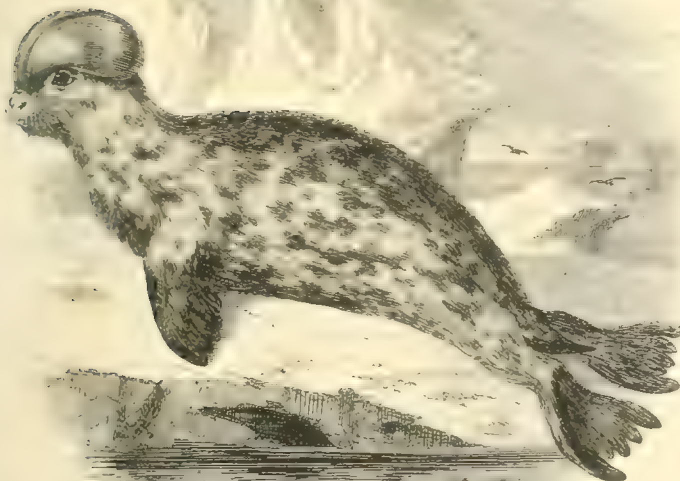
Rjäsan, Gouvernement im Innern des europäischen Rußland von 764,55 □M.; wird im N. vom Gouvernement Wladimir, im O. u. S. von Tambow u. im W. von Tula u. Moskau begrenzt; ist ein ebenes u. fruchtbares Gebiet; Wald macht nur noch ¹/₄ der Gesammtfläche aus, 3,057 □M. bedecken die zahlreichen Landseen. R. wird von der hier bereits schiffbaren Oka durchflossen, die hier auch als größte Nebenflüsse Osetr u. Zna aufnimmt; der Don berührt nur die Südwestspitze u. ist für die Schiffahrt hier noch nicht brauchbar. Die Eisenbahn Moskau-R.-Koslow schneidet quer durch das Gouvernement hindurch. Die für innerruss. Verhältnisse starke Bevölkerung, 1870 zu 1,447,430 E. geschätzt, treibt theils Ackerbau u. Viehzucht, vorzugsweise Pferde- u. starke Bienenzucht, theils hat sie sich der Industrie zugewendet. Man fertigt Stahlwaaren aller Art, hat Nadelfabriken u. Glashütten, bereitet Leder u. gesuchte Shawls, Tuch u. Leinwand, dreht Taue etc. Das Gouvernement, das früher ein eigenes Fürstenthum bildete, zerfällt jetzt in die 12 Kreise R., Jegorjewsk, Dankow, Kassimow, Michailow, Ranenburg, Pronsk, Rjashsk, Sarajsk, Saposhok, Skopin u. Spassk, deren Hauptorte gleiche Namen tragen. Außer der Stadt R. (s. u.) sind nennenswerth Kassimow (12,927 E.), Skopin (9511 E.), Jegorjewsk (5781 E.), Ranenburg (5210 E.) u. Sarajsk (5165 E.). — Die Hauptstadt **R.**, früher Pereslowl u. Rjasanski, mit 17,950 E. (1867), am Trubesh, an der Eisenbahn Moskau-R.-Koslow, hat Leinwand-, Tuch-, Leder- u. Nadelfabrikation, ist Sitz des Gouverneurs, der Kreisbehörde u. eines Erzbischofs, hat ein Priesterseminar, eine adelige Schule, ein Arbeits- u. ein Zuchthaus.

Roanne (spr. Roann'), das alte Rodumna, Stadt im franz. Dep. Loire; liegt an der Loire, am Ausgangspunkte des R.-Digoinkanals, u. ist mit Montluçon u. Moulins, St. Etienne u. Lyon durch Eisenbahnen verbunden. Die gut gebaute Stadt mit 18,615 E. (1872) hat ein Handelsgericht, ein Kommunalcollege, eine öffentliche Bibliothek u. eine Zeichenschule. Sehenswerth sind ihre prachtvolle Brücke über die Loire, die hier schiffbar wird, die schönen Quais am Flusse u. Ueberreste alter Römerbauten. Das sehr industrielle R. hat Fabriken in Leinen-, Wollen- u. Baumwollenwaaren, in Papier, Leder, Metall u. Schmucksachen; es ist die Waarenniederlage zwischen Lyon u. Paris u. treibt lebhaften Handel. Die fruchtbare Ebene um R., in der bes. Hanf, Kastanien, Wein u. Maulbeerbäume zur Seidenzucht kultivirt werden, bildete früher das Herzogthum Roannois od. Roannez.

Roastbeef (engl., spr. Rohstbihf), Rostbraten, geröstetes, nicht ganz durchgebratenes Rindfleisch; gewöhnlich vom Rippenstück des Rindes.

Robben, Pinnipedier od. Ruderfüßer, sind Säugethiere mit Flossenfüßen, deren Zehen durch dicke, bis über das Nagelglied reichende Schwimmhäute verbunden sind, mit horizontal nach hinten gerichteten Hinterbeinen, einem aus allen drei Arten Zähnen, Vorder-, Eck- u. Backzähnen, bestehenden Gebisse, verschließbaren Naslöchern, einem deutlich abgesetzten Halse u. kurzer, anliegender Behaarung des gestreckten Leibes, deren Farbe nach Alter, Geschlecht u. Jahreszeit wechselt. Die R. sind friedliebende, gesellig, in Polygamie lebende Thiere, die sich in allen Meeren, auch in großen salzigen Binnenseen, u. einige von ihnen selbst in Süßwasserseen (wie im Baikalsee) aufhalten; sie sind gute Schwimmer, auf dem Rücken wie auf dem Bauch, können aber vermöge ihrer Organisation sich nur schwerfällig auf dem Lande od. auf Eisschollen bewegen; sie verlassen das Wasser auch nur, um zu ruhen, sich zu sonnen od. ihrer

Brutpflege obzuliegen. Ihre Nahrung besteht aus Fischen, Weichthieren u. Seepflanzen; wegen ihrer Kopfform u. des einem heisern Gebell ähnelnden Geschreies heißen sie auch **Seehunde**. Den Polarvölkern sind die R., die theils harpunirt, theils geschossen, theils mit Knuppeln erschlagen werden (**Robbenschlag**), ganz unentbehrliche Thiere, da sie jenen in ihrem Fleisch u. Speck (**Fischspeck**) Nahrung, in dem zu Thran ausgekochten Speck auch Beleuchtungsmaterial, in ihrem Felle weiterhin Stoff zu Kleidung, Zelten, Ueberzug der Kähne, in den Knochen Material zu allerlei Geräthen liefern, während die Sehnen zu Zwirn, die aufgeschlitzten Gedärme zu Segeln u. anstatt Fensterglas dienen. Von den zahlreichen Arten der R. sind folgende zu erwähnen: der **gemeine Seehund** (Phoca vitulina) aller nördlichen Meere beider Erdhälften, der **Grönländer Seehund** (Phoca groenlandica), die gemeinste Art des arktischen Meeres der Neuen Welt, die 10 m. lange **Rüsselrobbe** (**See-Elefant**, Macrorhinus proboscideus) der Südsee, deren Schnauze in einen kurzen, beweglichen Rüssel verlängert ist u. deren heller, geruchloser Thran als „Elefantenöl" im Handel vorkommt, die **Kappenrobbe** (**Klappmütze**, Stemmatopus cristatus) Grönlands, die ihre Nase zur Kopfgröße aufblasen kann, die **Mönchsrobbe** (**Seemönch**, Pelagius monachus) aus dem Mittelmeer u. der Adria, das „Seekalb" der Alten; ferner die **Ohrrobben** (Gattung Otaria) mit kurzen Ohrmuscheln, von denen die kurzbehaarte Art **Löwenrobben** od. **Seelöwen** (Otaria jubata) heißen, wegen der löwengelben Farbe u. der krausen Halsmähne der Männchen, während die langhaarigen **Seebären** od. **Bärenrobben** (Otaria ursina) genannt werden, erstere im Beringsmeer u. im Stillen Ozean vom 61.° nördl. bis zu den Kurilen, letztere im hohen Norden zwischen Asien u. Amerika, bes. an St. Paul.



Nr. 4645. Die Kappenrobbe (Stemmatopus cristatus).

Nach Abziehen der groben Grannenhaare werden die wolligen Pelze der Bärenrobben als **Seidenbiber** in den Handel gebracht, im Uebrigen aber dienen Robbenfelle zu Decken, Tornistern u. Kofferbeschlagen, da ihr Haar die Nässe nicht annimmt.

Robber (engl. Rubber) ist ein im Whistspiel (s. d.) vorkommender Ausdruck u. bezeichnet den Abschluß einer Spielperiode. Wer zehn Points gemacht hat, gewinnt damit eine Partie, u. wer unter drei Partien zwei gewinnt, der macht den R. Man unterscheidet zwischen **Großem** u. **Kleinem R.**, je nachdem der unterlegene Theil keine Partie od. eine gegen die zwei des Siegers gewonnen hat.

Robbia, **Luca della**, ausgezeichneter Florentiner Bildhauer, der nam. in der Terracottabildnerei Wunderbares geleistet hat u. durch die von ihm erfundene farbige Zinnglasur einen neuen Kunstzweig für Italien begründete. Luca ist um 1400 geb. u. war 1480 noch am Leben. Anfänglich widmete er sich der Goldschmiedekunst; daher verdanken seine Skulpturen dieser Beschäftigung die zarte Durchbildung der Gestalten, ihre Anmuth u. Innigkeit, durch die sie sich selbst über die Werke des Donatello stellen. Nam. sind die Kinderfiguren des L. d. R. u. seine Engel von unnachahmlichem Zauber. Durch seinen Neffen **Andrea** (gest. 1528), dessen Söhne **Giovanni** u. **Girolamo** (gest. zu Paris 3. Aug. 1566) u. andere Kunstgenossen behielt die von L. d. R. gegründete Schule mehr als ein Jahrhundert hindurch einen gemeinsamen Charakter, bis sie durch die Schule des Michelangelo verdrängt wurde. Vorzugsweise gingen aus jener Reliefplatten aus gebranntem u. glasirtem Thon hervor mit Ornamenten u. figürlichen Darstellungen, die Figuren zuerst meist weiß auf blauem Grunde von wunderbarer Zartheit. Später wurden auch noch andere Farben: Gelb, Grün, Blau u. Violett verwandt; eine mehr naturalistische Kolorirung griff wol allmählich auch Platz, hielt sich aber immer in den Grenzen, welche die Harmonie der Architektur, zu deren Verzierung diese Terracotten ausgeführt wurden, bedingte. Außer den in die erste Zeit der Thätigkeit des Luca fallenden Marmorreliefs von singenden, tanzenden u. musizirenden Kindern für die Orgelbalustrade des Domes in Florenz (deren zehn sich jetzt in den Uffizien befinden) u. die Erzthür der Sakristei des Domes nennen wir von den zahllosen Terracotta-Arbeiten, die dem Luca od. auch dem Andrea u. ihrer Schule angehören, in Florenz nur die Thürlünette in der Halle auf der Piazza Sta. Maria Novella, den Sakristeibrunnen derselben Kirche, die Auferstehung Christi (Akademie), das Tabernakel in der Kirche S. S. Apostoli (von Luca), den großen Fries des Krankenhauses in Pistoja mit den Werken der Barmherzigkeit, die Altäre in der Madonnenkapelle des Domes zu Arezzo 2c.

Robe (franz. robe [spr. Rohb']), lang herabreichendes Kleid, Schleppe, auch das lange Amtskleid von Magistratspersonen 2c. In übertragener Bedeutung kollektivisch: Richterstand.



Nr. 4646. Löwenrobbe od. Seelöwe (Otaria jubata).

Robert der **Weise** od. der **Fromme**, König von Frankreich (996 bis 1031), Sohn von Hugo Capet, Zögling des gelehrten Erzbischofs Gerbert von Reims, der als Papst Silvester II. hieß; war ein Wunder von Frömmigkeit u. wissenschaftlichem Sinne in einer wilden, anarchischen Zeit. Gehorsam entsagte er nach dem Verlangen des Papstes der Ehe mit Bertha von Burgund, weil sie seine Cousine war, willigte in den Erbvertrag des Deutschen Kaisers Heinrich II., den er 1006 auf der Maas persönlich begrüßte, mit König Rudolf III. von Burgund, schlug 1025 zu Gunsten Konrad's II. die ihm angebotene Krone von Italien aus u. lebte am liebsten bei den Mönchen von St. Denis, mit denen er heilige Schriften las, fromme Lieder sang, dichtete u. komponirte. Ihm folgte in der Regierung sein dritter Sohn Heinrich (I.), dem R. das erledigte Herzogthum Burgund verliehen hatte; nach seiner Thronbesteigung gab Heinrich dasselbe an seinen jüngeren Bruder Robert ab.

Robert II., Herzog der Normandie (1028—35), genannt „der Teufel", stand in dem Rufe, seinen älteren Bruder Richard III. durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben; erhielt von König Heinrich I.,

den er gegen seine herrschsüchtige Mutter Constantia von Toulouse beschützte, zum Danke die Landschaft Berin, kämpfte für seine Neffen Alfred u. Eduard, die vertriebenen Söhne König Ethelred's von England, vergeblich mit König Kanut u. starb auf der Rückkehr von einer Wallfahrt nach dem Heiligen Grabe zu Nikäa 22. Juli 1035. Sein einziger (unehelicher) Sohn Wilhelm bemächtigte sich mühsam des Herzogthums u. bestieg später den Thron von England (s. „Wilhelm der Eroberer"). Die Sage hat R. d. T. wegen seines unheimlichen Charakters zum Helden von Geister- u. Spukgeschichten gemacht.

Robert, Leopold, der Maler des ital. Volkscharakters, geb. in Lachaux de Fonds (Kanton Neufchatel) 13. Mai 1794 als Sohn eines armen Uhrmachers; sollte das väterliche Handwerk erlernen, zeigte aber entschiedene Anlage zur Kunst u. wurde von seinem Landsmann, dem Kupferstecher Charles Girardet, 1810 mit nach Paris genommen u. in der Kunst des Kupferstichs unterwiesen, dann aber durch David bewogen, sich der Malerei zu widmen. Zunächst durch Portraitmalerei (seit 1816 in seiner Heimat) seinen Lebensunterhalt erwerbend, wurde R. 1818 durch einen reichen Gönner in den Stand gesetzt, Italien zu besuchen, u. wandte sich dem Studium des ital. Volkslebens zu. Anfangs nahm er seine Bilder aus dem Brigantenleben, z. B. „Der verwundete Räuber", „Der (14mal wiederholte) schlafende Räuber" ꝛc., dann aber begann er seine Scenen aus dem Leben der röm. Landleute u. des neapolitanischen Volkes. Nachdem er schon zu Anfang der 20er Jahre eine ganze Reihe derartiger Bilder u. 1822 seinen berühmten „Neapolitanischen Improvisator" ausgestellt hatte, faßte er den Gedanken, Sitte u. Charakter der Hauptstämme des ital. Volkes in vier Bildern darzustellen. Dazu schuf er vier Entwürfe: „Die Rückkehr der Neapolitaner von der Pilgerfahrt zur Madonna dell' Arco", „Die Schnitter in den Pontinischen Sümpfen", „Die Weinlese in Florenz" u. den „Karneval der Venetianer". Die beiden ersten (im Louvre), seine Meisterstücke (gemalt 1827 u. 1830), sind Bilder von edelster Komposition, voll Heiterkeit u. Freude, aber doch durchwebt vom Hauche tiefer Melancholie. Das dritte kam nie zur Ausführung, u. an die Stelle des vierten ließ er später „Die Fischer von Chioggia" (gemalt 1834; im Privatbesitz in Paris) treten, die den beiden anderen weder in der Anordnung noch in der Einheit der Empfindung gleichkommen. Die Erkenntniß dessen steigerte die ihn von jeher beherrschende Schwermuth in dem Grade, daß er 20. März 1835 in Venedig seinem Leben selbst ein Ende machte. Vgl. Zoller, „Leopold R., sein Leben, seine Werke u. Briefwechsel, nach Feuillet de Conches" (Hann. 1863).

Robertin (auch Roberthin), Robert, deutscher Dichter, geb. 3. März 1600 zu Saalfeld in Preußen; machte langjährige Reisen u. wurde, 1633 von denselben nach Königsberg zurückgekehrt, Sekretär des Herrenmeisters des Johanniterordens, des Grafen Adam von Schwarzenberg, 1637 Sekretär am preuß. Hofgericht, 1645 zugleich Obersekretär bei der Regierung, u. starb 7. April 1648 in Königsberg. R. war ein Mann von ausgedehnten Kenntnissen, geschulter Philolog u. Historiker, ausgezeichneter Jurist u. Staatsmann, dabei warmer Freund, Kenner u. Förderer der Musik u. Poesie; er war ein hervorragendes Mitglied des Dichtervereins, der, ohne einen bestimmten Namen anzunehmen, sich in Königsberg um Simon Dach (s. d.) scharte, u. hat auf Dach's Dichtungen bestimmenden Einfluß geübt. Von R.'s eigenen geistlichen u. weltlichen Gedichten haben sich nur wenige erhalten in seines Freundes Heinrich Albert (s. d.) „Arien od. Melodeien etlicher theils geistlicher theils weltlicher, zu guten Sitten u. Lust dienender Lieder ꝛc." (8 Thle., Königsb. 1638—50); einige derselben stehen auch in Herder's „Stimmen der Völker" u. in W. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh." (Bd. 5).

Robert Macaire, Name eines Mannes, der zur Zeit König Karl's V. von Frankreich im J. 1371 einen Ritter, Robert de Mondidier, ermordet hatte u. dadurch entdeckt ward, daß der Hund des Letzteren, der beim Morde gegenwärtig gewesen war, diesen, so oft er ihn erblickte, wüthend anfiel u. in einem vom König angeordneten Gottesurtheil besiegte. Seitdem ward dieser Name typisch zur Bezeichnung eines Bösewichts. Auf die Bühne brachte ihn Frédéric Lemaître (s. d.), der aber aus seinem R. M. eine Figur machte, die aus Rabelais' „Panurge", aus Cervantes' „Sancho Pansa" u. Shakespeare's „Falstaff" zusammengesetzt erschien u. eine stehende Figur der französischen Witzblätter ward. Der Humorist Charles Philipon u. der Karikaturist Honoré Daumier haben dieselbe Figur in 100 verschiedenen Typen darzustellen gewußt; nach Deutschland hat sie G. Räder nebst seinem unzertrennlichen Spießgesellen Bertrand in der Posse „Robert u. Bertram" verpflanzt.

Roberts, David, engl. Architektur- u. Landschaftsmaler, geb. 24. Okt. 1796 zu Stockbridge bei Edinburgh; kam 1822 als Dekorationsmaler nach London ans Drurylane-Theater, wandte sich seit 1826 der Architekturmalerei zu u. machte im Interesse dieser seiner Kunst mehrjährige Reisen durch Frankreich u. Spanien, besuchte auch 1838 u. 39 den Orient u. starb zu London 25. Nov. 1864. Seine Hauptbilder, „Die Kathedrale von Rouen", „St. Germain in Amiens", die Ansichten aus Spanien, „Die Ruinen von Karnak u. Baalbek", „Jerusalem", ein Panorama von Rom sowie die „Sketches in the Holy Land, Syria, Idumea, Arabia, Egypt and Nubia" (246 Blätter in 4 Bdn., Lond. 1842—48), die Illustration zu Bulwer's „Pilgrim of the Rhine" u. seine zahlreichen Aquarellen zeigen eine breite, wirkungsvolle Behandlung. Auch malte R. im Auftrage der Königin Viktoria „Die Eröffnung der Weltausstellung von 1851" u. für Lord Northwick den „Auszug der Israeliten aus Aegypten".

Robertson (spr. Robbertß'n), Thomas William, engl. Schriftsteller u. Dramendichter, geb. zu Spelding (Lincolnshire) 9. Jan. 1829; wurde Mitarbeiter an mehreren engl. Journalen, bes. am Witzblatte „Fun", u. starb zu London 3. Febr. 1871. Er schrieb eine Anzahl Familiendramen, deren Sujets er meistentheils deutschen Novellen entlehnte u. von denen das beliebteste „The society" (1865), das beste „The play" (1868) u. das letzte „The war" (1871) ist; außerdem die Lustspiele „Ours" (1866), „The school" (1869) u. „The M. P." (das Parlamentsmitglied, 1870).

Robespierre (spr. Robäßpjähr'), Maximilian, geb. 6. Mai 1758 zu Arras; früh verwaist u. durch die Gunst des Bischofs zur Ausbildung nach Paris geschickt, wurde bald in seiner Vaterstadt ein gesuchter Advokat u. 1789 ihr Vertreter in den Generalstaaten. Sein garstiges Aussehen — „wie eine Katze, die Essig getrunken hat", sagte Mirabeau —, seine kreischende Stimme, sein Zucken mit den Händen, seine gedehnte Rede u. seine seltsamen Theorien machten ihn lange Zeit auf der Rednerbühne unmöglich. Doch erkannte schon Mirabeau seine Bedeutung u. sprach: „Der glaubt Alles, was er sagt, u. kann es weit bringen." Obgleich Anwalt des niedrigsten Volkes, da er für allein unbestechlich galt, wußte er sich doch eine aristokratische Haltung zu bewahren. Je mehr der Stern des Königs herabsank, desto mehr stieg der seine. Bei der Berathung der Verfassung 1790 verlangte R., der König dürfe nur Geschäftsträger der Nation sein; um den neuen Gesetzgebenden Körper in die Hände seiner Partei zu bringen, sprach er im Mai 1791 gegen die Wiederwählbarkeit der Mitglieder der Constituante u. erhielt allgemeinen Beifall. Nachdem die Flucht des Königs im Juni 1791 mißglückt war, wollte er ihn schon in Anklagezustand versetzen lassen, ja seine Flucht als offenkundige Entsagung deuten. In der Versammlung drang er damit nicht durch, aber seine eigentliche Stätte war der Jakobinerklub, aus dem er die Feuillants zu entfernen gewußt hatte, den er zu erweitern, zu organisiren u. zu leiten vermochte. Meister in der Verleumdung, wußte er unter dem Scheine der hochherzigsten Gesinnung jeden Rivalen zu überwinden. Schon im April 1792 begann er seine Polemik gegen Roland u. Brissot, die Führer der Gironde. Am 10. Aug. 1792 nach der Vernichtung des Königthums trat er mit Marat in den Gemeinderath u. sorgte dafür, daß auch seine persönlichen Feinde bei den Greueln des Sept. 1792 hingemordet wurden. Seit dem 22. desselben Monats führte er mit Danton u. Marat den „Berg" des Nationalkonventes an u. verlangte im Dezember, den König, als schon verurtheilt, „kraft einer Insurrektion zum Tode zu verdammen". Kaum war das Haupt desselben gefallen, so eilte R. zum Kampfe gegen die Gironde. Mit ihrer Vernichtung am 2. Juni 1793 gelangte der Berg zur Herrschaft im Konvente, nach Marat's Ermordung 13. Juli R. zur fast alleinigen Führung des Berges. Am 27. Juli trat er mit seinen Anbetern, Couthon u. St. Just, in den Wohlfahrtsausschuß. Schon war er fast Diktator, doch standen

ihm Hebert u. Danton im Wege, die Führer der Cordeliers, welche in den Sektionen von Paris einen bedeutenden Anhang hatten. Ihre Abschaffung jeder Religion gab R. die Möglichkeit, sie als Ultra's darzustellen; „auch die Atheisten sind Aristokraten", sagte er, u. ihr Beschluß, eine Insurrektion zu Stande zu bringen, um sich zu retten, gab den ersten Anlaß, sie zu verderben. Am 24. März 1794 wurden Hebert u. 18 Genossen hingerichtet, am 31. März Danton, Camille Desmoulins u. A. verhaftet, am 5. April guillotinirt. Nach R.'s Aussage solle die Republik durch „Tugend u. Schrecken" herrschen, die „Konspiration" der „Aristokratie" vernichten. Aristokrat war Jeder, der sich durch Stand, Amt, Vermögen von der Masse unterschied. Während so der Blutgier des Pöbels gefröhnt wurde, ging R. darauf aus, eine religiöse Stellung einzunehmen. Er ließ den Nationalkonvent die Existenz eines höchsten Wesens beschließen u. trat am 8. Juni (20. Prairial) selbst als Prediger u. Priester desselben auf. Als er empfand, daß er sich bei den Gegnern verächtlich, bei vielen Anhängern lächerlich gemacht habe, ließ er am 10. Juni (22. Prairial) das schreckliche Gesetz des Couthon beschließen, zum Beweise einer Schuld bedürfe es ferner keines Zeugnisses, es genüge das patriotische Gewissen der Geschworenen. So war Niemand mehr sicher, außer etwa Couthon u. St. Just. Die allgemeine Angst führte zur Entschlossenheit, um so mehr als R. anfing, von den Massenschlächtereien des Revolutionstribunals u. Wohlfahrtsausschusses sich fern zu halten. Als nun St. Just am 27. Juli 1794 (9. Thermidor) die Rednerbühne bestieg, um ein Komplot zu vernichten, zu dem auch Mitglieder des Ausschusses gehörten, waren die Gegner schon gerüstet, R. nicht mehr zu Worte kommen zu lassen. Man rief: „Nieder mit dem Tyrannen!"; „Nicht durch Reden regiert man, nicht durch Klagen erbaut man eine Republik!" Als Tallien vorsprang u. R. zu erdolchen drohte, wenn der Konvent nicht den Muth habe, ihn anzuklagen, beschloß man die Verhaftung der Triumvirn u. ihrer Genossen. Wol wurde R. in der Nacht befreit u. auf das Stadthaus gebracht, wie auch die anderen Gefangenen; wol beabsichtigte Henriot am 28. Juli früh Morgens, den Konvent in den Tuilerien mit Kanonen zusammenzuschießen, aber Barras zog mit den Truppen des Konvents u. mehrerer Sektionen von Paris vor das Stadthaus u. nahm es mit Gewalt. R., der sich zu tödten versucht hatte, wurde mit zerschmetterter Kinnlade auf einer Tragbahre erst in das Gefängniß u. am Nachmittage mit 21 Genossen auf das Schaffot gebracht. Durch seinen Sturz kam die gemäßigte Partei der Thermidorianer an die Spitze der Republik. — R.'s Werke gab Laponnerage (Par. 1832) heraus, sein Leben schrieb Tissot (2 Bde., Par. 1844). — Sein jüngerer Bruder, Augustin **R.**, geb. zu Arras 1764, war gleichfalls Advokat in seiner Vaterstadt u. wurde durch den Einfluß seines Bruders in den Konvent gewählt. Allzeit ein bereites Werkzeug seines Bruders, wurde er zugleich mit diesem verhaftet, befreit u. in das Stadthaus gebracht; er brach ein Bein, als er zum Fenster hinaussprang, u. wurde mit Maximilian zugleich guillotinirt 28. Juli 1794.

Robin Hood, s. „Hood".

Robinia Pseudo-Acacia, fälschlich Akazie (s. d.), auch Heuschreckenbaum, Wunderbaum, virginischer Erbsenbaum od. Robinie, nach dem Franzosen Jean Robin benannt, ein allbekannter, aus Nordamerika bei uns eingeführter Baum, welcher zur Familie der Hülsengewächse (Papilionaceen) gehört u. sich durch seinen hohen Wuchs, der eine weite lichte Krone bildet, seine zarten, gefiederten Blätter u. die orangenartig duftenden weißen Schmetterlingsblumen, die in schönen Trauben herabhängen, u. durch die büschelartig gestellten Hülsen auszeichnet. Die Blätter enthalten einen bläulichen Farbstoff. Die Rinde ist grau u. rissig, das Holz eignet sich gut zu Tischlerarbeiten, obwol es in den Aesten sehr brüchig ist. Der Baum gedeiht sehr gut auch auf schlechtem, bes. Sandboden, doch widersteht er nur schlecht den Stürmen; er wächst sehr rasch, entwickelt aber sein Laub sehr spät, in der Regel vier Wochen nach der Linde. Trotzdem gehört er zu den angenehmsten u. schönsten Parkbäumen, von welchem man nachgerade eine Unzahl von Spielarten erzog. In der Jugend haben seine Sprossen beträchtliche Dornen, weshalb er buschartig gezogen eine ziemlich gute Schutzwehr gegen Eindringlinge bildet. Die R. verträgt den Schnitt leicht, sie wird daher oft in Kugelform gezogen (Kugelakazie), nur blüht sie dann nicht. Alternde Bäume vermag man wieder zum jugendlichen Ausschlagen zu zwingen, wenn man die Krone beträchtlich kürzt. Neben besagter Art sind noch zwei mehr in strauchartiger Baumform wachsende Arten bei uns eingeführt: R. hispida (rothe Buschakazie) aus den südlichen Vereinigten Staaten mit rosenrothen Blumentrauben u. borstig stachligem Astwerk, dann R. viscosa aus Südcarolina mit fleischfarbigen Blumentrauben u. schmierig klebrigem Zweigwerk (Klebakazie), ein schöner kleiner Baum, der für Parkanlagen von guter Wirkung ist. In China kommen noch einige Arten vor: R. flava mit weißen, R. amoena mit violetten u. R. mitis mit gelben Blüten ꝛc.

Robinson (spr. Robins'n), Edward, nordamerikanischer Theolog u. Palästinareisender, geb. zu Southington in Connecticut 10. April 1794; studirte am Hamilton-College Theologie u. Philologie, ließ sich Ende 1821 in Andover nieder, wo er sich hauptsächlich mit dem Hebräischen beschäftigte, wurde 1823 Assistent des Professor Stuart, der am dortigen Theologischen Seminar über biblische Literatur vortrug, setzte seine Studien seit 1830 in Halle, Berlin u. an anderen Orten Europa's fort, kehrte als außerord. Prof. der biblischen Literatur ans Seminar in Andover zurück, lebte 1833—37 in Boston u. folgte dann einem Rufe als Professor an das Theologische Seminar in New-York. 1838 machte er mit dem Missionar Eli Smith eine Forschungsreise nach Aegypten u. Palästina, hielt sich 1840 in Deutschland auf, kehrte hierauf über England nach New-York zurück, unternahm 1852 eine zweite Reise nach Palästina, besuchte 1862 noch einmal Europa u. starb zu New-York 27. Jan. 1863. Zu seinen zahlreichen Werken gehören insbes.: „Biblical researches in Palestine" (3 Bde., Lond. u. New-York 1841 u. öfter; deutsch, Halle 1841 f.); ein griech.-engl. Wörterbuch zum Neuen Testament (New-York 1850); „Later biblical researches" (Lond. 1856; deutsch, Berl. 1857) u. „Physical geography of the holy land" (Lond. 1865; deutsch, Lpz. 1865). Auch übersetzte er Wahl's „Clavis Novi Testamenti", „Winer's Grammatik des neutestamentlichen Sprachidioms", Buttmann's „Griech. Grammatik", sowie Gesenius' „Hebräisches Handlexikon" u. gründete die Zeitschrift „The biblical Repository". Vgl. Smith u. Hitchcock, „The life, writings and character of Edw. R." (New-York 1863). — Therese Albertine Luise **R.**, geb. **v. Jakob**, als Schriftstellerin unter dem aus den Anfangsbuchstaben ihrer Vor- u. Familiennamen gebildeten Pseudonym **Talvj** bekannt, geb. als Tochter des Prof. L. H. v. Jakob zu Halle 26. Jan. 1797; begleitete ihren Vater nach Charkow u. Petersburg, verheirathete sich 1828 mit dem Vorigen, folgte ihm nach Amerika u. auf seinen Reisen, kehrte, als sie Wittwe geworden, nach Europa zurück u. starb zu Hamburg 13. April 1870. Sie hat sich nam. um die slavische Literatur sehr verdient gemacht, so durch ihre Sammlung von „Volksliedern der Serben" (2 Bde., Halle 1825; 2. Aufl., Lpz. 1853) u. ihre „Historical view of the slavic languages" (New-York 1834; deutsch von K. v. Olberg, Berl. 1837, u. von Brühl, Lpz. 1852). Auch schrieb sie über „Die Unechtheit der Lieder Ossian's" (Lpz. 1840), über „Die Kolonisation von Neu-England" (ebd. 1847) sowie die Erzählungen: „Heloise" (ebd. 1852), „Die Auswanderer" (ebd. 1852), „Fünfzehn Jahre" (2 Bde., ebd. 1869) ꝛc.

Robinson u. Robinsonaden. Ein gewisser Alex. Selkirk aus Largo in Schottland (geb. 1676), der von seiner Jugend auf zur See gedient u. auch Dampier als Oberbootsmann auf dessen bekannter Reise nach der Südsee begleitet hatte, trat im J. 1704 als Schiffsmaat auf das von Kapitän Stradling zu einer Reise um die Erde bestimmte Schiff Cinque-Ports ein, gerieth aber mit diesem in so heftige Differenzen, daß ihn derselbe auf die kleinere der beiden S. Juan Fernandez genannten Inseln aussetzte. Hier blieb er bis 1709 4 Jahre u. 4 Monate, wo ihn Kapitän Woodes Roger, der das königliche Schiff „Weymouth" kommandirte, aufnahm u. 1711 nach England zurückführte; er diente dann noch auf demselben Schiffe weiter bis an seinen daselbst erfolgten Tod im Jahre 1723. Eine Beschreibung seiner auf jener Insel gehabten Erlebnisse findet sich in der „Cruizing Voyage of Capt. Woodes Rogers round the world" (Lond. 1712, S. 126 ff.) u. erschien einzeln unter dem Titel „Providence displayed on a very surprising account of one M. Al. Selkirk written by his own hand" (o. O. u. J.). Aus dieser Relation od. nach Anderen aus dem weitläufigeren Tagebuche Selkirk's, welches dieser dem Schriftsteller Daniel Defoe gegeben haben sollte, hat nun angeblich dieser einen Abenteuerroman zusammengestellt, dessen Held, Robinson Crusoe genannt, in der Mitte des 17. Jahrh. auf eine der Karaibischen Inseln am Ausfluß des Orinoco verschlagen wird, dort 28 Jahre verweilt, endlich nach England zurückkehrt, sich dort verheirathet u. nun noch eine große abenteuerliche Reise

nach Amerika, Asien u. Afrika unternimmt. Der Roman zerfällt in zwei Theile, deren erster angeblich von Arbuthnot od. Harley, Graf von Oxford, herrühren soll, sodaß Defoe nur der Verfasser des zweiten wäre; allein wahrscheinlich gehört ihm das Ganze. Das Buch machte ungeheueres Aufsehen u. erlebte im ersten Jahre seines Erscheinens vier Auflagen unter dem Titel: „The life and strange surprising adventures of R. Cr etc." Lond. 1719). Dann erschien er in dem Journal „The Original London Post etc." (19. Okt. 1719 bis 19. Okt. 1720) u. erhielt einen 3. Theil als „Serious Reflections during the life and surprising adventures of Rob. Cr. with the vision of the angelic world written by himself" (Lond. 1720), der aber von einer fremden Hand herrührte u. gänzlich mißfiel, auch den folgenden zahlreichen Ausgaben niemals beigefügt ward. Dieser Roman ging fast in alle neuere Sprachen über, fand aber bes. in Deutschland zahlreiche Nachahmer u. bildete so eine eigene Literaturgattung, die sog. Robinsonaden (eine Liste von 50 dgl. s. bei Graße, „Trésor de livres rares", Bd. II S. 350 ff.), welche theils wirklich erlebte abenteuerliche Fahrten beschreiben (so z. B. Rich. Andree, „Wirkliche u. wahrhafte Robinsonaden, Fahrten u. Reiseerlebnisse 2c.", 2. Aufl., Lpz. 1877), theils fingirte Abenteuer enthalten, also Romane sind (der gelungenste darunter ist wol Schnabel's „Die Insel Felsenburg", 1731). Als Schulbuch empfahl J. J. Rousseau den Robinson, u. in der That ist kein Buch so geeignet, dem jugendlichen Alter die Nothwendigkeit einer frühen Gewohnheit zum Fleiß u. zur Aufmerksamkeit auf häusliche u. bürgerliche Geschäfte, das Schätzenswerthe der Unabhängigkeit von äußerer Bequemlichkeit, die Würdigung der wahren Güter des Lebens, das Vertrauen auf Gott anschaulich zu machen u. zur Uebung des Erfindungsgeistes, zur Schätzung des Nutzens des Lebens in der Gesellschaft Anleitung zu geben. Freilich hat das Lesen der Robinsonaden auch in manches junge Gemüth die Sucht nach Abenteuern gelegt. Deshalb haben mehrere Pädagogen den Defoe'schen „Robinson" für die Jugend bearbeitet: so J. K. Wezel (2 Bde., Lpz. 1779) u. Schmitt (2 Bde., Nürnb. 1783), neuestens Lauckhard (5. Aufl., Lpz. 1876), allein einen durchschlagenden Erfolg erzielte nur J. H. Campe mit seinem in Gesprächsform eingekleideten „Robinson der Jüngere" (Hamb. 1778), der sich bis auf die neueste Zeit in Ansehen erhalten hat u. fast in alle europäischen Sprachen übersetzt worden ist. Fortsetzungen desselben: „Robinson's Kolonie" (Lpz. u. Wien 1807), „Robinson der Jüngste" (Riga 1797) 2c., fanden dagegen eben so wenig Anklang wie die des Defoe'schen Originals. Ueber den ästhetischen Werth des Buches s. H. Hettner, „Robinson u. die Robinsonaden" (Berl. 1854).

Röbling, Johann August, berühmter Architekt u. Ingenieur, geb. zu Mühlhausen in Thüringen 12. Juni 1806; besuchte die königl. Bauakademie in Berlin u. erhielt dann eine Anstellung bei den öffentlichen Bauten in Westfalen. Da aber diese von keiner Bedeutung waren u. er auch keine Aussicht zu baldigen größeren Unternehmungen hatte, ging er 1831 mit mehreren Mühlhausener u. voigtländischen Familien, Handwerkern u. Landleuten nach Nordamerika, vermittelte für dieselben den Ankauf einer Landstrecke im westl. Pennsylvanien u. gründete daselbst einen Ort, der den Namen Sachsenburg erhielt. Er selbst wurde bald darauf Assistent des Ingenieurs für die Regulirung des Beaver River u. fand dann Beschäftigung beim Bau des Sandy- u. Beaverkanals. Bald aber wendete sich R. den Eisenbahnbauten zu. Nach seinem Plane ward später auch der Bau einer Bahn von Harburg nach Pittsburg ausgeführt. Die Begründung einer Drahtseilfabrik verhalf ihm nicht blos zu einem bedeutenden Vermögen, sondern auch zu den glänzenden Erfolgen, die er durch den Bau von Drahtseilbrücken errang. Zu diesen gehören insbes. die über den Alleghanyfluß bei Pittsburg (1844—45), über den Monongahela bei Pittsburg (1846), über den Delaware- u. Hudsonkanal (1848 bis 1850), über den Niagara, zwei Meilen unterhalb des großen Falles (1851—55), über den Ohio in Cincinnati (1863—67). Den großartigsten seiner Pläne, die Ueberbrückung des Meeresarmes (des sog. East Rivers) zwischen New-York u. Brooklyn, vermochte R. nicht mehr auszuführen, da er 22. Juli 1869 zu Brooklyn starb.

Roboten (von slav. robota, Arbeit) ist der namentlich in den österreichischen Ländern gebräuchliche Name für Frohnden (s. d.); daher Robotbauer s. v. w. Frohnbauer.

robust (a. d. Lat.), stark, kräftig, handfest, stämmig.

Robusti, s. „Tintoretto".

Rocaille (franz., spr. Rokallj'), d. i. Grotten- od. Muschelwerk, Muschelwerkverzierung.

Rochdale (spr. Rotschdehl), Stadt im östl. Theile der engl. Grafschaft Lancaster, am Roche, über den drei Brücken führen, am Rochdalekanal u. an einer der beiden Eisenbahnen von Manchester nach Leeds, mit 44,559 E. (1871); ist ein Hauptsitz der Wollen- u. Baumwollenfabrikation, treibt außerdem Maschinen- u. Handweberei (bes. Flanell u. Kattun), Hutmacherei, Maschinenbau, Eisen- u. Messingwaarenfabrikation. Die Umgegend hat bedeutenden Kohlenbergbau. Unter den Arbeitern von R. bestehen mehrere sog. Kooperativgesellschaften; die berühmte „Genossenschaft der Pioniere von R." (Society of Equitable Pioneers), 1844 von 28 Arbeitern mit einem Kapital von 28 Pfd. Sterl. gegründet, hat durch ihren außerordentlichen Erfolg zur Entwicklung des Genossenschaftswesens unter der Arbeiterbevölkerung aller Länder viel beigetragen: sie zählte 1870 bereits über 8000 Mitglieder u. verfügte über ein Kapital von mehr als 200,000 Pfd. Sterl.

Rochefort (spr. Roschfohr sur Mer), Stadt im franz. Dep. Charente inférieure mit 26,619 E. (1872); liegt am rechten Ufer der Charente, unweit ihrer Mündung in den Atlantischen Ozean, an der Charente-Bahn u. der Bahn nach Angers. Die gut gebaute Stadt, bis 1665 nur ein Fort, ist wichtige Seefestung, Flottenstation u. einer der größten Häfen Frankreichs geworden. Der 2200 m. lange Kriegshafen ist so geräumig u. so tief, daß auch während der Ebbe die Linienschiffe darin flott erhalten werden können. Zahlreiche Bastionen u. Forts vertheidigen ihn u. die Stadt. Der Handelshafen ist für Schiffe bis zu 600 Tonnen ausreichend. R. ist Sitz einer Seepräfektur, hat eine Navigationsschule, eine Marinebibliothek, eine Modellsammlung für das Seewesen, ein Seearsenal mit Kanonengießerei, Seemagazin, ein 1787 erbautes Marinehospital, einen Bagno für 1200 Galeerensträflinge, ein Bassin zum Repariren der Schiffe, große Schiffswerfte u. eine gegen 350 m. lange Seilerei; außerdem ein Naturhistorisches Kabinet, einen Botanischen Garten, eine Eisen- u. Kupferhütte, Fabriken in Fayence, Zucker u. Essig, Seefischsalzereien u. lebhaften Handel, bes. mit Kolonialwaaren. — Napoleon I. wollte von hier aus nach seiner Niederlage bei Waterloo zu Schiff entweichen, mußte sich aber 15. Juli 1815 dem englischen Kriegsschiffe „Bellerophon", das ihm den Weg verlegte, ergeben.

Rochefort (spr. Roschfohr), Henri, eigentl. Graf Victor Henri **de Rochefort-Luçay,** franz. Schriftsteller, Journalist u. Politiker, ein Sohn des als Verfasser von Vaudevilles, Volksdramen u. Chansons unter dem Namen Edmond **R.** bekannten legitimistischen Marquis Claude Louis Marie **de R.-Luçay** (geb. um 1790, gest. zu Paris im April 1871), geb. zu Paris 30. Jan. 1830; versuchte sich schon im Collége St. Louis mit Erfolg in poetischen Produktionen, begann 1851 das Studium der Medizin, gab es aber bald wieder auf u. ließ sich bei der Pariser Kommunalverwaltung anstellen. Nebenbei ertheilte er Privatunterricht, schrieb Theaterstücke u. gründete 1858 das Lit.-Blatt „La chronique parisienne", das jedoch bald wieder einging. Seit 1859 war er am „Charivari", am „Figaro" u. an and. Blättern betheiligt, machte sich aber überall durch die Maßlosigkeit seiner Polemik gegen Institutionen u. Personen unmöglich u. gab dann seit Juni 1868 ein eigenes Blatt unter dem Titel „Lanterne" heraus, das es bald zu einer Auflage von 120,000 Exemplaren brachte u. sogar ins Deutsche übersetzt wurde (Berl. 1869, 8 Hefte). Infolge seiner Ausfälle gegen den Kaiser u. die Regierung alsbald gerichtlich verfolgt, floh R. im August nach Belgien, wo er sich an Victor Hugo anschloß. Die „Lanterne", die er in Brüssel weiter erscheinen ließ, machte ihn so populär, daß er im Nov. 1868 in den Gesetzgebenden Körper gewählt ward. Zwar durfte er als Abgeordneter ungehindert nach Paris zurückkehren, da er aber in dem von ihm neu begründeten Journal „La Marseillaise" seine Angriffe gegen das Kaiserhaus fortsetzte u. zur Revolution aufreizte, strengte die Regierung mit Genehmigung der Legislative einen Prozeß gegen ihn an, in dem er 7. Febr. 1870 zu 6monatlicher Haft in Ste. Pélagie verurtheilt wurde. Erst die Ereignisse des 4. Sept. brachten ihm seine Freiheit wieder. Seit demselben Tage Mitglied der Provisorischen Regierung, trat er 1. Nov. wegen Meinungsdifferenzen mit seinen Kollegen zurück, gab seit Dezember wieder die „Lanterne" u. seit 1. Febr. 1871 das „Mot d'ordre" heraus, worin er in maßloser Weise die Monarchisten bekämpfte u. für die soziale Reform des Proletariats auftrat. Das ihm 8. Febr. 1871 übertragene Mandat für die Nationalversammlung gab er, als dieselbe dem Frieden mit Deutschland, bezüglich der Abtretung von Elsaß u. Deutsch-Lothringen, beigestimmt hatte, 18. Febr. seinen Wählern zurück. An dem Aufstande der Commune betheiligte er sich zwar nicht direkt, doch nährte er denselben durch seine journalistische Thätigkeit. Deshalb 20. Mai 1871 in Meaux verhaftet,

ward er im Sept. zu 15jähriger Deportation verurtheilt u. im Aug. 1873 nach Neu-Kaledonien gebracht. Im März 1874 entfloh er aber mit einigen Anderen von dort, kam glücklich nach Newcastle (Neu-Süd-Wales), kehrte im Juni desselben Jahres über New-York nach Europa zurück, wo er zuerst in Brüssel lebte u. dann sich nach Genf wandte. In Brüssel ließ er abermals die „Lanterne“ erscheinen, um sie dann in Genf noch bis Jan. 1876 fortzusetzen. Seitdem war er der hervorragendste Mitarbeiter des radikalen Pariser Journals „Droits de l'homme“, das, nachdem es Ende Januar 1877 auf sechs Monate suspendirt worden, durch den „Radical“ ersetzt wurde. Außer seinen Theaterstücken, von denen „Un monsieur bien mis“ (1856) das erste u. „La confession d'un enfant du siècle“ (1866) das letzte war, schrieb er noch den historischen Roman „La Marquise de Courcelles“ (unter dem Namen Eugène de Mirecourt, 4 Bde., Par. 1859), „Petits mystères de l'Hôtel des ventes“ (eine Sammlung von Aufsätzen aus dem „Charivari“, ebd. 1862), „Les Français de la décadence“ (ebd. 1866 f.) u. den Sittenroman „Les Depravés“ (Genf 1875, auch ins Deutsche übersetzt). Weniger wegen seiner individuellen Bedeutung denn als kühner Wortführer der Opposition zu einer Zeit, da der von ihm angefeindete Bonapartismus die öffentliche Meinung in Frankreich noch in Fesseln hielt, hat er s. Z. Aufsehen erregt, sich aber im Uebrigen als plan- u. zügelloser Politiker gezeigt, der über keine großen schöpferischen Gedanken verfügt.

Rochelle, franz. Festung, s. „Larochelle“.

Rochen, Rajiden, eine Fischfamilie aus der Ordnung der Plagiostomen od. Quermäuler, ausgezeichnet durch ihre, von der Größe der Brustflossen bedingte, breite, rauten- od. scheibenförmige Gestalt, einen meist langen u. dünnen, oft mit Dornen od. Stacheln besetzten Schwanz, eine nackte od. chagrinartige Haut, sowie durch Spritzlöcher, die hinter den Augen in den Rachen führen, u. durch fünf Kiemenspalten am Bauche. Mit Ausnahme der Stachelrochen (Raja), welche viereckige, lederartige, mit vier langen, fadenförmigen Anhängen versehene Eier („Seemäuse“) legen, sind die R. lebendig gebärend. Wegen seines elektrischen Organs ist der Zitterrochen (Torpedo) des Mittelmeeres von Interesse (s. „Elektrische Fische“), wegen der langen, mit eingekeilten Zähnen besetzten Schnauze der Sägefisch (Pristis antiquorum). Die meisten R. haben ein schmackhaftes Fleisch; der fast 1 m. lange u. halb so breite, bis 100 Kg. schwere Glattroche od. Flete (Raja batis) der Nordsee ist ein bedeutender Handelsartikel.

Rochester (spr. Rötschester). — 1. **R.**, Munizipalstadt, Parlamentsborough, Bischofssitz u. Seehafen in der engl. Grafschaft Kent, mit 18,144 E. (1871); liegt 5 M. östl. von London am rechten Ufer des schiffbaren Medway, über welchen eine steinerne u. eine hölzerne Brücke führen, u. ist durch eine Häuserreihe mit Chatham (s. d.) verbunden. Die Umgegend ist reich an Resten aus röm. u. dän. Zeit, auch die Stadt selbst hat, obwol gut gebaut, doch ein alterthümliches Ansehen. Ein großer Thurm auf einer Anhöhe am Fluß ist der einzige Ueberrest der ehemals stattlichen Burg, die früheren Festungswerke Fort Pitt u. Fort Clarence dienen jetzt als Militärhospital bez. als Militärirrenhaus. Das Stadthaus stammt aus dem J. 1687, die Kathedrale St. Andrew wurde um 600 von König Ethelred von Kent gegründet u. seither mehrfach renovirt. Die Bewohner treiben lebhaften Handel u. Austernfang, aber wenig Industrie. — R., das Durobrivae der Römer, angelsächsisch Hrofocaster genannt, wurde 597 von König Ethelred zum Bischofssitz bestimmt; 1215 wurde es von den engl. Baronen u. dann von König Johann, 1254 von Simon von Montfort erobert; unter Heinrich III. erhielt es Stadtrecht. — 2. **R.**, Stadt u. Hauptort von Monroe County im nordamerik. Unionsstaate New-York, Sitz eines kathol. Bischofs, mit 62,286 E. (1870); liegt zu beiden Seiten des Genesee, der innerhalb der Stadt einen 30 m. hohen Fall u. zwei andere Fälle zwischen R. u. seiner 7 M. weiter erfolgenden Einmündung in den Ontariosee bildet. Ueber den Genesee führen fünf Brücken, ein großartiger Aquädukt leitet den Erie-Kanal über den Fluß. R. hat breite, wohlgepflasterte Straßen, in den Vorstädten sind die meisten Häuser von Gärten umgeben. Hervorragende Baulichkeiten sind die Arkaden, eine Art Bazar, ferner die Gebäude der Rochester University u. des Theological Seminary; die 48 Kirchen sind wenig bemerkenswerth. Die Bewohner treiben hauptsächlich Mehlproduktion in zahlreichen Mühlen am Genesee u. Obstbaumzucht: die Obstbaumschulen bedecken ein Areal von über 4000 Acres, einige derselben gehören zu den größten der Welt. Außerdem sind Schuhfabrikation, Brauerei, Maschinenbau etc. von Bedeutung. Zahlreiche Eisenbahnen (bes. die New-York Centralbahn u. Erie-Bahn) u. der Erie-Kanal machen R. zu einem der wichtigsten Handelsplätze des Staates. — R. entstand aus einer Niederlassung, welche eine Gesellschaft unter Leitung eines gewissen Nathanael R. 1812 am Genesee gründete; der Krieg mit England bedrohte die Existenz der Kolonie, die 1815 nur wenig über 300 E. zählte, bis ihr die Beendigung des Krieges u. die Vollendung des Erie-Kanals raschen Aufschwung brachten; 1817 wurde R. als Village, 1834 als City inkorporirt.

Rochleder, Friedrich, verdienter Chemiker, geb. zu Wien 15. Mai 1819; studirte daselbst Medizin, trieb aber auch zugleich mit großer Vorliebe Chemie u. arbeitete 1842 u. 43 zu Gießen im Laboratorium Justus Liebig's. Seit 1845 Professor der Chemie an der neu errichteten Technischen Akademie in Lemberg, folgte er 1849 einem Rufe in gleicher Eigenschaft an die Prager Universität, wo er bis Ostern 1870 wirkte, um dann an Redtenbacher's Stelle in Wien zu treten. Hier starb er 5. Nov. 1874. Seit 1848 war er Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften. Er schrieb „Beiträge zur Phytochemie“ (Wien 1847); „Die Genußmittel u. Gewürze in chemischer Beziehung“ (ebd. 1852); „Phytochemie“ (Lpz. 1854); „Anleitung zur Analyse von Pflanzen u. Pflanzentheilen“ (Würzb. 1858); „Chemie u. Physiologie der Pflanzen“ (Heidelb. 1858) etc.

Rochlitz, Stadt mit 5761 E. (1875) in der sächs. Kreishauptmannschaft Leipzig, am linken Ufer der Zwickauer Mulde, über die hier eine Brücke führt, u. an der Muldenthalbahn; ist Sitz einer Amtshauptmannschaft u. eines Gerichtsamtes. Von seinen drei Kirchen ist bes. die im 11. Jahrh. gegründete Kunigundenkirche mit trefflichem alten Schnitzwerk u. guten Gemälden hervorzuheben. Die beiden hohen, starken Thürme seines alten Schlosses sind in der Geschichte als die Rochlitzer Jupen bekannt. R. ist jetzt Fabrikort in Kammgarnspinnerei, Baumwollenweberei, Tuchfabrikation, Strumpfwirkerei, Steingut-, Leder- u. Cigarrenfabrikation. Der unmittelbar südl. von der Stadt sich erhebende Rochlitzer Berg besteht aus Porphyrtuff u. ist seit 1860 mit einem steinernen Aussichtsthurme (Friedrich-August-Thurm) geziert; an seinen Abhängen sind berühmte Porphyrtuffbrüche, die schon seit dem 5. Jahrh. in Betrieb sind u. im 15. Jahrh. zur kunstgerechten Bearbeitung der Steine die Gründung einer unter der Haupthütte zu Straßburg stehenden Steinmetzhütte veranlaßten. — Das ursprünglich wendische R. bekam von Kaiser Heinrich I. Stadtgerechtigkeit u. bildete seit dem 8. Jahrh. eine Grafschaft, die Kaiser Konrad III. 1143 dem Markgrafen Konrad d. Gr. von Meißen als erbliches Eigenthum verlieh. 1229 kam hier ein Vergleich zwischen Albrecht dem Unartigen u. seinen Söhnen zu Stande u. am 1. Juli 1403 ein Erbfolgevertrag zwischen Balthasar u. Wilhelm von Thüringen. Im Schmalkaldischen Kriege überfiel hier 3. März 1547 Friedrich der Großmüthige den Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach u. nahm ihn gefangen. Von Johann Georg IV. wurde R. der zur Gräfin von R. erhobenen Magdalene Sibylle v. Neitschütz geschenkt, nachdem es oft Wittwensitz sächs. Kurfürstinnen gewesen war. Im Dreißigjährigen Kriege, wo das Schloß von den Schweden besetzt wurde, ist R. mehrmals geplündert worden u. hat 1802, 1804 u. 1834 durch Feuer zu leiden gehabt.

Rochlitz, Friedrich, Musik-Schriftsteller u. Novellist, geb. 12. Febr. 1769 zu Leipzig; studirte daselbst Theologie, wandte aber von früh an sein Hauptinteresse der Musik u. der Literatur zu. Literarisch vielseitig thätig, lebte er als Privatgelehrter in seiner Vaterstadt, ebensowol um seiner Talente als um seiner liebenswürdigen Persönlichkeit willen geschätzt, welche in späteren Jahren etwas Patriarchalisches hatte. Er begründete u. redigirte lange Jahre hindurch die „Allgemeine musikalische Zeitung“, versuchte sich in früheren Jahren mit einigen Lustspielen als Dramatiker, erwarb aber die Gunst des Publikums hauptsächlich durch seine erzählenden Schriften. Seine „Charaktere interessanter Menschen“ (4 Bde., Züllichau 1799), seine „Kleinen Romane u. Erzählungen“ (Frankfurt a. O. 1807), „Neue Erzählungen“ (2 Bde., Lpz. 1816), „Für ruhige Stunden“ (2 Bde., ebd. 1828) zeigen weder große Gestaltungskraft noch glänzende Phantasie, aber Feinheit der Beobachtung, gesunde Frische der Empfindung u. eine gewisse künstlerische Sorgfalt u. Sauberkeit der Darstellung. Den nachhaltigsten Beifall fanden die gesammelten Aufsätze „Für Freunde der Tonkunst“ (4 Bde., Lpz. 1830; 3. Aufl., mit einer biographischen Skizze des Verfassers, bearbeitet von Dörffel, Lpz. 1868). R. starb zu Leipzig 16. Dez. 1842.

Rochow, ein altes Dynastengeschlecht, das 767 aus Burgund nach Franken u. 789 in die Elbgegenden gekommen sein soll. Nachdem es 928 an der Eroberung Brandenburgs durch Heinrich den Vogelsteller Theil genommen, ließ es sich daselbst nieder, u. noch jetzt sind die alten Stammgüter an der Havel im Besitz der Familie.

Besonders zu nennen sind: Friedrich Eberhard **v. R.**, aus der Rekahn'schen Linie, geb. zu Berlin 11. Okt. 1734; machte als Gardeoffizier den Siebenjähr. Krieg mit, lernte 1759 in Leipzig Gellert u. andere dortige Gelehrte kennen u. widmete sich, nachdem er 1760 wegen Verlusts der rechten Hand den Kriegsdienst hatte verlassen müssen, auf seinen Gütern der Hebung des Ackerbaues u. des Schulunterrichts. Namentlich in letzterer Beziehung waren seine Bestrebungen sehr erfolgreich. Er selbst verfaßte den „Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute" (Berl. 1772; 4. Aufl., 1814), den „Kinderfreund" (2 Bde., ebd. 1776—80 u. öfter; neu bearbeitet von Schlez, Lpz. 1836), den „Katechismus der gesunden Vernunft" (Berl. 1786; 3. Ausg. 1806) ꝛc. Zuletzt Ritterschaftsdirektor der Mittelmark u. Domherr in Halberstadt, starb er daselbst 16. Mai 1805. — Gustav Adolph Rochus **v. R.**, ein Stiefsohn de la Motte Fouqué's, geb. zu Neuhausen bei Rathenow 1. Okt. 1792; studirte seit 1810 in Heidelberg u. Göttingen die Rechte, machte als Freiwilliger, dann als Offizier die Befreiungskriege mit u. lebte nach dem Frieden auf seinen Gütern, bis er 1822 in den preuß. Staatsdienst trat. Seit 1826 Geh. Regierungsrath u. seit 1831 Präsident der Regierung in Merseburg, leitete er 1834—42 das Ministerium des Innern u. der Polizei, wurde 1843 Präsident des Staatsraths, dessen Mitglied er geblieben war, u. starb zu Aachen 11. Sept. 1847. — Theodor Heinrich Rochus **v. R.**, Bruder des Vorigen, geb. 1793; ging 1835 von der militärischen zur diplomatischen Laufbahn über, behielt jedoch seine Stellung als Offizier der preuß. Armee bei u. rückte daher allmählich zum Generalleutnant auf, war Gesandter in Bern, Stuttgart u. seit 1845 in Petersburg; er starb daselbst 19. April 1854. Seine von E. Kelchner u. K. Mendelssohn-Bartholdy herausgegebenen „Briefe an einen Staatsmann" (Frankf. 1874) sind ein klassischer Beitrag zur Kenntniß der Reaktionspartei von 1828—53.

Rock, der heilige; im Dom zu Trier soll angeblich der echte „ungenahte" R. Christi sein (vgl. Evang. Joh. 19, 23), der von der Kaiserin Helena nach Trier geschenkt worden sei. Doch ist nachweisbar diese Sage erst im Zeitalter der Kreuzzüge entstanden. Die Unterschiebung der betreffenden Reliquie fand um 1130 statt, u. seit 1512 wurde der R. wiederholt öffentlich ausgestellt. Die letzte Ausstellung durch Bischof Arnoldi (18. Aug. bis 7. Okt. 1844) zog gegen eine Million Menschen nach Trier, hatte aber zugleich das Auftreten Joh. Ronge's (s. d.) u. des Deutschkatholizismus (s. d.) zur Folge. Vergebens wiesen die Vertheidiger des heil. R.es auf die angebliche Heilung der Freifrau v. Droste-Vischering hin; der ganze Schwindel wurde schonungslos aufgedeckt von Gildemeister u. v. Sybel in der Schrift „Der heil. R. zu Trier u. die 20 andern heil. ungenahten Röcke" (Düsseld. 1844 u. ö.; s. Bd. I S. 1032. Abb.

Rocky Mountains (spr. Rocki Maunt'ns), d. i. Felsengebirge, nach der bisherigen Benennung die Hauptkette des nordl. Theils der nordamerikanischen Cordilleren mit vielen Nebenketten, von 42—53° n. Br., steiles, wallartiges, östl. Randgebirge des nach Nord zu verlaufenden großen Salzseeplateaus, südl. vom 49.° n. Br. zu den Vereinigten Staaten, nördl. zu Britisch Nordamerika gehörig; vom 53., bes. v. 55.° an niedriger u. in mehrere Ketten zerspalten, bis es am Mackenzie mit nur 650 m. Erhebung endet; nördlich vom 60.° n. Br. tritt auch der Name Chippewaygebirge ein. Die Kammhöhe der südlichen eigentlichen R. M. steigt mehr als 2000 m. über das Meer, erhebt sich in dem britischen Theile, zwischen 52 u. 53° n. Br., in den drei Mounts Murchison, Hooker u. Brown bis zu einer Höhe von 4875 m. u. gestattet nirgends Uebergangspässe unter 1760 m. Die im Allgemeinen der Kette der Felsengebirge folgende Wasserscheide zwischen dem Atlantischen u. Stillen Ozean, wo die Quellgebiete des Columbia, Rio Colorado, Yellowstone u. Missouri in den Territorien Wyoming u. Montana sich berühren, nennen die Amerikaner the great divide (die große Wasserscheide), u. in diesem Theile sind seit 1870 durch Expeditionen, die die Vereinigten Staaten ausschickten, wichtige Entdeckungen gemacht worden. So wurde die „Wunderwelt des Yellowstone", eines Nebenflusses des Missouri, erschlossen, an dem der äußerste westliche Posten, das Fort Ellis, liegt. Eine prachtvolle Scenerie, großartige Wasserfälle, riesige kochende Quellen zeichnen diesen Theil der R. M. aus; die Lower Falls des Yellowstone sind über 100 m. hoch, mehr als doppelt so viel als die Niagarafälle. In neuester Zeit ist der Name R. M. von den amerikanischen Entdeckungsreisenden angewendet worden für alle Gebirgszüge, die östl. der großen Wasserscheide u. westl. von den Prairien von der mexikanischen Grenze an, also auch in Colorado, Utah, ja selbst in Neumexiko u. Arizona, bis in den hohen Norden liegen. In diesem ausgedehnten Gebirgslande sind zwischen 37° 20' u. 40° 13' n. Br. der Spanish Peak, der James Peak ꝛc. zu nennen. Unter 42° 24' liegt der 2284 m. hohe South Paß, eine Hauptpassage über das hier von Osten sanft aufsteigende Gebirge. Dieses führt hier den Namen Parkgebirge; hier ist die Quelle des Arkansas, des Rio Colorado u. des Rio Grande del Norte. Nicht östlich nun von diesem System der Parks, wie man bisher annahm, sondern westlich unter dem 106.° westl. Länge von Greenwich zwischen 38 u. 39° n. Br., zwischen dem Arkansas u. dem Rio grande sind die höchsten Spitzen in den Vereinigten Staaten. Von ihnen werden seit 1875 der Mount Harvard zu 14,270, der Pikes Peak zu 14,216, der Greats Peak zu 14,145, der Mount Lincoln zu 14,123, der Mount Yale zu 14,078, der Longs Peak zu 14,050 engl. Fuß angegeben. Vom 42.—44.° liegt der Gebirgsknoten der Wind-River-Mountains, denen unter 43° 10' n. Br. der Fremonts Pik, 4127 m., aufgesetzt ist; dann folgen die mit ewigem Schnee bedeckten Trois Tetons, das Missouriquellgebiet u. die Snake-River od. Lewis-Fork, denen der Oregon entspringt. Unter dem 49.° n. Br. ungefähr liegt der Kootaniepaß, nördlich von ihm der Crownest- u. der Kananaskipaß, der bis zu 1944 m. aufsteigt. Unter 51° führt der Ermillion-, dann der Kickinghorse-, endlich der Little-Fort-Paß über das Gebirge. Nördlich von diesem erheben sich die drei höchsten Spitzen der ganzen R. M., die Murchison, Hooker u. Brown Mounts, u. zwischen den letzteren ist die 2275 m. tiefe Einsenkung, welche Athabascaportage genannt wird. Die Schätze des Gebirges werden in den Vereinigten Staaten mit jedem Jahre mehr erschlossen, während in dem britischen Theile wenig zu diesem Zwecke geschieht.

Rococo (frz., entstellt aus rocaille, Grotten- od. Muschelwerk) nennt man jene im 18. Jahrh. entstandene Ausartung des klassischen Bau- u. Verschönerungsstils, welche sich charakterisirt durch das Ueberwuchern des schmückenden Beiwerkes über die konstruktive Idee, daher ausgeschweifte, in Kurven gebogene Façaden, krumme, ungebrochene Giebel, manierirte Thür- u. Fenstereinfassungen, Ueberladungen mit Blumengewinden, Schnörkeleien u. Muschelwerk, wie sie der Geschmack des Zeitalters Ludwig's XV. u. XVI. an Gebäuden, Zimmerdekorationen, Möbeln u. selbst in der Tracht aufzuweisen hat. Man unterscheidet rococo von seinem Synonym pompadour so, daß man sagt: „pompadour se dit avec une idée de louange, rococo avec une idée de blâme" (d. h. das Wort pompadour hat einen lobenden, rococo einen tadelnden Beigeschmack). Das R. entwickelte sich aus dem Barockstile u. hängt durch diesen noch mit dem Renaissancestile zusammen. Trotz der Widersinnigkeiten, die es enthält, ist es im Ganzen nicht der verwerfliche Stil, den manche Kunstrichter daraus machen möchten; ganz bes. entspricht diese Stilrichtung der Porzellantechnik, u. Semper setzt ihre Wiege daher auch nach Dresden, wo Anfangs des 18. Jahrh. das Porzellan erfunden wurde.

Rodbertus, Johann Karl, deutscher Nationalökonom u. Sozialphilosoph, geb. zu Greifswald 12. Aug. 1805; studirte 1823—26 in Göttingen u. Berlin die Rechte, wurde dann Auskultator in Altbrandenburg u. war 1829—30 Referendar beim Oberlandesgericht in Breslau u. bei der Regierung in Oppeln, verließ nachher den Staatsdienst, beschäftigte sich in Dresden u. Heidelberg mit dem Studium der Nationalökonomie u. machte Reisen, bis er sich 1834 nach dem Gute Beseritz in Mecklenburg zurückzog. 1836 übernahm er das Gut Jagetzow in Pommern. Nachdem er sich schon 1840 den kommunalen u. ständischen Angelegenheiten seines Kreises zugewandt hatte, ward er im April 1848 in den Vereinigten preuß. Landtag u. im Mai in die preuß. Nationalversammlung gewählt, wo er der Führer des linken Centrums wurde. Auch leitete er im Juni einige Tage das Kultusministerium im Kabinet Auerswald-Hansemann. 1849 Mitglied der II. Kammer, wirkte er hier für die Rechtsgiltigkeitserklärung der deutschen Reichsverfassung, ein Beschluß, der die Auflösung der Kammer herbeiführte. Seitdem betheiligte sich R. nicht mehr unmittelbar an der Politik, trennte sich auch mehr u. mehr von seinen früheren politischen Freunden u. trat in Zeitungsartikeln wiederholt der Fortschrittspartei entgegen. In wissenschaftlicher Beziehung waren R.' sozialökonomische Bestrebungen der Schwerpunkt seiner Thätigkeit. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Die Handelskrisen u. die Hypothekennoth der Grundbesitzer" (Berl. 1858); „Zur Erklärung u. Abhülfe der Kreditnoth der Grundbesitzer" (2 Bde., Jena 1869); „Soziale Briefe" (Berl. 1851 f.). R. starb auf dem Gute Jagetzow 6. Dez. 1875.

Rode, Pierre, berühmter franz. Violinspieler, geb. von deutschen Eltern zu Bordeaux 26. Febr. 1744; wurde 1787 in Paris des trefflichen Viotti Schüler, trat 1790 zum ersten Male mit Beifall

öffentlich auf u. erhielt noch in demselben Jahre im Orchester des Théâtre Feydeau die Stelle eines Vorspielers bei den zweiten Violinen. 1794 machte er eine Kunstreise nach den Niederlanden, Hamburg u. Berlin u. schiffte sich darauf in Hamburg ein, um nach Bordeaux zu gehen, wurde durch Stürme an die engl. Küste verschlagen u. begab sich nun zunächst nach London, fand aber hier infolge der damals heftig erregten nationalen Antipathien keinen günstigen Boden u. kehrte zunächst nach Hamburg, von da über die Niederlande nach Frankreich zurück, unterwegs zahl- u. erfolgreiche Konzerte gebend, u. wurde, in Paris angekommen, als Violinprofessor am neuerrichteten Konservatorium angestellt. Nicht lange darauf machte er eine Kunstreise nach Spanien u. war 1800 wieder in Paris, wo er in der Kapelle des Ersten Konsuls als Soloviolinist angestellt wurde, ging 1803 mit Boieldieu nach Petersburg, wurde von Kaiser Alexander zu dessen erstem Soloviolinisten ernannt u. blieb überhaupt fünf Jahre lang in Rußland. Ende 1808 wieder in Paris, fand er daselbst sehr kühle Aufnahme, was ihn bewog, vorläufig nicht mehr öffentlich aufzutreten. Doch unternahm er 1811 eine neue große Kunstreise durch Oesterreich, Ungarn, Bayern u. die Schweiz, lebte 1814 einige Zeit in Berlin u. kehrte endlich nach Bordeaux zurück. 1828 ließ er sich noch einmal in Paris hören, erlebte aber einen totalen Mißerfolg, ging wieder nach Bordeaux u. starb daselbst 25. Nov. 1830. — R.'s Violinkompositionen (12 Konzerte, Soloquartette, Fantasien, Variationen, Rondos, Duette, Etuden ꝛc.) sind vortrefflich für das Instrument gedacht, dabei von angenehmer Erfindung, u. bilden noch heute (nam. die Etuden u. Konzerte) vorzügliche Studienobjekte. Auch verfaßte R. im Verein mit Baillot u. Kreutzer die treffliche Violinschule des Pariser Konservatoriums.

Rodenberg, eigentlich **Levy,** Julius, Dichter u. Schriftsteller, geb. zu Rodenberg in Hessen 6. Juli 1831; studirte in Heidelberg, Göttingen, Marburg u. Berlin die Rechte, widmete sich aber bald ausschließlich der Literatur, bereiste 1855—62 das Ausland u. ließ sich dann in Berlin nieder, übernahm die Redaktion des belletristischen Theils in der Modenzeitung „Der Bazar", gründete mit Dohm 1867 den jetzt von F. Hirsch redigirten „Salon" (Leipzig) u. giebt seit Okt. 1874 die Monatsschrift „Deutsche Rundschau" (Berlin) heraus. Schon als Primaner des Gymnasiums in Rinteln veröffentlichte R. zwei Flugheite mit Sonetten „Für Schleswig Holstein" (Hamb. 1850 f.), für deren Verfasser man keinen Geringeren als Friedrich Rückert hielt. Ihnen ließ er schnell aufeinander folgen: die Epen „Dornröschen" (1851), „König Harald's Todtenfeier" (1851; 3. Aufl. 1855) u. „Der Majestäten Felsenbier u. Rheinwein lustige Kriegshistorie" (1855) sowie das „Liederbuch" (1853; 3. Aufl. 1855); „Musikalische Sonette" (1854); das Liederspiel „Waldmüllers Margareth" (Musik von Heinrich Marschner, 1856); „Béranger's letzte Lieder" (Uebersetzung, 1858); „Gedichte" (1864; 3. Aufl. 1866); „Die Harfe von Erin" (1861) u. „Die Myrte von Killarney" (1867). Seine Reiseeindrücke u. Wanderstudien verarbeitete er bisher in folgenden, nicht selten an Heine erinnernden Schriften: „Pariser Bilderbuch" (1856); „Ein Herbst in Wales" (1857); „Kleine Wanderchronik" (2 Bde., 1858); „Alltagsleben in London" (1860); „Die Insel der Heiligen, eine Pilgerfahrt durch Irland" (2 Bde., 1860; 2. Aufl. 1864); „Stillleben auf Sylt" (3. Aufl., 1876); „Verschollene Inseln" (Land- u. Seebilder, 1861); „Tag u. Nacht in London" (4. Aufl. 1863); „Paris bei Sonnenschein u. Lampenlicht" (1867); „In deutschen Landen" (1873); „Wiener Sommertage" (1875) u. „Ferien in England" (1876). Außerdem schrieb er die Romane: „Die Straßensängerin von London" (1863), „Die neue Sündfluth" (1865) u. „Von Gottes Gnaden" (2. Aufl. 1870). Seine Stärke liegt in kulturhistor. Schilderungen.

Röder, Karl David August, namhafter Rechtsgelehrter, geb. zu Darmstadt 23. Juni 1806; studirte 1822—27 in Göttingen u. Heidelberg die Rechte, trat dann als Accessist in den hessen-darmstädtischen Staatsdienst, habilitirte sich aber dann 1830 an der Universität Gießen als Privatdozent. Da er durch seine Vorlesungen über Rechtsphilosophie, Politik u. die Theorien des Strafrechts beim Kanzler Linde Aergerniß erregte, wurden ihm dieselben untersagt. Infolge dessen wandte sich R. 1839 nach Heidelberg, wo er seit 1842 als außerord. Professor wirkt. 1848 gehörte er zu den Theilnehmern am Frankfurter Vorparlament. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Grundzüge der Politik des Rechts" (Darmst. 1837, Bd. 1); „Kritische Beiträge zur Gesetzgebung über die außereheliche Geschlechtsgemeinschaft" (ebd. 1837); „Grundzüge des Naturrechts od. der Rechtsphilosophie" (Heidelb. 1846, 2. Aufl., Lpz. 1860—63, 2 Abth.); „Grundgedanken u. Bedeutung des röm. u. german. Rechts" (Lpz. 1855); „Die Verbesserung des Gefängnißwesens mittels der Einzelhaft" (Prag 1856); „Der Strafvollzug im Geist des Rechts" (Lpz. 1863); „Besserungsstrafe u. Besserungsanstalten als Rechtsforderung" (ebd. 1864); „Die herrschenden Grundlehren von Verbrechen u. Strafe" (Wiesbaden 1867) ꝛc.



Nr 1647. Julius Rodenberg (geb. 6. Juli 1831).

Rödiger, Emil, ausgezeichneter Orientalist, geb. zu Sangerhausen 13. Okt. 1801; studirte seit 1821 Theologie u. Philologie in Halle, habilitirte sich daselbst 1828 als Privatdozent u. wurde 1835 Professor der oriental. Sprachen. Von Halle, wo seine Wirksamkeit mit der von Gesenius u. Hupfeld Hand in Hand ging, folgte er 1860 einem Rufe als Professor der hebräischen u. anderen orientalischen Sprachen wie der alttestamentlichen Exegese nach Berlin, wo er 15. Juni 1874 starb. Er schrieb u. A.: „Versuch über die Himjarit. Schriftmonumente" (Halle 1841) u. gab heraus: „Lokman's Fabeln" (ebd. 1830; 2. Aufl. 1839); „Syrische Chrestomathie" (ebd. 1838; 2. Aufl. 1867) u. eine Uebersetzung von Wellsted's „Reise in Arabien" (2 Bde., ebd. 1842). Außerdem beendigte er seines Schwiegervaters Gesenius „Thesaurus linguae hebraicae" u. besorgte seit 1845 die neuen Auflagen von dessen „Hebr. Grammatik". Verdient hat sich R. auch als Entzifferer phönit. Schriftzeichen u. als Mitbegründer der „Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" gemacht.

Rodomontaden, s. „Bojardo".

Roebuck (spr. Roböck), John Arthur, engl. Politiker, Enkel des Chemikers u. Industriellen John R. (1718—91), geb. 1802 zu Madras in Ostindien; ließ sich 1824 in London als Advokat nieder, machte sich zuerst als Volksredner während der Agitation in Betreff der Parlamentsreform bemerklich, trat 1832 selbst ins Parlament u. schloß sich hier den Radikalen an. Da er sich 1836 der Sache der franz. Partei in Niedercanada energisch annahm, ward er von dem dortigen Abgeordnetenhause zum Agenten für England bestellt, doch konnte er ein gewaltsames Einschreiten in die canad. Angelegenheiten nicht verhindern. 1837 verlor er seinen Sitz im Unterhause, u. erst 1849 sah er sich in Sheffield wieder gewählt, worauf er eifrigen Antheil an den Freihandelsbestrebungen nahm. Im Jan. 1855 beantragte er mit Erfolg die Niedersetzung eines Ausschusses zur Untersuchung der Lage des brit. Heeres vor Sebastopol u. stürzte dadurch

das Ministerium Aberdeen. Später entfremdete er sich die liberale Partei durch seine Sympathien für die amerik. Sklavenhalter. Von seinen Schriften ist zu erwähnen: „History of the Whig ministry of 1830 to the passing of the reform bill" (2 Bde., Lond. 1830).

Roer (spr. Ruhr) od. Ruhr, die alte Rura, ein rechter Nebenfluß der Maas, entspringt in einer Seehöhe von gegen 550 m. in den Sümpfen des Hohen Veen, 1½ Stunde nordöstl. von Malmedy, nahe der belg. Grenze. Sie eilt zuerst mit starkem Gefälle in einem engen Thale nach NO., treibt viele Mühlen u. tritt erst bei Nideggen, im Kreise Düren, nachdem sie ihre Richtung nach N. abgeändert, in ein weites Thal u. bald darauf, bei Düren, in die Tiefebene. Ihre Richtung ist nun bis zur Mündung nach NW., ihre Geschwindigkeit eine sehr herabgeminderte, doch ist sie nicht schiffbar. Bei Roermonde (s. d.) mündet sie nach einem Laufe von 28 M. in die Maas. Ihre Nebenflüsse, rechts die Urft, links Inde u. Worm, sind nur große Bäche.

Roermonde (spr. Ruhrmonde), franz. Ruremonde, holl. Godswaard op de Maas, auch Remunt genannt, Stadt mit 8816 E. (1869) in der niederländ. Provinz Limburg; liegt am rechten Ufer der Maas bei der Einmündung der Roer, an der niederländ. Staatsbahn von Mastricht nach Venlo, ist Sitz eines kathol. Bischofs, eines Bezirks- u. eines Kantonalgerichts, hat ein bischöfliches Kollegium, ein Seminar, ein Ursulinerinnenkloster, eine schöne Kathedralkirche aus dem 13. Jahrh. u. die Christoffelkirche mit ausgezeichneten Gemälden. Die industrielle Stadt fertigt Wollen- u. Baumwollenwaaren, Papier, feine Bildhauerarbeiten, feuerfeste Geldschränke, hat bedeutende Färbereien, lebhaften Handel u. Schifffahrt. — Das ehemals befestigte R. wurde 1637 durch die Spanier u. 1792 durch die Franzosen genommen.

Roeskilde (spr. Roskilde), deutsch Roschild, Stadt mit 5221 E. (1870), auf der dän. Insel Seeland, vier Stunden westl. von Kopenhagen am Isefjord u. an der Eisenbahn Kopenhagen-Korsoer. Die in einem quellenreichen Gebiete liegende Stadt besteht aus einer langen Hauptstraße, hat eine Kathedralschule, ein adeliges Fräuleinstift, eine Stiftsbibliothek, ein Arbeitshaus u. ein Hospital. Seine schönsten Gebäude sind die 1084 vollendete Domkirche, die schönste Dänemarks, mit zwei hohen Thürmen u. der Gruft von 20 dän. Königen u. Königinnen, ferner der königl. Palast, jetzt den Provinzialständen überlassen. R. hat einige Fabrikthätigkeit in Wollen-, Baumwollen- u. Leinenwaaren u. treibt, seitdem der Roeskildefjord vertieft u. ein Hafen angelegt worden ist, nicht unbedeutenden Handel, bes. mit Getreide. — R. war vom 10.–14. Jahrh. die bedeutendste Stadt Dänemarks, wurde 1012 Bischofssitz u. bis 1443 vorübergehend Residenz dän. Könige. Im 14. Jahrh. hatte sie 28 Kirchen. Durch Pest u. Feuer kam sie herunter u. 1534 wurde sie vom Grafen Christoph von Oldenburg verheert. Am 26. Febr. 1658 wurde hier zwischen Schweden u. Dänemark Friede geschlossen.

Rogate (lat., d. h. „bittet"!) heißt der fünfte Sonntag nach Ostern, nach dem Anfangsworte der Messe dieses Tags (aus Joh. 16, 24).

Rogenstein, s. „Calcit".

Roger I., Graf von Sizilien, der jüngste von den 12 Söhnen des normänn. Ritters Tankred von Hauteville; kämpfte Anfangs in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder Robert Guiscard in Unteritalien gegen Araber u. Griechen; setzte dann nach Sizilien über, bemächtigte sich mit 300 Mann der Stadt Messina, besiegte mit 700 ein arab. Heer von 15,000 Mann u. eroberte 1072 mit Hülfe einer pisanischen Flotte Palermo. Als 1088 auch Syrakus, im Jahre darauf Girgenti u. 1091 Enna in seine Hand gefallen waren, nannte er sich Graf von Sizilien, schützte die Christen, denen er, durch Urban II. zum lebenslänglichen u. erblichen Legaten des Papstes erhoben, Bischöfe u. Erzbischöfe einsetzte, begünstigte Bildung u. Handel u. ließ auch die Araber bei ihrem Glauben u. ihren Sitten. So wurde durch ihn Sizilien der Sitz einer eigenthümlichen, aus franz., ital., griech. u. arab. Elementen zusammengesetzten Kultur. Er starb 1101.

Roger II., König von Neapel u. Sizilien (1130—1154), der einzige überlebende Sohn des Vorigen; erbte schon im Alter von vier Jahren 1101 die Grafschaft Sizilien, vereinigte nach dem Tode von Robert Guiscard's kinderlosem Enkel, Wilhelm, 1127 die größten normänn. Besitzungen in Italien in seiner Hand u. wurde 25. Dez. 1130 in Palermo durch Papst Anaklet II. gekrönt u. von Neuem mit Sizilien u. Apulien belehnt. 1133 befreite er durch einen Zug nach Rom den von Kaiser Lothar u. den Gegenpapst Innocenz II. hart bedrängten Papst, aber schon 1136 erschienen Lothar u. Innocenz wieder, drängten R. nach Sizilien, belehnten gemeinsam den Grafen Rainulf von Alifa mit dem Herzogthum Apulien, kehrten aber, durch Krankheiten im Heere u. durch Streitigkeiten mit einander geschwächt, schon 1137 um. Da der Kaiser 1137 starb, so eilte R. herbei, nahm Innocenz II. gefangen u. empfing von ihm, da Anaklet II. 1138 gestorben war, 1139 sein gesammtes Königreich zu Lehn. Auch nach Afrika dehnte R. seine Eroberungen aus u. besaß bald (1152) den ganzen Küstenstrich bis Tripolis u. Bona. Daß ihm der byzantinische Kaiser Manuel eine Tochter zur Ehe verweigerte, war R. ein willkommener Grund, auch gegen das alternde Oström. Reich vorzugehen. Schon 1146 fielen seine Krieger über Korinth, Athen u. Theben her, während sein Flottenführer Georgios der Insel Korfu einen hohen Tribut abpreßte u. zahlreiche Seidenzüchter u. Seidenweber entführte, die seitdem ihre Kenntniß u. ihre Kunst nach Sizilien trugen. Geringen Erfolg errang dagegen Georg mit seinem Anfangs glücklichen Angriff auf Konstantinopel: der eben abwesende Kaiser Manuel kehrte, unterstützt von einer venetianischen Flotte, zurück u. Georgios büßte auf der Flucht 19 Galeeren ein. Nun suchte der Kaiser auch Italien wiederzugewinnen, u. eine kurze Zeit über huldigten ihm die Handelsstädte an der Ostküste von Otranto bis Ancona, aber als R. II. 1154 starb, waren das Ansehen u. die Staatseinrichtungen der Normannen zu sehr im Lande befestigt, als daß jener Erfolg der Griechen von Dauer hätte sein können. R. hinterließ sein Reich in einem blühenden Zustande geistiger u. materieller Kultur seinem Sohne Wilhelm I. — Vgl. Büdinger, „Ueber die Normannen u. ihre Staatengründungen" (in Sybel's „Histor. Zeitschrift", Bd. IV, 1860).

Roger (spr. Roscheh), Gustave Hippolyte, berühmter franz. Tenorist, geb. 17. Dez. 1815 zu St. Denis bei Paris, arbeitete erst bei einem Advokaten in der Provinz, trat aber 1836, von starker Neigung zum Theater erfaßt u. mit schöner Stimme begabt, in das Pariser Konservatorium, wo Martin u. Morin seine hauptsächlichsten Gesanglehrer waren, u. machte bereits 1838 seinen ersten theatralischen Versuch in der Opéra-Comique als „George Brown" in der „Weißen Dame" von Boieldieu mit so großem Erfolg, daß die Direktion der genannten Bühne ihn sofort engagirte. Im J. 1849 trat er, nachdem er jedoch zuvor mit Jenny Lind eine Kunstreise nach England gemacht hatte, zur Großen Oper über, an der er sich als „Johann" in Meyerbeer's damals neuem „Prophet" einführte. Seit 1850 war er verschiedene Male in Deutschland, wo er glänzende Triumphe feierte u. bes. auch dadurch Aufsehen machte, daß er das Deutsche im Gesang ganz vorzüglich aussprach. 1859 verlor er durch einen Unfall auf der Jagd den rechten Arm, betrat jedoch, mit einem künstlichen Arm versehen, nachmals wieder die Bühne, zuerst noch einige Zeit an der Pariser Großen Oper, dann nur auf Gastspielreisen wirkend. In seiner Blütezeit bot R. eine seltene Vereinigung von Schönheit der Stimme, vorzüglichster Ausbildung derselben, feinster Vortragsmanier u. einer ebenso durchdachten wie hinreißenden dramatischen Darstellung.

Roger van der Weyde, auch irrthümlich R. von Brüssel od. von Brügge genannt, der Führer der westflandrischen Malerschule des 15. Jahrh., geb. um 1400 in Tournai. Die sicheren Nachrichten über sein Leben beschränken sich darauf, daß er, von 1426 an durch einen unbekannten Maler Namens Lampin unterrichtet, 1432 als freier Meister in die Malergilde zu Tournai trat u. von 1436 als Stadtmaler in Brüssel angestellt wurde. Als solcher malte er in einem Saale des Rathhauses vier Bilder profanen Inhalts auf Leinwand, die zu ihrer Zeit sehr gepriesen wurden, aber im J. 1695 zu Grunde gingen. Wahrscheinlich hielt er sich dann mehrere Jahre in Brügge auf u. trat, zuerst von allen flandrischen Malern, 1449 eine Reise nach Italien an, die er bis Rom ausdehnte, u. wurde nach seiner Rückkehr, da er auch wegen seiner Bürgertugenden sehr beliebt war, mit Aufträgen reich bedacht. Er starb 16. Juni 1464 in Brüssel u. wurde in der Kirche St. Gudula begraben. — Das erste bestimmbare unter seinen Werken, die überaus sorgfältig in den Details sind, aber im Ausdruck der Gestalten nicht an die Brüder van Eyck heranreichen, für deren Schüler man ihn lange ohne Grund gehalten hat, ist der kurz vor 1445 gemalte sog. „Reisealtar Karl's V." (im Berliner Museum) mit dem Mittelbilde der „Klage um den Leichnam Christi"; vielleicht in dasselbe Jahr fallen „Der Johannesaltar" (ebendaselbst) u., wenn überhaupt ihm zuzuschreiben, ein Altarbild in der Peterskirche in Löwen mit der Kreuzabnahme, welches später noch öfter

wiederholt wurde. Eines seiner Meisterstücke ist das vor 1450 entstandene „Jüngste Gericht“ (im Hospital zu Beaune in Burgund), das aller Wahrscheinlichkeit nach den Grundgedanken zu dem (vielleicht mit Beihülfe seines Schülers Hans Memling) von ihm ausgeführten „Jüngsten Gericht“ in der Marienkirche zu Danzig bildet. Auch von den nach der ital. Reise entstandenen Werken sind uns noch mehrere bedeutende geblieben, z. B. der sog. Middelburger Altar mit der „Geburt Christi“ (Museum in Berlin), „Der heilige Lucas, der die Madonna malt“, u. das Altarbild mit der „Anbetung der Könige“ (beide in der Pinakothek in München), der Altar von Cambrai mit dem „Kreuzestod Christi“ (Museum in Madrid) u. die wenigstens in ihrem Mittelbilde diesem Altar ähnlichen „Sieben Sakramente“ (im Museum zu Antwerpen), die von Anderen dem R. v. d. W. abgesprochen werden. Einer der zahlreichen Schüler R. v. d. W.'s, unter denen Hans Memling (s. d.) u. Thierry Bouts († 1479) die bedeutendsten waren, setzte auch die technische Manier seines Lehrers fort u. machte z. B. von dem Lieblingsgegenstande desselben, der Kreuzabnahme, zahlreiche Wiederholungen. Diesen Unbekannten gab man eine Zeit lang für einen Sohn unseres R. v. d. W. aus u. nannte ihn R. v. d. W. der Jüngere; doch hatte unser R. v. d. W. keinen Sohn, sondern nur einen Enkel dieses Namens, u. dieser Enkel starb sehr früh. Eben so wenig bewiesen ist es, daß jene Nachahmungen von einem anderen Enkel unseres R. v. d. W., Namens Goswin v. d. W., herrühren. — Vgl. Crowe u. Cavalcaselle, „Geschichte der altniederländ. Malerei“ (deutsch von Springer, Lpz. 1875), u. Kinkel, „Mosaik zur Kunstgeschichte“ (Berl. 1876).

Roggen (Secale cereale), die verbreitetste Getreideart der kühleren gemäßigten Zone von unbekannter Herkunft, bald als einheimisch betrachtet, bald den kaukasischen Ländern zugeschrieben, wo sie Karl Koch auf dem Pontischen Gebirge, wie er glaubte, wild an ganz vereinsamten Stellen mit 2½–6 cm. langen Aehren antraf. Wahrscheinlicher empfingen wir sie erst durch die mongolische Völkerwanderung im Mittelalter gleichzeitig mit dem Buchweizen aus den mongolischen Steppen. Auf der kaspisch-kaukasischen Steppe wächst Secale fragile mit sehr zerbrechlicher Aehrenspindel, welche Marschall v. Biberstein für eine eigene Art, Link dagegen für die Stammart unseres gemeinen R.'s ansah. Gegenwärtig reicht die Verbreitungsgrenze desselben über den größten Theil des östlichen Europa, während das westl. Europa mehr den Weizen vorzieht; im N. liegt sie zwischen 65–60°, im S. zwischen 50–48° nördl. Br.; in den Alpenländern wird der R. in den unteren Regionen meist von Weizenarten, für die höheren von Gerste u. Hafer wie im hohen Norden abgelöst. Die einzige in Kultur begriffene Art (s. Abb. unter Getreidepflanzen), welcher sich sieben wildwachsende Arten aus Südeuropa u. dem Orient anschließen, bildet ihre Blütchen (Aehrchen) wie die übrigen einheimischen Getreidearten auf den Zähnen einer höchst elastischen, bandartig zusammengedrückten Spindel, an welcher sie zu dreien in ein einziges Aehrchen vereint sind, in welchem jedoch immer nur zwei Blütchen fruchtbar werden, während die dritte verkümmert od. sich unfruchtbar etwas über die beiden anderen erhebt. Sie sind an der Spitze begrannt u. tragen pfriemliche Klappen; der Embryo (Keimling) liegt an dem unteren Ende des Fruchtknotens als ein kleiner, walzenförmiger Körper. Der R. wird in zwei Formen, als Winter- u. als Sommerroggen, gebaut. Letzterer bleibt niedriger, bringt kleinere Körner u. hat ein weicheres Stroh. Ersterer erlangt, abgesehen von seiner sonstigen Bedeutung, nam. in Süddeutschland eine besondere Wichtigkeit als Staudenkorn, mit welchem man in den Gebirgen Hackwaldstellen besäet, auf denen er nicht nur viele Halme, sondern auch ein derbes, hohes Stroh liefert. Wird es schon um Johanni ausgesäet (Johannisroggen), so schneidet man es im Herbste einigemal als Grünfutter, worauf es im Frühling kürzere Halme, weiches Stroh u. kleine, mehlreiche Körner erzeugt. Als vorzügliches Saatgut sind der Propsteier u. Campiner R. geschätzt. R. verträgt gegenüber dem Weizen nur einen minder feuchten Standort, einen lockeren, mehr sandhaltigen Boden, kühleres Klima u. rauhere Lage; er bildet deshalb die Hauptfrucht in Mittel- u. Nordeuropa. Saatzeit für Winterroggen Mitte September bis Mitte Oktober. Saatquantum 1,5 bis 3 Hl. pro Hektar. Körnerertrag 10—20 HL. pro Hektar, der Strohertrag bes. ergiebig. Sommerroggen, zuweilen in rauhen Lagen angebaut, giebt unsichere Erträge. Das Roggenmehl hat eine stark nährende Kraft, doch bleibt von derselben viel in der Kleie zurück, weshalb geschrotenes Roggenkorn, zu Schwarzbrot gebacken, nahrhafteres Brot liefert; das Stärkemehl giebt den besten Branntwein (Kornbranntwein), der weit weniger Fuselöl enthält als der Kartoffelbranntwein. Das Stroh wird im Schwarzwald zu Flechtereien verwendet. Die Roggenernte wird durch den Mehlthau (Erysiphe comm.) u. das Mutterkorn (Claviceps purp.) geschädigt, durch die Rostpilze (Gattung Puccinia) oft vernichtet; thierische Feinde sind u. a. die Larve des Maikäfers u. die Ackerschnecke, welche man durch Kalkmehl vertilgt.

Roggenbach, Franz, Freiherr v., Staatsmann, geb. zu Mannheim 23. März 1825; studirte 1843–47 in Heidelberg u. Berlin die Rechte, ward 1848 Sekretär im deutschen Reichsministerium des Auswärtigen, stand seit 1849 eine Zeit lang im bad. Staatsdienst, lebte dann in Frankreich, England u. Berlin, bis er 1860 aufs Neue in den Dienst Badens trat, u. wurde im Mai desselben Jahres Minister des Auswärtigen u. des großherzoglichen Hauses, als welcher er für einen engeren Deutschen Bund unter Preußens Führung wirkte. Als diesem seinem Programm widerstreitende Entscheidungen getroffen wurden, gab er im Sept. 1865 seine Entlassung, verließ 1866, nachdem er in der bad. Kammer bis zuletzt gegen die Betheiligung am Bundeskriege gegen Preußen vergeblich gesprochen hatte, Karlsruhe u. zog sich nach Bonn zurück. 1868 in das Deutsche Zollparlament u. 1871 in den Reichstag gewählt, wo er sich zur liberalen Reichspartei hielt, ward er im Sept. 1871 vom Reichskanzler beauftragt, Lehrer für die neu zu errichtende Universität in Straßburg zu gewinnen, war eine Zeit lang deren Kurator, gab aber dann diese Stellung auf u. ist seitdem nicht mehr hervorgetreten.

Rohan (spr. Roang), ein durch Alter, Reichthum u. einflußreiche Beziehungen ausgezeichnetes fürstliches Haus, das von den alten Herzögen von Bretagne abstammt u. sich nach dem Städtchen R. im franz. Dep. Morbihan nennt. Es führt den stolzen Wahlspruch: „Roi je ne peux, duc je ne veux, R. je suis!“ (König kann ich nicht sein, Herzog mag ich nicht sein, R. bin ich!). Im 12. Jahrh. theilte sich das Geschlecht in zwei Linien, von denen jedoch die ältere 1540 erlosch. Die jüngere Linie nannte sich nach dem Städtchen Guémenée im Dep. Morbihan **R.-Guémenée**; ihre Glieder wurden nach Vereinigung der Bretagne mit der Krone Frankreich zu Prinzen von Geblüt erklärt, 1485 zu Baronen von Lanvaux, 1536 zu Grafen von Montbazon, 1570 zu Fürsten von Guémenée, 1588 zu Pairs von Frankreich u. Herzögen von Montbazon erhoben, erhielten 1808 in Oesterreich durch Indigenatsdiplom das später auch von den Königen von Preußen, Bayern, Hannover u. Sachsen anerkannte Prädikat „Durchlaucht“ u. 1816 auch noch die Würde von Herzögen v. Bouillon. Der letzte männliche Sproß der Hauptlinie R.-Guémenée war Victor Louis Mériadec, Fürst **v. R.-Guémenée**, Herzog **v. Montbazon u. Bouillon**, geb. zu Versailles 20. Juli 1766. Derselbe diente bis zum Ausbruch der Revolution in der franz. Marine, nahm dann Dienste im österr. Heere u. starb auf Schloß Sichrow in Böhmen 10. Dez. 1846. Da er keine Kinder hinterließ, folgte ihm sein Neffe, der älteste Sohn des Fürsten Charles Louis Gaspard v. R.-Rochefort-Montauban (geb. 1. Nov. 1765, gest. 7. März 1843): Camille Philippe Joseph Idesbald, Fürst **v. R.**, Herzog **v. Montbazon u. Bouillon**, Fürst **v. Guémenée, Rochefort u. Montauban**, geb. 19. Dez. 1800 u. seit 1826 vermählt mit der Prinzessin Adelheid v. Löwenstein-Wertheim-Rosenberg. Obwol durch Geburt u. Tradition Anhänger des Grafen v. Chambord, gehört derselbe doch zu den edelsten Patrioten Oesterreichs, weshalb er auch seiner Zeit zum erblichen Mitglied des österr. Herrenhauses ernannt wurde. Ueberdies ist er großer Beförderer der Gartenkunst; seine Gärten u. Pflanzenhäuser zu Schloß Sichrow genießen einen europ. Ruf u. eine der schönsten Rosensorten führt den Namen „R“. Im Kriege 1866 wurden mehrere Gemächer des unter Leitung seines kunstsinnigen Besitzers in sog. engl.-goth. Stil neu gebauten Schlosses von König Wilhelm von Preußen bewohnt. Da Fürst Camille gleichfalls kinderlos ist, so ist der präsumtive Erbe des Hauses R. sein ältester Neffe: Prinz Arthur **v. R.-Guémenée**, der, geb. 13. Juni 1826, in österr. Militärdiensten steht u. seit 1850 mit der Gräfin v. Waldstein-Wartenberg vermählt ist. — Von den früheren Mitgliedern der Linie Guémenée ist noch bes. geschichtlich merkwürdig: Kardinal Louis René Edouard, Prinz **v. R.**, geb. zu Paris 23. September 1734. Seiner hohen Geburt hatte er es zu verdanken, daß er bereits 1772 Erzbischof, Großalmosenier von Frankreich u. Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften wurde. Von Ludwig XV. als Gesandter nach Wien geschickt, erregte

er dort durch sein verschwenderisches Leben Anstoß, nam. bei der Kaiserin Maria Theresia, u. da man dann die Spöttereien, durch die er sich dafür zu rächen suchte, Marie Antoinette in Frankreich hinterbrachte, so ward er nach Ludwig's XV. Tode sofort zurückgerufen u. fiel in Ungnade. Um die Königin wieder zu versöhnen, gab er sich 1785 in der bekannten Halsbandgeschichte zum Werkzeug der Gräfin de Lamotte (s. d.) her. Infolge dessen 15. Aug. verhaftet u. in die Bastille gebracht, wurde er zwar 31. Mai 1786 vom Parlamente freigesprochen, verlor aber seine Würde als Almosenier u. ward erst nach der Auvergne, dann in sein Bisthum verwiesen. 1789 wählte ihn der Klerus von Hagenau in die Generalstaaten, doch täuschte er hier die auf ihn gesetzten Hoffnungen. Als man 1791 ihn als Royalisten verdächtigte, zog er sich in die deutschen Theile seines Bisthums zurück, wo ihn sein Rang als Reichsfürst vor jeder Verfolgung schützte. Nachdem er schon 1801 sein erzbischöfliches Amt niedergelegt hatte, starb er zu Ettenheim 16. Febr. 1802. — Der Marschall R. v. Gié, der unter Ludwig XII. eine bedeutende Rolle spielte u. den nachherigen König Franz I. erzog, wurde der Stifter der Linie **R.-Gié.**



Nr. 4485. Gerhard Rohlfs, geb. 14. April 1832.

Aus dieser entsproß insbes. der seiner Zeit als das Haupt der Hugenotten bekannte Herzog Henri **de R.** Von protest. Eltern auf dem Schlosse Blain in der Bretagne 25. Aug. 1579 geboren, kam derselbe mit 16 Jahren an den Hof Heinrich's IV., der ihn 1603 zum Herzog u. Pair erhob sowie zum Generalobersten der Schweizer ernannte u. 1605 mit Marguerite de Béthune, der Tochter Sully's, vermählte. Nach Heinrich's IV. Ermordung einer der hervorragendsten Vertreter der Protestanten, suchte er zwar stets zwischen diesen u. der Regierung zu vermitteln u. von einer Verbindung mit Condé abzuhalten; als aber der Krieg einmal beschlossene Sache war, griff auch er nebst seinem Bruder, dem Prinzen v. Soubise (s. d.), zu den Waffen u. kämpfte, seit 1626 als Oberbefehlshaber, mit eben so viel Geschick als Ausdauer bis zum Frieden vom 27. Juni 1629, in dem den Protestanten die freie Religionsübung verbrieft wurde. Da er indeß dem Hofe nicht traute, ging er alsbald nach Venedig, wo er seinem Vaterlande als Diplomat manchen wichtigen Dienst leistete. Im Auftrage Ludwig's XIII. begab sich R. 1631 nach Graubünden, um die Spanier u. Oesterreicher aus dem Veltlin zu vertreiben. Dies gelang ihm mit Hülfe eines franz. Corps; er drang sogar 1636 ins Mailändische ein. Weil aber nun die franz. Truppen sich in der Schweiz festsetzen wollten, erhoben sich die Graubündener gegen sie, nahmen R. gefangen u. entließen ihn nur gegen das Versprechen, das Land zu räumen. R. suchte darauf zunächst in Genf ein Asyl u. ging im Jan. 1638 zu dem ihm befreundeten Herzog Bernhard von Weimar, übernahm statt des ihm angetragenen Oberbefehls die Führung des Regiments Nassau, ward jedoch an dessen Spitze in der Schlacht bei Rheinfelden 28. Febr. 1638 schwer verwundet u. starb als der Letzte seiner Linie in der Abtei zu Königsfelden (schweizer. Kanton Bern) 13. April 1638. Seine Leiche ruht in der Kirche St. Pierre zu Genf, wo ihm auch ein Denkmal gesetzt wurde. Auch als Schriftsteller machte sich der Herzog einen angesehenen Namen; von ihm rühren her: „Mémoires sur les choses advenues en France depuis la mort de Henri IV. jusqu'à la paix faite avec les réformés“ (2 Bde., Par. 1630; 8 Aufl., Amsterd. 1756); „Le parfait capitaine“ (Anwendung der Kriegskunst Cäsar's auf die neuere Zeit, Par. 1636 u. öfter); „Traité du gouvernement des treize cantons“ (ebd. 1644); „Les intérêts des princes“ (Köln 1666); „Mémoires et lettres sur la guerre de la Valteline“ (3 Bde., Genf 1785); „Discours politiques“ (Par. 1793). Vgl. Fauvelet du Toc, „Histoire du duc Henri de R.“ (Par. 1667). — Marguerite **de R.**, Tochter des Vorigen, heirathete 1645 Henri de Chabot, den Sproß eines alten franz. Geschlechts, brachte als Erbin demselben die R.'schen Besitzungen zu, legte ihm aber auch die Pflicht auf, ihren Familiennamen mit dem seinigen zu verbinden. Gegen diese Vererbung trat ihre Mutter (gest. 1660 zu Paris) mit der Erklärung auf, daß sie 1630 in Paris während der Abwesenheit ihres Gemahls einen rechtmäßigen Sohn, Namens Tancrède, geboren, dessen Existenz sie aber aus Furcht vor Richelieu verheimlicht habe. Die Schwester Tancrède's ließ nun diesen entführen u. für todt ausgeben, u. es kam zwischen Mutter u. Tochter zu einem langen Prozeß, den aber der Tod Tancrède's plötzlich endigte, denn dieser wurde in den Unruhen der Fronde tödlich verwundet u. starb im Schlosse zu Vincennes bei Paris 1. Febr. 1649. Es wird vermuthet, daß Tancrède nur ein natürlicher Sohn der Herzogin Marguerite de R. gewesen, da dieselbe zwar eine Frau von hohem Muthe (sie begleitete ihren Gemahl auf den Feldzügen der Hugenotten u. leitete sogar 1625 die Vertheidigung Castres'), aber auch von einem sehr weiten Herzen war. Vgl. Griffet, „Histoire de Tancrède de R.“ (Lüttich 1767). — Seit 1645 nannte sich also Henri de Chabot **R.-Chabot**; mit dem Namen erbte er zugleich die Herzogswürde, die 1652 vom Parlament u. 1704 auch noch von Ludwig XIV. bestätigt wurde. Ueberdies führen alle Mitglieder des Hauses R.-Chabot den Titel „Cousin (bez. Cousine) du Roi“. Unter Anderen gehörten diesem Hause an: Philippe Ferdinand Auguste **de R.-Chabot**, Graf **de Jarnac**, geb. 2. Juni 1815. Derselbe war wiederholt franz. Gesandter in London, zuletzt seit 20. Aug. 1874, u. starb als solcher daselbst 22. März 1875. Gegenwärtiges Haupt ist: Charles Louis Josselin **de R.-Chabot**, Herzog **de R.**, Prinz **de Léon**, geb. 12. Dez. 1819.

Rohitsch, kroat. Rogavetz, Marktflecken von etwa 700 E. im steier. Kreise Marburg, im oberen Sottlathal, unmittelbar an der kroatischen Grenze; hat ein Steueramt, ein Schloß u. berühmte Schleifsteinbrüche. Der in der Nähe befindliche 800 m. hohe Donatiberg bietet eine prächtige Aussicht. In der Nähe liegt der Badeort Sauerbrunnen mit 12 erdig salinischen Eisenquellen, deren Wasser an Ort u. Stelle benutzt u. auch versandt wird. Das Bad wird jährlich von etwa 1500 Personen, bes. serb. u. kroat. Magnaten, besucht.

Rohlfs, Gerhard, berühmter Afrikareisender, geb. 14. April 1832 in Vegesack; besuchte das Gymnasium in Bremen, nahm als Freiwilliger 1849 an dem Kampfe für Schleswig gegen Dänemark Theil, wurde nach der Schlacht von Idstedt zum Offizier ernannt, studirte in Heidelberg, Göttingen u. Würzburg Medizin u. ging nach einer stürmisch verbrachten Jugend durch Oesterreich, Italien u. die Schweiz nach Algerien, wo er in die Fremdenlegion trat u. sich bei der Eroberung von Kabylien auszeichnete. Hier lernte er arabische Sitte u. Sprache bis zu dem Grade, daß er es wagen durfte, als Mohammedaner verkleidet das Land zu durchreisen. Von 1861 bis 1874 hat er nun eine Reihe für die Erforschung von Innerafrika höchst bedeutender Reisen ausgeführt. Nachdem er sich 1861 als Arzt bei dem Großscherif von Uesan u. in Marokko aufgehalten hatte, ging er längs der Küste bis Agadir, wanderte über Draa u. Tafilet — auf welcher Reise er räuberisch überfallen u. schwer verwundet wurde — nach Geryville u. Algier (vgl. „Mein erster Aufenthalt in

Marokko", Bremen 1873). In der Heimat kaum geheilt, wanderte er 1863 von Algier über Laghuat u. El Abiod Sidi Scheich nach Oran, 1864 von Tanger über den Atlas nach Tafilet, Tuat, Ghadames, Tripoli (vgl. „Reise durch Marokko", Bremen 1868, 2. Aufl. 1869), verweilte einige Zeit in Tripoli u. brach 20. Mai 1865 von Tripoli nach Murzuk auf, gelangte durch die Sahara nach Kuka, unternahm zahlreiche Wanderungen im Sudan u. ging dann, als der einzige Europäer, dem es gelungen ist, Nordafrika von Meer zu Meer zu durchschneiden, nach Lagos in Guinea (vgl. „Quer durch Afrika, Reise vom Mittelmeer nach dem Tschadsee zum Golf von Guinea", 2 Thle., Lpz. 1874—75). Nur kurze Zeit hielt sich R. im Sommer 1867 in Europa auf, begab sich vielmehr im Auftrage des Königs von Preußen Ende 1867 über Marseille u. Kairo zu dem englischen Expeditionscorps in Abessinien, welches er am 6. Jan. 1868 in Zula bei Massaua erreichte. Als Dolmetscher begleitete er den Obersten Phayre u. zog am 13. April mit dem Heere in Massaua ein (vgl. „Im Auftrage des Königs von Preußen mit dem englischen Expeditionscorps in Abessinien", Bremen 1869; „Land u. Volk in Abessinien", ebd. 1869). Nach seiner Rückkehr wurde er für den Posten des deutschen Konsuls in Jerusalem designirt. Doch zog er es vor, wieder nach Afrika zu gehen; er besuchte Philippeville u. Tunis u. war Dez. 1868 in Tripoli, wo er Nachtigal's (s. d.) Ausrüstung nach Bornu betrieb; dann reiste er Febr. 1869 nach Bengasi u. von da über Audschila u. Dschalo nach Alexandrien, wo er im Mai ankam (vgl. „Von Tripoli nach Alexandrien", Bremen 1871; „Afrikareise 1869 in 40 Photographien", Berl. 1871). Nachdem er sich in Weimar häuslich niedergelassen hatte, unternahm er, von dem Khedive von Aegypten mit reichen Reisemitteln ausgestattet, eine neue Reise in die Libysche Wüste. Begleitet von dem Astronomen Jordan, dem Mineralogen Zittel, dem Botaniker Ascherson u. dem Photographen Remelé, langte er Nov. 1873 in Alexandrien an, brach am 17. Dez. von Siut auf, besuchte die Oasen Farafrah u. Dachel, kehrte jedoch auf dem Wege nach Kufarah um, besuchte Siwah, Farafrah, Dachel, Charaeh u. kam im März 1874 wieder in Siut an (vgl. „Drei Monate in der Libyschen Wüste", Kassel 1875; Jourdan, „Die geographischen Resultate der von R. geführten Expedition ꝛc.", Berl. 1875; Zittel, „Briefe aus der Libyschen Wüste", Münch. 1875). — Durch Kühnheit, Umsicht, Akkommodationstalent ausgezeichnet, hat R. sehr wesentliche Erfolge gehabt u. die Geographie von Afrika um so mehr bereichert, als er sich auch die nöthige Fertigkeit in Ausführung von Positionsbestimmungen u. meteorologischen Beobachtungen aneignete. Außer den oben genannten Reisewerken schrieb er noch: „Land u. Volk in Afrika, Berichte aus den Jahren 1865 bis 1870" (Bremen 1870); „Beiträge zur Entdeckung u. Erforschung Afrika's, Berichte aus den Jahren 1865—70" (Lpz. 1876); „Die Bedeutung Tripolitaniens an sich u. als Ausgangspunkt für Entdeckungsreisende" (Weim. 1877).

Rohr. Man unterscheidet zwei verschiedene Arten: unser gemeines Schilf od. Teichrohr (Phragmites communis) u. das sog. echte od. spanische R. (Arundo Donax). Das erstere bildet die bekannten schilfartigen Ufereinsäumungen als eines unserer stattlichsten einheimischen Gräser, dessen Halme 2—3 m. Höhe erlangen u. hohl sind. Sie bekronen sich mit einer braunen, federbuschartigen Blumenrispe, während der kriechende Wurzelstock Halm an Halm emportreibt, damit die Ufer wesentlich befestigt u. vielen Wasserthieren, nam. der jungen Fischbrut, ruhige Buchten bereitet. Das Schilf dient als Material zum Dachdecken, noch mehr zur ersten Bekleidung der Wände u. Zimmerdecken vor deren Bewurf. Auch bereitet man Matten für Gartenbeetfenster u. dgl. daraus. Die Wurzel gilt zwar als eßbar, aber auch als Schweiß u. Harn treibend. Ganz anders ist das südeuropäische echte R. beschaffen. Seine Halme können eine Länge von 4 m. erreichen u. werden am Grunde holzartig, weshalb sie auch früher als spanisches R. zu Spazierstöcken allgemein benutzt wurden. Die Blätter werden auch breiter, wie bei vorigem, u. die Rispen krönen den Halm als große ästige Federbüsche. Im Alterthum machte man Flöten aus den Halmen, während sie gegenwärtig zur Dachbedeckung, gespalten zu Flechtwerk, zur Bereitung von Weberkämmen, Angelruthen ꝛc. Verwendung finden.

Röhr, Joh. Friedrich, der Hauptvertreter des sog. Vulgär-Rationalismus, geb. 30. Juli 1777 zu Roßbach bei Naumburg; erhielt seine Vorbildung auf der Schulpforta u. studirte dann seit 1796 zu Leipzig Theologie u. Philosophie. Nachdem er hier als Hülfsprediger an der Universitätskirche u. seit 1802 als Lehrer an der Schulpforta gewirkt hatte, wurde er 1804 Pfarrer zu Ostrau bei Zeitz u. 1820 Oberhofprediger u. Generalsuperintendent zu Weimar, wo er 15. Juni 1848 starb. Die Bedeutung R.'s lag darin, daß er bes. praktisch als Prediger u. in populären Schriften die letzten Konsequenzen des Rationalismus zog, den gemeinen Menschenverstand als obersten Maßstab in religiösen Fragen betrachtete u. nach ihm die Bibel umdeutete, indem er nur das als religiös bedeutsam gelten ließ, was dem „Streben nach Tugend" förderlich sei. Seine schließliche Niederlage in dem Streit mit Karl Hase (s. d.) versetzte dieser ganzen Richtung den Todesstoß. R.'s Ansichten sind niedergelegt in seinen „Briefen über den Rationalismus" (Zeitz 1813 u. ö.). Als Organ seiner Richtung diente die von ihm herausgeg. „Kritische Predigerbibliothek" (28 Bde., Neustadt 1820—48). Weitverbreitet ist auch R.'s „Palästina ꝛc. zur Zeit Jesu" (Zeitz 1816, 8. Aufl. 1845 u. 19).

Rohrdommel, s. „Reiher". **Röhrenquallen,** s. „Quallen".

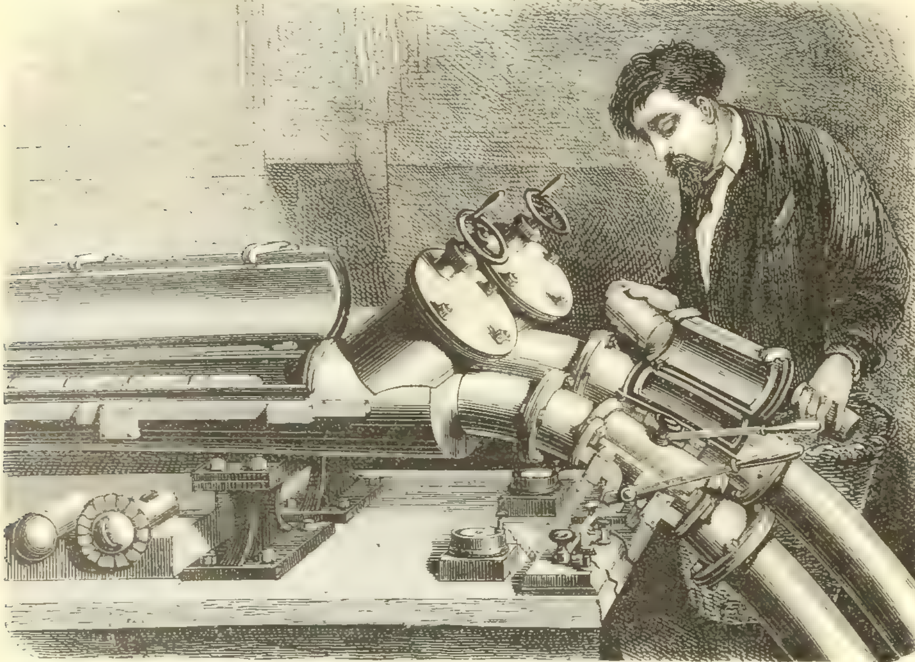
Röhrenwürmer sind Borstenwürmer (s. d.) der Meeresküsten, die häutige (Sabellen) od. kalkige (Serpuliden) Röhren absondern, in denen sie leben, od. durch den von ihrer Haut abgesonderten Schleim die sie umgebenden Sandkörnchen u. Muschelstückchen zu Röhren verkitten. Zu letzteren gehören Maldane, Chaetopterus, Hermella, Terebella. Die Kalkröhren der Serpuliden werden durch einen Deckel geschlossen, den man als eine umgewandelte Kieme zu deuten hat. Einige Röhrenwürmer, wie Maldane, Chaetopterus, haben gar keine Kiemen, andere haben am Kopfe zahlreiche, zugleich als Tast- u. Greiforgane dienende, fadenförmige Kiemen od. fächerförmig od. spiralig gestellte kammförmige od. gefiederte Lappen. Es giebt auch viele fossile Wurmröhren.

Rohrhuhn od. Teichhuhn (Gallinula chloropus), ein oben olivenbrauner, unten wie an Kopf u. Hals schiefergrauer Sumpfvogel (Familie Sumpf- od. Wasserhühner, Ralliden) mit kahler rother Stirn, grünen Beinen u. schmalen Hautsäumen an den langen Zehen. Es ist in ganz Europa häufig, in Deutschland als Zugvogel, es schwimmt u. taucht gut u. nistet zwischen Schilfrohr; sein Fleisch aber ist wenig beliebt.

Rohrpost. Die Beförderung geschriebener Depeschen u. kleiner Paketsendungen in kolbenartigen Büchsen, die ziemlich dicht, aber mit möglichst wenig Reibung in einer geschlossenen eisernen Röhre durch den Luftdruck vorwärts bewegt werden, wurde bereits vor mehreren Jahren in kleinem Maßstabe hier u. da ausgeführt; so nam. in weit verbreiteten Gebäudeanlagen, z. B. in Postämtern zum raschen Austausch der Briefschaften zwischen den einzelnen Sortirungs- u. Ausgaberäumen ꝛc. Die zu einer solchen Beförderung nöthige Anlage besteht in einer Röhrenleitung zwischen den beiden Stationen mit je einer Vorrichtung, um die Luft je nach Bedarf entweder aus der Röhre heraus od. in dieselbe hinein zu pumpen. In der Röhre bewegt sich eine zur Aufnahme der Briefe od. Depeschen eingerichtete Büchse, die mittels einer Lederklappe geschlossen wird u. mit ihrem Umfange den Innerraum der Röhre soweit ausfüllt, daß nebenher für die Luft so wenig wie möglich Zwischenraum bleibt. Eine solche Büchse muß, wenn an dem einen Ende der Röhre die Luft verdünnt wird, durch den stärkeren Druck vom andern Ende her jenem Punkte zugetrieben, von ihm gewissermaßen angezogen werden, u. zwar um so schneller, je größer die Differenz der Dichtigkeit der Luft auf beiden Seiten ist. Um diese Differenz u. damit die Geschwindigkeit der Büchse zu vergrößern, dient eine Kompressionspumpe, welche hinter der Büchse wirkt, während die Saugpumpe vor derselben thätig ist. Das Prinzip ist also ganz dasselbe, welches den atmosphärischen Eisenbahnen zu Grunde lag. Für die Beförderung von kleinen Sendungen auf größere Entfernungen wurde dasselbe zuerst innerhalb Londons von der Pneumatic-Despatch-Company angewandt. In Paris wurde 1872 eine pneumatische Depeschenbeförderung eingerichtet, welche 1873 durch eine Röhrenlänge von zusammen 19 Km. einen Theil des Stadtpostbetriebes besorgte u. zu diesem Zwecke an den wichtigsten Verkehrsknotenpunkten Stationen hatte, die durch jene Röhrenleitung unterirdisch mit einander in Verbindung stehen. Seit 1. Dez. 1876 ist eine ebensolche Beförderungsanstalt auch in Berlin durch den Generalpostdirektor Stephan ins Leben getreten u. R. genannt worden. Die Gesammtröhrenlänge beträgt s. Z. 26 Km., die sich zwischen 15 Stationen vertheilt u. mit den Post- u. Telegraphenämtern in Verbindung steht. Zur Verdünnung resp. Verdichtung der Luft dienen 4 Dampfmaschinen zu 12 u. 2 zu 20 Pferdekräften. Die durchschnittliche Schnelligkeit der Beförderung ist 314 m. pro Sekunde, mit dem Aufenthalte auf den Stationen ca. 1000 m. pro Minute. Jeder Rohrpostzug kann 15 Briefbüchsen enthalten à 20 Briefe, Telegramme od. Postkarten u. es werden in jedem der zwei Rohrkreise, in welche das Terrain eingetheilt ist, alle 15 Minuten von 8 Uhr Morgens

bis 9 Uhr Abends Züge abgelassen, welche also täglich, wenn man annimmt, daß die Hälfte der Sendungen aus einem Rohrkreise in den anderen übergeht, mehr als 23,000 Briefe ꝛc. befördern können. Für Unterbringung in den Büchsen müssen die Briefe ꝛc. eine besondere Form innehalten.

Rohrsänger (Salicaria), eine Untergattung von Singvögeln (Sylvien), graubraun von Gefieder, mit flacher Stirn, einem hellen Streif über die Augen u. keilförmig zugespitztem Schwanze. Sie leben einsam im Schilfe, zwischen dessen Stengeln sie ihre napfförmigen schwebenden Nester bauen. In Deutschland giebt es mehrere Arten, z. B. die Rohrdrossel, den Rohrsperling ꝛc.



Nr. 1640. Rohrpost-Station in Paris.

Rokitansky, Karl, Frhr. v., berühmter Patholog u. Anatom, geb. zu Königgrätz in Böhmen 19. Febr. 1804; studirte Medizin in Prag u. Wien, ward 1828 Assistent des Professor Wagner an letztgenannter Universität, erhielt nach dessen Tode 1834 die Stelle eines außerord. Prof. der pathologischen Anatomie u. des gerichtlichen Anatomen bei Leichenöffnungen, rückte bald zum ord. Prof. auf u. fungirte zugleich seit 28. April 1863 als Medizinalreferent im Ministerium des Kultus u. Unterrichts. Im Juni 1874 ward R. in den Freiherrnstand erhoben u. zog sich ein Jahr später von seiner amtlichen Thätigkeit zurück, doch blieb er Präsident der Akademie der Wissenschaften, die ihn bereits 1848 zu ihrem Mitglied u. 1869 zu ihrem Präsidenten gewählt hatte, sowie auch Präsident des 1870 gegründeten Anthropologischen Vereins. Seine wissenschaftliche Bedeutung ist eine hervorragende, u. zwar begründete er seinen großen Ruf durch das in alle Kultursprachen übersetzte „Handbuch der pathologischen Anatomie“ (3 Bde., Wien 1841 f.; 3. Aufl. 1855—61), worin er die Ergebnisse von vielen Tausend Untersuchungen am menschlichen Leichnam niedergelegt hat (im März 1866 machte er die 30,000. Leichenöffnung). Auf Grund seiner scharfsinnigen vergleichenden Beobachtungen brachte er Klarheit in die Vorstellungen von dem Gange u. der Aufeinanderfolge der krankhaften Störungen im lebenden Körper, u. so wurde er erst der eigentliche Schöpfer der pathologischen Anatomie u. der Führer der sog. „Wiener Schule“, von der eine neue Aera in der Medizin datirt. Außer jenem Hauptwerke hat R. eine Menge Monographien, Aufsätze für Fachzeitschriften u. Broschüren über Zeitfragen verfaßt. Aus seiner Ehe mit der vielseitig hochbegabten Marie Weiß stammen vier Söhne, von denen die beiden jüngsten, Karl u. Prokop, sich gleichfalls mit großem Erfolg der Medizin gewidmet haben, während die beiden ältesten, Hans u. Viktor, durch musikalische Talente sich Namen verschafft haben. Hans (geb. 1835) gehört als Bassist zu den Zierden der Wiener Hofoper, Viktor ist ein ausgezeichneter Gesanglehrer in Wien.

Roland, einer der gefeiertsten Helden der epischen Dichtung des Mittelalters, war der Sage nach ein Neffe Kaiser Karl's d. Gr. aus einer unebenbürtigen Ehe seiner Schwester Bertha. Anfangs mit seiner Mutter vom kaiserlichen Hofe verbannt, erwarb sich R. später durch seine Tapferkeit u. seinen ritterlichen Sinn die volle Gunst seines Oheims u. wurde von ihm in die Zahl der zwölf Paladine aufgenommen. Er unternahm nun theils allein, theils in Gemeinschaft mit anderen Rittern weite Kriegs- u. Eroberungszüge, welche ihn bis in das fernste Morgenland führten u. ihn zu dem gefürchtetsten Feinde der Ungläubigen machten. Als er gemeinsam mit seinem Oheim die Ungläubigen in Spanien siegreich bekämpft hatte, wurde er auf dem Rückzuge in dem Thale von Roncevaux infolge des tückischen Verrathes seines Vetters Ganelon von einem Sarazenenheere überfallen u. starb nach langer u. tapferster Gegenwehr den Heldentod, nachdem er auf seinem Horn Olifant, freilich zu spät, den Hülferuf hatte ertönen lassen, der bis zu Kaiser Karl's Ohren drang, u. vergeblich versucht hatte, sein herrliches Schwert Durendart, um es nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen, zu zerbrechen. Kaiser Karl nahm an den Ungläubigen u. an dem Verräther Ganelon furchtbare Rache. — Gegenüber dieser reich ausgebildeten Sage ist dasjenige, was uns die Geschichte über R. berichtet, äußerst dürftig. Wir besitzen über ihn nämlich nur die kurze Angabe des Geschichtschreibers Eginhard (s. d.), daß er Markgraf der Bretagne gewesen u. als Führer der Nachhut im Engpasse von Roncevaux mit seiner Kriegerschar von den Basken verrätherisch erschlagen worden sei (778). — R.'s Thaten u. Tod sind von der Dichtung oft verherrlicht worden; zuerst in dem altfranzösischen Rolandslied („Chanson de Roland“ od. „Ch. de Roncesvals“). Die uns erhaltene älteste Redaktion desselben ist wahrscheinlich im 11. Jahrh. verfaßt, beruht jedoch ohne Zweifel auf älteren (vielleicht ursprünglich deutschen) Volksliedern. Das Gedicht ist in normannisch-altfranzösischem Dialekte geschrieben u. umfaßt 298 Tiraden, d. h. bald kürzere bald längere Strophen von zehnsilbigen, durch Assonanz untereinander verbundenen Versen. Das Rolandslied besitzt nicht nur eine hervorragende Bedeutung als ältestes umfangreicheres Literaturdenkmal der französischen Sprache, sondern auch einen hohen ästhetischen Werth durch die edle Einfachheit seiner Komposition u. seine echt epische Erhabenheit. Für die Literaturgeschichte des Mittelalters ist es nam. auch dadurch wichtig geworden, daß es den Ausgangspunkt für einen umfangreichen, die Karls- u. Rolandssage behandelnden Cyklus epischer Dichtungen (die sog. Chansons de geste) abgegeben hat, welche Dichtungen wiederum von Frankreich aus nach allen Ländern des westlichen u. südlichen, ja auch des nördlichen Europa übertragen wurden u. dort zum Theil bis in das 16. Jahrh. hinein, ja selbst noch weiterhin, auf die Entwicklung der epischen Literatur einen tiefgreifenden Einfluß ausübten. Der Verfasser des Rolandsliedes ist unbekannt, der im letzten Verse genannte Turoldus ist vermuthlich nicht der Dichter, sondern nur der Abschreiber (beste Ausgabe von Theodor Müller, Gött. 1863; treffliche deutsche Uebersetzung von Wilh. Hertz, Stuttg. 1861). In Deutschland ward die Rolandssage zuerst im 12. Jahrh. von dem Pfaffen Konrad bearbeitet („Ruolandes liet“, herausgeg. von W. Grimm, Gött. 1838; „Das Rolandslied“, herausgeg. von Bartsch, Lpz. 1874); in Italien wurde sie von den epischen Dichtern des 15. Jahrh., unter denen Bojardo (1434—1494), der Verfasser des „Orlando innamorato“, der berühmteste ist, mit großer Vorliebe, aber freilich in einem von dem mittelalterlichen ganz abweichenden Geiste behandelt. Von Ariost (1474—1533) wurde schließlich der alte Sagenstoff völlig modernisirt u. in jenes anmuthvolle bunte romantische Gewand gekleidet,

welches den „Orlando furioso“ zu einer so ganz eigenartigen u. wunderbaren Dichtung erhebt. — Unter den modernen deutschen Dichtern hat Uhland durch einige seiner meisterhaften Balladen der alten Sage eine erneute Popularität verliehen, u. auch die Franzosen haben sich neuerdings dem Stoffe wieder zugewandt, so nam. de Bornier in seinem trefflichen Drama „La fille de Roland“ (Par. 1875).

Roland de la Platière (spr. Rolang d'la Platiähr), Jean Marie Baptiste, franz. Gelehrter u. Staatsmann, geb. zu Thizy bei Villefranche (Rhone-Departement) 18. Febr. 1734; erhielt als Jüngling einen Posten bei dem mit ihm verwandten königl. Inspektor der Manufakturen in Rouen. Beim Ausbruch der Revolution Generalinspektor der Manufakturen u. Fabriken in Lyon u. für die Ziele der Revolution begeistert, wurde er im Febr. 1791 zum Vertreter des Lyoner Gewerbestandes bei der Konstituirenden Versammlung gewählt, wo er mit den Girondisten in Verbindung trat u. sich für die Republik erklärte. Seit März 1792 Minister des Innern, verwaltete er zwar dieses ihm durch Brissot's Einfluß anvertraute Amt musterhaft, benahm sich aber dem König gegenüber aufs Verletzendste, u. als dieser die Unterzeichnung eines Dekrets verweigerte, richtete R. 10. Juni einen ihm von seiner Frau diktirten so heftigen Brief an Ludwig XVI., daß er sofort seine Entlassung erhielt. Der Umsturz des Thrones verhalf ihm schon 10. Aug. wieder zu demselben Ministerposten, u. diesmal war es seine Mäßigung u. Rechtschaffenheit, wodurch er der Bergpartei unbequem u. verhaßt wurde. Nach dem Ende der Girondistenherrschaft (31. Mai 1793) ward auch er auf die Liste der Proskribirten gesetzt; er entkam jedoch nach Rouen, wo er sich verbarg. Als er aber die Nachricht von der Hinrichtung seiner Frau erhielt, trieb ihn die Verzweiflung darüber aus seinem Versteck, u. auf dem Wege nach Paris begriffen, erstach er sich 15. Nov. 1793. Zu seinen Werken gehört insbes. das „Dictionnaire des manufactures et des arts qui en dépendent“ (3 Bde.), das einen Theil von Panckoucke's „Encyclopédie méthodique“ bildet. — Seine Gattin, die durch Geist u. Schönheit ausgezeichnete Manon Jeanne **R. de la Pl.**, gewöhnlich nur „Madame Roland“ genannt, Tochter des Kupferstechers Pierre Chrétien **Phlipon**, ward zu Paris 17. März 1754 geb. u. heirathete den Vorigen 4. Febr. 1780. Eine begeisterte Republikanerin, begrüßte sie den Ausbruch der Franz. Revolution mit Enthusiasmus u. riß erst ihren Mann in deren Strudel mit hinein. Als derselbe 1791 Minister geworden, unterstützte sie ihn in seinen Arbeiten u. veranstaltete wöchentliche Zusammenkünfte von Gelehrten u. Staatsmännern in ihrem Hause, erregte indessen dadurch, daß sie nicht immer zurückhaltend genug war, manchen Anstoß. Auch nach der Flucht ihres Gatten blieb sie in Paris u. korrespondirte im Interesse einer Contrerevolution mit den geflüchteten Girondisten. Deshalb verhaftet u. vom Revolutionstribunal verurtheilt, starb sie 8. Nov. 1793 auf dem Schaffot. Ihre Schriften wurden vollständig herausgegeben als „Mémoires de Mad. R.“ (Par. 1820; neue Aufl. von Dauban 1864). Vgl. Dauban, „Étude sur Mad. R.“ (ebd. 1864).

Rolandsäulen heißen die in vielen Städten, bes. Norddeutschlands, meist auf dem Marktplatze stehenden, künstlerisch gewöhnlich ziemlich werthlosen steinernen Standbilder eines Ritters mit gezogenem Schwert. Die Bedeutung dieser R. (statt Roland nach Einigen besser Hrotlant od. Ruotlant, von niederd. hrôt, hochd. hruot, d. h. Ruf, Ruhm) ist wol die, daß sie ein Zeichen des der betreffenden Stadt verliehenen Marktrechtes u. der Hegung des Blutbannes sind. Die größte dieser Statuen ist in Bremen (aus dem J. 1404), andere aus dem 15. od. 16. Jahrh. in Halberstadt, Halle, Nordhausen, Perleberg, Belgern bei Torgau, Brandenburg, Stendal, Zerbst; weiter im Süden auch in Prag, Leitmeritz u. Ragusa. Vgl. Zöpfl, „Die Rulands-Säule“ (Denkmale der Geschichte u. Kunst in Bremen, 1. Abth., 1861) u. Stappenbeck in „Märkische Forschungen“ Bd. 4.

Rolandseck, Ruine am linken Ufer des Rhein, im Kreise Ahrweiler der preuß. Rheinprovinz, unfern der gleichnamigen Station der linksrheinischen Eisenbahn. Die Ruine, die nur noch einen Fensterbogen gut erhalten zeigt, liegt auf einem über 100 m. über den Rhein aufsteigenden isolirten Basaltfelsen u. gewährt prachtvolle Aussicht auf das Siebengebirge u. auf die drei Rheininseln Nonnenwörth, Grafenwörth u. Rolandswörth. Die Burg verdankt der Sage nach ihre Entstehung dem Neffen Karl's d. Gr., Roland, der sich hier eine Burg baute, um von früh bis Abend hinab nach Nonnenwörth schauen zu können, in dessen Kloster seine Braut Hildegunde aus Trauer über seinen vermeintlichen Tod auf dem Kriegszuge gegen die Ungarn Aufnahme gesucht u. gefunden hatte. In Wirklichkeit ist R. ein im 11. Jahrh. entstandener Bau Kölner Erzbischöfe. Als Schauplatz der dem Schiller'schen „Ritter Toggenburg“ zu Grunde liegenden Sage leuchten R. u. Nonnenwörth im Glanze der Poesie.

Rolandslied, s. „Roland“.

Rolle heißt in der Mechanik eine kreisrunde, um eine Achse drehbare Scheibe aus Holz od. Metall, mit einem Einschnitt am Umfange zur Aufnahme einer Schnur od. eines Seiles. Liegt die Achse der R. fest, so heißt die letztere eine feste R.; eine bewegliche dagegen, wenn sich die Achse hebt, sobald die R. in Thätigkeit kommt. Die feste R. dient nur dazu, die Richtung der Zugkraft nach Wunsch zu ändern (Richtungsrolle).



Nr. 1650. Carl v. Rokitansky (geb. 19. Febr. 1804).

Sie wirkt wie ein gleicharmiger Hebel. Der Last an dem einen Ende des um die R. geschlungenen Seiles muß eine gleich große Zugkraft am anderen das Gleichgewicht halten. Hängt man dagegen, wie es bei der beweglichen R. geschieht, das um dieselbe geschlungene Seil mit dem einen Ende an ein festes Lager u. zieht am anderen, während die Last an der Achse der R. hängt, so braucht man nur die halbe Zugkraft, denn das Lager trägt die andere Hälfte. Freilich muß man auch, um die R. u. damit die Last um ein bestimmtes Stück zu heben, ein doppelt so langes Stück durch die R. hindurchziehen. Ueber die Zusammensetzung der R. n zu Flaschenzügen s. diesen Artikel. — R. im Schauspiel ist die vom Schauspieler dargestellte Persönlichkeit, dann auch das meist zusammengerollte Heft, dessen Inhalt der eine Persönlichkeit darstellende Schauspieler auswendig zu lernen u. vorzutragen hat. Rollenfach bezeichnet die Gattung der Charaktere, zu deren Darstellung ein Schauspieler durch Talent, Persönlichkeit, Stimme rc. bes. geeignet erscheint.

Rollenhagen, Georg, deutscher Dichter, geb. 22. April 1542 zu Bernau in der Mark; studirte zu Wittenberg Theologie u. wurde 1563 Schulrektor u. Prediger zu Halberstadt, ging aber schon 1565 als Hofmeister eines jungen Halberstädters nach Wittenberg zurück, wurde 1567 Magister u. erhielt noch in demselben Jahre das Prorektorat u. 1575 das Rektorat der Domschule zu Magdeburg. Im Besitz dieser Stellung starb er 18. Mai 1609. R. schrieb mehrere biblische Schauspiele („Abraham“ 1569; „Lazarus“ 1590), soll auch der Verfasser des „Hinkenden Boten“ u. des „Postreiter“ sein, welche in Versen über die Ereignisse der Jahre 1588 u. 89 berichten. Vorzugsweise bekannt aber ist er durch seinen „Froschmeuseler, od. der Frosch u. Meuse wunderbare Hofhaltunge“, zu dem er die erste Anregung in Wittenberg durch die Vorlesungen des Professor Veit Ortel von Winsheim über die homerische „Batrachomyomachie“ erhielt. Die Thierfabel dient diesem Werke nur als Rahmen; es geht wesentlich auf Belehrung aus u. nimmt dabei, der Stimmung der Zeit folgend, eine entschieden polemische Richtung; bei mancher Breite, Trockenheit u. Geschmacklosigkeit zeigt der „Froschmeuseler“ doch so viel Witz, heitere Laune u. Lebendigkeit der Schilderung neben hoher Sprachgewandtheit, daß der außerordentliche Beifall, den er zwei

Jahrhunderte hindurch sich zu bewahren verstand, erklärlich ist. R. ließ sein Gedicht unter dem Pseudonym „Marcus Hüpfinsholtz von Meuschel" erscheinen; erst eine spätere Zeit hat ihn als den Verfasser nachgewiesen (erster Druck Magdeburg 1595; neueste Ausgabe von Goedeke, Bd. 8 u. 9 von „Deutsche Dichter des 16. Jahrh.", Lpz. 1876; Bearbeitung von R. Benedix, Wesel 1841).

Rollett, Hermann, Dichter u. Kunstschriftsteller, geb. 20. Aug. 1819 zu Baden bei Wien als Sohn eines Arztes; studirte nach Absolvirung des Gymnasiums zu Wien Philosophie, Naturwissenschaften u. Chemie, widmete sich jedoch hauptsächlich den Schönen Wissenschaften u. trat zuerst mit seinen freimüthigen u. klangreichen „Frühlingsboten aus Oesterreich" (Jena 1845, 2. vermehrte Aufl. 1849) als Dichter hervor. 1848 u. 49 betheiligte er sich lebhaft an der deutschen Bewegung, gab ein „Republikanisches Liederbuch" (Lpz. 1848, 3 Aufl.) heraus, welches ihn in Sachsen-Weimar in einen politischen Prozeß verwickelte, u. wurde in der Reaktionszeit seiner demokratischen Gesinnung wegen in mehreren deutschen Staaten ausgewiesen, worauf er 1851 sich nach der Schweiz begab. Ende 1854 kehrte er in die Heimat zurück, wo er in seinem Geburtsorte Baden ein Jahr lang konfinirt blieb. Daselbst wurde er, in den öffentlichen Angelegenheiten wirksam thätig, 1867 in die Gemeindevertretung, 1870 in den Bezirksschulrath u. 1873 zum Bürgermeister-Stellvertreter gewählt. In den letzteren Jahren widmete er sich vorwiegend kunstwissenschaftlichen Studien u. Arbeiten. — Von seinen Schriften sind weiter hervorzuheben: „Wanderbuch eines Wiener Poeten" (Frankf. a. M. 1846); „Frische Lieder" (Ulm 1847, 2. Aufl. 1849 u. 1856); „Ein Waldmärchen aus unserer Zeit" (Lpz. 1848); „Dramatische Dichtungen" (enthaltend: „Die Kalunten", „Thomas Münzer", „Flaminge, ein Stück Weltkomödie", Lpz. 1851); „Jucunda" (Lpz. 1853); „Heldenbilder u. Sagen" (St. Gallen 1854); „Ausgewählte Gedichte" (Lpz. 1864, 2. Aufl. 1866); „Offenbarungen", Ghaselencyklus (Wien 1869); „Erzählende Dichtungen" (Lpz. 1872); „Die drei Meister der Gemmoglyptik, Antonio, Giovanni u. Luigi Pichler" (Wien 1874) ꝛc.

Rollin (spr. Roläng), Charles, franz. Historiker, geb. zu Paris 30. Jan. 1661; studirte in der Sorbonne Theologie, erhielt bereits 1683 eine Professur am Collège Plessis, wurde 1688 königl. Prof. der Beredsamkeit am Collége de France, versah 1694 u. 1695 das Rektorat an der Universität u. war seit 1699 Koadjutor des Collège de Beauvais, bis ihn 1712 die Jesuiten verdrängten; doch ward er 1720 aufs Neue Rektor der Universität. Er starb zu Paris 14. Sept. 1741. Von seinen, übrigens nur für die Jugend bestimmten Werken sind die vorzüglichsten: „Histoire ancienne des Egyptiens, des Carthaginois etc." (13 Bde., Par. 1730—38 u. ö.; deutsch, Dresd. 1783, 13 Thle.); „Histoire romaine" (16 Bde., Par. 1739 ff., fortgesetzt von Crevier u. Lebeau, 1750 ff.); „Traité de la manière d'enseigner et d'étudier les belles lettres" (4 Bde., Par. 1726 bis 1728 u. ö.; deutsch von Schwabe, 4 Thle., Lpz. 1750). Seine gesammelten „Oeuvres" wurden von Guizot (30 Bde., Par. 1820) u. Letronne (30 Bde., ebd. 1821) herausgegeben.

Rom (lat. u. ital. Roma). I. Das **alte Rom**; dieses lag, wie der wesentliche Theil des heutigen R., am linken Ufer des Tiber (Tiberis), etwa 15 Miglien von der Mündung desselben, nur daß das moderne R. nam. jene Ebene ausfüllt, welche dadurch entsteht, daß der Tiber sich in einer großen Kurve nach Westen von dem hügeligen Terrain entfernt (Campus Martius), während das alte R. ausschließlich die sog. sieben Hügel u. die dazwischen liegenden Thäler einnahm. Vier von den sieben Hügeln, der Mons Capitolinus, Mons Palatinus, Mons Aventinus u. Caelius, sind einzeln stehende Erhebungen, welche nach allen Seiten deutlich u. zum Theil sehr steil abfallen, während die drei anderen zur Stadt gehörigen Höhen als die Ausläufer einer kleinen Hochebene anzusehen sind, welche sich in den vom Tiber u. Anio, einem von links kommenden Nebenflusse des Tiber, gebildeten Winkel in westlicher u. südwestlicher Richtung vorschiebt. Die Namen dieser drei Höhen sind Mons Esquilinus u. im durchaus fest stehenden Unterschiede von den oben genannten Montes Collis Viminalis u. Collis Quirinalis. Diese drei zuletzt genannten Höhen schließen das ältere Stadtgebiet R.s im Norden u. Osten ab u. umfassen mit dem südwestlich liegenden Mons Capitolinus u. dem südlich sich vorschiebenden Mons Palatinus jene berühmte Niederung, in welcher außer einer großen Reihe anderer bemerkenswerther Lokalitäten sich auch das alte Forum Romanum befand, der Mittelpunkt des politischen Lebens im alten Rom. Während der Mons Caelius sich der schmalen Oeffnung jener Niederung nach S. u. SO. vorlagert, erhebt sich der Mons Aventinus im SW. des Mons Palatinus hart am Tiber, von letzterem Hügel getrennt durch die sog. Vallis Murcia, in welcher sich der Circus Maximus befand (s. u.). Der schon erwähnte Campus Martius (Marsfeld), nördlich u. westlich vom Mons Capitolinus u. dem Collis Quirinalis im W. u. NW. vom Tiber begrenzt, lag in der älteren Zeit ganz außerhalb der Stadt. Erst zur Zeit des Kaisers Aurelianus wurde auch er in den Bereich der Mauer gezogen. Damals wurde auch der Collis Hortorum (Gartenhügel), die Nordostgrenze des Campus Martius, eine nördlich vom Collis Quirinalis gelegene Anhöhe, in der spätesten Zeit der Kaiser aus nicht mehr erkennbaren Gründen Mons Pincius genannt (jetzt Monte Pincio), in den Kreis der Befestigung eingeschlossen. Auf dem rechten Ufer des Tiber hat der Mons Vaticanus, dem Collis Hortorum gegenüber, zum alten R. keine Beziehung; dagegen war der weiter südlich liegende Mons Janiculus schon in der ältesten Zeit befestigt, jedoch nicht weiter bewohnt. Erst gegen Ende der Republik scheinen hier auch Wohnhäuser in größerer Anzahl gestanden zu haben; wenigstens fügte Kaiser Augustus der Stadt eine Regio Transtiberina hinzu. Wie dem aber auch sei, trotz aller Vergrößerungen R.s hörte man nie auf, die alten sieben Hügel als die eigentliche Stadt zu betrachten, u. nie hat man in Hinblick auf dieselbe von einer größeren Anzahl Hügel gesprochen. Die Wahl gerade dieses Platzes für die Anlage der Stadt ergab sich aus den natürlichen Verhältnissen von selbst. Die Niederungen waren sumpfig u. ungesund, u. so wurden denn die einzeln dastehenden Hügel, welche wenigstens auf ihren Gipfeln freiere u. bessere Luft boten, naturgemäß zunächst bebaut. Augenscheinlich erst später, als die zwischen den Hügeln liegenden Sümpfe ausgetrocknet waren, ist man dann auch in die Thäler hinabgestiegen. Die Mängel der ursprünglichen Anlage haben sich in gesundheitlicher Beziehung zu allen Zeiten geltend gemacht, wiewol wir annehmen müssen, daß im Alterthum das Klima im Allgemeinen in ganz Italien strenger war als jetzt, daß mithin in der eigentlichen historischen Zeit des alten R. die gesundheitsschädlichen Miasmen nicht in so starker Weise sich entwickelten, wie es in der Gegenwart geschieht. In der Topographie des alten R., welche zugleich eine Geschichte der Stadt ist, lassen sich drei Perioden unterscheiden: 1. das R. des Gründers Romulus, 2. das R. des Servius Tullius u. 3. das R. des Aurelianus.

1. Die Gründung R.s fand, wie die römische Königssage berichtet, auf dem Mons Palatinus statt. Auf diesem trapezähnlichen, nach allen Seiten ziemlich schroff abfallenden Hügel wurde die erste städtische Befestigung angelegt, von den Schriftstellern nach ihrer viereckigen Gestalt mit dem Namen Roma quadrata bezeichnet. Näheres über diese älteste Gründung ist nicht bekannt, doch erblickt man noch heute nach der Seite der Vallis Murcia hin, zwischen anderen Gesteinen fast verborgen, die Reste einer uralten, aus großen Quadern ohne Mörtel zusammengefügten Befestigungsmauer, welche genau den Abfall des Hügels umfaßt zu haben scheint. Diese Reste sind auch unter dem Namen der Romulischen Mauer bekannt.

2. Auch die allmähliche Vergrößerung der Stadt infolge stärkerer Bevölkerung ist in sagenhaftes Dunkel gehüllt. Nur das Eine erscheint einigermaßen sicher, daß, nachdem die Römer u. Sabiner sich zu einem gemeinsamen bürgerlichen Ganzen vereinigt hatten, die letzteren den Mons Capitolinus besetzten, u. daß dann die zwischen den Hügeln liegende Niederung zum gemeinschaftlichen Berathungsplatze, dem Forum, auserwählt wurde. Die Besetzung der anderen Hügel, von denen die Königssage den Caelius unter Tullus Hostilius durch die von Alba Longa nach Rom verpflanzten Latiner, den Aventinus unter Ancus Martius durch die unterjochten Bewohner anderer Städte bevölkert werden läßt, ist ganz unsicher. Zur Zeit des Königs Tarquinius Priscus begriff R. jedenfalls die genannten vier Hügel, u. es wird erzählt, daß dieser König die Stadt in ihrem ganzen Umfange mit einer starken Mauer habe umgeben wollen. Beendigt wurde dieses Werk aber erst unter der Regierung seines Nachfolgers Servius Tullius, auf den man dann gewöhnlich auch die Herstellung der ganzen Mauer übertrug, indem man, den Namen des Tarquinius übergehend, nur von der Servianischen Stadt u. der Servianischen Mauer redete. Das Hauptverdienst dieser neuen Befestigung lag darin, daß außer Capitolinus, Palatinus, Aventinus u. Caelius dadurch auch der Quirinalis, Viminalis u. Esquilinus in den Bereich des Mauerschutzes gezogen wurden. Da aber diese Hügel nach Osten, wie gesagt, in eine Hochebene auslaufen, so konnte hier die Befestigung nur durch einen mächtigen Wall hergestellt werden. Dies ist der sog. Agger Servii Tullii, dessen gewaltige Ueberreste wir noch heute bewundern.

Durch diese Befestigung des Servius Tullius wurde die Vertheidigung R.s für mehrere Jahrhunderte fixirt, und ebenso feststehend blieb auch die Eintheilung der Stadt des genannten Königs in die vier Regiones, nämlich: 1. Suburana, 2. Esquilina, 3. Collina u. 4. Palatina.

ROM
unter den Kaisern.

Maasstab in 20000 der Natur.

Die Cartons in dreifachem Maasstab.

Erklärung der Buchstaben.

Palatium.

- a. Haus des Augustus
- b. Tiberius
- c. Nero
- d. Colosse des Nero
- e. Schwitzende Meta
- f. Heiligthum der Laren
- g. Bogen Constantins
- h. Alte Curien
- i. Septizonium des Severus
- k. T. der grossen Mutter
- l. T. d. s Palatin Apollo
- m. T. der Victoria

Velabrum u. Circus.

- n. Janus Constantins
- o. T. der Mutter Matuta
- p. T. des siegreichen Hercules
- q. Hauptaltar des Hercules
- r. T. der Fortuna
- s. T. der Venus

Aventinus.

- t. T. der ...
- u. T. der Luna
- v. T. der Minerva
- w. T. der Libertas

- A. T. des Apollo
- B. Porticus des Metellus
- C. T. der siegreichen Venus
- D. Curie des Pompejus
- E. Minerva Tempel des Pompejus
- F. T. der Juturna
- G. Mitadianische u. Marci anische Basiliken
- H. Triumphbog. des Claudius
- I. ... des Gratianus Valentinianus u. Theodosius

STADTBEZIRKE zur Zeit AUGUSTS.

- I. Capenisches Thor
- II. Caelimontium
- III. Isis und Serapis
- IV. Heilige Strasse
- V. Esquilien
- VI. Hoher Weg
- VII. Breiter Weg
- VIII. Forum Romanum
- IX. Flaminischer Circus
- X. Palatium
- XI. Circus Maximus
- XII. Teich
- XIII. Aventinus
- XIV. Jenseits der Tiber

Das FORUM der Republik.

1 T. des Capitolin. Jupiter	14 Bog. des Sept. Severus
2 . . donnernden .	15 Flavische Rednerbühne
3 . . Honos u. der Virtus	16 Lacus Curtius Altar.
4 der Ops	17 Domitians Reiterstatue
5 Die 100 Stufen	18 Alte Rednerbühne
6 T. der Carmentis	19 Neue . sub Veteribus.
7 Bogen des Claudius	20 Julische Rednerbühne u. T. des göttl. Julius Caesar
8 . . Tiberius	21 Richtstuhl des Prätor
9 T. der Eintracht	22 Bogen des Augustus
10 Gemonische Treppe	23 Haus des Opferpriesters
11 Tullianisches Gefängniss	24 Vulcanal
12 Bog. des M. Aur. Antoninus	25 Vierstirniger Janusbogen.
13 Doppelter Janustempel	

FORUM und CAPITOLIUM in der Kaiserzeit

QUIRINALISCHER HÜGEL

PALATINUS

Erst nach dem zweiten Punischen Kriege, als man keinen Hannibal mehr vor den Thoren der Hauptstadt zu fürchten hatte, verfielen u. verschwanden die alten Mauern allmählich, u. zur Zeit des Augustus, welcher die ganze Stadt in 14 Regiones eintheilte, war diese weit über die Servianischen Grenzen ausgedehnt. In dieser Zeit war, wie uns berichtet wird, außer dem Agger überhaupt jede Spur der Servianischen Mauer verschwunden, so daß man nicht einmal mehr den Lauf derselben bestimmen konnte. In diese zweite Periode der Entwicklung der Stadt fallen nun alle jene glänzenden Bauten u. Anlagen, deren Großartigkeit wir noch jetzt in den Ruinen derselben erkennen. Den Glanzpunkt der Stadt bildete der Mons Capitolinus, auf dessen südwestlichem Theile, da wo jetzt der Palazzo Caffarelli liegt, das Capitolium stand (daher oft auch der ganze Hügel mit diesem Namen bezeichnet wird) od. das Templum des Jupiter optimus maximus, des höchsten Schutzgottes Roms, mit drei neben einander liegenden Zellen; in der mittleren stand das Bild des Jupiter, in der rechts davon liegenden das der Minerva u. in der linken das der Juno; oben auf dem Dache stand eine Quadriga. Wiederholt durch Feuer zerstört, wurde dieses Heiligthum immer wieder aufgebaut, am glänzendsten durch den Kaiser Domitianus. Vor diesem Bau, der bis zum vollständigen Verschwinden des ganzen Tempels im Wesentlichen fortbestanden zu haben scheint, ließ Kaiser Augustus den vielgenannten Tempel des Jupiter Tonans erbauen. In der Nähe lag auch der Tarpejische Felsen, von dem in den älteren Zeiten die Verbrecher hinabgestürzt wurden. Auf der anderen nördl. Höhe des Mons Capitolinus lag die Arx, die ursprüngliche Burg od. Citadelle R.s (jetzt eingenommen durch die Kirche von Araceli) u. in ihrem Bereiche auch der Tempel der Juno Moneta, mit dem später die römische Münze verbunden war. Vom Kapitol schweift der Blick nach SO. über die Niederung, welche in dem dem Kapitol am nächsten liegenden Theile das Forum Romanum (Abb. Bd. II Taf. XXIX) umfaßte u. westl. davon (wie wir jetzt nach dem Funde einiger Reliefs bei den neuen Ausgrabungen auf dem Forum genau wissen) das Comitium, auf deren Grenzscheide die alte berühmte Rednerbühne stand (rostra vetera), so daß sich der Redner sowol nach dem Forum als nach dem Comitium wenden konnte. Nach der Seite des Kapitols wurde das Forum abgeschlossen durch den Tempel des Saturnus mit dem damit verbundenen Aerarium (Schatzhaus u. Staatsarchiv); hier lag auch der Tempel der Concordia u. ein vermuthlich dem Vespasianus geweihter Tempel, von dem wie von den anderen eben genannten Bauten mächtige Ruinen erhalten sind. Auf der linken Seite des Forum, wenn man vom Kapitol herabkam, lief die Via sacra (d. h. Heilige Straße), die alte Triumphalstraße, welche durch den noch erhaltenen Triumphbogen des Severus zum Kapitol hinaufführte; gegenüber derselben, nicht ganz parallel mit der vorigen, lief eine ähnliche Straße; sie vereinigte sich an dem Südostende des Forum mit der Via sacra, welche dann durch den Triumphbogen des Titus hindurch allmählich aus Rom hinausführte. Jenseit der Via sacra im NO. des Forum lagen die Curia, das Sitzungslokal des Senates, u. die Basilica Aemilia u. der der Kaiserin Faustina geweihte Tempel, auf der anderen Seite, jenseit der oben genannten Straße im SW. des Forum, die in ihren Fundamenten aufgedeckte glänzende Basilica Julia u. der noch in drei Säulen erhaltene Tempel des Castor. Mitten auf dem Forum, welches ursprünglich natürlich als leer gedacht werden muß, erhebt sich jetzt aus der byzantinisch-römischen Zeit die Ehrensäule des Kaisers Phokas. Im SO. an das Forum schließt sich eine kleine Erhöhung, im Alterthum die Velia genannt, auf der die gewaltigen Ruinen der Basilica Constantini u. die Reste des Doppeltempels der Roma u. der Venus liegen. Die ganzen Bauten, welche sich in südöstl. Richtung längs der Via sacra erstrecken, schließt, da wo die Straße sich durch den Triumphbogen des Constantinus nach S. wendet, das gigantische Amphitheatrum Flavium (Colosseum) ab, jener mächtige, von Vespasianus begonnene u. von Titus im J. 80 n. Chr. vollendete Bau, welcher zu Schaukämpfen aller Art diente u. an 80,000 Menschen faßte. Wie diesen glänzenden Mittelpunkt Roms im NW. das Kapitol überragte, so im SW. der Mons Palatinus. Hier war der Sitz der vornehmen Welt von Alters her gewesen u. infolge dessen entwickelte sich hier auch bald ein prächtiger Stadttheil, dessen Glanz sich auf das Höchste steigerte, als durch Augustus dieser Hügel die dauernde Residenz der Kaiser (palatium) u. damit das Centrum des Erdkreises wurde. Hier häuften die Kaiser, ein Tiberius, ein Caligula, ein Nero bis auf Alexander Severus hinab, Prachtbau über Prachtbau, so daß alle Privathäuser allmählich von dort verdrängt wurden. Noch heute erblicken wir einen endlosen Wirrwarr von Ueberresten jener Bauten, von denen sich aber verhältnißmäßig nur Weniges topographisch sicher bestimmen läßt. Nach NO. hatte das alte Forum keinen der Höhe des Palatinus entsprechenden Abschluß; dennoch war seit der Kaiserzeit diese Gegend nicht minder glänzend ausgestattet. Hier zogen sich in der Niederung zwischen Kapitol u. den Ausläufern des Collis Quirinalis die prachtvollen Anlagen der sog. Kaiserfora hin, von den Kaisern gebaut, als die alten Versammlungsorte nicht mehr ausreichten. Von SO. unmittelbar im Anschluß an das alte Forum erstrecken sich hier in der Richtung nach NW. u. in ununterbrochener Reihe weithin das Forum des Vespasianus, des Nerva, des Augustus u. endlich die großartigste aller Anlagen, das Forum des Trajanus, erhalten in gewaltigen Ruinen u. noch jetzt geschmückt mit der Trajanssäule.

Die anderen Hügel u. Lokalitäten des alten Rom haben nicht annähernd die Bedeutung der eben behandelten. Wichtig ist die Vallis Murcia zwischen Palatinus u. Aventinus, welches Thal schon seit Tarquinius Priscus von dem Circus Maximus eingenommen wurde. Näheres kennen wir von dieser Anlage nicht mehr; nur vermögen wir bis heute den Umfang des Cirkus nach den noch deutlich im Boden zu erkennenden Grenzen näher zu bestimmen. An diese Vallis Murcia schloß sich bis zu dem Orte, wo der Tiber sich theilt u. die dem Aesculapius geweihte u. daher in alter Zeit unbebaute Insula einschließt, das Forum Boarium (d. h. Ochsenmarkt), auf dem noch jetzt nach dem Palatinus zu der Arcus Argentariorum u. der vermuthlich zu einer Art Börse dienende Doppelbogen, Janus Quadrifrons, liegen, ferner ein wahrscheinlich dem Hercules heiliger Rundtempel u. der zu einer Kirche (Sta. Maria in Cosmedin) verwandelte Tempel der Fortuna; hier in der Nähe mündet auch die Cloaca Maxima in den Fluß, durch die vermuthlich erst das von seiner sumpfigen Beschaffenheit benannte Velabrum, welches das Forum Boarium vom Vicus Tuscus trennte, trocken gelegt wurde. Der letztgenannte Vicus, welcher sich nach NO. zwischen Capitolium u. Palatinus erstreckte, hat seinen Namen augenscheinlich von einer hier stattgefundenen etruskischen Ansiedlung; in spätester Zeit hieß er Turarius.

Außerdem sind noch die großartigen Bäder (Thermae) hervorzuheben, welche die Kaiserzeit geschaffen hat u. die noch in mächtigen Ruinen vorhanden sind. So die Thermae Titi u. die Thermae Trajani am südwestl. Abhange des Mons Esquilinus, die Thermae Antonianae des Caracalla (Abb. Bd. II S. 50), im SO. vom Aventinus u. Caelius an der Seite der Via Appia 2c. Im Campus Martius wurden erst in der späteren Zeit der Republik, nam. aber erst zur Kaiserzeit, verschiedene Bauten ausgeführt. Noch erhalten sind die zu einem Hause umgewandelten Reste des Theatrum Marcelli, hart am Nordwestabhange des Capitolium, u. vor allen das zur Feier seines Konsulates von Agrippa erbaute u. rings mit Badeanlagen verbundene prachtvolle Pantheon, gerade in der Mitte des Campus. Westlich von diesem erkennen wir auch noch in der Form der Piazza Navona die Spuren des alten Stadion. Ganz im N. des Campus befindet sich das zu einem Theater umgewandelte Mausoleum des Augustus, während in gerader Linie westl. davon, aber jenseit des Tiber, das durch den Pons Aelius mit dem Campus verbundene Sepulcrum Hadriani (Abb. Bd. IV, S. 878) liegt. Auf der andern Seite der Stadt dehnt sich eine fruchtbare Niederung aus, welche jetzt unter dem Namen Campagna bekannt ist; durch dieselbe wurden der Stadt vom Gebirge her zahlreiche Wasservorräthe zugeführt, in riesigen, zum Theil noch thätigen, zum Theil in großartigen Ruinen erhaltenen Wasserleitungen, welche über Bogen durch die Ebene geführt wurden. Nach dieser Seite führt auch die alte Militärstraße, die Via Appia, aus R. heraus nach Terracina u. dann weiter bis Salernum. Stundenlang finden wir links u. rechts von dieser Straße die zahlreichen Reste der Grabdenkmäler; denn hier setzte man seit uralten Zeiten seine Verstorbenen bei.

3. Die dritte Phase der Stadt bildet das R. des Aurelianus (Kaiser 270—275 n. Chr.). Durch diesen wurde die Stadt, da in jenen Tagen R. bereits die Barbareneinfälle zu fürchten begann, von Neuem mit einer großen Mauer umgeben, welche in weitem Umkreise Alles, auch den Campus Martius, umfaßte, was im Laufe der Jahrhunderte an das alte R. des Servius Tullius angebaut war. Im Innern behielt die Stadt wesentlich dasselbe Aussehen, nur wurden später noch die Thermae Diocletiani erbaut, hart am Agger Tullii auf der Hochebene, deren Ausläufer die beiden Colles Quirinalis u. Viminalis u. der Mons Esquilinus bilden. Eine Erweiterung nach außen hat R. nicht mehr erfahren. Die Mauern verfielen nicht sehr lange nach der Zeit des Aurelianus, wurden zwar unter Honorius (395—423 n. Chr.) wiederhergestellt, sind aber jetzt fast ganz verfallen. Selbst als Constantinus noch 324 n. Chr. seinen Hof nach Byzantium (Constantinopolis) verlegte, dauerte der äußere Glanz Roms fort bis in die Zeiten des Honorius. Nach diesem Kaiser, bes. als die Gothen u. später auch andere Barbaren sich der Stadt bemächtigten, sank deren Glanz u. Pracht schnell in den Staub.

II. Das **neue Rom,** Hauptstadt der Provinz Roma u. des Königreichs Italien, liegt zum Theile auf der Stelle des alten R. Die ursprüngliche Siebenhügelstadt, die durch Erweiterung der Stadtgrenzen zur Elfhügelstadt geworden ist (der Monte Citorio, im Herzen der Stadt, der wol nur als eine Schuttanhäufung anzusehen ist, würde der 12. sein), zeigt von N. durch O. nach SW. auf dem linken Tiberufer die fast in einem



Nr. 1. Rom unter den Königen.



Nr. 2. Umgebung des Tiber zur Zeit des Kaiserreichs.



Nr. 3. Rom zur Zeit Cäsar's.



Nr. 4. Denkmäler der Via Appia.



Nr. 5. Die Albaner-Berge mit den Stadtmauern Roms.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.



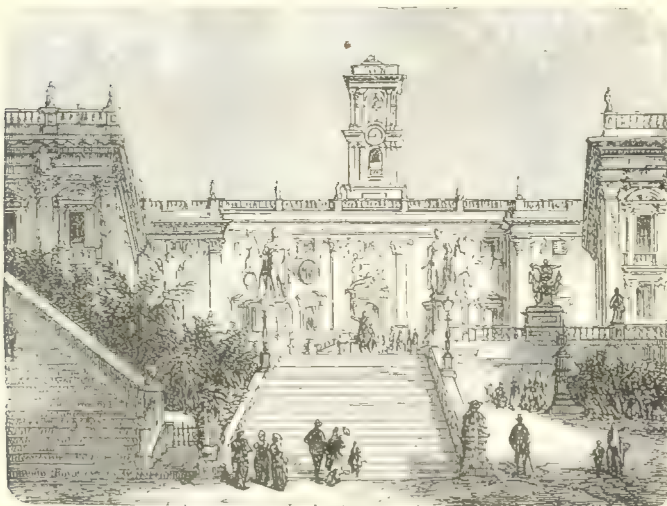
Nr. 6. Die Gärten des Vatikan.



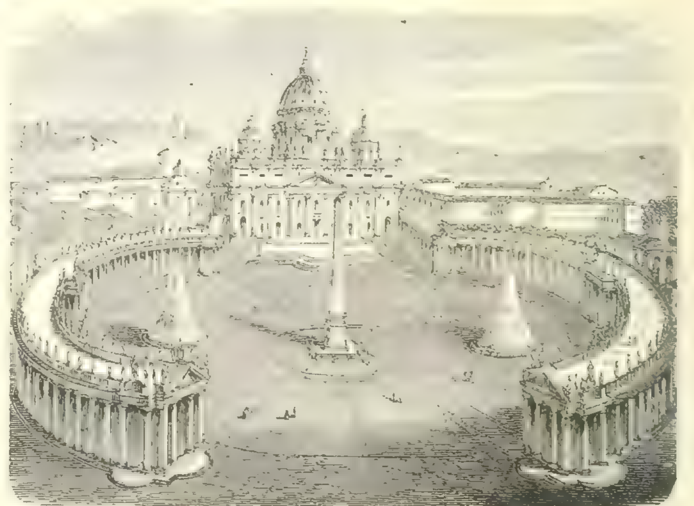
Nr. 7. Quirinal.



Nr. 8. Das heutige Rom.



Nr. 9. Palast der Senatoren auf dem Kapitolplatz.



Nr. 10. Die Peterskirche.

Halbkreise stehenden, lang gestreckten, mit der Stirn zum Tiber hin gerichteten 6 Hügel, den Monte Pincio (49—65 m. über dem Meere), den M. Quirinale (55 m.), den M. Viminale (52 m.), den M. Esquilino (65 m.), den M. Celio (51 m.) u. den M. Aventino (47 m.), denen sich noch am Tiberufer abwärts der außerhalb der Reihe stehende kleine M. Testaceo (46 m.) anreiht. Diese Hügelreihe umschließt den weniger lang gestreckten M. Palatino (52 m.) u. den kleinen M. Capitolino (46 m.), u. vor dieser ganzen Hügelpartie liegt halbinselartig in den Tiber vorspringend die Flußniederung, die den bevölkertsten Theil der Stadt, das Viertel der gewerblichen Thätigkeit trägt. Auf dem rechten Ufer, auf welchem durch das nahe Herantreten der Hügel zum Flusse die Niederung nur eine geringe Ausdehnung erlangen konnte, liegt der Stadttheil Trastevere (d. h. jenseit des Tiber), umschlossen von dem lang gestreckten mächtigen M. Gianicolo (94 m.), der die beste Aussicht auf die Stadt gewährt, u. am weitesten nach NW. vorgeschoben der M. Vaticano (die Spitze der Peterskuppel 153 m.). — Die Stadttheile rechts u. links des Flusses sind durch 5 Brücken verbunden. Dem Laufe des Flusses entlang folgen sich die Engelsbrücke (Ponte S. Angelo, der alte Pons Aelius), der Ponte di Ferro, P. Sisto (ehemals Pons Aurelius), die zwei die Tiberinsel (Isola di S. Bartolommeo) mit den beiden Ufern verbindenden Brücken, Ponte Quattro Capi (Pons Fabricius) u. P. di S. Bartolommeo, u. der P. Rotto (Pons Aemilius). Der Tiber durchfließt in langsamem Laufe die Stadt. Sein Fall beträgt von hier bis zu der 7 Stunden entfernten Mündung nur $6^{1}/_{2}$ m. Das gelbliche Wasser, gefärbt durch den ihm beigemengten, aus Thonerde u. Eisenoxyd bestehen den Schlamm (daher Tiber flavus), das früher trotzdem als Trinkwasser benutzt wurde, ist bei Ueberschwemmungen sehr gefürchtet. Die Breite des Flusses wechselt, soweit er R. durchfließt, zwischen 52 u. 103 m., seine Tiefe zwischen 5—13 m. Der Fluß ist innerhalb der Stadt wenig von Schiffen belebt, der Dampfschiffverkehr nach der Mündung zu unbedeutend, noch unbedeutender stromaufwärts. Hier hat die Eisenbahn nach Florenz den Verkehr auf sich gelenkt, der nach S. zu durch die Bahn nach Neapel u. nach den nordwestl. Gebieten der Küste durch die Bahn über Civita Vecchia vermittelt wird. — Ganz R. ist umschlossen von einer gegen 3 M. langen, wenig bemerkbaren Mauer. Durch sie führen zur Osthälfte von R. her die Porta del Popolo, P. Pinciana u. P. Salara, von O. die P. Pia, P. S. Lorenzo u. P. Maggiore, von S. die P. Giovanni, P. Latina, P. Sebastiano u. P. S. Paolo. Die Eisenbahn, deren Endpunkt innerhalb der Stadtmauer, nahe den Thermen des Diocletian, liegt, hat auf der Ostseite eine besondere Eingangspforte. Zum westl. Stadttheile führen die P. Portese, P. S. Pancrazio, P. Cavalleggieri, P. Angelica u. P. Castello. — Die Mauer umschließt nicht nur die eigentliche Stadt u. grenzt dieselbe von einer davon verschiedenen, außerhalb liegenden Landschaft ab, sondern ein reicher Kranz von Gärten u. Aeckern, an manchen Theilen bis eine halbe Stunde breit, ist bes. im NO., O. u. S. in den Stadtrayon hineingezogen, u. ebenso setzt sich außerhalb der Stadt der Charakter der letzten inneren Partien in einzelnen Gärten u. Aeckern mit Häusern u. Villen fort. In der unmittelbaren Umgebung R.s, vor den Stadtthoren, wohnen in einzelnen Häusern zerstreut gegen 10,000 Menschen. — Die vor u. theilweise auf den erwähnten Hügeln gebaute innere Stadt, in der die Häuser näher an einander treten u. endlich geschlossene Reihen bilden, hat eine höchst originelle Physiognomie. Sie kontrastirt stark mit den Eigenthümlichkeiten anderer großer Städte. R.s Straßen, bis auf wenige, sind eng u. schmuzig, Trottoir hat nur der Corso u. die Via del Borgo; viele Plätze mit berühmten Namen sind durchaus unscheinbar; selbst die herrlichen Gartenanlagen des Pincio sind klein; zahlreiche Paläste zeigen schon von außen das vernachlässigte Innere; die Hälfte der Equipagen sind Miethwagen; das Landleben zieht sich bis mitten in die Stadt hinein; die silberhaarigen Stiere sammt Ackerwagen ziehen über die weltbekannten Plätze an herrlichen Palästen vorüber; Ziegen kann man in den Straßen melken sehen, u. der Aventin zeigt oft Gelegenheit, Schnitter u. Winzer in all ihrer Ursprünglichkeit zu beobachten. Und doch ist R. eine Weltstadt, die alma città di Roma, wie die Römer sagen. Es hat zwar nur 219,608 E. (1871), seine Bedeutung aber liegt vornehmlich in seiner Geschichte, u. das gegenwärtige R. erinnert auf Schritt u. Tritt an eine großartige Vergangenheit.

R. hat 328 Kirchen, wovon 7 Haupt-, 75 Pfarr- u. 186 Klosterkirchen sind. Viele von ihnen stammen aus der ältesten christlichen Zeit, haben aber durch Umbau u. Anbau seit dem 16. Jahrh. viel von ihrem ursprünglichen Charakter verloren; nur S. Clemente, S. Lorenzo fuori le mura, Sta. Agnese fuori le mura, Sta. Maria in Trastevere u. S. Giorgio in Velabro sind wenig verändert worden. Das größte christliche Baudenkmal ist die auf dem vatikanischen Hügel gelegene Grabeskirche des Apostels Petrus, die St. Peterskirche (S. Pietro in Vaticano). Ursprünglich eine Basilika von zwar gewaltigen Dimensionen, aber doch bedeutend niedriger als jetzt, wurde sie unter Papst Julius II. zum völligen Umbau bestimmt u. nach Bramante's Plane mit Rafael's Aenderungen neu aufgebaut. Durch Maderno erlangte der Bau später noch die Modifikation, daß der Vordertheil der Kirche als Langhaus gebildet wurde, wodurch man eine Verlängerung von 50 m. gewann. Die Kirche zeigt in ihrem Grundriß ein lat. Kreuz. Dem Hauptschiffe zur Seite sind parallele Nebenschiffe. Die anderen Flügel des Kreuzes bilden besondere Theile; die Verlängerung des Kreuzes jenseit des Querschiffes bildet das Chor. Die Räume außerhalb des Kreuzes sind zu besonderen Kapellen benutzt u. mit der Hauptkirche durch prächtige Arkaden verbunden. Am 18. Nov. 1626 wurde die Kirche eingeweiht, deren Bau 260 Mill. Francs verschlungen hatte. Die Façade Maderno's ist ein Dekorationsstück mit 8 kolossalen Säulen (27 m. hoch), 4 Pilastern u. 6 Hülfspilastern korinthischer Ordnung, 117 m. breit u. 50 m. hoch. Die Mitte der Galerie über der Vorhalle bildet die päpstliche Loggia, von wo am Osterfeste die Gnadenspendung durch den Papst erfolgt. Die Vorhalle ist in ihrer imposanten Majestät u. prächtigen Perspektive vielleicht der schönste moderne Bau R.s, das Meisterwerk Maderno's. Ueber dem mittleren Eingange (5 führen in die Vorhalle) ist Giotto's berühmtes Mosaikbild der Navicella. In das Innere der Kirche führen 5 Thüren. Die Mittelpforte (porta argentea) ist nur an hohen Festtagen offen. Die letzte Thüre rechts ist die porta sancta, die nur aller 25 Jahre geöffnet wird. Das Innere der Kirche ist 187 m. lang, 45 m. hoch u. 25 m. breit. Das Mittelschiff ist von einem schön gegliederten Tonnengewölbe überdeckt. Die Kuppel, Michelangelo's Meisterwerk, wird mittelbar getragen von 4 unregelmäßigen fünfeckigen Pfeilern von 71 m. Umfang. Die Kuppel krönt eine Laterne mit Säulen. Gerade unter ihr befindet sich der Hauptaltar, an welchem der Papst zu Weihnachten, am Osterfeste u. am St. Peterstage Messe liest. Die Gesammthöhe der Kirche beträgt 143,5 m. (Abb. des Innern s. Bd. II Taf. XXXIII). — Als zweite Kirche R.s kann die auf dem Monte Celio im SO. der Stadt gelegene Laterankirche (S. Giovanni in Laterano) betrachtet werden, die Kathedrale des Bischofs von R., omnium ecclesiarum urbis et orbis mater et caput (aller Kirchen der Stadt u. des Erdkreises Mutter u. Haupt), von der noch jetzt nach ihrer Krönung die Päpste feierlichen Besitz nehmen. Ursprünglich von Konstantin erbaut, hat sie starke Zerstörungen, nam. durch Brand, erlitten; der jetzt stehende Neubau in Form eines lat. Kreuzes wurde 1734 vollendet. — Durch Pracht u. religiöse Bedeutung zeichnet sich die auf der Piazza del Gesú halben Weges zwischen Pantheon u. Forum gelegene u. mit dem Profeßhaus der Jesuiten verbundene Kirche il Gesú aus, vom Baumeister Vignola 1568 begonnen u. von seinem Schüler Giacomo della Porta 1575 vollendet. Sie ist sowol durch ihre Proportionen als durch die überladene Ornamentik u. üppige Eleganz für den späteren Kirchenbau maßgebend geworden. — Sta. Maria maggiore, im O. der Stadt auf dem Esquilin liegend, ist eine der 5 Patriarchalkirchen, 352 erbaut, 432 renovirt, im 12. Jahrh. umgeändert u. seit dem 16. Jahrh. sehr modernisirt; sie hat 3 Schiffe, 42 ionische Säulen von weißem Marmor, berühmte Gemälde von Guido Reni u. die Gräber der drei Päpste Pius V., Sixtus V. u. Clemens VIII. — Eine zweite Patriarchalkirche ist S. Lorenzo fuori le mura (d. h. außerhalb der Mauern), schon 330 von Konstantin über dem Grabe des heil. Laurentius erbaut; sie liegt an dem nach Tivoli führenden Wege. — Eine sehr alte u. schöne Kirche ist S. Clemente, auf dem Wege vom Coliseo zum Lateran gelegen, bes. interessant für den alten Basilikenbau u. wegen der frühesten mittelalterlichen Frescomalerei. Sie wird schon 392 von Hieronymus erwähnt. — Eine der ältesten Basiliken ist Sta. Maria in Cosmedin, am Fuße des Aventin auf einem Theile des alten Forum Boarium in einen Tempel hineingebaut, von dem noch jetzt 10 schöne cannelirte Säulen in der Kirche vorhanden sind. Ihr malerischer viereckiger Glockenthurm stammt aus der Zeit Hadrian's I. — Berühmt ist ferner: Sta. Maria degli Angeli, innerhalb der Thermen des Diocletian gelegen, nach Michelangelo's letztem, später aber durch Andere stark verändertem Entwurfe gebaut; S. Agostino, im W. der Stadt auf dem alten Campus Martius, 1479 bis 1483 erbaut; SS. Apostoli, unfern des Corso, dem Palazzo Colonna benachbart, schon 499 erwähnt, der Neubau 1702 begonnen; SS. Cosma e Damiano am alten Forum, von Felix IV. (526—30) erbaut unter Benutzung eines antiken Rundtempels als Vorhalle; Sta. Maria in Araceli auf dem Kapitolinischen Hügel, mit unvollendeter Façade, 985 zuerst erwähnt; Sta. Maria sopra Minerva, nahe dem Pantheon, auf den Trümmern des von Pompejus erbauten Minervatempels Ende des 13. Jahrh. begonnen, die einzige gothische Kirche Roms; Sta. Maria del Popolo, an der Porta u. der Piazza del Popolo u. am Fuße des Monte Pincio gelegen, angeblich von Paschalis II. 1099 gebaut, durch treffliche Grabdenkmäler, Rafael's Chigi-Kapelle u. Pinturicchio's Fresken ausgezeichnet; S. Pietro in vinculis, unfern der Titus-Thermen, mit Michelangelo's weltberühmtem Grabmonument Julius' II. ꝛc.

Von den Palästen stehen die drei päpstlichen obenan, u. von diesen

wiederum die jetzige päpstliche Residenz, der Vatikan (s. d.). Im Lateran (s. d.) residirten die Päpste seit Konstantin bis zur Verlegung des päpstl. Stuhles nach Avignon. Den Quirinal (s. d.) bezog zuerst Paul V. im Anfange des 17. Jahrh., nachdem vorher seit der Rückkehr von Avignon, von 1377 an der Vatikan Residenz gewesen war. Jetzt ist er Residenz des Königs von Italien. Zu den öffentlichen Palästen gehören die drei an der Piazza del Campidoglio (des alten Capitolium), die bes. durch ihre schöne Disposition erfreuen. Der Kapitolinische Hügel besteht aus zwei Erhebungen, die zwischen sich eine Vertiefung lassen. Die eine Erhebung trägt den Palazzo Caffarelli, den Sitz der deutschen Botschaft, die andere die Kirche Sta. Maria in Araceli, die Vertiefung ist die Piazza del Campidoglio. Zu ihr führt von der Piazza Araceli eine nach Michelangelo's Plan 1536 gebaute Treppe, die am Anfange der sie begrenzenden Balustrade 2 antike Löwen von Basalt in ägyptischem Stile zieren. Am Ende derselben befinden sich die zwei antiken Statuen Castor u. Pollux u. an der nach rechts u. nach links fortgeführten Einfassung der Terrasse Marmor-Trophäen, dann die Statuen des Kaisers Konstantin u. seines Sohnes u. am rechten Ende eine Meilensäule des Vespasian u. Nerva. Auf der Mitte des Platzes steht die berühmte Bronzestatue des Kaisers Marc Aurel. Hinter ihr ist der Senatorenpalast mit monumentaler Freitreppe von Michelangelo. Die damit in Verbindung stehende herrliche Brunnenanlage ist großentheils auch sein Werk. Die Treppe führt auf doppelter Rampe zum ersten Geschoß, u. von hier gelangt man in den mit mehreren Statuen geschmückten großen Senatorensaal. Der viereckige Thurm über dem Palaste ist von Martin Lunghi. Seine 8745 Kg. schwere Glocke verkündigt den Tod des Papstes u. während des Karnevals den Anfang der Corsobelustigung. Der rechts vom Platze stehende Konservatorenpalast mit einer Sammlung von verschiedenen Kunstschätzen wird jetzt großentheils von städtischen Beamten benutzt. Der dritte kapitolische Palast, links vom Platze, ist das Museo Capitolino, eine ausgezeichnete Sammlung von Antiken. Ein imposantes Gebäude ist der an der Piazza del Monte Citorio unfern des Corso liegende Palazzo di Monte Citorio, von der Familie Ludovisi nach Bernini's Plane 1600 begonnen, von M. de Rossi fortgesetzt u. durch Innocenz XII. 1697 vollendet. Innocenz XII. legte die verschiedenen Behörden der Justiz in den Palast, weshalb er auch Curia Innocentiana genannt wurde. Der berühmteste Renaissancebau R.s ist der Palazzo della Cancellaria, im W. der Stadt gelegen, von Bramante entworfen, jetzt von Behörden eingenommen.

Von den Privatpalästen sind die bedeutendsten in alphabetischer Ordnung: Palazzo Barberini, am westl. Abhange des nördl. Quirinal, mit Garten u. Nebenbauten 200 □m. umfassend, 1624 begonnen u. durch die drei Architekten Carlo Maderno, Franc. Borromini u. Lor. Bernini ausgeführt; er enthält eine Bibliothek u. eine Gemäldegalerie, die vor ihrer Theilung eine der größten R.s war. — Palazzo Borghese am Tiber, in seinen ältesten Theilen das architektonische Meisterwerk von Mart. Lunghi d. Aelt., 1590 begonnen, mit der ausgezeichnetsten Privatsammlung von Gemälden. — Palazzo Chigi, an der Ecke der schönen Piazza Colonna; im 16. Jahrh. von Giacomo della Porta begonnen, von Carlo Maderno vollendet; enthielt früher eine werthvolle Galerie von Antiken. — Palazzo Colonna, am Abhange des Quirinal, Sitz der franz. Botschaft; von der Mitte des 16.—18. Jahrh. umgebaut; enthielt eine einst sehr bedeutende Gemäldegalerie, in der sich noch die 13 Tempera-Landschaften von Gasp. Poussin vorfinden, die die Welt um R. wiederspiegeln. — Der gewaltige Palazzo Corsini, am Fuße des Monte Gianicolo jenseit des Tiber, im 18. Jahrh. von Fuga umgebaut, ist ein gewaltiger Bau, in 3 hohen Geschossen aufgethürmt. Er war lange Wohnsitz der Königin Christine von Schweden, die auch in demselben starb (1689). Der Palast umfaßt eine sehr bedeutende Gemäldegalerie, eine berühmte Bibliothek, vor Allem aber die größte Kupferstichsammlung in Italien. — Der Palazzo Doria-Pamfili am Corso, 1435 begonnen u. später noch vielfach abgeändert; zeichnet sich aus durch den schönen Hof, wahrscheinlich ein Werk Bramante's, u. hat eine Gemäldegalerie. — Der Palazzo Farnese, nahe der Cancellaria u. dem Tiber, ist der echteste Typus des röm. Palastes, von allen Seiten imposant u. grandios. Das herrliche Gesims über dem oberen Geschoß ist von Michelangelo. Die Galerie hat bes. schöne Fresken. — Der Palazzo Giraud (jetzt Torlonia) am rechten Tiberufer; ist ein klassischer Renaissancebau, von Bramante 1504 erbaut. — Der Palazzo Massimi alle colonne, unfern der Piazza Navona u. der Cancellaria; ist ein geniales Bauwerk des Baldassare Peruzzi, 1532 begonnen. — Der Palazzo Rospigliosi wurde 1603 auf den Ruinen der Konstantins-Thermen begonnen, mit mehreren Gärten, in denen die Gebäude vertheilt sind. Ein Pavillon enthält in 3 Gemächern eine bedeutende Gemäldegalerie. — Der Palazzo Sciarra-Colonna, mit schöner Façade, dem Meisterwerke des Flaminio Ponzio, um 1600 erbaut, ist der schönste Palast am Corso; er enthält eine berühmte Gemäldegalerie. — Der um 1540 unter Paul III. von Kardinal Capodiferro als Nachahmung eines von Rafael für sich selbst errichteten Hauses erbaute Palazzo Spada alla Regola, dem Palazzo Farnese benachbart, zeigt eine reiche Stuckdekoration in Façade u. Hof u. enthält einige vortreffliche Antiken (darunter die Kolossalstatue des Pompejus, wahrscheinlich dieselbe, zu deren Füßen Jul. Cäsar erdolcht niedersank) sowie eine Gemäldegalerie. — Der Palazzo di Venezia, der die Kirche S. Marco mit Mosaiken aus dem 9. Jahrh. u. vielen prächtigen Gemälden umschließt, gelegen an der den Corso abschließenden Piazza Venezia, ist eines der großartigsten Gebäude R.s; er wurde 1455 von Giuliano da Majano für die Borgia erbaut, 1560 von Pius IV. der Republik Venedig geschenkt, kam mit dieser an Oesterreich u. ist jetzt Residenz der österr. Botschaft. Außer diesen hat R. noch weit über 100 sehenswerthe Paläste.

Die meisten u. größten Villen, vor allen die Villen Albani, Borghese u. Doria-Pamfili, liegen vor den Thoren der Stadt; aber auch innerhalb der Stadtmauer ist ein reicher Villenkranz, von denen die Farnesina u. die Villa Ludovisi bes. hervorzuheben sind. Die erstere, der graziöseste Renaissancebau R.s, dem Palazzo Corsini gegenüber auf dem rechten Tiberufer gelegen, ein Meisterwerk des Baumeisters Baldassare Peruzzi, wurde durch den leidenschaftlichen Kunstfreund u. reichen Kaufmann Chigi aus Siena, der die päpstlichen Salz- u. Alaunwerke in der Maremma gepachtet hatte, nach seiner Niederlassung in R. 1569 erbaut u. mit Fresken Rafael's, Sebastiano's del Piombo u. Soddoma's geschmückt. Die Villa ging, nachdem die Familie Chigi ganz verschuldet war, schon 1580 durch öffentliche Versteigerung an Kardinal Alessandro Farnese über. — Die Villa Ludovisi, die höchst gelegene u. umfangreichste (Umfang gegen 2000 m.) Villa R.s, ist von Kardinal Lod. Ludovisi, dem Nepoten Gregor's XIV., in den alten Gärten des Sallust erbaut worden u. später durch Erbschaft an die Familie Buoncompagni, Fürsten von Piombino, gekommen. Die Anlagen sind von Lenôtre entworfen; die Villa selbst birgt eine Anzahl weltberühmter Skulpturwerke.

Außer den reichen Sammlungen von Kunstwerken aller Art in den Kirchen, Palästen, bes. den päpstl., u. in den Villen hat R. noch speziell zur Aufbewahrung derartiger Schätze bestimmte Museen, so z. B. das Museo Kircheriano im dritten Stock des Collegio Romano, gestiftet durch den Jesuiten Athanasius Kircher aus Geisa im Fuldaischen, der als Professor der Mathematik am Collegio Romano 1689 starb. In demselben Stocke befindet sich auch das kleine, sehr interessante christliche Museum, das eine Menge Gegenstände aus den Katakomben enthält. An öffentlichen Bibliotheken besitzt R.: die Apostolische Bibliothek des Vatikan (23,000 Manuskripte); die Bibliotheca Angelica im Kloster S. Agostino (150,000 Bde.); die Bibliotheca Casanatensis im Kloster von S. Maria sopra Minerva (120,000 Bde.); die Bibliotheca Alexandrina in der Universität; die Bibliotheca Barberini im gleichnamigen Palast (100,000 Bde., über 10,000 Manuskripte u. Sammlung antiker Münzen); die Bibliotheca Pia beim Seminario Romano &c. Die hervorragendsten Unterrichtsanstalten R.s sind: die Universität (die sog. Sapienza), 1303 durch Bonifaz VIII. als Studium generale gegründet u. durch Gregor XIII. erneuert. Das Gebäude, am Anfang des 16. Jahrh. errichtet, nach Michelangelo's Plane erweitert u. unter Alexander VII. beendigt, ist von kolossaler Ausdehnung. Sodann die früher von den Jesuiten geleitete Universität, das Collegio Romano, worein die ital. Regierung das Gymnasium, das Lyceum u. die Technische Schule gelegt hat. Dem zum Collegio gehörigen Observatorium steht der bekannte Pater Secchi vor. Ferner die Accademia Ecclesiastica, die adelige Prälatenschule; das Collegio Germanico, die von Jesuiten geleitete Erziehungsanstalt für Deutsche u. Ungarn; das Collegio Inglese, Erziehungsanstalt für engl. Geistliche &c.; im Ganzen 20 geistliche u. 12 weltliche Kollegien. Von den Kunstakademien ist eine der berühmtesten die Accademia di Francia in der Villa Medici; in ihr genießen 25 Stipendiaten der Pariser Akademie freien Unterricht. Die Akademie von S. Luca unweit des Kapitols, von Sixtus V. 1588 gestiftet, ist für Malerei, Bildhauerei u. Baukunst bestimmt. — In der Gemäldegalerie des Kapitols ist eine von Benedikt XIV. gestiftete Malerakademie, in welcher nach dem Leben gezeichnet wird.

Von den Ruinen, u. zwar zunächst den Tempelruinen, ist das prächtigste antike Monument das Pantheon (s. d.; Abb. des Innern s. Bd. II. S. 399). Sodann der Tempel der Minerva medica an der östl. Stadtmauer, unweit der Porta Maggiore, in der Vigna Magnani, ehemals nächst dem Pantheon der großartigste Kuppelbau der alten Zeit, wol aus dem 3. Jahrh., leider vor einigen Jahrzehnten eingestürzt. Der Tempel der Fortuna virilis stammt noch aus der republikanischen Zeit des antiken R.; die Cella ist jetzt in die Kirche Sta. Maria Egiziaca umgewandelt. — Der Penatentempel auf dem Forum Romanum (Abb. des heutigen Forum s. Bd. IV, S. 266) ist zur Vorhalle der SS. Cosma e Damiano verwandt worden, als erster antiker Tempelbau, der bei einer christlichen Kirche Verwendung fand. — Die zierliche Rotunde des sog. Vestatempels od., wie man jetzt glaubt, Aemilianischen Herculestempels ist zur Kirche

Sta. Maria del Sole hergerichtet worden. Die noch umfänglichen Reste des Tempels der Faustina u. des Antoninus auf dem Forum umschließen die geschnörkelte Kirche S. Lorenzo in Miranda. Vom Diosturentempel in der Nähe des Palatin stehen noch drei korinthische Säulen von parischem Marmor mit Gebälk u. Reste von Treppen, vom Antoninischen Tempel 11 kolossale Marmorsäulen, vom Tempel des Vespasian (jetzt auch für den Saturntempel gehalten) am Forum Romanum 3 korinth. Säulen mit Kapitälen u. Gesimsen u. daneben vom Tempel des Saturn (vielleicht Vespasianstempel) 8 Säulen 2c. Von den großartigen Kaiserpalästen auf dem Palatin, dem einst an Prachtbauten reichsten Hügel R.s, ist sehr wenig übrig geblieben. Erst durch franz., päpstl. u. neuerdings durch die von der ital. Regierung veranlaßten Ausgrabungen ist es möglich geworden, die Grundmauern der Paläste, Tempel 2c. bloßzulegen u. so den ehemaligen Bebauungsplan des Palatin festzustellen. Die bedeutendsten Theaterruinen sind das Colosseum (s. d., Abb. s. Bd. II. S. 402); das antike Amphitheatrum Castrense, eine Backsteinruine des Kampfspielhauses der Prätorianer; das Theatrum Marcelli, ein Prachtbau Julius Cäsar's, von Augustus 13 v. Chr. eingeweiht u. nach seinem Neffen Marcellus genannt. Vom Theater des Pompejus sind noch Reste im Palazzo Pio übrig; vom Circus maximus bei der Villa di Cerchi einiges Mauerwerk, vom Cirkus des Sallust an der Porta Salara der Unterbau der Sitze 2c.; der Cirkus des Marentius, der besterhaltene Cirkus R.s, liegt außerhalb der Stadtmauer. Die hervorragendsten Ruinen von Thermen u. Bädern sind: die Thermen des Caracalla, 212 n. Chr. begonnen u. unter Alexander Severus vollendet, u. des Titus, nicht weit vom Colosseum, von Titus für das Volk über den Anlagen des Goldenen Hauses von Nero erbaut. Nur unbedeutende Reste sind erhalten von den Thermen Konstantin's, Diocletian's, Agrippa's, Nero's, vom Nymphäum Alexander's u. von den Bädern der Livia. Von den Triumphbogen sind drei noch vollständig erhalten geblieben, bez. wieder hergestellt worden. Fast unversehrt ist der des Konstantin, zwischen Palatin u. Cälius, das Denkmal des ersten christlichen Kaisers, der antiken röm. Kunst Leichenstein. Am Palatin ist der Bogen des Titus, 81 n. Chr. errichtet, mit herrlichen Reliefs hauptsächlich an den Innenwänden des Durchgangs; die Einfassung, ursprünglich von pentelischem Marmor, aber schon im Mittelalter zerstört, ist in diesem Jahrh. aus Travertin gefertigt wieder ersetzt worden. Der Triumphbogen des Septimius Severus über der Via sacra, 203 n. Chr. erbaut, im Mittelalter tief verschüttet, wurde erst 1803 wieder ausgegraben; seine Skulpturen bezeugen den gesunkenen Zustand der damaligen Kunst. Von den Triumphbogen des Gallienus u. Drusus sind nur Trümmer vorhanden. Von den Säulen ist die schönste die Triumphsäule des Trajan auf dem in Trümmern liegenden Trajansforum. Von Senat u. Volk 113 n. Chr. als Andenken an die Dacischen Kriege Trajan's errichtet, stellt sie im Basrelief in einem 200 m. langen u. 1 m. hohen Bande 2500 bis 75 cm. hohe menschliche Figuren dar. Die Reliefs umziehen in 22 Spiralwindungen den aus 23 Marmorstücken bestehenden 27 m. hohen Schaft der Säule. Eine Wendeltreppe führt im Innern der Säule auf die Plattform, die seit 1587 die Bronzestatue des Apostels Petrus ziert. Die Säule des Kaisers Marcus Aurelius, in der Mitte der Piazza Colonna am Corso, ist eine Nachbildung der vorerwähnten; der $26\frac{1}{2}$ m. hohe Schaft ist in 20 Spiralen mit Reliefs umzogen, die die Kriege der Römer mit den Markomannen verherrlichen. Die Plattform trägt seit 1589 das Bronzebild des Paulus. Die zu Ehren des griech. Kaisers Phokas 608 n. Chr. errichtete cannelirte Marmorsäule korinth. Ordnung, $16\frac{1}{2}$ m. hoch, ist noch vollständig erhalten, aber ohne künstlerischen Werth. Eine andere cannelirte korinth. Säule steht an der Kirche Sta. Maria Maggiore u. die mit Schiffsschnäbeln gezierte marmorne Columna rostrata am Fuße der großen Treppe des Kapitols. Obelisken zählt man in R. 12; der bedeutendste unter ihnen, 45,5 m. hoch, seit 1588 vor dem Lateran aufgestellt, stammt vom Sonnentempel zu Heliopolis in Aegypten, ist dort in der Zeit von 1565 bis 1528 v. Chr. errichtet u. schon durch Konstantin d. Gr. nach Italien geschafft worden. Ein zweiter, 14,5 m. hoch, steht an der Hinterseite der Kirche Sta. Maria Maggiore; ein dritter von gleicher Höhe auf dem Monte Cavallo; die anderen stehen auf dem Monte Pincio, auf der Piazza della Rotonda, auf der Piazza della Minerva, auf der Piazza Navona, auf der Piazza del Popolo, vor der Peterskirche 2c. Unter den Bildsäulen ragen hervor die aus der besten griech. Zeit stammenden Kolosse des Castor u. Pollux vor dem Quirinal. Das Reiterstandbild Marc Aurel's u. die beiden Säulen Konstantin's auf dem Kapitol sind schon erwähnt. Besondere Erwähnung aber verdienen noch die Fasti consulares, die alten berühmten Marmortafeln, auf denen die jährlichen Konsuln, Censoren, Diktatoren, magistri equitum des antiken R.s, von 508 v. bis 354 n. Chr. eingemeißelt sind. Sie befinden sich im Konservatorenpalast in der Camera dei Fasti. Von den berühmten Mausoleen der Stadt ist keines vollständig erhalten geblieben. Von dem herrlichen Mausoleum Hadrian's in der Engelsburg ist nur noch der Mauerkern des Untertheils vorhanden. Die Reste des Mausoleums des Augustus sind nahe am Tiber. Vom Grabe der Scipionen, unweit der Porta San Sebastiano, sieht man nur noch unterirdische Gänge. Ziemlich unversehrt ist das Grabmal des Bäckers Eurysaces, das derselbe für sich u. seine Gattin setzen ließ. Man entdeckte es im Innern eines Thurmes, an den Anbauten der Porta Maggiore. Das Grabmal der Cäcilia Metella, das Mausoleum der Helena u. das Grabmal des M. Servilius sind vor den Thoren der Stadt. In der Stadtmauer, nahe am Monte Testaceo, ist die Pyramide des Cestius, in deren Nähe der protestantische Friedhof sich befindet. Das an jeder Seite 30 m. breite Monument steigt 37 m. auf u. war außen mit Marmorplatten belegt. Die von Ziegeln erbaute Grabkammer ist 6 m. lang, 4 m. breit u. 5 m. hoch. Die Columbarien u. Katakomben s. unter diesen Stichworten. Von den großen Aquädukten u. Wasserleitungen, deren man unter Procopius 14 zählte, sind noch zwei in Thätigkeit. Die eine ist die Aqua Virgo, von Agrippa, dem Schwiegersohn des Augustus, erbaut, die 20,861 m. weit meist unterirdisch das Wasser leitet u. vorzugsweise für die Thermen des Pantheon bestimmt war, im J. 19 v. Chr. eröffnet. Sie bringt R. noch jetzt das beste Trinkwasser u. speist vor Allem die berühmte Fontana di Trevi, den größten Brunnen der Stadt. Von ihr bekommen noch die Hauptbrunnen auf der Piazza di Venezia, Piazza Colonna, Piazza della Rotonda, del Campo di Fiori, Navona, del Popolo u. die Fontänen della Scrofa, di Ripetta, del Babuino u. della Barcaccia ihr Wasser. Die andere antike Leitung ist die des Trajan, von Papst Paul V. (daher Acqua Paolo) 1612 restaurirt; sie führt das Wasser vom Braccianer See zur westl. Stadthälfte u. versorgt unter anderen die Fontana Paolina am Janiculus. Die dritte jetzt benutzte Leitung ist die Acqua Felice, ein Werk Sixtus' V. Sie ist bestimmt, den Quirinal mit Wasser zu versorgen; ihre Länge beträgt über 3 M., ihr Hauptbrunnen ist die Fontana Termini. Vom Claudischen Aquädukt sind nur noch Ueberreste in der Vigna di Sebastiano in der Nähe der Kaiserpaläste vorhanden u. ebenso vom Bogenaquädukt Nero's, welchem der in Ruinen liegende Bogen des Dolabella u. Silanus einverleibt war. Außer den erwähnten Fontänen di Trevi u. dell' Acqua Paolo sind die bedeutendsten die Fontana del Tritone, das geniale Werk Bernini's, u. die Fontana delle Tartarughe (der Schildkrötenbrunnen), der schönste Brunnen R.s, dessen Anlage Giacomo della Porta leitete. Die Wassermenge, die durch die erwähnten Leitungen R. zugeführt u. durch die in die ganze Stadt vertheilten Fontänen zugänglich wird, ist so groß, daß täglich 1050 L. auf die Person kommen (in Paris 50, in London 95), u. R. trotz der gewaltigen Zerstörungen seiner Aquädukte, bes. im 4. u. 5. Jahrh., immer noch die wasserreichste Stadt der Welt ist. Von den Kloaken ist die 320 m. lange Cloaca maxima unerschüttert erhalten geblieben. Sie führt den Unrath vom Palatin u. Kapitol in einem mächtigen Tonnengewölbe von 3,60 m. Höhe dem Tiber zu.

Das heutige R. ist wie das Augusteische R. in 14 Distrikte (Rioni) von sehr verschiedener Größe getheilt. Der Stadtmauer entlang folgen sich theilweise in der Form von breiten Streifen, theilweise wie Kreisausschnitte mit der Spitze nach dem Stadtcentrum gerichtet, in der östl. Stadthälfte von Norden nach Süden zu die Rioni di Campo Marzo, di Colonna, di Trevi, de Monti, di Campitelli u. di Ripa; am Flusse aufwärts die R. di S. Angelo, della Regola, di Parioni, di Ponte bis di Campo Marzo; umschlossen von diesen sind die R. di S. Eustachio u. della Pigna; auf dem rechten Tiberufer, in der Leonischen Stadt, sind die R. di Trastevere u. di Borgo. Die östl. Stadt durchschneidet ziemlich genau in der Richtung von Nord nach Süd die 1500 m. lange u. 12 m. breite Via del Corso, von der Piazza del Popolo bis zur Piazza di Venezia. Sie ist nicht nur der Hauptspaziergang, bes. gegen Abend u. Sonntags von 11—1 Uhr, das allgemeine Rendezvous, die ausschließliche Fastnachtsgalerie, sondern auch die Hauptverkehrsader mit den Hauptmagazinen. Von derselben Piazza ausgehend laufen divergirend mit dem Corso nach Südsüdost die Via del Babuino, die sich hinter dem Span. Platze als Via de' Due Macelli bis ziemlich an den Quirinal fortsetzt, u. südsüdwestl. die Via di Ripetta, die in ihrer Fortsetzung den Namen Via della Scrofa trägt. Durch diese drei Straßen entwickelt sich die Stadtmasse von Nord nach Süd wie ein Fächer, dem sich rechts die Tiberhalbinsel u. links die Hügelpartien anschließen. Durch letztere zieht sich Hügel auf Hügel ab der längste Straßentrakt der Stadt, der, auf dem Pincio mit Via Sistina beginnend, als Via Felice sich fortsetzt, dann den Namen Via delle Quattro Fontane führt u. hinter der Kirche Sta. Maria Maggiore Via di S. Eusebio, zuletzt Via di Sta. Croce genannt wird u. bei der Kirche Sta. Croce in Gerusalemme endigt. Seine Länge beträgt gegen 3000 m.

Die industrielle Thätigkeit hat ihr Quartier vor den Hügelpartien bis zum Tiber hin in den Seitengäßchen rechts u. links vom Corso aufgeschlagen. Man fertigt hier Seidenwaaren, Wollenzeuge, Handschuhe,

Hüte, Leder, Seife, Pergament, Tapeten, bes. gern kleinere Kunstgegenstände, wie Mosaiken, Perlenstickereien, Gold- u. Silberarbeiten, Glaspasten 2c. Im Allgemeinen ist aber das mühsame Handwerk weniger gesucht u. wird das Handeln gewerblicher Thätigkeit vorgezogen. Man handelt vorzugsweise gern mit leicht transportablen Kleinigkeiten, mit Rosenkränzen, Mosaiken, Bijouteriewaaren, Darmsaiten 2c.; aber auch der Großhandel in Getreide, Fellen, Leder, Puzzuolanerde, Pottasche, Alaun, Weinstein u. dergl. ist nicht unbedeutend. Außerdem giebt es viele Buch-, Papier-, Musikalien-, Mode- u. Kunsthandlungen. Einen in R. mehr als anderwärts bemerkbaren Bestandtheil der Bevölkerung bildet der geistliche Stand. Die Totalsumme belief sich mit Hinzurechnung der religiösen Orden 1869 auf 7486, wovon 32 Kardinäle, 26 Bischöfe, 1366 Sakularpriester u. für höhere Orden bestimmte Leute 2c. waren. Die Orden besaßen in demselben Jahre 161 Klöster mit 2959 Mönchen u. 2256 Nonnen. Noch verdienen als Bewohner R.s die Juden Erwähnung, die sich schon unter Pompejus (60 v. Chr.) hier anzusiedeln begannen u., nachdem Palästina röm. Provinz geworden war, in größerer Anzahl sich hier zusammenfanden. Gegen 15,000 mögen damals den Ghetto bewohnt haben. Sie standen in geringer Achtung u. sind bis jetzt in ihrem Ansehen wenig gestiegen, obgleich sie schon seit dem Mittelalter u. noch früher als Aerzte, Bankiers u. Wechsler mit dem päpstl. Palaste in Beziehung traten. Ihr jetziges Quartier (Abb. s. Bd. IV. S. 727) zeigt enge u. schmuzige Straßen; hauptsächlich beschäftigen sie sich mit dem Verweben von allerlei Stoffen. Ihre Anzahl mag gegen 8000 betragen.

Geschichte. Die Geschichte R.s in der älteren Zeit fällt zusammen mit der des Röm. Reiches; seit 476 wird sie wieder Stadtgeschichte. Unter der wohlwollenden Regierung Odoaker's (476–493) wird R. kaum erwähnt. Theodorich (493—526) errichtete eine eigene Behörde, die dem Präfekten untergeben war, zum Schutze u. zur Restauration der Tempel, Statuen u. anderer Kunstdenkmäler. Trotz der Plünderungszüge der Westgothen u. Vandalen standen noch alte berühmte Bauwerke, die R. zur Zeit des Honorius geschmückt hatten, aber die Habsucht der verkommenen Stadtbevölkerung bemächtigte sich des Metalles, um es zu verwerthen, u. des Marmors der Statuen u. Säulen, um Kalk daraus zu bereiten. Freilich hatten die königl. Edikte wenig Erfolg bei einem Volke, das selbst nach der Annahme des Christenthums sich noch an den grausamen od. kindischen Spielen im Amphitheater u. Cirkus ergötzte, während die Vornehmen, in Grüne u. Graublaue geschieden, einander bekämpften, die Senatoren u. Konsuln mit Verachtung auf den arianischen u. goth. Herrscher herabsahen u. den Verdacht erregten, als ständen sie mit Byzanz im Bunde. Das Konsulat, längst eine Würde ohne Macht, ging 541 ein, u. Justinian's Eroberung Italiens brachte 537 (s. „Belisar") u. 545 (s. „Totilas") alle Noth einer Belagerung über R. Nach der Besiegung der Gothen (555) lag es verödet u. scheint von einem Herzoge regiert worden zu sein, den der Exarch von Ravenna einsetzte. Doch werden noch 579 Senatoren genannt. Inzwischen stieg das Ansehen des Bischofs, seit der Mitte des 6. Jahrh. Papst genannt, bes. seit in Gregor d. Gr. (590 bis 604) ein Schirmherr der Kirche u. der Stadt gegen die Langobarden erstand. Die Machthaber in Ravenna u. Byzanz kamen höchstens nach R., um zu plündern, nicht um zu helfen. 640 theilte der Exarch Isaak den päpstlichen Schatz im Lateran mit den Truppen u. mit Kaiser Heraklius; 663 kam Kaiser Konstanz II. selbst, um alle noch vorhandenen metallenen Statuen, ja das vergoldete Dach des Pantheons wegzunehmen. Dafür zogen seit der Mitte des 7. Jahrh. Tausende von Wallfahrern, selbst Könige, aus Gallien, Spanien, Germanien u. Britannien herbei, um an dem sog. Grabe des Apostels zu beten. Schon 726 konnte R. offen wagen, von dem bilderstürmenden Kaiser Leo abzufallen, seinen byzantinischen Herzog zu vertreiben u. die Herzöge von Ravenna u. Neapel zurückzuschlagen. Eine neue Bedrängniß durch die langobard. Könige wandte Papst Stephan II. von R. ab, indem er den Frankenkönig Pipin herbeirief, der ihm 754 den Kirchenstaat begründete u. als Patricius von R. selbst den Schutz der Kirchen u. die oberste Gerichtsbarkeit übernahm. Zur Abwehr des Langobardenkönigs Desiderius erneute Hadrian I. diese Würde für Karl d. Gr., der 774 die Königskrone von Italien auf sein Haupt setzte u. 800 durch Leo III. unter Zustimmung des Volkes zum ersten Röm. Kaiser deutscher Nation gekrönt wurde. Schon Hadrian ließ die Stadtmauern, die Wasserleitungen herstellen, die verwüstete Campagna kolonisiren u. beschäftigte Hunderte von Künstlern mit baulichen, musivischen, malerischen Verschönerungen der vielen Kirchen u. Kapellen, setzte zahlreiche Beamte ein, die seit 800 zugleich auf den Kaiser verpflichtet wurden, u. umgab sich mit sieben Palastministern nach dem Vorbilde von Byzanz. Seitdem strebten die Päpste danach, an Stelle der fernen Kaiser alle weltliche Gewalt in R. an sich zu nehmen. Vergeblich war der Versuch Lothar's bei seiner Krönung 824, im Volke selbst eine Stütze dagegen zu gewinnen; unter seinen schwachen u. zum Theil lasterhaften Nachfolgern drang schon der politische Einfluß des Papstes weit über die Alpen. Wol plünderten 846 die sizil. Araber den Vatikan, St. Peter u. St. Paul, verwüsteten die Campagna u. wichen erst, als Guido von Spoleto heranzog, aber Leo IV. (848—852) erbaute die befestigte Leostadt, ummauerte den Hafen u. übergab ihn einer korsischen Kolonie. R. füllte sich bald mit neuen Schätzen u. Nikolaus I. (858 bis 867), der durch seinen Streit mit dem Patriarchen Photius von Byzanz die Trennung der beiden Kirchen herbeiführte, erhob durch Anerkennung der Pseudoisidorischen Dekretalen die Machtstellung des röm. Bischofs hoch über alle abendländischen Priester. Dennoch begann eine neue Gewalt den Frieden R.s zu erschüttern. Mächtige Große, oft mit dem Titel von Konsuln u. Senatoren, wie Theophylaktus u. seine Gemahlin Theodora, ihre Töchter Marozia u. Theodora, der Gemahl der Ersteren, Alberich, die Senatrix Stephania u. die Crescentier schalteten nach eigener Willkür u. besetzten den päpstlichen Stuhl nach Familienrücksichten. Das Auftreten der Kaiser Otto I. u. II. erscheint hier nur als Episode, u. erst nach der Enthauptung des Crescentius auf den Zinnen der Engelsburg 998 gab es in R. von Otto III. eingesetzte Pfalzgrafen, eine kaiserliche Garde u. einen kaiserlichen Schatz. Bald kehrte die frühere Adelsherrschaft wieder u. das Erscheinen der deutschen Könige zur Kaiserkrönung war dem Volke R.s ein willkommener Anlaß entweder zu kostbarem Schaugepränge od. zu blutigen Fehden, wie bei der Anwesenheit Konrad's II. 1027. Selbst die gewaltige Schöpfung der päpstlichen Weltmonarchie durch Gregor VII. gab R. keinen dauernden Frieden. 1084 erstürmte Kaiser Heinrich IV. das Kapitol; die Römer selbst belagerten den Papst in der Engelsburg, u. als Robert Guiscard als Vasall desselben ihm zu Hülfe kam, wurde R. eine einzige große Trümmer- u. Brandstätte. Gregor wagte nicht darin zu bleiben, er starb 1085 zu Salerno im Exil. Erst im November 1088 errang Urban II. durch einen langen Straßenkampf seiner Normannen gegen Clemens III. den Besitz der Stadt. 1111 war der unselige Investiturstreit die Ursache der Gefangennahme Paschalis' II. durch Heinrich V., infolge deren Tausende in den Kirchen u. auf den Plätzen R.s niedergemetzelt wurden. 1118 kam es zu ähnlichen Metzeleien bei der Wahl Gelasius' II., gegen welchen die Partei der Frangipani mit dem Schwert ankämpfte. Schon war es Regel geworden, daß die adligen Gegner eines Neugewählten es zum Blutvergießen brachten. Erst im Todesjahre Innocenz' II. (1143) verband sich der niedere Adel mit dem Volke zur Erstürmung des Kapitols, setzte dort einen Senat ein u. übergab alle weltliche Macht an den Patricius Jordan Pierleone. Arnold von Brescia (s. d.), der 1144 nach R. kam, fügte noch einen Ritterstand hinzu, ließ Münzen schlagen mit der Inschrift „Senatus Populusque Romanus" u. erdichtete so zum ersten Male den Traum von der Wiederherstellung des alten R. Arnold's Tod (1155) u. die Ankunft Friedrich's I. stellten die alten Zustände wieder her. Dennoch war es gerade Friedrich, der 1167 mit einem kleinen, von zwei deutschen Erzbischöfen geführten Heere 40,000 Römer besiegte, die Leoninische Vorstadt einnahm, St. Peter mit Blut u. Leichen erfüllte, Papst Alexander III. zur Flucht zwang u. die Röm. Republik anerkannte. Aber nach 10 Jahren, als er seine eigene Sache im Frieden von Venedig aufgegeben hatte, nahm auch R. seinen Papst wieder auf u. leistete ihm den Eid der Treue. Seitdem wechselt das päpstl. Regiment mit mehr od. weniger treuen Nachbildungen der altröm. Verfassung, die doch Niemand in R. mehr kannte. 1191 stellte man einen summus senator an die Spitze, aber Innocenz III. erkaufte 1198 von dem Volke das Recht, ihn zu wählen. Gregor IX. wurde 1234 aus R. vertrieben, das die weltliche Herrschaft verlangte, u. mußte 1237 seine Prokonsuln anerkennen, wie sich jetzt mit Stolz die Häupter des Adels nannten. 1241 u. 42 ängstete Friedrich II. die Stadt R. durch Belagerung, aber er zog ab, da Innocenz IV. seinen Wohnsitz in Frankreich nahm. Der dadurch zu einer fast unbeschränkten Macht gelangte Senator Brancaleone, ein Anhänger der Hohenstaufen u. Verbündeter Manfred's, stellte wieder einmal für wenige Jahre, 1152 bis 1158, als „erster Kapitän des röm. Volkes" eine Republik her u. ließ die Adelsthürme in der Stadt zerbrechen, starb aber vorzeitig dahin. Wie ein Meteor erschien u. verschwand 1268 als Herr der ghibellinischen Partei Konradin, dann ward Karl von Anjou, der neue König von Neapel, Senator u. schaltete mit franz. Willkür, bis das Volk 1284 seinen Vertreter verjagte. Seit 1293 treten fast für mehr als ein Jahrhundert die Familien der Orsini u. Colonna in den Vordergrund, welche mit ihren Faktionen das Kardinalskollegium, den Senat, das Volk u. die Stadt in zwei Heerlager trennen. Vergeblich war der Kreuzzug, den Bonifacius VIII. 1297 gegen die Colonna predigen ließ; im Bunde mit Philipp IV. überfielen sie den greisen Kirchenfürsten in Anagni u. kämpften seit der Entfernung der Päpste nach Avignon (1305) von ihrer Burg, dem Grabmal des Augustus, aus unablässig gegen die Orsini, die sich in der Engelsburg verschanzt hatten, gegen die Frangipani im Colosseum u. gegen die Gaetani. Trotzdem begann an der 1303 von Bonifacius VIII. gestifteten Universität das Studium der Theologie u.

des Röm. Rechts gelehrt zu werden, während von der Poesie Dante's u. Petrarca's, von den Bildern Cimabue's u. Giotto's auch in R. ein künstlerisches Interesse erweckt wurde. 1312 u. 13 wechseln unter blutigen Fehden während u. nach Heinrich's VII. Anwesenheit der päpstl. u. der kaiserl. Statthalter ab. Eine Zeit lang steht Sciarra Colonna 1327 als Capitano del popolo an der Spitze der Stadt, dann Kaiser Ludwig, der 1328 zum Senator ernannt wird, um sofort von dem vereinten Adel vertrieben zu werden. Eine neue Ordnung des Staates versucht Cola di Rienzo (s. d.) 1347 u. 1354 u. weiß vorübergehend selbst die streitenden Adelsfamilien sich zu unterwerfen. Schon in der Zeit zwischen seinen beiden Versuchen brachte der Schwarze Tod u. mehrfaches Erdbeben Verzweiflung u. Anarchie nach R. Karl IV., den alle Parteien herbeiriefen, kam 1355, begegnete aber allgemeiner Verachtung, weil er die Kaiserkrone nur von einem Legaten des Papstes, nicht vom Volke empfangen wollte. Söldnerbanden unter adligen Führern kämpften seitdem gegen R. od. in R. Die Rückkehr der Päpste 1377 änderte wenig. Sie riefen wiederholentlich den König Ladislaus von Neapel, selbst den Söldner Sforza herbei, um sich gegen die Colonna zu behaupten. Ein fast ununterbrochener Zerstörungskrieg wüthet in R., bis mit dem Einzuge des Papstes Martin V. 1420 ein neues Zeitalter beginnt. Wol zehren noch manchmal Pest u. Aufruhr (so wurde 1434 Eugen IV. auf kurze Zeit vertrieben u. 1453 machte Porcaro den Versuch, das päpstl. Regiment zu stürzen) an dem Leben der Stadt, dennoch erhebt sich langsam aus den Trümmern das neue R. u. steigt zu wunderbarer Höhe empor. Nikolaus V. (1447—1455), unter dem 1452 die letzte Kaiserkrönung in R. stattfand, die Friedrich's III., beeiferte sich, die vatikanische Bibliothek mit seltenen alten Handschriften zu füllen u. statt des politischen das literarische R. wieder aufleben zu lassen. Zur rechten Zeit wanderten deutsche Drucker 1464 in R. ein u. gründeten die erste Offizin in Italien. Griechische Flüchtlinge u. ital. Humanisten wetteiferten in philologischer Thätigkeit, in Eleganz der Rede u. Schrift, u. in Enea Silvio Piccolomini bestieg als Pius II. (1458—1464) einer der bedeutendsten von ihnen den päpstlichen Stuhl. Selbst die politischen Verwicklungen, welche 1494 u. 95 die Anwesenheit Karl's VIII. von Frankreich für den lasterhaften Alexander VI. veranlaßten, brachten in der wissenschaftlichen u. künstlerischen Entfaltung R.s nur eine kurze Unterbrechung. Gerade der kriegerische Julius II. (1503—13) nahm die Idee Nikolaus' V. auf, über den Gebeinen des heil. Petrus einen Prachtbau zu errichten. Die Blüte R.s pflegte u. genoß Leo X. (1513—21). Die Zeit des Welkens begann schon unter Clemens VII. (1522—34), der 1527 von den luther. Söldnern Karl's V. geängstet wurde, die zehn Monate in R. hausten u. zehn Millionen an Gold wegschleppten. Pest, Hungersnoth u. Meuterei ließen R. im 16. u. 17. Jahrh. veröden u. verarmen, u. jene großen Führer der kathol. Reaktion, wie Pius IV., Pius V., Gregor XIII., Sixtus V., Alexander VII., mußten ihre Heiligkeit u. ihren Palast von Sbirren, Korsen od. Schweizern vertheidigen lassen, da sie den Italienern nicht trauen durften, u. waren oft nur Werkzeuge in der Hand des Jesuitengenerals od., seit Ludwig XIV., des franz. Gesandten. Nur Sixtus V. (1585—90) u. Pius VI. (1775—99) schmückten R. wieder mit prachtvollen Bauten u. Kunstsammlungen. Mit der Ankunft Napoleon's in Italien, 1796, u. der Proklamation der Röm. Republik, 1798, begann wieder, wie in den Zeiten des Mittelalters, Plünderung der Kunstschätze u. der Kirchen. Als Pius VII. (1800—1823) von Türken, Engländern u. Russen nach R. zurückgeführt wurde, fand er es verödet u. verarmt. Trotz seiner Nachgiebigkeit gegen Napoleon wurde er 1808 der weltlichen Herrschaft entsetzt u. R. 1809 mit dem ganzen Kirchenstaate dem franz. Kaiserreiche einverleibt. Trotz der Herstellung der öffentlichen Gebäude, der Gründung von wissenschaftlichen u. Kunstanstalten, der Begünstigung der Industrie 2c. verarmte u. verödete R., das nur noch eine päpstl. Stadt sein konnte u. wollte. Erst mit der Wiederkehr des Papstes (24. Mai 1814) nahm die Bevölkerung wieder zu, mit der Rückkehr der geraubten Kunstschätze 1815 der einträgliche Fremdenverkehr. 1836 u. 37 erzeugten Cholera u. Hungersnoth neuen Aufruhr, aber mit der Thronbesteigung Pius' IX. (1846) schien R. einer um so glänzenderen Aera entgegen zu gehen. Weitgehende liberale Reformen machten Pio nono zum populärsten Manne Italiens. Jedoch schon im März 1848 kam es zu Thätlichkeiten gegen den 1814 hergestellten Jesuitenorden, im Mai zu Aeußerungen der Unzufriedenheit gegen den Papst selbst; am 15. Nov. wurde sein Minister, der Graf Rossi, vor dem Eintritt in die Kammer niedergestochen, Pius auf dem Quirinal belagert u. 24. Nov. zur Flucht nach Gaëta gezwungen. Eine Republik unter Triumvirn, die mehrmals wechselten, wurde nach den Grundsätzen Mazzini's u. Garibaldi's hergestellt u. kämpfte seit dem April 1849 mit Erfolg gegen das von dem Präsidenten Napoleon unter Oudinot geschickte franz. Truppencorps. Seit dem 3. Juni begann eine regelrechte Belagerung, die 3. Juli zur Kapitulation führte. Am 12. April 1850 hielt Pius seinen Einzug in R., wo er von einem starken franz. Corps beschützt wurde. Dennoch beschränkte ihn die Zertrümmerung des Kirchenstaates, den Viktor Emanuel an sich riß, auf das Stadtgebiet, endlich der Abmarsch der franz. Besatzung im Aug. 1870 u. der Einzug der ital. Truppen auf den Vatikan. R. wurde Hauptstadt des Königs von Italien. — Vgl. Gregorovius, „Geschichte der Stadt R. im Mittelalter" (2. Aufl., Stuttg. 1870 ff. 8 Bde.); Reumont, „Geschichte der Stadt R." (3 Bde., Berl. 1866 ff.).

Rom u. Römisches Reich (geschichtl.). I. R. unter den Königen (753—510 v. Chr. [1—244 anno urbis, d. h. seit Gründung der Stadt]). Die Gründung der Stadt R. u. die Zeit ihrer ersten Entwicklung ist durchaus sagenhaft, u. wenn die alten Schriftsteller auch eine Menge von Einzelheiten aus der Geschichte R.s unter Königen zu erzählen wissen, so hat die neuere Geschichtsforschung dennoch mit Sicherheit dargethan, daß alle jene Erzählungen nichts sind als Sagen, welche, wie alle Sagen, nur aus dem natürlichen Bedürfniß des Volkes entstanden sind, über seine Anfänge irgend eine Kunde zu verbreiten. Daß man sich auch im röm. Volke bei der sagenhaften Ausschmückung seiner ältesten Geschichte wie anderswo an dunkle historische Traditionen anschloß, kann nicht bezweifelt werden, u. so gelingt es denn auch dem Geschichtsforscher, selbst in diesem Dunkel der Sage wenigstens die allgemeinsten Umrisse der Entstehungsgeschichte R.s einigermaßen sicher zu erkennen. Die Gründung R.s wird von der röm. Königssage den Zwillingsbrüdern Romulus u. Remus, den Söhnen des Mars u. der Rhea Silvia (s. d.), zugeschrieben. Sie fand, wie nicht bezweifelt werden kann, auf dem Mons Palatinus statt (s. „Das alte R."); wann dies aber geschah, darüber gab es schon im Alterthum verschiedene Ansichten, von denen die des Varro, welcher die Gründung der Stadt auf den 21. April 753 v. Chr. setzte, schon den Beifall des Atticus u. des Cicero fand u. seit der Regierung des Kaisers Claudius allgemeine Geltung erlangte. Von anderen Berechnungen ist nam. die des Cato zu erwähnen, welcher das Gründungsjahr 751 v. Chr. annahm. An den Namen des Romulus knüpft sich die Erzählung von einer ganzen Reihe glücklicher Kriege gegen die sabinischen Orte Cänina, Antemna u. Crustumerium, deren Einwohner nach Zerstörung ihrer Städte nach R. verpflanzt wurden; die übrigen Sabiner aber, mit denen die Römer durch den bekannten Raub ihrer Töchter in Krieg gerathen sein sollen, vereinigten sich in Frieden mit den Römern. Der gemeinsame Name war Quirites u. die Herrschaft wurde von Romulus u. dem Sabinerkönig Titus Tatius angeblich fünf Jahre gemeinsam geführt. Die von ihnen vertretenen Stämme führten den Namen Ramnes u. Tities, zu denen als dritter Stamm die Luceres kamen, von Einigen für Etrusker, von Anderen für Latiner gehalten, wie Diejenigen, mit denen Romulus die erste Anlage R.s auf dem Palatium unternahm. Die genannten 3 Tribus zerfielen in je 10 Kurien, 100 Geschlechter u. 1000 Familien, u. die Mitglieder derselben (patricii) waren berechtigt zu der verfassungsmäßigen Theilnahme an der Staatsverwaltung. Die drei Hauptorgane derselben waren 1. der König, 2. der Senat, 3. die Volksversammlung. Der König war das Haupt des Staates, wie der Vater das Haupt der Familie. So vertritt er das Volk im Verkehr mit den Göttern (nam. bei den öffentlichen Auspicien) u. mit den Fremden; ihm steht die oberste Gerichtsbarkeit zu; er leitet die öffentlichen Finanzen; er ist endlich der oberste Heerführer. Ihm zur Seite steht der Senat (senatus), d. h. Rath der Alten. Er bestand im Anschluß an die alte Geschlechtereintheilung später aus 300 patres. Ursprünglich betrug dieselbe aber, wenn anders den alten Erzählungen über die Königsherrschaft zu trauen ist, nur 200, da die Luceres von Anfang nicht den anderen beiden Tribus als politisch gleichberechtigt erscheinen, sondern als untergeordnet; erst Tarquinius Priscus führte diese Gleichberechtigung herbei u. damit die naturgemäße Erhöhung des Senats auf 300 Mitglieder. Diese Senatoren wurden von dem König auf Lebenszeit ernannt. Sie wählten beim Tode des Herrschers den neuen König, begutachteten die Vorschläge des Königs, bevor sie an die Volksversammlung kamen, u. bestätigten endlich die von dieser auf Antrag des Königs gefaßten Beschlüsse. Die Volksversammlung bestand aus den Patricii u. führte den Namen Comitia curiata. Dieselben wurden außer an den ordnungsmäßigen Terminen (24. März u. 24. Mai) vom König, wie auch der Senat, nach Bedürfniß berufen, um, wie erwähnt, die Vorschläge des Königs u. des Senats zum Beschluß zu erheben; außerdem stand dem vom Könige verurtheilten Verbrecher eine Provokation an die Comitien zu. Eine Initiative hatten sie nicht. Der Geschlechtereintheilung war auch die Einrichtung des ältesten Heerbannes (legio) angepaßt. Der Kern des Heeres bestand aus 300 Reitern (celeres), an deren Spitze der tribunus celerum stand, u. aus 3000 Fußsoldaten (milites), indem jede Tribus je 100 Reiter u. je 1000 Fußsoldaten stellte. Dem Stande der Patricii zur Seite stand schon seit ältester Zeit der Stand der Hörigen (clientes), welche ohne politische Rechte, aber auch ohne Verlust der persönlichen Freiheit, sich in den Schutz eines vollberechtigten Gemeinde

mitgliedes begeben hatten, um unter diesem Schutze, vermuthlich unter Zahlung eines Schutzgeldes an den König, die Erlaubniß zu erlangen, als freie Ansassen in der röm. Gemeinde zu wohnen. Dies Klientelverhältniß dehnte sich bei der zunehmenden Bedeutung des röm. Staates rasch aus; ganze Theile von unterworfenen Bürgergemeinden siedelten sich unter diesen Verhältnissen in R. an, u. so bildete sich neben dem vollberechtigten patrizischen Staate gleichsam ein anderer unberechtigter Staat, die plebs (ihre Angehörigen hießen plebeji), welcher dann als Ganzes der Schutzgenossenschaft des Königs zugeschrieben gewesen zu sein scheint. Das ist das Wesentliche, was wir von dem ältesten Staate der Römer wissen. Alles Uebrige ist sagenhaft. Romulus soll, nachdem er noch einige glückliche Kriege mit Fidenä u. Veji geführt hatte, von den Patriziern 716 v. Chr. ermordet worden sein. Nach einer einjährigen Zwischenherrschaft ohne König, so erzählt die Sage, kam Numa Pompilius auf den Thron (715–672 v. Chr. = 39–82 a. u.), auf welchen die Begründung des röm. Religionswesens, bes. die Einsetzung der 3 Flamines, der 12 Salier, der 4 Vestalinnen, der Augurn, der Fetiales, Alles Priester u. priesterliche Kollegien, endlich die Einrichtung des Kollegiums der Pontifices mit dem Pontifex maximus an der Spitze zur Beaufsichtigung des ganzen Religionswesens zurückgeführt wurde. Sein Nachfolger soll Tullus Hostilius gewesen sein (672–640 v. Chr. = 82–114 a. u.), welcher die Albaner überwindet u. Kriege mit Fidenä u. Veji führt. Ihm folgte Ancus Marcius (640–616 v. Chr. = 114–138 a. u.), dem außer glücklichen Kämpfen mit Veji die Anlage von Ostia, der Hafenstadt R.s, u. der Befestigung auf dem Mons Janiculus zugeschrieben wurde. Als Nachfolger wird der aus griech. Stamme entsprossene Tarquinius Priscus genannt (616–578 v. Chr. = 138–176 a. u.), dem die Ueberlieferung außer der Unterwerfung der ganzen Landschaft Latium die großartigen Bauten der Kloaken, die Anlage des Circus maximus in der Vallis Murcia am Palatinus u. den Beginn der Befestigung R.s zuertheilt. Auf den Tarquinius folgt Servius Tullius (578–534 v. Chr. = 176–220 a. u.), welcher einerseits die begonnenen Befestigungen vollendete, andrerseits an die Stelle jener patriarchalischen Regierung eine wirkliche Verfassung setzte, welche unter Wahrung der bestehenden Verwaltungsorgane durch die Eintheilung der Bürger in fünf Vermögensklassen die Leistungen u. Rechte derselben im Staate genauer feststellte. Für die erste Klasse wurden 100,000 asses als Minimum des Vermögens bestimmt, für die zweite 75,000, für die dritte 50,000, für die vierte 25,000 u. für die fünfte 11,000 asses. Die Einschätzung der Bürger in diese Klassen hieß Census. Aus jeder der einzelnen Klassen wurde eine Anzahl von Centurien gebildet, aber so, daß die reichsten, aber an Kopfzahl natürlich weniger zahlreichen Klassen die meisten Centurien besaßen: die erste Klasse nämlich 80 Centurien, die zweite, dritte u. vierte je 20, die fünfte 30 Centurien. Dazu kamen 18 Centurien der Ritter (davon 12 aus den Plebejern), 4 Centurien der Handwerker u. Musiker u. eine Centurie der Proletarii od. Capite censi, welche unter 11,000 asses besaßen, zusammen also 193 Centurien. Diese hielten Versammlungen im Campus Martius (Comitia centuriata), in denen nach den Centurien abgestimmt wurde u. in denen somit der Stand der Besitzenden wesentlich zur Geltung kam. Wahlen u. Gesetze lagen diesen Versammlungen als Gegenstände der Berathung u. Beschlußfassung ob; jedoch mußten die Comitia curiata, um eine endgiltige Entscheidung herbeizuführen, die Beschlüsse bestätigen. Diese Centurieneintheilung lag auch der Steuererhebung (da die Vermögensverhältnisse sich änderten, wurde sie alle fünf Jahre revidirt) u. der Heereseinrichtung zu Grunde. In letzterer Beziehung zerfiel jede Klasse in Seniores (46—60 Jahre alt) u. in Juniores (17—46 Jahr alt); Erstere vertheidigten die Stadt, Letztere zogen ins Feld. Mag nun ein Servius Tullius wirklich gelebt haben od. nicht, die Verfassung, welche unter seinem Namen geht, stammt entschieden aus jenen Zeiten des Königthums, u. die Verfassung der vollkommenen Republik ist nur als eine Weiterbildung derselben zu betrachten. Der Nachfolger des Servius, Tarquinius Superbus (534—510 v. Chr. = 220—244 a. u.), herrschte als Despot u. wurde von Patriziern u. Plebejern unter der Leitung des L. Tarquinius Collatinus, des P. Valerius u. des L. Junius Brutus vertrieben (510 v. Chr.).

II. Die Entwicklung u. Vollendung der Republik 510—265 v. Chr. (245—489 a. u.). An die Stelle der königlichen Gewalt trat in der neuen Republik das Konsulat, dessen Träger zwei jährlich wechselnde Konsuln waren, gemeinsam ein Jahr lang die Regierung des Staates führend u. in allen wesentlichen Punkten mit derselben Macht ausgestattet, wie früher die Könige. Zuerst bekleidet wurde das Konsulat 509 v. Chr. (245 a. u.) von Brutus u. Collatinus u. nach des Letztern Verbannung von Valerius Publicola. Die Wahl der Konsuln fand statt in den Comitia centuriata, die wie früher weiter bestanden u. auch das Recht erhielten, die Provokation in Sachen verurtheilter Plebejer entgegenzunehmen, welches Recht später an die Comitia tributa übergegangen zu sein scheint. Der Senat, dessen Mitglieder bis zur Einführung der Censur von den Konsuln gewählt wurden, wurde aus dem Stande der Ritter wieder ergänzt, da in der letzten Zeit der Königsherrschaft viele Stellen erledigt waren. Infolge dessen werden die Senatoren jetzt nicht allein Patres, sondern Patres conscripti angeredet, um den hinzugefügten nicht patrizischen Theil zugleich zu bezeichnen. Der so reformirte Staat erfreute sich der besten Blüte. Einen Beweis dafür können wir in dem gleich zu Anfang der Republik geschlossenen Handelsvertrage mit Karthago erblicken, welcher uns zeigt, daß R. schon damals ganz Latium bis Terracina beherrschte, aber auch darin, daß alle Versuche der Tarquinier, von Neuem sich der Herrschaft zu bemächtigen, mit Glück zurückgewiesen wurden. Zwar brachte der Krieg mit dem Porsena, König von Clusium, Rom bald darauf in äußerste Bedrängniß; auch die damals ausbrechenden u. fast ein Jahrh. fortdauernden Sabinerkriege u. ein Krieg mit den Latinern erregten die Römer dermaßen, daß sie die Diktatur einführten, während deren Dauer die Konsuln ihre Amtsgewalt verloren u. der auf sechs Monate im Auftrage des Senats von einem Konsul ernannte Diktator (der erste war T. Larcius 498 v. Chr. = 256 a. u.) allein an der Spitze des Staates stand u. eine unumschränkte Gewalt übte. Dazu kamen auch endlich noch die Feindseligkeiten mit den benachbarten Stämmen der Aurunker, Volsker u. Aequer. Jedoch mit den Etruskern wurden Vergleiche geschlossen, die R. im Norden sicherten, die Latiner aber vom Diktator A. Postumius 496 v. Chr. am See Regillus dermaßen geschlagen, daß sie um Frieden baten; ein gleiches Geschick hatten die anderen erwähnten Völkerschaften, ja den Volskern wurde sogar 494 v. Chr. Veliträ abgenommen, welches dann durch Römer kolonisirt wurde. Viel bedrohlicher wurden die infolge von Unterdrückung der Plebejer seitens der Patrizier ausbrechenden innern Streitigkeiten. Die gesammten Plebejer zogen sogar, als ihnen die vom Diktator Valerius verheißenen Versprechungen nicht gehalten wurden, 495 v. Chr. von R. fort auf den Heiligen Berg u. konnten nur durch Erlassung der Schulden u. Bewilligung von Volkstribunen zur Rückkehr bewogen werden. Zunächst wurden diese Volkstribunen (tribuni plebis), Anfangs zwei an Zahl, in den Centuriatcomitien aus den Plebejern gewählt, mußten also von den Kuriatcomitien bestätigt werden; dabei aber waren sie unverletzlich (sacrosancti) u. hatten die Plebejer den Patriziern gegenüber, nam. in Sachen der Provokation, zu vertreten. Die Hauptbedeutung derselben lag aber in dem Intercessionsrechte, welches sie innerhalb des Stadtgebietes gegenüber allen Beschlüssen u. Anträgen der patrizischen Beamten u. Behörden durch ihr Veto üben konnten. Ihnen zur Seite standen die beiden plebejischen Aedilen, um sie nam. in ihren richterlichen Funktionen zu unterstützen; auch sie waren unantastbar. 472 v. Chr. wurde durch ein Gesetz des Publilius die Wahl der Tribunen u. Aedilen den Tributcomitien (vgl. unten) anheimgegeben; seit 449 bekamen die Aedilen sogar das Recht, an der Thür der Kurie den Senatssitzungen beizuwohnen, nachdem ihre Zahl schon seit 457 v. Chr. auf 10 erhöht war. Später wurden sie sogar Mitglieder des Senats u. bekamen das Recht, denselben zu berufen.

Kaum war aber das Volk durch die oben angeführten Vergünstigungen beruhigt, kaum waren mit gemeinsamer Kraft die Volsker von Neuem besiegt, als das hochfahrende Benehmen des Patriziers C. Marcius Coriolanus während einer Hungersnoth in R. die Plebejer zu neuem Aufstande reizte. Coriolanus wurde verbannt, ging aber zu den Volskern über u. brachte an der Spitze eines feindlichen Heeres R. an den Rand des Verderbens, vor dem die Stadt nur durch das freiwillige Zurückweichen des siegreichen Feldherrn bewahrt wurde. Doch kurze Zeit darauf, nach einem Siege über die Herniker, welche dann mit in den Römisch-Latinischen Bund aufgenommen wurden, erhoben sich neue innere Unruhen. Der Konsul Sp. Cassius nämlich wollte den Plebejern an dem sog. Ager publicus, d. h. dem Acker, welcher von dem Besitze der unterworfenen Staaten für röm. Staatseigenthum erklärt u. dessen Nießbrauch bisher allein den Patriziern zu Gute gekommen war, Antheil geben. Jedoch wurde Cassius von den Kuriatcomitien verurtheilt u. hingerichtet. Neue Kämpfe mit den Vejentern, in denen 477 v. Chr. an der Cremara das Geschlecht der Fabier bis auf Einen zu Grunde ging, ebenso neue Fehden mit den Volskern u. Aequern ließen die innere Unzufriedenheit um so drückender empfinden. Um endlich gesetzlich feststehende Verhältnisse herbeizuführen, trat daher der Tribun C. Terentilius Arsa im J. 462 v. Chr. (292 a. u.) mit dem Gesetzvorschlage auf, man solle geschriebene, öffentlich bekannt zu machende Gesetze verfassen. Das brachte neue Unruhen, während derer sich der Sabiner Appius Herdonius auf kurze Zeit sogar des Kapitols bemächtigen konnte; dennoch wurde erst 451 (305 a. u.) ein Kollegium von 10 Männern (decemviri) eingesetzt, um die Vorlage des Terentilius zur Ausführung zu bringen. Dieses arbeitete 10 Gesetztafeln aus, denen im folgenden von einem zweiten Decemvirate noch zwei andere hinzugefügt wurden.

DAS ALTE ITALIEN

ROM zur Zeit der REPUBLIK

Marsfeld

Stadt Bezirke

Erklarung der im Plane verzeichn. Buchstab

RAETIA

NORICUM

Carnici

Aquileja

Tergeste

Mediolanum

Augusta d. Tauriner

Genua

Placentia

Cremona

Bononia

Mutina

Ravenna

Ariminum

Pisaurum

Fanum Fortunae

Ancona

Ligurischer Busen

Luna

Luca

Pisae

Florentia

Arretium

Cortona

Perusia

Clusium

Ilva I.

Spoletium

Asculum

Hadria

Interamna

Tarquinii

Corfinium

ROMA

Ostia

Portus Augusti

Antium

Capua

Neapolis

Cumae

Nola

Beneventum

Canusium

Venusia

Brundisium

Tarentum

Heraclea

Thurii

Tarentum Busen

Consentia

Croton

Hipponium

Locri Epizephyrii

Rhegium

Messana

Panormus

Lilybaeum

Aetna

Catana

Agrigentum

Syracusae

SICILIA

Liparische In.

Vulcanische In.

CORSICA

Aleria

SARDINIA

Caralis

Neapolis

Forum Trajani

Jadera

Scardona

Salona

Delminium

TYRRHENISCHES MEER

ADRIATISCHES MEER

IONISCHES MEER

AFRICANISCHES MEER

Hippo Zarytus

Utica

Karthago

Tunes

Zama

Zupha

Hadrumetum

Melita

Dies ist das berühmte Zwölftafelgesetz, welches nach seiner Vollendung öffentlich ausgestellt wurde. Die Decemvirn des zweiten Jahres jedoch führten ihr Amt, was sie zugleich unter Aufhebung der übrigen Magistrate ohne Verantwortung an die Spitze des ganzen Staates stellte, ungesetzlich fort u. machten sich durch verschiedene Gewaltthaten außerdem so verhaßt, daß sie abgesetzt wurden, nachdem eine förmliche Empörung ausgebrochen war. Die früheren Magistraturen, auch das Volkstribunat, wurde darauf wieder unverändert hergestellt, außerdem aber auch bekamen die Beschlüsse der sog. Comitia tributa dieselbe Geltung u. Bedeutung wie die der Comitia centuriata. Diese Tributcomitien waren erwachsen aus der dem Servius Tullius zugeschriebenen Eintheilung der Römer in 4 städtische u. 26 ländliche Tribus (genau zu trennen von den uralten geschlechtlichen 3 Tribus, Ramnes, Tities, Luceres, s. d.). Später allerdings verminderten sich diese Tribus infolge der unglücklichen Fehden mit dem Porsena auf 20, denen erst 495 v. Chr. die 21. hinzugefügt wurde. In den Versammlungen derselben (Comitia tributa) hatten die Plebejer bisher ihre eigenen Angelegenheiten berathen, jetzt gewinnen sie aber durch die oben erwähnte Gleichstellung mit den Centuriatcomitien eine politische Wichtigkeit, welche den Grund legte zu der später sich entwickelnden Vorherrschaft der Tributcomitien. Nachdem die Plebejer so einmal begonnen hatten, sich im Staate geltend zu machen, konnte die fernere rechtliche Entwicklung ihrer Stellung nicht mehr aufgehalten werden. So setzte der Volkstribun C. Canulejus 445 v. Chr. (309 a. u.) durch, daß die Ehen von Plebejern u. Patriziern gesetzliche Gültigkeit hatten (connubium), u. zu gleicher Zeit wurde erreicht, daß an Stelle der Konsuln 6 Konsulartribunen (tribuni militum consulari potestate) gewählt wurden, welche auch Plebejer sein durften. Man trennte aber von der konsularischen Machtvollkommenheit die Censur. Diese verwalteten zwei von den Centurien gewählte Patrizier (censores), welche, wiewol sie nur von 5 zu 5 Jahren eingesetzt wurden, ihr Amt nur 18 Monate ausüben durften. Ihnen wurde die jedes vierte Jahr stattfindende Festsetzung des Staatshaushaltes u. des Steuersatzes (census, daher der Name censores) übertragen, ferner das Recht, die erledigten Plätze im Senate u. in der Ritterschaft zu besetzen u. Unwürdige daraus zu entfernen. So wurde die Censur eine Zeit lang der Hort der Adelspartei. Aber schon wenige Jahre darauf, 421 v. Chr. (333 a. u.), wurde ein neues Amt, die Quaestura, den Plebejern zugänglich. Die Quästoren existirten schon seit langer Zeit, vielleicht schon während der Herrschaft der Könige. Es waren dies die neben den duoviri perduellionis (Richter über Hochverrath u. Empörung) fungirenden quaestores parricidii (Aufspürer des Mordes). Später wurde Letzteren auch noch unter Oberaufsicht der Konsuln die Verwaltung der Staatskasse übertragen. Jetzt aber verdoppelte man die Zahl der Quästoren u. bestimmte zwei ausschließlich für den städtischen Dienst (urbani), zwei für den Zahlmeisterdienst im Felde. Zugleich wurden auch Plebejer zu diesem Amte zugelassen. Die folgenden Jahre brachten eine neue Erleichterung in der Gewährung des Soldes, welcher zuerst während des Winterfeldzuges gegen Veji den Fußsoldaten u. bald darauf auch den Reitern ausgezahlt wurde. Auch nach außen war man gegen Veji glücklich, welches 396 v. Chr. unter Führung des Diktators M. Furius Camillus erobert u. zerstört wurde; ebenso wurden die Bundesgenossen Veji's, Capena u. Falerii, zum Frieden gezwungen. Da brach aber durch den von Norden erfolgenden Einbruch der keltischen Gallier ein schweres Unglück über R. herein. Die Kelten hatten nämlich rasch ganz Oberitalien überschwemmt, u. als die Römer thörichter Weise gegen dieselben das Völkerrecht verletzt hatten, stürmten sie auch gegen Rom heran. Die furchtbare Niederlage der Römer an der Allia 390 v. Chr. (364 a. u.) war die Folge davon, u. gleich darauf erfolgte die Besetzung u. Verbrennung der Hauptstadt selbst. Auf dem Capitolium eingeschlossen, kamen die Römer in die größte Noth, u. nachdem sie, geweckt durch das Schnattern der heiligen Gänse, eine Ueberrumpelung zur Nachtzeit vermieden hatten, mußten sie sich entschließen, den Galliern ein Lösegeld anzubieten, welches dieselben annahmen u. abzogen. Erst eine spätere Sage erzählt, Camillus, den man wegen ungerechter Vertheilung der Beute von Veji verbannt hatte, sei zurückgekehrt u. habe die Gallier noch bei R. besiegt. Nur mit Mühe wurden die Römer durch Camillus bewogen, die Stadt wieder nothdürftig aufzubauen u. nicht nach Veji auszuwandern; dadurch aber wurden die Plebejer von Neuem in tiefe Schulden gestürzt. Dazu kam, daß jetzt auch die Latiner u. Herniker, die Volsker u. Aequer, auch die Etrusker wiederum gegen R. zu den Waffen griffen. Zwar wurden diese Völkerschaften nach einander von Camillus besiegt, sogar auch die sich wieder zeigenden Gallier 367 (387 a. u.) bei Alba geschlagen, aber die tiefe innere Verstimmung wurde dadurch nicht beseitigt, zumal M. Manlius Capitolinus (welcher seinen Beinamen daher hatte, weil er bei der Belagerung des Kapitols zuerst durch die Gänse geweckt ward), als er sich der durch das Schuldrecht bedrückten Plebejer annahm, ins Gefängniß geworfen u., daraus befreit, bald darauf des Hochverraths angeklagt u. vom Tarpejischen Felsen gestürzt wurde. Da traten 376 v. Chr. (378 a. u.) die Volkstribunen C. Licinius Stolo u. L. Sextius mit den Gesetzen auf, daß kein Bürger über 500 Jugera Landes besitzen solle, daß die Zinsen vom Kapital abgezogen u. die übrigen Schulden in drei gleichen Theilen in drei Jahren bezahlt u. wieder Konsuln gewählt werden sollten, von denen einer ein Plebejer sein müsse. Nach zehnjährigem Kampfe wurden die Gesetze endlich angenommen. Aber wiederum trennte man von dem Konsulate die Gerichtsbarkeit, indem man die Prätur einrichtete u. bestimmte, daß die Prätoren Patrizier sein müßten. Zugleich richtete man auch behufs Handhabung der Marktpolizei die durch zwei patrizische Aedilen verwaltete curulische Aedilität ein, der zugleich die Sorge für die von der Stadt veranstalteten öffentlichen Spiele oblag, ein Amt, welches vorzugsweise geeignet war, durch besonderen Glanz sich das Wohlwollen des Volkes zu gewinnen. Jedoch vermochten alle diese Versuche der Patrizier die vollständige Gleichstellung mit den Plebejern nicht zu hindern: wurde doch bereits 356 v. Chr. sogar die Diktatur an den Plebejer C. Marcius Rutilus ertheilt. Inzwischen waren neue gefährliche Kämpfe mit den Hernikern ausgebrochen, in denen sich M. Curtius einem freiwilligen Opfertode fürs Vaterlande weihte, ebenso Kämpfe mit Tibur u. Tarquinii, selbst Volsker u. Aurunker erhoben sich wiederum. Alle diese Kriege aber u. ihre glückliche Beendigung treten in den Hintergrund gegenüber den Samniterkriegen. Dieselben entstanden dadurch, daß die Capuaner, von den Samnitern angegriffen, den Römern ihre Stadt als Eigenthum übergaben u. so der Letzteren Unterstützung erhielten. Im ersten Samniterkriege (343—341) wurden die Samniter vom Konsul M. Valerius Corvus am Berge Gaurus in Campanien u. bei Suessula ebendaselbst geschlagen. Der Krieg wurde darauf fortgesetzt von den empörten Latinern u. den Campanern. Erstere erstrebten Gleichstellung mit den Römern, nam. aber, daß einer der Konsuln ein Latiner sein solle; Letztere wollten die römische Herrschaft nach überstandener Gefahr wieder abschütteln. Dem Unternehmen gegen R. schlossen sich auch die Volsker an. Jedoch die Siege der Römer unter T. Manlius Torquatus u. unter P. Decius Mus am Vesuv u. bei Trifanum endigten diesen Latinerkrieg (340—338) rasch, durch den die Besiegten nichtsdestoweniger erreichten, daß den meisten von ihnen das Bürgerrecht ertheilt wurde. Schon 326 v. Chr. brachen indessen die Streitigkeiten mit den Samnitern von Neuem aus u. führten zum zweiten Samniterkriege (326 bis 304), welcher, wiewol ein römisches Heer in den Caudinischen Pässen von C. Pontius eingeschlossen wurde u. einen schimpflichen Vertrag schließen mußte, u. wiewol 311 v. Chr. auch die Etrusker, endlich auch Umbrer, Herniker u. Aequer an dem Kampfe gegen R. Theil nahmen, dennoch gleichfalls glücklich beendet wurde u. ein Bündniß mit den Samnitern herbeiführte. Bald aber brach der dritte Samniterkrieg (298—290) aus, an dem sich auch gallische Stämme betheiligten. Durch den Sieg der Römer bei Sentinum wurde nun zwar mit den Samnitern der Friede hergestellt; jedoch begannen jetzt auch die Sabiner sich zu erheben. Nachdem diese aber rasch durch Curius Dentatus unterworfen, auch die sich wieder erhebenden Etrusker u. Bojer am Vadimonischen See geschlagen waren, fingen 281 die Samniter in Gemeinschaft mit den Tarentinern den vierten Samniterkrieg an, der durch die den Feinden R.s von dem Könige Pyrrhos von Epirus geleistete Hülfe den Römern bes. gefährlich wurde. Groß waren ihre Niederlagen bei Heraclea u. bei Asculum; dann aber wurde Pyrrhos von den Römern unter Dentatus bei Beneventum dermaßen besiegt, daß er den Krieg aufgab. Die Folge dieses Sieges war (272 v. Chr.) die Unterwerfung der Samniter, Lucaner u. Bruttier, welche Letztere gleichfalls gegen R. Hülfe geleistet hatten; auch Tarent wurde von den Römern eingenommen, in deren Besitz somit Mittel- u. Unteritalien gelangt war.

III. Roms Blüte als Republik 265—133 v. Chr. (489—621 a. u.). Der Haupttheil dieser Periode wird durch den großen Kampf eingenommen, welcher in den Punischen Kriegen mit den Karthagern ausgefochten wurde u. dem Abendlande die griechisch-römische Bildung erhielt, gegenüber dem Andrängen orientalischer Unkultur, R. aber zunächst an die Spitze des damals bekannten Erdkreises erhob. Die äußere Veranlassung zum ersten Punischen Kriege (264—241 v. Chr. = 490 bis 513 a. u.) gab der Umstand, daß Hülfstruppen des Agathokles (Mamertiner), welche von diesem entlassen waren, sich der Stadt Messana in Sizilien bemächtigten u. bereitwillige Unterstützung bei den Römern fanden. Nachdem Letztere die Karthager u. die mit ihnen verbündeten Syrakusaner geschlagen hatten, zogen sie den Tyrannen von Syrakus, Hiero, auf ihre Seite u. besetzten nach Besiegung des Hanno den Hauptpunkt der Karthager, Agrigentum. Der Seesieg des C. Duilius bei Mylä (260 v. Chr.) eröffnete den Römern auch das Meer, u. Sardinien wurde bald darauf von ihnen genommen. Durch den glänzenden Seesieg am Berge Eknomos bei Gela bahnte sich außerdem der Konsul M. Atilius

Regulus den Weg nach Afrika. Hier wurde er indessen von dem Spartaner Xanthippos, welcher die Karthager führte, geschlagen u. gefangen genommen. Obwol aber eine römische Flotte bei Camarina Schiffbruch erlitt, eine zweite bei Palinurum auf der Rückkehr von einer Landung in Afrika verunglückte, schlossen die Römer dennoch keinen Frieden. Der darauf (250 v. Chr.) durch L. Cäcilius Metellus bei Panormus über Hasdrubal erfochtene Sieg brachte rasch ganz Sizilien mit Ausnahme von Lilybäum u. Drepanum in die Hände der Römer. Zwar erlitt Claudius Pulcher eine Niederlage durch Adherbal vor Drepanum u. Hamilkar Barkas plünderte die Küsten Italiens, dennoch ward durch den großen Sieg des C. Lutatius Catulus bei den Aegatischen Inseln (241 v. Chr.) Karthago zum Frieden gezwungen, mußte die Kriegskosten bezahlen u. außerdem Sizilien räumen, welches die erste römische Provinz ward. Kurz nach diesem Frieden entrissen die Römer den Karthagern auch endgiltig die Inseln Korsika u. Sardinien, erwarben in den Illyrischen Kriegen einen Theil Illyriens u. unterwarfen in erneuten Kämpfen im nördlichen Italien die Bojer u. Insubrer. Die Karthager dagegen setzten sich in Spanien fest u. breiteten ihre Herrschaft, nam. unter Hamilkar's Führung, fast über das ganze Land aus. Als dann der Sohn Hamilkar's, Hannibal, das den Römern befreundete Saguntum in Spanien eroberte, brach der zweite Punische Krieg aus (218—201 v. Chr. = 536—553 a. u.). Hannibal, welcher, mit 90,000 Mann Fußvolk u. 12,000 Reitern durch das südliche Gallien brechend, die Alpen überschritt, schlug 218 den ihm entgegentretenden Konsul P. Cornelius Scipio am Ticinus in Norditalien, kurz darauf den anderen Konsul Tib. Sempronius Longus an der Trebia, vernichtete 217 den Konsul C. Flaminius am Trasimenischen See in Etrurien, u. ebenso, nur kurze Zeit durch den Diktator Q. Fabius Cunctator gehemmt, 216 v. Chr. die Konsuln C. Terentius Varro u. L. Aemilius Paulus bei Cannä. Damit aber wandte sich Hannibal's Glück. Bei Nola geschlagen, fand er zwar durch Philipp von Makedonien Unterstützung; jedoch die Hülfe desselben wird durch den Prätor M. Valerius Lävinus lahm gelegt, u. Syrakus von Marcellus 212 erobert; ebenso wurde Capua, welches Hannibal vergebens durch einen Marsch auf Rom zu entsetzen suchte, von den Römern genommen (211 v. Chr.). Nachdem dann auch Hasdrubal, welcher dem Hannibal zu Hülfe geschickt war, dem Claudius Nero u. Livius Salinator am Metaurus unterlegen war, vermochte Hannibal nichts mehr in Italien zu unternehmen, um so weniger, da König Philipp, gegen den die Römer auch die Griechen, Thrakier, Illyrier u. Pergamener aufgehetzt hatten, 205 v. Chr. Frieden schloß. Während dieser Zeit war auch in Spanien von Cn. Scipio u. seinem Bruder P. Scipio im Anfange glücklich gekämpft worden. 216 besiegten sie den Hasdrubal bei Ibera, 215 bei Illiturgi u. Intibili, u. errangen 214 neue Erfolge am Bätis. Bald darauf aber wurden beide Scipionen geschlagen u. getödtet, worauf P. Cornelius Scipio, der Sohn des Konsuls vom Jahre 218, den Oberbefehl übernahm. Dieser eroberte Neu Karthago, schlug erst den Hasdrubal bei Bäcula u., nachdem Hasdrubal nach Italien gezogen, die übrigen Feldherren der Karthager, worauf diese gänzlich aus Spanien vertrieben u. das Land zur römischen Provinz gemacht wurde. Im J. 205 v. Chr. zum Konsul erwählt, setzte Scipio nach Afrika über, wo er an Masinissa von Numidien einen ergebenen Bundesgenossen fand, vernichtete die Heere des mit Karthago verbündeten Syphax u. des Hasdrubal durch einen nächtlichen Ueberfall u. schlug auch den aus Italien abberufenen Hannibal 202 v. Chr. (552 a. u.) bei Zama. Scipio erhielt nach diesem Siege den Beinamen Africanus. Die Karthager baten darauf um Frieden, der ihnen unter harten Bedingungen gewährt wurde. Nach Beendigung dieses Krieges ging R. raschen Schrittes seiner Weltherrschaft entgegen. Zunächst wurde Philipp von Makedonien im Makedonischen Kriege (200—196 v. Chr.) gezüchtigt, dann Antiochus III. von Syrien im sog. Syrischen Kriege (191—189 v. Chr.), welcher wegen der verweigerten Räumung griech. Städte auf dem Thrakischen Chersones entstanden war, durch den Sieg des L. Cornelius Scipio (Asiaticus) bei Magnesia in Kleinasien in das Innere der Halbinsel zurückgeworfen. Als aber Perseus, der Nachfolger Philipp's von Makedonien, sich von Neuem zu einem Kriege gegen R. verleiten ließ (171—168 v. Chr.), wurde nach der Niederlage desselben bei Pydna Makedonien zur röm. Provinz gemacht. Nachdem auch die Aetoler von Fulvius Nobilior besiegt, die Gallier in Galatien durch Manlius Vulso abhängig geworden waren, Illyrien aber in drei Theile gespalten, auch Epirus unterjocht war, schritt man endlich, durch Eroberungssucht getrieben, auch zur Unterwerfung von Griechenland, die durch den Mummius 146 v. Chr. durch die Einnahme Korinths vollzogen wurde. In derselben Zeit wurde auch Karthago im dritten Punischen Kriege (149—146 v. Chr.), nachdem es sich zu einem Kriege mit Masinissa hatte zwingen lassen, von P. Cornelius Scipio Aemilianus (genannt Africanus minor) erobert u. zerstört, das Gebiet dieser Stadt unter dem Namen Afrika gleichfalls zur Provinz erklärt. Endlich wurden auch die Lusitanier, die sich unter Führung des Viriathus (sog. Viriathischer Krieg, 148—140 v. Chr.) erhoben hatten, nach Ermordung desselben beruhigt, u. auch Numantia, welches 141—133 v. Chr. mit großem Erfolge gegen R. gekämpft hatte, von Scipio Africanus Minor erobert. In dieselbe Zeit fällt die Erwerbung des Pergamenischen Reiches durch das Vermächtniß des Attalus III. u. die Ausbreitung der römischen Herrschaft über die südl. Gallia transalpina seit der Gründung der Stadt Aquä Sextiä daselbst.

IV. Verfall der Republik (133—31 v. Chr. = 621—723 a. u.). Der Unterschied zwischen Plebejern u. Patriziern war allmählich ganz geschwunden. Selbst die Censur u. die Prätur hatte den Ersteren nicht auf die Länge vorenthalten werden können. Die Zahl der Tribus hatte sich sprungweise bis zu der 241 v. Chr. erreichten, später nur vorübergehend überschrittenen Zahl von 35 gehoben, u. man hatte nicht mehr hindern können, daß sich der Schwerpunkt der Volksvertretung in die Comitia tributa verlegte; ja die Centurieneintheilung war so zu sagen ganz in der Tribuseintheilung aufgegangen. Jede Tribus umfaßte nun 10 Centurien, je 2 aus jeder Censusklasse, u. da die 18 Rittercenturien u. die 5 Centurien der Handwerker 2c. beibehalten wurden, hatte man im Ganzen 373 Centurien. Dadurch wurde die ganze Volksversammlung bedeutend demokratischer, indem auch die Patrizier in die Tribusversammlung aufgenommen wurden. Dennoch hatte sich bald durch Herkommen eine andere Rangordnung herausgebildet, die der Gleichberechtigung eine neue Schranke setzte. Zu dem ersten Stande (ordo senatorius) gehörten die Familien, welche das Konsulat u. die Senatorenstellen aus ihrem Kreise besetzten; der andere Stand war der Ritterstand (ordo equester), welcher nam. aus Denjenigen bestand, welche als Pächter (publicani) des ager publicus einzeln od. zu Konsortien verbunden auftraten. Außerdem gab es aber nur die große Menge, die nominell zwar berechtigt, in Wahrheit aber nichts war als ein willenloses Werkzeug in der Hand der Großen. Ein Ueberschreiten der angegebenen Grenzen wurde kaum geduldet, u. die, denen es gelang, sich empor zu arbeiten, wurden als Emporkömmlinge (novi homines) übel angesehen. Vergeblich hatten die Volkstribunen Tib. Sempronius Gracchus seit 133 v. Chr. u. später sein Bruder C. Gracchus versucht, den schlimmen Gegensatz zwischen den Reichen (nobiles od. optimates insgesammt genannt) u. den Armen durch liberale Gesetze auszugleichen. Diese Versuche wurden als revolutionäre u. hochverrätherische Bestrebungen angesehen; es entstanden Unruhen (Gracchische Unruhen), in denen nach einander beide Gracchen ihren Untergang fanden. Solcherlei Streitigkeiten führten langsam, aber sicher eine allgemeine Entsittlichung herbei. Diese zeigte sich bereits in abschreckender Weise im Kriege gegen den numidischen König Jugurtha (112—106 v. Chr.), der in unerhörter Weise Schandthat auf Schandthat häufte, ehe ihn die gerechte Vergeltung durch energisches Einschreiten der Römer erreichte u. er in Rom im Gefängnisse hingerichtet wurde. Durch den Einfall der Cimbern u. Teutonen in das nördl. Italien, deren Vernichtung dem Emporkömmling Marius bei Aquä Sextiä 102 u. in den Raudischen Feldern bei Vercellä 101 nur mit der größten Anstrengung gelang, wurde das Reich auch von außen erschüttert. Dazu kam, daß die durch die Bestrebungen des jüngeren Gracchus aufgeregten Bundesgenossen in Italien gebieterisch das röm. Bürgerrecht verlangten. Dies führte zum Bundesgenossenkriege (90—88 v. Chr.), der, wiewol die Römer nach mancher erlittenen Niederlage endlich siegten, doch damit endigte, daß die Bundesgenossen ihren Willen erreichten. Zu gleicher Zeit begann in Asien Mithridates, König von Pontus, durch Vertreibung der Könige von Bithynien u. Kappadokien u. durch die Ermordung der röm. Bürger in Kleinasien den ersten Mithridatischen Krieg (89—84 v. Chr.). Durch den Streit um das Oberkommando zwischen Sulla u. Marius kam es aber zu gleicher Zeit zu dem ersten Bürgerkriege (87—81 v. Chr.), welcher, während Mithridates von Sulla, der den Oberbefehl behauptet hatte, mit Glück bekämpft wurde, entbrannte. Marius u. seine Anhänger hatten nämlich R. erobert u. daselbst gegen die Sullaner schrecklich gewüthet. Doch Marius starb bereits 86, u. sein Helfershelfer Cinna wurde 84 von seinen Soldaten ermordet. So wurden die führerlosen Marianer vom zurückkehrenden Sulla leicht besiegt, welcher darauf eine Schreckensdiktatur übte, indem er durch seine Achtungen (proscriptiones) die Marianer rücksichtslos vernichtete. 79 legte er aber bereits diese Diktatur nieder u. starb bald darauf. Nachdem der kurze u. durch Murena willkürlich begonnene zweite Mithridatische Krieg (83—81 v. Chr.) beendet war, wurde auch der edle Marianer Sertorius, in Spanien mit Erfolg für seine Sache kämpfend, durch Meuchelmord beseitigt (72) u. ein Sklaven- u. Gladiatorenaufstand unter dem Spartacus (73—71 v. Chr.) durch Crassus u. Pompejus unterdrückt. Gleich darauf wurde dann auch durch Crassus u. Pompejus (70) das durch Sulla beseitigte Volkstribunat wieder hergestellt u. unter des Letzteren weitgehendem Oberbefehle 67 der

Vernichtungskrieg gegen die in den westl. Theilen des Mittelmeeres hausenden Seeräuber glücklich durchgeführt. Im dritten Mithridatischen Kriege (74—63 v. Chr.) gelang es darauf dem Pompejus, nachdem Lucullus ihm wesentlich vorgearbeitet hatte, den Mithridates u. seinen Schwiegervater Tigranes vollständig zu besiegen, wodurch er Pontus u. Syria zu röm. Provinzen machte, die Juden unterwarf u. unermeßliche Reichthümer erbeutete. Mit dem freiwilligen Tode des Mithridates hatte der Kampf in Asien auch für die Zukunft ein Ende. Die innere Fäulniß des röm. Adels legte jedoch troß dieser äußeren Erfolge die Verschwörung des Catilina klar dar, welcher sich mit der vornehmen Jugend R.s zu einem Umsturze des Staates heimlich verbündet hatte. Die Wachsamkeit des M. Tullius Cicero, damals Konsul (63 v. Chr.), entdeckte jedoch die Verschwörung; die in R. weilenden Rädelsführer wurden hingerichtet u. Catilina 62 bei Pistoria geschlagen u. getödtet.

Neben dem Pompejus begann jeßt im röm. Staate auch C. Julius Cäsar Einfluß zu gewinnen. Er suchte denselben dadurch zu stärken, daß er sich mit Pompejus u. Crassus zum ersten Triumvirate vereinigte u. nun in Gemeinschaft mit diesen den römischen Staat faktisch beherrschte. Nach seinem Konsulate (59 v. Chr.) ließ sich Cäsar dann die beiden Gallien u. Illyricum als Provinzen geben, u. in einem Zeitraume von 8 Jahren unterwarf er den bisher noch selbständigen, bei weitem größeren Theil des transalpinischen Gallien so vollständig, daß bald eine vollständige Romanisirung eintrat. Seine beiden Züge nach Britannien u. die zweimalige Ueberschreitung des Rheines während dieser Kämpfe blieben ohne weiteren Erfolg. Um den Einfluß des Triumvirats in R. zu sichern, hatte man Cicero in die Verbannung, Cato den Jüngeren aber mit einem Auftrage nach Cypern geschickt; denn diese waren die Häupter der republikanischen Partei. Die Stadt wurde durch diese inneren Zerwürfnisse der Schauplatz mancher gewaltthätigen Auftritte; als dann aber Pompejus die Zurückberufung des Cicero betrieb, kam eine Versöhnung zwischen Pompejus u. der Partei des Senats zu Stande, infolge dessen Pompejus die Oberaufsicht über das Getreidewesen (praefectura annonae) in R. u. im ganzen Reiche auf 5 Jahre erhielt. Zwar wurde das Triumvirat 56 v. Chr. zu Luca nochmals erneuert, aber nachdem Crassus 53 gegen die Parther gefallen u. des Pompejus Gemahlin Julia, die Tochter des Cäsar, gestorben war, spitzte sich das Verhältniß des Pompejus u. Cäsar immer mehr zu unversöhnlicher Feindschaft zu. Als daher von Cäsar die Niederlegung seiner Statthalterschaft u. Entlassung der Truppen verlangt wurde, Pompejus die Gegenforderung des Cäsar, ein Gleiches zu thun, nicht erfüllte, wurde Letzterer für einen Feind des Staates erklärt, begann nun aber durch Ueberschreitung des Rubico den zweiten Bürgerkrieg (49—45 v. Chr.), indem er zugleich die Verfechtung der Volksrechte auf seine Fahnen schrieb. In 2 Monaten gehörte Italien dem Cäsar; Pompejus aber, welcher mit dem Senate nach Griechenland geflohen war, wurde, nachdem bereits das Pompejanische Heer in Spanien bei Ilerda vernichtet war, 48 v. Chr. bei Pharsalus in Thessalien total besiegt u. sein Heer aufgelöst. Er selbst floh nach Aegypten u. wurde dort ermordet. Cäsar folgte ihm nach Aegypten u. wendete sich, nachdem er die dortigen Regierungsstreitigkeiten zu Gunsten der Kleopatra beigelegt hatte, gegen Pharnakes II., den Sohn des Mithridates, welcher sich erhob, um seines Vaters Reich wieder aufzurichten. Mit großer Schnelligkeit wurde derselbe bei Zela besiegt, u. nachdem Cäsar zum Diktator, dann zum Konsul auf 5 Jahre u. zum Volkstribunen gewählt war, schlug er mit fast derselben Schnelligkeit die Pompejaner in Afrika bei Thapsus; ebenso wurden Sextus u. Cnejus Pompejus, die Söhne des ermordeten Imperators, 45 v. Chr. von Cäsar bei Munda in Spanien total besiegt. Aber schon in folgendem Jahre (44) wurde Cäsar von einer Verschwörung unter der Führerschaft des M. Brutus, des C. Cassius Longinus u. des Decimus Brutus an den Iden des März (15. März) ermordet. Durch diesen ruchlosen Mord, durch den die Thäter, überaus kurzsichtige Politiker, die Republik zu retten wähnten, wurde natürlich der zur Alleinherrschaft eines Einzelnen hindrängende Gang der Geschichte nicht aufgehalten. Nur neuer Bürgerkrieg war die unmittelbarste Folge. Der erste Legat des Ermordeten nämlich, M. Antonius, u. Cäsar's Adoptivsohn u. Erbe, Cäsar Octavianus, verfolgten beide ehrgeizige Absichten. Nachdem aber Antonius bei Mutina von Octavianus geschlagen war (43), kam das zweite Triumvirat in demselben Jahre zwischen Antonius, Octavianus u. M. Aemilius Lepidus zu Stande. Durch Gewaltmaßregeln (Ermordung des Cicero 43) sicherten die Triumvirn ihre Macht; jedoch nachdem die Mörder des Cäsar, Brutus u. Cassius, 42 bei Philippi in Makedonien besiegt u. getödtet waren, kam es langsam zu einem Entscheidungskampfe zwischen dem Antonius u. Octavianus, wie vordem zwischen Cäsar u. Pompejus. Octavianus, der den Lepidus, einen unbedeutenden Mann, zurückgeschoben hatte, besaß damals den Occident, während Antonius den Orient beherrschte u. in den Armen der Kleopatra schwelgte. Als nun durch den Sieg des Agrippa bei Naulochos (36) auch Sextus Pompejus Sizilien u. Sardinien an Octavianus verloren hatte, wurde gegen Antonius 32 auf Wunsch des Octavianus vom Senat der Krieg beschlossen. Dieser endigte mit dem Seesieg bei Actium 31. Octavianus wurde Alleinherrscher, Antonius u. Kleopatra tödteten sich selbst; Aegypten wurde Römische Provinz.

V. Kaiserreich von Octavianus bis Constantinus 31 v. Chr. bis 324 n. Chr. (= 723—1077 a. u.). Mit dem Beginn des Kaiserthums schwanden die Institutionen der Republik durchaus nicht, nur sanken alle Magistraturen zu Scheingewalten herab. Die Ernennung zum Konsul hing vom Kaiser ab u. wurde bald nur leerer Titel, der auch Solchen beigelegt wurde, nach denen das Jahr gar nicht benannt wurde (consules suffecti, während die das Jahr bezeichnenden consules ordinarii hießen); ebenso stand es mit dem Senat, welcher bald nur aus einer Gesellschaft vornehmer Schmeichler des Kaisers bestand.

Octavianus begründete seine Macht formell auf die tribunicische Gewalt, was alle folgenden Kaiser beibehalten zu haben scheinen, welche alle ihren dies natalis imperii (Geburtstag der Herrschaft) auf den Tag setzten, an dem sie die tribunicische Gewalt annahmen. So erschien das Kaiserthum als im Sinne u. Auftrage des Volkes eingeführt u. verwaltet. Octavianus führte außerdem die Titel Augustus u. Imperator für den Kaiser ein. Im Ganzen war die Regierung des Octavian ruhig u. friedlich. Doch wurde auch die Herrschaft über Mösien, Rhätien, Vindelicien u. Noricum ausgedehnt. Der Versuch, Deutschland zu unterjochen, wurde aber durch die dem Varus von Arminius, dem Cheruskerfürsten, im Teutoburger Walde beigebrachte Niederlage total vereitelt (9 v. Chr.). Groß dagegen war der moralische Sieg, der darin bestand, daß die Parther die dem Crassus einst abgenommenen Feldzeichen zurücksendeten. Octavianus starb 14 n. Chr. Ihm folgte sein Stiefsohn Tiberius, Sohn der Livia, der zweiten Gemahlin des Octavianus. Tiberius (14—37 n. Chr.) war ein grausamer Despot, welcher sich, die Regierung dem Sejanus überlassend, nach Capreä (Capri) zurückzog, um hier seinen Lüsten zu leben. Aber Sejanus wurde ermordet, u. bald darauf starb Tiberius, nachdem er noch mehr als früher gewüthet hatte. Nicht besser war sein Nachfolger C. Caligula (37—41), Sohn des Germanicus, des Adoptivsohnes des Tiberius; auf ihn, der von den Prätorianern, d. h. der kaiserlichen Leibgarde, ermordet wurde, folgte sein Oheim Claudius (41—54). Beherrscht von seiner sittenlosen Gemahlin Messalina u. dann der zweiten Gattin Agrippina, wüthete er fast wie seine Vorgänger. Doch gelang es unter seiner Regierung, auch Judäa, Mauretanien, Thrakien u. Lykien sowie einen Theil Britanniens dem Röm. Reiche zu unterwerfen. Auf Claudius, der, von der Agrippina vergiftet, 54 n. Chr. starb, folgte der Sohn derselben aus erster Ehe, Nero Claudius Cäsar (54—68), ein Wütherich sondergleichen. Er ließ außer unzählig vielen Anderen seine Gemahlin u. seine Mutter ermorden, ebenso seinen Lehrer Seneca; trat zum allgemeinen Aergerniß als Sänger u. Wagenlenker öffentlich auf u. tödtete sich, als Galba zum Kaiser ausgerufen wurde, zur Flucht gezwungen selbst. Servius Sulpicius Galba (68—69 n. Chr.), wurde rasch wegen seines Geizes verhaßt u. nach einem Jahre gestürzt. Nach den nun folgenden Wirren, durch die vorübergehend Otho (69) u. Vitellius, ein wüster Schlemmer (69), auf den Thron gehoben wurden, folgte T. Flavius Vespasianus (69—79) auf dem Throne. Er ordnete Disziplin u. Finanzen, sorgte für gemeinnützige Unternehmungen, wie öffentliche Schule, Erbauung des großen Amphitheaters ꝛc., u. ließ 70 n. Chr. durch seinen Sohn Titus das aufständische Jerusalem zerstören. Sein Nachfolger Titus (79—81 n. Chr.) war ausgezeichnet durch Milde u. Herzensgüte, doch litt unter seiner Regierung das Reich durch Pest u. Hungersnoth; dazu kam ein verderblicher Ausbruch des Vesuv, welcher 79 Pompeji u. Herculanum nebst Stabiä verschüttete. Nach Titus herrschte Flavius Domitianus (81—96 n. Chr.), welcher in den finstern Despotismus eines Tiberius u. Nero zurückfiel; dann aber folgte auf dem Throne eine Reihe der edelsten Kaiser. Zunächst Coccejus Nerva (96—98 n. Chr.), nach ihm sein Adoptivsohn Ulpius Trajanus (98—117 n. Chr.), ein Spanier. Unter seiner Regierung fanden Gerechtigkeit u. Freimüthigkeit von Neuem eine Stätte; zugleich wurde 106 Dacien zur Provinz gemacht; Arabien, Armenien, Mesopotamien u. Assyrien wurden unterworfen. Trajan's Verwandter u. Nachfolger, Aelius Hadrianus (117—138 n. Chr.), war ein Freund u. Förderer von Kunst u. Wissenschaft, dazu verstand er das Gewonnene zu bewahren. Ein Aufstand der Juden unter Bar Cochba (133—35) wurde energisch unterdrückt. Nicht minder auf Ruhe bedacht war sein Adoptivsohn T. Aurelius Antoninus Pius (138—161 n. Chr.) u. auch der ihm folgende Kaiser, sein Adoptivsohn M. Aurelius Antoninus, mit dem Beinamen Philosophus (161—180 n. Chr.), welcher bis 169 seinen trägen u. ausschweifenden Bruder L. Verus als Mitregent hatte, wirkte troß Hungersnoth u. Pest u. troß der Kriege gegen die Markomannen (167—174) nach Kräften für das Heil des Reiches.


DAS RÖMISCHE WELTREICH
nebst Angabe seiner Theilung
in das West- und Oströmische Reich
395 nach Christo
KLEINASIEN
ASIA MINOR
unter Trajan.
GERMANIA
Germanicum mare
Pontus Euxinus
MEDITERRANEUM
ARABIA
Rhodus
Sinope
Trapezus

Mit seinem Sohne Commodus (180–192 n. Chr.) aber beginnt jene trostlose Zeit, in der immer ein Tyrann den andern verdrängt u. in der unter dem Beginn des Kampfes zwischen Heidenthum u. Christenthum der Verfall des Reiches sich allmählich vollzog. Commodus u. seine Nachfolger Septimius Severus (193–211 n. Chr.), Caracalla (211–217 n. Chr.) u. Heliogabalus (218–222 n. Chr.) zählt die Geschichte zu den unwürdigsten Regenten, obwol Severus wenigstens tapfer u. siegreich gegen die Parther kämpfte. Ein Lichtblick wurde dem Reiche durch die Regierung des Alexander Severus (222–235 n. Chr.) zu Theil, welcher aber, als er heilsame Reformen anstrebte, von den Soldaten bei Mainz ermordet wurde. Nach seinem Tode brach eine Zeit fürchterlichster Verwirrung ein: die Kaiser, bald vom Senat, bald vom Heere gewählt, häufig mehrere zu gleicher Zeit regierend u. sich gegenseitig auf das Erbittertste befehdend, folgten einander in rascher Folge; um 260 entstand eine allgemeine Unordnung, indem eine Zahl von etwa 30 Männern als Kaiser an verschiedenen Orten ausgerufen war, so daß man diese Zeit in der Geschichte mit dem Namen der 30 Tyrannen bezeichnet hat. Erst Claudius II. (268–270 n. Chr.), der die Gothen schlug, brachte einige Ordnung in die zerfahrenen Verhältnisse, u. der strenge u. energische Aurelianus (270–275 n. Chr.) vollendete das Werk seines Vorgängers. Er sicherte wenigstens die Stadt durch die Ummauerung derselben, mußte aber Dacien preisgeben, wiewol er gegen die Alemannen u. Gothen mit Glück kämpfte. Ein kraftvoller Fürst war auch sein Nachfolger Tacitus, der aber bereits 276 n. Chr. starb. Probus (276–282 n. Chr.) kämpfte glücklich gegen die Deutschen. Nachdem Carus u. seine Söhne nur kurze Zeit regiert hatten, bemächtigte sich der Regierung C. Aurelius Valerius Diocletianus (284–305 n. Chr.). Dieser sicherte die Grenzen u. gab dem Reiche eine neue Organisation, legte aber dadurch, daß er Mitregenten (Caesares) annahm, den Grund zu vielfachen Bürgerkriegen u. zur Zerstückelung des Reiches. Furchtbar wurde seine Regierung durch die grausamsten aller Christenverfolgungen. Diocletianus zog sich später von der Regierung zurück, sein Mitkaiser Maximianus wurde gezwungen, dasselbe zu thun. Nachdem darauf eine Zeitlang sechs Herrscher um den Kaiserthron gestritten hatten, gelang es endlich Constantinus, mit dem Beinamen des Großen, 324 sich zum Alleinherrscher zu machen. Indem er aber seine Residenz nach Byzantium (Constantinopolis von da an benannt) übertrug, wurde er der Begründer des Griechischen od. Oströmischen Kaiserthums (s. d.) u. gehört daher mit seinen Thaten in die Geschichte dieses Reiches.

Literatur: Niebuhr, „Römische Geschichte" (3 Bde., 1828–44), u. „Vorträge über Römische Geschichte" (3 Bde., 1846–48); Schwegler, „Römische Geschichte" (3 Bde., 2. Aufl. 1867 f.); Peter, „Geschichte R.s" (3 Bde., 2. Aufl. 1865–67); Mommsen, „Römische Geschichte" (3 Bde., 6. Aufl. 1874); Drumann, „Geschichte R.s in seinem Uebergang von der republikanischen zur monarchischen Verfassung" (6 Bde., 1834–44); Höck, „Römische Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Konstantin" (3 Bde., 1841–50); Gibbon, „History of the decline and fall of the Roman empire" (1872 ff.); Ihne, „Römische Geschichte" (Bd. 1–4, Lpz. 1868–76).

Römische Alterthümer. **1. Religionsalterthümer.** Die römische Religion hat, sowol was die Götterlehre anlangt als was die Gebräuche betrifft, sehr viel Aehnlichkeit mit der griechischen, doch beruht diese Uebereinstimmung weniger auf direkter Beeinflussung durch griech. Anschauungen, obwol auch diese zeitweilig stattgefunden hat, als im letzten Grunde auf der gemeinsamen Abstammung beider Völker.

Die Götter zerfielen in höhere u. niedere. Zu den höheren gehören Jupiter u. Juno, das oberste Götterpaar; Minerva, eine alte italische Gottheit, die Repräsentantin der intellektuellen Kraft u. des Gewerbfleißes, früh mit der griech. Athene identifizirt; Vesta, entsprechend der griech. Hestia, die Göttin des häuslichen Herdes; Ceres, wie die hellen. Demeter die Göttin des in der Erde wirkenden Wachsthums; Diana, ursprünglich die italische Mondgöttin, später mit der Artemis der Griechen verglichen; Venus, gleichfalls eine alte italische Gottheit, welche die Zeugungskraft darstellte, mit der verwandten griech. Aphrodite identifizirt; Mars, ursprünglich Mavors, der italische Gott der männlichen Tüchtigkeit, entsprechend dem hellen. Ares; Mercurius, der ital. Gott des Handels u. Wandels, wie der griech. Hermes; Neptunus, dem griech. Poseidon entsprechend, der Gott des Meeres; Vulcanus, der Gott des Feuers, gleich dem Hephästos der Hellenen; endlich Apollo, der, wie Vesta, schon früh, jedenfalls schon vor der Gründung Roms, durch die griechischen Kolonien in Unteritalien von Hellas importirt worden war. Uralte italische Gottheiten sind auch die außerhalb dieser Reihe stehenden acht Götter Saturnus, Genius, Sol, Janus, Pluto, Rhea, Liber u. Luna. Von den geringeren Gottheiten sind nam. die Hausgötter (Lares, Penates), welche den häuslichen Herd des einzelnen Bürgers schützten, zu nennen. Außerdem finden wir in Rom schon früh eine Menge allegorischer Figuren, wie die Pietas, die Fides, die Virtus 2c., nam. von den Dichtern in beliebiger Anzahl je nach Gebrauch u. Bedürfniß willkürlich erfunden od. geschaffen.

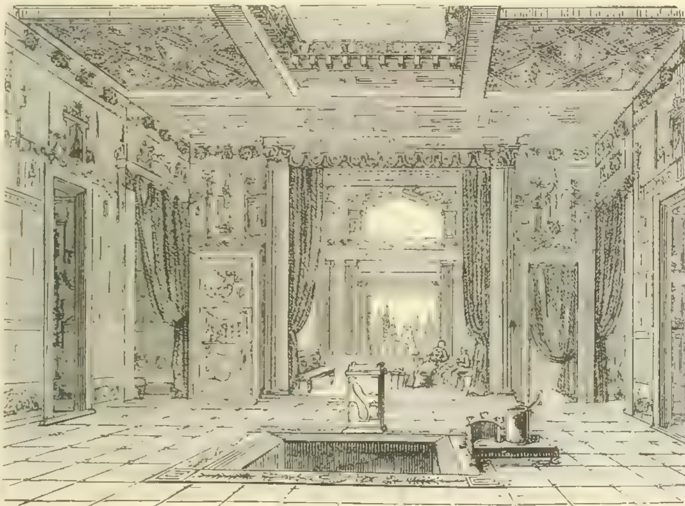
Die Aufsicht über das gesammte Priesterthum der Römer hatten die Pontifices (der Name ist nicht sicher zu erklären), deren Einsetzung auf Numa Pompilius zurückgeführt wurde u. deren Zahl ursprünglich 4, später 8 und 15 betrug. An der Spitze derselben stand seit den ältesten Zeiten der sog. Pontifex maximus, in dessen Amtswohnung eine Art von Staatschronik (Annales maximi) an einer weißen Wand (in albo) geführt u. öffentlich ausgestellt wurde; auch hatte er die Aufsicht über die Vestalischen Jungfrauen u. über das Kalenderwesen. Die übrigen Priester (sacerdotes) beschäftigten sich theils mit dem Dienste besonderer Gottheiten (flamines), theils mit Weissagung (haruspices, augures), endlich mit der Erfüllung gewisser heiliger Riten (dazu gehören nam. die fetiales). Unter den flamines zeichnete sich bes. der Priester des Jupiter, der sog. flamen Dialis, aus; es gehören hierher aber gewisse Priesterkollegien, wie die Salier (Salii), welche dem Mars, u. die Galli, welche der Cybele dienten. Auch das Kollegium der Vestalischen Jungfrauen (Vestales), deren Hauptaufgabe die Erhaltung des ewigen Feuers war, ist hierher zu zählen. Die haruspices, welche in der Kaiserzeit ein besonderes Kollegium bildeten, suchten den Rath der Unsterblichen aus der Beschaffenheit der Eingeweide der Opferthiere zu erkennen. Angesehener als die haruspices waren in Rom die nam. aus dem Fluge der Vögel, dem Fressen der Vögel, aber auch aus Himmelserscheinungen, wie Gewitter 2c., weissagenden Auguren (augures), welche im Anfang ein Kollegium von 2—3 bildeten, später, zur Zeit des Sulla u. Cäsar, bis auf die Zahl 15 bis 16 stiegen. Wichtig sind auch drittens noch die Quindecimviri Sibyllini, das Kollegium der 15 Männer, deren Aufgabe die Interpretation der Sibyllinischen Bücher war. An der Spitze der oben genannten fetiales stand der pater patratus. Die Obliegenheit dieser Priestergenossenschaft war nam. die Ansage des Krieges u. die feierliche Schließung von Bündnissen u. Friedensverträgen. Eine gewisse Wichtigkeit hatten auch noch unter dieser Klasse von Priestern die fratres arvales, welche das Fest der Dea Dia u. das sacrum Ambarvale besorgten, zwei Feste, die den Zweck hatten, das Wachsthum der Früchte von der Göttin zu erlangen. Merkwürdig endlich ist es, daß sich im Priesterthum der seit der Vertreibung der Könige sonst so verhaßte Titel rex erhalten hat in dem sog. rex sacrorum od. sacrificulus; seine Frau aber führte den Namen regina u. seine Wohnung wurde als regia bezeichnet.

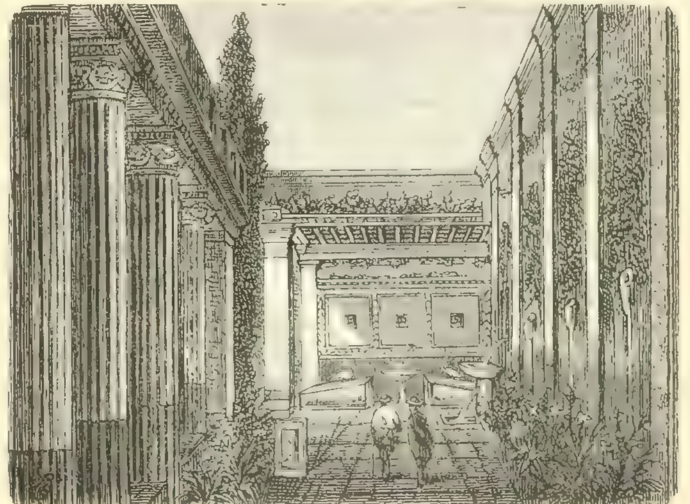
Die ältesten Verehrungsplätze der Götter waren schattige Haine, welche einer bestimmten Gottheit geweiht wurden. Tempelbauten stellte man erst viel später her. Der Ort nämlich, an dem die Auguren die Vogelschau einmal gehalten hatten (das sog. templum), wurde in der Folgezeit dann auch noch öfters benutzt; man richtete zur Fixirung eines solchen Platzes auch wol einen Stein od. ein ähnliches Denkzeichen auf, an dem der heilige Ort leicht zu erkennen war. Ein solches auguraculum wird uns schon aus der Zeit des Numa auf dem Kapitol genannt. Nach u. nach kam man auf eine bauliche Begrenzung u. Ausschmückung der heiligen Orte, u. so entstanden aus den ursprünglichen templa der Auguren die herrlichen Bauten zu Ehren bestimmter Gottheiten, die die spätere Zeit, eigentlich ungenau, ausschließlich als solche templa zu bezeichnen pflegte. In diesen letzteren wurden die heiligen Geräthschaften aufbewahrt, welche zum Kultus, nam. zum Opfer, nöthig waren. Beim Opfer trugen die Priester wollene Binden um das Haupt (vittae), u. nach einem Gebete u. einem Sprengopfer, dem sich das Ausstreuen des Opfermehls (mola salsa) anreihte, wurde das betreffende Opferthier, nachdem man ihm kurz zuvor noch ein Büschel Haare von der Stirn abgeschnitten u. dieselben verbrannt hatte, niedergeschlagen vor dem Altare des Gottes, letzterer auch mit dem Blute besprengt u. die Eingeweide des Opferthieres untersucht.

2. **Privatalterthümer.** Die Privatwohnungen der Römer wurden erst seit der Zeit der Bürgerkriege einigermaßen stattlich gebaut u. luxuriös eingerichtet; aber auch dann noch blieben die Wohnungen des gewöhnlichen Bürgers niedrig u. klein. Die innere Einrichtung der röm. Häuser kennen wir nicht nur aus Schriftstellern, sondern ganz bes. aus den Ruinen Pompeji's. Hier erblicken wir nun eine große Mannichfaltigkeit der Häuseranlagen; im Allgemeinen aber können wir doch eine Art von Normalplan daraus konstruiren, welcher je nach Bedürfniß u. Mitteln mehr od. weniger vollständig zur Ausführung gekommen ist. Im Allgemeinen waren die röm. Häuser nach außen so gut wie ganz abgeschlossen; alle Gemächer öffneten sich nach innen, u. hier war es, wo sich der Verkehr der gesammten familia (Herrschaft u. Dienerschaft) in natürlicher u. freier Weise konzentrirte. Kam man von außen u. hatte der Wache haltende Sklave die Hausthür (ostium 1) geöffnet, so trat man zunächst in das prothyrum od. vestibulum (2), oftmals an der Schwelle (3) des Fußbodens mit einem Salve od. ähnlichen Dingen in Mosaikarbeit geschmückt.


Nr. 4654. Hauseingang (Haus des Aedilen Pansa in Pompeji).


Nr. 4655. Peristyl im Hause des Quästors (Pompeji).

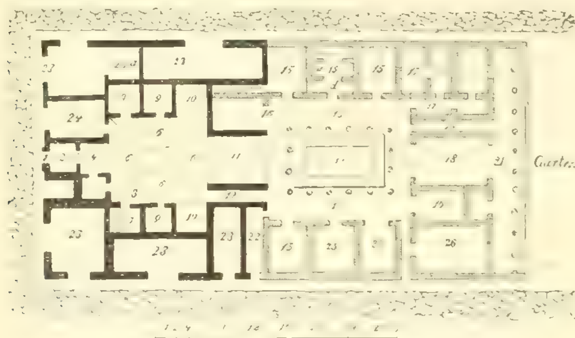

Nr. 4656. Atrium u. Tablinum aus der Casa di Sallustio (restaurirt).


Nr. 4657. Restaurirte Ansicht des Gartens der Casa di Sallustio (Pompeji).


Nr. 4658. Empfang im Atrium eines Konsuls.


Nr. 4659. Römischer Spezereiladen (restaurirt nach pompejan. Vorbildern).

Von hier gelangte man durch eine Vorhalle (4), neben welcher ein Raum (5) sowol auf die Vorhalle als auf das atrium geöffnet, dem Thürhüter zum Aufenthalt diente, in den Mittelraum des Hauses, das atrium (6), welches oben eine Oeffnung, durch die das Licht einfiel u. der Rauch aus dem Innern abzog, u. in der Mitte einen Wasserbehälter (impluvium) hatte. In der Nähe des Eingangs zu dem atrium pflegte auch die Treppe zum Obergeschoß des Hauses zu führen (7). An beiden Seiten des atrium lagen Gemächer (9 u. 10) für die Hausgenossen, hinter demselben das sog. tablinum (11), das Zimmer des Hausbesitzers, wo derselbe seine Geschäfte besorgte. Von dem tablinum od. vom atrium durch einen od. mehrere Gänge (12), fauces genannt, gelangt man dann in den eigentlichen Hofraum des Hauses, welcher oftmals von einem Säulengange (dann peristylium genannt, 13) umgeben ist. In der Mitte desselben befindet sich oben wiederum ein impluvium, durch welches das Regenwasser einläuft in die unten befindliche Cisterne, bei der zuweilen eine kleine Wasserkunst (piscina, 14), so wie wir sie noch jetzt in Privathäusern finden, angelegt ist. An den Seiten dieses Hofes befanden sich die Zimmer der Familie (15), darunter das Schlafzimmer (15d) u. die Eßzimmer (16). Elegantere Häuser hatten wol auch mehrere Höfe;



Nr. 4060. Plan des römischen Normalhauses.

umgekehrt kam es vor, daß zwei Nachbarn einen gemeinsamen Hofraum benutzten. In diesem Theile des Hauses lagen ferner die Vorrathskammern (17), das große Gesellschaftszimmer (18), neben dem ein Gang (19) eventuell in den Garten führte; nach dieser Seite schloß das Haus oftmals mit einem Säulengange (porticus, 21) ab. Auf der rechten Seite des Peristyls lagen noch einige andere Zimmer (20, 25, 26), die meist der Geselligkeit dienten. In 22 sehen wir einen Ausgang zur Straße (posticum), u. 23 u. 24 Läden, welche an Verkäufer vermiethet wurden. Indessen sei bemerkt, daß ein Haus, in der ganz normalen, eben geschilderten Weise gebaut, verhältnißmäßig selten vorkommt. Mehr als ein Stockwerk über dem Erdgeschoß durfte in den Provinzialstädten zu den Ausnahmen gehört haben, in Rom aber baute man viel höher, so daß zu Anfang des Kaiserthums der öffentlichen Sicherheit wegen ein bestimmtes, nicht zu überschreitendes Höhenmaß gesetzt werden mußte.

Die Kleidung der Römer bestand aus der kittelartigen, bis zu den Knieen reichenden tunica, welche durch einen Gürtel (cingulum) zusammengehalten wurde. Ueber dieser tunica trug man im Frieden beim öffentlichen Erscheinen (nur die Armen u. die Sklaven trugen allein die tunica) die toga, das eigentliche Nationalkleid der Römer, bestehend aus einem großen, viereckig geschnittenen Stück Tuch, welches man in geschickten Falten über die linke Schulter warf u. mit der linken Hand zusammenhielt. Auf der anderen Seite bildete sich so ein bauschiger Winkel (sinus), den man gelegentlich wie eine Tasche benutzte. Eine Kopfbedeckung trug man in der Stadt gewöhnlich nur bei Regenwetter. Die Frauen trugen statt der kurzen tunica die bis zu den Füßen wallende stola, statt der toga bedienten sie sich eines langen, faltenreichen Mantels (palla); die verheiratheten Frauen umwanden das Haupt mit Binden. In Kriegszeiten wich die toga einem kurzen Mantel, dem sog. sagum. Die Beine wurden allgemein ohne Bedeckung gelassen; nur Verweichlichte umhüllten ihre Beine mit Binden aus Wolle. Die Füße schützte man meist durch Sandalen, die mit Riemen befestigt wurden; jedoch trug man auch eine Art von Stiefelchen mit Oberleder zur Bedeckung des ganzen Fußes.

Die Mahlzeiten der Römer bestanden aus einem Frühstück gegen 12 Uhr (prandium) u. aus dem Hauptessen (coena) zwischen 2 u. 3 Uhr Nachmittags. Waren größere Gesellschaften, so pflegte nach dem Essen das Zechen zu beginnen, was sich oftmals bis in die Nacht hinein hinzog. Vor dem Essen badete man u. legte sich dann zum Essen selbst auf Polster nieder, nachdem man, um letztere nicht zu beschmuzen, die Sandalen abgebunden hatte. Der Platz, auf dem die Speisen aufgetragen wurden, war von solchen Polstern auf drei Seiten umgeben (daher triclinium); auf jeder der Seiten fanden 3—4 Personen Platz. Bei großen Mahlzeiten wurde diese Zahl nicht vermehrt, sondern die Gäste an mehreren Triclinien untergebracht. Die vierte Seite derselben, welche unbesetzt blieb, diente zum Auftragen der Speisen.

Die Leichen wurden entweder verbrannt od. begraben. In ersterem Falle trug man einige Tage nach dem Tode des Betreffenden die Leiche, meist unter feierlichem Gepränge, nach dem Orte, wo der Scheiterhaufen (rogus) aufgebaut war, hinaus; die Asche wurde gesammelt u. in einem Aschenkruge beigesetzt. Schon früh vereinigten sich mehrere Familien od. Genossenschaften zu einem gemeinsamen Begräbnißplatz, in dem sie dann reihenweise die Urnen beisetzten (sog. columbarium [s. d.]; die Stelle, an der die Urne eingefügt war, hieß loculus). Das Begraben war in Rom nam. in bestimmten gentes gebräuchlich. So begrub die gens Cornelia, zu der die Scipionen gehörten, ihre Todten ausschließlich. Daß zur christlichen Zeit aus verschiedenen Gründen das Begraben schon früh allgemein wurde, beweisen die sog. Katakomben (s. d.).

Römisch-katholische Kirche, s. „Katholizismus" u. „Kath. Kirche".

Römische Könige. Dieser Titel kam seit dem 13. Jahrh. dem bei Lebzeiten des Röm.-deutschen Kaisers erwählten Nachfolger in der höchsten Würde zu. Napoleon I., welcher als Kaiser das Reich Karl's d. Gr. auf Frankreich übertragen haben wollte, ernannte deshalb auch seinen mit der Erzherzogin Marie Louise erzeugten Sohn Napoleon II., den nachmaligen Herzog von Reichstadt, zum König von Rom.

Römisches Recht (jus romanum) ist der Inbegriff aller im Röm. Reiche von dessen Anfang bis zu dessen Untergang giltig gewesenen Normen. Die Römer traten als kleines, ackerbautreibendes, der strengsten Disziplin zugängliches Räubervolk in die Geschichte ein, u. ihre ältesten Rechte entsprachen diesen Stammeseigenschaften. Obschon die, angeblich unter Benutzung griechischer Muster, in den Zwölf Tafeln (s. „Rom u. Röm. Reich") 449 v. Chr. vollzogene Aufzeichnung des frühesten Herkommens nur in spärlichen Ueberresten vorhanden ist, läßt sich doch aus den Zeugnissen der sonstigen Quellen u. aus den mittelbar überlieferten Rechtsstoffen entnehmen, daß die alten, für die röm. Bürgerschaft ausschließlich geltenden Satzungen (das jus civile) auf einen mißtrauisch beschränkten Verkehr u. auf die Handhabung durch ungelehrte, aus einer selbstsüchtigen Aristokratie hervorgehende Magistratspersonen berechnet waren. Vereinzelte Beschlüsse der zur Gesetzgebung berechtigten Volksversammlung (leges) ergingen unter gleichen Voraussetzungen, u. erst als das erobernde Fortschreiten der Römer Beziehungen zu wirthschaftlich höher entwickelten Nationen hergestellt hatte, erweiterten sich allmählich die Rechtsbegriffe. Die Wandlung vollzog sich in der Weise, daß die Rechte der nicht zur röm. Bürgerschaft zählenden freien Reichsangehörigen (das jus gentium) zunächst neben dem jus civile forterhalten wurden, sodann aber als gemeinschaftliche Grundlage für den Weiterbau dienten. Zu einer Umgestaltung des alten strengen Rechts im Wege der Gesetzgebung wurde jedoch nicht einmal der Anlauf genommen. Botschaften (edicta) der Prätoren, Aedilen u. Provinzialstatthalter (jus honorarium), später der Kaiser, Senatsbeschlüsse (Senatusconsulta), von anerkannten Juristen, zuletzt von den Kaisern selbst, auf Anfragen ertheilte Rechtsbelehrungen (responsa u. rescripta), die gerichtliche Spruchpraxis u. die Auslegungskunst fruchtbarer Schriftsteller schufen allmählich Abhülfe, indem sie durch Ertheilung von Einreden, Herstellung von angeblich nur provisorischen Zuständen, Verkehrung des Sachverhalts durch Fiktionen u. Gestattung von formlosen Klagen zu einer Umgehung des jus civile die Hand boten. Den so aufgehäuften, an inneren Widersprüchen reichen u. vielfach veralteten Rechtsvorrath konnten die Nachkommen nicht mehr vollständig beherrschen. Nachdem Kaiser Theodosius der Jüngere wenigstens die zahlreichen kaiserlichen Erlasse (Konstitutionen) in einer amtlichen Sammlung (Codex Theodosianus 438 n. Chr.) vereinigt hatte, befahl Kaiser Justinian 530 das praktisch noch verwerthbare Recht für das Oström. Reich in eine Uebersicht zu bringen. Es entstanden so bis 534 die Institutionen, eine kurze encyklopädische Einleitung in das gesammte Recht, die Digesten u. Pandekten, eine 50 Bücher umfassende Sammlung von Bruchstücken aus den Schriften von 39 Rechtsgelehrten, u. der Codex, eine neuere Gesammtausgabe der kaiserlichen Konstitutionen in 12 Büchern. Hieran schließt sich eine Reihe von selbständigen, das bisherige Recht zum Theil umbildenden Gesetzen Justinian's u. einiger seiner Nachfolger: die Novellen. Da im Oström. Reiche das Verständniß der lat. Sprache bald abhanden kam, konnten Justinian's Rechtsbücher nicht mehr unmittelbar zu Rathe gezogen werden. Man behalf sich mit griech. Uebersetzungen u. Erläuterungen, die nach u. nach in Verbindung mit weiteren Novellen zu einer solchen Masse anwuchsen, daß Kaiser Basilius Macedo u. sein Sohn Leo eine neue Sichtung vornehmen ließen. Das Ergebniß dieser Arbeit, die 887 vollendeten Basiliken, bilden noch jetzt das Gesetzbuch für die hellenische Bevölkerung Griechenlands u. der Türkei. — Im W. war mit dem Sturz des Kaiserreichs das R. R.

keineswegs begraben worden. Die german. Eroberer verstatteten den Besiegten in Gallien, Italien u. Spanien den Weitergebrauch ihres Rechtes, u. die burgundischen, noch mehr aber die westgoth. Könige suchten sogar vor Justinian den zinspflichtigen Römern eine bequemere Benutzung ihrer Rechtsschätze zu vermitteln, wie dies z. B. durch die im J. 506 von König Alarich II. unter Beiziehung röm. Rechtsgelehrten veranstaltete Sammlung röm. Rechtsbestimmungen, das sog. Breviarium Alaricianum, geschah. Infolge der Triumphe, welche Byzanz über die Ostgothen errang, gelangten nachgehends selbst Justinian's Rechtsbücher in die zurückerworbenen Provinzen auf der ital. Ostküste. Jede Stadt, welche ein Bruchstück der Sammlung im Sturm der Zeiten sich bewahrt, hielt diesen Besitz hoch in Ehren, u. die Vereinigung aller Bestandtheile (s. „Corpus juris"), ihre Durchdringung u. Auslegung ward nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften im 13. Jahrh. eine Hauptaufgabe der Lehrer an den neuen Universitäten, bes. der sog. Glossatoren zu Bologna, deren Ruf auch zahlreiche Studirende deutscher Nation über die Alpen führte. Daß diese Jünger der Wissenschaft die neue Weisheit nach ihrer Rückkehr in Deutschland verwerthen konnten, erklärt sich aus der damals gangbaren Annahme, daß der deutsche König das Weströn. Reich fortsetze u. alle in der Hinterlassenschaft seiner kaiserlichen Vorgänger vorhandenen Kulturschätze, also auch das R. R., zu bewahren habe, ingleichen aus dem dringenden Verlangen nach neuen Rechten, welchem die erst im Keime vorhandene Gesetzgebung nicht zu genügen vermochte. Seit dem Aufschwunge des Handels u. der Gewerbe infolge der Städtebildung reichten die alten, aus bauernhaften Verhältnissen hervorgegangenen Rechtsgewohnheiten nicht mehr aus, u. die reiche Berücksichtigung des Obligationenrechts verschaffte dem R. R. alsbald den Ruf höchster Vollkommenheit. Bei den Versuchen, das vermeintlich für alle Zeiten u. Nationen geschriebene Vernunftrecht Justinian's auch auf andere einheimische Verhältnisse, z. B. den Grundbesitz, das Pfandwesen, das eheliche Güter-, Familien- u. Erbrecht, die mannichfaltigen Pflichten der Hintersassen gegen die Gutsherrschaften, anzuwenden, stieß jedoch die Unduldsamkeit des gelehrten Halbwissens auf einen theilweise so entschiedenen Widerstand der einheimischen Satzung, daß das R. R. nur mittels zahlreicher, auf bald unbewußte, bald absichtliche Mißverständnisse zurückweisender Umdeutungen in Deutschland Boden gewann. Hierdurch war aber von vornherein dem sog. gemeinen Recht (s. „Recht") die Bedeutung einer unbeugsamen Entscheidungsnorm entzogen. Die Kritik drehte u. nagte unablässig an seinen Sätzen, u. wie dankenswerth auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus die Bemühungen der neueren historischen Schule um Klarstellung des eigentlichen R. R.s gewesen sein mögen, so störend wirkte doch ihre gleichzeitige Forderung, daß die Rechtsübung sich den unabweisbaren Ermittlungen anschließen sollte. Dem Uebelstande, daß das in Deutschland giltige R. R. aus der Sprache nach fremden Quellen, dazu aus einer Menge von Lehrbüchern, widersprechenden Einzelschriften, zerstreuten Abhandlungen u. abweichenden Mittheilungen über die gerichtliche Praxis entnommen werden muß, also nur Denjenigen zugänglich ist, die sich gelehrt darauf legen, suchte seit dem 18. Jahrh. die Landesgesetzgebung der bedeutenderen Staaten durch einheitliche Gesetzbücher in deutscher Sprache abzuhelfen, u. gegenwärtig ist im Deutschen Reiche das Straf-, das Handels- u. Wechsel-, das bürgerliche u. Strafprozeßrecht bereits auf eigene Füße gestellt u. ein Gesetzbuch über bürgerliches Recht in Vorbereitung. Die Pandekten-Atmosphäre auf den deutschen Universitäten dürfte damit zwar weniger drückend, das Zurückgehen auf das R. R. indessen nicht ausgeschlossen werden, da das gemeine Recht die Grundlage auch für die neuere Gesetzgebung bildet.

Römische Sprache u. Literatur. Die Sprache der Römer ist die lateinische, so genannt nach dem Stamme der Latiner (Latini) in Latium, aus dem die älteste Bewohnerschaft Roms ihren Ursprung ableitete. Sie ist mit den anderen ital. Sprachen, unter denen nam. das Umbrische u. das Oskische als dem Lateinischen nahe verwandte Dialekte zu nennen sind, — nur das Etruskische ist von zweifelhafter Abstammung — den indogermanischen Sprachen zuzutheilen u. bildet innerhalb derselben mit dem Griechischen eine Sondergruppe, die sog. gräko-italische, da beide von einer gemeinsamen, wenn auch längst verklungenen Muttersprache abstammen. In diese ältere Zeit der Sprachentwicklung einzudringen bieten die ital. Dialekte bessere Handhaben als die hellenischen, da sie konservativer sind u. die Urformen treuer bewahrt haben. — Ursprünglich neigte die lat. Sprache zur Abschleifung der konsonantischen Endsilben, eine Eigenthümlichkeit, die durch den laxen Rhythmus des saturnischen Versmaßes, in dem die älteste lat. Poesie sich bewegte, sehr gefördert wurde. Erst als Q. Ennius den griech. Hexameter in die röm. Literatur einführte, mußte diesem Unwesen gesteuert werden, da dieser Vers (versus longus genannt) gebieterisch eine feste Quantität der Endsilben forderte u. dadurch eine Fixirung der Endkonsonanten nothwendig machte. Jedoch blieb noch lange Zeit das s beweglich in der Poesie, das m aber immer, so daß, wenn ein Vokal auf ein mit m auslautendes Wort folgte, letzteres immer betrachtet wurde, als laute es auf den vor dem m stehenden Vokal aus. Mit dem Machtgebiet des röm. Volkes wuchs auch die Bedeutung seiner Sprache, u. so wurde zunächst das Lateinische die gemeinsame Sprache von ganz Italien; in den übrigen Provinzen, wo nicht griechisch gesprochen wurde, breitete sich der Einfluß desselben gleichfalls so aus, daß nicht nur das Italienische als direkte Tochter der lateinischen Sprache zu betrachten ist, sondern überhaupt die romanischen Sprachen (s. d.); selbst das verhältnißmäßig kurze Zeit von den Römern besetzt gehaltene England ist im Wortschatz seiner Sprache wesentlich von der lat. Sprache abhängig. Das Charakteristicum des Latein in der klassischen Zeit ist eine unübertreffliche Knappheit u. Präzision des Ausdrucks, verbunden mit einer blendenden Eleganz des Stils, so daß man, ganz abgesehen von der Literatur, zu allen Zeiten geglaubt hat, in dieser Sprache eins der besten Bildungsmittel für den Geist der heranwachsenden, für höhere Bildung bestimmten Jugend zu besitzen. — In der Entwicklungsgeschichte der röm. Literatur unterscheidet man ihre Vorgeschichte, ihre Blüte (goldene Latinität genannt), ihren langsamen Rückgang (silberne Latinität) u. ihre vollständige Entartung (eiserne Latinität).

1. Vorgeschichte. Die römische Literaturgeschichte beginnt mit der Uebersetzung der Odyssee in saturnischem Versmaß durch den Freigelassenen Livius Andronicus (240 v. Chr.). Zugleich schrieb er nach griech. Vorlagen Tragödien, in denen er selbst als Schauspieler auftrat. Diese Bestrebungen setzte fort Cn. Nävius (gest. 204 v. Chr.), welcher Tragödien u. Komödien u. in seinen späteren Lebensjahren ein Gedicht „Bellum Punicum" über den von ihm selbst durchgekämpften ersten Punischen Krieg verfaßte. Auch er behandelte meist griech. Stoffe, jedoch auch daneben gelegentlich echt römische (fabula praetexta). Zur Zeit des zweiten Punischen Krieges begann auch die prosaische Literatur mit der Annalistik. Zwar schrieb Qu. Fabius Pictor seine Geschichte von Aeneas bis auf seine Zeit noch in griech. Sprache u. ebenso sein jüngerer Zeitgenosse, der Annalist L. Cincius Alimentus, jedoch waren durch diese Männer die historischen Studien begründet, u. gleich darauf sehen wir durch M. Porcius Cato (243—149 v. Chr.) die erste röm. Geschichte in lat. Prosa entstehen („Origines"), welcher sich das erhaltene prosaische Werk über den Landbau („De re rustica") anschloß. Die Dichtkunst wurde wesentlich gehoben durch Q. Ennius aus Rudiä in Calabrien (239—169 v. Chr.), den Verfasser von Tragödien (darunter Prätexten) u. Komödien, sowie einer Sammlung vermischter Gedichte („Saturae"). Den größten Ruhm gewann er aber durch sein Epos „Annales" (18 Bücher, von Aeneas bis auf seine Zeit reichend), durch das er infolge der Einführung des Hexameters der Schöpfer einer neuen Prosodie wurde (s. o.). Des Ennius Schwestersohn, M. Pacuvius, dichtete um 220 v. Chr. bes. Tragödien, ebenso später L. Accius od. Attius. Die Komödie, welche griech. Originale frei nachbildete (palliata), erreichte ihre Blütezeit durch T. Maccius Plautus (254—184 v. Chr.). Namhaft war auch Statius Cäcilius, Zeitgenosse des Pacuvius, bes. aber der jüngere P. Terentius Afer (185—159 v. Chr.), der Dichter ungemein feiner Komödien. Zu gleicher Zeit begann Titinius auch röm. Stoffe in Komödien zu bearbeiten u. wurde so der Schöpfer der sog. comoedia togata, welche in dem etwas jüng. L. Afranius (154—144 v. Chr.) ihren bedeutendsten Vertreter fand.

Der Einfluß der griech. Literatur auf die römische wurde wesentlich gefördert durch eine griech. Gesandtschaft 155 v. Chr., bestehend aus den Philosophen Karneades, Kritolaos u. Diogenes. Nam. Ersterer, der bei längerem Verweilen in Rom Vorlesungen über Rhetorik hielt, erweckte dadurch den Geschmack für rhetorisch-grammatische Studien auch in Rom, wiewol ein früherer Senatsbeschluß Rhetoren u. Philosophen aus der Stadt verbannt hatte. Als kunstmäßige Redner ragten dann auch schon nach dem Zeugnisse der Alten um 133 v. Chr. Tiberius u. C. Sempronius Gracchus, C. Papirius Carbo u. A. hervor, etwas später L. Licinius Crassus u. M. Antonius, dazu die jüngeren Zeitgenossen derselben, P. Sulpicius Rufus u. C. Aurelius Cotta. Auch die Satire wurde in dieser Zeit durch den röm. Ritter C. Lucilius (gest. 103 v. Chr.) Gegenstand der Literatur. Er unterwarf in seinen „Saturae", fein u. witzig dem Inhalte nach, aber sorglos in der Form, das Leben der Gegenwart einer freimüthigen Kritik. Die Geschichtschreibung, welche sich auch nach Cato noch in den Grenzen der Annalistik hielt, hatte um 150 v. Chr. ihren Hauptvertreter in L. Calpurnius Piso Frugi. Gepflegt wurde sie kurz vor der Sullanischen Zeit durch L. Cornelius Sisenna, welcher eine Geschichte seiner Zeit schrieb („Historiae"), durch den Licinius Macer, welcher von der ältesten Zeit begann, ferner durch Q. Claudius Quadrigarius u. Valerius Antias. Um diese Zeit blühten auch die Dichter der Atellane (s. d.) Pomponius u. Novius, durch welche die griech. Komödie mehr u. mehr zurückgedrängt wird.

2. Goldene Latinität. A. Ciceronianischer Zeitraum. Durch den nam. als Redner hervorragenden, als Philosoph bedeutungslosen

M. Tullius Cicero aus Arpinum (106—43 v. Chr.) erreichte die lat. Sprache ihre höchste formale Ausbildung, wiewol der Inhalt seiner Schriften oftmals oberflächlich u. phrasenhaft ist. Gleichfalls als Redner bedeutend war in jener Zeit Hortensius, von dem aber nichts erhalten ist. Die Geschichtschreibung erreichte ihre Blüte in den meisterhaften Werken des C. Julius Cäsar („De bello Gallico commentarii“ u. „De bello civili“). Hervorragend war auch Cornelius Nepos (um 94—24 v. Chr.) in seinem Werke „De viris illustribus“; ebenso C. Sallustius Crispus (geb. 86 v. Chr.) in seinem „Bellum Catilinarium“ u. „Bellum Jugurthinum“ u. in seinen nur fragmentarisch erhaltenen „Historiae“. Als Alterthumsforscher war in jener Zeit M. Terentius Varro epochemachend (116—28 v. Chr.). Aehnliche Zwecke, wie Varro in seinem Werke „De lingua latina“, hatte auch Cäsar verfolgt in seiner an Cicero gerichteten Schrift „De analogia“. Die didaktische Poesie fand einen glänzenden Vertreter in dem T. Lucretius Carus (99—55 v. Chr.), der in seinem Werke „De rerum natura“ die Epikureische Physik in etwas alterthümlicher Sprache zur Darstellung bringt. Die lyrische Poesie aber erblühte unter der Hand des C. Valerius Catullus (gest. um 40 v. Chr.). An die Stelle der Atellanen trat damals der Mimus, welcher durch Decius Laberius (geb. um 106, gest. 43 v. Chr.) u. Cäsar's seinen Gönner überlebenden Schützling Publilius Syrus seine kunstmäßige Ausbildung erhielt; daneben wurde auch der stumme Pantomimus geübt u. gelangte mit dem Mimus zur Kaiserzeit zur Herrschaft. B. Augusteisches Zeitalter (bis 14 n. Chr. = 767 a. u.). Die Blüte der röm. Literatur dauerte auch in der ersten Kaiserzeit an. Octavianus vereinigte einen Kreis begabter Dichter an seinem Hofe, welche, begünstigt von der Gunst des Herrn, ihre Zeit nach Belieben den Musen widmen konnten, zugleich aber dadurch auch in das Geleis einer höfischen Poesie einlenkten; fast kein Gedicht der namhaftesten dieser um Octavian versammelten Dichter ist frei von irgend welcher, oft niedriger Schmeichelei gegen den Kaiser. An der Spitze dieses Kreises steht der eigentliche klassische Nationalepiker des röm. Volkes P. Vergilius Maro (70 v. Chr. bis 19 n. Chr.), kein eigentlich schöpferisches Genie, denn die Eleganz u. Korrektheit seiner Darstellung in Satz u. Vers ist Frucht eines unermüdlich bessernden Fleißes, aber durch eine gewisse Wärme ausgezeichnet. Wie Vergilius der Hauptepiker wurde, so Q. Horatius Flaccus (65—8 v. Chr.), nachdem er durch den Mäcenas in den Kreis des Augustus eingeführt, der Hauptlyriker der Römer. Die Elegie wurde im Augusteischen Zeitalter durch Albius Tibullus (um 54—19 v. Chr.) u. Sextus Propertius (um 49—15 v. Chr.) vertreten, von denen Ersterer in Bezug auf die Wahl der erotischen Gegenstände den Alexandrinern folgte. Die erhaltene Sammlung seiner Gedichte ist von dem ersten Herausgeber schon im Alterthum verbunden mit einigen Gedichten der Sulpicia u. einem ganzen Cyklus von Gedichten, von einem Lygdamus verfaßt. Propertius folgte den Alexandrinern auch in Rücksicht auf die mythologische Gelehrsamkeit, mit welcher er seine Elegien angefüllt hat. Diesen schließt sich an P. Ovidius Naso (43 v. Chr. bis 17 n. Chr.), in Leichtigkeit des Verses u. Anmuth der hervorragendste röm. Dichter. Der bedeutendste Historiker dieser Periode ist T. Livius (59 v. Chr. bis 16 n. Chr.).

3. Silberne Latinität (bis 180 n. Chr. = 933 a. u.). Nach dem Tode des Augustus beginnt ein merklicher Rückschritt in der gesammten röm. Literatur, nam. aber sind es die Dichter, die ihre eigene Armuth durch aus Vergilius entnommene Wendungen u. Gedanken verhüllen u. so von der klassischen Periode ihr unbedeutendes Dasein fristen. Am höchsten steht in dieser Periode die Historiographie. Nachdem M. Vellejus Paterculus unter Tiberius einen kurzen Abriß der röm. Geschichte gegeben, u. Valerius Maximus eine an Tiberius gerichtete Anekdotensammlung („Factorum et dictorum memorabilium libri IX“), ferner Q. Curtius Rufus vermuthlich unter Claudius „Historiae Alexandri Magni“ geschrieben hatte, treffen wir unter Trajanus den hervorragenden Historiker Cornelius Tacitus (54—119 n. Chr.), welcher durch seine pragmatische Darstellung sowol als durch seine Aufdeckung der hoffnungslosen Zustände des Röm. Reichs als Forscher wie als Sittenrichter der damaligen Zeit hervorragt. An ihn reiht sich an C. Suetonius Tranquillus (etwa 75—160 n. Chr.), durch seine Kaiserbiographien von Cäsar bis Domitianus eine Hauptquelle für diese Zeit. Unbedeutend ist das meist nach Livius gearbeitete, im Mittelalter viel gebrauchte Geschichtskompendium des Florus (vielleicht P. Annius Florus). In dieser Zeit lebte wahrscheinlich Justinus, der Epitomator des Trogus Pompejus, eines verloren gegangenen Historikers aus der Zeit des Augustus. Von Dichtern ist in dieser Periode zunächst zu nennen Gratius Faliscus mit seinem Jagdgedichte („Cynegetica“) u. Manilius mit seinen „Astronomica“. Im Anfange der silbernen Latinität dichtete auch der Fabeldichter Phädrus, ein Nachahmer des Aesopus. Das Epos fand Vertreter unter Nero durch M. Annäus Lucanus (39—65 n. Chr.), den Verfasser der „Pharsalia“ od. „Bellum civile“ zwischen Cäsar u. Pompejus, unter Vespasianus durch C. Silius Italicus (25—101 n. Chr.), welcher „Punica“, u. durch C. Valerius Flaccus (gest. vor 90 n. Chr.), welcher nach dem Vorbilde des Alexandriners Apollonius Rhodius seine „Argonautica“ dichtete. Unter Domitianus arbeitete P. Papinius Statius (geb. um 45 n. Chr., gest. 96) seine „Silvae“, eine „Thebais“ u. begann eine unvollendet gebliebene „Achilleis“. Die Satire wurde gepflegt unter der Regierung des Nero durch A. Persius Flaccus (34—62 n. Chr.), ferner durch Petronius Arbiter (gest. 66 n. Chr.), der Prosa u. Poesie nach Art einer Satira menippea vermischte; unter Domitianus schrieb M. Valerius Martialis (gest. um 101 n. Chr.) seine bissigen u. von Unsittlichkeit wimmelnden Epigramme, während unter Trajanus der Satiriker Dec. Junius Juvenalis blühte. Auch die Rhetorik fand in diesem Zeitalter zahlreiche literarische Vertreter. Zuerst zu nennen sind hier P. Rutilius Lupus, der unter Tiberius lebte, u. der ältere Annäus Seneca (zwischen 54 v. Chr. u. 39 n. Chr.); der bedeutendste aber war M. Fabius Quintilianus (um 35—95 n. Chr.) mit seiner „Institutio oratoria“, hervorragend auch der jüngere Plinius (geb. 62 n. Chr.). Etwas später lebten der Rhetor M. Cornelius Fronto (100—175 n. Chr.), archaisirend u. geschraubt (Briefwechsel mit M. Aurelius) u. A. Gellius, der uns in seinen „Noctes atticae“ vielfache Nachrichten über alte Literatur, Sprache, Philosophie ꝛc. erhalten hat, u. L. Apulejus (geb. um 125 n. Chr.), der berühmte Verfasser der „Metamorphosen“, in welche die liebliche Erzählung von Amor u. Psyche verflochten ist. Als spezielle Fachschriftsteller dieser Periode sind zu nennen der Encyklopädist A. Cornelius Celsus, der unter Tiberius sein berühmtes medizinisches Werk „De artibus“ schrieb; der Landwirth L. Junius Moderatus Columella (um 50 n. Chr.) mit seinen Büchern „De re rustica“ u. der Geograph Pomponius Mela, dessen „De chorographia“ od. „De situ orbis“ betitelter Abriß der Erdkunde unter der Regierung des Claudius entstanden sein dürfte. Als Philosoph ragte unter Nero der Lehrer desselben, L. Annäus Seneca (gest. 65 n. Chr.), Sohn des oben genannten Rhetors, hervor. Als Natur- u. Alterthumsforscher zeichnete sich in hervorragender Weise C. Plinius Secundus (23—79 n. Chr.), Oheim des Rhetors, aus, der Verfasser der großen „Naturalis historia“.

4. Im eisernen Zeitalter geht die Latinität in schnellen Schritten ihrem Untergange entgegen. Die Prosa bietet außer der Jurisprudenz, welche zu Anfang dieses Zeitalters ihre klassische Periode durchlebt (Aemilius Papinianus, gest. 212 n. Chr.; Julius Paulus im Anfange des 3. Jahrh.; Domitius Ulpianus, gest. 228 n. Chr. u. A.), fast nur Sammelwerke von geringem stilistischen Werthe. Hierher gehört Solinus mit seinem „Polyhistor“, meist aus des Plinius „Naturalis historia“ geschöpft, nam. aber die sog. „Scriptores historiae Augustae“ (Aelius Spartianus, Julius Capitolinus, Vulcatius Gallicanus, Aelius Lampridius, Trebellius Pollio, Flavius Vopiscus), welche um 292—327 n. Chr. in barbarischem Latein einen Abriß der Geschichte von Hadrianus bis Numerianus (117—284 n. Chr. mit Ausnahme der Zeit von 244—253) lieferten. Ohne höhere Bedeutung sind Flavius Eutropius (gest. um 370 n. Chr.), der um das J. 367 im Auftrage des Kaisers Valens ein „Breviarium ab urbe condita“ schrieb, u. Aurelius Victor (im 4. Jahrh.), dessen Sammlung „De Caesaribus“ eine Auswahl der Kaisergeschichte ist. Um 365 n. Chr. entstand des Rufus Festus Abriß der röm. Geschichte, betitelt „Breviarium“, in demselben Jahrhundert der „Prodigiorum liber“ des Julius Obsequens, eine dürftige Kompilation aus Livius über die Wundererscheinungen in Rom. Inhaltreicher sind die um 390 n. Chr. von Ammianus Marcellinus (geb. um 330 n. Chr.) geschriebenen „Rerum gestarum libri XXXI“ als eine Fortsetzung der Werke des Tacitus u. des Suetonius zu betrachten. Unter den Rhetorikern dieser Zeit ist zu nennen Q. Aurelius Symmachus (Stadtpräfekt 384, Konsul 391 n. Chr.), ein trotz seiner Anhänglichkeit an das Heidenthum selbst von christlichen Gegnern geachteter Redner. Wie tief im Uebrigen seit der Zeit Diocletian's die Rhetorik gesunken war, dafür sind ein trauriges Zeugniß die sog. Panegyristen (Claudius Mamertinus, Eumenius, Nazarius, Pacatus) mit ihren Lobreden auf verschiedene Kaiser. Sonst wurde die Prosa vertreten durch die Kirchenväter, die nicht weiter hierher gehören, u. durch die Grammatiker, von denen Aelius Donatus (um 355 n. Chr.), dessen „Ars grammatica“ für das ganze Mittelalter von maßgebender Bedeutung wurde, hier genannt werden mag. An Poeten sind in dieser Periode zu nennen Q. Serenus Sammonicus, wol der auf Caracalla's Befehl getödtete berühmte Arzt, Verfasser eines Gedichtes „De medicina praecepta“; außerdem im 3. Jahrh. M. Aurelius Olympius Nemesianus, der mehrere didaktische Gedichte schrieb (erhalten ein Bruchstück seiner „Cynegetica“), u. der Eklogendichter T. Calpurnius. Im 4. Jahrh. blühte D. Magnus

Ausonius, welcher Epigramme, Briefe, Epitaphien, Idyllen rc. verfaßte. Zu Anfang des 5. Jahrh. verfaßte Claudius Rutilius Numatianus eine poetische Beschreibung seiner Reise von Rom nach Gallien („De reditu suo“). Das letzte Aufflackern der Poesie bezeichnet die glänzende Erscheinung des Cl. Claudianus (um 400 n. Chr.), der in Sidonius Apollinaris (geb. 428 n. Chr., später Bischof von Clermont in Gallien) einen Nachahmer fand. Die sonst in jenen Zeiten lebenden Poeten sind zu unbedeutend, um auf irgendwelche eingehendere Berücksichtigung Anspruch machen zu können. — Vgl. Bernhardy, „Geschichte der röm. Literatur“ (2 Bde. in 3 Abth., 4. Aufl. Halle 1876 f.); Teuffel, „Geschichte der röm. Literatur“ (3. Aufl., Lpz. 1875).

Romagna (spr. Romanja), Landschaft in Italien, die südl. von den letzten 15 M. des Po u. östl. vom Apennin bis zum Adriatischen Meere sich erstreckt. Diese reiche u. fruchtbare Ebene bildete bis 1860 den nördl. Theil des Kirchenstaates u. setzte sich aus den vier Delegationen Bologna, Ravenna, Ferrara u. Forli zusammen. Der westl. Theil reichte bis ins Toscanische u. führte den Namen R. Florentina. Das Königreich Italien kennt diese Landschaft nicht, sondern führt die vier Delegationen als vier gesonderte Provinzen auf u. vereinigt sie mit den Provinzen Modena, Parma, Piacenza u. Reggio nell' Emilia zum Landestheile Emilia.

Roman (lat. fabula romanensis) — die lingua vulgaris od. rustica, die Sprache der ungelehrten Hofleute im Mittelalter, hieß in Frankreich auch lingua romanensis, u. was in ihr geschrieben ward, war zur Unterhaltung des ungelehrten Theiles der Nation bestimmt. Der R. schließt sich an das Heldengedicht an, obgleich er in Prosa geschrieben ist, u. während jenes die außerordentlichen Begebenheiten u. wunderbaren Schicksale irgend eines Helden der Geschichte od. Mythologie in der harmonischen Verknüpfung von einzelnen Gesängen zu einer zusammenhängenden Heldengeschichte vereinigt, stellt der R. die Geschichte eines od. mehrerer Menschen aus dem Reiche der Möglichkeit dar u. versucht eine Charakteristik der Menschheit zu geben, scheidet aber alles Wunderbare aus, wodurch er sich vom Märchen unterscheidet. Da Alles, was in den R.en erzählt wird, mit dem Laufe der Welt, mit der Natur des menschlichen Herzens u. den Zeit- u. Ortsverhältnissen, in welche der Dichter den Schauplatz seiner Geschichte verlegt, übereinstimmen muß, so darf derselbe auch nicht seine Charaktere lediglich nach seiner Phantasie u. seinen Idealen schildern, sondern da er nur relative u. innere Möglichkeit in Anschlag bringen u. lediglich Wahrscheinliches darzustellen hat, so sind ebensowol alle abenteuerlichen als selbst auch die rein geschichtlichen R.e Undinge, da in der Geschichte nur das wirklich Geschehene wiedergegeben werden, das Mögliche ausgeschlossen werden muß. Eben so wenig darf aus dem R.e die Subjektivität des Dichters hervorleuchten. Die Form kann nicht blos die erzählende, sondern auch die briefliche od. dialogische sein. Die Spuren der Romandichtung finden sich bereits in der ältesten Zeit. Rechnen wir auch die „Milesischen Märchen“ bei den Griechen u. die „Kyropädie“ Xenophon's nicht hierher, so sind aus der nachchristlichen Zeit die R.e des Longus, Heliodorus, Achilles Tatius, Xenophon von Ephesos, Chariton u. Eumathios ebenso hierher zu ziehen, wie bei den Römern das „Satyricon“ des Petronius u. „Der Goldene Esel“ des Apulejus. Im Mittelalter entstand der Prosaroman erst zu Ende des 15. Jahrh. aus den für das Volk unzugänglichen versifizirten Rittergedichten, die zuerst im nördl. Frankreich als romans de chevalerie heimisch, sich von da aus in ihren Stoffen nach Deutschland, den Niederlanden, England, Italien u. Spanien verbreiteten u. fast überall Nachahmungen hervorriefen. Spanien war das eigentliche Vaterland der Ritterromane („Amadis“ u. seine Nachfolger), deren Geschmacklosigkeit freilich erst des Cervantes „Don Quijote“ ins rechte Licht zu stellen wußte. Neben diesem entwickelte sich in Frankreich der satirische R. durch Rabelais, den dann Fischart nach Deutschland, wo die aus den Ritterromanen hervorgegangenen Volksbücher jedoch immer noch lange die Oberhand behielten, verpflanzte. Während in Italien der R. gänzlich durch die Novelle verdrängt ward, tauchten in Spanien die Bettler- u. Schelmenromane auf, die in Deutschland Philander v. Sittewald u. nam. Grimmelshausen (im „Simplicissimus“) nachahmten. Aber diese Richtung verdrängte wieder der süßliche u. langweilige Schäferroman, der in Spanien, Portugal u. England, hauptsächlich aber in Frankreich gepflegt ward, aber auch in Deutschland viel Anklang fand, weil diese fade Spielerei vorzüglich durch den an den Fürstenhöfen eingeführten Umgangston u. Unterhaltungsweise gefördert ward. Als Ausgangspunkt der ganzen modernen Romanliteratur muß aber England betrachtet werden, wo Defoe mit seinem „Robinson“ den Grund zu jener Legion von spannenden Abenteuerromanen legte, u. Richardson („Grandison“ u. „Clarissa“), Fielding, Smollet, Sterne, vorzüglich aber Goldsmith („Vikar von Wakefield“) den Familienroman schufen, der nicht blos durch Uebersetzungen in Frankreich u. Deutschland, wo leider die langweiligen Heldengeschichten aus dem Ende des 17. Jahrh. noch immer den Ton angaben, heimisch ward, sondern auch unzählige Nachahmungen zur Folge hatte. Eine Reihe vorzüglicher Erscheinungen dieser Art traten während der klassischen Epoche der deutschen Literatur ans Licht, u. auch hier leisteten Schiller („Geisterseher“) u. Goethe („Wilhelm Meister“) wieder das Vorzüglichste. Freilich tauchten bald nach dem Anfange dieses Jahrhunderts in unserem Vaterlande die ersten Versuche jener monströsen Erzeugnisse einer kranken Phantasie auf, die als Ritter- u. Räuberromane („Rinaldo Rinaldini“ von Vulpius) bis in die nächste Vergangenheit ebenso wie die schlüpfrigen Liebesgeschichten Clauren's, Fr. Laun's u. G. Schilling's, die Lieblingslektüre der mittleren u. niederen Stände ausmachten. Da war es wiederum ein Engländer, Walter Scott, der mit seinen Waverley-Romanen, welche die Reise durch das ganze Abendland machten, dem Geschmack des Publikums neue Bahnen zeigte u. den sog. historischen R. einbürgerte, der bis auf die neueste Zeit, wo ihn eine Abart desselben, der Seeroman, den Cooper u. Marryat geschaffen hatten, die Zeit- u. Tendenzromane (mit ihrer Unterabtheilung, den Salonromanen) sowie die freilich auch nur scheinbar aus dem wirklichen Leben gegriffenen Dorfgeschichten verdrängten. Die politischen u. Memoirenromane, welche ebenfalls seit der zweiten Hälfte dieses Jahrh. aufkamen, konnten selbstverständlich mit letzteren nicht rivalisiren. Heutzutage nimmt in Deutschland, England u. Frankreich der R. die vornehmste Stelle in der schönen Literatur ein. Vgl. Blankenburg, „Versuche über den R.“ (Lpz. 1771); O. L. B. Wolff, „Allgemeine Geschichte des R.s“ (Jena 1841); Dunlop, „Geschichte der Prosadichtung“ (deutsch von Liebrecht, Berl. 1851); F. Bobertag, „Geschichte des R.s in Deutschland“ (Bd. 1, Bresl. 1876 f.); E. Rohde, „Der griech. R. u. seine Vorläufer“ (Lpz. 1876).

Romancero (span., spr. Romanßehro), eine Sammlung od. ein Cyklus von Romanzen (s. d.), ein Romanzenbuch. Fälschlich braucht man R. auch in der Bedeutung von „Romanzendichter“; der richtige span. Ausdruck hierfür würde romancista sein.

romanische Sprachen nennt man diejenigen Sprachen, welche sich aus dem Lat., u. zwar vorzüglich aus dem Volkslatein, nach bestimmten Laut- u. Sprachgesetzen entwickelt haben u. mithin als die Tochtersprachen des Latein bezeichnet werden können. R. Spr. sind: 1. das Italienische, 2. das Spanische, 3. das Portugiesische, 4. das Nordfranzösische, 5. das Provençalische (od. Südfranzösische), 6. das Catalanische (gesprochen in der span. Provinz Catalonien), 7. das Churwälsche od. Ladinische (gesprochen in Graubünden), 8. das Walachische od. Romaische (gesprochen in Rumänien), sämmtlich wieder in mehr od. minder zahlreiche u. eigenthümliche Dialekte zerfallend. Alle r. Spr. haben infolge der Eroberung u. Besiedelung des Röm. Reiches durch german. Volksstämme in höherem od. geringerem Maße german. Elemente in ihren Wortschatz aufgenommen, während Grammatik u. Syntax im Allgemeinen vom german. Einflusse unberührt geblieben sind. Am zahlreichsten sind german. Worte in die franz. u. ital. Sprache eingedrungen; die erstere bewahrt überdies auch eine nicht ganz geringe Menge kelt. Worte. Die span. u. portug., zum Theil auch die franz. Sprache haben eine beträchtliche Anzahl von Worten aus dem Arabischen entlehnt. Das Walachische ist in hohem Grade von den ihm benachbarten Sprachen beeinflußt worden u. wurde sogar bis vor wenigen Jahrzehnten mit slavischen Buchstaben geschrieben. Der lat. Grund- u. Muttersprache sind die r. Spr. je nach ihrem individuellen Entwicklungsgange in sehr verschiedenem Grade ähnlich geblieben: am meisten das Italienische u. das Spanische, viel weniger schon das Provençalische u. Catalanische, noch weniger das Französische u. Portugiesische, am wenigsten endlich das Churwälsche u. Walachische. Diese größere od. geringere Abweichung vom Lateinischen ist aus mancherlei Ursachen zu erklären: aus der Verschiedenheit der Urbevölkerungen, welche die betreffenden einzelnen Länder vor der röm. Eroberung u. Kolonisation bewohnten (in Frankreich die Kelten, in Spanien u. Portugal die Iberer, in Rumänien die Daker, in Italien die Etrusker, Osker, Griechen rc.), aus der geographischen u. physischen Verschiedenheit dieser Länder selbst, aus der verschiedenen Art, Dauer u. Intensität der röm. Kolonisation, aus dem Einflusse der betreffenden benachbarten Volksstämme rc. Alle r.n Spr., mit Ausnahme der walachischen u. churwälschen, haben eine sehr bedeutende u. werthvolle Literatur entwickelt, deren Anfänge zum Theil bis in das 10. u. 11. Jahrh. hinabreichen; zu Provinzialdialekten herabgesunken sind das Provençalische u. das Catalanische. Das wissenschaftliche Studium der r.n Spr. wurde erst in diesem Jahrhundert von Friedrich Diez (s. d., gest. 29. Mai 1876) begründet u. erfreut sich gegenwärtig einer sehr eifrigen u. erfolgreichen Pflege. Hauptwerke für das Studium der r. Spr. sind: F. Diez's „Grammatik der r. Spr.“ (4. Ausg., Bonn 1876) u. „Etymologisches Wörterbuch der r. Spr.“ (3. Ausg. Bonn 1874).

Romanist heißt ein Anhänger der Römisch katholischen Kirchenlehre; auch wird ein Kenner od. Lehrer des Römischen Rechts od. der roman. Sprachen (vgl. „Germanisten“) R. genannt.

Romanoff, ein altes Bojarengeschlecht, von dem das jetzige russ. Kaiserhaus abstammt. Als Ahnherr gilt Andrei, genannt Kobyla (die Stute), der 1341 aus Preußen nach Moskau ausgewandert u. in die Dienste des Großfürsten Simeon des Stolzen getreten sein soll. Von ihm stammte in gerader Linie **Anastasia Romanowna** ab, welche 1547 der Zar Iwan Wasiljewitsch II., der Schreckliche, heiratete, u. deren Bruder, **Nikita Romanowitsch,** Gemahl der Eudoxia Alexandrowna, einer Nachkommin des Großfürsten Andrei Jaroslaw (Bruder des Alexander Newsky), wurde. Hierdurch trat das Haus R. in Verbindung mit dem Hause Rurik (s. d.). Zur Regierung kam jenes mit **Michail Feodorowitsch R.,** der als 17jähriger Jüngling 21. Febr. 1613 auf den russ. Thron erhoben wurde. Derselbe war ein Sohn des Metropoliten von Rostoff u. nachmaligem Patriarchen von Moskau, Philaret (hieß als Bojar Feodor, gest. 1. Okt. 1634), der seinerseits ein Sohn des vorhin genannten Nikita war u. die Tochter Iwan's des Schrecklichen, bez. die Schwester des Zaren Feodor, zur Gemahlin hatte. Mit **Peter II. Alexejewitsch** starb 2. Febr. 1730 das Haus R. im Mannesstamme aus. Seitdem herrscht die weibliche Linie, bez. seit **Peter III. Feodorowitsch** das Haus Holstein-Gottorp od. Oldenburg-R. (vgl. die Stammtafel zu dem Artikel „Oldenburg" u. „Rußland, Geschichte"). Vgl. Camphausen, „Genealog.-chronologische Geschichte des Hauses R." (Lpz. 1805) u. Dolgoruki, „Notices sur les principales familles de la Russie" (Brüss. 1843).

Romanshorn (lat. Cornu Romanorum), stattlicher Marktflecken im Bezirk Arbon des Schweizerkantons Thurgau, in reizender Lage auf einer kleinen Landzunge am westl. Ufer des Bodensees, mit großartigem Hafen u. regelmäßiger Dampfschiffverbindung mit den übrigen Hafenplätzen des Sees, Kopfstation der schweizerischen Nordostbahn, die in Winterthur mit dem Schweizer Eisenbahnnetz in Verbindung tritt u. Ausgangspunkt einer unterseeischen Telegraphenverbindung mit Friedrichshafen, mit etwa 1500 E. 1870 zählte die Gemeinde R. 3141 E., welche Schiffahrt u. Fischfang auf dem See u. Speditionshandel nach Deutschland u. der Schweiz treiben. Auf einem Vorsprunge liegt Schloß Guttingen, schon im 12. Jahrh. als ein Besitzthum des Kantons St. Gallen erwähnt, seit 1807 in Privatbesitz.

romantisch, ein mit Roman u. romanisch zusammenhängendes, erst seit Ende des 18. Jahrh. aufgekommenes Wort, bezeichnet im Gegensatz zum Klassischen u. zum Modernen Alles, was dem Geist u. Geschmack des mittelalterlichen Ritterthums (dessen vorzüglichste Träger die roman. Völker waren), mit seinen feudalen Institutionen, seinem religiösen Enthusiasmus u. seiner überschwänglichen Frauenverehrung gemäß ist. Man faßt das Wort r. in dem Sinne von „mittelalterlich" überhaupt, wie man z. B. als r.e Poesie die ganze Epik u. Lyrik des Mittelalters zusammenfaßt; dann überträgt man aber den Begriff r. auch auf solche neuere Werke, welche entweder einfach ihre Stoffe dem Mittelalter entnehmen, od. sich in einer Verherrlichung des Mittelalters gefallen. So spricht man von einer r.en Oper (z. B. Weber's „Freischütz"), einem r.en Epos (z. B. Wieland's „Oberon"), von Romantikern in Kunst u. Wissenschaft u. in prägnantem Sinne in der Literaturgeschichte, zumal der deutschen, von einer r.en Schule, die im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts sich bildete u. deren Hauptvertreter Aug. Wilh. u. Friedr. v. Schlegel, Ludwig Tieck u. Friedr. v. Hardenberg (Novalis) waren, denen sich dann Wackenroder u. Schleiermacher, weiterhin Heinrich v. Kleist, Achim v. Arnim, Clemens Brentano, Friedr. de la Motte Fouqué u. Zacharias Werner, ferner E. T. A. Hoffmann, die deutsch dichtenden Skandinavier Oehlenschläger u. Steffens, in etwas späterer Zeit Jos. v. Eichendorff, Adalbert v. Chamisso, Ludw. Uhland, Justinus Kerner u. Ernst Schulze anschlossen. Diese „r.e Schule", welche den vorgefundenen allgemeinen Literaturtendenzen aufs Entschiedenste entgegentrat, deren Stärke aber mehr in der ästhetischen Kritik als in der eigenen poetischen Produktion lag, hat in der deutschen Literatur epochemachend gewirkt: sie leitete eine gerechtere Würdigung der mittelalterlichen Kunst u. Poesie ein u. trug dadurch wesentlich zur Ausbildung der deutschen Sprache u. Alterthumswissenschaft bei; sie vermittelte zuerst eine lebendige u. fruchtbare Beziehung zwischen der deutschen Literatur u. den großen Italienern, überhaupt den südeuropäischen Literaturen, führte Shakespeare in unsere Literatur ein, erweckte frühzeitig ein Interesse für die Poesie des Orients u. bereitete das Aufkommen einer eigenen Literaturgeschichtschreibung in Deutschland vor. Mit der Anpreisung des Mittelalters ging aber bei ihr auch Hand in Hand die Bevorzugung der kirchlichen Formen u. Glaubenslehren des Katholizismus in Poesie u. Leben u. eine starke Hinneigung zu den Institutionen des Mittelalters auch auf politischem Gebiete, woher späterhin der Name Romantiker zum Parteinamen wurde u. den Beigeschmack von Reaktionär erhielt. Dadurch ferner, daß die r.e Dichtung u. Kunst auf das Wunderbare, Phantastische, Abenteuerliche u. die Einbildungskraft An- u. Aufregende, überhaupt auf das Ungewöhnliche hingeht, ist es gekommen, daß man jetzt von einer r.en Gegend, einem r.en Abenteuer &c. redet. Aehnlich wie in der deutschen Literatur bei der r.en Schule (vgl. über dieselbe bes. Haym, „Die r.e Schule", Berl. 1870) hat sich auch in Frankreich der Gegensatz zwischen Klassikern u. Romantikern entwickelt, indem die sich auch dort selbst so nennenden Romantiker nach der Befreiung von den starren Fesseln des Klassizismus eines Racine u. Corneille rangen u. freiere Formen erstrebten, dann freilich bald sich im Phantastischen u. Ausschweifenden gefielen (vgl. Huber, „Die r.e Poesie in Frankreich", Lpz. 1832; Michiels, „Histoire des idées littéraires", 2 Bde., Par. 1841). Von Frankreich verbreitete sich dann diese Reaktion gegen den Klassizismus auch über diejenigen Völker, welche, wie die Spanier, Italiener, Polen &c., in den Formen des franz. Klassizismus befangen gewesen waren u. nun, auf ihre früheren großen nationalen Dichter zurückgehend, eine neue selbstständigere u. nationalere Poesie erstrebten.

Romanze nennt man eine epische, der Ballade eng verwandte Dichtungsgattung, welche sich in ihrer Form dem lyrischen Gedichte nähert. Inhalt der R. darf immer nur eine bestimmte Handlung sein. Held der Handlung ist meist eine historische Persönlichkeit, deren allgemeinen Charakter u. Lebensgang der Dichter als bekannt voraussetzt. Der Inhalt der R. ist demnach immer nur episodenhaft, giebt niemals ein episches Ganzes, enthält vielmehr nur gleichsam einen epischen Keim, aus welchem aber in Verbindung mit gleichartigen ein Epos erwachsen könnte. Die R. bildet demnach eine volksthümliche Vorstufe des Epos. In ihrer ältesten, später aber mannichfach modifizirten Form besteht die R. aus sechs- bis achtsilbigen Versen, von denen je vier zu einer Strophe vereinigt werden; der erste u. dritte Vers sind reimlos, der zweite u. vierte sind durch die Assonanz (s. d.) verbunden. Die R. ist ursprünglich, wie schon ihr Name zeigt, eine den romanischen Völkern eigenthümliche Dichtungsform u. nam. von den Spaniern gepflegt u. im Romanzencyklus vom Cid zu ihrer höchsten Blüte entwickelt worden. Indessen ist, bes. durch den Einfluß der romantischen Dichterschule, die R. auch in die deutsche Poesie mit vielem Glücke übertragen worden.

Romberg, Andreas, trefflicher Violinspieler u. verdienter Komponist, geb. zu Vechte im Münster'schen 27. April 1767; erhielt von seinem Vater Gerhard Heinrich R. (geb. 1745 u. gest. als Musikdirektor zu Münster den 14. Nov. 1819) frühzeitig musikalischen Unterricht u. konnte bereits mit sieben Jahren als Violinspieler öffentlich auftreten. Nachgehends machte er mit seinem Vetter Bernhard R. (s. d.) Kunstreisen nach Holland u. Frankreich u. wirkte mit ihm gemeinschaftlich seit 1790 in Bonn in der Kapelle des Kurfürsten Maximilian Franz von Köln, bis zur Auflösung der Kapelle durch die franz. Invasion (1783). Beide nahmen dann eine Anstellung im Hamburger Konzert- u. Theaterorchester an, bereisten 1795—97 Italien, kehrten über Wien zurück u. traten 1797 in ihre Hamburger Stellen wieder ein, die sie jedoch 1799 aufgaben, Andreas, um sich ganz der Komposition zu widmen; Bernhard, um wieder auf Reisen zu gehen. Noch einmal fanden sich die Vettern zu gemeinschaftlichem Wirken zusammen: im J. 1800 zu Paris, wo sie für das Theater Feydeau die Oper „Don Mendoza" schrieben, die aber kein Glück machte; dann lebte Andreas wieder in Hamburg, bis er 1815 einem Rufe nach Gotha als herzogl. Kapellmeister (an Spohr's Stelle) folgte. In diesem Amte wirkte er bis zu seinem am 10. Nov. 1821 erfolgten Tode. Als Violinspieler durch solide Technik u. edeln Vortrag ausgezeichnet, ist er auch als Komponist ehrenwerth wegen seiner Gediegenheit u. Klarheit in Anlage u. Ausführung, sowie wegen seiner anmuthigen, wenn auch nicht gerade eigenartigen Erfindung. Seine Kompositionen bestehen in: acht Opern (darunter z. B. „Die Großmuth des Scipio", „Die Ruinen von Paluzzi"), in größeren Werken für Chor, Soli u. Orchester (z. B. die ehemals beliebte Komposition der „Glocke" von Schiller), Kirchensachen, Sinfonien u. Ouverturen, Streichquartetten u. -Quintetten, Violinkonzerten &c.

Romberg, Bernhard, berühmter Violoncellist u. tüchtiger Komponist, geb. zu Dinklage im Münster'schen 11. Nov. 1770. Sein Vater Anton R. (geb. 1742, gest. 14. Dez. 1814), Mitglied der ehemaligen Hofkapelle in Münster, unterrichtete ihn im Violoncellspielen. Mit seinem Vetter Andreas R. (s. d.) machte er die ersten Kunstreisen. 1799 ging Bernhard R. nach England, von dort aus

nach Portugal u. Spanien, u. 1800 kam er nach Paris, wo er 1801 eine Violoncellprofessur am Konservatorium erhielt. Dieselbe bekleidete er bis ins J. 1803, ging dann nach Hamburg zurück, wurde 1805 als erster Violoncellist an die königl. Kapelle nach Berlin berufen u. unternahm, als die Begebenheiten des J. 1806 sein Wirken in Berlin störten, eine Reise nach Böhmen, Ungarn u. Wien, kehrte nach dem Frieden von Tilsit wieder nach Berlin zurück, ging aber 1810 nach Petersburg, traf dort mit Ferd. Ries (s. d.) zusammen u. bereiste mit ihm einen Theil der russ. Provinzen, darauf 1812 allein Schweden u. Dänemark, besuchte dann Bremen, Hamburg, die Niederlande u. zum zweiten Male Paris u. kehrte endlich nach Berlin zurück, wo er seine Thätigkeit in der königl. Kapelle wieder aufnahm. 1820 legte er seine Stelle nieder, machte eine zweite Reise nach Rußland, von dort aus auch die Moldau u. Walachei besuchend, lebte dann einige Jahre in Moskau u. kehrte 1827 nach Deutschland zurück, lebte theils in Berlin, theils in Hamburg, ging 1840 noch einmal nach Paris u. starb zu Hamburg 13. April 1841. In seiner Blütezeit war R. ein wahrhaft großer Virtuos: wunderbare Vollendung im Technischen, edler u. großer Ton, gefühl- u. geschmackvoller Vortrag bildeten die auszeichnenden Eigenschaften seines Spiels. Seine Violoncellokompositionen sind zwar heute in der Form etwas veraltet, enthalten aber doch Vortreffliches in Menge u. sind nam. für den Violoncellstudirenden unentbehrlich. Es bestehen diese Kompositionen in neun Konzerten, drei Concertino's, verschiedenen Fantasien, Variationen, Rondo's, Capricen ꝛc. Von seinen übrigen Sachen sind anzuführen: Sinfonien, Ouverturen, Streichquartette u. Trios, die Opern „Rittertreue", „Ulysses bei Circe", „Die wiedergefundene Statue", „Der Schiffbruch".

Romberg, Moritz Heinrich August, ausgezeichneter Arzt, eine Autorität insbes. auf dem Gebiete der Nervenkrankheiten, geb. von israelit. Eltern zu Meiningen 11. Nov. 1795; praktizirte seit 1817 in Berlin, wirkte dann auch lange Zeit (bis 1872) als Universitätsprofessor der Pathologie u. Therapie, erhielt den Rang eines Geheimen Medizinalraths u. starb zu Berlin 16. Juni 1873. Sein Hauptwerk ist das „Lehrbuch der Nervenkrankheiten" (Berl. 1840 bis 1843; 3. Aufl. 1855 ff.). Außerdem sind von seinen Schriften die „Klinischen Wahrnehmungen" (ebd. 1851) hervorzuheben.

Römer, Friedrich v., Staatsmann, geb. zu Erkenbrechtsweiler in Württemberg 4. Juni 1794; studirte in Tübingen die Rechte, ward 1819 Auditeur u. 1830 Kriegsrath in Stuttgart, trat 1833 in die Kammer, wo er sich mit Pfizer, Duvernoy u. Uhland der liberalen Opposition anschloß, u. vertauschte, da ihm die Regierung nach seiner Wiederwahl den Urlaub für die parlamentarische Thätigkeit verweigerte, den Staatsdienst mit der advokatorischen Praxis, der er sich 1838—44 ausschließlich widmete. Seit letztgenannten Jahren Führer der Opposition auf dem Landtage, übernahm er 9. Mai 1848 das Justizministerium u. wirkte als Justizminister für die Durchführung der im März 1848 verheißenen Reformen, suchte aber dabei die Autorität der Regierung den ultrademokratischen Tendenzen gegenüber aufrecht zu erhalten. Zugleich Mitglied des Frankfurter Vorparlaments u. dann der Nationalversammlung, erklärte er sich gegen ein preuß. Erbkaiserthum u. statt dessen für ein Direktorium. Als das Rumpfparlament nach Stuttgart übergesiedelt war, verweigerte er nicht blos die Anerkennung der von demselben gefaßten Beschlüsse, sondern ließ es auch 18. Juni 1849 durch militärische Macht sprengen. Die Meinungsverschiedenheit im Kabinet über das Verhalten Württembergs zum Dreikönigsbündniß vom 26. Mai 1849 veranlaßte im Okt. desselben Jahres den Rücktritt des Gesammtministeriums. Hierauf kehrte R. zu seiner Advokatur zurück u. nahm als Abgeordneter, seinen früheren Grundsätzen getreu, wieder an den Kammerverhandlungen Theil. Seit 1851 Präsident der Kammer, schied er im Herbst 1863 aus derselben aus u. starb zu Stuttgart 10. März 1864. — Robert **R.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Stuttgart 1. Mai 1823; studirte 1841—44 in Tübingen u. Heidelberg die Rechte, wurde 1846 Advokat in seiner Vaterstadt, habilitirte sich 1852 als Privatdozent in Tübingen u. erhielt daselbst 1856 eine außerordentliche u. 1857 eine ordentliche Professur für das gesammte römische Recht u. das württembergische Privatrecht. Als Mitglied der Württemb. Kammer (seit 1864) vertrat er 1866 entschieden die Sache Preußens u. wurde Führer der von ihm mitbegründeten nationalliberalen Partei Württembergs. Infolge seiner Berufung als Reichsoberhandelsgerichtsrath nach Leipzig (11. Juli 1871) trat er aus der württemberg. Kammer aus. Dagegen gehört er seit 1871 dem Deutschen Reichstage an. Er schrieb u. a.: „Die Beweislast hinsichtlich des Irrthums nach gemeinem Civilrecht u. Prozeß" (Stuttg. 1852); „Das Erlöschen des klagenden Rechts nach Einleitung des Prozesses in seinem Verhältniß zum Endurtheil" (ebd. 1852); „Die bedingte Novation" (Tüb. 1863); „Die Leistung an Zahlungsstatt" (ebd. 1866); „Grundzüge des württemberg. Erbrechts" (ebd. 1872).

Romulus war nach der röm. Sage der Sohn des Mars u. der Rhea Silvia (s. d.). Von seinem Oheim Amulius, welcher den Numitor, den Vater der Rhea Silvia, des Thrones von Alba longa beraubt hatte, nebst seinem Zwillingsbruder Remus in einem Gefäße auf dem Tiber ausgesetzt, wurden beide Knaben von den Wellen des Flusses an den Mons Palatinus getrieben u. hier von einer Wölfin gesäugt. Der Hirt Faustulus nahm sich derselben an, u. unter seiner Obhut wuchsen sie auf. Später über ihre Abkunft unterrichtet, erschlugen sie den Amulius u. stellten die Herrschaft ihres Großvaters Numitor wieder her. Hierauf gründete R. die Stadt Rom u. beherrschte dieselbe, nachdem er seinen Bruder, der spottend über die niedrige Mauer der Stadt gesprungen war, erschlagen hatte, bis er von Mars während eines Gewitters von der Erde entrückt u. unter die Götter versetzt wurde. Vom Volke wurde er als Quirinus verehrt.

Romulus Augustulus (Augustulus ist ein spöttisches Verkleinerungswort von Augustus), Sohn des Orestes, des magister militum des Kaisers Julius Nepos, welcher um 474 n. Chr. den Kaiser Glycerius verdrängt hatte; wurde von seinem Vetter, nachdem dieser den Julius Nepos beseitigt hatte, 475 n. Chr. zum Kaiser gemacht. Als aber im J. 476 die Heruler, Skiren, Rugier u. Turcilinger unter Odoaker Pavia genommen hatten u. Orestes getödtet war, legte R. A. den Purpur freiwillig nieder. Mit ihm endete die Existenz des Westreiches.

Roncesvalles (spr. Rondßeswaljes, frz. Roncevaux [spr. Rongßwoh]), eine der weiten Furchen der westl. Pyrenäen in der span. Provinz Navarra u. eine in diesem Thale von hohen Bergen umgebene berühmte Abtei, zwischen Pamplona u. der franz. Stadt St. Jean Pied de Port. Aus dem Thale führt ein steiler Paß, die sog. Rolandsbresche, über die Pyrenäen in das franz. Dep. Hautes Pyrénées (vgl. „Roland").

Ronda, zur Römerzeit Arunda, an der Westgrenze der span. Provinz Malaga in Andalusien; liegt in romantischer Gegend auf einem westl. Ausläufer der Sierra Nevada, der Sierra de R., auf einem platten Felsvorsprunge, der auf drei Seiten durch eine über 60 m. tiefe senkrechte Schlucht, den Tajo de R., isolirt ist. Ueber denselben führt zu einer Vorstadt eine aus zwei Bogen bestehende antike Brücke von über 80 m. Höhe. Die Stadt, die gegenwärtig gegen 20,000 E. zählt, hat kolossale Thore, vier Pfarrkirchen, viele stattliche Gebäude, einen großen Cirkus für Stiergefechte, eine elegante Alameda, ist aber im Ganzen winklig gebaut; ihre Straßen sind theilweise sehr abschüssig. Die Bewohner fabriziren vorzugsweise Gewehre u. Stahlwaaren, Tuche u. andere Wollenzeuge. Die hügelige Umgebung liefert vortreffliches Obst, Oel u. Wein u. züchtet das ausgezeichnete andalusische Bergpferd. Das uralte R. ward der maur. Könige von Granada wichtigste Festung, nachdem ihnen hier der kastil. König Alfons VI. unterlegen war; 1485 aber ging es für sie nach hartnäckigem Widerstande wieder verloren.

Ronde ist eine Patrouille zum Visitiren der Wachen, welche der zu diesem Zwecke kommandirte Offizier (Offizier der R.) begleitet.

Rondeau (franz., spr. Rongdoh), ital. ritondello od. rotondello, d. h. Kreis-, Rund- od. Ringelgedicht, nennt man ein kleines lyrisches Gedicht meist erotischen Inhalts, in welchem der erste Vers od. doch die erste Hälfte desselben an mehreren Stellen (gewöhnlich in der Mitte u. am Ende) als Refrain (s. d.) wiederholt wird, so daß der Grundgedanke des Liedes immer aufs Neue mit Variationen zum Ausdruck gelangt u. gleichsam einen Kreis der Betrachtung zu durchlaufen hat. Meist umfaßt das R. nicht mehr als 13 Verszeilen, deren theils männliche, theils weibliche Reime in mannichfacher Weise verschränkt sein können. Das R. ist nam. in der franz. u. ital. Poesie u. vorzugsweise wieder in der Volkspoesie gepflegt u. ausgebildet worden.

Rondel (franz.), im Allgemeinen ein Rundbau, eine runde Anlage in einem Park od. Garten; im Besondern ein sehr fester Rundthurm,

wie man ehemals an Festungen statt der Basteien aufzuführen pflegte; dann ein von Erde aufgeworfenes, mit einer Mauer umgebenes Rundwerk, auch eine Rundschanze.

Rondo (ital., frz. Rondeau (s. d.)), ein der gleichnamigen Dichtungsart nachgebildetes Musikstück, in welchem ein zu Anfang stehendes Hauptthema in gewissen Zwischenräumen verschiedene Male refrainartig wiederkehrt, nachdem Nebenthemas gebildet u. die nöthigen Uebergangsglieder hergestellt worden sind. Das R. ist entweder ein für ein od. mehrere Instrumente gesetztes selbständiges Solostück, od. es bildet einen Theil (od. Satz) eines größeren Tonwertes (einer Sinfonie, Sonate, eines Quartetts 2c.; in letzterer Beziehung tritt es meist als Schlußsatz auf.



Nr. 4661. Albrecht Theodor Emil Graf v. Roon (geb. 30. April 1803).

Ronge, Johannes, der Hauptbegründer des Deutschkatholizismus (s. d.), geb. 16. Okt. 1813 als der Sohn eines Bauern zu Bischofswalde in Schlesien; wurde auf dem Gymnasium zu Neiße vorgebildet u. studirte seit 1837 zu Breslau Theologie. Sein Widerwille gegen den geistlichen Beruf wurde durch den Aufenthalt im kathol. Alumneum (seit 1839) noch gesteigert. 1840 wurde R. Kaplan in Grottkau, 1843 aber wegen seines Freisinns entsetzt. Als Lehrer auf der Laurahütte schrieb er 1. Okt. 1844 den offenen Brief an Bischof Arnoldi, der die deutschkatholische Bewegung plötzlich in raschen Fluß brachte. Trotz des röm. Bannes war R. jetzt unermüdlich durch Reisen u. Schriften für die Lostrennung von Rom thätig, ging aber seit 1848 ganz in dem Anschluß an die radikale politische Partei auf. Nach dem Scheitern der Revolution 1849 fand R. in London Zuflucht u. erließ von dort aus nach 1851 mit Ruge, Kinkel u. A. einen „Aufruf an das deutsche Volk" (2. Aufl., Frankf. 1863). Infolge der Amnestie kehrte er 1861 nach Breslau zurück, wirkte daselbst als Geistlicher der christkathol. Gemeinde, begab sich aber bald darauf nach Frankfurt u. stiftete daselbst im Okt. 1863 den religiösen Reformverein. Seit 1873 lebt R. in Darmstadt.

Rönne, Ludwig Moritz Peter v., Jurist u. Publizist, geb. zu Glückstadt (Holstein) 18. Okt. 1804; studirte 1822—25 in Bonn u. Berlin, wurde dann nach einander Auskultator beim Land- u. Stadtgericht in Brandenburg, Referendar beim Kammergerichte, bez. Oberlandesgericht in Breslau, Kammergerichtsassessor, Land- u. Stadtrichter in Münsterberg (Schlesien), Land- u. Stadtgerichtsdirektor in Hirschberg u. Kreisjustizrath des Hirschberger Kreises, 1836 Oberlandesgerichtsrath in Breslau, 1842 Kammergerichtsrath in Berlin, 1859 Appellationsgerichts-Vizepräsident in Glogau, als welcher er 1. Nov. 1868 in Ruhestand trat. Seit 1849 Mitglied der Ersten Kammer, wo er bis 1852 regen Antheil an der Verfassungsrevision nahm, gehört er seit 1858 dem Abgeordnetenhause, seit 1871 auch dem Deutschen Reichstage an u. hält sich hier zur national-liberalen Partei. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: „Ergänzungen u. Erläuterungen der preußischen Rechtsbücher" (15 Bde., Berl. 1837—40; oftmals aufgelegt); „Die Verfassung u. Verwaltung des preußischen Staates" (18 Bde., ebd. 1840 ff.); „Das Staatsrecht der preußischen Monarchie" (2 Bde., Lpz. 1856; 3. Aufl. 1868—72); „Das Verfassungsrecht des Deutschen Reichs" (2 Bde., Lpz. 1872; 2. Aufl. als „Das Staatsrecht des Deutschen Reichs", ebd. 1876). — Friedrich Ludwig **v. R.**, Bruder des Vorigen, geb. auf Sestermühl bei Glückstadt 25. Nov. 1798; machte 1815 den Feldzug gegen Frankreich mit, studirte dann gleichfalls die Rechte, trat in den preuß. Staatsdienst, war seit 1834 eine Zeit lang preuß. Ministerresident in Washington, präsidirte hierauf dem neu errichteten Handelsamte in Berlin, erhielt im April 1848 den preuß. Gesandtschaftsposten bei den Nordamerik. Freistaaten, ging aber als Abgeordneter von Berlin zur Nationalversammlung in Frankfurt u. ward nach deren Auflösung nicht wieder in den preuß. Staatsdienst aufgenommen. Seit 1859 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, bez. einer der Führer der Fortschrittspartei, starb er zu Berlin 7. April 1865. Vgl. die von seinem Sohne J. v. R. verfaßte Biographie (Berl. 1867).

Ronneburg, gewerbreiche Stadt im Ostkreise des Herzogthums Altenburg, in hügeliger Gegend an der Gößnitz-Geraer Eisenbahn, mit 5706 E. (1875); ist Sitz eines Gerichtsamts, hat ein Schloß, eine Gewerbe-, Weber-, Näh- u. Strickschule u. fabrizirt vorzugsweise Tibet, besitzt aber außerdem noch Streichgarnspinnereien, Wollkämmereien, Färbereien, Cigarrenfabriken u. Brauereien. Die 1766 hier entdeckte Mineralquelle ist ein erdig-salinisches Eisenwasser u. hat zur Eröffnung eines Mineralbades Veranlassung gegeben, dem auch Fichtennadel-, Sool-, Schwefel- u. Dampfbäder u. eine Molkenanstalt zugefügt worden sind.

Ronsard (spr. Rongsahr), Pierre, franz. Dichter, geb. 11. Sept. 1524 (nicht 24. Febr. 1525) auf dem Schlosse La Poissonnière bei Vendôme; verbrachte seine ersten Jugendjahre in verschiedenen Hofdiensten, mußte indessen, da er infolge einer Krankheit gänzlich taub geworden, dieser Laufbahn entsagen u. widmete sich nun ausschließlich wissenschaftlichen u. poetischen Studien, durch welche er sich so allgemeinen Ruhm erwarb, daß, als er 27. Dez. 1585 zu St. Cosmes bei Tours starb, ganz Frankreich in ihm den „Fürsten der Dichter" betrauerte. R. war der hervorragendste Vertreter jenes für die franz. Literaturgeschichte so bedeutungsvoll gewordenen, aus sieben Mitgliedern bestehenden Dichterbundes der „Plejade", welcher sich, in den Anschauungen der Renaissance befangen, eine Neuschöpfung der franz. Sprache u. Literatur nach dem Vorbilde der griech. u. lat. als höchstes Ziel vorgesetzt hatte, in der Ausführung dieses Unternehmens aber mit größter subjektiver Willkür u. ohne Kenntniß u. Berücksichtigung der sprachlichen u. literarischen Entwicklungsgesetze verfuhr, daher nur einen vorübergehenden Erfolg haben konnte u. die Schuld davon trug, wenn die Poesie in gelehrte Spielerei u. Künstelei ausartete. Auch R.'s Dichtungen tragen alle den Stempel der Unnatur u. gekünstelter Sprach- u. Formmengerei, wenn sich auch in einzelnen derselben eine wahre poetische Begabung bekundet. Als am Ende des 16. Jahrh. die antikisirende Richtung der Literatur einer gesünderen weichen mußte, verblich R.'s Dichterruhm rasch, ja der einst so gefeierte Name R.'s blieb lange als derjenige eines unverständigen Sprachtyrannen u. pedantischen Verskünstlers geächtet, während uns heute R.'s Bestrebungen in einem milderen Lichte, ja zum Theil selbst als berechtigt u. verdienstlich erscheinen (vgl. J. Berdez, „Étude littéraire sur P. de R.", Dessau 1875). — R.'s Werke bestehen aus einem großen, jedoch nicht vollendeten Epos, „La Franciade", aus fünf Büchern Oden, zwei Büchern Hymnen, vier Büchern Sonetten, einer poetischen Briefsammlung u. endlich einer großen Anzahl Elegien od. sonstiger lyrischen Dichtungen. Die beste Originalausgabe der Werke R.'s erschien zu Paris 1584; die beste neueste Ausgabe veranstaltete P. Blanchemain (8 Bde., Par. 1857—68).

Roon, Albrecht Theodor Emil, Graf v., preuß. Generalfeldmarschall u. ehemaliger Minister, hochverdient um die Reorganisation des preuß. Heeres, geb. auf dem Familiengute Pleushagen bei Kolberg (Pommern) 30. April 1803; besuchte seit 1816 die Kadettenanstalten in Kulm u. Berlin, trat 1821 als Infanterieleutnant in das Heer ein, studirte 1824—27 auf der Allgemeinen Kriegsschule in Berlin u. ward seit 1828 als Lehrer beim Kadettencorps u. seit

1835 bei der Allgemeinen Kriegsschule sowie seit 1833 bei den topographischen Vermessungen im Generalstabe verwendet. 1836 als Hauptmann in den Großen Generalstab versetzt u. 1842 zum Major befördert, unterrichtete er seit 1844 den Prinzen Friedrich Karl in der Geographie u. Taktik u. begleitete ihn auch auf die Universität Bonn. Nachdem R. im Frühjahr 1848 in den Generalstab des 8. Armeecorps berufen worden, ward er bald darauf dessen Chef, als welcher er 1849 den Feldzug in Baden mitmachte. Seiner Ernennung zum Oberstleutnant folgte 1850 die zum Kommandanten des 33. Infanterieregiments u. 1851 die zum Oberst. 1856 erhielt er das Kommando der 20. Infanteriebrigade u. 1858 das der 14. Division in Düsseldorf. Seit Mai 1859 Generalleutnant, ward R. 5. Dez. desselben Jahres an Bonin's Stelle mit der Leitung des Kriegsministeriums u. im April 1861 zugleich mit der des Marineministeriums betraut. Als Minister fiel ihm insbes. die Aufgabe zu, den König in der Reorganisation des Heeres zu unterstützen, u. er that dies, trotz der mehrjährigen Opposition der Mehrheit des Abgeordnetenhauses, „mit seltener Umsicht, Konsequenz u. Energie". Nach den Ereignissen von 1866, die dem Ministerium Bismarck-R. Recht gegeben hatten, trat ein gewaltiger Umschwung in der Stimmung ein, der vor Allem auch dem Kriegsminister zu Gute kam; u. R. ward ihm, nachdem er bereits 8. Juni 1866 zum General der Infanterie befördert worden, eine Nationaldotation u. von der Hallenser Philosophenfakultät das Doktordiplom verliehen. Uebrigens hatte er sich früher auch als geographischer u. Militärschriftsteller vortheilhaft bekannt gemacht, insbes. durch seine „Grundzüge der Erd-, Völker- u. Staatenkunde" (Berl. 1832, 2 Abth.; 3. Aufl., 1847—53, 3 Abth.), seine „Anfangsgründe der Erd-, Völker- u. Staatenkunde" (ebd. 1834; 12. Aufl. 1868) u. seine „Militärische Länderbeschreibung von Europa" (ebd. 1837). Daß er ferner ein guter, scharfsinniger u. nam. schlagfertiger Redner war, zeigte er während des Militärkonflikts im Abgeordnetenhause sowie nach 1866 als Bundeskommissar u. Mitglied im Reichstage. Sein eminentes Organisationstalent bewährte sich am glänzendsten bei der plötzlichen Kriegserklärung von Seiten Frankreichs im Juli 1870; die staunenswerth schnelle Mobilmachung u. die außerord. Schlagfertigkeit des norddeutschen Bundesheeres war vorzugsweise sein Werk. Am 16. Juni 1871, dem Tage des Einzugs der aus dem Felde heimkehrenden Truppen in Berlin, erhob ihn Kaiser Wilhelm in den erblichen Grafenstand u. später verlieh er ihm auch einen Theil der vom Reichstage 15. Juni genehmigten Nationaldotation. Am 31. Dez. 1871 gab R. das Portefeuille des nunmehr dem Reichskanzler direkt untergeordneten Marineministeriums an Generalleutnant v. Stosch ab, u. als im Nov. 1872 sich zwischen ihm u. mehreren anderen Ministern wegen des Pairsschubs u. der in Aussicht genommenen Umgestaltung des Herrenhauses, dem R. seit demselben Jahre als lebenslängliches Mitglied angehört, eine wesentliche Meinungsverschiedenheit offenbarte, wollte er auch vom Kriegsministerium zurücktreten, blieb indeß noch u. folgte dem Fürsten Bismarck, da dieser im Dez. das Präsidium des preuß. Staatministeriums abgab, Anfang 1873 unter gleichzeitiger Ernennung zum Generalfeldmarschall als Ministerpräsident. Erst auf sein wiederholtes Ansuchen wegen leidender Gesundheit erhielt er 9. Nov. 1873 seine Entlassung aus dem Staatsdienst, doch ließ ihn der Kaiser in der Liste der aktiven Generalfeldmarschälle. Seitdem lebt R. meist auf seinem Gute Gütergotz bei Potsdam. Von seinen Söhnen ist der ältere, Waldemar **v. R.**, geb. zu Berlin 4. Juli 1837, Major im Generalstab des preuß. Gardecorps. Ein anderer, Bernhard **v. R.**, geb. zu Berlin 4. Juli 1838, fiel als Hauptmann u. Batteriechef im preuß. Gardefeldartillerieregiment 1. Sept. 1870 bei Sedan.

Roos, Johann Heinrich, Maler u. Radirer, geb. zu Otterndorf in der Rheinpfalz 1631; flüchtete schon in früher Kindheit vor der Kriegsnoth nach Amsterdam, wo er Schüler des Julian Dujardin u. des Adrian de Brie wurde. 1671 ließ er sich in Frankfurt a. M. nieder u. kam dort bei einer Feuersbrunst 1685 ums Leben. Er widmete sich ausschließlich der Malerei der Thiere u. Landschaften, in denen er nach der Weise des Weenix u. Berghem Gebäude u. Ruinen in italienischem Geschmack anbrachte. In der Komposition sind seine überaus zahlreichen Bilder oft etwas gezwungen u. im Farbenton bunt u. kalt. Man findet sie in fast allen Galerien, am zahlreichsten in der Pinakothek zu München u. im Städel'schen Institut zu Frankfurt. In seinen Radirungen dagegen (42 Blätter) ist er den besten holländischen Meistern ebenbürtig. Sein Sohn Philipp Peter **R.**, geb. zu Frankfurt 1655, bildete sich Anfangs nach seinem Vater, eignete sich aber, nachdem er sich in Tivoli niedergelassen (weshalb er auch Rosa di Tivoli genannt wird), eine andere Weise an, indem er Menschen u. Thiere in natürlicher Größe, auch wol Scenen aus der Geschichte in einem oft schwerbraunen Ton u. etwas flüchtiger Behandlung malte. Er starb 1705 zu Rom. Einige seiner besseren Bilder befinden sich im Belvedere zu Wien u. in der Galerie zu Kassel. Sein jüngerer Bruder, Johann Melchior **R.**, geb. 1659, gest. 1731, war ebenfalls Thiermaler, aber als solcher weniger geschätzt als sein Vater.



Nr. 4662. Otto Roquette (geb. 19. April 1824).

Roquefort (spr. Rockfohr), Dorf im südfranz. Departement Aveyron in unmittelbarer Nähe der Arrondissementshauptstadt St. Affrique, ist seit Jahrhunderten berühmt durch die Bereitung der nach ihm benannten Käse, von denen jährlich gegen 1 Mill. Kg. fabrizirt u. vorzugsweise über Rhodez (s. d.) ausgeführt werden.

Roquelaure (frz., spr. Rocklohr), ein nach seinem Erfinder, dem Herzog von Roquelaure, benannter Reise- u. Regenmantel.

Roqueplan (spr. Rock'plang), Camille, franz. Maler, geb. zu Mallemart in der Provence 18. Febr. 1800, Schüler von Gros; trat zuerst mit einigen Landschaften u. Genrebildern aus der klassischen Schule David's heraus u. zeigte bald ein eigenthümliches Talent für die harmlose Schilderung der Frauengrazie, wobei der Glanz kostbarer Stoffe u. eine reiche Umgebung od. eine Landschaft eine malerische Rolle spielen. Dahin gehören z. B. die dem Leben Rousseau's entlehnten Bilder, „Der verliebte Löwe" nach Lafontaine (1836), die „Magdalena in der Wüste" (1838) u. die „Leda". Aber auch in anderen Motiven wußte er durch seine Gestalten u. ihr Kostüm eine malerische Wirkung hervorzubringen, z. B. in dem „Antiquar" (1834) u. in dem „van Dyck am Hofe Karl's I. von England" (1838). Als ihn sein Gesundheitszustand 1846 zu einem Aufenthalt in den Pyrenäen nöthigte, wandte er sich mit Erfolg der Darstellung der dortigen Natur u. des Volkslebens zu. Er starb 29. Sept. 1855.

Roquette (spr. Rockett), Otto, deutscher Dichter u. Literaturhistoriker, geb. zu Krotoschin in Posen 19. April 1824; studirte in Halle, Heidelberg u. Berlin, privatisirte hierauf längere Zeit in Halle u. Meißen, wirkte 1851—57 als Lehrer am Blochmann'schen Institut in Dresden, siedelte dann nach Berlin über, wo er sich ausschließlich literarisch beschäftigte, bis er einem Rufe als Professor der deutschen Sprache, Geschichte u. Literatur ans Polytechnikum in Darmstadt folgte. Seine poetische Begabung liegt hauptsächlich im Lyrisch-Epischen, wie er sich denn auch durch das Rhein-, Wein- u. Wandermärchen „Waldmeisters Brautfahrt" (Stuttg. 1851; 39. Aufl. 1874) schnell einen Namen machte. Außer diesem u. seinem

„Nebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit" (ebd. 1876) sind von seinen Werken hervorzuheben die Epopöen: „Der Tag von Sankt Jakob" (ebd. 1852; 3. Aufl. 1853), „Herr Heinrich" (ebd. 1854) u. „Hans Haidekuckuck" (Berl. 1855; 3. Aufl. 1864); das „Liederbuch" (Stuttg. 1853; 2. Aufl. als „Gedichte", 1859); die Romane u. Erzählungen: „Orion" (Brem. 1851), „Das Hünengrab" (Dess. 1855), „Heinrich Falk" (Bresl. 1858, 3 Thle.) u. „Haus u. Welt" (1870); das Drama „Das Reich der Träume" (Berl. 1854; 3. Aufl. 1858); die Lustspiele „Der deutsche Festkalender" u. „Die Märtyrer des Glücks"; das Gedicht „Gevatter Tod" (Stuttg. 1873); die lit.-wissenschaftlichen Arbeiten: „Leben u. Dichten Joh. Christ. Günther's" (Stuttg. 1860) u. „Geschichte der deutschen Literatur" (ebd. 1862 f.; 2. Aufl. 1872). Seine „Dramat. Dichtungen" gab er gesammelt heraus (2 Bde., ebd. 1867—76).

Rorschach, Marktflecken mit 3493 E. (1870), Bezirkshauptort im Schweizer Kanton St. Gallen, in reizender Lage am Südufer des Bodensees, am Fuße des wiesen- u. obstreichen Rorschacher Berges u. Kopfstation der schweizerischen Südostbahn u. der Bahn nach St. Gallen; hat einen stark besuchten Hafen u. unterhält regelmäßigen Dampfschiffverkehr mit den Hafenplätzen des Bodensees, bes. mit Lindau. R. ist Hauptstapelplatz zwischen Deutschland, der Schweiz u. Italien u. Hauptgetreidemarkt vorzugsweise für das aus Schwaben u. Bayern kommende Getreide; es besitzt zu diesem Zwecke ein großes Kauf- u. Kornhaus u. hält jeden Donnerstag einen stark besuchten Kornmarkt ab. Seine industrielle Thätigkeit hat sich meist auf Wollen-, Baumwollen- u. Leinenwaaren konzentrirt; außerdem beschäftigt man sich auch mit Bleichen, mit Schiffahrt u. Fischfang, sowie mit Wein-, Leinwand-, Vieh- u. Fischhandel. Auf dem Berge über R. liegt das ehemalige Kloster Marienberg, das nach Abgang der Edlen v. R. 1449 in den Besitz der Aebte von St. Gallen kam u. jetzt als Schulanstalt benutzt wird.

Rosa, Salvator, italienischer Maler, Radirer, Dichter u. Tonkünstler, geb. 20. Juni 1615 in Renella bei Neapel; lernte die Malerei zunächst unter Ribera (s. d.) u. längere Zeit unter Aniello, der als Schlachtenmaler eine auch in der politischen Geschichte bekannt gewordene Schule gründete, indem sie als sog. Todesbund (Compagnia della morte) an dem Aufstande des Masaniello gegen die Spanier Theil nahm. Nach Aniello's Tode ließ R. sich in Rom nieder, zog sich aber dort die Feindschaft der Akademie di San Luca zu u. ging deshalb an den Hof von Florenz u. nach Volterra, um sich eine Zeit lang der Poesie zu widmen, kehrte aber später nach Rom zurück, wo er als sehr vielseitiger Maler thätig war. Als Historienmaler in völlig naturalistischer Weise malte er bes. Scenen aus dem röm. Alterthum, z. B. „Die Verschwörung des Catilina", eines seiner besten Bilder (Palast Pitti in Florenz), ebenso „Diogenes" u. der in dunkler Einsamkeit sitzende Philosoph „Demokrit" (Grosvenor-Galerie in London). Nicht weniger ausgezeichnet ist er im Portrait u. in der Schlachtenmalerei (eines seiner vorzüglichsten Gemälde in letzterer Richtung aus dem J. 1652 besitzt der Louvre). Der Zahl nach sind die meisten seiner Bilder Landschaften, in denen er, bes. in seiner späteren Zeit, an Claude Lorrain's idealisirende Auffassung erinnert (z. B. ein herrliches Bild im Palast Colonna in Rom). Dagegen ist er ganz selbständig u. eigenthümlich in der Darstellung wilder Gebirgsgegenden u. einsamer Schluchten, die er dann mit der entsprechenden Staffage von Banditen, Einsiedlern od. herumziehenden Soldaten versah, sowie er selbst in jüngeren Jahren eine Zeit lang ein Brigantenleben geführt haben soll. Derartige Bilder befinden sich in der Galerie zu Augsburg. Bisweilen erscheint auch die Landschaft im Vergleich mit den Figuren als Nebensache, z. B. in dem von ihm häufig gemalten „büßenden Krieger". Von seiner vorzugsweise in den späteren Lebensjahren geübten Thätigkeit als Radirer zeugen die noch vorhandenen 85 Blätter. Als Dichter schuf er mehrere Dramen, in denen er selbst auftrat u. durch seine Liebenswürdigkeit zu fesseln wußte; dagegen zogen ihm seine bitteren Satiren (neue Ausgabe Flor. 1770; eine derselben, „Die Dichtkunst", mit Biographie des Künstlers, hrsg. von Fiorillo, Gött. 1785) auch viele Feinde zu. R. starb in Rom 15. März 1673. Sein Leben beschrieben sein Zeitgenosse Baldinucci (n. Ausg., Vened. 1830) u. Lady Morgan (Lond. 1855).

Rosaceen, große Pflanzenfamilie, ausgezeichnet durch ihre kelchständigen schönen Blumen, ihre vielen (12–100) Staubfäden, welche dem Kelche eingefügt sind, u. ihre einfächerigen Früchte, die entweder, wie bei der Rose, sich in einem röhrenförmig gewordenen Kelche befinden, od., wie bei den Brombeeren, sich zu einer Art Beere vereinigen. Die R. umfassen unter den einheimischen Pflanzen die eigentlichen Rosen, Fragarieen, Sanguisorbeen u. Spiräaceen, während sie nebst den Pomaceen (Kernobst), den Amygdaleen (Steinobst) u. ein paar ausländischen Familien die Klasse der Rosenblütler (Rosifloren) bilden.

Rosalie, die Heilige, bes. auf der Insel Sizilien verehrt, soll eine Jungfrau aus vornehmem Geschlecht gewesen u. um 1170 als Einsiedlerin auf dem Monte Pelegrino bei Palermo gestorben sein; früher habe sie in einer Höhle auf dem Monte Quisquina gewohnt. Ihre große Verehrung in Palermo (bes. bei der Prozession des 4. Sept.) soll daher rühren, daß 1624 durch die Auffindung ihres Leichnams die Pest plötzlich gehemmt wurde.



Nr. 4663. Salvator Rosa (geb. 20. Juni 1615, gest. 15. März 1673).

Rosamunde, Gemahlin des Langobardenkönigs Alboin, war die Tochter des Gepidenkönigs Kunimund, den jener erschlagen. Als der Gemahl sie einst auf einem Schlosse bei Verona gezwungen, den Becher zu leeren, den er sich aus dem Schädel ihres Vaters hatte fertigen lassen, beschloß sie ihn tödten zu lassen. Sie verband sich mit dem stärksten Krieger Peredeus u. mit dem Schildträger Alboin's, Helmichis, u. diese mordeten ihn im Mittagsschlafe. Als aber die langobardischen Großen die Bestrafung der Schuldigen verlangten, floh R. mit Helmichis, den sie geheirathet, zum griechischen Statthalter Longinus nach Ravenna. Bezaubert von ihrer Schönheit u. gelockt von ihrem Reichthum, verlangte dieser sie zur Gattin. Als R. Helmichis den vergifteten Trank gereicht u. dieser kaum die Wirkung gespürt hatte, zwang er sie, den Rest zu leeren. So starben Beide 573. Die Geschichte der R. erzählt Paulus Diakonus (II, 28).

Rosamunde, eine Tochter des Lords Clifford, war als Geliebte König Heinrich's II. die Mutter von Richard Longespée, wie er von seinem langen Schwerte genannt wurde, u. von Gottfried, dem Bischofe von Lincoln u. späteren Erzbischof von York. Die Sage erzählt viel von der Eifersucht der Königin Eleonore, u. daß sie endlich 1177 die schöne R. vergiftet habe. Addison u. Th. Körner machten sie zur Heldin einer Tragödie.

Rosanilin (Phenyltoluyltriamin), eine der interessantesten organischen Basen, zu den Triaminen gehörig, bildet die Grundlage der Anilinfarben. Das reine R. erscheint in völlig farblosen, nadelförmigen Krystallen, die jedoch, der Luft ausgesetzt, sich bald rosa färben. Die Verbindungen des R. mit Säuren, die Rosanilinsalze, sind dagegen sehr beständig, erscheinen in prachtvoll metallisch-grün glänzenden Krystallen, die sich mit intensiv rother Farbe lösen; das bekannteste dieser Salze ist das essigsaure R. (Fuchsin, Anilinroth). Durch Behandlung der Rosanilinsalze mit reinem Anilin in der Hitze erhält man je nach Dauer der Einwirkung verschiedene rothviolette od. blauviolette Farben

(Anilinviolett), durch Toluidin dagegen eine tiefblaue Farbe (Anilinblau). In ersterem Falle tritt Phenyl, in letzterem Toluyl in das Molecul des R. ein, an Stelle von Wasserstoff, der in beiden Fällen mit Stickstoff verbunden als Ammoniak ausgeschieden wird.

Rosario. 1. **R.**, Stadt im Staate Santa Fé der Argentin. Republik, am Paraná, mit 23,169 E. (1869); hat einen guten Hafen u. bedeutenden Handel, bes. in Wolle, Häuten, Hörnern, Knochen u. getrocknetem Fleisch. Eine westlich gerichtete Bahn verbindet R. mit Cordoba u. Rio Cuarto. Wegen der starken Einwanderung überwiegt hier, wie in dem ganzen Staate, das männliche Geschlecht bedeutend an Zahl. 2. **R.** od. Asilo del R., Stadt an gleichnamigem Flusse in dem mexikanischen Staate Sinaloa, mit gegen 8000 E.; liegt sehr gesund in den westlichen Vorterrassen des Plateaus von Anahuac an der Straße von Jalisco nach Mazatlan, hat ein Generalzollamt u. bedeutenden Verkehr auf dem schiffbaren Flusse nach den Häfen des Stillen Ozeans, bes. Mazatlan.



Nr. 4664 Wilhelm Georg Friedrich Roscher (geb. 21. Okt. 1817).

Rosas, Juan Manuel Ortiz de, Diktator von Buenos-Aires, geb. daselbst 1793 als Sproß einer aus Asturien stammenden Familie; verlebte seine Jugendzeit unter den Gauchos (s. d.), erschien 1820 an der Spitze eines Milizenregiments zur Vertheidigung des Gouvernements Rodriguez zum ersten Male auf der politischen Schaubühne, wurde 1828 das Haupt der Föderalisten im Kampfe gegen die Unitarier u. 8. Dez. 1829 Gouverneur von Buenos-Aires. Seitdem war sein ganzes Streben auf die Vernichtung der Unitarier gerichtet. Nachdem im Jan. 1832 seine Amtsdauer ihr Ende erreicht hatte, machte er einen Zug gegen die Indianer im südl. Theile von Buenos-Aires u. gewann durch seine Siege das Volk aufs Neue so sehr für sich, daß es ihn 7. März 1835 abermals zum Gouverneur u. gleichzeitig zum Generalkapitän wählte. Nun beseitigte R. zunächst seine Nebenbuhler unter seinen Parteigenossen, so daß es ihm dann leicht wurde, den Gouverneursposten nach jeder Wahlperiode wieder zu erhalten u. schließlich die volle Diktatur an sich zu reißen. Trotz seines Schreckensregimentes wußte er sich lange zu behaupten, weil er durch energische Maßregeln eine gewisse Ordnung u. Sicherheit herstellte u. sich bes. die Hebung des Ackerbaues angelegen sein ließ. Unter den Fremden respektirte er nur die Engländer, deren Langmuth er sich durch Handelsprivilegien noch bes. erkaufte. Dagegen lebte er mit den Nachbarstaaten in stetem Kriege, u. dies führte endlich seinen Sturz herbei. 1851 trat Brasilien gegen ihn auf u. alsbald sagte sich Urquiza (s. d.), der von R. in Abhängigkeit gehaltene Gouverneur von Entre Rios, von dem Tyrannen los. Trotz des siegreichen Vordringens Urquiza's vermochte sich R. noch eine Zeit lang in seiner Hauptstadt zu halten, als er aber den Oberbefehl selbst übernommen hatte u. 3. Febr. 1852 bei Santos Lugares in der Nähe von Buenos-Aires von den verbündeten Gegnern unter Urquiza geschlagen worden war, sah er sich verloren. R. fand einen engl. Schiffskapitän, der ihn sammt seinen beiden Töchtern u. seinen beiden Söhnen u. den hastig geretteten Schätzen im Dunkel der Nacht an Bord nahm u. aus dem Hafen von Buenos-Aires in die offene See schmuggelte. R. begab sich nach Southampton, wo er einige Jahre wohnte. Die neue Regierung belegte alsbald sein Vermögen mit Beschlag, doch setzte Urquiza ihn später selbst in den Stand, einen Theil desselben wieder an sich zu ziehen. R. pachtete nun das Gut Burgeßstreet Farm bei Southampton, wo er, in den letzten Jahren zumeist auf die Unterstützung seines Schwiegersohnes u. seiner früheren Anhänger angewiesen, 14. März 1877 starb. — Vgl. auch „Argentina" (Bd. I, S. 926).

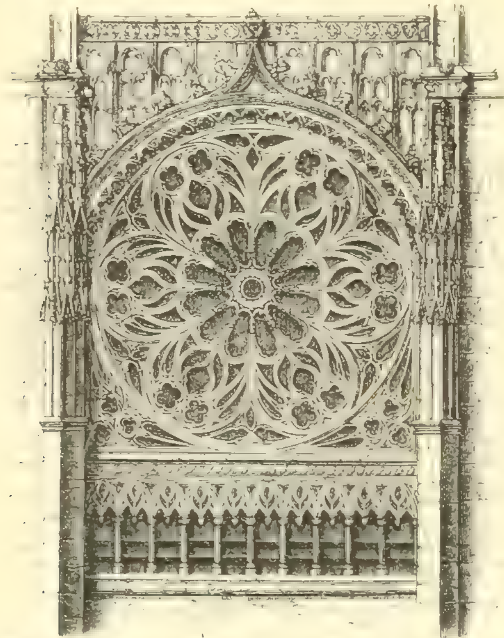
Roscher, Albrecht, Neffe des Folgenden, Afrikareisender, geb. zu Ottensen bei Altona 27. Aug. 1836; studirte erst in Hamburg unter Redslob das Arabische u. seit 1856 in Leipzig Medizin, unternahm im Juni 1858 mit Unterstützung des Königs Max II. von Bayern eine Forschungsreise nach Afrika, erreichte im Sept. Zanzibar, ging von dort aus im Febr. 1859 die Küste entlang bis Kiloa, drang dann weiter ins Innere Ostafrika's bis zum Flusse Nyassa u. im Frühjahr 1860 bis zum Flusse Ruvume vor, ward aber dort im Dorfe Hisonguny 19. März desselben Jahres von Eingeborenen ermordet. Er schrieb: „Claudius Ptolemäus u. die Handelsstraßen in Centralafrika" (Gotha 1857).

Roscher, Wilhelm Georg Friedrich, einer der ausgezeichnetsten Nationalökonomen Deutschlands u. der Gegenwart überhaupt, geb. als Sohn eines Justizministerialraths zu Hannover 21. Okt. 1817; studirte 1835—39 in Göttingen u. Berlin, habilitirte sich 1840 als Privatdozent für Geschichte u. Staatswissenschaften in Göttingen, wurde 1843 außerord. u. 1844 ord. Prof. daselbst u. folgte 1848 einem Rufe als ord. Prof. der praktischen Staats- u. Kameralwissenschaften an die Universität Leipzig, deren Zierde er noch jetzt ist. Der einfach stille Verlauf seines Lebensganges steht in keinem Verhältniß zu den eminenten Verdiensten, welche sich R. um die Wissenschaft erworben hat u. um deretwillen ihm schon vielfache Auszeichnungen (wie die Verleihung der sächs. Geh. Rathswürde) zu Theil geworden sind. Er ist insbes. der Gründer der historischen Methode der Nationalökonomie. Während die Aufklärungsliteratur infolge ihres materialistischen Moralprinzips in allen Wissenschaften des öffentlichen Lebens Naturgesetze annahm, zogen die modernen Anhänger von Adam Smith (s. d.) eine scharfe Grenze zwischen der Staats- u. Rechtswissenschaft einer- u. der Volkswirthschaftslehre andererseits u. wollten die letztere als naturwissenschaftliche, die Staats- u. Rechtswissenschaft dagegen als ethische Disziplinen betrachtet wissen. R. hob diese Scheidung auf u. setzte die nationalökonomische Wissenschaft wieder ganz auf gleiche Linie mit den übrigen Wissenschaften der menschlichen Gesellschaft, aber den Naturwissenschaften gegenüber. Nach ihm ist die Nationalökonomie wenigstens eben so sehr eine Methodenlehre des Gemeinsinns wie des Eigennutzes u. ihre eigentliche Aufgabe die Erforschung der in der historischen Erfahrung gegebenen u. mit den Völkern u. ihren Bedürfnissen sich umwandelnden volkswirthschaftlichen Institutionen u. Gesetze, so daß ihm die Geschichte nicht als Hülfsmittel, sondern als Gegenstand der Wissenschaft gilt. Den Keim dieser Richtung zeigt schon seine Doktordissertation „De historicae doctrinae apud sophistas majores vestigiis" (Gött. 1838), der er folgen ließ: „Leben, Werke u. Zeitalter des Thukydides" (ebd. 1842); „Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft" (ebd. 1843); „Ueber Kornhandel u. Theuerungspolitik" (Stuttg. 1847; 3. Aufl. 1853); „Zur Geschichte der engl. Volkswirthschaftslehre" (Lpz. 1851; Nachtrag 1852); sein auf 4 Bde. berechnetes Hauptwerk „System der Volkswirthschaft" (1. Bd. Stuttg. 1854; 11. Aufl. 1874; 2. Bd. ebd. 1859; 7. Aufl. 1873); „Kolonien, Kolonialpolitik u. Auswanderung" (Lpz., 2. Aufl. 1856); „Ansichten der Volkswirthschaft aus dem geschichtlichen Standpunkt" (ebd., 1. u. 2. Aufl. 1861); „Die deutsche National-Oekonomik an der Grenzscheide des 16. u. 17. Jahrh." (ebd. 1862); „Zur Gründungsgeschichte des deutschen Zollvereins" (Berl. 1870); „Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland" (Münch. 1874) ꝛc.

Roscius, berühmter u. gefeierter Schauspieler des alten Rom zur Zeit des Cicero, aus Solonium bei Lanuvium gebürtig, war

Sklave, erkaufte sich aber später die Freiheit u. nannte sich Quintus R. Gallus. Cicero vertheidigte ihn (wahrscheinlich 76 v. Chr.) in der uns erhaltenen Rede „Pro Q. Roscio comoedo“ in einer Prozeßsache. R., der vorzugsweise in Komödien u. zwar gegen die Sitte der Zeit ohne Maske auftrat, hatte auch eine berühmte Theaterschule u. trat als Schriftsteller über seine Kunst mit einer Vergleichung zwischen der Rede- u. Schauspielkunst auf. Er starb um 62 v. Chr., nachdem er erst kurz vor seinem Tode der Bühne entsagt hatte.

R., Sextus, aus Ameria in Umbrien gebürtig, war der Sohn des Sextus R., der zur Zeit der Sullanischen Proskriptionen getödtet u. dessen Vermögen konfiszirt war. Später selbst des Vatermordes angeklagt, wurde er 80 v. Chr. von Cicero mit großem Geschick u. vollständigem Erfolg vertheidigt in der uns erhaltenen Rede „Pro Sexto Roscio Amerino“.



Nr. 4665. Fensterrose an der Westfront der Kathedrale von Rouen (11. Jahrh.)

Roscoe (spr. Raßkoh), William, engl. Schriftsteller, geb. zu Liverpool 8. März 1753; erwarb sich als Schreiber bei einem dortigen Sachwalter mannichfache Kenntnisse u. wurde später selbst Advokat. Sein poetisches Talent bekundete er bereits in seinem 16. Jahre durch das beschreibende Gedicht „Mount pleasant“, u. als die Abschaffung des Sklavenhandels in Anregung gebracht worden war, suchte er durch sein Gedicht „The wrongs in Africa“ (1788) auch das größere Publikum für die Angelegenheit zu gewinnen. 1797 vertauschte er seine Advokatur mit einem Bankgeschäft, das aber 1816 an mißlungenen Handelsunternehmungen scheiterte. Infolge dessen mußte R. sogar seine treffliche Bibliothek versteigern. Dennoch suchte er nach wie vor für wissenschaftliche Interessen zu wirken. Eine Zeit lang vertrat er auch seine Geburtsstadt im Parlament, wo er zur Whigpartei hielt. Er starb zu Liverpool 30. Juni 1831. Seine Hauptwerke sind: „The life of Lorenzo de' Medici“ (2. Bde., Liverp. 1795; 8. Aufl. 1856; deutsch von Sprengel, Berl. 1797) u. „The life and pontificate of Leo X.“ (4 Bde., Liverp. 1805; deutsch von Glaser, mit Anmerkungen von Henke, 3 Bde., Lpz. 1806). Eine Sammlung seiner „History works“ erschien 1828 zu Heidelberg in 8 Bdn. Seine „Poems and essays“ gab Hutton heraus (Lond. 1860). Vgl. seines Sohnes „Life of Will. R.“ (2 Bde., ebd. 1833).

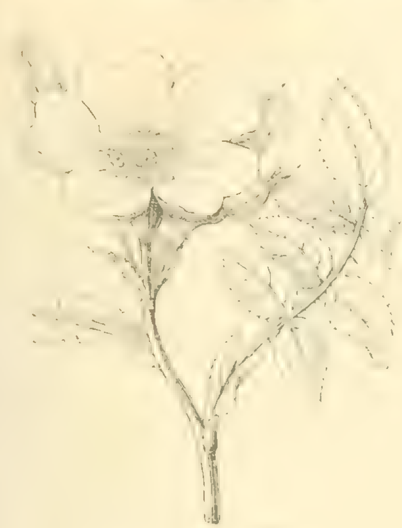
Roscommon, irische Grafschaft in der Provinz Connaught, die im O. von den Grafschaften Westmead, Longford u. Leitrim, im N. von Leitrim u. Sligo, im W. von Mayo u. Galway u. im S. von Galway u. Kings begrenzt wird. R. umfaßt mit Einschluß der vielen Seen 44,386 □M. u. hatte 1871: 140,670 E. Das großentheils ebene Terrain, das nur im NW. 2 von NO. nach SO. streichende Hügelketten aufzuweisen hat, ist hier u. da stark versumpft u. mit größeren u. kleineren Landseen besetzt, hat aber auch fruchtbares Ackerland u. vortrefflichen Wiesenwuchs. Die Seen sind häufig Erweiterungen des schiffbaren u. fischreichen Shannon, des größten irischen Flusses, der fast durchaus an der Ostgrenze der Grafschaft hinläuft u. durch seine Ueberschwemmungen vielen Schaden anrichtet. Der größte See ist der Lough Ree; ihm an Größe zwar nachstehend, aber immerhin bedeutend, ist der im N. durch den Boyle gebildete Keysee. Der zweitgrößte Fluß ist der im SW. die Grenze bildende Suck, ein Nebenfluß des Shannon. Die Bodenbeschaffenheit ladet zum Ackerbau u. zur Viehzucht ein. Man baut die gewöhnlichen Getreidearten, die gute Ernten geben, u. Flachs, u. hat sich in Betreff der Viehzucht bes. der Schafzucht zugewendet. Die Industrie ist ohne Bedeutung, nur grobe wollene Zeuge, etwas Leinwand u. irdene Waaren werden gefertigt; ein kleiner Theil der Bevölkerung beschäftigt sich mit Steinkohlen- u. Eisenerzbergbau u. mit Abbau von Töpferthon u. Schiefer. Hauptort der Grafschaft ist das in fruchtbarer Ebene liegende **R.**, ein heruntergekommener Ort von gegen 2000 E., der aber ein 1268 erbautes Schloß, die Ruine eines Dominikanerklosters mit dem Marmordenkmal König O'Connor's von Connaught, eine schöne anglikan. Kirche &c. besitzt.

Rose, goldene (lat. Rosa aurea), auch wol Tugendrose genannt, ist eine aus Gold gefertigte u. mit Edelsteinen besetzte Rose, welche der Papst am 4. Sonntage in den Fasten (daher auch Rosensonntag genannt) unter großer Feierlichkeit weiht u. einer fürstlichen Person, einer Kirche od. einer Stadt als besondere Auszeichnung schenkt. Das Aufkommen dieses Gebrauches wird von den Historikern gewöhnlich in die Zeit Leo's IX. (1049–1054) gesetzt.

Rose. In der Heraldik kommt die R. bald roth, bald weiß unter allen Blumen auf Wappenbildern am häufigsten vor, freilich als solche oft schwer zu erkennen. Gewöhnlich ohne Stiel, hat sie in der Regel 5 um ein rundes Mittel gestellte Blätter. So die bekannte weiße R. des Hauses York u. die rothe des Hauses Lancaster. Aber auch 4-, 6- od. 7blättrige Blumen dieser Art werden in Wappen gewöhnlich für R.n gehalten. In der gothischen Architektur nennt man R. od. Fensterrose ein häufig vorkommendes, an Kirchenfaçaden angebrachtes Rundfenster, das nicht mit den geraden Speichen (alsdann Radfenster genannt) eines Rades ausgefüllt ist, sondern mit Maßwerk aus gebogenen Linien, welche Blätter od. sog. Pässe bilden.

Rose (Rosa), die schönste Gattung der Rosaceen, ausgezeichnet durch einen bleibenden Kelch mit fünfspaltigem Saume, welcher sich nur krugförmig u. fleischig entwickelt, wodurch er die fälschlich als Frucht angesehene Hagebutte erzeugt, welche man botanisch als falsche Beere bezeichnet. In ihr erst liegen die eigentlichen Früchte, steinharte, einfacherige Fruchtknoten, deren Griffel aus der Kelchöffnung hinausragen. Die Arten der R. sind sehr zahlreich; sie verbreiten sich aber nur über die nördl. Halbkugel der Erde, nicht über die südliche, obgleich man sie daselbst in ihren schönsten Formen eben so zieht wie bei uns. Für die deutsche od. mitteleurop. Flora zählt D. Koch 19 Arten auf, von denen wild od. verwildert in Nord- u. Mitteldeutschland ein reichliches Dutzend auftreten. So schön sie aber auch meist zu sein pflegen, so werden sie doch sämmtlich von der sog. Centifolie od. Gartenrose übertroffen, der schönsten R. überhaupt nach Form u. Duft (Rosa centifolia). Dem Orient (wol Persien) entstammend, ist sie schon früh daselbst zu hoher Kultur gelangt u. dürfte eine der ersten Pflanzen mit gefüllter Blüte gewesen sein. Sie zeichnet sich durch ihre großen Blätter wie durch ihre prachtvollen Blumen, welche ihre große Zahl von Blumenblättern in ein rundes Kissen polsterförmig zusammendrängen, höchst vortheilhaft aus u. ist deshalb schon früh u. von allen Völkern in ihren Poesien als die Königin der Blumen gefeiert worden. Der Name Centifolie od. Hundertblättrige spricht das Lob ihrer Blume aus. Der Name R. selbst stammt von dem griech. ῥόδον, roth. Wenn die Centifolie jedoch sonst nur als allbeliebte Gartenpflanze gehegt wird, so pflegt man sie auf der Balkanhalbinsel auch über weite Gebiete als Kulturpflanze um ihres Rosenöles (s. d.) willen. Der Centifolie am nächsten steht die Damascener R. (R. Damascena) aus Syrien, welche sich durch kleinere, meist in Büscheln stehende Blumen unterscheidet u. bei uns auch als Monatsrose gekannt ist, indem sie fast bis zu den Herbstfrösten unerschöpflich blüht. Ihr erst folgen die wohlriechenden od. gefüllten einheimischen R.n; z. B. R. canina mit der Spielart R. alba mit weißen Blüten, R. alpina, gallica, rubiginosa u. andere Arten, welche für den einen od. den anderen Gartenzweck vortreffliche Dienste leisten, auch für feinere R.n aus der Sippe der Remontanten werthvolle Mutterstämme liefern. — Einen großen Umschwung in der Rosenkultur vollzog die Einführung der indischen R. (R. Indica), die man auch als bengalische R. (R. Indica semperflorens od. R. Bengalensis) kennt. Sie kam im J. 1789 aus Ostindien nach England u. gewann die Liebhaber sofort durch die Zartheit aller Theile, bes. aber durch ihr beständiges Blühen zu allen Jahreszeiten. Selbst im Freilande erwies sie sich bald als eine Hauptzierde der Gärten, wenn sie in Gruppen gepflanzt wurde, weshalb auch von ihr zahlreiche Spielarten abgeleitet wurden. Ziemlich gleichzeitig kamen dann zu

Beginn unseres Jahrhunderts noch ein paar andere Abarten der ind. R. aus Indien, welche das Heer der Spielarten bald beträchtlich vermehrten. So die Theerose (R. Indica odoratissima) aus China, die durch ihren köstlichen Theegeruch überraschte, während sie sonst viele Eigenschaften mit der vorigen theilte; ferner die Bourbonrose (R. Indica Borbonica), welche um 1817 von Bréon auf der Insel Bourbon unter vielen andern Rosenarten entdeckt worden sein soll u. sich durch kräftigeren Wuchs, Farbenpracht der Blumen, vom zartesten Weiß bis zum dunkelsten Roth, glänzendgrüne Belaubung u. lange Blütezeit hervorthut u. zwar der sog. Vierjahreszeiten-R. (R. D. omnium calendarum) u. der Trianon-R. (R. D. bifera) mittels verschiedener anderer R.n erzeugt worden u. sie hat sofort eine unglaubliche Bewegung in die Rosenzucht gebracht, da die Remontanten sich durch ihre Feinheit, welche sie der Bourbon-R. nahe stellt, durch große, prächtige, schön geschnittene, wohlriechende Blumen u. meist auch durch große Härte gegen unsere Winter auszeichnet. Sie haben allmählich die früher so beliebte Damascener-R. u. das Heer der franz. R.n (R. Gallica) verdrängt. Schließlich krönte sich die Rosenkultur durch Herbeiziehung auch der kletternden Formen.


Nr. 4666. Rosa canina.


Nr. 4667. Rosa Gallica.


Nr. 4668. Bengalische Rose (Rosa Bengalensis).


Nr. 4669. Die Bourbonrose (Rosa Indica Borbonica).


Nr. 4670. Die Theerose (Rosa Indica odoratissima).


Nr. 4671. Die Moosrose.

Durch Befruchtung der bengalischen R. mit der Moschusrose China's gewann Philippe Noisette in Nordamerika eine Spielart, welche er um 1817 seinem Bruder in Paris, einem berühmten Rosenzüchter, zusendete. Von ihr stammen die gegenwärtigen prächtigen Noisette-R.n, welche bei mäßiger Pflege noch zu einer Zeit, wo die übrigen R.n schon vorüber zu sein pflegen, nämlich nach dem Sommerflor, überaus reiche, halbgefüllte u. wohlriechende Blumen entwickeln. Schließlich kam zu den vorigen indischen R.n, u. zwar ebenfalls im Anfange unseres Jahrhunderts, noch die Lawrence- od. Liliput-R. (R. Indica minima) hinzu, eine frostige Chinesin von zierlichster Form, für die Topfkultur aber sehr geeignet. Durch diese Bereicherungen trat am Anfange unseres Jahrhunderts die Rosenkultur in eine ganz neue Epoche ein. Aufs Neue machte sie einen bedeutenden Schritt vorwärts durch die Remontant-R. (R. bifera hybrida). Dieselbe war durch den franz. Rosenzüchter Laffay um 1837 mittels Befruchtung der Damascener-R. In dieser Beziehung ist nam. die vielblumige R. (R. multiflora) aus China u. Japan, welche 3–6 m. hoch steigt, epochemachend gewesen, obgleich sie nur geruchlose Blumen treibt. Leider erträgt sie unsere Winter eben so schwer wie eine zweite chinesische Kletter-R., die Banks-R. (R. Banksiae). Um so bedeutungsvoller war die Einführung der südeurop. immergrünen R. (R. sempervirens), welche selbst kletternd bis in den Winter hinein ihr dunkelgrünes Laub behält, u. die Ausbildung unserer einheimischen Ackerrose (R. arvensis), die man als Ayrshire-R. unter den kletternden Formen kennt. Alle diese Rosenarten unterscheidet man gärtnerisch als Sommer- u. Herbstrosen, je nachdem ihre eigentliche Blumenzeit in den Vor- od. Nachsommer fällt. In Bezug auf die Form dagegen kennt man: Trauerrosen mit hängendem Zweigwerk auf hohen Stämmen; hoch- u. niederstämmige R., Kletterrosen u. Säulenrosen. Vgl. Döring, „Die Königin der Blumen od. die höhere Bedeutung der R." (Elberfeld 1835); Döll,

„Der Rosengarten" (Lpz. 1855); Johannes Wesselhöft, „Der Rosenfreund" (2. Aufl. Weim. 1869) u. Wredow, „Gartenfreund" (13. Aufl., Berl. 1873).

Rose, von Jericho, s. „Anastatica hierochontica".

Rose od. Rothlauf (Erysipelas) nennt man in der Medizin eine bald mehr, bald weniger ausgebreitete Entzündung der Haut, bei welcher die Oberfläche geröthet u. glänzend erscheint u. es nicht selten zur Bildung von Blasen kommt (Blasenrose, Erysipelas vesiculosum od. bullosum). Dabei bestehen stechende Schmerzen an der erkrankten Stelle u. mehr od. minder hohes Fieber, häufig mit Schüttelfrösten. In der Regel ist die Krankheit ungefährlich u. dauert nur mehrere Tage, bisweilen jedoch zieht sie sich dadurch in die Länge, daß die R. nach mehreren Tagen ihren bisherigen Ort verläßt u. auf benachbarte Hautstellen fortkriecht u. so über einen mehr od. weniger großen Theil des Körpers wandert (Wanderrose, Erysipelas migrans). Bisweilen kann aber zur R. auch Brand, Blutvergiftung, Hirnhautentzündung ꝛc. hinzutreten, Ausgänge, durch welche das Leben in höherem Grade gefährdet wird. Bei milden Fällen ist eine eigentliche Behandlung nicht nöthig, bei intensiveren Graden legt man Eiswasserumschläge od. Eisblasen auf die kranken Stellen.



Nr. 4672. Heinrich Rose (geb. 6. Aug. 1795, gest. 29. Juni 1864).

Rose, Name einer Familie, aus der mehrere verdiente Naturforscher, insbes. Chemiker, hervorgegangen sind. **Valentin R.**, der Aeltere, geb. 1735 zu Neuruppin, gest. 1771 als Apotheker u. Medizinalassessor zu Berlin; ein Freund Marggraff's, stellte u. A. zuerst die nach ihm das R.'sche Gemisch benannte leichtflüssige Metalllegirung dar. — **Valentin R.**, der Jüngere, Sohn des Vorigen, geb. 1762 zu Berlin, übernahm 1792 die väterliche Apotheke, wurde gleichfalls Medizinalassessor u. starb 1807 in seiner Geburtsstadt. Er, nicht Klaproth, erfand die Methode, die alkalihaltigen Silikate durch salpetersaure Barvterde zu zerlegen, desgleichen ein erst in neuerer Zeit verdrängtes Verfahren zur Auffindung des Arsenits bei Arsenikvergiftungen. — **Heinrich R.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Berlin 6. Aug. 1795; studirte in Berlin, Stockholm (unter Berzelius) u. Kiel Chemie, wurde 1822 Privatdozent, 1823 außerord. u. 1835 ord. Prof. in Berlin u. starb das. 29. Juni 1864. Er erwarb sich als praktischer Analytiker nam. auf dem anorganischen Gebiete einen bedeutenden Ruf. Sein Hauptwerk ist das „Handbuch der analytischen Chemie" (Berl. 1829; 5. Aufl. Braunschw. 1851, 2 Bde., auch ins Französische, Englische u. in andere Sprachen übersetzt). Im Uebrigen legte er die Resultate seiner Untersuchungen hauptsächlich in Poggendorff's „Annalen" nieder. 1844 entdeckte er das Niobium. — **Gustav R.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Berlin 18. März 1798; studirte Mineralogie u. Chemie in Berlin u. in Stockholm (ebenfalls bei Berzelius), ward 1822 Custos der Mineraliensammlung der Berliner Universität, 1826 außerord. u. 1839 ord. Prof. der Mineralogie an derselben, begleitete 1829 Alex. v. Humboldt u. Ehrenberg auf deren epochemachender Reise nach Russisch Asien, besuchte später Italien, Südfrankreich u. die Liparischen Inseln, war zuletzt auch Direktor der genannten Mineraliensammlung sowie Mitglied des Kuratoriums der Bergakademie u. starb zu Berlin 15. Juli 1873. Abgesehen von seinen gleichfalls meist in Poggendorff's „Annalen" veröffentlichten Abhandlungen schrieb er: „Elemente der Krystallographie" (Berl., 2. Aufl. 1838; 3. Aufl., bearbeitet von Sadebeck, ebd. 1873); den Bericht über den mineralogisch-geognostischen Theil jener „Reise nach dem Ural, dem Altai u. dem Kaspischen Meer" (2 Bde., ebd. 1837—42); „Das krystallo-chemische Mineralsystem" (Lpz. 1852); „Beschreibung der Meteoriten" (Berl. 1864); „Ueber das Meteoreisen von Iquique in Peru" (ebd. 1873) u. A. m. Sein Sohn, **Edmund R.**, geb. zu Berlin 10. Okt. 1836, ist Prof. der Chirurgie u. chirurgischen Klinik in Dorpat. Ein anderer Sohn, **Friedrich R.**, bekleidet seit 1872 eine außerord. Professur der Chemie in Straßburg.

Rosegger, Petri Kettenfeier, Dialektdichter u. Novellist, geb. als Sohn eines armen Waldbauers zu Alpl bei Krieglach in Steiermark 31. Juli 1843; suchte als Hirtenknabe u. Bauernknecht seinem Bildungsdrange, so viel er konnte, durch Lektüre Nahrung zu verschaffen, fand in dem Redakteur der „Grazer Tagespost", der einige seiner Jugendprodukte kennen lernte, einen Gönner u. Förderer seines reichen u. eigenthümlichen Talentes u. konnte die Akademie für Handel u. Industrie in Graz besuchen. Nachher widmete er sich ausschließlich der Schriftstellerei. Seine außerordentliche Beobachtungsgabe, die ganz originelle Kunst seiner Darstellung u. die eigenartigen Individualitäten u. Verhältnisse, die er zum ersten Male aus der Einsamkeit ihrer Wälder u. Berge hervorgezogen, haben ihn schnell u. in allen Leserkreisen Deutschlands beliebt gemacht. R. veröffentlichte: „Zither u. Hackbrei" (Gedichte in obersteier'scher Mundart, Graz 1869; 2. Aufl. 1874); „Tannenharz u. Fichtennadeln" (Erzählungen u. Lieder in derselben Mundart, ebd. 1870); „Sittenbilder aus dem steier'schen Oberlande" (ebd. 1870); „Geschichten aus Steiermark" (Pest 1871); „Wanderleben" (ebd. 1871); „Gestalten aus dem Volke der österr. Alpenwelt" (ebd. 1872); „Geschichten aus den Alpen" (2 Bde., ebd. 1873); „Aus dem Walde" (ausgewählte Geschichten für die reifere Jugend, ebd. 1874); „Die Schriften des Waldschulmeisters" (Pest 1875); „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen" (Preßb. u. Lpz. 1876) ꝛc. Seit Okt. 1876 giebt er die Monatsschrift „Der Heimgarten" (Graz) heraus.

Rosellini, Ippolito, ital. Orientalist u. Archäolog, geb. zu Pisa 13. Aug. 1800; studirte in Bologna, wurde 1824 Professor der orientalischen Sprachen in Pisa, begleitete 1828—30 mit seinem Bruder Gaetano R. die franz. toscanische Expedition nach Aegypten, erhielt 1839 die Professur der Archäologie u. die Stelle eines Universitäts-Bibliothekars u. starb zu Pisa 11. Juni 1843. Er veröffentlichte nach dem Tode Champollion's (s. d.) die Ergebnisse ihrer gemeinschaftlichen Forschungen in Betreff der hieroglyphischen Denkmäler unter dem Titel: „I monumenti dell' Egitto" (9 Bde. Fol. mit Atlas, Pisa 1832—41). R.'s „Elementa linguae Aegyptiacae" (Rom 1837) waren die erste brauchbare ägyptische Grammatik, sollen indeß nur die Uebersetzung eines Entwurfs von Champollion-Figeac sein.

Rosen, Kunz von der, s. „Kunz".

Rosen, Friedrich August, Orientalist, Sohn des nachmaligen Direktors der Lippe'schen Justizkanzlei u. des Lippe'schen Kriminalgerichts Friedrich **Ballhorn-R.** (geb. zu Göttingen 1774, gest. zu Detmold 15. Okt. 1855), geb. zu Hannover 2. Sept. 1805; studirte in Göttingen, Leipzig, Berlin u. Paris die bibl. oriental. Sprachen u. bes. Sanskrit, bekleidete 1827—31 die Professur der orientalischen Literatur an der Londoner Universität, privatisirte dann in London u. starb das. 12. Sept. 1837. Er machte sich zuerst durch sein Werk über „Radices Sanscritae" (Berl. 1827) bekannt u. gab heraus: „The algebra of Muhamed-ben Musa" (Lond. 1831, arab. u. engl.); Haughton's „Sanskritisch-bengalisches Wörterbuch" (ebd. 1835); Colebrooke's „Miscellaneous essays" (2 Bde., ebd. 1837) u. „Rigveda-Sanhita" (I. Buch, sanskr. u. lat., ebd. 1838). Letztere Bearbeitung wurde von der Asiat. Gesellschaft, deren Sekretär er war, veröffentlicht. Auch erschien erst nach seinem Tode der von ihm bearbeitete Katalog der syrischen Manuskripte im Britischen Museum (ebd. 1839). — **Georg R.**, Bruder des Vorigen, Orientalist u.

Geschichtschreiber, geb. zu Detmold 24. Sept. 1820; studirte in Berlin u. Leipzig, bereiste, von der preuß. Regierung unterstützt, behufs linguistisch-ethnographischer Untersuchungen 1843—44 den Kaukasus, wurde dann zweiter Dragoman bei der preuß. Gesandtschaft in Konstantinopel, 1852 preuß. Konsul in Jerusalem u. ist seit 1867 Generalkonsul des Norddeutschen Bundes, bez. Deutschen Reiches in Belgrad. Er schrieb: „Rudimenta Persica" (Lpz. 1843); „Ueber die Sprache der Lazen" (Lemgo 1844); „Ossetische Grammatik" (ebd. 1846) u. „Geschichte der Türkei von 1826—56" (2 Bde., Lpz. 1866 f.) u. übersetzte das „Buch des Sudan od. Reisen des Scheikh Zein ed-din in Nigritien" (ebd. 1847), das „Tutinameh" (2 Bde., ebd. 1857 f.) 2c.

Rosen, Julius, eigentl. Nikolaus **Duffek,** einer der fruchtbarsten deutschen Theaterdichter unserer Zeit, Sohn eines Prager Sängers u. Musikers, geb. 8. Okt. 1833; studirte in Prag Jurisprudenz u. Philosophie, trat 1855 als siebenbürg. Gubernialbeamter in den Staatsdienst, ward von dort nach Oedenburg u. 1860 zur Polizeidirektion in Prag versetzt, 1866 nach dem Friedensschlusse „wegen ungebührlichen Verkehrs mit den Preußen" von seinem Amte suspendirt, zwar auf Grund des Ergebnisses der von ihm verlangten Untersuchung rehabilitirt, zog es aber vor, dem Staatsdienste für immer zu entsagen u. sich fortan ausschließlich der schriftstellerischen Laufbahn zu widmen, die er schon vorher mit Glück betreten hatte. Zugleich nahm er die Stelle eines Dramaturgen u. Regisseurs am Karl-Theater in Wien an, die er bis 31. Dez. 1873 bekleidete. Schon als Student hatte er Romane u. Theaterreferate für Prager Blätter geschrieben u. dann die belletristische Zeitschrift „Erinnerungen" redigirt, wandte sich aber 1864 ganz dem dramatischen Gebiete zu. Unter der großen Menge seiner Stücke sind zwar viele nur mittelgut u. für den Augenblick berechnet, aus einigen blickt indeß unverkennbares Talent hervor. Sein erstes Stück, „Konvenienz u. Liebe", ward 1859 in Oedenburg aufgeführt. Von den folgenden seien genannt: „Die Kompromittirten", „Männer von heute", „Hohe Politik", „Schulden", „Nullen", „Gewissensbisse", „Wort u. That", „Kanonenfutter", „Schweigen ist Gold", „Ein schlechter Mensch", „Ein Engel", „Citronen", „Der große Wurf", „O diese Männer" 2c. Seine „Gesammelten dramatischen Werke" erscheinen in Berlin.

Rosenblüt (auch Rosenblut od. Rosenplüt), Hans, genannt der Schnepperer (d. h. Schwätzer), ist einer der eigenthümlichsten deutschen Dichter seiner Zeit, schon 1425 als Dichter thätig u. noch 1460 als solcher nachweisbar. Als Wappendichter hatte er sich an den Höfen herumgetrieben, aber Leben u. Dichtung der vornehmen Kreise behagte ihm nicht, vielmehr zog ihn das Bürgerthum der Städte an, u. den größten Theil seines Lebens hat er in Nürnberg, wol seiner Vaterstadt, zugebracht. Er hat den Sieg der Nürnberger über die sie betriegenden Fürsten bei Hempach im J. 1450 in einem Liede gefeiert (abgedr. bei v. Liliencron, „Historische Volkslieder", Nr. 93) u. 1447 in seinem Lobspruch auf Nürnberg (herausgeg. von Lochner im Programm des Nürnberger Gymnasiums 1854) Verfassung u. Institutionen dieser Stadt gepriesen. R. dichtete nur wenig Minnelieder, dafür aber zahlreiche Priameln, Weingrüße u. Weinsegen (herausgeg. in Haupt u. Hoffmann's „Altdeutschen Blättern", Bd. I.), Schwänke, Erzählungen u. die ältesten mit Verfassernamen erhaltenen Fastnachtspiele (größtentheils gedruckt in Keller's [s. d.] „Fastnachtspielen"), nicht selten grob u. unfläthig, aber durchweg von derbem Witz u. treffender Satire.

Rosengarten ist ein häufig vorkommender Name von historischen od. sagenhaften Lustorten; nicht selten verbindet sich damit die Vorstellung eines herrlichen, mit allen Wundern der Elfenwelt ausgestatteten Gartens, wie die deutsche Sage einen solchen, im Innern eines Berges gelegenen, R. dem Laurin (s. d.) beilegt. Das von Laurin handelnde Gedicht führt deshalb auch den Titel „Der kleine R." im Unterschiede von einem anderen Heldengedicht, dem „Großen R.". Dieses berichtet wie Kriemhild, Tochter des Königs Gibich, zu Worms einen R. besitzt, den 12 Helden, darunter Gibich selbst u. Siegfried von Niederland, bewachen. Gibich ist willig, von demjenigen Könige, der mit einer gleichen Anzahl von Recken im R. erscheint u. im Kampfe die Oberhand behält, sein Reich als Lehen zu nehmen. Dietrich von Bern nimmt die Herausforderung an; in bestimmter Reihenfolge bestehen seine Helden mit denen Gibich's den Zweikampf u. bleiben Sieger. Das Gedicht, dessen Kernpunkt die Gegenüberstellung der burgundischen u. hunnisch-goth. Helden bildet, ist im Ganzen ziemlich willkürlich erfunden u. enthält nur einzelne alte u. echte Züge; seine Grundlage reicht bis in die Mitte des 13. Jahrh. zurück, aber nur spätere Handschriften sind uns erhalten, auf deren einer W. Grimm's Ausgabe beruht („Der R.", Gött. 1836). Ueber die Sage selbst vgl. Uhland in Pfeiffer's „Germania", Bd. 6.

Rosenheim, Stadt mit 7501 E. (1875) im bayer. Reg.-Bez. Oberbayern; liegt in einer obstreichen Gegend an der Mündung der Mangfall, des Ausflusses des Tegernsees in den Inn, u. an der Eisenbahn München-Salzburg, die von hier die Seitenlinie R.-Innsbruck abzweigt. R. ist Sitz eines Bezirksamtes, hat ein Landgericht, ein Hauptsalz-, Hauptzoll- u. Forstamt, fünf Kirchen, ein Schloß u. röm. Alterthümer. Der neuerdings sehr lebhaft gewordene Ort hat sich verschiedenen Industriezweigen u. dem Handel zugewandt. R. besitzt eine Messing- u. Kupferhütte, eine Marmorsäge, hat ein Salzwerk u. Soolbäder, wozu es die Soole von Reichenhall (s. d.) herleitet, starken Wein-, Salz- u. Kornhandel u. einen Gesundbrunnen (Kupferling) mit eisenhaltig salinischem Schwefelwasser. — Das oberhalb R.s an den Ufern des Inn sich früher ausbreitende R.er Moos, ein Läuterungsbecken des trüben Inn, ist trocken gelegt.

Rosenholz, das rosenartig riechende Holz der auf den Kanarischen Inseln heimischen Weidenarten, des besenartigen Convolvulus scoparius u. des blütenreichen Convolvulus floribundus. Das Rosenholzöl, ein stark riechendes, ätherisches Oel, welches zu medizinischen Zwecken u. zur Verfälschung des Rosenöls benutzt wird, ist ein durch Destillation aus diesem Holze gewonnenes Oel.

Rosenkranz heißt eine Schnur, auf welche eine Anzahl Perlen od. vielmehr Kügelchen aufgereiht ist, die man beim Beten durch die Hand gleiten läßt, um so die Zahl der hergesagten Gebete zu bestimmen. Der gewöhnliche R. besteht aus 50 kleineren od. Marienperlen (bei denen nur ein „Ave Maria" gebetet wird) u. 5 Paternoster- od. Vaterunserperlen (je nach der 10. Marienperle). Doch giebt es noch gegen 20 andere Zusammensetzungen u. darnach ebenso verschiedene Rosenkranzandachten. Die Sitte, durch abgezählte Steinchen u. dergl. die Zahl der Gebete zu bestimmen, wird schon von den Mönchen des 4. Jahrh. n. Chr. bezeugt. Der eigentliche R. aber ist erst im 13. Jahrh. von den Dominikanern eingeführt worden. Morgenländischer Ursprung des R.es u. Einführung desselben durch die Kreuzzüge ist um so wahrscheinlicher, als er sowol bei den Brahmanen Indiens u. den Buddhisten wie bei den Mohammedanern (mit 99 Kugeln) zu Hause ist. Auch der Name R. beruht wahrscheinlich nur auf falscher Aussprache eines ind. Wortes, so daß aus dem „Bet- od. Murmelkranz" ein R. wurde. Wie der R. selbst, so sind auch die Rosenkranzbruderschaften von den Dominikanern (die erste zu Köln 1475) ausgegangen; die Genossen derselben verpflichteten sich zu fleißigem Abbeten des R.es. Das Rosenkranzfest entstand 1571 infolge des Sieges über die Türken bei Lepanto, wurde jedoch erst 1716 zu einem allgemeinen kathol. Festtage (1. Sonntag im Oktober) erhoben.

Rosenkranz, Joh. Karl Friedrich, einer der hervorragendsten Vertreter der Hegel'schen Philosophie, geb. 23. April 1805 zu Magdeburg; studirte seit 1824 zu Berlin, Halle u. Heidelberg Theologie u. Philosophie, habilitirte sich 1828 zu Halle u. wurde 1831 außerord. Professor der Philosophie daselbst, 1833 ord. Professor der Philosophie in Königsberg u. kehrte in diese Stellung auch zurück, nachdem er vom Sommer 1848—49 als Ministerialrath in Berlin thätig gewesen war. Fast ganz erblindet, hat R. seit 1869 seine Vorlesungen an der Universität eingestellt. Die Bedeutung R.' liegt vor Allem in dem unermüdlichen Eifer, mit welchem er dem System Hegel's, für welches er übrigens nicht durch Hegel selbst, sondern durch Daub in Heidelberg gewonnen ward, auf den verschiedensten Gebieten Eingang zu verschaffen gesucht hat. In dem Streit der sog. Rechten u. Linken der Hegel'schen Schule nahm R. eine Mittelstellung ein. Von seinen sehr zahlreichen Schriften nennen wir: die „Encyklopädie der theologischen Wissenschaften" (Halle 1831; 2. Aufl. 1845); die „Naturreligion" (Iserlohn 1831); die „Psychologie" (Königsberg 1837, dann 1843 u. 63); „Kritische Erläuterungen des Hegel'schen Systems" (ebd. 1840); „System der Wissenschaften" (ebd. 1850); „Aesthetik des Häßlichen" (ebd. 1853); „Metaphysik" (ebd. 1858); „Logik u. Ideenlehre" (ebd. 1859); „Diderot's Leben u. Werke" (2 Bde., Lpz. 1866); „Hegel's Leben" (Berl. 1844) u. „Hegel als deutscher Nationalphilosoph" (Lpz. 1870). Außerdem veröffentlichte R. bis 1875 eine Anzahl von Abhandlungen unter dem Namen „Studien" u. gab 1840—42 mit Schubert die Werke Kant's heraus. Außerhalb der Philosophie hat sich R. bes. durch seine

Arbeiten zur Literaturgeschichte verdient gemacht. Hierher gehören: „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie“ (3 Thle., Halle 1832–33); „Goethe u. seine Werke“ (Königsb. 1847; 2. Aufl. 1856); „Die Poesie u. ihre Geschichte“ (Königsb. 1855). Eine interessante Selbstbiographie (bis zum Jahre 1833) veröffentlichte R. unter dem Titel „Von Magdeburg bis Königsberg“ (Berl. 1873).

Rosenkreuzer ist der Name einer erdichteten geheimen Gesellschaft, die am Anfange des 16. Jahrh. gestiftet, eine allgemeine Weltverbesserung auf christlich evangelischer Grundlage angestrebt haben u. nebenbei im Besitze vieler geheimen Künste, bes. des Goldmachens, gewesen sein soll. Der Stifter Christian Rosenkreutz habe seine Weisheit u. allerlei magische Kräfte von den Arabern in Damascus, Aegypten u. Fez erlernt u. nach seiner Rückkehr sieben vertrauten Genossen mitgetheilt. Diese u. die von ihnen erwählten Nachfolger hätten dann 100 Jahre lang aller Orten für die Zwecke des Geheimbundes gewirkt u. nam. zahlreiche Krankenheilungen vollbracht. Der Stifter sei 106 Jahre alt geworden; seinen unverwesten Leichnam habe man nebst einem Pergamentbuche mit den Geheimnissen des Ordens 120 Jahre nach der Stiftung desselben im Gesellschaftshause („dem Hause des heiligen Geistes“) eingemauert gefunden. Alle diese Nachrichten kamen jedoch nur aus einer einzigen Quelle, der „Fama fraternitatis“, d. i. „Kunde von der Brüderschaft“ des löblichen Ordens des Rosenkreuzes (Kassel 1614), an die sich 1616 die „Chymische Hochzeit Christian Rosenkreutz'“ anschloß. Zweck der „Fama“ war angeblich, die Gelehrten Europa's zu einer Prüfung der Geheimnisse der R. u. zum Beitritt aufzufordern. Bei der Vorliebe jener Zeit für Geheimbünde, Alchymie u. Magie erregte die Schrift großes Aufsehen u. fand begeisterte Anhänger, aber auch erhitzte Gegner, die alle möglichen Verbrechen u. Ketzereien dahinter witterten. Wie 1622 eine Gesellschaft von Alchymisten im Haag, so legten sich auch andere Gesellschaften den Namen der R. bei; auch die Entwicklung des Freimaurerthums scheint durch die Verhandlungen über die R. eine Zeit lang beeinflußt worden zu sein (vgl. „Freimaurer“). Eingehende Untersuchungen haben jedoch ergeben, daß die Nachrichten der „Fama“ reine Erdichtung waren u. höchstwahrscheinlich auf einen Scherz des württembergischen Theologen Joh. Valentin Andreä (s. d.) zurückzuführen sind, der damit die alchymistischen Thorheiten seines Zeitalters u. ihre Sucht nach Geheimnissen verspotten wollte.



Nr. 4673. Schiffsnobel, zum Artikel „Rosenobel“.

Rosenmüller, Joh. Georg, hervorragender protest. Theologe, geb. 18. Dez. 1736 zu Ummerstädt bei Hildburghausen; studirte seit 1757 zu Altorf Theologie, wirkte dann als Lehrer u. in verschiedenen Pfarrämtern u. wurde 1775 Professor der Theologie in Erlangen, 1783 in Gießen u. 1785 in Leipzig, hier zugleich Superintendent u. Hauptpastor der Thomaskirche. Er starb daselbst als Senior der theologischen Fakultät 14. März 1815. R. war einer der ehrwürdigsten u. frömmsten Vertreter des sog. Rationalismus u. hat sich, abgesehen von seinen gelehrten Arbeiten, auch durch seine erbaulichen Schriften, sowie als populärer Prediger u. verständiger Förderer des Leipziger Schulwesens die Hochachtung seiner Zeitgenossen erworben. Von seinen Schriften nennen wir die lat. „Scholien zum Neuen Testament“ (6. Aufl., 5 Bde., Nürnb. 1815–31); die lat. „Geschichte der Auslegung der Bibel in der christl. Kirche“ (5 Bde., Hildburgh. u. Lpz. 1795–1814); „Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christl. Glaubens- u. Sittenlehre“ (2 Thle., Altenb. u. Lpz. 1818–19) im Anschluß an das „Christliche Lehrbuch für die Jugend“ (Koburg 1787; 15. Aufl., Lpz. 1831); das „Erbauungsbuch in Betrachtungen u. Gebeten“ (Nürnb. 1783–93); dagegen stammt das weitverbreitete Kommunionbuch „Mitgabe für das ganze Leben“ (Lpz. 1821 ff.) von Georg Hieron. Konrad R. — R.'s ältester Sohn, Ernst Friedrich Karl R., namhafter Orientalist u. Bibelforscher, geb. 10. Dez. 1768 zu Heßberg bei Hildburghausen, studirte seit 1785 zu Leipzig Theologie u. oriental. Sprachen, habilitirte sich 1792 daselbst, erhielt 1795 eine außerord. Professur u. 1813 den ord. Lehrstuhl der oriental. Sprachen u. starb 17. Sept. 1835. Von seinen zahlreichen Schriften sind noch heute geschätzt: die „Scholia in vetus testamentum“, seit 1788 (11 Thle. in 23 Bden.; neueste Aufl. 1821–35; Auszug daraus, 6 Bde., Lpz. 1828–36); „Handbuch der biblischen Alterthumskunde“ (4 Bde., ebd. 1823–31); „Handbuch für die Literatur der biblischen Kritik u. Exegese“ (4 Bde., Gött. 1797–1800); „Das alte u. neue Morgenland“ (6 Thle., Lpz. 1818–20).

Rosenoble, engl. noble with the rose, franz. noble à la rose, eine engl. Goldmünze, welche unter der Regierung Eduard's III. von 1343 bis 1377 geprägt wurde. Ihren Namen verdankt sie theils den darauf geprägten Symbolen, theils ihrem feinen („noble“) Gehalt von 23¾ Karat. Sie war 7½ Gr. schwer u. hatte 19,50 Mk. an Werth. Der Avers stellt ein Schiff mit der Rose an der Seite dar, in welchem der König mit Schwert u. Wappenschild sitzt. Auf dem Revers ist die achtblätterige Rose mit der dunklen Legende: „IHS“, d. h. Jesus Autem Transiens Per Medium Illorum Ibat“, d. h. „Jesus aber schritt mitten durch sie hindurch u. ging“ (?), was wahrscheinlich sich auf die Zwistigkeiten Eduard's mit Rom bezieht. Diese räthselhafte Aufschrift war hauptsächlich die Veranlassung, daß diese Münze als Amulet gegen Zauberei wie gegen Unglück zur See getragen wurde. Eine ganz ähnliche Goldmünze, ein Karat geringer, im Revers inmitten der Rose drei Lilien führend, sind die unter Heinrich VII. u. VIII. geprägten Schiffsnobel od. Rose Rial.

Rosenöl (Oleum rosarum), das ätherische Oel der Rosenblüten, wird durch Destillation der letzteren mit Wasser od. Wasserdampf gewonnen u. erscheint gewöhnlich als eine dickflüssige, blaßgelbe Flüssigkeit, die schon bei + 14 bis 20° C. zu einer krystallinischen Masse erstarrt; es ist daher nur bei warmem Wetter flüssig. In reinem Zustande riecht es ungemein stark, fast betäubend, in genügend verdünntem Zustande dagegen äußerst angenehm nach Rosen. Es besteht, wie die meisten ätherischen Oele, aus einem flüssigen Theile u. einem festen Kohlenwasserstoffe, dem Rosenstearopten. Das meiste R. liefert die Türkei, wo es von den türk. Bauern in noch ganz primitiver Weise destillirt u. dann von den Händlern aufgekauft wird. Besonders berühmt wegen ihrer ausgedehnten Rosenkultur ist die Umgegend der Stadt Kazanlik am südlichen Abhange des Balkangebirges, wo in 12 Ortschaften mehr als die Hälfte (circa 870 Kg.) des in der Türkei überhaupt produzirten R.s erzeugt wird. Die 123 thrakischen Orte, welche die Rosenölproduktion als Hausindustrie betreiben, liefern nämlich 1650 Kg. durchschnittlich im Jahre. Die Ausbeute ist natürlich je nach der Witterung schwankend, so daß dieselbe z. B. im J. 1866 nahe an 3000 Kg., 1872 dagegen nur 800 Kg. betrug. Zu 1 Kg. dieses kostbaren Oeles gehören circa 3200 Kg. Rosenblüten od. 180,000 Stück Rosen. Nam. sind es die Rosa damascena, sempervirens u. moschata, aus denen man dort das R. destillirt; es wird in verlötheten runden Kupferblechflaschen versendet. In Indien u. Persien wird ebenfalls R. erzeugt u. dort Attar od. Otur genannt, dasselbe wird aber fast nur im Lande selbst verbraucht, kommt wenigstens nicht in den deutschen Handel. Die einst berühmte ägyptische Rosenölproduktion ist stark im Sinken begriffen; dasselbe gilt von der früher in Tunis schwunghaft betriebenen; der Grund dieses Rückganges scheint in der rücksichtslosen Verfälschung dieses Oeles mit Geraniumöl zu liegen, deren sich die dortigen Produzenten u. Händler schuldig machten. Algier u. das südl. Frankreich produziren ebenfalls etwas R. Das Kilogramm echtes R. kostet in Deutschland jetzt gegen 850 Mk.; Verwendung findet es in der Parfümerie.

Rosenstaar (Rosendrossel, Hirten-, Vieh- od. Heuschreckenvogel, Pastor roseus), ein dem Staare verwandter Rabenvogel mit seitlich fast messerförmig zusammengedrücktem Schnabel, rosenrothem Gefieder, mit Ausnahme des schwarzen Kopfes, Halses u. Schwanzes u. der ebenfalls schwarzen Schwingen. Er kommt scharenweise aus Asien u. Afrika jährlich nach Südeuropa, nicht selten nach Ungarn u. in die Gegend von Odessa, wo er brütet u. unter großem Geschrei die Bäume von Heuschrecken reinigt. Den Zügen der Wanderheuschrecken schließt er sich an. Er sucht auch wie der Staar dem Weidevieh die Insekten ab.

Rosette, arab. Raschid (vom kopt. Ti Raschit, d. h. Freudenstadt), Stadt in Aegypten am westl. Hauptarme des Nils, befestigt u. mit Alexandrien durch eine Eisenbahn verbunden, zählt etwa 20,000 E. Auf der Stelle des alten Bolbitine erbaut, hatte R. im Mittelalter große merkantile Bedeutung, die aber nach der Verbesserung des Hafens von Alexandrien u. der Anlage des Mahmudiekanals (s. d.) schnell zurückging. Doch treibt R. immer noch bedeutenden Handel, nam. mit Reis, u. Schiffsbau. In der Geschichte der Aegyptologie spielt der Name von R. eine bedeutsame Rolle, da hier 1799 im Fort Julienne die berühmte Inschriftentafel von R. gefunden wurde (s. darüber den Art. „Champollion“).

Rosette (franz., d. h. Röschen), eine gemalte od. halberhabene Verzierung in Gestalt einer aufgeblühten Rose od. ähnlichen Blume, so daß die Blätter wie Radien eines Kreises aus einander gelegt sind; bisweilen auch nur eine ähnliche, in einen Kreis eingefügte Verschlingung von Linien. — Ueber die R. in der Diamantschleiferei s. „Diamant".

Rosinante od. Rozinante (span.), Name des Pferdes von Don Quixote; daher übertragen ein schlechtes Pferd, eine Schindmähre.

Rosinen sind getrocknete Weinbeeren; sie werden größtentheils ohne die Kämme (Stiele), ein Theil aber auch mit diesen unter dem Namen Traubenrosinen für die Tafel in den Handel gebracht. Hauptproduktionsländer sind Kleinasien, Italien u. Spanien, da diese ihres warmen Klimas wegen zuckerreichere Trauben zur Reife bringen als nördlichere Gegenden. Der Haupthandelsplatz für R. ist Smyrna, welches die gesammte kleinasiatische Ernte ausführt; diese Waare wird als die beste angesehen u. steht über der ital. u. span. Man unterscheidet dort zwei Hauptsorten, nämlich eigentliche R. u. Sultaninen; letztere sind etwas kleiner, hellgelb u. von Natur aus kernlos; sie sind gewöhnlich noch einmal so theuer wie die R. Von beiden Sorten wird wieder die ausgesuchte, stielfreie Waare Perli od. Elemé genannt. Die Gesammternte an eigentlichen R. in Kleinasien belief sich im J. 1875 auf 11,725,000 Kg., an Sultaninen auf 8,650,000 Kg. — Die Verwendung der R. in der Küche, Bäckerei u. Konditorei u. zur Herstellung süßer Weine ist bekannt. — Ueber die sog. kleinen R. s. bes. den Art. „Korinthen".

Rosmarin (Rosmarinus officinalis), Pflanzenart der Lippenblütler aus Südeuropa, seit uralter Zeit bei uns in Töpfen u. im Freilande gezogen. Sie zeichnet sich weniger durch die Schönheit ihres etwa meterhohen Stengels mit seinen graugrünen lanzettlichen Blättern u. seinen unscheinbaren, salbeiartigen blauen Blumen, als durch ihren starken, nicht Allen angenehmen Geruch aus. Durch letzteren, welcher auf einem ätherischen Oele (Oleum Anthos) beruht, gelangte sie zu dem Range einer kräftigen Arzneipflanze gegen allerlei Krankheiten u. war deshalb bei den Alten die sog. Weihrauchpflanze od. Libanotis. Gegenwärtig verwendet man den R. bei uns nur noch als Geruchpflanze u. zur Bereitung aromatischen Wassers.



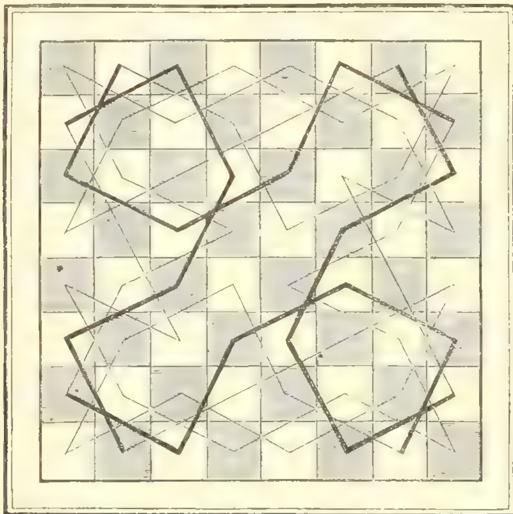
Nr. 4671. Rosenölfabrikation in Bulgarien.

Rosoglio od. Rosolio (ital.), ein ital., aus Rosenblättern, Orangeblüten u. dgl. bereiteter Würzbranntwein.

Roß, Sir John, berühmter Nordpolfahrer, geb. zu Balsarroch in der schott. Grafschaft Wigton 24. Juni 1777; trat 1786 in den brit. Marinedienst. 1818 (25. April bis 11. Nov.) befehligte er die erste mit den Schiffen „Isabella" u. „Alexander" zur Auffindung der nordwestl. Durchfahrt unternommene Expedition, die aber keinen Erfolg hatte. Eine zweite Expedition zu gleichem Zwecke unternahm er 1829 zum Theil auf eigene Kosten, hauptsächlich aber mit Hülfe der ihm von seinem Freunde Felix Booth, dem nachmaligen Sheriff von London, gewährten Mittel; am 21. Mai 1829 verließ er mit dem Dampfer „Victoria" England, fuhr durch den Lancastersund, drang in die Barrowstraße u. in die Prinz Regent-Einfahrt ein, entdeckte die nach Booth benannte Halbinsel Boothia sowie die König-Williams-Insel, stellte den magnetischen Pol fest (eigentlich aufgefunden von seinem Neffen, s. u.) u. kehrte erst 19. Sept. 1833 zurück, nachdem die Londoner Geographische Gesellschaft ihn schon seit einem Jahre hatte suchen lassen. 1834 in den Ritterstand erhoben, bekleidete R. vom März 1839 bis Febr. 1845 den Konsulatsposten in Stockholm. Um Franklin aufzusuchen, trat er im Mai 1850 seine dritte Nordpolreise an, von der er, ohne seinen Zweck erreicht zu haben, im Sept. 1851 zurückkehrte. Inzwischen zum Rear-Admiral befördert, starb er zu London 30. Aug. 1856. Er veröffentlichte: „A voyage of discovery" (2 Bde., 1. u. 2. Aufl., Lond. 1819); „Narrative of a second voyage in search of a North-West Passage" (ebd. 1835; deutsch von Becker u. Sporschill, Lpz. 1835); „Arctic expedition" (Lond. 1850); „A narrative of the circumstances and causes which led to the failure of the searching expeditions for the rescue of Sir John Franklin" (ebd. 1855) ꝛc. Auch gab er die „Memoirs and correspondence of Admiral Lord de Saurez" (2 Bde., ebd. 1838) heraus. — Sir James Clarke R., Neffe des Vorigen, gleichfalls berühmter See-, bez. Nordpolfahrer, geb. zu London 15. April 1800, diente seit 1812 unter dem Kommando seines Oheims, begleitete denselben auch auf seiner ersten nordwestl. Expedition, vom Jan. 1819 aber bis Okt. 1825 den Kapitän Parry auf drei gleichen Fahrten u. 1827 auf einer Unternehmung, die der Erreichung des Nordpols galt. 1829—33 machte er die zweite nordwestl. Expedition seines Oheims mit. Vom 30. Sept. 1839 bis 4. Sept. 1843 befehligte er die von der engl. Regierung behufs einer Forschungsreise nach den Südpolarländern ausgerüsteten Schiffe „Erebus" u. „Terror", erreichte mit denselben 78° 4' südl. Br., entdeckte dort einen Kontinent u. bestimmte den magnetischen Südpol. Erfolglos dagegen war die von ihm 1848 bis 1849 ebenso geleitete Expedition nach der Baffinsbai zur Auffindung Franklin's. Seit 1844 Ritter u. seit 1856 Contre-Admiral, starb R. 3. April 1862 zu Aylesbury. Sehr werthvoll ist sein Werk: „A voyage of discovery and research in the Southern and Antarctic Regions" (2 Bde., Lond. 1847, deutsch von Seybt, Lpz. 1847).

Roß, Ludwig, Philolog u. Archäolog, geb. 22. Juli 1806 auf dem Gute Horst in Holstein als Sohn eines aus Schottland stammenden Landmannes; bezog 1825 die Universität Kiel, wo er Anfangs naturwissenschaftliche Studien betrieb, dann aber zur Philologie

überging; wurde 1829 Hauslehrer in Kopenhagen u. ging 1831, mit einem Stipendium versehen, zu seiner weiteren Ausbildung nach Leipzig, wo er Gottfr. Hermann's Schüler wurde. 1832 unternahm er eine Reise nach Griechenland u. wurde bald nach seiner Ankunft daselbst Unterkonservator der Alterthümer in Nauplia, dann 1834 Oberkonservator in Athen. Diese Stellung gab er 1836 auf, wurde aber 1837 Professor an der Universität Athen. Die Septemberrevolution des Jahres 1843 brachte ihn um diese Stelle, doch wurde er schon 1845 zum Professor der Archäologie in Halle a. S. ernannt, wo er eine ersprießliche Wirksamkeit entfaltete, aber, durch schwere Körperleiden gebrochen, 6. Aug. 1859 sich selbst entleibte. Als philologischer Schriftsteller errang sich R. nam. Bedeutung durch seine „Inscriptiones ineditae“ (3 Hefte, 1834—45) u. „Demen von Attika nach Inschriften“ (Halle 1846). Für die Archäologie wichtig ist sein „Handbuch der Archäologie der Kunst“ (neugriech. Bd. 1, Athen 1841). Von seinen Reisebeschreibungen sind bes. interessant seine „Reisen auf den griech. Inseln des Aegäischen Meeres“ (4 Bde., Stuttg. u. Halle 1840—52). Im Uebrigen gerieth R. vielfach in Widerspruch mit den Resultaten der neueren Wissenschaft. So wendete er sich ohne Erfolg gegen den Kritizismus Fr. A. Wolf's u. Niebuhr's, wie auch gegen sichere Ergebnisse der Sprachvergleichung, z. B. in dem Buche „Italer u. Gräken“ (Halle 1858; 2. Bearbeitung 1859) u. in dem Sammelwerke „Hellenika“ (2 Bde., Halle 1846). Vgl. O. Jahn, „Biographische Aufsätze“ (Lpz. 1866).



Nr. 4675. Zum Artikel „Rösselsprung“

Roß u. Cromarty, Grafschaft des nördl. Schottland zwischen den Grafschaften Sutherland im N. u. Inverneß im S.; östl. u. westl. grenzt sie an das Meer. Die Meerestheile der Nordsee, die den Osten bespülen, sind der Loch Beauley u. die Firths of Cromarty u. Dornoch; an der Westgrenze greift das Kaledonische Meer mit dem Loch Greinord, L. Ewe, L. Torridon u. anderen tief in die Grafschaft hinein. Das ganze Gebiet, zu dem noch der nördl. Theil der Hebriden, vorzugsweise die größere Nordhälfte der Insel Lewis gehört, umfaßt 148,188 □M. mit 80,955 E. (1871), also 546 auf der □M. Zweige des Grampiangebirges erfüllen den größten Theil der Landschaft u. steigen im Ben Baish bis 1300 m. an. Die Landseen, wie Loch Maree, L. Fannich 2c., sind mehrere □M. große Wasserbehälter. Flüsse hat R. u. C. eine große Anzahl aufzuweisen; vom nördl. Grenzfluß Oikel aber bis zum Sheen u. Conon im Süden ist keiner eine verwendbare Verkehrsader. Das Klima ist rauh u. unwirthlich. Ackerbaufähiges Land findet sich nur im Osten stellenweise an den Flüssen, doch gedeiht von Getreidearten nur Hafer an bes. geschützten Stellen, sonst nur die Kartoffel u. Flachs. Ausgedehntes Weideland aber für Schafe, Pferde u. Rinder ist in größerem Maßstabe vorhanden, die Waldungen bringen viel Holz u. beherbergen zahlreiches Wild. Auf den Inseln nisten zahllose Seevögel u. das anstoßende Meer ist fischreich. Daher treiben denn auch die Bewohner neben nothdürftigem Ackerbau vorzugsweise Viehzucht, Vogelfang u. Fischerei. Die industrielle Thätigkeit hat sich bis jetzt auf einige Wollenmanufaktur beschränkt; in einigen Distrikten besteht auch etwas Bergbau auf Eisenerze u. Kalksteinabbau. Der größte Ort der Grafschaft ist Stornoway auf der Insel Lewis mit 2535 E. (1871); dann kommt im festländischen Gebiete Dingwall mit 2125 E. (1871); Cromarty mit etwa 1500 E. liegt auf einem Felsen am geräumigen Cromarty Busen, hat einen guten Hafen, Schiffswerfte u. Magazine für Fische, Salz- u. Rauchfleisch, braut Bier, treibt Fischfang u. fabrizirt Schiffstaue u. Segeltuch.

Roßbach, Dorf mit über 300 E., zwischen Weißenfels u. Merseburg im Kreise Querfurt des Reg. Bez. Merseburg der preuß. Provinz Sachsen; treibt Braunkohlenabbau u. ist berühmt durch die Schlacht am 5. Nov. 1757, in welcher Friedrich d. Gr. die Franzosen u. die Reichsarmee schlug. Die zum Andenken an jenen Sieg von Privatleuten errichtete steinerne Säule ließ Napoleon I. 1806 nach Paris führen. Das Bülow'sche Corps ließ nach der Schlacht bei Leipzig eine neue Denksäule aufstellen, u. am 5. Nov. 1857 wurde bei der Säkularfeier der Schlacht der Grundstein zu einem am 5. Nov. 1861 enthüllten Denkmal gelegt.

Rosse, William **Parsons**, 3. Graf v., Astronom u. Optiker, geb. zu York in Irland 17. Juni 1800; war als Lord Oxmantown 1821—34 Parlamentsmitglied, erbte 1841 die Titel u. Würden seines Vaters, präsidirte 1843—44 der British Association u. 1849—55 der Royal Society in London, ward 1862 Kanzler der Universität Dublin u. starb zu Monkstown 31. Okt. 1867. In der wissenschaftlichen Welt machte er sich nam. durch die Herstellung großer Spiegelteleskope berühmt. Das größte — ein 50füß. Reflexionsteleskop mit 6 engl. Fuß im Durchmesser — wurde in einer eigens hierzu gebauten Werkstätte 1844 fertig; R. brachte dasselbe in Parsons Castle (King's County in Irland) auf massivem Gestell zwischen zwei Mauern aus Backsteinen so an, daß es nicht blos in der Richtung des Meridians auf- u. ab-, sondern auch zu beiden Seiten desselben bis auf $7\frac{1}{2}^0$ bewegt werden konnte. Die ersten Beobachtungen mit diesem Riesenteleskope machte R. nebst Robinson u. South 5. März 1845; es verhalf zur Auflösung mehrerer Nebelflecke. Auch machte sich R. um sein Vaterland durch seine Bestrebungen zur Linderung der in Irland herrschenden Noth verdient.

Rösselsprung, eine dem Schachspiele entstammende Aufgabe, welche darin besteht, die Felder des Schachbretes von einem beliebig gewählten Felde aus nach einander in Springerzügen, d. h. in solcher Reihenfolge zu berühren, wie es der Gang des Springers od. Rössels erfordert. Die bekannteren ältesten Versuche dieser Aufgabe rühren aus dem Anfang des 16. Jahrh. her; man begnügte sich damals, den Springer über sämmtliche Felder auf der einen Hälfte des Bretes zu führen. Es wurde die ganze Anzahl der 32 Figuren auf die obere Brethälfte vertheilt u. (wahrscheinlich zur Uebung in der Springerbewegung) die Aufgabe gestellt, dieselben nach einander im Springergange vom Brete zu nehmen.

Später sah man von der Aufstellung der Figuren ab u. versuchte einfach die ununterbrochene Führung des Springers über sämmtliche Felder des ganzen Bretes. Dabei entdeckte man natürlich gewisse Gesetze, u. a. die für versuchsmäßige Ausführungen praktische Regel, den Springer immer auf solche Felder zu ziehen, von denen aus ihm die wenigsten Ausgänge auf noch unbesetzte Felder zu Gebote stehen. Unter den Mathematikern hat sich nam. Leonhard Euler um die Lösung dieser Aufgabe Verdienste erworben; er umging jedoch die mathematische Behandlung u. gab dafür rein empirische, aber ungemein sinnreiche Andeutungen für das Probiren an die Hand. Er führt zunächst den Springer über so viel Felder des Bretes, als es angeht, u. bringt sodann die leer gebliebenen Felder durch einfache Umwandlung zum Anschluß an die Rösselsprungsreihe. Die ersten Rösselsprünge hat man wahrscheinlich durch Theilung des Bretes gewonnen, indem man die auf der einen Hälfte durch Probiren erlangte Reihe sofort auf der anderen Hälfte durch analoge Sprünge nachzuahmen suchte. Vandermonde u. Troupenas haben dieses Prinzip weitergeführt, aber die wissenschaftliche Durchführung dieser Methode ist erst in neuester Zeit durch v. Jänisch vollzogen worden. — Interessanter u. praktischer als Vandermonde's Methode erscheint die von Collini vorgeschlagene Theilung des Bretes. Er scheidet es in einen Rand (von 48) u. in ein inneres Quadrat (von 16 Feldern), bildet sodann aus den einzelnen Feldern des ersteren vier Hauptreihen, aus denen des letzteren vier Nebenreihen, u. erzeugt durch deren beliebige Zusammenstellung verschiedene Arten vollständiger Rösselsprünge. In neuerer Zeit ist die rein empirische Bildung von Rösselsprüngen, soweit sie vornehmlich auf Probiren u. Kombiniren beruht, durch Karl Wenzelides in hohem Grade gefördert worden, welcher die Ergebnisse seiner Untersuchungen in den Jahrgängen 1849 u. 1850 der „Schachzeitung“ niedergelegt hat. Von ihm rührt auch der vollkommenste R. her, in Fig. 4675 durch ein Diagramm dargestellt; er ist vollkommen symmetrisch, in sich zurücklaufend u. gleichwerthig in seinen Quer- u. Längssummen, welche letztere aus den Zahlen sich ergeben, die die einzelnen Sprünge 1 bis 64 bezeichnen. Zu den Bedingungen eines zu bildenden R.es rechnet man die

Vorausbestimmung einzelner Felder, wie des Anfangs- od. Endfeldes; werden aber mehrere einzelne od. mehrere mit einander verbundene Züge im Voraus angegeben, so nennt man ihre Zusammenstellung, die passend durch Linien erfolgen kann, ein Diagramm. Verbundene Linien eines Diagramms können mannichfach hübsche Figuren vorstellen, wie Räder, Sterne, Gitter, Quadrate, auch die Buchstaben V, W, M ꝛc.

Von durchgreifend wissenschaftlichem Standpunkte aus sollte das Problem des R.s erst in der neuesten Zeit bearbeitet werden; dem berühmten russ. Mathematiker u. Schachautor v. Jaenisch, welcher die bezüglichen Untersuchungen in dem zweiten Bande seines mathematischen Schachwerkes niederlegte, gebührt nicht nur das Verdienst, die erwähnten Methoden aller früheren Forscher beträchtlich vervollkommnet u. manche neue Auffassungen wie Anweisungen entwickelt zu haben, sondern er hat auch das Problem in seiner möglichsten Allgemeinheit zu fassen gesucht u. dasselbe mit Hülfe der mathematischen Analysis behandelt. In belletristischen Journalen hat man als eine Art geistiger Gymnastik die Figur des R.es dazu verwandt, Gedichte von 64 Worten od. Silben so auf die Felder eines Schachbretes zu vertheilen, daß auf jedes Feld ein Wort od. bez. eine Silbe zu stehen kommt, die, nach der Reihenfolge eines R.es aneinander gefügt, das ganze Gedicht ergeben. Dieses, od. was dasselbe ist, das Diagramm des zu Grunde gelegten R.es zu finden, ist die Aufgabe.

Roßhirt, Konrad Eugen Franz, berühmter Rechtsgelehrter, geb. zu Oberschwarzenfeld bei Bamberg 26. Aug. 1793; studirte in Landshut, Erlangen u. Göttingen, betrat dann zuerst die Beamtenlaufbahn, wandte sich aber 1817 als Professor in Erlangen der akademischen Lehrthätigkeit zu, folgte 1818 einem Rufe nach Heidelberg, wo er bis 1870 wirkte u. 5. Juni 1873 starb. R. vertrat auf dem strafrechtlichen Gebiete zuerst die positive u. historische Richtung, bereicherte die Literatur über das Römische Recht, behandelte das Kanonische Recht quellenmäßig u. beschäftigte sich zuletzt auch mit dem Civilrecht. Zu seinen zahlreichen Werken gehören insbes.: „Beiträge zum Röm. Rechte u. zum Röm.-deutschen Staatsrechte“ (Heidelb. 1820—22, 2 Thle.); „Lehrbuch des Kriminalrechts“ (ebd. 1822); „Entwickelung der Grundsätze des Strafrechts“ (ebd. 1828); „Geschichte u. System des deutschen Strafrechts“ (Stuttg. 1838 f., 3 Thle.); „Das testamentliche Erbrecht bei den Römern“ (2 Bde., Heidelb. 1840); „Einleitung in das Erbrecht u. Darstellung des ganzen Intestaterbrechts“ (Landsh. 1831); „Die Lehre von den Vermächtnissen“ (Heidelb. 1835, 2 Thle.); „Geschichte des Rechts im Mittelalter“ (Mainz 1846); „Kirchenrecht der Katholiken u. Protestanten“ (Heidelb. 1850); „Kanonisches Recht“ (Schaffh. 1857); „Das staatsrechtliche Verhältniß der Kathol. Kirche in Deutschland“ (ebd. 1859); „Manuale latinitatis juris canonici“ (ebd. 1862); „Aeußere Encyklopädie des Kirchenrechts“ (Heidelb. 1865); „Gemeines deutsches Civilrecht“ (3 Bde., ebd. 1840 f.); „Darstellung des franz. u. bad. Civilrechts“ (ebd. 1842); „Dogmengeschichte des Civilrechts“ (ebd. 1853) u. „Beiträge zum gemeinen deutschen Prozeß“ (ebd. 1868). — Joh. Eugen **R.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Oberschwarzenfeld 10. Nov. 1795; studirte in Würzburg Medizin, ließ sich dann als praktischer Arzt in Bamberg nieder, wo er später Lehrer an der Medizin. Anstalt u. Assessor des Med.-Kollegiums wurde, ging 1835 als Professor der Geburtshülfe u. Direktor der Entbindungsanstalt nach Erlangen u. starb daselbst 11. Juli 1872. In literarischer Beziehung ist sein Hauptwerk das „Lehrbuch der Geburtshülfe“ (Erl. 1851).

Rossi, Giovanni Battista de', ital. Archäolog, bezüglich Epigraphist, geb. zu Rom 23. Febr. 1822; studirte daselbst im Collegio Romano, wo er sich hauptsächlich der christl. Archäologie widmete, u. wurde Professor an der röm. Universität. Seine Hauptwerke sind: „Inscriptiones christianae urbis Romae VII. saeculo antiquiores“ (Rom. 1857 ff.); „Roma sotterranea cristiana“ (2 Bde., ebd. 1864 bis 1867, mit einem Plane der Katakomben; deutsch von Kraus, Freiburg 1872 ff.); „Musaici christiani“ (aus den altchristlichen u. mittelalterlichen Basiliken Roms, ebd. 1872 ff.). Auch gehört er zu den drei Mitgliedern der Kommission für das „Corpus universale inscriptionum latinarum“ u. giebt seit 1863 ein „Bulletino di archeologia cristiana“ heraus.

Rossi, Graf Pellegrino, Minister des Papstes Pius IX., geb. zu Carrara 13. Juli 1787; war bürgerlicher Abkunft, studirte in Bologna die Rechte, wurde bereits in seinem 19. Lebensjahre Substitut des Generalprokurators am dortigen Gerichtshofe, praktizirte dann eine Zeit lang als Advokat u. bekleidete seit 1812 die Professur der Rechtswissenschaft in Bologna. Nach dem Ende der franz. Herrschaft verließ R. sein Vaterland, wandte sich 1816 nach der Schweiz, lehrte in Genf die Staatswissenschaften, wurde 1819 Professor des Kriminalrechts, 1820 Mitglied des Großen Raths u. 1830 Gesandter bei der Tagsatzung. 1833 mit einer diplomatischen Mission nach Paris betraut, ließ er sich von Broglie u. Guizot zur Uebersiedelung nach Frankreich bewegen, wo er anfänglich bei der „Revue des deux Mondes“ Beschäftigung fand, später naturalisirt, zum Professor der Politischen Oekonomie u. dann des Verfassungsrechts am College de France ernannt u. zum Grafen u. Pair von Frankreich erhoben wurde. Im April 1845 als außerord. Gesandter nach Rom geschickt, bewirkte er von Gregor XVI. die Zurückberufung der Jesuiten u. blieb dann daselbst als franz. Botschafter bis zur Pariser Februarrevolution 1848, lebte einige Zeit ohne Stellung u. Einfluß in seiner Vaterstadt u. kehrte dann nach Rom zurück, wo er das Vertrauen Pius' IX. gewann u. 14. Sept. ein neues Ministerium bildete, in dem er die Portefeuilles der Polizei u. der Finanzen übernahm. Seinem Geiste schwebte die hohe Aufgabe vor, der Friedensstifter Italiens zu werden, die von Karl Albert im Norden, von Ferdinand im Süden verfolgten Richtungen in einer mittleren Bahn zu vereinigen, die kleineren Staaten Italiens durch Rückkehr zur Ordnung zu kräftigen, den Republikanismus zu bändigen od. zu bekehren u. dann durch diplomatische Waffen Oesterreich zu einem billigen Vergleich zu zwingen. Allein seine strengen Maßregeln gegen die Anarchie u. verschiedene andere Schritte zogen ihm erbitterte Feinde zu, u. als er 15. Nov. 1848 die Kammern eröffnen wollte, ward er auf der Freitreppe des Palastes der Cancellaria ermordet. Sein Tod bildete das Signal zum Ausbruch der Revolution, die 9. Nov. den Papst in die Flucht trieb. Als Schriftsteller hat sich R. bekannt gemacht durch einen „Traité de droit pénal“ (3 Bde., Par. 1829) u. seinen „Cours d'économie politique“ (ebd. 1840—46).

Rossi, Gräfin, s. „Sontag, Henriette“.

Rossini, Gioachimo Antonio, der berühmteste ital. Opernkomponist des 19. Jahrh., geb. 29. Febr. 1792 zu Pesaro; war der Sohn des dortigen Stadttrompeters Giuseppe **R.** u. erhielt seinen ersten musikalischen Unterricht in Bologna, wohin sein Vater übergesiedelt war u. wo seine Mutter Anna, geb. Guidarini, seit 1798 am Theatro civico als Primadonna buffa engagirt war. Nachdem er seit 1804 seine Eltern auf deren Kunstreisen in der Romagna begleitet hatte, wurde er 1807 in das musikalische Lyceum (Liceo communale) zu Bologna aufgenommen u. machte sich bald durch verschiedene größere Kompositionsversuche — z. B. die Cantate „Il Pianto d'Armonia per la morte d'Orfeo“, eine Messe, eine figurirte Ouverture, Streichquartettsätze ꝛc. — bemerklich. Nach seinem Austritt aus dem Lyceum im J. 1810 erhielt er den ersten Auftrag zur Komposition einer Oper, welche, „La Cambiale di Matrimonio“ betitelt, noch in demselben Jahre in Venedig mit Beifall aufgeführt wurde. Auch seine zweite, 1811 für Bologna gelieferte Oper „L'Equivoco stravagante“ machte Glück, ebenso die allein im J. 1812 theils für Venedig, theils für Ferrara, Mailand u. Rom geschriebenen kleineren u. größeren Opern „L'Inganno felice“, „Il Cambio della valigia“, „Ciro in Babilonia“, „La scala di seta“, „La Pietro del Paragone“, „L'Occasione fà il ladro“ u. „Demetrio e Polibio.“ R.'s eigentlicher Ruhm datirt aber erst vom J. 1813 ab, wo die Opern „Tancredi“ u. „L'Italiana in Algeri“ von Venedig aus ganz Italien in einen wahren Rausch des Entzückens versetzten. Weniger Enthusiasmus erregten 1814 zu Mailand „Aureliano in Palmiro“ u. „Il Turco in Italia“, u. fast ganz mißfiel 1815 der zu Venedig gegebene „Sigismondo“. Noch im J. 1815 nahm R. ein Engagement für Neapel als Compositeur u. Musikdirektor beim Impresario Barbaja an u. führte sich in dieser Stellung mit der beifällig aufgenommenen Oper „Elisabetta, Regina d'Inghilterra“ ein. Weniger gefiel der bald darauf in Rom in Scene gegangene „Torwaldo e Dorlisca“, während der ebenfalls zu Rom (im Febr. 1816) gegebene „Barbiere di Seviglia“ ihm wieder einen glänzenden Triumph bereitete. Ins J. 1816 fallen noch die kleine Buffa Oper

„La Gazetta“ u. der „Otello“, beide in Neapel zuerst aufgeführt u. namentlich letzteres Werk mit Enthusiasmus aufgenommen. Viel Glück machten ferner im J. 1817 „La Cenerentola“ (Rom), „La Gazza ladra“ (Mailand) u. „Armida“ (Neapel). Das J. 1818 brachte „Adelaïda di Borgogna“ (Rom), „Mose in Egitto“ (Neapel), „Adina, o il Califfo di Bagdad“ (für Lissabon) u. „Ricciardo e Zoraide“ (Neapel); 1819 erschienen „Eduardo e Cristina“ (Venedig), „Ermione“ u. „La Donna del Lago“ (beide in Neapel); 1820 „Bianca e Faliero“ (Mailand) u. „Maometto Secondo“ (Neapel), u. 1821 „Matilda di Shabran“ (Rom) u. „Zelmira“ (Neapel). Die Revolution von 1821 veranlaßte den Impresario Barbaja zu einer zeitweiligen Entfernung von Neapel u. zu einem mit den besten Kräften seiner Truppe unternommenen Ausfluge nach Wien. Daselbst trat auch R. Ende 1821 ein, nachdem er sich mit der Sängerin Isabella Colbrand verheirathet hatte, u. fand enthusiastische Aufnahme. Als Barbaja nach Neapel zurückkehrte, trennte sich R. von ihm u. ging zuvörderst nach Bologna, folgte dann einer Einladung nach Verona, wo er während des Kongresses mehrere Cantaten zur Aufführung brachte, u. wandte sich darauf nach Venedig, wo er im Febr. 1823 die Oper „Semiramide“ in Scene brachte; dieses Werk, auf welches er selbst sehr viel hielt, fand eine nur laue Aufnahme, u. dieser Umstand verdroß ihn so, daß er beschloß, fortan nichts mehr für Italien zu schreiben (ein Entschluß, dem er auch treu geblieben ist).



Nr. 4676. Gioachimo Antonio Rossini (geb. 29. Febr. 1792, gest. 14. Nov. 1868).

Einer Einladung nach London gab er von Bologna aus im November 1823 Folge u. nahm in Begleitung seiner Gattin seinen Weg über Paris, woselbst er sich während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes vielfacher Auszeichnungen zu erfreuen hatte. In London verweilte er fünf Monate, sah sich während dieser Zeit außerordentlich gefeiert u. ging dann als Direktor der Italienischen Oper nach Paris. Hier wirkte er, nicht zum gar großen Nutzen des genannten Instituts, anderthalb Jahre u. brachte während dieser ganzen Zeit nur die Gelegenheitsoper „Il Viaggio a Reims“ (1825 zur Krönung Karl's X.) zur Aufführung. Sodann erhielt er den Titel als Compositeur des Königs u. Inspecteur général du chant en France (mit Beibehaltung seines frühern Direktorialgehaltes von 20,000 Frcs.) u. widmete fortan seine Thätigkeit der Großen Oper. Zu dem Ende nahm er zunächst mit seinem „Maometto“ eine dem Wesen u. den Traditionen jenes Instituts gemäße Umarbeitung vor, u. 1826 ging die umgestaltete u. in der französischen Uebersetzung nunmehr „Le Siège de Corinthe“ („Die Belagerung von Corinth“) betitelte Oper mit größtem Erfolg in Scene. Dieser Erfolg bewog ihn, auch den „Mosè“ umzuarbeiten, u. mit nicht minderem Glück kam 1827 „Moïse en Egypte“ zur Aufführung. Darauf erst lieferte er mit „Le Comte Ory“ (1828) eine Oper auf ein original französisches Libretto u. dieser folgte 1829 „Guillaume Tell“, seine reichste u. gediegenste Schöpfung, zugleich aber auch der Beschluß seiner Thätigkeit, nicht nur als Opernkomponist, sondern im Großen u. Ganzen, der Oeffentlichkeit gegenüber, seiner kompositorischen Thätigkeit überhaupt. Denn nach dem „Tell“ publizirte er nur noch in längeren Zwischenräumen einige kleinere Vokalkompositionen, dann ein „Stabat mater“ u. eine Messe, lauter Werke, welche seinen Ruhm nicht steigerten.

Kurz nach der Aufführung des „Tell“ verließ R. Paris u. lebte zurückgezogen in Bologna, bis nach der Julirevolution ein Prozeß wegen der von Karl X. ihm zugesicherten Pension ihn wieder nach Paris führte. Nachdem er den Prozeß, der ihn 5 Jahre lang an Paris gefesselt hielt, gewonnen hatte, ging er wieder nach Bologna, verheirathete sich 1847 zum zweiten Male (nachdem er zwei Jahre vorher seine erste Gattin verloren hatte) u. wählte 1848 Florenz zu seinem Aufenthaltsorte, zog 1865 nach Passy bei Paris u. starb daselbst 14. Nov. 1868. — Die Bedeutung R.'s in der Kunstgeschichte beruht darin, daß er der ital. Oper, welche allgemach etwas verlebt u. altersschwach geworden war, neue Lebenselemente zugeführt u. ihr, die viel von ihrer Macht auf die Gemüther eingebüßt hatte, die ganze Welt wieder auf eine Zeit lang dienstbar gemacht hat. Dies Alles war nur möglich dadurch, daß er seine unmittelbaren Vorgänger u. seine Zeitgenossen durch Eigenartigkeit u. Reichthum der Erfindung sowie durch glänzende Ausführung weit überragte; bei der Schnelligkeit, mit der er arbeitete, mußte er nothwendigerweise öfter ins Schablonenhafte u. Leichtfertige verfallen, wie er auch von dem Vorwurf des Trivialen u. dramatischer Charakterlosigkeit nicht frei zu sprechen ist. Doch trifft man in seinen einzelnen Werken wiederum Partien, die für die angeführten Mängel reichlich durch unwiderstehlichen Liebreiz sowol wie durch echtes Gefühl u. dramatischen Kern entschädigen. Seine beiden reifsten Schöpfungen, „Tell“ u. „Der Barbier von Sevilla“, haben auch die meiste Lebensfähigkeit bewiesen u. bis heute an Frische u. Zugkraft nichts eingebüßt.

Roßkäfer (Scarabaeus stercorarius), ein zollgroßer, schwarzer, grün od. stahlblau glänzender Mistkäfer aus der Familie der Blatthörner (Lamellicornia). Man trifft ihn häufig auf Wegen u. Viehweiden im Miste, unter welchem er Löcher in die Erde bohrt, um seine Eier hineinzulegen. Er ist viel von Käfermilben geplagt u. manchmal ganz von dergleichen bedeckt. Von verwandten Arten unterscheidet man ihn leicht an der Skulptur der Flügeldecken, die bei ihm punktirt-gefurcht sind mit glatten, nicht, wie z. B. bei Scar. silvaticus, runzeligen Zwischenräumen.

Roßkastanie (Aesculus); die Grundform einer eigenen Pflanzenfamilie der Hippokastaneen, ausgezeichnet durch die handartige Form der Blätter, welche gliedartig wie bei den gefiederten Blättern dem Blattstiele eingefügt sind, durch ihre prachtvollen, aufrecht stehenden Blumensträuße mit Blumen von unregelmäßiger Form u. 7—8 auf einer unterständigen Scheibe eingesenkten Staubgefäßen, u. durch die runden, stachligen Früchte, welche in Kapseln aufspringen u. durch Fehlschlagen gewöhnlich nur zwei statt drei großer kugeliger Samen von kastanienbrauner Färbung bringen. Sämmtliche bei uns wachsende Arten sind eingeführt; zuerst die gemeine R. (Aesc. Hippocastaneum) mit weißen, etwas röthlichen Blumen. Sie stammt wahrscheinlich aus Tibet, kam aber über Persien zu uns, u. zwar erst 1615, wo man das erste Bäumchen in Paris pflanzen konnte, während die Art schon seit 1565 durch den Botaniker Matthiolus bekannt war. Im Anfange unseres Jahrhunderts gelangten die übrigen Arten zu uns, aus Nordamerika: Aesc. flava mit gelben, u. Aesc. Pavia mit rothen Blumen; in der neueren Zeit auch noch andere Arten von dort sowie aus Japan, der Mongolei u. Sibirien. Alle diese Arten sind schöne Bäume od. Sträucher u. werthvolle Errungenschaften für unsere Parkanlagen u. Alleen, indem sie schon früh im Jahre mit üppiger Blattfülle sich schmücken u. durch großen Blumenreichthum das Auge erfreuen. Nur verlangen sie einen nahrhaften Boden, wenn sie nicht rissig u. morsch werden sollen. Ihre Früchte werden ihres großen Stärkemehlgehaltes wegen, der sie sogar zur Spiritusbereitung hat Verwendung finden lassen, als Schweine- u. Schaffutter verbraucht, schmecken jedoch bitter u. zusammenziehend, da der Baum überhaupt gerbstoffreich ist. Die Rinde enthält einen bitteren Extraktivstoff, welcher gegen Wechselfieber angewendet worden ist, u. einen anderen durch seine Fluorescenz höchst eigenthümlichen Stoff, das Aesculin (s. d.).

Roßleben, Städtchen mit 2279 E. (1871) in fruchtbarer Ebene am linken Ufer der Unstrut im Kreise Querfurt, Reg.-Bez. Merseburg der

preuß. Provinz Sachsen. Neben der Stadt liegt Kloster R. gracisirt Rhodoscia, d. i. Rosenlaube, mit berühmtem Gymnasium, 1554 von Heinrich v. Witzleben aus den eingezogenen Gütern des Augustinerfrauenklosters Rostenleve gegründet. Ursprünglich nur für die Erziehung u. den Unterricht von 18 Knaben bestimmt, wurde es unter kursächs. Regierung erweitert u. nach Zerstörung durch Brand 1686 in jetziger Gestalt aufgebaut u. 1742 wieder eröffnet. Die Administration steht unter landesherrlicher Oberaufsicht der Familie v. Witzleben zu.

Roßmäßler, Emil Adolf, Naturforscher, nam. als Volksschriftsteller verdient, ein Sohn des Kupferstechers Joh. Adolf **R.** (geb. zu Leipzig 1770, gest. das. 6. Jan. 1821), ward 3. März 1806 zu Leipzig geb. u. besuchte das dasige Nikolaigymnasium, um sich auf der Universität, die er 1825 bezog, der Theologie zuzuwenden. Indeß hatte er schon von früh auf mit großer Vorliebe naturwissenschaftliche Studien betrieben, so daß er, nachdem er seit 1827 eine Sammelschule in Weida geleitet hatte, die ihm von seinem Gönner Heinrich Gottl. Ludwig Reichenbach (s. d.) verschaffte Professur der Zoologie an der Forst- u. Landwirthschaftlichen Akademie in Tharandt 1830 übernehmen konnte, wo ihm 1840 auch die botanischen Vorlesungen zugetheilt wurden. In seinen politischen Ansichten auf Seite des entschiedenen Fortschritts stehend u. seit 1846 auch zur deutschkatholischen Religionsgesellschaft gehörig, nahm R. 1848 als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung seinen Platz auf der linken Seite. Eine große Thätigkeit entwickelte er bes. im Schulausschuß des Parlaments, u. der Einblick, den er hier in die so traurigen Verhältnisse vieler deutscher Volksschulen gewann, führte zu seinem späteren Entschluß, sich dem Berufe des Volkslehrers u. Lehrerberathers zu widmen. Wegen seiner Theilnahme auch am Stuttgarter Rumpfparlament erwartete ihn bei seiner Rückkehr nach Tharandt im Aug. 1849 ein Hochverrathsprozeß, den er zwar in allen Instanzen gewann, der ihn aber veranlaßte, seine Amtsentlassung zu nehmen. R. verlegte darauf seinen Wohnsitz wieder nach Leipzig u. hielt seit Dez. 1849 öffentliche naturwissenschaftliche Vorträge in verschiedenen Städten Deutschlands. Auch bereiste er 1853 Spanien u. die Schweiz. Nach Alex. v. Humboldt's Tode regte er die Gründung von Humboldt-Vereinen an; an seinem 60. Geburtstage ward er Ehrenpräsident des Arbeiterbildungsvereins in Leipzig, wo er in lebhafter literarischer Thätigkeit bis an sein Ende wirkte. Er starb das. 8. April 1867. Seinen Ruf als Naturforscher begründete er durch seine „Iconographie der europ. Land- u. Süßwassermollusken" (3 Bde., Lpz. 1835—62). Außerdem sind von seinen zahlreichen Werken hervorzuheben: „Der Mensch im Spiegel der Natur" (5 Bde., 2. Aufl., ebd. 1849—55; 3. Aufl. 1868); „Populäre Vorlesungen" (2 Bde., ebd. 1852 f.); „Reiseerinnerungen aus Spanien" (2 Bde., ebd. 1854); „Die vier Jahreszeiten" (Gotha 1855; 3. Aufl. 1870); „Die Geschichte der Erde" (Frankf. a. M. 1856; 2. Aufl. 1861); „Das Wasser" (ebd. 1858; 2. Aufl. 1859); „Der Wald" (ebd. 1861; 2. Aufl. 1871); „Die Thiere des Waldes" (mit A. E. Brehm, 2 Bde., ebd. 1863—67); „Die Volksbildung" (ebd. 1865). Ueberdies war er 1852—58 Mitherausgeber der Zeitschrift „Die Natur" (Halle) u. gab 1859—65 das naturwissenschaftliche Volksblatt „Aus der Heimath" (Glogau) heraus; populär wissenschaftliche Aufsätze erschienen von ihm in Zeitschriften wie „Die Gartenlaube" 2c.

Roßnägel, s. v. w. Kaulquappen (s. „Frosch").

Roßschweif. Ein R. (türk. Tugg) galt ehedem bei den Türken als ein Zeichen militärischer Würde. Er war auf einer langen Stange unter einem Halbmond befestigt u. hing rund von derselben herab; hatte der betreffende Würdenträger mehrere solcher als Ranginsignien, so war einer unter dem anderen angebracht. Vor dem türk. Kaiser wurden 6, vor den ersten Vezirs od. Paschas 3, vor den Paschas 2. Klasse 2, vor denen 3. Klasse 1 hergetragen. Sonst waren auch R.e (vielmehr aus dem Schwanz des Yak od. Grunzochsen) als Zierden an den Pferden türk. Großwürdenträger u. an den Halbmonden der türk. Musikbanden (wie noch jetzt) angebracht u. bedeuteten für den Träger gleichfalls eine Art Auszeichnung, allein seit Mahmud's II. Reform des türk. Staatswesens sind mit der alttürk. Tracht auch diese äußerlichen Rangbezeichnungen abgekommen.

Roßtrappe heißt eine im östl. Theile des Harzes am linken Gehänge des Bodethales 200 m. über die Thalsohle sich erhebende Granitklippe, 1½ Stunde südl. von Blankenburg, kurz vor dem Austritte der Bode in die Ebene. Die oben nur wenige Quadratmeter haltende Platte hat eine Vertiefung, die eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Abdrucke eines kolossalen Pferdehufes hat. Der Sage nach wurde der Eindruck durch ein Roß hervorgebracht, auf dem eine Prinzessin, von einem Riesen verfolgt, zu entfliehen suchte u. von hier aus über den Bodegrund setzte.

Rost, eine gitterförmige Unterlage; so bei Feuerungsanlagen die aus einzelnen Stäben, welche der Luft Durchzug gestatten, bestehende Unterlage für das Brennmaterial; in der Baukunst eine Art der Fundamentirung eines Gebäudes, die entweder aus liegenden Schwellen besteht, die nur neben einander od. kreuzweise über einander in den lockeren od. sumpfigen Baugrund eingelegt sind (liegender R.), od. aus aufrecht stehenden Pfählen (stehender R., Pfahlrost), die eingerammt u. mit darübergelegten Schwellen od. Steinplatten versehen werden. — In der Sprache der älteren Chemie nennt man R. die durch Einwirkung der Atmosphäre auf gewisse Metalle entstandenen Produkte. Die sog. edlen Metalle rosten nicht, von den übrigen aber nehmen die meisten nach kürzerer od. längerer Zeit aus der Luft Sauerstoff u. Wasser, einige auch noch Kohlensäure auf. Die Farbe der R.e ist sehr verschieden: weiß, rothbraun, grün 2c.; ihrer chemischen Zusammensetzung nach sind dieselben theils Oxyde, theils Oxydhydrate od. basischkohlensaure Salze. Um Metalle gegen das R.en zu schützen, müssen sie möglichst gut polirt u. an ganz trockenen Orten aufbewahrt werden. In specie bezeichnet der gewöhnliche Sprachgebrauch als R. das bezügliche Oxydationsprodukt des Eisens, Eisenoxydhydrat.



Nr. 4677. Emil Adolf Roßmäßler, geb. 3. März 1806, gest. 8. April 1867.

Rost, Valentin Christian Friedrich, Philolog u. Lexikograph, geb. 16. Okt. 1790 in Friedrichsroda; wurde vorgebildet auf dem Gymnasium zu Gotha, bezog 1810 die Universität Jena, um Theologie u. Philologie zu studiren, wurde 1814 Lehrer am Gymnasium zu Gotha, war 1841—59 Direktor dieser Anstalt, seit 1842 auch Direktor der „Lebensversicherungsbank für Deutschland" u. starb, zuletzt den Titel Geh. Oberschulrath führend, 6. Aug. 1862. Außer seiner „Griech. Grammatik" (Gött. 1816 u. öfter) u. seiner „Anleitung zum Uebersetzen aus dem Griechischen in das Lateinische" (mit Wüstemann herausgeg., Thl. 1, 9. Aufl. Gött. 1861; Thl. 2, 4. Aufl. 1861) ist sein „Griech.-deutsches Wörterbuch" (2 Bde., 4. Aufl., 4. Abdr. Braunschw. 1862) u. das „Deutsch-griech. Wörterbuch" (2 Bde., 8. Aufl. 1860) mit großer Anerkennung zu nennen. Ein „Vollständiges Wörterbuch der klassischen Gräcität" ist nicht vollendet (Heft 1, Lpz. 1840).

Rost, Pflanzenkrankheit, s. „Baumkrankheiten".

Rösten bezeichnet einen Prozeß zur chemischen Umwandlung gewisser Stoffe, der entweder unter Zuhülfenahme des Feuers od. der oxydirenden Eigenschaft der atmosphärischen Luft od. beider zusammen stattfindet. So spricht man z. B. vom R. der Kaffee- u. Kakaobohnen u. meint damit ein bloßes Erhitzen; andererseits vom R. der Erze, welches entweder durch Erhitzen stattfindet, um flüchtige Substanzen der letzteren, wie z. B. Wasser, Kohlensäure, Schwefel, Arsen 2c., zu entfernen, od. aber durch bloße Einwirkung der Luft, um Bestandtheile der Erze, die man entfernen will, in lösliche od. flüchtige Form überzuführen (Schwefel, Arsen 2c.).

Rostock, die größte Stadt des Großherzogth. Mecklenburg Schwerin mit 31 172 E. 1875 ; liegt am linken Ufer der Warnow, die sich von hier ab zur 2 M. langen Breitling erweitert, u. ist nördl. Endpunkt der Friedrich Franz Bahn. Die gut gebaute Stadt mit vielen hohen Giebel häusern besteht aus der Altstadt, der durch einen Kanal, die Grube, davon getrennten Mittel u. Neustadt u. mehreren Vorstädten. Ihre früheren Wälle u. Gräben sind in Promenaden umgewandelt. R. ist Sitz des Oberappellationsgerichts, der Justizkanzlei, des Landeskonsistoriums, eines Obergerichts, des vereinigten Civil u. Kriminalpatrimonialgerichts u. hat eine 1419 von den Herzögen Johann III u. Albrecht V. unter Betheiligung der Stadt gegründete Universität, die nach mannichfachen Widerwärtigkeiten u. Verlegungen nach Greifswald u. Bützow seit 1789 wieder in R. u. seit Ostern 1870 in einem neuen großartigen Gebäude untergebracht ist. Die Frequenz derselben beträgt ca. 150 Studirende. Zu ihr gehören eine werthvolle Bibliothek von 120,000 Bänden, verschiedene Kliniken, Laboratorien, Museen, Kabinete, ein botanischer Garten, eine Sternwarte 2c. Außer ihr sind in der Stadt noch eine Navigationsschule, eine Handelsschule 2c. R. hat 6 Kirchen, von denen die Marienkirche, im 14. u. 15. Jahrh. erbaut, eine der größten u. schönsten gothischen Kirchen Mecklenburgs ist. In ihr befindet sich das Grabmal des auf der Rückreise von Schweden hier verstorbenen u. später in Delft in Holland beerdigten Hugo Grotius. Die Peterskirche hat den größten Thurm Mecklenburgs (125 m.), die Nikolaikirche einen prachtvoll geschnitzten Altar u. mehrere interessante Grabdenkmäler; das goth. Rathhaus mit zierlichem Giebel u. 7 Thürmen stammt aus dem 14. Jahrh.



Nr. 4678. Aussicht vom Bodethal auf Herentanzplatz und Roßtrappe.

Von seinen stattlichen Plätzen zeichnen sich der Neumarkt mit Springbrunnen u. der Blücherplatz mit der von Schadow entworfenen ehernen Statue des hier geborenen Feldmarschalls Blücher aus. R.s bedeutende Industrie erstreckt sich auf Baumwollen= u. Leinenmanufaktur, auf Strohhut=, Tapeten= u. Spielkartenfabrikation, auf Gerbereien, auf Eisengießereien, Maschinen , Wagen u. Schiffbau, auf Branntwein , Essig= u. Bierbrauereien 2c.; auch treibt es lebhafte Fischerei. Wichtig ist ferner sein Handel. Zur Belebung desselben hat es eine Bank u. eine Börse, hält bedeutende Wollmärkte u. jährlich eine Messe ab. Ausfuhrartikel sind besonders Getreide u. die anderen Produkte des Landes, wie Wolle, Flachs, Fleisch u. Holz. Die Einfuhr besteht großentheils aus Kolonial u. Eisenwaaren u. Wein. Im J. 1874 sind 611 Schiffe mit 61,738 Tonnen Gehalt angekommen u. 600 mit 67,345 Tonnen Gehalt abgegangen. Einen großen Theil des Handels besorgt es mit seinen eigenen Schiffen, denn es hat die größte Handelsflotte in der Ostsee. Anfang 1875 besaß es 373 Segel= u. 7 Dampfschiffe mit 100,355, beziehentlich 103,182 Tonnen Tragfähigkeit u. 3784, beziehentl. 105 Mann Besatzung. Ganz in der Nähe der Stadt liegt auf der Insel Schönwerder die vortreffliche Vick'sche Kaltwasserheilanstalt, nächst der Gräfenberger die älteste in Deutschland. — R., eine alte wendische Stadt, die schon 1030 gegründet worden sein soll, erhielt vom Obotritenkönig Gottschalk Stadtrechte. 1161 vom dän. König Waldemar I. eingeäschert, wurde es 1170 wieder aufgebaut u. erhielt starke deutsche Einwanderung. 1237 1301 war es Sitz eigener Dynasten, war dann eine Zeit lang brandenburgisch, suchte dän. Schutz u. unterwarf sich 1314 Mecklenburg. Bis zur Auflösung der Hansa, 1630, war es Mitglied derselben u. erwarb sich dadurch Wohlstand u. Vorrechte, die es in vielfachen Fehden mit seinen Landesherren zu behaupten wußte. 1695 kam es zu Mecklenburg=Schwerin; 1712 wurde es von den Schweden erobert, 1715 besetzten es die Dänen u. 1716 die Russen, 1719 aber kam es wieder zu seinen Vorrechten. Es bildet noch jetzt eine Art Staat im Staate, hat seine eigene Ober= u. Niedergerichtsbarkeit u. das Recht der Selbstbesteuerung; die neu erlassenen Landesgesetze erhalten erst durch eigene Publikation in der Stadt Giltigkeit 2c.

Rostopschin, Fedor Wasiljewitsch, Graf v., geb. 12. März 1765 zu Moskau; leitete seine Familie von Dschingiskhan her, erbte schon vom Vater die Liebe zu den Wissenschaften u. allerlei Sonderbarkeit in Wesen u. Gewohnheit. Ausgezeichnet als Militär u. als Hofbeamter, stieg er unter Katharina u. Paul zum General u. ersten Kammerherrn empor, fiel aber 1801 in Ungnade, weil er den Bund mit Frankreich offen mißbilligte. Von Alexander 1812 zum Generalgouverneur von Moskau erhoben, brachte er zum Schutze der Stadt ein Corps von 122,000 Freiwilligen zusammen u. wußte vom russ. Adel die nöthigen Geldmittel zu erlangen, verließ aber die Stadt bei der siegreichen Annäherung Napoleon's mit allen Truppen u. dem besseren Theile der Bevölkerung. Den Brand von Moskau veranstaltet zu haben leugnete er persönlich gegen Niebuhr, schob in einer Schrift „La verité sur l'incendie de Moscou“ (Par. 1823) die Schuld dem Feinde zu, äußerte sich aber widersprechend gegen Varnhagen u. hat jedenfalls die Verbrecher aus den Gefängnissen entlassen u. alle Löschmannschaften entfernt, ehe Napoleon einzog, so daß der Brand, dessen erste Ursache noch in Dunkel gehüllt ist, die größten Dimensionen annehmen mußte. Auch seine eigene reiche Besitzung in der Nähe der Stadt zerstörte er bis auf die Kirche. Nach der Befreiung Rußlands u. Deutschlands erschien er mit Alexander auf dem Wiener Kongreß, lebte eine Zeit lang in Paris u. starb 18. Jan. 1826 zu Moskau. Eine — unvollständige — Sammlung seiner Werke, zum Theil poetischen Inhalts, erschien 1853 zu Petersburg, seine „Memoiren“ fragmentarisch in russischen Revuen. — Seine Schwiegertochter, Gräfin Ewdotia Petrowna **R.**, geb. Suschkow (geb. 4. Jan. 1812 zu Moskau, gest. das. 15. Dez. 1858), verfaßte die Romane „Am Ufer“ (Petersb. 1857) u. „Die glückliche Frau“ (Petersb. 1858) u. gab eine Sammlung ihrer Gedichte heraus (4 Bde., Petersb. 1855 59), die wegen ihres tiefen Gefühls u. der edlen Sprache viel Anerkennung fanden.

Rostow. 1. **R.**, uralte Stadt am gleichnamigen See u. an der Eisenbahn Moskau Jaroslaw im großruss. Gouvernement Jaroslaw mit 11,805 E. (1867); ist Sitz eines Erzbischofs, hat ein Priesterseminar, eine Kreisschule u. 33 Kirchen, treibt vorzugsweise Leinen= u. Lichtefabrikation u. hat mehrere Seifensiedereien. Ihr bedeutender Handel wird bes. durch den großen Markt vom 21. Febr. bis 11. März vermittelt. Die Umgebung zeichnet sich durch Gartenbau u. Obstbaumzucht (Rostower Aepfel) aus. — 2. **R.**, Stadt am rechten Mündungsarme des Don, an der Eisenbahn Kursk=Charkow=Asow u. an den Bahnen Woronesch=R. u. R.=Wladikawkas im südruss. Gouvernement Jekaterinoslaw, mit 39,129 E. (1867), die vorzugsweise Handel mit Weizen, Leinsamen, Talg, Eisenblech, Wolle 2c. treiben u. einen großen Jahrmarkt abhalten.

Rostra (Mehrzahl von rostrum, d. h. Schnabel, bes. Schiffsschnabel aus Erz, welcher an der Spitze der alten Schiffe befestigt war, um damit die feindlichen Schiffe in den Grund zu bohren) war der Name der Rednerbühne in Rom, welche auf der Grenzscheide des Forum u. des Comitium stand (s. „Das alte Rom“) u. an der die Schiffsschnäbel der den Antiaten 338 v. Chr. von den Römern abgenommenen Schiffe als Siegestrophäe befestigt waren.

Roswitha od. Hrotsvitha (sie selbst übersetzt ihren Namen mit Clamor validus), eine niedersächs. Dichterin, war Nonne des Klosters Gandersheim (s. d.) u. dichtete in der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. in lat. Sprache. Wir besitzen von ihr acht Legenden, theils in leoninischen Herametern, theils in Distichen; ferner sechs geistlich moralische Dramen od. richtiger dialogisirte Erzählungen in Prosa (herausgegeben von Bendiren, Lüb. 1858), eine auf Otto's II. Veranlassung

etwa 965—68 verfaßte hexametrische Geschichte Otto's I. u. endlich ein gleichfalls in Hexametern geschriebenes Gedicht über die Gründung von Gandersheim (die beiden letzteren Werke herausgeg. von Pertz in „Monumenta Germaniae historica", Bd. 6). Eine kritische Gesammtausgabe ihrer Werke lieferte Barack (Nürnb. 1858), eine Uebersetzung der drei Dramen „Gallicanus", „Dulcitius" u. „Kallimachus" gab Bendixen (Altona 1850), während der „Abraham" schon zu Anfang des 16. Jahrh. von Adam Werner von Themar übersetzt wurde. Die neuerdings von Aschbach („Roswitha u. Konrad Celtis", Wien 1867; 2. Aufl. 1868) aufgestellte Ansicht, die gesammten Werke der R. seien eine Fälschung, begangen von Konrad Celtis (dem ersten Herausgeber ihrer Werke, Nürnb. 1501) u. einigen anderen Humanisten, ist völlig haltlos. — Vgl. Köpke, „Hrotsuit von Gandersheim" (Berl. 1869).

Rotang, s. „Calamus".

Rota Romana heißt die Abtheilung der päpstlichen Kurie (s. d.), welche über Appellationen aus der gesammten Christenheit als höchster Gerichtshof entscheiden soll; für Italien bildet sie zugleich ein Gericht erster Instanz. Sie besteht seit Sixtus IV. (seit 1484) aus 12 Auditoren unter dem Vorsitz des ältesten Mitgliedes als Dekans.

Rotation, Umdrehung eines Körpers um eine Achse. Versetzt man eine Scheibe, durch deren Mitte ein Stäbchen gesteckt ist, durch Drehung zwischen Zeigefinger u. Daumen od. durch rasches Abziehen einer um das Stäbchen gewickelten Schnur in R., so zeigt sich die bekannte Erscheinung, daß der Kreisel während der R. nicht umfällt, sondern aufrecht stehen bleibt, ja sogar einem Drucke, der ihn umzuwerfen strebt, Widerstand leistet. Es ist dies eine Folge des Beharrungsvermögens, nach welchem jeder bewegte Punkt in seiner Bahn, also in vorliegendem Falle in seiner Rotationsebene, beharrt. Eine solche, ihre Lage von selbst beibehaltende Rotationsachse nennt man eine freie Achse. Auch die Erdachse ist infolge der R. eine freie Achse. Um die Erscheinungen der R. bequem studiren zu können, hat man Apparate konstruirt, in denen Kreisel in den Endpunkten ihrer Achse möglichst frei schwebend aufgehängt sind, entweder in einer sog. Cardanischen Aufhängung (Bohnenberger's Rotationsapparat) od. in einem Ringe, der an einem Ende eines am andern Ende balancirten Hebels befestigt ist (Fessel's Rotationsapparat). — Rotationsapparate nennt man in der physikalischen Technik auch eine Art von Induktionsapparaten (s. „Induktion").

Roth nennt man diejenige Farbenempfindung, welche durch die am meisten brechbaren Lichtstrahlen (s. „Farbenspektrum", „Farbenzerstreuung" 2c.) in unserem Auge erregt wird. Dieses reine Spektralroth erhält man auch, wenn man ungefärbtes Licht durch das rothe, mit Kupferoxydul gefärbte Glas (Ueberfangglas) gehen läßt. R. nennt man auch die Körper, von deren Oberfläche solche am meisten brechbare Lichtstrahlen reflektirt werden u. bes. auch die Stoffe, mit denen man andere Körper überzieht od. tränkt (färbt), um ihnen die Eigenschaft zu ertheilen, rothes Licht zu reflektiren. Die meisten dieser rothen Farbstoffe liefern aber ein R., welches mannichfach mit anderen Farben sowie mit weißem Lichte gemischt ist. Die wichtigsten rothen Farbstoffe sind Zinnober, Bolus, Mennige, Cochenille, Lac Dye, Krapp, Orlean, Fernambuk u. Brasilienholz, Saflor, Anilinroth 2c.

Roth, Rudolf v., deutscher Orientalist, einer der bedeutendsten Sanskritforscher, geb. 3. April 1821 zu Stuttgart; studirte in Tübingen, Berlin, Paris u. London u. habilitirte sich 1845 in Tübingen, wo er 1848 außerord. u. 1856 ord. Prof. der orientalischen Sprachen wurde u. in dieser Stellung, zugleich seit 1856 als Oberbibliothekar, noch wirkt. Schriftstellerisch war R. bis jetzt nur auf dem Gebiete der ind. Literatur u. Philologie thätig, u. bes. der Erforschung der ältesten ind. Literaturdenkmäler, der alten Rig-Vedahymnen u. ihrer Kommentare, sind seine Arbeiten gewidmet. Schon 1846 erschien seine epochemachende Schrift „Zur Literatur u. Geschichte des Veda" (Stuttg.); ihr folgte die Ausgabe von Jaska's „Nirukta" (Gött. 1852), einem umfangreichen grammatisch-lexikographischen Werke, das zu der ältesten Kommentarliteratur jener heiligen Hymnen gehört. Mit dem Amerikaner Whitney (dem bedeutendsten seiner vielen Schüler) gab er den „Atharva-Veda" heraus (Berl. 1856 f.), d. h. denjenigen Theil des Veda, der die alten Zauberformeln enthält u. bes. für das Studium der vergleichenden Mythologie von höchstem Werthe ist; ihm hat R. auch eine kleine Schrift gewidmet: „Abhandlung über den Atharva Veda" (Tüb. 1856). R.'s Hauptwerk jedoch ist das mit Böhtlingk zugleich herausgegebene große Petersburger Sanskritwörterbuch (7 Foliobände, 1853—76). R. gründete für das Studium u. Verständniß der Veden wie des Zend-Avesta eine eigene Schule, die sich bes. der Haug's u. Spiegel's gegenüber dadurch charakterisirt, daß sie, ziemlich unabhängig von den viele Jahrhunderte nach jenen Originalen verfaßten Sanskrit- u. Pehlewi-Kommentaren, diese nur selten zur Erklärung heranzieht, vielmehr die alten Texte aus sich selber u. nach allgemein philologisch-sprachvergleichenden Grundsätzen zu interpretiren sucht.

Rothe, Richard, einer der geistvollsten protestantischen Theologen der Neuzeit, geb. 28. Jan. 1799 in Posen; studirte 1817—20 zu Berlin u. Heidelberg Theologie u. Philosophie, besuchte dann noch bis 1822 das Predigerseminar in Wittenberg, wirkte seit 1823 als Prediger der preuß. Gesandtschaft in Rom, wurde 1828 Professor



Nr. 1674. Rostock.

am Seminar zu Wittenberg, 1832 zweiter Direktor desselben, 1837 ord. Prof. der Theologie u. Direktor des Predigerseminars zu Heidelberg, folgte 1849 einem Rufe nach Bonn, kehrte jedoch 1854 wieder nach Heidelberg zurück, wo er 20. Aug. 1867 starb. Obwol von Hegel u. Schleiermacher angeregt u. daher frei von theologischer Engherzigkeit, vertrat doch R. einen ganz selbständigen, warmchristlichen Standpunkt, den er selbst als einen theosophischen, d. h. als eine philosophische Vertiefung in die religiösen Geheimnisse, bezeichnete. Eigenthümlich ist ihm bes. die Betonung des Realen gegenüber der rein geistigen Auffassung religiöser Dinge; daher sein Wahlspruch „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes", daher auch seine Erwartung, daß sich die vollendete Kirche schließlich im Staate auflösen müsse. In seinen letzten Jahren erhoffte er die Besserung der kirchlichen Zustände bes. vom Protestantenverein. Sein System legte er zuerst nieder in der Schrift „Die Anfänge der christlichen Kirche u. ihrer Verfassung" (Bd. 1, Wittenb. 1837), dann in dem großartigen Hauptwerk seines Lebens, der „Theologischen Ethik" (Wittenb. 1845 bis 1848; 3 Bde., 2. Aufl. 4 Bde., 1867—70). Bedeutend ist auch die Abhandlung „Zur Dogmatik" (Gotha 1863 u. 1869). Aus seinem Nachlaß wurden herausgegeben die Vorlesungen über die „Dogmatik" (von Schenkel, 2 Thle., Heidelb. 1870); „Nachgelassene Predigten" (3 Bde., Elberf. 1868—69) u. die „Vorlesungen über Kirchengeschichte" (von Weingarten, 2 Thle., Heidelb. 1875—76).

Eine Sammlung hervorragender Aussprüche R.'s enthalten die „Stillen Stunden" (Wittenb. 1872). Vgl. Nippold, „Richard R., ein christliches Lebensbild" (2 Bde., Wittenb. 1873—74).

Rotheisenstein, s. v. w. Blutstein, s. „Eisenerze".

Röthel, auch rothe Kreide genannt, ist thoniger Rotheisenstein, ein natürliches Gemenge von Thon u. Eisenoxyd. Er wird theils als Anstrichfarbe, theils zum Vorzeichnen von Zimmerleuten u. Steinhauern verwendet.

Rötheln lat. Rubeolus nennt man einen ansteckenden Hautausschlag, welcher stets epidemisch auftritt u. nur Kinder befällt. Derselbe erscheint meist ohne Fieber u. besteht in senfkorn- bis linsengroßen, rothen, erhabenen, gewöhnlich stark juckenden Flecken, die zuerst im Gesicht auftreten u. sich allmählich über den ganzen Körper verbreiten. Nach 1—2 Tagen verschwindet der Ausschlag wieder, ohne je eine Nachkrankheit zu hinterlassen. Das Allgemeinbefinden ist während der Erkrankung so gut wie gar nicht gestört. Von den Masern unterscheiden sich die R. nam. durch das Fehlen des Fiebers u. der Bronchialkatarrhe, welche sich bei ersteren konstant finden. Eine besondere Behandlung ist wegen der Leichtigkeit der Erkrankung nicht nöthig.



Nr. 1680. Das Rothkehlchen (Lusciola rubecula).

Rothenburg an der Tauber, Stadt mit 5772 E. (1875) im bayer. Reg.-Bez. Mittelfranken; liegt höchst anmuthig auf einem Berge am rechten Ufer der Tauber u. ist Endstation einer von der bayer. Staatsbahn Linie München-Treuchtlingen-Gunzenhausen-Aschaffenburg) sich trennenden Zweigbahn. R. hat ein Bezirksamt, ein Stadt- u. Landgericht, ein Forst- u. ein Salzamt, eine Landwirthschafts- u. eine Gewerbeschule. Von seinen zehn Kirchen (acht kathol. u. zwei evangel.) zeichnet sich die 1373—76 erbaute goth. Hauptkirche zu St. Jakob aus. Die St. Wolfgangskirche hat schöne Glasmalereien u. Alterthümer, in der Franziskaner- u. in der Schäferkirche befinden sich zahlreiche Grabmäler. R. hat neben einem Rathhaus in prächtigem Renaissancestil auch ein altes gothisches Hospital, ein Waisenhaus, eine Stadtbibliothek u. eine aus dem 15. Jahrh. stammende Wasserleitung, die durch ein Druckwerk das Wasser der Tauber auf den Berg hebt. Seine thurmreiche Stadtmauer, die R. zu einem sehr festen Platze machte, ist noch erhalten u. durch seine zahlreichen wohlerhaltenen Bauwerke aus der Zeit der Gothik u. der besten Renaissance ist die Stadt fast von größerem archäologischen Interesse als selbst Nürnberg, weil in R. sich der alte Charakter weit unvermischter erhalten hat. R. fertigt Wollen- u. Baumwollenwaaren, hat Färbereien, Papier- u. Pulvermühlen u. treibt Viehzucht u. Weinbau. R. ist eine der ältesten fränk. Städte, war schon im 11. Jahrh. Sitz der Grafen v. R. u. wurde nach dem Aussterben derselben um das J. 1100 von Kaiser Heinrich III. seinem Neffen Konrad III. von Schwaben geschenkt, 1172 zur Freien Reichsstadt erhoben. 1552 eroberte es Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, dasselbe Schicksal erlitt es später von den Kaiserlichen u. 1645 von den Franzosen. 1803 kam es an Bayern, das aber mehrere Ortschaften des Gebietes, das damals 5 □M. umfaßte, an Württemberg abtrat.

Rother od. Ruther, ein sagenhafter König der Lombardei, Held eines der vorzüglichsten älteren deutschen Epen, dessen Inhalt folgender ist: Nachdem R., König von Bari, vergeblich durch Boten um die schöne Tochter Kaiser Konstantin's von Konstantinopel geworben hat, geht er endlich selbst unter dem Namen eines Grafen Dietrich, begleitet von den Riesen Asprian u. Widolt, an den Hof von Byzanz, gewinnt die Gunst der Kaiserstochter, besiegt für Konstantin den König Ymelot von Babylon u. entführt die Geliebte, die ihm aber der Vater durch List wieder rauben läßt; R. kehrt darauf nach Byzanz zurück, wird gefangen genommen, aber befreit, siegt über Konstantin u. erhält seine Gattin zurück, die ihm den Pipin, Karl's d. Gr. Vater, gebiert; als Pipin herangewachsen ist, überträgt ihm R. die Regierung u. geht mit seiner Gattin in ein Kloster, wo Beide ihr Leben beschließen. — Das auf volksthümlich deutscher Grundlage beruhende Gedicht, welches aber schon deutliche Spuren der Einwirkung, die die Kreuzzüge u. der durch diese hervorgerufene Geist auch auf die Volkspoesie ausübten, an sich trägt, ist das Werk eines Volksdichters od. „Fahrenden", der vom Niederrhein gebürtig war, aber in Bayern sein Gedicht verfaßte, spätestens um die Mitte des 12. Jahrh. — Abgedruckt ist das Gedicht in Maßmann's „Deutsche Gedichte des 12. Jahrhunderts" (Quedlinb. 1837), kritisch herausgegeben von H. Rückert (als Bd. 1 der „Deutschen Dichtungen des Mittelalters", Lpz. 1872).

Rothes Meer (Arabischer Meerbusen od. Meer von Mekka), nordwestlichster Arm des Ind. Ozeans, welcher Arabien u. das ägypt. Afrika trennt, im N. durch die 15 M. breite Landenge von Sues vom Mittelmeer getrennt, im S. durch die Straße Bab el-Mandeb (Thränenstraße) mit dem Arab. Meere u. dessen Westende, dem Meerbusen von Aden, verbunden; die Richtung des Meeres ist von SW. nach NO., die südl. Straße liegt 12° 39' nördl. Br. u. 44° östl. Länge von Greenwich, das Nordende bei Sues 30° nördl. Breite u. 33° östl. Länge. 20—30 M. breit, hat es eine Länge von mehr als 300 M., wird am Nord- u. Südende etwas schmäler u. läuft im N., durch die Halbinsel Sinai in zwei Arme gespalten, in der 25 M. langen Bai von Sues u. der östlicheren, 15 M. langen, von Akaba aus. Die erstere Bai, in der Bibel auch Meer Suph, d. i. Schilfmeer, genannt, ist das R. M. der Hebräer. Die Küsten des R. M.es sind nominell alle türkisch, sei es unmittelbar od. mittelbar, wie die ägyptische; am schwankendsten sind die südwestlichen Striche, wo die Samhara Abessinien vom Meere trennt. Entweder sieht man Steilküsten mit zahlreichen vorgelagerten Inseln, die oft in den schroffsten vulkanischen Formen jäh aus dem Meere emporragen, od. Flachküsten mit Dünen von Wüstensand; nicht selten ist ein niedriger, zuweilen sogar sumpfiger Küstensaum vorgelagert. Von den vielen Klippen u. Koralleninseln sind zu nennen die brit. Inseln Perim in der Bab-el-Mandeb, Kamaran zwischen Hodeida u. Lohaja an der arab. Küste, nördl. davon auf derselben Seite die Farsaninseln, denen schräg gegenüber die Dahlakinseln an der ägypt. Küste liegen. Im nördl. Theile vor Allem liegen häufige Korallenbänke, die man bei stillem Wasser bis zu einer Tiefe von 20 bis 30 m. in den verschiedensten Gestalten erblickt. Kein einziger wirklich sicherer Hafen findet sich auf einer der beiden Seiten. Da das R. M. nicht einen einzigen perennirenden Zufluß hat, so ist es als ein bloßer Arm des Ozeans, der von warmen Landmassen umschlossen einer starken Verdunstung ausgesetzt ist, ungemein salzig; sein Wasser hat, während der Ozean im Mittel 3,5 %, das Schwarze Meer u. die Ostsee 1,77 % Salzgehalt besitzen, deren über 4. Auch die Wärme des Wassers ist ungewöhnlich groß; Ebbe u. Flut sind stark fühlbar. Die größte Tiefe, welche in dem meist seichten Wasser gemessen wurde, betrug 400 Faden. Alle diese Umstände, verbunden mit den herrschenden Nordwinden, bereiten der Schiffahrt ziemliche Schwierigkeiten. Daß übrigens beide Ufer sich allmählich heben, sieht man an dem alten Hafen von Dschidda, dem Landeplatz von Mekka, der damals noch Schiffen von geringem Tiefgang zugänglich war, jetzt aber gänzlich von der See abgesperrt ist. Dr. Rüppell schätzt die Hebung im S. auf der afrik. u. in der Mitte auf der asiat. Seite auf 4—5, an der Südspitze der Sinaihalbinsel auf 10—13 m.; bei Sues ist sie jedenfalls ganz unzweifelhaft. — Im Alterthum wie im Mittelalter war das R. M. einer der belebtesten Verkehrswege zwischen Indien u. den Ländern des Mittelmeeres, mit der Umfahrung des Kaps der guten Hoffnung aber u. der kurz darauf über Aegypten sich ausbreitenden Türkenherrschaft

verlor es von seiner Bedeutung, bis durch den Kanal von Suez auch das R. M. wieder in den Mittelpunkt des Weltverkehrs gezogen worden ist.

Rothfisch od. Huchen (Huch, Heuch, *Salmo hucho*, ungarisch Galocza, krainisch Letejstnii), ein Lachsfisch der Donau u. ihrer Zuflüsse, nam. der von der Nordseite der Alpen herströmenden, wie Iller, Lech, Isar, Inn, Salzach u. bisweilen auch der zugehörigen Seen (Chiemsee, Ammersee). Er zeichnet sich aus durch seine gestreckte cylindrische Körperform, sieht oben grau aus, unten silberweiß; an den Seiten wie auf dem Rücken, nicht aber an den Flossen, hat er schwarze Flecken; ältere Thiere sehen röthlich aus, woher der Name R. Der Huchen ist ein sehr gefräßiger Raubfisch, in dessen Magen man sogar Wasserratten gefunden hat, laicht im April, wandert aber nicht wie der Lachs u. hat ein weißes, wohlschmeckendes Fleisch.

Rothgiltigerz od. Rothgültigerz, ein bekanntes Silbererz, von dem man zwei Arten unterscheidet, nämlich das lichte u. das dunkle R.; ersteres erscheint in starkglänzenden, schön kochenillerothen Krystallen, die des letzteren sind dunkelroth bis schwärzlich bleigrau; beide Arten krystallisiren rhomboëdrisch. Das lichte, auch Proustit od. Arsensilberblende genannt, besteht in 100 Theilen aus 65,4 Silber, 15,2 Arsen u. 19,4 Schwefel; das dunkle, die Antimonsilberblende od. Pyrargyrit, enthält in 100 Theilen 59,9 Silber, 22,3 Antimon u. 17,8 Schwefel. Das R. kommt theils in derben Massen in Gängen u. eingesprengt, theils in Krystalldrusen vor u. ist als sehr reiches Erz für die Silberproduktion von Wichtigkeit. Man findet es im Harze, Erzgebirge, in Norwegen, Ungarn u. vielen anderen Ländern.

Rothguß heißen solche Messinglegirungen, die ihres großen Kupfergehaltes wegen (72 % u. mehr) eine röthliche Farbe haben, während diejenigen, bei denen der Kupfergehalt nur 70 % u. weniger beträgt, ihrer helleren Farbe wegen als Gelbguß bezeichnet werden.

Rothhirsch od. Edelhirsch, s. „Hirsch“.

Rothholz heißen im Handel mehrere rothe Farbehölzer, welche meist von verschiedenen Arten der Gattung *Caesalpinia* abstammen. Nach dem Herkommen unterscheidet man amerikanisches R., gewöhnlich auch Brasilienholz genannt, ostindisches u. afrikanisches R. Die beste Sorte des amerik. ist das Fernambukholz (Brasilienholz), dann folgen das Bahia-, das Lima-, Nicaragua- u. Costarica-R. Das ostindische, auch Bimas- od. Sapanholz genannt, von *Caesalpinia Sapan* stammend, war schon vor der Entdeckung Amerika's bekannt; es kommt von Siam u. den Molukken. Das afrikanische R., von den Engländern Bar-wood od. Cam-wood genannt, kommt von Sierra Leone u. stammt von Baphia nitida (*Lod.*). Von dem ebenfalls rothgefärbten Santelholz lassen sich die von Casalpinaarten abstammenden Rothhölzer leicht dadurch unterscheiden, daß sie an kochendes Wasser Farbstoff abgeben u. dieses roth färben, während dies bei Santelholz nicht der Fall ist.

Rothkehlchen (*Lusciola rubecula*), ein zierlicher Singvogel von olivengrauer Färbung mit rostrother Stirn, Kehle u. Oberbrust, kurzem, dünnem, an der Wurzel etwas zusammengedrücktem Schnabel, einem zehnfedrigen, schwach ausgeschnittenen Schwanze u. langen Laufen. Das R. ist in Europa, Nordafrika u. Kleinasien zu Hause, in Deutschland verweilt es vom März bis zum September od. Oktober; einzelne bleiben auch den Winter über da. Wie andere „Erdsänger“ nistet es in der Nähe des Bodens, auf dem es auch seine Insektennahrung aufliest. Seiner lieblichen Stimme u. seines überaus muntern Wesens wegen wird das R. sehr viel als Stubenvogel gehalten.

Rothkupfererz (Cuprit), ein sowol in schönen rothen Krystallen des Tesseralsystems, als auch in derben Massen von kochenillerother bis bräunlichrother Farbe vorkommendes, sehr reichhaltiges Kupfererz; es enthält 88,8 % Kupfer u. 11,2 % Sauerstoff, ist also Kupferoxydul. Man findet es zu Chessy bei Lyon, Rheinbreitenbach, Cornwall, am Ural u. Altai.

Rothliegendes od. Rothtodtliegendes ist die untere Etage der Permischen Formation (s. d.), lagert also da, wo sie überhaupt vorkommt, unmittelbar über der Steinkohlenformation. Das R. besteht aus Schichten von Konglomeraten, Sandsteinen u. Schieferthonen. Die vorzugsweise häufig auftretenden Konglomerate setzen sich zusammen aus nuß- bis kopfgroßen Geröllen u. Geschieben der verschiedenartigsten älteren Gesteine u. einem thonigen, seltener kieseligen Bindemittel, welches eine höchst charakteristische, durch einen Gehalt von Eisenoxyd bewirkte rothe Färbung besitzt; daher auch der Name R. Ebenso gefärbt sind gewöhnlich auch die in dieser Formation vorkommenden Sandsteine u. Schieferletten; nur in den oberen Schichten hat die rothe Farbe zuweilen durch Auswaschungen der grauen Platz gemacht. Im Vergleich mit den unmittelbar unter u. über dem R. sich findenden Formationen ist dieses verhältnißmäßig arm an organischen Ueberresten; es finden sich darin hauptsächlich nur einige Fische u. Saurier, von Pflanzen bes. Calamiten u. Farrne. Charakteristische Leitfossilien des R. sind *Calamites gigas* (*Brong.*) u. *Walchia piniformis* (*Sternb.*). Das R. findet sich in der Gegend zwischen Chemnitz, Zwickau u. Crimmitzschau, in der Mansfelder Gegend u. am südl. Harzrande, im Saar-Rheingebiete u. a. O.

Rothrußland ist der Theil Galiziens (s. d.), der die ehemals sog. russ. Woiwodschaft (seit 1349 ein Bestandtheil des alten Königreichs Polen [s. d.]) u. die Landschaften Halicz u. Chelm ausmachte. Die russ. Woiwodschaft war begrenzt durch die Woiwodschaft Belz im N., durch Wolhynien u. Podolien im O., durch Moldavien, Bukowina u. Ungarn im S. u. westl. durch die Woiwodschaften Krakau u. Sandomir, u. bestand aus den Landschaften Lemberg mit den Bezirken Zydaczow, Przemysl u. Sanok. Der Name R. verdankt seine Entstehung einem Mißverständniß. Nachdem nämlich Wladimir d. Gr. 980 die Stadt Tscherwen (jetzt Dorf Tscherneiew bei Komarow, südöstl. von Zamosz, südl. von Chelm) erobert u. die in der dortigen Gegend wohnenden Slaven mit seinem Reiche Kiew vereinigt hatte, benannte man jenes Gebiet an der Nordostseite der Karpaten Tscherwennaja Russia, d. h. das Tscherwenische Land, woraus dann durch Verwechslung Russia Tschermnaja, d. h. R., entstand.

Rothschild, das größte u. reichste aller Bankhäuser, wurde gegründet durch Mayer Anselm (Amschel) **R.**, geb. 1743 zu Frankfurt a. M. als Sohn eines Handelsjuden in einem Hause, das „Zum Rothen Schilde“ hieß, davon nahm er später den Namen R. an.



Nr. 4681. Mayer Anselm Rothschild (geb. 1743, gest. 19. Sept. 1812).

Wegen seiner besonderen Fähigkeiten zum Rabbiner bestimmt, wurde derselbe nach dem Tode seines Vaters Amschel Moses (6. Okt. 1754) nach Fürth gebracht u. trieb später in Prag, Preßburg u. anderen Orten talmudistische Studien, kehrte aber später nach Frankfurt zurück, um sich dem Geschäftsleben zu widmen, erwarb sich die nöthigen Kontorkenntnisse u. machte seinen ersten praktischen Versuch in Hannover, wo er sich ein kleines Kapital ersparte. Mit diesem gründete er 1770 in seiner Geburtsstadt ein eigenes Wechselgeschäft u. verheirathete sich mit Gudula od. Gutle Schnapper (geb. 23. Aug. 1753, gest. zu Frankfurt a. M. 7. Mai 1849). Lange Zeit hielt sich sein Geschäft in mäßigen Verhältnissen, bis er 1801 vom damaligen Landgrafen, nachherigen Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen zum Hofagenten ernannt wurde. Schon im nächsten Jahre schloß R. mit Dänemark die erste Staatsanleihe ab. Als 1806 der Kurfürst von Hessen vor den Franzosen fliehen mußte, betraute er R. mit der Sorge für sein zurückgelassenes Vermögen, u. diesem, der sich auch des besondern Wohlwollens des Fürsten Primas Karl v. Dalberg, Großherzogs von Frankfurt, zu erfreuen hatte, gelang es, den größten Theil davon zu retten. R. starb 19. Sept. 1812 zu Frankfurt u. seine fünf Söhne vereinigten sich zur ferneren Leitung des Bankgeschäfts, u. dieses gelangte dann durch eine ununterbrochene Reihe von Geld- u. Kreditoperationen zu einem Range u. Einflusse, der dem Hause R. zugleich eine große politische Wichtigkeit in Europa verlieh. Das einträchtige Zusammenwirken ward auch durch die Vertheilung des Geschäftsbetriebes auf verschiedene Hauptstädte Europa's nicht gestört, vielmehr hatte dies den Vortheil, daß die Brüder, die überdies Frankfurt als Mittelpunkt aller Operationen beibehielten, in den Stand gesetzt wurden, die Verhältnisse aller Hauptplätze genau kennen zu lernen. Die fünf Brüder waren: 1. Anselm Mayer, Frhr. **v. R.**, geb. zu Frankfurt a. M. 12. Juni 1773. Dieser wurde

Chef des dortigen Stammhauses „M. A. v. R. & Söhne", erhielt preußischerseits den Titel eines Geheimen Kommerzienraths u. 1815 von Oesterreich den Adel, wurde 1822 mit seinen vier Brüdern in den Freiherrenstand erhoben, war seit 1835 bayer. Konsul in Frankfurt u. starb daselbst kinderlos 6. Dez. 1855. Ihm folgte als Chef des Frankfurter Hauses sein Neffe, Frhr. Mayer Karl **v. R.**, älterer Sohn des Frhrn. Karl Mayer v. R., geb. zu Frankfurt a. M. 5. Aug. 1820. Dieser hatte 1837—39 in Göttingen u. Berlin die Rechte studirt u. dann viele u. große Reisen gemacht. Da er 1866 nachdrücklich für die Interessen seiner Vaterstadt auftrat, so ward er von derselben in den Norddeutschen Reichstag erwählt, wo er sich aber keiner Fraktion anschloß. — 2. Salomon Mayer, Frhr. **v. R.**, geb. zu Frankfurt a. M. 9. Sept. 1774; lebte seit 1816 meist in Wien, wo er das Zweighaus „S. M. v. R." gründete u. leitete. Dasselbe stand nam. in der traurigen Epoche 1849—60 mit der österr. Finanzwirthschaft in innigster Verbindung. Damals gab es fast keine größere Finanzoperation des Kaiserthums, an welcher das Wiener Haus R. nicht in hervorragender Weise direkt od. indirekt Theil genommen hätte. Mit dem Zusammenbruche der absolutistischen Aera änderte sich auch die Stellung des Hauses R. zum österr. Staate. Wol half es noch hin u. wieder aus den durch die alljährlichen Defizite erwachsenden Verlegenheiten, aber die Zeit der großen Anleihen war vorüber u. damit auch die Rolle, welche es in finanzpolitischer Beziehung innegehabt. Der erste Chef des Wiener Hauses starb zu Paris 27. Juli 1855. Sein Sohn u. Nachfolger, Frhr. Anselm Salomon **v. R.**, geb. zu Frankfurt a. M. 28. Jan. 1803, Geheimer Rath u. lebenslängliches Mitglied des österr. Reichsraths-Herrenhauses, starb zu Oberdöbling bei Wien 1874 am Todestage des Vaters. Jetziger Chef des Wiener Hauses ist des Letztgenannten jüngster Sohn, Frhr. Salomon **v. R.** — 3. Nathan Mayer, Frhr. **v. R.**, geb. zu Frankfurt a. M. 16. Sept. 1777; errichtete 1798 ein Geschäft in Manchester, das er 1803 nach London verlegte, wurde 1820 österr. Konsul, 1822 bereits Generalkonsul u. starb in seiner Geburtsstadt 28. Juli 1836 mit Hinterlassung von vier Söhnen. Der älteste derselben, Frhr. Lionel Nathan **v. R.**, geb. zu Frankfurt a. M. 22. Nov. 1808, folgte dem Vater als erster Chef des Londoner Hauses „N. M. R. & Söhne" u. als österr. Generalkonsul. Im Jan. 1858 erhielt derselbe auch seinen Sitz im Unterhause, wo er sich den Liberalen anschloß; seine früher wiederholt erfolgte Wahl war an seinem jüd. Bekenntniß gescheitert. Der zweite Sohn, Sir Anthony **R.**, geb. 29. Mai 1810, war zweiter Chef des Londoner Hauses, sowie Leiter der von seinem Hause gegründeten Gold- u. Silberscheideanstalt, u. starb zu London 4. Jan. 1876; er war seit 1840 mit einer Tochter des Sir Moses Montefiore (s. d.) vermählt. In der ihm 1846 verliehenen Baronetswürde folgte ihm der Sohn seines älteren Bruders Nathaniel Mayer **R.**, geb. 1840, der auch seit Febr. 1876 das österr. Generalkonsulat verwaltet. Der dritte Bruder war Frhr. Nathaniel **v. R.**, geb. zu Frankfurt a. M. 2. Juli 1812, gest. zu Paris 19. Febr. 1870, lange hindurch gelähmt u. blind. Der vierte Bruder war Frhr. Mayer Amschel **v. R.**, geb. 29. Juni 1818, seit 1839 Associé des Londoner Hauses, an dessen Geschäften er jedoch mit weit geringerem Eifer als seine beiden ältesten Brüder Theil nahm; seine Leidenschaft galt vielmehr dem Sport. Seit 1859 Vertreter von Hythe im Unterhause, stimmte er gleichfalls mit den Whigs. — 4. Karl Mayer, Frhr. **v. R.**, geb. zu Frankfurt a. M. 24. April 1788; wurde der Chef eines in Neapel gegründeten Hauses, lebte aber seit 1821 meist in Frankfurt, wurde auch daselbst 1829 neapolitanischer Konsul u. starb zu Neapel 10. März 1855. — 5. Jakob od. James, Frhr. **v. R.**, geb. zu Frankfurt a. M. 15. Mai 1792; gründete bereits 1812 das Haus „Gebrüder R." in Paris, verwaltete seit 1822 das österr. Generalkonsulat daselbst u. starb ebendaselbst 15. Nov. 1868. Von den vier Söhnen, die er hinterließ, folgte ihm in der Leitung des Pariser Hauses der älteste, Frhr. Edmund **v. R.**, geb. zu Paris 1826. Derselbe zeigte sich nach dem Deutsch-franz. Kriege als großer Deutschenhasser. — Vgl. „Das Haus R., seine Geschichte u. seine Geschäfte" (2 Bde., Prag u. Lpz. 1857) u. Franz Otto, „Das Buch berühmter Kaufleute" (Bd. 1, 2. Aufl., Lpz. 1870).

Rothschwänzchen od. Rothling heißen Singvögel mit kurzem, dünnem, an der Wurzel etwas zusammengedrücktem Schnabel, aschgrauer Oberseite, rostrothem, abgerundetem, zehnfedrigem Schwanze u. langen Laufen. Beim Hausrothschwänzchen (Ruticilla tithys) ist die Brust wie die ganze Unterseite schwarz, beim Gartenrothschwänzchen (Rut. phoenicurus) ist das Weibchen an Brust u. Kehle gelblichweiß gefärbt, das Männchen an ersterer rostroth, an letzterer schwarz. Beide sind vom Frühjahr bis in den Herbst in Deutschland überall häufig u. nisten in Baum- u. Mauerlöcher, das Hausrothschwänzchen bes. gern in alte Gebäude.

Rothtanne, s. „Tanne".

Rothwelsch, s. v. w. Gaunersprache (s. d.). Die Erklärung dieses Wortes hat die Sprachforschung viel beschäftigt u. es galt lange als feststehend, daß es von dem zigeunerischen rot, d. h. Bettler, herkomme. Heute bezweifelt kaum noch Jemand, daß R., die schon im 13. Jahrhundert nachweisbare Benennung eines betrügerischen, unverständlichen Sprechens, nichts Anderes ist als die „Sprache der rothen Welschen" (roth zunächst auf die Haarfarbe bezogen, dann aber, da Rothhaarigkeit auch als Zeichen von Trug u. Bosheit galt, schon früh im Sinne von „falsch, betrügerisch" gebraucht). — Vgl. Andresen, „Deutsche Volksetymologie" (2. Aufl., Heilbronn 1876).

rotiren, sich um seine Achse drehen, im Kreise drehen.

Rotolo, Rottolo, Rotal, Rättel, Rotl, vom arabischen rathl, d. h. Pfund, ein in Europa, Asien u. Afrika gebräuchliches Gewicht, das aber sehr verschieden schwer ist. Das R. wiegt z. B. in Abessinien 311 gr.; in Aleppo 2,28 Kg.; in Aegypten 444 ¼ gr.; in Arabien 462 gr.; auf Cypern für Oel 3,17 Kg.; in Damaskus 1,786 Kg.; in Konstantinopel 562,53 gr.; auf Malta 791 gr.; in Neapel 891 gr.; in Smyrna 578,28 gr.; in Persien 484 gr.; in Tripolis 1,817 Kg. &c.

Rötscher, Heinrich Theodor, Dramaturg, geb. 10. Sept. 1803 zu Mittenwalde (Mark Brandenburg), wo sein Vater Prediger war; studirte zuerst in Berlin unter Böckh u. Hegel, dann in Leipzig unter Hermann Philologie u. Philosophie u. habilitirte sich hierauf in Berlin als Privatdozent. Nach Veröffentlichung seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit, über „Aristophanes u. sein Zeitalter" (Berl. 1827), ging er als Gymnasiallehrer nach Bromberg, wo er später den Professortitel erhielt. Dort verfaßte er auch seine „Abhandlungen zur Philosophie der Kunst" (ebd. 1837—42, Thl. 1—4) u. machte unter dem Titel „Die Kunst der dramatischen Darstellung" (ebd. 1841—46, 3 Thle.; 2. Aufl. 1861) den ersten Versuch, die Schauspielkunst der wissenschaftlichen Darstellung zu unterwerfen u. in ihrer Totalität zu begreifen. 1845 erhielt er die Stelle eines Kritikers bei der „Spener'schen Zeitung" in Berlin. Der von ihm bald nachher auf Tieck's Anregung entworfene Plan zur Errichtung einer Theaterschule kam aber nicht zur Verwirklichung. Einen Theil seiner kritischen Berichte über das Berliner Schauspiel stellte er in den „Dramaturgischen Skizzen u. Kritiken" (Berl. 1847) zusammen, denen sich später eine 2. Folge „Dramaturgische Abhandlungen u. Kritiken" (Lpz. 1859) anschloß. Mit dem Wechsel der Intendanz (1851) zog sich R. von jeder direkten Einwirkung auf die königl. Bühne zurück. Von seinen übrigen Schriften sind noch zu nennen: „Ueber Byron's Manfred" (Berl. 1844); „Das Schauspielwesen" (ebd. 1843); „Seidelmann's Leben u. Wirken" (ebd. 1845); „Shakespeare in seinen höchsten Charaktergebilden" (Dresd. 1864); „Dramatische u. ästhetische Abhandlungen" (Lpz. 1864); „Dramaturgische Probleme" (Dresd. 1865); „Entwicklung dramatischer Charaktere aus Lessing's, Schiller's u. Goethe's Werken" (Hann. 1869). Er starb zu Berlin 9. Apr. 1871.

Rott, eigentlich **Rosenberg,** Moritz, ausgezeichneter Schauspieler, geb. von jüd. Eltern zu Prag 17. Sept. 1796; wandte sich vom kaufmännischen Beruf der Bühne zu, ward von Koch in Wien an das Josephstädter Theater gebracht, war dann in Kaschau, Lemberg, Olmütz u. Linz, seit 1822 am Theater an der Wien, seit 1829 in Leipzig engagirt u. gehörte 1832—55 zu den Mitgliedern des königl. Hoftheaters in Berlin, wo er 11. März 1867 starb. Wie dieser sich als Tragöde einen großen Ruf erworben hatte, so Karl Mathias **R.** als Komiker. Letzterer, geb. zu Wien 23. Febr. 1807, war zuerst Sänger u. Musiker, begann seine schauspielerische Laufbahn 1832 gleichfalls am Josephstädter Theater, ging 1847 zum Theater an der Wien über u. starb in seiner Geburtsstadt 10. Febr. 1876. Auch seine Gattin, Marie **R.**, geb. Lutz, geb. zu Wien 1840, gest. daselbst 17. Aug. 1872, war eine beliebte Schauspielerin.

Rotte nennt man die 2 resp. 3 Soldaten, welche in der zwei- od. dreigliedrigen Aufstellung hinter einander stehen. Rottmeister war eine Unteroffizierdarge in der Armee früherer Jahrhunderte, z. B. im Dreißigjährigen Kriege. Rotte in der Jägersprache bezeichnet eine Anzahl (Rudel) wilder Sauen.

Rotteck, Karl Wenzel v., Rechtsgelehrter, Geschichtschreiber, Publizist u. Volksvertreter, Sohn des Professors u. Protomedikus der österr. Vorlande Karl Anton Rodecker, den wegen seiner Verdienste Kaiser Josef II. mit dem Namen v. R. adelte, ward zu Freiburg i. Br. 18. Juli 1775 geb.; studirte daselbst die Rechte, wurde 1797 Assessor beim dortigen Stadtgericht, erhielt aber schon im folgenden Jahre die Professur der Weltgeschichte an der Universität seiner Vaterstadt, vertauschte aber 1818 das Lehrfach der Geschichte mit dem des Vernunftrechts u. der Staatswissenschaften. 1819—25 auch Vertreter der Universität in der I. bad. Kammer u. seit 1831 Mitglied der II. Kammer, trat er hier mit Welcker (s. d.) als warmer Vertheidiger freisinniger Bestrebungen auf, wurde indessen bei der Reorganisation der Freiburger Universität, im Okt. 1832, auf Grund eines Bundestagsbeschlusses in unfreiwilligen Ruhestand versetzt. Seine Mitbürger wählten ihn seitdem wiederholt zu ihrem Bürgermeister, die Regierung aber versagte dem Mißliebigen die Bestätigung; erst 1840 hob sie das Interdikt gegen seine Lehrthätigkeit wieder auf, aber bereits 26. Nov. 1840 starb R. zu Freiburg. Als Schriftsteller war R. zuerst mit einzelnen historischen Arbeiten in der Jacobi'schen „Iris“ aufgetreten. 1811 begann er seine vielverbreitete „Allgemeine Weltgeschichte“ (9 Bde., Freib. 1813—27; 25. Aufl. mit der Fortsetzung von Hermes u. Steger, 11 Bde., Braunschw. 1866 f.; Auszug daraus, 4 Bde., Stuttg. 1830—34; 8. Aufl. von Zimmermann, 7 Bde., 1869—71). Sein zweites Hauptwerk ist das „Lehrbuch des Vernunftrechts u. der Staatswissenschaften“ (4 Bde., Stuttg. 1829 bis 1835). Vor dessen Veröffentlichung hatte er Aretin's „Staatsrecht der konstitutionellen Monarchie“ (3 Bde., Altenb. 1824—28) vollendet, u. mit Welcker gab er seit 1834 das „Staatslexikon“ bis zum 10. Bde. heraus. Von R.'s übrigen Schriften sind noch bes. hervorzuheben: „Historischer Bildersaal“ (3 Bde., Stuttg. 1828); „Kleinere Schriften, meist historischen u. politischen Inhalts“ (5 Bde., Stuttg. 1829—35) u. die von seinem Sohne Hermann herausgeg. „Nachgelassenen Schriften“ (5 Bde., Pforzh. 1841—43). R.'s „Allgemeine politische Annalen“ (3 Bde., ebd. 1830 ff.) wurden, gleich seiner Zeitschrift „Der Freisinnige“, bei seiner Pensionirung (1832) unterdrückt. Vor R.'s ehemaliger Wohnung in der Eisenbahnstraße zu Freiburg befindet sich sein Büstendenkmal; der Platz heißt „Rotteckplatz“. — Hermann **v. R.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Freiburg 25. Aug. 1815, gest. als Privatdozent 12. Juli 1845, schrieb: eine „Geschichte der neuesten Zeit“ (2 Bde., Pforzh. u. Stuttg. 1841—44) u. „Poetische Versuche“ (1838); auch gab er eine „Bildergalerie“ zur „Allgemeinen Weltgeschichte“ seines Vaters heraus. — Karl **v. R.**, Bruder des Vorigen, seit 1838 Advokat in seiner Vaterstadt Freiburg, trat daselbst 1849 an die Spitze der republikanischen Partei, flüchtete nach dem Scheitern der Revolution ins Ausland u. ward 1850 in contumaciam zu 20jähr. Freiheitsstrafe verurtheilt, lebt aber, seit 1856 amnestirt, wieder in Baden.

Rottenburg, Stadt u. Hauptort des gleichnamigen Oberamtes im württemberg. Schwarzwaldkreise, mit 6416 E. (1875); liegt malerisch am linken Ufer des Neckar, durch den es von seiner Vorstadt Ehingen getrennt ist, u. an der Bahn, die über Tübingen nach Plochingen zur württembergischen Staatsbahn führt; ist Sitz eines Oberamts u. eines Oberamtsgerichts u. des kathol. Landesbischofs mit einem Ordinariat u. einem Domkapitel, hat ein Kameralamt, ein neues Kreisgefängniß, in welchem die Gefangenen mit Seidenzucht beschäftigt werden, ferner ein kathol. Priesterseminar u. mehrere aufgehobene Klöster, 4 Kirchen, darunter den sehenswerthen Dom zu St. Martin, ein altes Schloß u. im Bischofshof eine Sammlung röm. Alterthümer, die hier in dem ehemaligen röm. Standort Sumelocenna gefunden wurden. R.'s Industrie erstreckt sich auf Seidenzucht, auf Fabrikation musikalischer Instrumente, auf Drechslerwaaren, Gerbereien ꝛc. R. kommt schon um 1103 als Sitz der Grafen von Hohenberg vor; 1293 kam es an Oesterreich, wurde später Freie Reichsstadt u. 1802 württembergisch.

Rottenhammer, Johann, Historienmaler, geb. 1564 zu München; wurde 1582 in seiner Vaterstadt Schüler Donauer's, ging 1588 nach Venedig, wo er sich unter Tintoretto ausbildete, verbrachte auch einige Zeit in Rom, lebte nach seiner Rückkehr nach Deutschland in München u. Augsburg u. starb in letzterer Stadt 1623. In der ersten Periode selbständigen Schaffens steht R. ganz unter dem Einflusse Tintoretto's, dessen Kunstweise sowol in der Farbengebung als in der oft verworrenen, unklaren Anordnung auch die seinige ist. Seine späteren Bilder sind oft ziegelroth in der Fleischfarbe u. im Ganzen zu bunt, z. B. eine sehr große Madonna mit vielen Heiligen, dem Augustinus erscheinend (Pinakothek in München), gelungen dagegen die meisten seiner zahlreichen kleineren Gemälde. Häufig malte er auch nur die mythologischen u. allegorischen Figuren in den Landschaften von Jan Breughel u. Paul Bril. Eine Anzahl seiner besten Werke befindet sich im Belvedere zu Wien; auch die Münchener Pinakothek u. Frauenkirche u. die Augsburger Kirchen besitzen viele von R.'s Bildern.



Nr. 4682. Karl Wenzel v. Rotteck; geb. 18. Juli 1775, gest. 26. Nov. 1840.

Rotterdam (d. i. Dam an der Rotte), Stadt mit 115,734 E. (Zählung von 1869; nach der offiziellen Schätzung für den 31. Dez. 1875: 132,054 E.) in der niederländischen Provinz Südholland; liegt an der Mündung der Rotte in die hier gegen 2000 m. breite Maas od. Merwe, 2½ Stunde vor ihrer Mündung in die Nordsee, an der niederl. Rheinbahn, an der niederl. Staatsbahn u. an der Grand Central Belge. R. ist in Form eines Dreiecks, mit der längsten Seite der Maas zugewendet, gebaut u. von vielen tiefen, mit beweglichen Brücken versehenen Kanälen durchschnitten, so daß auf ihnen Seeschiffe verkehren können. Der Haupthafen ist die Mündung der Rotte u. die lange Front an der Maas, an welcher bes. die Rheindampfer u. die den überseeischen Handel vermittelnden großen Fahrzeuge anlegen. Die schönen, breiten Kais sind mit hohen Bäumen bepflanzt u. zeichnen sich wie alle Straßen R.'s durch große Reinlichkeit aus. Ein wichtiger Verkehrsweg ist die am 1. Mai 1877 dem Verkehr übergebene großartige Verbindungsbahn, die in einer Länge von 5200 m. in einer fast geraden Linie die Stadt durchschneidet, auf riesenhaften Brücken u. Viadukten über die Köpfe der Bevölkerung hinweggeführt ist, die Maas überschreitet u. das Bahnnetz der holl. Eisenbahn (Amsterdam-R. ꝛc.) mit der Linie Mallegat-Dortrecht der Staatsbahn verbindet. — R. wird in die Außenstadt (Buitenstadt) u. die Binnenstadt getheilt, die durch eine hohe Straße, welche die Binnenstadt vor der 2—3 m. steigenden Flut schützt, getrennt sind. Die Binnenstadt ist der vornehmste Theil; ihre Hauptstraße ist der über 3000 m. lange Kai (Boompjes) der Maas entlang. Sehr schöne Gebäude hat auch der neue Stadttheil (het nieuwe werk). — Von den 15 Kirchen zeichnet sich die reformirte St. Lorenzkirche (1472 vollendet) aus, mit einem gegen 90 m. hohen Thurme, einer ausgezeichneten Orgel u. den Grabdenkmälern der Seehelden Witt, Bratel u. Cortenaar. Bedeutende Bauwerke sind das Rathhaus mit korinthischer Säulenhalle, die Börse, das Admiralitätsgebäude (Zeekontor), der Palast der vormaligen Ostind. Compagnie, die Synagoge, die Irrenanstalt, das neue Krankenhaus, das Waisenhaus, das Theater ꝛc. Auf dem Marktplatze steht das eherne Standbild des hier geborenen Erasmus. Auch dem Volksdichter Tollens aus R. ist eine

Statue gesetzt worden. R. ist Sitz einer Admiralität, eines Handelsgerichts, eines Bezirksgerichts u. mehrerer Untergerichte, hat eine Akademie der Wissenschaften, eine hohe Schule für Bau- u. Zeichenkunst, eine Industrieschule, eine Seemannsschule, eine Musikschule 2c., daneben bedeutende Industrie, bes. viele Zuckersiedereien, Brennereien u. Destillationen, Bleiweißfabriken, Kattundruckereien, Seifen-, Leder- u. Thonwaarenfabrikation, sehr viele Windmühlen, von denen mehrere Holz sägen, u. bedeutende Schiffswerfte mit Zubehör. R.s größte Bedeutung aber liegt in seinem Handel; seine Aus- u. Einfuhr ist, bes. seitdem sich Antwerpener Rheder hierher gewendet haben, bedeutender als in Amsterdam; für Getreide, für Bordeauxweine, für Krapp, Tabak, Flachs 2c. ist R. Hauptmarkt. Seit dem 11. Jahrh. nachweisbar, erhielt R. 1272 Stadtrecht u. kam bald zu Ansehen u. Macht. 1480 wurde die Stadt von Franz v. Brederode genommen, 1570 von den Spaniern erobert u. bis 1572 von ihnen gehalten. Von Spanien befreit, nahm es die Reformation an u. bekam 1586 als die erste der sog. kleinen Städte von Wilh. v. Oranien Sitz u. Stimme bei den Staaten von Holland.



Nr. 4683. Rotterdam.

Rottmann, Karl, berühmter Landschaftsmaler, geb. zu Handschuchsheim bei Heidelberg 11. Jan. 1797; empfing den ersten Kunstunterricht bei einem Portraitmaler in Heidelberg, bildete sich aber für sein Fach fast nur durch das Studium der Natur u. durch den Verkehr mit seinem Freunde, dem Maler Daniel Fohr, aus. 1822 wurde er Schüler der Münchener Akademie, aber nicht diese war es, die ihn förderte, sondern die Natur. Er bereiste das Bayerische Gebirge u. brachte im folgenden Sommer eine Landschaft aus der Ramsau, die, wie die meisten seiner nachherigen Arbeiten, eine tief elegische Auffassung verrathend, über R.'s künftiges Geschick entschied, indem sie ihm die Mittel zu einer Reise nach Italien verschaffte. Er trat sie 1826 an, dehnte sie bis Sizilien aus u. begann nach 2 Jahren mit italienischen Landschaften hervorzutreten. Zu den schönsten derselben gehören die „Landschaft aus der Umgegend von Palermo" (1829) u. die „Ansicht von Taormina". Dann machte er sich im Auftrage König Ludwig's an den Cyklus der 28 ital. Fresken unter den Arkaden des Hofgartens in München, Meisterwerke der Landschaftsmalerei, die, nachdem sie leider durch das Wetter u. rohe Hände stark gelitten hatten, neuerdings durch R.'s Bruder Leopold (s. u.) restaurirt sind (herausgeg. in Chromolithographie von R. Steinbock, Münch. 1875 ff.). Nach Vollendung dieses Werkes sandte König Ludwig, um diesen ital. Landschaften der Arkaden eine Folge von griechischen anreihen zu können, den Künstler nach Griechenland; 1835 vollzog er in Begleitung des Bauraths Ludwig Lange den mit großen Beschwerden u. Entbehrungen verbundenen Auftrag u. begann, nach München zurückgekehrt, die Ausführung der Bilder, 23 an der Zahl, die in einem eigens dazu erbauten Saale der Neuen Pinakothek, u. zwar auf Mauergrund, in einer der Oelmalerei verwandten Harzmalerei ausgeführt wurden. Ganz anders als in jenen Fresken des Hofgartens, welche hauptsächlich durch die unendliche Einfachheit der Darstellung u. die Schönheit der Linien wirken, tritt uns hier in jedem Bilde eine frappante Licht- u. Lufterscheinung entgegen, die der Künstler der historischen Bedeutung der dargestellten Gegend anzupassen suchte, was in einigen in meisterhafter Weise gelungen ist, in anderen dagegen den Eindruck des Gewaltsamen macht. Doch starb R. noch vor der Vollendung des letzten dieser Bilder 6. Juli 1850. — Auch sein viel jüngerer Bruder Leopold **R.**, geb. 1813 in Heidelberg, ging, nachdem er Anfangs Historienmaler gewesen war, zur Landschaft über u. strebte bes. nach individueller u. lokaler Naturwahrheit.

Rottweil, Stadt u. Hauptort eines Oberamtes im württemberg. Schwarzwaldkreise, mit 5547 E. (1875); liegt amphitheatralisch an einem Abhange am linken Ufer des Neckar, an einer Abzweigung der württemberg. Hauptstaatsbahn. Die höchst alterthümliche Stadt mit gut erhaltenen Mauern u. Thürmen ist Sitz eines Oberamtes u. eines Oberamtsgerichts, eines Forst- u. eines Kameralamts, hat ein kath. Dekanat, ein niederes kathol. theologisches Konvikt, ein Gymnasium u. eine Realschule. Seine 5 Klöster u. das Jesuitenkollegium sind aufgehoben. Von den Kirchen ist die schönste die gothische Pfarrkirche zum heil. Kreuz, im 12.–14. Jahrh. erbaut u. neuerdings von Heideloff restaurirt; das alte Rathhaus ist ein stattliches Gebäude; der Reichthum an römischen Alterthümern hat zur Gründung eines Alterthumsvereins geführt. Ein Mosaik aus einem röm. Bade befindet sich eben so wie eine Sammlung mittelalterlicher Holzschnitzwerke in der St. Lorenzkapelle auf dem alten Gottesacker. R. hat Seiden- u. Baumwollenmanufaktur, Cichorienfabrikation, zwei Pulvermühlen 2c.; sein Getreidemarkt ist einer der bedeutendsten Württembergs. Die Umgegend ist reich an Flachs- u. Obstbau. In der Nähe liegt die Saline Wilhelmshall. — R., schon im J. 763 erwähnt, wurde später Freie Reichsstadt u. hatte als solche viel Kämpfe mit den Württembergern, so daß es zeitweise genöthigt war, in den Schweizerbund einzutreten. 1643 wurde es vom franz.-weimarischen Corps Guebriant's, bald darauf von den Kaiserlichen genommen. 1802 kam es an Württemberg.

Rotulus, verkürzt Rotul, Rotel (a. d. Mittellat.), etwas Zusammengewickeltes, Aktenbündel; rotuliren, Akten nach ihrer Folge bezeichnen, ordnen u. einheften, davon das Hauptwort Rotulation.

Rotunde (vom lat. rotundus, rund; ital. rotonda, frz. rotonde), jedes runde Gebäude od. jede runde Abtheilung eines Gebäudes. Dahin gehören die Rundtempel im Alterthum, ferner im Mittelalter ein großer Theil der Centralbauten, insofern sie vorherrschend runde Form haben, z. B. viele Baptisterien, Grabkirchen u. Grabkapellen, die auch bei regelmäßig vieleckigem Grundriß (etwa Achteck, Zwölfeck) häufig R. heißen, z. B. die achtzehneckige Befreiungshalle bei Kelheim.

Roturier (franz., spr. Rotürieh), ein Bürgerlicher.

Rotz, ansteckende Krankheit der Pferde, überhaupt Einhufer, besteht in der Bildung von Geschwüren in den Schleimhäuten aus kleinen gelben Knötchen. Der Nasenrotz kennzeichnet sich durch gelb-grünen, übelriechenden, meist einseitigen Ausfluß aus der Nase, durch Geschwüre u. Narben in derselben u. Anschwellung der Kehlgangdrüsen. Der Lungenrotz kann lange Zeit verborgen bleiben; es bilden sich in den feinsten Luftwegen der Lunge Knötchen bis zu Erbsengröße, welche verkalken; die Thiere magern ab u. werden schwindsüchtig. Beim Hautrotz (Wurm) entstehen Knoten von Erbsen- bis Faustgröße mit strangartigen Verbindungen unter der Haut, wo sich Geschwüre bilden. R. tritt meist chronisch auf, seltener akut. Das Kontagium des R.es kann sich mit der Lungen- u. Hautausdünstung in der Luft verbreiten; die Ansteckung geschieht meist direkt. In den meisten Staaten ist die Behandlung der rotzkranken Pferde verboten, sie müssen sofort getödtet werden, was häufig auch auf die verdächtigen Thiere ausgedehnt wird. Sorgfältigste Reinigung u. Desinfizirung des Stalles ist in Ansteckungsfällen wie bei der Rinderpest (s. d.) nöthig. — Der R. überträgt sich auch auf Menschen.

Roubaix (spr. Rubäh), Fabrikstadt im franz. Depart. Nord mit 68,264 E. (1872), nordöstl. von Lille am La-Marcqkanal u. an der Eisenbahn Lille-Courtray gelegen, hat ein Arbeiterschiedsgericht u. zahlreiche Baumwollenspinnereien, Färbereien u. Stahlkämme, starke Fabrikation von wollenen, baumwollenen u. seidenen Stoffen, von Shawls 2c. u. ziemlich lebhaften Handel.

Roué (frz., spr. Ru-eh, von rouer, rädern), wörtlich ein Geräderter; so nannte der Regent von Frankreich, Herzog Philipp von Orleans, die Gefährten seiner Ausschweifungen. In weiterem Sinne versteht man unter R. einen im Benehmen feinen Menschen von schlechten Grundsätzen, einen Wüstling, bes. Verführer von Mädchen.

Rouen (spr. Ruang), Hauptstadt des franz. Depart. Seine inférieure mit 102 470 E. (1872), liegt in einem schönen Thale zwischen Kreidebergen, die mit Feldern u. Wiesen bedeckt sind, bis auf die Vorstadt St. Séver am rechten Ufer der Seine, im Bahnnetz der franz. Nordbahn in dem der Westbahn u. an der Bahn R.-P. Quevilly, ist Sitz eines Präfekten, eines Appellationsgerichts, eines Handelsgerichts, eines Arbeiterschiedsgerichts 2c., eines Erzbischofs u. eines protestantischen Konsistoriums; von wissenschaftlichen Anstalten besitzt sie eine Akademie, eine Vorbereitungsanstalt für Mediziner u. Pharmazeuten, eine Zeichen-, Maler- u. Gewerbeschule 2c., eine ziemlich bedeutende Bibliothek, einen botanischen Garten, ein Naturalien- u. Antiquitätenkabinet. Die Stadt gewährt von der Seine aus einen prachtvollen Anblick; die Boulevards am Flusse, die breiten Quais, die schöne steinerne Seinebrücke zur Vorstadt St. Séver, die große Kaserne links am Flusse, der Hafen voller Schiffe imponiren in seltener Weise; im Innern aber ist die Stadt düster, die langen, engen Straßen laufen regellos zwischen den hohen Häusern, von denen viele aus Holz, mit der Giebelseite der Straße zugekehrt sind. Nur die größeren Plätze sind mit meist schönen neuen Häusern umgeben u. mit Springbrunnen geschmückt. Die schönste Zierde R.s ist die im gothischen Stile erbaute Kathedrale, 132,54 m. lang, 31,51 m. breit u. bis zum Gipfel ihrer Wölbung 52 m. hoch. Sie wurde von Philipp August in den ersten zwanzig Jahren des 13. Jahrh. erbaut, vollständig vollendet aber erst im 16. Jahrh. Einer ihrer Glockenthürme, 1544 aus Holz gebaut, wurde 1822 durch den Blitz zerstört; an seine Stelle ist nunmehr eine hohe eiserne Spitze gekommen. Die Kirche enthält die Grabdenkmäler normannischer Herzoge; andere schöne Denkmäler aus Marmor u. Alabaster wurden in der Revolution zerstört. Von hohem künstlerischen Werth ist auch die Abteikirche von St. Ouen, 135,11 m. lang, 25,81 m. breit u. 32,18 m. hoch. Ihr großer Thurm von 77,96 m. Höhe ist ein Meisterstück von Grazie u. Majestät; an seiner Spitze trägt er die normannische Herzogskrone. An schönen gothischen Gebäuden hat die Stadt noch die große Leinwandhalle, den Justizpalast u. das große Hôtel-Dieu, eines der größten Hospitäler Frankreichs. Andere hervorragende Gebäude sind das Rathhaus, die Börse u. das Theater. An Denkmälern besitzt es eine mittelmäßige Statue von Jeanne d'Arc, welche hier die Engländer 1431 verbrennen ließen, u. auf der Seinebrücke seit 1834 die Bildsäule des hier geborenen Corneille. R. ist auch Geburtsort von Fontenelle, Boieldieu u. Basnage. R. ist Mittelpunkt der nach ihm Rouennerie genannten Baumwollenfabrikate, Calicots, Indiennes, Bonneteries, Decken u. Wäsche. Seine eingemachten Früchte haben Weltruf. Ferner fabrizirt es vorzugsweise noch Eisen- u. Blechwaaren u. liefert bes. gute Horn- u. Elfenbeinarbeiten. Aber auch Wollen-, Seiden- u. Leinenfabrikate, Strumpfwaaren, Seife, chemische Produkte, Leder, Papier 2c. werden in R. zum Export gefertigt. Durch seine günstige Lage an der hier langsam fließenden, über 300 m. breiten u. der Flut zugänglichen Seine, die Seeschiffe bis zu 300 Tonnengehalt ohne Schwierigkeit hierher gelangen läßt, u. durch seine große Nähe von Paris ist R. schon seit langer Zeit Handelsdepot für Paris geworden. Es lagern hier ebenso die Kolonialwaaren für Paris wie die Ausfuhrartikel für Havre. — Als Rotho- od. Rotomagus war R. Hauptstadt der Velokassier u. unter Konstantin Hauptort der Provincia Lugdunensis. 841 wurde es von den Normannen verwüstet u. 898 abermals von ihnen genommen. Im 10. Jahrh. ward es Hauptstadt der Normandie u. kam, wie diese Provinz selbst, 1040 unter engl. Herrschaft. Zu Anfang des 13. Jahrh. von Philipp August genommen, wurde es 1242 mit der Normandie an Frankreich abgetreten, kam 1408 nochmals unter engl. Herrschaft, wurde aber schon 1448 wieder französisch. Während der Kriege der Hugenotten war R. ein fester Stützpunkt derselben. 1594 übergab es sich Heinrich IV., nachdem es dessen Belagerung 1591 u. 1592 standhaft ausgehalten hatte.

Rouge et Noir (spr. Ruhsch e Noar) ist ein dem durch die Spielbäder so berüchtigten Trente-et-quarante (s. d.) verwandtes, jedoch einfacheres Hazardspiel, das mit sechs vollständigen franz. Kartenspielen gespielt wird, wobei die As 1, sämmtliche Bilder je 10 u. die übrigen Karten nach ihrer Augenzahl gelten. Nachdem der Bankier die Karten gemischt hat, läßt er von einem der in unbegrenzter Zahl zulässigen Pointeurs abheben, legt sämmtliche Spiele an den hierzu bezeichneten Platz, nimmt beliebig viel Karten in die linke Hand u. ladet zum Spielen ein. Sind die Sätze auf dem zweitheiligen Teppich (eine Hälfte gilt für rouge, eine für noir) gemacht, so legt er folgeweise soviel Karten auf, daß die Augen derselben nicht unter 31 u. nicht über 40 betragen. Ist eine solche Reihe gelegt, so wiederholt er dasselbe für eine zweite Reihe. Die erste Reihe ist für Roth (rouge), die zweite für Schwarz (noir), u. es gewinnt diejenige Reihe, welche sich am meisten der Zahl 31 nähert. Liegen in beiden Reihen gleichviel Points (auf die Zahl der Karten kommt es hierbei gar nicht an), so bleibt das Spiel unentschieden, ausgenommen bei 31, (31 plié, refait de trente et un), in welchem Falle die Sätze stehen bleiben u. derjenigen Partei zufallen, die im nächsten Coup gewinnt. Dieser Refait bietet dem Bankier einen wesentlichen Vortheil. Nach jedem Coup wandern die aufgelegten Karten in den Korb.

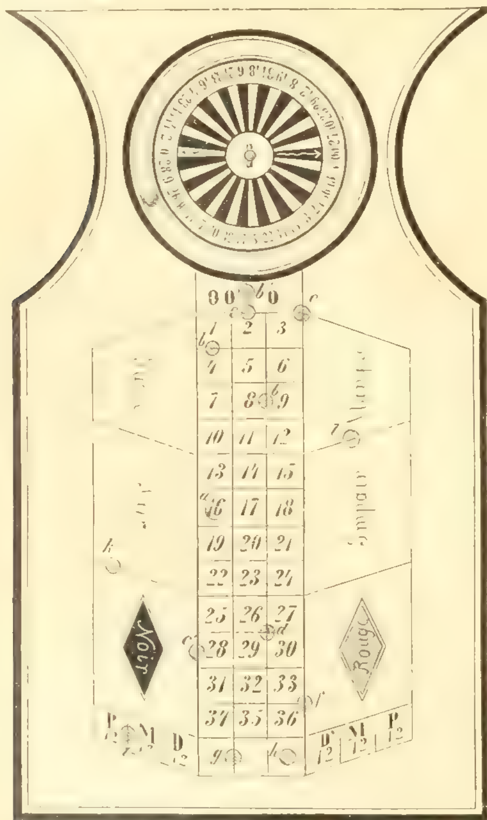
Rouget de Lisle (spr. Ruscheh d'Lihl), Claude Joseph, franz. Dichter, geb. zu Lons le Saulnier (Jura) 10. Mai 1760, war Ingenieuroffizier in Straßburg, als er beim Ausbruch der Revolution die Marseillaise (s. d.) dichtete u. zugleich in Musik setzte. Auch schrieb er einen „Chant de vengeance" u. „Chant de guerre". Trotzdem verfolgt u. eingekerkert, entging er nur durch Robespierre's Sturz der Hinrichtung. Nach seiner Befreiung (1795) begab er sich zur Ostarmee, wurde in der Schlacht bei Quiberon verwundet, nach Paris gebracht u. lebte dann dort in Armuth, bis er 1830 vom Staate einen Jahrgehalt erhielt. Er starb in Choisy le Roi bei Paris 26. Juni 1836.



Nr. 1684. Karl Rottmann (geb. 11. Jan. 1797, gest. 6. Juli 1850).

Rouher (spr. Ru-eh), Eugène, franz. Staatsmann, geb. zu Riom 30. Nov. 1814, wurde daselbst einer der angesehensten Advokaten, vertrat 1848 sein heimatliches Departement in der Constituante u. erlangte 1849 einen Sitz auch in der Legislative, wo er mit der Rechten stimmte. Nach dem Rücktritte des ersten Ministeriums des Prinz-Präsidenten Ludwig Napoleon ward R. mit der Leitung des Justizministeriums betraut, behielt dieselbe mit kurzer Unterbrechung bis zum 26. Okt. 1851 u. gehörte auch dem nach dem Staatsstreiche vom 2. Dez. 1851 gebildeten Kabinet als Justizminister an; zwar gab er schon 22. Jan. 1852 wegen des Dekrets in Betreff der Güter der Familie Orleans seine Entlassung, nahm aber bald darauf seine Ernennung zum Vizepräsidenten des Staatsraths an. Seit 2. Febr. 1855 Minister des Handels, des Ackerbaues u. der öffentlichen Arbeiten, ward er 23. Juni 1863 Präsident des Staatsraths u. 18. Okt. desselben Jahres Staatsminister u. Ministerpräsident. Seitdem war er fast 5 Jahre hindurch der vornehmste Wortführer der Regierungspolitik u. übte auf Napoleon III. den größten Einfluß aus. Man nannte ihn daher den Vizekaiser. Als der Kaiser, um die infolge der verunglückten mexikanischen Expedition immer heftiger u. erregter werdende Opposition etwas zu beschwichtigen, sich am 19. Jan. 1867 veranlaßt fand, in einem an R. gerichteten Briefe dem Liberalismus gewisse Zugeständnisse zu machen, trat das Kabinet zurück, doch nahm der Kaiser die Entlassung der meisten Minister nicht an, nam. die R.s nicht, der nun auch noch das Finanzministerium übernahm. Seitdem ging es aber mit seiner Autorität herab. Vergeblich bemühte er sich

im Juli 1869, die Interpellation der 116 Deputirten zu verbindern, die sich auf Garantien für eine parlamentarische Regierung bezog u. die sofortige Vertagung der Kammern, Entlassung R.'s u. das Versprechen des Kaisers, die Verfassung durch einen Senatskonsult im Sinne der Interpellanten modifiziren zu lassen, zur Folge hatte. R. selbst erfuhr dies erst durch den „Moniteur" vom 10. Juli. Zwar wurde 20. Juli das Ministerium theilweise wieder hergestellt, R. aber trat nicht wieder in dasselbe ein, sondern erhielt 25. Juli den Vorsitz im Senat, dem er bereits seit 1856 angehörte. Nach dem Sturz des Kaiserreichs, für das er einer der Hauptpfeiler gewesen war, ging R. nach England, u. als er im März 1871 nach Frankreich zurückkehrte, ward er wegen des Verdachts, daß er zu Gunsten des abgesetzten Kaisers agitiren wolle, in Boulogne verhaftet. Indeß verfügte die Regierung zu Versailles seine sofortige Freilassung, worauf er sich nach Brüssel wandte. Im Febr. 1872 bei der Nachwahl auf Korsika in die Nationalversammlung u. 5. März 1876 in die Deputirtenkammer gewählt, wurde er hier das Haupt der bonapartistischen Partei. Auch ist er noch heute der Vertrauensmann der Exkaiserin Eugenie u. ihres Sohnes.



Nr. 4685. Zum Artikel „Roulette".

Rouladen (spr. Ruladen, franz. roulades, von rouler, rollen) nennt man in kolorirten Gesangsstücken diejenigen Stellen, bei denen auf einer u. derselben Silbe mehrere geschwinde Noten gesungen werden, die einen gewissermaßen rollenden Lauf bilden.

Rouleaux (franz., spr. Ruloh, von rouler, rollen), ein Vorhang zum Auf- u. Niederrollen, wie er meist vor den Fenstern angebracht ist, außerdem eine Rolle od. Walze.

Roulette (spr. Rulett), bekannter Apparat zum Betreiben des durch die Spielbanken berüchtigten Roulettespieles, im Wesentlichen so eingerichtet, daß man eine sich innerhalb eines flachen Holzgefäßes um einen Zapfen bewegende, an ihrem Rande mit numerirten u. abwechselnd schwarz od. roth gefärbten vertieften Fächern versehene Scheibe in Umdrehung versetzt, gleichzeitig innerhalb des um die Scheibe laufenden u. gegen diese etwas geneigten Randes eine kleine Elfenbeinkugel in entgegengesetzter Richtung spielen läßt, bis die Vorrichtung zur Ruhe kommt. Das Einfallen der Kugel in das eine od. andere Fach der Scheibe entscheidet über Gewinn u. Verlust. Die deutsche R. hat 18 zur Hälfte rothe u. schwarze Vertiefungen od. Fächer, die große od. italienische R. dagegen 37 od. 38, u. zwar 36 mit den Zahlen von 1 bis 36 bezeichnete u. eine od. zwei weitere Vertiefungen, mit einer einfachen (zéro) od. einer doppelten Null (double zéro) bezeichnet. — Zum Betrieb des Spieles gehört außer der eigentlichen R. noch ein Spielteppich (Fig. 4685), der nicht nur alle Zahlen trägt, die auf der Drehscheibe vorkommen, sondern auch noch besondere Felder für Roth (rouge) u. Schwarz (noir), Gerade (pair) od. Ungerade (impair), für die Nummern von 1 bis 18 (erste Hälfte, manque) u. von 19 bis 36 (zweite Hälfte, passe), für das erste, zweite u. letzte Drittel (1—12 = douze premier; 13—24 = douze milieu; 25—36 = douze dernier) u. endlich für die sog. Kolonnen, d. h. die drei leeren Felder unter den 12 Nummern, die in einer Längsreihe (colonne) unter einander stehen (1, 4, 7 ..... 31, 34; 2, 5, 8 ..... 32, 35; 3, 6, 9 ..... 33, 36). Nachdem auf diesem Teppich die Einsätze gemacht worden, bringt der Bankier Scheibe u. Kugel in Bewegung u. ruft, nachdem die letztere in ein Fach der Scheibe eingefallen, die betreffende Nummer aus, sowie ob dieselbe zu Roth od. Schwarz, zu Gerade od. Ungerade, zur ersten od. letzten Hälfte gehört (beim Herauskommen der Nummer 23 wird z. B. gerufen: „23, rouge, impair et passe!"). Die gerufenen Fälle haben gewonnen, ebenso die nicht ausgerufenen Zahlengruppen, zu welchen die gespielte Nummer gehört. Den Spielern ist es gestattet, außer den eben angeführten Stellen auch mehrere Abtheilungen zugleich mit einem Geldstück zu besetzen, z. B. zwei, drei, vier, fünf u. sechs Nummern ꝛc. In Nachfolgendem sind diese Fälle nebst den ihnen zukommenden Gewinnsätzen zusammengestellt, zur größeren Deutlichkeit wurde aber noch durch Buchstaben darauf hingewiesen, wie die Sätze zu machen sind. 1. Die Felder rouge, noir, pair, impair werden einfach bezahlt; 2. douze premier, milieu u. dernier (12^p, 12^m, 12^d.) sowie die drei Kolonnen (s. h in Nr. 4685) dagegen zweifach. 3. Eine einzelne Nummer (a) gewinnt 35fach; 4. zwei Nummern (à cheval genannt, nach b, b′ b″ zu setzen) 17fach; 5. drei Nummern (transversale pleine, s. c, c′) 11fach; 6. vier Nummern (carrée, d) 8fach; 7. fünf Nummern (transversale à cinq numéros, s. e) 6fach; 8. sechs Nummern (transversale à six numéros, s. f) 5fach. Die Sätze g u. i, womit man 24 bestimmte Nummern belegt, werden im Falle des Gewinnes einfach bezahlt, dagegen ist das Setzen nach k u. l nur dann zulässig, wenn man das Doppelte des niedrigsten Satzes (in den Spielbädern einen Gulden od. Thaler, 2 Francs) pointirt, da hier in ungünstigem Falle nur einhalbfach gewonnen wird. Wichtig ist beim Roulettespiel die Null; kommt eine solche heraus, dann werden die auf sie gemachten Sätze 35fach ausbezahlt, alle anderen Sätze aber verlieren, ausgenommen jene, welche auf die einfachen Einsatzstellen der gleichen Seite gesetzt sind u. weder gewinnen noch verlieren. Kommt z. B. 0 (zéro rouge) heraus, so können die Einsätze auf manque, impair, rouge zurückgezogen od. stehen gelassen werden. Die Vortheile des Bankiers sind bei der raschen Beendigung jedes einzelnen Spieles ganz beträchtliche.

rouliren (spr. ruliren, franz. rouler, rollen), im Umlauf sein, gäng u. gäbe sein, aus einer Hand in die andre gehen.

Roumanille, José, neuprovençalischer Dichter, geb. zu St. Remy (Bouches du Rhône) 8. Aug. 1818, seit 1847 in Avignon als Buchhändler lebend; hat sich um die Entwicklung der neuprovençalischen Literatur namhafte Verdienste erworben, theils durch seine eigenen werthvollen poetischen Leistungen, theils dadurch, daß er die provençalischen Dichter (félibre) zu einem Dichterbunde vereinigte u. ihnen dadurch die Möglichkeit einer gemeinsamen Thätigkeit u. gegenseitigen Anregung gewährte. Als Organ dieser 1854 gegründeten poetischen Gesellschaft giebt R. in seinem Verlage alljährlich einen Dichteralmanach („L'Armana provençau") heraus. Als R.'s schönste Dichtung gilt das Gedicht „Li Crecho" (die Krippen), welches er 1851 zur Einweihung der ersten Kinderbewahranstalt verfaßte. Daneben verdienen Erwähnung „Li Margarideto" (1847) u. „Le Campano mountado" (1857). R.'s schönes Gedicht „Die beiden Seraphim" hat Moritz Hartmann in seinem „Tagebuche aus Languedoc u. Provence" (Bd. 2, S. 169) übersetzt. Seine Werke („Lis Oubreto") erschienen gesammelt 1859 (2. Aufl. 1864).

Rousseau (spr. Russoh), Jean Jacques, berühmter französischer Schriftsteller, wurde 28. Juni 1712 zu Genf als Sohn eines armen, aber intelligenten Uhrmachers geboren. Die vorzeitige Lektüre von Romanen, welche in derjenigen des Amyot'schen Plutarch kein genügendes Gegengewicht fand, regte die Phantasie des begabten Knaben übermäßig an u. entfremdete ihn dem wirklichen Leben, so daß, als er nach beendeter Schulzeit als Schreiber in den Dienst eines Gerichtsbeamten trat, er sich als völlig untauglich erwies u. entlassen wurde. Sein Vater gab ihn hierauf zu einem Graveur in die Lehre, indessen der 16jähr. Knabe zeigte auch zu diesem Berufe nicht die geringste

Neigung u. entfloh aus dem Hause seines Lehrherrn. Seine ziellose u. abenteuerliche Fluchtwanderung führte ihn auch nach Annecy in Savoyen, wo er die Gunst einer vermögenden Frau, der Madame de Warens, erwarb, welche sich bemühte, seine noch sehr lückenhafte Bildung zu vervollständigen, ihn aber auch bestimmte, sein calvinistisches Glaubensbekenntniß mit dem katholischen zu vertauschen. Auf den Rath seiner Gönnerin bereitete sich nun R. in Turin, wo er seinen Uebertritt vollzogen hatte, zum Eintritt in den geistlichen Stand vor; aber auch dieser Versuch scheiterte, u. unter neuen Abenteuern kehrte er nach Annecy zu seiner mütterlichen Freundin zurück, welche ihn nun nach Lyon sandte, um dort dem Studium der Musik obzuliegen. Jedoch nur zwanzig Monate verweilte R. hier, dann verließ er in einem Anfalle von Melancholie, die sich bis zum Verfolgungswahnsinne steigerte, den Landsitz u. mußte, von der Regierung wegen seines „Emile" verfolgt, bald auch aus Frankreich flüchten. Er begab sich zuerst nach Neufchâtel u. dann nach England, wo er sich mit dem Geschichtschreiber Hume befreundete, eben so schnell aber auch wieder verfeindete. Infolge des letzteren Umstandes entschloß er sich zur Rückkehr nach Frankreich, wo ihm der Prinz v. Conti ein Asyl in Trie le Château gewährte (1767). Unfähig jedoch, lange an einem Orte zu verweilen, u. in sich immer steigernder Melancholie überall Feinde u. Nachstellungen fürchtend, begann R. schon nach zwei Monaten aufs Neue



Nr. 4686. Rouen.

Doch fand der unruhige R. auch hier keine bleibende Stätte, sondern kehrte bald abermals nach Annecy zurück, u. da er dort Madame de Warens, welche inzwischen ihren Wohnsitz verlegt hatte, nicht mehr antraf, lebte er eine Zeit lang als Musiklehrer unstet bald in Neufchâtel, bald in Solothurn, bald in Paris, bis er endlich in Chambéry seine Beschützerin wiederfand u. durch ihre Vermittlung eine Anstellung bei der Steuerverwaltung erhielt. Bald jedoch siedelte R. wieder nach Frankreich über u. widmete sich in Besançon u. Lyon musikalischen Studien, mußte indessen nach kurzer Zeit, um sich finanzieller Bedrängniß zu entreißen, eine Sekretärstelle bei dem Grafen von Montaigu, franz. Gesandten in Venedig, annehmen, welche er später mit einer ähnlichen bei dem Generalpächter Dupin in Paris vertauschte. Während seines nunmehrigen Aufenthaltes in Paris machte er die Bekanntschaft hervorragender Schriftsteller u. Gelehrten, wie z. B. Diderot's, d'Alembert's, Condillac's u. A., u. wurde durch den Verkehr mit ihnen zu eigener schriftstellerischer Produktion angeregt. Nachdem R. von einer abermaligen Reise nach der Schweiz, auf der er zu Genf zum Calvinismus zurücktrat, zu kurzem Aufenthalte nach Paris zurückgekehrt war, bezog er in dem Thale von Montmorency ein einsames Haus (1756), welches eine andere Gönnerin, Madame d'Epinay, ihm hatte errichten lassen, u. welches unter dem Namen der „Eremitage" eine literarische Berühmtheit erlangt hat. ein unstetes Wanderleben u. nahm abwechselnd in Lyon, Grenoble, Chambéry u. Bourgoin seinen Wohnsitz, bis er endlich nach Paris zurückkehrte. Seine letzte Wohnstätte aber fand R. in einem Landhause zu Ermenonville (Depart. Oise), welches ihm einer seiner Gönner, Herr v. Girardin, als Zufluchtsstätte angewiesen hatte: hier starb er am 3. Juli 1778. Seine Gebeine wurden 11. Okt. 1794 im Pantheon zu Paris beigesetzt. — Seine schriftstellerische Thätigkeit auf dem philosophischen Gebiete, durch welche er der geistige Urheber der Franz. Revolution werden sollte, begann R. 1750 damit, daß er die von der Akademie zu Dijon gestellte Preisfrage: „Hat die Wiederherstellung der Künste u. Wissenschaften dazu beigetragen, die Sitten zu verbessern od. zu verderben?" in einer Abhandlung („Discours sur les arts et les sciences") verneinend beantwortete. Von seinen späteren Werken sind die wichtigsten „Du Contrat social" (1762), in welchem er die Lehre von der Volkssouveränetät ausführlich begründete u. das Verhältniß zwischen Regierenden u. Regierten als auf einem „Gesellschaftsvertrage" beruhend darstellte; „Emile" (1761), eine Anweisung zu einer naturgemäßen, von keinem religiösen Bekenntniß u. keinen Standesvorurtheilen beeinflußten Erziehung, ein Buch, das neben vielen Verkehrtheiten u. halben Wahrheiten doch des wirklich Vortrefflichen viel enthält u. für die Entwicklung einer vernunftgemäßen Pädagogik höchst segensreich gewirkt hat;

„La Nouvelle Heloïse“ (1759), ein mit sinnlicher Glut geschriebener Liebesroman, der in vielen Beziehungen als höchst unsittlich bezeichnet werden muß u. in seltsamem Kontraste zu den moralischen Grundsätzen steht, welche R. in seinen sonstigen Schriften vorträgt; „Les Confessions“ (deutsch von Knigge, 4 Bde., Berl. 1786 bis 1790), in welchen R. in anmuthiger Form u. mit ungewöhnlicher, oft an das Cynische streifender Offenheit die Geschichte seines äußeren u. inneren Lebens erzählt, so daß der Titel „Selbstbekenntnisse“ ein sehr bezeichnender ist. Außerdem hat R. einige Lustspiele, Operntexte, Schriften über die Theorie der Musik 2c. verfaßt. Verheirathet hat sich R. erst 1768, indessen war seine Frau, Therese la Vasseur, schon seit 1745 seine unzertrennliche Lebensgefährtin gewesen.



Nr. 1687. Jean Jacques Rousseau (geb. 28. Juni 1712, gest. 3. Juli 1778).

Die fünf Kinder, welche sie ihm gebar, brachte er — der Verfasser des „Emile“! — sämmtlich ins Findelhaus u. zeigte dadurch aufs Deutlichste, welch schneidender Widerspruch zwischen Theorie u. Praxis bestehen kann, wie denn überhaupt sein Charakter, wenn auch im Grunde groß u. edel angelegt, doch vielfach nicht mit den Prinzipien der strengen Moral, wie er selbst in seinen Schriften sie lehrte, im Einklange stand. — Die erste Gesammtausgabe der Werke R.'s erschien Paris 1764 (10 Bde.); seitdem sind seine Werke in unzähligen Gesammt- u. Einzelausgaben erschienen u. in alle Kultursprachen übersetzt worden (deutsch von K. F. Cramer, 11 Bde., Berl. 1786—99; „Auserlesene Werke“ von Gleich, Th. Hell u. A., 20 Bdchn., Lpz. 1826—30). Die „Correspondance inédite de J. J. R. avec Marc-Michel Rey“ gab Bosscha heraus (Paris 1858), die „Oeuvres et correspondance inédites de J. J. R.“ veröffentlichte Streckeisen-Moulton (ebd. 1861).

Roussillon (spr. Russijjong), ehemalige Grafschaft u. Provinz in Südfrankreich; war im S. durch die Pyrenäen, im O. durch das Mittelmeer, im N. durch die Provinz Languedoc u. westl. durch Foix begrenzt. Es bildet jetzt ziemlich genau das Departement Pyrenées orientales (s. d.). Den Namen erhielt R. von der Stadt Ruscino, die von den Sordonen bewohnt wurde. Als röm. Provinz gehörte es zum Narbonensischen Gallien. Die Stadt Ruscino, die unter ihrer Herrschaft Bedeutung erlangte, wurde endlich im 4. Jahrh. zerstört. In der Nähe von Perpignan zeigt man noch jetzt la tour de R. als letzten Ueberrest der Stadt. 462 vertrieben die Westgothen die Römer. 720 nahmen die Mauren Besitz von R., das ihnen aber schon 760 von Pipin dem Kurzen wieder entrissen u., zu Aquitanien geschlagen, mit dem Franz. Reiche vereinigt ward. Der letzte der von Karl d. Gr. eingesetzten Grafen von R. vermachte 1172 das Land dem König Alfons von Aragonien, der es als franz. Lehn in Besitz nahm, bis es 1258 auch unter die Oberlehnsherrschaft von Aragonien gelangte. 1462 wurde R. von Johann II. von Aragon an Frankreich verpfändet, nach heftigem Widerstreit der Bevölkerung 1475 Perpignan erobert u. ganz R. in Besitz genommen, aber 1493 freiwillig wieder an Aragonien abgetreten, bis im J. 1642 Ludwig XIII. Perpignan u. ganz R. einnahm, worauf es im Pyrenäischen Frieden 1659 Frankreich zugesprochen wurde. — Die Roussillonweine sind ihrem Charakter nach den spanischen nahe verwandt. In der Jugend sehr gefärbt, schwer u. nicht angenehm von Geschmack, eignen sie sich bes. zum Verschneiden anderer Weine, um diese zu kräftigen od. zu färben. Im Alter nehmen jedoch einzelne, wie der rothe Bagnols, vortreffliche Eigenschaften an; die Rothweine zweiter Klasse ähneln den Portweinen. Von Weißweinen sind der Muskat von Rivesaltes u. der Maccaber von Salies bes. geschätzt, ersterer als der beste Likörwein Frankreichs.

Rout (engl., spr. Raut), große Abendgesellschaft.

Route (franz., spr. Ruht'), Fahr- od. Landstraße; Weg, Bahn (der Gestirne), Lauf (der Gewässer), Kurs (eines Schiffes).

Routine (a. d. Franz., spr. Rutihne), durch Uebung erlangte Fertigkeit, Geläufigkeit, Geschäftserfahrung.

Roveredo (ital. meist Rovereto, deutsch Rovereith), Stadt mit 9063 E. (1869) im tirolischen Kreise Trient; liegt eine halbe Stunde von der Mündung des Flüßchens Leno in die Etsch, an der Eisenbahn Bozen-Verona, ist Sitz der Kreishauptmannschaft, eines Kreisgerichts u. Bezirksamts, hat ein Steuer- u. Hauptzollamt, eine Advokaten- u. Notariatskammer, die Handels- u. Gewerbekammer für Walschtirol, die kaiserliche Akademie degli Agiati (1753 von Vanetti gestiftet), ein Obergymnasium, ein Theater, 7 Kirchen, ein Franziskaner- u. ein Kapuzinerkloster, ein Armen- u. Arbeitshaus im ehemaligen Kastell Inee 2c. Der Leno theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile. Am rechten Ufer liegt die eigentliche Stadt mit der Kirche San Marco aus dem 15. Jahrh., am linken Ufer die Vorstadt S. Tommaso mit der Kirche Santa Maria del Carmine (1768 erbaut). Mit Ausnahme des schönen breiten Corso nuovo im rechtsliegenden u. der Hauptstraße im linksliegenden Theile sind die Straßen eng, krumm u. uneben. — R. hat bedeutende Papierfabrikation, Gerbereien, Lederfabriken u. starken Durchgangshandel; seine Hauptbedeutung liegt in seiner Seidengewinnung u. Verarbeitung; es hat über 60 Filanden u. Filatorien u. beschäftigt über 2000 Arbeiter. R. wurde im J. 1540 durch den flüchtigen Veronesen Savioli begründet; im 18. Jahrh. hatte dieselbe die größte Bedeutung erlangt u. die Stadt zählte über 18,000 E. Seitdem hat sich R. in der Fabrikation vom Auslande überflügeln lassen, seine Rohproduktion aber ist noch sehr bedeutend. In der Umgebung, bes. in Isera, wächst ein vortrefflicher dunkelrother Wein. — R.'s Ursprung ist unbekannt; im Mittelalter hatte es die Herren von Castelbarco zu Burgvögten, die es 1413 od. 17 an Venedig verkauften. 1509 ging es an Oesterreich über, in dessen Besitz es mit kurzer Unterbrechung zu Anfang dieses Jahrhunderts, während welcher Zeit es Bayern angehörte, verblieben ist.

Rovigno (spr. Rowinjo), Stadt mit 9564 E. (1869) am Adriatischen Meere an der Westseite der Istrischen Halbinsel, hat Kreisgericht u. Bezirksamt, Advokaten- u. Notariatskammer, Handels- u. Gewerbekammer, eine nautische Schule, ein Franziskanerkloster 2c. Von seinen Kirchen ist die schönste die im Style der Markuskirche von Venedig erbaute Domkirche. Die Stadt hat 2 Häfen u. treibt außer lebhaften Handel, starken Schiffbau u. Sardellenfischerei. Die Umgegend zeichnet sich namentlich durch starken Wein- u. Olivenbau aus.

Rovigo, ital. Provinz (30,623 □M. mit 200,835 E. [1871]) in Venetien, die, zum größten Theile zwischen Etsch u. Po gelegen, eine vollständige Ebene darstellt, u. die nach dem Meere zu allmählich in Sumpf- u. Lagunenbildung übergeht u. sich auf Kosten des Meeres alljährlich vergrößert. Sie wird vom Adigetto, einem Etscharme, u. vom Canale Bianco ihrer ganzen Länge nach durchflossen u. ist überhaupt höchst wasserreich, aber auch ungesund. Für die der Bewässerung u. Ueberschwemmung bedürftige Reiskultur ist R. der Hauptdistrikt. — Die gleichnamige Hauptstadt R. mit 7452 E. (1871) liegt zu beiden Seiten des Adigetto, über den innerhalb der Stadt vier steinerne Brücken führen, u. an der Eisenbahn Legnago-R.-Adria. Die gut gebaute Stadt ist mit Mauern u. Bastionen umgeben u. als Provinzialhauptstadt Sitz der Oberbehörden der Provinz; sie ist ferner Residenz eines Bischofs, hat ein bischöfliches Seminar, eine theologische Lehranstalt, eine wissenschaftliche Akademie, die schöne Bibliothek des Grafen Silvestri mit 40,000 Bänden, eine Pinakothek u. 12 Kirchen, darunter die noch unvollendete Kathedrale, 2 Theater, 2 Waisenhäuser, ein Findelhaus 2c. Nach R. führte General Savary den Titel eines Herzogs von R.

Rowdies (engl., spr. Raudis), Lärmmacher, liederliche Herumtreiber, auf Unfug ausgehende Müßiggänger, Standalmacher.

Roxäne, Tochter des baktrischen Statthalters Oxyartes u. eine Gemahlin Alexander's d. Gr. Bald nach dessen Tode gebar sie einen Sohn, Alexandros, der mit Arrhidäos, einem Sohne Philipp's u. der Philinna, der Nachfolger seines Vaters werden sollte. Doch geriethen R. u. ihr Sohn in die Gewalt Kassander's (s. d.) u. wurden auf dessen Befehl 311 v. Chr. ermordet.

Roxburgh od. Teviotdale, Grafschaft im südlichen Schottland, 31,41 □M., mit 53,974 E. (1871), nordöstl., nördl. u. westl. von den Grafschaften Berwick, Selkirk u. Dumfries, u. im S. u. SO. von Nordengland begrenzt, umfaßt den mittleren Theil des Tweedthales, die nördl. Abhänge des Cheviotgebirges, das hier England u. Schottland trennt, u. einen Theil vom Thale des Liddis, der in den Esk fließt. Im S. ist das Gebiet gebirgig u. stark hügelig, nach Norden zu wird es allmählich ebener. Der Tweed durchfließt die Grafschaft im N., das Gebiet seines Nebenflusses Teviot füllt den mittleren u. südl. Theil aus, zum System des Liddis gehört nur der äußerste SW. Tweed- u. Teviotthal haben schönes Ackerland, gestatten ergiebigen Getreide- u. Obstbau, u. sind, bes. das erstere, stark bewohnt; die Gebirge im S. mit ihrem rauheren Klima sind ärmer an Erträgnissen des Bodens. Die Viehzucht überragt den Ackerbau. Die Bewohner treiben außer Bodenkultur auch Steinkohlenbergbau u. etwas Industrie in Wolle, Baumwolle u. Leinen, bes. Strumpfwirkerei. Der Handel ist unbedeutend, obgleich die Eisenbahn von Edinburgh nach der Küstenstadt Berwick den Norden des Gebiets durchzieht u. zwei Seitenlinien nach Hawick u. Jedburgh absendet. Hauptstadt ist Jedburgh mit 3321 E. (1871) u. einer Abteiruine. Viel bedeutender ist Hawick mit 11,356 E. Die freundliche Stadt Melro am Tweed hat 4564 E. Das ehemals schönste u. reichste Stift in ganz Schottland u. jetzt noch seine schönste gothische Kirchenruine ist Melrose am Tweed, von Walter Scott, dessen Landsitz Abbotsford (s. d.) im N. der Grafschaft liegt, in den Gesängen des letzten Minstrel verherrlicht. R. ist überhaupt der klassische Boden für schottische Gesänge u. Sagen, auch die Landschaft der Römerburgen, Abteien u. Schloßruinen.

Roxbury (spr. Roxberi), ehemals selbständige Stadt in dem nordamerik. Unionsstaate Massachusetts, da, wo die Halbinsel, auf der Boston liegt, sich mit dem Festlande verbindet; ist seit einigen Jahren mit Boston vereinigt u. bildet den Highland-Distrikt dieser Stadt.

royal frz. (spr. roajal, von roi, König), königlich. Royal, Name einer von Frankreich 1295—1422 geprägten Goldmünze. Royalist, Anhänger des Königthums; Royalpapier, Papier von sehr großem Format; Royalpunsch, Königspunsch von Wein.

Royal Society engl. (spr. Reuel Sßoßeiti, zu Deutsch: Königliche Gesellschaft), eine um die Pflege u. Förderung der verschiedensten wissenschaftlichen Fächer, insbes. der Naturwissenschaften, Mathematik u. Astronomie, hochverdiente engl. Gelehrtengesellschaft, bez. Akademie, die 1654 in Oxford gestiftet, 1658 nach London verlegt u. 1660 von König Karl II. zur öffentlichen Anstalt erhoben wurde. Seit 1660 erscheinen auch ihre Schriften („Philosophical Transactions"). Die R. S. steht unter einem Präsidenten, zwei Sekretären u. einem Ausschuß von 20 Mitgliedern.

Royer-Collard (spr. Roajeh Kollahr), Pierre Paul, franz. Gelehrter u. Staatsmann, geb. zu Sompuis in der Champagne 21. Juni 1763; ward kurz vor Ausbruch der Revolution Advokat am Pariser Parlament u. nach der Erstürmung der Bastille Sekretär des Gemeinderaths, in welchem er sich dadurch, daß er der Anarchie zu wehren suchte, den Haß der Jakobiner zuzog. Nach des Königs Flucht trat R. aus dem Gemeinderath aus, u. nach dem Sturze des Throns (10. Aug. 1792) kehrte er nach Sompuis zurück, wo er sich während der Schreckenszeit verborgen hielt. Seit Mai 1797 Mitglied des Raths der Fünfhundert, infolge des Staatsstreichs vom 18. Fructidor aus demselben ausgestoßen, schloß er sich einer geheimen royalistischen Verbindung an, erkannte aber bald das Vergebliche ihrer Bestrebungen u. hielt sich seit 1803 von der Politik fern, um sich ausschließlich mit philosophischen Studien zu beschäftigen. 1811—13 Professor der Philosophie an der Faculté des lettres, gründete er durch Einführung der schottischen Moralphilosophie eine neue franz. Philosophenschule, aus der Jouffroy, Cousin, Guizot u. A. hervorgingen. In der Restaurationszeit war er kurze Zeit Staatsrath u. Generaldirektor des Buchhandels, dann Präsident der Kommission für den öffentlichen Unterricht u. Mitglied der Abgeordnetenkammer, wo er als Vertheidiger des konstitutionellen Systems auftrat; 1818 gab er seine Stelle bei der Regierung auf, um sich offen der Opposition anzuschließen, u. bildete 1820 mit seinen Freunden u. Schülern die parlamentar. Fraktion der Doktrinärs (s. „Doktrin"). 1828 ward er Kammerpräsident, als welcher er 2. März 1830 die berühmte, wahrscheinlich von ihm verfaßte Adresse der 221 Deputirten Karl X. überreichte. Seit der Julirevolution trat er mehr in den Hintergrund, u. starb zu Châteauvieux bei St. Aignan 4. Sept. 1845.

R. r. Abkürzung für das lat. Reservatis reservandis, mit Vorbehalt dessen, was vorbehalten werden muß.

Rshew-Wladimirow, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Twer mit 18,746 E. (1867), liegt an der hier für leichte Barken schiffbar werdenden Wolga, kurz bevor sie ins Tiefland tritt, hat bedeutende Fabrikthätigkeit u. treibt lebhaften Handel u. Schiffbau.

Rübe, ist, botanisch genommen, jede fleischige Pfahlwurzel. Im gewöhnlichen Leben versteht man jedoch unter R.n ganz bestimmte fleischige, eßbare Wurzeln verschiedener Pflanzenfamilien. Die eigentliche R. ist die fleischige Pfahlwurzel des gemeinen Mangold (Beta vulgaris), die man rothe R. nennt; zu ihr zählen die verschiedenen Runkel- u. Zuckerrüben, die Art selbst aber gehört der natürlichen Familie der Meldenartigen od. Chenopodiaceen an. Andere R.n liefert die Familie der Kreuzblütler. Zunächst tritt uns hier die weiße R. als die spindelförmige Wurzel des Rübenkohls (Brassica Rapa) entgegen, die mitunter selbst rundlich wird. Auch der Raps (Br. Napus) erzeugt eine eßbare Spindelwurzel, die Kohl- od. Steckrübe, wol auch Erdkohlrabi od. schwedischer Turnips genannt, eine sehr dicke, mehr kugelige Aufschwellung des betreffenden Wurzelhalses. Umgekehrt schwillt bei dem Gartenkohl (Br. oleracea) der Stengelgrund u. nicht die Wurzel zu dem allgemein bekannten Kohlrabi an, weshalb man diesen wol auch Oberkohlrabi im Gegensatze zu der Steckrübe, Erdkohlrabi od. Kohlrabi unter der Erde nennt. Es giebt von diesen drei Pflanzenarten vielfache Abänderungen. Am bekanntesten ändert z. B. die weiße R. zur kleinen märkischen od. Teltower R. um. Eine andere Gattung der Kreuzblütler erzeugt ebenfalls rübenartige Wurzeln, nämlich der Rettig (Raphanus sativus), den man als Sommer- u. Winterrettig od. auch als Monatrettig in dem Radieschen kennt. Weiterhin stammen Speisewurzeln dieser Art aus der Familie der Doldengewächse. Obenan steht die Mohrrübe, schlechtweg Möhre od. auch gelbe R. von Daucus Carota; die kleinen, mehr knolligen Wurzeln heißen Karotten. Der knollige Kälberkropf (Chaerophyllum bulbosum) giebt die bekannte Kerbelrübe; die Pastinake (Pastinaca officinalis) die Rübe gleiches Namens, die Zuckerwurzel (Sium Sisarum) die gleichbenannte Wurzel. Selbst der Sellerie (Apium graveolens) muß hierher gezogen werden. Unter den Korbblütlern erzeugt die gemeine Skorzonere (Scorzonera Hispanica) od. Schwarzwurzel eine rübenartige eßbare Wurzel, eine ähnliche die gemeine Nachtkerze (Oenothera biennis), welche als Rapontika bekannt ist. Doch giebt es noch manche fleischige Wurzeln, die man im gemeinen Leben nicht mehr als R.n unterscheidet. Nur die Zaunrübe, wenn sonst auch nicht eßbar, gehört noch hierher.

Rubel, frz. u. engl. Rouble, ital. Rublo u. russ. Rubl, die bekannte Münzeinheit Rußlands, deren Name vom russ. rubitj, d. h. abschlagen, abgeleitet ist, weil vor Einführung der Münzen in kleinen Silberbarren gezahlt u. der entsprechende Minderwerth abgeschlagen wurde. Diese Rubelbarren von 22 Solotnik od. 93,847 gr. Schwere werden zuerst im J. 1321 erwähnt. Der Silberrubel von 1700 hatte als Münze ein Gewicht von $27^{1}/_{2}$ gr. u. einen Feingehalt von $861^{1}/_{9}$ Tausendtheilen u. mit dem span. Piaster gleichen Werth = 1 Mrk. 25 Pf. Nach einer Münzordnung vom 20. Juni 1810 sollen 100 Silberrubel bei einem Feingehalt von $868^{1}/_{18}$ Tausendtheilen = 2,073 Kg. wiegen. Die jetzigen R. sind nur 865 fein u. wiegen 20,511 gr.; der Werth derselben ist 3 Mrk. 20 Pf. Eingetheilt ist der R. in 100 Kopeken. Der $^{1}/_{2}$ R. heißt Poltinik, der $^{1}/_{5}$ Abassi, das 15 Kopekenstück Zloty od. poln. Gulden, 10 Kopeken = 1 Griwna u. 5 Kopeken = 1 Pietok Funfer. Der R. Gold od. der halbe Andreas-Dukaten unter Elisabeth wog 1,593 gr. u. war $916^{2}/_{3}$ Tausendtheile fein = 4 M. Die jetzigen 5 R. Goldstücke zum festen Werthe von 5 R. 15 Kopeken Silber nennt man Halbimperiale = 16 Mk. 70 Pf. Der ehemalige R. Bankwährung od. R. Bankassignate hatte einen gesetzlichen Werth von $^{2}/_{7}$ Silberrubel (90 Pf.) od. 7 R. B. A. = 2 R. Silber. Der Werth des jetzigen Papierrubels schwankt zwischen 2—3 Mk.

Ruben, der erstgeborne unter den 12 Söhnen des Patriarchen Jakob u. Ahnherr des nach ihm benannten Stammes. Der letztere nahm bei der Eroberung Palästina's seinen Wohnsitz östl. vom Jordan, nördl. vom Arnonflusse u. dem Gebiet der Moabiter, sank frühzeitig zu einem unbedeutenden Hirtenvolke herab u. fiel wahrscheinlich schon gegen das Ende des 10. Jahrh. großentheils der Eroberung der Moabiter anheim. Im Segen Jakob's (1. Mos. 49, 3 ff.) wird das Sinken des Stammes auf ein Verbrechen des Stammvaters zurückgeführt (vgl. 1. Mos. 35, 22). Ueber R.'s Antheil an der Geschichte Joseph's vgl. 1. Mos. 37, 21 ff. u. 42, 37.

Ruben, Christian, Historien- u. Genremaler der Münchener Schule, geb. in Trier 1805; war in Düsseldorf einer der frühesten Schüler von Cornelius, dem er auch nach München folgte. Mit besonderer Vorliebe kleidete er seine Mönchs- od. Räuberscenen in den

landschaftlichen Hintergrund aus der Gegend des Chiemsees, z. B. „Das Ave Maria auf dem Chiemsee", „Die Beichte des Räubers" ꝛc. Großes Verdienst erwarb er sich um die Wiedereinführung der Glasmalerei in Bayern u. lieferte die Kartons für die Glasgemälde des Doms zu Regensburg u. für die Aukirche in München. Nachdem er seit 1841 Direktor der Kunstakademie in Prag gewesen u. dort die Kartons für die Wandgemälde im Belvedere ausgeführt hatte, wurde er 1852 als Akademiedirektor nach Wien berufen, wo er, in seinen letzten Lebensjahren im Ruhestand, 8. Juli 1875 starb, nachdem er schon lange mehr anregend als selbstschöpferisch gewirkt hatte. Zu seinen bekanntesten u. besten Bildern gehören wol aus der früheren Zeit jenes „Ave Maria", der ebenso naturwahre als ideal aufgefaßte „Columbus" (vgl. Ad. Stahr, „Christian Ruben's Columbus im Augenblicke der Entdeckung der neuen Welt ꝛc.", Oldenb. 1841) u. aus der späteren Zeit „Der Untergang der Hussiten in der Schlacht bei Leipa".



Nr. 4688. Peter Paul Rubens (geb. 29. Juni 1577, gest. 30. Mai 1640).

Rubens, Peter Paul, einer der berühmtesten u. gewiß der vielseitigste u. schöpferischste aller Maler, geb. 29. Juni 1577 zu Siegen im Nassauischen (nicht, wie man früher annahm, in Köln), wo sein Vater, der Antwerpener Rathsherr Jan R., als Flüchtling lebte; bald aber ging die Familie nach Köln, u. hier erhielt Peter Paul seine erste Erziehung. Als der Vater 1587 in Köln gestorben war, wanderte Peter Paul mit der Mutter nach Antwerpen u. wurde Page der Gräfin Lalain. Da aber ein solches Leben ihm nicht behagte, so gab die Mutter seinen Bitten nach, ihn Maler werden zu lassen. Er kam zu dem ungebildeten, plumpen Meister Adam van Noort in die Lehre, bei dem er vier Jahre blieb, u. dann zu dem viel tüchtigeren Otto Veenius, auf dessen Rath er schon im J. 1600 nach Italien ging. In Mantua wurde er bei vom Herzog Vicenzo Gonzaga gut aufgenommen u. mit einer Mission nach Madrid beauftragt. 1608 kehrte er nach Antwerpen zurück, wurde zum Hofmaler des Erzherzogs Albert, Generalgouverneurs der Niederlande, ernannt u. verheirathete sich 13. Okt. 1609 mit der Tochter des Rathssekretärs Brandt, Isabella, deren Schwester an R.' älteren Bruder Philipp verlobt war. Nachdem er sich 1620 einer diplomatischen Mission in Paris entledigt hatte (wo er dem Herzog von Buckingham seine Kunstsammlung für 100,000 fl. verkaufte), ging R. 1628 als Gesandter der Infantin Isabella, Statthalterin der Niederlande, nach Madrid zu König Philipp IV. u. in dessen Auftrage 1629 an den engl. Hof, um den Frieden zu vermitteln, eine Aufgabe, die er glücklich löste. 1626 verwittwet, schloß R. 6. Dez. 1630 als 53jähriger Mann eine zweite Ehe mit der 16jährigen Helene Fourment, der Nichte seiner ersten Frau. Aber seit 1635 begann er zu kränkeln u. erlag wiederholten Gichtanfällen 30. Mai 1640. Man begrub ihn in der St. Jakobskirche in Antwerpen unter einem Bilde, das er selbst für diesen Zweck gemalt hatte. — Es ist schwer, die Zahl der von R. selbst gefertigten Werke anzugeben, da bei unendlich vielen die allmählich bis auf 100 herangewachsene Schar der Schüler (schon um 1622 errichtete R., von allen Fürsten Europa's mit Aufträgen versehen, eine große Malerwerkstatt) mit geholfen hat; dieselben bewegen sich auf allen Gebieten der Malerei, u. zu dieser umfassenden Thätigkeit gesellt sich noch die Beschäftigung mit der Baukunst. Wie aber auch R. als Maler erscheinen mag, immer ist bei seinem Bestreben nach Naturwahrheit das lebenswarme Kolorit, durch welches er seine Zeitgenossen zur Bewunderung hinriß, die Hauptsache. Gegen dieses Element der Farbe steht bei R. die Form sehr zurück; sie ist weder durchgebildet, noch auch durchweg edel, schön u. anmuthig, freilich eine ganz begreifliche Konsequenz seiner Liebe zur Naturwahrheit. Auf keinem Gebiete der Thätigkeit unseres Meisters hat man mehr als auf dem der Historie die große Verschiedenheit der Stoffe zu bewundern, die er alle mit unendlicher Leichtigkeit bewältigte. Es sind alt- u. neutestamentliche Begebenheiten, Legenden u. Heiligengeschichten, Götterfabeln u. Allegorien sowie Begebenheiten aus allen Epochen der Weltgeschichte; aber die Art u. Weise der Einkleidung aller dieser Begebenheiten ist fast immer dieselbe; es fehlt den Gestalten an Charakteristik u. individuellem Leben, weshalb es ihm z. B. möglich war, die Gruppe einer knieenden Mutter mit 2 Kindern einmal zu einer Latona mit ihren Kindern, ein anderes Mal zu einer Beterin vor dem Thron der Madonna zu machen. So gering also die Individualisirung der Personen ist, so wenig fehlt es R. an höchst wirksamer äußerer dramatischer Darstellung. Zu den diese dramatische Behandlungsweise am besten charakterisirenden Historienbildern gehören „Die Amazonenschlacht", „Die Gefangennehmung Simson's" (beide in der Pinakothek in München), die schöne Komposition der „Auferweckung des Lazarus" (Museum in Berlin), „Die Kreuzabnahme" (Dom zu Antwerpen), die Heiligen Loyola u. Franciscus Xaverius, deren Teufelaustreibung u. Todtenerweckung wie die allergewöhnlichsten Experimente vor sich gehen; die derb realistischen Darstellungen der „Kreuzigung Petri" (Peterskirche in Köln) u. der „Verbrennung des heil. Laurentius auf dem Rost" (München), die Bilder von „Lot auf der Flucht aus Sodom" (Schloß Blenheim bei Oxford) u. von der „Keuschen Susanne". Gegen diese Gemälde u. den noch weniger anziehenden „Bethlehemitischen Kindermord" (München) fallen aber auch solche bedeutend ins Gewicht, in denen eine glückliche Uebereinstimmung des Gegenstandes mit der Auffassung u. Ausdrucksweise herrscht, also solche, die kein kirchliches Dogma berühren, sondern eine rein menschliche Auffassungsweise zulassen, z. B. seine zahlreichen heiligen Familien, bei denen es ihm nur auf die Darstellung der Mutterliebe u. des häuslichen Glückes ankam. Will er dagegen solchen Gegenständen eine religiöse Weihe verleihen u. einen kirchlichen Charakter beilegen, so kommt entweder hohles, theatralisches Pathos zum Vorschein, od., wie in mehreren Bildern der Anbetung der Könige, nichts als Entwicklung prachtvoller Details. Viel weniger Erfreuliches läßt sich über seine mythologischen Gegenstände (zügellose Bakchanalien), über die zahllosen, mit Allegorien verwebten historischen Scenen sowie über die rein allegorischen u. symbolischen Darstellungen sagen, die häufig nüchtern, ja geschmacklos sind. Neben diesem Fache u. seinen Nebenfächern behandelte R. vermöge seiner Vorliebe für Naturwahrheit u. Farbenglanz auch das Portrait u. das Konversationsstück, worin er sich fast durchgehends von einer geistigeren Seite zeigt als in den übrigen Fächern. Meisterstücke dieser Art sind im Palast Pitti zu Florenz: die sog. „vier Philosophen", in der Münchener Pinakothek die Portraits von ihm selbst u. seiner ersten Frau sowie die häufiger vorkommenden der zweiten Frau u. des Dr. Thulden, ebenso in Dresden das Portrait seiner beiden Söhne u. der sog. „Liebesgarten". Verwandten Inhalts ist das eigentliche Genre, auf dem R. eigentlich nur da recht zu Hause ist, wo es derbe, ausgelassene Scenen aus dem Volksleben giebt. Ebenso läßt sich aus der dramatisirenden Richtung des Künstlers schon von vornherein schließen, daß er als Thiermaler bei die wilden Thiere, sei es im Kampf unter einander, sei es gegen die Menschen, darzustellen liebt, daß er also auch hier gern einen dramatischen Vorgang schildert, z. B. in den

„Löwenjagden" zu München u. Dresden, obwol auch andere Thierstücke ohne solche dramatische Bewegung vorkommen. Die Einkleidung dieser Thierstücke bildet natürlich eine Landschaft, die, auch wo sie zur Hauptsache gemacht ist, doch immer einen dramatischen Vorgang, sei es aus der Mythologie, sei es aus dem Leben der Thiere, zu enthalten pflegt. Dann ist die Scene eine wild aufgeregte Natur, z. B. im Belvedere in Wien die „Ueberschwemmung in Phrygien", od. sie ist, fast im Widerspruch mit der sonstigen künstlerischen Richtung des R., eine idyllisch friedliche Natur, eine Gegend aus den gesegneten Fluren Brabants. Treffliche Bilder dieser Art befinden sich in der Nationalgalerie u. in anderen Sammlungen Londons. Endlich ist noch das untergeordnetste Fach der Malerei, das Stillleben, zu nennen, das von R. gegründet wurde, weil er eben Alles, auch die todte Natur, in das Bereich seiner Darstellungen zog. Die Galerien in Dresden, München u. Petersburg besitzen auch davon die besten Beispiele. Vgl. G. F. Waagen, „Kleine Schriften" (Stuttg. 1875); Dohme, „Kunst u. Künstler des Mittelalters u. der Neuzeit" (Bd. I, Lpz. 1877).

Rübezahl ist der Name eines Berggeistes im Riesengebirge, der bald in Gestalt eines Bergmännleins, Jägers, Mönches, eines Knaben, einer Jungfrau, bald als Thier verkappt die Reisenden erschreckt; Denen, die ihn ausgelacht od. verspottet, nam. „Rübezahl" gerufen haben — er will „Herr Johannes" genannt sein — Unglück u. Hagel, Donner, Sturm ꝛc. zufügt, Andere aber wieder mit reichen Geschenken belohnt. Von seinen Neckereien u. theils gutmüthigen, theils bösartigen Streichen gegen Wanderer u. die Bewohner des Riesengebirges giebt es eine große Anzahl von Volkssagen, die zuerst von J. Prätorius („Daemonologia Rubinzalii Silesii", Lpz. 1668, 3 Thle. u. „Satyrus etymologicus od. der reformirende u. informirende Rüben-Zahl", 1672) gesammelt u. dann öfter wieder abgedruckt worden sind (z. B. im II. Theile des sogenannten „Schneekoppenbuches", Hirschb. 1736 u. im „Schlesischen Rübezahl", Lpz. 1730, 1847; u. bei Gräße, „Preuß. Sagenbuch", Bd. II, S. 306 f.). Ueber die Entstehung des sonderbaren Namens, der übrigens erst vor 1630 vorkommt, giebt es verschiedene Ansichten, die aber alle mehr od. weniger unhaltbar sind. Die gewöhnliche Erklärung dieses Namens nach der im schlesischen Volksmunde lebenden Sage ist aber, daß R. einst eine schöne Jungfrau in seine Gebirgshöhlen entführt u. ihr zur Unterhaltung Gespielinnen, die er aus Rüben in Menschen verwandelt hatte, gegeben habe, daß diese aber des einsamen Lebens überdrüssig geworden sei u. listig das Altwerden ihrer Gespielinnen benutzt habe, um neue zu begehren. R. säete nun neue Rüben, allein das Mädchen spiegelte ihm Ungeduld vor, bis dieselben aufgegangen seien, u. verlangte von ihm, er solle nachsehen, wie weit es damit sei. Während er nun sich entfernt hatte, um dieselben zu zählen, entfloh sie, u. der Berggeist erhielt dann vom Volke davon diesen Spottnamen. Benutzt ist diese Sage von Menzel in seinem Drama „Rübezahl" (Stuttg. 1829) u. von Gehe in seiner Oper „Der Berggeist".

Rubico ist der Name eines kleinen Flusses, welcher südl. von Ravenna in das Adriatische Meer mündet u. zur Zeit des Cäsar die Grenze der Provinz Gallia cisalpina, welche Cäsar verwaltete, u. des übrigen Italien bildete; die Ueberschreitung desselben durch Cäsar im J. 49 v. Chr. mit den berühmten Worten „Jacta alea esto", d. h. der Würfel sei geworfen, gab das Signal zum Bürgerkriege zwischen ihm u. Pompejus. Aus den Entfernungen auf der Peutinger'schen Tafel (s. „Peutinger") ergiebt sich, daß unter dem R. das heute Pisatello genannte Flüßchen zu verstehen ist, obwol ein päpstliches Dekret vom J. 1756 den etwas südlicher fließenden Lusa dafür erklärte.

Rubidium, ein zur Gruppe der Alkalimetalle gehöriges, von Bunsen 1861 entdecktes metallisches Element, das zwar in der Natur ziemlich verbreitet ist, sich aber immer nur in sehr kleinen Mengen findet, weshalb es früher übersehen u. erst durch Hülfe der Spektralanalyse entdeckt worden ist. Sein Flammenspektrum ist bes. durch zwei nebeneinander stehende helle Linien im Roth charakterisirt, was dem Metall auch den Namen verschafft hat. Es findet sich in vielen Mineralien u. Mineralwässern in oxydirtem Zustande u. ist in seinem Verhalten u. in seinen Eigenschaften dem Cäsium, Kalium u. Natrium ganz ähnlich. Das chem. Zeichen des R. ist Rb, das Aequivalent u. auch das Atomgewicht 85,4. Die Verbindung des R. mit Sauerstoff wird Rubidiumoxyd od. Rubidion genannt. Eine Verwendung haben bis jetzt weder das Metall noch seine Verbindungen gefunden.

Rubin, ein bekannter u. sehr geschätzter rother Edelstein, der seiner chemischen Zusammensetzung nach mit dem Korund u. Saphir übereinstimmt, daher im Wesentlichen aus Thonerde (Aluminiumoxyd) besteht. Der R. kommt in verschiedenen Nuancen von Roth vor, vom Hellroth u. Rosaroth bis zur Blutfarbe. Sehr häufig gelten im Handel verschiedene Arten von Spinell (s. d.) für R.; dieselben unterscheiden sich jedoch durch ihren geringeren Härtegrad u. ihr geringeres spezifisches Gewicht von diesem; denn der R. ist nächst dem Diamant der härteste Edelstein u. hat die gleiche Härte wie der Saphir. Man findet ihn im Sande der Flüsse in Ostindien u. auf Ceylon u. schleift ihn wie die Diamanten in Rosetten od. Brillantform, auch als Tafelstein.

Rubini, Giovanni Battista, berühmter italienischer Sänger (Tenorist), geb. 7. April 1795 zu Romano, einem Städtchen in der Nähe von Bergamo; betrat schon im Alter von 12 Jahren in einer Frauenrolle die Bühne, ging als Chorist nach Bergamo an das Theater, trat auch öfter in den Zwischenakten der Opern als Soloviolinist auf u. fand, nachdem seine Stimme mutirt hatte, sein erstes Engagement als Tenorist bei einer armseligen Truppe, welche vornehmlich Sardinien bereiste, wurde bald darauf in Pavia engagirt, von wo er 1815 nach Brescia ging, sang 1816 am Theater San Moisè in Venedig u. wurde sofort vom Impresario Barbaja für Neapel gewonnen. Verschiedene Kunstreisen (z. B. 1824 nach Wien, 1825 nach Paris) verbreiteten seinen Ruf u. verschafften ihm 1831 ein Engagement bei der Ital. Oper in Paris, deren Zierde er blieb, bis er sich — nachdem er alljährlich zur Saison in London gewesen u. 1843 mit Liszt in Petersburg mit großem Beifall aufgetreten war — 1845 von der Bühne zurückzog. Er starb auf seinem Landsitze in der Nähe seiner Vaterstadt 2. März 1854. — Als Gesangskünstler, d. h. in Allem, was zur Technik u. zur idealen Verwendung derselben gehört, war R. ganz unvergleichlich; dagegen war bei ihm die speziell dramatische Seite des Gesanges weniger ausgeprägt, u. er ist immer nur mehr ein lyrischer als ein sog. Spiel- od. Heldentenor gewesen. Seine Gattin, eine geborene Chomel (italienisirt Comelli), geb. 31. Mai 1794 zu Paris, war eine vortreffliche Sängerin, im Pariser Konservatorium unter Garat gebildet, erntete seit 1818 in Italien großen Beifall, verheirathete sich 1819 mit R. u. betrat die Bühne zum letzten Male in London 1831.

Rubinstein, Anton, ausgezeichneter Klavierspieler u. begabter Komponist, geb. von israelit. Eltern 30. Nov. 1829 zu Wechwotynetz bei Jassy; erhielt frühzeitig Klavierunterricht, zuerst von seiner Mutter, dann in Moskau von Alexander Villoing, begleitete Letzteren 1839 nach Paris, wo die Entfaltung seines Talentes durch Liszt mächtig gefördert wurde, u. machte 1841 seine erste größere Kunstreise nach England, den Niederlanden, Deutschland, Schweden ꝛc.), die fast drei Jahre dauerte. Hierauf verlebte er ein Jahr zu Moskau u. begab sich dann in Begleitung seiner Mutter u. seines Bruders Nikolaus (s. u.) nach Berlin, wo er bei Dehn Kompositionsstudien machte, auch öfter bei Hofe spielte. Während das Ableben seines Vaters die Mutter u. den Bruder nach Rußland zurückführte, ging R. 1846 nach Wien, wo er sich mit Ertheilung von Unterricht beschäftigte, ebenso einige Zeit in Presburg, u. wandte sich 1848 nach Petersburg, wo ihn die Großfürstin Helene zu ihrem Kammervirtuosen ernannte. Um die Mitte der 50er Jahre begab er sich wieder auf Reisen, theils um zu konzertiren, theils um seine Kompositionen bekannt zu machen u. herauszugeben, u. diese Reisen, mit Unterbrechungen bis jetzt fortgesetzt, haben ihn nicht nur durch einen großen Theil von Europa, sondern auch nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika geführt. 1861—67 war R. Dirigent der Konzerte der Russ. Musikgesellschaft u. Direktor des Petersburger Konservatoriums (welche Institute großentheils nur ihm u. seinem Einflusse ihre Gründung verdanken); im Winter 1871/72 fungirte er als Dirigent der Konzerte der „Gesellschaft der Musikfreunde" in Wien, u. gegenwärtig lebt er ohne feste Anstellung meist in Petersburg. Als Klavierspieler zählt R. zu den Virtuosen allerersten Ranges, als Komponist zu den hervorragendsten der lebenden Generation. Ohne Rücksicht auf herrschende Stimmungen nur den höchsten Zielen zustrebend, nimmt R. zur Zeit allerdings noch einem großen Theile des Publikums gegenüber eine ziemlich isolirte Stellung ein; das Grandiose, vielfach auch Herbe seiner Ideen, das Originelle seiner Erfindung, das Leidenschaftliche seines Ausdrucks, für welchen ihm überreiche Ausdrucksmittel zu Gebote stehen — für das Alles, weil es nicht in alle Wege gefällig sein kann, bereitet sich nur allmählich das Verständniß vor. Von den bereits sehr zahlreichen Werken R.'s sind anzuführen: die Opern „Dimitri Donskoi", „Die sibirischen Jäger", „Die Rache", „Toms der Narr", „Der Dämon" (sämmtlich auf russ. Texte), „Die Kinder der Heide",

„Feramors“ od. „Lalla Rookh“), „Die Maccabäer“ (auf deutsche Texte), „Nero“ (auf ein franz. Libretto); dann die Oratorien „Das verlorene Paradies“ u. „Der Thurmbau zu Babel“; Sinfonien (darunter bes. die „Ozean“ betitelte), Ouverturen, Charakterbilder für Orchester (z. B. „Faust“, „Don Quixote“); zahlreiche Kompositionen für Kammermusik, für Klavier, für Violine u. Violoncello, Lieder &c.



Nr. 1689. Anton Rubinstein, geb. 30. Nov. 1829.

R.'s jüngerer Bruder, Nikolaus **R.**, geb. 1835 zu Moskau, bildete sich unter Villoing u. dann unter Theodor Kullak in Berlin zu einem vortrefflichen Klavierspieler. Er wirkt in Moskau als Dirigent des dortigen Zweiges der Russ. Musikgesellschaft u. des Konservatoriums. Einige Klavierkompositionen hat er veröffentlicht.

Rüböl heißt im Handel sowol das eigentliche, aus Rübsen od. Rübsamen gewonnene fette Oel, als auch das Rapsöl; da der Raps viel häufiger angebaut wird, als der Rübsen, ist sogar das Rapsöl das im Handel häufiger vorkommende. Beide Oele sind überdies in ihren Eigenschaften sich so ähnlich, daß sie schwer zu unterscheiden sind; beide gehören zu den nicht trocknenden fetten Oelen u. besitzen ein spezifisches Gewicht von 0,[illegible]; das eigentliche R. hat nur in rohem Zustande einen etwas stärkeren Geruch als das Rapsöl, gereinigt (raffinirt) sind sie gleich riechend; das letztere erstarrt bei −6° C. zu einer butterartigen gelben Masse. Das R. wird theils durch Pressen, theils durch Extraktion mit Schwefelkohlenstoff od. Benzin gewonnen; in letzterem Falle ist das Oel sofort verwendbar, während das durch Pressen gewonnene, wenn es zum Brennen in Lampen benutzt werden soll, erst raffinirt werden muß, da es zu viel schleimige u. eiweißartige Theile enthält; durch Behandeln mit konzentrirter Schwefelsäure werden diese zerstört. Obgleich man schon seit längerer Zeit zum Brennen in Lampen fast allgemein Petroleum od. andere Mineralöle verwendet, so ist doch der Verbrauch von R. nicht geringer geworden, was seinen Grund in dessen anderweitiger Verwendung, z. B. in der Seifenfabrikation u. als Schmiermittel hat.

Rubrik, Rubrum (lat. rubrica, rubrum), rothe Farbe, ist auch die Bezeichnung von Titeln u. Abschnitten in Büchern, weil man dazu sonst rothe Farbe verwendete, ingleichen von fachmäßigen Abtheilungen; daher rubriziren, mit einer Ueberschrift versehen, nach Fächern ordnen, abtheilen. Rubrikatoren hießen in der ersten Zeit nach der Erfindung des Buchdruckes die Maler, welche die Bücher rubrizirten, d. h. mit farbigen, meist rothen Initialen versahen; im Druck wurden die auszumalenden Buchstaben anfänglich ganz ausgelassen, später, um Irrungen vorzubeugen, durch ganz kleine Typen bezeichnet.

Rübsen, s. „Raps“. **Rubus,** s. „Brombeere“.

Rückenmark, der im Kanale der Wirbelsäule od. des Rückgrates, nach welchem die Wirbelthiere auch Rückgratthiere heißen, gelegene Centraltheil des Nervensystems, welcher durch das „verlängerte Mark“ mit dem Gehirn in Verbindung steht, ein wie das Gehirn umhäuteter, aus weißer Nervensubstanz u. einem grauen Kerne gebildeter Strang, aus welchem rechts u. links Nerven, die Rückenmarks- od. Spinalnerven, mit je einer vorderen u. hinteren Wurzel entspringen, von denen nach Charles Bell's Entdeckung die vordere der Bewegung, die hintere der Empfindung dient. Die Zahl der Rückenmarksnervenpaare richtet sich nach der Zahl der Wirbel, beim Menschen zählt man 31 od. 32 Paare. Das untere (bei den Thieren hintere) Ende des R.s endet mit dem stumpfen Rückenmarkszapfen, der in einen feinen Fortsatz, den Rückenmarksfaden, ausläuft. Die aus dem unteren Theile des R.s unter spitzem Winkel entspringenden Lenden- u. Kreuzbeinnerven geben diesem unteren Theile Ansehen u. Namen des Pferdeschweifs (cauda equina). An den Stellen, wo die starken Extremitäten-Nervenpaare entspringen, ist das R. angeschwollen, u. unterscheidet man eine Nacken- u. eine Lendenanschwellung. Ueber die Funktionen dieses wichtigen Organes s. „Nerven“. Von den **Rückenmarkskrankheiten** sind folgende die wichtigsten: 1. Wasseransammlung im Rückenmarkskanal od. in den Rückenmarkhäuten (Hydrorrhachis), ein angeborener Bildungsfehler, welcher gewöhnlich mit Offenstehen des Wirbelkanals verbunden ist (Spina bifida). Kinder, welche mit diesem Bildungsfehler belastet sind, gehen meist sehr bald zu Grunde. 2. Blutüberfüllung (Hyperämie) des R.s u. seiner Häute. 3. Blutergüsse (Apoplexia spinalis), welche entweder in das R. selbst od. in dessen Häute erfolgen können. Die Erscheinungen derselben bilden plötzlichen Eintritt von Lähmung beider Beine (Paraplegie), verbunden mit Schmerzen u. Gefühllosigkeit, bisweilen unwillkürliche Koth- u. Harnentleerung. Das ausgetretene Blut wird gewöhnlich wieder aufgesaugt, worauf sich die Lähmung auch wieder bessert. 4. Entzündung der Rückenmarkshäute (Meningitis spinalis). Verbunden mit Entzündung der Hirnhäute (s. „Gehirnkrankheiten“) kommt dieselbe bisweilen epidemisch als eine sehr oft rasch tödlich verlaufende Krankheit vor (epidemische Meningitis cerebro-spinalis). 5. Entzündung des Markes selbst (Myelitis), deren Hauptsymptom in Lähmung beider Beine besteht. 6. die Rückenmarksschwindsucht od. Rückenmarksdarre (Tabes dorsualis). Dieselbe ist eine schleichend beginnende und langsam verlaufende, sich auf Jahre erstreckende Krankheit, welche oft ihre Ursache in heftigen Erkältungen u. übermäßigen Anstrengungen hat. Zuerst entwickelt sich eine Schwäche in den Beinen, verbunden mit eigenthümlichen Gefühlsempfindungen, wie Ameisenkriechen, Pelzigsein, Taubsein, oft auch mit heftigen Schmerzen. Die Kranken haben einen eigenthümlichen stampfenden Gang, welcher in der Dunkelheit ganz unsicher wird. Später tritt auch Schwäche in den Armen ein, das Sehvermögen nimmt allmählich mehr u. mehr ab, es tritt Blasenlähmung ein: der Harn träufelt unwillkürlich ab, u. schließlich erfolgt der Tod durch eine hinzutretende Entzündung, z. B. Lungenentzündung. Was die Behandlung der R. betrifft, so ist dieselbe bei den akuten Fällen eine entzündungswidrige u. besteht in Anwendung von Blutentziehungen, Kälte &c. Bei den chronischen Fällen bilden Hautreize, Elektrizität u. Bäder (Sool-, Malz- u. Moorbäder &c.) die Hauptmittel.

Rückenmuskeln, in mehreren Schichten über einander liegende Muskeln, die theils zum Aufrechterhalten, Strecken u. Seitwärtsbeugen der Wirbelsäule, theils zum Bewegen der Schulter u. des Oberarms dienen, theils endlich beim Ein- u. Ausathmen (Rippenheber, Sägemuskeln) thätig sind. Der umfänglichste Rückenmuskel ist der „große“ od. „breite“ Rückenmuskel (latissimus dorsi), ein breiter, dünner, dicht unter der Haut zu beiden Seiten des Rückgrates gelegener dreieckiger Muskel, der, von den untern Wirbeln u. Rippen entspringend, sich mit breiter, starker Sehne an den Oberarm heftet u. daher die Wirkung äußert, daß er die Schulter herab u. den Arm nach hinterwärts gegen den Rumpf zieht. Ein anderer, gleichfalls unter der Haut gelegener Muskel des Rückens ist der Kappenmuskel (cucullaris); er ist wie der vorige platt u. dreieckig, entspringt vom Hinterhaupt, Nackenband u. den Brustwirbeln, setzt sich an Schlüsselbein u. Schulterblatt u. zieht dies letztere bei seiner Kontraktion mit dem Arme stark rückwärts gegen die Wirbelsäule.

Rückert, Friedrich, deutscher Dichter, geb. 16. Mai 1789 zu Schweinfurt; besuchte seit 1802 das Gymnasium seiner Vaterstadt u. bezog 1805 die Universität Würzburg zum Studium der Rechte, das er indeß sehr bald mit dem der Philologie vertauschte. Er widmete sich den Sprachen in solcher Ausdehnung, daß er späterhin von sich sagen durfte: „Mir lebt jede Sprache, die Menschen schreiben.“ Nach den Studienjahren kehrte er zu seiner Familie zurück, die nach einander in verschiedenen fränk. Landstädtchen, wie Seßlach u. Ebern, lebte. Die Erfüllung seines von glühendem Haß gegen die franz. Fremdherrschaft eingegebenen Wunsches, am Kampfe gegen Frankreich Theil zu nehmen, verhinderte seine durch anhaltende Studien geschwächte Gesundheit, die ihm auch verbot, die Dozentenlaufbahn fortzusetzen, die er 1811 mit seiner Habilitation an der Universität

Jena betreten hatte. Das Leben in seiner fränk. Heimat gab ihm inzwischen bald die volle Gesundheit zurück; zu weiterer dichterischer Thätigkeit spornte ihn der Erfolg seiner ersten, unter dem Namen Freimund Reimar veröffentlichten Gedichte, unter denen die „Deutschen Gedichte" mit den „Geharnischten Sonetten" (1814) ihn den Dichtern des Befreiungskrieges zugesellten. 1816 wendete sich R. nach Stuttgart, wo er die Redaktion des poetischen Theiles des „Morgenblattes" führte; 1817 trat er eine längere Reise nach Italien an. Ueber Wien nach der Heimat zurückkehrend, nahm der Dichter das poetische Dasein wieder auf, das er seither geführt hatte. Er ließ sich in Koburg nieder, lernte hier die Stieftochter des Archivars Fischer, Louise Wiethaus-Fischer, kennen, der er die Lieder seines „Liebesfrühlings" (10. Aufl., Frankf. 1876) sang, u. mit der er sich im Dezember 1821 verheirathete. Inzwischen waren sein „Kranz der Zeit" (Stuttg. 1817) u. seine „Oestlichen Rosen" (Lpz. 1822) erschienen. 1822 übernahm er die Redaktion des „Frauentaschenbuchs" u. begründete durch Beiträge zu den damaligen zahlreichen Almanachen u. Zeitschriften seinen Ruf als Lyriker in immer weiteren Kreisen. Die Sorge für seine Familie veranlaßte ihn, das idyllische Stillleben, das er zu Koburg u. auf dem den Eltern seiner Gattin gehörigen Gute Neuseß führte, mit einem Amte zu vertauschen. 1826 ward er als außerordentlicher Professor der oriental. Sprachen an die Universität Erlangen berufen. Mit den „Verwandlungen des Abu Seid von Serug. Makamen des Hariri" (Stuttg. 1826; 5. Aufl. 1875), der Bearbeitung von „Nal u. Damajanti" (Frankf. 1828; 5. Aufl. 1874) u. der Herausgabe des chines. Liederbuches „Schi-King" (Altona 1833) betrat er ein Gebiet, auf welchem sich die Thätigkeit des Orientalisten u. des deutschen Poeten trefflich vereinigen ließ. Doch entzogen ihn seine fachwissenschaftlichen Arbeiten auch dem eigenen Schaffen nicht. Während des Erlanger Aufenthaltes veröffentlichte er die umfassende Sammlung seiner „Gesammelten Gedichte" (6 Bde., Erl. 1834), aus der er dann selbst eine Auswahl „Gedichte" (Frkf. 1843; 19. Aufl. 1876) veranstaltete. Inzwischen war sein großes Lehrgedicht „Die Weisheit des Brahmanen" (Lpz. 1836—39; 9. Aufl. 1875) erschienen, eine Sammlung von Sprüchen u. Lebensmaximen, die eben so viel u. mehr aus R.'s eigenem Geiste, aus seiner beschaulichen Phantasie u. seiner Neigung, die Welterscheinungen innerlich zu verbinden, als aus seinen oriental. Studien hervorgegangen ist u. die Trockenheit der Lehrdichtung zumeist siegreich überwindet; sowie die „Sieben Bücher morgenländischer Sagen u. Geschichten" (Stuttg. 1837), denen sich die „Brahmanischen Erzählungen" (Lpz. 1839) u. das Heldengedicht „Rostem u. Suhrab" (Stuttg. 1846), mit dessen Nach- u. Neudichtung R. nun auch das Gebiet der pers. Literatur betrat, anschlossen. 1841, nach der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm's IV., wurde R. mit dem Titel eines Geheimraths u. hohem Gehalt nach Berlin berufen. Doch war R. inzwischen schon zu bejahrt, zu eingelebt in seine Art des Daseins, um sich in Berlin wohl fühlen zu können. Er zog sich mehr u. mehr nach seinem Gute Neuseß zurück u. blieb seit 1848 ganz auf seiner ländlichen Besitzung. Die einzige Frucht der Berliner Berufung war der Versuch, sein bewegliches Talent auch in den Dienst der dramatischen Dichtung zu stellen. Aber seine Dramen „Saul u. David" (Erl. 1843), „Herodes der Große" (Stuttg. 1844), „Kaiser Heinrich IV." (Frankf. 1845) u. „Cristoforo Colombo" (ebd. 1845) entbehrten nicht nur der echt dramatischen Anlage u. des dramatischen Konflikts, sondern geradezu jeder Charakteristik. Bald kehrte er in der „Hamasa" (s. d.; Stuttg. 1846) zur lyrischen u. Lehrdichtung nach seiner Weise zurück. Während sein Ruhm wuchs u. der Name des Dichters den bleibenden unserer Literatur hinzugesellt wurde, schloß sich R. mehr u. mehr in der Stille seines Neuseß ab, fortwährend philologisch thätig, auch durch häusliche Erlebnisse u. Weltereignisse noch poetisch gestimmt, wie er denn den Beginn der zweiten schlesw.-holstein'schen Bewegung mit „Zwölf Kampfliedern für Schleswig-Holstein" (Lpz. 1864) begleitete. Am 31. Jan. 1866 schied er aus dem Leben u. ward in Neuseß bestattet. Erst nach seinem Tode erschien eine Gesammtausgabe „F. R.'s gesammelte poetische Werke" (12 Bde., Frankf. 1867—69), aus denen denn freilich das deutsche Volk die in Aller Herzen lebenden eigentlichen Lieder R.'s in ihrer schlichten Innigkeit u. Schönheit immer wieder herausheben wird; ferner wurden erst später veröffentlicht „Kindertodtenlieder" (Frkf. 1872) u. mehrere Uebersetzungen unter dem Titel „Aus F. R.'s Nachlaß" (herausgeg. von R.'s Sohne Heinrich [s. d.], Lpz. 1867), darunter die „Sakuntala", welche noch eine Sonderausgabe erfuhr (Lpz. 1876).



Nr. 4690. Friedrich Rückert (geb. 16. Mai 1789, gest. 31. Jan. 1866).

Rückert, Heinrich, älterer Sohn des Vorigen, Sprach- u. Geschichtsforscher, geb. zu Koburg 14. Febr. 1823; studirte 1840 bis 1844 in Erlangen, Bonn u. Berlin Geschichte u. Philologie, habilitirte sich 1845 an der Universität Jena für deutsche Geschichte u. Alterthumskunde, folgte 1852 einem Rufe als außerordentlicher Professor der deutschen Alterthumskunde nach Breslau, ward nach einigen Jahren ordentlicher Professor der deutschen Philologie u. Literaturgeschichte u. starb daselbst 11. Sept. 1875. Seine Hauptwerke sind: „Annalen der deutschen Geschichte" (3 Bde., Lpz. 1850; 2. Aufl. 1861); „Geschichte des Mittelalters" (Stuttg. 1852); „Deutsche Literaturgeschichte in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidenthum in das Christenthum" (2 Bde., Lpz. 1853 f.) u. „Geschichte der Neuzeit" (Stuttg. 1854). Seine gediegene Kenntniß der älteren deutschen Literatur bekundete er durch die Ausgabe von „Leben des heiligen Ludwig, Landgrafen von Thüringen" (Lpz. 1850); „Der welsche Gast" (Quedlinb. 1851); „Marienleben des Bruders Philipp vom Karthäuserorden" (ebd. 1853); „Lohengrin" (ebd. 1857) u. „König Rother" sowie „Heliand" (als Bd. 1 bez. 4 der „Deutschen Dichtungen des Mittelalters", Lpz. 1872 u. 76), endlich durch seine „Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache" (Lpz. 1875). In zahlreichen Beiträgen für Zeitschriften bewährte R. die Vielseitigkeit seiner Bildung u. seine große schriftstellerische Gewandtheit. Seine „Kleineren Schriften" gaben Amalie Sohr u. Alex. Reifferscheid heraus (Bd. I, Weimar 1877). Seit 1876 steht auf dem Friedhofe der Gemeinde zu den „Elftausend Jungfrauen" in Breslau sein Denkmal mit seinem von Donndorf modellirten Reliefportrait. Vergl. Hermann Schulze, „Heinr. R. u. das Dichterhaus zu Neuseß" (Bresl. 1875).

Rückert, Leopold Immanuel, namhafter protest. Theolog, geb. 1797 zu Großhennersdorf bei Herrnhut in der sächs. Lausitz; besuchte seit 1809 das Pädagogium zu Niesky, seit 1812 das Gymnasium zu Zittau u. studirte seit 1814 zu Leipzig Theologie u. Philosophie. 1819 wurde er Diakonus in seinem Geburtsort, 1825 Subrektor, 1840 Konrektor am Gymnasium in Zittau u. folgte 1844 einem Rufe als ordentlicher Professor der Theologie nach Jena, wo er über neutestamentliche Exegese u. systematische Theologie las u. 9. April 1871 starb. Von seinen Schriften, in denen er den Standpunkt des kritischen Rationalismus vertritt, sind hervorzuheben

„Die christliche Pastoralphilosophie" (Lpz. 1825); die Kommentare über die Briefe Pauli (an die Römer, Lpz. 1831; 2. Aufl. in 2 Bdn. 1839; an die Galater 1833; an die Epheser 1834; an die Korinther, in 2 Bdn. 1836—37); „Theologie" (2 Thle., Lpz. 1851); „Das Abendmahl" (ebd. 1856); „Ein Büchlein von der Kirche" (ebd. 1857) u. „Der Rationalismus" (ebd. 1859).

Rückgrat, s. „Wirbelsäule".

Rückzölle sind Zollbeträge, welche bei der Ausfuhr gewisser Artikel zurückvergütet werden, sei es nun, daß für die erst vom Auslande bezogenen Rohstoffe od. Halbfabrikate der früher gezahlte Eingangszoll zurückvergütet wird, od. daß die auf ein inländisches Erzeugniß gelegte, nur für das Inland berechnete Fabrikationssteuer zurückgezahlt wird. Der erstere Fall (Rückvergütung gezahlter Zölle für die Rohstoffe der ausgeführten Fabrikate) ist nur dann angezeigt, sobald die betreffenden Rohmaterialien einem so hohen Eingangszoll unterliegen, daß die daraus gefertigten Fabrikate, in dieser Weise vertheuert, bei der Ausfuhr mit ausländischen Produkten nicht konkurriren können. Wenn beispielsweise auf Baumwolle, ebenso auf Baumwollgarne, in einem Lande hohe Eingangszölle gelegt sind, so werden die hier erzeugten Webwaaren für das Inland vertheuert werden. Im Innern ist nun die Weberei durch entsprechend höhere Zölle geschützt. Will sie aber exportiren, so trifft sie auf die ausländische Konkurrenz, deren Rohstoffe u. Halbfabrikate durch Eingangszölle nicht vertheuert worden sind, die also billiger liefern kann. Um nun seine Industrie konkurrenzfähig zu machen, wird der Staat, wie recht u. billig, der exportirenden Industrie diejenigen Zölle zurückzahlen, welche ihm seiner Zeit für die Materialien zu den exportirten Waaren gezahlt worden sind. Praktisch hat dies Verfahren wegen der Kontrole aber doch seine großen Schwierigkeiten, u. die vorgeschritteneren Staaten haben ihre R. kluger Weise dadurch unnöthig gemacht, daß sie die Zölle auf Rohstoffe in der Regel ganz beseitigten u. die Zollabgaben auf Halbfabrikate erheblich ermäßigten. In ziemlich ausgedehnter Weise findet das System der R. zur Zeit noch in Frankreich Anwendung. Etwas anders liegen die Dinge bei den R.n für inländische Fabrikations- u. Konsumsteuern. In Deutschland (ebenso in den meisten anderen Ländern) unterliegen z. B. die Herstellung von Rübenzucker, Spiritus u. Bier durch die Abgaben auf das Quantum der verbrauchten Rüben, der Branntweinmaische u. des Malzes einer ziemlich hohen Abgabe, die indessen nur für den inneren Konsum von Zucker, Spiritus u. Bier berechnet ist. Wird der Spiritus, der Rübenzucker dagegen exportirt, so ist der auswärtige Käufer nicht geneigt, die deutsche Konsumtionsabgabe mit zu bezahlen, u. damit unsere Fabrikanten im Auslande konkurriren können, wird ihnen bei dem Export von Spiritus u. Zucker der größte Theil der erlegten Steuer als sog. Exportbonifikation zurückvergütet.

Rückzug ist das Gegentheil von Vormarsch in einem Feldzuge. Die Anordnung u. richtige Durchführung desselben erfordert gut disziplinirte Truppen u. einen energischen, umsichtigen Führer. Beispiele in gutem Sinne: der R. der 10,000 Griechen aus Kleinasien, der R. Moreau's durch die Defileen des Schwarzwaldes. Beispiele in schlimmem Sinne: der R. der preuß. Armee nach der Schlacht von Jena, der R. Napoleon's aus Rußland, der R. Mac Mahon's nach der Schlacht von Wörth 2c. Rückzugslinie ist die Verbindungslinie einer Armee mit derjenigen Stellung, aus welcher ihr Verstärkungen, Lebensmittel zugehen, resp. in welcher sie Schutz u. Erholung nach unglücklichen Kriegsereignissen findet.

Rüde, der männliche Wolf, Fuchs, Dachs u. Hund; außerdem ein starker, bes. zur Sauhatz brauchbarer Hund.

Rudelsburg, Schloßruine, in romantischer Lage auf einem Berge an der Saale, gegenüber der Ruine Saaleck, unfern des Badeortes Kösen (s. d.). Sie ist ein vielbesuchter Vergnügungsort u. nam. zur Pfingstzeit ein Vereinigungspunkt von Abgesandten der zum sog. Kösener S. C. (d. h. Seniorenkonvent) gehörigen Studentencorps der deutschen Hochschulen, die auch vor der Burg ihren im Kampfe gegen Frankreich 1870 u. 71 gefallenen Kommilitonen ein Denkmal errichtet haben. — R., schon im 12. Jahrh. Sitz der Schenken von R., wurde 1348 von den Naumburgern, im Bauernkriege 1450 vom Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen erobert u. theilweise zerstört. Seit dem Dreißigjährigen Kriege ist es vollständige Ruine (vgl. den Art. „Ritterburg").

Rudera (lat.), eigentlich Schutt, dann Ruinen, Ueberbleibsel.

Rüdesheim, Städtchen mit 3197 E. (1871) im Rheingau (s. d.), Reg.-Bez. Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau, in herrlicher Lage am rechten Ufer des Rheins u. der Taunusbahn; treibt vorzugsweise Weinbau, der an den südl. Abhängen des Niederwaldes (R.er Berges) auf ungefähr 200 Hektaren Areal betrieben wird u. gegen 600 Stückfaß eines der besten Rheinweine liefert; auch Schiffahrt u. Handel sind nicht unbedeutend. In nächster Nähe liegen die Ruinen der

Burgen Niederburg, Boosen- od. Mittelburg u. Brömseburg; auf dem Marktplatze von R. steht noch ein Thurm von der Vorderburg.

Rüdiger, Graf Feodor Wassiljewitsch, russ. General deutscher Abkunft, geb. 1784 zu Mitau, trat frühzeitig ins russ. Heer ein u. rückte schnell auf. Nach dem Kriege von 1812, in dem er schwer verwundet wurde, zum Generalmajor ernannt, befehligte er in den Feldzügen von 1813—14 die 1. Brigade der 1. Husarendivision. Seit 1826 Generalleutnant, leistete er 1828—29 im Kriege gegen die Türken u. 1831 im Feldzuge gegen die Polen die wichtigsten Dienste, für die er zum General der Kavallerie befördert wurde. 1835 kommandirte er im russ. Lager zu Kalisch u. 1846 besetzte er wieder, wie schon einmal 1831, die Stadt Krakau. Kaiser Nikolaus erhob ihn im Okt. 1847 in den Grafenstand. 1849 führte R. die Vortruppen des russ. Hülfsheeres gegen die Ungarn, überschritt 3. Juni die Grenze, nahm an den Kämpfen bei Waizen u. Debreczin Theil, verfolgte dann Görgei u. zwang ihn 13. Aug. bei Világos zur Waffenstreckung. Nachher kehrte er nach Polen zurück, wo er vom Kaiser mit bedeutenden Gütern beschenkt worden war, legte 1850 sein Kommando nieder u. wurde Mitglied des russ. Reichsraths. Als Paskiewitsch im April 1854 zum Heere abging, übernahm R. den interimistischen Posten eines Statthalters von Warschau. Seit März 1855 Chef der kaiserlichen Garden u. zugleich Oberbefehlshaber in Kriegszeiten, starb er zu Karlsbad 23. Juni 1856.

Rudimente (lat. rudimenta, von rudis, roh, unwissend, ungebildet), Anfangsgründe, Grundkenntnisse.

Rudolf I., deutscher König (1273—91), geb. 1. März 1218 auf dem Schlosse Limburg im Breisgau; war der älteste Sohn des Grafen Albrecht von Habsburg u. der Gräfin Heilwig von Kyburg, kämpfte, wie sein Vater, für die Hohenstaufen Friedrich II. u. Manfred u. focht mit in den Schlachten bei Cortenuova (1237) u. bei Benevent (1266). Durch Besiegung seiner Oheime von Habsburg u. von Kyburg, durch Vermählung (1245) mit Gertrud von Hohenberg u. Heigerloch, durch Befehdung der Bischöfe von Straßburg u. von Basel sowie des Abtes von St. Gallen erwarb er Besitzungen, die sich vom Gotthard bis zum Schwarzwalde, vom Bodensee bis zu den Vogesen erstreckten, u. wurde der reichste u. mächtigste Graf in Deutschland. Von Innocenz IV. 1254 in den Bann gethan, weil er im Kampfe mit dem Bischof von Basel eine Vorstadt niedergebrannt hatte, unternahm er 1255 den abenteuerlichen Kreuzzug mit Ottokar von Böhmen (s. d.) nach Preußen u. wurde wieder in die Kirche aufgenommen. Da er fromm, klug, tapfer u. in allen Kämpfen glücklich war, gelang es Friedrich von Nürnberg, dem Gemahl seiner Schwester Elisabeth, u. dem Erzbischof Werner von Mainz, den er einst über die Alpen nach Italien geleitet hatte, die Stimmen der Kurfürsten in Frankfurt auf ihn zu vereinigen, als Gregor X. nach dem Tode Richard's von Cornwallis die Wahl eines deutschen Königs verlangt hatte. Die Herrscher der Pfalz, Sachsens u. Brandenburgs wurden durch die Aussicht gewonnen, Töchter des reichen Grafen zu Gemahlinnen zu erhalten. R. belagerte eben Basel, als ihm Friedrich von Nürnberg die Kunde brachte, daß er 29. Sept. 1273 zum deutschen Könige gewählt sei. Sogleich begab er sich nach Frankfurt u. ließ sich dann in Aachen 24. Okt. mit seiner Gemahlin durch Erzbischof Engelbert von Köln krönen. Nur Ottokar von Böhmen, der von der Wahl ausgeschlossen war, protestirte u. suchte Papst Gregor X. für sich zu gewinnen. Darum beeilte sich R., auf dem Konzil zu Lyon 1274 erklären zu lassen, daß er dem Papst Alles bestätige, was „er nur immer vor Gott u. Recht fordern könnte, wenn es nicht zur Entgliederung des Reiches wäre", wofür ihn dieser „zum römischen Könige ernannte" u. Ottokar, freilich vergeblich, ermahnte, sich mit R. u. dem Reiche zu versöhnen. R. hielt noch eine persönliche Zusammenkunft mit dem Papste zu Lausanne (Okt. 1275), wo er einen Kreuzzug gelobte u. im nächsten Jahre die Kaiserkrone zu empfangen versprach, um die Kirche ganz für sich zu gewinnen, u. bildete durch einen Bund mit Erzbischöfen, Bischöfen u. Grafen im Reiche Ottokar's u. mit dessen Nachbar, dem Herzog Heinrich von Bayern, eine Gegenpartei, erklärte Ottokar 24. Juni 1276 in die Reichsacht, brachte Kärnten u. Krain mit Hülfe der Grafen von Tirol u. Görz, ja Steiermark u. Oesterreich zur Erhebung, zwang im Oktober Wien zur Kapitulation u. im November Ottokar selbst

zur Unterwerfung. R. belehnte ihn 25. November mit Böhmen u. Mähren, nahm die österr. Lande als erledigte Reichslehen in Besitz u. verlobte seine Tochter Guta mit Ottokar's Sohne Wenzel. Der Friede war nicht von Dauer. Schon 1277 standen die Könige in Waffen einander gegenüber, doch vermittelte Bischof Bruno von Olmütz; 1278 ließ sich Ottokar zur abermaligen Erhebung reizen. Von Ungarn u. heidnischen Kumanen unterstützt, aber doch mit bedeutlicher Minderzahl, ging R. über die Donau u. erfocht 26. Aug. 1278 den entscheidenden Sieg auf dem Marchfelde, der dem Gegner Reich u. Leben raubte. Durch Verträge u. Verlobungen, des jungen Königs Wenzel mit Guta, seines Vormunds Otto von Brandenburg mit R.'s Tochter Hedwig, endlich von Wenzel's Schwester Agnes mit R.'s gleichnamigem Sohne, wenige Jahre darauf durch Vermählung des Bayernherzogs Otto mit R.'s Tochter Katharina wurde der Friede gesichert, die habsburgische Herrschaft in Oesterreich befestigt. Nach manchem Widerspruch gaben die Fürsten ihre Zustimmung, daß R. auf dem Hoftage zu Augsburg im Dez. 1282 seine Söhne Albrecht u. Rudolf (der älteste, Hartmann, war 1281 im Rheine ertrunken) mit Oesterreich, Steiermark, Krain u. der Mark (Friaul), 1286 den Grafen Meinhart von Tirol mit dem Herzogthum Kärnten belehnte. Inzwischen hatte R. schon begonnen, durch Befestigung des Landfriedens u. Herstellung bündiger Gesetze dem anarchischen Kampfe Aller gegen Alle ein Ende zu machen. Im Juni 1281 gab er zu Regensburg ein Landfriedensgesetz für Bayern, im folgenden Monat in Nürnberg für Franken, im Dezember erneuerte er in Mainz für die Rheinlande das Reichsgesetz Friedrich's II. vom J. 1235; mühsam versöhnte er im Okt. 1287 zu Eßlingen die Grafen von Württemberg, von Helfenstein, von Zollern, Sigmaringen u. Grüningen, indem er ihre Unabhängigkeit anerkannte, u. versuchte nicht ganz ohne Erfolg, auch im Norden von Deutschland den ununterbrochenen Streit der ländergierigen Fürsten zu beschwichtigen. Am meisten erreichte er auf dem Hoftage zu Erfurt 1289. Nachdem 29 Raubritter enthauptet, eine Menge von Burgen zerstört waren, ernannte R., wie er schon in Bayern u. Franken gethan hatte, die mächtigsten Fürsten zu Schirmherren des Landfriedens, ein Zeichen ebenso von der Ohnmacht der königlichen Gewalt wie von der selbstlosen Sorge für das Wohl des Landes. Zwei Hoffnungen scheiterten ihm gänzlich. Von den beiden romanischen Königreichen, die mit dem deutschen verbunden waren, Italien u. Burgund, hoffte er wenigstens das letztere näher an sich zu ziehen. Nach seiner Vermählung mit Isabella, der jugendlichen Schwester des Herzogs von Burgund, im Frühjahr 1284 versuchte er ohne Erfolg, die alte Verbindung wieder herzustellen. Sein letzter Schmerz war, daß die Fürsten auf der Frankfurter Fürstenversammlung im Mai 1291 sich weigerten, die Königsgewalt auf seinen einzig überlebenden Sohn Albrecht (Rudolf starb 1290 [s. o.]) übergeben zu lassen. Im Juni 1291 erkrankte R. in Germersheim, begab sich gleichwol noch nach Speier, starb aber hier 15. Juli 1291. Nach seinem Wunsche setzte man ihn im Dome an der Seite Philipp's von Schwaben bei. Der friedfertige, hausväterliche, auf Ländererwerb gerichtete Sinn des ersten Habsburgers hat sich ebenso wie manche Züge des Antlitzes: die Adlernase, das vorstrebende Kinn, das blitzende Auge u. die hagere Figur, auf eine große Zahl seiner Nachkommen vererbt. — Vgl. Schönhuth, „Geschichte R.'s von Habsburg" (2 Bde., Lpz. 1843), u. Ottokar Lorenz, „Deutsche Geschichte im 13. u. 14. Jahrhundert" (2 Bde., Wien 1866).

Rudolf II., Deutscher Kaiser (1576—1612), geb. 18. Juli 1552, war der Sohn Kaiser Maximilian's II. u. Maria's, einer Tochter Karl's V. Seine Jugend verlebte er am span. Hofe u. empfing dort von Jesuiten eine gelehrte Bildung, aber zugleich die Neigung zu stumpfer Bigotterie. Seit seiner Thronbesteigung residirte er in Prag, verwandelte seine Burg auf dem Hradschin in ein Museum u. trieb eifrig Alchymie, Astrologie u. Astronomie. Dem berühmtesten Astronomen der Zeit, Tycho de Brahe (s. d.), schuf er eine beneidenswerthe Existenz, Kepler (s. d.) machte er zu dessen Gehülfen u. Nachfolger, u. dieser benannte seine Rudolfinischen Tafeln (s. d.) nach ihm. Obwol Philipp II. ihm seine Tochter Isabella zur Ehe anbot, blieb er unvermählt, sowol aus politischen Gründen, als auch um in seinen Studien ungestört zu sein. Die Außenwelt war ihm gleichgiltig, die Regierungsgeschäfte sogar verhaßt. Unter R.'s Regierung war die Sicherheit des Reiches nur in der Schwäche der Feinde zu finden. Wenn er Reichstage berief, um Hülfe wider die Türken zu erbitten (den ersten 1582 zu Augsburg), so war mehr von dem Rechtsstreit der Konfessionen die Rede. 1596 drang Mohammed III. tief in Ungarn ein; 1598 lagerten die Spanier unter Mendoza am Niederrhein, gingen aber freiwillig zurück, obwol die Exekutionsarmee vor ihnen aus einander gelaufen war. Nur für die Herrschaft der Kathol. Kirche schien er thätig zu sein, wenigstens ließ er zu, daß der Kanzler Adalbert von Lobkowitz 1603 in Böhmen, der Propst von Olmütz in Mähren, Khlesl, der Bischof von Wien, seit 1602 in Oesterreich nur Katholiken zu weltlichen wie zu geistlichen Aemtern gelangen ließen. Solche Reaktionsversuche führten zur Zerstückelung der großen Gesammtmonarchie u. Deutschlands. Stephan Bocskay, der mächtigste Magnat von Siebenbürgen, erhob sich für nationale u. kirchliche Freiheit u. erhielt im Wiener Frieden 1606 das Großfürstenthum Siebenbürgen u. fast eine Hälfte von Ungarn. Doch auch die andere Hälfte wollte nicht unter R. bleiben u. stellte sich 1608 unter seinen Bruder Matthias; wenige Wochen später machte es Mähren ebenso, u. Oesterreich zeigte dieselbe Gesinnung. Als Matthias sogar feindlich gegen ihn heranzog, willigte er 25. Juni 1608 in die Abtretung jener Länder. Um sich wenigstens Böhmen zu sichern, bewilligte R. die weitgehendsten Forderungen der Protestanten 9. Juli 1609 im sog. Majestätsbriefe (s. d.). Während er von den böhm. Ständen fast gefangen gehalten wurde, ließ er 1611 zuchtlose Söldnerbanden aus Passau herbeikommen, um Rache zu nehmen. Wol zogen sie nach blutigem Straßenkampf in Prag wieder ab, allein Matthias eilte herbei, erhielt nun auch das Königreich Böhmen u. nöthigte R. zur Abdankung. Vergebens rief dieser den Kurfürstentag in Nürnberg an, dann rüstete er sich zur Abfahrt nach Deutschland, aber schon 20. Jan. 1612 ereilte ihn der Tod. (Abb. s. Bd. III, Nr. 2331.) — Vgl. Ranke, „Zur deutschen Geschichte ꝛc." (Lpz. 1868).

Rudolf von Schwaben, Gegenkönig Heinrich's IV. (1077 bis 1080), war ein Graf von Rheinfelden, der die schwache Herrschaft der verwittweten Kaiserin Agnes, die für ihren unmündigen Sohn Heinrich IV. die Regierung führte, zur Befriedigung seiner ehrgeizigen Wünsche benutzte. Er raubte im Sept. 1057 ihre elfjährige Tochter Mathilde, erhielt dann die Erlaubniß, sie zu heirathen, u. das eben erledigte Herzogthum Schwaben sowie die Verwaltung von Burgund. Seitdem strebte er nach Höherem. Auf der Fürstenversammlung zu Tribur nöthigte er 1066 seinen Schwager zur Entlassung des verhaßten Erzbischofs Adalbert von Bremen u. stand 1072 wahrscheinlich im Bunde mit dem abtrünnigen Otto von Nordheim. Nur vorübergehend war die Versöhnung, welche Agnes in demselben Jahre vermittelte. Als Heinrich IV. 1074 mit den Sachsen u. mit Otto von Nordheim im Kampfe lag, versagte er ihm die Hülfe u. nöthigte ihn dadurch zu dem schmachvollen Frieden von Gerstungen. Wol versöhnten sie sich wieder, u. R. war Vorkämpfer in der Schlacht von Hohenburg a. d. Unstrut 1075, aber schon 1076 stand er im Bunde mit den süddeutschen Herzögen u. Bischöfen auf der Seite des Papstes, dem die Fürstenversammlung von Tribur u. die von Oppenheim im Okt. 1076 die Entscheidung übergab, ob der gebannte Kaiser weiter regieren dürfe. Endlich erreichte er es, daß auf der Fürstenversammlung zu Forchheim 15. März 1077 Heinrich entsetzt u. er zum König von Deutschland gewählt wurde, gegen das Versprechen, sich jeder Investitur von Geistlichen zu enthalten u. seine Würde nicht auf seinen Sohn zu vererben. Aber alsbald erschien Heinrich, durch die Buße in Canossa gesühnt, in Süddeutschland, sprach in Ulm im Juni 1077 seinen Gegnern ihre Güter ab u. zwang R., sich zu den Sachsen zu begeben. Zwar siegte R. im Bunde mit Otto von Nordheim 1078 bei Melrichstadt, aber das Treffen bei Flarchheim im Jan. 1080 blieb unentschieden, u. die päpstliche Anerkennung seiner Königskrone brachte keinen Gewinn mehr. Am 15. Okt. dess. J. in einer siegreichen Schlacht an der Elster verlor er die rechte Hand, empfing einen Lanzenstoß in den Unterleib u. starb in Reue über seinen Abfall. Er wurde im Dom zu Merseburg beigesetzt. Vgl. Giesebrecht, „Deutsche Kaisergeschichte", u. Flotho, „Kaiser Heinrich IV." (2 Bde., Stuttg. 1855).

Rudolf v. Ems (od. Hohenems), einer der besten nachklassischen deutschen Epiker des Mittelalters, ein Schweizer von Geburt, war Dienstmann der Grafen von Montfort u. starb zwischen 1250 u. 1254 in Italien, wohin er vermuthlich Kaiser Konrad IV. begleitet hatte. Ein Schüler Gottfried's v. Straßburg, dessen tadellosen Versbau er sich ebenso zu eigen machte wie die Neigung zu Reimspielereien, war R. zugleich einer der gelehrtesten Dichter seiner Zeit. Seine ersten Werke, die in den 20er Jahren des 13. Jahrh. entstanden sein werden, sind uns nicht erhalten; sie behandelten „trügeliche Mären", wie R. selbst bedauernd berichtet; vermuthlich waren es weltliche Stoffe aus dem Kreise der Artussage. Von ihnen wandte sich R. einem anderen Stoffgebiete zu u. dichtete um 1225 sein erstes auf uns gekommenes u. zugleich sein bestes Werk „Der gute Gerhard" (herausgeg. von Haupt, Lpz. 1840), eine Erzählung, in der selbstzufriedene Werkheiligkeit in wirksamen Gegensatz zu anspruchsloser, im Stillen wirkender Herzensgüte gestellt wird. Dann folgte der spätestens 1230 vollendete „Barlaam u. Josaphat" (herausgeg. von Pfeiffer, Lpz. 1843), die Bearbeitung eines auf buddhistischer Grundlage beruhenden Stoffes, der durch eine, fälschlich dem Johannes Damascenus zugeschriebene, griech. u. eine aus dieser geflossene lat. Bearbeitung weitere Verbreitung im Abendlande erlangte: er behandelt die Bekehrung des indischen Königssohnes Josaphat durch den frommen u. weisen Einsiedler Barlaam. Gegen 1235 vollendete R. den „Wilhelm von Orlens" (nur in Bruchstücken gedruckt), eine durchaus willkürliche u. unhistorische Geschichte Wilhelm's des Eroberers; in die Zeit von 1235—50 fallen die Legende von Eustachius (verloren), der „Alexander" (nur in einer späten lückenhaften u. in Bruchstücken einer älteren Handschrift erhalten u. größtentheils ungedruckt) sowie der „Trojanerkrieg" (verloren). Die „Weltchronik" endlich, auf Konrad's IV. Anregung begonnen u. ihm gewidmet, beruht hauptsächlich auf der „Historia scholastica" des Petrus Comestor u. reicht nur bis zu Salomo's Tode, da der Tod den Dichter an der Vollendung hinderte. Sie wurde bald darauf mit dem gleichartigen Werke eines Nachahmers vielfach zusammengearbeitet, erweitert u. verderbt u. in dieser Gestalt herausgeg. von Schütze („Die histor. Bücher des Alten Testaments", 2 Bde., Hamb. 1779—81). Vgl. Vilmar, „Die zwei Recensionen u. die Handschriftenfamilien der Weltchronik R.'s v. Ems" (Marb. 1839).

Rudolfinische Tafeln heißen die ersten brauchbaren, von Kepler (s. d.) aus den Beobachtungen Tycho de Brahe's, aber nach seiner eigenen neuen, richtigen Theorie berechneten u. zu Ehren seines Protektors, Kaiser Rudolf's II., sogenannten Planetentafeln. Sie erschienen zuerst zu Ulm 1627 in lat. Sprache, doch hatte er sie schon während seines Linzer Aufenthaltes wesentlich vollendet.

Rudolphi, Karl Asmund, schwed. Anatom u. Physiolog, geb. zu Stockholm 14. Juni 1771, studirte seit 1790 in Greifswald, Jena u. Berlin, wurde 1797 außerord. Professor an erstgenannter Universität, bereiste, um Erfahrungen auf dem thierarzneilichen Gebiete zu sammeln, im Auftrage der schwed. Regierung 1801—3 einen großen Theil des Kontinents, erhielt 1808 eine ordentliche Professur der Medizin in Greifswald, folgte 1810 als Professor der Anatomie einem Rufe nach Berlin, wo er ein anatomisches u. zootomisches Museum begründete, u. starb daselbst 29. Nov. 1832. Als Hauptwerke dieses als Lehrer u. Forscher gleich ausgezeichneten Gelehrten sind zu nennen: „Bemerkungen aus der Naturgeschichte, Medizin u. Thierarzneikunde" (2 Bde., Berl. 1804 f.); „Entozoorum sive vermium intestinalium historia naturalis" (3 Bde., Amsterd. 1808—10; Auszug daraus, Berl. 1819) u. der „Grundriß der Physiologie" (3 Bde., Berl. 1823—28, unvollendet). Die Denkschriften der Berliner Akademie der Wissenschaften (1816—28) enthalten viele Abhandlungen von ihm.

Rudolstadt, Hauptstadt des Fürstenthums Schwarzburg-R.; liegt höchst romantisch am linken Ufer der Saale u. an der Saalbahn u. zählt 7638 E. (1875). Als Residenz des Fürsten ist R. auch Sitz des Ministeriums u. der Oberregierungsbehörden; es hat ein Kreisgericht u. ein Justizamt, ein Gymnasium mit Realschule, ein Lehrerseminar, eine Bauschule ꝛc. Auf einer 60 m hohen Anhöhe über der Stadt liegt das von Gartenanlagen u. Waldungen umgebene Residenzschloß Heidecksburg, seit dem Brande von 1735 neu aufgeführt; es enthält eine kleine Gemäldegalerie u. Gipsabgüsse von Antiken. Im Regierungsgebäude befindet sich die stattliche fürstliche Bibliothek; das fürstliche Schloß Ludwigsburg, im nordöstl. Theile der Stadt, an der Straße nach Weimar, enthält ein Naturalienkabinet, das vorzüglich reich an Konchylien ist. R. treibt Obst- u. Gartenbau, hat Porzellan- u. Farbenfabrik, Wollspinnerei, Fichtennadelbäder ꝛc. In der Nähe liegt das Dorf Volkstedt, in welchem 1788 Schiller längere Zeit wohnte, mit großer Porzellanfabrik; etwas weiter entfernt die berühmte, von Friedrich Fröbel 1817 gegründete Erziehungsanstalt Keilhau. Der Ursprung der Stadt ist ins 7. od. 8. Jahrh. zu verlegen. Im 9. Jahrh. wird es als zur Abtei Hersfeld gehörig aufgeführt. Später besaßen es die Deutschen Kaiser, seit 1217 die Grafen von Orlamünde. 1345 wurde es vom Landgrafen Friedrich dem Ernsthaften großentheils zerstört, kam um dieselbe Zeit in den Besitz der Grafen von Schwarzburg u. ist von Albert VII. an beständiger Wohnsitz der einen Hauptlinie des Schwarzburgischen Geschlechts gewesen.

Rudorff, Adolf August Friedrich, Rechtsgelehrter, seiner Zeit der orthodoxeste u. gelehrteste Vorkämpfer der historischen Schule, geb. zu Mehringen im Hannoverschen 21. März 1803; studirte seit 1820 in Göttingen u. Berlin, habilitirte sich 1825 an letztgenannter Universität, wurde 1829 außerord. Professor für Röm. Recht, gehörte seit 1860 auch der Berliner Akademie der Wissenschaften an u. starb zu Berlin 13. Jan. 1873. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Das Recht der Vormundschaft" (3 Bde., Berl. 1833 bis 1835); „Grundriß zu Vorlesungen über den gemeinen u. preuß. Civilprozeß" (ebd. 1837); „Gromatische Institutionen in der von R. mit Blume u. Lachmann besorgten Ausgabe der Agrimensoren" (ebd. 1848—52); „Röm. Rechtsgeschichte" (2 Bde., Lpz. 1857—59); seine biographische Schrift über „Friedrich Karl v. Savigny" (Weim. 1862) ꝛc. Auch besorgte er neue Auflagen der Werke Puchta's (s. d.) sowie die 7. Aufl. von Savigny's „Lehre des Besitzes" (1865) u. gab mit Bruns, Roth u. Böhlau die „Zeitschrift für Rechtsgeschichte" (Weim. 1861 ff.) heraus. Sein Sohn Ernst Friedrich Karl **R.**, geb. zu Berlin 18. Jan. 1840, hat sich als ein tüchtiger Pianist u. Komponist bekannt gemacht. Zuerst Lehrer am Konservatorium in Köln, wirkt er seit Okt. 1869 als Professor an der neuen königl. Hochschule für Musik in seiner Vaterstadt.

Rueda, Lope de, span. Dramatiker u. Schauspieler, der gegen Mitte des 16. Jahrh. lebte u. sich um die Entwicklung des span. Dramas, welchem er einen mehr weltlichen Charakter zu verleihen u. es mit aus dem realen Leben gegriffenen Gestalten zu erfüllen sich bestrebte, große Verdienste erwarb, indessen bald von begabteren Nachfolgern (z. B. Lope de Vega) verdunkelt wurde. Er starb vor 1567 zu Cordova. Ausgaben seiner Werke erschienen in Valencia 1567 u. in Sevilla 1576. Eine Auswahl aus seinen Stücken enthalten Böhl de Faber's „Teatro antiguo español" (Hamb. 1832) u. Ochoa's „Tesoro del teatro español" (Par. 1840).

Ruete, Christian Georg Theodor, verdienter Augenarzt, geb. zu Scharmbeck bei Bremen 2. Mai 1810; studirte 1829—33 in Göttingen Medizin, wurde dann Oberassistent am Akademischen Hospitale daselbst, habilitirte sich 1836 als Privatdozent, erhielt 1841 eine außerord. u. 1847 eine ord. Professur sowie 1851 die Mitdirektion jenes Hospitals, folgte 1852 einem Rufe als Professor u. Direktor der Augenheilanstalt u. des Poliklinikums nach Leipzig u. starb daselbst 23. Juni 1867. Seine erwähnenswerthesten Schriften sind: „Die Skrophelkrankheit, insbes. die skrophulöse Augenentzündung" (Gött. 1833); „Neue Untersuchungen u. Erfahrungen über das Schielen u. seine Heilung" (ebd. 1841); „Lehrbuch der Ophthalmologie" (ebd. 1846; 2. Aufl. 1854); „Der Augenspiegel u. das Optometer für praktische Aerzte" (ebd. 1852); „Lehrbuch der allgemeinen Therapie" (ebd. 1852); „Ikonographische Darstellung der Krankheiten des Auges" (Lpz. 1854); „Ein neues Ophthalmotrop" (ebd. 1857); „Das Stereoskop" (ebd. 1860; 2. Aufl. 1867); „Ueber die Einheit des Prinzips im Bau der Augen der verschiedenen Thierklassen" (ebd. 1861); „Ueber die Existenz der Seele" (ebd. 1863).

Rufinus, aus Elusa in Gallien gebürtig, war unter Theodosius d. Gr. (379—395 n. Chr.) Präfekt des Orients. Nach dem Tode des Theodosius zu Mailand (395) bemächtigte er sich der Führung der Regierung in Konstantinopel, wo Arcadius (s. d.) residirte. Als beim Einfalle der Gothen Stilicho, welcher im Westreiche, wo Honorius (s. d.) Kaiser war, die Geschäfte führte, mit der ganzen Armee

des verstorbenen Theodosius in das Ostreich vorrückte, um die Gothen zu bekämpfen, forderte Arcadius auf Betrieb des R. den ihm gebührenden Theil der Truppen des Theodosius. Stilicho mußte nachgeben u. kehrte, durch diesen Abgang zu sehr geschwächt, um. Die abgegebenen Truppen zogen unter ihrem Führer Gainas nach Konstantinopel, vor dessen Thoren sie den habsüchtigen und allgemein verhaßten R., als er sich in Gegenwart des Arcadius zum Cäsar machen wollte, 27. Nov. 395 ermordeten. An seine Stelle, als allmächtiger Minister des Arcadius, trat der Eunuch Eutropius.

Ruge, Arnold, Philosoph u. Politiker, Schriftsteller u. Dichter, geb. zu Bergen auf Rügen 13. Sept. 1802; studirte in Jena Philologie u. Philosophie u. hatte für seine Theilnahme an der Burschenschaft mit einer einjährigen Haft in Köpenick u. einer fünfjährigen auf der Festung Kolberg zu büßen. Während dieser unfreiwilligen Muße setzte er seine philosophischen Studien fort u. schloß sich entschieden der Hegel'schen Schule an. Auch veröffentlichte er damals seine ersten literarischen Produkte: eine Uebersetzung des „Oedipus in Kolonos" von Sophokles (Jena 1830) u. das Trauerspiel „Schill u. die Seinen" (Strals. 1830). Nach seiner Freilassung wandte er sich nach Halle, wo es ihm auf Fürsprache gelang, sich 1832 als Privatdozent für Philosophie u. Geschichte habilitiren zu dürfen. Mit Theodor Echtermeyer (geb. 1805, gest. 1844), gleichfalls Privatdozent der Philosophie, gab R. seit 1. Jan. 1838 bei Otto Wigand in Leipzig die sehr einflußreichen „Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft u. Kunst" heraus; deren Ziel die Schaffung eines ganz neuen „Mittelpunktes der Anziehung aller noch wirklich treibenden u. lebendigen Säfte der Zeit" auf philosophischer Basis sein sollte. Als freilich R., welchem die Hauptthätigkeit bei der Redaktion zugefallen war, die Polemik gegen die staatlichen u. kirchlichen Zustände vorherrschen u. immer schärfer werden ließ, zogen sich viele Mitarbeiter zurück, u. die Zeitschrift verlor in Preußen ihren Boden. Infolge dessen siedelten R. u. Echtermeyer nach Dresden über u. ließen das Blatt vom 1. Juli 1841 ab als „Deutsche Jahrbücher" erscheinen, bis es 31. Dez. 1842 polizeilich unterdrückt wurde. 1843 begab sich R. nach Paris, fand aber auch dort für seine Ideen keinen besseren Boden u. wandte sich daher nach der Schweiz, wo er sich mit Julius Fröbel (s. d.) bei dem in Zürich u. Winterthur gegründeten Literarischen Kontor buchhändlerisch betheiligte. 1846 nach Sachsen zurückgekehrt, errichtete er 1847 in Leipzig ein Verlagsbureau u. ließ beim Ausbruch der 48er Revolution eine politische Zeitung, „Die Reform", zuerst in Leipzig, dann in Berlin erscheinen. Von einem Breslauer Wahlkreise ins Frankfurter Parlament gewählt, gehörte er hier zur äußersten Linken, ward aber durch die Erfolglosigkeit seiner Bestrebungen so sehr verstimmt, daß er sein Mandat bald niederlegte. Hierauf nahm er Theil am Demokratenkongreß in Berlin u. ging deshalb, im Jan. 1849 von dort ausgewiesen, wieder nach Leipzig, wo er sich in die sächs. Maiunruhen mit verwickelte. Dies nöthigte ihn dann zur Flucht. Er wandte sich zuerst nach Bremen u. von da im Juli 1850 nach London. Hier bildete er mit Ledru Rollin, Mazzini u. A. ein europ.-propagandistisches Comité. Doch unterschied er sich von den anderen Revolutionspredigern in London noch immer durch einen gewissen Idealismus seiner Ansichten u. bewahrte sich ein starkes Vaterlandsgefühl; daher richtete er 1867 an das deutsche Volk einen „Aufruf zur Einheit" u. begrüßte den Krieg gegen Frankreich mit einem poetischen Mahnruf an Englands kleinliche Nichteinmischungspolitik. Schon 1850 war er nach dem engl. Seebade Brighton übergesiedelt, wo er noch lebt. Seinen Lebensunterhalt erwirbt er sich durch journalistische Thätigkeit. Von seinen Werken sind zu nennen: „Platonische Aesthetik" (Halle 1832); „Vorschule zur Aesthetik" (ebd. 1837); „Der Novellist" (eine Art Roman, Lpz. 1839); „Zwei Jahre in Paris" (2 Bde., ebd. 1846); „Novellen aus Frankreich u. der Schweiz" (ebd. 1848); „Revolutionsnovellen" (2 Thle., ebd. 1850); „Der Demokrat" (Novelle, ebd. 1850); „Die Neue Welt" (Trauerspiel, ebd. 1856); „Aus früherer Zeit" (4 Bde., ebd. 1862 bis 1867); „Reden über die Religion" (Lpz. 1869); „Wanderbuch" (Gedichtsammlung, ebd. 1875). Schon 1846 ließ R. seine gesammelten Schriften erscheinen (7 Bde., 2. Aufl. Mannh. 1847 f.). Auch übersetzte er die „Juniusbriefe" (3. Aufl. 1867) u. Buckle's „Geschichte der Civilisation" (4. Aufl. 1865).

Rüge, im Allgemeinen s. v. w. Tadel, vorzugsweise Tadel des Lebenswandels u. der sittlichen Führung einer Person, namentlich von Seiten der Vorgesetzten, Lehrer 2c. In der Sprache des Mittelalters bedeutet R. die gerichtliche Anzeige eines von einem Andern begangenen geringeren Vergehens (unbedeutender Diebstahl, Beleidigungen, leichte Körperverletzungen 2c.) zum Zweck der Bestrafung. Daher nennt man noch heute derartige kleine Untersuchungssachen Rügesachen u. die Gerichte, welche mit ihrer Erledigung betraut sind, Rügegerichte.

Rügen, die größte deutsche Insel, an der pommerschen Küste gelegen u. zum Reg.-Bez. Stralsund gehörig, dessen Kreis Bergen sie hauptsächlich



Nr. 4691. Karte von Rügen.

bildet, mit etwa 50,000 E. Sie liegt zwischen 54° 12' u. 54° 39' n. Br., u. zwischen 13° 15' u. 13° 55' östl. L. von Greenwich, umfaßt 17,57 □M. u. hat eine fast spinnenartige Gestalt: von einem innern Kern, der kaum [illegible] der ganzen Inselmasse ausmacht, sind nach allen Himmelsgegenden hin vielgestaltete Halbinseln ausgestreckt, die meist wieder nach verschiednen Richtungen hin Halbinseln tragen. Es ist, als ob jedes Glied noch einmal den Charakter des Ganzen zeigen wolle. So tragt die nach Südost gelegene Halbinsel Mönchguth halbinselartige Glieder nach S. u. W. hin; die nach S. gelagerte Halbinsel Zudar schickt ihre halbinselartigen Theile nach W. u. N.; die im O. angefügte u. nach N. hin gestreckte, keulenförmig sich verdickende Halbinsel Jasmund trägt an schmaler, nach NW. gerichteter Landzunge die große Halbinsel Wittow, die ihrerseits wieder ihre Glieder nach S. u. SW. dem Kerne der Insel zukehrt. Die Meerestheile, die in einer Gesammtfläche von 1200 □Km. in die Landmasse hineindringen u. die Insel vom Festlande trennen, haben durch ihre geringe Tiefe u. relative Ruhe ganz den Charakter von Binnengewässern bekommen. Nur im O. u. N. wird die Insel entschieden vom Baltischen Meere bespült.

R.s die meist hervorragenden Wassermassen, die Busen u. Fjorde an der Inselküsten sind zu erwähnen im S. der Rügische u. Greifswalder Bodden von 550 □Km Ausdehnung, im W. das Stralsunder Fahrwasser auch Strela Sund von ca 58 □Km Größe, das einem breiten Flusse gleicht, im W. ferner der Kubitzer Bodden, der Vierendehler Strom, die Prohner Wiek mit ca 100 □Km. Oberfläche u. im N. der Große Jasmunder Bodden von 64 □Km Ausdehnung



Nr. 4692. Stubbenkammer auf Rügen.

Die Tiefe dieser Gewässer beträgt oft noch nicht 3 m., u. sie frieren wie die Binnengewässer während des Winters oft Monate lang vollständig zu. Der Kern der Insel ist im W. ziemlich eben, erhebt sich aber allmählich nach O. hin im steten Wechsel von Hügel u. Einsenkung u. erreicht im Rugard nahe am Jasmunder Bodden eine Höhe von 150 m. Die östl. u. nordöstl. Halbinsel, die in die freie Ostsee schauen, sind aus festerer Masse zusammengefügt als die westl. Die Halbinsel



Nr. 4693. Der Herthasee auf Rügen.

Jasmund hat steile u. felsige Ufer u. bildet in der Stubbenkammer ein festes Vorgebirge; die Halbinsel Wittow schützt sich an ihrer verwundbarsten Stelle durch das Vorgebirge Arkona, u. Mönchguth trägt die steinigen Rücken des Thiessower Hövd od. das südl. Pferd u. des Gobbren'schen Hövd od. das nörd. Pferd. Die ganze Oberfläche zeigt einen unruhigen Wechsel von Feld u. Wald, Heide, Sumpf, Düne 2c.; erratische Blöcke liegen auf ihr in unzähliger Menge, obgleich man schon seit Jahrhunderten die Landstraßen davon baut, die Gärten umfriedigt 2c. Im Ganzen aber ist der Boden fruchtbar u. ergiebig. Daher sind auch Ackerbau u. Viehzucht ein Hauptnahrungszweig der Insulaner. Eine andere wichtige Erwerbsquelle ist der Fischfang, bes. Heringsfang, im Frühjahr, u. die Schiffahrt, welche die Bewohner großentheils mit eigenen Schiffen betreiben. In Arkona liefen 1875: 192 Schiffe mit 7554 Tonnengehalt aus u. kamen eben so viele an. Im Kern der Insel, die in 27 Pfarreien zerfällt, nach seiner Ostseite zu, steht auf hohem Terrain die Hauptstadt Bergen mit 3616 E. (1871), Sitz der Kreisbehörden; ihr Kirchthurm ist auf ganz R. sichtbar. Unmittelbar neben der Stadt liegt der Rugard, von dem aus man die ganze Insel übersehen kann, mit Spuren der Burg, die bis 1361 hier stand. Südl. von Bergen liegt der Insel zweitgrößte Stadt Garz mit 2037 E. (1871); hier stand Karenza, die Burg der alten Fürsten, die 1168 zerstört wurde; nicht weit von Garz das Dorf Schoritz, der Geburtsort von Ernst Moritz Arndt. Im NW. des Kerns liegt Gingst im rügischen „Paradies", an der Südküste Putbus (s. d.). Die Halbinsel Mönchguth, einst dem Kloster Eldena gehörig, ist durch Seen u. waldige Bergpartien so von der Landmasse getrennt, daß ihre Bewohner viel Eigenartiges an Sprache, Tracht u. Sitte bewahren konnten. Die Halbinsel Jasmund ist mit Kreidebergen, die steil zur See abfallen, durchzogen, u. in ihr tritt die Natur R.s in ihrer größten Erhabenheit auf. Sie trägt den herrlichen Buchenwald, die Stubbenitz, der sich 2 M. lang u. $\frac{1}{2}$ M. breit längs des Meeres hinzieht u. viele Hünengräber birgt. In diesem Walde liegt der dicht mit Buchen umkränzte Schwarze See, auch Herthasee genannt, ein fast vollständiges Oval von 150 m. Längsdurchmesser u. 15 m. Tiefe. In seiner unmittelbaren Nähe westl. befindet sich ein ovaler Wall, nach außen mit über 30 m., nach innen mit etwa 12 m. Abfall, der für die Reste der Herthaburg gehalten wird. Noch nicht 700 m. davon entfernt ist die berühmte Stubbenkammer (vom slav. stopien, Stufen, u. kamien, Fels). Die Große Stubbenkammer steigt im Königsstuhl bis 128 m. an u. bildet eine unförmliche, gegen das Meer fast senkrecht abgeschnittene Pyramide. Die Kleine liegt östl. der Großen; sie fällt noch steiler zum Meere ab. Der Hauptort der Halbinsel ist Sagard. Das Dorf Saßnitz, hübsch am Ausgange einer Schlucht gelegen u. von Fischern bewohnt, ist ein kleines, aufblühendes Seebad geworden. Die Halbinsel Wittow hat das interessante Vorgebirge Arkona (slav. urkan, d. h. am Ende), das deutsche Nordkap. Es besteht wie Stubbenkammer aus Kreidefelsen, ist 63 m. hoch u. trägt einen nach Schinkel's Plan 1827 aufgeführten 23 m. hohen Leuchtthurm. Es gewährt wie Stubbenkammer eine unbegrenzte Aussicht über das Meer. Hier stand die alte Feste der Wenden mit dem Tempel des vierköpfigen Swantewit, die 1168 von den Dänen mit Sturm genommen u. zerstört wurde. Jasmund u. Wittow sind durch die schmale sandige Niederung Schaabe mit einander verbunden. — Volkstrachten haben sich in R. fast nur auf der östl. Halbinsel Mönchguth erhalten. Dort tragen die Männer weite, weißleinene Fischerhosen, dunkle Strümpfe, streifige Westen, buntgeblümte Halstücher, schwarze Tuchjacken mit Hornknöpfen u. gestrickte buntwollene Zipfelkappen. Für die Tracht der Frauen sind charakteristisch die blauen Strümpfe, der faltige schwarze Wollenrock mit blauem Streifen am unteren Rande, der buntgestickte Vorstecklatz u. das bunte Halstuch mit Blumenborten; das Haar wird im vorderen Theile des Scheitels durch einen gestickten Strich bedeckt u. kommt nur als kleiner Haarbüschel über der Stirn zum Vorschein; darüber trägt man eine kegelförmige schwarze Wollenmütze, am Rande mit breitem Atlasband besetzt, dessen Ende am Rücken in Schleifen herabhängt. Bei verheiratheten Frauen zieht sich dieser Atlasstreif noch längs der Mütze über den spitzen Kopf.

An Festtagen tragen die Männer durchaus schwarze Kleidung; an Stelle der Jacke tritt dann ein Rock mit breiten Litzen, statt der Zipfelkappe wird der Cylinderhut getragen. Auch die Frauen kleiden sich dann in Schwarz u. decken den Rücken mit einem aus Tuch gefertigten u. mit gemusterten Sammetborten besetzten Mantel, der, steif gefüttert u. faltenlos, wie ein Schild um die Arme befestigt ist. — Bei der Feldarbeit sieht man die Frauen häufig im Mieder mit langen offenen Hemdärmeln, die Mütze noch mit einem gelben Strohhute bedeckt.

der mit schwarzem Bande garnirt u. mit bunten Bändern geschlossen ist. R., ursprünglich Roja od. Ruja genannt (der Name ist slavisch; mit dem Stamme der Rugier [s. d.] hat R. trotz der Namensähnlichkeit nichts zu thun), wurde während der Völkerwanderung von Slaven in Besitz genommen. Im 9. Jahrh. herrschten hier Slavenfürsten, die auch einen Theil des gegenüberliegenden Festlandes besaßen. Mönche vom Kloster Corvey sollen damals das Christenthum gepredigt haben; aber erst im 12. Jahrh. wurde durch dän. Kraft das letzte Asyl des Götzendienstes auf Arkona zerstört, u. unter Fürst Jaromir (1180) war die Insel vollständig bekehrt. Die rügischen Fürsten geriethen durch diese Kämpfe in Abhängigkeit von Dänemark, die sie über 100 Jahre zu tragen hatten, bis sie im 13. Jahrh. das dän. Joch abwarfen u. Witzlaf II. 1282 die Insel vom Kaiser Rudolf zu Lehen nahm. Mit dem Aussterben der letzten einheimischen Fürsten kam 1478 die Insel zu Vorpommern u. theilte fortan mit ihm ihr Schicksal; sie ward 1648 schwedisch u. 1815 preußisch.



Nr. 4694. Volkstrachten auf Rügen.

Rugendas, Georg Philipp, Schlachtenmaler u. Kupferstecher, geb. zu Augsburg 27. Nov. 1666 als Sohn eines Uhrmachers; sollte das Gewerbe des Vaters ergreifen, wandte sich aber der Kunst zu u. studirte bes. die Schlachtenmaler als seine Vorbilder. Später lebte er eine Zeit lang in Wien, ging 1692 nach Venedig u. Rom, kehrte 1695 nach Augsburg zurück, wurde 1710 Direktor der neubegründeten Zeichenakademie in seiner Vaterstadt u. starb daselbst 10. Aug. 1742. Schlachten u. Belagerungen sind sein Hauptfach, u. auf diesem Gebiete leistete er Vorzügliches. Am besten vertreten ist er im Museum zu Braunschweig. Auch lieferte R. zahlreiche Radirungen u. noch zahlreichere, nach eigenen Erfindungen ausgeführte Schwarzkunstblätter. Seine Söhne, Georg Philipp (gest. 1774), Christian (gest. 1781) u. Jeremias Gottlob R., haben sich gleichfalls als Kupferstecher, nam. in getuschter Manier, einen Namen gemacht. Sein Urenkel Johann Lorenz R., geb. 1775, war Direktor der Zeichenschule u. Professor der Kunstschule in Augsburg u. starb daselbst 19. Dez. 1826. Seine Schlachtstücke, bes. Scenen aus der neueren Kriegsgeschichte, die er in Tuschmanier ausführte, haben ihm großen Ruhm erworben. Der Sohn des Letztgenannten, Johann Moritz R., geb. zu Augsburg 29. März 1802, bildete sich für die Genremalerei aus, begleitete 1821 Langsdorff als Zeichner u. Maler nach Brasilien, wo er dann, nachdem er sich von demselben getrennt, noch bis 1825 blieb, u. gab nach seiner Rückkehr die „Malerische Reise in Brasilien" (Paris 1827–35) heraus. 1827–29 lebte er in Italien u. 1831 machte er eine zweite Reise nach Südamerika, um dasselbe nach allen Richtungen zu durchwandern u. für seine Zwecke auszubeuten. Erst 1846 kehrte er nach Europa, bez. nach München zurück. Seine seltene u. schöne Sammlung von ca. 3000 Zeichnungen, sowie von Oel- u. Aquarellbildern (bes. ethnograph. Gegenstände u. Landschaften) kaufte der bayerische Staat 1848 für eine Leibrente von 1200 Gulden. R. starb zu Weilheim in Oberbayern 29. Mai 1858.

Rugier, ein deutscher Stamm, der nach Tacitus u. Ptolemäus an den Odermündungen wohnte; treten zuerst nach der Hunnenschlacht, vielleicht von den benachbarten Herulern vertrieben, am Donauufer auf, regiert von Königen u. dem arianischen Glauben treu ergeben. Von Odoaker besiegt, der ihren König Feva tödtete, verließen sie das Land u. wandten sich mit dem Ostgothenkönige Theodorich nach Italien. Vorübergehend trat 541 ein rugischer König Erarich an die Spitze der ganzen deutschen Macht in Italien, wurde aber getödtet u. durch Totila ersetzt. Mit den Gothen verschwinden 555 auch die R. aus der Geschichte.

Ruhl, Johann Christian, ein seiner Zeit geschätzter Bildhauer, geb. zu Kassel 15. Dez. 1764; wurde Schüler von Nahl, reiste nach Erlangung eines Preises nach Paris, wo er sich unter Pajou weiterbildete, u. dann nach Rom. Später fertigte er mehrere Skulpturen für das Schloß in Wilhelmshöhe, modellirte zu wiederholten Malen als Hofbildhauer (seit 1808) die Büste König Jérome's u. schuf das Hessendenkmal in Frankfurt. Außerdem lieferte er geistreiche Radirungen zu Ossian's Gedichten, zu Bürger's „Leonore" ꝛc. Er starb 29. Sept. 1842. — Von seinen beiden Söhnen war der ältere Ludwig Sigismund R., geb. zu Kassel 1794, wo er auch später als Direktor der Kunstsammlungen wirkte, Maler im historischen Genre u. Kupferstecher. Er lieferte u. A. vorzügliche Umrisse zu Shakespeare's Dramen u. schrieb „Ueber die Auffassung der Natur in der Pferdebildung antiker Plastik" (Kassel 1846). Der jüngere, Julius Eugen R., geb. 1796, war Architekt, machte Studienreisen in Italien u. gab als deren Früchte die „Denkmale der Baukunst in Italien" (Kassel 1821) heraus. Im J. 1824 wurde er Landbaumeister in Hanau, 1831 Hofbaudirektor u. führte als solcher u. A. das prächtige Ständehaus u. die Wiederherstellung von Wilhelmshöhe aus. Von seinen literarischen Werken sind vor Allem zu nennen:

„Architektonische Entwürfe“ (Kassel 1839 ff.) u. „Gebäude des Mittelalters zu Gelnhausen“ (24 Ansichten, Frankf. 1839).

Ruhla, in der Volkssprache die Ruhl, thüring. Marktflecken mit 4398 E. (1875), liegt 2 Stunden nordwestl. vom Inselsberge in einem engen Thale des Erbstromes, der den Ort in zwei Theile scheidet, von denen die größere, östl. Hälfte mit 2449 E. gothaisch zum Justizamt Thal, die kleinere, westl. Hälfte mit 1949 E. weimarisch zum Justizamt Eisenach gehört. Beide Theile haben ihre eigene Kirchen-, Schul- u. Kommunalverwaltung. Im weimar. Theile ist ein großherzogliches Jagdschloß u. ein eisenhaltiges Mineralbad mit Kaltwasserheilanstalt, Fichtennadel- u. Dampfbad, Molkenkur ꝛc. Der gothaische Theil hat eine Gewerbschule. R. ist einer der betriebsamsten Orte Thüringens. Die von R. u. der Umgegend betriebene, alle Anforderungen des Tabakrauchers befriedigende Industrie (in der Mitte der 60er Jahre fertigte R. 27 Mill. messingene, neusilberne u. silberne Pfeifenbeschläge, 19 Mill. Schläuche, Ketten ꝛc. für Tabakspfeifen, 15 Mill. Pfeifenrohre, 15 Mill. völlig zusammengesetzte Tabakspfeifen, über 10 Mill. Spitzen, gegen 10 Mill. beschlagene Porzellanpfeifenköpfe, mehr als 5 Mill. unechte Meerschaumköpfe, gegen 5 Mill. Holz- u. gegen 3 Mill. Thon- u. Lavapfeifenköpfe, 540,000 echte Meerschaumköpfe, 60,000 Tabaksbeutel) beschäftigt allein mit dem Vertriebe der Fabrikate über 30 hier ansässige Handelshäuser. Auch gute Alabasterarbeiten bringt R. in den Handel. Seine ehemals ganz bedeutende Eisenwaarenindustrie ist fast ganz erloschen.

Rühle v. Lilienstern, Johann Jakob Otto August, preuß. General u. Schriftsteller, geb. zu Berlin 16. April 1780; trat 1798 als Fähnrich in die preuß. Garde, ward 1807 weimar. Major u. Gouverneur des Prinzen Bernhard von Weimar u. machte 1809 den Feldzug gegen Oesterreich mit, lebte seit 1811 als Oberst a. D. auf seinem Gute in Laubegast bei Dresden, kehrte aber 1813 in den preuß. Militärdienst zurück u. wurde Bureauchef Scharnhorst's. Im Dez. dess. J. zum Generalkommissar der deutschen Bewaffnung unter Stein ernannt, organisirte er die Kontingente sämmtlicher Rheinbundsstaaten mit Ausnahme Bayerns u. Württembergs. 1815 ward er Generalstabschef in der Rheinprovinz, 1816 Oberst im Großen Generalstab, 1820 Generalmajor, 1822 Chef des Großen Generalstabs u. Direktor des 2. Departements des Kriegsministeriums, 1826 Direktor der allgemeinen Militärstudienkommission, 1835 Generalleutnant, 1837 Direktor der allgemeinen Kriegsschule u. 1844 Generalinspekteur des Militärerziehungs- u. Bildungswesens. Er starb auf einer Reise zu Salzburg 1. Juli 1847. Von seinen Schriften sind anzuführen: „Berichte eines Augenzeugen von dem Feldzuge 1806“ (2 Bde., Tüb. 1807; 2. Aufl. 1809); „Reise eines Malers mit der Armee im J. 1809“ (3 Bde., Rudolst. 1810); „Handbuch für Offiziere“ (2 Bde., Berl. 1817); „Geographische Darstellungen zur ältesten Geschichte“ (ebd. 1827); „Zur Geschichte der Pelasger u. Etrurier“ (ebd. 1831); „Ueber Geist, Werden u. Nichts“ (ebd. 1833); „Historiogramm des preuß. Staates von 1820—30“ (ebd. 1835); „Historiograph. Skizze des preuß. Staates“ (ebd. 1837); „Die Rudimente der Hydrognosie“ (ebd. 1839); „Vaterland. Geschichte von der frühesten Zeit bis an das Ende des 13. Jahrh.“ (ebd. 1840).

Ruhmkorff, Heinrich Daniel, ausgezeichneter Mechaniker, geb. 1803 zu Hannover; durchwanderte nach beendigter Lehrzeit zwei Jahre lang Deutschland, arbeitete dann in verschiedenen Werkstätten zu Paris, London u. dann wieder zu Paris, wo er bes. bei Charles Chevalier, dem berühmten Verfertiger von Mikroskopen, thätig war. Eine eigene Werkstatt daselbst errichtete R. 1839 u. brachte es durch seine unermüdliche Ausdauer, durch fleißiges Studium u. eigenes Nachdenken zur Meisterschaft in der Herstellung genauer, eleganter u. zweckentsprechender Apparate u. Instrumente. Am meisten hat er sich berühmt gemacht durch einen verbesserten thermo-elektrischen Apparat u. den nach ihm benannten Induktionsapparat, der gleichfalls die Elektrisirmaschine u. die galvanische Batterie in sich vereinigt. Für letzteren ward ihm 1863 der von Napoleon III. gestiftete Preis von 50,000 Francs zugesprochen, nachdem ihm schon 1859 die Akademie der Wissenschaften den 5500 Francs betragenden Preis Trémont auf fünf aufeinander folgende Jahre zuerkannt hatte. Trotz dieser u. anderer Auszeichnungen hat sich R. die Einfachheit des schlichten Arbeiters bewahrt.

Ruhnkenius, eigentlich Ruhneken, David, hervorragender Humanist, geb. 2. Jan. 1723 zu Stolp in Hinterpommern; erhielt seine Vorbildung in Königsberg auf dem Friedrichskollegium, machte seine altklassischen Studien seit 1741 in Wittenberg u. seit 1743 in Leyden, an welch letzterem Orte er sich der besonderen Förderung durch Hemsterhuys zu erfreuen hatte. Nach Beendigung einer Studienreise wurde R. 1757 Lektor der griech. Sprache an der Universität Leyden, 1761 Professor der Geschichte u. Beredsamkeit daselbst u. starb als solcher 14. Mai 1798. R. ist bis auf den heutigen Tag von Bedeutung wegen seiner korrekten u. eleganten Latinität. Hervorzuheben sind hier seine noch jetzt viel gelesenen „Epistolae criticae“ (2 Bde., Leyden 1749—51; neue Aufl., Lpz. 1827). Von eigentlichen wissenschaftlichen Arbeiten sind zu nennen die Ausgaben von Timäus' „Lexicon vocum Platonicarum“ (Leyden 1754; vermehrte Aufl. von Koch, Lpz. 1833) sowie von Rutilius Lupus, Vellejus Paterculus u. Hesychios, den Alberti begonnen hatte. Alle diese Arbeiten sind durch die Zeit überholt worden, aber als Latinist wird R. stets einen der ersten Plätze behaupten. Vgl. Daniel Wyttenbach, „Vita Ruhnkenii“ (Leyd. 1799; neu herausgegeben von Frotscher, Freiberg 1846); Rink, „F. Hemsterhuis u. D. R., ein biographischer Abriß ihres Lebens“ (Königsb. 1801).

Ruhr, der vorletzte rechte, schiffbare Nebenfluß des Rheins, dessen Quelle in einer Seehöhe von 663,7 m, etwas über 31 M. von der Mündung entfernt, bei Winterberg im Kreise Brilon des westfäl. Reg.-Bez. Arnsberg liegt. Die Laufrichtung der R. ist westlich, mit Abweichungen nach N. u. S. Anfänglich in breitem Thale zwischen Wiesen dahin fließend, betritt die R. nach dem Einflusse der Haar steile Thalwände u. strömt nun rasch in vielfach gewundenem Laufe u. erreicht bei Mühlheim die Ebene; von hier bis zur Mündung bei Ruhrort (s. d.) beträgt ihr Gefäll 10,5 m. Da ihr Gebiet von dem der Lippe im N. u. von den Gebieten der Wupper u. Sieg im S. eng begrenzt ist, so hat sie zu beiden Seiten nur unbedeutende Zuflüsse, wie rechts die meist westl. fließende Möhne bei Neheim, links die nordwestl. gerichtete Lenne ꝛc. An der Schiffbarmachung der R. ist im Interesse des Bergbaues seit 1760 viel gearbeitet worden. Indeß blieb der Verkehr oberhalb Hattingen stets unbedeutend. Man legte sich daher später nur auf die Verbesserung des 75 Km. langen Stromlaufes von der Mündung bis Witten, bis wohin auch jetzt nur die R. zur Schiffahrt benutzt wird. 1841—44 wurde die R. mit Duisburg durch einen Kanal in Verbindung gesetzt, nachdem schon 1828—30 vom Rhein bis Duisburg die Verbindung hergestellt worden war. Ueber den Hafen u. Kanal bei Ruhrort s. d. Die Maximaltragfähigkeit der Ruhrschiffe (sämmtlich Segelschiffe) beträgt 3400 Ctr. Die Bergfahrt wird meist durch Pferdezug bewirkt. Oft ist wegen zu geringen Fahrwassers während des Sommers u. Herbstes die Schiffahrt wochenlang unterbrochen, ebenso infolge von Eisgang jährlich durchschnittlich 100 Tage. Seit der Vermehrung der Eisenbahnlinien ist überhaupt die Schiffahrt auf der R. im Abnehmen begriffen. 1860 wurden noch befördert 17,354,699 Ctr. Kohlen; 1870 nur noch 7,352,119 Ctr. Kohlen, 278,313 Ctr. Güter u. 1871: 6,129,682 Ctr. Kohlen. Das Gesammtgebiet der R. beträgt 83 □M. Der größte Theil desselben gehört zum westfäl. Reg.-Bez. Arnsberg, nur ein kleiner Theil liegt im Reg.-Bez. Düsseldorf der Rheinprovinz. Das Gebiet zeichnet sich durch großartigen Bergbau auf Kohlen aus (gegen 8 □M.), durch Bergbau auf Eisenstein u. durch damit in Verbindung stehende Hütten- u. Hammerwerke u. ausgezeichnete Maschinenbau- u. Eisenindustrie.

Ruhr od. Dysenterie heißt eine bes. im Spätsommer u. Herbst epidemisch auftretende Krankheit, die in einer Entzündung des Dickdarms besteht, bei welcher es zur Bildung von Schleimhautschorfen u. nach deren Losstoßung zur Entstehung von Geschwüren kommt. Die Krankheit beginnt mit Durchfall, Fieber u. kolikartigen Leibschmerzen. Sehr bald nehmen die Ausleerungen eine blutige, gallertige Beschaffenheit an, werden in kleinen Mengen u. unter fortwährendem u. schmerzhaftem Stuhlzwang abgesondert u. bestehen in den schwersten Fällen fast aus reinem Blute. Bei hochgradiger R. erfolgt der Tod gewöhnlich auf der Höhe der Krankheit durch Verfall der Kräfte (Collaps); mitunter wird zwar das akute Stadium überstanden, es bleibt aber eine langwierige Eiterung des Darms (chron. R.) zurück, welche, wenn auch langsam, in der Regel doch den Tod herbeiführt. Bei Uebergang in Genesung währt die Rekonvalescenz gewöhnlich sehr lange. Die Behandlung besteht in Bettruhe, zu Beginn der Erkrankung in Beseitigung von Kothanhäufung im Darm, warmer, flüssiger, reizloser, nahrhafter, schleimiger Kost, warmen Umschlägen auf den Leib u. Stärkeklystieren; bei chronischer R. ist Ortsveränderung u. Opium mit schleimigen Medikamenten erprobt.

Ruhrort, betriebsame Stadt mit 9053 E. (1875) im Kreise Duisburg, Reg.-Bez. Düsseldorf der preuß. Rheinprovinz; liegt in vollständiger

Ebene an der Mündung der Ruhr in den Rhein, im Bereiche des bergisch-märkischen Eisenbahnnetzes u. an einer Zweigbahn der Köln-Mindener Linie, hat eine evangel. u. eine kathol. Kirche u. eine Synagoge, fertigt Eisenblech u. Seilerwaaren, hat eine Eisenhütte, Maschinenwerkstätten u. starken Schiffbau. Seine Hauptbedeutung liegt aber in seinem neuen Hafen, der die Entwicklung bedeutender Schiffahrt u. einen lebhaften Handel mit Getreide, Holz u. Steinkohlen zur Folge gehabt hat. Die Anlage desselben begann 1820; zu verschiedenen Zeiten wurden Erweiterungen nöthig; er enthält zur Zeit fünf Bassins, besitzt Verbindung zu den benachbarten Eisenbahnen u. hat ungefähr $2^1/_2$ Mill. Mark gekostet. Der 750 M. lange Ruhrorter Kanal vermittelt den Schiffverkehr mit dem Rhein, wenn der niedere Wasserstand die Ruhrmündung zu seicht macht. Den Hafen ziert seit 1847 das Denkmal des Oberpräsidenten v. Vincke, der sich bes. um die Ruhrschiffahrt verdient gemacht hat. In der Nähe von R. sind bedeutende Kohlenwerke.

Rule Britannia, engl. Nationallied mit den Anfangsworten: „Rule Britannia, rule thy waves" („Beherrsche, Britannia, beherrsche deine Wogen"), eine Verherrlichung der brit. Freiheit u. Inanspruchnahme der Herrschaft über die Meere. Der Text ist von Thomson, dem Dichter der „Jahreszeiten", die Musik von Dr. Arne (1710–1778).

Rum (Rhum, Taffia), eine Art Branntwein, wird theils aus dem nach erfolgter erster Pressung des Zuckerrohrs noch weiter abfließenden Safte, theils aus der beim Versieden des Rohrzuckers nebenbei erhaltenen Melasse (Sirup) gewonnen, indem man diese zuckerhaltigen Substanzen der Gährung unterwirft u. die gegohrene Flüssigkeit destillirt. Je nach Verschiedenheit der zur Bereitung des R.s angewendeten Substanzen u. der Leitung der Gährung u. Destillation ist die Qualität des Fabrikates verschieden; als beste Sorte wird gewöhnlich der Jamaikarum angesehen, dann folgen Demerari-, Barbadoesrum, als geringste gilt der brasilianische. Leider wird der R. jetzt so vielfach verfälscht, daß es schwer hält, echten zu bekommen. Ein großer Theil des auf den Markt gebrachten R.s stammt sogar nicht einmal aus Amerika, sondern wird zu Lande aus Spiritus u. Rumäther (s. d.) künstlich gemacht; durch Zusatz von Butteräther wird der Geruch dem des echten noch ähnlicher. Die Färbung wird durch sog. Zuckercouleur (Caramel) bewirkt. Der Alkoholgehalt des echten R. differirt zwischen 60–70 Prozent Tralles.

Rumänien (Romania), ein seit 23. Dez. 1861 aus den türkischen Schutzstaaten Walachei u. Moldau entstandenes Fürstenthum von 2201,2 □M., bildet die unterste Terrasse des Donautieflandes u. liegt zwischen 22° 30′ 9″ u. 29° 20′ 9″ östl. L. von Gr. u. zwischen 43° 40′ u. 48° 12′ n. Br. Es ist im S. u. SO. durch die Donau vom türkischen Donauvilajet (Bulgarien) getrennt, weiter nach NO. zu vom Schwarzen Meere u. vom russ. Gouvernement Bessarabien, im N. von der Bukowina u. von Siebenbürgen u. im W. vom Banat begrenzt, u. in derselben Richtung bildet nach Serbien zu wieder die Donau die Landesgrenze. Das so umschlossene Gebiet ist seiner natürlichen Beschaffenheit nach zum großen Theil (ca. $^7/_{11}$) Tiefland. Dagegen werden die Distrikte nach dem Banat, dem südl. Siebenbürgen u. der Bukowina zunächst von Hügelland, dann aber von den Transsylvanischen Alpen eingenommen. In wilden Formen, die durchaus alpinen Charakter angenommen haben, erhebt sich das Gebirge im Negoi, in der Butianu u. im Surul bis über 2000 m., während seine Kammhöhe bis über 1600 m. beträgt. Vier wichtige Pässe ermöglichen den Verkehr mit Siebenbürgen: im Westen der 850 m. hohe Vulkanpaß, gerade in der Mitte der enge, 5 Meilen lange u. nur 320 m. hohe Rothe Thurmpaß, der der tief ausgewaschenen Rinne der Aluta folgt, u. weiter nach Osten zu der Paß von Törzburg u. der Tömös, 920 m. hoch. Das Gebirge fällt zuerst ziemlich steil gegen N. ab, gestaltet sich aber dann zu einer niederen Gebirgslandschaft, die nur sehr allmählich nach Süden hin in Hügelland übergeht und einen 6 bis 8 Meilen breiten Streifen bildet, der an landschaftlichen Reizen mit den schönsten Gegenden Europa's wetteifert. Gegen das östl. Siebenbürgen bilden die letzten 30 Meilen des Karpatischen Waldgebirges die Grenzmauer, die in das Györgyöer, das Berecyker u. das Csiker Gebirge zerfällt. Der Kamm erreicht wol nirgends 1500 m. u. ihre höchsten Gipfel übersteigen nicht 1650 m. Die Hauptpässe sind der Ojtozpaß, über 800 m. hoch, u. der enge Borgopaß, die Kaiser- od. Franzensstraße genannt, ziemlich 1100 m. hoch. Die Ausläufer des Gebirges, die einen allmählichen Abfall zeigen, verbreiten sich bis an den Sereth hin u. erfüllen die ganze westl. Moldau. Die Grenze zwischen R. u. Siebenbürgen folgt im großen Ganzen dem Kamme der erwähnten Gebirge, obgleich ein großer Theil der ruman. Flüsse in Siebenbürgen das



Nr. 4695. Rumänische Volkstrachten.

Quellgebiet hat; denn die Wasserscheide fällt hier nur selten mit der Kammhöhe zusammen; tiefe Furchen durch den Kamm gestatten den nördl. u. westl. davon liegenden Hochflächen, ihren Wasserüberschuß direkt nach S. u. O. der Donau u. dem Sereth zuzuschicken. Der Hauptfluß ist der südl. Grenzstrom, die Donau (s. d.), die in weitem, nach Süden gerichtetem Bogen in einer Länge von 120 M. R. umspannt, u. von da ab, wo ihr Delta beginnt, noch 10 M. lang ihren nördlichsten Theil, den Kiliaarm, die Grenze bilden läßt. Ihr größter ruman. Nebenfluß ist der Pruth.



Nr. 4696. Landleute aus der kleinen Walachei.

Er bildet, nachdem er die Bukowina durchflossen, gegen 30 Meilen die Grenze zwischen R. u. Bessarabien u. wird dann noch 26 M. lang zum vollständig rumänischen Flusse. Da er in einem Hügel- u. Tieflande mit sehr geringer Neigung nach Süden hinläuft, so ist er sehr weit hinauf schiffbar. Bis Skulani, gegen 40 M. aufwärts, kann er mit Schiffen bis zu einem Meter Tiefgang zu jeder Jahreszeit befahren werden, u. bis in die Nähe von Stefaneschti ist die Schiffahrt leicht herstellbar. Sein größter rechter Nebenfluß ist die ganz der Moldau angehörige Schischa.

Eine nur geringe Brauchbarkeit für die Schiffahrt, bedeutende aber für die Holzflöße, gewährt der Sereth, dessen Quellgebiet der Bukowina angehört. Er durchfließt in südlicher Richtung die Mitte der Moldau und ist mit seinem vielverzweigten Flußsystem für die Bewässerung dieses Landestheiles von größter Wichtigkeit. Seine rechten Nebenflüsse entspringen dem Karpatischen Waldgebirge u. zeigen, wie alle Gebirgsflüsse, bei der Schneeschmelze u. nach heftigem Regenwetter ein rasches Anschwellen. Die bedeutendsten sind die Sutschawa, Moldawa, nach welcher der ganze Landestheil den Namen hat, Bistritza, Trotusch, Putna, Rymna, Rymnik u. Buzeo (Buseo). Der größte linke Zufluß ist der Berlat, der noch zu bedeutender Entwicklung gelangen konnte, da die Wasserscheide zwischen Pruth u. Sereth sehr nahe dem ersteren Flusse läuft u. der größte Theil des Zwischenlandes im Gebiete des Sereth liegt. Die direkten Donauzuflüsse, meist von den Transsylvanischen Alpen, die im nahen Parallelismus fast alle rechtwinklig der Donau zugehen u. für einen großen Theil der walachischen Tiefebene sehr nothwendige Wasseradern bilden, sind der etwa 27 M. lange Schyl, der durch den Vulkanpaß nach R. eintritt u. durch mehrere Zuflüsse stark vermehrt wird; die Aluta, die nach einem 36 M. langen Laufe durch den Rothen Thurmpaß eintritt u. hier noch eben so lang die Walachei durchfließt u. mehrere nicht unbedeutende Zuflüsse erhält; der Ardschisch vom Südabhange des nördl. Grenzwalls, der mit seinen vielen Nebenflüssen nur R. angehört u. bei Oltenitza mündet, u. die Jalomitza, die ebenso mit ihrem ganzen Nebenflußsystem nur rumänisch ist. — Eine große Zahl von Seen folgt dem Laufe der Donau. Schon westl. der Alutamündung begleiten den Fluß quadratmeilengroße Seebildungen, die allmählich in Morast u. Sumpf übergehen; bes. aber sind rechts u. links der Ardschischmündung Seen vorhanden, von denen der Baltasee der größte ist. Die großartigste Entwicklung aber erreichen dieselben in dem neuerworbenen Landestheile östl. vom Pruth. In dieser südöstl. Ecke der Moldau bilden sie fast den 4. Theil des ganzen Gebiets. Der Jalpuchsee, der größte von ihnen, hat eine Länge von 7 Meilen u. ist dabei über 1 Meile breit; der Sasyk Kunduk-, der Schasany- u. der Kattabugsee sind nicht viel kleiner.

Das Klima ist durchaus kontinental. Der Winter ist streng u. langdauernd; oft vier Monate hindurch ist die Ebene in tiefem Schnee begraben. Die Kälte erreichte dabei schon die für die südl. Lage (die Breite der Poebene) enorme Höhe von —32° C. Der Frühling beginnt, wie im nordöstl. Deutschland, selten vor April. Darauf folgt bald starke Hitze; im Mai schon steigt das Thermometer bis 30° u. noch höher, u. 37° sind in den Sommermonaten keine Seltenheit. Sehr gewöhnlich aber sind die Monate Juni, Juli u. August durch heftige Regengüsse gekennzeichnet, die die Temperatur wieder herabdrücken, od. der Nordostwind setzt plötzlich ein u. bringt von einem Tage zum anderen eine Wärmereduktion bis 20°. Der September ist gewöhnlich schön, hat aber schon kalte Nächte, die sich durch Oktober u. November mehren, bis dann mit Eintritt des Nordwindes, Crivoz, der Winter beginnt. Im Ganzen ist daher das Klima unerwartet rauh u. wegen des schnellen Wechsels nicht eben gesund. Im Gebirge ist es natürlich noch rauher, u. hier ist oft der Juni erst die Zeit der Schneeschmelze.

An Produkten des Mineralreichs ist R. nicht reich. Doch ist es sehr wahrscheinlich, daß man bei genauerer Durchforschung der Gebirgsregionen verschiedene Metalle, vielleicht sogar Gold, finden wird. Jetzt wird Steinsalz, Erdpech u. Petroleum ausgebeutet. Aus dem Pflanzenreiche sind bei Getreide, u. zwar Mais, Weizen, Roggen u. Hirse, anzuführen. Der fruchtbare Boden bringt bei dem Weizen 20- u. bei dem Roggen 30fältige Frucht, u. Hirse giebt 300fache Ernte. Doch ist der Landbau noch auf sehr primitiver Stufe. Die Tabakstaude u. der Weinstock bringen reichen Gewinn (die jährliche Weinproduktion wird auf durchschnittlich 661,000 HL. angegeben), ebenso gedeihen vortrefflich Maulbeer- u. Obstbäume; weiße Bohnen, Weißkohl, Gurken, Kürbisse u. Melonen bedürfen gar keiner Pflege; Lein, Flachs u. Gelbbeeren werden viel gepflanzt. Der Holzreichthum des Landes ist sehr bedeutend. Nam. besitzt die Moldau große, noch unberührte Eichenwaldungen; auch existiren daselbst ganze Nußbaumwälder, u. Eiche, Ulme, Erle, Linde u. Tanne bilden die Waldungen, während Fichte u. Kiefer nicht vorkommen. Von Thieren werden bes. Pferde gezüchtet, die ganz frei leben, u. Schafe, die man im Sommer in den Gebirgen, im Winter, so lange es möglich ist, in der Ebene weiden läßt. Die Schweinezucht hat keine große Bedeutung erlangt; vom Federvieh liebt man bes. die Truthühner; Bienenzucht ist ziemlich stark; Blutegel bilden einen wichtigen Ausfuhrartikel. Die Jagd auf Hasen, Geflügel u. Hochwild, in den Gebirgen selbst auf Bären, ist ergiebig. Eine Landplage bilden die oft bedeutenden Heuschreckenschwärme.

Die Zahl der Einwohner belief sich nach dem Census von 1859, bez. 1860, auf 3,864,848. Seit diesen Jahren sind Zählungen nicht gemacht worden, sondern man hat nur die Zahl der Steuerpflichtigen zu ermitteln gesucht. Die jetzige Einwohnerzahl kann daher nur annäherungsweise angegeben werden; sie mag 4,500,000—5,000,000 betragen. Den Hauptbestandtheil, gegen 4,000,000, bilden die Romanen od. Rumänen. Sie sind überall, mit Ausnahme des neuerworbenen ehemals bessarabischen Distrikts vom Pruth an der Kilia-Donau abwärts, das vorherrschende Element. Eine zweite nicht unwichtige Bevölkerungsschicht, bes. in den Städten, sind die 2—300,000 Juden (meist sog. polnische); ihnen an Zahl ziemlich gleich, gegen 200,000, stehen die Zigeuner (darunter gegen 1000 mohammedanische); die Zahl der Deutschen, die wie die anderen europäischen Nationen fast nur in den Städten leben, schwankt zwischen 30- u. 40,000; Griechen rechnet man gegen 10,000, Engländer gegen 3000; Franzosen mögen ungefähr 1200, Italiener gegen 200 in R. wohnen. Als Stadtbevölkerung treten auch noch 8000 Armenier auf. In den moldauischen Distrikten Jassy, Roman u. Bakau finden sich 50,000 Magyaren, als zurückgebliebene Reste der von Atel-Koi ausgeführten Okkupation. Sie sind den siebenbürg. Szeklern zunächst verwandt u. werden Csango genannt. Im moldauischen Oberlande wohnt auch eine kleine Zahl russ. Starowierzen u. Bukowinaer Ruthenen u. osmanische Holzhändler u. ihre Leute sind in ein paar Dörfern im Oberlaufe der Bistritza u. Moldawa seßhaft geworden. Der neuerworbene Landestheil hat gegen 8000, Ende des vorigen Jahrh. angesiedelte Starowierzen u. in den blühenden Ackerbaukolonien am Jalpuchsee mit der Hauptstadt Bolgrad gegen 30,000 Bulgaren. — Der Konfession nach sind 9/10 der Bewohner griechisch-katholisch, u. außer den 2—300,000 Juden rechnet man über 100,000 röm. Katholiken, gegen 14,000 Protestanten, 6000 Lippowaner u. 2000 Mohammedaner.

Nach Annahme von 4,500,000 E. wohnen durchschnittlich 2048 auf der Quadratmeile (in Deutschland nach der Zählung von 1875: 4354, in Sachsen 10,137). Die Vertheilung ist nach den verschiednen Distrikten eine ungleiche. Es wohnen nämlich in den 17 Distrikten der Walachei nach der Zählung von 1860 (die Schreibweise ist nach Brachelli u. richtet sich nach unsrer Aussprache, die offizielle ist in Klammern beigefügt)

	auf der Quadratmeile	bei einer Gesammtbevölkerung von			
in Slam-Rimnik (Râmnicu-sàratu)	1530,	91,055	auf	59,6	□M.
in Buseo (Buzĕu)	1630,	145,030	"	89,1	"
in Prahova (Prahova)	2250,	199,314	"	88,8	"
in Dumbowitza (Dimbovitza)	2090,	138,693	"	66,3	"
in Muschtschelo (Muscelŭ)	2690,	78,255	"	29,1	"
in Ardschisch (Argeşu)	1720,	150,383	"	87,4	"
in Wultschea (Vilsea)	2980,	140,911	"	47,3	"
in Gorschi (Gorgu)	2820,	145,937	"	51,8	"
in Mehedintzi (Mehedinti)	1860,	185,631	"	99,9	"
in Braila (Bràila)	620,	66,490	"	108,2	"
in Jalomitza (Jalomitza)	600,	87,979	"	146,2	"
in Ilfow (Ilfovu)	3800,	277,407	"	73,2	"
in Vlaschka (Vlască)	1630,	113,759	"	69,7	"
in Teleorman (Teleormanŭ)	2030,	137,580	"	65,8	"
in Oltu (Oltu)	1600,	100,651	"	62,1	"
in Romanatzi (Romanatĭ)	1850,	129,128	"	69,9	"
in Dolschi (Doljŭ)	1840,	212,718	"	115,6	"
		2,400,921	auf	1330	□M.

Für die 15 Distrikte der Moldau sind diese Zahlen nach der Zählung von 1859/60:

in Dorohoi	1900	auf die □M., Gesammtbev.	103,671	auf	54,450	□M.
in Botoschan	2530	" "	121,251	"	47,990	"
in Suczawa	1280	" "	96,224	"	75,116	"
in Niamzo	1300	" "	114,065	"	87,733	"
in Roman	2040	" "	86,139	"	42,191	"
in Bakau	2150	" "	139,009	"	64,626	"
in Putna	1700	" "	104,156	"	61,055	"
in Tekutsch	2220	" "	92,255	"	41,515	"
in Kowurluju	1700	" "	75,454	"	44,213	"
in Tutowa	1840	" "	84,864	"	46,016	"
in Waslui	2050	" "	88,328	"	43,057	"
in Faltschi	1680	" "	71,195	"	42,345	"
in Jassy	2330	" "	148,795	"	63,778	"
in Kagul	550	" "	33,027	"	60,420	"
in Ismaïl	1140	" "	105,494	"	92,572	"
			1,463 927	auf	867,107	□M.

In größeren Städten beisammen wohnten nach dem „Annuaire général officiel de Roumanie" 1874 im J. 1873 in Bukarest 200,000, in Jassy 90,000, in Galatz 80,000, in Plojeschti 30,000, in Berlat 26,558, in Krajowa 22,767, in Fokschani, Ismaïl u. Piatra je 20,000, in Husch 18,000, in Roman 16,920, in Bakau, Faltschi, Giurgewo u. Pitestije 15,000, in Buseo 11,106 u. in Kimpolung 10,970.

Die Gliederung der einheimischen Bevölkerung ist im Ganzen keine glückliche. Die große Mehrzahl des Volkes lebt ohne Eigenthum u. ist ohne allen politischen Einfluß. Ein gebildeter Bürgerstand, wie sonst in europ. Staaten, existirt kaum, so daß also nur die Edelleute die Nation ausmachen.



Nr. 4697. Jassy.



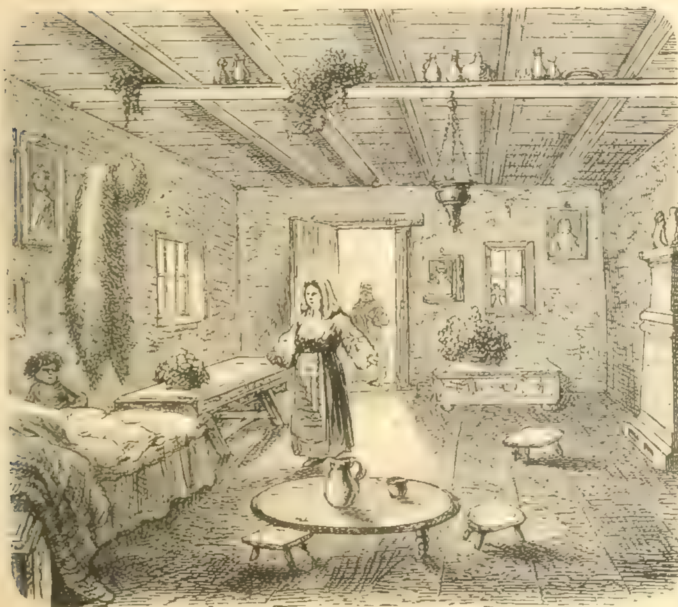
Nr. 4698. Galatz.



Nr. 4699. Zigeuner in einem Dorfe.



Nr. 4700. Walachisches Dorf.



Nr. 4701. Ländliche Wohnung.



Nr. 4702. Schmiede eines Zigeuners.

Der hohe Adel, die Bojaren, haben den meisten Theil des Landes inne, leben aber fast nur in den Städten. Sie führen verschiedene Titel, wie Logoth., Vornik, Hetmans, Vestiars, sind unter sich vielfach verschwägert, besitzen durch ihren ausgedehnten Grundbesitz einen altbegründeten Einfluß im Lande u. haben die höchsten Staatsämter in ihrer Gewalt. In ihren Adern fließt etwas fanariotisch-griech. Blut. Mit dem niederen Adel, den kleinen Bojaren od. den Niames u. Postelnikes, ist die Zahl der Adeligen so bedeutend, daß in der Walachei z. B. der 28. Mensch ein Adeliger ist. Sie sind, obgleich sie oft ihre Bildung im Auslande gefunden haben, den im Lande wohnenden Nichtrumänen feind, bes. den Juden u. Deutschen. In einem 1871 votirten Gesetze, dem zufolge eine neue Hafenstadt „Corabia" gegründet werden soll, hat die Klausel Aufnahme gefunden: „Der Deutsche u. der Jude sollen dahin nicht dringen; diese Stadt soll eine wahre rumänische Stadt, eine Gemeinschaft von nur direkten Abkömmlingen des göttlichen Trajan sein." Der rum. Bauer ist noch selten im Besitze freien Landes; er steht meist im Dienste des Bojaren, der ihm gegen zu leistende Robottage ein Stück Land zum Unterhalte seiner Familie abläßt. Ihn drücken vor Allem die direkten Steuern u. der Militärdienst. Seine Gestalt ist kräftig u. gedrungen, seine Gesichtsfarbe gesund, seine Haare sind schwarz u. sein Auge ist nicht ohne Feuer; er ist von Natur gutmüthig, mäßig u. reinlich auch in der ärmsten Hütte; er entbehrt aber bei dem elenden Zustande des öffentlichen Unterrichts der einfachsten Bildungselemente; der Mangel an festem Besitzthum hat ihn indolent u. der schlechte Zustand der Rechtspflege mißtrauisch gemacht. Seine Häuser sind meist aus Weidenruthen geflochten, mit Erde od. mit Lehm überklebt u. mit Rohr od. Stroh gedeckt. Und in dieser Weise wohnt man nicht nur auf dem Lande, sondern auch häufig in der Stadt, unmittelbar neben den mit allem Luxus des westl. Europa ausgestatteten Palästen der Bojaren. Die Sprache der Rumänen (vgl. „romanische Sprachen") ist zu $^{9}/_{10}$ ein verdorbenes Latein; das letzte Zehntel besteht aus einem Gemisch von slavischen Elementen mit türkischen u. ungarischen Wörtern u. aus einem Ueberbleibsel des alten Dakischen, das gegen 200 Wörter umfassen mag. Bis gegen das J. 1800 bediente man sich zur Schrift des cyrillischen (russischen) Alphabetes.

An der Spitze der herrschenden griech. Geistlichkeit steht der Metropolit der Walachei, zugleich Primas von R., u. der der Moldau. Die Röm.-kathol. Kirche hat einen Bischof zu Bukarest. Unter dem Metropoliten der Walachei stehen der Bischof von Rimnik an der Aluta, der von Buseo u. der von Ardschisch; dem Metropoliten der Moldau sind der Bischof zu Roman u. der zu Husch untergeben. Der Schutzpatron der Walachei ist der heil. Demetrius, der der Moldau der heil. Georg, der spez. von Jassy die heil. Parasteva. Die Zahl der Geistlichen, deren bedeutende Einkünfte aus liegenden Gründen fließen, ist sehr groß. In der Moldau kommt auf noch nicht 900 Seelen eine Kirche u. auf ungefähr 200 ein Weltgeistlicher, in der Walachei schon auf wenig über 600 eine Kirche, u. die Anzahl der Geistlichen ist noch bedeutender. Hierzu kommt noch eine zahlreiche Klostergeistlichkeit; denn die Moldau allein hat 60 Klöster, ohne die kleinen Neben- u. Privatklöster von 2—3 Mönchen, u. im Kreise Niamz mit der Hauptstadt Piatra gab es vor ungefähr 20 Jahren 1980 Mönche mit 55 Novizen u. 1395 Nonnen mit 593 Novizen. Die Walachei zählte damals 202 Klöster, von denen etwa die Hälfte für Nonnen bestimmt war. — Um so ärmlicher sieht es mit dem Schulwesen aus. Im J. 1841 gab es in der Moldau 14 öffentliche städtische Elementarschulen mit 1244 Schulkindern; auf dem Lande lernten 751 lesen u. 312 schreiben. 3 Kreise waren ohne jegliche Schule. Diesem Zustande ist wesentlich abgeholfen worden, u. die Zahl der Gemeindeschulen in der Walachei z. B. geht schon weit ins dritte Tausend, immer aber wächst noch ein großer Theil der Bevölkerung ohne alle Schulbildung auf. Gymnasien, deren es in den 50er Jahren nur in Bukarest, Krajowa u. Jassy je eins gab, sind mehrere errichtet worden, u. Bukarest u. Jassy haben eine aus 3 Fakultäten bestehende Universität, ein Museum u. eine Bibliothek bekommen. — In den größeren Städten, bes. in Jassy, giebt es viele franz. Pensionsanstalten; denn aufs Erlernen des Französischen giebt der vornehme Rumäne viel; in Gesellschaft spricht er nur franz. u. in seiner ganzen Lebensweise nimmt er sich gern den Franzosen zum Muster.

Die gewerbliche Thätigkeit erstreckt sich fast nur auf die Bestreitung der allernothwendigsten Bedürfnisse, auf die einfachsten Hausgeräthe u. die unentbehrlichsten Kleidungsstücke, u. wird meist von den Juden ausgeübt. Alle Gegenstände, die ein größerer Komfort erheischt, alle Luxusartikel müssen vom Auslande eingeführt werden. Ueber Galatz allein sind 1872 an Manufaktur- u. Kolonialwaaren aus England, Oesterreich, Deutschland, Frankreich u. der Schweiz für 37,700,000 Frcs. an der Zollstelle notirt worden; der deutsche Konsul in Galatz schätzt die Einfuhr für dasselbe Jahr über Galatz auf 50,000,000. — Der Waarenbezug aus Deutschland allein betrug in Galatz 1,659,200 Mk. Ueber Giurgewo sind nach Konsularberichten im J. 1873 an Baumwollen- u. Garnwaaren, Eisen- u. Eisenwaaren, Manufakturen, Maschinen, Steinkohlen, Zucker, Bier u. sonstigen geistigen Getränken, Bausteinen etc. für über 15,000,000 Mk. zur Einfuhr gelangte. Nach dem Gothaer Hofkalender betrug im J. 1874 die Einfuhr aus Oesterreich-Ungarn 33,785,000 Frcs., aus Frankreich 19,355,000, aus Großbritannien 15,127,000, aus Deutschland 10,464,000, aus der Türkei 5,133,000, aus Rußland 4,220,000, aus Italien (vorzugsweise Südfrüchte u. Olivenöl) 1,878,000 u. aus den übrigen Ländern zusammen 2,401,000; die ganze Einfuhr also 92,363,000 Frcs. Dem gegenüber steht nach derselben Quelle eine Ausfuhr von 135,585,000 Frcs. Nach deutschen Konsulatsberichten betrug im J. 1872 die Getreideausfuhr auf der Donau allein 130,142,346 Mk., die für andere Artikel zusammen 28,500,000 Mk. Sie erstreckte sich auf Weizen, Mais, Gerste, Roggen, Hafer, Mehl, Bohnen, Erbsen, Hirse, Rüben, Leinsamen, Kleie, Holz, Bohlen u. Breter, Faßdauben, Rohrmatten, Eisenbahnschwellen, Petroleum, Wolle, Talg, Käse, Thierhäute, Seidencocons, Kaviar, Wein, Theer, Knochen, Borsten u. Haare. — Die hauptsächlichste Verkehrsader ist die Donau. In Giurgewo liefen 1875: 876 Schiffe mit 158,421 Tonnen Gehalt ein u. 872 Schiffe mit 156,941 Tonnen Gehalt aus; für Braïla sind diese Zahlen 3933 Schiffe mit 501,954 Tonnen u. 3435 Schiffe mit 631,541 Tonnen; für Galatz 3266 Schiffe mit 469,594 Tonnen u. 3264 Schiffe mit 459,856 Tonnen u. für die übrigen Häfen des Landes zusammen 3902 Schiffe mit 334,877 Tonnen u. 3887 Schiffe mit 333,844 Tonnen. — Zu dem Wasserverkehr ist seit dem 31. Okt. 1869, an welchem Tage die erste rumän. Linie Giurgewo-Bukarest eröffnet wurde, ein Eisenbahnverkehr gekommen, der im Jahre 1875 eine Länge von 1233 Km. aufweist, d. i. ziemlich 0,6 Km. auf die Quadratmeile. Die Hauptlinie durchschneidet von Turn-Severin an der Donau an über Krajowa, Slatina, Bukarest, Plojeschti, Buzeo, Braïla, Galatz, Bakau, Roman u. Sutschawa in der Bukowina von W. nach O. der Länge nach die Walachei u. in südnördl. Richtung eben auch der Länge nach die Moldau. Von dieser Hauptlinie gehen 4 Zweiglinien ab u. 2 andere sind noch im Bau. — Die Landstraßen sind meist in schlechtem Zustande u. während des Frühjahrs oft unpassirbar. Das gilt selbst von den Straßen in den großen Städten, die nicht gepflastert sind u. auf denen bei Regenwetter die Equipagen stecken bleiben u. Straßenseen sich bilden.

Staatliche Verhältnisse. R. heißt mit seinem offiziellen Titel „Fürstenthümer Moldau u. Walachei" u. wird gewöhnlich kurzweg als „Donaufürstenthümer" bezeichnet; erst seit neuester Zeit gelangt der Name R. auch im diplomatischen Sprachgebrauch des Abendlandes zur Anerkennung. Seine staatlichen Verhältnisse regeln die Artikel 22 u. 23 des Pariser Friedens vom 30. März 1856 u. Artikel 2 der Pariser Konvention vom 19. Aug. 1858. Danach steht R. unter der Suzeränetät der Hohen Pforte (bildet also in politischer Beziehung einen Theil des Türk. Reiches) u. unter der Kollektivgarantie der sieben Mächte Frankreich, Preußen, Oesterreich, England, Italien, Rußland u. Türkei, hat eine selbständige Verwaltung u. genießt volle Freiheit des Kultus, der Gesetzgebung, des Handels u. der Schiffahrt. Durch das Plebiscit vom 20. April 1866 u. anerkannt von der Pforte am 24. Okt. desselben Jahres ist regierender u. erblicher Fürst (rumän. Domnu od. Domnitor) Karl, Prinz von Hohenzollern-Sigmaringen. Nach der von einer konstituirenden Versammlung 1868 ausgearbeiteten u. vom Fürsten beschworenen Verfassung regiert derselbe mit dem Staatsrath u. 7 Ministern. Die Gesetze bedürfen der Zustimmung des Senats, der aus 76 Mitgliedern besteht, u. der Kammer mit 157 Deputirten. Die Letzteren werden in Distriktswahlkollegien gewählt; die Mitglieder des Senats werden zur Hälfte vom Fürsten, zur Hälfte von den Generalbezirksräthen in der Weise gewählt, daß jeder der letzteren 3 Personen in Vorschlag bringt, von denen der Fürst eine bestätigt. — Der oberste Gerichtshof ist der Kassationshof in Bukarest u. der Rechnungshof ebendaselbst; Appellhöfe giebt es in Bukarest, Krajowa, Jassy u. Fokschani. Die Polizeipräfektur hat ihren Sitz in Bukarest. Das Land wurde bei der Neukonstituirung zur besseren Verwaltung in die erwähnten 32 Distrikte getheilt.

Im gewöhnlichem Verkehr wird die Walachei noch wie früher als große u. als kleine unterschieden. Ihre Scheidungslinie ist die Aluta. Westl. davon liegt die kleine mit dem Hauptort Krajowa, östl. die große mit Bukarest.

Die finanziellen Verhältnisse gestalten sich immer noch ungünstig, so daß R. zur Zeit noch mit Defizits zu kämpfen hat. Das Budget für 1876 beziffert die Einnahme mit 97,894,427 Lei (= Franc = $^{4}/_{5}$ Mark), die Ausgabe mit 101,236,386 Lei. Die Staatsschuld betrug Anfang 1877: 468,996,999 Lei u. erfordert für das lauf. Jahr 40,601,013 Lei Ausgaben. Die Ruralobligationen, die bis 1880 zurück zu zahlen sind, betrugen Anfang 1877: 46,844,279 Lei u. erfordern dies Jahr 14,258,033 Lei Ausgaben.

Die Stärke der regulären Armee, die sich aus den Wehrpflichtigen rekrutirt, welche bei der Aushebung die niedrigen Losnummern gezogen haben, beträgt an Infanterie: 36 Bataillone mit 716 Offizieren, 18,652 Unteroffizieren und Mannschaften; an Kavallerie: 12 Escadrons mit

92 Offizieren, 1454 Reitern, wozu noch 1 Lehrescadron u. 5 Escadrons Gensdarmen kommen; zusammen 122 Offiziere u. 2174 Mann; an Artillerie: 12 Batterien mit 112 Offizieren, 2076 Mann u. 96 Geschützen. Dazu 3 Compagnien Sappeurs, 1 Compagnie Mineurs, 1 Telegraphenabtheilung, Train- u. Sanitätscompagnie. Die Dienstzeit beträgt 8 Jahre, davon 4 aktiv u. 4 in der Reserve. — Die Stärke der Territorialarmee, die sich aus den Leuten mit höherer Losnummer rekrutirt, besteht aus 8 Regimentern Dorobanzen, 8 Regimentern Kalaraschi u. 10 Bataillonen von zusammen 13,632 Mann, 14,000 Pferden u. 60 Geschützen. Die Territorialarmee ist eine aus dem 15. Jahrh. stammende, echte nationale Einrichtung. Die Dorobanzen sind Infanteristen, die Kalaraschi bilden die Kavallerie. Sie stellen ihre Pferde selbst u. erhalten bei Unbrauchbarwerden derselben im Dienst 80 Mark Entschädigung. Die Dorobanzen sind im Frieden zur Grenzbewachung u. zum Zolldienst bestimmt. Ihre aktive Dienstzeit beträgt 6 Jahre. Die Kalaraschi besorgen im Frieden den Landgensdarmendienst. Ihre aktive Dienstzeit ist 5 Jahre. Wegen ihrer eigentlichen Verwendung richtet sich die Zahl ihrer Bataillone u. Escadrons nach der Zahl der Distrikte. Ihre Artillerie scheint vorerst nur auf dem Papier zu existiren. — Rekrutenquote beider Armeen für 1876: 15,000; für 1877 ist das Heereskontingent durch Gesetz auf 14,000 Mann, wovon 5000 die reguläre u. 9000 die Territorialarmee verstärken sollen, festgesetzt worden. Das Institut der ein- u. zweijähr. Freiwilligen ist jetzt auch in R. eingeführt. — Zu diesen beiden Armeen kommen noch die Miliz u. die Nationalgarde. Zur Miliz gehören alle Konskriptionspflichtigen, welche nicht gelost haben, u. die entlassenen Mannschaften der regulären wie der Territorialarmee bis zum 37. Jahre. In jedem Bezirk steht von ihr ein Bataillon u. eine Escadron, die jeden Sonntag u. außerdem jährlich zwei Mal 15 Tage üben sollen. Die Nationalgarde vereinigt in sich alle Bürger vom 37.—46. Lebensjahre u. ist zum Wachdienst in der Gemeinde verpflichtet, falls die regulären od. die Territorialtruppen ausrücken u. die Miliz zum Garnisondienst in der Stadt konsignirt ist. Die Marine hat 2 Dampfer, 6 Kanonenschaluppen u. 400 Mann Besatzung. Sie leistet gute Dienste gegen den Donauschmuggel, hat aber keine besondere militärische Bedeutung. — Festungen existiren in R. nicht; nur einige wichtige Punkte an der Donau sind beim Ausbruch des Russisch-türkischen Krieges im Frühjahr 1877 verschanzt worden. — Oberbefehlshaber der Armee ist der Fürst.

Geschichte. Als Bewohner des linken Donauufers an der großen südlichen Einbiegung, welche der Strom macht, nennen Herodot u. Thukydides neben den Skythen die Agathyrsen u. Sigynnen, Cäsar zuerst die thrakischen Daker, deren Wohnsitze Strabo bis zu den Quellen der Donau, Ptolemäus nur bis zur Theiß, dem oberen Dnjestr u. dem Pruth sich erstrecken läßt. Als sie die röm. Provinz Mösien im S. der Donau überfielen u. zum Theil besetzt hielten, kaufte sie Domitian durch einen schmählichen Tribut los. Erst Trajan überwand sie in zwei blutigen Kriegen, ihr König Decebalus stürzte sich in sein Schwert u. alles Land zwischen Theiß u. Dnjestr wurde 106 n. Chr. röm. Provinz. So wurde während der nächsten 170 Jahre die röm. Sprache, Sitte u. Gesetzgebung herrschend bis in die waldigen Schluchten von Siebenbürgen. Allein als Aurelian den Gothen das Land bis zur Donau überlassen mußte, kamen 274 fast alle röm. Ansiedler auf das südl. Ufer des Flusses u. das heutige R. wurde ein Jahrhundert später der Tummelplatz der von den Hunnen gedrängten od. geführten Völkermassen. Nach dem Zerfall des Hunnenreiches im 5. Jahrh. weideten halbslavische Hirten östl. von der Aluta ihre Herden, während westlich davon die Gepiden wohnten; bald werden Avaren, bald Petschenegen, vor Allem Bulgaren genannt. Der oström. Kaiser Nikephorus fiel 811 im Kampfe mit ihnen, u. erst die Einführung des Christenthums u. des geordneten Landbaues gewöhnte jene „slavisirten Hunnenvölker" an mildere Sitten. Im Anfange des 11. Jahrh. gelang Basilius II. die Bewältigung der über die Donau vorgedrungenen Bulgaren, die seitdem zinspflichtig blieben. Allein in demselben Jahrhundert hatten die spätere Moldau u. einen Theil der Walachei die räuberischen Kunen od. Kumanen inne, u. wenn auch 1186 die Fürsten Peter u. Asan sich von dem Kaiser Isaak Angelos losrissen, ein eigenes bulgarisch-walachisches Königreich stifteten u. die römisch-katholische Konfession einführten, so finden sich doch im folgenden Jahrhundert in jenen Ebenen die Tataren ein u. vernichten die dürftige Kultur vollständig. Erst durch die Vertreibung ihres Khans Batu wird Radu Negru 1241 der Befreier u. Hersteller der Walachei, deren Bewohner sich seitdem auch Rumunje od. Romänen nennen. Die Verfassung wurde eine monarchisch-aristokratische, mit einem Woiwoden u. einem Rathe von Bischöfen u. Bojaren an der Spitze; die Masse der Bevölkerung wurde leibeigen. In ähnlicher Weise machte sich 1290 Bogdan I. zum selbständigen Woiwoden der Moldau, aber beide Fürstenthümer waren bald in der Lage, abwechselnd die Oberhoheit von Polen, Ungarn od. der Türkei anzuerkennen. Im Innern geschwächt durch räuberische Einfälle der Tataren aus Rußland, durch Einwanderung zahlreicher Zigeuner (1417), durch Zwiespalt zwischen der griechisch-katholischen Bevölkerung u. den römisch-katholischen Fürsten, durch die unselige Eifersucht zwischen Walachei u. Moldau, kam die erstere, welche vorübergehend schon 1393 Bajasid gehuldigt hatte, 1460 als Wahlfürstenthum unter die Oberhoheit des türk. Sultans Mohammed II., die andere in ähnlichen Verhältnissen 1529 unter die Soliman's. Freilich hinderte dies Verhältniß nicht, daß Vlad V. von der Walachei 1461, ebenso Stephan von der Moldau 1475 den höchsten Ruhm im Kampfe gegen die Türken erwarben. Glücklicher war der Woiwode Michael (1592—1601), der im Jan. 1595, unterstützt von Aaron, dem Fürsten der Moldau, 40,000 Türken besiegte, im Mai desselben Jahres von dem ungar. Herrscher Sigismund Bathory genöthigt ward, ihm den Lehnseid zu leisten, im August die ganze Walachei an die Türken verlor, dennoch im November wieder Herr seines Fürstenthums wurde, 1597 dem Sultan Mohammed III. den Eid der Treue versprach, im Juni 1598 sich zum Vasallen Kaiser Rudolf's II. erklärte u. 1599 dem Bruder Sigismund's, dem Kardinal Andreas Bathory, Siebenbürgen, 1600 dem Fürsten Jeremias Movila die Moldau entriß. Nachdem Michael so die Herrschaft fast über das ganze ehemalige Dacien erlangt u. sie in wenigen Monaten zuerst von dem Kaiser, dann von dem Sultan zu Lehn genommen hatte, verlor er durch die Abtrünnigkeit der Bojaren u. durch eigenen Uebermuth Alles wieder u. wurde 19. Aug. 1601 zu Thorda in Siebenbürgen ermordet. Mit seinem Tode zerfiel sein Reich wieder in drei Stücke u., obwol seine Politik des Eidbruches u. der beständigen Kriegsrüstung auch für seine Nachfolger maßgebend blieb, so hat doch Niemand wieder eine solche unabhängige Machtstellung erlangt. Matthias I. Bessaraba (1633—54) in der Walachei u. Basilius (1634—54) in der Moldau machten sich denkwürdig durch Einführung der Nationalsprache in den Gottesdienst, durch Gründung von Schulen, Druckereien u. durch Gesetzbücher, schwächten einander aber zuletzt durch gegenseitigen Kampf. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. wanderten zahlreiche Fanariotenfamilien in die Fürstenthümer ein, bewirkten 1665 die vollkommene Ausrottung des röm. Gottesdienstes u. brachten türk. Kleidung in Mode. Als dennoch die Woiwoden in heimliche Verbindung mit dem Deutschen Kaiser traten, wurde 1716 die Selbständigkeit der Fürstenthümer vollkommen vernichtet, ihre Hospodare meistens aus den Fanariotenfamilien der Mavrokordatos, Kallimachi, Rakovitza seitdem von dem Sultan eingesetzt, von türk. Dragomans u. türk. Truppen beschützt u. beaufsichtigt. Da man die Würde an den Meistbietenden zu vergeben pflegte, u. jeder Hospodar bei seinem Amtsantritte eine große Summe an den Oberlehnsherrn zu zahlen hatte, so war diesem auch ein häufiger Wechsel willkommen. Derselbe Konstantin Mavrokordatos wurde sechsmal (1731 zweimal, 1735, 1744, 1756 u. 1761) Hospodar der Walachei u. viermal (1733, 1741, 1748, 1769) Hospodar der Moldau. Der traurige Zustand, in welchen die Fürstenthümer durch solche systematische Aussaugung geriethen, wurde noch verschlimmert durch die österr.- u. russisch-türk. Kriege. 1770—74 herrschte das russ. Schwert in beiden, u. der 16. Artikel des Friedens von Kutschuk-Kainardschi verpflichtete die Pforte, die Vorstellungen des russ. Gesandten zu Gunsten der Fürstenthümer zu berücksichtigen. 1781 sandte Katharina russ. Konsuln nach Bukarest u. Jassy, welche die Verwaltung der Finanzen zu beaufsichtigen hatten u. von der Türkei unterhalten werden mußten. Dasselbe that Kaiser Josef 1783, theils um Rußlands Einfluß zu beschränken, theils um die Verbindung der Fürstenthümer mit der Pforte zu lockern. Abermals bildeten diese 1788—92 den Schauplatz des Russ.-österr. Kriegs mit der Türkei. 1805—12 blieben sie von den Russen besetzt u. wurden erst durch den Frieden von Bukarest freigegeben. Inzwischen dauerte die Bedrückung durch die habsüchtigen Hospodare aus den Familien Karadja, Suzzo, Kallimachi fort, u. als der Sultan die Bitte um Entfernung der Fanarioten abgeschlagen hatte, erhoben 1821 in der Walachei Theodor Vladimiresco u. gleichzeitig in Jassy Alexander Ypsilanti die Fahne der Empörung. Mit Genehmigung Rußlands, auf dessen Hülfe der Letztere gehofft hatte, drang eine türk. Armee über die Donau vor. Vladimiresco, der dem Fanarioten Ypsilanti eben so feind war wie den Türken, u. sich lieber mit diesen verbinden wollte, wurde von Ypsilanti verhaftet u. hingerichtet, dieser selbst aber 26. Juni über die österr. Grenze getrieben (vergl. „Griechenland, Geschichte"). Wol thaten die Heilige Schar bei Dragatschan u. ein kleiner Haufe von Griechen unter Athanasios bei Skuleni am Pruth Wunder von Tapferkeit, wol sprengte sich Georgakis mit seinen Gefährten im Kloster Sekko in die Luft, um nicht gefangen zu werden, aber schon im Oktober lagen beide Fürstenthümer gedemüthigt zu den Füßen des Sultans. Dieser ließ zwar mit Einwilligung Rußlands einheimische Fürsten, Johann Stourdza in der Moldau u. Gregor Ghika in der Walachei wählen, gab aber den Ländern eine fast türk. Verwaltung, nöthigte den Städten türk. Ulemas als Lehrer, den Festungen türk. Truppen als Besatzung auf. Der Friede von Adrianopel 1829

untersagte den Mohammedanern weitere Ansiedelungen auf dem linken Donauufer, machte die Würde der Hospodare lebenslänglich u. stellte die Fürstenthümer abermals unter russ. Schutz. Der General Kisselef blieb so lange im Lande, bis eine neue Verfassung der Fürstenthümer berathen, eingeführt u. von der türk. Regierung anerkannt war (1834), Michael Stourdza u. Alexander Ghika ihr Amt angetreten hatten. Allein gerade die nationale Stimmung, die durch solche Einrichtungen erweckt war, schuf eine große antirussische Partei. Als Ghika sich nicht zu helfen wußte u. bei Rußland klagte, wurde er genöthigt abzudanken, u. doch ging aus der Neuwahl 1842 ein Russenfreund, Georg Bibesko, hervor. Da auch Stourdza in der Moldau sich nur bereicherte u. den russ. Agenten regieren ließ, so bildete sich eine Partei, die nach nationaler Vereinigung von ganz R. strebte. 1848 kam es zum Aufstande. Als eine große Zahl von Bojaren vor Stourdza in Jassy erschien, um Reformen u. eine Regierung nach den Gesetzen zu verlangen, wurden sie zwar aus dem Lande gejagt, aber ihnen von der Pforte Hülfe zugesagt. Vor einer ähnlichen Bewegung in Bukarest wich im Juni Bibesko zurück, u. es trat eine aus mehreren Mitgliedern gebildete Statthalterschaft an seine Stelle. Obwol der Sultan diese Einrichtung gebilligt hatte, schickte er dennoch Omer Pascha zur Herstellung der Ordnung, eine russ. Armee vereinigte sich mit diesem in Bukarest, u. der Vertrag von Balta Liman bestimmte am 1. Mai 1849, daß zwei neue Hospodare — Stirbey in der Walachei, Gregor Ghika in der Moldau — für die nächsten 7 Jahre ernannt würden, nur Ausschüsse, nicht eine Bojarenversammlung, ihnen zur Seite stehen sollten u. die alte Verfassung durch russ. u. türk. Bevollmächtigte umzuändern sei.



Nr. 4703. Frauentrachten in Rumelien.

Nachdem dies geschehen, verließen 1851 die letzten russ. Truppen das Land. Jedoch schon 2. Juli 1853 überschritten sie unter Gortschakoff wieder den Pruth, desgleichen nach erfolgter Kriegserklärung die Türken unter Omer Pascha 28. Okt. bei Widdin die Donau, u. so wurden die unglücklichen Fürstenthümer einer von den drei Schauplätzen des Krimkrieges, bis die Russen im Aug. u. Sept. 1854 abzogen, vorläufig Fürst Kantakuzenos als Präsident eines außerordentlichen Verwaltungsrathes die Regierung übernahm, u. unter dem Schutze österr. Truppen Fürst Stirbey 23. Sept. in Bukarest, Fürst Ghika 9. Nov. 1854 in Jassy wieder einzogen. Auf dem Pariser Friedenskongreß wurde 1856 die Moldau um ein kleines Gebiet an den Donaumündungen, das Rußland abtrat, vergrößert, den Christen im ganzen Türk. Reiche alle Freiheit u. Sicherheit, ja Gleichberechtigung zugestanden, dafür aber jedes Schutzrecht einer anderen Macht über sie aufgehoben. Eine neue Verwicklung schuf nicht lange darauf die Abdankung der Hospodare, deren siebenjährige Amtsdauer abgelaufen war, u. der Beschluß eines gegen den Willen des Sultans u. unter dem mächtigen Einflusse Napoleon's neugewählten Diwans in der Moldau, welcher 19. Okt. 1857 mit 82 gegen 2 Stimmen die Vereinigung mit der Walachei zu einem einzigen nationalen Fürstenthum R. unter einem erblichen Fürsten aus irgend einer europ. Dynastie verlangte. Zwar wollte die Pariser Konferenz nur in die Anstellung eines gemeinsamen höchsten Gerichtshofes und eines aus 16 Mitgliedern bestehenden ständigen Ausschusses willigen, als aber im Febr. 1859 in beiden Fürstenthümern Alexander Kusa (s. d.) zum Hospodar gewählt wurde, gestatteten die Großmächte dennoch die Vereinigung der Fürstenthümer auf die Lebenszeit des Gewählten. Die Pforte mußte nachgeben, u. im Anfange 1862 verkündete Kusa nach der Vereinigung der Ministerien u. Diwane die Herstellung des nationalen Staates R. Nicht lange dauerte dieser Frühling. Nachdem der Fürst sich lange schon allein durch beständigen Ministerwechsel u. durch Auflösung des Diwans geholfen hatte, ließ er den letzteren im Mai 1864 durch Soldaten auseinander jagen, veränderte das Wahlgesetz u. die Verfassung u. holte zu diesem Staatsstreich die Genehmigung durch allgemeine Volksabstimmung ein. Durch den Erfolg kühn gemacht, ließ er die Erblichkeit seiner Würde, die Abschaffung der Frohndienste, die Einführung des Tabaksmonopols beschließen u. erbitterte durch Gewaltmaßregeln die Bojaren. Dadurch kam es zu einer Katastrophe. Am 24. Febr. 1866 wurde er durch Verschworene unter dem General Golesco zur Entsagung u. Flucht genöthigt u. eine provisorische Regierung trat an seine Stelle. Als der Graf von Flandern, der Bruder des Königs von Belgien, die ihm angebotene Fürstenkrone ausgeschlagen hatte, wählte man durch Volksabstimmung 20. April 1866 den Prinzen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, der trotz des Widerspruchs der Großmächte 22. Mai als Karl I. (s. d.) den Thron bestieg. Obwol der Sultan Miene machte, ihn zu bekämpfen, ließ er sich doch durch die nun auch von Preußen gewonnenen Großmächte im Oktober zur Anerkennung des Fürsten bewegen, der seitdem mit den schwierigen finanziellen, sozialen u. Parteiverhältnissen nach Kräften ringt. Obwol er das verhaßte Tabaksmonopol aufgehoben, die Armee nach preuß. Muster reorganisirt, Judenverfolgungen mühsam gedämpft hatte, suchte ihn die Partei der Radikalen unter dem Minister Ghika 1871 zu stürzen, u. er war nahe daran, im März desselben Jahres abzudanken, aber die Unterdrückung des Aufstandes gelang u. das neue konservative Ministerium Catargiu bewog ihn zu bleiben. Verhängnißvoll muß für das Schicksal R.s der Russisch-türkische Krieg werden (vgl. „Rußland, Geschichte“). Als die Türkei sich, um den Forderungen Rußlands u. der anderen Großmächte zu entgehen, eine neue Verfassung gegeben u. zugleich im Art. 7 erklärt hatte, daß auch die Rumänen als „Osmanen“ zu betrachten seien, zeigte der Fürst im Jan. 1877 dem Sultan an, daß er sich alsdann für entbunden von seinem Lehnsverhältniß halten werde. Schon am 5. Febr. schloß R. deshalb eine Konvention mit Rußland, welche den Durchzug der russ. Truppen regeln u. dem Lande die strengste Neutralität sichern sollte. Während noch im Februar der Minister Stourdza diesen Standpunkt innehielt u. die Truppen bis auf den Normalstand entließ, um durch Reduktion der Militärausgaben das Gleichgewicht im Budget herzustellen, zeigten sich bald die Ereignisse mächtiger. Als die Russen über den Pruth gegangen waren, ordnete der Fürst am 20. April die Mobilmachung an, um, nach der Aussage des Ministers Cogalniceano vor dem Senate, sich zu vertheidigen, wenn er angegriffen würde, u. bereitwillig stellte die Deputirtenkammer die nöthigen Geldmittel zur Verfügung. Der türkische Minister Safvet Pascha, der darin eine Kriegserklärung erblickte, wies am 4. Mai den diplomatischen Agenten R.s aus Konstantinopel aus u. erklärte, daß schon durch die Konvention mit Rußland seine Funktionen als suspendirt anzusehen seien. Bereits am 5. Mai schleuderten die Türken von Widdin aus auf Kalafat, am 10. von Turtukai aus auf Oltenitza ihre ersten Kugeln. Am 22. Mai erklärte sich infolge dessen R. für vollkommen unabhängig; Die Armee, etwa 40,000 Mann stark, wurde in der Kleinen Walachei zusammengezogen, während die Große Walachei von der russ. Armee besetzt war (Weiteres s. „Türkisches Reich, Geschichte“). Vgl. Rösler, „Rumänische Studien“ (Lpz. 1871); Vaillant, „La Romanie“ (3 Bde., Par. 1844); Regnault, „Histoire politique et sociale des Principautés Danubiennes“ (Par. 1855) u. die „Geschichten der neuesten Zeit“ von Konstant. Bulle (1876) u. Wilhelm Müller (1875).

Rumäther, eine farblose, kräftig riechende Flüssigkeit, die zur Bereitung von künstlichem Rum, sog. Façonrum, verwendet u. durch Destillation von Zucker mit Spiritus, Braunstein u. Schwefelsäure gewonnen wird. Seiner chemischen Zusammensetzung nach besteht der R. aus verdünntem Ameisenäther (ameisensaurem Aethyloxyd).

Rumburg, Stadt mit 5480 E. (1869) im nördl. Böhmen, nahe der sächs. Grenze; liegt in freundlicher Gegend an der Mandau, einem Nebenflusse der Görlitzer Neiße, u. an der böhmischen Nordbahn, hat ein Bezirks-, ein Hauptzoll- u. Steueramt, ein Liechtenstein'sches Schloß, Kloster ꝛc. u. ist, wie der ganze in die sächs. Lausitz einspringende Zipfel

Nordböhmens, höchst industriell. Es fertigt bes. Leinwand, Nanking, Manchester u. gemischte Zeuge u. treibt lebhaften Handel damit. Auch Drechslerwaaren, bes. Dosen, werden viel in R. fabrizirt.

Rumelien (türk. Rumili), ein Landstrich der Europ. Türkei, unter dem die verschiedenen Nationen im Laufe der Zeiten verschiedene Gebiete verstanden haben. Während der abendländ. Geograph gewöhnlich den südöstl. Theil der Europ. Türkei mit diesem Namen umfaßt u. als Grenze desselben im S. u. O. das Aegäische Meer, den Hellespont, das Marmarameer, den Bosporus u. das Schwarze Meer, im N. den Balkan u. im W. u. SW. Albanien u. Makedonien bezeichnet, od. auch Theile von Albanien u. Makedonien mit hinzunimmt u. also ungefähr das alte Thrakien unter R. begreift, so trennte der Türke zu Zeiten seinen ganzen Besitz an Ländermasse in Rumili taraf u. Anatol taraf u. verstand unter Rumili taraf (d. h. eigentl. Römerseite, nach türkischer Auffassung aber Griechenseite) die ganze Europäische Türkei, unter Anatol taraf (d. h. Orientseite) den asiat. Besitz. Gegenwärtig existirt Rumili offiziell gar nicht; aber noch 1866/67 wurde es im türk. Staatshandbuch als aus den Sandjaks Monastir (Bitolia), Kesrié (Kastoria), Otri (Oehrida) u. Scodra (Skutari in Nordalbanien) bestehend aufgeführt, war also ganz auf die Westseite der Türkei gerückt worden u. mochte ungefähr 600 □M. groß sein; aber wieder wenige Jahre vorher umfaßte es das mittlere Albanien u. Theile Makedoniens, machte also ungefähr den mittleren Theil der Türkei aus u. war gegen 900 □M. groß; als man vorher unter R. noch Monastir u. Mittelalbanien begriff, hatte es noch nicht 500 □M. (über die Geographie R.s s. „Türkisches Reich").

Rumford (spr. Rumförd), Benjamin Thompson, Graf v., Physiker, bes. aber durch seine menschenfreundlichen Bestrebungen berühmt, ist geb. zu Woburn bei Boston in Massachusetts (Nordamerika) 26. März 1753. Er bildete sich zuerst für den kaufmännischen Beruf vor, gab diesen aber 1770 auf u. versuchte sich im Schulfach, zuletzt in dem damals R. genannten Städtchen Concord in Newhampshire, wo er Ende 1772 eine reiche Wittwe heirathete. Seine Hochzeitsreise führte ihn nach Portsmouth. Da sich nun Thompson vom dortigen engl. Gouverneur zum Major in der Miliz ernennen ließ, so kam er in eine so schiefe Lage, daß er es vorzog, sich im Okt. 1775 zu den Engländern nach Boston zu begeben. Nach Räumung dieser Stadt (1776) brachte er die Nachricht davon nach London u. erwarb sich daselbst bald die Gunst des Lords Germaine (später Sackville), des Staatssekretärs für die amerikan. Kolonien. Auch beschäftigte er sich mit praktischen militärischen Angelegenheiten u. wissenschaftlichen Studien. Gegen Ende des Unabhängigkeitskrieges übernahm er das Kommando eines Reiterregiments, mit dem er gegen die Amerikaner kämpfte, u. nach dem Friedensschlusse (1783) wurde er als Oberstleutnant auf Halbsold gesetzt. Um am Oesterr.-türk. Kriege Theil zu nehmen, begab er sich wieder nach Europa. In Straßburg traf er aber mit dem Herzog von Zweibrücken, dem nachmaligen König Maximilian I. von Bayern, zusammen, der ihn seinem Oheim, dem Kurfürsten Karl Theodor, empfahl. So wandte sich denn Thompson nach München, trat 1784 in den bayer. Staatsdienst u. wurde, nachdem ihn der König von England in den Ritterstand erhoben, zum Kommandanten eines Kavallerieregiments u. zum Generaladjutanten ernannt. Von jeher ein Freund gemeinnützigen Wirkens, richtete Thompson hier sein Hauptaugenmerk auf die Verbesserung der Lage der Soldaten, die Hebung des Landbaues u. die Abschaffung der Bettelei. Insbes. führte ihn seine Beschäftigung mit der Einrichtung von Wohlthätigkeitsanstalten zu verschiedenen ersprießlichen Erfindungen u. nützlichen Vorschlägen (großen Ruf erwarb sich die von ihm erfundene sog. Rumford'sche Suppe, aus Knochen, Blut u. anderen nahrhaften u. billigen Stoffen hergestellt. Die Verbesserung der Schornsteine, die Erfindung der Kochherde u. andere Ersparnisse in der Erzeugung u. Verwendung der Hitze sind ihm zu verdanken). In Anerkennung seiner großen u. vielseitigen Verdienste erhob ihn der Kurfürst 1791 zum Grafen v. R. u. verlieh ihm den Rang eines Generalleutnants. Die ihm feindliche Partei der natürlichen Kinder des Kurfürsten suchte aber R. zu verdrängen. Er ward 1795 als Gesandter nach London geschickt u. dort blieb er auch, nachdem er 1798 ins Privatleben zurückgetreten war. Er nahm nun insbes. seine schon in Amerika begonnenen Untersuchungen hinsichtlich der Wärme wieder auf, förderte die königl. Societät der Wissenschaften, die ihn zu ihrem Vizepräsidenten ernannt hatte, durch Aussetzung namhafter Preise u. gründete 1800 unter dem Namen „Royal institution" eine Lehranstalt für technische Gewerbe. 1802 siedelte R. nach Frankreich über, wo er sich, da seine in Amerika zurückgebliebene erste Frau 1792 gestorben war, 24. Okt. 1805 mit der Wittwe des Chemikers Lavoisier vermählte; doch wurde diese Ehe schon 1809 wieder getrennt. R. starb zu Auteuil bei Paris 20. Aug. 1814 u. hinterließ nur eine Tochter erster Ehe, die 1852 zu Concord starb. In München, wo er auch die Militärakademie gegründet u. den Englischen Garten angelegt hat, steht seit 1868 auf der Maximiliansstraße sein von Zumbusch modellirtes Denkmal. Von R.'s literarischen Werken sind zu erwähnen die „Political, economical and philosophical essays" (4 Bde., Lond. 1796—1802; französisch Genf 1799—1806; deutsch von Bertuch, Weim. 1800 bis 1805); „Mémoires sur la chaleur" (Par. 1804) u. „Recherches sur la chaleur" (ebd. 1804—13) 2c.



Nr. 4704. Benjamin Thompson Graf v. Rumford (geb. 26. März 1753, gest. 20. Aug. 1814).

Ruminantia, s. v. w. Wiederkäuer (s. d.).

Rumjanzoff (Romanzoff), eine berühmte russ. Familie, die von dem Bojaren Wassilji Rumjanez abstammt, welcher 1391 dem Großfürsten von Moskau zum Besitz der Stadt Nischni-Nowgorod verhalf. Graf Alexei Iwanowitsch **R.**, geb. 1684, gewann die Gunst Peter's d. Gr., erhielt 1728 den Oberbefehl über das Heer gegen Persien, kommandirte dann unter Münnich im Türkenkriege u. besiegte 25. Febr. 1739 den Pascha von Belgrad, war hierauf bis 1742 Gesandter bei der Pforte, machte den Krieg gegen Schweden mit u. schloß 27. Juni 1743 den Frieden von Abo, wofür ihn die Kaiserin Elisabeth in den Grafenstand erhob. Er starb 15. Mai 1749. — Graf Peter Alexandrowitsch **R.-Sadunaïskoi**, Sohn des Vorigen, geb. 1725, befehligte als General 1759 das Centrum des russ. Heeres bei Kunnersdorf u. nahm 1761 die Festung Kolberg. Großen Ruhm erwarb er sich 1770—74 als Oberbefehlshaber der russ. Truppen im Kriege gegen die Türken, in welchem er u. a. das starke Tatarenheer beim Flusse Larga (18. Juli 1770) u. den Großwessier am Kagul (31. Juli) schlug. Schon während des Krieges zum Feldmarschall ernannt, erhielt er dann eine Besitzung u. den Beinamen Sadunaïskoi (Transdanubiensis). 1789 veranlaßten ihn Differenzen mit dem Fürsten Potemkin, sich zurückzuziehen. Er starb zu Tachan (Gouv. Kiew) 19. Dez. 1796. Sowol in Zarskoje Selo als auch in Petersburg wurden ihm Monumente errichtet. Vgl. seine Lebensbeschreibungen von Sosonoff (4 Bde., Mosk. 1803) u. von Tschitschagoff (Petersb. 1849). F. Arbt übersetzte aus dem Russischen die „Anekdoten u. Charakterzüge aus dem Leben R.'s" (Dorp. 1818). — Graf Nikolai Petrowitsch **R.**, Sohn des Vorigen, geb. 1754; bekleidete 1779 bis 1796 den Gesandtschaftsposten in Frankfurt a. M. u. war unter

Kaiser Alexander I. Handelsminister, wurde 1807 Minister des Auswärtigen u. bald darauf auch zum Reichskanzler ernannt, begleitete 1808 den Kaiser nach Erfurt, führte 1809 in Paris Unterhandlungen mit Napoleon I. u. schloß mit Schweden den Frieden von Frederikshamn. 1812 nahm er seine Entlassung, um sich mit wissenschaftlichen Unternehmungen zu beschäftigen. So rüstete er insbes. auf eigene Kosten das Schiff „Rurik" aus, mit dem Otto v. Kotzebue eine Reise um die Erde machte, errichtete das **R.'sche Museum,** gab einen „Codex diplomaticus" heraus ꝛc. Er starb zu Petersburg 15. Jan. 1826. Ihm, seinem Vater u. seinem Großvater setzte Alexander I. ein gemeinsames Denkmal, das in einer 1817 von Canova geschaffenen Kolossalstatue des Friedens besteht. Mit dem Grafen Sergei Petrowitsch **R.**, jüngstem Bruder des Vor., der unter Katharina II. Gesandter in Berlin war, erlosch 6. Febr. 1838 die gräfliche Linie der Familie.

Rumohr, Karl Friedrich Ludwig Felix v., vielseitiger Schriftsteller, insbes. Kunsthistoriker, geb. zu Reinhardsgrimma bei Dresden 6. Jan. 1785; studirte in Göttingen, wo ihn vornehmlich die Geschichte der zeichnenden Künste anzog, u. trat in Dresden zur Kathol. Kirche über. Seit seines Vaters Tode im J. 1804 lebte er abwechselnd in Heidelberg u. in Italien, seit 1806 meist auf seinen Gütern in Norddeutschland u. 1816—22 wieder in Italien; nachher hielt er sich zuerst in Dresden auf, wo er mit dem ihm schon von früherher befreundeten L. Tieck in nahem Verkehr stand, u. als dieses Verhältniß sich getrübt hatte, wechselte er, wenn er nicht auf Reisen war, mit seinem Wohnsitz zwischen Kopenhagen u. Lübeck. In letztgenannter Stadt hatte er seine Bibliothek wie seine später in Dresden versteigerten Kunstsammlungen. Er starb in Dresden 25. Juli 1843. Sein Hauptwerk bilden die „Ital. Forschungen" (3 Bde., Berl. 1827 bis 1831), denen sich als kunsthistorische Schriften anschlossen: „Geschichte der königl. Kupferstichsammlung zu Kopenhagen" (Lpz. 1835); „Hans Holbein der Jüngere in seinem Verhältniß zum deutschen Formschnittwesen" (ebd. 1836); „Zur Geschichte u. Theorie der Formschneidekunst" (ebd. 1837) u. „Untersuchung der Gründe für die Annahme, daß Maso di Finiguerra Erfinder des Handgriffs sei, gestochene Metallplatten auf genetztes Papier abzudrucken" (ebd. 1841). Von seinen anderen Schriften sind zu erwähnen: der Roman „Deutsche Denkwürdigkeiten" (4 Bde., Berl. 1832); „Novellen" (2 Bde., Münch. 1833—35); „Ital. Novellen von historischem Interesse" (Hamb. 1823); das humoristische Gedicht „Kynalopekomachia, der Hunde-Fuchsen-Streit" (Lüb. 1835); „Reise durch die östl. Bundesstaaten in die Lombardei u. zurück über die Schweiz u. den oberen Rhein" (ebd. 1838) u. die „Schule der Höflichkeit" (2 Bde., Stuttg. 1834 f.). Auch gab er König's „Geist der Kochkunst" (Stuttg. u. Tüb. 1828; 2. Aufl. 1832) heraus. Vgl. H. W. Schulz, „R., sein Leben u. seine Schriften" (Lpz. 1844).

Rumpenheim, Dorf von etwa 600 E. am linken Mainufer, unweit der Eisenbahn Frankfurt-Hanau, im Reg.-Bez. Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau. Das Schloß mit Park ist Sitz des Landgrafen von Hessen.

Rumpf od. Stamm, die Gesammtmasse des thierischen, bez. menschlichen Körpers, mit Ausschluß des Kopfes, der Gliedmaßen u. des Schwanzes; wird bei den höheren Thieren in Hals, Brust u. Bauch getheilt. Der R. umfaßt in seiner Höhle, die als Brust- u. Bauchhöhle unterschieden wird, die Organe des vegetativen Lebens (der Ernährung u. Fortpflanzung) u. giebt den Gliedmaßen wie dem Kopfe u. deren Muskulatur Halt u. Ansatz.

Rumpfparlament ist der Spitzname des vom Protektor Cromwell eingesetzten Parlaments, bes. als es nach dem 1658 erfolgten Tode Cromwell's sich ohne Erfolg bemühte, eine neue Verfassung des Landes gegen den Willen der Armee festzustellen. General Monk, der Statthalter von Schottland, sprengte dasselbe am 3. Febr. 1660 im geheimen Einverständniß mit dem nachmaligen König Karl II., u. die berufene neue Volksvertretung gab schon nach 3 Monaten dem Hause Stuart die Krone zurück. Unter R. versteht man auch den Rest der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt, der 6.—18. Juni 1849 in Stuttgart seine Sitzungen hielt (s. „Deutschland, Geschichte").

Rundwürmer, im Gegensatz zu Plattwürmern, sind alle die Würmer von walzenförmigem Bau, mit od. ohne Gliederung, mit nur wenig von einander unterschiedener Rücken- u. Bauchseite. Am Vorderende haben sie Sinnesorgane (Augen, Fühler, Taster) od. Haftwerkzeuge, unter der Haut eine kontinuirliche Muskelschicht. Die meisten von ihnen sind getrennten Geschlechts, ihre Entwicklung erfolgt meist mit Metamorphose, bei einigen kommt Knospung u. Generationswechsel vor. Man unterscheidet Akanthokephalen od. Kratzer, Nematoden od. Spulwürmer u. Chätopoden od. Borstenwürmer. Näheres vgl. in den speziellen Artikeln.

Runeberg, Johann Ludwig, hochbegabter finnischer Dichter in schwed. Sprache, geb. zu Jakobstede in Finnland 5. Febr. 1804; studirte seit 1822 Philologie u. die Schönen Wissenschaften in Åbo, habilitirte sich im Aug. 1830 als Dozent der Beredsamkeit in Helsingfors, wurde im Sept. 1837 Lektor der Poesie u. Beredsamkeit am Gymnasium in Borgå, vertauschte 1842 diese Stellung mit der eines Lektors des Altgriechischen, leitete später selbst längere Zeit das Gymnasium, lebte wieder in Helsingfors u. starb zu Borgå Anfangs Mai 1877. Seine ersten Gedichte erschienen 1830; sein erstes größeres Gedicht, „Das Grab zu Perrho", ward 1831 von der schwed. Akademie preisgekrönt. Durch „Fänrik Ståls Sägner" (Fähnrich Stahl's Erzählungen, Borgå 1848), eine epische Schilderung der heroisch-tragischen Momente aus Finnlands letzter schwed. Zeit u. dem Schwed.-russ. Kriege, wurde R. der populärste u. gefeiertste Dichter in Finnland u. Schweden u. auch zuerst in Deutschland bekannt. Als lyrischer Dichter hat er gleichfalls Ausgezeichnetes geleistet; sein „Kung Fjalar" (Borgå 1844; neue Aufl., Helsingf. 1849 u. öfter), ein heroisches Epos, braucht einen Vergleich mit der Frithjofssage nicht zu scheuen. Seine gesammelten Werke erschienen in 5 Bdn. sowol zu Borgå (1851—65) als zu Helsingfors (1861—65). Die deutschen Uebersetzungen, welche Ida Mewes (Lpz. 1852 ff.) u. Wachenhusen (ebd. 1852) von R.'s „Dichtungen" geliefert haben, sind wenig gelungen. Von seinen lyrischen Poesien übersetzte Aug. Kluge eine Auswahl („Nordische Blüthen", Dessau 1873).

f u v þ ð o r k h n i
a s t d b p m l

Nr. 4705. Nordische Runen.

Runen, die älteste Buchstabenschrift der Germanen (rûna s. v. w. Geheimniß, ein aus dem altnord. raun, Erprobung, u. reyna, versuchen, abgeleitetes Wort). Die R. bestanden aus senkrechten u. schrägen, an od. durch die Senkrechte gesetzten Linien; zu Grunde liegt ihnen das lat. Alphabet der Kaiserzeit, eine Thatsache, die mit Sicherheit nachgewiesen, wenn auch schwer zu erklären ist. Vornehmlich bediente man sich der R. zur Weissagung: Zweige eines fruchttragenden Baumes, ganz besonders der Buche, wurden mit eingeritzten Runenzeichen versehen, auf den Boden gestreut, dann aufgelesen u. der Bedeutung der R. gemäß gedeutet (aus dieser Manipulation erklärt sich eine Anzahl heute noch gebrauchter Worte: Buchstaben [goth. stabs, altnord. stafr] sind Stäbe einer Buche;

f u þ o r c (k) g v
h n i ge (j) eo p s
t b e m l ng d
œ ae â y ea io st

Nr. 4706. Angelsächsische Runen.

die alte Bezeichnung für „schreiben" war writan, „einritzen" [engl. write, schreiben], später durch das Fremdwort scribere verdrängt; das mittel- u. neuhochdeutsche Zeitwort „entwerfen", d. h. zeichnen, bedeutet ursprünglich das Hinwerfen der Stäbe, u. „lesen" das Aufheben derselben). Die Auslegung der Stäbe behufs der Weissagung erfolgte dann so, daß man entweder aus den aufgelesenen Stäben (deren jeder einen Buchstaben bedeutete, zugleich aber auch einen Namen hatte, der mit dem bezeichneten Laute anfing, wie z. B. goth. aihvs, Pferd; bairka, Birke; dags, Tag; eis, Eis; faihu, Vieh, Geld; giba, Gabe; hagls, Hagel ꝛc.) Worte zu bilden suchte, od. die gefundenen Buchstaben als Stabreime für die alliterirende (s. „Alliteration") Auslegung verwandte, od. dem Namen

jedes Buchstaben einen Bezug auf den fraglichen Gegenstand gab. Dieses Runenalphabet entstand bei den Süd- u. Westgermanen u. hatte 24 R.; das nord. Alphabet verlor bis zum Ende des 8. Jahrh. einen Theil derselben u. behielt nur 16, die aber später wieder auf 28 ergänzt wurden, wobei man einige Zeichen auf andere Laute übertrug; ebenso verfuhr das angelsächs. Runenalphabet, welches aber für einige neuentstandene Vokale neue R. bildete u. ihre Zahl auf 28, ja in einigen Fassungen bis auf 33 erhöhte. Der gothischen Schrift legte Ulfilas (s. d.) das Runenalphabet zu Grunde, änderte aber u. ergänzte, näherte die Form der R. den Zeichen des griech. Alphabets u. gab ihnen eine andere Reihenfolge. Wie er seine Schrift zur Abfassung seiner Bibelübersetzung brauchte, so wurden im Laufe der Zeit die R. auch zu anderen Zwecken als blos zur Weissagung verwendet, aber in Deutschland immer nur auf Holz, während der skandinavische Norden sie für Goldbracteaten u. bis tief in das Mittelalter hinein zu großen Steininschriften benutzte. Die Franken hielten auch in Gallien wenigstens bis ins 6. Jahrh. hinein an ihrer Runenschrift fest. Doch trat gegen die R., die dem heidnischen Zauber dienten, die Geistlichkeit auf u. es gelang ihr, an deren Stelle die lat. Schrift zu setzen. Wenn später in Deutschland noch gelegentlich in R. geschrieben wurde, so geschah es nur, damit nicht Jedermann die Schrift lesen könne, wie denn auch verschiedene Arten willkürlich erfundener Geheimschriften R. genannt wurden. — Vgl. W. Grimm, „Ueber deutsche R." (Gött. 1821) u. „Zur Literatur der R." (in den „Wiener Jahrbüchern", Bd. 43, Wien 1828); v. Liliencron u. Müllenhoff, „Zur Runenlehre" (Sonderabdruck aus der „Allg. Monatsschrift für Wissenschaft u. Literatur", Halle 1852); Wimmer, „Runeskriftens oprindelse og udvikling i Norden" (Kopenh. 1874); Kirchhoff, „Das gothische Runenalphabet" (2. Aufl., Berl. 1854); über goth., burgund., fränk. u. sächs. Runendenkmäler s. die Abhandlungen von Dietrich, Müllenhoff u. Rieger in Pfeiffer's „Germania" (Bd. 10), in Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum" (Bd. 13, 14, 18) u. in Zacher's „Zeitschrift für deutsche Philologie" (Bd. 5).

Runge, Friedlieb Ferdinand, ausgezeichneter Chemiker, geb. zu Billwärder bei Hamburg 8. Febr. 1794; wurde, nachdem er sich in Berlin an der Universität habilitirt hatte, Prof. der Technologie in Breslau, später aber Direktor einer chemischen Fabrik in Oranienburg, wo er, zuletzt fast verarmt, 25. März 1867 starb. Er veröffentlichte 1837 bereits eine Untersuchung über den Steinkohlentheer, in deren Verlaufe er auch einen eigenthümlichen Körper, den er Kyanol nannte, wegen seiner Eigenschaft, sich in blaue Farben umzuwandeln, entdeckt hatte. Dieses Kyanol ist identisch mit dem Anilin, u. R. daher als erster Entdecker der so wichtig gewordenen Steinkohlentheerfarben anzusehen. Auch die Karbolsäure wurde von R. entdeckt. Wie durch seine erfolgreichen Untersuchungen erwarb er sich Verdienste durch seine zahlreichen Fachschriften, von denen insbes. erwähnt seien: „Grundlehren der Chemie" (Bresl. 1830; 2. Aufl. 1833); „Einleitung in die technische Chemie" (Bresl. 1836); „Technische Chemie der nützlichsten Metalle" (Berl. 1838 f.); „Farbenchemie" (3 Thle., Berl. 1834—50); „Grundriß der Chemie" (2 Bde., Münch. 1847 f.); „Hauswirthschaftliche Briefe" (Berl. u. Oranienb. 1866 f.) 2c.

Runkelrübe, s. „Beta".

Rupert, der Heilige, Apostel der Bayern, geb. um die Mitte des 7. Jahrh. als ein Abkömmling der fränkischen Königsfamilie, wirkte als Bischof zu Worms u. folgte 696 einem Rufe des Herzogs Theodo von Bayern. Er taufte den Herzog selbst zu Regensburg, vollendete die Bekehrung des Landes, gründete auf den Trümmern der alten Römerstadt Iuvavium die Stadt Salzburg als Bischofssitz u. soll daselbst 27. März 717 gestorben sein.

Ruperto-Carolina, lat. Name der Universität Heidelberg.

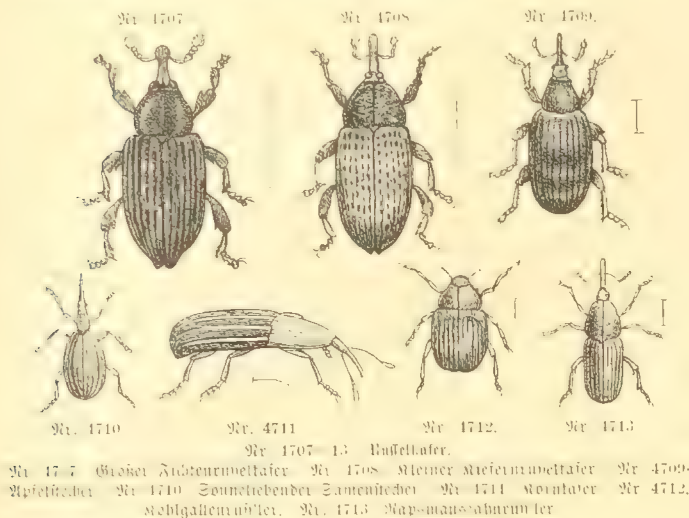
Rupie, franz. Roupie, engl. Rupee, abgeleitet vom ind. „rupya", d. h. schön; eine ind. wie pers. Münze. 1. Die ind. Compagnie-R. zu 16 Annas (Schillinge) à 12 Pice (Pfennige), 11,664 Gr. schwer u. $916\frac{2}{3}$ Tausendtheile fein = Mk. $1{,}92\frac{1}{2}$. 2. Die ind. Gold-R. od. der Mohur (Siegelring) zu 15 Silber-R. hat gleiches Gewicht u. Feingehalt wie die Silberrupie = Mk. 28,90. 3. Die pers. R. 9,156 Gr. schwer u. $914\frac{3}{4}$ Tausendtheile fein = Mk 1,55, 6 = 1 Toman od. pers. Dukaten. Früher gab es in Ostindien 40 verschiedene R.n im Werthe von $1\frac{1}{2}$—2 Mk., welche durch die unter 1. angegebene Compagnie-R. verdrängt wurden. Eine Summe von 100,000 R.n nennt man 1 Lac, 10 Millionen R. = 1 Crore u. 1 Milliarde od. 1000 Millionen R. = 1 Mas.

Rüppell, Wilh. Peter Eduard Simon, verdienter Reisender u. Naturforscher, geb. 20. Nov. 1794 in Frankfurt a. M.; genoß seine Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt u. erlernte seit seinem 17. Lebensjahre in London die Kaufmannschaft. Als Commis eines kaufmännischen Geschäftes in Livorno besuchte er 1817 Aegypten u. gab 1818 seinen bisherigen Beruf wieder auf, um sich für wissenschaftliche Reisen vorzubereiten, studirte in Genua (unter Zach) u. in Pavia Astronomie u. Naturwissenschaften u. bereiste 1822—27 zuerst in Begleitung des Wundarztes Michael Hey das Nilthal. 1825 bereiste er das kurz vorher eroberte Kordofan u. setzte eine Reihe wichtiger geographischer Positionen fest. Auch die Sinaihalbinsel zog er in den Bereich seiner Forschungen. Eine zweite Reise 1831—34 führte ihn nach Abessinien. Mit Umsicht u. Fleiß verarbeitete er die Geographie, Naturgeschichte, Alterthumskunde u. Geognosie der bereisten Länder; seine reichen Sammlungen (von denen leider ein Theil im Schiffbruch zu Grunde ging, ein Theil gerettet u. am Strande vergraben wurde u. erst nach einigen Jahren unter der Bezeichnung „Französische Alterthümer" wieder ans Licht kam) wie auch seine Bibliothek widmete er dem Museum der Senckenberg'schen Naturforschenden Gesellschaft in seiner Vaterstadt. Dort lebt R. seit 1834 als Privatgelehrter; ab u. zu hat er auch Italien u. Aegypten (1850) wie die Schweiz (1866) besucht. Versuchsweise beschäftigte er sich in diesem Jahre mit Ichthyologie u. veröffentlichte mehrere Abhandlungen über die Nilfische. Von der genannten Gesellschaft zog er sich seit 1858 zurück, schenkte derselben aber in letztgenanntem Jahre noch sein Haus, eben so der Stadt seine auf 17,000 Stück angewachsene Münzensammlung, mit deren Ordnung er sich Jahre lang beschäftigte, wogegen er sich nur ein sorgenfreies Alter ausbedungen hat. Ihm zu Ehren wurde 16. April 1870 die Rüppellstiftung gegründet, welche sich die Aufgabe gestellt hat, wissenschaftliche Reisen zu veranlassen od. zu unterstützen (bis jetzt von Grünacker, Dr. Noll, Vertinzen benutzt); die Universität Gießen ernannte ihn zum Dr. med.; schon 19. Febr. 1827 hatte er den philosophischen Doktorgrad erlangt, u. 1877 feierte er sein Jubiläum mit großer Auszeichnung. R.'s geographische Werke sind: „Reisen in Nubien, Kordofan u. dem Peträischen Arabien" (Frankf. 1829) u. „Reise in Abessinien" (2 Bde., ebd. 1838—40); die naturgeschichtlichen: ein zu den geographischen Werken gehöriger „Atlas zur Reise im nördl. Afrika" (1. Abth. „Zoologie", 20 Hefte, Frankf. 1826—31), „Neue Wirbelthiere, zur Fauna Abessiniens gehörig" (13 Hefte, ebd. 1835—40), u. „Systematische Uebersicht der Vögel Nord- u. Ostafrika's" (ebd. 1845). Seine Arbeiten über Münzkunde erschienen theils in dem „Archiv für Frankfurter Geschichte u. Kunst" (1855, 1858, 1869), theils in der Wiener „Numismatischen Zeitschrift" (1874. 1876). Der fünfbändige Katalog der Frankfurter Münzsammlung ist von R. angefertigt. Ueber sein Leben vergleiche u. a. auch Stricker's „Geschichte der Heilkunde" (1847).

Ruppin, Herrschaft in der Mark Brandenburg, seit Ende des 16. Jahrh. offiziell Grafschaft R. genannt u. als solche auch im Titel der preuß. Könige vorkommend; bildet den größten Theil des heutigen Kreises R. im Reg.-Bez. Potsdam der Provinz Brandenburg. Die Kreisstadt Neu-R. mit 12,501 E. (1875) liegt am Westufer des $1\frac{1}{2}$ Stunde langen R.er Sees, ist Sitz des Kreisgerichts, hat ein Schloß, Garnison, eine Irrenanstalt, treibt Spinnerei, Weberei u. Tuchfabrikation u. hat besuchte Vieh- u. Pferdemärkte. Im Volke ist es dadurch bekannt geworden, daß sein Name auf unzähligen beliebten Bilderbogen u. illustrirten Schulheftumschlägen steht. — An der Nordspitze desselben Sees, am Einflusse des Rhin, liegt die Stadt Alt-R. mit 2112 E. (1871); dieselbe hat eine Schloßruine u. treibt etwas Färberei.

Ruprecht v. d. Pfalz, mit dem (bisher nicht genügend erklärten) Beinamen Klem, Deutscher Kaiser (1400—1410), geb. im Mai 1352, folgte 1398 seinem Vater Ruprecht II. als Ruprecht III. in der pfälzischen Kur. Die Trägheit des Kaisers Wenzel u. die oligarchischen Gelüste der Kurfürsten von Mainz, Trier u. Köln benutzend, ließ er sich 21. Aug. 1400 unter den drückendsten Bedingungen zum Könige wählen, nachdem Tags zuvor Wenzel entsetzt war. Obwol R. Talent, Tapferkeit u. Frömmigkeit besaß, fehlte es ihm doch an der nöthigen Macht, um die neue Würde geltend zu machen. Wenzel zur Abdankung zu bewegen war er nicht im Stande; sein Versuch, in Italien die Königs- u. Kaiserkrone zu erwerben, scheiterte an der Schlacht bei Brescia im Okt. 1401, die Galeazzo Visconti gewann.

Als alle Geldquellen versiegt waren, kehrte R. 1402 nach Deutschland zurück. Vergeblich war sein Streben, den Landfrieden herzustellen. Der Erzbischof von Mainz, derselbe, welcher ihn erhoben, stiftete 1405 zu Marbach einen Bund zu gemeinsamer Selbsthülfe, u. R. mußte diesen bestätigen, damit er sich nicht an Wenzel wende. Eine eitle Prunkscene ohne Bedeutung war seine Krönung zu Aachen 1407. Unter den Zurüstungen zum Kampfe gegen den Erzbischof von Mainz, der mächtiger war als er selber, starb er am 18. Mai 1410 auf dem Schlosse Landskron bei Oppenheim. — Vgl. Häußer, „Geschichte der rhein. Pfalz" (Bd. I, Heidelb. 1845).



Nr. 1707—13. Rüsselkäfer.
Nr. 1707. Großer Fichtenrüsselkäfer. Nr. 1708. Kleiner Kiefernrüsselkäfer. Nr. 4709. Apfelstecher. Nr. 1710. Sonneliebender Samenstecher. Nr. 1711. Kornkäfer. Nr. 4712. Kohlgallenrüßler. Nr. 1713. Raps-Mauszahnrüßler.

Ruprecht v. d. Pfalz, Herzog von Cumberland, geb. 27. Dez. 1619 zu Prag, war ein Sohn Friedrich's V. u. durch seine Mutter Elisabeth ein Neffe Karl's I. von England. Heimatlos schon im ersten Lebensjahre, schien er zum Abenteurer geboren. Erzogen im Haag, wo der Vater bis zu seinem Ende lebte, seit 1635 in England in treuester Anhänglichkeit Karl I. zugethan, trat er 1638 am Niederrhein als Kämpfer gegen die Kaiserlichen auf, ward aber im Treffen bei Vlotho gefangen genommen, vor den Kaiser nach Linz gebracht u. erst 1642 unter der Bedingung entlassen, nie wieder gegen den Kaiser zu kämpfen. Als kühner, wachsamer Führer der königlichen Reiterei in England erfocht er seit 1642 gegen die Parlamentsarmee eine Reihe von kleinen Siegen, nahm Bristol ein, entsetzte York, verlor aber 1644 u. 1645 durch die Schlachten von Marstonmoor u. Naseby fast die ganze Armee. Als er auch Bristol an Fairfax überliefern mußte, nahm ihm Karl I. den Oberbefehl u. hieß ihn sich übers Meer begeben. R. ging nach Irland, nach Portugal, endlich auf die See u. führte ein wildes Räuberleben, im Kampfe bald mit den Truppen u. Schiffen des republikan. England, bald Spaniens. Krank u. verkommen lebte er eine Zeit lang in Frankreich. Als er 1657 von seinem Bruder, dem wiederhergestellten Kurfürsten Karl Ludwig, einen Theil der Pfalz zur Verwaltung begehrte, wies ihn dieser ab; auch in Wien konnte man ihn nicht brauchen. 1660 stand er im Schwedisch-poln. Kriege gegen seinen eigenen Vetter, den König Karl X., im Felde, als die Herstellung der Stuart's in England seine Lage unerwartet besserte. Karl II. rief ihn zurück u. schaffte ihm Gelegenheit, als Vizeadmiral von England seit 1666 in allen Seekriegen mit Spanien u. Holland seine Kühnheit u. sein Geschick zu bewähren. Die Einladung seines Bruders Karl Ludwig, nach Deutschland zurückzukehren u. in standesgemäßer Ehe als pfälzischer Prinz bei ihm zu leben, weil das pfälzische Haus auszusterben drohte, wies er zurück u. starb 1682 unvermählt in England. Trotz seines bewegten Kriegerlebens beschäftigte er sich gern mit Physik u. Mechanik u. trieb mit Eifer die Schabkunst, das sog. Mezzotinto, als deren Erfinder der Kupferstecher Wren in England betrachtet wurde, obwol sie R. von einem hess. Oberst v. Siegen erlernt hatte. — Vgl. Häußer, „Geschichte der rhein. Pfalz" (Bd. II, Heidelb. 1845).

Rurik, ein Normann od. Waräger (Varinger), wurde nach der Angabe des russ. Chronisten Nestor der Gründer des Russ. Reiches, indem 862 die mit einander hadernden Stämme der Russen ihn, der sie bisher von der See her bedrängt hatte, sammt seinen beiden Brüdern, die bald darauf starben, auf den Thron beriefen. Gestützt auf seine Landsleute, regierte er von Nowgorod aus bis 879 u. vererbte die Herrschaft auf sein Geschlecht, dessen Mannesstamm 1598 mit dem Tode Feodor's I. erlosch.

Ruscus, s. „Mäusedorn".

Rusma ist ein altes bekanntes Mittel zum Wegätzen der Haare von der Haut; sein Hauptbestandtheil ist das giftige Dreifach-Schwefelarsen (Auripigment), weshalb von seiner Anwendung entschieden abzurathen ist. Andere ähnlich wirkende Stoffe werden auch häufig R. genannt; ein solches, aber unschädliches, ist das Calciumsulphhydrat od. Schwefelwasserstoffschwefelcalcium.

Ruß ist fein vertheilter Kohlenstoff, der sich infolge unvollkommener Verbrennung aus Flammen kohlenstoffhaltiger Körper abscheidet. Derselbe setzt sich in Feuerungsanlagen gegen unseren Willen oft in großen Mengen ab, wird aber auch absichtlich durch Verbrennen von Harz, Theer od. Oel (Lampenruß) als Material für schwarze Farbe u. zur Druckerschwarze hergestellt. Der R. enthält in der Regel noch mehr od. weniger brenzliche Theile beigemengt; am meisten der sog. Glanzruß, der infolge davon sogar eine mehr dunkelbraune als schwarze Farbe besitzt. Durch Ausglühen in verschlossenen Gefäßen werden diese brenzlichen Theile zerstört. Harzreiche Hölzer geben vorzüglich guten schwarzen R., der in holzreichen Gegenden dargestellt u. als Kienruß in hölzerne Butten (Rußbutten) verpackt u. von Händlern vertrieben wird.

Rußegger, Joseph, Ritter v., Reisender u. Montanist, geb. zu Salzburg 18. Okt. 1802, studirte seit Okt. 1822 in Schemnitz das Bergwesen, trat 1825 in den österr. Staatsdienst u. war Bergverwalter in Böckstein bei Gastein, als er 1835 mit der Führung jener Expedition betraut wurde, die auf Wunsch Mehemed Ali's, des Vizekönigs von Aegypten, in den wichtigsten Theilen seiner Länder nach bauwürdigen Lagerstätten nutzbarer Mineralien forschen u. günstigen Falles deren Anbau einleiten sollte. Im Jan. 1836 schiffte er sich in Triest nach Alexandrien ein, besuchte nach seiner Landung Kairo, die Libysche Wüste, Syrien, Nubien, Kordofan nebst den Nachbarländern sowie die Sinaihalbinsel u. Palästina, kehrte im Febr. 1839 nach Europa zurück, bereiste Griechenland u. Sizilien, dann aber auch Deutschland, Frankreich, England, Schottland u. Skandinavien, so daß er erst im Febr. 1841 in Wien wieder eintraf. Die reichen Ergebnisse seiner Wanderungen legte er in den „Reisen in Europa, Asien u. Afrika" (7 Bde. mit Atlas, Stuttg. 1841—50) nieder. Nach seiner Rückkehr Gubernialrath, Salinenadministrator u. Distrikt- u. Bergrichter in Wieliczka u. seit Mai 1850 Ministerialrath, Berg-, Forst- u. Güterdirektor in Nieder-Ungarn sowie Direktor der Berg- u. Forstakademie in Schemnitz, starb R. das. 20. Juli 1863. Wegen seiner außerordentlichen Verdienste, nam. um die Hebung u. Förderung des österr. Bergbaues, war er im April 1853 in den erblichen Ritterstand erhoben worden.

Rüssel (Proboscis), die röhrenartig verlängerte Nase, die beim Elefanten durch eine bedeutend entwickelte Längs- u. Quermuskulatur in den verschiedensten Richtungen beweglich u. an der Spitze mit einem beweglichen fingerförmigen Fortsatze versehen, nicht blos die gewöhnlichen Funktionen der Nase versieht, sondern zugleich ein eben so empfindliches wie geschicktes Tast- u. Greiforgan ist, wie Saugwerkzeug zum Aufnehmen der flüssigen Nahrung u. eine kräftige Waffe. Wird die Familie der Elefanten speziell die der Rüsselthiere (Proboscidea) genannt, so finden sich Rüsselbildungen, wenn auch nicht von so hochgradiger Ausbildung u. Beweglichkeit, doch auch mehrfach noch bei anderen Säugethieren, zunächst beim Tapir, bei welchem der R. noch Greifwerkzeug ist, während die stumpfe, dicke, rüsselartig die Schnauze überragende Nase der Schweine (die deshalb auch Rüsselvieh heißen) nur noch zum Wühlen im feuchten, morastigen Boden geeignet ist. Rüsselartig verlängerte Schnauzen haben die Spitzmäuse, das Nasenthier (Cuati, Nasua) der südamerik. Wälder, der Lippen- od. Rüsselbär des ostind. Festlandes, der afrik. Rohrrüssler (Macroscelides), die Rüsselmaus od. der Bisamrüssler (Desman, Myogale) an den Gewässern zwischen Don u. Wolga u. das Männchen der Rüsselrobbe (Macrorhinus) der Südsee. In der Klasse der Insekten wird „R." gebraucht für das Saugwerkzeug der Zweiflügler (Schöpfrüssel) u. der Schmetterlinge (Rollrüssel), endlich für den verlängerten Kopf der Rüsselkäfer.

Rüsselkäfer (Curculionina), eine Familie von Käfern der verschiedensten Gestalt, von der schmalsten Linien- bis zur Kugelform, deren

Vorderkopf in einen kürzeren od. längeren, oft fadenförmig dünnen Rüssel ausgezogen ist. An der äußersten Spitze desselben sind die in der Regel kleinen Mundtheile eingelenkt. Die keulenförmigen Fühler sind häufig geknict, u. wird dann an ihnen Schaft u. Geißel unterschieden. Die Flügeldecken umschließen den Körper; die Beine haben je vier Fußglieder. Ihre gewöhnlich weichhäutigen, dick walzenförmigen, gekrümmten Larven haben einen hornigen Kopf mit äußerst kleinen Fühlern u. entweder gar keine od. nur ganz rudimentäre Beine. Mit Ausnahme der einzigen Gattung Brachytarsus, die sich von Schildläusen nähren, leben alle von Pflanzen, von denen alle Theile, von der Wurzel bis zur Blüte, je gewissen Arten zur Nahrung dienen. Viele Larven leben unter der **Rinde, im Bast u. Holze von Bäumen, im Marke von Stengeln u.** Zweigen, in welchen sie oft gallenartige Auswüchse erzeugen, andere von **Blättern, deren Fleisch sie miniren, wieder andere im Fruchtboden der** Blüten u. in den Samenkörnern u. Früchten selbst. Manche werden dadurch für Wald-, Garten- u. Feldbau wie in Speichern schädlich. So u. a. der Erbsenkäfer (Bruchus pisi), der Rebenstecher (Rhynchites betuleti), der Apfelstecher (Rhynchites Bacchi), der Obststecher (Apion **Pomonae), der Kornwurm (Calandra granaria), der Reiskäfer (Calandra** oryzae), der Haselnußbohrer (Balaninus nucum), der den Kiefern verderbliche kleine braune R. (Pissodes notatus) u. der den Nadel- wie Laubhölzern gleich schädliche „große braune R.“ (Hylobius pini). Die große dicke Larve des Palmenbohrers (Calandra palmarum) dagegen wird gegessen. Es giebt an 10,000 verschiedene Arten von R. u. Schönherr, der sie in einem großen Werke „Genera et species Curculionidum“ (8 Bde. in 16 Thln., Par. 1833—45) beschrieb, theilt sie in 631 Gattungen, **deren Zahl aber neuere Entomologen noch bedeutend vermehrt haben.**

Russell, eine alte angesehene engl. Familie, die angeblich aus der Normandie stammt u. mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen ist. Zur Bedeutung gelangte sie durch Sir John **R.**, der unter Heinrich VIII. zum Großadmiral, Baron (1539) u. Geheimsiegelbewahrer erhoben u. mit großen Besitzungen aus den eingezogenen Kirchengütern beschenkt wurde. Während der Minderjährigkeit Eduard's VI. Mitglied des Regentschaftsraths, erhielt R. im Jan. 1550 den Rang eines Grafen v. Bedford. Er starb 14. März 1555. — William **R.**, dritter Sohn des fünften Grafen v. Bedford, geb. 29. Sept. 1639, trat schon im Alter von 22 Jahren ins Unterhaus, wo er sich bald zum Führer der Opposition aufschwang, u. bekämpfte nam. das berüchtigte Cabal-Ministerium (s. d.) u. die papistischen Tendenzen des Herzogs von York. Zwar ließ er sich in das vom Herzog v. Monmouth (s. d.) angestiftete Rye-house-Komplot verwickeln, doch hegte er seinerseits erwiesenermaßen nicht die geringste Absicht auf das Leben Karl's II. Trotzdem ward er 21. Juli 1683 hingerichtet. König Wilhelm III. widerrief nach seiner Thronbesteigung sogleich das Urtheil u. verlieh dem Vater des Hingerichteten den Rang eines Herzogs v. Bedford. Vgl. Lord John R., „Life of William, Lord R.“ (Lond. 1819; 6. Aufl. 1862). — Edward **R.**, ein Vetter des Vorigen, geb. 1651, war Admiral, siegte 19. Mai 1692 bei La Hogue über die franz. Flotte, wurde 1697 zum Grafen von Orford erhoben u. starb 26. Nov. 1727. — John **R.**, vierter Herzog **v. Bedford,** geb. 30. Sept. 1710, schloß auf Antrieb Bute's 10. Febr. 1763 als Botschafter am franz. Hofe den Frieden zwischen England u. Frankreich ab, durch den Friedrich d. Gr. preisgegeben u. zur Zurückgabe der meisten im Siebenjähr. Kriege gemachten Eroberungen gezwungen wurde. Obschon er dadurch den allgemeinen Volkshaß sich zuzog, bekleidete er später doch noch mehrere wichtige Posten. Er starb 15. Jan. 1771. Lord John R. gab seine „Correspondence“ (3 Bde., Lond. 1842—46) heraus. — Francis **R.**, siebenter Herzog **v. Bedford,** vor seines Vaters Tode (1839) Marquis v. Tavistock, geb. 13. Mai 1788, gest. auf seinem Landsitze Woburn Abbey in Bedfordshire 14. Mai 1861, war als Parlamentsmitglied für die Interessen der Whigpartei eifrig thätig u. machte sich durch die Beförderung eines rationellen Ackerbausystems auf seinen ausgedehnten Gütern verdient. Seine Gemahlin (gest. 3. Juli 1857), Lady Anna Maria Stanhope, eine Tochter des dritten Grafen v. Harrington, spielte eine Zeit lang als Palastdame (Lady of the Bedchamber) der Königin Victoria eine nicht unbedeutende politische Rolle. — William **R.**, achter u. gegenwärtiger Herzog **v. Bedford,** einziger Sohn des Vorigen, geb. 1. Juli 1809, ist unvermählt.

Russell, Graf John, berühmter engl. Staatsmann, jüngerer Bruder des Francis R., siebenten Herzogs von Bedford (s. d. im vorigen Art.), geb. zu London 18. Aug. 1792; studirte in Cambridge u. trat bereits 1813 ins Unterhaus, wo er sich den Whigs anschloß u. schon 1819 die ersten Schritte zur Herbeiführung einer Parlamentsreform that. Bald darauf fing er auch an, sich literarisch zu beschäftigen; er verfaßte einen Essay über die Geschichte der Regierung u. Verfassung Englands (Lond. 1821; deutsch von Kritz, Lpz. 1825), eine Lebensbeschreibung seines Ahnherrn, des politischen Märtyrers William R. (s. d. im vorigen Artikel), u. das Trauerspiel „Don Carlos“ (1823).



Nr. 4711. Graf John Russell, geb. 18. Aug. 1792.

Als im Nov. 1830 das Whigministerium Grey ans Ruder gekommen war, wurde R. Kriegszahlmeister u. erhielt bald darauf einen Sitz im Kabinet. Auch hatte er die Genugthuung, daß die von ihm im Febr. 1831 vor das Unterhaus gebrachte u. mit Einsetzung all seiner Kraft u. Begabung gegen zahlreiche u. einflußreiche Gegner vertretene große Reformbill, welche die Zahl der Wähler zum Parlamente auf eine Million vermehrte, 7. Juni 1832 Staatsgesetz wurde. Im Nov. 1834 mit dem Whigministerium gleichfalls zurückgetreten, übernahm er im Parlament die Leitung der zur Opposition vereinigten Whigs u. Radikalen u. verdrängte bereits im April 1835 die Toryregierung wieder, worauf er im Ministerium Melbourne das Staatssekretariat des Innern erhielt. Auf diesem Posten nahm er lebhaften Antheil an der Lösung der Katholiken- u. Dissidentenfrage, der irischen Agrarfrage, der Organisation des Volksunterrichts, der Armengesetzgebung u. Verbesserung der Rechtspflege u. setzte seinerseits insbes. die tief eingreifende Städtereform durch. 1839 vertauschte er das Departement des Innern mit dem der Kolonien. Letzteres leitete er bis zum Amtsantritt des konservativen Ministeriums Peel (s. d.) 1841 u. wurde seitdem wieder Führer der Opposition im Unterhause. Als im Herbste 1845 die von der Manchesterschule betriebene Agitation gegen die Korngesetze die Stellung des konservativen Kabinets erschütterte, veröffentlichte er seinen berühmten Brief in der „Edinburgh Review“, in welchem er sich für die gänzliche Aufhebung der Kornzölle u. für den Freihandel überhaupt aussprach. Trotzdem gelang ihm der Sturz des Toryministeriums noch nicht. Erst als Peel mit patriotischer Selbstaufopferung gegen den Willen seiner bisherigen Parteigenossen die Abschaffung der Kornzölle durchgesetzt u. damit seine eigene Partei gesprengt hatte, trat R. im Juli 1846 als Premierminister u. erster Lord des Schatzes an die Spitze des von ihm gebildeten Kabinets, welches aber, thatenlos u. mit früher von ihm selbst proklamirten Grundsätzen in Widerspruch gerathen, schon 24. Febr. 1851 seine Entlassung nahm. Indeß trat R. schon 3. März wieder ins Amt ein, da es den Konservativen nicht gelungen war, ein Kabinet zu bilden. Neue Verlegenheiten erwuchsen ihm aus der auswärtigen Politik Palmerston's, so daß sich R. im Dez. 1851 dieses seines Kollegen entledigte; aber gerade dies führte seinen baldigen Sturz herbei.

Denn Palmerston brachte ihm bereits 20. Febr. 1852 eine an u. für sich unbedeutende Niederlage bei, infolge deren er unter den obwaltenden Verhältnissen seine Entlassung nehmen mußte. Das nun folgende kurzlebige Ministerium Derby mußte schon im Dez. 1852 einem Koalitionsministerium weichen, in welchem R. unter seinem alten Gegner Aberdeen zunächst das Departement des Auswärtigen u. 12. Juni 1853 den Vorsitz im Geheimrath übernahm. Ein Angriff auf das Ministerium wegen der Kriegführung im Krimkriege veranlaßte dasselbe 25. Jan. 1855 zum Rücktritt, u. in dem von Palmerston 8. Febr. neugebildeten Kabinet mußte R. wieder mit dem Sekretariat der Kolonien vorlieb nehmen. Seit 17. Februar engl. Bevollmächtigter für die Wiener Konferenzen, entsprach er dort den von ihm gehegten Erwartungen so wenig, daß er, um einem drohenden Tadelsvotum zu entgehen, es vorzog, 13. Juni aus dem Kabinet auszuscheiden. Später näherte er sich Palmerston wieder, so daß er in das von diesem 18. Juni 1859 gebildete Kabinet als Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten eintrat, als welcher er bes. die Erhebung u. Einigung Italiens begünstigte. Infolge seiner Erhebung in den Grafenstand sitzt er seit 24. Juli 1861 im Oberhause. Nach Palmerston's Tode (18. Okt. 1865) ging die Premierwürde auf R. über, doch vermochte er sich nur bis Juni 1866 zu halten. Mit seiner Niederlage in den damaligen Reformdebatten erreichte überhaupt seine offizielle Laufbahn ein Ende. Heute zählt R., der früher nicht blos seiner engl. Heimat, sondern der Sache der Freiheit überhaupt eine erfolgreiche u. selbstlose Thätigkeit gewidmet hat, zu den Mißvergnügten. Wie er seiner Zeit die Nachgiebigkeit in der „Alabamafrage“ beklagte, so verurtheilte er neuerdings in einer Broschüre über „Die auswärtige Politik Großbritanniens im Jahre 1876“ die Türkenfreundlichkeit der Toryregierung. Von seinen sonstigen Schriften sind zu nennen: „Memoirs of the affairs of Europe from the peace of Utrecht to the present time“ (3 Bde., London 1824 bis 1832); „The etablishment of the Turks in Europe“ (ebd. 1827); „The causes of the French revolution“ (ebd. 1832); „Life and times of C. J. Fox“ (3 Bde., ebd. 1859—66); „On the state of Ireland“ (ebd. 1869); „Selections from the speeches of Earl R., 1817—41, and from dispatches, 1859—65“ (ebd. 1870); „The foreign policy of England, 1570—1870“ (ebd. 1871); „Recollections and suggestions, 1813—73“ (ebd. 1875; deutsch: „Erinnerungen u. Rathschläge“, Halle 1876). Auch hat er die Korrespondenz von Edward R. (s. d. im vor. Art.) u. Thomas Moore's Briefe u. Tagebücher (4 Bde., Lond. 1853) herausgegeben.

Russell, Lord Odo William Leopold, engl. Diplomat, Sohn des Generalmajors Lord George William R. u. Neffe des Grafen John R. (s. d.), geb. 20. Febr. 1829; bildete sich in Eton u. Oxford u. betrat 1849 als Attaché bei der engl. Gesandtschaft in Wien die diplomatische Laufbahn. Seit Aug. 1854 als erster Attaché der Gesandtschaft in Konstantinopel, seit 1857 in Washington u. seit 1858 in Neapel, ward er in letztgenanntem Jahre als titurärer Legationssekretär in einer Spezialmission an den päpstl. Hof geschickt, bei dem er mit großem Geschick die engl. Regierung bis Aug. 1870 vertrat. Hierauf zur Uebernahme des Unterstaatssekretariats im auswärtigen Amte nach London berufen, erhielt er, als die Pontusfrage plötzlich auftauchte u. England einen Waffenstillstand zwischen Deutschland u. Frankreich zu Stande bringen wollte, eine Spezialmission nach Versailles. Seit Okt. 1871 bekleidet R. den Gesandten-, bez. Botschafterposten in Berlin.

Russell, John Scott, schott. Techniker, geb. 1808 als Sohn des Geistlichen David R. im Vale of Clyde; studirte in Glasgow, lehrte dann seit 1832 in Edinburgh die Experimentalphysik, beschäftigte sich aber hauptsächlich mit der praktischen Mechanik u. übernahm später das Caird'sche Schiffsbau-Etablissement in Glasgow. Seit 1844 lebte er in London. Mit Brunel baute er 1854—58 den „Great Eastern“ (s. d.). Auch rührte die Idee zum Bau der kolossalen Rotunde des Wiener Weltausstellungspalastes (1873) von ihm her. Als Fachschriftsteller hat er sich insbes. bekannt gemacht durch: „A treatise on the steam engine“ (Lond. 1841, neue Aufl. 1851); „The modern system of naval architecture for commerce and war“ (ebd. 1865); „Systematic technical education“ (ebd. 1869).

Russell, William Howard, engl. Publizist, geb. 1821 (nach Anderen 1816) zu Lilly Vale bei Dublin, studirte in letztgenannter Stadt die Rechte u. wurde Sachwalter. Daneben war er als Korrespondent der „Times“ thätig, wurde 1847 bei der Redaktion derselben angestellt u. folgte 1854 in ihrem Auftrage den engl. Truppen nach dem Oriente. Dadurch, daß er in seinen Berichten an die „Times“ die Mißbräuche der engl. Heeresverwaltung aufdeckte, veranlaßte er den Sturz des Ministeriums Aberdeen. Ebenfalls als Reporter der „Times“ begab sich R. 1856 nach Moskau zur Kaiserkrönung, 1858 auf den Kriegsschauplatz in Ostindien, 1861 nach Nordamerika, das er aber wegen seines pikanten Berichtes über die Schlacht bei Bull-Run verlassen mußte. Ferner wohnte er in gleicher Eigenschaft 1866 im österr. Hauptquartiere dem Feldzuge in Böhmen u. Mähren u. 1870—71 im deutschen Hauptquartier dem Kriege in Frankreich bei. Gesammelt u. bearbeitet erschienen seine Berichte als: „The war, from the landing at Gallipoli to the death of Lord Raglan“ (2 Bde., Lond. 1855; neue Aufl. unter dem Titel: „The British expedition to the Crimea“, ebd. 1857 f.); „My diary in India“ (2 Bde., ebd. 1859; 2. Aufl. 1860); „My diary, North and South“ (2 Bde., ebd. 1862); „Canada, its defences, conditions and resources“ (ebd. 1865); „Todleben's defence of Sebastopol“ (ebd. 1864); „The Atlantic telegraph“ (ebd. 1865); „Adventures of Dr. Brady“ (3 Bde., ebd. 1868); „My diary in France“ (ebd. 1873; deutsch von Max Schlesinger, Lpz. 1874). Seit 1858 giebt R. die „Army and Navy Gazette“ heraus.

Russinen, s. v. w. Ruthenen (s. d.).

Russische Kirche heißt der selbständige Zweig der Griech. katholischen (s. d.) od. „Orthodoxen“ Kirche, der die Staatskirche Rußlands bildet. Die Bekehrung der Russen begann schon um 940 zur Zeit des Großfürsten Igor von Kijew, Gemahl der heiligen Olga (s. d.), aber erst sein Enkel Wladimir ließ sich 988 zu Cherson taufen u. führte dann auch sein Volk durch Massentaufen im Dniepr dem Christenthum zu. Die wirkliche Begründung des Christenthums durch Pflege von Wissenschaft u. Kunst fiel indeß erst Wladimir's Sohne Jaroslaw zu. Der Mittelpunkt der kirchlichen Bestrebungen war damals ein Höhlenkloster bei Kijew; der Erzbischof von Kijew war das Oberhaupt der R. K. unter dem Patriarchen von Konstantinopel. 1328 wurde der erzbischöfl. Stuhl mit der Residenz nach Moskau verlegt. Doch erhielt Kijew 1415 unter der Herrschaft der Großfürsten von Lithauen wieder einen selbständigen Erzbischof, der 1594 auf der Synode zu Brest eine Union mit Rom einging (sog. „unirte Griechen“). Dagegen widersetzte sich die nordruss. Kirche der Union u. erlangte 1588 für den Erzbischof Hiob von Moskau die Anerkennung als selbständiger Patriarch. 1702 vereinigte jedoch Peter d. Gr. nach dem Tode des Patriarchen Hadrian die höchste geistliche Würde mit der kaiserlichen u. schuf 1721 in dem „dirigirenden heiligen Synod“ von 12 Mitgliedern eine oberste Leitung der kirchlichen Angelegenheiten; der Synod hatte seinen Sitz Anfangs in Moskau, später in Petersburg, u. besteht gegenwärtig nur aus 5—6 Mitgliedern unter der Leitung des Unterrichtsministers als des Generalprokurators. Durch ihn erlangte Rußland eine so straff organisirte Staatskirche, wie kein anderes Land der Erde; 1839 gelang es sogar, die mit Rom unirten Griechen in Süd- u. Westrußland größtentheils wieder zur Orthodoxen Kirche herüber zu ziehen. Wie in Rußland selbst auf die Hebung u. Ausbildung des Klerus große Sorgfalt verwendet wird, so zeigen sich auch die russ. Kolonien im Morgenlande (bes. zu Jerusalem u. auf dem Athosberge) als die rührigsten Vorkämpfer der Griech.-Kathol. Kirche. Ueber das Bekenntniß u. die Statistik der R. K. vgl. „Griech. Kirche“.

russische Oefen, prinzipiell nicht von den Berliner Oefen unterschieden, nur massiger als diese u. daher bes. für kalte, holzreiche Länder geeignet, da sie nur mit Holzschnitten geheizt werden. Der Heizraum ist von vorn nach hinten bis etwa zur Hälfte seiner Tiefe mit einem feuerfesten Gewölbe aus Chamotte überdeckt, worauf er in den ersten vertikal aufsteigenden Zugkanal mündet. Gewöhnlich sind 6 abwechselnd oben u. unten mit einander kommunizirende senkrechte Kanäle vorhanden, die durch dünne Dachsteinwände von einander getrennt sind. Der letzte Kanal führt von unten in den Schornstein. Die dicken, gemauerten Wände dienen als Wärmesammler, bleiben lange warm, heizen dafür aber auch nur langsam an, so daß ein solcher Ofen eigentlich kontinuirlich zu feuern ist, um bei konstanter Winterkälte eine gleichmäßige Zimmertemperatur zu ergeben. In den russischen Bauernhäusern sind diese Oefen so umfänglich, daß die Familie im Winter auf dem Ofendache ihre Schlafstätte haben kann.

Russische Sprache u. Literatur, s. „Slav. Spr. u. Literaturen“.



Nr. 1. Poststation in der Steppe.



Nr. 2. Polnische Bauern.



Nr. 3. Theeschenke.



Nr. 4. Tataren von der Südküste der Krim.



Nr. 5. Bauernstube.



Nr. 6. 1 Linienkosak, 2 u. 3 Kosaken vom Don.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.



Nr. 7. Kosakenpiket.



Nr. 8. Schamanengrab der Manguns.



Nr. 9. Turkmenischer Krieger.



Nr. 10. Tungusen.



Nr. 11. Kibitken der Kirgisen.



Nr. 12. Katschalka (uralisches Fuhrwerk).

Rußland; Kaiserthum, sowol dem Areal als der Bevölkerung nach der größte Staat Europa's. Mit seinen asiat. Besitzungen ist das Russ. Reich das größte unter einem Herrscher vereinigte Gebiet der Erde, über 400,000 □M. od. den sechsten Theil des Festlandes umfassend. Großbritannien mit allen seinen auswärtigen Gebieten u. Kolonien hat deren nur 375,000, China nur die Hälfte. Freilich sind die meisten Theile R.s nur spärlich bevölkert, so daß es hinsichtlich der Zahl seiner Bewohner (87 Mill.) erst den dritten Staat der Welt bildet u. hierin noch dreimal vom Brit. Reiche, noch fünfmal vom Chines. übertroffen wird.



Nr. 4715. Sibirische Post.



Nr. 4716. Usbeken auf dem Pferdemarkt.

Land u. Volk. Seitdem R. 1867 seine Besitzungen in Nordamerika verkauft hat, bildet das Reich ein zusammenhängendes Ganze, welches den gesammten Osten Europa's u. den ganzen Norden Asiens umfaßt. Von der weit nach W. vorgeschobenen Westgrenze des Königreichs Polen (17° 40′ östl. von Greenwich) erstreckt es sich bis zum asiatischen Ostkap (170° östl.) durch nicht weniger als 152 Längengrade hindurch.

Die nördlichste Spitze des Reiches ist Kap Tscheljuskin in Nordsibirien (78½° n. Br.), die südlichste die Mündung des Atrek ins Kaspische Meer (37° 20′ n. Br.). Somit betragen die äußersten Entfernungen in der

Länge über 1000 M., die Längenachse ist etwa 1200 M. lang, während das Gebiet an seiner oben bezeichneten Stelle 600 M. breit ist, im Durchschnitt jedoch nur etwa 400 M. Trotzdem die Umfangslinien des Russ. Reichs vielfach gewunden sind, kann man doch vier Hauptgrenzen unterscheiden, welche in klimatischer, politischer u. kommerzieller Beziehung außerordentliche Gegensätze zeigen. R. ist ein Kontinentalstaat im reinsten Sinne des Wortes, trotzdem es viele Hunderte von Meilen an das Meer stößt. Im W., auf der sog. europ. Grenze, zu welcher wir in Anbetracht der ungeheueren Erstreckung von der asiat. auch diejenige am Schwarzen Meere rechnen, stößt R. zwar zweimal an die See, u. die von Rumänien, Oesterreich (Galizien) u. Preußen gebildete Landgrenze wird hier von der maritimen in der Länge übertroffen, aber Ostsee u. Schwarzes Meer sind wieder fast gänzlich abgeschlossene Binnenmeere, deren Zugang durch schmale Straßen, welche nicht im Besitze R.s sind u. theilweise wieder erst in Binnenseen führen, vermittelt wird. Im N. beginnt die russ.-schwed. Grenze bereits in Breiten eines gänzlich unwirthlichen Klimas. Durch die große lappländische Halbinsel vom nördl. Polarmeer abgetrennt, bildet das Weiße Meer noch einen tiefen, meerarmigen Busen in das Europ. R. u. erlaubt einige Monate hindurch der Seeschiffahrt um das Nordkap herum eine direkte Vermittelung Westeuropa's mit dem einzigen Hafen an der Nordküste, Archangel. Dann beginnt auf 130 Längengrade die Nordküste R.s in das Polarmeer hinauszustarren, an der ein eigentlicher Hafen sich nicht hat entwickeln können, weil die Eisverhältnisse des Meeres den seit dreihundert Jahren begonnenen Versuchen zu einer nordöstl. Durchfahrt von Europa bis zur Beringsstraße unübersteigliche Hindernisse entgegengesetzt haben. Die langgestreckte u. unbewohnte Insel Nowaja Semlja scheidet, bis 77° n. Br. reichend, das noch von den letzten Ausläufern des Golfstromes erreichte europ. Eismeer von der Karischen See, die nach zahllosen vergeblichen Versuchen erst seit 1874 einigen Schiffen den Zugang bis zur Mündung des Jenissei gestattet hat. Ueber 83° östl. ist nie ein Schiff gekommen. Der ganze Nordrand Sibiriens ist durch Schlittenreisen an der Küste aufgenommen, dasselbe gilt von dem Archipel der Neusibir. Inseln. Erst unter 162° östl. Länge, bei den Bäreninseln, unweit der Kolymamündung, begegnen wir wieder einem Schiffskurs (Wrangel 1821). Die Beringsstraße führt uns dann zunächst in das von Walfischfängern durchschwärmte Beringsmeer, welches durch die lang vorgestreckte, mit hohen Gebirgen u. Vulkanen besetzte Halbinsel Kamtschatka von dem Ochotskischen Binnenmeere getrennt ist. Der Inselkranz der Kurilen, welcher ihm vorgelagert ist, gehört seit 1875 nicht mehr zu R., sondern ist an Japan abgetreten, wofür dieses auf Sachalin gänzlich verzichtete, so daß hier die La Pérousestraße die Grenze bildet. Endlich gehört die russ.-sibir. Küste von der Mündung des Amur bis zur Bai Peter's d. Gr. (42° n. Br.) noch dem Japan. Meere an, das in seinem nördl. Theile Tatarischer Golf heißt. Diese gesammte Ostküste zwischen dem Polarkreis, Ostkap u. dem 42° n. Br. hat zwar auch wieder eine sehr beträchtliche Ausdehnung, u. die Zugänge der vorgelagerten Binnenmeere zum Ozean sind breiter als im W., aber, an der äußerst kalten Nordostseite Asiens gelegen, bieten hier die klimatischen Verhältnisse wieder große Schwierigkeiten dar. Kalte Meeresströmungen umkreisen die Binnenmeere u. alle Häfen, welche die Russen dort anlegten, wie den Peter-Pauls-Hafen an der Südostecke Kamtschatka's, Ochotsk (60° n. Br.), Nikolajewsk u. Alexandrowsk an der Amurmündung, frieren 7 bis 8 Monate zu, u. der südlichste von ihnen, Wladiwostok, obgleich in der geographischen Breite Roms, ist dennoch vom November bis Februar des Eises wegen unzugänglich u. liegt andererseits von den bevölkerten Theilen Sibiriens weit getrennt. Verfolgen wir endlich die Südgrenze von W. nach O., so hat das russ. Volk zunächst das mächtige Kettengebirge des Kaukasus, das auf 150 M. Länge eine Naturgrenze zwischen Asien u. Europa zu sein schien, seit einem Vierteljahrhundert überschritten u. seine Bergvölker definitiv unterjocht. Jenseit desselben beginnt also jetzt erst die russ.-asiat. Grenzlinie, u. zwar mit dem Hochplateau des türk. Armenien u. der persischen Provinz Aderbeidschan. Vom Kasp. Meere ist nur der Südrand noch in pers. Händen, das transkaukasische Gebiet zwischen jenem u. dem Aralsee ward erst 1874 organisirt, ohne daß die daran stoßende Turkmenenwüste die Niederlegung einer festen Grenze gestattete. Das Mündungsgebiet des Amu Darja ist gleichfalls kürzlich erst dem Khanat Chiwa abgenommen, welches auf dem linken Ufer desselben wol nur noch eine kurze Scheinexistenz führen dürfte. Im Gebiet von Turkestan, mit welchem Namen man jetzt die centralasiatischen Besitzungen R.s zusammenfaßt, haben die russ. Eroberungen jetzt gleichfalls fast überall die Kämme des Thian-Schan-Gebirges erreicht. Das Khanat von Kokand od. das Flußgebiet des Syr Darja mit den Städten Taschkend u. Kokand ist jetzt ganz einverleibt, das Khanat von Buchara um seine nördl. Hälfte (Samarkand) verkürzt. Südl. des Thian-Schan ist Ostturkestan od. das Reich von Kaschgar das Grenzland, weiter östl. gegen die chinesische Dsungarei ist die Grenze auch noch sehr im Fluß, indem die Russen zwischen den von W. nach O. streichenden Altaiketten immer weiter vordringen. Die nun folgende Grenze gegen die Mongolei ist seit 150 Jahren im Wesentlichen dieselbe geblieben; sie zieht sich, den Jenissei überschreitend, über das Ssajanische Gebirge (53° n. Br.) hin, erreicht ca. 15–20 M. südl. vom Baikalsee hinlaufend die Selenga, jenseit welcher die beiden berühmten Grenzorte Kiachta (russ.) u. Maimatschin (chines.) auf der Straße von Irkutsk nach Peking liegen, u. erreicht unter gleicher Breite den Argun, den einen Quellfluß des Amur, welcher nunmehr, ebenso wie der Amur selbst, bis zum Einfluß des Ussuri (135° östl. von Greenwich) seit 1858 die Grenze gegen die Mandschurei bildet. Der letztere schneidet dann noch ein 40 M. breites Küstengebiet vom asiat. Rumpfe ab. Somit sehen wir, daß die gesammte russ.-asiat. Grenze sich an jene mächtigen, ausgedehnten Hochländer anlehnt, die von Kleinasien aus durch Armenien, Persien, die Mongolei u. Mandschurei den asiat. Kontinent quer durchziehen u. zum größten Theil wüste, regenarme, unkultivirte u. unkultivirbare Gebiete darstellen.

Wenn man demnach das Russ. Reich in seiner jetzigen Ausdehnung als ein Ganzes betrachtet, so kann man sagen, daß es in wenigen Jahren seine Naturgrenze im S. erreicht hat. Es umfaßt dann im Großen u. Ganzen das gesammte Tiefland der Alten Welt, das nur durch das Uralgebirge einmal unterbrochen wird, u. hat Besitz ergriffen von dem im Allgemeinen hohen Südrande jenes größten Tieflandes der Erde. Die Gleichartigkeit u. Zusammengehörigkeit des Europ. u. Asiat. R.s ließe sich weiter auch noch in klimatischer Hinsicht nachweisen. Es liegt zum größten Theile in der nördl. gemäßigten Zone, zu einem sehr beträchtlichen in der nördl. kalten, u. die Eigenheiten des kontinentalen Klimas mit den heißen Sommern u. den kalten Wintern, mit den geringeren Niederschlägen finden sich, im Einzelnen freilich lokal mannichfach modifizirt, vom Westrande bis zur Ostküste. Diese klimatischen Verhältnisse zusammen mit den ungünstigen Küsten u. Grenzlinien verurtheilen einen sehr großen Theil des Russ. Reiches fast zur Unbewohnbarkeit u. gestatten in anderen Gebieten für immer nur die Betreibung der Nomadenwirthschaft. So kommt es, daß die Zahl der Bewohner nicht im Verhältniß steht zu der mächtigen Ausdehnung R.s, denn auf einem Territorium, welches das Deutsche Reich vierzigmal übertrifft, wohnen kaum doppelt so viel Menschen; und diese sind wiederum derartig vertheilt, daß das Europ. R. nebst den Kaukasusländern, welche dem vierten Theile des Reiches entsprechen, fast achtmal so viel Bewohner zählen als das dreifach größere asiat. Gebiet. Und doch hat dieses letztere einen größeren Theil seiner heutigen Insassen erst im Laufe von kaum zwei Jahrhunderten aus dem Europ. R. empfangen. Denn seit die Russen am Ende des 16. Jahrh. über den Ural zu streifen begannen, um alsbald im O. desselben feste Ansiedelungen wie Tjumen, Tobolsk, Tomsk zu gründen, haben sie nicht aufgehört, immer weiter nach O. als Ansiedler vorzudringen. Sie hatten kaum nöthig, die geringe einheimische Bevölkerung dort gewaltsam zu vertreiben. In dieser Verbreitung europ. Kultur nach Asien, also entgegengesetzt dem sonstigen historischen Wege, welchen diese von O. nach W. genommen, haben die Russen ihre Kulturmission erkennen zu müssen geglaubt. Mit großer Beharrlichkeit verfolgen sie dieselbe bis in die neueste Zeit mehr nach SO. hin in das Herz von Asien, wo sie allerdings erst mit der Unterwerfung der Kirgisen, dann der turanischen Völker, härtere Kämpfe zu bestehen hatten.

Aus dem Gesagten geht wol zur Genüge hervor, daß trotz der mancherlei Analogien zwischen den gleich gelegenen Strecken des russischen Territoriums dennoch auch mancherlei Unterschiede hervortreten, die sich indessen bei näherer Betrachtung mehr durch die Eigenthümlichkeit der Kultur als des Bodens kennzeichnen lassen. Das ganze Reich wird politisch jetzt in folgender Weise eingetheilt.

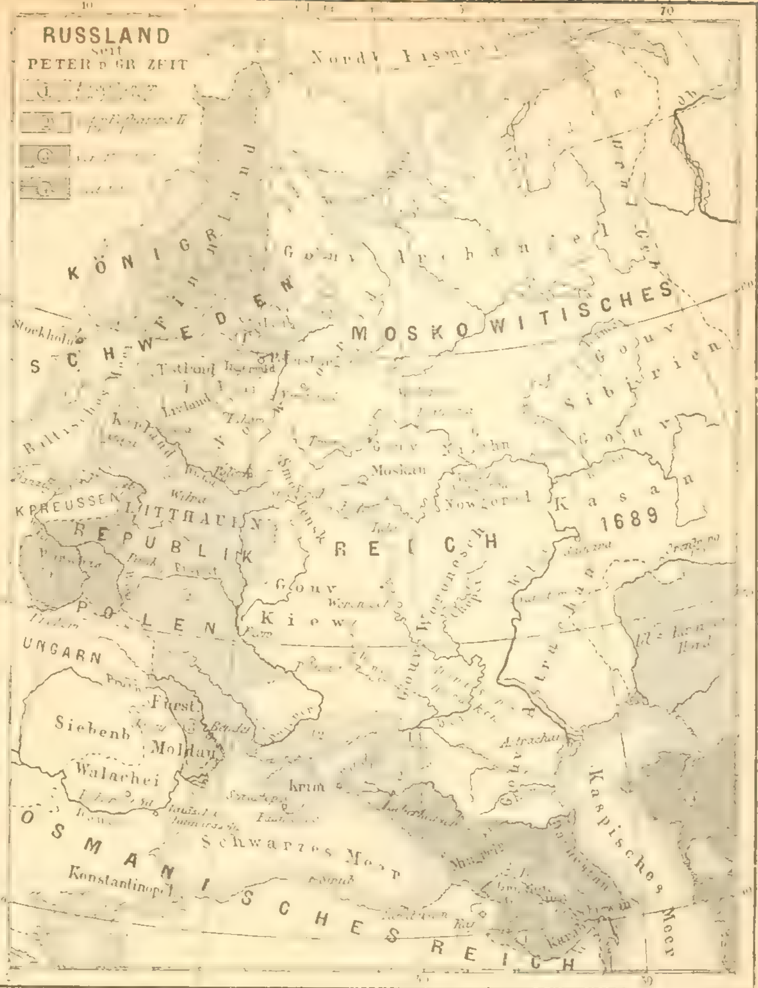
	G. □M.	Bevölkerung		Auf 1 □M.
1. Europ. Rußland (mit Polen)	91,500	71,730,000	(1870)	800
2. Großfürstenthum Finnland	6800	1,880,000	(1874)	280
3. Statthalterschaft des Kaukasus	8100	4,900,009	(1871)	600
4. Sibirien	227,000	3,430,000	(1870)	15
5. Centralasien	61,400	4,650,000	–	75
Kaspisches Meer	8000			
Summa	403,000	86,600,000		230

1. Das Europäische R., zu welchem wir das durch Personalunion mit dem russ. Kaiserreich verbundene Großfürstenthum Finnland gleich hinzunehmen wollen, wird vom Asiatischen im Wesentlichen durch den Kamm des Ural getrennt. Politisch gehören jedoch noch einige Tausend Quadratmeilen am Ostabhange desselben zwischen 57° u. 67° n. Br. zu den europ. Gouvernements Perm u. Ufa. Später zieht die Grenze am Uralfluß entlang, so daß die physisch zu Asiens Steppengebiet gehörige uralisch-kaspische Senke, die sich bis zur Wolga erstreckt, von der polit. Grenze in den natürlichen Verhältnissen nicht entsprechender Weise getheilt wird.

Nr. 4717.



Nr. 4718.



ATLANTISCHER OCEAN

NÖRDLICHES EISM.

NORWEGEN

DÄNEM.

SCHWEDEN

DEUTSCHL.

POLEN

ÖSTERREICH UNGARN

St. Petersburg

Moskau

Schwarzes Meer

TÜRKISCHES REICH

Kaspisches M.

SIBIRIEN

TURKESTAN

Samarkand

PERSIEN

Teheran

ARABIEN

AFGHANISTAN

BALUTSCHIST.

INDO-BRIT. REICH

OST-TURKESTAN

MONGOLEI

Mandschurei

CHINESISCHES REICH

TIBET

Peking

Korea

Japanisch Meer

Ochotskisches Meer

Kamtschatka

Bering Meer

GROSSER OCEAN

Tokyo Jedo

Gelbes Meer

Russland seit Peter d. Gr. Zeit | ① Erwerb. Peter d. Gr. | ② Erwerb. Kath. 2. | ③ | ④ Erwerb seit 1847

Nr. 4719.

Gegen die Kaukasusländer läuft die Grenze jener tiefsten Linie entlang, welche sich auf dem Isthmus zwischen dem Asow'schen Meere zum Kaspischen von W. nach O. hinzieht. Innerhalb der bezeichneten Grenzen umfaßt das russ. Territorium mit 98,300 □M. weit mehr als die Hälfte des gesammten Europa (ca. 175,000 □M.); an Bevölkerung überragt es, absolut genommen, zwar alle übrigen Staaten dieses Kontinents beträchtlich (zweiter Staat ist das Deutsche Reich mit 43 Mill. E.); von Europa's Gesammtbevölkerung, die man zu 309 Mill. annehmen kann, macht R. aber noch nicht den vierten Theil aus. Es ist also im Allgemeinen schwach bevölkert. Denn die durchschnittliche Dichtigkeit Europa's beträgt 1700 E. auf 1 □M., in R. nur 800; weniger dicht sind nur die mit dem Norden R.s die gleichen klimatischen Unbilden ertragenden Gebiete Skandinaviens bevölkert.

Von dem Uralgebirge u. dem Berglande auf dem Südrande der Halbinsel Krim abgesehen, ist das Europäische R. eine einzige Tiefebene, das große Sarmatische Tiefland, das im SW. in die walachische Ebene übergeht, alsdann im Karpatengebirge seine Grenze findet, bis sie im Norden desselben wiederum eine unmittelbare Fortsetzung in unserer norddeutschen Tiefebene besitzt. Der übrige Theil der Westgrenze wird durch die Ostsee gebildet, welche mit dem Riga'schen u. Finnischen Meerbusen tief in dieselbe einschneidet. Das von letzterem u. dem Bottnischen Busen abgeschnittene Gebiet heißt auch die Finnische Halbinsel. Nimmt man Kola, Kanin u. die Krim hinzu, so nehmen diese Glieder mit sammt den wenigen Ostseeinseln (Oesel, Dagö) 2c. doch nur einen geringen Theil der Kontinentalmasse R.s ein. Die Einförmigkeit der großen Ebene wird durch einige breite, wenn auch nur niedrige Rücken, welche sich von O. nach W. quer hindurch ziehen, durch die zahlreichen hohen Uferränder der Flüsse u. die gleichfalls in bedeutender Anzahl vorhandenen Seen unterbrochen. Dieser Wasserreichthum ist einer der größten Vorzüge des Europäischen wie des Asiatischen R., einige Steppengebiete ausgenommen. Die Flüsse bilden zum Theil mächtige Stromsysteme, welche bei den geringen Niveauunterschieden ihre Schiffbarkeit bis in die Nähe der Quellen u. auf zahlreiche Nebenflüsse übertragen. Sie erleichtern den Verkehr außerordentlich; die Anlage von Kanälen hat keine große Schwierigkeit; andererseits bedingen die dargestellten Verhältnisse indessen auch die Bildungen jener weiten Strecken von Sumpf- u. Heideländern, welche der Kultur unzugänglich sind. Dazu treten die klimatischen Unterschiede, welche einen Gegensatz zwischen begünstigten u. unbegünstigten Strecken bedingen, so daß wir es vorziehen, statt die einzelnen Gouvernements aufzuzählen, sie nach natürlichen Gruppen zu ordnen. Natürlich stimmen administrative u. physische Grenzen nicht immer genau.

a. Nordrußland umfaßt im Wesentlichen das Flußgebiet der ins Eismeer mündenden Flüsse Petschora, Dwina u. Onega, die Halbinsel Kola u. Finnland od.

	□M.:	Bewohner:	Jahr:
1. Gouv. Archangel nebst Nowaja-Semlja	15,592	281,000	(1870)
2. „ Wologda	7313	1,003,000	„
3. „ Olonez	2702	296,000	„
Großfürstenthum Finnland	6784	1,882,000	(1874)
	32,391	3,462,000	

Dieses ungeheure, den dritten Theil des Europ. R. umfassende Gebiet kann als ein einziges großes Wald- u. Seengebiet bezeichnet werden, dessen fast unbewohnter Nordrand in die Tundrenform übergeht; dieser, ein baum- u. strauchloses Flachland, hat den größten Theil des Jahres hindurch gefrorenen Boden u. bedeckt sich im Sommer mit einer leichten Kryptogamenschicht, die dem Renthier Nahrung liefert. Mehr als 2000 □M. entfallen auf die stehenden Gewässer innerhalb dieses Gebietes, die sich nam. auf der Felsplatte Finnlands in zahlloser Menge finden. In diesem Großfürstenthum ist die Hälfte des Bodens unproduktiv. Die Birken-, Fichten- od. Lärchenwaldungen nehmen in obigen Gouvernements meist über 80 % des Areals ein, während vom Gesammtgebiet des Europ. R. 38 %, von Finnland 40 % mit Wald bedeckt sind. Demnach bilden Jagd u. Fischfang noch vielfach Hauptnahrungsquelle der Bevölkerung im Innern. Die letztere gehört wesentlich zwei verschiedenen Stämmen an, dem finnischen u. dem russischen. Die Erstern sind zunächst im NO., im Petschoragebiet, vertreten als Samojeden u. Syrjanen u. durch die Russen von dem baltischen Zweige derselben, den Lappen in Kola u. den Kareliern in Finnland, getrennt.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung wechselt auch hier noch erklecklich. Im Gebiete der nordischen Renthiernomaden wohnen kaum 10 E. auf 1 □M., im Süden schon über 100. In Finnland ist ein großer Theil der Bewohner an dem Rande der Ostsee zusammengedrängt, wo die gebildete städtische Bevölkerung noch größtentheils rein schwedisch ist. Man rechnet etwa 250,000 Schweden dort.

b. Central-Rußland fällt etwa mit dem übrigen Theile von dem sog. Großrußland zusammen u. umfaßt folgende Gouvernements:

	□M.:	Bewohner:	E. auf 1 □M.:
4. Nowgorod	2222	1,011,000	600
5. Kostroma	1538	1,176,000	
6. Twer	1186	1,529,009	1400
7. Jaroslaw	647	1,001,000	
8. Wladimir	887	1,260,000	
9. Nishnij Nowgorod	931	1,272,000	
10. Moskau	605	1,773,000	2150
11. Rjäsan	765	1,477,000	
12. Kaluga	562	996,000	
13. Tula	562	1,168,000	
14. Orel	829	1,597,000	
15. Kursk	844	1,955,000	
16. Woronesch	1197	2,153,000	1800
17. Tambow	1208	2,151,000	
18. Smolensk	1018	1,140,000	1050
19. Pskow	803	776,000	
Summa	15,804	22,435,000	1400

Der Norden dieses Gebietes ist noch in ähnlicher Weise von Wäldern u. Sümpfen wie die früher geschilderten Landstriche erfüllt. Nowgorod z. B. hat 69 □M. Binnenseen u. ebenso wie Kostroma noch 63–66 % Waldfläche, daher hier auch die geringe spezifische Bevölkerung. Durch Kostroma hindurch zieht sich ein breiter Höhenrücken, der im benachbarten Jaroslaw verschwindet, dann aber im S. von Nowgorod sich in der sog. Waldaihöhe zu einem Komplex von Hügeln wieder zusammenschließt u. bis 350 m. über die Meeresfläche in seinen Gipfeln aufsteigt. Im S. derselben entspringen Wolga, Düna u. Dnieper, von denen die erste, nach NO. gerichtet, ein breites centrales Becken durchströmt, welches im Gouvernement Jaroslaw einen Zugang zum Finnischen Meerbusen gewährt. Dieses Becken ist im W. u. S. wiederum von etwas erhöhtem Terrain umgeben, dessen mittlerer Theil bereits zu den fruchtbarsten, am besten angebauten u. am dichtesten bevölkerten Landstrichen R.s gehört. Der SO. der Gouvernements Tambow u. Woronesch gehört bereits dem südl. Steppenboden an, sodaß sich hier innerhalb derselben größere Gegensätze zeigen, während in Smolensk u. Pskow die Sumpf- u. Waldlandschaft wieder hervortritt, die sich dann durch ganz Westrußland fortsetzt.

c. Westrußland ist, wie eben gesagt, der wenigst begünstigte Landstrich im mittleren Theile R.s. Da, wo das Terrain sich südlich des westruss. Landrückens senkt, ist das Land so eben, daß der Pripet mit seinen Zuflüssen sich zu weiten Sumpflandschaften, den Rokitnosümpfen, erweitert, die fast das ganze Gouvernement Minsk u. den größten Theil von Wolhynien bedecken. Daher wieder viel Wald u. wenig Anbau. In der Bevölkerung treten schon die polnischen Elemente stark hervor; hier sind auch die Juden mit am zahlreichsten. Im Gouvernement Wilna wohnen zum Theil Lithauer, die im westlichsten Gouvernement (Kowno) fast ausschließlich die Bevölkerung bilden. Zu Westrußland rechnet man (außer Podolien, welches wir hier absichtlich ausschließen):

	□M.:	Bew. 1870:	E. auf 1 □M.:
20. Kowno	738	1,156,000	1300
21. Wilna	772	1,002,000	
22. Witebsk	820	889,000	
23. Mohilew	873	948,000	
24. Grodno	704	1,009,000	
25. Wolhynien	1305	1,704,000	
26. Minsk	1659	1,182,000	700
Summa	6871	7,890,000	1150

d. Die Ostseeprovinzen sind im S. besser angebaut als im N., da sich von Nowgorod her eine breite Zone von Sümpfen westl. durch die Gouvernements St. Petersburg u. Esthland hindurchzieht. Flachsbau ist in den Ostseeprovinzen am meisten verbreitet. Die Bevölkerung ist eine sehr gemischte. Den Grundstock bilden in Kurland u. im S. Livlands die Letten, im N. Livlands u. Esthlands sowie in einem Theile des Gouvernements St. Petersburg die Liven u. Esthen, finnische Volksstämme; daneben ist das Deutschthum in allen Städten u. auf dem Lande bes. in den Gutsbesitzern, Beamten u. Geistlichen stark vertreten, während die Russen von O. her eindringen u. den Peipussee rings umwohnen. Bringt man die Stadt St. Petersburg von dem gleichnamigen Gouvernement in Abzug, so folgt für die Ostseeprovinzen:

	□M.:	Bew. 1870:	E. auf 1 □M.:
Stadt St. Petersburg	976	700,000	
27. Gouv. St. Petersburg		625,000	640
28. Esthland	368	324,000	900
29. Livland	854	1,001,000	1200
30. Kurland	496	619,000	„
Summa	2694	3,269,000	1200

e. Das Königreich Polen besteht jetzt als solches gar nicht mehr, seit dem die in Warschau residirende Statthalterschaft aufgehoben u. die 10 Gouvernements Kalisch, Kielce, Lomsha, Lublin, Piotrkow, Plotzk, Radom, Siedlce, Suwalki u. Warschau mit unter das St. Petersburger Ministerium des Innern gestellt sind. Innerhalb des für russische

Verhältnisse ziemlich stark bevölkerten Gebiets — auf den 2312 □M. wohnten 1870: 6,027,000 E., also 2600 Seelen auf 1 □M. — treten große Gegensätze nicht hervor. Nur im W. u. am Südrande des Königreichs, wo reiche Kohlen- u. Galmeigruben zur industriellen Thätigkeit einladen, ist die Bevölkerung etwas dichter. Der Nationalität nach darf man [illegible] der Gesammtbevölkerung auf das rein polnische Element rechnen, ungerechnet ca. 900,000 Israeliten, welche größtentheils auch das Polnische sprechen. Die Einwanderung der Russen wird immer größer. Man nimmt an, daß ihre Zahl schon 700,000 erreicht. Daneben sind in einzelnen Enklaven verstreut etwa 300,000 Deutsche u. im N. 300,000 Litthauer.

f. Zu **Kleinrußland** wollen wir hier noch das zu Westrußland gehörende Gouvernement Podolien rechnen, da dieses sowie die Gouvernements Kijew u. Poltawa zum Theil schon von jener außerordentlichen Fruchtbarkeit sind, welche, hervorgebracht durch die Auflagerung der sog. schwarzen Erde, derjenigen der Marschgegenden Norddeutschlands vergleichbar, diese Gegend zu einer der reichsten in R., zu einer der großen Getreidekammern der Erde macht. Gerade der nördliche Rand der hier schon beginnenden Steppe ist durch diese Humusschicht ausgezeichnet. Das Gouv. Charkow gehört größtentheils schon zum südlichen Steppengebiet.

	□M.	Bew. 1870	E. auf 1 □M.
31. Tschernigow	952	1,660,000	1700
32. Podolien	763	1,933,000	2600
33. Kijew	926	2,175,000	2300
34. Poltawa	906	2,103,000	
35. Charkow	990	1,698,000	1700
Summa	4537	9,569,000	2500

g. **Süd- od. Neurußland** umfaßt den Südrand des festländischen R., dessen Boden sich zum Schwarzen Meere hinabsenkt u. eine baumlose Steppe darstellt, in welcher erst ganz allmählich der Anbau eindringt. Wichtig ist, daß dieses Gebiet noch von den aus Westeuropa kommenden Sommerregen erreicht wird, so daß man hoffen darf, dieser Steppe immer mehr Boden für den Ackerbau abzugewinnen. Bis jetzt prägt sich der Charakter der Landschaft noch durch die geringere Bevölkerungsdichtigkeit sowie durch den Mangel an geschlossenen Ortschaften aus.

	□M.	Bew. 1870	E. auf 1 □M.
36. Bessarabien	661	1,079,000	1600
37. Cherson	1295	1,597,000	1200
38. Jekaterinoslaw	1230	1,352,000	
39. Taurien	1154	705,000	600
40. Land der Don'schen Kosaken	2912	1,086,000	370
Summa	7252	5,819,000	800

In diesem Gebiet sind mannichfache deutsche Kolonien verstreut.

h. Dem **Osten** R.s, aus dem Zarthum Kasan u. dem Zarthum Astrachan bestehend, rechnen wir im Wesentlichen das Gebiet der mittleren u. unteren Wolga zu. Als Grenzgebiete reihen sich im Norden die waldreichen Gouvernements Wiatka u. Perm an, welch letzteres sich über den Ural hinüber erstreckt u. auf der Ostseite desselben noch die wichtigsten Uralbergwerke mit enthält. Ebenso umfassen Ufa u. Orenburg große Theile des Gebirges mit. Von dem Südabhange des letztern zieht sich nach Westen zur Wolga hin ein an sich zwar unbedeutender, ca. 200 m. hoher Bergrücken, dessen Abhang steil zu der kaspischen Senke hinabfällt. Diese liegt zum großen Theile noch unter dem Spiegel des Schwarzen Meeres, indem der ursprünglich mit letzterm verbunden gewesene Kaspi-See durch Verdunstung bis auf 26 m. unter das Meeresniveau herabgesunken ist u. im Norden desselben weite Salzlachen zurückgelassen hat. Die NW.-Grenze dieser Senke zieht sich am rechten, hohen Ufer der Wolga entlang u. vom Knie derselben, durch welches sie ihren südöstl. gerichteten Lauf annimmt, nach Süden bis zum Manytsch. Nur einzelne Gebiete des Westens, wie Pensa, sind noch reichlich mit Getreidefeldern bedeckt. Im Ganzen bewohnen diese Gebiete schon vorherrschend Nomaden. Auch tritt wieder eine größere Völkermischung ein. Die Wolgafinnen (Mordwinen, Tscheremissen, Wotjäken) u. türkische Stämme, wie Tataren u. Baschkiren, wohnen hier mit Russen gemischt. Die Letzteren sind überall die seßhaftere Bevölkerung, sie haben nam. im Süden die Flußufer inne, wo übrigens auch noch beträchtliche deutsche Kolonien sich finden. In der kaspischen Senke nomadisiren die Kirgisen schon, wie im benachbarten Asien.

	□M.	Bew. 1870	E. auf 1 □M.
41. Wiatka	2781	2,406,000	860
42. Kasan	1157	1,705,000	1500
43. Ssimbirsk	899	1,206,000	
44. Pensa	705	1,173,000	
45. Saratow	1535	1,751,000	1100
46. Ssamara	2832	1,837,000	600
47. Astrachan	1077	602,000	150
48. Orenburg	3475	901,000	260
49. Ufa	2212	1,365,000	600
50. Perm	6032	2,197,000	350
Summa	25,705	15,143,000	600

i. Ueberblickt man das ganze Europ. R., so ergeben sich folgende Gesammtbilder:

	□M.	Bewohner	E. auf 1 □M.
Nordrußland mit Finnland	32,391	3,462,000	100
Centralrußland	15,824	22,435,000	1400
Westrußland ohne Podolien	6871	7,890,000	1150
Ostseeprovinzen	2694	3,269,000	1200
Königreich Polen	2312	6,027,000	2600
Kleinrußland mit Podolien	4537	9,569,000	2100
Süd- od. Neurußland	7252	5,819,000	800
Ostrußland	25,705	15,143,000	600
Asow'sches Meer	669		—
Summa	98,255	73,614,000	750

Die Gesammtfläche aller stehenden Gewässer im obigen Gebiete, abgesehen vom Asow'schen Meere, beträgt 1950 □M. Die größten Seen sind der Ladogasee (329 □M.), der Onegasee (177), der Enoven in Finnland (65), der Peipussee (64). Außerdem giebt es noch 18 Seen zwischen 10 u. 30 □M. Fläche, welche also sämmtlich größer als die Schweizer Seen sind.

Die Bevölkerung des Europäischen R. besteht, wie aus dem Obigen schon hervorgeht, bei weitem zum größten Theil aus slavischen Stämmen. Auch herrscht das Russische durchaus vor. Doch sind andere Beimischungen nicht unbeträchtlich. Man kann obige 73,6 Mill. etwa wie folgt vertheilen:

1. Russen, ohne Israeliten	53,300,000	= 72,4	Prozent.
2. Polen, ohne Israeliten	4,700,000	= 6,[illegible]	„
3. Serben, Bulgaren ꝛc.	100,000	= 0,1	„
4. Romanen (incl. ca. 60,000 Griechen)	1,000,000	= 1,3	„
5. Letten u. Lithauer ohne Israeliten	2,700,000	= 3,7	„
6. Finnen	4,900,000	= 6,9	„
7. Deutsche	1,000,000	= 1,3	„
8. Schweden, Angelsachsen	300,000	= 0,4	„
9. Israeliten	2,750,000	= 3,7	„
10. Türken, Mongolen	2,700,000	= 3,7	„
11. Zigeuner u. andere Stämme	150,000	= 0,2	„
	73,600,000	= 100	Prozent.

Ueber die Landstriche, welche von den einzelnen Stämmen bewohnt werden, haben wir im Einzelnen bereits gesprochen.

Was die **Konfessionsverhältnisse** betrifft, so hängen diese vielfach mit den Nationalitätsunterschieden zusammen. Der Russe ist nebst manchem unterworfenen kleineren Stamme griechisch-katholisch, ebenso der Romane im SW. des Reiches. Der römisch-katholische Kultus ist hauptsächlich unter den Polen vertreten, der Protestantismus unter den Deutschen, den Letten, Esthen u. in Finnland, kurz im NW. des Reiches; die Mohammedaner sind im Osten unter den türkischen Völkern zu suchen. Unter obigen 73,600,000 Bewohnern rechnet man:

Griechisch Orthodoxe	55,169,000	= 75,0	Prozent.
Sektirer der Griech. Kirche (Raskolniten)	998,000	= 1,1	„
Armenische Gregorianer	39,000	= —	„
Römische Katholiken	7,495,000	= 10,2	„
Protestanten	4,530,000	= 6,3	„
Summa Christen	68,231,000	= 92,8	„
Israeliten	2,760,000	= 3,8	„
Mohammedaner	2,364,000	= 3,2	„
Heiden	258,000	= 0,[illegible]	„
Summa Rußland u. Finnland	73,614,000	= 100	Prozent.

Vorwiegend römisch katholisch sind außerhalb des Königreichs Polen noch die Gouvernements Kowno (86 %) u. Wilna (61 %). In Grodno u. Witebsk bekennen sich noch über 25 %, in Minsk u. Podolien noch über 12 %, zur Römisch katholischen Kirche. Die Griechisch Unirten in Polen (250,000) sind 1875 wieder mit der orthodoxen Kirche vereinigt. — Fast rein protestantisch ist Finnland (98 %) u. Esthland (96 %) u. weit überwiegend auch Livland u. Kurland (je 81 %). Außerdem finden wir Protestanten in den deutschen Kolonien in St. Petersburg, in Südrußland u. an der Wolga. Im Königreich Polen rechnet man deren 328,000 (5 %). — Was die Israeliten betrifft, so ist Rußland damit reich ausgestattet. Etwa die Hälfte aller in Europa lebenden Israeliten wohnt hier u. vorwiegend in den westl. Gouvernements unter Polen u. West- u. Kleinrussen. Im Gouvernement Warschau machen die Israeliten 18, in Suwalki 17 % der Bevölkerung aus. Auf ganz Polen kommen nicht weniger als 815,000 od. 13,5 %, im Gouvernement Mohilew sogar 16,5, u. in Kowno, Grodno, Minsk, Wolhynien, Wilna, Witebsk, Podolien, Kijew noch immer 10—12 %. Im SO. sind im letzten Jahrzehnt viele Juden nach Rumänien ausgewandert. — Die Mohammedaner wohnen fast ausschließlich jenseit der Wolga, nam. in den Gouvernements Ufa, Orenburg, Kasan, Astrachan, Ssamara.

Auf **Stadt u. Land** vertheilt sich die Bevölkerung höchst ungleich. Im J. 1867 lebten von 69½ Mill. E. in R. u. Polen nur 8 Mill., also nur 11,5 % in den Städten; in Finnland repräsentiren die Städter sogar nur 6—7 %. R. ist daher weit überwiegend von ländlicher Bevölkerung bewohnt, wie dies auch in Schweden u. Norwegen (12—15 %) in den

Städten noch der Fall ist. Je weiter man nach Westeuropa kommt, um so mehr konzentrirt sich auch die Bevölkerung in den größeren Wohnplätzen. Daher ist R. im Verhältniß zu anderen Großstaaten noch sehr arm an großen Städten. Nach den neuesten Daten hatten über 10,000 E. nur folgende 24 Städte:

Petersburg 1869	668,000	Tula	57,000
Moskau 1871	612,000	Berditschew	53,000
Warschau 1876	320,000	Ssamara	52,000
Odessa 1873	169,000	Astrachan	48,000
Kischinew	103,000	Taganrog	48,000
Riga	102,000	Kronstadt	47,000
Kasan	86,000	Cherson	46,000
Ssaratow	85,000	Woronesch	45,000
Charkow	81,000	Rostow am Don	44,500
Kijew	80,000	Orel	44,000
Nikolajew	74,000	Nishnij-Nowgorod	44,000
Wilna	64,000	Mohilew	40,000

Was die **Bewegung der Bevölkerung**, d. h. die Ab- u. Zunahme durch Todesfälle u. Geburten betrifft, so besitzt man bis jetzt noch wenige Aufzeichnungen für das ganze Europ. Rußland. Es fielen vor:

1858: 623,000 Trauungen, 2,938,000 Geburten, 2,039,000 Todesfälle,
1863: 579,000 „ 3,045,000 „ 2,341,000 „

sodaß man in Rußland auf 100 E. eine Trauung rechnen kann (in Finnland erst auf 142 E.). Die Zahl der Geburten — je eine auf 23 E. — stellt R. in der Reihe der europäischen Staaten an die Spitze; diese Geburtsziffer weist eine bedeutende Fruchtbarkeit der Ehen nach. Die Zahl der unehelichen Geburten — 35 auf 1000 — ist verhältnißmäßig sehr gering (in Preußen 77, in Bayern 160). Andererseits ist aber auch die Sterblichkeit in Rußland groß. Denn durchschnittlich stirbt dort von 27 E. bereits einer, in Deutschland nur von 33, in Großbritannien von 47, in Norwegen von 57. Demnach ist es wol keine Frage, daß sich R.s Bevölkerung in ziemlich starker Zunahme befindet, u. es ist zu bedauern, daß es dort noch immer zu keiner ordentlichen Volkszählung gekommen ist.

Materielle Kultur. Aus der Einzelbeschreibung konnte man sich bereits ein Bild machen, inwiefern weite Strecken des russischen Territoriums unkultivirbar sind, andere im höchsten Grade ertragsfähig. Hier fassen wir noch einmal Alles zusammen. Vom gesammten Boden sind bis jetzt 20 % unproduktiv; jedoch ist es nicht unmöglich, daß im Süden die Kultur noch in Gebiete fortschreiten könnte, welche jetzt gänzlich brach liegen. 38 % entfallen auf die Waldungen (ca. 37,000 □M.!!), 22 % auf Wiesen u. Weiden, endlich 20 % auf Ackerboden, Garten- u. Weinland. Der Holzreichthum ist daher für R. mit eine Quelle des Nationalwohlstandes, u. der Ertrag deckt nicht nur den eigenen Bedarf, sondern es gelangen auch Hölzer in höchst beträchtlichen Mengen zur Ausfuhr, zumal die zahlreichen Wasserstraßen den Transport erleichtern. Theer- u. Pottaschebereitung geht mit der Ausnutzung des Waldes Hand in Hand. Daß der Süden R.s an gänzlichem Holzmangel leidet, ist bereits erwähnt. Die ausgedehnten Wälder beherbergen aber zugleich noch eine ungeheure Menge jagdbarer Thiere, unter denen zahlreiche Pelzthiere obenan stehen. Man schießt u. fängt jährlich noch Bären, Füchse, Dachse, Luchse, Fischottern, Zobel, Hermeline, Eichhörnchen in großer Zahl, wenngleich die edleren Sorten sich allmählich sehr vermindert haben infolge der Nachstellung. Ein Raubthier, der Wolf, ist in R. allerdings noch so sehr verbreitet, daß seine Rudel in vielen Gouvernements kolossalen Schaden anrichten, indem jährlich noch viele Tausende Pferde, Rindvieh, Schafe 2c., aber auch noch häufig Menschen ihnen zum Opfer fallen.

Die **Viehzucht** ist in R. infolge des Vorhandenseins ausgedehnter Weideländer sehr bedeutend. Kultivirte Wiesenlandschaften finden sich nur in wenigen Gouvernements; Livland u. Kurland zeichnen sich hierin aus. In der **Pferdezucht** steht R. allen europ. Ländern voran in Bezug auf die Zahl seiner Herden. Denn man rechnet auf R. nebst Finnland jetzt 20 Mill. Pferde, in ganz Europa 38—40 Mill.; in R. kommen daher auf 1000 E. ca. 280 Pferde, in Oesterreich nur 100, in Deutschland 80, in Westeuropa noch bei weitem weniger. Im großartigstem Stil wird die Pferdezucht in den Steppenregionen betrieben, nam. von Kalmüken, Baschkiren u. den Kosaken des Don. Auch in der Ukraine (Podolien), in Finnland u. Esthland ist sie ausgebreitet u. kann daher jährlich beträchtliche Mengen zur Ausfuhr ins Ausland liefern. Es existiren in R. gegen 2700 Gestüte u. Beschälerstationen; die Regierung nimmt sich der Förderung dieser Zucht sehr an. Etwa 1100 Pferdemärkte in 350 Städten werden jährlich abgehalten. — Relativ geringer, jedoch auch noch bedeutend, ist die Rindviehzucht in R. Von den ca. 100 Mill. Stück Rindvieh in Europa entfallen 25 Mill. auf R. Auch hier sind es wieder die südöstlichen Gouvernements, wo der Steppenboden in anderer Weise als durch Viehzucht nicht ausgenutzt werden kann. Nicht nur lebendes Vieh (jährlich 50—60,000 Stück), sondern auch zahlreiche Mengen von Häuten u. Fellen können daher von R. aus auf den Weltmarkt gebracht werden.

Ein ähnliches Verhältniß waltet hinsichtlich der Schafzucht ob. R. besitzt 50 Mill. Stück (Europa im Ganzen ca. 200 Mill.), u. die Schafzucht ist im Allgemeinen weiter über das Land verbreitet als die Rindviehzucht. Obwol durch Einführung auswärtiger Rassen die Wollproduktion sich gehoben, ist doch nur der geringere Theil der vorhandenen Schafe feinwollig. An der Schafzucht nehmen auch die polnischen Gouvernements beträchtlichen Antheil. Immerhin deckt der Ertrag an Wolle, welcher 1872: 118 Mill. Ctr. betragen haben soll, noch reichlich den einheimischen Bedarf, sodaß R. jährlich 3—4 Mill. Ctr. mehr aus- als einführt. Auch Schafe u. Ziegen gehen zahlreich über die Grenze. Dasselbe ist mit Schweinen u. Produkten der Schweinezucht der Fall, welche ihren Hauptsitz im Westen, in Polen u. Kleinrußland, hat. Man rechnet etwa 11 Mill. Stück Schweine in R. (50 Mill. in Europa). Eigenthümlich ist R. noch die Renthierzucht im Norden, auf welcher fast die ganze Existenz der Lappen, Samojeden u. anderen nordischen Nomaden beruht. Man schätzt die Zahl der Renthiere im Europ. R. auf 700,000, doch sollen Seuchen die Herden letzthin bedeutend gelichtet haben. Ebenso muß die Kameelzucht in den Steppen der kaspischen Senke u. in Taurien als eine in Europa fast nur ganz sporadisch vorkommende erwähnt werden. Stark wird in vielen Gouvernements die Bienenzucht betrieben, so daß Honig u. Wachs stehende Ausfuhrartikel sind.

Der **Ackerbau**, obwol noch vielfach in wenig rationeller Weise betrieben, ist doch für R. die wichtigste Quelle des Reichthums. Gegen die jährlich erzeugten Mengen an **Getreide** treten die Produkte der Viehzucht, des Bergbaues, der Industrie 2c. noch ganz in den Hintergrund, so daß sich das Europ. R. zur Zeit noch als ein wesentlich vom Ackerbau lebender Staat bezeichnen läßt. Wir haben oben die Gouvernements schon genannt, welche ganz vornehmlich denselben betreiben. Seine Produkte erreichen seit der Anlegung eines größern Eisenbahnnetzes viel leichter die Exporthäfen. 1870—74 soll die durchschnittliche Produktion 650 Mill. HL. betragen haben, nach anderen Schätzungen kann man dieselbe jährlich auf 245 Mill. HL. Roggen, 180 Mill. HL. Hafer, 100 Mill. HL. Weizen, 45 Mill. HL. Gerste, 25 Mill. HL. Buchweizen, 35 Mill. HL. anderes Getreide rechnen, u. seit Jahren gehört deshalb R. zu den Gebieten, welche andere Länder regelmäßig mit Cerealien versorgen, worüber wir unten mehr noch reden werden. Alle statistischen Angaben über die südl. Gouvernements (Bessarabien, Kijew, Charkow 2c.) weisen eine seit 10—20 Jahren eingetretene Verdoppelung des Ertrags auf, u. die Maximalgrenze scheint noch keineswegs erreicht zu sein, wenn nicht auswärtige Getreideländer (Amerika) dem russ. Getreideexport zu große Konkurrenz machen, was auf den Anbau natürlich zurückwirken würde. Einen bedeutenden Aufschwung hat der Ackerbau jedenfalls auch durch die großartige Maßregel der Bauernemanzipation genommen. Seit 1871 haben 84,000 Loskaufsakte ratifizirt werden können, wodurch $7^1/_2$ Mill. Bauern frei wurden u. ein Territorium von 29 Mill. Hektaren zu Eigenthum erhielten. Um dies zu ermöglichen, wurden denselben vom Staate Geldsummen von ca. 700 Mill. Rubel im Ganzen vorgeschossen. — Ebenso hat sich der Kartoffelbau seit 20 Jahren sehr ausgebreitet, u. der der **Runkelrüben** ist in den centralen Gouvernements südlich des 55.° n. Br. sowie in Kleinrußland u. Podolien heimisch geworden. So kommt es, daß die Produktion von Rübenzucker sich binnen zehn Jahren mehr als verdoppelt hat. 1866—69 betrug sie durchschnittlich 2 Mill. Ctr., 1873 bis 1874: 4 Mill. Ctr., 1874—75: 4,450,000 Ctr., 1875—76: 4,900,000 Ctr.; sie steht jetzt also nicht mehr sehr beträchtlich hinter der Produktion des Deutschen Reiches (ca. 6 Mill. Ctr.) zurück. — Hülsenfrüchte werden viel gezogen, aber nächst dem Getreidebau ist doch keine Kultur von solcher Bedeutung für das ganze Reich wie **Flachs- u. Hanfbau**, dessen Erzeugnisse (incl. des Leinsamens) für die Ausfuhr einen Hauptartikel bilden. Am meisten wird der erstere in den Ostseeprovinzen u. den daran stoßenden Gouvernements Westrußlands gebaut (Kowno, Witebsk, Pskow); ein zweites Centrum hat er im Osten in den Gouvernements Jaroslaw, Kostroma u. Wiatka, während der Hanf nur ausnahmsweise nördl. unter 55° gebaut wird. Die mittleren Gouvernements östl. vom Dnjepr bis nach Tambow hin sind die Hauptgebiete dieser Kultur. Auch **Tabak** wird in einzelnen Gouvernements erzeugt, wie bes. in Tschernigow, Poltawa, in Bessarabien, am mittleren Don, in Tambow u. Tula, in Ssaratow u. Ssamera. Jedoch wird der einheimische Bedarf durch die jährlich gewonnenen ca. 800,000 Ctr. nicht gedeckt. Die südl. Gegenden R.s vermögen ihres kontinentalen Klimas wegen, das dem Sommer u. Herbst noch eine genügende Wärme mittheilt, auch Wein zu erzeugen. Der **Weinbau** ist nam. in Bessarabien, am untern Don u. an der Wolgamündung zu Hause u. hat auf den Gebirgen der Halbinsel Krim sein wichtigstes Gebiet.

An **mineralischen Schätzen** ist R. reich. Der Bergbau auf edle Metalle ist fast ausschließlich im Ural zu Hause, nam. am Ostabhange desselben, weshalb sich dort früher größere Orte im europ. Stil bilden konnten.

Nishni Tagilsk ist Hauptort für Gewinnung von Platin, das sonst in Europa nicht vorkommt. Jährliche Gewinnung 1000—1200 Kg. Gold wird am Ural aus dem Flußsand ausgewaschen, ebenso in Finnland bei Ivalo. 1874 wurden 4800 Kg. gewonnen, während der Abbau von Silbererzen jetzt ganz auf asiatisches Gebiet nam. am Altai beschränkt ist. Im gesammten Russ. Reiche gewann man 1870—74 durchschnittlich 36,000 Kg. Gold, im Werthe von etwa 100 Mill. Mk., u. 13,500 Kg. Silber für 2 1/3 Mill. Mk. — An Eisenlagern ist R. sehr reich, jedoch ist die Ausbeutung heute noch nicht groß, da einerseits die heimische Industrie noch zu unentwickelt ist, andererseits die Hauptfundstätten, wie nam. die uralischen Bergwerke, zu weit vom Mittelpunkte derselben entfernt sind. Daher steht R. mit 7—8 Mill. Ctr. Roheisen noch weit hinter Oesterreich u. Belgien, geschweige denn hinter Frankreich, Deutschland, Großbritannien zurück. Auch ist die Steigerung seit 15 Jahren (1860: 6 Mill. Ctr.) nicht bedeutend. Außer dem Ural sind Eisenlager bes. im Gouvernement Minsk, Wolhynien u. in Finnland. Auch Steinkohlenlager finden sich zahlreich vor, wie bes. in den centralen Gouvernements südl. von Moskau, ohne daß die Förderung bei dem ungeheuern Holzreichthum schon große Bedeutung erlangt hatte. 1874 wurden 28 Mill. Ctr. gewonnen, während unter den obengenannten 5 Industriestaaten Oesterreich-Ungarn, obgleich an letzter Stelle stehend, 320 Mill. Ctr. erbrachte. Auch Kupfer u. Zink wird im Ural u. in einigen poln. Gouvernements gewonnen. — An Salz, das in Bergwerken (Ural) u. vielen Salzlagern u. Salzlachen der südl. Gouvernements erzeugt wird, ist R. nicht arm. Dennoch reichen die jährlich produzirten 11—12 Mill. Ctr. nicht aus. Naphthaquellen sind zahlreich im Kaukasus, Torflager breiten sich in großen Gefilden aus.

Die gesammte Industrie R.s steht, wenn man sie mit der der westeurop. Länder vergleicht, noch auf einer niedrigen Stufe. Ausgedehnt sind zunächst nur die Fabrikzweige zur Erzeugung von Nahrungsmitteln u. Getränken. Es bestanden z. B. 1871: 325 Rübenzuckerfabriken, die Bierbrauereien dehnen sich aus u. die Zahl der Branntweinbrennereien, meist mit dem Ackerbau in direkter Verbindung stehend, ist enorm. 1874 bestanden deren ca. 3600, davon weit über die Hälfte in den westl. Gouvernements Polen 778. Als ein Industriezweig, der in hoher Blüte steht, kann die Herstellung von Leder u. Lederwaaren bezeichnet werden; auch in Holzwaaren wird Gutes geleistet. In der Eisenindustrie, nam. was die Herstellung von Transportmitteln betrifft, hat man zwar in R. große Fortschritte gemacht, doch hängt sowol in dieser als in der Textilindustrie R. noch gänzlich vom Auslande ab. Abgesehen von Petersburg ist die Großindustrie hauptsächlich in den mittleren Gouvernements, für welche wieder Moskau das Centrum ist, zu Hause. In Bezug auf die Herstellung großer Kriegsschiffe hat die Regierung in Kronstadt großartige Werfte errichten lassen. Tula u. Wladimir sind Hauptsitze der kleineren Metallindustrie sowie der Gewehrfabrikation. Das Gouvernement Perm liefert das meiste Stabeisen. Der Eisenbahnbau, der in R. seit 10 Jahren sehr befördert wurde, hat wesentlich zur Hebung der Eisenindustrie beigetragen. Die Textilindustrie beschäftigt sich vorzugsweise mit Herstellung von Schafwollenwaaren. 1871 gab es 65 Garnspinnereien u. 50,000 Webstühle. Auch hier ist das Gouvernement Moskau Hauptsitz, während die Hausindustrie auch noch vielfach für Garnfabrikation herangezogen wird. Für die Baumwollenspinnereien rechnete man 1871 in R. 2 Mill. Spindeln in 66 Etablissements, die selbstverständlich den inländischen Bedarf nicht decken. Flachs- u. Hanfgewebe werden mehr noch durch Hausindustrie als durch mechanische Spinnerei hergestellt. Somit ergiebt sich, daß die Industrie nur einen geringen Theil der Bevölkerung R.s ernährt.

Der **Handel** R.s hat sich seit Jahren immer mehr gehoben. Wir haben in Vorstehendem schon darauf aufmerksam gemacht, wie R. an Rohprodukten überreich ist. Daher erscheint es aber auch fast ausschließlich mit diesen auf dem Weltmarkt. Rechnet man den Rubel zu 3 Mk., so ergiebt sich für den gesammten Umsatz des Europ. u. Asiat. R.s folgende Steigerung in Millionen Mark (ohne die edlen Metalle):

	Einfuhr		Ausfuhr		Zusammen	
	Europ. R.	Asiat. R.	Europ. R.	Asiat. R.	Europa	Asien.
1863.	392	43	422	26	814	69
1867.	711	47	660	24	1371	71
1870.	946	62	1055	25	2001	87
1873.	1266	63	1035	30	2301	93
1874.	1353	62	1265	31	2618	93

Unter der Ausfuhr nimmt Getreide den ersten Platz ein. 1873 wurden für 498, 1874 sogar für 637 Mill. Mk. ausgeführt; nehmen wir Sämereien (ca. 100 Mill.), Spirituosen, Thiere u. thierische Nahrungsmittel hinzu, so ergiebt sich, daß auf die Ausfuhr von Nahrungsmitteln überhaupt weit über die Hälfte der Gesammtausfuhr kommt. An Rohprodukten werden vor Allem Holz, Wolle, Hanf, Flachs, Borsten, Häute, Leder, Pelzwerk ausgeführt, wie dies schon bei Betrachtung der Produktion des Ackerbaues u. der Viehzucht näher erläutert ward. Demnach ist der Export von Fabrikaten u. anderen Waaren verschwindend gering. Dagegen erstreckt sich die Einfuhr von Nahrungsmitteln hauptsächlich auf Kolonialwaaren (120 Mill. Mk.) u. Getränke, auf Steinkohlen (30 Mill. Mk.), Rohmetalle in jährl. zunehmender Menge (1874: 134 Mill. Mark) u. Baumwolle. Die größte Rolle spielen beim Import jedoch Fabrikate, nam. alle Arten von Eisenwaaren, bes. Maschinen, Eisenbahnwaggons, Lokomotiven 2c. (170—180 Mill. Mk.) u. Gewebe. Auch die Einfuhr von Chemikalien u. Droguen, von Harzen u. fetten Oelen ist bedeutend. Am besten prägt sich der Gegensatz zwischen Ein- u. Ausfuhr durch eine Gegenüberstellung wie die folgende aus. Die Zahlen beziehen sich auf 1874.

Es wurden in Mill. Mk.	eingeführt	ausgeführt.
Genußmittel aller Art	255	798
Rohstoffe (oben näher skizzirt)	410	364
Fabrikate	356	20
andere Waaren (Chemikalien, Fette, Oele 2c.)	198	51
edle Metalle	50	52
	1269	1285

Diese Zahlen beziehen sich nicht auf den Handel längs der asiat. Grenze, wo die Einfuhr hauptsächlich durch einen einzigen Posten die Ausfuhr um das Doppelte übertrifft. Thee kommt jährlich noch für 30 Mill. Mk. zu Lande nach R., während der Import von der See über England (u. meist über Königsberg) sich jährlich steigert.

Es ist wol keine Frage, daß die gewaltige Ausdehnung des Handels seit 15 Jahren Hand in Hand mit der Entwicklung der Verkehrsmittel gegangen ist. R. hat ja zahlreiche Wasserstraßen schon von jeher gehabt. Das Wolgasystem ist darunter das wichtigste, das durch Kanäle mit dem Onega- u. Ladogasee u. durch diese mit dem Finnischen Meerbusen in Verbindung steht. Ebenso existirt im W. die weit aufwärts schiff- u. flößbare Düna; ferner verbinden Kanäle den Niemen u. die Weichsel (durch den Bug) einerseits, mit dem Dnjepr andererseits. Aber wenn die Flüsse zugefroren sind, hört diese Verbindung auf. Daß auch die Häfen lange Monate unter dieser Kalamität des Zufrierens leiden, ist schon oben gesagt. Die Eisenbahnen können dagegen Sommer u. Winter das Getreide befördern. Dem Bau derselben hat man daher seit 10 Jahren große Aufmerksamkeit geschenkt, u. heute existirt bereits ein Netz von über 18,000 Km. (über 2400 M.), so daß jetzt nur noch Deutschland, Großbritannien u. Frankreich eine größere Meilenzahl aufzuweisen haben. Freilich, wenn man jene 18,000 Km. mit dem ungeheuren Areal in Vergleich setzt, so erscheint das Netz noch sehr wenig geschlossen. Immerhin sind die wichtigsten Linien jetzt fertig, die bedeutendsten Häfen mit dem Hinterlande verbunden, nur die Routen nach dem Auslande leiden noch bis heute unter dem Drucke einer vielfach kleinlichen Absperrungspolitik. Die Bahnen sind fast ausnahmslos Privatbahnen, nur in Finnland hat der Staat ca. 850 Km. Der Staat hat aber den meisten Gesellschaften bedeutende Vorschüsse gegeben u. Zinserträgnisse garantirt, so daß in den letzten Jahren große „Eisenbahnanleihen" aufgenommen werden mußten. Auch das Telegraphennetz hat sich gewaltig ausgedehnt. Ein Telegraph zieht sich durch ganz Sibirien hindurch bis zur Amurmündung u. von da nach Japan. Ende 1870 waren 81,500 Km. Linien in R. in Betrieb, wovon etwa 15,000 auf Asien fallen. — Die russ. Handelsflotte ist gemäß der ungünstigen Küstenentwicklung nicht gerade bedeutend. 1874 zählte man 2500 Schiffe von 520,000 Tons, wovon 621 zur großen Fahrt verwendet wurden, der Rest aus Küstenfahrern bestand. Nicht eingeschlossen sind hierin die ca. 400 Flußdampfer. Uebrigens entfällt von obiger Zahl fast die Hälfte auf die finnische Flotte. Die Ostsee nimmt mit den Haupthäfen St. Petersburg u. Riga, u. den kleineren, wie Narwa, Reval u. Baltisch Port (neuerdings angelegt am Eingang in den Finnischen Meerbusen), endlich Libau, den größten Verkehr in Anspruch; dann folgt die Südküste, wo der Handel sich immer mehr in Odessa konzentrirt. Die Ausfuhr an Rohprodukten zeigt sich auch hier wieder durch den Eingang vieler Tausende von Schiffen in Ballast, die alsdann mit Getreide, Flachs, Hanf, Holz beladen die nördl. u. südl. Häfen wieder verlassen. So kamen, resp. gingen z. B. 1874:

	beladen an:	in Ballast an	beladen aus:	in Ballast aus:
In den Ostseehäfen	4336	3336	7670	264
In den südlichen Häfen	2124	2802	3795	1152

Der Handel im Innern R.s wird noch befördert durch zahlreiche Messen, von denen einige ungeheuere Dimensionen annehmen. Ganz besonders sind hier die Messen von Nishnij-Nowgorod zu erwähnen, welche nam. für den Austausch in Asien u. die Versorgung ganz Sibiriens mit europ. Waaren die größte Wichtigkeit haben.

Geistige Kultur. Unter dem jetzigen Kaiser Alexander II. ist für die Hebung der unteren Volksschichten wie für die Bildung des ganzen Volkes außerordentlich viel gethan. Namentlich sind die Fortschritte in dieser Beziehung innerhalb der letzten 10 Jahre bedeutend. Dennoch leidet R. noch empfindlich unter dem Mangel geeigneter Lehrer, nam. für die Volksschulen, so daß alle Anstrengungen der letzten Zeit erst viel später sichtbare

Erfolge in der gesammten Volksbildung zeigen werden. Die große Masse des Volkes wächst noch jetzt ohne alle Schulbildung heran. 1873 gab es 23,000 Volksschulen mit 1 Mill. Schüler, so daß auf 1000 Einwohner nur 14 Schüler kamen — gegen 150 in Deutschland. Die Zahl der Lehrerseminare ist jetzt auf ca. 50 gestiegen. Besondere Fortschritte zeigte neuerdings der mittlere Unterricht. Schon bestanden 1873: 133 Gymnasien mit über 40,000 Schülern, 42 Progymnasien, 45 Realschulen, welch letzteren man besondere Aufmerksamkeit zuwendet. R.s 8 Universitäten sind in St. Petersburg, Moskau, Charkow, Kijew, Odessa, Kasan, Warschau u. Dorpat mit zusammen gegen 7000 Studenten. Zu diesen treten eine Reihe von Fachschulen hinzu, nam. höhere polytechnische Anstalten, Ingenieurschulen, Bauschulen in Petersburg, Moskau, Riga u. Lodz. In allen 6 Anstalten lernten 1871: 2570 Schüler. Ebenso fehlen Akademien für Bergwissenschaft, Forstwesen, die Künste 2c. nicht. Also der ganze Apparat ist wol da, aber einerseits nicht der Größe des Reiches entsprechend u. zu sehr in der Hauptstadt konzentrirt. Man klagt allgemein, daß deshalb die Bildung höchst ungleich im Lande vertheilt sei. Wie wenig die Kunst des Schreibens in R. noch verbreitet ist, kann uns die Poststatistik illustriren. In R. entfällt noch nicht ein Brief auf den Kopf der Bevölkerung jährlich, deren in Südeuropa wenigstens 4, in Oesterreich-Ungarn 8, in Deutschland 14 auf den Einwohner kommen.

Verfassung u. Verwaltung. R. ist, seitdem selbst die Türkei in die Reihe der konstitutionellen Staaten getreten ist, der einzig absolut regierte Staat Europa's. Der Kaiser od. Zar ist uneingeschränkter Monarch u. vereinigt in sich die höchste Regierungsgewalt, er ist höchster Gesetzgeber u. Richter u. höchstes geistliches Oberhaupt. Während die gesammte Verwaltung des Reichs von einzelnen Ministerien geleitet wird, existirt für eine beträchtliche Zahl von Angelegenheiten, welche der Entscheidung des Kaisers unmittelbar unterstehen, eine Geheime Kanzlei, zu der auch die sog. „hohe Polizei" gehört. Die höchste berathende Behörde ist der Reichsrath, welcher alle Gesetze 2c. begutachtet u. auch das jährlich ihm vorgelegte Budget genehmigt. Der Senat ist hauptsächlich Centralbehörde, an welche die Jahresberichte der Ministerien gerichtet werden, umfaßt den obersten Rechnungshof, den Oberkassationshof für richterliche Entscheidungen 2c. Der Heilige Synod, 1721 errichtet, ist oberste Behörde der Angelegenheiten der orthodoxen Russ. Kirche. Unter ihm stehen 3 Eparchien ersten Ranges (Nowgorod u. St. Petersburg, Moskau u. Kijew), 23 zweiten Ranges, 31 dritten Ranges. Außer den Centralstellen der Administration oder den einzelnen Ministerien besteht noch ein besonderes Ministercomité, dem außer den Ministern einige Personen angehören, welche keine Verwaltungschefs sind. Außer den in allen größeren Staaten vertretenen Ministerien des Kriegs, der Marine, des Aeußern, des kaiserlichen Hauses, der Finanzen, des Innern (wozu auch die Aufsicht über die fremden Kulte gehört) finden sich eigene für öffentlichen Unterricht, die Domänen, die Verkehrsanstalten (d. h. für öffentliche Bauten) vor. Für die innere Verwaltung ist das Europ. R. in 60 Gouvernements getheilt, das Asiatische in 6 Gouvernements, 6 Provinzen, 2 Gebiete, welche in der statistischen Tabelle einzeln aufgeführt sind. Die Kaukasusländer bilden eine Statthalterschaft für sich mit sechs Gouvernements u. 6 Gebieten. Auch im Europ. u. Asiat. R. stehen noch einige Generalgouverneure einem größern Gebiete vor, wie z. B. in dem ehemaligen Königreich Polen, den Baltischen Provinzen, Westsibirien, Ostsibirien, Turkestan. Auch Finnland hat einen Generalgouverneur.

Hervorragendes Interesse nimmt in R., das sich eines langjährigen Friedens erfreut hat, die Finanzverwaltung in Anspruch. Die Ergebnisse werden erst seit etwa 10 Jahren regelmäßig veröffentlicht. Man wußte früher nur, daß die Jahresrechnungen mit bedeutenden Defizits abschlossen, welche durch immer neue Anleihen gedeckt werden mußten. Dasselbe ergaben die Ausweise von 1866—70. Seitdem trat viermal ein Ueberschuß auf, der nam. 1875 ein höchst beträchtlicher war, so daß sich R. zu Beginne des J. 1876 in der relativ günstigsten finanziellen Situation befand, die es je gehabt, seitdem es Großstaat ist. Nehmen wir den Rubel durchweg der Einfachheit wegen zu 3 Mk., so ergaben sich an

	Einnahmen	Ausgaben	Vergleich
	Millionen Mark		
1866	1058	1240	182 Defizit
1867	1260	1275	15 „
1868	1265	1324	59 „
1869	1372	1406	66 „
1870	1442	1457	15 „
1871	1524	1499	+ 25 Ueberschuß.
1872	1569	1569	
1873	1614	1617	3 Defizit
1874	1673	1650	+ 13 Ueberschuß
1875	1729	1630	+ 100 „

Diese gewaltige Vermehrung der Einnahmen ist zwar einerseits der Reform u. der Erhöhung der Besteuerung zuzuschreiben, andererseits aber auch ein erfreuliches Zeichen der erhöhten Steuerkraft des Volkes, bedingt durch die großartige Maßregel der Bauernemanzipation, durch die Erleichterung des Verkehrs im Innern des ungeheuren Reiches, die dem Handel mit einheimischen Produkten den Weg ins Ausland erst eröffnete u. so einen erhöhten allgemeinen Wohlstand im Lande ermöglichte, wie ihn R. bisher nicht kannte. Etwa $^1/_5$ der Einnahmen resultirt aus einer der ältesten direkten Steuern, der Kopfsteuer, die 1855 nur 45 Mill. Mk. einbrachte, 1875 dagegen 352 Mill., was zum Theil eine Folge von Erhöhung der Steuerquoten ist. Dazu kommt die sog. Handelspatentsteuer (Gewerbesteuer) mit 44 Mill. Mk. Weit wichtiger sind die indirekten Steuern, unter denen die Getränkesteuer obenan steht, ein ganz abnormes Verhältniß, wenn man die Budgets anderer europ. Staaten damit vergleicht. Sie ergab 1875: 592 Mill. Mk., 1874 sogar 602 Mill., deckt also reichlich $^1/_3$ sämmtlicher Staatsausgaben. Der ungeheuere Konsum an Spirituosen wirft ein schlechtes Licht auf die Russen; der seit 1866 sehr gesteigerte Ertrag dieser Steuer (360 Mill. Mk.) rührte übrigens bes. von Steuererhöhung, z. B. von 5 auf 7 Kop. pro Grad reinen Alkohols her. Jedenfalls wird diese Steuer ihr Maximum erreicht haben. Mit Uebergehung der Salz- (33 Mill. Mk.), Tabak- (32) u. Rübenzuckersteuer (10 Mill. Mk.) gelangen wir zu dem drittreichlichsten Einnahmeposten, dem Zollertrag, der sich von 95 Mill. Mk. in 10 Jahren auf 187 Mill. erhob. Neben den genannten Posten sind die Einnahmen aus anderen Quellen nicht von Bedeutung, nam. wenn man den Reinertrag derselben berechnet. Wie in allen Großstaaten verschlingt das Militärbudget ungeheuere Summen. Heer u. Marine kosteten 1875 über 600 Mill. Mk., gegen 462 Mill. im J. 1866. Aber auch die Kosten für die Staatsschuld sind infolge der nothwendigen Anleihen sehr gewachsen, von 226 Mill. Mk. im J. 1866 auf 322 Mill. im J. 1875. Die russ. Staatsschuld mag sich am 1. Jan. 1876 auf 6700 Mill. Mk. belaufen haben. Davon sind jedoch kaum 2700 Mill. in das Hauptbuch der Staatsschulden eingetragen, nämlich eine äußere Schuld von 91,868,000 holl. Gl., 32,389,600 Pfd. Sterl., 78 Mill. Rub. Metall u. 70 Mill. Rubel Papier, meist zu 5 % kontrahirt, u. eine innere von 464 Mill. Rubel zu 4—6 %. Dazu treten: die fünfprozentige Eisenbahnanleihe mit 68,808,000 Pfd. Sterl., die schwebende Schuld (Reichsschatzbillete) mit 216 Mill. Rubel u. verschiedene aus dem Königreich Polen stammende Schulden mit 81 Mill. Rubel. Eben so sehr sind aber auch die Verpflichtungen der russ. Reichsbank als Staatsschulden aufzufassen, da sie ein Staatsinstitut ist u. einen beträchtlichen Theil ihrer Geschäfte für Rechnung des Staates ausführt. Daher sind die cirkulirenden Reichskreditbillete (Papiergeld) im Betrage von 797 Mill. Rubel (ca. 2400 Mill. Mk.), die depositen Schulden (15 Mill. Rubel), die fünfprozentigen Bankbillets 2c. mit etwa 215 Mill. Rubel, endlich die Anleihen zum Loskauf der Bauern (372 Mill. Rub.) den Staatsschulden zuzurechnen. Diesen Passiven muß man dann allerdings die Aktiva gegenüberstellen, welche einerseits im Baarfonds der Bank (231 Mill. Rub.), andererseits in den Vorschüssen bestehen, welche die Eisenbahngesellschaften (676 Mill. Rub.) sowie verschiedene Korporationen (31 Mill. Rub.) erhalten haben u. mit der Zeit zurückerstatten müssen. Zieht man diese Posten ab, so ergiebt sich, wie oben gesagt, als reine Staatsschuld etwa 6700 Mill. Mk.; das ist keineswegs eine Ueberschuldung, denn auf den Kopf der Bevölkerung kommen rund 100 Mk., also nicht viel mehr als im Deutschen Reiche. Aber wenn man die Steuerkraft der Bevölkerung in Erwägung zieht u. bedenkt, welch ein geringer Theil der Schuldenmasse zu produktiven Zwecken verwandt ist, so wird man die genannte Summe als eine schwere Last des Staatsschatzes bezeichnen müssen u. sich nicht wundern, wenn bei kriegerischen Verwicklungen R.s Kredit im Auslande wie im Inlande kein großer ist. — In obigen Summen ist das Budget des Großherzogthums Finnland, welches eine ganz getrennte Verwaltung hat, sowie dessen Staatsschuld (1876: ca. 53 Mill. Mk.) nicht mit enthalten.

Das **Heerwesen** ist seit 1871 völlig umgestaltet worden. Das organisatorische Gesetz datirt vom 1. Jan. 1874. Jeder Russe ist durch dasselbe zum Kriegsdienst verpflichtet, u. zwar zu 15 Jahren im Europ. R., wovon 6 Jahre aktiv; im Asiat. R. 10 Jahre, wovon 7 Jahre aktiv. Diese Dienstzeit wird in ähnlicher Weise wie bei uns durch Nachweis gewisser Bildungsgrade verkürzt. Die stehende Armee besteht aus regulären u. irregulären Truppen. Die Feldarmee der ersteren umfaßt zunächst 48 Infanteriedivisionen à 4 Regimenter, meist zu 8 Bataillonen; zusammen 648 Bataillone (davon 116 im Kaukasus, 4 in Asien), welche im Frieden 370,000, im Kriege 660,000 Kombattanten zählen, ungerechnet 13,000, resp. 16,000 Offiziere. Die Kavallerie besteht aus 18 Divisionen u. 2 Kosakenregimentern 2c., zusammen 349 (im Kriege 357) Escadrons mit 58,000 Mann u. 2500 Offizieren, die Artillerie aus a. 48 Fußartilleriebrigaden mit 299 Batterien, 1200 (im Kriege 2400) Geschützen u. 50,000, resp. im Kriege 73,000 Mann nebst 1950 Offizieren; b. aus 34 Batterien reitender Artillerie, zu denen im Kriege noch 14 Don'sche

Kosakenbatterien kommen. Diese reitende Artillerie ist mit den Kavallerie-divisionen in direkten Zusammenhang gebracht. Die Zahl ihrer Geschütze



Nr. 4720. Russische Armee. Zeichnung von A. Beck.

Offizier der Garde-Husaren. Offizier der Grodno-Husaren. Muselmann von der kaiserlichen Eskorte. Ural-Kosak. Infanterist.



Nr. 4721. Russische Armee. Zeichnung von A. Beck.

Kosak aus der Krim. Grenadier zu Pferd. Lesgier. Garde-Kosak. Garde-Ulan. Kosak vom Reg. Großfürst Thronfolger. Kosak vom Kaukasus. Kaiser-Kürassier. Ulan vom Reg. Großfürst Thronfolger.

beträgt 204, ihrer Mannschaft im Frieden 6000 nebst 5200 Pferden, im Kriege 7500 nebst 8400 Pferden; dazu treten dann 8 Feldartillerie-Parkbrigaden u. 2 Belagerungsartillerie-Parks, ferner 18 Sappeur-bataillone, im Kriege eine große Anzahl von Kolonnen aller Art, so wie sie die moderne Strategie erfordert. Zu der Feldarmee treten als erste Ergänzungen die Reserve-Truppen, deren man 168 Bataillone mit

164,000 Mann aufstellen kann, sodann die 199 Bataillone Ersatztruppen mit 228,000 Kombattanten, 168 Ersatzescadrons mit 44,000 Mann im Frieden bestehen deren nur 56 mit 10,800 Mann, endlich die Lokaltruppen, welche einerseits bes. zum Dienst in Asien herangezogen werden, andererseits den Festungsdienst u. den inneren Dienst im Fall eines Krieges zu versehen haben. Die Stärke dieser Lokaltruppen wird im Frieden auf 83,000, im Kriege auf 147,000 Kombattanten angenommen. Die lokalisirten Kosakentruppen sind hierbei noch nicht gerechnet. Von der Krim u. den Ufern des Don ziehen sich die Kosakenstationen bis zum Amur hin. Jeder Waffenfähige muß hier 20 Jahre dienen; meist bestehen diese irregulären Truppen nur aus Kavallerie. Im Frieden sind sie in 7 Bataillone à 3 Compagnien, 180 Ssotnien Escadrons eingetheilt u. zählen ca 34,000 Mann, 1740 Offiziere u. 52 Geschütze, im Kriege werden sie auf 23 Bataillone, 747 Ssotnien, 180 Geschütze, 131,000 Mann u. 3500 Offiziere gebracht. Die gesammte Kriegsstärke im Europ. R. berechnet sich für die reguläre Armee zu 1,360,000 Mann, im Kaukasus zu 216,000, in Asien zu 35,000 Mann, ungerechnet 44,000 Offiziere nach dem „Goth. Hofkalender" 1877. Dazu kommen dann noch jene 131,000 Mann irregulärer Truppen. Es ist wohl zu beachten, daß viele Neuorganisationen aus dem J. 1875, selbst aus 1876 stammen, so daß nicht anzunehmen ist, daß dieselben jetzt schon durchgeführt sein konnten. Die russ. Kriegsflotte ist zwar nicht den Flotten westeurop. Großmächte entsprechend, doch übertrifft sie die deutsche an Zahl u. Tonnengehalt der Schiffe; sie zählte 1875: 223 Schiffe von 188,000 Tons u. 560 Geschützen. Allerdings auf 6 Meere vertheilt, befindet sich ihr Hauptstock in der Ostsee, darunter 27 Panzerschiffe. Das Budget für Heer u. Marine ist in stetem Steigen begriffen gewesen, wie wir oben gezeigt haben. Im Verhältniß zur Zahl der Bevölkerung entspricht die Kriegsmacht nicht derjenigen anderer Großstaaten.

Noch bleibt eine kurze Betrachtung der nichteurop. Besitzungen übrig. Die Statthalterschaft des Kaukasus ist wesentlich militärisch organisirt, u. die Zügelung der kaukasischen Völkerschaften erfordert noch immer einen bedeutenden Aufwand militärischer Streitkräfte, u. direkten finanziellen Gewinn erzielt R. aus dieser Besitzung selbstverständlich nicht. Die Russen, ca. 1 Mill., bewohnen in geschlossenen Massen fast nur den Nordwestabhang des Gebirges u. reichen im O. bis zum Terek. Die Bevölkerungsdichtigkeit ist hier durchweg viel geringer als im S., nämlich nur 3—400 E. auf 1 □M. Im O., am Kaspischen Meere, ist das Gebiet zwischen Manytsch u. Terek reines Steppengebiet u. meist von Nogaiern (100,000) bewohnt. Das eigentliche Hochgebirge ist fast unbewohnt u. nur schwer zu passirende Straßen führen hinüber. Darunter ist die wichtigste die, welche im Centrum von Wladikawkas am Kasbeck vorbei nach Tiflis führt. An dem genannten Berge spaltet sich der Kaukasus u. zieht in mehreren Rücken nach Osten. Das zwischen ihnen gelegene Gebiet, der Bezirk von Daghestan, ist von den verschiedensten Bergvölkern bewohnt, die man speziell als Kaukasier zu bezeichnen pflegt. Sie treten sporadisch auch in anderen Gebieten wieder auf u. ihre Zahl mag 1 Mill. Seelen betragen. Der bevölkertste Distrikt ist das Gouvernement Kutais im SW. des Gebirges, das ehemalige Mingrelien, von Grusiniern od. Georgiern bewohnt, welche auch noch das obere Thal des Kur mit dem Gebiete der Hauptstadt Tiflis innehaben. Die Zahl der Georgier mag auch ca. 1 Mill. betragen; in Mingrelien steigt die Bevölkerungsdichtigkeit bis über 2000 E., sinkt aber im mittleren u. unteren Kurgebiete, das fast ausschließlich von Tataren (1 Mill.) bewohnt wird, zu 600—800 E. auf 1 □M. herab. Die Gebiete im S. von Tiflis, das Gouvernement Eriwan u. die Halbinsel, auf welcher Baku liegt, ist von Armeniern (600,000) bewohnt. Eine Schwierigkeit der Verwaltung liegt, wie gesagt, in der Unwegsamkeit des Gebirges. Neuerdings hat man eine Eisenbahn von Tiflis nach Poti gebaut, um so Transkaukasien, das von viel größerer Wichtigkeit ist als Ciskaukasien, mit dem Schwarzen Meere u. über die Krim mit R. noch direkter zu verbinden. Tiflis hat 70,000 E. Die Stadt Baku ist am Kaspischen Meere die wichtigste. Unter den Mineralschätzen des gesammten Gebietes müssen bes. die Naphthaquellen genannt werden, die sich am Nordwestabhange des Kaukasus, ferner südlich von Mosdok, um Tiflis u. um Baku finden.

Sibirien ist im W. wesentlich ebener als im O. Den Norden des Gebietes nehmen ausgedehnte Tundren ein, die, ähnlich wie im Europ. R., spärlich von Renthiernomaden bewohnt werden. Das ganze übrige Gebiet gehört der Waldlandschaft an, die an mehreren südl. Stellen dem Ackerbau hat weichen müssen. Die Wälder beherbergen noch heute zahlreiche Pelzthiere, welche zuerst die Russen über den Ural gelockt haben. Nördl. des 58.° beschäftigt der Fang derselben fast ausschließlich die Bewohner. Feste Ansiedelungen finden sich nur an den Ufern der Flüsse, deren Fischreichthum meist die Bewohnbarkeit bedingt. Von den 3½ Mill. Bewohnern darf man sicher 2½ auf die freiwillig od. als Deportirte eingewanderten Russen rechnen. Sie bewohnen in geschlossener Masse einen Streifen Landes, der sich von der Quelle des Ural bis zum Baikalsee hinzieht. Nördl. u. östl. desselben, der etwa 30—50 M. breit ist, haben sie fast nur die Flußthäler der großen Ströme Irtysch, Ob, Jenissei, Lena u. Amur besetzt. Ackerbau u. in einigen Distrikten Bergbau beschäftigt die Bewohner. Die Kommunikation wird größtentheils durch günstige Wasserstraßen vermittelt, welche nur kurze Lücken zwischen den einzelnen Flußsystemen lassen. Fast überall baut sich der Russe in festen Wohnsitzen an, die freilich, je weiter man nach N. u. O. geht, außer den Kosakenposten oft nur wenige Ansiedler zählen. Die bedeutendsten Orte sind in Westsibirien: Tobolsk (20,000 E.), Tomsk (24,000), Barnaul (13,000); in Ostsibirien Irkutsk (27,000 E.), Jakutsk (5000), Nikolajewsk (6000). Den größten Theil des nördl. vom eben bezeichneten russ. Gebiet liegenden Landes nehmen finnische Völker ein. Vom Ural bis zum Jenissei wohnen Samojeden u. Ostjaken u. am Abhange des Ural selbst Wogulen. Getrennt von diesen durch die Russen finden sich im Sajanischen Gebiete die noch weit auf chinesischen Boden übergreifenden Sojoten, gleichfalls finnischen Stammes, vor. Ganz Ostsibirien bewohnen dagegen türk. u. mongolische Völker. Unter letzteren haben die Tungusen die weiteste Verbreitung vom Jenissei bis zum Stillen Ozean; die Kalmüken bewohnen den Altai, die Burjäten das Gebiet um den Baikalsee. Die türk. Völker sind durch Tataren zwischen Irtysch u. Ob u. durch Jakuten vertreten, welch letztere das mittlere u. untere Flußgebiet der Lena inne haben. Den äußersten Osten nehmen die Tschuktschen, Jukahiren, Korjäken u. Kamtschadalen ein, sämmtlich an Zahl sehr geringe Stämme, die sich zum Theil mit Russen vermischt haben. Hier ist die Dichtigkeit der Bevölkerung durchweg äußerst gering, während sie in den russ. Distrikten noch bis auf 3—400 E. auf 1 □M. steigt. Jetzt umfaßt Sibirien folgende Gouvernements u. Gebiete:

	□M.:	Bewohner 1870:	Auf 1 □M.:
Gouvernement Tobolsk	25,000	1,087,000	44
„ Tomsk	15,500	839,000	5
„ Jenisseisk	46,700	373,000	8
„ Irkutsk	14,500	378,000	26
„ Transbaikalien .	11,300	431,000	39
„ Jakutsk	71,400	232,000	3
Amurgebiet	8,200	44,000	5
Küstengebiet	34,300	4,500	—
Summa:	226,900	3,429,000	15

Von der Urbevölkerung sind Viele zur Russ. Kirche bekehrt worden. Man rechnet etwa 3 Mill. Bekenner der Griech. Kirche, 60,000 Mohammedaner, 300,000 Heiden; der Rest entfällt auf Katholiken, Protestanten u. Israeliten.

Centralasien besteht aus zwei sehr verschiedenen Gebieten, der ungeheuren Steppe, welche sich vom Kaspischen Meere bis zum Irtysch hinzieht u. ausschließlich von Nomaden türk. Stammes, den Kirgisen, bewohnt wird, u. dem gebirgigen Terrain im Süden. In ersterem haben die Russen nur die wenigen festen Plätze inne. Einige Städte am Nordrand, wie nam. Omsk am Irtysch mit 27,000 E., gehören zwar administrativ zu Centralasien, in allen übrigen Beziehungen aber zu dem oben beschriebenen westsibirischen Distrikt, der von Russen bewohnt wird. Ausgesprochenen Steppencharakter tragen nam. die Provinzen Uralsk, Turgaï, Akmollinsk, Semipalatinsk, zusammen 35,000 □M. mit etwa 1½ Mill. Bewohnern. Daran schließen sich die Gebiete, welche, um den Aralsee herum gelegen, fast ganz aus Wüsteneien bestehen, mit einzelnen günstigen Strichen, wie Transbaikalien (6000 □M. mit 275,000 nomadisirenden Bewohnern u. das jüngst erworbene Amu-Darja-Gebiet (1900 □M., 110,000 E.), u. der größte Theil des Syr Darja-Territoriums, welches aus einem ebenen, dem Flusse gleiches Namens entlang laufenden Streifen u. aus gebirgigem, besser bewässertem u. mehr bewohntem Gebiet besteht. Der letztere Theil, aus dem Distrikt von Taschkend, dem von Samarkand od. Sarefschan u. Ferghana (das ehemalige Kokand) bestehend, hat in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, da hier die größten der alten Kultursitze sind u. hier das russ. Gebiet sich dem des engl. Ostindien am meisten nähert. Die letzte zu Centralasien gehörige Provinz ist Semiretschensk, wo die Russen wieder günstigeren Boden zu dauernden Niederlassungen gefunden haben. Im obern Gebiet des Syr wohnen Tataren u. Tadschiken. Fast die gesammte nichtruss. Bevölkerung des dem russ. Scepter unterworfenen Gebietes, welches sie Centralasien nennen, bekennt sich zum Islam. Die Russen selbst mögen immerhin schon 2—300,000 betragen.

Geschichte. Die Bewohner der weiten Ebenen im N. des Schwarzen Meeres bezeichnen griech. Geschichtschreiber mit dem Namen der Skythen u. schildern sie ähnlich den Mongolen. Jahrhunderte lang bedrängten sie die reichen milesischen Kolonien am Schwarzen Meere, bis im 5. Jahrh. v. Chr. ihr eigenes Reich zerfiel, die thrakischen Geten von Westen her bis zum Dnjester vordrangen u. die Sarmaten, in die Stämme der Roxolanen u. der Jazygen geschieden, das übrige Land beherrschten. Eine kurze Dauer hatte das bosporanische Königreich des Mithridates in der Krim (ca. 70—63 v. Chr.). Wenig länger als ein Jahrhundert währte die Herrschaft der Gothen vom Don bis zur Donau, da wurden 375 n. Chr.

durch die wandernden Hunnen die Alanen vom Kaukasus her auf sie gewalzt, u. nach ihrem Abzuge hört man nur noch von slavischen Stämmen, deren südlichste im 6. Jahrh. das drückende Joch der Avaren u. der tatarischen Chazaren, der Petschenegen u. Polowzer tragen mußten; ein langes u. schreckliches Andenken hinterließ der kurze Durchzug der rohen Magyaren im 9. Jahrh. Dagegen bewohnen den Norden von R. u. die östl. Gestade des Baltischen Meeres seit unbekannten Zeiten die armseligen Lappen u. die tschudischen Finnen, Esthen u. Liven, Jedem unterthan, der ihnen das Joch auflegen wollte. Eine Geschichte bekamen zuerst die Russen, die Ilowaiski von den Skythen u. Roxolanen abstammen läßt, Ros bei den Griechen, Rus' bei Nestor, in ursprünglicher Form wol Rasar (vgl. Zeuß, „Die Deutschen u. ihre Nachbarstämme", Münch. 1837) von den normännischen Waragern genannt, die im 9. Jahrh. oft an den Küsten des Warägischen Meeres (Ostsee) landeten. Nach der Sage wurden die Warager Rurik (s. d.) u. seine beiden Brüder, Sineus u. Truwor, 862 Gründer des Russ. Reiches, das der Erstere von Nowgorod aus beherrschte u. bis an die Newa, Düna u. Oka ausdehnte. Schon sein Nachfolger Oleg (879—912), der Kijew eroberte, soll vor Konstantinopel gestanden u. 911 einen Frieden geschlossen haben, von dem freilich die byzantinischen Geschichtschreiber nichts erzählen. Auch von Igor (912—945), dem Sohne Rurik's, der schon in Kijew residirte, wird ein Vertrag mit dem byzantinischen Kaiser (945) berichtet, u. seine Wittwe Olga soll 957 in Konstantinopel Christin geworden sein. Ihr Sohn Swatoslaw (945 bis 972) fiel im Kampfe gegen die Petschenegen. Erst Wladimir (980 bis 1015), der seinen Bruder Jaropolk verdrängt u. getödtet hatte, ließ sich 988 taufen u. führte nach seiner Vermählung mit Anna, einer Tochter des griech. Kaisers Romanus, mit Gewalt das Christenthum ein (vgl. „Russische Kirche"). Seitdem gründeten griech. Geistliche u. Mönche Schulen, Klöster u. Kirchen u. schufen die ersten Anfänge von Wissenschaft u. Kunst in R. Nach langem Kampfe mit Vetter u. Bruder kam Jaroslaw (1019—54) zur Regierung, der das Reich bis zum Dnjester, bis zur Mündung der Dwina u. bis zur Kama ausdehnte u. viele Städte gründete (Dorpat 1030). Unter seinen Nachfolgern wurde zwar alles Land bis an das Eismeer u. das Uralgebirge in Besitz genommen u. überall befestigte Städte erbaut (Moskau 1147), aber im Innern zerrüttete fast 2 Jahrhunderte lang Theilung, Aufruhr, Abfall, Verwandtenmord sowie die Nachbarschaft der von 1055—1230 an der ganzen Nordküste des Schwarzen Meeres sich ausbreitenden räuberischen Polowzer die Kraft des Reiches, während in Esthland die Dänen, in Livland die Deutschen vordrangen u. Fuß faßten. Nur für kurze Zeit brachte der schreckliche Einfall der Tataren Einigkeit unter die russ. Großfürsten. Ihr grausamer Sieg an der Kalka 1224 war schnell vergessen, als sie sich unerwartet nach Asien zurückzogen. Ihre Wiederkehr in das von Neuem durch Zwietracht, Seuchen, Hungersnoth verheerte Land wurde um so verhängnißvoller. Schon 1237 erschien der Neffe Temudschin's, Batu, verwüstend an den Ufern der Wolga, nahm Rjasan, Moskau, 1238 Wladimir u. Twer, besiegte die Polowzer, nahm 1239 Tschernigow, ließ durch seinen Neffen Mangu 1240 Kijew zerstören, zog sich dann aber nach der Schlacht bei Wahlstatt in sein Reich Kaptschak an der Wolga zurück, wo Jaroslaw 1243 vor ihm erscheinen mußte, um die Oberherrschaft über ganz R. aus seinen Händen zu empfangen und dafür Tribut und Unterwürfigkeit zu versprechen. Seitdem beginnen die beiden Jahrhunderte tiefster Knechtschaft für R.

Die russischen Herrscher seit Iwan III.

Iwan III., Zar 1462, befreit R. von der Tatarenherrschaft 1481, † 1505.

Johann. — Wassilei, Zar 1505—33.

Demetrius. — Georg Romanow.

Iwan IV., der Schreckliche, Zar 1533—84, vermählt mit Anastasia, † 1560. — Nikitiez Romanow.

Feodor, Zar 1584—98, der Letzte aus Rurik's Stamm, verm. mit Irina, Schwester v. Boris Godunow (Zar von 1598—1605). — Demetrius, 1591 auf Anstiften des Boris ermordet. — Feodor, † 1632 als Patriarch, vermählt mit Xenia, gen. Marfa.

Vier falsche Demetrius, 1605—13. — Michael, Zar 1613, † 1645, verm. mit Eudoxia Lucanov.

Alexei, geb. 1630, Zar 1645, † 8. Febr. 1676. Verm. 1. mit Maria Iliniez, 2. mit Natalia Naryschkin.

1. Feodor, geb. 1657, Zar 1676, † 27. April 1682. — 1. Iwan, geb. 1663, Zar 1682—89, † 1696, verm. mit Proscovia Soltikoff. — 1. Sophie, Regentin für Iwan u. Peter 1682 bis 1689, † 1704 im Kloster. — 2. Peter I., der Gr., geb. 11. Juni 1672, Zar 1682 mit Iwan, Alleinherrscher 1689, nennt sich Kaiser 1721, † 8. Febr. 1725. Verm. 1. 1689 mit Eudoxia Lapuchin, verstoßen 1698, † 1731. 2. 1707 mit Katharina I., Kaiserin 1725, † 17. Mai 1727.

Katharina, geb. 28. Jan. 1692, verm. 1716 mit Karl Leopold v. Mecklenburg. — Anna, geb. 1793, Kaiserin 1730, † 28. Okt. 1740. Verm. 1710 mit Herzog Friedr. Wilh. v. Kurland († 1711). — 1. Alexei, geb. 1690, † 7. Juli 1718, verm. mit Charlotte v. Braunschweig. — 2. Anna, geb. 5. Febr. 1708, † 1728, verm. 1725 mit Karl Friedrich v. Holstein-Gottorp. — 2. Elisabeth, geb. 29. Dez. 1710, Kaiserin 1741, † 5. Jan. 1762.

Anna (Elisabeth), geb. 1718, 1740 Regentin, 1739 verm. mit Anton Ulrich v. Braunschw., gefangen 1741, † 1775. — Peter II., geb. 1715, Kaiser 1727, † 18. Jan. 1730. — Peter III. (Karl Peter Ulrich), geb. 21. Febr. 1728, Kaiser 5. Jan. 1762, abgesetzt 9., † 14. Juli 1762, verm. 1745 mit Katharina II. (Sophie v. Anhalt-Zerbst), geb. 2. Mai 1729, Kaiserin 9. Juli 1762, † 17. Nov. 1796.

Iwan III., geb. 23. Aug. 1740, Kaiser 28. Okt. 1740, abges. 5. Dez. 1741, † in Schlüsselburg 5. Aug. 1764. — Paul I., geb. 1. Okt. 1754, verm. 1. 1773 mit Natalie (Wilhelmine) v. Hessen-Darmstadt, † 1776. 2. 1776 mit Marie (Sophie) v. Württemberg, † 1828. Kaiser 17. Nov. 1796, † 24. März 1801.

Alexander I., geb. 23. Dez. 1777, verm. 1793 mit Elisabeth (Louise) v. Baden, Kaiser 1801, † 1. Dez. 1825. — Konstantin, geb. 8. Mai 1779, † 27. Juni 1831, entsagte der Thronfolge 1822 u. 25, verm. 1. 1796 mit Anna v. Koburg, gesch. 1820, 2. morg. 1820 mit der Fürstin v. Lowicz, † 1831. — Sechs Töchter. — Nikolaus I., geb. 6. Juli 1796, verm. 1817 mit Alexandra (Charlotte) v. Preußen, Kaiser 1. Dez. 1825, † 2. März 1855. — Michael, geb. 8. Febr. 1798, verm. 1824 mit Helene v. Württemberg.

Alexander II., geb. 29. April 1818, verm. 1841 mit Marie v. Hessen-Darmstadt, Kaiser 2. März 1855. — Olga, geb. 1822, verm. 1846 mit König Karl I. v. Württemberg. — Nikolaus, geb. 8. Aug. 1831, verm. 1856 mit Alexandra v. Oldenburg. — Konstantin, geb. 21. Sept. 1827, verm. 1848 mit Alexandra v. S.-Altenburg. — Michael, geb. 25. Okt. 1832, verm. 1857 mit Olga v. Baden.

Nikolaus, geb. 1843, † 24. Apr. 1865. — Alexander, geb. 10 März 1845, verm. 1866 mit Dagmar von Dänemark. — Wladimir, geb. 22. April 1847, verm. 1874 mit Marie v. Mecklenburg. — Alexis, geb. 1850. — Sergius, geb. 1857. — Paul, geb. 1860. — Maria, geb 1853, verm. 1874 m. Alfred Herz. v. Edinburgh. — Nikolaus, geb. 1850. — Olga, geb 1851, verm. 1867 m. Kg. Georg v. Griechenland. — Konstantin, geb. 1858. — Dimitri, geb. 1860. — Wjatscheslaw, geb. 1862.

Nikolaus, geb. 18 Mai 1868. — Georg, geb. 9 Mai 1871. — Alexander, geb. 1875. — Cyrill, geb. 1876. — Nikolaus, geb. 1856. — Peter, geb. 1864. — Nikolaus, geb. 1859. — Anastasia, geb. 1860. — Michael, geb. 1861. — Georg, geb. 1863. — Alexander, geb. 1866. — Sergius, geb. 1869.

Jaroslaw starb 1247 auf der Rückkehr aus dem Amurlande, wohin er zu neuer Huldigung befohlen war. Auch Nowgorod, welches mit Riga, Gothland, Schweden u. Deutschland längst in regster Handelsverbindung stand, mußte sich bequemen, die 1257 eingeführte allgemeine Kopfsteuer zu zahlen. Eine Zeit lang glückte es wenigstens noch, die nördlichen Feinde zurückzuschlagen. So siegte Alexander 1240 über die Schweden an der Newa (später davon Newskij zugenannt), 1242 über die Deutschen Ordensritter auf dem Eise des Peipussees u. führte als Großfürst von Wladimir (1252–63) ein kraftvolles Regiment. Allein die Eifersucht seiner Nachkommen, die alle Großfürsten sein wollten u. den Großkhan zum Schiedsrichter wählten, dem solche Zwietracht bequem war, vernichtete jedes nationale Einheitsgefühl. Im NW. des Reiches mußten Fürst Georg von Moskau u. die Stadt Nowgorod im Frieden bei Orechowez (Schlüsselburg), der so eben neu erbauten Schutzfestung am Ladogasee, 1323 einen großen Theil Finnlands an die Schweden abtreten, u. das neue Reich Lithauen trug vielleicht schon zu derselben Zeit unter seinem Gründer, dem Fürsten Gedimin, seine Grenzen bis über das Dnjeprthal u. Kijew vor. Erst seitdem 1328 Iwan von Moskau (1328–40) Großfürst geworden war, begann in das verkleinerte Reich Einheit u. Ordnung einzuziehen. Nun blieb der moskowitische Großfürstenstamm bis zum Erlöschen der Dynastie 270 Jahre lang der allein herrschende. Seine Hauptstadt wurde nicht nur der nationale, sondern durch die gleichzeitige Uebersiedelung des Metropoliten (von Wladimir) auch der religiöse Mittelpunkt des russ. Volkes. Alle Versuche der Fürsten von Nowgorod, Rjasan, Twer, Nishnij-Nowgorod, die Einheit zu stören, alle Angriffe der Lithauer (1368–1402), der Tataren (1377–86, 1446) u. der Mongolen Timur's (1395–1405) wurden, wenn auch mit wechselndem Glück u. nach dem Verluste von Smolensk (1402) von Moskau aus endlich besiegt u. die großfürstliche Gewalt mehr u. mehr zu einer unumschränkt despotischen, die sich nur noch vor dem Herrn der Goldenen od. Kaptschakischen Horde beugte. Iwan III. (1462–1505) wurde der zweite u. eigentliche Gründer des Russ. Reiches. 1471 gelang es, das mächtige Nowgorod, welches im Bunde mit Kasimir von Polen den letzten Rest von Abhängigkeit abwerfen wollte, vollständig zu bewältigen — ihre Verfassung vernichtete er 1478 —, 1472 Perm tributpflichtig zu machen, durch Verheirathung mit der byzantinischen Prinzessin Sophia, welche sich in Rom befand, sowol mit dem Papste als mit Konstantinopel in nähere Verbindung zu treten u. im Bunde mit dem Khan der Krim u. den nogaischen Steppenbewohnern 1480 die Goldene Horde u. ihre Hauptstadt Sarai zu verwüsten. Von den zweihundertjährigen Fesseln der Knechtschaft befreit, erweiterte R. nun seine Grenzen nach allen Seiten. Während ein Heer die sibirischen od. „jugorischen" Völker am Ob u. Irtysch, welche einst an Nowgorod Tribut gezahlt hatten, 1483—99 zur Unterwerfung brachte u. die reichen Silberminen des Ural R. zu eigen machte, eroberte Iwan 1487 für kurze Zeit Kasan, 1496 im Kampfe mit Schweden Karelien, kämpfte aber 1501—1503 unglücklich mit dem livländischen Ordensmeister Walther v. Plettenberg. In den Verhandlungen mit Kaiser Maximilian wurde Iwan bereits mit dem Titel „Zar" benannt, den auch sein Sohn annahm. Wassilii IV. (1505—34) zog die letzten russ. Theilfürstenthümer ein u. entriß 1514 den Lithauern das 1402 von ihnen eroberte Smolensk, bildete ein stehendes Heer aus Eingeborenen u. Ausländern, darunter die erste mit Flinten bewaffnete Truppe der später so gefürchteten Strelitzen (Strjelzi), machte dem Zarthum in Kasan 1552, dem in Astrachan 1554 ein Ende, bemühte sich aber vergebens, den Deutschen Livland zu entreißen. Die weitere Eroberung Sibiriens, dessen westlichste Landstriche nur in einer losen Abhängigkeit von R. standen, übertrug er 1574 den Stroganow's u. diese wieder dem tapferen Kosakenhetman Jermak, durch dessen Tod 1584 sie ins Stocken gerieth, so daß sie erst unter Feodor (1584—98) 1587 vollendet wurde. Mit diesem schwachen Fürsten, der sich gänzlich der Leitung seines Schwagers, Boris Godunow, überließ, starb der Mannesstamm Rurik's aus, da sein Stiefbruder Dimitri 1591 heimlich ermordet ward, u. Boris Godunow (1598–1605) bestieg den Thron. Aber die Unzufriedenheit des Volkes während einer entsetzlichen Hungersnoth, die Intriguen des polnischen Königs Sigismund u. des päpstlichen Nuntius verschafften einem polnischen Mönche die Möglichkeit, sich für Demetrius (s. d.), der nicht getödtet, sondern heimlich gerettet worden sei, auszugeben u. ein Jahr lang als Zar zu herrschen. Eine Verschwörung der Schuiski's machte seiner Herrschaft ein Ende, aber Wassilii V. (Schuiski), der es versuchte, R. zusammen mit einem Bojarenrath zu regieren, wurde schon 1610 wieder abgesetzt, während gleichzeitig der zweite Demetrius, der, von Polen unterstützt, im Süden anerkannt worden war, an der Kaluga auf der Jagd erschossen wurde. Nachdem noch drei Jahre der Prinz Wladislaw von Polen, zwei falsche Dimitri u. mehrere Bojarenhäupter um die Krone gestritten hatten, vereinigte man sich endlich, den 17jähr. Sohn des Patriarchen Philaret, Michael Romanow (1613 bis 1645), auf den Thron zu erheben. Mühsam gelang es diesem, im Kampfe gegen Aufstände, Räuberbanden u. nogaische Tataren den Sieg zu erringen, doch mußte er im Frieden von Stolbowa 1617 an Gustav Adolf von Schweden ganz Ingermanland u. Kexholm, im Waffenstillstand von Dewulina 1618 u. im Frieden an der Polänowka 1634 an Polen den größten Theil des heutigen Gouvernements Smolensk abtreten u. allen Ansprüchen auf Livland, Kurland u. Esthland entsagen. Mit England schloß er 1621, mit Frankreich 1629, mit den Niederlanden 1634 Handelsverträge. Alexei Michailowitsch (1645—76) warf Aufstände in Moskau, Pskow u. Nowgorod nieder, gab dem Lande in der Uloshenie 1649 ein neues Gesetzbuch, unterwarf 1654 die saporogischen Kosaken u. erlangte nach einem 13jähr. Kriege mit Polen 1667 im Frieden zu Andrussow den Besitz von Smolensk, Sjewerien, Tschernigow u. der Ukräne sowie die Oberherrschaft über die Kosaken u. Kijew. Wie er durch eine Synode den Uebermuth des Patriarchen von Moskau 1666 mit Verbannung bestrafen ließ, so vernichtete sein Nachfolger Feodor (1676—82) durch Verbrennung der Adelsbücher (Rosrädsbücher) jene thörichte Gewohnheit (Meestnitschestwo genannt), nach welcher kein Offizier od. Beamter dem andern Gehorsam leisten durfte, wenn dessen Ahnen ein geringeres Amt bekleidet hatten als die seinigen. Da er keine Erben hinterließ u. sein 16jähr. Bruder, der körperlich u. geistig schwache Iwan, auf die Krone verzichtete, so wurde der 10jähr. Peter zum Zaren u. seine Mutter Natalie Narischkin zur Regentin erklärt. Aber seine ränkevolle Stiefschwester Sophia reizte die Strelitzen zum Aufstande, die jene zur Regentin für ihre Brüder, die beiden Zare Iwan u. Peter, machten. Als sie selbst den Zarentitel angenommen u. die Strelitzen zum Aufstande gegen Peter gereizt hatte, verbannte sie dieser in das Kloster Susdahl u. führte (1689—1725) als Selbstherrscher die Regierung allein, die Iwan († 1696) ihm willig überließ. Nachdem er durch gewaltsame Reformen europ. Kultur in R. eingeführt, während des Nordischen Krieges (s. d.) Petersburg gegründet u. seine Herrschaft bis zur Ostsee, durch einen Krieg mit Persien bis zum Südufer des Kaspischen Meeres ausgedehnt hatte, vertauschte er den Zarentitel mit dem eines Kaisers aller Reußen. Die Gemahlin u. Nachfolgerin Peter's d. Gr. Katharina I. (1725—27) überließ die Regierung dem allmächtigen Fürsten Menschikoff (s. d.) u. dem Vizekanzler Ostermann, welche nach einem angeblichen Testament der Kaiserin den 12jähr. Enkel Peter's d. Gr., Peter II. Alexejewitsch (1727—30), auf den Thron erhoben, der 1728 nach dem Sturze Menschikoff's den Hof nach Moskau verlegte u. ganz unter dem Einflusse der Dolgoruki's stand. Seine Nachfolgerin Anna Iwanowna (1730—40) kehrte unter dem Einflusse ihres Günstlings Biron (s. d.) u. ihres Generalfeldmarschalls Münnich (s. d.) zu der despotischen Regierungsweise u. zu der kriegerischen Politik Peter's d. Gr. zurück. Seit R.s Betheiligung am Polnischen Erbfolgekriege (s. d.) wurde sein Einfluß auf den poln. Adel u. König dauernd, seit dem Kriege mit der Türkei (1735—39), der im Belgrader Frieden Asow einbrachte, das schon Peter d. Gr. erworben, aber wieder verloren hatte, sein Weitergreifen am Schwarzen Meere zur Tendenz der russ. Politik. Der einjährige Iwan (1740—41), für welchen drei Wochen lang Biron, dann nach dessen Sturz seine Mutter Anna von Braunschweig die Regentschaft führte, wurde nach dem Beginn des Oesterreichischen Erbfolgekrieges durch die Intriguen des franz. Gesandten de la Chetardie u. des Arztes Lestocq verdrängt, u. die Tochter Peter's d. Gr., Elisabeth (1741—62), bestieg den Thron, für welchen sie durch die Nachfolgeakte von 1742 ihren Neffen Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp zum Erben bestimmte. Durch den Schwedischen Krieg (1741 bis 1743) erlangte sie im Frieden zu Åbo 1743 die Erweiterung der russ. Grenze bis zum Kymeneflusse in Finnland u. die Anerkennung Adolf Friedrich's von Holstein zum Thronfolger in Schweden. 1746 schloß sie ein Bündniß mit Oesterreich u. erzwang dadurch den Frieden zu Aachen (1748). 1756 gab ihr Haß gegen Friedrich d. Gr. den Hauptantrieb zum Siebenjähr. Kriege u. zu einem engeren Bündnisse mit Oesterreich u. Frankreich. Vom Jan. 1758 an war sie im Besitze von Ostpreußen u. sah nach den Schlachten bei Zorndorf u. Kunersdorf ihre Heere bis Berlin vorrücken. Peter III. (1762) nahm während seiner kurzen Regierung Partei für Preußen. Sein Sturz u. die Thronbesteigung seiner Gemahlin Katharina II. (1762–96) erhob R. zu einer europ. Großmacht. Durch zahlreiche Reformen, durch Herbeiziehung deutscher Kolonisten, durch Erbauung von Städten, durch scheinbare Einführung eines Gesetzbuches u. einer Konstitution, wußte sie den Ruf einer Pflegerin aller Kultur zu gewinnen. Während es ihr erst 1774 gelang, den Kosaken Pugatschew (s. d.) zu bekämpfen, der im Osten R.s sich für Peter III. ausgab, war ihr Hauptstreben auf die Erwerbung poln. u. türk. Ländereien gerichtet. Die Erhebung ihres ehemaligen Lieblings Stanislaus Poniatowski (1764–95) auf den Thron von Polen (s. „Polen, Geschichte") u. die Begünstigung der Streitigkeiten zwischen Katholiken u. Dissidenten durch ihren Gesandten, den Grafen Repnin, bildeten nur das Vorspiel zu den drei Theilungen Polens (1773, 1793, 1795), durch welche R. um

8000 □M. vergrößert wurde. Nach dem ersten Türkenkriege 1768–74) erhielt sie im Frieden von Kutschuk-Kainardschi die Kabardei am Kaukasus, freie Schiffahrt aus dem Schwarzen in das Aegäische Meer, das Schutzrecht über die Donaufürstenthümer u. vor Allem die Befreiung der Tataren in der Krim von der türk. Oberherrschaft. Nachdem sie Englands Uebermuth zur See 1780 durch die Stiftung des bewaffneten Neutralitätsbundes beschränkt hatte, schritt sie zur Bewältigung der Krim, die 1783 durch ihren Günstling Potemkin (s. d.) gelang. Ein zweiter siegreicher Krieg gegen die Türkei, den bis 1791 auch Oesterreich mitkämpfte, führte jedoch 1792 nur zur Abtretung des Landes bis zum Dnjestr im Frieden von Jassy. Inzwischen hatte Katharina mit wechselndem Glücke gegen den Schwedenkönig Gustav III. gefochten; der Friede zu Werelä 1790 brachte weder Gewinn noch Verlust, aber seit 1791 verband sie sich mit ihm, bald darauf mit England u. mit den vertriebenen Prinzen zum Kampfe gegen die Französische Revolution. Dennoch hinderten die Verhältnisse Polens, ein Krieg mit Persien u. finanzielle Noth sie an thätigem Eingreifen. Ihr Sohn u. Nachfolger Paul I. (1796 bis 1801) sandte Suworow, um im Bunde mit Engländern, Oesterreichern u. Türken die neugegründeten Republiken Italiens aufzuheben u. Monarchien herzustellen (1799), entzweite sich aber bald mit England u. Oesterreich, schloß Freundschaft mit Napoleon u. wurde das Opfer einer Palastverschwörung, als er alle nordischen Staaten zum Kampfe gegen England zwingen wollte. Sein Sohn Alexander I. (1801–25) half den Frieden zu Luneville u. den der nordischen Staaten mit England vermitteln u. sorgte dann im besten Sinne für die Wohlfahrt R.s. Als er erkannte, daß Napoleon nicht gesonnen sei, ihm die Stelle eines Vermittlers in den europ. Angelegenheiten zu gewähren, betrieb er im Einverständniß mit England eine Koalition gegen Frankreich, welche 1805 mit der Schlacht bei Austerlitz ein klägliches Ende nahm. Der persönliche Freundschaftsbund mit Friedrich Wilhelm III. von Preußen (5. Nov. 1805) hatte weder diesen zum Eintritt in die Koalition vermocht, noch bewährte er sich bei dem Frieden zu Tilsit 1807. R. verlor zwar Korfu, Cattaro u. das oldenburgische Jever, nahm aber dafür das preuß. Bialystock an u. eröffnete dann den Krieg gegen Schweden, durch welchen die russ. Grenze 1809 bis zum Torneo erweitert wurde. Dennoch wurde die Freundschaft mit Napoleon nur mühsam u. scheinbar festgehalten. Zum Kampfe gegen Oesterreich schickte zwar Alexander 1809 ein Hülfsheer, das nichts that, aber doch eine Erweiterung des russ. Polens auf Kosten Galiziens einbrachte; allein schon 1810 kam es zu lebhaftem Notenwechsel über das Herzogthum Warschau, das Napoleon gegründet hatte, u. über sein Kontinentalsystem. Nur der Spanische Krieg u. der Russisch-türkische hinderten noch den Ausbruch der Feindseligkeiten. Nachdem R. im Frieden zu Bukarest 1812 Bessarabien u. die Moldau bis zum Pruth gewonnen, mit Schweden u. Spanien sich insgeheim verbündet, mit England bereits angeknüpft hatte, konnte es den Gegner erwarten, der ihm zwar Niederlagen u. schweren Schaden beibrachte, aber doch vernichtet zurückweichen mußte. Am 27. Febr. 1813, nachdem ganz Polen besetzt war, schloß Alexander einen Bund mit Preußen zu Kalisch, am 9. Sept. mit Oesterreich, am 3. Okt. mit England. Durch die Schlacht bei Leipzig u. den Pariser Frieden von 1814 blieb R. der Besitz von Polen u. beinahe der vornehmste Rang unter den Großmächten gesichert. Aus Frömmigkeit u. Furcht vor Störung des Friedens wurde Alexander der Stifter der Heiligen Allianz, betrieb 1820 auf dem Kongreß zu Troppau u. 1822 zu Verona im Einverständnisse mit Metternich die Bekämpfung des revolutionären Geistes in Europa u. ließ die Sache der Griechen im Stich, die fest auf ihn gehofft hatten. Endlich gerieth er über das Geschick Griechenlands auf den Petersburger Konferenzen mit den anderen Großmächten in offenen Widerspruch u. rüstete sich, um mit den Waffen seine Absicht auszuführen, als ihn am 1. Dez. 1825 der Tod hinraffte. Trotzdem er in Esthland, Livland u. Kurland die Leibeigenschaft aufgehoben u. manche andere Reform im Geiste der Gerechtigkeit u. Milde vollbracht hatte, erbitterte in den letzten Jahren seiner Regierung die Verschärfung der Censur, die Strenge der Polizei, die Maßregelung mehrerer Universitäten einen großen Theil der Nation so sehr, daß sich eine weitverzweigte Verschwörung, vor Allem von Offizieren, gebildet hatte, die das Haus Romanow zu stürzen u. eine Art Republik herzustellen hoffte. Da der freiwillige Verzicht Konstantin's auf die Nachfolge geheim gehalten war u. Nikolaus zuerst für jenen u. wenige Tage später, als derselbe nochmals entsagt hatte, für sich den Eid der Truppen verlangte, kam es es zum Aufstande der „Dekabristen“. Durch wohlwollendes Zögern u. dann um so entschiedenere Bekämpfung sicherte Nikolaus I. (1825 bis 1855) sich den Thron, mehr noch durch einen glücklichen Krieg mit Persien. Als der pers. Prinz Abbas-Mirza in das Gebiet von R. einbrach, schlug ihn Paskiewitsch (s. d.) 1826 bei Elisawetpol, nahm Etschmiadzin, Eriwan u. Tabris u. erlangte 1828 im Frieden von Turkmantschai die Abtretung der Provinzen Eriwan u. Nachitschewan. Wenige Wochen später überschritt ein russ. Heer den Pruth. Die Türkei, durch den griech. Aufstand bedrängt, durch die Empörung u. dann die Vernichtung der Janitscharen geschwächt, hatte die zu Akjerman 1826 bewilligten Forderungen in Betreff der Donaufürstenthümer u. der Schiffahrt in den Dardanellen nicht sogleich erfüllt u. zögerte selbst nach der Niederlage von Navarin mit der Annahme der Vorschläge über die Stellung der Griechen. Als ein Aufruf des Sultans im Dez. 1827 Beleidigungen gegen R. schleuderte, antwortete Nikolaus mit der Kriegserklärung. Als Wittgenstein durch Diebitsch ersetzt war, erlitt das russ. Heer zwar bei der Belagerung von Schumla eine Schlappe, rächte sich aber durch den glänzenden Sieg bei Kulewtschi 11. Juni 1829 u. ging, da auch Silistria am 30. sich ergab, über den Balkan. Als Diebitsch 20. Aug. in Adrianopel eingezogen war, erfolgte der Abschluß des Friedens, durch den R. Gebiete in Kaukasien u. die sandigen Inseln in der Donaumündung erhielt, der Sultan zugleich die Unabhängigkeit Griechenlands anerkannte. Die Julirevolution des folgenden Jahres reizte Polen zum Aufstande (s. „Polen, Geschichte“). Nach blutiger Unterdrückung desselben wurde die selbständige Verfassung des Königreichs aufgehoben u. dieses durch das organische Statut vom 26. Febr. 1832 in eine russ. Provinz verwandelt. Mit den benachbarten Herrschern von Preußen u. Oesterreich wußte Nikolaus durch drei Zusammenkünfte in Münchengrätz (1833), Teplitz u. Kalisch (1835) ein persönliches Freundschaftsverhältniß zu erhalten, das seinen Einfluß auf Europa verstärkte. Durch Unterstützung der Türkei gegen Mohammed Ali (s. d.) von Aegypten erlangte er 1833 die Zusicherung, daß die Dardanellen sich keinem fremden Schiffe außer russ. öffnen dürften. Der engl. Politik in Asien den Rang abzulaufen glückte R. jedoch noch nicht. Als der russ. Gesandte Persien zum Angriff auf Herat reizte, scheiterte derselbe 1837 an der tapferen Gegenwehr der Besatzung unter dem Engländer Pottinger. Vielmehr errang bald die engl. Politik in Persien vollkommen den Sieg, indem der Gouverneur von Indien, Lord Auckland, 1839 statt des von R. unterstützten Usurpators Mohammed den Fürsten Schudschah auf den Thron setzte. Ein Angriff R.s auf Khiwa scheiterte 1839 an der Ungunst des Klimas; selbst die Tscherkessen u. Tschetschenzen am Kaukasus zu besiegen bemühte sich R. seit 1832 mit geringem Erfolg u. erfuhr manche Niederlage, seitdem sich 1839 Schamyl (s. d.) als Feldherr u. Prophet an ihre Spitze gestellt hatte. Die Verschwörung der Polen 1846 wurde von Nikolaus schneller entdeckt u. bekämpft als von Oesterreich u. Preußen, u. die Revolutionen von 1848 gaben R. bequemen Anlaß, seine Machtstellung in Europa zu erhöhen. Die Türkei ließ sich gern die Besetzung der Donaufürstenthümer gefallen u. gestattete im Vertrage von Balta-Liman 1849, daß R. stets einrücke, sobald die Noth es erheische. Zur Bekämpfung des magyarischen Aufstandes wurde Paskiewitsch den Oesterreichern zu Hülfe geschickt u. Görgey schloß 13. Aug. 1849 mit ihm die Kapitulation von Vilagos. Als zum Schutze der Herzogthümer Schleswig-Holstein die preuß. Truppen in Jütland eingerückt waren, erzwang R. im Bunde mit England zuerst den Waffenstillstand von Malmö (26. Aug. 1848), auf der Konferenz von Olmütz (29. Nov. 1850) die Preisgebung der Herzogthümer an Dänemark, die Wiederherstellung des Deutschen Bundes u. brachte es endlich (8. Mai 1852) zu jenem Londoner Protokoll, durch welches Christian von Holstein-Glücksburg zum Thronfolger erklärt wurde. R. stand thatsächlich an der Spitze Europa's. Der Augenblick schien günstig, um die Sache der Türkei in Angriff zu nehmen, vielleicht gar zu Ende zu führen. Einen dürftigen Anlaß suchte Nikolaus darin, daß auf Grund alter Verträge mit Frankreich dem lateinischen Patriarchen die Schlüssel zur Geburtskirche in Bethlehem ausgeliefert wurden, die so lange der griech. Patriarch in Verwahrung gehabt hatte. Er verlangte als eine „genügende Bürgschaft“ für die Duldung der Griechisch-Katholischen in der Türkei das „unbedingte Schutzrecht“ über dieselben. Trotzdem Fürst Menschikoff durch burschikoses Auftreten — er erschien 2. März 1853 vor dem Divan im Reisepaletot mit bestäubten Stiefeln — u. durch Drohungen einzuschüchtern suchte, blieb der Sultan um so unerschütterlicher bei seiner Weigerung, da er auf eine Unterstützung durch die engl. Flotte hoffte. Ein Divan lehnte mit 42 gegen 3 Stimmen die Annahme eines neuen Vertrages mit R. über die griech. Unterthanen ab, Mentschikoff verließ Konstantinopel 21. Mai, u. Nikolaus erklärte 31. Mai, er werde die Donaufürstenthümer als Pfand besetzen, wenn nicht binnen acht Tagen seine „gerechten Forderungen“ erfüllt würden. Da er nicht ahnte u. nicht für möglich hielt, daß schon im Anfang ein Einverständniß zwischen England u. Frankreich erzielt u. beide Flotten auf dem Wege nach den Dardanellen waren, so rückten seine Truppen unter Gortschakoff 2. Juli in die Moldau ein. Als auch die Vermittelungsvorschläge einer Wiener Konferenz von den Vertretern der vier westl. Großmächte vergeblich gewesen waren, begann im Oktober der Krimkrieg (1853–56). Am 28. Okt. ging Omer Pascha bei Widdin über die Donau u. verschanzte sich bei Kalafat, am 30. Nov. wurde die türk. Flotte bei Sinope durch den russischen Admiral Nachimoff vernichtet.

Nun schlossen auch die beiden Westmächte einen Bund 12. März 1854 mit der Pforte gegen R. u. Oesterreich, auf dessen Dankbarkeit der Zar gerechnet hatte, verlangte die Räumung der Donaufürstenthümer, aus denen die russ. Truppen, nachdem sie monatelang vergeblich Silistria belagert hatten, im Juni 1854 den Rückzug antraten. Während eine franz.-engl. Flotte unter Napier u. Baraguay d'Hilliers im Finn. Meerbusen alle Häfen blockirte u. 16. Aug. 1854 die Festung Bomarsund auf den Ålandsinseln einnahm, begab sich eine Armee u. Flotte von Varna aus nach der Krim. Von Eupatoria aus drang ein Heer bis zur Alma vor u. besiegte dort 20. Sept. den Fürsten Menschikoff, aber die verlustreichen u. fast unentschiedenen Schlachten bei Balaklava (25. Okt.) u. bei Inkerman (5. Nov.), sowie Fieber, Typhus u. Skorbut nöthigten auch die Verbündeten, welche zugleich die Festung Sebastopol belagerten, zu neuen Rüstungen u. größeren Aushebungen. Am 10. Jan. 1855 schloß sich ihnen auch Sardinien an u. versprach 15,000 Mann zu schicken. Unerwartet starb 2. März 1855 Kaiser Nikolaus. R. verdankte ihm mannichfaltige Verbesserungen auf dem Gebiete des Ackerbaues u. des Handels. Selbst Leibeigene durften seit 1848 Grundeigenthum erwerben u. die verschuldeten Güter ihrer Herren an sich kaufen. Sein eifrigstes Bestreben ging dahin, alle nationalen Unterschiede aufzuheben, Juden, Polen u. Deutsche zu russifiziren, u. andererseits die Griech. Kirche womöglich zur alleinherrschenden zu machen. 1839 zwang er mehrere Millionen der Unirten griech.-kathol. Kirche zum Eintritt in die Staatskirche u. zog doch alles kirchliche Vermögen 1842 für den Staat ein. Seinem Nachfolger Alexander II., der als mild, aufgeklärt u. als Freund des Friedens bekannt war, lag nun zunächst ob, den Krieg in ehrenvoller Weise zu Ende zu führen. Trotzdem mit unerhörter Anstrengung unter den Augen der Feinde die gesammten Befestigungswerke Sebastopols nach sog. preuß. Systeme umgestaltet wurden, nahm Bazaine 1. Mai die Außenwerke der Centralbastion, u. wenn auch der heftige Sturm auf den Malakoff 18. Juni abgeschlagen wurde, so mußte sich nach der Einnahme des Malakoffthurmes 8. Sept. die Festung endlich doch ergeben. Am 10. Sept. hielt Pélissier seinen Einzug in die rauchenden Trümmer. Dafür rettete Murawieff durch die Einnahme der türk. Festung Kars 28. November wenigstens die militärische Ehre R.s. Der Friede zu Paris, welcher 30. März 1856 unterzeichnet wurde, erklärte das Schwarze Meer für neutral, die Schiffahrt auf der Donau für unbeschränkt, gab die Moldau, welche um ein kleines Stück Land am linken Donauufer auf Kosten R.s vergrößert wurde, die Walachei u. Serbien unter den gemeinsamen Schutz der Mächte, hob jegliches Schutzrecht über die Christen in der Türkei selbst auf u. verbürgte dem Sultan die Unverletzlichkeit seines Gebietes. Alexander wandte sich seitdem ausschließlich den inneren Reformen zu, um nachzuholen, was unter der Herrschaft seines Vaters versäumt war u. — R. zu erfolgreicherer Aktion fähig zu machen. Er milderte die Censur für die einheimische u. für die auswärtige Presse, erleichterte die Reisen in das Ausland, begünstigte den Eisenbahnbau, befreite die Universitäten von lästigen Beschränkungen, entfernte betrügerische Beamte u. befahl 3. März 1861, daß alle Bauern (23 Millionen) im Laufe von zwei Jahren sich ein kleines freies Besitzthum durch Arbeit abverdienen konnten. Obwol in Kasan u. anderen Orten Bauernunruhen mit Waffengewalt bekämpft werden mußten, hielt der Kaiser an dem Grundsatze dennoch fest, gab den 2 Millionen Kronbauern bes. günstige Bedingungen u. sorgte für die Befreiung der übrigen Leibeigenen durch strenge kaiserliche Ukase. 1864 konnte Großfürst Michael nach Besiegung aller Bergvölker als Statthalter von Transkaukasien auch dort die Fesseln der Leibeigenschaft zerbrechen. Auch die nichtrussischen Unterthanen erfreuten sich einer milderen Behandlung, in Finnland that man sogar Schritte zur Einberufung der seit 50 Jahren nicht versammelten Stände, u. in Polen wurde ein eigener Staatsrath ins Leben gerufen, die Provinzial-, Kreis- u. Stadträthe für wählbar erklärt. Aber beständige Mehrforderungen mußten durch Versendung der Adligen in das Ausland u. durch zahlreiche Rekrutirungen, ein förmlicher Aufstand 1863 durch Waffengewalt unterdrückt werden, u. die versöhnliche Waltung des Statthalters, des Großfürsten Konstantin, fand nur geringen Dank. Als der Kaiser im Sept. 1862 in Nowgorod zur Feier des 1000jährigen Bestehens der Monarchie erschien, hatten sich überall die aufregenden Wirkungen des von Napoleon in Bezug auf Italien verkündeten Nationalitätsprinzipes gezeigt. Da der erste finn. Landtag 1863 Sympathien für Schweden an den Tag legte, wurde 1865 die finnische Sprache für die einzige offizielle Amtssprache u. später (1872) für die der Schulen erklärt. Seit 1864 begann gegen alle Nichtrussen ein förmlicher Feldzug, um sie zu slavisiren. 1867 wurde die russ. Sprache in den Ostseeprovinzen zur alleinigen Amts- u. Gerichtssprache erhoben, in demselben Jahre in die poln. Schulen, ja selbst in die Kramläden eingeführt; russ. Gouverneurs od. doch griech.-kathol. sorgten eifrigst für die Durchführung, u. das Verbot jedes Zusammenhangs der poln. Geistlichkeit mit dem Papste machte, daß bald alle Bischofssitze verwaist waren. Der russ. Gesandte hatte schon 1864 Rom verlassen u. der Kaiser das Konkordat mit dem Papste für aufgehoben erklärt. Von seinen Landen hatte Alexander zwar den entlegensten Theil, das russ. Nordamerika, 1867 an die Vereinigten Staaten verkauft, aber in Asien dafür um so auffallendere Fortschritte gemacht. Von China erwarb er 1858 das Amurgebiet, das 1860 noch bis zum 42. Breitengrade erweitert wurde, u. tauschte 1875 von Japan den südlichsten Theil von Sachalin gegen die Kurilen ein. Bedeutsamer wurde das Vordringen in Mittelasien. Schon Nikolaus hatte die Kirgisensteppe eingenommen u. an der Mündung des Syr das Fort Aralsk angelegt; 1864 drang man bis zum Jssikul vor, 1865 nahm Tschernajeff die Stadt Taschkend, 1868 Samarkand. General Kaufmann erlangte von Mozaffer, dem Khan von Bochara, die günstigsten Handelsbedingungen, u. 1873 mußte der Khan von Khiwa auf die Ostküste des Kaspisees u. das rechte Ufer des Amu verzichten. Endlich kündigte sogar der Herrscher von Yarkand das engl. Bündniß u. schloß sich an R. an. Zwar fanden mit England Verhandlungen über eine neutrale Zone statt, aber sie haben noch immer zu keinem Resultate geführt.

In seiner Stellung zu den übrigen Angelegenheiten verhielt sich Alexander seit dem Pariser Frieden nur zuschauend u. abwartend. Durch Besuche in Berlin, durch Zusammentreffen mit Napoleon in Stuttgart (1857), durch diplomatische Verbindung erhielt er mit Preußen, Frankreich, Sardinien u. Nordamerika ein freundschaftliches Einvernehmen; nur zu England blieb sein Verhältniß kühl, zu Oesterreich fast gespannt. Als die russ.-preuß. Konvention (8. Febr. 1863) wegen des poln. Aufstandes England, Frankreich u. Oesterreich Gelegenheit gab, sich einzumischen, wußte der Kaiser geschickt die Verhandlungen so lange hinzuziehen, bis der Aufstand bekämpft war u. England selbst den franz. Forderungen widersprach. Dem Kampfe in Schleswig-Holstein (1864), dem Oesterr.-preuß. Kriege 1866 sah Alexander ruhig zu u. ließ es sich sogar gefallen, daß die aufständischen Kandioten 1869 durch die Pariser Konferenz zum Gehorsam gegen den Sultan zurückgebracht wurden. Preußen u. Frankreich gegenüber blieb er auch 1870 u. 71 seinem Versprechen treu, während des Krieges mit Frankreich neutral zu bleiben, so lange keine andere Macht zu den Waffen greife. Als es Kaiser Wilhelm gelungen war, im Frühjahr 1875 durch vollkommene Aussöhnung Alexander's mit Franz Josef das Dreikaiserbündniß zu Stande zu bringen, hielt Europa dies für die sicherste Gewähr eines langandauernden Friedens. Doch schon im Herbst begann der Aufstand in der Herzegowina u. in Bosnien, hervorgerufen durch die türk. Mißregierung u. durch unerträgliche Agrarverhältnisse. Vergeblich suchte eine Kommission von europ. Konsuln den Frieden herzustellen; im Frühjahr 1876 rüsteten auch Fürst Nikita von Montenegro u. Fürst Milan von Serbien. Die Friedensvorschläge Andrassy's wurden von den Insurgenten, das Berliner Memorandum der drei Reichskanzler im Mai 1876 von England zurückgewiesen. Die Verwirrung stieg, als der russenfreundliche Minister Mahmud Pascha gestürzt, 30. Mai der träge Sultan Abdul Aziz entthront u. Mitte Juni zwei Minister Murad's V. von einem Tscherkessen in der Staatsrathssitzung ermordet wurden. Schon 29. Juni stand Fürst Milan mit seiner Armee an der Grenze, 2. Juli erklärte auch Nikita der Pforte den Krieg. Obwol R. noch durch seinen Vertreter Ignatieff sich für eine der Türkei befreundete Macht erklärte, traten dennoch ganze Regimenter in die serb. Armee ein, u. der Stab des obersten Heerführers Tschernajeff bestand fast nur aus russ. Offizieren. Trotzdem vermochten die Serben nichts auszurichten, u. die unglücklichen Bulgaren, welche sich im Vertrauen auf jene u. auf R. erhoben hatten, wurden ein Opfer der wüthenden Baschi-Bozuks. Nachdem die Serben 3. Sept. auch Alexinatz hatten räumen müssen, trat R. offen hervor, verlangte 17. Sept. gemeinsame Intervention, wenn es nicht allein einrücken solle, u. der neue Sultan Abdul Hamid, der an die Stelle des geisteskranken Murad getreten war, bewilligte am 18. eine Waffenruhe, die dann mehrmals verlängert wurde. Als aber die Serben selbst den Waffenstillstand brachen u. nun die Türken auf dem Wege nach Belgrad vorrückten, trat R. 27. Okt. abermals mit einem Ultimatum hervor, das binnen 48 Stunden einen sechswöchentlichen Waffenstillstand verlangte. Die Türkei bewilligte 1. Nov. „nicht R., sondern den vermittelnden Mächten insgesammt", einen solchen auf zwei Monate; aber 13. Nov. erfolgte trotzdem die förmliche Mobilisirungsordre u. es begann die Zusammenziehung eines russ. Heeres auf der Linie Jassy-Kischeneff-Odessa. Obwol der Sultan 23. Dez. eine Konstitution ankündigen ließ, scheiterte die Konferenz von Bevollmächtigten der Großmächte zu Konstantinopel 20. Jan. 1877 mit ihren einstimmig gemachten Vorschlägen an dem Widerspruche des türk. Großen Rathes. In die Einsetzung christlicher Gouverneure u. einer Garantiekommission, welche die Ausführung der türk. Versprechungen zu überwachen habe, wollte der Sultan nicht willigen. Indessen schloß er am 28. Febr. mit Serbien Frieden u. unterhandelte, wenn auch vergeblich, mit Montenegro. R.s Anfrage an die Mächte

welche die Konferenz beschickt hatten, was nun geschehen solle, blieb fast einen Monat ohne Antwort, u. der Sturz des türk. Reformators u. Großveziers Midhat Pascha am 5. Febr. verzögerte die Ausführung der verheißenen Reformen. Als ein Antrag R.s, die Großmächte sollten durch ein gemeinsames Protokoll der Türkei zwei Monate Frist stellen u. dann die Intervention „einer od. mehrerer Mächte“ gestatten, der Forderung Englands begegnete, daß R. zuvor abrüste, u. Ignatieff auf seiner Rundreise im März 1877 keine vollkommene Einigung erzielen konnte, als dann in Bulgarien wieder Unruhen ausbrachen, verließ 23. April der russ. Botschafter Nelidoff Konstantinopel u. der türk. am 26. April Petersburg, nachdem er die Kriegserklärung in Empfang genommen hatte. Gleichzeitig begann der Einmarsch der Russen in Rumänien, mit welchem bereits am 5. Febr. eine vorläufige Konvention über den Durchzug der Truppen abgeschlossen worden, die 29. April von der Abgeordnetenkammer angenommen wurde. Türken u. Russen stehen seit dem Anfang des Mai an der Donau u. in Asien einander gegenüber. Der Großfürst Nikolaus kommandirt die russ. Südarmee, ein Kriegsrath die türkische von Konstantinopel aus. Der Uebergang der russ. Hauptarmee über die Donau, bisher durch Hochwasser u. die Schwierigkeit der Verpflegung aufgehalten, ist Anfang Juni nur noch eine Frage der Zeit. Die russ. Häfen des Schwarzen Meeres sind durch Torpedos gegen die türkischen Kriegsschiffe geschützt u., wenn auch der türkische Sultan schon Anfang Mai wegen der Einnahme der kleinen russischen Festung Suchum Kaleh den Titel des „Siegreichen“ angenommen hat, so ist ihm doch am 17. Mai die viel bedeutendere, Ardahan, wieder entrissen worden. Die Cernirung von Kars ist seit Anfang Juni vollkommen, u. Muhtar Pascha hat vergebens die Tscherkessen zu insurgiren versucht. Ueber die weiteren Fortschritte dieses höchst wichtigen Feldzuges s. „Türkei“. — Vgl. Karamsin, „Geschichte R.s“ (10 Bde., deutsch 1819); Strahl-Herrmann, „Geschichte des russ. Staates“ (6 Bde., 1832—60); Polewoi, „Geschichte des russ. Volkes“ (6 Bde., Moskau 1829—33); Bernhardi, „Geschichte R.s von 1814—31“ (2 Bde., Lpz. 1863 u. 1875); „Russ. Revue“, herausgegeben von Röttger (Petersb. 1872 ff.).

Rußniaken, s. „Ruthenen“. **Rüster**, s. „Ulme“.

Rusterwein ist einer der bessern Ungarweine, der im Komitat Oedenburg, westl. des Neusiedler Sees, wächst u. nach der kleinsten der königl. Freistädte, nach Rust (magyarisch Ruszth od. Ruszt), mit noch nicht 2000 E., den Namen trägt. Die beste Sorte ist der Ruster Ausbruch.

Rüstow, Wilhelm, Militärschriftsteller, geb. in der Mark Brandenburg 25. Mai 1821; trat 1838 in preuß. Militärdienste, ward 1840 Leutnant im Ingenieurcorps, stand als solcher 1848 in Posen, wurde daselbst wegen seiner Schrift „Der deutsche Militärstaat vor u. während der Revolution“ (2. Aufl., Zür. 1851) verhaftet u. vor ein Kriegsgericht gestellt, entkam aber im Juni 1850 nach der Schweiz u. ließ sich in Zürich nieder, wo er nachgehends auch militärwissenschaftliche Vorlesungen an der Universität hielt. Seit 1853 Instruktor bei den Uebungen der schweiz. Truppen u. seit 1856 Major im eidgenössischen Generalstab, ging er im Aug. 1860 nach Sizilien, wurde unter Garibaldi Oberst u. Generalstabschef, befehligte dann im Feldzuge auf dem neapolitanischen Festlande eine Division, führte 19. Sept. bei Capua den Oberbefehl über die dort engagirten Truppen, entschied 1. Okt. am Volturno den Sieg u. kehrte nach dem Fall von Capua (Nov. 1860) nach der Schweiz zurück, um fortan nur noch als Militärschriftsteller thätig zu sein. Er verfaßte: „Die Geschichte des griech. Kriegswesens“ (mit Köchly, Aarau 1852; Suppl. dazu 1854 f.); „Der Krieg von 1805 in Deutschland u. Italien“ (Frauenf. 1854; 2. Aufl. 1859); „Heerwesen u. Kriegsführung Julius Cäsar's“ (Gotha 1855; Anhang dazu mit Köchly, ebd. 1857); „Der Angriff auf die Krim“ (Frauenf. 1855); „Der Krieg gegen Rußland“ (2 Bde., Zür. 1855 f.); „Der ital. Krieg von 1859“ (ebd. 1859; 3. Aufl. 1860); „Geschichte des ungar. Insurrektionskriegs von 1848 u. 1849“ (ebd. 1860); „Der ital. Krieg von 1860“ (2 Bde., ebd. 1861); „Der Deutsch-dän. Krieg von 1864“ (ebd. 1864); „Der Krieg von 1866 in Deutschland u. Italien“ (ebd. 1867); „Der Krieg um die Rheingrenze“ (ebd. 1870 f., ohne jedes patriotisches Gefühl geschrieben); „Der Krieg in der Türkei“ (ebd. 1876 f.); „Die Feldherrnkunst des 19. Jahrh.“ (ebd. 1857; 2. Aufl. 1867); „Die Geschichte der Infanterie“ (2 Bde., Gotha 1857 f.); „Militärische Biographien“ (Zür. 1858); „Die Lehre von der Anwendung der Verschanzungen“ (Frauenf. 1853); „Untersuchungen über die Organisation der Heere“ (Bas. 1855); „Taktik der verbundenen Waffen“ (Düsseld. 1855); „Allgemeine Taktik“ (Zür. 1858; 2. Aufl. 1868); „Anleitung zu den Dienstverrichtungen im Felde“ (Bas. 1855); „Der Krieg u. seine Mittel“ (Lpz. 1856); „Die Lehre von dem neueren Festungskrieg“ (ebd. 1860); „Militärisches Handwörterbuch“ (2 Bde., Zür. 1859; Nachtrag 1867); „Strategie u. Taktik der neuesten Zeit“ (3 Bde., ebd. 1873 f.); „Kriegspolitik u. Kriegsgebrauch“ (ebd. 1876) ꝛc.

Rustschuk (Ruscsuk), Stadt mit gegen 30,000 E. im Tunavilajet (Donauprovinz) der Europ. Türkei, liegt am rechten Donauufer, am Einflusse des Lom in die Donau, an der Eisenbahn n. Varna; ist Sitz der Provinzialregierung, hat einen der besten Donauhäfen türkischerseits, griechische u. armenische Kirchen, Moscheen, Synagogen, treibt etwas Fabrikation in Wolle, Leinwand, Baumwolle, Seide, Leder u. Tabak u. hat lebhaften Land- u. Flußhandel. Ihre Lage mit. von Bukarest, dem Herzen Rumäniens, wohin von dem gegenüberliegenden Giurgewo Straße u. Eisenbahn führen, macht sie zu einem wichtigen türkischen Ausfallsthor nach Norden u. ist in allen Kriegen der Türken an der Donau, bes. mit Rußland, Veranlassung geworden, ihr starke Befestigungen zu geben. 1810 wurde R. von den Russen belagert u. 27. Sept. durch Kapitulation gewonnen, aber schon 4. Juli 1811, nachdem es kurz vorher die Russen aufgegeben hatten, von den Türken wieder besetzt. Nach den Stipulationen des Friedens von Adrianopel, der dem russ.-türk. Kriege von 1829 ein Ziel setzte, mußte die Türkei die auf dem linken Donauufer bei Giurgewo liegenden Befestigungen schleifen. Im Krimkriege 1853 u. 54 wurde R. von den Russen vergeblich belagert. Nach Beendigung desselben ließen die Türken die Stadtbefestigung, die mit etwa 200 Geschützen armirt war, verfallen. Erst infolge der neuesten politischen Verwicklung ist R. wieder in vertheidigungsfähigen Zustand versetzt u. mit Außenwerken auf den südl. die Stadt beherrschenden Höhen versehen.

Rüstung ist der Gesammtname für alle Schutzwaffen, mit denen sich die Truppen früherer Jahrh. zum Abhalten der Geschoß- u. Waffenwirkung des Feindes versahen. In weiterem Sinne rechnete man dazu auch die eigenen Waffen, mit denen man dem Feinde zu Leibe ging. Ein Krieger in voller R. ist also ein mit allen Schutz- u. Trutzwaffen seiner Zeit versehener Mann. Außer dem Harnisch u. d. gehörte zur R. auch der Schild, das Schwert u. die Lanze.

Ruth, eine Moabiterin, die im Zeitalter der Richter einen nach Moab ausgewanderten Judäer von Bethlehem heirathete, dann nach dem Tode des Mannes mit ihrer Schwiegermutter Noemi wieder nach Bethlehem zog u. hier die Gattin eines reichen Verwandten, Namens Boas, ward. Aus dieser Ehe ging Obed, der Großvater David's, hervor. Das „Buch Ruth“, welches diese Geschichte in Form eines Idylls erzählt, scheint im 8. Jahrh. (nach Andern im babylon. Exil, um 538) verfaßt zu sein, um die Vorgeschichte des gesunkenen Davidischen Königshauses u. somit dieses selbst zu verherrlichen.

Ruthe, frz. perche, engl. perch od. rod, ital. pertica, holländisch roede u. poln. pręt, ein Maß, dessen Länge von der Länge des landesüblichen Fußes u. dessen Anzahl bestimmt wird. Es giebt R.n zu 10, 12, 14, 15, $15^{1}/_{6}$, 16, 18 u. 20 Fuß Länge. Die Schachtruthe beim Bauwesen hat 144 Kubikfuß = 1,452 Kubikmeter.

Ruthenen (Rußniaken, Russinen, Rothreußen) heißt der Zweig eines slavischen Volksstammes, der vorzugsweise Galizien bewohnt, aber auch in Nordungarn, Podolien u. Wolhynien u. selbst bis Lithauen festen Fuß gefaßt hat. Sprache u. Gebräuche erinnern an die Kleinrussen, die östl. von ihnen wohnen u. dieser Verwandtschaft wegen, oft mit ihnen vereinigt, als der eine große Theil der R. bezeichnet werden. In letzterem Falle mag ihre Zahl weit über 10 Mill. betragen; wendet man aber den Namen nur auf die Oesterreich-Ungarn angehörigen R. an, so ist ihre Anzahl kaum 3 Mill. Oestlich vom Meridian von Lemberg sind sie das vorwaltende Bevölkerungselement, sind wenig mit anderen Volksstämmen gemischt u. haben viel von ihrer Ursprünglichkeit bewahrt. In der Bukowina sind sie neben Romanen, Magyaren u. Deutschen untergeordnet. In den Bukowinaer Gebirgspartien u. in den galizischen Karpaten wohnen die dem ruthen. Stamm angehörigen Huzulen, die roh u. unwissend, aber ein abgehärtetes, starkknochiges u. gesundes Geschlecht sind. In Ungarn, wohin sie unter Ludwig d. Gr. aus Rußland gekommen sind, bewohnen sie den Distrikt von der Tatra bis zur Theißquelle. Ihre Unterscheidungen in Lissati, Lemaki u. Kopati haben keinen ethnographischen Grund, sondern sind Spottnamen, die sie ihrer sprachlichen Gewohnheit wegen bekommen haben. Die Lissaki im Komitat Marmaros gebrauchen häufig das Wörtchen lisse (kaum), die Lemaki in den Komitaten Beregh-Ugocsa u. Ungh haben die Gewohnheit, mit der Partikel lem (nur) verschwenderisch umzugehen, u. die Kopati der Zips sprechen co statt čo (was).

Ruthengänger, s. „Wünschelruthe".

Ruthenium, ein sehr seltenes, zur Gruppe der Platinmetalle gehöriges, von Claus in Petersburg im J. 1854 entdecktes metallisches Element, es ist hart, spröde, grauweißglänzend u. unter sämmtlichen Metallen der Platingruppe dasjenige, welches am schwersten schmelzbar ist; im Knallgasgebläse verbrennt dabei ein Theil des Metalls u. verflüchtet sich als Rutheniumoxyd, welches einen ähnlichen Geruch wie die Osmiumsäure besitzt u. einen braunen Anflug bildet. Selbst vom Königswasser wird das R. nur sehr wenig angegriffen; in einfachen Säuren ist es ganz unlöslich. Sein chemisches Zeichen ist Ru, sein Aequivalent u. auch sein Atomgewicht = 52; das spez. Gew. des geschmolzenen 11 – 11,1. Man kennt vier Oxydationsstufen des R.s. In der Natur findet es sich aber nur gediegen mit den übrigen Platinmetallen gemengt an deren Lagerstätten. Verwendung hat es bis jetzt nicht gefunden.

Rutil, ein aus Titansäure bestehendes Mineral von blutrother bis hyacinthrother Farbe u. starkem metallähnlichen Diamantglanz, erscheint gewöhnlich in kleinen, nadel- od. haarförmigen, seltener in größeren u. stärkeren Krystallen des Tetragonalsystems. Man findet den R. eingesprengt u. in Gängen im Urgebirge in Tirol, der Schweiz, in Steiermark, bei Freiburg, in Frankreich 2c.

Rutland (spr. Rotland) od. **Rutlandshire** (spr. Rotlandscheihr), Grafschaft im O. des mittleren England, die im S. an Northampton, im O. u. N. an Lincoln grenzt u. nordwestl. u. westl. von Leicester umfaßt wird. Die Grafschaft mit nur 7,89 □M. u. 23,385 E. (1871) ist die kleinste Englands, hat aber den Titel eines Herzogthums. Das wellenförmige Terrain hat offene Thäler u. leichte Höhen; das Thal von Catmoß im NW. ist schön u. fruchtbar. Der Gwash durchfließt die Mitte der Grafschaft u. mündet in den Welland, der die Südgrenze bildet u. dem auch der westl. Grenzfluß Eye zugeht. Die Eisenbahn von Peterborough nach Leicester durchschneidet das ganze Gebiet u. sendet eine an der Südgrenze hinlaufende Zweigbahn nach Harborough ab. Der Oathamkanal bildet einen weiteren Verkehrsweg der Grafschaft. Das ganze Gebiet ist Ackerland, u. bilden denn auch Ackerbau u. Viehzucht die wesentlichen Erwerbsquellen. Der Hauptort ist Oakham mit 2911 E. (1871), die zweite Stadt Uppingham mit 2464 E. (1871).

Rütli, s. „Grütli".

Ruysbroeck (spr. Reusbruk) od. **Rusbroek**, **Johann**, niederländ. Mystiker des 14. Jahrh., geb. 1293 in dem Dorfe R. in Brabant (von dem er den Namen hat); trat um 1353 in das neugestiftete Kloster der Augustiner zu Groenendal bei Brüssel ein u. wurde der erste Vorsteher desselben. Er starb 13. Dez. 1381. Sein Leben wurde frühzeitig mit Wundern ausgeschmückt, er selbst als Doctor ecstaticus (der „Verzückte") gepriesen. R.'s Schriften sind sämmtlich in niederländ. Sprache geschrieben, wurden aber nachmals meist einzeln ins Lateinische, Deutsche od. Französische übersetzt. Eine Sammlung derselben gab Surius lat. heraus (Köln 1552 u. 1609; deutsch von Gottfried Arnold, Offenb. 1701); vier Hauptschriften R.'s veröffentlichte Arnswaldt im niederländ. Original (Hann. 1848); es sind dies: „Die Zierde der geistlichen Hochzeit", „Der Spiegel der ewigen Seligkeit", „Samuel" u. das Buch „Von dem blickenden (funkelnden) Stein". R.'s mystisches System strebt nach einem Eindringen in die göttlichen Geheimnisse, ohne den Boden der Kirchenlehre zu verlassen, u. ohne die Verirrung mancher anderen Mystiker in den Pantheismus.

Ruysdael (spr. Reusdahl), **Jakob**, berühmter holländ. Landschaftsmaler, geb. wahrscheinlich um 1625 in Haarlem als Sohn des Ebenholzrahmmachers Izak R.; studirte Anfangs Medizin, wandte sich aber dann der Malerei zu. Wer in derselben sein Lehrer war, ist ungewiß, vielleicht war er Autodidakt, denn das unglückliche Nachdunkeln der in der ersten Zeit seiner Thätigkeit entstandenen Bilder zeigt, daß er die technischen Kunstgriffe der holländ. Schule damals noch nicht kannte. Erst später eignete er sich jene wunderbare Durchsichtigkeit des Kolorits der Holländer an, in der sie unerreicht dastehen. Fast sein ganzes Leben scheint er in seinem Vaterlande, vorzugsweise in Amsterdam, verbracht zu haben. Seine Zeitgenossen wußten ihn eben so wenig zu würdigen wie Rembrandt. Der Ertrag seiner jetzt so theuer bezahlten Bilder reichte nicht hin, ihm ein sorgenfreies Alter zu sichern, so daß er seine letzten Lebenstage im Hospital zu Haarlem zubrachte, wo er 12. März 1682 starb. R. ist der bedeutendste nicht nur der holländ., sondern vielleicht aller Landschaftsmaler. Bei keinem findet sich ein solches Gefühl für die Poesie der nordischen Natur, verbunden mit solcher Meisterschaft in der Pinselführung. Der vorwaltende Ton seiner Landschaften ist ein sattes, entschiedenes Grün, das freilich nachher oft einen schweren braunen Ton angenommen u. dadurch viel von seinem Reiz verloren hat. Bei der Menschen- u. Thierstaffage, die seine schwache Seite war, mußten ihm gewöhnlich seine Freunde A. van der Velde od. Berghem helfen. Von seinen zahlreichen Bildern (im Ganzen wol 400) nennen wir als aus der besten Zeit herrührend nur eine weite „Gegend bei Haarlem" (Museum im Haag), eine weite „Aussicht in hügeliger, von einem Flusse durchströmter Gegend" (Louvre), eine „mit Eichen bewachsene Anhöhe" (Pinakothek in München), die „Küste von Scheveningen" (Haag), die auch in den Dimensionen ungewöhnliche sog. „Jagd" u. den hochpoetischen „Judenkirchhof" (Museum in Dresden), eine „Waldlandschaft mit Eichen, Buchen u. Ulmen" (Louvre), ein Bild mit dem Schloß Bentheim 2c. — Unbedeutender war sein Oheim **Salomon R.**, geb. um 1600, gest. in Haarlem im Okt. 1670, der ein Schüler Jan van Goyen's war.

Ruyter (spr. Reuter), **Michel Adriaanszoon de**, berühmter holl. Seeheld, geb. zu Vlissingen 24. März 1607; schwang sich durch seine Thätigkeit rasch vom gemeinen Matrosen zum Contreadmiral empor, als welcher er 1641 mit Auszeichnung die Hülfsflotte befehligte, mit der Holland die Portugiesen gegen die Spanier unterstützte. Nachher unternahm er mehrere ruhmvolle Züge gegen die afrikanischen Raubstaaten u. focht 1652 im Kriege gegen England unter Tromp. Seit 1653 Vizeadmiral u. seit 1656 Leutnantadmiral, kreuzte er aufs Neue im Mittelmeer erfolgreich gegen die Korsaren u. stand dann dem Könige von Dänemark im Kriege gegen die Schweden bei, wodurch er sich den erblichen Adelsstand erwarb. In dem neu ausgebrochenen Kriege mit England führte er den Oberbefehl über die holländ. Flotte, lieferte 1666 drei große Schlachten im Kanal, lief in die Themse ein u. erzwang 1667 den Frieden von Breda. Ebenso siegte er 1673 über die vereinigte engl.-franz. Flotte. Zur Unterstützung der Spanier auf Sizilien mit einer holländ. Flotte entsendet, kämpfte er später mit altbewährter Tapferkeit gegen die überlegene Macht der Franzosen, wurde aber im Treffen bei Mongibello in der Nähe von Messina schwer verwundet u. starb infolge dessen 29. April 1676 zu Syrakus. Er liegt in der Neuenkirche zu Amsterdam begraben. Dort, wie in Vlissingen (1841) u. in Rotterdam (1856), wurden ihm Denkmäler errichtet.

Rybinsk, Stadt mit 14,609 E. (1867) im großruss. Gouvernement Jaroslaw; liegt am rechten Ufer der Wolga, die kurz vorher ihren nördlichsten Punkt erreicht hat u. für große Fahrzeuge schiffbar wird, schräg gegenüber der Einmündung der Schetsna, an der Eisenbahn R.-Bologoje u. am Beginn eines nach aufwärts sich erstreckenden weitverzweigten Kanalsystems. Dadurch, daß in R. einerseits die von der unteren Wolga kommenden Güter aus den größeren Fahrzeugen in die kleineren Fluß- u. Kanalschiffe verladen, als andererseits die von verschiedenen Seiten zugeführten Waaren für die untere Wolga verschifft werden, ist die Stadt ein wichtiger Mittelpunkt für den russ. Binnenhandel geworden. Außerdem hat R. auch nicht unbedeutende Leder- u. Leinwandfabrikation.

Ryswik, holl. Rijswijk (spr. Reisweik), sonst Ryswich, Rijsk, Dorf ½ Stunde südl. von der königl. Residenz Haag, in der niederländ. Provinz Südholland, an der niederländ. Staatsbahn gelegen. R. hat ein Kastell (Nieuwburg) u. eine 1792 errichtete, 23 m. hohe Spitzsäule zur Erinnerung an den R.er Frieden vom 20. Sept. 1697, der, zwischen Spanien, Frankreich, England, Deutschland u. den vereinigten Provinzen der Niederlande geschlossen, bestimmte, daß Ludwig XIV. alle Eroberungen außer Elsaß zurückzugeben hätte.

Rzeszów (spr. Rscheschow), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in Galizien mit 9189 E. (1869), von denen die Hälfte Juden sind; liegt am Wislok, der in den San geht, einen Nebenfluß der Weichsel, u. an der galizischen Karl Ludwigsbahn; ist Sitz der Bezirksbehörden, hat ein Steueramt, ein Obergymnasium, ein Schloß u. ein 1624 gegründetes Bernhardinerkloster, fabrizirt Leinwand, Goldwaaren, unechte Schmucksachen u. treibt Handel mit Pelzwaaren u. unechten Edelsteinen.

Ende des Buchstaben R.



S, ſ, s, S, s, im deutschen Alphabete sowie auch in den Alphabeten der meisten übrigen abendländischen Sprachen der 19., dagegen im lat. der 18. Buchstab, gehört zur Klasse der Zahnlaute od. Dentalen (s. „Laut“) u. wird im Deutschen auf zweierlei Weise, als Inlaut (zu Anfang des Wortes) mit S od. ſ, u. als Auslaut (am Schlusse des Wortes) mit s geschrieben. S als röm. Zahlzeichen = 90, S̄ = 90,000, bedeutet auf franz. Münzen den Prägort Troyes, auf span. Sevilla u. als Abkürzung auf ärztlichen Rezepten das lat. sumatur (man nehme) od. signetur (man bezeichne).

Saa de Miranda, portug. u. span. Dichter von portug. Nationalität, geb. 1495, gest. 1558. S. d. M., welcher aus Liebe zur Poesie dem Rechtsstudium u. dem Hofdienste entsagt hatte u. das Portugiesische wie das Spanische mit gleicher Meisterschaft handhabte, gehört zu den hervorragendsten Dichtern beider Nachbarvölker im 16. Jahrh., denn ihm gebührt das Verdienst, dem Schäfergedichte, welches von Garcilasso u. Boscan aus Italien nach Spanien verpflanzt worden war, seine höchste u. feinste Ausbildung verliehen zu haben. S. d. M.'s Eklogen u. sein Gedicht auf den Fluß Mondego sind den anmuthigsten u. edelsten Produkten der span. Literatur beizuzählen. Die beste Ausgabe seiner Werke erschien 1614.

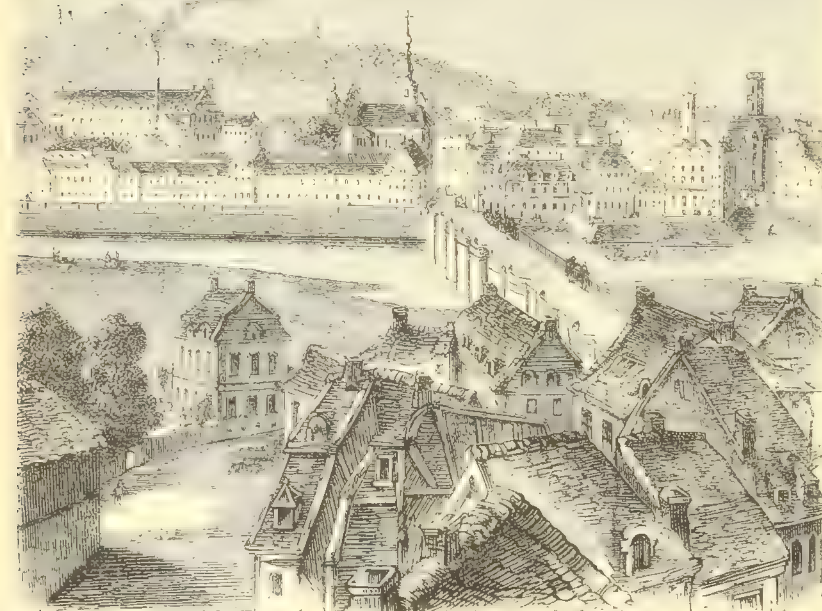
Saadi, s. „Sadi“.

Saadja ben (d. h. Sohn des) Joseph, berühmter jüd. Gelehrter, geb. 892 n. Chr. zu Fayum in Oberägypten, wurde 928 zum Gaon od. religiösen Oberhaupt der jüd. Akademie von Sura am Euphrat erwählt (daher gewöhnlich Rabbi S. Gaon genannt) u. starb daselbst 942. Von den zahlreichen Werken S.'s, die in Anlehnung an die damals blühende arab. Wissenschaft fast alle arab. verfaßt waren, sind noch erhalten: die arab. Uebersetzung der fünf Bücher Moses, des Jesaja, der kleinen Propheten, des Hiob u. der Psalmen (wahrscheinlich hat S. das ganze Alte Testament übersetzt), eine arab. Erklärung der 10 Gebote, Erläuterungen zu den Psalmen u. dem Hohenlied, ein philosophisches Werk über die Glaubenslehren, ein Kommentar zu dem Buch Jezirah ꝛc. Andere Werke S.'s sind nur aus den Anführungen späterer Rabbiner bekannt. Von den bes. wichtigen sprachlichen Arbeiten S.'s besitzen wir nur die Erklärung von 70 schwierigen Worten des Alten Testamentes (in Wahrheit sind es 89), die mit Recht als die Grundlage der wissenschaftlichen Lexikographie des Hebräischen gilt. Alle diese Schriften zeugen von einer meisterhaften Beherrschung der hebr. Sprache u. von selbständiger Erforschung des Alten Testaments, wenigstens im Vergleich mit der talmudischen Gebundenheit der späteren Rabbinen.

Saal, Georg, namhafter Landschaftsmaler, geb. zu Koblenz 1808; bildete sich auf der Akademie in Düsseldorf u. malte vorzugsweise Landschaften mit Sonnenuntergang, Gewitter ꝛc., zu denen er die Motive Anfangs in der Eifel u. im Schwarzwalde, seit 1847 in Norwegen holte, dessen Gebirge er in verschiedenster Beleuchtung mit Meisterschaft darstellte. Zu seinen als bestbekannten Bildern gehören „Der Hardanger Fjord“ u. „Die Mitternachtssonne in Lappland“. Nachher lebte er abwechselnd in Baden-Baden u. in Paris; an ersterem Orte starb er 3. Okt. 1870.

Saale. 1. Die thüring. od. sächs. S., der größte linke Nebenfluß der Elbe, entspringt am Fuße des Zellerfelsens am Nordabhange des Fichtelgebirges bei 675 m. Seehöhe, 59 M. von der Mündung in die Elbe entfernt. Sie bildet auf ihrem Laufe durch bayer. Gebiet einen nach W. offenen Bogen, geht bei Schwarzenbach u. Hof vorüber u. wird durch den Einfluß der Selbitz an der reuß. Grenze nach N. abgedrängt, welche Richtung sie, so lange sie durch Reuß fließt, ziemlich beibehält; schon vom Eintritt in die preuß. Exklave Ziegenrück aber ändert sie diese Richtung in W. u. NW. u. geht in stark gewundenem Laufe in einem engen Thale durch Ziegenrück, ein Stück von Schwarzburg-Rudolstadt, durch Sachsen-Meiningen bei Saalfeld vorüber bis zur Einmündung in die Schwarza. Nachdem sie hier ihren westlichsten Punkt erreicht, fließt sie in unzähligen kleinen Windungen u. Abweichungen nach NO. u. NW. im Allgemeinen bis zu ihrer Mündung in nördl. Richtung. Sie passirt auf dieser Strecke die Städte Rudolstadt, Kahla, Jena, Naumburg, Weißenfels, Merseburg, Halle, Alsleben, Bernburg u. Kalbe. Die Aenderungen des Laufes u. der Charakter des Flußthales sind wesentlich bedingt durch die Verschiedenheit der Gebirgsarten, welche der Fluß zu durchbrechen hat; granitisches Gestein an der Quelle, Schiefergebirge bis Saalfeld, Buntsandstein zwischen Rudolstadt u. Kahla, Muschelkalkschichten bis Naumburg, dann wieder Buntsandstein, bei Halle Porphyr u. Rothliegendes, darauf abermals Buntsandstein bis zum Eintritt in die Ebene bei Kalbe. Von größeren Nebenflüssen sind außer den erwähnten anzuführen: die unterhalb Orlamünde rechts ihr zugehende Orla; die unterhalb Sulza rechts mündende Ilm; eine kurze Strecke darauf die Unstrut; kurz vor Halle rechts die Weiße Elster; die links zufließende Salza; auf derselben Seite kurz vor Bernburg die Wipper u. endlich unterhalb Bernburg links die Bode. Oberhalb Barby, bei Saalhorn, tritt sie als stattlicher Fluß, 50 m. über der Nordsee, in die Elbe. Ihre Schiffbarkeit beginnt bei dem Einflusse der Unstrut, 102 m. über dem Meere; flößbar wird sie schon durch den Einfluß der Selbitz bei der Ortschaft Harra oberhalb Lobenstein. Das Gebiet der S., das oberhalb Naumburg mit dem der Unstrut 203 □M. umfaßt, gehört größtentheils der mitteldeutschen Gebirgslandschaft an; an ihm partizipiren das Königreich Sachsen mit allen sächs. Herzogthümern, die Fürstenthümer Reuß u. Schwarzburg, das Herzogthum Anhalt u. die Königreiche Preußen u. Bayern; es hat Reichthum an Silber-, Kupfer- u. Eisenerzen, vor Allem aber, wie schon der Name besagt, an Salzwerken (Sulza, Kösen, Dürrenberg, Halle, Staßfurt); die gewerbliche Thätigkeit überwiegt in ihm Ackerbau u. Viehzucht. 2. Die fränk. S., ein rechter Zufluß des Main, entspringt in der bayer. Provinz Unterfranken, 1 Stunde südöstl. von Königshofen unter einer Anhöhe der Haßberge. Bis kurz vor der Einmündung der vom Rhöngebirge kommenden Streu fließt sie nordwestl., von da aber ist ihre Hauptrichtung eine südwestl. Ihr ganzes Thal ist anmuthig, fruchtbar u. reich an Wein. Ihre zahllosen kleinen Zuflüsse haben ihren Wasserreichthum endlich so vermehrt, daß sie von Gräfendorf an, 11,3 Km. weit, für kleine Fahrzeuge von 800--1000 Ctr. Ladungsfähigkeit schiffbar wird. Die kurz vor ihrer Mündung von N. kommende, rechts in sie einfließende Sinn schwellt sie so bedeutend, daß sie 30 m. breit bei Gemünden in den Main tritt. Das ganze Gebiet gehört fast ausschließlich zur bayer. Provinz Unterfranken. Der namhafteste Ort an ihrem Ufer ist Kissingen. — 3. Die Salzburger S., der größte Nebenfluß der Salzach, entspringt gegen 1700 m. hoch am Thor unter dem Sattelkopf an der Grenze zwischen Salzburg u. Tirol, durchfließt in östl. Richtung in schauerlicher Enge zunächst das Glemmthal im mittleren Pinzgau, wendet sich dann nach N. u. durchfließt die Thalebene von Saalfelden, tritt dann in ein Querthal, wendet sich von Lofer ab nach NO., durcheilt bei Reichenhall den südöstlichsten Zipfel Bayerns u. bildet zuletzt, in die Ebene eingetreten, noch gegen drei Stunden die Grenze zwischen Bayern u. Salzburg, bis sie eine Stunde unterhalb Salzburg in die Salzach mündet. In ihrem Gebiete liegen die Salzwerke des südöstl. Bayern.

Saalfeld, ein ehemaliges Fürstenthum, das von der Saale durchflossen westl. von Schwarzburg-Rudolstadt, nördl. vom Westkreise Sachsen-Altenburgs, östl. vom weimar. Kreise Neustadt, von der preuß. Exklave Ziegenrück u. einem Theile Schwarzburg-Rudolstadts, südl. von der bayer. Provinz Oberfranken u. Meiningen begrenzt wird u. jetzt ungefähr den meining. Kreis S. mit 10,87 □M. u. 49,189 E. (1875) bildet. Das Gebiet ist gebirgig u. waldig u. hat etwas Bergbau, bes. auf Eisen. Die Linie Sachsen-S. wurde 1681 von Herzog Johann Ernst gestiftet, verlegte 1735 die Residenz nach dem ihr zugefallenen Koburg u. hieß seitdem Sachsen-Koburg-S. Seit 1826 gehört das Fürstenthum zu Meiningen. — **S.**, Hauptort des genannten Fürstenthums u. jetzigen Meiningischen Kreises mit 6784 E. (1875); liegt romantisch am linken Ufer der Saale, über die hier eine alte steinerne Brücke führt, an der Saalbahn u. der Bahn Gera-Eichicht, ist Sitz eines Landgerichts, eines Bergamtes u. einer Superintendentur, hat ein herzogl. Schloß, früher Residenz u. vormals Benediktinerabtei, die 1212 aus den Erträgnissen der benachbarten Goldgruben von Reichmannsdorf erbaute Johanniskirche, ein goth. Rathhaus, das alte Schlößchen Kitzerstein u. die höchst interessante u. gut erhaltene Ruine Sorbenburg. S. treibt lebhafte Fabrikation von Erdfarben u. Nähmaschinen. An der Straße nach Rudolstadt steht eine halbe Stunde von S. entfernt das eherne Denkmal des im Gefecht bei S. 10. Okt. 1806 gefallenen preuß. Prinzen Louis Ferdinand.



Nr. 4723. Saarbrücken.

Saane (franz. la Sarina), linker Nebenfluß der Aar, der am Sanetschpaß in 2300 m. Seehöhe im Schweizerkanton Bern entspringt u. unterhalb Laupen mündet. Anfänglich von S. nach N. fließend, durchströmt sie das acht Stunden lange Gsteigthal bis zur Einmündung des aus dem Lauenthale kommenden Wassers, wendet sich dann bei Saanen (s. d.) westl. u. tritt über die deutsche Sprachgrenze in den Kanton Waadt. Bei Montbovon, im Kanton Freiburg, aber nimmt sie wieder ihre Nordrichtung auf u. bildet bei der Stadt Freiburg das enge u. steile Felsenthal, dessen Ränder auf ihrem Plateau die Oberstadt Freiburg tragen. Bei Laupen verläßt sie Freiburg, um wieder nach Bern zurückzukehren, u. empfängt hier rechts ihren größten Nebenfluß, die Sense. Vollständig wieder auf deutsch sprechendem Gebiete, mündet sie oberhalb Aarburg. Ihr ganzer Lauf beträgt gegen 15 M. Ihr Thal ist zwar zuweilen wild u. eng, an sehr vielen Strecken aber hat sie niedrige u. wiesige Ufer, die eine ausgezeichnete Viehzucht gestatten.

Saanen (franz. Gessenay), Marktflecken u. Hauptort des Amtes S., welches das Gsteig-, Turbach- u. Lauenenthal umfaßt; liegt in 1023 m. Seehöhe am rechten Ufer der Saane (s. d.) im Schweizerkanton Bern. Die Gemeinde S., zu der außer S. noch die Nachbarorte gehören, hatte 1870: 3639 E., die Viehzucht u. Käsebereitung treiben.

Saar (franz. Sarre, lat. Sarra, Saravus), der größte Nebenfluß der Mosel; entspringt in einer Seehöhe von 800 m. im St. Quirinswalde am Donnersberge, am Westabhange der Vogesen im franz. Dep. Meurthe. Ihr 34 M. langer Lauf ist im Allgemeinen nach N. gerichtet, u. nur im letzten Viertel weicht sie etwas nach NW. ab. Sie nimmt ihren Weg meist durch Hügellandschaft u. hat deswegen wenig hohe u. romantische Ufer, nur zwischen Merzig u. Saarburg im Reg.-Bez. Trier nimmt sie ihren Weg durch einen vielgewundenen, engen Felsenspalt in den Vorhöhen des niederrhein. Schiefergebirges. Die S. hat ein selbständig ausgebildet Flußsystem u. nimmt auf beiden Seiten nicht unbedeutende Nebenflüsse auf. So geht ihr rechts die von Westrich kommende Bließ zu, links die Alb u. die aus einem deutschen u. einem franz. Quellflusse gleichen Namens entstandene Nied. Flößbar ist die S. schon in ihren Quellzuflüssen, u. zwar die Weiße S. 2,9 Km., die Rothe S. 11,25 Km. oberhalb ihrer Vereinigung bei Hermslingen. Von Saaralb bis unterhalb Louisenthal bei Saarbrücken ist sie kanalisirt u. dadurch schiffbar gemacht; von da ab folgt die Schiffahrt dem natürlichen Bette. Bei Saargemünd nimmt sie links den Saarkanal auf, welcher in dem See von Gunderchingen mit dem Rhein-Marnekanal in Verbindung steht, so daß die Saarschiffe einerseits in den Rhein bei Straßburg, andererseits in die Marne, vorher aber auch durch den oberhalb Frouard in der Nähe von Nancy bestehenden Uebergang aus dem Marnekanal in die Meurthe u. Mosel gelangen können. In den Saarkanal mündet bei Saaralb der sog. Canal des Salines, der von Salzburg aus durch die obere Seille über Dieuze in die Rode geführt ist. Die Herstellung eines Kanals von Metz zur S. durch das Niedthal ist im Werke. Das Gebiet der S. ist bereits warm genug, so daß der Weinstock gut gedeiht u. die sog. Saarweine (Scharzberger, Komzom u. Eil) liefert. Alle nennenswerthe Städte an ihr sind mit S. zusammengesetzt: Sarrebourg, Saarwerden, Saarunion, Saaralb, Saargemünd, Saarbrücken, Saarlouis u. Saarburg.

Saarbrücken, Kreisstadt im gleichnamigen Kreise des Reg.-Bez. Trier der preuß. Rheinprovinz, am linken Ufer der Saar, an den Eisenbahnen S.-Trier, S.-Saargemünd u. Neunkirchen-Forbach; hat mit der auf dem rechten Saarufer liegenden u. mit ihr durch Brücke verbundenen Vorstadt St. Johann 19,987 E. (1875), ist Sitz eines Landgerichts u. eines Bergamtes, hat eine evangel. u. eine kathol. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, mehrere Spinnereien, Wollen- u. Leinweberei, Gerbereien, Eisen-, Porzellan- u. Tabaksfabrikation, höchst ergiebigen Steinkohlenbergbau u. treibt lebhaften Handel. Ursprünglich im Besitze der alten Grafen der Ardennen, kam S. 1381 an das Haus Nassau, später an Frankreich, dann wieder an Nassau u. ist seit 1815 preußisch. Mit dem Gefecht bei S. 2. Aug. 1870 u. der Beschießung der Stadt durch die Franzosen wurde der Deutsch-franz. Krieg 1870/71 eingeleitet.

Saarburg. 1. **S.**, Kreisstadt im Reg.-Bez. Trier der preuß. Rheinprovinz, liegt am linken Saarufer u. an der Eisenbahn Saarbrücken-Trier. Die Stadt mit 1866 E. (1871) hat eine schöne, im goth. Stile 1856 erbaute kathol. Kirche, die St. Laurentiuskirche, u. in unmittelbarer Nähe umfangreiche Ruinen eines kurtrier'schen Residenzschlosses. Leinweberei, Alaun- u. Salmiakfabrikation, Weinbau u. Schiffahrt sind Haupterwerbsquellen. — 2. **S.** (Kaufmanns Saarbrück, franz. Sarrebourg), Kreisstadt im Bezirk Lothringen; liegt malerisch am rechten Saarufer u. an der Eisenbahn Straßburg-Luneville, zählt 2860 E. (1871), hat Steinpappfabriken u. fertigt den vergoldeten Bronzestutzuhren ähnliche Pappuhren. Durch den Präliminarfrieden von Versailles (26. Febr. 1871) ist S. eine deutsche Stadt geworden.

Saardam (auch Sardam, Saandam, Zaardam, Zaanredam), Stadt mit 11,905 E. (1869), im Bez. Haarlem der niederländ. Provinz Nordholland; liegt an der Mündung der Zaan am Y (Ij) u. besteht größtentheils aus Windmühlen u. den dazu gehörigen Gebäuden; sie wird durch die Zaan in eine östl. u. eine westl. Hälfte getheilt u. durch Kanäle so zerschnitten, daß oft einzelne Häuser schon mit ihrem Garten eine Insel bilden. S. ist Sitz eines Kantonalgerichts u. hat Kirchen verschiedener Konfessionen. Ihre Windmühlen, deren Zahl gegen 200 beträgt, sind vorzugsweise Säge-, Oel- u. Graupenmühlen; daneben dienen sie auch zur Fabrikation von Papier, Senf u. Schnupftabak, ja einige mahlen den Sandstein zu Streusand, andere den vulkanischen Traß der Eifel zu Pulver, das mit anderen Substanzen vermischt als Cement zu Wasserbauten dient. Von den ehemals so berühmten Schiffswerften, auf denen Peter d. Gr. 1691 den Schiffsbau lernte, sind nur noch wenige vorhanden. Peter's Wohnhaus mit seinem einfachen Mobiliar wird im damaligen Zustande erhalten; es trägt seit 1814 eine von Kaiser Alexander gestiftete steinerne Tafel mit der Inschrift: „Petro Magno Alexander“.

Saargemünd (frz. Sarreguemines), Kreisstadt im Bezirk Lothringen mit 8471 E. (1875); liegt am linken Ufer der Saar, gegenüber der Bliesmündung, an der Saarbrücker u. Elsaß-Lothringer Eisenbahn, hat auf einem Felsen ein Schloß u. fabrizirt rothes Fayence, engl. Töpferwaare, porphyrartiges Geschirr, Dosen von Papiermaché u. Hanfleinwand.

Saarlouis, Hauptort des gleichnamigen Kreises im Reg.-Bez. Trier der preuß. Rheinprovinz. Die Stadt mit 6807 E. (1875) liegt auf einem halbinselartigen Vorsprunge am linken Saarufer an der Eisenbahn Saarbrücken-Trier, ist Festung zweiten Ranges (die Befestigungswerke sind von Vauban 1681 aufgeführt worden), hat gerade Straßen, einen mit Alleen bepflanzten geräumigen Marktplatz, zwei kathol. u. eine luther. Kirche, eine Synagoge, ein Kloster u. fabrizirt bes. Leder u. Manufakturwaaren. Ergiebige Blei- u. Eisengruben in der Nähe beschäftigen viele Bewohner. S., früher zur Grafschaft Saarbrücken gehörig, wurde im Ryswiker Frieden 1697 an Frankreich überlassen, wurde im Span. Erbfolgekriege 1705 belagert, kam im zweiten Pariser Frieden 20. Nov. 1815 an Deutschland zurück u. wurde Preußen überlassen. S. ist Geburtsort des Marschalls Ney.

Saarunion, eine aus Bockenheim u. Neusaarwerden gebildete Stadt mit 3330 E. (1871); liegt am rechten Ufer der Saar u. an der Elsaß-Lothringer Eisenbahn im Kreise Zabern des Bezirks Unterelsaß, hat Fabriken in Barchent u. Strohhüten, Korbflechtereien u. Stickereien. S. kam mit dem Elsaß durch den Präliminarfrieden von Versailles 26. Febr. 1871 an Deutschland.

Saat, das Ausstreuen des Samens od. Auslegen anderer Pflanzentheile, erfolgt nach der Bearbeitung u. Düngung des Bodens. Bei der S. kommen in Betracht: die Auswahl des Samens mit Bezug auf Gehalt, d. h. Größe u. spezifische Schwere, Reinheit von Unkrautsamen sowie Keimfähigkeit. Da letztere nach mehrjähriger Bewahrung verloren geht, so ist einjähriger Same älterem vorzuziehen. Die Saatzeit richtet sich nach den klimatischen u. Bodenverhältnissen, resp. nach dem Wärme- u. Feuchtigkeitsbedürfniß der Pflanzenart; daher werden in unseren Breiten Winterraps im August, Winterrübsen Ende August bis Mitte September, Wintergetreide im September bis Mitte Oktober, Sommergetreide, Hülsenfrüchte, Frühkartoffeln Mitte März bis Mitte April, Gerste, Rübe, Kartoffel, Möhre, Mohn, Lein, Kohlrübe im April, Hanf, Mais, Hirse, Bohne, Tabak, Buchweizen im Mai u. später gesäet. Als Saatmethoden kommen die breitwürfige, die Reihen-, die Dibbel- u. die Gemengsaat in Betracht, welche im Gartenbau u. Kleinbetrieb gewöhnlich mit der Hand, bei der Großkultur daneben auch durch Säemaschinen (s. d.) ausgeführt werden. Die Saatmenge hängt vom Raume ab, den die Pflanzenart zur vollen Entwicklung braucht; je kleiner der Same im Verhältniß zur Ausbreitung der Wurzeln u. Blattorgane, desto größer das Aussaatquantum; dasselbe ist ferner um so höher zu bemessen, je geringer u. älter das Saatgut ist, je später die S. nach der ortsüblichen erfolgt, je trockner u. kälter das Klima u. je geringer die Fruchtbarkeit des Bodens ist, weil die geringere Bestockung durch einen dichteren Stand der Pflanzen zu ersetzen sein wird. Die Handsaat erfordert mehr Samen als die Maschinenbreitsaat, diese mehr als die Reihensaat; eine zu tiefe Unterbringung, z. B. durch den Pflug, oft doppelt mehr, als bei Anwendung des Rechens, der Egge od. Drillmaschine. Die Unterbringung der feinen Sämereien (Gras, Klee, Mohn) geschieht durch Andrücken derselben an den Boden od. durch flache Bedeckung; die letztere erfolgt in einer Tiefe bis zu 5 cm. beim Getreide, bis 8 cm. bei Hülsenfrüchten, bis 10 u. 16 cm. bei Kartoffeln; bei trockener Witterung u. Sandboden ist eine größere Saattiefe angezeigt als bei nasser Witterung u. schwerem Boden.

Saavedra, Diego de S. y Fajardo, berühmter span. Staatsmann u. Schriftsteller, geb. um 1585 in der Provinz Murcia; empfing seine akademische Bildung auf der Universität Salamanca, auf welcher er auch die juristische Doktorwürde erlangte, u. diente darauf seinem Vaterlande 40 Jahre lang in verschiedenen diplomatischen Stellungen bei der röm. Kurie, auf dem Deutschen Reichstage zu Regensburg u. endlich, seit 1643, auf dem westphäl. Friedenskongresse zu Münster; von dem letzteren wurde er zur Uebernahme eines hohen Staatsamtes 1646 nach Spanien zurückberufen, starb indessen schon 1648 zu Madrid. Von S.'s Schriften ist die bedeutendste sein „Fürstenspiegel in Bildern" („Empresas politicas, idea de un principe christiano", Münster 1640; dann in alle europ. Sprachen übersetzt), in welchem er das Ideal eines christlichen Fürsten entwarf. Von den sonstigen Werken S.'s mögen noch genannt werden die „Republica literaria" (erst 1670 gedruckt), in welcher der Verfasser die bedeutendsten Schriftsteller der alten u. neuen Zeit mit feiner Satire kritisirt, u. die „Corona gotica, castellana y austriaca" (Münster 1646), ein unvollendet gebliebenes, unkritisch angelegtes, aber trotzdem in klassischem Stile geschriebenes Geschichtswerk. Eine Gesammtausgabe der Werke S.'s erschien in Antwerpen 1683.

Saaz od. Saatz (böhm. Žatec), Stadt in Nordböhmen mit 8869 E. (1869); liegt amphitheatralisch am rechten Ufer der Eger u. an den Eisenbahnen Prag-Kommotau-Eger u. Pilsen-Priesen; ist Sitz der Kreisbehörde, hat sieben Kirchen, zwei Klöster, Gymnasium, ein Spital, außer den Eisenbahnbrücken noch eine 70 m. lange Kettenbrücke über die Eger, deren Ueberschwemmungen häufig die niedriger gelegenen Theile der Stadt unter Wasser setzen. S. liegt in einem Gebiete, in dem sehr starker Hopfenbau (S.er Hopfen) getrieben wird, u. exportirt allein bei günstiger Ernte mehrere 1000 Ctr. nach England, Schweden u. Nordamerika; außerdem wird bedeutender Gurkenbau getrieben. In S. selbst wie in der ganzen weiteren Umgebung ist die deutsche Sprache die herrschende. — S. wurde schon im 8. Jahrh. erbaut; im Hussitenkriege wurde es 1419 von den Deutschen vergeblich belagert.

Saba od. Sabaa, eine Landschaft im nordl. Theil von Jemen (Südarabien); die Hauptstadt Mârib (bei Strabo: Marjaba) war im Alterthum berühmt, u. heute noch bezeugen zahlreiche Ruinen mit himjarischen Inschriften die einstige Herrlichkeit u. den alten Reichthum dieser Stadt wie der ganzen Landschaft. Wie wir nun unter Jemen nicht blos Südostarabien, sondern das ganze, durch seinen Gold- u. Weihrauchreichthum u. seine Fruchtbarkeit scharf von den mittel- u. nordarab. Wüsten sich abhebende Südarabien verstehen, so verstanden auch die Hebräer unter S. (Scheba im Urtext der Bibel) allgemein Südarabien. Von da kam die Königin Bilkis (so nennt sie die arab. Tradition) zu Salomo, um die Schätze ihres Landes gegen seine Weisheit auszutauschen. Später gehörte S. zum Himjarischen Reiche in Südarabien; in diese Periode (2. Jahrh. n. Chr.) fällt jene Ueberschwemmung, die durch den Durchbruch aufgeführter Dämme verursacht wurde u. den Ruin der fruchtbarsten Gegenden Arabiens wie den Untergang der alten Stadt Marib herbeiführte. Seither liegt die Gegend verödet. Von den Ruinen der alten Hauptstadt, deren Name in dem Dorfe Marib fortlebt, hat uns zuerst der Franzose Arnaud berichtet, der im J. 1843 als der erste Europäer die Landschaft S. besuchte.

Sabäer. Da die Bewohner von Saba (s. d.) in alter Zeit dem Gestirnkultus ergeben waren, so wird S. auch allgemein für Sternanbeter gebraucht; nicht zu verwechseln ist aber diese Bezeichnung mit den Sabiern (s. d.), einer religiösen Sekte in Mesopotamien. Sabaismus nennt man demnach allgemein den Gestirnkultus, dem im alten orientalischen Heidenthum nicht blos die S., sondern auch andere Völker, in bes. hohem Grade die Assyrer u. Babylonier ergeben waren.

Sabbath (hebr., d. h. Ruhe, Feierzeit), der jüd. Feiertag vom Sonnenuntergang des Freitag bis zu dem des Sonnabends. Wenn 1 Mos. 2, 1 ff. die Weihung des 7. Tages als des göttlichen Ruhetages bereits auf die Schöpfung zurückgeführt wird, so liegt darin vielleicht eine Andeutung, daß die Feier des S.s schon vor Mose im Gebrauch war. Eine höhere religiöse Bedeutung hat der S. jedoch erst durch das mosaische Gesetz erhalten; vergl. bes. 2. Mos. 20, 9—11, wo als Grundgedanke der Sabbathsheiligung die Enthaltung von aller Arbeit ausgesprochen ist. Die Entweihung des S.s wird 2. Mos. 31, 12 ff., 4. Mos. 15, 32 ff. sogar mit dem Tode bestraft. Dagegen tritt 2. Mos. 23, 12 u. 5. Mos. 5, 13 ff. mehr die humane Rücksicht auf Gesinde u. Vieh in den Vordergrund. Jedenfalls war die Enthaltung von der Arbeit ursprünglich die Hauptsache, u. eine gottesdienstliche Feier des S.s durch Gebet, Bibellesen 2c. in der Synagoge ist erst für die Zeit nach dem Exil (6. Jahrh.) nachweisbar. Allmählich führte dann der engherzige gesetzliche Eifer zu den kleinlichen Bestimmungen über die Sabbathsfeier, bes. bei den Pharisäern zur Zeit Jesu (vgl. Matth. 12, 1 ff., 10 ff., Joh. 5, 10 ff. 2c.). Der in der Apostelgeschichte 1, 12 erwähnte Sabbatherweg, dessen Zurücklegung allenfalls am S. gestattet ist (so noch jetzt bei den strengen Juden), betrug 2000 jüd. Ellen, von der Stadtmauer aus gerechnet. Auf derselben Idee, wie der S., beruht endlich auch die (übrigens erst seit dem Ende des Exils nachweisbare) Ausscheidung jedes 7. Jahres als eines Sabbathsjahres. In einem solchen sollte nach 2. Mos. 23, 10 ff. u. 3. Mos. 25, 2 ff. alles Land brach liegen u. der freiwillige Ertrag desselben den Armen u. den Thieren überlassen bleiben; andere Bestimmungen s. 5. Mos. 15, 1 ff. u. 31, 10 ff. (vgl. „Halljahr").

Sabbathianer od. Sabbatharier: 1. ein Zweig der Sekte der Baptisten (s. d.), der Ende des 17. Jahrh. von Franz Bampfield gestiftet wurde u. neben dem Sonntag auch den jüd. Sabbath feiert. Diese S. zählen etwa noch 6000 Seelen in 50 Gemeinden in England u. Nordamerika. — 2. Die Anhänger der Schwärmerin Johanna Southcote aus der engl. Grafschaft Devonshire, welche sich seit 1801 für die „Braut des Lammes" u. die künftige Gebärerin des Messias nach Offenb. Joh. 12, 1 ff. ausgab, indem sie zugleich Beobachtung der jüd. Gesetze u. des Sabbaths

forderte (daher auch der Name „Neuisraeliten“). Schließlich gab sie ein untergeschobenes Kind für den Messias aus, den sie (obwol 60jährig) geboren habe. Obgleich der Betrug entlarvt u. bestraft wurde, hatten die S. noch lange nach dem Tode Johanna's (27. Dez. 1814) ihre Anhänger.

Sabbionetta, auch Sabionetta od. Sabbioneta, Marktflecken mit 1841 E. (1871), die ganze Gemeinde S., zu der größere Orte als S. selbst gehören, zählte 1871: 7058 E., in der ital. Provinz Mantua; liegt in der Ebene zwischen Oglio u. Po, an der Straße von Casalmaggiore nach Borgoforte, hat eine Citadelle, ein Schloß u. ein von Scamozzi 1588 erbautes Theater. — S. war ehemals Hauptort eines besonderen gleichnamigen Fürstenthums, dessen Besitzer aus dem Hause Gonzaga 1689 ausstarben. Als kaiserl. Lehn eingezogen, wurde es an den Herzog von Spinola verkauft, kam 1708 an den Herzog von Guastalla u. nach Aussterben dieses Hauses 1748 an den span. Infanten Philipp. 1797 gehörte es zum Departement Ober-Po, wurde 1814 österr., im Frieden von Villafranca 1859 an Sardinien abgetreten u. zur Provinz Cremona geschlagen. Seit der Neukonstituirung des Königreichs Italien ist es wieder, wie unter österr. Herrschaft, der Provinz Mantua zugetheilt.

Sabier, richtiger Ssabier, bei europ. Reisenden auch Johannischristen genannt, ist der Name einer merkwürdigen Sekte, die schon im Koran erwähnt wird u. aus dem christlichen Gnosticismus der ersten Jahrhunderte hervorgegangen ist, aber auch jüd., pers. u. selbst heidnische Lehren in ihr System aufgenommen hat. Unter sich nennen sie sich Mandäer (von manda de chajje, Wort des Lebens), gegen Andere Sobba od. S.; der Name „Nazoräer“ kommt nur den hervorragenden Gliedern der Sekte zu. Ihrer Abstammung nach sind sie Syrer u. wohnen, zur Zeit noch ca. 1500 Köpfe stark, südl. von Bagdad zwischen Euphrat u. Tigris. Ihre Sprache ist ein verderbter syrischer Dialekt (vgl. Nöldeke, „Mandäische Grammatik“, Halle 1875). Von ihren heiligen Schriften ist „Das große Buch“ od. „Der Schatz“ von Norberg (fälschlich als „Buch Adams“, Lund 1815 ff.) mit Uebersetzung herausgegeben worden, besser von Petermann der Text desselben (Lpz. 1867); ferner von Euting das Buch „Qolasta od. Gesänge u. Lehren von der Taufe u. dem Ausgang der Seele“ (Stuttg. 1867). Uebrigens ist das Verständniß der heiligen Bücher bei den Mandäern selbst im Aussterben. Ihr verwickeltes u. vielfach sich widersprechendes System erkennt einen obersten Herrn an, der sich durch die Erschaffung des „ersten Lebens“ offenbart hat; dem letzteren gilt bes. die Anbetung der Sekte (vgl. Petermann in Herzog's „Realencyklopädie“, Bd. IX, S. 318 ff.). Von diesen echten Ssabiern od. Mandäern sind noch zu unterscheiden die heidnischen Zabier, die ihren Hauptsitz in Harran im nördl. Mesopotamien hatten. In Wahrheit waren sie Nachkommen der alten heidnischen Syrer u. Anbeter der 7 Planeten, voran der Sonne als des höchsten Herrn; den Bildern dieser Planetengötter brachten sie in ihren Tempeln blutige Opfer dar. Zabier nannten sie sich seit der Eroberung durch die Araber (830 n. Chr.), um ihr Heidenthum vor den Mohammedanern zu verbergen. — Vgl. Chwolson, „Die Ssabier u. der Ssabismus“ (2 Bde., Petersb. 1856).

Sabine (spr. Säbbin), Edward, engl. Physiker u. Mathematiker, geb. im Okt. 1788, aus einer ursprünglich ital. Familie stammend; trat als Offizier bei der engl. Artillerie ein u. rückte allmählich zum Generalmajor auf, als welcher er schließlich in Ruhestand trat. Bei seinem Interesse an mathematischen u. physikalischen Studien betheiligte er sich an mehreren Expeditionen, so insbes. an der Reise Parry's zur Auffindung der nordwestl. Durchfahrt (1819—20), auf der er hauptsächlich Beobachtungen der Pendelschwingungen u. Untersuchungen über den Erdmagnetismus anstellte. Um die ersteren fortzusetzen, umsegelte er 1822—23 die Küsten von Afrika u. Amerika u. drang bis Spitzbergen u. Grönland vor. Die für unsere Kenntniß von der Gestalt der Erde wichtigen Ergebnisse seiner Beobachtungen enthält das von ihm unter dem Titel „A pendulum expedition etc.“ (Lond. 1825) herausgegebene Werk. Auch machte er die von Erman u. Hansteen 1828—30 auf Grund der Gauß'schen Theorie gesammelten Beobachtungen über den Erdmagnetismus in seinem „Report on the variations of the magnetic intensity etc.“ (ebd. 1838) bekannt. Weiterhin dehnte er seine Forschungen u. seine sammelnde Thätigkeit auf das verwandte Gebiet der Meteorologie aus, u. die engl. Regierung legte die Redaktion der Beobachtungsjournale, die aus den meteorologisch-magnetischen Observatorien eingesandt werden, infolge dessen in S.'s Hände. Durch besondere Schriften gab S. überdies von den betreffenden Observationen auf den brit. Kolonien, in Toronto, auf Sanct Helena u. in Hobarton (8 Quartbände, 1840—60) Kunde. Seit 1850 Schatzmeister u. Vizepräsident der Royal Society, ward er zu deren Präsidenten erwählt. Bei seinen literarischen Arbeiten hat ihn vielfach seine Gattin durch ihre Kenntniß der deutschen u. franz. Sprache unterstützt. Früchte ihrer gemeinsamen Arbeit sind insbes. die engl. Ausgaben von Wrangel's „Reise nach dem nordöstl. Sibirien“ (Lond. 1840; 2. Aufl. 1844), von Humboldt's „Kosmos“ (ebd. 1846 ff.) u. „Ansichten der Natur“ (ebd. 1849; 2. Aufl. 1853) sowie von Arago's „Meteorologischen Essays“ (ebd. 1855).

Sabiner, ein Bergvolk in Mittelitalien, Stammvolk der sabellischen Volksstämme. Die S. hatten ihre Wohnungen in den Thälern des noch jetzt nach ihnen genannten Sabinergebirges (s. d.) u. weiter nördl. zwischen den Gebieten der Umbrer u. Picener. Nach der röm. Königssage geriethen die Römer unter Romulus schon bald nach der Gründung der Stadt infolge des bekannten Raubes der Sabinerinnen, durch den sie sich an einem Feste, zu welchem die S. mit ihren Familien geladen waren, Frauen verschafften, mit ihnen in Krieg. Jedoch die sabin. Städte Cänina, Antemna u. Crustumerium wurden besiegt u. ihre Einwohner nach Rom verpflanzt; die übrigen S. aber vereinigten sich mit den Römern durch einen Vertrag, nach welchem sie mit letzteren zu einer Gemeinde zusammentraten u. ihr König Titus Tatius der Mitregent des Romulus wurde. Sehr gefährlich wurden die S. den Römern in historischer Zeit durch die langwierigen u. mit großer Zähigkeit geführten Sabinerkriege, welche 505 v. Chr. (249 a. u.) begannen u. mit Unterbrechungen bis 449 v. Chr. (305 a. u.) dauerten, in welch' letzterem Jahre sie nebst den Aequern u. Volskern von den damaligen Konsuln L. Valerius u. M. Horatius geschlagen wurden. Auch später, als die Römer Ende des 4. u. Anfang des 3. Jahrh. v. Chr. in die gefährlichen Kämpfe mit den Samnitern, dann auch mit den Etruskern u. Umbrern verwickelt wurden u. sich an denselben auch Herniker u. Aequer betheiligten, ergriffen 290 v. Chr. auch die S. nachmals die Waffen, wurden aber von Manius Curius Dentatus besiegt u. endgiltig unterworfen. Das Gemeindeland der S. wurde nach diesem Siege unter das röm. Volk vertheilt. Als sich die neuen Unterthanen in den folgenden Kämpfen, die Rom zu bestehen hatte, treu erwiesen hatten, wurde ihnen 268 v. Chr. (486 a. u.) volles Bürgerrecht verliehen.

Sabiner (Sabatiner) Gebirge heißt eine Parallelkette des mittleren Apennin, die sich westl. von Turano in fast nordsüdl. Richtung zwischen den Tiberzuflüssen Nera u. Teverone hinzieht u. die Campagna di Roma nach O. zu umgürtet. Im Soreste, dem alten Soracte, der zuweilen als besondere Gebirgsgruppe betrachtet wird, geognostisch aber mit zum S. G. gehört, tritt dasselbe auf das rechte Tiberufer, u. in den reizenden Partien um Palestrina reicht es südl. über den Teverone hinaus bis in das Quellgebiet des Garigliano, so daß es auch nach N. u. SO. hin zum Grenzwall für die Campagna wird. Sein Gestein ist Kalk u. enthält viele Versteinerungen, vorwaltend Hippuriten, Nummuliten u. Pectiniten. Die höchsten Gipfel sind der Monte Gennaro (über 1200 m.) u. der Soracte (686 m.). Vielbesuchte Orte im S. G. sind im N. Terni u. Rieti, im O. Tivoli, Palestrina u. Subiaco.

Sabinus, Name eines im J. 11 v. Chr. gestorbenen röm. Dichters. Er war mit Ovid befreundet u. schrieb, wie wir von Ovid selbst erfahren, poetische Antwortsbriefe auf einige Briefe desselben sowie ein den „Fasti“ des Ovid ähnliches Werk, welches aber nicht vollendet wurde. Unter dem Titel „A. Sabinus Epistolae tres“ (hier findet sich der sonst nicht nachweisbare Vorname Aulus) wurden früher seit den ersten Ausgaben des Ovid (1480 u. 1486) drei schlechte Gedichte als Anhang der Ovidianischen Heroiden verbreitet. Doch ist jetzt nachgewiesen, daß dieselben das um 1467 entstandene Machwerk eines Philologen Angelus Quirinus S. sind.

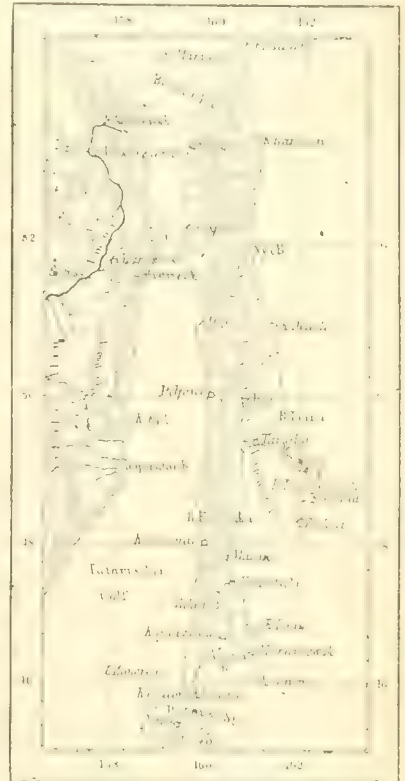
Sabinus, Georg, eigentl. Schüler, berühmter Humanist u. lat. Dichter, geb. 23. April 1508 zu Brandenburg; studirte seit 1523 zu Wittenberg die Rechte u. alte Sprachen u. erlangte 1533 auf einer Reise in Italien die Krönung als lat. Dichter. 1536 vermählte er sich zu Wittenberg mit Anna, einer Tochter Melanchthon's. 1538 übernahm er die Professur der Dichtkunst u. Beredsamkeit zu Frankfurt a. d. O., siedelte aber 1544 als erster Rektor an die neue Universität Königsberg über. Streitigkeiten, bes. mit Osiander (s. d.), bewogen ihn 1555 zur Niederlegung seiner Professur. Er lebte seitdem wieder in Frankfurt u. wurde von Kurfürst Joachim von Brandenburg bes. mit politischen Geschäften betraut. 1560 kehrte er schwer krank von einer Gesandtschaft nach Italien zurück u. starb zu Frankfurt 2. Dez. 1560. Seine Schriften bestehen in lat. Reden, Briefen, geschichtlichen Darstellungen („Biographie Maximilian's“, „Geschichte der Wahl u. Krönung Karl's V.“) u. zahlreichen Gedichten („Carmina“, Lpz. 1563) sowie in einer Anweisung zur Verskunst nach dem Muster der klassischen Dichter.

Saccharometer sind Aräometer (s. d.), welche den Prozentgehalt an Zucker (lat. saccharum) in Zuckerlösungen u. an Malzextrakt in der Bierwürze anzeigen. Da nach Balling's Versuchen Lösungen von wasserfreiem Malzextrakt mit gleichprozentigen Zuckerlösungen gleiche spezifische Gewichte besitzen, kann man das Instrument zur Ermittelung des Gehaltes beider Lösungen benutzen. Gewöhnlich verwendet man das S., um über den Verlauf der Gährung u. die Stärke der Bierwürzen sich Aufschluß zu verschaffen; ferner bei der Untersuchung der fertigen Biere.

Sacchini (spr. Sakkini), Antonio Maria Gasparo, berühmter ital. Komponist, geb. zu Pozzuoli bei Neapel 23. Juli 1734 als der Sohn armer Fischersleute; kam durch Vermittelung Durante's (s. d.) auf das Konservatorium Sto. Onofrio zu Neapel, wo er bis 1755 blieb, u. beschäftigte sich dann mit Gesangunterrichtgeben u. mit dem Komponiren kleinerer Opern für die geringeren neapolitan. Theater. 1762 schrieb er für Rom die Oper „Semiramide" u. nahm, da dieselbe günstige Aufnahme fand, dort seinen Aufenthalt. In dieser Zeit entstanden seine Opern „Eumene", „Andromacca", „Artaserse", „Il gran Cid", „L'Amore in campo", „Lucio Vero" 2c. Der große Erfolg, den 1768 sein „Alessandro nell' Indie" in Venedig errang, trug ihm einen Ruf als Direktor des dortigen Konservatoriums dell' Ospedaletto ein. Von S.'s in Venedig geschriebenen Opern mögen genannt sein: „La Contadina in corte", „L'Isola d'amóre", „Olimpiade", „Scipione in Cartagine", „Ezio", „Nicostrate", „Alessandro Severo", „Adriano in Siria" 2c. Gegen Ende 1771 ging S. nach Deutschland u. besuchte nam. München u. Stuttgart, wo er neben einigen älteren Opern auch die neukomponirten „L'Eroe cinése" u. „Calirrhoë" zur Aufführung brachte; dann begab er sich nach England u. nahm einen längeren Aufenthalt in London, wo er außer einigen umgearbeiteten älteren Opern eine Reihe frisch komponirter — darunter „Tamerlano", „Nitetti", „Perseo", „Creso", „Enea e Lavinia" 2c. — aufführen ließ. Diese Verschuldung, herbeigeführt durch ein verschwenderisches u. ausschweifendes Leben, bewog ihn aber 1782, heimlich aus London zu entweichen. Er begab sich nun nach Paris, wo sich ihm auf Empfehlung Kaiser Josef's II. an die Königin Marie Antoinette die Pforten der Großen Oper öffneten. Der „Oedipe à Colone" (1785), S.'s reifstes Werk, errang hier einen durchschlagenden Erfolg. Dennoch gedachte S. nach London, wo er seine Schulden inzwischen bezahlt hatte, zurückzukehren, starb jedoch 7. Okt. 1786. — S. gehört zu den begabtesten Komponisten der sog. neapolitan. Schule; seine Erfindung ist eben so reich wie bestechend u. das Zarte u. Anmuthige wußte er ebenso zu erfassen wie das Pathetische u. Erhabene. Außer seinen Opern schrieb er eine Anzahl von Oratorien, Messen u. sonstigen Kirchensachen, auch Kammermusikstücke verschiedener Art.

Sachalin (d. h. die schwarze Insel), auch Tarakai od. Karafto genannt, ist eine 1155 □M. große asiatische Insel, vom 46.—54.° n. Br. u. 141.—144.° östl. L. von Greenwich, durch die Straße La Pérouse von der japanischen Insel Jesso, durch den Tatarensund vom Festlande getrennt. Da letzterer sehr seicht ist, so wird S. auch als versteckte Halbinsel angesehen. Ihre Nordspitze ist das Kap Elisabeth, eine hohe Granitmasse unter 54° 24'; im S. läuft sie in zwei Halbinseln aus, welche die ungemein fischreiche Aniwabai umschließen; das südlichste Kap heißt Notor, das östlichste Patience. Nur in der De Castrie Bai sind bis jetzt Lavafelder gefunden worden. Die Bewohner, auf 13,000 geschätzt, sind ein Gemisch von mongolischen Giljaken im Westen, nomadisirenden Renthier-Tungusen im N., Ainos im S.; sie leben von Jagd u. Fischfang. In neuester Zeit kamen dazu eigentliche Japanesen, von den Russen angesiedelte Alëuten u. andere Bewohner aus dem verkauften russischen Distrikt Nordamerika's. Die Chinesen machten sich im Anfange des 18. Jahrh. den Norden tributpflichtig, während den Süden die Japanesen zu ihrem Reiche zählten. Mit dem Amurlande trat China auch seinen Besitz auf S. an die Russen ab, die zuerst den 49. Grad als Grenze annahmen, bald aber auf das Ganze Anspruch machten. Sie gründeten an der La Pérousestraße 1867 eine Ansiedelung, die 1869 zur Militärstation Murawieff wurde; außer dieser liegt noch der Militärposten Ilgin auf der Insel, an der Westseite. Auf der Ostseite liegt das handeltreibende Dorf Tarakai. 1875 haben die Japanesen die faktisch schon vorher aufgegebene Insel formell an Rußland abgetreten, für welches dieselbe wegen ihrer Kohlenlager, des Robben- u. Fischreichthums u. wegen seiner schützenden Lage vor den Häfen des Amurlandes werthvoll ist. Die Militärstationen sind zugleich Strafkolonien für politische Verbrecher, die russische Verwaltung hat ihre Centren in Dui u. auf dem Posten Korsakow.

Sacharjah (hebr., d. h. „Jehovah gedenkt"), griech. Zacharias. 1. S., Sohn Jerobeam's II., König von Israel zu Samaria, wurde nach sechsmonatlicher Regierung (ca. 771 v. Chr.) von Sallum ermordet (vgl. 2. Kön. 15, 8 ff.). — 2. S., Sohn des Berechjah, der elfte unter den sog. kleinen Propheten der Hebräer, der unter Darius Hystaspis (seit 521) in der neuen Kolonie Jerusalem weissagte u. mit Haggai den Wiederaufbau des Tempels betrieb (vgl. Esra 5, 1 u. 6, 14, sowie Sach. 1, 1. 7 u. 7, 1). Doch gehören diesem Propheten nur Kap. 1—8 des jetzigen Buches S. an, die ungleich schwungvolleren Orakel, Kap. 9—11 dagegen nothwendig einem Propheten des 8. Jahrh., da sie den Bestand Samariens (fiel 722) noch voraussetzen; auch ist die Sprache eine durchaus verschiedene. Vielleicht beruht die Anfügung dieser Orakel an Sach. Kap. 1 bis 8 auf einer Verwechslung mit dem Jes. 8, 2 (2. Chron. 26, 1) genannten S., Sohn Jeberechja's, aus der Zeit des Jesaja. Sach. Kap. 12 bis 14 endlich sind Orakel aus dem Ende des 7. Jahrh. von einem unbekannten Propheten.



Nr. 4724. Karte der Insel Sachalin.

Sachenrecht, s. v. w. dingliches Recht (s. d.).

Sachs, Hans, hervorragender u. in gewissem Sinne bedeutendster deutscher Dichter des 16. Jahrh., geb. 5. Nov. 1494 zu Nürnberg als Sohn eines Schneiders; wurde für das Schuhmacherhandwerk bestimmt u. trat, nachdem er bis 1508 eine „lateinische Schule" besucht hatte, die ihm zwar keine gelehrte Bildung gab, aber den Blick des geistig geweckten Knaben nach den verschiedensten Seiten erweiterte, in die Lehre. 1510 bereits trat er nach der Sitte der Zeit eine Wanderschaft an, die ihn beinahe durch das ganze Deutsche Reich führte. Er ging über Regensburg, Passau, Salzburg, Wels in Oberösterreich nach Innsbruck. Hier scheint ihn jugendliche Lust am poetischen Wechsel kurze Zeit bestimmt zu haben, sein Schuhmacherhandwerk aufzugeben u. in das Jagdgefolge Kaiser Maximilian's I. einzutreten. Jedenfalls wanderte er schon kurze Zeit darauf wieder als „Schuhknecht" über München, Landshut, Würzburg nach Frankfurt a. M. Seine Lebensrichtung hatte sich in sofern entschieden, als er beschlossen hatte, sich neben der tüchtigen Ausübung seines Handwerks ausschließlich der Dichtkunst, u. zwar sowol in den strengen Formen des damaligen Meistergesanges als in den freieren der aufstrebenden volksthümlichen Literatur zu widmen. S. besuchte demgemäß zu München u. Frankfurt die Singschulen der Meistersinger, setzte seine Bestrebungen nach dieser Richtung auf seiner ferneren Wanderschaft, die ihn durch Westfalen nach Osnabrück, Lübeck, Leipzig u. Erfurt führte, weiter fort u. befestigte sich in ihnen, als er, 1515 nach Nürnberg heimgekehrt, bald darauf Meister seines Handwerks ward u. sich in der Vaterstadt häuslich niederließ. 1519 verheirathete er sich mit Kunigunde Creuzer aus Wendelstein bei Nürnberg, die ihm sieben Kinder gebar, scheint neben dem Betrieb seines Schuhmachergewerbes zuerst in einer Vorstadt von Nürnberg auch eine Art Kramladen besessen zu haben u. nahm an Wohlstand u. Achtung unter seinen Mitbürgern so ständig zu, daß wir daraus auf die Tüchtigkeit seiner Arbeit u. die gute Zucht seines Hauses schließen dürfen, denn ohne beides wäre bürgerliches Gedeihen im damaligen Nürnberg unmöglich gewesen. Eine gewisse

Gefahr drohte dem friedlichen Lebensgange des Dichters mit der wachsenden Erregung der Reformation, die auch ihn ergriff. Er sang dem Reformator, der „Wittenbergisch Nachtigall", sein „Wachet auf, es nahet gen dem Tag" entgegen, u. veröffentlichte 1523 eine Reihe von Dialogen über die brennenden Fragen der Reformation; er stand offenbar in den Reihen der Bewegungspartei voran u. hätte das Schicksal so vieler Oppositionsmänner jener Zeit theilen können, wenn die rechtzeitige Entscheidung des Nürnberger Rathes für die Reformation Nürnberg nicht den Frieden u. Hans S. die Freudigkeit erhalten hätte, mit der er sich in den heimischen Zuständen wohl u. sicher fühlte. Sein Ruf als Dichter wuchs beständig, in der Nürnberger Meistersingerzunft nahm er eine erste Stelle ein, seine Fastnachtsspiele u. bald auch die Aufführungen größerer von ihm gedichteter Schauspiele, der Druck seiner Lieder u. Schwänke auf Flugblättern lenkten immer mehr die Aufmerksamkeit auf den poetischen Schuhmachermeister, der seinerseits fortfuhr, das ganze bunte Spiel der Welt, wie er sie verstand, in immer neuen poetischen Gebilden darzustellen. Für die Entwicklung von Hans S.' poetischem Talent fiel es ins Gewicht, daß Nürnberg zu seiner Zeit einer der großen Mittelpunkte des deutschen Lebens war, u. fernerhin, daß der Dichter,



Nr. 4725. Hans Sachs (geb. 5. Nov. 1494, gest. 20. Jan. 1576).

obwol kein Gelehrter, doch die ganze Bildung seiner Zeit in sich aufgenommen hatte, so weit sie ihm durch die deutsche Literatur u. zahlreiche Uebersetzungen zugänglich war. Die Eindrücke seiner Lektüre wie seines Lebens wandelten sich ihm auf der Stelle zu poetischem Stoff, u. seine vollkommene Beherrschung der Sprache u. der poetischen Formen seiner Zeit ließ ihn leicht, ja massenhaft produziren. Sein Leben verfloß dabei ziemlich gleichmäßig. Daß er an dem Feldzuge gegen Frankreich 1544 Antheil genommen, ist wahrscheinlich eine der poetischen Erfindungen in Bezug auf sein eigenes Leben, welche in seinen Gedichten mehrfach vorkommen. Gewiß ist, daß 1660 seine erste Frau starb u. S. sich wenig über ein Jahr später mit der jugendlichen Barbara Hascher, deren Schönheit er in Gedichten feierte, zum zweiten Male verheirathete. Die 1562 in Nürnberg wüthende Pest gab ihm zu verstärktem poetischen Schaffen Anlaß, da er es unter diesen betrübenden Umständen für ein Gott wohlgefälliges Werk hielt, seine Mitbürger zu erheitern u. zu zerstreuen. Er starb 20. Jan. 1576, bis zuletzt dichterisch thätig, u. ward auf dem Johannisfriedhof beerdigt. Auf dem Spitalplatze in Nürnberg erhebt sich das am Johannistage 1874 feierlich enthüllte Erzdenkmal des Dichters, von Kraußer (s. d.) modellirt. Für seinen Nachruhm meinte S., dem es bei aller Schlichtheit nicht an Ehrgeiz gebrach, durch die große Sammlung seiner poetischen Werke gesorgt zu haben, die er seit 1558 im Augsburger Verlag erscheinen ließ u. von der vor seinem Tode 3 Foliobände (der dritte mit den dramatischen Dichtungen) herauskamen, während zwei weitere Bände nach seinem Tode zusammengestellt wurden. Schon 1554, als er die Summa aller seiner Gedichte zog, berechnete er, daß er außer 3800 Meisterliedern in 244 „Tönen" (darunter 13 eigenen), 1700 „schöne histori, stampanei u. gut schwenk, philosophisch „poetisch werk" geschrieben, 133 „Comedi" zugerichtet u. wol 530 „Sprüch, gesprech u. lobgedicht" verfaßt habe. Eine spätere Berechnung von 1567 erwies, daß er, abgesehen von den Meisterschulgesängen, 6000 Gedichte geschrieben habe. Die Zeitgenossen theilten die naive Freude des Dichters über diese Fruchtbarkeit, aber die Gelehrsamkeit u. gelehrte Poesie seit dem Anfang des 17. Jahrh. begannen mit Verachtung auf den ungelehrten Schuster von Nürnberg herabzusehen u. das Andenken an seine poetischen Bestrebungen erhielt sich lange Zeit nur in Spott u. Schimpf. Erst seit dem Ende des 18. Jahrh. begann man Hans S. wieder gerechter zu werden u. seine dichterische Bedeutung voll zu würdigen. Sein großes Talent ist innerhalb der Beschränkung seiner Zeit u. noch mehr seines Lebens als Reichsbürger zur vollsten Entfaltung gediehen. Seine Stoffe entnahm er von allen Seiten, wandelte sie aber in der Behandlung jederzeit zu seinem vollen Eigenthum um. Lebendige Vorstellungskraft, Naivetät, warme Mitempfindung an menschlichen Leiden u. Freuden, soweit er sie versteht, Kraft, schlichte Frische, eine ehrbare Derbheit u. schalkhafter Humor durchdrangen seine Dichtungen. Auf dem Gebiete der schwankhaften Erzählung, der lehrhaften Schilderung leistete er geradezu Meisterhaftes, das noch heute mit voller Frische wirkt; im Drama waren seine Fastnachtsspiele, die ihre Wirkung auch unter ganz veränderten Verhältnissen nicht versagen, die höchsten Leistungen der Zeit, seine sonstigen Komödien u. Tragödien aber immerhin ein Anfang, dem nur die konsequente Weiterbildung fehlte. Daß der Dichter Alles im Kostüm seiner Zeit darstellte, war eher ein Vorzug als ein Mangel. Eine neuerliche Gesammtausgabe seiner „Werke" begann Ad. v. Keller (in den „Publikationen des Stuttgarter literarischen Vereins", Stuttg. 1871 ff.), eine Auswahl „Dichtungen von Hans Sachs" haben Goedeke u. Tittmann (3 Bde., Lpz. 1870—71) veranstaltet. Biographische Skizzen lieferten u. A. Furchau (Lpz. 1820) u. Hoffmann (Nürnb. 1847).

Sachsen (Saxones), so genannt (nach Widukind v. Corvey) von ihrer gewöhnlichen Waffe, Sahs, einem großen Schlachtmesser, nennt Ptolemäus nur den deutschen Volksstamm, welcher im Norden der Niederelbe, im heutigen Holstein, wohnte. Schon im Anfang des 3. Jahrh. aber trägt diesen Namen ein Völkerbund, der im Süden an die Franken grenzte u. offenbar die ehemaligen Chauken, Angrivarier u. Cherusker mit umfaßte. Nur durch die List eines Räuberhäuptlings konnte sich Julian im 4. Jahrh. ihrer Einfälle in röm. Gebiet erwehren, u. trotz einer Niederlage, die ihnen Valentinian bei Deutz im Lande der Franken beibrachte, bemächtigten sie sich im 5. Jahrh. von der See her der Nordküste Galliens sowie der Inseln vor der Loiremündung u. werden noch im 9. Jahrh. als daselbst wohnhaft in den Kapitularien Karl's d. Kahlen erwähnt. Unberührt von den Stürmen der Völkerwanderung, verließen nur einzelne Stämme ihren Wohnsitz, um fremdes Land zu erobern, so die nordalbingischen S. im Bunde mit den Angeln Britannien (im 5. Jahrh.) u. die südlichen im Verein mit den Franken 531 Thüringen, dessen nördl. Theil von dem Harz bis zur Unstrut ihnen zufiel. Dennoch geriethen sie durch die letztere Unternehmung, wie es scheint, in eine gewisse Abhängigkeit von den Franken, u. schon Chlotar I. verlangte von ihnen einen jährlichen Tribut von 500 Kühen. Da jedoch seine Nachfolger auch diese geringe Abgabe nur mit Gewalt erlangen konnten, vielmehr während der nächsten Jahrh. ihre Einfälle in fränkisches Gebiet immer zahlreicher wurden, so erkannten die Karolinger, welche schon die Araber abgewehrt hatten, auch ihre Bekämpfung u. Christianisirung als eine Bedingung für das Bestehen des eigenen Reiches. Zweimal (753 u. 758) kämpfte Pipin gegen sie ohne dauernden Erfolg. Das Volk der S., bestehend aus den drei Ständen der Edelinge, Frilinge u. Lassen, zerfiel damals in vier Stämme, die Westfalen von der Weser bis zur Diemel, die Engern an den Ufern der Weser selbst, die Ostfalen von dort bis zur Elbe, die Nordalbinger darüber hinaus bis zur Eider. Nur der Krieg brachte sie zu einer politischen Vereinigung unter gewählten Herzögen. Als Karl d. Gr. (s. d.) vom Maifelde zu Worms 772 mit dem fränkischen Heerbanne gegen sie zog, um sie dem fränkischen Schwerte u. der röm. Kirche zu unterwerfen, erstürmte er ihre Feste Eresburg, zerstörte die räthselhafte Irminsäule u. nahm Geiseln von ihnen für die gelobte Treue; aber kaum

war er nach Italien gezogen, so empörten sie sich unter Widukind u. Albion u. machten Einfälle in sein Reich. 776 drang Karl tief in das Gebiet der Engern ein u. glaubte sein Ziel erreicht zu haben, da Hunderte von sächs. Edelingen 777 auf dem Reichstage zu Paderborn erschienen, um Treue zu schwören u. sich taufen zu lassen. Doch Widukind, der zu den Dänen entflohen war, kehrte 778 zurück, u. Karl d. Gr. erhielt in Spanien die Nachricht von dem Vordringen der S. bis zum Rhein. Vergeblich war auch sein dritter Eroberungszug bis zur Elbe 779 u. 780. Ihre Liebe zu den nationalen heidnischen Göttern Odin u. Freia, ihre Hoffnung auf die Freuden der Walhalla, ihre Abneigung gegen fränkische Sprache, Sitte u. Heeresfolge trieb sie schnell wieder zum Abfall. Als Karl sie 782 unter fränkischen Führern gegen die Sorben schickte, schlugen sie jene am Süntelgebirge todt u. machten sich frei. Selbst das Blutbad bei Verden an der Aller, in dem 783 nicht weniger als 4500 sächs. Edle hingerichtet wurden, reizte auch die entlegensten Stämme zur Empörung unter Widukind. Erst nach zwei großen Niederlagen bei Detmold u. an der Haie u. nachdem Widukind 785 Christ geworden war, folgten die meisten edeln S. seinem Beispiele, wählten die Taufe statt des angedrohten Todes, zahlten den Zehnten an die christlichen Kirchen, leisteten Heeresfolge u. ließen sich fränkische Sendgrafen gefallen. Durch einen Bund mit den benachbarten slavischen Abotriten vernichtete Karl langsam, aber entscheidend, fast ohne eine eigentliche Feldschlacht, den letzten Aufstand, der 792 an der Weser aufflackerte, im Laufe von 10 Jahren. Während er ihre einheimischen Sitten schonte, ihre Gesetze sammeln u. aufzeichnen ließ (Lex Saxonum), sorgte er durch zahlreiche Bisthümer, Osnabrück (783), Verden (786), Bremen (787), Paderborn, Minden, Halberstadt, Hildesheim, Münster, zu welchen sein Nachfolger für Ansgarius 831 das Erzbisthum Hamburg fügte, durch Klöster- u. Domschulen für Verbreitung u. Vertiefung römisch-christlicher Bildung. Die Dominikaner von Corvey (822), Herford u. Gandersheim (856) wurden bald durch ihre Studien so berühmt wie die von Fulda u. Hersfeld. Als 842 die Frilinge u. Lassen sich durch Lothar's Verheißung, sie dürften zum Heidenthum zurückkehren, zum Aufstande gegen die Edelinge verleiten ließen, wurde ihre Verbindung, Stellinga genannt, von Ludwig dem Deutschen niedergeworfen u. das Christenthum gerettet, welches in dem Verfasser der niedersächsischen Evangelienharmonie „Heliand" (s. d.) bereits zu Ludwig's des Frommen Zeit einen reichbegabten nationalen Dichter gefunden hatte. Unter den späteren Karolingern entwickelt sich auch in S. ein nationales u. fast erbliches Herzogthum zum Schutze gegen die von Osten andrängenden Slaven. Liudolf, am wahrscheinlichsten ein Enkel Bruno's, der die Engern gegen Karl d. Gr. anführte, vererbte diese Würde 866 an seinen Sohn Bruno, der Braunschweig gegründet haben soll u. 880 gegen die Normannen blieb. Dessen jüngerer Bruder Otto trat nun an die Stelle, schützte Sachsen gegen die Magyaren, bemächtigte sich 908 der Markgrafschaft Thüringen u. schlug die ihm angebotene deutsche Königskrone nur seines Alters wegen aus. 912 folgte ihm Heinrich (s. „Heinrich I."), der zwar beständig mit König Konrad von Franken kämpfte, aber doch durch dessen Empfehlung 919 den Königsthron erhielt. Das Herzogthum S., welches er ebenso wie Thüringen in seiner Hand behielt, gab sein Sohn Otto d. Gr. (s. d.) 960 an Hermann Billung, der von Billung, dem Schwiegervater Liudolf's, herstammte. Obwol seine Nachkommen, die Billung'schen Herzöge, keine Gewalt über die Markgrafschaften an der Heveller- u. Sorbengrenze besaßen, die schon seit 939 allein in der Hand Gero's waren, der bis über die Oder vordrang, obgleich in Magdeburg ein königlicher Pfalzgraf Recht sprach, wußten sie doch allmählich ihre Herrschaft über alle sächsischen Grafen auszudehnen. Als Heinrich IV. (s. d.) seinem Haß gegen die S. in tyrannischer Weise Ausdruck gab, als er den Herzog von Bayern u. einen sächs. Grafen, Otto von Nordheim, absetzte, den letzten Billunger, Magnus von S., einkerkern ließ, erhoben sie sich gegen ihn, zwangen ihn zur Flucht aus der Harzburg u. klagten ihn, als er 1075 bei Hohenburg a. d. Unstrut gesiegt hatte, bei Gregor VII. an, der bereitwillig ihre Sache zu der seinigen machte. Nach Magnus' Tode erhielt 1106 Graf Lothar von Supplinburg die herzogliche Würde, überdies durch Vermählung mit Richenza, einer Enkelin Otto's v. Nordheim, Braunschweig u. Nordheim u. bestieg 1125 den deutschen Königsthron als Lothar III. (s. d.). Um seine Stellung im Kampfe gegen die Hohenstaufen zu befestigen u. seinem Grundsatze, daß auch Seitenverwandte Fürstenthümer erben dürften, Geltung zu verschaffen, verhalf er schon 1123 dem Grafen Konrad d. Gr. von Wettin zur Markgrafschaft Meißen, gab 1130 die neuerrichtete Landgrafschaft Thüringen (s. d.) an seinen Freund, den Grafen Ludwig, den Sohn Ludwig's „des Springers", übertrug 1133 die sächs. Nordmark dem Askanier Albrecht dem Bären, welcher durch seine Mutter Eilike ein Enkel Magnus' v. S. war, u. belehnte noch in seinem Todesjahre Heinrich den Stolzen, den Gemahl seiner einzigen Tochter Gertrud, der durch seine Mutter Wulfhild ebenfalls ein Enkel des letzten Billungers war, mit dem Herzogthum S., obwol derselbe schon von seinem Vater Heinrich dem Schwarzen das welfische Herzogthum Bayern geerbt hatte. Diese Verbindung zweier Herzogthümer in einer Hand wurde der erste Grund des unseligen Streites der Welfen u. Waiblinger, durch den fast ein Jahrhundert hindurch auch S. verheert wurde. Kaum war Konrad III. zum deutschen Könige gewählt, so verlangte er, daß Heinrich eines seiner Herzogthümer abgebe, das andere von ihm zu Lehn nehme, ließ den Widerstrebenden 1138 in die Reichsacht erklären u. belehnte Albrecht den Bären mit S. Da jedoch Heinrich sowol bis zu seinem Tode (1139) als auch seine Wittwe Gertrud sich in dem Besitze behaupteten, so verzichtete Albrecht d. Bär 1142 in dem Friedensschlusse der beiden Parteien zu Gunsten des jugendlichen Heinrich d. Löwen u. erhielt dafür seine Mark als reichsunmittelbar. Heinrich d. Löwe (s. d.) hatte bereits den Grafen von Schauenburg das östl. Holstein entrissen, war gegen die Slaven an der Ostsee bis zur Odermündung vorgedrungen, als seine Untreue gegen Friedrich I. seine Absetzung 1180 u. die Zerstückelung des ganzen Herzogthums herbeiführte. Nachdem er sich zu Erfurt vor dem Kaiser gedemüthigt, erhielt er zwar seine reichen Allodialgüter zurück, aus denen Friedrich II. für seinen Enkel Otto „das Kind" 1235 das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg errichtete; aber ganz Westfalen kam an das Erzbisthum Köln, viele Grafen, u. a. von Holstein, Schwerin, Oldenburg, Lippe u. A., wurden reichsunmittelbar, so daß die Herzogswürde nur noch mit einem geringen Theile des östl. Sachsenlandes an den jüngsten Sohn Albrecht's d. Bären, Bernhard v. Askanien, kam. Die askanischen Herzöge u. später Kurfürsten besaßen so wenig Gebiet (s. „Lauenburg") u. Macht im alten Sachsenlande, daß sie es vorzogen, in dem askanischen Wittenberg zu residiren. Als ihr Stamm 1423 erlosch, übertrug Kaiser Sigismund die sächs. Kurwürde mit den Rechten, welche die Goldene Bulle bezeichnet, auf den mächtigen Markgrafen Friedrich den Streitbaren von Meißen aus dem Hause Wettin. Seitdem führen außer den Bewohnern von Lauenburg nur die Unterthanen des wettinischen Fürstenthums den Namen S., obwol sie von vollkommen anderer Abstammung sind.

Sachsen (Kurfürstenthum), umfaßte im Mittelalter ein Gebiet, auf welchem nach Tacitus im 1. Jahrh. die Hermunduren (s. d.) u. zum Theil die Sennonen (s. d.) wohnten. Seit der Völkerwanderung erscheinen an Stelle jener die Thüringer (s. d.), deren mächtiges Königreich 531 von Franken u. Sachsen erobert u. an der Unstrut getheilt wurde. Der südl. Theil trug fortan den Namen Franken, in dem östl. drangen noch im Laufe des 6. Jahrh. die slavischen Sorben über die Elbe, Mulde u. Pleiße bis zur Saale vor. Das Gebiet zwischen Werra u. Saale, welches im Laufe des 8. Jahrh. (s. „Bonifacius") dem Christenthum gewonnen wurde, blieb zum Theil unmittelbares deutsches Reichsland, zum Theil Eigenthum des Erzbischofs von Mainz u. anderer geistlicher Besitzer. Eine geschichtliche Bedeutung bekam das östl. Gebiet erst wieder, als Heinrich I. (s. d.) mit Glück gegen die Sorben u. Daleminzier vordrang u. 928 an der Elbe die Burg Meißen gründete. Seitdem war es die Aufgabe der Markgrafen, die slavischen Eindringlinge zu überwältigen, die deutschen Kolonisten sowie die geistlichen Stifter zu schützen, sowol christliche Bildung zu verbreiten als auch den Urwald auf den Höhen zu fällen u. in Ackerland zu verwandeln. Markgraf Gero hatte noch die ganze Sorbengrenze (limes sorabicus) unter sich; nach seinem Tode zerfiel sie in kleinere Theile, die Nordmark, in der die Bisthümer Brandenburg u. Havelberg lagen, die Ostmark von der unteren Saale u. Mulde bis fast an die Oder (später Mark Lausitz genannt) u. die Mark Meißen bis an die Pulsnitz mit den drei Bisthümern von Merseburg, Zeitz u. Meißen. Schon im Anfange des 10. Jahrh. werden Markgrafen in der Lausitz u. in Meißen aus dem Hause Wettin (s. d.) genannt, welches nach Ekbert's II. Ermordung 1090 in der Person Heinrich's von Eilenburg in den Besitz beider Marken kam. Aus einer Seitenlinie stammte Konrad von Wettin, der fast das ganze Hausgut der Familie erbte, 1123 die Mark Meißen, später die Niederlausitz erwarb u. der erste erbliche Markgraf des Hauses Wettin, zugleich der Stammvater des ganzen noch heute in diesen Gegenden herrschenden Fürstenhauses ist. Als er 1156 in das Augustinerkloster auf dem Petersberge einzog, wurden seine 5 Söhne die Stifter von 5 gesonderten Linien, die jedoch nach einem Jahrh. wieder in eine einzige zusammenliefen. Der älteste, Otto der Reiche (1156—90), der Gründer der Cisterzienserabtei Altenzelle, welche zugleich als Erbbegräbniß dienen sollte, hatte das Glück, daß auf seinem Gebiete 1185 die Silberadern entdeckt wurden, welche die Gründung von Freiberg veranlaßten u. reiche Mittel zur Befestigung u. zum besseren Aufbau der Städte gewährten. Da er diesen zuerst das Recht gab, jährlich zwei Jahrmärkte zu halten, so datiren die beiden Leipziger Messen aus seiner Zeit; auch wird unter ihm der erste „Landtag" (1185) erwähnt, zu welchem er die Großen u. Freien der Mark versammelte, um über Recht, Gesetze u. Steuern mit ihnen zu berathen. Seine Söhne Albrecht

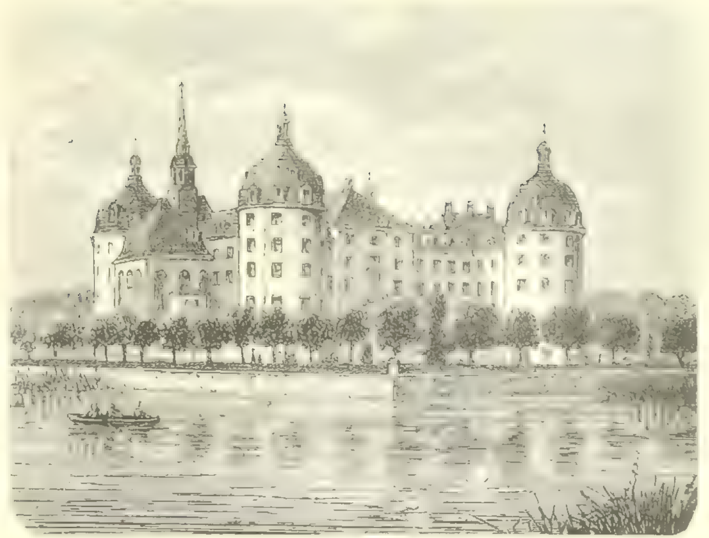
der Stolze (1190—95) u. Dietrich der Bedrängte (1190—1221) lebten fünf Jahre im Streite mit einander, bis der Erstere an Gift starb. Dann suchte Kaiser Heinrich VI. das Land an sich zu reißen, u. als sein Tod diese Gefahr beseitigt hatte, sprach der Erzbischof von Magdeburg wegen eines Streites zwischen Dietrich u. dem Abte von Pegau das Interdikt über die Mark aus; endlich gerieth der Markgraf mit der Stadt Leipzig in Kampf, welche die Gründung eines Klosters in ihren Mauern nicht dulden wollte. Als er sie kaum durch eine List überwunden hatte, vergiftete ihn sein Leibarzt. Sein dreijähriger Sohn Heinrich der Erlauchte (1221—88), für welchen seiner Mutter Jutta Bruder, der Landgraf Ludwig von Thüringen, die Regierung führte, war glücklicher. Vom Kaiser erwarb er das reiche Pleißner Land mit Altenburg, Zwickau, Werdau, Chemnitz u. Leisnig; als sein Oheim Heinrich Raspe (s. d.) 1247 gestorben war, gelangte er nach siebenjährigem Kampfe mit Sophie von Brabant in den Besitz des größten Theils von Thüringen, trat ihn aber schon bei Lebzeiten an seinen ältesten Sohn Albrecht, wie das Osterland zwischen Saale u. Mulde an den zweiten, Dietrich, ab. Albrecht (1288—1314), „der Unartige" genannt, weil ihm die Sage die alleinige Schuld giebt an der Trennung von Margarethe (s. d.) u. am Streite mit seinen Söhnen Friedrich u. Diezmann, ging mit den Königen Adolf von Nassau u. dann mit Albrecht I. den schmählichen Handel ein, daß er ihnen für Geld die Besitznahme seines Landes gestattete, welches „an die Söhne einer hohenstaufischen, vom Papste verfluchten Mutter nicht kommen dürfe". Allein der Sieg der Prinzen Friedrich u. Diezmann bei Lucka (nahe Altenburg) am 31. Mai 1307 befreite das Land von den Scharen des Königs. Friedrich „der Freidige" od., wie er nach einer viel später erfundenen Sage genannt wird, „der Gebissene" (1314—24), verlor zwar die Lausitz an den Markgrafen von Brandenburg, erlangte aber durch mühevolle Kämpfe alle anderen Theile des väterlichen Erbes zurück. Von Friedrich's des Ernsthaften (1324—49) drei Söhnen starb Friedrich der Strenge (1349—81), der durch Heirath Gotha erworben hatte, zuerst, u. Balthasar u. Wilhelm theilten nun auf der Chemnitzer Oerterung so, daß jener, der auch Hildburghausen erheirathet hatte, Thüringen, dieser Meißen u. der älteste Sohn des Verstorbenen, Friedrich der Streitbare (1381—1428), das Osterland erhielt. Unter ihm entstand 1409 die Universität Leipzig, u. für seine Hülfe gegen die Hussiten sowie für wiederholentliche Geldzahlungen erhielt er 1423 nach dem Aussterben des askanischen Hauses Sachsen-Wittenberg von Kaiser Sigismund die Belehnung mit der sächs. Kur, durch welche der Name S. auf die wettinischen Länder übertragen wurde. Unter Friedrich dem Sanftmüthigen (1428—64) wurde das Kurfürstenthum 1429 u. 1430 von den Hussiten grausam verwüstet u. genoß auch nach Abschluß der Prager Kompaktaten (1434) nur einer kurzen Ruhe. Ueber die Theilung des Landes (1445) kam es 1446 bis 1451 zu einem „Bruderkriege" mit Wilhelm, der durch Apel von Vitzthum gegen den Kurfürsten aufgereizt wurde, u. wenige Jahre darauf, nachdem zu Pforta die Versöhnung der Brüder erfolgt war, drohte dem Kurfürsten durch den Prinzenraub (s. d.) des Kunz von Kaufungen 1455 der Verlust seiner beiden einzigen Söhne Ernst u. Albert, der Stifter der beiden noch regierenden sächs. Linien. Nach seinem Tode (1464) beherrschten diese eine Zeit lang das Kurfürstenthum gemeinsam u. erbten 1482 auch den Antheil ihres Oheims Wilhelm; 1485 aber schritten sie in Leipzig zu jener Theilung, welche den ersten Grund zur Zwietracht beider Linien gegeben hat. Der jüngere Bruder, Albrecht, wählte den Theil, zu welchem Meißen gehörte u. der fortan den Titel Herzogthum S. führte, dem ältern kam also Thüringen zu. Das Pleißner- u. Osterland war zerstückt; über die Pfalzgrafschaft S., die Burggrafschaft Magdeburg war nichts bestimmt u. dadurch eine Quelle des Streites offen gelassen.

In der Ernestinischen Kurlinie folgte nach dem Tode des Stammvaters Friedrich der Weise (1486—1525), der Gründer der Universität Wittenberg (1502), der Schützer der Reformation, u. sein Bruder Johann der Beständige (1525—32, s. d.), das Haupt des Schmalkaldischen Bundes. Sein Sohn Johann Friedrich (1532—54) verlor 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg durch die Wittenberger Kapitulation den besten Theil seiner Besitzungen u. die sächs. Kur an seinen Vetter Moritz (s. d.).

Nach dem Tode Albrecht's, von dem die Albertinische Linie stammt, folgten als Herzöge von S. nach einander Georg der Bärtige (1500 bis 1539) u. sein Bruder Heinrich der Fromme (1539—41), jener der eifrigste Gegner, dieser ein Begünstiger der Reformation. Des Letzteren Sohn Moritz (1541—53) erhob sofort mit dem ernestinischen Vetter Streit über geistliche Besitzungen u. erwarb 1547 durch sein Bündniß mit dem Kaiser die Kur u. die Ernestinischen Lande bis auf die fränkischen u. thüringischen Aemter, die er an die Söhne des gefangenen Kurfürsten zur Aufbringung eines jährlichen Einkommens von 50,000 fl. gab. Die böhmischen Lehne im Vogtlande mußte er an König Ferdinand abtreten, auf seine Erwerbungen im Magdeburgischen u. Halberstädtischen verzichten. Dennoch kam seine Regierung der Reformation zu Gute. Schon 1543 hatte er aus dem Verkauf od. Ertrag geistlicher Güter die drei Fürstenschulen zu Meißen, Merseburg (seit 1550 Grimma) u. Pforta gegründet, u. 1552 erzwang er vom Kaiser durch Ueberfall den Vertrag zu Passau. Nach seiner tödlichen Verwundung in der Schlacht bei Sievershausen folgte am 11. Juli 1553 als Kurfürst sein Bruder August (1553—86), der zwar in dem Naumburger Vertrage von 1554 noch einige Gebiete an die Ernestinische Linie abtrat, aber die Verwaltung der reichen Bisthümer Merseburg, Zeitz (Naumburg) u. Meißen, 1567 nach Vollstreckung der Acht an Johann Friedrich von Gotha einige Ernestinische Aemter, 1583 einen Theil der Hennebergischen Lehne erhielt, 1569 von Heinrich von Plauen die 1547 an Ferdinand abgetretenen böhmischen Lehne zurückkaufte u. 1570 den größten Theil der silberreichen Mansfeldischen Grafschaft durch Sequestration in Besitz nahm. Während das Land ihm die Förderung des Flachs- u. Weinbaues, der Obstbaum-, der Bienenzucht, der Perlenfischerei, der Tuchfabrikation u. der neu erfundenen Spitzenklöppelei verdankte, trat er in kirchlichen Angelegenheiten, nachdem er vergeblich versucht, die streitenden Theologen mit einander auszusöhnen, mit großer Härte gegen wirkliche od. sog. Calvinisten auf, entsetzte über 100 Geistliche, die im Verdachte des Kryptocalvinismus standen, u. führte die unselige, 1577 vollendete Konkordienformel (s. d.) als allein giltiges Bekenntnißbuch ein. Sein einziger Sohn, der vergnügungssüchtige Christian I. (1586—91), überließ die Regierung dem aufgeklärten, aber von der Geistlichkeit u. von einer österreichisch gesinnten Partei gehaßten Kanzler Crell (s. d.), der deshalb unter der Administration, welche bis 1601 Friedrich Wilhelm von S.-Weimar für den minderjährigen Christian II. (1591—1611) führte, hingerichtet wurde. Seine Ansprüche auf Jülich-Cleve, dessen letzter männlicher Erbe 1609 verstarb, bewegten den Kurfürsten nur zu nutzlosen Protesten u. zur Annahme des Titels u. Wappens. Sein Bruder u. Nachfolger Johann Georg I. (1611—56) hatte mit wichtigeren politischen Verwicklungen zu thun. Während des Dreißigjährigen Krieges unterstützte er Anfangs mit Geld u. Truppen Kaiser Ferdinand II. gegen die protestantischen Böhmen u. erhielt statt der schuldigen 72 Tonnen Goldes 1623 die ganze Lausitz als Unterpfand. Als aber das Restitutionsedikt (s. d.) u. die Eroberung Magdeburgs die Reformation in Deutschland ernstlich gefährdeten, wurde auch der ruheliebende Kurfürst zum Bündniß mit Gustav Adolf getrieben, theilte den Ruhm des Sieges von Breitenfeld (1631), besetzte Böhmen, siegte mit bei Lützen (1632), ergriff aber 1635 nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen (1634) im Separatfrieden zu Prag die Partei des Kaisers, der ihm dafür die Ober- u. Niederlausitz als erbliches Besitzthum, seinem Sohne August die Administration von Magdeburg überließ. Gegen Schweden, das nun in grausamster Weise das Land die Schrecken des Krieges fühlen ließ, schützte er es endlich 1645 durch den Vertrag von Kötzschenbroda, in dem er sich zu monatlichen Geld- u. Lebensmittellieferungen verpflichtete. Sein Sohn Johann Georg II. (1656—80) schloß 1664 in Aussicht auf franz. Subsidien einen Geheimbund mit Ludwig XIV., während seine Truppen in Ungarn gegen die Türken im Felde standen, die mit Frankreich gegen Oesterreich verbündet waren. Johann Georg III. (1680—91) kämpfte 1683 vor Wien mit, aber Johann Georg IV. (1691—94) ließ während seiner kurzen Regierung das Land zum ersten Male die Noth u. Schmach einer Maitressenwirthschaft empfinden. Sein Bruder u. Nachfolger Friedrich August I. (1694—1733), der 1697 in Baden bei Wien zur Katholischen Kirche übertrat u. nun als August II. (s. d.), genannt „August der Starke", König von Polen wurde, erschöpfte den Wohlstand S.s durch den Nordischen Krieg (s. d.), den er fast ausschließlich mit sächs. Truppen u. sächs. Gelde führte, u. durch eine unerhörte Liebe zu fürstlicher Pracht. Obwol ihm 1718 das Gebiet der Zeitzer Linie, die Johann Georg I. gestiftet hatte, wieder zufiel, so verkaufte u. verpfändete er jedoch einen Theil seiner Besitzungen od. vergab Rechte für Geld. Andrerseits machte er S. zu einer Stätte der Kunst (vgl. „Dresden"). Friedrich August II. (1733—63), der nach Beendigung des Polnischen Erbfolgekriegs (s. d.) als August III. (s. d.) auch König von Polen wurde, folgte in Politik u. Regierung den Eingebungen des habsüchtigen u. verschwenderischen Grafen Brühl, ließ sich durch den französischen Marschall Belleisle 1741 zum Kampfe gegen Oesterreich (s. „Oesterreichischer Erbfolgekrieg") verleiten, trat aber schon 1743 ruhm- u. gewinnlos zurück u. schloß mit Maria Theresia einen Defensivvertrag. Dadurch wurde S. nicht nur ein Theil des Schlachtfeldes im Zweiten schlesischen Kriege u. mußte nach dem Frieden von Dresden 1745 eine Million Thaler Kriegskontribution an Friedrich d. Gr. zahlen, sondern es wurde im Siebenjähr. Kriege theilweise zur Wüste u. erhielt im Frieden zu Hubertusburg für mehr als 100 Millionen Thaler Schaden auch nicht den geringsten Ersatz. Einen äußerst geringen Ersatz für diese materiellen Verluste gab 1738 u. 1746 das Aussterben der Merseburger u. Weißenfelser Seitenlinien, die Kurfürst Johann Georg I. gestiftet hatte.



Hubertusburg.



Moritzburg.



Schloß Pillnitz

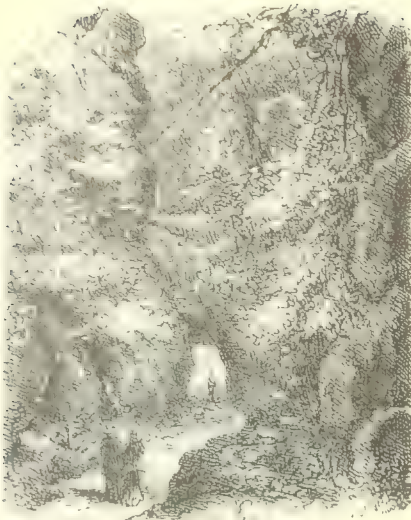


Feste Koburg. Sachsen-Koburg-Gotha



Schloß Dornburg. Sachsen-Weimar

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.


Felsenthor im Uttewalder Grunde.


Der Kuhstall.


Der Amselfall.

Aussicht von der Bastei.


Stadt und Festung Königstein.


Schandau.

Uebersicht über das Haus Wettin bis zur Theilung in die Ernestinische u. Albertinische Linie 1485.

Dedi † 957

Dietrich von Buzici.

Dedo † 1009

Dietrich Markgraf der sächsischen Ostmark 1032 † 1034

Dedo, Markgraf der Niederlausitz † 1075. | *) Thiemo, Graf von Brene † nicht vor 1055.

Heinrich der Aeltere von Eilenburg Markgraf von Meißen † 1103. | Thiemo, Graf von Brene u. Wettin † zwischen 1098 u. 1118

Heinrich der Jüngere † 1123 24. | Konrad der Große, Markgraf von Meißen u. der Niederlausitz † 1157.

Otto der Reiche. † 1190 | Dietrich, Markgraf der Niederlausitz † 1185 | Dedo, Graf von Groitzsch, Markgraf der Niederlausitz † 1190. | Heinrich I., Graf von Wettin. † 1181. | Friedrich I., Graf von Brene. † 1182.

Albrecht der Stolze † 1195 | Dietrich der Bedrängte † 1221 | Dietrich, Pfalzgraf von Sommerschenburg. † 1207. | Konrad, Markgraf der Niederlausitz † 1210 | Ulrich. † 1206. | Friedrich II † 1221

Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen u. Landgraf von Thüringen † 1288. | Heinrich III. † 1217. | Dietrich I. † um 1270.

Albrecht der Entartete † 1314 | Dietrich der Weise od. der Fette. † 1285 | Friedrich Clem. † 1316 | Konrad I. † 1278.

Friedrich der Freidige † 1324 *) | Diezmann. † 1307. | Friedrich Tuta † 1291. | Albrecht. † 1284 | Otto III † 1290.

Friedrich der Lahme † 1315. | Friedrich der Ernsthafte † 1349.

Friedrich der Strenge. † 1381. | Balthasar † 1406 | Wilhelm I. der Einäugige † 1407

Friedrich I. der Streitbare, Kurfürst von Sachsen 1423. † 1428. | Wilhelm II., der Reiche. † 1425 | Friedrich der Friedfertige † 1440

Friedrich II. der Sanftmüthige † 1464 | Wilhelm III., der Tapfere † 1482.

Ernst, Stifter der Ernestinischen Linie. | Albrecht der Beherzte, Stifter der Albertinischen Linie.

Die Linien des Hauses Wettin seit der Theilung von 1485.

Ernestinische Linie

Ernst, Kurfürst 1464, überläßt Meißen seinem Bruder 1485. † 1486

Friedrich der Weise † 1525. | Johann der Beständige † 1532.

Johann Friedrich I. der Großmüthige der Kurwürde beraubt 1547 † 1554 | Johann Ernst, in Koburg 1542 † 1553

Gotha: Johann Friedrich II., der Mittlere † 1595. | Weimar: Johann Wilhelm † 1573.

Johann Kasimir in Koburg † 1633 | Johann Ernst in Eisenach † 1638 | Altenburg: Friedr. Wilh. I. † 1602 | Weimar: Johann † 1605.

Johann Philipp. † 1639 | Frdr. Wilh. II. † 1669 | Johann Ernst † 1626. | Weimar: Wilhelm † 1662 | Albrecht in Eisenach. † 1644 | Gotha: Ernst d. Fromme in Gotha 1640, in Altenburg 1672 † 1675

Frdr. Wilh. III. † 1672

Weimar: Johann Ernst II † 1683 | Eisenach: Adolf Wilh. 1668 | (Marksuhl): Joh. Georg † 1686 | Jena: Bernhard † 1678. | Gotha: Friedrich I † 1691 | Albrecht in Kob. 1699 | Meiningen: Bernhard. † 1706. | Römhild: Heinrich † 1710 | Eisenberg: Christian † 1707 | Hildburgh. (jetzt Altenb.): Ernst † 1715 | Kob.-Saalfeld (jetzt Gotha): Joh. Ernst † 1729

Wilhelm Ernst † 1728 | Johann Ernst III † 1707 | Johann Georg † 1698. | Johann Wilhelm † 1729 | Johann Wilhelm 1690 | Friedrich II 1732. | Ernst Ludwig † 1724 | Anton Ulrich † 1763. | Ernst Friedrich I. † 1724 | Christian Ernst † 1745 | Franz Josias † 1764

Ernst August I. † 1748 (in Eisenach u. Jena 1741.) | Friedr. III. † 1772. | Ernst Ludwig 1729 | Karl Friedr. † 1743 | Karl. † 1782 | Georg † 1803 | Ernst Friedrich II. † 1745. | Ernst Friedrich † 1800

Ernst August II. Konstantin 1758 | Ernst II † 1804. | Bernhard Erich Freund. geb. 1800. | Ernst Friedrich III. Karl † 1780 | Franz † 1806

Karl August. Großherzog 1815 † 1828 | August. 1822 | Friedrich IV † 1825 | Georg geb. 1826. | Friedrich Herzog von Sachsen Altenburg 1826. † 1834 | Ernst I., Herzog von Sachsen Koburg Gotha 1826 † 1844 | Ferdinand. † 1851 | Leopold I. König der Belgier 1831 † 1865

Karl Friedrich † 1853 | Bernhard 1862 | Bernhard geb. 1851 | Ernst geb. 1850 | Friedrich geb. 1861 | Joseph, dankt ab 1848 1868 | Georg † 1853. | Eduard † 1852 | Ernst II geb. 1818 | Albrecht † 1861 | Ferdinand geb. 1816. König von Portugal 1837 | August geb. 1818 | Leopold geb. 1824

Karl Alexander, geb. 1818 Großherzog 1853 | Eduard geb. 1823 | Hermann geb. 1825. | Gustav geb. 1827 | Ernst, geb. 1826, folgt 1853 | Moritz geb. 1829 | Albert geb. 1843 | Alfred Herzog von Edinburgh präsumtiver Thronfolger in Sachsen Koburg Gotha geb. 1844 | Philipp geb. 1844 | August geb. 1845 | Ferdinand geb. 1861

Karl August geb. 1844. | Wilhelm geb. 1853 | Bernhard geb. 1855 | Alexander geb. 1857. | Ernst, geb. 1859. | Ernst, geb. 1871.

Albertinische Linie

Albrecht der Beherzte, Herzog zu Sachsen † 1500

Georg der Reiche od. der Bärtige 1500, in Friesland 1505 1515 † 1539 | Heinrich der Fromme, in Friesland 1501 1505 in Sachsen 1539, † 1541

Moritz, Herzog 1541, Kurfürst 1547. † 1553 | August, Kurfürst 1553 † 1586

Christian I. † 1591

Christian II. † 1611. | Johann Georg I. † 1656

Kurlinie: Johann Georg II † 1680 | Weißenfels: August. † 1680. | Merseburg: Christian I. † 1691 | Zeitz: Moritz. † 1681

Joh. Georg III † 1691. | Johann Adolf I † 1697 | Heinrich zu Barby † 1728 | Christian II. † 1694 | August zu Zörbig † 1715 | Philipp zu Lauchstadt † 1691. | Heinrich zu Spremberg † 1738 | Moritz Wilh. zu Zeitz † 1718 | Fridr. Heinr. zu Pegau u. Neustadt † 1713

Joh. Georg IV † 1694 | Frdr. Aug. I. König v. Polen 1697 † 1733 | Johann Georg † 1712 | Christian † 1736 | Joh. Adolf II † 1746 | Georg Albert † 1739. | Moritz Wilhelm † 1731 | Friedrich Erdmann † 1714. | Moritz Adolf Karl. † 1759.

Friedrich August II. Kurfürst von Sachsen u. König von Polen 1733 † 1763

Friedrich Christian † 1763 | Karl, Herzog von Kurland. † 1796 | Albert Herzog von Teschen 1822

Friedrich August III., Kurfürst 1763 als Friedrich August I. König von Sachsen 1806 † 1827. | Anton I. † 1836 | Maximilian † 1838

Friedrich August 1854 | Johann. † 1873

Albert, geb. 1828 | Georg geb. 1832.

Friedr. August geb. 1865. | Joh. Georg geb. 1869 | Max geb. 1870

Eine bessere Zeit begann schon unter der drei Monate langen Regierung des Kurfürsten **Friedrich Christian** (1763) u. seines Sohnes **Friedrich August III.**, der 1763—1806 als Kurfürst, bis 1827 als König Friedrich August I. od. „der Gerechte" regierte. Schon Prinz Xaver, der als Administrator fünf Jahre lang für den minderjährigen Fürsten herrschte, hob den Wohlstand, gründete 1765 die Bergakademie zu Freiberg u. ordnete die Finanzen, mehr noch Friedrich August selbst, der durch Verminderung des Militärs, durch Kreirung einer Anleihe (die Kassenbillets von 1772), durch Gründung des Geheimen Finanzkollegiums (1782), durch manche Reformen der Gerichtsbarkeit, durch bessere Dotirung u. Einrichtung der beiden Landesuniversitäten Leipzig u. Wittenberg sowie der drei Fürstenschulen, endlich durch eine neue Armenordnung ein wahrer Wohlthäter des Landes wurde. Im Anschlusse an Friedrich d. Gr. machte er 1778 die Ansprüche seiner bayerischen Mutter Antonia an den Allodialbesitz des verstorbenen Kurfürsten geltend u. erhielt im Frieden zu Teschen 1779 von dem Erben, Karl Theodor v. d. Pfalz, eine Abfindungssumme u. vom Kaiser die Oberlehnsherrlichkeit über die Schönburg'schen Herrschaften. 1785 trat er zum Schutze gegen die Vergrößerungssucht Josef's II. in den Fürstenbund, empfing 1791 Kaiser Leopold u. König Friedrich Wilhelm von Preußen als seine Gäste in Pillnitz, um gemeinsame Schritte zu Gunsten Ludwig's XVI. zu berathen, u. führte 1792 für kurze Zeit das Reichsvikariat. Vorübergehend war die Lockung, den polnischen Thron als erblicher u. konstitutioneller König wieder zu besteigen. Während man noch verhandelte, wurde Polen zum zweiten Male getheilt (1792). Zum Kriege gegen Frankreich schickte er 1793 sein Hülfscorps als deutscher Kurfürst, rief es aber 1796 zurück u. schloß zu Erlangen einen Neutralitätsvertrag. Trotz seiner Friedensliebe trat er 1806 nach der Stiftung des Rheinbundes u. der Auflösung des Deutschen Kaiserreiches in den von Friedrich Wilhelm III. gegründeten Norddeutschen Bund u. erlag mit diesem am 14. Okt. 1806 bei Jena der Uebermacht Napoleon's. Nach wochenlanger, peinvoller Rathlosigkeit schloß er im Dez. 1806 mit Napoleon einen Vertrag u. trat als König in den Rheinbund (s. d.).

Sachsen (Königreich). Da Napoleon den König Friedrich August nicht fürchtete u. ihn noch enger an sich zu ketten wünschte, gab er ihm für Abtretung von Mansfeld u. Barby an Westfalen im Frieden zu Tilsit 1807 das Großherzogthum Warschau u. den bisher preußischen Kreis Cottbus u. vergrößerte jenes noch auf Kosten Oesterreich's 1809 im Frieden zu Schönbrunn durch Krakau u. Westgalizien, S. durch böhm. Enklaven in der Lausitz. Allein die Vergrößerung seiner Herrschaft von 714 □M. auf über 4000 kostete übermäßig viel Geld u. Menschenleben. Von den 22,000 S., die im J. 1812 nach Rußland zogen, kehrte nur ein kleiner Rest, etwa 2000 Mann, zurück. Als der Freiheitskrieg begann, war das Volk wol geneigt, für die deutsche Sache zu fechten, aber der König wollte Napoleon nicht die angelobte Treue brechen. Als Russen u. Preußen in S. einrückten, flüchtete er nach Prag, mußte aber auf Verlangen Napoleon's im Mai 1813 nach der Schlacht bei Großgörschen nach Dresden zurückkehren u. ihm die Festung Torgau überlassen. Schon im Sept. war er mit dem Kaiser auf der Flucht nach Leipzig u. wurde nach der großen Schlacht, in welcher schon die meisten sächs. Regimenter übergegangen waren, als Gefangener der Verbündeten am 23. Okt. nach Berlin abgeführt. Der russ. u. später der preuß. Gouverneur thaten alles Mögliche, um die Wunden, welche S. der Krieg geschlagen, zu heilen u. für das J. 1814 20,000 neugerüstete u. geübte Soldaten gegen Frankreich schicken zu können; dann folgte nach fortwährenden Verhandlungen die Entscheidung, daß Preußen nicht das ganze, aber doch die größere Hälfte von S. erhalten solle. Am 18. Mai 1815 entsagte Friedrich August für sich u. seine Nachkommen auf ewige Zeiten allen sächs. Gebieten außerhalb einer Linie von Wiese (bei Seidenberg an der böhm. Grenze) bis Lucka an der altenburg. Grenze, dem Neustädter Kreise u. den vogtländ. Enklaven im Reußischen. Er verlor dadurch 367,5 □M. mit 864,404 E. Am 7. Juni kehrte der König in sein Land zurück, das ihn mit unendlicher Freude begrüßte. Bald waren die Finanzen soweit geordnet, daß schon 1824 ein Theil der Staatsschulden zurückgezahlt werden konnte; aber Jahrzehnte vergingen noch, bis sich Handel u. Industrie, ohnehin durch Zollschranken gehemmt, wieder erholten. Der 72jähr. Bruder des Vorigen, König **Anton** (1827—36), regierte zwar im Sinne desselben fort, aber die Verhältnisse brachten ihn bald in einen religiösen u. in einen politischen Konflikt mit seinen Unterthanen. 1824 begann ein Broschüren- u. Zeitungskrieg der ultramontanen Katholiken unter Führung des Apostolischen Vikars Mauermann gegen die Protestanten u. umgekehrt. Die Erbitterung der Letzteren stieg, als ein von den Ständen verworfenes Gesetz über die Parität der Glaubensgenossen, welches die Katholiken begünstigte, vom Könige als Mandat veröffentlicht wurde. Die Ständeversammlung von 1830 verlangte nun nochmalige Vorlegung dieses Gesetzes sowol als auch einer Uebersicht über den Staatshaushalt. Obwol der Minister von Einsiedel diesen Antrag nicht direkt abwies u. den Ständetag nur bis 1832 vertagte, kam es bei Gelegenheit der Jubelfeier der Augsburger Konfession zu tumultuarischen Auftritten in Leipzig u. Dresden, die sich unter dem Eindrucke der Julirevolution im Sept. in beiden Städten wiederholten. Am 13. Sept. stellten die Geheimräthe selbst an den König das Ansuchen, er möchte seinen Neffen Friedrich August zum Mitregenten annehmen. Jener erklärte sich bereit, machte v. Lindenau anstatt des verhaßten Einsiedel zum Kabinetsminister u. den Prinzen Johann zum Kommandanten sämmtlicher Kommunalgarden des Landes. Dennoch kam es im April 1831 in Dresden u. im August in Leipzig zu neuen Tumulten; aber die Regierung schlug sie schnell nieder u. war bereits auf dem Wege liberaler Reformen. Mit dem Landtage von 1831, dem man auch die Uebersicht des gesammten Staatshaushaltes vorlegte, wurde eine Verfassungsurkunde, eine neue Städteordnung vereinbart u. statt der Domänen, die dem Staate zugewiesen wurden, eine Civilliste u. Apanagen vereinbart. An die Stelle des Geheimen Kabinets u. des Geheimen Rathes trat seit dem 1. Nov. ein verantwortliches Ministerium, u. es wurde zugleich das Land in vier Kreisdirektionen eingetheilt. Mit dem 1. Jan. 1834 trat S. auch nach langen Verhandlungen in den preuß. Zollverein, dessen Vortheile für die Entwicklung des Handels u. der Industrie schon in den nächsten Jahren offenbar wurden. **Friedrich August II.** (1836—54), unter dem 1839 die erste größere Eisenbahn von Dresden nach Leipzig eröffnet, Dresden ein Mittelpunkt für die bildenden Künste, Leipzig für Musik wurde, gerieth seit 1844 in Streit mit der nach Aufklärung u. freierer Verfassung der Kirche strebenden Partei der Protestanten u. der Rücktritt des Ministers v. Lindenau erzeugte allgemeines Mißtrauen. Im März 1848 sah sich der König genöthigt, die Minister v. Falkenstein u. v. Könneritz zu entlassen u. an ihre Stelle nur Mitglieder der liberalen Partei der Kammer zu setzen (Braun, Georgi, Oberländer, v. d. Pfordten, Graf v. Holtzendorff), da die Abweisung mehrerer Deputationen aus Leipzig in Dresden zu Tumulten Veranlassung gab. Am 22. wurde das Militär auf die Verfassung vereidigt, am 23. die Presse frei gegeben, am 30. die Universität von fesselnden Beschränkungen befreit, am 17. April eine Amnestie für politische Verbrecher ausgesprochen, am 3. Juli die Einrichtung der geheimen Konduitenlisten abgestellt. Dennoch kam das Volk in Vereinen u. Kongressen, die mehr od. minder tumultuarisch verhandelten, der liberalen Regierung mit Berathung u. Verlangen von Reformen immer zuvor, u. obwol schon Oberländer nach dem Plane des Geh. Raths Weinlig die Verbesserung der Lage der Gewerbtreibenden herbeizuführen beflissen war, kam es im April zu Waldenburg u. Glauchau dennoch zu bedenklichen Arbeiterexcessen. Gleichzeitig beschloß der Landtag im Mai die Aufhebung aller Bevorzugung der privilegirten Klassen u. vereinbarte mit der Regierung ein neues Wahlgesetz, nach welchem die Wählbarkeit u. Wahlberechtigung zur Ersten Kammer nur an einen höheren Steuersatz gebunden wurde. Es folgte die Abschaffung der Stellvertretung im Heere, die Anerkennung der Deutschkatholischen als Kirchengemeinschaft, die Einsetzung von Geschworenengerichten auch für Preßvergehen, die Einführung der direkten Wahl für die Gemeindevertretung. Während dieser Vorgänge betheiligten sich im April 26 Sachsen am Vorparlament in Frankfurt, u. von den 24 Abgeordneten im deutschen Parlamente saßen 20 auf der Linken unter Führung von Robert Blum (s. d.). Der König bezeugte seine deutsche Gesinnung dadurch, daß er zuerst von allen Fürsten im Juli die Centralgewalt unter dem Reichsverweser anerkannte u. seine Truppen, die zum Theil im Kampfe für Schleswig-Holstein gegen Dänemark standen, ihm huldigen ließ. Dennoch kam er mit dem neugewählten Landtage 1849 in Konflikt, als er die vom Frankfurter Parlamente beschlossenen deutschen Grundrechte nicht sogleich anerkannte. Ein neues Ministerium — Held, Weinlig, v. Ehrenstein, v. Beust u. v. Buttlar — entsprach auch diesem Verlangen, aber als der Landtag stürmisch auch die Annahme der inzwischen vollendeten Reichsverfassung verlangte, obwol der König von Preußen die Kaiserkrone abgelehnt hatte, so verfügte der König am 30. April die Auflösung desselben u. entließ die Minister Held, Weinlig u. v. Ehrenstein. Ein beschwichtigender Maueranschlag des neuen Premierministers Dr. Zschinsky blieb ohne Wirkung auf die erregten Gemüther. Als der König gegenüber allen Adressen u. Deputationen bei seiner Ablehnung blieb u. eine Parade der Kommunalgarde untersagte, brach der Aufstand in Dresden aus, geleitet von Polen u. Republikanern unter Führung Tzschirner's, nach einem Plane, den lange zuvor der Russe Bakunin gemacht hatte. In den Morgenstunden des 4. Mai flüchtete die königliche Familie auf den Königstein; eine provisorische Regierung, bestehend aus Tzschirner, Heubner u. Todt, trat an die Spitze der Bewegung. Als aber den 5. Mai 5000 Preußen einzogen, war der Sieg der Regierung gesichert u. am 9. Mai der Aufstand bekämpft. Der neue Finanzminister v. Behr verfügte ohne Landtag die Fort- u. Voranserhebung der Steuern, über Dresden wurde der

Belagerungszustand verhängt, Beamte von republikanischer Gesinnung wie der Kapellmeister R. Wagner u. der Professor Semper entfernt, gegen 900 Personen eine Untersuchung begonnen. Als das Frankfurter Parlament den Einmarsch der Preußen mißbilligte, rief der König die sächs. Abgeordneten am 14. Mai ab, u. der Protest von 11 Abgeordneten unter Schaffrath verhallte bedeutungslos. Am 26. Mai ging der König ein Bündniß mit Hannover u. Preußen ein, um gemeinsam die Reform des Deutschen Reiches zu berathen, obwol ein geheimer Vorbehalt den Eintritt aller deutschen Staaten, später sogar Oesterreichs, zur Bedingung machte. Schon im Juni protestirte er im Bunde mit Württemberg, Bayern u. Hannover gegen den preuß. Plan u. schloß sich seit dem Oktober entschieden an Oesterreich an, das ebenfalls Reformen versprach u. zu diesem Zwecke im Mai 1850 eine Konferenz nach Frankfurt berief. Da die Kammern diese Wendung der Politik offen mißbilligten, wurden sie am 1. Juni 1850 aufgelöst, das neue Wahlgesetz aufgehoben u. zum 15. Juli nach Dresden die alte Ständeversammlung einberufen. Bereitwillig half diese der Reaktion zur Herrschaft. Für die Gemeindevertretung wurde die direkte Wahl aufgehoben, die Stellvertretung im Militär wieder eingeführt, den Rittergutsbesitzern für die verlorenen Rechte eine Entschädigung bewilligt, die Volksschullehrer unter religiöse u. politische Kontrole gestellt, die Justiz wieder mit der Verwaltung verbunden, die Schwurgerichte durch Richterkollegien ersetzt. Im Febr. 1853 übernahm v. Falkenstein wieder das Ministerium des Kultus, v. Beust neben dem des Aeußern auch das des Innern u. seit 1858 den Vorsitz. Vergebens war sein Bestreben, den preuß. Zollverein mit Hülfe Oesterreichs zu sprengen; im April 1853 wurde ein neuer Vertrag mit Preußen abgeschlossen. Der jähe Tode des Königs auf einer Reise in Tirol brachte im Aug. 1854 dessen Bruder Johann (1854—73) auf den Thron, der durch eine ausgedehnte Amnestie, durch Reform des Wahlgesetzes (1861), durch neue Straf- u. Civilgesetzbücher (1855 u. 1863) bald allgemeine Liebe gewann. Auch zur Losreißung der Herzogthümer Schleswig-Holstein von Danemark schickte er 1864 sofort seine Truppen, aber die einseitige Ordnung dieser Angelegenheit durch Oesterreich u. Preußen nöthigte sie wieder zur Heimkehr. Verhängnißvoll wurde die preußenfeindliche Politik Beust's im J. 1866. Als Preußen u. Oesterreich in Holstein in offenen Streit gerathen waren, das erstere energisch eine Neuordnung der Bundesverhältnisse durch ein deutsches Parlament verlangte, als beiderseits die Rüstungen begannen u. die Mittelstaaten vergeblich auf allgemeine Abrüstung drangen, wurde im Anfang Juni auch die sächsische Armee unter dem Kronprinzen Albert bei Dresden zusammengezogen u. ihr durch Zustimmung der sächs. Regierung zu dem österreichischen Antrage in Frankfurt auf allgemeine Mobilisirung gegen Preußen das Ziel angewiesen (s. „Deutschland, Geschichte"). In der Nacht zum 16. Juni überschritten bereits die Vortruppen der preuß. Elbarmee die sächs. Grenze; am 19. war, da die sächs. Truppen das Land bereits am 18. geräumt hatten, die Okkupation vollendet. Dennoch ließ der preuß. Civilkommissar Landrath v. Wurmb die von König Johann vor seiner Abreise zur Armee eingesetzte Landeskommission von 3 Ministern bestehen, u. erst am 25. Juni wurde durch den General v. d. Mülbe der Kriegszustand im ganzen Königreiche angeordnet u. Dresden verschanzt. Die letzte Entscheidung brachte der blutige Tag von Königgrätz, der 3. Juli 1866. Mit Oesterreich war S. trotz der rühmlichsten Tapferkeit seiner Truppen unterlegen. Vergebens reiste v. Beust im Auftrage des österr. Kaisers nach Paris. Napoleon hatte bereits mit Bismarck verhandelt. Dennoch garantirte König Wilhelm nach längerer Weigerung am 26. Juli in den Präliminarien von Nikolsburg u. am 23. Aug. im Frieden von Prag die Integrität des sächs. Königreiches. Lange noch dauerten die Friedensverhandlungen zwischen S. u. Preußen, welche von dem Minister v. Friesen, dem sächs. Gesandten Grafen Hohenthal u. dem Generalmajor v. Fabrice in Berlin mit dem Geheimrath v. Savigny u. dem Unterstaatssekretär v. Thile geführt wurden, während König u. Armee sich noch immer in Böhmen befanden u. S. von preuß. Truppen okkupirt war. Endlich erfolgte am 23. Okt. 1866 die Ratifikation des in Berlin am 21. unterzeichneten Vertrages durch König Johann in Teplitz. S. zahlte 10 Mill. Thaler Kriegskontribution, übergab das Post- u. Telegraphenwesen sowie den Oberbefehl über seine zu reorganisirenden Truppen an Preußen u. trat somit in den Norddeutschen Bund ein. Bewährt u. befestigt wurde die Treue gegen das neue Oberhaupt durch den glorreichen Feldzug von 1870 u. 1871 (s. „Deutsch-franz. Krieg"), in welchem das 12. Armeecorps bei Metz, Sedan u. Paris den höchsten Ruhm gewann. Nach dem Eintritt der Südstaaten in den Deutschen Bundesstaat, nach Herstellung des Deutschen Kaiserthums, kehrte der Kronprinz Albert als deutscher Feldmarschall im Juni 1871 in seine Hauptstadt zurück u. bestieg nach dem Tode seines Vaters am 29. Okt. 1873 den Thron. — Vgl. Böttiger (Flathe, „Geschichte S.s" (3 Bde., Hamb. 1871 ff.); K. v. Weber, „Archiv für sächs. Geschichte" (Lpz. 1862 ff.).

Geographie. Der Größe nach ist S. das kleinste od. vierte, der Einwohnerzahl nach das dritte Königreich Deutschlands; liegt zwischen 50° 10′ u. 51° 28′ n. Br. u. zwischen 11° 52′ u. 15° 3′ östl. Länge v. Gr. Seiner Gestalt nach ist es ein rechtwinkliges Dreieck, dessen rechter Winkel nach NW. gerichtet ist; die ihn bildenden Seiten verlaufen fast genau nach S. u. O. u. die Hypotenuse ist in einer Länge von etwa 30 M. nach S. u. SO. gekehrt. Während S. im ehemaligen Deutschen Bunde ziemlich in der Mitte lag, hilft es jetzt mit seiner größten Seite die Südgrenze Deutschlands bilden. Es ist kein geographisches Ganzes, hat nur eine natürliche Grenze, die erwähnte Südseite, u. auch hier fällt die Grenzlinie nicht genau mit der Wasserscheide zusammen, sondern das Nachbarland Böhmen greift meist noch 1—2 M. über den Gebirgskamm herüber, u. nur an zwei Stellen im SW. liegt die Grenzscheide zwischen der sächs. Zwickauer Mulde u. Weißen Elster u. der böhm. Eger innerhalb des sächs. Gebietes. S. grenzt im S. u. SO. an Böhmen, im NO. N. u. NW. an Preußen, im W. in der Richtung von N. nach S. an Altenburg, Weimar, Reuß u. Bayern. Die Länge der sächs. Grenze beträgt 163 M., sein Flächeninhalt 272,288 □M. (incl. der zwei kleinen Exklaven Ziegelheim im Altenburgischen, u. Liebschwitz, von reuß., weimar. u. altenburg. Gebiet umgeben).

Gebirge u. Flüsse. S. ist zu $^{3}/_{10}$ Gebirgsland von 450 bis über 1000 m. Höhe, $^{4}/_{10}$ Hügelland von 200—450 m. u. $^{3}/_{10}$ Tiefland zwischen 80 u. 200 m. Das ganze Gebirgsterrain ist nach S. zu gelagert; von da an senkt es sich allmählich nordwärts u. geht durch Hügellandschaften in das Tiefland über, das den N. ausfüllt. Das Hauptgebirge ist das von SW. nach NO. verlaufende Erzgebirge. Die vorwiegende Gesteinsart desselben ist Gneis u. Glimmerschiefer, die vielfach mit einander wechsellagern u. durch Basalt, Granit u. Porphyr durchbrochen sind. Steil nach Böhmen abfallend u. von dorther schwer zugänglich, daher auch für Deutschland strategisch wichtig, senkt es sich ganz allmählich nach N. u. ist durch Flußläufe in viele einzelne Partien gegliedert. Die größten Erhebungen liegen in der Mitte des ganzen Zuges u. im südwestl. Theile. Der höchste Berg ist der schon in Böhmen liegende Keilberg (1240 m. hoch), ihm gegenüber liegt der höchste Berg S.s, der Fichtelberg bei Oberwiesenthal (1213 m.), dann folgt in unmittelbarer Nähe beider der Eisenberg (1029 m.). Vereinzelt liegen westl. davon der Auersberg bei Eibenstock (1017 m.) u. weit davon nach O. ab der Kahle Berg u. der Geising bei Altenberg (822 u. 894 m.). Die drei wichtigsten Basaltberge in der Nähe der höchsten Erhebungen des ganzen Rückens sind der Bärenstein (900 m.), der Pöhlberg bei Annaberg (843 m.) u. der Scheibenhügel bei Scheibenberg (805 m.). Sie bilden, kaum 2 Stunden von einander entfernt, die Eckpunkte eines gleichschenkligen Dreiecks u. sind möglicherweise die Ueberreste eines einzigen Basaltdurchbruches. Eine isolirte Granitmasse ist der Greifenstein bei Geyer (726 m.), eine Porphyrkuppe der Berg, auf welchem die Ruine Frauenstein liegt (662 m.). Der westl. Gebirgstheil geht langsam in ein wellenförmiges, etwas gesenktes Hochland über. Thonschiefer u. Glimmerschiefer sind hier das herrschende Gestein, u. deshalb wird dieser Theil oft als selbständiges Glied unter dem Namen des Elster- od. Vogtländischen Gebirges bezeichnet. Den Abfall nach N. verzögern eine muldenförmig gelagerte, langgestreckte Granulitmasse u. Porphyre, die in der Gegend von Rochlitz ein größeres zusammenhangendes Gebiet bilden. Nach O. hin ist das Erzgebirge durch die Plateaubildungen des Elbsandsteingebirges begrenzt. Dieses gegen 16 □M. große Terrain ist eine Quadersandsteinmasse, die sich durch Plänerzwischenlagerungen in oberen, mittleren u. unteren Quader gliedert, durch die Elbe u. ihre Nebenbäche durchfurcht ist u. an den Flußrinnen oft über 100 m. hohe, senkrechte Felsabstürze zeigt, die ihr in Verbindung mit den lieblichen Thalbildungen den Namen der Sächs. Schweiz eingetragen haben. Der höchste Berg darin ist der Große Winterberg (558 m.); er besteht aber aus Basalt, der hier, wie an vielen anderen Punkten, den Sandstein durchbrochen, seine ursprünglich horizontalen Schichten aufgerichtet u. seine Strukturverhältnisse verändert hat. An die Sächs. Schweiz grenzt östl. das großentheils aus Granit bestehende Lausitzergebirge, mit Einlagerungen von Sandstein, Basalt u. Phonolithdurchbrüchen, deren höchste Gipfel die Lausche (792 m.) u. der Hochwald (729 m.) sind. Das sächs. Tiefland ist nicht eine ausgesprochene Ebene, sondern nicht unbedeutende, aber meist isolirte Erhebungen besetzen noch den sächs. N., so die Hohburger Berge nördl. von Wurzen 120 m. über der Ebene, das kleine Oschatzer Grauwackengebirge mit dem Collmberg über 200 m. über der Ebene, der Sibyllenstein bei Pulsnitz gegen 300 m. über der Ebene, der Augustusberg bei Radeburg, die Kamenzer Berge 2c. Durch die Lage der Gebirge ist die Richtung der Wasserläufe bedingt. Die Hauptrichtung aller sächs. Flüsse ist daher eine nördl., mit kleinen Schwenkungen nach W. u. O. Der Hauptfluß ist die Elbe (s. d.), die S. in einem 16 M. langen Laufe nordwestl. durchfließt u. außer kleinen Bächen, wie Kirnitzsch, Lachsbach, Wesenitz u.

Prießnitz am dem rechten Ufer u. Biela, Gottleuba, Müglitz, Weißeritz, Triebisch, Jahna u. Döllnitz von der linken Seite keinen nennenswerthen Zugang hat. Ihr Eintritt erfolgt oberhalb Schandau in 117 m., jedoch ihr Austritt unterhalb Riesa 79 m. hoch. Die Wassermenge, welche sie durch S. hindurchführt, ist sehr wechselnd, während bei



Nr. 4726. Burg Kriebstein in Sachsen.

dem niedrigsten Stande nach den Messungen in Dresden in der Sekunde nur 50 Kbm. vorüberfließen, führte die stärkste Flut dieses Jahrh. in den letzten Tagen des März 1845 über 4500 Kbm. Wasser in der Sekunde mit sich. Nächst der Elbe sind die größten sächs. Flüsse die beiden Mulden, deren Gebiet mehr als den dritten Theil des Landes, gegen 100 □M., umfaßt. Die der Elbe zunächst liegende östl. od. Freiberger Mulde



Nr. 4727. Schloß Weesenstein in Sachsen.

entspringt auf dem Kamme des Erzgebirges bei dem böhm. Dorfe Ullersdorf, tritt nach einstündigem Laufe nach S., empfängt rechts wegen der Nähe der Wasserscheide nur die unbedeutende Gimlitz u. Bobritzsch, nimmt aber links außer der Striegis den größten Zufluß des ganzen Muldensystems, die 14 M. lange Zschopau auf, welcher wiederum die auf dem Gebirgskamme in Böhmen entspringende Flöha zuströmt. Die gegen 16 M. lange westl. od. Zwickauer Mulde entspringt bei Schöneck in S. u. empfängt rechts ihre Hauptzuflüsse im Schwarzwasser u. in der aus Würschnitz u. Zwönitz gebildeten Chemnitz. Beide Mulden vereinigen sich bei dem Dorfe Sermuth u. fließen vereinigt noch mehrere Meilen in Sachsen. Das westl. an die Mulden grenzende Gebiet gehört der Weißen Elster an. Ihr Ursprung liegt eine Stunde von der sächs. Grenze in Böhmen; sie durchfließt den westlichsten Zipfel S.s, das Vogtland; nimmt bei ihrem Austritt nach Reuß die rechts zufließende Göltzsch auf, tritt bei Pegau wieder nach S. ein u. empfängt bei Leipzig ihren größten Zufluß, die Pleiße mit Wyhra u. Parthe. Im östl. Theile S.s entwickeln sich zu einiger Bedeutung die im Parallelismus zur Elbe laufende Röder, die wie die ihr benachbarte Pulsnitz nördl. von S. in die Schwarze Elster fließt, u. deren Quellgebiet schon dem sächs. Tieflande angehört; weiter nach O. die Spree, die mit dem Löbauer Wasser die Lausitz durchfließt, u. endlich in der äußersten Südostecke die schon zum Odergebiete gehörige Görlitzer Neiße mit der Mandau. Der Südostzipfel, gegen 11 □M., ist sonach das einzige Gebiet des Landes, dessen Wasser nicht früher od. später der Elbe zugehen.

Klima. Infolge der Lage S.s inmitten des europ. Kontinents bildet sein Klima den Uebergang vom Kontinental- zum Seeklima. Die großen Verschiedenheiten in Betreff der Erhebung zwischen 79 u. 1213 m. verursachen natürlich auch klimatische Unterschiede. Während aber gewöhnlich in anderen Ländern der nördl. Erdhälfte die Temperatur von S. nach N. abnimmt, tritt bei S. wegen der an der Südgrenze lagernden Gebirge der umgekehrte Fall ein. Die mittlere Jahrestemperatur, wie sie sich bei der mittleren Höhe von 360 m. herausstellt, ist 7,5 ° C.; in Leipzig beträgt sie 8,5 °, für Dresden (mit Leipzig der wärmste Ort S.s) von 1866–75: 8,86 °, für Oberwiesenthal 4 ° weniger. Die größten Temperaturschwankungen, die in Leipzig in diesem Jahrhundert beobachtet worden sind, stehen zwischen + 36,2 ° (23. Juli 1868) u. − 28,6 ° (17. Jan. 1838). Die durchschnittliche Differenz zwischen absolutem Maximum u. Minimum beträgt aber nur gegen 50 °. Diese Größe nimmt mit der Erhebung ab, so daß dieselbe in Oberwiesenthal kaum 44 ° erreicht. Die Nachtfröste währen im Tieflande bis in den Mai u. beginnen zuweilen schon Ende Sept., u. S.s ungünstigster Beobachtungspunkt, Rehefeld bei Altenberg, hat Jahre aufzuweisen, in welchen nur sechs Wochen ohne Nachtfrost gewesen sind. S.s mittlere Jahrestemperatur ist demnach niedriger als die von Brandenburg, Pommern, Hannover, Mecklenburg, Holstein; viel niedriger als die von Böhmen; sie kommt am nächsten der von Thüringen u. Schlesien. — Der mittlere Barometerstand für 360 m. Höhe kann auf 730 mm. fixirt werden. Er beträgt in Leipzig 751,13, in Dresden 750,76, in Bautzen 741,92, in Chemnitz 734,51, in Freiberg 725,56, in Annaberg 708,26, in Rehefeld 700,66 u. in Reitzenhain auf dem Kamme des Erzgebirges 693,27. Die größten Schwankungen waren im Zeitraume 1864–68 in Leipzig zwischen 772,0 (2. März 1867) u. 723,9 (14. Jan. 1865), an denselben Tagen in Chemnitz zwischen 753,7 u. 709,2, in Freiberg zwischen 744,2 u. 700,2, in Annaberg zwischen 724,8 u. 683,4; sie waren demnach auf den unteren Stationen beträchtlicher als auf den oberen. — Der mittlere Dunstdruck für 360 m. ist 6,2 mm., für Leipzig 6,7, für Freiberg 6,1, für Oberwiesenthal 5,5. Es findet demnach eine Abnahme der Spannkraft der Dämpfe von den unteren nach den oberen Stationen statt. — Die mittlere relative Feuchtigkeit beträgt 76 %; für Leipzig 85, für Freiberg 81 u. für Oberwiesenthal 89. — Die mittlere Regenhöhe beträgt 630 mm. Als Durchschnitt der Jahre 1864–68 ergab Gohrisch, der niedrigst gelegene Ort am Austritt der Elbe, 508,9 mm., Leipzig 530,1, Dresden 453,2, Bautzen 510,3, Freiberg 605,1, Chemnitz 648,4, Annaberg 665,4, Festung Königstein 707,0, Rehefeld 899,0 und Oberwiesenthal 900,3 mm. — Die mittlere Bedeckung des Himmels ist 0,6; die Zahl der wolkenfreien Tage ist sehr gering; als jährlicher Durchschnitt von 1864 bis 1868 hatte Leipzig 9, Freiberg 17, Oberwiesenthal 20; ganz trübe Tage dagegen hatte Leipzig 32, Freiberg 43, Oberwiesenthal 75. Die durchschnittliche Zahl der Regentage war in Leipzig 197, in Freiberg 192, in Oberwiesenthal 191. — Die mittlere Windrichtung ist SSW. u. SW.

Im Winter ist SW., im Frühling nahe W., im Sommer SW. u. im Herbst SSW. vorherrschend. In den Thälern folgt natürlich der Wind der Richtung derselben. Vollständige Windstille herrscht sehr selten; äußerst starke Winde treten fast nur in den hochgelegenen Stationen auf.

Produkte. S. gehört zu den verhältnißmäßig fruchtbaren Ländern des deutschen Vaterlandes. Seine größte Ergiebigkeit zeigt der Boden in den mittleren Regionen von 150–250 m. Seehöhe, also von den letzten Ausläufern der Gebirge bis zum Beginn des Tieflandes. Die höchsten Regionen an der böhm. u. bayer Grenze sind sowol durch die Rauheit der Temperatur als durch die Ungunst des Bodens (Grus u. Steintrümmer) sehr beeinträchtigt, u. das Tiefland leidet durch Flugsand u. Geschiebe, od., wie die Niederungen an der Pleiße, den beiden Elstern u. der Röder, an allzugroßer Feuchtigkeit. Da der größte Theil des Bodens in Kultur genommen worden ist, u. da, wo Wald vorherrscht, eine vortreffliche Forstwirthschaft gehandhabt wird, so sind die Produkte des Pflanzen- u. Thierreichs meist Kulturpflanzen u. Zuchtthiere. Doch wachsen, was das Pflanzenreich anlangt, noch eine große Anzahl offizineller Pflanzen wild. Alant, Angelika, Arnika, Baldrian, Carve, Enzian, Feldkamille, Feldkümmel (Thymus Serpyllum), Huflattich, Salbei, Waldmeister werden viel gefunden, gesammelt u. verhandelt; Heidelbeeren, Preißelsbeeren, Himbeeren, Erdbeeren finden sich in großer Menge; Pilze wachsen in feuchten Jahren sehr reichlich. Gegen 83 □M., also über 30 % der Gesammtfläche, sind mit Wald bedeckt, wovon etwas mehr als der dritte Theil Staatswald ist. Die größten Waldungen liegen im oberen Gebirge; im Tieflande ist nur der Hubertusburger Wald von größerer Ausdehnung. Die große Bestände bildenden Holzarten sind vorzugsweise Nadelhölzer, u. zwar bes. Kiefer u. Fichte, weniger Tanne u. Lärche. Von den Laubhölzern treten nur Buche, Eiche, Birke u. Erle Bestände bildend auf; die übrigen Holzarten, wie Rüster od. Ulme, Ahorn, Linde, Esche, Weide, Haselnuß, nur in Vermischung. Pappel, Robinie unter dem Namen Akazie, Roßkastanie u. viele Ziersträucher gedeihen vortrefflich, finden sich aber nur an den Straßen od. in der Nähe menschlicher Wohnungen. Die Produktion des Waldes wird auf durchschnittlich 9 Mill. m. Bau- u. Brennholz berechnet. Die Obstbaumkultur erstreckt sich auf Kirschen, Birnen, Aepfel, Pflaumen, Walnüsse, Mispeln u. wird bes. in den milderen Gegenden des Hügel- u. Tieflandes gepflegt. Der Weinstock, im 11. Jahrh. durch die Bischöfe von Meißen eingeführt, gedeiht nur an den sonnigen Abhängen bes. des rechten Elbufers, anderwärts wird er nur am Spalier gezogen u. reift seine Frucht nicht alle Jahre. Unter den Getreidearten, mit denen insgesammt mehr als 475,000 Hektaren bestellt sind, nimmt Hafer die erste Stelle ein. Als Durchschnittsertrag für Halmfrüchte können folgende Zahlen gelten: Für Weizen 1,903,000 HL., für Roggen 3,717,000 HL., für Gerste 1,686,000 HL. u. für Hafer 5,000,000 HL. Der Ertrag deckt nur zu $^2/_3$ den Bedarf. Der Kartoffelbau, meist im Erzgebirge gepflegt, liefert im Durchschnitt 13,600,000 HL. Unter den Oelfrüchten steht der Raps obenan, unter den Hülsenfrüchten Erbsen u. Wicken, unter den Futterkräutern Klee u. Rüben. In den Sandflächen im Tieflande rechts der Elbe wird viel Heidekorn (Polygonum Fagopyrum) gebaut, in den milderen Gegenden Mais zur Grünfütterung, Tabak auf gegen 12 Hektaren, bes. bei Leipzig, Flachs in der Lausitz u. im Erzgebirge, Hopfen an der oberen Elbe, bei Wehlen durchschnittlich gegen 600 Ctr., Linsen werden hier da u. Farbekräuter (Krapp u. Scharte), in der Gegend von Dahlen kultivirt. Der beste Graswuchs ist im Erzgebirge u. auf den fruchtbaren Wiesen der Flußniederungen. Küchengewächse u. Gemüse zieht man meist in der Nähe der großen Städte, vorzugsweise in den berühmten Kohlgärten Leipzigs u. bei Dresden. Kunst- u. Handelsgärtnerei ist bes. in Dresden u. Umgegend zu Hause. Der Viehstand S.s ist stärker als in anderen deutschen Ländern. Nach der Zählung vom 10. Jan. 1873 hatte S. einen Rindviehbestand von 647,074 Stück, Schafe 206,830, Schweine 301,091, Pferde 115,667, Esel 86, Maulthiere u. Maulesel 34, Ziegen 105,401 u. Bienenstöcke 64,283. Die Rinder u. Schweine sind im Lande gleichmäßig vertheilt, die Schafe u. Pferde gehören dem Tieflande u. den mittleren Gebirgsregionen an, die Ziege ist mehr in den hochliegenden Partien zu finden. Gänse u. Hühner werden bes. von den Lausitzer Wenden gehalten. Seidenraupenzucht ist sehr vereinzelt; der ganze Ertrag war 1873: 48 Kg. Cocons. Der Wildstand hat sich seit der Verkleinerung u. stellenweisen vollständigen Ausrottung der Wälder sowie seit der Ablösung der Jagdgerechtigkeit außerordentlich vermindert. Hochwild ist außer in der Nähe Böhmens eine große Seltenheit; nur Hasen giebt es im ganzen Lande u. Rehe bes. in den Wäldern um Leipzig, Dachse u. Füchse vereinzelt in den Gebirgen, wilde Kaninchen in der Ebene, Luchse wol gar nicht mehr, Wildkatzen sehr selten; der Fischotter richtet nur noch hier u. da großen Schaden an; Schwarzwild wird noch im Moritzburger Forst gehegt. Von den Raubvögeln sind Habicht, Bussard u. kleinere Falkenarten u. Eulen heimisch; von dem jagdbaren Geflügel Auerhahn u. Birkhuhn selten, häufig Rebhühner; als Standvogel in den Niederungen der Lausitz die Trappe, als Zug- u. Strichvögel Schnepfen, wilde Gänse u. Enten. Singvögel, selbst die Nachtigall, giebt es noch in ziemlicher Menge. Der Reichthum an Fischen ist durch die starke Dampfschiffahrt auf der Elbe u. bei kleineren Flüssen durch die Zufuhr der Abgänge von chemischen Fabriken u. anderen Werkstätten sehr vermindert worden; doch sind in der Elbe u. in den größeren Zuflüssen derselben noch Welse, Lachse, Störe u. Hechte keine Seltenheit; Karpfen gedeihen vorzüglich in den Teichen um Moritzburg u. anderwärts, u. die Forelle belebt noch immer die kleineren Gewässer der Gebirge. — Bedeutend sind S.s Bodenschätze. Der Erzbergbau, seit mindestens sieben Jahrhunderten im Erzgebirge betrieben, fördert vorzugsweise Silber, Blei, Zinn u. Eisen; daneben werden aber Kobalt, Schwefel u. Arsenkies, Braunstein, Wismuth, Wolfram, Zink, Galmei, Antimonglanz, Schwerspath, Flußspath ꝛc. gefunden. 1874 waren 311 Gruben in Betrieb u. beschäftigten 7366 Arbeiter. Das Gesammtausbringen hatte 5,376,264 Mk. 42 Pf. Rohwerth. Bei dem Kohlenbergbau waren 92 Steinkohlen- u. 166 Braunkohlenwerke im Betriebe. Erstere beschäftigten 606 Beamte u. 16,693 Arbeiter, letztere 154 Beamte u. 3251 Arbeiter. Die Produktion betrug 38,403,001 HL. Steinkohlen mit einem Geldwerthe von 38,762,166 Mk. u. 8,867,121 HL. Braunkohlen mit einem Geldwerthe von 2,135,628 Mk. Das Terrain des Erzbergbaues war früher das ganze Erzgebirge, jetzt vorzugsweise die Gegend um Freiberg, Altenberg, Schwarzenberg, Schneeberg ꝛc. Die Steinkohlen lagern in dem großen Bassin um Zwickau u. in dem kleineren von Döhlen bei Dresden; die Braunkohlengruben sind bes. im Leipziger Bezirk u. bei Zittau. Das Gesammtareal der Torflager, bes. im Erzgebirge vorhanden, beträgt gegen 2 □M. — Höchst wichtig ist ferner der Gewinn des Sandsteins zu Baumaterial, das weit über S.s Grenze hinaus Verwendung findet. In der Sächs. Schweiz rechts u. links der Elbe wurden 1875 in 391 Steinbrüchen von 3203 Arbeitern ca. 262,350 Kbm. Steine gewonnen, die einen ungefähren Werth von 3,148,200 Mk. repräsentiren. Porphyr u. Porphyrtuff bricht man in der Gegend von Rochlitz, Chemnitz, im Elbthal unterhalb Meißen ꝛc., Granit in der südl. Lausitz u. im Erzgebirge, Diabas zu monumentalen Arbeiten bei Neusalza in der Lausitz, Serpentin bei Zöblitz im Erzgebirge, Marmor u. Kalk an mehreren Punkten; Kaolin zu Porzellan, Thon zur Verwendung in Töpfereien, Walkerde ꝛc. werden vielfach gegraben, u. selbst Edel- u. Halbedelsteine, wie Saphir, Achat, Amethyst, Chalcedon, Karneol, Topas, Aventurin u. Bergkrystall, kommen nicht selten vor.

Bevölkerung. S. hatte nach der Volkszählung am 1. Dez. 1875 eine Gesammtbevölkerung von 2,760,586 E. Dieselben vertheilen sich auf die vier Kreishauptmannschaften folgendermaßen: Bautzen 44,853 □M. mit 339,203 E., Dresden 78,762 □M. mit 749,503 E., Leipzig 64,787 □M. mit 639,975 E., Zwickau 83,886 □M. mit 1,031,905 E. — Die Volksdichtigkeit beträgt also 10,139 Menschen auf 1 □M., so daß S. augenblicklich das stärkstbevölkerte Land Europa's sein dürfte. Von dieser Bevölkerung leben in den 142 Städten 1,109,175, auf dem Lande in 3197 Gemeinden 1,651,411 E. Da diese Zahlen für 1871: 1,013,904 u. 1,542,340 waren, so haben die Städte, u. zwar die größeren, seit dieser Zeit einen verhältnißmäßig bedeutenderen Zuwachs (nämlich 95,271) als das Land (nämlich 109,071) erhalten. Von den Städten mit über 10,000 E. haben von den ersten 13 nicht weniger als 12 eine mehr als durchschnittliche Zunahme erfahren. Es stiegen nämlich:

Dresden	von	177,089	auf	197,295	(11,41 %)
Leipzig	„	106,925	„	127,387	(19,13 %)
Chemnitz	„	68,229	„	78,209	(14,62 %)
Zwickau	„	27,322	„	31,491	(15,2[illegible] %)
Plauen	„	23,355	„	28,756	(23,12 %)
Freiberg	„	21,673	„	23,559	(8,70 %)
Meerane	„	19,187	„	21,277	(10,89 %)
Zittau	„	17,869	„	20,417	(14,25 %)
Crimmitzschau	„	15,280	„	17,649	(15,5[illegible] %)
Bautzen	„	13,165	„	14,709	(11,7[illegible] %)
Reichenbach	„	12,942	„	14,620	(12,96 %)
Meißen	„	11,455	„	13,002	(13,[illegible] %)

Vermindert hat sich bei den größeren Städten die Einwohnerzahl nur bei Glauchau: sie ist von 22,036 auf 21,743 E. (1,34 %) herabgegangen. Sehr starken Zuwachs von den mittleren Städten hat Radeberg erhalten: es stieg von 4388 auf 5894, also um 34,32 %; die starke prozentale Zunahme von Pirna um 18,82 % u. Sebnitz um 13,26 % ist wol auf damalige Eisenbahnbauten zurückzuführen. Die kleineren Landstädte unter 5000 E., die meist auf Ackerbau u. Kleingewerbe angewiesen sind, zeigen schon seit einem Dezennium entweder nur sehr geringe Vermehrung od. selbst Rückgang. — Dem Geschlechte nach gehören 1,352,309 dem männlichen u. 1,408,277 dem weiblichen Geschlechte an; der Nationalität u. Sprache nach sind außer einigen Tausend Fremden über 98 % Deutsche; nur in der Lausitz wohnen gegen 52,000 Wenden; dem Bekenntniß nach

und 2,661,311 evangel.-lutherisch, 9851 reformirt, 1876 deutsch-kathol., 73,349 röm.-kathol., 588 griech.-kathol., 713 Anglikaner, 5360 Israeliten u. 1077 anderen Konfessionen angehörig. Die Bevölkerung wohnt in 263,138 Hausgrundstücken, ungerechnet 229 sonstige Aufenthaltsorte, wie Buden, Schiffe 2c., gegen 1871 mehr 10,828 od. 4,29%. Von den 142 Städten haben 49 mehr als 5000 E., die übrigen 93 von 5000 bis herab auf 565 Bärenstein. S. ist demnach das Land der mittleren u. kleinen Städte; auf noch nicht 2 □M. Areal kommt eine Stadt. Sie häufen sich vorzugsweise in den mittleren Regionen des westl. Erzgebirges, während sie nur vereinzelt in dem Tieflande rechts der Elbe sich finden. S.s größtes Dorf ist Reudnitz bei Leipzig mit 11,615 E.; andere große Dörfer bis mit über 5000 E. finden sich bes. in der Nähe der großen Städte u. in dem Industriebezirke der südl. Oberlausitz. Ein Klassifizirung der Einwohner nach ihren Berufsarten ergiebt, daß S. vor Allem Industriestaat ist. Bergbau, Hüttenwesen, Industrie u. Bauwesen beschäftigten 1871 (für 1875 liegen die Zählungen noch nicht vor): 144,877 männliche u. 1[illegible],194 weibliche Selbständige, 287,146 männliche u. 165,282 weibliche Gehülfen u. Arbeiter, mit Einschluß der Angehörigen zusammen 1,324,869 od. 51,8% der Bevölkerung.

Industrie. Obgleich dieselbe in S. so mannichfacher Art ist, daß es kaum einen Industriezweig giebt, der nicht auch hier betrieben würde, so hat sie sich doch einigen Branchen bes. zugewandt; so sind allein über 50,000 Menschen direkt bei der Gewerbeindustrie (die nach den verarbeiteten Rohstoffen in Wollen-, Leinen-, Baumwollen- u. Seidenindustrie u. nach der Art der Verarbeitung in Spinnerei, Weberei u. Wirkerei u. damit zusammenhängende Bleicherei, Färberei, Druckerei u. Appretur zerfällt) beschäftigt. Die Verarbeitung der Baumwolle hatte ihre höchste Blüte kurz vor Beginn des amerikanischen Bürgerkrieges 1861–65 erlangt; es gab damals allein 150 Baumwollenspinnereien. Durch die damalige Preissteigerung des Rohmaterials haben sich etwa 90 Fabriken anderen Rohstoffen zugewandt. Aber immerhin ist die Baumwollenspinnerei noch sehr bedeutend u. Chemnitz u. Umgegend der Mittelpunkt derselben. Die Baumwollenweberei hat ebenfalls in Chemnitz ihren Hauptsitz, aber auch Plauen im Vogtlande u. die Lausitz verarbeiten viel baumwollenes Garn. Die sog. Chemnitzer Waare, Kattune, Piqués, Manchester, Tücher 2c., besteht aus Baumwolle, oft mit Zuschuß von Wolle, Leinen u. Seide u. ist gewöhnlich bunt gewirkt; die Plauen'sche Weißwaare besteht nur aus Baumwolle; zu Drells, Rock- u. Hosenstoffen verarbeitet meist die Lausitz das baumwollene Garn. Hierbei verdrängt der Fabrikbetrieb immermehr die Hausindustrie; nur die Lausitz hält fester an der Handarbeit. Die Bleicherei der Garne u. fertigen Gewebe ist bes. in Chemnitz u. Plauen zu Hause; die Wirkerei zu Strümpfen 2c. in Chemnitz u. seiner weiteren Umgebung. — Die Wollenindustrie zeigt sich zunächst als Kammgarnspinnerei. In Chemnitz u. in den mit Wasser reichlich versehenen tiefen Thälern der Umgegend sind die kolossalen, oft sechs u. mehr Gestock hohen Etablissements. Die mehr verfilzten Streichgarne verarbeitet man zu Tuch, Flanell 2c. Tuche, bes. gröbere Arten, in neuerer Zeit aber auch bessere Sorten, liefern Kamenz, Bischofswerda, Großenhain, Oschatz, Oederan, Kirchberg, Werdau 2c.; Flanell Hainichen; wollene u. halbwollene Kleiderstoffe Chemnitz, die Schönburgischen Distrikte Glauchau, Meerane 2c., Reichenbach u. Oelsnitz im Vogtlande, in der Lausitz Zittau; wollene Strumpfwaaren, Mützen 2c. außer Limbach bei Chemnitz auch Bautzen. Die Färberei baumwollener u. wollener Garne u. Stoffe ist sehr stark in Chemnitz, Glauchau, Zschopau, Frankenberg, Penig, Hainichen 2c. Die aus Baumwolle, wollenen u. seidenen Abfällen gefertigte Kunstwolle wird vielfach fabrizirt u. ausgeführt. — Die Leinenindustrie hat ihren Sitz in der Lausitz behauptet; sie ist fast durchweg Hausindustrie geblieben, wird aber so stark betrieben, daß in manchen großen Dörfern selten ein Haus zu treffen ist, in dem nicht gewebt wird. Die Damastweberei ist auf Groß- u. Neuschönau bei Zittau beschränkt. Die Flachsspinnerei, die noch in allen echten Bauernfamilien der Lausitz im Winter gepflegt wird, hat sich seit 1860 auch als mechanische Flachsspinnerei im oberen Erzgebirge eingebürgert. Das Spitzenklöppeln, seit über 300 Jahren eingeführt, beschäftigt die Frauen u. Kinder des ganzen oberen Erzgebirges u. manches Dorf hat zwei u. mehr Klöppelschulen. Die Seidenindustrie liefert Bänder, Sammt u. Plüsch in Annaberg, Seidenzeuge in Frankenberg u. Chemnitz. Posamentirarbeiten fertigt Annaberg u. Umgegend bis Wolkenstein herunter. Bandfabrikation findet sich meist in Pulsnitz u. Umgegend. — Die Eisenindustrie, der hauptsächlichste Zweig der Metallwaarenfabrikation, hat im westl. Theile des Erzgebirges seinen Sitz aufgeschlagen; sie tritt als Eisenguß, Blechwaaren-, Draht-, Nagel- u. Messerfabrikation, bes. aber als Maschinenbau auf, u. hat als solche von Chemnitz aus seine Verbreitung gefunden. Obgleich der Maschinenbau erst seit 1826 hier eingebürgert ist, bestanden doch 1861 schon 117 Werkstätten mit 106 Dampfmaschinen u. 8000 Arbeitern im Lande. Seit dieser Zeit hat er ständig zugenommen, u. bestehen gegenwärtig in Chemnitz allein 60 Werkstätten, von denen die größte, die sächs. Maschinenfabrik, gegen 3000 Arbeiter beschäftigt u. außer Maschinen aller Art durchschnittlich jährlich 100 Lokomotiven fertig stellt. Die sonstige Eisenindustrie wird von Schwarzenberg bis zum Vogtlande kultivirt. Hier finden sich 8 Hochöfen, die jährlich über 1 Mill. Ctr. Erze verschmelzen, 111 Gießereien, 7 Eisenfrisch- u. Streckwerke, Hammerwerke, Walzwerke 2c.; Weiß- u. Schwarzblechfabrikation, Nagelschmiedereien 2c. Eine Gußstahlfabrik hat Berggießhübel, Argentanfabriken sind in Aue u. Lößnitz, Schrotgießerei in Freiberg, Glockenguß in Leipzig, Dresden u. Kleinwelta, Messerfabrikation in Neustadt b. St. — Die Holzindustrie zeigt sich als Fabrikation von Spielwaaren, die den halben Erdkreis versorgen, in Seiffen u. Umgegend; von Haus- u. Küchengeräthen in Olbernhau; von Musikinstrumenten in Markneukirchen, Klingenthal u. Adorf im Vogtlande; von Stuhlbau-Industrie bes. Rohrstuhlbauerei in Rabenau; Pianofortefabrikation in Leipzig u. Dresden; Kunsttischlerei in Dresden; Bretschneidereien finden sich überall in den Gebirgsgegenden. — Der großartige Verlagsbuchhandel, dessen Mittelpunkt Leipzig ist, hat auch eine großartige Entwicklung der Papierfabrikation zur Folge gehabt. Ueber 60 bedeutende Fabriken suchen den Bedarf zu decken; Buchbindereien haben bes. in Leipzig u. Dresden sich ausgebreitet; Typen- u. Schriftgießereien hat der Buchdruck ebenda zur Folge gehabt. — Als weitere industrielle Thätigkeit ist noch anzuführen: Steingut- u. Thonwaarenfabrikation in Chemnitz, Zwickau u. Bautzen, u. vor Allem die berühmte Porzellanfabrik in Meißen; Töpfereien in Elstra, Kamenz, Königsbrück, Pulsnitz, Pirna, Dresden, Meißen, Kohren u. Frohburg; Hohl- u. Spiegelglas in Radeberg, Zwickau u. Karlsfeld; Strohflechterei um Altenberg, Kreischa, Dohna 2c.; künstliche Blumen in Sebnitz, Neustadt b. St., Dresden u. Leipzig; Wachstuchfabrikation in Leipzig u. Chemnitz; Uhrenfabrikation in Glashütte u. Karlsfeld; Cigarrenfabriken, die zusammen gegen 500 Mill. Stück jährlich fertigen, bes. in Leipzig u. Umgegend; zur Großindustrie gewordene Bierbrauerei, gegenwärtig 690 Brauereien, Branntweinbrennerei 2c.

Handel u. Verkehr. Der Handel S.s ist zunächst der Leipzigs (s. d.). Aber auch in den anderen größeren Städten des Landes geht er über das mittlere Maß hinaus u. ist durch die vortreffliche Kommunikation sehr erleichtert worden. Die natürliche Verkehrsader ist die Elbe, die durch Ausbaggern u. Korrektionsbauten auch bei kleinem Wasserstande benutzbar gemacht ist u. für die Bergfahrt durch die Kettenschleppschiffahrt seit 1869 alle Schwierigkeiten verloren hat. Der Bestand der sächs. Elbfahrzeuge war Ende 1875 folgender: 18 Personendampfschiffe, 1 Güterdampfschiff (Porteur), 6 Schlepper (Remorqueurs), 13 Kettenschleppschiffe (Toueurs), 3 Schraubendampfer, 399 Segel- u. Schleppschiffe mit zusammen 1,333,865 Ctr. Tragfähigkeit. Schandau passirten im Jahre vorher zu Thal 2865 Fahrzeuge mit 7,443,988 Ctr. Ladung, zu Berg 2177 mit 500,167 Ctr.; Riesa zu Thal 1953 mit 6,723,340 Ctr., zu Berg beladen 463 mit 1,621,127 Ctr., unbeladen 1051, u. luden in Riesa aus u. ein 291 zu Berg u. 621 zu Thal. Abwärts werden meist Holz, böhm. Braunkohlen, Sand- u. Straßensteine, Getreide u. Obst gefördert, aufwärts Salz u. Kolonialwaaren. Auf dem einzigen Kanal S.s, dem Grödel-Elsterwerdaer, der von der neuen Pulsnitz, einem Nebenflusse der Schwarzen Elster, zur Elbe bis Riesa geführt ist u. bes. für das Eisenwerk Lauchhammer Wichtigkeit hat, wurden 1874: 300,673 Ctr., meist Verhüttungsmaterialien u. Kohlen, zu Thal u. 72,327 Ctr., fast nur Eisengußwaaren, zu Berg befördert. Zum Holzflößen werden noch die beiden Mulden, die Flöha, die Weißeritz u. die Kirnitzsch benutzt. Das meiste Holz wird jetzt gefahren. Die Straßen befinden sich meist in einem ausgezeichneten Zustande; die Chausseen in fiskalischer Unterhaltung hatten Ende 1874 eine Länge von 2782 Km., die nicht chaussirten Straßen eine solche von 934,4 Km. Die Länge der vollendeten u. noch im Bau begriffenen Eisenbahnen beträgt gegenwärtig 2021 Km. od. 7,4 Km. auf die □M.; von diesen sind bereits gegen 7 Km. pro □M. dem Verkehr übergeben. Ueber 80% aller Bahnen sind in den Händen des Staates. Das Anlagekapital dieses engsten aller europ. Eisenbahnnetze erforderte über 500 Mill. Mk. — Die deutsche Reichspost unterhielt in S. im J. 1875: 334 Postanstalten. Die Zahl der Ortsbriefsendungen war 5,557,212 Stück, die angekommenen Briefpostsendungen 43,963,416, die angekommenen Packetsendungen ohne Werthangabe 4,278,456, die mit 1,074,046,626 Mk. Werthangabe 1,775,610; durch Postanweisungen wurden versendet 86,158,222 Mk., u. die Portoeinnahmen betrugen 8,218,600 Mk. — Reichstelegraphenstationen gab es 115 u. 2 durch Private unterhaltene; die Summe der verarbeiteten Depeschen betrug 2,525,590. — Das Geld- u. Kreditwesen wird durch zahlreiche Banken versehen. Die bedeutendsten sind die Leipziger Bank, die Leipziger Kreditanstalt, die Sächs. Bank in Dresden, die Landständische Bank in Bautzen, die Chemnitzer Stadtbank u. die Filiale der Reichsbank. Es existiren ferner zur Belebung von Handel u. Gewerbe 133 Spar- u. Vorschußvereine, u. Ende 1875 gab es 161 Sparkassen mit einem Guthaben

von 263,100,000 Mk., d. i. 91,29 Mk. auf einen Kopf der sächs. Bevölkerung. — Zur Wahrung von Handel u. Gewerbe u. als sachverständige Organe für die Regierung sind durch das Gewerbegesetz vom 15. Okt. 1861. 5 Handels- u. Gewerbekammern in Zittau, Dresden, Leipzig, Chemnitz u. Plauen errichtet worden.

Geistige Kultur. Schon durch das Volksschulgesetz vom Jahre 1835 wurde das Volksschulwesen dermaßen geregelt, daß Niemand mehr ohne Schulbildung aufwachsen konnte; durch das Gesetz vom Jahre 1873 sind die Verhältnisse noch weiter geordnet worden. 1875 gab es 2116 Volksschulen (2073 evangel., 43 kathol.) mit 441,393 Kindern (435,684 evang., 5215 kathol., 494 sonstige), die von 1928 evang. u. 87 kathol. Lehrern unterrichtet wurden. Von diesen 2116 Schulen waren bereits im 2. Jahre nach der Einführung der neuen Organisation 100 mittlere u. 19 höhere. Die Zahl der Lehrerseminare betrug Ostern 1876: 17, wovon 1 kathol., mit 1876 Zöglingen, davon 85 kathol.; außerdem noch 2 vom Staate unterhaltene Lehrerinnenseminare mit 126 Zöglingen u. 1 Privatlehrerinnenseminar; ferner 1 Turnlehrerbildungsanstalt zu Dresden. Zur Vorbereitung auf die Volksschule giebt es in allen mittleren u. größeren Städten Kleinkinderschulen. Realschulen 1. Ordnung gab es Ostern 1876 12 mit 4003 Schülern, 2. Ordnung 13 mit 1932 Schülern; die Zahl der Gymnasien war 13 mit 3452 Schülern. An höheren technischen Schulen bestanden: eine höhere Gewerbeschule in Chemnitz mit 135 Schülern, 2 Bergschulen zu Freiberg u. Zwickau mit 115 Schülern, eine Werkmeisterschule zu Chemnitz mit 197 Schülern, Gewerbezeichnenschule ebendaselbst mit 189 Schülern, Schule für Modelliren, Ornament- u. Musterzeichnen zu Dresden mit 45 Schülern, 5 Baugewerkenschulen (Dresden, Leipzig, Chemnitz, Plauen, Zittau) mit 412 Schülern. Ferner in allen größeren Städten Handelsschulen, verschiedene Industrieschulen im Erzgebirge, in den Elbstädten Schifferschulen, eine Thierarzneischule u. ein Kadettenhaus zu Dresden, 2 Unteroffizierschulen, in Dresden u. Leipzig Konservatorien für Musik 2c. An Akademien zählte das Land die Forstakademie zu Tharandt mit 75 Studirenden, die Bergakademie zu Freiberg mit 139 Studirenden, die Akademien der bildenden Künste in Dresden u. Leipzig mit 247 Schülern, das Polytechnikum zu Dresden mit 483 Studirenden, 39 Professoren u. Dozenten, sowie 6 Assistenten, u. die Universität Leipzig mit 163 Lehrkräften, 2730 Studirenden u. 73 sonstigen Hörern (nach dem Sommersemester 1876). Zur Hebung der Wissenschaft u. Kunst giebt es noch verschiedene Vereine: die königliche Akademie der Wissenschaften in Leipzig, den Verein für Erdkunde in Dresden u. Leipzig, für Natur- u. Heilkunde in Dresden, die naturwissenschaftliche Gesellschaft Isis zu Dresden, Verein für Botanik u. Zoologie in Dresden, für vaterländische Alterthümer, für Naturkunde in Leipzig, für Botanik u. Gartenkunst, für Geschichte, Mathematik, Physik 2c. Dazu kommen ausgezeichnete Bibliotheken bes. in Dresden u. Leipzig, Kunst- u. Naturaliensammlungen, botanische Gärten in Leipzig u. Dresden, der zoologische Garten in Dresden, Alterthumsmuseen u. verschiedene andere Museen u. Kunstanstalten. — Für die religiösen Bedürfnisse ist gesorgt in der Evangel.-luther. Kirche durch 1212 Kirchen, 71 Kapellen u. 23 Betsäle mit 1155 Geistlichen; für die Reformirte Kirche durch 2 Kirchen (Dresden u. Leipzig) mit je 2 Geistlichen; für die Röm.-kathol. durch 31 Kirchen u. 9 Kapellen mit 65 Geistlichen; für die deutsch-kathol. Gemeinde in Leipzig u. Chemnitz mit je 1 Prediger; für die griech.-kathol. durch 1 Kirche u. 1 Kapelle (Dresden u. Leipzig); für die Apostolische Gemeinde zu Dresden u. Leipzig mit je einem Priester; für die Israeliten durch 2 Synagogen (Dresden u. Leipzig) mit je einem Rabbiner 2c. Außerdem existirt noch eine Bibelgesellschaft, ein Missionsverein, Verein für innere Mission, Gustav-Adolfverein, Verein für Verbreitung nützlicher Schriften 2c. — Für Geistesschwache ist gesorgt durch die Erziehungsanstalt zu Hubertusburg, für Geisteskranke durch die Irrenanstalten in Stötteritz bei Leipzig, Pirna, Kolditz u. Hubertusburg, für mangelhaft Organisirte durch die Taubstummeninstitute zu Leipzig u. Dresden, die Blindenanstalten zu Dresden u. Leipzig u. für sittlich verwahrloste Kinder durch die Korrektionsanstalten.

Verwaltung u. Verfassung. Durch das Gesetz vom 4. Sept. 1831 ist S. in die Reihe der konstitutionellen Staaten eingetreten. Dieser Verfassung u. den Abänderungen von 1861, 1868 u. 1874 zufolge ist S. eine erbliche Monarchie nach dem Rechte der Erstgeburt in der männlichen, durch Aussterben derselben auch in der weiblichen Linie. Die Mündigkeit des Königs tritt mit dem 18. Jahre ein. Die Person desselben ist unverletzlich. Alle Regierungsakte bedürfen zu ihrer Giltigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers, der dafür die Verantwortung trägt. Die gesetzgebende Gewalt übt die Regierung gemeinsam mit der Landesvertretung aus. Dieselbe besteht aus zwei gleichberechtigten Kammern. In der ersten sitzen die volljährigen Prinzen des Königshauses, die Vertreter des Hochstifts Meißen, der Herrschaft Wildenfels, der Schönburgischen Rezeßherrschaften, der Universität, die Besitzer der Standesherrschaften Königsbrück u. Reibersdorf, der evangel. Oberhofprediger, der Dekan des kathol. Domstifts in Bautzen, der Superintendent zu Leipzig, ein Abgeordneter des Kollegiatstifts zu Wurzen, ein Vertreter der Schönburgischen Lehnsherrschaften, 12 auf Lebenszeit gewählte Abgeordnete des größeren Grundbesitzes, 10 vom König aus derselben Klasse ernannte, die Bürgermeister von Dresden u. Leipzig u. anderer 6 vom König bestimmter Städte u. 5 nach freier Wahl des Königs auf Lebenszeit ernannte Mitglieder. Die Zweite Kammer hat 35 Abgeordnete der Städte u. 45 der Landgemeinden. Ein Drittheil der Abgeordneten tritt aller zwei Jahre aus; der Austritt wird durchs Los bestimmt. — Die oberste Verwaltung geschieht durch die Ministerien der Justiz, der Finanzen, des Innern, des Kriegs, des Kultus u. öffentlichen Unterrichts u. der auswärtigen Angelegenheiten. Das Justizministerium übt die Rechtspflege durch das Oberappellationsgericht u. 4 Appellationsgerichte als zweite, bez. höchste Instanz, durch 15 Bezirksgerichte u. 107 Gerichtsämter. Letztere werden durch Friedensrichter unterstützt. Die 6 Geschworenengerichte halten vierteljährige Sitzungen. Außer diesen Behörden bestehen noch das Universitätsgericht u. Militärgerichte. Das Finanzministerium ordnet die Verhältnisse des Staatshaushaltes. Die ordentlichen Jahresausgaben für 1876—77 betragen 53,856,977 Mk. Davon sind gedeckt durch die Nutzungen des Staatsvermögens 36,784,500 Mk. Die übrigen 17,072,177 Mk. sind aufzubringen 1. durch direkte Steuern, nämlich durch die Gewerbe- u. Personalsteuer, durch die Grundsteuer u. durch die 1877 zum ersten Mal zu erhebende Einkommensteuer; 2. durch indirekte Steuern, die sich aus den Zöllen, der Branntwein-, Wein-, Bier-, Tabak-, Schlacht- u. Stempelsteuer u. aus den Chausseegeldern zusammensetzen. Zur Erleichterung der Steuererhebung ist das Land in 4 Steuerkreise mit 24 Steuerbezirken für die direkten Steuern u. in 17 Hauptzoll- u. Hauptsteueramtsbezirke für die indirekten Steuern mit Ausnahme der Stempelsteuer eingetheilt. Das außerordentliche Budget von 1876 bis 1877 weist eine Ausgabe von 165,047,815 Mk. auf, wovon zu Ankauf u. Ausbau von Privateisenbahnen 117,180,400 Mk., zu Eisenbahnbauten 26,830,089 Mk., zu Militärbauten 9,000,000 Mk., zu anderen Bauten 6,579,800 Mk. 2c. zu verwenden sind, u. wird balancirt durch 11,560,965 Mk. Verwaltungsüberschüsse aus der Periode 1872—73 u. durch 153,486,850 Mk. aus Beständen des mobilen Staatsvermögens. Die verzinsliche Staatsschuld beträgt 344,157,094 Mk. Das Ministerium des Innern übt seine Oberaufsicht durch die 4 Kreishauptmannschaften Dresden, Leipzig, Zwickau u. Bautzen aus; dieselben zerfallen wieder in 25 Amtshauptmannschaften u. in die Schönburgischen Rezeßherrschaften. Den Medizinalangelegenheiten, die in S. in das innere Departement gehören, steht das Landesmedizinalkollegium mit den ärztlichen u. pharmazeutischen Kreisvereinen vor. Das Armeewesen besorgt im Auftrage des Reiches das Kriegsministerium. S. stellt das 12. Armeecorps mit 67,600 Mann Kriegsstärke. Die aktiven Truppen zählen 8 Infanterieregimenter, 1 Schützenregiment, 2 Jägerbataillone, 6 Reiter- u. 2 Feldartillerieregimenter, 1 Fußartillerieregiment, 1 Pionier-, 1 Eisenbahn- u. 1 Trainbataillon mit zusammen 35,460 Mann. Das Land hat eine Festung, den Königstein. Für die Landwehr ist S. in 17 Bezirke getheilt. Das Kultusministerium darf nur durch einen Lutheraner geleitet werden; die Ordnung der inneren kirchlichen Angelegenheiten aber ist jeder Religionspartei überlassen. Die Vertretung der Evang.-Luther. Kirche ist durch Gesetz vom J. 1868 einer Synode, aus 35 Laien u. 29 Geistlichen bestehend, überwiesen. Die höchste kirchliche Behörde ist das Evangel. Landeskonsistorium in Dresden; für die Oberlausitz bildet die Kreishauptmannschaft in Bautzen u. für die Schönburgischen Rezeßherrschaften das Gesammtkonsistorium in Glauchau die Konsistorialbehörde. Unterbehörden sind die Kircheninspektionen u. 36 Superintendenten. Für die Reformirten sind die obersten geistlichen Behörden die reformirten Konsistorien zu Dresden u. Leipzig. Die Herrnhuter Brüdergemeinde u. die böhm. Exulantengemeinde in Dresden ordnen sich der evangel.-luther. Behörde unter. Die höchste geistliche Behörde der Katholiken in den Erblanden (der Kreishauptmannschaften Dresden, Leipzig u. Zwickau) ist das Apostolische Vikariat u. das ihm untergeordnete Konsistorium, in der Oberlausitz (Kreishauptmannschaft Bautzen) das Domstift St. Petri zu Bautzen. Die äußeren Angelegenheiten sind großentheils auf das Reich übergegangen. Gesandtschaften unterhält S. außer an einigen deutschen Höfen nur noch eine in Wien. Im Bundesrathe hat S. 4 von den 58 Stimmen. Die Landesfarben sind seit 1815 grün u. weiß, das Landeswappen seit 1806 ein Schild mit 5 schwarzen Balken in goldenem Felde, durch die schräg von links unten nach rechts oben ein grüner Rautenkranz läuft; über den Schild ist die Königskrone gestellt. Seit 1858 sind die Wappenhalter zwei Löwen. Sächs. Orden s. unter „Orden".

Sachsen (Provinz). Die preuß. Provinz S. bildet ein sowol physisch als historisch aus den verschiedensten Theilen zusammengesetztes Ganze. Im O. begrenzt von den Provinzen Brandenburg u. Schlesien, im Süden vom Königreich S. u. den sächs. Herzogthümern u. ihren Exklaven, im W. von den Provinzen Hessen-Nassau u. Hannover, im N. von

Braunschweig u. den Provinzen Hannover u. Brandenburg, hat sie eine unregelmäßige u. nach allen Richtungen hin sich streckende Gestalt, die eines inneren Kerns entbehrt, u. als die an Exklaven u. Enklaven reichste preußische Provinz ist sie durch das dazwischen gelagerte Anhalt u. Theile von Braunschweig u. Hannover in einen nördl. u. südl. Theil zerrissen, die nur durch ein 10 Km. breites Band zusammenhängen. Die unregelmäßige Gestalt wird dadurch erklärt, daß sie aus zu verschiedenen Zeiten gemachten Erwerbungen zusammengeschweißt ist. Sie umfaßt außer der Wiege der Monarchie vorzugsweise Erwerbungen aus den J. 1648, 1803 u. 1815. In ihr sind vereinigt die Altmark, das Herzogthum



Nr. 4728. Giebichenstein (Provinz Sachsen).

Magdeburg, das Fürstenthum Halberstadt, ehemalige kurmainzische Besitzungen, 2 freie Reichsstädte, die ehemaligen Hochstifter Merseburg u. Naumburg-Zeitz, das Fürstenthum Querfurt, ein Theil der Grafschaft Mansfeld, der sächs. Kurkreis, der größte Theil des sächs. thüringischen Kreises, Theile des Leipziger, Meißen'schen, Neustädter u. Vogtländischen Kreises, die Grafschaft Henneberg 2c. Nur die Elbe bildet eine Einheit, in deren Gebiet so ziemlich die ganze Provinz gelegen ist. Die Prov. S. umfaßt 458,1802 □M. mit 2,171,858 E. (1875), also 4519 auf der □M., u. zerfällt in die Reg.-Bez. Magdeburg mit 208,9217 □M. u. 880,725 E.,



Nr. 4729. Schloß in Merseburg (Provinz Sachsen).

Merseburg mit 185,4197 □M. u. 904,857 E. u. Erfurt mit 64,1388 □M. u. 386,276 E. Von dieser Bevölkerung gehört fast der dritte Theil zum Thüringer Stamm; mehr als ¹/₃ sind Niedersachsen, eben so viel Obersachsen, gegen 190,000 Wenden im O. der Provinz, u. eine kleine Insel im Deutschen bilden die Halloren. Dem Bekenntnisse nach sind über 93 % Protestanten, gegen 6 % Katholiken u. noch nicht 1 % Juden u. Freien Gemeinden Angehörige. — Rücksichtlich der Bodenbeschaffenheit gehört die Hälfte der Provinz zur mitteldeutschen Gebirgslandschaft. So ist der Kreis Schleusingen, eine Exklave im Werragebiete, u. der Kreis Ziegenrück, eine dergleichen im Gebiete der Saale, als im Thüringer Walde liegend, durchaus gebirgig. Zu demselben Gebirge gehörig, aber mehr mit Hügellandschaften ausgefüllt, sind die Kreise Erfurt, Eckartsberga u. Naumburg. Zum unfruchtbaren Gebiete des Eichsfeldes gehören die Kreise Langensalza, Mühlhausen, Heiligenstadt u. Worbis, u. im Harze liegen Theile der Kreise Nordhausen, Sangerhausen, Aschersleben u. Wernigerode. Den Ruf der großen Fruchtbarkeit verdankt aber die Provinz vorzugsweise den tiefer liegenden Strichen im Schwemmlande im Gebiete der Saale u. Mulde u. auf der linken Elbseite. Dahin gehören die vom Kreise Nordhausen beginnende u. einen großen Theil des Kreises Sangerhausen erfüllende Goldene Aue im Thale der Helme, sodann die Magdeburger Börde u. die Wischa in der sonst an ergiebigem Boden so armen Altmark. Armselig dagegen, theils sumpfig, theils sandig, sind die Niederungen rechts der Elbe im Gebiete der Schwarzen Elster u. nördl. von Magdeburg. — Die starke Längenausdehnung der Provinz von O. nach W. bringt es mit sich, daß außer der Elbe auch alle größeren Nebenflüsse derselben die Provinz passiren od. an ihrer Grenze hinstreichen. Auf der rechten Elbseite tritt schon oberhalb Mückenberg die Schwarze Elster ein, nimmt hier zwei ihrer größten Nebenflüsse, die Pulsnitz u. die Röder, auf u. mündet innerhalb der Provinz. Im N. bildet die Havel wenigstens die östl. Provinzialgrenze; der von ihr zur Elbe abgezweigte Plane'sche Kanal geht aber ganz durch die Provinz hindurch. Links der Elbe tritt schon oberhalb Eilenburg die Mulde ein, legt aber die letzten Meilen ihres Laufes im Herzogthum Anhalt zurück. Die Saale durchfließt einen großen Theil der Provinz u. ihre bedeutendsten Nebenflüsse, die Weiße Elster, die Unstrut mit Gera, Helbe, Wipper u. Helme u. die Bode mit Selke und Holzemme, gehören entweder ganz der Provinz an od. treten zu wiederholten Malen in sie ein u. aus u. vollenden in ihr den größten Theil des Laufes. Durch die Elbe, Saale u. Unstrut sind der Provinz drei natürliche Verkehrswege eröffnet (Mulde u. Schwarze Elster kommen wenig in Betracht), der übrige Verkehr wird auf den gut erhaltenen Straßen u. den Eisenbahnen (1298,19 Km. im J. 1872) vermittelt. — Infolge der günstigen Bodenverhältnisse sind 75,1 % landwirthschaftlich benutzte Fläche; nur gegen 20 % sind Wald u. 4,2 % Unland. Das letztere ist auf dem Eichsfelde, in den Sandgegenden der Altmark u. in den schon erwähnten Strichen rechts der Elbe zu suchen. Die größten Waldungen sind im südl. Theile der Altmark, in dem Gebiete zwischen Mulde u. Elbe u. in einigen Distrikten des Thüringer Waldes u. Harzes. Das ackerbaufähige Land wird zum Bau von Getreide (in den fruchtbaren Distritten bes. Weizen, anderwärts Roggen, auf dem Eichsfelde fast nur Gerste u. Hafer), von Hülsenfrüchten aller Art, zu Oelfrüchten, bes. Raps, Rübsen u. Mohn, zu Tabak, Flachs, Cichorien, Kümmel, zu Gewürz- u. Arzneikräutern, wie Fenchel u. Anis, u. in neuerer Zeit zu Runkelrüben (gegen 3 Mill. Ctr.) verwendet. Obstbau wird getrieben am Südabhange des Harzes u. an der Saale u. Unstrut; etwas Weinbau in der Umgebung des Zusammenflusses von Saale u. Unstrut. Da auch in den Niederungen der Flüsse vortreffliche Wiesen u. anderwärts gute Weiden sich vorfinden, so ist die Viehzucht in blühendem Zustande. Die Zahl der Pferde betrug 1873: 164,311. Der Bergbau wird bes. auf Kupfer u. Silber betrieben, aber auch Blei, Eisen, Stein- u. Braunkohlen, Porzellanerde u. vor Allem Salz werden gewonnen. Der Salzreichthum (in Staßfurt an der Bode, in Schönebeck, Halle, Dürrenberg, Artern) ist so bedeutend, daß nicht nur fast die ganze preuß. Monarchie, sondern auch das Königreich S. u. andere Nachbarländer damit versorgt werden können. — Die Industrie ist zwar weniger bedeutend als im Königreich S., doch hat die Provinz höchst ansehnliche Spinnereien; sie fabrizirt auf Tausenden von Webstühlen baumwollene, leinene, wollene u. gemischte Waaren, wetteifert mit der Rheinprovinz in der Knopffabrikation, hat nächst derselben die meisten Oelmühlen, ganz bedeutende chemische Fabriken, Leimsiedereien, ⁴/₇ der Rübenzuckerfabrikation des ganzen preuß. Staates, zahlreiche Stärkefabriken, nächst der Rheinprovinz die meisten Essigfabriken u. die Hälfte der Chokolade- u. Cichorienfabriken des Staates; sie liefert jährlich gegen 100,000 Ctnr. Paraffin, das sie aus Braunkohlen bereitet, gegen 300,000 Ctnr. Brennöl, ebenfalls aus Braunkohlen, u. bei dieser Fabrikation noch gegen 90,000 Ctnr. Nebenprodukte zur Schmier- u. Gasfabrikation. Der Handel ist lebhaft, beschränkt sich aber meist auf den Einkauf von Rohmaterial zur Verarbeitung in der Provinz u. auf die daraus gewonnenen Fabrikate sowie auf den Handel mit Naturprodukten. — Der Volksunterricht steht auf hoher Stufe; bei den Rekrutirungen zeigte die Provinz nächst Schleswig-Holstein das günstigste Verhältniß; im J. 1875–76 z. B. betrug die Zahl der Analphabeten nur 0,522 %. Eben so günstig sind die höheren Schulverhältnisse. Außer verschiedenen technischen Schulanstalten hatte die Provinz im Sommer 1876: 24 Gymnasien, 2 Progymnasien, 6 Realschulen erster Ordnung, eine Realschule zweiter Ordnung u. 8 höhere Bürgerschulen. Die Universität der Provinz ist die 1694 gestiftete Universität in Halle mit 91 Lehrenden u. 888 Studirenden (Winter 1875–76). — Die Provinz ist in 41 Kreise getheilt, wovon

15 auf den Reg.-Bez. Magdeburg, 17 auf Merseburg u. 9 auf Erfurt kommen. Städte mit mehr als 20,000 E. nach dem Census von 1875 sind: Magdeburg, 122,789 E. wovon auf Neustadt Magdeburg 21,141 kommen, Halle 60,503, Erfurt 48,030, Halberstadt 27,800, Nordhausen 23,676 u. Mühlhausen 20,938.

Sachsen, Ernestinische Linie. Durch die Kapitulation von Wittenberg waren 1547 (s. „S., Kurfürstenthum") die Söhne des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich auf den Besitz der fränk. u. thüring. Aemter beschränkt, aus denen ein „neugestiftetes Fürstenthum" gebildet wurde. Anfangs bestand es aus Gerstungen, Breitenbach, Berka, Eisenach, Wartburg, Gotha, Treffurt, Salzungen, Kreuzburg, Weimar, Tenneberg, Waltershausen, Kahla, Leuchtenberg, Roda, Orlamünde, Jena, Capellendorf, Roßla, Wachsenburg, Dornburg, Camburg, Buttstädt, Buttelstädt, Arnshaugk, Weida, Ziegenrück, der böhm. Lehnsherrschaft Saalfeld u. den Klöstern Georgenthal, Heußdorf, Reinhardsbrunn, Ettersberg, Ichtershausen, Bürgel, Lausnitz u. Wallich, wozu 1553 durch den Tod des kinderlosen Bruders von Johann Friedrich, Johann Ernst, Koburg u. 1554 im Vertrage zu Naumburg noch Altenburg, Sachsenburg u. Neustadt kamen. Da der gefangene Kurfürst bei seiner Freilassung am 27. Aug. 1552 von Kaiser Karl V. durch einen „Restitutionsbrief" in den Besitz jener Länder selbst eingesetzt war, so herrschte er dort noch von Weimar aus bis zu seinem Tode 1554. Nach einer Verabredung seiner drei Söhne herrschte der älteste, Johann Friedrich der Mittlere, Anfangs allein u. schloß 1554 eine Erbverbrüderung mit den Grafen von Henneberg, aber 1565, als der jüngste unvermählt gestorben war, schritten die beiden älteren zu einer sog. „Mutschirung". Der ältere Bruder regierte den westl. Theil von Gotha aus; der jüngere, Johann Wilhelm, den östl. Theil von Koburg aus. Nach sechs Jahren sollte getauscht werden. Als jener aber, verführt durch den Kanzler Brück, den vom Kaiser geächteten Parteigänger Grumbach (s. d.) in Gotha aufnahm u. die Absicht bezeugte, sich der Kur wieder zu bemächtigen, wurde er selbst in die Acht gethan, u. von 1567 bis zu seinem Tode 1595 in Gefangenschaft gehalten. Statt der Exekutionskosten empfing Kurfürst August die Aemter Arnshaugk, Weida, Ziegenrück u. Sachsenburg. Das ganze Ernestinische Land regierte einstweilen Johann Wilhelm von Koburg u. kaufte für franz. Hülfsgelder, die er für militärische Kräfte erhielt, welche für Karl IX. gegen die Hugenotten gekämpft hatten, 1569 das Amt Königsberg dazu. 1572 mußte er jedoch auf Verlangen des Kaisers mit zwei Söhnen (der älteste war gestorben) seines gefangenen Bruders theilen, erhielt aber durch den „Begnadigungsbrief" von Maximilian II. das Vorzugs- u. Erstgeburtsrecht für jede künftige Erbfolge. Die beiden Söhne, welche er 1573 hinterließ, Friedrich Wilhelm u. Johann, herrschten gemeinsam im altenburg. u. weimar. Besitz. Die Söhne des gefangenen Herzogs theilten ebenfalls 1596, so daß der ältere, Johann Casimir (bis 1633), in Koburg, der jüngere, Johann Ernst (bis 1638), in Eisenach regierte. Da Beide ohne Nachkommen waren, kam ihr Besitz an die Herzöge von Weimar u. Altenburg. 1583 sollte auch die durch den Tod erledigte Grafschaft Henneberg ihnen zufallen, aber Kurfürst August hatte sich bereits 1573 vom Kaiser einen Anspruch an fünf Zwölftheile derselben geben lassen, u. so kam es nach längeren Verhandlungen dahin, daß sie (bis 1660) von beiden Hauptlinien des Hauses gemeinsam regiert wurde. Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar (1573—1602), welcher von Torgau aus auch die Administration des Kurfürstenthums führte (s. „S., Kurfürstenthum"), hinterließ vier unmündige Söhne, denen in der Theilung von 1603 der altenburg. Antheil zukam, während ihr Oheim Johann (1573—1605) in Weimar herrschte. Die 1548 begonnene, 1558 feierlich eröffnete Universität Jena, das Hofgericht, die Münzen, Bergwerke u. A. m. sollte beiden Linien gemeinsam bleiben. — Der altenburg. Stamm erhielt aus dem Koburg-Eisenach'schen Erbe (s. o.) durch Theilungsvertrag von 1640 das koburg. Gebiet, u. aus dem Henneberg'schen nach Abfindung der Albertinischen Linie 1660 Meiningen, Themar, Henneberg, Miltitz u. a. m. Allein schon 1672 starb der letzte männliche Nachkomme dieser Linie u. der altenburg. Besitz kam an die Weimar. Linie. — Herzog Johann von Weimar hatte 1605 acht Söhne hinterlassen, von denen der älteste, Johann Ernst, 1617 den Palmenorden stiftete u. 1626 kinderlos verstarb, Friedrich 1622 in kurpfälzischen Diensten, Johann Friedrich in der Gefangenschaft des Kaisers 1628, Bernhard (s. d.) 1639 in franz. Diensten, Albrecht ohne Erben 1644 in Eisenach verstarb; nur der dritte Sohn, Wilhelm, wurde der Stifter des heute regierenden Hauses **Weimar** u. der sechste, Ernst, des Gesammthauses **Gotha**. Herzog Wilhelm (1626—62), der eben so wie seine Brüder die Sache der Protestanten gegen Oesterreich u. die Liga vertheidigte, sah sich genöthigt, 1635 sich dem Prager Frieden anzuschließen, theilte nach dem Anfall der koburg. Lande 1640 u. nach dem Tode seines Bruders Albrecht, der daraus Eisenach erhalten hatte, mit Ernst 1645 u. nach der Ordnung der Hennebergischen Erbschaft 1660 in der Art, daß zu Weimar Eisenach, Kreuzburg, Gerstungen, Ilmenau u. a., zu Gotha dagegen Salzungen, Allendorf, Wasungen u. Frauenbreitungen kamen (s. „S.-Weimar"). Herzog Ernst der Fromme von Gotha (1640 bis 1675), welcher wie sein Bruder Wilhelm bis zur Schlacht bei Nördlingen (1634) im Bunde mit Schweden die Sache der Protestanten vertheidigte, war dann nicht nur beflissen, die Wunden zu heilen, welche der Krieg geschlagen hatte, sondern wurde ein wahrer Wiederhersteller des Rechtes, der Ordnung, der Kirche u. Schule. 1663 vermochte er noch die an Schwarzburg verpfändete Herrschaft Obertraunbfeld einzulösen, u. erbte 1672 drei Viertheile des altenburg. Besitzes, darunter Altenburg selbst, Eisenberg, Camburg, Orlamünde, Saalfeld, Koburg, Römhild, Hildburghausen u. Meiningen. Obwol seine sieben Söhne Anfangs den Versuch machten, nach dem Willen des Vaters zusammen zu regieren, schritten sie doch 1680 u. 1681 zu Theilungen, so daß nun sieben Linien entstanden waren, wenn nicht der kinderlose Tod des Herzogs Albrecht von Koburg 1699, des Herzogs Christian von Eisenberg 1707 u. des Herzogs Heinrich von Römhild 1710 sie auf vier, nämlich Gotha-Altenburg, Meiningen, Hildburghausen u. Saalfeld, reduzirt hätte. Der erste Herzog von Gotha, Friedrich I. (1681—91), führte schon das Recht der Erstgeburt ein; Friedrich II. (1691—1732) kaufte den übrigen Erben fast den ganzen Antheil an Koburg ab u. bereicherte doch noch die Sammlungen für Kunst u. Wissenschaft. Sein Enkel Ernst II. Ludwig (1772 bis 1804), ein Kenner der Astronomie u. Mathematik, zeichnete sich durch eine Reihe von freisinnigen Verordnungen aus. Der originelle August (1804—22) wußte geschickt die Gefahren des Napoleonischen Krieges abzuwehren. Mit seinem Bruder Friedrich IV. (1822—25), der 1820 in Rom kathol. geworden war, starb 1825 die Linie aus. Gotha kam dadurch, gegen Abtretung von Saalfeld selbst an Meiningen, an die Linie Saalfeld, deren erster Herzog Johann Ernst (1681—1729) sich nach dem Tode seines Bruders Albrecht Herzog von Koburg-Saalfeld nannte u. der Stifter des heutigen Hauses Koburg-Gotha wurde (s. d.). Altenburg dagegen kam durch einen Tausch an den Herzog Friedrich von Hildburghausen, der sein kleineres Besitzthum dafür an Meiningen abtrat (s. d.), so daß also von jenen vier Linien gegenwärtig noch drei, die Meininger, die Saalfelder in Koburg-Gotha u. die Hildburghausener in Altenburg in Blüte stehen. — Vgl. Pölitz, „Geschichte der Staaten des Ernestinischen Hauses S." (Dresden 1827), u. Brückner, „Landeskunde des Herzogthums Meiningen" (Mein. 1851).

Sachsen-Altenburg, das östlichste Herzogthum der thüringischen Staaten; besteht vorzugsweise aus 2 durch die reußische Herrschaft Gera von einander getrennten Gebieten u. umfaßt 24 □M. mit 145,844 E. (1875), wovon 11,95 □M. mit 97,565 E. auf den Ost- u. 12,05 □M. mit 48,280 E. auf den Westkreis entfallen. Der östl. Haupttheil, der alte Pleißengau, ein Theil des Osterlandes, liegt auf dem äußersten Nordwestabfalle des sächs. Berglandes u. wird im N., O. u. S. vom Königreich Sachsen, im W. durch den weimar. Kreis Neustadt, durch Reuß-Gera u. den Kreis Zeitz der preuß. Provinz Sachsen umschlossen. Der westl. Haupttheil liegt vorwaltend auf der Hochfläche zwischen Elster u. Saale, steigt westl. in das Saalthal hinab u. tritt noch mit einem kleinen Zipfel darüber hinaus auf die Platte zwischen Saale u. Ilm; er hat im O. Reuß-Gera u. den Kreis Neustadt vom Großherzogthum Weimar, im S. Sachsen-Meiningen u. Schwarzburg-Rudolstadt, im W. Weimar u. im N. Weimar u. die preuß. Provinz Sachsen zu seinen Nachbarn. 12 unbedeutende Exklaven liegen in den benachbarten Gebieten zerstreut u. enklavirt in die zwei größeren Landmassen sind 4 fremde Gebietstheile. Der **Ostkreis**, im Gebiete der Pleiße gelegen, hat wellenförmiges Terrain, das allmählich nach N. sich abflacht; seine klimatischen Verhältnisse sind mit denen der mittleren Partien des benachbarten Königreichs Sachsen (s. d.) konform; es ist ein höchst fruchtbares Gebiet, das eine bedeutende Ausfuhr seiner Ernteerträgnisse gestattet. Der **Westkreis** ist rauher u. waldreicher, von tiefen Thälern durchschnitten u. wenig fruchtbar; seine Bodenerzeugnisse decken nicht den Bedarf. In ihm liegt auch (bei Kahla) die höchste Erhebung des Herzogth., der Dollenstein, mit 325 m. Seehöhe. Im Ostkreise sind 46,201¼ Hekt. (70,34 %) Ackerland, 5855 Hekt. (8,96 %) Wiesen, 8477⅔ Hekt. (12,91 %) Waldungen, 678 Hekt. (1,03 %) Weiden, 2524¾ Hekt. (3,85 %) Hofraithen u. Gärten u. 1912¾ Hekt. (2,91 %) unbebautes Land; im Westkreise sind nur 27,068¾ Hekt. (40,58 %) Ackerland u. 5053½ Hekt. (7,58 %) Wiesen, aber 29,562½ Hekt. (44,32 %) Wald, 2343¼ Hekt. (3,50 %) Weide, 1289¼ Hekt. (1,93 %) Hofraithen u. Gärten u. 1392 Hekt. (2,09 %) Unland. Von der Gesammtfläche des Staates sind im Ostkreise 6333 Hekt. (9,62 % u. im Westkreise 13,256½ Hekt. (14,80 %) öffentlicher u. fiskalischer Grundbesitz, 1210 Hekt. (1,84 %) u. 1505½ Hekt. (2,26 %) Grundbesitz der Kirchen, Schulen u. milden Stiftungen, 734½ Hekt. (1,11 %) u. 2580 Hekt. (3,88 %) Gemeindegrundbesitz u. 57,567 Hekt. (87,43 %) u. 49,058 Hekt. (73,93 %) Privatgrundbesitz. Der östl. Haupttheil wird bewässert durch die Pleiße, die den ganzen Kreis durchschneidet, durch ihre Nebenflüsse Sprotte u. Wyhra u.

durch die Schnauder, einen rechten Nebenfluß der Elster; den Westkreis durchfließt die Saale mit ihren Nebenflüssen Roda u. Orla, von der Weißen Elster liegen nur gegen 2 Km. ihres Laufes im Kreise. — An landwirthschaftlichen Produkten liefert S.-A. Getreide aller Art, im Ostkreise viel Weizen, im Westkreise mehr Roggen, Oelfrüchte, bes. Raps u. Rübsen, die verschiedenen Hülsenfrüchte, Futterkräuter, bes. kräftigen Klee, Rüben zum Verfüttern u. zur Zuckerfabrikation, Kartoffeln, Gurken, Flachs, Obst, Gemüse u. Küchengewächse. Holz muß dem Ostkreise zugeführt werden, im Westkreise ist es in hinreichender Menge vorhanden. Der große Reichthum an Produkten des Bodens im Ostkreise ist nicht nur eine Folge der trefflichen Bodenbeschaffenheit, sondern auch der Sorgfalt beim Landbau. Das Besitzthum bleibt ungetheilt, u. der Erbe ist stets der jüngste Sohn. Von 96 Bauergütern hat jedes über 220 preuß. Morgen Land, von 88 jedes 175, von 117 jedes 142,5, von 225 jedes 107,5, von 265 jedes 80, von 1165 jedes 75 bis 60. Da nun im Osterlande 10 Morgen schon eine Familie auskömmlich ernähren können, so sind die Bauern meist wohlhabend, bisweilen sogar reich. Im Saalgau liegen die Verhältnisse viel ungünstiger; dort herrscht vielfach Armuth. — Mit der Landwirthschaft ist eine ausgezeichnete Rindviehzucht verbunden; aber auch Pferde, Schafe, Schweine, Ziegen, Federvieh u. Bienen werden gezüchtet. Die Anzahl der einzelnen Thierarten beträgt in runden Summen: Rindvieh 51,000, Schweine u. Ferkel 41,000, Schafe 40,000, Ziegen u. Ziegenlämmer 10,000, Pferde u. Fohlen 9000 u. Bienenstöcke 1000 Stück. Die waldreichen Gegenden des Westkreises haben noch guten Wildstand; die Bäche, die durch Abgänge von Fabriken weniger als im Königreich Sachsen verunreinigt werden, sind belebt von Fischen. — Von den Produkten des Mineralreichs sind vor Allem im Hügellande des Ostkreises Braunkohlen zu erwähnen. Im J. 1872 lieferten 81 Braunkohlenwerke, die 1296 Arbeiter beschäftigten, 4,474,174 Ctnr. Außerdem gräbt man Porzellanerde u. Töpferthon zu Steingutwaaren, Pfeifen, Fayence, Töpfergeschirr ꝛc. Bausteine gewinnt man vorzugsweise aus Porphyr. Der Ostkreis besitzt auch eine eisenhaltige Mineralquelle in Ronneburg (s. d.). Die Industrie tritt gegen den Ackerbau zurück. Von ihr leben, wenn man die Angehörigen der Gewerbtreibenden mitrechnet, etwa 38,5% der Bevölkerung. Man fertigt wollene u. baumwollene Waaren, Leinenzeuge, treibt Gerberei u. Färberei, schnitzt Holzwaaren aller Art, brennt Thonwaaren, fabrizirt Dosen u. bereitet Bier, Branntwein u. Essig. — Der Handel übersteigt nur wenig das gewöhnliche Maß, obgleich er durch gute Straßen u. 113,32 Km. Eisenbahn (1875), die vorzugsweise dem Ostkreise zu Gute kommen, sehr erleichtert wird. Nur gegen 8% der Bevölkerung ernähren sich von Handel u. Verkehr. Die Landesbank in Altenburg hat zur Beförderung von Handel u. Industrie in letzter Zeit nicht wenig beigetragen. Das Sparkassenwesen hat auch in S.-A. einen raschen Aufschwung gewonnen. Von 1871–74 ist die Zahl der Sparkassen von 11 auf 12, die Zahl der Einleger von 27,626 auf 34,974, der Gesammtbetrag der Einlagen von 3,331,425 Mk. auf 5,821,827 Mk. gestiegen, so daß, während 1871 auf den Kopf der Bevölkerung 23,16 Mk. kamen, dieser Betrag 1874 bereits auf 40,96 Mk. sich bezifferte.

Die Bewohner im Westkreise gehören fast ausnahmslos, im ganzen Lande bis über 60% dem thüringischen Stamme an; den übrigen Theil machen die gegen 50,000 Mann starken Nachkommen der im 6. u. 7. Jahrh. hier eingewanderten Sorben aus. In ihrer Sprache heute zwar nicht vom Thüringer verschieden, aber durchaus in ihren Sitten u. Gebräuchen von ihm abweichend, haben sie ein eigenthümliches Gepräge, das in vielen Beziehungen an die wendisch redenden Sorben der Lausitz erinnert. Schon die männliche Tracht, bestehend aus schwarzer, bockledernen Hose, einem schwarzen Brusttuche, frei liegenden Hosenträgern aus schwarzlackirtem Leder, weißen Hemdsärmeln u. darüber einer kurzen, aus dunkelbraunem Tuche gefertigten Jacke, unterscheidet sich stark von der der anderen Landesangehörigen, noch mehr aber ist das bei der weiblichen Tracht der Fall. Ein Vorstecklatz aus Pappe, mit Zeug überzogen, reicht fast vom Kinn bis zur Magengegend u. bedeckt panzerartig den ganzen Vorderkörper. Er bildet das sog. Mieder. Der eng anliegende u. durch viele an einander genähte Falten steife Rock geht kaum bis zur Wadengegend u. wird nach unten ersetzt durch baumwollene, weiße, oft reich verzierte Strümpfe. Vorn u. an den Seiten ist über den Rock eine in feine Falten gelegte Schürze gebunden. Die Fußbekleidung bilden Pantoffeln mit flachen Absätzen. Ueberdies noch wird der ganze Körper bei ungünstiger Witterung in einen kolossalen unförmlichen Mantel von Kattun od. Tuch eingehüllt. Um das geflochtene Haar tragen die Frauen eine Stirnbinde von Spitzen, darauf eine kappenartige Haube, deren breite, schwarze Bänder die Backen bedecken u. mit einer gewaltigen Schleife am Kinn befestigt sind. Ueber die Kappe kommt noch ein buntes Tuch, das hinten gebunden in breiten Flügeln bis auf den Rücken hinabhängt. Bei Familienfeierlichkeiten, bes. bei Hochzeiten, lieben sie großes Gepränge u. zeigen dabei eine seltsame Vorliebe für bunte Farben.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung, die im Durchschnitt 6077 auf die □M. beträgt, ist in den beiden Kreisen eine recht verschiedene, denn im Ostkreise kommen auf die □M. 8165, im Westkreise nur 4007 Bewohner. Nach dem Bekenntnisse sind 99,86% evangel.-lutherisch. Der Bildungsgrad hat jederzeit gleichen Schritt gehalten mit dem des Königreichs Sachsen. Das Herzogthum besitzt an Unterrichtsanstalten 180 Volksschulen, eine höhere Bürgerschule u. Privatschulen in Altenburg, 1 Lehrerseminar in Altenburg, 2 Gymnasien (in Altenburg u. Eisenberg). Zur Hochschule hat es die mit den anderen thüringischen Staaten gemeinschaftliche Universität in Jena.

Nach dem Grundgesetze vom 29. April 1831 ist S.-A. eine beschränkte Monarchie. Der Herzog residirt in Altenburg. Der Landtag tagt in Altenburg u. besteht aus 30 Abgeordneten, von denen 9 von den Höchstbesteuerten, 9 von den Städten u. 12 von dem platten Lande auf direkte Weise gewählt werden. Die Abgeordneten sind auf 3 Jahre gewählt, binnen welcher Zeit der Landtag wenigstens einmal berufen werden muß. Die vollziehende Gewalt ist das herzogl. Ministerium mit 3 Abtheilungen: für das herzogl. Haus, die auswärtigen, inneren u. Kultussachen, für die Justiz u. für die Finanzen. In jedem der beiden Kreise besteht ein Kreishauptmann für die Verwaltung u. ein kollegialisch zusammengesetztes Kriminalgericht für die Strafrechtspflege, für den Ostkreis zu Altenburg, für den Westkreis zu Roda. Die Zahl der Gerichtsämter ist 9, mit Einschluß des Stadtgerichts zu Altenburg. Den Gerichtsämtern kommt auch die erstinstanzliche Leitung u. Entscheidung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten u. zugleich die erstinstanzliche Entscheidung aller Verwaltungs- u. Polizeiangelegenheiten in ihrem Bezirke zu, soweit sie nicht den Kreishauptmannschaften od. den Stadträthen zugewiesen sind. Die oberste Rechtspflege ist dem Oberappellationsgerichte in Jena anvertraut, welches S.-A. mit den thüringischen Staaten gemeinsam unterhält. Friedensrichter, die in den übrigen thüringischen Staaten sich befinden, hat S.-A. nicht. — Der Staatshaushalt benöthigte für die Jahre 1875–77: 2,223,561 Mk., von denen 604,989 Mk. Einnahmen aus dem Staatsvermögen, 90,081 durch Regalien (Chausseegelder u. verschiedene Gerechtsame), 277,974 Mk. aus Sporteln, 101,856 Mk. aus einzelnen Verwaltungen, 58,983 Mk. von der Landesbank ꝛc. gedeckt sind. Das Uebrige ist durch direkte Steuern aufzubringen. Der Vermögensstand betrug Ende 1875: 6,796,230 Mk. Aktiva u. 2,431,651 Mk. Passiva, in welcher letzteren Summe 151,131 Mk. unverzinsliche Kassenanweisungen inbegriffen sind. — Die altenburgischen Truppen bilden mit den Kontingenten von Schwarzburg-Rudolstadt u. den beiden Fürstenthümern Reuß das 7. thüringische Infanterie-Regiment Nr. 96, welches zur 8. Division des 4. deutschen Armeecorps gehört. Ueber den den sachsen-ernestinischen Ländern gemeinsamen Hausorden s. „Orden". — Das Wappen ist das allgemeine sächsische mit den Emblemen von Altenburg, Thüringen, Meißen, Westfalen, Jülich, Kleve, Berg, Pfalz Sachsen, Pfalz Thüringen, Pleißen, Landsberg, Orlamünde, Eisenberg ꝛc. Die Landesfarbe ist Grün u. Weiß. — Von den acht Städten des Landes haben nach der Zählung von 1875 vier über 5000 E.: Altenburg 22,263, Ronneburg 5706 (mit Friedrichshaida 6224), Eisenberg 5509 u. Schmölln 5172.

Geschichte. Die regierende Linie, eigentlich die Hildburghausener, stammt von Ernst des Frommen Sohne Ernst (1680–1715), der das Primogeniturrecht einführte. Sein ältester Sohn, Ernst Friedrich I. (1715–24), starb als kaiserlicher General-Feldmarschallleutnant; der jüngere, Joseph Friedrich, vermählt mit der Erbin des Prinzen Eugen v. Savoyen, kommandirte bis 1758 die Reichstruppen gegen Friedrich d. Gr. Der fünfte Herzog, Friedrich (1780–1834), der sich 1806 dem Rheinbund, 1817 dem Heiligen Bund anschloß, gab schon 1818 seinem Ländchen Hildburghausen eine freisinnige Verfassung, tauschte es 1826 in der Erbtheilung gegen Altenburg aus, ließ hier aber die nothwendigen Reformen der Verfassung so lange auf sich warten, daß 1830 ein Aufstand ausbrach. 1831 kam eine Konstitution zu Stande, 1834 der Anschluß an den preuß. Zollverein. Trotz mancher liberalen Gesetze kam es gegen Herzog Joseph (1834–48) 1848 zum offenen Widerstande u. zum Barrikadenbau. Selbst ein freisinnigeres Wahlgesetz, nach welchem für den Juni 1848 ein neues Abgeordnetenhaus zusammengerufen wurde, u. eine Reihe von liberalen Beschlüssen vermochte die Gemüther nicht dauernd zu beruhigen. Nachdem der Herzog im Okt. die Hülfe von Reichstruppen herbeigerufen hatte, legte er die Regierung im Nov. 1848 in die Hand seines Bruders Georg (1848–53) nieder, dessen Sohn, Herzog Ernst (seit 1853), mit der Abänderung od. Vernichtung der liberalen Gesetze begann, aber sowol für das materielle Wohl des Landes die wirksamsten Maßregeln angeordnet, als auch 1866 u. 1870 durch engen Anschluß an Preußen seine nationale deutsche Gesinnung bezeugt hat.

Sachsen-Koburg-Gotha, Herzogthum, besteht aus zwei Hauptmassen. Der nördl. Distrikt, das Herzogthum Gotha, gehört dem Nordabhange des Thüringer Waldes an; das Herzogthum Koburg,

von ersterem durch meiningen'sches Gebiet u. den preuß. Kreis Schleusingen getrennt u. von ihm 3½ M. entfernt, liegt am Südabhange. Beide umfassen mit 8 Exklaven 35,7361 □M. mit 182,599 E. (1875), wovon 10,2061 □M. mit 54,507 E. auf Koburg u. 25,53 □M. mit 128,092 E. auf Gotha kommen. Die Lage an den verschiedenen Abhängen des Gebirges, welches Grenzscheide dreier Flußsysteme u. zweier Volksstämme ist, macht eine getrennte Betrachtung der Hauptmassen nöthig. Die größere Landmasse an der nordöstl. Abdachung des Thüringer Waldes hat im N., NO. u. S. Preußen zu seinem Nachbar, grenzt östl. an schwarzburgisches u. weimarisches, westl. an meiningen'sches u. weimarisches Gebiet; es überschreitet nur mit einem kleinen Theile den Kamm des Gebirges u. streckt sich mit nicht viel mehr Landmasse in die Ebene der Unstrut. Es umschließt 3 fremdländische Enklaven, eine preußische, eine schwarzburg-sondershausen'sche und eine weimar'sche, während seine 7 Exklaven in den Gebieten der Nachbarstaaten nördl. vom Thüringer Walde liegen. Seiner natürlichen Lage nach zerfällt es in 3 Hauptterrassen. Die untere erstreckt sich vom Unstrutthale bis zum Bienstedt-Tollstedt-Tonnaer Höhenzuge zwischen 150 u. 250 m. Höhe, sie bildet den bei weitem kleinsten Theil des Gebietes, selbst dann noch, wenn man das untere Gerathal mit hinzu zieht. Die mittlere Terrasse geht vom erwähnten Höhenzuge bis an den Fuß des eigentlichen Thüringer Waldgebirges u. liegt zwischen 250 u. 500 m. Die höchste Terrasse umfaßt das Waldgebirge u. steigt im Inselsberge, in der Schmücke, im Schneekopfe u. im Großen Beerberge bis über 900 m. auf. Die höchste Erhebung, der Große Beerberg, ist 983,6 m hoch. Die letztere Abtheilung hat tief eingeschnittene Thäler, meist steile Berge, steinigen u. kiesigen Boden u. ist stark bewaldet. Die mittlere u. vor Allem die untere Terrasse dagegen, mit ihrem Boden auf Keupergrund, besteht entweder in fetten Wiesen od. eignet sich wenigstens sehr gut zum Feldbau. Nur wo der sog. Wellenkalk einen bes. steinigen Untergrund bildet u. es dann an Wasser mangelt, gedeiht der Ackerbau weniger, dagegen sehr gut die Waldung, nam. von Buchen. Das ganze Herzogthum ist wohlbewässert. Im Waldgebirge entspringen unzählige Quellen, die sich zu Bächen vereinigen, ihren Lauf bis in die Mitte des Landes nach Norden nehmen u. sich dann entweder westl. zur Werra od. nordöstl. zur Unstrut u. Saale wenden. Zur Werra fließen die Leina, die nach Vereinigung mit dem Schilfwasser den Namen Hörsel annimmt; ein Theil der Apfelstedt, die bei Georgenthal durch eine besondere Wasserleitung ein sehr bedeutendes Wasserquantum verliert, das sich mit einem von der Leina abgeleiteten Arme vereinigt (eine künstliche Bifurkation zwischen Elbe u. Weser) u. bei Gotha vorüber, für welches die Ableitung hergerichtet worden ist, schließlich zur Nesse geht: der Nesse in der mittleren Terrasse, die später bei Eisenach von der Hörsel aufgenommen wird. Zur Saale geht die Ilm; zur Unstrut die Gera, nachdem sie den anderen Theil der Apfelstedt mit der Ohra aufgenommen. Den nördlichsten Theil durchfließt in östl. Richtung die Unstrut. — Die südl. Hauptmasse, das Herzogthum Koburg, am Südabhange des Thüringer Waldes, gehört ausschließlich zum Gebiete des Main u. streckt sich schon in die liebliche fränkische Ebene. Es hat nur 2 Nachbarn, Meiningen u. Bayern. Die Nordhälfte umspannt ersteres, die Südhälfte das letztere. Es bildet in der Hauptsache ein von mäßigen, zum Theil bewaldeten Höhen durchzogenes Terrain mit mildem Klima u. voll landschaftlicher Reize. Mittlere Jahrestemperatur für Koburg ist 8,5° C., für Gotha bei ziemlich gleicher Höhenlage nur 7,2°; Koburg liegt 294, Gotha 305 m. hoch. Die höchsten Erhebungen, wie der Herbartswinder Berg, der Festungsberg bei Koburg, betragen gegen 500 m. Der Mainzufluß Itz mit Rothen, Lauter u. Rodach u. die Steinach u. ihre Nebenbäche bewässern das Gebiet. Im ganzen Gebiete zerstreut sind viele Teiche u. Fischwasser; ihre Gesammtfläche beträgt 326 Hekt. (0,58 % des Areals). Die Exklave Königsberg, die in drei Parzellen zerfällt, liegt südwestl. vom Haupttheil, nördl. von Haßfurt am Main. Der Grund u. Boden eignet sich in beiden Herzogthümern vortrefflich zum Betriebe der Landwirthschaft. Im Gothaischen werden 94,836 Hekt. (67,46 % des Gesammtareals) zur Landwirthschaft benutzt, 44,250 Hekt. (31,48 %) sind Waldungen u. nur 1490 Hekt. (1,06 %) unbebautes Land (Wege, Bäche, Flüsse, Unland); im Koburgischen sind diese Zahlen 39,061 Hekt. (69,5 %), 15,623 Hekt. (27,8 %) u. 1515 Hekt. (2,70 %). Angebaut werden die gewöhnlichen Halmfrüchte: Weizen, Roggen, Gerste u. Hafer, auch Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Rüben, Klee u. andere Futterkräuter ꝛc. Flachs. Im Gothaischen kultivirt man noch verschiedene Handelsgewächse, wie Anis, Saflor, Koriander, Mohn, Kanariensamen ꝛc.; im Koburgischen pflegt man von Handelsgewächsen nur Rübsamen u. Waid zu bauen, hat aber auch dem Bau von Hopfen u. Tabak seine Sorgfalt zugewandt. Gemüse u. Obstbau ist in beiden Gebieten von Belang. In der koburg. Exklave Königsberg wird auch der Weinbau mit Erfolg getrieben. Der beste Wiesenwuchs findet sich gothaischerseits außer an den Flußniederungen im Walddistrikt; im Koburgischen sind es bes. die Thäler der Itz, Rodach, Lauter, die trefflichen Graswuchs haben. Der Wald ist hauptsächlich Nadelwald; die goth. Forsten haben gegen 70 % Nadel- u. nur gegen 30 % Laubwald, im Koburgischen umfaßt der Laubwald bis 40 % der Gesammtwaldfläche. — Die Viehzucht ist, was Rinder anlangt, im Koburgischen bedeutender als in der anderen Landeshälfte, dagegen überragt letztere in Schaf- u. Pferdezucht den koburg. Antheil. Die Viehzählung von 1873 lieferte folgendes Resultat: In Gotha: 6230 Pferde, 53 Esel, 34,166 Stück Rindvieh, 90,206 Schafe, 28,539 Schweine u. Ferkel, 19,833 Ziegen u. Ziegenlämmer u. 6130 Bienenstöcke; in Koburg: 1063 Pferde, 1 Esel, 25,174 Stück Rindvieh, 18,218 Schafe, 10,605 Schweine u. Ferkel, 5437 Ziegen u. Ziegenlämmer u. 3585 Bienenstöcke. Hühner-, Tauben-, Enten- u. Gänsezucht ist überall in den Dörfern verbreitet. Ein landwirthschaftlicher Verein in jeder der Hauptstädte der beiden Landestheile sorgt für Hebung der Landwirthschaft. Die Seidenzucht lieferte 1873 in Koburg 57 Pfd. Kokons. Der Wildstand liefert in Gotha noch gute Ausbeute. Der Fischfang ist ohne besondere Bedeutung. Bergbau besitzt nur das Herzogthum Gotha; es hat etwas Stein- u. Braunkohlenbergbau, liefert jährlich gegen 200 Ctnr. Eisenerze, bis 3000 Ctnr. Kupfererze, etwas Kobalterz u. über 30,000 Ctnr. Manganerz; die Saline Ernsthalle bei Buffleben nördl. von der Stadt Gotha produzirt durchschnittlich jährlich 29,000 Ctnr. Kochsalz, 5000 Ctnr. schwarzes u. gelbes Salz u. 200 Ctnr. Düngegips. Marmor, Porzellanthon, Mühl- u. Bausteine werden mehrfach gewonnen.

Die Industrie ist ziemlich bedeutend; man fabrizirt selbst für den Export. Im Gothaischen ist starke Eisenindustrie; man fertigt Stahl u. Blechwaaren, Schlosserwaaren bes. in Kleinschmalkalden; die Gewehrfabrikation von Zella u. Mehlis ist von Wichtigkeit. Steingut u. Porzellan werden bes. von Gotha u. Ohrdruf geliefert. Die Tabakspfeifenfabrikation in Ruhla (s. d.) ist weltberühmt. Glashütten giebt es mehrere im Gebirge. Gerberei u. Schuhmacherei ist von Belang, ebenso die Papierfabrikation. Spielwaaren u. Hemdenknöpfe liefert Waltershausen, Garnbleicherei blüht in Friedrichsroda. Die Wurstfabrikation von Gotha u. Waltershausen ist bekannt. Die Erzeugnisse der Pechsiedereien u. Kienrußhütten gehen bis nach Holland. Sägemühlen sind überall im Waldbezirke in Betrieb. Das Koburgische liefert baumwollene u. leinene Waaren, hat Porzellan- u. Steingutfabriken, ebenso Fabriken für chemische Produkte; fertigt Korbwaaren, Möbel u. Wägen; betreibt schwunghafte Gerberei u. Schuhmacherei u. liefert Exportbier. — Der Handel ist ansehnlich, bes. der Transithandel. Ausfuhrartikel sind: Wolle, Korn, Nutzholz, Metall- u. Holzwaaren, Salz, Porzellan, Marmor u. Ruß. Beide Landestheile werden von Eisenbahnen durchschnitten, von denen für Gotha hauptsächlich die Thüringische, für Koburg die Werra-Bahn in Betracht kommt. Die Länge der gut gepflegten Chausseen beträgt im Gothaischen 82, im Koburgischen etwas über 15 M.

Die Bewohner gehören im Herzogthum Gotha fast ausschließlich dem thüringischen Stamme, im Herzogthum Koburg ebenso ausschließlich dem fränkischen Stamme an. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist in beiden Landestheilen ziemlich gleich; sie beträgt in Gotha 5017 auf die □M., in Koburg 5310. Dem Bekenntnisse nach waren 1875: 180,181 Evangelische, 1638 Römisch-Katholische, 414 Juden u. 366 vertheilten sich auf verschiedene andere Bekenntnisse. Für die Volksbildung sorgen 230 Elementarschulen, 2 höhere Töchterschulen, 2 Seminarien, 3 Realschulen, 2 Gymnasien. Die Universität hat das Land mit den übrigen thüringischen Staaten gemeinsam in Jena. — Nach dem Grundgesetze vom 14. Juni 1852 ist der Staat eine beschränkte Monarchie. Residenzen sind Koburg u. Gotha. Der gemeinschaftliche Landtag beider Herzogthümer tagt abwechselnd in Koburg u. in Gotha; er besteht aus 21 Abgeordneten, von denen 7 der Landtag von Koburg, 14 der von Gotha wählt. Der Sonderlandtag für Koburg ist aus 11, der für Gotha aus 19 Abgeordneten zusammengesetzt, die auf indirekte Weise auf 4 Jahre gewählt werden. Das herzogl. Staatsministerium zerfällt in 2 Abtheilungen, von denen die eine die besonderen Angelegenheiten des Herzogthums Koburg, die andere die von Gotha verwaltet; dazu kommt noch ein Departement für das herzogl. Haus. Der an der Spitze des Ganzen stehende Staatsminister, der zugleich Vorstand der einen Abtheilung ist, leitet auch die beiden Herzogthümern gemeinsamen Angelegenheiten. Für die innere Verwaltung ist das Herzogthum Gotha in die Landrathsamtsbezirke Gotha, Ohrdruf u. Waltershausen, das Herzogthum Koburg in den Landrathsamtsbezirk Koburg u. in den Verwaltungs- u. Justizamtsbezirk Königsberg getheilt. Die Gemeindeverfassung ist frei. In den Städten werden die Bürger durch die Stadtverordneten, denen als ausführende Behörde Bürgermeister u. Senatoren zur Seite stehen, vertreten. In den Marktflecken u. Dörfern vertritt deren Stelle der Gemeinderath mit dem Schultheißen. In Betreff der Gerichtsverfassung, die von der Verwaltung seit 1858 vollständig getrennt ist, ist die höchste Instanz in allen bürgerlichen u. Strafsachen u. zugleich Staatsgerichtshof für die

wegen Verletzung der Verfassung angeklagten Staatsbeamten das Oberappellationsgericht in Jena. Das Appellationsgericht in Gotha ist zweite Instanz in bürgerlichen Rechtssachen, in Strafsachen die höhere Instanz über den Kreisgerichten. Die Kreisgerichte entscheiden bei Vergehen u. Verbrechen in erster Instanz. Die Hauptverhandlung bei Verbrechen erfolgt vor Geschworenen. Bei jedem Kreisgericht ist ein Staats-, beim Oberappellationsgericht ein Oberstaatsanwalt bestellt. Die 5 koburg. u. 9 goth. Justizämter sind die erste Instanz für bürgerliche Rechtssachen u. Uebertretungen. Für Handelssachen bestehen Handelsgerichte.

Der Staatshaushalt benöthigt für die Jahre 1874—77 jährlich für Koburg 868,993 Mk., für Gotha 2,292,000 Mk., wobei die gemeinschaftlichen Ausgaben nach dem gesetzmäßigen Verhältniß von 3 : 7 eingerechnet sind. Davon sind gedeckt aus der Domänenkasse für Koburg 145,777 Mk., für Gotha 172,685 Mk., durch Zinsen u. Grunderträge in Koburg 36,008, in Gotha 367,069 Mk., durch Chausseegelder, Postwesen, von Geld- u. Bankinstituten ꝛc. in Koburg 44,672, in Gotha 245,661, so daß durch direkte u. indirekte Steuern in Koburg noch 642,473 Mk., in Gotha 1,206,585 Mk. aufzubringen sind. Die koburg. Staatsschuld betrug 30. Juni 1876: 4,106,646 Mk. verzinsliche Schuld; da dieser aber 2,241,292 Mk. Aktiva gegenüber stehen, so ist der eigentliche Schuldbetrag nur 1,865,354 Mk. Die verzinsliche Staatsschuld Gotha's am 30. Juni 1875 war 6,699,220 Mk., das emittirte Papiergeld 1,200,000 Mk.; die Aktiva betrugen 7,023,038 Mk., demnach der eigentliche Schuldbestand 876,182 Mk. — Die Truppen von S.-K.-G. bilden mit denen von Meiningen das 6. Thüringische Infanterie-Regiment Nr. 95 u. gehören der 22. Division u. dem 11. Armeecorps an. — Den sachsen-ernestin. Hausorden hat S.-K.-G. gemeinsam mit Altenburg u. Meiningen (s. „Orden"). Wappen u. Landesfarbe sind die allgemeinen sächsischen (s. „Sachsen-Altenburg"). Von Städten mit über 5000 E. hat das Land nach der Zählung von 1875 nur 3, nämlich Gotha mit 22,687 E., Koburg u. Feste mit 14,388 u. Ohrdruf mit 5579 E.

Geschichte. Die regierende Linie ist die von Ernst des Frommen jüngstem Sohne Johann Ernst (1680—1729) von Saalfeld abstammende, dessen zweiter Sohn Franz Josias († 1764) 1736 das Primogeniturrecht einführte. Geschichtlich am bekanntesten ist der zweite Sohn des Letzteren, Friedrich Josias, der bis 1797 als österr. Feldmarschall gegen die Türken u. Franzosen im Felde stand. Dem sechsten Herzoge Ernst (1806 bis 1844), der 1806 in den Rheinbund eintrat, aber doch 1807 in russ. Diensten stand, entriß Napoleon vorübergehend das Land, gab es ihm aber im Frieden zu Tilsit wieder. Nachdem er 1813 das fünfte deutsche Armeecorps angeführt hatte, machte er sich durch liberale Reformen bekannt u. gab 1821 seinem Ländchen eine ständische Verfassung, trat aber Saalfeld 1826 gegen Gotha an Sachsen-Meiningen ab u. wurde dadurch Herzog von Koburg-Gotha. Sein Sohn Ernst II. (seit 1844) gab schon 1846 für Koburg ein freieres Wahlgesetz u. nach der ersten Aussprache eines solchen Verlangens 1848 auch für Gotha. Doch alle Bestrebungen des Herzogs u. seines Ministeriums, eine vollkommene Vereinigung beider Landestheile zu Stande zu bringen, scheiterten bis zum J. 1852. Erst durch das mühsam vereinbarte Staatsgrundgesetz von diesem Jahre wurde in den Hauptbeziehungen eine Einigung erzielt, doch bestanden noch bis 1867 verschiedene Landtage in Koburg u. in Gotha. 1866 erklärte sich der Herzog in Frankfurt entschieden für die von Preußen verlangte Reform des Deutschen Bundes u. ließ seine Truppen gegen Oesterreich marschiren. Sein 1861 verstorbener Bruder, Prinz Albert, war der Gemahl der Königin Victoria; sein Vetter Ferdinand führt wegen seiner Verheirathung mit Maria da Gloria (s. d.) den Titel „König von Portugal".

Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, das größte der thüring. Herzogthümer, umfaßt 44,8288 □M. mit 194,494 E. (1875). In der Gestalt eines Halbkreises umgiebt es in einer Länge von 56 Stunden u. einer durchschnittlichen Breite von 3—5 Stunden auf der Südseite die thüring. Staaten. Es hat sehr wechselnde Nachbarschaft; auf der konkaven Seite, nach N. zu, grenzt es in der Reihenfolge von W. nach O. an Weimar, an die preuß. Exklaven Schmalkalden u. Schleusingen, an Gotha, an die weimar. Exklave Ilmenau, an Schwarzburg, an Altenburg u. nochmals an Weimar; auf der konvexen Seite von O. nach W. an die preuß. Exklave Ziegenrück, an das schwarzburgische Leutenberg, an Reuß, an Bayern, an Koburg, nochmals an Bayern u. an Weimar. Vom Haupttheil getrennt hat es noch 13 größere u. kleinere Parzellen in fremden Gebieten liegen. Von den zwei größeren Exklaven liegen Camburg im Gebiete der Saale zwischen Jena u. Naumburg u. Kranichfeld im Ilmgebiet zwischen weimar. u. schwarzburg. Landestheilen, u. von den 11 kleineren sind zwei südl., die anderen nördl. vom Thüringer Walde. Das Hauptland, das die Exklaven 12mal an Größe übertrifft, liegt am Südabhange des Thüringer Waldes, greift aber im O. noch über den Kamm desselben hinüber in das Gebiet der Saale, im S. streckt es sich bis zur fränkischen Platte u. im W. steigt es auf die Vorderrhön. Soweit es im Gebiet der Werra liegt, folgt es dem Laufe derselben. Das Land läßt sich nach seiner natürlichen Beschaffenheit in 4 Theile zerlegen: in den Thüringer Wald, die Thüringer Platte, die fränk. Platte u. die Nordostwand an der Vorderrhön. Im Munde des Volkes unterscheidet man nur Oberland u. Unterland, zu ersterem rechnet man sämmtliches Bergland, zum Unterlande die Hügelgegenden u. die Flußniederungen. Der 3. Theil des Ganzen ist Bergland, $^{7}/_{12}$ sind Hügel u. $^{1}/_{12}$ sanft gewelltes Plattenland. Vom Thüringer Walde ist es der Südosttheil, die Wasserscheide zwischen Elbe, Weser u. Main, die S.-M.-H. zufällt. Die höchsten Gipfel der ganzen südöstl. Gebirgspartie, der Bleß (864 m.) u. das Kieferle (868 m.), liegen auf meining. Gebiete. Das Klima ist rauh, mittlere Jahrestemperatur kaum 5° C., der Winter beginnt schon im Sept., mit Ausnahme des Juli kann jeder Monat Schnee bringen. In den westl. Theilen berührt S.-M.-H. nur die Vorberge des Waldgebirges od. liegt im Thal der Werra am Fuße desselben. Mittlere Jahrestemperatur für Hildburghausen 6,5°, für die Stadt Meiningen 6,85°. Zur thüring. Platte gehören das Saalfeld'sche u. die Enklaven Kranichfeld u. Camburg. Das wellige Berggehäuf ist lieblich u. mild. Mittlere Jahrestemperatur für Camburg 8,89°. Von der fränk. Platte ist es nur das nördl. Randstück, das zu Meiningen gehört, u. das meist steil zur Werra, sanft zum Main abfällt. Lange Hügelreihen u. dazwischen muldenförmige, sanft geneigte Thalflächen durchziehen diesen Theil. Die mittlere Erhebung des Ganzen ist wenig über 300 m. Die mittlere Jahrestemperatur steigt südl. der Henneberger Höhen bis 8,6°; am nördl. Abfall aber erhebt sie sich nicht über 7°. Den Boden des Meininger Rhöngebiets bilden zwei Terrassen, eine hintere Bergreihe u. ein vorderer Hügelzug; jene fällt zur Felda, einem Werrazuflusse, u. gegen den Hügelzug steil, dieser zur Werra in niederen Hügeln ab. Um Salzungen ist die Hügelterrasse nackt, südlicher davon bewaldet. Die höchste Erhebung ist der Geba (750 m.). Das Jahresmittel für die hochliegenden Partien übersteigt nicht 6,5°.

Das Land ist im Ganzen gut bewässert; die Menge des Niederschlags ist $1^{1}/_{3}$mal so groß als am Nordabhange des Thüringer Waldes u. beträgt im Durchschnitt etwa 700 mm. Die Bäche u. Flüsse gehören drei Stromsystemen an. Zum Elbgebiet gehört die Saale mit der Loquitz (Lucks) u. die Lichte, ein rechter Zufluß der Schwarza, der eine Strecke die Grenze zwischen Meiningen u. Schwarzburg bildet; zum Rheingebiet gehören einige Zuflüsse der ostfränkischen Rodach, von denen der größte die wasserreiche Steinach ist; die Itz mit Effelder, Röthen, Lauter u. Rodach u. die in letztere mündende träge Kreck; die zwei Nebenflüsse der fränk. Saale, die Milz u. die Streu. Das Wesergebiet hat die längste u. wichtigste Wasserader des Landes, die Werra. 22 Stunden weit durchfließt sie das Land u. erhält zahllose Zugänge von rechts u. links. Sie ist im Lande nur zum Flößen verwendbar. Ihre größten rechten meining. Nebenflüsse sind: Schwabach, Schleuse, Schmalkalde u. Schweina; die linken Jüchse, Herpf, Katza, Schwarzbach u. Rosa.

Von dem Gesammtareal von 250,977 Hekt. werden nach den letzten offiziellen Publikationen vom J. 1871: 153,848 Hekt. (61,29 %) zur Landwirthschaft benutzt, 93,000 Hekt. (37,06 %) sind Waldungen, 4128 Hekt. (2,5 %) Wege, Bäche, Flüsse u. Unland. Von dem Walde sind 55 % Nadelholz, 8 % Laubholzhochwald, 17 % Mischbestände aus Laub- u. Nadelholz u. 20 % Mittel- u. Niederwald. Während der Waldbestand sich vorzugsweise über die Bergregion erstreckt, findet in den tiefer liegenden Partien ein fleißiger Ackerbau statt, der den Bedarf an Getreide meist ausreichend deckt. Die besten Getreidegegenden sind Camburg, Kranichfeld, Römhild, Behrungen, Berkach, Heldburg, der Orlgrund u. das Linder Plateau. Der Anbau der Hülsenfrüchte findet fast nur in der Niederung statt. Der Kartoffelbau ist überall zu Hause; Runkelrüben baut man neuerdings in den Niederungen so häufig, daß eine Rübenzuckerfabrik entstehen konnte; Flachs wird über den eigenen Bedarf gebaut, Hanf u. Mohn nur hier u. da; stark ist Raps- u. Rübsenbau; Tabak kultivirt man hauptsächlich im Werrathale von Wasungen bis Salzungen; Hopfenbau wird nam. um Schalkau mit Erfolg betrieben; die Rebe gedeiht ziemlich gut in der Exklave Camburg; Obstbau ist im ganzen Lande verbreitet. Futterkräuter baut man bes. da, wo es an Wieswachs fehlt, um einen kräftigen Viehstand zu erhalten, der einen Hauptreichthum des Landes bildet. Derselbe umfaßt in runden Zahlen 5000 Pferde, 65,000 Rinder, 100,000 Schafe, 50,000 Schweine u. Ferkel, 20,000 Ziegen u. Ziegenlämmer u. über 8000 Bienenstöcke. Hühner, Enten u. Gänse werden überall auf dem Lande gezogen. In den Wäldern giebt es Hirsche, Rehe u. Hasen, Birk- u. Auerhühner. Die Fischerei ist unbedeutend. — Der Bergwerkbetrieb erstreckt sich auf Steinkohlen bei Neuhaus u. Crock u. liefert durchschnittlich über 200,000 Ctr., auf Eisenerze mit einem Ertrag von etwa 40,000 Ctr., auf geringe Ausbeute von Braunkohlen, Kupfererzen u. Flußspath. Die 3 Salinen Neusulza, Salzungen u. Friedrichshall liefern über 300,000 Ctr. Salz. Kalkstein wird vielfach gebrochen, Thon, Ocker u. Umbra, Walkerde u. Kaolin

finden sich mehrfach vor u. werden ausgebeutet. Ganz bes. wichtig aber ist die Schieferproduktion bei Lehesten. Von dort u. von Sonneberg kommen jährlich über 50,000 Ctr. Dachschiefer, 40,000 Schock Schiefertafeln, 90 Mill. Schieferstifte u. über 4000 Schock Wetzsteine. 1873 wurden an Schiefer im Ganzen 700,220 Ctr. gewonnen.

S. M. H. ist, wie die anderen thüring. Staaten, ein Industrieland, das den eigenen Bedarf vollständig deckt u. für den Export arbeitet. An erster Stelle ist der Hüttenbetrieb u. die Eisenindustrie zu nennen. Roheisen, Gußwaaren, Stab- u. gewalztes Eisen, Eisenvitriol u. gemischter Vitriol werden in den Bezirken Eisfeld, Sonneberg, Gräfenthal u. Saalfeld geliefert. Die Metallindustrie erstreckt sich auf Eisendraht, auf Maschinen-, Stahl- u. Messerfabrikation. Von großer Wichtigkeit ist die Industrie in Holzwaaren, nam. von Spielsachen, Schachteln, Kisten, Küchengeschirr ꝛc. In der Umgegend von Sonneberg sind damit gegen 8000 Menschen beschäftigt, die jährlich an 19,000 Klaftern Holz verarbeiten. Sehr bedeutend ist die Porzellan- u. Steingutfabrikation, die Fabrikation von Glasperlen, Puppenaugen, Medizinglasern ꝛc., von Guttapercha u. vor Allem die von Papiermaché, dessen Bereitung in sehr vollkommener Weise geschieht. Da eine Lieblingsbeschäftigung der Landleute Flachsspinnerei ist, so blüht auch die Leinweberei. Die Baumwolle beschäftigt weniger Stühle; bedeutender ist die Industrie in Wolle, bes. in der Spinnerei. In Tuch- u. Lederfabrikation nimmt S.-M.-H. eine hohe Stelle ein. Die große Zahl der Säge- u. Bretmühlen ist eine Folge des starken Waldes, der jährlich gegen 12 Mill. Kubikfuß Holzausfuhr gestattet. Der Industrie in Schiefertafeln ꝛc. ist schon Erwähnung gethan. — Der Handel ist nach Maßgabe der Industrie natürlich nicht unbedeutend, er erstreckt sich aber meist nur auf den Vertrieb der eigenen Fabrikate. Der Verkehr wird hauptsächlich befördert durch die Werrabahn, die den größten Theil des Landes durchschneidet. Im Osten liegen Strecken anderer Bahnsysteme.

Die Bewohner gehören im S. u. W. dem fränkischen, im O. dem thüring. Stamme an; sie bekennen sich fast ausschließlich zur Evangelischen Kirche. Die Zahl der Katholiken beträgt noch nicht 2000, u. ebenso stark ist die Zahl der Juden. Von den Einwohnern sind 95,353 männliche u. 99,141 weibliche. Die durchschnittliche Dichtigkeit der Bevölkerung ist 4338 auf die □M. Meiningen ist demnach von allen thüring. Staaten am dünnsten bevölkert. Die Bevölkerung vertheilt sich ungleich auf das Land. Der Kreis Meiningen, der 13,3730 □M. umfaßt, hat 54,466 E., d. i. 4073 auf die □M., der Kreis Hildburghausen von 14,[illegible] □M. Größe hat 50,919 E., d. i. 3565 auf die □M., der Kreis Sonneberg von 6,[illegible] □M. Größe hat 39,620 E. od. 6283 auf die □M. u. der Kreis Saalfeld von 10,8695 □M. Größe mit 49,489 E. hat 4553 E. auf die □M. — Für die Volksbildung sorgen 273 christliche u. 9 jüdische Elementarschulen, 1 höhere Töchterschule, 1 höhere Bürgerschule, 4 Ackerbauschulen u. Musterwirthschaften, 1 Lehrerseminar, 1 Realschule, 1 Progymnasium u. 2 Gymnasien. Die Universität hat Meiningen mit den thüring. Staaten gemeinschaftlich in Jena.

Nach dem Grundgesetze von 1829 u. dem Wahlgesetze vom 25. Juni 1853 ist Meiningen, wie die übrigen thüring. Staaten, eine beschränkte Monarchie. Die Residenz des Herzogs ist Meiningen. Der Landtag hat 24 Abgeordnete, von denen 16 durch allgemeine Wahlen, 4 von dem Großgrundbesitz u. 4 von Denen, welche die höchsten Personalsteuern zahlen, gewählt werden. Das Mandat lautet auf 6 Jahre. Der Landtag wird regelmäßig aller 3 Jahre berufen. Der Kammerpräsident bedarf der Bestätigung der Regierung. Er bildet mit 2 Vorstehern das landschaftliche Direktorium zur Mitwirkung bei der Steuerverwaltung u. Schuldentilgung. Zum ständischen Ausschuß gehören außer diesen noch 3 Abgeordnete. Die oberste Verwaltung ist dem herzogl. Ministerium übertragen, welches in 5 Abtheilungen zerfällt, nämlich für das herzogliche Haus u. das Aeußere, für das Innere, für die Justiz, für die Kirchen u. Schulsachen u. für die Finanzen. Der Abtheilung des Innern ist die Medizinaldeputation beigegeben. — Zum Zwecke der Verwaltung ist das Land in die erwähnten 4 Kreise mit 7 Verwaltungsämtern eingetheilt. Jedem Verwaltungsamte steht ein Landrath vor, dessen Befugnisse in der Residenzstadt zum Theil dem Polizeidirektor übertragen sind. Der Landgerichtsbezirk Camburg bildet eine bes. Kreisabtheilung mit einem Amtsassessor. Lokalbehörden sind in den Städten die Magistrate u. Bürgermeisterämter; die Schultheißen auf dem Lande üben die Ortspolizei aus. Außerdem bestehen Amtseinnahmen, Steuerämter, Forstämter, Kreisschulämter ꝛc. — Für die Justiz bestehen 5 Kreisgerichte mit 11 Kreisgerichtsdeputationen, von denen 4 Landgerichte sind. Oberster Gerichtshof ist das Oberappellationsgericht in Jena. Das Appellationsgericht ist in Hildburghausen. Ferner hat S. M. H. das Institut der Friedensrichter.

Die Summe der Staatsausgaben ist nach dem Voranschlage für 1875 bis 1877 jährlich mit 3,793,640 Mk. festgesetzt. Die Einnahmen beziffern sich mit 1,855,280 Mk. aus den Domänen u. 2,368,360 Mk. aus der Landeskasse, so daß ein Ueberschuß von 430,000 Mk. verbleibt, von dem die Hälfte die Landeskasse erhält. Die Summe der Staatsschuld beträgt 12,847,835 Mk., wovon 7,302,000 Mk. Eisenbahnschuld sind. Da diesen Passiven 9,477,037 Mk. Activa in Eisenbahnaktien, im Aufwand für den Bau einer Eisenbahnstrecke u. Zinsgarantien an Eisenbahngesellschaften gegenüberstehen, so beträgt die eigentliche Staatsschuld nur 3,370,798 Mk. — Ueber Militär, Orden u. Landesfarben s. „S. Koburg-Gotha“. Das jetzige Wappen enthält auch die Embleme für Thüringen, Henneberg, Römhild u. Meißen. — Städte mit über 5000 E. sind nach der Zählung von 1875: 5, nämlich Meiningen mit 9521, Saalfeld mit 7428, Sonneberg mit 7322, Pößneck mit 6212 u. Hildburghausen mit 5162 E.

Geschichte. Die regierende Linie stammt von Ernst's des Frommen drittem Sohne Bernhard (1681—1706) ab. Von seinen drei Söhnen herrschte bis zu seinem Tode 1724 der älteste, Ernst Ludwig I., allein u. zeichnete sich als General, schließlich als Reichsgeneralfeldzeugmeister in mehreren Kriegen aus. Dann aber übernahmen die beiden Brüder Friedrich Wilhelm u. Anton Ulrich die Vormundschaft zuerst für den minderjährigen Ernst Ludwig II. (1724—29), dann für dessen Bruder Karl Friedrich, u. als dieser 10 Jahre (1733—43) selbständig regiert u. ohne Erben verstorben war, die gemeinschaftliche Regierung, bis auch Friedrich Wilhelm starb (1746). Anton Ulrich (1746—63), der nun allein regierte, hatte durch glückliche Anlagen, Studium u. Reisen eine ungewöhnliche Bildung erlangt, doch gerieth er durch Vermählung mit der Tochter eines hessischen Hauptmanns in einen Streit mit den Agnaten seines Hauses, der um so länger dauerte, als Kaiser Karl VI. 1727 die Gemahlin u. ihre Kinder in den Fürstenstand erhob u. Karl VII. diese Standeserhöhung wieder für ungiltig erklärte. Auch später führte ein Streit mit der Familie v. Gleichen (der Wasunger Krieg) gothaische Exekutionstruppen, ein Streit mit Saalfeld über das Herzogthum Römhild Reichsexekutionstruppen in sein Land. Deshalb residirte er fast nie in Meiningen, sondern in Frankfurt a. M. Aus seiner zweiten Ehe, die er im 63. Lebensjahre schloß, hinterließ er noch 2 Söhne, von denen der ältere, Karl (1763—82), Anfangs (bis 1775) unter Vormundschaft seiner Mutter, dann allein regierte; der zweite, Georg (1782—1803), sich auf das Wärmste der industriellen, finanziellen u. Schulangelegenheiten annahm, auch zur Vermeidung weiterer Erbtheilungen u. Erbstreitigkeiten das Primogeniturrecht einführte. Unter seinem Sohne Bernhard Erich Freund (1803—66), für den 18 Jahre die Vormundschaft von der Mutter geführt wurde, machte das Herzogthum alle Leiden u. Wechsel der Napoleonischen Zeit durch, trat 1806 in den Rheinbund, 1815 in den Deutschen Bund, erhielt 1822 seine vier Oberbehörden der Staatsverwaltung u. 1824 eine verbesserte landständische Verfassung. Die letztere wurde jedoch schon 1829 für das durch die gothaische Erbtheilung (s. „Sachsen, Ernestinische Linie“) 1826 mit Saalfeld u. Hildburghausen bereicherte Herzogthum in liberalem Sinne umgestaltet, u. seit 1833 folgte durch Anschluß an den preußischen Zollverein sowie durch Gewerbkommissionen u. Straßenbau eine erfreuliche Förderung der Industrie u. des Handels, dann 1835 eine gründliche Reform des Schulwesens, 1844 der Strafgesetzgebung, 1846 des Steuerwesens u. zugleich die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit. Dennoch führten stürmische Auftritte im J. 1848 noch zur Erklärung der Preßfreiheit, des Versammlungsrechtes, zur Gründung einer Bürgerwehr, zur Abtretung der Domänen an den Staat u. zur Herstellung eines Landtages ohne ständische Unterschiede. Schon im J. 1849 trat das Ministerium Wechmar den Rückweg an. Das Wahlgesetz wurde im Sinne der alten Landstände umgeändert, der Domänenbesitz 1854 dem Herzoge zugewiesen. Obwol dieser sich 1849 u. 1850 der deutschen Politik Preußens angeschlossen hatte, erklärte er sich 1866 doch für Oesterreich u. führte dadurch im Juni die Besetzung von Camburg, am 19. Sept. des ganzen Herzogthums durch preuß. Truppen herbei. Am Tage darauf überließ er die Regierung an seinen Sohn, Herzog Georg (geb. 2. April 1826), der in den Norddeutschen Bund eintrat, 1870 den Deutsch-franz. Krieg mitmachte u. 1871 bei der Proklamation des deutschen Kaiserthums in Versailles zugegen war. Seitdem ist er in Deutschland namentlich durch sein Interesse u. Verständniß für die Schauspielkunst weit bekannt geworden. — Vgl. Brückner, „Landeskunde des Herzogthums S. M.“ (Mein. 1851).

Sachsen-Weimar-Eisenach, das kleinste deutsche Großherzogthum, umfaßt 66,03 □M. mit 292,933 E. (1875), die sich auf 3 größere Landestheile u. 24 Exklaven vertheilen. Auf den Kreis Weimar kommen hiervon 32,17 □M. mit 156,214 E., auf den Kreis Eisenach 22,1[illegible] □M. mit 86,514 E. u. auf den Kreis Neustadt 11,67 □M. mit 50,205 E. Die 3 Theile gehören 3 verschiedenen Partien Thüringens an. Der östl. Kreis Neustadt liegt auf dem osterländisch-vogtländischen Stufenlande. Er wird begrenzt vom Altenburger Westkreise, von Reuß-Gera, von der königl. sächs. Exklave Liebschwitz, vom Altenburger Ostkreise, vom Königreich Sachsen, von Reuß (Greiz u. Schleiz), von der preuß. Exklave

Ziegenrück u. von Meiningen. Das Stufenland wird hier durch eine Quermulde, in welcher nach W. die Orla, nach O. die Auma u. Pöllnitz fließen, in eine südl. u. nordl. Stufe getheilt. Die südl. höhere bildet langgezogene, breitrückige Wellen u. rundliche, relativ niedrige Buckel; die auf ihr entspringenden Flüsse laufen Anfangs in flachen Mulden, bilden aber bald scharf eingeschnittene Gründe u. Schluchten; die mittlere Höhe dieser Platte, soweit sie Weimar anlangt, steigt bis 400 m. In ihrer Mitte zieht die Wasserscheide zwischen Saale u. Elster als ein wenig hervortretender Rücken hin, bald diesem, bald jenem der genannten Flüsse näher. Die nördl. Stufe liegt tiefer; die Form der Hochfläche tritt in geringerem Maße auf; die Gestalten der Höhen u. Thalränder sind weicher u. sanfter u. die mittlere Höhe der Wasserscheide übersteigt kaum 300 m. Das Klima ist milder als auf ersterer. — Der Kreis Weimar, begrenzt von der preuß. Provinz Sachsen, von der Meininger Exklave Camburg, vom Altenburger Westkreise, von Schwarzburg-Rudolstadt u. der Meininger Exklave Kranichfeld, liegt auf der Saalplatte, vorzugsweise zwischen dem 2. u. 3. Zuge der zwischen Harz u. Thüringer Wald parallel letzterem streichenden Höhenzüge, u. bildet großentheils das Gebiet der Ilm. Die mittlere Höhe der Platte zwischen Ilm u. Saale beträgt 300 m. Nördl. der Ilm erhebt sich der isolirte Ettersberg (481 m.). Der NO. des Kreises berührt noch in der Finne den 3. Parallelzug. Das Klima ist mild u. gestattet in dem günstig liegenden Saalthale sogar Weinbau. Jena hat bei 163 m. Seehöhe 8,61° C. mittlere Jahrestemperatur, Weimar, 210 m. hoch, 9,55°. — Der Kreis Eisenach gehört dem nordwestl. Theile des Thüringer Waldes u. der Rhön an. Der nordwestlichste Endpunkt des ersteren Gebirges, bei der Hörselmündung, liegt 191 m. über dem Meere. Die größte Erhebung hier, der Große Eichelberg, erreicht nur 311 m. Weiter östl. aber steigt der hohe Ausläufer, der die Wartburg trägt, schon bis 393 m., u. bald hat der Gebirgszug in der Felsenklippe des Wachsteins die Höhe von 566 m. u. in der Vogelheide 710 m. erreicht. Das Klima ist angenehm; die mittlere Jahrestemperatur für Eisenach beträgt 8,98°, die für die Wartburg immer noch 8,1°. Vom Rhöngebirge ist es vorwaltend die kuppenreiche Vorderrhön, die hier in Betracht kommt. Das unfruchtbare u. unwirthliche Gebiet, das in mehrere Platten zerlegt werden kann, auf denen sich isolirte Berge erheben, hat im Süden eine mittlere Höhe von 680 m. u. ist selbst auf dem nördl. von der zur Ulster fließenden Weid u. der Lotte gelegenen Plateau noch 650 m. hoch. Viele Berge erheben sich über 700 m., ja der Ort Frankenheim liegt 757 m. hoch. Das Klima ist rauh; die mittlere Jahrestemperatur für Frankenheim beträgt 6° C. — Die Exklaven liegen in ganz Thüringen zerstreut u. sind theilweise sogar außerhalb des Rahmens des engeren Thüringens zu suchen. So liegt die Exklave Oldisleben an der Hainleite, Allstedt an Unstrut u. Helme, Ostheim im Gebiete der fränk. Saale, 15 Meilen von Allstedt entfernt, u. mitten im Herzen Thüringens, bis auf den Kamm des Gebirges hinaufreichend, liegt Ilmenau mit dem höchsten Berge Weimars, dem Kickelhahn, 862 m. hoch. — Die Flüsse, die das zerstreute Gebiet bewässern, gehören 3 Stromsystemen an. Zur Elbe gehört 1. die Weiße Elster mit Weida u. der ihr zugehenden Auma, 2. die Saale mit der Orla, Roda u. Ilm u. 3. die Unstrut mit der Gramme, der Schertonde u. Lossa u. der Helme. Zur Weser gehört die Werra mit der Hörsel u. ihrem rechten Zuflusse, der Nesse, mit der Felda u. der Ulster. Zum Main wendet sich aus der Exklave Ostheim die Streu, ein rechter Nebenfluß der fränk. Saale.

Der Grund u. Boden eignet sich mit Ausnahme einiger Distrikte der Rhön u. in der Exklave Ilmenau vortrefflich zum Ackerbau. Nach dem letzten offiziellen Ausweise vom J. 1871 waren denn auch von den 362,238 Hektaren der Gesammtfläche 267,221 Hekt. (73,77 %) zu Landwirthschaft benutztes Terrain; 92,340 Hekt. (25,19 %) waren Wald u. 2677 Hekt. (0,71 %) Wege, Bäche, Flüsse u. Unland. Es hat demnach kein thüring. Staat so starke Landwirthschaft u. so wenig Wald wie S.-W.-E. Man baut die gewöhnlichen Cerealien, von denen Roggen oft in Ueberfluß vorhanden ist. Der ergiebigste Getreideboden ist der Kreis Weimar. Kartoffeln, bes. im Kreise Neustadt gebaut, decken reichlich den Bedarf. Hülsen- u. Oelfrüchte werden vielfach kultivirt, Mohn vorzüglich im Eisenach'schen. Flachs gedeiht überall, Hanf bes. in den Saalgegenden. Der Hopfenbau hat sich konzentrirt auf das Amt Bieselbach im Kreise Weimar. Dem Tabakbau wird noch geringe Aufmerksamkeit zugewandt. Von großer Bedeutung aber ist der Gartenbau u. die Obstkultur; letztere nam. in der Umgegend von Jena u. an der unteren Ilm. Der Weinstock gedeiht am besten im Saalthale zwischen Jena u. Dornburg. Die Landesbaumschule zu Weimar u. die Gartenbauvereine zu Weimar u. Jena sind wichtige Förderungsmittel der Obstkultur u. des Gartenbaues. Der Wald ist zu 45 % Nadelholz, 33 % Laubholzhochwald u. 22 % Mittel- u. Niederwald. — Die Viehzucht steht auf hoher Stufe. Durch die großherzogliche Stuterei zu Allstedt wird die Pferdezucht gefördert u. die Zahl der Pferde hatte sich 1861—67 rasch von 15,106 auf 16,760 erhoben. Die Zahl der Rinder ist dem entsprechend zurückgegangen von 115,792 auf 105,705; auch die Schafzucht hat Abnahme erlitten, sie ging von 285,761 auf 257,633 zurück. Die Zahl der Schweine stieg von 85,964 auf 94,917, die der Ziegen u. Ziegenlämmer fiel von 38,144 auf 36,159. Bienenstöcke zählte man gegen 14,000 Stück. Geflügel wird allerwärts auf dem Lande gehalten. Fischerei ist nur im Kreise Neustadt von Bedeutung. Hochwild ist nur noch häufig um Ilmenau u. im Forstinspektionsbezirk Eisenach. — Der mineralische Reichthum ist unbedeutend; außer Sand- u. Tuffstein, Marmor, Kalk, Schiefer, Basalt gewinnt man kleine Mengen von Braunkohlen u. Manganerzen. Salz liefert die Saline Luisenhall.

Die Industrie ist am bedeutendsten in den Kreisen Eisenach u. Neustadt, in letzterem Kreise bes. Wollenmanufaktur. Tuch fabrizirt man in Neustadt a. d. Orla, Weida u. Jena; Strumpfwaaren aller Art vorzüglich in Apolda, dann in Auma, Remda u. Rastenberg; Baumwollenwaaren in Blankenhain, Ilmenau ꝛc.; Kattun in Remda u. Weida; Barchent auf der Rhön, Leinwand ebenfalls hier u. im Neustädter Kreise; Flachsspinnerei ist in Neustadt a. d. Orla, Wollenspinnerei in Weimar, Eisenach, Vacha, Jena, Ilmenau u. im Neustädter Kreise zu Hause. Lederfabrikation ist bes. in Neustadt a. d. Orla, Gerberei in Ostheim, Geisa u. Vacha. Papierindustrie trifft man zerstreut im ganzen Lande an. Töpferwaaren fertigen Weida u. Bürgel sowie Buttstädt u. Dorndorf, Porzellan Blankenhain u. Ilmenau. Ueber Pfeifenfabrikation s. „Ruhla". Die Metallindustrie ist durch Eisenhammerwerke, Maschinenwerkstätten, Gold- u. Silberarbeiten, Messerfabrikation u. Nagelschmiedereien vertreten. Rübenzuckerfabrikation u. Cigarrenfabrikation haben Verbreitung gefunden. — Der Handel, der seinen Hauptsitz in Weimar u. Eisenach hat, führt bes. Getreide, Obst, Wolle, wollene, baumwollene u. leinene Waaren, Strümpfe, Barchent, Töpferwaaren u. Pfeifen aus. Zur Belebung des Handels besteht in Weimar eine Bank. Verschiedene Eisenbahnen berühren die einzelnen Gebietstheile.

Die Bewohner gehören im Kreise Eisenach theilweise dem fränkischen Stamme an, im Uebrigen ist das Land von Thüringern bewohnt. Die Bevölkerungsdichtigkeit ist am größten im Kreise Weimar; hier entfallen auf die □M. 4856 E.; der Kreis Neustadt zählt 4302, der Kreis Eisenach nur 3899 Bew. auf die □M. Dem Bekenntnisse nach sind 282,242 od. 94,90 % evangelisch, 9404 od. 3,21 % katholisch. S.-W.-E. hat demnach von allen thüring. Staaten die meisten Katholiken. Außerdem giebt es noch 1120 Juden, 53 griech. Katholiken, 108 Anhänger verschiedener Sekten u. 6 solche anderer Kulte.

Für die Volksbildung sorgen 455 evang., 19 kathol. u. 6 jüd. Schulen. Ferner giebt es 2 Sekundärschulen, die über die Volksschulen hinausgehen, in Neustadt a. d. Orla u. Eisenach. Das Lehrerseminar u. eine Realschule sind in Weimar; 1 Realgymnasium in Eisenach; 2 Gymnasien in Weimar u. Eisenach. Zeichenschulen sind in Weimar u. Eisenach. Die Universität hat das Großherzogthum S.-Weimar mit den sächs. Herzogthümern gemeinschaftlich in Jena.

Die Verfassung ist nach dem revidirten Grundgesetze vom 15. Okt. 1850 eine repräsentative. Residenz des Großherzogs ist Weimar. Der Landtag besteht aus 31 Abgeordneten, von denen 21 aus allgemeinen indirekten Wahlen hervorgehen, während 1 von der begüterten ehemaligen Reichsritterschaft gewählt wird; 4 von den Besitzern eines inländischen Grundeigenthums von wenigstens 3000 Mk. jährlicher Rente u. 5 von denjenigen Unterthanen, die ein jährliches Einkommen von 3000 Mk. beziehen. Die Legislaturperiode ist eine dreijährige. In der Regel wird der Landtag jedes 3. Jahr einberufen. Das großherzogliche Staatsministerium zerfällt in 4 Departements, näml. für das großherzogliche Haus u. den Kultus, für das Aeußere u. das Innere, für die Justiz u. für die Finanzen. Untergeordnete Centralstellen sind: die Generalkommission zur Ablösung grundherrlicher Rechte, der Kirchenrath, die Immediatkommission für das kathol. Kirchen- u. Schulwesen, die Medizinalkommission. — Die administrative Eintheilung besteht in den 5 Verwaltungsbezirken Weimar, Apolda, Eisenach, Dermbach u. Neustadt a. d. Orla. In jedem derselben befindet sich ein Bezirksdirektor, welchem ein Bezirksausschuß zur Seite gestellt u. eine Anzahl von Hülfsbeamten beigegeben ist. Andere Bezirksbehörden sind die Rechnungsämter, die Steuerämter, die Forstinspektionen, die Bergämter u. die 5 Schulämter. Die untersten Verwaltungsorgane sind die Gemeindevorstände. — Die oberste Rechtspflege ist in die Hände des allen thüring. Staaten gemeinsamen Oberappellationsgerichts in Jena gelegt. Ein Appellationsgericht ist in Eisenach. Ferner bestehen noch 3 Kreisgerichte u. 27 Justizämter, wovon eines eine Justizamtskommission ist. Außerdem hat das Land das Institut der Friedensrichter.

Der Staatshaushalt erforderte für die Finanzperiode 1875—77 jährlich 6,283,190 Mk., wovon 870,000 Mk. für das großherzogliche Haus, 1,234,200 Mk. für Bundeszwecke, 2,254,557 Mk. für die Staatsverwaltung, 440,745 Mk. für die Staatsschuld, 284,100 Mk. für die Verwaltung des Staatseigenthums, 730,000 Mk. für Kirchen u. Schulen,

167,412 Mk. für gemeinnützige Anstalten, 93,000 Mk. für Landstraßen, 157,043 Mk. für Sicherheitsanstalten ꝛc. bestimmt sind. An Einnahmen hat das Großherzogthum 2,360,800 Mk. aus dem Fiskalvermögen, 696,910 Mk. aus Hoheitsrechten, d. i. Sporteln, Strafgelder u. verschiedene Regalien, 517,350 Mk. alte Grundsteuer, 1,875,225 Mk. Einkommensteuer, 850,935 Mk. indirekte Steuern u. 18,750 insgemein, so daß ein Ueberschuß von 36,780 Mk. verbleibt. Die Staatsschuld betrug zu Ende des J. 1875, 8,766,821 Mk., die, abgesehen vom fiskalischen Grundbesitz, schon durch Aktiva gedeckt ist.

Die Truppen bilden das 5. Thüringische Infanterieregiment (Großherzog v. Sachsen) Nr. 94 u. sind der 23. Division u. dem 11. Armeecorps zugewiesen. Die Landesfarben sind Schwarz, Gelb u. Grün. Das Wappen ist das sächs. mit den Emblemen von Thüringen, Meißen, Henneberg, Neustadt, Blankenhain u. Tautenburg. Hausorden der Wachsamkeit od. vom Weißen Falken (s. „Orden“). 5000 E. hatten nach dem Census von 1875 5 Städte, nämlich Weimar mit 17,522, Eisenach mit 16,363, Apolda mit 12,427, Jena mit 9020 u. Weida mit 5404.

Geschichte. Die regierende Linie stammt von dem älteren Bruder Ernst's des Frommen (s. Sachsen, Ernestinische Linie), von Wilhelm (1640 bis 1662), der für Friedrich V. in der Pfalz u. dann unter Christian v. Braunschweig in Westfalen kämpfte. In der Schlacht bei Stadtlohn gefangen, blieb er bis 1625 zu Neustadt bei Wien in Haft, verband sich aber nach seiner Entlassung fast zuerst mit Gustav Adolf, eroberte Erfurt, Goslar, Göttingen u. das Eichsfeld, mußte aber das Meiste im Frieden von Prag 1635 wieder herausgeben. Dafür fiel ihm durch die Koburger, Eisenacher u. Henneberger Erbschaftstheilung ein umfangreicher Besitz zu, der freilich zwischen seine vier Söhne getheilt wurde, aber in der Hand des Urenkels (1741) wieder vereinigt ward. Der zweite, Adolf Wilhelm nämlich, welcher als schwedischer General 1656 für Karl X. kämpfte, starb schon 1668, sein einziger Erbe 1671, u. so kam sein Herzogthum Eisenach an den dritten, Johann Georg von Marksuhl (1662—88), dessen Söhne bereits 1690 einen Theil von Jena erbten u. dessen Enkel Wilhelm Heinrich 1741 kinderlos verstarb. Die Linie des vierten Sohnes von Wilhelm, Bernhard's II. v. Jena (1662—78), war näml. mit dem Tode von dessen Sohne Johann Wilhelm 1690 erloschen. So blieb also nur die des ältesten, Johann Ernst's von Weimar (1662—83), in Blüte, dessen Enkel Ernst August (1707—48) 1719 das Erstgeburtsrecht einführte u. 1741 zum Besitze aller weimarischen Lande des Stifters der Linie gelangte. Sein minderjähriger Sohn Ernst August Konstantin (1748—58) stand acht Jahre unter der Vormundschaft Friedrich's III. von Gotha u. Josias von Koburg u. starb, nachdem er kaum zwei Jahre regiert hatte. Seine junge Wittwe Amalia (s. d.) von Braunschweig führte nun für ihren älteren Sohn Karl August (1758—1828) bis zu dessen Volljährigkeit die Regentschaft u. wußte das Land nach Möglichkeit vor den Leiden des Siebenjährigen Krieges zu bewahren. Karl August, der Zögling Wieland's, wußte nicht nur durch Herbeiziehung eines Goethe, Herder u. Schiller — auch Knebel befand sich schon als Erzieher des Prinzen Konstantin in Weimar — seine Residenz zu einer Heimatstätte der klassischen Literatur, die Universität Jena durch Berufung ausgezeichneter Gelehrter zu einer berühmten Pflanzstätte der Wissenschaft zu machen, sondern er widmete ebenso seine Aufmerksamkeit der Industrie u. dem Bergbau. Als preuß. General stand er seit 1792 im Kampfe gegen Frankreich, bis die Niederlage bei Jena u. Auerstädt 1806 ihn nöthigte, dem Rheinbunde beizutreten, u. dann seine Truppen in Tirol, Spanien u. Rußland mitkämpfen zu lassen. Der Wiener Kongreß gab ihm 1815 die Würde eines Großherzogs u. durch Vertrag mit Preußen eine Gebietserweiterung um 31 □M. Schon 1816 gab er eine freisinnige Repräsentativverfassung u. vertheidigte 1819 mit Hochherzigkeit, wenn auch ohne Erfolg, den jugendlichen Uebermuth der Jenenser Studenten auf dem Wartburgfeste. Sein Sohn Karl Friedrich (1828 bis 1853), der 1834 dem preuß. Zollverein beitrat, wurde durch stürmische Auftritte im März 1848 genöthigt, seine Domänen an den Staat abzutreten, u. gab 1850 seine Zustimmung zu einer Reform des Gerichtswesens, Abschaffung der Patrimonialgerichtsbarkeit, Einführung der Geschworenengerichte, des öffentlichen u. mündlichen Verfahrens, eines neuen Strafgesetzbuches, endlich 1854 einer neuen u. freisinnigen Gemeindeordnung. Karl Alexander (seit 1853) erließ 1862 eine neue Gewerbeordnung u. führte 1864 das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch ein. Da er im Juni 1866 sich in Frankfurt für Preußen erklärte, so wurden seine Truppen, die eben als Besatzung in Mainz standen, von den Oesterreichern u. Bayern im S. zurückgehalten u. an jeder Thätigkeit gehindert. Am 18. Aug. wurde er Mitglied des Norddeutschen Bundes, am 18. Jan. 1871 war er in Versailles mit bei der Proklamation des deutschen Kaiserthums. — Vgl. Schwabe, „Weimarische Landeskunde“ (Neustadt 1843), u. Schutz, „Das Staatsleben des Großherzogthums S.“ (Weim. 1859).

Sachsenbuße (lat. emenda Saxonica), eine althertömmliche Privatgenugthuung wegen widerrechtlicher Freiheitsberaubung. Wer einem Anderen die Freiheit widerrechtlich entzogen od. durch falsche Angaben deren Entziehung veranlaßt hat, z. B. der Richter durch nicht zu rechtfertigende, der falsche Zeuge durch arglistig herbeigeführte Untersuchungs- od. Strafhaft, schuldet dem Verletzten für jeden Tag der Gefangenhaltung 10 Groschen u. hat ihm noch allen sonst verursachten Schaden zu ersetzen.

Sachsenhausen ist die am linken Mainufer u. an der Bahn Frankfurt-Bebra liegende Vorstadt von Frankfurt a. M. Ueber den Main führt hier eine auf 14 Bogen ruhende, 265 m. lange steinerne Brücke, auf der seit 1844 ein aus Sandstein gefertigtes Standbild Karl's d. Gr. steht. Der Ort wird meist von Gärtnern u. Winzern bewohnt. Karl d. Gr. war der Gründer desselben, indem er die unbändigsten der überwundenen Sachsen hierher verwies.

Sachsenspiegel ist die schon in alter Zeit aufgekommene Benennung für eine Zusammenstellung deutscher, aus Reichsgesetzen, Schöffenurtheilen u. dem überlieferten Herkommen gezogener Rechte. Die Sammlung, zugleich eins der ältesten Denkmäler deutscher Prosa, zerfällt in ein Land- u. Lehnrecht. Als Verfasser wird am Schluß der längsten, gereimten Vorrede u. in der etwa 100 Jahre späteren Glosse ein nordthüring. Landgerichtsschöffe Eike v. Repgow genannt, der auch sonst in Urkunden aus dem 13. Jahrh. mehrfach vorkommt. Die Arbeit muß vor 1235 vollendet worden sein, denn in diesem Jahre wurde das Herzogthum Braunschweig-Lüneburg errichtet, welches der Verfasser bei Aufzählung der im Lande zu Sachsen vorhandenen, mit fürstlichen Gewalten ausgestatteten Reichslehne (Fahnenlehne) noch nicht erwähnt. Ob der S. ursprünglich in niederdeutscher od. mitteldeutscher Sprache abgefaßt war, ist nicht mit Sicherheit entschieden, da die Zahl der niederdeutschen u. mitteldeutschen Handschriften sich ziemlich die Wage hält; doch spricht die größere Wahrscheinlichkeit für das Niederdeutsche. Der S., welcher in den Städten, auch in Schlesien, Polen u. Böhmen, großes Ansehen erlangte, bildet die Unterlage für ähnliche Sammelwerke (s. „Schwabenspiegel“, „Spiegel deutscher Leute“, „Weichbild“) sowie für selbständige, dem 14. Jahrh. angehörende Arbeiten über das gerichtliche Verfahren, die sog. Richtsteige, u. einzelne Bestimmungen des Rechtsbuchs haben sich, nam. im sächs. Partikularrechte, bis auf neuere Zeiten herab behauptet. — Die beste Ausgabe des S.s ist die von Homeyer (Landrecht, 3. Aufl., Berl. 1861; Lehnrecht, Berl. 1842).

Sachsenwald ist ein Theil der lauenburgischen Forsten, der als kaiserl. Geschenk in das Eigenthum des Fürsten Bismarck übergegangen ist.

Sächsische Schweiz od. Meißner Hochland heißt eine von tiefen Thälern durchfurchte, durch groteske Felsbildungen u. steile Abstürze ausgezeichnete Sandsteinplateaulandschaft zwischen dem sächs. Erzgebirge u. dem Lausitzer Berglande. Sie überdeckt in Sachsen eine Fläche von gegen 8 □M., dehnt sich aber mit gleichem Charakter noch mehrere M. nach Böhmen hinein u. wird mit diesem südl. Theile zusammen als Sächs.-böhm. Schweiz od. Elbsandsteingebirge bezeichnet. Ihr nördlichster Punkt an der Elbe ist bei Pirna u. dem gegenüberliegenden Copitz; im Liebethaler Grunde rechts der Elbe aber hat sie noch eine 1—2 Stunden weiter nördl. gehende Ausbuchtung. Es lassen sich in ihr in senkrechter Gliederung 3 Partien unterscheiden. Die oberste Terrasse wird repräsentirt durch die kleinen, isolirten Plateaux der auf der 2. Terrasse stehenden Felsen, wie der Lilienstein, der Königstein, der Papststein, der Gorisch, der Pfaffenstein, der Schneeberg, die Tyssaer Wände ꝛc. Das höchste Plateau trägt der noch in Böhmen liegende Schneeberg, 724 m. hoch. Die nördl. Plateaux sind niedriger. Der Lilienstein ist nur noch 411, der Königstein nur 363 m. hoch. Sie sind wegen ihres durchaus felsigen Untergrundes zum Ackerbau untauglich, tragen aber noch kräftigen Kiefernwald. Die Isolirung dieser kleinen Plateaux ist eine Folge der zerwaschenden Thätigkeit der Gewässer, die die ganze Etage in Angriff nahmen u. an den meisten Punkten ihre Höhe um 100 u. mehr Meter erniedrigten. Die auf diese Weise entstandene 2. Stufe trägt die meisten Dörfer u. Felder, die aber, theils sandig, theils lehmig, nur einen mittleren Ertrag geben, weswegen auch noch ein großer Theil dieser Partie mit Kiefernwald bedeckt ist. In sie rissen die Elbe u. die in sie einmündenden Bäche tiefe Thäler u. Schluchten (Gründe genannt) u. schufen die schroffen, bis über 100 m. hohen Felsabstürze u. die engen Thalgründe, deren landschaftliche Schönheiten die Sächs.-böhm. Schweiz zu einem Zielpunkte für viele Reisende machen. Der prächtigste Punkt ist der 188 m. über die Elbe aufsteigende u. fast senkrecht abstürzende Basteifelsen. Andere ähnliche u. vielbesuchte Punkte sind der Brand bei Hohnstein, der Kuhstall, das Prebischthor, bereits in Böhmen liegend ꝛc. Von den reizenden engen Thälern sind der Liebethaler-, der Ottewalder-, der Amsel-, der Bielaer-, der Habichtsgrund ꝛc. bes. erwähnenswerth. Diese Gründe sind in der Thalsohle mit hochstämmigen Fichten u. Tannen, an ihren trockenen Abhängen aber mit Kiefern dicht bewachsen. An einigen Stellen ist die Landschaft von

[illegible] abgebrochen worden u. sind auf diese Weise Berge entstanden, wie der Kleine Berg, der Große Winterberg 557 m. hoch, u. ein paar bereits in Böhmen liegende Berge, wie der 620 m. hohe Rosenberg ꝛc. Zu dem Gebiet gehören 4 von den 5 Städten der S. Sch.: Schandau, Königstein, Wehlen u. Pirna. Die Bewohner beschäftigen sich vorwaltend mit Elbschifffahrt u. Gewinnung des Quadersandsteins, der ein prächtiges Baumaterial liefert u. auf der Elbe bis Hamburg versandt wird. Viele Elbstädte u. Ortschaften sind großentheils aus diesem Material erbaut.

Sack, Aug. Friedr. Wilh., namhafter reformirter Theologe u. Kanzelredner, geb. 4. Febr. 1703 zu Harzgerode; studirte seit 1722 zu Frankfurt a. O., dann in Holland Theologie u. wurde 1728 Erzieher des Erbprinzen von Hessen-Homburg, 1731 Prediger der Deutsch-reformirten Gemeinde zu Magdeburg, endlich 1740 Hof- u. Domprediger zu Berlin sowie Mitglied des Konsistoriums. 1750 trat er in das neuerrichtete Oberkonsistorium ein u. starb zu Berlin 23. April 1786. Während der ganzen Regierung Friedrich's d. Gr. hat er durch Schrift u. Predigt auf seine Zeitgenossen einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt als Vertreter eines warmen biblischen Christenthums, doch frei von aller Engherzigkeit. Von seinen Schriften war der „Vertheidigte Glaube der Christen" (1751 u. 1773) ehedem weit verbreitet; ebenso die „Predigten S.'s" (6 Bde., Magdeb. u. Berl. 1735—64 u. öfter), die sich durch kräftige Sprache u. Gedankenreichthum auszeichnen. Sein Leben beschrieb der Folgende (2 Bde., Berl. 1789). — Friedr. Samuel Gottfried **S.**, Sohn des Vorigen u. einflußreicher Theologe, geb. 4. Sept. 1738 in Magdeburg; studirte in Frankfurt a. O. seit 1755 Theologie, setzte sodann seine Studien in England fort u. ging 1767 als Erzieher eines Grafen von Finkenstein abermals nach Frankfurt. 1769 wurde er Prediger der Deutsch-reformirten Gemeinde zu Magdeburg u. folgte 1777 auch von hier seinem Vater als Hof- u. Domprediger nach Berlin. 1786 wurde er Mitglied des Oberkonsistoriums, 1804 Oberschulrath, 1816 evangelischer Bischof u. starb zu Berlin 2. Okt. 1817. Als Religionslehrer der königlichen Prinzen, auch Friedrich Wilhelm's III., genoß S. in den Hofkreisen großes Ansehen; auf seiner Anregung dürfte bes. der Entschluß des Königs zur Anbahnung der Evangel. Union von 1817 beruhen. In Bezug auf die theologische Richtung u. die persönliche Würde glich er seinem Vater; als Prediger stand er ihm nach, zwar nicht an Klarheit u. vollendeter Form, wol aber an Kraft der Sprache. Von seinen Schriften nennen wir: „Ueber die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchenparteien in der preuß. Monarchie" (Berl. 1812 u. 1818); „Predigten" (ebd. 1781 u. 1788); „Amtsreden" (ebd. 1804). — Karl Heinrich **S.**, Sohn des Vorigen u. gleichfalls hervorragender protestantischer Theologe, geb. 17. Okt. 1790 zu Berlin; studirte 1807—10 zu Göttingen, sodann zu Berlin, u. habilitirte sich daselbst 1817, nachdem er an den Feldzügen von 1813 u. 1815 Theil genommen u. als Domkandidat eine längere Studienreise durch Holland, England u. die Schweiz gemacht hatte. 1818 ging er als außerord. Professor der Theologie nach Bonn, übernahm 1819 zugleich die evangel. Pfarrei daselbst (bis 1834) u. trat 1823 als ord. Professor in die theol. Fakultät ein. 1847 folgte er einem Rufe an das Konsistorium zu Magdeburg, nahm aber 1860 seinen Abschied, um nur noch seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu leben. Er privatisirte zuerst in Berlin, dann seit 1862 zu Neuwied u. Bonn u. starb zu Poppelsdorf bei Bonn 16. Okt. 1875. — Seiner theologischen Richtung nach war S. zwar hauptsächlich von Schleiermacher beeinflußt u. ein Freund der Union, übrigens aber ein warmer Vertreter des Offenbarungsglaubens. Von seinen Schriften ist an erster Stelle zu nennen: die „Christliche Apologetik" (Hamb. 1829, 2. Aufl. 1841), sodann die „Christliche Polemik" (Hamb. 1838); „Katechismus der christlichen Lehre" (Bonn 1819, 3. Aufl. 1850); „Predigten" (Bonn 1835 u. Berl. 1850); „Die Kirche in Schottland" (2 Thle., 1844—45); „Geschichte der Predigt in der deutschen evangelischen Kirche ꝛc." (Heidelb. 1866; 2. [Titel-]Ausg. 1875); „Theologische Aufsätze" (Gotha 1871).

Sacrament, s. „Sakrament".

Sacramento, ein in den Großen Ozean mündender Fluß im Staate Kalifornien der Vereinigten Staaten Nordamerika's; entspringt im O. der Sierra Nevada im Goosesee zwischen 41 u. 42° n. Br., etwa 120° westl. Länge von Greenwich, als Pit River u. durchbricht jenes Gebirge zwischen Fort Crook u. der Stadt Pittsburgh. Hier verändert er seine Richtung in eine südl. u. zugleich auch seinen Namen, indem er nun nach dem hier mündenden, an dem südwestl. Abhange des über die Schneegrenze sich erhebenden Mount Shasta entspringenden Flusse S. genannt wird. Am oberen Laufe ist das Land dicht bewaldet u. bildet eine schöne Gebirgslandschaft. Unter dem Mount Shasta windet sich der Strom in einem von tiefen Schluchten gebildeten Bette u. mit steilem Gefälle, das auf einer Strecke von 10 Stunden 700 m. beträgt, in das breitere Unterland hinab. Dieses zerfällt in die oberen u. unteren Prairien, u. überall ist der Fluß schiffbar bis zu den Stromschnellen, welche etwas oberhalb der Einmündung des Deerflusses, 40° n. Br., liegen. Die größten Nebenflüsse sind der von links kommende Feather River und der bei S. City sich ergießende American River. Bis zu der Mündung des letzteren reicht Ebbe u. Flut, u. von hier wird der Fluß auch für größere Fahrzeuge schiffbar. Unter dem 38.° n. Br. verbindet er sich mit dem von Süden kommenden San Joaquim in einem etwa 25 M. langen Delta u. fällt dann nach einem Laufe von 76 M. in zwei Hauptkanälen in die Suisoonbai des Busens von San Francisco. Berühmt ist der Goldreichthum des S. Thales u. der östl. Nebenthäler, die große Fruchtbarkeit, die sich in dem vortrefflichen Wein, in Oel, Orangen, Palmen, Baumwolle u. gutem Weizen zeigt, u. das angenehme Klima. Die wichtigsten Städte am S. sind: Marysville 4738 E., S. (s. d.) u. Sutter.

Sacramento, Hauptstadt u. zweitgrößte Stadt von Kalifornien, mit 16,283 E. (1870), darunter 1370 Chinesen, am östl. Ufer des gleichnamigen Flusses, in welchen hier der American River, in dessen Thale die Pacificbahn läuft, mündet; dadurch wird S. der wichtigste Knotenpunkt der verschiedenen Eisenbahnlinien des ganzen Staates. Die Stadt ist hübsch gebaut, nach dem Plane von Philadelphia angelegt; die meist hölzernen Häuser sind von Gärten umgeben. Nicht unbedeutend ist der Dampfschiffverkehr nach dem 18 M. entfernten San Francisco, wichtiger die Industrie, bes. der Maschinen- u. Eisenbahnwagenbau, u. die Fabrikation von Ackergeräthen u. Blechwaaren. S. ist Hauptstapelplatz für alle kleinen Städte im östl. Goldbezirk. Die Umgegend treibt starken Hopfenbau.

Sacrificium (lat., d. h. Opfer), in der Kirchensprache bes. von dem freiwilligen Opfer, das im Tode Christi lag; daher auch Bezeichnung der kathol. Messe (s. d.) als einer unblutigen Wiederholung des S. Christi. S. intellectus bedeutet eigentlich die Aufopferung der (besseren) Einsicht. Die Darbringung dieses Opfers schreibt man z. B. den kathol. Bischöfen zu, die trotz früheren Widerspruchs doch nun an die Unfehlbarkeit des Papstes glauben, weil sie ihre Einsicht der Autorität der Kirche unterordnen.

Sacrileg (lat. sacrilegium, der Tempelraub, daher auch Kirchendiebstahl). Wie schon von dem Röm. Recht das S. strenger bestraft wurde als sonstiger Diebstahl, so auch von den neueren Gesetzgebungen. Im weiteren Sinne nennt man S. od. sacrilegisches Verfahren jede Beraubung der Kirche u. ihrer Güter, freventliche Anmaßung geistlicher Verrichtungen sowie die Schändung der Religion u. des Heiligen überhaupt.

Sacy (spr. Szaßi), Antoine Isaac Baron Silvestre de, berühmter Orientalist, Begründer einer neuen Schule arab. Philologie in Europa, geb. zu Paris 21. Sept. 1758; erhielt nach einer tüchtigen Vorbildung in den Wissenschaften u. Künsten als 23jähriger Mann eine Anstellung als Rath beim Münzhofe, lebte während der Revolution in der Provinz ganz seinen Studien u. wurde 1808 Professor des Persischen am Collège de France. Obwol mit mehreren ehrenvollen Würden im Staats- u. Unterrichtswesen während seines langen u. vielseitig von ihm ausgenützten Lebens betraut (er wurde z. B. in den Gesetzgebenden Körper gewählt, war Mitglied der Kommission für den öffentlichen Unterricht ꝛc.), hat er seine Zeit u. Kraft doch immer vorzugsweise seiner Wissenschaft gewidmet. Er starb 21. Febr. 1838. Durch seine grundlegenden Werke im Gebiete der arab. Sprache u. Literatur, z. B. „Grammaire arabe" (2 Bde., Par. 1810, 2. Aufl. 1831) u. „Chrestomathie arabe" (3 Bde., Par. 1806; 2. Aufl. 1826, nebst einem 4. Bande „Anthologie grammaticale arabe", 1829) hat er der arab. Philologie für immer die Bahnen vorgezeichnet, u. zahlreiche begeisterte Schüler (wie z. B. H. L. Fleischer [s. d.]) verpflanzten seine Methode u. bildeten sie weiter u. vollkommener aus. Von sonstigen Werken S.'s heben wir noch als einen wichtigen Beitrag zur Religionsgeschichte des Orients hervor sein letztes Buch, den „Exposé de la religion des Druses" (2 Bde., Par. 1838).

Sadducäer, s. „Pharisäer".

Sade (spr. Szahd'), Donatien Alphonse François, Marquis de, berüchtigter franz. Romanschriftsteller, geb. zu Paris am 2. Juni 1740, wählte 1752 die militärische Laufbahn u. stieg bis zum Kapitän, ward jedoch wegen seines ausschweifenden Lebenswandels 1766 vom

Regimente entfernt u. 1772 zu Aix wegen Sodomie u. Giftmischerei zum Tode verurtheilt. Er entzog sich der Strafe durch die Flucht ins Ausland, kehrte aber nach längerer Zeit nach Paris zurück u. begann sein früheres Leben von Neuem. Dies brachte ihn 1784 in die Bastille, u. da er Spuren von Geisteszerrüttung zeigte, nach Charenton. Scheinbar genesen u. 1790 wieder in Freiheit gesetzt, schrieb er die Romane „Justine, ou les malheurs de la vertu“ (4 Bde., Par. 1791); „Aline et Valcourt“ (ebd. 1794) u. „Juliette“ (6 Bde., ebd. 1796) u. überreichte den Mitgliedern des Direktoriums Exemplare derselben. Deshalb wurde er als wahnsinnig nach Charenton zurückgebracht, wo er Lustspiele verfaßte, welche der Direktor der Anstalt auf einem kleinen, daselbst errichteten Theater aufführen ließ. Hier starb S. 2. Dez. 1814. Vgl. Janin, „Le marquis de S.“ (deutsch, Lpz. 1835).

Sadebaum, s. „Juniperus“.

Sadeler, eine niederländische Kupferstecherfamilie, deren Ahnherr, Jan **S.**, um 1550 in Brüssel geboren, sich zunächst in Frankfurt, später in München niederließ, 1595 nach Italien ging u. um 1610 in Venedig starb. Seine Stiche sind großentheils Portraits, Historienbilder u. Landschaften. — Sein jüngerer Bruder u. Schüler Rafael **S.**, geb. 1555 zu Brüssel, begleitete Jan nach München u. Italien, wurde 1601 nach München zurückberufen, um für des Jesuiten Raderus „Bavaria pia et sancta“ die Zeichnungen zu stechen, u. starb in München um 1616. — Jan's Sohn Marcus **S.**, geb. um 1590, war in Venedig Kunsthändler u. ahmte als Kupferstecher Dürer's Stiche nach, die er für Originalarbeiten ausgab. Ein Neffe Jan's u. Rafael's war Aegidius (od. Gille) **S.**, geb. in Antwerpen 1570. Er übertraf an Freiheit der Behandlung seinen Oheim, war einer der besten Stecher seiner Zeit u. stand bei den Deutschen Kaisern Rudolf II. u. Matthias in hoher Gunst. Nach Prag berufen, starb er dort 1629.

Sadi (pers. Scheich Muslich-ed-Din Sadi), d. i. der Sadische, weil sein Mäcenas der Atabegenfürst Sad (= der Glückliche) war, ist einer der berühmtesten pers. Dichter. Zu Schiras, der Rosenstadt, gegen Ende des 12. Jahrh. n. Chr. von unbemittelten Eltern geboren, lebte er am Hofe der Atabegenfürsten, deren Gunst er genoß, machte tiefe Studien u. weite Reisen u. legte erst am Abend seines Lebens die reichen Erfahrungen desselben in seinen Gedichten nieder. Er starb hochbetagt in seiner Heimatsstadt im Dez. 1291. Obwol er in seinem Vaterlande bes. seiner kleineren lyrischen Gedichte (der Ghaselen) wegen als einer der größten Dichter geschätzt wird, so sind doch unstreitig seine schönsten Dichtungen, durch die er weit über Persien hinaus bekannt u. berühmt wurde, der „Gulistan“ (Rosengarten) u. der „Bostan“ (Fruchtgarten), zwei Sammlungen der anmuthigsten Fabeln u. Geschichten, voll tiefer Lebensweisheit. Erzählung u. Lehrgedicht erscheinen hier in schöner Vereinigung. Während im „Gulistan“ Verse u. Prosa gemischt sind, ist der „Bostan“ ganz in gebundener Rede geschrieben. Beide sind uns durch gute Uebersetzungen von Graf zugänglich gemacht („Gulistan“, Lpz. 1846; „Bostan“, 2 Bändchen, Jena 1850); derselbe gab auch den „Bostan“ persisch heraus (Wien 1858), während eine Ausgabe des „Gulistan“ nebst Glossar von Johnson (Hertford 1863) vorliegt. Die erste deutsche Uebersetzung erschien als Anhang zu Olearius' „Persianischer Reisebeschreibung“ (Hamb. 1696).

Sadowa ist ein kleines Dorf im SW. der Festung Josephstadt im nordöstl. Böhmen. Nach ihm benennen die Franzosen die Schlacht vom 3. Juli 1866, die den Preuß.-österr. Krieg zu Gunsten Preußens entschied u. von den Deutschen als Schlacht bei Königgrätz bezeichnet wird.

Sadrach, eigentlich Hananjah, ein jüd. Knabe, der mit dem Propheten Daniel u. zwei anderen am Hofe Nebukadnezar's zu Babylon erzogen u. sammt jenen aus dem feurigen Ofen errettet wird; vgl. Dan. 1, 7. 2, 49 u. 3, 12 ff.

Säemaschine, eine landwirthschaftliche Maschine, um die Verrichtung des Säens auszuführen. Man hat die S. nach verschiedenen Prinzipien konstruirt: entweder streut sie den Samen wie bei der Handsaat breitwürfig über das Feld (Breitsäemaschine), od. in Reihen (Drillsäemaschine, s. unter „Drillen“), od. sie bringt ihn (z. B. Mais, Rüben) in regelmäßigen Abständen, horstweise in den Boden (Dibbelsäemaschine, s. u. „Dibbeln“). Durch die beiden letzten Saatmethoden wird die Saatfrucht gleichmäßig tief untergebracht u. gleichzeitig mit Erde bedeckt, was bei der Breitsaat nur unvollkommen u. erst nachträglich geschieht.

Saffian od. Maroquin, eine Art Leder, welche durch Gerben von enthaarten Ziegenfellen u. sorgfältige Appretur derselben hergestellt wird. Die S.e werden zu den feinsten Lederarbeiten benutzt u. zeichnen sich durch große Geschmeidigkeit, Festigkeit u. schönen Glanz aus; meistens sind sie gefärbt in Roth, Gelb, Braun 2c. Vorzügliche S.e werden in Frankreich, England, Deutschland u. Rußland bereitet. Unechter, aus Schaffellen erzeugter S. besitzt nur wenig Haltbarkeit.

Saflor, Saflor od. wilder Safran (Flores Carthami), sind die aus dem Hüllkelch ausgezupften u. getrockneten Röhrenblütchen von Carthamus tinctorius (*Lin.*), einer zu den Kompositen gehörigen, 1 bis 1½ m. hoch werdenden Pflanze. Dieselbe hat ihre Heimat in Ostindien u. wird dort seit alter Zeit ihrer Blüten wegen kultivirt, die man schon in frühester Zeit zum Färben benutzte. Von dort aus hat sich später die Kultur des S. weiter verbreitet u. wird gegenwärtig außer in Ostindien hauptsächlich in Persien u. Aegypten betrieben, ferner in Mexiko, Columbien u. Neusüdwales. Auch in Ungarn, im Elsaß u. in Thüringen wird etwas S. gebaut. Im 17. Jahrh. war der deutsche Saflorbau viel beträchtlicher als jetzt. Die Ernte des S. wird zwei od. dreimal im Jahre vorgenommen; die ausgezupften Blütchen werden entweder bloß im Schatten getrocknet od. vorher gewaschen. Hierdurch wird ein im Wasser löslicher gelber Farbstoff entfernt, der beim Färben die Schönheit des Roth beeinträchtigen würde. Der S. des Handels erscheint in feinen rothen Fasern, die gewöhnlich durcheinander geschlungen u. häufig zu kleinen scheibenförmigen Stücken zusammengepreßt sind. Der beste ist der pers., dann folgt der bengalische. Man benutzt den S. zum Färben von Seide, Baumwolle u. Leinen. Von dem oben erwähnten gelben, aber werthlosen Farbstoff enthält der ungewaschene S. 20–30 %, von dem werthvollen rothen Farbstoff, dem Carthamin, dagegen nur 0,3 bis 0,6 %. Man verwendet den rothen Farbstoff auch zu feinen Schminken; er ist in Wasser u. in Aether unlöslich, löst sich aber in Weingeist zu einer schön purpurrothen Flüssigkeit.

Safran, Saffran (Crocus), besteht aus den getrockneten Narben mit dem oberen Theile des Griffels der Blüten von Crocus sativus (*Lin.*), einer zu den Irideen gehörigen Pflanze, deren Heimat Griechenland u. Kleinasien ist. Die Pflanze wird jetzt in vielen Ländern ihrer Narben wegen kultivirt, so nam. in Spanien (Arragonien), Frankreich (Gatinais bei Orleans), Italien, in der Türkei (Makedonien), Persien, Arabien u. in neuerer Zeit auch in Pennsylvanien. In Niederösterreich wurde die Safrankultur früher ebenfalls stark betrieben, hat aber nach neueren Berichten fast ganz aufgehört; nur Oberösterreich produzirt noch S. von ausgezeichneter Beschaffenheit, jedoch in sehr geringer Menge. Man sammelt den S. sofort nach dem Aufblühen (September u. Oktober), wobei man bedacht ist, möglichst nur den oberen, dunkel gefärbten Theil des Griffels mit abzunehmen, u. trocknet ihn, dünn ausgebreitet, an der Luft od. durch künstliche Wärme. Getrocknet erscheint er als dunkelrothe, fettig glänzende Fäden von aromatischem, bei großen Mengen betäubendem Geruch u. bitterem, gewürzigem Geschmack. Gewöhnlich sind dem rohen S. des Handels gelbe Fäden beigemengt; nachdem diese ausgelesen, heißt die Waare Crocus electus. Zur Gewinnung von 1 Kg. S. sollen 120,000 Blüten nöthig sein; als Ertrag werden von je einem Magdeburger Morgen im ersten Jahre 1 Kg., im zweiten u. dritten Jahre zusammen 7½ Kg., also innerhalb einer dreijährigen Kulturperiode 8½ Kg. S. gerechnet. Die jährliche Gesammtproduktion wird auf 75,000 Kg. angegeben, wovon 30,000 Kg. auf Spanien u. 15,000 Kg. auf Frankreich kommen. Der S. enthält ein ätherisches Oel, das Safranöl, u. einen gelben Farbstoff, Crocin od. Polychroit genannt. Man verwendet den S. theils als Gewürz, theils zu medizinischen Zwecken; auch zum Färben von Likören, Nudeln 2c. wird er benutzt. Seines hohen Preises wegen wird er viel verfälscht; nam. gilt dies vom gemahlenen S., der deswegen oft billiger verkauft wird als der ungemahlene.

Saftleven od. Sachtleven, Hermann, holländ. Maler u. Kupferstecher, geb. 1609 in Rotterdam; wurde Schüler des Jan van Goyen, schlug aber eine wesentlich andere Richtung ein. Sein Hauptfach sind Rhein- u. Moselansichten, in kleinem Maßstabe ausgeführt u. durch Schiffe u. Figuren reich belebt. Obgleich im Ganzen einförmig, verrathen sie doch eine gute Zeichnung, eine leichte, duftige Perspektive u. eine höchst sorgfältige Ausführung. Neben einer trefflichen Rheinansicht im Louvre u. einigen Bildern in Amsterdam besitzt die Dresdener Galerie die meisten Werke von ihm. Bedeutender noch als in der Malerei ist er in seinen 1640–1669 ausgeführten Radirungen, großentheils Landschaften. Er starb 1685 in Utrecht. — In der Radirung ihm untergeordnet, aber geistreich in Komposition von Genrebildern nach Art Tenier's u. Brouwer's war sein Bruder Cornelius **S.**, geb. 1606 (n. A. 1612), gest. nach 1661.

Saga (altnord., Mehrzahl Sögur) ist eine Erzählung in Prosa, zunächst die in feste Form gebrachte mündliche Erzählung, sodann auch die zur schriftlichen Aufzeichnung gelangte. Sie ist auf dem Gebiete der Prosa, was in der Poesie das epische Lied. In Island entstanden, bilden die S.s einen Hauptbestandtheil der altnorwegisch-isländischen Literatur u. erreichten ihren Höhepunkt in der Mitte des 13. Jahrh. mit der Blüte des Skaldenthums. Ihr Inhalt ist sowol historisch als auch mythisch-heroisch od. romantisch. Die historischen S.s behandeln vornehmlich Geschlechts- u. Familiengeschichten od. Biographien hervorragender Männer, wie der Könige, zuweilen auch der um die Einführung des Christenthums verdienten Bischöfe ꝛc. Die mythisch-heroischen wie auch die romantischen S.s sind wesentlich zur Unterhaltung bestimmt; erstere entsprechen im Ganzen mehr der deutschen Heldensage, letztere hingegen sind ihrem Kerne nach Sagen u. Märchen. Weiteres s. „Skandinavische Sprachen u. Literaturen". — In der nordischen Mythologie ist S. die zweite der Asinnen, die Personifikation der Geschichte.

Sagan, Hauptort des gleichnamigen Kreises des Reg.-Bez. Liegnitz der preuß. Provinz Schlesien, liegt in 114 m. Seehöhe am rechten Boberufer, an der oberschlesisch. u. an der niederschlesisch-märkischen Bahn. Die Stadt mit 10541 E. (1875) ist Sitz der Kreisbehörden, hat ein großes Schloß mit Park, Fasanerie, Gemälde- u. Skulpturensammlung, 2 kathol. u. 2 protest. Kirchen, ein 1284 gegründetes, reiches Augustiner-Chorherrenstift. Der industrielle Ort hat bedeutende Tuchfabrikation u. beschäftigt damit allein gegen 1600 Arbeiter, treibt Baumwollenweberei, Garnspinnerei u. Färberei, Papierfabrikation, hat einen Kupferhammer ꝛc. Der Kreis S. umfaßt 19,2 □M. mit einigen 50000 E. — Das Lehnfürstenthum S., früher ein Theil des Fürstenthums Glogau, ist 22 □M. groß mit über 60000 E. u. gehört der Herzogin von Talleyrand-Périgord, Herzogin von S., Prinzessin von Kurland u. S. Schon 1397 von Glogau getrennt, hatte es einige Zeit eigene Fürsten, bis es an Böhmen kam. Kaiser Ferdinand II. verkaufte es 1627 an Wallenstein. Nach dessen Ermordung erwarb es 1646 Fürst Lobkowitz u. von dessen Nachkommen kaufte es 1786 Herzog Peter von Kurland. Das Fürstenthum hat auf dem schles. Provinziallandtage eine Virilstimme.

Sagan, Anna Charlotte Dorothea, Herzogin von Kurland u. S., geb. Reichsgräfin **v. Medem**, eine ihrer Schönheit u. Geistesbildung willen von den Dichtern vielbesungene Frau, geb. 3. Febr. 1761, wurde 6. Nov. 1779 die dritte Gemahlin Peter's, des letzten Herzogs von Kurland, der dieses Land 1795 an Rußland abtrat, nachdem er schon 1786 das Fürstenthum S. in Schlesien gekauft hatte. Nach seinem Tode lebte sie theils in Paris, theils auf ihrem Schlosse Löbichau im Altenburgischen, wo sie in regem Verkehr mit Gelehrten, Schöngeistern u. Künstlern stand u. 20. Aug. 1821 starb. Von ihren sechs Kindern starben ein Sohn u. eine Tochter im Kindesalter; die anderen sind: Katharine Friederike Wilhelmine, Prinzessin v. Biron, Herzogin **v. S.**, geb. 8. Febr. 1781, gest. 29. Nov. 1839, in erster Ehe mit einem Fürsten v. Rohan-Guéménée, in zweiter mit einem Fürsten Trubeskoi u. in dritter mit einem Grafen v. d. Schulenburg vermählt. 2. Louise Pauline, Prinzessin v. Biron, Herzogin **v. S.**, geb. 19. Febr. 1782, gest. 8. Jan. 1845 als Wittwe des Fürsten Friedrich Hermann Otto zu Hohenzollern-Hechingen (gest. 1838). 3. Johanna Katharina, Prinzessin v. Biron, Herzogin **v. S.**, geb. 24. Juni 1783, vermählt 18. März 1801 mit dem neapolitanischen Herzog Francesco v. Acerenza aus dem Hause Belmonte-Pignatelli. Die edle Frau war in dieser Ehe nicht glücklich; nam. mußte sie lange Zeit unter den Folgen der Verschwendungssucht ihres Gemahls leiden. Meist lebte sie später mit ihren Schwestern zusammen in Berlin, dann in Prag u. später in Wien, wo sie einen Kreis näherer Freunde um sich versammelte. Zu diesen gehörten u. A. auch Laube u. Zedlitz. Zuletzt zog sie sich auf Schloß Löbichau zurück, u. dort starb sie auch 11. April 1876. 4. Dorothea, Prinzessin v. Biron, Herzogin **v. S.**, geb. 21. Aug. 1793, vermählte sich 22. April 1809 mit Herzog Alexander Edmond Talleyrand-Périgord (geb. 2. Aug. 1787, gest. 14. Mai 1872), erwarb das Mediatfürstenthum Sagan durch Kauf ihrem Neffen, dem Fürsten Konstantin von Hohenzollern-Hechingen, dem es durch seine Mutter zugefallen war, u. starb 19. Sept. 1862. Vergl. Tiedge, „Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland" (Lpz. 1823).

Sagasta, Praxedes Mateo, span. Staatsmann, geb. zu Torrecilla de Cameros 21. Juli 1827; besuchte seit 1843 die Ingenieurschule in Madrid u. war seit 1849 am Bau der span. Nordbahn beschäftigt. Nachdem er 1854 am Aufstande in der Provinz Zamora sich betheiligt hatte, wurde er in die Konstituirenden Cortes gewählt, wo er mit den Progressisten stimmte u. sich durch seine leidenschaftliche Beredsamkeit sehr populär machte. Ebenso that er sich in den Julitagen von 1856, an der Spitze des Ingenieurbataillons auf Seite der Nationalmiliz kämpfend, hervor. Dann lebte er als Flüchtling in Frankreich, bis er amnestirt wurde. Nach seiner Rückkehr wurde er Professor an der Ingenieurschule in Madrid, Mitglied der progressistischen Minderheit in den Cortes u. Leiter des Parteiorgans „La Iberia", worin er immer radikalere Ansichten vertrat, u. betheiligte sich 22. Juni 1866 wieder an dem damaligen Barrikadenkampfe. Deshalb zum Tode verurtheilt, entkam er abermals u. lebte in Paris u. London, wo er den Sturz der bourbonischen Herrschaft vorbereiten half. Nach dem Ausbruche der Revolution im Sept. 1868 sogleich heimgekehrt, wurde er in der Provisorischen Regierung vom 8. Okt. Minister des Innern, als welcher er plötzlich in den Cortes für die Beschränkung der Freiheiten auftrat, welche die neue Verfassung dem span. Volke geben sollte. Einen Aufstand der republikanischen Partei im Herbst 1869 unterdrückte er mit blutiger Gewalt. Auch Prim (s. d.) wandte sich von ihm ab u. suchte nach dem Scheitern der Thronkandidatur des Hohenzollernprinzen Leopold die Unterstützung seines geachteteren Parteigenossen Zorrilla (s. d.), um dem Herzoge von Aosta die Krone zuzuwenden. Seitdem ward Zorrilla von S. geheim u. offen angefeindet u. 3. Okt. 1871 gelang es, den Sturz des Kabinets Zorrilla herbeizuführen. Zwar kam hierauf ein Ministerium aus der Partei S.'s ans Ruder, doch trat dieser erst nach einer theilweisen Neubildung desselben (20. Dez.) als Minister des Innern in das Kabinet ein. Seine selbstsüchtige Politik veranlaßte aber den König Amadeo schon im Mai 1872, ihn zu entlassen. Erst nach dem Rücktritte Castelar's (s. d.), bez. nach dem vom General Pavia durch gewaltsame Auflösung der Cortes ausgeführten Staatsstreiche (2. Jan. 1874) kam S. aufs Neue zu einem Ministerposten: er erhielt 3. Jan. 1874 unter Serrano das Dep. des Auswärtigen, das er jedoch 13. Mai abermals mit dem des Innern vertauschte. Dieses Ministerium behielt er bis zum Regierungsantritte des Königs Alfonso (31. Dez. 1874).

Sage (vom Sagen, Reden) bedeutet eigentlich Alles, was gesagt od. gesprochen wird, aber mit dem Nebenbegriff, daß man keinen bestimmten Gewährsmann anzugeben weiß, also solche historische Nachrichten, für deren Richtigkeit sich weder positive Gründe noch bestimmte Zeugen od. beglaubigte Urkunden angeben lassen. Deshalb nennt man die älteste Geschichte fast jedes Volkes, die immer nur auf mündliche, vom Vater auf den Sohn fortgepflanzte u. so im Laufe der Zeit mit fremdartigen Elementen versetzte Ueberlieferung sich gründet, Sagengeschichte (z. B. die Berichte über die Gründung Roms ꝛc.). Weil nun aber dieselbe sehr oft in jene Zeit zurückgeht, wo die Verbindung der Menschen mit den Göttern die Grenze bildet, ist sie auch mit der ältesten Religionsgeschichte verknüpft u. scheidet sich als ältestes, wahrscheinlich historisches Element von der bloßen Mythologie aus. Sind nun die S.n der morgenländischen Völker wegen der diesen innewohnenden lebhaftern Einbildungskraft, Denk- u. Redeweise überhaupt abenteuerlicher u. wunderbarer als die der abendländischen Nationen, so enthalten doch auch die Volkssagen dieser letztern immer noch viel Fabelhaftes. Allein immer gründen sie sich auf irgend eine wirkliche Thatsache; nur ist es schwierig, da, wo urkundliche Nachrichten fehlen, u. wo man sie ebendarum doch berücksichtigen muß, das Wahre vom Falschen auszuscheiden. Begrenzt wird die S. nicht scharf durch den Beginn der eigentlichen historischen Geschichte, selbst für die Zeit nicht, in welcher sie entsteht u. welche sie beschreibt, weil manche Einzelheiten von der eigentlichen Historiographie nicht aufgenommen wurden u. nur der mündlichen Ueberlieferung verblieben. Sie unterscheidet sich aber dadurch vom Märchen (s. d.), daß sie historischer, das letztere poetischer ist. Das Märchen steht beinahe nur in sich selbst fest, die S. aber haftet an etwas Bekanntem u. Bewußtem, an einem Orte od. einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Die Hauptquellen, aus denen man die S.n schöpft, sind Volksepopöen u. Volkslieder, selbst Sprüchwörter, wogegen die Märchen nur auf mündlicher Tradition beruhen u. zum Theil blos zur Unterhaltung der Kinder erfunden wurden.

Säge, ein band- od. scheibenförmiges, mit Zähnen versehenes Werkzeug aus Stahlblech zum Schneiden von Holz, Metall od. Stein. Die gewöhnliche Handsäge ist uralt. Bezüglich der Existenz von Maschinensägen ist ein sicherer Nachweis erst vom Jahre 1596 zu führen, wo ein

durch Wasserkraft betriebenes Sägewerk zu Saardam in Holland in Betrieb war. In England wurde die erste Sägemühle bei London von einem Holländer od. Deutschen ums Jahr 1633 gebaut; weil aber die Arbeiter dagegen revoltirten, auf Parlamentsbeschluß bald darauf geschlossen. Erst 1790 kam wieder eine durch Wind betriebene Sägemühle in England in Gang, doch wurde sie vom Volke zerstört, u. dieser Vorgang wiederholte sich an derselben Stelle noch mehrere Male. Die erste Dampfsägemühle soll 1793 in England vom General Bentham eingerichtet worden sein, wenigstens existirt ein von da an datirtes Patent desselben auf eine Maschine dieser Art zum Verarbeiten von Holz, bes. zum Zerschneiden desselben in Planken u. Breter. Die jetzt sehr gebräuchlichen Kreissägen kamen gegen Ende des 18. Jahrh. in Gebrauch. Die Sägenfabrikation wurde gleicherweise sehr verbessert, wozu die Herstellung des gewalzten Stahlbleches in Tafeln von bedeutenden Dimensionen wesentlich mit beitrug, indem man nun fast alle Sägensorten, selbst Kreissägen, bis zu 2 m. Durchmesser nicht mehr schmiedete, sondern aus Blechtafeln zurecht schnitt. Auch zum Härten, Anlassen, Verzahnen u. Schärfen wurden verschiedenartige Vorrichtungen konstruirt u. die für verschiedene Zwecke praktischen Zahnesformen gründlich studirt. Zum Bearbeiten u. Schärfen der Sägenzähne sind in letzter Zeit die Schmirgelscheiben in Anwendung gekommen. Die Amerikaner haben sich vorzüglich um die Verbesserung der S.n verdient gemacht. Sie haben die S.n mit eingesetzten Stahlzähnen (Nr. 4730) erfunden u. versehen für gewisse Zwecke, bes. zum Schneiden von Stein, diese Zähne noch mit Diamantspitzen. Die eingesetzten Zähne bieten den Vortheil des leichten Auswechselns u. Schärfens, haben aber den Nachtheil, daß sie die Sägeblätter verdicken, so daß viel Holz in die Späne geht, was bei theuren Holzpreisen ins Gewicht fällt.

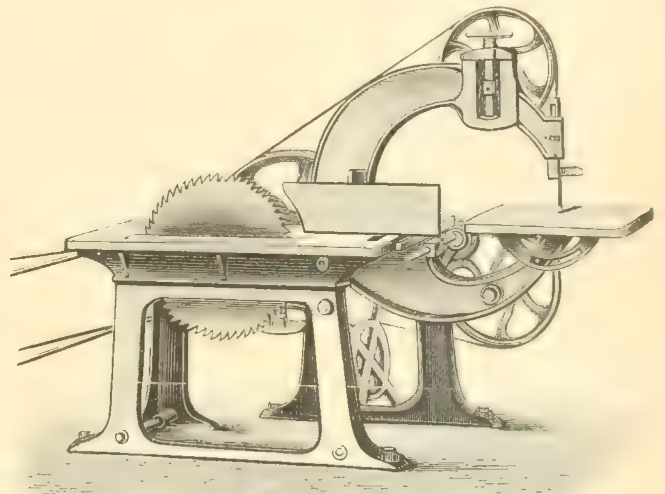

Nr. 4730. Zum Artikel „Säge".

Zum Zerschneiden der Baumstämme in Breter werden die sog. Bundgattersägen benutzt, bei denen 8—12 u. mehr Sägeblätter in einem vertikal auf u. nieder bewegten Eisenrahmen nach der Bretdicke neben einander eingespannt sind, während der Stamm auf einem horizontalen Wagen dagegen geschoben wird. Auch Kreis- u. Bandsägen benutzt man zu diesem Zwecke. Die **Bandsägen,** deren Erfindung Newberry in London 1808 zugeschrieben wird, bestehen aus einem an den Enden zusammengelötheten, also endlosen, bandartigen, über zwei große Rollen kontinuirlich umlaufenden Sägeblatte. Die beistehende Fig. 4731 zeigt die Kombination einer Kreis- u. Bandsäge. Gleich den Kreissägen leisten die Bandsägen wegen ihres kontinuirlichen schnellen Schnittes vielmehr als die S.n mit alternirender Bewegung. Vor den Kreissägen haben aber die Bandsägen den Vortheil voraus, daß man damit nicht nur dickere Hölzer, sondern auch im Bogen schneiden kann, u. daß die Sägeblätter weniger kostspielig sind. Auch zum Steinschneiden u. selbst zum Schneiden von Eisen werden gegenwärtig Bandsägen benutzt. Zum Ausschneiden feiner Ornamente aus Holz, Metall, Elfenbein ꝛc. dienen die Laubsägen, welche sehr dünne u. feingezahnte Blätter haben, welche in Handgestelle od. dazu konstruirte kleine Maschinen eingespannt sind. Die Chinesen benutzen zu gleichem Zwecke einen in eine Drehbank eingespannten, schraubenförmig zusammengedrehten u. rasch rotirenden feinen Stahldraht.

Sägefisch (Pristis antiquorum), ein etwa 4 m. langer Seefisch aus der Familie der Haifische, dessen Kopf einen $1\frac{1}{2}$ m. langen, beiderseits mit je 20—30 eingekeilten Zähnen besetzten Fortsatz trägt, der dem Fische als mächtige Waffe dienen u. mit der er sogar im Stande sein soll, Walfischen den Bauch aufzuschlitzen. Der S. bewohnt alle Weltmeere u. ist auch an der preuß. Küste zu treffen. Eine andere Art lebt im Senegal.

Sagittaria, Pfeilkraut; Pflanzengattung der Alismeen oder Froschlöffelgewächse, bei uns durch eine einzige Art (S. sagittifolia) vertreten, welche, Wasser bewohnend, nam. in stehenden Gewässern aus stärkemehlhaltigem Wurzelstocke pfeilartig gestaltete Blätter u. einen ziemlich hohen Blumenschaft treibt, der sich durch ziemlich große, weiße dreiblättrige Blüten in dreiblättrigem Kelche abschließt. Diese Blüten sind getrennten Geschlechts u. besitzen entweder nur Staubfäden od. nur Griffel auf einem u. demselben Schafte, gehören folglich in die 21. Klasse Linné's. Vom Sommer bis zum Herbste blühend, ist die Pflanze eine Zierde ihres Wohnortes. Der Form der Blätter wegen wurde die Pflanze von der Vorzeit als Wundkraut angesehen, auch hielt man sie für ein Mittel gegen Wasserscheu. Jetzt dient nur die Wurzel noch hier u. da, z. B. den Kalmüken, zur Speise. Eine gleiche Verwendung geschieht bei einer nordamerikan. (S. obtusa) u. einer chines. Art (S. chinensis), welche letztere mit faustgroßen Wurzeln in China u. Japan geradezu kultivirt wird.

Sago, ein Fabrikat aus dem Stärkemehl des Markes mehrerer Palmen; wird als Nahrungsmittel besonders als Zusatz zu Suppen verwendet. Der S. wurde zuerst 1729 in England bekannt u. kam 1744 nach Deutschland. Anfänglich kam derselbe nur aus Ostindien u. von den umliegenden Inseln; jetzt wird jedoch auch in Westindien, z. B. auf Guadeloupe, u. wol auch noch in anderen Gegenden der Tropen S. bereitet. Es giebt verschiedene Arten von Sagopalmen (s. d.); am ergiebigsten ist Sagus Rumphii (*Willd.*), dieser zunächst kommen Sagus laevis (*Rumph.*) u. Sagus farinifera (*Lam.*). Diese Palmen führen das Stärkemehl, aus welchem der S. dargestellt wird, in dem Marke der Stämme u. geben die größte Ausbeute, nachdem sie 10—20 Jahre alt geworden sind u. anfangen Blüten u. Früchte zu tragen. Mit dem Erscheinen der letzteren verschwindet das Mark u. bildet sich auch nie wieder, so daß der vollständig ausgewachsene Baum als eine innen hohle Hülse erscheint. Aus diesem Grunde lassen die Eingeborenen den Stamm nicht bis zu diesem Stadium gelangen, sondern schlagen ihn um, sowie das Mark seine größte Entwicklung zeigt, was man durch Anbohren des Stammes ermittelt. Die reifen Stämme werden kurz über der Wurzel abgehauen, in größere Stücke zerschnitten u. diese der Länge nach aufgespalten; man nimmt das Mark heraus (große Stämme liefern bis zu 150 Kg. davon), zertheilt es, wäscht es, um die fasrigen Theile des Zellgewebes zu entfernen, auf einer siebartigen Vorrichtung mit Wasser aus u. sammelt das feine Stärkemehl, nachdem es sich aus dem Wasser abgesetzt hat. — Das so gewonnene Stärkemehl wird dann in noch feuchtem Zustande in die Form mehr od. weniger runder Graupen, den S. des Handels, gebracht. Dann werden


Nr. 4731. Kreis- und Bandsäge.

die Körner in Indien auf Pfannen, die mit einem vegetabilischen Fette bestrichen sind, erwärmt u. dadurch theilweise verkleistert. Viel rohes Sagomehl wird auch exportirt u. in europ. Fabriken in vollkommenerer Weise in S. verwandelt. Man hat weißen u. braunen S., letzterer ist gefärbt. — Außer diesem echten ind. S. hat man noch künstlichen, sog. Kartoffelsago, der aus Kartoffelstärkemehl in besonderen Fabriken bereitet wird; derselbe ist oft schmackhafter als der aus Indien eingeführte. Der S. bildet für die Bevölkerung Indiens eines ihrer Hauptnahrungsmittel; zu diesem Zwecke wird das durch Auswaschen erhaltene rohe Sagomehl in irdenen Formen, welche erhitzt u. dann mit Mehl ausgefüllt werden, zu einer Art ziemlich hartem Kuchen geformt u. so aufbewahrt.

Sagopalme; ein Sammelbegriff für eine ganze Reihe von Palmenarten, deren Stämme Sago liefern. Obenan steht die bes. sog. S. (Sagus [Metroxylon] Rumphii) der Molukken; dann folgen die Mehlsago (S. farinifera), die Raphia (S. Raphia), die straußartige Mehldattel (Phoenix farinifera), die Brennpalme (Caryota urens), selbst zu einer ganz anderen Familie, den Cykadeen, gehörende Zapfenpalmen (Cycas circinalis) ꝛc. Die Molukken sind das eigentliche Vaterland der S.n. Man gewinnt auf Amboina den Sago nicht nur aus der eben angegebenen Rumph'schen S. (Sago-tunie daselbst), sondern auch aus dem Sago-molat od. Sago-peram-puan (Metroxylon Sagus), ferner dem Sago-duri-rotan (M. micranthum), dem Sago ihur (M. sylvestre), dem Sago-makanaru (M. longispinum), dem Sago-utan (M. filare) u. einigen Abarten verschiedener dieser Palmen.

Sagoskin, Michael Nikolajewitsch, russ. Schriftsteller, geb. im Gouvernement Pensa 25. Juli 1785; trat 1812 als Offizier in die Petersburger Landwehr, widmete sich nach dem Frieden der literarischen Thätigkeit, ward durch sein Lustspiel „Die Muthwilligen"

1815) mit dem Fürsten Schachowskoi bekannt, durch dessen Vermittlung er 1817 ein Amt bei der kaiserl. Theaterdirection erhielt, siedelte 1820 nach Moskau über, wurde 1831 Direktor des dortigen Theaters, 1842 auch Direktor der Rüstkammer des Kreml u. starb zu Moskau 5. Juli 1852. Mit großer Treue schilderte er in seinen Schriften die Sitten u. den Geist seines Volkes. Außer einer Anzahl von Lustspielen schrieb er die Romane: „Jurji Miloslawskij, od. die Russen im J. 1612" (3 Bde., Mosk. 1829 u. öfter; deutsch von Schulz, Lpz. 1839); „Roslawlew, od. die Russen im J. 1812" (4 Bde., Mosk. 1831; deutsch von Gering, Lpz. 1832); „Das Grab Askold's" (3 Bde., Mosk. 1834); „Moskau u. die Moskowiter" (4 Bde., ebd. 1845—50).



Nr. 4732. Oase in der Sahara.

Sagunt (lat. Saguntum od. Saguntus), eine alte Kolonie der Insel Zakynthos an der Ostküste Hispaniens, am Flusse Pallantias (jetzt Palancia), nördl. von Valencia, durch ihre fruchtbare Umgebung sowie durch Handel reich u. bedeutend. Als die Karthager sich in diesem Lande festsetzten, schlossen die Saguntiner mit den Römern ein Bündniß u. letztere wiederum einen Vertrag mit den Karthagern, demzufolge sich Hasdrubal verpflichtete, den Iberus als Grenze seiner Eroberungen nach NO. anzusehen; auch sollte den Saguntinern in der Mitte zwischen dem karthagischen u. röm. Gebiete die Freiheit bewahrt werden. Als aber nach der Ermordung Hasdrubal's 221 v. Chr. Hannibal den Oberbefehl über die Karthager übernommen hatte, griff er ohne Weiteres S. an, nahm es nach achtmonatlicher Belagerung im J. 219 u. behandelte die Bewohner auf das Grausamste. Die Eroberung von S. gab die Veranlassung zum 2. Punischen Kriege. Später wurde S. den Karthagern wieder entrissen, von den Römern wiederhergestellt u. zur Kolonie erhoben. Ruinen von S. befinden sich bei dem heutigen Murviedro.

Sáhara, d. i. Wüste, die größte Wüste Afrika's, welche fast ganz Afrika durchschneidet, vom Atlantischen Meere bis zu den westl. Bergwänden des Nilthales, bildet einen Sand- u. Felsengürtel von über 600 M. Länge u. 1—200 M. Breite. Sie umfaßt ohne die zu Marokko, Algier, Tunis, Tripolis u. Aegypten gehörenden Theile, aber mit dem südl. vom Niger gelegenen Theile des Sonrhaigebietes, 114,600 □M. mit 3,700,000 E. u. grenzt gegen N. u. O. an die genannten Staaten, im S. an Sudan u. Senegambien, im W. an den Atlantischen Ozean. Sie ist theils Tiefebene, zum größten Theil aber Hochebene mit ziemlich gleicher Erhebung (3—500 m. über dem Meere), aus der einzelne Bergzüge u. kahle, phantastisch gestaltete Gipfel bis über 1500, ja im Tibestigebirge gegen 2500 m. Höhe emporsteigen u. mannichfache Bergsysteme bilden. Doch sind zweifellos große Strecken der nördl. S. von nicht genauer bestimmbarer Ausdehnung noch in der jüngsten geologischen Vergangenheit vom Meere bedeckt gewesen, z. B. im S. von Algier, da wo jetzt die Salzsümpfe liegen, u. südl. von Barka das Gebiet von Audschila bis nach der Oase Siwah. Es muß also eine Hebung wenigstens der nördl. Sahararänder angenommen werden. Noch immer breitet sie sich aus, indem sie nach dem Atlas vordringt u. dessen Bergströme versiegen macht, bis zum Niger u. Senegal sich ausdehnt, manche Oasen verkleinert u. den Atlantischen Ozean zurücktreibt. Die stets wachsenden Sandmassen haben unverkennbar den Grund ihrer Entstehung in der atmosphärischen Zersetzung der Oberfläche der Felsen u. den ihrer weiten Verbreitung in der regelmäßigen Thätigkeit der Winde. Die Erklärung für diese ganze Erscheinung des Wüstengebiets sucht man heute allein in der Dunstleere der herrschenden Luftströmungen. Die eigentliche S. tritt nun wegen des fast völligen Mangels an atmosphärischen Niederschlagen bald als nackte Steinwüste (Hammada), bald als Sandwüste mit Flugsand bedeckt auf u. wird nur durch trockene Thalschluchten (Wadi) od. durch vereinzelte Oasen unterbrochen. Die Existenz von Pflanzen, Thieren u. Menschen in der Wüste ist nur dadurch ermöglicht, daß theils die, wenn auch seltenen Niederschläge (Gewittergüsse, Regenschauer, Thau), theils aber die Niederschläge der Nachbargebiete in dem lockeren Wüstenboden einsickern u., unterirdisch fortgeleitet, die Anlage von Brunnen in den Thälern u. Bodensenkungen gestatten od. die Entstehung von Quellen an geeigneten Oertlichkeiten bewirken. So kommt es, daß die Wüste stellenweise sogar reiches organisches Leben zu erhalten vermag. Die in mannichfachster Weise nutzbar zu machende Dattelpalme hat ihre ursprüngliche Heimat in den Wüstenoasen. Die weitere Flora der Wüste bilden blattlose Sträucher, Fettpflanzen, stechende Gräser, kurz nur Gewächse, welche den verheerenden Glutwinden zu widerstehen vermögen od. als alkalische Pflanzen den salzgetränkten Boden lieben; an den Karawanenstraßen u. in den Oasen freilich können auch zahlreiche, von den Menschen verbreitete Pflanzen beobachtet werden. Aus der Thierwelt sind nur Vipern, Skorpione u. Ameisen in der Wüste heimisch; von anderen Insekten begleitet die Fliege die Karawanen, stirbt aber bald auf dem Wege. Die Welt der Vögel ist durch Geier, Raben u. Kropfstörche vertreten, Sperlinge u. Tauben giebt es nur in den Oasen. Reißende Thiere halten sich von der Wüste fern; das Gebüsch am Wüstensaume ist des Löwen Lager. Spring- u. Rennmäuse, Füchse, Schakale, Hyänen u. Stachelschweine sind nicht selten, doch nur die schnellfüßigsten aller wandelnden Thiere, Strauße u. Antilopen, durcheilen wie im Fluge die Wüste, bleibende Wohnstätten haben auch sie nur am Rande. Am unentbehrlichsten ist dem Menschen das Kameel, doch bedient er sich für die Wüstenreise auch der Pferde. Der Araber nennt die S. Meer ohne Wasser, u. in der That kann man die Sandwellen mit Wasserwogen, die Oasen mit Inseln, die Sandorkane mit Seestürmen vergleichen. Wie auf der Seefahrt bedarf der Wanderer des Polarsterns od. des Kompasses, denn oft sieht er nichts als Himmel u. Sand. Auf glühende Tage folgen empfindlich kalte Nächte. Einen erquickenden Kontrast gegen die Schrecken der Wüste bilden die Oasen, meist beckenartige Vertiefungen, in denen das Wasser in Quellen od. künstlichen Brunnen zu Tage tritt. Kulturpflanzen, wie außer der Dattelpalme Aprikosen u. Pfirsiche, Granat- u. Orangenbäume, Weinreben, Klee u.

Mais, Weizen u. Gerste, winken hier mitten in der S.; um jeden Fleck fruchtbaren Bodens zu benutzen, baut man die Dörfer u. Städte auf unfruchtbaren Strecken am Rande der Oase an.

Die Einwohner der Wüste sind nicht zahlreich u. bestehen aus Tibbu, Tuareg, Berbern, Beduinen u. Arabern, die sich zur mohammedanischen Religion bekennen u. theils von der Viehzucht, Jagd u. Räuberei, theils von Handel u. Karawanenzügen leben. Sie gehören mit Ausnahme der Tibbus, welche Neger sind, zur kaukasischen Rasse u. sind in mehrere Völkerschaften unter eigenen Oberhäuptern vertheilt, wovon jede einen gewissen Bezirk der Oasenplätze u. Karawanenstraßen inne hat.

Man theilt die S. in zwei, an Umfang ungleiche Hälften von sehr verschiedener Bodenbeschaffenheit u. Natur. Ein Zug klippiger Höhen, Felsenriffe u. Oasen schließt sich nämlich an die Hamada von Tripolis u. ihre Bergketten, den Schwarzen u. Weißen Harudsch, u. zieht von N. nach S. nach dem Tsadsee, so die Wüste in die östl. kleinere S. od. Libysche Wüste u. die westl. Sahel, d. i. Ebene, trennend. Erstere dringt nach dem Nile, letztere in den Atlantischen Ozean vor; beide haben an ihren nördl. u. südl. Rändern Uebergangsdistrikte zu den regenreicheren Nachbarländern. Der Küstensaum der Sahel besteht meist aus weißem, reinem Sande, der sich öfter zu veränderlichen Hügeln u. Dünenzügen (bis über 100 m.) aufthürmt; seltener treten Klippen- u. Felszüge in das Meer vor, dagegen sind bedeutende Sandbänke der ganzen Küste vorgelagert. Die wichtigsten Kaps, meist flache, sandige Zungen, sind: das Kap Bojador, Kap Barbas u. Kap Blanco, welches in 3, je 1 M. von einander entfernten Spitzen ausläuft. Von hier an läuft die Küste fast genau südl. bis zur Senegalmündung; hart am Kap Blanco liegt die Bucht von Arguin mit mehreren Inseln, an deren Küste heute ein arabischer Hafenort liegt. Südlicher liegt das Kap Mirik. — Unbedeutend sind die beiden einzigen Flüsse St. Cyprian u. St. Johann, die in das Meer gehen. Südlich von letzterem sind die zwei franz. Niederlassungen Groß- u. Kleinportendik; auch auf der Insel Arguin ist ein franz. Fort. Das Innere der Sahel hat weniger u. unbedeutendere Brunnen u. Oasen als die östl. Hälfte. Nur vom August bis Okt. streifen in einigen Strichen die tropischen Regen Senegambiens in die Sahel u. füllen auf einige Zeit Brunnen u. Cisternen, weshalb die Wüstenbewohner sich nur in diesen Monaten von einer Oase zur andern wagen. Wir theilen die ganze Sahel nach den herrschenden Nationen in 3 Theile, in den Nordrand unter der Oberherrschaft der Marokkaner, Franzosen, Tunisen u. Tripolitaner, in das Land der Mauren u. das der Tuareg.

Die marokkanische S., zu 8600 □M. u. 710,000 E. geschätzt, umfaßt unter 30° n. Br. die Oase Tafilet, eine der größten, 25 □M. an den Flüssen Chriß u. Sis, welche in den See Daura gehen, mit über 150 Ksor od. befestigten Dörfern u. 100,000 E. Den Mittelpunkt bildet Abuam, der Centralhandelsplatz für die Westsahara; ferner nordöstl. davon die Oase Figig mit 11 Ksor u. 1000 E. (nach anderer Schätzung 10,000 E.) auf 2,6 □M., von einer Schutzmauer mit Thürmen umgeben; zwischen Tafilet u. Figig Kenatha, 3,? □M. u. 5000 E. Von Tafilet südwestl. liegt die Landschaft Drâa, 20 Oasen mit zahlreichen befestigten Dörfern, 105 □M. u. 250,000 E.; Hauptstadt Tamagrut, weiter nach SO. Mimcina. Der im Atlas entspringende Wadi Draa durchfließt den großen Sumpfsee El Debaía, der im Sommer trocken ist, nimmt an seiner Mündung den Sagiet auf u. mündet in den Ozean. Nördl. von ihm fließt der ebenfalls in den Ozean mündende Wadi Nun mit der volkreichen Stadt Nun in der Landschaft Wadi Nun, 324 □M. u. 14,000 E. Ueber den Atlas nach N. greift die Provinz Sus, 545 □M. mit 750,000 E., die Viele auch noch zur S. rechnen. Im SO., durch die weite Sandzone El Areg von Figig u. Algerien getrennt, eine wichtige Oasengruppe mit dem Gesammtnamen Tuât, 372 □M. mit 300,000 E.; die vier größten Oasen von N. nach S.: Gurara, mit einem ungeheuren Salzsee u. 98 Ksor, von denen Timimum der Hauptpunkt; Augerut od. Wogerut mit 41 Ksor; Tuat am Guir mit 71 Ksor, die größte Stadt Tamentit, auf 6000 E. angegeben, u. östl. davon Tidikelt mit den Hauptsammelplätzen für viele Karawanen, Aulef, El Arb u. Insalah.



Nr. 4753. Bettelnde Marabuts in der Sahara.

Die algierische S., theilweise ein Steppenland, welches sich im Winter unter dem Einflusse wässrigen Niederschlages mit einem mannichfaltigen Pflanzenteppich bekleidet u. dichtgesäete Oasen hat, sonst ein Hochplateau mit unfruchtbarer Kiesellage od. Sandwüste mit feinem Quarzsande, zur Provinz Constantine gehörig. Man zählt 360 wasserreiche Oasen, deren natürliche Quellen durch künstliche Brunnen vermehrt werden; die Palmpflanzungen u. Städte werden zum Schutz gegen Sand u. Feinde mit Erdwällen u. bethürmten Mauern umgeben. Das ganze Areal wird berechnet auf 7450 □M., fast 6000 nimmt allein das östl. Tiefbecken von Wargla ein, einst ein Binnenmeer, dessen Reste noch die Römer als lacus Tritonis kannten, Biledulgerid, d. h. Dattelland genannt; es sinkt an einigen Stellen bis 81 m. unter den Meeresspiegel. In der Blütezeit des arabischen Khalifats mit Burgen, Städten u. Palmenhainen besetzt, sind die Stätten jetzt versandet, doch sucht die franz. Regierung sie wieder in den Bereich der Kultur zu ziehen. Die 6 wichtigsten algierischen

Oasengruppen sind: im N. Ziban mit 38 Dörfern, Hauptort Sidi Okba; im SO. Suf mit 8 Dörfern, Hauptort El Wad. Zwischen diesen beiden Oasen liegt der 171 □M. große Sumpfsee Melghigh, östl. von diesem der kleinere Gharnis u. viele unbedeutendere. Ferner folgen: Wed Rir mit der Hauptstadt Tugurt, worin 20 Moscheen, 5000 E., Wollen- u. Seidenweberei; südlicher Wargla, Mittelpunkt von 8 zusammengehörigen Oasen mit vielen artesischen Brunnen u. lebhaftem Handel; im W. die Oa. der Beni Msale mit 8 Dörfern u. dem Hauptort Ghardaja am Msab, 11,000 E. Die südlichste Oase, das Gebiet der Schaanba mit dem Hauptort El Golea, 1300 E., wurde 1862 unterworfen.

Die tunisische S. bildet den Osttheil der Biledulgerid, mit den großen Salzseen El Haudéa, Schott Kebir u. El Lowdeah auf 1640 □M. mit 130,000 E. geschätzt. Am El Haudéa liegt die Salz- u. Karawanenhandel treibende Stadt Nefta, an letzterem der Hauptplatz für Dattelhandel Tozer, berühmt wegen schöner Ruinen ist Sbeitla. Das Land ist zum Theil dürr, zum Theil sehr fruchtbar u. erzeugt bes. schöne Datteln.

Die tripolitanische S. tritt in der Sultinebene an das Mittelmeer u. umfaßt mit den drei Hauptoasen Ghadâmes (s. d.) im W., Fezzan (s. d.) im S. u. Audschila (s. d.) im O. ein Areal von 9000 □M.

Die westl. Sahel ist das Land der Mauren; im NW. ist das meist fruchtbare Land der Monselemim, die sich von den südlicheren dadurch unterscheiden, daß sie in Ortschaften ansässig sind u. von dem reichen Ertrage der Gummiwälder leben; doch sind auch sie gefürchtet als Räuber. An mehreren Stellen in der Wüste, wie Tegazza u. Taudeni, graben sie Steinsalz, das bes. nach dem Nigerlande ausgeführt wird. Der Stapelplatz dieses Salzes ist das weit südlichere Arauan, 27 M. nördl. von Timbuktu, Stadt mit 3000 E., der Vereinigungspunkt aller von Norden kommenden, die Sahel durchziehenden Karawanen. Nur noch 11 größere maurische Oasen werden in dem weiten Gebiet westl. aufgeführt, darunter bes. Aderêr mit 4 Städten, vielbesuchten Weideplätzen u. einem mächtigen Steinsalzlager am See Idjil. Südöstl. davon Tagânet mit fruchtbaren Thälern voller Palmen, mit zahlreichen Elefanten u. Löwen, Hauptstadt Tischit. Oestl. von diesem, nach Timbuktu zu, Walâta in dem Lande El Hodh, wichtige Karawanenstation. Südlich davon Kassambara, schon zu den Fulbestaaten gehörig. Davon westlich sind die von Mauren bewohnten Uebergangslandschaften nach dem Senegal u. die von dem Senegalunterlauf nördlichen Trarza, Bratna u. Duaisch, 2000 □M., 185,600 E. Gerade durch das Land der Mauren sind die Karawanenstraßen die ödesten u. deshalb gefährlichsten.

Das Land der Tuareg (s. d.) ist weit umfangreicher als das der Mauren; in ihm treten als fruchtbar u. gut angebaut 2 große Oasengruppen hervor, im N. Rhat od. Ghat, im S. Air od. Asben, beide ungefähr 10° östl. L. von Greenwich; über sie geht die große Karawanenstraße von Tripolis nach Katsena u. Sokoto. Ihre Oasen sind umfangreicher als die der Mauren u. meist mit schroffen Bergzügen besetzt u. umzogen. So Ghat auf dem Plateau von Tasili mit dem gleichnamigen Hauptort, 250 Häuser, 4000 E. u. dem Dorfe Tunin, 500 E. Hier sind jährlich 2 große Märkte. 60 M. südl. liegt Air mit den Städten Assudi u. dem 1460 gegründeten Agâdez, 7000 E., der Residenz Tintellust u. Selufiet, 1000 □M. u. 58,870 E. geschätzt. An der Hauptkarawanenstraße der Tuaregs u. davon westl. liegen im S. die Oasen Aderar u. Assanad mit der Stadt Mabruk; dieser Theil des Tuareggebietes bis zum Niger wird auf 4000 □M. u. 100,000 E. geschätzt; im NW. das an Tasili stoßende Hochland von Hogar od. Ahaggar, unter dem Wendekreise, mit Bergen bis über 2500 m.; das Land der Asgar od. Hogar Tuareg, zu 10,000 □M. u. 20,000 E. taxirt. — Ueber die Scheidewand zwischen Sahel u. Liby'scher Wüste nun führt der kürzeste u. am wenigsten wasserlose Weg nach dem Tsad über die Oase Fezzan (s. d.) mit der Hauptstadt Murzuk (s. d.) u. die von Tibbus bewohnte Kauar. Die Straße hebt sich auf dem Wüstenplateau über 325 m. u. erreicht einmal die Höhe von 975 m. Südlich u. südöstlich dehnt sich das Land der heidnischen Tibbu (s. d.) aus; die westlichsten sind die Tibbu-Bilma, deren nördlichste Oase, südl. von Fezzan, 15 Tagereisen von diesem entfernt, die von Yat ist. Die wichtigste ist die Oase Kauar, 50 □M., 3770 E. geschätzt, im W. von einem steilen Felsengebirge begrenzt, mit dem Hauptort Bilma, dem größten Salzmarkt für einen beträchtlichen Theil des Sudan; andere Orte sind Dirko, die Residenz des Sultans, Anay u. Schimsedru, über die man nach der südl., 4 Stunden von Kauar entfernten Quelle u. Oase Agadem gelangt. Oestlich von Bilma ist das Gebiet der Tibbu Reschâde, Tibesti od. Tu, dessen Nordwestende Afafi mit mehreren Flußthälern bildet, im Ganzen auf 200 □M. u. 7000 E. taxirt. Südl. von Tibesti ist das von Nachtigal 1841 erforschte Land Borgu mit den Kussibergen, in welchem 5000 Bewohner in Ortschaften, ungefähr eben so viele als Nomaden (Bulgeda) leben. Von den östlicheren u. südöstlicheren Tibbuländern Wanyanga u. Ennedi mögen das erstere in den 2 Dörfern Yoa u. Teli 1000—1200, das letztere in einem Dutzend Dörfern 7000 E. haben. Endlich gehören noch hierher Bodele, Bahr el Ghasal, Kanem, die Uebergangslandschaften im S. nach Wadai u. Darfur, welche auf 6000 □M. u. 1 Mill. E. geschätzt werden. Am wenigsten bekannt ist der ganze nordöstl. Theil der Liby'schen Wüste, südl. von Barka, auf 6700 □M. mit 30,000 E. geschätzt, ohne die ägyptischen Oasen. Völlige Oede u. absoluter Wassermangel haben es bis jetzt noch nicht gestattet, von den im N. u. O. befindlichen Oasengruppen Audschila (s. d.) u. Siwah (s. d.), Bahrieh, Farafrah, Dachel u. Chargieh weiter vorzudringen als etwa in einer geraden Linie von 25° 15′ n. Br. u. 27½° östl. L. von Greenwich nordnordwestl. nach Siwah. Alles Gebiet westlich bezeichnet Rohlfs nach der Reise von 1873/74 mit „Sandmeer", Dünen von 100 m. Höhe. Audschila, 11½ □M. mit 11—12,000 E., gehört mit den Nachbaroasen zu Tripolis; dazu gehört im S., durch die wasserlose Serirwüste davon getrennt, die Oase Kafarah mit dem großen Natronsee Arbat. Alle folgenden Oasen gehören zu dem Vizekönigreich Aegypten u. haben vorherrschend arabische Bevölkerung. Oestlich von Audjila liegt Siwah (s. d.). Nach dem Nil zu liegen noch mehrere kleine unbewohnte Oasen, eine größere unbewohnte unter 28° 50′ n. Br. u. ein schöner Salzsee, Esittrah, mit Ibissen u. Enten, unter 28° 43′. Sieben Tagereisen von Siwah u. fünf von dem ägyptischen Fayum liegt die nördlichste der vier am Ostrande der Liby'schen Wüste liegenden ägyptischen Oasen, die von Bahrieh od. die kleine, 28° 22′ n. Br. u. ziemlich unter 29° östl. L. Von den 6 bewohnten Orten sind zu nennen: Gasr od. Bauiti, 100 m. über dem Meere, u. Sabu, südl. von diesen in derselben Oase; Haß u. Chamman. Das Kulturland, einschließlich der Dörfer, umfaßt 9 □Km. mit über 2400 E. Unter 27° n. Br. u. wenige Minuten östlich vom 28.° östl. L. ist die zweite wichtige Ostoase, Farafrah mit Gasr Farafrah, einer 85 m. über dem Meere liegenden Ortschaft. Farafrah, etwa 12 Oasenparzellen zählend, mit ungefähr 20 Quellen, ist auf 10 □Km. mit Vegetation bedeckt, davon nur 3 Kulturland, u. hat eine Bevölkerung von 315 Seelen. Zwei Tagemärsche direkt westlich ist die unbewohnte Oase Nesla mit Brunnen u. Palmen, 1—2 östl. die beiden Bir Kerani u. Bir Murr, nordnordöstl. die unbewohnte Senkung von Ain-El-Wadi mit zahlreichen Dattelpalmen, guten Quellen u. ungefähr 8 □Km. Umfang. Ueber die kleine Bir Dittor, 26° 44½′ n. Br. u. ziemlich 28½° östl. L., gelangt man zu der Oasis magna der Alten, die aber in die zwei politisch getrennten, unter besonderen Scheichs stehenden Oasen Dachel u. Chargeh zerfällt. Erstere ist im N. von einem reichgegliederten Felsrand umgeben, hat 15 Ortschaften, gegen 20,000 E., 60 □Km. Kulturland, Schwefelbäder, u. zerfällt in 3 größere Oasen, in deren nordwestlicher 120 m. über dem Meere das Dorf Gasr, u. in deren östlicher 133 m. hoch Balad liegt. Dachel liegt in einer u. derselben Ebene am Flusse eines noch jetzt deutlich im N. sichtbaren Uferrandes mit Chargeh, der wichtigsten Oase des Ostens. Sie erstreckt sich, einmal zwischen den Orten El-Chargeh u. Beris länger unterbrochen, durch 1½ Breitengrade als ein ½—3 M. breites Thal. Es sind 11 bewohnte Orte vorhanden, worunter das 75 m. über dem Meere gelegene Chargeh mit 3500 E. u. 25 Hekt. Palmenwälder, mit 2 Minarets u. grauen Lehmhäusern, die aber meist von üppigen Palmen, ja selbst von Apfelsinen-, Citronen- u. Olivenbäumen umgeben sind, u. Beris mit 1100 E. u. 161 Hektaren Palmenwälder. Das Ganze berechnet Schweinfurth auf 5740 E. u. 836 Hektaren Palmenwälder, im Ganzen 16 □Km. Kulturland. Von der früher viel bedeutenderen Bevölkerung u. Kultur sprechen deutlich genug die 5 gewaltigen Römerburgen, deren hohe Mauern den Einflüssen der Zeit widerstanden haben. Es giebt noch heute 200 sichtbare Brunnen, von denen kaum der 3. Theil gegenwärtig die Bewässerung der Felder besorgt. Noch mehr sind der Ueberbleibsel aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums, bes. bei der großen christlichen Todtenstadt von Hibe. 4 Km. nördl. von El Chargeh liegt Birbe, der Tempel von Hibe, unter Darius Hystaspis errichtet u. noch gut erhalten. 5 Km. nördl. von Chargeh ist El Baganat, wo sich gegen 150—200 Mausoleen erheben, 2 Km. nördl. davon liegt eine wohlerhaltene Klosterruine, Kasr-Ain-Mustafa-Kaschef. 26 Km. nordöstlich von Chargeh befindet sich Der, d. i. das Kloster, eine große, noch recht feste Burgruine. Außerdem begegnen uns noch viele andere Ruinen.

Zwischen diesen Oasen des Ostrandes u. dem Nil u. westwärts von ihnen zeigt die Liby'sche Wüste bald weiße, scharfkantige Kiesel, bald festen, ebenen Kalk- u. Thonboden, bald mit Eisentheilen gemischten schwarzen Sandstein. Ueberall, wo die Felsen fehlen, tritt Salz hervor. Häufig ist der Boden von tiefen Spalten u. Rissen durchzogen, in denen bei Gewitterregen ein Fluß dahinrauscht. Im Verhältniß zur Sahel ist die Masse des Flugsandes gering; größere Strecken können wenigstens als dürftiges Weideland benutzt werden. Beifuß u. Wermuth bedecken dann den Boden. — Die wichtigsten Karawanenstraßen der ganzen S. sind: Portendik od. Arguin-Walâta-Timbuktu; Mogador-Arauan-Timbuktu od. Djeni; Tunis, Algier od. Tripolis-Ghadames-Ghat-Air-Flachsudan

od. Tripolis-Murzuk-Kauar-Tsadsee; von der marokkan. u. algierischen S. über Ghadames-Murzuk-Audjila-Siwah-El Fayum od. von Siwah südl. über Farafrah nach der großen Oase u. Dongola. — Die wichtigsten Saharareisenden der neuesten Zeit sind: Behm in der westlichen, Barth, Vogel, Duveyrier, Nachtigal in der mittleren, Beurmann, Schweinfurth in der östlichen, Rohlfs in der ganzen S.

Saïda (Said, Sidon), asiat.-türk. Sandjak u. Stadt in diesem am Mittelländischen Meere südl. von Beirut, mit einem alten Schloß, einem immer mehr versandenden Hafen u. etwas Seidenbau. Der Handel hat sich fast ganz nach Beirut gezogen. Die Angaben für die Einwohnerzahl schwanken zwischen 5000 u. 12,000. Die Ruinen des alten phönizischen Sidon liegen etwas weiter östlich. 1840 wurde S. von einem engl.-österr.-türk. Geschwader genommen.

Said Pascha, Mohammed, Vizekönig von Aegypten, 4. Sohn von Mohammed Ali (s. d.), geb. zu Kairo 1822, war Großadmiral der ägypt. Flotte, als er 14. Juli 1854 seinem Neffen Abbas Pascha als Herrscher folgte. Von den großen Eigenschaften seines Vaters steckte auch in ihm Etwas, u. damit verband er die Vorzüge eines europ. gebildeten, wohlwollenden Charakters. Gleich seine ersten Verordnungen betrafen die Abschaffung der Monopole des Getreidehandels u. die Freigebung des Baumwollenbaues u. Baumwollenhandels; ebenso befahl er Handelserleichterungen u. suchte den Sklavenhandel einzuschränken. Da unter ihm der franz. Einfluß an Stelle des engl. trat, so begünstigte er u. A. auch das Suezkanalprojekt. Derselbe Einfluß bestärkte ihn in seinen Emanzipationsgelüsten der Pforte gegenüber. Zu seinen Schattenseiten gehörte seine Liebhaberei für das Heerwesen, für welches er doch wenig Verständniß hatte, seine oft monatelang andauernde Indolenz u. das Zusammenscharren von Geld. Er starb zu Kairo 18. Jan. 1863 u. hatte zum Nachfolger seinen Neffen Ismail Pascha (s. d.).

Saidschütz, ein Dorf von gegen 200 E. im nordwestl. Böhmen, südl. von Brüx. Das berühmte Saidschützer Bitterwasser (vgl. „Mineralwasser") zeigt sich bes. wirksam gegen hartnäckige Verstopfungen infolge sitzender od. üppiger Lebensweise u. der damit zusammenhängenden Blutstockungen, Leberanschwellungen, Milzvergrößerungen ꝛc.

Saigon, wichtigste Stadt des franz. Hinterindien u. Hauptstadt der gleichnamigen Provinz u. des ganzen Kolonialstaates Cochinchina, 11° n. Br. u. 106° ö. L. von Greenwich, liegt 8 Meil. aufwärts von der Mündung des Flusses Saigon, an der ein trefflicher Leuchtthurm steht, ist Sitz des Gouverneurs, dessen Palais neben einer schönen Kirche u. einem Theater die Zierde der Stadt bildet, hat 2 Hospitaler, eine Regierungsdruckerei, ein anamitisches Collége, eine Schule u. ist stark befestigt. S. ist der wichtigste Handelshafen der franz. hinterindischen Besitzungen, deren Einfuhr 1870: 27,500,000 Frcs. betrug, während die Ausfuhr sich auf 19,210,000 Frcs. bezifferte; Hauptexportartikel sind Zucker u. Reis. Im Vertrag von S., 5. Juni 1862, wurde es mit den 3 älteren Provinzen Cochinchina's an Frankreich abgetreten. Die alte Hauptstadt dieses Namens enthält nur noch ein ganz zerstörtes Kastell u. einige Reste alter Häuser. Die Angaben der Einwohnerzahlen der neuen Stadt schwanken, die richtigste scheint 40,000 zu sein. Das ganze Arrondissement zählte ohne Beamte u. Militär 1875: 287,353 E., in der Inspektion S. lebten 555 Europäer, 580 Indier, 5391 Chinesen u. 75,000 Eingeborene.

Sailer, Johann Michael, katholischer Bischof u. gleich berühmt als edler Charakter wie als Prediger u. Erbauungsschriftsteller, geb. 17. Nov. 1751 zu Aresing in Bayern, begann seine Studien in München u. trat 1770 in das Ordenshaus der Jesuiten zu Landsberg ein. Nach der Aufhebung des Ordens (1773) studirte er bis 1777 zu Ingolstadt Philosophie u. Theologie, viele Glaubensanfechtungen siegreich überwindend. 1777 wurde er öffentlicher Repetent der Theologie zu Ingolstadt, 1780 Professor der Dogmatik daselbst. 1782—84 privatisirte er, eifrig mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, wirkte dann bis 1794 als Professor der praktischen Theologie zu Dillingen u. bildete schon hier eine förmliche Schule katholischer Theologen. Aber sein milder, weitherziger Sinn u. seine Verbindung mit edlen Protestanten, wie Lavater, zogen ihm Verdächtigungen bei seinen Oberen u. im Nov. 1794 plötzliche Entlassung zu. Nachdem er wiederum (in Ebersberg bei einem Freunde) privatisirt hatte u. in die von dem Pfarrer Martin Boos ausgehende evangelische Erweckung hineingezogen worden war, erhielt er 1799 aufs Neue eine Professur zu Ingolstadt u. siedelte 1800 mit der Universität nach Landshut über, wo er als Lehrer der praktischen Theologie u.

Universitätsprediger gesegneten Einfluß übte. Nachdem er wiederholt die glänzendsten Berufungen (z. B. 1818 zum Erzbischof von Köln) ausgeschlagen, wurde er 1821 zum Domkapitular, 1822 zum Generalvikar u. Koadjutor des Bischofs von Regensburg ernannt. Zuvor hatte er (1820) versucht, durch eine demüthige Erklärung das Mißtrauen der Kurie gegen seine Person zu beseitigen. 1829 erhielt er zu dem Amte auch die vollen Titel u. Würden eines Bischofs, starb aber bereits 20. Mai 1832. In Bezug auf menschenfreundliche u. aufopfernde Amtsführung wird S. für alle Zeit als das Muster eines kathol. Bischofs dastehen. Dagegen ist es erklärlich, daß seine u. seiner Schüler ganze Anschauungsweise von der jetzt herrschenden ultramontanen Richtung scheel angesehen wird u. deshalb im Aussterben begriffen ist. Eine Gesammtausgabe seiner Werke begann S. selbst 1830 (Sulzbach; beendet 1842 mit dem 40. Bde. von Jos. Widmer). Am weitesten verbreitet sind: „Die Grundlehren der Religion" (Münch. 1812 u. ö.); „Handbuch der christlichen Moral" (3 Bde., ebd. 1818); „Vorlesung aus der Pastoraltheologie" (3 Bde., ebd. 1788 ff.; 4. Aufl. 1822); die Ausgabe der „Nachfolgung Christi" des Thomas v. Kempen (ebd. 1790 u. sehr oft); das „Lese- u. Gebetbuch für kathol. Christen" (ebd. 1783 ff. u. ö.); „Briefe, aus allen Jahrhunderten gewählt" (ebd. 1800 ff. u. ö., 6 Thle.; ein Erbauungsbuch) sowie zahlreiche Predigten.

Saima- od. Saimensee ist ein 8,5 geogr. Meil. langer u. 1,2 geogr. Meil. breiter, 86 m hoch gelegener See im finnischen Gouvernement Wiborg, der mit mehreren anderen Wasserbecken ein großartiges Seensystem von wenigstens 50 □M. Oberfläche bildet. Sein Ausfluß, der Wuoksee, bildet Finnlands merkwürdigsten Wasserfall u. mündet mehrarmig in den Ladogasee.

Saint, weibl. Sainte (frz., spr. Szang, Szangt), abgekürzt St. u. Ste., d. i. heilig; häufig in geographischen u. Eigen-Namen. Die hier sich nicht findenden, mit „Saint" zusammengesetzten Worte suche man unter dem betreffenden Hauptworte.

Saint-Amand (frz., spr. Szangt Amang), Stadt im franz. Departement Nord mit ungefähr 10,000 E., Mineral- u. Schlammbädern, die bereits im Alterthum von den Römern benutzt wurden.

Saint-Arnaud, s. „Arnaud".

Saint-Aubin (spr. Szängt Obäng), dän. Novellist aus einer franz. Emigrantenfamilie, lebte in Kopenhagen u. starb daselbst 24. Nov. 1865. Er schrieb unter dem Pseudonym Karl **Bernhard** u. gab seine Werke mit Kannegießer fast sämmtlich auch deutsch heraus. Seine erste Novelle, „Ein Jahr in Kopenhagen", erschien 1835. Ihr folgten „Lebensbilder aus Dänemark" (6 Bde., Lpz. 1840 f.; 2. Aufl. 1849); „Das Glückskind" (deutsch, Lpz. 1850); „Christian VII. u. sein Hof" (ebd. 1847); „Christian II. u. seine Zeit" (4 Bde., ebd. 1849); „Zwei Freunde" (ebd. 1850) ꝛc. Seine „Gesammelten Werke" erschienen deutsch in Leipzig (1849 ff.).

Saint Brieuc (spr. Szang Brio), Fanum S. Brioci, liegt in hügeliger Gegend am Gouet, 1 Stunde vom Meere des Kanals la Manche u. an der franz. Westbahn im Departement der Côtes du Nord. Die Stadt mit 12,669 E. (1872) hat mehrere wissenschaftliche Institute, eine Bibliothek von 27,000 Bänden, ein Gemäldemuseum, vielbesuchte Pferderennen, eine schöne Granitbrücke über den Gouet ꝛc. Ihr Hafenplatz, aus dem bes. viel Schiffe auf den Stockfischfang auslaufen, befindet sich bei dem Dorfe le Legué. In seiner Nähe sind Austernparks.

Saint Denis (spr. Szang Donih), Dionysianum; liegt in 33 m. Seehöhe am rechten Seineufer u. an der franz. Nordbahn, gerade nördl. von Paris im Departement der Seine. Die Stadt mit 31,850 E. (1872) ist die französische Nekropolis mit der hochberühmten, im vorgothischen Stile aufgeführten Abtei. Der heilige Dionysius wurde 273 als Martyrer auf dem Montmartre enthauptet. Nach der Sage nahm er hierauf seinen Kopf u. ging, von Engeln begleitet, nach dem Dorfe Catuliacum, wo er in einer Kapelle begraben wurde. An dieser Stelle ließ Chlotar's II. Sohn, König Dagobert, eine prächtige Kirche bauen. Die dabei errichtete Abtei wurde durch Geschenke nach u. nach die reichste Frankreichs, so daß sich mehrere Könige Aebte derselben nannten. Karl der Kahle erhob St. D. zur Stadt. Von Ludwig dem Heiligen ab, der in der Abtei alle seine Vorgänger bestatten ließ, wurde dieselbe der Begräbnißplatz der franz. Könige bis zur großen Revolution. Auf Befehl des Konvents aber wurde im Aug. u. im Okt. 1793 die Königsgruft erbrochen, die Leichen wurden verstümmelt u. schließlich in 2 Gruben, in der einen die Valois, in der anderen die Bourbons, verscharrt. Napoleon stellte 1806 das Kapitel wieder her u. bestimmte es zur Kaisergruft. Die Bourbons nahmen seit

1816 eine gründliche Restauration damit vor, ließen die Gebeine aus den Kalkgruben wieder zusammensuchen, Denkmäler u. Denktafeln errichten u. brachten viele Kunstschätze aus anderen Kirchen Frankreichs nach St. D. Seit dieser Zeit wurde aber nur Ludwig XVIII. dort beigesetzt. Die Stadt St. D. ist Handels- u. bedeutende Industriestadt u. in den Festungsgürtel von Paris mit eingezogen.

Saint Denis (Ausspr. wie oben), Hauptstadt von Réunion (s. d.), an deren Nordostseite, hat eine offene Rhede, ist sehr ausgedehnt, da die Häuser zerstreut liegen, Sitz des Generalgouverneurs aller franz. Besitzungen im Ind. Ozean u. des Bischofs, hat 3 Kirchen, eine Bibliothek u. 30,000 E. Infolge der bedeutenden Zunahme des Handels hat die franz. Deputirtenkammer Anfang 1877 beschlossen, einen Hafen anzulegen.

Sainte-Beuve (spr. Szängt Böhw'), Charles Augustin, franz. Kritiker, Dichter u. Essayist, geb. zu Boulogne sur Mer 23. Dez. 1804; ging 1822 nach Paris, um Medizin zu studiren, wandte sich aber bald der literarischen Beschäftigung zu u. betrat die Schriftstellerlaufbahn als Mitarbeiter des „Globe". Er besaß ein sehr bedeutendes natürliches Talent, viel Geist, einen instinktiv tiefen Blick u. eine blühende Phantasie, war aber durchaus subjektiv u. ohne feste ästhetische Grundsätze. Aus einem Verfechter des Romantizismus, der er in seiner Jugend war, wurde er später ein Gegner desselben u. bekehrte sich zu den orthodoxen literarischen Grundsätzen der klassischen Schule, indem er gleichzeitig sich auf die Seite des Kaiserreichs schlug. Seit 1840 Konservator an der Mazarin'schen Bibliothek u. seit 1845 Mitglied der Akademie, war er 1857—61 Lehrer an der Normalschule u. erhielt 1865 einen Sitz im Senat. Zum Verdruß vieler seiner Kollegen hielt er übrigens 1867 im Senat eine Vertheidigungsrede für Renan, wie er denn auch selbst zuletzt mit der Kirche zerfallen war. Er starb zu Paris 13. Okt. 1869. Von seinen Werken sind zu erwähnen: „Tableau historique et critique de la poésie française et du théâtre français au 16me siècle" (2 Bde., Par. 1828; neue Aufl. 1844); „Portraits littéraires et contemporains" (7 Bde., Par. 1852); „Causeries du Lundi" (gesammelte Studien u. Kritiken, 15 Bde., ebd. 1851—62); „Nouveaux Lundis" (11 Bde., ebd. 1863—69); „Étude sur Virgile, suivie d'une étude sur Quinte de Smyrne" (ebd. 1857); „Chateaubriand et son groupe littéraire sous l'empire" (2 Bde., ebd. 1860; 2. Aufl. 1861); „Nouvelle galerie des femmes célèbres" (ebd. 1864); „Histoire du Port-Royal" (2 Bde., ebd. 1840—43). Als Dichter trat er auf in „Vie, poésies et pensées de Joseph Delorme" (ebd. 1829); „Consolations" (ebd. 1830); „Pensées d'août" (ebd. 1837) u. dem Roman „Volupté" (2 Bde., ebd. 1834; n. Aufl. 1842). Die Herausgabe des Briefwechsels Proudhon's (s. d.) mit dessen Lebensbeschreibung konnte er nicht vollenden. Seine „Lettres à la princesse (Mathilde)" erschienen 1873 (Par.). Vgl. Vic. d'Haussonville, „S.-B., sa vie et ses oeuvres" (Par. 1875).

Saint Etienne (spr. Szängt Etienn'), in 540 m. Seehöhe am linken Ufer des Flüßchens Furens, der in die Loire geht, u. an der Eisenbahn Paris-Lyon, ist die größte Stadt des franz. Dep. der Loire in der ehemaligen Grafschaft Lyonnais. Die Stadt, die im J. 1770 noch kaum 20,000 E. zählte, ist jetzt eine der wichtigsten Industriestädte Frankreichs u. hatte 1872: 86,229 E. Eine St. E. eigenthümliche Fabrikation ist die von seidenen Bändern, wozu es jährlich über 100,000 Kg. Seide verbraucht u. für über 60 Mill. Frcs. Bänder liefert, d. i. ¹/, der Gesammtproduktion Frankreichs. Nicht geringer ist ferner seine Waffenfabrikation, welche viele Tausende von Arbeitern beschäftigt; von Metallwaaren andrer Art fertigt es wöchentlich 12,000 Dutzend Messer; die Fabrikation von Schlössern, Werkzeugen, Hausgeräthen ist entsprechend groß; Bessemer- u. Martinstahl u. Stahlräder liefert es jährlich für 15 Mill. Frcs., 9000 Arbeiter beschäftigten sich 1868 mit der Anfertigung von großen Stahl- u. Eisenstöcken, Werkmaschinen, Nägeln ꝛc.; seine Hanfkabel für Bergwerke sind berühmt; nicht weniger seine umfassende Feilenfabrikation. Der industrielle Aufschwung wurde begünstigt durch den Steinkohlenreichthum der Umgegend. Auf einer Fläche von 32 Km. Länge u. 8 Km. Breite sind einige 20 Steinkohlenschichten aufgeschlossen mit einer Gesammtmächtigkeit von 35—40 m., die von Firminy bis Rive de Gier ausbeutbar sind u. in deren Schächten gegen 16,000 Mann arbeiten. Der Ort selbst ist schwarz u. räucherig.

Saint Germain (spr. Szäng Schermäng), Graf Joseph v., berühmter Abenteurer, über dessen Abkunft verschiedene Vermuthungen aufgestellt worden sind: Einige haben in ihm z. B. den portugiesischen Marquis v. Betmar, Andere den Sohn eines Steuereinnehmers Rotondo zu S. Germano in Savoyen, wieder Andere — mit größerer Wahrscheinlichkeit — einen Straßburger Juden Namens Simon Wolff erblicken wollen. Geb. zu Ende des 17. od. zu Anfang des 18. Jahrh., gab er selbst sich ein Alter von 2—3000 Jahren. Seit 1750 trieb er sich als Abenteurer, bald unter diesem, bald unter jenem Namen in Oberitalien umher, bis er 1760 durch die Pompadour an den franz. Hof kam, u. da er wegen seiner reichen Begabung (er besaß ein enormes Gedächtniß, war auf fast allen Instrumenten ein Virtuos u. in vielen anderen blendenden Künsten geübt) viele gläubige Bewunderer fand, so spielte er mit seinen Wunderkräften u. Wundermitteln (nam. mit seinem angeblich ewige Jugend u. Schönheit verleihenden Elixir, Acqua benedetta) eine bedeutende Rolle. Sobald er an einem Orte durchschaut zu werden fürchtete, wußte er sich schnell zu entfernen, um plötzlich anderswo wieder aufzutauchen, so in Petersburg, Berlin, Ansbach ꝛc., bis er Anfang 1780 zu Eckernförde in Schleswig beim Landgrafen Karl von Hessen starb. Vgl. „Nachrichten vom Grafen St. G." (Frankf. 1780) u. den biogr. Roman „Graf St.-G." von Oettinger (Lpz. 1844 u. 46).

Saint Germain en Laye (spr. Szäng Schermäng ang Läh) liegt malerisch auf einem Berge nordwestl. von Paris am linken Seineufer u. an einer nach Paris führenden Eisenbahn im Dep. der Seine u. Oise. Die Abhänge zur Seine sind in einen Rosenteppich verwandelt, u. die mit prächtiger Allee bepflanzte Terrasse, welche das Schloß trägt, bietet einen der schönsten Aussichtspunkte nach Paris hin u. spielte während der Belagerung 1870/71 als Beobachtungspunkt eine wichtige Rolle. Das sehr alte Schloß wurde nach u. nach von vielen Königen erweitert u. bewohnt, von Ludwig XIV. aber verlassen, weil ihm der Blick nach den Kirchthurmspitzen von St. Denis ein störendes Memento mori war. Es wurde unter Napoleon III. angefangen zu restauriren u. beherbergt jetzt ein keltisches Museum. Die Stadt mit 22,681 E. (1872) ist ein schön gebauter Ort mit großem Marktplatz u. verschiedener Fabrikthätigkeit.

Saint Helens (spr. Szänt Hellens), gegen 3 Meilen nordwestl. von Manchester u. 2 M. östl. von Liverpool in der engl. Grafschaft Lancaster, ist eine zum großen Industriedistrikte von Manchester gehörige Stadt mit 45,134 E. (1871), mit über 50 Fabriken u. eben so viel Werkstätten, die mit Kron- u. Spiegelglasfabrikation, mit Töpferei, Gerberei, Eisengießerei, Kupferschmiederei ꝛc. beschäftigt sind.

Saint Jean d'Acre, s. „Acca."

Saint John (spr. Szänt Dschohn), nordamerikanischer Fluß, entspringt im Albanygebirge, an der Grenze Canada's u. des Staates Maine der Vereinigten Staaten, ungefähr 70° westl. L. v. Greenwich u. 46° n. Br.; fließt zunächst nordöstl., parallel dem Lorenzostrom, bis er den St. Francis von links empfängt, dann, die Grenze längere Zeit bildend, östl. u. südöstl., bis er wieder ganz nach Osten sich dreht u. nach einer stark südl. Krümmung in die Fundybai mündet. Wegen seines starken Falles, der vielen Wasserstürze (an einer Stelle 74 m.) u. Stromschnellen ist er nur in seinem Unterlauf für kleinere Fahrzeuge schiffbar, von Fredericton an auch für Dampfschiffe. Von seinen 400 engl. Meilen Länge gehören die untersten 110 ganz zur canadischen Provinz New Brunswick. Von rechts empfängt er den Alagnash, Fishfluß u. Roostuck, von links den Francis, den Tobique u. das Wasser mehrer Seen östl. von Fredericton. Er liefert viele Lachse von außerordentlicher Qualität; an seiner Mündung werden davon jährlich gegen 50,000 gefangen, in Gefrierkästen gelegt u. frisch auf die benachbarten Märkte gebracht. Am St. J. liegen: Fredericton, Hauptstadt von Neubraunschweig, 6006 E. (1871) u. **St. J.**, 28,988 E., an der Mündung in die Fundybai, mit sicherem Hafen, vor dem zwar eine Barre liegt, der aber doch bei der hohen Flut auch für größere Seeschiffe erreichbar ist, 7 Kirchen u. einer höheren Schule, beträchtlichem Seehandel u. Schiffbau.

Saint Johns, Hauptstadt der brit. Kolonie u. Insel Neufundland (s. d.).

Saint Julien (de Reignac, spr. Szäng Schüliäng) ist einer der besten rothen Bordeauxweine, gesund, leicht u. angenehm, doch in einigen Sorten nicht ohne Körper u. Fülle. Nach den Besitzungen, auf denen er kultivirt wird, unterscheidet man: Léoville, Larose-Balguerie, Mr. Bergeron Ducru, Mr. Cabarrus, St. Pierre, Mr. Dulus, Mr. Daux, Château Béchevelle u. Cadillon.

Saint-Just (spr. Szäng Schüst), Louis Antoine, franz. Revolutionär, geb. 25. Aug. 1767 zu Decize in Nivernais, Sohn eines Exkapitäns der Kavallerie; studirte in Reims die Rechte, widmete sich aber bald ganz der Literatur. Ein Epos, „Organt", welches er 1789 herausgab, ohne seinen Namen zu nennen, bezeichnete er

später selbst als Schülerarbeit, doch war auch das zweite unter dem Titel „Mes passe-temps ou le nouvel Organt“ (1792) nichts mehr. Allein die Revolution, von welcher er die Verwirklichung der Ideen Platon's u. Rousseau's erwartete (s. seinen „Esprit de la révolution“, 1792) u. für die er mit der Macht seiner lebhaften Rede, seiner eleganten Manieren, seiner stolzen u. reservirten Haltung auftrat, brachte ihn bald zu Einfluß u. Rang. Noch nicht 25 Jahre alt, wurde er 1792 als Deputirter für Aisne in den Konvent geschickt, verlangte am 16. Dez. die Verbannung aller Bourbons u. stimmte im Jan. 1793 für den Tod des Königs ohne Appellation. Zugleich war er unablässig für Freiheit des Handels, für Hebung des Ackerbaues u. der Industrie thätig, u. verlangte 1793 ein eigenes Militärcomité. Obwol er seit 30. Mai 1793 zum Wohlfahrtsausschuß gehörte, war er bei dem Sturze der Girondisten nicht thätig, erschien jedoch zweimal als Deputirter des Konvents bei der Armee zur strengen Beaufsichtigung ihrer Operationen u. betheiligte sich seit seiner engeren Verbindung mit Robespierre u. Couthon 1794 bei allen Schreckensmaßregeln zur Vernichtung Danton's u. anderer Gegner des Triumvirats. Als seine Anklage Tallien's u. Anderer am 9. Thermidor 1794 ohne Erfolg blieb, wurde er mit Robespierre (s. d.) u. Couthon (s. d.) verhaftet u. wenn auch für kurze Zeit aus dem Kerker befreit u. auf das Stadthaus gebracht, von dort zum Verhör u. zur Guillotine geführt. Mit stoischer Ruhe u. philosophischer Würde erlitt er den Tod 28. Juli 1794. — Vgl. Hamel, „Vie de St. J.“ (Par. 1859).

Saint-Lambert (spr. Ssäng Langbähr), Charles François, Marquis de, franz. Dichter u. philosophischer Schriftsteller (Atheist), geb. zu Vezelise bei Nancy 16. Dez. 1716; trat aus dem Jesuitenkollegium in den Kriegsdienst, kam 1748 an den Hof des Königs Stanislaus, hielt sich dann aber meist in Paris auf, ward 1770 Mitglied der Akademie u. starb 9. Febr. 1803. Seine „Saisons“ (Par. 1769; deutsch von Weiße, Lpz. 1791) erlebten, obwol im Ganzen langweilig, mehrere Auflagen; ebenso seine „Poésies“ (2 Bde., letzte Ausg. Par. 1795). Sein philosophisches Hauptwerk ist der „Catéchisme universel“ (3 Bde., ebd. 1798), worin er, der Freund der Encyklopädisten, deren atheist. Grundsätze aussprach. Seine „Oeuvres philosophiques“ erschienen 1800 in 5 Bdn.

Saint Lô (Briovera), Stadt mit 9069 E. (1872) in 33 m Seehöhe am rechten Vireufer u. an der franz. Westbahn im Dep. de la Manche. Ihre Kirche St. Croix ist wol das am besten erhaltene Bauwerk sächs. Stiles in Frankreich. Besonders schön ist die Notre Dame Kirche. Die Stadt ist lebhafter Industrieplatz u. fertigt wollene u. baumwollene Gewebe, schöne Tafelzeuge, Spitzen u. Bänder, hat Wollen- u. Baumwollenspinnereien, Bleichen u. Fabrikation von Messerschmiedewaaren u. Kesseln. Die umliegenden Dörfer treiben bedeutenden Handel mit selbst gefertigten Weidengeflechten. — Die Stadt ist sehr alt; sie hat ihren Namen nach dem heil. Laud, der zu Chlodwig's Zeit lebte.

Saint Louis, Hauptort einer gleichnamigen County u. bedeutendste Stadt des nordamerikan. Staates Missouri, am rechten Ufer des Mississippi, 4 Meilen unterhalb dessen Vereinigung mit dem Missouri, mit 428,126 E. (1872), darunter etwa 60,000 in Deutschland geborene, die meist in den unteren Stadttheilen am Mississippi wohnen, u. gegen 25,000 Farbige. Die Stadt liegt auf 2 Terrassen, 61 m resp. 12 m über dem höchsten Wasserstand; die Straßen sind meist breit u. rechtwinklig angelegt. Die Hauptgebäude sind Cityhall, Countygerichtshaus, Zollhaus, Arsenal, Börse, Kathedrale, Universität, Stadthospital u. Marinehospital. St. L. hat 73 Kirchen, darunter 19 katholische, wie auch mehrere Klöster, ist Sitz eines kathol. Erzbischofs, eines Zoll-, Schatz- u. Landesvermessungsamtes, der Staatsbank von Missouri u. Hauptquartier des 10. Militärdepartements. Die bedeutendsten Bildungsanstalten sind: die katholische Jesuitenuniversität, die Washingtonuniversität, die Western Academy of Sciences, das Deutsche Institut, das Museum indianischer Alterthümer, die kaufmännische Bibliothek mit 33,000 Bänden. Zahlreiche Pferdeeisenbahnen verkehren in der Stadt, viele Dampfer, manchmal 60—100, liegen zu gleicher Zeit im Hafen, u. eine große Zahl Eisenbahnen, wie die Pacific-, die St. Joseph- u. die Iron Mountainbahn, bewältigen den kolossalen Verkehr dieser Metropole des amerikanischen Westens. Sie hat eine kirchliche u. eine kommerzielle Bedeutung. Der Jesuitismus in der Union hat hier eine Hauptstätte u. erheblichen politischen Einfluß. Kommerziell ist St. L. der Stapelplatz für den ganzen Missouri, den Illinois u. den obern Mississippi; es beherrscht das ganze ungeheure Mississippithal vermöge seiner ungemein günstigen Lage, an dem Zusammenflusse zweier großer schiffbarer Ströme, vor einem an Getreide, Erzen, Kohlen u. Holz reichen Hinterlande, mitten auf der Linie, die Chicago u. New Orleans verbindet. In den riesigen Speichern am Flusse lagern kolossale Massen von Getreide, Baumwolle, Vieh, besonders Schweine, Fische, Pelzwaaren, Eisen, Blei &c. 1871 kamen 2571 Dampfschiffe an u. gingen 2605 ab; in selbigem Jahre wurden 633,370 Schweine eingeführt u. meist hier verpackt. Sehr bedeutend ist auch die Industrie, bes. in Eisen, in Baumwolle u. Wolle. Die Lage ist ungesund wegen der Hitze u. Fieber im Sommer, u. oft recht starker Kälte im Winter. Den Namen erhielt der seit 1764 entstandene Ort von Ludwig XV., der es 1763 an Spanien abtrat; von 1800—1803 war es wieder französisch.

Saint Malo (spr. Ssäng Malo), liegt außerordentlich malerisch auf dem Aaronfelsen am Kanal la Manche u. an der franz. Westbahn im Dep. Ille et Vilaine. Die Stadt mit 12,040 E. (1872) hat einen gut vertheidigten u. schwer zugänglichen Hafen, aus dem jährlich 60—80 Schiffe auf den Kabeljaufang nach Neufundland auslaufen u. ein Handelsverkehr mit 330,000 Tons Ein- u. Ausfuhr stattfindet. Die Stadt selbst besitzt Schiffe von 41,000 Tons. Sie unterhält regelmäßige Dampfschiffverbindung mit den Normannischen Inseln, mit Southampton u. London u. ist Ausgangspunkt eines Kanals nach Rennes. Der Ort bot einst Ludwig XIV. 30 Mill., um 22 Schiffe auf seine Kosten auszurüsten. St. M. ist benannt nach einem Bischof von St. Servan, der Nachbarstadt, von der es nur durch eine Chaussee getrennt ist. Die Stadt ist Geburtsort von Chateaubriand, der auch hier begraben liegt, von Lamennais, La Mettrie, Maupertuis &c.

Saint-Marc-Girardin (spr. Ssäng Mark Schirardäng), d. i. kurzweg **Saint-Marc**, François Auguste, franz. Schriftsteller u. Politiker, geb. als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns zu Paris 12. Febr. 1801; studirte die Rechte u. wurde Advokat, folgte aber bald ausschließlich seiner Neigung für die lit.-historische u. publizistische Thätigkeit. Schon 1822 machte er sich durch „Das Lob Lesage's“ bekannt, u. 1827 krönte die Akademie sein „Lob Bossuet's“. Dieser Erfolg öffnete ihm die Spalten des „Journal des Débats“, an dem er thätig blieb, bis ihn 1872 die veränderte politische Richtung des Blattes zum Austritt von demselben veranlaßte. Er war stets ein „Liberaler“ nach dem Vorbilde Guizot's, dessen Stellvertreter er seit 1826 für den Lehrstuhl der Geschichte am Collège de France war, aber die Furcht vor Neuerungen verfolgte ihn bis in seine literarische Kritik hinein. 1834—66 war er Professor der franz. Dichtkunst. Seine Vorträge bilden auch den Kern seiner Werke: der „Cours de littérature dramatique“ (5 Bde., Par. 1843—68) ist ein anerkanntes Musterwerk. Daneben sind seine „Essais de littérature et de morale“ (ebd. 1844) hervorzuheben. Der Gymnasialerziehung in Deutschland widmete er einen eingehenden Bericht (1835), dem sich seine „Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne“ (1835) würdig anschlossen. Sein letztes bedeutenderes Werk ist: „Lafontaine et les fabulistes“ (2 Bde., Par. 1867), worin er seine letzten Vorlesungen in der Sorbonne zusammengefaßt hat. Schon seit 1840 Mitglied der Akademie, wurde er später auch Mitglied des kaiserl. Rathes des öffentlichen Unterrichts u. im Aug. 1850 des Oberstudienrathes. In seiner politischen Laufbahn (er gehörte bereits 1836—50 der Deputirtenkammer an) hatte er weniger Glück; er war nicht so bedeutend als Redner auf der Tribüne wie als Debateur mit der Feder u. als Lehrer am Pult der Universität, u. wenn er es auch nach seiner Wahl in die Nationalversammlung 1871 bis zum Vizepräsidenten brachte u. auf seine Parteigenossen Einfluß übte, so forderte er doch seine Gegner zum Spott heraus. Er starb auf seinem Landgute zu Morsang-sur-Seine bei Paris 11. April 1873. Seit 1869 hatte er auch das „Journal des Savants“ redigirt.

Saint Maurice (spr. Ssäng Moriß) (Agaunum), in 409 m. Seehöhe am linken Ufer der Rhone, an der Schweizer Westbahn u. Ausgangspunkt der vor der Hand bis Siders geführten Simplonbahn, ist einer der belebteren Orte des Kantons Wallis mit gegen 1700 E. Von der Stadt führt über den Fluß hinüber zum Waadtlande eine im 15. Jahrh. erbaute Brücke. Die Stadt war ehemals Hauptort der Nantuates. Ihre im 4. Jahrh. gegründete Abtei ist wol das älteste Kloster nördl. der Alpen u. hatte einst 500 Mönche.

Saint Nazaire (spr. Ssäng Nasähr), Stadt mit 15,536 E. (1872), an der Mündung der Loire u. am Endpunkt der Westbahn im Dep. der unteren Loire gelegen; es hat 2 Häfen, von denen der zuletzt angelegte, doppelt so große wie der alte, theilweise in den Felsen gehauen ist.

Die Stadt treibt starken Handel u. hat regelmäßige Dampfschiffverbindung mit Spanien, Portugal, den Antillen u. Mexiko. Ihre Einfuhr beträgt jährlich 50 Mill. Frcs. in Indigo, Kohlen, Kattun, Holz 2c., ihre Ausfuhr 90 Mill. in Wollen- u. Lederwaaren, Seidenstoffen, Bijouterien 2c. Der Gesammtverkehr wird auf 450,000 Tons geschätzt.

Saint Nicolas (spr. Szang Nicola), im belgischen Tiefland, zwischen Gent u. Antwerpen, an der Verbindungsbahn beider Orte u. an der von Mecheln-Terneuzen, ist der betriebsamste Ort des Waeslandes in der belg. Provinz Ostflandern. Die Stadt mit 24,567 E. (1874) fertigt ... gemengte farbige Wollstoffe u. Shawls, Leinwand u. Holzschuhe.

Saint Omer (spr. Szangt Omeh), Audomaropolis, in sumpfiger Ebene, in 23 m Seehöhe, am linken Ufer der hier schiffbar werdenden Aa, an der franz. Nord- u. Nordostbahn, im Dep. Pas de Calais, ist eine Festung 1. Ranges, zu ¾ von Wasser umgeben, mit 4 Forts, hat 21,507 E. (1872), ist Sitz der berühmten antiquarischen Gesellschaft der „Morinie“ u. hat eine Stadtbibliothek von 15,000 Bdn. St. O. fertigt Tüllstickereien, Leinbonneterie, Flanell, 30–40 Mill. Thonpfeifen, hat große Destillationen u. handelt mit Früchten, Geflügel, Gemüse u. Wolle. — Die Gründung der Stadt datirt aus dem 7. Jahrh.



Nr. 1734. Jacques-Henri Bernardin de Saint-Pierre (geb. 19. Jan. 1737, gest. 21. Jan. 1814).

Saint Paul (spr. Szang Pol, engl. Szant Pahl), Hauptstadt des Staates Minnesota in den Verein. Staaten Nordamerika's, am rechten Mississippi-Ufer, unterhalb der Mündung des Minnesota. Hier beginnt die regelmäßige Dampfschifffahrt auf dem Mississippi, die sich auch auf den Minnesota ausdehnt u. so St. P. zum Mittelpunkt eines aufblühenden Handels macht. Die Stadt, Endpunkt von 6 Bahnen, zählt 20,030 E. (1870), darunter etwa 8000 Deutsche. Unter den Gebäuden ragen durch architektonischen Werth hervor das Kapitol, das Opernhaus u. „Ingersoll's Hall“. St. P. hat große Mehl- u. Sägemühlen, Kupfer- u. Eisenwerke u. exportirt Holz, Getreide, Mehl u. Pelzwaaren.

Saint Pierre (spr. Szang Piähr), größte Stadt u. wichtigster Handelsplatz an der Westküste der Insel Martinique (s. d.), mit 22,000 E. (nach anderen Angaben 28,000); hat ein Hauptpostamt, eine Handelskammer, ist Sitz eines Bischofs, eines Assisenhofes, hat zwei Banken, mehrere Hospitäler, eine Irrenanstalt, einen botanischen Garten, ein Seminarkolleg 2c. u. macht einen europäischen Eindruck. Die Umgegend ist gebirgig, doch mit großen Palmenhainen u. Zuckerplantagen bedeckt; ein Gebirgsstrom fließt mitten durch die Stadt. Der Hafen ist gut u. durch Festungswerke geschützt. Mit Europa u. Nordamerika steht St. P. in regelmäßiger Dampfschiffverbindung. Der sehr gestiegene Handel wird nur noch gehemmt durch den Arbeitermangel, an dem die Produktion leidet. (Abb. s. unter „Martinique“, Bd. VI, S. 218.)

Saint Pierre (spr. Szang Piähr, engl. Peter Porttown), an der Ostküste der normannischen Insel Guernsey u. deren Hauptstadt, steigt steilsträßig mit netten weißen Häusern einen Hügel hinauf. Die Gemeinde St. P. (Town and Parish) zählte 1871: 16,166 E. Den Hafen der Stadt schützt eine Citadelle u. Court Castle auf einem Inselchen. Aus ihm werden die Produkte der Insel: Cement, Tang, Papier, Seife 2c. exportirt. Der Handel ist nicht unbedeutend.

Saint-Pierre (spr. Szäng Piähr), Jacques-Henri Bernardin de, berühmter franz. Schriftsteller, Schüler u. Freund J. J. Rousseau's, geb. 19. Jan. 1737 zu Havre de Grâce; unternahm schon als 12jähr. Knabe mit einem Oheim eine Reise nach der Insel Martinique, widmete sich nach seiner Rückkehr (1751) Anfangs zu Rouen u. später zu Paris dem Studium der Mathematik u. der technischen Wissenschaften u. trat, nachdem er seine Ausbildung vollendet hatte, als Ingenieuroffizier in die Armee ein. Infolge eines unglücklichen Zweikampfes mußte er in das Ausland flüchten u. führte nun jahrelang in Deutschland, Polen u. Rußland, endlich auch in Isle de France, ein unstetes Leben, immer mit dem seltsamen Projekte beschäftigt, ein neues Arkadien, eine Art Musterkolonie, in welcher nur Tugend u. Glückseligkeit herrschen sollten, zu gründen u. damit Rousseau's Ideal zu verwirklichen. Natürlich fand er überall nur Enttäuschungen. 1771 kehrte er, reich an Erfahrungen u. erfüllt mit den Eindrücken der Tropenwelt, dauernd nach Frankreich u. Paris zurück u. wandte sich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit zu. 1773 ließ er anonym eine Reisebeschreibung „Voyage à l'Isle de France“ u. (1784) seine „Études de la nature“ erscheinen. Der große Beifall, welcher diesen Werken von dem Publikum gezollt ward, entriß St. P. der gedrückten materiellen Lage, in welcher er bis jetzt sich befunden hatte; er wurde von Ludwig XVI. zum Intendanten des Botanischen Gartens u. des Naturhistorischen Museums, 1794 von der Revolutionsregierung zum Professor der Moral an der Normalschule ernannt. Seit 1796 Mitglied der Akademie, starb er 21. Jan. 1814 auf seinem Landgute bei Paris. Die ehrenvolle Stellung, welche St. P. in der franz. Literatur einnimmt, verdankt er indessen weniger seinen genannten halbwissenschaftlichen Werken, als vielmehr seiner anmuthigen Idylle „Paul et Virginie“ (1789), welche mit Recht eine ähnliche Verbreitung u. Beliebtheit gefunden hat wie Defoe's „Robinson Crusoe“ u. noch heute unbestritten als ein Meisterwerk der Erzählungskunst u. der Naturschilderung gilt. Auch andere kleine, halb idyllische, halb novellistische Erzählungen St.-P.'s, wie „La Chaumière Indienne“ u. „Le café de Surate“, verbinden Anmuth des Inhaltes mit vollendeter Form. In allen seinen Schriften aber zeigt sich St.-P. als edler u. reiner Mensch, als liebenswürdiger u. geistvoller Idealist, der sich in seiner Phantasie der rauhen Wirklichkeit zu entrücken u. in eine poetisch schönere Welt unter bessere Menschen zu versetzen versteht.

Saint Quentin (spr. Szäng-Kangtäng), Quintinopolis, Stadt mit 33,995 E. (1872) im franz. Departement Aisne, liegt in gut bewässerter Gegend in 100 m. Seehöhe an der Somme u. in geringer Entfernung von deren Quelle, an der franz. Nordbahn; hat ein schönes gothisches Stadthaus, eine gothische Kirche, eine Bibliothek von 15,000 Bänden u. ist Sitz mehrerer gelehrten Gesellschaften. Der industrielle Ort produzirt jährlich allein für 80–90 Mill. baumwollene Waaren, hat Baumwollenspinnerei, Mousselinstickerei, fertigt die als St.-Q.-Artikel bezeichneten, aus Wolle u. Baumwolle bestehenden Tischzeuge, hat Maschinen- u. Zuckerfabriken u. treibt ansehnlichen Handel. Im Deutsch-franz. Kriege 1870—71 wurde St. Q. bekannt durch die Schlacht vom 19. Jan. 1871, in welcher die unter Faidherbe zum Entsatze von Paris herbeieilende franz. Nordarmee von den Deutschen unter Göben geschlagen u. nach dem Norden zurückgedrängt wurde.

Saint-Saëns (spr. Szäng Sza ang), Charles Camille, franz. Tonkünstler, geb. zu Paris 9. Okt. 1835; erhielt seine Ausbildung auf dem dortigen Konservatorium u. war in der Komposition nam. ein Schüler Halevy's. 1858 wurde er Organist an der Madeleinekirche zu Paris, welche Stelle er 1877 aufgab, um mehr Freiheit für Kunstreisen zu gewinnen, deren er bereits früher verschiedene (nach Deutschland, England, Rußland 2c.) unternommen hatte, überall sich Anerkennung als vortrefflicher Klavier- u. Orgelspieler sowie als Tonsetzer von Geist u. Geschick verschaffend. Von seinen Arbeiten sind anzuführen: die Opern „La Princesse jaune“, „Le Timbre d'argent“ u. „Samson et Dalila“ (letztere noch nicht aufgeführt); Charakterstücke für Orchester (z. B. „Phaëton“, „Le Rouet d'Omphale“ [„Das Spinnrad der Omphale“], „Danse macabre“ [Todtentanz]); kirchliche u. weltliche Cantaten; Konzerte u. Sonaten für Klavier, für Violine u. für Violoncell; Klaviertrio's u. Quartette; Salon- u. Charakterstücke für Klavier 2c.

Saint-Simon (spr. Ssäng-Simong), Louis de **Rouvroy**, 2. Herzog v., franz. Memeirenschreiber, geb. 16. Jan. 1675; diente mit Auszeichnung unter den königl. Haustruppen, nahm aber, da er wegen seines unabhängigen Sinnes bei Ludwig XIV. unbeliebt war, seinen Abschied u. wurde später ein haßerfüllter Gegner der Frau v. Maintenon (s. d.), verhalf deshalb dem Herzog v. Orleans zur Regentschaft u. stimmte als Mitglied des Regentschaftsrathes für die Demüthigung der legitimirten Prinzen. Dagegen hielt er Dubois von der Zertrümmerung der Parlamente ab u. widersetzte sich den Law'schen Finanzprojekten. 1722 warb er im Auftrage des Regenten in Madrid für den jungen Ludwig XV. um eine span. Prinzessin u. wurde zum Granden von Spanien erhoben. Nach dem Tode des Regenten zog er sich auf sein Landgut Laferté zurück, wo er 2. März 1755 starb. Seine Memeiren, die der Hof sofort in Beschlag nehmen u. ins Staatsarchiv niederlegen ließ, schildern treu u. kritisiren scharf die Zustände, Personen u. Sitten seiner Zeit, bez. am Hofe Ludwig's XIV. u. des Regenten, u. bilden eine sehr wichtige Geschichtsquelle. Die erste, aber mangelhafte Ausgabe erschien 1791 (13 Bde., Straßburg); eine vollständige veröffentlichte Sautelet (20 Bde., Par. 1829—30 u. öfter); eine Auswahl von „Scènes et portraits“ aus den Memeiren stellte E. de Lanneau zusammen (ebd. 1876). Vgl. Poiton, „Le duc de S., sa vie et ses écrits“ (ebd. 1855) u. Bachet, „Le duc de S. et son cabinet“ (ebd. 1874).

Saint-Simon, Claude Henri, Graf v., Enkel des Vorigen, Urheber des nach ihm benannten Saint-Simonismus (s. d.), geb. zu Paris 17. Okt. 1760; ging schon im Alter von 17 Jahren nach Nordamerika, um sich am Unabhängigkeitskriege zu betheiligen, u. ward später Lafayette's Adjutant. Nach dem Ende des Krieges ging er nach Centralamerika u. legte dem Vizekönig von Mexiko einen Plan zur Verbindung des Atlantischen u. Stillen Ozeans vor, der jedoch unbeachtet blieb. 1783 kehrte St. S. nach Frankreich zurück, u. in den nächsten Jahren bereiste er im Interesse neuer großer Pläne Holland u. Spanien. An der Revolution nahm er keinen thätigen Antheil, obwol er mit den alten Verhältnissen nichts weniger als zufrieden gewesen war. Seinerseits erblickte er aber in einer Reorganisation der Gesellschaft das Mittel zur Abhülfe. Um dafür wirken zu können, verband er sich 1790 mit einem Grafen v. Redern zu Spekulationen in den konfiszirten Kron- u. Kirchengütern, wodurch er sich ein ziemlich bedeutendes Vermögen erwarb. Dann versuchte er sich, jedoch ohne Glück, auf dem industriellen Gebiete, schließlich warf er sich auf wissenschaftliche Studien u. bereiste auch nach dem Frieden von Amiens England, Deutschland u. die Schweiz. Nach seiner Rückkehr verheirathete er sich, führte aber ein so tolles Leben, daß er bald sein Vermögen verschwendet hatte. Seine Frau trennte sich von ihm, u. er suchte nun durch literarische Arbeiten die Mittel zu seinem Unterhalt zu gewinnen. Dieselben waren indeß zu konfus, als daß sie hätten Erfolg haben können. S. sank immer mehr in Armuth u. mußte schließlich von Unterstützungen leben. Nur die Begeisterung für die Aufgabe, zu deren Lösung er sich berufen glaubte, hielt ihn aufrecht. Auch bekamen nach der Wiederherstellung des Bourbonenthrones seine unklaren Ideen u. sein dunkler Drang eine bestimmte praktische Richtung, insofern er dafür auftrat, daß dem industriellen Stande der vornehmste Rang in der menschlichen Gesellschaft einzuräumen wäre. Und sein „Système industriel“ (3 Bde., Par. 1821 f.) fand auch trotz aller Formlosigkeit vielseitigen Anklang u. führte ihm eine große Zahl Schüler zu. Gerade jetzt aber ergriff ihn die Verzweiflung, so daß er im März 1823 einen Selbstmordversuch machte. Die Schußwunde, die er sich beibrachte, war indeß nicht tödlich, nur verlor er ein Auge. Nach seiner Genesung vollendete er seine beiden Hauptwerke: „Catéchisme industriel“ (Par. 1823) u. „Nouveau christianisme“ (ebd. 1825). Das erste war gegen die Unterdrückung der arbeitenden Klasse gerichtet, das zweite stellte als einzige positive Grundlage des neuen Christenthums das Gebot auf: „Liebet euch unter einander als Brüder.“ S. starb zu Paris 19. Mai 1825. Er selbst hat kein geschlossenes System seiner Theorien entwickelt; der Aufbau eines solchen rührt vielmehr von seinen Schülern her, ohne die seine sozialen Bestrebungen sehr bald in Vergessenheit gerathen wären. Seine eigentliche Bedeutung liegt aber — außer in seinen spekulativen Arbeiten — bes. auf dem national-ökonomischen Gebiete. S. war Freihändler u. wollte sowol alle Zollschranken wie die natürlichen Hindernisse beseitigt wissen, die sich dem internationalen Verkehr in den Weg stellen. Er schon faßte daher den Plan eines Kanals durch die Landenge von Panama u. des Suezkanals; auch bezeichnete er es als eine der wichtigsten Aufgaben des Staates, durch die Anlage von Straßen u. Kanälen, die Vertiefung u. Vergrößerung der Häfen, die Erneuerung der Städte ꝛc. den Verkehr zu erleichtern u. zu heben. Eine Sammlung seiner Werke gab Roderigues heraus (20 Bde., Par. 1841; n. Aufl. 1865—69). Vgl. Hubbard, „S., sa vie et ses travaux“ (ebd. 1857).

Saint-Simonismus heißt das nach dem Tode des Vorigen von seinen Schülern u. Anhängern ausgebildete sozialistische System, das eine Verbesserung des Loses der unteren Massen in politischer u. ökonomischer, moralischer u. intellektueller Hinsicht bezweckte. Zuerst war es zuerst Bazard (s. d.), in dem der Lehre Saint-Simon's ein begabter Apostel erstand. Die Entwicklung derselben bildete den Gegenstand von Vorlesungen, die jener seit 1827 zu Paris hielt u. durch die er Männer wie Carnot, Michel Chevalier, Fournel, Dugied, Barrault, Duveyrier, Transon ꝛc. für die Saint-Simonist. Ideen gewann. Aus diesen Vorträgen entstand auch der 1. Theil der „Exposition de la doctrine de St. Simon“ (Par. 1828), dem 1830 Enfantin (s. d.) einen zweiten hinzufügte (n. Ausg. beider Theile 1854). Der 1. Theil dieser „Bibel“ der Saint-Simonisten enthält hauptsächlich die politischen u. ökonomischen Lehren. Schon Saint-Simon hatte die äußerste Verachtung der Liberalen sowie des konstitutionellen Staates an den Tag gelegt u. der Krone gerathen, sich nach Ludwig's XI. Vorbilde an die Spitze der „Industriellen“ gegen die Mittelklasse zu stellen. Bazard verlangte, daß aller Antagonismus der geistlichen u. weltlichen Macht, alle Konkurrenz aufhöre. Selbst die Erziehung sollte nach der „capacité“ eingerichtet werden, über welche die „chefs légitimes“ der Gesellschaft zu entscheiden hätten. Der Kriminaljustiz wies Bazard alle Delikte, d. h. unzeitgemäße Handlungen, sogar auf dem wissenschaftlichen u. künstlerischen Gebiete zu, u. nach Art der Handelsgerichte, also ziemlich ohne Form, ohne Appellation, wollte er sie durch Sachverständige gehandhabt wissen. Die Leitung aller Eigenthumsverhältnisse gab er der schiedsrichterlichen Entscheidung der Industriechefs anheim. Ueberhaupt predigte er als die einzig wahre Politik die Herrschaft des Genies u. der Hingebung, auf der anderen Seite Vertrauen u. Gehorsam. Auch in Bezug auf die Besitzvertheilung ging Bazard weiter als sein Meister, der nur soweit gelangt war, die zahlreichste u. ärmste Gesellschaftsklasse für die erste u. wichtigste zu erklären u. seine angeblich neue Religion der Liebe vorzugsweise von der „Emanzipation“ der Arbeiter zu verstehen. Um alle Privilegien aufzuheben, lehrte Bazard, sei es nicht genug, daß die Aemter von Staats wegen nach dem Verdienste u. in Rücksicht auf das Gemeinwohl vertheilt würden, sondern dasselbe müsse auch mit den Besitzthümern geschehen. Zwar die Ungleichheit des Besitzes, entsprechend der Ungleichheit des Verdienstes, solle bleiben („Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihrer Arbeit“), auch Jedermann das von ihm selbst Erworbene zeitlebens selbst besitzen, nach seinem Tode aber der Staat erben. So würden die allgemeinen u. individuellen Rücksichten mit einander versöhnt, u. die neue Staatseinnahme könnte leicht zur Abschaffung derjenigen Steuern benutzt werden, die vorzugsweise auf den niederen Ständen lasten. Als Mittel zur Ausführung der Vermögensvertheilung durch den Staat schlug er ein über das Land verzweigtes Banksystem vor, nach welchem die Banken alle Güter der Nation verwalten u. an die einzelnen Produzenten ausleihen sollten. Im 2. Theil der „Exposition de la doctrine“ entwickelte Enfantin sein neues Evangelium, welches allen moralischen Uebeln u. physischen Leiden, den Kriegen u. Aufständen, den Verbrechen des Ehrgeizes u. sozialer Gewaltsamkeit, dem Pauperismus u. der Entwürdigung des weiblichen Geschlechts ein Ende machen sollte. Nach seinem Religionssystem ist Alles in u. durch Gott, demnach auch der unüberwindliche Trieb des Genusses od. des „Fleisches“ göttlich u. die „Harmonie“ des Geistes u. des Fleisches der höchste Zweck des Daseins. Daher sollte der Grundsatz zur Geltung kommen: „Heiligt euch u. dient Gott durch Arbeit u. Vergnügen.“ Ebenso seien Staat u. Kirche nicht zu trennen; statt dieses Dualismus habe das lebendige Gesetz zu herrschen, ein Vater od. Oberpriester, der als Mensch von ausgezeichneten Eigenschaften die menschliche Familie in Liebe leitet u. Erzieher, Richter, Verwalter in einer Person ist. Die Unterpriester haben mit demselben die Regierung od. die gesellschaftliche Vorsehung zu bilden. Als Agenten der Priester betrachtete Enfantin die Künstler, denn die Künstler seien das verkörperte religiöse Gefühl. Die menschliche Familie theilte er in mehrere Ordnungen, u. zwar hauptsächlich in die Ordnung der Gelehrten mit dem

Priester der Wissenschaft u. die Ordnung der Industriellen mit dem Priester des Kultus an der Spitze. Es war also ein theokratisch industrieller Staat, den Bazard u. Enfantin gründen wollten. Behufs praktischer Anwendung ihrer Ideen unterhielten sie eine lebhafte Agitation, u. da sie infolge der Revolution von 1830 den „Globe" gewannen, welcher am 19. Jan. 1831 zum ersten Mal als „Journal de la doctrine de St. Simon" erschienen war, nahm bald darauf die Schule eine gesellschaftliche Form an, theilte sich in Eingeweihte u. in zwei Noviz[illegible] u. konstituirte sich endlich in einem Hause der Straße Monsigny zu Paris zur St. Simonistischen Familie. Ein gemeinsamer Haushalt ward eingerichtet u. eine Menge Werkstätten, in denen sich gegen 4000 Arbeiter einfanden. Oberpriester ward Enfantin, Priester der Gelehrten Bazard u. Priester des Kultus Etienne Monceh. Schon nach wenigen Monaten jedoch kam es zu Zerwürfnissen. Dem ungestüm vorwärts drängenden u. sich dem Mystizismus zuneigenden Vater Enfantin ward Bazard, der als ein Mann der Vernunft das Errungene vor Allem befestigen wollte, unbequem u. er verlangte daher, daß sich derselbe zurückziehen solle. Da Bazard vergeblich dagegen protestirte, schied er mit einer Menge St. Simonisten aus der Gesellschaft aus. Nicht lange darauf starb Bazard aus Gram über den ihm zweifellosen Untergang seines Werkes, u. nun verkündigte Enfantin ganz neue Dogmen, die einen potenzirten St.-S. darstellten. Seine ausschweifenden Ideen von einer sog. Offenbarungsfrau (femme révélatrice), die neben ihm, dem geistigen Oberhaupte od. Papste, erscheinen würde, wie von der Gemeinschaft der Frauen, bewogen nicht blos alle ernsten Männer, aus der St.-Simonisten Familie auszuscheiden, sondern veranlaßten auch im Februar 1832 das Einschreiten der Polizei. Hierzu kamen Geldverlegenheiten sowie ein Meinungsstreit zwischen Enfantin u. Olinde Roderigues, der diesen Lieblingsschüler Saint Simon's u. Nachfolger Bazard's bestimmte, gleichfalls mit seinen Anhängern die Familie zu verlassen. Das gab dem Unternehmen den Todesstoß. Um einen letzten Versuch zu machen, zog sich Enfantin mit 42 Getreuen auf sein Landgut Menilmontant bei Paris zurück, wo die kleine Sekte sich behufs Bebauung des Gutes in Gruppen theilte, sich absonderlich kleidete u. öffentliche Mahlzeiten hielt. Nach kurzer Zeit forderte aber die Regierung die Häupter der Sekte: Enfantin, Chevalier, Duveyrier u. Barrault, auf Grund des Gesetzes gegen die Assoziationen vor Gericht, u. 27. Aug. 1832 wurden dieselben zu mehrmonatlicher Gefängniß- u. hoher Geldstrafe verurtheilt. Nun zerstreute sich die Familie vollends, die Schulen in den Provinzen lösten sich auf, u. damit zerfiel der St.-S. in sich selbst od. ging in andere Systeme, wie das der Fourieristen, über. Derselbe lief schließlich auf eine vollständige Revolution des sozialen Lebens hinaus. In politischer Beziehung proklamirte er das Prinzip der reinen haftesten Diktatur, indem er die ganze kollektive u. individuelle Thätigkeit, die ganze Hierarchie u. die ganze Vertheilung der sozialen Verrichtungen in allen Stufen u. unter allen Formen einem absoluten Oberhaupte übertrug. In moralischer Hinsicht predigte er die Rehabilitation des Fleisches. In Betreff der Religion bezweckte er das Wiederaufleben des Pantheismus. Kurz, er faßte alle früheren Utopien in einer originellen u. excentrischen Form zusammen u. bewies durch das Fiasco, das er machte, die Unausführbarkeit derselben aufs Neue. Trotz Alledem ist der St.-S. nicht ganz nutzlos verlaufen. Ihm sind indirekt die richtigeren Einsichten zu verdanken, die sich in der neueren Zeit in allen Fragen, welche sich auf die Organisation der Arbeit, der Produktion u. des Kredits durch die Assoziation der Arme u. Kapitalien beziehen, Bahn gebrochen haben. — Vgl. insbes. Reybaud, „Etudes sur les reformateurs" 2 Bde., Par. 1841 u. Stein, „Der Sozialismus u. Kommunismus" Lpz. 1842.

Saint Vincent, John Jervis, Baron **Meaford**, Graf v., engl. Admiral, geb. 1734; trat schon 1744 ins Seemannsleben ein u. war 1759 beim Unternehmen gegen Quebec Schiffsleutnant. Im Kriege gegen die nordamerikanischen Kolonien that er sich wiederholentlich als Befehlshaber des Schiffs „Foudroyant" rühmlichst hervor. Seit 1783 Mitglied des Unterhauses, hielt er sich hier zur Opposition. Neuen Kriegsruhm erntete er 1794 als Contreadmiral durch die Eroberung der franz. Kolonien Martinique u. Ste. Lucie. Zwar mußte er 1796, nachdem ihm das Kommando über das Mittelmeergeschwader übertragen worden, infolge der Vereinigung der span. u. franz. Flotte das Mittelmeer verlassen, am 14. Febr. 1797 errang er aber einen großen Sieg über die überlegene span. Flotte beim Kap St. Vincent. Dafür wurde er zum Baron Meaford u. Grafen von St. Vincent erhoben u. erhielt ein Jahrgeld von 3000 Pfd. Sterl. 1801–1805 bekleidete er den Posten des ersten Lords der Admiralität, u. 1806 befehligte er die Flotte im Kanal. Seit diesem letzten Kommando erschien er oft im Oberhause, dem er seit 1797 angehörte u. wo er u. A. sowol dem Unternehmen gegen Kopenhagen als auch der Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich sich widersetzte, aber auch die Abschaffung des Negerhandels bekämpfte. 1814 ward er General der Marinetruppen u. 1821, nachdem er sich bereits mehrere Jahre vorher aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatte, Admiral der Blauen Flagge. Er starb auf seinem Landgute Rochetts bei Brandwood 15. März 1823.

Saison (franz., spr. Szäsong), Jahreszeit; bildlich: rechte, günstige Zeit, für Bade- u. Brunnenkuren der Sommer, für Theater u. Konzerte der Winter; s. morte (spr. mort'), die todte, d. h. stille, geschäftslose Zeit, scherzweise „die saure Gurkenzeit" genannt.

Saiten, fadenförmige Körper, welche, durch Spannung elastisch, zur Klangerregung an der nach ihnen Saitenistrumente genannten Gattung von Tonwerkzeugen dienen. Sie werden von verschiedenem Material verfertigt: 1. Darmsaiten, an allen Arten Bogeninstrumenten, der Guitarre, Harfe, zum Theil auch an der Zither verwendet, werden aus Därmen von Schafen (vorzugsweise Lämmern), Ziegen, Gemsen, Rehen u. Katzen gearbeitet. Nachdem die Därme gespalten, von Fett u. Schleim gereinigt u. je nach Maßgabe der Dicke zusammengesponnen sind, wird das Fabrikat geschwefelt, getrocknet, geschliffen, mit einem gelinden Oel eingerieben u. dann in Ringe gewunden, von denen bei Violinsaiten 30, bei Guitarresaiten 50–60 einen sog. Stock ausmachen. Die tiefsten S.n aller Saiteninstrumente sind bekanntlich mit Silber- od. übersilbertem Kupferdraht übersponnen, um mehr Gewicht zu erhalten, ohne an Geschmeidigkeit wesentlich zu verlieren. Eine gute Darmsaite muß ganz gleichmäßig, hell, durchsichtig u. elastisch sein u. darf beim Aufziehen sich nicht verfärben. Die besten S. werden in Italien (Neapel, Rom, Venedig, Padua, Treviso, Verona) verfertigt (röm. od. roman. S.n). Gute Darmsaiten verfertigen auch Frankreich u. Deutschland (Wien, München, Nürnberg, Offenbach, Regensburg, Adorf im sächs. Vogtlande &c.). Metallsaiten werden fast ausschließlich aus Eisen, in neuerer Zeit aus Gußstahl gemacht, am Pianoforte durchweg, an der Zither theilweise angewendet. Nachdem diese S. auf der Ziehbank bis zur gewünschten Stärkequalität gezogen sind, werden sie ausgeglüht, dann mit Leder u. Tripel polirt u. nach den Nummern auf Rollen gewunden. Früher fertigte man sie aus Eisen; Nürnberg u. Berlin waren berühmte Fabrikorte, nicht allein für Deutschland, sondern auch für Frankreich u. England. Seit 1834 begann man jedoch in England Gußstahl zu verarbeiten, u. nam. Webster in Manchester besiegte alle Konkurrenz, bis er wiederum von Miller in Wien weitaus übertroffen wurde, dessen Gußstahlsaiten auch noch gegenwärtig überall den ersten Rang behaupten. Messingsaiten, die man an alten Klavieren noch findet, sind ihrer Unbeständigkeit wegen außer Gebrauch gekommen, ebenso die mit Draht übersponnenen S. aus Seide, welche Baud in Versailles vervollkommnete. Sie finden bekanntlich an der Guitarre u. Zither Verwendung.

Sakkâra, Dorf in Aegypten, wenige Stunden oberhalb Kairo, auf dem linken Nilufer, etwa zwei Stunden landeinwärts am Rande der Liby'schen Wüste gelegen. Einen Theil der Stätte der Nekropole des alten Memphis (s. d.) einnehmend, ist die Umgebung von S. überaus reich an den wichtigsten u. interessantesten Todtendenkmälern, nam. aus der ältesten Periode der ägypt. Geschichte. Dazu gehören die zahlreichen Grabanlagen, sowol Felsengräber als sog. Mastaba, d. h. im Freibau aus Quadern konstruirte Mausoleen von meist rechteckiger Grundfläche, die Wände nach oben geneigt, so daß das Ganze eine nicht weit über dem Boden abgestumpfte Pyramide bildet; unter diesen Mastaba ragt an Werth hervor die im Innern mit kulturhistorisch wie künstlerisch bedeutsamen Skulpturen bedeckte Mastaba des Ti, eines hohen Würdenträgers aus der Zeit der fünften Dynastie (2956–2708 v. Chr.). Ferner befinden sich bei S. die Reste zahlreicher, halb vollendeter od. zerstörter Pyramiden sowie die noch aufrecht stehende berühmte Stufenpyramide, die von einigen Aegyptologen auf Grund einer Stelle des Manethos (s. d.) einem Könige der ersten Dynastie (Anfang des 4. Jahrtausends v. Chr.) zugeschrieben wird u. somit das älteste Bauwerk der Erde wäre. Endlich das sog. Serapeum, d. h. Mausoleum des heiligen Apisstieres (s. d.). Das griech. Serapeum ist verschüttet, das ägypt. dagegen wieder zugänglich gemacht: es ist ein in den lebenden Felsen getriebener, ausgedehnter, gewölbter Gang, in dessen Nischen 64 Apisgräber standen; 24 dieser riesigen Sarkophage aus den verschiedensten Epochen der altägypt. Geschichte sind noch erhalten.

Sakrament (lat. sacramentum) bedeutet ursprünglich Alles, was eine feierliche Verpflichtung in sich schließt; z. B. eine Kautionssumme beim Beginn eines Prozesses, dann aber auch die feierliche Verpflichtung selbst, bes. den Fahneneid. Da nun die lat. Bibel das griech. *μυστήριον* (Geheimniß) durch sacramentum übersetzte, so bezeichnete man seit Tertullian (gest. 220) alle heiligen Handlungen u. geheimnißvollen Glaubenslehren als S.e. Allmählich beschränkte man den Begriff des S.es auf die heiligen Handlungen, schwankte aber in der Zahl bis zu 12 S.en. Erst auf dem Konzil zu Florenz 1439 wurde in Gemeinschaft mit den griech.

Katholiken die schon vorher durch das Ansehen des Petrus Lombardus (gest. 1164) üblich gewordene Siebenzahl der S.e (Taufe, Firmung, Buße od. Beichte, Abendmahl, Ehe, Priesterweihe, letzte Oelung) endgiltig festgesetzt. Drei derselben (Buße, Abendmahl, letzte Oelung) können wiederholt gebraucht werden, die anderen verleihen einen character indelebilis, d. h. eine unzerstörbare Eigenschaft. Die evangel. Lehre bestimmte den Begriff der S.e, die zusammen mit dem Worte Gottes die „Gnadenmittel" bilden, als „heilige, von Christo selbst eingesetzte Handlungen, bei welchen dem würdig Empfangenden unter sichtbaren äußeren Zeichen unsichtbare Gnadengaben zu Theil werden". Auf Grund dieser Erklärung ließen die Reformatoren nach einigem Schwanken nur Taufe u. Abendmahl (Anfangs auch die Buße) als S.e gelten. Doch rief die verschiedene Fassung des Abendmahls (s. d.) endlose Sakramentsstreitigkeiten hervor, theils zwischen den Lutheranern u. Reformirten, theils zwischen den strengen Lutheranern u. den sog. Sakramentirern, d. h. den Lutheranern, die sich zur reform. Lehre hinneigten (vgl. „Luther. Kirche" u. „Reformation"). Die Arminianer (s. d.) fassen die S.e als bloße Ceremonien zur sinnlichen Darstellung des geistigen Bundes zwischen Gott u. Menschen, die Sozinianer als Ceremonien, in denen man sich öffentlich zum Christenthum bekennt; die Quäker (s. d.) lassen nur einen inneren Genuß der S.e gelten ohne äußere Ceremonien.

Sakramentshäuschen, s. „Tabernakel".

Sakristei (kirchenlat. sacristia) heißt in den kathol. u. luther. Kirchen der abgesonderte Raum (ursprünglich in der Nähe des Altars), der zur Aufbewahrung der heiligen Geräthe, Gewänder 2c. sowie zum Aufenthalt der Geistlichen vor u. nach ihren Amtshandlungen dient. In großen Kirchen pflegt die S. mit einem Altar versehen zu sein, so daß auch kirchliche Handlungen daselbst vorgenommen werden können. Die Reform. Kirche kennt keine S., sondern behilft sich mit dem sog. Predigtstuhl. — **Sakristan** heißt derjenige (katholische) Geistliche, dem die Beaufsichtigung u. der Verschluß der S. in größeren Kirchen obliegt.

Säkularisation od. Weltlichmachung (vom lat. saeculum [s. d.]) ist die Verwandlung geistlicher Dinge in weltliche od. profane. Während im Mittelalter die S. geistlicher Geräthe u. insbes. geistlicher Güter streng verboten war, griff sie infolge der Reformation in den protestantischen Ländern stark um sich; die letzten Reste geistlicher Fürstenthümer sowie souveräner Stifte u. Klöster wurden in Deutschland durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 „säkularisirt". Die Versuche Josef's II., die Kirchengüter in Oesterreich zum Theil zu säkularisiren, wurden nachmals rückgängig gemacht; dagegen erfolgte die S. u. der Verkauf der Klostergüter in Frankreich 1790, u. ebenso ist die S. gegenwärtig in Italien in Ausführung begriffen.

Säkulum (a. d. Lat.), Jahrhundert; in der Kirchensprache s. v. w. Welt; säkular, ein Jahrhundert umfassend, dann s. v. w. weltlich.

Sakuntala, Heldin eines Schauspiels v. Kâlidâsa (s. d.).

Saladeros (span., von salar, einsalzen), die umfangreichen Schlachtplätze in Buenos Aires, wo auch die eingesalzenen Fleischvorräthe aufbewahrt werden.

Saladin, eigentlich Salah ed-Din (d. h. „Heil der Religion") beigenannt, früher Jusuf geheißen, war der Sohn Ejjub's u. dadurch Stammvater der Ejjubiden. Sein Vater, ein kurdischer Häuptling in dem Dienste des Emirs von Damaskus, hatte diesem Baalbek erobert, brachte ihn selbst aber in die Gewalt Nureddin's u. wurde dessen Statthalter von Damaskus. Diese Stellung erbte S., geb. 1137; 1167 begleitete er seinen Oheim Schirkuh nach Aegypten, der im Auftrage Nureddin's sich das Vezierat bei dem dortigen Khalifen des Fatimiden erkämpfte u. es schon 1168 auf S. vererbte. Da der Khalif selbst 1171 verstarb u. mit ihm die Dynastie der Fatimiden erlosch, wurde S. Statthalter Nureddin's in Aegypten, herrschte aber nach eigener Willkür u. bemächtigte sich Nubiens u. eines Theils von Arabien. Der Tod Nureddin's 1174 befreite ihn von einem Herrn, der ihn strafen wollte, u. als der jugendliche Erbe des Verstorbenen auch gegen ihn auftrat, nahm er den Sultanstitel an, eroberte Damaskus, u. war nach dem frühen Tode jenes (1181) in drei Jahren (bis 1184) Herr des Ostens von den Nilquellen bis zum Tigris. Bald mischte er sich in die Streitigkeiten des Königs Guido v. Lusignan mit dem Grafen von Tripolis, schloß einmal noch mit dem Ersteren einen Waffenstillstand, brach aber, als Rainald v. Chatillon ihn durch Plünderung friedlicher Karawanen verletzt hatte, in das Königreich Jerusalem ein, siegte 1. Mai 1187 am Bache Kison, 5. Juli bei Tiberias, wo Guido u. Rainald mit den bedeutendsten Baronen in seine Gefangenschaft geriethen, u. zwang Jerusalem selbst nach dreiwöchentlicher Umlagerung 3. Okt. zur Kapitulation. Das ganze Königreich war in seinen Händen, nur Tyrus, Tripolis u. Antiochia widerstanden ihm, der befreite König zog zur Belagerung von Akkon heran u. der ganze Westen bewaffnete sich, ihm beizustehen (s. „Kreuzzüge"). Nach der Ankunft des engl. Königs Richard Löwenherz fiel Akkon 12. Juli 1191 in die Hände der Christen, obwol S. die Belagernden fortwährend im Rücken angriff; selbst Askalon mußte dieser schleifen u. verbrennen lassen, damit es nicht in die Hände der Christen gelange u. er wenigstens Jerusalem vertheidigen könne. Durch eine neue Umwallung rettete er diese Stadt vor den Angriffen Richard's; mehr noch half ihm der Zwist, in welchen der englische König beständig mit den anderen Kreuzfahrern gerieth. Sechs Monate, nachdem er den Christen durch einen Vertrag das ganze Küstenland von Jaffa bis Tyrus überlassen hatte, endigte 3. März 1193 ein Gallenfieber sein thatenreiches Leben. Er war ein Mann von seltener Bildung, von ritterlichem Sinn u. selbst von großer Gerechtigkeit gegen die Christen. — Seine Geschichte schrieb Bohaeddin (herausgeg. v. Schultens 1732).

Salair, s. „Salarium".

Salâm Aleikum (arab.), d. i. „Friede (sei) mit euch", der gewöhnliche Gruß bei den mohammedanischen Orientalen. Bei den Juden lautet derselbe Gruß „Scholem alêhem".



Nr. 4735. Salamanca.

Salamanca, das ehemalige Elmantica u. Salmantica; liegt 800 m. hoch amphitheatralisch auf drei flachen Hügeln rechts am Tormes u. ist Hauptort der gleichnamigen span. Provinz. Die Stadt mit 15,906 E. (1860, seit dieser Zeit liegt keine Volkszählung in Spanien vor) ist Sitz der Provinzialbehörden u. eines Bischofs. Sie gewährt von fern einen imposanten Anblick durch ihre hohen Mauern, ihre 30 Kirchen, 31 Klöster, von denen aber einige in Trümmern liegen, die alte, aus 37 Bogen bestehende Brücke über den Tormes, die noch zur Hälfte Römerwerk ist. Ihre modern goth. Kathedrale aus dem 17. Jahrh. hat drei Schiffe u. einen in eine hohe Kuppel mündenden Thurm; die alte Kathedrale, unmittelbar daneben, ist ein schöner altgothischer Bau; das ehemalige Jesuitenkollegium (das Seminario) ist ein imposanter Palast in florentinischem Stile mit prächtiger Kuppelkirche; das Universitätsgebäude bildet ein großes Viereck in altgoth. Stile; das Colegio del Rey ist ein großes, von Philipp II. in griech. Tempelstile erbautes Gebäude; das ehemalige Dominikanerkloster hat 200 Zellen u. eine prachtvolle Kuppelkirche; ebenso bedeutend sind das Bernhardiner- u. Augustinerkloster, das Guadeloupekollegium u. das Karmeliterkloster, eine Nachahmung des Escorial.

Die Plaza mayor, von stattlichen Häusern umgeben, ist der größte derartige Platz Spaniens, auf dem Stiergefechte vor 16—20,000 Zuschauern abgehalten wurden. Die Industrie des Ortes ist unbedeutend. Man fabrizirt Hüte, Tuch, Wollenzeuge, Leinwand, Leder-, Fayence- u. Topfwaaren, aber Alles in bescheidenem Maße, u. treibt etwas Handel u. Ackerbau. Die Gründung dieser Stadt fällt in die vorchristliche Zeit. Von Hannibal wurde sie erobert, aber wegen des Heldenmuthes ihrer Weiber wieder frei gegeben. Sie stieg im Mittelalter zu hoher Blüte u. hatte über 50,000 E. Ihre Universität, von König Alfons IX. von Leon 1239 gegründet, zählte im 14. Jahrh. bis 17,000 Studirende, mit Spaniens Größe aber sank auch sie u. hat jetzt kaum 400—500 Zuhörer. Sie ist aber noch die reichste Hochschule Spaniens u. hat eine an griech. Handschriften reiche Bibliothek von 30,000 Bdn. Bei S. erlitt am 22. Juli 1812 die franz. Armee durch die vereinigten Spanier u. Engländer eine Niederlage.

Salamander, s. „Molche".

Salamanderreiben, das, bildet seit den 30er Jahren dieses Jahrhunderts einen Akt der sog. Studentenkommerse. Es fand dieses ursprünglich meist zu Ehren eines abgehenden Corpsbruders statt. Man vertheilte die Burschen an den Tafeln in Kränze u. setzte diesen Aufseher od. Exerzirmeister vor, füllte hierauf die Gläser u. rieb sie sodann auf dem Tische unter Aussprechung der Worte „Salamander, Salamander" an einander, bis vom Senior das Kommando „Eins" ertönte. Nach diesem trat eine kleine Pause ein, dann folgte wieder fortgesetztes Reiben bis zum Kommando „Zwei", dann nochmals Pause u. Fortsetzung bis „Drei".



Nr. 4736. Die Salangane (Collocalia esculenta).

Nach diesem Kommando wird das Quantum bis auf die Nagelprobe geleert, die Gläser aber erst mit dem Kommando „Vier" auf den Tisch gesetzt. Während des Reibens mußten die Deckel der Gläser offen u. in den Pausen bei Strafe geschlossen sein. Wer gegen die Regeln fehlte, zu spät trank od. zu spät rieb, mußte nachexerziren, d. h. den Akt wiederholen, bis er vom Senior legal erklärt wurde. Später ward das S. einfach zum Ausdruck einer studentischen Ehrenbezeigung. Ueber den Ursprung dieser Sitte, die man ohne Grund für ein Trankopferceremoniell der alten Deutschen hat erklären wollen, ist man noch im Unklaren. Einige behaupten, der Name komme von dem unbeliebten Universitätsrichter zu Bonn, v. Salomon, her, den man dadurch, freilich in unlauterer Absicht, habe verewigen wollen, was an sich ganz unwahrscheinlich ist, u. auch darum nicht angeht, weil bereits 1831—32 in Heidelberg u. 1833 auch in Bonn bei Kommersen Salamander gerieben wurden, v. Salomon aber erst 18. Okt. 1834 ins Amt kam. Nach Anderen ist diese Sitte in Jena, u. zwar lange vor 1834 entstanden, wo es zur Gewohnheit geworden war, am Schlusse jeder Kneiperei ein Glas Schnaps zu trinken. Von diesem Branntwein ward nun Etwas als Libation auf den Tisch für den Feuergott (Salamander) ausgegossen u. angezündet, während alle Lichter ausgelöscht wurden. Dann hielt Einer eine feierliche Ansprache an den Feuergott, während die Anderen die Gläser auf dem Tische rieben u. fortwährend das Wort „Salamander" sprachen. Beim Erlöschen trank man aus u. setzte die Gläser mit **einem** Schlage auf den Tisch. Von Jena aus kam dann diese Sitte nach u. nach auf andere Universitäten. Nach einer dritten ganz abweichenden Erklärung wäre aber das Wort „Salamander" korrumpirt aus: „S (auft) Alle M (it ein) Ander", weil man beim Weggehen aus der Kneipe gewöhnlich noch ein Glas in pleno trank u. statt anzustoßen die Gläser rieb.

Salami, eine in Italien allgemein gebräuchliche Art von Wurst; dieselbe ist sehr hart u. lange haltbar. Man fertigt sie aus Schweinefleisch mit Zusatz von Rindsfleisch, würzt mit Salz, Pfeffer u. Knoblauch u. füllt die Masse in Rindsdärme, die vorher 24 Stunden lang in mit Gewürzen u. Kräutern versetzten Wein eingeweicht worden sind; dann werden die S. in den Rauch gehängt.

Salamis (Koluri), ist eine bis 380 m. aufsteigende dürre Felseninsel im Saronischen Meerbusen, die die Eleusisbucht an der Westküste von Attika schließt. Die 1,67 □M. große Insel mit etwa 3000 E. gehört zur griech. Nomarchie Attika, ist durchaus felsig u. hat nur an der Küste ergiebigen Boden für Weizen, Gerste, Oel u. Wein. Sie trägt außer der Stadt **Koluri** mit 2789 E. (1870) nur noch drei Dörfer u. ein Kloster. Die Geschichte der Insel beginnt im sagenhaften Alterthum, wo sie Pityussa geheißen haben soll. Schon zur Zeit des Trojanischen Krieges tritt sie als unabhängiger Staat auf u. behauptet ihre Unabhängigkeit bis zu Anfang der 40. Olympiade. Da wird sie von den Megarern, später von den Athenern, in Besitz genommen u. blieb mit kurzer Unterbrechung bis 318 v. Chr. als besonderer Demos athenisches Eigenthum. In diese Zeit fällt der glorreiche Sieg des Themistokles über die Flotte des Xerxes in dem schmalen Sunde zwischen dieser Insel u. Attika. 318 unterwirft sich die Insel freiwillig der makedonischen Herrschaft u. kommt später nochmals in den Besitz der Athener. Mit Athens Fall geräth sie unter röm. Botmäßigkeit, wird zwar von Sulla für frei erklärt, verliert aber bald unter den Kaisern diesen freiheitlichen Schein u. geräth allmählich in Verfall.

Salangane (Collocalia esculenta), benannt nach der Insel Salang bei der Halbinsel Malakka, eine oberseits braune, unten u. an der Schwanzspitze weiße Schwalbe, baut in meist nur schwer zugänglichen Felshöhlen an der Seeküste Nester aus ihrem massenhaft abgesonderten Speichel, der an der Luft erhärtet. Eine andere Art benützt hierbei auch Tange u. andere Pflanzen. Diese „**ind. Schwalbennester**" od. „Tunkinnester" werden in heißem Wasser gelöst zu Brühen, denen nahrhafte u. aphrodisiatische Eigenschaften zukommen sollen, verwendet, u. sind bes. in China beliebt. Deshalb bilden diese Nester für die javanische Regierung eine nicht unbedeutende Einnahmequelle, der Gesammtertrag wird für Java jährlich auf 520,000 Stück angenommen. 100 Nester wiegen getrocknet, wo sie schlechter Hausenblase ähnlich sehen, 1 Catty (1¼ Pfd.). Die Nestpflücker, welche eine besondere Kaste bilden, erhalten ihren mit Lebensgefahr errungenen Erwerb nur jämmerlich bezahlt.

Salarium (lat.) od. salair (franz., spr. Szalähr), eigentlich das Salzgeld (vom lat. sal, Salz), dann verallgemeinert der Gehalt, die Besoldung; salariren, Gehalt geben, besolden.

Salatpflanze, s. „Lactuca".

Salbader nennt man einen seichten Schwätzer, uneigentlich auch einen Quacksalber. Wahrscheinlich ist das Wort aus dem schwäb. „sal", d. h. schmutzig, u. „Bader" entstanden, nicht erst aus „Salbe" u. „Bader" zusammengezogen. Vielleicht ist es auch aus „Seelenbader" entstanden (Seelbad od. Seelenbad nannte man im 15.—17. Jahrh. in der Kathol.

Kirche letztwillige Stiftungen frommer Leute zu dem Zwecke, an gewissen Tagen arme Leute unentgeltlich in den Badereien zu baden), aber mit einer spöttischen Nebenbedeutung, wie das schwab. „Sailsorger" statt „Seelsorger" stets etwas Höhnisches an sich hat. Da die Barbiere od. Bader für Schwätzer gelten, so erklärt sich auch die obige Bedeutung von S.

Salbei, s. „Salvia".

Salben (Unguenta) sind pharmazeutische Präparate von fettiger Natur u. butterartiger Konsistenz; sie werden theils bei Wunden, Geschwüren od. anderen offenen Schäden auf Charpiebäuschchen od. Leinwand gestrichen gebraucht, theils zum Einreiben auf schmerzhaften od. mit Ausschlägen behafteten Theilen verwendet. Man bereitet die S. aus verschiedenen Fetten, Oelen, Harzen mit Zusätzen von Arzneikörpern. Die bekanntesten S. sind: Unguentum basilicum (Basilikumsalbe), Unguentum simplex (einfache Salbe), Unguentum Elemi od. Balsamum Arcäi (Elemisalbe), Unguentum Hydrargyri cinereum (graue Quecksilbersalbe), Unguentum Kalii jodati (Jodkaliumsalbe), Unguentum Zinci (Zinksalbe).

Salbung. Das Alterthum pflegte den Körper, sei es mit bloßem Olivenöl od. mit kostbaren Mischungen (bes. Narde), einzureiben, um die Haut wohlriechend u. geschmeidig zu machen; daher fand die S. ebenso zur Vorbereitung auf den Kampf wie auf Gastmähler ꝛc. statt. Als Ehrenbezeigung gegen einen Gast wird die S. Jesu Matth. 26, 6 ff. erwähnt. Aus der Oelsalbung, die Jak. 5, 14 zum Zweck der Krankenheilung empfohlen wird, ist die „letzte Oelung" (s. d.) entstanden. Auch diente die S. als Mittel, Leichname längere Zeit vor der Verwesung zu schützen. Für die S. als religiösen Gebrauch kommt in Betracht die S. der Priester u. Könige im Volke Israel, die im Uebergießen mit dem Salböl bestand; vgl. 2. Mos. 29, 7; 1. Sam. 10, 1 u. das Rezept des heiligen Salböls 2. Mos. 30, 23 ff. — Daher heißt der von den Propheten geweissagte vollkommene König schlechthin „der Gesalbte" (hebr. Messias, griech. Christus). Die Bedeutung der S. ist in allen diesen Fällen die sinnbildliche Mittheilung des heil. Geistes. Daher blieb die S. der alten Kirche als ein Theil der Taufhandlung in Gebrauch, wie noch jetzt als Theil der Firmung (s. d.), der Priesterweihe u. der kirchlichen Krönung von Fürsten. — In anderem Sinne wird mit S. u. „salbungsvoll" eine würdevolle, feierliche Art zu reden bezeichnet, wie sie dem Priester (als Gesalbtem, s. o.) eigen ist, oft mit dem Nebenbegriff des hohlen, erkünstelten Pathos.

Saldanha (spr. Saldanja), João Carlos Oliveira e Daun, Herzog v., portug. Marschall u. Staatsmann, mütterlicherseits ein Enkel Pombal's (s. d.), geb. 1780 zu Arinhaga; studirte in Coimbra u. war darauf im Verwaltungsrathe der Kolonien angestellt; wurde 1810 eine Zeit lang von den Engländern gefangen gehalten u. ging dann nach Rio de Janeiro. Er diente nun mit Auszeichnung im Heere u. dann in der Diplomatie, ward 1825 Minister des Auswärtigen u. 1826 unter der Regentschaft der Infantin Isabella in Portugal Kriegsminister, was er bis 24. Juni 1827 blieb. Hierauf begab er sich nach England u. 1829 nach Frankreich, wo er als Gegner Dom Miguel's eine Expedition zur Geltendmachung der Thronrechte Donna Maria's ausrüstete. 1830 erzwang er sich den Eingang in das von Dom Miguel blokirte Oporto u. leitete dann als Generalstabschef mit Villaflor, dem nachmaligen Herzog von Terceira, den Feldzug in den beiden Algarbien, der mit der Einnahme von Lissabon endigte u. zur Kapitulation von Evora führte (1834). Obwol dafür nach der Entlassung des Herzogs v. Terceira zum Oberbefehlshaber der Armee u. zum Marschall ernannt, ging er doch, da sein persönlicher Ehrgeiz seine militärische Tüchtigkeit noch übertraf, bald zur Opposition über u. erhielt wirklich 27. Mai 1835 das Portefeuille des Krieges u. den Vorsitz im Ministerrathe. Er konnte sich aber nur bis in den Nov. halten, worauf er sich wieder zur liberalen Opposition in den Cortes hielt. Als aber die Liberalen im Sept. 1836 revoltirten, verließ er sie plötzlich, um sich an die Spitze einer reaktionären Gegenbewegung zu stellen. Da aber diese scheiterte, mußte sich nun S. dem Hasse der siegreichen Septembristen durch freiwillige Verbannung entziehen, bis ihn die Königin nach dem Aufstande von 1846 wieder zurückberief, u. im Jan. 1848 trat er von Neuem an die Spitze des Ministeriums. Abermals gestürzt, begann er ein neues Intriguenspiel, das ihm im April 1851 zum dritten Mal die Regierung in die Hände lieferte. Diesmal behauptete er sich durch geschicktes Laviren bis 1856, trat dann mehr in den politischen Hintergrund, wurde aber Anfangs 1869 als Gesandter nach Paris geschickt. Ein neues Ministerium, das ihn nicht für gefährlich halten mochte, rief ihn Anfangs 1870 zurück. Kaum aber war S. in Lissabon, so fing er auch wieder zu intriguiren an. Mit Hülfe seiner Verbindungen im Heere gelang ihm in der Nacht vom 18. zum 19. Mai 1870 ein Handstreich, durch den er dem König seine Ernennung zum Ministerpräsidenten abnöthigte. Seine vierte Verwaltungsperiode dauerte bis 13. Sept. 1871. Im folgenden Monat ging er als Gesandter nach London, u. auf diesem Posten starb er daselbst 21. Nov. 1876.

saldiren (vom ital. saldare u. dies vom lat. solidare, feststellen, berichtigen), eine Rechnung abschließen, um festzustellen, ob u. von welcher Seite ein Saldo auszugleichen ist; Saldo, der nach einem Rechnungsabschluß sich ergebende u. noch auszugleichende Rest od. Rechnungsbestand, auch der Rechnungsabschluß selbst; in Saldo bleiben, die Rechnung nicht ausgleichen, schuldig bleiben.

Salé, befestigte Handelsstadt im Sultanat Marokko, Königreich Fez, am rechten Ufer des Buregreb, an dessen Mündung in den Atlant. Ozean, mit einem Hafen, Schiffswerfte, Marinearsenal u. 10,000 früher wegen ihrer Seeräuberei berüchtigten Einwohnern. Gegenüber, links am Buregreb, liegt Neu-Salé od. Rabât (s. d.).

Salem, lebhafte Handelsstadt im nordamerik. Staate Massachusetts, liegt am Atlant. Ozean auf einer Landzunge, welche durch zwei Buchten, North- u. South-Rivers, gebildet wird, 14 engl. M. nordwestl. von Boston, mit dem es durch eine Bahn verbunden ist. Die Stadt mit 24,117 E. (1870) ist gut gebaut, hat sehr gute Bildungsanstalten, darunter ein Lyceum u. ein Athenäum mit Bibliothek, wissenschaftliche Sammlungen, mehrere Banken, beträchtliche Industrie u. ausgedehnten Handelsverkehr mit Südamerika, Afrika u. Ostindien. Nach der Seeseite liegen zwei Forts u. ein Leuchtthurm. Der Hafen ist vortrefflich, die Rhederei sehr bedeutend. Mit der Stadt Beverly ist S. durch zwei über den North River führende Brücken verbunden. — S., dessen indianischer Name Naumkeag war, ist 1626 gegründet u. wurde bereits 1630 als „Town" inkorporirt, als „City" aber erst 1836.

Salem, Distrikt in der Präsidentschaft Madras in Vorderindien, unter 12° 2'–12° 54' n. Br. u. 77° 33'–79° östl. Länge von Greenwich, 358 □M. mit 1,963,243 E. umfassend, ist im W. sehr gebirgig (bis 1900 m.) u. wird vom Palarfluß mit dem Tairomanni bewässert. Das Klima in den Niederungen, in denen viel Baumwolle gebaut wird, ist sehr ungesund. Die Hauptstadt S. liegt zwischen den Schiwaroihöhen, am Tairomanni, über den eine feste Brücke führt, u. zählt 19,021 E. in 3821 Häusern. Es ist wohlgebaut, hat zwei Hauptstraßen von W. nach O., ein bombenfestes altes u. ein neues Gefangenhaus, eine kleine Besatzung u. ein altes Fort im S., von dem westl. die Europäer wohnen. Die Bewohner betreiben Baumwollenmanufakturen, Stahl- u. Salpeterfabrikation.

Salep (Radix S. od. Tubera S.), ein seit alten Zeiten bekanntes Arzneimittel, aus den Knollen verschiedener, theils im Orient, theils bei uns in Wäldern u. auf Wiesen wachsender kleiner Pflanzen, aus der Familie der Orchideen bestehend. Nam. sind dies Orchis mascula, O. militaris, O. Morio u. O. maculata; doch werden auch die Knollen vieler anderer Arten gesammelt. Nachdem die Knollen gut gereinigt sind, werden sie mit kochendem Wasser abgebrüht u. rasch im Backofen getrocknet. So kommen sie als kleine, länglichrunde, harte, hornartige Stücke von weißgelblicher Farbe (deutscher S.) od. von blaßbräunlicher Farbe (oriental. S.) in den Handel. Trocken sind die Knollen sowie auch deren Pulver geruchlos, entwickeln aber beim Uebergießen mit kochendem Wasser einen schwachen, eigenthümlichen Geruch; der Geschmack ist schleimig, etwas salzig. Der S. enthält circa 25 % Stärkemehl u. bis 48 % quellbares Gummi. Er findet als schleimiges Mittel in Apotheken Verwendung.

Salerno (Salernum), am Nordrande des gleichnamigen Busens an der ital. Westküste, in einer von Bergen umschlossenen, an Palmen u. Orangen reichen Gegend an der ital. Südbahn gelegen, ist Hauptort der Provinz S. mit 19,905 E. (1871). Die Stadt ist Sitz der Provinzialbehörden u. eines Erzbischofs, hat eine von Robert Guiscard 1084 erbaute goth., aber mit der Zeit verunstaltete Kathedrale mit Grabdenkmälern langobardischer Könige u. dem des Papstes Gregor VII., 17 weitere Kirchen, 19 Klöster, ein prachtvolles Präfekturgebäude u. mehrere andere Paläste, ein schönes Theater u. auf der Höhe die Reste einer normann. Feste. Ihr Wasser erhält sie durch einen malerischen, großartigen Aquädukt vom Jahre 1320. An Bildungsanstalten besitzt S. ein geistliches Seminar, ein Lyceum, eine Militärschule u. mehrere Konservatorien. Im Mittelalter war seine 1150 gegründete Universität hochberühmt; von ihr ging die wissenschaftliche Medizin aus. Sie wurde aber 1817 aufgehoben, nachdem sie schon Jahrhunderte vorher durch das Emporblühen anderer medizinischer Hochschulen, bes. derer in Bologna u. Paris, in Schatten gestellt worden war u. in dem letzten Jahrhundert nur noch ein Scheinleben führte. Die industrielle Thätigkeit der Stadt hat sich bes. auf Seidenweberei u. Baumwollenspinnerei konzentrirt; in der Nähe befinden sich mehrere schweiz. Fabriken. Der Handel ist nicht unbedeutend,

wenn auch der Hafen stark versandet ist; alljährlich wird eine wichtige Messe abgehalten. S. war als Salernum eine röm. Kolonie, kam nach dem Falle des Röm. Reichs unter die Botmäßigkeit der langobardischen Herzoge von Benevent; wurde 848 als deutsches Lehn ein eigenes Fürstenthum, bis der letzte Fürst, Gisulf, von seinem Schwager, dem Normannen fürsten Robert Guiscard, der Herrschaft beraubt wurde u. S. somit in normannischen Besitz überging, aus dem es später an die Hohenstaufen, dann an die Anjou's gelangte.

Sales, Franz v., einer der Heiligen der Kathol. Kirche u. Stifter des Ordens der Heimsuchung Mariä od. der Salesianerinnen, geb. 21. Aug. 1567 zu Sales bei Annecy; widmete sich dem geistlichen Stande, führte die protest. Einwohner von Chablais zum Katholizismus zurück, ward 1602 Bischof von Genf u. starb 1622 zu Lyon. 1665 wurde er von Papst Alexander VII. heilig gesprochen. Sein verbreitetstes Werk ist „Philothea od. Anleitung zum gottseligen Leben" (deutsch von Schröder, 4. Aufl., Freiburg i. Br. 1875). Vgl. Rensing, „Lebensgeschichte des heil. Franz v. S." (Paderborn 1818) u. Hamon, „Vie de François de S." (2 Bde., Par. 1855).

Salesianerinnen, s. „Geistliche Orden".

Salicin, Weidenbitter (von Salix, die Weide); ein zu den Glykosiden gehöriger Bitterstoff, der zuerst von Buchner u. gleichzeitig, aber unabhängig von diesem, von Le Roux im J. 1830 als Bestandtheil der Weidenrinde entdeckt wurde, sich aber außerdem noch in mehreren Pappelarten u. in den Blütenknospen der Spiraea ulmaria findet. Das vollständig gereinigte S. erscheint in kleinen, weißen, glänzenden Krystallnadeln von sehr bitterem Geschmack, löst sich leicht in heißem, schwer in kaltem Wasser; auch in Alkohol ist es löslich. Durch konzentrirte Schwefelsäure wird das S. intensiv roth gefärbt. Durch die Einwirkung von Fermenten spaltet sich das S. in Saligenin u. Traubenzucker. Durch schmelzendes Kali wird das S. unter Wasserstoffgasentwicklung in oxalsaures u. salicylsaures Kali zersetzt; durch Einwirkung anderer Stoffe entstehen noch viele andere Zersetzungsprodukte. Das S. wird im Großen fabrikmäßig aus der Weidenrinde dargestellt, da es in der Medizin als fiebervertreibendes Mittel, als Surrogat für Chinin angewendet wird; durch die oben erwähnte rothe Färbung mit konzentrirter Schwefelsäure läßt es sich leicht von dem Chinin unterscheiden.

Salicornia, s. „Glasschmalz".

Salicylsäure (Spiroylsäure, Spirsäure, Phenylkohlensäure, Acidum salicylicum); diese früher nur den Fachchemiker interessirende, jetzt allgemein bekannte Substanz hat ihren Namen von Salix, d. i. Weide, erhalten, weil man sie aus dem Weidenbitter od. Salicin (s. d.) darzustellen im Stande ist. Die S. wurde von dem Chemiker Piria entdeckt, der sie durch Einwirkung von schmelzendem Kali auf salicylige Säure erhielt. Letztere, die salicylige Säure (Salicylaldehyd od. Salicylwasserstoff), wurde wieder aus dem Salicin durch Einwirkung von chromsaurem Kali u. verdünnter Schwefelsäure hergestellt. Später erhielt Gerhardt die S. auch direkt aus Salicin (vgl. dies.). Durch die Arbeiten von Cahours (1844) wurde festgestellt, daß die S. auch fertig gebildet in der Natur vorkomme; er zeigte, daß das in der Gaultheria procumbens, einer kleinen nordamerikan. Pflanze, enthaltene ätherische Oel (Winter-green-oil od. Gaultheriaöl), welches zu Parfümeriezwecken benutzt wird, zum größten Theile aus salicylsaurem Methyloxyd (od. Salicylsäure-Methyläther) bestehe. Die interessante Entdeckung von Kolbe u. Lautemann (1869), daß die S. künstlich aus Phenylsäure (Phenol od. Karbolsäure) u. Kohlensäure sich zusammensetzen läßt, war anfänglich für die Darstellung im Großen nicht geeignet, weil das theuere Natriummetall dazu nöthig war. Kolbe fand jedoch 1873, daß das Natrium durch die Hydrate der Alkalien (Aetzkali, Aetznatron) sich ersetzen ließ, u. nahm auf fabrikmäßige Darstellung der S. nach dieser Methode ein Patent. Bald darauf entstand auch die erste Fabrik dieser Art in Dresden (Dr. v. Heyden). Die S. wird dort durch Einwirkung von trockener, heißer Kohlensäure auf eine Mischung von Karbolsäure u. Alkalihydraten dargestellt. Hierdurch wurde es möglich, die S. zu einem verhältnißmäßig billigen Preise zu liefern. Nachdem Kolbe durch zahlreiche Versuche festgestellt hatte, daß die S. werthvolle antiseptische (fäulnißwidrige) Eigenschaften besitze, war auch für eine Verwendung des neuen Fabrikates gesorgt. Die S. kommt theils in Form eines weißen Pulvers, theils, in reinerem Zustande, in Form zarter weißer, geruchloser Krystalle in den Handel; sie löst sich in kaltem Wasser wenig, in heißem leicht auf, ebenso in Alkohol u. Aether. Man verwendet die S. in der Medizin u. Chirurgie äußerlich, kleine Mengen auch innerlich; ferner zur Konservirung von Fleisch, Bier, Wein, Milch, Kleister, eingemachten Früchten ꝛc. Auch das salicylsaure Natron wird innerlich gegen akuten Rheumatismus empfohlen.

Salier, der Hauptstamm der Franken, zuerst von Ammianus Marcellinus (im 4. Jahrh.) genannt, fanden wahrscheinlich neben den von Tiberius auf das linke Rheinufer verpflanzten Sigambrern Sitze u. verschmolzen mit ihnen, wurden 358 in Toxandrien, dem Lande südlich u. westlich der unteren Maas, von Julian unterworfen, dehnten aber 431 unter ihrem Könige Chlodio ihre Wohnsitze bis zur Somme aus. Ihr Volksrecht (lex salica) wurde schon unter den ersten Frankenkönigen (um 450) gesammelt u. aufgeschrieben. Das Salische Land (terra salica), welches nach dem „Salischen Gesetze" nur an männliche Erben kommen durfte, war Allodialgut auf dem ehemaligen Gebiete der S., od. auch jedes ererbte, nicht erworbene Vermögen. — Salier od. Salische Kaiser nannte man später das fränkische Königshaus, welches mit Konrad II. 1024 anhebt; doch trug schon der erste Konrad von Franken (911—918) den Beinamen „der Salier".

Salier (lat. Salii, von salire, tanzen) war im alten Rom der Name zweier Priesterkollegien, der sog. Palatinischen S. u. der Collinischen od. Agonensischen S. Die Zweiheit dieser Priesterschaft ist auf uralte Zeit zurückzuführen, in welcher die alten Stämme der Ramnes u. Tities (s. „Rom u. Röm. Reich") noch allein u. unverschmolzen neben einander existirten. Die Palatinischen S. waren die der Ramnes, die anderen gehörten den Tities; erstere dienten dem Mars Gradivus (d. h. der im Kampf Vorschreitende), letztere dem Quirinus (d. h. Speergott). Jedes Kollegium zählte 12 Mitglieder, welche zu allen Zeiten aus den Patriziern gewählt wurden; an der Spitze des Kollegiums stand ein Magister, dem der Praesul (Vortänzer) u. Vates od. Praecentor (Vorsänger) an Würde folgten. Die S. hielten im Anfange des März öffentliche Umzüge u. führten dabei Waffentänze aus, die heiligen Schilde (ancilia) tragend. Die Lieder, welche sie dazu sangen (carmen Saliare), waren sehr alterthümlich u. wurden schon in den späteren Zeiten der Republik nicht mehr recht verstanden. Einiges davon hat Varro überliefert im Buche über die lat. Sprache.

Salieri, Antonio, berühmter ital. Komponist, geb. 19. Aug. 1750 zu Legnano als Sohn eines Kaufmannes; erhielt frühzeitig musikalischen Unterricht u. kam, mit 15 Jahren verwaist u. ganz mittellos, in das Haus eines befreundeten venetian. Nobile, des Giovanni Mocenigo, der für seine weitere künstlerische Ausbildung sorgte. Um diese Zeit kam der Wiener Hofkapellmeister Florian Gaßmann nach Venedig, lernte S. kennen, nahm ihn 1766 mit nach Wien u. wurde fortan sein Lehrer in der Komposition, sowie er auch seine wissenschaftliche Weiterbildung sich angelegen sein ließ. 1770 kam S.'s erste Oper „Le Donne letterate" mit Erfolg zur Aufführung. Ihr folgten „L'Amore innocente", „Don Chisciotto", „Armida", „La Fiera di Venezia", „Il Barone di Rocca-Antica", „La Secchia rapita", „La Locandiera", „La Calamita de' Cori" sowie einige theatralische Cantaten. 1774 starb Gaßmann u. S. wurde an seiner Stelle kaiserlicher Kammercompositeur u. Direktor der Ital. Oper. Als solcher schrieb er die Opern „La finta Scema" (1775) u. „Delmita e Daliso" (1776) u. das Oratorium „La Passione di Gesù Cristo". 1778 besuchte er sein Vaterland, schrieb zur Eröffnung des neuen Theaters alla Scala zu Mailand die Oper „Europa riconosciuta", für Venedig „La Scuola de' gelosi", für Rom „La Partenza inaspettata" u. für Mailand „Il Talismano" (beide 1779), endlich wiederum für Rom „La Dama pastorella" (1780). Inzwischen hatte Kaiser Josef in Wien ein deutsches Nationalsingspiel begründet u. verlangte von dem heimgekehrten S., sich in einer deutschen Originalkomposition zu versuchen. So entstand „Der Rauchfangkehrer", welcher 1781 bei der Aufführung viel Beifall fand. Sein nächstes Werk war die Oper „Les Danaïdes", deren Text Gluck zu komponiren gedachte, aber, sich kränklich fühlend, dem ihm nahe getretenen S. überließ. Durch Gluck's Vermittelung ging dann diese Schöpfung S.'s, der selbst 1784 nach Paris kam, erst in Versailles bei Hofe u. dann in Paris in Scene u. erregte förmliche Begeisterung. Nach Wien zurückgekehrt, brachte S. 1784 u. 1785 die Opern „Il Ricco d'un giorno", „La Grotta di Trofonio" u. „Primo la musica, poi le parole" auf die Bühne. 1786 ging er wieder nach Paris, um die für die dortige Große Oper komponirten Werke „Les Horaces" u. „Tarare" aufführen zu lassen; letztere Oper bes., S.'s Meisterwerk, hatte großen Erfolg. 1788 bearbeitete er sie für die ital. Bühne, u. sie machte sich nun als „Axur, König von Ormus" bald auch auf den deutschen Theatern heimisch. 1788 wurde S. erster Hofkapellmeister, ließ sich aber 1790 von seinen Funktionen als Direktor der Ital. Oper entheben.

Für das Theater selbst schrieb er noch bis in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts, z. B. „Il Pastor fido“ u. „La Cifra“ (beide 1789); „Il mondo alla rovescia“ (1793); „Eraclito e Democrito“ (1795); „Palmira, Regina di Persia“ (1795); „Il Moro“ (1796); „Falstaff, ossia le tre burle“ (1798); „Angiolina, ossia il matrimonio per sussuro“ u. „Cesare in Farmacusa“ (beide 1800); „Annibale in Capua“ (1801); „Die Neger“ (1802), später bes. viel für die Kirche. 1824 ließ er sich in den Ruhestand versetzen u. starb 7. Mai 1825. Die Vorzüge S.'s bestehen im Melodienreichthum, in Formenglätte u. vortrefflicher Handhabung aller Kunstmittel, dagegen fehlen ihm im Ganzen Tiefe u. Eigenartigkeit.

Salinen od. Salzwerke sind Fabriken, in denen Kochsalz entweder durch Gradiren u. Eindampfen von Salzsoolen od. durch Auflösen u. Umkrystallisiren von Steinsalz dargestellt wird (vgl. „Kochsalz“).

Salis, ein altes rhätisches Adelsgeschlecht, dessen Stammburg das ehemalige Kastell Soglio im Gotteshausbunde des Schweizerkantons Graubünden war u. das sich mit der Zeit aus der Schweiz nach Oesterreich, Preußen, England u. den Niederlanden verzweigt hat. Noch heute blüht es in mehreren freiherrlichen u. gräflichen Häusern. Es sind: 1. das Haus **S.-Samaden** in Oesterreich, wo es im 17. Jahrh. als freiherrlich in die Adelsmatrikel eingetragen wurde; 2. das Haus **S.-Marschlins**, seit 12. Mai 1582 reichsfreiherrlich; 3. das Haus **S.-Soglio-Mayenfeld**, seit 1690 in den Niederlanden, wo es 1817 den Adel u. 11. Juni 1822 den Freiherrenstand nach dem Recht der Erstgeburt erhielt; 4. das Haus **S.-Soglio**, dessen Freiherrenstand 4. Mai 1827 in Preußen u. 25. Nov. 1858 in Oesterreich anerkannt wurde, u. von dem ein Zweig seit 12. Mai 1748 reichsgräflich ist; 5. das Haus **S.-Seewis**, theils reichsfreiherrlich (seit 20. Jan. 1588), theils im Besitze des franz. Grafenstandes nach dem Erstgeburtsrechte (seit 1. Febr. 1776); 6. das Haus **S.-Grüsch**, reichsfreiherrlich seit 20. Jan. 1588; 7. das Haus **S.-Zizers**, reichsgräflich seit 26. Aug. 1694. — Bes. namhaft haben sich gemacht: Karl Ulysses, Frhr. **v. S.-Marschlins**, geboren zu Marschlins 25. Aug. 1728; wurde 1757 Podestà im Veltlin u. 1768 franzos. Geschäftsträger in Graubünden, gründete 1761 eine Erziehungsanstalt in Haldenstein, die er 1771 nach Marschlins verlegte, entzog sich 1794 den Wirren der Revolution durch die Flucht nach Tirol, ging von da, nachdem er aus seinem Vaterlande verbannt u. sein Vermögen eingezogen worden war, nach Wien u. starb daselbst 6. Okt. 1800. Außer mehreren geschätzten Reisewerken verfaßte er insbes. „Fragmente der Staatsgeschichte des Thals Veltlin u. der Grafschaften Cleven u. Worms“ (4 Bde., Zür. 1792). — Johann Ulrich, Frhr. **v. S.-Soglio**, geb. zu Chur 16. März 1790; trat 1811 als Kavallerieoffizier in bayer. Dienste, machte als Ordonnanzoffizier des Fürsten Wrede die Feldzüge von 1813 u. 1814 mit, diente 1815—40 in einem niederländ. Schweizerregiment, ward 1842 Oberst im schweizerischen Generalstabe u. 1847 General u. Oberbefehlshaber des Sonderbundsheeres, zog sich, nachdem er von Dufour (s. d.) bei Gisliton geschlagen worden, ins Privatleben zurück, lebte seitdem zuerst in Bergamo, dann in Tirol u. zuletzt in seiner Vaterstadt, wo er 28. April 1874 starb. — Freiherr Johann Gaudenz **v. S.-Seewis**, deutscher Dichter, geb. 26. Dez. 1762 zu Seewis in Graubünden; trat 1785 bei der Schweizergarde in franz. Dienst als Offizier ein, nahm 1792 seinen Abschied u. kehrte nach Graubünden zurück. In den Umwälzungen der folgenden Jahre gehörte er der helvet. Partei an, welche eine Vereinigung der Rhät. Republik mit der Schweiz erstrebte, mußte 1799, als die graubündischen Konservativen die Oesterreicher ins Land riefen, nach Bern flüchten u. bekleidete dann mehrere Aemter bei der schweizerischen Civil- u. Militärverwaltung. Die Ruhe, die in der Schweiz nach der napoleonischen Mediationsakte von 1803 eintrat, führte auch ihn wieder in seine engere Heimat, wo er ehrenvolle Staatsämter bekleidete u. erst 1817 als eidgenössischer Oberst seinen Abschied nahm, um sich völlig ins Privatleben zurückzuziehen. Er starb 29. Jan. 1834 zu Malans in Graubünden. Als lyrischer Dichter hatte er sich früh einen gewissen Ruf erworben. Seine Dichtungen hatten einige Verwandtschaft mit denen seines Freundes Matthisson: die Vorliebe für idyllische Naturschilderungen u. ein Zug zur Wehmuth war Beiden gemeinsam. Aber S.' „Gedichte“ (Zür. 1793; auch in Reclam's „Universalbibliothek“, Lpz. 1872) waren einfacher, trafen den Ton schlichter u. warmer Empfindung besser als die Matthisson's, weshalb denn auch einzelne von ihnen, wie „Traute Heimat meiner Lieben“, „Wann, o Schicksal, wann wird endlich“, „Das Grab ist tief u. stille“ ꝛc. volksthümlich geworden u. geblieben sind.

Salisbury (spr. Szahlsborri), am Einflusse des Bourne in den Avon, an der Bahn Southampton-Bristol u. am Ausgangspunkte des S.-Southhamptonkanals, Hauptstadt der indengl. Grafschaft Wiltshire, hat 12,903 E. (1871) u. ist Sitz eines Bischofs. Sie hat eine im altengl. Stile von 1220—58 erbaute Kathedrale, die als das berühmteste Architekturstück Englands gilt. Ihr Glockenthurm, erst im 15. Jahrh. ihr zugefügt, ist 122 m. hoch u. soll der höchste Thurm Englands sein. Der bischöfliche Palast, unmittelbar dabei, die St. Thomas- u. die St. Edmundskirche, die im dor. Stile erbaute große Gerichtshalle, das Theater, das Konzerthaus sind weitere Prachtbauwerke. Als industrielle Etablissements besitzt S. eine Anzahl Fabriken u. größere Werkstätten für Flanell u. andere Wollenzeuge, für Stahl- u. Eisenwaaren u. für Pergament. Sein Handel, nam. mit Vieh u. Getreide, ist nicht unbedeutend. In das Parlament wählt S. zwei Mitglieder. — S. entstand im 12. Jahrh. nach dem Untergange des nördl. davon gelegenen Old Sarum, des röm. Sorbiodunum, der ehemaligen Residenz wessexischer Fürsten. Ruinen mit interessanten Spuren des Alterthums bezeichnen noch die Stätte der ehemaligen Stadt.



Nr. 4737. Johann Gaudenz v. Salis-Seewis (geb. 26. Dez. 1762, gest. 29. Jan 1834)

Salisbury (spr. Szahlsbörri), ein alter engl. Adelstitel, den sammt dem Schlosse S. u. der Grafenwürde zuerst der Statthalter von Aquitanien Patrick **d'Evreux** von der Kaiserin Mathilde (s. u. „Plantagenet“) erhielt. Dieser ward 1167 auf der Rückkehr von einer Wallfahrt nach Santiago de Compostella ermordet. Durch Heirath seiner Enkelin gingen Titel u. Güter auf William **Longespée**, einen natürlichen Sohn Heinrich's II. u. der Rosamunde (s. d.), über, der zu den berühmtesten Kriegern seiner Zeit gehörte. Später kamen Titel u. Besitzungen an William **de Montacute** († 1343), dessen Gemahlin der Sage nach zur Entstehung des Hosenbandordens (s. d.) Veranlassung gegeben haben soll. Seinem gleichnamigen Sohne († 1397), der sich als Feldherr, nam. in den Schlachten von Crecy u. Poitiers wie gegen die Schotten, hervorgethan hatte, folgte dessen Neffe John als dritter Graf **v. S.**, der sich aber durch seine Theilnahme an einer Verschwörung gegen Heinrich v. Lancaster schon 5. Jan. 1400 einen gewaltsamen Tod zuzog. Erst später erhielt dessen Sohn Thomas die konfiszirten Besitzungen u. den Titel zurück. Derselbe fiel 1428 bei der Belagerung von Orleans, u. da er nur eine einzige Tochter hinterließ, so ward durch deren Vermählung mit Richard **Neville** (s. „Neville“) die Grafenwürde auf diesen u. dann auf dessen Sohn, den berühmten Grafen **Warwick** (s. d.), übertragen, von welch Letzterem er durch die jüngere Tochter desselben an den

Herzog George **v. Clarence,** Eduard's IV. Bruder, fiel. Nach dessen Tode erhielt seine Tochter Margaret, geb. 1470, die Letzte aus dem Hause Plantagenet u. Gattin Sir Richard Pole's, 1513 den Titel einer Gräfin **v. S.**; da diese aber den Argwohn Heinrich's VIII. erregte, ward sie 1541 hingerichtet, womit der Titel erlosch. Erst 1. Mai 1605 lebte derselbe wieder auf, indem Jakob I. seinen Minister



Nr. 1758. Salisbury.

Rob. **Cecil,** Viscount Cranborne (s. „Cecil"), zum Grafen **v. S.** erhob. So ward dieser der Stammvater des jetzigen Adelsgeschlechts dieses Namens, das seit 1789 die Marquiswürde besitzt. Jetziger Chef des Hauses ist Robert Arthur Talbot **Gascoyne-Cecil,** dritter Marquis u. achter Graf **v. S.,** geb. 3. Febr. 1830. Derselbe studirte in Eton u. Oxford, betrat die diplomatische Laufbahn u. saß 1853—68 im Unterhause, wo er, wie sein Vater im Oberhause, zu den Hochtories hielt u. durch die Kraft seiner Rede rasch zu großem



Nr. 1759. Gascoyne-Cecil, Marquis v. Salisbury, geb. 3. Febr. 1830.

Ansehen kam. Früher Lord Cecil u. seit seines älteren Bruders Tode (Juni 1865) Viscount Cranborne, erhielt er im Derby'schen Kabinet von 1866 die Stelle eines Ministers von Indien, als welcher er sich durch außerordentliche Umsicht u. Klugheit auszeichnete. Schon 1867 schied er jedoch aus dem Ministerium wieder aus, weil er sich nicht mit der Derby-Disraeli'schen Reformbill einverstanden erklären konnte. Gerade an demselben Tage, da er im Unterhause eine seiner geistvollsten u. wuchtigsten Reden hielt (12. April 1868), starb sein Vater (geb. 17. April 1791), u. so nahm er als dessen Erbe am folgenden Tage seinen Sitz im Oberhause ein. 1870 ward er zum Kanzler der Universität Oxford ernannt u. im Febr. 1874 übernahm er im Ministerium Disraeli abermals den Posten eines Staatssekretärs für Indien, den er auch jetzt noch bekleidet. Als Anfangs November 1876 der Vorschlag Englands, in Konstantinopel eine Konferenz der europ. Mächte behufs Herbeiführung des Friedens, bez. zur Verhinderung eines Russ.-türk. Krieges auf Grund der Integrität des Türk. Reichs abzuhalten, zur Annahme seitens der Kabinete gelangte, ward S. zum Bevollmächtigten seiner Regierung ernannt. Die eigentliche Konferenz dauerte 23. Dez. 1876 bis 20. Jan. 1877, verlief aber resultatlos. Ende Januar kehrte S., der dem russ. Vertreter, General Ignatieff, (s. d.) getreulich sekundirt hatte, nach London zurück.

Salisches Gesetz ist die Aufzeichnung des Rechtsherkommens der Salfranken in einem verdorbenen Latein, welche nach den Angaben der Vorreden in den offenbar späteren Handschriften noch zur vorchristlichen Zeit stattgefunden u. dann unter Chlodwig, dem Stifter der merovingischen Dynastie, nach Aufnahme des christlichen Glaubens, also zu Ausgang des 5. Jahrh. n. Chr., angemessene Veränderungen erfahren hat. Die darin hervortretende Bevorzugung des Mannsstammes bei der Erbfolge, ein gemeinsamer altgerman. Rechtsgrundsatz, ward französischerseits vom 13. bis 15. Jahrh. gegen die normann. engl. Könige bei den Streitigkeiten um Aquitanien u. die Normandie mit verwerthet, u. noch in neuerer Zeit suchte Don Karlos (s. d. Bd. V Sp. 569) ein Näherrecht auf den span. Thron u. den Anspruch auf Ausschließung seiner Nichte Isabella von der Regierungserbfolge aus dem S. G. herzuleiten (s. „Spanien, Geschichte").

Sallet, Friedrich v., deutscher Dichter u. Schriftsteller aus einer franz. Réfugiéfamilie, geb. zu Neiße in Schlesien 20. April 1812; war 1824—29 Kadet in Potsdam u. Berlin u. trat dann als Offizier in ein Infanterieregiment ein, das in Mainz garnisonirte, wurde aber 1830 wegen einer satirischen Novelle, welche militärische Verhältnisse behandelte, vor ein Kriegsgericht gestellt u. zu schwerer Strafe verurtheilt, welche der König in zweimonatliche Festungshaft umwandelte. Nach Verbüßung derselben in Jülich nach Trier versetzt, legte er sich mit Ernst auf militärische u. linguistische Studien, denen er, nachdem er 1834 die Berliner Kriegsschule bezogen, auch das der Geschichte u. der Hegel'schen Philosophie hinzufügte. 1837 kehrte er zu seinem Regiment in Trier zurück, nahm aber schon 1838 seinen Abschied, lebte seitdem in Breslau, wo er sich zuletzt auch mit politischer Schriftstellerei beschäftigte, u. starb zu Reichau bei Nimptsch 21. Febr. 1843. Ein übersichtliches Bild des Entwicklungsganges dieses liebenswürdigen u. den höchsten Zielen zustrebenden, aber doch nicht zu völliger Reife gelangten Dichters geben uns seine „Gedichte" (Berl. 1835; 3. Aufl. Hamb. 1852), u. in seinem „Laienevangelium" (Berl. 1842; 8. Aufl. Hamb. 1873) legte er die Summe seiner philosophischen u. religiösen Lebensansichten nieder. Außerdem sind von seinen Schriften zu nennen: die Epigramme „Funken" (Trier 1838); das heroische Epos „Die wahnsinnige Flasche" (ebd. 1838); das Märchen „Schön Irla" (ebd. 1838); „Die Atheisten u. Gottlosen unserer Zeit" (Lpz. 1844; 2. Aufl. Hamb. 1852) u. die „Erläuterung zum zweiten Theil vom Goethe'schen Faust für Frauen" (Bresl. 1844). Eine neue Auflage seiner „Sämmtl. Schriften" erschien 1873 ff. zu Hamburg (5 Bde.).

Sallustius (vollständiger Cajus S. Crispus), bedeutender röm. Historiker, geb. 87 v. Chr. zu Amiternum im Sabin. Gebirge; widmete sich neben historischen Studien auch den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes, wurde im J. 52 Volkstribun, im J. 50 durch die Censoren aus dem Senat gestoßen, von Cäsar aber wieder eingesetzt u. zum Quästor gemacht, u. erhielt später die Prätur. Endlich wurde er 46 durch Cäsar Prokonsul in Afrika, welche Stellung er benutzte, um große Reichthümer zu erwerben. Am Mons Pincius in Rom besaß er die Horti Sallustiani. Nach dem Tode Cäsar's wendete er sich der Geschichtschreibung zu. Zuerst schrieb er den

„Catilina", d. h. eine Geschichte der Verschwörung dieses Mannes, darauf folgte der „Jugurtha" od. die Geschichte des „Bellum Jugurthinum", endlich verfaßte er 5 Bücher „Historiae", welche die Jahre 78—67 v. Chr. umfaßten. Letzteres Werk ist nur in Bruchstücken erhalten. Fälschlich führen jedoch seinen Namen die beiden Briefe „Ad Caesarem" u. die „Invectiva in Ciceronem". Die historiographische Tendenz des S. ist offenbar Unparteilichkeit, die daneben aber doch die Vorliebe für Cäsar erkennen läßt. Die Behandlung ist pragmatisch, der Stil musterhaft. Von den zahllosen Ausgaben der Werke des S. nennen wir als die neuesten die von Jacobs (6. Aufl., Berl. 1874), Nobbe (Lpz. 1874), Jordan (Berl. 1876); Uebersetzungen lieferten u. A. Dietsch (2 Bde., Stuttg. 1858) u. Göriz (2 Bde., 4. Aufl., Stuttg. 1871).

Salm, s. v. w. Lachs.

Salm, uraltes deutsches Grafen-, bez. Fürstengeschlecht, welches bis zum franz. Revolutionskriege die gefürstete Grafschaft Ober-S. mit dem Städtchen S. im Wasgau u. die Grafschaft Nieder-S. in den Ardennen besaß. Im J. 1040 theilte sich das Geschlecht in die beiden Häuser **Ober-S.** u. **Nieder-S.** Das erstgenannte Haus zerfiel dann wieder in zwei Linien, von denen aber die eine schon 1175, die andere 1597 im Mannesstamme erlosch. Infolge dessen kam die eine Hälfte der Grafschaft Ober-S. durch Heirath an den Rhein- u. Wildgrafen Nikolaus V., der sich seitdem Graf v. S. nannte, u. die andere Hälfte, ebenfalls durch Heirath, an Lothringen. Auch das zweitgenannte Haus, welches das Herzogthum Limburg erwarb, starb bereits 1413 aus, worauf der Besitz desselben von einem Verwandten, dem Grafen Johann VI. v. Reifferscheidt, geerbt wurde. Also sind die jetzt noch blühenden Linien der beiden Häuser nicht Salm'schen Herkommens. Zu dem Hause Ober-S. gehören die Linien: S.-S., S.-Kyrburg u. S.-Horstmar; zu dem Hause Nieder-S.: S.-Reifferscheidt-Krautheim, S.-Reifferscheidt-Dyck u. S.-Reifferscheidt-Hainspach. A. Die Linie **S.-S.**, welche der katholischen Konfession folgt, seit 1739 reichsfürstlich ist u. 1741 den Herzogstitel von Hoogstraeten erhielt, verlor infolge der Franz. Revolution den ihr bis dahin gehörigen Theil der Grafschaft Ober-S. sowie die wild- u. rheingräflichen Länder, erhielt jedoch 1803 ein im ehemaligen Bisthum Münster gelegenes, 21 □M. großes Fürstenthum zur Entschädigung. Der damalige Fürst gehörte seit 1. Aug. 1806 als Souverän dem Rheinbunde an, verlor aber 1810 seine Souveränetät, indem seine Besitzungen unter franz. Hoheit gestellt wurden; dagegen kamen sie durch einen Beschluß des Wiener Kongresses als Standesherrschaften unter preuß. Landeshoheit. Dieselben bestehen jetzt aus den Herrschaften Ahaus u. Bocholt in Westfalen, dem Herzogthum Hoogstraeten, den Herrschaften Vinstingen, Anholt u. Loon-op-Zand 2c. Gegenwärtiges Haupt der Linie ist Fürst Alfred **zu S.-S.**, geb. 26. Dez. 1814, seit 1855 erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Der jüngste Bruder desselben, Prinz Felix **zu S.-S.**, geb. 25. Dez. 1828, stand erst in preuß. u. dann in österr. Kriegsdiensten, bis ihn der nordamerikan. Bürgerkrieg veranlaßte, nach den Vereinigten Staaten zu gehen, wo er Oberst bei einem New-Yorker Freiwilligen-Regiment u. später Brigadegeneral bei der Cumberland-Armee wurde. 1865 trat er in die Dienste Kaiser Maximilian's von Mexiko, den er im Febr. 1867 nach Queretaro begleitete. Hier zeichnete er sich im Kampfe gegen die Republikaner aus, rückte zum Brigadegeneral auf u. ward Flügeladjutant des Kaisers sowie Chef des kaiserl. Hauses. Nach Maximilian's Tode (1867) kehrte Prinz S.-S. nach Europa zurück, zog 1870 als Major im preuß. 4. Gardegrenadierregiment mit nach Frankreich u. fiel 18. Aug. desselben Jahres bei Gravelotte. Unter dem Titel „Queretaro" (2 Bde., Stuttg. 1868) veröffentlichte er Blätter aus seinem Tagebuche in Mexiko. Vermählt war er seit 30. Aug. 1862 mit Agnes Le Clerq (geb. in Canada 25. Dez. 1840), die sich durch ihre Bemühungen, den Kaiser Maximilian in Mexiko zu retten, wie auch als Menschenfreundin u. Schriftstellerin bekannt gemacht hat. Am 16. Sept. 1876 ging sie eine zweite Ehe mit dem engl. Botschaftssekretär Charles Heneage ein. Sie schrieb: „Zehn Jahre aus meinem Leben, 1862—72" (3 Bde., Stuttg. 1874—75). Die Nachkommen des Großvaters, des Fürsten Konstantin zu S.-S. (gest. 25. Febr. 1828), aus dessen dritter Ehe mit Katharina Bender, führen den gräflichen Namen **S.-Hoogstraeten.** — B. Die Linie **S.-Kyrburg**, gleichfalls katholischer Konfession, seit 1742 reichsfürstlich, verlor 1811 ihre Souveränetät, kam später unter preuß. Landeshoheit u. residirt zu Renneberg in der gleichnamigen Grafschaft am Rhein. Fürst Friedrich III. **zu S.-Kyrburg**, geb. 1745 in Limburg, hielt sich fast immer in Paris auf, führte in der Revolution ein Bataillon Nationalgarde, ward aber verhaftet u. 25. Juli 1794 guillotinirt. Sein Sohn u. Erbe, Friedrich IV. **zu S.-Kyrburg**, geb. zu Paris 11. Dez. 1789, kam 1806 auf die Militärschule in Fontainebleau, entwich aber aus derselben u. begab sich nach Polen ins Hauptquartier Napoleon's, ward Husarenleutnant u. bald darauf Ordonnanzoffizier des Kaisers, gerieth 1808 mit wichtigen Aufträgen nach Spanien gesandt, in Gefangenschaft, aus der er erst nach 9 Monaten nach Deutschland entlassen wurde, wohnte der Schlacht bei Wagram bei, ging dann als Oberst eines Chasseurregiments nach Italien, verließ nach dem Frieden den franz. Militärdienst, lebte, seit 1815 mit der Freiin Rosalie von Bordeaux (gest. 22. Febr. 1866) vermählt, theils auf seinem Schlosse Ahaus in Westfalen, theils in Ormesson bei Paris u. starb 14. Aug. 1859. Gegenwärtiges Haupt



Nr. 4710. Friedrich v. Sallet (geb. 20. April 1812, gest. 21. Febr. 1843)

der Familie ist des Letzteren einziger Sohn, Fürst Friedrich V. Ernst **zu S.-Kyrburg**, geb. 5. Nov. 1823, der aus seiner Ehe mit der Prinzessin Eleonore von Tarent (gest. 26. Nov. 1846) gleichfalls nur einen einzigen Sohn (Prinzen Ludwig) hat. — C. Die Linie **S.-Horstmar**, evang.-luth. Konfession, erhielt für ihre 1802 an Frankreich verlorenen Erbgüter auf dem linken Rheinufer das 12½ □M. umfassende Amt Horstmar im Bisthum Münster, das 1810 ebenfalls mit Frankreich vereinigt wurde u. seit 1815 unter preuß. Oberhoheit steht, ward 1817 vom König von Preußen in den Fürstenstand erhoben u. hat ihren Wohnsitz auf Schloß Varlar bei Coesfeld. Jetziger Chef der Linie ist Fürst u. Rheingraf Otto **zu S.-Horstmar**, geb. zu Schloß Varlar 8. Febr. 1833, seit 1866 erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. — A a. Die Linie **S.-Reifferscheidt-Krautheim**, katholischer Konfession, führt seit 1803 ihren dritten Namen nach den gleichnamigen Ländereien in Franken, die sie für ihre im Luneviller Frieden verlorenen reichsständischen Besitzungen Reifferscheidt u. Bedbur erhielt; diese 1804 zu einem Fürstenthum Krautheim erhobenen Ländereien kamen später durch Kauf an Württemberg u. Baden. Die Linie zerfällt in 2 Aeste, deren Mitglieder den Titel „Altgraf" u. „Altgräfin" führen; der eine hat die Schlösser Herschberg bei Meersburg in Baden u. Neu-Cilly in Steiermark, der andere (seit 1790 reichsfürstlich) die Herrschaft Raitz bei Brünn u. Wien zu Wohnsitzen. Jetziger Chef des ersteren Astes ist Fürst u. Altgraf Leopold (geb. 14. März 1833), der des zweiten der österr. Wirkl. Geh. Rath u. erbliche Reichsrath Fürst u.

Altgraf Hugo (geb. 15. Sept. 1803). Ein berühmter Vorfahre des Letzteren war Graf Niklas **zu S.-Reifferscheidt,** geb. zu Nieder-S. in den Ardennen 1459. Derselbe focht bei Granson u. Murten gegen die Burgunder, dann gegen die Ungarn, gegen Venedig u. die Franzosen, nahm 1525 in der Schlacht bei Pavia Franz I. gefangen, schlug 1529 die Anhänger Zapolya's in Ungarn u. half vom 23. Sept. bis 15. Okt. desselben Jahres Wien gegen Soliman II. vertheidigen. Einer beim letzten Sturme der Türken erhaltenen Wunde erlag er auf dem Gute Salmhof bei Mardegg 4. Mai 1530. Karl V. u. Ferdinand I. ließen ihm ein Denkmal setzen, das sich jetzt in Raitz befindet. Bb. Die Linie **S.-Reifferscheidt-Dyck,** ebenfalls katholisch, wurde 1816 in den preuß. Fürstenstand erhoben u. hat die Herrschaft Dyck bei Neuß in Rheinpreußen zum Wohnsitz. Ihr gegenwärtiges Haupt ist Fürst Alfred **zu S.-Reifferscheidt-Dyck** (geb. 31. Mai 1811), preuß. Oberstmarschall u. erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Derselbe ist ein Neffe der durch ihre Bildung u. ihr poetisches Talent ausgezeichneten Fürstin Konstanze **zu S.-Reifferscheidt-Dyck,** die, geb. zu Nantes 7. Nov. 1767, aus dem altadligen Geschlecht de Théis in der Picardie stammte, in ihrer ersten Ehe seit 1789 mit dem Chirurgen Pipelet verheirathet war, sich 1803 als Wittwe mit dem Fürsten Joseph zu S.-Reifferscheidt-Dyck (geb. 4. Sept. 1773, gest. als preuß. Generalmajor zu Nizza 21. März 1861) vermählte u. 13. April 1845 zu Paris starb. Von ihren dichterischen Arbeiten sind hervorzuheben: die lyrische Tragödie „Sappho“ (1794), die „Epître aux femmes“, die „Éloge de Lalande“, der Roman in Briefen „Vingt-quatre heures d'une femme sensible“ (neue Aufl., Par. 1825; deutsch von Gathy, Kiel 1841), ihre „Poésies“ u. „Mes soixante années, ou mes souvenirs poétiques et littéraires“ (Par. 1833). Ihre gesammelten Werke erschienen 1843 in 4 Bdn. — Cc. Die Linie **S.-Reifferscheidt-Hainspach,** katholisch, ist seit 1455 gräflich u. auch gräflich geblieben, erhielt 1797 das Erbsilberkämmereramt in Böhmen u. hat ihre Wohnsitze in Prag u. Wien. — Vgl. Fahne, „Geschichte der Grafen, jetzt Fürsten zu S.-Reifferscheidt“ (2 Bde., Köln 1858).

Salmanassar (assyrisch Salmanu-asir, d. i. Gott Salman schützt) hießen vier der assyr. Großkönige: **S. I.**, um 1200 v. Chr., baute zu Kalah am linken Tigrisufer, da wo sich der große Zab mit diesem Flusse vereint, eine Stadt, die infolge der Wechselfälle der Staatsumwälzungen nicht zu einer Weiterentwicklung kam. Dies Kalah ist die ninivitische Südstadt, die Assurnasirbal, der Vater S.'s II., dem Erdboden gleich machen ließ u. dafür eine neue Stadt baute, die gleichfalls zum großen Komplex der alten Weltstadt Ninive gehörte. — **S. II.**, 859—823 v. Chr., besiegte 855 den syrischen König Benhadar (Benhadad der Bibel) u. den mit diesem verbündeten Ahab von Israel bei Karkar. Im J. 843 empfing er Tribut von Jehu aus dem Hause Omri; auch den syrischen König Hazaël, den Nachfolger jenes Benhadar u. Zeitgenossen des Jehu, hat S. besiegt. Von ihm stammt der berühmte u. für die Kulturgeschichte des alten Orients wichtige schwarze Obelisk im Britischen Museum zu London, auf welchem die verschiedensten Tributgegenstände ferner Länder abgebildet sind. — **S. III.**, 783—770 v. Chr. Seine Regierungszeit ging gänzlich in erfolglosen Kämpfen gegen Armenien u. Medien hin, u. nach einem einzigen Kriegszuge gegen Damaskus (772) sah er sich genöthigt, Syrien zu räumen. Mit dem Salman der Bibel (Hosea 10, 14) hat dieser S. nichts zu thun, sondern jener ist wahrscheinlich ein Moabiterkönig. — **S. IV.**, 727—722, Nachfolger Tiglatpilesar's II. u. Vorgänger Sargon's. Mit ihm erlischt die sog. zweite große Dynastie der Assyrer, denn sein Nachfolger Sargon, ein Großwürdenträger des Hofes, war ein Usurpator u. nicht von königlichem Geblüt. Von S. IV. existiren keine Inschriften; dagegen wissen wir aus den ausführlichen Annalen Sargon's (Khorsabadinschrift), daß S. zwar den letzten König von Israel, den Hosea, gefangen nahm u. Samaria belagerte (ganz nach 2. Kön. 17, 4 f.), aber den Schluß dieser 3jähr. Belagerung, der in der Eroberung Samaria's u. der Wegführung Israel's nach Assyrien bestand, nicht mehr erlebte; vielmehr starb er kurz vor der Beendigung der Belagerung, u. Sargon, nicht S., wie im zweiten Buch der Könige steht, hat Samaria erobert u. die Bewohner weggeführt. Auch Tyrus belagerte S., konnte indessen auch dieses Unternehmen nicht zu Ende führen: nachdem seine Heere zwei Jahre vor Tyrus u. Samaria gelegen u. er dabei die Kräfte seines Reiches u. den Rest seines Lebens verbraucht hatte, starb er, ohne Kinder zu hinterlassen.

Salmasius, Claudius, eigentlich Claude de **Saumaise,** berühmter Gelehrter, geb. 15. April 1588 zu Sémour en Auxois, studirte seit 1604 in Paris u. darauf in Heidelberg Jurisprudenz u. Philosophie. Nachdem er in Frankreich kurze Zeit in der Praxis gewirkt hatte, wurde er 1631 Professor in Leyden. 1650 ging er, nachdem er sich in Holland politisch ziemlich unmöglich gemacht hatte, nach Schweden an den Hof der Königin Christine; doch kehrte er bald aus Gesundheitsrücksichten zurück u. starb im Bade von Spaa 3. Sept. 1653. Auf dem Gebiete der alten Literatur ist S. vielfach als Herausgeber von Schriftstellern thätig gewesen. Sein Hauptwerk sind die „Plinianae exercitationes in Solinum“ (2 Bde. 1629; n. Ausg. 1689).

Salmiak (Chlorammonium, Chlorwasserstoffammoniat), s. „Ammoniat“. **Salmiakgeist** (Ammoniumoxydhydrat, wässr. Ammoniat), s. w. o.

Salomo (d. i. hebr. der Friedliche), der dritte der israelitischen Könige, die über das ungetheilte Reich herrschten, Sohn des David (s. d.) u. der Bathseba, die vorher das Weib des Uriah gewesen war. S.'s Jugend fiel in die Zeit des größten Glanzes David's nach Beendigung der auswärtigen Kriege; seine Erziehung wurde nach 2. Sam. 12, 25 von dem Propheten Nathan geleitet, der ihm auch den Namen Jedidjah, d. i. Liebling Jehova's, beilegte. Längst zum Thronfolger bestimmt (1. Kön. 1, 17), bestieg er den Thron noch bei Lebzeiten David's, indem ein Versuch seines älteren Bruders Adonijah, sich der Herrschaft zu bemächtigen, durch das Eingreifen Nathan's u. der Bathseba vereitelt wurde (1. Kön. 1, 5 ff.). Obwol noch sehr jung, befestigte doch S. sein Königthum ebenso durch sein kluges u. energisches Auftreten gegen Adonijah u. dessen Anhänger (1. Kön. 1 u. 2) wie durch seine Frömmigkeit u. richterliche Weisheit (vgl. das sprüchwörtlich gewordene „salomonische Urtheil“ 1. Kön. 3, 16 ff.). Verschiedene Empörungsversuche der unterworfenen Völker scheinen erfolglos geblieben zu sein (vgl. 1. Kön. 11, 21—25). Von vornherein war das Bestreben S.'s auf die Anknüpfung nützlicher Verbindungen mit den mächtigen Nachbarn gerichtet. Daher nahm er eine Tochter des ägyptischen Pharao (wahrscheinlich des Psusennes, des letzten Königs der 21. Dynastie) zu seiner Hauptgemahlin u. pflegte sorgfältig das von David geschlossene Bündniß mit dem phönikischen König Hiram von Tyrus (1. Kön. 5, 1 ff.). Mit Hülfe des Letzteren, der ihm die Cedern des Libanon lieferte u. die tyrischen Künstler abtrat, begann S. im 4. Jahre seiner Regierung (480 Jahre nach dem Auszug aus Aegypten) seine großartigen Bauten zu Jerusalem. Zuerst wurde in 7½ Jahren der prachtvolle Jehovatempel vollendet (vgl. die Beschreibung 1. Kön. 6), dann in 13 Jahren der Königspalast mit der Gerichtshalle u. dem Harem sowie das Zeughaus (1. Kön. 7). Die ungeheuren Summen, welche alle diese Bauten verschlangen, wurden theils durch freiwillige Lieferungen u. Frohnarbeiten, theils durch die Handelsunternehmungen nach dem Goldlande Ophir (s. d. u. vgl. 1. Kön. 9, 26 ff. u. 10, 22), theils endlich durch den Zwischenhandel mit ägyptischen Wagen u. Rossen (1. Kön. 10, 28 ff.) aufgebracht. Von der wohlgeordneten Verwaltung des großen Reiches, aber auch von den enormen Kosten des Hofhalts berichtet 1. Kön. Kap. 4. Mochte aber auch S. der reichste u. weiseste König seiner Zeit sein (1. Kön. 4, 20. 25. 28 ff. 10, 14 u. 27), so daß z. B. die Königin von Saba (s. d.) durch den Ruf seiner Weisheit u. Reichthümer zum Besuch Jerusalems angelockt wurde (1. Kön. 10), so lasteten doch die hohen Abgaben u. beständigen Frohnarbeiten schwer auf dem Lande, ebenso die gewaltige Vermehrung der Festungen u. des stehenden Heeres, die überdies dem Mosaischen Gesetz widersprach. Dazu wurde der strenggesinnte Theil des Volkes erbittert durch den Götzendienst, den S. in seinem Alter bei seinen zahlreichen heidnischen Weibern duldete (vgl. 1. Kön. 11). So erklärt sich, daß die Unzufriedenheit der nördl. Stämme, die sich schon bei Lebzeiten S.'s in dem Empörungsversuch des Jerobeam äußerte (1. Kön. 11, 26 ff. u. 40 ff.), gleich nach S.'s Tode in hellen Flammen ausbrach u. die dauernde Spaltung des Reiches herbeiführte (1. Kön. 12). S. starb nach der gewöhnlichen Rechnung 975 v. Chr. im 40. Jahre

seiner Regierung. Bezeichnend ist, daß die Bibel, abgesehen von dem Bericht über seine Regierung (1. Kön. 1—11, 2. Chr. 1—9), ein eisiges Schweigen über ihn beobachtet, ihn somit keineswegs als das Muster eines israelitischen Königs betrachtet. Doch bewirtte der Ruf von seiner Weisheit u. seiner Bedeutung als Dichter (1. Kön. 4, 29 ff.), daß man ihm nachmals das Hohelied (s. d.) zuschrieb u. die Sammlung der hebr. Sprüchwörter nach ihm benannte. Ein großer Theil derselben mag in der That von ihm herstammen. Dagegen ist die Abfassung des 72. u. 127. Psalms durch S. zweifelhaft u. die des Buches Koheleth (s. d.) sowie des apokryphischen „Buches der Weisheit" ganz unmöglich. Noch heute gilt „Suleiman" den Mohammedanern auf Grund des Korans als der große Zauberer, der alle Geheimnisse der Natur sowie die Sprache der Thiere verstand u. sich dienstbar machte, desgleichen als der Urheber aller Bauten, die über die christliche Zeit hinaufragen.

Salomonsinseln, australische Inselgruppe im Großen Ozean, von 154° 20′ bis 164° östl. L. von Greenwich u. von 4° 21′ bis 11° südl. Br., mit einem Gesammtareal von mehr als 500 □M., eine der weniger bekannten Gruppen von dem inneren australischen Inselgürtel. Sie zerfallt in zwei parallele Reihen, von denen die östliche, höher im N. beginnend, die vier größten Inseln enthält, u. die westliche mit den drei nächstgrößten weiter nach SO. reicht. Es sind lauter hohe, vulkanische Inseln, die noch im Aufsteigen begriffen sind, wie ihre aufragenden Korallenriffe bezeugen; die höchsten Berge sind der Lammas auf Guadalcanar u. der Balbi von Bougainville, letzterer über 3100 m. hoch. Thätige Vulkane sind auf den kleineren Simbu u. Sesarga. Der Boden ist fruchtbar u. mit üppiger Vegetation bedeckt, in großer Menge leben hier Wasservögel verschiedenster Art, Wildschweine, Schildkröten u. Fische. Die dichte Bevölkerung bilden Negrito's, die höher als die westl. Stammesgenossen stehen, Landbau treiben u. sehr geschickt sind im Anfertigen mannichfacher Geräthe, bes. ihrer Piroguen. Sie gehen völlig nackt, nur von Tätowirungen bedeckt, u. zeigen im Verkehr mit Fremden großes Mißtrauen, bekriegen sich auch gegenseitig unaufhörlich. Die franz. kathol. Missionäre, welche hier lange zu wirken suchten, sind sämmtlich ermordet worden; protestantische haben auf den südlichen bis jetzt ebenfalls wenig Erfolg gehabt. Das Klima ist bei der großen Feuchtigkeit der Wälder in den Niederungen ungesund, obgleich Seewinde die Hitze mäßigen. Von den großen Inseln, die von Bänken u. Riffen umgeben u. durch meist für die Schiffahrt sehr gefährliche Straßen von einander getrennt sind, liegt in der östl. Reihe am nördlichsten **Bougainville**, durch die Bougainvillestraße getrennt von der größten Insel, dem südöstl. davon liegenden **Choiseul**, davon südöstlich die bekannteste **Ysabel** mit der Manningstraße im N. u. der Straße Indispensable im S., der Bai der 1000 Schiffe auf der Südwestseite u. den Häfen Estrella u. Praslin auf der Ostseite; die östlichste der äußeren Reihe ist **Malayta**. Die innere westl. Reihe beginnt mit den Inseln **Shortland**, südlich von Bougainville, u. hat die drei größeren: **Neu-Georgien**, **Guadalcanar** u. **Bauro** od. **San Christoval**.

Salon (frz., spr. Szalóng), ein kleiner Saal, bez. dasjenige Zimmer, welches vorzugsweise zum Empfang von Besuchen u. Gesellschaften bestimmt ist. In figürlichem Sinne bezeichnet man damit auch die gute Gesellschaft, die vornehme, elegante u. schöngeistige Welt, welche hauptsächlich in den feineren S.s verkehrt. In Paris wird außerdem die periodische Ausstellung von Werken lebender Künstler der S. genannt, weil der Saal des 1871 großentheils niedergebrannten Louvre, wo die ersten Ausstellungen dieser Art im 17. u. 18. Jahrh. veranstaltet wurden, kurzweg der S. hieß. Auch hat man den Namen als Titel von Zeitschriften benutzt.

Saloniki (türk. Selanik), malerisch am Nordostrande des Thermäischen Busens od. des Busens von S., am Ausgangspunkte der Eisenbahn S.-Uskup-Mitrovitza gelegen, ist der Hauptort des gleichnamigen osmanischen Vilajets. Die Stadt, nach den neueren Schätzungen mit ca. 60—80,000 E., wird zur Hälfte von Juden u. zur anderen Hälfte in gleichen Theilen von Griechen u. Türken bewohnt. Kyklopische, weiß getünchte u. bethürmte Mauern umgeben die Stadt, deren erbärmliches Innere einen erschreckenden Kontrast gegen die reizende, an Immergrün u. Cypressen reiche Umgebung bildet. S. ist Sitz des Generalgouverneurs der Provinz u. der Konsuln fast aller Nationen, eines griechischen Metropoliten u. eines Großchakam (einer Art Hohenpriesters der Juden). Die ehemalige Akropolis ist von den Venetianern in die siebenthürmige Citadelle Heptapyrgion, jetzt Yedi Kuleh, umgewandelt worden. Innerhalb derselben sind die Ueberreste eines Triumphbogens aus Marc Aurel's Zeit u. eines Herculestempels. Das Propyläum ist eine großartige korinthische Kolonnade. Die in eine Moschee umgewandelte Rotunda soll ein Tempel aus Trajan's Zeit sein. In Moscheen werden noch verwendet die mit Säulen von Verde antico geschmückte ehemalige Sophienkirche, eine verjüngte Nachahmung der heil. Sophia zu Konstantinopel, u. der ehemalige Tempel der thermäischen Venus. Der Triumphbogen des Augustus nach der Schlacht von Philippi dient als Stadtthor. Am Abhange liegt ein altes genuesisches Schloß. — S. ist ein bedeutender türk. Industrieplatz, hat Fabriken in Baumwollen-, Seiden-, Teppich- u. Stahlwaaren, Türkischrothfärbereien u. Gerbereien u. liefert ausgezeichneten Tabak &c. Als Seehandelsplatz kommt es gleich nach Konstantinopel. Sein Hafen bietet Raum für 500 Schiffe. Es exportirte im J. 1873 Getreide, Wolle, Baumwolle, Seide, Tabak, Sesam u. Blutegel im Betrage von gegen 25 Mill. Mk. u. hatte eine Einfuhr von etwa 50 Mill. Mk. — Die Stadt wurde unter dem Namen Thessalonīke von Kassander auf der Stelle des alten Therme gegründet; sie war stark befestigt u. von großer Bedeutung nam. in röm. Zeit. In ihr predigte bereits der Apostel Paulus u. errichtete eine christliche Gemeinde, an die er zwei Briefe schrieb. In den ersten drei Jahrh. n. Chr. war sie die Hauptstadt des Ostens u. hatte über 200,000 E. Sie fiel im J. 904 den Sarazenen zur Beute, ward 1185 von den Normannen unter Tancred erobert, kam Anfang des 13. Jahrh. unter die Herrschaft des Marquis von Montferrat, ward von den byzantinischen Kaisern an die Venetianer verkauft u. 1430 von den Türken genommen. Im J. 1837 hatte sie sehr durch die Pest, u. in diesem Jahrh. durch mehrere Feuersbrünste zu leiden.

Salpen (Thaliaden od. Walzenscheiden) sind kopflose Weichthiere des Meeres (Klasse der Mantelthiere od. Tunicaten) mit häutigem, glashellem Mantel, welcher Muskelreifen u. den Eingeweideknäuel (nucleus) durchschimmern läßt, u. zwei weit von einander entfernt liegende Oeffnungen für Ein- u. Ausfuhr hat. Mund u. After liegen innerhalb des Mantels. Die S. athmen durch bandförmige Kiemen, die am Anfange des Verdauungskanals liegen. Diese besonders reich im Indischen Ozean vertretenen Thiere sind vor Allem merkwürdig durch ihre Fortpflanzung mittels Generationswechsel. Adalb. v. Chamisso u. Eschscholtz haben dieselben zuerst beobachtet. Durch innere Knospung entwickeln sich aus dem Keimstock ganze Kolonien wirtel- od. kettenartig verbundener S., aus denen auf geschlechtlichem Wege wiederum einfache Thiere hervorgehen, so daß die abwechselnden Generationen gleich, die unmittelbar auf einander folgenden aber verschieden sind. Die Gattungen Salpa u. Doliolum (Tonnensalpe) sind auch im Mittelmeer; Appendicularia (Schwanzsalpe), die den Ruderschwanz der Larve zeitlebens behält, im Mittelmeere u. der Nordsee wie in der Südsee zu finden.

Salpeter (Nitrum S.; a. d. Lat. sal petrae, d. h. Steinsalz). Man bezeichnete so früher die an Steinen, Felsen, Mauern u. dem Erdboden zuweilen vorkommenden salzigen Auswitterungen, die jedoch in den meisten Fällen etwas ganz Anderes sind, als was man heute unter dem Namen S. versteht. S. nämlich in engerem Sinne nennt man jetzt nur das salpetersaure Kali, in weiterem Sinne allerdings auch andere salpetersaure Salze, so z. B. das salpetersaure Natron od. den **Natronsalpeter**, **Chilisalpeter** (s. d.), das salpetersaure Silberoxyd od. den **Silbersalpeter** &c. Der eigentliche S., das **salpetersaure Kali** (Kalisalpeter, Kali nitricum), besteht aus 46,59 Theilen Kali u. 53,41 Theilen Salpetersäure (Formel = KaO, NO_5) u. kommt theils großkrystallinisch, theils in sehr feinen Krystallen, scheinbar pulverförmig, in den Handel. Die Krystalle sind farblos, lang, säulenförmig, gestreift, enthalten nicht selten Höhlungen, in denen sich noch Mutterlauge befindet, weshalb der klein krystallisirte S. als der reinere vorgezogen wird. Das Salz löst sich leicht in Wasser, besitzt einen scharfen, bitterlichsalzigen Geschmack, schmilzt bei 338° C., ohne Zersetzung zu erleiden, zu einer farblosen, ölähnlichen Flüssigkeit, welche beim Erkalten rasch zu einer weißen, krystallinischen Masse erstarrt. In stärkerer Hitze verwandelt sich der S. zunächst durch Verlust von Sauerstoff in salpetrigsaures Kali u. durch Entweichen der salpetrigen Säure zuletzt in reines Kali. — Der S. kommt schon fertig gebildet in der Natur vor; er entsteht in jedem Boden, welcher organische stickstoffhaltige Stoffe (Pflanzen- u. Thierabfälle) enthält, die, wenn die dazu nöthigen übrigen Bedingungen, Porosität, Feuchtigkeit u. hohe Lufttemperatur, sowie Alkalien od. Kalk vorhanden sind, so zersetzt werden, daß sich salpetersaure Salze bilden. Ist Kali vorhanden, so entsteht direkt Kalisalpeter, anderenfalls bilden sich auch salpetersaurer Kalk u. andere Salze. Auch im Boden vorhandene Ammoniaksalze werden unter Umständen nach u. nach in salpetersaure Salze übergeführt, wobei das Ammoniak den Stickstoff liefert. — In vielen Landstrichen Ostindiens wittert alljährlich nach der Regenzeit S. auf der Erdoberfläche aus u. wird dann gesammelt; ebenso wurde früher in Ungarn um den Neusiedler See S. zusammengekehrt (Kehrsalpeter), od. man laugt die salpeterhaltige Erde mit Wasser aus u. gewinnt den S. durch Verdampfen. In früheren Zeiten war man auf diesen ostind. u. ungar. S. hauptsächlich angewiesen sowie auf den, welchen die Salpeterplantagen erzeugten, während jetzt die Hauptmasse des S.s aus dem

Natronsalpeter (Chilisalpeter) gewonnen wird. Chlorkalium, welches in den Staßfurter Abraumsalzen in ungeheurer Menge vorkommt, wird in warmer Lösung mit Natronsalpeter so zersetzt, daß sich Chlornatrium u. Kalisalpeter bilden; beide Salze werden durch Umkrystallisiren getrennt. Die früher gebräuchlichen Salpeterplantagen sind seit der Einführung dieser neuen Fabrikationsweise fast gänzlich eingegangen, so daß der Preis des S.s jetzt nur noch durch den Preis des Chilisalpeters regulirt wird. — In den Salpeterplantagen erzeugte man den S. dadurch, daß man stickstoffhaltige Abfälle aller Art mit Erde, Straßenstaub, Moor, Schlamm u. dgl. gemengt zu Haufen aufschichtete u. diese gegen den Regen mit einem Dache schützte; für gehörigen Luftzutritt muß gesorgt werden. Nach 1—3 Jahren wurden die Haufen ausgelaugt u. die so erhaltene Rohlauge, welche wenig salpetersaures Kali neben viel salpetersaurem Kalk enthält, mit kohlensaurem Kali versetzt, wodurch der Kalksalpeter ebenfalls in Kalisalpeter übergeführt wird, u. dann die Lauge zur Krystallisation gebracht. Durch Umkrystallisiren wird der erhaltene Rohsalpeter gereinigt. — Die Hauptverwendung des S.s ist die zur Erzeugung des Schieß- u. Sprengpulvers, außerdem benutzt man ihn zu verschiedenen Feuerwerkskörpern, zum Einpökeln von Fleisch, in Apotheken zu medizin. Zwecken u. bei der Darstellung verschiedener chemischer Präparate.

Salpetersäure (Scheidewasser, Stickstoffpentoxyd, Acidum nitricum, Aqua fortis), eine der wichtigsten anorganischen Säuren, welche in chemischen Fabriken im Großen dargestellt wird. Sie findet sich im Salpeter fertig gebildet u. wird aus diesem durch Destillation mit Schwefelsäure abgeschieden. Gewöhnlich verwendet man hierzu den billigeren Natronsalpeter (Chilisalpeter); die Schwefelsäure verbindet sich mit dem Natron dieses Salpeters u. macht die S. frei, die zugleich aus der stets wasserhaltigen Schwefelsäure Wasser aufnimmt. Je nach dem Wassergehalte der angewendeten Schwefelsäure wird also auch die S. mehr od. weniger Wasser enthalten. Ganz wasserfreie S. läßt sich auf diesem Wege nicht erhalten, da bei Anwendung zu starker od. gar wasserfreier Schwefelsäure die S. zersetzt werden würde. In wasserfreiem Zustande kann man die S. dagegen durch Behandlung von salpetersaurem Silberoxyd mit trockenem Chlorgas erhalten. Die wasserfreie S. od. das Salpetersäureanhydrit erscheint in farblosen prismatischen Krystallen, welche bei 30° C. schmelzen u. eine Flüssigkeit geben, die bei ungefähr 45° C. siedet. Diese wasserfreie S. ist sehr leicht zersetzbar; sie besteht aus 14 Gewichtstheilen Stickstoff u. 40 Gewichtstheilen Sauerstoff, also aus denselben Bestandtheilen, aus denen die atmosphärische Luft besteht, nur mit dem Unterschiede, daß in der Luft diese beiden Gase in einem anderen Verhältnisse enthalten u. auch nur gemengt, nicht chemisch verbunden sind. Das chemische Zeichen der wasserfreien S. ist NO_5. Alle im Handel vorkommende S. ist wasserhaltig u. stets flüssig; man bestimmt ihre Stärke durch eine Senkwage (Aräometer). Die stärkste S., aus einem Aequivalent wasserfreier S. u. einem Aequivalent Wasser bestehend, das Salpetersäurehydrat (HO, NO_5), ist in reinstem Zustande eine farblose, sehr scharfe Flüssigkeit von eigenthümlichem Geruch; gewöhnlich besitzt die S. jedoch infolge einer geringen Beimengung von Untersalpetersäure eine schwach gelbliche Farbe u. enthält auch gewöhnlich etwas mehr als ein Aequivalent Wasser. Die S. färbt die Haut u. viele organische Stoffe gelb, ist überhaupt eine sehr ätzend u. zerstörend wirkende Flüssigkeit, daher auch giftig. In mit vielem Wasser verdünntem Zustande schmeckt sie sauer. Unter dem Namen rothe rauchende S. (Acidum nitricum fumans) kommt eine dunkelgelbroth gefärbte Flüssigkeit in den Handel, die an der Luft eine große Menge rother Dämpfe ausstößt u. ihre Farbe einem wechselnden Gehalte von Untersalpetersäure (NO_4) u. salpetriger Säure (NO_3) verdankt. Diese Säure wirkt noch zerstörender auf organische Stoffe als die farblose gewöhnliche S. Die Verwendung der S. ist eine äußerst vielseitige; man benutzt sie in chemischen Laboratorien u. Apotheken, ferner zur Herstellung salpetersaurer Salze, zum Nitriren von Benzol, Glycerin, Baumwolle (Schießbaumwolle) ꝛc. Sie löst die meisten Metalle, außer Gold, Platin u. einigen wenigen, indem sie dieselben oxydirt, auf; man benutzte sie daher früher zur Scheidung von Gold u. Silber (Scheidewasser). — Mit den Basen bildet die S., indem sie dieselben sättigt, die salpetersauren Salze od. Nitrate. Alle salpetersauren Salze werden durchs Glühen zersetzt; mit glühenden Kohlen zusammengebracht verpuffen sie.

Salpêtrière (franz., spr. Salpetriähr'), Salpetersiederei; sodann Name eines früher als Salpetersiederei benutzten, jetzt als Hospital für alte, kranke u. irre Frauen dienenden Gebäudes in Paris.

salpetrige Säure (Stickstofftrioxyd, Acidum nitrosum) unterscheidet sich von der Salpetersäure durch einen geringeren Gehalt von Sauerstoff, indem auf ein Aequivalent od. 14 Gewichtstheile Stickstoff nur 3 Aequivalente od. 24 Theile Sauerstoff kommen; sie hat daher die Formel NO_3. Bei gewöhnlicher Temperatur ist die s. S. ein tief gelbrothes Gas von stechendem Geruch, bei niedrigen Temperaturen bildet sie eine dunkelblaue Flüssigkeit, die schon bei 0° siedet u. den Gaszustand wieder annimmt. Mit den Basen bildet die s. S. Salze (Nitrite) u. Doppelsalze, die meist in Wasser löslich sind u. in der Glühhitze zersetzt werden.

Salsen od. Schlammvulkane sind die in einigen Gegenden vorkommenden kleinen, kegelförmigen Thonhügel, aus welchen, mehr od. weniger unterbrochen, Eruptionen eines feinen, meist etwas salzigen Thonschlammes stattfinden. Während des gewöhnlichen ruhigen Zustandes dieser S. entströmt den Oeffnungen der kraterähnlichen Vertiefung nur Gas, in der Hauptsache aus Kohlenwasserstoffen u. etwas Kohlensäure u. Kohlenoxydgas bestehend. Im Zustande der Aufregung, der jedoch nur selten eintritt, zeigen die größeren dieser S. ganz ähnliche Erscheinungen der Eruption wie die eigentlichen Vulkane, nur mit dem Unterschiede, daß keine geschmolzene Lava, sondern nur Wasserdämpfe u. Schlammmassen sich ergießen. Ihre Entstehung verdanken die S. jedenfalls der Zersetzung unterirdischer, aus früheren Vegetationsperioden herrührender Pflanzenstoffe, deren durch die Wärme gebildete Destillationsprodukte sich nach oben hin einen Ausweg suchen; u. in der That findet man in der Nähe der S. gewöhnlich auch Quellen von Bergöl (Naphtha), Bergtheer u. dgl. — Die bekanntesten dieser S. sind: der Macaluba auf Sizilien, welchen schon Strabo erwähnt, aus einem Hauptschlammkegel von 50 m. Höhe bestehend, auf dessen flacher Gipfelfläche mehr als 100 kleine parasitische, thätige Schlammvulkane aufsitzen; ferner die S. auf der Halbinsel Taman u. auf dem gegenüberliegenden Theile der Krim bei Kertsch; die in Italien bei Sassuolo u. Querzuola, im Kaukasus, auf Java, Island u. Trinidad.

Salsette (engl. Sashti), engl. indische Insel in der Provinz Aurengabad der Präsidentschaft Bombay, 19° — 19° 18′ n. Br. u. 72° 54′ bis 72° 63′ östl. L. von Greenwich, 4 M. lang u. 3 M. breit, durch schmale Meeresarme vom Festlande u. der Insel Bombay getrennt, mit der letzteren aber verbunden durch einen Damm u. eine steinerne Bogenbrücke, über welche die Eisenbahn nach Bombay führt. Sie hat 80,000 E., einen fruchtbaren, noch mit vielen Waldungen bedeckten Boden, Hügel u. Berge von bedeutender Höhe u. Salzwerke, denen sie ihren Namen verdankt. Städte auf S. sind: Versova an der Westküste u. Tanah, die alte Hauptstadt, mit 12,000 E. In ihrer Nähe liegt das Dorf Kenneri (engl. Canhary), bei welchem an zwei Seiten eines Felsenzuges in verschiedener Höhe die berühmten altindischen Höhlentempel liegen.

Salsola, s. „Glasschmalz“.

Salta, einer der nördl. Staaten der Argentinischen Republik, 63 bis 68° westl. L. von Greenwich u. 23½° — 26° südl. Br., 2452 □M. mit 88,933 E. (1869); grenzt im N. an den argentinischen Staat Jujuy, im O. an das Territorio Indio al Norte (el Gran Chaco), im S. an die Staaten Santjago del Estero, Tucuman u. Catamarca, im W. an Bolivia. Die westl. Gegend, der Ostabhang der Anden, ist gebirgig, mäßig warm u. zur Viehwirthschaft geeignet, die östliche eben, ziemlich heiß u. auf höhere Agrikultur angewiesen; in der ersteren liegen große Waldungen, auch mehrere einträgliche Metallabbaue, u. entspringen der Hauptquellfluß des Rio Salado, der Rio Chuachipas sowie der Nebenfluß des Vermejo, der Mojotoro od. Lavayen. Das gut bewässerte u. von vortrefflichem Klima begünstigte Land ist bes. geeignet zum Anbau des Zuckerrohres, stellenweise sogar des Kaffees, des Indigos, Tabaks u. der Baumwolle. Die sehr ungleichmäßig vertheilte Bevölkerung besteht aus Mischlingen der Calchaqui-Indianer, einer Quechuavölkerschaft, u. Spaniern. Die Hauptstadt S. am Rio Arias, einem Zuflusse des Rio Vermejo, mit 11,716 E., 372½ m. über dem Meere gelegen u. gut gebaut, treibt ansehnlichen Maulthier- u. Pferdehandel nach Bolivia. Weiter sind Oran mit 2345 E. (1869) u. Rosario de Lerma mit 1132 E. zu erwähnen.

Saltarello od. Saltasella, ein Volkstanz der Italiener, nam. der Römer, von schneller, hüpfender Bewegung. Die Melodie steht in 2/4- od. auch 6/8-Takt u. ist der einer Tarantella (s. d.) ähnlich formirt; meist wird zu dem Tanze auch gesungen.

Saltlake, s. „Salzsee“.

Salto mortale (ital.), tödlicher od. Todessprung, überhaupt halsbrechender, gefährlicher Sprung; in übertragener Bedeutung: ein zu großes Wagestück.

Salubrität (lat. salubritas von saluber, heilsam), Gesundheit, gesunde Beschaffenheit, Heilsamkeit, Zuträglichkeit.

Saluen, auch Strom von Martaban, Fluß in Hinterindien, entspringt ca. 100° östl. L. von Greenwich zwischen 27° u. 25° n. Br. an der Grenze der chines. Provinz Jünnan; tritt unter dem Wendekreise in den Osten von Birma, unter dem 20.° in den äußersten Westen von Siam ein, bildet 18 M. lang dessen Grenze gegen Britisch Birma u. mündet unter 17° n. Br. nach einem Laufe von 750 engl. M. in die Bai von Martaban. Sein Gebiet beträgt 62,700 engl. □M. Der S., der einzige der 4 großen hinterindischen Flüsse, der kein Delta bildet, wird in seinem Oberlaufe

von ziemlich unbekannten, hohen Gebirgen eingeengt, wo er den Namen Lu-tiang trägt, u. ist in seinem Mittellaufe wegen quer hindurchziehender Felsenriffe nur bis 90 M. von der Mündung für kleinere Schiffe fahrbar; 20 M. von der Mündung hindern wiederum Stromschnellen das weitere Hinaufgehen größerer Seeschiffe. Seine Nebenflüsse sind, im Oberlauf der Thengyen, im untern der Boleinn u. in der Mündungsbucht, welcher mehrere Inseln, darunter Balu, vorliegen, der Gaine u. Attaran. Am S., 6 M. von der See, liegt Maulmain (s. d.), diesem nördlich gegenüber die alte Hauptstadt Martaban, auch dehnt sich der gleichnamige District der britisch-hinterindischen Division Tenasserim mit 218,5 □M. u. 26,117 E. (1872) am S. aus.

salutiren, zu deutsch „begrüßen“, bezeichnet im militärischen Leben die Art u. Weise, wie der Offizier einen Vorgesetzten mit der Waffe begrüßt. Das S. besteht in einem Senken des Degens od. Säbels nach bestimmt vorgeschriebenen Tempo's. Wenn eine ganze Truppe, ein Bataillon, ein Regiment 2c. Honneurs macht, so präsentirt die Mannschaft u. die Offiziere salutiren. Auch das Senken der Fahnen bei solcher Gelegenheit heißt Salutiren. Salutschüsse werden zur Verkündigung od. zur Feier besonderer Ereignisse abgegeben. Die Zahl der Schüsse ist in besonderen Vorschriften ein- für allemal bestimmt, z. B. bei Geburt eines Prinzen, einer Prinzessin, beim Begrüßen eines reg. Fürsten durch eine Festung od. ein Kriegsschiff, bei Leichenparaden höherer Offiziere 2c. Die Zahl 101 ist in der Regel die höchste Zahl, welche für Salutschüsse in Anwendung kommt.

Saluzzo (franz. Saluces), Stadt mit 9796 E. (1871) in der ital. Provinz Cuneo; liegt an der Macra u. an der Zweigbahn Savigliano-S. der Linie Torino-Cuneo, ist Sitz eines Bischofs, hat ein königliches Kollegium, ein bischöfliches Seminar, mehrere Klöster, ein Hospital 2c. Das alte Schloß, die ehemalige Residenz der Markgrafen von S., ist jetzt Strafanstalt. Die Kathedrale mit den Grabmälern der Markgrafen, die Pfarrkirche u. die Kirche San Domenico sind erwähnenswerthe Baudenkmäler. S. fabrizirt Hüte, Seidenwaaren u. Eisengeräthe u. treibt Handel mit Wein, Getreide u. Vieh. — Die Stadt hieß in ältester Zeit Augusta Vagiennorum, zu Anfang des Mittelalters Saluciae. Im 11. Jahrh. war sie im Besitze Manfred's, dessen Stamm bis zu seinem Erlöschen im 16. Jahrh. hier regierte; kam dann an Frankreich u. wurde von Heinr. IV. gegen Abtretung anderer Gebiete 1601 Savoyen überlassen.

salva venia (lat.), abgekürzt s. v., mit Erlaubniß zu sagen.

salve! (lat.), eigentl.: sei gesund! dann: sei gegrüßt! sei willkommen!

Salve heißt das gleichzeitige Abfeuern mehrerer Gewehre od. Geschütze im Gegensatze zum Einzelfeuer.

Salvegarde, Sauvegarde, bezeichnet eine Anzahl Soldaten, welche im Kriege zum Schutze von Dörfern, Gehöften 2c. gegen Plünderung, Ausfouragirung in diese Dörfer, Gehöfte 2c. stationirt werden. Auch einzelnen Personen, Beamten 2c. giebt man S., um sie zu schützen.

Salve Regina (zu Deutsch: Gegrüßet seiest du, Königin), Anfangsworte einer Sequenz an die Mutter Gottes u. davon auch Benennung der ganzen Sequenz. Für den Verfasser halten Einige Petrus, Bischof v. Compostella, Andere den Hermannus Contractus. Die Schlußworte „o clemens, o pia, o dulcis virgo Maria“ sollen vom heil. Bernhard v. Clairvaux hinzugefügt worden sein. In der Röm. Kirche wird diese Sequenz nur an gewissen Tagen, nach einigen Regeln jedoch vom Trinitatisfeste bis ersten Advent täglich nach dem Completorium in feierlichem Tone rezitirt. Später wendeten sie die Protestanten etwas abgeändert auf Christus an. Sie ist sehr oft komponirt worden.

Salvi, Giovanni Battista, s. „Sassoferrato“.

Salvia, Salbei; Pflanzengattung der Lippenblütler mit vielen gewürzhaftigen u. schönblumigen Arten der gemäßigt warmen Zone. In erster Beziehung steht die Gartensalbei (S. officinalis) aus Südeuropa, aber bei uns seit langer Zeit eingebürgert u. selbst verwildert, obenan. Man verwendet das Kraut als kräftiges, zusammenziehendes Mittel schon seit dem Alterthum in vielerlei Krankheiten, bes. zu Gurgelwasser. Auf Kandia gebraucht man S. Cretica, auf den übrigen griech. Inseln andere Arten (z. B. S. argentea), wie man überhaupt alle aromatischen Arten Südeuropa's, Nordafrika's, des Orients, selbst des Kaplandes, Peru's, Mexiko's 2c. ähnlich verwerthet. Weniger aromatische Arten giebt es auch im Norden u. in der Mitte Europa's; so die sich bis Mitteldeutschland vom Süden herziehende S. sylvestris, die Wiesensalbei (S. pratensis) mit prachtvollen blauen Blumen, die klebrige S. (S. glutinosa) der Alpen mit schwefelgelben, u. die wirtelblättrige S. (S. verticillata) mit blauvioletten Blumen, diese mehr im Süden von Deutschland. In den Gärten sind manche Arten beliebte Zierblumen geworden. Unter anderen die mit leuchtendrothen Blumen prangende S. fulgens aus Mexiko, S. gesneraeflora aus Columbia, S. Hoveii aus Peru, S. splendens aus Brasilien, S. pseudo-splendens vom Amazonenstrome, mit prachtvoll dunkelblauen Blumen, S. patens aus Mexiko 2c.

salvo errore calculi, abgek. s. e. c. (lat.), mit Vorbehalt eines möglichen Rechnungsfehlers. — Salvo jure (lat.), mit Vorbehalt od. unbeschadet seines od. ihres Rechts.

Salvus conductus (lat.), s. v. w. sicheres Geleit.

Salz bedeutet im gewöhnlichen Leben s. v. w. Kochsalz (s. d.). Ueber den chemischen Begriff S. s. unter „Salze“.



Fig. 1711. Salvia [illegible].
[illegible]

Salza, Hermann v., Hochmeister des Deutschen Ritterordens (1210—39), stammte aus Langensalza in Thüringen. Sein Leben war dem Kampfe mit den Andersgläubigen gewidmet, zunächst mit den Sarazenen, in deren Gefangenschaft er schon als Ordensritter gerieth. Zum Hochmeister erhoben, führte er 1218 eine ansehnliche Schar nach Aegypten, half Damiette erobern, mußte aber Alles wieder aufgeben. Seitdem blieb er lange um Kaiser Friedrich II. in Italien, reiste aber seit 1224 in Deutschland umher, um Kräften u. Ritter für seinen noch armen u. machtlosen Orden sowie für einen neuen deutschen Kreuzzug zu gewinnen. Er war tapfer, fromm u. klug — der einzige gemeinsame Freund von Papst u. Kaiser zugleich. Beide erkannten ihn als Schiedsrichter an: jener, Honorius III., gestand dem Orden alle Freiheiten u. Rechte zu, deren die reichen Templer u. Johanniter genossen, dieser ertheilte ihm u. seinen Nachfolgern deutsche Fürstenrechte. 1229 las Hermann v. S. von dem Altare der Kirche des heil. Grabes die Vertheidigungsschrift des gebannten Kaisers gegen Papst Gregor IX. vor u. vermittelte bald darauf den Frieden zwischen beiden zu San Germano. Währenddessen mehrten sich die Einkünfte des Ritterordens durch Schenkungen in Italien u. Sizilien, mehr noch in Deutschland, u., da seine eigentliche Aufgabe im Morgenlande für immer verloren war, so half er unter Hermann v. S. zuerst das Siebenbürgener Land gegen die heidnischen Kumanen u. Walachen schirmen. Bedeutsamer wurde 1226 die Einladung des Bischofs Christian von Preußen u. des Herzogs Konrad von Masovien vom Kulmerlande aus, dessen Schenkung der Kaiser bestätigte, den Kampf gegen die heidnischen Preußen zu beginnen. Hermann's unermüdlicher Thätigkeit u. den Predigten der päpstlichen Legaten u. der Dominikaner gelang es, immer neue Scharen von Kreuzfahrern aus Deutschland zur Verstärkung des Ordens nach Preußen zu entsenden. Schon erhoben sich Thorn, Kulm u. Marienwerder, als er am Palmsonntage 1239 zu Salerno verschied. — Vergl. J. Voigt, „Hermann v. S.“ (Königsb. 1856).

Salzach (Salza), rechter Nebenfluß des Inn, dessen Stromgebiet vorzugsweise das Herzogthum Salzburg bildet. Vom 2759 m hohen Geierstopfe an der Grenze zwischen Salzburg u. Tirol stürzt ein als

Quellbach der S. angesehenes Wasser nieder, während Andere in dem vom 2403 m. hohen Salzachkopf kommenden Bache den Quellbach sehen. Das Bächlein wendet sich von den Krimler Tauern etwa 2 M. lang nach N., ändert dann seine Richtung nach O. u. durchfließt in langem Laufe das lange Pinzgau. Auf der ganzen nach O. gerichteten Strecke gehen dem Flusse fast nur rechts, von der großen Tauernkette, Zuflüsse zu, so die Krimler Ache, die Fusch, die Rauriser u. die Gasteiner Ache; links empfängt er nur den Abfluß des Zellersees, denn hier bildet sein Gebiet einen kaum 3 Stunden breiten Streifen. Von St. Johann an fließt die S. bis zu ihrer Mündung in nördl. Richtung. Das von ihr nun durchflossene Querthal, das Pongau, besteht anfänglich aus mehreren kesselartigen Weitungen, die durch enge Schluchten verbunden sind. Eine derartige Schlucht bildet den bekannten Paß Lueg. Die merkwürdigste aber ist die darauf folgende letzte Enge, wo der Fluß ½ Stunde weit durch die Oefen genannten, über einander gethürmten Felsmassen braust. Bei Hallein, 150 m. hoch, wird die gegen 100 m. breite S. schiffbar. Ihre Breite nimmt auf Kosten der Tiefe bald zu, u. bei Salzburg übersteigt dieselbe schon 300 m. Bis hierher hat sie an weiteren Zuflüssen rechts den großen u. kleinen Arlbach, Fritz, Lamer u. Alm, links einen Achen mit dem Abflusse des Königssees aufgenommen. Ihr letzter, größter Nebenfluß unterhalb Salzburg ist die Saale (s. d.). Vom Einfluß der Saale ab bildet die S. die Grenze zwischen Salzburg u. Bayern, später zwischen Oberösterreich u. Bayern, um bald darauf zwischen Burghausen u. Braunau nach 61 Stunden langem Laufe in den Inn zu münden.

Salzbildner, s. „Salze".

Salzbrunn, am Fuße des Hochwaldes im Schweidnitzer Bergland, am Salzbach u. an der Breslau-Freiburger Eisenbahn, ist ein aus den 3 Gemeinden Ober-, Nieder- u. Neu-S. bestehender Dörferkomplex im Kreise Waldenburg des Reg.-Bez. Breslau in der preuß. Provinz Schlesien. 1871 hatte Ober-S. 3238, Nieder-S. 911 u. Neu-S. 1148 E. Die Ortschaften haben bedeutende Ziegeleien u. Steinkohlengruben; Ober-S. ist Sitz der schlesischen Spiegelglas-Manufaktur-Aktien-Gesellschaft u. neben Warmbrunn der besuchteste schlesische Badeort. Die dortigen, schon im 14. Jahrh. bekannten, später aber in Vergessenheit gerathenen u. seit Anfang dieses Jahrhunderts wieder benutzten Heilquellen, 10 an Zahl, gehören zu den stoffärmeren alkalisch-salinischen Eisensäuerlingen u. werden zum Trinken u. zum Baden benutzt. Die mit dem Bade in Verbindung gebrachte Molkenkuranstalt gilt als eine Musteranstalt.

Salzburg, ein österr. Herzogthum, hauptsächlich das Gebiet der Salzach (s. d.), ist nördl., östl., südl. u. südwestl. von den österr. Kronländern Oberösterreich, Steiermark, Kärnthen u. Tirol begrenzt u. hat nur nach Nordwest einen nicht österr. Nachbar, das Königreich Bayern. Sein Flächeninhalt beträgt 130,136 □M. mit 153,159 E. (1869), also nur 1177 auf 1 □M. Diese geringe Bevölkerungsdichtigkeit erklärt sich durch die Natur des Gebiets, das fast durchaus großartiges Alpenland ist; kaum $^1/_{10}$ des Ganzen ist ackerbaufähiger Boden. An der Südgrenze läuft die Hohe Tauernkette hin u. die Gletscher ihrer höchsten Erhebungen, des Venediger u. des Großglockner, der Dreiherrenspitze, des Wiesbachhorns, des Hochnarr u. der Ankogl, ragen weit in das Land hinein; nördlich davon bedecken gewaltige Erhebungen der Voralpen, westl. von der Salzach, Salzburger Alpen genannt, große Strecken des Gebietes, so daß $^2/_3$ des ganzen Areals Gebirge sind. Von den Voralpen sind bes. das Tännengebirge östl. vom Paß Lueg, das Hagengebirge westlich davon, u. vor Allem das Steinerne Meer u. die Uebergossene Alm, ein Kalkplateau von über 2500 m. Höhe, u. der daneben liegende 2939 m. hohe Ewige Schneeberg od. Hochkönig zu erwähnen. — Ueber das Flußsystem des Herzogthums s. „Salzach". Außer den dort erwähnten Flüssen liegt noch ein Theil des Oberlaufes der Mur im südöstl. Zipfel des Landes. Nach der Beschaffenheit der Oberfläche u. unter Berücksichtigung der Flußgebiete zerfällt das Land in die 4 natürlichen Theile: Salzburggau, das sog. Flachland im N. des Herzogthums, Pongau, zwischen den S.er Alpen u. der Tauernkette, in südnördl. Richtung von der Salzach durchflossen, Pinzgau, der von der Salzach von W. nach O. durchflossene Landestheil, u. Lungau, das Gebiet der oberen Mur. In administrativer Beziehung ist S. in 5 Bezirksämter getheilt, in die Stadt S. mit 0,157 □M. u. 20,336 E., die Umgebung von S. mit 31,189 □M. u. 61,151 E., St. Johann mit 32,661 □M. u. 27,362 E., Tamsweg mit 18,519 □M. u. 13,009 E. u. Zell am See mit 47,907 □M. u. 29,252 E. Das Militär in Stärke von 1749 Mann ist hierbei nicht mit inbegriffen. Obgleich S. alle Arten von Getreide baut, ebenso im Norden Hülsenfrüchte, Kartoffeln u. Küchengewächse, so ist der Ertrag doch nicht hinreichend, um den Bedarf zu decken. Besser bestellt ist es mit der Rindviehzucht. Die mit kräftigen Alpenkräutern bedeckten Almen, die den 5. Theil des Gebietes ausmachen, begünstigen eine ausgezeichnete Viehzucht u. Milchwirthschaft, die nam. im Pinzgau u. Pongau in Blüte steht. Das Mineralreich liefert vor Allem Salz (Salzwerk Hallein); bedeutend sind die Marmorbrüche am Untersberge bei S. u. anderwärts; auch ist das Land reich an Gips u. exportirt Nickel, Kobalt u. Arsenik. Die Eisengruben in der Flachau dagegen decken nicht den Bedarf u. die Ausbeute von Gold u. Silber ist nur gering. Von den S.er Mineralquellen ist die bekannteste die heiße Quelle zu Gastein. S.s Industrie u. Handel stehen mit Ausnahme der Stadt S. auf niedriger Stufe. Für den Export fertigt man nur Holzwaaren in Hallein, Kirschgeist, chemische Produkte in Oberalm u. etwas Thon- u. Eisenwaaren. Sitz der Landesregierung ist die Stadt S. (s. d.).

Salzburg (Juvavum), Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums an der bayer. Staatsbahn u. an der Kaiserin-Elisabethbahn; breitet sich zu beiden Seiten der Salzach unter dem Kapuzinerberge am rechten, am Mönchsberge mit der Festung Hohensalzburg am linken Ufer des Stromes aus u. ist dadurch vielleicht die am schönsten gelegene Stadt Oesterreichs, die im Gebirge u. in der Ebene zugleich liegt u. durch die nahen Berge der S.er Alpen, Stauffen, Untersberg u. Gaisberg, die die S.er Ebene nach W., SW. u. O. begrenzen, weiterhin durch den Hohen Göll, das Tännengebirge 2c., einen großartigen Hintergrund erhält. Die Stadt mit 20,336 E. (1869) ist Sitz der Landesregierung u. eines Fürsterzbischofs; hat ein Obergymnasium, das von 1623—1810 Universität war, mit Bibliothek von 36,000 Bdn., darunter 1000 Incunabeln u. 300 Handschriften, ein erzbischöfliches Priesterseminar, ein Lehrerseminar, eine medizinisch-chirurgische Lehranstalt u. verschiedene andere höhere Schulen; einen botanischen Garten, ein zoologisches Museum, das Landesmuseum mit Bibliothek von 40,000 Bdn., das Carolino-Augusteum, eine Sammlung keltischer, römischer u. mittelalterlicher Antiquitäten aus der Nähe der Stadt, verschiedene Kunstvereine, wovon bes. der Musikverein „Mozarteum" zu erwähnen ist 2c.; 7 Klöster, darunter das Benediktinerkloster St. Peter, 580 gegründet; 26 Kirchen, von denen die Kirche zu St. Peter mit dem Grabmale St. Ruprecht's, die 1485 erbaute schöne Margarethenkirche, die alte Franziskanerkirche in gothischem Stile, die prächtige, nach Fischer v. Erlach's Plane erbaute Lyceumskirche, die Kirche der Benediktiner Nonnen aus dem 15. Jahrh. u. die im neuesten ital. Geschmacke erbaute Cajetanskirche die bemerkenswerthesten sind. Die von Santino Solari im Stile des Vatikan am Residenzplatze erbaute Domkirche ist leider abgebrannt. Von den weltlichen Gebäuden verdient den ersten Rang das Schloß, ehemals erzbischöfliche Residenz, seit dem Brande von 1818 aber für den kaiserl. Hof neu hergerichtet; Prachtbauten sind ferner die erzbischöfliche Residenz, der Marstall längs dem Mönchsberge, jetzt Kavalleriekaserne, das Rathhaus, der gräflich Kuenburg'sche Palast, das Theater 2c. An Statuen besitzt es das eherne Standbild des 1756 hier geborenen Mozart von Schwanthaler. Da die Stadt wenig gothische Gebäude, dagegen mehr solche aus der Renaissance u. Zopfzeit besitzt, so hat sie südl. Gepräge. Die Industrie erstreckt sich über viele Branchen; es giebt Fabriken in Teppichen, Bleistiften, Spiegeln, Klavieren u. Segeln, baumwollenen Waaren, Leder 2c.; S. hat ferner gute lithographische Anstalten, Kupferdruckereien u. Schriftgießereien. Sein Handel ist seit der Eisenbahnverbindung mit München u. Wien stark im Aufschwunge. — Als Juvavum war S. schon im 1. Jahrh. n. Chr. eine bedeutende Stadt, von den Hunnen aber unter Attila, dann von den Ostgothen u. von aus dem Osten gekommenen Barbaren ward sie vollständig zerstört. Ihr Wiederaufbau wurde wahrscheinlich von Ruprecht, der hier ein Kloster anlegte, in Anregung gebracht, u. im 7. Jahrh. schon ist sie Sitz eines Bisthums, das 798 zum Erzbisthum erhoben wurde. Die Festung Hohensalzburg od. Hohensalza wurde 1088 aus den Trümmern eines röm. Kastells errichtet, zu verschiedenen Zeiten, nam. zu Anfang des 16. Jahrh., durch den Fürstbischof von Keitschach erweitert u. ist gegenwärtig Gefängniß u. Infanteriekaserne.

Salze, in chemischem Sinne, sind Verbindungen von Basen mit Säuren in ganz bestimmten (äquivalenten) Gewichtsverhältnissen u. entstehen theils durch direkte Vereinigung der Basen mit den Säuren (z. B. Kalk u. Kohlensäure, Chinin u. Schwefelsäure), theils durch doppelte Wahlverwandtschaft od. indirekt durch Zusammenbringen von Metallen mit Säuren. Alle wirklichen S. enthalten wenigstens drei verschiedene Grundstoffe od. Elemente, die, nach der älteren Anschauungsweise, so gruppirt sind, daß immer das eine Element sowol in der Base als auch in der Säure vorkommt. Nach neuerer Anschauungsweise (Unitartheorie) sind die Basen u. Säuren als solche nicht mehr in den S.n enthalten, sondern man führt sämmtliche S. auf gewisse Typen (Wasser, Ammoniak) zurück u. denkt sich den in diesen Typen enthaltenen Wasserstoff ersetzt (substituirt) durch das in dem Salze enthaltene Metall u. den die Säure bildenden Stoff. So wird z. B. das schwefelsaure Bleioxyd nach älterer Anschauungsweise geschrieben: PbO, (Bleioxyd) (Base) SO (Schwefelsäure) (Säure), nach neuerer dagegen:

$\left.\begin{matrix}Pb\\SO_4\end{matrix}\right\}O_2$, indem man sich den Wasserstoff (H) im Typus Wasser $= \left.\begin{matrix}H\\H\end{matrix}\right\}O_2$ ersetzt denkt durch Blei (Pb) u. die Gruppe SO_4. Demgemäß wird auch jetzt dieses S. nicht mehr wie früher schwefelsaures Bleioxyd, sondern schwefelsaures Blei genannt, ebenso die anderen S., schwefelsaures Natrium anstatt Natron ꝛc. Diese Bezeichnungsweise ist aber eigentlich unrichtig, denn wie man aus obiger Formel ersieht, kann man die Gegenwart von Schwefelsäure (SO_3) als solcher in dem S. nach der neuen Formel gar nicht mehr annehmen. Wenn in einem S. die Basis vorherrschend ist od., was dasselbe ist, durch die Säure nur zum Theil neutralisirt ist, so spricht man von einem **basischen** S.; ist dagegen die Säure vorherrschend, von einem **sauren** S.; während, wenn weder Basis noch Säure vorherrscht, **neutrale** S. entstehen. Der in der Basis u. Säure eines S.s gemeinschaftlich enthaltene Grundstoff wird **Salzbildner** genannt; am häufigsten tritt als solcher der Sauerstoff (=O) auf, wie auch in obigem Beispiele, u. sind es auch die **Sauerstoffsalze**, die am genauesten studirt sind. Ebenso wie der Sauerstoff können auch Schwefel, Selen, Tellur, Fluor, Chlor, Brom, Jod u. Cyan S. bilden u. sind daher sämmtlich als Salzbildner anzusehen. Manche Chemiker bezeichnen nur die fünf letztgenannten als Salzbildner, indem sie diejenigen Stoffe so genannt wissen wollen, welche die sog. **Haloïdsalze** (ein von Berzelius unglücklich gewähltes Wort) zu bilden im Stande sind. In ihrer äußeren Erscheinung zeigen die S. große Verschiedenheiten, sowol was Farbe als auch was die Form anlangt, u. hat man in dieser Hinsicht kein für alle geltendes Erkennungszeichen; ebenso verschieden sind ihre Löslichkeitsverhältnisse. Sehr viele S. sind im Stande, sich mit Wasser in ganz bestimmten Verhältnissen zu vereinigen u. mit diesem feste krystallinische Verbindungen zu geben. Ferner können viele S. sich mit anderen S.n zu neuen Verbindungen vereinigen, die also aus 2 S.n bestehen u. **Doppelsalze** genannt werden; so z. B. die Alaunarten.

Salzkammergut od. **Oesterr. Schweiz** heißt vorwaltend das alpine Gebiet der Traun, in weiterem Sinne das ganze Kalkgebirge zwischen Salzach u. Enns; es umfaßt also den südl. Theil vom Erzherzogthum Oberösterreich, greift aber durch Hereinziehen der Umgebung von Aussee in den Nordwestzipfel Steiermarks hinüber, u. ebenso gehört noch der östl. Theil von Salzburg mit zum S. Es ist eine großartige Gebirgslandschaft, die aus wilden Bergmassen bis zu 3000 m. Höhe, reizenden Thälern u. einem wahren Seenlabyrinthe zusammengesetzt ist. Als Verbindungsglied zwischen den Salzburger Alpen u. S., od. auch schon zu letzterem gehörig, erhebt sich rechts von der Salzach das **Tännengebirge** im Raucheck bis 2428 m. hoch. Oestlich davon liegt die vergletscherte Masse des **Dachsteins**, 3002 m. hoch, der imposante Felsenthurm des 2914 m. hohen **Thorsteins** u. das **Kammgebirge**. Nordöstl. steigt das **Todte Gebirge** bis zu 2047 m. Höhe, u. der **Große Priel** ist 2511 m. hoch; nordl. liegt das **Höllengebirge** u. rings von Seen umgeben der 1780 m. hohe **Schafberg**; der 1092 m. hohe **Gaisberg** östl. von Salzburg würde, wenn noch hierher zu rechnen, den Nordwestpfeiler bilden, wie der 1689 m. hohe **Traunstein** den Nordwestpfeiler bildet. Von den Thälern genießt den höchsten Ruf das **Gosauthal** (s. „Gosau"). Von den Seen sind die größten u. bekanntesten der **Hallstädter**-, der **Traun**- od. **Gmundner**-, der **Kammer**- od. **Atter**-, der **St. Wolfgang**- od. **Aber**-, der **Mond**- u. der **Zellersee**. Das S. ist durch seinen Salzreichthum von hoher Wichtigkeit. Salzwerke von Ischl, Ebensee, Aussee ꝛc. Mittelpunkt des ganzen S.es ist Ischl (s. d.).



Nr. 4712. Salzburg

Salzlecken, aus Stein- od. Viehsalz (Berchtesgadener, Staßfurter Sälzleckſteine), werden für Schafe, welche unter allen Hausthieren das größte Bedürfniß an Chlornatrium (Salz) haben, zum Genuß in den Ställen u. für das Wild zum Heranlocken auf den Anstand hergerichtet.

Salzmann, **Christian Gotthilf**, namhafter Pädagog u. Jugendschriftsteller, geb. 1. Juni 1744 zu Sömmerda in Thüringen; studirte seit 1761 zu Jena Theologie u. übernahm 1768 die Pfarrei Rohrborn bei Erfurt, 1772 eine Predigerstelle in Erfurt selbst. Seine ausgesprochene Begabung für das Erziehungsfach sowie seine Begeisterung für die von Rousseau angeregte Methode der Erziehung bewogen ihn 1781, als Lehrer an das Philanthropin Basedow's in Dessau überzugehen. Der Verfall dieser Anstalt führte ihn 1784 zu dem Entschluß, auf dem Landgute Schnepfenthal bei Gotha eine eigene Erziehungsanstalt zu gründen; dieselbe erfreute sich bald großen Zulaufs, zumal da S. die bedenklichsten Einseitigkeiten der philanthropinistischen Methode (vgl. „Erziehung" u. „Philanthrop") zu vermeiden wußte. S. starb 31. Okt. 1811. Von seinen Schriften haben den meisten Einfluß ausgeübt: „Krebsbüchlein od. Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung" (Erf. 1792; 5. Aufl. 1819; eigentlich die 3. Aufl. der schon 1781 zu Erfurt erschienenen „Anweisung zu einer zwar nicht vernünftigen, aber doch modischen Erziehung"); ferner: „Moralisches Elementarbuch" (2 Thle., Lpz. 1782—83; Kupfer

dazu 1784—88; 1. Aufl. von W. Vogel 1828—29; dasselbe für die kathol. Jugend bearbeitet, Wien 1794 u. 1808—10); „Ameisenbüchlein od. Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung" (Schnepfenthal 1806); „Konrad Kiefer's ABC u. Lesebüchlein" (2 Thle., 1. Aufl. ebd. 1834); „Christliche Hauspostille" (5 Bde., ebd. 1792 bis 1794). Weitverbreitet waren die Jugendschriften „Joseph Schwarzmantel" (Schnepfenthal 1810 u. öfter) u. „Heinrich Glaskopf" (Schnepfenthal 1820; Stuttg. 1847). Eine Sammlung der Erziehungs- u. Jugendschriften erschien Stuttg. 1845 ff.; von den letzteren sind die wichtigsten mit Anmerkungen abgedruckt von Richter in dessen „Pädagogischer Bibliothek" (Berl. 1869—75).


Nr. 4743. Gmunden (Salzkammergut).


Nr. 4744. Hallstadt (Salzkammergut).

Salzpflanzen nennt man alle diejenigen Gewächse, deren Gedeihen an das Vorkommen von Kochsalz im Boden gebunden ist. Es giebt ein ganzes Heer derselben, die zum größten Theil Kräuter, zum kleinsten Theile Holzpflanzen sind. In letzter Beziehung treten bei die ganze Küsten waldartig in sog. Manglaren umsäumenden Mangrovebäume z. B. charakteristisch hervor; in Bezug auf die krautartigen Formen gehören die S. zu den verschiedensten Familien. So knüpfen sich von den einfachsten Gewächsen, den sog. Zellenpflanzen od. Kryptogamen, Tausende von Algenarten (Algae) nur an das salzige Meer; selbst einzelne Moosarten suchen den Salzboden u. verrathen denselben augenblicklich durch ihr Dasein, z. B. Pottia Heimii. Unter den Gefäßpflanzen zählt man in Deutschland 33 Pflanzenfamilien mit 131 Arten. Obenan stehen die Gräser mit 21, dann folgen die Chenopodeen od. Meldengewächse mit 15, die Kreuzblütler mit 10, die Kompositen mit 9, die Riedgräser mit 8, die Schmetterlingsblütigen mit 6, die Plumbagineen, Plantagineen, Doldengewächse, Potameen und Binsengewächse mit je 5, die Alsineen u. Enziangewächse mit je 4, die Flachsartigen, Tamariscineen, Strophulariaceen, Lippenblütler, Akanthaceen, Primelgewächse, Knöterichgewächse, Wolfsmilchartigen u. Najadeen mit je 2, die Hahnenfußartigen, Nelken- u. Malvenartigen, Kantengewächse, Asklepiadeen, Apocyneen, Windenartigen, Oelweideartigen, Juncagineen, Liliengewächse u. Farnkräuter mit je 1 Art. Unter den dikotylischen Gewächsen bilden folglich die Meldenartigen den Hauptbestandtheil der Salzflora, wie sie ihn auch auf den Salzsteppen bilden. Dieselben zeichnen sich durch ihre oft dickblätterigen, mehlartig bereiften Pflanzen aus, wodurch das Salzland einen ganz absonderlichen, keineswegs angenehmen Anblick erhält. Ueberhaupt gewähren auch wenige andere Arten aus anderen Familien ein freudiges Grün. Unter diesen zeichnet sich Glaux maritima aus der Familie der Primulaceen vortheilhaft aus; sie überzieht als sog. Milchkraut oft weite Strecken rasenartig mit ihren kleinen Stengeln u. kaktusartig aufgeschwollenen Blättern. Einige dieser Kräuter, die man auch unter dem Namen Halophyten kennt, nehmen beträchtliche Massen von Kochsalz in sich auf. Hierdurch liefern sie den betreffenden Weidethieren, bei Schafen, eine vorzügliche Nahrung. Andererseits verwendete man sie zur Bereitung der Soda. In dieser Beziehung waren die in specie sog. Salzkräuter (Salsola), welche die Barilla durch Verbrennen ihrer organischen Stoffe lieferten, berühmt. Auch manche Meeresalgen, besonders die Tange, wurden zu diesem Zwecke verbrannt u. erzeugten den Kelp od. Varek, eine rohe Soda, welche jodhaltig war. Während die Landsalzpflanzen ein mehr od. weniger fettes Aussehen bei oft recht sperrigem Astwerke annehmen, entwickeln die im Meere lebenden Tange ein lederartiges Laub, das im Süßwasser sich leicht in Gallerte auflöst.

Salzsäure (Chlorwasserstoffsäure, Acidum muriaticum, Acidum hydrochloratum) heißt gewöhnlich der wässerige Chlorwasserstoff, d. i. die Auflösung des Chlorwasserstoffgases in Wasser. Das Gas, auch Wasserstoffchlorid genannt, besitzt einen stechenden u. erstickenden Geruch, wirkt giftig, ist vollständig farblos, nicht brennbar, verbreitet an der Luft dicke weiße Nebel u. läßt sich bei 10° C. u. 30—40 Atmosphären Druck zu einer farblosen, das Licht stark brechenden Flüssigkeit verdichten, konnte aber bis jetzt noch nicht in starren Zustand versetzt werden. Sein spezifisches Gewicht ist 1,2474 (Luft = 1) od. 18,250 (Wasserstoff = 1). Vom Wasser wird dieses Gas sehr leicht verschluckt (absorbirt); 1 Volumen Wasser nimmt bei 0° u. 760 mm. Druck 405 Volumina davon auf; eine solche Auflösung ist die S. Das Chlorwasserstoffgas entwickelt sich in großen Massen in den Sodafabriken, wo aus Kochsalz (Chlornatrium) u. Schwefelsäure zuerst schwefelsaures Natron dargestellt wird; man fängt das Gas, da es nicht in die Luft geleitet werden darf, in Wasser auf u. erhält so als Nebenprodukt die rohe S., die deshalb die wohlfeilste aller Säuren ist. Dieselbe ist eine gelbliche, an der Luft rauchende Flüssigkeit, schmeckt stark sauer u. färbt blaues Lackmuspapier roth. Sie wird in der Technik wieder in großen Mengen verbraucht zur Erzeugung verschiedener chemischer Präparate. Für medizinische Zwecke u. chemische Laboratorien muß jedoch diese S. erst einer sorgfältigen Reinigung unterworfen od. aus chemisch reinem Chlornatrium u. eben solcher Schwefelsäure bes. dargestellt werden.

Salzsee, der Große (engl. the great Salt-Lake), ein See in dem Staate Utah der Verein. Staaten von Nordamerika, in dem Großen Becken, 41—42° n. Br., 112—113° westl. Länge von Greenwich; er ist 14 M. lang u. 6 M. breit, doch in den Monaten des Schneeschmelzens

weit größer, u. liegt 1368 m. über dem Meere. Er bedeckt eine Fläche von 120 □M. mit außerordentlich klarem, aber zu 20%, mit Kochsalz versetztem Wasser, so daß Thiere in ihm nicht leben können, obgleich ihm der Bärenfluß im NO. u. der Jordan im SO., welcher ihn mit dem Utahsee verbindet, süßes Wasser zuführen. Auch seine Ufer sind weit u. breit mit Salz bedeckt. Er bildet das wichtigste Glied eines eigenen, von aller Verbindung mit dem Meere abgesonderten Systems von Flüssen u. Seen, das in dem Plateau von Utah eine Einsenkung von 400 m. bildet. Im O. des Sees, am Westabhange des Wahsatchgebirges, liegen die fruchtbarsten Thäler des von Natur höchst sterilen Mormonenlandes; südl. von ihm am Jordan u. an der Utah Central Bahn, einem Zweige der Union Pacific Bahn, liegt die Große Salzseestadt (The great Salt-Lake City), die Hauptstadt der Mormonen u. Sitz aller ihrer kirchlichen Behörden u. Einrichtungen, mit 12,854 E. (1870). Die 1847 angelegte Stadt ist gut situirt u. macht mit den fast jedes Haus umgebenden Obst- u. Zierbäumen einen sehr freundlichen Eindruck. Die Straßen sind ungepflastert. Die Hauptgebäude sind das „Tabernacle“, ein großer, aus Holz ausgeführter Kuppelbau; der im großen Stil angelegte, aber noch nicht vollendete Tempel, das Theater, die „City-Hall“, welche die Bureaux der Behörden enthält, u. das „Tithinghouse“, in welchem die Zehnten aller Erzeugnisse für den Gebrauch der Kirche niedergelegt werden. Das einzige höhere Lehrinstitut ist die „Deseret University“. Die Industrie ist nicht bedeutend, doch giebt es ein Dampfwalzwerk, eine Papiermühle u. einige Woll- u. Baumwollfabriken.

Salzungen, Stadt mit 3724 E. (1875) im Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen; liegt in 220 m. Seehöhe am linken Ufer der Werra u. an der Werrabahn, hat die älteste Saline des Landes mit Soolbad u. einer Salzproduktion von 70,000 Ctr. jährlich. Auf einem Felsen liegt malerisch das Schloß Schnepfenburg u. hart an der Stadt der salzige Salzunger See.

Salzwedel (früher Soltwedel), Kreisstadt im Reg.-Bez. Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen mit 8205 E. (1875), an der Bahn Magdeburg-Halberstadt; liegt an der hier schiffbaren Jeetze u. wird durch dieselbe in die Alt- u. in die Neustadt getheilt; hat ein Gymnasium, fünf Kirchen, eine Synagoge, Fabriken in Tabak, Stecknadeln, Feuerspritzen, Handschuhen, fertigt wollene u. leinene Waaren, besonders schönen Damast, hat Zuckerraffinerie, Brauerei u. lebhaften Handel.

Salzwerk, s. „Saline“.

Samaden (roman. Sommo d'On), Hauptort des Oberengadin im Schweizerkanton Graubünden, mit 686 meist reform. E. (1870); liegt in 1700 m. Seehöhe am linken Ufer des Inn u. ist ein von Touristen vielbesuchter Ort.

Samara (Ssamara), ein durch Ukas vom 6./18. Dez. 1850 aus Theilen der Gouvernements Simbirsk, Orenburg u. Saratow gegründetes Gouvern. im Europ. Rußland zwischen Wolga u. Ural von 2831,51 □M. Größe u. 1,743,422 E. (Zählung von 1867; 1,837,081 nach den offiziellen Berechnungen für 1870); wird begrenzt durch die Gouvernements Kasan, Orenburg, Astrachan, Saratow u. Simbirsk, ist ein großentheils ebenes od. wenig gewelltes Gebiet mit fruchtbarem Boden u. hat nur im SO. durch den Obtschei-Syrt eine unfruchtbare, sandige Hügelpartie. Gegen 12% des Bodens sind von Wald bedeckt. Im W., längs der Wolga, ist das Gebiet vorzugsweise durch die Thätigkeit deutscher Kolonisten mit herrlichen Feldern bedeckt, an welche nach O. zu unermeßliche üppige Grasflächen angrenzen; der fernere O. harrt noch des Anbaues. Unter den Bewohnern, die vorzugsweise Großrussen sind, zählt man auch 140,000 Mordwinen, 105,000 Karakalpaken, 80,000 Armenier, 70,000 Tschuwaschen, 50,000 Kleinrussen, 25,000 Baschkiren u. Meschtscherjäken u. 500 Zigeuner. Alle deutschen Kolonien, wie Schaffhausen, Solothurn, Katharinenstadt, Marienthal, sind in der Nähe der Wolga (s. „Saratow“). Die Hauptbeschäftigung ist Ackerbau (Kultur der gewöhnlichen Getreidearten) u. Viehzucht. Außerdem aber hat sich im nördl. Theile, der von dem südl., vorzugsweise von Viehzüchtern bewohnten Theile durch den Fluß S. geschieden ist, schon eine nicht unbedeutende Industrie entwickelt: man fabrizirt Tuch, Leder, macht Pottasche, brennt Branntwein u. siedet Talg, u. für den Talghandel, wozu das Rohmaterial aus dem Orenburgischen kommt, ist das Gouvernement jetzt Ausgangspunkt geworden. Der Hauptort des Gouvernements ist S., an der Mündung des Flusses S. in die Wolga u. an der Orenburger Eisenbahn, mit 34,494 E. (1867), hat vier Kirchen, hält große Märkte ab u. ist für den Getreidehandel einer der wichtigsten Plätze an der Wolga; auch kommen von hier die



Nr. 4745. Aussee (Salzkammergut).

meisten feinen Lämmerpelze in den Handel, welche die Kazimoff'schen Handelstataren hierher bringen. Die Stadt wurde 1591 zum Schutze gegen die Kalmüken u. Baschkiren erbaut.

Samarang, Hauptstadt der gleichnamigen Residentie auf der niederländischen Insel Java; liegt auf der Nordseite derselben, fast in der Mitte, u. zählt nach neueren Angaben 30,000 E., worunter 1500 Europäer. Nahe dem Meere liegend besitzt es einen Hafen, eine feste Citadelle, einige



Nr. 4746. Gosau-See (Salzkammergut)

Kasernen, eine reform. Kirche, ein stattliches Stadthaus u. mehrere Wohlthätigkeitsanstalten; es ist Sitz des Residenten, der Verwaltungsbehörden für Mitteljava, Hauptquartier des zweiten Heerestheiles u. als Stapelplatz für den Binnenverkehr von großer kommerzieller Bedeutung. Die Stadt zerfällt in den europ., in altholländ. Weise gebauten Kern, um den sich mehrere chines. Kampongs, die javanischen Wohnhäuser u. getrenn

von diesen die Kauf- u. Handelsstadt der Eingeborenen, auch ein arab. Stadttheil ꝛc. gruppiren. Die Stadt ist durch eine Eisenbahn mit der auf der südl. Seite der Insel liegenden Stadt Djotjokarta verbunden; an derselben Bahn liegt 5 M. südl. von S. die Hauptfestung der Insel, Fort Willem I., u. die den Moslemin heilige Stadt Demak, beide in derselben Residentie.

Samaria. Die Stadt S., von der seit dem 2. Jahrh. v. Chr. die Landschaft S., die mittelste Palästina's (s. d.), zwischen Judäa u. Galiläa, den Namen erhielt, wurde nach 1. Kön. 16, 24 von Omri als neue Hauptstadt des nordisraelit. Reiches gegründet, nachdem die frühere Königsburg zu Thirza verbrannt war. S. lag auf einem zum Theil steil abfallenden Hügel, der sich vereinzelt inmitten eines weiten Bergkessels erhebt u. daher leicht zu befestigen u. zu vertheidigen war. So erklärt sich wol auch der hebr. Name S.'s (schomron, d. i. Warte). Uebrigens lag S. fast genau in der Mitte des Landes, $1^1/_2$ M. nordwestl. von dem alten Sichem. Bereits 722 wurde die Stadt durch Salmanassar (s. d.) belagert u. von Sargon erobert u. zerstört. Doch erholte sie sich wieder als der Hauptort der neuen Ansiedelung (s. u.) u. war zu Zeiten der Makkabäer eine starke Festung. Abermals gründlich zerstört durch Johannes Hyrkan (um 110 v. Chr.), wurde sie doch wieder bewohnt u. nach der röm. Eroberung durch Pompejus (63 v. Chr.) der Provinz Syrien einverleibt, auch von dem röm. Feldherrn Gabinius neu befestigt. 30 v. Chr. erhielt Herodes d. Gr. die Stadt von Kaiser Augustus zum Geschenk, nannte sie zu Ehren des Schenkers Sebaste (griech., s. v. w. lat. Augusta) u. begann sie mit einer Reihe großartiger Bauwerke zu schmücken, deren Trümmer zum Theil noch sichtbar sind. Aber die Ansiedelung von Soldaten u. Bauern vermochte den alten Glanz nicht zurückzurufen, obwol die Stadt bis ins 6. Jahrh. n. Chr. u. dann wieder in der Kreuzfahrerzeit Sitz eines Bischofs war. Gegenwärtig ist „Sebastijeh" ein elendes Dorf; die stark beschädigte, ehedem prachtvolle Johanniskirche (angeblich das Grab des Täufers enthaltend) dient als Moschee. Auf der oberen Terrasse des Hügels u. ringsum stehen noch zahlreiche Säulen von den Bauten des Herodes. — Die **Samaritaner** als religiöse Sekte. Nach der Eroberung S.s wurden von Sargon zahlreiche heidnische Kolonisten in das Land verpflanzt (2. Kön. 17, 24). Diese nahmen zwar die Jehovareligion der im Lande zurückgebliebenen alten Bewohner an, jedoch unter Beimischung heidnischen Wesens. So entstand ein Mischvolk, welches den strengen Juden im Süden immer verhaßter wurde. Die Letzteren verweigerten daher den Samaritanern die Theilnahme an dem neuerbauten Tempel zu Jerusalem u. vertrieben die samaritischen Weiber. Dafür suchte Sanballat, der Häuptling der Samaritaner, den Aufbau der Mauern Jerusalems mit Gewalt zu hindern (um 440 v. Chr.; vergl. Nehem. 2, 19 ff. u. 4, 1 ff.). Der Zwiespalt endigte schließlich damit, daß sich die Samaritaner auf dem Berge Garizim (s. d.) einen eigenen Tempel erbauten. Gleichzeitig brachte ihnen ein von den Juden ausgestoßener Priester Manasse die 5 Bücher Mosis als Religionsbuch. Die so gegründete Sekte (vgl. hier bes. Joh. Kap. 4) überdauerte sowol die Verfolgungen durch die christlichen Kaiser vom 4.–7. Jahrh. wie die der Kreuzfahrer u. der späteren (mohammedanischen) Eroberer. Um 1200 gab es noch etwa 1000 Samaritaner in Nabulus, Cäsarea, Askalon u. Damaskus. Gegenwärtig sind sie nur noch in Nabulus (etwa 150 Seelen) zu finden; daselbst wohnt auch der Hohepriester u. befindet sich ihre einzige Synagoge. Als ein höchst merkwürdiger Ueberrest aus dem Alterthum sind die Samaritaner neuerdings wiederholt Gegenstand der gelehrten Forschung geworden; die besten Aufschlüsse gab über sie Petermann (vgl. dessen Art. „S." in Herzog's „Realencyklopädie", Bd. XIII). Darnach sind die Samaritaner (wie die Juden) strenge Monotheisten u. Feinde jedes Bilderdienstes, glauben an gute u. böse Engel, an eine Auferstehung der Todten u. Erscheinung des Messias, 6000 Jahre nach der Weltschöpfung. Außer dem Sabbath feiern sie auch die übrigen jüdischen Feste, zum Theil in eigenthümlicher Weise, wie durch Wallfahrten auf den Garizim. Auch das Passah wird mit Opfern auf dem Berge begangen. Die Beschneidung wird am achten Tage vollzogen; Doppelehe ist gestattet. Der Gottesdienst in der Synagoge besteht in Vorlesung der Bibel u. in dem eigenthümlichen Absingen alter Gebete. Im Verkehr bedienen sie sich des Neuarab., lesen aber die 5 Bücher Mosis in hebr. Sprache, wenn auch mit einer von der jüdischen vielfach abweichenden Aussprache. Die Schrift ist noch die alterthümliche, wie sie vor dem Aufkommen der sog. hebr. Quadratschrift (ca. 2 Jahrh. v. Chr.) im Gebrauch war. Das Hauptheiligthum der Samaritaner ist eine Gesetzesrolle, angeblich von einem Urenkel Aaron's herrührend, schwerlich aber über 1000 Jahre alt. Außerdem existirt in derselben Schrift eine ganze Literatur in einem Mischdialekt aus dem Hebräischen u. Aramäischen; das Wichtigste darunter ist die samaritische Uebersetzung der 5 Bücher Mosis durch Abu Said im 12. Jahrh. n. Chr. (beste Ausgabe dieses sog. „Samaritanischen Targums" von Petermann), ferner eine Art Chronik aus derselben Zeit (das sog. samaritan. Buch Josua), religiöse Lieder, Gebete ꝛc.



Nr. 4747. Die Große Salzseestadt.

Samarkand, Stadt im russ. Generalgouvernement Turkestan in Asien, Provinz Seriasschan mit S., unter $39^1/_2{}^\circ$ nördl. Breite u. fast 67° östl. Länge von Greenwich mit 30,000 E. An Stelle des alten Maracanda, der Hauptstadt Sogdiana's, liegt die heutige Stadt mehr denn $^1/_4$ M. vom linken Seriasschanufer entfernt u. wird von drei kleinen,

aus den südl. Bergen des Samarkand Tau entspringenden Flüßchen bewässert, hat fast 2 M. im Umfange u. zerfällt in die innere, durch eine Mauer umgebene Stadt u. in die Vorstädte mit großen Gärten u. Weinpflanzungen. Einzig in ganz Mittelasien ist S. durch die Baudenkmäler einer besseren Vergangenheit: Timurlenk's prächtiges Schloß, für die Gläubigen ein Ort der Andacht, vor dem nordl. Thore, seine Moschee u. sein Mausoleum mit imposanten Kuppeln mehr im Süden, vier andere große Moscheen aus Timur's Zeit neben einer Unzahl von gewöhnlichen mit offenen Galerien. Mit den Moscheen verbunden sind noch immer zahlreiche Medressés (mohammedanische Schulen), die aus ganz Turan stark besucht werden (früher 40 auf 250 Moscheen). So ist S. der Mittelpunkt der turanisch mohammedanischen Gelehrsamkeit u. des damit zusammenfallenden Fanatismus; über 100 Plätze der Stadt sind vielbesuchte Wallfahrtsorte. Am südwestl. Saume der Stadt liegt auf einem Hügel die Citadelle mit der russ. Besatzung, die ihren asiat. Charakter ganz verloren hat, ebenso wie die Paläste des früheren Emirs u. des Begs; in ersterem ist jetzt ein Lazareth u. ein Proviantmagazin, in letzterem sind die verschiedenen Verwaltungen untergebracht. S. ist ein Hauptstützpunkt der civilisatorischen Mission der Russen in Centralasien. Handel u. Industrie haben sich nach langem Verfall wieder etwas gehoben; wichtig sind hier die Fabriken in Seide, Baumwolle u. Papier, für Lederarbeiten u. geschmackvolle Arbeiten in Email. Als Maracanda soll S. im Alterthum 70 Stadien Umfang gehabt haben, wurde 328 von Alexander d. Gr. erobert, hatte seine glänzendste Zeit seit 1369 als Residenz des in der Nähe geborenen Timurlenk, gilt darum in den arab. Märchen u. pers. Liedern als der Zusammenfluß aller Schätze u. Herrlichkeiten u. wurde 1869 von den Russen dem Khan von Buchara entrissen.

Sambesi, s. „Zambesi".

Sambor, Kreisstadt mit 11,749 E. (1869) im Königreich Galizien; liegt in schöner, fruchtbarer Ebene in 298 m. Seehöhe am linken Ufer des Dnjestr, hat ein Obergymnasium, ein Bernhardinerkloster u. treibt Leinweberei u. ansehnlichen Handel. In der Nähe liegt das große Eisenwerk Rude. — Als früher befestigter Platz wurde S. 1498 von den Türken, 1656 von den Schweden u. 1657 von den Siebenbürgen belagert. 1604 zog von hier der falsche Demetrius gegen Moskau aus.

Sambre (spr. Ssangbr), bei den Römern Sabis, linker Nebenfluß der Maas, entspringt an der Grenze des franz. Dep. Aisne u. Nord im Walde von La Haye Cartigny, fließt in ostnordöstl. Richtung, tritt nach Belgien ein u. mündet nach 24,2 M. langem Laufe bei Namur in die Maas. Alle größeren Nebenflüsse gehen ihm rechts zu; die bedeutendsten sind die Petite Helpe u. Grande Helpe in Frankreich u. die Heure in Belgien. Von den Städten, welche die S. berührt, sind die wichtigsten die Festungen Landrecies u. Maubeuge (franz.) u. Charleroy (belg.). Die S. ist von Landrecies bis zu ihrer Mündung, 20 M. lang, schiffbar. Bei Landrecies ist von der S. bis nach La Fère an der Oise der 9,3 M. lange S.-Oisekanal geführt.

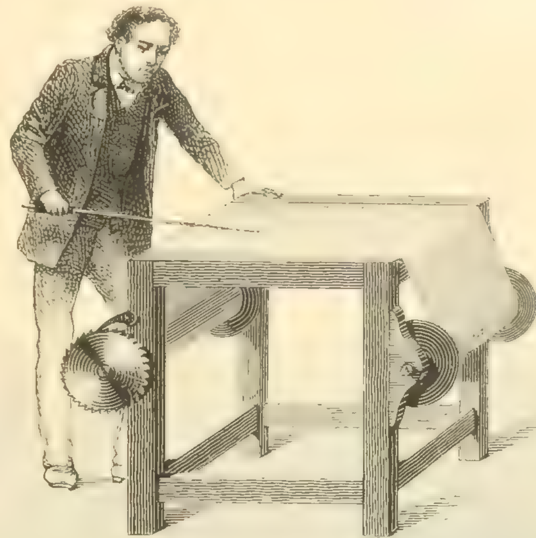
Sambucus, s. „Flieder".

Same, das letzte Erzeugniß der Pflanzenverwandlung zur Fortpflanzung der Art, bei der Inhalt der Frucht, welcher auf sehr verschiedener Stufe verharrt. Die einfachste vertritt die Spore, d. i. der Same aller kryptogamischen Gewächse; er enthält keinen Keimling in sich vorgebildet, sondern bildet denselben erst im Laufe seiner eigenen Entwicklung aus sich heraus. Eine viel höhere Stufe nimmt der S. der phanerogamischen Gefäßpflanzen ein. Er erscheint in der Frucht zuerst als Ei'chen (ovulum), in dessen Innerem der Keimling (embryo) sich vorbildet, um dann in seiner Hülle mehr od. weniger lange ruhen u. endlich keimen zu können. Zu dieser Entwicklung findet der Keim die nothwendigen Stoffe in sich selbst od. in dem ihn häufig umgebenden Eiweiß (albumen). Das Ganze wird von einer einfachen od. doppelten Samenhaut eingeschlossen. Befestigt wird der S. an den Wänden der Frucht durch einen mehr od. weniger deutlichen Ansatz, den Nabelstrang (funiculus), welcher sich mitunter fleischig entwickelt u. über den Samen zusammenwächst, wodurch er den Samenmantel (arillus) bildet, z. B. bei dem Pfaffenhütchen. Die Samenhaut kann häutig, lederartig u. selbst steinhart sein, wenn sie nicht fleischartig wird u. sog. beerenartige Samen erzeugt (Granate); auch kann sie sich mit Haaren schopfartig (Baumwollenpflanze) od. mit Häuten flügelartig (unsere Pinus-Arten) bekleiden. Man unterscheidet an ihr, bes. deutlich aber in ihrem Zustande als unreifes Ei'chen, den Nabel (hilus) od. die Stelle, wo der S. durch den Nabelstrang an den Fruchtwänden (Plazenten) angeheftet ist; ferner den Keimmund (micropyle), welcher bei dem reifen S.n meist nur als Punkt erscheint; endlich die Naht (raphe), die nur bei gegenläufigen S.n als Leiste auftritt. Unter dieser äußern Samenhaut kann, wie gesagt, noch eine zweite liegen (Kernhaut, tegmen), z. B. bei Walnuß, Kürbis. Auch an ihr bemerkt man die Nabelstelle (Hagelfleck, chalaza). Nun erst folgt, wenn es vorhanden ist, das Eiweiß; z. B. bei fast allen Monokotylen u. vielen Dikotylen. Es kann fleischig, schleimig, mehlig (wie bei den Getreidearten), knorpelig (Kaffeebohne, Dattel) od. steinhart sein (Palmen) u. umgiebt den Keimling entweder ganz od. theilweise, zusammenhängend od. getheilt. Der Keimling selbst, der Endzweck aller Pflanzenentwicklung von der Wurzel bis zur Frucht, besitzt zunächst ein Stengelchen (cauliculus) mit einem Würzelchen (radicula) u. einem Knöspchen (gemmula, plumula) od. Blattfederchen, der ersten Anlage der künftigen Stengelspitze, welcher von zwei Samenlappen (Dikotylen) ganz od. ebenso von vielen Samenlappen (Nadelhölzer) od. von einem Samenlappen (Monokotylen) nur am Grunde ganz eingeschlossen wird od. auch frei auf demselben ruht. Der Keimling ist die künftige Pflanze im Kleinen, deren Fortbildung daraus unabhängig von der Mutterpflanze erfolgt.

Same, Samenflüssigkeit, Samenthierchen, s. „Sperma".

Sameland, s. v. w. Lappland (s. d.).

Samhara, ein 3—8 Meil. breites Küstenland am Rothen Meere auf afrikanischer Seite, nominell zu Aegypten gehörig, östl. u. nordöstl. von der Landschaft Tigré in Habesch u. im S. bis zur Straße Bab-el-Mandeb gerechnet, vom 15.° n. Br. u. 40.° ö. L. von Greenwich durchschnitten. Es ist flach, wenig angebaut u. der größten Hitze in ganz Afrika am meisten ausgesetzt, so daß alle Flüsse versiegen; ist bewohnt von den Schoho, Teroa, Asaorta, Danakil u. Adel, mohammedanischen



Nr. 1718. Aufschneiden des Sammets.

Hirtenvölkern, der von den Abessiniern beanspruchte westl. Theil von Aghazivölkern. Die südl. Hälfte, von 14° 25′ n. Br., begleitet im Lande der Danakil eine merkwürdige Region von Salzebenen u. Salzseen, die ganz Habesch mit Salz versorgen. Der wichtigste Ort ist Massaua (s. d.). Etwas südlicher auf dem Festlande Arkiko mit etwa 6000 E.

Sämischleder, s. „Gerberei".

Samland, Name einer im ostpreuß. Reg.-Bez. Königsberg liegenden Landschaft, die halbinselartig zwischen dem Frischen Haff, Pregel u. Kurischen Haff in die Ostsee vorspringt u. außer dem Kreise Fischhausen noch Theile der Kreise Königsberg u. Labiau umfaßt. Das mit Hügeln besetzte Terrain hat im 110,5 m. hohen Galtgarben seine höchste Erhebung. Die Küste S.s zeichnet sich durch Bernsteinreichthum aus.

Sammet od. Sammt heißt ein auf besondere Art erzeugtes Gewebe, dessen Eigenthümlichkeit darin besteht, daß auf einem geköperten od. leinwandartigen Grundgewebe sich eine weichhaarige Decke aus lauter gleichlangen, aufrechtstehenden Fäden befindet. Die Erzeugung derselben geschieht durch eine besondere, über der eigentlichen zum Grundgewebe dienenden Kette liegende Polkette, die auch durch einen besondern Fußzug regiert wird. Diese Polkette dient dazu, um in das Grundgewebe Schlingen einzuarbeiten, welche, nachgehends aufgeschnitten, den weichhaarigen Flor bilden. Die Schlingen aber erzeugt man, indem man beim Weben feine Ruthen aus Messingdraht od. nach Erfordern auch schienenartige Leistchen quer über die Kette legt, während die Polkette sich im

Oberlach befindet, daß dieselbe beim Umtreten die Stäbchen einschließt. Die Stäbchen werden dann herausgezogen u. die dadurch entstehenden Schlingen entweder mittels eines langen Messers aufgeschnitten (geschnittener od. gerissener S.), od. auch so belassen, wie sie sind (ungerissener S.).

Samniter (Samnites), eine alte italische Völkerschaft, welche dem sabellischen Sprachstamme angehört. Der Sage nach zweigten sich die S. ab von den Sabinern. Diese nämlich entsendeten infolge eines Gelöbnisses einen heiligen Lenz (ver sacrum), d. h. sie schwuren, die im Jahre des Gelübdes geborenen Söhne u. Töchter im reifen Alter aus der Heimat zu entsenden. Ein Theil dieses Auszuges wurde vom Stier, den Mars entsendet, geleitet; der andere von einem, von demselben Gotte abgeschickten Specht. Der erstere Theil wurde zum Stamme der S., der letztere entwickelte sich zu dem der Picenter. Die S. besetzten das von Latium südöstl. gelegene Gebiet im Binnenlande der Halbinsel, nam. den Theil, welcher zwischen den Quellen der in die Hadria mündenden Flüsse Sangrus u. Tifernus lag. Nahe der Quelle des letzteren lag die nach dem Stier genannte Hauptstadt Bovianum (jetzt Bojano). Ihr Gebiet dehnten die S. immer mehr aus. Als die Macht der Etrusker verfiel, fiel Capua in ihre Hände u. den Griechen entrissen sie kurz darauf die alte Kolonialstadt Cumä. Als die Römer nach Ueberwindung der Volsker auch an ihre Marken kamen, um 400 a. u. (= 354 v. Chr.), schlossen beide Völker vorläufig ein Bündniß. Nach 11 Jahren brach aber der Kampf aus, welcher sich zu einem Ringen um die Herrschaft in Italien gestaltete u. in den



Nr. 4749. Samojeden. (Nach einer Originalphotographie.)

Samniterkriegen (s. „Rom u. Römisches Reich“) zu Gunsten Roms entschieden wurde. Nach dem 4. Samniterkriege (im J. 272) mußten sich die S. nebst den betheiligten Lucanern, Bruttiern u. Tarentinern unterwerfen. Während der Punischen Kriege unterstützten die S. den Hannibal u. ebenso nahmen sie am sog. Bundesgenossenkriege (90—89 v. Chr.) lebhaften Antheil. Geendet wurde derselbe durch die Siege des Sulla in Campanien u. Samnium. Auch in den Bürgerkriegen traten sie noch einmal hervor. Als Marius, der Sohn des berühmten Marius, bei Sacriportus geschlagen u. in Präneste eingeschlossen war, versuchten sie denselben unter Führung des Pontius Telesinus zu entsetzen, aber vergeblich: an der Porta Collina vor Rom wurden sie total besiegt. Das war die letzte Kraftanstrengung dieses tapfern Völkerstammes.

Samogitien (Szamaiten, lithauisch Zmudz, d. i. Tiefland), ein an der Ostsee liegender Landstrich, der jetzt den größten Theil des russ. Gouvernements Kowno bildet; er wird begrenzt von Kurland, dem eigentlichen Lithauen, wovon es oft als Theil betrachtet wird; von Ostpreußen u. von der Ostsee. Als eigener Staat wurde S. im 10. Jahrh. vom Palämon gegründet, der mit Hülfe italischer Kolonisten die hier seßhaften Letten unterwarf. Seine Nachkommen vergrößerten das Land auf Kosten von Lithauen, Rußland, Polen u. Preußen. Die Deutschen Ordensritter geriethen im 13. Jahrh. mit den Fürsten von S. in Kampf. S. unterwarf sich im 14. Jahrh. den Großfürsten von Lithauen, die es an den Deutschen Orden abtraten, aber schon 1408 wieder erhielten. Mit Lithauen vereinigt kam S. als bes. Herzogthum an Polen u. mit diesem schließlich an Rußland. Die Bewohner sind Lithauer, die erst im 16. Jahrh. vollständig zum Christenthum bekehrt wurden u. die lithauische Volkseigenthümlichkeit am reinsten bewahrt haben. Der kathol. Bischof von S. hat seinen Sitz in Miednicki.

Samojeden (Ssamojeden), ein finnischer Stamm der großen mongolischen Völkerfamilie, welcher den russ. Norden Europa's u. Asiens vom Mezen bis zur sibirischen Chatanga bewohnt. Die S. sind klein von Gestalt, kaum 1,3 m. hoch, untersetzt, dickköpfig, haben großen Mund, lange Ohren, kleine, weitgeschlitzte Augen, sind braungelb von Farbe u. ihr borstiges Haar ist schwarz. Ihre Entwicklung ist eine sehr rasche; die Mädchen erreichen ihre Reife schon mit 11 Jahren. Ihre geistigen Fähigkeiten scheinen sehr gering zu sein; sie sind zwar gutmüthig u. ehrlich, aber faul, wollüstig u. dem Trunke ergeben; zum Christenthum ist nur ein Theil bekehrt, viele sind noch Heiden. Den Lügenpriestern, den Schamanen, vertraut aber der christliche S. eben so sehr wie der heidnische. Die S. wohnen in Jurten, d. h. in kegelförmigen, aus langen Stangen gebildeten Zelten, die im Sommer mit Birkenbast, im Winter mit Renthierfellen überzogen sind u. oben eine Oeffnung zum Abzuge des Rauches haben. Ihr Reichthum sind ihre Renthierherden, die oft eine Stärke bis 2000 Stück haben. Dampfendes Renthierfleisch u. das noch warme Blut des Thieres sind Leckerbissen; außerdem essen sie Brot, frisch gesalzene Fische, Vögel u. Beeren. Die Kleidung der Männer u. Frauen besteht aus Renthierpelzen; bunte Läppchen od. Bänder im geflochtenen Haar, Glasperlen, Stahl- u. Silberketten im Ohr u. um den Hals sind ihr Schmuck. Ihre Zahl in Europa schätzt man auf etwa 5000, in Asien auf das Doppelte u. mehr. Uebrigens sind sie im Aussterben begriffen, hauptsächlich infolge ihrer Trunksucht.

Samos od. Samo (türk. Syssam- od. Susam-Adasi), Insel an der Westküste Kleinasiens u. von diesem durch schmalen Sund getrennt, gehört zum türk. Vilajet Dschesairi Bahri Sefid (d. i. Inseln des Weißen Meeres) u. umfaßt 8,23 □M. mit 34,141 E. (1874). Die Insel durchziehen von West nach Ost 2 kahle, schluchtenreiche u. jäh abstürzende Gebirgsketten, die im Kerki (Cerceteus) u. im Ampelos 1440, bez. 1137 m. hoch ansteigen. Die niedrigeren, sanfteren Abhänge sind mit Fichten, Eichen, Cypressen, Weinreben u. Obstbäumen bedeckt, die von ihnen eingeschlossenen Thäler schön u. überaus fruchtbar. S. erzeugt Wein, Baumwolle, Getreide aller Art, Rosinen, Südfrüchte, Oel, Knoppern u. Seide. Seine mineralischen Schätze sind Eisen, Blei, Silber, Smirgel, Ocker, Marmor; die Lager werden aber nicht ausgebeutet. Handel u. Schiffahrt, durch mehrere gute Häfen begünstigt, sind ein Haupterwerbszweig. Die Insel bildet ein eigenes Fürstenthum, das sich selbst verwaltet u. nur 92,000 Frcs. Tribut an die Pforte zahlt. Denn als im griech. Freiheitskriege die Insel ihre Unabhängigkeit bewahrt hatte, aber doch durch das Londoner Protokoll 1830 den Türken zurückgegeben wurde, konnten dieselben 1835 erst dann Besitz ergreifen, nachdem sie volle Amnestie gewährt u. den griech. (fanariotischen) Fürsten Vogorides zum Statthalter eingesetzt, der unter türk. Oberhoheit regiert, aber in Konstantinopel residirt. — Nominelle Hauptstadt u. Sitz eines griech. Bischofs ist Megali-Chora, ein elender Ort an der Südküste, 1 Stunde vom alten S. entfernt. Faktischer Hauptort ist die Hafenstadt Vathy, der Sitz des Handels u. der Konsuln. 1873 liefen hier 450 Segelschiffe von 13,147 Tons u. 48 Dampfer von 11,984 Tons aus. — Auf der südlichsten Spitze sind noch Säulen sichtbar vom Heräum, dem prachtvollsten aller Tempel der Juno, die hier geboren worden sein soll, u. vom alten S. existiren noch 8—9 Km. lange Mauern, die Akropole, 2 Molen u. Reste von Theater u. Tempeln. — S. war das Vaterland des Pythagoras, u. Herodot schrieb hier die ersten Bücher seiner Geschichten. Der Samier Rhökos erfand den Erzguß u. Kalliphon, Theodoros, Agatharchos u. Timanthos waren samische Maler. Die Geschichte von S. reicht mit Sicherheit bis zum Jonischen Städtebunde, dem es beitrat, dadurch reich u. mächtig wurde u. Kolonien bis nach Kreta (Cidonia), Italien (Dicäarcha) u. Sizilien (Zankle) aussenden konnte. 532 v. Chr. ward S. Besitzthum des Polykrates (s. d.), kam aber bald unter persische Oberhoheit, von der es 479 durch die Schlacht bei Mykale befreit ward. Später mußte es abwechselnd die Hegemonie Athens u. Sparta's ertragen, kam vorübergehend noch einmal in persische Hände, ward makedonisch, wieder athenisch u. endlich im J. 84 v. Chr. römisch. Augustus gab im J. 17 v. Chr. die Insel frei, doch schon Vespasian führte sie wieder unter das röm. Joch zurück. Seitdem trug S. die wechselnde Herrschaft der Byzantiner, Araber, Venetianer, Genuesen u. Türken bis zum griech. Befreiungskampfe (s. d.).

Samothrake (Samathraki, türk. Semenderek, Semadrek), d. i. das thrakische Samos, eine Insel im Aegeischen Meere, 5 Meilen von der thrakischen Küste entfernt, gehört zum türk. Vilajet Dschesaïri Bahri Sefid (d. i. Inseln des Weißen Meeres) u. umfaßt 3,36 □M. mit etwa 1800 griech. E. S. ist eine bewaldete Bergmasse mit dem Krater des 1600 m. hohen Phengariberges; sie hat einige fruchtbare Thäler, welche Ackerbau u. Viehzucht ermöglichen, u. mehrere heiße Mineralquellen, die aber unbenutzt verrinnen, denn die hafenlose Insel hat wenig Verkehr u. führt nur etwas Holz aus. Hauptort ist der an der Südküste liegende Flecken Kastro. Im Alterthum war S. Hauptsitz des Kabirendienstes u. wegen der hier gefeierten Mysterien berühmt. In politischer Beziehung hat sie nie Bedeutung gehabt.

Samsö, eine dänische, 2 □M. große Insel zwischen Seeland u. Jütland, bildet in administrativer Beziehung einen Theil des seeländischen Amtes Holbak. Die hügelige u. beinahe waldlose Insel ist höchst fruchtbar u. ernährt nicht nur ihre 6000 E., sondern gestattet noch reiche Getreideausfuhr, bes. an Gerste. Hauptort ist das gut gebaute Nordby im nördl. Theile. Die S. umgebenden kleineren Inseln sind zum Theil unbewohnt.

Samuel, der letzte der sog. Richter Israels u. Erneuerer des israelitischen Volksthums, wurde zu Rama im Stamme Ephraim geboren; nach der zweifelhaften Angabe 1. Chr. 6, 27 ff. gehörte seine Familie dem Stamme Levi an. Auf Grund eines Gelübdes wurde er von seinem Vater Elkana u. seiner Mutter Hanna (vgl. 1. Sam. 1—3) zu dem Hohenpriester Eli nach Silo gebracht u. dort bei dem Heiligthume (d. i. der Stiftshütte) erzogen. Der Ruf seiner Frömmigkeit u. Weisheit veranlaßte, daß ihm nach einer gewaltigen Niederlage durch die Philister u. nach dem Verluste der Bundeslade auf der Volksversammlung zu Mizpah die Richterwürde übertragen wurde (vgl. 1. Sam. 4 u. 7, 3 ff.). Er bewog zuerst das Volk zur Abstellung des Götzendienstes u. erfocht dann einen glänzenden Sieg über die Philister. Die so erkämpfte Ruhe nützte er zur Herstellung geordneter Rechtszustände (1. Sam. 7, 16 ff.); als hochangesehener Prophet brachte er die gänzlich verfallene mosaische Religion wieder zur Geltung u. schuf in den sog. Prophetenschulen eine Pflanzstätte religiöser Begeisterung u. höherer Bildung wie nationalen Bewußtseins. Allerdings nahm die Entwicklung des Volkes einen anderen Verlauf, als S. gewünscht hatte. Die Unfähigkeit seiner Söhne, die er in seinem Alter zu Richtern bestellt hatte, die erneute Bedrückung durch die Philister u. der erwachte nationale Eifer führten das Volk zu dem Verlangen nach einem König. Widerwillig gab S. nach u. salbte zuerst Saul (s. d.), dann David (s. d.) zum König. — Die sog. Bücher Samuelis (bei den Juden ursprünglich ein Buch) haben ihren Namen von S., weil sie mit dessen Geschichte beginnen; ihr Inhalt reicht indeß bis in die letzte Zeit David's herab. Aus verschiedenen Schriften des 10. bis 7. Jahrh. v. Chr. entstanden, gelten sie mit Recht für eine der vorzüglichsten Geschichtsquellen des Alterthums.

Samum heißt einer von den durch außerordentliche Trockenheit sich auszeichnenden Wüstenwinde der Alten Welt. Wie der Chamsin in Aegypten, der Solano in Spanien, der Sirocco in Italien, die Terrenos in Vorderindien u. der Harmattan an der Guineaküste vorkommt, ist der S. (auch Samiel, Semum, Simum od. Bahd-Samum genannt) in Arabien u. Persien zu Hause. Gemeinschaftlich ist allen diesen Winden, daß sie große Massen von Sand u. Staub aufwirbeln u. dadurch den Himmel trüben u. verfinstern, u. mit Ausnahme des Harmattan eine sehr hohe Temperatur haben. Durch seine glühende Hitze, seine sengende Trockenheit u. den erstickenden Staub wirkt der S. auf Pflanzen u. Thiere höchst nachtheilig. Der S. ist ein Wirbelwind, dessen heftigste Wirbel wahrscheinlich nur wenige Minuten währen, aber stundenlange heiße Windströmungen verursachen. Die Massen von Sand u. Staub, die sich mit dem S. bewegen, sind so groß, daß durch sie wesentliche Veränderungen an der Erdoberfläche veranlaßt werden. Manche Krankheiten, wie Wechselfieber, werden übrigens durch den Eintritt des S. zum Verschwinden gebracht.

Sämund (altnord. Saemundr, mit dem Beinamen hinn Frodhi, d. h. der Kundige), geb. 1056 als Sohn des Sigfus, eines Geistlichen zu Oddi auf Island, unternahm, um sich zu unterrichten, Reisen nach Deutschland, Frankreich u. Italien, ließ sich nach seiner Heimkehr in Oddi nieder, wurde Priester u. starb 1133. Schon hoch bejahrt schrieb er das Leben der norweg. Könige von Harald Haarfaagr († 933) bis auf Magnus den Guten († 1047), welches Werk zwar nicht in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen ist, aber den Schriften Anderer zu Grunde gelegen hat u. von dem wir einen Auszug in einem Gedichte (gedruckt im 10. Bde. der „Fornmannasögur") besitzen. Seine, den Zeitgenossen erstaunliche Gelehrsamkeit veranlaßte bald nach seinem Tode die Bildung von heute noch in Island umlaufenden Sagen, die ihn zum Zauberer machen u. im Verkehr mit dem Teufel stehen lassen. Lange Zeit galt S. unbestritten als Verfasser der älteren u. poetischen Edda (s. d.), eine Ansicht, die heute wol allgemein aufgegeben ist.

San (ital. u. span.), s. v. w. heilig.

San Benito (span. für lat. saccus benedictus, d. i. geweihter Sack od. Ueberwurf) hieß das von der span. Inquisition (s. d.) Ende des 15. Jahrh. eingeführte Ketzerkleid. Es bestand aus einem ärmellosen Rock, vorn u. hinten mit einem rothen Kreuze versehen, u. mußte nach Abschwörung der Ketzerei noch eine bestimmte Zeit über einem schwarzen Unterkleide getragen werden.

San Domingo (seit 1803 ist der alte karibische Name Haiti für die gesammte, von Columbus Hispaniola genannte Insel wieder hergestellt), zweitgrößte der Großen Antillen, 68° 21'–74° 20' westl. Länge von Greenwich, 17° 37'–19° 58' n. Br., im O. durch die Monapassage von Portorico, im W. durch die Windwardpassage von Cuba getrennt; 1403 □M. mit circa 830,000 E. Die nördlichsten Kaps sind Grande Pointe, gegenüber der Insel Tortuga u. Cap Isabele östl. davon; das südlichste Kap ist Cap Beata, das östlichste Punta Engaño, das westlichste Cap Irois. Im O. tritt die Samanáhalbinsel vor, von der Bahia Escocesa im N. u. der Bahia de Samaná im S. bespült. Die Nordküste hat als einzige größere Bai die Manzanillobai. Die Westküste läuft in zwei Halbinseln aus, deren nördl. im Cap à Foux endet; die größere südl., von welcher im N. die Insel Cayamite, im S. die Insel La Vache liegt, endet in den Caps Dame Marie u. Tiburon. Zwischen beiden Halbinseln dehnt sich die weite Bucht von Gonave, so genannt nach der in ihr gelegenen gleichnamigen Insel. Die Südküste mit dem vor Cap Beata liegenden Inselchen Beata hat nordöstl. von diesem die tief eingreifende Neibabai u. die Bahia de Ocoa. Die Fortsetzung der Neibabucht nach NW. bilden mehrere größere Seen, die größten auf allen Antillen, bes. die Laguna de Enriquillo (salziger See), gegen 7½ □M., nordwestl. von diesem die Laguna del Fondo, 2½ □M. Vier Hauptgebirgszüge ziehen parallel von W. nach O. Die mittlere Kette, die Hauptkette der Insel, vom Cap à Foux bis zur Punta Engaño, führt in ihrem in der Rep. S. D. liegenden höchsten Theile den Namen Sierra de la Biserencia, mit dem Monte Entre los Rios (2410 m.) u. dem Pico del Yaqui (2955 m., nach Gabb, der 1869—71 die Insel bereiste, 4155 m., also der höchste Berg der Insel). Südöstl. breitet sie sich aus in der Cordillera de Cibao, von der die zwei Hauptflüsse der Insel entspringen, der nördl. u. der südl. Rio Yaqui, u. welche in einem der nach S. sich wendenden Nebenzüge mit dem Loma Tina die höchste bis auf Gabb's Reise gemessene Höhe (3140 m.) erreicht. Die Hauptkette setzt sich nach O. bis zum Cap Engaño fort u. bildet, mit verschiedenen Namen genannt, eine geschlossene Gebirgswand an der Südseite der Samanábucht. Parallel zieht eine nördl. Kette, die Sierra de Monte Cristo, mit dem Monte Diego Campo (1220 m., Gabb 1175), als deren Fortsetzung der Bergzug auf der Samanáhalbinsel erscheint. Zwischen der nördl. u. der mittleren Hauptkette breitet sich die Vega real od. die Ebene von Santjago aus, eines der fruchtbarsten u. angenehmsten Thäler der Erde, am nördl. Yaqui. Die dritte Kette, eine südl. Parallelkette, zieht sich vom Cap St. Marc, der Insel Gonave gegenüber, quer durch die schmalste Stelle der Republik Haiti, zwischen dem Rio Artibonite u. den Binnenseen, tritt nördl. von letzteren in die Republik S. D. ein u. hat hier in der Loma Barranca (2285 m.) u. der Loma Pansa (1890 m.) ihre höchsten Gipfel; ihr Südostende wird von den südl. Bergreihen der Cordillere von Cibao durch den südl. Yaqui getrennt. Endlich die südlichste, direkt von W. nach O. ziehende Kette beginnt am Cap Irois u. erstreckt sich, verschiedene Namen führend u. im Mont de la Selle die Höhe von 2715 m. erreichend, bis zur Neibabucht. Von Flüssen sind außer den beiden Yaqui, von denen der nördl., 29 M. lang (13 davon schiffbar), mit stark versandetem Delta in die Manzanillo-, der südl., 18 M. lang, in die Neibabucht mündet, zu nennen: der die östl. Vega Real durchfließende u. nach 19 M. Lauf in einem Delta in die Samanábai mündende Yuna, der Ozama im SO., alle in der Republik S. D., u. der Artibonite, welcher, 30 M. lang u. nur kurze Zeit schiffbar, in die Bai von Gonave mündet. Außer der Vega Real giebt es größere Ebenen nur noch auf der Südseite: die von Neiba, die von Azua u. die Llanos von S. D., im W. höchstens bei Port-au-Prince. Wegen der ziemlich bedeutenden Bodenerhebung ist das Klima nicht ungesund; die Niederungen werden freilich vom Gelben Fieber häufig heimgesucht. Erdbeben u. Orkane haben wiederholt Verwüstungen angerichtet. Die Vegetation übertrifft die der anderen Antillen. Die Wälder liefern die kostbarsten Hölzer, besonders

Mahagoni u. Akajouholz; Steinkohlenlager finden sich an der Samanabai, am oberen Artibonite, an der Neibabai, noch bedeutendere im Staate Haiti, nirgends aber werden sie ausgebeutet. Noch immer zeigt der Boden Spuren von Gold u. Silber, bes. aber Quecksilber, an den Quellen des Yaqui. Mineralquellen u. Thermen sind in Menge vorhanden, die meisten im W. Die einheimische Fauna ist theilweise verdrängt durch verwilderte europ. Hausthiere. Die Insel zerfällt politisch seit 1844 in zwei vollständig geschiedene Staaten, den Negerfreistaat Haiti im W., die Republik S. D. im O.; die Grenze bildet im N. der Massacre, im S. der Pedernales. **Haiti,** mit 134,25 □M. u. ca. 572,000 E., zu $^{7}/_{8}$ Neger; doch sind die Mulatten viel bildungsfähiger. Weiße können weder das Bürgerrecht noch Grundbesitz erwerben. Der Gewerbfleiß ist gering, der Handel dagegen hat sich trotz des Fehlens brauchbarer Verkehrswege neuerdings wieder gehoben. Die Zölle brachten vom 30. Sept. 1874 bis 1875. 2,376,156 Piaster (à $5^{1}/_{4}$ Francs) ein, wovon für die Einfuhr 1,504,477, für die Ausfuhr 871,679 Piaster. Die äußerst dürftige Bodenkultur u. Produktion beschränkt sich auf Kaffee-, Baumwolle-, Zuckerrohr-, Tabak- u. Kakaobau, Blauholz- u. Mahagonischlag. An der Spitze der Republik steht nach der Verfassung vom 4. Juni 1867 ein schwarzer Präsident, auf vier Jahre gewählt; neben ihm fungiren vier Minister, ein Senat u. eine Deputirtenkammer. Unter dem obersten Gerichtshof, dem Kassationstribunal, stehen sieben Untertribunale, sechs Handelsgerichte, außerdem bestehen in jeder Gemeinde Friedens- u. Polizeigericht. Die Finanzen sind infolge der Papiergeldwirthschaft in so ungeordnetem Zustande, daß die Passiva noch gar nicht festzustellen gewesen sind. Staatsreligion ist die kathol., aber jeder andere Kultus erlaubt. Die Leitung der Kirche steht dem Präsidenten zu, unter dem ein Erzbischof fungirt. Der Volksunterricht, für den Fach- u. zahlreiche Elementarschulen sorgen, hat sich in den letzten Jahren sehr gehoben. Die herrschende Sprache ist das Französische. Die Hauptstadt des in neun militärische Arrondissements getheilten Staates ist **Port-au-Prince** (s. d.). Der zweitgrößte Ort ist Le Cap (Cap Haiti od. Guarico) an der Nordküste mit etwa 15,000 E. Einst Hauptstadt der ganzen Insel, heute ziemlich verfallen. Den Hafen vertheidigen zwei Forts. Andere Städte sind: Insel Tortuga gegenüber Port de Paix; am Gonavebusen Gonaives, Handelsplatz mit 7000 E., u. St. Marc; auf der Nordseite der südl. Halbinsel Jeremie, auf der Südseite Aux Cayes, Aquin; der östlichste u. wichtigste Hafenplatz ist Jacmel, 7000 E. Auf tieferer Stufe als Haiti steht die östl. Republik **S. D.**, 968,75 □M. mit etwa 250,000 E. Die Konsumtion ist gering, der Handel beschränkt; nur die für die Viehzucht höchst günstigen Verhältnisse werden benutzt. Die dünne Bevölkerung spielt in allen Farben mit Vorherrschen der dunkleren Nüancirungen. Doch haben in politischer Hinsicht die Weißen die Suprematie. Sowol der Präsident, bei dem die Exekutive ist, als die fünf Minister u. der Generalstaatsanwalt sind Weiße. Die Legislative besteht aus einem Senat (7 Mitglieder), der sich einmal im Jahre versammelt; ein Repräsentantenhaus existirt nicht. Die Konfession ist die kathol., doch ist Gewissensfreiheit u. Civilehe eingeführt. Die Gesammteinnahmen u. Ausgaben werden auf 2 Mill. Dollars geschätzt. Der Betrag der inneren Schuld ist unbekannt, doch kursirt im Lande selbst sehr viel werthloses Papiergeld. Die Einfuhr der beiden Häfen S. D. u. Puerto Plata, die in regelmäßigem Dampfschiffverkehr mit Europa u. Nordamerika stehen, betrug 1875: 1,715,651 Doll., die Ausfuhr 1,516,809 Doll. (eine andere Angabe für 1875 allerdings Einfuhr 3,600,000 Mk., Ausfuhr 4,200,000 Mk.). Die wichtigsten Ausfuhrartikel waren Tabak, Zucker, Kaffee, Honig, Wachs, Mahagoniholz außer anderen Nutz- bes. Farbehölzern. Guano wird fast nicht mehr ausgeführt. Es liefen 1875 in S. D. 162 Schiffe von 15,297 Tonnen ein, 110 Schiffe von 22,967 Tonnen aus, in Puerto Plata 85 (20 Dampfer) von 25,699 Tonnen ein u. fast eben so viel aus. Die Republik zerfällt in die fünf Provinzen S. D., Seybo, Vega, Santjago, u. Azua u. den Distrikt Puerto Plata. An der Südküste liegt die Hauptstadt **S. D.**, am rechten Mündungsufer des Rio Ozama, mit 10,000 E., Sitz des Präsidenten, der obersten Behörden u. eines Erzbischofs. Diese (älteste 1496 von Bartholomäus Columbus gegründete) Stadt Amerika's hat schöne, regelmäßig angelegte Straßen, ist durch eine Mauer befestigt u. nach der See u. den übrigen Seiten durch 13 Batterien u. 1 Fort gedeckt. Die Stadt, mehrmals durch Erdbeben zerstört, hat eine prächtige goth., 1514–40 erbaute Kathedrale, in der bis 1794 Columbus' Ueberreste aufbewahrt wurden, u. in dem Regierungsgebäude, dem Kolleg, dem Zollhaus, der Citadelle u. dem Hospital sehenswerthe Gebäude. Der übrigens gute Hafen wird durch zwei Sandbänke so gesperrt, daß große Schiffe auf offener Rhede ankern müssen; ein Leuchtthurm ist auf der Südseite. Die wichtigsten übrigen Städte des Landes sind Concepcion de la Vega, an einem Nebenflusse des Yuna, 9000 E.; Santiago, in der Vega Real, 10,000 E., Puerto Plata an der Nordküste blüht seit seiner Zerstörung durch die Spanier 1863 wieder auf. — Die am 5. Dez. 1492 von Columbus entdeckte u. am Cap Isabela 1493 mit der ersten Niederlassung in der Neuen Welt versehene Insel, deren Eingeborene um 1750 gänzlich ausstarben, blühte als span. Kolonie von Anfang an wegen der völligen Abschließung von fremden Nationen u. des Verbotes des Getreide- u. Weinbaues nicht auf. Von 1630 an ließen sich Franzosen im W. u. auf Tortuga nieder, denen 1697 förmlich der westl. Theil abgetreten werden mußte. Diese franz. Kolonie Haiti od. Sainte Domingue wurde bald eine der blühendsten in Westindien; der span. Osten blieb stets hinter dem franz. Westen zurück. Die Bewegungen der Revolution von 1789 nahmen hier, weil die weißen Ansiedler den zahlreichen Farbigen keinen Antheil an den Neuerungen gestatten wollten, einen gefährlichen Charakter an, ein erbitterter Rassenkampf wüthete 1790 bis 1804, in welchem die Mulatten Rigaud u. Pétion u. der Neger Toussaint l'Ouverture die hauptsächlichsten Führer ihrer gedrückten Landsleute waren, u. 1803 endlich nach einem schrecklichen Blutbade u. vielen vergeblichen Anstrengungen der Franzosen diese genöthigt wurden, Haiti für immer aufzugeben. Dessalines, welcher die bis dahin oft uneinigen Neger u. Mulatten zu dem letzten entscheidenden Kampfe geeint hatte, war der erste Negerpräsident. Seitdem sind sieben verschiedene Verfassungen gegeben worden, zwischen Negern u. Mulatten haben die Zwistigkeiten nie geruht, Präsidenten nehmen den Titel Kaiser od. König an, der Staat Haiti war zeitweilig in drei einander feindliche Staaten zerspalten, während im O. Franzosen, Spanier u. Engländer sich um die Herrschaft stritten. Boyer verband 1820 den W. u. N. zu einer einzigen Republik, wurde deren lebenslänglicher Präsident u. eroberte 1822 dazu auch den span. O., so daß der die ganze Insel umfassende Staat 1825 auch von Frankreich anerkannt wurde. Nach Boyer's Sturze 1843 begann der Bürgerkrieg aufs Neue; am 27. Febr. 1844 sagte sich der ehemalige span. O. von dem Präsidenten Hérard Rivière los, wählte Pedro Santana zum eignen Präsidenten u. behauptete sich in erbitterten Kämpfen gegen die westliche Nachbarrepublik. In dieser letzteren wurde nach mancherlei blutigen Wirren der General Faustin (s. d.) 1849 Kaiser, mußte aber nach einer tyrannischen u. den Staat zerrüttenden Regierung 1859 flüchten, u. seitdem hat sich die republikanische Verfassung, obgleich öfter angefochten, erhalten. In der östl. Republik, S. D., boten 1846 u. 1855 die Weißen vergeblich ihr Land den Spaniern an, u. auch heute noch scheint das feste Vertrauen auf den Bestand des Staates nicht eingekehrt zu sein, obgleich Faustin im O. sich nicht festsetzen konnte u. die Spanier nach einer zweijährigen Herrschaft (1861–63) die Insel wieder räumten. Die Machinationen des Präsidenten Baëz u. des Präsidenten der Verein. Staaten Grant, welcher S. D. annektiren wollte, scheiterten an der Vorsicht des nordamerik. Kongresses, obgleich 1869 eine von Baëz veranstaltete Volksabstimmung den Anschluß an die Verein. Staaten empfahl. Präsident von Haiti ist seit 1876 der General Boisrond-Canal; gegenwärtiger Präsident (1877) von S. D. ist Gonzalez.

San Francisco (im Volksmunde Frisco genannt), wichtigste Handels- u. Seestadt der Vereinigten Staaten von Nordamerika am Großen Ozean, Staat Kalifornien, an der Westseite der gleichnamigen Bai, mit 149,473 E. (1870, jetzt auf 250,000 geschätzt), darunter etwa $^{1}/_{5}$ Katholiken. Auf der Südseite der Goldenen Thorstraße, welche die Bai mit dem Meere verbindet, gelegen, ist S. F. zwischen nackten Küstenbergen u. zum Theil amphitheatralisch auf diese hinaufgebaut; die ganz regelmäßig angelegten Straßen zeigen meist massive Häuser u. vor diesen öfter Gärten, die belebtesten sind Marketstreet u. Montgomery; meist mit Bretern belegt od. gepflastert sind sie von Tramways durchzogen; große Squares sind bes. in neuerer Zeit entstanden, zum Theil umgeben von prachtvollen Gebäuden, sehr viele zum Theil aus Eisen; die schönsten sind: die Cityhalle, die Münze, das Zollhaus, das Marinehospital, das Stadttheater, die kathol. Kathedrale, die Synagoge. Neben zahlreichen Kirchen besitzt S. F. viele gute Schulen, mehrere gelehrte Gesellschaften u. Bibliotheken, große Fabriken, bes. Lokomotiven-, Maschinen-, Mehl- u. Zündholzfabriken, Eisengießereien, Spinnereien, Holzschneidereien, Brauereien, darunter 26 deutsche. S. F. ist Sitz eines Erzbischofs u. der Kommandantur der Militärdivision „Stiller Ozean". Ein besonderes Viertel, das sich immer weiter ausdehnt u. die anderen Bewohner aus den angrenzenden Straßen vertreibt, haben die Chinesen (über 25,000). Den Hafen decken zwei Forts, er ist sicher, tief u. geräumig u. von Werften u. Speichern eingefaßt. Seine Lage giebt S. F. für den Handel mit Japan u. China dieselbe Vermittlerrolle, die New-York u. die anderen Neuenglandstädte gegenüber Europa haben; durch die Pacificbahn, die hier mündet, ist es auch mit den Städten des amerik. Ostens verbunden. Zu dem Goldexport ist der von Silber, Quecksilber, von Getreide, vorzüglich Weizen u. Gerste, Obst u. Wein, ferner bes. ausgezeichneter Wolle u. Häuten getreten; schon jetzt übersteigt der Werth der exportirten landwirthschaftlichen Produkte weit den der Edelmetalle. Die Gesammtausfuhr hatte 1871 den Werth von 65,031,768 Doll., die Einfuhr von

28,720,546 Doll.; im selben Jahre legten außer den Küstenschiffen 3502 Fahrzeuge von 1,068,178 Tonnen an. Direkte Dampfschifflinien führen von hier nach den bedeutendsten japanischen, chinesischen u. australischen Seestädten, nach den südlicheren Küstenstaaten Amerika's, nach den Sandwichinseln u. Neuseeland. Das Klima ist sehr gesund, ohne strengen Winter u. sehr heißen Sommer. Die Stadt, an deren Stelle 1796 eine Missionsstation, 1834 ein Dorf gegründet wurde, existirt unter dem Namen S. F. erst seit 1847, wo sie 459 E. hatte; seit der in den Juni jenes Jahres fallenden Entdeckung der Goldlager begann das außerordentliche Wachsthum. Kolossale Brände, 1849, 1850, 1851, haben die einst fast ganz hölzerne Stadt total verändert. Oestl. von der Stadt bildet die San Franciscobai einen der geräumigsten Häfen der Welt, den schönsten Busen an der Westküste Nordamerika's; sie ist ein 12 M. langes u. 1—1½ M. breites Becken, mit dem Ozean durch die Goldene Thorstraße verbunden, im NO. die Suisoonbai tief in das Land eindrängend, in welche der San Sacramento u. der San Joaquin münden. Entdeckt wurde sie 1578 von Franz Drake.

des Landes, durchzogenen Plateau, mit ca 20,000 E. Die wichtigsten Gebäude der Stadt sind: der Regierungspalast, das Universitätsgebäude, das Lyceum, die Kathedrale, die Kaserne. Die anderen Gebäude, selbst die Kirchen, sind unansehnlich aus Fachwerk hergestellt, da die häufigen Erdbeben das Aufführen großer Bauten nicht räthlich erscheinen lassen. S. J. ist Sitz der höchsten Behörden u. eines Bischofs; die Bewohner sind gewerbfleißig u. wohlhabend. In der Umgegend wird außer andern Produkten bes. starker Kaffeebau getrieben.

San Juan- od. **Haro Archipel**, nordamerikanische Inselgruppe im Großen Ozean, zwischen der Westküste des nordamerikan. Territorium Washington u. dem Südende der engl. Vancouverinsel, 123° 15'—122° 45' westl. L. von Greenwich u. 48° 38'—48° 25' n. Br., besteht aus drei über 1 □M. großen Inseln: Orcas-, San Juan- u. Lopezinsel, u. vielen kleineren, zusammen 7,25 □M., u. ist insofern von Bedeutung, als an u. zwischen den Inseln die Verbindungskanäle der Juan de Fuca Strait zu dem Georgiagolf, also auch zur Mündung des Frazerflusses führen. Diese Kanäle sind im O. der Gruppe die Rosario, im W. die



Fig. 756. San Francisco.

San Francisco, Fluß in Brasilien, entspringt zwischen 20 u. 21° südl. Br. u. zwischen 47 u. 48° westl. Länge von Greenwich in der Sierra de Canastra, wendet sich nach kurzem östl. Laufe nach N. u. durchfließt in dieser Richtung eines der Riesenthäler der Neuen Welt, in den Provinzen Minas Geraes u. Bahia; dann nach NO. u. darauf nach O. gewandt, bildet er die Grenze der Provinzen Bahia u. Pernambuco. Von Cabrobo an fließt er nach SO. u. stürzt sich von dem Plateau, das er bis dahin durchströmt, in einem der großartigsten Wasserfälle der Erde, dem Salto de Paulo Affonso (70 m. hoch, 20 m. breit), in das niedrige Küstengebiet hinab. Zuletzt bildet er die Grenze der Provinzen Sergipe u. Alagoas u. mündet in zwei Armen, vor deren bedeutenderem nördl. eine Sandbarre größeren Schiffen den Eintritt wehrt. Die Länge seines Laufes wird angegeben zwischen 270 u. 390 M. Die Mündung schiebt sich infolge der gewaltigen Sandablagerung immer weiter ins Meer vor (gegen 80 m. jährlich). Wichtigster Nebenfluß ist der Rio das Velhas. Der Strom ist eine der wichtigsten inneren brasil. Wasserstraßen, insbes. für Minas Geraes. Zwei Eisenbahnen, die eine von Pernambuco aus von dem großen Fall an den Fluß aufwärts über Cabrobo bis zu dem am S. F. gelegenen Joazeiro, die zweite von Bahia aus ebendahin führend, sollen das Flußgebiet dem Weltverkehr eröffnen.

San Jago de Chile u. **de Cuba**, s. „Santjago".

San José, Hauptstadt der mittelamerikan. Republik Costarica u. der Provinz S. J., auf dem gleichnamigen, 1400 m. hohen, sehr gesunden, von Vulkanen überragten u. von dem oberen Rio Grande, dem Hauptflusse

Haro Strait u. zwischen den Hauptinseln der Middle u. Douglas Channel. Die Inseln steigen fast alle steil aus dem Meere empor (der Mount Constitution auf der Orcasinsel erreicht 2486 engl. Fuß), sind gut bewässert, aber nur spärlich bewohnt von dem katholischen Indianerstamme der Sachet u. fast überall bedeckt von dichten Oregontannenwäldern, in denen sich viel Rothwild, auf Orcas auch Elenthiere finden. Der Boden ist unfruchtbar, nur S. J. würde für den Ackerbau Werth haben; dieselbe Insel hat auch den Hauptankerplatz in der Griffinbai; die nördl. Orcasinsel besitzt 2 ausgedehnte Sunde, welche die größten Flotten aufnehmen könnten. Seit 1858 waren die S. J. Inseln ein Zankapfel zwischen England u. den Vereinigten Staaten, bis die schiedsrichterliche Entscheidung des Deutschen Kaisers Wilhelm vom 21. Okt. 1872 den ganzen Archipel den Vereinigten Staaten zusprach.

San Juan de la Frontera, einer der Weststaaten der südamerik. Republik Argentina, 1566 □M. mit 60,319 E., grenzt im N. u. O. an Rioja, im S. an San Luis u. Mendoza, im W. an Chile, wird im westl. u. mittleren Theile ganz von den Cordilleren durchzogen, die hier im Cerro del Mercedario die Höhe von 6798 m. erreichen u. von diesem an nördlich sich zu einem über 50 M. langen u. bis 15 M. breiten Plateau erweitern. Die Gewässer der Provinz vereinigen sich in dem Rio Vermejo u. dem Rio de S. J., welche beide nicht den Ozean erreichen, sondern in die Laguna Guanacache an der südl. Grenze münden. Das Klima ist heiß u. trocken, nicht zum Ackerbau geeignet, da hier künstliche Bewässerung durchaus nöthig ist; doch treiben die Bewohner vortheilhaft

Viehzucht auf künstlichen Kleefeldern u. versorgen das benachbarte Chile mit Schlachtvieh. Der in den nördlichen Distrikten besonders betriebene Bergbau geht auf Kupfer, weniger auf Silber u. Gold. Der Weinbau befriedigt kaum den einheimischen Bedarf. Die Hauptstadt ist **San Juan** mit 8353 E. (1869), am gleichnamigen Flusse in den Vorbergen der Anden, 691 m über dem Meere, Endpunkt der projektirten Bahn, die von Rio Cuarto über San Luis u. Mendoza führen soll.

San Juan de Portorico, s. „Portorico".

San Luis de la Punta, einer der centralen Staaten der südamerik. Republik Argentina, 1102 □M. mit 53,294 E., grenzt im N. an San Juan, Rioja u. Cordoba, im O. an Cordoba u. das Territorio Indio del Sul, auch im S. an das letztere, im W. an Mendoza, eine der ärmsten argentin. Provinzen, hat viel Steppen u. Salzboden, wenig natürliches Weideland u. bringt wegen des Wassermangels nur eben das Nöthige durch Ackerbau u. Viehzucht hervor; das Budget für 1876 zeigt 97,200 Pesos fuertes (1 Peso = 4,1 Mk.) Einnahmen u. 122,348 Ausgaben.

Nr. 1751. Karte des San Juan-Archipels.

An der Westgrenze liegen die Laguna Guanacache u. die Laguna Bebedero. In dem nördl., sehr dünn bevölkerten Theile zieht sich von N. nach S. die Sierra de San Luis, in der Metallschätze, nam. Gold liegen. Die Hauptstadt **S. L. d. l. P.**, am Südende der Sierra, 750 m über dem Meere, mit 3748 E., hat schlechtgebaute Lehmhäuser u. ist von beträchtlichen Mimosenwäldern umgeben; eine Bahn, die S. L. d. l. P. mit San Juan verbinden soll, ist im Bau. Andere Städte mit über 1000 E. sind: Lujan (2331 E.), Mercedes (1596 E.) u. San Francisco (1411 E.).

San Marino, s. „Marino".

San Remo (Matusia), Stadt mit 7927 E. (1871), Hauptort des gleichnamigen Distrikts in der ital. Provinz Porto Maurizio; liegt in prächtiger Lage am Busen von Genua u. an der Eisenbahn Genua-Savona-Ventimiglia. Die älteren Theile des Ortes, welche sich an einem Hügel hinaufziehen, zeigen ein Konglomerat von seltsamen engen Gassen, Stiegen, Bogen, hohen, finstern Häusern u. verfallenem Mauerwerk. Besser gebaut ist der untere neue Stadttheil, mit zum Theil eleganten Straßen u. Häusern, in denen die zahlreichen Winterkurgäste, welche in dem die gleichen günstigen klimatischen Bedingungen wie Mentone (s. d.) bietenden S. R. wohnen. Denn durch eine Bergwand im N., der eine doppelte Alpenkette folgt, werden alle Nordwinde fern gehalten, auch Ost- u. Westwinde kommen nur abgeschwächt zur Geltung. An dem unbedeutenden Hafen liegt das aus genuesischer Zeit stammende Fort S. Tecla, jetzt Gefängniß. Die Vegetation ist überaus üppig; die Olive u. die Orange bilden ganze Wälder, auch sieht man zahlreiche Palmen, mit deren Zweigen ein beträchtlicher Handel getrieben wird.

San Salvador, die kleinste, aber mit Costarica am meisten fortgeschrittene, relativ auch bevölkertste Republik von Centralamerika (345 □M. mit 600,000 E.), zwischen 13° 7′ u. 14° 24′ n. Br., u. 87° 37′ u. 90° 4′ westl. L. von Greenwich, im W. von Guatemala, im N. u. O. von Honduras, im S. vom Großen Ozean begrenzt; liegt auf der Westabdachung der Cordillere, von dem Tafelland von Honduras, dem Hauptgebirgsstock, durch das Thal des Rio Lempa getrennt, dessen Lauf aber zu S. S. gehört, u. besteht aus einer Reihe von Terrassen, die, durch tiefe u. enge Querthäler eingefurcht, steil nach dem Meere zu abfallen, u. im Innern aus dem 800—1000 m. über das Meer sich erhebenden Plateau von S. S. Letzteres ist wieder durchzogen von einer Vulkankette, die im San Vincente (über 2400 m.) u. im San Miguel (auf 2380 m. geschätzt) ihre höchsten Spitzen erreicht; beide sind noch thätig. Der größte der meist wilden Bergströme ist der Rio Lempa (s. o.), über 30 M. lang u. etwa 22 M. schiffbar; alle anderen sind für die Schiffahrt ganz untauglich. Die Küste ist wenig gegliedert, doch gehört zu S. S. der Jiquiliscobusen u. die tief einschneidende Fonsecabai. Eine Reihe von Seen befindet sich auf dem vulkanischen Plateau, das durch sehr häufige u. starke Erdbeben erschüttert wird. Das durchaus tropische Klima ist einwandernden Europäern gefährlich, selbst das Plateau wird von Fiebern heimgesucht. Der Boden ist sehr fruchtbar, die Urwälder haben meist vor dem Kultur- u. Industrieleben weichen müssen, der Mais-, Indigo-, Zucker-, Kaffee-, Tabak-, Baumwollen- u. Kakaobau bringen reichen Ertrag, während die Wälder Nutzhölzer, Balsame (bes. den peruvianischen) u. der O. des Landes Silber u. andere Mineralien liefern. Die Bewohner, fast zu gleichen Theilen aus ziemlich hispanisirten Indianern u. Mischlingen u. nicht ganz 10,000 Weißen bestehend, gelten für die betriebsamsten ganz Mittelamerika's, doch ist die geistige Kultur zurückgeblieben. Die Indianer, sämmtlich katholisch, betheiligen sich lebhaft sowol am Landbau, der Hauptbeschäftigung des Landes, als auch an der Ausnutzung der Wälder, z. B. dem Balsamsammeln. Größere Bedeutung als die Industrie hat der Handel. Die Gesammteinfuhr von Waaren u. Geld betrug im Fiskaljahr 1874/75: 2,689,967 Doll. 62 Cent., gegen 3,835,076 Doll. 6 Cent. im J. 1874; die Gesammtausfuhr in demselben Zeitraum 3,179,513 Doll. 62 Cent., gegen 3,841,265 Doll. 54 Cent. im J. 1874. Die wichtigsten Ausfuhrartikel waren: Indigo, Kaffee, Zucker, Tabak, Balsam. Die Häfen von La Union, Libertad u. Acajutla sind 1873 von je 37 Dampfern u. 24 Segelschiffen besucht worden. Der größere Aufschwung des Ackerbaues u. Handels im Vergleich mit den Nachbarstaaten erklärt sich aus der größeren Stabilität der staatlichen Verhältnisse. S. S. ist eine Republik mit einem auf 2 Jahre gewählten Präsidenten, dem die Exekutive, u. einem Kongreß von 24 Deputirten u. 12 Senatoren, alljährlich zur Hälfte neu gewählt, dem die Legislative zusteht. Die katholische Kirche steht unter dem Bischof von S. S., die Kirchengüter sind säkularisirt. Das stehende Heer beträgt 1000 Mann. Die Finanzen von 1873 waren: Einnahmen 1,920,050 Doll., Ausgaben: 1,752,494 Doll. Die Schulden sind durch den letzten Krieg (1872), den S. S. mit Guatemala gegen Honduras führte, auf 4,363,227 Doll. (1875 Anfang) gestiegen. Die Republik zerfällt in die 8 Departiementos: San Miguel, San Vincente, Cuscatlan, San Salvador, La Paz, Chalatenango, Santa Ana u. Sonsonate. In dem gleichnamigen Dep. liegt die Hauptstadt des Landes **S. S.** mit 20,000 E., auf der Stelle des alten Cuscatlan 1528 gebaut, ziemlich in der Mitte des Landes, auf dem Plateau am Fuße des Vulkans gleichen Namens u. fast 700 m. über dem Meere in verhältnißmäßig gesundem Klima. Die Stadt hat fast lauter einstöckige Häuser u. macht mit seinen vielen Obstgärten einen angenehmen Eindruck. Sie ist Sitz des Präsidenten, des Kongresses, des

Bischofs, hat eine Universität &c. u. lebhaften Handel. Fürchterliche Erdbeben haben es heimgesucht, so bes. 16. April 1854 u. im Frühling 1873. Nach ersterem Erdbeben wurde 1855 3 M. von dem alten, im S. des Vulkans, ein Nueva S. S. gegründet, doch siedelte die Regierung schon 1858 wieder in die nothdürftig hergestellte alte Stadt zurück u. die neue wurde nicht vollendet. 1873 wurde von den Einwohnern beschlossen, den Platz der Neubauten zu verlegen. In der Umgegend ist viel Indigoanbau, Mais wird viermal des Jahres geerntet. Andere namhaftere Städte von S. S. sind: Cojutepeque, 10,000 E., an der Straße von der Fonsecabai nach Guatemala u. an dem Rio Lempa San Vincente, an dem gleichnamigen Vulkan, mit besuchter lebhafter Jahresmesse; Miguel, 10,000 E., auf einer ungesunden Ebene über der Fonsecabai; südwestlich von der Hauptstadt das regelmäßig gebaute u. lebhafte Sonsonate, 4500 E.; dessen Hafenstadt ist Acajutla, weiter nach O. Puerto la Libertad, beide mit ziemlich unsicheren Ankerplätzen. Der beste Hafenplatz ist La Union an der Fonsecabai, sehr ungesund am Fuße des Conchagua, 2000 E. Ruinen altindianischer Städte mit Terrassen, Pyramiden &c. finden sich im ganzen Lande, bes. bei Opico in der Nähe von San Vincente. Seit 1821 von Spanien unabhängig, gehörte S. S. 1823—33 zur Republik Centroamerika, vereinte sich 1842 u. 1851 mit den Nachbarstaaten zu einer Föderalregierung u. führte 1845 gegen Honduras u. 1851 gegen Guatemala deshalb Krieg; 1853 konstituirte es sich als souveräner Staat, hat aber seitdem wiederholt durch Bürgerkriege u. einen unglücklichen Krieg gegen Guatemala u. Nicaragua (1863) zu leiden gehabt.



Nr. 4752. San Sebastian.

San Sebastian, Stadt mit etwa 10,000 E., Hauptstadt der span. Provinz Guipuzcoa, an der Eisenbahn Irun-Madrid; liegt auf einer in den Biscayischen Meerbusen hineinragenden Landzunge am südl. Fuße des isolirt stehenden Monte Orgullo, welcher die Festung trägt. Die Stadt, obwol sehr alt, hat doch ein regelmäßiges, modernes Ansehen, weil sie wiederholt durch Feuersbrünste u. Feinde zu leiden hatte; 1813 wurde sie, die von den Franzosen besetzt war, von den Engländern völlig zerstört; auch in den Karlistenkriegen 1836 u. 1873—76 blieb sie nicht unverschont. S. S. hat eine Marineschule, eine Handelsschule, ist eines der besuchtesten span. Bäder u. fabrizirt gute Anker; seine Hauptbedeutung liegt aber in dem Handel. In dem zwar kleinen, aber gut geschützten Hafen verkehrten 1871: 186 Schiffe von 48,378 Tons Gehalt. Die Einfuhr betrug 10,716,615 Frcs., wovon der 4. Theil auf Baumwolle kommt; die Ausfuhr, bes. von Mehl, Konserven u. Wein, 1,812,924 Frcs.

Sanâ od. Senna, Stadt in Arabien, Hauptstadt des türk. Vilajets Jemen, Residenz des Imam von S., der unter der Oberherrschaft des Sultans ein ziemlich großes Gebiet beherrscht; liegt am westl. Fuße des Dschebel Nagam, in einem 3—4 M. breiten, von N. nach S. gestreckten Thale, 1625 m. hoch, an einem fließenden Wasser u. von einem Kranze prächtiger Gärten umgeben. S., durch ein Kastell u. eine vielthürmige Mauer befestigt, hat 20 schöne Moscheen, zahlreiche Bäder u. Karawanserais u. ist eine der gefälligsten Städte des ganzen Morgenlandes. Hauptbeschäftigung der Bewohner, deren Zahl von Einigen auf 20,000, von Anderen auf 40,000 angegeben wird (darunter zahlreiche Juden), ist der Handel, vorzüglich mit Kaffee, getrocknetem Obst, zumal Rosinen; die wichtigsten Exportplätze sind Hodeida u. Loheia an der West-, u. das 36 M. entfernte Aden an der Südküste.

Sanchez (spr. Szantsches), Thomas, einer der Hauptbegründer der berüchtigten Jesuitenmoral, geb. 1551 zu Cordova; trat 1567 in den Jesuitenorden ein u. starb als Vorsteher des Novizenhauses zu Granada 19. Mai 1610. Obwol persönlich nicht nur durch Gelehrsamkeit, sondern auch durch Pflichteifer u. strengste Enthaltsamkeit ausgezeichnet, hat doch S. bes. in den 3 Büchern „Ueber das Sakrament der Ehe" (Genua 1592 u. oft) alle anderen Jesuiten an Schamlosigkeit der Kasuistik überboten. Außerdem schrieb er ein Moralwerk über die 10 Gebote &c. Eine Sammlung seiner Werke erschien Venedig 1740 in 7 Bänden.

Sancho Pansa (span., spr. Szantscho P.), in dem „Don Quixote" des Cervantes der Diener des Ritters Don Quixote, der seinen Herrn auf dessen abenteuerlichen Zügen begleitet u. der mit seinem nüchternen, hausbackenen Wesen einen wirksamen Kontrast gegen den überspannten Idealismus des Ritters bildet.

Sanchuniathon (ursprüngl. phönik. Sakkun-jathan, d. h. Gott Sakkun [der Schirmende] hat gegeben), ein mythischer phönikischer Geschichtschreiber aus vorhistorischer Zeit, von dessen Werken uns kein Buchstab mehr erhalten ist. Er soll aus Berytus (Beirut) gewesen sein. Daß er die Nachrichten über die Juden, die in seinem Werke gestanden haben, von einem Priester Hierombelos (= Jerubal, Richter 6, 32) überkommen, u. daß er sein Werk dem Könige von Berytus, Abibal, Vater des Hiram, gewidmet habe, ist erst spätere Erfindung. Herennius Philo von Byblus nun (geb. 42 n. Chr., gest. unter Hadrian), welcher eine tendenziöse Geschichte der Phönikier u. hauptsächlich ihrer Religion schrieb, gab seinem Werke, um ihm mehr Gewicht u. größere Verbreitung zu verleihen, geradezu den Namen einer Uebersetzung der phönikischen Geschichte des alten S. Auszüge dieser Pseudoübersetzung veranstaltete der Kirchenvater Eusebius (herausgegeben in Müller's „Fragmenta historicorum graecorum"; über S. selbst vgl. Graf Baudissin, „Studien zur semitischen Religionsgeschichte", Hft. I., Lpz. 1876).

sancta simplicitas! (lat.), d. h. heilige Einfalt! Diesen Ausruf soll der Sage nach Joh. Hus (s. d.) gethan haben, als er ein altes Weib ein Reisigbündel auf seinen Scheiterhaufen werfen sah. Noch jetzt Ausdruck des Mitleids u. des Erstaunens über einfältige Handlungen u. Aeußerungen.

Sanctissimum (lat.) od. Allerheiligstes, auch Venerabile (d. i. Anbetungswürdiges), heißen in der Katholischen Kirche die Elemente

des h. Abendmahls, Brot u. Wein, nach erfolgter Weihe (Konsekration). Gewöhnlich braucht man S. nur von der geweihten Hostie, die in der Monstranz (s. d.) ausgestellt od. umhergetragen wird.

Sanctuarium od. Sacrarium (spätlat.) bedeutet eigentlich einen Ort, wo sich Heiligthümer befinden. Ursprünglich hieß so in den alt-christlichen Kirchen der erhöhte hintere Raum, in welchem der Altar mit den heiligen Geräthen u. Reliquien stand; späterhin jeder kirchliche Raum, in welchem Heiligthümer bewahrt wurden.

Sanctus, der vierte Satz in der Messe (s. d.), durch die Präfation eingeleitet der Wandlung u. Aufhebung des Sakramentes vorangehend.

Sand nennt man die aus losen, nicht fest zusammenhängenden Gesteinskörnchen bestehenden Ablagerungen; am häufigsten bestehen diese Körnchen aus Quarz (Kieselsäure), doch sind auch andere Mineralien nicht selten beigemengt, z. B. Glimmerblättchen, Feldspath, Hornblende &c. Die Körnchen sind selten eckig, meist abgerundet; ihre Größe ist verschieden, so daß man groben u. feinen S. unterscheidet; erreichen die Körnchen die Größe einer kleinen Erbse u. darüber, so spricht man nicht mehr von S., sondern von Kies. Manche S.e enthalten zwischen ihren einzelnen Körnchen Theilchen von Lehm, Thon od. Kalk beigemengt, u. sind dann lose zusammenhängend, zerfallen aber beim Uebergießen mit Wasser. Zur Bereitung von Mörtel u. zu Cementarbeiten eignet sich solcher lehmige S. nicht, während er wieder für andere Zwecke, z. B. zur Herstellung der Formen in der Eisengießerei &c. (Formsand), sehr passend ist. Die Ablagerungen der S.e gehören vorzugsweise den jüngsten geologischen Formationen an, nam. dem Tertiär-Diluvium u. Alluvium.



Nr. 4773. George Sand (geb. 5. Juli 1804, gest. 8. Juni 1876).

Sand, George, Pseudonym für Amantine Lucile Aurore **Dupin-Dudevant,** berühmte franz. Romanschriftstellerin, Urenkelin des Marschalls Moritz von Sachsen (s. d.), wurde 5. Juli 1804 als Tochter eines Offiziers, der dem Kaiserreiche mit Auszeichnung gedient hatte, zu Paris geboren. Nachdem sie ihre Jugenderziehung zuerst auf dem Lande bei ihrer Großmutter, der Madame Dupin de Francueil, u. später in einem Kloster der Augustinerinnen zu Paris erhalten, vermählte sie sich frühzeitig (1822) mit dem Baron Dudevant, indessen wurde nach 9 Jahren die sehr unglückliche Ehe durch Scheidung gelöst. Nun führte die junge Frau ein abenteuerliches u. nicht immer sittenreines Leben, ganz im Geiste der damals herrschenden Romantik, kleidete sich wie ein Mann, um frei in Paris umhergehen zu können, erwarb sich ihren Unterhalt zuerst durch Portraitzeichnen u. Miniaturmalereien, wurde aber dann in literarische Kreise eingeführt u. überließ sich nun völlig ihrer Neigung zur Schriftstellerei. Bereits 1831 veröffentlichte sie unter dem Namen Jules Sand, den sie erst in folgendem Jahre mit George S. vertauschte, einen Roman „Rose et Blanche“ (5 Bde.). Diesem Erstlingswerke, welches sie in Gemeinschaft mit Jules Sandeau verfaßt hatte, ließ sie nun in rascher Folge eine nahezu unabsehbare Reihe von Romanen folgen, als deren vorzüglichste genannt werden mögen: „Indiana“ (2 Bde., 1832), „Valentine“ (2 Bde., 1832), „Lelia“ (2 Bde., 1833), „Le Secrétaire intime“ (2 Bde., 1834), „Jacques“ (2 Bde., 1834), „André“ (2 Bde., 1835), „Léone Léoni“ (1835), „Simon“ (1836), „Lettres d'un voyageur“ (2 Bde., 1837), „Mauprat“ (2 Bde., 1837), „Contes vénitiens“ (2 Bde., 1838), „Le Compagnon du Tour de France“ (2 Bde., 1840), „Consuelo“ (8 Bde., 1842—43), „La Comtesse de Rudolstadt“ (4 Bde., 1843—45), „La Mare au Diable“ (2 Bde., 1846), „La petite Fadette“ (2 Bde., 1848), „François le Champy“ (2 Bde., 1848), „Mlle de la Quintinie“ (1863), „Laura“ (1864). Bald zu hohem schriftstellerischen Ansehen u. zu Vermögen gelangt, lebte George S. eine Zeit lang in Venedig, wo ein intimes Verhältniß zu Alfred de Musset (s. d.) zur Entwicklung u. zum Bruch kam, dann bald in der Schweiz, bald auf ihrem Landsitze in Nohan, in Berrichon od. in Paris, wo sie mit Lammenais, Franz Liszt &c., bes. aber mit Chopin (s. d.) verkehrte, der sie auch auf einer Reise nach Mallorca begleitete, bis 1847 ihre Beziehungen zu demselben plötzlich gelöst wurden. Sie starb in Nohan 8. Juni 1876. G. S.'s letzte Schrift waren die anmuthigen „Erzählungen einer Großmutter“ (1876 in der „Revue des deux mondes“ erschienen). — Trotz ihrer massenhaften Produktion wußte G. S. doch sich von den Fehlern, welche einer solchen anzuhaften pflegen, frei zu erhalten: alle ihre zahlreichen Romane sind gedankenreich, geschickt komponirt u. in einer vollendet schönen Sprache abgefaßt. Die Charaktere, welche sie zeichnet, sind psychologisch wahr u. tief aufgefaßt, wenn auch mitunter, nam. in ihren früheren Werken, etwas zu grell u. einseitig gezeichnet. Meisterin ist G. S. in der Herbeiführung spannender Situationen. Weniger Lob kann dem Gedankeninhalte der Romane G. S.'s gezollt werden, in denen sie sich als Verfechterin der excentrischsten sozialen, politischen u. religiösen Ideen, als begeisterte Demokratin, Schwärmerin für die Emanzipation der Frauen u. erklärte Feindin jedes kirchlichen Auktoritätsglaubens zeigt, mehr allerdings in ihren früheren als in den späteren Werken, in welch letzteren ein Fortschreiten zur Mäßigung u. Besonnenheit nicht zu verkennen ist. — Nicht so glücklich als auf dem Gebiete des Romans war G. S. auf demjenigen des Dramas; ihre hierher gehörigen verhältnißmäßig gelungensten Schöpfungen sind: „Cosima“ (1840), „Claudie“ (1851) u. „Le Marquis de Villemer“ (1864). Endlich verfaßte G. S. eine „Geschichte ihres Lebens“, in welcher allerdings der Dichtung ein weiter Spielraum gestattet ist („Histoire de ma vie“, 20 Bde., 1854).

Sand, Karl Ludwig, der Mörder August's v. Kotzebue (s. d.), geb. zu Wunsiedel 5. Okt. 1795; studirte seit 1814 in Tübingen Theologie, machte als freiwilliger bayr. Jäger den Feldzug von 1815 mit, ohne jedoch selbst ins Feuer zu kommen, u. setzte dann seine Studien in Erlangen u. seit 1817 in Jena fort, wo er eifriger Burschenschafter wurde u. als solcher insbes. zu den Ordnern des Wartburgfestes (18. Okt. 1817) gehörte. Dem fleißigen, sittenreinen u. biederen jungen Manne war von jeher eine düstere Gemüthsstimmung, aber auch schwärmerische Begeisterung für Religion, Vaterland u. Freiheit eigen. Diese weckte auch nach dem Wartburgfeste einen gewissen Thatendurst in ihm u. lenkte seinen tiefsten Haß auf Kotzebue, der nicht blos Alles, was sich von einem höheren geistigen Leben damals regte, mit dem frivolsten Spotte verfolgte, sondern auch den politischen Späher für Rußland machte. Diesem Hasse gaben verschiedene Vorgänge so reiche Nahrung, daß der exaltirte Jüngling im Dez. 1818 den Entschluß faßte, durch Kotzebue's Ermordung die deutsche Nation von diesem gefährlichen Feinde zu befreien, u. diesen Plan wirklich 23. März 1819 in Mannheim, wo Kotzebue damals lebte, zur Ausführung brachte. Nach vollbrachter That brachte er sich selbst mehrere, jedoch nicht tödliche Wunden bei, wurde ergriffen u. zunächst ins Hospital, 5. April aber ins Zuchthaus gebracht. S. bereute sein Verbrechen, das für die deutsche Universitätsjugend so verhängnißvolle Folgen haben sollte, nicht im mindesten, sondern wähnte bis zuletzt, recht gehandelt zu haben. Auch bestritt er standhaft, Mitschuldige gehabt zu haben. Am 5. Mai 1820 vom Mannheimer Hofgericht zum Tode verurtheilt, ward er 20. Mai zu Mannheim hingerichtet. Vgl. Hohehorst, „Vollständige Uebersicht der gegen S. geführten Untersuchung“ (Stuttg. 1820); „Aktenauszüge aus dem Untersuchungsprozesse über S., nebst anderen Materialien zur Beurtheilung desselben u. Aug. v. Kotzebue's“ (Lpz. 1821); „Noch 8 Beiträge zur Geschichte Aug. v. Kotzebue's u. S.'s“ (ebd. 1821).

Sandale (vom griech. σανδάλιον) bedeutet eine mit einem Riemen an den Fuß befestigte Sohle aus Leder od. Pflanzenstoff. Wir finden ihren Gebrauch schon bei den Aegyptern, wenn auch hier nur bei den höheren Ständen; ferner bei den Völkern des westlichen Asiens (d. h. bei den Männern) sowie bei den Assyrern u. Babyloniern (hier auch nur bei den Vornehmen). Nach Griechenland kam der Gebrauch der Riemensohle aus Aegypten od. Asien, u. bildete, je nach Ausstattung verschieden, das gewöhnliche Schuhwerk für Haus u. Straße, während die reicher geschmückte S. in vielfach wechselnder Riemelung mehr ein zu gesellschaftlichem Zweck verwendetes Putzstück ward. Dieses entwickelte sich nach u. nach zum Hohlschuh u. Halbstiefel. Von den Griechen od. Etruskern nahmen sie die Römer an, bei denen der Komiker Plautus („Aulularia“ III. 5) bereits Sohlenmacher, Pantoffelmacher u. Schuster unterscheidet. In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters wurden S.n für Vornehme u. höhere Geistliche allerdings prächtig mit Gold u. Perlen als eine Art Halbschuhe gestickt ebenfalls noch getragen, allein jetzt hat ihr Gebrauch, ausgenommen bei einigen katholischen Mönchsorden, gänzlich aufgehört.

Sandarak, s. „Callitris“.

Sandbad, eine einfache Vorrichtung, aus einem eisernen Gefäß bestehend, in welches man trockenen feinen Sand bringt, um Gefäße von Porzellan od. Glas (Retorten, Kochflaschen, Schalen ꝛc.) bequem u. gleichmäßig erhitzen zu können. Im Großbetrieb sind für große Glasretorten die Oefen gleich so eingerichtet, daß die S. mit eingemauert werden können u. die Retorten bis oben vom Sande umgeben sind.

Sandeau (spr. Szangdoh), Jules, franz. Schriftsteller, geb. zu Aubusson 19. Febr. 1811; studirte die Rechte zu Paris, wandte sich aber dann ganz den literarischen Arbeiten zu u. ist seit 1853 Konservator an der Bibliothèque Mazarine zu Paris, seit 1858 auch Mitglied der Franz. Akademie. Die erste literarische Leistung S.'s war der 1831 veröffentlichte Roman „Rose et Blanche“, den er gemeinsam mit George Sand verfaßt hatte. Von seinen zahlreichen späteren Romanen, welche sich sämmtlich durch geschickte Komposition, Frische der Darstellung u. Eleganz der Sprache auszeichnen, sind die bedeutendsten: „Madame de Sommerville“ (1834), „Le docteur Herbeau“ (2 Bde., 1841), „Marianna“ (1839), „Cathérine“ (1845), „Olivia“ (1854) u. „La Maison de Pénarvan“ (1858). Auch als Dramatiker hat S. bedeutende Erfolge errungen, nam. durch die Dramatisirung seiner 1848 erschienenen Novelle „Mademoiselle de la Seiglière“ (1851), welches Stück in Hinsicht auf Komposition u. Charakterzeichnung unstreitig eins der besten der modernen französischen Bühne ist. Einige Stücke (z. B. „La Pierre de touche“, 1854, u. „La Ceinture dorée“, 1855) hat S. in Gemeinschaft mit Emile Augier verfaßt.

Sandelholz, Santelholz; diesen Namen führen im Handel zwei verschiedene Holzarten ostind. Bäume, u. man unterscheidet sie daher mit dem Zusatz rothes u. gelbes od. weißes S. Das erstere, das rothe S., ist das Kernholz von Pterocarpus santalinus (*Lin.* fils), eines hohen, auf den Gebirgen Ostindiens u. Ceylons heimischen Baumes; man erhält es in großen Blöcken od. Scheiten von außen rothbrauner, innen intensiv rother Farbe; es ist sehr schwer, hart u. fest. Eine bes. schöne dunkelrothe Sorte wird Caliaturholz genannt. Es wurde früher mehr als jetzt in der Färberei benutzt, dagegen findet es in der Möbeltischlerei noch vielfache Verwendung. Der färbende Bestandtheil dieses Holzes ist in Wasser unlöslich, in Alkohol u. Alkalilaugen löst sich dagegen der Farbstoff, welcher zuerst von Pelletier aufgefunden u. Santalin od. Santalsäure genannt wurde, leicht mit rother Farbe auf. In neuerer Zeit ist aus diesem Holze von Weidel ein farbloser, krystallinischer Körper, von ihm Santal genannt, abgeschieden worden, der in verdünnten Aetzlaugen sich löst; diese Lösungen werden nach u. nach an der Luft roth. Das weiße S. stammt von Santalum album (*Lin.*), es ist lichtröthlichgelb, hat einen starken, angenehmen Geruch u. gewürzhaften Geschmack; es ist hart, dicht u. schwer spaltbar. Man benutzt dieses Holz ebenfalls in der Kunsttischlerei; ferner destillirt man daraus mittels Wasserdampf das den Geruch bedingende ätherische Oel ab, welches als Sandelholzöl (Oleum ligni santalini) in der Parfümerie Verwendung findet.

Sanders, Daniel, deutscher Lexikograph, geb. zu Altstrelitz (Mecklenburg) 12. Nov. 1819; studirte 1839–42 in Berlin u. Halle Philologie, Mathematik u. Naturwissenschaften, um sich für das Lehrfach vorzubereiten, war dann Rektor der Schule in Altstrelitz u. lebt seit Aufhebung derselben (1852), nur noch literarisch beschäftigt, als Privatmann daselbst. Seiner ersten Schrift über „Das Volksleben der Neugriechen“ (Mannh. 1844) ließ er auf dem lexikographischen Gebiete insbesondere folgen: „Katechismus der deutschen

Orthographie“ (Lpz. 1856; 3. Aufl. 1873); „Wörterbuch der deutschen Sprache“ (3 Bde., ebd. 1859–65); „Handwörterbuch der deutschen Sprache“ (ebd. 1869); „Fremdwörterbuch“ (2 Bde., ebd. 1871); „Wörterbuch deutscher Synonymen“ (Hamb. 1871); „Kurzgefaßtes Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache“ (Berl., 4. Aufl., 1872); „Deutscher Sprachschatz“ (Hamb. 1873 f.); „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland“ (Lpz. 1874, 2 Hefte) u. „Orthograph. Wörterbuch“ (ebd. 1875). In letzterem, wie überhaupt in seinen Bestrebungen zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung, hält er den leitenden Gedanken fest, daß es sich unter Anerkennung des in unserer Rechtschreibung bereits allgemein Feststehenden nur um die Feststellung u. Regelung des noch Schwankenden u. um den Ausbau von Lücken handeln dürfe, nicht aber um eine allmählich immer weiter gehende Ausdehnung des „phonetischen Prinzips“ (vgl. „Rechtschreibung“).

Sandfloh (Sarcopsylla penetrans, Chigoe, Jigger, Nigua, Bicho, Pique, Tunga), ein Floh des tropischen Amerika, vom Tieflande bis in die hohen Bergthäler u. von den Bahamainseln bis zum 29.° südl. Br., bes. im Sande lebend. Das freilebende Männchen sticht wie andere Flöhe; das befruchtete Weibchen aber bohrt sich in die Haut der Säugethiere u. selbst der Eidechsen, mit besonderer Vorliebe aber bei dem Menschen in die Haut unter den Zehennägeln. Der Hinterleib des Thieres schwillt dann kugelförmig an u. erreicht einen Durchmesser von 3–4 mm. Wird es nicht ausgeschnitten, so entstehen gefährliche Geschwüre an dem betr. Fuße. Seine Eier legt es durch die Bohröffnung nach außen. Die Entwicklung der Larven kennt man nicht.

Sandomir (Sandomierz), Stadt von 4776 E. (1867) im polnisch-russ. Gouvernement Radom, am linken Weichselufer gelegen; hat ein Gymnasium, ein Kollegiatstift, ein großes Zuchthaus, ein altes Schloß auf steilem Felsen, eine prachtvolle Kathedrale u. 4 andere Kirchen, eine Synagoge, 4 Klöster u. treibt Industrie u. starken Handel, bes. mit Weizen u. Holz stromabwärts. — S. war im 13. Jahrh. Residenz regierender Fürsten, wurde 1240 u. 59 von den Tataren verwüstet, unter Kasimir d. Gr. wieder aufgebaut u. bald durch Handel u. Industrie eine wichtige Stadt Polens, aber 1656 von den Schweden geplündert u. verbrannt. 1570 hielten hier die Dissidenten aller Bekenntnisse eine Hauptsynode ab u. legten ihre Beschlüsse im „Consensus Sandomiriensis“ nieder. 1702 schlossen in S. die Anhänger des Königs August eine Konföderation gegen Karl XII. von Schweden.

Sandrart, Joachim v., Maler u. Kupferstecher, geb. 12. Mai 1606 in Frankfurt a. M.; ging, um unter Aegidius Sadeler die Kupferstecherkunst zu erlernen, nach Prag, wandte sich aber auf dessen Rath bald zur Malerei u. wurde in Utrecht Schüler von Honthorst, den er auf einer Reise an den Hof Karl's I. von England begleitete. 1627 wanderte er Studien halber nach Venedig u. nach Rom; an letzterem Orte stand er mit den bedeutendsten Männern der damaligen Zeit, darunter Galilei u. Claude Lorrain, in Verkehr. Nachdem er noch Neapel u. Sizilien besucht hatte, kehrte er 1635 nach Deutschland zurück, ließ sich zunächst in Augsburg u. 1674 in Nürnberg nieder, wo er 1688 starb. Ein angesehener u. gesuchter Künstler, malte er im Auftrage mehrerer Fürsten viele in bayer. u. österr. Kirchen u. Klöstern zerstreute Altarbilder, außerdem viele allegorische Darstellungen u. Portraits bekannter Persönlichkeiten des Dreißigjährigen Krieges. Sie verrathen ein realistisches Talent u. eine treffliche Pinselführung, die aber später in einen allzu braunen Ton verfiel. Zu seinen charakteristischsten Bildern gehört der in Rom entstandene „Tod des Seneca“ (Museum in Berlin), das „Friedensmahl zu Nürnberg nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges“, 1650 (städtische Galerie in Nürnberg), „Die Amsterdamer Schützengilde“ (im dortigen Rathhause), „Die 12 Monate“ (Pinakothek in München); am schwächsten erscheint er in mythologischen Gegenständen. Außerdem gab er mehrere Kupferwerke mythologischen u. allegorischen Inhalts heraus u. machte sich als Kunstschriftsteller durch seine „Teutsche Akademie der Edlen Bau-, Bild- u. Mahlereikünste“ (2 Bde., Nürnb. 1675–79; neue Ausg. das. 1768—1773, 8 Bde.), seine „Insignium Romae templorum prospectus exteriores et interiores“ (Nürnb.) u. „Admiranda sculpturae seu statuariae veteris“ (1683) s. Z. einen bedeutenden Namen. — Sein Neffe war der Kupferstecher Jakob **v. S.** (geb. 31. Mai 1630, gest. 1708), dessen Kinder Johann Jakob (geb. 1655 in Regensburg, gest. 1698

in Nürnberg) u. Susanna Maria (geb. 1658, gest. 1716) sich ebenfalls erfolgreich der Kunst widmeten, jener als Kupferstecher, diese als Malerin u. Kupferstecherin.

Sandschak (türk., d. h. Banner) heißt ursprünglich das „heilige Banner“, das in den Schlachten der Türken dem Heere vorausgetragen wird. Später bezeichnete es die Distrikte der civilmilitärischen Provinzialverwaltung in der Türkei, dann wurde die ursprünglich militärische Bedeutung vergessen, u. heute entspricht S. etwa dem franz. Departement. Mehrere solcher S. bilden ein Paschalik (Generalstatthalterschaft), u. jedes einzelne von ihnen steht unter einem Beamten, der den Titel Kaimakam führt.

Sandstein (franz. grès, engl. sand stone), eine Gebirgsart, die aus kleinen, durch ein mineralisches Bindemittel mit einander vereinigten Quarzkörnern besteht, also gewissermaßen ein in eine feste Steinmasse verwandelter Sand. Die Größe dieser Quarzkörner ist sehr verschieden u. schwankt von der einer Erbse bis zu mikroskopischer Kleinheit; man unterscheidet daher grobkörnige u. feinkörnige S.e. Selten sind die Quarzkörner krystallinisch u. treten dann zu krystallinischen Quarzsandsteinen zusammen. Das zusammenhaltende Bindemittel ist ebenfalls verschieden, es bedingt Härte u. Farbe des Gesteins; man unterscheidet hiernach thonigen, kalkigen, mergligen u. kiesligen S.; in letzterem Falle ist das Bindemittel selbst wieder Kieselsäure, das nämliche Material, aus dem die Körner bestehen. Die Farbe der S.e ist meist grau od. weiß, bisweilen aber auch gelb, braun u. roth, wenn dem Bindemittel Eisenoxyd od. Eisenoxydhydrate (eisenschüssiger S.) beigemengt sind, bituminöse S.e besitzen eine dunkelgraue bis schwarze, glaukonitische, das sind Körnchen von Glaukonit enthaltende S.e, eine grüne Farbe. Manche S.e enthalten auch reichlich Glimmerblättchen u. werden dann Glimmersandsteine genannt. Auch kupfer- u. bleihaltig sind manche S.e (Sanderze). Die meisten S.e zeigen eine deutliche Schichtung, oft von senkrechten Klüften durchsetzt, wodurch Quader- u. Säulenbildung entsteht (z. B. in der Sächs. u. Böhm. Schweiz, bei Adersbach rc. [s. „Quadersandstein“]). Alle S.e sind durch Mitwirkung des Meerwassers entstanden u. demnach fest u. hart gewordener Meeressand; daher findet man auch nicht selten versteinerte Muscheln u. andere Seethierüberreste darin. Die Bildung der S.e erfolgte nicht gleichzeitig, sondern zu wiederholten Malen in verschiedenen geologischen Perioden; man unterscheidet hiernach, mit den ältesten beginnend, folgende Arten von S.: Grauwackensandstein, Kohlensandstein, S. des Rothliegenden, Buntsandstein, Keupersandstein, Liassandstein, Jurasandstein, Wealdensandstein, Quadersandstein, Braunkohlensandstein u. Molassesandstein. Auch nach den Versteinerungen, die sie vorwaltend enthalten, werden zuweilen die S.e benannt, so z. B. Spiriferensandstein, Nummulitensandstein rc. Die meisten S.e sind ein geschätztes Baumaterial, nam. aber der Quadersandstein u. der Buntsandstein; die feinkörnigen Arten werden auch zu Bildhauerarbeiten, bes. harte Sandsteinarten zu Schleif- u. Mühlsteinen verwendet.

Sandwichinseln, s. „Hawaii“.

Sandwichland (spr. Ssändwitschländ), südpolarische Inselgruppe, meist zu Südamerika gerechnet, 57—59° südl. Br. u. 27—28° westl. L. von Greenwich; dieselbe besteht aus 5 größeren u. mehreren kleineren gebirgigen u. das ganze Jahr über mit Schnee u. Eis bedeckten, vegetationslosen u. unbewohnten Inseln, deren Gesammtfläche auf 40 □M. taxirt wird. Cook, der sie 1775 entdeckte, nannte die nördlichste Saundersinsel, die südlichste Südthule.

Sangerhausen, Kreisstadt mit 8474 E. (1875) im Reg.-Bez. Merseburg der preuß. Provinz Sachsen; liegt in 175 m. Seehöhe, am Einflusse der Gonna in die Grenau u. an der Eisenbahn Halle-Nordhausen-Münden, am Ostende der Goldenen Aue; hat 2 Schlösser, von denen eines jetzt zum Kriminalgefängniß dient, 5 Kirchen, darunter die 1079 erbaute Ulrichskirche mit dem Grabmale Ludwig's des Springers, treibt Weberei, Gerberei, Schuhmacherei, fabrizirt Salpeter u. Vitriol, hat eine Kupferhütte u. viel Garten- u. Obstbau. — S. ist eine der ältesten thüringischen Städte u. war ehemals Hauptort einer besonderen Herrschaft, welche durch Heirath an den Landgrafen Ludwig den Bärtigen u. nach dem Aussterben der thüringischen Landgrafen (1247) an den Markgrafen Heinrich den Erlauchten von Meißen u. dessen Nachfolger kam.

Sängerkrieg auf der Wartburg, s. „Wartburgkrieg“.

Sangirinseln, Inselgruppe im Großen Ozean, zu der niederländ. Residentie Menado (Celebes) gehörig, zwischen den Philippinen u. Celebes, 2—4° n. Br. u. 125—127° östl. L. von Greenwich, von N. nach S. sich ziehend. Die größten der etwa 50 Inseln sind Tagulandang, Sijau, Großsangir; das Ganze wird auf 13 □M. u. 30,000 E. malayischer Rasse geschätzt. Meist scheinen sie auf einer vulkanischen Spalte zu liegen, deren wichtigste Eruptionspunkte die 3 Vulkane von Großsangir, von Sijau u. von Ruang bei Tagulandang sind; das Klima ist angenehm u. die Vegetation sehr reich, doch haben die häufigen Erdbeben u. Eruptionen der Krater (z. B. 1856) zuweilen große Verwüstungen angerichtet. Die ganze Bevölkerung ist christlich, aber noch wenig civilisirt.

Sanguiniker ist ein Mensch, dessen Temperament einen gewissen Grad von Flüchtigkeit u. leichter Beweglichkeit zeigt. Die Charaktereigenschaften des sog. „sanguinischen“ Temperamentes sind nach Kant: leichter Sinn, bedeutende Rezeptivität, d. h. die Fähigkeit, Alles rasch zu begreifen u. zu ergreifen, geringe Reaktion, d. h. schwache Widerstandskraft, Erregbarkeit des Gemüthes u. großer Wechsel in den Aeußerungen des Gemüthes; Leidenschaftlichkeit, die jedoch wenig Beharrlichkeit zeigt; eben so leichtes Auffassen wie leichtes Vergessen; schnelles, aber nicht tiefes Urtheil; Mangel an Neigung für tiefsinnige Arbeiten; heitere Stimmung. Die körperliche Konstitution des S.s bezeichnete man als „arteriell“ insofern, als man annahm, daß das Blutgefäßsystem mit hellrothem Blute überwiege. Ferner zeichnet sich der S. in der Regel äußerlich durch hohe Gestalt, warme, lebhaft gefärbte Haut, langen Hals, kleinen Kopf, lichtes Haar, blaue Augen, zarte Organisation, rasche Blutbewegung u. schnelles Athmen, behende Bewegung, meist auch durch einnehmendes Betragen aus.

Sanhedrin, jüd. Aussprache des griech. συνέδριον, d. h. Rathsversammlung, hießen die richterlichen Behörden der Juden zur Zeit Christi. Genauer unterscheidet man kleine S. od. Synedrien von 7 bis zu 23 Mitgliedern in den Landstädten (Luther: „Rathhäuser“) u. das sog. „große S.“, den obersten Gerichtshof der Juden zu Jerusalem (Luther überall „der Rath“), welcher aus 71 Mitgliedern (Priestern u. Laien) unter dem Vorsitz des Hohenpriesters bestand. Zu den Befugnissen des S. gehörte nicht blos die Entscheidung über religiöse Fragen, sondern auch über sonstige Verbrechen sowie über Verwaltungsangelegenheiten; keinesfalls aber durfte das S. Todesurtheile vollziehen (vgl. Joh. 18, 31). Die Einzelheiten des Gerichtsverfahrens beschreibt der talmudische Traktat „Sanhedrin“. Die jüd. Ueberlieferung führt die Einsetzung des S. auf die Zeit Mosis zurück (vgl. 4. Mos. 11, 16 ff.); die wirkliche Geschichte kennt jedoch das S. erst seit dem Ende des 3. Jahrh. v. Chr. unter dem Namen Gerusia (Versammlung der Aeltesten). Der S. erlosch mit der Zerstörung Jerusalems 70 n. Chr., doch ist der Name auch später für jüd. Behörden, z. B. für das oberste jüd. Konsistorium in Frankreich, geblieben.

Sanherib (assyrisch Sin-ahi-irib, d. i. der Mondgott Sin macht viel die Brüder), Sohn Sargon's (s. d.) u. sein Nachfolger auf dem assyrischen Königsthron, regierte zu Ninive 705—682 v. Chr. Bis S. den Thron Sargon's behaupten konnte, vergingen einige Monate, u. diese benutzte der alte Merodach Baladan von Babylon (s. „Sargon“), sich dort als König ausrufen zu lassen, mit der Absicht, von Babylonien aus auch Assyrien an sich zu reißen. Doch S. schlug ihn u. setzte einen gewissen Belibus od. Belipnu (d. i. Gott Bel schafft) als König in Babylon ein, brachte dann durch einen raschen Feldzug durch die Gebirge von Kurdistan die aufrührerischen Völkerschaften der Arrapachitis (N. u. NO. von Assyrien) wieder zum Gehorsam u. wandte sich 701 gegen die phönikischen u. palästinensischen Fürsten, die die Wirren des Thronwechsels dazu benutzt hatten, sich unabhängig zu erklären, u. bei Aegypten Hülfe gefunden hatten. Bei Altaku (im israelitischen Stammgebiet von Dan) wurden die Aegypter geschlagen u. nun fiel S. in Juda ein, zerbrach 46 ihrer Städte u. führte 215,000 Menschen daraus fort (vgl. die Anspielung darauf bei Jesaja 24, 1—3; 7—12). Hiskia, der König von Juda, rettete Jerusalem nur durch eine Tributzahlung. Als aber ein neues ägypt. Heer heranrückte, sandte S. einen Theil seiner Truppen diesem entgegen, die andern sollten Jerusalem belagern. Doch unterblieb die Belagerung, weil die Pest das nach Aegypten gesandte Heer fast völlig aufrieb. S. kehrte nach Ninive zurück. Inzwischen waren in Babylonien Unruhen ausgebrochen, deren endliche Bewältigung erst im J. 690 gelang. Die letzten Jahre seines Lebens konnte er der ungestörten Verwaltung seines Reiches, der Ausschmückung Ninive's u. dem Bau von Tempeln u. Palästen widmen. Nur noch zwei kleine Feldzüge fallen in diese letzte Zeit, einer gegen die nördl. Araber, welche unterworfen wurden, der andere gegen Kilikien (assyr. Chilakku), wo ein griech. Heer unterlag. Schließlich wurde S. von zweien seiner Söhne, Adarmalik u. Sarußur, ermordet; in der Regierung folgte ihm sein Sohn Asar-Haddon (682 v. Chr.).

Sanitas (lat.), die Gesundheit.

Sanitätscorps ist eine Abtheilung im Heere, welche die Bestimmung hat, für alle Bedürfnisse der Kriegskrankenpflege zu sorgen. Bevor man

zur Organisation desselben schritt, waren jedem Regimente eine Anzahl Chirurgen als Militärärzte od. „Feldschere“ beigegeben. Im österr. Heere machte zuerst Radetzky den Versuch, die Trennung des die Sanitätspflege besorgenden Personals vom Regimentsverband einzuführen; 1856 errichtete er 3 Sanitätsbataillone mit 14 Compagnien u. 3457 Mann; Sachsen errichtete solche Compagnien im J. 1852 u. andere Staaten folgten. Allein die eigentliche Reform des gesammten Sanitätswesens in den Heeren der europ. Staaten erfolgte erst, nachdem die Vereinigten Staaten von Nordamerika während ihres Bürgerkrieges mit den Südstaaten 1863 in Gründung eines besonderen S. vorausgegangen waren. Das preuß. Militärsanitätswesen, das dann auch für das ganze Deutsche Reich Geltung erhielt, bestimmt, daß sämmtliche Aerzte der Armee u. der Marine ein S. bilden, welches sich aus den Zöglingen der militärärztlichen Bildungsanstalten sowie aus denjenigen Medizinern ergänzt, die mit der Absicht eintreten, auf Beförderung im S. zu dienen. Zunächst erfolgt die Wahl zum Assistenzarzt durch die Militärärzte der Division. Das Militärsanitätswesen ist so gegliedert, daß der oberste Chef ein Generalstabsarzt ist; jedes Armeecorps hat seinen Generalarzt; jede Division bekommt im Kriege einen Divisionsarzt, der die Krankenträger u. Verwundetenpflege leitet. Jedes Infanterieregiment hat einen Oberstabsarzt, 2 Stabsärzte u. 6 Assistenzärzte; jedes Artillerieregiment einen Oberstabsarzt u. die nöthigen Assistenzärzte, jedes Kavallerieregiment einen Oberstabsarzt u. 2 Assistenzärzte. Das S. ist daher im Großen u. Ganzen gleich dem Ingenieurcorps der Armee organisirt. Indem jedes Bataillon, bez. jedes Kavallerieregiment od. jede Artillerieabtheilung, fast durchweg 2 Aerzte u. 4 Lazarethgehülfen zählt, verfügt jedes Armeecorps demnach über 70 Aerzte u. 150 Lazarethgehülfen. Hierzu kommen für jedes Armeecorps 3 **Sanitätsdetachements**, welche die früheren Krankenträgercompagnien mit den leichten Feldlazarethen repräsentiren. Jedes dieser Detachements zählt 9 Aerzte, 30 Offiziere, 155 Mannschaften, 39 Trainsoldaten mit 41 Pferden u. 10 Fahrzeugen. Sie etabliren im Kriege für die Verwundeten den Verbandplatz u. schlagen in weiterer Ferne die Feldlazarethe auf; jedes mobile Armeecorps besitzt 12 solcher Feldlazarethe für je 100 Betten. Weiterhin werden stehende Kriegs-, ferner Reserve- u. schließlich Vereinslazarethe errichtet, die unter dem Schutze der Genfer Konvention stehen. In diese Reservelazarethe werden die Kranken u. Verwundeten auf der Eisenbahn in Sanitätszügen mit bes. hergerichteten Waggons geschafft. Diesen Transport vermitteln die Etappenkommandanten unter Beihülfe der Etappenärzte. — **Sanitätspolizei** ist ein Theil der öffentlichen Gesundheitspflege (Hygieine) im Verwaltungsgebiete des Staates od. der Gemeinde mit der Aufgabe, durch gesetzliche Vorkehrungen od. durch polizeiliches Einschreiten der Erkrankung einzelner Staatsbürger vorzubeugen, soweit dieselben sich vor den die Gesundheit bedrohenden Krankheitsursachen nicht selbst zu schützen im Stande sind. Das öffentliche Sanitätswesen wird durch eine Reihe von Gesetzen u. Einrichtungen geordnet, deren Inbegriff die Medizinalordnungen u. Medizinalverfassungen in den verschiedenen Staaten darstellen u. in mannichfacher Weise durch polizeiliche Maßregeln vollzogen werden. Jetzt wird überall auf eine Reorganisation der noch unzulänglichen Anordnungen gedrungen. Mit den Aufgaben der Sanitätspolizei sind die Medizinalbehörden u. Medizinalbeamten betraut, deren Thätigkeit durch besondere Instruktionen, z. B. die der Bezirksärzte, Kreisphysici, Polizeiärzte rc., vorgezeichnet ist. Die Gemeinden versehen sich zur Wahrnehmung der S. mit Ortsgesundheitsämtern, während das Reichsgesundheitsamt für das Deutsche Reich vorläufig nur den allgemeinen Gesundheitszustand kontrolirt u. die Gesetzgebung für das öffentliche Gesundheitswesen Deutschlands vorbereitet. Die einzelnen Theile der Sanitätspolizei bestehen in Folgendem: Sorge für gesunde Speisen u. Getränke, d. h. Einschreiten gegen Verkauf verdorbener u. verfälschter Nahrungsmittel (Fleischbeschau, Milch- u. Bierkontrole rc.), gegen das Vertreiben von Giften in Farben, Konditoreiwaaren rc.; Baupolizei, Reinhaltung der Städte u. Dörfer; Schulhygieine, Beaufsichtigung des Gewerbewesens in gesundheitlicher Hinsicht; Schutz gegen ansteckende u. epidemische Krankheiten (Impfzwang rc.); Anlegung hinreichender Krankenheilanstalten; Aufsicht über die gesundheitlichen Einrichtungen in Gefängnissen u. Strafanstalten; Beschaffung der nöthigen ärztlichen Hülfe; Ordnung u. Beaufsichtigung des Apothekerwesens, des Begräbnißwesens rc. Sämmtliche Institute, welche diesen Zwecken dienen, nennt man **Sanitätsanstalten**.

Sankt (vom lat. sanctus), abgekürzt St., heilig; häufig in der Zusammensetzung mit Städte- u. Eigennamen. [Die mit St. zusammengesetzten Worte, welche hier nicht angeführt sind, suche man unter dem dazu gehörigen Hauptworte.]

Sankt Blasien, Pfarrdorf im gleichnamigen Bezirksamt des Kreises Waldshut im Großherzogthum Baden, mit 942 E. (1871), in 780 m. Seehöhe zwischen hohen Bergen an der Alb, einem Rheinzuflusse, gelegen. Die Gebäude der ehemaligen berühmten Abtei dienen jetzt einer Baumwollenfabrik, die Abteikirche wurde 1773–83 nach dem Plane des Pantheon in Rom erbaut. Die Gründung von St. Bl. erfolgte schon im 6. Jahrh. von Einsiedlern des Klosters Cella alba (Albzelle); den Namen St. Bl. erhielt sie dadurch, daß ihr 860 die Reliquien des heil. Blasius übermittelt wurden. Das Kloster wurde 946 zur Abtei erhoben u. war lange ein gefeierter Sitz der Wissenschaften. 1525 überfielen die aufrührerischen Bauern die Abtei, zerstörten sie theilweise u. vertrieben die Brüder. Durch Abt Kaspar Müller v. Schönau erwachte nachmals der wissenschaftliche Geist in St. Bl., u. die höchste Blüte erlangte es unter dem 1764 zum Abte gewählten Martin Gerbert. Schon 1746 war der Abt zum Reichsfürsten erhoben, nachdem er bereits seit 1405 die Würde eines infulirten Prälaten besessen hatte. 1768 verlor St. Bl. durch Brand seine kostbare Bibliothek. Im Preßburger Frieden kam es mit dem größten Theile des im Laufe der Zeiten bis auf 11 □M. angewachsenen Besitzes an Baden, das 1807 das Kloster aufhob.



Nr. 4754. Sankt Gallen.

Sankt Gallen, der Größe nach der sechste, der Einwohnerzahl nach der fünfte Kanton der Schweiz, umfaßt 36,667 □M. u. hat 191,015 E. (1870). Er grenzt östl. an den Bodensee, an Vorarlberg u. an das von diesem umschlossene Fürstenthum Liechtenstein; südl., westl. u. nördl. sind seine Nachbarn die Schweizerkantone Graubünden, Glarus, Schwyz, Zürich u. Thurgau; die kleinen Kantone Appenzell, Außerrhoden u. Innerrhoden werden vollständig von ihm eingeschlossen. Der N. des Kantons ist ein reicher Wechsel schöner Ebenen u. fruchtbarer Hügel; die Mitte u. vor Allem der S. sind sehr gebirgig. Von der südwestl. Ebene des Kantons aus, von der hohen Scheibe, ziehen drei Gebirgsketten in das St. G.er Land hinein: die südl., nach O. gerichtete, scheidet das Calfeuserthal vom Rheinthal; die zweite, nach NO. laufend, trennt Calfeuser- u. Weißtannenthal, in ihr die 2841 m. hohen grauen Hörner; die dritte streicht nördl. bis zum Wallensee. Eine weitere, selbständige Kette beginnt am Gonzen, zwischen Seez u. Rhein, umsäumt nördl. den Wallensee, bildet weiter nördl. im Speer einen Gebirgsknoten, von welchem aus Zweige bis zur Thur u. an den Züricher See gesendet werden. Nördl. der Thur ist die Säntisgruppe von 2504 m. Höhe, die einen ihrer Ausläufer bis in die Nähe des Bodensees schiebt. Der größte Fluß des Kantons ist der 5 M. lange, seine östl. Grenze bildende Rhein; er empfängt aus dem Lande die wilde Tamina; in den Bodensee ergießen sich direkt Goldach u. Steinach. Mitten durch den Kanton hindurch geht die am Säntis entspringende Thur mit den Nebenflüssen Neckar, Glatt u. Sitter. In den Wallensee ergießt sich die Seez, in den Züricher See die aus dem Goldingerthal kommende Jone. — Das so verschieden beschaffene Gebiet hat 63,720 Hekt. Alpenweiden, 42,400 Hekt. Wiese, 30,600 Hekt. Ackerland u. 28,000 Hekt. Wald, ziemlich 12 % sind Unland. Der Ackerbau deckt demnach nicht den Bedarf u. große Quantitäten Getreide werden eingeführt. Der Weinbau, bes. im Rheinthal u. im Sarganserlande verbreitet, bedeckt gegen 13 % des Bodens u. liefert ein gutes Produkt. Im N. ist die Obstbaumkultur von großer Bedeutung. Die hauptsächlichste Erwerbsquelle des gebirgigen S. ist Viehzucht u. Alpenwirthschaft. Die Seidenraupe wird nur am Südfuße des Churfirsten gezüchtet. Die mineralischen Produkte sind Eisenerze am Gonzen, Braunkohlen in Gaster u. bei Uznach, Mühlsteine bei Mels u. an mehreren Orten vorzügliche Sandsteine. Von seinen Mineralquellen ist die berühmteste die von Pfäffers in der Taminaschlucht. Industrie u. Handel sind bedeutend. Der Hauptindustriezweig ist Baumwollenweberei; die Weißstickerei in

Mousselinen ist berühmt, die Handweberei liefert die sog. Konstanzer Leinwand; auch Seidenweberei ist nicht vernachlässigt. Der Kanton gehört in Betreff der Konfession seiner Bewohner zu den sog. gemischten Kantonen; 116,060 E. sind kathol., 74,573 reform., 192 jüd. u. 190 gehören verschiedenen christl. Sekten an. In Kirchensachen bildet für die Katholiken der Kanton das Bisthum St. G.; für die Reformirten besteht eine Synode u. ein Kirchenrath. Die Hoheitsrechte übt nach der Kantonalverfassung vom 17. Nov. 1861 der Große Rath aus, der aus 153 von den Gemeinden gewählten Mitgliedern besteht. Der von ihm gewählte, aus sieben Personen bestehende Regierungsrath u. der Präsident desselben, Landammann genannt, bleiben nur sechs Monate im Amte, während seine eigene Amtsdauer u. die aller Administrativbehörden eine 3jährige ist; die der Gerichte ist 4—6jährig. In den schweizer. Rath schickt St. G. 8 Abgeordnete, in den Ständerath zwei. Das Kantonswappen zeigt röm. Fasces in grünem Felde.



Nr. 4755. Uebersichtskarte des Sankt Gotthard-Tunnels.

Die Hauptstadt **St. G.**, mit 16,675 E. (1870), davon ^{1}/[illegible] Katholiken, liegt in 672 m. Höhe, 1273 m. über dem Bodensee, anmuthig im Thale der Steinach u. an der Eisenbahnstrecke Rorschach-Winterthur der vereinigten Schweizerbahnen; ist Sitz der Kantonalbehörden u. eines Bischofs, hat ein katholisches Priesterseminar, eine paritätische Kantonschule, Gymnasium, Industrieschule u. Lehrerseminar, eine Bank u. mehrere Kreditanstalten, eine Stadtbibliothek von 27,000 Bänden, die hochberühmte Stiftsbibliothek mit vielen alten Handschriften, nebst Münzsammlung u. Inkunabeln, ein naturhistorisches Museum 2c. Hervorragende Gebäude sind die 119,2 m. lange vormalige Abtei-, jetzt Kathedralkirche, 1756—66 erbaut, mit zwei Thürmen von 81,2 m. Höhe, die reform. St. Laurenzkirche im goth. Stile, die neue Post, das Große Burgerspital, das 1811 erbaute Waisenhaus, das Zeughaus u. vor Allem das 1858 vollendete Schulhaus. Die Stadt, einer der ersten Industrieplätze der Schweiz, fabrizirt vorzüglich Baumwollenzeug, Mousselin, Leinwand u. werthvolle Stickereien. Ihr Handel erstreckt sich bis auf außereurop. Länder. Ihre Gründung verdankt sie dem irischen Apostel St. Gallus, der 614 hier ein Bethaus baute. Um 700 wurde ein Kloster an dieser Stelle errichtet, das 720 schon zur Abtei erhoben wurde. Zu Karl's d. Gr. Zeit war die Abtei durch Gelehrsamkeit berühmt. Um das Kloster entstand ein Flecken, der 954—80 mit Mauern umgeben u. von Kaiser Otto d. Gr. zur Reichsstadt erhoben wurde. 1216 wurden die durch die Mildthätigkeit der fränk. Kaiser reich u. mächtig gewordenen Aebte Reichsfürsten. Kloster u. Stadt schlossen sich 1451 bez. 54 der schweizer. Eidgenossenschaft an. 1714 gerieth die Stadt mit den Toggenburgern in einen erst 1717 mit dem Frieden zu Baden, in welchem die Ansprüche der Toggenburger anerkannt wurden, beendeten Krieg. Infolge der Revolution von 1798 verlor die Abtei ihr Dasein. Ein großer Theil des Aktivvermögens ging als Staatsgut an den damals gebildeten Kanton über.

Sankt Georg, s. „Georg der Heilige".

Sankt Gotthard, eine Gebirgspartie der Centralalpenkette, die, obgleich sie aus dem Lepontischen Alpenzuge etwas nach N. abgedrängt worden ist, doch so wenig aus ihrer Nachbarschaft heraustritt, daß ihr keine rechte Abgrenzung gegeben werden kann. Man spricht demnach von einem St. G. in engerem, in weiterem u. im weitesten Sinne. In engerem Sinne ist er der 2114 m. hohe Gebirgssattel, über welchen die Gotthardstraße aus dem oberen Reußthale in das des Ticino führt. In weiterem Sinne ist er der schmale, $2^1/_2$ M. lange Gebirgszug zwischen den Rhone- u. Rheinquellen, den hohe Felsenpyramiden umgürten, von denen der 3103 m. hohe Piz Pesciora u. die 3103 m. hohen Mutthörner die höchsten sind. Im weitesten Sinne ist er ein 15 □M. großes, von WSW. nach ONO. gerichtetes Rhomboid, dessen Eckpfeiler in SW. die Mutthörner, in NW. der Galenstock (3598 m.), in NO. der Krispalt (3099 m.) u. in SO. der Cornera od. Pic Ulv sind. In diesem letzteren Sinne ist er das Quellgebiet der vier Flüsse Rhein, Ticino, Rhone u. Reuß, die von ihm nach den vier Himmelsgegenden, O., S., W. u. N., sich wenden. In dieser Ausdehnung weist er 8 Gletscher u. 30 kleinere Seen auf, von denen der Luzendrosee, dem die Reuß entströmt, der größte ist. In keinem Falle aber ist er ein Berg, sondern eine Plateausenke, die mit einer Zackenmauer erhabener Gipfel gekrönt ist. — Der über den St. Gotthardpaß führende deutsch-ital. Kulturweg tritt zuerst im 14. Jahrh. als Saumpfad auf; die jetzige kunstvolle Fahrstraße wurde 1820—32 von den Kantonen Uri u. Tessin ausgeführt. Sie beginnt bei Flüelen am Vierwaldstädter See u. endet bei Bellinzona im Kanton Tessin. Der Eilwagen von Flüelen bis Bellinzona braucht 14—15 Stunden. Etwas unterhalb der Paßhöhe, auf Tessiner Gebiet, steht das St. G.s Hospiz, ein schwerer Steinbau, welches von milden Gaben unterhalten u. von einem Pächter bewirthschaftet wird. Es ist kein Kloster, vielmehr ist nur ein zugleich mit der Besorgung meteorologischer Aufzeichnungen betrauter Kaplan hier stationirt. — Seit 1872 ist man mit dem Bau einer Eisenbahn über den St. G. beschäftigt, welche die Kantone Luzern, Zug, Schwyz, Uri u. Tessin berührt u. deren Netz nach dem Subventions-Staatsvertrag vom 15. Okt. 1869 zwischen der Schweiz u. Italien, welchem das Deutsche Reich durch Vertrag vom 28. Okt. 1871 beitrat, folgende 5 Linien umfaßt: 1. Luzern-Küßnacht-Immensee-Goldau, 23,4 Km.;

2. Zug St. Adrian-Goldau, 15,5 Km.; 3. die Hauptlinie Goldau-Flüelen-Biasca-Bellinzona, 125,7 Km.; 4. Bellinzona-Lugano-Chiasso, 53,7 Km., u. 5. Bellinzona-Magadino-Ital. Grenze bei Luino mit Zweigbahn nach Locarno, 25 Km. Den dabei projektirten großen Gotthardtunnel (Göschenen-Airolo, 14,9 Km. lang) hat der Bauunternehmer Favre in acht Jahren (bis zum 1. Okt. 1880) herzustellen sich verpflichtet. Für die Tunnel bei Goldau, Brunnen-Flüelen-Göschenen, Airolo-Biasca u. Bellinzona-Lugano ist eine $1\frac{1}{2}$jährige Bauzeit angenommen. Von den Linien 3 u. 5 wurde am 6. Dez. 1874 die 41 Km. lange Strecke Biasca-Bellinzona-Locarno u. von der Linie 4 am 20. Dez. 1874 die Strecke Lugano-Chiasso, 26 Km. lang, eröffnet.

Sankt Helena (franz. Sainte-Hélène), Insel im Atlantischen Ozean, 5° 46′ westl. Länge von Greenwich u. 15° 55′ südl. Br., 2,23 □M. mit 6241 E. (1871), ist vulkanischen Ursprungs u. besteht aus einem Basaltfelsen, der sich 260 M. vom afrik. Festlande u. fast 500 von Südamerika als ozeanische Bergspitze mit 200–390 m. hohen senkrechten Ufern aus dem Meere erhebt, im Pic de Diana über 800 m. erreicht u. dessen Klippen nur an zwei Stellen die Landung erlauben. Eine von O. nach W. sich ziehende Bergkette theilt die Insel in zwei gleiche Hälften; der Basaltfels ist zum Theil mit Lava u. fruchtbarer Erde bis zu $\frac{1}{2}$ m. Höhe bedeckt, zum Theil ganz unwirthlich. Die einzige größere Ebene, die von Longwood, 650 m. über dem Meere, ist ein Plateau von $1\frac{1}{2}$ Stunde im Umkreise. Quellen giebt es in nicht geringer Zahl, doch sind gerade die Thäler u. Schluchten öde u. drückender Hitze ausgesetzt. Die höchsten Gegenden sind die fruchtbarsten u. gesundesten mit gemäßigtem u. ziemlich gleichmäßigem Klima (nur 3° Unterschied im Sommer u. Winter). Infolge künstlicher Beforstung hat sich in den letzten Jahrzehnten die Regenmenge nahezu verdoppelt. Die Vegetation ähnelt weniger der des tropischen Afrika als der der Kaplande, trotz der größeren Entfernung der letzteren, infolge der Passatwinde u. Meeresströmungen. Im Anfang des 16. Jahrh. war St. H. noch ganz mit Wäldern bedeckt; aber einmal wurden die Rinden der Bäume wegen ihrer Gerbstoffe abgeschält, sodann zerstörten, was die Menschen verschonten, die Ziegen u. Schweine, deren Zucht schwunghaft betrieben wurde. Noch immer dauert die Abnahme der eigenthümlichen Pflanzen fort, die immergrünen Laubhölzer u. Farrnbäume sowie die durchaus endemische Vegetation sind fast verschwunden, doch finden sich noch afrik. Palmen, Bambusrohr, Pisang, Batate; daneben aber stehen europ. Eichen, Kastanien, Orangen-, Feigen-, Granat- u. Aepfelbäume, unser Getreide, Mais u. Wein. Die Fauna ist rein europ., das Mineralreich unbedeutend. Die Insel ist wichtig als Landungsort für die Kap- u. Ostindienfahrer, wie als Station der Kreuzerschiffe; die Einnahme beträgt 14,000 Pfd. Sterl., die Ausgabe 15,000, die Einfuhr 62,000 Pfd. Sterl., die Ausfuhr 12,000; der Schiffsverkehr zählt 154 Seefahrzeuge. An der Mündung des einzigen Flüßchens, das die zahlreichen Bäche speisen, in einer engen Bergschlucht nahe der St. Jamesbai, liegt die einzige Stadt, Jamestown, mit 3000 E. (209 Mann Besatzung). Felsenzacken hangen zum Theil über die Häuser herüber; gegen die See zu wird die Stadt durch eine hohe Terrasse verdeckt. Sechs Batterien vertheidigen die Rhede; 200 m. höher im O. liegt das Fort St. James, welches Stadt, Ankerplatz u. Bai beherrscht. Außerdem giebt es nur verstreute Höfe, darunter auf der einzigen Ebene, auf einem engen, von Abgründen umgebenen steilen Pfad erreichbar, Longwood, berühmt als Aufenthaltsort Napoleon's I. vom 16. Okt. 1815 bis 5. Mai 1821. In dem Geraniumsthale, das nach O. zu liegt, war bis 1840 seine Grabstätte an der Quelle eines Baches, der sich durch wildes Gesträuch über Felsen herabstürzt. Diese Erinnerungsstätten an das tragische Lebensende des großen Eroberers sind von der französischen Regierung angekauft worden. $\frac{1}{4}$ M. von St. H. liegt die kleine felsige Insel Egg-Island, auf der zur Zeit der Gefangenschaft Napoleon's eine Redoute angelegt wurde. — 1502 von den Portugiesen entdeckt, war St. H. seit circa 1600 holländisch, wurde 1650 der Englisch-ostindischen Compagnie überlassen u. zu einem festen Bollwerk gemacht. Seit 1815 ist es im Besitz der engl. Regierung.

Sankt Jakob, an der Birs, ein Weiler im Schweizer Kanton Basel, $\frac{1}{4}$ Stunde südöstl. dieser Stadt, ist berühmt als Stätte einer Schlacht, in welcher 1600 Schweizer im Kampfe gegen 20,000 Armagnaken, die Kaiser



Nr. 4756. Göschenen (Sankt Gotthard).

Friedrich III. zum Schutz seiner Habsburger Besitzungen herbeigerufen, bis auf 10 Mann den Heldentod starben, 26. Aug. 1444. Der auf einem Hügel des Schlachtfeldes wachsende Rothwein führt den Namen „Schweizerblut“. 1824, am Jahrestage der Schlacht, wurde hier ein Denkmal enthüllt.



Nr. 4757. Teufelsbrücke auf der Gotthard-Straße.

Sankt Johann, Stadt mit 10,940 E. (1875) im Kreise Saarbrücken, Reg.-Bez. Trier der preuß. Rheinprovinz; liegt in 207 m. Seehöhe am rechten Ufer der Saar und an der Eisenbahn Neuenkirchen-Forbach,

Saarbrücken (s. d.) gegenüber u. mit ihm durch eine Brücke verbunden. St. J. ist ein Industrieplatz, der Spinnerei, Woll- u. Leinweberei, Gerberei, Eisen-, Porzellan- u. Tabaksfabrikation treibt. Der Bahnhof von St. J. war Zielscheibe der franz. Artillerie am 2. Aug. 1870 bei der Eröffnung der Feindseligkeiten im Deutsch-franz. Kriege 1870/71.

Sankt Moritz (roman. San Murezzan), vielbesuchter Kurort im Oberengadin, Schweizer Kanton Graubünden, mit 401 E. (1870); liegt in 1856 m. Seehöhe, am linken Ufer eines durch den Inn gebildeten Sees, hat Hotels u. Kurhäuser u. einen der stärksten Eisensäuerlinge, dessen Wasser sowol getrunken als zum Baden benutzt wird. Die Kurzeit dauert von Anfang Juli bis Ende September.

Sankt Pölten (St. Hippolyt), Stadt mit 7779 E. (1869) u. Hauptstadt des Kreises ob dem Wienerwald im Erzherzogthum Niederösterreich; liegt am linken Ufer der in die Donau mündenden Traisen, über welche hier eine 190 m. lange Brücke führt, u. an der österr. Westbahn Wien-Linz, ist Sitz der Kreisbehörde, einer Berghauptmannschaft für Ober- u. Niederösterreich, eines Bischofs, Domkapitels u. bischöflichen Konsistoriums, hat eine theologische Lehranstalt, ein bischöfliches Alumnat, ein Militärobererziehungshaus ꝛc., einen Franziskanerkonvent u. ein Taubstummeninstitut. Die Domkirche, die bischöfliche Residenz, das Rathhaus u. das Theater sind hervorragende Gebäude. Von gewerblichen Etablissements sind bes. das Zeughammerwerk u. die Schrauben- u. Stiftfabrik zu erwähnen. In der Nähe liegen Kalkbrennereien u. eine eisenhaltige Mineralquelle. Der ursprüngliche Name der Stadt ist Treisma; vom 10. Jahrh. an wurde sie nach einem Kloster St. Ypoliti od. Hippolyti genannt, woraus der jetzige Name entstand.

Sankt Thomas, westind. Insel in dän. Besitz, zu den Kleinen Antillen gehörig, die westlichste der Jungferninseln, 65° westl. Länge von Greenwich u. 18° n. Br., 3 M. lang, nicht über $^3/_4$ M. breit, 1,56 □M. groß, mit 14,007 E. (überwiegend Neger). Die Küsten sind sehr unregelmäßig geformt u. von einer großen Zahl felsiger Koralleninseln umlagert; der $^1/_4$ M. breite, 240 m. hohe Isthmus, im N. von der Bucksbai, im S. vom Hafen bespült, verbindet die zwei Theile der Insel, in deren Westhälfte sich Anhöhen bis zu 474 m. (der Westberg) finden. Die Hügel u. Berge des Innern waren einst mit Wäldern bedeckt; seitdem diese abgetrieben, zeigt sich Austrocknung der meisten Quellen u. Bäche. Die vulkanische Natur der Insel macht sich in häufigen Erdbeben Luft. Das Klima ist ziemlich ungesund, das Gelbe Fieber tritt häufig auf. Da die Insel wenig produzirt u. für ihre eigene Existenz auf die Nachbarschaft angewiesen ist, so lebt Alles vom Handel. Als Freihafen ist St. Th. ein ungemein wichtiges Depot für die gesammten Antillen; die wichtigsten Dampferlinien kreuzen hier, die Zölle sind sehr gering ($1^1/_4$ % vom Werth der Einfuhr; dennoch bilden die Zölle die Haupteinnahme der Insel), der Hafen ist vortrefflich; doch zeigt sich eine stetig rückgängige Bewegung bes. im Handel mit Deutschland. Noch ist es aber der wichtigste Stapelplatz für die von Europa nach Westindien u. dem nördl. Südamerika einzuführenden Waaren. Auf den regelmäßigen Dampferlinien, welche St. Th. mit den bedeutendsten Seehäfen Europa's, Nord- u. Centralamerika's verbinden, fuhren 227 Schiffe von 315,861 Tonnen, außerdem legten 21 Kriegsschiffe u. 1735 Handelsschiffe mit 272,497 Tonnen an. 2 Banken, 1 Sparkasse, Konsulate u. Agenturen der verschiedensten Staaten sind hier. Die Verwaltung besorgt ein Gouverneur, der unter dem Generalgouverneur von St. Croix steht. Die Hauptstadt Charlotte-Amalie, auch St. Th. genannt, mit 11,000 E., zieht sich am Nordrande des Hafens $^1/_4$ M. die Hügel entlang, von 1 Fort u. 2 Batterien gedeckt, mit Kasernen, 4 Kirchen, 1 Synagoge u. ausgedehnten Magazinen. St. Th. wurde 1493 von Columbus auf seiner zweiten Reise entdeckt u. gehörte nacheinander den Spaniern, Holländern, Engländern u. Franzosen; 1671 nahm die Dän.-westind. Compagnie die Insel in Besitz u. verkaufte sie 1755 der dän. Regierung. Während der Napoleonischen Kriege gerieth sie, wie die Dän.-westind. Inseln überhaupt, in die Hände der Engländer, wurde aber von diesen 1815 gegen Abtretung von Helgoland an Dänemark zurückgegeben. Die 1867 u. 1868 geführten Unterhandlungen wegen Verkaufs von St. Th. an die Ver. Staaten von Nordamerika scheiterten.

Sanktion (vom lat. sancire, d. i. Etwas als heilig festsetzen, bekräftigen) hieß bei den Römern jede gesetzliche Einschärfung, später eine feierlich bekräftigte Vereinbarung; heute bedeutet S. Ertheilung der Gesetzeskraft. Davon sanktioniren, bestätigen, zum Gesetz machen.

Sanmicheli, Michele, Baumeister, Bildhauer u. Ingenieur, geb. 1484 in Verona, brachte bes. in seiner Vaterstadt den Stil der Hochrenaissance zur Geltung. Nachdem er die Baukunst bei seinem Vater u. einem Oheim erlernt u. in Rom die antiken Bauwerke studirt hatte, war er in Montefiascone u. in Orvieto thätig, bereiste dann mit Antonio da Sangallo (1485—1546) die päpstlichen Staaten, um bes. die Festungswerke kennen zu lernen u. zu verbessern, u. kam zu diesem Zweck auch nach Oberitalien, wo er in Venedig die Fortifikation des Lido u. in Verona die wichtigsten Bastionen u. Thore aufführte. Dabei suchte er den ernsten, trotzigen Charakter des Festungsbaues mit der Schönheit des ebenfalls ernsten dorischen Stils zu verbinden, was freilich zur Folge hatte, daß er auch für die Paläste den Charakter der Derbheit bes. in den Erdgeschossen beibehielt, u. diese mit einer Rustika versah. Seine vorzüglichsten Bauten in Verona sind der Palast Bevilacqua, dessen Hauptwirkung auf dem Gegensatz zwischen dem mit Rustika behandelten Erdgeschoß u. dem glänzenden Obergeschoß mit seinen korinthischen Halbsäulen beruht, u. der ähnliche Palast Pompei; in Venedig schuf er die Paläste Grimani u. Corner-Moceniezo. So ging er auch in den Kirchenbauten mit Vorliebe auf die Centralanlage mit Kuppeln aus u. baute in dieser Weise in Verona die Kapelle Pellegrini bei S. Bernardino, unweit der Stadt die Wallfahrtskirche der Madonna di Campagna, vielleicht auch die Kirche S. Giorgio in Braida daselbst. Unter seinen Bildhauerarbeiten werden die beiden Marmoraltäre neben dem Chor im Dom zu Orvieto genannt. Er starb 1559.

Sannazzaro, Jacopo, italienischer Dichter, geb. 28. Juli 1458 zu Neapel, aus span. Familie; lebte längere Zeit in Frankreich, erregte, nach Neapel zurückgekehrt, durch seine Dichtungen die Aufmerksamkeit des Königs Ferdinand u. seiner Söhne Alfons u. Friedrich, begleitete dieselben auf Reisen u. Feldzügen u. erhielt von Friedrich, der 1496 den Thron bestieg, die Villa Mergellina u. einen Jahrgehalt. Als Friedrich 1501 verdrängt wurde u. in Frankreich eine Zuflucht suchte, folgte ihm S. in die Verbannung u. kehrte erst nach Friedrich's Tode nach Neapel zurück, wo er 27. April 1530 starb. S.'s bedeutendste Dichtung, welche für die Entwicklung nicht nur der italienischen, sondern auch der allgemein europäischen Poesie folgereich geworden ist, ist seine Idylle „Arcadia", eine Sammlung von zwölf Eklogen, welche (nach dem Vorbilde von Boccaccio's „Ameto") durch einen Schäferroman in Prosa mit einander verbunden werden. Durch diesen Roman wurde der Keim zum Aufblühen der später so beliebt gewordenen Schäferdichtung gelegt, doch hat S. deren Fehler, krankhafte Sentimentalität u. unnatürliche Gefühlsspielerei, durchaus vermieden; vielmehr zeichnet sich seine Dichtung gerade durch einfache Zartheit u. natürliche Grazie in höchstem Maße aus. Außer der „Arcadia" hat S. in italienischer Sprache noch Sonette u. Canzonen verfaßt. Die Zeitgenossen S.'s schätzten aber fast noch höher als seine italienischen Poesien die von ihm verfaßten lateinischen Dichtungen, unter denen das die Geburt Christi feiernde Epos „De partu virginis" in drei Gesängen die bedeutendste ist. Eine Gesammtausgabe von S.'s Werken erschien 1723 (Padua); „De partu virginis" gab lat. u. deutsch Becher heraus (Lpz. 1826). (Gesammtausgabe der ital. Werke S.'s Padua, 1723, 4.)

sans (franz., spr. ßang), ohne; **sans comparaison** (spr. ßang kongparäsong), ohne einen anzüglichen Vergleich machen zu wollen; **sans façon** (spr. — faßong), ohne Umstände; **sans gêne** (spr. — schähn'), ohne Zwang, ungenirt; **sans pareil** (spr. — paräj), ohne Gleichen; **sans souci** (spr. — ßußih), sorgenfrei. **Sanssouci,** Name eines Lustschlosses bei Potsdam (s. d.).

Sansculotten (frz., sansculottes, Ohnehosen), zu Anfang der ersten Franz. Revolution die spöttische Bezeichnung der revolutionären Proletarier seitens der royalistischen Partei, später dagegen, nam. unter der Schreckensherrschaft, geradezu ein Ehrentitel für „gute Patrioten", den sich die Anhänger des wildesten Republikanismus (Sansculottismus) selbst beilegten, indem sie Etwas darin suchten, ihre Kleidung zu vernachlässigen u. sich eines „hosenlosen" Blutes zu rühmen. Mit der Reaktion erhielt der Name seine üble Bedeutung zurück.

Sanskrit (sanskrita, d. i. die vollendete, gebildete, nämlich bhâsha, d. i. Sprache, im Gegensatz zum Prakrit [prakrita] Volksdialekt) hieß die Sprache der alten Inder, in welcher die ältesten heiligen Schriften dieses Volkes, wie die umfangreiche, der Zeit nach etwas später, aber doch großentheils vor u. um Christi Geburt fallende indische Profanliteratur abgefaßt ist. Man versteht deshalb unter S.-Literatur die älteste u. ältere indische Literatur überhaupt, mit Einschluß aller der Werke, die bis zum vorigen Jahrhundert von gelehrten Indern in der S.-Sprache abgefaßt wurden. Der Werth des S. beruht aber nicht blos in der Fülle u. Schönheit sowie in dem zum Theil sehr hohen Alter seiner Literatur, sondern auch in der Sprache an sich, welche mit den meisten europ.

Sprachen eng verwandt ist: die Bekanntschaft mit dem S., welche im Abendlande erst aus dem Anfange unseres Jahrhunderts datirt, gab den Anstoß zur Begründung einer ganz neuen Wissenschaft, der vergleichenden Sprachwissenschaft (s. „Sprachwissenschaft“). Das S. gehört zur Familie der indogermanischen Sprachen (s. d.), u. es ist eines der sichersten Resultate der modernen Sprachvergleichung, daß eine zum Theil durch Vergleichung noch erschließbare Sprache, die sog. urindogermanische Sprache, welche östl. vom alten Persien u. nördl. von Indien im innern Hochasien gesprochen worden sein muß, die Muttersprache von ihnen allen gewesen ist. Dies Resultat sowie die weit genauere Einsicht, die wir jetzt von den werdenden u. gewordenen Formen der abendländischen Kultursprachen, hauptsächlich des Griechischen u. Lateinischen, besitzen, war aber erst durch die Kenntniß des S. möglich. Das S. ist eben die durchsichtigste u. in ihren Formen der gemeinsamen Mutter am meisten treugebliebene Schwester der übrigen indogermanischen Sprachen. Italiener Sassetti, welcher Ende des 16. Jahrh. fünf Jahre in Indien gewesen, war der Erste, der die enge Verwandtschaft mit den europäischen Sprachen erkannt hat; doch dauerte es noch fast zwei Jahrhunderte, ehe er Nachfolger fand, u. mehrere Jahrzehnte länger, ehe diese Erkenntniß für die Wissenschaft fruchtbar gemacht ward. Erst William Jones (1746–94) war es, welcher sich eine eindringendere Kenntniß des S. erwarb u. in wesentlich richtigen u. geschmackvollen Uebersetzungen erprobte. Ihm folgten dann zunächst Engländer, vor Allem Colebrooke, bald aber Franzosen (Chezy, Burnouf u. A.) u. Deutsche bes. Fr. u. Aug. v. Schlegel, Franz Bopp, der eigentliche Begründer der indogermanischen Sprachvergleichung; später Lassen, Brockhaus, Roth, Max Müller, A. Weber &c., u. die deutsche Wissenschaft hat auch hier in kurzer Zeit die Palme über die englische u. französische davongetragen. Die beste Sanskritgrammatik ist die von Bopp (4. Aufl., Berl. 1868), das umfassendste Sanskritwörterbuch das sog. Petersburger von Böhtlingk u. Roth (7 Bde., Petersb. 1853–76).

Die ältesten Denkmäler der indischen Literatur, wie der Literatur der indogermanischen Völker überhaupt, sind die alten Hymnen u. Gebete (s. u. bei den Veda's), von denen die ältesten bis 1500 v. Chr. reichen. Damals saßen die Inder noch ganz im NW. ihrer Halbinsel, in der Gegend des Pendschab, u. trieben in patriarchalischer Weise lebend hauptsächlich noch Ackerbau u. Viehzucht. Auch das damalige Stadium der Sanskritsprache hat ein noch viel älteres u. ungetrübteres Gepräge als die Sprache der späteren Literaturwerke, wo wir die Inder schon weiter in die fruchtbaren Thäler des Indus u. Ganges vordringen sehen. Unter dem Einfluß dieses mit steten Kämpfen gegen die barbarischen Ureinwohner verbundenen Weiterrückens entstand die epische Poesie (zu welcher Zeit aber das S. auszusterben begann, verdrängt von seinen Tochtersprachen, den Volksdialekten Pali u. Prakrit), u. erst jetzt beginnt die indische Literatur, vorzugsweise aber die Poesie, jene die Geisteserzeugnisse der Inder charakterisirende Glut der Phantasie u. Ueberschwänglichkeit der Empfindung anzunehmen. Die auf die epische Poesie folgende Kunstpoesie u. bes. die Liebeslyrik muthen uns dann auch an wie ein von der indischen Sonne gezeitigter Garten tropischer Blumenpracht, dessen Farbenpracht u. Duft unsere Sinne umstrickt. Neben jener Kunstlyrik, der auch das Drama beizugesellen ist, besitzen die Inder eine durch ihren Umfang wie zum Theil auch durch ihren Inhalt staunenerregende gelehrte Literatur. Von den Prakritdialekten besitzen wir auch Literaturdenkmale in den indischen Dramen, in denen blos die Könige u. hohen Beamten S. sprechen, die Frauen u. Diener aber den Volksdialekt; vom Pali, das nach dem Auftreten Buddha's (nach den neuesten Forschungen erst im 4. Jahrh. v. Chr.) die Kirchensprache der südl. Buddhisten wurde, sogar eine ziemlich umfassende Literatur, die man für philologische Zwecke erst in neuerer Zeit auszubeuten anfing. Zwischen der Abfassung der auf uns gekommenen Pali- u. Prakritschriften u. dem Auftauchen der Literatur der jetzt in Indien lebenden Sanskritdialekte liegt ein langer Zeitraum, aus welchem wir, einige Inschriften ausgenommen, gar kein Denkmal der gesprochenen Sprache kennen -- im alten S. wurde von den indischen Gelehrten immer fortgeschrieben, auch fortgedichtet — u. erst im 16. u. 17. Jahrh. beginnt die Literatur der heutigen Volkssprachen Nordindiens, die alle ursprünglich vom S. u. Prakrit stammen. Hier wollen wir, um eines der wichtigsten Werke zu nennen, nur den Adi-Granth, das heilige Buch der Sikh-sekte od. Dschaina's (ins Englische übersetzt von E. Trumpp, Lond. 1877), in der Gurmukhisprache, die aus dem Saurasenidialekt des Prakrit hervorgegangen, mit dem heutigen Pendschabi nahe verwandt ist, verfaßt, wie die vielen Sanskritübersetzungen im Hindi u. Bengali, erwähnen. Diesen neuindischen Sprachen, um deren philologische Durchforschung sich bes. E. Trumpp u. John Beames verdient gemacht, u. ihrer Literatur, als deren Hauptkenner Garcin de Tassy zu nennen ist, steht seit dem Einwirken des europ. Geistes noch eine große Zukunft bevor.

Die altindische Literatur, welche sprachlich wie sachlich in zwei große Perioden zerfällt, die des vedischen Schriftthums u. die des eigentlichen, sog. klassischen S., ist vollständig allein, ohne äußere Einflüsse u. Muster entstanden u. hat sich in derselben Weise bis zu der Größe weiter entwickelt, in der wir sie in allen ihren Perioden kennen. — Von den vier Veda's (deren zahlreiche Kommentarliteratur, die Brahmana's, Sutra's u. Upanischad's, letztere rein philosophischen Inhalts, mehr das gelehrte Interesse beansprucht) ist für uns, nicht blos weil es das älteste ist, die uralte Hymnensammlung des Rig-Veda (d. i. Liederveda) das wichtigste Stück. Veda selbst heißt ursprünglich Wissen, ging aber später geradezu in den Begriff Offenbarung über; denn dem Inder sind seine Veda's, was uns die Bibel u. den Mohammedanern der Koran. In diesen Liedern nun spiegelt sich die alte Naturreligion der Indogermanen, noch bevor sie zum eigentlichen indischen Brahmanismus sich ausbildete, wie das alte einfache, patriarchalische Leben derselben, am getreuesten wieder, u. viele sind von ergreifender poetischer Schönheit u. Einfachheit zugleich, viele freilich auch rein rituellen Inhalts (herausgeg. von Max Müller, Lond. 1849–76; deutsch von Graßmann, Bd. I, Lpz. 1877). Der Sama-Veda behandelt dieselben Hymnen in anderer Anordnung u. mit Rücksicht auf das Absingen bei der Opferhandlung. Der Jadschur-Veda ist die Sammlung der heiligen Opfersprüche u. Gebete u. weit jünger als der Rig-Veda; dagegen ebenfalls uralt u. von hohem Interesse für die alte Kultur- u. Religionsgeschichte ist der an Zaubersprüchen u. Beschwörungsformeln reiche Atharva-Veda (herausgeg. von Roth u. Whitney, Berl. 1855), dessen Inhalt sich vielfach mit den keilschriftlich erhaltenen ältesten Zauberformeln der Chaldäer berührt, der aber jedenfalls unabhängig von letzteren entstanden ist. Der Text der vier genannten Veden heißt zum Unterschiede von ihren Kommentaren (den Brahmana's &c.) Sanhita. Wenn man die zum Theil in spätere Zeit gehörende Kommentarliteratur der Veden ausnimmt, folgen sodann der Zeit nach die zwei großen Epen der Inder, das Mahabhárata (s. d.) u. das etwas jüngere, aber in abgerundeterer Form uns erhaltene Ramájana (s. d.), deren Entstehung ins erste Jahrtausend v. Chr. fällt; sowie sie uns überliefert wurden, gehören allerdings beide erst in die letzten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung. Eine der schönsten Episoden des Mahabhárata ist das kleinere epische Gedicht Nal u. Damajanti (deutsch von Rückert). In den indischen Epen tritt uns schon ganz die brahmanische Religion entgegen (die Göttertrias Brahma, Wischnu u. Siwa), deren Götterlegenden u. dogmatischen Systemen die großen Anhänge der epischen Gedichte, die Purana's, gewidmet sind. In dieselbe Kategorie wie die Purana's fällt das phantastisch ausgeschmückte spätere epische Gedicht Harivansa, welches die Inkarnation des Wischnu als Krischna zum Inhalt hat, u. das dem Kâlidâsa zugeschriebene Raghuvansa, das die Begebenheiten des Ramájana breit u. mit kosmogonischem Aufputz nacherzählt. Nun folgt die Glanzperiode der nachvedischen Literatur, die indische Lyrik u. Didaktik, das Drama u. die Fabel- u. Märchenpoesie. Wir begnügen uns hier mit einer Aufzählung der besten Uebersetzungen u. verweisen im Uebrigen auf die zahlreichen Proben in gut getroffener Auswahl bei J. Scherr, „Bildersaal der Weltliteratur“ (Bd. I, Stuttg. 1848). „Meghaduta“ od. „Der Wolkenbote“, ein Kâlidâsa zugeschriebenes Gedicht, worin der von der Geliebten Getrennte der Wolke seine Liebesbotschaft aufträgt, ist in Prosa übersetzt von Schütz, metrisch von Max Müller (ein Abdruck in Jolowicz' „Polyglotte der orientalischen Poesie“). Diese Liebeselegie ist das seelenvollste aller indischen Gedichte. Ebenfalls dem Kâlidâsa zugeschrieben ist das an üppigen Naturschilderungen reiche Gedicht „Ritusanhára“ (d. i. Versammlung der Jahreszeiten), herausgeg. u. metrisch übersetzt von P. v. Bohlen (Lpz. 1840). Das volle Feuer indischer Liebesglut lodert in dem Abschiedsliede „An die Geliebte“ von Tschaura (übersetzt in Höfer's „Indischen Gedichten“, Bd. I, Lpz. 1844), u. in den Liebesliedern des Amaru. Die lieblichste Blüte indischer Phantasie aber ist das Idyll „Gitagovinda“ von Dschajadeva, in welchem der Gott Krischna als Hirt Govinda die Liebe der Hirtin Radha sucht u. findet (deutsch von Rückert in der „Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes“ I, auch abgedruckt in Jolowicz' „Polyglotte der orientalischen Poesie“). Aus den Sprüchen des Bertrihari findet man eine gute Auswahl übersetzt in Höfer's „Indischen Gedichten“ (Bd. I). Von den vielen indischen Dramen, von welchen Wilson die schönsten in seinem „Hindu theatre“ ins Englische übertragen hat, ist das bedeutendste u. bekannteste die „Sakuntala“ des Kâlidâsa (deutsch von Lobedanz, 5. Aufl., Lpz. 1871; von Rückert, Lpz. 1876). Das zweitschönste indische Drama, ebenfalls von Kâlidâsa u. mehr romantischer Natur als „Sakuntala“, ist „Urvasi“ od. „Vikramorvasi“, d. i. der Held u. die Nymphe Urvasi (deutsch von Lobedanz, 2. Aufl., Lpz. 1873). Von Fabel- u. Märchensammlungen nennen wir die drei berühmtesten: „Pantschatantra“, d. i. die fünf Sammlungen (übersetzt von Th. Benfey, 2 Bde., Lpz. 1859; in Bd. I eine Geschichte der Wanderung dieses Buches

zu fast allen Völkern des Abendlandes), die bei weitem kleinere Sammlung „Hitopadeśa“ (d. i. gute Unterweisung, übersetzt von Max Müller, Lpz. 1844), eine Art Auszug aus Pantschatantra, u. die umfassendste u. am spätesten gesammelte, das in Versen geschriebene „Katha sarit sagara“, (d. i. Meer der Ströme der Erzählung), von Somadeva (übersetzt von Brockhaus, 2 Bdchn., Lpz. 1839).

Nur kurz erwähnt sei noch die umfangreiche gelehrte u. wissenschaftliche Literatur, in der die Inder für die frühe Zeit u. das Unberührtsein von allem fremden Einfluß wirklich Staunenswerthes geleistet haben. In der Grammatik haben sie die sog. Sprachwurzeln aus dem wirklich vorhandenen Wortvorrath des S. durch seine Analyse erschlossen u. entwickelt u. eine auf algebraischer Grundlage beruhende grammatische Terminologie festgestellt; das Hauptwerk der indischen Nationalgrammatik ist das Buch Panini's, welcher im 3. Jahrh. v. Chr. gelebt hat. Unschätzbar für unsere Sanskritstudien sind die lexikalischen Arbeiten der Inder; hier ist vor Allem zu nennen „Nirukta“, eines der ältesten lexikalischen Werke über den Veda, wie die großen Nationalwörterbücher, z. B. der „Amarakoscha“. Hierher gehören auch die großen philologischen Kommentare über den Veda, der bedeutendste der des Sajana über den Rig-Veda, mitedirt in Max Müller's Rig-Veda-Ausgabe, welche für Lexikon, Grammatik u. Alterthümer reiche Ausbeute gewähren. Von hoher Bedeutung ist ferner die indische Gesetzeskunde (das Gesetzbuch des Manu), wie die indische Philosophie, deren Quintessenz Pantheismus ist, u. in welcher sich mehrere Systeme (die hauptsächlichsten die Vedanta- u. Sankhja-Philosophie) ausgebildet haben. Aber auch in der Metrik, Rhetorik u. Poetik, Algebra (unsere sog. arabischen Ziffern stammen direkt von Indien), Astrologie wie Astronomie u. Medizin hat dies merkwürdig begabte Volk Erhebliches hervorgebracht. — Vgl. A. Weber, „Indische Literaturgeschichte“ (2. Aufl., Berl. 1877).

Sansovino. Unter den zahlreichen, großentheils von ihrem Geburtsort dieses Namens (eigentlich Monte San Savino bei Montepulciano) benannten Künstlern ragen bes. der Bildhauer Andrea Contucci u. sein Schüler, der Baumeister u. Bildhauer Jacopo Tatti, hervor. Ersterer, 1460 geboren, hütete in seiner Jugend die Schafe, kam dann durch Vermittelung eines florentinischen Bürgers in die Schule des Antonio Pollajuolo u. erwarb sich bald einen so ausgebreiteten Ruf, daß der König von Portugal ihn nach Lissabon berief u. nach seinem Entwurfe einen Palast bauen u. mit Fresken schmücken ließ. 1500 kehrte er nach Florenz zurück u. setzte hier u. in anderen Städten seine Thätigkeit als Bildhauer fort, als deren schönste Leistungen wir nur die „Taufe Christi“ über dem östl. Portal des Baptisteriums zu Florenz, die für den Papst Julius II. um 1505 ausgeführten Grabdenkmäler der Kardinäle Girolamo Basso u. Ascanio Maria Sforza in der Kirche S. Maria del Popolo in Rom u. die Marmorgruppe der heil. Anna u. der Maria mit dem Kinde in S. Agostino (aus dem J. 1512) nennen. Nach Vollendung derselben beauftragte Leo X. S. mit den umfassenden Marmorskulpturen für die Casa Santa in Loreto, die, wenn auch nicht von ihm selbst, doch nach seinen Entwürfen, aber zum Theil nicht völlig seiner würdig, zur Ausführung kamen. Es sind Reliefs aus der Geschichte der Maria, Propheten u. Sibyllen; von S.'s Hand sind nur die Scenen der Verkündigung u. der Geburt Christi. Noch vor Vollendung des Ganzen starb S. 1529 in seinem Geburtsorte. — Sein großer Schüler Jacopo Tatti, geb. 1479 in Florenz, begann seine Thätigkeit gleichfalls mit der Plastik, doch sind aus dieser seiner ersten Zeit nur wenige Denkmäler noch vorhanden, z. B. in S. Agostino in Rom die Statue einer Madonna del parto, im Dom zu Florenz eine sehr lebendige, ausdrucksvolle Statue des Apostels Jacobus d. Aelteren (1524) u. der herrliche Bacchus, jetzt im Bargello zu Florenz. Sein Ruf als Architekt bewog Papst Leo X., ihn nach Rom zu berufen, wo er die später leider im ärgsten Barockstil vollendete Kirche S. Marcello, den prächtigen Palast Niccolini u. unter Betheiligung Michelangelo's die benachbarte Kirche S. Giovanni dei Fiorentini erbaute. Von 1527 an finden wir ihn in Venedig als Architekten der Markuskirche. Zu seinen dortigen Hauptbauten gehören der Palast Corner della Ca grande (1532), die alte Bibliothek an der Piazzetta (1536), eines der prächtigsten Profangebäude Italiens, die Kirchen S. Giorgio dei Greci (von 1538–48) u. S. Martino sowie die Loggetta am Campanile (1540). Später wandte er sich wieder mehr der Plastik zu. Zu den besten seiner plastischen Arbeiten gehören das Grabmal des Dogen Francesco Venier (bes. die Statue der Hoffnung) in der Kirche S. Salvatore, mehrere der Skulpturen der genannten Loggetta, die kleine Bronzethür des Chors von S. Marco u. die sitzenden Bronzestatuetten der vier Evangelisten im dortigen Chor. Er starb 1570.

Sanssouci, s. „Potsdam“.

Santa-Anna od. **Santana**, Antonio Lopez de, ehemaliger Präsident u. Diktator von Mexiko, geb. 13. Juli 1790 zu Jalapa im mexikanischen Staate Veracruz; machte sich zuerst 1821 nach der Unabhängigkeitserklärung Iturbide's bemerklich u. brachte es in den derselben folgenden Kämpfen durch Glück u. Verschlagenheit vom einfachen Leutnant rasch bis zu den höchsten Staatsämtern. Als Parteigänger Iturbide's von diesem zum Gouverneur von Veracruz ernannt, wandte sich S. im Nov. 1822 plötzlich gegen ihn u. half den unglücklichen Kaiser stürzen. Da es ihm aber gleichwol nicht gelang, der Föderalistenpartei zum Siege zu verhelfen, zog er sich nach einer Niederlage bei San Luis de Potosi 1823 auf sein Landgut bei Jalapa zurück. 1828 erschien er wieder auf dem Schauplatze, um sich für Guerrero zu erklären, u. ward, als sich dieser auf den Präsidentenstuhl geschwungen, 1829 Kriegsminister u. Oberbefehlshaber des Heeres. 1830 vom Präsidenten Bustamente abgesetzt, gelangte er durch die Präsidentenwahl im April 1834 selbst an die Spitze des Staates, hielt es aber nun mit der Partei der aristokratischen Reaktion, die sich auf den Klerus u. das Heer stützte, u. stürzte, um kriegerische Lorbern zu ernten, das Land in eine Reihe unheilvoller kriegerischer Unternehmungen. Im Kriege gegen Texas, das sich infolge von Willkürmaßregeln 1835 unabhängig erklärt hatte, erlitt S. schimpfliche Niederlagen u. ward 1836 gefangen genommen, um erst 1837 seine Freiheit wieder zu erhalten. Bei seiner Rückkehr fand er seinen Platz durch Bustamente besetzt. Zwar erlangte er 1839 abermals die Präsidentenwürde, sah sich aber 1840 in einen neuen Streit, diesmal mit Frankreich, verwickelt, verlor bei der Vertheidigung von Veracruz ein Bein u. in demselben Jahre auch die Präsidentschaft wieder. 1841 aufs Neue zum Präsidenten ernannt, behauptete er sich diesmal bis 1845, in welchem Jahre sich eine mächtige Partei gegen ihn erhob u. ihn zur Flucht nöthigte. Unterwegs gefangen genommen, ward er vom Kongreß nach Konfiskation seines Vermögens „auf ewige Zeit“ verbannt, doch gestattete ihm schon im Aug. 1846 der Sturz seines Nachfolgers Paredes die Rückkehr nach Mexiko. Sogleich als Generalissimus an die Spitze des Heeres gestellt, erlitt er 22. u. 23. Febr. 1847 bei Buena Vista durch den nordamerik. General Taylor eine schwere Niederlage. Trotzdem ward er im Drange der Zeitumstände Ende März wiederum zum Präsidenten u. bald darauf zum Diktator ausgerufen. Als er freilich nach wiederholten Unfällen 15. Sept. sogar die Hauptstadt Mexiko dem Feinde preisgeben mußte, nöthigte ihn der allgemeine Unwille abermals zur Flucht, die ihn nach Jamaica führte. Indessen gelang es seinen u. seiner Anhänger Intriguen, ihm 1853 aufs Neue zum Präsidentenstuhl zu verhelfen. Auch brachte es die monarchisch-klerikale Partei dahin, ihn 16. Dez. 1853 mit der Diktatur auf Lebenszeit zu bekleiden. Aber eine neue Erhebung unter dem General Alvarez endete 19. Aug. 1855 mit einer dritten Flucht S.'s, der nun von Cuba, St. Thomas, New-York u. Cartagena aus wiederholentlich neue revolutionäre Pronunciamentos ins Werk zu setzen suchte u. sich mit der franz. Expedition in Mexiko wieder einfand, aber auf Befehl Bazaine's im Febr. 1864 das Land wieder verlassen mußte. Einige Monate später ernannte Kaiser Maximilian den Exdiktator zum Großmarschall, eine Großmuth, die S. dadurch lohnte, daß er auch gegen Maximilian intriguirte u. sich 1866 sogar in eine große Verschwörung einließ. Der Sieg Juarez' (s. d.) entfernte S. nochmals aus dem Lande; als er 1874 zurückkehren durfte, war er ein müder Greis. Er starb zu Mexiko 20. Juni 1876.

Santa Catarina, Provinz in Brasilien, 1346 □M. mit 159,802 E., worunter 14,984 Sklaven (1872); liegt am Atlantischen Ozean, im N. u. W. von der Provinz Paraná, im S. von Rio Grande do Sul begrenzt, u. zerfällt in einen kleineren insularen u. einen größeren kontinentalen Theil. Ersteren bilden vornehmlich zwei größere Inseln: Santa Catarina, von N. nach S. 30 Seemeilen lang, 4—10 Seemeilen breit, u. davon nördlich São Francisco, die mehr wie ein Theil des Festlandes erscheint. Das Festland begreift einen durchschnittlich 10 Meilen breiten Küstenstrich von ungemeiner Fruchtbarkeit in sich, ein waldiges, reich gegliedertes Hügelland, das zu der im Mittel 1000 m. hohen Serra do

Mar (hier auch Serra do S. C. genannt) emporsteigt, dieses sehr wasserreiche Gebirge selbst u. das Hochplateau westl. davon mit einem gemäßigten Klima. An der Küste herrscht tropischer Vegetationscharakter, 1—5 Meilen östlich der Serra findet man Bananen-, Zuckerrohr-, Kaffee- u. Baumwollenpflanzungen u. Orangenhaine; auf dem Berglande dehnen sich herrliche Wälder mit den verschiedensten Palmen, bes. der Kohlpalme, u. westl. davon wogen Kornfelder u. blühen Pfirsich- u. Aepfelbäume. Das Klima, nicht nur auf dem Hochlande, ist sprüchwörtlich in Brasilien wegen seiner Gesundheit; die Provinz liegt in dem klimatischen Grenzgebiet u. hat im Sept. u. Okt. u. im Febr. u. März ihre zwei Regenzeiten. Die wichtigsten Flüsse sind: der São Francisco do Sul, eigentlich ein Meerbusen mit verschiedenen Verzweigungen zwischen der Insel São Francisco u. dem Festlande; ferner der Rio Itajahy, welcher das Territorium der deutschen Kolonie Blumenau durchfließt, bis zum Orte Itajahy für Schiffe von 150 Tonnen, bis Blumenau für beladene Barken fahrbar, endlich der durch anliegende Steinkohlenlager bemerkenswerthe Rio Tubarão, an der Lagoa de Villa Nova mündend. Zwischen den beiden letzteren Flüssen sind noch eine Menge kleinerer, in deren Gebiet die deutschen Kolonisationen liegen: der Rio Tejucas Grande, der Rio Biguaissu, der Rio Maruim u. der Rio Cubatão. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist Landwirthschaft u. vor Allem Ackerbau; Mandioka, Mais, Zuckerrohr, Kaffee u. Getreide sind die wichtigsten Erzeugnisse; die Zunahme des Holzhandels ist bes. deutschen Kolonisten zu danken. Die Hauptstadt ist Desterro, auf der Westseite der Insel S. C., mit 7000 E., worunter viele Deutsche; der durch zwei Forts geschützte Hafen ist sehr gut, der Handel aber gering, bedeutend der Landbau in der Umgegend. Ein Hauptnachtheil ist der Mangel an gutem Trinkwasser. — Die wichtigsten südl. deutschen Kolonien sind: São Pedro de Alcantara, die älteste, 5 Meilen von der Küste, 1050 E., unter gleicher Breite mit der Insel S. C.; Santa Isabel, 5 Meilen südwestl. von São Pedro de Alcantara, 300 E. Nordl. von beiden liegen im Gebiete des Itajahy die, welche den raschesten Aufschwung genommen, unter sich u. mit dem Meere durch gute Straßen, die einzigen genügenden der Provinz, verbunden: Blumenau (s. d.) mit 5985 E. (1869) u. Donna Francisca (s. d.) mit 6132 E. (1870).

Santa Cruz, blühendste deutsche Kolonie in der brasilianischen Prov. Rio Grande do Sul, 5083 E. (1868) am Rio Pardinho, besteht größtentheils aus bewaldetem Hügelland u. bietet nicht nur den Kolonisten durchschnittlich reichlichen Unterhalt, sondern auch eine beträchtliche Menge Ausfuhrprodukte. Zuckerrohr, Baumwolle u. Tabak sind angepflanzt neben den verschiedensten Getreidearten; es giebt z. B. 11 Wasser-, 2 Roß-, 11 Zucker- u. 5 Oelmühlen; 9 Kirchen od. Kapellen, von denen vier protestantische; 13 Schulen, wovon 9 evangelische, sind in dem ganzen Gebiete, deren größte Orte Santa Cruz u. Santa Tereza heißen.

Santa Cruz, Hauptstadt von Teneriffa (s. d.).

Santa Fé. 1. **S. F.**, Staat der südamerikan. Republik Argentina, 29—34° 20′ südl. Br., 59° 20′ bis 62° 25′ westl. L. von Greenwich, 1764 □M. mit 89,117 E.; wird im O. vom Rio Paraná, zwischen dessen 2 Hauptmündungsarmen er auch 5 Meilen Küstenstrich besitzt, im S. von Buenos Aires, im W. von Cordoba u. Santiago del Estero, im N. vom nördl. Indianergebiet begrenzt u. von den schiffbaren Nebenflüssen des Paraná, Salado u. Saladillo durchzogen. Die fertilen Pampaebenen sind vorherrschend, nur im N. ist Waldgebiet. Der Hauptreichthum beruht auf Viehzucht; Exportartikel sind Wolle, Häute, Hörner, Knochen u. getrocknetes Fleisch. Das Budget für 1876 beträgt in Einnahmen u. Ausgaben: 609,938 Pesos fuertes à 4,1 Mk. Die Hauptstadt **S. F.**, mit 10,670 E. (1869), liegt auf einer am Zusammenflusse des Salado u. Saladillo gebildeten Halbinsel, etwas entfernt vom Paraná, in ungesunder, aber für den Handel günstiger Lage. Nordwestl. u. nördl. liegen größere Kolonien am Salado u. Saladillo, darunter die deutsch-schweizerische Esperanza. Den Paraná abwärts liegt die ehemalige Hauptstadt der ganzen Konföderation Rosario (s. d.). — 2. **S. F. de Bogotá,** Hauptstadt der Vereinigten Staaten von Columbia in Südamerika u. des Staates Cundinamarca, mit 50,000 E.; liegt auf der $9\frac{1}{2}$ Meil. langen, 5 Meil. breiten u. vom 30 Meil. langen Bogotáflusse durchströmten Hochebene von Bogotá, 2700 m. über dem Meere, von hohen Bergen umgeben u. von einer 650 m. steil abfallenden Felswand überragt, an mehreren Bächen, welche in den nördl. vorbeifließenden Bogotáfluß gehen, in sehr gesunder Lage. Die regelmäßig gebaute, der Erdbeben wegen meist aus einstöckigen Häusern bestehende u. daher umfangreiche Stadt, die außerdem noch viele Klöster u. Gärten umfaßt, hat über 30 Kirchen, darunter die prächtige, in korinthischem Stile erbaute Kathedrale am Marktplatze, dessen Mitte das Standbild Bolivar's ziert. Sonstige hervorragende Gebäude sind der Regierungspalast, das Zollhaus, die Universität, mehrere Akademien u. Gymnasien, ein Schauspielhaus u. einige Fabriken. Bogotá ist Sitz des Präsidenten, des Erzbischofs sowie eines Militärkollegiums, des Kongresses u. des obersten Gerichtshofes. Der Handel u. die Industrie sind geringfügig, doch wird in der Umgegend lebhaft Ackerbau getrieben. 1538 gegründet, war S. F. d. B. bis 1811 Hauptstadt des span. Vizekönigreichs Neugranada; von Bolivar 1819 erobert, wurde es die Hauptstadt der vereinigten Republik Columbia, bis diese 1831 in drei Staaten zerfiel.

Santa Lucia, s. „Neapel".

Santandér (Fanum Sancti Andreae, Blendium, das Flavobriga der Römer), Hauptort der gleichnamigen span. Provinz, mit 30,202 E. (1860); liegt malerisch zwischen Rebenhügeln am Nordwesteingange der gleichnamigen Bucht u. an der Eisenbahn Alar del Rey-Santandér; ist elegant gebaut, Sitz der Provinzialbehörden, eines Bischofs, eines Civil- u. Militärgouverneurs, eines Handels-, Kriegs- u. Marinegerichts; hat 3 Kirchen, 2 Klöster, ein Theater, ein Findelhaus, ein Barmherzigkeitsstift &c.; fabrizirt Papier, Leder, Fayence, Likör, hat Wollenspinnereien, große Eisengießereien, eine königl. Cigarrenfabrik, Schiffswerfte u. Schiffsbaustätten, große Bierbrauereien u. ist nächst Coruña die wichtigste Handelsstadt der span. Nordküste. Als Hauptverladungsplatz castilischer u. leonischer Schafwolle u. gewissermaßen als Hafen von Madrid hat S. starken Schiffsverkehr. 1873 liefen in ihren schönen Hafen ein u. aus zusammen 4615 Schiffe von 941,916 Tonnen Gehalt. Die Einfuhr belief sich auf 58,718,000 Francs, die Ausfuhr auf 58,534,000. S. hat Dampfschiffverbindung mit allen span. Küstenplätzen u. mit vielen Häfen Europa's u. Amerika's. In der Nähe der Stadt liegen in malerischen Waldthälern sieben warme Mineralquellen.



Nr. 1758. Straße in Santa Fé de Bogotá.

Santi, Rafael, s. „Rafael".

Santillana (spr. Szantiljana), Iñigo Lopez de Mendoza, Marques v., span. Krieger, Staatsmann, Gelehrter u. Dichter, geb. 19. Aug. 1398 zu Carrion de los Condes; erhielt zum Lohne für seine im Kriege gegen Aragonien bewiesene Tapferkeit vom König die Stadt Junquera, zeichnete sich als Feldherr in den Kriegen gegen die Mauren in Granada 1431 u. 1438 aus, befreite durch geschickte Vermittlung den König Johann II. von Castilien aus der Gewalt des Königs von Navarra, wurde dafür mit der Markgrafschaft S. beschenkt, die er sich jedoch erst erkämpfen mußte, u. erhielt den damals noch seltenen Titel Don. 1446 eroberte er die Stadt Torrijos, betheiligte sich 1452 an der Verschwörung der castilianischen Großen zum Sturze des Günstlings Alvaro de Luna u. starb 25. März 1458 in Guadalarara. Für die Entwicklung der span. Literatur ist S. dadurch von Bedeutung geworden, daß er sowol die Poesie der provençalischen Troubadours als auch die ital. Kunstpoesie Dante's, Petrarca's u. Boccaccio's glücklich nachbildete u. dadurch nach Spanien übertrug. S. beschränkte sich indessen nicht darauf, der glückliche Nachahmer ausländischer Dichter zu sein, sondern strebte mit Erfolg auch nach dem Ruhme eines originalen Dichters: er wagte den kühnen Versuch, ein historisches Schauspiel zu schaffen, indem er in seiner „Comedieta di Ponza" die Geschichte der für die Spanier so unglücklichen Seeschlacht von Ponza (1435) dramatisirte; ferner gab er in seiner

Sprichwörtersammlung („Centiloquio") das Beispiel eigenthümlicher u. [illegible] Lehrdichtung. S.'s bedeutendste poetische Leistung sind indessen wol seine „Serranillas" (Bergliedchen) in volksthümlichem Tone u. von bezaubernder Anmuth. — Eine Ausgabe von S.'s „Obras" mit Einleitungen u. Kommentaren veranstaltete Amador de los Rios (Madrid 1852).

Säntis od. Sentis, auch der Hohe S., der nordwestlichste Stock der Schweizeralpen in den Kantonen St. Gallen u. Appenzell, ist der Knotenpunkt von vier od. fünf von SW. nach NO. streichenden Alpenketten, die von einem Querrücken, der Wasserscheide zwischen Thur u. Sitter, durchbrochen werden. Die kleine Gruppe zeichnet sich aus durch wirr ineinander gepreßte u. gefaltete Kreidebildungen. Die höchste Erhebung des Ganzen beträgt 2504 m.

Santjago, Provinz der südamerik. Republik Chile, 365,18 □M. mit 362,712 E. (1875); grenzt im N. an Valparaiso u. Aconcagua, im O. an den argentin. Staat Mendoza, im S. an Colchagua u. im W. an den Ozean, zerfällt in vier Departimientos, von denen Melipilla am Meere liegt, während sich Rancagua, Victoria u. Santjago von den Küstenterrassen bis auf die Höhe der Anden, welche hier im Tupungato 6178 m. emporragen, hinaufzieht. Hauptfluß der Provinz ist der Maipo. Boden u. Klima sind vorzüglich; heiße Mineralquellen finden sich bei Colina u. Cauquenos. — Die Hauptstadt **S.** liegt am linken Ufer des Maipocho, eines Nebenflusses des Maipo, u. an einem Kanale, der aus dem Maipo hierher geleitet ist, 569 m. hoch in einer schönen Ebene, 20 M. von der Küste am Fuße der Anden, u. zählt 148,264 E. (1875). Von den Gebäuden der Stadt, die der häufigen Erdbeben wegen meist nur einstöckig sind, treten am meisten hervor die Kathedrale, der Regierungspalast u. die Münze; dazu sind mehr als 20 Kirchen, 3 Theater, die Sternwarte, das Hospital u. die Artilleriekaserne zu nennen. Den höheren Unterricht pflegen eine Universität, eine juristische u. eine theologische Akademie, eine höhere Schule. An die Vorstädte Chimba, Chanadilla u. Cuchungo schließt sich eine an schönen Landsitzen u. Belustigungsorten reiche Umgebung. Die Stadt ist Sitz des Präsidenten, der Ministerien, des Kongresses, des Erzbischofs u. des höchsten Gerichtshofes; zahlreiche Deutsche leben hier in zum Theil sehr einflußreicher Stellung, als Universitätsprofessoren ꝛc. Nächster Hafenort ist Valparaiso, welches starken Handel treibt u. mit S. durch eine Bahn verbunden ist. — S. ist 1541 von Valdivia angelegt; in der südl. nächsten Umgebung wurde 1818 die Schlacht geschlagen, welche Chile von Spanien befreite.

Santjago de Compostela, Stadt mit 23,773 E. (1860) in der span. Provinz La Coruña, ehemals Hauptstadt von Galicien; liegt in 288 m. Seehöhe, auf hügeligem Plateau, am Abhange des M. Pedroso, ist Kopfstation der 42 Km. langen Eisenbahn S.-Carril, Sitz eines Erzbischofs, eines gleichnamigen militärischen Ritterordens, hat 2 höhere colegios u. eine 1532 gestiftete, gut besuchte Universität. Die alten, geschwärzten Häuser in den unregelmäßigen, unebenen Straßen sind meist mit Arkadengängen versehen. Von den 15 Kirchen ist die schönste die aus dem 11. Jahrh. stammende goth. Kathedrale; auf ihrem Hochaltar steht die lebensgroße Statue des Apostels Jacobus des Aelteren, des Schutzpatrons von Spanien, der seit 829 hier begraben sein soll, u. zu dessen Grabe jährlich Tausende von Pilgern wallfahrten. Mit der Kathedrale ist der erzbischöfliche Palast u. ein Kloster verbunden, die zusammen ungefähr 8000 □m. bedecken. Die Mehrzahl der übrigen 15 Klöster ist verödet. Die gegen früher unbedeutende Stadt treibt indessen noch ziemlich lebhaften Handel mit Leinwand, Seide, Garn, Lederwaaren, Hüten u. Papier. Die Umgebung ist fruchtbar u. nam. reich an Vieh. — Ihren Beinamen verdankt die Stadt dem Gebrauche, einem jeden Pilger an das Grab des heiligen Jakob (Sant Jago) für die glücklich vollendete Wallfahrt ein Certifikat, eine sog. Compostela, auszustellen.

Santjago de Cuba, zweitgrößte Stadt der Insel Cuba, Hauptstadt des Departimiento oriental, früher der ganzen Insel, mit angeblich 96,000 E. (27,729 Weiße u. 68,271 Farbige); liegt auf der östl., Haiti zugewendeten Südseite, malerisch an der gleichnamigen Bai, zwischen Gärten, Kaffee- u. Zuckerplantagen vom Strande ansteigend, in übrigens heißer u. vom Gelben Fieber heimgesuchter Gegend, da die Sierra Maëstra im N. die gesunden Winde abhält; ist Sitz der obersten Behörden des Departements, des Erzbischofs, hat eine schöne Kathedrale, neun andere Kirchen, zahlreiche Schulen, eine Wasserleitung u. viele industr. Etablissements. Der Handel ist bedeutend zu nennen, wenn er auch durch den [illegible] schwer geschädigt worden ist. Der Werth der Gesammtausfuhr betrug 1871: 15,279,660 Mk., Hauptexportartikel sind Zucker, Kaffee, [illegible]. In dem durch zwei Forts gedeckten Hafen liefen 1871: 237 Schiffe ein (1867: 321); Dampfschiffverbindung existirt gegenwärtig mit S. Thomas, Jamaica, Cartagena, Aspinwall, zum Theil zweimal monatlich. Die Stadt ist 1514 gegründet.

Santorin (Santurini, entstanden aus Sant Erini, d. h. heilige Irene [die Schutzpatronin der Insel]), auch Thira od. Thera, Kalliste (d. i. die Schönste) genannt, die südlichste der zu Griechenland gehörigen Cykladen u. zur Nomarchie der Cykladen gehörig, 1,36 □M. mit gegen 13,000 E., bildet einen Theil eines Kraterwalles u. gleicht deswegen in ihrer Gestalt einem Halbmonde. Ihre nackten u. kahlen Berge, deren höchste Spitze im heiligen Ilias bis 611 m. sich erhebt, fallen steil zum Innenrande ab, verlaufen aber sehr allmählich nach außen zu. Die vulkanische Thätigkeit hat sich hier bis in die neueste Zeit geregt u. zu vielfachen Inselbildungen Veranlassung gegeben. Die Insel Therasia, die eine Fortsetzung des Kraterwalles bildet, soll nach Plinius infolge vulkanischer Thätigkeit 233 v. Chr. von S. getrennt worden sein. In der bassinartigen Bucht erhob sich 196 v. Chr. die Spitze von Paläa Kameni (d. h. die Alte Verbrannte); ihre Vergrößerung geschah vorzugsweise 726 u. 1427 n. Chr. 1573 entstand nicht weit von ihr Mikra Kameni (d. h. Kleine Verbrannte) u. 1707—10 Nea Kameni (d. h. Neue Verbrannte). Die Folge der langdauernden Eruptionen von 1866 war die Bildung der Insel Aphróessa, südwestlich der vorigen. — S., das Mangel an Wasser hat, liefert einen ausgezeichneten süßen Wein (vino santo) u. Baumwolle. Fischfang u. Schiffahrt sind Hauptbeschäftigungen der Bewohner. Exportirt wird bes. Cement (Puzzolanerde). — Hauptort der Insel ist Thera, mit unbedeutendem Hafen. Außerdem zählt man auf S. etwa 50 Ortschaften, die wie Schwalbennester an den Felsen kleben. — 1537 wurde die S. den Venetianern von Khaireddin Barbarossa (s. d.) entrissen u. stand unter türk. Herrschaft bis zur Konstituirung des Königreichs Griechenland.

Saône (spr. Szohn'), bei den Alten Sagonna, kelt. Arar (d. i. die Langsame), der größte rechte Nebenfluß des Rhone; entspringt in 396 m. Seehöhe bei Vioménil in den Monts Faucilles im franz. Dep. Vosges, durchfließt in südwestl. Richtung bis Châlons-sur-S. die Dep. Haute S., Côte d'or u. einen Theil von S. et Loire, geht dann direkt südl. u. bildet die Grenze zwischen den Dep. Ain u. Rhône u. mündet nach 61,3 M. langem Laufe bei Lyon in den Rhone. Der anfänglich bei großer Breite nur seichte Fluß wird bei Savoyeux schiffbar. Seine Brauchbarkeit als Verkehrsweg wird durch drei Kanäle noch erhöht: über Dijon führt ein Kanal zum Amançon in das Flußsystem der Seine; der Canal du centre geht von Châlons zur Loire, u. durch den Doubs u. Rhein-Rhone-Kanal ist auch der Rhein in das Wassernetz hineingezogen worden. Ihre Nebenflüsse von rechts sind die Vingeanne u. die Tille vom Plateau von Langres, die Ouche u. Theune von dem Côte d'or, von den Beaujolaisbergen Grane u. Azergues u. kurz vor der Mündung die Breponne; links gehen ihr zu die Lantenne u. der Durgeon aus den Monts Faucilles, u. der Oignon. Ihr größter Nebenfluß ist der ihr an Wasserfülle u. Lauflänge (430 Km.) ziemlich gleichkommende Doubs (s. d.). Unterhalb Châlons empfängt sie noch die Seille u. die Revissousse. — Das Departement Haute Saône (spr. Hoht Szohn') liegt zu beiden Seiten der oberen Saône, die an der Südgrenze links den Oignon, rechts den Angonne aufnimmt, wird begrenzt durch das Dep. Vosges im N., das Arrondissement Belfort im O., die Dep. Doubs u. Jura im S., Côte d'or u. Haute Marne im W., u. umfaßt 96,98 □M. mit 303,088 E. (1872). Es ist fast ringsum von höheren Bergen umschlossen, hat aber selbst nur vorwaltend hügeliges Terrain. Das Klima ist demnach hier bes. mild, Sommer u. Winter sind gemäßigt, der Herbst ist gewöhnlich schön. Der Weinstock, der gegen 2,5% des ganzen Gebietes bedeckt, gedeiht daher vortrefflich, liefert aber nur ein mittelmäßiges Getränk. Ungefähr die Hälfte des Areals ist angebaut, die Wiesen nehmen 10% ein u. fast 1/3 des Ganzen ist Wald. Getreide wird bereits vielfach ausgeführt, obgleich der Ackerbau noch nicht auf großer Höhe steht. Der Kartoffelbau liefert weit über den Bedarf. Rindvieh ist zahlreich vorhanden, dagegen die Schafzucht auffallend gering. Das Mineralreich liefert Steinkohlen u. Eisenerz. Fabrikation von Quincaillerie, Destillation u. Spinnerei ist Hauptbeschäftigung der Bewohner. Das Dep. zerfällt in die Arrondissements Vesoul, Gray u. Lure. Der größte Ort ist Vesoul mit 7597 E. (1872). — Das Departement Saône et Loire (spr. Szohn' eh Loahr'), 155,31 □M. mit 598,344 E. (1872), wird begrenzt durch die Dep. Nièvre u. Côte d'or im N., Jura u. Ain im O., Rhône u. Loire im S., u. Allier u. Nièvre im W. Es liegt großentheils zwischen Loire u. Saône, greift aber im NO. weit über die Saône, im SW. etwas über die Loire hinaus. Der östlich der Saône liegende Theil ist eine mit geringen Hügeln besetzte Ebene; das Gebiet zwischen beiden Flüssen wird von den von Süd nach Nord streichenden Bergen von Charollais in zwei Theile zerlegt, von denen der westliche zu 3/4 mit Bergen erfüllt ist, während der Osttheil eine wellige, fast durchweg fruchtbare Ebene bildet. Die S. empfängt im Dep. links den Doubs u. an der Südgrenze die Seille, rechts die Grane; zur Loire gehen Arroux u. Arconce; quer durch das Dep. hindurch geht der Canal du centre, der Loire u. S. verbindet. Die Zahl der Teiche,

die früher 2000 betrug, ist durch Austrocknen stark vermindert worden. Längs der S. ist das Land ausgezeichnet fruchtbar. 7 □M. sind hier von Weinbergen bedeckt. Auf den prächtigen Weideplätzen im W. gedeiht das ausgezeichnete Mastvieh von Charollais. Das Mineralreich liefert Steinkohlen, Blei, Eisen, Mangan ꝛc. Die industrielle Thätigkeit hat sich auf Metallarbeiten u. einige Manufakturen konzentrirt. Das Dep. zerfällt in die Arrondissements Mâcon, Autun, Chalons, Charolles u. Louhans. Hauptort des Dep. ist Mâcon mit 15,713 E. (1872); andere namhafte Städte sind Le Creusot (21,108 E.), Chalons-sur-Saône (20,055 E.) u. Autun (10,290 E.).

sapĕre aude (lat.), d. i. wage es, weise, verständig zu sein („Humoristen", der das Lieblingsblatt des „alten, vormärzlichen" Wien wurde, u. gab seit 1850 einen „Humoristisch-satirischen Volkskalender" heraus, mußte aber nach 1848 zu seinem Schmerz erfahren, daß er aus der Mode gekommen; auch die von ihm an verschiedenen Orten gehaltenen humoristischen Vorlesungen wollten nicht mehr ziehen. So zog er sich nach Baden bei Wien zurück, wo er 5. Sept. 1858 starb. Hätte S. Gesinnung u. Charakter, echte Männlichkeit u. moralischen Ernst besessen, so hätte er der Aristophanes seiner Nation werden können, während er blos der witzige Ausrufer vor seiner Tagesschaubude war u. daher auch nichts von bleibendem Werthe hinterließ.



Nr. 4759. Santorin.

Saphir, Moritz Gottlieb, ursprünglich Moses, humoristisch-satirischer Schriftsteller, geb. als Sohn eines jüd. Kaufmanns zu Lovas-Berény im ungar. Kreise Stuhlweißenburg 8. Febr. 1794 (nach Anderen 1795); war anfänglich gleichfalls für den Handelsstand bestimmt, widmete sich aber, nachdem er eine Zeit lang in Prag den Talmud studirt hatte, der Literatur, veröffentlichte 1821 seine „Poetischen Erstlinge" u. ging nach Wien, wo er durch seinen Witz Aufsehen machte u. bald auch journalistisch thätig wurde, insbes. an der von Bäuerle herausgegebenen Theaterzeitung. Die Ergüsse seiner satirischen Laune hatten einen liberalen Zuschnitt u. wagten sich selbst an die höchsten gesellschaftlichen Kreise. Dadurch ward S. dem Metternich'schen Regimente so unbequem, daß man ihn 1825 auswies. Infolge dessen vertauschte er Wien mit Berlin, wo er außer mehreren humoristischen Schriften seit 1826 die „Berliner Schnellpost" u. seit 1827 zugleich den „Berliner Kurier" herausgab, bis er sich durch seine Dreistigkeit u. Skandalsucht auch an der Spree unmöglich machte u. nach München übersiedelte. Hier gab er ebenfalls zwei Blätter, den „Bazar" (1830–33) u. den „Deutschen Horizont" (1831–33), heraus, gerieth durch Beleidigung des Königs mit der Regierung in Konflikt u. mußte vor dem Bilde des Königs Abbitte thun, wurde aber, nachdem er inzwischen Paris besucht hatte, in München wieder zu Gnaden angenommen u. erhielt sogar 1832 (in welches Jahr auch sein Uebertritt zur Protest. Kirche fällt) den Titel eines Hoftheater-Intendanturraths. 1834 nach Wien zurückgekehrt, wo ein humoristisches Pater peccavi die Aufhebung seines Verbannungsedikts bewirkt u. man inzwischen die politische Ungefährlichkeit seiner Satire begriffen hatte, gründete S. 1837 den Im Wortspiel u. Wortwitz war er Virtuos; wo er ernst sein wollte, wurde er sentimental; bleibenden Werth hat keines seiner Werke. Die verhältnißmäßig besten derselben sind: „Dumme Briefe" (Münch. 1834); „Humoristische Damenbibliothek" (6 Bde., Wien 1838–41; 10 Bde., 1862 f.); „Fliegendes Album für ernste u. heitere Deklamation" (Lpz. 1846, 2 Thle; 3. Aufl. 1858); „Konversationslexikon für Geist, Witz u. Humor" (6 Bde., Dresd. 1852; 2. Aufl. 1862). Die Gesammtausgabe seiner „Schriften" ist öfters aufgelegt worden (10 Bde., 9. Aufl., Brünn 1877 f.).

Sapieha heißt eines der ältesten lithauischen Adelsgeschlechter, das sich bald der Abstammung von den Tataren, bald von Gedimin, dem Großvater Jagello's, rühmt u. in der Geschichte Polens oft eine bedeutsame Rolle gespielt hat. So brachte Lew S., geb. 1557, im J. 1587 Sigismund Wasa durch seinen Einfluß auf den Thron u. führte seit 1611 polnische Freiwillige in den Kampf gegen Rußland, um dem polnischen Prinzen Wladislaw den Thron von Moskau zu verschaffen. Der Friede von Dewulina brachte 1617 wenigstens Smolensk, Tschernigow u. Severien an Polen. Gegen Gustav Adolf (1625–29) vermochte er nichts u. starb 1633. — Jan Piotr S., geb. 1569; drang siegreich mit Demetrius II., dem Falschen, bis Moskau vor u. wurde ein Jahr nach ihm im Zarenpalast, den er besetzt hielt, getödtet (1611). — Als Karl X. von Schweden sich Polens bemächtigte, traten die S.'s mit vielen Lithauern sogleich zu ihm über, verließen ihn aber, als er bei der Belagerung Johann Kasimir's in Bedrängniß gerathen war, u. erlitten, als sie ihm den Weg nach Warschau versperrten (26. März 1656) eine schwere Niederlage. — Kasimir S. wurde durch Johann Sobieski in dessen letzter

Regierungszeit so sehr begünstigt, daß er sich Hoffnung auf den polnischen Thron od. doch auf die Herrschaft von Lithauen machte. Wol zum Lohne für die Ergebenheit gegen August II. von Sachsen wurde er 1699 von Kaiser Leopold in den Fürstenstand erhoben. Als aber der sächsische Graf Flemming zum Großstallmeister von Lithauen ernannt ward, grollte er u. ebnete 1701 bereitwilligst Karl XII. den Weg nach Warschau. Gehörte auch in den letzten Zeiten des Polenreiches ein S. zu den Anhängern Rußlands, so leuchtete doch der Großmarschall Lithauens, Kasimir **S.**, unter den edelsten national gesinnten Patrioten. Gegenwärtig besteht noch eine Linie S. in Galizien, dessen Landtagsmarschall Fürst Leo **S.-Kodénski** (geb. 1802) ist; eine zweite gehört zur polnischen Emigration.

Sapienti sat (lat.), dem Weisen, Verständigen genug.

Saponaria, Seifenpflanze; Pflanzengattung der Nelkenartigen mit einer einheimischen Art (S. officinalis), die, als Seifenwurz od. Seifenkraut bekannt, hohe Stengel mit angeschwollenen Gelenken, gegenständigen länglichen Blättern u. großen röthlich-weißen Blumen treibt, welche in üppige Sträußer gestellt sind, in einem roth angelaufenen, walzigen Kelche stecken u. im Hochsommer zur Entwicklung kommen. Die Wurzel enthält einen scharfen, kratzenden Seifenstoff (Saponin), wegen dessen sie wol als Waschmittel benutzt wird. Die Pflanze wächst in vielen Gegenden häufig an Wegen u. Ackerrändern.

Saporoger (d. h. die jenseit der Wasserfälle [des Dnjepr] Wohnenden), kleinrussische Kosaken, welche früher am unteren Dnjepr eine bedeutende Kolonie gegründet u. diese gegen die Angriffe der Polen u. Russen mit Erfolg zu vertheidigen gewußt hatten, jedoch endlich von Peter I. unterworfen wurden u. 1792 von Katharina II. neue Wohnsitze angewiesen bekamen, nämlich die Halbinsel Taman am Asow'schen u. Schwarzen Meere u. den Landstrich zwischen dem Kuban-Flusse u. dem Asow'schen Meere, mehr als 1000 □M. Sie führen gegenwärtig den Namen Tschernomorische Kosaken od. Kosaken des Schwarzen Meeres u. haben eine wohlgeordnete Militärverfassung.

Sappe ist der allgemeine Ausdruck für diejenigen Erdarbeiten (Parallelen, Laufgraben, Zickzacks), welche im Belagerungskriege angewendet werden, um unter möglichstem Schutze gegen feindliches Feuer an die Festung od. die Arbeiten des Feindes heranzukommen. Ueber die verschiedenen Sappirungsarten vergl. „Befestigung" u. „Festungskrieg" (s. die betr. Figuren in Bd. IV S. 105 u. 106). Um die Verbesserung der Sappenarbeiten haben sich Vauban u. nach ihm der preußische Ingenieur Lefebure wesentlich verdient gemacht u. gelten die Belagerungen von Mastricht 1693 u. Ath 1697 in dieser Beziehung als Muster. Eine bedeckte S., zum Schutze gegen Wurffeuer, soll der Ingenieur Marchi Ende des 16. Jahrh. zuerst angegeben haben. Der wesentliche Unterschied zwischen den Belagerungsarbeiten der alten u. der neueren Kriegsgeschichte besteht darin, daß die Alten das bei der neueren Sappirung gebräuchliche Einschneiden in den Boden nicht kannten, sondern alle Schutzmittel oberirdisch als Holzgalerien (vineae), Feldschirme (plutei), Schilddächer (testudines), Minirhütten (musculi), Belagerungsthürme (Helepolen) ꝛc. anbrachten. — Sappeur ist der bes. für die Erdarbeiten ausgebildete Soldat der technischen Truppen.

Sapphir od. Saphir, ein bekannter, durch seine prächtige blaue Farbe u. Durchsichtigkeit ausgezeichneter Edelstein, seiner chemischen Zusammensetzung nach fast reine krystallinische Thonerde, also aus demselben Stoff wie der Rubin u. Korund bestehend. Der S. findet sich theils eingewachsen, theils lose, in glatten, oft abgerundeten Krystallen des hexagonalen Systemes in Sibirien, Ostindien, auf der Insel Ceylon u. in Brasilien. Seine Härte ist = 9. Man giebt ihm gewöhnlich den Brillant- od. den Rosettenschnitt.

Sappho, die größte Dichterin der Griechen, war in Mitylene od. Eresos auf Lesbos geboren u. lebte in der Zeit von 628–568 v. Chr. Ueber ihre Lebensschicksale wissen wir wenig. Nur das steht fest, daß Alkäos ihr huldigte u. sie von einem Kreise edler Jungfrauen umgeben war, welche unter ihrer Leitung Kunst übten u. bei ihr Weisheit suchten. Daß S. in leidenschaftlicher Liebe zu einem Jüngling Phaon entbrannt gewesen sei u., da sie keine Gegenliebe gefunden, ihrem Leben durch einen Sprung vom Leukadischen Vorgebirge ins Meer ein Ende gemacht habe, ist unbegründet u. auf Erfindung der mittleren attischen Komödie zurück zu führen. Unter ihren Gedichten, wesentlich erotischen Inhalts, waren bes. die Epithalamien ausgezeichnet; auch dichtete sie Hymnen auf die Götter u., wie der Lexikograph Suidas behauptet, Epigramme u. Elegien. Doch ist von ihren Werken nur Weniges erhalten (gedruckt bei Schneidewin, „Delectus poesis Graecorum elegiacae", Gött. 1839; bei Bergk, „Poetae lyrici graeci", 3. Aufl., Lpz. 1866; deutsch von Richter, Quedlinb. 1833, u. von Hartung im 6. Bde. der „Griech. Lyriker", Lpz. 1857). — Die von der S. mit Vorliebe angewandte, aber nicht erfundene **Sapphische Strophe** besteht aus einer dreimaligen Wiederholung des sog. Sapphischen elfsilbigen Verses ([illegible]) u. einem sog. Adonischen Vers ([illegible]). — Grillparzer hat die S. zur Heldin einer Tragödie gemacht.

Sarabande, eine ältere Tanzmelodie, die sowol zum Tanzen selbst u. dann von Kastagnetten begleitet, als auch zum Singen u. zum Spielen auf Instrumenten gebräuchlich gewesen ist; wie man glaubt, spanischen Ursprungs, an Bewegung u. Charakter langsam u. ernsthaft. Jederzeit steht sie in ungerader Taktart (Dreiviertel- od. Dreizweiteltakt), beginnt meist mit dem Niederschlage u. enthält zwei Wiederholungstheile, deren jeder acht Takte lang ist. Die Tanzsarabande kam noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Balletten vor.

Saragossa, s. „Zaragoza".

Sarah (d. h. Fürstin) heißt von 1. Mos. 17, 15 an das Weib des Patriarchen Abraham (vorher Sarai, d. i. wahrscheinlich „die Fürstliche", schwerlich „die Kämpferin"). Als Tochter Terach's war sie die Halbschwester Abraham's (vgl. 1. Mos. 20, 12). Ueber die Gefährdung ihrer Ehre infolge ihrer Schönheit berichtet 1. Mos. 12, 11 ff. u. 20, 1 ff., über ihren Handel mit Hagar (s. d.) 1. Mos. 16 u. 21. Vorher unfruchtbar, gebar sie dem Abraham 90 Jahre alt den Isaak; sie starb nach 1. Mos. 23 im Alter von 127 Jahren u. wurde als die erste in dem Patriarchengrabe, d. h. in der dazu erkauften Höhle Machpelah bei Hebron, begraben. — Von einer andern S., die das Weib des jungen Tobias ward, erzählt die Legende des apokryphischen Buches Tobias 3, 7 ff.

Saratoga Springs, der vornehmste Badeort der Ver. Staaten von Nordamerika, in der Grafschaft Saratoga des Staates New-York, am Hudsonflusse, mit 8537 E. (1870) u. jährlich 25–30,000 Badegästen, besteht fast nur aus Kaufläden, Hotels u. Villen u. liegt in einer an Naturschönheiten reichen Gegend. Das Wasser der 23 theils stahl-, theils jodhaltigen, stark mit Kohlensäure vermischten Quellen wird sowol zum Baden wie zum Trinken benutzt u. weit versandt; es heilt Leberleiden u. chronische Verdauungsstörungen. Auf der Ebene von Saratoga streckten 5000 Engländer unter Bourgoyne 17. Okt. 1777 vor den Nordamerikanern unter Gates die Waffen, ein Ereigniß, dem man bes. den endlichen Abschluß des am 6. Febr. 1778 unterzeichneten Vertrags von Frankreich mit den aufständischen Kolonien zuschreibt.

Saratow (spr. Ssarátow), ein Gouvernement im Europäischen Rußland, im O. begrenzt von der Wolga, im S., W. u. N. durch die Provinz der Don'schen Kosaken u. die Gouvernements Tambow, Pensa u. Simbirsk; umfaßt 1534,465 □M. mit 1,725,478 E. nach der wirklichen Zählung von 1867 od. 1,751,268 nach der offiziellen Berechnung für 1870. Das Gouvernement liegt zum kleinen Theile im Gebiete der Wolga, der größte Theil gehört dem Flußgebiete des Don an, dessen Nebenflüsse Choper u. Medwjeditza mit dem Jelan das Terrain bewässern, das ½ Kulturland, ⅛ Wald, über ¼ Weideland u. fast zur Hälfte ein unfruchtbares, einförmiges Gebiet ist. Unter den Bewohnern, die großentheils Großrussen sind, zählt man auch 110,000 Armenier, 100,000 Mordwinen, 50,000 Kleinrussen, 50,000 Karakalpaken, 20,000 Tschuwaschen u. eine große Anzahl ausländischer Kolonisten, deren Vorfahren hauptsächlich 1764–70 durch Katharina II. ins Land gezogen wurden. Die deutschen Kolonien, 102 an Zahl, liegen links u. rechts der Wolga, gehören also eben so sehr dem Gouvernement Samara (s. d.) wie dem Gouvernement S. an. Sie stehen alle unter dem Koloniencomptoir in S. u. unter dem Ministerium der Reichsdomänen. Sie haben, die Kriminaljustiz ausgenommen, ihre eigene Gerichtsbarkeit, sind aber ihrer übrigen Privilegien im J. 1864 verlustig gegangen. Sie gewinnen alle Arten Getreide, bauen Kartoffeln, Hanf, Flachs, Tabak, Senf, Gemüse u. haben viel Maulbeerpflanzungen zum Betriebe der Seidenzucht angelegt u. treiben Woll- u. Baumwollenweberei. Die Anzahl der hier wohnenden Deutschen beträgt über 160,000. Die Hauptbeschäftigung im Gouvernement ist Ackerbau. Die Viehzucht ist unbedeutend, von Wichtigkeit dagegen der Fischfang. Die Seen liefern viel Salz. Die Industrie ist bereits eine sehr mannichfaltige geworden u. umfaßt nam. Gerberei, Ziegelbrennerei, Tabakfabrikation u. Brennerei. Man zählt im Gouvernement 275 Fabriken mit 7627 Arbeitern. Die Stadt **S.**, Hauptstadt des Gouvernements S., mit 93,218 E. (1867), liegt in einem Kesselthale in 40 m. Seehöhe rechts an der Wolga u. ist durch eine Bahn mit Tambow verbunden. Der größte Theil der Häuser ist zwar hölzern, doch hat die Stadt auch breite Straßen mit schönen Häusern, sogar Paläste,

u. ihre 16 thurmreichen Kirchen geben der Stadt von weitem ein großstädtisches Ansehen. Sie ist Sitz eines griech. Bischofs, hat ein evangel. Konsistorium, ein Gymnasium, ein Lehrerseminar, mehrere Klöster, einige Hospitäler, ein Irrenhaus etc. Die mannichfach zusammengesetzte Bevölkerung ist sehr gewerbthätig, fertigt Taue, Glocken, Thon- u. Ziegelwaaren, Tabak, Seife, Strumpfe etc., hat zwei Eisengießereien, ausgezeichneten Garten- u. Obstbau u. treibt bei. auf der Wolga großartigen Handel. Die Stadt wurde 1591 gegründet.

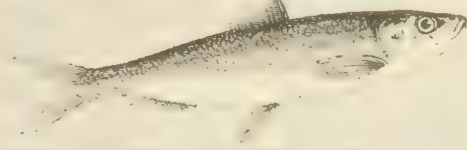
Sarazenen (v. arab. scharki, östlich), die östlich Wohnenden, die Orientalen. Von den Schriftstellern des Mittelalters wurden anfänglich nur die Araber als S. bezeichnet, später die Gesammtheit der Mohammedaner, dann die Türken, endlich allgemein alle nichtchristlichen Völker, gegen welche die Kreuzzüge unternommen wurden.

Sardanapal, nach der griechischen Ueberlieferung der letzte König der Assyrer; er soll ein weichliches, weibisches Leben geführt haben, dann von dem Mederkönig Arbates u. dem babylonischen Priester Belesys bekriegt u. in seiner Hauptstadt Ninive eingeschlossen worden sein u. sich schließlich, da er sich nicht mehr zu retten wußte, mit seinem Palast u. seinen Weibern selbst verbrannt haben. Diese mit großer Ausführlichkeit dem Ktesias von Diodor nacherzählte Geschichte hat sich seit der Entzifferung der historischen Inschriften der Assyrer als reiner Roman entpuppt, in welchem zwei Epochen des Assyrischen Reiches in eine zusammengeflossen sind. Unter den letzten Königen der sog. zweiten großen Dynastie der Assyrer, hauptsächlich im 9. Jahrh. v. Chr., etwa von der Regierung Bin-Nirari's II. (ca. 890 v. Chr.) od. der Salmanassar's II. (858—822; s. d.) bis auf Tiglat-Pilesar II. (745—726), den Vorgänger Salmanassar's IV., fand ein zeitweiliger Verfall des Assyrischen Reiches statt, der aber keineswegs mit einer Eroberung Ninive's geendet, sondern im Gegentheil unter den folgenden Herrschern, bes. unter den Sargoniden (Sargon, Sanherib, Asarhaddon, Assurbanipal), einer letzten Glanzperiode Platz gemacht hat. In jene Zeit des Verfalls fällt die Regierung Salmanassar's II. (858—822 v. Chr.), welcher in den letzten sieben Jahren seiner Regierung gegen seinen eigenen Sohn Assurdaninbal kämpfen mußte, bis Letzterer getödtet wurde u. Salmanassar wenigstens in Frieden sterben durfte. Dieser Assurdaninbal lieh dem griechischen S. den Namen, die Details des griech. Romans aber knüpfen sich an den zweihundert Jahre später lebenden Assur-emid-ilani (nach Anderen Assur-ebil-ili), den Sohn Assurbanipal's u. letzten König Assyriens, welcher, seinem thatkräftigen Vater unähnlich, vom Mederkönig Kyaxares u. dem babylonischen Statthalter Nabu-bal-usur (od. Nabopalassar, Vater Nebukadnezar's, der Belesys der Sardanapalsage) bekriegt u. in Ninive eingeschlossen, sich, um dem Feinde nicht in die Hände zu fallen, in seinem Schlosse verbrannte (625). Unbegreiflich ist, wie man früher den verletzten König Assyriens, unter dem dieses Weltreich seine letzte Blütezeit hatte, den tapfern u. kunstliebenden Assurbanipal (667—626 v. Chr.) mit dem griech. Sardanapal, blos der Namensähnlichkeit wegen, identifiziren konnte. Derselbe liebte u. förderte die Künste u. Wissenschaften der Babylonier; er schmückte seine Paläste mit Kunstwerken u. ließ die sämmtlichen Geisteserzeugnisse der Babylonier neu abschreiben; er hat sie so vor unfehlbarem Untergange gerettet u. der Nachwelt bewahrt. Durch seine siegreichen Kämpfe mit Aegypten u. Elam, wie mit dem aufrührerischen Babylonien u. mit Armenien (Vanna), war er damals der mächtigste Herrscher im Morgenlande, u. wenn auch fast der letzte unter den assyrischen Königen, so doch derjenige, dessen Herrschaft am weitesten reichte, u. der sie alle an Thätigkeit, Muth u. Energie, freilich auch an Grausamkeit, weit überragte.

Sardelle, Sardine (Clupea sardina), ein azurblauer, unten silberglänzender Heringsfisch von nur 9 cm. Länge; ist dem Pilchard sehr ähnlich, so daß er von Vielen nur als eine kleine Varietät desselben angesehen wird. Sie bewohnt das Mittelmeer von Südfrankreich bis nach Afrika sowie um Korsika u. Sardinien (woher der Name). Der Sardellenfang, bei welchem Stockfischeier als Köder benutzt werden, ist für die Küstengebiete des Mittelmeeres, bes. Westfrankreichs, von außerordentlicher Bedeutung, indem sich dort das jährliche Erträgniß auf 7 Mill. Fres. an Werth beläuft. Auch England beschäftigt über 1000 Barken. Hochgeschätzt als Delikatesse werden S. u. theils frisch gegessen, theils eingesalzen, theils in Oel eingelegt (Sardines à l'huile); endlich wird auch der Anchovis (Engraulis encrasicholus) noch mit dem Namen S. benannt u. die Sprotte marinirt als Sardine verkauft.

Sardes, im Alterthum eine der bedeutendsten Städte Kleinasiens, Hauptstadt des Lydischen Reiches, lag am nördl. Fuße des Tmolosgebirges, am Paktolos, unweit dessen Mündung in den Hermos. Ueber der Unterstadt mit einem berühmten Tempel der Kybele erhob sich eine feste, dreifach ummauerte Burg. Nach der Besiegung des Krösos durch Kyros ging S. in persische Hände über u. wurde Sitz des Satrapen, welcher Vorderasien beherrschte. Als der Aufstand der ionischen Griechen gegen die Perser ausbrach, wurde S. von denselben überfallen u. verbrannte 499 v. Chr. bis auf die Burg, welche nicht erobert wurde. Später gehörte die Stadt zum Pergamenischen, dann zum Römischen Reiche. Auch um diese Zeit war sie noch blühend u. reich, durch ein Erdbeben zerstört, wurde sie durch Tiberius wieder aufgebaut. Aber schon im Mittelalter gerieth sie in Verfall; heute sind nur noch geringe Trümmer beim Dorfe Sart erhalten.

Sardine, s. „Sardelle".



Nr. 47[illegible]. Die Sardelle (Clupea [illegible]).

Sardinien (ital. Sardegna, franz. Sardaigne, span. Cerdeña), nach Sizilien die größte ital. Mittelmeerinsel, zwischen 38° 51′ u. 41° 15′ n. Br. u. 8° 9′ u. 9° 50′ östl. L. von Greenwich, umfaßt 442,671 □M. mit 636,565 E. (Zählung von 1871; für 1875 auf 654,432 E. berechnet). Die Insel, 39 Meilen von Sizilien, 25 von Afrika, 30 von Italien u. 1,25 Meil. von Korsika entfernt, hat eine Längenausdehnung von 37,5 Meil. in der Richtung von N. nach S. u. mißt 15 Meil. von W. nach O. Sie ist, bes. in der Osthälfte, fast ganz gebirgig. Die Granitmassen erheben sich hier im Brunca u. Gennargentu bis zu 1918, bez. 1865 m. Höhe u. noch der im N. liegende Limbara, wohin sich das Gebirge allmählich senkt, steigt bis zu 1320 m. an. An das Granitgebirge lehnt sich westl. in der Mitte der Insel ein bis 400 m. hohes tertiäres Bergland an, das von Eruptivgesteinen, vorwaltend von Basalt, durchbrochen ist. Derartige basaltische Vulkane sind der Monte Ferru, dessen höchste Spitze Urtian 1050 m. hoch ist, u. der Arci bei Oristano. Im S. breitet sich am Fuße des Gebirges von SO. nach NW., von Cagliari bis Oristano reichend, eine ausgedehnte, durch ihre Fruchtbarkeit berühmte Tiefebene, das Campidano, aus, u. jenseit dieser, im Südwestzipfel, erhebt sich wieder ein stattliches Gebirgsland bis zu 983 m. Höhe. Der Norden ist noch mannichfaltiger. An der Bonifaciostraße liegt eine zertrümmerte tertiäre Kalkformation, welche den Gebirgspartien jenseit der Straße, in Korsika, durchaus gleich ist; südlicher treten Schiefer u. Granitberge auf, die sich bis an die Westküste verfolgen lassen u. zu Hochplateaubildungen Veranlassung geben; endlich findet sich noch eine kleine Tiefebene im NW., die den äußersten Nordwestzipfel, die Gebirgsgruppe des la Nurra, vollständig abscheidet. Bei solchen Terrainschwierigkeiten darf es nicht Wunder nehmen, daß nur eine durchgehende Straße von Nord nach Süd, von Porto Torres über Sassari u. Oristano nach Cagliari vorhanden ist. Dagegen waren kleine Eisenbahnstrecken in den genannten Ebenen Ende 1875 schon 4 vorhanden, nämlich von Cagliari nach Iglesias (6,07 Meil. lang), Cagliari-Oristano (12,7 Meil.), Sassari-Porto Torres (2,7 Meil.) u. Sassari-Ploaghe (3,7 Meil.), u. die Fortsetzung der letzteren bis Ozieri im Bau begriffen. Der größte der zahlreichen, wegen der östl. Lage des Hauptgebirges meist nach W., S. od. N. gewandten Flüsse ist der bei Oristano mündende Tirso. Von den vielen Mineralquellen wird die von Benetutti am meisten benutzt; am bedeutendsten aber sind die von Sardana u. Fordungianus. Salzseen finden sich vielfach u. nicht nur an der Küste. Das Klima ist im Ganzen gesund, doch bringt der häufige Sirocco große Unbequemlichkeiten, u. die Malaria, hier Intemperia genannt, sucht viele Küstenstriche heim, ebenso macht das oft 4—5 Monate lange Ausbleiben des Regens den Aufenthalt unangenehm.

An Produktenreichthum ist S., einst nebst Sizilien Roms Kornkammer, seit dem Alterthume herabgegangen. Große fruchtbare Striche sind ohne Anbau; selbst die am meisten Ackerbau treibende südl. Provinz Cagliari

konnte 1860 nur 25,778 Scheffel Weizen, 63,020 Scheffel Kleinkorn, 937 Scheffel Oelsaat, 174 Scheffel Mandeln, 66,385 Ctr. Zucker u. Melasse u. 2452 Eimer Wein ausführen. Neuerdings kommen auch Mais u. Tabak zur Ausfuhr. Das Thierreich ist vertreten durch Pferd, Rind, Schwein, Schaf u. Ziege, in den Bergen leben noch Schweine wild, ebenso Edel- u. Dammwild u. das wilde Mouflonschaf; die Meerestheile sind reich an Thunfischen. Lebendes Vieh, Häute, Knochen u. Hörner u. marinirte Thunfische haben immer wenn auch schwache Ausfuhrartikel abgegeben. Die mineralischen Produkte sind Blei u. Zinkerze, Mangan, Silber u. vor Allem Salz, wovon allein gegen 1 Mill. Ctr. über Cagliari exportirt wird. Die Industrie ist sehr unbedeutend; man fabrizirt etwas baumwollene Zeuge u. wollene Mützen, Schnupftabak u. Cigarren, thönerne Wasser-, Wein- u. Oelkrüge, fischt Korallen u. liefert einige rohe Korallenarbeiten u. siedet Salz; so daß allerhand baumwollene, wollene u. seidene Stoffe, allerlei Metallwaaren, Seife u. alle Luxusartikel u. selbst Bauholz eingeführt werden müssen, obgleich ⅓ der Insel mit Wald bedeckt ist. Der Handel ist auf den Küstenplätzen bedeutender, als sich nach dem Stande des Ackerbaues u. der Industrie erwarten läßt, u. ist in Zunahme begriffen. Im Seebezirk Cagliari, der die Südhälfte der Insel umfaßt, verkehrten 1875: 5421 Schiffe mit 748,717 Tons Gehalt; u. der Seebezirk la Maddalena, die Nordhälfte der Insel, hatte eine Frequenz von 4875 Schiffen mit 192,128 Tons Gehalt. Da die Zahl der Schiffe in beiden Bezirken gegen die Vorjahre im Abnehmen, der Tonsgehalt aber im Zunehmen begriffen ist, so läßt sich ersehen, daß die Zahl der kleineren Küstenfahrer sich verringert, der Besuch von den größeren fremden Schiffen sich aber gesteigert hat.

Die Bewohner, die Sarden, sind ein Mischvolk, in dem arabisches u. iberisches Element reichlich vertreten ist; sie haben in Sprache, Sitte u. Tracht das Althergebrachte reiner bewahrt als die Italiener der Halbinsel. Ihr Dialekt hat starke Anklänge an das Lateinische. Für den Landbewohner u. bes. für den Hirten bildet noch das Ziegenfell den Hauptbestandtheil der Kleidung. Der Sarde ist reinlich u. ehrlich, aber ohne alle Bildung: nahezu 90% der Bevölkerung können weder lesen noch schreiben, u. selbst in den großen Städten ist die Zahl der Analphabeten gegen 84%. Der zahlreiche Adel, der fast den 10. Theil der Bewohnerschaft ausmacht, u. die große Zahl der Geistlichen scheinen wenig Interesse an der Bildung des Volkes gehabt zu haben. Am meisten rügt man bei den Sarden die Blutrache u. schreibt vorwaltend ihr die geringe Entwicklung der Insel zu.

In administrativer Beziehung zerfällt die Insel in die beiden Provinzen Cagliari mit 247,27 □M. u. 392,958 E. (1871) u. Sassari mit 194,44 □M. u. 243,607 E. Die größten Ortschaften sind Sassari mit 30,542 E. u. Cagliari mit 29,905 E.

S., in ältester Zeit Ichnusa, von den Griechen Sardo, von den Römern Sardinia genannt, wurde der Sage nach zuerst von Sardus, einem Sohne des phönikischen Melkart, mit Libyern bevölkert, die Stadt Nora von Iberern gegründet, die Ostküste von Etruskern aus Populonia, die Nordküste von Ligurern aus Korsika in Besitz genommen. In der geschichtlichen Zeit machten die Phokäer vorübergehend den Versuch, sich in der Gegend von Olbia niederzulassen, gingen aber bald nach Massilia hinüber. Für die ältesten Gründer der meisten Städte hält Mano die Phönikier, u. Carales erscheint schon vor 509 im Besitz der phönikischen Karthager, als sie den ersten Vertrag mit Rom schlossen. Während des ersten Punischen Krieges (264—241 v. Chr.) wird ein Sieg Scipio's bei Olbia erwähnt, aber erst 238 gab ein Aufstand der Einwohner gegen die punischen Beamten den Römern willkommenen Anlaß, S. zur Provinz zu machen, u. ein Versuch Mago's während des zweiten Punischen Krieges, es ihnen zu entreißen, wurde durch Manlius vereitelt. Schon 206 erbaute man in Rom neue Speicher zur Aufnahme des vielen Getreides, das S. liefern mußte, u. die Niederwerfung häufiger Aufstände füllte den Sklavenmarkt mit Sarden. Erst unter Augustus u. Tiberius wurde auch der gebirgige Theil der Insel den Römern unterthan. Seit Konstantin führte das Christenthum zu einer engeren Verbindung mit Rom, dessen Metropolit unmittelbar über den sardinischen Bischöfen stand. Seit Honorius (395—423 n. Chr.) u. Valentinian III. (425—455) erschienen jedoch die Vandalen von Afrika her, behaupteten sich auch 468 gegen Kaiser Leo, erlagen aber 534 Belisar, so daß S. seitdem Eigenthum der Byzantiner wurde. Vorübergehend war die Besitznahme der Insel 551—553 durch den Gothen Totilas, 598 durch den Langobarden Agilulf; mit dem Tode des Kaisers Constans 668, der hier im Bade ermordet wurde, endigte auch die byzantinische Herrschaft. Seitdem wechselt sarazenische, langobardische u. eigene freie Verwaltung, bis eine sardinische Gesandtschaft 817 von Kaiser Ludwig dem Frommen erlangte, daß die Insel den Schenkungen Pipin's u. Karl's d. Gr. zugefügt wurde u. an den Papst kam. Thatsächlich stand sie unter der Verwaltung von gewählten, später erblichen Richtern, auch nachdem der Maurenkönig Museto 1007 zum ersten Male sich der Insel bemächtigt hatte u. 1052 zum dritten Male u. für immer durch die Pisaner daraus verdrängt war, welche sie von Friedrich Barbarossa zu Lehn nahmen. Allein die Richter geriethen mit einander, die Pisaner mit den Genuesen, alle mit dem Papste od. dem Kaiser in Streit. Als es Innocenz III. gelungen war, fast alle Richterämter in der Gewalt des Ubaldo v. Gallura zu vereinigen, reichte dessen Wittwe Adelasia ihre Hand dem jungen Sohne des siegreichen Kaisers Friedrich II., Enzio (s. d.), u. theilte mit ihm Anfangs die Königsherrschaft, wurde aber bald im Schlosse Goccano eingekerkert. Seine Gefangennahme durch die Bolognesen 1249 machte S. wieder zum Tummelplatz genuesischer u. pisanischer Großen, welche sich der einzelnen Judikate bemächtigten, darunter Ugolino, Doria, Spinola, Massa u. andere berühmte Namen. Erst 1322 begann König Alfons von Aragonien, dessen Vorgänger Jakob bereits 1297 von Bonifacius VIII. mit S. belehnt worden war, sich der Insel im Kampfe mit den aristokratischen Richtern, mit Pisa, Genua, selbst mit Mailand zu bemächtigen. Nachdem 1410 die letzten Richter besiegt waren u. Alfons V. von Aragonien 1421 die Mitregierung eines sardischen Parlamentes zugestanden hatte, herrschten aragonesische, später span. Vizekönige mit erdrückender Gewaltthätigkeit über S., bis es im Spanischen Erbfolgekriege 1708 von den Engländern für Karl von Oesterreich erobert u. diesem 1713 durch den Frieden von Utrecht zugetheilt wurde. Allein schon im J. 1717 wurde es von den Spaniern erobert u. schließlich 1720 für Sizilien an Herzog Victor Amadeus von Savoyen hingegeben, der sich nunmehr König von S. nannte. Vgl. Mano, „Storia di Sardegna" (Turin 1825); Neigebaur, „Die Insel S." (Lpz. 1856).

Sardinien (Königreich). **Geschichte.** Die Ländermasse, welche 1720 als Königreich S. vereinigt wurde u. sich 1861 zum heutigen Königreich Italien (s. d.) umgestaltete, umfaßte außer der Insel S. (s. d.) das Herzogthum Savoyen (s. d.), Piemont (s. d.), Montferrat (s. d.) u. einige Distrikte des Herzogthums Mailand. Hineingeschoben zwischen die Besitzungen der Häuser Bourbon u. Habsburg einerseits, der schweizerischen u. genuesischen Republiken andererseits, hatte es nur die Wahl, erdrückt od. durch Eroberung noch stärker zu werden. Der erste König, Victor Amadeus II. (1720—30), legte nach 10 Jahren die Krone nieder u. starb 1732 in Gefangenschaft, als er sie mit Gewalt wiedernehmen wollte. Sein Sohn Karl Emanuel III. (1730—73) erwarb als Bundesgenosse Frankreichs u. Spaniens im Polnischen Erbfolgekriege 1738 von Oesterreich die mailändischen Distrikte Tortona u. Novara, wechselte dann im Oesterreichischen Erbfolgekriege die Partei u. erhielt 1748 im Frieden zu Aachen von Maria Theresia zum Danke für seinen Beistand die Distrikte Anghiera, Vigevano u. einen Theil von Pavia. Dann sorgte er eifrig für die Sicherung der sardinischen Küsten gegen die Einfälle der Barbaresken, für Verbesserung der Universitäten, der bischöflichen Seminare u. des Schulwesens. Sein Nachfolger Victor Amadeus III. (1773—1796) verlor als der nächste Gegner, den die Franz. Republik erreichen konnte, schon 1792 Savoyen u. Nizza durch den General Montesquiou. 1796 mußte er, von Napoleon in mehreren Schlachten besiegt, den Frieden von Turin schließen, durch welchen Geld, Kunstschätze, Heerstraßen, Savoyen u. Nizza an Frankreich abgetreten wurden. Sein Sohn Karl Emanuel IV. (1796—1802) gerieth trotz seiner Bundesgenossenschaft mit Frankreich in den Verdacht geheimer Feindseligkeit gegen die Republik, mußte 1798 Turin verlassen, nach der Insel S. gehen u. auf seine festländischen Besitzungen verzichten. Auch Oesterreich gestattete ihm 1799 nach der Vertreibung der Franzosen nicht, in seine Hauptstadt zurückzukehren, u. die Schlacht bei Marengo 14. Juni 1800 vernichtete jegliche Hoffnung; er legte 1802 die Regierung in die Hand seines Bruders nieder u. starb 1819 als Jesuit in Rom. Victor Emanuel I. (1802 bis 1821) erhielt zwar durch die beiden Friedensschlüsse von Paris 1814 u. 1815 sein Königreich in der früheren Ausdehnung zurück, dazu Genua u. die Schutzherrschaft über Monaco, u. trat nur Carouge u. Chesne 1816 an Genf ab, gerieth aber durch seine Ergebenheit gegen die Jesuiten, durch rücksichtslose Reaktion u. durch Nachgiebigkeit gegen Oesterreich in Streit mit der nationalen Partei Italiens, die in den Carbonari (s. d.) u. im Militär zahlreiche Anhänger u. selbst im Prinzen Karl Albert von Savoyen-Carignan eine Stütze hatte. Am 13. März 1821 übergab er die Regierung an seinen jüngsten Bruder Karl Felix (1821—31) u., da dieser nicht anwesend war, einstweilen an jenen Karl Albert, der sofort eine demokratische Verfassung, eine Nationalgarde u. eine nach spanischem Muster gebildete Junta anerkannte. Alles aber widerrief Karl Felix, warf mit eigenen u. österr. Truppen unter Bubna den Aufstand nieder u. behielt zum Schutze seiner Despotie die fremden Hülfsvölker noch bis 1823 als Besatzungen in seinen Hauptstädten. Dennoch willigte er nicht in die Ausschließung der Linie Savoyen-Carignan von der Thronfolge, die Metternich dringend verlangte, u. so folgte ihm Karl Albert (1831 bis 1849; s. d.) auf dem Throne. Obwol Jedermann eine freisinnige

Umgestaltung der Verfassung von diesem Könige erwartete, blieb er doch in der Bahn seiner Vorgänger u. warf den Aufstand zu Turin im Nov. 1833 u. einen Einbruch von Flüchtlingen unter Mazzini (s. d.) u. Ramorino im Febr. 1834 energisch nieder. Dafür war er um so mehr beflissen, durch Ordnung der Finanzen, durch Handelsverträge, durch Eisenbahnbauten, durch Verbesserung der Schulen, durch Reorganisation des Militärwesens S. zu einem Wohlstande u. zu einer Machtstellung zu erheben, die es noch nicht besessen u. die ihm Aussicht auf höheren politischen Rang darbot. Schon 1833 strafte er im Bunde mit Neapel den Bei von Tunis für die Verletzung seiner Handelsschiffe u. trat 1836, wenn auch ohne dauernden Erfolg, energisch gegen Isabella von Spanien für Don Karlos auf; selbst Oesterreich ließ er bei einer Verhandlung über den Salz- u. Weinhandel 1846 eine energische Sprache hören. Inzwischen hatte er sich auch zu liberalen Maßregeln entschlossen. Die Landbevölkerung der Insel S. war von ihren Feudallasten befreit, Gerichts- u. Gefängnißwesen schon verbessert, die Censur schon gemildert, als die Aufregung von 1846 u. 1847 noch zu neuen Versprechungen u. Zugeständnissen führte. Der König bewilligte Freiheit der Presse, Beschränkung der Polizeigewalt, vollkommene Gleichstellung der Stände vor dem Gesetz, endlich 4. März 1848 eine konstitutionelle Verfassung mit einem äußerst freisinnigen Wahlgesetz. Gestützt auf die Sympathie seiner Unterthanen u. herbeigerufen von den Lombarden, welche sich am 18. März gegen Oesterreich erhoben, erklärte Karl Albert 23. März 1848 den Krieg. Zwar nöthigte ihn Radetzky (s. d.) durch den Sieg bei Custozza 25. Juli zum Rückzuge über den Ticino u. 9. Aug. zum Abschluß eines Waffenstillstandes, dennoch folgte er dem Drängen der kriegslustigen Volksvertretung u. eröffnete einen zweiten Feldzug 12. März 1849. Allein geschlagen bei Mortara am 21., bei Novara 23. März, legte er die Regierung in die Hand seines Sohnes nieder, flüchtete nach Portugal u. starb zu Oporto am 28. Juli desselben Jahres. **Victor Emanuel II.** (s. d.) schloß noch in der Nacht zum 24. März einen Waffenstillstand, 6. Aug. einen Frieden mit Oesterreich u. verpflichtete sich zur Zahlung von 75 Mill. Francs Kriegsentschädigung. Gestützt auf eine starke Majorität in dem neugewählten Parlamente u. auf liberale u. populäre Minister, brach er den Widerstand u. die Macht des Klerus durch Aufhebung der geistlichen Gerichtsbarkeit u. Freigebung aller Konfessionen, selbst der jüdischen, während der Minister Cavour (s. d.) durch Reformen im Sinne des Freihandels den finanziellen Wohlstand beförderte. Nur einmal noch mußten die liberalen Minister 1852 der klerikalen u. aristokratischen Opposition weichen, dann standen sie unter Cavour's Führung (1852—59), um die Aufstände auf der Insel S. u. im Aostathale vernichten zu können. Im Mai 1855 folgte die Aufhebung der meisten Klöster, trotzdem der Papst auf alle an dieser Maßregel Betheiligten den Kirchenbann schleuderte, u. durch Verstärkung der Armee u. der Marine sowie durch Neuordnung der Finanzen gelangte S. zu einer Machtstellung, daß es schon 1853 kühn Oesterreich zu trotzen vermochte, als dieses die Güter aller ausgewanderten Lombarden sequestriren wollte. Der Krimkrieg gab 1855 Gelegenheit, an der Tschernaja (16. Aug. 1855) Kriegsruhm zu erwerben, u., was mehr Werth hatte, die Freundschaft der Westmächte zu gewinnen, welche sich schon auf dem Pariser Friedenskongreß eine Darlegung der Nothstände Italiens gefallen ließen. Die Eingenommenheit Rußlands gegen Oesterreich, das in letzter Stunde noch sich zu seinen Feinden gesellt hatte, die Gewährung des Hafens von Villafranca als russ. Kohlenstation (Sept. 1858) ließen erwarten, daß Kaiser Alexander II. einem Angriffe auf Oesterreich nicht wehren würde; die Besprechungen Cavour's mit Kaiser Napoleon zu Plombières im Juli 1858 u. die Verlobung des Prinzen Napoleon mit der sardinischen Prinzessin Clotilde machten den Beistand Frankreichs wahrscheinlich. Schon im März 1857 war der diplomatische Verkehr zwischen S. u. Oesterreich abgebrochen, da das erstere sich gewöhnte, im Namen des bedrängten Italiens zu sprechen, u. bereitwillig den Hülferuf der Lombarden entgegennahm. Die heftige Anrede Napoleon's 1. Jan. 1859 an den Gesandten Oesterreichs, die Thronrede Victor Emanuel's am 10. Jan., die Heirath der Prinzessin Clotilde am 30. u. der damit verbundene Familienpakt zu gegenseitiger Vertheidigung, die Kriegsbereitschaft S.s u. endlich das Verlangen Oesterreichs, daß S. entwaffne, ehe der von Rußland vorgeschlagene Kongreß der Großmächte die Friedensvermittlung in Angriff nehme, führten mit Nothwendigkeit zum Kriege. Am 29. April 1859 überschritten österreichische Truppen den Ticino, u. nun trat Napoleon offen für S. auf mit der Losung: „Italien, frei bis zur Adria." Der ital. Nationalverein sorgte dafür, daß die Monarchen des nördl. Mittelitaliens durch Volksbewegungen zur Flucht genöthigt wurden u. die Bevölkerung von Toscana, Parma, Modena u. der päpstlichen Romagna sich für frei erklärte. Dennoch fand der Krieg einen schnelleren Abschluß, als S. selbst wünschenswerth war. Nach den Siegen Napoleon's bei Magenta u. Solferino kam es plötzlich 11. Juli 1859 zwischen ihm u. dem Kaiser Franz Josef zu den Friedenspräliminarien von Villafranca, welche 10. Nov. 1859 im Frieden zu Zürich bestätigt wurden. S. sollte durch die Lombardei vergrößert werden, das übrige Italien einen Staatenbund unter dem Protektorat des Papstes bilden, die vertriebenen Fürsten in ihre Länder zurückkehren. Cavour legte nun das Ministerium nieder; Victor Emanuel erklärte offen, daß er jenen Fürsten zur Herstellung ihrer Throne nicht behülflich sein werde, u. empfing nicht ungern die zahlreichen Deputationen aus den betr. Mittelstaaten, welche um Annexion baten. Endlich gelang es Cavour, der im Jan. 1860 wieder die Führung des Ministeriums übernahm, von Napoleon für die Abtretung des Herzogthums Savoyen, eines Theils von Nizza u. der Schutzherrlichkeit über Monaco die neue Bedingung zu erlangen, daß das Schicksal jener Staaten durch Volksabstimmung entschieden werde. Da eine außerordentliche Majorität in Toscana u. der Emilia sich 11. u. 12. März für S. aussprach, so wurde am 22. die Annexion dieser Gebiete von Victor Emanuel dekretirt u. 24. März im Vertrage von Turin mit Napoleon endgiltig vereinbart. Vergeblich waren die Proteste der vertriebenen Fürsten, vergeblich der Bannstrahl Pius' IX. gegen Alle, die an jener Annexion mit betheiligt waren, die neuen Abgeordneten erschienen am 2. April im Parlamente, u. Victor Emanuel wurde auf seiner Rundreise mit Enthusiasmus empfangen. Neue Hoffnungen erweckte der Zug Garibaldi's (s. d.), der, von Genua aus unter den Augen Cavour's von allen Nationalgesinnten unterstützt u. fortdauernd verstärkt, sich im Mai 1860 gegen Sizilien wandte. Er landete an der Westspitze bei Marsala, zog, von Einheimischen verstärkt, schon am 27. Mai in Palermo ein u. organisirte die Regierung u. das Heer, um zu weiteren Unternehmungen Kraft zu gewinnen, ohne von irgend einem Staate Rath zu verlangen od. anzunehmen. Vergebens wandte sich Franz I. von Neapel, dessen Unterthanen auf dem Festlande von der Partei der Muratisten bereits gegen ihn eingenommen waren, an alle Höfe Europa's. Vergebens entschloß er sich 25. Juni, die Verfassung von 1848 herzustellen; vergebens unterhandelte er vom Juli an mit Victor Emanuel, während seine Truppen 28. Juli auch Messina bis auf die Hafenforts räumen mußten. Es war zu spät. Am 19. Aug. landete Garibaldi mit 18,000 Mann, die er zum großen Theil aus Toscana über Cagliari herbeigeholt hatte, auf dem Festlande, nahm am 22. Reggio, zwang am 23. 10,000 Neapolitaner unter Briganti, 30. Aug. 12,000 unter Ghio zur Kapitulation u. hielt 7. Sept. als Diktator Beider Sizilien seinen Einzug in Neapel, das der König am Tage zuvor verlassen hatte. Die Gefahr lag nahe, daß man hier eine Republik bilden u. dann auch über den Norden ausdehnen werde. Daher brachte es Cavour durch die Forderung, daß die Söldner des Papstes entlassen würden, zum Bruche mit diesem. Die Piemontesen rückten schon am 11. Sept. in die Marken ein, siegten am 17. über Lamoricière bei Castelfidardo u. näherten sich den Truppen Garibaldi's, der trotz seines Hasses gegen Cavour u. trotz des Widerstandes seiner republikanischen Truppen in die Annexion willigte, die am 11. Okt. fast mit Stimmeneinheit von dem Parlamente in Neapel beschlossen wurde, wenn die Bevölkerung zustimme. Als auch diese in Neapel u. Sizilien 23. Okt., in den Marken u. Umbrien 4. u. 5. Nov. sich ebenso erklärt hatte, fehlte nur noch Venetien u. das Erbtheil des heil. Petrus zu der Herstellung eines nationalen Einheitsstaates. Nur Capua, das Fort von Messina u. Gaëta, in dem sich der König Franz befand, widerstanden noch. Am 26. Okt. empfing Victor Emanuel den Besuch Garibaldi's u. verabredete die Theilung der noch zu lösenden Aufgabe. Am 2. Nov. brachte dieser Capua zur Kapitulation, 13. Febr. 1861 kapitulirte Gaëta, nachdem König Franz auf französischen Schiffen nach Civitavecchia gebracht worden war; das Fort von Messina ergab sich erst 13. März 1861. Inzwischen hatte König Victor Emanuel schon 7. Nov. mit Garibaldi unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in Neapel gehalten u. Farini zum Statthalter ernannt. Garibaldi, mißvergnügt über solche Zurücksetzung, ging 9. Nov. auf seine Felseninsel Caprera. Am 18. Febr. 1861 trat zum ersten Male das Parlament des fast vollkommen geeinten Italiens zusammen u. beschloß 14. März einstimmig die Erklärung Victor Emanuel's zum „Könige von Italien" (s. d.). Vgl. Reuchlin, „Geschichte Italiens" (3 Bde., Lpz. 1867 ff.).

Sardonisches Lachen (lat. sardonius risus od. sardoniasis) nennt man nach dem Vorgange der Alten ein krampfhaftes, gezwungenes Lachen; der Name soll von einem auf Sardinien wachsenden giftigen Kraute (Sardoa herba) herkommen, dessen Genuß ein solches Lachen zur Folge hatte. Doch kommt der betreffende Ausdruck schon bei Homer (Odyssee 20, 302), der Sardinien nicht kannte, vor.

Sardonyx (Sardoine) nennt man diejenigen Arten von Karneol, welche aus abwechselnden braunen u. weißen Schichten bestehen. Man verwendet sie, wie die Karneole u. Onyxe, zu Ringsteinen u. Kameen.

Sardou (spr. Szardu), Victorien, franz. Dramatiker, geb. zu Paris 7. Sept. 1831; begann Medizin zu studiren, wandte sich aber

bald von diesem Studium ab u. nährte sich vom Unterrichtertheilen, trat als Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften u. Tagesblätter auf u. versuchte sich auch als Dramatiker, auf welch letzterem Gebiet er anfänglich freilich nur Mißerfolge zu verzeichnen hatte: nicht weniger als zwei u. zwanzig Mal wurden seine Stücke von den Theaterdirektionen zurückgewiesen u. sein erstes Lustspiel, welches zur Aufführung gelangte, „La taverne des étudiants“, erlitt ein völliges Fiasco (1854). Erst 1861 errang er mit der Komödie „Les pattes de mouche“ (der „Liebesbrief“) einen durchschlagenden Erfolg, u. durch seine späteren Werke („Piccolino“ u. „Nos intimes“, 1861; „La perle noire“, „Papillonne“ u. „Les ganaches“, 1862; „Les diables noirs“, 1863; „Don Quichote“, 1864; „Les vieux garçons“ u. „La famille Benoiton“, 1865; „Nos bons villageois“ u. „Maison neuve“, 1867; „Séraphine“, 1869; „Fernande“, 1870) erwarb er sich rasch nicht nur die Gunst des Publikums, sondern auch den unbestrittenen Rang eines der ersten Lustspieldichter des modernen Frankreich. S. ist der Schöpfer der sog. „satirischen Sittenkomödie“ geworden u. hat dadurch dem franz. Lustspiel eine neue, vielverheißende Bahn der Entwicklung erschlossen. S.'s wol bedeutendste Schöpfung ist seine politische Komödie „Rabagas“ (1872), in welcher er mit aristophanischem Witze u. rücksichtsloser Satire den Sturz des Kaiserreichs u. die Republik Gambetta's persiflirte. — Daß S. übrigens auch auf dem Gebiete der ernsten Dichtung Bedeutendes zu leisten vermag, hat er durch sein historisches Drama „Patrie“ (1869) glänzend bewiesen. 1877 wurde er Mitglied der Académie française.



Nr. 4761. Victorien Sardou geb. 7. Sept. 1831

Sarepta, blühende Herrnhuter Kolonie im russ. Gouvernement Saratow, am Einflusse der Sarpa in die Wolga. Die Einwohnerzahl wird von Einigen auf 650, von Anderen viel höher angegeben. S. hat breite, mit Bäumen bepflanzte, gerade Straßen; jedes der sauberen, freundlichen Häuser hat ein Blumengärtchen. Das Hauptfabrikat der Stadt ist Senf; die Hauptfabrik liefert allein jährlich gegen 15,000 Ctr. Außerdem fabrizirt man Tabak, hat Weberei, treibt Garten- u. Weinbau u. Viehzucht. Die Stadt wurde 1764 gegründet u. S. geheißen, weil die frommen Herrnhuter bei der Gründung an die Wanderung des Propheten Elias durch die Wüste nach Sarepta u. an die Worte, die er zu der Wittwe von S. gesprochen (1. Kön. 17, 14), erinnert wurden. In der Nähe befindet sich der „Katharinenbrunnen“, eine 1770 zu Ehren der Kaiserin Katharina II. so benannte Bitterwasserquelle, früher der berühmteste Gesundbrunnen Rußlands, auch jetzt noch viel besucht.

Sargassomeer (span. Mar de Sargasso), ist ein von Seegras (ehemals Sargassum natans, jetzt Fucus natans genannt) erfülltes Gebiet des Atlant. Ozeans zwischen dem 20. u. 46.° n. Br. u. 31. u. 76.° westl. Länge von Greenwich. Man unterscheidet zwischen diesen Grenzen zwei Gruppen von Tangwiesen: die größere, die sich von den beiden westlichsten Azoreninseln Corvo u. Flores bis zur Breite der Kapverdischen Inseln streckt u. vom 31.° westl. L. im N. bis zum 40.° im S. reicht, u. die kleinere im SW. der Bermudasinseln etwa zwischen dem 25. u. 30.° n. Br. u. dem 68. u. 76.° westl. L. Auf beiden Wiesen finden sich solche Mengen frischgrünen Seetangs vor, daß bei schwachen Winden der Lauf des Schiffes merklich gehindert wird. Das Gras wächst entweder auf dem verhältnißmäßig seichten Grunde an Ort u. Stelle, od. es wird durch Meeresströmungen vom Mexikanischen Busen zugeführt. Die Größe des ganzen Gebietes muß auf 50—60,000 □M. veranschlagt werden, wenn man den zwischen beiden Gruppen liegenden Raum hinzurechnet, der zu jeder Zeit des Jahres mit parallelen, wenig gehäuften Lagen von schwimmendem, zum Theil nicht mehr frischem Fucus bedeckt ist, der nicht an Ort u. Stelle wuchs. Daß sich eine so große Meeresfläche mit Seetangmassen anfüllen konnte, hat seinen Grund in dem Umstande, daß der südöstl. Ausläufer des Golfstromes von den Azoren nach S. gerichtet ist u. ungefähr in der Breite der Kapverdischen Inseln wieder nach W. zurückläuft, also wie ein Wirbel das Ganze umspült u. große Ruhe in der umschlossenen Partie herstellt. Die Ruhe ist aber keine absolute, denn das S. zieht sich als Ganzes nördlich u. südlich, je nach der Lage der genannten Strömung, die ihrerseits wieder vom Stande der Sonne abhängig ist.

Sargon (verkürzt aus Sarru-kinu, d. h. der rechte od. legitime König) ist der Name zweier assyrischer Könige, welche beide Usurpatoren u. Gründer einer neuen Dynastie waren. **S. I.**, um 1600 v. Chr., war ein großer Eroberer, der vom Norden herab bis an den Pers. Meerbusen vordrang, Elam unterjochte, Syrien demüthigte u. die feindlichen Stämme im N. des Reichs (zwischen dem Euphrat u. den Gordyäischen Gebirgen) im Zaume hielt. Unter ihm entfalten die Chaldäer die höchste Macht, u. hauptsächlich ist es das semitische Element, welches von nun an in den Vordergrund tritt u. die alte nichtsemitische Sprache von Sumir (s. „Sinear“) immer mehr verdrängt. Doch verdanken wir es diesem König, daß uns die alten Priesterhymnen jenes turanischen Volkes der Sumerier mit nebenstehender assyrischer Uebersetzung erhalten blieben, u. ebenfalls aus seiner Zeit stammen die für unsere Kenntniß des Assyrischen wichtigen sumerisch-assyr. Wörterbücher u. Paradigmen, die später Assurbanipal (s. „Sardanapal“) neu abschreiben ließ. Daß S. von niederer Herkunft war, erzählt er uns selbst auf einer in seiner Residenz A-ga-ne (= Akkad?) gefundenen Bildsäule, deren Inschrift (vgl. George Smith, „Chaldäische Genesis“, S. 247 f.) an die Geschichte der Auffindung Mosis wie an die Sagen von Kyros u. Romulus anklingt. — **S. II.** (722 bis 705 v. Chr.) bemächtigte sich nach dem Tode Salmanassar's IV. (s. d.) der Herrschaft, eroberte gleich nach seinem Regierungsantritt Samaria, besiegte 721 den König Merodach-Baladan von Babylonien u. machte ihn zum Vasallen, warf 720 Aegypten nieder u. schlug bei Gaza die verbündeten Könige Schabak (od. Sebek, auf den Keilinschriften Sabih) von Aegypten u. Hanno von Gaza, bezwang in demselben Jahre den König Humbanigas von Elam u. führte 719—14 Krieg gegen Ursa von Urarti (Armenien), der mit der Niederlage u. dem Tode Ursa's endete. 713 u. 712 wurde Saba erobert, 711 Asdod belagert u. eingenommen; auch das Reich Juda scheint bei letzterer Gelegenheit wie beim ägypt. Feldzuge S.'s nicht unbehelligt geblieben zu sein: eine in Nimrud aufgefundene Inschrift berichtet von der Unterwerfung Juda's durch S., während die Bibel darüber schweigt. 710 unternahm S. einen zweiten Zug gegen Merodach-Baladan, entthronte ihn u. setzte sich selbst 709 die Krone von Babylonien auf. Aber auf diese gewaltigen Siege folgte ein Rückschlag. Armenien hatte sich neu gekräftigt u. gewann fast alle Provinzen wieder, u. bei einem neuen Kriege gegen Elam mußte S. sogar mehrere Grenzstädte abtreten (706). Diesen Verlust aber überlebte er nicht lange: 705 wurde er von einem Unzufriedenen ermordet. Ihm folgte sein Sohn Sanherib (s. d.). S. war nicht nur ein mächtiger u. kraftvoller, sondern auch ein kunstliebender Herrscher; die Skulpturen seines Residenzpalastes zeigen eine Originalität u. Feinheit der Zeichnung, Sauberkeit der Ausführung u. Mannichfaltigkeit des auf ihnen Dargestellten, wie wir sie vorher in Assyrien nicht finden.

Sarkasmus (griech.; Mehrzahl Sarkasmen), die bitter höhnende Rede, bei der man die Zähne zeigt (dies die eigentliche Bedeutung des Worts), in weiterem Sinne der beißende Spott überhaupt. Als rednerisches Mittel gehört der S. zu den sog. rhetorischen Figuren, u. zwar bildet er die höchste Steigerung der Ironie (s. d.). Wie die spöttische Rede selbst, so heißt ein Mensch, der häufig Sarkasmen ausspricht, sarkastisch.

Sarkode (vom griech. σαρκώδης = σαρκοειδής, fleischartig) nannte 1835 Felix Dujardin die eiweißhaltige, halbflüssige, zähe, der Zusammenziehung fähige, lebende Substanz niederer Thiere, die durch spätere Forschungen mit dem Protoplasma od. Zellinhalt identifizirt wurde (s. „Zelle"). Die niedersten Thierformen (Protozoen) wurden nach ihr Sarkodethiere, franz. Sarcodaires, genannt.

Sarkom nennt man in der Medizin eine geschwulstförmige, aus zelligen Elementen bestehende Neubildung, welche meist in u. unter der Haut, seltener in inneren Organen, vorkommt, gewöhnlich schmerzlos ist u. verschiedene Größe erreichen kann. Liegt das S. offen zu Tage, so kann es auf chirurgischem Wege entfernt werden (Exstirpation). Gefährlicher sind die S.e der inneren Organe, weil diese einer Operation viel schwieriger zugängig sind.

Sarkophag (vom griech. λίθος σαρκοφάγος, d. h. fleischfressender Stein) nannten die Griechen eine Kalksteinart, welche, am besten bei Assos in Mysien brechend, die Eigenschaft haben sollte, die hineingelegten Leichen schnell zu verzehren (auszutrocknen?) u. deshalb bes. gern für Särge gewählt wurde. Seitdem bedeutet S. ganz allgemein einen Steinsarg.

Sarmaten, von Herodot Sauromaten genannt, sind ein skythischer Volksstamm, der in der ältesten Zeit östl. vom Don seine Wohnsitze hatte. Hippokrates erzählt, daß selbst ihre Jungfrauen reiten, schießen u. kämpfen mußten u. erst heirathen durften, wenn sie drei Feinde erlegt hatten. Im ersten Jahrh. n. Chr. erscheinen die sarmatischen Jazygen u. Roxolanen auf dem Wege nach Westen. Die Ersteren nahmen das Flußgebiet der Theiß u. Donau im heutigen Ungarn in Besitz, die Anderen fallen im J. 70 in Mösien ein u. schließen mit Hadrian einen Frieden. Später wird der Name S. auch auf die skythischen Skoloten, von Ptolemäos selbst auf alle Völker Rußlands bis zum Nordmeere ausgedehnt. Die roxolan. S. erscheinen zuletzt 375 n. Chr. als Unterthanen des Ostgothenkönigs Ermanrich, die jazygischen bedrängen im 2., 3. u. 4. Jahrh. wiederholentlich im Bunde mit den benachbarten, in Mähren wohnenden Quaden das Röm. Reich, bis die Vandalen ihr Land durchzogen u. wieder verlassen haben. Kaum aber sind sie wieder allein Herren des Theißgebietes, so werden sie von den eigenen Sklaven, den sog. Limiganten, bedrängt; suchen, 300,000 Menschen an Zahl, Zuflucht im Röm. Reiche u. erhalten von Konstantin Wohnsitze in Thrakien, Makedonien, Italien u. am Rhein. Einige führt Constantius im Kampfe gegen die Limiganten in ihre Wohnsitze neben den Quaden zurück. Dann verschwindet der Name S. unter der Herrschaft der Hunnen, u. erst nach deren Sturz nehmen zwei Könige, Benga u. Babai, an dem Kampfe der Schwaben u. Skiren gegen die Gothen Theil. Babai findet seinen Tod in Illyrien durch Theodorich; andere S. erliegen ebendemselben, als sie sich seinem Zuge aus Ungarn nach Italien widersetzen. Zum letzten Male werden sarmatische Scharen als Bundesgenossen der Langobarden bei der Eroberung Italiens genannt. Vgl. Zeuß, „Die Deutschen u. die Nachbarstämme" (Münch. 1837).

Sarmiento, Domingo Faustino, südamerik. Staatsmann span. Abkunft, geb. 1811 zu San Juan in der Argentin. Republik, bewegte sich frühzeitig in verschiedenen Lebensstellungen als Lehrer, Kaufmann u. Soldat. Als 1830 Rosas (s. d.) Präsident geworden, floh er vor dessen Tyrannei nach Chile, wo er eine Stelle in einem Handelshause erhielt, nebenbei aber den Walter Scott ins Spanische übersetzte u. sich sonst wissenschaftlich beschäftigte. 1836 nach San Juan zurückgekehrt, gründete er eine Mädchenschule u. ward auch journalistisch thätig. Da er sich durch mehrere Zeitungsartikel Verfolgungen zuzog, flüchtete er abermals nach Chile, wo er Schulen gründete, über das Volksschulwesen schrieb, Lehrbücher der Moral u. Religion verfaßte u. außerdem wieder Zeitungen herausgab. Von dem Nachbarlande aus nahm er an der Verschwörung gegen Rosas Theil u. wurde nach dessen Sturz (1852) Senator u. Minister in Buenos Aires. Seinem Grundsatze getreu: „Schafft Schulen, u. ihr werdet keine Revolutionen mehr haben!" sorgte er insbes. dafür, daß die Staatsbeiträge für Unterrichtszwecke allmählich von 3000 auf 500,000 Francs anwuchsen. Seit 1862 Gouverneur von San Juan, ging S. 1864 als Gesandter nach Washington. Hier, wo er u. A. eine Biographie Lincoln's schrieb, blieb er, bis er 13. Juli 1868 zum Präsidenten der Argentin. Republik gewählt worden war. Dieses Amt bekleidete er vom 12. Okt. dess. J. bis 12. Okt. 1874. Mit reichem u. gründlichem Wissen verband er dabei das ernstliche Streben, das Wohl des Landes zu fördern. Innere Parteikämpfe hinderten aber die Ausführung seiner Pläne. Insbes. erhob im April 1870 eine Bande Ultraföderalisten unter Lopez Jordan in der Provinz Entre-Rios einen Aufstand, der jahrelang dauerte. Auch ward im Okt. 1873 ein Mordversuch auf S. gemacht, wobei er nur durch ein Wunder seinem Tode entging.

Saron (hebr., d. h. die Ebene) heißt im Alten Testamente die ca. drei Stunden breite Ebene zwischen dem Mittelländischen Meer u. dem Gebirge des mittleren Palästina. Die Länge von N. nach S. (zwischen dem Zerkafluß u. der Stadt Jaffa) beträgt etwa 16 Stunden. Im Alterthum war die Saronebene als fetter Weideboden berühmt (vgl. 1 Chron. 28, 29; Jes. 35, 2. 65, 10 u. die „Blumen Sarons" Hohel. 2, 1); noch jetzt zeigt sie sich wenigstens im Frühjahr als schöne grüne Fläche, wenn auch fast baumlos u. schwach bevölkert.

Sáros (spr. Scharosch), ein Komitat im nördl. Ungarn diesseit der Theiß, 68,84 □M. mit 175,292 E. (1869), grenzt nördl. an Galizien u. östl., südl. u. westl. an das Zempliner, Abaujer u. Zipser Komitat. Es ist bes. im N. sehr gebirgig; der Karpatenzug der Beskiden erfüllt den ganzen nördl. Theil; andere Gebirgspartien sind der Branyisko, die Sovarer Berge, der Schwarze Berg 2c. Mit Ausnahme des Popr od. Popper, der in das Weichselgebiet gehört, gehen seine Flüsse Ondova, Tapoly, Tarcza u. Hernad, südwärts gerichtet, früher od. später der Theiß zu; ihre Längenthäler bilden den hauptsächlichen Bestandtheil des Komitates. Das Klima ist rauh, aber gesund, nur der Süden ist gemäßigt. In den höheren Lagen gedeiht nur Hafer; der fruchtbare Thalboden aber erzeugt Roggen, Gerste, Heidekorn u. Flachs in Menge; ebenso Heu u. Gartengewächse. Die sehr ausgedehnten Waldungen liefern vortreffliches Bauholz. Das Mineralreich ist durch Eisen, Salz (bes. in den Sovarer Salzgruben) u. Edelsteine, vorzüglich Opale im Berge Libanka, vertreten. Das Komitat zählt 72 Mineralquellen. Die meist ruthenischen Bewohner sind zu $^4/_5$ kathol. Außerdem zählt man noch 15—16,000 Lutheraner u. fast eben so viel Juden. Man treibt vorwaltend Ackerbau u. Viehzucht; doch beschäftigt man sich auch mit Leinweberei, Tuchmacherei, Gerberei, Töpferei, Pottaschesiederei, Papierfabrikation, Branntweinbrennerei u. Handel; letzterer ist bes. belebt durch die Eröffnung der Bahnlinie Eperies-Tarnow, die der Länge nach das Gebiet durchschneidet. Das Komitat zerfällt in sechs Bezirke. Der Hauptort ist Eperies mit 10,772 E. (1869).

Sarpi, Paolo, kathol. Kirchenschriftsteller, geb. 14. Aug. 1552 zu Venedig, trat 1566 in den Orden der Serviten ein. Seine Sittenstrenge u. große Gelehrsamkeit auf den verschiedensten Gebieten verschafften ihm bereits in jungen Jahren großen Einfluß; er wirkte als Lehrer der Theologie in Mantua, dann als vertrauter Gehülfe des Kardinals Borromeo in Mailand, endlich als Provinzial- u. Generalprokurator seines Ordens in der Republik Venedig. Am päpstlichen Hofe war er gründlich verhaßt wegen seines Widerwillens gegen alle Einmischung der Päpste in weltliche Händel. Auf Grund dieser Anschauung vertrat er 1606—7 als Staatskonsulter energisch die Sache Venedigs gegen Papst Paul V., wurde deshalb, allerdings vergeblich, von der röm. Inquisition vorgeladen u. noch später mit Mordversuchen bedroht. S. starb 14. Jan. 1623. Manche seiner Aeußerungen haben zu dem jedenfalls irrigen Glauben geführt, er sei heimlich Protestant gewesen. Daß er ein klares Urtheil über die Gebrechen der Kirche seiner Zeit besaß, beweist nicht nur seine Geschichte des Streites zwischen Paul V. u. Venedig (1607) sowie andere Schriften über das göttliche Recht der weltlichen Gewalt gegenüber dem Papste, sondern vor Allem die „Istoria del concilio tridentino" (Lond. 1619 u. oft; deutsch von Rambach, 6 Bde., Halle 1761—65; von Winterer, 4 Bde., Mergenth. 1839—41), die seinen Namen unsterblich gemacht hat. — Vgl. Münch, „Fra Paolo S." (Karlsruhe 1838).

Sarreguemines (spr. Szarr'gemihn'), frz. Name für Saargemünd.

Sarsenet, vom altfranz. sarcenet, ein leichtes, meist als Futterzeug verwendetes, farbiges u. stark geglättetes Baumwollengewebe, benannt nach seinen ursprünglichen Verfertigern, den Sarazenen.

Sarthe (spr. Szart'), ein franz. Dep. nördl. der Loire, wird begrenzt von den Dep. Orne, Eure et Loir, Loir et Cher, Indre et Loire, Maine et Loire u. Mayenne, u. umfaßt 112,7[illegible] □M. mit 446,603 E. (1872). Früher bildete es einen Theil der Landschaften Maine, Anjou u. Perche Granat. Der nördl. Theil, bis zur Verbindung der S. mit dem Huisne, ist fruchtbares Gefilde, das reichliches Getreide, bes. Mais u. Weizen, Wein, Obst, Futterkräuter u. Gartengewächse zur Ausfuhr liefert; im südl. Theil, bis zum Loir, sind viel unfruchtbare Sandheiden. Der Fluß S., der im Ornedepartement entspringt u. nach welchem das Dep. genannt ist, durchfließt dasselbe von N. nach S. bis zur Einmündung des Huisne, wendet sich dann nach SW. u. nimmt die dem Dep. ganz angehörige Vegre auf. Den S. bewässert der nach SW. fließende Loir. Eisenbahnlinien durchziehen das Gebiet. Die Bewohner treiben Ackerbau, Viehzucht, bes. auch die Aufzucht von Geflügel, Bienenzucht, Eisen- u.

Steinkohlenbergbau, Fabrikation von gewebten Zeugen, Segeltuch, Leder, Handschuhen, Papier, Glas u. Handel mit den Landesprodukten. Das Dep. zerfällt in die Arrondissements Le Mans, La Fleche, Mamers u. St. Calais. Hauptstadt ist Le Mans (s. d. unter „Mans“).

Sarti, Giuseppe, ein vortrefflicher ital. Tonsetzer, geb. zu Faenza am 28. Dez. 1729; erhielt als Sängerknabe an der Kathedrale seiner Vaterstadt die erste musikalische Bildung u. ging dann behufs weiterer Kompositionsstudien zum Pater Martini nach Bologna. Im Alter von 22 Jahren schrieb er für seine Vaterstadt seine erste Oper „Pompeo in Armenia“, welche großes Glück machte u. ihm von verschiedenen Theatern Aufträge einbrachte, infolge deren er bis 1756 „Il Re pastore“, „Medonte“, „Damofoonte“ u. „Olimpiade“ schrieb. In diesem Jahre wurde er als Hofkapellmeister u. Gesanglehrer nach Kopenhagen berufen, wo er neun Jahre verweilte; war hierauf bis 1769 wieder in Italien u. ging dann nach London, wo er bis Ende 1770 sich hauptsächlich mit Gesangunterrichtgeben beschäftigte. Von 1771 an war er Direktor des Konservatoriums dell' Ospedaletto zu Venedig; 1779 erhielt er die Stelle als Kapellmeister am Dom zu Mailand, bekleidete dieselbe bis 1784 u. schrieb während dieser Zeit auch viele Kirchensachen. 1784 als kaiserl. Hofkapellmeister nach Petersburg berufen u. in der ersten Zeit von der Kaiserin Katharina II. mit großer Auszeichnung behandelt, verlor er aber infolge von Intriguen die Gunst der Kaiserin u. sogar auch sein Amt.



Nr. 4762. Andrea del Sarto (geb. 1487, gest. 22. Jan. 1531)

Er lebte dann auf den Gütern des Fürsten Potemkin in der Ukraine bis 1793, wo er nach Petersburg zurückkehrte u. von der Kaiserin aufs Neue huldvoll in sein Amt eingesetzt wurde. Auf kaiserl. Befehl errichtete er in Jekaterinoslaw ein Konservatorium u. wurde 1795 in den russ. Adelsstand erhoben. Auf der Reise nach Italien, wo er Heilung für seine wankend gewordene Gesundheit hoffte, starb er in Berlin 28. Juli 1802. Die Zahl der Opern, die er während seines Lebens geschrieben, ist sehr groß (1756—65 u. A.: „Ciro riconosciuto“, „Figlia ricuperata“, „La giardiniéra brillante“; — bis 1769: „Mitridate“, „Didone“, „Semiramide riconosciuta“, „Il Calcolajo di Strasburgo“; — bis 1779: „Cleomene“, „La Clemenza di Tito“, „Iphigenia in Aulide“ 2c.; — bis 1784 u. a. „Crispina“, „La nozze di Dorina“; in Rußland „Rinaldo e Armida“ u. eine in russ. Sprache „Der Ruhm des Nordens“), ein Te Deum zur Feier der Einnahme von Oczakow sowie mehrere andere kirchliche u. weltliche Gelegenheitskompositionen. S. beschäftigte sich auch fleißig mit akustischen Untersuchungen, konstruirte eine Maschine zur Zählung der Schwingungen tönender Körper u. wurde infolge dessen 1794 Mitglied der Petersburger Akademie. Als Komponist besaß er reiche u. anziehende Erfindung u. eine bedeutende kontrapunktische Gelehrsamkeit.

Sarto, Andrea del, früher irrthümlich Vannucchi genannt, einer der bedeutendsten florentin. Maler, geb. 1487 zu Gualfondo als Sohn eines Schneiders (sárto), der 1504 mit seiner Familie nach Florenz zog. Schon mit sieben Jahren kam er in die Lehre zu einem Goldschmied, dann aber, da er außerordentliches Zeichentalent offenbarte, zu einem Maler, bei dem er sich unter der Leitung des Piero del Cosimo auszeichnete u. bald mit seinem Kunstgenossen Francia Rigio eine gemeinsame Werkstatt einrichtete, die aber, nachdem sie zusammen ihre Thätigkeit mit Fresken im Kloster dello Scalzo begonnen hatten, wo die „Taufe Christi“ als Andrea's schwaches Erstlingswerk erscheint, nicht von langer Dauer war. Wenigstens wurde S. bald nachher mit Ausführung der von Cosimo Roselli unvollendet gelassenen Fresken im Vorhof des Servitenklosters der Annunziata beauftragt, wo er zunächst fünf Bilder aus dem Leben des Philippus Benizzi malte, die schon einen bedeutenden Fortschritt u. tieferes Eingehen in die Werke des Ghirlandajo, Fra Bartolommeo u. Lionardo da Vinci verrathen. Um diese Zeit, als er seine Wohnung in der Sapienza aufgeschlagen, lernte er Jacopo Sansovino (s. d.) kennen, gewann an ihm einen intimen Freund, aus dessen Umgang er viel Belehrung schöpfte, u. trat überhaupt in geselligen Verkehr mit anderen bedeutenden Künstlern. Nach der Ausführung einiger Oelmalereien, die seine Tüchtigkeit auch in dieser Technik beweisen, fügte er zu den Fresken der Annunziata 1513 u. 14 noch die „Anbetung der Könige“ u. die in der Komposition zu seinen reifsten Arbeiten gehörende „Geburt der Maria“ hinzu, die als Wandbild auch auf der höchsten Stufe der Farbenwirkung steht. Eine der darin dargestellten Frauen ist das Portrait seiner eben so schönen als gefall- u. herrschsüchtigen Gattin Lucrezia del Fede. Nachdem er im Winter 1515 im Scalzo noch andere Bilder begonnen u. 1517 vollendet sowie die meisterhafte sog. Madonna delle Arpye (Tribuna der Uffizien) gemalt hatte, folgte er einer ehrenvollen Einladung des Königs Franz I. von Frankreich, ging nach Paris u. schuf dort (1518) seine herrliche, an Michelangelo erinnernde „Caritas“ (Louvre) u. eine „Pietà“ (jetzt im Belvedere in Wien). Aber schon 1519 kehrte er trotz aller Gunstbezeigungen des Königs auf Bitten seiner Gattin zurück, hielt sein eidliches Versprechen der Rückkehr nach Frankreich nicht u. setzte durch Darstellungen aus dem Leben Johannis des Täufers (1522 u. 23) seine Arbeiten im Scalzo sowie durch Bilder aus dem Leben Joseph's (Palast Pitti) fort. In dieselbe Zeit fallen auch eine auf Wolken thronende Madonna, umgeben von sechs Heiligen (ebendaselbst), u. fünf Heiligenfiguren im Dom zu Pisa, unter denen die weiblichen wol seine schönsten Frauengestalten sind, u. etwas später die berühmte „Madonna del Sacco“, Frescobild über der Thür des Kreuzgangs der Annunziata, dem bei aller Großheit der Formen u. aller Vollendung der Technik doch das innere Leben u. Gefühl fehlt, wie es sich in dem letzten Bilde des Scalzo, der „Geburt des Johannes“, findet. Von gleicher Vollendung wie die Madonna del Sacco ist auch das 1526 u. 27 im Refektorium des Klosters S. Salvi ausgeführte Frescobild des Abendmahls, dem es nicht an Naivetät u. Naturwahrheit, aber allerdings an der geistigen Hoheit der Gestalten eines Lionardo da Vinci fehlt. Andere unbedeutende Arbeiten, welche die Galerien in Florenz, die Pinakothek in München, Privatsammlungen in England 2c. besitzen, übergehend, erwähnen wir aus seiner letzten Lebenszeit (1529) nur noch das für Franz I. von Frankreich bestimmte „Opfer Abraham's“ (Museum in Dresden u. Museum del Prado in Madrid) als ein Meisterstück von Komposition u. Zeichnung. S. starb 22. Jan. 1531. — Vgl. Reumont, „Andrea del S.“ (Lpz. 1835).

Sartorius, Frhr. v. Waltershausen, Georg Friedrich Christoph, Geschichtschreiber u. Nationalökonom, geb. zu Kassel 25. Aug. 1766; wurde 1786 Bibliothekbeamter daselbst, 1788 Bibliotheksekretär in Göttingen, 1794 Custos, 1802 Professor der Philosophie u. 1814 Professor der Politik; erhielt 1818 auch die Professur für die Statistik der Nassauischen Lande, ward von König Ludwig I. am 29. Mai 1827 in den erblichen bayer. Freiherrenstand erhoben u. starb zu Göttingen 24. Aug. 1828. Er hatte an den Kongressen in Wien u. Aachen Theil genommen. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Versuch einer Geschichte des deutschen Bauernkrieges zu Anfang des 16. Jahrh.“ (Berl. 1795); „Handbuch der Staatswirthschaft

nach Adam Smith" (ebd. 1796); „Geschichte des hanseatischen Bundes u. Handels" (3 Bde., Gött. 1802—8); „Von den Elementen des Nationalreichthums u. von der Staatswirthschaftsgeschichte nach Adam Smith" (ebd. 1806); „Versuch über die Regierung der Ostgothen während ihrer Herrschaft in Italien" (Hamb. 1811; franz. Par. 1812); „Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hanse" (herausgeg. von Lappenberg, 2 Bde., Hamb. 1830). Auch gab er die 2. Aufl. u. Fortsetzung von Spittler's „Entwurf der Geschichte der europ. Staaten" (Berl. 1808; 3. Aufl. 1823) heraus. — Wolfgang **S.**, Frhr. **v. W.**, Sohn des Vorigen, Naturforscher, geb. zu Göttingen 17. Dez. 1809; machte nach seinen Universitätsstudien daselbst (1830—33) im Interesse der Wissenschaft ausgedehnte Reisen u. wurde 1847 zum Prof. der Mineralogie u. Geologie an der Universität seiner Vaterstadt ernannt. Noch bereiste er 1859 Rußland, ging 1864 zum dritten Mal nach Sizilien u. hielt sich dort auch 1869—70 auf. Abgesehen von einer Reihe kleinerer Abhandlungen aus dem Gebiete der Physik, Mineralogie, Geologie u. Agronomie, wie von seiner Preisschrift „Untersuchungen über die Klimate der Gegenwart u. der Vorwelt" (Haarlem 1865) u. seiner Biographie des Mathematikers u. Physikers Gauß (Gött. 1856), betreffen seine Schriften hauptsächlich die Vulkane auf Sizilien u. Island. Seine Hauptwerke sind: „Atlas des Aetna" (8 Lief. in Folio, Weim. 1848 f.) u. „Der Aetna u. seine Umwälzungen" (2 Quartbde. mit einem Suppl. des Atlasses). Er starb zu Göttingen 16. Okt. 1876.

Sassafras, fälschlich Sassafrasholz (Lignum sassafras), richtiger Sassafraswurzel, eine Droque, die aus den starken holzigen Wurzeln eines zur Familie der Laurineen gehörigen Baumes besteht, S. officinale (*Nees*), der in ganz Nordamerika allgemein verbreitet ist. Die zu kleinen feinen Stückchen geraspelte Wurzel wird nam. zu dem sog. Holzthee verwendet; man destillirt auch aus dem S. mittels Wasserdampf ein ätherisches Oel, das Sassafrasöl, das einen starken, lange anhaftenden Geruch besitzt u. hauptsächlich zum Parfümiren von Seifen benutzt wird.

Sassaniden (d. i. Nachkommen Sassan's), eine berühmte persische Dynastie, deren Gründer Artaxerxes Sassanides (eigentlich Ardeschir Babegan, Sohn des Sassan) 226 n. Chr. den Arsaciden, die das Partherreich von 250 v. Chr. an beherrscht hatten, ein Ende machte u. nun die bisherige parthische Provinz Persien zum Mittelpunkte seines Reiches, das man das Neupersische nennt, erhob. Er stellte die alte Ormuzdreligion wieder her, u. unter ihm u. seinen Nachfolgern, von denen viele, wie Sapor, Behram Schah, Chosrev Perviz u. Jezdegerd, noch heute in den Liedern der Perser fortleben, blühte das alte Perserreich noch einmal auf u. machte bes. den Byzantinern u. Römern viel zu schaffen. Ueber vierhundert Jahre hat es gedauert u. allen Feinden Trotz geboten, bis ihm 642 der arabische Khalif Omar durch die Schlacht bei Nehavend den Todesstoß versetzte u. Persien ein mohammedanischer Staat wurde.

Sassaparille od. Sarsaparille (Radix Sassaparillae) sind die getrockneten Wurzeln verschiedener, zur Gattung Smilax gehöriger Schlingpflanzen des centralen Amerika, nam. von Smilax officinalis (*H. u. B.*) in Neu Granada u. Columbien, Smilax syphilitica (*Willd.*) in Brasilien, Smilax medica (*Schldl.*) in den Wäldern am Ostabhange der Anden 2c. Die S. ist ein Artikel des Droguenhandels u. muß in Apotheken geführt werden, wo sie in klein geschnittenem Zustande als Thee, hauptsächlich aber zu dem sog. Decoctum Zittmanni verwendet wird. Die vom Wurzelstock ausgehenden langen, dünnen Nebenwurzeln haben eine gelblich-braune od. gelblich-graue Farbe, sind federkieldick, kantig od. längsrunzelig; bald mit dünner, bald mit dickerer Rinde, die in letzterem Falle dicht mit Stärkemehl erfüllt u. daher weiß od. röthlich weiß ist; der Kern ist theils weiß, theils gelblich, zähe u. porös. Die Wurzel ist geruchlos u. schmeckt bitterlich u. schleimig, manche Sorten auch etwas scharf. Die Handelssorten werden nach dem Vaterlande od. den Ausfuhrhäfen benannt; die bekanntesten Sorten sind: die Honduras-, Caracas-, Veracruz- u. Para-S., letztere auch Lissaboner S. genannt. Außer den gewöhnlichen, in allen Wurzeln vorkommenden Bestandtheilen enthält die S. noch einen charakteristischen, indifferenten Bitterstoff, das Smilacin, welches als der wirksame Bestandtheil dieser Wurzel angesehen wird; in ganz reinem Zustande erscheint dasselbe in kleinen, weißen, warzenförmig gruppirten Krystallen.

Sassoferrato, mit seinem eigentlichen Namen Giov. Battista **Salvi,** der Maler der milden Madonnenschönheit, geb. 11. Juni 1605 in Sassoferrato (unweit Ancona); wurde zwar Anfangs von seinem Vater Tarquinio Salvi, mehr aber noch durch Domenichino u. durch die Nachahmung älterer Meister aus dem Anfange des

16. Jahrh., nam. Raffael's, aber auch durch Guido Reni gebildet. Seine selbständigen Werke, meistens Madonnen mit dem Kinde, wie sie sich fast in allen Galerien finden, sind einfach, lieblich u. oft von großer Milde des Ausdrucks, die bisweilen an Sentimentalität streift; eine treffliche Komposition, die noch die alte, strenge Anordnung befolgt, ist die „Madonna del Rosario" in S. Sabina in Rom. Er starb zu Rom 8. Aug. 1685.



Nr. 4763. Sassafras officinale.
a Zweig mit Frucht ([illegible] nat. Gr.), b mit männlicher Blüte, c mit weiblicher Blüte, d Pistill (4mal vergr.), e u. f Staubgefäß (5mal vergr.).

Sassolin, s. v. w. Borarsäure (s. „Bor"). **Satan,** s. „Teufel".

Satellit (a. d. Lat.), Trabant; in der Astronomie s. v. w. Nebenplanet (s. „Planeten").



Nr. 4764. Europäische Sassaparille (Smilax [illegible]).
a Fruchttragender Zweig, b blühender Zweig, beide [illegible] nat. Gr., c weibliche, d männliche Blüte ([illegible]mal vergr.).

Saterland heißt ein $3\frac{1}{2}$—4 □M. großer Theil des oldenburgischen Kreises Kloppenburg, bestehend aus 3 Kirchspielen u. 6 Dorfschaften mit 3—4000 E. Das Gebiet liegt zu beiden Seiten der Saterems u. stellt eine der ödesten Gegenden des deutschen Tieflandes dar. Die Dorfschaften liegen wie Oasen in den meilenlangen Heide- u. Moorstrecken, in denen das kultivirte Land etwa $\frac{1}{20}$ der Oberfläche einnimmt. Moräste, Brüche, Moore u. Bäche scheiden das S. von allen benachbarten Gebieten derartig, daß es nur auf wenigen schmalen Streifen zugänglich ist. Die friesischen Bewohner mit altsächsischer Sprache haben daher auch viel Eigenthümlichkeiten bewahrt. Ihre inneren Angelegenheiten werden durch 12 Bürgermeister verwaltet, von denen jährlich 6 ausscheiden; diese wählen ihre Nachfolger (doch nicht aus den Blutsverwandten), welche das Volk am

[illegible] zu verwalten hat; die Polizei steht unter selbstgewählten [illegible]; in ihren Gemarkungen ist freie Jagd u. Fischerei rc. [illegible] sind sie später katholisch geworden. Ihre drei Kirchspiele [illegible], Ramsloh u. Strucklingen liegen unmittelbar an der [illegible]. Die Bewohner bauen Buchweizen, züchten Schafe u. Rinder, treiben Jagd auf Sumpf- u. Wasservögel, Fischerei, Schiffahrt u. bereiten vorzügliche Butter u. Käse, welche einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bilden.

Satin (franz., spr. Ssatäng) begreift in weiterem Sinne alle atlasartigen Gewebe, mögen sie aus Seide, Wolle od. Baumwolle hergestellt sein, bei denen die Kettenfäden nur an einzelnen, zerstreuten Punkten gebunden sind, daher zum größten Theile oben liegen u. einen Spiegel bilden. In engerem Sinne heißt nur der Seidenatlas S. Zu den baumwollenen S.s gehört das sog. engl. Leder, zu den Wollsatins die Lastings.

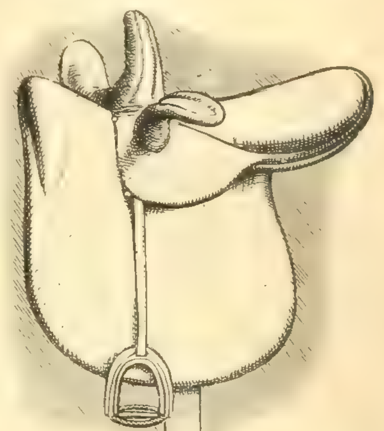
u. zur Besserung anzuregen. Diese Wirkung wird um so eher erzielt, wenn sich der Satiriker von pedantischen Mahnungen fern hält u. vielmehr die natürliche Komik hervortreten läßt, die in den Thatsachen selbst liegt. Uebertriebene Schilderung der Gebrechen macht die S. zur Karikatur, die wol komisch, aber nicht belehrend wirkt; bloße Verspottung, die nicht zugleich das entgegengesetzte Ideal durchblicken läßt, verdüstert u. entmuthigt (dies der Hauptmangel der S. Juvenal's). Müßig ist der Streit, welcher Dichtungsgattung die S. eigentlich angehöre. Sofern sie Zustände schildert, ist sie episch; sofern sie belehren u. veredeln will, didaktisch. Uebrigens aber ist sie an keine bestimmte Form gebunden: die politischen Komödien des Aristophanes sind eben so gut S. in weiterem Sinne wie die Kultur- u. Zeitbilder des Horaz u. Juvenal. Auch die Fabel, das Epigramm, die poetische Erzählung, der Brief, das komische Epos (z. B. Zachariä's „Renommist") können als Einkleidung der S. dienen.



Nr. 4765. Englischer Sattel.



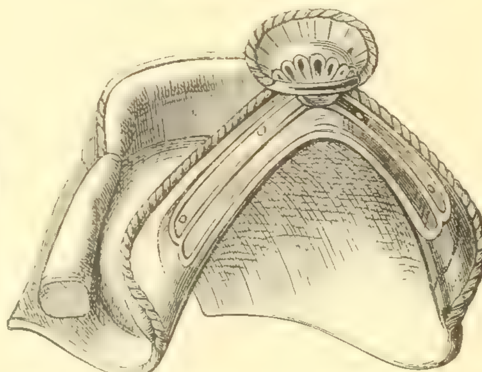
Nr. 4766. Ungarischer Sattel.



Nr. 4767. Damenquersattel.



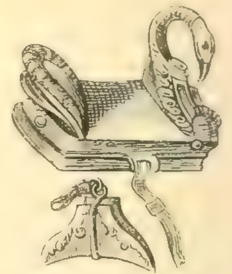
Nr. 4768. Französischer Sattel.



Nr. 4769. Sattel aus der Zeit Maximilian's I.



Nr. 4770. Schulsattel.



Nr. 4771. Sattel u. Steigbügel des Sultans Tippo Sahib von Mysore.

Satiniren, das, ein Appreturverfahren, um dem Papier eine glatte, glänzende Oberfläche zu geben. Man hat dazu besondere Satinirmaschinen, bei denen die zwischen glatte Zinkplatten (Preßbleche) gelegten Bogen durch zwei eng gestellte, in entgegengesetzter Richtung laufende Walzen hindurchgetrieben werden, wobei sie eine bedeutende Pressung erfahren. Bessere Wirkung lassen noch die sog. Calander erreichen, welche zwei je aus einer glatten Stahl- u. einer abgeschliffenen Papiermaché-walze bestehende Walzenpaare enthalten, die von den Bogen ohne Zwischenschaltung von Satinirblechen nach einander passirt werden, sodaß beide Seiten mit einer polirten Stahlwalze in Berührung kommen.

Satire (vom altlat. satura, spätere Form satira; daher ist es falsch, Satyre zu schreiben), d. i. eine mit allerlei Früchten angefüllte Schüssel, in weiterem Sinne ein Gemengsel mannichfachen Inhalts. Dieser Name wurde dann auf die mehr od. weniger humoristischen Reden übertragen, die im Verlaufe der alten röm. Schauspiele extemporirt wurden. Daraus endlich entwickelte sich die S. als besondere Dichtungsgattung, d. h. zunächst als Behandlung vermischter Stoffe moralischen od. geschichtlichen Inhalts. Diese ursprüngliche Art der S., wie sie im ernsten Ton von Ennius u. dessen Neffen Pacuvius ausgebildet wurde, entwickelte sich schließlich zum Spottgedicht, in welchem Sinne das Wort noch jetzt gebräuchlich ist. Doch gehört zum Begriff der echten S., wie sie zuerst von dem röm. Ritter Lucilius († 103 v. Chr.) begründet, dann von Horaz, Persius u. Juvenal ausgebildet worden ist, daß sie sich von persönlicher Verhöhnung od. gar Verleumdung fern zu halten hat; ihre Aufgabe ist vielmehr, durch die Verspottung der Thorheiten, Gebrechen u. Laster eines ganzen Zeitalters od. einzelner Gesellschaftsklassen zum Nachdenken

Musterbilder der S. im großen Stil, weil auf tiefer Menschenkenntniß beruhend, sind unter anderen das Thierepos „Reineke Fuchs", Sebastian Brand's „Narrenschiff", die meisten Schriften Fischart's u. Ulrich's von Hutten, der „Don Quixote" des Cervantes, Swift's „Reisen Gulliver's", Sterne's „Tristram Shandy", einige Schriften Jean Paul's rc. Dagegen arten Pope's S.n bei allem glänzenden Witz zu sehr in persönliche Verhöhnung aus, ebenso z. B. Voltaire's „Jungfrau von Orleans" in die gemeine Herabziehung des Idealen. Rabener's S.n ermüden durch die beständige Anwendung der direkten Ironie. In neuerer Zeit ist die S. als besondere Dichtungsgattung fast ausgestorben; dagegen bildet sie den eigentlichen Zweck mehrerer hervorragender Romane, z. B. des „Münchhausen" von Immermann, einiger Romane von Dickens, Thackeray u. A.

Satisfaktion (a. d. Lat.), Genugthuung, Befriedigung, auch Schadloshaltung; besonders im Duell gebräuchlich.

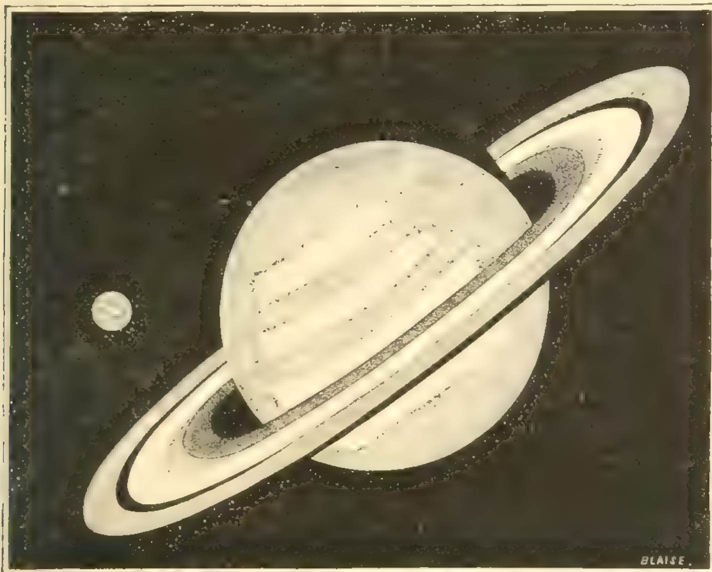
Satrapen hießen im alten Pers. Reiche die Statthalter; Satrapie s. v. w. Statthalterschaft.

Sattel heißt der Sitz, welcher dem Pferde, Esel rc. aufgelegt wird, um dem Reiter Festigkeit gegen die Bewegungen des Thieres u. die Möglichkeit der Einwirkung auf dasselbe zu gewähren. Ein **Packsattel** dient zur bequemen Befestigung des Gepäcks. An alle Sättel ist zunächst die Anforderung zu stellen, daß sie das Thier nicht verletzen u. zu dem für Kavallerie u. Artillerie so verderblichen Satteldruck führen. Gegen denselben schützt nur Sorgfalt im Anpassen des S.s u. Sorgfalt im Satteln selbst; darum ist nichts unterzugurten, was drücken könnte rc. Das beste Mittel zur Heilung eines Satteldrucks ist Kühlen mit Eis u. Freilassung der gedrückten Stelle bis zur Heilung. — Die griech. Reiterei hatte statt

des S.s nur eine aufgegurtete Decke (ἐφίππια) ohne Steigbügel. Ein Gleiches gilt von den Römern. Eigentliche Sattel erscheinen erst zur Zeit des Kaisers Theodosius; sie waren von Holz, mit Eisen beschlagen, eng u. hoch, sog. Stuhlsättel, wie sie die Orientalen noch heute reiten. Steigbügel sollen etwa im 6. Jahrh. eingeführt worden sein.

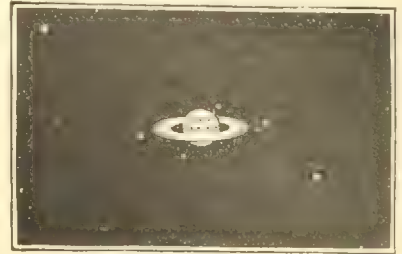
Sättigen, Sättigung. Diese Ausdrücke werden zur Bezeichnung verschiedener Vorgänge gebraucht; so nennt man eine Flüssigkeit gesättigt, wenn sie bei einer bestimmten Temperatur so viel von einem starren Körper, z. B. einem Salze, aufgenommen hat, daß sich nichts mehr von diesem letzteren aufzulösen vermag. Man spricht dann von einer gesättigten Lösung. Eine solche Lösung ändert aber ihr Sättigungsvermögen, sobald die Temperatur sich ändert, u. ist dann entweder nicht mehr gesättigt od. es scheidet sich ein Theil des gelösten Stoffes, dessen Menge zu dem Sättigungsvermögen bei der betreffenden Temperatur in einem gewissen Verhältnisse steht, in starrer Form wieder aus. In anderem Sinne gebraucht man das Wort S. in Beziehung auf die Basen u. Säuren; beide sättigen sich gegenseitig u. bilden zusammen Salze (s. d.); die hierzu nöthige Menge richtet sich nach den Aequivalenten der betreffenden Basen u. Säuren.

Saturation (Saturatio) bedeutet so viel als Sättigung (s. d.). In der Pharmazie versteht man unter S. eine Flüssigkeit, die durch Sättigung von kohlensaurem Kali mit Essig od. auch mit Citronensaft entsteht, demnach in ersterem Falle essigsaures, in letzterem dagegen citronensaures Kali enthält.



Nr. 4772. Saturn und Erde in ihrem wahren Größenverhältniß.

Saturn, von Alters her schon in der Astronomie der Name des zweitgrößten der Planeten (s. d.). Der S. hat eine mattweiße Farbe u. helle u. dunkle Streifen, die aber breiter u. weniger scharf begrenzt als die Streifen des Jupiter sind. Auch bemerkt man dunkle Flecken, aus deren Fortrücken man auf eine Dauer der Achsendrehung von 10 Stunden 29 Minuten geschlossen hat. Die mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 191 Millionen geographische Meilen, seine Umlaufszeit um die Sonne 29 Jahre 154 Tage $16\frac{1}{2}$ Stunde. Sein Aequatorialdurchmesser ist 16,680 Meilen. Die Abplattung an den Polen ist bedeutend. Sie beträgt $\frac{1}{10}$ des Durchmessers. Sein Rauminhalt ist das 770fache von dem der Erde, die Dichte seiner Masse beträgt dagegen nur 0,12 von der der Erde. Die Schwere wirkt an seiner Oberfläche nahe eben so stark wie an der der Erde. 1 Kg. hier würde auf dem S. einen Druck ausüben wie bei uns 1,1 Kg. Der S. ist merkwürdig durch einen frei über seinem Aequator schwebenden Ring, der sich, bei starker teleskopischer Vergrößerung betrachtet, in ein System mehrerer konzentrischer Ringe auflöst. Dieses Ringsystem ist ganz bes. deswegen interessant, weil es ein kaum zu widerlegender Beweis dafür ist, daß die Planeten in ihrer Entwicklung den Zustand flüssiger u. heftig rotirender Massen durchgemacht haben müssen, in welchem Zustande nicht nur infolge der Centrifugalkraft die Pole sich abplatteten, sondern auch äquatoriale Massen sich ganz u. gar losrissen u. entweder für sich Monde bildeten od. aber, solange keine Veranlassung zu einer Zerreißung vorlag, als zusammenhangende Ringe noch den Hauptkörper umgaben. Beim S. besteht dieses letztere Stadium zur Zeit noch. Seine schwer zu bestimmende Dicke wird zwischen 9 u. 30 Meilen angegeben. Die Ringe werden von der Sonne erleuchtet u. erscheinen uns manchmal ihrer Lage wegen sehr breit, manchmal nur als feine, verschwindende Lichtlinie, letzteres alle $14\frac{3}{4}$ Jahre (vgl. Bd. I. „Astronomie“ Nr. 956, „Bewegung des S. u. seiner Ringe um die Sonne“). Außerdem ist der S. von 8 Monden umgeben (s. „Planeten“). Den 6. entdeckte Huyghens im J. 1655, den 8., 5., 4. u. 3. Cassini gegen Ende des 17. Jahrh.; den 1. u. 2. Herschel 1787 u. 1789; den 7. endlich Lassell u. Bord 1848. Die Bahnen derselben sind nahe kreisförmig u. fallen mit Ausnahme der des 8. nahe mit der Ringebene zusammen. Ihre Umlaufszeiten gehen von 23 Stunden bis zu 79 Tagen 8 Stunden, ihre Abstände von reichlich 3 bis zu reichlich 64 Saturnshalbmessern.



Nr. 4773. Saturn und seine Trabanten.

Saturnalien (lat. Saturnalia), ein altitalisches Fest, welches zu Ehren des Saturnus in Rom am 17. Dez. gefeiert wurde; es dauerte offiziell drei Tage (Saturnalia prima, secunda, tertia). Man gab sich während dieser Zeit einer heitern, allgemeinen Freude hin im Andenken an das Goldene Zeitalter, das unter des Saturnus (s. d.) Regierung geherrscht haben sollte; kurz, es war eine Art von Karneval, den auch das Volk gern über die festgesetzte Zeit ausdehnte. Auch pflegte man sich bei diesem Feste gegenseitig Geschenke zu machen, dieselben aber mit witzigen, stichelnden u. neckenden Verschen zu begleiten.

Saturnus (ursprünglich Saeturnus od. Saiturnus von der Wurzel sa, von der auch serere, d. h. säen, gebildet ist), der altital. Gott der Saaten u. Fruchtbarkeit des Bodens überhaupt; seine Gemahlin ist daher die Erdgöttin Ops. Später identifizirte man ihn mit dem griech. Kronos, dem Sohne des Uranos u. der Gäa, dem jüngsten der Titanen, der sich mit seiner Schwester Rhea (s. d.) vermählte. Zeus stürzte den Kronos, der durch die Künste der Ge od. der Metis gezwungen ward, die verschlungenen Kinder wieder auszuspeien. Nach einer Anschauung liegt Kronos mit den übrigen Titanen im Tartaros eingekerkert; nach einer anderen herrscht er mit Rhadamanthys auf den Inseln der Seligen. Da auch Kronos ursprünglich ein Gott des Feldbaues gewesen zu sein scheint, so erklärt sich seine Vermischung mit S. Unter der Weltregierung des Letzteren sollte das sog. Goldene Zeitalter, in dem die Menschheit ohne Lug u. Trug u. ohne Sorge für das tägliche Brot friedlich dahin lebte, geherrscht haben. Die spätere röm. Sage ließ ihn König von Latium werden.

Satyriasis ist eine Form von Geistesstörung bei Männern, die als sog. erotische Manie unter heftiger geschlechtlicher Aufregung auftritt, von der einfachen Freude an lasciven Unterhaltungen an bis zu sexuellen Exzessen sich steigernd. Der Kranke zeigt sich schamlos in Worten u. Handlungen. Bisweilen entwickelt sich diese Krankheit, die man auch als „Erotomanie“ bezeichnet, aus der religiösen Melancholie; sie steigert sich nicht selten zu einer furiösen Manie und endet mit Blödsinn.



Nr. 4774. Saturnusbüste. (Aus dem Vatikan.)

Satyrn (griechisch Σάτυροι) sind in der Mythologie dämonische Wesen, welche in Wäldern u. Feldern ein üppiges u. ausgelassenes Naturleben führen, träge und ohne Anstelligkeit zur Arbeit, lüstern den Nymphen nachstellend, Tanz u. Spiel liebend. Sie sind dem Weine ergeben u. beständige Begleiter des Dionysos. Ihre Attribute sind der Thyrsosstab, Flöten u. andere musikalische Instrumente, Weinschläuche u. Trinkgefäße. Ihre Gestalt ist ein Gemisch aus Menschengestalt u. Thiergestalt. Thierohren, eine Art von platter Bocksnase 2c. haften ihnen an; zuweilen auch

Bildwerk, wo sie mit den Faunen (s. „Faunus“) identifizirt sind. Auch da, wo sie in rein menschlicher Gestalt in der Kunst vorgeführt werden, bemerkt man hörnerartige Erhöhungen am Kopfe od. einen Ansatz zu einem Schwänzchen od. gespitzte Ohren. Am idealsten ist die Darstellung des im kapitolinischen Museum befindlichen, vermuthlich nach Praxiteles in Marmor gearbeiteten Satyr.

Satyrspiel nennt man ein von den Griechen ausgebildetes Drama, welches aus dem Leben der Satyrn (s. d.) seinen Stoff zog u. in welchem demzufolge auch die Satyrn den Chor bildeten. Der Natur des Stoffes gemäß waren diese Dramen derb komisch u. ausgelassen. Zur Zeit der kunstmäßig ausgebildeten Tragödie pflegte man im Andenken daran, daß die gesammte Tragödie od. das gesammte Drama eigentlich aus derartigen, dem Dionysos geweihten Spielen u. Chören entstanden war, einer Trilogie (d. h. einem Komplex von drei ursprünglich in sich zusammenhängenden Tragödien) ein Satyrdrama anzuhängen, als eine Art von Nachspiel. Man nannte daher auch eine Trilogie nebst einem solchen Nachspiele Tetralogie. Aeschylos galt auf diesem Gebiete als erster Meister. Erhalten ist aber nur vom Euripides das „Kyklops“ betitelte S. Später kam man mehr u. mehr davon zurück, u. wir kennen Tetralogien, in denen das vierte Stück an der Stelle des S.s gleichfalls den Inhalt einer Tragödie hatte (so z. B. die „Alkestis“ des Euripides, die als viertes Stück der Trilogie „Kressae“, „Alkmaeon“ u. „Telephos“ hinzugefügt war). Uebrigens hat psychologisch die Vorliebe für jene groben u. rohen Scherze nach dem Anhören ernster u. erhabener dramatischer Leistungen für uns etwas Unverständliches, u. hat dieser Punkt auch zu vielfachen Erörterungen Veranlassung gegeben.

Satz in grammatischem Sinne ist der Ausdruck eines Gedankens in der Form eines Urtheils. Das letztere entsteht dadurch, daß von irgend einem Begriff (dem Subjekt) eine Handlung, Eigenschaft od. ein Zustand ausgesagt wird (Prädikat). Jeder vollständige Satz muß somit aus Subjekt u. Prädikat (s. diese) bestehen. Das einfache, für sich verständliche Urtheil bildet den einfachen od. Hauptsatz; ein Urtheil dagegen, welches erst durch die Verbindung mit einem Hauptsatze verständlich wird, bildet einen Nebensatz. Durch die Verknüpfung von Haupt- u. Nebensätzen entsteht der „erweiterte Satz“ od. die Periode (s. d.). Der Theil der Grammatik, der den richtigen Satz- u. Periodenbau lehrt, heißt Syntax. — In der Musik bedeutet S. od. Tonfolge den Tonsatz, insbesondere den grammatikalischen Theil derselben, die Lehre von der Harmonie u. dem Kontrapunkte. Die Regeln des Reinen S.es machen, als von der Natur u. dem Wesen des Tones u. der Tonverbindung abgezogen, die Grundlage aller Tonsetzkunst aus.

Saubohne (Vicia Faba), auch Acker-, Puff- u. Pferdebohne; ein zu den Schmetterlingsblütlern od. Hülsengewächsen zählendes Sommergewächs, welches aus der Gegend des Kaspisees stammt. In allen seinen Theilen von ausgezeichneter Kräftigkeit, erscheint es mit fast eirunden Blattfiedern, blattwinkelständigen Blumenstielen, großen rothen oder weißen Schmetterlingsblumen, dicken Schoten u. fast eckigen, großen Samen. Im Juni u. Juli blühend, wird diese nahrungsreiche, als Futterpflanze ebenso wie als Hülsengewächs hochgeschätzte Pflanze allseitig in fast allen Theilen unsres Vaterlandes kultivirt. Als Nahrungsmittel für Menschen ist die Frucht allerdings schwer, dagegen eignet sie sich um so vortrefflicher zur Mästung der Rinder u. Schweine, woher ihr Name; sie wird auch viel als Gründünger gebaut. Man kennt von ihr eine Menge von Spielarten, von denen einige, z. B. die Windsorbohne, sich besser für den Tisch eignen als die Stammform.

Sauce (frz., spr. Szohß', v. lat. salsus, gesalzen; eigentlich eine Salzbrühe, im Allgemeinen eine Tunke zu Speisen; auch nennt man so die Beize, mit welcher man den Tabak, bes. den Schnupftabak, anmacht.

Saucisse (frz., spr. Szoßiß'), eine kleine Bratwurst.

Sauerampfer (Rumex Acetosa), eine Pflanzengattung aus der Familie der Polygoneen, ausgezeichnet durch stattlichen, über 1 m hohen Wuchs bei schlankem, gefurchtem Stengel mit ansehnlichen, langgestielten, pfeilförmigen Blättern, schlaffer, ästiger, röthlicher Blumenrispe, welche in allen Theilen der Pflanze einen angenehmen sauren, kleesäurehaltigen Saft führt. Letztere Eigenschaft hat den S. in Südeuropa u. nam. in Frankreich zu einem beliebten Gemüse erhoben, wozu man die Blätter verwendet, während man die Wurzel zum Rothfärben benutzt. Die Pflanze wächst bei uns häufig auf Wiesen u. bringt auf ihren Stengeln bald weibliche, bald männliche Blumen hervor, so daß man sie zweihäusig nennen kann. Eine zweite ähnliche Art ist der römische S. (R. scutatus), eine dritte der Gartenampfer (R. Patientia), welche auch als Gemüse dienen. Letzterer, bes. in England kultivirt, stammt aus Italien u. hat eiförmige Blätter mit wellenförmigem Rande; ersterer, im Süden Deutschlands wild, hat meergrüne od. bläuliche, spießförmige, viel kleinere Blätter auf niederliegendem, besonders Mauern u. Felsen liebendem Stengel.

Sauerbrunnen od. Säuerlinge werden diejenigen Mineralwässer genannt, welche sich durch einen großen Gehalt von freier Kohlensäure auszeichnen u. infolge davon einen säuerlich prickelnden Geschmack besitzen; enthalten sie ferner noch viel doppelkohlensaures Natron, so bezeichnet man sie als alkalische Säuerlinge. Die wichtigsten S. sind: Ems, Fachingen, Geilnau, Gleichenberg, Heppingen, Landskron, Reinerz, Salzbrunn, Selters, Schlangenbad, Vichy. Diejenigen Mineralwässer, welche neben viel freier Kohlensäure einen wesentlichen Gehalt von kohlensaurem Eisenoxydul haben, führen den Namen Stahlwässer (s. d.).

Sauerdorn, s. v. w. Berberis. **Sauerklee,** s. „Oxalis“.

Sauerland, d. i. Süderland, heißt die vom Plateau von Winterberg westl. sich erstreckende Gebirgslandschaft, welche, zwischen Sieg u. Eder im S. u. zwischen Ruhr im N. gelegen, den größten Theil des Lennegebiets (daher auch Lennegebirge genannt) umfaßt, u. vorzugsweise die westfälischen Kreise Meschede, Olpe u. Altena bildet. Es ist ein Glied des niederrhein. Schiefergebirges u. zerfällt selbst wieder in einzelne Glieder, von denen das Ebbegebirge im Kreise Altena das bekannteste ist. Seine mittlere Höhe beträgt 3—400 m.; nur wenige Berge erheben sich in der plateauartigen Landschaft bis über 500 m. Das S. gehört zu den unergiebigsten Strichen der Provinz Westfalen; nicht die Hälfte des Bodens ist kultivirt, über 50 % sind Wald u. Unland. Doch ist das ganze Gebiet reich an Eisen; auch finden sich Kupfer, Schiefer, Marmor ꝛc. Im weiteren Sinne bezeichnet man mit S. den ganzen gebirgigen Theil des südl. Westfalens von der Ruhr bis an die Südgrenze der Provinz.

Sauerstoff (**Lebensluft,** Oxygen, Oxygenium), einer der wichtigsten chemischen Grundstoffe, der als ein Bestandtheil der atmosphärischen Luft zum Leben der Menschen, Thiere u. Pflanzen unerläßlich nöthig ist. Der S. gehört zu den permanenten Gasen, d. h. zu denjenigen, welche für sich allein weder durch Druck noch durch Abkühlung verdichtet werden konnten. Seine äußeren Eigenschaften sind von denen der uns umgebenden Luft nur wenig verschieden, so wie letztere ist er durchsichtig, farblos, geruch- u. geschmacklos; dagegen besitzt er ein etwas höheres spezifisches Gewicht als diese, nämlich wenn Luft = 1, ist S. = 1,1056. Setzt man das spezifische Gewicht des Wasserstoffs = 1, so wird das des S.s durch 16 ausgedrückt; dies Gas ist also gerade 16 Mal schwerer als Wasserstoff. Das Lichtbrechungsvermögen des S. ist etwas geringer als das der Luft u. verhält sich zur Strahlenbrechung der letzteren wie 0,8616 zu 1. Das chemische Zeichen des S.s ist O, sein Aequivalent = 8, sein Atomgewicht = 16. Vom Wasser wird der S. nur wenig absorbirt, vom Alkohol gar nicht. Der S. läßt sich selbst nicht entzünden, unterhält aber das Verbrennen anderer Körper in hohem Grade; alle Körper, die schon in der gewöhnlichen Luft brennen, verbrennen im S. mit viel stärkerem Glanze. Der S. gehört zu denjenigen Stoffen, die auf der Erde nicht allein ganz allgemein verbreitet sind, d. h. überall vorkommen, sondern auch zu denjenigen, die in größten Mengen angetroffen werden; denn wenn er auch nur $^1/_5$ der atmosphärischen Luft ausmacht, so bildet er doch dem Gewichte nach den Hauptbestandtheil des Wassers (88,889 S. u. 11,111 Wasserstoff); er findet sich ferner, mit anderen Elementen zu festen Verbindungen vereinigt, in fast allen Gesteinen unserer Gebirge u. ist ein konstituirender Bestandtheil der gesammten organischen Welt. — Den Namen S. hat dieses Gas erhalten, weil es sich mit verschiedenen Körpern zu sauer schmeckenden Verbindungen zu vereinigen vermag, so z. B. mit Phosphor, Schwefel u. dgl., ebenso auch, weil es derjenige Bestandtheil der Luft (Stickstoff u. S.) ist, welcher das Sauerwerden verschiedener Flüssigkeiten, z. B. Bier, Wein, Milch veranlaßt. — Methoden, um das Sauerstoffgas zu gewinnen, giebt es viele; für chemische Laboratorien wird es am bequemsten durch Glühen von chlorsaurem Kali, für den Fabrikbetrieb am billigsten durch Glühen von Braunstein hergestellt. Der S. wurde im J. 1774 ungefähr gleichzeitig von Priestley in England u. Scheele in Schweden entdeckt; aber erst Lavoisier war es, der 1789 nachwies, daß bei der Verbrennung der Körper in Luft sich S. mit jenen vereinige; er war es auch, der der Gasart den Namen Oxygen gab, während Scheele das von ihm entdeckte Gas Feuerluft, Priestley aber, der damals über die Verbrennung herrschenden Ansicht gemäß, dafür den Namen dephlogistisirte Luft wählte. — Man kann den S. auch in einen dichteren Zustand versetzen, in einen eigenthümlichen allotropischen Zustand umwandeln, den man mit dem Namen aktiven S. od. Ozon belegt hat. In ganz reinem Zustande hat man jedoch dieses Ozon bis jetzt noch nicht herstellen können, da man es immer nur gemengt mit gewöhnlichem S. erhält. Das Ozon unterscheidet sich von dem gewöhnlichen S. dadurch, daß es einen eigenthümlichen, durchdringenden Geruch besitzt u. die Athmungsorgane stark reizt. Luft, welche in 1,000,000 Theilen noch 1 Theil Ozon enthält, besitzt noch einen deutlichen Geruch darnach. Ferner unterscheidet sich das Ozon von dem gewöhnlichen S. noch durch sein viel stärkeres Oxydationsvermögen; so vermag das Ozon Silber

direkt in braunes Silberhyperoxyd umzuwandeln, Ammoniak zu salpetersaurem Ammoniak zu oxydiren, Jod aus Jodiden abzuscheiden ꝛc. Diese stark oxydirende Eigenschaft des Ozons ist insofern von hoher Wichtigkeit, als dadurch die Luft fortwährend rein erhalten wird, indem eine Menge in die Atmosphäre gelangende schädliche u. riechende Stoffe auf diese Weise rasch beseitigt u. unschädlich gemacht werden. In der Luft finden sich nämlich beständig sehr kleine Mengen von Ozon, die aber zu Zeiten starken elektrischen Spannungsverhältnisses, nam. bei Gewittern u. heftigen Stürmen, sich beträchtlich vermehren können. Der eigenthümliche schwefelartige Geruch nach dem Einschlagen des Blitzes in ein Gebäude rührt nicht vom Schwefel, sondern vom Ozon her. **Schönbein** war der Erste, der 1840 zeigte, daß der sog. elektrische Geruch, welcher beim Reiben der Elektrisirmaschine auftritt, einer eigenthümlichen gasförmigen Materie zukomme, die auch bei der Elektrolyse des Wassers erzeugt werde; er nannte dieses Gas Ozon. In viel größerer Menge als bei der gewöhnlichen Elektrisirmaschine tritt das Ozon bei der Ingangsetzung der neuen Holtz'schen Influenzmaschine auf. Außer auf elektrischem u. elektrolytischem, kann aber Ozon auch noch auf chemischem Wege gebildet werden, so z. B. dadurch, daß man Phosphor bei Gegenwart von wenig Wasser in großen Gefäßen der Luft darbietet, od. indem man krystallisirtes übermangansaures Kali mit konzentrirter Schwefelsäure vermischt. Ferner haben manche ätherische Oele, nam. Terpentinöl, die Eigenschaft, bei längerer Berührung mit Luft, sich mit S. zu beladen u. diesen zu ozonisiren. Solches **ozonisirtes Terpentinöl** wirkt auf organische Farbstoffe stark bleichend u. wird auch in der Praxis zum Bleichen von Knochen u. Elfenbein für die Tasten der Pianoforte verwendet, da man für diesen Zweck kein anderes Bleichmittel anwenden kann. Beim Erhitzen auf ca. 250° C. geht das Ozon wieder in gewöhnlichen S. über; hierbei findet eine Volumenvermehrung um die Hälfte statt. Hätte man ganz reines Ozon, so würde die Volumenvermehrung wahrscheinlich noch größer sein. Man ist daher der Ansicht, daß das Ozon ein verdichteter S. ist, bedingt durch eine besondere Molecularkonstruktion desselben, indem wahrscheinlich das Molecül des Ozons aus drei Atomen S. besteht. Nach **Schönbein** existiren zwei Arten von aktivem S., die er mit +O u. —O, od. **Ozon** u. **Antozon** bezeichnete, u. welche bei ihrer Vereinigung gewöhnlichen S. geben; jetzt nimmt man jedoch an, daß das Antozon Wasserstoffhyperoxyd ist. Vor einigen Jahren wurde Ozonwasser, ein Wasser, das Ozon enthalten sollte, in den Handel gebracht u. als Medikament empfohlen. Dieses Wasser soll jedoch kein Ozon, sondern Wasserstoffhyperoxyd enthalten haben.

Sauerteig od. **Sauer** ist ein durch Anrühren von Roggenmehl mit Wasser erhaltener Teig, der durch mehrtägiges Stehenlassen in die saure Gährung übergegangen ist; die Ursache der saueren Beschaffenheit liegt in einem Gehalte von Milchsäure. Man benutzt den S. zur Erregung der Gährung des Brotteigs.

Säugethiere, Mammalia, Mammifera, die höchstorganisirte Klasse der Wirbelthiere, charakterisirt durch die, bei manchen zwar sparsame, in keinem Falle jedoch ganz fehlende Behaarung (daher auch **Haarthiere** genannt), durch warmes rothes Blut, ein Herz mit zwei Kammern u. zwei Vorkammern, Lungenathmung, einen die Brusthöhle von der Bauchhöhle scheidenden queren Muskel (das Zwerchfell) u. zumeist 4 Extremitäten (daher auch vulgär „vierfüßige Thiere" genannt). Ihre Embryonen entwickeln sich in der Mutter u. werden meist durch Vermittelung einer **Placenta** (Mutterkuchen) ernährt. Die neuere Systematik unterscheidet hiernach aplacentale S. (solche ohne Placenta, nämlich das Schnabelthier, den Ameisenigel u. die Beutelthiere) von den übrigen, den placentalen. Die lebendig geborenen Jungen werden gepflegt u. mit der Milch der Mutter gesäugt. Bei großer Uebereinstimmung im innern Baue zeigen die S. eine große Verschiedenheit im Aeußern u. hiernach eine bedeutende Mannichfaltigkeit in ihren Bewegungen, ihrem Aufenthalt u. ihrer Lebensweise überhaupt. Es giebt gehende, springende, kletternde, grabende, schwimmende, fliegende S. Viele wandern, andere halten Winterschlaf, manche bauen sich Nester. Die Artenzahl der lebenden beträgt 2300, wovon allein 700 auf die große Ordnung der Nagethiere kommen. Sie sind über die ganze Erde verbreitet, manche nur auf gewisse Gegenden beschränkt. Von fossilen S.n kennt man bis jetzt 800 Arten; die frühesten Reste sind solche von Beutelthieren, zwischen Keuper u. Lias; zahlreiche pflanzenfressende Hufthiere waren in der Tertiärzeit verbreitet. Der Nutzen der S. für den Menschen ist ein sehr mannichfaltiger; Haut, Haar, Wolle, Hörner, Klauen, Knochen, Fleisch, Fett, Milch, Blut, Dünger werden verwerthet; auch arbeiten S. als Zug-, Last-, Reit- u. Jagdthiere, od. als Wächter, od. als Vertilger schädlichen Ungeziefers. Einige liefern Arzneistoffe. Ihres Nutzens wegen werden viele S. als Hausthiere gezüchtet. Unter die schädlichen S. sind bes. Nagethiere u. Fleischfresser zu zählen. Nach dem Baue der Zehen zerfällt die Säugethierklasse in die Hauptgruppen der **Zehensäugethiere** (Digitata), bei denen die Vorder- u. Hintergliedmaßen freie, bewegliche Zehen mit Plattnägeln od. Krallen haben; **Hufsäugethiere** (Ungulata), bei welchen die Endglieder der Zehen mit einem od. mehreren Hufen umkleidet sind, u. **Flossensäugethiere** (Pinnipedia) mit flossenartig verwachsenen Vorder- u. Hintergliedmaßen. Hauptsächlich nach dem Verhalten des Gebisses zerfallen diese in folgende Ordnungen: Zehensäugethiere sind die Affen, Halbaffen, Fledermäuse, Fleischfresser, Insektenfresser, Nager u. Zahnarme; Hufsäugethiere die Einhufer, Zweihufer od. Wiederkäuer u. Vielhufer od. Dickhäuter; Flossensäugethiere die Wale u. Robben.

Säugling ist das in der frühesten Periode des Lebensalters stehende Kind; diese Periode, das sog. Säuglingsalter, umfaßt die Zeit von der Geburt bis zur Entwöhnung, resp. bis zum Erscheinen der Zähne. Sie ist hinsichtlich des Wachsthums u. der Entwicklung eine ungemein wichtige insofern, als sie bei der Zartheit der Konstitution des Körpers eine große Sorgfalt in der Pflege erfordert. Viele Theile des Organismus harren noch der Ausbildung. Die Athmung des S.s geht etwa 30mal, Puls u. Herzschlag 110—150mal in der Minute vor sich; die Körperwärme ist 37—37½° C. Das Körpergewicht des neugeborenen Knaben beträgt durchschnittlich 4,0, des neugeborenen Mädchens 3,25 Kg.; während der ersten Tage nimmt das Gewicht um etwa 200 Gr. ab, gelangt bis zum 9. Tage auf die ursprüngliche Höhe, nimmt hierauf um 20—25 Gr., vom 5. Monat an 10—15 Gr. täglich zu; am Ende des ersten Jahres wiegt durchschnittlich der Knabe 10,0, das Mädchen 9,3 Kg. Die Länge des Körpers beträgt nach der Geburt 42—49 cm. u. vermehrt sich während des ersten Lebensjahres durch das Wachsthum um 16—20 cm. Da die Körperwärme des S.s noch nicht so gleichmäßige Verhältnisse zeigt wie später, auch die Haut für Einflüsse der Temperatur noch sehr empfänglich ist, so hat man bei der Pflege des Kindes auf möglichst gleichmäßiges Warmhalten zu achten, doch wird darin oft zu weit gegangen durch zu dichtes Einpacken in Kissen; da die Gliedmaßen sich frei entwickeln sollen, so darf man das Kind nicht zu fest einschnüren. Eine der ersten Anforderungen ist die sorgsamste Reinlichkeit; deshalb tägliches Baden in Wasser von 35° C. (28° R.) 5—10 Minuten lang. Das heftige Wiegen od. Schaukeln des Kindes ist schädlich u. verwöhnt es zum mindesten. Die beste Ernährung des Kindes in diesem Alter ist das **Saugen** (Stillen) durch die Mutter; nur dann, wenn diese das Kind durch eigene Krankheit, Mangel an Milch ꝛc. selbst an ihrer Brust zu ernähren verhindert ist, soll man eine Amme annehmen od. im Nothfalle das Kind künstlich mit Kuhmilch (mittels der Ziehflasche) nähren. Während der ersten Tage liefern die Brüste eine dünnere, etwas abführende Milch (Colostrum). 6—12 Stunden nach der Geburt od. im letzten Drittel des ersten Tages soll das Kind an die Brust gelegt werden, damit es das Saugen lerne; nach ungefähr 2 Stunden muß das Kind abermals trinken, späterhin wird es nach u. nach nur aller 3 Stunden ernährt. Die Mutter hat sich während der Säugungszeit vor jeder geistigen u. körperlichen Aufregung zu hüten. Eine stillende Mutter od. Amme darf nur gut ausgebackenes Weiß- u. Schwarzbrot, Butter, einfache Mehlspeisen, gekochte Eier u. Eierspeisen genießen, von Gemüsen alle, die nicht blähend wirken, z. B. Karotten, Blumenkohl, grüne u. getrocknete Erbsen, auch Linsen in Form von Puré, Kartoffeln ꝛc.; von Fleischspeisen vorzugsweise gebratenes Ochsen-, Hammel- u. Kalbfleisch, Kalbsmilch, Hasen-, Reh- u. Hirschbraten, Wildpret, Tauben, Hühner, Rebhühner, Forellen, Hecht, Schellfisch, frische Austern; von Obst: Kompot aus frischen u. getrockneten Früchten, doch nicht in großer Menge. Zu vermeiden sind alle mit Essig zubereiteten Speisen, alles Fett, alle Gewürze, süßer Kuchen u. ähnliches Backwerk; von Gemüsen: Hülsenfrüchte, Kohl, Spargel; von Fleischspeisen: Schweinefleisch, Enten- u. Gänsebraten, Pökel- u. Rauchfleisch, alle fetten Fischarten (Aal, Lachs ꝛc.), jedes saure Obst, die verschiedenen Käsearten. Bier, auch sog. Halbbier, darf getrunken werden. Das **Entwöhnen** geschieht am besten, wenn das Kind $^{3}/_{4}$ Jahr alt ist, kann jedoch auch früher vorgenommen werden, sobald die Mutter nicht hinreichend gute Milch hat od. durch das Stillen zu sehr angegriffen wird. Am besten verfährt man dabei durch allmählichen Uebergang zu der neuen Nahrung. Man reicht dem Kinde schon vom 6.—7. Monat an zuerst täglich einmal, nach 1—2 Monaten täglich zweimal ein Süppchen aus Milch od. fettfreier Fleischbrühe mit Semmel, Gries, Zwieback ꝛc. Dicke Breie sind dem Kinde nicht zuträglich. Alsdann giebt man, sobald sich das Kind an diese leichte Speise einigermaßen gewöhnt hat, vom achten Monat an zunächst nur einmal täglich, dann immer häufiger Kuhmilch, die zuerst mit $^{1}/_{4}$ Wasser verdünnt u. mit ein wenig Milchzucker versüßt wird. Erst nachdem sich das Kind vollständig an den Genuß der Kuhmilch gewöhnt u. einige Zähne bekommen hat, giebt man ihm dieselbe unverdünnt. Wenn das Kind die meist schlechte Kuhmilch, wie man sie in Städten bekommt, nicht verträgt, so setzt man kondensirte Schweizermilch od. sog. Nestle'sches Kinderpulver an deren Stelle. Die zahlreichen Milchsurrogate, Liebig's Suppe, ferner Maismehl od. Patent Corn Flour,

Timpe's Kraftgries, Arrowroot ꝛc.) können die Milch keineswegs ersetzen. Dem zu entwöhnenden Kinde reicht man die stets gehörig erwärmte Milch in einem Becher, nicht mehr in der Ziehflasche. Allmählich lernt das Kind auch gewiegtes Fleisch u. leichte Gemüse essen. — Vgl. M. S. Kübler (Frau Scherr), „Das Buch der Mütter" (Zürich 1868); Engler, „Die Nahrung des S.s" (Berlin 1872); C. Hennig, „Mutter u. Kind" (Lpz. 1873); F. A. v. Ammon, „Die ersten Mutterpflichten u. die erste Kindespflege" (20. Aufl., Lpz. 1876); L. Fürst, „Das Kind u. seine Pflege im gesunden u. kranken Zustande" (2. Aufl., Lpz. 1877); H. Klencke, „Das kranke Kind. Ein Buch für gebildete Eltern" (Lpz. 1871); P. Niemeyer, „Aerztlicher Rathgeber für Mütter. Zwanzig Briefe an eine Mutter" (Stuttg. 1877). — Das Säuglingsalter ist vielen Krankheitsformen in erheblichem Grade ausgesetzt; auch ist die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre eine bedeutend hohe. Außer der noch großen Lebensschwäche, die oft durch angeborene Herzfehler sowie durch unvollkommenen Eintritt der Athmungsluft in die Lungenzellen bedingt ist (Lungen-Atelektasis, s. „Lungenkrankheiten"), kommen beim Neugebornen Nabelblutungen u. Nabelbrüche (s. „Bruch"), Augenentzündungen, Schwämmchen (Soor), Blasenausschlag (s. „Blase"), Abzehrung (Atrophie), Kinnbackenkrampf (s. d.), späterhin, nam. beim Entwöhnen od. bei aufgefütterten Kindern, Strophulose (s. „Strophelu"), Rhachitis (s. d.), Magen- u. Darmkatarrh (Brechdurchfall, s. „Cholera"), Gehirnentzündung u. Krämpfe vor (s. „Kinderkrankheiten"). Das ausführlichste Werk hierüber ist das von C. Gerhardt herausgegebene, nur für Aerzte bestimmte u. von zahlreichen Verfassern bearbeitete „Handbuch der Kinderkrankheiten" (Tüb. 1877 ff.). Während der Säuglingsperiode nimmt man die nunmehr durch Gesetz für das Deutsche Reich obligatorisch eingeführte Impfung der Kuhpocken vor (s. „Impfen"). Wegen der beim Zahnen vorkommenden Krankheiten s. den Art. „Zahn".

Saugpumpe, s. „Pumpe".

Saugwürmer (Trematoden) sind parasitische Plattwürmer mit ungegliedertem, blattförmigem Körper, einer Mundöffnung u. einem gabelig gespaltenen, manchmal baumförmig verzweigten Darme, ohne Afteröffnung, mit bauchständigem Haftorgan, welches entweder nur einmal od. mehrfach vorhanden ist u. früher für eine Saugöffnung gehalten wurde, woher sich auch der Name der S. schreibt. Blutgefäße u. Athmungswerkzeuge fehlen ihnen, wohl aber haben sie ein in einem doppelten Nervenknoten mit mehreren ausstrahlenden Nerven bestehendes Nervensystem. In der Jugend sind zuweilen Augen vorhanden. Die S. sind mit seltenen Ausnahmen Zwitter, u. zwar Wechselzwitter. Die aus den Eiern ausschlüpfenden Jungen haben entweder Form u. Organisation der Eltern, od. durchlaufen (so die Distomeen) einen komplizirten, mit Metamorphose verbundenen Generationswechsel. Es suchen sich hierbei die aus den Eiern ausschlüpfenden Embryonen auf dem Wege selbständiger Wanderung ein Wohnthier — gewöhnlich eine Schnecke, worin sie sich weiter entwickeln u. zu Keimschläuchen auswachsen. Diese haben entweder Mund u. Darm (Redien) od. keines von beiden (Sporocysten). Aus ihrem Inhalte wird eine neue Generation von Würmern (geschwänzte Cercarien), u. zwar entweder direkt, u. dann heißen sie „Ammen", od. aber sie erzeugen als „Großammen" erst eine Tochterbrut von Keimschläuchen, die ihrerseits erst zu Ammen von Cercarien werden. Die Cercarien aber, welche man früher für besondere Thierarten hielt, während sie vielmehr Saugwurmlarven sind, wandern in ein neues Wasserthier (eine Schnecke, einen Wurm, eine Insektenlarve, einen Krebs, Fisch, Batrachier), worin sie den Schwanzanhang abwerfen u. eine Hülle (Cyste) um sich ausscheiden, um so passiv in einen anderen Wirth überzugehen. Von diesem Entwicklungsgange indeß kommen bei der einen u. der anderen Art Abweichungen vor. Zu den S.n zählt u. a. der gefährliche Leberegel (Distoma hepaticum), das ägyptische Distoma haematobium in den Blutgefäßen, das merkwürdige, an Fischen schmarotzende Doppelthier (Diplozoon), bei welchem je zwei geschlechtsreife Individuen mit einander verwachsen, u. die nur äußerlich schmarotzenden, sich ohne Generationswechsel entwickelnden Polystomen.

Saul (hebr. Schaul, d. i. der Erbetene), der erste König Israels, Sohn des Kis aus der Stadt Gibeah in dem kriegerischen Stamme Benjamin. Ueber die Wahl S.'s liegt 1. Sam. 8—11 ein doppelter Bericht vor. Nach dem einen (Kap. 9 ff.) lernte Samuel (s. d.) S. bei einer zufälligen Begegnung kennen u. salbte ihn heimlich zum König, nachdem er schon früher dem Verlangen des Volkes nach einem König nachgegeben hatte. Die Bedrängniß der Stadt Jabes in Gilead giebt S. Gelegenheit zu einer heldenmüthigen Kriegsthat, u. das Volk erhebt ihn infolge dessen in Gilgal zum König (1. Sam. 11). Nach dem anderen Bericht (10, 17 ff.) wird er auf der Volksversammlung zu Mizpah durch das heilige Los unter Samuel's Vermittlung zum König erkoren, Anfangs aber nicht allgemein anerkannt, bis er sich durch die Befreiung von Jabes als tüchtiger Führer bewährt. Wie es scheint, ist der wirkliche Hergang nur durch eine Verbindung beider Quellen zu ermitteln. Der Regierungsantritt S.'s fällt etwa um 1075 v. Chr.; die Dauer seiner Regierung scheint 20 Jahre betragen zu haben (die Angabe 1. Sam. 13, 1 ist gänzlich verstümmelt). Daß er nicht allzu jung auf den Thron kam, geht daraus hervor, daß sein Sohn Jonathan bereits erwachsen war. Als König zeichnete er sich Anfangs durch Biederkeit, Einfachheit u. vor Allem durch Tapferkeit aus. Es gelang ihm, mit einem kleinen Heere (1. Sam. 13, 2 ff.) das drückende Joch der Philister zu brechen u. auch gegen andere Feinde zahlreiche Siege zu erfechten (vgl. bes. 1. Sam. 14, 47 ff.). Sein Eifer für die Religion wird bei verschiedenen Gelegenheiten gerühmt (1. Sam. 13, 8. 14, 34 ff. 15, 15. 28, 9. 2. Sam. 21, 2); bei Alledem aber gebrach ihm das tiefere Verständniß für die große religiöse Aufgabe seines Volkes u. damit auch des Königthums. Nur daraus erklärt sich die bald erfolgte schroffe Verwerfung S.'s durch Samuel, wobei es gleichgiltig ist, welche der beiden Darstellungen (1. Sam. 13 u. 15) die ursprüngliche Veranlassung erzählt. Von Schwermuth u. Mißtrauen gequält, reibt S. sich auf im fruchtlosen Kampfe mit David (s. d.). Daß damals statt des guten Geistes ein böser über ihn gekommen war (1. Sam. 16, 14), zeigt z. B. die grausame Niedermetzelung der Priester von Nob (1. Sam. 22). S. fiel schließlich nach einem verzweifelten Kampfe gegen die Philister auf dem Gebirge Gilboa durch eigene Hand (doch vgl. den abweichenden Bericht 2. Sam. 1, 6 ff.); sein Leichnam verfiel der Rache der Philister (1. Sam. 31). Ueber die Familie S.'s giebt 1. Sam. 14, 49 ff., genauer 1. Chron. 9, 33 ff. Auskunft; vgl. auch 2. Sam. 3, 7. Die Anstrengungen der Familie S.'s, bes. seines Oheims u. Feldherrn Abner, den Thron für S.'s Sohn Isboseth gegen David zu behaupten, erzählt 2. Sam. 3, 6 ff.

Säule, jede runde, freistehende Stütze eines Gebäudes. Die S., entweder aus einem einzigen Stück gefertigt (Monolith) od. aus mehreren Stücken, besteht gewöhnlich aus 3 Hauptheilen: Basis (Fuß), Schaft u. Kapitäl. Die aus einem od. mehreren Gliedern bestehende Basis ruht auf einer starken Platte od. Plinthe, der Schaft verjüngt sich gewöhnlich in der antiken u. romanischen Architektur von unten nach oben, u. ist in der antiken sowie häufig in der mittelalterlichen Baukunst mit der Entasis (s. u.) versehen. Statt der Verjüngung hat das spätere Mittelalter sowie die spätere Renaissancezeit häufig eine schraubenförmig gewundene S. Auf dem Schafte ruht der Knauf od. das Kapitäl, das durch eine viereckige Platte (Abakus) mit dem getragenen Gebälk od. (bei Gewölben) mit dem Gewölbeanfänger vermittelt wird. Zum Messen der S. u. ihrer Verhältnisse bedient man sich gewöhnlich des sog. Models (modulus), d. h. des halben unteren Durchmessers der S. Die besondere Form der S. hängt hauptsächlich von der Form des Kapitäls ab. Für die Baukunst des klassischen Alterthums, in welcher die S. zuerst (bei den Griechen) in ihrer reinsten Form u. nach ihrem wahren Zwecke verwendet erscheint, unterscheidet man nach dem Vorgange des Architekten Vignola (s. d.), der aus den röm. Bauten u. aus den Angaben Vitruv's (s. d.) die Gesetze der Säulenordnungen zusammenstellte, 5 Säulenordnungen, deren charakteristische Merkmale sich zum Theil auch in dem von den S.n getragenen Gebälk kund geben. 1. Die dorische Säulenordnung (Abb. s. Bd. II Taf. XXVIII Nr. 7), die mit dem Charakter des Ernstes, der Festigkeit u. Würde die Bestimmung der S. am klarsten ausspricht, stellt die Verbindung zwischen dem Tragenden u. Getragenen am einfachsten durch den auf dem Schafte ruhenden, stark anschwellenden Echinus her, auf dem der Abakus liegt. Der Schaft, ohne Basis aufsteigend auf mehreren Stufen, die sich um das ganze Gebäude herumziehen, ist cannelirt, d. h. von 18—20 flachen, in scharfen Kanten an einander stoßenden Rinnen (franz. cannelle, ital. cannella) umgeben; er verjüngt sich nach oben, aber so, daß die Verjüngung im unteren Drittel etwas geringer ist als oben, wo sie allmählich zunimmt, was man Entasis od. Schwellung nennt. Der Echinus wird unten durch mehrere Ringe umfaßt, unterhalb derselben befinden sich mehrere den Säulenhals bezeichnende Einschnitte um die Cannelirung. Auf dem Abakus ruht der Architrav, dessen Höhe gewöhnlich fast gleich ist dem unteren Säulendurchmesser (also 2 Modele). Er ist bekrönt von einem Bande, an welchem unter jedem Triglyphen (od. Dreischlitz) ein mit 6 halbrunden Zäpfchen (Tropfen) verziertes Plättchen befestigt ist. Der charakteristische Theil des Gebälks (über dem Architrav) ist der Fries, der in der dorischen Ordnung aus den Triglyphen u. den fast quadratischen Metopen (s. d.) besteht. Ueber den Triglyphen u. den Metopen zieht sich

das Kranzgesims hin, dessen unterer Theil aus der hangenden Platte besteht, in welcher die Dielenköpfe (Mutuli), d. h. die gewöhnlich mit 18 runden Zäpfchen od. Tropfen besetzten Tafeln, sich befinden, je eine über jedem Triglyphen u. jeder Metope. In der geschichtlichen Entwicklung der dorischen Ordnung (vgl. Bd. II S. 387) hat man a) die alte stämmige S. des Peloponnes u. Siziliens, b) die später in Sizilien übliche, etwas schlankere u. sehr stark verjüngte S., c) die erhaben graziöse S. Athens zur Zeit des Perikles (z. B. Parthenon), d) die verlängerte u. geschwächte der makedonischen u. röm. Zeit, e) den an Ehrensäulen (Trajanssäule) entwickelten reicheren Charakter der dorischen Ordnung zu unterscheiden. Bei den Griechen schwankt die Höhe der dorischen S. zwischen 8½ u. 13 Modelen. — 2. Die ionische Ordnung (Abb. Bd. II Taf. XXVIII, 8) hat bei dem Charakter des Leichten u. Zierlichen schlankere, nach oben weniger verjüngte S.n. Diese erheben sich auf einer aus mehreren Gliedern bestehenden Basis; die Cannelirungen (gewöhnlich 24) sind tiefer u. stoßen nicht in scharfen Kanten an einander, sondern sind durch Stege von einander getrennt. Die Höhe der Säulen beträgt 17–20 Modele. Das aus dem dorischen hervorgegangene, reicher geschmückte Kapitäl hat über dem mit dem Eierstabe besetzten Echinus einen nicht mehr aus der Nothwendigkeit u. Nützlichkeit hervorgegangenen Aufsatz, bestehend aus Voluten (Schnecken), Kanal u. Polstern, der auf ähnliche Weise oben an den antiken Altären vorkommt u. wol aus den angehängten Widderhörnern hervorgegangen ist. Das auf dem sehr niedrigen Abakus ruhende Gebälk besteht, ähnlich dem dorischen, aus einem glatten od. 3 horizontale Streifen bildenden Architrave, über dem sich ein ununterbrochener, oft mit Bildwerken geschmückter Fries hinzieht. Ueber demselben befindet sich das Kranzgesims, anfänglich sehr einfach, nur bestehend aus Kranzleiste mit Ober- u. Unterglied, später unter dem letzteren eine Leiste, an der sich rechteckige Zahnschnitte, sog. Kälberzähne, befinden. — 3. Die korinthische Ordnung (Abb. Bd. II Taf. XXVIII Nr. 10), ziemlich gleichzeitig mit der ionischen auftretend u. eigentlich nur eine weitere Ausbildung derselben, zeigt noch größere Leichtigkeit u. Zierlichkeit u. größeren Reichthum an Verzierungen. Fuß u. Schaft der S. sind ähnlich denen der ionischen Ordnung; das Kapitäl besteht in seiner Grundform aus einem sog. Gefäß od. Kelch (Krater), an den sich Anfangs eine einfache Reihe von Akanthusblättern, später eine doppelte legt, aus der dann Blumen, Ranken u. Voluten bis an den Abakus hervorgehen. Letzterer ist an den 4 Ecken ausgeschweift u. an den eingebogenen Stellen mit Blumen verziert. Die Höhe der S.n beträgt 19–20 Modele. Das Gebälk, Anfangs ähnlich dem ionischen, erhielt erst durch die Römer ein bestimmtes Gepräge. Dem Kranzgesims, welches bei den Griechen noch das der ionischen Ordnung war, verliehen sie dadurch einen reicheren Schmuck, daß sie die Dielenköpfe (Mutuli) für die bedeutend ausladende Kranzleiste zu Kragsteinen ausbildeten, deren Form aus Voluten u. Akanthusblättern besteht (Abb. Bd. II Taf. XXIX Nr. 3). — 4. Die sog. römische od. komposite Säulenordnung (Abb. Bd. II Taf. XXIX Nr. 2). Die Römer, die die korinthische Ordnung der Griechen mehrfach umformten, schufen auch ein eigenthümliches Kapitäl dadurch, daß sie (zuerst am Bogen des Titus) das ionische Eckkapitäl vollständig über die unteren zwei Drittel des korinthischen Kapitäls setzten u. dadurch Ueberladung u. Mangel an Einheit hervorbrachten. Die Säulenhöhe beträgt 18 bis 19 Modele. — Dazu kommt 5. die von den alten Etruriern in ihren Tempelbauten beobachtete toscanische Säulenordnung, die, in wirklichen Beispielen so gut wie verschwunden, uns nur aus Vitruv's Angaben (III, 2. IV, 7) bekannt ist. Darnach waren die S.n, mit Basis versehen, schlanker als die dorischen (14 Modele) u. standen weiter aus einander, indem sie nur hölzernes Gebälk trugen mit vorstehenden Mutulen über dem Architrav, weit vorspringendem Gesims u. hohem Giebel. So hatte die toscanische Ordnung in der Ausführung nicht den ernsten, majestätischen Charakter der dorischen Ordnung, sondern immer etwas Breites, Schwerfälliges. Erst die Baumeister der Renaissancezeit, nam. Vignola, Palladio u. Scamozzi, stellten eine Norm für die toscanische Säulenordnung auf (Abb. Bd. II Taf. XXIX Nr. 1). — Vgl. Bergmann, „Die Baustile u. die Säulenordnungen" (1. Abth., Lpz. 1864).

Säulenheilige od. Styliten (griech.) hießen in der alten Griech. Kirche die Mönche, welche ihr Leben od. doch den größten Theil desselben meist stehend, auf einer Säule zubrachten. Sie erblickten darin theils ein Werk besonderer Entsagung, theils eine größere Annäherung an den Himmel. Der berühmteste S. ist Symeon Stylites, der bis zu seinem Tode (407) 30 Jahre lang auf einer Säule von 24 m. Höhe in der Nähe Antiochiens lebte u. von da aus den Volksscharen Buße predigte.

Säulenordnung, s. „Säule".

Saumur (spr. Ssomühr), Stadt mit 12,161 E. (1872) im franz. Dep. Maine et Loire, am Chemin de fer d'Orléans (Strecke Tours-Nantes) u. der Bahn Poitiers-S.; liegt am linken Ufer der Loire, über welche hier eine schöne Brücke führt, u. nahe oberhalb der Mündung des Thouet, welcher den Kanal der Dive aufnimmt; ist Festung dritter Klasse, Sitz eines Gerichtshofes, eines Handelsgerichts, einer Gewerbekammer, eines Kommunalkollegs u. einer Nationalreitschule; es hat ein von Pipin begonnenes altes Feudalschloß, das jetzt als Staatsgefängniß dient, eine herrliche Kaserne, schöne Promenade am Kai, vier sehenswerthe Kirchen: St. Pierre u. Notre Dame de Nantilly aus dem 12., St. Jean aus dem 13. u. Notre Dame des Ardillers aus dem 16. Jahrh., u. ein goth. Rathhaus. Bekannt sind seine Fabrikation von Rosenkränzen aus Kokosschalen u. seine Schmelzarbeiten, von welchen jährlich für etwa 1,500,000 Francs ausgeführt werden; es treibt ferner Kalkerei, Gerberei u. handelt mit Wein, Getreide, Seide, Leinsamen 2c. In der Umgegend wird ein guter Wein gebaut u. die Kreidehügel, die die Stadt beherrschen, zeigen interessante Aushöhlungen. Vom Alter der Stadt (lat. hieß sie Salmurus) zeugen zahlreiche keltische u. röm. Alterthümer. 1026 wurde S. von Fulco von Anjou erobert u. blieb bei Anjou, bis sie 1549 an den Herzog Franz v. Guise, 1570 an Heinrich von Navarra kam. Am 9. Juni 1793 siegten bei S. die Royalisten über die Republikaner.

Säuren (Acida), mit diesem Ausdruck bezeichnet man eine Klasse von chemischen Körpern, die der gerade Gegensatz der Basen sind, mit denen sie sich zu Salzen vereinigen können. Diejenigen S., welche in Wasser löslich sind, besitzen gewöhnlich auch einen sauren Geschmack sowie die Eigenschaft, gewisse blaue Pflanzenfarbstoffe, z. B. Lackmus, roth zu färben. Es ist dies jedoch kein charakteristisches Merkmal für die S., da dieselbe Eigenschaft auch viele Salze u. einige Doppelsalze besitzen. Je nach der Energie, mit der die S. die Basen anziehen, spricht man von starken u. schwachen S.; je stärker die Säure, um so fester u. schwieriger zersetzbar ist die Verbindung derselben mit einer Base. Sehr schwache S. spielen stärkeren S. gegenüber in manchen Fällen sogar die Rolle einer Base; so tritt z. B. die Thonerde bald als Base, bald als Säure auf, je nachdem sie entweder mit Schwefelsäure od. mit Kali zusammengebracht wird. S. sind stets zusammengesetzte, niemals einfache Körper; man pflegt anorganische u. organische S. zu unterscheiden; die Zahl der letzteren nam. ist sehr groß. Die meisten bekannten anorganischen S. enthalten als elektronegativen Bestandtheil Sauerstoff (als Sauerstoffsäuren); die stärksten derselben sind Schwefelsäure, Phosphorsäure, Salpetersäure, Arsensäure, schwächere: schweflige Säure, arsenige Säure, Kohlensäure 2c. Außer den Sauerstoffsäuren kann man noch Fluorsäuren, Chlorsäuren, Bromsäuren, Jodsäuren, Sulphsäuren, Selensäuren, Tellursäuren u. Cyansäuren annehmen, in welchen der Sauerstoff entweder durch Fluor, od. durch Chlor, Brom, Jod, Selen, Tellur od. Cyan ersetzt ist. Man spricht auch von sog. Wasserstoffsäuren, obgleich diese eigentlich den Namen S. nicht verdienen, da sie keine Salze bilden können, sondern beim Zusammenbringen mit Sauerstoffbasen zersetzt werden. Die Wasserstoffsäuren sind Verbindungen der eben genannten acht Körper mit dem Wasserstoff; die bekanntesten derselben sind der Chlorwasserstoff (Salzsäure) u. der Fluorwasserstoff (Flußsäure). Zu den stärksten organischen S. gehören die Ameisensäure, Essigsäure, Oxalsäure, Weinsäure, Citronensäure, Milchsäure 2c. (vgl. auch „Salze").

Saurier, s. „Echsen".

Saussure (spr. Ssossühr), Horace Benoît de, franz. Naturforscher, geb. zu Conches bei Genf 17. Febr. 1740; ward durch seinen als Agronom berühmten Vater Nicolas de S. (geb. 1709, gest. 1790) für die Naturforschung gewonnen u. erhielt bereits 1762 eine Professur in Genf. Abgesehen von anderen ausgedehnten Forschungsreisen, besuchte er insbes. die Alpen alljährlich im Interesse der Wissenschaft u. bestieg 1787 behufs barometrischer Messungen den Gipfel des Montblanc, den bis dahin noch keines Menschen Fuß betreten hatte. Die werthvollen Ergebnisse seiner Alpenforschungen enthalten seine „Voyages dans les Alpes" (Genf 1779–96; neu aufgelegt 1853; deutsch von Wyttenbach, Lpz. 1781–96). Ueberhaupt erwarb er sich die größten Verdienste um die Geologie, Physik der Erde u. Pflanzengeographie, für welch letztere er den Grund legte. Für die Meteorologie sind die von ihm erfundenen Methoden u. Instrumente (ein Hygrometer führt noch seinen Namen) epochemachend gewesen. Daneben ließ er sich die Förderung des Fabrikwesens in Genf angelegen sein u. präsidirte der von ihm selbst erst gegründeten „Gesellschaft der Künste" bis zu seinem Tode. Nach der Vereinigung Genfs mit der Franz. Republik ward er Mitglied der Nationalversammlung, doch verlor er den größten Theil seines Vermögens u. starb bald darauf (22. Jan. 1799) zu Genf. Seine „Essais sur l'hygrométrie" (Neufchatel 1783) gab Titius deutsch heraus (Lpz. 1784). — Nicolas Théodore de S., Sohn des Vorigen, geb. zu Genf 14. Okt. 1767, gest. daselbst als Professor der Mineralogie u. Geologie 18. April

1815 wurde einer der Begründer der Pflanzenchemie durch sein Werk „Recherches chimiques sur la végétation“ (Par. 1804; deutsch von Voigt, Lpz. 1805).

Sauvegarde, s. „Salvegarde“.

Savage (spr. Ssäwedsch), Richard, ein hauptsächlich durch seine Schicksale bekannter engl. Dichter, ward im Jan. 1697 zu London geb. u. gab sich für den außerehelichen Sohn der Gräfin Anna v. Macclesfield u. des Grafen Rivers aus, während jene behauptete, ihr wirklicher Sohn wäre frühzeitig bei seiner Pflegemutter gestorben, u. sich deshalb weigerte, S. anzuerkennen. Dieser widmete sich, nachdem er bei einem Schuhmacher in die Lehre gegangen, der Schriftstellerei, führte aber ein ausschweifendes Leben, beging sogar 1727 in der Trunkenheit an einem Zechgenossen, mit dem er in Streit gerathen war, einen Todtschlag. Trotz der Hinderungsversuche seiner angeblichen Mutter begnadigte ihn aber die Königin, u. Lord Tyrconnel setzte ihm sogar eine Jahrespension von 200 Pfd. Sterl. aus; auch erhielt er 1731—37 von der Königin jährlich 50 Pfd. für je ein Gedicht, das er zur Feier ihres Geburtstages verfaßte. Außerdem unterstützten ihn noch seine Freunde. Trotz Alledem kam er immer mehr herunter, so daß er schließlich Schulden halber verhaftet ward u. 1. Aug. 1743 im Gefängniß zu Bristol starb. Von seinen Gedichten sind „The bastard“ (1728; 5. Aufl. 1728) u. „The wanderer“ (1729) die besten. Seine gesammelten „Works“ erschienen 1775 zu London in 2 Bden. Wie Whitehead das abenteuerliche Leben S.'s zum Vorwurf eines Romans (3 Bde., Lond. 1842) benutzte, so Gutzkow zu dem eines Trauerspiels. Vgl. H. Döring, „R. S., ein Genrebild“ (Jena 1840).

Savannah, nordamerik. Fluß, an der südl. Abdachung des Blue Ridge, der Apalachen von Carolina, aus dem Tugalo u. Kiowee entstehend, von den herrlichen Wiesen in seiner Umgebung benannt; fließt in südöstl. Richtung, die Grenze zwischen Georgien u. Südcarolina bildend, u. mündet in den Atlantischen Ozean unterhalb der Stadt S. Er hat bei gutem Wasserreichthum einen ruhigen Lauf, ist 25 M. weit bis Augusta für Dampfer, von der Mündung bis Savannahcity auch für Segelschiffe fahrbar. Der Wasserfall bei Augusta, oberhalb dessen nur noch kleine Boote fahren, ist durch einen Kanal zu umfahren. Der wichtigste Ort an seinen Ufern ist das 3 M. von der Mündung, am rechten Ufer des Unterlaufes auf einem 12½ m. hohen Hügel liegende S., 28,235 E. (1870), darunter 13,068 Farbige, die einzige Seestadt des Staates Georgia, von welcher bes. Baumwolle (1871: 725,000 Ballen), Reis u. Schiffsbauholz ausgeführt wird. Der Hafen gilt für den besten an der Atlantischen Küste der Südstaaten. Erwähnenswerth sind die schöne Börse, das Arsenal, die Universität, das Theater, das 16½ m. hohe Denkmal zu Ehren Greene's u. Pulaski's aus weißem Marmor, neben 16 Kirchen, zahlreichen Schulen u. Wohlthätigkeitsanstalten. Beträchtlich ist die Industrie in den Dampfsagemühlen, im Schiffsbau u. in der Seifen- u. Kerzenfabrikation. Das Klima ist wärmer, als die Lage erwarten läßt, die Durchschnittstemperatur des ganzen Jahres ist 15,1° R. Von S. aus gehen zahlreiche Eisenbahnlinien, welche es mit Südcarolina, Tenessee u. Alabama verbinden, ebenso Dampfschiffrouten nach den Haupthandelsplätzen der Atlantischen Küste. Die 1733 gegründete Stadt brannte 1820 fast ganz ab, Weihnachten 1864 nahm General Sherman sie den Konföderirten ab nach dem kühnen Zuge von Tennessee durch Georgia bis zur Küste.

Savannen nennt man im S. der Vereinigten Staaten, nam. in dem mittleren Mississippibecken u. an seinen drei großen Nebenflüssen Missouri, Arkansas u. Ohio, die großen waldlosen, in ihren unteren Theilen morastigen, in den höher gelegenen (auch Prairien genannten) dagegen einem ungeheuren Gräser- u. Blumenmeer gleichenden Ebenen. Man berechnet ihren Flächenraum auf 45—50,000 □M., vom Fuß der Rocky Mountains bis zum Alleghanygebirge u. südl. von diesem. Sie entsprechen wesentlich den südamerik. Pampas (s. d.) u. Llanos (s. d.).

Savary (spr. Szawari), Herzog **v. Rovigo**, Anne Jean Marie, franz. General u. Polizeiminister Napoleon's I., geb. zu Marcq (Dep. Ardennen) 26. April 1774; nahm als Hauptmann im Generalstabe an den Feldzügen der Rheinarmee Theil, wurde nach dem Tode Dessaix' Adjutant Napoleon's, leitete seit 1802 dessen Geheimpolizei u. führte 1804 nicht blos den Vorsitz bei der Verurtheilung des Herzogs v. Enghien, sondern beschleunigte auch dessen Hinrichtung. Seit 1805 Divisionsgeneral, erhielt er 1806 den Oberbefehl über das 5. Armeecorps, lieferte 16. Febr. 1807 den Russen die Schlacht bei Ostrolenka, ward nach der Schlacht bei Friedland von Napoleon zum Herzog v. Rovigo erhoben u. als Gouverneur von Ostpreußen nach Königsberg

geschickt; befehligte 1808 eine Zeit lang in Spanien, begleitete 1809 seinen Kaiser in den Oesterr. Feldzug u. verwaltete vom 8. Juni 1810 bis 1814 das Polizeiministerium. Während der Hundert Tage Pair u. Generalinspektor der Gensdarmerie, ward er dann von den Engländern auf Malta gefangen gehalten, bis er 1816 nach Smyrna entkam, wo er später Handelsgeschäfte betrieb. Inzwischen in Paris als „Verräther“ zum Tode verurtheilt (25. Dez. 1816), stellte er sich 1819 freiwillig, wurde zwar vom Kriegsgericht freigesprochen, blieb aber ohne Anstellung u. mußte infolge der Revision des Enghien'schen Prozesses Frankreich wieder verlassen. Seitdem lebte er meist in Rom. Nach der Julirevolution zurückgekehrt u. im Dez. 1831 von Ludwig Philipp mit dem Oberbefehl in Algerien betraut, eroberte er Bona u. entwickelte viel Energie; doch ward er, weil seine Verwaltung große Unzufriedenheit erregte, schon 1833 abberufen. Er starb zu Paris 2. Juni 1833. Seine „Mémoires“ (8 Bde., Par. 1828), die er hauptsächlich zu seiner u. Napoleon's Vertheidigung schrieb, sind ein wichtiger Beitrag zur Geschichte seiner Zeit.

Save od. Sau, der Savus der Alten, einer der größeren rechten Donauzuflüsse, 96 M. lang, wovon über 80 M. schiffbar sind. Ihr Hauptquellarm entspringt am Terglou u. Mangart im Hintergrunde des Planitzathales, bildet bald den Wurzenersee, versiegt danach im Schottergrunde, um gegen eine Stunde unterirdisch ihren Lauf fortzusetzen, bricht zwischen Wurzen u. Ratschach wieder hervor u. heißt nun Wurzener S. Südl. vom Terglou entspringt die andere S., die Kleine S. od. Savitza geheißen, bildet den 521 m. hoch gelegenen Wocheimer-See, daher auch Wocheimer S., u. vereinigt sich mit ersterer in 492 m. Seehöhe bei Radmannsdorf, von nun an einfach S. genannt. Zuerst durch ein von waldigen Höhen eingefaßtes Thal fließend, tritt die S. bei Krainburg in ein weites Becken, das nach S. zu durch einen Bergrücken begrenzt ist. Diesen durchbricht sie in der Enge von Preska u. tritt in die Ebene von Laibach. Am Ende derselben wird sie durch den Zutritt der bereits schiffbaren Laibach ebenfalls schiffbar u. passirt in engem Bette ein mehrere Meilen langes Thal, bis ihr bei Gurkfeld, noch 164 m. hoch, in einem dritten Becken, im Rannerfeld, sich auszubreiten gestattet ist. Von der kroat. Niederung, der Turopolya, nur durch unbedeutende Hügel getrennt, geht der bereits 100 m. breite Fluß allmählich in diese über, wo seine die Schiffahrt schädigenden Theilungen, Versumpfungen u. Werderbildungen beginnen. In weiter Ebene schleicht der Fluß langsam die letzten 70 M. in südsüdöstl. Richtung weiter, u. nur von der Unnamündung an begleiten ihn rechts zuweilen unbedeutende Hügelpartien. In der Seehöhe von 64 m. mündet er 650 m. breit bei Belgrad in die Donau. Die linken Nebenflüsse der S. sind die bei Krainburg mündende Kanker von der Steineralp, am unteren Ende der Laibacher Ebene die vom Oistritza kommende Feistritz, unterhalb Scheuren die 10 M. lange Saann aus den Sulzbacher Alpen, die vom Donatiberge kommende Sottla u. mehrere Flüsse von den die nahe Wasserscheide zwischen Drau u. S. bildenden Gebirgszügen, von denen Illova, Orljava u. Bossuth die größten sind. Bedeutender sind die Zuflüsse rechts. Am Südrande der Krainburger Ebene mündet die aus der Gegend von Idria kommende Zayer, in der Laibacher Ebene die Laibach, im Rannerfeld die 9 M. lange Krainer'sche Gurk, bei Sisek der größte Nebenfluß, die Kulpa, an der bosnischen Grenze die Unna, 24 M. lang, die bosnischen Flüsse Vrbas, etwa 30 M., u. die Bosna, gegen 35 M. lang, u. schließlich die die Grenze zwischen Bosnien u. Serbien bildende Drina.

Saverne (spr. Szawérn), franz. Name für Zabern (s. d.).

Savigliano (spr. Szawiljano), Stadt mit 9544 E. (1871) in der ital. Provinz Cuneo; liegt in freundlicher, fruchtbarer Ebene am Einflusse der Grana in die Maira u. an der Einmündung der Bahn Saluzzo-S. in die Bahnstrecke Torino-Cuneo; ist gut gebaut u. hat Seiden-, Woll- u. Leinenfabrikation; in der Umgebung baut man schönen Hanf.

Savigny (spr. Szawinji), Friedrich Karl v., berühmter Rechtsgelehrter (Romanist), geb. zu Frankfurt a. M. 21. Febr. 1779; studirte in Marburg, habilitirte sich 1800 daselbst als Privatdozent, ward 1802 außerord. Prof. u. vollendete im nächsten Jahre sein berühmtes Buch über „Das Recht des Besitzes“ (Gießen 1803; 7. Aufl. 1865). Nachdem er dann verschiedene Theile Deutschlands u. Frankreichs bereist hatte, um noch unbekannte od. wenig benutzte Quellen des Röm. Rechtes aufzufinden, nahm er 1808 eine ord. Professur in Landshut an, von wo er 1810 bei der Errichtung der Berliner Universität als einer der ersten Lehrer in die preuß. Hauptstadt berufen ward. Bald darauf auch in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen u. 1816 zum Geheimen Justizrath ernannt,

wurde er 1817 Mitglied des Staatsraths sowie 1819 des für die rhein. Provinzen errichteten Revisionshofes u. trat 1842 an die Spitze des Justizministeriums, das er bis nach den Märzereignissen im J. 1848 leitete, um dann ins Privatleben zurückzutreten. Die 1848 so plötzlich eingetretene Umgestaltung der öffentlichen Dinge machte den Sturz S.'s zu einer Nothwendigkeit, da er ganz u. gar jene vormärzliche Politik verfolgte, die den Regierungsmaximen u. Anschauungen einer überwundenen Geschichtsepoche nicht entsagen konnte u. jede, auch noch so berechtigte Aeußerung des neuen Zeitgeistes als Symptom einer sich vorbereitenden Revolution verfolgen zu müssen glaubte. Als Universitätslehrer hatte er außerordentlichen Anklang gefunden; eine eigenthümliche Stellung nahm er aber als einer der Chorführer jener Rechtsschule ein, die er im Gegensatze zu einer angeblich unhistorischen die historische nannte. Seine diesbezüglichen Ansichten legte er in dem Werke „Vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung u. Rechtswissenschaft" (Berl. 1814; 3. Aufl. 1840) nieder. Frei von einer bestimmten Tendenz sind die höchst werthvollen Untersuchungen, die seine „Geschichte des Röm. Rechts im Mittelalter" (6 Bde., Heidelb. 1816—31; 2. Aufl., 1834—51) u. seine gesammelten „Vermischten Schriften" (5 Bde., Berl. 1850) enthalten.



Nr. 4775. Friedrich Karl v. Savigny (geb. 21. Febr. 1779, gest. 25. Okt. 1861).

Außerdem ist sein „System des heutigen Römischen Rechts" (8 Bde., ebd. 1841—49) mit der Fortsetzung desselben „Das Obligationenrecht" (2 Bde., ebd. 1851—53) zu nennen. Mit Eichhorn u. A. gab er seit 1815 in Berlin die „Zeitschrift für die geschichtliche Rechtswissenschaft" heraus. Er starb zu Berlin 25. Okt. 1861. Vgl. seine Biographie von Rudorff (Berl. 1862) u. von Bethmann Hollweg (ebd. 1867). — Karl Friedrich **v. S.**, Sohn des Vorigen, aus dessen Ehe mit einer Schwester des Clemens Brentano u. der Bettina v. Arnim, Diplomat, geb. zu Berlin 19. Sept. 1814; studirte in Paris, Berlin u. München die Rechte, trat 1836 in den preuß. Staatsdienst u. war seit 1839 in der diplomatischen Laufbahn thätig. Nachdem er bei mehreren Gesandtschaften Legationssekretärstellen bekleidet, war er preuß. Gesandter in Kurhessen, Baden u. Sachsen, sodann in Brüssel u. seit 1864 am Bundestage in Frankfurt, wo er die berühmte Katastrophe vom 14. Juni 1866 ins Werk setzte u. den Bund für erloschen erklärte. Auch nachher, bei den Friedensverhandlungen mit den süddeutschen Staaten u. Sachsen sowie bei der Gründung des Norddeutschen Bundes u. der Ausarbeitung der Bundesverfassung, war S. in hervorragender Weise betheiligt. Von jener Zeit an aber schlug er sich zur Opposition, u. der Kirchenkonflikt zog ihn, der von jeher gut katholisch gewesen war, völlig ins ultramontane Lager. Dem preuß. Abgeordnetenhause gehörte er seit 1867, dem Deutschen Reichstage seit 1868 an, u. wenn er auch als Redner sehr wenig auftrat, so war er doch vermöge seiner Kenntnisse u. einflußreichen Verbindungen ein hervorragendes Mitglied des Centrums. Er starb zu Frankfurt a. M. 11. Febr. 1875.

Savoir faire (franz., spr. ßawoahr fähr'), die Gewandtheit, die Geschicklichkeit. **Savoir vivre** (frz., spr. ßawoahr wihw'r), die Lebensart.

Savona, Stadt mit 16,030 E. (1871) in der ital. Provinz Genua; liegt in reizender Lage am Busen von Genua u. an der Eisenbahn Genua–S.–Ventimiglia, hat einen guten, durch ein Fort geschützten Hafen u. ist Sitz eines Bischofs sowie als Hauptort des gleichnamigen Distrikts Sitz der Distriktsbehörden. Die schöne Kathedrale stammt aus dem 17. Jahrh.; das staatliche Theater, 1853 erbaut, ist dem in S. geborenen Dichter Chiabrera gewidmet. Die Umgegend hat viele Glashütten u. Thonbrennereien; in dem nahen felsigen Bernardothale liegt der berühmte Wallfahrtsort Madonna di Misericordia. — Die Schule von S. zählte einst Columbus zu ihren Schülern, die Päpste Sixtus IV. u. Julius II. sind in S. geboren, Pius VII. wurde hier 1809—12 gefangen gehalten. Die Stadt hieß im Alterthum Sava u. war im Mittelalter als bedeutende Handelsstadt Nebenbuhlerin von Genua, weshalb die Genuesen 1525 ihren Hafen zerstörten. 1745 wurde S. von den Engländern vergeblich bombardirt, 1746 vom Könige von Sardinien belagert u. erobert, 1809 von den Franzosen eingenommen u. späterhin zum Hauptort des Departements Montenotte erhoben.



Nr. 4776. Girolamo Savonarola (geb. 21. Sept. 1452, gest. 23. Mai 1498).
Vom Lutherdenkmal zu Worms.

Savonaröla, Girolamo (d. i. Hieronymus), ital. Reformator vor der Reformation, geb. 21. Sept. 1452 zu Ferrara als Abkömmling eines vornehmen Geschlechts, wurde von seinen Eltern ursprünglich für die ärztliche Laufbahn bestimmt. Früh erwachter religiöser Eifer u. der Schmerz über die kirchliche Verderbniß trieben ihn jedoch 1475 zur Flucht in ein Dominikanerkloster zu Bologna, um daselbst als Laienbruder zu dienen. Der Befehl seiner Vorgesetzten führte ihn statt dessen zum Studium der Theologie; insbes. eignete er sich eine damals ungewöhnliche Bibelkenntniß an. 1482 wurde er als Prediger nach Ferrara geschickt, in demselben Jahre aber des Krieges wegen nach Florenz. Während seines ersten Aufenthaltes im Kloster San Marco zu Florenz verschaffte er sich nur allmählich als Prediger Anerkennung; aber bereits in den Fastenpredigten, die er 1486 in verschiedenen Städten der Lombardei, bes. zu Brescia, über die Offenbarung Johannis hielt, trat zum ersten Mal die feurige Beredsamkeit hervor, die nachmals die Volksmassen fortriß. 1490 kehrte er nach Florenz zurück u. nahm im folgenden Jahre den großen Kampf auf, von dem er sich die Rettung der Kirche u. zugleich die Befreiung von Florenz versprach — den Kampf gegen das Fürstenhaus der Medici zu Florenz u. gegen die heidnische Kunst u. Wissenschaft, die in ihrem Kreise blühte. Manche seiner Lehren streifen bereits an die der Reformatoren an; so die Voranstellung Christi statt der Heiligen,

die Betonung des Glaubens statt der Werke, der erbitterte Kampf gegen das Verderben des Papstthums. Bei Alledem aber war er nicht frei von menschlichem Geist u. übertriebener gesetzlicher Strenge. Nach 1491 zum Prior von San Marco erwählt, weigerte er sich, Lorenzo von Medici zu huldigen, obschon sich derselbe um seine Freundschaft bemühte. Als Lorenzo's Sohn Pietro 1494 dem König Karl VIII. von Frankreich, der zur Eroberung Neapels mit einem Heere über die Alpen zog, trotz seines Bündnisses mit Neapel die Festungen des Landes schmachvoll übergab, brach der Unwille der Florentiner in hellen Flammen aus. S. hatte den Zug Karl's VIII. vorhergesagt u. von ihm die Befreiung der Stadt Florenz u. der Kirche erhofft; jetzt schürte er den Aufruhr gegen die Medici, der zur Flucht u. Aechtung derselben führte. In einer Volksversammlung im Dom stellte S. die Gesetze der neuen Republik Florenz auf, die nach dem Muster von Venedig (doch ohne Dogen) als eine Art Gottesstaat eingerichtet werden sollte. Als Stellvertreter Christi nahm er Anfangs 1495 diese Einrichtung in die Hand u. herrschte seitdem als religiöser Diktator über die Republik. Durch scharfe Zucht wurde mit allem ungeistlichen Wesen aufgeräumt, eine Zeit lang auch die schwärmerische Begeisterung des Volkes durch das gewaltige Wort S.'s wach erhalten. Als er aber daran ging, von Florenz aus auch das übrige Italien zu reformiren, u. den ruchlosen Papst Alexander VI. heftig angriff, verbot derselbe, nach vergeblichen Bestechungsversuchen u. Vorladungen nach Rom, 1496 dem Mönche das Predigen u. regte zugleich die Eifersucht der Franziskaner gegen ihn auf. S. gehorchte eine Zeit lang, nahm aber dann seine Predigten wieder auf. Infolge dessen sprach der Papst 1497 den großen Bann über ihn aus. Gleichzeitig untergruben Pest u. Hungersnoth das Ansehen S.'s, nicht minder die bedenkliche politische Lage, in die Florenz durch das Bündniß mit Karl VIII. gerathen war. Trotzdem behauptete sich S. durch die Gunst der herrschenden Partei, erklärte den Bann für nichtig u. verlangte von den Machthabern Europa's die Berufung eines allgemeinen Konzils u. die Absetzung des Papstes. Als aber ein feierlich vorbereitetes Gottesgericht, bei welchem die Feuerprobe zwischen ihm u. den Franziskanern entscheiden sollte, 7. April 1498 kläglich im Sande verlaufen war, beschuldigten ihn auch seine Anhänger als einen falschen Propheten; 8. April wurde das Kloster von seinen Feinden gestürmt, er selbst mißhandelt u. gefangen genommen. 200 seiner Anhänger wurden aus dem Rathe ausgestoßen u. seine Feinde hatten nun leichtes Spiel. Durch die Folter preßte man ihm allerlei Geständnisse aus. Der Papst verlangte zwar nicht die Auslieferung S.'s, wohl aber die Fortführung des Prozesses durch eine päpstl. Kommission, u. diese verurtheilte ihn zum Feuertode, den er 23. Mai 1498 mit zweien seiner Anhänger erlitt; seine Asche wurde in den Arno gestreut. Doch wurde wenigstens sein Gedächtniß, das damals dem ewigen Fluche verfallen schien, von den Dominikanern bald wieder zu Ehren gebracht. Mit Recht hat ihn die Geschichte (voran Luther) zu den Vorläufern der Reformation gezählt; andererseits mußte sein Werk an der unklaren Vermischung geistlicher u. politischer Zwecke, wie überhaupt an der Beimischung schwärmerischen Wesens scheitern. S. hinterließ eine ziemliche Anzahl von Predigten, Gedichten, Abhandlungen u. Briefen in lat. u. ital. Sprache. Am bedeutendsten ist der „Triumph des Kreuzes" (1497), eine Vertheidigung des Christenthums gegen die Zweifler, u. die Auslegung des 51. Psalms, die er im Gefängniß schrieb, u. die Luther als ein echt evangelisches Zeugniß 1523 wieder herausgab. Die beste Biographie S.'s ist die von Pasquale Villari (2 Bde., Florenz 1859 u. 61; deutsch von Berduschek, Lpz. 1868). Vgl. auch K. Hase, „Neue Propheten" (Lpz. 1851 u. 1861). Poetisch verherrlicht wurde S. durch Lenau in seinem gleichnamigen Epos (zuerst Stuttg. 1837).

Savoyen (lat. Sabaudia, ital. Savoja, franz. Savoie [spr. Szawoá]), ehemaliges sardinisches Herzogthum, jetzt die franz. Departements Savoie u. Haute Savoie bildend, grenzt an Italien, die Schweiz u. die franz. Departements Ain u. Isère u. umfaßt 182,99 □M. mit 540,985 E. (1872). S. ist ein alpines Gebirgsland, das von der Grajischen Alpenkette zwischen M. Cenis u. M. Blanc u. der Wasserscheide des oberen Rhone u. den direkten südl. Zuflüssen des Genfersees im O., vom Genfersee u. der nach S. gerichteten Strecke des Rhone bis St. Didier im N. u. W. u. nach einer wenig markirten kurzen Partie im SW. von Theilen der hohen Cottischen Alpenkette im S. umschlossen wird. Ein Theil des Gebiets liegt unter ewigem Schnee, ein anderer ist mit kahlen, zu jeglicher Kultur unfähigen Gebirgsmassen bedeckt, ein weiterer ist Waldgebiet, ein vierter ist zum Graswuchs geeignet u. gestattet treffliche Viehzucht, u. die günstigst gelegenen Partien erzeugen Getreide aller Art, Wein u. Obst u. gleichen einem Garten; im Ganzen aber sind scharfe, zackige Gebirgslinien, schroffe Kaltwände u. elende Dorfschaften charakteristisch für diese Gebirgswelt. Die hauptsächlichsten Gebirgsmassen gehören zur Mont Blancgruppe, zu den Grajischen u. zu den Savoischen Alpen. Ueber 4000 m. erheben sich der Mont Blanc (4810 m.), nordöstl. davon u. zur gleichen Gruppe gehörig Aiguille du Géant (4010 m.) u. der höchste Berg der Grajischen Alpen, der Mont Iseran (4045 m.). Von den Thälern sind ihrer Schönheit wegen berühmt das Chamounix- u. das Sallanchesthal, u. als die schönsten Seen gelten der Lac d'Annecy u. der Lac du Bourget. — Die Naturprodukte reichen nicht hin, das Land zu ernähren, u. das arbeitsame u. thätige Volk der Savoyarden treibt daher außer seinem geringen Ackerbau u. seiner Viehzucht u. Industrie Durchzugshandel, bes. über den Mont Cenis u. den Kleinen St. Bernhard; ein großer Theil der ärmsten Bevölkerung wandert aus u. sucht als Stiefelputzer, Schornsteinfeger, od. indem er mit Murmelthieren od. Affen umherzieht, im Auslande spärlichen Verdienst, kehrt aber, von Heimweh geplagt, meist während des Winters mit den geringen Ersparnissen wieder in die armselige Heimat zurück. Die Bewohner einiger Thäler, bes. des Arc, der Isère u. der Arve, leiden stark am Kropf u. dem damit oft verbundenen Cretinismus. Die Sprache des Landes, das innerhalb der natürlichen Grenzen Frankreichs liegt, ist ein mit provinziellen Eigenthümlichkeiten stark behaftetes Französisch. Das Dep. **Savoie**, 104,59 □M. mit 267,958 E. (1872), besteht aus dem eigentlichen S., südl. von den beiden großen Seen, also aus Beauges, Chotagne u. den Thälern von Mens-ves, Beaufort u. Haute-Luce; 2. aus der Maurienne (Moriana), d. i. das Thal des Arc u. seiner Nebenthäler, u. 3. aus der Tarentaise (Tarantasia), d. i. das Gebiet des Doron u. der oberen Isère. Hier, bes. im eigentlichen S., lebt das Volk noch in großer Unwissenheit; 1866 konnte der dritte Theil der Einwohnerschaft weder lesen noch schreiben. Das Departement zerfällt in die Arrondissements: Chambéry, Albertville, Moutiers u. St. Jean de Maurienne; der größte Ort ist Chambéry mit 17,331 E. (1872). Das Dep. **Haute Savoie**, 78,40 □M. mit 273,027 E. (1872), besteht 1. aus dem Chablaise (Ciablese), d. i. dem unmittelbaren Gebiet des Genfersees, 2. aus dem Genevais, d. i. der größte Theil der ehemaligen Provinz Carouge, von Usses u. Fier durchflossen, u. 3. aus dem Faucigny, dem Gebiet der Arve. Das erstere ist ergiebig an Getreide, Hülsenfrüchten, Wein, Nüssen u. edlen Kastanien; der Kirschbaum bildet ganze Wälder u. giebt Veranlassung zur Fabrikation von Kirschwasser, dem Hauptprodukte der Landschaft; der Wieswachs ist ausgezeichnet u. daher die Rindviehzucht sehr beträchtlich. Das Genevais ist noch schöner u. reicher; die künstlich bewässerten Wiesen ernähren einen starken Viehstand; der Ackerbau ist nicht unbedeutend, nur der sechste Theil ist noch Wald. Das Gebiet ist reich an Mineralquellen u. Steinkohlen; aber das Klima ist unangenehm u. ungesund; heftige Stürme treten oft stark verwüstend auf. Im Faucigny sind die Thäler fruchtbar u. die Viehzucht ist ansehnlich, das Klima aber der hohen Lage wegen etwas rauh. Die mittlere Temperatur des Chamounix z. B. beträgt nur 5° C. u. schwankt zwischen +30 u. −21°. Die Waldungen sind noch beträchtlich. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Annecy, Bonneville, St. Julien u. Thonon. Der größte Ort ist Annecy mit 10,514 E. (1872).

Geschichte. Die Gegend von S. wird zum ersten Male erwähnt, als Hannibal sie durchzog, um den Kampf gegen die Römer in Italien selbst zu beginnen. 122 v. Chr. unterwarf Q. Fabius Maximus die dort wohnenden keltischen Allobroger, u. S. gehörte seitdem (schon Ammianus Marcellinus (um 400 n. Chr.) nennt es Sabaudia) zur röm. Provinz Gallien, bis die Burgunder 443 v. Chr. den Oberrhein verließen u. sich vom Genfersee bis zum Meere hin ansiedelten. So wurde das Land nach Eroberung des Burgundischen Reiches 532 Eigenthum der Franken u. seit 879 ein Theil des Niederburgundischen, später Arelatensischen Königreiches, mit dem es 1034 an Deutschland kam. In eben dieser Zeit erscheint, als Sohn des sagenhaften Beroald, ein Graf Humbert von Maurienne, der für seine Parteinahme gegen Otto von Champagne von Kaiser Konrad II. S., Maurice, Chablais u. Valais zum Lohne empfing; er ist der älteste bekannte Stammvater der Grafen von S. Sein Enkel Amadeus († 1095) erbte von der Mutter Susa, Turin u. Aosta u. war der Schwager Kaiser Heinrich's IV. Dessen Sohn Humbert II. († 1103) nannte sich Herr von Inramontii (Piemont), sein Nachfolger Amadeus III. († 1149), der Heinrich V. 1111 nach Italien begleitete u. Reichsgraf wurde, zuerst Graf v. S. Seitdem zeichnet die Herrscher dieses reizenden Alpenlandes ein praktischer Sinn, eine kaltverständige Politik aus. Thomas I. († 1233) kaufte Chambéry u. Waadtland, u.

die rechtzeitige Parteinahme seiner Söhne für Friedrich II. machte den älteren, Amadeus IV. († 1253), vorübergehend zum „Herzog“ von Chablais, den jüngeren, Thomas II. († 1259), zum Vikar des Reiches in der Lombardei u. in Piemont. Die Söhne des Letzteren, Thomas III. u. Amadeus V., denen die Herrschaft erst nach dem Tode zweier Oheime zufiel, wurden 1279 die Stifter der Linien Piemont u. S. Der Sohn Thomas' III. v. Piemont wurde überdies Fürst von Achaja u. Morea, aber schon mit seinem Enkel Ludwig, den Kaiser Sigismund zum Reichsfürsten erhob, starb die Linie aus u. der Besitz fiel 1418 wieder an S. zurück. Den Stifter der Linie Savoyen, Amadeus V. († 1323), ernannte Heinrich VII. zum Reichsverweser in Italien u. belehnte ihn mit Asti. Dessen Urenkel Amadeus VII. († 1391) wählte die Grafschaft Nizza freiwillig zu ihrem Oberherrn, u. die Walliser wurden von ihm durch die Gewalt der Waffen bezwungen. Sein Nachfolger Amadeus VIII. († 1451) erwarb durch Vertrag 1401 die Grafschaft Genf, 1412 die Stadt Vercelli, zwang 1413 den Markgrafen v. Saluzzo, ihm den Lehnseid zu leisten, ward 1416 von Kaiser Sigismund zum Herzog erhoben u. erbte 1418 Piemont (s. o.). Nachdem er 1430 seinem Lande das erste Gesetzbuch gegeben, legte er die Regierung nieder, ging 1434 in das Kloster, ward 1439 von den Baiern zu Basel als Felix V. zum Papst gewählt, dankte aber 1449 ab u. starb als Kardinal. Aus der Ehe seines Sohnes Ludwig († 1465) mit Anna von Cypern u. seines Enkels Ludwig († 1482) mit Charlotte von Cypern († 1487) stammen die Ansprüche des Hauses S. an jenes Königreich sowie der Titel „König von Jerusalem“. Trotzdem Amadeus VIII. außer diesem Enkel noch sieben andere hatte, war ein Jahrhundert später Karl III. (1504—1553) der einzige männliche Erbe des Herzogthums. Als Bundesgenosse Kaiser Karl's V. verlor er an Franz I., den Sohn seiner Schwester Louise, 1536 S., La Bresse u. zwei Drittel von Piemont, während die Schweizer sich des Waadtlandes u. des unteren Wallis bemächtigten, Genf aber sich frei machte. Den größten Theil wenigstens von S. u. Piemont erhielt schon sein Nachfolger **Emanuel Philibert** (1553—80), der Oberfeldherr Philipp's II., im Frieden von Cateau Cambresis 1559 zurück; Karl Emanuel I. (1580 bis 1630), Philipp's Schwiegersohn, bemächtigte sich 1588 der Markgrafschaft Saluzzo u. erhielt sie nach langem Streite mit Heinrich IV. im Frieden von Lyon 1601, während zwei kühne Versuche, das calvinische Genf (1588 u. 1602) durch Ueberraschung zu nehmen, scheiterten. Der Mantuanische Erbfolgekriege, den er 1627 mit dem Herzog von Nevers (vgl. „Richelieu“) anfing, um Montferrat zu gewinnen, brachte seinem Sohne Victor Amadeus (1630—37) im Frieden von Cherasco 1631 wenigstens einige Städte u. Landstriche ein. Seine Wittwe Christine, die Schwester Ludwig's XIII., wurde zwar, als sie die Regentschaft für ihre minderjährigen Söhne führte, durch ihren Schwager, den Prinzen Thomas, aus Nizza, Turin u. ganz Piemont verdrängt, aber 1640 durch französische Truppen wieder hergestellt. Sowol sie als ihr Sohn Karl Emanuel II. (1637—75) wußten trotz der franz. Besatzungen in Pinero u. Casalo die Zudringlichkeit Richelieu's u. Mazarin's in Schranken zu halten u. doch die französische Freundschaft zu benutzen. Victor Amadeus II. (1675—1730), der Gemahl einer Prinzessin von Orleans, sah sich zwar 1690 genöthigt, dem großen Bunde gegen seinen Verwandten Ludwig XIV. beizutreten, erlangte aber 1696 für seine rechtzeitige Rückkehr zur alten Bundesgenossenschaft jene beiden Festungen wieder u. half 1697 den Frieden zu Ryswick vermitteln. Als der Spanische Erbfolgekrieg ausbrach, stand dieser Fürst naturgemäß als Schwiegervater der Herzoge von Bourgogne u. von Anjou — der Letztere wurde als Philipp V. König von Spanien — auf Seite Frankreichs, scheute sich aber nicht, als Vendôme's Einbruch in Tirol 1703 mißglückte, sofort zu Habsburg überzutreten. Verlor er dadurch auch für den Augenblick Vercelli, Nizza u. fast ganz Piemont, so erhielt er doch schon 1707 Alles zurück u. im Frieden zu Utrecht 1713 die Insel Sizilien mit dem ersehnten Königstitel. Freilich nöthigten ihn 1720 die Großmächte, Sizilien gegen Sardinien auszutauschen, aber das neue Reich wurde durch Verbesserung der Rechtspflege, durch Gründung der Universität Turin, durch Ordnung der Schul- u. Kirchenangelegenheiten im Innern gekräftigt, u. den Nachkommen war der Weg vorgezeichnet, auf dem man durch eine stets wechselnde Politik u. Benutzung der Umstände zur Größe gelangen konnte (s. „Sardinien, Königreich“).

Sax, Antoine Joseph Adolphe, ein berühmter Blasinstrumentenmacher, geb. zu Dinant in Belgien 6. Nov. 1814 als der Sohn des ebenfalls bedeutenden Instrumentenbauers Charles Prosper **S.** (geb. zu Dinant 1793, gest. 1865 zu Paris); bildete sich in der Fabrik seines Vaters u. erregte zuerst Aufsehen durch seine an der gewöhnlichen Klarinette u. an der Baßklarinette angebrachten Verbesserungen. 1842 wandte er sich nach Paris u. errichtete hier eine Instrumentenfabrik, aus der die Erfindung seiner Saxophone (Blechinstrumente, bei denen der Ton wie bei der Klarinette erzeugt wird) sowie der Saxhörner, Saxtromba's u. Saxtuba's hervorging. Diese Instrumente bewirkten in der französischen Militärmusik eine bedeutende Revolution, haben sich aber anderwärts noch nicht eingebürgert. Am Konservatorium zu Paris wirkte S. noch bis vor Kurzem als Lehrer seiner Instrumente.

Saxifraga, Steinbrech; Pflanzengattung der Saxifragaceen mit vielen inländischen, von der Ebene bis zu den höchsten Alpen hinauf reichenden Arten, ohne eine andere als eine landschaftliche Bedeutung, welche sich bes. im Hochlande fühlbar macht. Koch beschrieb in seiner „Deutschen Flora“ 46 Arten, von denen die meisten dem Alpengebirge angehören, wo sie durch ihre reichlichen zierlichen Blüten zu Charakterpflanzen der Landschaft werden. Ihre Blume zeichnet sich durch einen Kelch aus, dessen 5 Blättchen unter einander verwachsen u. mit dem Fruchtknoten verbunden od. frei sind, ferner durch eine 5blätterige Blumenkrone mit ziemlich gleichgroßen Blumenblättern. Die Frucht ist eine in zwei Schnäbel auslaufende 2fächerige Kapsel mit vielen Samen. Die deutschen Arten scheidet man in 9 Abtheilungen, so nam. S. oppositifolia mit ihren purpurrothen Blumen. Manche nehmen ganz den rosettenartigen Wuchs der Hauslaubarten an, z. B. die Abtheilung Aizoonia, von denen eine der hervorragendsten S. Cotyledon der Alpen, eine der verbreitetsten S. Aizoon in den ganzen Alpen ist. Andere bilden diese Blattrosetten nicht, zeichnen sich aber durch abwechselnde, am Rande bewimperte Blätter aus (S. aspera, bryoides, aizoides). Noch andere bilden hohe, aufrechte Stengel mit flachen, lanzettlichen, ganzrandigen Blättern, deren Niederblätter in einen gewimperten Blattstiel auslaufen (S. Hirculus von den norddeutschen Mooren bis zu den Alpen). Wieder andere haben Blattrosetten, bilden aber buchtig ausgerandete, meist 3theilige od. keilförmige Blätter; z. B. S. muscoides der Alpen, S. cespitosa des Harzes u. a. Gebirge. Einige entwickeln nur jährige Stengel mit ähnlichen keilförmigen u. mehrtheiligen Blättern (S. tridactylites unsrer Hügel) od. mit nierenförmigen Blättern (S. granulata unsrer Hügel) od. mit herzartig nierenförmigen Blättern (S. rotundifolia unsrer Alpen). Zu den kleinsten, fast stengellosen Arten gehören S. nivalis der Sudeten mit spathelförmigen, in einen Blattstiel auslaufenden buchtigen Blättern u. S. hieracifolia der Steirischen Alpen mit eilänglichen, buchtig zähnigen, dem Boden angedrückten Wurzelblättern. Von allen diesen Arten zeichnet sich unsre hügelbewohnende S. granulata durch Wurzelknöllchen aus, während andere fleischige, kaktusartige Blättchen entwickeln (S. aizoides) od. ganz kleine Blättchen mauerpfefferartig zusammendrängen (S. muscoides) u. darum moosartige Rasen bilden. Ihrer belebenden Wirkung halber hat man einige dieser u. anderer Arten zur Einfassung schattiger Beete od. zur Bekleidung von Felsengruppen glücklich verwerthet; z. B. S. Aizoon, Cotyledon, crassifolia, ligulata u. a.

Saxo Lange, gewöhnlich **Saxo Grammaticus** genannt, der Vater der dänischen Geschichte, lebte in der zweiten Hälfte des 12. u. im Anfang des 13. Jahrh. Aus einem angesehenen Hause stammend, widmete er sich dem geistlichen Stande u. trat in die Dienste des Erzbischofs Absalon von Lund, der bis 1191 zugleich Bischof von Roeskilde war. Dieser interessirte sich lebhaft für den geistreichen u. gelehrten Mann u. forderte ihn auf, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben. S. kam dieser Aufforderung nach u. verfaßte seine „Historia Danica“ (in 16 Büchern), durch welche er der erste wirkliche Schriftsteller Dänemarks in lat. Sprache wurde. Vorzugsweise gelungen sind die drei letzten Bücher, in denen er in gewissen Partien, was Eigenthümlichkeit u. Reiz der Darstellung anbelangt, alle seine Zeitgenossen übertrifft. Ueber seine Quellen giebt S. selber Auskunft in dem Vorwort, welches er nach Vollendung seines Werkes schrieb u. an seinen damaligen Erzbischof, den gelehrten Andreas Sunesen, den Nachfolger Absalon's, richtete; er führt nämlich auf: alte runische Stein- u. Felsenschriften, alte ungeschriebne Heldengeschichten u. Lieder, isländische Nachrichten, die als schriftlich bezeichnet werden, endlich Absalon's Belehrung. Die beste Ausgabe der „Historia Danica“ ist von P. E. Müller, vollendet von J. M. Velschow (3 Bde., Kopenhagen 1839—58); dänische Uebersetzungen davon gaben Grundtvig (3 Bde., ebend. 1818—22) u. Wegener (ebd. 1851). Vergl. Dahlmann, „Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte“ (Bd. I, Altona 1821).

Say (spr. Sä), Jean Baptiste, berühmter franz. Nationalökonom, geb. zu Lyon 5. Jan. 1767; wandte sich, nachdem er zu Anfang der Revolution nach Paris gegangen, vom kaufmännischen Berufe wissenschaftl. Studien zu, wurde Mitarbeiter an Mirabeau's

„Courrier de Provence“ u. 1792 auf kurze Zeit Sekretär beim Finanzminister Clavière, gab 1794 mit Chamfort u. Ginguené die „Décade philosophique, politique et litteraire“ heraus, gehörte nach dem 18. Brumaire (9. Nov. 1799) dem Tribunat an, bis ihn Bonaparte wegen seiner oppositionellen Haltung entfernte, u. beschränkte sich seitdem nur noch wissenschaftlich. Seit 1814 Mitglied der Akademie u. seit 1820 Lehrer am Konservatorium der Künste u. Gewerbe, starb er zu Paris 16. Nov. 1832. Am verdientesten hat sich S. dadurch gemacht, daß er die Lehre Adam Smith's (s. d.) in ein System brachte u. popularisirte. Er selbst förderte die Nationalökonomie durch einige wichtige Theorien, wie nam. die von den Absatzwegen. Seine Hauptwerke sind: „Traité d'économie politique“ (3 Thle., Par. 1803 u. ö.; deutsch von Morstadt, 3. Aufl., Heidelb. 1831) u. „Cours complet d'économie politique pratique“ (6 Bde., Par. 1828 f. u. ö.). Außerdem sind zu nennen: „Catéchisme d'économie politique“ (Par. 1816 u. ö.; deutsch, 3. Aufl., Karlsr. 1831); „Le petit volume contenant quelques aperçus des hommes et de la société“ (Par. 1818; deutsch von Ludwig, Altenb. 1821); „De l'Angleterre et des Anglais“ (Par. 1815) u. „Des canaux de navigation dans l'état actuel de la France“ (ebd. 1818). Seinen Nachlaß gab sein Schwiegersohn Charles Comte unter dem Titel „Mélanges et correspondance d'économie politique“ (ebd. 1833) heraus. — Horace Emile **S.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Noisy-le Sec (Seine Dep.) 11. März 1794, ward Kaufmann u. als solcher Richter am Handelsgericht u. Mitglied der Handelskammer in Paris, später Mitglied des Munizipalraths, u. starb als Staatsrath 26. Juli 1860 zu Paris. Er machte sich durch mehrere staatswissenschaftliche Schriften bekannt; hervorzuheben sind seine „Etudes sur l'administration de la ville de Paris“ (Par. 1845). — Jean Baptiste Léon **S.**, Sohn des Vorigen, geb. 1826; erhielt eine Anstellung bei der Verwaltung der Nordbahn, beschäftigte sich in seinen Mußestunden gleichfalls mit national-ökonomischen Studien u. wurde später Mitredakteur des „Journal des Débats“. Seit 8. Febr. 1871 Mitglied des linken Centrums der Nationalversammlung, ward er 5. Juni dess. Jahres zum Seine-Präfekten ernannt. Als Thiers 7. Dez. 1872 sein Kabinet erneuerte, betraute er S. mit der Leitung der Finanzen. Die Wahl dieses Freihändlers war eine so glückliche, daß S., nachdem er 24. Mai 1873 mit Thiers u. dem ganzen Ministerium zurückgetreten war, 10. Mai 1875 auch von Mac Mahon an die Spitze des Finanzministeriums berufen wurde. Diesmal endete seine ausgezeichnete Verwaltung mit dem jähen Sturze Jules Simon's (s. d.), 16. Mai 1877. Seit 30. Jan. 1876 ist S. Senator.

Sayn und Wittgenstein, ein altes, jetzt fürstliches u. in mehreren Linien blühendes Geschlecht. Den Namen S. allein führte nach der ehemaligen reichsunmittelbaren, 25 □M. umfassenden u. aus den Theilen Hachenburg u. Altenkirchen bestehenden Grafschaft Sayn im Westerwalde mit der jetzt in Trümmern liegenden Stammburg Sayn beim gleichnamigen Flecken im Reg.-Bez. Koblenz ein Zweig des Hauses Nassau, der 1246 im Mannesstamme erlosch. Hierauf fiel die Grafschaft an des letzten Grafen Schwester Adelheid, die mit einem Grafen v. Sponheim vermählt war. Die beiden Söhne derselben, Heinrich u. Gottfried, theilten 1264 die Besitzungen, wobei jener die Grafschaft Sponheim, dieser die Grafschaft Sayn erhielt. Gottfried kam dann noch durch Heirath in den Besitz der Allodialherrschaft Homburg in der Mark, u. nach seinem Tode erhielt von seinen beiden Söhnen der ältere, Johannes, Sayn nebst einer Hälfte von Homburg, der jüngere, Engelbert, die andere Hälfte von Homburg u. das Schloß Vallendar. Ein Enkel des Letzteren, Valentin, heirathete die Erbgräfin von Wittgenstein, u. als die ältere, von Johannes gestiftete Linie 1606 erlosch, fiel auch die Grafschaft Sayn an die jüngere od. Engelbert'sche Linie, worauf sich diese **S. u. W.** nannte. 1607 theilte sich diese Linie wieder in die 3 der evangel. Konfession folgenden Hauptlinien: S.-Wittgenstein-Berleburg, S.-Wittgenstein-Sayn u. S.-Wittgenstein-Hohenstein. A. Die Linie **S.-Wittgenstein-Berleburg,** der von der Grafschaft Wittgenstein das Amt Berleburg, die Grafschaft Homburg u. die Herrschaft Neumagen an der Mosel zufielen, theilte sich 1694 wieder in 3 Speziallinien. Die Speziallinie **S.-Wittgenstein-Berleburg** erhielt eine Kuriatstimme auf der Wetterau'schen Grafenbank u. 1792 die Reichsfürstenwürde, wurde nach dem Luneviller Frieden für den Verlust der Herrschaft Neumagen durch eine, jetzt von Preußen zu zahlende Jahresrente von 15,000 fl. entschädigt u. gehörte seit 1815 zu den preuß. Standesherren, verkaufte aber 1821 die standesherrlichen Gerechtsame für 100,000 Thlr. an Preußen. Gegenwärtiges Haupt dieser Speziallinie ist Fürst Albrecht, geb. 16. März 1834. Ein Oheim desselben, Prinz August, geb. 6. März 1788, nass. Generalleutnant u. Generaladjutant, war vom 21. Mai bis 20. Dez. 1849 letzter Reichskriegsminister, seit 1852 nass. Staatsminister ohne Portefeuille u. Ministerpräsident, zuletzt (bis 1866) Gesandter beim Bundestag u. starb zu Berleburg 6. Jan. 1874. Sein Sohn, Prinz Emil, geb. 21. April 1824, ist Generalleutnant à la suite u. Generaladjutant des Kaisers Alexander II. u. hat sich als Dichter bekannt gemacht; er schrieb: „Gedichte“ (1844), als Kasimir Röspe „Deutsche Lieder“ (1848), das Epos „Aßlan-Aga“ (1856) etc. — Die **Karlsburgische** Speziallinie führt ihren Namen nach der zum Stammgute der Hauptlinie S.-Wittgenstein-Berleburg gehörenden Besitzung Karlsburg; nach dem Tode des letzten Sprossen ihres Stifters (1859) ging aber infolge von Familienverträgen die Eigenschaft eines Chefs dieser Speziallinie mit den damit verbundenen Rechten u. Gerechtsamen, sowie die genannte Besitzung, auf den Chef der 3. Speziallinie, den Fürsten Ludwig, u. damit auch der Name der **Ludwigsburgischen** Speziallinie auf die Karlsburgische über. Jetziger Chef dieser beiden vereinigten Speziallinien ist Fürst Peter (geb. 10. Mai 1831), General à la suite des Kaisers von Rußland. Sein Vater, der vorgenannte Fürst Ludwig (geb. zu Petersburg 18. Juni 1799, gest. 20. Juni 1866), ein Sohn des gleichnamigen russ. Feldmarschalls (geb. 6. Jan. 1769, gest. zu Lemberg 11. Juni 1843), gründete zwar durch ein aus der Herrschaft Sayn u. den damit vereinigten Vermögenstheilen bestehendes Fideikommiß eine neue Speziallinie, deren Chef 1861 vom König von Preußen die Würde eines erblichen Mitgliedes des Herrenhauses sowie das Recht erhielt, sich „Fürst zu **S.-Wittgenstein-Sayn**“ zu nennen, doch erlosch diese neue Speziallinie bereits mit ihrem ersten Chef, dem 15. Juli 1843 geborenen u. 28. Febr. 1876 gestorbenen Fürsten Ludwig. — B. Die Linie **S.-Wittgenstein-Sayn** ist mit dem Grafen Gustav 24. Juni 1846 im Mannesstamme erloschen. — C. Die Linie **S.-Wittgenstein-Hohenstein** führt den letzteren Beinamen seit 1647, in welchem Jahre sie von Brandenburg mit den zur Grafschaft Hohenstein gehörigen Besitzungen Lohra u. Klettenberg belehnt wurde; später verkaufte sie dieselben wieder an Brandenburg; seit 1804 theilweise reichsfürstlich, ward sie 1813 vom Großherzog von Hessen in den Fürstenstand erhoben; ihre Residenz ist Wittgenstein. Dieser Linie gehörte Fürst Wilhelm (geb. 9. Okt. 1770, gest. unvermählt zu Berlin 11. April 1851) an, der preuß. Oberkammerherr sowie Minister des königl. Hauses u. Freund Friedrich Wilhelm's III. war. Der vorige Chef der Linie u. Senior des Gesammthauses S.-W., Fürst Alexander (geb. 16. Aug. 1801, gest. auf Schloß Wittgenstein 7. April 1874), war als Student in Bonn ein Freund Heinrich Heine's, später ein Sonderling. Einer der ihm 19. Jan. 1839 geb. Zwillingssöhne, Prinz Adolph, eine genial angelegte Natur, malte, dichtete u. besaß eine so merkwürdige Tenorstimme, daß ihn der Impresario Ullman zu einer Kunstreise nach Amerika engagirte; indeß starb der Prinz während der Ueberfahrt 30. Okt. 1872. Sein Bruder, Fürst Ludwig (geb. 20. Nov. 1831), ist gegenwärtig das Haupt der letzteren Linie.

Sbirren hießen früher in Italien, nam. im Kirchenstaate, die militärisch organisirten Polizeidiener.

Sc— vergl. auch Sk—.

sc. Abkürzung für lat. scilicet, d. i. nämlich; auch für sculpsit, d. i. er hat gestochen; gewöhnlich Zusatz zum Namen des Künstlers auf den Kupfer- od. Stahlstichen.

Scabinus (lat.), s. v. w. Schöppe.

Scabiosa, Skabiose; eine den Kompositen angehörige Pflanzengattung mit zahlreichen Arten, welche meist der wärmeren gemäßigten Zone angehört, aber auch bis zum Norden in einigen Charakterpflanzen der Landschaft, bes. der Berggegenden, auftritt. Meist mit tiefgeschlitzten Fiederblättern versehen, stellen sie ihre Korbblumen zu Köpfchen zusammen, wodurch sie den Kardengewächsen verwandt werden, von denen

sie aber durch stachellose Hüllblätter abweichen. Die Blumenkrone selbst ist aus 4 zu einer Röhre verwachsenen Blättchen gebildet u. umschließt 4 Staubgefäße u. 1 Stempel. Ueberall verbreitet ist bei uns die Wiesenskabiose (Sc. succisa), auch Peters- u. Anbißkraut, Teufelsabbiß, weil die Wurzel wie abgebissen erscheint. Ihre Blumen sind blau, seltener weiß od. fleischfarbig. Das Feld hat ebenso seine eigene Art, die Ackerskabiose (Sc. arvensis), auch Grind-, Schwär-, Knopf- od. Apostemkraut, blaue Kornrose, Wittwenblume, Glied- u. Aderlange, Nonnenkleppel 2c.; sie hat ähnliche Blumen wie die vorige, aber einen rauhharigen Stengel, wogegen der der vorigen glatt ist. Selbst der Wald besitzt seine eigene Art, die Waldskabiose (Sc. silvatica), u. zwar in od. an Bergwäldern, mit meist ungetheilten Stengelblättern u. bläulich-rothen Blumen. So wenigstens gliederte sie Linné, während Nr. 1 heutzutage als Gattung Succisa, die beiden anderen Arten als Knautia gelten. Die eigentliche Gattung Sc. besitzt zwei verbreitete Arten: Sc. Columbaria u. suaveolens, jene mit blauen od. bläulich-rothen, diese mit blauen, röthlichen od. weißen, selten gelben, wohlriechenden Blumen; beide auf trockenen Abhängen, denen sie zu großer Zierde gereichen. Diese Gattung unterscheidet sich durch einen äußern 8furchigen Kelch mit glocken- od. radförmigem, trockenhäutigem Saume, die Gattung Succisa durch einen äußeren Kelch mit 4spaltigem, krautartigem Saume, die Gattung Knautia durch einen äußern, nicht gefurchten, 4- od. mehrzähnigen Kelch u. rauhharigen Blütenboden, der bei den beiden vorigen dickblätterig ist. Keine der Arten hat eine besondere Bedeutung im Völkerleben; jedoch sind einige Arten wärmerer Gegenden allbeliebte Zierblumen. Allbekannt ist die schlechtweg Skabiose genannte Art (Sc. atropurpurea) aus Ostindien, mit langstieligen, schwarz-purpurrothen Blumenköpfchen.

Scala (lat. Scaligeri), ein hochberühmtes Geschlecht in Verona, im 12. Jahrh. auch in anderen Städten Oberitaliens; erbte nach dem Ausgange der Hohenstaufen die Machtstellung der Markgrafen von Treviso u. der Ezzelini da Romano durch Kampf gegen die Aristokraten, Begünstigung des Volkes u. Unterstützung des Kaisers. Schon 1262 war Mastino I. d. Sc. Capitano del popolo. Sein Neffe Cane († 1329), schon damals Cangrande genannt, wurde von Kaiser Heinrich VII. 1311 zum Statthalter von Verona u. Vicenza erhoben u. war die vornehmste Stütze der Ghibellinen unter Heinrich VII. u. Ludwig dem Bayern. An seinem Hofe fand neben andern Flüchtlingen der Kaiserpartei auch Dante Schutz. Sein Nachfolger Mastino II. († 1351) erwarb noch Bassano, Feltre, Belluno, Padua, Brescia, Parma, Reggio u. Lucca, aber die Venezianer, Mailand, Florenz, Ferrara u. der Papst standen seit 1339 gegen Verona im Kampfe. Treviso riß Venedig an sich, in Padua u. Bassano erhob sich die Herrschaft des Hauses Carrara, u. die Nachfolger Mastino's verloren bis 1387 auch Verona u. Vicenza an Johann Galeazzo Visconti von Mailand. Antonio d. Sc., der letzte freie Herrscher aus diesem Hause, suchte in Venedig Schutz u. Zuflucht. Als seine Söhne Anspruch an Verona erhoben, das 1406 von Mailand an Venedig abgetreten worden war, trieb man sie in die Verbannung. Der letzte Sproß des Geschlechtes starb 1598 in bayerischen Diensten. Die Grabmäler der Scaliger gehören zu den bedeutendsten Kunstwerken Verona's (s. dort).

Scaliger, Julius Cäsar, berühmter Humanist, geb. 23. April 1484 vielleicht zu Verona; war der Sohn eines gemeinen Malers Bordone, der nur den Beinamen Sc. bekommen hatte, leitete sich aber später von dem Geschlecht der della Scala her. Seit 1529 zu Agen in Südfrankreich als Arzt thätig, glänzte er durch seine ungewöhnliche Kenntniß der alten Schriftsteller u. erwarb sich vor Allem Verdienst um die Erklärung der naturwissenschaftlichen Schriften des Hippokrates, Aristoteles u. Theophrast. Er starb 21. Okt. 1558. Ueberstrahlt wurde sein Ruhm durch den seines Sohnes Joseph Justus **Sc.** Geb. 4. Aug. 1540 zu Agen, widmete er sich mit höchstem Eifer dem Studium der alten Sprachen u. wurde, da er als Protestant in Frankreich Verfolgung zu fürchten hatte, 1593 Professor in Leyden, wo er 21. Jan. 1609 verstarb. Während er durch originelle Keckheit seiner Behauptungen u. philologisches Selbstgefühl manchen Zeitgenossen erbitterte, regte er weitere Kreise durch seine kritischen u. erklärenden Ausgaben (des Catull, Tibull, Properz, Cäsar, Seneca, Ausonius u. Festus) lebhaft an, erweckte durch seine Werke über Numismatik („De re nummaria", Leyden 1616; „Expositio numismatis argentei Constantini Imp.", 1601) das Interesse für diese Wissenschaft überhaupt, u. wurde durch sein Werk

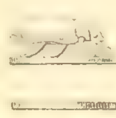
„De emendatione temporum" (Par. 1583), welches er selbst später im „Thesaurus temporum" (2 Bde., Leyden 1606) noch verbesserte, der Schöpfer des ersten chronologischen Systems. — Vgl. Bernays, „J. Just. Sc." (Berl. 1855).

Scammonium, s. „Convolvulus".

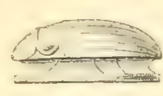
Scamozzi, Vincenzo, einer der namhaftesten Architekten der Renaissancezeit, geb. 1552 in Vicenza; war Anfangs Schüler seines Vaters, eines Feldmessers, bildete sich nachher in Rom weiter aus u. starb 1616 in Venedig. Nachdem er hier seine ersten Bauten aufgeführt hatte, wandte er sich mehr dem barocken Stil des Bernini zu u. schuf von 1585 an in dieser Weise eine Menge von Bauten, vorzugsweise Paläste in Vicenza u. Venedig (neue Procurazien), aber auch in Böhmen das prächtige Portal des Schloßhofes in Prag (1614). Sein schriftstellerisches Hauptwerk ist die „Idea dell' Architettura" (2 Bde., Ven. 1615); daneben sind hervorzuheben die „Discorsi sopra l'Antichità di Roma" (Ven. 1582 u. 1583).

skandiren (v. lat. scandere, hinaufsteigen), einen Vers nach seinen Gliedern od. Füßen abmessen od. theilen, nach den Versfüßen ohne Rücksicht auf den Inhalt ablesen od. hersagen.

Scanzoni v. Lichtenfels, Friedrich Wilhelm, berühmter Arzt für Frauenkrankheiten u. eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Geburtshülfe, geb. zu Prag 21. Dez. 1821; studirte daselbst Medizin, ward dann Sekundärarzt am Allgemeinen Krankenhause, 1846 Assistent an der Geburtshülflichen Klinik u. 1848 ordinirender Arzt der Abtheilung für Frauenkrankheiten daselbst u. folgte 1850 einem Rufe als Professor der Geburtshülfe nach Würzburg. Die hauptsächlichsten seiner vielfach auch in andere Sprachen übersetzten Werke sind: „Lehrbuch der Geburtshülfe" (Wien 1849 ff.; 3 Bde., 4. Aufl. 1867); „Kompendium der Geburtshülfe" (ebd. 1854; 2. Aufl. 1861); „Die Krankheiten der weiblichen Sexualorgane" (ebd. 1856; 2. Bde., 4. Aufl. 1867); „Die Krankheiten der weiblichen Brüste u. Harnwerkzeuge" (2. Aufl., Prag 1859); „Beiträge zur Geburtskunde u. Gynäkologie" (Würzb. 1854 ff.); „Die chronische Metritis" (Wien 1863).


Nr. 4777. Scarabäen-Gemmen, von oben u. unten.

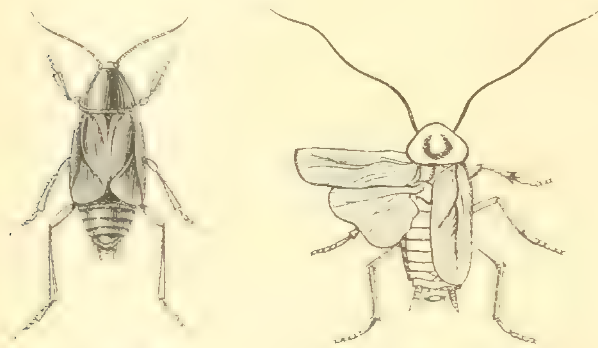



Nr. 4778. Scarabäus aus dem Berliner Museum.

Scarabaeus, Mistkäfer, Roßkäfer (s. d.). „Scarabäen" heißen auch, aus dem Alterthum stammend, auf Gemmen u. anderen Kunstwerken eingeschnittene Bilder von einem der nämlichen Familie angehörigen Käfer, dem heiligen Pillenkäfer, Ateuchus (s. d.).

Scarlatti, Alessandro, berühmter ital. Tonmeister, geb. zu Trapani in Sizilien im J. 1649; erhielt seine letzte musikalische Ausbildung zu Rom, wo er auch zuerst durch Arbeiten für Kirche u. Theater sich einen Namen machte u. auch nach Aufführung seiner Oper „L'Onestà nell' Amore" (1680) bei der Königin Christine von Schweden als Kapellmeister angestellt wurde. Einige Jahre nach dem Tode dieser Fürstin (1689) ging er als königl. Kapellmeister nach Neapel, kehrte aber 1703 nach Rom zurück, wurde Kapellmeister bei der Kirche Sta. Maria Maggiore u. dirigirte daneben auch die Privatkapelle des Kardinals Ottoboni. 1709 wieder als Operkapellmeister nach Neapel berufen, leitete er außerdem nach einander die Konservatorien di San Onofrio, de' Poveri di Gesu Cristo u. di Loreto u. starb daselbst 24. Okt. 1725. S. gehört zu den größten Tonmeistern aller Zeiten, nicht nur als genialer Komponist u. Gelehrter in seinem Fache, sondern auch als Reformator auf fast allen Gebieten der Musik. So hat er — um nur Einiges anzuführen — dem Recitativ im Wesentlichen die noch heute giltige Norm u. Form gegeben u. im Besondern das begleitete od. sog. obligate Recitativ zu höherer Ausbildung gebracht, vielleicht sogar selbst erfunden; ferner schreibt sich von ihm die lange üblich gewesene Form der Arie in zwei Theilen mit dem Da Capo her, sowie er der Erste war, welcher die instrumentale Begleitung seiner Gesangstücke sinniger u. selbständiger gestaltete; endlich ist er auch der Erfinder der sog. italienischen Ouverture (s. d.); er soll überhaupt der Erste gewesen sein, der zu seinen Opern

eigene Ouvertüren schrieb, da es vor ihm meist gebräuchlich war, Lully'sche Ouvertüren als Einleitungssätze zu den Opern zu benutzen. S. war von nennenswerther Fruchtbarkeit: er schrieb gegen 120 Opern, nebenbei 200 Messen, eine große Anzahl von Oratorien u. kleineren Kirchenstücken, einige Hundert sog. Kammercantaten u. Kammerduette, viele Madrigalen, Serenaden, Toccaten für Klavier u. Orgel ꝛc. Gedruckt ist von allen diesen Sachen verhältnißmäßig wenig. Sein Sohn **Domenico S.**, tüchtiger Komponist u. der größte ital. Klavierspieler seiner Zeit, geb. 1683 zu Rom; erhielt seine musikalische Ausbildung zuerst durch seinen Vater, dann durch Gasparini, sowie im Klavierspielen speziell durch Bernardo Pasquini. Als schon berühmter Virtuos traf er 1709 zu Venedig mit Händel zusammen, u. dessen Klavierspiel, vornehmlich das Improvisiren, begeisterte ihn so, daß er dem Deutschen, um ihn öfter hören zu können, nach Rom nachreiste. Hier wurde er, nachdem er durch Kirchensachen u. Kammercantaten sich einen guten Namen gemacht hatte, 1715 Kapellmeister an der Kirche S. Pietro im Vatican, ging 1719 als Kapellmeister der Italienischen Oper nach London, wo er auch seine Oper „Narcisso“ zur Aufführung brachte, folgte 1721 einem Rufe nach Lissabon u. kehrte Ende 1725 nach Neapel zurück; 1729 wurde er Hofklavierlehrer in Madrid u. starb hier 1757. — S.'s zahlreiche Klavierkompositionen bestehen meist in Sonaten in der damaligen kurzen Form.



Nr. 4779. Gemeine Schabe (Blatta germanica). Nr. 4780. Küchen- od. Brotschabe (Periplaneta orientalis).

Scarron (spr. Skarrong), **Paul**, französischer Dichter, geb. 1610 zu Grenoble; wurde, nachdem er sein Vermögen vergeudet hatte, Domherr in Le Mans, ohne daß er genöthigt gewesen wäre, Geistlicher zu werden, verlor 1638 infolge einer Erkältung den Gebrauch seiner Glieder, siedelte später nach Paris über, wo er trotz seiner Krüppelhaftigkeit 1651 Mademoiselle d'Aubigné, die spätere Frau v. Maintenon (s. d.), heirathete u. 16. Okt. 1660 starb. Sc. gehört zu den bedeutendsten französischen Satirikern u. ist in dem Gebiete des Lustspiels ein würdiger Vorgänger Molière's gewesen. Eine bleibende Bedeutung haben indessen S.'s Werke trotz des sprudelnden Witzes u. der treffenden Satire nicht zu erlangen vermocht u. höchstens seine travestirte „Aeneïs“ (Par. 1649; neue Ausgabe von Fournel, ebd. 1858) u. sein „Roman comique“ (Par. 1662; neue Ausgabe von Fournel, ebd. 1857; deutsch, 3 Bde., Reval 1782) werden heute noch gelesen, während seine Novellen, lyrischen Gedichte u. Lustspiele vergessen sind. Eine Ausgabe von S.'s „Oeuvres complètes“ veranstaltete Bruzen de la Martinière (10 Bde., Par. 1739 u. öfter).

Scaurus, Marcus Aemilius, ein Römer aus einem vornehmen, aber verarmten Geschlecht, welcher sich durch Talent u. Energie zu großem Einflusse u. zu großem Reichthum emporschwang; geb. 163 v. Chr., begann er seine Laufbahn mit einem Holz- u. Kohlenhandel u. erwarb sich daneben bedeutende Rechtskenntnisse, die er aber überwiegend zur Erschleichung von Erbschaften benutzte. Nachdem er im Numantinischen Kriege u. dann auf Sardinien gedient hatte, wurde er curulischer Aedil, dann Prätor, 115 sogar Konsul, machte sich durch mancherlei Gesetze wie durch einen Triumph über die Ligurier berühmt u. wurde Princeps senatus. Er stand an der Spitze einer Gesandtschaft, die der Senat an den Jugurtha schickte; soll von Letzterem bestochen worden sein, wurde aber trotzdem bald darauf Censor. In dieser Stellung baute er die Via Aemilia, die über Pisa u. Cumä nach Ligurien führte. Als Führer der Oligarchen war er einer der erbittertsten Gegner der demokratischen Partei. Seine Selbstbiographie, von Cicero rühmend erwähnt, blieb nicht erhalten. — Sein gleichnamiger Sohn, zugleich Stiefsohn des Sulla, mit dem seine Mutter nach dem Tode seines Vaters sich vermählt hatte, war im 3. Mithridatischen Kriege Quästor des Pompejus u. wußte in dieser Stellung den ererbten Reichthum noch zu vermehren, verschwendete denselben aber zum Theil, als er 58 v. Chr. Aedil war, indem er außerordentlich prächtige Spiele gab. Nach Beendigung seiner Prätur 56 v. Chr. aus Sardinien zurückgekehrt, wurde er wegen Erpressung angeklagt, aber von Cicero mit Erfolg vertheidigt. Bei einer zweiten Anklage wegen Ambitus (s. d.) setzte Pompejus durch, daß er verurtheilt wurde. Er ging in die Verbannung u. war seitdem verschollen. Sein Haus auf dem Mons Palatinus war bekannt wegen seiner Pracht u. der darin angesammelten Kunstschätze.

Scävola, s. „Mucius“.

Sceaux (spr. Szoh), das alte Cellae, Stadt mit 2287 E. (1872) im franz. Dep. Seine; liegt $1\frac{1}{2}$ M. südsüdwestl. von Paris, mit dem es durch eine Spezialeisenbahn verbunden ist, in 98 m Seehöhe am Bièvre, einem rechten Seinezuflusse, hat ein altes Schloß, Fabriken in Fayence, Wachsbleichen u. einen berühmten, für Paris wichtigen Viehmarkt.

Scene (lat. scena, vom griech. σκηνή, Zelt, Hütte), die Schaubühne des Theaters; ein Auftritt, kleiner Abschnitt in einem Schauspiel; Handlung, Vorgang, Begebenheit; Schauplatz einer Handlung; in Sc. setzen, ein Stück zur Aufführung bringen, die Anordnungen dazu machen; Scenarium, Scenenbuch, Angabe der Auftritte, Verwandlungen ꝛc. in einem Schauspiel; Scenerie, Bühnengerüst; Gemälde; Gegend, Landschaft.

Scepter (lat. sceptrum, griech. σκῆπτρον [daher richtiger das als der Sc.], Stab), ein lanzenartiger Stab ohne Metallspitze, aber mit einer Verzierung am oberen Ende, seit dem Alterthum das Zeichen einer gewissen Würde u. Gewalt, der Herrscher- u. Feldherrnmacht, bei den Griechen daher auch ein Attribut des Zeus; bei Homer treten selbst Priester, Herolde u. Redner, gleichsam als Beauftragte einer höheren Macht, mit dem Sc. auf. Bei den Römern war das Sc. das Abzeichen der Könige, welches dann auch auf die Konsuln überging; es war von Elfenbein. Verschieden davon war das oben von einem Adler bekrönte Triumph- u. kaiserliche Sc., das zur Zeit der Republik die triumphirenden Feldherren, nachher bei feierlichen Gelegenheiten die Kaiser trugen. Von den letzteren überkamen es die byzantinischen Kaiser, die es als einen oben gekrümmten Stab trugen od. sich vorantragen ließen, weshalb auch das bloße Sc. als Repräsentant der fürstlichen od. der höchsten richterlichen Gewalt, u. das Berühren od. Küssen des Sc. als Zeichen der Unterwerfung galt. Die Sc. der Karolinger u. ihrer Nachfolger waren goldene Stäbe, zuweilen durch Knäufe od. Ringe unterbrochen, oben darauf ein Adler, eine Lilie, eine Kugel od. ein Kreuz. Doch ging das ursprüngliche Sc. des Deutschen Reiches schon im 13. Jahrh. verloren, denn das unter den Reichskleinodien (s. d.) sich befindliche ist eine spätere Arbeit. Am Sc. der franz. Herrscher war oben eine Hand als Wahrzeichen der oberst richterlichen Gewalt angebracht.

Schabbes, s. v. w. Sabbath.

Schaben, Blattina, eine berüchtigte Insektenfamilie aus der Ordnung der Geradflügler (Orthopteren). Sie haben einen abgeplatteten, ovalen Körper, mit breitem, schildförmigem, Kopf u. Mund dachartig bedeckenden Thorax, langen, borstenförmigen Fühlern, nierenförmigen Augen, dem Leibe platt aufliegenden lederartigen Flügeldecken, unter denen die Flügel längsgefaltet verborgen sind, u. mit zwei gegliederten Fortsätzen am Hinterleibsende. Als „laufende“ Orthopteren (Cursoria) haben sie keine Sprung-, sondern lange Gangbeine. Sie sind nächtliche, lichtscheue Thiere (heißen deshalb auch Kakerlaken), sind äußerst schnellfüßig u. sehr gefräßig. Das Weibchen legt einen länglichrunden, zusammengedrückten, an den Seiten gezähnten, lederartigen Eiersack, der, lange im Eileiter verbleibend, oft erst kurz vor dem Ausschlüpfen der (16–40) Jungen gelegt wird. Die meisten Arten leben in Wäldern von Pflanzenstoffen, mehrere aber suchen die menschlichen Wohnungen auf u. werden bei ihrer starken Vermehrung u. ihrer Gier, alles Eßbare u. selbst vieles sonst Ungenießbare (selbst Schuhwerk u. dgl.) zu verzehren, bes. in Magazinen, Küchen, Mühlen u. Bäckereien äußerst lästig. Dabei kümmern sie sich wenig um das Klima u. gedeihen überall, durch Waaren u. Schiffe verschleppt. Die 12 mm. lange gemeine Sch. (Blatta germanica), von gelblicher Farbe, mit 2 schwarzen Längsflecken auf dem Thorax, ist in ganz Europa verbreitet, aber an vielen Orten von der 24 mm. langen, schwarzbraunen Küchen- od. Brotschabe (Periplaneta orientalis), die sich angeblich von Vorderasien aus weiter verbreitete, verdrängt. Ferner kommt die kleine Laplande (Blatta lapponica) bei

uns in Wäldern vor, die bes. aber in Lappland in den Fischvorräthen großen Schaden anrichtet. Von der Zudringlichkeit der surinam'schen Schabe (Peripl. americana), bei den Brasilianern Baratte genannt, berichten Reisende, wie Burmeister, Wunder. Wie letztere Art auch nach Europa verschleppt wurde, sind die europ. Sch. auch nach dem Westen verbreitet. Zur Vertilgung der Sch. werden Enten u. Igel mit Erfolg zu Felde geschickt, auch Leimruthen u. Fangtöpfe wendet man an, am sichersten aber weißen Arsenik, sog. Schabenpulver, das man auf Brot u. dgl. ihnen hinlegt. Sch. heißen auch die Motten (Tineiden).

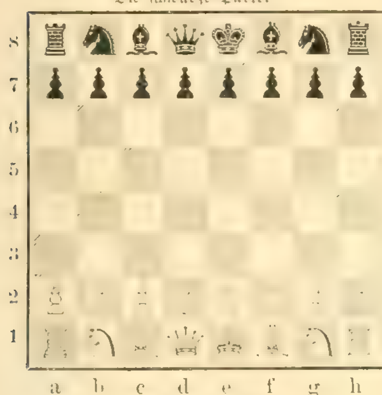
Schabkunst, s. „Mezzotinto".

Schablone heißt in der Baukunst die in natürlicher Größe ausgeführte Zeichnung eines Details, Gesimsprofils 2c., u. das nach dieser Zeichnung gefertigte Formbret od. Formblech; daher im gewöhnlichen Leben auch ein starkes Papier od. Blech, das das auf eine andere Fläche zu übertragende Muster entweder in seiner Umfangslinie bildet, z. B. beim Zuschneiden der Kleidungsstücke, od. in seinen inwendig ausgeschnittenen Figuren, z. B. beim Malen der Zimmerdecken. Diese letztere Art von Sch. nennt man vorzugsweise Patrone.

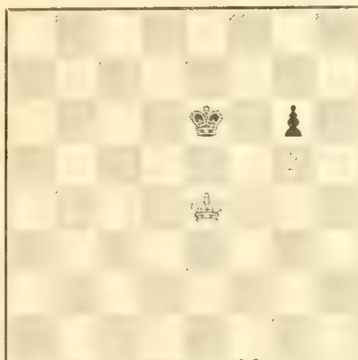
Schabracke (vom türk. tschaprak), ein viereckiges Stück Zeug, meist von Wolle, gewöhnlich verziert mit Stickerei, Tressen od. farbigen Tuchstreifen, beim Reiten unter den Sattel gelegt, um den Reiter vor dem Schweiße des Pferdes zu schützen.

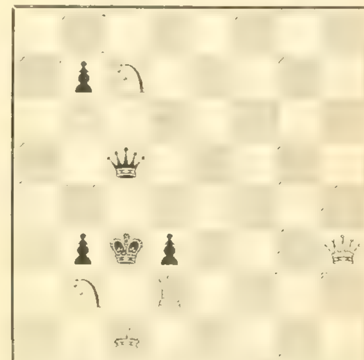
Schabzieger, grüner Kräuterkäse, dessen vorzüglichste Art aus dem Kanton Glarus kommt.

die Bauern aber den Haupttheil des Heeres, das Fußvolk, bedeuten. Als ein solches Abbild altindischer Heereseinrichtung u. Schlachtordnung soll nun das Sch. nach dem übereinstimmenden Zeugniß sehr vieler Sagen aus Anlaß einer merkwürdigen Kriegsbegebenheit erfunden worden sein, u. zwar ursprünglich zum Unterricht od. auch zur Unterhaltung einer fürstlichen Person, in deren Hause sich jene Begebenheit ereignet hatte. Als später das Spiel den Persern bekannt geworden war, erhielten die Sagen, nam. innerhalb pers. Dichtwerke (z. B. von Firdusi), mannichfache Erweiterung u. sinnreiche Ausschmückung. Am bezeichnendsten ist die allgemein bekannte Sage, welche als nächste Veranlassung für des Spieles Erfindung das tyrannische Gebahren eines orientalischen Fürsten zu Grunde hat. Namen u. Länder wechseln vielfach, nur diese innere Begründung bleibt in den verschiedenen Versionen der Sage dieselbe. Bald spielt die Erfindung in Chaldäa od. Persien, bald in Indien; dort ist es ein grausamer König, Evilmerodach, hier ein junger, durch Schmeichler verleiteter Herrscher, Balhib od. Schachram; für jenen ersinnt das Sch. ein Weiser, Xerxes, zu Gunsten des anderen der Brahmine Sissa ben Daher, auch Nassir genannt. In beiden Fällen habe das Schachspiel den Herrscher belehren sollen, wie der König ohne Hülfe der sich opfernden Unterthanen ohnmächtig untergehen, wie ferner der geringste Mann des Volkes, ein Bauer, zur Entscheidung beitragen, den Thron retten, sich selbst aber zu hoher Würde aufschwingen könne. Mit dem wachsenden Interesse für das Spiel seien dem Herrscher auch die weisen Lehren zu Herzen gegangen u. er hätte gerührt seinem Lehrmeister jegliche



Nr. 4781. Anfangsstellung des Spieles im Zweischach.


Nr. 4782. Probe eines gewöhnlichen Endspiels. Weiß kann trotz eines Bauern die Partie nur remis (unentschieden) machen, weil der schwarze König sich dem weißen immer gegenüber (in Opposition) hält.


Nr. 4783. Probe eines künstlichen Endspiels (Schachaufgabe in zwei Zügen). Weiß zieht seine Dame (Königin) nach c8 u. kann dann, was Schwarz auch antwortet, Mat sagen.

Schach od. Schah (persisch, s. v. w. König), daher Schachspiel, welches aus Indien über **Persien** nach Europa gekommen, soviel als Königspiel, insbes. ein Bretspiel mit Figuren, an deren wichtigste, König genannt, sich die Entscheidung des Spieles knüpft. Neben dem eigentlichen Sch., das zwischen zwei Personen mit je 16 Figuren (8 sog. Offizieren, 8 Bauern) auf einem quadratförmigen Brete von 64 abwechselnd hell u. dunkel gefärbten Feldern gespielt wird, giebt es zahlreiche Abarten (wie das Dreischach zwischen drei Personen, Vierschach zwischen vier in zwei Parteien geschiedenen Theilnehmern 2c.), auch ähnliche Spiele, wie das in vielen verschiedenen Formen vorkommende Kriegsspiel, das sog. Kurierspiel, das Rundschach des Tamerlan 2c. Alle diese Abarten ermangeln der wohlgelungenen Harmonie in der Einrichtung des eigentlichen sog. Zweischach u. dienen mitunter besonderen Zwecken, z. B. wie gewisse Arten des Kriegsspieles der analogen Uebung in militärischen Manövern. Nach den bisherigen Forschungen steht es fest, daß sich die ersten Spuren des Sch. bei den alten Indern finden. Ueber die Person des Erfinders selbst sowie über die genaue Zeit der Erfindung, welche etwa in das Jahr 1000 v. Chr. zu setzen ist, sind jedoch sichere Angaben um so weniger zu ermitteln, als zahlreiche Sagen u. Mythen, die häufig einander widersprechen, den geschichtlichen Kern der Erfindung verdunkeln. Seine festere Gestaltung hat unser heutiges Sch. übrigens erst im Laufe des 15. Jahrh., vermuthlich in Spanien erhalten; bis dahin war das alte Sch., in welchem nur die Figuren König, Thurm u. Springer ihre gegenwärtige Gangweise, der Läufer aber u. unsere Dame eine beschränktere Wirksamkeit hatten, unter dem ind. Namen Chatur-anga (das Viergliedrige), später unter der persisch-arabischen Bezeichnung Schatrandsch gekannt. Die meisten Sagen u. alten Ueberlieferungen, welche sich theils auf die Erfindung, theils auch (wie z. B. das indische Gedicht „Bharishya Parana") auf die Beschreibung des Sch. beziehen, gehen von einem Vergleiche mit der früheren indischen Heereseinrichtung, insbes. mit einer alten indischen Schlachtordnung, aus; Thurm u. Springer sowie der Läufer in der Ecke sollen nämlich die Elefanten, die Reiter u. die Streitwagen vorstellen,

Belohnung zugesagt. Dieser habe dann, um den Fürsten auch zu weiser Einsicht u. Berechnung anzuregen, nur die unscheinbare Weizenmenge gefordert, welche aus der Summe entstünde, wenn auf das erste der 64 Schachfelder ein Korn, auf das zweite 2, auf das dritte 4 u. in gleicher Fortsetzung auf jedes nächste Feld das Doppelte des Vorigen gelegt würde. Der Herrscher, zuerst über diese sonderbare Bitte erstaunt, hätte den kleinlich Fordernden ungnädig entlassen, nachher aber, als die Schatzmeister mit der Klage, daß der Reichthum des ganzen Landes, ja der Welt nicht ausreichen würde (die genaue Berechnung ergiebt eine Summe von 18,446,744,073,709,551,615 Körnern), erschienen, den weisen Lehrmeister tiefgerührt zum lebenslänglichen Rathgeber u. Freund angenommen. Bei älteren Schriftstellern, nam. des Mittelalters, findet sich über Erfindung wie Alter des Sch. eine noch buntere Menge verschiedenartiger Sagen u. unbegründeter Hypothesen, u. häufig sind die unrichtigen Ansichten durch eine Verwechselung des Sch. mit anderen mehr od. weniger abweichenden Bretspielen bestärkt u. vermehrt worden. Die große Vorliebe, welcher sich damals dieses Spiel zu erfreuen hatte, mochte zu seiner Verherrlichung durch allerlei denkbare Anknüpfungen an geschichtliche Begebenheiten beitragen. Nachdem das Sch. durch die Araber in Westeuropa eingeführt u. durch rückkehrende Kreuzfahrer, die es im Orient kennen lernten, in Mitteleuropa heimisch geworden, fand es als ein Lieblingsgut bevorzugter Stände sehr bald in der Ritterwelt wie an den Höfen begünstigte Aufnahme u. ward in Leben wie Dichtkunst verflochten. Der Geistliche erblickte in dem reichgegliederten Spiele ein Spiegelbild der göttlichen Weltordnung u. würdigte das Sch. zur Quelle erbaulicher Reden; der Edelmann liebte es vor dem Würfel u. zählte es zu den sog. sieben Rittertugenden. Das Volk aber entnahm in seiner sinnigen Ausdrucksweise aus der Kunstsprache des Spiels die tiefsinnigsten Lebens- u. Todesbilder, welche sich insbes. an die Hauptausdrücke „Schach" u. „Mat" anknüpften. So sehen wir das Sch. in die Sitte der europäischen Menschheit während des Mittelalters tiefsinnig verflochten. Die Leidenschaft für dies Kriegsspiel zwischen zwei kämpfenden

Parteien war bald so gestiegen, daß es im 12. Jahrhundert bereits in den meisten altfranzösischen u. mittelhochdeutschen Gedichten genannt u. gepriesen wurde, daß man an seine wechselreichen Wendungen u. Gestaltungen bald die bedeutendsten Lebens- u. Sittenbetrachtungen knüpfte u. dieselben zum Fachwerk ganzer Sittenbücher benutzte. Unter den damals entstandenen Schriften über das Spiel ist zunächst das Buch des Predigermönches Jacob von Cessolis, welcher das Sch. zum Stoff seiner Predigten genommen u. letztere in jenem Werke „Ueber die Sitten der Menschen u. Pflichten der Edlen auf Grund des Schachspiels" zusammenstellte. Diese um 1290 vollendete geistlich sittliche Betrachtung knüpfte in vier Theilen sowol an die Gründe u. Zeit der Erfindung des Sch., wie an die einzelnen Figuren u. die ganze Einrichtung des Spieles an. Das Werk hatte einen ungeheueren Erfolg u. fand eine fast unglaubliche Theilnahme; in alle bekannteren europ. Sprachen übertragen, wurde es durch viele einzelne Handschriften, später durch zahlreiche Druckausgaben weit verbreitet. Auch hat es gereimte deutsche Umarbeitungen (z. B. durch Konrad v. Ammenhusen, um 1387) sowie Nachbildungen (z. B. durch Jakob Mennel („Schachzabel", d. i. Schachtafel od. Schachspiel, v. J. 1507) u. Meister Jngold („Dz guldin spil", um 1450) gefunden. Mit der heranziehenden neueren Zeit nimmt aber auch das Sch. wie seine Pflege einen anderen Charakter u. eine mehr nüchterne Färbung an. Der Schwerpunkt seines Ansehens tritt immer mehr in die eigentlichen Grenzen u. auf den wahren Zweck des Spieles zurück. Nach Vervollkommnung der organischen Einrichtung wird deshalb vom 16. Jahrh. ab neben den ersten theoretischen Versuchen auf die praktische Uebung der entscheidende Nachdruck, auf die Meisterschaft im wirklichen Spiele der höchste Werth gelegt. Aus dem königlichen Sch., wie es als Abbild alter Heeresordnung u. zu Gunsten eines gekrönten Kriegsherrn erfunden war, aus dem ritterlichen u. gleichnißvollen Spiele, dessen noble Pflege u. erbauliche Nutzanwendung bevorzugten Standen anheimfiel, wird nun eine sinnreiche Geistesbeschäftigung, welche auserwählten Kennern Ehre u. Ansehen bringt, ein vornehmes Erholungsmittel von der täglichen Arbeit des Berufes, welches nicht nur von Einzelnen begehrt, sondern auch von besonderen, dem Spiele gewidmeten Gesellschaften (sog. Schachklubs) gepflegt wird. Zunächst erblühte während der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. in Spanien u. Italien ein reges Schachtreiben; am Hofe Philipp's II. fanden angesehene Meister, wie Alphons Ceron u. Ruy Lopez, wohlwollende Aufnahme; in Italien wurden die Meister Paolo Boi u. Leonardi da Cutri als das Licht u. der Glanz des edlen Sch. gerühmt, welche zum span. Madrider Schachkongreß (1576—77) erschienen u. reiche Lorbern ernteten. Aus jener Zeit stammen die Anfänge einer wirklich theoretischen Bearbeitung des Spieles, sowol der sog. Eröffnungen, welche von der Anfangsstellung des Spieles (vgl. Nr. 4781) ausgehen, als der sog. Endspiele, welche die verschiedenen Arten betreffs des Schlusses einer mehr od. weniger durchgeführten Partie (vgl. Nr. 4782) entwickeln. Aus den Endstellungen haben sich schon damals freigeschaffene Kompositionen (sog. künstliche Endspiele) entwickelt, welche gewissermassen die Kunstseite des Sch. darstellen u. unter dem Namen der „Schachaufgaben" in neuerer Zeit zu einer hohen Vollendung gefördert worden sind. In der Entwicklung des praktischen Spieles folgten den Italienern im 17. Jahrh. die Franzosen, welche sich unter Vorgang ihres großen Meisters Philidor (s. d.) durch Gründung einer eigenen, auf die Bauern basirten Theorie auszeichneten. Jhnen folgte im gegenwärtigen Jahrhundert die engl. Schule, hauptsächlich durch Lewis, später durch H. Staunton vertreten, endlich die deutsche Schule, durch Meister wie v. Bilguer, Bledow, v. d. Lasa, Anderssen u. A.

Eine vorübergehende kurze Glanzepoche der neueren Zeit bezeichnete das Auftreten des Amerikaners P. Morphy (s. d.), welcher durch seine möglichst fehlerfreie u. doch glänzende Spielweise außerordentliche Erfolge erzielte u. hierbei manche von der Theorie neu gewonnene Ergebnisse in seiner Praxis günstig zu verwerthen wußte. Diese theoretische Erforschung des Spieles war nicht nur von den oben genannten Meistern der sog. Deutschen od. Berliner Schachschule u. dem russischen Schachautor v. Jänisch, sondern vornehmlich auch auf Grund wissenschaftlicher Behandlung von dem langjährigen Leiter der Deutschen (Berliner) Schachzeitung, Dr. M. Lange, in zahlreichen Schriften u. Artikeln entwickelt worden, welcher Letztere zugleich mannichfachen, bis dahin gar nicht od. nur wenig gewürdigten Fortsetzungen der Anfangsspiele, nam. für die sog. Gambiteröffnungen, den Weg in die Praxis bahnte. Unter den Gambitspielen (s. d.) in engerem Sinne begreift man alle Anfänge einer Partie, bei welchen die eine Partei schon frühzeitig einen Bauer in der Aussicht auf schnellere Figurenentwicklung u. Angriffsbildung preisgiebt, in engerem Sinne aber das sog. Königsgambit, bei welchem nach dem Doppelschritt des Königsbauers von beiden Seiten der Anziehende den Bauer seines Königsläufers, u. das sog. Damengambit, bei welchem nach dem beiderseitigen Doppelschritte des Damenbauers der Angreifende den Bauer seines Damenläufers opfert. Diese Spielarten bieten Anlaß zu den schönsten u. ergiebigsten Angriffswendungen, u. es bildet in gewissem Sinne die Erweiterung des ihnen zu Grunde liegenden Gambitprinzipes den Mittelpunkt der neuesten Schachtheorie. — Die sehr reichhaltige Literatur des Sch., welches nicht nur in zahlreichen Werken u. Zeitschriften selbstständig behandelt wird, sondern auch innerhalb verschiedener, nam. illustrirter Zeitungen eine periodische Pflege findet, bewegt sich ebenso auf theoretischem u. praktischem Felde (Lehrbücher, Handbücher, Partiensammlungen u. dergl.) wie auf geschichtlichem, literarischem u. a. Gebiete. Unter den Autoren, welche eigentliche Belehrungs- u. Bildungsschriften für die Erlernung u. das tiefere Studium des Sch. ausgearbeitet haben, sind aus dem 15. u. 16. Jahrh. die Spanier Lucena u. Ruy Lopez, der Portugiese Damiano, die Italiener Gianutio u. Salvio zu nennen, aus dem 17. Jahrh. die Italiener Carrera u. Greco, der Deutsche Gustavus Selenus (Pseudonym für Herzog August von Braunschweig-Lüneburg), aus dem 18. Jahrh. der Engländer Bertin, der Franzose Philidor, der Italiener Cozio, del Rio, Lolli, Ponziani, ferner der Oesterreicher Allgaier u. der Holländer Stein. Jn unsrem Jahrhundert beginnen die lange Reihe verdienstvoller Schachautoren die Engländer Pratt u. Sarratt, sowie der Deutsche W. Koch. Jhnen folgten die britischen Altmeister Lewis u. Walter, fernerhin Staunton († 1874), in Frankreich aber der als eminenter Praktiker anerkannte Meister Labourdonnais (ein Schüler des genialen Deschapelles u. siegreicher Gegner des gleichfalls hoch bedeutenden Irländers Mac Donnel). Von den neueren deutschen Meistern, nam. der sog. Berliner Schachschule, ist schon oben die Rede gewesen. Unter den bessern Hand- u. Lehrbüchern der Neuzeit mögen das Handbuch von v. Bilguer (s. d.) u. der Leitfaden von v. d. Lasa (s. d.), auch die Lehrbücher u. Partiensammlungen von M. Lange (s. d.) hervorgehoben sein; auf geschichtl.-literarischem Felde sind die Werke von Maßmann (s. d.), von A. Schmid („Literatur des Schachspieles", Wien 1847) u. von A. v. Linde („Gesch. u. Literatur des Schachspiels", 2 Bde., Berl. 1874) zu erwähnen.

Schacht, s. „Bergbau".

Schacht, Hermann, Botaniker, geb. auf dem Ochsenwerder bei Hamburg 15. Juli 1814; wurde 1860 Direktor des Botanischen Gartens u. ord. Prof. in Bonn u. starb daselbst 20. Aug. 1864. Er hat sich durch folgende Schriften vortheilhaft bekannt gemacht: „Das Mikroskop u. seine Anwendung, bes. für Anatomie u. Physiologie der Pflanzen" (Berl. 1851; 3. Aufl. 1861); „Physiologische Botanik" (ebd. 1852); „Der Baum" (ebd. 1853; 2. Aufl. 1860); „Lehrbuch der Anatomie u. Physiologie der Gewächse" (ebd. 1855 bis 1859, 2 Thle., „Grundriß" davon ebd. 1859); „Madeira u. Tenerifa mit ihrer Vegetation" (ebd. 1859); „Die Spermatozoiden im Pflanzenreich" (Braunschw. 1864).

Schachtelhalm (Equisetum), Pflanzengattung der kryptogamischen Gefäßpflanzen mit zahlreichen Arten in allen Zonen u. Regionen, höchst ausgezeichnet durch den ganz eigenthümlichen Aufbau des Stengels, an welchem Glied in Glied tutenartig steckt, indem jedes am Grunde von einem ausgezackten, blattartigen Kranze (Scheide) umgeben wird, aus welchem häufig wieder andere, ähnliche Glieder rings um den Stengel als Aeste wirtelförmig hervorbrechen. Die Frucht bildet eine Aehre, an welcher ebenfalls wirtelförmig sog. Fruchtboden od. Fruchtträger gleich kleinen gestielten Schildchen stehen, aus deren Unterfläche kegelförmige Warzen hervorkommen, welche die eigentlichen Fruchtbehälter (sporangia) sind. Jn diesen liegen die mikroskopisch zarten Samen od. Sporen als einzellige Kugeln, welche von sog. Schleudern (elateres) umgeben sind, die sich als flache Bänder hier einwickeln, aber sich aufrollen u. die Sporen fortschleudern, nachdem sie mit denselben aus den Gehäusen des Fruchtschildes pulverförmig herausgepreßt wurden. Wo die Sch.e auftreten, verleihen sie der Landschaft ein überaus charakteristisches Gepräge, welches sehr an das erinnert, wie es zur Zeit der Steinkohlenperiode etwa in jenen riesigen Calamiten (s. d.) sich ausdrückte, welche als die ersten Sumpfpflanzen der Erde diese mit schilfartigen Wäldern bedeckten, deren Halme eben so gegliedert waren. Allgemein bekannt ist der Acker-Sch. (E. arvense), auch Scheuer- u. Kannenkraut, Ackerschafthen od. Duwok; eine mit kriechenden Rhizomen versehene Art, welche den Acker nicht nur leicht aussaugt, sondern auch dem weidenden Viehe schädlich wird, das durch seinen Genuß heftige Durchfälle bekommt. Seine Ausrottung gelingt am sichersten durch Entziehung der Feuchtigkeit. Seine Halme u. Aeste sind tief gefurcht, wie bei den meisten Arten, u. überdies mit Kieselsäure erfüllt, wodurch sie scharfkantig u. dadurch geschickt werden, zum Scheuern der Küchengefäße zu dienen, während sie der Tischler zum Glätten seiner Möbel verwendet. Noch geeigneter hierzu erweist sich das gemeine Schafthen (E. hiemale) unserer Sümpfe, mit sehr lang wachsenden, schlanken Halmen, welche erst nach dem Eintrocknen scharf werden.

Schack, Adolf Friedrich, Graf v., Dichter u. Literarhistoriker, geb. zu Brüsewitz bei Schwerin 2. Aug. 1815; verlebte seine Kindheit auf den Familiengütern in Mecklenburg, begleitete den Vater nach Frankfurt a. M., als dieser als Bundestagsgesandter beider Mecklenburg dahin ging, besuchte das dortige Gymnasium, studirte 1834—38 in Bonn, Heidelberg u. Berlin die Rechte, wie auch verschiedene europ. u. orientalische Sprachen, u. trat dann in den preuß. Staatsdienst, verließ denselben aber bald wieder, um Italien, die Türkei u. Griechenland zu bereisen. Kaum zurückgekehrt, unternahm er eine Reise nach Spanien, deren bedeutendste Frucht seine epochemachende „Geschichte der dramatischen Literatur u. Kunst in Spanien“ (3 Bde., Berl. 1845 f.; 2. Aufl., Frankf. 1854; Nachträge 1855) war; mit diesem Werke, neben dem er auch 2 Bde. Uebersetzungen unter dem Titel „Spanisches Theater“ (Berl. 1845) veröffentlichte, lief Sch. den Spaniern selber den Rang ab u. nöthigte sie, bei ihm in die Schule zu gehen. Ein zweites Mal bereiste er 1842—43 Italien u. den Orient mit dem jungen Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der ihn zum Kammerherrn u. Legationsrath ernannt hatte, u. der sich auch 1865 von ihm nach Spanien u. 1871—72 nach Italien, Aegypten, Syrien u. Palästina begleiten ließ. Außerdem hielt sich Sch. 1852 u. 1854 in Spanien auf. Vorher fungirte er eine Zeit lang bei der Bundestagsgesandtschaft u. als mecklenburgischer Bevollmächtigter bei den Kollegien der Union in Berlin. Durch den Tod seines Vaters unabhängig u. Herr über große Mittel geworden, folgte er 1855 einer Einladung Maximilian's II. von Bayern u. schlug seine Wohnstätte in München auf, wo er, vom Deutschen Kaiser im Dez. 1876 in den erblichen Grafenstand erhoben, noch jetzt lebt, ein großmüthiger u. verständnißvoller Förderer der Kunst, nam. der Malerei: namhafte Meister, wie Lenbach, Böcklin u. A., vorzüglich aber Genelli, sind erst durch Sch. zu dem geworden, was sie sind, u. seine dem allgemeinen Besuch geöffnete Gemäldegalerie in München gehört zu den bedeutendsten Privatsammlungen. Den Dichter ließ Sch. erst allmählich ahnen, dagegen zog er als Orientalist u. geist- u. geschmackvoller Bearbeiter u. Dolmetscher des pers. Dichters Firdusi die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich. Seine deutsche Nachbildung der schönsten „Heldensagen des Firdusi“ (Berl. 1850 f.; 3 Bde., 3. Aufl., Stuttg. 1877) mit lehrreicher u. kunstvoller Einleitung stellt sich den besten Originalschöpfungen würdig an die Seite. Auch die „Stimmen vom Ganges“ (Berl. 1857), der mit Geibel herausgeg. „Romanzero der Spanier u. Portugiesen“ (Stuttg. 1860) u. die „Poesie u. Kunst der Araber in Spanien u. Sizilien“ (2 Bde., Berl. 1865; span., 3 Bde., Madr. 1867—71) vermehrten den literarischen Ruhm Sch.'s. Mit lyrischen „Originalgedichten“ (3. Aufl., Stuttg. 1874) trat er zuerst 1867 auf u. hat auch in diesen nichts Gewöhnliches geboten. Den „Gedichten“ ließ Sch. folgen: eine Sammlung erzählender Dichtungen unter dem Titel „Episoden“ (Berl. 1869); den humoristischen Roman in Versen „Durch alle Wetter“ (2. Aufl., ebd. 1871); das epische Gedicht „Lothar“ (ebd. 1872; 2. Aufl., Stuttg. 1874); das Trauerspiel „Die Pisaner“ (Berl. 1872; 2. Aufl. 1876); die beiden Lustspiele „Der Kaiserbote“ u. „Cancan“ (Lpz. 1873) u. den Roman in Versen „Ebenbürtig“ (Stuttg. 1876).

Schade bedeutet in der Rechtswissenschaft den durch Zufall od. durch die Handlung od. Unterlassung einer Person herbeigeführten Unterschied zwischen dem Vermögen einer Person, wie es sein könnte, u. wie es in der That ist; er zerfällt in die Vermögensminderung (sog. damnum emergens, positiven Sch.n) u. den entgangenen Gewinn (lucrum cessans, negativen Sch.n). Für den Sch.n aufkommen, Schadenersatz leisten muß man nur infolge eines besonderen Verpflichtungsgrundes. Derselbe kann bestehen: in einer ausdrücklichen Zusage, Schadenersatz zu leisten, z. B. bei Versicherungsgesellschaften, od. in einer gesetzlichen Bestimmung, wie z. B. nach dem Reichsgesetze vom 7. Juni 1871 Eisenbahnen für alle bei ihrem Betriebe vorgekommenen Tödtungen u. Körperverletzungen regelmäßig den hierdurch Geschädigten einzustehen haben, gleichviel ob sie, die Bahnen, hierbei Etwas verschuldet haben od. nicht. Endlich wird die Schadenersatzpflicht auch noch begründet durch ein schuldvolles Verhalten, nam. wenn Jemand den Sch.n absichtlich od. durch fahrlässiges Verhalten herbeigeführt hat. Der Umfang, in welchem Schadenersatz zu leisten ist, richtet sich insbesondere mit danach, ob den Verpflichteten eine Verschuldung trifft od. nicht; indem ersterenfalls auch der außerordentliche Werth einer Sache, d. h. derjenige Werth derselben ersetzt werden muß, den sie wegen besonderer Verhältnisse besaß. Für den zufälligen Sch.n hat man regelmäßig nur im Falle besonderer Zusage einzustehen; in vielen Fällen muß beim Mangel eines derartigen Versprechens der Berechtigte od. Eigenthümer den Sch.n tragen. Wenn der Beschädigte den Eintritt des Sch.ns durch rechtzeitige Fürsorge hätte abwenden können, so hat er keinen Anspruch auf Schadenersatz. Die Lehre vom Sch.n ist übrigens eine der wichtigsten im Privatrechte u. insbes. in der Lehre von den Forderungen von Bedeutung, so z. B. bei Kauf, Pacht, Miethe.

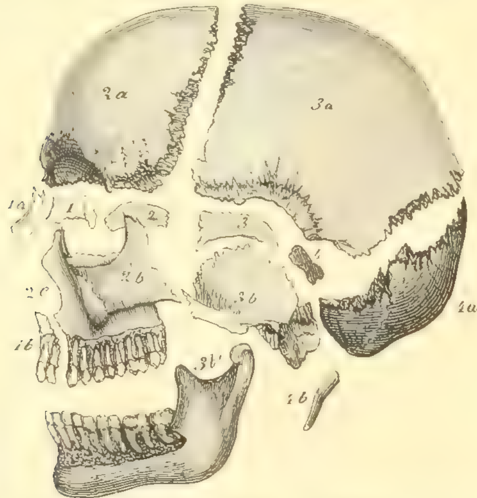
Schädel, eine das Gehirn u. die höheren Sinnesorgane der Wirbelthiere umschließende Kapsel, ist aus einzelnen, symmetrisch gelagerten Knochen zusammengesetzt, die zum Theil mit zackig in einander greifenden Rändern, theils durch bloßes Aneinanderlegen rauher Flächen unbeweglich mit einander verbunden sind. Die Schädelknochen zerfallen in eigentliche Schädelknochen, welche das Gehirn umschließen u. in ihrer Gesammtheit den Sch. in engerem Sinne od. die Hirnschale (das Cranium) bilden, u. in Gesichtsknochen. Erstere sind folgende acht. Zuerst ist das in der Jugend aus zwei gleichen, seitlichen, durch eine Stirnnaht verbundenen Hälften bestehende Stirnbein (Frontale), sodann die beiden viereckigen Seiten- od. Scheitelbeine (Parietalia), die mit einander durch die Pfeilnaht, mit dem Stirnbein durch die Kranznaht verbunden sind;



Nr. 4784. Adolf Friedrich Graf v. Schack, geb. 2. Aug. 1815.

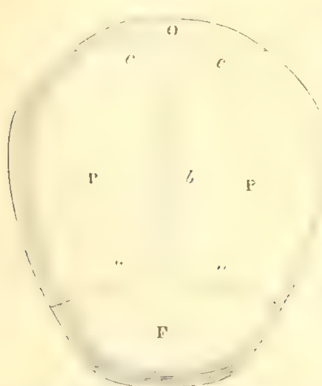
das mit ihnen durch die Lambdanaht verbundene Hinterhauptsbein (Occipitale), welches mit seinem Gelenktheile auf dem ersten Halswirbel (Atlas) ruht, u. ein länglich rundes Loch (Hinterhauptsloch) hat, durch welches die Verbindung zwischen Hirn u. Rückenmark hergestellt wird. Der fünfte Schädelknochen ist das beim Erwachsenen mit dem vorigen zu einem Stück, dem Grundbein (Basilare), verschmelzende, die Mitte einnehmende Keilbein (Sphenoideum) mit seinen großen u. kleinen Flügeln; der 6. u. 7. das zwischen Keil-, Scheitel- u. Hinterhauptsbein jederseits gelegene Schläfenbein (Temporale) mit der durch die Schuppennaht mit dem Scheitelbein ihrer Seite verbundenen Schuppe, dem Zitzentheil (Mastoid) u. dem das Gehörorgan umschließenden Felsenbein (Petrosum); der achte endlich das zarte, zellige Siebbein od. Riechbein (Ethmoideum). Da die Winkel der Schädelknochen am spätesten verknöchern, so bleiben an manchen Stellen Lücken, die nur von der äußeren Knochenhaut u. der Hirnhaut überzogen sind, die sog. Fontanelle. Die an der vorderen unteren Fläche der Hirnschale die Grundlage des Gesichts u. größtentheils die Höhlen (Augen-, Nasen-, Mundhöhle) für den Gesichts-, Geruchs- u. Geschmackssinn bildenden Gesichtsknochen sind unbeweglich mit einander u. mit der Hirnschale verbunden bis auf das Unterkieferbein, welches am Schläfenbein (jederseits) beweglich eingelenkt ist. Die Zahl der Gesichtsknochen beträgt 14, es sind paarige Oberkieferbeine, Gaumenbeine, Joch- od. Wangenbeine, Thränenbeine, Nasenbeine u. Nasenmuscheln, das Pflugscharbein u. der Unterkiefer. Solcher Art ist der Sch. in seiner höchsten Entwicklungsform beim Menschen u. mehr od. weniger bei den übrigen Säugethieren beschaffen; weiter hinab in der Wirbelthierreihe zeigt er

sich in verschiedenem Grade ausgebildet. Als einfachste Form ergiebt sich eine ungegliederte Knorpelkapsel, wie sie auch beim Embryo der höheren Wirbelthiere sich wiederholt, das sog. Primordialcranium. An dieser Kapsel ist der Kiefergaumenapparat beweglich angeheftet, dessen obere Theile allmählich in festere Verbindung mit dem Sch. treten. Bei Entwicklung eines aus verschiedenen einzelnen Knochen zusammengesetzten Sch.s verknöchern nun Stücke dieses Primordialcraniums selbst (sog. primäre Knochen), theils bilden sich aus dem häutigen Ueberzuge des Knorpels (dem Perichondrium) sog. Deckknochen; letztere sind zuweilen mit Hautknochen verbunden. Noch komplizirter aber wird die Schädelbildung dadurch, daß Kapseln für die höheren Sinnesorgane in seine Zusammensetzung eintreten, endlich (worauf hier nicht näher eingegangen werden kann) Theile des Eingeweideskelets (Zungenbein &c.).



Nr. 1785. Menschenschädel von der Seite, die einzelnen Knochen von einander getrennt. Die den vier Schädelwirbeln zugehörigen Stücke sind mit 1–4 bezeichnet. — 1 Siebbein, 1a Nasenbein, 1b Zwischenkiefer. — 2 Vordertheil des Keilbeins, 2a Stirnbein, 2b Jochbein, 2c Oberkiefer. — 3 Hinterer Theil des Keilbeins, 3a Scheitelbein, 3b Schläfenbein, 3b' Unterkiefer. — 4 u. 4a Hinterhauptbein. 1b Zungenbein.

Wenn Peter Frank (1792) den Sch. als umgewandelte Wirbelbildung auffaßte, wenn später Goethe, Oken, Owen diese Wirbeltheorie dahin weiter ausbildeten, daß sie den Sch. als einen Komplex von 3–4 Schädelwirbeln ansahen, zwischen denen noch gewisse Schaltknochen auftreten, so muß man doch mit Huxley, Gegenbaur, Vict. Carus dagegenhalten, daß Abschnitte zwar allerdings am Sch. zu erkennen sind, die Deutung derselben als Wirbel aber eine sehr zweifelhafte ist. Bei den niederen Wirbelthieren, bes. den Fischen, deren Sch. in eine größere Zahl einzelner Knochenstücke zerfällt, würde übrigens die Auffassung des Sch.s als Wirbelkomplex leichter durchführbar sein als beim Menschen u. den Säugethieren, obgleich sie gerade aus der Betrachtung letzterer hervorgegangen ist. Wenn die Gestalt des Sch.s, seine Wölbung &c. den Anhängern der Schädellehre (Phrenologie, s. d.) nur sehr zweifelhafte Aufschlüsse über die psychische Beschaffenheit seines Inhabers giebt, wenn dagegen die Kranioskopie (C. Gust. Carus) in mehr berechtigter u. wissenschaftlicher Weise vom Schädelbau auf die Psyche schließen lehrt, so bietet eine vergleichende Betrachtung von Sch.n dem Anthropologen bezüglich der Abstammung des Menschen, der Rassenlehre, der Völkerkunde hochwichtige Momente (vgl. den Art. „Mensch", wo über Rassenschädel, orthognathen u. prognathen Sch., über Langschädel u. Breitschädel wie über Schädelmessungen das Wichtigste angedeutet ist).



Nr. 1786. Menschenschädel von oben. F Stirnbein, PP Scheitelbeine, O Hinterhauptsbein, cc Kranznaht, b Pfeilnaht, ll Lambdanaht.

Dem Zoologen endlich (mit Einschluß des Paläontologen) bietet der Schädel wichtige Merkmale zum Verständniß u. systematischen Auseinanderhalten nam. der Säugethierformen.

Schadenersatz, s. „Schade".

Schadow, Johann Gottfried, einer der Wiederhersteller der deutschen Bildhauerkunst, geb. zu Berlin 20. Mai 1761 als Sohn eines unbemittelten Schneiders, bildete sich Anfangs unter Tassaert u. 1785—86 in Rom durch das Studium der antiken Skulpturen aus u. wurde 1788 Hofbildhauer u. Sekretär der Akademie in Berlin. Mit feinem Gefühl für Naturwahrheit u. genauer Erkenntniß der Wirkungen der Kunst trat er bes. der unter Friedrich d. Gr. bestehenden Affektirtheit u. falschen Grazie entgegen. Sein erstes bedeutenderes Werk war 1790 das Grabmal des Grafen von der Mark (Dorotheenkirche in Berlin), worin er sich freilich von der heidnischen Allegorie noch nicht völlig lossagte. 1793 schuf er die Marmorstatue Friedrich's d. Gr. in Stettin, den er nicht, wie verlangt wurde, in röm. Feldherrentracht, sondern in Uniform mit dem Kriegsmantel darstellte, u. in den dann folgenden Statuen Ziethen's u. des Alten Dessauer's (in Berlin) brachte er das Kostüm der Zeit zur vollen Geltung. Auf das Viergespann mit der Victoria u. die Metopenreliefs des Brandenburger Thores folgte dann eine bedeutende Reihe von Portraitstatuen u. Büsten u. aus den letzten Jahren seines Lebens insbes. die Statue Blücher's in Rostock (1819), deren unkünstlerische, halb antike Bekleidung auf Goethe's Rechnung zu setzen ist, sowie 1821 die viel gelungenere Lutherstatue in Wittenberg. 1816 zum Direktor der Akademie der Künste in Berlin ernannt, begann Sch. sich vorzugsweise


Nr. 4787. Johann Gottfried Schadow (geb. 20. Mai 1764, gest. 27. Jan. 1850).

kunstwissenschaftlichen Arbeiten zu widmen u. gab 1830 die „Lehre von den Knochen u. Muskeln", 1834 „Polyklet od. von den Maßen des Menschen nach dem Geschlecht u. Alter", 1835 als Fortsetzung desselben die „Nationalphysiognomien" u. 1849 „Kunstwerke u. Kunstansichten" heraus. Er starb in Berlin am 27. Jan. 1850. — Auch sein ältester Sohn, Rudolf **Sch.**, geb. zu Rom 9. Juli 1786, war ein höchst talentvoller Bildhauer, der sich unter der Leitung seines Vaters, dann in Rom unter Thorwaldsen u. Canova ausbildete, sich aber von der romantischen Richtung frei erhielt u. sich mit Vorliebe im Bereiche der griech. Mythe u. der einfachen, natürlichen Schönheit bewegte. Er starb in Rom 31. Jan. 1822. — Einen noch bedeutenderen Namen erwarb sich in der Malerei Joh. Gottfr. Sch.'s zweiter Sohn, Friedrich Wilhelm **Sch.** (1843 in den preuß. Adelsstand erhoben u. seitdem nach seinem Rittergut genannt **v. Sch.-Godenhaus**), geb. 6. Sept. 1789 in Berlin. Er empfing die erste Anleitung durch den Maler Friedrich Georg Weitsch u. ging 1810 nach Rom, wo er sich an Overbeck, Cornelius u. Veit anschloß, zur Katholischen Kirche übertrat u. sich vorzugsweise der religiösen Kunst widmete. Weniger begabt mit Formensinn u. mit Talent für großartige Komposition zeichnete er sich durch eifriges Naturstudium u. durch sorgfältige, vollendete Ausführung aus, weshalb er auch in der monumentalen Malerei Geringeres leistete als in der Oelmalerei, u. die von ihm ausgeführten

beiden Freskobilder in der Casa Bartholdy in Rom („Joseph im Gefängniß die Träume auslegend“ u. „Joseph's blutiger Rock“) den Bildern seiner Mitarbeiter an diesem Cyklus nachstehen. 1819 kehrte er als Professor der Akademie nach Berlin zurück, führte hier mehrere Bilder religiösen Inhalts u. Portraits aus u. sammelte eine Reihe von Schülern um sich, die ihn, als er 1826 an Cornelius' Stelle zum Direktor der Akademie in Düsseldorf berufen wurde, dorthin folgten. Unter ihnen finden wir Namen wie Lessing, Karl Sohn, Th. Hildebrandt, Jul. Hübner, Alfr. Rethel, J. W. Schirmer, Scheuren ꝛc. Sch. begann die Reorganisation der Akademie u. sah seine Bemühungen von glänzendem Erfolge gekrönt. Seine Schöpfung ist der dortige „Rheinisch-westfälische Kunstverein“ (1829), sein Verdienst die Erwerbung einer großen Anzahl von Kunstwerken für Kirchen u. Rathhäuser. Zu den bedeutendsten der in Düsseldorf von ihm geschaffenen Werke gehören „Die vier Evangelisten“ (Werder'sche Kirche in Berlin), „Christus am Oelberge“ (1832, Marktkirche in Hannover), „Der Gang nach Emmaus“ (1833, Nationalgalerie in Berlin), die „Pietà“ (Kirche in Dülmen), „Die klugen u. thörichten Jungfrauen“ (1843, Städel'sches Institut in Frankfurt) u. „Der Brunnen des Lebens“ (1848). Später begann er noch 3 figurenreiche Kompositionen „Paradies“, „Fegefeuer“ u. „Hölle“, sah sich aber durch ein Augenleiden gezwungen, seine künstlerische Thätigkeit einzustellen. 1859 legte er auch das Direktorat der Akademie nieder u. starb 19. (nicht 9.) März 1862. Literarisch trat S. auf mit den Schriften „Ueber den Einfluß des Christenthums auf die bildende Kunst“ (Düsseld. 1842) u. „Der moderne Vasari“ (Berl. 1854), welch letzteres Werk biographische Skizzen aus der neueren Kunstgeschichte u. eigene Lebenserinnerungen enthält.

Schaf, Ovis, eine Säugethiergattung aus der Ordnung der Wiederkäuer od. Zweihufer mit dreiseitigen, seitlich zusammengedrückten, hinten hohlen, vorn flachgewölbten, nach hinten u. der Seite spiral gekrümmten Hörnern, behaarter Oberlippe, bartlosem Kinn u. ausgezeichneten Thränengruben vor den Augen. Das von den asiatischen Bergländern aus über die ganze Erde als Hausthier verbreitete Hausschaf (Ovis aries) ist wie das Hausrind keine natürliche, irgendwo noch wild existirende Spezies, sondern ein Kollektivbegriff zahlreicher, artloser Rassen, die unter einander wie auch mit Ziegen sich fruchtbar paaren. Es unterscheidet sich von wilden Schafarten durch Wollpelz statt der straffen Haare, u. durch einen längeren, hängenden Schwanz. Wilde Schafarten sind: der sibirische Argali (s. d., Ovis ammon, od. Ovis argali), der orientalische Muflon (Ovis Musimon), der sardinische Muflon od. Musmon (Ovis Musmon) u. das amerikanische Bergschaf od. Bighorn der Cordilleren (Ovis montana). Das Sch. ist als Züchtungsobjekt der Landwirthschaft von der größten Bedeutung u. oft ausschließliches Nutzthier; aber auch anderen Hausthieren gegenüber ermöglicht es eine bessere Verwerthung von Grundstücken, welche zum Ackerland sich nicht eignen, eine bessere Ausnützung der Brachschläge, Stoppelfelder u. mancher Futtermittel. Die Marktprodukte, welche das Sch. liefert, sind Fleisch, Wolle, Leder, Talg, Milch, Zuzucht. Je nach den Verhältnissen des Wirthschaftsbetriebes wird bei uns die Produktion von Wolle od. Fleisch mehr begünstigt, wozu sich entweder Wollschafe (Merinos) od. Fleischschafe (die engl. Fleischrassen) eignen. Die letzteren zeichnen sich durch Frühreife u. Mastfähigkeit aus, können aber nur bei üppigster Ernährung auf der Weide u. im Stall hohe Erträge geben, wogegen das Wollschaf in seinen Futteransprüchen genügsamer ist, auf ausgedehnten, minder ertragreichen Weiden eine hohe Nutzung giebt u. deshalb in dünn bevölkerten Gegenden für den Großbetrieb, resp. für arrondirte Gutskomplexe sich vorzüglich eignet. In Ländern der niedrigsten Kultur, vorzugsweise in Asien u. Afrika, tritt auch noch die Milchnutzung hinzu. Die zahmen od. Hausschafe trennt man in 4 europ. u. 6 außereurop. Gruppen. Zu den letzteren gehören: 1. das Fettsteißschaf in Mittelasien mit einem kurzen, 15—20 Kg. wiegenden, aus 3—4 Wirbeln bestehenden Schwanze, der sich als großer Fettklumpen darstellt; die Wolle ist grob u. filzig. 2. Das Stummelschwanzschaf, in Südasien u. Nordafrika heimisch, mit schwarzem, hornlosem Kopf u. sonst weißem Körper, wird des Fleisches, Fettes u. der Milch wegen gehalten; die Haut ist von kurzen, straffen u. glatt anliegenden Haaren bedeckt u. um den aus 13 Wirbeln bestehenden Schwanz ist gleichfalls eine große Fettmasse abgelagert. 3. Das Fettschwanzschaf in Afrika, Persien, der Levante, Süditalien u. Südfrankreich charakterisirt sich gleichfalls durch reichliche Fettablagerungen in dem mittellangen Schwanze; die lange u. grobe Wolle ist von Flaumhaaren durchsetzt. Die Lämmerfelle kommen als „Astrachan“, die Felle älterer Thiere als „Krimmer“ in den Handel. 4. Das langschwänzige Sch. Arabiens. 5. Das hochbeinige Sch., mit haariger Bekleidung, u. 6. das Mähnenschaf; letztere beiden Rassen haben in Afrika ihre Heimat. — Zu den europ. Sch.en gehören: 1. die kurzschwänzigen Sch.e der Marschen ohne Hörner u. der Heide (Heidschnucke) mit Hörnern; sie erreichen gewöhnlich ein Gewicht von kaum 15 Kg.; zwischen den dunklen Oberhaaren sind feine, lichte Flaumhaare vorhanden; der Schwanz ist mit straffen Glanzhaaren besetzt. Kopf u. Beine sind schwarz. 2. Das Zackelschaf in Ungarn u. in einigen Theilen des Südostens von Europa, dessen gelocktes Vließ aus Grannenhaaren u. Wollhaaren besteht, besitzt sehr lange, spiralig gewundene Hörner, welche beiden Geschlechtern eigen sind, u. wird bis 50 Kg. schwer. 3. Das ungehörnte Hängeohrschaf in Oberitalien, Steiermark u. Kärnthen wird durch das Bergamasker Sch. repräsentirt, welches aus Mittelafrika stammen soll; die Thiere haben einen großen, 75—125 Kg. schweren Körper u. lange, grobe Wolle. Die Mutterschafe gebären oft Zwillinge, die Milch wird zu Käse verarbeitet. 4. Das Landschaf in Mittel- u. Westeuropa. Bei diesem unterscheidet man wieder a. Landschafe mit Mischwolle (Woll- u. Grannenhaare), zu welchen die schweizer Bergschafe, das bayerische Zaupelschaf sowie einige mit denselben verwandte italienische u. französische Schafrassen gehören, u. b. Landschafe mit eigentlicher Wolle. Zu letzteren rechnet man das schlichtwollige deutsche Sch., dessen Prototyp das Rhönschaf Thüringens mit dunklem



Nr. 4788. Friedrich Wilhelm v. Schadow-Godenhaus (geb. 6. Sept. 1789, gest. 19. März 1862).

Kopf ist, u. die Merinos, welche im vorigen Jahrhundert aus Spanien in Deutschland (Kursachsen, daher Elektoralschafe) eingeführt wurden, sich hier zur höchsten Vollkommenheit entwickelten u. lange Zeit den ausschließlichen Markt mit feiner Wolle sicherten. Heute treten Australien, Neuholland wie andere überseeische Länder in eine so mächtige Konkurrenz mit der europäischen Wollproduktion, daß man bei den Merinos von der ausschließlichen Begünstigung der Produktion feinster Wolle durch die sog. Elektoralrasse (Sachsen u. Schlesien) sich mehr zur Produktion von mittelfeiner Wolle u. kräftigen Körperformen (Negrettirasse, Rambouilletschaf) hinneigt, wenn man es nicht vorzieht, die Fleischproduktion ausschließlich zu begünstigen. Für die letztere eignen sich ganz bes. 5. die englischen Schafrassen, u. zwar a. mit reinem Wollhaar (Southdown-Sch.e), b. mit langer Mischwolle (Romney-, Marsh-, Cotswold-, Teeswater-, Lincoln-Sch.e), c. mit kurzer Mischwolle (Shropshire-, Norfolk-, Oxfordshiredown-, Hampshiredown-Sch.e), d. mit Grannenhaaren (Leicester-Sch.e). Auf dem europ. Kontinent haben die sub a. u. c. genannten eine größere Beachtung gefunden, nam. befriedigten die Kreuzungen mit heimischen Wollschafen.

Das männliche Sch. heißt Bock, Widder, Stähr, das verschnittene Hammel od. Schöps, das weibliche Mutterschaf od. Zibbe. Das Junge heißt Lamm, ein Jahr alt: Jährling, nach dem 2. Jahre Zeitbock, Zeitschaf od. auch Zutreter. Das Sch. wird mit $1\frac{1}{2}$ Jahr geschlechtsreif, man benutzt es jedoch nicht gern vor dem vollen zweiten Jahre zur Zucht.

Die Trächtigkeits-dauer währt 148 Tage. Auf 30 Mutterschafe rechnet man einen Bock, dessen Zulassung je nach den örtlichen u. klimatischen Verhältnissen zu einer bestimmten Jahreszeit erfolgt. Darnach unterscheidet man eine Frühjahrs-, Sommer- u. Winterlammung. Nicht zur Zucht bestimmte Bocklämmer werden im Alter von 6 Wochen kastrirt (Schöpse); alle Zuchtlämmer u. den Lämmer werden durch Tätowiren der Ohren mit Nummern versehen u. diese in ein Stammregister eingetragen. Als jährlichen Zuwachs rechnet man 16—20 Prozent, nach welchem Verhältniß sich auch das Ausmerzen richtet. Das zuträglichste Futter für Schafe liefert die Weide in trockenen Gegenden, auf Stoppel- u. Brachfeldern, Torf- u. Moorboden; sumpfige Ländereien sagen ihnen nicht zu, sie vertragen schlechter als das Rind ungünstige klimatische Verhältnisse. Bei Stallfütterung reicht man im Sommer Grünfutter (Klee, Lupine 2c.) u. als Beifutter frisch zerkleinerte Kartoffeln in mäßigen Gaben, Rüben, Oelkuchen u. Futterstroh; im Winter Heu, Lupinen, Futterstroh, Haferkörner, Oelkuchen, Schrot u. mit möglichster Vorsicht Schlämpe; daneben darf es an Salz u. reiner Tränke nicht fehlen. Geräumige, luftige Stallungen mit einer Temperatur von 12° R. unterstützen das Gedeihen der Thiere. An Raum rechnet man 1 □m. auf ein Mutterschaf mit Lamm, sonst 0,6—0,8 □m. pro Stück. Je nach der Rasse schwankt der Wollertrag pro Stück zwischen 2—7 Kg. u. der Preis pro 100 Kg. von 105—660 Mk. je nach Beschaffenheit u. Feinheit. Die Gedärme verarbeitet man zu Saiten, die Felle zu Pelzen od. auch zu Pergament, Korduan u. Leder, Talg zu Lichten, die Klauen u. Fußknochen zu Leim. Die hauptsächlichsten Krankheiten sind: Lungen- od. Leberfäule, Pocken, Räude, Wassersucht, Milzbrand, Klauenseuche, Aufblähen, die Traber- u. die Drehkrankheit (s. d.). Lästige Parasiten sind daneben noch: die Kratzmilbe, die Schaflausfliege (Melophagus ovinus), die Schafbremse (Oestrus ovis *L.*) u. die Egelwürmer (Taenia Echinococcus). — Vgl. May, „Das Sch." (Bresl. 1868); Bohm, „Die Schafzucht" (2 Bde., 1872—76); Krafft, „Thierzuchtlehre" (Bd. 3 vom „Lehrbuch der Landwirthschaft 2c.", Berl. 1876).

Schafarik (nach böhm. Orthographie Šafařík), Paul Joseph, bedeutender Forscher auf dem Gebiete der slav. Sprache u. Alterthumskunde, geb. zu Kobeljarowo im nördl. Ungarn 13. Mai 1795 als Sohn des dortigen evangel. Predigers; besuchte das Lyceum in Kesmark, studirte seit 1815 in Jena Theologie, Philosophie, Geschichte u. Naturwissenschaften, ward 1817 Hauslehrer in Preßburg u. 1819 Professor der Humaniora an dem serb. Gymnasium griech. Ritus in Neusatz sowie zugleich dessen Direktor; legte 1825 die Direktion u. 1833 auch sein Lehramt nieder u. wandte sich nach Prag, um sich vorzugsweise der böhm.-slav. Literatur zu widmen. Seit 1837 Censor daselbst, wurde er 1841 Custos u. 1848 Bibliothekar an der öffentlichen u. Universitätsbibliothek. Ein Gehirnleiden bewog ihn 1860, seinen Tod in der Moldau zu suchen; er ward zwar gerettet u. zu seiner Tochter nach Wien gebracht, starb aber daselbst 26. Juni 1861. Die hauptsächlichsten seiner Werke sind: „Geschichte der slav. Sprache u. Literatur nach allen Mundarten" (Ofen 1826); „Ueber die Abkunft der Slaven" (ebd. 1828); „Serb. Lesekörner" (Pest 1833); „Slowanské starožitnosti" (Prag 1837; deutsch: „Slav. Alterthümer" von Mosig von Aehrenfeld, herausgegeben von Wuttke, 2 Bde., Lpz. 1842—44); „Slowanský narodopis" (mit einer Sprachenkarte, Prag 1842; 3. Aufl. 1850) u. „Ueber Ursprung u. Heimat des Glagolitismus" (ebd. 1858). Als Mitglied u. Leiter der von der Regierung in Wien u. Prag niedergesetzten Kommissionen, welche die theilweise noch schwankende slav. Terminologie für den Bedarf der Schule u. Verwaltung festzustellen hatte, redigirte Sch. die „Juridisch-politische Terminologie für die slav. Sprachen Oesterreichs" (deutsch-böhm., Wien 1850; deutsch-ruth., ebd. 1851; deutsch-kroat., serb. u. slov., ebd. 1853) u. die „Deutsch-böhm. wissenschaftliche Terminologie" (Prag 1853). Außerdem gab er heraus: „Die ältesten Denkmäler der böhm. Sprache" (ebd. 1840); „Denkmäler der älteren Literatur der Südslaven" (Prag 1851); „Denkmäler der glagolitischen Literatur" (ebd. 1853) u. „Glagolitische Fragmente" (ebd. 1856). Auch übersetzte er die „Wolken" des Aristophanes u. Schiller's „Maria Stuart" ins Böhmische (Prag 1831).

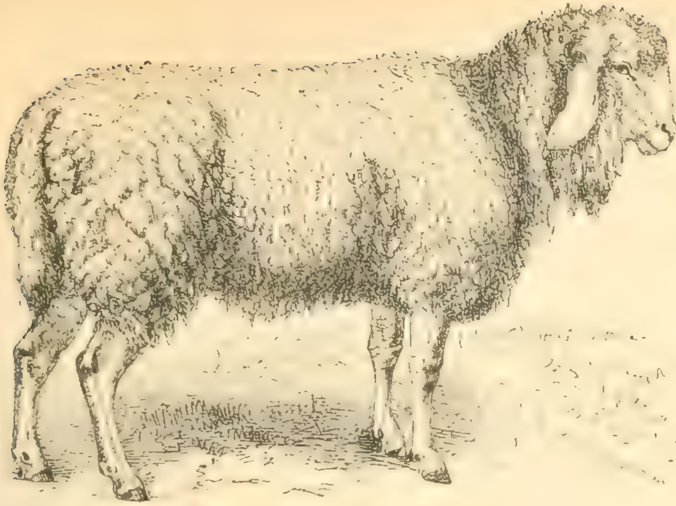
Schafberg, ein 1780 m. hoher Berg des Salzkammerguts in Oberösterreich an der Salzburger Grenze zwischen Mond- u. St. Wolfgang od. Abersee. Er bietet unter allen deutschen Bergen das schönste Panorama. Man übersieht nämlich das ganze Salzkammergut, u. erst der Böhmerwald, die Steierischen Alpen u. die bayer. Ebene bis zum Chiemsee begrenzen das Gesichtsfeld, in welchem 10 Seen dem Blicke offen liegen.

Der Berg wird mit Rücksicht hierauf der Rigi Oesterreichs genannt. Auf dem Gipfel befindet sich ein Gasthaus. Bestiegen wird der Sch. entweder von St. Wolfgang od. auf weniger bequemem Wege von St. Gilgen aus.

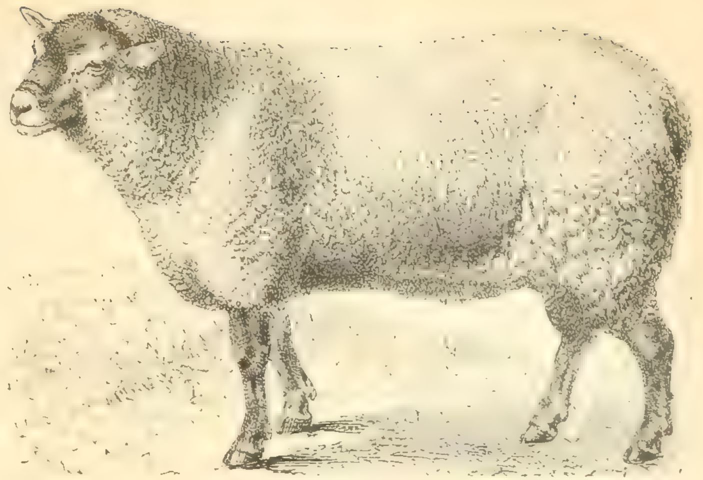
Schäfer, Heinrich, Historiker, geb. zu Schlitz in Oberhessen 25. April 1794; studirte seit 1813 in Gießen zuerst Theologie, dann Geschichte, ward 1819 Hülfsarbeiter, 1821 Sekretär u. 1831 Bibliothekar an der großherzogl. Bibliothek in Darmstadt, erhielt 1833 die Professur der Geschichte in Gießen u. 1864 zugleich die Direktion der Universitätsbibliothek sowie des Münz- u. Antikenkabinets u. starb daselbst 2. Juli 1869. Seine bekanntesten Werke sind die „Geschichte von Portugal" (5 Bde., Hamb. u. Gotha 1836 bis 1854) u. die Fortsetzung der von Lembke begonnenen „Geschichte von Spanien" (Bd. 2 u. 3, Gotha 1844—67). Außerdem schrieb er „Ethnographische Denkmale von Spanien" (5 Hefte, Darmstadt 1826 f.), „Ueber heutige Aufgaben der Geschichtschreibung" (Gießen 1864) u. übersetzte Sempere's „Betrachtungen über die Größe u. den Verfall der span. Monarchie" (2 Bde., ebd. 1829).

Schäfer, Johann Wilhelm, Literarhistoriker, geb. zu Seehausen bei Bremen 17. Sept. 1809; studirte seit 1827 in Leipzig, ward 1831 Hülfslehrer u. 1834 ord. Lehrer, bez. Professor an der Hauptschule in seiner Vaterstadt. Er verfaßte einen oftmals aufgelegten „Grundriß" u. ein „Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur" (Bremen 1842—44; 2. Aufl. 1855); „Liebe u. Leben" (Gedichte, ebd. 1852; 2. Aufl. 1859); „Tabellen zur Geschichte der deutschen Literatur" (Lpz. 1853; 2. Aufl. 1869); „Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrh." (3 Bde., ebd. 1855—57; 2. Aufl. 1859); „Schiller" (eine biographische Schilderung, ebd. 1853); „Goethe's Leben" (2 Bde., Bremen 1851; 2. Aufl. 1858); „Literarische Bilder" (Lpz. 1861; 2. Aufl. 1873); „Zur deutschen Literaturgeschichte" (Bremen 1864) 2c. Auch bearbeitete er Oeser's „Geschichte der deutschen Poesie" (2 Thle., Lpz. 1859; 3. Aufl. 1871). — Arnold Dietrich **Sch.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Seehausen 16. Okt. 1819; studirte seit 1828 in Leipzig, ward 1842 Lehrer am Blochmann'schen Institut in Dresden u. 1850 Professor an der Landesschule in Grimma, 1858 Professor der Geschichte an der Universität Greifswald u. wirkt seit 1865 in gleicher Stellung an der Bonner Hochschule. Er veröffentlichte „Geschichtstabellen" (Lpz. 1847; 12. Aufl. 1870); „Tabellen zur sächs. Geschichte" (ebd. 1854); „Tabellen zur preuß. Geschichte" (2. Aufl., ebd. 1863); „Demosthenes u. seine Zeit" (3 Bde., ebd. 1856—58); „Abriß der Quellenkunde der griech. Geschichte bis auf Polybius" (ebd. 1867); „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" (2 Bde., Berl. 1867 ff.); „Die Hansa u. die Norddeutsche Marine" (Bonn 1869) 2c.

Schäferpoesie nennt man diejenige Art des Idylls (s. d.), welche sich ihre Stoffe aus dem Leben der Hirten, d. h. nicht unserer Zeit, sondern des alten Arkadiens wählt. Ihre Aufgabe ist, im Gegensatz zu dem verfeinerten Kulturleben den Menschen in seiner natürlichen Sitteneinfalt darzustellen. Hervorragende Vertreter der Sch. im Alterthum sind Theokritos, Moschos u. Bion. Vergil, der sie in seinen Eklogen nachahmt, stört schon die Illusion durch zu viel Reflexion u. allegorische Beziehungen auf das Leben u. Denken seiner Zeit. Im Mittelalter ist diese Dichtungsart fast gar nicht vertreten, aber das 16. Jahrh. brachte sie wieder in Aufnahme, u. sie bildete sich in verschiedenen Nüancen zur Schäferode, Schäferepopöe, zum Schäferspiel u. Schäferroman aus. In Italien waren es vorzüglich drei Dichter, welche hierin einen durchschlagenden Erfolg hatten u. viele Nachahmer fanden, nämlich Sannazaro mit seinem Schäferroman „Arcadia", Tasso mit seinem Schäferdrama „Aminto" u. Guarini mit seinem Schäferspiel „Il pastor fido". In Frankreich legte Honoré d'Urfé (1612) mit seinem langweiligen, bändereichen Schäferroman „Astrée" den Grund zu den nachmals unter Ludwig XIII., XIV. u. XV. so beliebt gewordenen Schäfermaskeraden, die freilich alles Andere als Sitteneinfalt u. Unschuld repräsentirten. In Spanien wurden ebenfalls Schäferromane geschrieben, von denen die „Diana" des Montemayor u. Lope's de Vega „Arcadia" die besten sind, allein auch sie leiden an dem Schwulst, der Geschraubtheit u. Unnatur, welche den gleichartigen Dichtungen der sog. Gongoristenschule mit Recht vorgeworfen werden. Schäferspiele sind auch einzelne Dramen des Schöpfers des weltlichen span. Schauspiels Lope de Rueda. In Deutschland führte Opitz die Sch. ein; sie fand überall Eingang, u. die sog. Pegnitzschäfer (s. „Pegnesischer Blumenorden") vertreten sie in zahlreichen geschmacklosen, manierirten und oft unsittlichen Produkten. Dies war auch der Grund des schnellen Verfalls dieser Poesie.



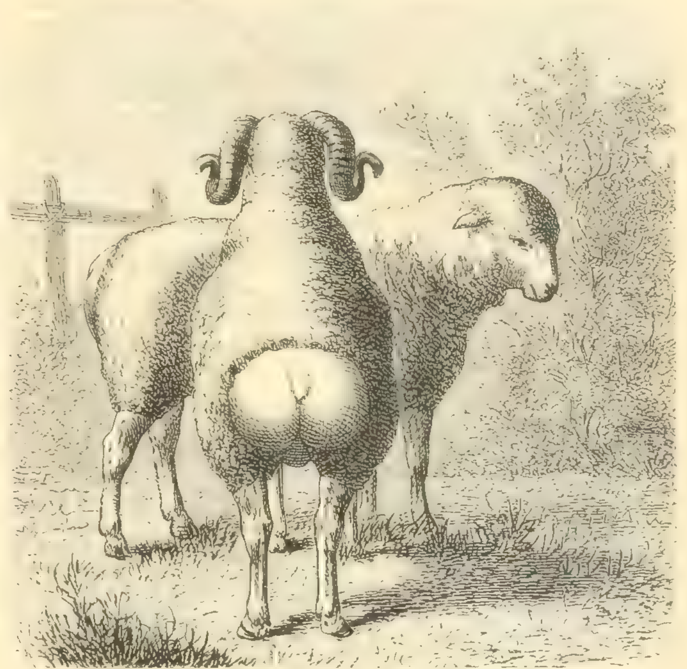
Nr. 4789. Bergamasker Mutterschaf.



Nr. 4790. Southdownschaf.



Nr. 4791. Merinoschaf.



Nr. 4792. Tatarisches Fettsteißschaf.



Nr. 4793. P[illegible] Fettschwanzschaf.



Nr. 4794. Oxfordshireschaf.

Zwar erregte Geßner (s. d.) mit seinen in Prosa geschriebenen Idyllen auf kurze Zeit wieder beim größeren Publikum vorübergehend Gefallen an dieser [illegible], der modernen Lebensanschauung fremdartigen Poesie, allein weder Gellert mit seiner „Sylvia“ noch selbst Goethe mit seiner „Laune des Verliebten“ konnten eine nachhaltige Wirkung erzielen, u. das Idyll späterer Zeit (z. B. Voß' „Luise“ u. Dusch's „Dorfidyllen“) nahm seine Stoffe aus dem wirklichen, allerdings poetisch idealisirten Leben, nicht mehr aus einer idealen Traumwelt. In England leistete in der idyllischen Poesie Edm. Spenser („The shepherds calendar“), Phil. Sidney („Arcadia“, ein Schäferroman, Montemayor nachgebildet), Phineas Fletcher („Purple Island“ u. „Piscatory eclogues“) u. William Browne („Britannia's Pastorals“) zu Ende des 16. u. Anfang des 18. Jahrh. Vorzügliches; dann aber kam die Sch. auch dort in Vergessenheit u. die ländliche Dichtung nahm dieselbe Richtung wie in Deutschland. Unter den holl. Dichtern gehört eigentlich nur Jan van Heemskerk (gest. 1656) mit seinem Lehrgedicht „Bataavsche Arcadia“ hierher, denn die Versuche einiger Nachahmer von Cats in diesem Genre sind eben weiter nichts als Versuche geblieben.

Schäffer, August, beliebter Komponist, geb. 25. Aug. 1814 zu Rheinsberg; besuchte das Gymnasium zu Potsdam, wo ihn Musikdirektor Schärtlich in der Theorie der Tonsetzkunst unterwies; endlich besuchte er seit 1833 noch das königl. Institut für Kirchenmusik in Berlin u. wurde Heinrich Birnbach's Kompositionsschüler. Nachgehends lebte er zeitweilig in Dresden, Breslau, Wien u. Hannover, hat sich aber seither dauernd in Berlin niedergelassen. Große Popularität hat er durch seine komischen Gesangkompositionen (einstimmige Lieder, Duetten, Männerquartette) errungen, welche ein hübsches Talent für dieses Genre zeigen, aber doch häufig an das Triviale u. Vulgäre streifen. Außerdem schrieb er die Opern „Emma von Falkenstein“, „Die Hirten von Piemont“, „Eben recht“, „Die schöne Gascognerin“, „José Ricardo“, „Junker Habakuk“, Musiken zu verschiedenen Possen, Schauspielen ꝛc., Klaviersachen u. Streichquartette ꝛc.

Schaffgotsch (Schaaffgotsche), alte u. angesehene schles. u. böhm. Adelsfamilie, die sich ursprünglich Scoff, Schof od. Schaff nannte, bis die Nachkommen des Ritters Gotsch od. Gotthardt Schaff, der 1420 starb, den Namen Sch. annahmen. Seit 1592 reichsfreiherrlich, ward das Geschlecht 6. Okt. 1700 in den böhm. u. 15. April 1708 in den Reichsgrafenstand erhoben. Es blüht noch in zwei Linien: 1. die **Schles. Linie,** bei der alle Mitglieder die Erbnamen Gotthardt od. Hedwig führen, theilt sich in die Primogeniturlinie zu Warmbrunn, die Sekundogeniturlinie zu Wildschütz u. die Unterlinie zu Niederpomsdorf. Die Primogeniturlinie besitzt die 1377 von Kaiser Karl IV. zum Geschenk erhaltene, jetzt aus 14 Rittergütern bestehende, seit 15. April 1825 freie Standesherrschaft Kynast nebst dem 1401 durch Kauf erworbenen Badeorte Warmbrunn u. dem Dorfe Hermsdorf, der Fideikommißherrschaft Greiffenstein im Kreise Löwenberg u. dem Rittergute Boberrörsdorf. Der jedesmalige Besitzer von Kynast ist seit 1651 Erbhofrichter im Fürstenthum Schweidnitz u. Jauer, seit 1. Dez. 1786 Erblandhofmeister im Herzogthum Schlesien, hat seit 2. Juni 1827 eine Kuriatstimme im Stande der Fürsten u. Herren auf dem schles. Provinziallandtage u. ist seit 12. Okt. 1854 erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Gegenwärtiges Haupt der Schles. Linie als Chef der Primogeniturlinie ist Graf Ludwig Gotthard **Sch.,** genannt **Semperfrei von u. zu Kynast u. Greiffenstein,** geb. 1. Sept. 1842. 2. Die **Böhm.** od. **Ernestinische Linie** schreibt sich Schaaffgotsche u. besitzt in Mähren, Kreis Brünn, die 10 Ortschaften umfassende Allodialherrschaft Bistupitz. Von den früheren Mitgliedern des Geschlechts ist insbes. der edle u. unglückliche Freiherr Hans Ulrich **v. Sch.,** geb. auf Greiffenstein 28. Aug. 1595, zu erwähnen. Dieser durch Studien u. Reisen sehr gebildete Mann war kaiserl. General der Kavallerie, wurde als Freund Wallenstein's u. als Protestant beim Kaiser verdächtigt, 9. Febr. 1634 in Ohlau gefangen genommen u. zuerst nach Glatz, dann nach Regensburg gebracht, wo er, ohne eines Vergehens überführt zu sein, 23. Juli 1635 den Tod durch Henkershand erleiden mußte. Seine Kinder brachte man nach Olmütz, um sie katholisch erziehen zu lassen. Bekannt ist auch Graf Philipp Gotthardt **v. Sch.,** geb. zu Jauer 3. Juli 1716; derselbe ward von Friedrich d. Gr. 16. März 1744 zum Koadjutor u. 28. Sept. 1747 zum Fürstbischof von Breslau ernannt, fiel aber wegen seines Benehmens nach der Einnahme Breslau's im Siebenjähr. Kriege durch die Oesterreicher in Ungnade u. starb in der Verbannung zu Johannisberg bei Neiße 5. Jan. 1795.

Schaffhausen, der nördlichste der Schweizerkantone; liegt in drei Parzellen auf der rechten Seite des Rhein u. umfaßt 5,448 □M. mit 37,721 E. (1870). Die Hauptparzelle, zugleich die nördlichste, ist fast vollständig vom Großherzogthum Baden umschlossen, umschließt eine bad. Enklave u. tritt nur an zwei schmalen Stellen am Rhein an die Kantone Thurgau u. Zürich heran. Sie ist in der Mitte stark hügelig, denn hier tritt von N. her die zerklüftete Hochfläche des bis 914 m. hohen Randen in den Kanton. Westl. dieser Erhebung liegt das 455 m. hohe Klettgaugebirge u. östl. davon die durch Schluchten stark gefurchte Kalkmasse des Reyath. Die kleine, östl. vom Haupttheile liegende Parzelle, u. ebenso die südlich liegende haben weniger unebenes Terrain. Der Hauptfluß ist der Rhein, dem im Gebiete des Kantons außer der Wutach nur wenige Bäche zufließen. Das ganze Gebiet ist fast gleichmäßig fruchtbar; der Ackerbau ist daher die wichtigste Erwerbsquelle u. liefert an Getreide u. Kartoffeln mehr, als der Kanton braucht. Auch guten Wein baut man im Klettgau u. anderwärts auf über 1200 Hektaren. Der Wald, gegen 9000 Hektare umfassend, besteht vorwaltend aus Eichen, Buchen u. Nadelhölzern. Gute Wiesen, die über 2500 Hekt. Areal einnehmen, gestatten einen zahlreichen Viehstand. Die Industrie liefert Eisenbahnwaggons, Wagen, Gußstahl (berühmte Feilen), Schmelztiegel, Thon- u. Topfgeschirr. Der Handel ist unbedeutend, obgleich der Rhein vom Bodensee abwärts bis Sch. die Schiffahrt gestattet u. die bad. Staatsbahn Mannheim-Konstanz sowie die Schweizer Nordostbahn Sch.-Winterthur bequeme Verkehrsadern sind. Die Bewohner gehören dem schwäb. Stamme an u. sind, bis auf etwa 1500 Katholiken, reformirt. Für die Volksbildung ist gut gesorgt; der Kanton hat außer den Elementarschulen fünf neue Realschulen, ein Gymnasium u. ein Lyceum. Die Form der Regierung ist seit 1831 eine Repräsentativ-Demokratie, in welcher die Staatshoheit hauptsächlich einer Volksvertretung anvertraut ist, die Großer Rath genannt wird. Nach der Verfassung von 1831 u. den Revisionen von 34 u. 52 wird der Große Rath nach dem Verhältniß von 1 Mitglied auf 600 Seelen direkt gewählt. Wahlfähig ist jeder Stimmberechtigte nach zurückgelegtem 25. Jahre. Die vollziehende Gewalt ist einem verantwortlichen Kollegium aus sieben Mitgliedern anvertraut, die mindestens 30 Jahre alt sein müssen u. von der Volksvertretung gewählt werden. Der Präsident, Landammann genannt, wird aus den Mitgliedern der obersten Verwaltungsbehörde genommen. Das Wappen ist ein schwarzer, springender Widder in grünem Felde.
Der Kanton zerfällt in die Bezirke: Sch., Stein, Reyath, Ober- u. Unter-Klettgau u. Schleitheim. — Hauptort des Kantons u. Sitz der Kantonalbehörden ist die Stadt **Sch.** mit 10,303 E. (1870) in 395 m. Seehöhe, an der Mündung des Tangerbaches auf dem rechten Ufer des Rhein, über den hier zum Züricher Ort Feuerthalen eine Brücke führt, an den Eisenbahnen Sch.-Winterthur u. Mannheim-Konstanz. Die Stadt hat in ihrer Bauart ein ganz mittelalterliches Gepräge. Ihr Münster (1104—1453 errichtet) ist ein rein byzantinischer Bau. Die goth. Johanniskirche aus dem 12. Jahrh. gilt als die größte der Schweiz. Auf der Höhe liegt das 1564 erbaute kastellartige Schloß Unot od. Munot (Munito) mit starken Mauern. Auf der Promenade Fäsistaub steht seit 1852 die Bildsäule des hier geborenen Johannes v. Müller. Sch. ist auch Geburtsort des Bildhauers Trippel. — Die Industrie des Kantons konzentrirt sich fast ausschließlich auf die Stadt Sch. u. deren nächste Umgebung. Der nach Sch. benannte Rheinfall ist 3/4 Stunden unterhalb der Stadt beim Schlosse Laufen (s. „Rhein“). Sch. bestand schon als Scafhuson zur Zeit Karl's d. Gr. u. war ursprünglich eine Schiffer- (scapha)-Station. Es wurde später Reichsstadt, aber 1330 von Kaiser Ludwig dem Bayer an die Herzoge von Oesterreich verpfändet u. erhielt erst 1415 durch Kaiser Sigismund seine Reichsfreiheit wieder. Am 10. Aug. 1501 trat es der schweizerischen Eidgenossenschaft bei, betheiligte sich lebhaft an der Reformation u. erwarb durch Kauf u. Säkularisation sein Landgebiet, wurde 1798 ein Verwaltungsbezirk der Helvetischen Republik, aber 1803 durch die Mediationsverfassung wieder selbständig. Die Restaurationsverfassung von 1814 gab der Stadtgemeinde große Privilegien, durch welche sich die Landgemeinde so gedrückt fühlte, daß endlich im Klettgau 1831 eine Revolution ausbrach, wodurch die Verfassung von 1831 herbeigeführt wurde.

Schäffle, Albert Eberhard Friedrich, Nationalökonom u. Staatsmann, geb. zu Nürtingen (Württemberg) 24. Febr. 1831; studirte, nachdem er das Evangel. Seminar in Schönthal besucht hatte, seit 1848 in Tübingen, wurde 1850 Mitredakteur des „Schwäb. Merkur“ in Stuttgart u. übernahm zu Michaelis 1860 die ord. Professur der Politischen Oekonomie u. Staatswirthschaft an der Tübinger Universität, blieb aber auch noch publizistisch thätig, war

1862—65 Mitglied des württemberg. Landtags, auf dem er vielfach als Berichterstatter über volkswirthschaftliche u. staatsrechtliche Fragen fungirte, u. ward 1868 auch ins deutsche Zollparlament gewählt, in welchem er sich mit der süddeutschen Fraktion gegen Preußen erklärte. Seit Michaelis 1869 Professor der Volkswirthschaft an der Wiener Hochschule, trat Sch. 7. Febr. 1871 als Handels- u. Ackerbauminister in das Kabinet Hohenwart, dem er bis zu dessen Sturze, 30. Okt. 1871, angehörte. Gegen die Angriffe, welche seiner Zeit dieses Ministerium u. insbes. Sch. nebst seinem Gesinnungsgenossen, dem Grafen Leo Thun, in den liberalen öffentlichen Organen ausgesetzt war, suchte er sich später in der Vorrede zur 3. Aufl. seines Werkes über „Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirthschaft" (Lpz. 1861; 3. Aufl., Tüb. 1873) zu vertheidigen. Außer diesem sind von seinen zahlreichen Werken hervorzuheben: „Die nationalökonomische Theorie der ausschließenden Absatzverhältnisse" (Tüb. 1867); „Kapitalismus u. Sozialismus" 2c. (ebd. 1870) u. „Bau u. Leben des sozialen Körpers" (ebd. 1875).

Schaffot vom franz. échafaud [spr. ehschafoh], Blutgerüst.

Schafgarbe (Achillea), schlechtweg Garbe; Pflanzengattung der Kompositen mit zahlreichen Arten, die zum Theil die Landschaften unsrer Zone sehr wesentlich charakterisiren. Sie zeichnen sich sämmtlich durch mehr od. weniger kleine Blumentöpfe aus, welche sich zu einer Trugdolde vereinen, während das Laub meist unzählige Mal fiedrig gespalten wird. Die verbreitetste Art ist die gemeine Sch. (A. millefolium) mit weißen Blumen u. aromatischem Laube, an allen Wegen u. Grasplätzen heimisch u. diese häufig völlig überziehend. Schon in Südtirol schließt sich eine prachtvoll gelbblumige Art (A. tomentosa) an sie an. Auf den Mauern alter Städte u. auf sonnigen Hügeln aber erscheint neben ihr die durch doppeltfiederspaltige Blätter vor der ersten sehr ausgezeichnete edle Garbe (A. nobilis), während die Bertramgarbe (A. Ptarmica) sumpfiger Wiesen u. Wälder mit breiteren Blättern u. weißen größeren Blumen die stattlichste aller ist, die nam. im Hochlande mit ihren niedriger wachsenden Arten Wiesen u. Weiden schmückt. Sehr verbreitet sind ferner A. moschata, atrata, Clævense u. a. Die erste der genannten Arten ist die berühmte „Iva" der Schweizer, aus der sie einen sehr aromatischen Likör (Esprit d'Iva) bereiten, während die beiden anderen Arten Bestandtheile des „Schweizer Thees" bilden u. die dritte auch für sich allein als „weißer Speik" eine zum Kauen bei Bergbesteigungen verwendete aromatische Wurzel erzeugt. Die gemeine Sch. bildet ein beliebtes Volksheilmittel; ihre Blumen geben ein ätherisches Oel, welches man auch innerlich verwendet. Die Bertramgarbe war ehemals in der Medizin mit ihrer kriechenden Wurzel u. als Wiesen Bertram od. weißer Dorant gebräuchlich. Auch in den Gärten werden einige Arten gezogen; so eine rothblühende Abart der gemeinen Sch. (A. m. flore roseo), eine rothblühende A. asplenifolia aus Nordamerika, u. selbst die als üppig wuchernde Staude geschätzte A. Ptarmica mit gefüllten Blumen.

Schafhäutl, Karl Franz Emil, Ritter v., verdienstvoller Geognost u. Techniker, geb. zu Ingolstadt 16. Febr. 1803; studirte in Landshut u. Ingolstadt Medizin, beschäftigte sich viel mit der Verfertigung mathematischer u. physikalischer Instrumente u. ward 1827 Skriptor an der königl. Universität in München, wo er einerseits mit großem Eifer mineralogische Chemie trieb u. kultivirte, andererseits über den Bau musikalischer Instrumente Untersuchungen anstellte, auch unter dem Namen Pellisov einige akustische Abhandlungen sowie die Ergebnisse seiner Forschungen über Stahl u. Eisen veröffentlichte. Diese Doppelrichtung kennzeichnet sein ganzes wissenschaftliches Leben; so reiste Sch. 1833 mit dem Flötenvirtuosen Th. Böhm nach England; aber während er der Verbesserung der Flöte seine Aufmerksamkeit zuwendete, studirte er gleichzeitig in Sheffield die Stahlfabrikation, erfand einen verbesserten Puddlingsprozeß, den er dann in Frankreich, Spanien, Portugal u. Deutschland einführte, u. baute seinen schon früher entworfenen Photometer. 1841 nach München zurückgekehrt, ward er daselbst 1843 Professor der Geognosie, Bergbau- u. Hüttenkunde, u. später zugleich Konservator der geognostischen Sammlungen des Staats. Als Jurymitglied für die Münchener Industrieausstellung schrieb er u. A. einen klassischen Bericht über die Musikinstrumente. Außerdem sind die epochemachenden Neuerungen hervorzuheben, die ihm das Hüttenwesen verdankt. Als selbständige Werke erschienen von ihm: „Geognostische Untersuchungen des südbayer. Alpengebirges" (Münch. 1851); „Südbayerns Lethaea geognostica" (Lpz. 1863); „Der echte Gregorianische Choral" (Münch. 1869).

Schafkopf ist ein bes. in Sachsen sehr beliebtes Kartenspiel, das seinen Namen dem früheren Brauche verdankt, den Verlauf des Spieles durch mit Kreide auf den Tisch gezeichnete Theile eines Sch.es zu markiren. Der Sch. wird auf sehr verschiedene Weise, jedoch stets mit deutschen Karten, u. zwar zwischen 3, 4, 6 od. 8 Personen gespielt. Als höchste Trümpfe gelten bald nur die Wenzel (Unter), bald sämmtliche Ober, bald nur Eichel- u. Grünober. Man verwendet entweder die einfache Karte mit 32 Blättern od. eine Doppelkarte mit herausgenommenen Sieben u. Achten; die Theilnehmer spielen entweder in Compagnien od. jeder für sich. Die ursprünglichste Art des Sch.es ist der wendische Sch., von 4 Personen mit 32 Blättern u. in zwei durch das Los zu bestimmenden Compagnien gespielt. Die 4 Wenzel sind die höchsten Trümpfe, jede Farbe besitzt demnach 11 Trümpfe. Die Vorhand meldet zuerst an, od. paßt 2c. Passen Alle, so macht der höchste Wenzel Trumpf zum sog. „Zwangsspiel". Die Farben gelten meist als gleichberechtigt; wer in einer Farbe 5 Trümpfe hat, muß anmelden; hat ein Anderer ebensoviel Trümpfe, dann entscheidet die Zahl der Augen, wer zu spielen hat; kann Einer jedoch mehr als 5 Trümpfe ansagen, dann gelten diese. Mit 61 Augen ist ein Spiel einfach, mit 91 doppelt gewonnen, was durch 1 od. 2 Striche zu markiren ist 2c. Eine andere sehr beliebte Art des Sch.es wird unter 4 (od. 3, wobei Einer mit dem „Blinden" spielt) Personen, mit doppelter Karte, aber ohne Sieben u. Achten gespielt. Schellen ist immer Trumpf, Eichel- u. Grünober sind die höchsten Trümpfe, dann folgen die Wenzel, Aß, König, Ober, Zehn, Neun. Da jede Karte doppelt vertreten ist, so giebt man stets der zuerst gespielten den Vorzug. Wenn ein gleichartiges Blatt auf ein anderes fallen muß, so wird dies mit „Brummen" bezeichnet. Wer den „Alten" (Eichelober) brummen läßt, muß hier u. da Strafe zahlen. Wer vier Striche macht, gewinnt einen Kopf, u. zwar doppelt, wenn die Gegner keinen Strich haben (sog. „Jungfernkopf"). „Schwarz", d. h. alle Stiche machen, gilt als Extrakopf. 121 Augen gewinnen, u. zwar einen Strich, weniger als 61 Augen machen einen Schneider, gleich zwei Striche.

Schah (spr. Schach; pers., d. h. Herrscher, Herr) ist bei uns die Bezeichnung des Königs von Persien, während dieser u. andere mohammedanische Fürsten, wie der türkische Sultan, von den Persern selbst Padischah (d. i. der mächtige Herrscher) genannt werden. Da im Schachspiel, welches zu uns zunächst von den Persern kam, der König (Schah) die Hauptfigur ist, so ist nach ihr das ganze Spiel benannt worden.

Schakal (Goldwolf, Sacalius [Canis] aureus), ein rostgelbliches Säugethier der Hundefamilie, mit weißer Kehle u. buschigem, bis zur Ferse reichendem, an der Spitze schwarzlichem Schwanze, das in seiner ganzen Erscheinung die Mitte hält zwischen Wolf u. Fuchs. Der Sch. lebt herdenweise in Asien u. Nordafrika, kommt aber auch in Griechenland u. auf einigen dalmatinischen Inseln vor. Er ist sehr gefräßig, greift in Gesellschaft Rehe, Antilopen, Schafherden an, einzeln nur kleinere Säugethiere u. Geflügel, frißt jedoch auch Aas. Seine 5—8 Jungen werden leicht zahm, sie verlieren dann den widerlichen Gestank ihrer Eltern u. kreuzen sich mit Hunden. Nach den Oertlichkeiten variirt der Sch.: der nubische zeichnet sich durch schwarz u. gelb gefleckte Mähne längs des Halses u. Rückens aus, der capische durch längeren Schwanz u. schwarzweißscheckige Schabracke, der ägypt. durch schwarzen Schwanz, der syrische durch schwarze Rückenbinde 2c. Der Pelz kommt selten in den Handel.

Schalk, ein allen germanischen Sprachen gemeinsames Wort, welches aber im Laufe der Zeiten mehrfach seine Bedeutung gewechselt hat; hängt mit goth. skulan, althochdeutsch scolan, mittelhochdeutsch soln od. scholn zusammen u. bedeutet ursprünglich nach Einigen einen Schuldgefangenen, nach Andern einen Verpflichteten, Gefolgsmann. In hochdeutscher Zeit ist Sch. anfänglich der Leibeigene, Knecht, überhaupt ein Mensch von niedrigem Stande; schon früh aber verlor, wenigstens in gewissen Zusammensetzungen, das Wort seine harte Bedeutung: seniscalc (d. h. der älteste Knecht) u. mariscalc (d. h. der Pferdeknecht) bezeichneten schon am fränkischen Hofe angesehene Aemter, u. Seneschall u. Marschall wurden später bes. hohe Hofchargen. Daneben aber verstand man unter Sch. einen Menschen von knechtischer, ungezogener Art, einen bösen, ungetreuen, arg- u. hinterlistigen Menschen. In diesem Sinne begegnet uns das Wort noch in Luther's Bibelübersetzung, sowol für sich allein als in der Zusammensetzung Schalksknecht. Doch schon um dieselbe Zeit, ja früher, milderte sich der Sinn des Wortes: Sch. wurde die Bezeichnung für Jemand, der mit heiterer Laune listige Streiche verübt, u. diese Bedeutung hat Sch. od. Schalksnarr noch. Der klassische Typus des Sch.es in diesem Sinne ist Tyll Eulenspiegel (s. d.).

Schalken, Gottfried, holl. Genremaler, geb. 1643 in Dordrecht; wurde Schüler des Samuel Hoogstraten, bes. aber des Gerhard Dow, u. widmete sich vorzugsweise dem Genre; er schilderte Vorgänge des täglichen Lebens meist bei Kerzenbeleuchtung, wagte sich aber auch

mitunter, freilich mit geringerem Erfolg, an Scenen aus der biblischen Geschichte. In seiner früheren Zeit kam er seinem Lehrer Dow sehr nahe; später steht er ihm an Wahrheit des Gefühls u. Kraft u. Farbe nach. Während eines mehrjährigen Aufenthaltes in England wandte er sich auch der Portraitmalerei zu u. setzte diese Beschäftigung auch nach seiner Rückkehr fort. Er starb im Haag 16. Nov. 1706. Mehrere seiner besten Genrebilder besitzen die Galerien von Dresden, München, Berlin, Amsterdam u. vom Buckingham-Palast in London; unter den Bildern religiösen Inhalts sind „Die klugen u. thörichten Jungfrauen" (aus dem J. 1700) in der Pinakothek zu München das bekannteste.

Schall nennen wir eine besondere Art von Empfindungen, welche mittels unseres Gehörorgans in uns entsteht. Diese Reizungen unserer Gehörnerven werden durch schnelle Erzitterungen od. Schwingungen der Luft verursacht, die ihrerseits wieder ihren Grund in genügend schnellen Schwingungen irgend eines anderen elastischen Körpers haben können. Oft nennt man die Schwingungen dieses letzteren od. der Luft kurzweg selbst den Sch.; doch ist dabei wohl zu merken, daß diese Schwingungen an sich nichts als reine, völlig stumme Bewegungserscheinungen sind, u. daß auch die heftigste Explosion ihre Qualität als Sch. erst in den in ihrem Bewegungsbereich zufällig anwesenden Gehörorganen erhält. Die den Sch. verursachenden Schallschwingungen der Luft brauchen eine gewisse Zeit, um von einem Punkte aus nach allen Seiten sich fortzupflanzen, u. zwar schreiten sie bei einer Temperatur von 0° in 1 Sekunde 332,126 m. fort. Für je 1° C. mehr wird die Fortpflanzungsgeschwindigkeit um nahe 628 mm. größer (Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Sch.es). Man kann diese Geschwindigkeit messen, wenn man die Zeit beobachtet, welche beim Losbrennen eines in bekannter Entfernung befindlichen Geschützes zwischen dem Lichtblitze u. dem Knalle vergeht. In Wasserstoffgas ist die Schallgeschwindigkeit größer, nämlich 3,8mal so groß als in Luft, in Kohlensäure dagegen geringer, nämlich nur 0,78mal so groß. Nach den Versuchen von Colladon u. Sturm auf dem Genfersee ist die Schallgeschwindigkeit im Wasser gleich 1435 m. In festen Körpern ist sie meist noch größer; im Eisen mehr als 10mal, im Tannenholz gegen 16mal so groß als in der Luft. Die Reflexion od. Zurückwerfung des Sch.es folgt ganz denselben Gesetzen wie die Reflexion des Lichtes. Ueber eine dabei auftretende Erscheinung, das Echo, s. d. Art. Das Ganze der Lehre vom Sch. heißt Akustik (s. d.).



Nr. 4795. Jakutischer Schamane

Schaller, Ludwig, nambafter deutscher Bildhauer, Neffe des als Bildhauer ziemlich unbedeutenden Joh. Nepomuk **Sch.** (geb. 1777, gest. 1847), von dem u. A. der „Andreas Hofer" in der Franziskanerkirche zu Innsbruck herrührt. Ludwig, geb. 1804 in Wien, zuerst Schüler von Käßmann, dann von seinem Oheim, an dessen Arbeiten in der Walhalla er sich betheiligte, wurde dadurch veranlaßt, nach München zu gehen u. sich unter Schwanthaler weiter auszubilden. Hier schuf er eine Reihe von Werken, unter denen wir als die bedeutendsten nur die durch zahlreiche Vervielfältigungen bekannten 15 Dichterstatuetten, die Statuen des Prometheus u. des Phidias an der Außenseite der Glyptothek, u. das von Miller gegossene Herderdenkmal in Weimar nennen. Er starb in München 29. April 1865.

Schalmei (franz. chalumeau [spr. Schalümoh], ital Piffaro), ein altes Holzblasinstrument, die kleinste Gattung der unter dem Namen Pommer od. Bombard bekannten Tonwerkzeuge. Der Name Sch. stammt vom lat. Calamus (d. h. Rohr), weil die Sch.en in den ältesten Zeiten aus Rohr verfertigt wurden. Sie besteht aus einem gebohrten u. abgedrehten Rohre mit sechs Tonlöchern für die Finger u. einer Klappe. Unten hat sie einen Schallbecher, ähnlich der von ihr abstammenden Oboe, u. gleich dieser wird sie mittels eines Rohres intonirt; nur wird das Rohr selbst nicht mit den Lippen gefaßt, sondern es ist eine Büchse od. Kapsel darüber geschoben, die oben in der Mitte ein Mundloch hat, in welches hineingeblasen wird. Der Klang der Sch. ist roh u. unbiegsam. Ihr Umfang erstreckt sich von F_1 bis a_2; man hat aber auch Sch.en mit zwei Klappen, welche dann in der Höhe c_3 erreichen. Gegenwärtig trifft man sie nur noch bei Landleuten u. herumziehenden Musikanten an. In der Orgel ist Sch. ein offenes Rohrwerk von 16-, 8- u. 4 Fußton.

Schalthiere, s. „Conchylien".

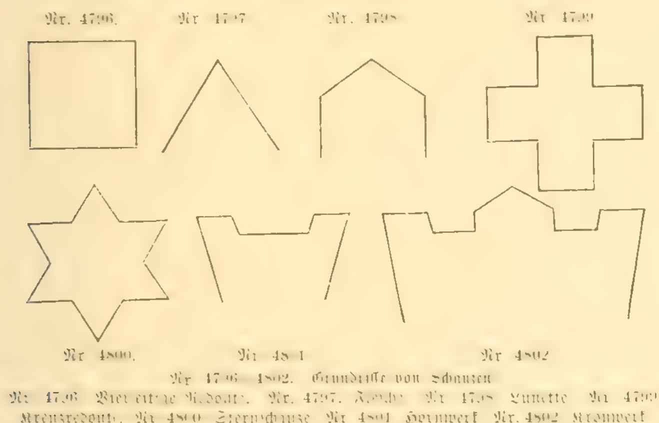
Schaltjahr, in der Zeitrechnung ein nach gewissen Regeln wiederkehrendes Jahr, welchem ein Tag (in früheren Zeitrechnungen oft mehrere Tage od. Monate, sog. Schalttage u. Schaltmonate) hinzugefügt wurde, um die Jahresrechnung in Einklang mit dem Gange der astronomischen Erscheinungen zu bringen. Vgl. „Chronologie", „Jahr" u. „Kalender".

Schaluppe, ein einmastiges Seefahrzeug, bes. für die Küstenschiffahrt, von 20–40 Tonnen Gehalt; dann auch das zu einem Schiffe gehörige große Boot, das meist an der Seite des Schiffes aufgehangen ist.

Schamanen sind Wunderkünstler, vorzugsweise bei den nordasiatischen Stämmen, den Kirgisen, Korjäken, Ostjaken, Tungusen Burjäten u. anderen mongolischen u. finnischen Völkern. Der Name ist aus „Çramana" entstanden; so wurden in Indien die buddhistischen Einsiedler u. Büßer genannt. Ihre Verrichtungen bestehen hauptsächlich in Zauberkuren, in einem angeblichen Verkehr mit unsichtbaren Mächten od. mit den Geistern der Abgeschiedenen sowie in der Offenbarung künftiger Ereignisse. Der Schamanismus, d. h. der Glaube an dergleichen Zauber, beruht darauf, daß es priesterliche Künste giebt, die den Verkehr mit den Geistern vermitteln, u. daß Krankheiten u. Todesfälle einer Verhexung zugeschrieben werden, gegen welche der Schamane seine Geheimmittel aufbieten muß. Fast bei allen rohen Völkern treffen wir auf diesen Aberglauben in mannichfacher Gestalt u. unter verschiedenen Namen, denn die „Medizinmänner" der Indianer von Nordamerika, die Piaje der Südamerikaner, die Noaiden der Lappen, die Angakunek der Eskimos in Grönland, die Wong-Männer, Otutu-Leute, Gbalo 2c. der Neger u. die Inyanga der Kaffern gehören in das Gebiet des Schamanismus. Der Schamane weiß sich durch Tanzen, Trommeln, Klappern 2c. in einen Zustand nervöser Aufregung (Ekstase) zu versetzen, die sich bis zum Schäumen des Mundes u. zu krampfhaften Zuckungen steigert. Um Schamane zu werden, muß sich der in der Zauberkunst Auszubildende von anderen Sch. in die Geheimnisse der Kunst einweihen lassen; dabei zieht er sich meist in die Einsamkeit zurück, unterwirft sich einem strengen Fasten u. verschiedenen Selbstpeinigungen. Die Sch. wählen als Zöglinge gern Knaben, die epileptischen Anfällen ausgesetzt sind. Viele dieser Sch. scheinen von ihren übernatürlichen Kräften überzeugt zu sein, sie befinden sich in der That bei der Ausübung ihres Berufs in einer das Bewußtsein trübenden Exaltation; allein obgleich sie keineswegs als bloße Betrüger zu betrachten sind, machen sie sich freilich kein Gewissen daraus, zu betrügen, wo sie können. Bisweilen mögen sie die Erregung ihrer Phantasie durch den Genuß narkotischer Mittel (Fliegenschwamm, Tabakräucherungen 2c.) erhöhen. Der Lärm, welchen der Schamane macht, scheint dazu beizutragen, die Sinne der Zuschauer zu verwirren: die sibirischen Sch. haben eine Zaubertrommel, die Medizinmänner der Rothhäute eine Klapper, die Piaje Südamerika's einen mit harten Samenkörnern angefüllten hohlen Kürbis, die Mganga in Südafrika ein Zauberhorn. Die sibirischen Sch. sind in phantastischer Weise mit klappernden u. mystischen Gegenständen behangen u. tragen ein eigenthümliches Kostüm, insbesondere einen weiten Pelzmantel, mit Amuleten geschmückt. Haben sich die Sch., wenn auch nur scheinbar, in Ekstase versetzt, so stürzen sie nieder u. stoßen unter Verzerrungen des Gesichts u. Zuckungen der Glieder einzelne Worte aus, die man als Hinweis auf zukünftige Schicksale als Wahrsagung deutet. Wenn es sich um die Heilung eines Kranken handelt, so zieht wol auch der herbeigerufene Schamane unter mystischen Manipulationen durch Saugen mit dem Munde an der schmerzenden Körperstelle scheinbar bald einen Knochen, einen Dorn, einen Stein, bald einen Käfer aus; die Umgebung aber glaubt hiermit die Krankheit gehoben. Die Geschichte des Aberglaubens liefert uns viele dem Schamanismus gleichwerthige Erscheinungen: die Orakel der alten Griechen, die Hexenmeister des Mittelalters, die Wundermänner u. Theurgen unter der deutschen Aristokratie des vorigen Jahrhunderts, der Mesmerismus im Anfange unseres Jahrhunderts, der Spiritismus mit seinen Medien in der Neuzeit.

Schamyl od. Schemyl (d. i. Samuel), Führer u. Prophet der kaukasischen Völker, geb. 1797 in Dagbestan im Aul Himry; schloß sich unter Leitung des Kasi-Mollah mit Begeisterung der Lehre Hadis-Ismail's an, welche alle Zersplitterung der Moslems, vor Allem den Gegensatz zwischen Sunniten u. Schiiten, als das größte Uebel bekämpft, u. nahm, obwol Geistlicher (Mürid), schon 1824 an dem

Aufstande gegen die Russen Theil. Als Kasi-Mollah bei der Vertheidigung der Feste Himry mit allen seinen Leuten 18. Okt. 1831 gefallen war u. Sch., obwol auf den Tod verwundet, allein mit dem Leben davonkam, hielt man ihn für einen Heiligen u. machte ihn 1834 zum Anführer aller gegen Rußland kämpfenden Kaukasusvölker, der Lesghier, Kabarden, Tschetschenen etc. Als solcher hielt Sch. zwei Jahrzehnte hindurch die tapfersten Heere u. die besten Führer der Russen unablässig in Athem. Das wunderbare Geschick, mit welchem er wiederholentlich der bedenklichsten Notlage entrann, erweckte bei seinen Anhängern den Glauben, daß er gestorben u. wieder auferstanden sei. Obwol die Russen ihm eine Festung nach der andern entrissen, stellte er immer wieder neue Kämpfer an neuer Stelle auf u. fiel ihnen 1849 unerwartet in den Rücken, als sie meinten, daß er in der Feste Achulgo, die sie umlagert hatten, mit seiner ganzen Mannschaft verhungert sein müsse. Erst als seit 1850 u. 1851 Fürst Barjatinsky den Oberbefehl gegen ihn führte, wurde Sch. aus Transkaukasien verdrängt u. immer weiter eingeengt. Nachdem er fast unthätig dem Krimkriege aus der Ferne zugeschaut hatte, erlitt er 1858 die schwere Niederlage bei dem Aul Ismail u. zog sich dann mit 400 begeisterten Müriden, dem Reste seiner Anhänger, in die steile Bergfeste Gunib zurück. Hier von zwei Seiten zugleich angegriffen, wurden seine Genossen fast alle vernichtet, er selbst mit seiner Familie 6. Sept. 1859 gefangen genommen u., nach einer kurzen Anwesenheit in St. Petersburg, im Okt. 1859 nach Kaluga gebracht, wo er 1871 fast in Vergessenheit starb.



Nr. 4796—4802. Grundrisse von Schanzen.
Nr. 4796. Viereckige Redoute. Nr. 4797. Flesche. Nr. 4798. Lunette. Nr. 4799. Kreuzredoute. Nr. 4800. Sternschanze. Nr. 4801. Hornwerk. Nr. 4802. Kronwerk.

Schandau, Stadt mit 3111 E. (1875) in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden; liegt in 120 m. Seehöhe am Einflusse der Kirnitzsch auf dem rechten Elbufer, inmitten der Sächs. Schweiz, gegenüber der Sächs.-böhm. Eisenbahn u. wenig oberhalb der sich hier abzweigenden u. über die Elbe geführten Bahn Rietschgrund-Dürrröhrsdorf; ist Sitz eines Gerichtsamtes, eines Hauptzollamtes, eines Oberforst- u. eines Floßmeisters, hat viel Elbschifffahrt, große Dampfsägemühlen u. treibt Handel mit Sandstein, Holz, Bretern u. Getreide. Das vielbesuchte eisenhaltige Mineralbad mit Badehaus (seit 1800) u. schönen Anlagen liegt unmittelbar neben der Stadt im Kirnitzschthale.

Schandpfahl, s. „Pranger".

Schanghai (eig. Shanghai), wichtige chines. Handelsstadt in der Provinz Kiangsu, mit 276,640 E. (offizielle Angaben von 1872); liegt in fruchtbarer u. gutbebauter Gegend auf einer steilen Halbinsel am Hoangphukiang, der in der Wusungmündung mit dem südlichsten Mündungsarm des Yang tse Kiang zusammentrifft, ist mit dem Kaiserkanal durch einen Zweigkanal verbunden u. bildet den Ausgangspunkt zahlreicher Dampfer (über 80), welche den Yang tse Kiang befahren. Die Stadt, an deren nördl. Ende ein Fort liegt u. welche zwei Häfen, einen für Chinesen u. einen für Europäer, hat, ist in ihrem Kern, der Chinesenstadt, mit Mauern umgeben; bemerkenswerthe Gebäude in diesem Theile sind der Tempel des Kriegsgottes, des Gottes des Reichthums, der Palast der Wohlthätigkeit, das Literarische Institut, das gut geordnete, seit alter Zeit bestehende Waisenhaus, die große Missionskirche außer 4 christlichen Kapellen u. der große chinesische Paradeplatz. In der Nähe der Stadt liegt die bedeutendste katholische Lehranstalt in China, Sikawi, mit einer Niederlassung der Jesuiten; südl. der Stadt die große kathol. Hauptkirche u. der kathol. Begräbnißplatz, nördl. die Gebiete der Franzosen, Engländer u. Amerikaner, zwischen diesen eine Batterie von 19 Kanonen, wie überhaupt den Wusung noch 3 Batterien von 16, 36 u. 165 Kanonen decken; ringsum noch weite Vorstädte. Ein Hauptplatz für den auswärtigen Handel wegen seiner wichtigen Messen, bes. für Seide u. Thee, ist die Stadt seit 1842 für die Europäer geöffnet, war 1853—56 in der Hand der Taipingrebellen u. ist seit der Wiedereinnahme durch die Kaiserlichen der bedeutendste aller chinesischen Traktatshäfen geworden, in welchem jährlich gegen 2500 bis 3000 Schiffe einlaufen, u. dessen Außenhandel im J. 1875: 11,801,000 Taels (1 Tael über 6⅓ Mk.) betrug. Eingeführt werden bes. Opium, Woll- u. Baumwollwaaren, Metalle u. Reis, ausgeführt Thee, Seide, Baumwolle u. Zucker. Der Seeverkehr wird zum großen Theil neben englischen von deutschen Fahrzeugen vermittelt. Die erste Eisenbahn in China ist 30. Juni 1876 von hier nach Kangwan in einer Länge von 8,5 Km. eröffnet worden.

Schanze heißt jeder durch Graben u. Erdaufwurf gegen direktes feindliches Feuer gedeckte Raum. Je nachdem ein solcher Raum ganz umschlossen od. hinten (an der dem Feinde abgekehrten Seite, der sog. Kehle) offen ist, hat man geschlossene u. offene Sch.n. Die Form des Grundrisses giebt wiederum Veranlassung zu den Benennungen Sternschanze, Flesche, Lunette, kreisförmige, viereckige Redoute, Hornwerk, Kronwerk etc. Redoute bezeichnet auch im Allgemeinen eine geschlossene Sch., während Flechen vielfach an der Kehle ganz offen sind. Die neuere Zeit bindet sich nicht mehr an regelmäßige Formen des Grundrisses, sondern führt diesen vornehmlich so, wie es dem Terrain u. der größtmöglichen Feuerwirkung gegen den Feind am entsprechendsten ist. — Schanzen heißt, Erdarbeiten im militärischen Zwecke ausführen. Schanzbauern sind die dafür zeitweise im Kriege aufgebotenen Landbewohner. Schanzkorb ist ein aus 5—7 u. mehr Pfählen u. Reiserwerk gefertigter, oben u. unten offener Korb, welcher aufrecht in die Erde gesetzt u. mit Erde gefüllt wird, sodaß er eine gute Deckung gegen feindliches Feuer gewährt u. den inneren Böschungen der Sch.n einen sichern Halt bietet (s. „Sappen"). Man macht auch Schanzkörbe aus Eisenblech.


Nr. 4803. Schanzkorb.

Scharbe, s. „Kormoran".

Scharbock, s. „Skorbut".

Scharfrichter nannte man sonst nur Denjenigen, welcher das Todesurtheil durch Enthauptung an einem Menschen vollzieht, hauptsächlich wenn dieser Strafakt durch das Schwert stattfand; neuerdings auch Den, der das richterliche Urtheil durch das Beil od. die Guillotine vollzieht. Andere Bezeichnungen für denselben waren in Deutschland: Henker (weil nam. Diebe gehenkt wurden), Nachrichter (weil er nach dem Richterspruche das Urtheil vollzog), Meister Hans od. Meister Benedix (bei Luther), Meister Fix (weil er in seiner Kunst fix u. fertig ist), Meister Hämmerling (weil er grausam ist wie der Teufel, den man ebenso nannte), Angstmann, Freimann (weil sich Niemand an ihm vergreifen darf), Nothbot, Peinlein, Bödel, Würger u. Züchtiger. Bei den Franzosen führte der Sch. den Namen bourreau, bei den Spaniern hieß er [illegible], bei den Italienern manegoldo. Eigentliche Sch. gab es nicht zu allen Zeiten u. überall. Bei den Juden z. B. verrichteten dieses Amt die Zeugen od. das ganze Volk (wie beispielsweise beim Steinigen), auch wol die Richter u. ihre Trabanten selbst. Bei den Römern war die Hinrichtung mit dem Beil Sache der Liktoren, während die Schinder (carnifices od. servi publici) kreuzigten u. strangulirten; Letztere mußten vor der Stadt wohnen. Bei den Türken vollzieht der Polizeidiener das Todesurtheil; in Indien zu den Zeiten des Großmogul wählte man zum Vollstrecker einen der Zuschauer od., wenn ein Todschlag begangen worden war, einen der Blutsverwandten des Ermordeten. In Böhmen ließen sich Andere, wenn kein Sch. da war, die Schäfer, in Rußland die Fleischer zu diesem Amte gebrauchen; in Flandern verwendete man früher Zigeuner dazu; in England hatten früher sogar die Blutsfreunde des zu Henkenden das Recht, mit Hand anzulegen. In Deutschland bildeten die Scharfrichter sonst eine eigentliche Kaste od. Zunft, es kam aber die Scharfrichterei meist nur an Kinder von Sch.n, od. an Solche, welche in eine Scharfrichterfamilie hineinheiratheten. Für unehrlich galten sie eigentlich nur, wenn sie mit ihrem Amte die praktische Ausübung der Abdeckerei, welche meist auf dem Grundstück, welches sie bewohnten, lag, verbanden. Denn nur Diejenigen, welche selbst an dem Schinden gefallener Thiere u. dem Torquiren Hand anlegten, wurden als unehrlich betrachtet, also ihre Knechte (die Freiknechte). Sie genossen übrigens viele Privilegien, nam. Unverletzbarkeit; allein in vielen Ländern durften sie keinen Degen tragen u. mußten in der Kirche einen besonderen Platz einnehmen. Meister konnte der Besitzer einer Scharfrichterei erst dann werden, wenn er einen Verbrecher enthauptet hatte, allein er konnte sein Meisterstück in einem anderen Bezirk machen. Um sich für dasselbe zu üben sowie um sich an einen sichern

horizontalen Hieb zu gewöhnen, benutzte man aufgehangte Thiere, denen man den Kopf abhieb, od. eine Säule auf einander gelegter hölzerner Scheiben, von welcher eine aus der Mitte mit dem Schwerte herausgehauen werden mußte, ohne daß die Säule einfiel. Das früher gebrauchte Richt- od. Henkerschwert hatte einen großen Griff, der mit zwei Händen angegriffen werden mußte, u. eine gerade, zweischneidige, nach der Spitze zu breiter werdende Klinge. Jetzt ist in Deutschland der Sch. eigentlich nur auf das Gewerbe des Cavillers, Feld- od. Wasenmeisters (Abdeckers, Schinders) angewiesen, u. die Meinung von seiner angeblichen Unehrlichkeit hat sich nur noch bei den niederen Volksklassen erhalten. In Frankreich haben einige Scharfrichterfamilien sogar eine gewisse Berühmtheit erlangt, so u. A. die Samsons in Paris.



Nr. 1804. Gerhard David v. Scharnhorst, geb. 12. Nov. 1756, gest. 28. Juni 1813.

Schari, großer Fluß in Innerafrika, der sich mit einem breiten Delta in den Tsadsee ergießt. Erforscht ist bis jetzt nur die Mündung u. der Lauf aufwärts bis etwa 8° n. Br., u. zwar durch Barth, Vogel u. Nachtigall; er bildet hier mit dem westl. Arm die Grenze zwischen Bornu u. Baghirmi, in welch letzterem Lande alle seine unzähligen Verzweigungen liegen. In der Regenzeit soll er dem Tsadsee in der Sekunde 1375 Kubikmeter Wasser zuführen. Bei Schaui, 5 Meilen von der Mündung, ist er schon $^1/_2$ deutsche Meile breit mit einer Strömung von $^1/_2$ Meile in der Stunde. $7^1/_2$ Meile weiter oberhalb, unweit Kusseri, vereinigen sich die beiden Hauptarme wieder, der östliche, der Ba Busso od. der eigentliche Sch., u. der westliche von Logon, zwischen denen der größte Theil von Baghirmi liegt u. welche ungefähr 8° 20′ n. Br. u. 17° 50′ östl. L. von Greenwich aus einem Hauptstrome hervorgegangen sind. Unter dem 11.° n. Br. nähern sich beide große Stromarme nach einem ansehnlichen Bogen wieder, unter 11° 30′ verbindet sich ein kleinerer östlicher, bei Masseña, der Hauptstadt von Baghirmi, vorbeifließender Arm mit dem östl. Hauptarme. An diesem letzteren ist der wichtigste Ort **Bugoman,** mit 3000 E., Residenz eines Gouverneurs unter Baghirmi; hier ist der Ba Busso 377—471 m breit; an dem Westarm, dem von Logon, liegt **Karnak Logon** od. **Logon Birm** mit 15,000 E. Durch den Sumpf von Tuburi soll dieser westl. Arm, der hier Serbewuel heißt, mit dem bedeutendsten Nigerzufluß, dem Benue, in Verbindung stehen. Das ganze Gebiet zwischen den beiden Hauptarmen ist ein System von sumpfigen Niederungen u. Thälern. Hier tummeln sich bes. Rhinocerosse in ungeheurer Zahl, Elefanten, Hyänen, wilde Schweine, auch Löwen u. Leoparden in den dichten Wäldern, deren König der Bombax (s. d.) ist, u. auf den grasreichen Niederungen. Die menschliche Bevölkerung dagegen, an den Ufern des Flusses zusammengedrängt, ist dünn; sie betreibt eifrig Ackerbau u. wird durch überaus üppige Ernten belohnt.

Scharlach nennt man eine brennend rothe Farbe mit einem schwachen Stich ins Gelbliche, wodurch sie sich wesentlich von dem ins Bläuliche gehenden Karmoroth unterscheidet. Früher u. wol auch jetzt noch erzeugt man diese Farbe auf Zeugen durch die Kermesschildlaus. Jetzt bringt man sie meist unter Anwendung geeigneter Beizen auf Wolle u. Seide durch Kochenille, auf Baumwolle durch Krapp hervor.

Scharlachfieber (lat. Scarlatina) ist eine mit einem entzündlichen Hautausschlage u. Rachenentzündung verbundene, epidemisch auftretende, fieberhafte Krankheit. Man nimmt an, daß dieselbe durch Uebertragung des Scharlachgiftes entsteht, welches durch Hautausdünstung u. die ausgeathmete Luft des Kranken auf Gesunde übertragen wird; sie befällt vorzugsweise Kinder, selten Erwachsene. Einmal werden die meisten Menschen vom Sch. befallen, zum zweiten Male wenige. Die Krankheit beginnt einige Tage nach der erfolgten Ansteckung mit Fieber, Kopfschmerzen, Mattigkeit, Halsschmerzen u. Schlingbeschwerden. Nach 1 bis 2 Tagen bricht der Ausschlag aus, zuerst am Halse u. auf der Brust, u. verbreitet sich binnen 24 Stunden über den ganzen Körper. Derselbe besteht aus dicht gedrängt stehenden, stecknadelkopf- od. linsengroßen, lebhaft rothen Flecken, welche allmählich zusammenfließen u. der Haut eine gleichmäßige scharlach- od. himbeerrothe Färbung geben. Nach 3 bis 4 Tagen blaßt der Ausschlag ab, das Fieber verschwindet u. die Haut beginnt sich meist in großen Fetzen abzuschuppen. Die meisten Kranken genesen. Gefährlich jedoch kann die Krankheit bes. dadurch werden, daß sich in der 2.—3. Woche an das Scharlachfieber eine Nierenentzündung (Bright'sche Krankheit) anschließt. Die Behandlung dieser Krankheit ist im Wesentlichen eine diätetische. Die Kranken müssen bis zur vollständigen Abschuppung das Bett hüten, dürfen aber nicht zu warm gehalten werden; bei hohem Fieber sind kühle Bäder anzuwenden, bei heftigen Kopfschmerzen Eisblasen auf den Kopf.

Scharlachkörner, s. „Kermes".

Scharnhorst, Gerhard Johann David v., preuß. General, geb. 12. Nov. 1756 zu Hämelsee in Hannover; erwuchs in bescheidensten Verhältnissen u. sollte Landmann werden, zeigte aber mehr Neigung für den Soldatenstand u. wurde als 16jähr. Knabe vom Grafen Wilhelm v. Lippe in dessen Kriegsschule zu Wilhelmstein aufgenommen. Hier legte er den Grund zu der außerordentlichen wissenschaftlichen u. technischen Bildung, die ihn später auszeichnete. Nach dem Tode seines Gönners (1777) trat er in hannöversche Dienste, wurde 1780 Leutnant, 1782 Lehrer an der hannöverschen Artillerieschule u. machte als Rittmeister 1793 den Feldzug in den Niederlanden mit. Da er sich bei der Vertheidigung von Menin ausgezeichnet hatte, wurde er Major u. nach dem Baseler Frieden (1795) Oberstleutnant im Generalstabe. Durch seine Aufsätze über die Eigenthümlichkeit der damaligen französischen Kriegführung u. die Mängel der deutschen machte er in militärischen Kreisen Aufsehen, so daß ihm der Herzog von Braunschweig 1801 den erwünschten Eintritt in preuß. Dienste vermittelte. Anfangs in der Artillerie, seit 1804 als Oberst im Generalstabe angestellt, erregte der bürgerliche Ausländer mit seinem schlichten Wesen mehr Neid u. Mißachtung als Bewunderung. Erst nach dem Unglückstage von Auerstädt erscheint er an der Spitze von Blücher's Generalstabe, dann als Gefangener in Lübeck u., kaum ausgewechselt, in eifrigster Thätigkeit vor u. während der Schlacht bei Eylau (1807). Nach dem Frieden zu Tilsit wurde Sch. Generalmajor u. Vorsitzender der Militärreorganisations-Kommission. Entsprechend seiner eigenen Natur, schaffte er aus der bisherigen preuß. Taktik Alles fort, was auf den Effekt u. den Glanz der Erscheinung berechnet war. Der Soldat sollte körperlich u. sittlich gebildet, zu selbständigem Handeln erzogen werden, der Offizier ihn durch geistige Bildung überragen, ein Nationalgefühl Beide verbinden; nicht die Geburt u. das Alter, sondern Kenntnisse u. Tüchtigkeit sollten allein zum Avancement berechtigen. Sodann war sein Gedanke darauf gerichtet, der ganzen Nation durch eine militärische Erziehung, die in allen Schulen obligatorisch werden sollte, die Möglichkeit zu einer künftigen Erhebung zu geben. Zwar kam es dazu noch nicht, aber durch Ausbildung überzähliger Offiziere, durch Entlassung eingeübter Truppen u. Einziehung neuer an deren Stelle wurden auf schnellste u. billigste Art 2 bis 3 Prozent der Bevölkerung zu einer militärischen Aktion befähigt. Eine Nationalmiliz zu bilden, die ohne Sold dienen u. ihre Offiziere selbst wählen sollte, wie Sch. ebenfalls beabsichtigte, war der Augenblick noch nicht gekommen. Der Pariser Traktat vom Herbst 1808 untersagte sie u. stellte ein Maximum von 12,000 Mann für die preuß. Armee fest. Sch., der schon jetzt zum gemeinsamen Kampfe mit Oesterreich u. England gegen Napoleon gerathen hatte, trat 1810 vom Kriegsdepartement zurück u. wurde Chef des Generalstabs, 1812 nach dem Abschluß des Vertrags mit Napoleon gegen Rußland Inspecteur der schles. Festungen. Im Febr. 1813 sandte ihn der König nach Kalisch, um dort den Vertrag mit Rußland zu unterzeichnen; ebenso stand sein Name unter dem Ergänzungsvertrage von

Breslau (19. März dess. J.), welcher die Zukunft der zu befreienden deutschen Gebiete ordnete. Die Einrichtung der Landwehr, der freiwilligen Jäger, die umfangreiche Rüstung des gesammten eingeübten Heeres von im Ganzen gegen 271,000 Streitern war mehr od. minder sein Werk. Allein den Erfolg zu erleben blieb ihm versagt. 2. Mai 1813 bei Großgörschen durch einen Schuß in das Bein verwundet, ließ er sich nach Wien u. dann nach Prag bringen, um vielleicht etwas über Oesterreich zu vermögen, damit es sich gegen Napoleon erkläre. Sein Zustand verschlimmerte sich u. er starb 28. Juni zu Prag. Von seinen Schriften waren am meisten geschätzt: sein „Handbuch für Offiziere“ (3 Bde., Hann. 1797—1800; 4 Bde., u. Aufl. von Hoyer, ebd. 1807—20) u. sein „Taschenbuch für Offiziere“ (ebd. 1793; 4. Aufl. 1816), desgleichen seine „Militärischen Denkwürdigkeiten“ (5 Bde., 1797—1805). An der Königswache in Berlin steht seit 1822 sein von Rauch gefertigtes Marmordenkmal. — Vgl. Clausewitz in Ranke's „Historisch-polit. Zeitschrift“ (Bd. 1); Boyen, „Beiträge zur Kenntniß des General Sch.“ (Berl. 1833); Schweder, „Sch.'s Leben“ (Berl. 1865); Lehmann, „Stein, Sch. u. Schön“ (Lpz. 1877).

Scharnier (v. frz. charnière), ein metallenes Gelenkband zur beweglichen Verbindung zweier zusammengehöriger Stücke, z. B. der Deckel an Dosen, Uhren ꝛc. Es besteht das Sch. aus zwei viereckigen Blättern, welche beide an einer Seite zu kleinen Röhrchen geformt u. so ausgeschnitten sind, daß die beiderseitigen Röhrchen in einander passen u. durch einen durch dieselben geschobenen Stift mit einander beweglich verbunden werden. Beide Blätter werden sodann zur Verbindung der beiden zusammengehörigen Stücke an diese mit Schrauben befestigt.

Schärtlin od. Schertlin, Sebastian, Herr zu Burtenbach, deutscher Heerführer, geb. 12. Febr. 1496 zu Schorndorf in Schwaben; hatte in Tübingen u. Wien studirt, wurde aber seit 1518 Söldnerhauptmann, kämpfte in demselben Jahre gegen Franz v. Sickingen, 1519 gegen Ulrich von Württemberg u. half 1524 u. 1525 auf eigene Kosten die Franzosen aus Italien vertreiben. Vor Allem war er bei der Erstürmung u. Plünderung Roms im Mai 1527 thätig, von der seine Selbstbiographie (herausgeg. von Schönhuth, Münster 1858) einen anschaulichen Bericht giebt. 1532 führte er von Wien aus die gesammten Reichstruppen nach Ungarn gegen die Türken u. vertrieb diese trotz ihrer Ueberzahl mit solcher Bravour, daß Kaiser Karl ihm persönlich dafür in Wien seinen Dank aussprach u. ihn zum Ritter ernannte. Im dritten Französischen Kriege war seine Mühe erfolglos, da über die Hälfte seines Haufens 1536 durch Hunger u. Krankheit zu Grunde ging; im vierten brachte er als „Großmarschall“ in das Verpflegungswesen eine bisher unbekannte Ordnung u. war neben Wilhelm v. Fürstenberg der Hauptanführer der deutschen Truppen. Nebenbei war Sch. bereits seit 1530 Feldhauptmann der Stadt Augsburg u. stand als eifriger Protestant mit den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes im Verkehr. Als diese 1546 gegen den Kaiser rüsteten, übertrug man Sch. den Oberbefehl über 12,000 oberdeutsche Truppen. Aber sein Vormarsch gegen Regensburg zu, wo er den Kaiser mit dem Reste des Reichstags zu überfallen hoffte, sowie die Besitznahme von Füssen u. der Ehrenberger Klause, die ihm gestattete, das Konzil zu Trident zu sprengen, wurden zu nichte gemacht durch die Bedenklichkeit der Kriegsräthe des Bundes, welche noch Wilhelm von Bayern u. selbst des Kaisers Bruder Ferdinand gütlich zu gewinnen hofften u. deshalb Sch. nach der Donau zurückriefen. Auch der Vorschlag Sch.'s, am 30. Aug. bei Ulm keck anzugreifen, wurde als zu gefährlich verworfen. Im Jan. 1547, als der Verrath des Herzogs Moritz von Sachsen Alles verändert hatte, wollte Sch. Augsburg „Jahr u. Tag“ halten, bis Deutschland Athem geschöpft u. sich gerüstet hätte, aber die großen Kaufherren beauftragten Fugger, im Namen der Stadt mit dem Kaiser zu unterhandeln. Nachdem Sch. seine Herrschaft Burtenbach, die er sich 1532 aus seinem Gewinn an Beute gekauft, zum Scheine an die Stadt Augsburg überlassen hatte, flüchtete er nach Konstanz u. Basel u. warb, nachdem ihm der Kaiser die erbetene Begnadigung verweigert hatte, Truppen für König Heinrich II. von Frankreich. Von Karl V. geächtet u. seiner Güter beraubt (1548), von der Stadt Basel ausgewiesen, begab er sich 1551 an den französischen Hof u. führte 1552 deutsche Landsknechte gegen den Kaiser. Nach dem Vertrage von Passau 1553 jedoch endlich begnadigt, wurde er wieder Feldhauptmann der Stadt Augsburg, erhielt Burtenbach zurück, lebte daselbst in Zurückgezogenheit u. starb 18. Nov. 1577. — Vgl. Herberger, „Seb. Sch. von B. u. seine an die Stadt Augsburg geschriebenen Briefe“ (Augsb. 1852).

Schäßburg (ungar. Segesvár, romanisch Sigisiora), Stadt mit 8204 E. (1869) im gleichnamigen Stuhle des siebenbürgischen Sachsenlandes, romantisch in 348 m Seehöhe am linken Ufer des Großen Kokel u. an der ungarischen Ostbahn Großwardein-Kolozsvár-Kronstadt gelegen, hat ein Bezirks- u. Steueramt, drei gothische Kirchen aus dem 15. Jahrh., ein evangel. Obergymnasium, einen Franziskanerkonvent, ein Hospital ꝛc. Die Altstadt, mit alten Mauern u. Thürmen, liegt auf einem 80 m hohen Berge, u. auf dem noch etwa 60 m höheren Gipfel liegt die Hauptkirche. Sch. treibt Baumwollen- u. Leinweberei u. hat starken Obstbau. In ihrer Nähe liegt die Ruine Sandau. Am 31. Juli 1849 erlitten hier die ungarischen Insurgenten unter Bem eine Niederlage durch die von Lüders kommandirten Russen.

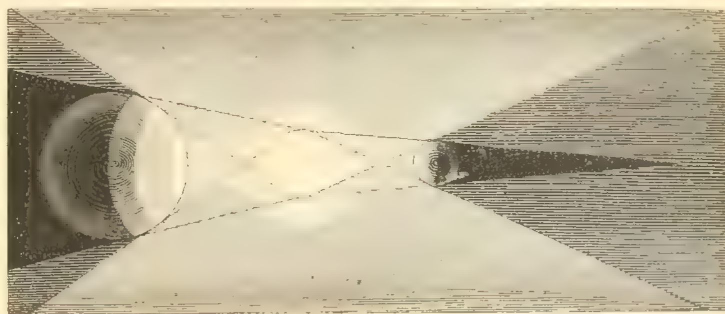


Fig. 1805. Kern- und Halbschatten.

Schatten nennt man den lichtlosen Raum hinter einem undurchsichtigen Körper, in welchen die von einem leuchtenden Körper auf den undurchsichtigen Körper fallenden Lichtstrahlen nicht gelangen können. Der mittlere Theil dieses Raumes, in welchen gar kein Licht gelangt, heißt Kernschatten. Derselbe wird umgeben von dem sog. Halbschatten, in welchen von einer räumlich ausgedehnten Lichtquelle ein Theil des Lichtes eindringen kann. Wird der Schattenraum von einer Fläche durchschnitten, so entsteht auf dieser ein sog. Schlagschatten. Die dunkle, nicht beleuchtete Seite eines Körpers im Gegensatz zur beleuchteten heißt der Körperschatten.

Schattenriß, s. „Silhouette“.

Schattirung, Schattengebung nennt man in den zeichnenden Künsten die Wiedergabe des allmählichen Ueberganges von den beleuchteten Stellen des dargestellten Gegenstandes zu den weniger od. gar nicht beleuchteten, wodurch die Darstellung den Schein der Körperlichkeit u. Rundung (Modellirung) bekommt. Die Sch., welche wie die Perspektive auf gewissen mathematischen Gesetzen beruht, geschieht in der Zeichnung u. im Kupferstich vermittels Linien, die in den beleuchteten Theilen sehr dünn u. schwach, in den tieferen Schatten breiter u. kräftiger sind, in der Malerei mit dem Pinsel vermittels mehr od. weniger dunkler Farbe.

Schatulle (vom ital. scatola, das wieder auf das altdeutsche skat, Schatz, hinweist), Schatzkästlein zur Aufbewahrung von Werthgegenständen; im Besonderen das Privatvermögen eines Fürsten, über welches derselbe nach Belieben verfügt. Die Einkünfte aus den dazu gehörenden Grundstücken (Schatullengütern) fließen wieder in die fürstliche Privatkasse, während die Domänen od. Kammergüter (s. d.) Beiträge zu den allgemeinen Staatsbedürfnissen liefern.

Schatz nennt man einen Vorrath kostbarer Dinge, sei es ungemünztes od. gemünztes Gold u. Silber, Gefäße von edlem Metall od. Edelsteine. Schon im grauen Alterthume ist oft die Rede von königlichen Schätzen: wir erfahren vom Sch.e des Rhampsinit (s. d.), u. einen eben so großen Sch. verwahrten die Perserkönige in Persepolis, der allerdings nachmals in die Hände Alexander's d. Gr. fiel. Den vielgepriesenen Sch. des Priamos in Troja will bekanntlich Schliemann (s. d.) zum Theil wieder entdeckt haben, ebenso neuerlich die Schatzkammer des Agamemnon in Mykenä. In Griechenland hatte fast jede Stadt einen Sch., so Athen, welches einen öffentlichen u. einen besondern Kriegsschatz u. außerdem noch einen Tempelschatz auf der Akropolis verwahrt besaß. Man erbaute zur Aufbewahrung dieser Sch.e besondere große Gebäude, so zu Sikyon, Megara, Kyrene, Epidamnos ꝛc., u. Pausanias schildert das Schatzhaus des Minyas zu Orchomenos als eins der merkwürdigsten Bauwerke Griechenlands. In Rom gab es zur Zeit der Republik nur einen Sch., das aerarium, in welchen alle direkten u. indirekten Einnahmen flossen; unter den ersten Kaisern bestand aber neben diesem Staatsschatze noch ein kaiserlicher, fiscus genannt, der aus den Einkünften

gebildet war, die sie zu ihrer Hofhaltung bedurften, u. über den sie freie Verfügung hatten, u. außerdem noch ein dem Kaiser persönlich angehöriger Privatschatz, ratio Caesaris geheißen. In der spätern Kaiserzeit hörte aber der Unterschied zwischen aerarium u. fiscus auf. Im Mittelalter hatte fast jeder Regent einen Sch., um unvorhergesehene Ausgaben zu bestreiten. Dieselbe Sitte herrschte im Orient. Der von den türkischen Kaisern im Serail zu Konstantinopel aufgespeicherte Sch. besteht ebenso wie der des Schah von Persien in Teheran jetzt nur noch aus Juwelen u. dergl. Die sog. Kronschätze einzelner europäischen Regenten, wie die Schatzkammern zu Wien, München, Dresden, im Tower zu London, zu Florenz u. Paris, enthalten ebenfalls nur Juwelen u. andere Kostbarkeiten, gegenwärtig ist wol nur der im Juliusthurm der Citadelle zu Spandau aufbewahrte, aus der französischen Kriegsentschädigung von 1871 gebildete deutsche Reichskriegsschatz von 120 Mill. Mk. als ein wirklicher Staatsschatz für unvorhergesehene Kriegsfälle zu betrachten. Sagen von vergrabenen Schätzen giebt es dagegen unter allen Völkern der Erde, u. die Phantasie des Volkes ist mit Hirngespinnsten von ihrem Auffinden angefüllt. Man wähnt sie gewöhnlich von Geistern bewacht u. hält gewisse Personen u. Zeiten als besonders geeignet, sie zu heben. Gewöhnlich spielt auch die Wünschelruthe dabei eine Rolle. Gänzlich verpönt ist aber während der Operation das Sprechen, sonst steigt der Schatz nur halb empor, zeigt sich dem Auge des Schatzgräbers, versinkt aber gleich wieder. Ueber die Vertheilung wirklich gefundener Schätze entscheiden die betreffenden Landesgesetze; nach dem Römischen Rechte gehörte die eine Hälfte dem Finder, die andere dem Eigenthümer des Bodens; der „Sachsenspiegel“ aber wies Schätze, die tiefer lagen als der Pflug geht, dem Fiskus zu.

Schaubach, Karl Adolph, Geograph u. Geognost, geb. als dritter Sohn des 1849 verstorbenen Konsistorialraths Sch. zu Meiningen 30. Jan. 1800; bezog 1819 die Universität Göttingen, um Theologie zu studiren, beschäftigte sich aber daneben auch eifrig mit Philologie, Mathematik, Geschichte u. Naturwissenschaften, setzte 1821—22 seine Studien in Jena fort u. kehrte dann in seine Vaterstadt zurück, wo er Lehrer wurde; seit 1835 erster Lehrer an der Bürgerschule, erhielt er 1846, nachdem er mehrfache Anerbietungen höherer Lehrämter abgelehnt hatte, den Professorentitel. Er starb zu Meiningen 28. Nov. 1850. Die von ihm schon in seiner Gymnasiastenzeit häufig unternommenen kleineren u. größeren Fußreisen, auf denen sich in ihm die Fähigkeit, die Natur nicht blos in ihren äußeren Umrissen, sondern in ihrem ganzen Wesen aufzufassen u. darzustellen, mehr u. mehr entwickelte, hatte er später weiter ausgedehnt, u. insbesondere waren es die deutschen Alpen, die er 1821—47 auf zehn Reisen durchwanderte u. durchforschte. Das Ergebniß dieser Reisen war sein ausgezeichnetes Werk über „Die deutschen Alpen“ (Jena 1845—47, 3 Thle.; 2. Aufl. 1866; Nachtrag zum ersten Theile, enthaltend die geologische Geschichte der Alpen von Emmerich, ebd. 1871—74). Als vorbereitende Arbeiten, die einen wesentlichen Einfluß auf die meisterhafte Ausführung dieses seines Hauptwerks gehabt haben, sind anzusehen: „Uebersicht des Herzogthums Sachsen-Meiningen nach seiner physischen Oberfläche“ (in Emmerich's „Archiv für mein. Landeskunde“, 1832, Bd. I u. II) u. „Beschreibung des Dolmar“ (1832) mit einem Panorama u. einer Abhandlung über das Thüringer Waldgebirge überhaupt. Außerdem bekundete er den ihm eigenen großartigen Ueberblick in seiner Schrift „Die Nordsee-Mittelmeerbahn u. der Main-Werra-Elbe-Kanal“ (1845). Einen großen Theil seiner Zeichnungen über Tirol kaufte der nachmalige Herzog von Meiningen an.

Schaubrote (hebr. eigentlich „Brot des Angesichts“, d. h. vor das Angesicht Gottes gelegt) heißen bei Luther die zwölf Brote aus feinem Weizenmehl, welche in zwei Schichten von je sechs Broten auf einem besonderen Tische sowol im Heiligen der mosaischen Stiftshütte, als in dem des Tempels beständig aufgelegt sein mußten (vgl. bes. 3. Mos. 24, 5 ff.). Die Bereitung u. Neuauflegung der Brote je bei Anbruch des Sabbaths stand nur den Priestern zu; auch durften nur von ihnen u. ihren Angehörigen die abgenommenen Brote im Tempelbezirk gegessen werden. Die Sch. hatten lediglich die Bedeutung eines Opfers.

Schäuffelin od. **Scheuffelin**, auch **Schäuffelein**, Hans Leonhard, Maler u. Holzschneider, Schüler Albrecht Dürer's, geb. um 1490 in Nürnberg, ließ sich 1515 in Nördlingen nieder u. starb daselbst 1539. Ohne hervorragendes Talent, arbeitete er sich durch Fleiß in Dürer's Manier so hinein, daß man viele seiner Bilder nach Fälschung des Monogramms für dessen Bilder ausgeben konnte. Bei einer festen, sicheren Hand, die seinen Gestalten einen Anstrich

von Strenge verleiht, besaß er einen lebhaften Sinn für Schönheit der Form u. Anmuth der Bewegung; auch sein Kolorit zeigt einen warmen, harmonischen Ton. Doch sind seine Bilder sehr ungleich u. zuweilen wenig gelungen. Zu seinen Hauptwerken gehören ein Wandgemälde von 1515 im Rathhause zu Nördlingen, das Vorgänge aus dem Leben der Judith in fast travestirter Weise mit Figuren im Kostüm der Zeit des Künstlers darstellt; mehrere Gemälde in der Hauptkirche daselbst, darunter das schöne Altarbild von 1521 mit der „Klage um den Leichnam Christi“ u. mehreren Heiligengestalten; zwei andere, ebenfalls sehr gerühmte Altarbilder befinden sich in der Fürstenberg'schen Sammlung zu Donaueschingen. Er führte auch eine Anzahl von 240 Zeichnungen für den Holzschnitt aus, darunter die Holzschnitte zu Kaiser Maximilian's „Theuerdank“. Häufig bediente er sich des Bd. V, S. 567, Nr. 135 dargestellten Monogramms.

Schaufler, ein Damhirsch, so benannt nach der breiten, schaufelartigen Form seines Geweihes, welche dasselbe im fünften Lebensjahre da annimmt, wo sich beim Rothhirsch die Krone bildet.

Schaumburg, eigentlich Schauenburg, eine Grafschaft im alten Sachsenlande; hat ihren Namen von der Burg Sch., die Adolf I. 1033 auf dem Paschen od. Nesselberge in der Nähe von Rinteln gründete. Da sein Enkel, Adolf III., 1110 von Herzog Lothar von Sachsen mit Holstein belehnt wurde — er ist der Stammvater der Herzöge von Schleswig-Holstein (s. d.) — so gelangte dort sein Geschlecht zu seiner größten Bedeutung. Aber auch das Stammland Sch., vergrößert durch Sternberg u. Gehmen, wurde 1619 zum Reichsfürstenthum erhoben. Nach dem Tode des letzten Besitzers, Otto († 1640), beeilte sich dessen Mutter Elisabeth, das Ländchen ihrem Bruder, einem Grafen Philipp von Lippe-Alverdissen, zu übergeben, aber Braunschweig-Lüneburg u. Hessen-Kassel traten mit Ansprüchen hervor, so daß es im J. 1648 auf dem Westfälischen Friedenskongreß zur Theilung kam. Während Sch. selbst dem hessischen Antheil beigegeben wurde, blieb der Name Sch. demjenigen des Grafen Lippe (s. „Schaumburg-Lippe“). Eine zweite Grafschaft Sch., in Nassau gelegen, ging 1707 durch Erbschaft an Anhalt-Bernburg, 1812 nach dem Erlöschen der männlichen Linie Anhalt-Bernburg-Hoym-Schaumburg durch Heirath an den österr. Erzherzog Josef über, weshalb dessen Sohn, der Erzherzog Stephan, den Titel „Fürst von Sch.“ führt. Das Schloß Sch., von dem diese Grafschaft den Namen führt, liegt im Reg.-Bez. Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau auf hohem Basaltfelsen an der Lahn. — Eine dritte Grafschaft Sch. liegt im Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns. Die Stammburg dieser Grafen von Sch., an der Donau oberhalb Efferding gelegen, ist jetzt eine Ruine; 1402 wurde hier König Wenzel von Böhmen gefangen gehalten. Die Besitzer der Grafschaft starben 1559 aus; seit 1572 gehört dieselbe den Grafen von Starhemberg.

Schaumburg-Lippe, deutsches Fürstenthum, 8,05 □M. mit 33,133 E. (1875), der nördlichste Theil der alten Grafschaft Lippe; wird begrenzt von den preuß. Provinzen Westfalen u. Hannover u. einer Exklave der Provinz Hessen-Nassau, dem ehemaligen kurhessischen Kreise Schaumburg. Das Fürstenthum ist im S. u. SW. hügelig; die steinkohlenreichen Züge des Wesergebirges, die Bückeberge, der Harrel u. der Röckerberg bedecken hier das Gebiet u. bilden anmuthige Landschaften; ein großer Theil des W. wird vom Schaumburger Wald eingenommen (der Wald bedeckt über 19,5 % des ganzen Gebiets) u. der nördl. Theil ist das Steinhuder Meer, in welchem das kleine Fort Wilhelmstein liegt. — Die Bevölkerung, niedersächs. Stammes mit plattdeutscher Mundart u. zum weitaus größten Theile lutherisch, wohnt in 2 Städten, 3 Flecken u. 101 Dorfschaften; an Bildungsanstalten hat das Land ein Gymnasium, ein Seminar u. 38 Landschulen. Hauptthätigkeit der Bewohner ist Ackerbau u. Viehzucht; die gewerbliche Thätigkeit geht nur in Garnspinnerei u. Leinweberei über das Nothwendige hinaus. Im Bückeberge baut man Steinkohlen ab. — Die Regierungsform ist eine beschränkte Monarchie; das letzte Verfassungsgesetz datirt vom 17. Nov. 1868. Der Landtag, der jährlich abgehalten wird, zählt 15 Abgeordnete, nämlich 2 vom Fürsten des Domaniums wegen ernannte, 1 von den ritterschaftlichen Grundbesitzern, 1 von den Predigern, 1 von den eine amtliche Stellung einnehmenden Juristen, Medizinern u. studirten Schulmännern, 3 von den Städten u. 7 von den Landgemeinden, auf 6 Jahre direkt gewählt. — Die obersten Verwaltungsbehörden bilden die fürstliche Landesregierung, die Rentkammer u. das Konsistorium zu Bückeburg. Die Administrativbehörden sind die 3 fürstlichen Aemter u. die beiden städtischen Magistrate. Die Ortspolizei gehört in den Wirkungskreis der Gemeindevorstände. — Die oberste richterliche Behörde ist das Oberappellationsgericht zu Wolfenbüttel; als Obergerichte fungiren der Justizsenat der Regierung u. die Justizkanzlei in Bückeburg, als Untergerichte die Aemter. — Die Wehrpflichtigen werden nach einer

mit Preußen geschlossenen Militärkonvention in preuß. Truppenkörper vertheilt. Die Finanzen weisen für 1876: 575,394 Mk. in Einnahme u. Ausgabe auf. Die Staatsschuld besteht in einer einmaligen Anleihe von 360,000 Mk. zu 4%, die in 40 Jahren zu amortisiren ist, außerdem in 1,116,000 Mk. Papiergeld. Das Wappen ist ein quadrirter Schild mit einem Mittelschilde. Im 1. u. 4. Felde ist das Wappenbild des Fürstenthums Lippe, im 3. u. 4. das der Grafschaft Schwalenberg. Das Mittelschild zeigt in rothem Felde ein in 3 Theile zerschnittenes silbernes Nesselblatt mit einem von Silber u. Roth getheilten Schildchen in der Vertiefung u. 3 gegen die Ecken des Schildes sich neigenden silbernen Nägeln. Die beiden Städte des Fürstenthums sind Bückeburg mit 4832 u. Stadthagen mit 3203 E. (1875). — Sch. L. kam im Westfälischen Frieden (s. „Schaumburg") an Philipp, den jüngsten Sohn Simon's VI. (s. „Lippe", Stammbaum), der 1668 das Erstgeburtsrecht einführte, nachdem er an seinen jüngeren Sohn Philipp Ernst Alverdissen abgegeben hatte. Sein berühmter Urenkel Friedrich Wilhelm Ernst wurde unter dem Minister Pombal der Reorganisator der portug. Armee u. errichtete nach seiner Heimkehr im Steinhuder Meer die Feste Wilhelmstein mit einer Kriegsschule, aus welcher Scharnhorst hervorging. Als er 1777 kinderlos verstarb, erbte die Grafschaft Philipp von Alverdissen u. nannte sich Graf von Sch. L. Bückeburg. Sein Sohn Georg Wilhelm, der seit 1787 unter Vormundschaft, seit 1807 selbständig regierte u. als Fürst dem Rheinbunde beitrat, gab 1812 Alverdissen an Lippe-Detmold ab u. führte 1816 eine landständische Verfassung ein. Zu manchen Veränderungen u. Verbesserungen gaben die Unruhen des Jahres 1848 Anlaß, doch weigerte sich der Fürst beharrlich, seine Domänen für Staatsgut zu erklären. 1854 trat er in den preuß. Zollverein u. starb 1860. Sein Sohn u. Nachfolger Adolf, geb. 1817, stimmte zwar am 14. Juni 1866 für die Mobilmachung gegen Preußen, ergriff aber schon am 29. Juni das Anerbieten Preußens, sich für neutral zu erklären, u. trat am 18. Aug. in den Norddeutschen Bund.

Schauspiel, in engerem Sinne: die Aufführung einer dramatischen Dichtung auf der Bühne; außerdem aber noch eine Untergattung des Drama's (s. d.). Entlehnt z. B. das Sch. in letzterem Sinne seine Stoffe u. einschlagenden Verhältnisse aus der Lebenssphäre der mittleren Stände, so nennt man es ein bürgerliches Sch.

Schauspielkunst ist die Kunst, dramatische Dichtwerke körperlich zu versinnlichen, zu welchem Behufe der Schauspieler bei der Auffassung seiner Rolle u. bei der Darstellung derselben durch die Sprache u. Mimik, kurz in seinem Spiel, sich seiner eigenen Persönlichkeit möglichst zu entäußern u. sie in der vom Dichter geschaffenen Individualität derart aufgehen zu lassen hat, daß der Zuschauer über der Rolle deren Träger vergißt u. nur das zur Anschauung gebrachte Bild der Dichtung als ein lebendiges Ganzes vor sich zu sehen glaubt. Obwol bei einem solchen objektiven Spiel vom Dichter abhängig, können große Schauspieler doch eine schöpferische Kraft entfalten, indem sie erst durch ihre Darstellung das rechte Verständniß eines Charakters beim Zuschauer wirkungsvoll vermitteln. Der Bereich der Kunstleistungen eines Schauspielers od. sein Rollenfach wird durch sein Talent u. seine Uebung, seine körperliche u. geistige Bildung, sein Organ u. sein Lebensalter bedingt. Für die verschiedenartigsten Rollen haben daher nur wenige Schauspieler gleiche Befähigung. Die Rollen sind entweder Haupt- od. Nebenrollen. Zu den **Hauptrollen** od. den wichtigsten Partien gehören: erste od. seriöse Liebhaberrollen, welche neben guter Darstellung auch körperlich von der Natur sehr begünstigte Künstler u. Künstlerinnen erfordern; zweite Liebhaberpartien, die von weniger künstlerischem Belang sind, muntere, joviale Liebhaber u. bes. Liebhaberinnen als Gegensatz der seriösen Liebhaber, u. solche Liebhaberpartien, denen vom Dichter der Charakter gutmüthiger Laune u. witziger Gewandtheit zugetheilt worden; Heldenrollen, für die insbes. ein kräftiger, schöner Wuchs u. eine sonore, starke Stimme nöthig sind; edle Väter u. Mütter; komische Alte; zärtliche Väter u. Mütter; Anstandsrollen, bei denen sich die Weltlust mit der gehörigen Würde paart; Komiker; Intriganten, welche hinterlistige, meist die Intrigue des Stücks schürzende Partien wahr u. treu darstellen sollen. **Nebenrollen** sind: die der Soubrette, d. h. schnippischer, naiver Mädchen, bes. als Zofen, Kammerkätzchen; Mantelrollen, untergeordnete Intrigantenpartien (wie z. B. die Rolle des Banditen in „Emilia Galotti" od. des Geistes im „Hamlet"); Bedientenrollen, nam. solche verschmitzter, spitzbübischer Gesellen, welche die Helfershelfer bei allen Intriguen machen; Anmelderollen, oft auf das Bringen eines Briefes od. auf einige Worte beschränkt; Statistenrollen. Die Sucht, jede Rolle ohne Unterschied zu spielen, nennt man „Rollenfressen". Unter Kostümrollen versteht man solche Rollen, bei denen eine besondere prachtvolle Garderobe u. weniger der innere Gehalt die Hauptsache ist. Die Darstellung jeder einzelnen Rolle muß zu den übrigen u. dadurch zu dem Ganzen der dramatischen Dichtung in einem richtigen Verhältnisse stehen, soll der künstlerische u. dramatische Totaleffekt nicht durch ein mangelhaftes Zusammenspiel (Ensemble) gestört u. beeinträchtigt werden. Die Theorie der Sch. nennt man Dramaturgie (s. d.). Den in dem betreffenden Art. genannten Werken sind noch hinzuzufügen: Iffland, „Fragmente über Menschendarstellung auf den deutschen Bühnen" (Gotha 1785); Ziegler, „Systematische Sch. in ihrem ganzen Umfange" (Wien 1820); Riccoboni u. Schröder, „Vorschriften über die Sch." (Lpz. 1821) u. die von Hamann u. Heinzen herausgeg. Monatsschrift „Dramaturgische Blätter" (Lpz. 1877).

Die Sch. entwickelte sich zuerst im alten Griechenland, u. zwar zu Athen aus den unscheinbaren, an die Festbräuche der großen Dionysien (s. d.) sich eng anschließenden Improvisationen von ernster wie scherzhafter Rede u. Gegenrede. Gewissermaßen der erste Schauspieler war Thespis aus dem attischen Gau Ikarios, insofern derselbe in Solon's letzten Jahren als Führer des dithyrambischen Reigens in schicklichen Pausen mythische Geschichten in Bezug auf Dionysos od. aus dem heroischen Sagenkreise rezitirte, dabei auf einem erhöhten Platze vor dem Heiligthume des Gottes stand u. seinen Vortrag mit Mimik begleitete. Doch ist die noch heute sprüchwörtliche Bezeichnung der Bühne einer wandernden Schauspielertruppe mit „Thespiskarren" auf einen Irrthum des Horaz zurückzuführen. Der Dichter Phrynichos (zwischen 511 u. 476 v. Chr.) führte den Dialog ein, indem er einen besonderen Schauspieler mit dem Chorführer (Koryphaos od. Choragos) in Wechselrede setzte. Dieser Einrichtung schenkte auch bald der Staat dadurch Anerkennung, daß er eine Art musischer Wettkämpfe ins Leben rief, vereidigte Kampfrichter (Agonotheten) anstellte u. die Ausstattung des Chors als Staatsleistung für wohlhabende Bürger anordnete, wogegen er die Aufführung eines Dichtwerks von der Erlaubniß eines Archonten abhängig machte. Aeschylos ließ zuerst zwei Schauspieler auftreten, für die er Wechselreden erfand. Einen dritten Schauspieler nahm dann Sophokles hinzu; eine weitere Vermehrung der Schauspielerzahl aber wird nirgends erwähnt. Auch übernahmen es die Dichter, die Schauspieler anzuleiten; ja, Aeschylos agirte noch, wie seine Vorgänger, in seinen Stücken selbst mit; erst Sophokles soll sich seiner schwachen Stimme wegen von der Bühne zurückgezogen haben. Die Schauspieler hatten auch die weiblichen Rollen zu übernehmen, denn die griech. Sitte versagte den Frauen die Ausübung freier Künste u. insbes. die der Sch. Die Eigenart der Rollenvertheilung bildete überhaupt ein großes Erschwerniß der schauspielerischen Aufgabe. In der „Antigone" des Sophokles z. B. mußte der erste u. vornehmste Schauspieler (Protagonist) außer der Titelrolle noch die des greisen Priesters Tiresias u. der beiden Boten spielen; der zweite Schauspieler (Deuteragonist) gab die sanfte, zärtliche Ismene, den humoristischen Wächter, den edlen Hämon u. die Königin Eurydike; die untergeordnetste Rolle, die des Kreon, fiel dem dritten Schauspieler (Tritagonisten) zu. Bedenkt man weiter, daß die nämlichen Schauspieler vielleicht noch in einem der folgenden Dramen — es ward an mehreren Tagen hintereinander vom frühesten Morgen bis in den späten Nachmittag hinein gespielt — eine ähnliche Rollenmannichfaltigkeit übernommen hatten, so kann man sich eine Vorstellung von den Schwierigkeiten machen, mit denen die Kunst der antiken Schauspieler zu kämpfen hatte. Aus dem Zusammenhang mit den dionysischen Festen stammt auch die Sitte der Masken (s. d.); durch sie im Verein mit der weitbauschigen, prächtigen Gewandung u. der hohen Fußbekleidung (Kothurn) gewannen die Gestalten der tragischen Schauspieler etwas Gewaltiges, Uebermenschliches, wie es den Heroen der Sage zukommt. — In Rom stand das Theaterwesen gleichfalls unter der Leitung einer Behörde, deren Beamtenpersonal in der Kaiserzeit sehr zahlreich war. Die Schauspieler (histriones, tragoedi u. comoedi, actores, artifices, weniger ehrenvoll ludii od. ludiones genannt), deren Zahl für ein einzelnes Stück hier nicht beschränkt war, sondern sich nach dem Inhalte des Stückes richtete, scharten sich gewöhnlich als Truppe (grex, acerva) um den Hauptschauspieler (actor primarum partium), welcher als solcher dominus gregis (Direktor) u. nach welchem die Truppe (z. B. grex Roscianus) ꝛc. genannt wurde; als Mitglieder einer Truppe hießen die Schauspieler gregales. Solche Theaterschulen scheinen bes. zur Zeit Cicero's geblüht zu haben, u. berühmte Schauspieler, wie ein Roscius (s. d.), genossen die Achtung u. Gunst der vornehmsten Männer. Auch war die Honorirung ausgezeichneter Schauspieler gewöhnlich eine sehr beträchtliche; außerdem erhielten sie oft noch besondere Ehrengeschenke (corollaria, donationes). Auch in Rom befanden sich die weiblichen Rollen lange Zeit in Männerhänden; erst unter den Kaisern kamen Frauen auf die Bühne. Die Maske (persona) ward zur Zeit des Terenz eingeführt, doch wurden die Schauspieler bisweilen genöthigt, dieselbe abzulegen, um ihr Mienenspiel beobachten lassen zu können. — Die Sch. der christlichen Zeit nahm ihren Ausgang ebenfalls im religiösen Kultus (s. „geistliche Spiele"). Die Aufführung weltlicher mimischer Darstellungen fand lange Zeit nur in Privathäusern zur Zeit der Fastnacht statt; die ersten zur Vermehrung

der Fastnachtslustbarkeiten geschriebenen Stücke s. „Fastnacht“) reichen nicht weit über die Mitte des 15. Jahrh. zurück. Für die geistlichen Spiele war anfänglich die lat. Sprache, für die Fastnachtsspiele von je die deutsche gebräuchlich. Bei jenen wie bei diesen waren die Darsteller Personen aus allen Ständen. Zwar scheint sich an manchen deutschen Orten schon im 16. Jahrh. eine Art stehender Gesellschaften aus Bürgern u. Studenten gebildet zu haben, die sich einem Dirigenten unterordneten u. von Zeit zu Zeit Stücke aufführten, doch erst um 1600 trifft man in Deutschland auf Schauspieler von Gewerbe, die sog. engl. Komödianten, die längere Zeit im Lande umherzogen u. in Städten u. an Fürstenhöfen ihre häufig aus England mitgebrachten u. für Deutschland bearbeiteten Stücke zur Darstellung brachten. Aus solchen fremden Komödiantentruppen gingen dann auch eigene wandernde Schauspielergesellschaften, sog. hochdeutsche Komödianten, hervor, die öfter ganz od. zum guten Theil aus Studenten u. anderen Leuten von gelehrter Bildung bestanden; erst als sie sich mehrten, scheinen sie auch viel schlechtere Bestandtheile in sich aufgenommen u. durch ihr oft sittenloses Verhalten die Rügen verdient zu haben, die bei von streng gesinnten Geistlichen gegen sie gerichtet wurden. Denn wenn sich auch schon ziemlich früh eine gewisse Mißachtung gegen sie kund gab, von der allmählich das ganze Schauspielwesen betroffen ward, so fehlt es doch wiederum nicht an Zeugnissen, daß die besseren dieser Gesellschaften in ihrem Werthe anerkannt, in bedeutenden Städten von den Behörden gern gesehen u. gut aufgenommen wurden. Die berühmteste unter den ersten deutschen Schauspielergesellschaften war die Veltheim'sche, die sich auch bereits gewisse Privilegien erwirkte u. infolge dessen sich 1688 in Hamburg „Bande kursächs. Komödianten“, 1702 aber „königl. polnische u. kurfürstl. sächs. Hofkomödianten“ nannte. Aus dieser Gesellschaft gingen unmittelbar od. mittelbar die Truppen hervor, die sich in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrh. einen Namen machten. Die Künstler sonderten sich streng nach den Fächern u. bildeten dadurch unter sich eine eigene Rangfolge; so gab es einen Königsagenten, Tyrannenagenten (später Heldenspieler), Pantalon (der kurzweilige Rath, eine der ital. Volksbühne entlehnte komische Charaktermaske), Pickelhering od. Courtisan (lustige Person, früher der Hanswurst) u. andere scharf markirte Rollenfächer, die sich, wie die genannten, aus den Nachbildungen fremdländischer Bühnenspiele entwickelt hatten. Außerordentlich ward im Laufe des 18. Jahrh. die deutsche Sch. dadurch gefördert, daß sich mit der mächtigen Entfaltung des ganzen Geisteslebens auch die dramatische Literatur mehr u. mehr entwickelte, daß ferner viele begabte Männer sich dem Schauspielerberufe widmeten u. daß die franz. u. ital. Bühnen in den meisten Residenzstädten eine nach der anderen eingingen u. an ihre Stelle ständige Hof- u. Nationaltheater traten. Städte, in denen die Sch. den ihr günstigsten Boden fand, waren zunächst Leipzig u. Hamburg, denen dann auf lange Zeit Wien u. Berlin, u. während kürzeren Perioden Weimar, Gotha u. Mannheim, nachher wieder Weimar u. von den übrigen Residenzorten die bedeutenderen sowie noch einige andere große Plätze folgten. Auch kamen zur Blütezeit der Sch. im vorigen Jahrhundert hauptsächlich die gediegenen Kunstleistungen der Schauspieler in Betracht. In unseren Tagen ist die Sch. verschiedenen nachtheiligen Einflüssen unterworfen. Zu diesen gehören bes.: das Uebergewicht, welches der äußere Glanz theils durch die Pflege der Oper und des Drama's an einem u. demselben Theater, theils durch die Aufführung bloßer Ausstattungsstücke gewonnen hat, die Jagd nach Neuheiten, auch nach solchen, durch die man blos dem Tagesgeschmack des Publikums fröhnt, die durch die Theaterfreiheit entfesselte Konkurrenz u. das Virtuosenthum. Eine rühmliche u. für die Geschichte der deutschen Sch. jedenfalls bedeutungsvolle Ausnahme macht in diesen u. anderen Beziehungen das durch seine Gastspiele weit bekannt gewordene Meiningen'sche Hoftheater, dessen Intendant der kunstsinnige Herzog Georg selbst u. dessen Direktor der Schauspieler Chronegk ist. Die Vorzüge der Meininger Darstellungen beruhen nicht blos auf der Menge umsichtig u. sorgfältig geleiteter Proben; die charakteristische Lebendigkeit, welche ihnen bis ins Einzelnste eigen u. ihnen etwas so Fortreißendes giebt, ferner ihr stimmungsvoll auf eine einheitliche Gesammtwirkung berechnetes Spiel beruht auch auf der Stellung des einzelnen Darstellers zur Leitung des Ganzen u. auf ihrem Prinzipe der Rollenbesetzung, bei dem es keine strenge Sonderung von Rollenfächern, noch weniger ein Rollenmonopol giebt. Hierzu kommt die besonders geforderte Achtung vor dem Werke des Dichters, dem man in jeder Weise gerecht zu werden beflissen ist, auch in der geschichtlichen Treue der betr. Kostümirung u. der scenischen Hülfsmittel. Dies Alles gestaltet die Leistungen der Meininger zu förmlichen Musterdarstellungen. Im Uebrigen s. Devrient, „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ (5 Bde., Lpz. 1848–74) sowie die Artikel über das deutsche (Bd. III, S. 930), engl. (ebd., S. 1408) u. franz. Theater (Bd. IV, S. 344).

Schedone, Bartolommeo, s. „Schidone“.

Scheele, Karl Wilhelm, berühmter Chemiker, geb. zu Stralsund 19. Dez. 1742; ging bei einem Apotheker in Gothenburg in die Lehre, konditionirte seit 1765 in Malmö, dann in Stockholm u. seit 1773 in Upsala. Er hatte sich bereits durch mehrere wichtige Entdeckungen bekannt gemacht, als er 1777 nach Köping ging, um die Leitung einer Apotheke zu übernehmen; hier starb er 21. Mai 1786. Trotz seines kurzen Lebens hat er die Chemie durch zahlreiche u. ganz eminente Entdeckungen wesentlich gefördert; zu den wichtigsten gehören die des Sauerstoffs, des Mangans, des Wolframs, Chlors u. Baryts, wie vieler organischer Säuren; auch analisirte er den Flußspath, das Berliner Blau u. die atmosphärische Luft. Seine sämmtlichen Werke gab u. A. Hermbstädt heraus (Berl. 1792).

Scheele, Ludwig Nikolaus v., dän. Staatsmann, geb. zu Itzehoe 14. Okt. 1796; studirte 1816–21 in Kiel die Rechte, wurde 1822 Volontär bei der dän. Rentenkammer, 1827 Amtmann in Hütten (Schlesw.) u. 1831 zugleich für Gottorp, trat dann in nahe Beziehung zum Herzog von Augustenburg, nach 1841 aber auf Seite des Königs, u. kam 1846 als königl. Kommissär bei der schlesw. Ständeversammlung mit derselben in Differenzen. Seit 7. Sept. 1846 Präsident der Schleswig-holsteiner Regierung, mußte er diesen Posten infolge der Märzbewegung 1848 niederlegen u. wurde 1852 Landdrost von Pinneberg in Holstein. 1853 fungirte er wieder als königl. Kommissär bei der holst. Ständeversammlung, ging im Okt. 1854 in außerordentlicher Mission nach Berlin, wurde noch in demselben Jahre Minister für Holstein u. Lauenburg u. Anfang 1855 zugleich Minister der auswärtigen Angelegenheiten für die ganze Dän. Monarchie, als welcher er im Jan. 1856 den Kopenhagener Konferenzen wegen Ablösung des Sundzolls präsidirte. Die Verwickelungen, welche die neue dänische Verfassung den provinzialständischen Institutionen der Herzogthümer Schleswig-Holstein u. Lauenburg gegenüber zwischen Dänemark u. den deutschen Großmächten herbeiführte, u. seine Cirkularnote vom 20. Febr. 1857 über den Skandinavismus, worin er das dän. Kabinet dem schwed. gegenüber kompromittirte, veranlaßten 17. April desselben Jahres seinen Rücktritt. Hierauf wieder Landdrost in Pinneberg, bekleidete er von 1861–63 den Posten eines königl. Oberpräsidenten in Altona. Seitdem lebt Sch. im Ruhestande.

Scheelium od. Scheel, veralteter Name für das Metall Wolfram; daher auch der Name Scheelsäure für Wolframsäure 2c. — Den Namen Sch. erhielt das Metall zu Ehren seines Entdeckers, des bekannten schwedischen Chemikers Scheele (s. d.).

Scheeren od. Skären (schwed. skär, Klippe am Meeresufer) heißen die kleinen zahllosen Felseninseln, die die skandinavische Küste umgürten, u. oft nur ein so schmales Fahrwasser zwischen sich lassen, daß der Verkehr durch eigene kleine Fahrzeuge vermittelt werden muß. Die zur Vertheidigung der Sch. bestimmten kleinen Kanonenboote bilden die Scheerenflotte. Außer Schweden besitzt auch Rußland eine solche, da die Küste Finnlands ähnliche Klippenbildungen zeigt wie die Skandinaviens.

Scheerer, Karl Johann August Theodor, ausgezeichneter Mineralog u. Metallurg, geb. zu Berlin 28. Aug. 1813; erlangte auf der Freiberger Bergakademie u. auf der Berliner Universität seine Ausbildung, war eine Zeit lang Hüttenmeister in Norwegen u. wurde dann Prof. der Mineralogie u. Metallurgie an der Universität in Christiania; seit 1848 als Prof. der Chemie u. Eisenhüttenkunde an die Bergakademie in Freiberg berufen, wirkte er hier, bis ihn ein akutes Augenleiden 1872 zur Aufgabe seines Lehramtes nöthigte. Seitdem lebte er in Dresden, wo er 19. Juli 1875 starb. Begraben ward er in Freiberg. S. war ein genialer u. außerordentlich thätiger Gelehrter, der allein in der Zeit von 1841–67 über 100 größere Abhandlungen u. Aufsätze aus seiner Fachwissenschaft geliefert hat. Außerdem schrieb er ein bahnbrechendes „Lehrbuch der Metallurgie“ (2 Bde., Braunschw. 1846 ff.); ein „Lothrohrbuch“ 2c.

Schefer, Leopold, deutscher Dichter, geb. 30. Juli 1784 zu Muskau; besuchte das Gymnasium zu Bautzen, ward durch Familienverhältnisse von dem beabsichtigten Studium der Medizin abgehalten, widmete sich, in sein Heimatstädtchen zurückgekehrt, musikalischen, literarischen u. philosophischen Studien u. trat 1811 durch ein Heft „Gedichte mit Kompositionen“ (Berl. 1811) in die Oeffentlichkeit. Diese frühesten Produkte wurden von dem Grafen (nachmaligen Fürsten) Pückler-Muskau herausgegeben, dessen freundschaftliche

Theilnahme für Sch. entscheidend für dessen weiteres Leben ward. 1813 ernannte ihn Pückler zum Generalbevollmächtigten seiner Besitzungen; 1817 gewährte er ihm die Mittel zu einer Bildungsreise, welche ihn nach England, Italien, Griechenland, der kleinasiatischen Küste u. der Europ. Türkei führte. 1820 heimgekehrt, spann sich Sch. in der Stille seines Muskauer Aufenthaltes ein, in der es gleichwol nicht an Anregungen fehlte, die das Pückler'sche Haus vermittelte. In friedlicher Häuslichkeit fand Sch. Stimmung zu einer Fülle poetischer Produktionen. Auf den verschiedensten Gebieten thätig, errang er doch seine besten Erfolge als Novellist u. als Lehrdichter. Seinen „Novellen" (5 Bde., Lpz. 1825–29), „Neuen Novellen" (4 Bde., ebd. 1831) folgten seine „Kleinen Romane" (5 Bde., Bunzl. 1837–39) u. später die größeren Erzählungen „Göttliche Komödie in Rom" (Lpz. 1846), „Genevion von Toulouse" (ebd. 1846) u. „Die Sibylle von Mantua" (Hamb. 1853). Beinahe sämmtliche Novellen Sch.'s sind seltsam u. bizarr in ihrer Anlage, ungleich in ihrer Vortragsweise, aber beinahe alle haben meisterhafte Züge u. zeichnen sich nam. durch lebendige u. farbenreiche Situationsmalerei aus.



Nr. 4806. Leopold Schefer (geb. 30. Juli 1784, gest. 18. Febr. 1860).

Größere Verbreitung als die Novellen erlangten Sch.'s lehrhafte Dichtungen, unter ihnen vor allen das „Laienbrevier" (Berl. 1834; 16. Aufl., Lpz. 1872); die „Vigilien" (Guben 1842), der „Weltpriester" (Nürnberg 1846) u. die „Hausreden" (Dessau 1854, 2. Aufl., Lpz. 1860). Alle athmen denselben Geist naturseliger u. freudiger Betrachtung aller irdischen Dinge, behandeln redselig die Verhältnisse des Lebens u. betonen eine gewisse, mit Entsagung u. liebevoller Genügsamkeit genährte Lebenskunst, die sich von Salbung nicht frei hält. Schöne Dichtungen von unverminderter Kraft enthielten auch die Sammlungen „Hafis in Hellas" (Hamb. 1853) u. „Koran der Liebe" (ebd. 1855), mit denen u. der erzählenden Dichtung „Homer's Apotheose" (Lahr 1858) Sch. seine Thätigkeit schloß. Er starb 18. Febr. 1860 zu Muskau. Eine Sammlung seiner „Ausgewählten Werke" erschien 1857 ff. (12 Bde., Lpz.).

Scheffel, franz. boisseau, engl. bushel, holländ. schepel, italienisch stajo, dänisch skjaepper u. polnisch korzec, ein Maß für Getreide, Kalk, Salz, Kohlen &c. von 2, 4, 6 od. 16 Metzen. Der franz. Sch. hatte 16 Litrons = 13,008 Liter; der holländ. Sch. 10 Koppen = 10 Liter; der engl. Sch. 8 Gallons = 36,347 Liter; der polnische Sch. 128 Kwarty = 128 Liter; der nordamerikan. Sch. (winchester Bushel) 8 Gallons = 35,237 Liter u. der deutsche Sch. = 50 Liter. Man rechnete früher auf das Malter 12 u. auf den Wispel 24 Sch. — Der Sch. Aussaat war ein Feldmaß von sehr abweichender Größe, wie z. B. der sächs. Sch. zu 150 ☐Ruthen = 2767,116 ☐m., 2 Sch. = 1 Acker. Der Kohlenscheffel zu Zwickau in Sachsen = 103,83 Liter; 2 Sch. = 1 Tonne u. 5 Sch. = 1 Karren.

Scheffel, Joseph Victor v., deutscher Dichter, geb. 16. Febr. 1826 zu Karlsruhe; studirte 1843–47 zu München, Heidelberg u. Berlin die Rechte, danach germanische Philologie u. Literatur, unternahm 1852–53 eine Reise nach Italien u. veröffentlichte nach der Rückkehr von derselben sein Erstlingswerk „Der Trompeter von Säckingen" (Stuttg. 1855, 50. Aufl. 1876), ein frisches, liebenswürdig originelles, lyrisch-episches Gedicht, dessen ernste Partien in das verklärende Licht echten Humors getaucht sind. Eine ähnliche Eigenthümlichkeit des Dichters offenbarte sich in dem Roman „Ekkehard" (Frankf. 1857; 16. Aufl., Stuttg. 1876), deren Hintergrund die Klosterfehden von St. Gallen u. Reichenau im 10. Jahrh. u. die Hunnenkämpfe auf schwäbischem Boden bilden, während die Entstehung des in den Roman verwebenen „Walthariuslie des" (s. den Art. „Ekkehart") den Ausgang des ersteren abgiebt. Die glänzende Begabung des Dichters für charakteristische Wiedergabe vergangener Zustände, für die Schöpfung lebendig warmer u. lebendig erfassender Gestalten auf historischem Terrain, der kerngesunde Humor desselben sicherten auch dem „Ekkehard" bleibenden Werth. Nach dem Erscheinen seines Romans begab sich Sch. nach München, wo er einige Jahre hindurch lebte;



Nr. 4807. Joseph Victor v. Scheffel (geb. 16. Febr. 1826)

danach war er eine Zeit lang Vorstand der fürstl. Fürstenberg'schen Bibliothek in Donaueschingen, weilte 1859 u. 1860 in Thüringen, u. hat sich seit 1866 wieder in seiner Vaterstadt niedergelassen. Auch seine nächsten Arbeiten „Frau Aventiure. Lieder aus Heinr. v. Ofterdingen's Zeit" (7. Aufl., Stuttg. 1876) u. „Juniperus, Geschichte eines Kreuzfahrers" (Stuttg. 1869; 2. Aufl. 1874) hatten außerordentliche Schönheiten aufzuweisen, zogen aber gelehrte philologische u. archäologische Studien so unmittelbar in den Kreis der Poesie hinein, daß man fälschlich schon begann, die Dichtung Sch.'s als „gelehrte Dichtung" zu bezeichnen. Die ganze Lebensfrische u. humoristische Liebenswürdigkeit des Dichters offenbarte sich in den älteren u. neueren Gedichten seines „Gaudeamus" (Stuttg. 1867; 21. Aufl. 1876), deren kecker, stimmungsvoller Ton u. drastischer Witz sie wol zunächst der studentischen Jugend empfahlen, aber weit über diese Kreise hinaustrugen. Weniger Erfolg errang Sch. freilich mit seinen „Bergpsalmen" (Stuttg. 1870; 2. Aufl. 1873); sein lyrisches Festspiel „Der Brautwillkomm auf Wartburg" (Weim. 1873) ist eine Gelegenheitsdichtung. Bei Gelegenheit seines 50. Geburtstages, der beinahe in ganz Deutschland festlich begangen ward, erhob der Großherzog von Baden Sch. in den Adelsstand.

Scheffer, Ary, franz. Historienmaler der romantischen Schule, geb. 10. Febr. 1795 zu Dortrecht, aus einer Malerfamilie stammend, ging nach des Vaters Tode mit seiner Mutter nach Paris u. verbrachte fast sein ganzes Leben in Frankreich, entwickelte sich auch unter den Einflüssen der franz. Kunst. Anfänglich war er Schüler von Guérin,

doch waren die in dessen Atelier verbrachten Jahre für ihn fast verloren, da Guérin's Unterricht ihm nicht zusagte u. er selber, unsicher über den einzuschlagenden Weg, auch das Handwerkliche der Kunst versäumte. Diese Unsicherheit offenbart sich nam. in seinen ersten Werken, „Tod des heil. Ludwig" (1817) u. „Aufopferung der Bürger von Calais" (1819), bis er sich, durch die Nothwendigkeit des Broterwerbs getrieben, dem Genre u. insbes. der Darstellung rührender Schicksale des kleinbürgerlichen Lebens zuwandte. In dieser Gattung schuf er eine Reihe von Bildern von zwar flüchtiger Ausführung, aber ergreifender Wahrheit. Später näherte sich Sch. den Romantikern, deren Einfluß z. B. 1827 in der vortrefflichen u. mit lebhaftem Beifall belohnten Scene aus dem heldenmüthigen Kampfe der Suliotischen Frauen (Museum des Luxembourg) deutlich erkennbar ist.



Nr. 4808. Ary Scheffer, geb. 10. Febr. 1795, gest. 15. Juni 1858.

Bald nachher begann er das Studium der deutschen Dichter, das ihm eine Ideenwelt erschloß, in der sein Talent sich ganz zu Hause fühlte, u. ihn unter Verzichtleistung auf ein blendendes Kolorit zu der idealen Herausbildung der Formen u. der Naturschönheit führte, in welcher damals Ingres so große Erfolge errang. So wandte sich Sch. zunächst zu Goethe's „Faust" u. brachte 1830 u. 1831 mehrere Scenen aus der Liebesgeschichte Gretchen's, die trotz ihrer kraftlosen Färbung u. ihres matten Helldunkels doch wegen der Innigkeit des Ausdrucks entschieden durchschlugen. Mit diesen Scenen fuhr er auch später fort, wurde aber immer empfindsamer u. schwächlicher. Eben so wenig traf er das wahre Gefühl des Heimwehs in den beiden Bildern „Mignon" (1836 u. 1839). Dieselbe Süßlichkeit herrscht auch z. B. in „Eberhard dem Greiner" (1834 im Luxembourg) nach Schiller's Ballade. Viel günstiger zeigt sich dagegen Sch. in dem Bilde „Francesca von Rimini" (1835). Um diese Zeit begann er auch religiöse Stoffe zu behandeln, aber, wenigstens Anfangs, nicht im Sinne der kirchlichen Tradition, sondern des modernen Rationalismus. In diesem Sinne sind sein „Christus der Tröster" (1837) u. das Gegenstück „Christus der Vergelter" (1846) gehalten. Von tieferer Auffassung zeugen freilich „Der heilige Augustinus mit seiner Mutter Monika" (1846, im Louvre), „Ruth u. Naëmi" (1855), „Jakob u. Rahel" ꝛc. Gegen Ende seines Lebens entstand eine Reihe von Gestalten aus dem Leben Christi, in denen Sch. den Erlöser in dem idealen Typus einer verklärten Leiblichkeit darzustellen versuchte. Dahin gehören „Christus u. der Satan", „Der Judaskuß", „Christus u. Johannes", „Christus das Kreuz tragend" ꝛc., in denen sich, eben so wie früher, ein Schwanken zwischen verschiedenen Manieren bemerklich macht, das sich bald von dem warmen Leben der Realität abwendet, bald aber auch eine größere Festigkeit der Formen u. ein kräftiges Kolorit bietet. Sch. starb zu Paris 5. Juni 1858. Schon vor seinem Tode wurden die meisten seiner Werke gestochen. 1862 wurde ihm in Dortrecht ein Denkmal errichtet. — Vgl. Grote, „Memoir of the life of Ary Sch." (Lond. 1860). — Auch sein jüngerer Bruder **Hendrik Sch.**, geb. im Haag 27. Sept. 1798, gest. 15. März 1861, war ein Schüler Guérin's, kam aber in seinen oft sehr ungleichen Bildern, unter denen „Charlotte Corday nach der Ermordung Marat's" das beste ist, dem älteren Bruder durchaus nicht gleich.

Scheffler, s. „Angelus Silesius".

Scheffler, August Christian Wilhelm Hermann, Mathematiker u. Physiker, geb. zu Braunschweig 19. Okt. 1820; studirte Mathematik u. Mechanik, wurde 1846 Baukondukteur, 1852 Finanzsekretär, 1854 Mitglied der braunschw. Eisenbahn- u. Postdirektion u. später Oberbaurath in seiner Geburtsstadt. Er schrieb: „Ueber das Verhältniß der Arithmetik zur Geometrie" (Braunschw. 1846); „Die Prinzipien der Hydrostatik u. Hydraulik" (ebd. 1847); „Der Situationskalkul" (ebd. 1851); „Methodus nova aequationem indeterminatam secundi gradus per numeros integros solvendi" (ebd. 1853); „Die unbestimmte Analytik" (Hann. 1854); „Die Theorie der Gewölbe, Futtermauern u. eisernen Brücken" (Braunschw. 1857); „Die Theorie der Festigkeit gegen das Zerknicken" (ebd. 1858); „Die Elastizitätsverhältnisse der Röhren, welche hydrostatischem Drucke ausgesetzt sind" (ebd. 1859); „Die Auflösung der algebraischen u. transscendenten Gleichungen" (ebd. 1859); „Ueber Gitter- u. Bogenträger" (ebd. 1862); „Die Ursachen der Dampfkesselexplosionen" (Berl. 1867) u. a. m.

Schehrisebs (Scher-i-sebs), bis 1870 selbständiges turkestan. Khanat, im S. von Samarkand, im N. von Rußland, im O. von Hissar u. im W. von Bokhara begrenzt, gehörte einst, als Bokhara, Khokand u. Khiwa ein großes Khanat bildeten, zu Bokhara, behauptete aber nach dessen Zerfall seine Freiheit, bis es der russ. General Abramoff im Sommer 1870 besetzte u. dem früheren Herrn, dem Emir von Bokhara, zurückgab, wodurch es gleich dem ganzen Khanat Bokhara völlig unter russ. Einfluß kam. Das kleine Land ist auf drei Seiten von Gebirgen begrenzt. Die offene, westliche Seite wird von einer sumpfigen Ebene verschlossen. Hauptfluß ist der in den Amu Darja sich ergießende Karschi-Darja, hier auch Aksu genannt, dessen größter Nebenfluß von links der Tum, von rechts der Sch. ist. In dem günstigen Klima gedeihen vortrefflich Obst-, Maulbeer-, Walnußbäume, Mandeln, Aprikosen, Getreide, Hanf, Tabak, bes. Baumwolle. Im Gebirge jagt man Wölfe, Bären, Füchse, Marder, auch soll dort Eisenstein liegen. Die Zahl der sehr kriegerischen Bewohner giebt der russ. Reisende Galkin auf nur 70,000 an; sie sind sunnitische Mohammedaner u. reden ein türk. Idiom. Die Zahl der Nomaden ist gering, bedeutender die der Juden, welche besondere Quartiere in den Ortschaften bewohnen. Neben etwa 30 anderen Orten hat das Land 4 Festungen, nämlich die Hauptstadt Schamakan, Urta-Kurgan u. das für uneinnehmbar geltende, von den Russen aber mit geringem Verlust erstürmte Kitab. Die Stadt Sch. ist Geburtsort des Mongolenführers Timurlenk.

Scheibenqualle, s. „Medusen".

Scheich, Scheikh (arab., d. h. der Alte) ist bei den Orientalen die Benennung alter, ehrwürdiger Personen; bes. nennt man so entweder hohe Gelehrte od. Stammeshäuptlinge.

Scheidegg od. Scheideck nennt man in der Schweiz einen Bergrücken, Bergübergang, der 2 nach verschiedenen Richtungen hin liegende Abhänge trennt, also gewöhnlich auch eine Wasserscheide ist. Am bekanntesten sind die Große u. Kleine Sch. im Berner Oberlande. Die Große od. Hasli-Sch. od. der Eselsrücken läuft nordwestl. vom Wellhorn aus u. trennt das Gebiet der oberen Aar von dem der Lutschinen; man überschreitet sie auf dem Wege vom Haslithal nach Grindelwald in 1961 m. Seehöhe. Die Kleine, Lauterbrunner od. Wengern Sch. bildet einen vom Eiger nach W. laufenden scharfen Kamm u. trennt die Gebiete der beiden Lütschinen; der Weg von Grindelwald nach Lauterbrunn überschreitet sie in 2069 m. Höhe.

Scheidekunst, der alte deutsche hüttenmännische Ausdruck für die Verfahren der Sonderung der Metalle aus ihren Erzen u. unter sich, später für die chemischen Disziplinen überhaupt gebraucht.

Scheidemünze nennt man überhaupt diejenige Münze, welche zur Auseinandersetzung (Scheidung) im Verkehr erfordert wird. Der Gegensatz von Sch. heißt „grobe Münze" od. Courant. Bei der Silberwährung besteht die Sch. entweder aus Billon (eine Metallmasse, die mehr Kupfer als Silber enthält), od. aus Kupfer, od. aus beiden zugleich; bei der

Goldwährung sind außer diesen auch die feinsten u. größten Silbermünzen nur als Sch. zu betrachten, welche die geringeren Werthbeträge nur vertreten, nicht enthalten; ihr Werthbetrag muß sogar weit unter demselben bleiben, u. zwar so, daß ihr Metallwerth auch bei dem tiefsten Fallen des Goldpreises od. dem höchsten Steigen des Silberpreises dem letztern nie gleichkommt, weil dann die Silbermünzen nicht mehr als Sch.n umlaufen, sondern als Waare verhandelt u. eingeschmolzen werden würden. Die Sch.n sind ihrer Bestimmung nach gewissermaßen nichts Anderes als Marken, welche eine Regierung unter ihrem Stempel in Umlauf setzt u. dadurch die Verpflichtung übernimmt, sie in dem Werthe zu erhalten, worin sie dieselben ausgab.

Scheidewasser, s. v. w. Salpetersäure.

Scheidung, s. „Ehescheidung" unter „Ehe".

Scheikh-ul-Islâm (= Alter des Islam, d. i. Haupt der mohammedanischen Religionsgemeinde) ist der oberste geistliche Beamte in der Türkei u. den von ihr beherrschten mohammedanischen Ländern, der an Rang gleich nach dem Sultan kommt, u. dessen Erlasse (Fetwa's genannt, daher er selbst auch Groß-mufti, d. i. Groß-Fetwageber heißt) oft noch mehr Gewicht als die des Sultans haben.

Scheintod nennt man denjenigen Zustand eines lebenden Wesens, in welchem alle Erscheinungen des Lebens, wenn auch nicht vollkommen fehlen, so doch so gering sind, daß die Erscheinung des betreffenden Individuums der eines Todten außerordentlich ähnelt. Bewußtsein, Empfindung u. Muskelbewegung sind aufgehoben; nur bei sorgfältiger Beobachtung entdeckt man von Zeit zu Zeit einen Athemzug; das Herz ist nur in sehr schwachem Grade noch thätig, so daß kein Puls mehr zu fühlen ist, wenn auch die Herztöne noch gehört werden können. Erst wenn letztere ganz fehlen, ist der Tod sicher. Hauptkennzeichen des Sch.s ist Mangel der Fäulniß. Meist geht der Sch. allmählich in den wirklichen Tod über, doch kommt es auch vor, daß Menschen nach mehreren Tagen scheinbaren Todes wieder ins Leben gebracht werden können. Am ehesten erreicht man dies dadurch, daß man die Körper in gleichmäßige, nicht zu hohe Temperatur bringt u. durch Reiben, Riechmittel, Hautreize, Elektrizität, Kitzeln in der Nase u. im Rachen, kalte Anspritzungen auf die Haut, künstliche Athmung ꝛc. die Nerven- u. Herzthätigkeit wieder zu erregen sucht.

Schelch, s. „Elch".

Schelde (lat. Scaldis, im Mittelalter auch Scaldus, Scalt, Scelta, Scilta, franz. Escaut), ein schiffbarer Fluß des franz.-belg. Tieflandes; entspringt bei Catelet im franz. Dep. Aisne auf einem wenig über 100 m. hoch gelegenen Hügelterrain, das die Wasserscheide zwischen Sch. u. Oise bildet. Kaum 3 M. von der Quelle entfernt ist sie schon kanalisirt u. durch einen schiffbaren Kanal mit St. Quentin verbunden, u. unterhalb Condé, noch auf franz. Boden, wird sie im natürlichen Bette schiffbar. Bei Condé empfängt sie rechts die Henne (Haine), unterhalb Condé links die kanalisirte Scarpe. Sie durchbricht nun die niedrigen Vorhöhen der Ardennen, die ihre durchgehends geringe Laufgeschwindigkeit wenig alteriren (von der belg. Grenze bis Gent hat die Sch. nur 11 m. Fall), u. empfängt bei Gent links die einige 20 M. lange u. fast durchaus kanalisirte u. schiffbar gemachte Lys od. Leye. Von Gent aus führen 2 Kanäle nach Norden, die sich bald verzweigen u. in mehreren Armen direkt der Nordsee zugehen, od. in die Mündungsarme der Sch. führen. Bis Gent fast durchaus eine nordöstl. Richtung einhaltend, wendet sich der Fluß von hier bis zur Einmündung der 10 M. langen Dender nach Osten, um von da wieder bis Antwerpen in seine ursprüngliche Richtung zurückzukehren. Bei Rupelmonde nimmt die Sch. die aus mehreren zum Theil schon schiffbaren Flußläufen zusammengesetzte breite Rupel auf, wird bei Antwerpen, wo sie zur Flutzeit eine Tiefe von 12–15 m. hat, für die Seeschifffahrt benutzbar, wendet sich dann, immer breiter werdend, nach NW. u. theilt sich — im Deltagebiete, das zu den Niederlanden gehört, angekommen — zunächst in die linke, südliche Hont- od. Wester-Sch., die bei Vließingen mündet, u. in das Kreekeraak, das sich unterhalb Bergen op Zoom wieder theilt, u. zwar in die linke Oster-Sch., die zwischen Thalen u. Schouwen hindurchfließt u. durch die Roompot ins Meer geht, u. in einen rechten Arm, Eendragd genannt, der nach wiederholten Theilungen endlich ebenfalls in die Nordsee mündet. Die ganze Lauflänge der Sch. beträgt 52 M. Ihre u. ihrer Kanäle u. kanalisirten Zuflüsse Bedeutung ist dadurch bes. groß, daß die Scheldelandschaften die höchste Bodenkultur u. eine dichte Bevölkerung haben u. an ihren Wasseradern außer den schon genannten Städten die wichtigen Plätze Löwen, Brüssel, Mecheln, Mons, Kortrijk, Doornik, Valenciennes, Arras, Douay u. Lille liegen. Es läßt sich hieraus auch begreifen, daß die engherzigen Niederlande im Interesse für ihre Nordseehäfen, speziell für Amsterdam u. Rotterdam, so eifrig auf die Schließung der Sch. hielten u. dadurch Antwerpen z. B. von einem der ersten Handelsplätze der Welt schnell bis zur Mittelmäßigkeit herabdrückten. Vom Westfälischen Frieden bis 1839 ist diese Politik mit wechselndem Glücke zur Geltung gelangt; durch den Vertrag vom 19. April 1839 aber haben die Niederlande die schon 1833 theilweise zugestandene Freiheit der Scheldeschiffahrt definitiv anerkennen müssen. 1874 liefen in Antwerpen ein 4015 Schiffe mit 1,930,574 Tons Gehalt u. aus 4124 Schiffe mit 1,962,957 Tons Gehalt.

Schelfhout (spr. Schelfhaut), Andreas, namhafter holländischer Landschaftsmaler, im Haag geb. 16. Febr. 1787 u. gest. 19. April 1870; lernte Anfangs das Handwerk seines Vaters, eines Vergolders, legte dann den Grund zu seiner Ausbildung in der Malerei bei einem Dekorationsmaler, hielt sich aber in der Folge viel mehr an das Studium der Natur u. bereiste zu diesem Zwecke Frankreich, England u. Deutschland. Seine in öffentlichen Galerien u. in Privatbesitz zerstreuten zahlreichen Landschaften, größtentheils Strandgegenden, oft mit Schnee bedeckt (darunter auch manche Aquarelle), zeigen ein leichtes, gewandtes Talent, ein ansprechendes Kolorit u. eine eigenthümliche glänzende Staffage.

Schellack, ein Harz, welches aus dem Gummilack (s. d.) dadurch gewonnen wird, daß man den Farbstoff (Lac dye) durch Auskochen mit sehr verdünnter Sodalösung entfernt; der Sch. bleibt dann zurück, nur noch gemengt mit Unreinigkeiten, von denen er durch Schmelzen, Absetzenlassen u. Abgießen befreit wird. Der Sch. kommt theils in Form dicker, kuchenförmiger Massen (Kuchenschellack od. Schollenschellack), theils als dünne, leichtzerbrechliche, durchsichtige Blättchen in den Handel, welche, je nach der beim Schmelzen angewandten Hitze, entweder eine hellere od. eine dunklere Farbe haben; man unterscheidet hiernach blonden, orangefarbenen, leberfarbenen, braunrothen ꝛc. Sch. — Der weiße Sch. des Handels wird erst in Europa durch Bleichen des rohen, importirten Produktes hergestellt. Der Sch. besteht aus einem Gemenge verschiedener Harze, welche sich theils in Alkohol, theils in Aether lösen; er schmilzt leicht in der Wärme u. erstarrt beim Erkalten wieder zu einer harten, spröden Masse. Seine Hauptverwendung findet der Sch. zur Politur für Tischler, zu Lacken u. Lackfirnissen u. zur Bereitung von Siegellack u. Packlack; auch bei der Hutfabrikation wird er gebraucht.

Scheller, Immanuel Johann Gerhard, verdienter Lexikograph, geb. 22. März 1735 zu Ihkow; erhielt seine Vorbildung in Apolda, Eisenberg u. auf der Thomasschule in Leipzig, studirte dann in letzterer Stadt bis 1760 Theologie u. Philologie, wurde 1761 Rektor in Lüben u. 1772 in Brieg, wo er 5. Juli 1803 starb. Sein Hauptwerk ist das „Ausführliche lat.-deutsche u. deutsch-lat. Wörterbuch" (3 Bde., Lpz. 1783—84 u. öfter); größere Verbreitung noch erlangte das „Lat.-deutsche u. deutsch-lat. Handlexikon" (2 Bde., Lpz. 1793), von dem bis in die neueste Zeit hinein Lünemann u. Georges verbesserte Auflagen besorgt haben; Ersterer gab auch das „Kleine lat. Wörterbuch in etymologischer Ordnung" (Lpz. 1780) neu heraus (7. Aufl. 1840). Sch.'s übrige grammatikalische wie andere Schriften sind ohne besonderen Werth.

Schellfisch od. Stockfisch (Gadida) heißen spindelförmige od. langgestreckte, mit Ausnahme der im Süßwasser lebenden Quappe das Meer bewohnende Fische mit schleimiger Oberfläche, kleinen weichen Schuppen, 2–3 kurzen u. 1 sehr langen Rückenflosse u. zugespitzten kleinen Bauchflossen. Sie nähren sich von kleinen Fischen u. Weichthieren u. haben ein wohlschmeckendes weißes Fleisch (daher auch Weißfische). Oekonomisch bes. wichtige Arten sind: der gemeine Sch. od. Haddock (Gadus aeglefinus *L.*) der Nordsee, bes. der engl. u. schottischen Küsten; der Dorsch (s. d. [G. callarias]); der braungefleckte Stockfisch od. Kabeljau (s. d. [G. morrhua]), der sich vom Sch. durch die abgestutzte (nicht ausgeschnittene) Schwanzflosse unterscheidet; u. die gelbliche, braunmarmorirte, durch einen Bartfaden ausgezeichnete (70 cm. lange) Quappe od. Aalraupe (s. d. Lota vulgaris).

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph v., deutscher Philosoph, geb. 27. Jan. 1775 zu Leonberg in Württemberg, wo sein Vater, ein gelehrter Orientalist u. nachmals Generalsuperintendent in Maulbronn, damals Pfarrer war; studirte seit 1790 in Tübingen Theologie, schloß Freundschaft mit Hegel u. trat bereits 1792 mit einer lat. Abhandlung über den Sündenfall als Schriftsteller auf. Als Fichte (s. d.) 1794 von Jena aus sein neues idealistisches System veröffentlichte, fiel ihm Sch. mit Begeisterung zu; doch lassen seine zahlreichen Aufsätze aus dieser Periode bereits den künftigen selbständigen Meister vermuthen. Seit 1796 widmete sich Sch. zu Leipzig, wohin er die Barone v. Riedesel als Führer begleitete, bes. naturwissenschaftlichen Studien. Eine Frucht derselben waren die „Ideen zu einer

Philosophie der Natur" (Lpz. 1797), die Keime zu seinem bald hervortretenden System der Naturphilosophie; 1798 folgte „Von der Weltseele. Eine Hypothese der höheren Physik zur Erklärung des allgemeinen Organismus". Die Ausbildung des eigenthümlichen Systems Sch.'s fällt bes. in die Zeit seiner Wirksamkeit zu Jena, wo er seit 1798 neben Fichte eine außerord. Professur bekleidete u. nach Fichte's Weggang (1799) die Philosophie allein vertrat; hier vermählte sich Sch. 1803 mit Karoline Michaelis (s. d.). Die in Jena entstandenen Schriften Sch.'s sind: „Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie" (Jena u. Lpz. 1799); „System des transscendentalen Idealismus" (Tüb. 1800); „Bruno od. das göttliche u. natürliche Prinzip der Dinge" (ein Gespräch; Berl. 1802, 2. Aufl. 1842) u. die „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums" (Stuttg. u. Tüb. 1803), welche sein gesammtes System übersichtlich u. allgemeinfaßlich darstellen. Die Hauptzüge dieses Systems, der sog. Identitätsphilosophie, die auf einer Verschmelzung des Systems Fichte's mit dem Spinoza's beruht, sind folgende: die beiden großen Gegensätze von Natur u. Geist, Stoff u. Gedanke od. Objekt u. Subjekt sind von Haus aus ein u. dasselbe od. „identisch".



Nr. 4809. Friedrich Wilhelm Joseph v. Schelling (geb. 27. Jan. 1775, gest. 20. Aug. 1854).

Die ursprüngliche Einheit od. Ungeschiedenheit (Indifferenz) beider findet indeß nur statt im Absoluten, d. h. in dem, was zunächst nur an sich ist. Dieses entwickelt sich in der Weise, daß sich die ursprüngliche Einheit in die zwei völligen Gegensätze des positiven (idealen) u. negativen (realen) Seins zerlegt. Das positive Sein tritt zu Tage im Reiche des Geistes, das negative im Reiche der Natur. Die letztere aber bildet einen einheitlichen Körper (Organismus), der in allen seinen Theilen von einer u. derselben treibenden Kraft, nämlich der „Weltseele", beherrscht wird. Die Eigenschaften u. Kräfte der niederen (unorganischen) Wesen unterscheiden sich nur durch den geringeren Grad der Stärke von den Eigenschaften u. Kräften der höheren (organischen) Wesen. Der der Natur entgegenstehende positive od. ideale Pol entwickelt sich in drei Stufen. Im „theoretischen" Verhalten strebt der Geist, den Stoff der Form unterzuordnen, im „praktischen" sucht er die Form in den Stoff hineinzubilden, im „künstlerischen" endlich ringt er nach der Herstellung der vollendeten Einheit von Stoff u. Form. — Die Stärke dieses Systems beruhte auf dem Versuch, das Weltganze als eine Einheit aus einem Punkte zu erklären, u. die Anregung, die Sch. dadurch auf seine Zeit ausgeübt hat, war eine außerordentliche; die Schwäche des Systems aber lag in der Unmöglichkeit, die Hauptvoraussetzung (nämlich die ursprüngliche Identität von Natur u. Geist) wirklich zu beweisen. Sch. beruft sich zum Beweis dafür auf die sog. „intellektuelle Anschauung", d. h. auf das wunderbare Vermögen des Geistes, sich in sein innerstes Selbst zurückzuziehen u. daselbst das Ewige in seiner reinen Gestalt anzuschauen. Doch fragt sich, ob diese, von Sch. einfach als eine Thatsache der „Erfahrung" hingestellte intellektuelle Anschauung wirklich die Empfindungen des reinen Selbst wiedergiebt u. nicht vielmehr Ideen, die von außen her (also bereits aus der Stoffwelt) in das Selbstbewußtsein eingedrungen sind. Mit der Lehrthätigkeit Sch.'s in Jena u. (1803 bis 1806) in Würzburg, wo er eine ordentliche Professur der Philosophie bekleidete, war die eigentlich schöpferische Periode seines Lebens bereits vorübergegangen. 1807 siedelte er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach München über u. führte an derselben viele Jahre das Amt eines Generalsekretärs in der Abtheilung für Kunst. 1820—26 hielt er Vorlesungen in Erlangen u. übernahm 1827 wiederum eine Professur an der Universität zu München. 1834 trat er nach langem Schweigen mit einer Vorrede zu Becker's Uebersetzung von V. Cousin's Abhandlung über franz. u. deutsche Philosophie wieder an die Oeffentlichkeit. In dieser Vorrede erklärte er sich scharf gegen das System Hegel's, welches unterdeß zur Herrschaft gelangt, aber seit Hegel's Tode auch bereits im Niedergang begriffen war. In Sch. selbst hatte sich damals längst eine völlige Umwandlung vollzogen. Mehr u. mehr hatten die mystischen Systeme der Neuplatoniker (s. d.), Giordano Bruno's u. Jakob Böhm's Einfluß auf ihn gewonnen, u. als er 1841 auf den Lehrstuhl Hegel's nach Berlin berufen worden war, erklärte er in der Antrittsvorlesung vom 15. Nov., daß er nunmehr das einseitige, blos negative System seiner Jugend durch die positive „Philosophie der Mythologie u. der Offenbarung" ergänzen werde. Doch fand das lange mit Spannung erwartete neue System, das mehr Theosophie als Philosophie war, wenig Anklang. Der Kernpunkt seiner mystischen Spekulationen über die Kräfte u. Personen der Gottheit 2c. war die Behauptung, daß die beiden Gegensätze des petrinischen u. paulinischen Christenthums (od. des Katholizismus u. Protestantismus) nunmehr in die höhere Einheit der Johanneskirche, welcher die Zukunft gehöre, aufgehoben werden müßten. Mochte auch von diesen Gedanken, die man mit Recht als einen christlichen Gnostizismus bezeichnet hat, mannichfache Anregung ausgehen u. der Verfall des Hegel'schen Systems beschleunigt werden, so hat doch diese letzte Periode Sch.'s für die Entwicklung der deutschen Philosophie weitaus nicht die Wichtigkeit des Identitätssystems seiner Jugendjahre. Nach dem Aufgeben seiner Lehrthätigkeit war Sch. in den letzten Jahren mit der schriftstellerischen Darlegung seiner Offenbarungsphilosophie beschäftigt, starb aber inmitten solcher Pläne 20. Aug. 1854 in Ragatz. Sein Grab daselbst ziert ein von seinem ehemaligen Schüler, Maximilian II. von Bayern, ihm gesetztes Marmordenkmal; seit 1861 steht auf der Maximiliansstraße in München seine von Brugger modellirte Bronzestatue. — Eine Gesammtausgabe der Werke Sch.'s besorgten zwei seiner Söhne (14 Bde., Stuttg. u. Augsb. 1856—61). Von großem Interesse ist auch „Fichte's u. Sch.'s philosophischer Briefwechsel" (herausgeg. von J. H. Fichte u. K. Fr. A. Sch., ebd. 1856).

Schelm bedeutet ursprünglich Pest, Seuche, bes. Viehseuche; dann: todter Körper, Aas. Als Schimpfwort in der Bedeutung von „listiger, ehrloser Betrüger" ist es seit dem 13. Jahrh. nachweisbar. Seitdem milderte sich der Sinn des Wortes u. dient jetzt, ähnlich wie Schalk (s. d.), zur Bezeichnung eines auf feine u. listige, aber meist scherzhafte u. harmlose Streiche ausgehenden Menschen.

Schema (griech., Mehrzahl Schemata) bedeutet eigentlich die äußere Haltung, Gestalt od. Figur, dann auch Grundriß od. Entwurf. Im Deutschen braucht man Sch. theils von der äußeren Eintheilung des Stoffs einer Wissenschaft 2c. (daher: Etwas in ein Schema bringen, d. h. unter bestimmte Rubriken vertheilen, schematisch behandeln od. schematisiren), theils von einem Muster, nach welchem Verzeichnisse 2c. ausgefertigt werden. Das Sch. bildet dann den Rahmen, welcher durch die einzelnen Angaben „ausgefüllt" wird.

Schemacha, früher Hauptstadt des Khanats Schirwan, jetzt Distriktshauptstadt im transkaukasischen russ. Gouvernement Baku, 638 m. über dem Meere, in den südöstlichen Vorbergen des Kaukasus am Pirgasatflusse gelegen, mit 30,000 E.; ist ziemlich gut u. fest gebaut, hat einen Bazar, Gerberei, bedeutende Seiden- u. Baumwollenweberei 2c. Durch Erdbeben hat die Stadt 1859 u. 1872 bedeutend gelitten. Die Telegraphenlinien Poti Tiflis Baku u. die Hauptstraße Tiflis Baku, welche die Bahnstrecke Poti Tiflis fortsetzt, führen über Sch. Weiter südl. am Aksu liegt Neu Sch. (russ. Nowaja Sch.), ebenfalls befestigt.

Schemnitz (ungar. Selmecz), Bergstadt in der Honter Gespanschaft in Ungarn, mit 14,029 E. (1869), die zum Theil in den Vorstädten Windschacht, Schüttersberg, Stefolto, Hodritsch, Ziglisberg u. Dille wohnen; liegt in 598 m. Seehöhe in einem ganz von Felsen u. Bergen eingeschlossenen Thale, an der ungar. Ostbahnstrecke Garam Beßtercze Sch., ist Sitz einer Berghauptmannschaft, eines Steuer- u. eines Forstamtes, hat eine 1760 gegründete Berg- u. damit in Verbindung die 1809 gegründete Forstakademie, eine bedeutende Mineraliensammlung, ein chemisches Laboratorium, ein Obergymnasium, Piaristenkollegium etc. Sch. verdankt seine Bedeutung dem seit länger als 1000 Jahren hier betriebenen Bergbau. Die großen Gold- u. Silberbergwerke beschäftigen gegen 8000 Arbeiter; man zählt 23 Schächte, 65 Poch- u. Waschwerke, 317 Goldmühlen etc. Die gehobenen Wasser fließen durch einen 2 M. langen Tunnel zur Gran ab. Außer mit Bergbau beschäftigt man sich in 9 Fabriken mit der Herstellung irdener Pfeifenköpfe. Die in Sch. ursprünglich angesessenen Slaven wurden später durch die von Stephan dem Heiligen von Ungarn (997–1038) herbeigerufenen flandr. u. niedersächs. Kolonisten fast ganz verdrängt. Rudolf II. erhob 1572 die damals schon im Besitze vieler Privilegien u. mehrerer Dörfer befindliche Stadt zur königlichen Freistadt. Bald darauf aber drängte sich das slovakische Element wieder von neuem ein u. im 18. Jahrh. wurde die Stadt mit dem ganzen Bergwerkdistrikte fast völlig slovakisirt.

Schemyl, s. „Schamyl".

Schenk, Eduard v., Staatsmann u. Dichter, geb. zu Düsseldorf 10. Okt. 1788; studirte seit 1806 in Landshut die Rechte u. schlug die Beamtenlaufbahn ein, trat 1817 zur Kathol. Kirche über, ward 1818 Geheimer Sekretär im Justizministerium, 1822 Appellationsrath in Zweibrücken, 1823 Generalsekretär des Justizdepartements u., nachdem er geadelt worden, 1825 Ministerialrath u. Vorstand der Schul- u. Kirchensektion, als welcher er im Sinne der Ultramontanen namentlich für die Wiederherstellung geistlicher Orden in Bayern wirkte. Noch nachtheiliger gestaltete sich sein Einfluß, als er 1828 zum Minister des Innern ernannt worden war. Sein Censuredikt vom 28. Jan. 1831 u. seine gleichzeitig erlassene Verfügung, durch welche mehrere zu Abgeordneten gewählte Männer, die in den früheren Ständeversammlungen die Rechte des Volks vertheidigt hatten, wegen ihrer Eigenschaft als Staatsdiener od. Empfänger einer Staatspension vom Eintritt in die Kammer ausgeschlossen wurden, führte schließlich zu einem Konflikte zwischen der Regierung u. den Ständen, der mit Sch.'s Entlassung endigte. Derselbe kam hierauf als Regierungspräsident nach Regensburg, wurde später zum Reichsrath ernannt u. 1838 zum ordentlichen Dienst des Staatsraths nach München berufen, wo er 26. April 1841 starb. Als Dichter trat Sch. zuerst mit „Canova's Tod" (Münch. 1823) auf. Dann folgten ein paar Festspiele u. Cantaten, hauptsächlich aber eine Reihe von Dramen (gesammelt, 3 Bde., Stuttg. 1829–35), unter denen insbes. das Trauerspiel „Belisar" zu nennen ist. Außerdem gab er das Taschenbuch „Charitas" (Regensb. 1834—41) u. Michael Beer's „Sämmtliche Schriften" (Lpz. 1833) heraus.

Schenk, August, Botaniker, geb. zu Hallein 15. April 1815; studirte Medizin u. Naturwissenschaften, wandte sich aber zuletzt ausschließlich der Botanik zu, bereiste den Orient, ward 1844 außerord. u. 1849 ord. Professor der Botanik in Würzburg u. wirkt seit 1868 in gleicher Stellung sowie als Direktor des Botanischen Gartens an der Universität zu Leipzig. Er veröffentlichte: „Plantarum species in itinere per Aegyptum, Arabiam et Syriam collectae" (Münch. 1840); „Genera et species Cyperacearum in regno graeco collectarum" (ebd. 1841); „Flora von Würzburg" (Regensb. 1848); „Beiträge zur Flora der Vorwelt" (3 Abthl. mit 13 Tafeln, Kassel 1869); „Die Flora der Grenzschichten des Keupers u. Lias Frankens" (Wiesb. 1865—68, mit 45 Tafeln); „Die fossile Flora der nordwestdeutschen Wealdenformation" (Kass. 1871, mit 21 Taf.); „Mittheilungen aus den Gesammtgebieten der Botanik" (mit Luerssen herausgegeben, 1. Bd., Lpz. 1873) etc.

Schenkel (anat. s. „Bein"); in der Geometrie die beiden geraden Linien, welche einen Winkel einschließen. Auch nennt man im gleichschenkligen Dreieck die beiden gleichen Seiten Sch.

Schenkel, Daniel, protest. Theologe u. einer der Hauptvorkämpfer des liberalen Protestantismus, geb. 21. Dez. 1813 zu Dägerlen im Kanton Zürich; studirte zu Basel, woselbst er auf dem Pädagogium vorgebildet war, bis 1835 Theologie u. ging dann nach kurzer praktischer Thätigkeit zu Schaffhausen nach Göttingen, habilitirte sich 1838 in Basel als Privatdozent, griff 1839 in der Schrift „Die Wissenschaft u. die Kirche. Zur Verständigung über die Strauß'sche Angelegenheit" in den Streit über die Berufung Strauß' nach Zürich ein, gab aber 1841 sein Lehramt auf, um als Hauptpfarrer an das Münster zu Schaffhausen überzusiedeln. 1849 wurde er als ordentlicher Professor der Theologie nach Basel zurückberufen u. folgte 1851 einem Rufe als ord. Professor, erster Universitätsprediger u. Direktor des Predigerseminars nach Heidelberg, wo er noch wirkt. Die Schriften u. die gesammte Wirksamkeit Sch.'s in seiner ersten Periode tragen fast durchaus das Gepräge der sog. positiven Vermittelungstheologie in warmer kirchlicher Sprache; so die „24 Predigten über Grund u. Ziel unseres Glaubens" (2 Bdchn., Zür. 1843—44), die Streitschriften gegen Gervinus in Betreff des Deutschkatholizismus (von 1846) u. das Hauptwerk „Das Wesen des Protestantismus aus den Quellen des Reformationszeitalters beleuchtet" (2 Bde., Schaffh. 1846—47; umgearbeitete 2. Aufl. 1862). Noch 1854 widersetzte sich Sch. aus kirchlichen Bedenken der Berufung des Philosophen Kuno Fischer nach Heidelberg u. war 1852 bis 1859 als Mitredakteur der „Allgemeinen Kirchenzeitung", des Organs der unionsfreundlichen Mittelpartei, thätig. Als sich aber in Baden der Gegensatz zwischen der orthodoxen u. liberalen Partei schärfte, stellte sich Sch. immer entschiedener auf die Seite der letzteren; seine Kampfeslust erhielt bes. reiche Nahrung, als der Oberkirchenrath 1858 (auf Grund der Beschlüsse der Generalsynode von 1855) ein neues „Kirchenbuch" in streng kirchlichem Sinne veröffentlichte. Unterstützt durch die Aufregung des Landes über das Konkordat mit der Kathol. Kirche von 1859, siegte die Partei Sch.'s im folgenden Jahre; ein liberales Ministerium u. ein dem entsprechender Oberkirchenrath trat an die Stelle der früheren Behörden, u. auf der Synode von 1861 wurde eine neue Kirchenverfassung auf Grund des „Gemeindeprinzips", d. h. einer starken Betheiligung der Laien an der Kirchenleitung, angenommen. Der allmähliche Uebergang Sch.'s von der vermittelnden zur entschieden liberalen Richtung spiegelt sich ab in seiner „Christlichen Dogmatik etc." (2 Bde., Wiesb. 1858 bis 1859; die Umarbeitung dieses Werkes unter dem Titel: „Die Grundlehren des Christenthums aus dem Bewußtsein des Glaubens im Zusammenhang dargestellt", Lpz. 1877, bezeugt den unterdeß vollzogenen völligen Umschwung in seinen theologischen Anschauungen). 1859 schuf Sch. in der „Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift" ein Organ für die liberale Richtung, gab 1863 den Hauptanstoß zur Gründung des Protestantenvereins (s. d.) u. zeigte sich überhaupt als ein allezeit schlagfertiger Vorkämpfer des Liberalismus gegen hierarchisches u. konfessionelles Kirchenthum. Ungeheueres Aufsehen erregte sein „Charakterbild Jesu" (Wiesb. 1864; 4. umgearbeitete Aufl. 1873). Dieser Versuch, die Erscheinung Jesu als das Produkt einer rein menschlichen Entwicklung darzustellen, bes. aber die Erklärung der Auferstehung aus Erscheinungen, die den Jüngern zu Theil wurden, rief zahllose „Protestadressen" in Baden u. ganz Deutschland hervor; die bad. Regierung verweigerte jedoch entschieden die vielseitig geforderte Absetzung Sch.'s als eine Verletzung der Lehrfreiheit. Seit dem Eingehen der „Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift" (1872) u. der Verlegung des Vorortes des Protestantenvereins nach Berlin hat sich Sch. mehr aus dem Kampfe zurückgezogen; ein bes. Verdienst hat er sich jedoch noch durch die Redaktion des „Bibellexikons" (5 Bde., Lpz. 1869—75) erworben.

Schenkendorf, Gottlob Ferdinand Maximilian Gottfried v., deutscher Dichter, geb. 11. Dez. 1783 zu Tilsit als Sohn eines Kriegsraths; bezog 1798 die Universität Königsberg, wo er sich in einem wüsten genialischen Treiben gefiel, wurde deshalb von seinen Eltern zurückberufen u. der Leitung eines Landgeistlichen übergeben, der im Dorfe Schmauch bei Preuß. Holland eine Art Erziehungs- od. richtiger Besserungsanstalt für Söhne adliger Familien errichtet hatte. Indeß fand er in der Umgegend mehrere Familien, deren Anschauungen u. Gewohnheiten den seinigen entsprachen. Insbesondere ward er beim Grafen Alex. Dohna-Schlodien eingeführt, u. im Verkehr mit diesem u. seiner Familie regte sich zuerst der

dichterische Genius Sch.'s. 1804 durfte er wieder nach Königsberg gehen u. studirte eifrig die Rechte. Das Jahr vor der Staatsprüfung verlebte er beim Amtsrath Werner auf Waldau, wo er seine spätere Gattin, die 10 Jahre ältere Frau des Kaufmanns David Barclay, kennen lernte. Nach bestandenem Examen zum Kammerreferendar bei der Regierung in Königsberg ernannt, ward er hier in das Haus des Landhofmeisters v. Auerswald aufgenommen u. damit in einen Kreis ausgezeichneter Menschen gebracht, welche in den Anschauungen der Romantik lebten u. webten. Die traurige Zeit, welche der Schlacht von Jena u. dem Frieden von Tilsit folgte, machte ihn zum politischen Dichter u. Schriftsteller. Er stiftete auch einen poetischen Männerbund, den „Blumenkranz des Baltischen Meeres", in dem Poesie u. Politik Hand in Hand gingen. 1809, in welchem J. sich auch Barclay das Leben nahm, wurde Sch. in einem Duell an der rechten Hand verwundet, wodurch diese auf immer gelähmt blieb. 1812 folgte er der Wittwe Barclay's (Henriette Elisabeth geb. Dittrich, geb. zu Königsberg 25. Jan. 1771, gest. zu Koblenz 22. Dez. 1840) nach Karlsruhe, wo er sich 15. Dez. dess. J. mit ihr vermählte. Aber das Leben in Karlsruhe, der Umgang mit Jung-Stilling u. Frau v. Krüdener befriedigten ihn nicht, u. so brachte der Krieg von 1813 auch für ihn eine Befreiung. Er begab sich in das preuß. russ. Hauptquartier nach Schlesien, wo er im Generalstabe beschäftigt wurde, arbeitete dann eine Zeit lang mit Rühle v. Lilienstern in Frankfurt an der allgemeinen Volksbewaffnung u. erhielt nach dem Frieden von 1815 eine Stelle als Regierungsrath in Koblenz, wo er aber schon 11. Dez. (an seinem Geburtstage) 1817 starb. Sein dichterisches Talent fand volle Würdigung, erst als sein „Poetischer Nachlaß" (Berl. 1832) u. seine „Sämmtlichen Gedichte" (ebd. 1837) erschienen waren. Eine neue treffliche Ausgabe seiner „Gedichte" (Stuttg. 1815; 4. Aufl. 1870) veranstaltete A. v. Hagen. Vgl. auch dessen Schrift: „Max v. Sch.'s Leben, Denken u. Dichten" (Berl. 1863).

Schenkung (lat. donatio) nennt man denjenigen Vertrag, durch welchen der eine Theil (donator), ohne dazu rechtlich verpflichtet zu sein u. ohne Gegenleistung, dem andern (donatarius) einen Werth zuwendet, sei es durch Verschaffung des Eigenthums, des Besitzes, eines Rechtes an einer Sache od. durch Bestellung od. Erlaß eines Forderungsrechtes 2c. Bald wird sie sofort erfüllt, bald begründet sie für den Beschenkten ein später geltend zu machendes Forderungsrecht (sog. Schenkungsvertrag). Die Sch. wird im Rechte vielfach mit mißgünstigen Augen betrachtet, nam. suchen vielfache gesetzliche Schranken zu verhindern, daß die Gutmüthigkeit u. Unüberlegtheit einer Person gemißbraucht werde. Sch.en unter Ehegatten sind mithin verboten, Sch.en über einen gewissen Betrag (3000 Mk.) bedürfen meist einer besonderen Form, z. B. Erklärung des Schenkungswillens vor Gericht. Es haftet ferner der Schenker dem Beschenkten regelmäßig nicht für gewöhnliche Fahrlässigkeit u. die hierdurch herbeigeführte Zerstörung od. Beschädigung einer Sache. Wegen Undankes kann ferner der Schenker vom Empfänger das Geschenkte zurückfordern. Eine besondere Art der Sch. ist die Sch. auf den Todesfall. Hier nämlich ist die Wirksamkeit der Sch. an die Bedingung geknüpft, daß der Beschenkte den Schenker überlebt od. Letzterer in einer bestimmten Todesgefahr umkomme. Sie gleicht in vielen Beziehungen dem Vermächtniß, unterscheidet sich von demselben aber dadurch, daß der Beschenkte durch den Schenkungsvertrag ein vom Vorhandensein eines Erben unabhängiges Vermögensrecht erwirbt.

Scherbengericht, s. „Ostracismus".

Scheremetjeff, eine der ältesten u. ausgezeichnetsten russ. Familien, die, gleich den Romanoff's, von Andrei Kabyla abstammt. Berühmt sind nam.: Iwan Wassiljewitsch **Sch.**, der Aeltere, Bojar; that sich als Feldherr Iwan's des Schrecklichen durch seine glückliche Kriegführung gegen die Krim'schen Tataren u. bei der Einnahme von Kasan (1552) hervor, fiel aber dessenungeachtet beim Zaren in Ungnade u. konnte sich nur dadurch vom Tode retten, daß er Mönch wurde. — Iwan Wassiljewitsch **Sch.**, der Jüngere, Bruder des Vorigen, gleichfalls ein tapferer Kriegsmann, fiel 1577 bei der Belagerung von Reval. — Fedor Iwanowitsch **Sch.**, Sohn des Vorigen, Günstling des Zaren Michael Feodorowitsch, schloß 1. Dez. 1618 in Deulin einen Waffenstillstand mit Polen ab, infolge dessen der Metropolit Philaret, des Zaren Vater, seine Freiheit erhielt, u. brachte den Wjäsma'schen Frieden zu Stande, in welchem Zar Michael Fedorowitsch als russ. Herrscher anerkannt wurde. Sch. starb 1650. — Graf Boris Petrowitsch **Sch.**, Feldherr u. treuer Anhänger Peter's d. Gr., geb. 25. April 1652, schloß nebst dem Fürsten Wassili Wassiljewitsch Galyzin 1686 den Frieden mit Polen u. Bündnißverträge mit dem König von Polen u. dem Deutschen Kaiser ab u. erleichterte Peter d. Gr. die Unterwerfung der Ostseeprovinzen durch seine Siege über den schwed. General Schlippenbach u. die Eroberung der Städte Wolmar, Marienburg, Noteburg, Nienschanz, Dorpat, Narwa, Mitau u. Riga. Da er 1705 auch einen Aufstand der Strelitzen in Astrachan unterdrückte, ward er 1706 in den Grafenstand erhoben. Auf seinen Rath ward der Schwedenkönig Karl XII. 1709 in die Ukraine gelockt u. unter seiner tapferen u. klugen Mitwirkung bei Pultawa geschlagen. 1710—11 war er Generalgouverneur in Livland, 1715—16 in der Ukraine. Nachdem er sich 1718 als Generalfeldmarschall nach Moskau zurückgezogen, starb er daselbst 17. Febr. 1719. Sein Leben beschrieb G. F. Müller (deutsch von Bacmeister, Petersb. 1789); seine Korrespondenz mit Peter d. Gr. gab sein Sohn Peter Borissowitsch Sch. (5 Bde., Petersb. 1774 ff.) heraus. — Graf Nikolai Petrowitsch **Sch.**, geb. 1751, war Oberkammerherr u. starb zu Moskau 2. Jan. 1809, nachdem er daselbst 1803 das nach ihm benannte berühmte Hospital für Fremde u. Hülfsbedürftige gegründet u. mit einem Jahreseinkommen von 75,000 Rubel dotirt hatte. — Dmitri Nikolajewitsch **Sch.**, Sohn des Vorigen, geb. 1803, war mit der Gräfin Romanoff, einer natürlichen Tochter Kaiser Alexander's I., verlobt, doch starb dieselbe schon vor der Hochzeit. Einer der reichsten Privatmänner Europa's, hat auch er sich durch seinen Wohlthätigkeitssinn einen weithin geachteten Namen erworben.

Scherenberg, Christian Friedrich, deutscher Dichter, geb. zu Stettin 5. Mai 1798; entwich als Gymnasiast aus dem elterlichen Hause, ging nach Berlin, um sich zum Bühnenkünstler auszubilden, u. ward zwei Jahre später Mitglied einer Schauspielertruppe in Magdeburg, nahm aber, 23 Jahre alt, Abschied von den Bretern. Nachdem er dann kurze Zeit Konsistorialsekretär gewesen, führte er viele Jahre hindurch die Korrespondenz in jenem großen Prozesse, den verschiedene, von Napoleon I. zur Zeit seines Glanzes mit Dotationen bedachte Günstlinge gegen den Fiskus aller jener Länder angestrengt, die früher zum Königreich Westfalen gehört hatten. Die dabei erzielten Ersparnisse verlor Sch. wieder durch verfehlte Spekulationen, so daß er sich dann genöthigt sah, als Handlungsdiener seinen Unterhalt zu gewinnen. Das Unglück reifte sein schon früh erwachtes dichterisches Talent, u. als er 1837 nach Berlin zurückkehrte, ward er eines der gefeiertsten Mitglieder der Poetengesellschaft „Der Tunnel". Seine „Vermischten Gedichte" (Berl. 1845; 4. Aufl. 1869) hatten zwar zuerst wenig Erfolg, aber durch sein Epos „Waterloo" (ebd. 1849; 6. Aufl. 1869) zog er die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelm's IV. auf sich, der ihm 1855 die Stelle eines Bibliothekars im Kriegsministerium verlieh. Sch. veröffentlichte noch die epischen Gedichte „Ligny" (ebd. 1850; 4. Aufl. 1870), „Leuthen" (ebd. 1852; 3. Aufl. 1867), „Abukir" (ed. 1856) u. „Hohenfriedberg" (ebd. 1869). — Ernst **Sch.**, Neffe des Vorigen, geb. als Sohn eines Kaufmanns u. Schiffsrheders zu Swinemünde 21. Juli 1839, wurde 1856 Lehrling in einer Berliner Maschinenfabrik u. bezog 1858 die Kunstakademie, widmete sich aber nachgehends ausschließlich der Literatur. Seit 1864 Redakteur der Berliner „Viktoria" u. 1864—69 Redakteur des „Braunschweiger Tageblattes", lebt er seitdem als Chefredakteur der „Elberfelder Zeitung" in Elberfeld. Von seinen Dichtungen haben insbes. die patriotischen großen Anklang gefunden. Er veröffentlichte: „Aus tiefstem Herzen" (Berl. 1860; 2. Aufl. 1862); „Verbannt" (ebd. 1861; 2. Aufl. 1865); „Stürme des Frühlings" (ebd. 1865; 2. Aufl. 1870); „1866" (ebd. 1867); „Gegen Rom" (eine Anthologie von Zeitstimmen deutscher Dichter, Elberf. 1.—8. Aufl. 1874); „Gedichte" (Lpz. 1875).

Scherer, Wilhelm, Germanist, einer der bedeutendsten Vertreter der Lachmann'schen Schule, geb. zu Schönborn in Niederösterreich 26. April 1841; habilitirte sich zu Ostern 1864 als Privatdozent für altdeutsche Sprache u. dann auch für deutsche Literaturgeschichte u. Alterthumskunde an der Wiener Hochschule, ward 1868 außerord. Professor an derselben u. folgte zu Michaelis 1872 einem Rufe als

ord. Professor der deutschen Sprache u. Literatur an die Universität in Straßburg u. wird demnächst in gleicher Stellung an die Universität Berlin übersiedeln. Er verfaßte: „Jakob Grimm" (Berl. 1865); „Leben Williram's" (Wien 1866); „Zur Geschichte der deutschen Sprache" (Berl. 1868), ein sehr bedeutendes Werk; „Deutsche Studien" (2 Bde., Wien 1870—74); „Vorträge u. Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland u. Oesterreich" (Berl. 1874); „Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit" (2 Bde., Straßburg 1874 f.); „Geschichte der deutschen Dichtung im XI. u. XII. Jahrh." (ebd. 1875). Außerdem veröffentlichte er mit Müllenhoff: „Denkmäler deutscher Poesie u. Prosa" (Berl. 1864, 2. Aufl. 1873); mit Ottokar Lorenz: „Geschichte des Elsasses" (ebd. 1871; 2. Aufl. 1872); mit Richard Heinzel: „Notker's Psalmen nach der Wiener Handschrift" (Straßb. 1876) u. besorgte die neueste Ausgabe von Jak. Grimm's „Deutscher Grammatik".

Scherf od. Scherpf, die kleinste aller alten deutschen Scheidemünzen, von nicht mehr genau bestimmbarem Werthe, etwa ½ Pfennig; sie wurden meist aus Silber, aber auch aus Kupfer geprägt. Mathesius bezeichnet den Sch. als „Egerischen Heller". Besonders bekannt ist das Scherflein aus Luther's Bibelübersetzung (Ev. Marci 12, 42; Ev. Luc. 21, 1—4). Woher der Name stammt, ist nicht sicher; Einige wollen ihn mit „scharf" (mittelhochd. scharpf) in Verbindung bringen, weil die Sch.e, nam. die silbernen, außerordentlich dünn u. scharf waren.

Scherif (arab., d. h. erhaben, ehrwürdig) heißen die Nachkommen Mohammed's; ihr Oberhaupt ist der Sch. von Mekka, dessen Würde erblich, aber mit keinerlei politischen Vorzügen verbunden ist.

Scherr, Johannes, Historiker, insbes. Literar- u. Kulturhistoriker u. belletristischer Schriftsteller, geb. zu Hohenrechberg (Württemberg) 3. Okt. 1817; machte seine Gymnasial- u. Universitätsstudien in Gmünd, Zürich u. Tübingen, leitete dann einige Jahre hindurch mit seinem älteren Bruder, dem um die Hebung des Volksschulwesens in der Schweiz verdienten Pädagogen Thomas Ignaz Sch. (geb. 15. Dez. 1801 in Hohenrechberg), eine Erziehungsanstalt in Winterthur, ließ sich darauf in Stuttgart nieder u. betrat 1844 durch seine aufsehenerregende Schrift „Württemberg im J. 1844" als muthiger Streiter für alle freisinnigen Bestrebungen den politischen Kampfplatz. Seit 1848 Führer der demokratischen Partei in der Abgeordnetenkammer u. im Landesausschuß, sollte er bei der Auflösung der Kammer 11. Aug. 1849 verhaftet werden, ward aber rechtzeitig gewarnt u. konnte so nach der Schweiz entkommen. Hier habilitirte er sich 1850 als Dozent in Zürich, zog aber 1852 aus Familienrücksichten nach Winterthur, wo er acht Jahre hindurch nur seinen Studien u. literarischen Arbeiten lebte, bis er 1860 als Professor der Geschichte am eidgenössischen Polytechnikum nach Zürich zurückkehrte. Von seinen zahlreichen, durchaus eigenartigen Schriften nennen wir: „Der Prophet von Florenz" (Roman, 3 Bde., Stuttg. 1845); „Die Waise von Wien" (3 Bde., ebd. 1847); „Eine deutsche Geschichte" (Zür. 1850); „Graziella" (Memoirennovelle, 3 Bde., Lpz. 1852); „Die Pilger der Wildniß" (historischer Roman, 4 Bde., ebd. 1853; 2. Aufl. 1855); „Nemesis" (Roman, 2 Bde., Prag 1854); „Die Tochter der Luft" (Roman, 2 Bde., ebd. 1855); „Schiller" (kulturhistorischer Roman, 4 Bde., ebd. 1856; 2. Aufl., Lpz. 1868); „Michel" (Geschichte eines Deutschen unserer Zeit, 4 Bde., Prag 1858; 2. Aufl. 1871); „Rosi Zurflüh" (Geschichte aus den Alpen, Wien 1860); „Die Gekreuzigte od. das Passionsspiel von Wildisbuch" (St. Gallen 1860; 2. Aufl., Lpz. 1874); „Drei Hofgeschichten" (Lpz. 1861; 3. Aufl. 1875); „Mixed-Pickles" (ebd. 1864); „Mischmasch" (Berl. 1867); „Farrago" (Lpz. 1870); „Dämonen" (ebd. 1871); „Hammerschläge u. Historien" (Zür. 1872); „Novellenbuch" (8 Bde., Lpz. 1873 f., aber mit nur theilweise neuem Inhalt); „Die Beichte einer Frau" (Roman, 2 Bde., ebd. 1876) u. a. m. Von wissenschaftlichen Werken verfaßte er: „Bildersaal der Weltliteratur" (2 Bde., Stuttg. 1848; 2. Aufl. 1869); „Geschichte deutscher Kultur u. Sitte" (Lpz. 1853; 6. Aufl. 1876); „Allgemeine Geschichte der Literatur" (2 Bde., Stuttg. 1851; 5. Aufl., ebd. 1876); „Geschichte der deutschen Literatur" (Lpz. 1854; 2. Aufl. 1874); „Geschichte der engl. Literatur (ebd. 1854; 2. Aufl. 1865); „Geschichte der Religion" (3 Bde., ebd. 1855—57); „Dichterfürsten" (ebd. 1857); „Geschichte der deutschen Frauen" (2 Bde., ebd. 1860; 2. Aufl. 1873); „Schiller u. seine Zeit" (ebd. 1859; 4. Aufl. 1865); „Blücher, seine Zeit u. sein Leben" (3 Bde., ebd. 1862 f.; 2. Aufl. 1865); „Studien" (3 Bde., ebd. 1865 f.); „Achtundvierzig bis Einundfünfzig" (2 Bde., ebd. 1868—70; 2. Aufl. unter dem Titel: „Ein weltgeschichtliches Drama", ebd. 1875); „Aus der Sündflutzeit" (ebd. 1867); „Das Trauerspiel in Mexiko" (ebd. 1868); „Sommer-Tagebuch (1872) des weiland Dr. gastros. Jeremias Sauerampfer" (Zür. 1873); „Goethe's Jugend" (der Frauenwelt geschildert, Lpz. 1874); „Blätter im Winde" (ebd. 1875); „Menschliche Tragikomödie" (Studien u. Bilder, 3 Bde., ebd. 1874); „Größenwahn" (Geschichte der Pariser Commune, ebd. 1876); „Germania. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens kulturgeschichtlich geschildert" (Stuttg. 1877). Auch gab er heraus: „Dichterkönige" (ebd. 1855; 2. Aufl., 2 Bde. 1861) u. übersetzte und erläuterte „Die Nibelungen" (ebd. 1860).



Nr. 4810. Johannes Scherr (geb. 3. Okt. 1817).

Sch.'s erste Gattin, Marie Susanne, geb. **Kübler,** geb. zu Winterthur 18. Febr. 1804, gest. zu Zürich 4. Febr. 1873, war eine fleißige Volksschriftstellerin fürs häusliche Leben. Zu ihren Schriften gehören insbes. „Der Frauenspiegel" (Lpz. 1853); „Hausfrauen-Brevier" (ebd. 1854; 2. Aufl. 1859); „Die Hausmutter" (St. Gallen 1856 f.); „Die geschickte Köchin" (ebd. 1858); „Vreneli's Dienstjahre" (Stuttg. 1860; 2. Aufl. 1865); „Die Schule der Mutter" (Lpz. 1864); „Das Buch der Mütter" (Zür. 1867); „Leitfaden für die verschiedenen weiblichen Arbeiten" (Stuttg. 1868); „Das Hauswesen in seinem ganzen Umfange" (ebd. 1874).

Scherzer, Karl, Ritter v., verdienstvoller Forschungsreisender u. Schriftsteller, geb. 1. Mai 1821 zu Wien, wo sein Vater, Joh. Georg Sch., den unter dem Namen „der Sperl" bekannten Belustigungsort in Pacht hatte; erlernte daselbst die Buchdruckerei, bereiste 1841—42 Großbritannien u. Irland u. betheiligte sich nach seiner Rückkehr an einem Handelshause in seiner Vaterstadt. 1852—55 bereiste er mit Moritz Wagner Nord- u. Centralamerika sowie Westindien, u. 1857—59 besuchte er mit der „Novara"-Expedition Brasilien, das Kapland, Indien, die Nikobaren, Singapore, Java, Manilla, China, Australien, Neuseeland, Tahiti u. Chile. Nach Europa zurückgekehrt, lebte er zunächst in Triest u. seit 1861 wieder in Wien, ward in den erblichen Ritterstand erhoben, trat 1866 als Ministerialrath ins Handelsministerium u. erhielt 1868 eine gleiche Anstellung im Ministerium des Auswärtigen. Im Jan. 1869 trat er seine dritte Weltreise an, die ihn zunächst durch den Suezkanal u. über Indien nach Siam, China u. Japan führte, wo er Handels- u. Schiffahrtsverträge abschloß; dann durchschiffte er den Großen Ozean u. besuchte Kalifornien, die Sierra Nevada, Utah (bez. die Mormonen) u. Guatemala, von wo er 1870 nach Wien zurückkehrte. Seit Anfang 1872

österr. Generalkonsul in Smyrna, ging er im April 1875 als Generalkonsuls-Stellvertreter u. Kommerzkanzleidirektor der österr. Botschaft nach London. Sch. schrieb mit Wagner „Reisen in Nordamerika" u. „Die Republik Costa Rica" (Lpz. 1854); „Wanderungen durch die mittelamerikan. Freistaaten Nicaragua, Honduras u. San Salvador" (Braunschw. 1857); „Reise der österr. Fregatte Novara um die Erde" (3 Bde., Wien 1861 f.; 2. Aufl. 1864—66; Volksausgabe, 2 Bde., 1864; 4. Aufl. 1868); „Aus dem Natur- u. Völkerleben im tropischen Amerika" (Lpz. 1864); „Statistisch-kommerzieller Theil der Novara-Expedition" (2 Bde., Wien 1864; 2. Aufl. 1867); „Fachmännische Berichte über die österr. Expedition nach Siam, China u. Japan" (Stuttg. 1868; 2. Aufl. 1872); „Smyrna" (im Verein mit Humann u. Stöckel bearbeitet, mit besonderer Rücksicht auf die geographischen, wirthschaftlichen u. intellektuellen Verhältnisse von Vorder-Kleinasien, Wien 1873) &c. Auch gab er Ximenez' „Historia del origen de los Indios de esta provincia de Guatemala" (Wien 1857) heraus.

Scherzo (spr. Skerzo), der ital. Name eines in einem leichten, muntern, auch humoristischen Charakter gehaltenen Tonstückes, welches die Form des Menuetts (s. d.) hat u. wie dieses gleichsam als Intermezzo zwischen den breiter ausgeführten Sätzen der Sinfonien, Sonaten, Quartette &c. sich befindet, wo es nun als zweiter Satz (nach dem ersten Allegro) od. als dritter (nach dem Adagio) erscheinen kann. Die Taktart für das Sch. ist, wie die des Menuetts, meist der Dreivierteltakt; doch giebt es auch derartige Stücke im Zweiviertel- u. Sechsachteltakt, sowie das Sch. auch als selbständiges Stück (bes. für Klavier) vorkommt. Beethoven war der Erste, der in seinen Sinfonien &c. von dem bis dahin fast ausschließlich als Intermezzosatz gepflegten Menuett entschieden abging u. den Ton der humoristischen Behandlung anschlug. Zur eigentlichen Tanzform — zu der das Sch. doch im Grunde gehört — sind in neuerer Zeit hin u. wieder Einige zurückgekehrt, wie z. B. Franz Schubert, Gade u. A., doch so, daß sie mehr den Charakter von Volkstanzen ins Auge faßten u. diese in veredelter Weise darstellten. Das Element des Feenhaft-Gaukelnden hat Mendelssohn mit Glück in das Sch. hineingetragen. Scherzando od. Scherzoso (ital.) bezeichnet einen leichten, anmuthig scherzenden, muntern Vortrag eines Tonstückes.

Scheuchzer, Johann Jakob, schweiz. Naturforscher, geb. zu Zürich 4. Aug. 1672; wurde daselbst 1702 Stadtphysikus u. Professor der Mathematik, später Kanonikus, u. starb ebd. 23. Juni 1733. Außer einer Beschreibung seiner 1702—11 alljährlich unternommenen Forschungsreisen in die Alpen (4 Bde., Leyd. 1702—11) verfaßte er: „Naturgeschichte des Schweizerlandes" (3 Bde., Zürich 1706—8; mit Anmerk. von J. G. Sulzer, ebd. 1746, 1752 u. ö.); „Herbarium diluvianum" (ebd. 1709; Leyd. 1723); „Biblia ex physicis illustrata" (Wien 1731—35; deutsch, Ulm 1731) &c. Einen Riesensalamander im Oehninger Mergelschiefer hielt Sch. für einen versteinerten Menschen. — Johann **Sch.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Zürich 1684, war Ingenieur u. Naturforscher, machte viele Reisen, ward 1733 Professor der Naturgeschichte in seiner Vaterstadt, nach seines Bruders Tode gleichfalls Stadtphysikus u. Kanonikus u. starb ebd. 8. März 1738. Seine „Agrostographia" (Zür. 1719) gab Haller neu heraus (ebd. 1774).

Scheuernpurzel, im bad. Seekreis der Name für Vagabunden.

Scheuffelin, s. „Schäuffelin".

Scheuren, Joh. Kaspar Nepomuk, nambafter Landschaftsmaler, Arabeskenzeichner u. Radirer, geb. zu Aachen 22. Aug. 1810; erhielt seinen ersten Unterricht durch seinen Vater, der Miniaturmaler u. Gemälderestaurateur war, u. bezog 1829 die Akademie in Düsseldorf, wo der Verkehr mit Lessing u. Schirmer ihn für die Landschaft begeisterte u. das Studium Walter Scott's Liebe zur Romantik in ihm erweckte. Daraus u. aus den Anschauungen, die er auf späteren Reisen in den Kunststädten Deutschlands, in Holland, Tirol u. Oberitalien gewann, entwickelte sich die ihm eigenthümliche romantische Kunstweise, die zwar oft auf Kosten der Wahrheit sich in träumerischen Stimmungen ergeht u. mit Vernachlässigung tieferer Charakteristik pikante Effekte hervorbringt, aber immer reich an poetischem Inhalt, leicht u. elegant in der Form ist. Auf seine „Landschaft im niederländ. Charakter" (1832), die seinen Ruf begründete, folgte dann eine große Reihe anderer, häufig aus den Rheingegenden, belebt mit einer Staffage von Rittern, Räubern, Zigeunern od. Landsknechten. Fast noch größeren Ruf als durch die Landschaft erwarb sich Sch. durch seine Arabeskenzeichnungen u. Aquarelle, die er in unzähliger Menge als Titel-, Dedikations-, Erinnerungs-, Albumblätter u. Illustration originell u. geschmackvoll ausführte. Dahin gehören z. B. das aus 50 Blättern bestehende Album der Burg Stolzenfels, das Album von Venedig, das Abgangszeugniß für den jetzigen Kronprinzen von Preußen von der Universität Bonn, die Reiseblätter aus der Schweiz u. Italien, die Verherrlichung Shakespeare's u. Schiller's, das Fischerleben in Lust u. Leid, das Gedenkbuch der Universität Straßburg, der Ehrenbürgerbrief der Stadt Köln für den Fürsten Bismarck &c. Ebenso geistreich u. mannichfaltig sind seine zahlreichen Radirungen historischen u. landschaftlichen Inhalts, die oft mit wenigen Strichen eine Wirkung hervorbringen, wie sie nur ausgeführten Oelbildern eigen ist.

Scheurl, Christoph, berühmter Humanist, geb. zu Nürnberg 11. Nov. 1481, aus einem vornehmen Geschlechte, das sich im 15. Jahrh. in der alten Reichsstadt niedergelassen hatte, studirte in Heidelberg u. Bologna, wo er 1506 die juristische Doktorwürde erwarb. Mit Eifer bemächtigte er sich der neuen humanistischen Bildung, ohne aber die feindliche Haltung vieler Humanisten gegen die alte Kirche zu theilen. Ein Ruf des Kurfürsten von Sachsen zog ihn 1507 nach der jungen Universität Wittenberg, u. während er hier unter großem Beifall juristische Vorlesungen hielt, trat er gleichzeitig einem Trutvetter, Staupitz, Spalatin, Luther u. Cranach sehr nahe. 1512 berief ihn seine Vaterstadt als Konsulenten ans Stadtgericht. In Nürnberg stieg dann Sch. von einer Staffel der Ehre zur andern; sein Talent fand in öffentlichen Geschäften u. Privathändeln reiche Verwendung: zu Gesandtschaften, zur Abwicklung staatsmännischer Angelegenheiten ward er vielfach gebraucht. Indeß der Reformation stand er kalt u. ablehnend gegenüber; bei ihrem Beginn hatte er noch zu vermitteln gesucht, dann aber brach er mit den Wittenberger Genossen; die Gegner Luther's, Eck u. Cochläus, gehörten zu seinen intimsten Freunden, u. als ein treuer Anhänger der alten Lehre starb er zu Nürnberg 14. Juni 1542. Sein „Geschichtbuch der Christenheit von 1511 bis 1521" ist von J. K. F. Knaake in dessen „Jahrbüchern des deutschen Reichs u. der deutschen Kirche im Zeitalter der Reformation" (Bd. I, Lpz. 1872) herausgegeben worden. S. auch F. v. Soden, „Christoph Sch. II. u. sein Wohnhaus in Nürnberg" (Nürnb. 1837); F. v. Soden u. J. K. F. Knaake, „Christoph Sch.'s Briefbuch" (2 Bde., 1867 u. 72); v. Soden, „Beiträge zur Geschichte der Reformation u. Sitten jener Zeit, mit besonderem Hinblick auf Chr. Sch. II." (Nürnb. 1855).

Scheurl, Christoph Gottlieb Adolf v., hochverdienter Rechtsgelehrter, geb. zu Nürnberg 7. Jan. 1811; studirte in Erlangen u. München, habilitirte sich 1836 an erstgenannter Universität, ging 1837 nach Berlin, kehrte aber 1840 nach Erlangen zurück, wo er erst außerord. u. 1845 ord. Professor des Röm. u. des Kirchenrechts wurde u. noch jetzt wirkt. 1845—49 war er auch wiederholt Mitglied der Zweiten bayer. Kammer, wo er sich nam. an der Diskussion kirchlicher Fragen betheiligte. Seine Hauptwerke sind das „Lehrbuch der Institutionen" (Erl. 1850; 5. Aufl. 1868) u. die „Beiträge zur Bearbeitung des Röm. Rechts" (2 Bde., ebd. 1852—70). Außerdem sind von seinen Schriften anzuführen: „Anleitung zum Studium des Röm. Civilprozesses" (ebd. 1855); „Zur praktischen Lösung der Ehescheidungsfragen" (Nürnberg 1861); „Die Luther. Kirche in Preußen u. Bayern" (Erl. 1863); „Der Werth des Kirchenrechts für evangel. Geistliche" (ebd. 1861); „Zur Lehre vom Kirchenregimente" (ebd. 1862); „Sammlung kirchenrechtlicher Abhandlungen" (ebd. 1872, 2 Abthl.).

Scheveningen (spr. Steweningen), ein Fischerdorf mit 7713 E. (1869) in der niederländ. Provinz Südholland; liegt ½ Stunde nordwestl. vom Haag, mit dem es durch Doppelallee u. Pferdeeisenbahn verbunden ist. ½ Stunde vom Dorfe entfernt befindet sich das besuchteste u. eleganteste Seebad der Nordsee. Eine vorliegende Sandbank verursacht bes. kräftigen Wellenschlag. Seit 1853 ist Sch. durch unterseeischen Telegraph mit England verbunden, u. jetzt beabsichtigt man es zu einem Seehafen zu machen. Am 8.—10. Aug. 1653 erlitt hier die niederländ. Flotte unter Tromp eine Niederlage gegen die engl. unter Monk.

Scheyern od. Scheiern, Name eines Grafenhauses, welches seine Herkunft noch von den bayer. Stammherzögen ableitete. Die Grafen von Sch. treten in der Geschichte zuerst als Verbündete Ludolf's u.

Konrad's gegen Otto d. Gr. u. dessen Bruder Heinrich auf. Arnulf, der sich Pfalzgraf von Bayern nannte, wurde 954 bekämpft, sein Sohn Berthold fiel 955 in der Magyarenschlacht. Das Herzogthum verblieb Otto's Bruder Heinrich, der eine Arnulfingerin zur Frau hatte. Nachdem 1108 ihre Burg Sch. in ein Kloster umgewandelt war, residirten die Grafen von Sch. in ihrem Schlosse Wittelsbach, nach welchem sie sich seitdem nannten. Das Kloster Sch. wurde zwar 1830 aufgehoben, aber 1838 von König Ludwig hergestellt, reich ausgestattet u. zur Grabstätte des königlichen Hauses bestimmt.

Schiavone (spr. Skiawone), häufiger Künstlername, eigentlich nur ein Beiname, der die Abstammung des Künstlers aus Slavonien, d. h. Dalmatien, bezeichnen soll. Der bekannteste Träger dieses Namens ist Andrea **Sch.**, eigentlich Andrea Meldolla od. Medola, geb. 1522 zu Sebenico in Dalmatien, der sich in der Kupferstecherkunst nach Parmegianino u. in der Malerei nach Giorgione u. Tizian bildete. Seine Malereien, von denen das Belvedere in Wien viele besitzt, sind oft inkorrekt in der Zeichnung u. Ausführung, aber von meisterhaftem Kolorit. Bekannter ist er durch seine Radirungen, die, zum Theil geätzt, sehr sorgfältig u. sauber gearbeitet (erst später vom Verleger mit dem Namen Andrea Schiaon bezeichnet), aber nicht so geistreich sind wie die mit der kalten Nadel ausgeführten, die der Künstler selbst mit dem Namen Meldolla od. mit einem Monogramm versah. Er starb zu Venedig 1582.

Schibbikenstrauch, Sambucus niger, s. „Flieder".

Schibboleth (hebr.), Stichwort od. Grundsatz, in weiterem Sinne überhaupt jedes Merkmal, an welchem sich die Genossen einer bestimmten Partei erkennen. Das Wort bedeutet eigentlich die Aehre u. diente nach der Erzählung im Buch der Richter (12, 5 ff.) als Prüfstein für die Gileaditer, wer unter den aufgegriffenen Flüchtlingen zu ihren Feinden, den Ephraimitern, gehöre. Denn die Letzteren vermochten nur sibboleth auszusprechen u. wurden darauf hin niedergestoßen.

Schicht, Johann Gottfried, verdienter deutscher Komponist u. Theoretiker, geb. 29. Sept. 1753 zu Reichenau bei Zittau; erhielt in Zittau, wo er das Gymnasium besuchte, Unterweisung im Klavier- u. Orgelspiel von dem Musikdirektor Trier u. förderte sich, nachdem er 1776, um die Rechte zu studiren, die Universität Leipzig bezogen hatte, durch eifriges Selbststudium u. widmete sich bald ganz der Musik, trat öffentlich u. mit Beifall als Klavier- u. Orgelspieler auf, wirkte als Violinspieler im Orchester der Gewandhauskonzerte u. wurde 1785 sogar Hiller's Nachfolger als Musikdirektor der genannten Konzerte, sowie er bald darauf auch dessen Amt als Organist an der Neukirche übernahm. 1810 wurde er an Aug. Eberhard Müller's Stelle Kantor an der Thomasschule u. Musikdirektor der beiden Leipziger Hauptkirchen u. wirkte in diesen Aemtern mit großer Auszeichnung, insonderheit auch als Kompositionslehrer, bis zu seinem am 16. Febr. 1823 erfolgten Tode. Von seinen zahlreichen, durch Gediegenheit u. Klarheit ausgezeichneten Kompositionen sind anzuführen: die Oratorien „Die Feier der Christen auf Golgatha", „Die Gesetzgebung auf Sinai", „Das Ende des Gerechten" (sein bestes Werk) u. „Die letzten Stunden des Erlösers"; gegen 40 Motetten; einige Messen u. Te Deums ꝛc. Ferner gab er heraus: „Allgemeines Choralbuch" (Lpz. 1820, mit über 1000 Melodien, darunter 306 eigene) u. „Grundregeln der Harmonie nach dem Verwechslungssystem" (Lpz. 1812). Seine Frau, eine geborene Valdesturla aus Pisa, machte sich zuerst in Italien als Sängerin vortheilhaft bekannt, war dann 6 Jahre lang als Kammersängerin beim Fürsten Esterhazy angestellt u. kam endlich nach Leipzig, wo sie 19 Jahre lang am Gewandhauskonzert engagirt blieb u. sich 1786 mit Sch. verheirathete.

Schichten (Gesteinsschichten) sind durch annähernd parallele Flächen begrenzte Gesteinsmassen; die Bildung aus Sch. od. die Schichtung ihrer Masse zeigen viele Gesteine, nam. die sedimentären. Den Durchmesser od. die Dicke der Sch., d. h. den rechtwinkligen Abstand der beiden Schichtungsflächen, bezeichnet man mit dem Ausdruck Mächtigkeit. Sehr häufig ist mit der Schichtung eine Parallelstruktur der einzelnen Theilchen der Gebirgsart verbunden, in welchem Falle man von Schieferung spricht. Viele Sch. befinden sich noch in der Lage, in welcher sie als sedimentäre Niederschläge aus dem Wasser entstanden sind, d. h. sie liegen horizontal; die darüberliegende Schicht ist dann jedesmal die jüngere, die darunterliegende die ältere; erstere wird das Hangende, letztere das Liegende genannt. Sehr häufig findet man jedoch auch, daß die Sch. nicht mehr in ihrer ursprünglichen Lage sich befinden, sondern daß sie auf gewaltsame Weise aus derselben gebracht worden sind; die Sch. können wie die Blätter eines Buches gehoben, geknickt, überstürzt, wellenförmig gewunden od. vielfach anders dislocirt sein. Die Bestimmung der Lage der Sch. ist für die geognostischen Disziplinen von großer Wichtigkeit; bei horizontalen Sch. bestimmt man natürlich blos die Mächtigkeit u., wenn es möglich ist, die horizontale Ausdehnung derselben; bei geneigt liegenden Sch. muß aber außerdem noch der Neigungswinkel der Schicht u. die Richtung der Neigung nach der Himmelsgegend ermittelt werden. Die Linie der größten Neigung der Schichtungsfläche wird die Falllinie genannt, die auf dieser rechtwinklig gezogene Horizontallinie die Streichlinie od. Streichrichtung. Unter dem Streichen einer Schicht versteht man daher die Lage ihrer Streichlinie gegen den Meridian des Beobachtungsortes, unter dem Fallen od. Einschießen einer Schicht die Lage ihrer Falllinie gegen die Horizontalebene des Beobachtungsortes. Zur Ausführung dieser Messungen dient der bergmännische Kompaß, der zur Ermittelung des Fallwinkels mit einem Gradbogen u. einem kleinen Pendel versehen ist. — Wenn eine Schicht bis zur senkrechten Richtung gehoben ist, so sagt man, sie „steht auf dem Kopfe" od. sie steht „saiger". Die Stelle, wo eine Schicht die Erdoberfläche schneidet, wo also ein rechtwinkliger od. schräger Querschnitt der Schicht entsteht, heißt, falls dieselbe eine geneigte od. horizontale Lage besitzt, ihr Ausgehendes; falls sie sehr steil aufgerichtet ist od. vertikal steht, der Schichtenkopf. Selten findet man nur eine Schicht von einer Gebirgsart, meistens befinden sich mehrere über einander, d. i. ein Schichtensystem. Liegen die Sch. alle gleichförmig, d. h. mit ihren Schichtenflächen parallel über einander, so spricht man von konkordanter Lagerung der Sch.; im Gegentheile, wenn die unteren Sch. eine andere Lage gegen den Horizont haben als die oberen, von diskordanter Lagerung.

Schick, Gottlieb, Historienmaler, ein würdiger Nachfolger von Carstens (s. d.) u. als solcher einer der Wiederhersteller der deutschen Kunst, geb. 15. Aug. 1779 zu Stuttgart; zeigte schon früh ein so entschiedenes Talent für die Kunst, daß sein unbemittelter Vater ihn in die Lehre zu Prof. Hetsch gab, der, sowie Dannecker, großen Einfluß auf ihn ausübte. 19 Jahre alt wanderte er nach Paris, das damals von dem Ruhme David's erfüllt war, aber obgleich er in mancher Hinsicht von ihm lernte, kehrte er doch, unbefriedigt von David's theatralischer Richtung, 1802 nach Stuttgart zurück u. zog 1805 nach Rom. Anfangs hatte er seine Stoffe aus der griechischen Mythologie u. dem Alten Testamente entlehnt, später wandte er sich ganz der schwärmerischen Romantik zu. Zu seinen Hauptwerken gehören die noch in Paris gemalte „Eitelkeit der Eva" u. die in Rom entstandenen „Saul u. David" (Museum in Stuttgart), das herrliche „Opfer Noah's" (im dortigen Schlosse) u. nam. sein Meisterstück aus dem J. 1809, „Apollo unter den Hirten" (Museum daselbst). Noch mit einem Bilde beschäftigt, das die erste Vorempfindung Christi von seinem Leiden u. von der durch dies Leiden erlösten Menschheit darstellen sollte, wurde Sch. von einem Herzleiden ergriffen, welches ihn zugleich mit Sehnsucht nach seiner Heimat erfüllte. Im Herbst 1811 dahin zurückgekehrt, starb er 11. April 1812.

Schicksal ist eigentlich der Inbegriff der äußeren Schickungen, welche auf den Lebenslauf eines Menschen od. eines ganzen Volkes ohne deren eigenes Zuthun bestimmend einwirken; in engerem Sinne auch das durch die Schickungen herbeigeführte Lebenslos; endlich, da die Gestaltung des Sch.s immer als eine von außen bewirkte gedacht wird, auch die dunkle Macht, welche das Geschick der Menschen u. Völker bestimmt. Dagegen beruht die Bezeichnung einzelner Schickungen u. Erlebnisse als „Sch.e" auf einem Vergessen der ursprünglichen Bedeutung des Worts. Die Anschauung über das eigentliche Wesen des Sch.s u. sein Verhältniß zu dem freien Willen des Menschen macht stets ein wichtiges Stück in der Weltanschauung der einzelnen Völker u. Menschen sowie in der der einzelnen Religionen u. philosophischen Systeme aus. Da ein unbedingter Einfluß des Menschen auf die Gestaltung seines Sch.s nicht zugegeben werden kann (denn die wichtigsten Ursachen derselben, wie die Geburt in einem bestimmten Lebenskreise, angeborne Begabung ꝛc., liegen außer seiner Macht), so drehen sich die Gegensätze der Weltanschauung immer um die Frage, ein wie großes Maß von Einfluß auf sein Sch. dem Willen u. Streben des Menschen eingeräumt sei. Wird ein solcher Einfluß vollständig geleugnet, so stellt sich die Schicksalsidee in der Form des Fatalismus (s. d.) dar. Dagegen wird das Sch. von der christlichen u. meist auch von der philosophischen Weltanschauung zwar gleichfalls unter den Gesichtspunkt einer göttlichen Lenkung od. sonstigen äußeren Bestimmung

verhält, jedoch ohne damit einen Antheil der menschlichen Freiheit an der Vorstellung des Sch.s zu leugnen. Ja, die höhere philosophische u. christl. Weltanschauung behauptet in gewissem Sinne die Unabhängigkeit des Menschen vom Sch., sofern sie als höchstes Ziel des sittlichen Strebens diejenige Reinheit u. Ruhe der Seele hinstellt, welche durch kein von außen hereinbrechendes Ereigniß getrübt od. gar vernichtet werden kann.

Schicksalstragödie heißt eine Tragödie, deren Held trotz aller Anstrengungen schließlich dem blinden Walten eines unentrinnbaren Verhängnisses od. Schicksals (s. d.) zum Opfer fällt (vergl. „Fatalismus“). Die Hauptvertreter der Sch. in Deutschland sind Müllner u. Zach. Werner, denen sich zum Theil Grillparzer, Immermann, Houwald u. A. anschlossen; persiflirt wurde diese ganze Richtung durch Platen.

Schidone od. Schedone (spr. Sk–), Bartolommeo, italien. Historien- u. Portraitmaler aus Modena, geb. 1559 (n. A. um etwa 10 Jahre später), gilt zwar für einen Schüler Ann. Caracci's, scheint sich aber mehr nach Correggio gebildet zu haben, den er jedoch bei seinem vorherrschenden Naturalismus nicht erreicht. Bedeutend ist er als Portraitmaler. Die meisten u. darunter manche der besten seiner Bilder besitzt das Museum in Neapel; zu seinen vorzüglichsten Arbeiten gehört auch sein Bild „Die Jünger in Emmaus“ im Belvedere zu Wien. In selbstverschuldeten traurigen Verhältnissen soll er 1615 in Parma gestorben sein.

Schiedam (spr. Sgiedam), Stadt mit 21,532 E. (nach den offiziellen Berechnungen für Ende 1875) in der niederländischen Provinz Südholland, ¾ Meilen westlich von Rotterdam am Einflusse des Flüßchens Schie in die Maas u. an der Eisenbahn Rotterdam-Haag gelegen, hat zwei reformirte u. zwei katholische Kirchen, eine Jansenistenkirche, eine Synagoge, eine Lateinschule, ein Theater (u. Konzerthaus Musis Sacrum genannt) 2c. u. ist Hauptort der Kornbranntwein- u. Geneverbrennereien: aus gegen 60 Mill. Kg Roggen u. Gerste werden in mehr als 200 Brennereien 300,000 Hl. Branntwein bereitet, von denen ¼ ins Ausland geht; mit den Trabern werden gegen 30,000 Schweine jährlich gemästet. Im Hafen laufen 5–600 Schiffe jährlich aus u. ein.

Schiedsrichter u. **Schiedsgericht.** Den Staatsbürgern steht es bei zwischen ihnen entfallenden Streitigkeiten frei, ob sie die Entscheidung derselben dem Richter überlassen u. deshalb einen Prozeß führen od. sich dem Ausspruch eines od. mehrerer Unparteiischen, welche sie selbst wählen, unterwerfen u. dadurch die Streitigkeit endgiltig zum Austrage bringen wollen, da ein derartiger Schiedsspruch (lat. laudum od. arbitrium) regelmäßig einem rechtskräftigen Erkenntnisse eines Gerichtes gleich zu achten ist. Die deutsche Reichscivilprozeßordnung enthält in dieser Beziehung nam. folgende Bestimmungen: die Vereinbarung, daß die Entscheidung einer Rechtsstreitigkeit durch einen od. mehrere Schiedsrichter (arbitri) erfolgen solle, hat insoweit rechtliche Wirkung, als die Parteien überhaupt berechtigt sind, über den Gegenstand des Streites einen Vergleich zu schließen. Sie muß sich aber stets auf ein bestimmtes Rechtsverhältniß u. die aus demselben entspringenden Rechtsstreitigkeiten beziehen. Im Zweifel hat jede Partei einen Schiedsrichter zu ernennen; die eine Partei kann die andere schriftlich auffordern, binnen einwöchiger Frist ihrerseits einen Schiedsrichter zu ernennen, unterbleibenden Falls ernennt ihn das zuständige Gericht. Von der getroffenen Wahl kann nicht wieder abgegangen werden. Der Schiedsvertrag verliert seine Kraft, wenn bestimmte Personen in demselben als Schiedsrichter namhaft gemacht sind u. diese das ihnen zugedachte Amt nicht übernehmen können od. wollen od. die Erfüllung ihrer Pflichten ungebührlich verzögern. Das Nämliche gilt, wenn sie den Parteien anzeigen, daß unter ihnen Stimmengleichheit sich ergeben habe. Vor Ertheilung des Schiedsspruchs müssen die Schiedsrichter die Parteien hören; im Uebrigen bleibt ihnen in Ermangelung einer Vereinbarung der Parteien die Bestimmung des Verfahrens nach freiem Ermessen überlassen. Der Schiedsspruch wird regelmäßig nach Stimmenmehrheit gefaßt. Aus dem Schiedsspruche findet Zwangsvollstreckung nur statt, wenn deren Zulässigkeit durch ein Vollstreckungsurtheil des Richters ausgesprochen ist.

schiefe Ebene, s. „Ebene“.

Schiefer (franz. schiste, engl. shist od. slate), mit diesem allgemeinen Namen bezeichnet man eine Menge verschiedener Gesteine, die sich sämmtlich dadurch auszeichnen, daß sie sich in dünne, annähernd ebene Platten spalten lassen, eine Folge davon, daß die Mehrzahl der Mineraltheilchen, aus denen sie bestehen, der Länge u. Breite nach eine größere Ausdehnung haben, als der Dicke nach, u. parallel zu einander angeordnet sind. Sch. ist demnach kein besonderes Gestein, sondern nur ein gewisser Strukturzustand der Gesteine, welcher mit schiefriger Struktur od. Schieferung bezeichnet wird. Man kennt daher sehr viele Arten von Sch.; die wichtigsten sind: Glimmer-, Urthon-, Thon-, Chlorit-, Talk-, Grauwacken-, Hornblende-, Kiesel-, Alaun-, Kupfer-, Mergelschiefer 2c. Gewöhnlich bezeichnet man mit Sch. kurzweg den Dachschiefer (s. d.).

Schieferthon, nicht zu verwechseln mit Thonschiefer, ist ein geschichtetes Gestein von gewöhnlich grauer bis graurschwarzer Farbe, welches aus einem verhärteten Thone, gemengt mit kleinen Glimmerblättchen u. Quarzstäubchen, besteht, häufig aber auch mikroskopisch kleine Theilchen anderer Mineralien, nam. Blättchen von Eisenglanz, enthält. Die graue Farbe rührt von einem Gehalte an Kohle her; ebenso findet sich häufig Schwefelkies darin. Die Sch.e sind hauptsächlich in der Steinkohlenformation mächtig entwickelt u. durch zahlreiche Ueberreste von Pflanzen, unter denen die Farrne eine hervorragende Rolle spielen, ausgezeichnet; aber auch in der Lias-, Wealden- u. Tertiärformation kommen die Sch.e vor. — Schieferletten sind rothe od. bunte Sch., wie sie im Rothliegenden u. in der Triasformation vorkommen; Brandschiefer sind von Bitumen durchdrungene Sch.e.

Schiefheit, s. v. w. Skoliose, s. unter „Orthopädie“.

Schiefner, Franz Anton, berühmter Erforscher der türkisch-tatarischen, mongolischen u. tibetanischen Sprachen, geb. 6. Juli 1817 in Reval; studirte 1836–40 in Petersburg die Rechte u. begab sich dann nach Berlin, wo er mehrere Jahre hindurch philologische, bes. orientalische Studien trieb; wurde dann Oberlehrer an einem Petersburger Gymnasium, 1852 Mitglied der dortigen Akademie u. 1863 deren Bibliothekar, 1865 zum Wirklichen Staatsrath ernannt. Von seinen linguistischen Arbeiten, die sich zum Theil anschlossen an die von ihm herausgegebenen Werke Castrén's (s. d.), nennen wir die Schriften über die samojedischen Sprachen (1851—55), über das Tungusische (1856), die Thuschsprache (1856), das Burätische (1857), das Kabalische u. Karagassische (1857), das Ostjakische (1858), das Jenissei-Ostjakische u. Kottische (1858), das Awarische (1862 u. 72), das Abchasische (1862), das Udische (1863), das Tschetschenzische (1864), das Kasikumükische (1866), das Hurkanische (1871) u. das Kürinische (1873). Auch hat Sch. das finnische Nationalepos „Kalewala“ ins Deutsche übersetzt (Helsingfors 1852) u. uns die „Heldensagen der minussinischen Tataren“ (Petersb. 1859) durch eine metrische Bearbeitung zugänglich gemacht.

Schielen (Strabismus), das, bedeutet eine Störung des Assoziationsverhältnisses zwischen beiden Augen, u. zwar so, daß, wenn das eine auf einen bestimmten Punkt gerichtet ist, die Gesichtslinie des andern an jenem Punkte vorbeigeht. Das Sch. ist nicht ein selbständiges Augenleiden, sondern lediglich ein Symptom, das verschiedenartige Ursachen haben kann. Thatsächlich ist es begründet in einer Spannungszunahme od. Verkürzung eines der Muskeln, welche die Bewegung des Augapfels bewirken. Dabei ist die Assoziation der Bewegungen beider Augen durchaus ungestört; das schielende Auge geht bei den Bewegungen im Wesentlichen ebenso von der Schielstellung aus u. kehrt in dieselbe zurück, wie das normal stehende Auge von der mittleren Stellung aus u. dahin zurückgeht. Der verkürzte Muskel bewegt das schielende Auge nach wie vor in gleicher Weise u. gleichem Maße, wie der ihm entsprechende Muskel das andere Auge. Man unterscheidet Sch. nach innen, Sch. nach außen, Sch. in einer der beiden genannten Richtungen u. gleichzeitig entweder nach oben od. nach unten. Reines Aufwärts- od. Abwärtsschielen kommt nur ausnahmsweise vor. Ferner spricht man von absolutem u. von relativem Sch., je nachdem es sich beim Sehen auf alle Entfernungen od. nur für eine gewisse Entfernung zeigt. Wichtiger ist die Unterscheidung zwischen dem einseitigen u. dem abwechselnden (alternirenden) Sch., wobei bald das rechte, bald das linke Auge sich in Schielstellung befindet. Unter den Ursachen des Sch.s spielen Weit- u. Kurzsichtigkeit die hervorragendste Rolle. Jene bedingt vorwiegend das Einwärts-, diese das Auswärtsschielen, doch kann unter besonderen Umständen auch ausnahmsweise der umgekehrte Fall eintreten. Daher tritt Sch. meist in der Jugend, im Beginn der Lernperiode auf. Begünstigt wird das Auftreten des Sch.s auf Grund jener Fehler durch Trübungen der brechenden Medien, länger dauernde Entzündungen des einen Auges, überhaupt durch alle Momente, welche die Funktionstüchtigkeit eines Auges beinträchtigen. Selbst erblich kann die Anlage zum Sch. in solchen Familien, in welchen Kurzsichtigkeit od. Weitsichtigkeit herrschen, mitunter mit letzteren übertragen werden. Einwärtsschielen kann in der ersten Zeit rückgängig gemacht werden durch das beständige Tragen einer korrigirenden Brille, durch genügende Entfernung der Augen von den Unterhaltungsgegenständen, Büchern 2c. sowie durch schwache Konkavbrillen, sofern Kurzsichtigkeit besteht. Auswärtsschielen ist wol nicht zu verhüten. — Ist einmal Sch. aufgetreten, so ist das abgelenkte Auge mittels einer sog.

Schielbrille unter Verschluß des anderen Auges täglich 1–2 Stunden separat zu üben. Wo die genannten Mittel das Sch. nicht aufhalten, führt nur noch die operative Behandlung zum Ziele. Diese besteht darin, daß die Sehne des verkürzten Muskels da, wo sie sich an das Auge ansetzt, durchschnitten wird. Der Muskel selbst, wie seine übrigen accessorischen Verbindungen mit dem Auge, bleibt also unversehrt, durch stärkere Kontraktion des entgegenwirkenden Muskels wird das Auge, wenn der Effekt der Operation genügend war, in die richtige Stellung gebracht, u. die losgetrennte Sehne des verkürzt gewesenen Muskels wächst einige Millimeter hinter der ursprünglichen Anheftungsstelle wieder von neuem an. In Fällen von hochgradigem Sch. wird dann wol auch die Sehne des entgegengesetzt wirkenden Muskels desselben Auges gleichfalls hart am Augapfel durchschnitten.

Schienbein (tibia), der Hauptröhrenknochen des Unterschenkels, nach oben mit dem Oberschenkelbeine gelenkig verbunden, nach unten mit der Fußwurzel; hat an der inneren Seite des unteren Endes eine Anschwellung, den „inneren Knöchel“, an seine äußere Seite legt sich das Wadenbein.

Schierling, s. „Conium“. **Schierlingstanne**, s. „Hemlocktanne“.

Schießbaumwolle (Schießwolle, Pyroxylin, Trinitrocellulose), eine explodirbare Substanz, wird bereitet durch Eintragen von gut gereinigter trockener Baumwolle in einer Mischung von Salpetersäure u. Schwefelsäure, sorgfältiges Auswaschen mit großen Mengen fließenden Wassers u. Trocknen des Präparates. Man erhält so einen Stoff, der sich im Aeußeren fast gar nicht von der gewöhnlichen Baumwolle unterscheidet u. sich nur beim Befühlen etwas rauher angreift; dennoch aber sind chemische Veränderungen mit der Baumwolle vorgegangen, indem Wasserstoff aus derselben ausgeschieden u. die aus der Salpetersäure entstandene Untersalpetersäure (NO_2) an die Stelle desselben getreten ist. Hierdurch hat die Substanz die Eigenschaft erlangt, bei starkem Schlag od. plötzlicher Erhitzung mit großer Gewalt zu explodiren. Ein anderweitiger Unterschied von der gewöhnlichen Baumwolle ist der, daß die Sch. sich in einer Mischung von Aether u. Alkohol zu einer klaren, durchsichtigen, dickschleimigen Flüssigkeit auflöst, während gewöhnliche Baumwolle in jener Mischung ganz unlöslich ist. Diese Lösung der Sch. in Aether-Alkohol ist das Kollodium (s. d.). Die Sch. wurde fast gleichzeitig von den Professoren Schönbein in Basel u. Böttcher in Frankfurt a. M. im J. 1846 erfunden u. von ihnen dem damaligen Deutschen Bunde als Ersatzmittel für das Schießpulver empfohlen. Es fanden auch 1846—51 zu Mainz u. Wien, später in England u. Frankreich Versuche statt, die jedoch das Resultat ergaben, daß das neue Präparat, weil in seiner Wirkung zu unsicher, für das Handgewehr sich nicht eigne; dagegen glaubte man dasselbe für grobe Geschütze gebrauchen zu können, u. es wurde in der That bei Wiener-Neustadt eine Fabrik für Sch. errichtet u. den beiden Chemikern ihre Erfindung mit einer nicht unbedeutenden Summe abgekauft. Die 1862 begonnene Umgestaltung der österreichischen Feldartillerie in gezogene Schießbaumwollen-Batterien wurde aber plötzlich wieder unterbrochen. Später benutzte man die Sch. nur noch als Sprengmittel für den Steinbruchbetrieb u. den Bergbau; jetzt ist dieselbe durch Dynamit verdrängt. Nur für das Torpedowesen findet komprimirte Sch. noch Verwendung.

Schießpulver, Pulver (franz. poudre, engl. gunpowder), eine mechanische, gekörnte Mischung (nicht chemische Verbindung) von Kohle, Schwefel u. Salpeter, welche zum Forttreiben von Geschossen, zu Sprengungen u. in der Feuerwerkerei gebraucht wird. Die Erfindung des Sch.s, die gewöhnlich dem Benediktinermönch Berthold Schwarz in Freiburg im Breisgau (um 1330) zugeschrieben wird, datirt aus einer weit früheren Zeit, u. es ist sehr wahrscheinlich, daß die alten Inder u. Chinesen die Ersten waren, welche dem Sch. ähnliche Mischungen in Gebrauch hatten, wenn auch nicht in gekörnter Form. In den Schriften von Marcus Gräcus, Albertus Magnus u. Roger Baco, also noch vor B. Schwarz, findet man schon eine vollständige Vorschrift zur Bereitung von Sch. Die Erfindung des gekörnten Pulvers fällt jedoch erst in die Mitte des 15. Jahrh., vorher bestand das Pulver nur aus einer mit der Hand hergestellten Mischung der Bestandtheile des Sch.s, die nur geringe Triebkraft entwickeln konnte u. beim Transport wegen der verschiedenen spez. Gewichte der drei Bestandtheile sich leicht wieder entmischen mußte. Die Herstellung des Sch.s geschieht in den sog. Pulvermühlen od. Pulverfabriken, welche sich die hierzu nöthige Holzkohle selbst bereiten, Schwefel u. Salpeter auf dem Wege des Handels beziehen. Der Salpeter darf keine Chlormetalle, der Schwefel keine schweflige Säure enthalten, aus welchem Grunde man niemals Schwefelblumen, sondern stets nur gepulverten Stangenschwefel zur Fabrikation des Sch.s verwendet. Von größter Wichtigkeit für die Beschaffenheit des Sch.s ist die Wahl der Kohle. Gewöhnlich benutzt man zur Herstellung der letzteren Faulbaumholz (Prunus Padus), doch kommt auch Erlen-, Pappeln-, Linden- u. Weidenholz zur Verwendung. Die Verkohlung geschieht entweder durch direkte Einwirkung der Flamme in Gruben, Meilern od. Kesseln, od. in geschlossenen Cylindern, ähnlich denen der Gasanstalten, bei möglichst niedriger Temperatur; auch wendet man hierzu neuerdings vielfach überhitzten Wasserdampf an, der auf der einen Seite in den mit entrindetem Holz gefüllten Cylinder tritt, u. auf der anderen Seite mit den Gasen u. anderen Zersetzungsprodukten [illegible] Holzessig, Theer etc. entweicht. Bei Anwendung [illegible] erhält man die rascher entzündliche, für Jagdpulver geeignete [illegible], während bei [illegible] die für Geschütze bestimmte, weniger leicht entzündliche Schwarzkohle erhalten wird. Die zur Fabrikation des Sch.s dienende Holzkohle muß nämlich immer noch etwas Wasserstoff u. Sauerstoff enthalten, darf daher bei nicht zu hoher Temperatur bereitet werden. — Das Zerkleinern od. Pulverisiren der Kohlen u. des Schwefels, jedes für sich, geschieht entweder auf Walzwerken od. in Pulverisirtrommeln; die früher allgemein gebräuchlichen Stampfwerke findet man nur noch selten. Den Salpeter erhält man gewöhnlich in genügend feiner Vertheilung als Salpetermehl.

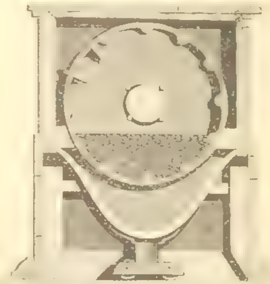
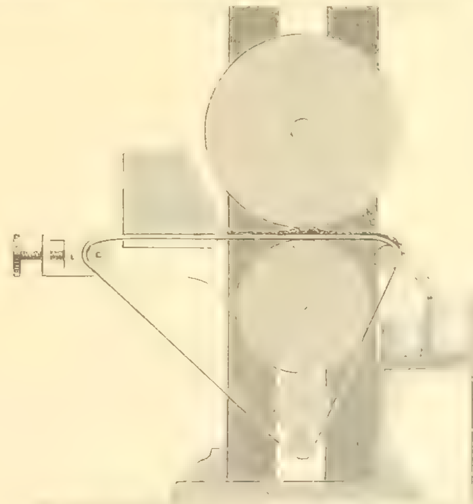


Fig. 4811. Mengtrommel.

Die Pulverisir- u. Mengtrommeln (s. Fig. 4811) bestehen aus einem horizontal liegenden Cylinder, der sich langsam um seine Achse dreht. Eine große Zahl Kugeln — für die Pulverisirtrommeln von Bronze, für die Mengtrommeln von hartem Holz — besorgen die Arbeit. Die aus den Trommel- u. Walzwerken hervorgegangene, gut gemengte Masse muß nun bei Anwendung von Trommel- u. Walzwerken verdichtet werden; bei Stampfwerken besorgen dies die Stampfen zugleich mit. Um diese u. die folgenden Operationen gefahrlos ausführen zu können, wird die Masse zuvor mit 8—10 % Wasser gleichmäßig angefeuchtet. In den preußischen u. französischen Pulverfabriken geschieht die Verdichtung durch Zusammenpressen der Masse zwischen zwei Walzen, von denen die untere von Holz, die obere von Bronze gefertigt ist. Zwischen beiden Walzen bewegt sich ein Tuch ohne Ende, auf welches auf der einen Seite der befeuchtete Satz gebracht wird, während derselbe auf der anderen Seite als harter Pulverkuchen zum Vorschein kommt, der wie Thonschiefer aussieht (s. Fig. 4812). In einigen Fabriken benutzt man auch hydraulische Pressen zum Verdichten der Masse. Hierauf folgt das Körnen der Pulverkuchen od. Stücke, welches auf verschiedene Weise ausgeführt wird. Am gebräuchlichsten ist die Congreve'sche Kornmaschine, welche aus geriefelten, gegen einander sich bewegenden Walzen besteht, u. die Kornmaschine von Lefebvre (s. Fig. 4813),



[illegible]

bei welcher schnell rotirende Scheiben von hartem Holze die Zerkleinerung u. Siebe von verschiedenem Maschendurchmesser die Sonderung des Staubes, des groben u. feinen Pulvers besorgen. Das Poliren u. Glätten des gekörnten Sch.s hat endlich den Zweck, die Oberfläche der Körnchen von allem Staub zu befreien u. die Körnchen gegen das Abreiben widerstandskräftiger zu machen. Es geschieht in ähnlichen Trommeln, wie das Mengen, nur mit dem Unterschiede, daß man keine Kugeln anwendet, sondern die Körner sich selbst an einander reiben läßt.

Dem Körnen folgt das Trocknen, Abstauben u. Sortiren. Ein gutes Sch. muß aus gleichmäßig großen, schieferfarbigen Körnchen bestehen; für Kanonen sind die Körnchen bedeutend größer; so hat z. B. das sog. engl. Pebble-(Kiesel-)pulver die Größe kleiner Kieselsteine, daher der Name. [illegible] hat man prismatisches Pulver, welches zuerst in Amerika angefertigt wurde u. aus regelmäßigen sechsseitigen Prismen besteht, die von sieben cylindrischen, der Achse des Prisma parallelen Kanälen durchzogen werden. Ein kleines Häufchen gutes Sch.pulver muß, auf weißem Papier entzündet, schnell verbrennen, ohne das Papier zu entzünden u. ohne einen merklichen Rückstand zu hinterlassen; schwarze Flecken auf dem Papiere deuten auf zu viel od. schlecht gemengte Kohle, brennt das Pulver Löcher in das Papier, so ist es feucht.

Das Mengenverhältniß der drei Bestandtheile ist bei den einzelnen Pulversorten nicht sehr verschieden, wie aus folgenden Zahlen hervorgeht, welche Durchschnittswerthe angeben.

	Salpeter	Kohle	Schwefel
Jagdschießpulver	77	13	10
Militärpulver	75	15	10
Sprengpulver	66	11	23

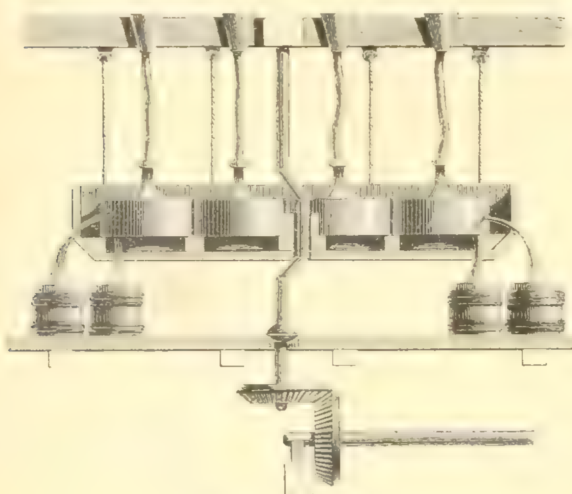


Fig. 1813. Körnmaschine.

Die Wirkung des Sch.s beruht darauf, daß es in Berührung mit einem glühenden Körper sich sogleich entzündet u. dabei eine beträchtliche Menge Gase entwickelt, die durch die hohe Temperatur noch bedeutend ausgedehnt werden. Geschieht die Entzündung in einem abgesperrten Raume, so äußern diese Gase einen großen Druck auf die Wände, sprengen diese auseinander, wenn sie fest sind, od. treiben dieselben, wenn ein Theil derselben beweglich ist, also z. B. die Kugel im Rohre, mit Gewalt fort. Die bei der Verbrennung des Sch.s entstehenden Gase sind hauptsächlich Kohlensäure, Kohlenoxydgas, Stickstoff u. etwas Schwefelwasserstoff; der feste, nicht verbrennliche Rückstand enthält u. A. kohlensaures u. schwefelsaures Kali. Bei der Verpackung, Versendung u. Aufbewahrung des Sch.s muß mit der größten Vorsicht verfahren werden u. sind hierbei überall polizeiliche Vorschriften maßgebend.

Schießscharte heißt jede Oeffnung in irgend einer Wand, einer Brustwehr 2c., durch welche man schießen kann. Sch.n sind selbstverständlich nur anwendbar da, wo der Feind an einen bestimmten Annäherungsweg gebunden ist, also im Festungskriege u. bei der Vertheidigung von Defilés, Dorfeingängen 2c.

Schievelbein, Friedrich Hermann, namhafter Bildhauer, geb. zu Berlin 18. Nov. 1817; besuchte die dortige Kunstakademie u. ging, kaum 20 Jahre alt, mit einem Dresdener Bildhauer nach Petersburg, wo er sich bei der Ausschmückung des Winterpalais u. den Skulpturen der Isaakskirche betheiligte, auch für eine Kirche in Helsingfors 6 Apostelgestalten schuf. 1841 erhielt er in Berlin den akademischen Preis u. den Auftrag zur Ausführung der Gruppe für die Schloßbrücke „Pallas unterrichtet einen Krieger in den Waffen", worauf dann eine Reihe von Arbeiten für das Opernhaus, die königl. Schlösser in Berlin u. Potsdam, das Palais des Kronprinzen, die neue Orangerie in Sanssouci, für das Dach des alten Museums (die Rosse den Pegasus tränkend) u. viele Portraitbüsten folgten. Eins seiner [illegible] Werke, zugleich das umfangreichste, ist der 65 m. lange Fries „Die Zerstörung Pompeji's" im Neuen Museum; von Bedeutung ist auch das Kolossalrelief am Ostportale der Dirschauer Weichselbrücke, dem bald nachher die Statuen des Hermann von Salza für die Nogatbrücke in Marienburg sowie Luther's u. Melanchthon's für die Universität Königsberg folgten. An der gänzlichen Vollendung des 1864 begonnenen Denkmals des Ministers v. Stein hinderte den Meister der Tod; er starb 6. Mai 1867; erst 1875 kam das Monument, gegossen von Gladenbeck, auf dem Dönhofsplatze in Berlin zur Aufstellung. Alle Werke Sch.'s, nam. aber die Reliefs, sind erfüllt von tiefer Charakteristik u. durchdrungen von einem seelenhaften Element, das den Meister vorzugsweise zum Lyriker in der Bildhauerkunst stempelte.

Schiff nennt man in der Kirchenbaukunst den für die Gemeinde bestimmten Theil der Kirche. Er besteht 1. aus dem Langschiff, das bei größeren Kirchen wiederum zerfällt in ein Mittelschiff u. in die durch Arkaden davon geschiedenen zwei, seltener vier Seiten- od. Nebenschiffe, in denen in der älteren Zeit eine Trennung der Geschlechter Statt fand, indem die Männer das südl., die Frauen das nördl. Seitenschiff einnahmen; 2. aus dem freilich nicht immer vorhandenen Querschiff od. Querhaus, das durch einen Mittelraum (die Vierung) u. durch die beiden Kreuzarme gebildet wird. Doch giebt es auch Kirchen, welche nur aus zwei gleich hohen Schiffen bestehen, z. B. in den Rheingegenden. Auch bei Profanbauten heißen Sch.e die einzelnen, durch Arkadenreihen gebildeten, neben einander liegenden Räume.

Schiff heißt jedes seetüchtige Fahrzeug, welches auf einem Kiel (s. d.) erbaut ist, bes. aber bezeichnet man als Sch.e die größeren, mit zusammengesetzten Masten (Stengen u. Bramstengen) u. mit Raaen (s. d.) versehenen Seefahrzeuge; doch spricht man auch von Flußschiffen, wenn solche Fahrzeuge durch Größe u. Ausrüstung im Stande sind, See zu halten. Je nach ihrem Zwecke richtet sich der Bau u. die Ausstattung der Sch.e, u. die beiden Hauptklassen, Kauffahrteischiffe u. Kriegsschiffe, umfassen sehr viele verschiedene Arten, deren Zahl sich noch bedeutend vermehrt, wenn man in der Entwicklungsgeschichte der Schiffsbaukunst weiter zurückgeht. Während ein Vollschiff 3 Vollmaste (Maste mit Stengen, Bramstengen u. Raaen) hat, besitzt eine Brigg nur zwei Vollmaste, ein Schoner nur einen Vollmast u. einen Barkmast. Von den Kriegsschiffen sind die größten Linienschiffe mit 3 od. 2 Kanonendecken; die Fregatten haben 2 Reihen Geschütze über einander, sind also, da die obere Reihe eine offene ist, Eindecker; dann folgen der Größe nach die Korvetten, Briggs, Schonerbriggs, Schoner u. Kutter, endlich die Kanonenboote. Zur besseren Charakteristik eines Kriegsschiffes pflegt man demselben noch die Stückzahl beizufügen, z. B. Linienschiff von 80, 92 2c., Fregatte von 44, 52, 54 Kanonen 2c. Der Schiffbau ist heute eine vollständig entwickelte, auf mathematischen Sätzen fest gegründete Wissenschaft, welche die Gestalt der Sch.e nach ihrem Zwecke, ob Transport-, Post- od. Kriegsschiff, bestimmt u. die Takelage u. innere Einrichtung regelt. Man unterscheidet Holzschiffe, Eisenschiffe, Panzerschiffe, je nachdem der Hauptbau aus Holz od. Eisen u. schließlich die Wände noch ganz od. theilweise mit eisernen Platten, Panzerplatten, zum Schutze gegen feindliche Geschosse gedeckt sind (vgl. „Panzerschiffe"). Der Schiffskörper wird auf einem dem Wasser nahe gelegenen Zimmerplatze, der Werft, auf hölzernen Schwellen u. Gerüsten, dem Stapel, aufgebaut. Der Stapel bildet eine schiefe Ebene, von welcher das Schiff, wenn sein Rumpf fertig ist, in das Wasser gleitet, Stapellauf. Auf dem Wasser findet der innere Ausbau, die Anbringung des Takelwerkes 2c. statt. Reparaturen an Sch.en werden in Docks (s. d.) vorgenommen. In der Schiffahrtkunde werden junge Leute zu Steuermännern u. Handelsschiffskapitänen auf den Schiffahrt- od. Navigationsschulen (s. d.) ausgebildet, deren nam. Deutschland viele besitzt, wie Memel, Danzig, Hamburg, Bremen 2c. Höhere Ausbildung, welche das ganze Gebiet der Wissenschaft umfaßt, giebt die Marine-Akademie in Kiel. England besitzt eine Marine-Akademie in Woolwich, Frankreich hat derartige Lehranstalten in Cherbourg, Toulon, St. Nazaire.

Schiffahrt. Die ersten Anfänge der Schiffahrt dürfen wir naturgemäß überall als dieselben ansehen. Die Beobachtung der Tragfähigkeit schwimmender Körper führte zu deren Benutzung, um trennende Wasserflächen zu überwinden. Nachdem man sich zuerst der Flöße bedient hatte, fand man, daß ausgehöhlte Körper eine größere Belastung vertrügen; dies führte auf die Erfindung der Boote, welche ihr Urbild im Einbaume heut noch erkennen lassen. Die treibende Kraft des Windes verlangte Segel, Masten u. Steuer, aber erst nachdem man sich von den Küsten weg auf das hohe Meer zu begeben u. Gut u. Leben dem Sch.e auf längere Zeit anzuvertrauen wagte, konnte die Schiffahrt eine systematische Ausbildung erlangen. Während die Phönikier als die ersten Seefahrer von Bedeutung, welche das Alterthum nennt, wol für die allgemeine Gestalt der Sch.e tonangebend waren, werden einzelnen anderen Völkern vom Ufer od. den Inseln des Mittelmeeres verschiedene

Erfindungen bei. zugeschrieben, so den Lydiern die Anwendung des Ankers, den Bewohnern von Thasos das Verdeck. Neben den Segeln u. wol vor diesen führte man Ruder, u. man vermehrte diese letzteren, so weit es nur immer gehen konnte, nam. bei den Kriegsschiffen. Dieselben führten Anfangs 2, 3 od. 4 Ruderreihen, die Karthager u. Römer hatten bereits 5, Alexander d. Gr. 10 u. Ptolemäos Soter 12. Außerdem armirte man die Kriegsschiffe ähnlich wie Festungen zu Lande; die Römer erfanden die Enterhaken u. Enterbrücken, wodurch sie ihre Uebermacht im Kampfe zu Lande Mann gegen Mann den Karthagern gegenüber zur Geltung brachten. Starke Schnäbel von Metall am Vordertheile des Sch.es, heutzutage zu gleichem Zwecke wieder bei den Panzerschiffen eingeführt, dienten zum Einrennen der Wände des feindlichen Sch.es. Das erste bekannte Beispiel für die Benutzung einer Flotte als Stütze für die Operationen des Landheeres finden wir in den Kriegen der Perser gegen Griechenland u. in Alexander's Zuge nach Indien 327, wobei ihm seine von Nearchos geführte Flotte große Dienste leistete. Die größte Seeschlacht des Alterthums war die bei Salamis 480 v. Chr. zwischen Xerxes von Persien u. Themistokles von Athen; mehr als 200 Jahre später erfochten die Römer unter Duilius, dem Erfinder der Enterbrücken, ihren ersten Seesieg über die Karthager bei Mylä. Zu jener Zeit baute man auch bereits Prachtschiffe, u. ist als Beispiel eines solchen die „Alexandreia" Abb. s. Bd. I S. 140 anzuführen, welche Hiero v. Syrakus an Ptolemäos II. von Aegypten schenkte, 264 v. Chr. Die Richtung der Seefahrten des Alterthums ging vorzugsweise nach Westen; nur die Sch.e König Necho's von Aegypten wandten sich auf ihren Ophirfahrten südwärts u. umfuhren, woran kaum zu zweifeln ist, sogar das Kap. Die Phönikier durchfuhren die Meerenge von Gibraltar, wandten sich zum Theil nach den Azoren, den Kanarischen Inseln, gelangten aber auch nordwärts bis nach England u. an die Küsten der Nordsee. Die Karthager sollen ebenfalls das Atlantische Meer befahren haben. **Im Mittelalter** treten die Italiener, Portugiesen u. Spanier in den Vordergrund. Daneben sind zu erwähnen die Araber, welche das Indische Meer bis zu den Malayischen Inseln auf ihren schnellsegelnden kleinen Sch.en beherrschten u. den Islam dorthin verbreiteten. Im Mittelmeer wurden ihrer die Italiener schließlich Herr. Von den Deutschen zeigten sich Friesen u. Sachsen frühzeitig in großartigen Unternehmungen zur See gegen Gallien u. Britannien. Im 5. Jahrh. setzten sich bekanntlich die Angelsachsen in Britannien fest u. gaben dem Lande seinen heutigen Namen England. Normannen, skandinavische Dänen u. Norweger, gehen bis Preußen u. Esthland, Faröer, Island, Grönland, wahrscheinlich auch schon nach Nordamerika; ferner auch in das Mittelmeer, nach Unteritalien, Sizilien. Als „Wikinge" unter ihren Seekönigen trieben sie den auch den meisten damaligen seefahrenden Völkern nicht ungewöhnlichen Seeraub. Die Gestalten der normannischen Sch.e vom 8.–12. Jahrh. zeigen zwei Haupttypen, den Drakar od. Drachen mit einem diesem Fabelthiere ähnlichen Bau u. den Sekkar od. das Schlangenschiff. Alle Normannenschiffe waren vorn u. hinten gleich, einige trugen auf dem Vordertheile ein Kastell für Schützen u. Schleuderer. Spätere skandinavische Sch.e hatten 1 Mast mit Segeln u. 4—5 Wandtaue; das Segelwerk war viereckig, während im Süden meist dreieckige Segel vorkommen. Als Steuer dienten 2 hinten rechts u. links angebrachte schaufelartige Ruder. Bei den Italienern, Spaniern 2c. finden wir im 12. Jahrh. die Galeen, Galionen, Galea grossa, Galeasse, Galeere (s. d.). — Ueber die Schiffsgestalten des 13. Jahrh. erfahren wir Näheres aus den Verträgen, welche Ludwig der Heilige mit Genuesern u. Venetianern abschloß, um die zu seinem Kreuzzuge nöthigen 1800 Sch.e zusammen zu bringen. Das zu dieser Flotte gehörige Sch. „Santa Maria" hatte 2 Verdecke, 2 Masten, eine Länge von 34 m., dreieckige, sog. lateinische Segel, wie sie allgemein im Mittelmeere üblich waren, u. besaß eine Bemannung von 110 Matrosen. Im 14. Jahrh. waren die Galeeren allgemein. Als die bedeutendsten Sch.e des 14., 15. u. 16. Jahrh. müssen die Carrequen angesehen werden, welche Anfangs 2, später 3 u. sogar 4 Masten führten, mit einer von 3 bis zu 7 steigenden Zahl von Verdecken versehen waren u. eine Tragkraft bis zu 400 Tonnen besaßen. Vorder- u. Hinterdeck hatten Kastelle, welche je 35—40 Kanonen führten. Von Deutschland wissen wir nur, daß Karl d. Gr. einen Seehafen angelegt u. eine Flotte begründet hatte, welche nach seinem Tode zerfiel.

Mit dem Auftreten der Hansa dagegen erscheinen wieder deutsche Kriegsschiffe auf dem Meere, die Orlogschiffe (Koggen) der Hansestädte, hochbordige Boote mit Knauf u. wunderlichen Knöpfen vorn u. hinten, einmastig, Steuer auf der Seite. Neben der Hanseflotte u. oft im Kampfe mit ihr hausten die unter dem Namen Vitalienbrüder (von Viktualien) u. Likendeeler (gleiche Theiler) bekannten Seeräuber unter der Führung eines Klaus Störtebeker u. Gottfried Michel. Wenn sie auch von Hamburg 1402 vernichtet wurden, so erschienen 1500 wieder friesische Seeräuber, welche die ganze Nordsee von Texel in Holland bis nach Jutland unter ihrem Führer, dem langen Peters u. Hörnum, durchkreuzten. Allen diesen unruhigen Köpfen wurden neue Ziele geboten durch die **Entdeckung von Amerika.** Die Sch.e, welche Columbus zu Palos zu seiner kleinen Flotte zusammenstellte, hießen „Santa Maria", „La Pinta" u. „La Nina". Sie gehörten der Gattung der sog. Caravellen an, ein Name, Anfangs für einfache Barken, welcher später auch auf größere Sch.e übertragen wurde. Die Caravelle hatte 4 Masten, zwei vorn u. zwei hinten, war sehr manövrirfähig, trug aber keine großen Lasten. Sie nahm 90 Mann auf. Ihre Schnelligkeit betrug $2\frac{1}{2}$ M. in der Stunde, u. Columbus brauchte mit seinen Caravellen von Palos nach San Salvador 70 Tage. Mit der Entdeckung von Amerika tritt das Mittelmeer in seiner Bedeutung gegenüber dem Atlantischen Ozean, dem nunmehrigen Tummelplatze aller Seeunternehmungen, naturgemäß zurück. Unter Vorantritt der Spanier nimmt die Schiffahrt einen ungeahnten Aufschwung, u. es entwickeln sich unsere heutigen Sch.e nach Gestalt u. Größe, dem Schauplatze ihrer Thätigkeit entsprechend, während man im Mittelmeer noch bis ins 17. Jahrh. hinein der seitherigen Bauart treu blieb u. neben den Segeln auch Ruder verwendete, was sich nam. an den türkischen Sch.en u. denjenigen der seeräuberischen Barbaresken-Staaten (Algier, Tunis u. Tripolis) zeigte, welche den Sch.en der Genueser u. Venetianer ähnlich blieben. Die türkischen Galeeren trugen auch einen langen Sporn am Bug. Bugspriet u. Kluver waren noch im 17. Jahrh. in ihrer großen Bedeutung für Wendungen, Manövriren u. Schnelligkeit der Sch.e nicht allgemein erkannt. Man fand in dieser Zeit noch viele Sch.e mit 3 u. 4 Masten, deren jeder nur 1 Segel trug, daneben noch Ruderbänke u. Citadellenüberbaue auf Bug u. Spiegel. — Daß der großartigen Entdeckung, welche sich an den Namen des Christoph Columbus knüpft, eine Reihe von Seefahrten u. Arbeiten auch auf dem Gebiete der reinen Wissenschaften vorausgehen mußte, welche in ihrer Gesammtheit schließlich zu dem genannten großen Ergebniß führten, ist selbstverständlich. Unter Hinweis auf die einschlägigen Artikel des Konversationslexikons führen wir hier nur an die Erfindung des Kompasses im 14. Jahrh., die Erfindung der Uhren, die Arbeiten des Nürnberger Patriziers Martin Behaim (Mitte des 15. Jahrh.) u. des Duisburger Gerhard Kremer, genannt Mercator, auf dem Gebiete der Kartographie, die Entdeckungen, welche durch den portugiesischen Prinzen Heinrich den Seefahrer seit 1416 an Afrika's Küsten veranlaßt wurden u. durch Bartholomäus Diaz zum Kap der guten Hoffnung u. schließlich durch Vasco de Gama erst nach Columbus 1494 zur Auffindung des Seeweges nach Ostindien führten. Auf Columbus folgen nun Amerigo Vespucci 1497, Sebastian Cabot, Cabral, Balboa, der Portugiese Magelhaens als erster Weltumsegler, Ferdinand Cortez, Franz Pizarro, die deutschen Handelsherren Welser aus Augsburg mit ihren Kolonien in Venezuela. 1553 machen dann die Engländer Willoughby u. Chancellor Entdeckungsversuche in nördl. u. nordwestl. Richtung, 1594—96 folgt Barent in dieser Richtung u. in der Absicht, um die Nordküste Asiens herum Amerika u. Indien zu erreichen. Die Nordpolfahrten unserer Tage haben diesen Plan aufgegeben u. dienen mehr nur wissenschaftlichen Zwecken, deren Einfluß auf praktische Ziele mit der Zeit sicher zu Tage treten wird. — Englands Seemacht beginnt mit der Mitte des 16. Jahrh. u. datirt von der Zerstörung der großen spanischen Flotte, der Armada (s. d.). Schon 1503 wurde das große engl. Kriegsschiff, der „Great Harry", in Portsmouth vom Stapel gelassen. Man baute nunmehr große Dreidecker mit 4 Masten, hohen Vorder- u. Hinterkastellen u. sehr starker Geschützzahl, letzteres nam., nachdem durch den Franzosen Decharges die Stückpforten erfunden waren. Engländer u. Holländer treten jetzt unter den Entdeckern u. Weltumseglern hervor, u. A. Franz Drake, Schouten, Jakob le Maire 1615 bis 1617, Tasman, der Entdecker von Tasmanien in der Südsee 1642; Davis 1585 u. Baffin 1615, berühmt durch ihre Fahrten nach dem Norden Amerika's. Engländer, Franzosen u. Holländer dringen nun auch in das Innere der entdeckten Länder ein u. heben dadurch Handel- u. Seeverkehr, indem sie viele Kolonien zur Ausnutzung dieser Länder gründen. Spanier u. Portugiesen müssen vor diesen Bestrebungen zurückweichen. Mit der Zeit werden diese Kolonien, wenn auch nicht ganz unabhängig von dem Mutterlande, wie die Amerikanische Union, so doch fast zu eigenen Reichen mit mehr od. weniger abgesonderter Verwaltung, wie die engl. u. holländ. Besitzungen in Indien. — Die traurigen Folgen des Dreißigjährigen Krieges hatten Deutschland verhindert, an diesem allgemeinen Aufschwunge Theil zu nehmen. Nur der Große Kurfürst von Brandenburg bemühte sich, nach der Erwerbung der Seehäfen Königsberg u. Pillau, um Gründung einer preuß. Flotte. Es gelang ihm auch, in Verbindung mit den Holländern an der Goldküste in Afrika Fuß zu fassen (s. „Ahanta"). Die Seemacht der Holländer selbst wurde durch den Seekrieg mit England gebrochen, in welchem sie 1654 unterlagen u. die auf Cromwell's Veranlassung vom Parlament 1651 beschlossene

Navigationsakte (s. d.) anerkennen mußten. Englands Herrschaft zur See war von da unbestritten, u. in neuester Zeit ist noch kein Versuch gemacht worden, ob diese Uebermacht noch thatsächlich besteht. Im Schiffsbau schritt man immer weiter vorwärts, indem man immer größere Fahrzeuge baute (17. u. Anfang des 18. Jahrh.), so den „König der Meere", den „Ozean". Der Kluver wurde jetzt allgemein eingeführt, die Masten wurden höher u. von unten bis oben mit Segeln bedeckt. Holländer, Engländer u. Franzosen gingen nun dem Monopole, welches sich die Spanier noch auf der westl. Hälfte unseres Planeten zuschrieben, immer mehr zu Leibe, offen u. durch Schmuggel, nam. mit Hülfe der unter dem Namen Flibustier od. Bukanier (s. „Flibustier") bekannten großen Seeräuberbanden. Diese hörten nach dem Frieden zwischen England u. Spanien nach u. nach auf. Das Seeräuberwesen im Mittelmeere, welches sich gegenüber dem Sinken der ital. Seemächte, nam. in den Barbareskenstaaten, trotz der Züge eines Karl V. gegen Tunis u. der steten Kämpfe der Johanniter Ritter auf Malta, so ausgebildet hatte, daß viele Staaten einen ständigen Tribut an diese Räuber zahlten, wurde erst durch die Eroberung Algiers durch die Franzosen 1830 vernichtet. Dagegen steht in den ostasiat. Gewässern der Seeraub noch in voller Blüte. Malayische Fürsten begünstigen ihn als eine Art Rachekrieg gegen ihre europäischen Unterdrücker. Nebenbei bringt der Raub, so lange europ. Kaufleute in chinesischen Städten die geraubten Gegenstände kaufen, auch einen ganz leidlichen Erwerb, u. darauf gehen nam. die chinesischen Seeräuber aus, welche in ihren Dschunken, eben so wie die Malayen in ihren Prahu genannten Schiffen, dem Handel in den ostasiat. Gewässern viel zu schaffen machen. — Die Entdeckungsreisen wurden im 18. Jahrh. fortgesetzt. Besonders hervorzuheben sind auf diesem Gebiete der ehemalige Flibustierführer Dampier, welcher im Dienste der engl. Admiralität reiste, der Neapolitaner Carreri, welcher, entgegen der seitherigen Weise, die Welt zum ersten Male von Westen nach Osten umreiste, dann Samuel Wallis, Bougainville u. A. in der Zeit von 1708—69. Der berühmteste engl. Seefahrer des 18. Jahrh. war Cook (s. d.), welcher Australien od. Polynesien entdeckte. Auf Cook folgt wieder eine ganze Reihe Erdumsegler, unter denen wir den Franzosen La Pérouse, die Russen Krusenstern u. Kotzebue u. endlich auch den Kapitän Harmsen nennen, welcher mit dem Schiffe „Mentor" der preuß. Seehandlung von 1822—24 die Welt umsegelte. Japan u. China, diese alten Kulturländer, wurden, ersteres durch den amerikan. Commodore Parry 1854, letzteres durch den Opiumkrieg der Engländer 1841 u. schließlich durch den auf den Krieg mit dem verbündeten England u. Frankreich folgenden Frieden von Peking 1860, zur Aufgabe ihres Absperrungssystems gezwungen. — Den durch alle diese Ereignisse gesteigerten Anforderungen des Verkehrs konnten die Segelschiffe nicht mehr genügen, wenn man sich auch in Größe derselben immer mehr überbot. Die Erfindung der Dampfschiffe (s. d.), von denen das amerikan. Boot „Savannah" das erste war, welches 1819 den Ozean von Amerika nach England durchschnitt, halfen dem Bedürfnisse nach schnellerer u. von der Witterung mehr unabhängiger Beförderung ab. Die Schiffsbaukunst hatte durch den seit 1815 auf längere Zeit gesichert erscheinenden Frieden große Fortschritte gemacht. In den Kriegen unserer Zeit, z. B. in den Orientkriegen 1828—29 u. im Krimkriege 1853—55, erschienen Linienschiffe, wie der „Wellington", Flaggschiff des Admirals Napier, welche alles Frühere von der „Alexandreia" u. dem „Bucentauro" bis zum „König der Meere" weit hinter sich ließen. Aber schon im Krimkriege erschienen als Vorläufer der Panzerschiffe gepanzerte Batterien, u. heutzutage berechnet man den Werth einer Kriegsflotte nur nach der Zahl ihrer Panzerschiffe (s. d.).

Schiffahrtsvertrag. Den Hindernissen, welche eine selbstsüchtige Politik der Benutzung von Strömen u. dem Seeverkehr zu bereiten vermag, suchen eigne Verträge zwischen den Uferstaaten u. den Seemächten zu begegnen. Es werden darin die Befreiung, Ermäßigung od. minder belästigende Erhebung von Zöllen (wie z. B. in den vormaligen Rhein- u. Elbschiffahrtsverträgen), eine gleichmäßige od. wenigstens schonende Behandlung der beiderseitigen Staatsangehörigen hinsichtlich der Lootsengebühren, Hafen- u. Leuchtthurmsgelder sowie der Küstenschiffahrt bedungen. Gewöhnlich sind Sch.e mit Handelsverträgen verbunden.

Schiffbruch, s. „Rettungswesen".

Schiffbrücken od. Pontonbrücken, s. „Ponton".

Schifferinseln od. Samoa Inseln, austral. Inselgruppe, zu Polynesien gerechnet, zwischen 165 u. 174° westl. L. von Greenwich u. 12—27° südlicher Breite, besteht außer aus zahlreichen, weit zerstreuten Riffen u. Bänken hauptsächlich aus vier größeren u. vier kleineren Inseln, deren Gesammtareal auf 54,68 □M. mit 36,800 E. angegeben wird. Es sind hohe Inseln, vulkanischen Ursprungs, deren Krater erloschen scheinen, die aber erst 1866 wieder am 7. Sept. durch den Ausbruch eines submarinen Vulkans zwischen den Inseln Ofu u. Olosenga ihre Natur verriethen.

Erklärung der Buchstaben u. Zahlen der zum Artikel „Schiff" gehörigen Illustration.

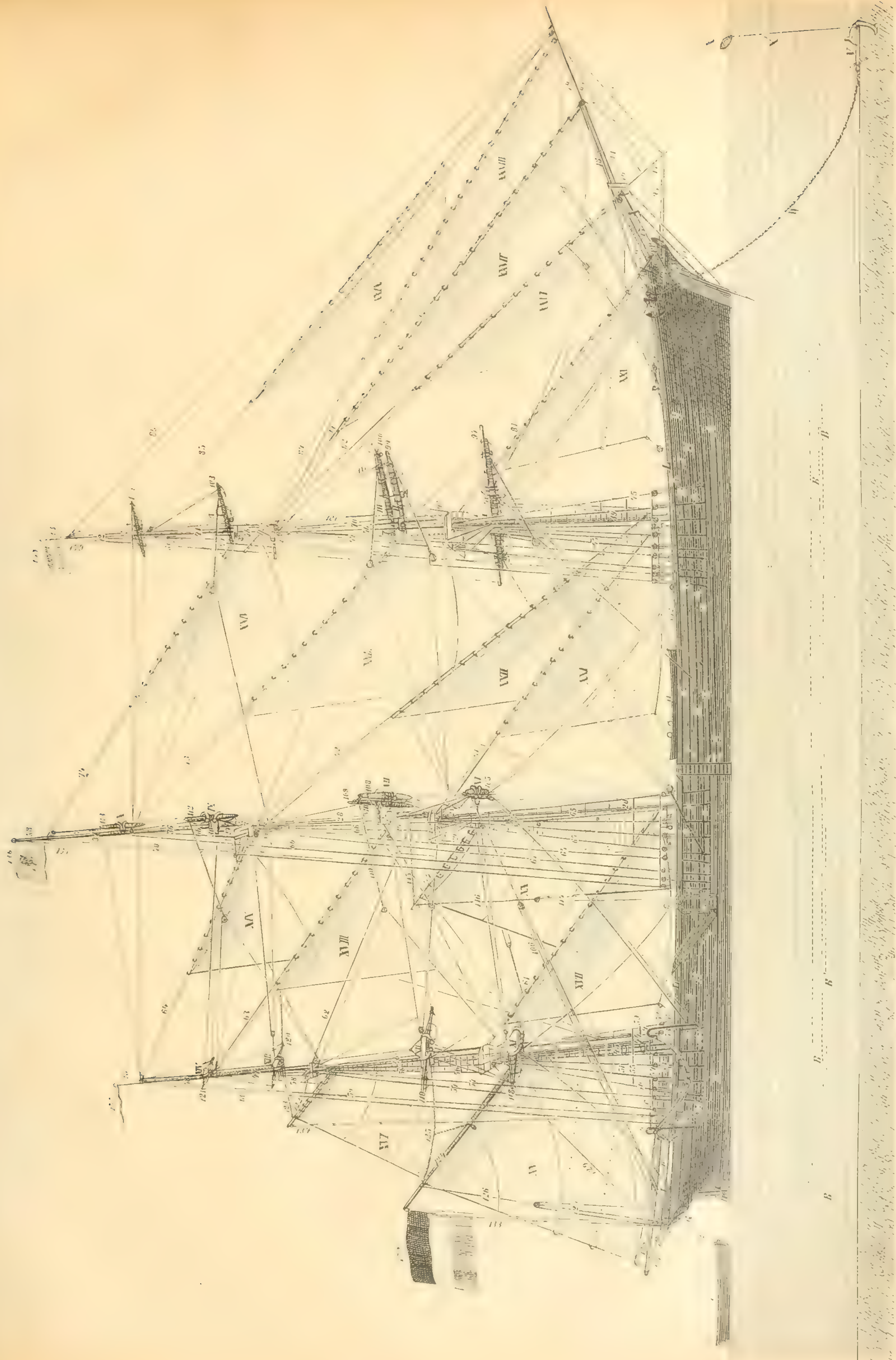
A Unterschiff
B Kiel.
B' Loser Kiel
C Vordersteven
D Gallion mit Verzierung
E Hintersteven
F Ruder
G Heck od. Spiegel
H Schanzdeck (Schandeckel).
I Schanzkleid, Verschanzung
K Regeling
L Bastardregeling, Barkhölzer, Finknet
M Besans- od. Kreuzrüsten
N Püttinge der Besans- (Kreuz-) wanten u. Pardunen
O große Rüsten.
P Püttinge der Großwanten u. Pardunen.
Q Fockrüsten
R Püttinge der Fockwanten u. Vorpardunen.
S Raaenbret
T Krahnbalken.
U Pflichtanker.
V Taglicher Patent Anker.
W Ankerkette
X Ankerboje
X' Bojereep
Y Ankerlinie
Y Seitenlinien
Z Speigaten

1 Gig.
2 Fangleine der Gig
3 Bratspillbaum
4 Boot david
5 Boots-taljen od. takel
6 Streckkette der Boot-davids.
7 Achterguy der Boot-davids
8 Vorguy der Bootsdavids
9 Schenkelkette für unteren Fockbrassenblock
10 Kajüte
11 Gierboot
12 Roof (Logis für die Mannschaft mit Kochhaus)
13 Gallionsbret
14 Ausleger im Klüverbackstagen (erhöht die Länge Raa.
15 Bugspriet
16 Eselshoofd des Bugspriets.
17 Stampfstock
18 Klüverbaum
19 Außenklüverbaum.
20 Großmast
21 Back des Großmastes (stützt.
22 große Langsahling (auf ihr ruht
23 Großmars
24 Top des Großmastes
25 großes Eselshoofd
26 Püttinge der Groß-Stengwanten, Großmarsputtinge.
27 Fuß der Großstenge
28 Heiß der Großstenge
29 Top der Großstenge
30 Groß-Bramstengs-hoofd
31 Langsahling. Großbramsahling
32 Dwarssahling, Großbramsahling
33 Ausleger (Stütze für Bram- u. Royal-pardun).
34 Großbramputtinge
35 Fuß der Großbramstenge.
36 Heiß der Großbramstenge
37 Großoberbram od. royalstenge
38 Großroyal-flaggentop.
39 Fockmast.
40 Vorstenge
41 Vorbramstenge
42 Vorroyalstenge
43 Vorroyal-flaggentop
44 Besans- od. Kreuzmast
45 Schnaumast
46 Kreuzstenge
47 Kreuzbramstenge.
48 Kreuzroyalstenge.
49 Kreuzroyal-flaggentop
50 Besans- od. Kreuzwanten mit
51 Webeleinen
52 Juffern od. Jungfern
53 Tal- od. Taljereepen
54 Spreelatte.
55 Wegweiserlatte (für laufendes Tauwerk)
56 Kreuzstengwanten mit Webeleinen
57 Kreuzstengpardunen
58 Kreuzbramwanten
59 Kreuzbrampardunen
60 Kreuzroyalpardunen.
61 Besans- od. Kreuzstag.
62 Kreuzstengstag
63 Kreuzbramstag
64 Kreuzroyalstag
65 Großwant mit Webeleinen, Juffern, Taljereepen, Spreelatte u. Wegweiserlatte.
66 Großstengwanten mit Webeleinen
67 Großstengpardunen.
68 Großbramwanten
69 Großbrampardunen.
70 Großroyalpardunen.

71 Großstag.
72 Großstengstag.
73 Großbramstag
74 Großroyalstag.
75 Fockwant mit Webeleinen, wie 65.
76 Vorstengwant mit Webeleinen.
77 Vorstengpardunen.
78 Vorbramwanten
79 Vorbrampardunen
80 Vorroyalpardunen
81 Fockstag
82 Vorstengstag
83 Klüverleiter
84 Außenklüverleiter.
85 Vorbramstag
86 Vorroyalstag
87 Wasserstag des Bugspriets.
88 Bugstag
89 Laufstag
90 Waterstagen mit Taljereepen
91 Klüverstampfstag
92 Außenklüverstampfstag.
93 Stampfstockachtergeien.
93* Klüverbackstagen
94 Pferd zum Klüverbaum (Klüverpferd)
95 Pferd zum Außenklüverbaum (Außenklüverpferd)
96 Fockraa
97 Voroberleesegel
98 Tragstange zur Voruntermarsraa
99 Voruntermarsraa
100 Vorobermarsraa
101 Vorobermarsfallsdrehreep.
102 Vorbramleesegel
103 Vorbramraa
104 Voroberbramraa, -royalraa.
105 Großraa
106 Großbraß.
107 Tragstange zur Großuntermarsraa.
108 Großuntermarsraa.
109 Großobermarsraa
110 Großobermarsbrassenschenkel
111 Vormarstoppenant
112 Großbramraa
113 Großroyalraa.
114 große Gaffel.
115 Hanger der Großgaffel
116 Großgaffelgeerdenschenkel.
117 Großgaffelgeerd.
118 Bagienraa.
119 Kreuzraa
120 Kreuzbramraa
121 Kreuzroyalraa
122 Gaffeltopsegelsgaffel
123 Hanger der Gaffeltopsegelsgaffel
124 Besansgaffel
125 Besanspiekfall. Das Klaufall ist durch die Kreuzwanten etc. verdeckt
126 Schenkel der Besansgeerden.
127 Besansgeerden.
128 Besansbaum.
129 Besansbaumdirk.
130 Besansbaumschoot.
131 Besansbaumgeerden mit Schenkel.

I Fock.
II Voruntermarssegel
III Vorobermarssegel
IV Vorbramsegel
V Vorroyal (Oberbram-) segel
VI Großsegel
VII Großuntermarssegel
VIII Großobermarssegel.
IX Großbramsegel.
X Großroyal
XI Bagiensegel.
XII Kreuzsegel.
XIII Kreuzbramsegel (Grete).
XIV Kreuzroyal
XV Besan
XVI Gaffelsegel
XVII Kreuzstagsegel
XVIII Kreuzbramstagsegel.
XIX Kreuzroyalstagsegel.
XX Großtreisegel, Barksegel, Schnausegel.
XXI Großstagsegel, Deckschwabber.
XXII Großstengstagsegel
XXIII Großbramstagsegel.
XXIV Großroyalstagsegel.
XXV Stagfock
XXVI Vorstengstagsegel
XXVII Klüver
XXVIII Außenklüver
XXIX Vorbramstagsegel, Jager

132 Deutsche Flagge.
133 Flaggenleine der Gaffel
134 Flaggenleine der Gaffeltopsegelsgaffel
135 Windfahne, bleibt in See stets oben.
136 Kontorflagge des Rheders.
137 Flaggenleine des Großtop.
138 Lootsenflagge.
139 Flaggenleine im Vortop



Die Sch. gehören zu den merkwürdigsten Inseln der Südsee. Von den Bergen, die sich meist im Mittelpunkt der einzelnen Inseln befinden u. bis zum Gipfel mit Bäumen bewachsen sind, senkt sich das Land in sanften Terrassen zur Küste herab; große Ebenen u. weite Thäler liegen dazwischen, die fruchtbar (Kokospalmen, Yam, Taro u. Brotfruchtbäume gedeihen hier herrlich), gut angebaut u. mit Wohnungen dicht besäet sind. Die Hauptgruppe, die sich von WNW. nach OSO. dehnt, beginnt im W. unter 14° südl. Br. mit der größten, am wenigsten fruchtbaren u. relativ am schwächsten bewohnten Insel Sawaii (nach E. Graeffe's Angabe 659 engl. □M. mit 12,530 E., 1874). Sie ist ohne Hafen u. Ankerplatz, hat aber den höchsten Berg auf allen Inseln mit gegen 1800 m. Höhe u. mehrere erloschene Vulkane. Im OSO. davon liegt die Hauptinsel Upolu, 335,6 engl. □M., die fruchtbarste u. schönste mit 16,568 Eingeborenen u. wenigstens 2000 Fremden, mit dem Pik Tafua, 650 m. hoch, u. dem sehr günstigen Hafenort Apia, wo ein engl. u. ein deutscher Konsul residiren, eine engl. Missionsgesellschaft ihren Sitz hat u. infolge der Niederlassung vieler Europäer sich ein reger Handelsverkehr entwickelt; besonders legen zahlreiche Walfischfänger hier an. Auf der kleinen Nachbarinsel Apolima ist ein Kratersee Namens Lauto bemerkenswerth. Südöstlich zieht sich von SW. nach NO. die dritte größere Insel, Tutuila, 52,2 engl. □M., 3746 Eingeborene u. etliche Hundert Fremde, mit dem sicheren Hafen Pangopango, den 1871 die Nordamerikaner in Besitz



Nr. 4815. Häuptling von den Schifferinseln mit Familie. (Nach einer Originalphotographie.)

genommen haben u. von dem aus sie das Protektorat über die ganze Gruppe beanspruchen. Die östlichste größere Insel ist Mannatele mit dem Hauptort Tau u. der Massacrebai, wo La Pérouse 1787 ein Dutzend seiner Leute verlor. Von den noch übrigen drei kleineren, Manono, Ofu u. Olesenga, haben die beiden letzten mit dem südöstl. davon liegenden Mannatele zusammen 1500 Eingeborene; sie werden auch zusammengefaßt unter dem Namen Mannagruppe. Die Bewohner, die hellfarbigsten der Ozeanier, sind den Tonganern sehr ähnlich, gleich diesen die größten Völkerstämme der Erde (durchschnittlich 1930 mm. hoch), u. zeichnen sich durch auffallend kleine Hände aus; sie sprechen einen Dialekt der Tongasprache, gehen fast ganz nackt, tätowiren sich, zeigen in ihren schön gebauten Kähnen außerordentliche Rudersertigkeit, treiben Fischerei, zeigen nam. im Flechten von Matten aus Pandanusblättern großes Geschick u. wohnen in wohlgebauten Hütten u. Dörfern. Ihre Waffen sind Schleuder u. Keule; beherrscht werden sie von zahlreichen kleinen Häuptlingen; seit 1830 haben sie fast sämmtlich das Christenthum angenommen, u. zwar zum größten Theil nach protestantischer Konfession. Es giebt zahlreiche höhere u. niedere Schulen u. Seminare zur Ausbildung eingeborener Lehrer; fast die ganze Bibel u. die verschiedensten Unterrichtsbücher sind in ihre Sprache übersetzt u. gedruckt worden. Entdeckt ist die Inselgruppe 1722 von dem Holländer Roggenween, zuerst genauer erforscht von Bougainville 1768.

Schiffshalter, Schildfisch, Echeneïs, ein kleinschuppiger u. kleinflossiger Seefisch, der auf seinem flachgedrückten Kopfe eine durch aufrichtbare Querplatten in Felder getheilte ovale Saugscheibe trägt, womit sich der schlechte Schwimmer an Fische, bes. Haie, auch Schiffe festsaugt, ohne indeß, wie solches im Alterthume geglaubt wurde, ein Schiff im Laufe aufhalten zu können. An der Küste von Afrika u. Madagascar soll man ihn zum Fischfang, in den Gewässern von Cuba zum Schildkrötenfang benutzen, indem man ihn durch ein Tau am Schwanze festhält. Der im Mittelmeer u. an den Küsten Englands heimische Schildfisch (E. remora) ist blos fußlang, während der Kopfsauger des Atlantischen u. Stillen Weltmeeres (E. naucrates) eine Länge bis zu 2 m. erreicht.

Schiffspfund, franz. chippond, engl. shippound, holländ. schippond, dän. skippund u. schwed. skeppund, war ein Rechnungsgewicht beim Waarenhandel, hauptsächlich aber für das Frachtwesen, eingetheilt in 20 Liespfund à 14, 16, 20 Pfd. od. à 8 Kg. In Preußen u. Sachsen rechnete man es zu 3 Ctrn.

Schiffsschraube, s. „Schraube“.

Schiff und Geschirr, alle zur Betreibung der Landwirthschaft erforderlichen Geräthe u. Gegenstände, das ganze Inventar, bes. das Fuhrwerk u. seine Bespannung.

Schiiten, Sektirer, s. „Mohammedanismus“ unter „Religion“.

Schikaneder, Emanuel Johann, Schauspieldirektor u. Verfasser zahlreicher Bühnenstücke, von denen aber nur die Oper „Die Zauberflöte“ durch Mozart's Musik seinen Namen auf die Nachwelt gebracht hat. Geb. 1751 zu Regensburg, sah er sich schon als Knabe darauf angewiesen, durch Singen u. Geigen sich seinen Unterhalt zu erwerben. Nachgehends ging er unter die Schauspieler, trat im rezitirenden Drama sowol wie im Singspiel (nam. als Baßbuffo) auf, wurde später Direktor einer Schauspielergesellschaft, die in verschiedenen Städten Oesterreichs u. Bayerns Vorstellungen gab, u. kam endlich auch nach Wien; gründete hier, nachdem er verschiedene, bereits existirende Bühnen geleitet, das Theater an der Wien (1801 eingeweiht) u. starb nach mancherlei Wechselfällen 21. Sept. 1812 in Dürftigkeit. Seine durchweg mittelmäßigen Schau-, Lust- u. Trauerspiele erschienen als „Theatralische Werke“ (Wien 1792). Auch soll er komponirt u. nam. zu der Operette „Die Lyranten“ (in der er seine eigenen Jugendschicksale schilderte) die Gesänge selber gesetzt haben.

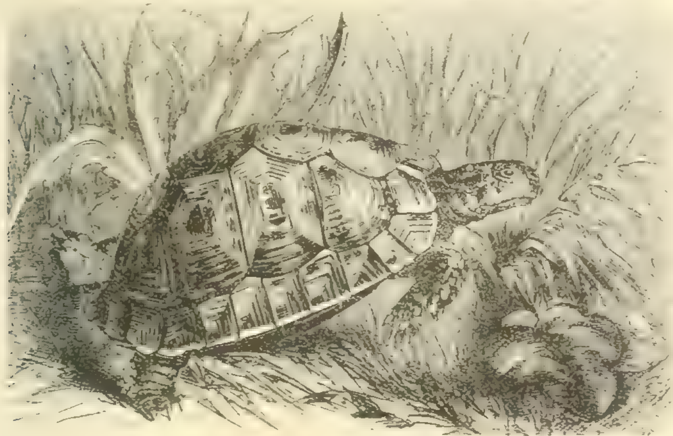
Schild, eine seit den ältesten Zeiten gebräuchliche Vertheidigungswaffe. Bei den Griechen war er Anfangs von ovaler Form u. so groß, daß er fast den ganzen Mann schützte, später gewöhnlich kleiner in kreisrunder Form als argivischer od. dorischer Sch., ἀσπίς genannt, der den Krieger höchstens bis zum Knie deckte. Die Böotier hatten ovale Sch.e, in der Mitte der beiden Langseiten mit einem halbkreisförmigen Einschnitt. Alle diese nach außen mehr od. weniger gewölbten Sch.e bestanden aus mehreren Lagen von Ochsenhäuten, darüber eine Metallplatte mit Nägeln befestigt, deren Köpfe Buckeln bildeten; der im Mittelpunkt des Sch.es befindliche, meist reich ornamentirte, hieß der Schildnabel (ὀμφαλός). Daß es im hohen Alterthum auch massive eherne Rundschilde gab, die oft kunstreiche Bildwerke hatten, beweist die Beschreibung des Sch.es des Achilleus in der Ilias u. der Sch. des Herakles bei Hesiod. Auf der Oberfläche des Sch.es befand sich oft ein willkürlich gewähltes od. die Nationalität des Trägers bezeichnendes Emblem. Erst nach der infolge der Perserkriege eingetretenen Umgestaltung des griech. Heerwesens kam der halbmondförmig gestaltete Sch., Namens πέλτη (daher die mit solchem Sch. Bewaffneten Peltasten hießen) auf, aus Holz od. Weidengeflecht mit ledernem Ueberzuge, der auch die gewöhnliche Schutzwaffe der Amazonen (s. Bd. I Fig. 314) war. Die Römer hatten Anfangs viereckige Sch.e, die sie infolge ihrer Bekanntschaft mit der etruskischen Kriegsführung gegen die oben erwähnte Aspis, od. gegen den völlig runden ehernen Sch. (clypeus) vertauschten; neben diesem nahmen sie von den Samnitern (nach Anderen von den Griechen) das scutum an, den 1,30 m. langen, 0,75 m. breiten, aus Holzplatten in Form eines halben Cylinders zusammengefügten u. mit Leder überzogenen Sch. An Stelle des clypeus trat später bes. bei den Leichtbewaffneten ein leichter kreisrunder Sch. von etwa 0,85 m. Durchmesser, parma genannt. Auf Denkmälern aus der röm. Kaiserzeit finden sich auch rechtwinklige, sechseckige u. ovale Sch.e, je nach den verschiedenen Truppenkörpern. — Bei den Völkern germanischer Abkunft war der Sch. Anfangs groß, viereckig, von Holz od. von Weidengeflecht, mit Bronze belegt, später rund, in der Mitte mit einem Buckel; im 11. Jahrh. bei den Normannen in Form eines spitzwinkligen, oben abgerundeten Dreiecks (s. d. Abb. aus dem Teppich von Bayeux, Bd. II Fig. 1397, unten rechts), bei den Angelsachsen dagegen kreisrund. Im 12. u. in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. war die eine Art der Sch.e etwa 1,30 m. lang, dreieckig, unten zugespitzt, die andere Art etwas kürzer. Jener lange, dreieckige Sch. bekam dann im 13. u. 14. Jahrh. die Form eines kleinen, gleichseitigen, unten abgerundeten Dreiecks (Dreieckschild), später die Form des Rundschildes od. Faustschildes von höchstens 0,36 m. Durchmesser. Aehnlich, aber größer,

ist der burgund. Sch. des 15. Jahrh. Außerdem gab es im 14. u. 15. Jahrh. für das Fußvolk große oblonge sog. Setzschilde bis zur Höhe von 1,80 m, die, bisweilen mit Spitzen zum Einstecken in die Erde versehen, den ganzen Mann deckten. Mit dem Beginn des 16. Jahrh. fängt der Sch. als Schutzwaffe allmählich an zu verschwinden. — Der Turnierschild od. die Turniertartsche war ein oben auf der linken Seite ausgebogener Schild, an der rechten Seite mit einem Einschnitt, in welchen die Turnierlanze gelegt wurde. — Ueber den Sch. in der Heraldik s. „Heraldik".

Schilda od. Schildau, Städtchen mit 1489 E. (1871) am Lossabache im Kreise Torgau des Reg.-Bez. Merseburg in der preuß. Provinz Sachsen; ist dadurch bekannt, daß eine Menge von Schwänken, die früher ohne Lokalisirung kursirten, schließlich an Sch. haften blieben, nam. seit dem Erscheinen des Buches von den Schildbürgern (s. „Lalenbuch"). Zur Ehrenrettung der Bewohner von Sch. hat Langner 1747 ein eigenes Buch geschrieben. Sch. ist Geburtsort von Gneisenau (s. d.).

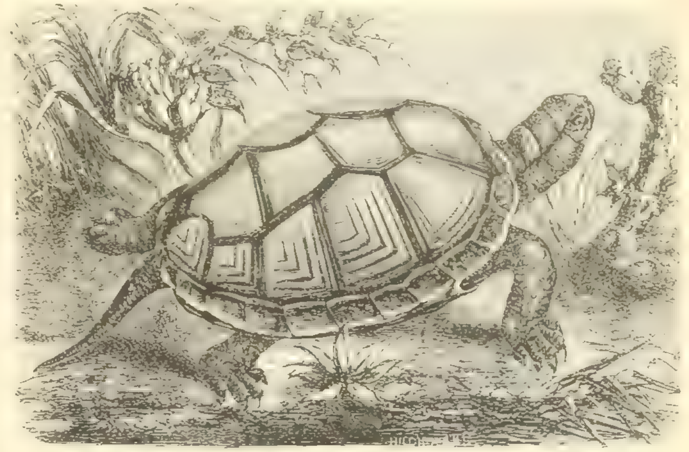
Schilderbent, so nannte sich im 17. Jahrh. die Vereinigung der in Rom lebenden niederländ. Maler, die Anfangs den guten Zweck hatte, die Landsleute zu gegenseitiger Unterstützung im Studium u. im Leben zusammen zu halten, dann aber entartete u. deshalb 1720 von Papst Clemens XI. unterdrückt wurde.

Schildkröten (Chelonier) sind Reptilien von gedrungenem Körperbau, mit einem aus Wirbelsäule, Rippen u. Brustbein unter Zuhülfenahme besonderer Hautknochen gebildeten, unbeweglichen, auf dem Rücken mehr od. weniger gewölbten, auf der Bauchseite flachen Knochenpanzer.



Nr. 4816. Maurische Landschildkröte.

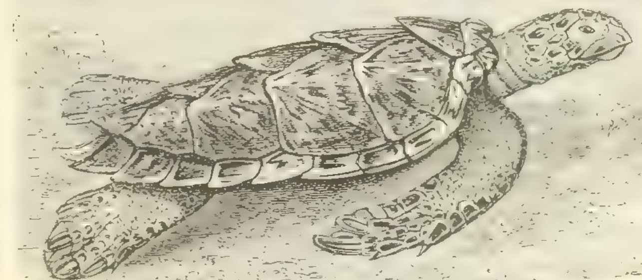
Derselbe besteht aus einem Rückenschild u. einem Brustschild, die mit Hornplatten überkleidet u. an den Seiten durch Haut od. Knorpel mit einander verbunden od. unbeweglich verknöchert sind. Kopf u. Hals wie die 4 Beine u. der Schwanz können bei vielen unter dem Schilde verborgen werden. Die Augen haben 3 Lider, die Kiefern sind zahnlos, haben aber scharfschneidende, zum Beißen taugliche Ränder. Die Sch. sind langsame, von Pflanzen od. von kleinen Fischen, Reptilien, Krustern, Weichthieren 2c. sich nährende Thiere, die theils im Meere (Seeschildkröten), theils in Flüssen od. stehenden Wässern (Süßwasserschildkröten), theils auf dem Lande (Landschildkröten) leben. Diesem verschiedenen Aufenthalte sind ihre Gliedmaßen in der Weise angepaßt, daß die Seeschildkröten unbeweglich zu flossenartigen Ruderfüßen verbundene Zehen haben, die Süßwasserschildkröten Schwimmhäute zwischen den Zehen. Das Weibchen legt seine lederschaligen Eier in selbstgegrabene Löcher an sonnigen Stellen in den Sand u. macht deshalb oft große Wanderungen. Die Sch. wachsen langsam heran, erreichen ein hohes Alter, können 6—8 Monate lang fasten, haben ein sehr zähes Leben u. hohes Reproduktionsvermögen. Ihr Fleisch ist wohlschmeckend (Schildkrötensuppe), am geschätztesten das der 400 Kg. schweren, 2—3 m. langen Riesenschildkröte (Chelonia Mydas) der tropischen Meere. Eben so schmackhaft sind die Eier; sie liefern ein ausgezeichnetes Oel u. werden am Orinoco u. Amazonenstrome, wo sich Sch. zu Hunderttausenden zum Eierlegen versammeln, eine wichtige Nahrungsquelle der Bevölkerung. In Ostindien bereitet man Schildkrötenwurst, indem man Schildkrötendärme mit den Eiern ausstopft. Die Hornplatten des Panzers liefern das als Schildpatt od. Schildkrot bekannte Material (s. „Schildpatt"). Das beste Schildpatt liefert die 100 Kg. schwere Carettschildkröte (Chelonia imbricata). In Südeuropa lebt eine Landschildkröte (Testudo graeca), die als beliebtes Gericht zu Markte gebracht wird u. sich auch durch Vertilgen von Ungeziefer in Gärten nützlich macht. Eine andere europ. Sch., die Sumpfschildkröte, (Emys europaea) ist weiter nördlich bis zur Mark Brandenburg u. nach Mecklenburg verbreitet. Die meisten Arten aber leben zwischen den Tropen. Die Schildkröteninseln (Galápagos, s. d.) haben ihren Namen von der Elefantenschildkröte (Testudo nigra). Fossile Reste von Sch. giebt es vom oberen Weißen Jura an, am zahlreichsten in der Tertiärperiode, u. sie gehören zum Theil kolossalen Formen an, indem der Rückenschild von Colossochelys aus dem Tertiärgebiete des Himalaja 4 m. Länge u. 2 m. Höhe hat.



Nr. 4817. Kleine europäische Flußschildkröte (Emys lutaria).

Schildkröteninseln, s. „Galápagos".

Schildläuse, Scharlachläuse, Cocciden, sind Insekten aus der Ordnung der Hemipteren mit ungeflügelten Weibchen u. zwei- od. vierflügeligen Männchen. Nur letztere haben eine vollkommene Verwandlung. Die Weibchen sind beerenartig angeschwollen, kugelig od. flach, schildförmig, oft mit weißen Flocken bedeckt u. lassen nur auf der Bauchseite die Beine u. den Schnabel erkennen, der den Männchen ganz fehlt. Mit diesem letzteren saugen sie sich an Baumrinden, Blätter u. a. Pflanzentheile, legen ihre Eier unter sich u. bleiben unbeweglich darauf sitzen, diese u. die ausgekrochenen Jungen wie brütend mit ihrem Körper deckend, bis sie absterben. Dann kriechen die Jungen hervor, verbreiten sich über die Pflanze u. saugen sich an passender Stelle an. Sie leben als Pflanzenschmarotzer einzeln od. dicht beisammen u. werden oft den letzteren durch



Nr. 4818. Carettschildkröte (Chelonia imbricata).

Aussaugen der Säfte schädlich od. doch lästig; so z. B. Lecanium coffeae in den Kaffeeplantagen Ceylons, Lecanium hesperidum, die Orangenschildlaus, Aspidiotus nerii, der Oleanderschildträger, Coccus adonidum, die Kaffeelaus auf Treibhauspflanzen. Nützlich dagegen erweisen sich einige wenige Arten, indem sie Farbstoff liefern, wie die ursprünglich mexikanische, vorzüglich auf Kakteen lebende Kochenilleschildlaus (s. d., Coccus cacti), die an der südeuropäischen Kermeseiche (Quercus coccifera) schmarotzende Kermesschildlaus (Coccus ilicis), die an den Wurzeln einiger niederer Gewächse lebende deutsche od. polnische, od. Wurzelkochenille, od. „das Johannisblut" (Coccus polonicus). Manna liefert die Mannaschildlaus (Coccus manniparus) vom Sinai. Die ostindische Gummilackschildlaus (Coccus lacca) bringt durch ihre Stiche den Stocklack, Körner- od. Schellack zum Ausfließen.

Schildpatt (Schildplatt, Schildkrot), besteht aus den hornartigen oberen Platten des Rückenschildes einiger Arten von Seeschildkröten, nam. der in tropischen Meeren lebenden Chelonia imbricata

Carettschildkröte. Man fängt dieses Thier nur des Sch. wegen, da sein Fleisch nicht genossen wird; die schmackhaftes Fleisch besitzenden Schildkröten haben nur eine dünne u. unbrauchbare Schale. Das Rückenschild der Carettschildkröte enthält ungefähr 13 brauchbare Blätter, 12 um eine sechseckige Mittelplatte geordnet; dieselben lassen sich ohne Schwierigkeit von den darunter befindlichen Knochenschildern ablösen. Das Sch. ist härter als Horn, dennoch biegsamer als dieses; es besitzt polirt einen schönen Glanz u. große Glätte, zeigt gegen das Licht gehalten auf klarem gelben Grunde größere dunkelbraune Wolken od. Flammen. Die Verarbeitung des Sch. geschieht auf dieselbe Weise wie die des Horns; man fertigt aus Sch. feine Kämme, Knöpfe, Dosen, Messergriffe ꝛc. u. benutzt es auch viel zu Einlegearbeiten in der Kunsttischlerei (Boulemöbel). Hierbei kommt der Umstand zu Statten, daß sich das Sch. in siedendem Wasser erweichen u. pressen, in trockener Hitze schweißen läßt. — Das beste Sch. kommt von Ostindien (Singapore) u. dem Rothen Meere, geringere Sorten von Westindien u. den Capverdischen Inseln. Der hohe Preis des Sch. ist Veranlassung, daß man dasselbe durch Beizen u. Farben von Hornplatten od. mittels Gelatine u. mitunter sehr täuschend nachahmt.

Schildwacht nennt man den Soldaten, welcher zur Bewachung eines Gebäudes ꝛc. od. zu Ehren eines Fürsten, hohen Offiziers ꝛc. aufgestellt ist (s. den Art. „Posten“).

Schilf, s. „Rohr“.

Schill, Ferdinand Baptista v., ein kühner Parteigänger im Kampfe gegen Napoleon, wurde wahrscheinlich 1773 zu Wilmsdorf bei Dresden geboren, lebte aber seit 1780 mit seinem Vater zu Sotbof bei Pleß in Oberschlesien. In das Heer eingetreten u. als Dragonerleutnant in der Schlacht bei Auerstädt 1806 verwundet, entkam Sch. glücklich der Gefangenschaft u. wurde bald in Kolberg, wo er Zuflucht u. Genesung suchte, der tapferste Vertheidiger. Mit einem kleinen Streifcorps, das er selbst zu den verwegensten Unternehmungen gegen die belagernden Franzosen zu begeistern wußte, rettete er öffentliche Kassen vor ihrer Habgier, raubte ihnen Pferde, Waffen, Schlachtvieh u. überfiel abgetrennte Kolonnen. Auf den Ruf seiner kecken Streifzüge hin erhielt Sch. 12. Jan. 1807 vom Könige die Erlaubniß, in Pommern ein Streifcorps zu bilden. Mit seinen drei Husarenschwadronen, einer Jägercompagnie, einem kleinen Bataillon Infanterie u. etwas Artillerie führte er mit wechselndem Glück, aber beständigem Ruhm, den Kleinkrieg um Kolberg u. nahm 21. März u. 12. April an dem hitzigen Kampfe der Besatzungstruppen unter Loucadou Theil. Als Gneisenau an dessen Stelle trat u. die Festung besser armirt wurde, setzte Sch., inzwischen zum Rittmeister ernannt, seine Operationen in Schwedisch-Polen fort. Nach dem Frieden von Tilsit (1807) wurden seine vier Schwadronen als „zweites brandenburgisches Husarenregiment“ ausgerüstet, er selbst als Major zum Kommandeur ernannt. Seinem Fußvolk gab der König den Titel „Bataillon Sch.“ Sein Einzug in Berlin 10. Dez. 1808 gestaltete sich zum glänzendsten Triumphzuge, da der Eindruck seiner tollkühnen Thaten noch durch seine glänzende Erscheinung, seine populäre Beredsamkeit u. sein feuriges Wesen erhöht wurde. Selbst Männer wie Gneisenau u. Grolmann, vor Allen aber er selbst glaubten, daß sich die gährenden Gemüther von ganz Norddeutschland ihm anschließen würden, sobald er auf eigene Hand der franz. Zwingherrschaft den Krieg erkläre. Er kannte die Wünsche des weitverzweigten Tugendbundes — zu dem er jedoch nicht gehörte — u. hoffte auf Geldunterstützung durch die „Gesellschaft der Vaterlandsfreunde“. Die Nachricht, daß Briefe u. Proklamationen, die er nach Westfalen geschickt, aufgegriffen seien u. ihm eine kriegsgerichtliche Untersuchung drohe, sowie die falsche Botschaft von einem Siege des Erzherzogs Karl bei Hof, bewog ihn zu einer schnellen Entscheidung. Am 28. April 1809 führte er sein Regiment wie zu Uebungen nach Potsdam u. weiter der Elbe zu. Dem Befehl zur Rückkehr widerstand er, wandte sich über Wittenberg nach Dessau, erließ von dort 2. Mai seinen Aufruf zur allgemeinen Erhebung, nahm am 3. Mai Halle, erhielt aber schon hier die Kunde von der Niederlage der Oesterreicher an der Donau u. erkannte, daß er wenig auf Zuzug zu rechnen habe. Ueber Bernburg gegen Magdeburg marschirend, wurde er 5. Mai 1809 bei Dodendorf nach tapferster Gegenwehr zurückgeschlagen; dazu erschreckte ihn die Kunde, daß Friedrich Wilhelm in einem Parolebefehl vom 8. Mai seine That offen gemißbilligt u. eine Untersuchung angeordnet habe; auch erfuhr er, daß König Jérome am 5. Mai befohlen, auf ihn u. seine „Räuberbande“ Jagd zu machen, u. daß Napoleon dem General Gratien den Befehl gegeben, mit holl. Truppen nach der Elbe hin aufzubrechen. Nach langem Schwanken, ob er sich nach Böhmen od. Westfalen od. Ostfriesland od. bis zur Ostsee durchschlagen solle, wählte er wol das Letztere, um sich auf englischen Schiffen nach Spanien zu begeben. Nachdem er in dem Städtchen Dömitz eine Besatzung zurückgelassen, zog er nach Wismar u. Rostock, erzwang bei Damgarten am 24. Mai gegen Mecklenburger u. Polen den Uebergang über die Recknitz u. überwältigte schon 25. Mai die franz. Besatzung von Stralsund, versäumte aber, sich mit der engl. Flotte in Verbindung zu setzen. Am 31. Mai stürmte Gratien die Stadt, die Vertheidiger wurden im blutigen Handgemenge überwältigt, Sch. selbst fiel durch die Kugel eines holl. Jägers. Sein Kopf, welchen die holl. Jäger in Weingeist mitgenommen hatten, u. der später an das Anatomische Museum zu Leyden vererbt ward, wurde 1837 an die Stadt Braunschweig ausgeliefert u. dort beigesetzt, während der Rumpf in Stralsund begraben liegt. — Vgl. Haken, „Ferdinand von Sch.“ (2 Bde., Lpz. 1824); Bärsch, „F. v. Sch.'s Zug u. Tod im J. 1809“ (Lpz. 1860); „F. v. Sch. Ein militärisch-politisches Charakterbild“ (Potsdam 1860). — Durch Rudolph Gottschall ist Sch. zum Helden einer Tragödie gemacht worden.

Schiller, Johann Christoph Friedrich v., neben Goethe der hervorragendste Vertreter unserer klassischen Literatur-Epoche u. der größte dramatische Dichter Deutschlands, in dem sich Klopstock's Schwung, Goethe's Formensinn u. Lessing's Verstandesschärfe vereinigten, wurde 10. Nov. 1759 in einem bescheidenen, heute in seiner alten Gestalt wiederhergestellten u. sorgsam in Stand gehaltenen Hause zu Marbach am Neckar geb. u. am 11. Nov. getauft. Sch.'s Vater, Johann Kaspar, geb. 27. Okt. 1723, gest. auf der Solitude bei Stuttgart 7. Sept. 1796, war, einer Familie wackerer Dorfschulzen u. Bäckermeister entstammend, aus Bittenfeld gebürtig u. 1745 als Feldscher bei einem bayer. Husarenregiment eingetreten, in dem er zugleich den Dienst eines Unteroffiziers versah. Nach dem Frieden von Aachen hatte er sich in Marbach niedergelassen u. 22. Juli 1749 mit Elisabeth Dorothea Kodweiß (geb. zu Marbach 13. Dez. 1732, gest. zu Kleversulzbach 29. April 1802), der Tochter des herrschaftlichen Holzinspektors u. Löwenwirths Georg Friedrich Kodweiß, verheirathet. Seitdem hielt er eine Barbierstube u. trieb die Wundarzneikunst, trat aber beim Ausbruch des Siebenjährigen Krieges ins württemb. Militär u. wurde Fähndrich u. Adjutant beim Regiment „Prinz Louis“. Noch vor seinem Ausmarsch, wie es scheint, ward er mit seiner ältesten Tochter, Christophine Elisabeth Friederike (geb. zu Marbach 4. Sept. 1757, gest. zu Meiningen 31. Aug. 1847), beschenkt, die sich 22. Juni 1786 mit dem Bibliothekar Wilh. Friedr. Herm. Reinwald (geb. zu Wasungen bei Meiningen 11. Aug. 1737, gest. zu Meiningen 6. Aug. 1815) vermählte. Inzwischen rückte Sch.'s Regiment zum österr. Heere nach Böhmen, bis ihn der Hubertusburger Friede wieder in die Heimat zurückführte. Zur Zeit der Geburt seines einzigen Sohnes, unseres Friedrich Sch., war er Leutnant im v. Romann'schen Regiment. Später wurden ihm noch zwei Töchter geb.: Dorothea Luise (geb. 1767, gest. als Gattin des Pfarrers Frankh zu Möckmühl in den 40er Jahren dieses Jahrhundert) u. Nannette (geb. 1768, gest. 1796). Die erste Entwicklung Friedrich's wurde vielfach durch Krankheit beeinträchtigt; um so liebevoller war die Pflege seitens der Mutter, die es dann auch vortrefflich verstand, des Knaben Sinn für alles Gute u. Schöne zu wecken u. sein Gemüth mit frommen Lehren zu befruchten; von ihr hatte er übrigens das röthliche Haar u. die Sommersprossen geerbt. Mittlerweile zum Hauptmann aufgerückt, ward der Vater 1765 als Werbeoffizier nach Lorch an der Rems versetzt, wohin ihm die Familie folgte. Hier fand Friedrich in dem ehrwürdigen Pfarrer Phil. Ulrich Moser, dem er nachmals in den „Räubern“ ein Denkmal setzte, einen eben so freundlichen wie tüchtigen Lehrer, der ihn auch in die Anfangsgründe des Lateinischen u. Griechischen einweihte, u. unter dessen Einfluß eine lebhafte Neigung für den geistlichen Stand in ihm erwachte. 1768 zog die Familie Sch. nach Ludwigsburg, da sich der Vater, müde des unerquicklichen Berufs eines Werbeoffiziers, zu seinem Regimente hatte zurückberufen lassen.

Hier gründete derselbe, nachdem er bereits in Lorch „Betrachtungen über landwirthschaftliche Dinge in dem Herzogthum Wirtenberg" (Stuttg. 1767—69) verfaßt hatte, eine Baumschule, u. seine diesfallsigen Bemühungen wurden vom besten Erfolge gekrönt. Für den Sohn eröffnete sich in Ludwigsburg eine neue, ungeahnte Welt, die seine lebhafte Phantasie mächtig anregen mußte. Sein dramatisches Talent erwachte; insbes. gingen ihm bereits Pläne zu Trauerspielen durch den Kopf. Als sein erstes Jugendgedicht wird gewöhnlich ein Neujahrsgruß an die Eltern zum 1. Jan. 1769 bezeichnet, doch ist dessen Authentizität zweifelhaft. In der Lateinischen Schule zu Ludwigsburg machte der fleißige Knabe gute Fortschritte. Er trat aber aus dieser Vorbereitungsanstalt nicht in eine Klosterschule über, sondern ward 17. Jan. 1773 in die vom Herzog Karl Eugen von Württemberg auf der Solitude neubegründete militärische Pflanzschule aufgenommen, wozu freilich die Eltern (der Vater war seit 1770 Inspektor der Gartenanlagen u. Baumschulen auf der Solitude) nur ungern ihre Einwilligung gaben u. für das Rechtsstudium bestimmt. Streng militärisch war in dieser Anstalt die Zucht; Essen, Schlafen, Arbeiten u. Beten. — Alles ging maschinen- u. reglementmäßig vor sich; nicht minder streng war die Sonderung der Zöglinge nach Rang u. Stand der Eltern, u. jede nicht vorgeschriebene geistige Beschäftigung war verpönt. In dieser Beziehung pflückte aber unser Sch. manche verbotene Frucht. Insbes. las er in seinen Mußestunden die Werke deutscher Dichter, vor allen Klopstock's „Messias"; auch Vergil's „Aeneide" u. die Psalmen nach Luther's Bibelübersetzung beschäftigten ihn lebhaft; das Epos „Moses", zu dem er dadurch begeistert wurde, ist verloren gegangen. Im Nov. 1775 ward die Pflanzschule nach einer Kaserne in Stuttgart verlegt u. zur herzogl. Militärakademie erhoben. Nun vertauschte Sch. das trockene Studium der Rechte mit dem der Medizin, daneben aber forderte seine dichterische Begabung mehr u. mehr ihr volles Recht, sowol nach der empfangenden als auch schaffenden Seite hin. Vorzüglich begeisterte er sich für Rousseau's Schriften u. verschiedene Produkte der deutschen Sturm- u. Drangperiode; ein Lieblingsbuch war ihm auch Plutarch, u. sehr befruchtend wirkte Shakespeare auf ihn. Glücklicherweise vermochten sich die Lehrer der Akademie selbst nicht den Einflüssen der Zeitbestrebungen zu entziehen u. wiesen die Schüler auf manchen tonangebenden Schriftsteller hin, wie mißliebig derselbe auch einem militärischen Gewalthaber sein mochte. Zu diesen Lehrern gehörte nam. Haug, der über Philosophie u. Schöne Wissenschaften unterrichtete u. seit 1775 das „Schwäbische Magazin" herausgab. In dessen Jahrgang 1776, Stück X, finden wir auch das erste gedruckte Gedicht Sch.'s, eine idyllisch-religiöse Ode „Der Abend", der im II. Stück des Jahrgangs 1777 „Morgengedanken am Sonntag" u. im III. Stück die Ode „Der Eroberer" folgten. Auch andere Zöglinge der Akademie, v. Hoven, Petersen, Scharffenstein u. Haug (der Sohn des gleichnamigen Professors), übten sich in poetischen Versuchen u. bildeten mit Sch. einen Geheimbund zu Schutz u. Trutz gegen den ihnen auferlegten äußern Zwang. Doch keiner seiner Genossen verstieg sich zu so hochfliegenden Ideen wie Sch., der bereits zwei Trauerspiele dichtete: „Der Student von Nassau" u. „Kosmus von Medici", zu welch letzterem ihn der „Julius von Tarent" von Leisewitz angeregt hatte, u. aus dem er später Manches in die 1777 begonnenen „Räuber" aufnahm. 1778 ließ er eine Pause in seinen dichterischen Arbeiten eintreten, weil er zunächst seine medizinischen Studien zu beenden u. die Akademie zu verlassen wünschte. Behufs seiner Entlassung verfaßte Sch. die Abhandlungen „Philosophie der Physiologie", worin er die schwierigsten Fragen über den Zusammenhang von Geist u. Materie behandelte. Die Professoren fanden aber darin ein anstößiges Besserwissenwollen in Bezug auf Haller u. A., infolge dessen der Herzog entschied, daß Sch. zur Dämpfung seines Feuers noch ein Jahr in der Akademie zu bleiben habe. Da erwachte in diesem der poetische Drang mit erneuter Kraft. Er studirte den Homer u. Vergil; die „Räuber" gelangten im Sommer 1780 zum Abschluß. Im Januar desselben Jahres dichtete Sch. aus Anlaß des Todes von Hoven's jüngerem Bruder seine „Leichenphantasie", die sein Freund Zumsteeg komponirte. Auch wirkte Sch., wie schon früher bei theatralischen Festlichkeiten, die vom Herzog zu Ehren der Gräfin v. Hohenheim veranstaltet worden waren, bei der Aufführung von Goethe's „Clavigo" mit, durch welche die Akademisten 11. Febr. 1780 den Geburtstag des Herzogs feierten, u. zwar übernahm er die Titelrolle. Sein Spiel soll indeß abscheulich gewesen sein.

Nach Vollendung der „Räuber" ging Sch. an die Ausarbeitung einer neuen Dissertation „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", deren Grundgedanke war: „Der Körper ist der erste Sporn zur Thätigkeit, Sinnlichkeit die erste Leiterin zur Vollkommenheit." Diese Abhandlung fand endlich, obwol hier u. da „noch zu phantasiereich, zu dichterisch gefärbt", den Beifall seiner Lehrer, so daß er nach Abschluß der Prüfungen, 14. Dez. 1780, aus der Akademie entlassen wurde, worauf er als „Medicus ohne Port'epee" mit einer monatlichen Besoldung von 18 Gulden Reichswährung beim Grenadierregiment General Augé in Stuttgart eintrat. Diese Stelle befriedigte weder seine Eltern noch ihn selber.



Nr. 4819. Friedrich Schiller geb. 10. Nov. 1759 gest. 9. Mai 1805.

Indeß holte er nun mit frohen Genossen nach, was auf der Akademie hinsichtlich der freudig-heiteren Seite des Studentenlebens versäumt worden war. Ueberhaupt war es eine ziemlich tolle Junggesellenwirthschaft, die er in seiner Parterrestube am Kleinen Graben (Eberhardsstraße) führte; dort wohnte der junge Poet zur Miethe bei einer Frau Hauptmann Vischer, der er seine Lauragedichte widmete. Sein Bild aus damaliger Zeit, zwar in verschiedener Beleuchtung, aber doch mit übereinstimmenden Hauptzügen, ist uns von seinen Jugendfreunden aufbewahrt worden. Die lange, über 6 Fuß hohe Gestalt war eingeschnürt in eine abgeschmackte Uniform nach altem preuß. Schnitt; an jeder Seite des Gesichts starrten gewichste Rollen, welche Locken vorstellten; dazu kam ein großer Zopf, aber ein kleiner Hut, während steife Gamaschen den langen Beinen eine cylinderförmige Gestalt u. seinem Gange etwas Storchartiges gaben. Auch die entzündeten, etwas blinzelnden Augen, die nur bisweilen mit kühnem, tiefem Adlerblick aufleuchteten, u. die dunkelröthlichen Haare machten Anfangs keinen vortheilhaften Eindruck. Gleichwol lag etwas Bedeutendes u. Energisches in den Zügen u. vor Allem in dem ganzen Wesen des jungen Mannes, u. trotz seiner kreischenden Stimme hatte er in belebtem Gespräch u. Vortrag etwas Affektvolles, was durchaus anziehend u. fesselnd wirkte.

Da Sch. keinen Verleger für die „Räuber" fand, so ließ er sie auf eigene Kosten drucken, wozu er sich das Geld geborgt hatte. Das Stück erschien zuerst 1781 in Frankfurt u. Leipzig, doch ohne Namen des Dichters. Dieser schickte ein Exemplar an den Buchhändler Schwan in Mannheim, der das ungewöhnliche Talent Sch.'s sofort erkannte u. den Freiherrn Wolfg. Herib. v. Dalberg, den damaligen Intendanten des Mannheimer Theaters, darauf aufmerksam machte. Dalberg veranlaßte zunächst den Dichter, der inzwischen angefangen hatte,

eine kleine politische Zeitung (die „Nachrichten zum Nutzen u. Vergnügen") zu redigiren u. die dichtende Jugend Württembergs unter die Fahnen eines von ihm herausgegebenen Musenalmanachs („Anthologie auf das Jahr 1782") zu versammeln, zu einer Umarbeitung der „Räuber" für eine theatralische Aufführung. Letztere erfolgte am 13. Jan. 1782 auf der Mannheimer Bühne, u. Sch. selbst wohnte derselben heimlich bei. Der Erfolg des Stücks (Beck spielte den Karl Moor, Iffland den Franz Moor) war glänzend u. ließ Sch. an seinem Berufe zum dramatischen Dichter nicht länger zweifeln. Um so unerträglicher wurden ihm die Geschäfte seines Berufes u. der Zwang des Dienstes; Alles drängte ihn zu erneuter poetischer Thätigkeit hin. Er entschied sich zunächst für die dramatische Bearbeitung der Verschwörung des Fiesko u. bereitete sich dazu durch geschichtliche Studien vor. Zugleich darauf bedacht, sich ein eigenes Organ für die Kritik u. für seine Kunstansichten zu schaffen, vereinigte er sich mit einem seiner ehemaligen Lehrer an der Karlsschule, dem Professor Abel, u. mit seinem Freunde Petersen zur Herausgabe eines „Württemberger Repertoriums der Literatur", einer Vierteljahrsschrift, von der jedoch nur 3 Nummern (1782) erschienen. Außer zwei Aufsätzen u. einer Erzählung lieferte er darin eine anonyme Selbstrezension der „Räuber". Inzwischen hatte dieses Stück in ganz Deutschland ein


Nr. 4820. Schiller's Geburtshaus in Marbach

ungewöhnliches Aufsehen, neben großer Bewunderung freilich auch viel Bedenken u. Aergerniß erregt. Herzog Karl, mit Sch.'s poetischer Richtung unzufrieden, wollte den Dichter lenken u. meistern u. wurde, da sich dieser hierzu nicht willig finden ließ, verdrießlich; ein unangenehmer Zwischenfall brachte ihn vollends auf, so daß er an Sch. unter Androhung von Festungsstrafe den Befehl ergehen ließ, außer medizinischen Schriften nichts weiter drucken zu lassen, auch sich aller Verbindung mit dem Auslande zu enthalten. Eine zweite heimliche Reise nach Mannheim ward verrathen u. mit 14tägigem Arrest bestraft. Vergeblich hoffte Sch. durch Dalberg aus einer Lage erlöst zu werden, die sein Gemüth mehr u. mehr verdüsterte. So sann er schließlich auf Flucht, arbeitete aber inzwischen an seinem „Fiesko". Als er damit fast zum Abschluß gekommen war, entfloh er im Geleit seines ihm enthusiastisch ergebenen Freundes, des schwäb. Tonkünstlers u. später nam. als Klavierbauer vortheilhaft bekannt gewordenen Andreas Streicher (1761—1833), 17. Sept. 1782 aus Stuttgart.

Er ging zunächst nach Mannheim, von wo er unmittelbar nach seiner Ankunft nach Frankfurt wanderte. Unterwegs u. in letztgenannter Stadt bildete er den Plan eines bürgerlichen Trauerspiels aus, den er schon während seines Arrests zu Stuttgart gefaßt hatte. Von Dalberg, an den er sich wegen eines Darlehns gewandt hatte, im Stich gelassen, wendete sich dann Sch. in seiner Bedrängniß nach Oggersheim bei Mannheim u. arbeitete zunächst fleißig an dem bürgerlichen Trauerspiel „Luise Millerin" od., wie er es später auf Vorschlag Iffland's nannte, „Kabale u. Liebe" u. hierauf an der Vollendung des „Fiesko", mit dem er zugleich die für die Aufführung nöthigen Veränderungen vornahm. Dieses „republikanische Schauspiel", ein politisches Tendenzstück, ward zum Schmerzenskinde Sch.'s. Trotz des außerordentlichen Erfolges der „Räuber" sah er sich in der Hoffnung, Dalberg werde auch dieses Stück annehmen u. ihn wenigstens dadurch aus seiner verzweiflungsvollen Lage retten, getäuscht; er verkaufte es daher um ein Geringes an den Buchhändler Schwan, der es 1783 erscheinen ließ, u. da er sich in Oggersheim vor dem Herzog von Württemberg nicht mehr sicher glaubte, so machte er von einer schon früher ihm gewordenen Einladung der Frau v. Wolzogen, der Mutter eines seiner Studiengenossen, Gebrauch u. suchte eine Zuflucht auf deren Gute Bauerbach bei Meiningen, wo er als „Dr. Ritter" im Nov. 1782 eintraf. Während seines dortigen, großentheils sehr vereinsamten Aufenthaltes, durch den er bereits mit seinem künftigen Schwager Reinwald bekannt wurde, vollendete er „Kabale u. Liebe" (Mannh. 1784) u. wandte sich dann dem „Don Carlos" zu, den er nach St. Real's gleichnamiger Novelle zu bearbeiten anfing. Auf diesen Gegenstand war Sch. schon in Stuttgart von Dalberg aufmerksam gemacht worden, der sich jetzt unvermuthet wieder mit ihm in Verbindung setzte u. ihn als Theaterdichter nach Mannheim zu ziehen wünschte. Sch. reiste darauf im Sommer 1783 zu ihm, vorläufig mit der Absicht, bald nach Bauerbach zurückzukehren. Da er aber auf seine Bitte um die Hand der Tochter der Frau v. Wolzogen, Charlotte, einen Korb erhielt, so entschloß er sich, in Mannheim zu bleiben u. gegen einen Gehalt von 300 Gulden seine Kräfte der Bühne zu weihen. Die Bedingung, außer dem „Fiesko", dessen schließliche Aufführung nur einen Achtungserfolg erzielte, u. „Kabale u. Liebe", welches Stück dagegen wieder eine stürmische Aufnahme fand, noch ein drittes Stück, eben den „Don Carlos", für das Mannheimer Theater zu schreiben, vermochte er aber nicht zu erfüllen. Denn nicht blos erkrankte er an einem hartnäckigen Fieber, er gerieth auch in einen förmlichen Taumel von Zerstreuungen u. Liebeshändeln (während ihn einerseits die schwärmerische Ueberschwenglichkeit der Schauspielerin Albrecht u. die Schönheit der Schauspielerin Katharina Baumann fesselten, begeisterte ihn andererseits die Anmuth der Margarethe Schwan, der Tochter des schon genannten Buchhändlers, u. flößte ihm, nachdem er von dieser zurückgewiesen worden, die leidenschaftliche Glut der Charlotte v. Kalb, der geistvollen u. vielseitig gebildeten Frau eines Majors, eine gleiche Neigung ein). Haltloser als je, in wachsende Schulden verstrickt, von wechselnden Leidenschaften umhergetrieben, hatte er auch mit seinen journalistischen Unternehmungen kein Glück, denn die „Dramaturgischen Monatshefte" traten gar nicht ins Leben u. die „Rheinische Thalia" fand anfänglich nur wenig Anklang. Ein lebhaftes Bild jener Zeit des höchsten Sturmes u. Dranges im Leben unseres großen Dichters giebt uns die nach Streicher's Tode erschienene Schrift dieses Trefflichen über „Sch.'s Flucht von Stuttgart u. Aufenthalt in Mannheim". Einen Wendepunkt führten zwei Ereignisse herbei, die für sein ganzes Leben von durchgreifender Wichtigkeit wurden. Ein kleiner Kreis edler Menschen in Leipzig — Christian Gottfried Körner, dessen Braut Minna Stock u. ihre Schwester Dora u. Ludw. Ferd. Huber (s. d.) — war mit den bisher erschienenen Dichtungen Sch.'s bekannt geworden, hatte denselben schätzen gelernt u. fühlte sich gedrungen, ihm zu danken u. zu huldigen. Dies geschah in begeisterten Briefen u. durch sinnige Geschenke. Daraus erwuchs jenes bedeutungsvolle Freundschaftsverhältniß zwischen Sch. u. Körner, in das uns der reichhaltige Briefwechsel Beider aus den J. 1784—1805 (4 Thle., Berl. 1847) den vollständigsten Einblick gewährt. Das zweite Ereigniß war die Verleihung des Titels eines herzoglichen Raths durch Karl August von Weimar, dem Sch. im Dez. 1784 am Hofe zu Darmstadt den ersten

Akt des „Don Carlos“ hatte verlesen dürfen. Diese Auszeichnung verlieh unserem Dichter eine gehobenere Stellung u. ließ ihn fester u. sicherer auftreten, bes. dem Mannheimer Theater gegenüber. Allein seine Urtheile über dasselbe in der „Thalia“ brachten die Schauspieler gegen ihn auf: seine kontraktliche Verbindung mit dem Theater hatte er bereits aufgegeben, nun war ihm aber auch der Aufenthalt in Mannheim verleidet. Infolge dessen vertraute er sich jenen neugewonnenen Freunden an u. begab sich nach Leipzig, wo er 17. April 1785 eintraf. Körner hatte unterdessen eine Anstellung in Dresden erhalten; seine Braut aber, deren Schwester u. Huber waren noch in Leipzig. Im Verkehr mit Letzteren verlebte Sch., von Körner auf die edelmüthigste Weise mit den nöthigen Mitteln versehen, um wenigstens fürs Erste über die Schwierigkeiten einer höchst bedrängten u. sorgenvollen Lage hinwegzukommen, theils zu Leipzig, theils in dem nahe gelegenen Gohlis (hier entstand außer anderen Gedichten sein „Lied an die Freude“) den Sommer, sah ungefähr in der Mitte desselben zum ersten Mal seinen Freund Körner u. folgte ihm, nachdem sich derselbe verheirathet hatte, im Sept. nach Dresden. Hier, wo sich in ihm eine leidenschaftliche Neigung zu Henriette v. Arnim (gest. als Wittwe des Grafen Frh. Alex. v. Kunheim zu Dresden 12. Jan. 1847) entwickelte, deren er aber allmählich Herr wurde, blieb er bis zum Juli 1787; auch wohnte er zu Zeiten im nahen Loschwitz auf Körner's Weinberge u. in Tharandt. Während ihm aber gerade in den Zeiten des äußeren Druckes, der bittersten Noth u. der einsamen Verbannung die großen Dramen aus der Seele gequollen waren, schuf er merkwürdigerweise in den sorgenfreiesten Jahren seines Lebens außer mehreren Scenen des „Don Carlos“, die er in Loschwitz schrieb, nichts von Bedeutung. Die Masse der neuen auf ihn einwirkenden Einflüsse lähmte seine Schöpfungskraft. Dagegen suchte er sein positives Wissen zu vermehren u. zogen ihn namentlich philosophische Schriften, ganz besonders aber historische Werke an. Aus letzteren empfing er die ersten Anregungen zu seiner „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ u. zu „Wallenstein“; das Studium der ersteren veranlaßte ihn zu seinen „Philosophischen Briefen“, während er seine Lebensphilosophie etwas später in dem unvollendet gebliebenen Roman „Der Geisterseher“ zur Schau stellte. Außerdem schrieb er, abgesehen von einigen, meist humoristischen Gelegenheitsgedichten, die Erzählung „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ (1785) u. das Bruchstück des Dramas „Der Menschenfeind“ (1787). Mit dem nahezu vollendeten „Don Carlos“, in welchem Trauerspiel er den Anfangs ausschließlich gegen die Kirche u. die Inquisition gerichteten polemischen Charakter allmählich hinter die Begeisterung für die allgemeinen Menschenrechte hatte zurücktreten lassen u. zum ersten Male die gebundene Rede (fünffüßige Jamben) anwendete, siedelte Sch. im Sommer 1787 nach Weimar über. Er traf daselbst 21. Juli ein u. fand hier Charlotte v. Kalb wieder. Durch sie, die aufs Neue einen bestrickenden Zauber auf ihn ausübte (vgl. Köpke, „Charlotte v. Kalb u. ihre Beziehungen zu Sch. u. Goethe“, Berl. 1852), kam er alsbald mit der Herzogin Amalia in Berührung. Von Herder u. Wieland ward er freundlich empfangen, doch schloß er sich jenem weniger an als diesem, der ihn schon im Okt. zur Mitherausgabe des „Deutschen Merkurs“ (für nicht viel länger als die beiden nächsten Jahre) gewann. Goethe war noch in Italien, u. während sich derselbe dort durch die bildende Kunst läuterte, ließ sich für Sch. der Aufenthalt in Weimar in anderer Weise förderlich an. Ernstlich arbeitete er hier zunächst an einer „Geschichte der niederländischen Rebellion“, beschäftigte sich mit den alten Griechen u. dachte an eine Professur in Jena. Was unsern Dichter als Geschichtschreiber anbelangt, so haben allerdings seine beiden betreffenden Werke stofflich nur geringen Werth. Gleichwol haben sie ungemeinen Beifall gefunden u. das Interesse für Geschichte in Regionen getragen, wohin der fähigste Fachhistoriker nicht gedrungen wäre. Dieser Erfolg ist hauptsächlich auf das ästhetische u. poetische Element zurückzuführen, das bei ihm zuerst zur Geltung kam. Sch. hat in Deutschland zuerst ein historisches Kunstwerk geschaffen, soweit die Form als solche Derartiges zu leisten vermag. Aber auch die geschichtsphilosophische Methode Sch.'s ist bedeutsam. Sie knüpft an Kant's, auf den Sch. durch Reinhold (s. d.) in Jena hingewiesen worden war, berühmte Ideen über allgemeine Geschichte an u. adoptirt, nicht ohne sie weiter auszubilden, dessen Theorien von dem Fortschritte der Menschheit zur Freiheit als den Inhalt u. das letzte Ziel aller Geschichte.

Im Spätherbst 1787 besuchte er seine in Meiningen verheirathete



Nr. 4821. Schillerhaus in Gohlis bei Leipzig.

Schwester Christophine sowie Frau v. Wolzogen in Bauerbach, von wo aus er mit deren Sohne 6. Dez. über Rudolstadt zurückritt. Hier erneuerte er die in Mannheim nur flüchtig gemachte Bekanntschaft mit der Wittwe des Landjägermeisters v. Lengefeld u. deren beiden anmuthigen u. feingebildeten Töchtern, Karoline u. Charlotte, von denen die Erstgenannte mit dem rudolstädtischen Legationsrath v. Beulwitz nicht gerade glücklich verheirathet war. Bald darauf schrieb er an Körner: er sehne sich nach einer bürgerlichen u. häuslichen Existenz; „ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann u. muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann“. Er dachte dabei an Charlotte v. Lengefeld. Ein mehrmonatlicher Aufenthalt während des folgenden Sommers u. Herbstes in dem dicht bei Rudolstadt gelegenen Dorfe Volkstädt u. in



Nr. 4822. Schillerhaus in Weimar.

Rudolstadt selbst befestigte das Band, das sich zwischen ihm u. der Familie Lengefeld geknüpft hatte; in ihrem Kreise traf er auch zum ersten Male mit Goethe zusammen, doch wollte sich weder jetzt noch in den folgenden fünf Jahren ein näheres Verhältniß zwischen beiden Dichterheroen bilden. Indeß erhielt Sch., als der 1. Theil der „Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“ (Lpz. 1788)

erschienen war, vornehmlich auf Goethe's Verwendung eine außerord. Professur (zunächst freilich ohne allen Gehalt) in Jena, die er im Mai 1789 antrat. Mittlerweile hatte er angefangen, sich mit den griech. Dichtern — wenn auch nur durch lat. u. deutsche Uebersetzungen — bekannt zu machen. Er las eine Zeit lang überhaupt keinen anderen Dichter als Homer. Des Euripides „Iphigenia in Aulis“ u. Scenen aus dessen „Phönitierinnen“ verdeutschte er auf Wunsch der Freundinnen in Rudolstadt nach einer wörtlichen lat. Uebertragung. Für seine eigene dichterische Thätigkeit waren diese Jahre höchst unfruchtbar. Es entstanden nur die durch ihre harmonische Form ausgezeichneten „Götter Griechenlands“ (zu Anfang 1788) u. „Die Künstler“ (zu Ende 1788), ein Dithyrambus auf die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts. Außerdem arbeitete er hin u. wieder am „Geisterseher“, schrieb die „Briefe an Don Carlos“ u. den kleinen Aufsatz „Herzog Alba 2c.“, lieferte seit 1787 Rezensionen in die „Jenaer Literaturzeitung“ u. gab 1788 den 1., aber auch einzigen Band einer „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen u. Verschwörungen“ heraus, in dem von ihm selbst aber nur ein Artikel herrührt.

In Jena eröffnete Sch. seine Vorlesungen unter einem ganz außerordentlichen Zudrange der Studirenden mit der Antrittsrede: „Was heißt u. zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?“



Nr. 4823. Schiller's Arbeitszimmer in Weimar

Auch fand er als Lehrer großen Beifall u. erhielt nach einiger Zeit vom Herzog von Weimar ein Jahrgehalt von 200 Thalern, während ihn der Meininger Hof zum Hofrath ernannte. Trotzdem fühlte er sich bald höchst unbehaglich in seiner neuen Stellung, u. erst nachdem er sich 22. Febr. 1790 mit der ihm seit Aug. 1789 verlobten Charlotte v. Lengefeld verheirathet hatte (die Trauung fand in der Kirche des Dorfes Wenigenjena statt), arbeitete er wieder mit frischem u. frohem Muthe fort, wenn er auch bereits zu der Ueberzeugung gelangt war, daß ihn die Vorsehung nicht zu einem musterhaften Professor bestimmt hätte. In seiner Ehe fand Sch. sein größtes Glück, denn die mit Verstand u. Herz begabte Frau brachte ihm volles harmonisches Empfinden entgegen (vgl. das von Urlichs herausgegebene Werk über „Charlotte v. Sch. u. ihre Freunde“, 3 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1860—65). Auch war die Jenenser Zeit Sch.'s poetischem Berufe höchst ungünstig. Einmal in die wissenschaftlichen Bahnen eingelenkt, verwandte er seine Zeit u. Kraft bis 1791 fast ausschließlich auf geschichtliche Studien u. auf die Abfassung geschichtlicher Schriften. Seine „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ erschien zuerst im „Historischen Kalender für Damen“ (Jahrgang 1791—93) u. seine kleinen historischen Sachen theils in der „Thalia“, theils in den ersten Bänden der „Allgemeinen Sammlung historischer Memoires“ (Jena 1790 bis 1806), welche Sch. anfänglich allein, dann mit mehreren Anderen herausgab, bis er sie diesen bald ganz überließ. Mit Beginn des Jahres 1791 befiel ihn mitten unter den anstrengendsten Studien eine gefährliche Brustkrankheit, die ihn später nöthigte, in Karlsbad Genesung zu suchen, trotz der wohlthätigen Wirkung dieses Bades seinen Körper doch aber so zerrüttete, daß er seitdem eigentlich nie wieder ganz gesund ward. Dazu kam noch sein pekuniärer Nothstand, aus dem ihn eine Unterstützung des Herzogs Karl August nur für einen Augenblick retten konnte. Erst zu Ende des J. 1791 sollte ihm unverhofft geholfen werden. Durch den dän. Dichter Jens Baggesen, der Sch. das Jahr vorher auf einer Reise kennen gelernt, hatten der Herzog Christian Friedrich von Augustenburg u. der Minister Graf v. Schimmelmann erfahren, in welcher Lage sich der Dichter befände, dessen „Don Carlos“ sie eben erst mit Bewunderung erfüllt hatte. Infolge dessen setzten sie ihm auf drei Jahre eine Pension von 1200 Thalern aus, welche Sch. dankbarst annahm. Die dann von ihm an den genannten fürstlichen Mäcen gerichteten Briefe über ästhetische Erziehung sind erst neuerdings von Michelsen herausgegeben worden (Berl. 1876). Von der Geschichte war nämlich damals Sch. in seinen Studien u. literarischen Arbeiten aufs Neue zur Philosophie übergegangen, die ihn nun noch einige Jahre beschäftigen sollte, bevor er den Freundschaftsbund mit Goethe schloß u. in die letzte u. bedeutendste Periode seiner dichterischen Wirksamkeit trat. Vorzugsweise waren es sittlich-ästhetische Zwecke, die er bei seinem Philosophiren verfolgte, u. zwar hatte er diesmal sein Denken an denjenigen Theil der Aesthetik angeknüpft, der sich mit dem Wesen der Tragödie beschäftigt. Diesem Umstande u. dem Einflusse der Kant'schen „Kritik der Urtheilskraft“ verdanken wir seine Abhandlungen „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ u. „Ueber die tragische Kunst“, denen die Abhandlungen „Ueber Anmuth u. Würde“ u. „Ueber das Erhabene“, sowie „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände“ folgten; auch las Sch. im Winter 1791—92 ein Privatissimum über Aesthetik. In die Stube des stillen Denkers kamen um diese Zeit die Nachrichten von der franz. Revolution. Es war aber in keiner Weise sein Verdienst od. seine Schuld, daß er als „sieur Gille (od. Gilleers), publiciste allemand“ unter Denen genannt wurde, welchen ein Dekret der franz. Nationalversammlung vom 26. Aug. u. die Vollziehung vom 10. Okt. 1792 den Titel eines citoyen français beilegte (wegen der seltsamen Schreibweise seines Namens lief ihm das von Danton unterzeichnete Diplom jahrelang nach, ohne ihn zu treffen). Forster's Betragen in Mainz mißbilligte Sch., wie er denn überhaupt dem Gebahren der damaligen Mainzer keinen Geschmack abgewinnen konnte. Sein menschliches Gefühl empörte sich auch über den Prozeß, den die Republikaner in Paris dem Könige machten, u. seit dessen Hinrichtung konnte er keine französische Zeitung mehr lesen, so ekelten „diese elenden Schinderknechte“ ihn an. Nach einem Besuche, den Sch.'s Mutter mit der jüngsten Tochter Nannette im September 1792 beim Sohne gemacht, erwachte in diesem wieder die Sehnsucht nach seiner Heimat. Im Sommer 1793 reiste daher Sch. mit seiner Gattin zu seinen Eltern nach Schwaben, wo er u. A. auch die Bekanntschaft des Buchhändlers Joh. Georg Cotta machte u. mit demselben schon vorläufig den Plan zu einer neuen, seit einigen Jahren bereits beabsichtigten Zeitschrift, den „Horen“, verabredete. Erst im Frühjahr 1794 kehrte er nach Jena zurück. Wenige Wochen zuvor war Wilh. v. Humboldt dort angekommen. In dem täglichen Umgange mit ihm (vgl. den „Briefwechsel zwischen Sch. u. Wilh. v. Humboldt“, Stuttg. 1830) erweiterte u. berichtigte sich nicht blos Sch.'s Kenntniß des klassischen Alterthums u. bes. der griech. Dichter, sondern er fand sich auch durch des Freundes Beistand in der Ausbildung seiner Kunsttheorie u. in dem noch immer mit großer Ausdauer betriebenen Studium der kritischen Philosophie gefördert, indem ihm zugleich durch „die neue Ansicht, welche Fichte dem Kantischen Systeme gab“, das tiefere Eindringen in diese Materie erleichtert ward. In dems. Jahre knüpfte sich das nähere Verhältniß zwischen Sch. u. Goethe an, welches bald darauf durch ihr schriftstellerisches Zusammenwirken, zunächst an den „Horen“ (unter Sch.'s Redaktion, Tüb. 1795—97) u. am „Musenalmanach“, fester u. inniger sich gestaltete. Sch. hätte jetzt seine „freie Existenz in Jena mit keinem andern Ort in der Welt vertauschen“ mögen; er lehnte daher auch im J. 1795 einen Ruf an die

Universität Tübingen ab, wofür ihm, im Fall seine Gesundheit ihm die Schriftstellerei untersagen sollte, von Weimar aus die Verdoppelung seines bisherigen Gehalts zugesagt wurde. Die letzte u. für die Folgezeit fruchtbarste seiner großen kunsttheoretischen Arbeiten, die Abhandlung „Ueber naive u. sentimentale Dichtung", bildete für ihn gewissermaßen „eine Brücke zu der poetischen Produktion", der er dann alle seine Kräfte wieder zuwandte. „Die Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigenthümlichen Heimat seines Geistes" hatte ihn nie verlassen, doch erst durch seine Beschäftigung mit der Geschichte, mit den alten Poeten u. mit der Philosophie hatte sein Dichtergenie die Mittel sich angeeignet u. die Wege gefunden, mit voller Energie u. in der ihm gemäßesten Weise zu wirken. Zuerst entstand 1795—96 eine Reihe kleinerer Gedichte von ausschließlich od. doch vorzugsweise lyrisch-didaktischem Charakter; die bedeutendsten darunter waren: „Das Reich der Schatten" (später betitelt: „Das Ideal u. das Leben") u. die „Elegie" (nachher „Der Spaziergang" überschrieben). Ganz außerordentlich hatte auf die Neubelebung von Sch.'s dichterischem Vermögen u. auf die Ausbildung seines Kunstverstandes schon Goethe's „Wilhelm Meister" gewirkt, über den er eine Reihe kritischer, die tiefste Einsicht in die Komposition bezeugender Briefe an Goethe schrieb (vgl. den von Letzterem herausgeg. „Briefwechsel zwischen Sch. u. Goethe", 6 Bde., Stuttg. 1828; 2. vollständigere Ausg., 2 Bde., 1856). Nun kam die Wirkung von „Hermann u. Dorothea" hinzu. Sch. hatte dieses Gedicht entstehen sehen, es brachte in ihm alle Ideen über epische u. dramatische Kunst in Bewegung u. hatte — verbunden mit der Lektüre Shakespeare's u. Sophokles' — auch für seinen „Wallenstenstein" (Tüb. 1800, 2 Thle.) große Folgen, dessen Plan er 1796—99 ausführte. Das J. 1796 ist auch das Geburtsjahr der in Gemeinschaft mit Goethe verfaßten „Xenien", die einen förmlichen Sturm in der deutschen Literatur erregten. Im Wetteifer mit Goethe dichtete er ferner 1797—98 neben verschiedenen anderen kleineren Stücken für den „Musenalmanach" die meisten seiner Balladen („Der Taucher", „Der Handschuh" u. a.) u. 1799 das „Lied von der Glocke". Am 3. Dez. 1799 vertauschte Sch., um dem Theater nahe zu sein, Jena mit Weimar. Diese Uebersiedelung hatte der Herzog, dessen Wohlwollen sich auch darin äußerte, daß er ihm die Verleihung des Reichsadels (7. Sept. 1802) auswirkte, durch Erhöhung des Gehalts erleichtert. Die „Wallenstein"-Trilogie war im April 1799 auf der Weimarer Bühne zur ersten Aufführung gekommen, u. der Triumph, den das dramatische u. theatralische Talent Sch.'s dabei gefeiert, hatte ihn von seinem Berufe zum Dramatiker voll überzeugt. So folgten denn nun auch in regelmäßiger u. rascher Folge jene großen Werke des tragischen Repertoirs der deutschen Nation: „Maria Stuart" (1800), „Die Jungfrau von Orleans" (1801), „Die Braut von Messina" (1803) u. „Wilhelm Tell" (1804). Gegen Ausgang des J. 1801 bearbeitete Sch. auch noch die „Turandot" nach einem ital. Werke von Gozzi (Tüb. 1802), dann zwei franz. Lustspiele von Picard: „Der Parasit, od. die Kunst, sein Glück zu machen" u. „Der Neffe als Onkel". Nach Vollendung des „Wilhelm Tell" faßte er sofort den Plan zu einem neuen Drama, dem „Demetrius", doch vermochte er dasselbe nur bruchstückweise auszuführen. Bei einem Besuche, den Sch. im Frühling 1804 in Berlin machte, wurden ihm, um ihn für immer an diese Stadt zu fesseln, von höchster Stelle aus glänzende Anerbietungen gemacht; er begnügte sich indeß mit einer mäßigen Zulage zu seinem bisherigen Gehalt in Weimar u. lehnte den Ruf ab. Zu seinen letzten Arbeiten gehörten das Festspiel „Die Huldigung der Künste", das er binnen wenigen Tagen zur Feier der Vermählung des Erbprinzen von Weimar mit der Großfürstin Maria Paulowna dichtete, u. die Bearbeitung der „Phädra" von Racine. Mitten im Vollgefühl seiner geistigen Kraft u. auf dem Höhepunkte seines dichterischen Wirkens sollte ihn der Tod dahinraffen. Als er kurz vor der Geburt seiner jüngsten Tochter mit seiner Frau, die in der Nähe des Arztes Starke zu sein wünschte, nach Jena gegangen war, erkältete er sich auf einer Abendfahrt ins Dornburger Thal; die Folge war ein heftiger Anfall seiner Brustkrankheit, dem er 9. Mai 1805 zu Weimar erlag. Sein Leichenbegängniß war seiner Bedeutung nichts weniger als entsprechend. Er wurde im sog. Kassengewölbe der Jakobskirche in Weimar beigesetzt, u. erst viel später erinnerte man sich daran, daß man auch seiner Hülle die gebührenden Ehren schuldig sei. Durch die Bemühungen des Bürgermeisters K. L. Schwabe ward 1826 Sch.'s Schädel unter den anderen, welche im Gewölbe lagen, mit Hülfe einer Todtenmaske aufgefunden u. in dem Postamente von Dannecker's Kolossalbüste, welche der Großherzog von Sch.'s Erben gekauft hatte, verwahrt, seine Gebeine aber in einen Interimssarg gelegt, bis 1827 der Großherzog den Schädel u. die Gebeine in der Fürstengruft zu Weimar beisetzen ließ.

Denkmale wurden dem Lieblingsdichter der deutschen Nation errichtet zu: Stuttgart (8. Mai 1839, ein Bronzestandbild, modellirt von Thorwaldsen), Weimar (4. Sept. 1857, Goethe-Sch.-Gruppe aus Erz, modellirt von Rietschel), Mainz (18. Okt. 1862, in Erz gegossene Statue, modellirt von Scholl), Mannheim (10. Nov. 1862, desgl., modellirt von Cauer), München (9. Mai 1863, desgl., modellirt von Widnmann), Hannover (9. Mai 1863, Standbild, modellirt von Engelhard), Frankfurt a. M. (9. Mai 1864, Bronzestatue, modellirt von Dielmann), Hamburg (10. Mai 1866, Statue, modellirt von Lippelt), Berlin (10. Nov. 1871, Kolossalstatue, modellirt von Reinhold Begas), Marbach (9. Mai 1876, Erzstandbild, modellirt von E. Rau), Wiesbaden (1. Mai 1866, Büste), Salzburg (1866, Erzstandbild, modellirt von Meixner), Graz (1865), Troppau (6. Okt. 1872), Wien (9. Mai 1877, Bronzestatue von Schilling) sowie auf der Besitzung des Dichters Oskar v. Redwitz in Tirol u. am Mythenstein beim Rütli (Kolossal-Inschrift: „Dem Sänger Tell's Friedrich Schiller. Die Ur Kantone 1859); endlich auch im Centralparke zu New-York (1862, Bronzestandbild, modellirt von L. Richter). Die Anregung zur Errichtung der meisten dieser Monumente gab die großartige allgemeine Feier des 100jähr. Geburtstägs Sch.'s 1859.

Von den Ausgaben der Werke Sch.'s sind hervorzuheben: die von Körner besorgte (12 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1812—15; revidirt von Joachim Meyer, 12 Bde., ebd. 1862 u. öfter); die kritische Ausgabe von Heinr. Kurz (9 Bde., Lpz. 1868 f.); die historisch-kritische Ausgabe von Gödeke (Stuttg. 1868 ff.); zwei illustrirte Ausgaben (Berl., 3. Aufl., 1873 f.) u. Stuttgart (1877 f.). Außerdem wurden Supplemente herausgegeben von Boas (Stuttg. 1838—40, 3 Thle.) u. von Hoffmeister (4 Thle., ebd. 1840 f.); ferner „Beiträge zur Feststellung des Sch.'schen Textes" von J. Meyer (ebd. 1858 u. 1860) sowie „Beiträge zur Sch.-Literatur" (ebd. 1859).

Die Sch.-Literatur ist sehr reich. Zu nennen sind insbes.: die biographischen Werke von Karoline v. Wolzogen (Stuttg. 1830; 4. Aufl. 1851), von Thom. Carlyle (übersetzt, Frankf. 1830), von Hoffmeister (Stuttg. 1838—42, 5 Thle.; ergänzt von Viehoff, ebd. 1846; 3 Bde., 3. Aufl., 1858) von G. Schwab (ebd. 1840; neue Ausg. 1859), von Saupe („Sch. u. sein väterliches Haus", Lpz. 1851), von Schäfer (ebd. 1853), von Boas („Sch.'s Jugendjahre", herausgeg. von W. v. Maltzahn, 2 Bde., Hann. 1856), von Kneschke („Goethe u. Sch. in ihren Beziehungen zur Frauenwelt", Nürnb. 1857), von Scherr („Sch. u. seine Zeit", Lpz. 1858; 4. Aufl. 1865), von Palleske (2 Bde., Berl. 1858; 5. Aufl. 1872), von Kuno Fischer („Sch. als Philosoph", Lpz. 1858, u. „Sch. als Komiker", ebd. 1861), von Düntzer („Sch. u. Goethe", Stuttg. 1859), von Spieß (Wiesb. 1859), von Julian Schmidt („Sch. u. seine Zeitgenossen", Lpz. 1859), von Rob. Zimmermann („Sch. als Denker", Prag 1859), von Tomaschek („Sch. in seinem Verhältniß zur Wissenschaft", Wien 1862), von Twesten („Sch. im Verhältniß zur Wissenschaft", Berl. 1862), von Frank (Lpz. 1862), von Daumer („Sch. u. sein Verhältniß zu den politischen u. religiösen Fragen der Gegenwart", Mainz 1862), von Diezmann („Sch.'s Denkwürdigkeiten", Lpz. 1862), von Janssen („Sch. als Historiker", Freiburg i. Br. 1863), von Kuhn („Sch.'s Geistesgang", 3. Aufl. 1868), von Silber („Sch. als nationaler Dichter", 1863), von Viehoff („Sch.'s Leben 2c.", auf Grundlage der Hoffmeister'schen Schriften neu bearbeitet, Stuttg. 1874) u. von Brosin („Sch.'s Verhältniß zu dem Publikum seiner Zeit", Lpz. 1875). Außerdem siehe: Hinrichs, „Sch.'s Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen" (2 Thle., Lpz. 1837—39); die Reden zur Schillerfeier von J. Grimm, Vischer u. A.; Steudener, „Ueber Sch.'s Bedeutung für die heutige Bildung" (Lpz. 1861). Ferner: „Auserlesene Briefe in den Jahren 1781—1805" (herausgeg. von Heinr.

Derna, 3 Bde., Zeitz 1835); „Sch.'s u. Fichte's Briefwechsel" (herausgeg. von H. J. Fichte, Berl. 1847); H. Marggraff, „Sch.'s u. Körner's Freundschaftsbund" (Lpz. 1859); „Briefe von Sch.'s Gattin an einen vertrauten Freund [Knebel]" (herausgeg. von Düntzer, ebd. 1856); „Sch.'s Briefe" (2 Bde., Berl. 1854—57); Wend v. Maltzahn, „Briefwechsel Sch.'s mit seiner Schwester Christophine u. seinem Schwager Reinwald" (Lpz. 1875). — Kommentare zu den Gedichten schrieben: Viehoff (3 Bd., 3. Aufl. 1859), Hauer (1859), Boas („Sch. u. Goethe im Xenienkampfe", 1851), Saupe („Die Xenien", 1852, u. „Goethe's u. Sch.'s Balladen", 1853), Eckardt (zu den „Räubern", 1856, u. „Kabale u. Liebe", 1859), Süvern (zu „Wallenstein", 1800), Rönnefahrt (desgl., 1855), Helbig (desgl., 1856), Düntzer (desgl., 1866), Klingemann (zur „Jungfrau", 1802), Viehoff (desgl., 1841), Gerlinger (zur „Braut von Messina", 1857), Weber (zum „Tell", 1839) u. Joach. Meyer (desgl., 1840).

Die Gattin des Dichters, Charlotte Antoinette, geb. v. Lengefeld, geb. 22. Nov. 1766, starb zu Bonn 9. Juli 1826. Kinder Sch.'s waren: 1. Karl Friedrich Ludwig, Frhr. **v. Sch.**, geb. zu Ludwigsburg 14. Sept. 1793, in den württemb. Freiherrnstand erhoben 16. Febr. 1845, gest. als württ. Oberförster a. D. zu Stuttgart 21. Juni 1857. 2. Ernst Friedrich Wilhelm **v. Sch.**, geb. zu Jena 11. Juli 1796, gest. als preuß. Appellationsgerichtsrath zu Vilich bei Bonn 19. Mai 1841. 3. Karoline Friederike Luise **v. Sch.**, geb. zu Jena 13. Okt. 1799, seit 1828 Gattin des Bergraths Junot in Rudolstadt, Wittwe seit 1846, gest. zu Würzburg 19. Dez. 1854. 4. Emilie Friederike Henriette **v. Sch.**, geb. zu Jena 26. Juli 1804, vermählt 29. Juli 1828 mit dem Freiherrn Heinr. Adalbert v. Gleichen-Rußwurm, gest. zu Greifenstein ob Bonnland (bayr. Kreis Unterfranken) 25. Nov. 1872. Diese letzte Tochter Sch.'s war dem Vater in Gestalt u. Zügen ähnlich. Sie selbst veröffentlichte interessante Beiträge zur Lebensgeschichte Sch.'s u. seiner Gattin: „Der Briefwechsel von Sch. u. Lotte 1788—89" (Stuttg. 1856); „Sch.'s Beziehungen zu Eltern, Geschwistern u. der Familie v. Wolzogen" (ebd. 1859); „Sch.'s Kalender" (ebd. 1865); „Sch.'s dramatische Entwürfe" (ebd. 1867) u. hatte Antheil an dem oben schon genannten Buche von Urlichs „Charlotte v. Sch. u. ihre Freunde". — Sch.'s letzter männlicher Nachkomme, Friedrich Ludwig Ernst Frhr. **v. Sch.**, geb. zu Reichenberg 28. Dez. 1826, ein Sohn des Frhrn. Karl Friedrich Ludwig v. Sch. aus dessen Ehe mit Luise Locher (geb. 1804), starb als österr. Major a. D. zu Stuttgart 8. Mai 1877.

Schiller-Stiftung, Deutsche, ist ein Verein, dessen Zweck darin besteht, deutsche Schriftsteller u. Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen od. ihren nächst angehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hülfe u. Beistand darbietet. Mitglieder der Sch.-St. u. integrirende Bestandtheile derselben bilden die in verschiedenen Ländern u. Städten bestehenden Sch.-St.en (Zweigstiftungen, Zweigvereine). Die sämmtlichen Vermögen der Zweigvereine bilden unter gewissen Bestimmungen u. Beschränkungen das Gesammtvermögen der Sch.-St. Von 5 zu 5 Jahren wählen die Zweigstiftungen in einer Generalversammlung aus ihrer Mitte den Sitz einer Zweigstiftung als Vorort für den Sitz der Gesammtstiftung (jetzt Dresden); eine neuerdings beabsichtigte Aenderung dieser Bestimmung behufs Stabilisirung des Sitzes in Weimar ist an dem Widerstande der königl. sächs. Regierung gescheitert. Vorstand der Sch.-St. ist ein aus sieben Mitgliedern bestehender, gleichfalls auf fünf Jahre gewählter Verwaltungsrath. Ins Leben gerufen ward die Sch.-St. auf Anregung Julius Hammer's i. J. 1855; die eigentliche Begründung erfolgte aber erst im Okt. 1859 infolge der ersten Generalversammlung zu Dresden. Die bedeutendsten Fonds flossen ihr aus den Ueberschüssen der vom Major Serre (s. d.) veranstalteten „Allgemeinen Deutschen National-Lotterie" od. sog. „Schiller-Lotterie" zu, deren Ziehung 10. Nov. 1860 in Dresden stattfand (vgl. „Die Schiller-Lotterie" von Alex. Ziegler, Dresd. 1862). Zu Beginn des J. 1877 bestand die Sch.-St. aus 24 Zweigvereinen. Die Gesammteinnahme der Centralkasse betrug 1876: 64,200 Mk., von denen rund 16,243 Mk. für lebenslängliche Pensionen, 15,635 Mk. für transitirende Pensionen u. 11,593 Mk. für einmalige Zuwendungen verausgabt wurden. Außerdem vergabten die Zweigstiftungen 6075 Mk. u. 1030 Fl. österr. Währung.

Schilling (engl. shilling, holl. schelling, dän. u. schwed. skilling, was so viel als „klingende od. schellende Münze" bedeutet), eine Münze, die von Gold, Silber u. Kupfer geprägt worden ist. Als Geld ist jetzt nur noch der engl. Silberschilling zu 12 Pence od. Pfennige, 5,655 Gr. schwer u. 925 Tausendtheile fein (= 95 Pfennige) in Gebrauch. Der ehemalige vlämische Sch. hatte 12 Grot od. 6 Stüber = 30 holländ. Cents od. 51 Pfennige. In Norwegen rechnet man 30 Sch. auf die Silberkrone, so daß 3 Sch. = 10 schwed. Oere u. 4 Sch. = 15 Pfennige deutscher Reichswährung sind. Kaufschilling ist s. v. w. Kaufpreis.

Schilling, Johannes, einer der bedeutendsten Meister der Dresdener Bildhauerschule, geb. zu Mittweida 23. Juni 1828; zog schon früh mit seinen Eltern nach Dresden, kam mit 15 Jahren in die dortige Kunstakademie u. 1845 in das Atelier Rietschel's, der damals auf der Höhe seines Schaffens stand. Hier schuf Sch. sein Erstlingswerk, eine kleine, später in Bronze ausgeführte Gruppe Amor u. Psyche. Nachdem er dann seit Ostern 1851 eine Zeit lang in Berlin unter Drake gearbeitet hatte, trat er in Dresden in Hähnel's Atelier, wo er sich theils bei dessen Arbeiten betheiligte, theils selbstständige Werke schuf, z. B. die Medaillons „Jupiter" u. „Venus", die, preisgekrönt, ihm einen zweijährigen Aufenthalt in Rom (1854 bis 1856) ermöglichten. Als er von hier nach Dresden zurückgekehrt war, wurde ihm zunächst ein Theil eines akademischen Ateliers überlassen; 1868 machte man ihn zum Vorstand eines Bildhauerateliers.



Nr. 4824. Johannes Schilling (geb. 23. Juni 1828).

Unter den in Dresden entstandenen Werken Sch.'s erwähnen wir nur als die bedeutendsten den für das dortige Museum in Gips komponirten Fries, der die deutsche u. niederländische Malerei darstellt; für das königl. Schloß die Gruppen der Vokal- u. Instrumentalmusik (1858), die von tiefem Studium der großen Meister der ital. Renaissance zeugen; für Görlitz die Bronzestatue des Oberbürgermeisters Demiani (1861) u. für die Brühl'sche Terrasse in Dresden (von 1863 an) die leider nur in Sandstein ausgeführten Gruppen der vier Tageszeiten, eine unter den Leistungen der modernen Bildhauer fast unerreicht dastehende Arbeit von harmonischem Aufbau u. edelstem Schönheitssinn. Danach folgten dann die Bronzegestalt der Stadt Speyer für Rietschel's Lutherdenkmal in Worms u. mehrere für festliche Gelegenheiten komponirte Arbeiten. An der Konkurrenz für das große Nationaldenkmal auf dem Niederwald (s. d.) betheiligte sich Sch. mit zwei Entwürfen, von denen der zweite mit einigen Veränderungen einstimmig gewählt wurde u. vom Künstler bereits in Angriff genommen worden ist. Die jüngsten Werke Sch.'s, den früheren durchaus ebenbürtig, sind das Rietschel-Denkmal in Dresden, das eherne Maximilian-Denkmal in Triest, von geistvoller, origineller Erfindung u. großer Schönheit der Figuren, das Schiller-Denkmal

in Wien, die Panther-Quadriga auf dem Hoftheater in Dresden u. die vor Kurzem entstandene Marmorstatue des Phidias für die Loggia des Museums in Leipzig.

Schillingsfürst, ein auf einem 500 m. hohen Berge gelegenes Schloß nebst Mediatherrschaft im bayer. Reg. Bez. Mittelfranken, 1 M. südwestl. von Ansbach; ist Sitz eines Landgerichts u. gehört einer Linie der fürstl. Familie Hohenlohe (s. d.), welche sich nach Sch. benennt.

Schiltberger, Johannes, ein aus München gebürtiger Reitersmann, der als Kriegsgefangener mohammedanischer Fürsten 1394 bis 1427 bis nach Kleinasien, Syrien, Aegypten, Persien u. Turkestan kam u. lange in Kaptschak, dem Khanate der Goldenen Tatarenhorde, lebte. Nach seiner Rückkehr ward er Kämmerer des Herzogs Albrecht von Bayern. Die Beschreibung seiner Reisen u. Abenteuer („Hie vahet an der Schiltberger der vil wunders erfaren hatt in der heyden schaft vnd in der türckey", zuerst Ulm 1473; modernisirt von Penzel 1813; nach der Heidelberger Handschrift neu herausgeg. von Neumann, Berl. 1859) war im 15. u. 16. Jahrh. ein sehr beliebtes Lesebuch.

Schimmel, Gesammtname für eine Reihe Pilze von haarförmiger Gestalt, welche sich auf organischen Substanzen (im Zustande der Zersetzung) sehr leicht entwickeln u. in dieser Beziehung eine außerordentlich wichtige Rolle sowol im Haushalte der Natur als auch des Menschen spielen. Das, was man im gewöhnlichen Leben Sch. nennt u. mit allen übrigen Schimmelarten zu verwechseln pflegt, ist der Knopfschimmel (Mucor Mucedo), der bes. auf faulem Obst, verderbenden Fruchtsäften u. Speisen auftritt (Abb. Nr. 4825). Aus einem fadigen Pilzgewebe (Mycelium) entspringen hier Tausende von zarten, fadenartigen Röhrchen (a), die sich vergrößert als Träger kleiner Knöpfchen (d) auflösen, welche man als Früchte (Sporenkapseln) anzusehen hat. Eine solche Frucht ist eine einfache Blase, die sich mit Zellen (Sporen) erfüllt (b), die bei ihrer Reife auf schwellend die Blase zersprengen (c) u., sich über die Umgebung verbreitend, wieder zu Sch. auswachsen. Auf verschiedenen Unterlagen, bei verschiedenen Ernährungsverhältnissen also, entwickeln sich diese Sporen verschieden; auf Mist z. B. wachsen sie zu höchst zierlichen Formen aus, die statt der Röhren quirlförmig verzweigte Trauben aus kugeligen Zellen od. Conidien hervorbringen. Letztere sowol als auch die wirklichen Samen bilden in gährungsfähigen Flüssigkeiten das, was wir Hefe nennen. Diese Verwandlung kann aber noch viel weiter gehen, denn es ist wahrscheinlich gemacht, daß, wenn die Sporen des Knopfpilzes zufällig ins Wasser gelangen u. sich auf Fischen od. anderen Wasserthieren ansetzen, sie hier einen eigenthümlichen Pilz (Saprolegnia ferax) (Abb. Nr. 4826) bilden, welcher nam. bei der künstlichen Fischzucht der jungen Fischbrut sehr verderblich werden kann. Sonst vermehrt sich der Sch. durch Schwärmsporen (a) u. sog. Oosporen (b). — Die übrigen Schimmelarten, die sehr zahlreich sind, verhalten sich ganz ähnlich; je nach der Aenderung ihres Wohnortes pflegen sie in der Regel neue Formen hervorzubringen. Wir bilden hier noch einige der am häufigsten vorkommenden ab: den gemeinen Pinselschimmel (Penicillium crustaceum) [Abb. Nr. 4831], der sich gleich dem Knopfschimmel auf verderbenden Speisen, Früchten, Zuckersäften 2c. einstellt; den gemeinen Brotschimmel (Aspergillus glaucus) [Abb. Nr. 4829]; den auf faulen Früchten auftretenden gemeinen Knaulschimmel (Botrytis vulgaris) [Abb. Nr. 4828]; den Erdährenschimmel [Abb. Nr. 4827], der auf beschattetem, nassem Boden sich entwickelt; endlich den an Tannenstämmen häufig vorkommenden Tannenschimmel (Acremonium verticillatum) [Abb. Nr. 4830]. Während bei dem Brot- u. Knaulschimmel die Sporen sich als kugelige Zellen in ein Köpfchen gruppirt auf die Spitze eines Pilzfadens stellen, erscheinen sie beim Tannenschimmel einzeln auf zarten Stielchen. Ebenso verschieden sind die Sporenträger selbst, welche beim



Nr. 4825. Knopfschimmel (Mucor Mucedo).

Brotschimmel einfache, ungegliederte Röhren sind, während sie in den übrigen Fällen gegliederte Fäden darstellen. Schon aus diesen Formen ist zu ersehen, wie wenig dazu gehört, um durch eine kleine Abänderung dieses od. jenes Theiles die Schimmelbildungen zu vermannichfaltigen. Uebrigens sind die Gelehrten in Bezug auf die Natur dieser Schimmelarten durchaus nicht einig. Bald werden sie für Pilze angesehen u. in eine besondere Klasse der Fadenpilze (Ascomycetes) gestellt, bald werden sie gar nicht für Pflanzen angesprochen, sondern für Hefebildungen, welchen Karl Müller von Halle den Namen Pseudophyten, Hermann Kersten dagegen den Namen Schizomyceten gab. Manche Gründe, nam. Fähigkeit dieser Gebilde, Zersetzungen organischer Stoffe einzuleiten, scheinen allerdings dafür zu sein, daß man die Sch. besondere, einfach als eigenthümliche Zersetzungsprodukte u. nicht als wirkliche Pflanzen ansehen dürfte.



Nr. 4826. Saprolegnia ferax.
a Schwärmsporen, b Oosporen.

Schimmelmann, Graf Heinrich Karl v., Finanzmann in dän. Diensten, geb. als Sohn eines Kaufmanns zu Demmin in Pommern 13. Juli 1724; begann seine Laufbahn als Buchhalter in einer Grossohandlung zu Dresden u. erhielt bald darauf durch seine Verheirathung mit einer natürlichen Tochter des Intendanten v. Gersdorf die Mittel, eine eigene Handlung anzufangen. Zwar fallirte er binnen Kurzem, doch wußte er den damals niedrigen Kurs der sächs. Steuerscheine nicht blos zu einer höchst vortheilhaften Spekulation zu benutzen,



Nr. 4827–31. Verschiedene Schimmelarten.
Nr. 4827. Erdährenschimmel. Nr. 4828. Knaulschimmel. Nr. 4829. Brotschimmel.
Nr. 4830. Tannenschimmel. Nr. 4831. Gemeiner Pinselschimmel.

sondern gewann dabei auch die Gunst des Grafen v. Holza, durch den er 1755 Accisrath wurde. Zu neuen Spekulationen öffnete ihm dann der Siebenjährige Krieg ein weites Feld; bes. ergiebig war für ihn ein mit dem König von Preußen 1757 nach der Schlacht bei Kollin abgeschlossener Lieferungskontrakt. Nun ließ sich Sch. in Hamburg nieder, wo er ein Handelshaus errichtete. Zugleich kaufte er das Gut

Ahrensburg in Holstein u. nahm die holst.-plönische Münze in Pacht. Dann trat er in dän. Dienste u. ward 1761 dän. Kommerzintendant u. Gesandter beim Niedersächs. Kreise. Durch Kauf kam auch das holst. Gut Wandsbeck, die Baronie Lindenborg in Jütland u. eine Gewehrfabrik in Seeland in seinen Besitz. Seit 17. April 1762 Freiherr, ward er zwei Jahre darauf dän. Schatzmeister, als welcher er der Obersteuerdirektion in Kopenhagen vorstand. Später begleitete er den jungen König Christian VII. ins Ausland. Unter dem Ministerium Struensee lebte er meist in Hamburg (1770—72); nach dessen Sturze übernahm er seinen Posten aufs Neue u. zugleich die Leitung aller dän. Finanzoperationen. Auch erwarb er sich auf dem Gebiete des Handels große Verdienste. 1779 in den Grafenstand erhoben, starb er 23. Jan. 1782. Kühn in kaufmännischen Unternehmungen, furchtsam in anderen Welthändeln, war Sch. im Uebrigen arbeitsam, mäßig u. großmüthig. Seinen ehemaligen Gläubigern ersetzte er die bei seinem ersten Unfall erlittenen Verluste mit reichlichen Zinsen. Graf Ernst Heinrich **v. Sch.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Dresden 4. Dez. 1747, verwaltete 1784—1814 die dän. Finanzen, leitete seit 1824 das Ministerium des Aeußeren u. starb zu Kopenhagen 9. Febr. 1831. Er war ein Gönner Schiller's u. eifriger Beförderer der Negeremanzipation.



Nr. 4832. Karl Friedrich Schinkel (geb. 13. März 1781, gest. 9. Okt. 1841).

Schimpanse (od. Chimpanze, auch Tschimpanse, Simia troglodytes, der afrik. „Waldmensch“), ein bis 1,5 m. hoher, ungeschwänzter Affe mit lang- u. grobhaarigem, fast ganz schwarzem Pelze, sehr niedriger Stirn, großen Ohren u. bis über das Kniegelenk reichenden Armen. Derselbe lebt gesellig in Congo u. Guinea; sein Fleisch wird von den Afrikanern gegessen. Farben u. Schädelverschiedenheiten, welche sich vielleicht auf Geschlecht u. Alter beziehen, gaben Anlaß zur Unterscheidung mehrerer Arten (Abb. s. Bd. I Nr. 66).

Schimper, Karl Friedrich, genialer Naturforscher, geb. zu Mannheim 15. Febr. 1803; studirte in Heidelberg u. München Botanik, beschäftigte sich daneben auch mit anderen Zweigen der Naturforschung u. mit Philosophie. In München sammelte sich um ihn als den belebenden Mittelpunkt ein Kreis von Studiengenossen, den man „die kleine Akademie“ nannte. Sch. wär es, der hier zu gar Vielem die Anregung gab, was dann von Anderen systematisch bearbeitet wurde. Er selbst hatte nicht den Willen od. die Energie, das von ihm Erforschte im Zusammenhange darzustellen. So entdeckte er insbes. das Gesetz der Blattstellung bei den Pflanzen, während es von Alex. Braun zu einem System ausgebaut wurde; ebenso ist die von Agassiz (s. d.) aufgestellte Gletschertheorie auf Sch. zurückzuführen u. ward jener von ihm auch zu seinem Werke über die vorweltlichen Fische angeregt. 1842—43 bereiste Sch. auf Veranlassung des damaligen Kronprinzen Maximilian von Bayern die Bayerischen Alpen u. die Bayerische Pfalz behufs geognostischer Untersuchungen, lebte dann in Schwetzingen, siedelte 1857 nach Mainz über, kehrte indeß bald wieder nach Schwetzingen zurück, wo ihm der Großherzog Friedrich von Baden im dortigen Schlosse eine Zufluchtsstätte bereitete u. ihn durch eine Pension vor Mangel schützte, den er bis dahin oft genug kennen gelernt hatte. Dort starb Sch. 21. Dez. 1867. Veröffentlicht hat er nur kleinere Aufsätze, meist in Form von Flugblättern, u. 2 Bände Gedichte (1. Bd., Erlangen 1840; 2. Bd., Mannh. 1847), deren Sprach- u. Formgewandtheit zuweilen an Rückert erinnern. — Wilhelm **Sch.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Mannheim 19. Aug. 1804, erlernte Anfangs die Kunstdrechslerei, fand dann eine Anstellung im Militärintendanturwesen, gab dieselbe aber bald auf u. siedelte von Karlsruhe zu seinem Bruder nach München über, um für denselben eine Sammlung von Fischskeletten herzustellen. Daneben trieb auch er naturwissenschaftliche u. insbes. botanische Studien, die ihn 1829 nach Südfrankreich u. Algerien führten. Zurückgekehrt, erhielt er vom württemb. Reiseverein den Auftrag, Aegypten u. Arabien naturwissenschaftlich zu durchforschen. Infolge dessen bereiste er Oberägypten, das Peträische Arabien, das Innere von Hedschas u. Abessinien. Hier gewann er die Gunst des Fürsten Ubye in Adaua, der ihn zum Statthalter über den Distrikt Antitscho machte; diesen Posten verwaltete er 3 Jahre, bis ihn der Krieg zwischen Ubye u. einem andern Häuptling zwang, das Amt niederzulegen. Er siedelte sich dann auf dem Hochgebirge Samen an, u. da der württemb. Reiseverein sich inzwischen aufgelöst hatte, ließ sich Sch. von der Verwaltung des Pariser Jardin des plantes mit einer ständigen wissenschaftlichen Sendung in Abessinien betrauen u. sammelte auch so fleißig, daß er die französischen Sammlungen mit 6000 neuen Arten von Pflanzen u. Insekten bereicherte. Unter den Eingeborenen (er selbst hatte eine Abessinierin zur Frau genommen) stand er als menschenfreundlicher Arzt in großem Ansehen. Gegen Ende des J. 1869 meldete die „Pfälzer Zeitung“ seinen Tod, doch scheint diese Nachricht nicht begründet gewesen zu sein. 1868 erschien von ihm eine „Flora abessinica“. — Wilhelm Philipp **Sch.**, Vetter der beiden Vorigen, geb. zu Dosenheim bei Elsaß-Zabern 8. Jan. 1808; studirte in Straßburg u. ward 1835 beim Naturhistorischen Museum daselbst angestellt. Seit 1839 dessen Direktor, wirkt er zugleich an der dortigen Universität als Prof. der Geologie u. Paläontologie. Er hat sich bes. um die Kenntniß der vorweltlichen Flora verdient gemacht. Geschrieben hat er: „Bryologia europaea“ (mit Bruch u. Gümbel, 6 Bde., Stuttg. 1836—54, Suppl., 1864 ff.); „Stirpes normales bryologiae europaea“ (Straßb. 1848 ff.); „Palaeontologia alsatica“ (ebd. 1854); „Synopsis muscorum europaeorum“ (2. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1876) ꝛc.

Schinderhannes ist der vom Volke einem gewissen Johann Bückler gegebene Spottname. Derselbe, geb. 1779 zu Unstädten in der Grafschaft Katzenellenbogen als das Kind armer, aber ehrlicher Leute, zeigte frühzeitig Neigung zum Stehlen, wurde dann Knecht eines Scharfrichters, aber von diesem wegen verschiedener Diebstähle nach einer harten körperlichen Züchtigung fortgejagt, trieb sich dann ohne Dienst u. ohne Lust zum Arbeiten umher, stahl Schafe, wurde eingesperrt, entwich aber u. gesellte sich nun zu einem gewissen Fink, genannt der Rothbart, Anführer einer Räuberbande in der Rheingegend. Hier zeichnete er sich durch Tollkühnheit aus, ward aber doch wieder ergriffen. Es gelang ihm, abermals zu entwischen; er schloß sich nun einem andern Räuberhauptmann in jener Gegend, dem sog. Schwarzen Peter an; allein da der Ruf seiner Thaten schon weit gedrungen war, ward es ihm leicht, selbst eine Räuberbande um sich zu vereinigen, mit der er nun die frechsten Einbrüche unternahm. Doch ward er bald gefangen u. 21. Nov. 1803 in Mainz hingerichtet. Vergl. Becker, „Aktenmäßige Geschichte der Räuberbanden an den beiden Ufern des Rheines“ (Thl. I., Köln 1804).

Schinkel, Karl Friedrich, der Schöpfer der neueren Architektur u. insbes. der Wiederhersteller des klassischen Baustils, zugleich einer der vielseitigsten Künstler, geb. zu Neuruppin 13. März 1781 als Sohn des dortigen Superintendenten; zog nach dessen Tode mit seiner Mutter 1785 nach Berlin, wo er nach dem Besuche des Gymnasiums

sich dem Studium der Kunst, nam. der Architektur widmete, u. 1798 ein Schüler des Architekten Friedrich Gilly (geb. 1771, gest. 1800) wurde, dessen dem Griechenthum zugewandte Richtung auf Sch. den größten Einfluß übte. Um die Bauwerke des Alterthums selber zu erforschen, reiste Sch. 1803 nach Istrien, Italien u. Sizilien u. brachte 1805 eine große Menge von architektonischen u. landschaftlichen Studien nach Berlin zurück. Da aber die Zeitverhältnisse größere bauliche Unternehmungen verhinderten, so warf sich Sch. auf die Landschaftsmalerei u. schuf eine Reihe von trefflichen Gemälden, in denen er die besonderen Eigenthümlichkeiten der Natur mit den Architekturwerken zu verschmelzen wußte. Dahin gehören z. B. das „Innere der Peterskirche in Rom", der „Dom zu Mailand", „Die sieben Wunderwerke der Welt" u. vor Allem ein großes, in Oel gemaltes Panorama von Palermo. 1810 wurde Sch. Assessor in der neuerrichteten Baudeputation, 1811 Mitglied der Akademie, 1820 Professor u. Mitglied des akademischen Senats, 1839 Oberlandesbaudirektor, starb aber, bereits seit Jahresfrist von einem Gehirnleiden ergriffen, 9. Okt. 1841. Die von den Anhängern der mittelalterlichen Architektur u. insbes. der Gothik oft heftig angegriffene klassische Richtung Sch.'s hat wenigstens das große Verdienst, die Architektur aus der Verkommenheit, in die sie im Anfange des 19. Jahrh. versunken war, zur edelsten Blüte der griech. Baukunst zurückgeführt zu haben. Und in dieser Richtung steht er nicht etwa unter der Herrschaft seiner klassischen Vorbilder, sondern weiß ihre Formen dem jedesmaligen äußeren Bedürfniß mit Geschmack anzupassen u. aus dem Geiste der antiken Kunst neue eigenthümliche Kompositionen zu entwickeln. Dabei verstand er es sehr wohl, sich auch in den Formen des Mittelalters zu bewegen u. alle von ihnen dargebotenen Mittel zu benutzen. Aber in seinen Bauten u. Entwürfen wandte er sie nur ausnahmsweise u. nur infolge äußeren Anlasses an. Als die bedeutendsten seiner Werke antiken Stils sind zu nennen: der Entwurf zu einem Königsschlosse auf der Akropolis in Athen, das reizende königl. Landhaus zu Charlottenhof bei Potsdam, die Seitengebäude des Potsdamer Thores (1836—40), die in der Anwendung der griech. Bauformen schon etwas freier auftretende Königswache in Berlin, die Schloßwache in Dresden u. vor Allem die großartige Bauanlage des (jetzt alten) Museums. Dazu kommen das Schauspielhaus in Berlin, die Entwürfe zu einem Palais des Prinzen von Preußen am Opernplatze, die Singakademie in Berlin &c. Weniger zahlreich, meistens auch weniger gelungen, sind die Werke, in denen Sch. andere Baustile der Vorzeit zur Anwendung bringt. Es sind im Fache der kirchlichen Baukunst zunächst die Werder'sche Kirche in Berlin (1820—30), die unausgeführt gebliebene große Kirche des Spittelmarktes u. andere Entwürfe, bei denen er sich an die Basilikenform hielt, während die Kreuzesform z. B. in der Nikolaikirche in Potsdam zur Anwendung kam. An Profanbauten gehören hierher das Schloß Kurnik (Provinz Posen) im goth. Stil, das Schloß Babelsberg bei Potsdam im Stil der engl.-goth. Kastelle, das Palais des Grafen Redern im florentin. Palaststil des 15. Jahrh., der Entwurf zum Rathhause in Zittau in ähnlichem Stil, aber einfacher gehalten, u. als erster Triumph des Backsteinrohbaues die 1835 vollendete Bauakademie in Berlin. Außer dieser Fülle von Bauwerken findet sich in seinen „Entwürfen" (s. u.) nicht nur eine große Reihe von sonstigen monumentalen, für die Verbindung mit der Skulptur berechneten Werken u. von plastischen Arbeiten für architektonische Zwecke, sondern auch von Schöpfungen der Malerei, unter denen die unter Leitung von Cornelius (nach Sch.'s Tode) ausgeführten Fresken der Vorhalle des (alten) Museums zwar als sein Hauptwerk gelten, aber bei ihrem abstrakten, schwer verständlichen Inhalt (die Kunstthätigkeit als Gipfel u. Ziel der Kulturentwicklung) einen viel weniger befriedigenden Eindruck machen, als die übrigen, meist landschaftlichen Gemälde. Die Entwürfe zu allen diesen Arbeiten, seine sonstigen Oelgemälde, Aquarelle, Sepia-, Feder- u. Bleistiftzeichnungen u. sonstige Gelegenheitskompositionen enthält das in der Berliner Bauakademie befindliche „Schinkelmuseum", das den ganzen Reichthum seines vielseitigen Talentes entfaltet. Sch.'s Marmorstatue, modellirt von Tieck, befindet sich in der Vorhalle des (alten) Museums; seine viel gelungenere Bronzestatue, modellirt von Drake, auf dem nach ihm benannten Platze neben der Bauakademie. Die literarischen Hauptwerke Sch.'s sind: „Sammlung architektonischer Entwürfe" (26 Hefte, Berl. 1820—37; neue Aufl., Potsdam 1841—45); „Werke der höheren Baukunst" (36 Blätter in 3 Lief., Potsd. 1845 bis 1846); „Grundlagen der praktischen Baukunst" (Berl. 1834; 2. Aufl., 2 Bde., 1835); „Sch.'s Möbelentwürfe" herausgeg. von Lohde, ebd. 1835 ff.). — Vgl. Kugler, „Kleine Schriften" (Bd. III); Gruppe, „Sch. u. der neue Berliner Dom" (Berl. 1843); Waagen, „Sch. als Mensch u. als Künstler" (Berliner Kalender 1844); Böttcher, „Sch. u. sein baukünstlerisches Verhältniß" (Berl. 1857); v. Wolzogen, „Aus Sch.'s Nachlaß" (4 Bde., Berl. 1862—63) u. „Sch. als Architekt, Maler u. Naturphilosoph" (Berl. 1864); Grimm, „Ueber Sch. u. die Anfänge der modernen Kunst" (Berl. 1867).

Schipkapaß ist ein über den mittleren Balkan führender fahrbarer Paß, der nördlich bei der etwa 650 m. hoch liegenden bulgarischen Stadt Gabrowa beginnt u. südlich in den Rosengarten von Kasanlik endigt.



Nr. 4883. Ansicht vom Schipkapaß mit dem Berge Nicolaus.

Er folgt von Gabrowa aus zuerst der Jantra, geht dann im Seitenthale der Koseritza bis zur Einmündung der Panitscharka aufwärts u. wendet sich hierauf unter steilem Aufstieg am Tscherweni Breg (d. i. rother Berg) bis zum 1. Wachthaus; in zahmen Kurven wird bei 1033 m. Seehöhe das 2. u. 213 m. höher das 3. Wachthaus erreicht. Bald darauf folgt die Einsattelung des Passes, dessen höchsten Punkt die österreich. Generalstabskarte zu 1318 m. angiebt. Der Weg von Gabrowa bis hierher wird auf 4½ Stunden veranschlagt, während der steile Abstieg nach Süden bis zu dem 700 m. tiefer liegenden bulgarischen Dorfe Schipka kaum 1 Stunde beträgt u. daher für den Wagenverkehr große Schwierigkeiten bietet. In einer Stunde von Schipka gelangt man zu dem nur von Türken bewohnten Dorfe Hasköi u. in einer weiteren Stunde nach Kasanlik. Im Russisch-türk. Kriege 1877 wurde der Sch. von den Russen auf der Nord- u. Südseite zu gleicher Zeit angegriffen u. am 19. Juli 1877 besetzt, nachdem sie 13. Juli unter General Gurko ihren ersten Balkanübergang über den östlich davon gelegenen Hain Bughas genommen hatten. Am 22. Aug. u. an den folgenden Tagen war der inzwischen von den Russen stark befestigte Paß der Schauplatz blutiger Kämpfe, da ihn die Türken unter Suleiman Pascha von Süden her bald darauf angriffen. — Der zwischen Hain Bughas u. Sch. liegende Paß über den Trawnabalkan nach Trawna hatte bis dahin in dem genannten Kriege noch keine Verwendung gefunden.

Schir Ali-Khan, Emir von Afghanistan, einer der 16 Söhne, die der 9. Juni 1863 verstorbene Emir Dost Mohammed hinterließ.

Er war schon von diesem als Thronerbe bezeichnet worden u. ward alsbald nach seinem Regierungsantritt von der brit. Regierung anerkannt. Nach einiger Zeit jedoch standen seine älteren Brüder sowie seine Neffen Abdul Rahman u. Dschellal-ed din gegen ihn auf u. es entspann sich ein langer, wechselvoller Krieg, in dem insbes. die Hauptstadt Kabul durch Verrath in die Hände seines Halbbruders Azim-Khan fiel u. dieser daselbst 2. März 1866 als Emir von Afghanistan proklamirt ward. Auch erlitt Sch. 10. Mai bei Schechabad u. 16. Jan. 1867 bei Kelat i-Ghilzie starke Niederlagen u. mußte infolge letzterer sogar bis Herat fliehen. Erst 1868 nahm der Krieg eine günstige Wendung für ihn: am 1. April siegte er bei Girischk u. im August konnte er seinen Einzug in Kabul halten, wo er nun wieder zum Emir ausgerufen ward. Jetzt gab auch die ind. Regierung ihr bisher festgehaltenes Prinzip der Neutralität auf, damit sich Sch. nicht in die Hände der Russen würfe, die nach der Einnahme Samarkands (1868) immer weiter vorrückten. Sch. erhielt zunächst 60,000 Pfd. Sterl., u. diese Mittel setzten ihn in die Lage, Azim Khan u. Abdul Rahman stark zu bedrängen u. zur Flucht zu nöthigen. Abdul Rahman suchte bei seinem Schwiegervater, dem Khan von Bochara, u. dann bei den Russen in Samarkand u. Taschkend ein Asyl, zugleich um sie für seine Pläne gegen Sch. zu gewinnen. Er hatte indeß damit keinen Erfolg; vielmehr lag es den Russen daran, gute Beziehungen zu Sch. zu pflegen, der sich von seinem, allgemein für den künftigen Thronerben geltenden Sohne Yakub-Khan (gest. 1877), Gouverneur von Herat, auch bald bewegen ließ, mit dem russ. General Kauffmann in Taschkend einen Freundschaftsvertrag abzuschließen. Seitdem wußte Rußland seinen Einfluß auf Afghanistan derart zu steigern, daß das Verhältniß dieses Reiches zu England mehr u. mehr erkaltete, bis es 1877 einen offen feindseligen Charakter annahm.

Schiras, Hauptstadt der persischen Provinz Farsistan, mit 27 bis 30,000 E.; liegt 1448 m. über dem Meere, in einem schönen Gebirgskessel voll Rosen- u. Weingärten, von Cypressenhainen umgeben, am Roknabad, heute nur ein Schatten des alten Sch., welches im 13. Jahrh. der Sitz der höchsten asiatischen Pracht, Kunst u. Wissenschaft war, u. dessen Ruinen jetzt noch den 4. Theil der 1 Meile im Umfang haltenden Stadt einnehmen. Sch. hat nach Vambery's Ausdruck die allerreinste ätherische Luft u. den allerschönsten blauen Himmel in der ganzen Welt. Seine zahlreichen Moscheen, Medresses (Unterrichtsanstalten), Karawanserais u. Bazare sind, ohnehin im Verfall begriffen, 1853 auch noch durch ein Erdbeben stark mitgenommen worden; die Bewohnerzahl ist auf die Hälfte gesunken, u. von der großartigen Gewerbthätigkeit in Glas-, Waffen-, Seiden-, Wollen- u. Lederfabriken u. in Töpferwaaren, die früher Sch. auszeichnete, ist nur wenig geblieben. Am bedeutendsten ist noch der Handel in Rosenöl, Rosenwasser u. edlem Wein (dem Tokaier ähnlich); ein eigenthümliches, kostbares Erzeugniß ist das aus einem nahe gelegenen Berge quellende Bergöl od. Tropfpech, Mum genannt. Im 7. Jahrh. wurde Sch. nach der Vertreibung der Sassaniden Residenz der Khalifen, erreichte seine größte Blüte im 13. Jahrh. unter dem Mongolenkaiser Hulagu, bis es 1387 von Timur erobert wurde. Eine kurze Nachblüte erlebte es unter dem 1779 hier gestorbenen Mohammed Kerim, der es zum Mittelpunkt eines geordneten Reiches u. aufs Neue zum Sitze von Wissenschaft u. Poesie machte. In Sch. wurden u. A. auch die beiden großen persischen Dichter Hafis u. Saadi geboren, deren Grabdenkmäler noch jetzt gezeigt werden.

Schire, bedeutendster linker Nebenfluß des Zambese; entströmt dem Südende des Nyassa-Sees unter 14° 25' südl. Br., fließt bald darauf durch den Pamalompesee, dann am Zomba, einem circa 2300 m. hohen Berge, westl. vorbei u. über ein felsiges Bett in einer Reihe von Katarakten bis zu den Murchisonfällen (15° 50' südl. Br.), tritt danach aus den Bergen in eine breite Ebene, in deren Mitte ein sumpfiger, in Inseln zertheilter Distrikt liegt, während die Seiten von Bergen bis zu 1300 m. Höhe gebildet sind; hier empfängt er von links seinen größten Zufluß, den Ruo, u. hält sich fortan mit einer Breite von 80–150 m. in einem schönen, fruchtbaren, oft sumpfigen, an Lotospflanzen reichen Thale, an dessen Ostseite der Moramballaberg gegen 1300 m. hoch sich erhebt. Auf diesem reich angebauten, für Baumwolle, Zuckerrohr u. Reis geeigneten Boden finden sich außerordentlich zahlreiche Elefantenherden. Der Sch. mündet, nachdem er 55 M. lang im Lande der Mangandscha geflossen ist, im Bororogebiet bei der Insel S. Joaquim unter 70° 50' südl. Br. u. 35° 37' östl. Länge von Greenwich in den Zambese. Livingstone hat den Fluß vom Jan. 1859–64 erforscht; das umliegende Gebiet ist von englischen Missionsgesellschaften ins Auge gefaßt worden.

Schirmer, Friedr. Wilh., Landschaftsmaler, geb. zu Berlin 6. Mai 1802; war Anfangs Eleve der königl. Porzellanfabrik, widmete sich aber seit 1823 der Oelmalerei, bildete sich 1827—31 in Italien nach Koch, Reinhardt u. dem Engländer William Turner aus, trat, nach Berlin zurückgekehrt, 1839 als Lehrer an der Akademie u. 1840 als Professor der Landschaftsmalerei ein. Nach einer zweiten Reise in Italien führte er 1850 mehrere Wandgemälde im Neuen Museum zu Berlin u. in den folgenden Jahren eine Reihe von stimmungsvollen ital. Landschaften aus. Zu den bekanntesten dieser Landschaften gehören „Die Fontaine im Garten einer italienischen Villa“, „Das Hafenthor von Genua mit der Aussicht auf die Rhede“, der durch zauberhafte Farbe fesselnde „Morgen im Golf von Neapel“ u. mehrere kleinere Bilder aus Sorrento, aus Ischia u. von der neapolitanischen Küste. Als eine künstlerische Verirrung muß dagegen seine Landschaft „Vor der Sintflut“ (1854) bezeichnet werden. Sch. starb auf der Rückreise von Rom nach Deutschland in Nyon am Genfersee 8. Juni 1866.

Schirmer, Joh. Wilhelm, einer der besten Landschaftsmaler der Düsseldorfer Schule, geb. zu Jülich 5. Sept. 1807; erlernte bei seinem Vater das Buchbinderhandwerk u. kam als Geselle nach Düsseldorf; hier aber erwachte sein Kunsttrieb so mächtig, daß er dem Handwerk Valet sagte u. 1825 in die Elementarklasse der Akademie eintrat. Anfangs wandte er sich der Historienmalerei zu, bis ihn Lessing der Landschaft zuführte. 1828 trat er mit seiner ersten größeren Landschaft, „Der deutsche Urwald“, auf, fand ungetheilten Beifall u. wurde bereits 1830 Hülfslehrer an der Akademie. 1836 machte er eine Reise nach Paris, nach der Normandie u. in die Schweiz, die seiner bis jetzt verfolgten naturalistischen Richtung, wie sie sich z. B. in den Bildern: „Die Kapelle im Walde“, „Das Schloß am See“, „Die Eichen am Grabe“, „Deutscher Waldteich“ (1832, Nationalgalerie in Berlin), „Große Herbstlandschaft“ (1834) ꝛc. offenbarte u. eine Wendung zum Koloristischen u. zur Tonwirkung zeigte. Dieser zweiten Periode seines Schaffens gehört eine Reihe von Landschaften an, die zwar weniger Aufsehen erregten, als die früheren rein deutschen, aber in der Beherrschung der künstlerischen Mittel einen großen Fortschritt zeigten. Einen noch bedeutsameren Einfluß hatte die 1840 von ihm unternommene Reise nach Italien, die ihn zu der sog. stilisirten Landschaft führte. In diesem Sinne komponirte er auch unabhängig von einem bestimmte Vorbilde eine große Zahl von Landschaften. In diese letzte u. längste Periode seines Lebens fallen so zahlreiche Werke, daß wir nur einige der hervorragendsten nennen können, wie z. B. „Die Grotte der Egeria“ (1841, Museum in Leipzig), „Italienische Waldlandschaft mit Pilgern“ (1842, Galerie in Düsseldorf), „Schweizerlandschaft“ (1844, Museum in Christiania), „Deutscher Urwald“ (1845, Fürst von Salm in Prag), „Landschaft mit mythologischer Staffage“ u. „Italien. Landschaft“ (1848, König von Preußen), „Abendlandschaft mit dem Raube des Hylas“ (1849) u. „Landschaft bei Terni“ (1851, König von Hannover), „Kloster Sta. Scholastica bei Subiaco“ (1852, Nationalgalerie in Berlin), vier biblische Landschaften mit der Geschichte des barmherzigen Samariters (1857); endlich seine meisterhaften, mit Kohle gezeichneten biblischen Landschaften, 26 Blätter, die vom „Frühlingsmorgen im Paradiese“ bis zu „Abraham's Begräbniß“ biblische Ansichten u. Scenen darstellen u. später zum Theil auch in Oel ausgeführt wurden (Nationalgalerie). Auch in Radirungen (18 Blätter) entfaltete er eine große Meisterschaft u. bildete zahlreiche Schüler. — Seit 1839 war Sch. Professor an der Akademie in Düsseldorf, wurde 1854 Direktor der Kunstschule in Karlsruhe u. starb hier 11. Sept. 1863.

Schirwan. 1. **Sch.**, ehemals eine pers. Provinz in Transkaukasien, welche 1813 im Frieden von Gulistan an Rußland abgetreten wurde, jetzt der Hauptbestandtheil der Gouvernements Baku u. Derbent.
2. **Sch.**, Stadt in der pers. Provinz Khorasan, an einem südl. Nebenflusse des Atrek, mitten unter Kurdenkolonien.

Schirwasee, der südöstlichste der afrikanischen Seen, 610 m. über dem Meere u. umschlossen von gegen 2500 m. hohen Bergen, 20 Meilen lang, 10—12 breit, hat eine birnförmige Gestalt, mehrere Zuflüsse, aber keinen bekannten Ausfluß. Vom Nyassa ist er durch ein schmales Plateau von 1–2 deutschen Meilen, vom Schire durch einen Höhenzug von 2300 m. höchster Erhebung getrennt. In seinem schwach bitteren Wasser leben zahlreiche Fische, Alligatoren, Flußpferde u. bes. viel Blutegel.

Schisma griech., d. i. Zertrennung, Spaltung, wird gewöhnlich nur für „Kirchenspaltung" gebraucht. Ein Sch. entsteht nach katholischen Begriffen theils durch die gleichzeitige Regierung mehrerer Päpste (so das sog. „große Sch." zwischen Rom u. Avignon von 1378–1417; s. „Papst"), theils durch die Weigerung eines Theiles der Kirche, den römischen Papst als Oberhirten anzuerkennen. Solche Abtrünnige, wie z. B. die Glieder der Griechisch katholischen Kirche, werden Schismatiker genannt, im Gegensatz zu den Ketzern (z. B. den Protestanten), die überhaupt nicht mehr auf dem Boden der Katholischen Kirche stehen.

Schitomir, Hauptstadt des russ. Gouvernements Wolhynien mit 37.640 E. (1867); liegt in 225 m. Seehöhe an der Kamenka u. dem Teterew, ist Sitz der Regierung des Gouvernements, eines griech. Erzbischofs, hat 9 Kirchen, 2 kathol. Klöster, fabrizirt viel Leder u. treibt lebhaften Handel mit den Landesprodukten, bes. mit Wein. Zur Blütezeit des Poln. Reiches gehörte Sch., damals Zytomierz genannt, zur Wojwodschaft Kiew u. war Hauptstadt eines gleichnamigen Distriktes.

Schkeuditz, Stadt mit 3555 E. (1871), im Kreise u. Reg.-Bez. Merseburg der preuß. Provinz Sachsen; liegt am rechten Elsterufer u. an der Lpz.-Magdeb. Bahn zwischen Leipzig u. Halle u. hat starke Bierbrauerei, vor Allem aber eine bedeutende Dampfmalzerei.

Schlabrendorf, Christoph Georg Gustav, Graf v., ein durch seine Bildung u. Menschenfreundlichkeit ausgezeichneter Sonderling, Sohn des Grafen Ernst Wilh. v. Sch. (geb. 1. Febr. 1719, gest. 14. Dez. 1769), der seit 1755 die neue preuß. Provinz Schlesien verwaltete; ward zu Stettin 22. März 1750 geb., studirte in Frankfurt a. d. O. u. Halle, machte dann Reisen u. ließ sich kurz vor dem Ausbruch der Revolution in Paris nieder, wo er Philosophie u. Sprachen studirte, aber auch für die politischen Ereignisse großes Interesse hegte u. allen humanitären Unternehmungen eine werkthätige Theilnahme schenkte. Während der Schreckenszeit 1793 als Freund der Girondisten verhaftet, sah er sich nur durch einen Zufall vor der Guillotine gerettet u. blieb bis 27. Juli 1794 (9. Thermidor) im Kerker. Napoleon ließ den Grafen unbehelligt, obgleich derselbe von seiner Abneigung gegen ihn kein Geheimniß machte. Trotz seines Reichthums bewohnte er nur ein kleines Zimmer, das er nie verschloß u. sehr selten, in den letzten 10 Jahren gar nicht verließ; ohne jede Bedienung u. in ärmlichster Kleidung empfing er dort Besuche jedes Standes. Als er 1813 aus Patriotismus nach Preußen zurückkehren wollte, ward er in Paris festgehalten, indeß konnte er wenigstens für seine kriegsgefangenen Landsleute sorgen. In seiner letzten Lebenszeit mit der Gründung einer Sprachmaschine beschäftigt, starb der „Einsiedler von Paris" 22. Aug. 1824. Das von seinem Freunde J. F. Reichardt (s. d.) herausgeg. berühmte Buch „Bonaparte u. das franz. Volk unter seinem Konsulate" (2 Bde., Köln 1804) hat im Wesentlichen ihn zum Verfasser.

Schlacht nennt man eine Reihe Gefechte (s. d.), geliefert von Truppen aller Waffengattungen, welche zu gleicher Zeit zur Erreichung eines u. desselben Kriegszweckes veranlaßt werden u. örtlich unter einander verbunden sind. Das ganze Terrain, auf welchem sich die Sch. abspielt, heißt das Schlachtfeld; es findet seine engste Begrenzung in der Wirkungsgrenze der gegenseitigen feindlichen Waffen u. seine weiteste in der Aufstellung der Munitionskolonnen u. Sanitätsanstalten erster Linie, als Verbandplätze ꝛc.

Uebersicht der wichtigsten Schlachten aus der Geschichte Europa's.

Alterthum.

Griechenland. Perserkriege.

490, Sept. 12. v. Chr. Marathon. Athener u. Platäer unter Miltiades schlagen Perser.
480, Aug. Thermopylä. Leonidas gegen Perser unter Xerxes.
480, Sept. 20. Salamis. Eurybiades u. Themistokles schlagen Perser unter Xerxes.
479, Sept. 26. Platää. Pausanias u. Aristides schlagen Perser unter Mardonios.
479, Sept. 26. Mykale. Leotychides u. Xanthippos schlagen Perser unter Merdontes.
469. Am Eurymedon. Kimon schlägt Perser.
449. Salamis auf Cypern. Athener schlagen Perser.

Peloponnesischer Krieg.

422. Amphipolis. Spartaner unter Brasidas schlagen Athener unter Kleon.
418. Mantinea. Spartaner schlagen Athener u. Argiver.
412. Milet. Athener schlagen Peloponnesier.
411, Juli. Abydos. Athener unter Thrasybul schlagen Peloponnesier.
411, Okt. Abydos. Athener unter Alkibiades schlagen Peloponnesier.
410. Kyzikos. Athener unter Alkibiades schlagen Peloponnesier.
407. Notion. Spartaner unter Lysander schlagen Athener.
406. Bei den Arginusen. Athener schlagen Peloponnesier.
405. Aegos Potamos. Spartaner unter Lysander schlagen Athener.

394. Knidos. Perser unter Konon u. Pharnabazos schlagen Spartaner.
394. Koroneia. Spartaner unter Agesilaos schlagen Perser.
371. Leuktra. Epaminondas u. Pelopidas schlagen Spartaner.
362. Mantinea. Epaminondas siegt u. fällt gegen Spartaner.
338. Chäroneia. Philipp v. Makedonien schlägt Thebaner u. Athener.
334. Am Granikos. Alexander v. Makedonien schlägt Perser.
333. Issos. Alexander d. Gr. schlägt Perser unter Dareios Kodomannos.
331, Okt. Arbela od. Gaugamela. Alexander d. Gr. schlägt Perser.
326. Am Hydaspes. Alexander d. Gr. schlägt Porus.
301. Ipsos. Die Nachfolger Alexander's schlagen den Antigonos.
221. Sellasia. Achäer u. Makedonier schlagen Kleomenes von Sparta.
206. Mantinea. Philopömen schlägt Spartaner unter Machanidas.

Römisches Reich.

496. Am See Regillus. A. Postumius schlägt Latiner.
431. Am Berg Algidus. Postumius schlägt Aequer u. Volsker.
390. An der Allia. Gallier schlagen Römer.
280. Herakleia. Pyrrhos v. Epeiros schlägt Römer.
279. Asculum. Pyrrhos schlägt Römer.
275. Benevent. M. Curius Dentatus schlägt Pyrrhos.

Erster Punischer Krieg.

260. Mylä. G. Duilius schlägt Karthager.
256. Eknomos. Regulus schlägt Karthager.
251. Panormus. Metellus schlägt Hasdrubal.
241. Bei den Aegatischen Inseln. Catulus schlägt Karthager unter Hanno.

225. Telamon. Römer schlagen Gallier.

Zweiter Punischer Krieg.

218, Sept. Am Ticinus. Hannibal schlägt P. Cornelius Scipio.
218, Dez. An der Trebbia. Hannibal schlägt Tib. Sempronius Longus.
217. Am Trasimenischen See. Hannibal schlägt C. Flaminius.
216. Cannä. Hannibal schlägt L. Aemilius Paullus u. M. Terentius Varro.
215. Nola. Marcellus schlägt Hannibal.
207. Am Metaurus. M. Livius Salinator u. G. Claudius Nero schlagen Hasdrubal.
202. Zama. P. Cornelius Scipio Africanus schlägt Hannibal.

197. Kynoskephalä. T. Quinctius Flamininus schlägt Philipp III. von Makedonien.
190. Magnesia am Sipylus. L. Cornelius Scipio Asiaticus schlägt Antiochos v. Syrien.
168. Pydna. L. Aemilius Paullus schlägt Perseus v. Makedonien.
105. Arausia a. Rhone. Cimbern schlagen Römer.
102. Aquä Sextiä. Marius schlägt Teutonen.
101. Vercellä. Marius u. Catulus schlagen Cimbern.
86. Chäronea. } Sulla schlägt Mithridates
85. Orchomenos. } v. Pontos.
69. Tigranocerta. Lucullus schlägt Tigranes v. Armenien.
66. Am Euphrat. Pompejus schlägt Mithridates.
58. Bibracte (Autun). Cäsar schlägt Helvetier.
58. Zwischen Mülhausen u. Belfort. Cäsar schlägt Ariovist.
53. Carrhä in Mesopotamien. Parther schlagen Crassus.
48. Pharsalus. Cäsar schlägt Pompejus.
47. Zela. Cäsar schlägt Pharnaces v. Pontos.
46. Thapsus. Cäsar schlägt Pompejus.
45. Munda. Cäsar schlägt beide Söhne des Pompejus.
43. Mutina. Hirtius fällt als Sieger gegen Antonius.
42. Philippi. Antonius u. Octavianus gegen Cassius u. Brutus.
31, Sept. Actium. Octavian mit Agrippa schlagen Antonius u. Kleopatra.
10 n. Chr. Teutoburger Wald. Arminius schlägt Varus.

Mittelalter.

378. Adrianopel. Westgothen schlagen Römer unter Kaiser Valens.
451. Auf den Catalaunischen Feldern. Aëtius mit Römern, Westgothen u. Franken schlägt Hunnen unter Attila.
486. Soissons. Frankenkönig Chlodwig schlägt Römer Syagrius.
496. Tolbiacum (Zülpich). Chlodwig schlägt Alemannen.
507. Poitiers. Chlodwig schlägt Westgothen.
711. Xeres de la Frontera. Araber unter Tarik schlagen Westgothen.
732. zwischen Tours u. Poitiers. Karl Martell schlägt Araber.
778. Roncevalles. Basken schlagen die Nachhut Karl's d. Gr. unter Roland.
779. Bocholt an der Aa. } Karl d. Gr. schlägt
783. Detmold. } Sachsen.
783. An der Hase. }
833. Kolmar (Lügenfeld). Lothar, Pipin u. Ludwig gegen ihren Vater, Kaiser Ludwig den Frommen.

891. Löwen an der Dyle. Kaiser Arnulf von Kärnthen schlägt Normannen.
910. Am Lech. Ungarn schlagen Ludwig d. Kind.
933, März 15. Merseburg. König Heinrich I. schlägt Ungarn.
955, Aug. 10. Auf dem Lechfelde bei Augsburg König Otto I. schlägt Ungarn.
982. Cotrone. König Otto II. gegen Griechen u. Sarazenen.
1066, Okt. 14. Hastings. Wilhelm der Eroberer schlägt König Harald II. von England.
1075, Juni 9. An der Unstrut. König Heinrich IV. schlägt Sachsen.
1078, Aug. 7. Melrichstadt. Heinrich IV. gegen Rudolf v. Schwaben.
1080, Okt. 15. An der Elster (Mölsen). Rudolf v. Schwaben schlägt Heinrich IV.
1097, Juli. Dorylaum. Gottfried v. Bouillon mit Kreuzfahrern schlägt Türken.
1099, Aug. 12. Askalon. Gottfr. v. Bouillon mit Kreuzfahrern schlägt den Sultan v. Aegypten.
1140. Weinsberg. Kaiser Konrad III. schlägt Welf VI.
1176, Mai 29. Legnano. Lombarden schlagen Kaiser Friedrich I. Barbarossa.
1237. Cortenuova. Kaiser Friedrich II. schlägt Lombarden.
1241, April 9. Wahlstatt. Heinrich II. v. Liegnitz schlägt Mongolen.
1266, Febr. Benevent. Karl v. Anjou schlägt König Manfred.
1268, Aug. 23. Zwischen Scurcola u. Tagliacozzo. Franzosen u. Welfen gegen Ghibellinen (Konradin).
1278, Aug. 26. Auf dem Marchfelde. Rudolf v. Habsburg schlägt Ottokar v. Böhmen.
1298, Juli 2. Gollheim am Donnersberg. Albrecht v. Oesterreich schlägt Adolf v. Nassau.
1307. Lucka. Friedrich u. Diezmann v. Meißen schlagen das Reichsheer Kaiser Albrecht's.
1315, Nov. 15. Morgarten. Schweizer schlagen Herzog Leopold v. Oesterreich.
1322, Sept. 28. Mühldorf. Ludwig d. Bayer schlägt Friedrich v. Oesterreich.
1346, Aug. 26. Crecy. Eduard III. v. England u. der Schwarze Prinz schlagen Franzosen.
1386, Aug. 9. Sempach. Schweizer schlagen Leopold v. Oesterreich.
1388, Aug. 23. Döffingen. Eberhard d. Greiner schlägt die schwäbischen Städte.
1402, Juli 20. Angora. Mongolenhäuptling Timur Lenk (Tamerlan) schlägt Sultan Bajazet I.
1410, Juli 15. Tannenberg. Polen u. Litthauer unter Jagiello schlagen das Deutsche Ordensheer unter Ulrich v. Jungingen.
1422, Jan. 18. Deutsch-Brod. Hussiten unter Johann Ziska schlagen das Reichsheer unter Kaiser Sigismund.
1444, Aug. 26. St. Jakob an der Birs. Schweizer gegen Dauphin Ludwig mit Armagnacs.

1476, März 3. }
1476, Juni 22. } Schweizer schlagen Karl den Kühnen v. Burgund.
1477, Jan. 5. }

1512. Ravenna. Gaston de Foix siegt u. fällt gegen Italiener u. Schweizer.
1513. Novara. Schweizer schlagen Franzosen.
1515, Sept. 13. u. 14. Marignano. Franz I. v. Frankreich schlägt Schweizer u. Italiener.

Neue Zeit.

1525, Febr. 24. Pavia. Deutsche u. Spanier unter Frundsberg, Pescara u. Karl v. Bourbon schlagen Franzosen u. Schweizer unter Franz I.
1525, Mai 15. Frankenhausen. Die Fürsten Johann v. Sachsen, Philipp v. Hessen schlagen Thomas Münzer u. die aufrühr. Bauern.
1526. Mohacz. Sultan Suleiman schlägt König Ludwig II. v. Ungarn.
1547, April 24. Mühlberg. Kaiser Karl V. schlägt die Fürsten des Schmalkaldischen Bundes.
1557. St. Quentin. Spanisch-niederländische Truppen unter Graf Egmont u. Philibert v. Savoyen schlagen Franzosen.
1558. Gravelingen. Spanisch-niederländische Truppen unter Graf Egmont u. Philibert v. Savoyen schlagen Franzosen.
1571. Lepanto. Don Juan d'Austria schlägt Türken.

Dreißigjähriger Krieg.

1620, Nov. 8. Prag auf dem Weißen Berge. Truppen der Liga, Bayern u. Kaiserliche unter Maximilian v. Bayern, Tilly u. Boucquoi schlagen die Truppen Friedrich's V. v. d. Pfalz, die von Christian v. Anhalt u. Thurn geführt sind.
1622, April 29. Wiesloch. Mansfeld u. Georg Friedrich v. Baden schlagen Tilly.
1622, Mai 6. Wimpfen. Tilly schlägt Georg Friedrich v. Baden.

1622, Juni 19. Höchst. } Tilly schlägt Chri-
1623, Aug. 6. Stadtlohn } stian v. Braunschw.

1626, April 25. An der Dessauer Elbbrücke. Wallenstein schlägt Mansfeld.
1626, Aug. 27. Lutter am Barenberge. Tilly schlägt König Christian IV. v. Dänemark.
1631, Sept. 7. Leipzig (Breitenfeld). Gustav Adolf mit Schweden u. Sachsen schlägt Tilly.
1632, April 15. Am Lech. Gustav Adolf gegen Tilly.
1632, Nov. 6. Lützen. Gustav Adolf fällt als Sieger gegen Wallenstein u. Pappenheim.
1634, Sept. 7. Nördlingen. Erzherzog Ferdinand u. Gallas schlagen Bernhard v. Weimar u. Horn.
1635, Okt. 20. Dömitz. Banér schlägt Sachsen.
1636, Sept. 24. Wittstock. Banér schlägt Sachsen u. Kaiserliche unter Hatzfeld.
1638, Febr. 21. Rheinfelden. Bernhard v. Weimar schlägt Johann v. Werth.
1642, Mai 21. Schweidnitz. Torstenson schlägt Kaiserliche.
1642, Okt. 23. Leipzig (Breitenfeld). Torstenson schlägt Kaiserliche unter Piccolomini.
1643, Nov. 24. Tuttlingen. Kaiserliche unter Hatzfeld u. Bayern unter Mercy schlagen Franzosen.
1644. Freiburg. Schweden unter Wrangel u. Franzosen unter Condé u. Turenne schlagen Kaiserliche u. Bayern unter Mercy.
1645, Febr. 24. Am Berge Tabor bei Jankow. Torstenson schlägt Kaiserliche unter Hatzfeld.
1645, April 25. Mergentheim. Kaiserliche schlagen Turenne.
1645, Juli 24. Allersheim. Turenne schl. Mercy.
1648, Mai 17. Zusmarshausen. Turenne u. Wrangel schlagen Kaiserliche unter Melander (Peter Holzapfel).

1644, Juli 2. Marstonmoor. Parlamentsheer u. Schotten unter Sir John Fairfax u. Oliver Cromwell schlagen die Königlichen unter Pfalzgraf Rupert.
1645, Juni 14. Naseby. Fairfax u. Cromwell schlagen Königliche.
1650, Sept. 3. Dunbar. Cromwell schlägt Schotten unter Lesley.
1651, Sept. 3. Worcester. Cromwell schlägt Truppen König Karl's II.
1656, Juli 18.–20. Warschau. Schweden u. Brandenburger schlagen Polen (Karl X. Gustav u. Friedrich Wilhelm der Gr. Kurfürst gegen Johann Kasimir).
1674, Aug. 1. Senef. Wilhelm v. Oranien gegen Condé.
1675, Juni 18. Fehrbellin. Der Gr. Kurfürst schlägt Schweden unter Wrangel.
1675, Juli 17. Saßbach. Kaiserliche unter Montecuculi schlagen Franzosen unter Turenne.
1683, Sept. 9. Wien. Karl v. Lothringen u. Johann Sobieski schlagen Türken unter Kara Mustapha.
1690. Fleurus. Franzosen unter Marschall v. Luxemburg schlagen Deutsche u. Holländer.

1692, Aug. 3. Steenkerken. } Marschall v. Luxemburg schlägt Wilhelm
1693, Juli 29. Neerwinden. } v. Oranien.

Spanischer Erbfolgekrieg.

1704, Aug. 13. Höchstädt od. Blindheim. Verbündete unter Prinz Eugen u. Marlborough schlagen Franzosen u. Bayern unter Tallard u. Max Emanuel.
1706, Mai 23. Ramillies. Marlborough schlägt Villeroi.
1706, Sept. 7. Turin. Eugen Victor Amadeus v. Savoyen u. Preußen unter Leopold v. Dessau schlagen Franzosen unter Herzog v. Orleans.
1707, April 25. Almanza. Philipp v. Anjou schlägt Anhänger Karl's (III.) v. Habsburg.
1708, Juli 11. Oudenaarde. Eugen u. Marlborough schlagen Vendome u. den Herzog v. Bourgogne.
1709, Sept. 11. Malplaquet. Eugen u. Marlborough schlagen Villars.

Nordischer Krieg.

1700, Nov. 30. Narwa. Karl XII. schlägt Russen.
1706, Febr. 13. Fraustadt. Schweden unter Rhenskjöld schlagen Sachsen unter Schulenburg.
1709, Juli 8. Pultawa. Peter d. Gr. schlägt Karl XII.
1712, Dez. 20. Gadebusch. Schweden unter Stenbock schlagen Dänen.

1716. Peterwardein. } Prinz Eugen schlägt
1717. Belgrad. } Türken.

Oesterreichischer Erbfolgekrieg; erster u. zweiter Schlesischer Krieg.

1741, April 10. Mollwitz. Preußen unter Friedrich II. u. Schwerin schlagen Oesterreicher unter Neipperg.
1742, Mai 17. Czaslau od. Chotusitz. Friedrich u. Erbprinz Leopold v. Dessau schlagen Oesterreicher unter Prinz Karl v. Lothringen.
1743, Juli 27. Dettingen. Georg II. v. England mit der pragmatischen Armee schlägt Franzosen unter Noailles.
1745, Juni 4. Hohenfriedberg. Friedrich schlägt Oesterreicher u. Sachsen unter Karl v. Lothringen.
1745, Sept. 30. Soor. Friedrich schlägt Karl v. Lothringen.
1745, Nov. 23. Hennersdorf. Friedrich schlägt Sachsen.
1745, Dez. 15. Kesselsdorf. Fürst Leopold v. Dessau schlägt Sachsen unter Rutowsky.
1745, Mai 12. Fontenoy. Franzosen unter Marschall v. Sachsen schlagen das engl., holl., österr. Bundesheer.
1746, Okt. 11. Raucoux. Marschall v. Sachsen schlägt Holländer u. Oesterreicher.

Dritter Schles. od. Siebenjähr. Krieg.

1756, Okt. 1. Lowositz. Friedrich schlägt Oesterreicher unter Brown.
1757, Mai 6. Prag. Friedrich schlägt Karl v. Lothringen u. Brown.
1757, Juni 18. Kollin. Daun schlägt Friedrich.
1757, Juli 26. Hastenbeck. Franzosen unter d'Etrées schlagen Friedrich's Verbündete (Hannoveraner 2c.) unter Herzog v. Cumberland.
1757, Aug. 30. Groß-Jägerndorf. Russen unter Apraxin schlagen Preußen unter Lehwald.
1757, Nov. 5. Roßbach. Friedrich u. Seydlitz schlagen Franzosen unter Soubise u. Reichsarmee unter Hildburghausen.
1757, Nov. 5. Leuthen. Friedrich schlägt Karl v. Lothringen u. Daun.
1757, Nov. 22. Breslau. Karl v. Lothringen schlägt Braunschweig-Bevern.
1758, Juni 23. Crefeld. Preußen u. Verbündete unter Ferdinand v. Braunschweig schlagen Franzosen unter Clermont.
1758, Aug. 25. Zorndorf. Friedrich u. Seydlitz schlagen Russen unter Fermor.
1758, Okt. 14. Hochkirch. Daun u. Laudon schlagen Friedrich.
1759, April 13. Bergen. Franzosen unter Broglio schlagen Ferdinand v. Braunschweig.
1759, Juli 23. Kay bei Züllichau. Russen unter Soltikow schlagen Preußen unter Wedell.
1759, Aug. 1. Minden. Braunschweig schlägt Franzosen unter Contades u. Broglio.

1759, Aug. 12. Kunersdorf. Soltikow u. Laudon schlagen Friedrich.
1760, Juni 23. Landshut. Laudon schlagt Preußen unter Fouqué.
1760, Aug. 15. Liegnitz. Friedrich u. Zieten schlagen Daun u. Laudon.
1760, Nov. 3. Torgau. Friedrich u. Zieten schlagen Oesterreicher u. Reichsarmee unter Daun.
1761, Juli 16. Vellinghausen. Braunschweig schlagt Soubise unter Broglio.
1762, Juli 21. Burkersdorf. Friedrich schlagt Daun.
1762, Aug. 16. Reichenbach. Friedrich u. Herzog v. Bevern schlagen Daun.
1762, Okt 29. Freiberg. Preußen unter Prinz Heinrich schlagen Reichsarmee unter Prinz Stolberg.

Koalitionskriege gegen Frankreich u. Napoleonische Kriege.

1792, Nov. 6. Jemappes. Franzosen unter Dumouriez schlagen Oesterreicher unter Clairfait.
1793, März 18. Neerwinden. Oesterreicher unter Prinz v. Koburg schlagen Franzosen unter Dumouriez.
1793, Sept. 14. Pirmasenz. Preußen unter Braunschweig schlagen Franzosen unter Moreau.
1793, Nov. 28.–30. Kaiserslautern. Preußen unter Braunschweig schlagen Franzosen unter Hoche.
1794, Mai 23. Kaiserslautern. Preußen unter Möllendorf schlagen Franzosen.
1794, Mai 18. Tourcoing. Franzosen unter Moreau u. Souham schlagen Oesterreicher u. Engländer unter Herzog v. York.
1794, Juni 26. Fleurus. Franzosen unter Jourdan schlagen Oesterreicher unter Prinz v. Koburg.
1794, Sept. 18.–20. Kaiserslautern. Preußen unter Hohenlohe schlagen Franzosen.
1795, Sept. 24. Handschuhsheim. Oesterreicher unter Clairfait schlagen Franzosen unter Pichegru.

1796, April 11. u. 12. Montenotte. 1796, April 13.–15. Millesimo.	Napoleon Bonaparte schlägt Oesterreicher unter Beaulieu.

1796, April 22. Mondovi. Napoleon schlagt Piemontesen unter Colli.
1796, Mai 10. Lodi. Napoleon schlagt Oesterreicher.
1796, Aug. 5. Castiglione. Napoleon schlagt Oesterreicher unter Wurmser.
1796, Sept. 3. Würzburg. Erzherzog Karl schlägt Jourdan.
1797, Jan. 14.–16. Arcole u. Rivoli. Napoleon schlägt Oesterreicher unter Alvinzy.
1798, Juli 21. Bei den Pyramiden. Napoleon schlägt Mamelucken.
1798, Aug. 1. Abukir. Nelson schlagt die franz. Flotte unter Brueys u. Villeneuve.

1799, März 21. Ostrach. 1799, März 25. Stockach.	Erzherzog Karl schlagt Jourdan

1799, April 5. Magnano. Oesterreicher unter Kray schlagen Franzosen unter Scherer.
1799, April 27. Cassano. Oesterreicher unter Kray u. Russen unter Suworow schlagen Franzosen unter Moreau.
1799, Juni 7. Zürich. Erzherzog Karl schlägt Massena.
1799, Juni 17.–19. An der Trebia. Suworow schlagt Macdonald.
1799, Juli 25. Abukir. Napoleon schlagt Türken unter Mustapha Pascha.
1799, Aug. 15. Novi. Suworow u. Melas schlagen Franzosen unter Joubert.
1799, Sept. 26. u. 27. Zürich. Massena schlägt Russen unter Korsakow.
1800, Juni 14. Marengo. Napoleon schlagt Oesterreicher unter Melas.
1800, Dez. 3. Hohenlinden. Moreau schlägt Oesterreicher unter Erzherzog Johann.
1805, Okt. 14. Elchingen unweit Ulm. Napoleon u. Ney schlagen Oesterreicher unter Laudon.
1805, Okt. 21. Trafalgar. Nelson schlägt die franz. u. span. Flotte.
1805, Dez. 2. Austerlitz. Napoleon schlagt Oesterreicher u. Russen.
1806, Okt. 14. Jena. Napoleon schlägt Preußen u. Sachsen unter Hohenlohe.
1806, Okt. 14. Auerstadt. Davoust schlagt Preußen unter Braunschweig.
1806, Dez. 26. Pultusk. Franzosen unter Lannes gegen Russen unter Bennigsen.
1807, Febr. 7. u. 8. Preußisch Eylau. Preußen unter l'Estocq u. Russen unter Bennigsen gegen Napoleon.

1807, Juni 10. Heilsberg. 1807, Juni 14. Friedland.	Napoleon schlagt Bennigsen.

1809, April 19.–23. Regensburg (Abensberg, Landshut, Eckmühl). Napoleon schlagt die Oesterreicher unter Erzherzog Karl.
1809, Mai 21. u. 22. Aspern u. Eßlingen. Erzherzog Karl schlägt Napoleon.
1809, Juni 14. Raab. Eugen Beauharnais schlagt Erzherzog Johann.
1809, Juli 5. u. 6. Wagram. Napoleon schlagt Erzherzog Karl.
1809, Juli 28. Talavera. Wellesley (Lord Wellington) schlagt Joseph Bonaparte.
1812, Aug. 18. Smolensk. Napoleon schlagt Russen unter Barclay de Tolly.
1812, Sept. 7. Borodino. Napoleon schlägt Russen unter Kutusow.
1812, Okt. 24. Malo Jaroslawetz. Kutusow gegen Napoleon.

Freiheitskriege.

1813, Mai 2. Groß Görschen. Napoleon gegen Preußen u. Russen unter Wittgenstein.
1813, Mai 20. u. 21. Bautzen. Napoleon schlägt die Verbündeten unter Wittgenstein.
1813, Juni 21. Vittoria. Wellington schlagt Joseph Bonaparte.
1813, Aug. 23. Groß-Beeren. Bülow schlägt Oudinot.
1813, Aug. 26. An der Katzbach. Blücher schlägt Macdonald.
1813, Aug. 26. u. 27. Dresden. Napoleon schlägt die Hauptarmee der Verbündeten unter Schwarzenberg.
1813, Aug. 30. Kulm u. Nollendorf. Ostermann u. Kleist schlagen Vandamme.
1813, Sept. 6. Dennewitz. Bülow schlägt Ney.
1813, Okt. 3. Wartenburg. York schlägt Bertrand.
1813, Okt. 16., 18. u. 19. Leipzig. Die vereinigten Armeen der Verbündeten unter Schwarzenberg u. Blücher schlagen die Hauptmacht Napoleon's.
1813, Okt. 30. u. 31. Hanau. Napoleon schlägt Bayern unter Wrede.
1814, Jan. 29. Brienne. Napoleon gegen Blücher.
1814, Febr. 1. La Rothière. Blücher schlägt Napoleon.

1814, Febr. 10. Champaubert. 1814, Febr. 11. Montmirail. 1814, Febr. 12. Chateau Thierry. 1814, Febr. 14. Vauchamps u. Champaubert.	Napoleon schlägt die getrennten Corps der Blücher'schen Armee.

1814, Febr. 25. Bar sur Aube. Schwarzenberg schlägt Oudinot.
1814, März 9. u. 10. Laon. Winzingerode gegen Napoleon; York schlägt Marmont.
1814, März 20. u. 21. Arcis sur Aube. Schwarzenberg gegen Napoleon.
1814, März 25. La Fère Champenoise. Kronprinz v. Württemberg schlägt Marmont.
1814, März 30. Montmartre. Blücher mit Preußen u. Russen schlägt Marmont u. Mortier.
1814, April 10. Toulouse. Wellington schlägt Soult.
1815, Juni 16. Ligny. Napoleon schlagt Blücher.
1815, Juni 16. Quatrebras. Prinz v. Oranien gegen Ney.
1815, Juni 18. Belle Alliance od. Waterloo. Blücher u. Wellington schlagen Napoleon.
1827, Okt. 20. Navarin. Die engl., franz. u. russ. Flotte vernichten die türkische.
1831, Febr. 20. Grochow. Polen unter Skrzynecki schlagen Russen unter Diebitsch.
1831, Mai 26. Ostrolenka. Russen unter Diebitsch schlagen Polen unter Skrzynecki.

1848, Juli 25. Custozza. 1849, März 23. Novara.	Oesterreicher unter Radetzky schlagen Italiener unter Karl Albert v. Sardinien.

1849, Febr. 26. u. 27. Kapolna. Oesterreicher unter Windischgrätz schlagen Ungarn unter Dembinski.
1850, Juli 25. Idstedt. Dänen unter Krogh schlagen Schleswig-Holsteiner unter Willisen.
1854, Sept. 20. An der Alma. Franzosen unter St. Arnaud u. Engländer unter Raglan schlagen Russen unter Menschikow.
1854, Nov. 5. Inkerman. Franzosen unter Bosquet u. Engländer schlagen Russen unter Dannenberg.
1859, Juni 4. Magenta. Franzosen u. Sardinier unter Napoleon III. u. Mac Mahon schlagen Oesterreicher unter Giulay.
1859, Juni 24. Solferino. Franzosen u. Sardinier unter Napoleon III. schlagen Oesterreicher unter Franz Josef.
1866, Juni 27. Langensalza. Hannover gegen Preußen unter Flies.
1866, Juni 27. u. 28. Nachod u. Skalitz. Preußen (Theile der II. Armee) unter Steinmetz schlagen Oesterreicher unter Ramming u. Erzherzog Ludwig.
1866, Juni 30. Gitschin. Prinz Friedrich Karl mit Theilen der I. Armee schlägt Oesterreicher unter Clam Gallas.
1866, Juli 3. Königgrätz. Die vereinigte I. Armee (Prinz Friedrich Karl) u. II. Armee (Kronprinz) unter König Wilhelm schlagen die österr. Hauptarmee unter Benedek.
1866, Juni 24. Custozza. Oesterreicher unter Erzherzog Albrecht schlagen Italiener unter La Marmora.

Deutsch-franz. Krieg 1870.

1870, Aug. 6. Wörth. Kronprinz mit III. Armee schlägt Mac Mahon.
1870, Aug. 6. Saarbrücken-Spichern. Abtheilungen der I. Armee (Steinmetz) schlagen Frossard.
1870, Aug. 14. Courcelles bei Metz. Abtheilungen der I. Armee schlagen mehrere franz. Armeecorps.
1870, Aug. 16. Mars la Tour. Prinz Friedr. Karl mit Theilen der II. Armee gegen den größten Theil der frz. Rheinarmee (Bazaine).
1870, Aug. 18. Gravelotte. Die vereinigte I. Armee (Steinmetz) u. II. Armee (Prinz Friedrich Karl) unter König Wilhelm schlagen die franz. Rheinarmee unter Bazaine.
1870, Aug. 31. u. Sept. 1. Noisseville. Manteuffel gegen Bazaine.
1870, Sept. 1. Sedan. Die III. Armee (Kronprinz v. Preußen) u. Maasarmee (Kronprinz v. Sachsen) schlagen die Armee Mac Mahon's.
1870, Okt. 11. Orleans. Bayern unter v. d. Tann schlagen die Loirearmee unter Lamotte-Rouge.
1870, Nov. 27. Amiens. Manteuffel mit Theilen der I. Armee schlägt die franz. Nordarmee unter Farre.
1870, Nov. 28. Beaune la Rolande. Prinz Friedr. Karl mit Theilen der II. Armee schlägt die Loirearmee unter Aurelles de Paladine.
1870, Dez. 3. u. 4. Orleans. Prinz Friedrich Karl schlägt die Loirearmee unter Aurelles de Paladine.
1871, Jan. 12. Le Mans. Prinz Friedr. Karl schlägt Chanzy.
1871, Jan. 15.–17. An der Lisaine. Werder schlägt Bourbaki.
1871, Jan. 19. St. Quentin. Die I. Armee unter Göben schlägt die franz. Nordarmee unter Faidherbe.
1871, Jan. 19. Mont Valérien. Theile der III. Armee unter Kronprinz schlagen die in Massen ausgefallenen Franzosen unter Trochu.

Schlachtenmalerei. Die Darstellung der Schlachten als der Entscheidungsmomente der Geschichte wurde, wie uns nicht allein die Nachrichten über die griechischen Maler Polignotos, Mikon, Pananos u. a., sondern auch manche Denkmäler, z. B. die Mosaik der Alexanderschlacht (s. d.), beweisen, von den Völkern des Alterthums häufig geübt, da ihre Kampfesweise, bei der die persönliche Tapferkeit des Einzelnen viel mehr hervortrat als in den heutigen Schlachten, für solche Darstellungen günstig war. Viel weniger übte sie bei seinem vorwiegend kirchlichen Charakter das Mittelalter, bis die Zeit der Renaissance sie allmählich wieder in Aufnahme brachte, als Rafael's Konstantinsschlacht u. die Schlachtencartons von Lionardo da Vinci u. Michelangelo die Bewunderung ihrer Zeit hervorriefen. Seitdem wurde sie von den Historienmalern zunächst nur vereinzelt ausgeübt (Rubens' „Amazonenschlacht", Lebrun's Darstellungen in Louvre) u. bildete sich erst im 17. Jahrh. zu einem besonderen Fache heraus, das entweder ganze historisch bedeutende Entscheidungen od. nur kleinere Episoden, Scharmützel, Ueberfälle 2c. darstellt. Dahin gehören aus dem 17. Jahrh. die Maler Aniello Falcone, Salvator Rosa, Michelangelo Cerquozzi, Jacques Courtois, Peter Snavers, Esaias v. d. Velde, Anton Franz v. d. Meulen, die schon ins 18. Jahrh. hineinreichenden Huchtenburg u. Georg Phil. Rugendas, u. aus der neueren Zeit die Deutschen Peter Krafft, Peter Heß, Albrecht Adam, D. Monten, Franz Krüger u. aus der Gegenwart die Düsseldorfer W. Camphausen, Chr. Sell, F. Hünten, Northen, Bleibtreu, die Münchener Franz Adam, Th. Horschelt († 1870), Alex. v. Kotzebue, J. Brandt, Bodenmüller, Faber du Faur u. die Wiener Sigm. l'Allemand u. W. Emelé; ebenso unter den Franzosen vor Allen die Maler des Julikönigthums Horace Vernet, Bellangé, Philippoteaux sowie die des zweiten Kaiserreichs Auguste Pils, Adolphe Yvon, Dumaresq u. Alex. Protais.

Schlachtordnung bezeichnet im Allgemeinen die Aufstellung der einzelnen Waffengattungen zur Schlacht, sofern sich, was heutigen Tages nicht immer der Fall ist, die Schlacht so regelmäßig u. nur von dem Willen des Feldherrn abhängig entwickelt. Streng festgehaltene Formen, wie z. B. diejenigen, in welchen Alexander's d. Gr. Infanterie, die römischen Legionen, die Truppen des Mittelalters zu kämpfen pflegten, wurden ebenfalls Sch. genannt. Derartige Sch.en mußten aber als unverträglich mit der ausgiebigen Terrainbenutzung u. dem stets ungehinderten Waffengebrauch u. der Schnelligkeit der Bewegung, nach welcher die heutige Gefechtsführung strebt, aufgegeben werden. Friedrich's d. Gr. sog. „schiefe Schlachtordnung", welche er bei Leuthen (s. d.) anwandte, bestand in dem Angriff eines Flügels der feindlichen Stellung. — Ueber die Bedeutung des „ordre de bataille" s. den betr. Artikel.

Schlachtschiz (v. poln. Slachcic) hieß früher in Polen jeder Edelmann im Gegensatz zum Bürger u. Bauern.

Schlacke nennt man eine bei metallurgischen Prozessen sich bildende, schmelzbare glasartige Masse. Dieselbe enthält die den Erzen od. Metallen beigemengten fremden Stoffe u. es wird die Bildung der Sch. absichtlich begünstigt u. deren Menge durch Zusatz schlackenbildender, leichtschmelzbarer Substanzen vermehrt, um die Metalle leichter u. in reinerer Form zu erhalten. Die geschmolzene Sch. mischt sich nicht mit dem geschmolzenen Metall, sondern sie schwimmt auf letzterem. Die Sch.n haben eine sehr verschiedene Zusammensetzung, bestehen aber meist aus Silicaten (kieselsauren Salzen). Hohofenschlacke wird in große, quaderförmige Stücke gegossen u. dient als Baustein für Mauern, Wasserbauten 2c. Neuerdings fertigt man auch aus Sch. eine eigenthümliche, lockere, aus feinen Fäden bestehende, der Baumwolle äußerst ähnliche Masse, **Schlackenwolle.** Die Darstellung derselben geschieht so, daß man auf die dem Hohofen entströmenden geschmolzenen Sch.n einen feinen, heftig blasenden Dampfstrahl einwirken läßt, durch den die Sch. in ganz feine Fäden zerrissen wird. Diese Schlackenwolle ist ein sehr schlechter Wärmeleiter u. wird mit Vortheil zum Umhüllen von heißen Windrohren, Dampfrohren 2c. verwendet.

Schlaf ist der Zustand allgemeiner Ruhe der Organe u. der Funktionen im thierischen Leben. Der Organismus von Mensch u. Thier hat in periodischen Pausen eine solche Ruhe zur Erholung u. zur Wiederbelebung der bei der Thätigkeit aufgewendeten Kraft unbedingt nöthig, doch gehen auch während des Sch.es gewisse Funktionen des organischen Lebens, Athmung, Blutumlauf, Verdauung u. manche Ausscheidungen unausgesetzt von statten. Das Bewußtsein ist während des Sch.es geschwunden, doch setzt bisweilen noch immer die Phantasie ihre Thätigkeit im Traume fort. Der Sch. wird als ein „tiefer" bezeichnet, wenn die betreffende Person schwer zu erwecken ist. Man hat den Vorgang, der vom Wachen zum Sch.en führt u. jenen Zustand allgemeiner Ruhe im Nervensystem, insbesondere im Gehirn bedingt, auf verschiedene Weise zu erklären versucht. Einige Physiologen meinen, daß sich im Sch.e das Gehirn im Zustande relativer Blutarmuth befinde, indem das Herz beim Einschlafen das Blut mehr an die Peripherie des Körpers abgiebt u. das Blut auch während des Sch.es dort zurückgehalten wird; die hiermit verbundene mangelnde Zufuhr von Sauerstoff zum Gehirn soll den Sch. erzeugen. Preyer in Jena glaubt dagegen, daß die bei der Thätigkeit u. Arbeit der Muskeln in wachem Zustande erzeugten chemischen Produkte (insbesondere Milchsäure) schlafmachend wirken. Sicheres ist hierüber noch nicht ermittelt. — Während der Tag die zum Wachen, zur Arbeit geeignete Zeit ist, gelangen die Organe u. Funktionen am besten während der Nacht durch den Sch. zur Ruhe. Personen, welche regelmäßig während der Nacht körperliche Arbeit (z. B. Bäcker) od. geistige Thätigkeit (Gelehrte 2c.) auf sich nehmen, erschüttern ihre Gesundheit durch Blutarmuth od. Nervenschwäche, ebenso wie solche Personen, die den nächtlichen Sch. durch Schwärmen in Gesellschaften, auf Bällen 2c. in fortgesetzter Weise verkürzen. Der Sch. am Tage giebt keinen vollen Ersatz, nur in heißen Ländern ist die Siesta od. der Sch. während der wärmsten zwei Stunden des Tages ein Bedürfniß. Die Dauer des Sch.s ist für den Jüngling, Mann od. Greis im Allgemeinen auf etwa 7 Stunden zu berechnen; das Kindesalter hat ein Bedürfniß nach längerem, das Säuglingsalter auch nach häufigerem Sch. Individuen, die zu viel schlafen, sind träge, schlaff an Geist u. Körper u. werden fett, weil die weniger häufige Respiration während des Schlafzustandes eine geringere Quantität stickstoff- u. kohlenstoffhaltiger Substanzen in der Oekonomie des Körpers verbraucht. Sehr wohlthätig für den Körper ist frühes Aufstehen (etwa um 6 Uhr). Die für das Ein- u. Fortschlafen geeignetste Bedingung ist die möglichste Entfernung aller Reize, daher die Stille u. Dunkelheit der Nacht. Das Abendessen darf nicht zu spät vor dem Schlafengehen (etwa 2—3 Stunden zuvor) eingenommen werden, um Träumen u. Alpdrücken zu vermeiden. Das Schlafzimmer sei geräumig, genügend gelüftet, ruhig u. nicht nach Norden gelegen; seine Temperatur soll 15° R. nicht überschreiten; es soll frei von Rauch u. starkem Blumengeruch sein. Das Bett sei nicht zu warm, doch auch durch eine der Jahreszeit entsprechende Decke vor Erkältung schützend, da im Sch.e die Körpertemperatur an sich eine niedrige u. die Haut zum Schwitzen geneigt ist. Künstliche Mittel zur Erzeugung des Sch.es (auch das Wiegen der Kinder) sind möglichst zu vermeiden (s. „Schlaflosigkeit" u. „Schlafmittel"). Ein krankhafter Sch. ist das Nachtwandeln, der sog. Somnambulismus (s. d.). Einen „künstlichen" Sch. (Hypnotismus) erzeugt der Mesmerismus, d. h. die Manipulation eines sog. Magnetiseurs (s. „Magnetismus, thierischer").

Der Pflanzenschlaf besteht in einem bei sehr verschiedenen Pflanzen (nicht blos bei den sog. „Sinnpflanzen") beobachteten periodischen Schließen ihrer Blüten od. ihrer Blätter, die dabei eine besondere Schlafstellung einnehmen. Licht u. Wärme sind für diesen Vorgang die erregenden Faktoren; die mechanische Ursache der den Schlafzustand bezeichnenden Bewegungen ist eine Verlängerung der Innenseite der Blumenblätter. Die beweglichen Laubblätter sind zur Nachtstellung bald aufwärts zusammengeschlagen, wie bei Klee u. Wicke, bald abwärts zusammengefaltet, wie bei Bohnen u. Sauerklee. Die Hauptstiele zusammengesetzter Blätter heben sich bei gewissen, senken sich bei anderen Pflanzen. Die Blumenblätter von Tulipa, Crocus u. Leontodon 2c. öffnen u. schließen sich schon unter dem Einflusse des klaren u. bewölkten Himmels. Allein bei gewissen Pflanzen tritt zur Abendzeit die Schlafstellung ziemlich pünktlich, u. zwar bei verschiedenen Arten später od. früher ein; so kam man schon auf den Gedanken, den zeitlichen Eintritt des Pflanzenschlafs bei einer Reihe von Pflanzen zur Herstellung einer „Blumenuhr" zu benutzen. Den inneren Mechanismus der Bewegungserscheinungen beim Pflanzenschlaf kennt man noch nicht genügend.

Der Winterschlaf der Thiere (Murmelthiere, Igel, Fledermäuse, viele Insekten, Weichthiere, zahlreicher Reptilien) ist eine jedenfalls durch die Einwirkung der bei Eintritt des Winters sinkenden Temperatur auf das Nervensystem u. die Blutcirkulation zu erklärende Erscheinung, bei welcher das Auffallendste die Trägheit der Athmung während des todtenschlummer-ähnlichen Zustandes ist. Ein Murmelthier z. B., welches im wachen Zustande innerhalb zweier Tage 72,000mal athmet, thut dies während des Winterschlafs in Zeit von sechs Monaten nur 71,000mal, verbraucht also während dieser Zeit höchstens den zwanzigsten Theil der Luft, bezüglich der Sauerstoffmenge, welche während des Wachseins zu seinem Leben erforderlich ist. Auch die Blutcirkulation ist sehr verlangsamt. Der Puls des Murmelthiers, der im Sommer 90—100mal schlägt, hat im Winter nur 8—10 Schläge. Zugleich mit dem trägeren Gang des Ernährungsvorgangs erniedrigt sich die Temperatur im Körper des Winterschläfers. In der Regel verkriechen sich diese Thiere in Löcher, die sie mit schlechten Wärmeleitern auskleiden; dadurch konserviren sie noch einen Theil ihrer Eigenwärme; befinden sie sich jedoch während ihrer Erstarrung in der Luft, so kann ihre Temperatur auf 4, 3, selbst auf 2° R. sinken. Hierbei vermindert sich der Stoffwechsel bedeutend; was dazu noch verbraucht wird, geschieht auf Kosten von Reservestoffen, insbes. des Fettes.

Schläfe, der hinter der Stirn über den Wangen gelegene platte Theil des Kopfes, dessen hintere, obere behaarte Partie, die „Oberohrgegend", von der vordern, nicht behaarten, durch das äußere Ohr geschieden ist. Unter der Haut liegt der Schläfenmuskel (Temporalis), ein platter, oben breiter Muskel, der, nach unten schmal werdend, hinter dem Jochbogen herabsteigt, um sich an den Unterkiefer zu heften, so daß er bei seiner Kontraktion diesen hinauf u. zugleich etwas rückwärts zieht, also z. B. beim Beißen durch Aneinanderdrucken der Kiefern wirkt. Die knöcherne Grundlage der Sch. wird durch die Schuppe des Schläfenbeins (vgl. „Schädel") u. Theile des Joch- u. des Keilbeins gebildet.

Schlaflosigkeit (Agrypnia) ist in der Regel eine Folge von Krankheiten, die mit Fieber od. Schmerzen, nervöser Aufregung einhergehen, doch auch von Diätfehlern, zu spätem Abendessen, Genuß gewisser erregender, ungewohnter Stoffe (Thee, Kaffee, Spirituosen), aufregender Unterhaltung (Lektüre, Spiel 2c.) während der ersten Nachtstunden, geschäftlicher Sorgen od. Uebermüdung durch große körperliche u. geistige Anstrengung. Man wendet dagegen mit Erfolg theils einfache, methodisch den Geist beruhigende Mittel, theils gewisse (zumeist narkotische) Arzneien (s. „Schlafmittel") an. Einschläfernd wirkt schon bisweilen das ruhige u. heimliche Zählen, Vorstellungen, als ob man auf ein wogendes Aehrenfeld, auf den Wellenschlag eines Sees blicke, auch das Hören eines eintönigen Geräusches, Rauschen eines Baches, Vorlesen, das Hören einer sanften, gleichmäßigen Melodie 2c. Zur Beförderung des Einschlafens kann auch eine kurz vorher von einem Gehülfen angewendete Passivgymnastik dienen, z. B. Kneten, Reiben 2c. (Massiren); hierzu gehört das Streichen des Mesmerismus (sog. thierischer Magnetismus, s. d.), das Trinken kühlender, niederschlagender Getränke beim Zubettgehen (Limonade, Cremor tartari) u. dgl. Wo als Hinderniß des Einschlafens die Neigung zum Kaltwerden der Füße auftritt, da dienen Fußwärmer u. Frottiren der Füße. Ein als psychisch wirkendes Mittel zum Einschläfern empfohlenes, doch wenig benutztes Verfahren ist der sog. „Hypnotismus", bei dem man die betreffende Person in kurzer Entfernung vom Auge in einen Spiegel od. auch auf einen anderen glänzenden Gegenstand unverwandt blicken läßt, wodurch nach längerer Zeit öfters Schlaf od. wenigstens ein Zustand der Bewußtlosigkeit eintritt.

Schlafmittel (Hypnotica) sind Arzneien, welche auf das Centralnervensystem, insbesondere das Gehirn, so herabstimmend wirken, daß Schlaf eintritt. Es gehören hieher mehrere „narkotische" Arzneien (s. d.), insbesondere Opium, vor Allem das Morphium, das man zu diesem Zwecke in einer, wenn nöthig, wiederholten Gabe von 2--6 Centigramm anwendet. So wohlthätig in gewissen Fällen, insbesondere dann die Wirkung dieser Mittel ist, sobald es sich darum handelt, Schmerzen (z. B. bei Neuralgien) od. große nervöse Aufregung (z. B. bei vielen Formen von Geistesstörung) zu lindern u. hierdurch erst den Schlaf möglich zu machen, so muß sich doch ihre Anwendung nur auf ganz bestimmte Fälle beschränken, da dergleichen Mittel bei einzelnen Individuen sehr üble Nebenerscheinungen hervorrufen (Kopfschmerz, wüste Träume 2c.); schließlich darf man sich ihrer schon deshalb nicht fortgesetzt bedienen, weil man sich leicht an ihren Gebrauch gewöhnt (Morphismus) u. sie dann in immer steigender Menge zu nehmen genöthigt ist. In weit geringerem Grade ist dies Alles beim Gebrauch des von O. Liebreich eingeführten Chloralhydrats der Fall, das, in Gaben von 3—5 Gramm mehrere Male kurz hinter einander gereicht (in Lösung od. Pillen), ohne Gefahr vertragen wird u. mit großer Sicherheit Schlaf erzeugt. Auch Bromkali wird vielfältig bei nervöser Schlaflosigkeit zu 3—5 Dezigramm benutzt; hier tritt der Schlaf nicht als unmittelbare Folge des Mittels, wie bei Morphium, ein, sondern scheint nur durch Verminderung der nervösen Erregbarkeit bewirkt zu werden.

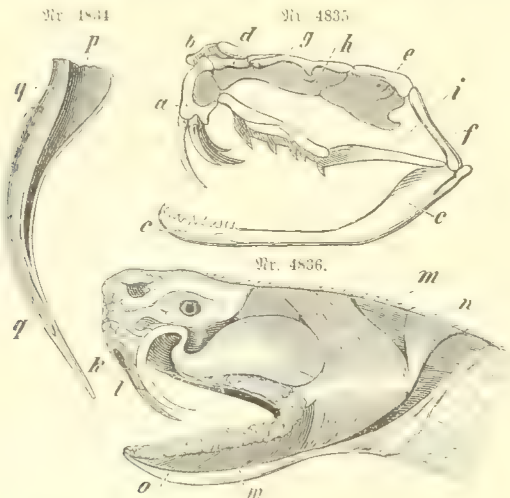
Schlafsucht (Sopor) ist ein krankhafter Zustand, bei welchem der Patient durch die gewöhnlichen Reize zwar noch aus dem Schlafe erweckt werden kann, dann aber immer einem Schlaftrunkenen gleicht, welcher kein klares Bewußtsein, keine wirkliche Sinnesperception, keine völlige Herrschaft über die willkürlichen Bewegungsorgane besitzt, u. sogleich wieder in den Schlaf zurückzufallen geneigt ist. Dieser höhere Grad von Sch. kommt vorzugsweise bei Fieber vor u. ist meist mit Delirien verbunden. Wenn in solchen Fällen kaum die stärksten Reizmittel im Stande sind, den Kranken einigermaßen aus dem bewußtlosen Zustande zu erwecken, so bezeichnet man denselben als Todtenschlaf (Lethargie). Die geringeren Grade von Sch. werden als „abnorme Schläfrigkeit" (Somnolentia) aufgefaßt. Die Ursachen der Sch. beruhen in Verminderung der Nerventhätigkeit im Gehirn durch langes Wachen, übermäßige Anstrengung des Geistes u. der Bewegungsorgane, durch Krämpfe, Schmerzen, durch Einwirkung der Kälte, durch Spirituosen, narkotische Gifte u. Kontagien, durch mangelnde Ernährung bei Blutarmuth, durch geschlechtliche Ausschweifung, doch auch durch Ueberfüllung des Gehirns mit Blut sowie durch Gehirnerschütterung. Je nach der Bedeutung dieser Ursachen ist die Gefährlichkeit der Sch. u. ihr Ausgang zu bemessen. Fast zu gleicher Zeit (1875) kamen drei Fälle von Sch. vor, die großes Aufsehen erregten: der Ulan Hurs zu Potsdam, der junge Kaufmann K. in Burglehn-Haynau u. der zu 13jähriger Zuchthausstrafe verurtheilte B. in der Strafanstalt zu Insterburg, der zwei Jahre lang an Sch. litt. Sie litten sämmtlich an der Krankheit, über die Dr. Kahlbaum unter der Bezeichnung Katatonie eine besondere Monographie geschrieben hat (1874); man hielt sie zuerst für bloße Simulanten, bis sich die Erkrankung des Gehirns bei ihnen unzweifelhaft herausstellte.

Schlagadern, s. v. w. Arterien, s. unter „Gefäße".

Schlagfluß (griech. Apoplexie) nennt man jede plötzlich eintretende, meist mit Verlust des Bewußtseins einhergehende Lähmung eines Körpertheiles. Derselbe tritt entweder ohne jegliche Vorboten, od. nachdem Kopfschmerzen, Schwindel u. andere Kopferscheinungen mehr od. weniger lange Zeit vorhergegangen sind, ein. Die Lähmung trifft meist nur eine Körperhälfte; die eine Gesichtshälfte, der eine Arm u. das eine Bein können nicht bewegt werden, die Empfindung derselben ist abgestumpft od. selbst ganz aufgehoben; oft ist auch die Sprache vollständig verloren od. behindert, lallend. Die Ursache einer solchen halbseitigen Lähmung (Hemiplegie) ist in den meisten Fällen ein Bluterguß, welcher, veranlaßt durch Platzen eines durch Verkalkung od. Verfettung brüchig gewordenen Blutgefäßes, in der der gelähmten Seite entgegengesetzten Hirnhälfte stattgefunden hat, od. die Verstopfung eines Hirngefäßes durch ein Blutgerinnsel. Zuweilen tödtet der Sch. plötzlich od. in wenigen Augenblicken, öfters aber verschwindet die Lähmung nach kürzerer od. längerer Zeit gänzlich od. wenigstens zum Theil; immer besteht aber Gefahr durch Neigung zu Rückfällen. Die Behandlung beschränkt sich in der allerersten Zeit auf absolute Ruhe, Kühlung des Kopfes durch Eis, unter Umständen auf Blutentziehungen, auch auf Hautreize. In der Nachbehandlung spielen gymnastische Uebung der gelähmten Glieder u. Elektrizität die Hauptrolle.

Schlagintweit, die Gebrüder, Söhne des bes. als Augenarzt bekannten bayer. Wirklichen Raths Joseph **Sch.** (geb. zu Regen 8. Dez. 1792, gest. zu München im Aug. 1854), von denen sich am berühmtesten gemacht haben: die Physiker, Geologen u. Forschungsreisenden Hermann **v. Sch. (-Sakünlünski)** (geb. zu München 13. Mai 1826), Adolph **Sch.** (geb. zu München 9. Jan. 1829) u. Robert **v. Sch.** (geb. zu München 27. Okt. 1837). Nachdem die beiden Erstgenannten ihre Universitätsstudien absolvirt hatten, stellten sie gemeinschaftlich 1846—48 umfassende Untersuchungen über die physikalische Geographie der östl. Alpen an, deren Ergebnisse, von ihnen in einem besonderen Werke niedergelegt (Lpz. 1850), die Aufmerksamkeit nam. der Berliner Fachgelehrten auf die Brüder lenkten. Dies wurde die Veranlassung, daß sie 1849 einen längeren Aufenthalt in Berlin nahmen, von wo aus sie dann England u. Schottland bereisten. 1851 durchforschten sie auch die westl. Alpen. Während Adolph in den nächsten zwei Jahren die geologische Aufnahme der Bayer. Alpen vornahm, hielt Hermann an der Berliner Universität Vorlesungen über Meteorologie u. physikalische Geographie, u. zwar 1854, in welchem Jahre ihre „Neuen Untersuchungen über die physikalische Geographie u. die Geologie der Alpen" (Lpz.) u. die „Photographischen Karten" (Berl.) nach ihren Reliefs vom Monte Rosa u. von der Zugspitze erschienen. Durch A. v. Humboldt's Vermittelung erhielten die Brüder den Auftrag, theils auf Kosten der Ostind. Compagnie, theils mit Hülfe der vom König von Preußen gewährten Mittel, eine mehrjährige Forschungsreise nach Asien, insbes. nach dem Himalajagebirge, zu unternehmen. In jeder Beziehung aufs Beste ausgerüstet, schifften sich die Drei am 20. Sept. 1854 in Southampton nach Bombay ein, von wo aus sie dann, theils vereint, theils getrennt, die ganze Halbinsel des Dekhan durchzogen u. über Bangalore u. Madras nach Kalkutta gingen. Adolph u. Robert verließen letzteres bereits 25. März 1855 wieder, um sich nach dem westl. Himalaja zu wenden. Nachdem sie die Vorkette des mittlern Himalaja passirt hatten, überschritten sie in der Verkleidung von Bhutias, den Gebirgsbewohnern des Himalaja, die tibetanische Grenze u. erreichten so jenseit des Himalaja das Quellgebiet des Satledsch (Sudletsch) u. des Indus. Dann gingen sie zurück über Gartok nach Gharwal, wobei sie auf dem Ibi Gamin am 19. Aug. die bis dahin noch von keinem Europäer erreichte Höhe von 22,260 engl. Fuß erstiegen, reisten über das Quellgebiet des oberen Ganges u. Djamuna u. trafen 17. Okt. zu Masuri wieder in den Vorbergen des Himalaja ein. Der nächste Winter ward von ihnen der Untersuchung einiger

unbekannten u. interessanten Punkte des Innern der Ostind. Halbinsel gewidmet, zu welchem Behufe sie sich getrennt hatten; im Frühjahr 1856 trafen sie verabredetermaßen in Simla wieder zusammen. Hermann d. Sch. war 5. April 1855 von Kalkutta aufgebrochen, um den Ost-Himalaja zu durchforschen; doch scheiterte dieses sein Unternehmen an einem zwischen Nepal u. Tibet ausgebrochenen Kriege, der den Reisenden zwang, sein Hauptquartier in Dardschilling (engl. Sikkim) aufzuschlagen. Später besuchte er Assam sowie die Ufer des Brahmaputra, während er den Winter 1855—56 in Kalkutta zubrachte, um sich dann mit seinen beiden Brüdern in Simla wieder zu vereinigen. Hier bereiteten sie sich zu ihren weiteren Forschungsreisen vor, auf welchen dann die Untersuchung des westl. Himalaja fortgesetzt u. das Reich Ladak am Oberlaufe des Indus besucht wurde, worauf Hermann u. Robert durch den Karakorumpaß in Turkestan eindrangen u. dann in zwölftägigen Eilmärschen nach Leh, der Hauptstadt Ladaks, zurückkehrten. Mittlerweile bereiste Adolf das Gebirge zwischen dem Küen Lün u. Hindukusch u. besuchte Balti od. das westl. Tibet, konnte aber nur bis zum Mustak vordringen, da räuberische Stämme alle weiter nach W. liegenden Pässe versperrten.



Nr. 1834—36. Zum Artikel „Schlangen“.
Nr. 1834. Zahn von [illegible]: p Zahnhöhle, q Giftkanal. Nr. 1835 u. 1836. [illegible] Oberkiefer, b Zwischenkiefer, c Unterkiefer, d Nasenbein, e Warzenbein, f [illegible], g Gaumenbein, h äußeres Flügelbein, i inneres Flügelbein, k Giftdrüse, l Giftzahn geöffnet, m vordere Schläfenmuskel die Giftdrüse bedeckend, n hintere Schläfenmuskel, o Unterkiefer-Speicheldrüse.

Im Okt. 1856 fanden sich die drei Brüder in Kaschmir wieder zusammen, reisten dann gemeinschaftlich nach Rawil-Pindi im Pendschab u. trennten sich hier 18. Dez. abermals, um auf drei verschiedenen Wegen nach Europa zurückzukehren. Hermann nahm seinen Weg durch die Nordwestprovinzen u. Bengalen über Lahore u. Agra nach Patna u. Kalkutta, von wo er sich Ende April 1857 nach Aegypten einschiffte. Hier traf er Robert, der das Pendschab in südl. Richtung durchzogen u. sich von Karradschi, dem Seehafen des Indus, über Bombay nach Aegypten begeben hatte. Im Juni 1857 betraten beide Brüder in Triest wieder den europ. Boden. Ihrem Bruder Adolph war solches nicht beschieden. Derselbe war noch in Indien zurückgeblieben, um seine geologische Karte des westl. Himalaja zu vollenden u. gewisse magnetische Detailbeobachtungen nachzuholen. Zu diesem Zwecke ging er im Dez. 1856 nach Peschauer, dann durch das Pendschab nach Lahore u. von dort nach Sultanpur. Der mittlerweile in Bengalen ausgebrochene Aufstand der Sipahi's hinderte jedoch seine Rückkehr nach Europa, so daß er sich noch einmal nach dem Himalaja begeben u. durch das chines. Turkestan nach Sibirien vorzudringen versuchen wollte. Dieser Plan scheiterte jedoch, denn er ward 26. Aug. 1857 zu Kaschgar in Ostturkestan ermordet. Hermann u. Robert, die 1859 in den bayer. Adelsstand erhoben wurden, nahmen nach ihrer Rückkehr ihren Aufenthalt zunächst in Berlin, wo sie die Verarbeitung ihrer Reiseergebnisse begannen. Die Aufstellung ihrer Sammlungen erfolgte im Schlosse Jägersburg bei Forchheim, das die Brüder angekauft hatten, bis später der größte Theil in den Besitz verschiedener bayer. Institute überging. Von den auf 9 Bde. veranlagten „Results of a scientific mission to India and High Asia by Hermann, Adolph and Robert de S.“ (Lpz. 1860 ff.) sind bis jetzt 4 Bde. mit 43 Atlastafeln ausgegeben. Außerdem gab Hermann, der jetzt an der Münchener Akademie der Wissenschaften wirkt, in „Reisen in Indien u. Hochasien“ (4 Bde., ebd. 1869 ff., von denen 3 erschienen sind) allgemeine Schilderungen der verschiedenen Gebiete u. eine Beschreibung der Art ihres Bereisens. Robert, der außerord. Professor der Geographie in Gießen wurde, schrieb noch als Ergebnisse einer 1869 nach dem W. Nordamerika's unternommenen Reise „Kalifornien“ (ebd. 1871) u. „Die Mormonen od. die Heiligen vom jüngsten Tage“ (ebd. 1874). — Eduard **Sch.**, Bruder der drei Vorigen, geb. zu München 8. März 1831, diente seit 1849 in der bayer. Kavallerie, ging 1859 nach Spanien, wohnte dem Kriege gegen Marokko bei, wurde nach seiner Rückkehr im bayer. Topographischen Bureau beschäftigt, machte 1866 als Rittmeister den Krieg gegen Preußen mit u. fiel 9. Juli zu Winckels bei Kissingen. — Emil **Sch.**, ein fünfter Bruder, geb. zu München 7. Juli 1835, studirte zuerst die Rechte, dann seit 1855 in Berlin oriental. Sprachen u. trat später in den bayer. Staatsdienst. Er schrieb: „Buddhism in Tibet“ (Lpz. 1863); „Die Könige von Tibet“ (Münch. 1866); „Die Gottesurtheile der Indier“ (ebd. 1866).

Schlagschatz, s. unter „Münzfuß“.

Schlagwirthschaft wird beim Ackerbau die Feldeintheilung mit geeigneter Fruchtfolge, die sich in einer bestimmten Reihe von Jahren wiederholt (Turnus, Rotation), genannt. Die Größe der Schläge u. die Aufeinanderfolge der Früchte hängt von der Intensität des Betriebes, dem Klima 2c. ab. Bei der Forstwirthschaft ist Sch. diejenige Betriebsart, bei welcher der Wald in so viele Schläge von verschiedenalterigen Beständen abgetheilt ist, daß alljährlich ein Schlag abgetrieben (abgeholzt) werden kann; im Gegensatz hiervon werden bei der Plenterwirthschaft, wenn beispielsweise das Klima den kahlen Abtrieb verbietet, immer nur die stärksten Bäume aus dem Gesammtbestande abgeholzt.

Schlammpeitzer, Schlammbeißer, Schlammbeißger, Bißgurre, Moorgrundel, Grundel, Pibbe od. Wetterfisch, Cobitis fossilis, ein aalförmiger Süßwasserfisch der Karpfenfamilie, mit kleinen Schuppen, vielem Schleim u. 10 Bartfäden. Er nährt sich von Würmern u. fettem Schlamme, das Männchen bewacht u. beschützt die Eier. Wetterfisch heißt er, weil er bei Witterungswechsel den Schlamm aufwühlt.

Schlangen (Serpentes, Ophidii, vom griech. ὄφις, Schlange) sind Reptilien (s. d.) mit langgestrecktem Körper, denen Füße, Brustbein, Augenlider, Paukenhöhle u. Paukenfell fehlen, u. die eine zweispaltige, vorstreckbare Zunge, eingewachsene, hakenförmig zurückgebogene Zähne u. freibewegliche Kiefer u. Gaumenknochen haben. Ihr Körper ist auf dem Rücken mit Schuppen, unter dem Bauche meist mit einfachen Schildern (Halbringen, Bauchschildern), unter dem Schwanze mit paarigen od. unpaarigen Schildern bedeckt; sie häuten sich jährlich mehrmals, unsere einheimischen Arten 4—5mal. Obgleich sie hauptsächlich durch ihre gestreckte Leibesform, die fehlenden Extremitäten u. die durch das Nichtverwachsensein der Unterkieferhälften ganz erstaunliche Erweiterungsfähigkeit des Mundes u. Rachens zwar ganz auffällig charakterisirt sind, so ist doch eine scharfe Abgrenzung von den Eidechsen (Sauriern) nicht gut möglich, u. werden deshalb auch neuerdings die Sch. mit diesen als Unterklasse der Plagiotremen od. Lepidosaurier vereinigt. Wie es nämlich fußlose Eidechsen giebt, z. B. die Blindschleiche, so haben andrerseits einige Sch. am Rumpfe Spuren von Hinterbeinen, sog. Aftersporne (Riesenschlangen, Peropoden). Vermöge einer großen Beweglichkeit der zahlreichen, mit ihren freien Enden durch Sehnen u. Muskeln an den Bauchschienen befestigten Rippenpaare, die man als eben so viele, unter der Hautdecke verborgene Fußpaare ansehen kann, u. ihrer großen Muskelkraft bewegen sich die Sch. mit großer Gewandtheit schlängelnd auf dem Boden, sind auch behende Schwimmer; viele besteigen Bäume, wie endlich einige auch Sprungbewegungen ausführen. Mit ihrer tiefgespaltenen Zunge, die aus einer ihre Wurzel umgebenden Scheide vorgestreckt werden kann, können sie zwar tasten, aber nicht, wie der Volksglaube annimmt, stechen. Wohl aber können einige durch ihre Giftzähne gefährlich, ja tödlich verwunden. Nach diesen Giftzähnen unterscheidet man Giftschlangen (Venenosi), Trug- od. verdächtige Sch. (Suspecti) u. Giftlose (Innocui). Letzteren (den Riesenschlangen u. den Nattern, wie z. B. unserer Ringelnatter) fehlt der Giftapparat; die beiden anderen Gattungen, die Trugschlangen u. die Giftschlangen, besitzen jederseits hinter u. unter den Augen über dem Oberkiefer eine Giftdrüse, deren langer Ausführungsgang an der äußeren Fläche des Oberkiefers nach vorn verläuft u. sich zum Kanale des Gift- od. Furchenzahns begiebt,

so daß beim Bisse durch den Druck der Schlafenmuskeln auf die Giftdrüsen das Gift durch den Zahn in die Wunde fließt. Bei den wirklichen Giftschlangen finden sich jederseits im Oberkiefer 1–5 stark gekrümmte, zurückschlagbare **Giftzähne**, deren geschlossener Kanal sich an der Spitze spaltförmig öffnet, während die zahlreicheren **Furchenzähne** der Trugschlangen nur eine Rinne zum Abfluße des Giftes haben. Trugschlangen sind meist schön gefärbte tropische Sch., z. B. die südamerikan. Baumschlangen; Giftschlangen, die sich schon äußerlich durch den vom Rumpfe merklich abgeschnürten Kopf unterscheiden, sind z. B. die Lanzenschlange, Klapperschlange, Brillenschlange, Korallenschlange, die ind. Meerschlangen u. unsere einheimische Kreuzotter. Das **Schlangengift**, in noch so geringer Menge in das Blut warmblütiger Thiere gebracht, wirkt tödlich, zumal in heißen Ländern. Bei sofortiger Anwendung gilt Aetzammoniak als ein werthvolles Gegenmittel.

Als wahre Raubthiere leben die Sch. ausschließlich vom Raube lebender Thiere; einige stellen auch Vogeleiern nach, ja eine afrik. Sch. (Dreiodon) lebt ausschließlich von solchen. Da die **Unterkieferäste** nicht mit einander verwachsen, sondern nur durch ein Sehnenband verbunden sind, wodurch bei geschlossenem Maule eine Furche, die sog. „Kinnfurche“, entsteht, u. deshalb eine große Beweglichkeit u. Verschiebbarkeit besitzen, wie dies gleichfalls bei den Theilen des **Oberkiefer-Gaumenapparats** der Fall ist, so können Sch. Thiere von ihre eigene Größe weit übertreffendem Umfange verschlingen. Dabei hilft ihnen ein sehr entwickelter **Speichelapparat** zum Eingeifern des durch Umwinden getödteten Beutethieres. Nach dem Verschlingen liegt die Sch. längere Zeit erschöpft u. unbeweglich da; die Verdauung dauert oft mehrere Wochen. Merkwürdig ist, daß der Harn durch die quergespaltene Kloakenöffnung in festen Massen entleert wird. Die Meinung von der Zauberkraft, welche Sch. durch ihren Blick auf andere Thiere, z. B. Vögel, ausüben sollen, so daß diese ihnen in den aufgesperrten Rachen eilen, ist Uebertreibung. Die Weibchen legen wenige, aber große, lederschalige Eier unter Sand, Mist ꝛc. u. überlassen der Sonnenwärme das Ausbrüten; nur wenige (Vipern, Seeschlangen) gebären lebendige Junge. — Die Sch. halten sich meist in Wäldern, unter Laub u. in Löchern auf; viele besteigen Bäume, andere leben gelegentlich im Wasser, die Hydriden im Meere; bezüglich der fraglichen **Seeschlange** indeß s. den betreffenden Artikel. In den Tropen halten die Sch. einen Sommerschlaf, in kälteren Gegenden einen Winterschlaf. Man kennt weit über 500 Arten. — Vgl. Lenz, „Schlangenkunde“ (2. Aufl., Gotha 1870); zu den hervorragendsten Schlangenkundigen zählen u. A. Schlegel, Jan, Strauch.

Schlangenbad, eines der Taunusbäder, in einem einsamen Thale südl. von Langenschwalbach im Untertaunuskreise des Reg.-Bez. Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau. Das Dörfchen mit 341 E. (1871) wird von gegen 2000 meist weiblichen Badegästen besucht, die die acht erdig-alkalischen Mineralquellen bes. zum Baden, od. mit Badeschaum zu Umschlägen, seltener zum Trinken benutzen. Das Wasser wirkt beruhigend auf das Nervensystem u. belebend auf die Haut. Die Wiesenquelle ist ein Säuerling von 16° C.

Schlangeninsel (türk. Jilan Adassi), eine Felseninsel im Schwarzen Meere, zur Moldau gehörig, 8 Mi. östl. der Sulinamündung. Mit steilem Kalksteinufer erhebt sich die etwa ¼ Stunde im Umfange haltende Insel bis zu 42 m. Höhe. Sie trägt seit 1833 einen Leuchtthurm. Ihren Namen soll sie von den pechschwarzen, 1–1½ m. langen Schlangen erhalten haben, die dort vorkommen. — Im Alterthum hieß sie **Leuke** u. enthielt einen Tempel des Achill.

Schlaraffe, früher **Schlauraffe** od. **Schluraffe** (von slûr, faul), ein träger Müßiggänger, der sich einer üppigen Ruhe überläßt. Das **Schlaraffenland** (das Wort kommt im 15. Jahrh. zuerst vor), franz. Pays de Cocagne, ist ein fabelhaftes Land, dessen Bewohner, ohne zu arbeiten, allen sinnlichen Genüssen leben; die Vorstellung, daß ihnen gebratene Tauben ins Maul fliegen, ist alt u. findet sich schon bei attischen Lustspieldichtern. — Vgl. „Utopien“.

Schlegel, **August Wilhelm v.**, deutscher Dichter, Kritiker u. Literarhistoriker, Neffe Elias Schlegel's (s. d.) u. Sohn des gleichfalls poetisch begabten u. als Kanzelredner gefeierten Hofpredigers u. Konsistorialraths Johann Adolf Sch. (geb. 17. Sept. 1721 zu Meißen, gest. 16. Sept. 1793 zu Hannover), geb. zu Hannover 8. Sept. 1767; studirte in Göttingen zuerst Theologie, wendete sich unter Heyne's u. Bürger's Einfluß vorzugsweise philologischen u. literarischen Studien zu u. betheiligte sich mit Beiträgen an Bürger's „Musenalmanach“; durch Bouterwek erhielten seine sprachlichen Studien eine Richtung auf das Romanische. Während der folgenden Jahre war er Hauslehrer zu Amsterdam u. trat von hier aus mit Schiller's „Horen“ u. der Jenaischen „Allgemeinen Literaturzeitung“ in Verbindung. 1796 verheirathete er sich mit Karoline Michaelis (s. d.) u. ließ sich in Jena nieder, um ganz der Literatur zu leben; habilitirte sich übrigens auch als Dozent an der Universität. Der anfängliche, freundliche Verkehr mit Schiller gedieh bald zur inneren Entfremdung u. einem schroffen äußeren Bruche; Goethe dagegen, den Sch. mit Enthusiasmus verehrte u. der das Talent, die Kenntnisse u. die vornehme literarische Richtung beider Sch. schätzte, schloß sich der Gesinnung Schiller's nicht an. Um diese Zeit (1797) begann Sch. seine Uebertragung der Shakespeare'schen Dramen, eine der meisterhaftesten, die je entstanden, die einer selbstschöpferischen Arbeit gleich zu achten ist, u. von der ihr Vollender Ludwig Tieck mit Recht rühmte, daß sie einen kaum zu berechnenden Einfluß auf unsere Sprache, Literatur u. Dichtkunst ausgeübt habe. 1798 ward Sch. zum außerord. Professor zu Jena ernannt, 1800 erhielt er den Titel eines Weimarischen Rathes. Nachdem sich seine Verbindung mit der „Literaturzeitung“ gelöst hatte, gründete er im Verein mit seinem Bruder Friedrich (s. d.) das „Athenäum“, in welchem die Theorie einer neuen Dichtkunst, der romantischen (s. d.), mit Geist, Scharfsinn, aber auch mit Einseitigkeit u. Ueberhebung verfaßt ward.

Nr. 1857. August Wilhelm v. Schlegel, geb. 8. Sept. 1767, gest. 12. Mai 1845.

Gegen die Korryphäen der Tagesliteratur wandte er in „Ehrenpforte u. Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue“ u. im „Paradiesgärtlein für Garlieb Merkel“ (Köln 1806) die vernichtende Waffe seiner Satire. Als schöpferischer Dichter trat er mit der ersten Sammlung seiner „Gedichte“ (Tübingen 1800) hervor, die durch ihre Nachbildungen südlicher Formen u. einzelne wahrhaft schöne Gedichte („In der Fremde“, „Arion“, „Pygmalion“ ꝛc.) Beifall gewannen, während das in Weimar aufgeführte Schauspiel „Ion“ erwies, daß Sch. die eigentliche Kraft der Gestaltung versagt sei. 1802 wendete er sich infolge der Trennung von seiner Gattin, die sich mit dem Philosophen Schelling (s. d.) verband, von Jena nach Berlin, wo er als poetischer Uebersetzer mit der Herausgabe des „Spanischen Theaters“ (Berl. 1803) u. der „Blumensträuße italienischer, spanischer u. portugiesischer Poesie“ (Berl. 1803) neuen Ruhm erwarb. 1803 lernte er Frau von Staël (s. d.) kennen, begleitete sie nach Italien u. Paris, später nach Schloß Coppet am Genfer See u. lebte über ein Jahrzehnt zumeist auf Reisen. 1808 hielt er in Wien seine berühmten „Vorlesungen über dramatische Kunst u. Literatur“ (Heidelb. 1809 bis 1811), welche zu den grundlegenden Werken der neueren Literatur- u. Kunstgeschichte zählen u. noch heute werthvoll erscheinen. Durch Frau von Staël dem Kronprinzen von Schweden empfohlen, der ihn adelte u. zum Legationsrath ernannte, folgte Sch. 1813 auch politisch-literarisch thätig den Hauptquartieren der Verbündeten. Nach dem Frieden ging er wieder nach Italien u. an den Genfer See, nahm aber im J. 1819 nach dem Tode der Frau v. Staël eine Professur an der

[illegible] Universität zu Bonn an, bei deren Errichtung man besonders auf seine kunst- u. literaturgeschichtliche Thätigkeit rechnete. Er [illegible] wandte sich mit Vorliebe dem Studium des Indischen zu, dem er die letzten Jahrzehnte seines Lebens widmete. Früchte seiner Arbeiten auf diesem Gebiete, welches er zuerst in Deutschland in wahrhaft wissenschaftlichem Sinne kultivirte, sind die „Indische Bibliothek" (3 Bde., Bonn 1823—30) u. die Ausgaben des „Bhagavad-Gita" (ebd. 1823) u. des „Ramajana" (ebd. 1829—46). Eine zweite Ehe, die Sch. mit der Tochter des Heidelberger Theologen Paulus (s. d.) schloß, ward alsbald wieder gelöst; fremd innerhalb der neuen Generation in Wissenschaft u. Kunst, vereinsamte der vom stolzesten Selbstbewußtsein erfüllte Mann mehr u. mehr, ehe er 12. Mai 1845 zu Bonn starb. Seine „Sämmtlichen Werke" (12 Bde., Lpz. 1846—47), denen sich die „Oeuvres, écrites en français" (3 Bde., ebd. 1846) u. die „Opuscula latina" (ebd. 1848) anschlossen, gab Ed. Böcking heraus. Unter den Gründern u. Mitgliedern der romantischen Dichterschule behauptete Sch. einen hervorragenden Rang, u. wenn auch sein kritisches Talent sein poetisches Vermögen überwog, so hat er mit seiner Shakespeare-Uebertragung u. seinen literarhistorischen Schriften bleibende Nachwirkung u. Bedeutung in der deutschen Literatur. — Sein Bruder Friedrich **v. Sch.**, gleichfalls Dichter



Nr. 4838. Friedrich v. Schlegel (geb. 10. März 1772, gest. 11. Jan. 1829)

u. Literarhistoriker, geb. 10. März 1772 zu Hannover, war ursprünglich zum Kaufmann bestimmt, begann als solcher seine Lehrzeit in Leipzig, studirte aber dann, dem inneren Zuge seiner Natur folgend, in Göttingen u. Leipzig Philologie u. widmete sich ausschließlich der Literatur. Im Verein mit seinem Bruder August Wilhelm, mit Tieck u. anderen Anhängern seiner Anschauungen lebte er seit 1795 in Jena, verheirathete sich mit Dorothea Veit aus Berlin, einer Tochter Moses Mendelssohn's, die sich um seinetwillen von ihrem Gatten scheiden ließ u. ihm eine hingebende u. treue Lebensgefährtin ward, habilitirte sich 1800 an der Universität, ging aber schon 1802 zu längerem Aufenthalte nach Paris. Noch während seiner Studienjahre hatte er eine „Geschichte der Poesie der Griechen u. Römer" (Berl. 1798) veröffentlicht. Mit der Herausgabe des „Athenäum" ward er der Hauptverkünder des neuen Evangeliums der Romantik, u. die kühnsten u. schärfsten Sätze, welche der neuen Dichterschule Jünger u. Anhänger werben sollten, stammten aus seiner Feder. Während des Jenenser Aufenthalts hatte er dann von größeren poetischen Schöpfungen den ersten Theil des Romans „Lucinde" (Berl. 1799) u. die Tragödie „Alarcos" (ebd. 1802) veröffentlicht. Der Roman war ein äußerster Trumpf der von den Romantikern gepredigten „dichterischen Willkür", nicht etwa eine poetische Verklärung lebendiger Sinnlichkeit, sondern der schamlosen Lüsternheit u. Lascivität, die durch philosophische u. künstlerische Phrasen gehoben werden sollte; vergebens suchte Schleiermacher in seinen „Vertrauten Briefen über die Lucinde" das allgemeine Aergerniß zu beseitigen. Noch erkältender als selbst die „Lucinde" wirkte auf alle Unbefangenen die Tragödie „Alarcos", in welcher Schiller's Freund Chr. Körner das peinliche Streben erkannte, „bei gänzlichem Mangel an Phantasie aus allgemeinen Begriffen ein Kunstwerk hervorzubringen." Besser glückte es Sch. als Journalist; seine neue von Paris aus unternommene Zeitschrift „Europa" enthielt wirklich bedeutende Beiträge zur Literatur- u. Kunstkritik, für welch letztere die damalige Zusammenhäufung von Kunstschätzen in Paris nicht unwichtig war. Von Paris begab sich Sch. nach Köln, wo er mit den Gebrüdern Boisserée (s. d.) befreundet wurde, u. wo 1808 auch sein innerlich längst vorbereiteter Uebertritt zur Katholischen Kirche erfolgte. Noch aus der Zeit seines Pariser Aufenthalts stammte die Befreundung mit der indischen Literatur, aus welcher das epochemachende, geistvolle Buch „Ueber Sprache u. Weisheit der Inder" (Heidelb. 1808) hervorwuchs. In gleichem Jahre trat Sch. in österreichische Dienste, ward zunächst Sekretär bei der Hof- u. Staatskanzlei in Wien, redigirte die schwungvollen Proklamationen, welche den Kampf von 1809 gegen Napoleon einleiteten, u. begleitete das Hauptquartier Erzherzog Karl's. In eben diesem Jahre veröffentlichte er die Sammlung seiner „Gedichte" (Berl. 1809) mit dem energischen „Gelübde" („Es sei mein Herz u. Blut geweiht, Dich Vaterland zu retten"). Nach dem Scheitern der Hoffnungen von 1809 stieg der Schriftsteller rasch von seiner Höhe herab. Er schloß sich ausschließlicher an die katholisch-kirchlichen Bestrebungen an; seine „Vorlesungen über neuere Geschichte" (Wien 1811), die er im Winter 1810, u. die „Vorlesungen zur Geschichte der alten u. neueren Literatur" (2 Bde., Wien 1815), die er im Winter 1812 hielt, waren geistvoll u. übersichtlich, aber einseitig bis zum Fanatismus u. von blinder Bewunderung aller katholisirenden Poesie erfüllt. Seit 1814 löste sich Sch. nach u. nach von seinen früheren Genossen. Während er persönlich sein Genüge im materiellsten Genuß fand u. zum behaglichen Gourmand ward, trat er geistig immer entschiedener als Vorkämpfer eines neuen, weltentsagenden Mittelalters auf, verfaßte in diesem Sinne seine „Vorlesungen zur Philosophie der Geschichte" (Wien 1828) u. wirkte publizistisch im „Oesterreichischen Beobachter", dem Organe der Metternich'schen Politik. 1815 war er zum Legationsrath bei der österreichischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt a. M. ernannt worden, 1818 kehrte er nach Wien zurück, hielt hier Vorlesungen über „Philosophie des Lebens" (Wien 1828) u. über „Philosophie der Geschichte" (2 Bde., ebd. 1829) u. starb 11. Jan. 1829 in Dresden, wohin er sich begeben hatte, um Vorträge zu halten, die nach seinem Tode als „Philosophische Vorlesungen, insbes. über die Philosophie der Sprache u. des Worts" (Wien 1830) erschienen. Seine „Sämmtlichen Werke" (10 Bde., Wien 1825; 2. Aufl., 15 Bde., ebd. 1846) enthalten nur eine Auswahl seiner vielseitigen literarischen Leistungen u. Versuche. Die kathol. Kritik stellt Friedrich v. Sch. zumeist über seinen Bruder August Wilhelm, was man nur in sehr beschränktem Sinne zugeben kann, da er überall nur anregend u. aufregend gewirkt hat u. sein schöpferisches Talent noch begrenzter war als das seines älteren Bruders.

Schlegel, Elias, deutscher Dichter, geb. 28. Jan. 1718 zu Meißen; besuchte die Fürstenschule zu Pforta u. schrieb schon hier die im Gottsched'schen Sinne verfaßten Trauerspiele „Hekuba" u. „Die Geschwister in Taurien". Auf der Universität Leipzig gehörte er zu dem Kreise jüngerer Schriftsteller, von dem späterhin die „Bremer Beiträge" herausgegeben wurden u. dessen Glieder sich gegen die Geschmacksdiktatur Gottsched's kritisch u. poetisch wendeten. Sch. zeigte sich dabei so selbständig, daß er schon 1740 den Muth hatte, der Verurtheilung Shakespeare's entgegen zu treten u. die tiefe Menschenkenntniß u. ergreifende Charakterzeichnung des britischen Dramatikers zu erkennen. 1743 ging er als Privatsekretär des sächs. Gesandten in Dänemark nach Kopenhagen, gewann daselbst Freunde, ward 1747 als Professor an der Ritterakademie zu Soroe angestellt, starb aber bereits 13. Aug. 1849, eben als seine geistige Entwicklung anfing für die damalige deutsche Literatur mehr Bedeutung zu gewinnen. In seinen „Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters".

(Kopenh. 1747) u. seinen „Theatralischen Werken“ (ebd. 1748) zeigte er sich an Einsicht in das Wesen des Drama's wie an Energie u. Gestaltungskraft allen damaligen Mitbewerbern überlegen. Seine Tragödien „Hermann“ u. „Kanut“ u. seine Lustspiele „Der Triumph der guten Frauen“ u. „Die stumme Schönheit“ weisen zwar noch die ganze Steifheit des damaligen Bühnenstils u. die Nüchternheit der Erfindung auf, aber er erhob sich wenigstens zu der Forderung u. Leistung eines bedeutsamen Stoffes für das Trauerspiel u. einer gewissen Lebendigkeit im Einzelnen für das Lustspiel. Seine „Werke“ (5 Bde., Kopenh. u. Lpz. 1761–70) erhielten das Andenken des Dichters, für dessen Verdienste u. Talente auch Lessing (in der „Hamburgischen Dramaturgie“) der beredte Fürsprecher ward.

Schlehdorn (Prunus spinosa), auch Heck- u. Schwarzdorn, Heckenschlehe, wilder Krickenbaum, Schliene u. Kitsche; zur Familie des Pflaumenbaumes (s. „Pflaume“) gehörig, wächst in Strauchform bis zu 2 m. Höhe, mit starkverzweigten dornigen Aesten, die zierlichen weißen Blüten entwickeln sich vor den Blättern als Schmuck der Frühlingslandschaft. Die kleine, runde, fast kugelige, dunkelblaue, beinahe schwarze u. mit bläulichem Reife überflogene Frucht hat einen sehr herben Geschmack. Blätter u. Blüten werden als Volksheilmittel, die Früchte eingekocht od. zu Branntwein verwendet. Spielarten des Sch.s werden auch in den Gärten u. Parkanlagen gezogen.

Schleich, Eduard, einer der berühmtesten Landschaftsmaler der Neuzeit, geb. 12. Okt. 1812 als Sohn eines Gutsbesitzers in Harbach; zog als Knabe mit seinen Eltern nach dem benachbarten Landshut u. wurde nach des Vaters Tode Schüler des Seminars in Amberg, leistete jedoch in den Wissenschaften wenig; auch als er, um Architekt zu werden, in die Kunstakademie zu München aufgenommen war, fand man sich dort bewogen, ihn „wegen Talentlosigkeit“ wieder fortzuschicken. Seitdem folgte er seiner Neigung zum Zeichnen, bereiste die Alpen u. studirte sowol die Landschaften Morgenstern's u. Rottmann's als die der alten niederländischen Meister, während er sich gleichzeitig durch den Verkehr mit dem 1848 in München weilenden Karl Rahl bildete. Gegen das Ende seiner dreißiger Jahre machte er größere Reisen nach Frankreich, England u. Holland u. sammelte eine Menge von Studien u. Skizzen, die er dann nach seiner Rückkehr zu den herrlichsten Stimmungslandschaften ausführte, in denen er dem Gestaltungsdrange seiner reichen Phantasie u. seines poetischen Empfindens folgte. Durch seine Bilder weht ein idealer poetischer Duft. Die Farben waren ihm Töne, die er zu wohlklingender Harmonie verband; der Grundton aber war u. blieb bei ihm stets ein ernster, elegischer. Dabei war sein Sinn für das Romantische in der Natur so fein entwickelt, daß er auch die einfachsten Motive u. die scheinbar unbedeutendsten Gegenden poetisch u. wirksam zu behandeln wußte. Zu den bedeutendsten Bildern aus seinen letzten Jahren gehören z. B. „Die Abenddämmerung“, „Die Waldküste im Sturm“, „Partie bei Dachau“, „Mühle im Mondschein“ ꝛc. Sch. starb zu München 8. Jan. 1874 an der Cholera.

Schleiche, Bezeichnung für Echsen mit mehr od. weniger verkümmerten Gliedmaßen, wodurch sie ihrer äußern Form nach Schlangen ähneln u. zum Theil auch (z. B. die Blindschleiche, s. d.) für solche gehalten wurden. Das Verhalten der Kiefern, der Zunge u. der Beschuppung unterscheidet sie aber von diesen.

Schleicher, August, ausgezeichneter Sprachforscher, wurde 19. Febr. 1821 zu Meiningen geboren, doch war seine Heimat die Stadt Sonneberg im Meininger Oberlande, wo sein Vater praktischer Arzt u. Amtsphysikus war. In Leipzig u. Tübingen studirte Sch. 1840–43 Theologie u. orientalische Sprachen, ging aber dann nach Bonn, um klassische Philologie zu studiren; daneben trieb er Sanskrit u. Arabisch, u. schließlich wandte er sich ganz der vergleichenden Sprachwissenschaft zu. Für dieses Fach habilitirte er sich 1846 als Privatdozent in Bonn, wurde 1850 als Professor nach Prag berufen, ging 1857 in gleicher Eigenschaft nach Jena u. starb hier 6. Dez. 1868. Seinen literarischen Ruf begründete er schon durch seine erste Schrift: „Zur vergleichenden Sprachgeschichte“ (Bonn 1848–50, 2 Thle.). Neben seiner hohen Begabung für die Wissenschaft der Sprache besaß Sch. auch ein eminentes Sprachtalent, so daß er sich insbes. in den slavischen Sprachen eine staunenswerthe Fertigkeit erwarb. Uebersetzte er doch das indische Epos „Nal u. Damajanti“ aus dem Original metrisch ins Deutsche. Sein Hauptwerk ist das „Kompendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen“ (Weimar 1862; 3. Aufl. 1871), dem sich die „Indogermanische Chrestomathie“ (ebd. 1869) anreiht. Außerdem sind zu nennen: „Die Formenlehre der kirchenslavischen Sprache“ (Bonn 1852); „Handbuch der lithauischen Sprache“ (2 Bde., Prag 1856–57); „Volksthümliches aus Sonneberg“ (Weimar 1858); „Zur Morphologie der Sprache“ (Petersb. 1859); „Die deutsche Sprache“ (Stuttg. 1860; 3. Aufl. 1874); „Die Darwin'sche Theorie u. die Sprachwissenschaft“ (Weim. 1863; 3. Aufl. 1873); „Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen“ (ebd. 1865); „Die Unterscheidung von Nomen u. Verbum in der lautlichen Form“ (Lpz. 1865); „Laut- u. Formenlehre der polabischen Sprache“ (Petersb. 1871). Auch übersetzte er „Lithauische Märchen, Sprüchwörter ꝛc.“ (Weim. 1857) u. gab „Donaleiti's lithauische Dichtungen“ (Petersb. 1865) sowie mit Kuhn seit 1858 die „Beiträge für vergleichende Sprachforschung“ heraus. Vgl. S. Lefmann, „August Sch.“ (Lpz. 1870).

Schleichhandel (Paschhandel, Schmuggel) nennt man solche Handelsgeschäfte, welche mit absichtlicher Uebertretung der Zollgesetze (Hinterziehung der Zollgebühren) gemacht werden. Hierher gehört auch die Nichtentrichtung der an gewissen Orten im Innern eines Landes (z. B. beim Eingang in die Städte) zu zahlenden Accise, Aufschläge, Octrois u. dergl. — Jeder, welcher eine Zollgrenze überschreitet, ohne die mitgeführten zollpflichtigen Artikel zu versteuern, macht sich der Pascherei schuldig; zum Sch. gehört indessen das gewerbmäßige, organisirte Betreiben von Schmuggelgeschäften, die sich, sobald Aussicht auf Erfolg vorhanden ist, oft zu einer völligen, selbständigen Industrie entwickelt haben, mit eignen Arbeitern, Beamten, Unterhändlern, Spediteuren, Unternehmern ꝛc., u. solcherart ganze Landstriche des Grenzgebietes mehr od. weniger beschäftigen, nicht selten sogar ihre Waarenzüge zum Schutz gegen die Grenzwächter durch militärisch organisirte Bewaffnete begleiten lassen, sogar mit der ausgesprochenen Absicht, nöthigenfalls den Kampf mit den Zollbeamten aufzunehmen. Die systematische Einrichtung u. die weitverzweigte Ausdehnung des Sch.s geben sich u. A. auch dadurch zu erkennen, daß heute noch in manchen Ländern unter den Betreffenden kein Bedenken herrscht, das Gelingen eines beabsichtigten größeren Schmuggelgeschäfts theils durch wechselseitige, unter den Paschern gebildete Assekuranzgesellschaften, theils bei Privaten versichern zu lassen. Das Unsittliche des Sch.s wird in gewöhnlichem Leben sehr häufig als solches nicht empfunden, u. der bestrafte Pascher erfreut sich nicht selten sogar der Sympathien der Grenzbewohner — Erscheinungen, welche in dem Mangel des Bewußtseins von der Bedeutung des Staatsbürgerthums ihre Wurzel haben. — Der Sch. besteht u. wuchert nur da, wo hohe Zollsätze bestehen, deren Hinterziehung mit dem Risico, die gepaschten Waaren konfiszirt zu sehen u. außerdem noch bestraft zu werden, einigermaßen im Einklang steht. Seitdem in Deutschland die Eingangszölle erheblich ermäßigt sind, lohnt die Pascherei im Großen nicht mehr u. erstreckt sich höchstens noch auf die kleinen Unterschleife im gegenseitigen Waarenaustausch der Grenzbezirke, keineswegs mehr auf groß angelegte Geschäfte, welche auch die weiter von der Grenze entlegenen Bezirke mit geschmuggelten Waaren versorgen. Frankreich u. Oesterreich, welche wesentlich höhere Eingangszölle erheben, sehen schon einen Theil ihrer Zolleinnahmen durch den Sch. geschmälert; am entwickeltsten ist aber zur Zeit der Schmuggel in Rußland u. in Nordamerika organisirt, in welchen beiden Staaten allerdings Zollsätze von 30–50–60 % des Werthes der eingeführten Waaren die Hinterziehung der Zollgebühren zu einem gewinnbringenden Geschäft machen. Selbst England, das nur einige wenige, aber sehr hohe Zölle erhebt, ist vom Sch. nicht frei, u. zwar für Thee u. Tabak, vor allen Dingen aber für Spirituosen.

Schleiden, Matthias Jakob, ausgezeichneter Naturforscher, insbes. Botaniker, populär-wissenschaftlicher Schriftsteller u. Dichter, Sohn des Arztes Andreas Benedikt **Sch.** (geb. zu Kiel 12. Dez. 1775, gest. als Stadtphysikus zu Hamburg 11. Mai 1853), geb. zu Hamburg 5. April 1804; studirte seit 1824 in Heidelberg die Rechte u. ließ sich 1827 als Advokat in seiner Vaterstadt nieder. Da ihm aber die juristische Praxis nicht zusagte, ging er 1833 nach Göttingen, um Medizin zu studiren, widmete sich indeß später ausschließlich den Naturwissenschaften, bez. der Physiologie u. Botanik, deren Studium er in Berlin fortsetzte, bis er 1839 außerord. Prof. der Botanik in Jena wurde. Seit 1846 ord. Prof., gab er 1862 seine akademische Lehrthätigkeit auf u. siedelte nach Dresden über, folgte zwar 1863 einem Rufe als Professor der Botanik u. Anthropologie mit dem

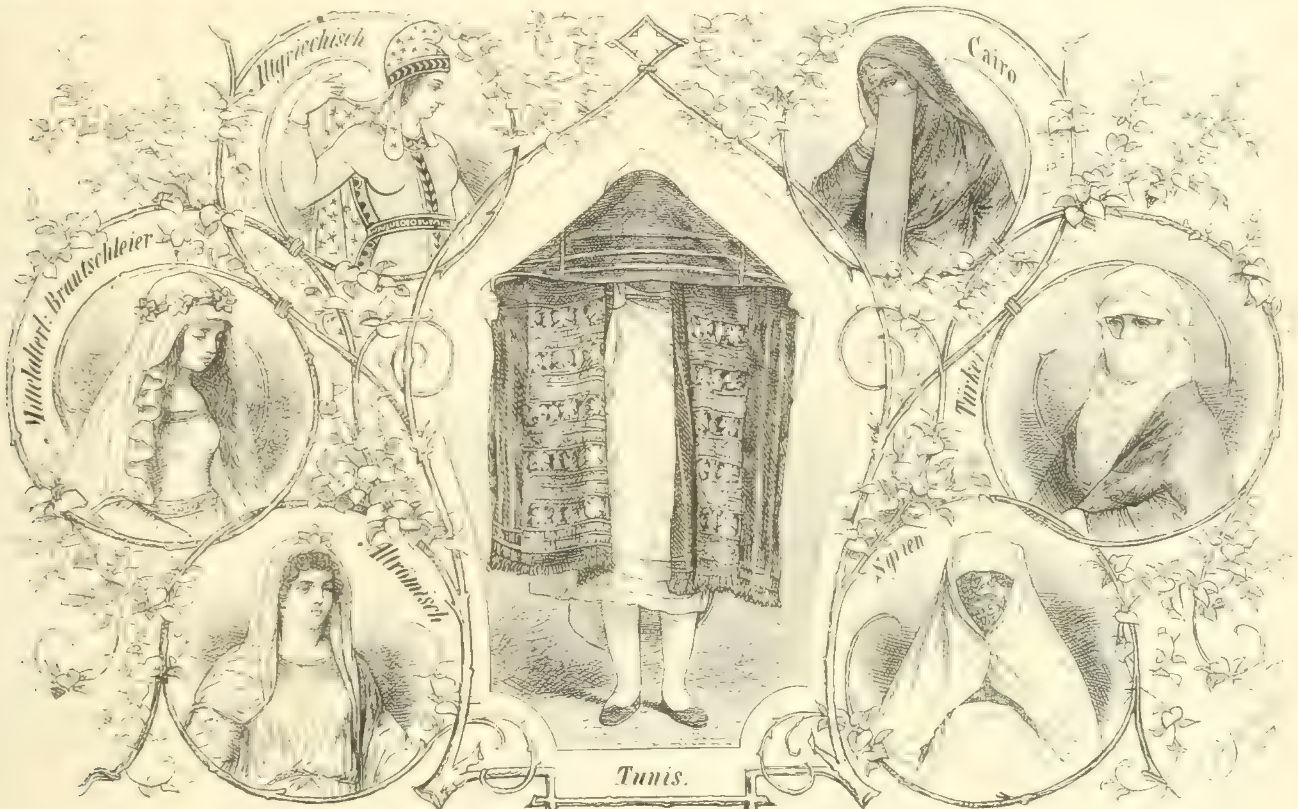
Staatsrathstitel nach Dorpat, verließ jedoch, da sein naturwissenschaftlicher Standpunkt in kirchlichen Kreisen Anstoß erregte, schon im Juni 1864 seinen dortigen Wirkungskreis u. kehrte wieder nach Dresden zurück, um nur noch seinen wissenschaftlichen u. literarischen Beschäftigungen zu leben. Später zog er nach Frankfurt a. M., 1872 nach Darmstadt u. jetzt lebt er in Wiesbaden. Schon durch seine ersten Abhandlungen über Anatomie u. Physiologie der Pflanzen machte sich Sch. einen Namen in botanischen Kreisen; den größten Ruf erwarb er sich aber durch seine „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik" (2 Bde., Lpz. 1842 f.; 4. Aufl. 1861). Bei allem Scharfsinn in der Deutung der Thatsachen stieß freilich dieselbe, wie die ganze Anschauungsweise Sch.'s, in vielen Punkten auf Widerspruch, so daß sich Sch. bald in einen lebhaften Federkrieg mit Männern wie Hartig, Liebig, Nees v. Esenbeck u. A. verwickelt sah, welcher insofern oft zu Verurtheilung seiner Art u. Weise führen mußte, als er sich nur schwer zur Anerkennung der Forschungsresultate seiner Gegner u. zur Modifikation seiner eigenen Ansichten entschließen konnte. Ein systematisches u. für die praktischen Bedürfnisses des Arztes u. Apothekers eingerichtetes Werk lieferte Sch. in seinem „Handbuch der medizinisch pharmazeutischen Botanik u. botanischen Pharmakognosie" (ebd. 1857, 2 Thle.). Hin u. wieder begab er sich auf Gebiete, die seinen Fachstudien fern liegen; so lieferte er mit E. E. Schmid eine „Geognostische Beschreibung des Saalthales bei Jena" (ebd. 1846), schrieb ein Buch „Zur Theorie des Erkennens durch den Gesichtssinn" (ebd. 1861), über „Die Landenge von Suez" (ebd. 1858) u. A. m. Seine große Meisterschaft in der populären Darstellung bekunden unter seinen Werken: „Die Pflanze u. ihr Leben" (Lpz. 1850; 6. Aufl. 1864); „Studien" (ebd. 1855; 2. Aufl. 1857); „Das Meer" (ebd. 1866; 2. Aufl., Berl. 1873 f.); „Das Salz. Seine Geschichte, seine Symbolik u. seine Bedeutung im Menschenleben" (Lpz. 1875). Auch schrieb er nicht blos zahlreiche Beiträge in Fachjournalen, wie insbes. in die von ihm mit Nägeli herausgegebene „Zeitschrift für wissenschaftliche Botanik" (Zür. 1844—46, 4 Thle.), sondern auch in andere Blätter. Unter dem Pseudonym **Ernst** ließ er außerdem „Gedichte" (Lpz. 1858 u. 1874) erscheinen. — Rudolf **Sch.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Ascheberg in Holstein 22. Juli 1815, studirte in Kiel, Berlin, Jena u. Göttingen die Rechte, trat 1840 in den dän. Staatsdienst, verließ bei Beginn der Erhebung der Herzogthümer mit den übrigen schleswig-holsteinischen Beamten Kopenhagen u. stellte sich der Provisorischen Regierung zur Verfügung. Dieselbe betraute ihn mit verschiedenen Missionen u. schickte ihn dann als ihren Bevollmächtigten nach Berlin, wo er aber nichts Wesentliches zu erreichen vermochte. Von der 1851 ertheilten dän. Amnestie ausgenommen, lebte Sch. zuerst in Freiburg i. Br., dann auf Reisen, bis er sich 1853 nach Bremen wandte. Bald darauf ward er Bremer u. 1862 zugleich Hanseatischer Ministerresident in Washington, von wo er 1865 in gleicher Stellung nach London versetzt wurde. Nachdem er hier 1866 seine Entlassung genommen, privatisirte er wieder in Freiburg, war 1868—70 rechtsgelehrter Senator in Altona u. kehrte dann abermals nach Freiburg zurück. Als Mitglied des Norddeutschen Reichstags hielt er sich zu keiner Partei, im Deutschen Reichstage von 1871—74 zur liberalen Reichspartei. Er schrieb: „L'interêt de la France dans la question de Schleswig-Holstein" (Par. 1850); „Aktenstücke zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte" (Lpz. 1852).

Schleier nennt man ein Stück feines Zeug, welches zur Bedeckung des Kopfes, auch wol des Gesichtes, der Brust od. des ganzen Körpers gebraucht wird. Bei allen Völkern des Alterthums war es Sitte, daß die Frauen Sch. trugen; die Aegypterinnen trugen ein schleierartiges, übergehängtes Tuch, welches das Gesicht frei ließ; die vornehmen Assyrerinnen befestigten ein schleierartiges Tuch vermittels eines Stirnbandes so über den Kopf, daß es über Schultern u. Rücken herabfallend die ganze Gestalt umfloß. Die vornehmen Perserinnen trugen zwar eine mit reichen Zierrathen versehene kappenförmige Kopfbedeckung nebst golddurchwirktem Sch., allein ob sie nach heutiger orientalischer Sitte damit das Gesicht durchaus verhüllten, ist zweifelhaft. Die verheiratheten Frauen in Kleinasien trugen in jener Zeit ebenfalls einen hinten herabhangenden, gemusterten Sch. Bei den alten Hebräern gab es für die Frauen Sch., welche den Kopf bis an die Stirne bedeckten u. dann in zwei Zipfeln von den Schultern herabhingen (Radid), andere (Raol) waren in der Gegend der Augen, welche jedoch selbst frei blieben, befestigt u. bedeckten Kopf u. Brust; der große Sch. (Zaith) aber hing über den Vorder- u. Hinterkopf herab u. ließ nicht einmal die Augen frei; derselbe war früher purpurfarbig (Ezech. 16, 10. Hoheslied 5, 7) wie der Brautschleier (Jerem. 2, 32). Bei den Griechen werden Sch. schon bei Hesiod (z. B. Theogonie 590) u. Homer erwähnt. Die griech. Frauen betrachteten seit Homer's Zeit (Il. 18, 382. 22, 469) florartig gewirkte Hinterhauptschleier (mit Ausnahme der Thebanerinnen, welche sich wol ganz verschleierten) als einen Hauptputzartikel; die Neuvermählte ward mit einem Sch. verhüllt in das Haus ihres Gatten geführt u. durfte erst am dritten Tage ohne Sch. wieder ausgehen. Er war so eingerichtet, daß er den oberen Theil des Kopfes bis an die Augen verhüllte, dann über die Wangen auf die Schultern herabfiel u. über den Rücken wallte, so daß man ihn vorziehen u. sich das Gesicht damit bedecken konnte. Nicht allein Verheirathete trugen ihn, sondern auch Mädchen, selbst Sklavinnen sind bei Homer mit Sch.n bedeckt. Bei der Trauer war der Sch. (κρήδεμνον, κάλυμμα, καλύπτρη) schwarz, sonst weiß, vielleicht auch bunt. Bei den Römern war der Sch. (früher flammeum, dann ricinium genannt) aus feinem Stoff so an den Kopfschmuck befestigt, daß er rücklings die Schultern umgab. Der Brautschleier war purpurfarbig, um die Farbe der Schamröthe auszudrücken, der der Vestalinnen weiß (suffibulum); die Frau des Flamen dialis, welche den hohen Dienst der Juno versah, trug einen langen Sch., der mit ihrem rothen od. blauen Kopftuch gleiche Farbe hatte; die Priester der Magna Mater aber einen Sch. (velum), der den Kopf bedeckte u. auf den man eine goldene Krone setzte. Hier war aber der Sch. das Symbol des Geheimnißvollen, wie z. B. einst bei den Aegyptern das verschleierte Bild der Isis zu Sais die in ihrem Wirken unerforschliche Natur darstellte (als Mondgöttin wird sie mit zurückgeschlagenem Sch. dargestellt, weil sie das Dunkel der Nacht verscheucht). In der ersten Hälfte des Mittelalters trugen die verheiratheten Byzantinerinnen Kopftücher, die das Gesicht jedoch freiließen, u. eben solche schleierartige Kopftücher in Gestalt eines Ueberhangs blieben auch für die Frauen des südl. u. mittlern Europa's lange die gewöhnliche Kopfbedeckung. Im 13. u. 14. Jahrh. ward dieses (in Deutschland Rise genannt) vorzugsweise von verheiratheten Frauen u. Wittwen getragen, der Sch. aber, jetzt aus dünnerem Stoff hergestellt u. bis zu den Schultern, den Oberarm mitbedeckend, herabfallend, wurde mehr die Tracht der Jungfrauen. Im 15. Jahrh. ward das Schleiertuch immer feiner, der Sch. länger u. massiger, u. meist verband man ihn durch kostbare Nadeln mit dem eigentlichen Kopfputz. Während er in Deutschland (Stürze genannt) im 16. Jahrh. kleiner ward u. eigentlich mehr abkam, ward er in Italien (fazzuolo), bald aus Seide, bald aus Linnengewebe bestehend, zu einem Hauptgegenstande der weiblichen Toilette u. wurde theils mehr od. minder tief über den Kopf gehängt, theils als eine Art Schulterumhang mit Nadeln ans Hinterhaupthaar befestigt. Im 17. u. 18. Jahrh. kam der Sch. fast außer Gebrauch, tauchte aber in Frankreich mit der Einführung des röm.-griech. Geschmacks in der weiblichen Kleidertracht der Konsulatszeit wieder auf, hat sich seitdem von Frankreich aus über das ganze von der franz. Mode beherrschte Gebiet verbreitet u. in seiner Geltung als Schmuck der Frauenhüte behauptet. Im Orient sind beim Ausgehen, einem Gebote des Koran folgend, alle Frauen verschleiert; selbst die Prostituirten machen nur selten eine Ausnahme. In Algier verhüllt ein weißes Tuch (edschar) das Antlitz derart, daß nur für die Augen Raum bleibt. In Tunis spannt die Mohammedanerin vor das Gesicht zwei schwarze Tücher, eines oberhalb, das andere unterhalb der Augen; ist sie sehr vornehm od. sehr tugendhaft, so hängt sie über diese schwarzen Umhüllungen noch einen breiten Shawl, der über das Gesicht herabfallen u. die Trägerin am Sehen hindern würde, wenn sie ihn nicht mit beiden Händen gelüftet hielte u. so doch wenigstens den Boden zu erblicken vermag. Bei den Aegypterinnen geringeren Standes, die überwiegend einen langen blauen od. schwarzen, zugleich den Kopf bedeckenden Mantel tragen, besteht der Sch. aus einem breiten u. fast bis auf die Füße reichenden Stück schwarzen Seidenstoffes, der sog. habara, der von einer über Stirn u. Nasenrücken laufenden metallenen Spange gehalten wird. In Syrien wird vor das ganze Gesicht ein Stück großblumigen Kattunzeuges gespannt, welches durchaus nichts von den Gesichtsformen erkennen läßt. In Konstantinopel wie bei den vornehmeren Damen in Aegypten werden Stirn u. unteres Gesicht bis über den Mund nur mit leichtem Gazeschleier (jaschmak) verhüllt (vgl. die Abbildungen Nr. 4839—45). Je weiter von den Centren mohammedanischer Kultur entfernt, desto weniger streng wird übrigens auf Verschleierung gehalten; in Oberägypten u. Nubien z. B. begnügen sich die Frauen, beim Nahen eines Mannes, namentlich eines Fremden, einen Zipfel des Mantels vor den Mund zu ziehen.

Schleiereule (Strix flammea), eine in Europa, Asien u. Afrika verbreitete Eule, welche ihren Namen von dem um die Augen stehenden

Federkranze (Schleier) hat. Ihr auf der Oberseite rostrothes, aschgrau gewässertes, auf der Unterseite gelbliches od. ganz weißes Gefieder ist auf der ersteren durch weiße, auf der letzteren durch braune Tropfflecke geziert, weshalb sie auch **Perleule** heißt. **Thurmeule** heißt sie, insofern sie gern in altem Gemäuer nistet. Ihr menschenähnliches Schnarchen im Schlafe setzt Furchtsame leicht in Angst, doch ist sie als Mäusevertilgerin nützlich.

Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, einer der geistvollsten u. einflußreichsten Theologen aller Zeiten, geb. 21. Nov. 1768 zu Breslau als der Sohn eines reformirten Feldgeistlichen; erhielt seine Vorbildung für den geistlichen Beruf seit 1783 in der Erziehungsanstalt der Herrnhuter zu Niesky, dann seit 1785 auf dem Seminar derselben zu Barby. Den Einfluß der Brüdergemeinde hat Sch. in seinem späteren Leben nie verleugnet; dennoch trieb ihn 1787 das Bedürfniß nach freierer Entfaltung zum Besuch der Universität Halle. Seit 1790 wirkte er als Hauslehrer bei dem Grafen von Dohna-Schlobitten auf Finkenstein in Preußen, 1793 als Lehrer an Gedike's Seminar u. am Kornmesser'schen Waisenhaus zu Berlin,



Nr. 1 bis 15. Zum Artikel „Schleier“.

1794 als Vikar zu Landsberg an der Warthe, 1796—1802 wiederum zu Berlin als Prediger an der Charité. Während dieses zweiten Berliner Aufenthaltes verkehrte er viel mit den geistig hervorragendsten Kreisen; so mit Henriette Herz, mit Friedrich v. Schlegel, den er in der Herausgabe des „Athenäums“ unterstützte &c. Eine Frucht seiner Vertiefung in die künstlerische u. romantische Richtung jener Kreise waren die „Vertrauten Briefe über Schlegel's Lucinde“ (zuerst 1801 anonym, nachmals aber als Sch.'s Arbeit erwiesen). Schon vor dem Erscheinen dieser Briefe hatte Sch. durch zwei glänzende Leistungen Aufsehen erregt: durch die 5 „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ (Berl. 1799; 6. Aufl. 1859), u. durch die „Monologen“ (zuerst anonym Berl. 1800; 9. Ausg. Bremen 1870). Jene Reden, gleich ausgezeichnet durch Form wie Gedankeninhalt, waren ein Vernichtungsurtheil über die seichte Aufklärung des Zeitalters. Sch. zeigte hier, wie wahrhafte Religion nie mit wahrer Bildung in Widerspruch kommen könne, wenn man nur beiden ihr eigenthümliches Gebiet lasse. Zu den Reden bilden die Monologen insofern eine Ergänzung, als sie die höchsten sittlichen Aufgaben behandeln; diese bestehen darin, daß Jedermann in sich auf die ihm eigenthümliche Weise die Menschheit darstellen soll. Seit 1802 wirkte Sch. als Hofprediger zu Stolpe — hier entstanden die „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre“ (Berl. 1803; 2. Aufl. 1834) — u. übernahm 1804 eine außerord. Professur u. das Amt eines Universitätspredigers zu Halle, in welchen beiden Stellungen er eine reiche Wirksamkeit entfaltete; auch schrieb er hier das tiefsinnige Gespräch „Die Weihnachtsfeier“ (Halle 1806; 6. Aufl. Berl. 1869), eine Darstellung der verschiedenen Auffassungen von der Person u. dem Werke Christi. Von Halle 1807 durch die Aufrichtung des Königreichs Westfalen vertrieben, begab sich Sch. nach Berlin u. widmete sich hier bes. der Uebersetzung des Platon, die er bereits 1804 mit F. Schlegel begonnen hatte, jetzt aber allein fortsetzte (5 Bde., Berl. 1804—10; 2. Aufl., Berl. 1817—28 in 6 Bdn.). Gleichzeitig aber war er im Verein mit den Besten jener Zeit eifrig für die Wiedergeburt Preußens thätig, theils durch seine Wirksamkeit als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche (seit 1809), theils durch seine Mitwirkung zur Gründung der Universität Berlin. Zufolge dessen erhielt er 1810 eine ordentliche Professur an derselben u. wurde der erste Dekan der theologischen Fakultät. Noch in diesem Jahre schrieb er die „Kurze Darstellung des theologischen Studiums“ (erschien Berl. 1811; 2. Aufl. 1830), mit welchem Büchlein Sch. die Theologie zum Range einer Wissenschaft erhob, indem er alle ihre Theile zum ersten Male aus einem einheitlichen Prinzip (dem der Kirchenleitung) entwickelte u. begründete. In den folgenden Jahren wurde Sch. fast gänzlich durch seine Thätigkeit als Dozent, als Prediger u. als Mitglied der Akademie in Anspruch genommen. Dabei zog ihm jedoch sein mannhaftes u. selbständiges Auftreten in der Angelegenheit der Kirchenunion (1817 war er Präsident der sog. Unionssynode) das Mißtrauen der Regierung zu, das ihn fast bis ans Ende seines Lebens begleitete. Schriftstellerisch war er in dieser Zeit bes. durch die Herausgabe der gediegenen „Theologischen Zeitschrift“ (in Verbindung mit de Wette u. Lücke, Berl. 1819—22) thätig. Unterdeß aber war das Hauptwerk seines Lebens zur Vollendung gereift. Es ist dies „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der Evangelischen Kirche im Zusammenhang dargestellt“ (2 Bde., Berl. 1821 bis 1822; 2. Aufl. 1831; 5. Ausg. 1861). So wenig Sch. ein eigentliches Schulhaupt heißen wollte, so unermeßlich war doch der Einfluß, den dieses geistvolle Werk bis heute ausgeübt hat, u. zwar eben so auf die Gegner der Theologie Sch.'s wie auf seine Anhänger.

Indem er die Religion auf das „Bewußtsein der schlechthinnigen Abhängigkeit" zurückführt, welches in dem ursprünglichen Gefühl od. unmittelbaren Selbstbewußtsein seinen Sitz hat, erklärt er sie für unabhängig von aller geschichtl. u. philos. Kritik, weil dieselbe den tiefsten Quell des religiösen Lebens nicht zu erreichen, geschweige zu zerstören vermag. So wurde von ihm der Rationalismus u. Pietismus zu einer höheren Einheit verschmolzen, indem er ebenso gegen den Pietismus das Recht der freien Forschung wahrte, wie gegen den Rationalismus auf die unermeßliche Bedeutung der Person Christi hinwies, in welchem jenes Abhängigkeitsgefühl zu unübertroffenem Ausdruck gelangt u. das tiefste religiöse Bedürfniß, das nach Versöhnung mit Gott, geschichtlich verwirklicht worden sei. Der Widerspruch der strengkirchlichen Theologen gegen Sch.'s Glaubenslehre beruht hauptsächlich auf dem Vorwurf, daß seine Auffassung von Gott als der Einheit des Weltganzen zum Pantheismus hinneige. Sch. starb zu Berlin 12. Febr. 1834 u. wurde auf dem Hallischen Kirchhof daselbst begraben. Aus seinen Kollegienheften wurde nach seinem Tode eine Anzahl von Schriften sowol theologischen als philosophischen Inhalts herausgegeben; eine Gesammtausgabe der Werke Sch.'s erschien in Berlin 1836—56 (I. Abth. „Zur Theologie", 13 Bde., darunter 8 aus dem Nachlaß. II. „Predigten", 10 Bde., wovon 6 aus dem Nachlaß. III. „Zur Philosophie", 10 Bde.); eine Volksausgabe der „Predigten über den christlichen Hausstand" in Berlin 1872—76.



Nr. 4816. Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, geb. 21. Nov. 1768, gest. 12. Febr. 1834.

Die „Pädagogischen Schriften" wurden noch besonders mit einer Biographie Sch.'s im 5. Bde. der „Pädagogischen Klassiker" von C. Platz (Langensalza 1872; 2. Aufl. 1876) herausgegeben. Der sprüchwörtlich gewordene Witz Sch.'s fand einen schönen dichterischen Ausdruck in den „Räthseln u. Charaden" (Berl. 1875). — Vgl. Sch.'s Selbstbiographie bis April 1794 (Bd. I der „Gesammelten Werke"); ferner „Aus Schl.'s Leben. In Briefen", von Jonas u. Dilthey (4 Bde., Berl. 1858—63); „Briefwechsel mit J. Chr. Gaß", herausgegeben von W. Gaß (Berl. 1852); Auberlen, „Sch. Ein Charakterbild" (Basel 1859); Elisa Maier, „Friedr. Sch. Lichtstrahlen aus seinen Briefen u. sämmtlichen Werken" (Lpz. 1863); Schenkel, „Friedr. Sch. Ein Lebens- u. Charakterbild" (Elberf. 1868); W. Dilthey, „Leben Sch.'s" (Bd. I, Berl. 1870).

schleifen, von Festungswerken, s. v. w. niederlegen, zerstören. Ueber das Sch. der Edelsteine s. unter „Diamant".

Schleihe (Tinca chrysitis), ein europ. Flußfisch der Karpfenfamilie mit spindelförmigem, sehr klein beschupptem Körper von oben dunkelgrüner, unten gelblicher Farbung. Die Sch. hat eine abgestutzte Schwanzflosse, eine stachellose Rückenflosse, keulenförmige Schlundzähne u. zwei kleine Bartfäden in den Mundwinkeln. Ihre Länge beträgt gewöhnlich 20—30 cm. Eine prächtige, schwarzfleckige, orangegelbe od. rothe Varietat, die Goldschleihe, wird ihres schönen Aussehens wegen gezogen.

Schleimfieber (gastrisches Fieber, lat. Febris gastrica) nennt man den mit Fiebererscheinungen verbundenen akuten Magenkatarrh (s. d.).

Schleimhaut (Mucosa), die gefäß- u. nervenreiche Auskleidung der innern Oberfläche des Körpers, welche im Wesentlichen aus einer Epithelschicht u. einer Bindegewebslage besteht, die ihrerseits durch lockeres Bindegewebe an die Wände der von der Sch. ausgekleideten Höhlen geheftet ist. Die Sch. birgt in ihrem Gewebe zahlreiche Drüsen (Schleimbälge) u. wird auf ihrer Oberfläche zu ihrem Schutz u. ihrer Schlüpfrigerhaltung mit einer zähen Flüssigkeit, Schleim (mucus), bedeckt, die theils von den Schleimdrüsen, theils von der Oberfläche der Sch., welche vielfach Hervorragungen, Wärzchen, Falten, Zotten 2c. zeigt, abgesondert wird. Im Zustande der Entzündung sondert die Sch. statt des Schleims gewöhnlich eine dünnere, allmählich dicker werdende, eitrige Flüssigkeit ab. Man nennt diesen Zustand Katarrh u. unterscheidet nach seinem lokalen Auftreten Luftröhren-, Lungen-, Magenkatarrh 2c. Wird die Absonderung fest, so heißt der Zustand Croup, u. wenn das Schleimhautgewebe dabei brandig zerstört wird, Diphtheritis (s. d. betr. Art.). Als Schleimhautauswüchse zu deuten sind: die Hornscheiden der Kiefer der Vögel, Schildkröten, Froschlarven, die Walfischbarten, die Zungenstachel der Vogel, Säugethiere, gewisser Amphibien 2c.

Schleinitz, Alexander, Frhr. v., preuß. Staatsmann, entstammt der jüngsten od. braunschweig. Linie seines alten Geschlechts, ist ein jüngerer Sohn des als Oberappellationsgerichts- u. Konsistorial-Präsident in Braunschweig 12. Febr. 1837 verstorbenen Freiherrn Wilhelm Karl Ferdinand **v. Sch.**, ward 29. Dez. 1807 geb., studirte in Göttingen u. trat dann in preuß. Dienste. Schon in der ersten Zeit seiner Laufbahn mit mehreren diplomatischen Sendungen betraut u. später als vortragender Rath in der politischen Abtheilung des Ministeriums des Auswärtigen fungirend, übernahm er 1848 selbst die Leitung dieses Ministeriums im Kabinet Camphausen, trat aber schon nach wenigen Tagen wieder zurück. Hierauf Gesandter am hannov. Hofe, erhielt er 1849 den schwierigen Auftrag, wegen eines Waffenstillstandes u. der vorläufigen Friedensbedingungen mit Dänemark zu verhandeln. Nach dem Abschluß dieser Verhandlungen, deren Ergebniß freilich zwar der öffentlichen Meinung Deutschlands nicht genügte, brachte der Einfluß des Herrn v. Radowitz (s. d.) u. der Wunsch des Prinzen von Preußen Sch. nochmals an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, dem er diesmal vom 29. Juli 1849 bis 26. Sept. 1850 vorstand. Mit Entschiedenheit vertrat er die auf das Dreikönigsbündniß sich stützende Unionspolitik gegen Oesterreich u. Bayern, doch vermochte er die Union nicht zu erhalten, weshalb er seine Entlassung nahm. Seitdem lebte er als Geh. Rath z. D. in Koblenz, wurde vom Prinzregenten nach dessen Regierungsantritt 6. Nov. 1858 aufs Neue als Minister des Auswärtigen berufen, gab aber das Portefeuille im Sept. 1861 an den Grafen Bernstorff ab u. übernahm im Oktober desselben Jahres das Ministerium des königl. Hauses, dem er noch heute vorsteht.

Schleißheim, ein Dorf 3 Stunden nordlich von München, an der Eisenbahn München-Landshut-Regensburg, im Kreise Oberbayern; hat ein von Max Emanuel 1684—1700 im Versailler Stile erbautes Lustschloß mit großen Parkanlagen u. einer vordem sehr reichen Gemäldesammlung, deren beste Stücke indessen jetzt der Münchener Pinakothek einverleibt worden sind. Die Landwirthschaftliche Lehranstalt, die 1822 hier gegründet wurde, ist 1852 nach Weihenstephan verlegt worden.

Schleiz, Stadt mit 4652 E. (1875) im Fürstenthum Reuß j. L.; liegt in 461 m. Seehöhe, an der Wiesenthal, einem Nebenflusse der Saale, ist zweite Residenz des Landes, hat ein auf einem Berge schön gelegenes Schloß, ist Sitz der obersten Administrativbehörde u. eines Landrathsamtes; hat mehrere Kirchen, ein Lyceum, ein Lehrerseminar, Waisenhaus 2c. u. treibt vorzugsweise Wollen- u. Baumwollenweberei u. Strumpfwirkerei. Sch. ist Geburtsort Böttger's, des Erfinders des Porzellans. Sch. wird urkundlich zuerst 1273 erwähnt; an der Stelle seines Schlosses soll eine sorbenwendische Warte gestanden haben; seine ersten Statuten datiren von 1349. Im Hussiten- u. im Dreißigjähr. Kriege hatte Sch. viel zu leiden; 1689, 1837 u. 1856 haben es große Brände heimgesucht.

Schlempe od. Schlämpe ist der breiartige Rückstand, welcher in der Destillirblase bleibt, nachdem man den Spiritus od. Rohbranntwein aus der gegohrenen Maische abdestillirt hat. Je nach dem Materiale, welches man zur Spiritusbereitung verwendet, spricht man von Kartoffel-, Getreide- u. Rüben-Sch. 2c. Die Sch. wird als Mastfutter für Hornvieh u. Schweine verwendet; am nahrhaftesten ist die Getreide-Sch., dann

folgt die Kartoffel-Sch., da man beim Einmaischen der Kartoffeln stets etwas Gerstenmalz zusetzen muß, um die Zuckerbildung einzuleiten; den geringsten Nahrwerth hat die Rüben-Sch.

Schlesien, ein ehemals zur Krone Böhmen gehöriges Herzogthum, geographisch in Ober- u. Niederschlesien, politisch in Preußisch- u. Oesterreichisch-Sch. zerfallend. **I. Preußisch-Sch.** od. kurzweg Sch., eine Provinz des preuß. Staates, bildet ein zusammenhängendes Ganze ohne Exklaven u. Enklaven von 731,6933 □M. mit 3,843,699 E. (1875). Es ist eine Errungenschaft des Siebenjährigen Krieges u. besteht in Niederschlesien aus den vormals unmittelbaren Fürstenthümern Breslau, Brieg, Schweidnitz, Jauer, Liegnitz, Wohlau u. Glogau; den mittelbaren Fürstenthümern Sagan, Oels u. Karolath; den freien Standesherrschaften Militsch, Trachenberg, Wartenberg u. Goschutz, u. den Minderherrschaften Neuschloß, Freihan u. Sulau; in Oberschlesien aus den sonst unmittelb. Fürstenthümern Oppeln u. Ratibor, den mittelbaren Fürstenthümern Münsterberg, dem preuß. Antheile an den mittelbaren Fürstenthümern Neiße, Troppau u. Jagerndorf, den freien Standesherrschaften Pleß u. Beuthen, der freien Minderherrschaft Loslau u. der ehemaligen souveränen Grafschaft Glatz. Die Provinz ist dem preuß. Hauptkörper gewissermaßen nur im SO. angehängt u. grenzt also nur in allgemeiner nördl. Richtung an preuß. Landestheile, nämlich an die Provinz Sachsen, Brandenburg u. Posen; im O. hat es Russ. Polen u. Galizien, im S. Galizien, Oesterr.-Sch. u. Mähren u. im W. Böhmen u. das Königreich Sachsen zu Nachbarn. In allgemeiner westl. Richtung ist seine Grenze eine natürliche, sie folgt hier meist dem Kamme des Sudetischen Gebirgszuges, der sich in das Iser-, Riesen-, Eulen-, Heuscheuergebirge ꝛc. gliedert u. die Wasserscheide zwischen Elbe u. Oder bildet; im S. aber liegt Oesterr.-Sch. mit innerhalb der natürlichen Grenze der Provinz, u. hier bilden Zuflüsse der Oder, die Oppa u. Olsa, die Grenze; weiter nach O. sind Weichsel u. Weichselzuflüsse die Scheidelinie, u. bald entbehrt die Grenze jedes natürlichen Anhalts. Die westl. Gebirgsmauer fällt in ihrem höchsten Theile, im Riesengebirge (s. d.), steil nach der Provinz zu ab; aber vom Fuße der Mauer bis zur Ebene liegt ein mehrere M. breiter Streifen Gebirgsland, der ohne Zusammenhang mit dem Sudetenzuge als Schles. Mittelgebirge bezeichnet werden kann. An diese Gebirgslandschaft schließt sich östl. die schles. Ebene an, aus der sich der isolirte Zobten erhebt. Dieselbe reicht bis über die Oder, verliert aber in dem Maße ihre Fruchtbarkeit, in welchem sie sich vom Berggelande entfernt. Während z. B. die Gegend um Liegnitz durch ihre mächtigen Lehmschichten eine eminent fruchtbare ist, wird östl. der Oder der Sand vorherrschend, u. die noch östlicher liegenden sandigen Trebnitzer Höhen sind nur da benutzbares Land, wo der immer spärlicher werdende Lehm die oberflächlichen Schichten mit bilden hilft. Oberschlesien hat in seinem östl. Theile seines meist aus Thon bestehenden, undurchlässigen Untergrundes wegen in vielen Strichen zu nassen Boden, doch ist der N. des Kreuzburger Kreises, die Gegend um Ujest, um Gleiwitz u. der südöstlichste Theil der Provinz fruchtbar. Links der Oder ist die Gegend um Kosel u. Ratibor treffliches Ackerland u. die Fruchtbarkeit steigt hier bis auf das wellige Plateau am gebirgigen Grenzwalle. Große Theile Niederschlesiens ähneln mit vielen Strichen der Mark Brandenburg. Sandboden mit Kiefer u. Heide u. Torfbrüche u. Moore wechseln mit einander ab. Nach der Oberflächenbildung u. der Beschaffenheit des Bodens rechnet Meitzen 70,8 □M. Hochgebirge, in welchem 87,7 % mit Lehm bedeckt sind, 242,7 □M. gutes Bergland am linken Ufer der Oder, in welchem 64,5 % Lehm- u. 12,6 % Sandboden haben, u. vom übrigen Theile der Provinz giebt er 47,2 % als Sandboden, 34,9 % als gemischten Boden u. 12,9 % als Lehmboden an. Im Ganzen ist Sch. sehr fruchtbar; man baut bes. Weizen u. Roggen, aber auch Hafer, Gerste, Buchweizen u. Hirse. Der sonst für Sch. wichtige Flachsbau hat nachgelassen; es wird aber viel Raps u. Tabak gebaut, früher im Breslauer Bezirke auch Krapp; bei Münsterberg giebt der Hopfen, bei Grüneberg der Wein, an vielen Orten der Obstbau guten Ertrag. 67,1 % des ganzen Gebiets sind landwirthsch. benutzte Fläche, der Wald macht 29,7 % aus. Von großer Bedeutung sind Sch.s mineralische Produkte. Die Steinkohlen umfassen östl. von Gleiwitz eine Fläche von 7[illegible] □M., südl. davon über 2 □M., zwischen Rybnik u. Loslau gegen 1 □M., bei Koslowagura $^{1}/_{2}$ □M., u. in Niederschlesien nimmt das Steinkohlengebirge bei Waldenburg u. in der Grafschaft Glatz etwa 5 □M. ein. Die Förderung betrug 1872 in Oberschlesien 39,555,500 Tonnen (die Tonne durchschnittlich zu $3^{2}/_{3}$ Ctr.) u. in Niederschlesien 11,561,400 Tonnen. Braunkohlen giebt es bei Oppeln, Grüneberg ꝛc.; die Ausbeute betrug 1872: 8,159,105 Ctr. Eisenerze wurden in demselben Jahre 656,629 Ctr. gefördert. Zink liefert bes. der Galmei von Tarnowitz u. Beuthen, Blei der Bleiglanz derselben Orte u. der von Kupferberg, Silberberg u. Gottesberg in Niederschlesien. Silber findet sich bei Tarnowitz (gegen 16,000 Pfd. jährl.); Arseniterze bei Reichenstein im Glatzischen sowie zu Altenberg u. Schreiberhau, Vitriolerze bei Neiße u. Rohnau; grauer Marmor bei Habelschwert, Gips an verschiedenen Orten. Die Zahl der Mineralquellen ist 33 (Warmbrunn, Salzbrunn, Landeck, Reinerz, Kudowa, Altwasser ꝛc.). — Die ganze Provinz gehört mit Ausnahme des südöstl. u. nordwestl. Theiles in das Gebiet der Oder, die dieselbe fast ihrer ganzen Länge nach in nordwestl. Richtung durchfließt, hier schiffbar wird u. für flache Fahrzeuge eine bequeme Verkehrsader bildet. Ihre Bedeutung wird durch den Klodnitzer Kanal erhöht, der zur Abfuhr der Bergbau- u. Hüttenprodukte aus der Gegend von Beuthen zur Oder bei Kosel geführt ist. Die Oder nimmt innerhalb Sch.s von größeren Zuflüssen links die Glatzer Neiße, Ohlau, Weistritz u. Katzbach auf; die schles. Flüsse Bober mit Queis u. die Görlitzer Neiße vereinigen sich erst später mit ihr. Der größte rechte Zufluß ist die Bartsch. Der Kreis Pleß im SO. gehört in das Weichselgebiet, u. den Nordwestzipfel durchfließen Gewässer des Elbegebiets, die Spree mit Schöps u. die Schwarze Elster mit dem Schwarzwasser, u. an der äußersten Westgrenze läuft die Pulsnitz. Die starke Bevölkerung von 5250 auf die □M. (1875) vertheilt sich auf die drei Reg.-Bez. in folgender Weise: Breslau hat auf 244,7252 □M. 1,472,254 E., Liegnitz auf 246,[illegible] □M. 995,08[illegible] E. u. Oppeln auf 239,9697 □M. 1,376,362 E. Der Nationalität nach sind dieselben außer Deutschen zu $^{3}/_{4}$ Mill. Wasserpolen in Oberschlesien u. zu 50,000 Mähren ebenda, u. zu 60,000 Polen im Bez. Breslau. Dem Bekenntnisse nach sind 47,7 % evangel., 50,5 % kathol., 1,3 % jüd., 0,5 % anderen Bekenntnissen angehörig. Die Volksbildung steht in Niederschlesien eben so günstig wie in den anderen Provinzen, läßt aber in



Nr. 4847. Volkstrachten in Oesterreichisch-Schlesien.

Oberschlesien unter der poln. Bevölkerung zu wünschen übrig. Außer verschiedenen technischen Lehranstalten hatte die Provinz 1876 an höheren Schulen: 35 Gymnasien, 1 Progymnasium, 9 Realschulen erster Ordnung u. 7 höhere Bürgerschulen. Die Frequenz der Universität Breslau ist im Sommer 1877: 1245. Sch. ist von großer industrieller Bedeutung. Zu seinen ausgezeichnetsten Industriezweigen gehören die großartigen Flachsspinnereien, deren es hier so viele giebt, wie in den übrigen Provinzen zusammen; es hat $^{1}/_{5}$ aller preuß. Stühle für halbleinene u. leinene Gewebe, $^{2}/_{5}$ der für baumwollene, bedeutende Stückbleichereien, Garnbleichereien, Wasser- u. Walkmühlen, gegen $^{1}/_{4}$ aller Sägemühlen; $^{1}/_{3}$ der Eisenwerke; Blei-, Zink- u. Arsenitwerke, $^{1}/_{4}$ aller Glasöfen, [illegible] der Glasschleifereien, chemische Fabriken, Rübenzucker- u. Stärkefabriken, bedeutende Destillationen ꝛc. — Der Handel ist neben der Ausfuhr der Landesprodukte auch Durchgangshandel nach Rußland u. Galizien hin; er wird begünstigt durch ein gut angelegtes Eisenbahnnetz. — Die Provinz ist in 59 Kreise getheilt (24 im Reg.-Bez. Breslau, 16 im Reg.-Bez. Oppeln u. 19 im Reg.-Bez. Liegnitz); von den 146 Städten hatten 1875 über 20,000 E.: Breslau (239,050), Görlitz (45,310), Liegnitz (31,442) u. Königshütte (26,032). — **II. Oesterreichisch-Sch.**, derjenige Theil Sch.s, der im Hubertusburger Frieden Oesterreich verblieb; besteht aus zwei durch mährisches Gebiet getrennten Theilen u. umfaßt 93,486 □M. mit 513,352 E. (1869). Preuß.-Sch., Galizien, Ungarn u. Mähren umgrenzen die beiden Gebietstheile, deren größerer, westlicher dem Sudetischen Hochlande angehört, von leichten Hügeln erfüllt ist u. vom Reichensteiner Gebirge bis zur oberen Oder u. zur Oppa sich hinzieht, während der kleinere östl. Theil am

Nordabhange der Beskiden liegt u. vom Gebiete der Oderzuflüsse Ostrawitza u. Olsa bis in das der Weichsel reicht. Das Land ist rauh u. kalt, aber fruchtbar u. gesund (47% des Ganzen sind Ackerland, 7,4% Wiesen u. Gärten, 10% Weiden, 31,7% sind Waldung (meist Nadelwald) u. Unland nur 3,6%). Man baut außer Getreide in den Odergegenden bes. viel Flachs; auf den Höhen findet eine Art Alpenwirthschaft statt. Sch. hat bedeutenden Bergbau: 1872 waren 4229,37 Hektaren verliehene Bergwerkmaße; der Werth des Gesammtbergbaues betrug 6,051,344 fl.; Steinkohlen wurden 19,142,564 Ctr. gefördert, Braunkohlen 5690 Ctr.; die Marmor- u. Schieferbrüche lieferten große Mengen Material; 8 Hohöfen produzirten 122,267 Ctr. Roheisen, u. der Werth der gesammten Hüttenprodukte betrug 617,042 fl. Die Haupterzeugnisse seiner bedeutenden Industrie sind Wollenwaaren (Bielitz, Troppau, Wagstadt, Jägerndorf), Leinen-, Damast- u. Zwillichwaaren (Freiwaldau, Zwickmantel, Würbenthal, Engelsberg, Freudenthal ꝛc.), Baumwollenwaaren (Bez. Friedeck), Zwirn (Würbenthal), Leder, Wagen (Bielitz), Eisenwaaren (Baschka, Trzyniez, Karlshütte, Würbenthal ꝛc.), Kupferblech (Endersdorf), Maschinen (Freudenthal), Rübenzucker, Spiritus ꝛc. Der Handel ist bes. Kommissions- u. Transithandel mit russ., galiz. u. ungar. Produkten. — Die Einwohner sind größtentheils Deutsche; außer etwa 50,000 Protestanten sind sie katholisch u. stehen unter den Bischöfen von Olmütz u. Breslau. Die höchsten Bildungsanstalten sind 2 katholische Gymnasien (Teschen u. Troppau) u. ein evangelisches (Teschen). Das Land zerfällt in die 8 Bezirksämter Bielitz, Freistadt, Freiwaldau, Freudenthal, Jägerndorf, Teschen, Stadt Troppau u. Umgegend Troppau. Die größten Städte sind nach der Zählung von 1869: Troppau (16,608 E.), Bielitz (10,721), Teschen (9779) u. Jägerndorf (8121).

Geschichte. Als die ältesten Bewohner der heute Sch. genannten Gegend nennt Tacitus die Lygier u. läßt diese suevischen Stammes sein, doch sind sie wahrscheinlicher Slaven. Ptolemäos nennt die lygischen Stämme der Silinger (davon vielleicht der Name „Sch."), u. Kortontier (Korkonosch ist noch heute der slavische Name des Riesengebirges). Die ersten christlichen Geschichtschreiber zeigen Sch. als Bestandtheil von Polen u. so bleibt es bis 1163. Obwol das Christenthum aus Böhmen dorthin gelangte, geschah die Gründung des ersten Bisthums, Breslau, um 1000 durch Boleslaw d. Gr. (s. „Polen, Geschichte"), der sich Sch.s bemächtigte. Doch wurde der Sitz der Bischöfe eine Zeit lang nach Rezen verlegt, weil Herzog Brzetislaw von Böhmen 1039—54 Breslau an sich gerissen hatte. Ueberhaupt dauerten die Kämpfe der beiden Nachbarreiche über den Besitz dieses Landes fort u. wurden um so mannichfaltiger, als sich oft die Deutschen Kaiser hineinmischten, welche die Lehnshoheit über sie in Anspruch nahmen. So erscheinen Heinrich V. 1109, Konrad III. 1146, Friedrich I. 1157 in Sch., das, 1163 unter deutscher Vermittelung in drei von Polen unabhängige Herzogthümer zerlegt (Oppeln, Breslau, Glogau) an die Söhne des piastischen Großfürsten Wladislaw II. gegeben wurde, an Boleslaw, Miecislaw u. Konrad. In dieser zweiten Periode der schles. Geschichte (1163—1355) riefen die Herzöge zahlreiche deutsche Kolonisten in das Land, die tief in die Schluchten des Gebirges eindrangen, bald auch in den Städten die Mehrzahl der Bevölkerung bildeten u. deutschen Bergbau, Handel u. Gewerbe unter dem Schutze deutscher Gesetze einführten. Trotz vieler Erbstreitigkeiten u. Bruderkriege erlangte doch Heinrich I. von Niederschlesien († 1238) eine Macht, wie sie nie vor u. nach ihm ein schles. Fürst besessen; er eroberte den Lebuser Kreis bis wenige Meilen vor Berlin, Großpolen bis an die Warthe u. das krakauische Gebiet. Sein Antheil an der Niederlausitz ging wahrscheinlich 1235 an Heinrich den Erlauchten von Meißen verloren. Sein u. der heiligen Hedwig Sohn, Heinrich II., befreite durch die tapfere Gegenwehr gegen die Mongolen bei Wahlstatt, wo er selbst am 9. April 1241 fiel, Niederschlesien u. ganz Deutschland von dem schlimmsten Feinde. Seitdem gab es für die Herzöge wieder neue Streitigkeiten mit den Bischöfen, mit den Nachbarn in Polen, Böhmen u. Ungarn u. mit einander selbst. Heinrich IV. († 1290), als Minnesänger bekannt, nannte sich zuerst Herr v. Breslau, u. seitdem wurde es auch bei anderen Herzögen Gebrauch, sich nach ihrer Hauptstadt zu benennen. Neun Jahre kämpfte er gegen die Bischöfe, vor Allen gegen Thomas II. von Breslau, trotzte Bann u. Interdikt u. schloß erst 1288 Frieden, als jener, in Ratibor belagert, sich freiwillig in seine Hand gab. Mehr u. mehr wurde Sch. unter seinen Nachfolgern durch Erbtheilung zersplittert — schon 1310 gab es 18 verschiedene Fürstenthümer — u. dadurch eine bequeme Beute mächtiger Nachbarn. Herzog Heinrich VI. († 1335) von Breslau setzte schon 1327, um sich vor seinen Verwandten zu schützen, den König Johann von Böhmen zum Erben ein; Boleslaw III. nahm in demselben Jahre von demselben Fürsten sein Herzogthum Oppeln zu Lehn. Wladislaw mußte Liegnitz an ihn verkaufen, Johann von Steinau sich 1329 unterwerfen. In ähnlicher Weise erwarb Johann, als er selbst nach Sch. kam, Brieg, Sagan, Oels, Münsterberg ꝛc. Nur die Herzöge von Schweidnitz u. Jauer behielten noch ihre Unabhängigkeit u. erklärten sich auch 1345 keck für Kaiser Ludwig den Bayer gegen Johann's Sohn, den Markgrafen Karl. Als dieser aber selbst Kaiser geworden war, heirathete er Anna, die letzte Erbin jener beiden Herzöge, u. vereinigte 1355 mit Zustimmung der Kurfürsten ganz Sch. mit Böhmen. Da jedoch diese Vereinigung auf einer Menge von Einzelverträgen beruhte, die auch der neue Landes- u. Oberlehnsherr zu erfüllen hatte, u. die reichen Einnahmen des Landes eine Schonung seiner Eigenthümlichkeiten, ja um 1500 die Einsetzung eines besonderen obersten Hauptmanns als zweckmäßig erscheinen ließen, so entwickelte sich in Sch. mehr als in anderen zu Böhmen gehörigen Ländern ein eigener provinzieller Geist. Ein innerer Zwiespalt wurde geschaffen durch die Verbreitung der hussitischen, später der lutherischen Lehre. Da der Böhmenkönig Podiebrad ein Hussit war, besetzte König Matthias Corvinus von Ungarn den größten Theil des Landes, während die Polen einen Theil von Niederschlesien in Besitz nahmen. Diese wurden nun wol verdrängt, aber jener behielt seinen Besitz, bis er starb (1490), u. an eine Tochter des Kurfürsten Albrecht Achilles, die mit Herzog Heinrich von Glogau verheirathet gewesen war, wurden schon damals Crossen u. Züllichau abgetreten. Eine reichere Aussicht verschaffte sich das Haus Brandenburg unter Joachim II. 1537 bei Gelegenheit einer doppelten Heirath zwischen Mitgliedern seiner Familie u. solchen des Herzogs Friedrich von Liegnitz. Nach einer Erbverbrüderung sollte beim Erlöschen des Liegnitz'schen Mannsstammes das Land an Brandenburg kommen. Zwar erklärte der böhmische Oberlehnsherr, König Ferdinand, daß er die Ansiedelung deutscher Reichsfürsten in Sch. nicht wolle, doch berief sich der Herzog auf ein Privilegium von 1511, nach welchem die Herzöge über ihre Güter frei verfügen durften, u. seine Unterthanen leisteten bereits dem Kurfürsten eine eventuelle Huldigung. Inzwischen wütheten in Sch. die Schrecken der Religionskriege, zumal des Dreißigjährigen, u. nach demselben zogen in die unmittelbar habsburgischen Besitzungen die Jesuiten ein, um das lutherische Bekenntniß auszurotten. Inzwischen hatte Brandenburg einen neuen Anspruch erworben. Der letzte Markgraf von Jägerndorf aus dem kurfürstlichen Stamme war zwar 1620 mit Friedrich V. von Böhmen u. Pfalz geächtet, aber der Erbanspruch seiner Verwandten wiederholentlich von Oesterreich anerkannt worden. Schon darauf gründete der große Kurfürst Friedrich Wilhelm die Aussicht, beim Erlöschen des habsburgischen Mannsstammes sich eines großen Theils von Sch. bemächtigen zu können. Es kam nicht so. Vielmehr ließ Leopold 1675, als der letzte Herzog von Liegnitz, Brieg u. Wohlau starb, auch diese Ländereien besetzen, weil Herzog Friedrich einst nach der Schlacht von Mühlberg (1547) auf die Erbverbrüderung seinerseits hatte verzichten müssen. Am schlimmsten erging es den Protestanten dabei, die in jenen Herzogthümern sehr zahlreich waren. Erst Karl XII. verlangte auf dem Friedenskongreß zu Altranstädt 1707 die Zurückgabe von 121 ihnen entrissenen u. den Aufbau von 6 neuen Kirchen. Brandenburgs u. später Preußens Fürsten mußten sich der Hoffnung ergeben, durch „treue Dienste" vom Hause Oesterreich Etwas zu erlangen. Einmal erlangte freilich der Große Kurfürst statt der schuldigen 100 □M. den 10 □M. großen Kreis Schwiebus, aber schon war mit dem Kurprinzen verabredet, daß er ihn wieder zurückgebe. Für immer neue Versprechungen kämpfte Preußen gegen die Türken mit, gegen Frankreich im Spanischen u. im Poln. Erbfolgekriege u. erhielt nichts. Da erklärte Friedrich d. Gr. 1740, sofort nach dem Erlöschen des habsburgischen Mannsstammes, auch er sei bereit, mit seiner ganzen Macht für Maria Theresia einzutreten, aber nur wenn vorher die Herzogthümer unverkürzt an ihn abgetreten würden. Da man seine Forderung entschieden abwies, so besetzte er ganz Sch., das größtentheils sich ihm freiwillig unterwarf, u. behauptete es in drei Kriegen (vgl. „Friedrich II."). Seitdem ist Sch. durch Ordnung seines Finanzwesens, durch gleichmäßige Gerichtsbarkeit, durch Gleichstellung der Konfessionen, durch Begünstigung des Ackerbaues, Bergbaues u. der Industrie zu einem früher unbekannten Wohlstande emporgeblüht. Vgl. Menzel, „Geschichte Sch.s" (3 Bde., Bresl. 1807 f.); Stenzel, „Geschichte Sch.s" (Bd. 1, 1853); Grünhagen, „Gesch. Sch.s" (2 Bde., 1857).

Schleswig, ehemaliges Herzogthum, jetzt der nördl. Theil der preuß. Provinz Sch.-Holstein, ist im N. durch die Königsau von Jütland, im S. durch die Eider von Holstein getrennt u. wird im O. von der Ostsee, im W. von der Nordsee, hier Westsee genannt, bespült. Seine Länge beträgt 19, seine Breite 8—12 M. Die Westküste begleiten die ganz od. theilweise zum Herzogthum gehörigen nordfries. Inseln Nordstrand, Pelworm, Amrom, Föhr, Sylt, Romöe u. die kleineren Halligen; an der Ostküste gehörten zu Sch. die Inseln Alsen, das 1863 an Dänemark abgetretene Arröe u. Femern. In dieser Ausdehnung umfaßte das Herzogthum 166 □M. mit 409,907 E. (1860). Man unterschied in ihm folgende Landschaften: auf der Ostseite den Dänischen Wohld (Wald) zwischen dem Kieler u. Eckernförder Busen, die Halbinsel Schwansen zwischen letzterem u. der Schlei, Angeln nördl. davon bis zum Busen von Flensburg,

Sundewitt, der Insel Alsen gegenüber, auf der Westseite Eiderstedt zwischen Eider u. Husum, u. Nordfriesland zwischen Husum u. Tondern nebst den schon erwähnten Inseln. Weiteres s. unter „Sch. Holstein".

Schleswig (ehemals Sliesthorp, Sliawic, von Slia, die Schlei), Hauptstadt der Provinz Sch.-Holstein u. des Reg.-Bez. Sch., mit 14,571 E. (1875); umschließt in einem über eine Stunde langen Halbkreise das Westende des Schleibusens, liegt an der Eisenbahn Altona-Flensburg-Wandrup u. besteht aus den Stadttheilen Altstadt u. den fast nur eine lange Straße bildenden Lollfuß u. Friedrichsberg. Auf einer Insel, durch Damm mit dem Festlande verbunden, liegt das zugehörige Schloß Gottorf, einst Residenz der Bischöfe, später der Statthalter, jetzt Kaserne. Sch. ist Sitz der Provinzialregierung, hat ein Gymnasium, ein großes Taubstummeninstitut, eine Anstalt für Irrsinnige, ein Institut für geistesschwache Kinder, ein Zwangsarbeitshaus ꝛc. Von den drei Kirchen zeichnet sich der Dom aus, ein schöner gothischer Bau, der im 10. Jahrh. begonnen u. in jetziger Gestalt 1260 vollendet wurde; sein Altarschrein, ein Werk Hans Brüggemann's aus dem J. 1521, zeigt in 22 Feldern 385 kunstvoll in Holz geschnitzte Hauptfiguren. Die Industrie der Stadt beschränkt sich auf Battist, Spitzen u. Wollwaarenfabrikation, Töpferei u. Zuckersiederei. Der Handel, ehemals sehr bedeutend, dann durch Verschlechterung des Fahrwassers sehr gesunken, hat sich wieder etwas gehoben. Die Stadt besitzt 5 Schiffe mit 140 Tonnen, worunter 2 Dampfschiffe mit 60 Tonnen. Die Geschichte Sch.s reicht bis ins 9. Jahrh.; damals war es ein wichtiger Handelsplatz, erhielt 850 durch den heil. Ausgar eine christliche Kirche, die erste im damaligen Dänemark, u. wurde Mittelpunkt eines Bisthums. Sein Stadtrecht stammt aus dem 13. Jahrh.

Schleswig-Holstein, preuß. Provinz, grenzt im N. an Jutland, im S. an Lübeck, Mecklenburg, die Provinz Hannover u. Hamburg, im O. an die Ost-, im W. an die Nordsee, u. umfaßt mit dem Herzogthum Lauenburg 339,525 □M. mit 1,074,085 E. (1875), wovon 318,235 □M. mit 1,025,277 E. auf den Reg.-Bez. Sch. u. 21,29 □M. mit 48,808 E. auf den Kreis Herzogthum Lauenburg kommen. Enklavirt liegen in ihrem Gebiete der nördl. Theil des oldenburg. Fürstenthums Lübeck u. 4 hamburgische Parzellen im Holsteinischen, 5 kleine lübische, 2 mecklenburg-strelitzische u. eine Hamburger in Lauenburg u. 2 Stücke von Jutland im Schleswigschen. Durch tief einschneidende Meerbusen u. Flußmündungen hat die über 30 M. lange u. im S. bis 20, im N. 8—12 M. breite Provinz eine reiche Gliederung erfahren, die sie vom Meere aus bequem zugänglich macht. Es folgen sich auf der Ostseite von S. nach N. die Lübische Bucht, die Kieler Bucht, die von Eckernförde, die fjordartig entwickelte Schlei, die Buchten von Flensburg, Apenrade u. Hadersleben; die Westküste gestattet nur durch die Mündungen der Eider u. Elbe ein tieferes Eindringen. Die Buchten zerlegen das Land in mehrere Halbinseln, welche die alten Landschaften im ehemaligen Herzogthum Schleswig s. d. bilden. Im Holsteinischen sind die Landschaften Holstein, Wagrien, Stormarn u. Dithmarschen, die Herrschaft Pinneberg u. die Grafschaft Ranzau nicht so natürlich abgegrenzte Gebietstheile. Seiner natürlichen Beschaffenheit nach ist das Land im Allgemeinen flacher Sand- u. Lehmboden. Von S. tritt die baltische Seenplatte in das Gebiet ein, erhebt sich vom Elbufer im Baursberge bis zu 98,75 m. Höhe u. hat ihre höchste Erhebung im Bungsberge nordöstl. vom Eutin, 158,8 m.; der Gipsberg bei Segeberg ist nur 84,8 m. hoch. Sie ist überaus reich an Seen; der größte, der Plönersee, mit reizendem Gestade, hat einen Umfang von 5,5 M. Nach W. zu senkt sich das Terrain nördl. der Elbmündung in die Marschen hinab, die vielfach unter der Flutlinie liegen. Ebenso sinkt es nördl. gegen die Eider hin; jenseit derselben aber erhebt sich der Sandrücken aufs Neue u. zieht der Ostküste nahe. Er steigt im Kohlschalenberg in den Hüttener Bergen bis 137 m. Der Messerberg, der Hoheberg u. der Kuhberg dagegen erreichen noch nicht ganz 100 m., u. nur die Skamlingsbanke an der Nordgrenze hat 113,7 m. Höhe. Der östl. vom Rücken liegende Lehmgürtel ist auf Hügeln u. im Thale fruchtbar, Getreidefelder u. kräftige Buchenwaldungen bedecken ihn. Auf dem Rücken selbst stehen hier u. da noch dürftige Waldungen von Buchen od. Eichen



Nr. 4848. Volkstrachten in Schleswig-Holstein.

während der ehemals hier ragende hohe Eichenwald verschwunden ist. An Stelle des Weizen tritt der Roggen, andere Partien sind nur mit niedrigem Heidekraut bedeckt u. nicht anbaufähig. Der Westabfall führt in die reichen Marschengebiete, die sich auf den vorgelagerten Inseln wiederholen. Sie sind vor dem andringenden Meere durch eine doppelte u. dreifache, bis 30 m. hohe Dünenreihe geschützt; wo diese fehlt, wird sie durch künstliche Deiche ersetzt. Zerstreut finden sich in der Mitte u. an der Westküste kleinere u. größere Torfmoore. Die Flüsse sind: der südwestl. Grenzstrom, die Elbe u. ihre Nebenflüsse, die $8^1/_2$ M. lange Bille, die 7 M. lange Alster u. die 12 M. lange, zuletzt schiffbare Stör; sodann die 17 M. lange, theilweise schiffbare u. durch einen Kanal mit der Kieler Bucht in Verbindung gebrachte Eider; endlich die durch den Stecknitzkanal mit der Elbe verbundene Trave. Die übrigen vom Rücken nach rechts u. links ablaufenden Gewässer sind ohne Bedeutung. Seen giebt es ganz bes. in Lauenburg, Ostholstein u. Südschleswig. — Die Provinz ist im Allgemeinen eine Ackerbau treibende; über 52 % der Bevölkerung beschäftigen sich mit der Landwirthschaft. Man baut alle Arten Getreide, Flachs, Hanf, Gemüse u. Obst. Die Industrie ist unbedeutend; kaum ein wirklicher Fabrikort ist vorhanden; aber Handel u. Schiffahrt sind an den Küstenorten ungemein entwickelt, u. vor Allem ist Altona ein bedeutender Handelsplatz. Schleswig besaß 1872: 539 Schiffe von 37,143 Tonnen, worunter 17 Dampfer mit 3277 Tonnen; Holstein 634 Schiffe von

77,484 Tonnen, wovon 18 Dampfer mit 1101 Tonnen. Die Länge der Eisenbahnen betrug 1872: 559,5 Km. Die Bewohner sind Deutsche nebst etwa 115,000 Dänen. Das von den Dänen bewohnte Gebiet umfaßt ganz Nordschleswig, Alsen, Sundewitt bis Flensburg u. reicht von hier in einem Keile bis Mittelschleswig; es umfaßt etwa 180 Landsprengel u. die Handelsstädte Hadersleben, Apenrade, Sonderburg u. Tondern. Die Deutschen sind in Lauenburg, Holstein u. im östl. Südschleswig sächs. Stammes u. sprechen platt; an der Westküste aber u. auf den nordfries. Inseln wohnen gegen 300,000 Friesen. Dem Bekenntniß nach sind alle Bewohner bis auf wenige Prozent evangelisch. Die Schulverhältnisse sind günstig. Von höheren Schulen besitzt die Provinz (Sommer 1876) 14 Gymnasien, 2 Realschulen 1. Ordnung, drei 2. Ordnung u. 9 höhere Bürgerschulen. Die Frequenz der Universität Kiel betrug im Winter 1876 bis 77: 240 immatrikulirte Studenten. Von den 51 Städten hatten 1875 über 20,000 E.: Altona (84,218), Kiel (37,270) u. Flensburg (26,525).

Geschichte. Die älteste Bevölkerung war ausschließlich eine deutsche, sogar auf der ganzen Halbinsel bis zur Nordspitze. Sie bestand aus rein german. Kimbern, Jüten, Angeln, Warnen, Friesen u. Sachsen. Erst seitdem zahlreiche Scharen vom 2. bis zum 6. Jahrh. nicht nur nach den Brit. Inseln, sondern auch nach der Rheinmündung u. nach der gallischen Küste ausgewandert waren, breiteten sich die skandinavischen Dänen aus u. vermischten sich mit den Juten u. Angeln, die sie beherrschten u. deren Namen auf sie überging. Slavische Bevölkerung, die heidnischen obotritischen Wagrier, führte Karl d. Gr. um 804 in das östl. Holstein, errichtete dann gegen sie selbst eine Mark u. führte bis zur Eider fränk. Gesetze ein. Von dieser bis zur Treene u. Schlei gab es um 850 eine deutsche Mark, die von Heinrich I. erneut wurde u. bis zur dän. Verschanzung, dem Danewirk, reichte. Wie diese unter Konrad II. an Dänemark, Holstein an mehrere sächs. Grafen, dann allein an die von Schauenburg (s. „Schaumburg") u. 1459 an den dän. König Christian von Oldenburg kam (s. unter „Holstein"). Schleswig, bestehend aus der ehemaligen Mark zwischen Eider u. Schlei u. den nördlich angrenzenden Landen von unbestimmter Ausdehnung, meistens Jütland (Jutia) genannt, hatte nach der Erwerbung durch Knud (um 1030) eine vorherrschend dän. Bevölkerung, nur der ganze S., der Westrand u. die Stadt Schleswig waren deutsch. Wegen der Kämpfe mit den häufig einfallenden Friesen, Holsten, Ditmarschen u. Wenden wurde die Stellung des dän. Verwalters in Schleswig eine fast selbständige. Knud, der Sohn König Erich's, heißt um 1115 Herzog, sein Nachfolger Waldemar regiert bereits mit einer eigenen Landesversammlung, die ihm zu Urnehöved huldigte. Seit dem Tode König Abel's von Dänemark (gest. 1252), dessen Bruder König, dessen Sohn Herzog von Schleswig wurde, wird das Verhältniß Beider zu einander das des Lehnsherrn zum Lehnsmanne. Die häufigen Versuche der Könige, das Eigenthumsrecht geltend zu machen, brachten ihnen Niederlagen ein u. erzeugten Entfremdung zwischen den Einwohnern beider Länder. Zu ihrem Schutze riefen die Herzöge seit dem Ende des 13. Jahrh. deutsche Ritter in das Land, belehnten sie mit ehemaligen Krongütern u. traten in engere Verbindung mit den Grafen von Holstein. Graf Gerhard benutzte 1325 das jugendliche Alter Waldemar's V., um sich die Vormundschaft über das Herzogthum zu erstreiten u. 1326 sich urkundlich versichern zu lassen, daß „das Herzogthum Süderjütland — denn so hieß Schleswig als Land noch immer — mit dem Reiche u. der Krone Dänemark niemals vereinigt werden" durfe; endlich 1330, daß, wenn Waldemar ohne Erben sturbe, das Herzogthum — jetzt zum ersten Mal Schleswig genannt — an Holstein kommen solle. Dieser Fall trat ein, als Waldemar, der auch König von Dänemark geworden war, u. sein einziger Sohn Heinrich 1375 vom Tode ereilt wurden, u. nach langem Streite willigte die Tochter Waldemar's, die Königin Margarethe, durch den Vertrag von Nyborg 1386 in die Belehnung des Schauenburger Grafen Gerhard von Holstein mit dem Herzogthum Schleswig. Wol versuchte sie u. ihr Nachfolger König Erich nach dem Tode Gerhard's, der 1404 im Kampfe mit den Ditmarschen fiel, im Herzogthum Fuß zu fassen, es 1413 als verwirktes Lehen zu besetzen, aber nach vieljährigem Kampfe empfing doch Herzog Adolf VIII. 1440 das Herzogthum wieder als erbliches Lehn u. trat nur Amrum, den Süden von Romöe, den Westrand von Föhr u. die Nordspitze von Sylt ab. Noch dazu wurde ihm 1448, als sein Neffe Christian von Oldenburg den dän. Thron bestieg, von Neuem die Versicherung gegeben, daß Schleswig niemals mit Dänemark vereinigt werden solle. Dennoch wußte der König nach Adolf's kinderlosem Tode (1459) die Landräthe von Sch.-H. 1460 dafür zu gewinnen, daß sie ihm persönlich huldigten, jedoch unter dem Vorbehalt, daß ihnen künftig freie Wahl bleibe unter den Erben od. Nachkommen des Hauses Oldenburg, daß nur Eingeborene zu Aemtern gelangen, ihre Soldaten nur im eignen Lande dienen dürften, Schleswig u. Holstein „ewig ungetheilt" bleiben sollten. Von dem Kaiser erlangte Christian I. dann 1474 die Erhebung der Grafschaften Holstein u. Stockmarn u. des Landes der Ditmarschen zu einem unmittelbaren Herzogthum, so daß ihm nun die Grafen von Holstein u. selbst der Bischof von Lübeck untergeben wurden. Doch glückte es erst Christian III., 1559 die tapferen Ditmarschen wirklich zu unterwerfen; Friedrich I. gab 1524 vor Allem den Adligen des Landes Sch.-H. größere Freiheiten u. ließ an die Stelle der alten Landesversammlung alljährlich zwei regelmäßige Landtage zu Flensburg u. zu Kiel treten. Noch enger wurde die Verbindung mit Dänemark 1533 durch die Union, nach welcher beide Länder sich zu gemeinsamer Hülfe in Kriegsgefahr verpflichteten, u. den Unterthanen des einen gestattet wurde, in die Dienste des andern zu treten, eine um so wichtigere Bestimmung, da Christian III. (1533—59) das Herzogthum mit zwei Brüdern theilte u. die Einführung der Reformation zu manchem Kampfe Veranlassung gab. Seit 1580 herrschten nur noch zwei Linien, die königliche od. Segeberg'sche, später Glückstadt'sche genannt, u. die Gottorp'sche, so daß seit 1564 der Oberbefehl über die Miliz alljährlich zu Michaelis zwischen ihnen wechselte. 1580 wurde auch durch den Vertrag von Odense das Lehnsverhältniß von Sch.-H. zu Dänemark geordnet, so daß seine Stellung vollkommen der Holsteins zum Deutschen Reiche glich. Bedenkliche Folgen aber mußte es für Sch.-H. haben, wenn um dieser doppelten Abhängigkeit willen der ganze Staat in einen Krieg mit dem Auslande verwickelt wurde. Christian IV. (1588 bis 1648) brachte es bald nach dem Ausbruche des Dreißigjährigen Krieges 1623 zu einer Erneuerung der Union, in welcher die gegenseitige Hülfe bedeutend höher bestimmt u. auch auf die Offensive ausgedehnt wurde. Sein unglücklicher Feldzug gegen Ferdinand II. (1624—29) führte seit dem April 1627 Tilly u. Wallenstein in die Herzogthümer, die nun vollständig verwüstet wurden. Wenn auch dem Herzoge von Holstein-Gottorp, Friedrich III. (1616—59), Neutralität zugestanden wurde, weil er sich nicht gegen den Kaiser erklärt hatte, so litten seine Ländereien nicht weniger. Seine Hauptstadt erhielt kaiserliche Besatzung, seine Fahrzeuge wurden durch dän. Kreuzer weggenommen, da Christian ihn der Abtrünnigkeit beschuldigte. Noch 1629 drang dieser bis in die Nähe von Gottorp vor u. gab erst auf dringendes Mahnen des Kaisers die besetzten Landestheile nach der Bestimmung des Lübecker Friedens heraus. Den Schaden, welchen die Herzogthümer während der letzten Jahre erlitten, schätzte man auf 7—8 Mill., ihr Wohlstand war für lange Zeit dahin. Durch eine gewaltige Sturmflut am 11. u. 12. Okt. 1634 wurden an der Westküste mehrere Quadratmeilen des besten Marschlandes fortgespült u. Tausende von Menschen getödtet. Erst 1637 u. 1643 wurde die alte Union der beiden Fürsten erneuert, aber der Herzog beeilte sich doch, als Christian 1643 durch Aufnahme des Kampfes mit Schweden den Feldmarschall Torstenson in das Land kommen ließ, für sein Gebiet durch Oeffnung der Häfen Kiel u. Eckernförde u. durch Zahlung von 100,000 Thalern Schonung zu erkaufen. Um so mehr litt der Antheil des Königs. Auch der Friede von Brömsebrö (1645) war nur von kurzer Dauer. Der Bund König Friedrich's III. (1648—70) mit Polen u. Brandenburg gegen Karl X. führte von Neuem die schwed. Krieger in das Land u. zerriß vollkommen das Band zwischen den beiden herrschenden Linien des Hauses, da Herzog Friedrich III., der Schwiegervater des Schwedenkönigs, einige Besitzungen im Frieden von Roeskilde (1658) erhielt, die dem Andern entrissen wurden. Endlich brachte der Friede von Kopenhagen 1660 die vollständige Aufhebung der Lehnsabhängigkeit Schleswigs von Dänemark, zunächst für die Gottorp'sche Linie, doch durch eine lange Zeit geheim gehaltene Bestimmung auch für die königliche. Nur die Sonderburg'sche, welche von einem Bruder König Friedrich's II. stammte, aber mit der Landesregierung nichts zu thun hatte, sorgte durch stets erneute Belehnung, daß ihr das Erbrecht nicht verloren gehe. Die Feindschaft der beiden Fürsten führte zu beständigen Reibungen, da die Könige danach strebten, den eigenen Antheil mit Dänemark möglichst eng zu verbinden u. den Gottorp'schen bei günstiger Gelegenheit zu erwerben. 1684—89 mußte Herzog Christian Albrecht nach Hamburg flüchten u. erlangte sein Land nur durch fremde Vermittelung zurück. Friedrich IV., der Schwager Karl's XII., wurde 1700 von König Friedrich IV. von Dänemark bedrängt, durch den Frieden von Travendahl zwar gesichert, aber sein Sohn Karl Friedrich mußte nach mannichfachen Kriegsstürmen seinen Antheil an Schleswig im Frieden zu Stockholm 1720 an Dänemark abtreten, das inzwischen durch Kauf u. Erbschaft den Besitz der zersplitterten Sonderburg'schen Linien an sich gebracht hatte. Da seit 1675 ein ordentlicher Landtag nicht mehr berufen war u. nur noch zuweilen ein Theil der Ritterschaft gehört wurde, so fehlte den Herzogthümern schon längst jedes nationale Band. Die einzige Hoffnung auf Wiedervereinigung brachte der Umstand, daß der Sohn Karl Friedrich's u. der russ. Prinzessin Anna, Karl Peter Ulrich (1739—62), 1742 zum Thronfolger in Rußland (s. „Peter III."), sein Neffe Adolf Friedrich 1743 durch den Frieden von Åbo zum Thronfolger von Schweden erhoben wurde. Peter III. wurde ermordet, als er im Begriff stand, mit russ. Truppen das Herzogthum Schleswig zurückzuerobern. Sein Sohn, Großfürst Paul,

schloß 1773 mit Dänemark einen Vertrag, nach welchem er jeden Anspruch an Schleswig aufgab u. für Holstein die Grafschaften Oldenburg u. Delmenhorst empfing. So waren nun die Herzogthümer Sch.-H. ungetheilt in der Hand König Christian's VII. (1766—1808), seit der Auflösung des Deutschen Reiches (1806) sogar ohne Zusammenhang mit Deutschland, u. galten als unabtrennbare Glieder der Dän. Monarchie, obwol sie stets von Neuem ihre Privilegien zugesichert erhielten u. sich einer eigenen Verwaltung des Münz-, Zoll- u. Gerichtswesens unter einem eigenen königl. Statthalter erfreuten. Das Unterrichtswesen fand in der 1665 von Christian Albrecht gestifteten Universität Kiel seinen Mittelpunkt. Unter Friedrich VI. (1808—39) mußten die Herzogthümer an den Leiden der Napoleonischen Kriege Theil nehmen. Schweden durchzogen das Land, Helgoland mußte an Großbritannien abgetreten werden (1814) u. 1815 wurde Holstein wieder für einen Theil des Deutschen Bundes erklärt. Sofort erwachte in der leidenden Bevölkerung ein nationales Bewußtsein mit erneuter Kraft. Als der König der dringenden Bitte um eine landständische Verfassung 1816 insofern nachgab, als er eine Kommission mit der Abfassung eines Entwurfes einer solchen für Holstein beauftragte, da ihn auch der Artikel 13 der Bundesakte dazu verpflichtete, so mehrten sich die Deputationen u. Petitionen, welche um Herstellung der alten gemeinsamen Verfassung beider Herzogthümer mit dem Steuerbewilligungsrechte baten. Allein vergebens. Auch der Bundestag wies die Bittenden 1823 ab, u. der König unterließ nun auch die Berufung des Landtags in Holstein. Erst die Aufregung, welche die Julirevolution schuf, bewog den König, 1831 u. 1834 berathende Stände, aber getrennt für Schleswig u. u. Holstein, einzuführen u. an die Spitze des gesammten Gerichtswesens ein Oberappellationsgericht in Kiel zu setzen. Dennoch strebte die große Mehrzahl der Abgeordneten in Schleswig u. in Itzehoe nach einer innigeren Vereinigung der beiden Herzogthümer, u. dieser Wunsch wurde um so bedeutungsvoller, als Christian VIII. (1839—48) nur einen kinderlosen Sohn Friedrich (VII.) hatte, mit dessen Tode die Monarchie sich auflösen mußte, denn in Dänemark galt die weibliche, in Holstein ebenso unbestritten die männliche Erbfolge. Diese Aussicht führte zu einer Parteispaltung. Während die Mehrzahl der Dänen auch Holstein nicht aufzugeben beabsichtigte, wollten die Eiderdänen nur Schleswig behalten. Die kleine Partei der Neuholsteiner war ebenfalls zufrieden, wenn nur Holstein ein deutsches Fürstenthum werde, während die große Mehrzahl sich auf die Verheißung von 1460 berief, daß die Herzogthümer „auf ewig ungetheilt" bleiben sollten, u. also auch Schleswig loszureißen wünschten. Durch den „offenen Brief" vom 8. Juli 1846 erklärte der König, daß die weibliche Erbfolge nur für „einige Theile Holsteins" zweifelhaft sei, er sein ganzes Bestreben jedoch darauf richten werde, den Gesammtstaat Dänemark sicher zu stellen. Den einstimmigen Protest der holsteinischen Ständeversammlung wiesen der König wie der Bundestag zurück. Vergebens blieb die Verwahrung, welche die Agnaten (mit Ausnahme des Glücksburgers) einlegten. Aber ganz Deutschland nahm Partei für den „unterdrückten Bruderstamm". Das Lied von Chemnitz: „Schleswig-Holstein meerumschlungen", wurde Nationalhymne, u. die deutsche Presse sowie zahlreiche Zustimmungserklärungen von allen Seiten ermuthigten die Sch.-H.er zu kräftigem Widerstande, der von Stunde zu Stunde wuchs, trotzdem der Statthalter, v. Scheele (s. d.), die Volksversammlungen mit Gewalt auseinander treiben, deutschgesinnte Beamte suspendiren, entsetzen od. verhaften ließ. Die Wogen gingen höher, als Friedrich VII. (1848—63) im März 1848 durch die revolutionäre Bewegung in Kopenhagen genöthigt wurde, die eiderdänische Partei zur Herrschaft kommen zu lassen, u. die Erklärung abgab, daß er Schleswig mit den Waffen vertheidigen werde. Eine vorläufige Regierung unter dem Prinzen Friedrich von Augustenburg, welche sich der Citadelle von Rendsburg bemächtigte, fand allgemeine Anerkennung. Friedrich Wilhelm IV. von Preußen versprach seine Hülfe, u. der Bundestag verlangte sogar 12. April die Einverleibung Schleswigs in den Deutschen Bund. So begann der Krieg. General Wrangel siegte 23. u. 24. April bei Schleswig u. Oeversee, besetzte 2. Mai Fridericia u. stand in Jütland, aber der energische Einspruch Englands u. Rußlands führte plötzlich zum Rückzuge, zu Verhandlungen u. 26. Aug. 1848 zum schmählichen Waffenstillstande von Malmö, der 16. Sept. trotz begeisterter Gegenrede Dahlmann's auch von dem deutschen Parlamente anerkannt wurde. Als Dänemark selbst ihn 1. April 1849 kündigte, von Alsen aus auf dem Festlande erschien u. mit einer Flottille bei Eckernförde landen wollte, wurde das Linienschiff „Christian VIII." in die Luft gesprengt, die Fregatte „Gefion" genommen, die Düppeler Schanzen 13. April erstürmt, am 20. Kolding besetzt, 7. Mai bei Gudsö die Dänen geschlagen, u. es begann die Belagerung von Fridericia. Aber die Niederlage, welche vor dieser Festung die preuß. Generale v. Prittwitz u. v. Bonin 6. Juli durch Ueberfall erlitten, mehr noch die Drohungen Rußlands sowie auch die Schlaffheit der preuß. Politik führten 10. Juli zu einem zweiten Waffenstillstande, der Schleswig der vorläufigen Verwaltung eines dän., preuß. u. engl. Statthalters überließ. Nach einjähriger Verhandlung gab Friedrich Wilhelm IV. 2. Juli 1850 die Herzogthümer der dän. Willkür preis, u. das Londoner Protokoll, welches 2. Aug. die Vertreter Englands, Rußlands u. Frankreichs unterzeichneten u. der Deutsche Bundestag anerkannte, erklärte die Unversehrtheit des dän. Gesammtstaates für ein europ. Interesse. Vergebens setzten die tapferen Sch.-H.er den Krieg unter Führung des ehemals preuß. Generals Willisen fort. Am 24. u. 25. Juli bei Idstedt geschlagen, mußten sie sich auf Rendsburg zurückziehen. Im Auftrage des Bundestages mußte Schleswig im Jan. 1851 geräumt werden, u. Bevollmächtigte Oesterreichs u. Preußens übergaben auch Holstein, dem nach einjähriger Verhandlung fast jeder Zusammenhang mit Schleswig genommen war, 18. Febr. 1852 an Dänemark. Ein zweites Londoner Protokoll, welches 8. Mai 1852 von den Großmächten, jedoch nicht vom Bundestage, noch weniger von den holsteinischen Agnaten, angenommen wurde, stimmte zu, daß der Gemahl von Christian's VIII. Nichte, Luise von Hessen, nämlich Prinz Christian (s. „Christian IX.") von Glücksburg, den Thron erbe. Da der Herzog von Augustenburg für $1\frac{1}{2}$ Mill. auf die Nachfolge verzichtete (30. Dez. 1852), obwol seine Verwandten dagegen protestirten, so hielt Friedrich VII. die Angelegenheit für abgeschlossen u. schritt mit Grausamkeit u. Schnelle zur Knechtung u. Danisirung der wiedergewonnenen Herzogthümer. Die Mitglieder der Landesregierung u. viele Offiziere mußten flüchten, acht Kieler Professoren, zahlreiche Beamte, Lehrer u. Prediger wurden entsetzt u. wanderten aus. Als der König freilich jeden Rest von Selbständigkeit der Herzogthümer 1855 durch Erlaß einer Gesammtstaatsverfassung vernichten wollte, drohte selbst der Bundestag — wenn auch erst 1858 — mit Exekution, aber schon 1860 bestimmte jener ohne die Bewilligung der Stände das holstein-lauenburgische Budget. Der Antrag Oldenburgs auf Exekution, das entschiedenere Auftreten Preußens zu Gunsten der gemißhandelten Deutschen in Schleswig, das Verlangen des Grafen Russel, daß die vier Theile der Dän. Monarchie eine getrennte Verwaltung bekommen sollten, führte zu Verhandlungen, aber nicht zur Besserung. Eine neue Verfassung, welche das Herzogthum Schleswig nach dem Verlangen der Eiderdänen der Monarchie vollkommen einverleibte, wurde 13. Nov. 1863 vom Reichsrath angenommen, trotzdem der Bundestag schon 1. Okt. die Exekution einzuleiten beschlossen hatte. Als 15. Nov. der König plötzlich verstarb, ließ sich Christian IX. (seit 1863), durch Pöbelexcesse in Kopenhagen erschreckt, dazu bewegen, die Verfassung vom 18. Nov. zu unterschreiben. Bei der ersten Kunde von diesen beiden Ereignissen erklärte sich fast ganz Sch.-H. für Friedrich VIII. von Augustenburg, der des Vaters Verzicht nie anerkannt hatte, u. huldigte ihm als dem angestammten Landesfürsten. Die meisten Landtage Deutschlands, die Herrscher von Baden u. Koburg-Gotha, bald auch Bayern, erkannten ihn an, aber mit 8 gegen 7 Stimmen hielt der Bundestag an dem längstgefaßten Beschluß fest, der die Exekution zu Gunsten Schleswigs Sachsen u. Hannover übertrug. Schon 23. Dez. 1863 rückten ihre Truppen unter General Hake in Kiel ein, ließen es zu, daß eine Volksversammlung zu Elmshorn den Herzog als Landesherrn ausrief, u. fanden die Billigung des Bundestags, trotzdem Oesterreich u. Preußen als Unterzeichner des Londoner Protokolls die Ausweisung des Herzogs verlangten u. mit Christian IX. über die Aufhebung der Novemberverfassung verhandelten. Kaum war ihr Ultimatum 17. Jan. 1864 abgelehnt, so erhielten Feldmarschall v. Wrangel u. Feldmarschall-Leutnant v. Gablenz den Befehl, nach Schleswig zu marschiren. Schon 1. Febr. überschritten sie die Eider, am 5. u. 6. ging Prinz Friedrich Karl über die Schlei, da die Dänen das Danewirk räumten. Während man Vorbereitungen zur Erstürmung der Düppeler Schanzen machte, besetzte Wrangel aus militärischen Gründen auch Kiel, Neumünster u. Hamburg u. nöthigte die Exekutionstruppen zum Abmarsche. Trotz des allgemeinen Mißtrauens gegen die Politik Bismarck's sahen sich die deutschen Mittelstaaten u. der Bundestag genöthigt, die Kriegführung den beiden Großmächten zu überlassen, u. England, Rußland u. Frankreich begnügten sich mit dem Vorschlag einer neuen Konferenz zu London. Aber schon waren die Düppeler Schanzen (18. April) mit Sturm genommen u. ganz Jütland besetzt, als ihre Berathungen erst anfingen. Während einer 11. Mai beschlossenen Waffenruhe verhandelte man über immer neue Vorschläge, die endlich alle daran scheiterten, daß Dänemark nichts aufgeben wollte. Ohne Ergebniß ging die Konferenz 26. Juni auseinander. Am 29. Juni besetzte Herwarth von Bittenfeld Alsen u. am 13. Juli stand Vogel von Falckenstein bei Kap Skagen; die Halbinsel war von den Dänen verlassen, die selbst auf der See bei Rügen, Helgoland u. Sylt nicht glücklich waren. Nachdem 18. Juli eine Waffenruhe beschlossen war, erklärte sich Christian IX. schon 1. Aug. durch den später zu Wien (30. Okt. 1864) ratifizirten Frieden bereit, allen Ansprüchen auf Sch.-H. u. Lauenburg zu Gunsten der beiden Großmächte zu entsagen, wofür diese auf die Kriegskosten verzichteten u. 20 Mill. dän. Staatsschuld auf die

Herzogthümer übernahmen. Da Preußen u. Oesterreich einig waren, wurde auch die Exekution 1. Dez. 1864 für erloschen erklärt, die hann. u. sächs. Truppen mußten abziehen u. die Vertreter der beiden Großmächte führten die Regierung. Während nun der Großherzog von Oldenburg, Prinz Friedrich von Hessen u. selbst Preußen auf einige Gebietstheile Ansprüche erhoben, galt das Erbrecht des bereits von der Bevölkerung u. von 14 Rechtsfakultäten anerkannten Herzogs Friedrich VIII. als unzweifelhaft. Dennoch erklärten die preuß. Kronsyndici Christian IX. für den einzig rechtmäßigen Eigenthümer, der alle Anrechte durch den Frieden abgetreten hatte. Wol war auch Bismarck gesonnen, die Herzogthümer an Friedrich herauszugeben, aber nur unter Bedingungen, die jede Okkupation von Seiten Dänemarks unmöglich machten u. Preußen Vortheile brachten. Er verlangte für Preußen die Ufer des Alsensundes, Sonderburg, Düppel, Friedrichsort, die Mündungen des Kanals, den man durch Holstein legen wollte, einige Punkte am Kieler Hafen, sodann Beitritt zum Zollverein u. Uebergabe des gesammten Post-, Telegraphen- u. Militärwesens. Da sowol Oesterreich im Febr. 1865 als auch der engere Ausschuß der Sch.-H. Vereine diese Bedingungen verwarfen, so lehnte sie der Herzog 31. März ebenfalls ab. Schon schien ein Kampf zwischen den Großmächten in Aussicht zu stehen, da kam es 14. August noch zu dem Gasteiner Vertrage, der Schleswig der alleinigen Verwaltung Preußens, Holstein der Oesterreichs überlieferte u. Lauenburg für $2\frac{1}{2}$ Mill. dän. Thaler allein an Preußen gab. Vergeblich waren die Proteste von Frankreich, England, Bayern, Sachsen u. Darmstadt. Manteuffel regierte Schleswig, verbot den Zeitungen, den Erbprinzen als Herzog zu bezeichnen, u. drohte diesem selbst mit Verhaftung, wenn er das Land wieder betreten werde. Da nun v. Gablenz in Holstein um so milder auftrat u. selbst heftigen Reden gegen Preußen nicht steuerte, erhob dieses die Anklage, daß er das revolutionäre Treiben begünstige, u. schon im Febr. 1866 war die Sprache der Kabinete so gereizt, daß man den Krieg erwarten mußte. Als noch die bedeutendere Frage über die Reform des Bundes hinzukam u. überdies Gablenz auf den 11. Juni die holsteinischen Stände nach Itzehoe berief, erklärte Preußen dies für einen Bruch des Vertrages vom 16. Jan. 1864, nach welchem die Erbfolge nur von beiden Mächten gemeinsam geregelt werden sollte, u. Manteuffel kündigte 6. Juni Gablenz seinen Einmarsch in Holstein an, wofür dieser einen Theil Schleswigs besetzen könne, da der Gasteiner Vertrag nun aufgehoben sei. Da Gablenz darauf verzichtete u. zum Kampfe zu schwach war, verließ er 11. Juni Holstein, so daß nun beide Herzogthümer unter preuß. Verwaltung kamen. Die schnelle Entscheidung des Krieges auf den böhm. Schlachtfeldern machte schon 23. Aug. 1866 im Prager Frieden die Annexion vollkommen (s. „Deutschland, Geschichte"). Zwar enthielt der fünfte Artikel das Versprechen, Preußen werde Nordschleswig an Dänemark abtreten, allein da die Garantieforderungen, welche jenes 1868 durch den Legationsrath Bucher für die mit abzutretenden Deutschen machte, dem dän. Minister zu hoch, die angebotenen Landestheile zu gering erschienen, u. man sich von der Hülfe Napoleon's mehr versprach, ist die Sache bis heute unerledigt geblieben. — Vergl. Waitz, „Geschichte Sch.-H.s" (2 Bde., Gött. 1851—54); Baudissin, „Geschichte des Sch.-H.schen Krieges" (Hann. 1862); Rüstow, „Der Deutsch-dän. Krieg von 1864" (Zür. 1864); Bulle, „Geschichte der neuesten Zeit" (2 Bde., Lpz. 1876).

Schlettstadt (franz. Schelestadt), Kreisstadt mit 9094 E. (1875) im Reg.-Bez. Niederelsaß; liegt in 178 m. Seehöhe, in herrlicher Landschaft an der Ill u. der Elsaß-Lothring. Eisenbahn Straßburg-Basel, hat zwei schöne kathol. Kirchen (St. Fides in roman. Stil, 1094 begonnen, u. St. Georg, eine der schönsten goth. Kirchen des Elsaß, im Anfange des 13. Jahrh. gegründet) u. einen protest. Tempel; ist ein lebhafter Fabrikort, der wollene u. baumwollene Strumpfwaaren, Calicot, Leinwand, Holzgeräthe, Seife, Oel 2c. fabrizirt, viel Gerberei, starke Bierbrauerei, mehrere Schneide- u. Lohmühlen hat. Die Umgegend hat starken Obst- u. Weinbau. — Unter dem Namen Scladistat kommt Sch. schon als Pfalz der Karolinger vor, wurde 1216 mit Mauern umgeben u. war im Range die 3. der 10 elsäss. Reichsstädte. Im 15. Jahrh. errichtete hier der Humanist Agricola eine berühmte Gelehrtenschule, zu deren Schülern seiner Zeit auch Erasmus gehörte. 1632 wurde Sch. von den Schweden erobert, kam im Westfäl. Frieden 1648 an Frankreich, wurde unter Ludwig XIV. neu befestigt u. galt als Festung 3. Klasse, wurde als solche im Deutsch-franz. Kriege 1870 Anfangs nur beobachtet, nach dem Falle von Straßburg (28. Sept.) seit 9. Okt. cernirt, seit 21. Okt. bombardirt u. 24. Okt. 1870 zur Kapitulation gezwungen. Seitdem sind die Festungswerke geschleift u. ist Sch. eine offene Stadt geworden.

Schleuder ist eines der ursprünglichsten Werkzeuge, um den Gegner aus der Ferne zu treffen. Die treibende Kraft ist die Muskelkraft des Armes, das Geschoß ein Stein, eine Bleikugel 2c., welches mittels eines an drei Riemen befestigten Lederstückes durch mehrmaliges Schwingen um den Kopf u. darauf plötzliches Loslassen des einen Riemens mit großer Kraft u. Sicherheit nach dem Ziele geschleudert wird. Berühmte Schleuderer waren die Bewohner der Balearischen Inseln. Die Sch. erhielt sich noch lange neben den verbesserten Feuerwaffen u. wurde sogar noch 1572 bei der Belagerung von Sancère gebraucht.

Schleusingen, Kreisstadt mit 3323 E. (1871) in der gleichnamigen, südl. vom Thüringer Wald gelegenen Exklave des Reg.-Bez. Erfurt der preuß. Provinz Sachsen; liegt in 412 m. Seehöhe, an dem Einflusse der Erlau u. Nahe in die Schleuse, hat 2 Kirchen (die Kapelle der Stadtkirche enthält die Grabmäler der Grafen von Henneberg), ein Forstinstitut, ein Gymnasium u. treibt sehr bedeutende Weberei u. Strumpfwirkerei, fabrizirt Handschuhe, Chemikalien, Papier, Steinpappe, Pulver, Schrot u. Zündhütchen, hat ein Eisenwerk, einen Kupferhammer 2c. u. starken Holzhandel. In der Nähe liegt ein Kurhaus mit Fichtennadelbädern. — Sch. gehörte früher zur Grafschaft Henneberg u. war Residenz der Grafen, kam nach deren Aussterben 1582 an Kursachsen u. 1815 an Preußen.

Schleuße: 1. eine Vorrichtung zum Aufhalten, Emporstauen u. beliebigen Durchlassen des Wassers eines Flusses od. Kanals; 2. ein bedeckter Kanal zum Abführen des städtischen Unrathes. In der ersteren Bedeutung unterscheidet man noch Stau- u. Schiffahrtsschleußen. Die Stau- od. auch Flutschleußen haben den Zweck, zeitweise das Niveau eines Wasserlaufes in die Höhe zu stauen, sei es zum Ueberrieseln von Wiesen od. zum Betriebe von Wasserrädern, od. auch zum Einlassen in die Deiche. Die Schiffahrtsschleußen haben den Zweck, Schiffe von einem tieferliegenden Wasserniveau auf ein höher liegendes zu heben, u. werden aus Kanalstrecken gebildet, welche die beiden Wasserspiegel verbinden, an beiden Enden aber durch Thore abgesperrt werden können. Soll ein Schiff in solcher Art von dem untern Wasserspiegel auf den obern gehoben werden, so schließt man das obere Thor der Sch. u. öffnet das untere, so daß das Schiff in die Sch. einfahren kann, deren Niveau mit dem untern Wasserspiegel in gleicher Höhe steht. Nach der Einfahrt schließt man das untere Thor u. öffnet dafür das obere, welches so lange Wasser in die Sch. einströmen läßt, bis in dieser der Spiegel mit dem oberen Niveau gleiche Höhe hat u. das Schiff gehoben seine Fahrt auf der höheren Wasserstraße fortsetzen kann. Durch Wiederholung dieses Vorganges kann man Schiffe über sehr bedeutende Höhen heben.

Schley od. Schlei, eine schmale Bucht der Ostsee, welche in südwestl. Richtung $5\frac{1}{2}$ M. lang in Schleswig eindringt. Von Kappeln bis Missunde von gewöhnlicher Strombreite, dehnt sie sich von da bis zur Stadt Schleswig zu einem See aus, die Große Breite genannt.

Schlichtegroll, Adolph Heinrich Friedrich, Biograph u. Numismatiker, geboren zu Waltershausen bei Gotha 8. Dez. 1765; studirte seit 1783 Philologie u. Archäologie in Jena u. Göttingen, wurde 1797 Professor am Gymnasium in Gotha u. 1801 Bibliothekar daselbst, folgte 1808 einem Rufe als Direktor der Hofbibliothek u. Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften nach München u. starb daselbst 4. Dez. 1822. Er hat sich insbes. durch den von ihm begründeten „Nekrolog der Deutschen" (28 Bde., Gotha 1790 bis 1806) einen Namen gemacht. Außerdem gab er heraus, bez. verfaßte er: „Historia numothecae Gothanae" (ebd. 1799); „Annalen der Numismatik" (2 Bde., ebd. 1804—6); „Turnierbuch Herzog Wilhelm's IV. von Bayern von 1510—45" (4 Hefte, München 1818 bis 1821) 2c. — Antonin **v. Sch.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Gotha 3. Mai 1793; widmete sich der Baukunst, war seit 1822 Oberbaurath bei der obersten Baubehörde im bayer. Ministerium des Innern u. starb zu München 14. Nov. 1873, die letzten Jahre in den Ruhestand getreten. Derselbe war im Gesammtfache des Bauwesens, nam. aber im Eisenbahn- u. Brückenbau sowie auf dem Gebiete der Steindruckerkunst, literarisch thätig. — Nathanael **Sch.**, Bruder des Vorigen, gest. als Reichsarchivrath zu München 13. Sept. 1859, schrieb „Erinnerungen an Aug. Graf v. Platen" (Münch. 1852).

Schliemann, Heinrich, ein durch seine Ausgrabungen auf kleinasiatischem u. griechischem Boden berühmt gewordener Privatmann, geb. 1822 zu Neu-Buckow in Mecklenburg-Schwerin; wurde, kaum 14 Jahre alt, in einer Materialwaarenhandlung zu Fürstenberg als Lehrling untergebracht, 1841 aber, da er sich bei seinen dienstlichen Verrichtungen einen innerlichen Schaden zugezogen hatte, von seinem Prinzipal entlassen, begab sich nach Hamburg u. verdang sich als Schiffsjunge an Bord eines nach Venezuela bestimmten Kauffahrers. Am 28. Nov. 1841 verließ dieses Schiff Hamburg, am 12. Dez. scheiterte es an der Küste von Texel. Sch. schlug sich nach Amsterdam durch, wo er nach mannichfachen Nöthen eine Stelle als Lagerdiener in einem Engros-Spezereigeschäft fand. Hier warf er

sich mit Eifer auf das Studium fremder Sprachen u. wurde, 1844 Korrespondent u. Buchführer eines Handelshauses geworden, 1846 von seinen Chefs als Verkaufsagent nach Petersburg gesandt, wo er sich bereits im Okt. desselben Jahres als Großspezereihändler auf eigene Rechnung etablirte. 1858 begann er Reisen zu machen, die ihn durch ganz Europa, Aegypten, Palästina u., nachdem er sich im April 1864 mit bedeutendem Vermögen vom Geschäft zurückgezogen, auch nach Amerika, Ostindien, China, Japan u. Sumatra führten.



Nr. 4849. Heinrich Schliemann (geb. 1822).

Seit 1866 lebte er, mit griechischen, insbesondere mit Homer-Studien beschäftigt, theils in Paris, theils in Athen, u. 1870, in welchem Jahre er sich auch mit einer Athenienserin verheirathete, unternahm er, ein begeisterter Verehrer Homer's u. überzeugt von der vollen Realität u. Zuverlässigkeit der in den homerischen Epen enthaltenen Angaben u. Schilderungen, auf eigene Kosten in Hissarlik (s. d.) Nachgrabungen zur Auffindung des alten Ilion. Diese Nachgrabungen setzte er im Okt. u. Nov. 1871, dann vom April bis Aug. 1872 u. vom Febr. bis Juni 1873 durch alle die verschiedenen, auf einander gehäuften Bau-, Trümmer- u. Schuttschichten bis auf den Urboden hinunter fort u. legte dabei nicht nur die baulichen Substruktionen der übereinander liegenden Städte (des von Lysimachos im 6. Jahrh. v. Chr. gegründeten u. bis in die 2. Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. existirenden neueren Ilion u. des vermeintlichen Homerischen Troja) bloß, sondern fand auch eine große Menge höchst interessanter u. unzweifelhaft sehr alter Gegenstände, wie Gefäße, Waffen, Geräthe, Schmucksachen aus Gold, Silber, Elektron (Mischung von Silber u. Gold), Kupfer 2c., in welch letzteren er den „Schatz des Priamos" erblickte. Die von ihm festgehaltene Hypothese von der Lage des alten Troja stellte Sch. bereits in seiner unter dem Titel „Ithaka, der Peloponnes u. Troja" (Lpz. 1869) erschienenen Reisebeschreibung auf; einen ausführlichen Bericht über seine Ausgrabungen in Troja lieferte er in dem Werke „Trojan. Alterthümer" (mit einem photographischen Atlas, ebd. 1874). Die Ansichten Sch.'s riefen in der ganzen gebildeten Welt einen lebhaften Meinungsstreit hervor; der hohe wissenschaftliche Werth der Sch.'schen Entdeckungen bleibt jedoch über jeden Zweifel erhaben. Auf einem in jener Beziehung viel dankbareren Boden befand sich Sch., als er 1876 auch in Mykenä Nachgrabungen vornahm. Dort fand er oberhalb des Löwenthors jene 5 neben einander senkrecht in den Boden eingetriebenen Schachte, welche nach Pausanias die Ueberlieferung als die Gräber von Agamemnon, Kassandra, Eurymedon u. ihren Gefährten, die Alle beim Feiern eines Banketts von Klytämnestra u. ihrem Liebhaber Aegisthos getödtet wurden, bezeichnet, u. in diesen Gräbern eine Fülle ungeahnter Schätze. Die von Sch. dem griechischen Staate geschenkten Fundstücke sind höchst verschiedenartig (Waffen, Geschirre, Geschmeide von reinem Golde, Münzen 2c.) u. haben bis jetzt die Thatsache erhärtet, daß die Geschichte von Mykenä nicht, wie man bisher angenommen hatte, mit dem J. 168 v. Chr. (dem Jahre der Zerstörung durch die Argiver) schließt, sondern daß die Stadt auch noch in makedonischer, ja selbst in byzantinischer Zeit bewohnt gewesen ist. Sonst enthält der großartige Fund noch viel Räthselhaftes. 1877 hielt sich Sch. längere Zeit in London auf, wo er sehr gefeiert wurde.

Schlik zu Bassano u. Weißkirchen, ein altadeliges Geschlecht in Böhmen, das seit 16. Juli 1422 reichsfreiherrlich u. seit 31. Okt. 1437 reichsgräflich ist u. jetzt die Fideikommißherrschaften Kopidlno (s. Z. aus der Wallenstein'schen Konfiskationsmasse angekauft) u. Altenburg (1,75 □M. mit 25 Ortschaften) im Gitschiner Kreise besitzt. Am bemerkenswerthesten sind: Kaspar, 1. Reichsgraf **v. Sch.**, geb. 1400, gest. 1449, Reichskanzler der drei deutschen Kaiser Sigismund, Albrecht II. u. Friedrich III.; brachte 1422 durch Vermittlung der Heirath des nachherigen Kaisers Albrecht II. mit Elisabeth, der Erbtochter Kaiser Sigismund's, Mähren als Mitgift u. die Ansprüche auf die böhm. u. ungar. Krone ans Haus Oesterreich u. ward durch verschiedene Besitzungen (darunter auch die Herrschaft Weißkirchen) sowie durch seine Erhebung in den Freiherren- u. Grafenstand mit dem Prädikate „zu Passaun" (Bassano) belohnt. — Stephan, Reichsgraf **v. Sch.**, ein Neffe des Vorigen, geb. 24. Dez. 1487; erschloß das 1516 entdeckte reiche Silberlager beim Dorfe Konradsgrün, an dessen Stelle er Joachimsthal gründete, u. ließ als erster Münzberechtigter 1517 die ersten Joachimsthaler (auch Schlikenthaler genannt) prägen; er verscholl 1526 nach der Schlacht bei Mohacs. — Franz Heinrich, Reichsgraf **v. Sch.**, geb. zu Prag 23. Mai 1789; studirte seit 1805 die Rechte, trat 1809 als Leutnant in das damalige Kürassierregiment Albrecht u. ward Adjutant des Feldmarschall-Leutnants Bubna, nahm 1812, um nicht für Frankreich zu kämpfen, seinen Abschied, eilte aber 1813 wieder zu den Fahnen u. machte als Rittmeister u. Ordonnanzoffizier im Stabe des Kaisers Franz die Schlachten bei Dresden, Kulm u. Leipzig mit; in letzterer verlor er durch einen Kosaken, der ihn für einen feindlichen Offizier hielt, das rechte Auge, was ihm die Theilnahme am Feldzuge des J. 1814 unmöglich machte; 1815 jedoch erschien er als Major wieder auf dem Kriegsschauplatze. In der dann folgenden Friedenszeit zum Feldmarschall-Leutnant (1844) aufgerückt sowie zum Geh. Rath u. Kämmerer ernannt, ging er 1848 als Gouverneur nach Krakau u. erhielt bald darauf den Oberbefehl über ein Corps von 8000 Mann in Oberungarn. Er erfocht mit demselben Sieg auf Sieg, stieß dann zur Hauptarmee unter Windischgrätz u. trug wesentlich zu dessen Siege bei Kapolna bei, verlegte dem von den Russen verfolgten Görgei bei Arad den Weg u. zwang ihn dadurch zur Kapitulation. Seit Sept. 1849 General der Kavallerie u. seit Nov. 1851 Inhaber des 4. Husarenregiments, ward er 1854 Oberbefehlshaber der 4. Armee in Galizien, mit der er beim Ausbruch des Italienischen Krieges von 1859 in das Adriatische Küstenland rückte. In der Schlacht bei Solferino (24. Juni), wo er den rechten Flügel führte, unterlag er den Franzosen. Nach dem Frieden von Villafranca nahm er den Abschied u. starb zu Wien 17. März 1862.

Schlingen (Schlucken), das, eine eigenthümliche Reihenfolge von Zusammenziehungen der Muskeln der Zunge, des Gaumens u. des Schlundes, welche unwillkürlich (reflektorisch) durch Erregung von Empfindungsnerven am Zungenrücken u. weichen Gaumen in Gang gesetzt wird, während der Wille zwar ebenfalls sie hervorrufen, aber ihren Ablauf weder hindern noch ihren Gang beschleunigen od. verzögern kann. Unter Anderen hat besonders Schröder van der Kolk das verlängerte Mark als Regulator dieser Bewegungen erkannt.

Schlingpflanzen, auch wol Lianen (s. d.), nennt man alle an Stützen emporstrebenden Gewächse, die sich windend um diese Stütze bewegen. Von ihnen unterscheiden sich die Kletterpflanzen dadurch, daß diese mittels ihrer Blätter (Blattkletterer), mittels eigener Ranken (Rankenkletterer), Haken od. Wurzeln (Haken- u. Wurzelkletterer) an ihren Stützen emporwachsen. Wirkliche Sch. sind in unsrer Zone z. B. Hopfen, Winden, Schminkbohne (Phaseolus) u. a., in wärmeren Zonen Passifloren, Mikanien, Thunbergien, Ipomöen, Loasaceen u. a., sowie die unter „Lianen"

genannten Pflanze. Doch gehen die unterscheidenden Merkmale sämmtlicher dieser Gewächse in einander über, so daß man zwischen den einzelnen Kletterpflanzen nicht streng unterscheiden kann. Sie alle aber haben entweder im Stamme od. in den Blattorganen die eigenthümliche Fähigkeit, sich zu winden, was bei den einzelnen Sch. in gewisser Ordnung vor sich geht; so muß z. B. der Hopfen sich stets von der Linken zur Rechten aufwärts winden, wenn seine Vegetation regelmäßig von Statten gehen soll. Dabei pflegt sich der windende Stamm auch gleichzeitig um seine eigene Achse zu drehen. Wie weit dabei eine gewisse Reizbarkeit der kletternden Organe od. das Sonnenlicht im Spiele sei, steht dahin. In letzterer Beziehung windet z. B. zwar die größte Zahl der betreffenden Pflanzen in einer dem Laufe der Sonne entgegengesetzten Richtung, d. h. von links nach rechts; doch giebt es auch Arten, welche die umgekehrte Richtung verfolgen. Wenn die eigentlichen Sch. mit dem ganzen Sproß klettern, so thun dies die **Blattkletterer** mittels der Spitzen ihrer Blätter od. mittels greifender Blattstiele (Tropäolum-Arten). Die Rankenkletterer vollziehen das durch eigene reizbare Ranken (Zaunrübe, Weinstock, wilder Wein, Passionsblumen 2c.). Mit Haken an Stengeln u. Aesten klettern ein Labkraut (Galium Aparine), eine australische Brombeere u. einige Kletterrosen; die Anzahl der **Wurzelkletterer** ist sehr groß; zu ihnen gehört auch unser Ephen.

Schlittschuhe nennt man Werkzeuge, welche man an den Füßen befestigt, um sich damit leichter u. schneller auf dem Eise fortzubewegen. Die lange ausschließlich u. auch jetzt noch theilweise gebräuchliche Form derselben war die, daß in ein Stück Holz, welches ungefähr die Gestalt der Fußsohle hatte, auf der unteren Seite ein Stück Eisen od. Stahl eingelassen u. angeschraubt war, welches 6–8 mm. dick, 2–3 cm hoch u. vorn abgerundet od. meist in einem Schnabel in die Höhe gebogen war. Auf der untern Seite hat dieses Eisen eine Rinne u. ist an den Seiten scharfeckig. Am Holze sind das nöthige Riemenzeug od. starke leinene Bänder angebracht, um den Schlittschuh fest an den Fuß zu schnallen; hinten, wo der Absatz des Stiefels hinkommt, steht aus dem Holz ein scharfer Stachel hervor, der sich in denselben einbohrt. Jetzt ist aber die amerikanische Form, nach ihrem Erfinder John Halifax genannt, an die Stelle der frühern getreten; bei diesen fehlt die Holzsohle u. das Riemenzeug ganz, u. das Eisen wird nur mit einer Feder an den Absatz befestigt. Der Name Sch. kommt von dem veralteten Zeitwort „schlitten", d. i. auf dem Eise gleitend fahren, her; in einigen Gegenden Deutschlands sagt man jedoch dafür Schrittschuhe, niedersächs. Striedschöe, von „strieden", d. h. weit ausschreiten. Die ältesten Sch. waren die Erdschlittschuhe der alten Skandinavier, aus Holz gemacht u. einer Schlittenkufe ähnlich, od. die noch im hohen Norden gebräuchlichen kahnartigen Schneeschuhe (Ski, Norwegens, Finn- auch Lapplands sowie des russ. Amerika, mit denen man über die Schneefelder dahingleitet, sich aber zum besseren Fortkommen noch eines langen Springstocks bedient. Jedenfalls sind die Holländer als die ersten Erfinder der heutigen Sch. zu betrachten, weil sie vermittels derselben im Winter sich das schnellere Fortkommen auf den Kanälen verschafften; bei ihnen heißen sie Schaatzen. Von hier kamen sie nach England, wo sie mit einer Nachbildung des holländ. Wortes skates genannt wurden; J. Stowe in s. „London" (1599) beschreibt sie, spricht jedoch nicht von Eisen, die man unter die Füße mache, sondern von Knochen. Wahrscheinlich kamen sie aus Holland auch nach Frankreich; Molière im „George Dandin" erwähnt, freilich in equivoquer Bedeutung, die patineurs (patin, Schlittschuh, v. griech. πατεῖν, mit dem Fuß treten). Die Mode, auch im Sommer auf einer eigens dazu gebauten, dem Eise ähnlichen, spiegelglatten Asphaltbahn vermittels Rollschuhen, wo Rädchen die Stelle der Eisen vertreten, pfeilschnell sich fortzubewegen, ist seit ihrer Erfindung durch Vanlede zu Paris (um 1790) u. ihrer ersten praktischen Anwendung in der Oper „Der Prophet" von Meyerbeer, in den meisten großen Städten eingeführt u. überall sind Rollschuhbahnen (skating rinks) angelegt worden. Besungen hat das Schlittschuhlaufen wol zuerst Klopstock.

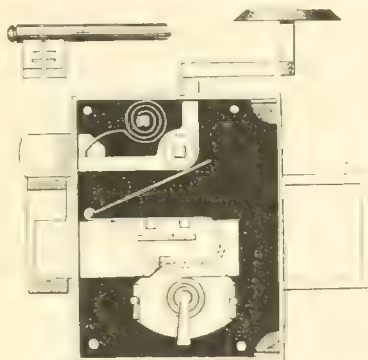
Schlömilch, Oskar, ausgezeichneter Mathematiker, geb. als Sohn eines Kammermusikus zu Weimar 13. April 1822; studirte in Jena, Berlin u. Wien Mathematik u. Physik, habilitirte sich 1844 in Jena als Privatdozent, ward 1846 außerord. Professor, folgte 1849 als Professor der höheren Mathematik u. analytischen Mechanik einem Rufe an die Polytechnische Schule in Dresden u. ist seit 1. Okt. 1874 Geh. Schulrath u. Abtheilungsvorstand für die Realschule im königl. sächs. Unterrichtsministerium. Er verfaßte: „Handbuch der Differenzial- u. Integralrechnung" (Greifsw. 1847 ff., 2 Thle.); „Analytische Studien" (2 Bde., Lpz. 1848); „Neue Methode zur Summirung endlicher u. unendlicher Reihen" (Greifsw. 1849); „Grundzüge einer wissenschaftlichen Darstellung der Geometrie des Maßes" (Eisenach 1849, 2 Thle.; 1. Th., 5. Aufl. 1873; 2. Th., 3. Aufl. 1873); „Handbuch der algebraischen Analysis" (Jena 1851; 5. Aufl. 1873); „Kompendium der höheren Analysis" (2 Bde., Braunschw. 1853 ff.; 1. Band, 4. Aufl. 1873; 2. Band, 2. Aufl. 1874); „Fünfstellige logarithmische u. trigonometrische Tafeln" (ebd., 2. Aufl. 1873); „Uebungsbuch zum Studium der höheren Analysis" (Lpz., 1. Th., 2. Aufl. 1873; 2. Th. 1868) 2c. Außerdem giebt er seit 1856 die „Zeitschrift für Mathematik u. Physik" (Lpz.) heraus (zuerst mit Witzschel, jetzt mit Kahl u. Cantor).

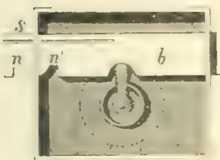
Schlönbach, Karl Arnold, deutscher Dichter, geb. als Sohn eines Bergdirektors 31. Aug. 1817 auf einem Hütten- u. Bergwerke bei Müssen an der Sieg; widmete sich zuerst dem Studium der Landwirthschaft u. wurde 1841 Domänenamtssekretär in Mülheim am Rhein, wo seine Neigung zur Poesie durch Gottfried Kinkel neue Nahrung erhielt. Nachdem er 1842 wegen seiner freisinnigen Ansichten den Staatsdienst verlassen, wurde er Schauspieler, wandte aber nach mancherlei bitteren Erfahrungen u. Enttäuschungen diesem Berufe wieder den Rücken, um seit 1846 ausschließlich literarisch thätig zu sein. In demselben Jahre war er von Oldenburg nach Hamburg übergesiedelt, u. 1848 nahm er seinen Aufenthalt in Koburg als Redakteur der „Konstitutionellen Zeitung". Nachdem er 1850 die Redaktion niedergelegt, lebte er in Dresden, dann in Leipzig u. seit 1855 in Mannheim, wo er sich mit der Schauspielerin Auguste verw. Gerlach, einer Tochter der berühmten Sophie Schröder (geb. zu Hamburg 1813), verheirathete, Vorlesungen hielt u. die „Süddeutschen Blätter für Kunst u. Wissenschaft" gründete. Als seine Gattin im Herbste 1857 ein Engagement am Hoftheater in Koburg angenommen, kehrte er dahin zurück u. starb dort 17. Sept. 1866. Sch. war ein sehr bedeutendes poetisches Talent; seine besten Leistungen liegen auf dem lyrischen Gebiete. Er schrieb: „Geschichte, Gegenwart, Gemüth" (Gedichte, Hamb. 1847); „Das deutsche Bauernbuch" (Dorfgeschichte, Berl. 1848); „Aus der Blumenwelt" (Märchenepos, Dresd. 1852); „Dramatische Werke" (ebd. 1852); „Originale" (Genrebilder aus der Wirklichkeit, 2 Bde., Bresl. 1853); „Der letzte König von Thüringen" (vaterländisches Schauspiel, Jena 1854); „Novellen u. Erzählungen" (2 Bde., Lpz. 1855); „Weltseele" (Dichtungen, ebd. 1855); „Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche" (Hann. 1856); „Aus Vergangenheit u. Gegenwart" (Novellen, ebd. 1856); „Die Hohenstaufen" (Epos, Hildburgh. 1859); „Ulrich v. Hutten" (vaterländisches Gedicht, Berl. 1862); „Garibaldi" (Liedersammlung, Hamb. 1862); „Was sich der Wein erzählt" (persiflirendes Epos, Münch. 1862); „Der Stedinger Freiheitskampf" (vaterländisches Gedicht, Bremen 1864) u. „Menschen u. Parteien" (Roman, 4 Bde., Lpz. 1864).

Schloß, eine mechanische Vorrichtung zum Verschließen, wie solche in einfacher Form schon in den ältesten Zeiten an Thüren 2c. im Gebrauch gewesen sind, u. die im Wesentlichen aus einem Riegel besteht, der mit Hülfe eines besonderen Theiles, des **Schlüssels**, bewegt wird u., je nachdem, das Sch. schließt od. öffnet. Nach Homer bediente sich Penelope eines metallnen Schlüssels zum Oeffnen eines Kleiderschrankes, u. die alten Aegypter haben schon sehr scharfsinnige Schlösser konstruirt. Im Mittelalter war die künstlerische Gestaltung der Schlösser u. Schlüssel hoch ausgebildet, während die praktische Konstruktion des Schließmechanismus erst in den letzten hundert Jahren vervollkommnet ward. Das Prinzip aber, auf welchem diese Vervollkommnungen beruhen, ist trotzdem ein uraltes, schon bei den alten ägyptischen Malschlössern angewendetes, darin bestehend, daß der ganze Mechanismus sich aus einer Anzahl von Bestandtheilen zusammensetzt, welche das Oeffnen nur bei einer bestimmten gegenseitigen Stellung gestatten. Die Haupttheile jedes Sch.es sind: 1. der Riegel, welcher, in gehörige Lage gebracht, das Zu-, resp. Aufschließen bewirkt, u. 2. die Zuhaltung, welche, in ihrer einfachsten Form als federndes Plättchen, den Riegel in seiner Stellung beim Verschluß festhält, bis sie durch ein geeignetes Mittel, den Schlüssel, zurückgeschoben wird, so daß alsdann die Bewegung des Riegels durch Umdrehen des Schlüssels gestattet ist. Der Schlüssel ist in der Mehrzahl der Fälle ein Hebel, dessen einer Arm (der Bart) die Oeffnung der Zuhaltung u. die Verschiebung des Riegels bewirkt. Um aber nicht mit jedem Schlüssel das Sch. öffnen zu können, erhält dieser öffnende Theil eine bestimmte Form, durch Einschnitte, welche in die im Innern des Sch.es angebrachte **Besetzung** od. das **Eingerichte** passen, das selbst jedem andern Schlüssel aber das Eindringen verwehrt. Dieses Eingerichte besteht aus einem od. mehreren im Sch.e angebrachten, bogenartig

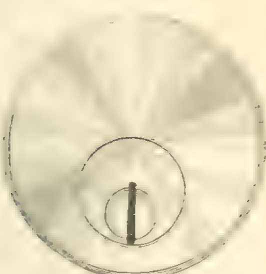
geformten Metallstreifen (Fig. 4850), zu deren Erfassen der bestimmte Schlüssel mit passenden Einschnitten im Barte versehen ist. Die älteren Schlösser sind in der Regel mit Hohlschlüsseln schließbar, die beim Einstecken sich über einen im Schlosse befindlichen Dorn schieben, welcher an sich schon ein Hinderniß für die Annäherung zum Riegel mit anderen Werkzeugen bietet. Als einfachste Konstruktion ist das Schnappschloß (Fig. 4851) zu nennen, dessen Riegel b oberhalb bei s durch einen Langschnitt federnd gemacht u. unterhalb mit Einschnitten n n' versehen ist, welche durch die Wirkung der Feder bei geeigneter Stellung des Riegels in den seitlichen Theil des Schloßkastens (Umschweifes) einschnappen u. bei Drehung des Schlüssels ausgehoben werden, um die Verschiebung des Riegels zu gestatten. Bei dem sog. deutschen Sch. liegt hinter dem Riegel eine gewundene Feder, welche den Riegel wieder vortreibt, wenn er vom Schlüssel frei gelassen wird. Die französischen Schlösser sind mit zweierlei sichernden Vorrichtungen: einem fest stehenden Eingerichte u. einer beweglichen Zuhaltung, versehen. Fig. 4852 zeigt ein solches Sch. mit der gebräuchlichsten Zuhaltungseinrichtung. Noch bevor der Schlüsselbart beim Umdrehen von der einen od. andern Seite im Einschnitt des Riegels zum Angriff gelangt, muß er den (in der Figur punktirt angedeuteten) Bügel der Zuhaltung treffen u. soweit heben, daß die Krampen od. Haken der Zuhaltung aus der betreffenden Kerbe an der Riegeloberseite herausgehoben werden u. so den Riegel frei geben.

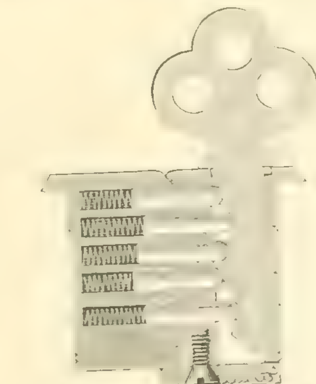

Nr. 4850. Die Besatzung od. das Eingerichte.


Nr. 4852. Französisches Schloß mit Schlüssel.



Nr. 4851. Schnappschloß.


Nr. 4853. Yale's Sicherheitsschloß.


Nr. 4854. Yale's Sicherheitsschloß. Längendurchschnitt mit eingestecktem Schlüssel.

Ist der Schub vollbracht, so geht mit dem Schlüsselbarte auch die federnde Zuhaltung wieder nieder, legt sich in die folgende Kerbe ein u. hält den Riegel wieder fest. Außerdem ist dieses Sch. noch mit einem Drücker (Klinke) versehen, um als Stuben- od. Hausthürschloß zu dienen. Eine andere Klasse sind die Kombinationsschlösser, von denen das älteste das Mal- od. Buchstabenschloß ist. Dasselbe besteht aus einzelnen um eine Achse drehbaren Ringen, welche auf der Außenseite mit Buchstaben od. Zeichen versehen sind, im Innern aber als Zuhaltungen wirken u. in eine gewisse Stellung zu einander gebracht werden müssen, wenn sie den Riegel freilassen sollen. Die Kombinationsschlösser sind zuerst durch Joseph Bramah vervollkommnet worden. Das Bramahschloß hatte aber den Uebelstand, daß seine Kombinationstheile sehr zart u. durch das Schlüsselloch sichtbar sind. Praktischer ist das von Jeremia Chubb zu Portsea in Southampton 1818 erfundene Kombinationsschloß (s. „Chubbschloß" mit Abb.). Die Einführung der feuerfesten u. diebssicheren eisernen Schränke eröffnete den Schlösserkonstrukteuren ein weites Feld. Eine ganz neue Anordnung u. Wirkungsweise der Kombinationstheile führte Yale in Philadelphia aus, dessen Sch. von 1855 datirt u. zuerst in verbesserter Form von Franz Wertheim in Wien als Stechschloß nachgebaut wurde. Hierbei ist der Schlüssel ein höchstens 15 mm. breiter Stahlblechstreifen, der an einer Kante mit verschiedenen zahnartigen Erhöhungen versehen ist (Fig. 4854). Das Schlüsselloch ist ein entsprechender schmaler Spalt, u. die Zuhaltungen bestehen aus einer Reihe dünner Stahlcylinder, die in ungleiche Längen getheilt sind u. durch Federn niedergedrückt werden. Der Schlüssel hebt jeden Cylinder so hoch, daß sein Theilschnitt mit dem Umfange des cylindrischen Schlüsselgehäuses zusammenfällt u. so dieses durch den Schlüssel umgedreht werden kann. Dieses cylindrische Schlüsselgehäuse bildet aber gewissermaßen erst den vollständigen Schlüssel, indem es am äußern Umfange mit einem Vorsprunge, dem Schlüsselbarte, versehen ist u. damit bei seiner Drehung die Verschiebung des Riegels bewirkt. Sehr beliebt ist in neuerer Zeit das Chronometerschloß geworden, welches den Zweck hat, das Oeffnen der Kassenschlösser nur zu einer bestimmten Zeit zu ermöglichen. In Amerika ist die Schloßfabrikation auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht worden, u. ähnlich wie bei der Nähmaschinenfabrikation werden die einzelnen Bestandtheile durch eigens dafür konstruirte Maschinen hergestellt.

Schlosser, Friedrich Christoph, hervorragender deutscher Geschichtschreiber, geb. 17. Nov. 1776 zu Jever als jüngstes von den zwölf Kindern eines Advokaten; wurde nach dem frühen Tode des Vaters in dürftigen Umständen rauh u. streng von seiner Mutter erzogen, besuchte dann, seit dem 15. Jahre völlig verwaist, das Gymnasium seiner Vaterstadt u. bezog 1793 die Universität Göttingen.


Nr. 4855. Friedrich Christoph Schlosser (geb. 17. Nov. 1776, gest. 23. Sept. 1861).

Hier widmete er sich dem Studium der Theologie, gab sich jedoch mit gleicher Liebe der Geschichte, Physik, Mathematik, der engl., italien., spanischen Literaturgeschichte u. der Philosophie hin. 1797 trat er als Hauslehrer in die Familie des Grafen Bentinck Rhoone in Varel ein, gab aber diese Stellung im folgenden Jahre schon wieder auf, u. wandte sich nach einem kurzen Aufenthalte in Ottmarschen bei Altona 1800 nach Frankfurt a. M. Nachdem er hier bis 1804 als Lehrer gewirkt hatte, folgte er einem Rufe als Konrektor an das Gymnasium zu Jever, kehrte jedoch bereits 1805 wieder nach Frankfurt zurück, wo er einige Lehrstunden am Gymnasium übernahm u. 1812 eine Professur an dem vom Fürsten Primas Dalberg neuerrichteten Lyceum daselbst erhielt. Als diese Anstalt 1814 wieder einging, wurde Sch. wieder zum Stadtbibliothekar ernannt u. 1817 als Professor der Geschichte nach Heidelberg berufen, in welcher Stellung er bis zu seinem am 23. Sept. 1861 erfolgten Tode thätig war. Sch.'s erste Schriften bewegten sich auf dem Gebiete der Kirchengeschichte; es sind: „Abälard u. Dulcin" (Gotha 1807) u. „Leben Beza's u. des Peter Martyr Vermili" (Heidelb. 1809); sein erstes historisches Werk war die „Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des Oströmischen Reiches" (Frankf. 1812). Von seinen dann folgenden größeren Arbeiten ist zuvörderst die „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung" (9 Bde., Frankf. 1817–24; 2. Aufl. 1839

bis 1841) zu erwähnen, die seinen Ruf als gediegener u. scharfsinniger Forscher begründete. Als Frucht einer 1822 nach Paris zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reise veröffentlichte er seine berühmte „Geschichte des 18. Jahrh." (2 Bde., Heidelb. 1823; 4. Aufl., 8 Bde., 1853—60). Nächst diesen schrieb er „Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt u. ihrer Kultur" (3 Bde. in 9 Abth., Frankf. 1826—34), die ein treffliches Zeugniß seiner umfassenden Studien auf dem Gebiete der alten Geschichte ablegt. Von seinen kleineren Schriften, zum Theil enthalten in dem von ihm in Gemeinschaft mit Bercht herausgegebenen „Archiv für Geschichte u. Literatur" (5 Bde., Frankf. 1830—35), sind vor Allem hervorzuheben „Zur Beurtheilung Napoleon's u. seiner neuesten Tadler u. Lobredner" (1832—35) sowie die „Studien über Dante" (Lpz. u. Heidelb. 1855). In den letzten Jahren seines Lebens aber schuf er sein Hauptwerk, die nicht nur für die Gelehrten, sondern für alle Klassen der Gesellschaft berechnete „Weltgeschichte für das deutsche Volk" (19 Bde., Frankf. 1842—54), von welcher die früheren Theile zwar nur aus seinen Schriften von Kriegk, die spätern aber von ihm selber ausgearbeitet worden sind (n. Ausg. von Jäger u. Creizenach, fortgeführt bis Ende 1871, 18 Bde., Oberhausen 1870—74). Charakteristiken von Sch.'s Persönlichkeit u. Werken bieten Gervinus, „Friedrich Christoph Sch., ein Nekrolog" (Lpz. 1861) u. G. Weber, „Friedrich Christoph Sch., der Historiker. Erinnerungsblätter aus seinem Leben u. Wirken" (Lpz. 1877).

Schlosser, Johann Georg, Goethe's Jugendfreund u. Schwager, ein gewandter, insbes. didaktischer Prosaist, geb. zu Frankfurt a. M. 7. Dez. 1739; studirte in Gießen, Jena u. Altorf die Rechte, trat 1766 als Geheimsekretär in die Dienste Herzog Ludwig's von Würtemberg, der sich in Treptow (Pommern) aufhielt, kehrte 1769 nach Frankfurt zurück, wo er mit Merck, Höpfner, Goethe ꝛc. die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" herausgab, ging 1773 nach Baden, wurde hier zunächst bei der markgräflichen Regierung in Karlsruhe beschäftigt u. erhielt dann die Stelle eines Oberamtmanns der Markgrafschaft Hochberg in Emmendingen. 1787 beim Geh. Staatsarchiv in Karlsruhe angestellt, ward er 1790 Direktor des Hofgerichts u. Wirklicher Geh. Rath, legte aber bereits 1792 jenes Direktorialamt nieder u. schied 1794 ganz aus dem Staatsdienst aus, privatisirte dann zuerst in Ansbach u. seit 1796 in Eutin, bis er 1798 als Syndikus wieder nach seiner Vaterstadt ging, wo er 17. Okt. 1799 starb. Mit Goethe's Schwester Cornelia (gest. 24. Sept. 1777) war er seit 1. Nov. 1773 vermählt. Seine zweite Gattin war seit 24. Sept. 1778 Johanna Fahlmer (geb. zu Düsseldorf 16. Juni 1744, gest. daselbst 31. Okt. 1821); die von Goethe an dieselbe gerichteten Briefe hat Urlichs herausgegeben (Lpz. 1875). Sch.'s in vielen Ausgaben verbreiteter „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk" (Frank. 1771) gehört zu den besten Volksbüchern. Von tiefem Denken u. warmem Eifer für Wahrheit u. Recht zeugen sein „Seuthes, od. der Monarch" (Straßb. 1788) u. andere Schriften über Gegenstände des Staats- u. Civilrechts. Von seinen zuerst in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten populär-philosophischen Aufsätzen wurde ein Theil in seinen „Kleinen Schriften" (Bas. 1779—93, 6 Thle.) wieder abgedruckt. Auch übersetzte er Longinus' Schrift „Vom Erhabenen" (ebd. 1781) u. Mehreres von Aeschylos, Platon u. Aristoteles. Vgl. Nicolovius, „J. G. Sch.'s Leben u. lit. Wirken" (Bonn 1844).

Schlotheim, Ernst Friedrich, Frhr. v., verdienter Geognost, geb. auf dem Rittergute Almenhausen in der unteren Grafschaft Schwarzburg 2. April 1764; studirte zuerst seit 1782 in Göttingen die Rechte, wandte sich aber bald den Naturwissenschaften zu u. widmete sich dann in Freiberg der Bergbaukunde u. dem Hüttenwesen. Seit 1792 in sachsen-goth. Diensten, ward er 1793 Kammerassessor, 1805 Kammerrath u. 1817 Präsident des Kammerkollegiums u. führte seit 1822 zugleich die Oberaufsicht über die herzoglichen Kunst-, Naturalien- u. Büchersammlungen. Nach Niederlegung des Kammerpräsidiums wurde er Oberhofmarschall u. bald darauf Wirklicher Geh. Rath mit Sitz u. Stimme im Ministerium. Er starb zu Gotha 28. März 1832. Außer seinen im „Bergmännischen Journal" u. in Hoff's „Magazin für Mineralogie" veröffentlichten Beiträgen zur wissenschaftlichen Begründung der Geognosie verfaßte er insbes. auch eine „Petrefaktenkunde" (Gotha 1820; Nachträge, ebd. 1822 f.). Seine eigene Petrefaktensammlung ward 1833 für das Mineralogische Museum in Berlin angekauft. Vgl. „Merkwürdige Versteinerungen aus der Petrefaktensammlung des Frhrn. v. Sch." (66 Kupfertafeln mit Text, Gotha 1833). — Demselben alten thüring. Adelsgeschlecht, wie der Vorige, gehört auch der seit 1835 in preuß. Militärdiensten stehende Frhr. Karl Ludwig **v. Sch.** (geb. zu Sondershausen 22. Aug. 1818) an, der 1866 den Feldzug in Böhmen als Generalstabschef der Elbarmee unter Herwarth v. Bittenfeld mitmachte u. sich im Deutsch-franz. Kriege 1870—71 als Generalstabschef der Maasarmee unter dem damaligen Kronprinzen Albert von Sachsen auszeichnete. Gegenwärtig ist Sch. Generalleutnant, als welcher er die 17. Division (Schwerin) befehligt.

Schlözer, August Ludwig v., einer der verdienstvollsten Begründer einer freieren Behandlung der historischen Studien u. einer lebensvolleren Geschichtschreibung in Deutschland, geb. zu Gaggstedt (Württemberg) 5. Juli 1735; studirte seit 1751 in Wittenberg u. Göttingen Theologie u. zugleich mit großem Eifer morgenländische Sprachen, weil er den Orient bereisen wollte; nahm 1755 eine Hauslehrerstelle in Schweden an, kehrte 1759 nach Göttingen zurück, um im Hinblick auf seine Orientreise auch noch Medizin zu studiren, u. wollte 1761 diese Reise antreten, als er sich durch den russ. Reichshistoriographen Müller bestimmen ließ, als Hauslehrer u. literarischer Gehülfe in dessen Dienste zu treten. So ging Sch. nach Petersburg, beschäftigte sich dort mit dem Studium russ. Geschichtsquellen, ward 1762 Adjunkt bei der Akademie sowie Lehrer an der Rasumowsky'schen Erziehungsanstalt u. wollte 1764 einem Rufe als Professor nach Göttingen folgen; doch wußte dies Müller, der inzwischen aus Gelehrteneifersucht sein Gegner geworden, zu verhindern. Längere Verhandlungen Sch.'s mit der russ. Regierung führten indeß 1765 dahin, daß diese ihn zum Professor bei der Akademie ernannte u. ihm die Bearbeitung der altruss. Geschichte übertrug. Länger als 2 Jahre ließ sich aber Sch. nicht mehr halten, vielmehr übernahm er 1767 die Professur der Philosophie, Politik u. Geschichte in Göttingen, die er bis 1805 inne hatte. Im J. 1804 vom Kaiser von Rußland geadelt, starb er als Geh. Hofrath zu Göttingen 9. Sept. 1809. Sch.'s Hauptwirksamkeit auf den Feldern der Geschichte, der Staatswissenschaft u. Statistik sowie als Kämpfer für Licht u. Freiheit im öffentlichen u. bürgerlichen Leben begann erst nach 1773, doch hatte er schon vorher einen „Versuch einer allgemeinen Handelsgeschichte" (schwed., Stockh. 1758; deutsch, Rostock 1761) u. verschiedene, in die Geschichte der Schweden, Russen u. anderer nordischer Völker einschlagende Werke, wie nam. eine „Allgemeine Geschichte von dem Norden" (2 Bde., Halle 1772) veröffentlicht, auch lieferte er eine Uebersetzung des russ. Chronisten Nestor bis zum J. 980 (5 Bde., Gött. 1802—1909). Außerdem sind seine „Weltgeschichte im Auszuge u. Zusammenhange" (2 Bde., ebd. 1792—1801) u. seine „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder" (ebd., 3. Aufl. 1790) zu erwähnen. Als politischer Schriftsteller ward er insbes. durch seinen „Briefwechsel" (10 Bde., ebd. 1776—82) u. seine „Staatsanzeigen" (18 Bde., ebd. 1782—93) einflußreich, ja gewissermaßen der Vater der deutschen Publizistik u. der durch diese großgezogenen öffentlichen Meinung. Um die Statistik machte er sich bes. dadurch verdient, daß er deren Begriff u. Umfang zuerst genauer bestimmte u. eine vollständige Theorie derselben entwarf. Sein Leben beschrieben: sein Sohn Chr. v. Sch. (s. d.), H. Döring (Zeitz 1836) u. A. Bock (Hann. 1844). — Dorothea **v. Sch.,** die durch ihre Gelehrsamkeit berühmte Tochter des Vorigen, geb. zu Göttingen 10. Aug. 1770; bearbeitete u. A. die russ. Münzgeschichte u. erhielt 17. Sept. 1787 die philosophische Doktorwürde. Seit 1792 mit dem Lübecker Bürgermeister Matthäus Rodde verheirathet, starb sie auf einer Reise zu Avignon 12. Aug. 1825. — Christian **v. Sch.,** Bruder der Vorigen, geb. zu Göttingen 1. Dez. 1775, ward 1800 Professor des Völkerrechts in Dorpat, später Professor des Naturrechts u. der Staatswissenschaften in Moskau, zuletzt Professor der Philosophie in Bonn; starb zu Wiesbaden im Nov. 1832. Er verfaßte u. A.: „Anfangsgründe der Staatswirthschaft" (2 Bde., Riga 1804 ff.) u. gab seines Vaters „Oeffentliches u. Privatleben aus Originalurkunden" (2 Bde.,

Lpz. 1828) heraus. — Karl **v. Sch.**, Bruder der beiden Vorigen, geb. zu Göttingen 28. Dez. 1780, war Kaufmann u. russ. Generalkonsul in Lübeck, wo er 13. Febr. 1858 starb. Als Musikdilettant komponirte er Klaviersachen u. Lieder. — August Ludwig Kurd **v. Sch.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Lübeck 5. Jan. 1822; studirte seit 1841 in Göttingen, Bonn u. Berlin Orientalia u. Geschichte, ging 1845 nach Paris, um die dortigen Archive zu benutzen, kehrte hierauf nach Berlin zurück, erhielt 1856 den preuß. Gesandtschaftsposten in Petersburg, war seit 1863 interimistischer Geschäftsträger in Kopenhagen, 1864–68 in Rom u. dann in Mexiko u. ist seit 1. Aug. 1871 deutscher Gesandter in Washington. Er schrieb: „Les premiers habitants de la Russie" (Par. 1846); „Choiseul u. seine Zeit" (Berl. 1849; 2. Aufl. 1857); „Geschichte der deutschen Ostseeländer" (3 Bde., ebd. 1850 ff.); „Die Hansa u. der Deutsche Ritterorden" (ebd. 1851); „Verfall u. Untergang der Hansa" (ebd. 1853); „Die Familie von Mevern" (ebd. 1855); „Choiseul" (zur Geschichte Friedrich's d. Gr. u. seiner Zeit, ebd. 1856; 2. Aufl. 1857); „Friedrich d. Gr. u. Katharina II." (ebd. 1859).

Schluchzen (Schlucken), das, eine Modifikation der Athembewegungen, besteht in kurzen, abgebrochenen, schnell hinter einander wiederholten Einathmungen, welche hauptsächlich durch kräftige Zusammenziehungen des Zwerchfelles hervorgebracht u. häufig von tönenden Schwingungen der Kehlkopfbänder begleitet werden. Das Sch. kann krampfhaft auftreten sowol infolge von Ueberfüllung des Magens als von Erkältungen; wenn der Sch. nicht von selbst vergeht, thut ein Senfteig, in die Magengrube gelegt, od. Einreibung mit Senfspiritus gute Dienste.

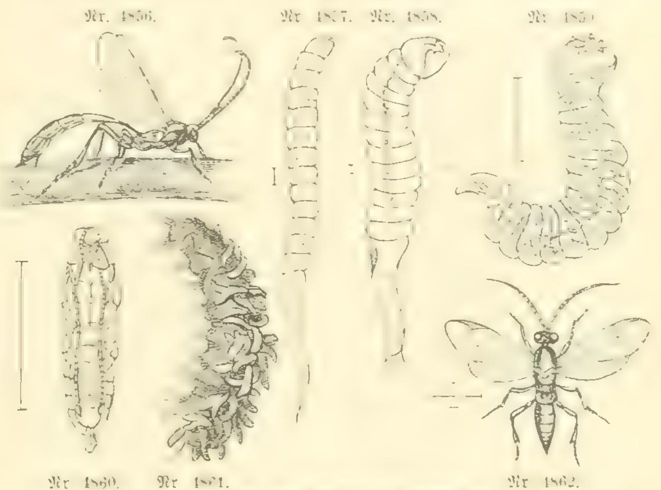
Schlund, s. v. w. Speiseröhre.

Schlupfwespen (Ichneumoniden), eine Insektenfamilie aus der Ordnung der Hymenopteren mit gestieltem Hinterleib, starkgeaderten Flügeln, langen, dünnen, vielgliederigen, oft mehrfarbigen u. fast immer zitternden od. wippenden Fühlern. Das Weibchen legt seine Eier an od. in das Innere von anderen Insekten, bes. von Raupen. Zu diesem Zwecke hat es einen von 2 seitlichen Klappen umgebenen Legebohrer od. Legstachel, der je nach der Lebensweise der einzelnen Arten verschieden lang ist; sehr lang, wenn das Weibchen solche Insektenlarven ansticht, die in Bohrlöchern leben u. nur auf diese Weise erreichbar sind; ganz kurz dagegen, wenn die Eier auf freilebende nackte Raupen abgesetzt werden sollen. Die fuß- u. fühlerlosen Larven der Sch. zehren als Parasiten einzeln od. gesellig an dem Wohnthiere äußerlich (Pteromalinen, Braconen) od. innerlich (dies die Mehrzahl). Das angestochene Thier scheint von den von seinen Säften lebenden Maden nur wenig zu leiden u. kann mitunter sogar noch die Verpuppung durchmachen. Statt des entwickelten Wirthes durchbohren dann die ihn bewohnenden Sch. seine Puppenhülle, andernfalls aber bohren sich die schmarotzenden Larven aus der Larvenhaut des Wirthes hervor u. bedecken endlich die Leiche ihres Ernährers mit den zu ihrer Verpuppung gesponnenen Kokons. Man kennt von diesen, durch Vertilgen zahlloser schädlicher Raupen bes. forstwirthschaftlich wichtigen Thieren an 5000 deutsche Arten, deren Hauptgattung Ichneumon 300 Europäer zählt. Als Schlupfwespenverwandte wird eine besondere Familie kleiner, oft kaum 2 mm. großer Hymenopteren bezeichnet, mit wenig geaderten od. ganz aderlosen Flügeln u. meist mehrfarbigen, vielgliederigen Fühlern. Es gehören hierher die Braconiden, Pteromalinen u. Evaniiden. Sie schmarotzen meist in Schmetterlingseiern, in Raupen u. Puppen, andere in Käfern u. verschiedenen anderen Insekten. Zu ihnen gehören die kleinsten von allen Insekten überhaupt, u. es giebt selbst solche, die in anderen Sch. schmarotzen (Schmarotzerschmarotzer). Einige Pteromalinen (von denen 2000 Arten bekannt sind) leben in Gallen, ohne jedoch diese selbst zu erzeugen. Faßt man die Sch. in weitestem Sinne, so wird auch die Familie der Gallwespen hinzugezogen. — Hauptforscher auf dem Gebiete der Sch. sind Gravenhorst, Nees, Ratzeburg.

Schluß od. Syllogismus heißt in der Logik (s. d.) jedes Urtheil, welches als Folgerung aus mindestens zwei anderen Urtheilen hervorgeht; z. B.: Obersatz: Alle Menschen sind sterblich. Untersatz: Cäsar war ein Mensch. Sch. od. Konklusion: Also war Cäsar sterblich. Die hauptsächlichsten Arten von Schlüssen sind: der induktive Sch. od. die Induktion (s. d.), welche aus einer Anzahl von Beispielen ein allgemeines Urtheil herleitet; der allgemein bejahende od. verneinende Sch. u. der theilweise bejahende od. verneinende Sch.; der hypothetische od. bedingte Sch., der Etwas als möglich setzt; der disjunktive Sch., der zwischen zwei Möglichkeiten die Wahl läßt; der Fehlschluß, der aus richtigen Vordersätzen eine falsche Folgerung zieht; der Trugschluß od. Sophismus, der aus nur scheinbar richtigen Vordersätzen hervorgeht. Durch die Aneinanderreihung mehrerer Schlüsse entsteht die Schlußreihe od. Schlußkette (griech. Polysyllogismus od. Sorites).

Schlüssel heißt im Allgemeinen ein Geräth zum Schließen, Auf- u. Zuschließen (s. „Schloß"), zum Herausziehen, Anziehen od. Oeffnen, z. B. das zum Stimmen der Harfen od. Klaviersaiten dienende Instrument, der Schraubenschlüssel, das bekannte zahnärztliche Werkzeug, der Taster beim Morse'schen Telegraphen, der den Strom schließt u. öffnet; übertragen Dasjenige, was Eingang verschafft, so der strategisch wesentliche Punkt einer Position, das Mittel zur Entzifferung einer Geheimschrift od. zur Lösung einer Aufgabe ꝛc. Ueber die Sch. in der Musik s. unter „Noten".

Schlüsselbein (Clavicula), ein paariger Knochen, der in Verbindung mit den Schulterblättern den den Vorderextremitäten zur Befestigung dienenden Schultergürtel des Wirbelthierskelets bildet. Während dieser Knochen bei Fischen u. Amphibien nur auf niederer Entwicklungsstufe steht u. zahlreichen Reptilien, wie den Schlangen, Schildkröten, Krokodilen, gewissen fossilen Formen (Plesiosauren ꝛc.), ganz fehlt, bildet er zu einem Stücke verwachsen bei den Vögeln das Gabelbein (Furcula), das zum Unterschiede von den fälschlich sog. hinteren Sch.en der Vögel, dem Coracoid, auch als „vordere Sch.e" bezeichnet wird. Bei den Säugethieren fehlt das Sch. denen, die ihre Vorderextremitäten nur zum Gehen gebrauchen, z. B. den Pferden, Kühen ꝛc., während es denen, die graben, klettern, fliegen, die Nahrung ꝛc. mit den Vorderextremitäten ergreifen, zukommt. Wir finden es also beim Maulwurf, den Fledermäusen, den Affen, dem Menschen. Die Form des länglichen Knochens ist Sförmig.



Nr. 4856–62. Entwicklung der Schlupfwespe.

Nr. 4856 der Feind des Kiefernspinners (Anomalum circumflexum). Nr. 4857 Larve dieser Schlupfwespe im 1. Jahre u. Nr. 4858 im 2. Jahre. Nr. 4859 späteres Larvenstadium (die umschließende Blase nicht mitgezeichnet). Nr. 4860 Puppe. Nr. 4861 eine Kiefernspinnerraupe, bedeckt mit den vor ihrer Verpuppung aus ihr hervorbrechenden Larven einer andern Schlupfwespe (Microgaster nemorum). Nr. 4862 diese letztere im entwickelten Zustande. — Die Striche geben die natürliche Größe an.

Schlüsselburg (schwed. Notaburg), Festung u. Stadt mit 6008 E. (1867) im russ. Gouvernement Petersburg; liegt in 18 m. Seehöhe, links am Ausflusse der Newa aus dem Ladogasee, 8½ M. östl. von Petersburg, hat bedeutende Zitzfabrikation u. treibt Fischfang u. Schiffahrt auf der Newa u. dem Ladogakanal, der, um den gleichnamigen See auf der Südseite geführt, hier mehrere Schleußen hat. Die Festung auf einer Newainsel wurde 1323 vom Großfürsten von Moskau u. Fürsten von Nowgorod, Jurij III. Danilowitsch, angelegt, war 1348–52 in den Händen der Schweden u. blieb dann, von Nowgorod wieder erworben, Streitobjekt zwischen ihm u. Schweden, bis es Peter d. Gr. 1702 den Schweden entriß.

Schlüsselgewalt, s. v. w. Amt der Schlüssel (s. d.).

Schlußzettel (Schlußnote, Schlußschein) ist der schriftliche Nachweis, den ein Makler nach Vermittelung eines Handels- bez. Börsengeschäfts jedem der beiden Kontrahenten (dem Käufer u. dem Verkäufer) überreicht u. worin gleichlautend die Aufzeichnungen über den gehandelten Artikel, dessen Qualität, Preis, Lieferzeit ꝛc., enthalten sind. Ueber die Form dieser Aufzeichnungen, denen unter Umständen gerichtliche Beweiskraft zusteht, enthalten die Handelsgesetzbücher nähere Bestimmungen.

Schlüter, Andreas, ein um die Kunst seiner Zeit hochverdienter Baumeister u. Bildhauer, geb. zu Hamburg 20. Mai 1664 als Sohn eines Bildhauers; zog schon in jungen Jahren nach Danzig, machte größere Reisen in Italien u. Frankreich, ließ sich dann als vielbeschäftigter Baumeister in Warschau nieder u. wurde 1694 vom Kurfürsten Friedrich III. als Hofbildhauer nach Berlin berufen. Zunächst wurde er zwar nur für kleinere Arbeiten in Anspruch

genommen, bald aber übertrug man ihm, der 1695 Mitdirektor der Akademie geworden war, auch größere plastische wie architektonische Aufgaben, wie 1696 den Bau des Schlosses zu Lietzenburg (jetzt Charlottenburg), den Umbau der Kunstakademie, 1697 das Modell zum Standbilde des Kurfürsten Friedrich III. u. 1700 die Anfertigung seines plastischen Hauptwerkes, des Reiterstandbildes des Großen Kurfürsten für die zu diesem Zwecke 1692—96 erbaute sog. Lange Brücke. Schon vorher hatte Sch. 1698 die Fortsetzung des von Nehring begonnenen Zeughauses übernommen; er leitete den Bau zwar nur ein Jahr lang, schmückte ihn aber mit einer Fülle von plastischen Kunstwerken. Danach zum Schloßbaudirektor ernannt, begann Sch. auch den Umbau des großen Schlosses u. förderte den nördl. Theil desselben mit den 3 Flügeln um den inneren Schloßhof in 3 Jahren so weit, daß König Friedrich I. das neue Residenzschloß beziehen konnte. 1703 u. 1704, als die von Jacobi gegossene herrliche Reiterstatue aufgestellt war u. das Zeughaus seinen letzten bildnerischen Schmuck erhalten hatte, stand Sch. auf dem Höhepunkt seiner Wirksamkeit; denn als der Umbau des alten Münzthurms an der Lustgartenecke des Schlosses zu einem 90 m. hohen massiven Glockenthurme allerdings nicht ohne des Meisters Schuld mißlang, verlor er durch die Intriguen seiner Neider, nam. Eosander's v. Goethe, das Vertrauen des Königs u. sein Amt als Schloßbaudirektor, blieb aber Hofbildhauer. Von dieser Zeit an meistens mit plastischen Arbeiten beschäftigt, folgte er im Herbst 1713 einem Rufe des Zaren Peter d. Gr., starb aber in Petersburg schon im Frühjahr 1714. — Vgl. F. Adler, „Andreas Sch.'s Leben u. Werke“ (Berl. 1862).

Schmak, s. v. w. Sumach, s. „Rhus“.

Schmalkalden, Kreisstadt im Reg.-Bez. Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau, mit 6187 E. (1875); liegt in 294 m. Seehöhe am Südabhange des Thüringer Waldes an der Schmalkalde u. ist Endpunkt einer bei Wernshausen von der Werrabahn sich abzweigenden Bahn. Die Stadt mit ihren Mauern u. Graben, in denen jetzt Gärten liegen, u. ihren vielfach aus Holz gebauten Giebelhäusern macht einen alterthümlichen Eindruck. Hervorragende Gebaude sind die gothische Hauptkirche (Anfang des 15. Jahrh. erbaut), das alte Rathhaus, der Hessenhof am Neuen Markt, ehemals Residenz der Grafen von Henneberg, jetzt Sitz von Behörden, u. die über der Stadt gelegene, 1584 erbaute große Wilhelmsburg. Im Gasthause zur Krone am Markt wurde 1531 der Schmalkaldische Bund (s. d.) geschlossen; in einem nicht fern davon gelegenen Hause am Schloßberg, welches einen goldenen Schwan u. eine bez. Inschrift trägt, erfolgte 1537 die Festsetzung der Schmalkaldischen Artikel (s. d.). Sch. fertigt allerhand kleine Eisenwaaren, hat auch Gerberei, Tuchmacherei, Bierbrauerei u. Branntweinbrennerei. In der Nähe liegen zahlreiche Stahl- u. Eisenhämmer u. die Gradirhäuser eines Salzwerkes. Sch. wird schon 874 erwähnt u. war früher Hauptstadt der Herrschaft Sch., welche 1360 durch Kauf von den Burggrafen von Nürnberg an die Grafen von Henneberg u. an Hessen, u. nach dem Aussterben der Henneberger (1583) ganz an Hessen kam. Sie bildete seiner Zeit eine besondere Provinz des Kurfürstenthums Hessen, bis sie 1851 bei Einrichtung der neuen Landesverwaltung in Kurhessen als Kreis zur Provinz Fulda gelegt wurde. Seit 1866 ist Sch. preußisch.

Schmalkaldische Artikel (articuli Smalcaldici) heißt eine Bekenntnißschrift der Lutherischen Kirche, welche Ende 1536 von Luther deutsch aufgesetzt wurde, um auf dem von Papst Paul III. nach Mantua ausgeschriebenen allgemeinen Konzil als Grundlage der Verhandlungen mit den Katholiken zu dienen. Zu diesem Behufe wurden jene Artikel im Febr. 1537 von Luther, Melanchthon u. 41 hervorragenden Lutheranern zu Schmalkalden unterschrieben. Das Konzil kam zwar nicht zu Stande, die Sch. A. aber erschienen Wittenb. 1538 (revidirt 1543) gedruckt in deutscher Sprache, 1541 auch in der lat. Uebersetzung von Generanus. Ins „Konkordienbuch“ von 1580 wurde die lat. Uebersetzung Nic. Selneccer's aufgenommen u. zugleich ein Aufsatz Melanchthon's über die Macht u. Oberherrschaft des Papstes beigefügt, der gleichfalls im Febr. 1537 von vielen Theologen zu Schmalkalden unterschrieben worden war.

Schmalkaldischer Bund wird die Vereinigung genannt, welche nach dem Augsburger Reichstage, auf dem Karl V. die Konfession der Evangelischen zurückgewiesen hatte, 22.—31. Dez. 1530 zu Schmalkalden von Kurfürst Johann von Sachsen, Ernst von Lüneburg, Philipp von Hessen, Wolfgang von Anhalt, Gebhard u. Albrecht v. Mansfeld sowie den Abgeordneten Georg's von Brandenburg u. mehrerer Städte geschlossen wurde, um jede Gewaltmaßregel des kaiserlichen Fiskals in Sachen des Glaubens gemeinsam, nöthigenfalls mit Gewalt, zurückzuweisen. Da der Kurfürst von Sachsen 5. Jan. 1531 auch gegen die Wahl Ferdinand's zum röm. Könige protestirte, schlossen sich auf der zweiten Bundesversammlung 29. März 1531 dieser Erklärung auch Hessen, Anhalt u. Grubenhagen an, vereinigten sich zu gemeinsamer Gegenwehr vorläufig auf 6 Jahre, nahmen Reiter in Sold u. bestellten im Juni 1531 zu Frankfurt a. M. Prokuratoren zur Vertretung ihrer Rechte. Doch waren nicht alle Mitglieder so kühn u. deshalb gleich zu Anfang eine Art Spaltung bemerkbar. Zu Nordhausen gab der Bund sich im November eine Verfassung, wählte Philipp von Hessen u. den Kurfürsten von Sachsen zu Hauptleuten, vertheilte die militärischen u. finanziellen Lasten u. gab für die Berathung jenen beiden Fürsten je zwei, den übrigen Fürsten zusammen eine, den Städten vier Stimmen. So wurde der Bund der politische Mittelpunkt des gesammten Protestantismus. Durch den Nürnberger Religionsfrieden u. den Kampf gegen die Türken kam zwar ein Stillstand in seine Thätigkeit, aber schon 1535 erneuerte man ihn auf weitere 10 Jahre u. beschloß, auch andere Bekenner der Augsburgischen Konfession, die es verlangten, aufzunehmen, wies aber die angebotene Bundesgenossenschaft Frankreichs zurück. Schon im April 1536 traten Württemberg, Pommern, Frankfurt, Augsburg, Kempten, Hannover, Hamburg u. zwei Fürsten von Anhalt hinzu. Im März 1537 erklärten die Verbündeten einmüthig, daß sie das Konzil zu Mantua nicht beschicken würden, u. erbaten vom Kaiser, daß er ihnen ein wahrhaft freies Konzil in deutschen Landen verschaffe. Da die eifrigsten kathol. Fürsten im Juni 1538 zu Nürnberg ebenfalls einen Bund schlossen, so wäre es schon damals zu einem feindseligen Zusammentreffen gekommen, wenn nicht ein Einfall der Türken König Ferdinand bewogen hätte, im April 1539 den „Anstand“ zu Frankfurt zu bewilligen. Auch Karl V., der zum vierten Male gegen Frankreich zog, ließ es ruhig geschehen, daß die schmalkaldischen Fürsten den katholischen Herzog Heinrich von Braunschweig bekriegten, entsetzten u. gefangen nahmen, weil er die protestantischen Städte Braunschweig u. Goslar eingenommen hatte. Andererseits verweigerten sie dem Herzog von Cleve, der sich Gelderns bemächtigte u. mit dem Kaiser im Kampfe lag, die Aufnahme in ihren Bund. Als aber der Sch. B. die Beschickung des Tridentiner Konzils standhaft verweigerte, war der Krieg unvermeidlich u. wurde um so gefährlicher, als der König von Dänemark, der einst eingetreten, aber nicht genügend unterstützt war, Moritz von Sachsen aus anderen Gründen, Nürnberg u. mehrere schwäbische Städte sich zurückhielten. Nachdem der Kaiser den Herzog Moritz durch geheimen Vertrag in Regensburg für sich gewonnen, erklärte er die „ungehorsamen Fürsten“ Johann Friedrich von Sachsen u. Philipp von Hessen 20. Juli 1546 in die Reichsacht. Inzwischen hatte der „Schmalkaldische Krieg“ schon begonnen. Wol waren die Fürsten früher gerüstet als der Kaiser, wol stand Schärtlin v. Burtenbach (s. d.), der Feldherr der süddeutschen Bündner, im Begriff, den Kaiser mit den katholischen Fürsten in Regensburg gefangen zu nehmen u. gleich darauf das Konzil von Trident zu sprengen, aber der Kriegsrath des Bundes, welcher mehr eine Defensive ins Auge faßte u. noch Bayern zu gewinnen hoffte, rief ihn ab u. zögerte so lange, bis der Einfall des Herzogs Moritz in das Land des Kurfürsten von Sachsen den Kriegsschauplatz nach dem Norden verlegte. Das ganze protestantische Süddeutschland unterwarf sich schon im Nov. 1546 dem Kaiser, der Kurfürst von Köln legte im Febr. 1547 seine Stelle nieder, u. wenn auch der Kurfürst Johann Friedrich sein Land sofort wiedereroberte u. selbst den größten Theil des Herzogthums besetzte, so brachte doch seine langwierige Belagerung von Leipzig u. seine Niederlage u. Gefangennahme bei Mühlberg (24. April 1547) dem Kaiser u. dem Herzog Moritz den Sieg. Nachdem er in der Wittenberger Kapitulation am 19. Mai auf die Kurwürde verzichtet, u. Philipp von Hessen 19. Juni 1547 zu Halle fußfällig Abbitte geleistet hatte u. doch verhaftet worden war, hatte der Sch. B. ein Ende. Vgl. Ranke, „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ (Bd. 3 u. 4.); Maurenbrecher, „Karl V. u. die deutschen Protestanten“ (Düsseld. 1865); G. Voigt, „Moritz von Sachsen“ (Lpz. 1876).

Schmalthier, s. „Hirsch“.

Schmalz ist gleichbedeutend mit Schmelzbutter, eine süße, d. h. ungesalzene Butter, die durch Schmelzen der frischen Butter in der Wärme, Klären, Absetzenlassen der Käsestofftheilchen u. Abgießen von letzteren u. dem Wassergehalte befreit worden u. dadurch haltbar gemacht ist. Auch nennt man so manche ausgelassene Fette, z. B. Schweineschmalz.

Schmalz, Theodor Anton Heinrich, Rechtsgelehrter u. staatswissenschaftlicher Schriftsteller, geb. zu Hannover 17. Febr. 1760; studirte in Göttingen zuerst Theologie, dann Jurisprudenz, habilitirte sich daselbst 1785, wurde 1787 Professor in Rinteln u. 1789 in Königsberg, wo er seit 1798 zugleich das Amt eines Konsistorialraths u. seit 1801 das des Kanzlers u. Direktors der Universität bekleidete, bis er 1803 eine Professur sowie die Leitung der Universität in Halle übernahm. Nachdem Halle zum Königreich Westfalen

geschlagen worden, privatisirte er in Berlin u. ward 1810 bei der Gründung der dortigen Universität zum Rektor derselben u. zum Ordinarius der Juristenfakultät ernannt. Literarisch hatte er sich zuerst durch die von ihm herausgegebenen „Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe“ (Hannov. 1783) u. durch einige Fachwerke, wie nam. „Das Recht der Natur“ (3 Bde., Königsb. 1795; neu bearbeitet als „Die Wissenschaft des natürlichen Rechts“, herausgeg. von Jarcke, Lpz. 1831), vortheilhaft bekannt gemacht. Großen u. vielseitigen Anstoß in ganz Deutschland erregte er dagegen durch seine „Berichtigung einer Stelle in der Venturini'schen Chronik für das Jahr 1808“ (Berl. 1815), in welcher Schrift er den Tugendbund (s. d.) als revolutionären Verein zu verdächtigen u. überhaupt das Mißtrauen der Regierungen gegen den Zeitgeist zu nähren suchte. Dies veranlaßte Männer, wie Niebuhr, Schleiermacher, Wieland, Koppe, F. Förster, Rühs, Krug u. A., gegen ihn aufzutreten, u. erst eine königl. Verordnung vom 6. Jan. 1816 schlug den erbitterten Streit nieder. Später machte sich Sch. auch noch zum Schildknappen Dom Miguel's (s. d.) u. hielt es mit den Pietisten. Er starb zu Berlin 20. Mai 1831. Weitere Schriften von Sch. sind: „Handbuch des kanonischen Rechts“ (Berl. 1815; 3. Aufl. 1834); „Das europ. Völkerrecht“ (ebd. 1817); „Lehrbuch des deutschen Privatrechts“ (ebd. 1818); „Staatswirthschaftslehre in Briefen &c.“ (2 Bde., ebd. 1818); „Das deutsche Staatsrecht“ (2 Bde., ebd. 1825).

Schmarda, Ludwig Karl, Zoolog u. Forschungsreisender, geb. zu Olmütz 23. Aug. 1819; studirte seit 1835 in Wien Medizin u. Naturwissenschaften, ward 1843 Oberfeldarzt im 2. Dragonerregiment u. in demselben Jahre Assistent des Lehrers der Naturgeschichte an der Josephsakademie in Wien, 1847 Lehrer der Naturgeschichte u. Geographie an der Realschule in Graz, 1850 Professor der Naturgeschichte an der dortigen Universität, deren Zoologisches Museum er begründete, u. folgte 1852 einem Rufe als Professor der Zoologie an die Prager Hochschule. 1853—57 machte Sch. in naturhistorischem Interesse mit dem ihm befreundeten Guts- u. Bergwerksbesitzer Franz v. Fridau (geb. 1826) eine Reise um die Erde. Inzwischen wegen seiner liberalen politischen Richtung seines Lehramtes enthoben, lebte er nach seiner Rückkehr theils auf den Besitzungen v. Fridau's in Oesterreich, theils in Paris u. Berlin, bis er im Jan. 1862 zum Professor der Zoologie an der Universität in Wien ernannt wurde. Seit 21. Aug. 1870 ist er auch wirkliches Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften. Er schrieb u. A.: „Zur Naturgeschichte der Adria“ (Wien 1852); „Die geographische Verbreitung der Thiere“ (3 Bde., ebd. 1853); „Zur Naturgeschichte Aegyptens: neue wirbellose Thiere“ (Lpz. 1859); „Reise um die Erde“ (3 Bde., Braunschw. 1861); „Zoologie“ (2 Bde., Wien 1871 f.). — Ein Bruder von ihm, Karl Johann **Sch.**, der, zu Olmütz 13. Juli 1826 geb., 1841 als Kadet in das 3. Feldartillerie-Regiment trat, 1848 zum Leutnant aufrückte, 1850 Professor der Mathematik an der Militärakademie in Wiener-Neustadt wurde u. jetzt zugleich Oberst im österr. Artilleriestabe ist, hat sich durch mehrere geometrische u. militärwissenschaftliche Lehrbücher bekannt gemacht.

Schmarotzer, s. „Parasiten“.

Schmarotzerkrebse, s. „Fischläuse“.

Schmeißfliegen, s. „Fliegen“.

Schmecks (ungar. Tatra Füred), ein vielbesuchtes Bad in der ungar. Gespanschaft Zips; liegt in 666 m. Seehöhe wildromantisch am Fuße der sog. Königsnase im Tatragebirge, umgeben von Fichtenwäldern u. Torflagern. Seine Heilquellen sind kräftige, alkalische, eisenhaltige Säuerlinge.

Schmeller, Johann Andreas, ausgezeichneter deutscher Sprachforscher, geb. 6. Aug. 1785 zu Tirschenreuth in der Oberpfalz als Sohn eines armen „Kürbenzäuners“ (Korbflechters), der im zweiten Jahre nach der Geburt des Knaben nach dem Dörfchen Rimberg bei Pfaffenhofen in Oberbayern übersiedelte. Durch ungünstige Verhältnisse in seiner Ausbildung vielfach gehemmt, kam Sch. endlich 1797 auf das Gymnasium in Ingolstadt u. vollendete seit 1799 seine Studien auf dem Gymnasium u. Lyceum in München. Zum Geistlichen bestimmt, aber ohne Neigung für diesen Beruf, ging er 1803 in sein Heimatsdorf, um Bauer zu werden. Mitten in ländlichen Arbeiten schrieb er hier „Ueber die naturgemäßeste Art, Kinder, die eine von der Schriftsprache abweichende Mundart reden, im Schreiben u. Lesen zu unterweisen“, wie er denn auch bald seinen Beruf, als Lehrer zu wirken, erkannte. Deshalb ging er 1804 zu Pestalozzi in die Schweiz, fand aber weder hier noch an anderen Orten die gewünschte Verwendung u. ließ sich schließlich für ein solothurnisches Regiment in spanischen Diensten anwerben, lebte fast zwei Jahre erst als Gemeiner, dann als Korporal in Tarragona, fand jedoch im Hauptmann Voigtel, einem Verehrer Pestalozzi's, einen Förderer u. wurde, als 1806 Voigtel Direktor einer nach Pestalozzi'schen Grundsätzen in Madrid zu errichtenden königl. Probeschule geworden war, dessen erster Gehülfe. Der Beginn der span. Unruhen hatte jedoch 1808 die Auflösung dieser Anstalt zur Folge. Sch. begab sich also zunächst zu Pestalozzi nach Yverdon u. gründete dann eine Privaterziehungsanstalt in Basel, trat aber 1813 in das bayer. Heer u. wurde 1814 Oberleutnant in einem freiwilligen Jägerbataillon, kam indessen in diesem Jahre nicht zum Ausrücken, im Feldzuge 1815 zwar nach Frankreich, aber nicht ins Gefecht. 1816 nahm er Urlaub, der ihm später immer wieder verlängert wurde, u. ging zu wissenschaftlichen Studien nach München, erhielt vom Kronprinzen Ludwig den Auftrag, die Mundarten Bayerns zu erforschen, u. ließ als erstes größeres Werk „Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt“ (München 1821) erscheinen, dem später sein Hauptwerk, das wahrhaft klassische „Bayerische Wörterbuch“ (4 Bde., Stuttg. 1827—34; neue Aufl., bearbeitet von Frommann, 2 Bde., Münch. 1872 ff.), folgte. Seitdem gestalteten sich Sch.'s Verhältnisse günstiger. 1824 wurde er Mitglied der Münchener Akademie, erhielt 1826 die Ermächtigung zu Vorlesungen an der Universität, wurde 1828 außerord. Professor der altdeutschen Sprache u. Literatur, 1829 Custos der Staatsbibliothek, 1844 Unterbibliothekar, 1846 ordentl. Professor u. starb, seit 1847 durch einen unglücklichen Sturz u. dessen Folgen schwer geschädigt, 27. Juli 1852 zu München an der Cholera. — Sch. hatte sich anfänglich von der älteren deutschen Sprache durchaus nicht angezogen gefühlt, später leistete er auch auf diesem Gebiete Hervorragendes u. seine Studien umfaßten den ganzen Bereich der germanischen Sprachen, ja erstreckten sich auch auf die slavischen Sprachen. Von seinen trefflichen Ausgaben älterer germanischer Sprachdenkmäler nennen wir: „Heliand“ (Stuttg. 1830; Glossar dazu 1840); „Muspilli“ (Münch. 1832); „Lat. Gedichte des 10. u. 11. Jahrh.“ (mit Jakob Grimm, Gött. 1838); die althochdeutsche „Evangelienharmonie“ des Ammonius od. Tatian (Wien 1841); „St. Ulrich's Leben“ (Münch. 1844) u. die für den Stuttgarter literarischen Verein besorgten Ausgaben von „Des böhm. Herrn Leo v. Rozmital Ritter-, Hof- u. Pilgerfahrt durch die Abendlande“ (1844), „Carmina burana“ (1847) u. „Hadamar's v. Laber Jagd“ (1850). Ueber die merkwürdigen deutschen Sprachinseln der Sette u. Tredeci Comuni schrieb er die umfängliche Abhandlung „Ueber die sog. Cimbern der VII u. XIII Communen auf den Venediger Alpen u. ihre Sprache“ (Münch. 1838) u. hinterließ ein „Cimbrisches Wörterbuch“ (herausgeg. von Bergmann, Wien 1855). Auf historischem Gebiete bewegt sich die kleine Schrift „München unter der Vierherzogregierung 1397—1403“ (Münch. 1833). — Vergl. Föringer, „Lebensskizze Sch.'s“ (Münch. 1855).

Schmelz heißen einige Produkte der Glashütten, insbes. das blaue Kobaltglas, welches gemahlen das Kobaltblau od. die Smalte giebt; dann die zu Email dienenden Glasflüsse, endlich auch jene, zu kurzen Stückchen zerbrochene farbige Glasröhrchen, welche wie Perlen zu Stickerei u. Posamentierarbeiten sowie zu allerlei Mädchenspielsachen verwendet werden. Schmelzmalerei ist s. v. w. Emailmalerei.

schmelzen heißt, einen starren od. festen Körper durch Zuführung von Wärme in den tropfbar flüssigen Zustand überführen. Letzterer Zustand ist dadurch charakterisirt, daß die Theilchen des geschmolzenen Körpers eine große Beweglichkeit od. Verschiebbarkeit zeigen, die nur bei ungenügender Wärmezuführung, im sog. halbgeschmolzenen od. dickflüssigen Zustande, geringer ist. Alle flüssigen Körper, die man auch in starrem Zustande kennt, kann man mit Recht auch als geschmolzene bezeichnen. In diesem flüssigen Aggregatzustande der Körper halten sich die Kohäsionskraft, welche die Molecüle der festen Körper zusammenhält, u. die Expansionskraft, welche die Molecüle in dem gasförmigen Zustande der Körper von einander zu bewegen bestrebt ist, das Gleichgewicht; die Kohäsion ist also in den flüssigen Körpern nicht gänzlich

aufgehoben, sondern nur vermindert, während sie bei weiterer Wärmezuführung u. dem Uebergang in den gasförmigen Zustand verschwindet. Das Sch. der Körper ist als eine mechanische Wirkung anzusehen, insofern die Dreingabe von Wärme einer mechanischen Arbeitsleistung äquivalent ist. Der Beweis dafür liegt darin, daß zum Sch. eines bestimmten Gewichtes eines Körpers immer eine gleiche, ganz bestimmte Wärmemenge nöthig ist, welche, indem sie diese Wirkung hervorbringt, für das Gefühl u. für das Thermometer als Wärme verloren geht, od., wie man sagt, **gebunden** od. **latent** gemacht wird. Diese gebundene Wärme (nämlich der Molecule) od. Kraft, welche, indem sie eine Arbeit — die Schmelzung — verrichtet, wird als Wärme wieder frei u. kann in derselben Menge wieder gewonnen werden, wenn der geschmolzene Körper fest wird, erstarrt. Nicht alle starren Körper sind schmelzbar, da viele sich zersetzen, ehe dieser Zustand eintritt, z. B. Holz; andere konnten wieder bei den höchsten Temperaturen, die man bisher herzustellen vermochte, nicht geschmolzen werden, obgleich möglicherweise solche für unschmelzbar geltende Stoffe, z. B. der Kohlenstoff, reiner, gebrannter Kalk, ganz reiner Thon 2c., doch in sehr hohen, von uns nur nicht erreichbaren Hitzegraden flüssig werden können. Den Temperaturgrad, bei welchem ein schmelzbarer Körper flüssig wird, bezeichnet man als seinen **Schmelzpunkt**; derselbe liegt bei den einzelnen Körpern zwischen sehr verschiedenen Grenzen. Wir lassen hier eine **Tabelle der Schmelzpunkte** einiger wichtigeren Körper folgen:

Namen der Stoffe.	Schmelzpunkt nach Graden Celsius.	Namen der Stoffe.	Schmelzpunkt nach Graden Celsius.
Aluminium	700	Kupfer	1050
Antimon	425	Lithium	180
Antimonchlorid	73	Magnesium	233
Benzoë	95	Naphthalin	79
Benzoësäure	121	Natrium	96
Benzol	5	Nickel	1500—1600
Bernsteinsäure	180	Oelsäure	14
Blei	330	Olivenöl	2
Brom	7	Palmitinsäure	62
Carbolsäure	35	Phosphor	44
Cumarin	67	Platin	2600
Eis	0	Quecksilber	—40
Eisen, Gußeisen	1050—1200	Quecksilberchlorid	265
„ Stahl	1300—1400	Realgar	160
„ Schmiedeeisen	1500—1600	Salpetersaures Kali	339
Essigsäure	16	„ Natron	310
Gold	1250	„ Silberoxyd	198
Harnstoff	120	Schwefel	111
Jod	107	Selen	217
Indium	176	Silber	1000
Kadmium	320	Stearinsäure	69
Kalium	62	Thallium	290
Kampher	175	Wismuth	270
Kobalt	1050—1200	Zink	412
Kolophonium	135	Zinn	235

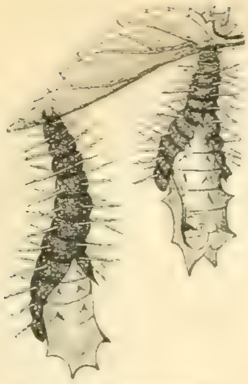
Bei denjenigen Körpern, welche einen sehr hohen Schmelzpunkt haben, tritt beim Sch. ein Zeitpunkt ein, wo sie selbstleuchtend werden; man sagt dann, sie sind **glühendflüssig** od. **feuerflüssig**, wie z. B. geschmolzenes Eisen, geschmolzene Lava 2c. — Man nimmt das Sch. der Körper zu verschiedenen Zwecken vor, theils um aus dem schmelzbaren Körper Gegenstände von bestimmter Form zu erhalten (Gießen der Metalle), theils behufs Abscheidung u. Reinigung der betreffenden Körper (Ausschmelzen der Metalle aus ihren Erzen, Sch. des Schwefels, des Fettes, der Butter 2c.), od. um einzelne Theile zu einem zusammenhängenden Stück zu vereinigen 2c. Die zu schmelzenden Körper werden entweder direkt in besonderen Oefen, den **Schmelzöfen**, erhitzt od. in geeigneten Gefäßen, Kesseln u. Tiegeln, letztere deshalb **Schmelztiegel** genannt, die aus verschiedenem Material, aus Gußeisen, Schmiedeeisen, Platin, Porzellan, feuerfestem Thon od. Graphit, je nach dem Temperaturgrad, den sie auszuhalten haben, gefertigt werden.

Schmerle (Bartgrundel, Cobitis barbatula), ein bis 15 cm. langer, walzenförmiger, nur kümmerlich beschuppter Süßwasserfisch, der an den sechs Bartfäden kenntlich ist, von denen vier über der Oberlippe u. zwei an den Mundwinkeln sitzen. Die Sch. ist am Bauche schmuziggelb gefärbt, an den Seiten u. am Rücken schwarzgrün punktirt u. marmorirt, wie auch die Rücken- u. die Schwanzflosse schwarzgefleckt sind. Man findet sie weit verbreitet, bes. aber in klarem u. fließendem Wasser; im Frühling laicht sie; ihr Fleisch ist fett u. sehr schmackhaft.

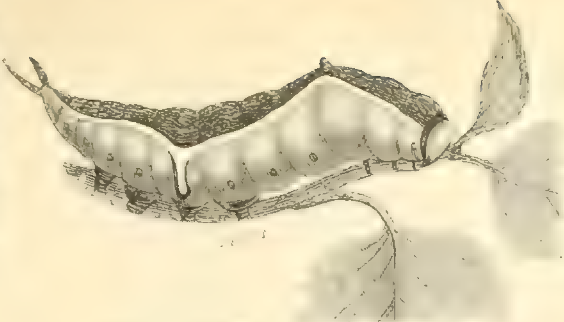
Schmerling, Anton, Ritter v., österr. Staatsmann, geb. zu Wien 23. Aug. 1805; studirte daselbst die Rechte, trat 1829 in den Staatsdienst, wurde 1842 niederösterr. Landrath u. 1846 Appellationsrath. Bewährte er sich in seiner amtlichen Stellung als einer der tüchtigsten Juristen, so fand er als Mitglied der niederösterr. Stände, denen er durch seine Geburt angehörte, wiederholt Gelegenheit, sich auch auf dem parlamentarischen Gebiete hervorzuthun. Die Bewegung der 48er Märztage erfaßte ihn mächtig, u. wie er stets zu den entschiedensten Gegnern das Metternich'schen Systems gehört hatte, so trat er jetzt, nachdem er zu diesem Behuf den Staatsdienst verlassen, als Führer der Opposition auf u. förderte durch seine Befürwortung der Volkswünsche beim Kaiser deren endliche Erfüllung: Metternich mußte seine Entlassung nehmen, Bürgerbewaffnung u. freie Presse wurden gewährt, die Einberufung von Reichsständen verheißen. Vom neuen Ministerium zu Anfang April 1848 als Vertrauensmann Oesterreich's u. Mitglied des Siebzehnerausschusses nach Frankfurt a. M. gesandt, wurde Sch. 19. Mai 1848 an Stelle des zurückgetretenen Grafen Colloredo Präsidialgesandter beim Bundestage, fast zugleich aber auch Vertreter der Stadt Wien in der Nationalversammlung, wo er sich der Partei der konstitutionellen Monarchie anschloß u. stets mit Umsicht u. Geschmeidigkeit die Interessen Oesterreichs wahrnahm. Am 15. Juli trat er als Minister des Innern an die Spitze des vom Reichsverweser ernannten Reichsministeriums; auch leitete er bis 9. Aug. die auswärtigen Angelegenheiten; zwar reichte er infolge der von der Nationalversammlung am 5. Sept. beschlossenen Verwerfung des Malmöer Waffenstillstands mit den übrigen Ministern seine Entlassung ein, behielt aber, da die Bildung eines neuen Ministeriums auf Widerstand stieß, die Geschäfte in Händen u. ward 24. Sept. von Neuem zum Reichsminister ernannt. Nunmehr trat er der preuß. Richtung immer offener entgegen, u. dadurch wurde seine Stellung schließlich so unhaltbar, daß er 15. Dez. sein Portefeuille abermals zurückgab. Hierauf ward er österr. Bevollmächtigter bei der Centralgewalt u. nahm als Führer der Oesterreicher, bezüglich der großdeutschen Partei, seinen Sitz in der Nationalversammlung wieder ein, schied aber, als seine Bestrebungen sich als erfolglos erwiesen u. die österr. Abgeordneten von ihrer Regierung zurückgerufen wurden, im April 1849 aus u. kehrte nach Wien zurück. Seit 28. Juli dess. Jahres österr. Justizminister, wußte Sch. sich reiche Sympathien zu erwerben u. opferte im Jan. 1851 lieber sein Portefeuille, als daß er die Aufhebung der Reichsverfassung vom 4. März 1849 gebilligt hätte. Bald darauf zum Senatspräsident u. 1858 zum Präsident des Oberlandesgerichts in Wien ernannt, ward er 13. Dez. 1860 mit dem Staatsministerium betraut, um die durch das Diplom vom 20. Okt. 1860 inaugurirte Neugestaltung Oesterreichs durchzuführen u. den Uebergang desselben zu einem konstitutionellen Staate zu leiten u. zu fördern. Die Staatsgrundgesetze für die Reichs- u. Landesvertretungen vom 26. Febr. 1861 waren hauptsächlich sein Werk, doch vermochte er das große Ziel eines einheitlichen Verfassungsstaates nicht zu erreichen, u. dies veranlaßte 27. Juli 1865 seinen Rücktritt. Seitdem ist Sch. erster Präsident des Obersten Gerichtshofs in Wien u. seit 1867 auch lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, in welchem er seit 1871 den Vorsitz führt.

Schmerzengeld nennt man die neben den Kurkosten u. dem entgangenen Arbeitsverdienste in Geld zu entrichtende Entschädigung für die erlittenen Schmerzen, welche viele Gesetzgebungen bei Körperverletzungen dem Verletzten vom Verletzer zu fordern gestatten. Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch bestimmt in §. 231, es könne in allen Fällen der Körperverletzung auf Verlangen des Verletzten neben der Strafe auf eine an denselben zu erlegende **Buße** bis zum Betrage von 6000 Mk. erkannt werden. Mehrere Verletzer haften für eine derartige Buße als Gesammtschuldner. Ist dem Geschädigten eine solche Buße zuerkannt worden, so wird hierdurch jeder Anspruch auf Gewährung eines Sch.s ausgeschlossen.

schmerzstillende Mittel. Da der Schmerz, die krankhafte Reizung der Empfindungsnerven, durch sehr mannichfache Ursachen erzeugt wird, so hat man zur Beseitigung desselben bald auf die ihn bedingenden mechanischen Verletzungen u. spezifischen Reizungen, bald auf die erhöhte Reizbarkeit des Nerven selbst (Hyperästhesie), auf die erhöhte Sensibilität (bei hysterischen), od. bei reinen Neuralgien auf den ursprünglichen Sitz des Uebels, sei es im Nervencentrum (Gehirn u. Rückenmark), sei es im Verlauf des Nerven, Rücksicht zu nehmen. Das schmerzstillende Verfahren wird solcherart bald gegen eine vorhandene Entzündung, bald gegen eine den Schmerz durch Dehnung u. Zerrung des Empfindungsnerven bedingende Geschwulst od. irgend ein anderes Leiden gerichtet sein müssen. Allein in manchen Fällen ist eine schnelle u. sichere Beseitigung des den Schmerz unterhaltenden Uebels nicht möglich, u. hier gilt es dann, zunächst die Pein desselben zu lindern durch Abstumpfung der Reizempfänglichkeit.



Nr. 4863. Dornraupen in Verpuppung.



Nr. 4864. Gabelschwanz (Harpyia vinula).



Nr. 4865. Dornraupe (Vanessa).



Nr. 4866. Fressende Spannerraupe.



Nr. 4867. Dukatenfalter (Lycaena virgaureae).



Nr. 4869. Segelfalter (Papilio Podalirius).



Nr. 4868. Gelbes Ordensband (Catocala paranympha).



Nr. 4870. C-Falter (Vanessa C album).



Nr. 4871. Kleiner Nachtpfau (Saturnia carpini).



Nr. 4872. Bläuling (Lycaena Corydon).



Nr. 4873. Pappelschwärmer (Smerinthus populi).

Nr. 4874. Birkenfalter (Thecla betulae).



Nr. 4875. Spanner (Geometra).



Nr. 4876. Bürstenspinner mit ungeflügeltem Weibchen (Orgyia antiqua).



Nr. 4877. Schwanzhornraupe des Pappelschwärmers.



Nr. 4878. Kohlweißlingpuppen.

Man erzielt dies theils durch örtliche, d. h. das Nervenende treffende, theils durch allgemeine, auf das Gehirn u. Rückenmark wirkende Mittel. Diese letzteren machen das Centralorgan des Nervensystems gegen die Schmerzeindrücke unempfindlich u. werden Anaesthetica (s. „Anästhesie") od. Anodyna genannt. Am häufigsten werden dergleichen Mittel angewendet bei an sich unheilbaren Uebeln schmerzhafter Art (z. B. Krebsübeln), u. wo eine krankhaft gesteigerte Empfindung des betreffenden Nerven selbst das Wesen der Krankheit auszumachen scheint (z. B. bei den Neuralgien), nam. aber auch bei schmerzhaften Operationen. Verminderung der Schmerzen durch örtliche Einwirkung erzielt man oft schon bei Anwendung der Kälte in Form von Eisaufschlägen. In anderen Fällen nützt dagegen der mechanische Druck durch Binden- u. Pflastereinwickelungen. Man hat auch die Elektrizität als schm. M. versucht, indessen mit nur geringem Erfolg. Wirksamer erwiesen sich Einreibungen mit narkotischen Substanzen, z. B. Opium, Belladonna, Hyoscyamus (Bilsenkraut) ꝛc., die auch in Form von Klystieren u. Aufschlägen zur Anwendung kamen. Am stärksten u. schnellsten kommt jedoch die Wirkung derselben durch „subkutane Injektion" (Einspritzung unter die Haut mittels der Pravaz'schen Spritze) zur Geltung. Nicht minder beruhigen sich die Schmerzen durch örtliche Applikation von Schwefeläther, Chloroform, Elaylchlorür, Petroleumäther, Fichtennadeläther u. andere flüchtige Stoffe, welche die Nervenenden gewissermaßen in ähnlicher Weise betäuben, wie die flüssige Kohlensäure, die man nach Richardson durch einen Refrigerateur aufspritzt; die Anwendung solcher örtlicher Mittel erweist sich jedoch nur für kleinere Operationen wirksam. Um bei langwierigen Operationen das Schmerzgefühl ohne Gefahr zu vermeiden, dazu müssen andere Mittel angewandt werden, deren Entdeckung erst den letzten Jahrzehnten vorbehalten war, seitdem im J. 1846 der Chemiker E. F. Jackson in Boston in Gemeinschaft mit dem Zahnarzte Morton wahrnahm, daß eingeathmete Schwefelätherdünste die Eigenschaft haben, alle Schmerzempfindung völlig aufzuheben. Schon im Jahre darauf wurde vom Edinburgher Professor Simpson die Einathmung der Chloroformdünste zu gleichem Zwecke in die ärztliche Praxis eingeführt, u. dieselben werden gegenwärtig fast ausschließlich von den Chirurgen benutzt, da verschiedene ähnliche in Vorschlag gebrachte Betäubungsmittel, wie Amylen, Schwefelkohlenstoff, Essigäther, Jodäther, Benzin, Aldehyd, Bromoform ꝛc., bei weitem weniger leisteten. Nur das sog. Lustgas, d. h. Stickstoffoxydulgas, hat sich hier u. da in die Praxis der Zahnärzte von Amerika aus eingebürgert. Ein schnell wirkendes, von O. Liebreich angegebenes Mittel gegen den bei verschiedenen Nervenkrankheiten auftretenden Schmerz ist das Chloralhydrat (s. „Chloral"), das man zu diesem Zwecke in kleineren, nicht schlafmachenden Gaben (2 Decigramm bis zu 2 Gramm steigend) einnimmt. Bei Neuralgien im Bereiche der Kopf- u. Gesichtsschmerzen empfiehlt sich das ebenfalls von Liebreich eingeführte Croton-Chloral; am sichersten wirken jedoch, wenigstens für eine bestimmte Zeit (6 bis 8 Stunden), die Morphiumeinspritzungen unter die Haut, die nur insofern nachtheilig werden können, als man sich bei häufiger u. regelmäßiger Wiederholung der Anwendung an ihren Gebrauch so sehr gewöhnt, daß sich nach und nach eine sogenannte Morphiumsucht entwickelt.

Schmettau, Samuel, Reichsgraf v., deutscher Kriegsheld, geb. 26. März 1684 als Sohn des Freiherrn Samuel v. Sch.; diente zuerst in einem fürstlich Ansbach'schen Regiment, das in holländischen Diensten stand, u. focht unter Prinz Eugen u. Marlborough. Seit 1714 Offizier in der poln. Armee, leistete er während der Konföderationsunruhen dem Könige August wichtige Dienste u. ward nach der Schlacht bei Kowalewo zum Obersten der Artillerie ernannt. 1717, nach der Schlacht bei Belgrad, ging er nach Oesterreich, focht gegen die Türken u. dann gegen die Spanier auf Sizilien, leitete 1720 die Belagerung von Messina, ging 1731 auf kaiserl. Befehl nach Genua, stillte daselbst den Aufruhr, wurde deshalb zum Generalfeldmarschall-Leutnant ernannt, als welcher er 1733 unter dem Herzog von Braunschweig-Bevern den Feldzug gegen die Franzosen am Rhein mitmachte. 1737 kämpfte er abermals gegen die Türken, wofür er zum Feldmarschall ernannt wurde. Beim Ausbruche des ersten Schlesischen Krieges folgte er als preuß. Vasall um so lieber dem Rufe Friedrich's d. Gr., als ihm seine Neider das Leben in Wien verleidet hatten. Indeß wollte er nicht gegen Oesterreich fechten. Deshalb beschäftigte ihn der König von Preußen hauptsächlich auf dem diplomatischen Gebiete; insbes. ward Sch. als Gesandter nach München u. später nach Paris geschickt. Er starb zu Berlin 18. Aug. 1751. Kaiser Karl VII. hatte ihn 24. Febr. 1742 in den Reichsgrafenstand erhoben.

Schmetterlinge (Lepidoptera, d. h. Schuppenflügler) od. Falter sind Insekten mit vollkommener Verwandlung, saugenden Mundtheilen u. vier häutigen, farbig beschuppten Flügeln. An ihrem frei am Thorax eingelenkten Kopfe sitzen faden- od. borstenförmige, oft an der Spitze keulig verdickte, in anderen Fällen gezähnte u. gekämmte Fühler, zwei große halbkugelige, mit zahlreichen Facetten versehene Augen, bei vielen auch zwei kleine Nebenaugen; die Mundtheile sind zum Theil verkümmert, die Unterkiefer aber in ein Saugwerkzeug, die spiralig aufgerollte Rollzunge (woher sie auch Glossata heißen) umgebildet, welche bei einigen (Schwärmern) die Körperlänge übertrifft. Die im Allgemeinen kräftig entwickelten, nur bei den Weibchen einiger Gattungen verkümmerten Flügel sind mit eigenthümlichen, dachziegelförmig über einander liegenden, mit einem Stielchen in entsprechende Grübchen der Flügelsubstanz eingesenkten Schuppen bedeckt, der ganze Rumpf u. die zartgebauten Beine dicht behaart od. beschuppt. Die aus dem vom Schmetterlingsweibchen gelegten Ei ausschlüpfende Larve heißt Raupe (s. d.). Nach mehreren Häutungen verwandelt sich die Raupe in die von einer harten, hornigen Hülle umgebene Puppe, welche von vielen mittels eines eigenthümlichen Spinnorgans mit einem mehr od. weniger vollständigen, schützenden Gespinnst (Cocon) umgeben wird. Viele Raupen kriechen zur Verpuppung in die Erde (z. B. die Schwärmer, Eulen), andere hängen sich verkehrt auf (Tagfalter ꝛc.). Während der Sch. nur Blumensäfte zu sich nimmt u. eine sehr kurze, nur dem Fortpflanzungsgeschäft dienende Lebensdauer hat, währt die Zeit seines Raupen- u. Puppenlebens einige Wochen bis zu neun Monaten, ja bisweilen mehrere Jahre, u. überwintert dann das Insekt als Raupe od. als Puppe. Man kennt etwa 15,000 Arten Sch., Speyer nimmt schätzungsweise als Gesammtzahl der muthmaßlich überhaupt auf der ganzen Erde existirenden Schmetterlingsarten 200,000 an. Fossile Reste sind aus dem Tertiärgebirge bekannt. Während Linné die Sch. in Tagfalter (Diurna), Dämmerungsfalter (Crepuscularia) u. Nachtfalter (Nocturna) theilte, von denen die letzteren sehr ungleichartige Elemente umfassen, berücksichtigt die neuere, „natürliche" Systematik neben den Charakteren des Sch. auch die der Raupe u. Puppe, u. unter ersteren bes. nach Herrich-Schäffer das Flügelgeäder, das bei den sog. Kleinschmetterlingen (Mikrolepidopteren) vollkommener ausgebildet ist als bei den Großschmetterlingen (Makrolepidopteren). Unter den **Großschmetterlingen** begreift man die Familien der Tagfalter (Diurna), deren mindestens 5000 (in Deutschland kaum 200) Arten bekannt sind, unter ihnen farbenprächtige Exoten mit bis 18 cm. Flügelspannweite; sodann die Familie der Schwärmer (Sphingiden) mit etwa 400 Arten; die der Holzbohrer (Xylotrophen), deren Raupen im Holze leben (z. B. der Weidenbohrer, die Glasflügler); die der Spinner (Bombyciden) mit den nützlichsten (Seidenspinnern) wie den schädlichsten Arten (Nonne, Fichtenspinner, Prozessionsraupe); die der Eulen (Noctuinen) mit etwa 2500 Arten, u. die der Spanner (Geometriden) mit etwa 1800 Arten. Als **Kleinschmetterlinge** (Mikrolepidopteren), gemeinlich Motten genannt, sind Zünsler (Pyraliden), Blattwickler (Tortriciden), Schaben (Tineinen) u. Federmotten od. Geistchen (Pterophoriden) zu nennen. — Die Schmetterlingskunde wird, bes. in der Richtung eines dilettantischen Sammelns u. krämerischen Handelns, mit Vorliebe betrieben u. Raupenzucht zu diesem Zweck vielfach geübt. Es ist daher auch die populäre Literatur von Schmetterlingsbüchern, Raupenkalendern ꝛc. sehr reichhaltig. Wir nennen von Sch.s-Forschern, deren Werke wissenschaftliches Interesse haben, als hervorragend: Esper, Hübner, Ochsenheimer u. Treitschke, Boisduval, Herrich-Schäffer; von „Schmetterlingsbüchern" etwa das von Berge.

Schmetterlingsblütler, s. „Papilionaceen".

Schmid, Christoph v., verdienter Jugendschriftsteller, geb. zu Dinkelsbühl in Bayern 15. Aug. 1768; studirte Theologie in Dillingen, erhielt 1791 die Priesterweihe u. war zuerst Pfarrgehülfe in Nassenbeuren bei Mindelheim u. in Seeg im Algau, bis er Schulinspektor u. Schulbenefiziat in Thannhausen an der Mindel wurde, wo er 20 Jahre lang segensreich wirkte. Seit 1816 Pfarrer in Oberstadion bei Ulm, ward er von König Ludwig I. von Bayern 1827 zum Domherrn in Augsburg ernannt, bekleidete seit 1832 zugleich das Amt eines Kreisscholarchen u. starb daselbst 3. Sept. 1854. Außer durch seine oftmals aufgelegte „Biblische Geschichte für Kinder" (1801) hat sich Sch. vornehmlich durch eine Reihe trefflicher, auch ins Englische, Französ., Italienische ꝛc. übersetzter Erzählungen für die Jugend einen Namen gemacht. Die bekanntesten darunter sind die „Ostereier" (Landsh. 1819), nach denen er sich dann auf seinen kleineren Schriften meistens nannte, „Genovefa", „Der Weihnachtsabend", „Rosa von Tannenburg", „Das Blumenkörbchen" u.

die „Erzählungen für Kinder u. Kinderfreunde" (4 Bdchn., ebd. 1821 bis 1826). Als Originalausgabe von letzter Hand ließ er 24 Bdchn. seiner „Gesammelten Schriften" (Augsb. 1840—46; 3. Aufl., Münch. 1876 ff.) erscheinen. Auch schrieb er eine Selbstbiographie u. d. Titel „Erinnerungen aus meinem Leben" (4 Bdchn., 1853—57). Seine „Nachgelassenen Schriften (Augsb. 1856 ff.) gab Alb. Werfer heraus.

Schmid, Hermann Theodor v., deutscher Dichter u. Romanschriftsteller, der mit besonderer Vorliebe u. glücklichster Begabung seine Stoffe überwiegend aus der Geschichte u. dem Leben des oberbayer. Volkes entnimmt, geb. 30. März 1815 zu Weizenkirchen in Oberösterreich, wo sein nachmals als Oberappellations-Gerichtsrath zu München verstorbener Vater Landgerichtsassessor in dem damals bayer. Innviertel war; studirte in München die Rechte u. amtirte dann an verschiedenen Gerichten. Daneben versuchte er sich auf dem Gebiete des Dramas, u. die Aufführung seines fünfaktigen Trauerspiels „Camoëns" hatte zur Folge, daß ihn König Ludwig I., um dem



Nr. 4872. Hermann Theodor v. Schmid (geb. 30. März 1815).

talentvollen Dichter den Aufenthalt in München zu weiterer Ausbildung zu ermöglichen, als Polizeiaktuar nach der Hauptstadt versetzen ließ. Nach u. nach rückte er zum Stadtgerichtsassessor auf, doch ward er 1850 wegen seiner Betheiligung an der politischen u. deutschkathol. Bewegung jener Zeit seines Amtes enthoben. Hierauf arbeitete Sch. mehrere Jahre bei einem Anwalt, bis ihm der außerordentliche Erfolg seiner zum Theil durch „Ueber Land u. Meer" u. die „Gartenlaube" zuerst veröffentlichten Volkserzählungen gestattete, die Juristerei ganz aufzugeben. Zeitweilig war Sch. auch am Münchener „Volks- u. Aktientheater" als Dramaturg thätig, zog sich aber 1872 von diesem Unternehmen zurück, um erst neuerdings, nachdem dasselbe in die Hände des Königs übergegangen ist, die Leitung wieder zu übernehmen. Daneben wirkt Sch. als Professor der Literaturgeschichte am Konservatorium. 1876 erhielt er mit dem Bayer. Kronenorden den Adel. Seine Erzählungen finden sich vereinigt in den „Gesammelten Schriften" (27 Bde., Lpz. 1867—71; 2. Aufl., 29 Bde., 1873); seitdem erschien „Concordia" (eine deutsche Kaisergeschichte aus Bayern, 5 Bde., Münch. 1875); „Der Bauernrebell" (5 Bde., Stuttg. 1876). Auch schrieb Sch. die Volksstücke „Der Tatzelwurm od. das Gletscher vom Birkenstein" (Stuttg. 1873), „Beethoven" (ebd. 1873), „Die Auswanderer" (Lpz. 1875), „Vineta" (ebd. 1875), die Dramen „Columbus", „Don Quixote" u. a., das Schauspiel „Rose u. Distel" (Wien 1876) ꝛc.

Schmid, gen. **Triller,** Georg, bekannt durch seine Retterrolle in der Geschichte des sächs. Prinzenraubs (s. d.); war aus Grünhain im Erzgebirge (zwischen Annaberg u. Schneeberg) gebürtig u. betrieb auf dem nahen Fürstenberge das Kohlenbrennen. Er war „ein Ehr-, Tugend- u. Gerechtigkeit-liebender Mann, den Lastern feind u. ein Ermahner der unvorsichtigen Pursche, der die liederlichen Kerls manchmal mit ernsten Worten gestraft u. zur Besserung angehalten hat, weswegen sie ihn ihren [illegible] nannten." In der Nähe seines Weilers wagte Kunz v. Kaufungen, als er mit Albrecht, dem jüngeren der beiden aus dem Schlosse zu Altenburg in der Nacht zum 8. Juli 1455 geraubten Prinzen, auf dem Wege nach Böhmen begriffen war, eine kurze Rast. Inzwischen hatte die Nachricht vom Raube schon das Land durchflogen u. war infolge dessen überall die Sturmglocke geläutet worden. Hierdurch aufmerksam gemacht, schöpfte der Köhler Sch. Verdacht u. fragte den Ritter, während dieser auf der Erde lag, um Beeren zu pflücken, wer er u. der Knabe sei. Kunz antwortete, der Knabe wäre seinen Eltern entlaufen u. sollte nun zu diesen zurückgebracht werden. Hierauf wollte Kunz aufstehen, verwickelte sich aber mit seinen großen Sporen derart im Gestrüpp, daß er wieder zu Boden fiel. Diesen günstigen Augenblick benutzte der Prinz, um den Köhler mit dem wahren Sachverhalt bekannt zu machen. Da fiel Sch. sofort, während er seinen großen Hund auf den einen Knecht Kunzens hetzte (der andere ergriff die Flucht), über den Prinzenräuber her u. trillte ihn „weidlich" mit seinem Schürbaum durch, um ihn dann, nachdem auf seinen Ruf sein Weib, sein Sohn u. andere Köhler herbeigeeilt waren, mit deren Hülfe gefangen zu nehmen u. zum Abt Liborius im Kloster zu Grünhain zu führen, der ihn dem Vogt von Zwickau, Veit v. Schönburg, überantwortete. Prinz Albrecht ward am nächsten Tage, von Sch. u. einigen Köhlern begleitet, nach Altenburg zurückgebracht, von wo die Kurfürstin mit ihm u. seinem Retter, dessen Entschlossenheit auch die Befreiung des Prinzen Ernst zur Folge hatte, sogleich nach Chemnitz zum Kurfürsten eilte. Dieser wollte den Köhler fürstlich belohnen, aber Sch. erbat sich als ein „einfältiger, genügsamer Mann" keine andere Gnade als die, „ihm sein Lebenlang im selbigen Walde frey zu kohlen zu erlauben u. nachzulassen, so viel er zu seiner Unterhaltung von nöthen hätte." Der Kurfürst gewährte ihm diese Bitte, schenkte ihm indeß auch ein Freigut in Eckertsbach bei Zwickau, bestimmte, daß er jährlich 4 Scheffel Korn erhalten solle, u. legte ihm u. seinen Nachkommen den Namen „Triller" bei. Von letzteren wurde eine Linie vom Kaiser 28. Jan. 1592 geadelt u. sollen noch jetzt Sprossen in der Nähe von Oschatz u. in Thüringen leben. In der Kirche zu Ebersdorf werden außer den Kleidern der Prinzen Ernst u. Albrecht auch die des Köhlers Sch. aufbewahrt. Vgl. Triller, „Der Sächs. Prinzenraub od. der wohlverdiente Köhler" (Frankf. a. M. 1743) u. Schreiter, „Geschichte des Prinzenraubes" (Lpz. 1804).

Schmidt, Adolf, Historiker u. Politiker, geb. zu Berlin 26. Sept. 1812; studirte daselbst bis 1834 Philologie u. Geschichte u. lehrte dann an mehreren preuß. Gymnasien, bis er sich 1840 als Privatdozent der Geschichte in Berlin habilitirte. Seit 1845 außerord. Professor daselbst, nahm er 1848 die Wahl eines Berliner Wahlkreises ins Frankfurter Parlament an. 1851 folgte er einem Rufe als ord. Professor nach Zürich u. seit Ostern 1860 wirkt er in gleicher Eigenschaft in Jena. 1874 vom Wahlkreise Weimar in den Deutschen Reichstag gewählt, schloß er sich hier der national-liberalen Partei an. Er veröffentlichte bisher: „Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums (Berl. 1842); „Geschichte der Denk- u. Glaubensfreiheit im 1. Jahrh. der Kaiserherrschaft u. des Christenthums" (ebd. 1847); „Preußens deutsche Politik" (Berl. 1850; 3. Aufl. 1867); „Geschichte der preuß.-deutschen Unionsbestrebungen seit Friedrich d. Gr." (ebd. 1851); „Der Aufstand in Konstantinopel unter Justinian" (Zürich 1854); „Zeitgenössische Geschichten" (I. Frankreich 1815—30, II. Oesterreich 1830—48, Berl. 1859); „Elsaß u. Lothringen" (Lpz. 1859; 3. Aufl. 1870); „Schleswig-Holsteins Geschichte u. Recht" (Jena 1864); „Tableaux de la révolution française publiés sur les papiers inédits du département de la police secrète de Paris" (3 Bde., Lpz. 1867—71); „Epochen u. Katastrophen" (Berl. 1874); „Pariser Zustände während der Revolutionszeit von 1789 bis 1800" (3 Bde., Jena 1874—76); „Das Perikleische Zeitalter" (Bd. I, Jena 1877). Auch bearbeitete er die 8. Aufl. von Becker's „Weltgeschichte".

Schmidt [von Ilmenau], Adolf, Rechtsgelehrter, verdient durch seine klaren u. scharfsinnigen Bearbeitungen des Röm. Rechts in historischer Beziehung, ein Sohn des Kirchenraths August Sch. in Ilmenau, ward zu Altstädt (Sachsen-Weimar) 4. Nov. 1818 geb.; studirte 1834—38 in Jena, habilitirte sich daselbst 1842 als Privatdozent u. wurde 1844 außerord. Professor, folgte 1849 einem Rufe als ord. Professor der Rechte nach Greifswald, übernahm aber schon 1851 eine Professur an der Universität in Freiburg i. Br., die er seit 1855 auch in der I. bad. Kammer vertrat, ging in gleicher Stellung zu Ostern 1869 nach Bonn u. wirkt seit Michaelis dess. J. an der Hochschule zu Leipzig. Er schrieb: „De successione fisci in bona vacantia" (Preisschrift, Jena 1836); „Civilistische Abhandlungen" (ebd. 1841); „Das Interdiktenverfahren der Römer" (Lpz. 1853); „Commentatio de originibus legis actionum" (Freiburg 1857); „Das formelle Recht der Notherben" (ebd. 1862); „Das Pflichttheilsrecht des Patronus u. des Patronus Manumissor" (ebd. 1867); „Die Persönlichkeit des Sklaven nach dem Röm. Recht" (Lpz. 1868); „Von der Delittsfähigkeit der Sklaven nach Röm. Recht" (ebd. 1873) ꝛc.

Schmidt, Eberhard Karl Klamer, deutscher Dichter, Mitglied des Dichterkreises, den Gleim in Halberstadt um sich vereinigte, geb. 29. Dez. 1746 zu Halberstadt, ward Kriegskommissär u. später Domkommissär in seiner Vaterstadt, in der er auch 8. Jan. 1824 starb. Mit seinen „Fröhlichen Liedern" (Halberstadt 1769) u. „Vermischten Gedichten" (Halberstadt 1774) gehörte er zu den Liederdichtern, die noch vor den Göttingern, vor Bürger u. Goethe gelegentlich den Ton wirklicher Lyrik, nam. denjenigen geselliger Fröhlichkeit, trafen. Freilich war ihm, wie vielen Mitgliedern der Halle-Halberstädtischen Poetenschule, beschieden seinen Ruhm zu überleben. Seine „Auserlesenen Werke" wurden mit einem Leben des Dichters von seinem Sohne (Stuttg. 1826—28) herausgegeben.

Schmidt, Eduard Oskar, Zoolog u. vergleichender Anatom, der nam. in Darwin's Richtung fortgeschritten ist, wurde geb. zu Torgau 21. Febr. 1823; studirte 1842—46 in Halle u. Berlin Medizin u. Naturwissenschaften, habilitirte sich dann als Privatdozent der Zoologie an der Universität in Jena, wo er 1849 außerordentlicher Professor wurde, folgte 1855 einem Rufe als ord. Professor an die Universität in Krakau, ging 1857 nach Graz u. gehört seit 1872 dem Lehrkörper der Universität in Straßburg an. Auf seinen Reisen durch fast ganz Europa, bes. an den Küsten des Mittelmeeres, sammelte er werthvolles Material zur Kenntniß der niederen Thiere u. gab durch seine wissenschaftlichen Beobachtungen über die Schwämme des Adriatischen Meeres Veranlassung zur Anlegung der künstlichen Schwammzucht, wie sie hauptsächlich bei der Insel Lesina betrieben wird. Er schrieb: „Handbuch der vergleichenden Anatomie" (Jena 1849; 5. Aufl. 1865; mit Handatlas, ebd. 1854); „Bilder aus dem Norden" (ebd. 1851); „Goethe's Verhältniß zu den organischen Naturwissenschaften" (Berl. 1853); „Lehrbuch der Zoologie" (Wien 1853); „Die Entwicklung der vergleichenden Anatomie" (Jena 1855); „Leitfaden der Zoologie" (Wien 1860; 3. Aufl. 1874); „Die Spongien des Adriatischen Meeres" (Lpz. 1862, mit Suppl. 1864—66); mit Unger: „Das Alter der Menschheit u. das Paradies" (Wien 1866); „Die Anwendung der Descendenzlehre auf den Menschen" (ebd. 1873); „Descendenzlehre u. Darwinismus" (2. Bd. der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek", ebd. 1874) ꝛc.

Schmidt, Friedrich, einer der bedeutendsten Architekten unserer Zeit, bes. auf dem Felde der Gothik, geb. 1825 im Dorfe Frickenhofen (Württemberg); wurde Schüler des Polytechnikums in Stuttgart u. begab sich dann nach Köln, um sich unter dem Dombaumeister Zwirner der Gothik zu widmen u. die Steinmetzkunst zu erlernen. 1856 wurde er Steinmetzmeister u. 1857, nach abgelegtem Staatsexamen, Professor der Architektur in Mailand; seine Lehrthätigkeit setzte er später nach Abtretung der Lombardei in Wien fort u. eröffnete dort nach dem Tode des Dombaumeisters Ernst auch seine praktische Wirksamkeit mit der Vollendung der Restaurirung des Stephansdomes u. dem Neubau der Spitze des Thurmes, worauf dann infolge der Aufstellung des Planes der Stadterweiterung u. des damit verbundenen großen baulichen Aufschwunges eine Reihe von Musterwerken der kirchlichen Gothik geschaffen wurde. Dahin gehören die frühgoth. Lazaristenkirche, die Weißgerberkirche mit ihrem eigenthümlichen, reichgegliederten Chorschluß, die Brigittenauerkirche u. die originellste von allen, die goth. Kuppelkirche von Fünfhaus, wozu außerdem noch im Fache der Profanarchitektur die Restaurirung mehrerer Burgen, der weniger gelungene Bau des akademischen Gymnasiums in Wien u. der 1872 begonnene Riesenbau des neuen Stadtpalastes auf dem Paradeplatz kommen. Seine gründlichen Kenntnisse u. seine sichere Beherrschung der Form, verbunden mit der neuerdings mehr hervortretenden Neigung, auch die Antike u. die Renaissance heranzuziehen, vor Allem aber mit einer sehr praktischen Methode, machten ihn zu einem ausgezeichneten Lehrer u. haben seiner Schule eine weit über Wien hinausreichende Bedeutung verschafft.

Schmidt, Friedrich Ludwig, Schauspieler, Bühnendichter u. Theaterdirektor, geb. zu Hannover 5. Aug. 1772; begann seine theatralische Laufbahn 1792 als Mitglied der Tilly'schen Gesellschaft in Braunschweig, trat dann zu derjenigen Karl Döbbelin's über, ward 1796 dirigirender Regisseur des neuerrichteten Nationaltheaters in Magdeburg, ging 1806 nach Hamburg, dessen Stadttheater er im Verein mit Herzfeld, später mit Lebrun 1816—40 leitete, u. starb daselbst 13. April 1841. Er verfaßte eine Anzahl „Schauspiele" (3 Bde., Hamb. 1809—11), „Lustspiele" (Stutg. 1813—27) u. „Dramaturgische Aphorismen" (ebd. 1820); gab auch einen „Theateralmanach" (Hamb. 1809—12) heraus. Von besonderem Interesse sind seine von Herm. Uhde bearbeiteten, frisch u. anregend erzählten „Denkwürdigkeiten" (Hamb. 1875).

Schmidt, Friedrich Wilhelm August, gewöhnlich **Sch. von Werneuchen** genannt, Dichter, geboren zu Fahrland bei Potsdam 23. Mai 1764; war zuerst Prediger am Invalidenhause in Berlin, dann (seit 1795) Pfarrer zu Werneuchen in der Mittelmark u. starb daselbst 26. April 1838. Mit einseitiger Uebertreibung dichtete er nach Joh. Heinr. Voß' Vorbilde ländliche Idyllen, die er in dem von ihm u. Bindemann herausgegebenen „Neuen Berliner Musenalmanach" (4 Bde., Berl. 1792—95; Fortsetzung als „Kalender der Musen u. Grazien", ebd. 1796 f.) u. in einigen anderen Almanachen veröffentlichte. Seine Manier ward von Goethe in dem bekannten Gedichte „Musen u. Grazien in der Mark" parodirt. Auch A. W. Schlegel geißelte sie in seinem „Athenäum" mit dem beißendsten Spotte.

Schmidt, Georg Philipp, als Dichter unter dem Namen **Sch. von Lübeck** bekannt, geb. zu Lübeck 1. Jan. 1766; studirte seit 1786 in Jena u. Göttingen die Rechte, seit 1790 aber gegen seine Neigung Theologie, bis ihn der Tod seiner Eltern zum Herrn seiner Wahl machte, worauf er 1794 wieder nach Jena ging, um sich der Medizin zu widmen. Hier ward er, durch die Dichterin Sophie Mereau mit Herder bekannt gemacht, kam durch Letzteren auch mit Schiller, Goethe u. Wieland in nähere Berührung, begab sich nach Kopenhagen, wo er 18 Monate in freundschaftlichem Verkehr mit der Reventlow'schen Familie u. dem Grafen Christian v. Stolberg verweilte, besuchte darauf Schweden, bereiste Deutschland u. Polen, ward 1798 Arzt an der Irrenanstalt in seiner Vaterstadt, folgte 1799 einem Rufe des Grafen Ludwig Reventlow nach Trollaburg in Fünen u. trat 1802 in dän. Staatsdienste. Zuerst Sekretär beim Minister Grafen Schimmelmann, wurde er 1806 Direktor mehrerer Bank- u. Handelsinstitute in Altona, 1813 erster Administrator der Reichsbank in Kiel sowie Verwalter für die Herzogthümer Schleswig u. Holstein u. 1818 Direktor der Bank in Altona. Seit 1829 in Ruhestand, starb er zu Ottensen bei Hamburg 28. Okt. 1849. Eine Sammlung seiner zum Theil in den Volksmund übergegangenen „Lieder" (Altona 1821; 3. Aufl. 1847) gab zuerst sein Freund H. Christ. Schumacher heraus. Außerdem veröffentlichte er „Historische Studien" (Altona 1827) u. zwei Hefte „Ueber Kaspar Hauser" (ebd. 1831 f.).

Schmidt, Gustav, deutscher Komponist, geb. zu Weimar 1. Sept. 1816; studirte zuerst in Jena die Rechte, wandte sich aber dann der Musik als Lebensberuf zu, machte die einschlägigen Studien bei Töpfer in Weimar u. hielt sich behufs höherer musikalischer Ausbildung 1840—41 in Leipzig auf, wirkte dann als Theaterkapellmeister in Brünn, dann in Würzburg (seit 1845), Wiesbaden (seit 1849), Frankfurt a. M. (seit 1853), Mainz (seit 1862), Leipzig (seit 1864) u. ging im Herbst 1876 als Hofkapellmeister nach Darmstadt.

Den meisten Erfolg als Komponist hatte er durch seine, auch dem Texte nach von ihm verfaßte Oper „Prinz Eugen, der edle Ritter", welche 1847 zuerst in Frankfurt a. M. gegeben wurde u. von da aus sich über fast alle deutschen Bühnen verbreitete. Weniger Glück machten zwei spätere Opern: „Die Weiber von Weinsberg" (das Librette ebenfalls von Sch.) u. „La Reole" (Text von Charlotte Birch-Pfeiffer). Von anderen Kompositionen Sch.'s sind ein- u. mehrstimmige Lieder u. Gesänge nicht unvortheilhaft bekannt geworden.

Schmidt, Isaak Jakob, ausgezeichneter Sprachforscher, bes. Orientalist, geb. als Sohn eines Kaufmanns zu Amsterdam 14. Okt. 1779; lebte seit 1798 in Rußland, ward Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften, rückte bis zum Range eines Staatsraths auf u. starb zu Petersburg 8. Sept. 1847. Von seinen vielen Schriften sind hervorzuheben: „Forschungen im Gebiete der Bildungsgeschichte der Völker Mittelasiens, vorzüglich der Mongolen u. Tibeter" (Petersb. 1824); „Grammatik der mongol. Sprache" (ebd. 1830); „Wörterbuch der mongol. Sprache" (ebd. 1832); „Grammatik der tibet. Sprache" (ebd. 1839); „Wörterbuch der tibet. Sprache" (ebd. 1841). Auch gab er heraus: die von dem mongol. Khan Ssanang-Ssetsen Chungtaidschi in mongol. Sprache verfaßte „Geschichte der Ostmongolen u. ihres Fürstenhauses" (mit deutscher Uebersetzung, ebd. 1829), das mongol. Heldengedicht „Die Thaten Gesser-Khan's" (ebd. 1826; deutsch 1839) u. die tibet. Legendensammlung „Der Weise u. der Thor" (nebst deutscher Uebersetzung, 2 Bde., ebd. 1843). Letzteres Werk war das erste in tibet. Sprache in Europa gedruckte Buch.

Schmidt, Heinrich Julian, Kritiker u. Literarhistoriker, geb. zu Marienwerder 7. März 1818; studirte seit 1836 Geschichte u. Philologie in Königsberg, widmete sich 1840 dem Lehrfach, bestand am Gymnasium seiner Vaterstadt sein Probejahr u. bekleidete 1842 bis 1846 eine Lehrerstelle an der Luisenstädtischen Realschule in Berlin, wo er zugleich philosophische Studien trieb. 1847 siedelte er nach Leipzig über, um die Redaktion des literarischen Theils in den von Kuranda (s. d.) herausgegebenen „Grenzboten" zu übernehmen, die er seit Juli 1848 gemeinschaftlich mit Gustav Freytag (s. d.) redigirte. Aus den Aufsätzen, die er für die „Grenzboten" schrieb, entstanden dann zwei größere Werke: „Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrh." (2 Bde., Lpz. 1853; 5. Aufl. unter dem Titel „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod", 3 Bde., ebd. 1865 bis 1867) u. „Geschichte der franz. Literatur seit der Revolution" (2 Bde., ebd. 1858; 2. Aufl. unter dem Titel „Geschichte der franz. Literatur seit Ludwig XVI.", ebd. 1872—74). Besonderen Erfolg hatte das erstgenannte Werk; doch zog es seinem Verfasser auch viele Anfeindungen zu, wie u. A. von Ferd. Lassalle (s. d.). 1861 löste Sch. sein Verhältniß zu den „Grenzboten" u. siedelte nach Berlin über, wo er eine Zeit lang die von der konstitut. Partei in Preußen, bez. von der Fraktion Vincke, gegründete „Berliner Allgemeine Zeitung" redigirte u. wo er noch jetzt seiner kritischen Wirksamkeit lebt. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Schiller u. seine Zeitgenossen" (Lpz. 1859); „Uebersicht der englischen Literatur im 19. Jahrh." (Sondersh. 1859); „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessing's Tod" (2 Bde., Lpz. 1862—64); „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" (3 Bde., ebd. 1870—73) ꝛc.

Schmidt-Phiseldeck, Justus v., Staatsmann, Sohn des Geschichtschreibers Christoph **v. Sch.-Ph.** (geb. zu Nordheim bei Göttingen 1740, gest. als Geheimer Archivar u. Hofrath zu Wolfenbüttel 1801), ward 8. April 1769 zu Braunschweig geb.; studirte in Helmstädt die Rechte, trat dann in braunschweig. Staatsdienst, wurde 1799 Konsistorial-, Grenz- u. Lehnrath sowie Archivar u. 1806 Geheimer Ministerialsekretär. Nach der Organisation des Königreichs Westfalen Appellationsrichter in Kassel, dann Staatsrath u. seit 1810 zugleich Generaldirektor der indirekten Steuern, fand er mannichfache Gelegenheit, dem verbannten Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig insgeheim wesentliche Dienste zu leisten. Infolge dessen ernannte ihn der Herzog nach seiner Rückkehr 1813 zum Mitglied der provisorischen Regierungskommission u. 1814 zum Geheimen Rath, als welcher Sch.-Ph. dem Wiener Kongreß beiwohnte. Dem nach Friedrich Wilhelm's Heldentode mit der obersten Leitung der Landesangelegenheiten betrauten Geheimrathskollegium gehörte er bis 1826 an. Während aber seine Verwaltung das Volk zufriedengestellt, hatte er den Haß des Herzogs Karl auf sich gelenkt, u. dessen Verfolgungen vertrieben ihn 1827 aus Braunschweig. Sch.-Ph. trat nun als Geh. Rath u. Chef des Justizdepartements in hannöv. Dienste u. ward 1832 Landdrost in Hildesheim. Nachmals kehrte er nach Braunschweig zurück u. starb zu Wolfenbüttel 23. Sept. 1851. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Anleitung für Anfänger in der deutschen Diplomatik" (Braunschw. 1804) u. „Ueber meinen Austritt aus dem herzogl. braunschweig. Staatsdienst" (Hann. 1827). — Konrad Friedrich **v. Sch.-Ph.**, Bruder des Vorigen, geboren zu Braunschweig 3. Juli 1770; studirte in Helmstädt Theologie u. Philosophie, wurde dann Privatlehrer in Kopenhagen, erhielt 1794 das dän. Indigenat, um theologische Vorlesungen an der Kopenhagener Universität halten zu können, verließ aber bald wieder die akademische Laufbahn, nahm den Posten eines Privatsekretärs beim Minister Grafen v. Schimmelmann an u. studirte auf dessen Kosten noch die Kameralwissenschaften, worauf er 1797 als Assessor in das dän. Oekonomie- u. Handelskollegium trat. Nachdem er verschiedene andere Aemter inne gehabt, erhielt er 1823 wieder eine Stelle im Kommerzkollegium, rückte 1829 zum Konferenzrath auf u. starb zu Kopenhagen 15. Nov. 1832. Als Schriftsteller gehört Sch.-Ph. sowohl der deutschen als auch der dän. Literatur an. Erwähnenswerth sind von seinen Werken: „Philosophiae criticae secundum Kantium expositio systematica" (2 Bde., Kopenh. 1796—98); „Ueber das jetzige Verhältniß der jüd. Nation zu dem christl. Bürgervereine" (ebd. 1817); „Europa u. Amerika" (ebd. 1820; Fortsetzung, ebd. 1832); „Proben politischer Redekunst" (ebd. 1824); „Die Welt als Automat u. das Reich Gottes" (ebd. 1829). Auch veröffentlichte er „Gedichte" (Braunschw. 1799) u. eine „Auswahl neugriech. Volkspoesien, in deutsche Dichtungen umgebildet" (Kopenh. 1827).

Schmiedeberg. 1. **Sch.**, Stadt mit 3804 E. (1871) im Kreise Hirschberg des Reg.-Bez. Liegnitz in der preuß. Provinz Schlesien; liegt in 421 m. Seehöhe an der Eglitz u. zieht sich ¼ Stunde lang am Fuße des Forstkammes hin. Es hat eine Irrenanstalt u. treibt vorwaltend Seiden-, Shawl- u. Plüschfabrikation, auch Bleicherei u. Wollenweberei; sein Handel ist vorzugsweise Leinwandhandel. — 2. **Sch.**, Stadt mit 3075 E. (1871) im Kreise Wittenberg im Reg.-Bez. Merseburg der preuß. Provinz Sachsen; liegt in der Ebene an einem kleinen linken Nebenflusse der Elbe u. treibt Spinnerei, Weberei u. Leimsiederei; in der Nähe liegen u. a. bedeutende Vitriolwerke.

Schmieden, das, nennt man die Formgebung eines Metalles durch Hämmern, u. zwar meist in glühendem, halberweichtem Zustande. Man unterscheidet das Sch. mit der Hand (Handhammerschmiede) u. das Sch. mittels Maschinenhämmern, die durch Elementarkraft bewegt werden (mechanische Hammerschmiede). Außer Eisen u. Stahl wird auch das Kupfer geschmiedet. An die eigentliche Schmiedearbeit schließt sich noch eine Reihe von Operationen an, welche ebenfalls vom Schmiede ausgeführt werden, als: Schweißen u. Härten, Anlassen, Ausglühen. Seit Einführung der Maschinenhämmer, Walzwerke, Schmiedemaschinen u. Schmiedepressen hat das Sch. bezüglich der Bewältigung großer Massen u. exakter Herstellung kleinerer Artikel im Wege der Massenfabrikation große Fortschritte gemacht. Etwas abweichend vom eigentlichen Sch. durch Hammerschläge ist das Formen der glühenden Metalle durch starken Druck, wozu Walzen u. Pressen benutzt werden. Bei zum Dichten u. Formen größerer Massen ist das Pressen insofern zweckdienlicher, als dabei dem Metalle mehr Zeit zum Nachgeben gegönnt wird, was bei den nur oberflächlich wirkenden Schlägen nicht der Fall ist. Die Anwendung des sog. Preßhammers, d. h. einer starken hydraulischen Presse zum Sch., rührt von Haswell in Wien (1860); es werden damit insbes. Lokomotivbestandtheile, die früher durch gewöhnliches Sch. erzeugt wurden, hergestellt, u. zeichnen sich dieselben insofern durch Festigkeit aus, als der Faserzusammenhang mehr geschont wird, als dies beim Hämmern der Fall ist, weil die Fasern des Eisens nicht verstaucht u. gebrochen, sondern gebogen u. dabei dichter zusammengedrängt werden. Schmiedemaschinen, aus einer Reihe kleinerer, auf Gesenke wirkender Fallhämmer od. Stempel bestehend, zur Herstellung kleiner Gegenstände, erfanden zuerst die Engländer Ryder u. Whitworth.

Schmiele, s. „Aira".

Schmierkur nennt man eine bes. gegen Syphilis in Anwendung kommende Behandlungsweise, welche in Einreibungen von grauer Quecksilbersalbe (Unguentum cinereum) in die Haut besteht. Bei derselben hat man darauf zu achten, daß der durch das Quecksilber leicht hervorgerufene

Speichelfluß nicht eintritt, widrigenfalls bei den ersten Anzeichen davon die Einreibungen sofort eingestellt werden müssen.

Schmiermittel sind Substanzen, die angewendet werden, um die Reibung sich bewegender Theile bei Maschinen, Wagen u. dergl. durch Herstellung glatter Flächen zu vermindern u. so die Erwärmung der Theile u. die rasche Abnutzung derselben zu verhindern. Ein gutes Sch. darf sich an der Luft nicht verändern, nicht flüchtig sein, nicht verharzen, die Substanz der reibenden Theile nicht angreifen, muß leicht anhaften u. aufgestrichen eine schlüpfrige Fläche bilden. Als Sch. benutzt man thierische u. pflanzliche Fette u. Oele, zuweilen auch Theer, Graphit, Paraffinöl, Vulkanöl u. andere Kunstprodukte.

Schminke sind Stoffe, welche auf die Haut gebracht werden, um derselben eine angenehme rothe od. weiße Farbe zu ertheilen, u. die entweder als trockene Pulver aufgestäubt od. eingerieben od. aber mit einem Bindemittel, gewöhnlich Fett, verrieben (Fettschminke) aufgetragen werden. Für rothe Farbungen benutzt man Karmin od. Saflorroth, selten Zinnober; für weiße Sch. fein geschlämmte Kreide, Alabastermehl, Talksteinmehl, Reisstärke, Magnesia, Bleiweiß, Wismuthweiß. Von der Benutzung der beiden letztgenannten Substanzen ist jedoch entschieden abzurathen, da sie, auch äußerlich auf die Haut gebracht, giftig wirken u. bei fortgesetzter Anwendung Krankheiten hervorbringen können. Ueberhaupt verbessert das Sch. die Haut nicht, sondern schadet ihr vielmehr; man sollte daher nur wo es unumgänglich nothwendig erscheint, wie z. B. für das Theater, sich dieses Verschönerungsmittels bedienen.



Nr. 4880. Karl Schnaase (geb. 7. Sept. 1798, gest. 20. Mai 1875).

Schmirgel, Smirgel, eines der gebräuchlichsten u. härtesten Schleifmaterialien für Metalle, Glas u. Steine. Der Sch. besteht aus krystallisirter Thonerde (Aluminiumoxyd), ist also der Masse nach gleichartig mit dem Korund (s. d.). Man bringt ihn theils in ganzen Stücken, theils gepulvert u. geschlämmt in verschiedenen Feinheitsnummern in den Handel. Der beste Sch. kommt aus der Gegend um Kap Emeri auf der griech. Insel Naxos; ferner liefern Samos, Kleinasien, Portugal, Spanien u. Italien (bei Biella) Sch.; in Deutschland findet er sich nur bei Schwarzenberg im Erzgebirge. Guter Sch. muß bläulichgraue Farbe haben. Fein gemahlener Sch. wird mittels Leim auf Papier od. Leinwand befestigt u. dient unter dem Namen Schmirgelpapier u. Schmirgelleinen als Schleifmittel.

Schmitt, Aloys, verdienter Klavierspieler u. Komponist, geb. 1789 zu Erlenbach am Main; wurde von seinem Vater, der einige Jahre nach Aloys' Geburt als Kantor nach Obernburg versetzt worden war, bis in sein 11. Jahr in der Musik unterrichtet u. kam dann nach Offenbach in das Haus des Hofraths André, der ihn fünf Jahre lang in der Komposition unterwies. Nachgehends ließ er sich als Musiklehrer in Frankfurt a. M. nieder, lebte dann auch längere Zeit in Berlin u. wurde von dort aus als Hoforganist nach Hannover berufen, legte aber diese Stelle 1829 nieder, da er inzwischen in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt war, u. begab sich wieder nach Frankfurt, wo er in sorgenfreier Muße der Kunst lebte, auch stellenweise als Lehrer wirkte u. 25. Juli 1866 starb. Von seinen zahlreichen Kompositionen sind erschienen: Sinfonien u. Ouverturen, Streichquartette u. -Trio's, Klavierkonzerte, zwei- u. vierhändige Klaviersonaten, Sonaten für Klavier u. Violine, Etuden für Klavier (seine verbreitetsten u. zugleich werthvollsten Produktionen), Rondo's, Variationen u. andere kleinere Stücke für Klavier, ein- u. mehrstimmige Lieder. Ferner kennt man von ihm die Oratorien „Moses" u. „Ruth" sowie die Opern „Das Osterfest zu Paderborn", „Die Tochter der Wüste", „Valeria", „Der Doppelprozeß". — Sein Sohn, Georg Aloys **Sch.**, geb. 1827 zu Hannover, von ihm u. Vollweiler praktisch u. theoretisch in der Musik gebildet u. ebenfalls ein tüchtiger Pianist u. Komponist, ist seit 1856 Hofkapellmeister in Schwerin. Er hat mehrere Klavier- u. Gesangssachen veröffentlicht. Eine von ihm komponirte u. in Frankfurt aufgeführte Oper „Trilby" hat jedoch einen nachhaltigen Erfolg nicht zu erringen vermocht. — Jakob **Sch.**, ein jüngerer Bruder des älteren Aloys, geb. zu Obernburg 2. Nov. 1803; erhielt seine musikalische Ausbildung zuerst von seinem Vater u. dann von seinem Bruder Aloys. 1825 ging er als Musiklehrer nach Hamburg u. starb daselbst im Juni 1853. Er war ein trefflicher Klavierspieler u. überhaupt äußerst begabter Musiker, dessen geistige Entwicklung aber wie sein materielles Fortkommen durch einen ungeordneten Lebenswandel gehemmt wurden. Im Druck erschienen von ihm zahlreiche, theilweise höchst instruktive Klavierkompositionen. Seine Oper „Alfred der Große" machte indessen kein Glück.

Schmolck (minder richtig Schmolke), Benjamin, hervorragender luther. Liederdichter, geb. 21. Dez. 1672 zu Brauchitschdorf im Fürstenthum Liegnitz; wurde durch seinen Vater, einen Pfarrer, vorbereitet, bezog zuerst die Schule zu Steinau an der Oder, 1684 das Gymnasium zu Liegnitz, 1688 das zu Lauban u. 1693 die Universität Leipzig, um daselbst Theologie zu studiren, da seiner Neigung für die Naturwissenschaften der Wille seines Vaters entgegenstand. Seine dichterischen Versuche verschafften ihm nicht allein die Würde eines kaiserlichen gekrönten Poeten, sondern auch seinen Lebensunterhalt. 1697 kehrte Sch. als Gehülfe seines Vaters in die Heimat zurück, wurde 1701 Adjunkt desselben, 1702 aber als Prediger an die Friedenskirche zu Schweidnitz berufen, wurde hier 1708 Archidiakonus, 1714 Oberpfarrer u. Inspektor der Kirchen u. Schulen. Seit 1730 durch einen Schlagfluß theilweise gelähmt, zuletzt auch erblindet, starb er 12. Febr. 1737. — Außer zwei größeren Dichtungen über Stoffe aus den Evangelien u. zwei Sammlungen von (302) Cantaten für kirchliche Musikaufführungen veröffentlichte Sch. bei Lebzeiten (von 1704—35) 12 Sammlungen von Gedichten, zum Theil unter sehr seltsamen Titeln; in einigen seiner Gedichte ist der Ton des echten Erbauungsliedes auf das Glücklichste getroffen. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften erschien unter dem Titel „Herrn Benjamin Sch.ens . . . Sämmtliche Trost- u. Geistreiche Schriften" (2 Thle., Tüb. 1740—44). Einzelne seiner Sammlungen (bes. das „Himmlische Vergnügen in Gott", ein Gebetbuch; die „Gott geheiligten Morgen- u. Abendandachten" u. a.) erscheinen noch gegenwärtig in neuen Auflagen, ebenso Sammlungen seiner Lieder u. Gebete in Auswahl (z. B. von L. Grote, Lpz. 1855 u. ö.). — Vergl. Koch, „Geschichte des Kirchenlieds" (3. Aufl., Bd. V, Stuttg. 1868).

Schmollis (angeblich a. d. Lat. sis mihi mollis, sei mir hold), der Trinkgruß der Studenten beim Brüderschafttrinken; die Antwort ist Fiducit (schlechtlat., d. h. Zuversicht, Vertrauen).

Schmöllnitz (ungar. Szomolnoc), Bergstadt im südl. Winkel der ungar. Gespanschaft Zips, mit 2633 meist deutschen E. (1869); liegt in 502 m. Seehöhe, von hohen Bergen umgeben, ist Sitz einer Berg- u. Forstdirektion u. hat reiche, auf Rechnung der Regierung betriebene Bergwerke auf Silber u. Kupfer u. dem entsprechende Hüttenwerke.

Schmuggelhandel, s. v. w. Schleichhandel (s. d.).

Schnaase, Karl, hervorragender Kunsthistoriker, geb. 7. Sept. 1798 zu Danzig als Sohn eines Juristen; studirte seit 1816 in Heidelberg u. Berlin gleichfalls die Rechte, trieb aber daneben, von Hegel mächtig angezogen, auch fleißig philosophische Studien. 1819 trat er in den preuß. Justizdienst, den er erst 1857 verließ, nachdem er seit 1848 Obertribunalsrath in Berlin gewesen war. Eine Reise nach Dresden hatte schon früh seinen Kunstsinn durch die Betrachtung der dortigen Kunstschätze geweckt, eine Reise nach Italien aber ihn zu

kunstkritischer Bethätigung angeregt, u. ein langer Aufenthalt (als Prokurator, bez. Oberprokurator am Landgericht) in Düsseldorf, wo er mit den dortigen Künstlern sowie mit Immermann, Uechtritz u. anderen geistigen Notabilitäten verkehrte, versetzte ihn immer mehr in die Mitte künstlerischen Strebens. Schon seine „Niederländ. Briefe" (Stuttg. 1834) zeugten für seines Kunstverständniß u. gewandte Darstellung. Einen dauernden Ruf als Kunstschriftsteller bez. Kunstphilosoph verschaffte ihm aber sein großes Hauptwerk: „Geschichte der bildenden Künste" (7 Bde., Düsseld. 1843—64; 2. Aufl., bearb. von Mehreren, Bd. 1—8, ebd. 1865—76). Außerdem schrieb er „Ueber das Verhältniß der Kunst zum Christenthum" (Berl. 1852) u. gab seit 1858 mit Schnorr v. Carolsfeld, Grüneisen u. (nach des Ersteren Tode) Pfannschmidt das „Christliche Kunstblatt für Kirche, Schule u. Haus" (Stuttg.) heraus. 1865—66 lebte Sch. in Rom u. seit 1867 in Wiesbaden, wo er 20. Mai 1875 starb.

Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus), ein merkwürdiges Säugethier Australiens, das durch Verbindung des Geschlechtsweges mit dem unteren Theile des Mastdarms zu einer Kloake (daher Familie der Kloakenthiere, Monotremata), durch die Bedeckung seiner schnabelartigen, platten Kiefern mit einem Hornüberzug wie durch andere Merkmale seiner innern Organisation (z. B. das glatte, windungslose Gehirn, die nahtlose Verwachsung der Kopfknochen zu einer Kapsel, das doppelte Schlüsselbein) den Vögeln sich nähert, so daß man Anfangs sogar behauptet hat, es lege Eier. Sein 60 cm. langer Körper ist mit einem dichten, weichen Pelz bedeckt, ein äußeres Ohr fehlt, der 13 cm. lange, behaarte Schwanz ist abgeplattet, die Füße haben Schwimmhäute, welche an den Vorderfüßen über die kleinen stumpfen Nägel hervorragen. Das Sch. hat nur 2 Paar hornige (sehr wenig kalkhaltige) Backenzähne, hinter ihnen Backentaschen. Es lebt an den Flußufern von Neu-Süd-wales u. Vandiemensland u. gräbt sich Gänge mit einem doppelten Ausgang nach dem Lande u. dem Wasser. Die engl. Ansiedler nennen es deshalb Watermole (Wassermaulwurf). Es nährt sich von Würmern u. Wasserinsekten, die es schwimmend u. nach Entenart gründelnd fängt.

Schnaderhüpfel (im Volksmund Schnadahüpfel, richtiger Schnitterhüpfel; es kommt von Schnader, Schnitter, nicht von „schnattern" her), nennt man die kurzen, meist vierzeiligen improvisirten Liedchen der Bewohner der deutschen Alpenländer. Die Sch., von epigrammatischem Charakter, bald zart gefühlvoll, bald derb scherzhaft od. neckend, selbst satirisch, werden nach einer stets gleichartigen, aber doch mannichfaltigen Melodie, welche gewöhnlich mit Jodeln schließt, gesungen. Oft ist die Gesellschaft in zwei Theile getheilt, von denen einer eine improvisirte Strophe singt, der andere aber gleich darauf antwortet. Von der Laune der einzelnen Sänger hängt es ab, ob dieser Wettgesang längere od. kürzere Zeit andauert. Die erste Sammlung von Sch.n aus dem bayer. Gebirge mit ihren Weisen lieferte E. Neureuther 1830; nicht ohne Glück hat Franz v. Kobell versucht, selbst Sch. zu dichten („Oberbayer. Lieder", 2. Aufl., Münch. 1871). Aehnlichkeit mit den Sch.n haben die andalusischen Coplas de repente, kurze, immer wiederkehrende, mit der Guitarre begleitete Weisen, u. die Stäv od. Stavjevise der norweg. Bauern.

Schnaken, s. „Mücken".

Schnarchen, das, ist ein nam. beim tiefen Schlafen während des Athmens dadurch entstehendes Geräusch, daß das Gaumensegel schlaff auf die Zungenwurzel herabfällt, auch der Kehldeckel sich so gegen die Oeffnung des Kehlkopfs neigt, daß hierdurch der freie Durchtritt der Athmungsluft behindert ist, u. der Luftstrom das Gaumensegel u. den Kehldeckel in vibrirende Bewegung setzt. Die Steigerung des Sch.s während des Schlafes in der Rückenlage hat ihren Grund in dem Zurücksinken der erschlafften Zungenmuskeln, welche die Passage verengen. Je größer die Müdigkeit ist, desto schlaffer sind die Muskeln u. desto mehr sinkt die Zunge zurück. Dieselbe Erscheinung tritt auch bei bewußtlosen, lähmungsartigen Zuständen auf, z. B. nach Schlagfluß (Apoplexie) u. beim Sterben. Am häufigsten scheint das Sch. im Schlafe bei solchen Personen vorzukommen, welche sich gewöhnt haben, mit offenem Munde zu schlafen, u. deren Gaumenzäpfchen krankhaft verlängert ist, die an chronischem Schnupfen mit Verdickung der Nasenschleimhaut, an Vergrößerung der Mandeln leiden, od. deren Nasenhöhlen zu eng gebaut sind. Man beseitigt das Uebel dadurch, daß man sich gewöhnt, in der Seitenlage zu schlafen, daß man je nach Umständen durch Operation das Zäpfchen verkürzen od. die vergrößerten Mandeln beseitigen läßt.

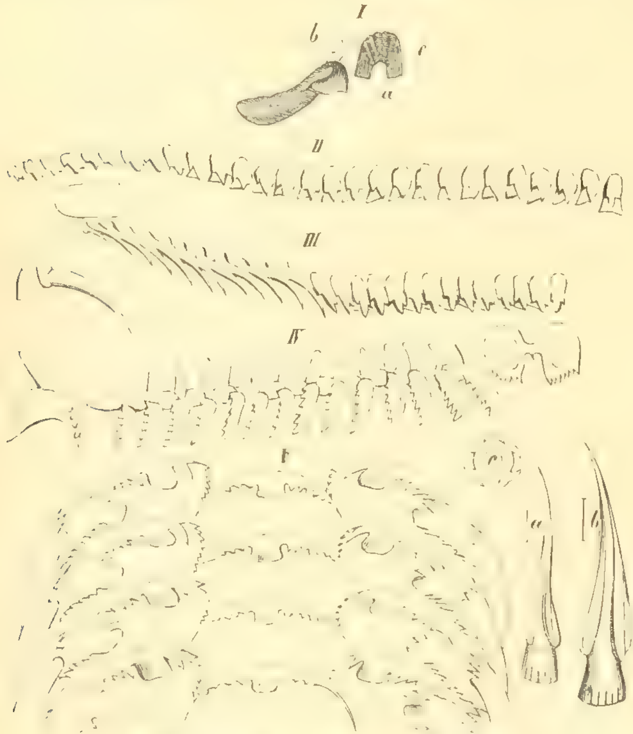
Schnecken od. Bauchfüßer (Gastropoda) sind Weichthiere mit ungetheiltem Mantel, einem Kopfe mit 1, 2—3 Paar ein- u. ausstülpbaren Tastern über dem von wulstigen Lippen umgebenen, oft rüsselartig vorstreckbaren Munde, rechterseits gelegenem Athemloch u. einer länglichrunden, muskulösen Platte (dem Bauchfuß) an der Bauchfläche, durch deren wellenförmige Zusammenziehungen sie sich fortbewegen. Viele der Sch. haben eine kalkige, manchmal symmetrische, schild-, napf- u. kegelförmige, meist spiralgewundene Schale, das Schneckenhaus, wonach man Nacktschnecken u. Gehäuseschnecken unterscheidet. Näheres über diese Gehäuse s. im Art. „Conchylien". Die meisten Sch. haben auf dem Boden der Mundhöhle eine aus Zähnchen-Querreihen bestehende Reibplatte (radula), die sog. Schneckenzunge, deren charakteristische Form gute Unterscheidungsmerkmale bietet. Die Speiseröhre ist oft kropfartig erweitert, der Magen dünn- od. dickwandig, der in die große Leber gehüllte Darm mündet meist vorn rechterseits nach außen, selten am Hinterleibsende; das von einem Herzbeutel umschlossene Herz besteht aus Kammer u. Vorkammer u. setzt sich in eine Aorta fort, während das rückwärts strömende Blut durch Venen zum Athmungsorgane geleitet wird. Dies besteht in Kiemen, nach deren Lage zum Herzen man Vorderkiemer (Prosobranchiata) u. Hinterkiemer (Opisthobranchiata) unterscheidet, od. (bei den Landschnecken, aber auch bei einigen Wasserschnecken) in einer rechts hinter dem Kopfe gelegenen Lungenhöhle (Lungenschnecken, Pulmonata). Die wasserlebigen Sch. haben ein bes. am Fuße sehr entwickeltes Wassergefäßsystem, das mit der Bauchhöhle u. den Blutgefäßen in Verbindung steht u. in der Fußsohle mündet.



Nr. 4881. Schnabelthiere.

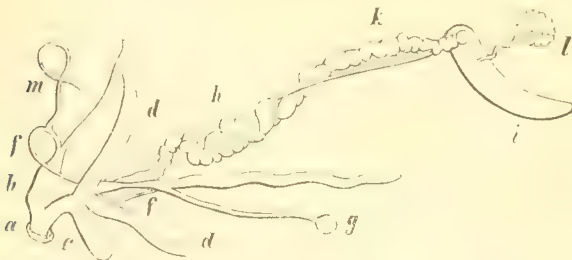
Die Haut enthält reichlichen Schleim absondernde Drüsen; einige Sch. haben eine Purpurdrüse, deren rahmartiges Sekret am Lichte grünlich u. schließlich purpurroth wird. Von Sinneswerkzeugen besitzen die Sch. (mit Ausnahme weniger) Tastorgane od. Fühler zu 1—3 Paaren am Kopfe, eigenthümliche, bluterfüllte, ein- u. ausstülpbare Fortsätze der Körperhöhle, deren zwei größere oft Augen tragen u. deshalb Augenstiele (Ommatophore) heißen; als Geruchswerkzeug ist, bei unseren Landschnecken wenigstens, das untere Fühlerpaar thätig; endlich liegen zwei Gehörblasen am vorderen Ganglienpaar od. (meist) an der unteren Leibesseite an den Fußganglien. Die Sch. sind theils getrennten Geschlechts, theils (sich gegenseitig befruchtende) Wechselzwitter; zu letzteren gehören die meisten Lungenschnecken. Die Geschlechtsöffnungen münden rechts oben in der Nähe des Afters. Viele Lungenschnecken haben als Anhangsgebilde ihres Geschlechtsapparats noch einen eigenthümlichen Reizapparat, den Pfeilsack, aus welchem ein kalkiges, kantiges, pfeilartiges Stäbchen, der Liebespfeil, bei der Begattung vorgestreckt wird. Die weichhäutigen od. kalkschaligen Eier werden einzeln od. als Laichmassen abgelegt, die, durch Gallerte zu Schnüren, Bändern, Klumpen vereint, eine große Formverschiedenheit zeigen. Lebendiggebärend sind nur wenige Sch. Die meisten Sch. leben im Wasser, viele Lungenschnecken indeß auf dem Lande, erstere nähren sich meist von animalischen Stoffen, letztere sind Pflanzenfresser. Am artenreichsten sind die Meere u. ihre felsigen Küsten; die schönsten u. größten Formen bieten die tropischen Meere. Einige ändern ihren Wohnplatz gar nicht; die Napfschnecken z. B. sitzen an Felsen fest; manche, wie Magilus, sind sogar durch Kalkausscheidung festgewachsen; einzelne (Stylina) leben parasitisch auf Seesternen u. Seeigeln, die merkwürdige Entoconcha endlich entwickelt sich in Holothurien (den Synapten) in eigenthümlichen Schläuchen. Die Sch. der gemäßigten u. nördl. Klimate halten Winterschlaf, wobei sich die wasserlebigen in den

Schlamm die Landschnecken in Erdlöcher zurückziehen, u. letztere ihre Gehäusemündung durch einen kalkigen Deckel schließen; die Sch. der Tropen halten während der Dürre einen Sommerschlaf. — Die Sch. finden mehrfach nützliche Verwendung. Viele Land- u. Seeschnecken werden gegessen, erstere deshalb sogar gezüchtet, die **Purpurschnecken** wurden wenigstens im Alterthum zum Färben benutzt; die kleinen **Porzellanschnecken** (Cypraea) vertreten als **Kauris** bei afrikan. u. indasiat. Völkern das Geld; manche, wie das Seeohr (Haliotis), liefern Perlmutter, die Gehäuse vieler werden zu Schmuckartikeln verarbeitet.



Nr. 4882. Zähne der Schneckenzungen und Liebespfeile.
I a Zunge der Weinbergschnecke, c Oberkiefer, b das die beiden Theile verbindende Band. — Linke Hälfte einer Zahnreihe II von Helix pomatia, III von Limax agrestis, IV von Physa hypnorum. V Querreihen von Zähnen der Paludina vivipara. — a und b rechts Liebespfeile, c Querschnitt eines solchen.

Andererseits aber werden Landschnecken dem Garten- u. Feldbau schädlich. Hier sind bes. die nackten **Ackerschnecken** (Limax agrestis) zu nennen u. für Gärten einige **Schnirkelschnecken** (Helix). Man vertilgt sie durch Eintreiben von Enten, welche gern Nacktschnecken fressen, od. durch Bestreuen der Felder mit Kalk od. pulverisirtem Eisenvitriol. Bekannt sind über 15,000 lebende Schneckenarten u. über 6000 fossile aus den ältesten bis in die neuesten Gesteinsschichten. Die frühere Systematik beachtete nur das Haus, neuerdings wurden mit Nutzen auch andere Momente herbeigezogen, z. B. die Zunge (so nam. von Lovén, Troschel).

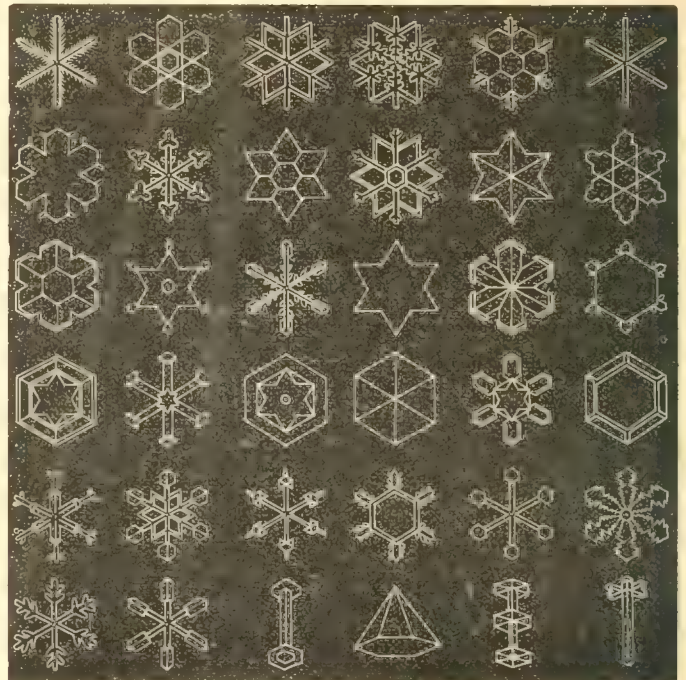


Nr. 4883. Geschlechtsorgane einer Schnirkelschnecke (Helix).
a Geschlechtsvorhof, b Penis, c Pfeilsack, d Schleimdrüsen, f Samenleiter, g Samentasche, h Eileiter, i Eiweißdrüse, k Zwittergang, l Zwitterdrüse, m geißelförmiger Anhang des Samenleiters.

Von Schneckenforschern nennen wir u. A. Pfeiffer, Loven, Roßmäßler, Lacaze-Duthiers, Meyer u. Möbius.

Schnee ist der bekannte atmosphärische Niederschlag, der sich an Stelle des Regens bildet, sobald die Temperatur der Atmosphäre unterhalb des Gefrierpunktes sich befindet. Es bilden sich dann, sobald der Sättigungspunkt der Luft für Feuchtigkeit überschritten ist, statt der Dunstbläschen feine Eisnädelchen, welche, wenn sie zahlreicher u. größer werden, nicht mehr als Eisnebelwolken schweben bleiben können, sondern herabfallen u. dabei je länger je mehr an einander haften. Dadurch entstehen einfachere od. komplizirtere, aber immer 6strahlige Sternchen, eine Folge des Umstandes, daß das Eis im hexagonalen Krystallsystem krystallisirt. In der Tropenzone fällt im Meeresniveau niemals Sch. Etwas weiter nach Norden u. Süden (nach N. zu etwa in Nordafrika u. Italien) beginnt auch an der Erdoberfläche sich Sch. zu zeigen, während im hohen Norden u. Süden überhaupt gar kein Regen, sondern nur Sch. fällt, ja sogar derselbe das ganze Jahr über nicht verschwindet. Dieselbe Erscheinung des sog. „ewigen Sch.s" zeigt sich allerdings auch in niederen Breitengraden, sogar am Aequator, nur liegt hier die Grenze desselben, die sog. „Schneelinie" (s. d.), um so höher über der Meeresoberfläche, je mehr man dem Aequator sich nähert.

Schneeball (Viburnum Opulus); auch Hirsch-, Wasser- u. Sumpfholder, Wasserflieder, Schwelkenbaum, Kalzinten, Ballbaum u. Ballrose, Holdenrose, Halinkenholz od. Talinkenbeerstrauch, Drossel- u. Fackelbeere, rothe Blutbeere, Kalkbeere 2c. Schon diese zahlreichen Volksnamen beweisen die große Aufmerksamkeit, welche das Volk dem baumartig wachsenden Strauche aus der Familie der Loniceren (Gruppe der Sambuceen) zuwendete. Er wächst bei uns wild an Bachufern u. in feuchten Gebüschen, mit gegenüberstehenden, lappig getheilten u. grob gezähnten Blättern, während die weißen Blumen sich in großen Trugdolden anordnen, so daß um jede derselben ein Kranz von größeren Blüten ohne Geschlechtstheile sich bildet. Die in den Gärten befindliche Abart bringt nur letztere, folglich unfruchtbare Blumen hervor, die sich ballartig gruppiren u. ihr den Namen Sch. eingetragen haben. Der Sch. blüht schon im Mai u. Juni, hat aber, außer daß seine Schößlinge gute Pfeifenrohre geben, eine andere Bedeutung als die einer Charakterpflanze unserer heimischen Flora nicht.



Nr. 4884. Schneekrystalle nach Scoresby.

Schneebeere, s. „Chiococca".

Schneeberg, Stadt mit 8074 E. (1875) in der sächs. Kreishauptmannschaft Zwickau; liegt in 471 m. Seehöhe am Schlemerbache im sächs. Erzgebirge, an der Zweigbahn Niederschlema-Sch.-Neustädtel, ist Sitz eines Gerichtsamtes, eines Oberforstmeisters, hat ein Waisenhaus u. in ihrer 1516—40 erbauten Hauptkirche von 71,6 m. Länge, 33,4 m. Breite u. 31,1 m. Höhe die größte protestantische Kirche Sachsens. Die Stadt fabrizirt bes. Spitzen, mit denen ein ausgedehnter Handel getrieben wird, sowie Chemikalien. Von den sonstigen Erzeugnissen Sch.s ist bes. bekannt der Sch.er **Schnupftabak**, der aus aromatischen Kräutern, vorzugsweise Angelica Archangelica, bereitet wird. Ehemals war in Sch. der reichste sächs. Silberbergbau, welcher 1470 die Gründung der Stadt u. 1492 die Anlage einer eigenen Münzstätte, die bis 1556 bestand, veranlaßte.

Schneeberg heißt der höchste Berg der Sächs.-böhm. Schweiz (s. d.), 724 m. hoch; ferner die höchste Erhebung des Fichtelgebirges (s. d.), 1069 m.; endlich die südöstl. Gebirgspartie des Glatzer Gebirgslandes, dessen Gipfel, der Große od. Altstädter, od. Spieglitzer od. Grulicher Sch., bis zu 1417 m. Höhe ansteigt.

Schneeflockenbaum, s. „Chionanthus“.

Schneefloh, s. „Springschwänze“.

Schneegans od. Polargans (Anas hyperboreus), eine hochnord., in Deutschland nur sehr seltene Gans mit rothem Schnabel u. Beinen u. rein weißem Gefieder, welches blos schwarze Flügelspitzen zeigt. In der Jugend ist das Gefieder lichtgrau gewölkt u. bespritzt. Ihr Vaterland reicht über die ganze nördl. kalte Zone, in Asien über Sibirien u. strichweise bis Japan, in Nordamerika bis Carolina u. Mexiko, in Europa vereinzelt bis ins mittlere Deutschland, doch nistet sie nur im hohen Norden u. wird dort ihres wohlschmeckenden Fleisches u. ihrer Federn wegen zahlreich eingefangen.

Schneeglöckchen, s. „Galanthus“.

Schneehuhn (Lagopus), ein Hühnervogel (Familie der Rauhfußhühner) mit kurzem, starkem Schnabel, kurzen, abgerundeten Flügeln, befiederten Läufen u. Zehen, bewohnt in mehreren Arten den Norden u. die Gebirge Mitteleuropa's. Das Alpenschneehuhn (Lagopus alpinus) lebt an der Schneegrenze der europ. Alpen u. auf den skandinavischen Gebirgen. Sein graubraunes, fein schwarz gewelltes Sommerkleid, vertauscht es im Winter mit einem bis auf den schwarzgezeichneten Schwanz ganz weißen. Zur Begattungszeit, im Mai, lebt es paarweise, im Sommer halten sich Familien zusammen, u. der Nahrungsmangel des Winters schart größere Gesellschaften zu einander. Den nord. Völkern geben die Schneehühner willkommene Nahrung, u. von Christiania u. Bergen aus werden bedeutende Quantitäten nach London zu Markte gebracht. Die Eskimos verzehren das Fleisch roh mit Robbenspeck, od. halbverfault mit den Eingeweiden als Delikatesse. Eine zweite, dem Alpenschneehuhn sehr ähnliche Art ist das auf den hohen Norden beschränkte Moorschneehuhn (L. albus), das im Winter bis an die Küsten der Ostsee kommt u. da zu Tausenden eingefangen wird.

Schneekönig, s. „Zaunkönig“. **Schneekoppe,** s. „Riesengebirge“.

Schneelinie od. Schneegrenze heißt die Linie, von welcher an der Schnee durch die Wärme der Sonne nicht mehr zum Schmelzen gebracht werden kann. Sie ist abhängig von der geographischen Lage, von der Neigung des Terrains, von der Himmelsrichtung, nach welcher dasselbe einfällt, u. von der Menge des Niederschlags, u. zwar in der Weise, daß sie in den Gebirgen äquatorialer Gebiete bis gegen 5000 m. ansteigt u. in den Polarregionen bis an das Meeresniveau herabsinkt; daß sie auf der der Sonne zugekehrten Seite der Gebirge höher liegt als auf der anderen; daß Partien mit stärkerer Neigung unter sonst gleichen Verhältnissen eine höhere Sch. haben als allmählicher ansteigende, u. starke Niederschläge dieselbe herabdrücken. Die hierzu noch kommenden lokalen Einflüsse u. die ungleiche Wärmevertheilung auf die verschiedenen Jahreszeiten bringen es mit sich, daß die Sch. wenig Abhängigkeit von der mittleren Jahrestemperatur hat. So liegt sie z. B. in den Tropen bei +1,2° C. Mitteltemperatur u. in Norwegen bei −5°.

Schneeschuhe sind von Holz gefertigte, nach Art der Schlittenkufen gestaltete Schuhe, welche nam. die Lappländer tragen, um über die großen Schneeflächen hinweggehen zu können, ohne einzusinken (s. „Lappland“).

Schneidemühl (poln. Pyla), Stadt mit 9725 E. (1875) im Kreise Chodziesen, Reg.-Bez. Bromberg der preuß. Provinz Posen; liegt in 62 m. Seehöhe an der Kuddow u. an der Hauptlinie der preuß. Ostbahn Berlin-Konitz-Eydtkuhnen, hat eine kathol. u. eine protestantische Kirche u. eine Synagoge, treibt Tuchweberei, Leinweberei, Töpferei, hat starken Garten- u. Obstbau u. Glashütten in seiner Nähe. 1844 wurde hier von Joh. Czerski (s. d.) die erste deutsch-kathol. Gemeinde gegründet.

Schneider, Eulogius, eigentl. Johann Georg, Dichter u. zugleich berüchtigt durch die von ihm in der ersten Franz. Revolution gespielte Rolle, geb. zu Wipfeld im Würzburgischen als Sohn eines Winzers 20. Okt. 1756; studirte in Würzburg, wo er Aufnahme im Juliusspitale fand, das damals einer Anzahl Studenten 7 Jahre hindurch alle Bedürfnisse reichte, ward aber wegen seines ausschweifenden Lebens ausgestoßen, trat 1776 in den Franziskanerorden u. wurde später Lektor seines Klosters. Seit 1786 Hofprediger des Herzogs von Württemberg, zog er sich durch freie Aeußerungen dessen Ungnade u. seine Entlassung zu, worauf er 1789 als Professor der griech. Literatur nach Bonn ging. Schon im folgenden Jahre aber führten ihn seine Sympathien für die Ideen der Franz. Revolution nach Straßburg, wo er seit 1791 das bischöfliche Vikariat bekleidete, bis er 1792 das Amt eines Maires in Hagenau übernahm. Nachdem er dann noch als Civilkommissar bei der Armee fungirt hatte, wurde er als einer der wüthendsten Demagogen öffentlicher Ankläger des Tribunals im Elsaß, als welcher er mit der Guillotine das ganze Departement durchzog u. auf die Denunziationen der nichtswürdigsten Menschen hin die edelsten Personen ohne Unterschied des Alters u. Geschlechts auf das Blutgerüst brachte. Sein hochfahrendes Wesen gegen den Konventskommissar St. Just führte schließlich seinen eigenen Untergang herbei. Im Dez. 1793 verhaftet u. nach Paris gebracht, ward er daselbst 1. April 1794 guillotinirt. Außer mehreren Schriften theologischen Inhalts u. einer Uebersetzung des Anakreon sowie einer Abhandlung über „Die ersten Grundsätze der schönen Künste“ (Bonn 1790) schrieb er „Gedichte“ (Frankf. 1790; 5. Aufl. 1811) u. das komische Gedicht „Der Guckkasten“ (aus seinem Nachlaß, Linden 1795).

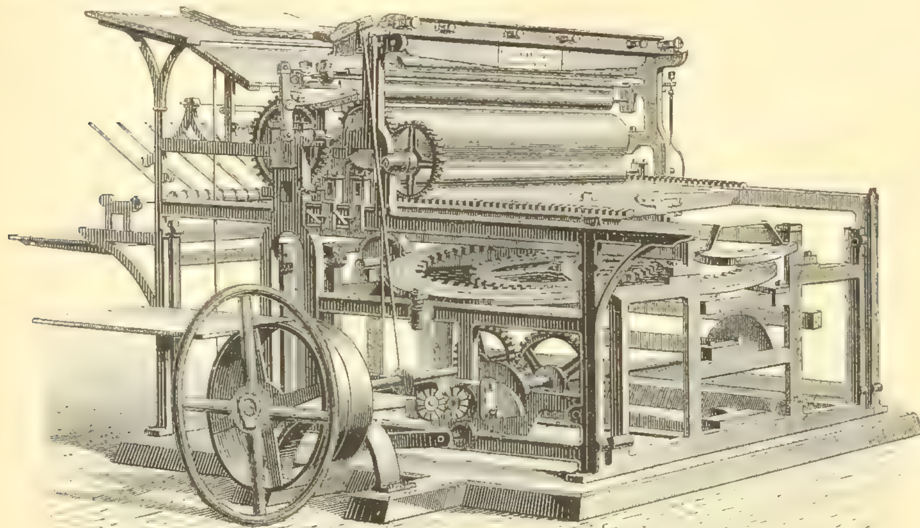
Schneider, Friedrich, vortrefflicher deutscher Tonsetzer, geb. 3. Jan. 1786 zu Alt-Waltersdorf bei Zittau als Sohn eines Schullehrers u. Organisten, der bald darauf nach Alt-Gersdorf versetzt wurde; erhielt bereits in frühester Jugend durch seinen Vater praktischen u. theoretischen Musikunterricht u. hatte, als er 1798 auf das Gymnasium in Zittau kam, bereits eine Symphonie geschrieben. 1804 erschien sein erstes Werk — drei Klaviersonaten — durch Vermittlung eines Kunstfreundes in Leipzig im Druck, u. 1805 bezog er die Universität Leipzig, wo er aber nur allgemein bildende Vorlesungen hörte, im Uebrigen sich aber ganz der musikalischen Fortbildung widmete.



Nr. 4885. Friedrich Schneider, geb. 3. Jan. 1786, gest. 23. Nov. 1853.

1806 übernahm er den Gesangunterricht an der Wendler'schen Freischule in Leipzig; 1807 wurde er Organist an der Paulinerkirche daselbst, 1810 Musikdirektor bei der Joseph Seconda'schen Operngesellschaft (die abwechselnd in Leipzig u. Dresden Vorstellungen gab) u. 1813 Organist an der Thomaskirche zu Leipzig. Bald darauf trat ihm Schicht die Leitung der von ihm gegründeten Singakademie ab, u. er komponirte für dieselbe Verschiedenes, z. B. die große Votivmesse in F-dur (Op. 39). Die Errichtung der Liedertafel 1815 veranlaßte ihn zuerst zu Kompositionen für 4stimmigen Männergesang, welches Gebiet er seitdem mit vielem Erfolge kultivirte. 1817 übernahm er die Musikdirektorstelle am neuerrichteten Stadttheater zu Leipzig, für das er mehrere Sachen komponirte — z. B. ein Festspiel „Die Königseiche“ (mit der Ouverture über „God save the King“) u. eine Musik zu Schiller's „Braut von Messina“ (deren Ouverture nachgehends ziemliche Verbreitung fand) — u. 1819 vollendete er sein Hauptwerk, das Oratorium „Das Weltgericht“ (Dichtung von J. A. Apel). 1821 folgte Sch. einem Rufe als Kapellmeister u. Schloßkirchen-Organist nach Dessau. Hier wirkte er in höchst ausgezeichneter Weise durch Hebung des Orchesters u. überhaupt der Musikzustände, wie bes. als Kompositionslehrer an der 1831 von ihm gegründeten u. 15 Jahre hindurch geleiteten Musikschule. 1825 wurde er vom Herzog von Dessau zum Hofkapellmeister, 1830 von der Universität Halle zum Doktor der Musik u. von der Leipziger Hochschule zum Doktor der Philosophie ernannt; wie allgemein er als ausgezeichneter Dirigent

von seinen Zeitgenossen anerkannt war, läßt sich daraus entnehmen, daß er außerhalb Dessau sechsundsechzig Musikfeste u. größere Aufführungen zu leiten berufen wurde. In seinen letzten Lebensjahren häufig kränkelnd, starb Sch. 23. Nov. 1853. — Das Auszeichnende in Sch.'s Kompositionen ist weniger in der Eigenartigkeit u. Genialität als in der Natürlichkeit u. Gesundheit der Erfindung, u. vor allen Dingen in der hohen Meisterschaft der Technik zu finden. Auf allen musikalischen Gebieten ist Sch. thätig gewesen, das Bedeutendste aber hat er im Oratorium geleistet. Im Druck erschienen von ihm 105 Werke: die Oratorien „Das Weltgericht" (1819), „Die Sündflut" (1823), „Das verlorene Paradies" (1824), „Pharao" (1828), „Christus das Kind" (1829), „Gideon" (1829), „Absalon" (1830), „Gethsemane u. Golgatha" (1838); verschiedene Messen u. Psalmen, Hymnen u. Psalmen für Männerchor u. Orchester, 9 Ouverturen (darunter nächst der zur „Braut von Messina" bes. bekannt die über den „Dessauer Marsch" u. die über akademische Lieder), Streichquartette, Klaviertrio's u. Quartette, viele Sonaten für Klavier allein u. mit Begleitung, Lieder rc. Als Theoretiker u. Lehrer trat Sch. auf mit den Werken: „Vorschule der Musik" (Lpz. 1806); „Elementarbuch der Harmonielehre u. Tonsetzkunst" (Lpz. 1821); „Handbuch des Organisten" (4 Thle., Halberst. 1828—29) rc.



Nr. 4886. Einfache Cylindermaschine mit Kreisbewegung. (System König & Bauer.)

Ungedruckt blieben mehrere Oratorien (z. B. „Christus der Meister", „Christus der Erlöser", „Salomonis Tempelbau"), 23 Sinfonien, verschiedene Ouverturen, viele Kammermusik- u. Vokalsachen rc., endlich 6 od. 7 Opern (darunter „Claudine von Villabella" u. „Alwin's Entzauberung", 1808 in Leipzig gegeben). — Sein jüngerer Bruder, Johann **Sch.**, ausgezeichneter Orgelspieler, geb. zu Alt-Gersdorf 28. Okt. 1789; erhielt gleichfalls schon frühzeitig von seinem Vater instrumentalen u. theoretischen Unterricht, besuchte seit 1800 zu Zittau das Gymnasium, ging 1810 nach Leipzig, um die Rechte zu studiren, machte aber bald die Musik u. vorwiegend das Orgelspiel zu seinem Lebensberuf; wurde bereits 1811 Organist an der Paulinerkirche u. Gesanglehrer an der Rathsfreischule, 1812 Organist an der Hauptkirche zu Görlitz, in welcher Stellung er sich um das Musikleben genannter Stadt durch Gründung einer Singakademie u. Veranstaltung größerer musikalischer Aufführungen sehr verdient machte; wurde 1825 Hoforganist an der Evangelischen Hofkirche zu Dresden, leitete seit 1832 daneben auch die Dreyßig'sche Singakademie u. starb zu Dresden 13. April 1864. Er gehört unbestritten zu den größten Orgelvirtuosen der Neuzeit u. hat sein Spiel auf verschiedenen Kunstreisen (u. A. 1833 in London) bewundern lassen; auch bildete er eine Menge tüchtiger Schüler. Gedruckt ist von seinen sehr tüchtigen Kompositionen für die Orgel nur Weniges. — Ein guter Orgelspieler war auch der dritte Bruder, Joh. Gottlieb **Sch.**, geb. zu Alt-Gersdorf 19. Juli 1797, gleich seinen Brüdern erst vom Vater, dann in Zittau gebildet u. ein Jahr lang in Leipzig studirend; danach lebte er als Musiklehrer in Bautzen, wurde 1817 Stadtorganist in Sorau, 1825 Organist an der Kreuzkirche in Hirschberg u. starb hier 4. Aug. 1856. Einige Orgel- u. Klaviersachen von ihm sind im Druck erschienen.

Schneider, Johann Gottlob, ein seiner Zeit hervorragender Philolog, Begründer der griech. Lexikographie in Deutschland, geb. 18. Jan. 1750 zu Collme bei Wurzen; wurde in Schulpforta vorgebildet, studirte in Leipzig u. Göttingen, wurde 1774 von Brunck zur Unterstützung bei der Herausgabe der griech. Dichter nach Straßburg gezogen, folgte 1776 einem Rufe als Professor der Beredsamkeit an die Universität Frankfurt a. O., wurde, als 1811 die Universität nach Breslau verlegt wurde, gleichfalls dorthin versetzt u. starb daselbst 12. Jan. 1822. Sch.'s Hauptwerk ist das „Griechisch-deutsche Wörterbuch" (2 Bde., Züllichau 1797—98 u. öfter), aus welchem Passow's (s. d.) „Handwörterbuch" ein Auszug ist. Von den übrigen Werken Sch.'s sind hervorzuheben die Ausgaben von Aelian's „De natura animalium" (2 Bde., Lpz. 1784), v. Nikander's „Alexipharmaca" (Halle 1792), der „Scriptores rei rusticae" (4 Bde., Lpz. 1794 bis 1797), des Xenophon (4 Bde., Lpz. 1801 ff.), des Vitruv (4 Bde., Lpz. 1806), des Theophrast (5 Bde., Lpz. 1818—21), mehrere Schriften des Aristoteles („Politica", 2 Bde., Frankf. 1809; „Historia de animalibus", 4 Bde., Lpz. 1812; „Oeconomica", ebd. 1815), der „Physica et meteorologica" des Epikur (Lpz. 1813); ferner die Schriften „Ichthyologiae veterum specimina" (Frankf. 1782); „Literarische Beiträge zur Naturgeschichte aus den alten Schriftstellern rc." (ebd. 1786); „Amphibiorum physiologia" (2 Hfte., ebd. 1790—97); „Historia amphibiorum naturalis et literaria" (2 Hfte., Jena 1798 bis 1801); „Analecta ad historiam rei metallicae veterum" (Frankf. 1788) rc.

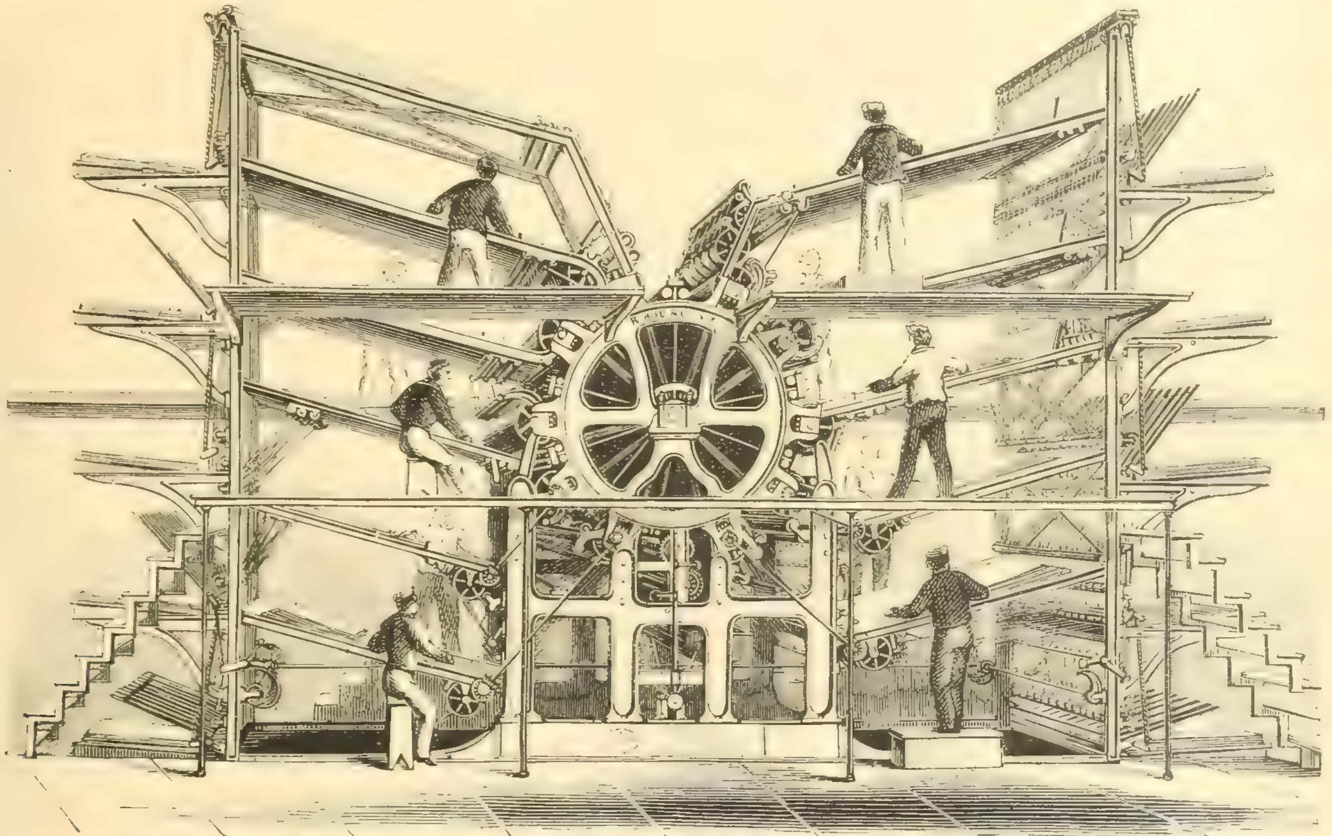
Schneider, Ludwig, Schriftsteller, früher Schauspieler, Sohn des als Kapellmeister beim preuß. Gardecorps verstorbenen Georg Abraham **Sch.**, geb. zu Berlin 20. April 1805, begleitete als Knabe seinen Vater auf dessen Kunstreisen u. betrat schon 1814 in Reval die Bühne. Seit 1820 wirkte er am Berliner Hoftheater als Komiker, war 1836 bis 1837 zugleich Lehrer des Englischen u. Russischen an der allgemeinen Kriegsschule u. wurde 1845 mit der Regie der königl. Oper betraut, erregte aber 1848 durch seine politische Haltung so viel Unzufriedenheit u. veranlaßte derartige Volksdemonstrationen gegen seine Person, daß er von seiner Stellung am Theater zurücktrat. Hierauf lebte er in Potsdam, wo er bis 1854 in der konservativen „Deutschen (später „Preußischen") Wehrzeitung" gegen die demokratischen Zeitbestrebungen ankämpfte. Friedrich Wilhelm IV. ernannte ihn dann zu seinem Vorleser u. verlieh ihm den Hofrathstitel. König Wilhelm I. beließ ihn in seiner Stellung, übergab auch die königliche Privatbibliothek seiner Aufsicht u. ernannte ihn 1865 zum Geh. Hofrath. 1866 wohnte Sch. als Berichterstatter für den preuß. „Staatsanzeiger" im Großen Hauptquartier dem Feldzuge gegen Oesterreich bei. Er verfaßte: „Aus Berlins Nächten" (Genreskizzen aus der Sage, Geschichte, Phantasie u. Wirklichkeit, Berl. 1835; 2. Aufl. 1870); „Der böse Blick" (histor. Roman, 4 Bde., ebd. 1838—41; 2. Aufl. 1871); „Schauspieler-Novellen" (2 Bde., ebd. 1839); „Fröhlich" (musikalisches Quodlibet, ebd., 2. Aufl. 1857); „Der reisende Student" (desgl., ebd., 2. Aufl. 1857); „Wohlgemuth" (musikalischer Scherz, ebd., 2. Aufl. 1857); „Der Kapellmeister von Venedig" (musikalisches Quodlibet, ebd., 2. Aufl. 1857); „Der Heirathsantrag auf Helgoland" (Lustspiel, ebd., 2. Aufl. 1857); „Der Kurmärker u. die Picarde" (Genrebild mit Gesang, ebd. 1859; 9. Aufl. 1871);

„Die Unglücklichen" (Lustspiel nach Kotzebue, ebd. 1861); „Der Schauspieldirektor" (komische Operette, ebd. 1861) ꝛc. sowie ein Werk über den „Krieg der Tripel-Allianz gegen Paraguay" (3 Bde., ebd. 1876). Auch gab er unter dem Namen Both das „Bühnenrepertoir des Auslandes" heraus u. redigirte seit 1833 den „Soldatenfreund".

Schneidervogel (Sylvia sutoria), ein hellgelber ind. Sperlingsvogel, kleiner als der Zaunkönig; baut ein beutelförmiges Nest in der Weise, daß er Blätter am Ende eines Zweiges mit den Rändern fest zusammennäht, indem er den Schnabel als Nadel gebraucht u. durch die gebohrten Löcher Faden von Samenwolle zieht. Der südeurop. Sch. (Sylvia cisticola) näht Schilfblätter zu einem kunstvollen Nest an einander (Abb. s. unter „Nestbau").

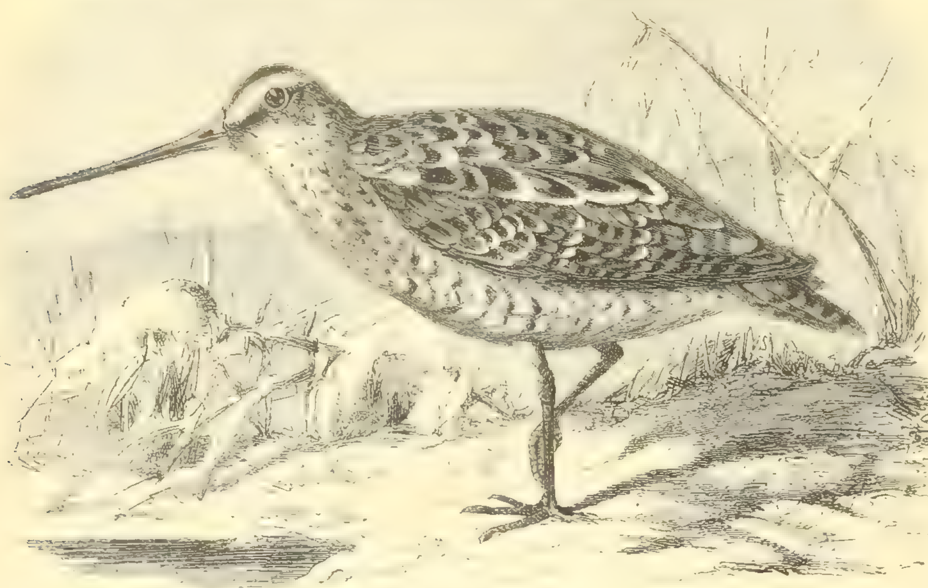
Schneller, Julius Franz Borgias, verdienter Historiker, auch Dichter, geb. zu Straßburg im März 1777; studirte in Freiburg, wo sein Vater Professor der Rechte war, Mathematik, zog 1796 mit einem Theile der Freiburger Studenten gegen die Franzosen u. ging nach dem unglücklichen Gefecht bei Wagenstadt nach Wien, wo er sich bei der Linguistik u. den Schönen Wissenschaften widmete. Nachdem er 1802 einen jungen Adeligen auf Reisen begleitet hatte, wandte er sich dem Studium der Geschichte zu, wurde dann Professor derselben in Linz u. 1806 in Graz, folgte, da die seit 1816 von der Reaktion seinem freisinnigen Wirken in den Weg gelegten Hindernisse immer größer geworden waren, 1823 einem Rufe als Prof. der Philologie nach Freiburg u. starb daselbst 13. März 1832 (nach anderen Angaben 15. Mai 1833). Graf Anton v. Prokesch-Osten (s. d.) war sein Stiefsohn. Von Sch.'s Geschichtswerken sind zu nennen: „Weltgeschichte" (4 Bde., Graz 1808—12; 2. Aufl., Lpz. 1823); „Staatengeschichte des Kaiserthums Oesterreich" (5 Thle., Graz 1817—20); „Geschichte von Böhmen" (2 Bdchn., Dresd. 1827); „Oesterreichs Einfluß auf Deutschland u. Europa seit der Reformation" (2 Bde., Stuttg. 1828); „Der Mensch u. die Geschichte" (Dresd. 1828); „Das Jahr 1831" (Stuttg. 1833) u. a. m. Als Dichter veröffentlichte er den didaktischen Sonettenkranz „Weiblichkeit" (Wien, 2. Aufl. 1822) u. unter dem Namen Julius Velox die Satire „Sündenbabel u. Krähwinkel". Seine „Hinterlassenen Werke" (6 Bde., Stuttg. 1834—42) gab E. Münch heraus.

Schnellpresse, eine von beliebiger Betriebskraft in Bewegung gesetzte, ganz selbstthätig wirkende Druckmaschine, welche mechanisch das Auftragen der Schwärze (Farbe) auf den ebenen od. cylindrischen Drucksatz (die Form) verrichtet, die Form dem Druckcylinder darbietet u. den Druck bewirkt, so daß die bedienenden Personen nur die frischen Bogen aufzulegen u. die bedruckten zu beseitigen haben. Bei der neuesten, für schnellen Massendruck berechneten Sch. wird auch diese Handarbeit vermieden, indem die Maschine das Papier von einer Rolle abzieht, die Bogen abschneidet, beiderseits bedruckt, falzt u. auswirft. Der erste Entwurf einer Sch. wurde vom Engländer Nicholson 1790 veröffentlicht, jedoch nicht verwirklicht. Die erste brauchbare Sch. erfand der deutsche Buchdrucker Friedrich König, der dieselbe auch im Verein mit dem Mechaniker Friedrich Bauer 1811—12 in London ausführte. Am 29. Nov. 1814 wurde zum ersten Male die „Times" mit zwei solchen Sch.n gedruckt, von denen jede stündlich gegen 1500 einseitig bedruckte Bogen lieferte. Durch Verbesserungen wurde die Leistungsfähigkeit bald dahin gesteigert, daß 800—1000 beiderseitig bedruckte Bogen stündlich fertig wurden. Die gegenwärtig fast allgemein gebräuchlichen Sch.n sind im Wesentlichen immer auch der ursprünglichen von König u. Bauer erfundenen gleich, d. h. sie drucken mit flachen, aus Typen zusammengesetzten od. stereotypirten Formen, welche unter dem rotirenden Druckcylinder durchgeführt werden. In der Papierzuführung, im Farbewerk u. im Bewegungsmechanismus der Form finden jedoch viele Verschiedenheiten in den Ausführungen statt. Statt der einfachen Maschine mit einer Form u. einem Druckcylinder baut man auch Doppelmaschinen, welche entweder mit einem Druckcylinder beim Hin- u. Hergange der Form je einen Abdruck liefern, od. mit zwei Cylindern od. mit zwei Formen neben einander versehen sind. Selbst vierfache Maschinen mit zwei Formen u. zwei Cylindern od. einem Cylinder u. 3—4 Formen werden ausgeführt. Die König u. Bauer'sche Fabrik lieferte 1854 sogar die erste sechsfache Maschine. Die einfachen Maschinen geben stündlich 900—1500, die doppelten 1800 bis 2400, die vierfachen 4000—4200 einseitig bedruckte Bogen. Seltener werden Sch. zu beiderseitigem Druck, sog. Kompletmaschinen, angewendet, welche mit zwei Formen u. zwei Druckcylindern versehen sind. Nicholson's ursprüngliche Idee, die Druckform auf der Mantelfläche eines Cylinders anzubringen, deren Ausführung s. Z. daran scheiterte, daß man stereotypirte Formen noch nicht in genügender Weise herstellen konnte, wurde durch Applegath 1848 in London praktisch verwirklicht u. von Hoe 1851 in New York weiter vervollkommnet. Derartige Maschinen zeichnen



Nr. 4887. Hoe's Maschine mit einem Typen- und zehn Druckcylindern (Type revolving Machine).

sich durch enorme Leistungsfähigkeit aus, drucken aber weniger akkurat als die mit ebener Form, so daß sie nur für Zeitungsdruck benutzt werden. Applegath's erste Maschine arbeitete mit 8 Druckcylindern u. lieferte stündlich 10–12,000 einseitig bedruckte Bogen, Hoe's Maschine gar 16,000. Eine später von Hoe für die Timesdruckerei gelieferte zehnfache Komplettmaschine druckte stündlich 7000 Bogen auf beiden Seiten u. erforderte 18 Mann Bedienung. Sie wurde 1869 durch die von Walter in London gebaute Maschine verdrängt, welche stündlich 11,000 beiderseits bedruckte Bogen fertig schafft, dabei mit nur zwei horizontal liegenden Formcylindern u. zwei Druckcylindern arbeitet u. zur Bedienung nur drei Knaben u. einen Aufseher verlangt. Es wird dabei das Papier von einer Rolle abgezogen, die 3000 m. Länge davon aufgewickelt enthält. Diese Sch.n gehen, weil sie Papier ohne Ende verarbeiten, unter dem Namen „Endlose". Das Papier wird von der Maschine befeuchtet, beiderseits bedruckt u. zuletzt in Bogen zerschnitten. Die Formcylinder machen 2000 Umdrehungen in der Minute. Eine noch leistungsfähigere Sch. hat Hoe neuerdings gebaut, welche das Papier schließlich auch der Länge nach falzt. Die Lieferung beträgt bis 15,000 beiderseits bedruckte Bogen stündlich. Es sind dabei ebenfalls zwei Paar Form- u. Druckcylinder thätig. Ein Hauptunterschied der verschiedenen Sch.n liegt im Farbenapparat, der als Cylinder- u. Tischapparat unterschieden wird. Bei dem ersteren wird die Farbe auf dem Umfange einer größeren Walze durch kleinere vertheilt, bei dem anderen geschieht die Farbevertheilung mittels mehrerer, zum Theil diagonal gelagerter Walzen auf einer ebenen Fläche, dem Tische, von welchem alsdann die eigentliche Auftragwalze die Farbe abnimmt. Maschinen mit Tischfärbung eignen sich bes. für Illustrationsdruck, u. sind auch die lithographischen Sch.n, welche seit 1867 wesentlich verbessert worden sind u. die Handpressen fast ganz verdrängt haben, fast nur mit Tischfärbung versehen.


Nr. 4888. Die Sumpfschnepfe (Becassine).

Schnepf, Erhard, lutherischer Reformator, geb. 1. Nov. 1495 zu Heilbronn; studirte Theologie u. humanistische Wissenschaften zu Erfurt u. Heidelberg u. trat zuerst als Prediger zu Weinsberg im Sinne Luther's auf. Nach Verwaltung mehrerer anderer Predigtämter führte er 1526 die Reformation in Weilburg ein u. wirkte seit 1528 einflußreich für dieselbe als Professor der Theologie zu Marburg. Als Begleiter des Landgrafen Philipp v. Hessen nahm er auch an den Reichstagen zu Speyer (1529) u. zu Augsburg (1530) lebhaften Antheil. 1534 nahm er im Verein mit A. Blaurer die Reformation Württembergs in Angriff u. wurde in der Folge erster Generalsuperintendent des Landes, vertauschte aber diese Stellung 1544 mit einer Professur zu Tübingen. Die Einführung des Augsburgischen Interims (s. d.) nöthigte ihn im Herbst 1548 zur Niederlegung seines Amtes. Im Sommer 1549 trat er die Professur des Hebräischen an der neugestifteten Universität Jena an. Das Ende seines Lebens wurde durch erbitterte theolog. Streitigkeiten mit Melanchthon u. den Wittenbergern getrübt; er starb zu Jena 1. Nov. 1558.

Schnepfen (Scolopacidae), eine Familie der Sumpfvögel mit langem, dünnem, vom Kopfe abgeschnürtem, an der Wurzel weichem, biegsamen Schnabel u. vierzehigen Füßen. Die eigentlichen Sch. (Gattung Scolopax, franz. becasse von bec, Schnabel) sind Zugvögel des Nordens, die in Wäldern u. sumpfigen Ebenen in der Morgen- u. Abenddämmerung umherstreifen (Schnepfenstrich) u. zum Winter nach S. ziehen. Sie haben einen kräftigen, verhältnißmäßig kurzen Leib, mittellangen Hals, einen von beiden Seiten zusammengedrückten, hochstirnigen Kopf mit kleinem, abgeplattetem Scheitel u. zwei an dessen Rande weit nach oben u. hinten stehende große Augen. Ihr weiches Gefieder ist braunbunt gefleckt in nicht grellen, der Bodenfärbung des gewöhnlichen Aufenthalts ähnelnden Farbentönen. Von 5 europäischen Arten ist die wichtigste, weil größte, die Waldschnepfe (Sc. rusticola), die von Mitte März an durch Deutschland kommt (Reminiscere — nach Sch. suchen geh', Oculi — da kommen sie, Lätare — das ist das Wahre, Judica — sind sie auch noch da, Palmarum — trallarum, Quasimodogeniti — halt Jäger halt, jetzt brüten sie). Im April brütet sie, wie die anderen Arten, im Norden (Schweden, Rußland). Sie geht im Oktober wieder zurück, um in Afrika zu überwintern; fliegt niedrig, aber schnell; läuft geschickt u. wirft sich beim geringsten Geräusch platt nieder. Um Insekten u. Würmer zu erlangen, steckt sie ihren langen, geraden Schnabel in Erdlöcher u. Kothhaufen. Dieser Schnabel hat an seiner abgerundeten Spitze oberseits viele kleine, von Wachshaut überkleidete Löcher, die ihn zu einem das Auffinden der Nahrung erleichternden Tastapparat machen. Die Waldschnepfe ist wie die anderen kleineren Schnepfenarten wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches Gegenstand eifriger Jagd. Selbst ihr Darminhalt, bekannt als „Schnepfendreck", aus halbverdauten Würmern u. Käfern bestehend, gilt auf Brot gestrichen als Delikatesse. Kleinere Schnepfenarten (sog. Becassinen) mit flachgedrückter Schnabelspitze u. dunklem Scheitel sind: die in Europa sehr gemeine, auch in Sibirien u. Japan zu treffende, durch Deutschland von März bis Mai, u. auf dem Wege nach dem S. wiederum im August u. September ziehende Moor- od. Haarschnepfe (Sc. gallinula), die ebenfalls in ganz Europa gemeine, März-April u. September-Oktober durch Deutschland ziehende Heerschnepfe (Sc. gallinago) u. die bes. im nördlichen Rußland häufige, nur selten durch Deutschland ziehende Mittel- od. Doppelschnepfe (Sc. major). — Für die verschiedenen übrigen Gattungen der Schnepfenfamilie bietet in seiner Form u. seinem Bau der Schnabel ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal. Mit dem Tastapparate versehen, wie bei den eigentlichen Sch., ist er beim Brachvogel (Numenius), dem Kampfhahn (Machetes), dem Strandläufer (Tringa); ohne einen solchen bei der Pfuhlschnepfe (Limosa), dem Wasserläufer (Totanus), dem Wassertreter (Phalaropus); die letztere Gattung hat Schwimmhäute.

Schnepfenthal, berühmte Erziehungsanstalt im Herzogthum Gotha, unweit Waltershausen malerisch am Fuße des Thüringerwalds gelegen. Die Anstalt wurde 1784 von Chr. G. Salzmann (s. d.) gestiftet, um in besonnener Weise die sog. philanthropinistische Richtung (s. d.) zur Geltung zu bringen. Nach Salzmann's Tode 1811 übernahm sein dritter Sohn, Karl Salzmann, die Leitung der Anstalt; im Okt. 1848 ging sie an den gegenwärtigen Direktor, Schulrath W. Ausfeld, einen Enkel Salzmann's, über. Bis heute sind die Grundsätze Salzmann's in Sch. maßgebend geblieben, ohne daß man sich einer gewissenhaften Berücksichtigung aller wirklichen Fortschritte der Pädagogik entzogen hätte. Als Zweck der Anstalt nennt der „Prospectus" von W. Ausfeld (Gotha 1876): Knaben aus den gebildeten Ständen etwa vom 9. bis zum 16. Jahre zu unterrichten u. zu erziehen durch eine möglichst harmonische Ausbildung u. Veredelung der dem Menschen von Gott verliehenen Anlagen. Auf die Pflege der Gesundheit u. die Entwicklung der körperlichen Kraft u. Gewandtheit wird die größte Sorgfalt verwendet. Der Unterricht umfaßt alle Gymnasial- u. Realfächer u. wird nach dem sog. Fachsystem ertheilt.

Schnepper heißt ein chirurgisches, beim Aderlaß u. Schröpfen in Anwendung kommendes Instrument, aus welchem mittels einer Feder ein od. mehrere kleine, scharfe Messer hervorgeschnellt werden. — Auch eine kurze kleine Armbrust führt den Namen Sch.

Schnittlauch (Allium Schönopräsum), auch Schnittlook, Brieslook, Suppen- u. Graslauch, Schnittling, Weterle, Jakobszwiebel rc., eine zu den Asphodeleen gehörige Pflanzenart des mittleren Europa, die vielfach

in unseren Gärten als Einfassung der Beete gezogen u. deren knoblauchartig schmeckende Triebe zu Küchenzwecken gebraucht werden. Die lilafarbigen Blumen erscheinen in kleinen Köpfchen auf mehr od. weniger kurzem Schafte, der wie die gleichlangen Blätter hohl ist.

Schnitzler, Johann Heinrich, Geschichtschreiber u. Statistiker, geb. zu Straßburg 1. Juni 1802; studirte daselbst Theologie u. Philologie, war 1823—24 Hauslehrer in Kurland, lebte dann in Rußland u. zog 1829 nach Paris, wo er 1833—45 die „Encyclopédie des gens du monde" redigirte u. 1840—44 die Prinzen des Hauses Orleans in der deutschen Sprache unterrichtete. Seit 1847 Inspektor der Primärschulen in seiner Vaterstadt, lehrte er seit 1857 zugleich die deutsche Sprache am Lyceum u. eine Zeit lang allgemeine Literatur am Protestantischen Seminar. Er starb zu Straßburg 19. Nov. 1871. Sein Hauptwerk ist: „L'empire des Tsars au point de vue de la science actuelle" (4 Bde., Paris u. Petersb. 1856—69). Außerdem schrieb er: „Essai d'une statistique générale de l'empire de Russie" (Straßb. 1829); „Briefe aus Paris über Frankreich im ersten Jahre der Julirevolution (Stuttg. 1832); „De la création de la richesse" (2 Bde., Par. 1842); „Statistique de la France" (4 Bde., Preisschrift, ebd. 1842 bis 1846); „Histoire intime de la Russie sous les empereurs Alexandre et Nicolas" (2 Bde., ebd. 1847; deutsch von Binder, 4 Bde., Lpz. 1847); „La Russie ancienne et moderne" (2 Aufl., Par. 1854); „Description de la Crimée" (ebd. 1855); „Marie Féodorovna" (Halle 1865); „Les institutions de la Russie depuis les réformes de l'empereur Alexandre II." (2 Bde., Par. 1866) ꝛc. Auch setzte er Bagnol's „Atlas historique et pittoresque" (Straßb. 1859) fort.

Schnorr v. Carolsfeld, Julius Hans Veit, geb. 11. Mai 1764 zu Schneeberg im sächs. Erzgebirge; studirte seit 1784 in Leipzig die Rechte u. wurde Notar, widmete sich aber nachgehends der Kunst, lebte 1788 in Königsberg, wo er mit Hippel, Kant u. A. verkehrte u. Privatunterricht gab, wurde 1789 Lehrer an der Magdeburger Handelsschule, kehrte aber 1790 nach Leipzig zurück, um sich unter Oeser's Leitung in der Kunst weiter auszubilden; besuchte in der Folge Wien u. Paris, wurde 1816 Direktor der Leipziger Kunstschule u. starb in dieser Stellung 30. April 1841. Er lieferte zahlreiche Gemälde, deren Stoff er meist romantischen Dichtungen der Zeit entnahm, viele Zeichnungen in Kreide, Sepia ꝛc., radirte mehrere Blätter nach eigenen Kompositionen, modellirte in Thon u. verfaßte einen „Unterricht in der Zeichenkunst" (Lpz. 1810, mit 61 Tafeln). — Sein ältester Sohn, Ludwig Ferd. **Sch. v. C.**, geb. in Leipzig 11. Okt. 1788, ward gleichfalls Maler; erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, bildete sich seit 1804 in Wien unter Füger aus, sagte sich aber bald von diesem los u. begründete seinen Ruf 1818 durch die Beschwörungsscene aus Goethe's „Faust", wozu später (1833) noch die Scene „Gretchen im Kerker" u. andere romantische Stoffe kamen, die viel Geschick u. Anmuth verrathen, während seine religiösen Bilder, z. B. „Die Speisung der Viertausend" (bei den Mechitaristen in Wien), einen gewissen Hang zum Ungewöhnlichen kundgeben. Er starb als Custos der Galerie des Belvedere in Wien 13. April 1853. — Der zweite, ungleich bedeutendere Sohn, Julius **Sch. v. C.**, geb. zu Leipzig 26. März 1794, war gleichfalls Anfangs Schüler seines Vaters u. ging 1811 nach Wien, fand aber auf der dortigen Akademie, die in leerem Formalismus erstarrt war, nicht die erhoffte Förderung u. wandte sich daher mit einigen gleichgesinnten Freunden der Richtung zu, welche sich an den Mustern der altdeutschen Schule bildete. Der Erfolg seiner in die Zeit des Wiener Aufenthalts fallenden Bilder, „Der heil. Rochus als Wohlthäter der Kranken u. Armen" (Museum in Leipzig) u. „Der Besuch Elisabeth's mit ihrer Familie im Hause der Maria" (Quandt'sche Sammlung in Dresden), machte es ihm möglich, im Nov. 1817 nach Italien zu gehen, wo er zuerst in Florenz weilte u. 1818 in Rom seinen Aufenthalt nahm. Hier schloß er sich am engsten an Overbeck u. Cornelius an, zwischen denen er als Künstler gewissermaßen die Mitte hielt, indem er weder der schwärmerisch-religiösen Auffassung des Ersteren, noch der gigantisch-heroischen des Letzteren huldigte. Nachdem er in Rom das bald nach seiner Entstehung nach England gekommene, in Deutschland nur durch einen unvollständigen Carton (Städel'sches Institut) bekannte größere Oelbild der „Hochzeit zu Kana" geschaffen u. hierauf sich seine angegriffene Gesundheit am Meerbusen von Neapel gestärkt hatte,



Nr. 4889. Schnepfenthal.

begann er 1820 die ihm übertragene Ausmalung eines Raumes der Villa Massimi mit Scenen aus dem „Orlando furioso" des Ariost, eine Arbeit, die ihn bis 1827 beschäftigte. Noch in demselben Jahre folgte er dann einem Rufe als Professor der Historienmalerei an der Akademie zu München, wo er zunächst im Auftrage des Königs fünf



Nr. 4890. Julius Schnorr v. Carolsfeld (geb. 26. März 1794, gest. 24. Mai 1872).

Zimmer im Erdgeschosse der Residenz mit Fresken schmückte, deren Stoffe dem Nibelungenliede entnommen waren. Unterbrochen wurde diese Arbeit zeitweilig, indem Sch. auch für den Festsaalbau der Münchener Residenz die Entwürfe zu Bildern aus der Geschichte Karl's d. Gr. zu liefern hatte, deren Ausführung aber bei der Raschheit, mit der gemalt werden sollte, anderen Händen übertragen werden

mußte, die nicht immer in Sch.'s Absichten eingingen. 1846 ging Sch. als Professor der Akademie u. Direktor der Gemäldegalerie nach Dresden. Der Wechsel des Wohnorts brachte auch eine völlige Veränderung seiner Thätigkeit hervor. Da Dresden ihm keine Ausführung monumentaler Arbeiten bot, so nahm er seinen Lieblingsgedanken wieder auf, eine „Bibel in Bildern" (Lpz. 1852—60) herauszugeben. Dieselbe enthält 240 Holzschnitte (160 zum Alten, 80 zum Neuen Testamente), die, wenn auch nicht alle vom gleichem Werth, doch zu dem Besten u. Edelsten gehören, was die deutsche Kunst auf religiösem Gebiete geschaffen hat. Ueber ihren Zweck eines Bildungs- u. Erziehungsmittels, eines Führers zur Erkenntniß der Wahrheit, legte Sch. in der Vorrede des Werkes eine Art von künstlerischem Glaubensbekenntniß ab. Seit der Vollendung dieser Bilderbibel schuf Sch. für das Maximilianeum in München noch ein größeres Bild, „Luther auf dem Reichstage zu Worms", u. für die Glasfenster der Paulskirche in London eine Reihe von Cartons. 1871 legte Sch. seine Aemter nieder u. starb zu Dresden 24. Mai 1872. — Sein Sohn Ludwig **Sch. v. C.**, geb. zu München 2. Juli 1836, bildete sich zum dramatischen Sänger aus; er betrat 1854 in Karlsruhe zum ersten Mal die Bühne, erhielt daselbst nach Grimminger's Abgang die Stelle des Heldentenors u. folgte 1860 einem Engagement ans Hoftheater in Dresden. Als Anhänger Richard Wagner's (s. d.) ging er im Juni 1865 nach München, um dort in dessen „Tristan u. Isolde" die Heldenrolle Tristan's zu übernehmen, u. bot eine allgemein mit Enthusiasmus aufgenommene, musikalisch u. dramatisch vollendete Durchführung dieser Riesenpartie. Nach Dresden zurückgekehrt, erkrankte er u. starb 21. Juli 1865. Seit 25. April 1860 war er mit der ehemaligen bayr. Kammersängerin Malwine Garrigues vermählt, die neben ihm in München die „Isolde" gesungen hatte u. sich nach seinem Tode als Gesangslehrerin wieder nach München wandte. — Franz Leopold Friedrich Gustav **Sch. v. C.**, ein Bruder des Vorigen, geb. zu München 11. April 1842; studirte in Göttingen u. Berlin 1859—64 Philologie, wurde dann bei der königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden angestellt u. erhielt an derselben 1870 das Amt eines Sekretärs. Er schrieb „Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs" (Berl. 1872) u. giebt das „Archiv für Literaturgeschichte" (Lpz. 1870 ff.) heraus.

Schnupfen (griech. Coryza) nennt man die Entzündung, den Katarrh der Nasenschleimhaut. Derselbe entsteht meist durch Erkaltung od. direkte Reizung der Nasenschleimhaut, welche infolge dessen schwillt u. eine anfangs wässerige, später schleimig eitrige Flüssigkeit absondert. In akuten Fällen genügt zur Heilung Vermeidung eines schnellen Temperaturwechsels, bes. von Zugluft, Hüten des Zimmers; wird der Sch. vernachlässigt, so kann er chronisch werden (Stockschnupfen): ein Zustand, der nicht selten bei Skrophulose u. Syphilis vorkommt. In gewissen Fällen wird der Ausfluß übelriechend (Stinknase, griech. Ozäna), od. es kommt zur Bildung von Geschwüren auf der Nasenschleimhaut. Gegen chronischen Sch. wendet man Nasendouchen an, gegen übelriechenden Ausfluß Ausspritzungen mit übermangansaurem Kali, chlorsaurem Kali &c.

Schnupftabak, s. „Tabak."

Schnyder von Wartensee, Xaver, tüchtiger Komponist u. nam. Kontrapunktist, geb. 18. April 1786 zu Luzern; ging 1810 behufs theoretischer Studien nach Zürich u. 1811 nach Wien, wo Kienlen sein Kompositionslehrer wurde. 1815 nach der Schweiz zurückgekehrt, machte er den Feldzug gegen die Franzosen mit, nahm hierauf 1816 eine Stelle als Lehrer in der Pestalozzi'schen Erziehungsanstalt zu Yverdun an u. ging 1817 nach Frankfurt a. M., wo er seitdem meist lebte u. 30. Aug. 1868 starb. Von seinen Kompositionen sind zu nennen: die Oper „Fortunat mit dem Säckel u. Wünschhütlein" (1829 in Frankfurt gegeben), das Oratorium „Zeit u. Ewigkeit" für Männerstimmen, verschiedene Orchestersachen, eine Klaviersonate in C-dur, mehrere Cantaten, geistliche u. weltliche Lieder &c.

Schoa, der südöstliche Theil des afrikanischen Königreichs Abessinien, der bis 1856 ein selbständiges Reich bildete u. nach einer Zeit anarchischer Selbständigkeit 1868—73 wieder mit Abessinien vereinigt ist; liegt unter 8°—12° n. Br. u. 37°—40° östl. L. von Greenwich u. soll $1^1/_2$ Mill. E. haben. Die Gewässer fließen dem Abai od. Blauen Nil zu, der die Grenze nach dem abessinischen Mittelland Amhara bildet; die Hauptnebenflüsse desselben sind hier die Dschamma u. der Muger. Das östliche, höchste Randgebirge durchbricht der Steppenfluß Hanasch, den ein Zufluß des südl. Zuaisees verstärkt. Sch. ist reich an Baumwollen-, Citronen u. Aloepflanzungen; eigenthümlich sind die baumartigen Disteln von $5^2/_3$ m. Höhe. Im Ganzen ist das Land eine Hochebene von 2000—2600 m. Die eine frühere Residenz ist Angolola an einem Dschammazufluß, ziemlich in der Mitte des Landes, auf u. an einer Amba (Berg) von 1560 m. Höhe; weiter nach O. liegt die 2. Hauptstadt Ankober (s. d.). Die ehemalige Residenz von ganz Abessinien, Tegulet, ist jetzt von den Gallas zerstört. Der größte Handelsplatz ist Aleyou-Amba, Dorf mit 2000 E., wo Seesalzstücke statt des Geldes in Umlauf gesetzt werden.

Schock, franz. soixantaine, engl. shock od. threescore u. ital. sessantina, ist bei Stückgütern so viel als 60 Stück od. als 5 Dutzend, à 12 Stück, od. als 4 Mandel, à 15 Stück. Als Münzwerth galten früher: 1. das Sch. böhmische Groschen od. 60 Böhmen = 2 Reichsthaler = 6 Mk.; 2. das Altschock in Sachsen zu 20 gute Groschen = 2 Mk. 50 Pf.; 3. das Neuschock ebendaselbst zu 60 gute Groschen war = $2^1/_2$ Reichsthaler = $1^7/_8$ Speziesthaler = $2^6/_7$ Meißner Gulden = 3 alte Sch. = $3^3/_4$ Reichsgulden = 720 Pfennige = 7 Mk. 5 Pf.; 4. das schwere Sch. zu 60 u. 5. das leichte Sch. zu 40 Silbergroschen, nach welchen die Landleute in Schlesien rechneten. In Sachsen war das alte wie das neue Sch. nur bei Steuergefällen u. in Gerichtshöfen gebräuchlich. Das Steuerschock in der preuß. Provinz Sachsen war die Einheit für die Werthbestimmung wie für die Besteuerung der Grundstücke. Eine monatliche Steuer von $7^7/_{12}$ Pfennig war = 1 solches Sch.

Schödler, Friedrich, Physiker, Chemiker u. Pädagog, geb. zu Dieburg in Hessen 25. Febr. 1813; studirte die Naturwissenschaften, wurde Gymnasiallehrer in Worms u. ist seit 1. Nov. 1854 Direktor der großherzogl. Realschule in Mainz. Er hat sich hauptsächlich durch sein „Buch der Natur" (20. Aufl., Braunschw. 1875, 2 Thle.) bekannt gemacht. Außerdem veranstaltete er eine Volksausgabe von Brehm's „Thierleben" (3 Bde., Lpz. 1868—70) u. veröffentlichte einen „Atlas der chemischen Technik" (10 Taf. nebst erläuterndem Texte, Lpz. 1873).

Schöffengericht. Unter Sch.en versteht man heutzutage Strafgerichte, welche sich aus einem od. einer Mehrzahl beamteter rechtsgelehrter Richter u. einer Anzahl nichtbeamteter Mitglieder zusammensetzen, welche Letzteren nur für die einzelne Sitzung hinzutreten u. von denen keine Rechtskenntniß gefordert wird. Vom Schwurgericht (s. d.) unterscheidet sich das Sch. dadurch, daß die nichtbeamteten Mitglieder nicht einen abgesonderten Theil des Gerichts (Geschworenenbank) bilden, welchem ein Theil der richterlichen Aufgabe zur ausschließlichen Ausübung übertragen ist. Mit dem altdeutschen Sch. hat das moderne kaum mehr als den Namen gemein. Denn die deutschen Schöffen od. Schöppen des Mittelalters (scabini, d. i. Schaffende, [Recht-] Verschaffende), welche seit Karl d. Gr. an Stelle der ursprünglich urtheilenden gesammten Gerichtsgemeinde auf Anfrage des „Richters" (d. i. des Trägers der Gerichtsgewalt) das Urtheil „fanden" u. bis zum Eindringen des Röm. u. Kanonischen Rechts in Thätigkeit blieben, waren ständige öffentliche, auf Lebenszeit gewählte Beamte. Das moderne Sch. entspringt einerseits dem Bestreben, durch Beiziehung bürgerlicher Gerichtsbeisitzer auch für Strafsachen unterster Ordnung die Anwendung des mit einem Einzelrichter nicht durchzuführenden öffentlichen u. mündlichen Anklageverfahrens zu ermöglichen, wie dies in den fünfziger u. sechziger Jahren dieses Jahrhunderts in Oldenburg, Hannover, Baden, Bremen u. den 1866 mit Preußen vereinigten Landestheilen geschehen ist, andererseits dem Gedanken, die Vortheile des Schwurgerichts unter Vermeidung der von Vielen als unlösbar betrachteten Schwierigkeiten der richterlichen Fragstellung zu erhalten. In diesem Sinne hat nam. Schwarze („Das deutsche Schwurgericht u. dessen Reform", Erl. 1866) eine völlige Ersetzung der Schwurgerichte durch Sch.e empfohlen. Sch.e für die nicht zur schwurgerichtlichen Zuständigkeit gehörenden Straffälle mittlerer Ordnung wurden 1868 in Sachsen u. Württemberg eingeführt. Auch die im J. 1871 bekannt gewordenen Entwürfe des Deutschen Gerichtsverfassungs-Gesetzes u. der Deutschen Strafprozeßordnung gewährten unter völliger Beseitigung der Schwurgerichte den Schöffen in den Strafgerichten jeder Ordnung Raum. Infolge der zahlreichen, gegen die Beseitigung der Jury in der Presse laut gewordenen Stimmen entschloß sich jedoch das preuß. Justizministerium, in den 1874 dem Reichstage vorgelegten Entwürfen unter Beibehaltung des Instituts der Schwurgerichte die Mitwirkung der Schöffen auf die zur Zuständigkeit der Amtsgerichte gehörenden Strafsachen (Uebertretungen u. leichtere Vergehen) zu beschränken. Hiernach bestehen die Sch.e aus dem Amtsrichter u. zwei Schöffen, welche Letzteren während der Hauptverhandlung das Richteramt in vollem Umfange u. mit gleichem Stimmrechte wie der Amtsrichter ausüben. In dieser Gestalt ist der Entwurf Gesetz geworden. Schöffenstühle hießen früher Spruchkollegien, welche, an die Stelle der alten Sch.e getreten u. aus Rechtsgelehrten, aber mit Zuziehung von

Sachverständigen bestehend, für die Gerichte des In- u. Auslandes, gleich einer Juristenfakultät, auf Ersuchen Urtheile verfaßten. Ein solcher Schöffenstuhl bestand z. B. in Leipzig 1420–1835.

Schöffer od. Scheffer, Peter, hochverdient um die Vervollkommnung u. Ausbreitung der Buchdruckerkunst (s. d.); stammte aus Gernsheim, ging 1449 als Kopist nach Paris u. 1450 nach Mainz, wo er der Schwiegersohn Joh. Faust's (s. d.) wurde u. mit diesem die erste Buchdruckerei anlegte. Als in der Fehde um den Besitz des Erzbisthums Mainz zwischen dem entsetzten Diether v. Isenburg u. dem zu seinem Nachfolger gewählten Adolf von Nassau 28. Okt. 1462 die Stadt überfallen ward, ging, gleich der Gutenberg'schen, auch die Faust-Sch.'sche Druckerei zu Grunde, eine Katastrophe, die für die Entwicklung u. schnellere Verbreitung des Buchdrucks von großer Wichtigkeit werden sollte; bis dahin war das Geheimniß des Buchdrucks mit beweglichen Lettern in jenen Werkstätten eingeschlossen, da alle Arbeiter durch einen Eid an die Bewahrung desselben gebunden waren; nun aber wurden durch ihre Vertreibung aus der zerstörten, ausgeplünderten u. entvölkerten Vaterstadt u. ihre Zerstreuung nach allen Weltgegenden die Segnungen der neuen Kunst plötzlich gleichzeitig an viele Orte gebracht. Sch. u. Faust kehrten schon 1463 nach Mainz zurück, wo sie eine neue, von Ersterem seit 1466 allein geleitete Buchdruckerei errichteten u. wo Sch. 1502 starb. Sein Enkel, Johann **Sch.**, wandte sich um 1541 nach Hertogenbosch in Holland, um daselbst gleichfalls eine Druckerei anzulegen. Dort starb auch, als letzter Nachkomme Peter Sch.'s, der Buchdrucker Jakob **Sch.**, 17. Dez. 1796. In Gernsheim steht seit 1836 ein Denkmal Peter Sch.'s. — Vgl. Dahl, „Die Buchdruckerkunst, erfunden von Joh. Gutenberg, verbessert u. zur Vollkommenheit gebracht durch Peter Sch." (Mainz 1832); Külb, „Peter Sch., der Vollender der Buchdruckerkunst" (Gernsh. 1836); Künzel, „Peter Sch. von Gernsheim, der Miterfinder der Buchdruckerkunst" (Darmst. 1836).

Scholar (von griech. σχόλη, lat. schola, Schule), Schüler; Scholarch, Schulaufseher; Scholarchat, Schulaufsichtsbehörde, Schulvorstand.

Scholastica, die Heilige, war die Schwester des heil. Benedikt von Nursia (s. d.), also wol um 480 zu Nursia geboren. Sie trat als Nonne in ein Kloster nahe bei Montecassino ein u. hatte hier jährlich eine Zusammenkunft mit Benedikt. Bei Gelegenheit einer solchen führte sie nach der Legende durch ihr Gebet ein heftiges Gewitter herbei, um ihren Bruder dadurch zurückzuhalten; drei Tage darauf sah Benedikt ihre Seele in Gestalt einer Taube zum Himmel fliegen u. erkannte daraus ihren Tod (um 543). — Die Katholische Kirche feiert ihr Gedächtniß am 10. Februar.

Scholastik (v. lat. scholasticus, d. h. zur Schule [lat. schola] gehörig) ist die geschichtliche Bezeichnung für die Philosophie des Mittelalters, welche sich die begriffliche Durcharbeitung des Kirchenglaubens zum Ziel setzte. Die scholastische Periode (im weitesten Sinne vom 8. bis 15. Jahrh.) war die nothwendige Ergänzung zu der Periode der „Kirchenväter", die den Glaubensstoff erzeugt hatten. Begünstigt durch eine allen Ländern gemeinsame Schulsprache, das Lateinische, ging die Sch. ohne eigentlich praktische Zwecke an die Zerlegung der kirchlichen Dogmen u. suchte die Wahrheit des (von vornherein feststehenden) Kirchenglaubens vor dem denkenden Verstande zu rechtfertigen. Als Beweismittel diente jedoch nicht die Bibel, sondern lediglich die Dialektik (s. d.). Dadurch wurde zuletzt eine bloße Klopffechterei, ein Jagen nach Spitzfindigkeiten hervorgerufen, welches die Sch. in den ärgsten Verruf gebracht hat. Trotz Alledem ist die Sch. eine höchst bedeutende Erscheinung. Bei allen ihren Verirrungen hat sie wahrhaft große Denker u. Gelehrte hervorgerufen u. zum Theil die äußeren Formen geschaffen, in denen sich das Denken noch heute bewegt. — Die Pflanzstätten der Sch. waren die seit dem 6. Jahrh. aufgekommenen Kloster- u. Domschulen. Doch herrschte in denselben bis ins 10. Jahrh. fast ausschließlich eine praktische Richtung vor. Höchstens können Alkuin (s. d.) u. Johannes Scotus Erigena (s. „Scotus") als Vorläufer der Sch. betrachtet werden. Das 10. Jahrh. (das sog. saeculum obscurum) war ohnedies der Pflege der Wissenschaften wenig günstig; die eigentliche Ausbildung der Sch. fällt somit erst in das 11. Jahrh. im Zusammenhang mit der ersten Gründung u. dem Aufblühen der Universitäten. Unter diesen nahm Paris als Hauptfestung der Sch. den ersten Rang ein, nach ihr Oxford, später auch Köln. Näher betrachtet stellt sich die Sch. im 11. Jahrh. als dialektischer Dogmatismus (d. h. unbedingtes Festhalten an den kirchlichen Dogmen) dar. Doch fehlte es den großen Scholastikern dieser Periode nicht an einer gewissen Beimischung von Mystik (s. d.), wie denn überhaupt das Verhältniß von Dogmatismus u. Mystik den jeweiligen Charakter der Sch. bestimmte. Die Hauptvertreter des von der Mystik befruchteten Dogmatismus waren im 11. Jahrh. Lanfranc (s. d.), Anselm (s. d.) u. sein Schüler Anselm von Laon mit dem Beinamen Scholasticus, gest. 1117 zu Laon, nachdem er vorher zu Paris gelehrt. Den reinen Dogmatismus vertritt Wilh. v. Champeaux, gest. 1113 als Bischof von Chalons. Mit Abälard (s. d.), dem Schüler u. nachmals erbitterten Gegner des Vorigen, beginnt der Kampf des Dogmatismus mit dem Skeptizismus, d. h. mit der Zweifelsucht, welche die Widersprüche in der Kirchenlehre aufzudecken u. diese selbst zu erschüttern sucht. Abälard besiegte zwar seinen früheren Lehrer, erlitt aber selbst u. mit ihm der Skeptizismus eine völlige Niederlage durch den heil. Bernhard von Clairvaux (s. d.); in Bernhard selbst waltete die mystische Richtung vor, ebenso in Hugo v. St. Victor († 1141), während der große „magister sententiarum" Petrus Lombardus (s. „Lombardus") wiederum, obschon den Mystikern befreundet, die eigentlich scholastische Methode pflegte. Gegen ihn u. überhaupt gegen den Dogmatismus erhoben sich daher die konsequenten Mystiker Richard († 1173) u. Walther v. St. Victor († 1180). Einen außerordentlichen Aufschwung erhielt die Sch. gegen Ende des 12. Jahrh. durch das Bekanntwerden der Schriften des Aristoteles, die man früher nur aus abgeleiteten Quellen kennen gelernt hatte. Jetzt übersetzte man den Aristoteles theils aus den arabischen Uebersetzungen, theils direkt aus dem Griechischen u. erhob ihn zur höchsten Autorität in allen Fragen der Wissenschaft. Ein päpstliches Verbot des Aristoteles (um 1209) wurde 1231 wieder aufgehoben. Mit dem Studium des Aristoteles wurde die Periode der Sch. im engern Sinne u. die höchste Blüte derselben angebahnt, zugleich aber auch der erbitterte Streit zwischen dem Realismus u. Nominalismus (s. d.); ersterer beherrschte das 13. Jahrh., letzterer hatte die bedeutendsten Vertreter im 14. u. 15. Jahrh. — Unter den großen Scholastikern des 13. Jahrh. eröffnet der Franziskaner Alexander v. Hales (s. unter „Alexander") mit seiner „Summa theologiae" die Reihe der sog. Summisten, während man die Nachahmer des Petrus Lombardus (s. o.) als „Sententiarier" bezeichnete. Den Höhepunkt der Sch. bilden: der vielseitige Dominikaner Albert d. Gr. (s. unter „Albert"), der edle Franziskaner Bonaventura (s. d.), ferner Thomas v. Aquino (s. d.), dessen „Summa theologiae" die folgenden Jahrhunderte beherrschte; endlich der Franziskaner Joh. Duns Scotus (s. d.). Nach den beiden Letzteren unterscheidet man auch die Schulen der Thomisten, die den aristotelischen, u. der Scotisten, die den platonischen Realismus vertraten. Dagegen steht Roger Baco (s. d.), vielleicht der größte Gelehrte der scholastischen Periode, bereits im Gegensatz zu der eigentlichen Sch., indem er statt des unfruchtbaren Wortkampfes das Studium der Bibel in den Grundsprachen fordert. Ebenso muß auch Raymund Lullus (s. d.) zu den Gegnern der eigentlichen scholastischen Methode gezählt werden. Im 14. Jahrh. brachte Wilh. Durandus (Doctor resolutissimus, † 1332 als Bischof von Meaux), obwol Anfangs Thomist, den Nominalismus zur Geltung, übrigens schon mit starken Abweichungen vom scholastischen Dogmatismus; gleichfalls Nominalist war der Franziskaner Wilh. Occam (s. d.). Mit Occam's Anhänger Gabriel Biel († als Lehrer zu Tübingen 1495) erlischt die Reihe der selbständigen Scholastiker; längst war unterdeß, bes. in Deutschland, durch die Pflege der Mystik dem Anbruch einer neuen Zeit vorgearbeitet worden. — Mit dem Namen Sch. bezeichnet man auch eine Periode der protestantischen (bes. lutherischen) Theologie, nämlich die Herrschaft der begrifflichen Orthodoxie im 17. Jahrh.

Schölcher, Victor, franz. Publizist u. Politiker, geb. zu Paris 21. Juli 1804; studirte am Collége Louis-le-Grand, betheiligte sich dann als Mitglied der republikanischen Loge „Amis de la vérité" u. anderer ähnlicher Verbindungen an der Agitation gegen die Regierung, schrieb aber außer polemischen Artikeln auch Literatur- u. Kunstberichte u. beschäftigte sich insbes. mit der Sklavenfrage. Im Interesse der letzteren bereiste er 1829 Mexiko, Cuba u. die Vereinigten Staaten von Nordamerika, unternahm 1840 eine Reise nach den Antillen u. nach Haïti, besuchte 1845 den Orient u. ging 1847 auch nach dem Senegal. Die Ergebnisse dieser Reisen legte er u. A. in folgenden Schriften nieder: „Les colonies françaises" (Par. 1842); „Les colonies étrangères et Haïti" (2 Bde., ebd. 1843); „L'Egypte en 1845" (ebd. 1846) u. „Histoire de l'esclavage pendant les deux dernières années" (2 Bde., ebd. 1847). Am 3. März 1848 aus dem Senegal nach Paris zurückgekehrt, ward er schon am folgenden Tage zum Unterstaatssekretär der Marine u. der Kolonien ernannt sowie dann auch zum Präsidenten der von ihm eingesetzten Kommission für die Abschaffung der Sklaverei in den franz. Kolonien erwählt. Diese Kommission redigirte die Dekrete vom 27. April 1848, durch welche letztere ausgesprochen ward. Ebenso ist das Dekret vom

12. März 1848, durch das die Peitschenstrafe in der franz. Flotte abgeschafft wurde, auf Sch. zurückzuführen. Seit Aug. 1848 vertrat derselbe Guadeloupe u. Martinique in der Nationalversammlung, wo ihn die Bergpartei zu ihrem Vizepräsidenten wählte. Nach den Ereignissen des 2. Dez. 1851, die ihn auf den Barrikaden der Vorstadt Saint Antoine sahen, floh er nach London, blieb dort auch nach seiner durch das Dekret vom 9. Jan. 1852 ausgesprochenen Verbannung u. kehrte erst 6. Aug. 1870 nach Paris zurück. Am 4. Sept. trat er auf dem Stadthause den Radikalen entgegen, welche die rothe Fahne entfalten wollten. Während der Belagerung von Paris war er Oberst im Stabe der Nationalgarde sowie Mitglied der Barrikaden-Kommission u. organisirte die Artillerie-Legion. Am 8. Febr. 1871 sowol im Seine-Departement als auch auf Martinique in die Nationalversammlung gewählt, entschied er sich für die letztere Wahl u. nahm seinen Sitz wieder auf der äußersten Linken. Seit 16. Dez. 1875 ist er Mitglied des Senats. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: „Histoire des crimes du 2 décembre“ (2 Bde., Lond. 1852); „Vie de Haendel“ (ebd. 1857) u. „Le repos du dimanche“ (ebd. 1870).



Nr. 4891. Die gemeine Scholle.

Scholien griech. σχόλια nennt man die alten Erklärungen zunächst der griech. Dichter u. Schriftsteller, welche sich in den alten Handschriften derselben theils zwischen den Linien des Textes, theils an den Rändern, oft von ganz verschiedenen Händen u. aus verschiedenen Jahrhunderten, niedergeschrieben finden. Wirklichen Werth haben nur diejenigen Sch., welche auf die Alexandrinischen Zeiten zurückgehen u. entweder die Erklärung gewisser, von den damals lebenden Gelehrten an den Rand ihrer Exemplare gemachter Zeichen enthalten od. Reste der Vorträge bieten, welche jene Männer vor ihren Schülern hielten u. diese aufschrieben u. später sichteten. Die spätere, auf die byzant. Gelehrten zurückgehenden Sch. entbehren, wenn keine Verbindung mit den älteren Erklärungen obwaltet, jeder Bedeutung. Die Verfertiger von Sch. heißen Scholiasten.

Schöll, Maximilian Samson Friedr., Diplomat u. Schriftsteller, geb. zu Harskirchen (ehem. Nassau-Saarbrücken) 8. Mai 1766; studirte seit 1781 in Straßburg die Rechte, Staatswissenschaft u. Geschichte, bereiste als Hauslehrer mit einer livländischen Familie Italien u. Südfrankreich, folgte derselben 1789 nach Petersburg, kehrte aber im folgenden Jahre trotz aller ihm dort eröffneten glänzenden Aussichten nach Straßburg zurück u. widmete sich der Rechtspraxis. Durch die Schreckensregierung vertrieben, ging er nach der Schweiz u. dann nach Berlin, wo er mit dem Buchdrucker Decker in Verbindung trat. Dieser veranlaßte ihn, nach Robespierre's Sturz eine ihm in Basel gehörige Buchhandlung u. Druckerei zu übernehmen, doch trat Sch. 1802 zurück u. wandte sich nach Paris, wo er mit den Brüdern Levrault eine Buchhandlung gründete. Die Zeitverhältnisse u. andere Umstände waren aber diesem Unternehmen nicht günstig, so daß Sch. 1814 nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris eine ihm auf Empfehlung Alex. v. Humboldt's angetragene Stelle im Kabinet des Königs von Preußen annahm. Nach des Letzteren Abreise blieb er als Legationsrath bei der preuß. Gesandtschaft, bis er zum Wiener Kongreß ging; auch wohnte er dann den Kongressen in Aachen, Teplitz, Troppau, Laibach u. Verona bei. Seit 1819 vortragender Rath beim Fürsten Staatskanzler v. Hardenberg, nahm er 1824 seinen Abschied, um sich fortan nur literarisch zu beschäftigen. Er starb zu Paris 6. Aug. 1833. Von seinen zahlreichen Werken verdienen besonderer Erwähnung: „Histoire abrégée de la littérature grecque“ (2 Bde., Par. 1813; deutsch von Schwarze u. Pinder, 3 Bde., Berl. 1828—31); „Histoire de la littérature romaine“ (4 Bde., ebd. 1815); „Recueil des pièces officielles destinées à détromper les Français sur les événements qui se sont passés depuis quelques années“ (9 Bde., ebd. 1814—16); „Congrès de Vienne“ (ebd. 1816); die Fortsetzung von Koch's „Histoire abrégée des traités de paix etc.“ (15 Bde., ebd. 1817 f.); „Archives politiques ou diplomatiques“ (3 Bde., ebd. 1818 f.); „Tableau des révolutions de l'Europe“ (3 Bde., ebd. 1823); „Cours d'histoire des États européens depuis la chute de l'empire romain jusqu'en 1789“ (Bd. 1—46, ebd. 1830—36).

Schöll, Gustav Adolf, Archäolog u. Kunstschriftsteller, geb. zu Brünn 2. Sept. 1805; studirte in Tübingen u. seit 1828 in Göttingen Philologie u. Archäologie, habilitirte sich einige Jahre später in Berlin u. wurde Lektor der Kunstmythologie an der dortigen Akademie der Künste. 1839 u. 1840 bereiste er mit Otfried Müller (s. d.) Italien u. Griechenland. Seit Michaelis 1842 Prof. der Archäologie in Halle, folgte er schon zu Ostern 1843 einem Rufe als Direktor der Kunstanstalten nach Weimar, wo er 1861 das Amt eines Oberbibliothekars erhielt. Außer zahlreichen Beiträgen zu verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte er: „Beiträge zur Kenntniß der tragischen Poesie der Griechen“ (Berl. 1839); „Sophokles, sein Leben u. Wirken“ (Frankf. 1841); „Archäologische Mittheilungen aus Griechenland“ (ebd. 1843); „Weimar, ein Führer für Fremde u. Einheimische“ (Weim. 1847); „Ueber die Tetralogie des attischen Theaters u. die Kompositionsweise des Sophokles“ (Lpz. 1859) ꝛc. Auch gab er „Briefe u. Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766—86“ (Weim. 1846) u. „Goethe's Briefe an Frau v. Stein“ (3 Bde., Lpz. 1848 ff.) heraus u. übersetzte den Herodot (Stuttg. 1832) sowie den „Aias“, die beiden „Oedipus“ u. die „Antigone“ des Sophokles (Berl. 1842—60).

Schollen, Plattfische od. Seitenschwimmer (Pleuronectae), sind Fische mit seitlich stark zusammengedrücktem, unsymmetrischem Körper, indem die beiden Augen auf einer u. derselben Seite angebracht sind. Ihre Rückenflosse nimmt die ganze Rückenkante, die Afterflosse die ganze Bauchkante ein, da der After sehr weit nach vorn gerückt ist. Die Bauchflossen stehen vor den Brustflossen an der Kehle. Die Sch. schwimmen auf der Seite, die augentragende Körperseite nach oben, u. zwar ist diese dunkel gefärbt, die andere Seite blaß. Eine Schwimmblase haben sie nicht. Sie halten sich gern in der Tiefe des Meeres auf, haben durchweg sehr schmackhaftes Fleisch u. sind deshalb ein wichtiger Gegenstand der Fischerei u. des Handels. Zur Gattung Sch. (Platessa) gehört die bis 60 cm. lange, 6—7½ Kg. schwere Goldbutt od. Platteis (Pl. vulgaris) als häufigste Art der Nordsee, u. auch in der Ostsee lebend, ferner die 20—25 cm. lange, nur bis 3 Kg. schwere Theerbutt od. der Flunder (Pl. flesus), welcher ebenfalls in der Nord- u. Ostsee zu Hause ist, von da aber auch in die Flüsse geht, so daß er z. B. in der Themse mehrere Meilen oberhalb London häufig anzutreffen ist, in einzelnen Fällen bis über Lüttich hinauf, bis Metz, bis Mainz ꝛc. gelangte. Andere Gattungen der Schollenfamilie sind die 1—1¼ m. lange Steinbutt od. Turbot (Rhombus maximus), die in allen europäischen Meeren vorkommt; die mehr länglich gestreckte Heiligenbutt (Hippoglossus) der nordischen Meere, die eine Länge von 2 m. u. ein Gewicht von 150 Kg. erreicht; endlich die zungenförmige Seezunge aller europäischen Meere.

Schöllkraut, s. „Chelidonium“.

Scholom lechem, hebr. Gruß nach polnisch-jüdischer Aussprache, d. i. Heil (od. Friede) Euch! Vgl. „Salâm Aleikum“.

Scholz, Wenzel, Komiker, Sohn des als Regisseur des Theaters an der Wien 16. Febr. 1826 zu Wien verstorbenen Schauspielers Leopold Sch., dessen Vater ein preuß. Edelmann Namens Wenzel v. Plümeke war; wurde zu Innsbruck 28. März 1787 geboren; sollte zuerst Kaufmann werden, vertauschte aber diesen Beruf mit dem eines Schauspielers u. machte seine ersten Versuche auf der Bühne seiner Mutter, die an der Spitze einer Wandertruppe stand. Schon im März 1815 beim Burgtheater angestellt, verließ er dasselbe bereits im Sept. dess. J. wieder, um sich zum Volkskomiker auszubilden. Seitdem spielte er auf verschiedenen Bühnen in Steiermark u. Kärnthen, bis er im April 1826 einem Engagement ans Josephstädter Theater

in Wien folgte. An diesem Theater blieb er auch unter der Direktion Carl's (gest. 14. Aug. 1854) u. Nestroy's (s. d.), bis er, einen Monat nach seinem letzten Auftreten, 5. Okt. 1857 zu Wien starb. Gastspielreisen hatte er nur wenige unternommen, doch stets mit dem glänzendsten Erfolge. Sch. war der letzte namhafte Repräsentant der gemüthlichen Wiener Lokalkomik, die auf Stranitzky (zu Anfang des 18. Jahrh.) zurückzuführen ist. Seit seinem ersten Auftreten als „Klapperl" in Meisl's Posse „Die schwarze Frau", mit welcher Rolle er 3. Juli 1827 eine durchschlagende Wirkung erzielte, bis kurz vor seinem Hinscheiden war ihm eine unwiderstehliche Gewalt über das Zwerchfell des Publikums fast ungeschmälert treu geblieben. Ohne Aufwand von Geist u. tieferem Studium, blos durch das unverkümmerte Sichgehenlassen der eigenen Persönlichkeit, erzielte er die größten Wirkungen u. war in dieser stereotypen Einförmigkeit doch immer pikant, schmackhaft u. drollig.

Schömann, Georg Friedrich, der Nestor der deutschen Philologie, geb. 28. Juni 1793 zu Stralsund; besuchte das Gymnasium zu Anklam, studirte seit 1809 Philologie in Greifswald u. Jena, wurde 1813 Konrektor in Anklam, von wo er 1814 nach Greifswald übersiedelte. Hier wurde er 1817 Prorektor des Gymnasiums u. habilitirte sich 1821 an der Universität. 1826 wurde er daselbst außerord., 1827 ord. Prof. der Beredsamkeit u. der Philologie. Später bekam er noch die Funktionen eines Bibliothekars u. den Charakter eines Geh. Regierungsraths. Seit der Feier seines 50jähr. Amtsjubiläums lebt er in wohlverdienter Muße. Seine Studien waren nam. dem athenischen Gerichtswesen zugewendet („Der attische Prozeß", Halle 1824); sein Hauptwerk aber sind die „Griechischen Alterthümer" (2 Bde., Berl. 1850—59; 2. Aufl. 1861—63). Außerdem war Sch. auf vielen anderen Gebieten des klassischen Alterthums thätig. Seine exegetisch-kritische Thätigkeit bekunden die Ausgaben der Reden des Isäus (Greifsw. 1831), des „Prometheus" von Aeschylos (ebd. 1844), die Uebersetzung der „Eumeniden" mit Anmerkungen (ebd. 1845), die Ausgabe des Hesiod (Berl. 1869) x. Eine Anzahl kleiner Schriften Sch.'s findet sich gesammelt unter dem Titel „Opuscula academica" (3 Bde., Berl. 1856—58).

Schomberg, Graf **v. Mertola,** Friedrich Hermann v., berühmter General aus der rheinländ. Linie der deutschen Familie v. Schönberg, geb. zu Heidelberg 23. Sept. 1615; diente zuerst seit 1631 im Heere des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, dann unter dessen Sohne Wilhelm u. trat nach des Letzteren Tode 1650 in franz. Dienste. 1660 von Ludwig XIV. nach Portugal geschickt, befehligte er das portug. Heer gegen die Spanier so glücklich, daß diese zum Frieden u. zur Anerkennung des Hauses Braganza genöthigt wurden. Als Graf v. Mertola u. Grand v. Portugal kehrte er 1668 nach Frankreich zurück, wo er sich naturalisiren ließ u. die Herrschaft Coubert bei Paris kaufte. Spätere ausgezeichnete Dienste verschafften ihm, dem Protestanten, 1675 die Erhebung zum Marschall von Frankreich, als welcher er in den Niederlanden focht. Die Aufhebung des Edikts von Nantes bewog ihn 1685, Frankreich den Rücken zu kehren. Er wandte sich zuerst wieder nach Portugal, ging aber, da er hier gleichfalls Religionsverfolgungen ausgesetzt war, 1687 nach dem Haag, wo ihn der Kurfürst von Brandenburg kennen lernte. Dieser zog ihn in seine Dienste u. ernannte ihn zum Geh. Staats- u. Kriegsrath u. Generalbefehlshaber aller seiner Truppen. Schon 1688 trat indeß Sch. abermals in holländ. Dienste, um an der Expedition Wilhelm's III. von Oranien nach England Theil zu nehmen. 1689 ward er in England naturalisirt, erhielt die Herzogswürde, wurde Generalissimus der engl. Armee sowie Großmeister der Artillerie u. ward für seine in Frankreich konfiszirten Güter durch 100,000 Pfd. Sterl. entschädigt. Als 1689 Jakob IV. eine Landung in Irland versucht hatte, folgte Sch. dem König Wilhelm dahin, fiel aber in der berühmten Schlacht am Boynefluß, wo er die Reiterei befehligte, 11. Juli 1690. Mit seinen Enkeln starb das Geschlecht in männlicher Linie aus. — Vgl. Fraustadt, „Geschichte des Geschlechts v. Schönberg Meißner Stammes" (Bd. I, Lpz. 1870).

Schomburgk, Sir Robert Hermann, berühmter Reisender u. Naturforscher, geb. zu Freiburg an der Unstrut 5. Juni 1804; arbeitete als Handlungsdiener in einem Leipziger Kontor, als sich ihm Gelegenheit bot, seine Sehnsucht nach Reisen in ferne Länder zu stillen. Sächs. Schafe sollten nach Nordamerika verpflanzt werden; Sch. erbot sich zum Führer der Herde; man nahm sein Anerbieten an, u. so ging er nach der Neuen Welt. Dort trieb er Handelsgeschäfte, die ihn dann nach Westindien führten, hatte aber kein sonderliches Glück; dagegen wurde sein Interesse für die Wunder der Tropenwelt rege, er ward Botaniker, Geolog, Physiker, Geograph u. Hydrograph, Alles durch eigene Willenskraft, durch eigenes Studium, fern von allen Hülfsmitteln der Alten Welt, nur dann u. wann der Anleitung sich erfreuend, die ihm ein freundlich gesinnter Schiffskapitän in der Handhabung des Sextanten od. des Chronometers zu Theil werden ließ. 1834 erhielt er von der Londoner „Geographischen Gesellschaft" den Auftrag, das brit. Guyana in geographischer u. ethnographischer Hinsicht zu erforschen u. zugleich den botanischen u. zoologischen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Auch rechtfertigte er durch seine 1835—39 unternommenen Reisen derart das in ihn gesetzte Vertrauen, daß er 1840 von der engl. Regierung nach Guyana zurückgeschickt wurde, um diesmal bis 1844 die dortigen Grenzaufnahmen zu leiten. Nachdem er dann in England gelebt, wo ihm die „Geographische Gesellschaft" die goldene Denkmünze u. die Regierung die Ritterwürde verlieh, ging er 1848 als brit. Geschäftsträger nach San Domingo. Dieselbe Stellung bekleidete er seit 1857 in Bangkok (Siam), wo er bald in freundschaftliche Beziehungen zum König Mongkut trat. Im April 1864 kehrte er nach Europa zurück, um den zwischen Siam u. dem Deutschen Zollverein abgeschlossenen Handelsvertrag nach Berlin zu überbringen, starb aber 11. März 1865 zu Schöneberg bei Berlin. Die Hauptwerke dieses verdienstvollen Mannes, der u. A. die Victoria regia nach Europa gebracht, sind: „Description of British-Guiana" (Lond. 1840; deutsch von Otto Sch., Magdeb. 1841); „Views in the interior of Guiana" (Lond. 1840); „Reisen in Guyana u. am Orinoco" (herausgeg. von Otto Sch., Lpz. 1841); „History of Barbadoes" (Lond. 1847); „Discovery of Guiana by Sir W. Raleigh" (ebd. 1849). — Otto **Sch.,** Bruder des Vorigen, geb. zu Voigtstädt 1810; ging von der Theologie gleichfalls zu den Naturwissenschaften über, beschäftigte sich hauptsächlich mit der Uebersetzung u. Herausgabe der Werke seines Bruders, redigirte seit 1846 mit Froriep die Zeitschrift „Fortschritte der Geographie u. Naturwissenschaft", wanderte 1849 nach Australien aus u. starb als Geistlicher u. Friedensrichter zu Buchsfelde (Südaustralien) 16. Aug. 1857. — Moritz Richard **Sch.,** Bruder der beiden Vorigen, begleitete 1840—44 im Auftrag des Königs von Preußen als Botaniker seinen erstgenannten Bruder auf dessen Reisen durch Guyana, ging 1849 mit seinem vierten Bruder, Julius **Sch.,** ebenfalls nach Australien u. wurde später Direktor des Botanischen Gartens in Adelaide. Er schrieb u. A.: „Reisen in Britisch-Guyana in den J. 1840—44" (3 Bde., Lpz. 1847 f.).

Schön, Heinr. Theodor v., preuß. Staatsmann, geb. 20. Jan. 1773 zu Löbegallen in Lithauen; studirte zu Königsberg unter Kant u. Kraus, wurde auf seinen Wunsch bei der Kriegs- u. Domänenkammer in Königsberg angestellt, war nach dem Tilsiter Frieden wenige Monate Minister u. ging 1809 als Regierungspräsident nach Gumbinnen. Zum Theil an der Vorliebe für seine Provinz zerschlug sich 1810 die Absicht des Königs, ihm das Finanzministerium zu übertragen. Doch wurde er Referent über die Papiergeldfrage bei dem Generaldirektorium der Finanzen u. war überhaupt bei der wirthschaftlichen, staatlichen, sittlichen u. wissenschaftlichen Regeneration seines Vaterlandes u. ganz bes. seiner Provinz im Sinne Stein's thätig, dessen volles Vertrauen er besaß. Von seltener Energie u. Originalität des Geistes schien Sch. berufen, wie er selbst sagt, „dem gemeinen Gange der Meinungen u. Dinge in den Weg zu treten" u. „für Ideen zu wirken". So war er vor Allem bei der Erhebung der Provinz Ostpreußen im Februar 1813 thätig. Auf kurze Zeit trat er in die Centralverwaltung der von den Verbündeten besetzten Länder ein, doch schon im August kehrte er in sein früheres Amt zurück, wurde nach dem Frieden Oberpräsident von Westpreußen u. seit 1824 von Ost- u. Westpreußen, in welcher Stellung er sich vor Allem durch Heilung der Wunden, die der Krieg geschlagen, seit 1830 durch Bekämpfung der Vorurtheile während der Cholera-Epidemie, später durch

seinen Kampf gegen das Muckerthum Verdienste erwarb. Bei Gelegenheit der Huldigung wurde er 1840 unter Beibehaltung seiner Stellung zum Staatsminister ernannt u. mehrmals nach Berlin berufen. Doch führte die Abfassung seiner Schrift „Woher? Wohin?", weil seine Ansichten über die zu ertheilende Verfassung wenig mit denen des Königs übereinstimmten, sein Ausscheiden aus dem Staatsdienste herbei. Als „Burggraf von Marienburg" ließ er sich seitdem vorzugsweise die Restauration des herrlichen gothischen Baues angelegen sein. Da er die Liebe u. Verehrung aller freisinnigen Männer der Provinz besaß, wurde er mit dem Gute Arnau beschenkt, auf welchem er 22. Juli 1856 starb. In Königsberg ist ihm vor der unter seinem Einfluß gestifteten Malerakademie ein Denkmal errichtet. — Sch.'s ungewöhnlicher Geist war nicht frei von einer gewissen provinziellen Beschränktheit u. Eitelkeit u. ließ ihn nur zu oft fremde Verdienste u. Persönlichkeiten auf Kosten der eigenen herabsetzen, weshalb seine Mittheilungen über die Zeit der Freiheitskriege vielfache Zurechtweisung erfahren haben. — Vgl. „Aus den Papieren des Ministers u. Burggrafen von Marienburg, Th. v. Sch." (Halle 1875 f.); Lehmann, „Knesebeck u. Sch." (Lpz. 1875) u. „Stein, Scharnhorst u. Sch." (ebd. 1877).

Schönbeck, Stadt mit 10,979 E. 1875 im Kreise Kalbe, Reg.-Bez. Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen; liegt in 48 m. Seehöhe am linken Elbufer, an den Bahnen Leipzig-Halle-Magdeburg u. Güsten-Sch., ist Sitz eines Salzamtes u. hat die 1704 gegründete größte preuß. Saline. Ein 476 m. tiefes Bohrloch geht 170 m. durch Steinsalz. Die Saline lieferte 1872: 1,346,460 Ctr. Salz. Sch. hat außerdem eine chemische Fabrik, die über 400 Arbeiter beschäftigt u. 1871: 145,000 Ctr. Salzsäure, 112,000 Ctr. Schwefelsäure, 8500 Ctr. Salpetersäure, 77,000 Ctr. kalzinirte, krystallisirte u. kaustische Soda, 82,000 Ctr. Sulfat u. 15,000 Ctr. Chlorkalk erzeugte; es fabrizirt ferner Pulver u. Zündhütchen, Watte, Stärke, Bleiweiß u. Sago, Knöpfe, braut ein gutes Bier u. treibt Handel u. Schiffahrt auf der Elbe.

Schönbein, Christian Friedrich, verdienter Chemiker, geb. zu Metzingen (württ. Schwarzwaldkreis) 18. Okt. 1799; studirte in Tübingen u. Erlangen die Naturwissenschaften, ward 1824 Lehrer der Physik u. Chemie in Keilhau bei Rudolstadt, machte 1826 Studienreisen nach England u. Frankreich, folgte 1828 dem Rufe als Prof. der Chemie an die Universität Basel, wurde später auch Mitglied des Großen Raths daselbst u. starb auf dem Sauerberg bei Baden-Baden 29. Aug. 1868. Er entdeckte u. A. 1839 das Ozon (s. d.), 1845 die Schießbaumwolle (s. d.) u. bald darauf das Collodium (s. d.) sowie die Bildung von salpetrigsaurem Ammoniak in der Atmosphäre. Die Resultate seiner Forschungen legte er theils in Zeitschriften, theils in besonderen Werken nieder. Zu letzteren gehören: „Das Verhalten des Eisens zum Feuerstoff" (Bas. 1837); „Beiträge zur physikalischen Chemie" (ebd. 1844); „Ueber die Erzeugung des Ozons" (ebd. 1844); „Ueber die langsame u. rasche Verbrennung der Körper in atmosphär. Luft" (ebd. 1845). Vgl. Hagenbach, „Ch. F. Sch." (Bas. 1869).

Schönborn, eines der ältesten deutschen Geschlechter, das aus dem Westerwalde stammt u. schon im 12. Jahrh. zur unmittelbaren Reichsritterschaft gehörte. Der erste bes. hervorragende Sproß des Geschlechts war Johann Philipp **v. Sch.**, geb. 6. Aug. 1605. Derselbe widmete sich dem geistlichen Stande, diente nichtsdestoweniger eine Zeit lang (1629—30) als Offizier in einem kaiserlichen Reiterregiment, erhielt dann eine Dompräbende in Worms, wurde 1635 Propst in Würzburg, 1642 Fürstbischof daselbst u. 1647 Kurfürst von Mainz, als welcher er 12. Febr. 1673 starb. Abgesehen von seiner Hinneigung zum Franzosenthum, war er ein hochsinniger u. toleranter Kirchenfürst. Seinem Bruder Philipp Erwein verlieh er das Erbschenkenamt des Kurfürstenthums Mainz, das Erbtruchsessenamt des Fürstenthums Würzburg u. mit der Herrschaft Reichelsberg das Stimmrecht beim fränk. Kreise; auch ward sein nämlicher Bruder 11. Febr. 1663 in den Reichsfreiherrenstand erhoben u. erhielt 27. Sept. 1671 Sitz u. Stimme im fränk. Reichsgrafenkollegium, während die Söhne desselben 5. Aug. 1701 förmlich in den Reichsgrafenstand erhoben wurden. Ein Enkel Philipp Erwein's, Graf Friedrich Karl **v. Sch.**, geb. zu Mainz 3. März 1674, bildete sich in Aschaffenburg u. Rom für den geistlichen Stand vor, wurde 1704 Kapitular in Würzburg u. 1705 bereits Reichsvizekanzler, war seit Dez. 1708 Koadjutor des Folgenden u. seit 1727 Dompropst in Würzburg, erhielt 1729 das Bisthum Bamberg u. noch in demselben Jahre das Bisthum Würzburg, wo er 25. Juli 1746 starb. 1711 hatte derselbe vom Kaiser das ihm u. seiner Familie vom Grafen Franz Anton v. Puchheim (Buchheim) schon 1696 erblich übertragene Obersterbland-Truchsessenamt des Erzherzogthums ob u. unter der Enns u. die damit verbundenen Lehen nebst der Bewilligung zugesprochen erhalten, Namen u. Wappen Derer v. Puchheim zu führen. Sein Oheim, Graf Lothar **v. Sch.**, geb. 4. Okt. 1655, ward 1693 Fürstbischof von Bamberg, 1694 Koadjutor des Kurfürsten Anselm Franz von Mainz, folgte diesem 1695 als Erzbischof u. starb zu Mainz 30. Jan. 1729. Er war es vornehmlich, der die Assoziation der ober- u. niederrhein., fränk., schwäb., bayer. u. westfäl. Kreise 23. Jan. 1697 zu Stande brachte. — Von den in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. gestifteten zwei Linien des Geschlechts, der österr. zu Heißenstein u. der fränk. zu Wiesentheid, erlosch die erstere 1801, während von der letzteren heute noch drei Aeste blühen: **Sch.-Wiesentheid** (ältester Ast), **Sch.-Buchheim** (mittlerer Ast) u. **jüngster** od. **böhm. Ast.** Der jedesmalige Chef der Familie führt das Prädikat „Erlaucht" u. ist erbliches Mitglied der bayer. Kammer der Reichsräthe.

Schönbrunn, Lustschloß u. Sommerresidenz des Kaisers von Oesterreich; liegt am rechten Ufer der Wien, in unmittelbarer Nähe von Hietzing, im Angesicht der Wiener Vorstädte Maindorf u. Sechshaus, unfern von Station Penzing der Kaiserin Elisabeth Westbahn u. Station Altmannsdorf der Südbahn u. ist mit Wien durch Tramway verbunden. Das Schloß war ein Jagdschloß des Kaisers Matthias u. wurde in seiner jetzigen Gestalt unter Maria Theresia 1744—75 erbaut. An das ausgedehnte, aber sonst wenig bemerkenswerthe Schloß schließen sich große u. schöne Parkanlagen mit Bassins u. Fontänen, zahllosen Statuen, einer Menagerie, einer Orangerie, einem botanischen Garten 2c. an; abgeschlossen werden dieselben auf der der Front des Schlosses entgegengesetzten Seite durch die sog. Gloriette, eine auf einer leichten Erhebung stehende marmorne Säulenhalle mit Plattform. — In Schönbrunn starb 1832 der Herzog von Reichstadt (s. „Napoleon II."). Abbildung von Sch. s. Bd. VI, Tafel LXXXIV.

Schönburg, fürstliches u. gräfliches Haus, ist eines der ältesten Adelsgeschlechter in Deutschland, welches bereits im 12. Jahrh. seine Stammgüter besaß u. alle dem hohen Adel Deutschlands zuständigen Rechte genoß, aus denen sich mit der Zeit die Landeshoheit anderer Dynastien entwickelte. Beim Hause Sch. ließ es die Eifersucht der meißnisch-sächsischen Fürsten nicht dahin kommen. Mit diesen oft im Streite, übergab es, um der Landsässigkeit zu entgehen, seine Stammgüter der Krone Böhmen zu Lehen. Indeß gestalteten sich die Verhältnisse, nachdem es einzelne Rechte der älteren Landeshoheit durch Herkommen erlangt u. auch viele altmeißnische Rittergüter erworben hatte, dann auch reichsständisch u. 1700 reichsgräflich geworden war, immer verwickelter u. schwieriger, bis endlich 4. Mai 1740 die beiden Rezesse zu Stande kamen, in welchen Sachsen die Reichsstandschaft des gräflichen Hauses Sch., dieses dagegen die sächs. Landeshoheit anerkannte; auch erhielt letzteres von Sachsen mehrere hoheitliche Rechte u. wichtige Vorrechte gewährt, was freilich später neue Streitigkeiten nicht verhinderte. 1779 überließ Böhmen im Teschener Frieden seine lehnsherrlichen Rechte über die Sch.'schen Herrschaften an den Kurfürsten von Pfalzbayern, der sie hierauf an Sachsen abtrat. Am 9. Okt. 1790 ward der älteren Linie des Hauses Sch. die auch von Sachsen anerkannte Reichsfürstenwürde verliehen. Nach Erlöschen der Reichsstandschaft infolge der Auflösung des alten Deutschen Reichs blieben die Rezesse von 1740 die Grundlage der staatsrechtlichen Verhältnisse zwischen Sachsen u. dem Hause Sch., dem überdies ein Bundestagsbeschluß vom 18. Aug. 1825 dieselben Vortheile u. Rechte einräumte, welche man den 1806 mittelbar gewordenen reichsständischen Familien im Bunde zugesichert hatte. Demgemäß gehören die Fürsten u. Grafen von Sch. zum hohen Adel u. haben das Recht der Ebenbürtigkeit. Den Häuptern der fürstlichen Linie kommt das Prädikat „Durchlaucht", denen der gräflichen Linie das Prädikat „Erlaucht" zu. Seit 1831 hat das allgemeine Landesinteresse Sachsens eine gänzliche od. wenigstens theilweise Aufhebung der dem Hause rezeßmäßig zustehenden Rechte wünschenswerth gemacht; auch kam 1835 ein

neuer „Erläuterungsrezeß" zu Stande, doch im Uebrigen wurden bisher die von der Krone Sachsen in schonendster Weise wiederholt versuchten Vereinbarungen wie die angebotene sachentsprechende Entschädigung gewöhnlich zurückgewiesen. Ebenso ablehnend verhielt sich das Haus Sch. noch neuerdings, als es sich um Ausführung des Gesetzes vom 21. April 1873 über die Organisation der Behörden für die innere Verwaltung handelte, sodaß sich die provisorische Einsetzung einer nach Maßgabe dieses Gesetzes gestalteten kommissarischen Behörde in der Stadt Glauchau nothwendig machte. Das Haus Sch. wendete sich sogar an das Deutsche Reich, jedoch ohne Erfolg. — Als der erste beglaubigte Ahne des Hauses erscheint Hermann I. **v. Sch.**, der 1183 das Kloster Geringswalde bei Rochlitz gründete. Seine Nachkommen zerfielen in mehrere Linien, bis Ernst II. 1529 sämmtliche Herrschaften erbte u. somit der nächste Stammvater des heutigen Gesammthauses Sch. wurde. Derselbe trat kurz vor seinem 1534 erfolgten Tode zur Lutherischen Kirche über. Seine Söhne stifteten 1556 die Glauchauische, die Waldenburger u. die Peniger Linie. Nachdem die erstgenannte 1620 erloschen war, nannte sich die zweite die **Obere** (seit 1790 **fürstl.**) **Linie**, die Peniger die **Untere** (**gräfl.**) **Linie.** Jene zerfällt heute noch in die Linien **Sch.-Waldenburg** u. **Sch.-Hartenstein**, diese in die Linien **Sch.-Glauchau** u. **Sch.-Glauchau, Penig u. Wechselburg.** An der Spitze des Gesammthauses steht gegenwärtig Fürst Otto Friedrich **v. Sch.-Waldenburg**, geb. zu Waldenburg 22. Okt. 1819. Der Oheim des Fürsten Otto Friedrich, Fürst Eduard (geb. 11. Okt. 1787, gest. 16. Nov. 1872), wurde 1840 von Seiten Sachsens u. Oesterreichs als Chef der Linie Sch.-Hartenstein anerkannt. Gegenwärtig ist es sein Sohn, der in Wien lebende Wirkl. Geh. Rath, Kammerer, Gesandter in Disponibilität u. erblicher Reichsrath Fürst Alexander **v. Sch.-Hartenstein**, geb. 5. März 1826 u. seit 1855 vermählt mit der Prinzessin Karoline v. Liechtenstein. Haupt der unteren, gräfl. Linie ist Graf Heinrich **v. Sch.-Glauchau**, geb. 14. Sept. 1794. Die Linie **Sch.-Glauchau, Penig u. Wechselburg** repräsentirt der durch seine ultramontanen Neigungen bekannte Graf Karl, geb. 13. Mai 1832, dem seine 1873 verstorbene Gemahlin, eine geb. Gräfin v. Rechteren Limpurg, einen Sohn, den Erbgrafen Joachim (geb. 20. Juli 1873), hinterlassen hat.

Schönburg'sche Rezeßherrschaften, im westl. Theile des Königreichs Sachsen gelegen, bestehen aus den Gerichtsämtern Glauchau, Waldenburg, Lichtenstein, Hartenstein, Meerane, Hohenstein-Ernstthal u. Loßnitz u. umfassen 6,6 □M. mit 137,111 E. (1875). Sie liegen großentheils auf dem rechten Ufer der Zwickauer Mulde u. bestehen, von einigen kleineren Parzellen abgesehen, aus zwei getrennten Haupttheilen. Von den fünf Herrschaften, in die sie zerfallen, gehören Glauchau, Waldenburg u. Lichtenstein zum nördl., Stein zum südl. Theile, Hartenstein zu beiden. Ihre 9 Städte u. ein Theil ihrer 76 Landgemeinden gehören zu den gewerbreichsten Orten Sachsens. — Ihren Namen Rezeßherrschaften haben sie dadurch erhalten, daß ihre Stellung zu Sachsen auf Verträgen u. Rezessen beruht. Ihnen zufolge besitzt das Haus Schönburg das Recht der Ebenbürtigkeit mit dem Regentenhause, das des Kirchengebets u. theilweise auch das der Begnadigung; in der 1. Kammer der Ständeversammlung nimmt es die 4. Stelle ein; es hat sein eigenes Konsistorium u. eine Gesammtkanzlei in Glauchau für alle diejenigen Angelegenheiten, die nicht auf die königl. Staatsbehörden übergegangen sind.

schöne Künste, s. „Kunst". — Schöne Wissenschaften (franz. belles-lettres) sind im Gegensatz zu den exakten Wissenschaften Poesie u. Redekunst, u. die schöne Literatur umfaßt die Erzeugnisse der beiden letzteren. — Schöne Seele nennt man ein ästhetisch u. moralisch bes. feinfühlendes u. darum bei seinen Berührungen mit der rauhen Wirklichkeit leicht verletzbares weibliches Wesen. Der Ausdruck (franz. belle-âme) stammt aus Rousseau's „Neuer Heloise" u. hat in Deutschland durch Goethe's „Bekenntnisse einer schönen Seele" (in „Wilhelm Meister") Geltung erlangt. — Schöngeist (franz. bel-esprit), heute fast nur in tadelndem Sinne gebraucht, bezeichnet im Allgemeinen einen Menschen, der sich mit den schönen Wissenschaften abgiebt, aber nur in oberflächlicher, seichter, tändelnder Weise.

Schonen (schwed. Skåne), die südlichste Ecke Gothlands (s. d.); umfaßt die Läne Malmöhus u. Christianstad, 204,791 □M. Sch. ist eine ziemlich eintönige Ebene, die von einer wenig hohen u. schmalen Landanschwellung in der Richtung von NW. nach SO., vom Kullaberg bei Kap Kullen bis zum Stenshufvud, durchzogen wird u. an der Grenze nach Halland zu in einem 160 m. hohen u. dem vorigen parallelen Hügelzuge ihre Abgrenzung findet. Die Hügelpartien sind meist stark bewaldet u. tragen mehrere Seen. Die vor dem ersten Hügelzuge nach dem Meere zu liegende Ebene ist im NO. fruchtbar, aber da die sie besetzenden kleinen Anhöhen dem Ackerbau hinderlich sind, meist nur Schafweide; im SO. ist sie reich an Sümpfen, im SW. dagegen vortrefflicher Weizenboden. Obgleich nur gegen die Hälfte des Landes angebaut ist, so ist Sch. doch Schwedens Kornkammer. Die Bewohner, die vorzugsweise Landwirthschaft treiben, zeichnen sich durch Tracht, Mundart u. das Festhalten an alten Gebräuchen vor den übrigen Schweden aus, u. ihre Schwerfälligkeit drückt sich nicht allein in ihrer geistigen Langsamkeit, sondern auch in ihrer schleppenden Sprache, ihrem Gange u. selbst in ihren schweren Speisen (Grynmus 2c.) aus. Die beiden größten Städte des Landes sind nach den offiziellen Berechnungen für 1875: Malmö mit 32,155 E. u. Lund mit 19,193 E.

Schongauer, Martin, Schön, auch Hübscher Martin, bei den Italienern Bel Martino, Maler u. Kupferstecher, der bedeutendste deutsche Künstler der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., von großem Einfluß auf die gesammte oberdeutsche Kunst, insbes. auf Dürer. Seine Familie stammt aus Schongau am Lech, ließ sich aber in Augsburg nieder; wahrscheinlich hier wurde Martin geboren, doch ist darüber so wenig Gewißheit wie über das Jahr seiner Geburt (die Angaben schwanken zwischen 1420 u. 1440) u. sein Todesjahr (nach Einigen 2. Febr. 1488, nach Anderen 1492). Ob der Goldschmied Kaspar Sch., 1445 als Bürger in Kolmar vorkommend, sein Vater war u. ihn zuerst im Graviren unterrichtet hat, ist ebenfalls unsicher; nur so viel steht fest, daß Martin seine Ausbildung als Maler in der Schule Roger's v. d. Weyde in Brüssel erhielt u. als Kupferstecher sich nach dem oberdeutschen sog. Meister E. S. vom J. 1466 bildete u. in Kolmar seinen Wohnsitz nahm. Von seinen Stichen besitzen wir noch 116 Blätter, die sich meist mit den Vorkommnissen des täglichen Lebens beschäftigen u. eine gewisse Vorliebe für das Niedrig-Komische verrathen; letztere Eigenschaft tritt hin u. wieder selbst in den Scenen aus der heil. Geschichte zu Tage, die Sch. stets auf den Boden des Volkslebens seiner Zeit stellt, ohne jedoch jemals sein feines Gefühl für die Schönheit der Form zu verleugnen. Der Faltenwurf seiner Gewänder ist hier wie in der Malerei dem eckigen flandrischen nachgebildet, aber in den Ecken noch knitteriger u. härter. In seinen Gemälden, von denen nicht viele bekannt sind, erreichte Sch. zwar weder die Modellirung noch das Kolorit seines Lehrers Roger, hat aber doch nam. höchst anziehende Frauenköpfe geschaffen. Das bekannteste seiner Bilder ist die „Madonna im Rosenhag" von 1473 in der Martinskirche zu Kolmar. Unter den übrigen ihm fast allgemein zugesprochenen erwähnen wir noch zwei Flügel eines Altarwerks im dortigen Museum u. einen „Tod der Maria" in der Nationalgalerie zu London, der für sein frühestes Werk gilt.

Schönhausen. 1. **Sch.**, Name zweier Dörfer 1 Stunde nördlich von Berlin, an der Bahn Berlin-Lehrte im Kreise Niederbarnim im Reg.-Bez. Potsdam der preuß. Prov. Brandenburg, Hohen-Sch. mit 578 E. (1871), Nieder-Sch. mit 1310 E. Letzteres hat in einem schönen Parke ein königl. Schloß. — 2. **Sch.**, Dorf ½ Stunde vom rechten Elbufer entfernt, nordöstl. von Tangermünde, im Kreise Jerichow II. des Reg.-Bez. Magdeburg der preuß. Prov. Sachsen. Schloß u. Rittergut sind seit 1562 im Besitze der Familie v. Bismarck-Sch., die es, gedrängt durch den Kurprinzen Hans Georg, gegen ihre Besitzung Burgstall eintauschte. Sch. ist Geburtsort des Fürsten Bismarck.

Schönlein, Johann Lukas, berühmter Arzt u. klinischer Lehrer, geb. zu Bamberg 30. Nov. 1793; studirte in Landshut u. Würzburg, habilitirte sich 1819 an letztgenannter Universität, wurde daselbst 1820 außerord. u. 1824 ord. Prof. der Therapie u. Klinik sowie dirigirender Arzt am Julius-Hospitale, wirkte seit 1833 als Professor der Klinik in Zürich, bis er 1840 als Professor der Pathologie u. Therapie u. Direktor der Medizinischen Klinik nach Berlin ging, u. ward hier in der Folgezeit zum preuß. Geh. Obermedizinalrath, vortragenden Rath für Med.-Angelegenheiten im Kultusministerium u. zum Leibarzt des Königs ernannt. Doch schied er Ende März 1859 wieder aus Berlin, um sich nach Bamberg zurückzuziehen, wo er 23. Jan. 1864 starb. Daselbst ward ihm auch ein 30. Nov. 1869 enthülltes Denkmal errichtet. Geschrieben hat Sch. kaum etwas mehr als seine Doktordissertation über die „Hirnmetamorphose" (Würzb. 1816) u. einige Gelegenheitsschriften, denn „Sch.'s allgemeine u. spezielle Pathologie u. Therapie" (4 Bde., ebd. 1832; 5. Aufl.,

St. Gallen 1841), seine „Krankenfamilie der Typhen" (Zür. 1840) u. seine „Klinischen Vorträge" (Berl., 3. Aufl. 1843 f., 2 Hefte) wurden von einigen seiner Zuhörer herausgegeben. Allein man schätzte in ihm den durch einen tiefen Blick u. eine geniale Auffassung des einzelnen Falles ausgezeichneten Arzt u. den nam. durch seine unvergleichlich lebendige Darstellung eine mächtige Anziehungskraft ausübenden Lehrer. Sch. wollte mit Recht die Heilkunde zur Naturwissenschaft erheben u. unternahm das mit Geist ausgeführte Wagniß, auch für die Krankheitslehre durch gruppirende Zusammenstellung des Aehnlichen ein „natürliches System" zu gewinnen, doch ist dasselbe später von den Aerzten wieder verlassen worden.

Schoolcraft (spr. Skubikräft), Henry Rowe, nordamerikan. Reisender u. Ethnolog, geb. zu Guilderland bei Albany (Staat New York) 28. (nach Anderen 23.) März 1793; studirte Naturgeschichte, Sprachen u. Literatur, wandte sich aber dann mit besonderer Vorliebe den Forschungen über die in den Ver. Staaten lebenden Indianerstämme zu. 1818 unternahm er eine geologische Forschungsreise durch das Mississippithal, worauf er, 1819 zum indianischen Agenten am Oberen See ernannt, den General Caß auf seiner Expedition behufs Erforschung der Mississippiquellen begleitete. Seine Verheirathung mit einer Enkelin des früheren Häuptlings der Chippewa Nation gewann ihm das volle Vertrauen der Indianer, so daß er mit großem Nutzen für die Kenntniß ihrer Sitten u. Gebräuche, Sprache u. Religion die Indianergebiete bereisen u. unter den verschiedenen Stämmen leben konnte. 1843 nach New-York zurückgekehrt, siedelte er 1849 nach Washington über, wo er 10. Dez. 1864 starb. Zu seinen wichtigsten u. interessantesten Schriften gehören: „Scenes and adventures in the Semi-Alpine region of the Ozark Mountains of Missouri and Arkansas" (n. Aufl., Lond. 1853); „View of the Lead Mines of Missouri" (New-York 1819); „Journal of travels from Detroit trough the Grand Chain of American lakes to the sources of the Mississippi" (Albany 1821); „Travels in the Central portion of the Mississippi valley" (New-York 1825); „Narrative of an expedition through the Upper Mississippi to Itaska Lake" (ebd. 1834); „Oral legends of the North American Indians" (ebd. 1839); „Oneota, or Characteristics of the North American Indians" (ebd. 1844); „Notes on the Iroquois" (ebd. 1847); „The Indian and his wigwam" (ebd. 1848); „Researches respecting the red man of America" (Philad. 5 Bde., 1851—55); „Personal memoirs" (ebd. 1851); „History, condition and prospects of the Indian tribes of the United States" (6 Bde., Wash. 1851—58).

Schopenhauer, Arthur, hervorragender deutscher Philosoph, Sohn der Johanna Sch. (s. u.), wurde 22. Febr. 1788 zu Danzig geboren. Infolge der Einschließung Danzigs durch die Preußen begaben sich die Eltern Sch.'s mit ihm nach Hamburg, dann nach Frankreich u. England, von welcher Reise der Knabe außer der erlangten Sprachfertigkeit die mannichfaltigsten u. lebhaftesten Eindrücke zurückbrachte. 1809 bezog Sch. die Universität Göttingen, wurde hier durch Schulze zum Studium Platon's u. Kant's geführt, widmete sich aber daneben auch der Medizin u. den Naturwissenschaften. Fichte, um dessenwillen er 1811 nach Berlin ging, vermochte ihn nicht zu fesseln. Er siedelte daher nach Jena über u. promovirte daselbst 1813 mit der Schrift: „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" (Rudolstadt 1813, 4. Aufl. von J. Frauenstädt, Lpz. 1875). Den Winter auf 1814 brachte er bei seiner Mutter in Weimar zu; 1814—18 hielt er sich zur Benutzung der Bibliothek u. zum Studium der Museen in Dresden auf. Hier entstand (im Anschluß an Goethe's „Farbenlehre") die Abhandlung „Ueber das Sehen u. die Farben" (Lpz. 1816; 3. Aufl. 1870) u. das Hauptwerk Sch.'s, eine umfassende Darstellung seines Systems, welches sich ihm nach seiner eigenen Aussage damals wie zufällig u. von selbst aufdrängte: „Die Welt als Wille u. Vorstellung" (Lpz. 1819; 4. Aufl., 2 Bde., 1873). Das System Sch.'s knüpft zwar in gewisser Hinsicht an Kant an (unter gänzlicher Verachtung der nach Kant aufgetauchten Systeme), nimmt aber eine völlig selbstständige u. gegen die gesammte neuere Philosophie feindselige Stellung ein. Die Grundzüge sind folgende: das 1. Buch des oben genannten Werkes versucht den Beweis, daß alle Außendinge, also die gesammte Welt, nur Vorstellungen des denkenden Subjekts sind, somit bloße Erscheinungen. Ohne Subjekt (in welchem sich die Vorstellungen vollziehen) giebt es kein Objekt. Aber die Welt, die als Vorstellung existirt, ist nur eine Seite der wirklichen Welt. Der innerste Kern derselben, ihr eigentliches Wesen (das „Ding an sich") ist der Wille. Unter diesem Willen, der sich in tausendfachen Erscheinungen kundgiebt, im Grunde aber immer ein u. derselbe ist, versteht Sch. nicht blos das bewußte Verlangen der vernünftigen Geschöpfe, sondern auch den unbewußten Trieb, der sich in der Natur auf ihren verschiedenen Stufen von der niedrigsten bis zur höchsten offenbart. Von der „Objektivation des Willens", d. h. von der Art, wie derselbe in die Anschauung tritt, handelt das 2. Buch. Unmittelbar, d. h. frei von den Schranken des Raums u. der Zeit, verwirklicht sich der Wille nur in den reinen Ideen; diese bilden das Mittelglied zwischen dem einheitlichen Willen u. den anschauenden Individuen. Zum Bewußtsein gelangen die Ideen jedoch nur auf den höchsten Stufen der Objektivation des Willens vermittels der Intelligenz. Diese selbst aber dient ursprünglich nur der Verwirklichung des „Willens zum Leben".



Nr. 4892. Arthur Schopenhauer (geb. 22. Febr. 1788 gest. 21. Sept. 1860)

Erst das Genie des wahren Philosophen erkennt den Betrug, den ihm der Wille zum Leben spielt; er trachtet nach Befreiung von der Knechtschaft dieses Willens u. gewinnt diese (wie im 3. Buch ausgeführt wird) wenigstens vorübergehend durch die Kunst. Denn die Kunst lehrt, die ewigen Ideen in ihrer reinen Gestalt anzuschauen, u. macht so durch den Genuß des Schönen das Elend des Daseins vergessen. Wenn irgendwo, so hat Sch. auf diesem Gebiete durch originelle u. geistvolle Bemerkungen fruchtbare Anregungen gegeben. Aber auch die Kunst ist unfähig, auf die Dauer von dem Elend des Daseins zu erlösen. Diese Erlösung bleibt das Hauptziel des wahren Philosophen, der in dem Willen zum Leben die Wurzel alles Uebels erkannt hat. Denn daß diese Welt unter allen denkbaren die schlechteste sei, steht für Sch. schon von vornherein fest (vgl. über diese Anschauung, den sog. Pessimismus, den Art. „Optimismus"). Den Weg zur Erlösung zeigt das 4. Buch, welches die Ethik (Sittenlehre) des Systems enthält. Die Erlösung besteht danach in der Aufhebung od. „Verneinung des Willens zum Leben" durch möglichste Lossagung von Allem, was Ausdruck dieses Willens ist u. ihm neue Nahrung giebt. — Es bedarf keines Wortes, daß dieses System, welches eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem des Buddhismus (s. d.) hat u. gleich ihm auf das Nirvana (das Aufgehen im Nichts) hinausläuft, unmöglich das Gemeingut zahlreicher Anhänger werden konnte. Abgesehen von dem Pantheismus od. richtiger Atheismus, der ihm zu Grunde

liegt, leidet es an dem inneren Widerspruch, daß ein blinder Wille auf bewußte Zwecke hinarbeiten u. doch auf der höchsten Stufe seiner Verwirklichung die Erkenntniß erzeugen soll, daß er sich eigentlich nicht hätte verwirklichen dürfen. Von eigentlich sittlichen Zielen ist danach keine Rede; das ganze System kommt auf völlige Trostlosigkeit hinaus. — Nach der Vollendung dieses Werkes begab sich Sch. 1819 nach Italien, bes. Rom u. Neapel; 1820 habilitirte er sich in Berlin für Philosophie, las jedoch nur ein halbes Jahr, um sodann wieder auf Reisen zu gehen. Bis 1825 hielt er sich abermals in Italien auf, dann bis 1831 in Berlin, ohne jedoch seiner Dozententhätigkeit besondern Eifer zu widmen. 1831 floh er vor der Cholera aus Berlin u. lebte seitdem einsam u. höchst einfach zu Frankfurt a. M., wo er 21. Sept. 1860 starb. Von seinen Schriften aus der letzten Zeit, in denen er seiner Verbitterung über den Mangel an Beachtung einen immer gehässigeren Ausdruck gab, sind zu nennen: „Ueber den Willen in der Natur" (Frankf. 1836; 3. Aufl. von Frauenstädt 1867); „Ueber die Freiheit des menschlichen Willens" (1839 von der Norwegischen Akademie mit einem Preise gekrönt); „Das Fundament der Moral" (beide Abhandlungen vereinigt unter dem Titel: „Die beiden Grundprobleme der Ethik", Frankf. 1841; 2. Aufl., Lpz. 1860); „Parerga u. Paralipomena" (kleinere philosophische Schriften, 2 Bde., Berl. 1851; 3. Aufl. von Frauenstädt 1874). Die Anerkennung, die Sch. bei Lebzeiten vermißte, hat er wenigstens nach seinem Tode reichlich gefunden; nam. ist die vollendete stilistische Form seiner Werke allseitig erkannt u. gerühmt worden. Zugleich hatte er an Julius Frauenstädt einen begeisterten Verehrer gewonnen, der seitdem für die Verbreitung der Philosophie Sch.'s unermüdlich thätig war. Außer neuen Auflagen der einzelnen Werke gab er heraus: „Aus A. Sch.'s handschriftlichem Nachlaß" (Lpz. 1864); „A. Sch.'s sämmtliche Werke" (6 Bde., Lpz. 1873—74; 2. Aufl. 1877); ferner: „Briefe über die Sch.'sche Philosophie" (Lpz. 1854) u. „Neue Briefe über die Sch.'sche Philosophie" (Lpz. 1876); „Arthur Sch., Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie u. Charakteristik Sch.'s" (Lpz. 1862; 3. Aufl. 1874); „Sch.-Lexikon" (2 Bde., Lpz. 1871); endlich in Verbindung mit E. O. Lindner: „A. Sch. Von ihm. Ueber ihn." (Berl. 1863). Aus der sehr reichen sonstigen Literatur über Sch. heben wir hervor: R. Seydel, „Sch.'s System dargestellt u. beurtheilt" (Lpz. 1857); Foucher de Careil, „Hegel et Schopenhauer" (Par. 1862); W. Gwinner, „Sch. aus persönlichem Umgang dargestellt" (Lpz. 1862) u. „Sch. u. seine Freunde" (Lpz. 1863); Haym, „A. Sch." (Berl. 1864). — Ueber die Weiterbildung der Philosophie Sch.'s durch Ed. v. Hartmann s. d. betr. Art.

Schopenhauer, Johanna, deutsche Schriftstellerin, geb. im Juli 1770 zu Danzig, Tochter des Senators Trosina; wurde frühzeitig mit dem Bankier Sch. verheirathet, den sie auf verschiedenen größeren Reisen begleitete. Als ihre wenig glückliche Ehe durch den Tod ihres Gemahls gelöst ward, siedelte sie, vom Verlangen nach heiterer Geselligkeit u. literarischem Verkehr getrieben, 1806 nach Weimar über u. begann bald selbst mit Reisebeschreibungen u. Romanen als Schriftstellerin aufzutreten. Auch fand sie durch eine gewisse leichte Anmuth des Vortrags u. gute Beobachtung des Lebens den Beifall der Lesewelt. Nam. ihr Roman „Gabriele", dem Goethe „große Reife einer aus reichem Leben gewonnenen Bildung u. anmuthige Verarbeitung des Wirklichen" nachrühmte, erfreute sich nachhaltiger Theilnahme. Nach Goethe's Tode siedelte Johanna Sch. nach Bonn über, kehrte aber 1837 nach Thüringen zurück u. starb 18. April 1838 zu Jena. Ihre „Sämmtlichen Schriften" (24 Bde., Lpz. u. Frankf. 1830—31) hatte sie vor ihrem Tode gesammelt herausgegeben; ihnen schließt sich ihr literarischer Nachlaß (2 Bde., Braunschw. 1839) an. In den Lebensgeschichten ihres Sohnes Arthur Sch. (s. d.), mit dem sie früh in Zerwürfnisse gerieth, ist ihr Bild häufig entstellt gezeichnet worden. — Ihre Tochter Adele Sch., gest. 25. Aug. 1849 zu Bonn, hat sich als Schriftstellerin durch ihre „Haus-, Wald- u. Feldmärchen" (2 Bde., Lpz. 1844) u. den Roman „Anna" (2 Bde., ebd. 1845) gleichfalls vortheilhaft bekannt gemacht.

Schöpf, Peter, deutscher Bildhauer, geb. 1804 zu München; bildete sich auf der dortigen Akademie u. trat zuerst 1824 mit mehreren Arbeiten mythologischen Inhalts von echt antikem Geiste u. anmuthiger Gestaltung auf, denen andere christlichen Inhalts von würdiger, großartiger Auffassung folgten. 1832 ging er nach Rom, wo er unter Thorwaldsen's Leitung wieder mehrere Gegenstände aus der antiken Mythologie schuf. Nach Vollendung derselben erhielt er den Auftrag, die letzte Abtheilung des von Martin Wagner komponirten Frieses für das Innere der Walhalla bei Regensburg in Marmor auszuführen. Nachdem er infolge dessen einige Jahre in München verweilt u. mehrere Bilder für die dortige Ruhmeshalle, die Statue des Vulcan für die Außenseite der Glyptothek u. einige Reliefs gearbeitet hatte, in denen er versuchsweise die Polychromie anwandte, kehrte er 1844 nach Rom zurück, vollendete in sehr geschickter Weise eine von Thorwaldsen hinterlassene „verhauene" Statue Konradin's v. Schwaben für die Kirche Sta. Maria del Carmine in Neapel, schuf noch einige Reliefs u. Büsten u. starb 13. Sept. 1875.

Schöpflin, Johann Daniel, Geschichts- u. Alterthumsforscher, geb. zu Sulzburg (Baden) 8. Sept. 1694; studirte in Basel u. Straßburg, ward in letztgenannter Stadt 1721 Universitätsprofessor der Geschichte u. Beredsamkeit, bereiste 1726 Frankreich, Italien u. England, erhielt nach seiner Rückkehr ein Kanonikat an der St. Thomaskirche, wurde auch franz. Rath u. 1746 Historiograph u. starb zu Straßburg 6. Aug. 1771. Bes. verdient machte er sich um die Geschichte des Elsasses; auch bewirkte er bei Ueberreichung des 1. Bandes seiner „Alsatia illustrata" (2 Bde., Kolm. 1751—61) vom Könige von Frankreich die Bestätigung der Privilegien der protest. Straßburger Universität. Seine Nachträge zu dem genannten Werke „Alsatia diplomatica" u. „Alsaticarum rerum scriptores", gab der Publizist Koch heraus, der auch die von Sch. begonnene „Historia Zaringo-Badensis" (7 Bde., Karlsruhe 1763—66) fortsetzte. Außerdem schrieb Sch.: „Vindiciae Celticae" (Straßb. 1754) u. „Vindiciae typographicae" (ebd. 1760). Seine ansehnliche Bibliothek u. sein später von Oberlin beschriebenes reiches Museum vermachte Sch. der Stadt Straßburg. — Vgl. Lobstein, „Leben Sch.'s" (Gießen 1776) u. Spach, „Éloge de Sch." (Kolmar 1850).

Schöpfung heißt im Allgemeinen die bewußte Hervorbringung von etwas Neuem, was vorher entweder gar nicht od. doch nur dem Stoffe u. den Bestandtheilen nach vorhanden war. So spricht man von Sch.en der Bildhauer, Baumeister, Dichter u. Komponisten, der Staatengründer 2c. In kirchlichem Sinne dagegen heißt Sch. die mühelose Hervorbringung des Weltganzen durch das bloße Wort Gottes aus dem Nichts. Diese Sch. erfolgte nach 1. Mos. 1 innerhalb 6 Tagewerken, von dem Niedrigsten zum Höchsten aufsteigend (die drei ersten Tage betreffen die unorganische, die parallelen drei letzten Tage die organische Sch.), sodaß der Mensch als das Ziel u. die Krone der Sch. dasteht. Das Neue Testament schreibt die Sch. speziell Gott dem Sohne zu (Joh. 1, 3. Kol. 1, 16 ff. Hebr. 1, 2), indem Christus mit dem weltschaffenden „Wort" (dem Logos [s. d.]) gleichbedeutend gesetzt wird. Die Kirchenlehre fügt noch hinzu, daß mit der Sch. zugleich die Zeit erschaffen wurde; die Sch. fällt also weder vor noch in die Zeit. Endlich unterscheidet man unmittelbare (d. h. erstmalige) Sch., bei welcher nicht nur die Form, sondern auch der Stoff erschaffen wird, u. mittelbare Sch., d. h. die Erzeugung neuer Geschöpfe u. Formen aus den bereits vorhandenen. Diese gesammte Anschauung der Bibel u. der Kirche von der Sch. steht im Gegensatz zu allen anderen Erklärungen der Sch., den sog. Kosmogonien (s. d.), indem die letzteren sämmtlich einen, wenn auch ungeformten Stoff voraussetzen (vgl. „Chaos"), od. eine allmähliche Herausbildung des Stoffs aus einem geistigen Urgrund annehmen (vgl. „Emanation" u. „Pantheismus"). In einem besonderen Sinne redet endlich die Geologie (s. d.) von Sch.en u. Schöpfungsperioden; ohne Rücksicht auf den letzten Grund der Dinge bezeichnet sie so die verschiedenen Wandlungen, welche unser Planet bis zu seinem gegenwärtigen Zustande durchlaufen hat.

Schoppe, geb. **Weise,** Amalie Emma, Schriftstellerin, geb. als Tochter eines Arztes zu Burg auf der Insel Femern an der Küste von Holstein 9. Okt. 1791; siedelte nach dem frühen Tode ihres Vaters mit der Mutter nach Hamburg über, wo sich diese wieder verheirathete, u. genoß daselbst die vortrefflichste Erziehung. Später widmete sie sich dem Studium der alten u. neuen Sprachen sowie der Geschichte u. Naturwissenschaften, eine Zeit lang sogar dem der Medizin, gründete eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen u. verehelichte sich 1811 mit dem Doktor der Rechte Sch. in Hamburg. Nachdem diese unglückliche Ehe durch den Tod des Gatten, der 1829

in der Elbe ertrank) gerettet worden, lebte Amalie Sch. sehr zurückgezogen in der Nähe von Hamburg u. beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten, auf welche ihr Umgang mit Rosa Maria, der Schwester Varnhagen's von Ense, von großem Einfluß war. Auch zu Justinus Kerner u. Chamisso, die für Veröffentlichung ihrer ersten Schriften Sorge trugen, trat sie in nähere Beziehungen. 1842 zog sie nach Jena, doch kehrte sie 1845 nach Hamburg zurück, von wo sie 1851 nach Amerika zu ihrem einzigen noch lebenden Kinde ging, einem Sohne, der sich in Schenectady bei Albany (New York) angesiedelt hatte. Daselbst starb sie 25. Sept. 1858. Von ihren zahlreichen erzählenden Schriften wurden nam. die für die Jugend mit großem Beifall aufgenommen. Ein Theil ihrer Erzählungen u. Novellen erschien gesammelt (3 Bde., Lpz. 1827—36). Als interessant sind bes. ihre „Erinnerungen aus meinem Leben" (2 Bde., Altona 1838) zu erwähnen.

Schoppen, franz. chopine, engl. chopin u. ital. foglietta, ein Hohlmaß für Wein u. Bier von $^1/_4$—$^1/_2$ Maß od. von $^1/_2$ L., letzteres der deutsche Sch. Inhalt. Der franz. Sch. ($^1/_2$ Pinte) = 0,465 L.

Schöppengericht, s. „Schöffengericht".

Schöppenstedt, Stadt mit 2874 E. (1871) im braunschweig. Kreise Wolfenbüttel; liegt in 94 m. Seehöhe nahe der Altenau u. an der Bahn Braunschweig-Oschersleben, hat eine Ackerbauschule u. treibt Gerberei, Leinweberei u. Branntweinbrennerei. Den Einwohnern wird scherzweise eine spießbürgerliche Beschränktheit vorgeworfen, die sie mit denen von Schilda (s. d.) in Parallele stellen läßt.

Schöps heißt das verschnittene männliche Schaf (s. d.).

Schorerl od. Schoorel, Jan van, holl. Maler, geb. 1495 zu Schorel bei Alkmaar; wurde Schüler der Maler Corneliszen u. Jan v. Mabuse sowie Albrecht Dürer's, ohne sich aber durch deren Unterricht befriedigt zu fühlen, u. fand erst auf der Rückkehr von großen Reisen, die er bis Jerusalem ausdehnte, in Rom in den Werken Rafael's u. Michelangelo's einen Haltepunkt für seine künstlerischen Bestrebungen. Nach dem Tode seines Landsmannes, des Papstes Hadrian VI. (1523), der ihn zum Aufseher der Kunstdenkmäler des Vatikans gemacht hatte, ging er nach Holland zurück, gründete in Haarlem eine Malerschule u. starb 1562 zu Utrecht. Seit mehrere ihm früher beigelegte treffliche Gemälde, z. B. „Der Tod Mariä" in der Pinakothek zu München, als der Kölnischen Schule angehörig nachgewiesen sind, kennen wir nur wenig beglaubigte Bilder dieses Künstlers. Sicher von ihm ist eine „Madonna mit dem Kinde" im Stadthause zu Utrecht, welche den Einfluß Rafael's u. Michelangelo's klar erkennen läßt, auch eine ehemals im Privatbesitz zu Köln befindl. „Kreuzigung" u. eine „Taufe Christi" im Museum zu Rotterdam.

Schörl heißen die schwarzen Varietäten des Turmalin (s. d.).

Schorn, Johann Karl Ludwig v., ausgezeichneter Kunstschriftsteller, geb. zu Castell (Franken) 9. Juni 1793; studirte Theologie in Erlangen, beschäftigte sich aber vorzugsweise mit Kunstgeschichte, wirkte bis 1816 als Lehrer in seiner Geburtsstadt, ging dann nach München, 1819 nach Dresden u. 1820 nach Stuttgart, um die Redaktion des zum „Morgenblatt" gehörigen Kunstblattes zu übernehmen, bereiste 1822—23 Italien u. Frankreich, ward 1826 Professor der Kunstgeschichte u. Aesthetik an der Akademie in München, folgte 1833 als Direktor des Kunstinstituts einem Rufe nach Weimar, wurde 1839 für seine mannichfachen Verdienste geadelt, erhielt auch das Prädikat „Geheimer Hofrath" u. starb zu Weimar 17. Febr. 1842. Unter seiner Leitung war das „Kunstblatt" wegen des gediegenen Inhalts das vorzüglichste Fachorgan; Sch.'s eigene Aufsätze glänzen durch die Unparteilichkeit seines Urtheils u. die Eleganz der Darstellung. In Buchform erschienen von ihm: „Ueber die Studien der griech. Künstler" (Heidelb. 1819); „Beschreibung der Glyptothek in München" (Münch. 1830); „Umriß einer Theorie der Bildenden Künste" (Stuttg. 1835) u. „Ueber altdeutsche Skulptur" (Erfurt 1839). Auch begann er die dann von E. Förster fortgesetzte Uebersetzung von Vasari's „Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer u. Baumeister" (5 Bde., Stuttg. 1832—47).

Schorn, Karl, Historienmaler der Münchener Schule, geb. 17. Okt. 1800 (nicht 1802) in Düsseldorf; bildete sich Anfangs zum Architekten aus, ging jedoch, als Cornelius die Leitung der Düsseldorfer Akademie übernahm, zur Malerei über. 1824—27 hielt er sich in Paris auf, wo er bes. unter Ingres fleißig arbeitete. Als Cornelius nach München übersiedelte, folgte ihm auch Sch. dorthin, wandte sich jedoch 5 Jahre später nach Berlin, wo er mehrere Jahre Wach's Atelier besuchte. Dort entstanden die großes Talent bekundenden Bilder „Maria Stuart u. Rizzio", „Karl V. im Kloster St. Just", u. „Papst Paul III. vor einem Bilde Luther's" (Nationalgalerie in Berlin). Von einer ital. Reise kehrte er nach München zurück, um für den König von Preußen ein größeres Bild, „Die Wiedertäufer in Münster" zu malen (Schloß in Berlin), eine bedeutende Komposition von großer Wahrheit u. Lebendigkeit. Zu seinen übrigen Hauptbildern gehören „Cromwell vor der Schlacht bei Dunbar" (Galerie in Königsberg) u. vorzüglich die im Auftrage des Königs von Bayern gemalte große „Sintflut" (neue Pinakothek), an deren Vollendung ihn leider der Tod (7. Okt. 1850 zu München) hinderte.

Schornstein, Esse, Kamin, Rauchfang, eine Vorrichtung zur Unterhaltung des Zuges u. Abführung des Rauches an Feuerungsanlagen. Die ältesten bestimmten Nachrichten über den Bau von Essen geben an, daß in England solche seit 1150 vorkommen. Der Luftzug in einem Sch., auf welchem seine Wirksamkeit beruht, rührt lediglich von dem spezifischen Gewichtsunterschiede zwischen der äußeren kalten u. der inneren erwärmten Luft her; je größer daher die Wärme der im Sch. enthaltenen Luft im Vergleich zur äußeren Lufttemperatur u. je größer die Höhe des Sch.es ist, desto größer wird dessen mechanische Lüftung, desto besser zieht er, u. desto besser wird die Verbrennung in der Feuerungsanlage vor sich gehen. Und zwar nimmt der Zug in dem Verhältniß der Quadratwurzel aus der Höhe zu, sodaß ein Sch., der einen doppelt so starken Zug wie ein anderer von gleicher Weite haben soll, viermal so hoch sein muß. Die gewöhnliche Höhe von Fabrikschornsteinen ist 25—30 m. Einen großen Einfluß auf den Zug hat die Beschaffenheit der Schornsteinwände, da die Temperatur der im Sch. enthaltenen Luft von derjenigen der Wände abhängig ist. Hieraus ist erklärlich, daß eiserne Sch.e infolge der raschen Wärmeabgabe einen schwächeren Zug haben als steinerne von gleicher Höhe.

Schote (siliqua), eine Fruchtform (vgl. „Frucht", woselbst auch Abb.), welche, aus zwei Fruchtblättern bestehend, die an ihren inneren Nähten die Samen tragen, welche durch eine dünne Scheidewand von einander getrennt sind u. durch die von unten sich spaltenden Klappen frei werden. Diese Fruchtform gehört den Kreuzblütigen od. Cruciferen (Raps, Rübsen, Dotter u. a.) an. Die einsamige Sch. (s. monosperma, z. B. beim Waid) öffnet sich nicht; dagegen zerfällt die Gliederschote (s. lomentacea) bei der Reife in einsamige Stücke durch Quertheilung. Man hat wesentlich die Hülse (legumen) von der Sch. zu trennen, obgleich das im gewöhnlichen Leben selten geschieht; denn die Hülse besteht aus einem einzigen Fruchtblatte, welches, an seinen Rändern verwachsen, ein- od. zweireihige Samen an seiner inneren Bauchnaht trägt u. durch Lösung beider Nähte in zwei Hälften aufspringt. Wird diese Hülse durch Querwände vielfächerig, so heißt sie Gliederhülse (lomentum). Die Hülse gehört den Schmetterlingsblütigen u. ihren Verwandten an, sodaß man streng zwischen Schoten- u. Hülsengewächsen zu unterscheiden hat. Jene heißen dann Siliquosae, diese Leguminosae.

Schotel, Johannes Christianus, namhafter holländ. Seemaler, geb. 11. Nov. 1787 zu Dordrecht; widmete sich in schon vorgeschrittenem Lebensalter der Malerei unter Leitung von Meulemans u. später von M. Schouman, siedelte in der Folgezeit nach dem Haag über u. starb dort 21. Dez. 1838. Ein einfaches Denkmal in der „Groote Kerk" in Dordrecht erinnert an ihn. — An den Gemälden Schouman's: „Rückzug der Franzosen von Dordrecht" (1814) u. „Beschießung von Algier durch die Engländer" (1816) hatte Sch. bedeutenden Antheil; seit 1818 arbeitete er selbständig. Die besten seiner Bilder, die ihn den ersten Meistern seines Faches gleichstellen, befinden sich im Museum im Haag, andere in Privatsammlungen im Haag, in Amsterdam, Dordrecht, Brüssel 2c. sowie in Petersburg. Sein Leben beschrieb sein Sohn G. D. J. Schotel, „Leven van den zeeschilder Joh. Chr. Sch." (1840). — Sein Sohn Petrus Johannes **Sch.**, ebenfalls ausgezeichneter Seemaler, geb. 1808, wurde Schüler seines Vaters, machte mehrfache Reisen, u. A. 1843 mit dem Prinzen Heinrich der Niederlande nach dem Mittelmeer, war eine Zeit lang Professor an der Navigationsschule zu Medemblyck an der Zuydersee, ließ sich später in Düsseldorf nieder u. starb, auf einer Reise begriffen, 1865 in Dresden.

Schott, Bernhard, gründete um 1750 die weltbekannte Musikalienverlagshandlung in Mainz, welche nach seinem Tode von seinen Söhnen unter der Firma „B. Sch.'s Söhne" fortgeführt wurde.

Dieselben verbanden damit 1818 eine Instrumentenfabrik sowie eine Notendruckerei u. Stecherei u. errichteten in Brüssel, London, Paris u. Antwerpen Filialen. Seit 1855 war Franz Philipp **Sch.** (geb. zu Mainz 1811, gest. zu Mailand 8. Mai 1874) Chef der Firma. Derselbe war später eine Zeit lang auch Bürgermeister von Mainz u. erhielt das Prädikat „Geheimer Kommerzienrath". Behufs Gründung einer Musikschule vermachte er seiner Vaterstadt 63,000 Gulden; auch bestimmte er den Ertrag von vier Häusern zur Hebung der Volksschulen u. des Theaters in Mainz.

Schott, Christian Friedrich Albrecht, Jurist u. Politiker, geb. zu Sindelfingen bei Stuttgart 30. April 1782; studirte 1799 bis 1801 in Tübingen u. Landshut u. ließ sich, nachdem er Südfrankreich bereist hatte, 1805 als Advokat in Stuttgart nieder. 1815 bis 1817 Registrator der Ständeversammlung, deren Verhandlungen er veröffentlichte, gehörte er 1819—38 ihr selbst als ein hervorragendes Mitglied der liberalen Partei an. Daneben betheiligte er sich fördernd u. leitend am Stuttgarter Griechenverein u. an dem 1824 gestifteten Liederkranz, aus dem der württ. Schillerverein hervorging. 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt, wo er sich der Linken anschloß, siedelte er 1849 mit demselben nach Stuttgart über, trat 1850 wieder in die zweite württ. Kammer ein, zog sich aber nach deren Auflösung im Okt. dess. J. von aller öffentlichen Wirksamkeit zurück u. starb zu Stuttgart 6. Juni 1861. Er übersetzte die Werke des jüngeren Plinius (5 Bde., Stuttg. 1837 ff.) u. Pouqueville's Schrift über Griechenland (ebd. 1837).

Schott, Wilhelm, namhafter Orientalist, geb. zu Mainz 3. Sept. 1807; studirte seit 1822 in Gießen u. Halle Theologie u. orient. Sprachen, ging 1830 nach Berlin, wo er sich ausschließlich dem Studium der ost- u. nordasiat. Sprachen u. Kulturzustände widmete, u. erhielt 1838 eine außerord. Professur an der dortigen Universität für tatar., finn., arische u. ostasiat. Sprachen u. Literatur. Seit 1841 ist er auch Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Er schrieb: „Versuch über die tatar. Sprachen" (Berl. 1836); „Katalog der chines. Werke der königl. Bibliothek in Berlin" (ebd. 1840); „De lingua Tschuwaschorum" (ebd. 1841); „Ueber den tungusischen Schamanenkultus am Hofe der Mandschukaiser" (ebd. 1842); „Ueber den Buddhismus in Hochasien u. China" (ebd. 1844); „Aelteste Nachrichten von Mongolen u. Tataren" (ebd. 1845); „Ueber das altaische Sprachengeschlecht" (ebd. 1847); „Das Reich Karachatai od. Si-Lao" (ebd. 1849); „Versuch einer Beschreibung der chinesischen Literatur" (ebd. 1854); „Chines. Sprachlehre" (ebd. 1857); „Ueber chines. Verskunst" (ebd. 1857); „Altaische Studien" (ebd. 1860 ff.); „Ueber finn. u. esthn. Heldensagen" (ebd. 1866); „Zur Literatur des chines. Buddhismus" (ebd. 1874); „Zur Uigurenfrage" (ebd. 1874) 2c.

Schottenklöster u. **Schottenmönche,** s. „Geistliche Orden".

schottische Muster nennt man in der Weberei die bunten Muster, bestehend aus Quadraten od. länglichen Rechtecken, die in der Breite u. in der Länge des Stoffes liegen, wie sie in Schottland Nationaltracht sind, wo die Angehörigen der einzelnen Stämme (Clans) sich durch bestimmte Farbenzusammenstellungen unterscheiden. Die Farben der Rechtecke wechseln nach der Vorliebe der nordischen Völker für dunklere Farbe meist zwischen Grün, Dunkelroth, Dunkelblau, die der kleineren auch wol Weiß od. Schwarz, selten Gelb od. Hellroth.

Schottland (engl. Scotland, lat. Scotia), der nördl. Theil der großbritann. Insel, mit den ihm zugehörigen 787 (601 bewohnten, 168 unbewohnten) Inseln 1432,18 QM. groß mit 3,360,018 E. (1871), ist zugleich der am reichsten gegliederte u. zeigt nur 2,7 QM. Fläche auf 1 M. Küste. Nur an einer etwa 15 M. langen Strecke mit England in Zusammenhang u. durch den Solway Firth fast naturgemäß von ihm abgegliedert, ragt das Land allseitig in das Meer hinaus mit einer Küstenlänge von 543 M. Durch den tief einschneidenden Firth of Forth im O. u. den mit ihm korrespondirenden Firth of Clyde im W., u. weiter nördl. durch die parallel zu den genannten gelegenen Moray Firth u. Linnhe Loch wird das Land in drei natürliche Partien zerlegt, die als Süd-, Mittel- u. Nord- od. Hochschottland unterschieden werden. Die beiden südl. Glieder haben außer rauhen Gebirgspartien liebliche u. freundliche, im höchsten Maße fruchtbare Ebenen, der Nordtheil ist fast nur wildes Gebirgsland. An der Südgrenze des Ganzen liegen die Cheviot Hills, ein Haufe schroffer Bergspitzen; ihre Hochlandschaften bilden schwarze, unfruchtbare, abgerundete Massen, deren höchster Punkt zugleich der höchste Südschottlands, der Broad Law (südwestlich von Peebles, 835,5 m.) ist. In ihnen liegt auch an der Westseite des oberen Clydethales der höchste Ort Großbritanniens, das Dorf Leadhills, 715 m. Mit ihnen im Zusammenhange stehen nördl. nach Edinburg zu die Pentland Hills, höchster Punkt 580,7 m., u. nach NO. die Morfoot u. Lammermuir Hills. Nördl. von der ganzen Gebirgsmasse u. an der schmalsten Einschnürungsstelle Sch.s senkt sich das Terrain zur fruchtbaren Ebene des Clyde u. Forth, deren höchster Punkt nur 67 m. über dem Meere liegt. Sie ist aus Schichten der Steinkohlenformation gebildet, aus der isolirte Doleritmassen emporragen. In Mittelschottland, das zu ⅔ aus Gebirgsland besteht, bilden das Hauptgebirge die Grampian Mountains. Ihr bedeutendster Gebirgsstock, der Ben Nevis, erreicht 1332 m. Höhe; nicht viel niedriger sind die Gruppe der Cairngorm u. mehrere andere Partien. Die auf der Gebirgsmasse lagernden Hochebenen entbehren fast aller Vegetation, so z. B. das 20 QM. große Moor von Rannoch u. die Wüste an den Ufern des Loch Ericht. Ein 1–3 M. breiter Streifen an der Südostküste aber ist eine zusammenhängende Strecke ergiebigen Kulturlandes. Nach N. zu fallen die Gebirge Mittelschottlands ziemlich steil zum 5 M. langen Glenmorethal mit seinen drei Seen ab, u. nördl. davon erhebt sich ebenso steil das Tafelland von Nordschottland, eine unfruchtbare Bergwildniß, in der die Berge nur mit Heidestrecken u. Mooren abwechseln. Es senkt sich im Allgemeinen von W. nach O. u. fällt, bes. im W., steil zum Meere ab. Während die Mittelhöhe der Landschaft wenig über 300 m. beträgt, erhebt sich der höchste Punkt, der Ben Derag, bis 1115 m. Nur ganz vereinzelt in tief liegenden Thälern finden sich kleine Strecken Fruchtlandes. Die die Westküste Sch.s umsäumenden Inseln am Firth of Clyde u. die Hebriden tragen durchaus den Charakter der angrenzenden Landpartien. Sie sind meist von Felsen und Bergen erfüllt, die an Höhe den festländischen wenig nachstehen. Mit Felsen, Bergen, Sümpfen, Seen u. dürftigem Heideboden sind auch die beiden Gruppen der Orkney- u. Shetlandsinseln bedeckt. Die Flüsse können in dem schmalen Lande zu keiner großen Entwicklung kommen. Der größte Fluß, der Tay, ist nur 25 M. lang. Es folgen sich an der Ostseite von S. nach N. der 21 M. lange Tweed, zuletzt schiffbar, mit vielen Nebenflüssen; der Tyne, der Forth, von Stirling an für kleine Fahrzeuge schiffbar; der Leven; der Eden; der Tay, von Perth an schiffbar; der Süd- u. der Nord-Esk; der 14,2 M. lange Dee; der 11 M. lange Don; der 21 M. lange Spey; der 17,4 M. lange Findhorn u. der Neß. An der Westseite sind die bedeutendsten der 21,3 M. lange Clyde, von Glasgow an schiffbar, u. der 13 M. lange Nith. Sehr reich ist Sch. an tiefen Seen. Der Loch Lomond, der größte Großbritanniens, ist 1,31 QM. groß; Loch Neß, Loch Awe, Loch Tay, Loch Maree, Loch Shin 2c. sind meist langgestreckte, von hohen Felsen od. Bergen eingeschlossene schmale Thalseen. Das Klima ist das Inselklima, wie es England u. Irland hat, u. tritt in dieser Form am ausgeprägtesten an der Westküste u. den ihr vorgelagerten Inseln auf. Die Berge sind rauher als in England u. Irland, die Ostküste ist kälter als die Westküste.

Sch., noch vor 100 Jahren ein schlecht kultivirtes Land, wird jetzt rationeller bewirthschaftet als irgend ein Gebiet in England; der Landbau von Lothian u. Berwick ist geradezu berühmt geworden. Das Terrain gestattet den Ackerbau aber nur in beschränktem Maße. In Südschottland ist viel Berg- u. Weideland; der Ackerbau ist nur in das Tiefland verlegt, das kaum die Hälfte des Gebiets umfaßt. Mittelschottland hat vortreffliches Ackerland auf der Halbinsel Fife u. den dieselbe umgrenzenden Theilen, die Gebirgspartien aber haben viel ödes Gebiet. Nordschottland treibt nur Viehzucht. In ganz Sch. waren 1873 bebaut mit Weizen 120,726 Acker, mit Gerste od. Bere 246,117, mit Hafer 1,012,206; mit Roggen 10,112, mit Bohnen 29,308, mit Erbsen 1960, mit Kartoffeln 160,327, mit Rüben 510,780, mit Mangold 1832, mit Karotten 1104, mit Kohl u. Raps 4882, mit Wicken, Luzerne 2c. 15,011, mit Klee 1,327,952, Brache waren 22,394, Wiesen 1,093,530, Obstgärten 1874 u. Wald 734,490 Acker. In ganz Sch. sind 7,578,680 Hektaren Grundbesitz, wovon 2,222,255 Hektaren, also fast ⅓ der ganzen produktiven Bodenfläche, 26 großen Herren angehören. Der Herzog von Sutherland besitzt allein 470,630 Hektaren. Sch.s Viehbestand war 1874: 181,600 Pferde, 1,155,000 Rinder, 7,389,000 Schafe, 150,000 Schweine. Gänse, Hühner, Enten u. Tauben trifft man häufig; Bienenzucht treibt man fast auf jeder Farm, u. Ziegen hält man in gebirgigen Gegenden allgemein. Flüsse, Seen u. die angrenzenden Meerestheile sind reich an Fischen. 1872 waren mit dem Fischfange 46,178 Fischer auf 15,232 Booten beschäftigt. Der Lachsfang ist der wichtigste Zweig der schott. Fischerei; von steigender Wichtigkeit ist auch die Heringsfischerei, die ihren Sitz an der Ostküste hat. Auch der Kabljau- u. Weißfischfang hat zugenommen, der Walfischfang dagegen so gut wie aufgehört. Von den Produkten des Mineralreichs nehmen die erste Stelle die Steinkohlen ein. Sch.s größter Kohlendistrikt zieht sich von der Taymündung durch das südl. Mittel- u. das nördl. Südschottland in der Richtung einer Linie von

bis zur Nordgrenze der Insel Arran; der werthvollste Theil des Lagers liegt in einer Länge von 2½ M. am Forth. Ein zweites Lager südl. u. sw. von Edinburg nimmt 3,7 □M. ein. Gegen 200,000 Menschen ziehen als Bergleute, Fuhrleute od. Schiffer ꝛc. durch die Kohlen ihren Unterhalt u. weit über 12 Mill. Tonnen beträgt die jährliche Ausbeute, wovon gegen 8 Mill. im Lande konsumirt werden. Die Eisenerzgewinnung betrug 1864 1,975,000 Tonnen, die Bleiausbeute wird auf jährlich 1100 Tonnen geschätzt. Marmor ist in Sch. bes. schön; Bausteine giebt es überall, so daß man in Sch. fast nirgends mit Ziegeln baut.

Die Industrie, durchaus nicht unbedeutend, wenn auch geringer als in England, liefert in Wollenmanufakturen Flanell, Decken, Shawls, Plaids, Strümpfe u. Teppiche meist in den Ostdistrikten bis nördl. nach Aberdeen. Der Mittelpunkt der Baumwollenindustrie sind Glasgow u. die Grafschaft Renfrew; die Leinenindustrie erstreckt sich vorzugsweise von Dundee bis Aberdeen. Seidenmanufaktur ist unbedeutend; Zuckersiederei treibt man in Greenock; Fabrikation von Whiskey ist noch viel zu finden; der Schiffbau ist sehr bedeutend: 1872 wurden allein von den Werften am Clyde 195 Schiffe vom Stapel gelassen. Die Schiffahrt steht gegen die Englands zurück: 1871 waren 32,541 Mann auf der Marine u. auf der Handelsflotte. Der Handel bemißt sich am besten nach den Zöllen. 1873 lieferte der Einfuhrzoll 2,207,020 Pf. Sterl.; es ist das aber noch nicht ¼ dessen, was London allein brachte. Die Länge der Eisenbahnen beträgt 4379 Km. — Die Bewohner von Niederschottland bis hinauf in die Niederungen von Inverneß sind angelsächs., ihre Sprache zeigt nur provinzielle Abweichungen von der Englands. Die Hochschotten dagegen sind Kelten; sie sprechen gälisch od. ersisch. Ihre Sprache weicht indeß immer mehr dem Englischen u. wird bald ganz verschwunden sein. Auf den Shetlandsinseln u. theilweise auch auf der Orkneygruppe ist norweg. Bevölkerung. Die Schotten sind ein tüchtiges, ehrliches, treuherziges Volk u. gegen Fremde nicht so abstoßend wie die Engländer. Die Volksbildung ist größer als in England. Jedes Kirchspiel muß eine Schule haben, u. schon 1861 beschränkte sich die Zahl der Analphabeten auf 5%; die unvollkommen Gebildeten im Lesen u. Schreiben machten allerdings noch 18% aus. Seitdem ist aber viel geschehen; die Zahl der inspizirten Schulen hob sich von 1873 mit 155,955 Schülern im J. 1865 auf 2108 mit 225,178 Schülern bis zum J. 1873. In demselben Maße ist für höheren Unterricht gesorgt. An höchsten Unterrichtsanstalten hat Sch. die vier Universitäten Edinburg, Glasgow, Aberdeen u. St. Andrews. Von den Bewohnern waren 1871: 3019 blind, 2287 taubstumm, 4621 blödsinnig u. 6792 wahnsinnig. Dem Bekenntnisse nach waren in runden Zahlen 1871: 73,000 anglikanisch, 1,473,000 gehören der schott. Hochkirche an, 1,486,000 den verschiedenen Protest. Kirchen u. 320,000 der Röm.-kathol. Kirche unter einem Erzbischof u. zwei Bischöfen. Juden gab es 6000.

Das Land zerfällt in acht Theile: I. Northern mit den vier Grafschaften Shetland, Orkney, Caithneß u. Sutherland von 166,212 □M. Größe mit 127,191 E. (1871); II. North-Western mit den zwei Grafschaften Roß u. Cromarty u. Inverneß, 348,35 □M. u. 168,486 E.; III. North-Eastern mit den fünf Grafschaften Naïrn, Elgin od. Moray, Banff, Aberdeen u. Kincardine, 178,261 □M. u. 395,093 E.; IV. East-Midland mit den fünf Grafschaften Forfar, Perth, Fife, Kinroß u. Clackmannan, 194,362 □M. u. 557,015 E.; V. West-Midland mit den vier Grafschaften Stirling, Dumbarton, Argyll u. Bute, 198,41 □M. u. 249,731 E.; VI. South-Western mit den drei Grafschaften Renfrew, Ayr u. Lanark, 107,781 □M. u. 1,183,095 E.; VII. South-Eastern mit den sechs Grafschaften Linlithgow, Edinburgh, Haddington, Berwick, Peebles u. Selkirk, 87,216 □M. u. 469,836 E.; VIII. Southern mit den vier Grafschaften Roxburgh, Dumfries, Kirkcudbright u. Wigtow, 152,27 □M. u. 209,171 E. Die geringste Bevölkerungsdichtigkeit hat die Grafschaft Sutherland mit 263 E. auf 1 □M., die größte Dichtigkeit haben Renfrew mit 18,171, Lanark mit 18,306 u. Edinburgh mit 19,020 auf 1 □M. Städte mit über 20,000 E. sind nach der Zählung von 1871: Glasgow (547,538), Edinburgh (197,581), Dundee (119,141), Aberdeen (88,189), Greenock (57,821), Paisley (48,257), Leith (44,721), Perth (25,606), Kilmarnok (23,709) u. Arbroath (20,169).

Die **schott. Tracht** existirt als Volkstracht nicht mehr; wo sie noch erscheint, ist sie das Kleid der Dienerschaft od. wird von vornehmen Leuten aus Liebhaberei auf Jagdausflügen angelegt. Sie besteht in dem kurzen sog. Kilt, einem nicht ganz bis an die Kniee reichenden Kittel, über welchem der Plaid in mannichfachen Wickelungen, am häufigsten aber auf der linken Schulter durch eine Agraffe befestigt, getragen wird. Die Kniee bleiben unbedeckt, da auch die Strümpfe von Tartanstoffen, deren Musterung je nach der Clanschaft, zu welcher der Träger gehört, in den Farben wechselt, nur bis über die Waden reichen. Die Purse, eine Tasche von Marder-, Otter- od. Dachsfell, hängt über den Leib vor dem Kilt herab, neben ihr ein dolchartiges Messer, während ein zweites, kürzeres Messer im Strumpfe des rechten Beines steckt. Ueber die rechte Schulter trägt der Schotte ein Bandelier, welches das kurze Korbschwert (Blade) trägt. Die aus blauem od. grünem Tuche gefertigte Mütze (Bonnet) ist gewöhnlich mit Falkenfedern u. dem schott. Wahrzeichen, der Diestel, geschmückt. — Ein Lieblingsinstrument der Schotten ist der Dudelsack; jeder Clan hielt sich ehedem seinen Bag piper, dessen Instrument Wappen u. Bänder in den Farben der Clanschaft trug. — Mittelalterliche Waffen haben sich bei den Schotten bis in die neuere Zeit erhalten. Es waren vor Allem der kleine Rundschild mit vielen metallenen Buckeln u. Nägeln, der Wurfspeer mit eiserner Kugel am unteren Ende, ein primitiver Bogen, die Streitaxt, das Langschwert mit herabgebogener Parirstange u. der eiserne Helm. Im Mittelalter trugen die Schotten auch das Kettenhemd, doch blieb auch in diesem Falle das Knie, häufig sogar das ganze Bein, unbedeckt. — Wie die Nationaltracht der Frauen war, ist heute nur noch in geringem Maße ersichtlich; den Plaid scheinen auch sie getragen zu haben.

Geschichte. Die erste Kunde von Sch. giebt Tacitus in der Lebensgeschichte seines Schwiegervaters Agricola, des ersten Römers, der 80 n. Chr. über den Tweed hinaus bis zu den Grampianbergen vordrang u. den Süden bis zum Forth u. Clyde unterwarf. Er nannte die Bewohner kelt. Kaledonier (d. i. Galen des Gebirges), die sich größtentheils in die Schluchten u. Moore des Nordens zurückgezogen, um besserer Zeiten zu warten. Schon Hadrian gab Sch. wieder auf, u. die Versuche des Statthalters von Antonin u. des Kaisers Septimius Severus, es zurückzuerobern, hinterließen nur einen nördl. Erdwall vom Clyde zum Forth u. eine südl. Grenzmauer mit Festungen zwischen Solway u. Tyne, dessen Trümmer noch heute sichtbar sind. Das Land dazwischen war bald röm., bald frei. Seit dem Anfange des 4. Jahrh. brachen sogar die Pikten (wol ein anderer Name der Kaledonier) u. die aus Irland herübergekommenen ebenfalls kelt. Scoten über alle Grenzwälle in das von den Römern 420 verlassene Britannien ein. Seitdem verstummen alle Nachrichten, bis das Christenthum, welches im 6. Jahrh. durch den irischen Missionar Columba gepredigt wurde, zur Herrschaft gelangte. 843 vereinigte **Kenneth** nach dem Aussterben des Fürstenstammes der Pikten das ganze Land Sch. unter seinem Scepter u. brachte den Krönungsstein nach Scone im Piktenlande. Allein die unglücklichen Kriege des 10. Jahrh. mit den angelsächs. Königen Eduard u. Athelstan sowie die Belehnung des schott. Königs **Malcolm** mit Cumberland (945) wurden die Ursache, aus welcher die Könige Englands ein zweifelhaftes Lehnrecht über Sch. herleiteten. Deshalb brachten engl. Truppen Malcolm, den Sohn des 1040 von Macbeth (s. d.) ermordeten Duncan, 1054 auf den schott. Thron, u. Wilhelm der Eroberer empfing seinen Huldigungseid für die Lehen in England. Seitdem drang mit zahlreichen engl. Flüchtlingen deren Sprache, Sitte u. Bildung nach Niederschottland. Dennoch dauerten die Kriege mit England auch unter Malcolm's Nachfolgern fort, u. **Wilhelm der Löwe**, der bei dem Schlosse Alnwick gefangen genommen wurde, erhielt Freiheit u. Krone von Heinrich II. 1174 erst zurück, nachdem er die Oberherrlichkeit Englands anerkannt u. den Lehnseid geleistet hatte. Zwar kaufte er sich schon 1189 für 10,000 Mark von Richard Löwenherz von diesem Eide los, doch rief 1290 das schott. Parlament selbst Eduard I. zum Schiedsrichter, als zwölf Kronprätendenten über den erledigten Thron stritten. So kam es, daß Eduard I. zuerst Balliol belehnte, dann, als er sich wider England erhoben, ihn bei Dunbar 1296 besiegte, gefangen nahm u. Sch. durch einen Statthalter regieren ließ. Auch der unermüdliche Kämpfer für die Freiheit Sch.s, **William Wallace**, wurde 1305 in London hingerichtet; aber schon 1306 vertrieb **Robert Bruce** alle Engländer, wurde zu Scone gekrönt, befestigte die Freiheit 1314 durch den glänzenden Sieg am Bannockburn u. hinterließ den Thron 1329 seinem fünfjährigen Sohne, **David II.**, der schon 1332—42 durch Eduard Balliol verdrängt wurde, zwar mit franz. Hülfe zurückkehrte, aber von Eduard III. 1356 gefangen genommen, im Jahre darauf nur gegen die Bedingung seine Freiheit erhielt, daß er den engl. König zum Erben einsetzte. Dennoch berief nach seinem Tode 1370 Sch. einmüthig den Sohn seiner Schwester Marjoria, **Robert II.**, auf den Thron, dessen Vater Walther von dem lange bekleideten Amte eines Reichshofmeisters den Beinamen Stewart od. Stuart empfangen hatte. Sein Enkel **Jakob I.** (1406—37) wurde 1405 von den Engländern gefangen genommen, als er zu seiner Ausbildung nach Frankreich reiste, u. erst 1424 freigelassen. Durch weise Gesetze, strenge Bestrafung der Verbrecher u. Pflege der Universität Aberdeen (gegründet 1410) wurde er der Hersteller der Ordnung in Sch., erlag aber 1436 den Dolchen der Großen, denen er die eingezogenen Krongüter wieder entrissen hatte. Der gewaltigste von ihnen, Archibald Douglas, dann sein Sohn u. seine Enkel bemächtigten sich im Streite mit der Mutter, später mit den Kanzlern des jungen Jakob II. (1436—60), Crichton u. Livingston, fast der ganzen Herrschaft u. scheuten sich nicht, mit England einen Bund zu schließen.



Nr. 4893. Abtei von Melrose.



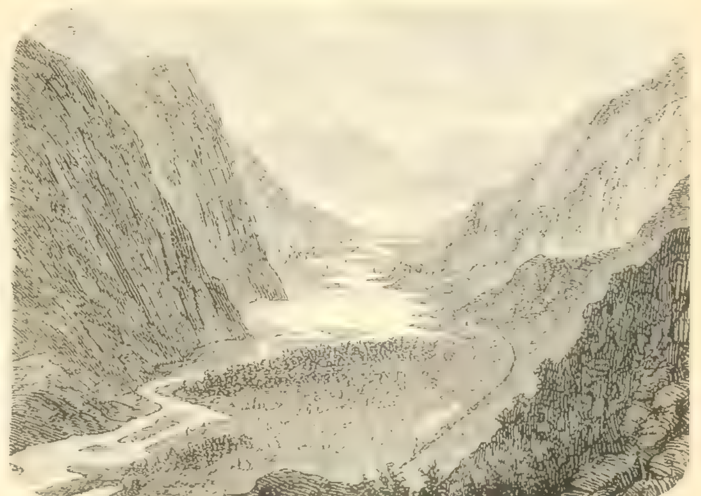
Nr. 4894. Loch Neß.



Nr. 4895. Schottische Trachten.



Nr. 4896. Ben Nevis.



Nr. 4897. Strath Carron und Loch Carron.

Obwol zwei von ihnen durch Meuchelmord umkamen, Einer in der Verbannung starb, der größte Theil ihrer Güter eingezogen wurde, so blieb die Seitenlinie der Grafen von Angus doch mächtig genug, um selbst an die Erwerbung der Krone denken zu können. Es half wenig, daß die Stände dem Könige das Recht gaben, alle Krongüter ohne gerichtliche Untersuchung an sich zu reißen, u. die erblichen Aemter abschafften, daß der Bürgerkrieg die Könige Englands verhinderte, sich in die Angelegenheiten Sch.s einzumischen, daß die übermächtige Familie Boyde 1470 gestürzt wurde; da der junge König Jakob III. (1460—88) sich nur mit Künstlern u. Gelehrten umgab u. in Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse zu Stirling lebte, stellten sich seine eigenen Brüder, der Graf von Mar u. der Herzog von Albany, an die Spitze des unzufriedenen Adels. Jener starb 1477 im Kerker, aber dieser entfloh aus der Gefangenschaft nach Frankreich, dann nach England, u. erschien 1482 an der Spitze eines engl. Heeres, um seinem Bruder die Krone zu entreißen u. sie von Eduard IV. zu Lehn zu nehmen. Dennoch kam es zu einem Friedensvertrage, u. ein zweiter Empörungsversuch scheiterte ebenfalls, sodaß der Herzog als Flüchtling in Frankreich starb. Als der König wieder einmal gegen den aufständischen Adel, an dessen Spitze Douglas u. sein eigener 15jähriger Sohn Jakob standen, zu Felde zog, wurde er bei Stirling geschlagen, u. als er verwundet in einer Hütte lag, ermordet. Jakob IV. (1488 bis 1513) suchte durch Einführung einer geordneten Rechtspflege im Hochlande die patriarchalische Freude an der Selbsthülfe zu verdrängen, beförderte die Fischerei u. baute eine Kriegsflotte. Nachdem er eine Zeit lang (1496—1502) vergebens für Warbeck (s. d.) gegen Heinrich VII. gefochten hatte, schloß er Frieden mit England u. vermählte sich mit Heinrich's Tochter Margarethe, wodurch die spätere Vereinigung der Reiche vorbereitet wurde. Als er dennoch sich mit Frankreich gegen Heinrich VIII. verband, fiel er mit der Blüte seines Adels in der Schlacht bei Flodden 9. Sept. 1513. Während der Minderjährigkeit Jakob's V. (1513—42) kam es zu Streit u. Kampf zwischen seiner Mutter Margarethe, deren zweitem Gemahl, dem Grafen von Angus aus dem Hause Douglas, dem Grafen von Arran u. dem Herzog von Albany, der von den Ständen zum Reichsverweser ernannt war. Bald theilte sich der gesammte Adel in eine engl. u. eine franz. Partei. Bis 1521 war die erste im Vortheil, dann durch den Uebertritt der Königin Margarethe die andere, seit 1524, da sie wieder zur engl. Partei zurücktrat, diese, bis es dem jungen König 1528 gelang, sich aus der Gefangenschaft des Grafen von Angus zu befreien, diesen zur Flucht nach England zu zwingen u., gestützt auf die Geistlichkeit, aus deren Mitte er den Erzbischof von St. Andrews, David Beaton, zu seinem Rathgeber machte, einen energischen Kampf gegen den Adel zu beginnen. Um so unwilliger folgte ihm dieser in den Krieg, den er endlich, gereizt von den Priestern, von Frankreich, dem Papste u. der franz. Gemahlin Maria Guise, gegen den ketzerischen Oheim Heinrich VIII. von England unternahm. Als er nach einer schmachvollen Niederlage 1542 starb, war sein einziges Kind, Maria Stuart (s. d.), sieben Tage alt. Während der Regentschaft ihrer Mutter Maria Guise (1542—60) gewann die Reformation an Macht u. Ausdehnung in Sch., trotzdem man schon seit 1527 Scheiterhaufen, Kerker u. Fesseln dagegen anwandte. Die Douglas, die Arrans waren ihr zugeneigt, John Knox (s. d.) predigte sie mit Begeisterung. Dieser war mit unter den Mördern des Kardinals Beaton (1546), der einen berühmten Wanderprediger hatte verbrennen lassen. Aber noch siegte die franz.-kathol. Partei. Maria Stuart wurde an den Dauphin, nicht an Eduard von England verheirathet, für den man mit bewaffneter Hand warb, u. Knox wurde auf eine franz. Galeere geschmiedet. Als er zurückgekehrt war, kam es 1555 unter Jakob Stuart, dem Grafen Murray, einem Halbbruder der jungen Königin, zu einem Bunde der Evangelischen gegen die „Kongregation des Antichrists“ u. 1557 zum ersten „Covenant“, der sich bald der Städte Perth, St. Andrews u. Edinburg bemächtigte u. der kathol. Regentin den Gehorsam kündigte. Ihr Tod gab 1560 Anlaß zu dem Edinburgher Vertrage, nach welchem ein oberster Rath von 12 zur Hälfte vom Könige, zur Hälfte von der Evangel. Kongregation gewählten Mitgliedern die Regierung führen sollte. Elisabeth, die den Evangelischen offen beigestanden hatte, unterzeichnete ihn unter der Bedingung, daß Maria Stuart Titel u. Wappen einer Königin von England entsage, diese aber verweigerte ihre Unterschrift. Als sie 1561 nach Sch. kam, hatte der erste Reichstag bereits fast einstimmig das Calvinische Glaubensbekenntniß angenommen u. der protest. Adel die Hälfte der Kirchengüter an sich gerissen. Durch den Gemahl der Königin, Heinrich Darnley, siegte zwar 1565 die kathol. Reaktion u. Murray mußte nach England flüchten, aber schon 1567 übernahm er, als Maria Stuart dem Throne hatte entsagen müssen, die Regentschaft für ihren Sohn Jakob VI. („Jakob I. von England“). Obwol er 1570 ermordet wurde u. mehrere seiner Nachfolger ebenfalls, wurde der Sieg der presbyterianischen Konfession doch befestigt, u. der junge König hatte seinen Plan noch nicht vollführen können, Bischöfe in Sch. einzusetzen, als er 1603 auf den engl. Thron berufen wurde u. Sch. nur zu einem Nebenlande machte. Zwar stellte er 1610 wirklich Bischöfe nach engl. Muster an, aber die gewaltsame Einführung des engl. Ritus gab 1633 die Losung zur Revolution gegen seinen Sohn, König Karl I. (s. d.). Die Erneuerung des Covenant 1638 u. der Einmarsch der schott. Truppen in England brachten 1641 den König zur unbedingten Anerkennung der Presbyterianischen Kirche. Vergebens suchten ihm — seit 1649 auch seinem Sohne Karl II. — die Schotten wenigstens die Krone zu retten, sie unterlagen den Heeren Cromwell's. Karl II. (s. d.) u. Jakob II. (s. d.) führten mit despotischer Strenge den Episkopat ein u. erst Wilhelm III. stellte 1689 die Presbyterialverfassung her. Seit der vollkommenen Union mit England (s. dessen Geschichte) 1707 hat Sch. seine Sonderexistenz aufgegeben u. nur vergeblich versucht (s. „Jakobiten“), unter einem kathol. Stuart sich wieder loszureißen. — Vergl. Lindau, „Geschichte Sch.s“ (4 Bde., Dresden 1825 ff.), u. von den neueren engl. Werken Scott, „History of Scotland“ (2 Bde., Lond. 1830; deutsch von Barmann, 7 Bde., Zwickau 1830); Chambers, „Domestic annuals of Scotland“ (3 Bde., Edinburgh 1859—61); Mackenzie, „History of Scotland“ (Edinb. 1867) u. Burton, „History of Scotland“ (2. Aufl. 8 Bde., Lond. 1873).

Schottische Sprache u. Literatur. Von der eigentlichen, altschottischen Sprache wissen wir wenig Anderes, als daß sie zum keltischen Sprachstamme gehörte u. wahrscheinlich eine noch ältere Mundart: das Cumraig (Cymrisch) ersetzte. Jedenfalls hat sich in den inneren schott. Hochlanden noch bis heute eine keltische Mundart erhalten, während sich im südl. Schottland seit dem 11. Jahrh. das Angelsächsische einbürgerte, sich aber hier länger in älteren Formen erhielt, als das mit dem Normännisch-Französischen vermischte Englisch. Die Literatur ist nicht so reich vertreten, wie man es bei einem so intelligenten Volke wol hätte vermuthen sollen. Zu den alten schott. Autoren (unter denen wol auch Irländer mit begriffen sein mögen, denn bis zum 11. Jahrh. wurde auch Irland [Erin] Scotia genannt, woher es denn kam, daß Beide oft diesen od. jenen Autor für sich beanspruchten, wie z. B. der berühmte Johannes Scotus [s. d.] bald als Schotte bald als Ire genannt wird), welche in lat. Sprache schrieben, gehören: Sedulius d. Aelt. (gest. 430 n. Chr.), Verfasser zweier gleichnamiger Werke, Namens „Opus paschale“, von denen eins in Versen, das andere in Prosa verfaßt ist. Sedulius d. Jüng. (etwa im 9. Jahrh.), der Prior Richard, ein berühmter Theologe (gest. 1173), ebenso wie Adamus Scotus (gest. 1180), John Holybush (im 13. Jahrh.), auch Joannes de Sacrobosco genannt, Philosoph u. Mathematiker, Verfasser des von Melanchthon herausgegebenen „Computus ecclesiasticus“; Michael Scot (13. Jahrh.), ein Gelehrter von umfassendstem Wissen, Verfasser der berühmten Schrift „De secretis naturae“; ferner John Duns Scotus (14. Jahrh.). Unter den schott. Dichtern, welche in lat. Sprache dichteten, sind bes. zu nennen: ein Anonymus, Verfasser der schönen Elegie auf den Tod des berühmten, in den Kriegen gegen England gefallenen Wallace; Quintin, Verfasser der „Querela de patriae miseria“ (Par. 1511); Thomas Barry, Verfasser eines Gedichts „De bello Ottirburnensi“ (Schlacht von Otterburn im J. 1388) in gereimten lat. Hexametern; Florence Wilson, „De animi Tranquillitate“ 2c. Die Geschichtschreibung hat nur wenige Werke von besonderem Werth aufzuweisen; zu diesen gehört das „Scotichronicon“ von John Fordun (14. Jahrh.) u. Walter Bower (Anfang des 15. Jahrh.), in barbarischem Latein geschrieben u. hauptsächlich deshalb zu erwähnen, weil es das älteste Werk über schott. Geschichte ist; Andrew Winton, Prior von Lochleven, schrieb eine Reimchronik („Cronykil of Scotland“ im J. 1420); John Mair (Johannes Major, geb. 1446, 6 Bücher, „De gestis Scotorum“ (Par. 1521), langweilig, aber voll historischer Treue. Hector Boyen schrieb 17 Bücher schott. Geschichte (Par. 1526) in gutem Latein, aber unzuverlässig u. phantastisch. Viel besser ist die schott. Geschichte von John Lesley, Bischof von Roß (Lond. 1578); Buchanan verfaßte eine ausgezeichnete Geschichte seines Vaterlandes „Rerum scoticarum historia“ (Edinb. 1582) u. einige treffliche lat. Gedichte, Pinkerton eine Geschichte Schottlands („History of Scotland“), Robertson ein gleichnamiges Werk 2c.

Die ersten Dichter, die in ihrer Mutter- od. in engl. Sprache schrieben, waren: William Alexander, Earl v. Stirling (gest. 1640), Sir Robert Aytoun, William Drummond v. Hawthornden, ein Nachkomme der Grafen u. Herzöge v. Perth, geb. 13. Dez. 1585, gest. 4. Dez. 1649, Verfasser vieler lyrischer Gedichte, u. a. „Zionsblüten“, geistliche Gedichte (Edinb. 1623); einer Sammlung von gelungenen Sonetten, „Der Cypressenhain“ (Edinb. 1623) 2c. Auch das beim Einzug Karl's I. in Edinburgh (1633) aufgeführte Festschauspiel, welches den Titel „A magnificent spectacle and entertainment“ führt, wird ihm in den „Lives of scottish poets“ zugeschrieben, während Andere den Earl of Stirling als Verfasser nennen. Von einem humoristischen Gedicht „Polemo Middinia“ od. „Die Schlacht von Dunghill“ (Düngerhausen)

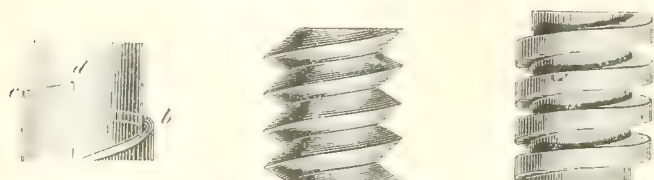
haben wir nur noch Fragmente: Sir Thomas Urquhart, ein bekannter Vielschreiber u. Verfasser vieler wunderlicher Bücher, wie des „Logopandecteision" (Lond. 1653), in welchem die angebliche Erfindung einer allgemeinen Sprache vorgetragen wird, ein Werk „Ekskybalauron" od. die Entdeckung eines kostbaren Juwels" ꝛc. (Lond. 1652), eine Verherrlichung des schott. Volkes. Einer der merkwürdigsten schott. Dichter war Thomas Lermont, gleichbekannt als Poet u. als Prophet. Er wird auch unter dem Namen Thomas Lermount v. Ercildoune (einem heute Earlston genannten Dorfe) u. Thomas Rhymer, d. i. der Reimer, angeführt, unter welchem letzteren Namen er noch jetzt in Schottland bekannt ist. Er lebte Mitte u. Ende des 13. Jahrh. u. seine (od. theilweise ihm zugeschriebenen) Werke sind: „The prophecies of Thomas Rhymer", die berühmte Romanze „Sir Tristrem" ꝛc. — John Barbour (1316—96), Archidiakonus zu Aberdeen, bes. durch seine herrliche, in Versen verfaßte Geschichte des Königs Robert Bruce („The acts and life of that most victorious conqueror Robert Bruce king of Scotland", Edinb. 1616 u. öfter) bekannt. — Jakob I. von Schottland (s. d.), ein poesievoller Dichter, Verfasser von „King's Quair" (des Königs Gedicht od. Buch), „Christs kirk on the Grene" (die Christkirche zu Kennethmont auf dem Rasen, ein komisches Gedicht) u. „Peblis to the Play" (eine Sittenschilderung Südschottlands) ꝛc. — Henry the Minstrel (sein Familienname ist unbekannt) soll in der letzten Hälfte des 14. Jahrh. gelebt haben u. blind gewesen sein. Er schrieb die Thaten Sir William Wallace's in Versen (3 Bde., Perth 1770). — Robert Henryson (Henderson), der wahrscheinlich in der Mitte des 15. Jahrh. lebte, über den wir aber nichts Näheres wissen, als daß er das „Testament of fair Creseide", gleichsam eine Fortsetzung von Chaucer's „Troilus u. Cressida", dem es oft angehängt ist (zuerst Edinb. 1591); „Orpheus Kyng and how he geid to hevyn and to hel to seik his quene" (König Orpheus u. wie er zum Himmel u. in die Hölle ging, seine Königin zu suchen, Edinb. 1508) u. eine Sammlung von „Fabils" (Edinb. 1621) schrieb. — William Dunbar (geb. um 1460, gest. zwischen 1530 u. 1540), unstreitig einer der besten schott. Dichter; seine hauptsächlichsten Schriften sind: „Thistle and Rose" (Distel u. Rose), gedichtet zur Feier der Verbindung Jakob's IV. mit Margareth Tudor, u. „The golden Terge", eine Schilderung des Sieges der Schönheit über die Vernunft; daneben schrieb er aber auch viele unsittliche Gedichte, wie z. B. „The twa marriet wemen and the wedo" (die beiden verheiratheten Frauen u. die Wittwe). Pinkerton schreibt ihm auch das sehr komische Gedicht „The twa Freirs of Berwick" (die beiden Mönche von Berwick) zu. Ein Theil seiner Dichtungen erschien 1508. — Gavin Douglas, der dritte Sohn Archibald's, des sog. Großen Earl v. Angus, geb. 1474, einer der durch Gelehrsamkeit, Talent u. Charakter ausgezeichnetsten Männer Schottlands, Bischof von Dunkeld, übersetzte zuerst Ovid's „De remedio amoris" u. Vergil's „Aeneide" in schott. Versen (Lond. 1553) u. dichtete „The palace of honour", ein allegorisches Gedicht (Lond. 1553) u. „King Hart" (König Herz), gleichfalls eine Allegorie (erst 1787 im Druck erschienen). — Sir David Lindsay (geb. 1490), Verfasser von „The Dreme" (der Traum), eine Satire gegen die Mißbräuche in Kirche u. Staat; „Complaynt of the kings Papingo" (Klage des Papagei's des Königs); „A Satire on the 3 estates", eine Art satirischen Drama's; „The history and testament of squire Meldrum", ein hochpoetisches Werk ꝛc. — John Bellenden, der Uebersetzer von Boyce's (Boetius) schott. Geschichte u. der ersten 5 Bücher des Livius sowie Verfasser des herrlichen Gedichts „Proheme of the History". — Sir Richard Maitland (1496—1586) schrieb Gedichte von seltener Reinheit des Herzens u. hohem Adel der Gesinnung u. sammelte altschottische Dichtungen (herausgeg. von Pinkerton, 2 Bde., 1782). — Alexander Montgomery, ein erst in neuerer Zeit nach Verdienst gewürdigter Dichter; scheint, wenn auch von schott. Abstammung, doch in Deutschland geboren u. erst später nach Schottland gekommen zu sein, wo er ein Liebling Jakob's VI. war; sein schönstes Werk ist das allegorische Gedicht „The Cherry and the Slae"; außerdem schrieb er ein Schimpfgedicht „Flyting" (Glasgow 1665); eine nicht ganz vollständige Ausgabe seiner Gedichte erschien Glasgow 1751 u. 1754. — Allan Ramsay (1686—1758), ein Perrückenmacher, vermehrte Jakob's I. „Christs kirk" (s. o.) um zwei Gesänge u. gab 1724 eine Liedersammlung unter dem Titel: „Tea table Miscellany" u. eine ähnliche unter dem Titel „Evergreen" heraus, in welchen beiden er die altschott. Texte aber häufig modernisirte; sein bestes Werk ist das Schäferspiel „The gentle shepherd" (1725); auch schrieb er „Fabeln" (1730). — Alexander Roß (1700—83), ein Schullehrer, ist der Verfasser des vielgelesenen Werkes „The fortunate shepherdess" (die glückliche Schäferin; Edinb. 1768 u. öfter). — James Beattie (1731—1803) trat als Philosoph mit dem „Essay on truth" (Ueber die Wahrheit; Edinb. 1770) ꝛc., als Dichter mit „The minstrel" (Edinb. 1761) u. „The judgment of Paris" (ebd. 1765) auf. — Alexander Geddes (1737—1802) schrieb neben vielen theologischen u. philosophischen Schriften auch eine Anzahl werthvoller poetischer Sachen, wie z. B. „The battle of Bangor", ein komisches Heldengedicht (Edinb. 1797); „Bardomachia", ein macaronisches Gedicht (Edinb. 1800). — Robert Fergusson (geb. zu Edinburgh 5. Sept. 1750, gest. im Wahnsinn im Irrenhause 16. Okt. 1774), dichtete in engl. u. schott. Sprache, doch werden seine Poesien in der Sprache seiner Heimat, unter denen die bekanntesten sind „Auld Riekie", „Leith Races", „The farmer Ingle" ꝛc., am meisten geschätzt. — Der größte schott. Dichter ist Robert Burns (s. d.). Mehr od. weniger unter seinem Einflusse stehen alle jüngeren schott. Dichter. Von diesen seien noch genannt Alexander Wilson (gest. 1813), Verfasser von „Watty and Meg"; John Mayne (gest. 1836), dessen „Siller gun" eine glückliche Mischung von Pathos u. Laune zeigt; Robert Tanahill (gest. 1810), Dichter vieler volksthümlich gewordener Lieder; Hektor Macneill (gest. 1818), der in seinem „Scotland's skaith or the history o' Will and Jean" das Nationallaster der Unmäßigkeit ergreifend darstellt; James Hogg (1772—1835), ein Dichter von glänzender, aber ungezügelter Phantasie, Verfasser von „Border ballads" (Edinb. 1801), „The mountain bard", „The Queens wake" (1813), „The poetic mirror" (1814), „The pilgrims of the sun" (1815), „Mador of the moor" (1816), „The shepherd's calendar" (2 Bde., Lond. 1829) ꝛc.; Allan Cunningham (s. d.); William Motherwell (gest. 1835), bearbeitete die alten Volkssagen; Robert Nicoll (gest. 1837), that sich durch didaktische Gedichte hervor; William Aytoun (s. d.) u. endlich Alexander Smith (1830—66), der Verfasser von „Life drama" (1852), „Sonnets on the war" (1855), „City poems" (1857) u. „A summer in Skye" (1865). — Die dramatische Literatur Schottlands ist verhältnißmäßig arm; in älteren Zeiten waren es die „Mysterien" einer- u. die weltlichen Darstellungen der histriones od. jugglers andererseits, welche dieselbe repräsentirten; später wurden bei besonderen öffentlichen Festlichkeiten Gaukelspiele, Scenen, Tänze, „sehr witzige Komödien u. ausgesuchte Schaustellungen" (most facetious comedies and exquisite spectacles) aufgeführt. Das erste eigentliche Schauspiel dürfte wol Sir David Lindsay's gegen die Geistlichkeit gerichtete Komödie od. richtiger Posse: „Ane satyre of the thrie estaitis" (s. o.) sein, obgleich es unseren Begriffen von dramatischen Erzeugnissen kaum entspricht. Ein Mönch, Namens Killor, dramatisirte das „Leiden Christi"; da das Stück aber zu freisinnig war, so wurde der Verfasser verbrannt. James Wedderburn schrieb ein Trauerspiel: „Die Hinrichtung Johannis des Täufers", u. ein Lustspiel: „Die Geschichte des Tyrannen Dionysius", beide zu Dundee aufgeführt. Im J. 1575 wurde die Theatercensur in Sch. eingeführt u. Theatervorstellungen waren nur an Sonntagen erlaubt. Im J. 1603 gab man in Edinburgh eine Art Intriguenstück unter dem Titel „Ane verie excellent and delectabill treatise intitulit Philotus". Der Earl v. Stirling schrieb vier monarchische Tragödien: „Crösus", „Darius", „Alexander" u. „Julius Cäsar". Buchanan's vier Tragödien u. Dempster's Trauerspiel „Decemviratus abrogatus" wurden in Frankreich auf den Universitäten von Studenten aufgeführt. In neueren Zeiten haben wir eine Komödie, „Torrugo's Kante" von Sydserf, u. mehrere Schauspiele einer Frau Katharine Cockburn, Gattin eines Geistlichen. — Vgl. Irving, „The lives of the scotish poets" (2 Bde., Lond. 1810); „Lives of scotish poets", herausgeg. von der Society of ancient Scots (3 Bde., Lond. 1821—22). Anthologien geben Whitelaw, „Book of Scottish song" (Glasgow 1843) u. Bonar, „The poets and poetry of Scotland" (Lond. 1864).

Schouw (spr. Skou), Joachim Friedrich, dän. Naturforscher, geb. zu Kopenhagen 7. Febr. 1789; wendete sich vom Studium der Rechte zu dem der Naturwissenschaften, insbes. der Botanik, unternahm 1812 mit dem Botaniker Chr. Smith eine Forschungsreise nach Norwegen, trat 1813 als Kanzlist in den Staatsdienst, habilitirte sich aber nach einer mehrjährigen wissenschaftlichen Reise durch Deutschland, Frankreich u. Italien 1820 an der Universität in Kopenhagen, wurde 1821 außerord., später ord. Professor der Botanik, sowie 1841 Direktor des Botanischen Gartens, u. starb daselbst 28. April 1852. Auch dem öffentlichen Leben war dieser ausgezeichnete Gelehrte nicht fremd geblieben; von entschieden freisinnigen Ansichten, wirkte er theils als Vertreter der Universität in der dän. Ständeversammlung, der er auch 1835—38 wiederholt präsidirte, theils durch die von ihm herausgegebenen „Dansk Ugeskrift" (16 Bde., Kopenh. 1831 bis 1836 u. 1842—46) u. „Dansk Tidskrift" (ebd. 1847—52) sehr verdienstvoll. Zu seinen wissenschaftlichen Werken gehören nam. „Grundträk til en almindelig Plantegeographie" (ebd. 1822; deutsch Berl. 1823); „Skildring af Vejrligets Tilstand i Danmark" (ebd. 1826); „Beiträge zur vergleichenden Klimatologie" (ebd. 1827);

„Europa“ (physiologisch geograph. Schilderung, deutsch, Kiel 1833); „Tableau du climat et de la végétation d'Italie“ (Kopenh. 1839, Bd. 1, mit Atlas); „Naturschilderinger“ (2 Thle., ebd. 1839—45; deutsch von Zeise, Lpz. 1851); „Pröver paa en Jordbeskrivelse“ (ebd. 1851; deutsch von Seebald, Berl. 1851).

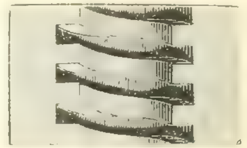
Schrader, Julius Friedr. Antonio, namhafter Historien- u. Portraitmaler, geb. zu Berlin 16. Juni 1815; besuchte Anfangs die Berliner, dann 1837—42 die Düsseldorfer Akademie, wo er Schüler Wilh. Schadow's wurde, arbeitete dann noch 3 Jahre in Düsseldorf selbständig, bereiste Holland, Belgien u. England, u. erhielt für sein Bild „Gregor VII. im Kerker zu Salerno“ ein Stipendium zu einem Aufenthalt in Italien, nachdem er sich schon vorher durch mehrere Portraits u. sein Bild „Friedrich II. u. sein Kanzler Peter de Vineis“ (1843) einen Namen gemacht hatte. Aus Italien durch Frankreich 1847 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, betheiligte er sich an den Wandmalereien im Neuen Museum u. in der Schloßkapelle u. schuf seitdem eine Reihe von Bildern, die sich durch Tiefe des geschichtlichen Inhalts u. durch den Reiz der Farbe auszeichnen, u. in welchen er zuerst unter allen Berliner Malern dem Vorbilde der belgischen Koloristen folgte. Dahin gehören die „Uebergabe von Calais an Eduard III. von England“ (Rom 1847, Nationalgalerie in Berlin), „Friedrich d. Gr. nach der Schlacht bei Kollin“ (Museum in Leipzig), „Wallenstein u. Seni“ (1850), „Die Tochter Jephta's“ (Galerie in Königsberg), „Tod Lionardo's da Vinci“ (1852), „Milton u. seine Töchter“ (1855), „Abschied Karl's I. von seiner Familie“ (1855, Nationalgalerie), „Esther vor Ahasverus“ (1856), „Cromwell am Sterbebette seiner Tochter“ (1859, Museum in Köln), „Lady Macbeth schlafwandelnd“ (1860), „Der Abschied Oldenbarneveldt's“, „Huldigung der Städte Berlin u. Kölln im J. 1415“ (1874, Nationalgalerie) u. mehrere höchst gelungene Portraits bekannter Persönlichkeiten, z. B. Alex. v. Humboldt, Cornelius, Graf Moltke ꝛc.

Schraffirung heißt die Schattirung einer Zeichnung, nam. in der Kupferstecherkunst, durch parallele, je nach dem zu erreichenden Schatten mehr od. weniger kräftige u. breite Striche. Diese Schattirung kann auch durch kreuzweise Kreuzschraffirung, über die erste Lage gezogene Linien verstärkt u. dadurch der malerische Ton erhöht werden, wobei in die dadurch entstandenen freien Räume dieser Vergitterung kleine Punkte od. Striche gesetzt werden können, um Stoffunterschiede u. selbst Stimmung der Farbe anklingen zu lassen. Ueber heraldische Sch. s. „Heraldik“.

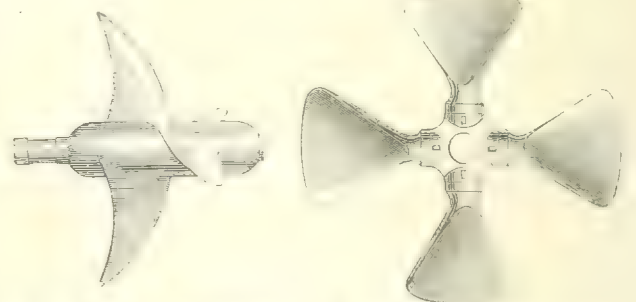


Nr. 4898. Theorie der Schraube. — Nr. 4899. Schraube einer mit dreiseitigem Querschnitt des Ganges. — Nr. 4900. Schraubenspindel mit vierseitigem Querschnitt des Ganges.

Schraube, eine auf dem Prinzip der schiefen Ebene beruhende einfache Maschine, welche in sehr verschiedener Weise zu Umsetzungen von Kraft u. Bewegung benutzt wird; ihre Wirkungsweise ist ganz analog der des Hebels. Sie wird im Allgemeinen dadurch gebildet, daß um einen massiven Cylinder (Spindel) ein fester, regelmäßig verlaufender Spiralgang herumgeführt od. aus der Masse des Cylinders herausgeschnitten wird. Diesen Spiralgang hat man sich als eine um die Spindel herumgelegte schiefe Ebene vorzustellen. Einen vollen Umlauf um die Spindel nennt man einen **Schraubengang**, dessen Höhe od. **Steigung** von der Neigung der schiefen Ebene bedingt ist. Steigung u. Querschnitt des Ganges machen das **Gewinde**. Ein in ähnlicher Weise gebildeter Hohlkörper, in welchen die Schraubenspindel eingreifen kann, wird **Schraubenmutter** genannt. Sch. u. Mutter bilden ein mechanisches Elementenpaar, welches in der Mechanik in sehr verschiedenartiger Anordnung vorkommt. Nach der Form des Gewindes unterscheidet man scharfgängige, flachgängige u. rundgängige Sch. Die Holz- und gewöhnlichen Befestigungsschrauben sind scharfgängig; die Bewegungsschrauben, z. B. Preßschrauben, meist flachgängig. Die fabrikmäßige Herstellung der Sch.n geschieht mittels besonderer Maschinen, welche das Gewinde mit zahnartigen Werkzeugen einschneiden. Größere Sch.n werden auf dazu geeigneten Drehbänken mittels automatisch wirkender Schneidvorrichtung hergestellt. Die Sch. kann dadurch, daß sie die entgegenstehende Last nur einen geringen Weg machen läßt, wie ein langarmiger Hebel zur Hervorbringung sehr bedeutender Druckwirkungen benutzt werden, wie dies bei den Preßschrauben geschieht. Bei der sog. Sch. **ohne Ende** werden diese Druckwirkungen dazu verbraucht, die Zähne eines Zahnrades vor sich herzuschieben, wodurch ihre Kraft noch weiterhin vervielfacht, die Geschwindigkeit aber auch entsprechend verringert wird. Da die Schraubenspindel bei einer vollen Umdrehung nur allemal um die Höhe eines Schraubenganges vor- od. rückwärts geht, so wird sie zu einem ausgezeichneten Mittel, um minimale Wege in der Richtung ihrer Achse mit höchster Genauigkeit auszuführen. Man macht zu diesem Zwecke die Ganghöhe sehr niedrig u. versieht die Spindel mit einer größeren Theilscheibe, mit der man jeden beliebigen Bruchtheil eines Umganges ausführen kann (Mikrometerschraube). — Eine interessante Anwendung hat die Sch. als **Propeller** zur Fortbewegung von Schiffskörpern (**Schraubenschiffe**) im Wasser erhalten. Das umgebende Wasser wirkt durch seinen Widerstand wie eine Schraubenmutter, in welche sich die durch die Dampfmaschine in sehr rasche Umdrehung versetzte Schiffsschraube einschraubt u. das Schiff bei jedem Umgange um einen gewissen Weg in der Richtung der Schraubenspindel weiter treibt, der allerdings immer geringer sein muß als die Höhe des Schraubenganges, aber durch die große Zahl der Umdrehungen (100—150), welche die Sch. in der Minute macht, dem Schiffe doch eine Geschwindigkeit mittheilt, welche die Geschwindigkeit der Raddampfer übertrifft. Die Welle liegt in der Längsachse des Schiffes u. die Sch. selbst am Hintertheile im sog. todten Holze, welches immer unter Wasser ist. Sie besteht übrigens in der Praxis nicht aus einem vollen Schraubengange, sondern in der Regel nur aus einzelnen Stücken eines solchen, welche wie die Flügel der Windmühle an der Welle angeordnet sind. Die Idee, die Sch. zur Fortbewegung von Schiffen anzuwenden, ist bereits 1752 von Daniel Bernoulli ausgesprochen worden, indessen konnte erst nach Einführung der Dampfmaschine als Schiffsmotor der Gedanke erfolgreich verwerthet werden. Man datirt daher auch in der Regel die Erfindung erst von der Zeit ab, wo Sauvage, Ressel, Smith u. A. sich der Sache angenommen haben. Von ihnen ist Ressel (s. d.) unzweifelhaft die Priorität zuzuerkennen, da er bereits 1827 sein Patent erhielt, während Sauvage 1832 u. Smith erst 1837 die ihrigen nahmen.



Nr. 4901. Schraubenmutter.



Nr. 4902. Doppelgängige Schiffsschraube in Renie's Fischschwanzform. — Nr. 4903. Viergängige Schraube des „Great Britain“.

Schraudolph, Johann, Historienmaler der älteren Münchener Schule, geb. 1808 zu Oberstdorf im Allgäu; erlernte das Tischlerhandwerk u. kam 1825 nach München, wo Heinr. Heß Gelegenheit fand, die Talente des jungen Künstlers zu entwickeln. Er nahm ihn zum Gehülfen nicht nur bei den Fresco-Malereien in der Allerheiligen-Hofkapelle u. ließ ihn dort auch eigene Kompositionen ausführen, sondern auch in der Basilika des heil. Bonifacius, unter deren Bildern aus dem Leben des Heiligen fünf von Sch.'s Erfindung u. seiner Hand sind u. edle Charakteristik u. große technische Vollendung zeigen. Als Heß die Ausführung der Fresken für den Dom zu Speier ablehnte, empfahl er Sch. für diese Arbeit, welche 1844 begonnen wurde u. Sch.'s Hauptwerk ist. Die Aufgabe war, sowol den Ober mit seiner Nische, die Kuppel der Vierung u. die beiden Kreuzarme als auch die Wände des Mittelschiffs auszumalen, wozu Sch. als Inhalt für das Mittelschiff u. für den Hauptchor wegen der Beziehungen des Domes als einer Marienkirche das Leben der heil. Jungfrau u. ihre Bedeutung als Mutter des Heilands, für die Kreuzarme das Leben der beiden Heiligen Stephanus (des ersten Märtyrers u. des Papstes Stephanus II.), sowie des h. Bernhard v. Clairvaux wählte.

Auch ihm, wie seinem Lehrer Heß selbst, war die strengkirchliche Auffassung u. Darstellung maßgebend, aber in dem edlen, einfachen Stil entwickelte er mehr Freiheit u. Lebendigkeit u. eine größere Individualisirung, nam. aber eine reine, lichte Harmonie der Färbung. In der Zwischenzeit lieferte er auch die Cartons zu einigen Glasfenstern der Mariahilfkirche in München u. zu denen des Doms in Regensburg u. malte später noch mehrere größere Oelbilder, z. B. den „Gang der heil. Frauen nach Golgatha", „Christus heilt die Kranken", „Die Himmelfahrt Christi" (alle drei in der neuen Pinakothek), die „Anbetung der Könige" u. den „Fischfang am See Tiberias", die fast alle ebenfalls in jenem strengkirchlichen Stile aufgefaßt u. von vollendeter Durchführung sind.

Schreck ist der durch ein unvorhergesehenes, deshalb überraschendes Ereigniß hervorgerufene, heftige u. erschütternde Eindruck auf das Nervensystem. Seine Erscheinungen zeichnen sich durch die Plötzlichkeit ihres Entstehens, die Kürze ihrer Dauer, doch auch durch die Verderblichkeit ihrer Wirkungen aus. Im Bewußtsein tritt augenblickliche Leere an Vorstellung, Verwirrung ein; im höchsten Grade kommen gänzlicher Verlust des Bewußtseins, lähmungsartiger Zustand, Zittern u. Zucken der Glieder, Stocken des Herz- u. Pulsschlags, unterbrochenes Athmen, das Gefühl eisiger Kälte, bisweilen selbst der Tod durch sog. Nervenschlag, in einzelnen Fällen auch Geistesstörung, d. h. Blödsinn mit Schwinden aller Intelligenz od. närrische Verrücktheit, auch theilweiser Verlust des Gedächtnisses vor. Das Erschrecken kleiner Kinder, um sie zum Gehorsam zu veranlassen, ist der verderblichste Mißgriff in der Erziehung. Eine gewöhnliche Folge heftigen Sch.s sind Krämpfe, bes. die Epilepsie.

Schreckhorn, der höchste Gipfel (4082 m.) eines vielfach vergletscherten Gebirgsstockes im westl. Theil der Berner Alpen. Das Sch. wurde zuerst 16. Aug. 1861 von dem Engländer Stephen erstiegen.

Schreibekrampf (Graphospasmus) ist eine die Muskelleistung der Hand in hohem Grade beeinträchtigende Nervenkrankheit. Man faßt oft unter dieser Bezeichnung verschiedene Krankheitszustände zusammen, die das Gemeinsame haben, daß bei feinen Hantierungen (Nähen, Klavierspielen, Zeichnen 2c.) eine Störung der dazu nöthigen Bewegungen eintritt, während gröbere Muskelleistungen in der Regel ganz gut vollführt werden (Violin- od. Klavierspielerkrampf, Schneider- (Näh-), Melkerkrampf 2c.). Da speziell beim Schreiben eine Anzahl von Muskeln, nam. die kleinen Handmuskeln, sowie die langen Fingerbeuger u. Fingerstrecker in beständige angestrengte Thätigkeit versetzt werden, so kommen hier die krampfartigen Erscheinungen auch am häufigsten vor. Zuerst nach längerem Schreiben, später aber, wenn das Leiden sich mehr u. mehr entwickelt hat, sofort beim Beginn des Schreibens, treten zuckende Bewegungen, nach u. nach auch stärkere zusammenziehende od. spreizende Krämpfe im Daumen u. Zeigefinger ein, bald krampfhafte Beugung der drei ersten Finger, bald gegenseitige Oppositionsstellung des Daumens u. Zeigefingers, so daß die Schreibfeder zwischen dieselben eingeklemmt erscheint, bald Ausspreizung u. Streckung sämmtlicher Finger, so daß denselben die Feder entfällt. Auch die Ausführung anderer feiner Arbeiten ist häufig ebenfalls wie das Schreiben gestört. In der Regel sind Ueberanstrengung bei der betreffenden Beschäftigung sowie heftige psychische Einwirkungen die Ursache des Uebels. Die Aussichten auf Heilung sind im Allgemeinen deshalb ungünstige, wenigstens zweifelhafte, weil in der Mehrzahl der Fälle die Patienten auch schon beim Eintritt einer Besserung allzufrüh wieder zu der nachtheiligen Beschäftigung zurückkehren; völliges Aufgeben od. mindestens ½–1 Jahr dauernde längere Enthaltung der das Uebel bedingenden Bewegungsformen ist Grundbedingung zur Genesung. Bei dem eigentlichen Sch. sind dann wenigstens weiche Federn u. dicke Halter von Kork zu gebrauchen; nam. aber muß die Schreibmethode geändert u. verbessert werden. Als Heilmittel ist Elektrizität (galvanischer konstanter Strom) am wirksamsten. In verzweifelten Fällen, wo trotzdem das Schreiben nicht umgangen werden kann, bedienen sich die Kranken mechanischer Hülfsmittel: man steckt die Feder durch ein Stück Kork, od. befestigt sie mittels eines Ringes am Zeige- od. Mittelfinger. Feste Umwicklung des Handgelenkes mit einer schmalen Binde od. mit Heftpflasterstreifen erleichtert manche Kranke. Gymnastik u. Massiren unterstützen die Kur, während spirituöse od. narkotische Einreibungen nichts leisten.

Schreibekunst heißt die Kunst, mit bestimmten Zeichen seine Gedanken auf verschiedenartiges Material sichtbar zu machen (s. „Schrift"). In den ältesten Zeiten, wo man nur Bilderschrift kannte, bedeutet schreiben s. v. w. malen u. Malerei u. Schrift sind völlig identische Begriffe. Als älteste Materialien, deren man sich zum Schreiben bediente, treffen wir auf solche Körper, auf welche Etwas eingegraben, geritzt, geschnitten od. ausgehauen werden konnte, also Steine u. Metalle. Erst als die Aegypter die Buchstabenschrift erfunden hatten u. das ägypt. Papier (papyrus) aufgekommen war, scheint sich das eigentliche Schreiben mittels Pinsel, Rohr od. Griffel schneller ausgebreitet zu haben u. es erhielt die Sch. einen weitern Umkreis. Noch mehr war dies der Fall, als man das Pergament u. das Baumwollenpapier als Schreibmaterialien verwandte (letzteres ungefähr seit dem 8. Jahrh. n. Chr.), bis dann in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. das Leinen- od. Lumpenpapier aufkam. Hinsichtlich der Art u. Weise des Schreibens ist zu unterscheiden: 1. die Künstlerschrift, die wir vorzüglich auf Münzen, Inskriptionen, Monumenten 2c. antreffen u. die fast durchgehends aus großen (Kapital-) Buchstaben besteht, 2. die diplomatische od. Urkundenschrift u. 3. die Bücherschrift, die zwar an die diplomatische angrenzt, sich aber, wenigstens in den älteren Zeiten, durch feinere u. bestimmtere Züge der Buchstaben auszeichnet. Vgl. Weber, „Versuch einer Geschichte der Schreibkunst" (Gött. 1807); Pfeiffer, „Ueber Bücherhandschriften" (Erl. 1810).

Schreiber, Aloys Wilhelm, Schriftsteller, geb. im bad. Dorfe Kappel-Windeck bei Bühl 12. Okt. 1763; studirte in Freiburg, wurde bereits 1784 Professor der Aesthetik am Gymnasium zu Baden, nahm 1788 eine Hofmeisterstelle in der Familie des bad. Staatsministers Grafen von Westfalen an, privatisirte später in Bühl u. kam dann durch mancherlei Verbindungen zur Zeit des Kongresses nach Rastatt, wo er gemeinschaftlich mit dem bann. Ministerresidenten v. Schwarzkopf das Kongreßhandbuch redigirte. Seit 1799 wieder Lycealprofessor in Baden, erhielt er 1805 die Professur der Aesthetik an der Universität Heidelberg, 1811 auch die des Natur- u. Staatsrechts. In Heidelberg hielt er sich zu J. H. Voß u. den Anhängern einer freieren Geistesrichtung. Ihre Verspottung der damals aufwuchernden mystischen Poesie zog ihm aber viele Anfeindungen zu; insbes. ward seine Aufsehen erregende „Comoedia divina" (Heidelb. 1808) bald konfiszirt. In neue Unannehmlichkeiten sah sich Sch. durch seine „Lebensbeschreibung des Großherzogs Karl Friedrich von Baden" (Heidelb. 1811) verwickelt, in der er seine Kollegen an der Universität verhöhnt haben sollte. Schließlich wurde er dieser Parteireibungen u. des akademischen Lebens überhaupt müde, so daß er sich um die Stelle eines bad. Historiographen bewarb, die ihm auch 1813 zu Theil ward. Er nahm hierauf seinen Wohnsitz in Karlsruhe, wo er auch häufig öffentliche Vorlesungen über Geschichte, schöne Literatur u. Kunstgegenstände hielt. 1826 auf Befehl des Großherzogs Ludwig plötzlich pensionirt, wählte er Baden-Baden zu seinem Aufenthalte; hier setzte er seine vielseitige literarische Thätigkeit fort u. starb daselbst 24. Okt. 1841. Außer vielen belletristischen Schriften, von denen seine „Poetischen Werke" (3 Bde., Tüb. 1817 f.), „Myrthen- u. Cypressenkränze" (2 Bde., Stuttg. 1820); „Kaktusblätter" (Erzählungen u. Novellen, 2 Bde., ebd. 1833) u. „Novellen" (2 Bde., Karlsruhe 1839) genannt werden mögen, verfaßte er: „Baden mit seinen Bädern u. Umgebungen" (Karlsr. 1805; 6. Aufl. 1838); „Geschichte u. Beschreibung Heidelbergs u. seiner Umgebungen" (Heidelb. 1811); „Der Rhein, ein Handbuch für Reisende" (ebd. 1812; 5. Aufl. 1841); „Geschichte des Großherzogthums Baden für Schulen" (Karlsr. 1815); „Deutschland u. die Deutschen von den ältesten Zeiten bis zum Tode Karl's d. Gr." (4 Hefte, ebd. 1824); „Baden-Baden, die Stadt, ihre Heilquellen u. Umgebungen" (Stuttg. 1840; 2. Aufl. 1843) 2c. Auch sammelte er die interessantesten „Sagen aus den Gegenden des Rheins u. des Schwarzwaldes" (Heidelb. 1819; 2. Aufl. 1829) u. „Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde u. den Vogesen" (ebd. 1839). Zu mehreren Kupferwerken lieferte er den Text u. gab die „Cornelia" (ebd. 1816 bis 1840), ein Taschenbuch für deutsche Frauen, heraus.

Schreiber, Heinrich, Theolog u. Historiker, geb. zu Freiburg i. Br. 14. Juli 1793; studirte daselbst Theologie u. Philologie, erhielt 1815 die Priesterweihe u. ward dann Lehrer am Gymnasium in seiner Vaterstadt, das er auch seit 1822 selbst leitete. Seit 1826 Professor der Moraltheologie an der dortigen Universität, verfeindete er sich bald mit der ultramontanen Partei, die nach dem Erscheinen seines „Lehrbuchs der Moraltheologie" (2 Bde., Freib. 1831–34) nam. seine darin freimüthig ausgesprochenen Ansichten über das Cölibatsgesetz benutzte, um ihn ketzerischer Lehren zu verdächtigen, u. da Sch. das vom Erzbischof Boll verlangte Versprechen, sich in seinem Lehramte jeden Angriffs gegen kirchliche Institutionen zu enthalten, nicht gab, so mußte er 1836 seine bisherige Professur mit

der der badischen Hilfswissenschaften vertauschen. Sein Uebertritt zur Deutschkathol. Kirche im J. 1845 hatte seine Pensionirung zur Folge. Er starb zu Freiburg 29. Nov. 1872. Von seinen sonstigen Schriften sind theologischen Inhaltes: „Allgemeine Religionslehre nach Vernunft u. Offenbarung" (2 Bde., Freib. 1829) u. „Deutschkatholisches" (ebd. 1846); historischen Inhalts dagegen: „Geschichte u. Beschreibung des Münsters zu Freiburg" (Freib. 1820; 2. Aufl. 1825); „Der Bundschuh zu Lehen im Breisgau u. der Arme Konrad zu Bühl" (ebd. 1824); „Freiburg i. Br. mit seinen Umgebungen" (ebd. 1825 u. ö.); „Denkmale der deutschen Baukunst des Mittelalters am Oberrhein" (ebd. 1826 u. f.); „Urkundenbuch der Stadt Freiburg" (2 Bde., ebd. 1828 f.); „Heinrich Loriti Glareanus" (ebd. 1837); „Taschenbuch für Geschichte u. Alterthum in Süddeutschland" (ebd. 1839—46); „Geschichte der Stadt Freiburg" (2 Bde., ebd. 1857 f.); „Geschichte der Universität Freiburg" (3 Bde., ebd. 1857—60); „Der deutsche Bauernkrieg" (3 Bde., ebd. 1863—66).

Schreyvogel, auch **Schreivogel**, Joseph, bekannter unter den Pseudonymen Thomas u. Karl August **West**, sowie Gebrüder **West**, Schriftsteller u. Dramaturg, geb. zu Wien 27. März 1768; machte daselbst seine Studien u. wandte sich frühzeitig der literarischen Beschäftigung zu. Gegen Ende des J. 1794 begab er sich nach Jena, kehrte jedoch 1797 nach Wien zurück, wo er 1802 Hoftheater-Sekretär ward. Schon nach zwei Jahren legte er diese Stelle nieder, um sich dem von ihm u. mehreren Freunden begründeten „Kunst- u. Industrie-Kontor" zu widmen, blieb aber dabei literarisch thätig. 1814 trat er die Leitung des Geschäfts an einen seiner Gesellschafter ab u. übernahm wieder das Amt eines Hoftheater-Sekretärs, diesmal zugleich mit dem eines Dramaturgen für die vereinigten Hofbühnen. So lange der liebenswürdige, feinsinnige Graf Moriz Dietrichstein sein unmittelbarer Chef war, war Sch. der eigentliche Regent des Burgtheaters, u. dies nicht zu dessen Nachtheil, denn es hatte damals seine goldene Aera. Anders wurde es, als 1824 Graf Czernin an Dietrichstein's Stelle trat; seitdem standen sich zwei Charaktere gegenüber, die sich nur zerreiben, aber nicht gemeinschaftlich wirken konnten. Wo Sch. auf seine Erfahrung u. seine erprobten Kenntnisse sich stützte, trat der Graf mit seiner Autorität, seiner Unfehlbarkeit als Intendant entgegen. Die Reibungen endeten mit Sch.'s Entlassung (Ende Mai 1832). Am nächsten 28. Juli starb er zu Wien. Sch.'s literarische Arbeiten erschienen als „Gesammelte Schriften" (Braunschweig 1829, 2 Thle.).

Schrift nennt man diejenigen sichtbaren Zeichen, durch welche das gesprochene Wort od. der einzelne Laut für das Auge fixirt werden soll. Ursprünglich bediente man sich zu solchen Zeichen gewisser Bilder (Bilderschrift), welche von den alten Aegyptern in den Hieroglyphen (s. d.) zu großer Vollkommenheit gebracht wurde. Die Aegypter versuchten dann auch zuerst aus der Bilderschrift die Buchstabenschrift zu entwickeln u. legten den Grund zu unserm modernen Schriftsystem. Indem sie einer kleinen Zahl vorzüglich auslautender Silbenzeichen einen reinen Buchstabenwerth gaben, bildeten sie zugleich, den Lauten ihrer Sprache angemessen, ein wahres Alphabet von 25 Buchstaben. Mit dieser Erfindung standen sie bereits in den nachweisbar ältesten Zeiten der menschlichen Geschichte auf der Höhe vollendetster Sch., ohne jedoch die Buchstabenschrift konsequent durchzuführen. Von den Aegyptern entlehnten die Phönizier die Buchstabenzeichen, adoptirten die einfachen Züge derselben u. wendeten sie praktisch zum schriftlichen Ausdrucke ihrer eignen Sprache an. Diese phönizischen Buchstaben wurden dann das gemeinsame Band, das viele Völker umschlang, wie sie denn von den Völkern der Küstenländer des Mittelmeeres, vor allen von den Griechen, angenommen wurden. Durch die Griechen lernten sie die Etrusker u. später die Römer kennen, u. von den Römern wurde die Buchstabenschrift dann auf die germanischen Völker übertragen. — Rücksichtlich der Stellung u. Aufeinanderfolge der einzelnen Lautzeichen werden dieselben entweder nebeneinander in eine Horizontallinie, bald von der Rechten zur Linken, wie bei den semitischen Schriftarten (Hebräisch, Arabisch ꝛc.), bald von der Linken zur Rechten, wie bei den Schriftarten der indogermanischen Völker (nachdem man zuvor, wie die älteren griech. Inschriften beweisen, eine Zeit lang abwechselnd eine Zeile von rechts nach links, die folgende von links nach rechts [sog. Bustrophedon] geschrieben hatte), od. untereinander, wie bei der chinesischen u. japanesischen Schrift, gesetzt. — Vgl. Wuttke, „Geschichte der Schrift" (Bd. 1, Lpz. 1872); Brugsch, „Ueber Bildung u. Entwicklung der Schrift" (Berl. 1868).

Schriften od. Lettern, auch Typen, nennt man in der Buchdruckerei die verschiedenen Schriftarten, die nach der Größe sowol wie nach dem Schnitt der Buchstaben unterschieden werden. Hierbei macht die Sprache keinen Unterschied. Die gewöhnliche Bezeichnung geschieht nach der Größe des Körpers, des sogenannten Kegels, in aufsteigender Linie, wie aus der unten angeführten Zusammenstellung der Sch. zu ersehen ist. Alle deutschen Sch. nennt man Fraktur, alle lateinischen Antiqua. Die schräg stehende Antiqua belegen die Buchdrucker mit dem Namen Kursiv. Außer vielen Nuancirungen gothischer Sch. giebt es noch eine große Anzahl von Titel- u. Zierschriften (Accidenzschriften), die je nach der Verschiedenheit ihres Ductus als schlank, schmal, breit, mager, halbfett u. fett bezeichnet werden. Als eigentliche Werkschriften (Brotschriften) werden Fraktur, Antiqua u. Kursiv verwandt, u. zwar in den Graden Nonpareille, Petit, Bourgeois u. Korpus. Die Bourgeois ist der Einfachheit wegen in Betreff des Ausschlusses auf Korpuskegel gegossen, ebenso wie die zwar seltener in Anwendung kommende Kolonel auf Petitkegel. In der Technik werden zu den Sch. auch die Ziffern u. Interpunktionszeichen sowie der Ausschluß, die Quadraten u. Stege gerechnet (vgl. den Artikel „Lettern"). Wir geben hier zur Erläuterung die gebräuchlichsten Werk- u. Titelschriften.

Nonpareille Fraktur.	Nonpareille Mediaeval Antiqua.
Petit Fraktur.	Petit Mediaeval Antiqua.
Bourgeois Fraktur.	Bourgeois Mediaeval Antiqua.
Corpus Fraktur.	Corpus Mediaeval Antiqua.
Nonpareille Gothisch.	Nonpareille Mediaeval Cursiv.
Petit Canzlei.	Petit Mediaeval Cursiv.
Corpus Viktoria Gothisch.	*Corpus halbfette Cursiv Aldine.*
Corpus schmale Midoline.	
Cicero Hänel'sche Canzlei.	Cicero Renaissance.
Mittel Skelet Gothisch.	MITTEL ANTIKE SKELET.

Tertia Monogramm Gothisch.

Tertia halbfette Aldine.

Tertia breite Egyptienne.

Text verzierte Gothisch.

Text fette Egyptienne.

do. breite Antiqua.

Doppelcicero Hänel'sche Canzlei.

do. moussirte Italienne.

Doppelmittel Skelet Egyptienne.

Doppelmittel Gothisch.

do. fette Fraktur.

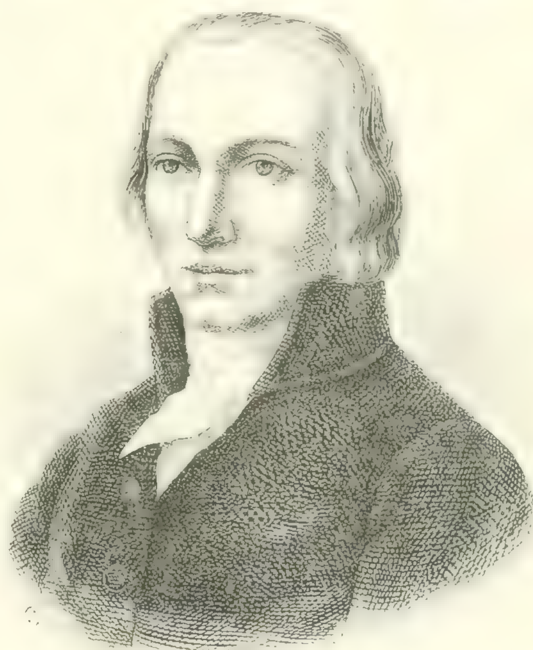
Kanon Kirchengothisch.

do. Aldine.

Schriftgießerei, das Gießen der zum Buchdruck benutzten Schriften u. Zeichen (s. „Buchdruck“). Als Material dient dazu eine Metallmischung aus 70 Theilen Blei u. 30 Theilen Antimon, wol auch etwas Zinn, welche geschmolzen in die Gießform gebracht wird, in der sich der vertiefte Abdruck des Buchstabens (die Matrize, Mater) befindet, so daß derselbe in dem erhärteten Metall auf einem vierkantigen schmalen Stäbchen sich abformt (Type od. Letter s. d.). Bis zu Anfang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts erfolgte das Gießen der Lettern nur durch Handarbeit. Als Gießinstrument diente eine einer Kugelform ähnliche Art Zange aus messingnen, eisernen u. hölzernen Bestandtheilen, welche ein genau parallelepipedisches Stück Kupfer enthielt, in welches der Buchstab od. das sonstige Schriftzeichen mittels eines durch Hammer eingetriebenen Stempels (der Patrize) eingeprägt war; statt dessen bediente man sich neuerdings auch galvanoplastisch hergestellter Formen. Das Eintragen des Metalles in das von der rechten Hand des Arbeiters gehaltene Gießinstrument erfolgte mittels eines in der linken Hand geführten Löffels, womit das geschmolzene Metall aus dem Schmelztiegel des Gießofens geschöpft wurde. Nach dieser alten Methode kann ein geübter Arbeiter in 12 Stunden höchstens 7000 Stück mittelgroßer Lettern gießen, gewöhnlich aber liefert ein Arbeiter nur 4000 Stück. Um die Arbeit zu erleichtern, wurde seit 1844 durch Reichel in Kassel anstatt des Löffels eine kleine Druckpumpe zum Einspritzen des flüssigen Metalls in die Form in Anwendung gebracht. Schon früher hatten verschiedene Konstrukteure die Herstellung von Schriftgießmaschinen versucht, durch welche die Handarbeit ganz beseitigt u. die Produktion erhöht werden sollte. Die erste brauchbare Maschine dieser Art erfand 1835 White in Boston. Zehn Jahre später trat die Firma Brockhaus in Leipzig mit einer eigenthümlich erfundenen praktischen Gießmaschine hervor. Andere Erfinder folgten mit Verbesserungen u. abweichenden Konstruktionen, welche jetzt die Handgießerei fast ganz verdrängt haben. Der Betrieb dieser mit Spritzpumpen versehenen Maschinen erfolgt ganz mechanisch durch Handkurbel od. Riemen von einer Welle aus. Die Leistungsfähigkeit beträgt 12—15,000 Stück Lettern mittlerer Größe (Garmond) in 10 Stunden. Der Anguß von den frisch gegossenen Lettern wird abgebrochen; der Grat, der sich an den Kanten durch das nie ganz mathematische Schließen der theiligen Form bildet, abgeschliffen; für die letztere Arbeit, die nach der älteren Methode durch Abreiben der Lettern auf Sandstein geschieht, sind neuerdings ebenfalls Maschinen konstruirt worden, welche zwischen zwei rotirenden, feilenartig rauhen Stahlplatten die Lettern an den Langseiten abgleichen. Hierauf folgt schließlich noch das Bestoßen, wobei die Lettern, in Reihen wie beim Setzen angeordnet, zwischen zwei eisernen Linealen festgeklemmt u. an der der Type entgegengesetzten Seite mit einem eigenthümlich geformten Hobel in der Weise bearbeitet werden, daß an der durch Abbruch des Gußzapfens rauhen Stelle eine kleine Aushöhlung entsteht.

Schröckh, Johann Matthias, hervorragender Kirchenhistoriker, geb. 26. Juli 1733 zu Wien; besuchte zuerst das luther. Gymnasium zu Preßburg, dann seit 1750 die Schule zu Kloster Bergen bei Magdeburg u. bezog im Herbst 1751 die Universität Göttingen. Der Einfluß Mosheim's entschied hier seine Neigung für die Kirchengeschichte, während ihn Michaelis zu oriental. Studien anregte. Nachdem er dann noch ein Jahr lang zu Leipzig bei. Ernesti gehört hatte, habilitirte er sich daselbst 1756 als Dozent für Altes Testament u. Kirchengeschichte u. erhielt 1761 eine außerordentliche Professur. Noch immer genöthigt, seinen Unterhalt durch literarische Arbeiten zu verdienen, übernahm er 1767 die Professur der Dichtkunst zu Wittenberg, die er endlich 1775 mit der der Geschichte vertauschen konnte. Ihr widmete er seitdem nicht nur seine ganze Lehrkraft mit ausgezeichnetem Erfolg, sondern auch seine äußerst fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit. Er starb zu Wittenberg 1. Aug. 1808 an den Folgen eines Sturzes von einer Leiter in seiner Bibliothek. Von den Schriften Sch.'s, die sich sämmtlich durch große Gelehrsamkeit u. einen Zug echtester Frömmigkeit auszeichnen, hat vor allen die großartige „Christliche Kirchengeschichte“ seinen Ruhm begründet (35 Theile, Lpz. 1768—1803; Bd. I—IV in 2. Aufl. 1772 ff. Dazu „Kirchengeschichte seit der Reformation“, 10 Bde., 1804—12; die beiden letzten von Tzschirner hinzugefügt). Außerdem nennen wir seine „Historia religionis et ecclesiae christianae“ (Berl. 1777; 7. Aufl. von Marheineke 1828; deutsch von S. J. Sch., Gebur 1792); „Weltgeschichte für Kinder“ (6 Bde., Lpz. 1779—84 u. ö.); „Allgemeine Biographie“ (8 Bde., Berl. 1767—91); „Lebensbeschreibungen berühmter Männer“ (2 Bde., Lpz. 1789—91). Eine eingehende Biographie Sch.'s schickte Tzschirner dem 10. Band der „Kirchengeschichte seit der Reformation“ voraus.

Schröder, Friedrich Ludwig, berühmter Schauspieler u. Dramaturg, geb. zu Schwerin 3. Nov. 1744; verlor kurz nach seiner Geburt den Vater, einen ehemaligen Organisten aus Berlin, worauf seine geistvolle Mutter, die Schauspielerin Sophie Charlotte Sch., geb. Biereichel, sich 1749 in Moskau mit dem Schauspieler u. Theaterunternehmer Konrad Ernst Ackermann (s. d.) wieder verheirathete. Die Erziehung seitens des Stiefvaters u. der Mutter war eine äußerst strenge. Frühzeitig ward Sch. als Tänzer beschäftigt, bis seine während eines unsteten Wanderlebens durch den Krieg heruntergekommenen Eltern ihn in eine Warschauer Jesuitenschule steckten. Aus dieser kam er nachgehends in ein pietistisches Gymnasium zu Königsberg, das ihn aber entließ, als seine Eltern nichts mehr von sich hören ließen. Den Hülflosen nahm nun ein Schuhflicker auf, dem er helfen mußte. Nachher verdiente er sein Brot bei zwei Taschenspieler- u. Seiltänzergesellschaften u. kam endlich 1759 zu seinem Oheim, einem Tuchhändler in Lübeck. Von diesem zu seinen Eltern gerufen, die damals in der Schweiz u. in Süddeutschland u. seit 1764 in Hamburg spielten, trat er wieder als Tänzer u. Schauspieler auf.

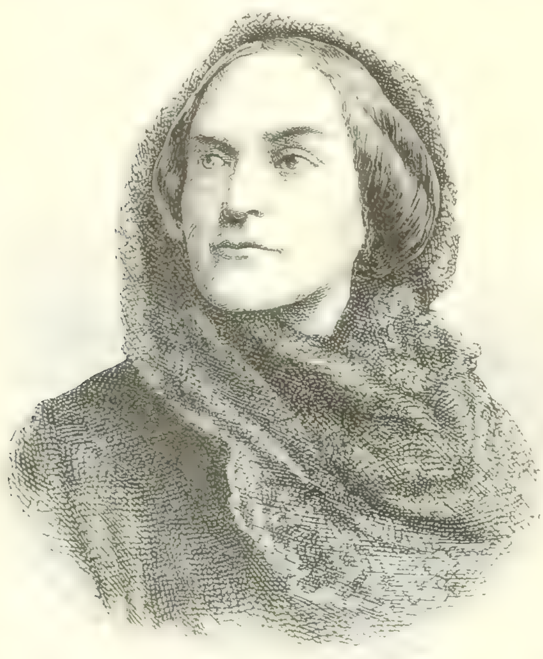


Nr. 1[illegible]1. Friedrich Ludwig Schröder (geb. 3. Nov. 1744, gest. 3. Sept. 1816).

1767 begannen seine künstlerischen Wanderjahre. Er war bald bei Seiler in Hamburg u. Hannover, bald bei Kurz in Mainz u. Frankfurt a. M., wo er sich auch in der Stegreifkomödie übte. 1771, nach dem Tode des Stiefvaters, übernahm Sch. mit seiner Mutter gemeinschaftlich die Direktion der Gesellschaft in Hamburg, u. 1775 trat er in seine Glanzperiode ein, indem er seitdem große Charakterrollen vorführte u. sich selbst als Bühnendichter u. scenischer Bearbeiter anderer Stücke (gegen 150 Stücke hat er geschrieben od. umgearbeitet, auch zahlreiche dramaturgische Abhandlungen verfaßt), nam. als feinfühliger „Epitomator Shakespeare's“, wie ihn Goethe nennt, bethätigte. Als Bühnenleiter strebte Sch. danach, dem Theater in der Kulturwelt den seiner würdigen Platz zu erringen, u. wachte daher auch mit größter Strenge über die Aufrechterhaltung der Sittlichkeit. Nachdem er 1780 sein Theater verpachtet hatte, machte er erst eine Studienreise nach Paris, dann eine triumphreiche Kunstreise durch Deutschland, welche 1781 ein Engagement am Hoftheater in Wien zur Folge hatte. Hier setzte er seine beiden Stücke: „Der Fähndrich“ u. „Der Ring“, in Scene. Aber 1785 übernahm er wieder die Direktion des Hamburger Theaters, das er nun während einer zwölfjährigen Leitung zum ersten in Deutschland machte. Daneben trat er auch als Reformator u. Veredler der Freimaurerei auf u. setzte das sog. Sch.'sche System durch. 1798 zog sich Sch. vom Theater zurück

u. lebte nun in musterhafter Häuslichkeit (seit 1772 war er verheirathet mit der trefflichen Schauspielerin Anna Christine Hart, geb. 9. Nov. 1755 zu Petersburg, gest. 25. Juni 1829 zu Rellingen) ganz literarischen, hauptsächlich der Geschichte der Freimaurerei geltenden Forschungen u. wissenschaftlichen, bes. astronomischen Studien, bis er 1806 nochmals das Hamburger Theater in seine Hand nahm; aber die franz. Herrschaft verleidete es ihm. Seit 1811 lebte er wieder in stiller Muße auf seinem Landgute Rellingen bei Hamburg, wo er 3. Sept. 1816 starb. Die Sch.'sche Schule dürfte vielleicht heutzutage etwas nüchtern erscheinen, aber sie war gewiß eine edle u. in ihrer Art harmonische. „Ich trachte nicht darnach, hervorzustechen," äußerte Sch. selbst, „sondern jeder Rolle zu geben, was ihr gehört, nicht mehr u. nicht weniger." — Die im Druck erschienenen u. viele handschriftlich vorhandenen Bühnenstücke Sch.'s sammelte E. v. Bülow als „Sch.'s dramatische Werke" (4 Bde. mit einer Einleitung von Tieck, Berl. 1831). Vgl. F. L. W. Meyer, „Friedrich Ludwig Sch., ein Beitrag zur Kunde des Menschen u. Künstlers" (2 Bde., Hamb. 1810) u. Brunier, „F. L. Sch., ein Künstler- u. Lebensbild" (Lpz. 1864).

Schröder, Antonie Sophie Ludovike, eine der größten deutschen Tragödinnen, geb. zu Paderborn 23. Febr. 1781 als Tochter des wandernden Schauspielers Gottfried Burger, aus dessen



Nr. [illegible] Antonie Sophie Ludovike Schröder (geb. 23. Febr. 1781, gest. 25. Febr. 1868).

1780 geschlossener Ehe mit Charlotte Wilhelmine v. Lüttens, die sich dann gleichfalls der Bühne widmete u. nach Bürger's Tode (1788) mit dem Schauspieler Keilholz wieder verheirathete. Als die Mutter nebst ihrem zweiten Gatten 1793 bei der Tilly'schen Gesellschaft in Petersburg engagirt worden, betrat Sophie in Dittersdorf's Oper „Das rothe Käppchen" als Lina zum ersten Mal die Bühne u. setzte nach diesem glücklichen Versuch ihre theatralische Laufbahn im Fache der naiven Rollen fort. Schon 1795 heirathete sie in Reval den Direktor des dortigen deutschen Theaters, Stolmers, dessen eigentlicher Familienname Smets v. Ehrenstein war u. dem sie 1796 den nachmals als Dichter bekannt gewordenen Wilhelm Smets gebar. 1798 nahm sie mit ihrem Manne ein ihnen von Kotzebue angebotenes Engagement für Wien an, doch gingen Beide schon 1799 nach Breslau, wo Sophie nam. in der Oper verwendet wurde. In Breslau ward auch ihre Ehe mit Stolmers, der die Bühne verließ, um in die früher von ihm verlassene juristisch-diplomatische Laufbahn zurückzukehren, wieder getrennt. Seit 1801 spielte Sophie in Hamburg, wo sie 1803 zum tragischen Fache überging, im nächsten Jahre mit dem Sänger u. Schauspieler Friedrich Schröder zum zweiten Mal sich verheirathete u. unter den günstigsten Verhältnissen lebte, bis die kriegerischen Ereignisse 1813 das Ehepaar Sch. bewogen, die Stadt zu verlassen. Nach kurzen Gastspielen in verschiedenen Städten Deutschlands wirkte er längere Zeit am Deutschen Theater in Prag, von wo Sophie 1815 einem Rufe an das Burgtheater in Wien folgte, um bald dessen Zierde zu werden. Nachdem ihr zweiter Gatte 1818 gestorben war, ging sie 1825 ihre dritte Ehe mit dem Schauspieler Wilh. Kunst (s. d.) ein, deren sechsmonatliche Dauer genügte, um ihre ökonomischen Verhältnisse zu zerrütten. 1830 erhielt sie ihre wiederholt erbetene Entlassung von der Wiener Hofbühne, machte dann zunächst wieder Kunstreisen u. trat 1831 in den Verband des Hoftheaters in München, kehrte indeß 1836 wieder zum Wiener Burgtheater zurück. Seit 1840 pensionirt, zog sie sich nach Augsburg zurück, betrat jedoch, da sie sich lange eine seltene Kraft u. Frische des Körpers u. Geistes erhielt, noch einige Mal in Hamburg, Wien u. München die Bühne, bis sie von derselben gelegentlich der Schillerfeier 1859 auf immer Abschied nahm. In demselben Jahre wählte sie München zu ihrem Aufenthaltsort u. dort starb sie auch 25. Febr. 1868. Die große, gefeierte Schauspielerin war sie hauptsächlich durch den ernsten Charakter ihrer Kunst u. durch ihren meisterhaften Vortrag geworden. Sie leistete das Allergrößte im Fache der Heldinnen u. Heldenmütter; klassische Leistungen waren ihre Phädra, Medea, Lady Macbeth, Sappho und Isabella („Braut von Messina").



Nr. [illegible] Wilhelmine Schröder-Devrient (geb. 6. Dez. 1804, gest. 26. Jan. 1860).

Am 31. Okt. 1869 ward ihr Grabdenkmal mit einer von Zumbusch modellirten Kolossalbüste auf dem neuen südl. Kirchhofe in München enthüllt. Von ihren drei Töchtern zweiter Ehe, Auguste, Elisabeth u. Wilhelmine, die sich alle gleichfalls der Bühne widmeten, erlangte die letztgenannte (s. „Schröder-Devrient") als dramatische Sängerin hohen Ruhm; Auguste verheirathete sich mit Arnold Schlönbach (s. d.) u. Elisabeth war seit 1831 die Gattin des 1873 zu Koburg verstorbenen Arztes Philipp Schmidt, eines Sohnes Friedrich Ludwig Schmidt's (s. d.), der das Buch „Sophie Sch., wie sie lebt im Gedächtniß ihrer Zeitgenossen u. Kinder" (Wien 1870) veröffentlicht hat.

Schröder-Devrient, Wilhelmine, berühmte dramatische Sängerin, geb. zu Hamburg 6. Dez. 1804 als die Tochter der Schauspielerin Sophie Schröder (s. d.) u. des Baritonisten Friedr. Schröder. Von ihrem 5.—15. Jahre trat sie auf der Bühne als Tänzerin auf (in Hamburg, dem übrigen Norddeutschland, am Rhein, endlich in Prag u. Wien als Mitglied des Horschelt'schen Kinderballets); dann wandte sie sich dem Schauspiel zu, wirkte auf dem Burgtheater zu Wien mit großem Erfolg in Rollen wie Luise in „Kabale u. Liebe", Melitta in „Sappho", Beatrice in der „Braut von Messina" ꝛc., u. 1821 vertauschte sie das Drama mit der Oper, zuerst als Pamina in der „Zauberflöte" auftretend u. dann rasch —

bes. durch Partien wie Agathe im „Freischütz", Leonore in „Fidelio" — innerhalb wie außerhalb Wiens große Erfolge erringend. 1823 verheirathete sie sich in Berlin mit dem Schauspieler Karl Devrient (s. d.) u. nahm mit ihrem Gatten ein Engagement beim Hoftheater in Dresden an. Bei dieser Bühne blieb sie bis 1847, nachdem bereits 1828 ihre Ehe mit Devrient getrennt worden war. Ihre triumphgekrönten Gastspielreisen führten sie während des Dresdener Engagements nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch nach Paris (wo sie 1830 u. 1831 bei einer daselbst etablirten deutschen Oper, dann Nov. 1831 bis März 1832 an der ital. Oper sang) u. nach London (1832 u. 1833 bei der deutsch-ital., u. 1837 bei der engl. Oper). Ihre letzten Bühnenerfolge hatte sie 1847 in Kopenhagen u. Riga. In genanntem Jahre ging sie mit einem sächs. Offizier, v. Döring, eine zweite Ehe ein, welche aber bereits nach Jahresfrist wieder gelöst wurde, u. 1850, nachdem sie in verschiedenen Städten Deutschlands sowie in Paris u. der Schweiz gelebt hatte, verheirathete sie sich zum dritten Male, u. zwar mit einem livländischen Gutsbesitzer, v. Bock. Das ruhige Leben vermochte sie aber nicht zu fesseln; 1858 verließ Wilhelmine Livland, ohne jedoch von ihrem Manne getrennt zu sein. Nachdem sie in Deutschland (z. B. in Berlin, Dresden u. Leipzig) in Konzerten, u. zwar nam. als Liedersängerin aufgetreten war, wurde sie 1859 von einem Krebsleiden befallen, ließ sich der bessern Pflege wegen zu ihrer Schwester, der Schauspielerin Schröder-Schlenbach, nach Gotha bringen u. starb hier 26. Jan. 1860. — An Schönheit u. Mächtigkeit der Stimme u. an virtuoser Gesangskunst mochte Wilhelmine Sch. D. von anderen Sängerinnen übertroffen werden, schwerlich aber ist sie, die noch von einer ungewöhnlichen Schönheit unterstützt wurde, von einer erreicht worden in der Macht des musikalisch-dramatischen Ausdrucks, in der schöpferischen Begabung, mit der sie jede ihr gewordene Aufgabe durchdrang u. wiedergab, im künstlerisch schönen Ausdrucke der Leidenschaft u. in der genialen Kraft der mimisch-plastischen Darstellung. Ihre glänzendsten Rollen waren namentlich „Fidelio", „Donna Anna", „Vestalin", „Euryanthe", „Iphigenie", „Romeo", „Norma", „Valentine" &c.

Schrödter, Adolf, Genremaler, Radirer, Kupferstecher u. Holzschnittzeichner, geb. zu Schwedt 28. Juni 1805; ging in jungen Jahren nach Berlin, um die Dekorationsmalerei zu erlernen, fand aber weder in dieser Kunst noch in der Bildhauerei, der er sich darauf zuwandte, die gewünschte Aufnahme u. bildete sich dann in Buchhorn's Schule zum Kupferstecher. Nach einigen Jahren jedoch begann die Malerei stärkere Anziehungskraft auf ihn zu üben u. er bezog deshalb 1829 die Akademie in Düsseldorf, wo er schon nach kurzer Zeit als Genremaler von poetischer Auffassung, Gedankenreichthum u. zündendem Humor, der aber unter dem Einfluß der damaligen Düsseldorfer Romantik einen mehr gemüthvollen, oft auch eigenthümlich elegischen Ton erhielt, sich einen geachteten Namen machte. Nachdem er 1848 bis 1854 in Frankfurt gelebt u. dort Mehreres für das Städel'sche Institut gamalt hatte, kehrte er nach Düsseldorf zurück, folgte 1859 einem Rufe als Professor am Polytechnikum in Karlsruhe, legte aber schon 1872 dieses Amt infolge körperlichen Leidens nieder u. starb dort 7. Dez. 1875. Aus der gewaltigen Zahl der seinem reichen Geiste entsprungenen Schöpfungen (Oelmalereien u. Aquarelle) nennen wir nur die zum Theil durch Vervielfältigung bekannt gewordenen: „Die Rheinweinprobe" (1832), „Wirthshausleben am Rhein" (1833), den typisch gewordenen „Don Quixote den Amadis studirend" (1834, alle drei in der Nationalgalerie in Berlin), die schalkhaft satirischen „Trauernden Lohgerber" (Privatbesitz in Bonn), den allerdings etwas karikirten „Falstaff u. seine Rekruten" (Privatbesitz in Berlin), die übrigen Oelbilder der Abenteuer des „Ritters von der traurigen Gestalt", den „Tyll Eulenspiegel" (1844, in Königsberg), den großen Arabeskenfries mit der Bauernkirmeß (1847), den „Kunstbeförderer" (1847, Privatbesitz in Halberstadt), „Auerbach's Keller" (1848, Privatbesitz in Köln), den in Frankfurt auf Stein gezeichneten „Piepmeier" (6 Hefte), „Münchhausen" (1850), den „Hofstaat des Weines" (1851, Aquarell für den König von Preußen), den „Rattenfänger von Hameln", den „Triumphzug des Königs Rheinwein" (1852), die Illustrationen zu Shakespeare's „Was ihr wollt", „Falstaff u. der Page" &c. Zum „Don Quixote" radirte er selbst 30 Blätter, wie er auch eine große Anzahl Arabesken, Rand- u. Musterzeichnungen &c. eigener Erfindung als Radirungen ausführte. Siehe sein Monogramm Bd. VI S. 567 Nr. 142. — Auch seine noch lebende Gattin Alwine **Sch.** machte sich durch Arabesken-, Miniatur- u. Blumenzeichnungen vortheilhaft bekannt.

Schröpfen, das, eine chirurgische Operation, bei welcher durch einen Schnepper (s. d.) eine Anzahl kleiner Einschnitte in die Haut gemacht werden, welche zur örtlichen Blutentziehung dienen. Zum Ansaugen des Blutes benutzt man Schröpfköpfe, d. i. kleine Glasglocken, welche, um die Luft in ihnen zweckgemäß zu verdünnen, über der Lampe erwärmt u. dann auf die betreffende, mit Einschnitten versehene Hautstelle gesetzt werden. — Trockenes Sch. nennt man das Ansetzen von Schröpfköpfen ohne vorherige Einschnitte.

Schrot, das nur einmal u. grob gemahlene Getreide; ferner heißen so auch die kleinen kugelförmigen Bleikörner, welche hauptsächlich in der Jägerei zum Schießen des Wildes Verwendung finden. Dieser Schrot, der in größter Feinheit, in etwa Mohnkorngröße, als Vogeldunst u. in gröbster Sorte, von Erbsengröße, als Hirschposten bezeichnet wird, besteht aus erstarrten Tropfen geschmolzenen Bleies u. wurde früher dadurch erzeugt, daß man das mit etwas Arsenmetall versetzte Blei durch ein mit Bleiasche bedecktes Sieb in Wasser goß, wobei jedoch viel unregelmäßige Tropfen entstanden. Schon 1782 ließ sich William Watts in Bristol eine Methode patentiren, wobei der Sch. durch einen Bleiregen aus großer Höhe (30—40 m.) gebildet wurde, weshalb man das Schrotgießen in Thürmen od. Schachten vornehmen mußte. Um die Höhe zu vermindern, erfand David Smith 1849 ein Verfahren, wobei dem fallenden Bleitropfen ein starker Luftstrom entgegengetrieben wird. Hierdurch gelingt es schon bei Fallhöhen von 15—20 m. guten Sch. zu erhalten.

Schrot u. Korn, s. „Münze".

Schröter, Johann Hieronymus, berühmter Astronom, geb. zu Erfurt 30. Aug. 1745; studirte in Göttingen die Rechte, daneben aber, durch Kästner angeregt, die Astronomie, ward 1778 in der hann. Regierung angestellt u. starb als Justizrath u. Oberamtmann im Dorfe Lilienthal (Herzogthum Bremen) 29. Aug. 1816. Die Astronomie verdankt ihm viele wichtige Entdeckungen u. Beobachtungen, nam. in Bezug auf den Mond, von dem er einen sehr genauen Atlas veröffentlichte. In Lilienthal hatte er sich eine eigene Sternwarte errichtet, die er mit den besten, zum Theil von ihm selbst mit großer Mühe u. vielen Kosten verfertigten Instrumenten ausstattete. Unter den letzteren befanden sich insbes. ein 13- u. ein 25füßiges Teleskop von außerordentlicher Wirkung. Die bedeutendsten seiner Schriften sind: „Beiträge zu den neuesten astronom. Entdeckungen" (Berl. 1788); „Selenotopographische Fragmente" (2 Bde., Lilienth. 1791 u. Gött. 1802); „Aphroditograph. Fragmente zur genaueren Kenntniß der Venus" (Gött. 1796); „Neuere (bez. neueste) Beiträge zur Erweiterung der Sternkunst" (ebd. 1798 u. 1800); „Kronographische Fragmente zur Kenntniß des Saturn" (ebd. 1808) u. „Hermographische Fragmente zur Kenntniß des Merkur" (ebd. 1816).

Schub, eine polizeiliche Maßregel, durch welche Gefangene od. Vagabonden od. Ausländer, welche im Inlande sich nicht aufhalten sollen, in ihre Heimat od. an ihren sonstigen Bestimmungsort befördert (geschoben) werden, gewöhnlich auf einer am Ausgangspunkte vorgezeichneten Route. Diese Beförderung erfolgt so, daß Polizei- od. Sicherheitsbeamte den Betreffenden bis an die Grenze ihres Amtsbezirks bringen u. dort an einen gleichen Beamten nebst den erforderlichen Begleitpapieren abliefern, Letzterer aber die Weiterbeförderung in derselben Weise besorgt.

Schubart, Christian Friedrich Daniel, deutscher Schriftsteller u. Dichter der Sturm- u. Drangperiode, beinahe mehr durch sein unglückliches Schicksal als durch seine Leistungen berühmt; wurde 13. April 1739 zu Sontheim in der schwäb. Grafschaft Limpurg als Sohn eines Geistlichen u. Lehrers geboren, verlebte seine Knabenjahre in der Reichsstadt Aalen, wo sein Vater das Diakonat erhalten hatte, besuchte das Gymnasium zum heiligen Geist in Nürnberg, studirte in Erlangen Theologie, gerieth aber, trotz seiner nebenher betriebenen musikalischen u. literarischen Studien, so tief in das wüste Treiben der damaligen Studentenschaft, daß ihn seine Eltern 1760 nach Aalen heimriefen. Nach längerem Aufenthalt in der Heimat ward er 1763 Präceptor u. Organist zu Geislingen, schloß hier im Jan. 1764 eine übereilte Ehe, hatte häusliche u. amtliche Verdrießlichkeiten aller Art, die sich natürlich nur steigerten, als er sie durch Trunk u. andere Ausschweifungen zu übertäuben suchte.

Sein poetisches Talent, aber freilich auch die Haltlosigkeit seiner Natur, offenbarte sich in seinen „Todesgesängen“ (Ulm 1767) u. „Zaubereien“ (Ulm 1766), in denen er bald Klopstock's erhabenen Schwung u. bald Wieland's frivole Leichtigkeit nachahmte. 1769 gelang es ihm, eine Stelle als Organist u. Musikdirector in Ludwigsburg zu erhalten. In das am dortigen württemberg. Hofe herrschende Treiben wilder Genußsucht stürzte sich Sch. um so tiefer, als ihm sein musikalisches Talent die Kreise erschloß u. die Mittel lieferte, durch die er seiner Genußsucht leben konnte. Schließlich führten sein Aergerniß erregendes Leben u. seine zügellose Spottlust nicht nur zu einem völligen Bruch mit seiner Gattin, sondern mit allen seinen Verhältnissen, zogen ihm Dienstentsetzung u. Landesverweisung zu. Sch. ging zunächst nach Mannheim, verscherzte hier die kaum gewonnene Gunst des Kurfürsten durch an sich berechtigten Spott über die Mannheimer Akademie, wendete sich dann nach München, wo er durch Uebertritt zur kathol. Kirche sein Glück zu machen hoffte, scheute inzwischen doch vor diesem Schritte zurück. In Augsburg begann er dann 1774 seine „Deutsche Chronik“, eine Wochenschrift, die er allein schrieb und die durch ihre Frische und Lebendigkeit großen Beifall fand.

Fig. 1907. Christian Friedrich Daniel Schubart, geb. 15. April 1739, gest. 10. Okt. 1791.

In Augsburg an der Fortsetzung seines Blattes behindert, ließ Sch. dasselbe in Ulm weiter erscheinen, wo er sich auch mit seiner Familie wieder vereinigte, durch vielseitige Thätigkeit sich eine leidliche Existenz begründete u. 1775–77 die beste Zeit seines Lebens verbrachte. Durch einzelne Stellen der „Chronik“ u. öffentlich gethane Aeußerungen zog er sich aber den Haß Herzog Karl's von Württemberg zu. Der Herzog ließ ihn auf württembergisches Gebiet locken, im Jan. 1777 auf den Hohenasperg schaffen, wo Sch. zuerst ein Jahr im engsten Kerker schmachtete, dann aber weitere neun Jahre hindurch in bald willkürlich verschärfter, bald gemilderter Festungshaft verblieb. Während man in späterer Zeit dem Gefangenen gestattete, sich literarisch zu beschäftigen, vom Asperg aus seine „Gedichte“ (Stuttg. 1785 bis 1786) u. seine Kompositionen zu veröffentlichen, hatten der Herzog u. der Kommandant der Festung General Rieger den hochfliegenden, leichten Sinn des Gefangenen zum kraftlosen Pietismus u. zur demüthigen Unterwürfigkeit gebeugt. Sch. ward nun als gebessert erachtet, wurde aber doch erst auf preuß. Verwendung im Mai 1787 völlig befreit u. mit einer festen Besoldung als Hof- u. Theaterdichter sowie als Direktor des deutschen Theaters in Stuttgart angestellt, erhielt auch Erlaubniß, seine „Deutsche Chronik“ wieder herauszugeben. Für den harten Druck u. die Entbehrungen der Gefangenschaft suchte sich der Arme durch Tafelfreuden zu entschädigen, schwächte dadurch seine ohnehin erschütterte Gesundheit u. erlag einem Schlaganfall am 10. Okt. 1791. Von allen seinen Dichtungen erhielten sich einzelne Lieder, wie das „Kaplied“, „Gefangener Mann, ein armer Mann“, u. einzelne Rhapsodien, wie „Die Fürstengruft“ u. „Der ewige Jude“. In allen seinen Arbeiten zeigte sich eine wunderliche Mischung von Kraft u. schwächlicher Sentimentalität, von Roheit u. einzelnen feineren Zügen. Das Andenken an seine Persönlichkeit u. Schicksale erhielt sich durch seine eigenen Aufzeichnungen: „Sch.'s Leben u. Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt“ (2 Bde., Stuttg. 1791–93; der 2. Theil von seinem Sohne Ludwig Sch.) u. nam. durch D. F. Strauß, „Sch.'s Leben in seinen Briefen“ (2 Bde., Berl. 1849).

Schubart, Edler v. Kleefeld, Johann Christian, ein Reformator der Landwirthschaft, geb. zu Zeitz 24. Febr. 1734; war erst Leinweber, wurde 1748 Kopist, als welcher er an verschiedenen Orten diente, u. A. 1753–56 dem Reichsheirathsagenten Fischer in Wien, wo er durch seine schöne Handschrift selbst die Aufmerksamkeit der Kaiserin erregte, erhielt 1759 die Stelle eines Sekretärs beim preuß. Generalleutnant v. Thadden u. später beim General Werner, ging, als Letzterer in Kriegsgefangenschaft gefallen war, nach Berlin, wo er bei der engl. Hülfsarmee Kriegs- u. Marschkommissar wurde, trat 1762 in den Freimaurerbund u. bereiste für diesen bis 1767 England, Rußland, Schweden, Dänemark, Holland, die Schweiz, Italien u. Deutschland, worauf er sich nach Leipzig wandte. Nach seiner Verheirathung mit der Tochter des Kaufmanns Mittler kaufte er 1769 das Rittergut Würchwitz bei Zeitz u. 1774 die beiden Güter Pobles u. Kreischa in Sachsen. Die Wirthschaft auf dem erstgenannten Gute gestaltete er bis 1777 nach der rhein. Methode zu einer Musterwirthschaft um. Die Bauern der Umgegend, die erst über die neue Betriebsweise, den Anbau von Klee, Krapp, Runkelrüben u. Tabak, wie über die Düngung mit Gips gespöttelt hatten, ahmten dieselbe, als sie deren reiches Ergebniß sahen, nach, u. die Folge war, daß sie in wenigen Jahren über 150,000 Thaler Schulden abtragen, ihre Ställe erweitern u. ihre Scheunen vergrößern konnten. Seit 1781 schrieb Sch. auch Artikel in das „Magazin für Naturkunde, Mathematik u. Oekonomie“. Den Gipfel seiner reformatorischen Thätigkeit erreichte er aber durch seine von der Berliner Akademie der Wissenschaft preisgekrönte Schrift über den Futterkräuterbau, die er unter dem Titel „Zuruf an alle Bauern, welche Futtermangel leiden“ unentgeltlich vertheilte. Seitdem eilten aus allen Gegenden Fürsten u. Grafen, Gelehrte, Beamte u. einfache Landwirthe nach Würchwitz, um die neue landwirthschaftliche Methode durch Augenschein kennen zu lernen. Der Fürst v. Fürstenberg ließ die Sch.'sche Preisschrift ins Tschechische übersetzen u. in Böhmen verbreiten; anderwärts wurde sie nachgedruckt, während auch die übrigen Abhandlungen Sch.'s Auflage über Auflage erlebten. Kaiser Josef II. verlieh dem verdienten Manne 7. Dez. 1784 den Adel, u. der Herzog von Koburg ernannte ihn 1785 zum Geh. Rath. Um so heftiger traten daheim, jetzt noch vom Neid gestachelt, seine Widersacher gegen Sch. auf, indem sie ihre Verfolgungen hauptsächlich an seine Schrift über Hut, Trift u. Brache knüpften. Aber trotz aller Anfeindung brachen die neuen Ideen Sch.'s sich mehr u. mehr Bahn, ganz bes. rasch in Böhmen, u. als Sch. 1785 einer Einladung des Fürsten v. Fürstenberg nach Wien folgte, glich seine Reise einem Triumphzuge. Er starb auf seinem Gute Würchwitz 23. April 1787. — Vgl. die gekrönte Preisschrift „Joh. Christ. Sch., Edler v. Kleefeld“ (2. Aufl., Dresd. 1846) u. Balcke's „Bilder aus der Geschichte der deutschen Landwirthschaft“ (2 Bde., Berl. u. Lpz. 1876).

Schubert, Franz Peter, ausgezeichneter deutscher Tonsetzer, geb. zu Wien 31. Jan. 1797 als der Sohn eines Schullehrers; erhielt schon als Kind von dem Vater den ersten Unterricht im Violinspielen, dem sich auch bald die Unterweisung auf dem Klavier durch den ältesten Bruder Ignaz anschloß. Mit sieben Jahren wurde er behufs weiterer musikalischer Ausbildung dem Chorregenten Michael Holzer übergeben, konnte mit 10 Jahren als Solosopranist u. Soloviolinist im Lichtenthaler Kirchenchor verwendet werden u. machte um diese Zeit bereits mannichfache Kompositionsversuche. 1808 in das k. k. Hofkapellknaben-Konvikt aufgenommen, erhielt er nunmehr im Generalbaß Unterweisung durch den Musikmeister Ruciczka sowie in der

Komposition durch den Kapellmeister Salieri, u. erregte allseitig Verwunderung durch die Schnelligkeit seiner Entwicklung. Gegen Ende 1813 verließ er das Konvikt, that, um der Konskription zu entgehen, drei Jahre lang bei seinem Vater Schulgehülfendienste, gab musikalischen Unterricht u. komponirte nam. emsig. So entstanden 1814 bis 1818 Messen u. andere Kirchensachen, sechs Opern u. Singspiele (z. B. „Des Teufels Lustschloß", „Der vierjährige Posten", „Claudine von Villabella"), Sinfonien u. andere Instrumentalsachen u. viele Lieder. Unter den letzteren befinden sich sogar solche, die nicht wenig zu seinem späteren Ruhme beigetragen haben, z. B. „Der Erlkönig" u. „Der Wanderer" (beide 1816). Einen Theil des J. 1818 brachte er als Musiklehrer des Grafen Esterhazy auf dessen Gute Zelesz in Ungarn zu, u. 1819 hielt er sich eine Zeit lang in Oberösterreich auf. An Kompositionen aus diesen beiden Jahren sind u. a. zu nennen: das Lied „Die Forelle", die vierhändigen Variationen Op. 10, das sog. Forellen-Quintett u. eine Sinfonie in C (die sechste, nicht veröffentlicht). 1820 kamen in Wien seine Operette „Die Zwillinge" u. die Musik zu dem Ausstattungsstück „Die Zauberharfe" zur Aufführung, ohne jedoch nachhaltigen Erfolg zu erzielen; außerdem fallen in das J. 1820 unter vielen anderen Sachen das Oratorium „Lazarus", der „Gesang der Geister über den Wassern" (für 8stimmigen Männerchor mit Orchester), der 23. Psalm (für Frauenstimmen), die Klavierfantasie Op. 15. 1821 u. 1822 erschienen zuerst einige seiner Sachen im Druck (z. B. „Erlkönig", „Gretchen am Spinnrade"); u. von dieser Zeit an wurde er überhaupt in weiteren Kreisen bekannt, nam. durch den damals pensionirten Hofopernsänger Vogel, welcher seine Lieder unnachahmlich schön vortrug. Von Kompositionen aus den erwähnten Jahren sind bes. zu nennen: die Oper „Alfonso u. Estrella" (1854 in Weimar zuerst aufgeführt) u. die Messe in As, eines seiner bedeutendsten Kirchentonwerke. 1823 entstanden die berühmten „Müllerlieder", sowie auch in dieses Jahr die Musik zum Drama „Rosamunde", die Oper „Fierabras" (nicht aufgeführt) u. die Operette „Der häusliche Krieg od. die Verschworenen" (erst in neuerer Zeit aufgeführt) fallen. Einen Theil des J. 1824 verbrachte Sch. wiederum auf dem Esterhazy'schen Gute Zelesz, u. die Sommermonate des J. 1825 waren einem Aufenthalte in Oberösterreich gewidmet. Von den in diesen Jahren massenhaft hervorgebrachten Sachen seien nur genannt: das Instrumental-Oktett Op. 166, das Klavierduo Op. 140, die Lieder aus Walter Scott's „Fräulein vom See", die Märsche Op. 55 u. Op. 66. Nachdem er bereits früher mehrfache Versuche gemacht hatte, eine feste Stellung zu gewinnen, bewarb er sich 1826 um die Posten eines Vizehofkapellmeisters u. Kapellmeisters am Kärnthnerthor-Theater; doch scheiterten seine Bemühungen auch diesmal. Zu den Kompositionen dieses J. 1826 gehören u. a.: das große Streichquartett in D-moll, der erste Theil der Liedersammlung „Die Winterreise", das Rondo brillant Op. 70 für Klavier u. Violine u. das Klaviertrio in B. In das J. 1827 fallen an bedeutenderen Sachen u. a.: das Klaviertrio in Es, der zweite Theil der „Winterreise", der Chor „Nachtgesang im Walde", die Klavier-Impromptu's Op. 142. Das J. 1828 sah u. a. entstehen: die große C-dur-Sinfonie (Nr. 7, sein bedeutendstes Instrumentalwerk), das Streichquintett in C, die Messe in Es u. die Liedersammlung „Schwanengesang". Im September desselben Jahres fing er an zu kränkeln u. starb 19. Nov. darauf. Sch. war eine der reichstbegabten musikalischen Naturen, die es je gegeben hat. Eine überschwängliche Fülle von Erfindung quillt aus Allem hervor, was er geschaffen; seine Gebilde sind phantasie- u. schwungvoll, originell u. interessant u. wirken mit vollster Unmittelbarkeit auf das Gemüth des Hörers. Dazu war er bewunderungswürdig fruchtbar im Produziren: während der nur kurzen Zeit seines Lebens hat Sch. über 1000 Kompositionen geliefert, die fast alle Gattungen der Kunst berühren u. von denen an Liedern u. Gesängen allein über 600 im Druck erschienen sind. Diese letzteren bilden denn auch seinen besten Ruhmestitel, denn Keiner hat es wie er verstanden, die Stimmung in einem Gedicht in so herzgewinnenden, reich pulsirenden Melodien zu verkörpern; bei Keinem ist die Uebereinstimmung von Wort u. Weise so ungezwungen u. doch überzeugend wie bei ihm. Dagegen macht sich in seinen übrigen Sachen, namentlich in den größeren Orchester- u. Klavierwerken, die fieberhafte Hastigkeit seines Produzirens öfters unvortheilhaft bemerkbar, u. bei allem Anziehenden des Inhalts darf man die Mängel der Form nicht übersehen. Da von Sch.'s Kompositionen sehr viele erst nach seinem Tode ans Licht gekommen sind, hat man ihn auch erst in neuerer Zeit in seiner Totalität als Tonsetzer würdigen lernen. Das Hauptverdienst in dieser Beziehung ist Rob. Schumann zuzuschreiben, der in seiner „Neuen Zeitschrift für Musik" zuerst sich eingehender mit ihm beschäftigte u. nam. nach der erst 1839 erfolgten Entdeckung der großen C-dur-Sinfonie die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte.



Nr. 4968. Franz Peter Schubert (geb. 31. Jan. 1797, gest. 19. Nov. 1828).

Schubert, Friedrich Wilhelm, Historiker, geb. zu Königsberg 20. Mai 1799; kämpfte 1815 als freiwilliger Jäger mit, studirte seit 1816 an der Universität seiner Vaterstadt Geschichte, habilitirte sich 1820 als Privatdozent daselbst u. wurde 1823 Professor der Geschichte u. Staatswissenschaften, ging 1824 in gleicher Eigenschaft nach Berlin, kehrte aber schon 1826 nach Königsberg zurück. Im Mai 1848 in das Frankfurter Parlament gewählt, hielt er sich hier zur sog. Kasinofraktion. Auch war er 1850 Mitglied des Unionsparlaments in Erfurt, seit 1852 der preuß. II. Kammer u. seit 1863 lebenslängliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Er starb zu Königsberg 21. Juli 1868. Sch. half die internationalen Statistischen Kongresse ins Leben rufen u. hat u. A. geschrieben, bez. herausgegeben: „Preußens erstes politisches Auftreten" (Königsberg 1823); „Beiträge zur Geschichte des Deutschen Ordens" (ebd. 1831); „Historische u. literarische Abhandlungen der Deutschen Gesellschaft" (4 Bde., ebd. 1830—37); „Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa" (2 Bde., ebd. 1835—48); „Sammlung der Verfassungsurkunden u. Grundgesetze der Staaten Europa's u. der nordamerik. Freistaaten" (2 Bde., ebd. 1840—50), sowie mit Rosenkranz die Werke Kant's (12 Bde., Lpz. 1838 ff., für deren 11. Band er Kant's Biographie schrieb).

Schubert, Gotthilf Heinrich v., Naturforscher u. Naturphilosoph, geb. zu Hohenstein im Schönburg'schen 26. April 1780; studirte zuerst Theologie in Leipzig, dann aber dort u. 1801—3 in Jena Medizin u. Philosophie, praktizirte hierauf als Arzt in Altenburg, wandte sich 1805 nach Freiberg, hauptsächlich um bei Werner Mineralogie u. Geognosie zu studiren, u. 1807 nach Dresden, wo er naturphilosophische Vorlesungen hielt. Seit 1809 Direktor des Realinstituts in Nürnberg, ward er 1816 Erzieher der Kinder des Erbgroßherzogs von Mecklenburg-Schwerin in Ludwigslust, folgte 1819 einem Rufe als Professor der Naturwissenschaften nach Erlangen u. siedelte 1827 in gleicher Eigenschaft nach München über, wo er auch in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, zum Geheimen Rath ernannt u. geadelt wurde. 1836 u. 37 bereiste er Aegypten, Palästina u. Griechenland. Im Sept. 1853 in Ruhestand versetzt,

starb er 1. Juli 1860 auf dem seinem Enkel gehörigen Gute Laufzorn bei München. Sch.'s wissenschaftliche Richtung ward zunächst durch die Naturphilosophie Schelling's bestimmt; seine eigenen philosophischen Forschungen führten ihn aber dann tief in das religiöse Gebiet, wo er sich einem allerdings genialen Mystizismus hingab. Er schrieb insbes.: „Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" (2 Thle., Lpz. 1806 f.); „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" (ebd. 1808; 4. Aufl. 1840); „Die Urwelt u. die Fixsterne" (ebd. 1823; 2. Aufl. 1839); „Die Symbolik des Traums" (Bamb. 1814; 4. Aufl. von Sch.'s Schwiegersohne, Friedr. Heinr. Ranke, Lpz. 1862); „Altes u. Neues aus dem Gebiete der inneren Seelenkunde" (5 Bde., Lpz. u. Erl. 1807—44; 2. Aufl., 1. Bd. 1824; 2.—4. Bd., 1838—41); „Handbuch der Naturgeschichte" (Mineralogie, Geognosie u. Bergbaukunde, 5 Thle., Nürnb. 1813 ff.); „Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen" (Erl. 1823; 18. Aufl., Frankf. 1856); „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten durch Salzburg u. die Lombardei" (Erl. 1823; 2. Aufl. 1834); „Züge aus dem Leben des Pfarrers Oberlin" (Nürnb. 1826; 4. Aufl., Münch. 1832); „Allgemeine Naturgeschichte" (Erl. 1826; 2. Aufl. unter dem Titel „Geschichte der Natur", 3 Bde., ebd. 1835 bis 1837; 3. Aufl. 1853); „Reise durch das südl. Frankreich u. Italien" (2 Bde., ebd. 1827—31); „Die Geschichte der Seele" (2 Bde., Tüb. 1830; 4. Aufl. 1850); „Reise in das Morgenland" (3 Bde., Erl. 1838 f.); „Erzählungen" (2 Bde., ebd. 1840 f.); „Die Krankheiten u. Störungen der menschlichen Seele" (Stuttg. 1845); „Das Weltgebäude" (Erl. 1852); „Erwerb aus einem vergangenen u. die Erwartungen von einem zukünftigen Leben" (Selbstbiographie, 3 Bde.); „Erinnerungen aus dem Leben der Herzogin Helene von Orleans" (Münch. 1859; 7. Aufl. 1862) u. A. m.

Schubladenstück (franz. pièce à tiroir), auch Verkleidungsstück, kleines Schau- od. Lustspiel, in dem mehrere Charaktere durch den nämlichen Schauspieler in rascher Aufeinanderfolge vorgeführt werden, wie z. B. „Garrick in Bristol", „Das Landhaus an der Heerstraße", „Die Leibrente", „Die Zwillingsbrüder", „Die Proberollen".

Schuch, Franz, der Aeltere, Schauspieler, geb. 1716 zu Wien; leitete seit 1740 eine wandernde Schauspielergesellschaft, die lange Zeit für eine der besten in Deutschland galt; insbes. erlangte sie durch ihre extemporirten Stücke u. durch den Balletmeister Carioni einen Ruf. Sch. selbst spielte den Harlekin. Er starb zu Wien 1763 (nach Anderen 1764). — Franz **Sch.**, der Jüngere, ein Sohn des Vorigen, geboren zu Wien 1741; übernahm nach dem Tode des Vaters die Direktion der Gesellschaft, bei der erst 1766 auf Döbbelin's Veranlassung der Hanswurst abgeschafft wurde, starb aber schon 1771.

Schuchardt, Johann Christian, Zeichner u. Kunstschriftsteller, geb. zu Buttstädt (Sachsen-Weimar) 5. Mai 1799; studirte seit 1820 in Jena die Rechte, beschäftigte sich aber nebenbei mit Zeichnen u. widmete sich nachher ganz dem Kunstfache. Er erhielt eine Anstellung bei der Oberaufsichtsbehörde für Wissenschaft u. Kunst in Weimar, ward zugleich Privatsekretär Goethe's sowie Lehrer von dessen Enkeln, später Direktor der Zeichenschule in Weimar u. 1863 Direktor der dortigen Kunstanstalten. Nachdem er schon 1868 sein Amt niedergelegt, starb er zu Weimar 10. Aug. 1870. Er schrieb: „Lukas Cranach des Aelteren Leben u. Werke" (3 Bde., Lpz. 1851 bis 1871); „Katalog der Kunstwerke im Museum zu Leipzig" (Lpz. 1857) u. „Goethe's ital. Reise" (2 Bde., Stuttg. 1863). Ein besonderes Verdienst erwarb er sich auch, als er mit dem Kupferstecher W. Müller die Zeichnungen Asm. Jak. Carstens' (1849) herausgab.

Schuchardt, Hugo Ernst Mario, Philolog, geb. zu Gotha 4. Febr. 1842; studirte 1859—64 in Jena u. Bonn, habilitirte sich 1870 für das Fach der roman. Sprachen in Leipzig, wurde 1873 ord. Professor in Halle u. folgte 1876 in gleicher Eigenschaft einem Rufe nach Graz. Er schrieb: „Der Vokalismus des Vulgärlateins" (3 Bde., Lpz. 1866—68); „Ueber einige Fälle bedingten Lautwandels im Churwälschen" (Gotha 1870); „Pompeji u. seine Wandinschriften" (Lpz. 1871) u. A. m.

Schücking, Christoph Bernhard Levin, deutscher Dichter u. Romanschriftsteller, geb. 6. Sept. 1814 zu Clemenswerth im Münster'schen; besuchte die Gymnasien zu Münster u. Osnabrück, studirte zu Göttingen, München u. Heidelberg die Rechte, widmete sich dann der Literatur, war durch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Annette v. Droste-Hülshoff (s. d.) eine Zeit lang der Gast des gelehrten Freiherrn v. Laßberg (s. d.) auf Schloß Meersburg am Bodensee, 1842—43 Erzieher der jungen Fürsten Wrede, lebte 1844 in Augsburg, an der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" betheiligt, u. trat 1845 in die Redaktion der „Kölnischen Zeitung" ein, deren Feuilleton er zu einer gewissen Bedeutung erhob. Seit 1852 ließ sich Sch. theils in Köln, theils auf dem ihm zugehörigen Gute Sachsenberg bei Münster nieder. Größere Reisen unterbrachen von Zeit zu Zeit eine literarische Schöpfungslust, welche Sch., obschon er nie ein flüchtiger od. gleichgiltiger Vielschreiber ward, zu den fleißigsten Romandichtern der Gegenwart gesellte. Unter seinen zahlreichen Romanen u. Erzählungen, welche sich beinahe alle durch eine spannende Erfindung, lebendige Charakteristik, durch einen feingestimmten historischen u. landschaftlichen Hintergrund auszeichnen, nennen wir als die vortrefflichsten „Ein Schloß am Meer" (2 Bde., Lpz. 1843);

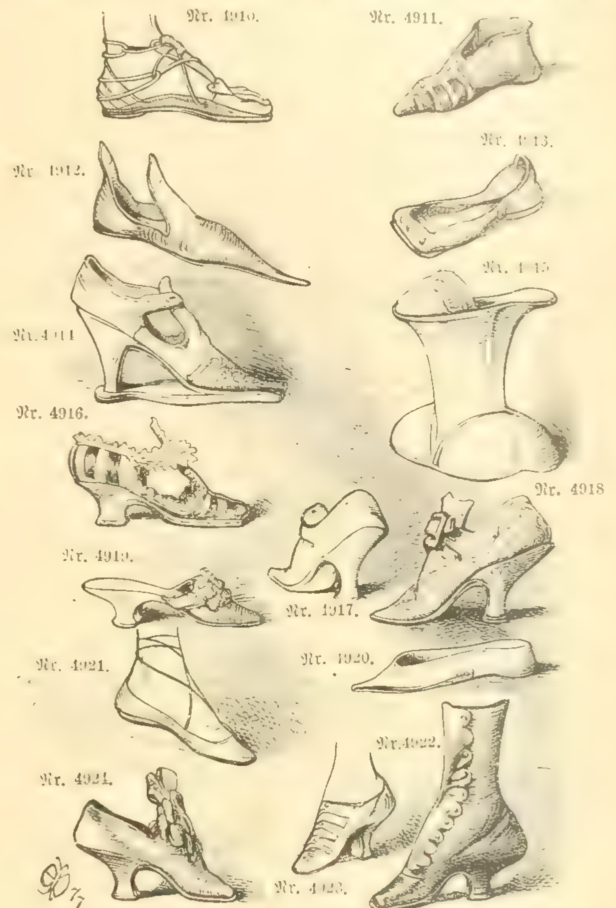


Nr 4909. Christoph Bernhard Levin Schücking (geb. 6. Sept. 1814).

„Die Ritterbürtigen" (3 Bde., ebd. 1845); „Ein Sohn des Volks" (2 Bde., ebd. 1849); „Der Bauernfürst" (2 Bde., ebd. 1851); „Ein Staatsgeheimniß" (3 Bde., ebd. 1854); „Die Rheider Burg" (2 Bde., Prag 1859); „Die Marketenderin von Köln" (3 Bde., Lpz. 1860); „Verschlungene Wege" (3 Bde., Hann. 1867); „Luther in Rom" (3 Bde., ebd. 1870); „Feuer u. Flamme" (3 Bde., Stuttg. 1875); „Der Doppelgänger" (ebd. 1876). Unter seinen übrigen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben eine Sammlung „Gedichte" (Stuttg. 1846), die Dramen „Der Redekampf zu Florenz" (Berl. 1854), „Maria Theresia" u. „Die Prätorianer"; mehrfache Schilderungen seines Heimatlandes: „Das malerische u. romantische Westfalen" (Lpz. 1839); „Von Minden nach Köln" (ebd. 1856); „Bilder aus Westfalen" (Elberfeld 1860), das prächtige Lebensbild „Annette von Droste" (Hann. 1862, 2. Aufl. 1871) u. die Charakteristik „Heinrich von Gagern" (Köln 1849). Eine Sammlung „Ausgewählte Romane" veranstaltete der Dichter selbst (12 Bde., Lpz. 1864; zweite Folge, 12 Bde., ebd. 1874—76). — Seit 1844 war Sch. verheirathet mit Luise geb. v. Gall (geb. 19. Sept. 1815, gest. 16. Mai 1855), die sich durch „Frauennovellen" (2 Bde., Darmst. 1845), die Romane „Gegen den Strom" (2 Bde., Bremen 1851) und „Der neue Kreuzritter" (Berl. 1853), das Lustspiel „Ein schlechtes Gewissen" u. die erst nach ihrem Tode erschienene Novellensammlung „Frauenleben" (2 Bde., Lpz. 1856) als Schriftstellerin vortheilhaft bekannt gemacht hat.

Schuckmann, Kaspar Friedrich, Frhr. v., Staatsmann, geb. zu Mölln, einem Stammgute seiner Familie in Mecklenburg-Schwerin, 26. Dez. 1755; studirte in Halle u. trat, nachdem er kurze Zeit beim Hofgericht in Güstrow praktizirt hatte, in den preuß. Staatsdienst. Seit 1790 königl. Münzrichter in Breslau, ward er 1795 Präsident der Kriegs- u. Domänenkammer in Bayreuth u. 1796 auch in Ansbach, wo er sich bes. 1806 u. 1807 während der kriegerischen Ereignisse durch Eifer u. Geschäftsgewandtheit hervorthat. Im Mai 1807 von den Franzosen, denen er verdächtigt worden war, als Gefangener nach Mainz, dann nach Heidelberg abgeführt, erhielt er erst 1808 seine Freiheit wieder, worauf er sich nach Schlesien zurückzog, um ein Gut zu bewirthschaften. Schon 1810 aber wurde er auf Hardenberg's Betrieb als Geheimer Staatsrath u. Chef der Abtheilungen für Handel u. Gewerbe sowie für Kultus u. öffentlichen Unterricht nach Berlin berufen. Zu seinen großen Verdiensten, die sich Sch. in dieser Stellung erwarb, gehört insbes. die unter seiner Leitung erfolgte völlige Herstellung der neuen Universität zu Berlin u. die Organisation der Universität zu Breslau. 1814 zum Geheimen Staatsminister u. Chef des Ministeriums des Innern ernannt, behielt er die Kultus- u. Unterrichtsangelegenheiten noch bis 1817 bei, in welchem Jahre ihm statt dieser das Berg- u. Hüttenwesen überwiesen wurde; doch vertauschte er dessen Leitung 1819 mit der sog. höheren Sicherheitspolizei u. in demselben Jahre auch die allgemeinen inneren Angelegenheiten mit dem Handels- u. Gewerbe-Departement. Jene übernahm er später aufs Neue u. leitete nur sie allein seit 1830, bis er sich 18. April 1834 ganz in Ruhestand versetzen ließ. Er starb zu Berlin 17. Sept. 1834. In der Geschichte des neueren preuß. Staatswesens nimmt der Name Sch.'s, den übrigens der König 11. Jan. 1834 in den Freiherrenstand erhob, einen Ehrenplatz ein. Denkwürdig ist namentlich auch die unter Sch. erfolgte Ausführung wichtiger u. erfolgreicher Gesetze in Bezug auf die gutsherrlich-bäuerlichen Regulirungen, Ablösungen u. Gemeindetheilungen. Auch veröffentlichte Sch. „Praktische Ideen über Finanzverbesserung" (Tüb. 1808) u. „Bemerkungen gegen v. Raumer's Schrift über Einkommensteuer" (Berl. 1810).

Schuh. Die Erfindung der Sch.e od. der Fußbekleidung schreibt Plinius („Historia Naturalis", VII. 56) einem gewissen Boëthus zu, sagt aber nicht, wer derselbe gewesen sei. Jedenfalls sind sie schon in der frühesten Zeit im Morgenlande (schon 1. Mos. 14, 23; 2. Mos. 3, 5 kommen Sch.e vor) als Schutz gegen den heißen Sand erfunden worden. Die Aegypter fertigten Sch.e aus dem Bast der Papyrusstaude, die alten Indier aus Holz u. Leder, u. zwar trugen Lederschuhe nur die Vornehmeren, u. diese je nach ihrem Range von verschiedener Höhe u. Farbe. Die Hebräer hatten besondere Sch.e für das tägliche Leben, in Form von Sandalen aus Leder, Binsen, Leinwand od. Holz gemacht u. mit Riemen am Fuße befestigt, u. für die Festtage; an heiligen Stätten (wie es die Mohammedaner noch jetzt thun) u. im Hause legte man sie ab. Von vornehmen jungen Hebräern wird berichtet, daß sie Sch.e trugen, unter deren Absätzen Name od. Bild ihrer Geliebten in Metall angebracht war. Die Griechen kannten schon zu Homer's Zeiten Lederschuhe (daher ein Schuhmacher σκυτοτόμος, von σκῦτος, Haut, Leder, hieß), u. zwar unterschieden sie: ὑποδήματα, welche unter den Fuß gebunden die Sohle bedeckten; σανδάλια, welche einen über die Zehen gehenden Riemen hatten, der nach u. nach verbreitert zum Oberleder ward; Halbschuhe für Männer (κρηπῖδες), zu denen die der Lakedämonier (λακωνικαί) von rothem Leder gehörten; βλαυτία, für Gastmähler gebraucht; ἐμβάδες, ganz wie unsere Sch.e; καρβάτιναι, von starkem Leder, von Niedrigen getragen; ἐνδρομίδες, hohe Jägerstiefeln; περσικαί od. κόθορνοι, hohe Frauenschuhe; βαυκίδες, feine Damenschuhe; περιβαρίδες, grobe Mägdeschuhe. In Athen gab man einzelnen Schuhformen den Namen ihrer Erfinder, z. B. Alkibiadische, Iphikratische. Die Etrusker trugen bis zu den Waden gehende Sch.e, die mit Bändern zugebunden, zugeschnürt od. übergeklappt wurden. Die Römer trugen mit der Toga lederne Sch.e (calcei), welche bis an den Knöchel gingen; die der Patrizier waren mit vier Riemen gebunden u. hatten vorn einen Halbmond (lunula) als Zierrath; die der Plebejer waren schwarz u. nur mit einem Riemen (corrigia) gebunden. Konsuln, Prätoren, Aedilen u. Triumphatoren trugen purpurfarbene Sch.e mit hohen Sohlen (mullei). Man hatte aber auch Sch.e mit aufgebogenen Spitzen (uncinati). Die Soldaten trugen mit Nägeln beschlagene Sohlen (caligae), deren Riemen bis an den Unterschenkel reichten, später aber eherne Fußbekleidung (ocreae), Bauern u. Sklaven kurze Halbstiefeln von rauhem Leder (perones), die frühere Fußbekleidung der italischen Völkerschaften, od. auch Holzschuhe (sculponeae). Die Fußbekleidung der Frauen bildeten Sandalen (sandalia) u. dünne, bis an die Waden reichende socci. Zu Hause bedienten sich beide Geschlechter einfacher Sohlen (soleae) u. einer Art Pantoffeln (crepidae), welche den soleae ähnlich waren, aber für beide Füße paßten. Den soccus trugen auch die Schauspieler in der Komödie, während die cothurni, Sch.e mit hohen Absätzen, für die Tragödie benutzt wurden (Juven. Sat. VI. 502). Die alten Deutschen hatten hölzerne Sch.e, wie sie noch die geringeren Frauen in Frankreich (galoches) u. England (a pair of patten, auch sonst mit eisernen Sohlen versehen, od. of wooden clogs) tragen. Indessen wechselte im Mittelalter die Mode mit den Sch.en häufig. Man hatte Sch.e, die vorn sehr spitzig u. aufwärts gebogen waren u. einen mit seltsamen Figuren geschmückten Schnabel hatten; diese hatte Heinrich, ein Sohn des Gottfried Plantagenet, Graf von Anjou, erfunden (12. Jahrh.), um einen entstellenden Auswuchs an der Spitze seines Fußes zu verbergen.



Nr. 4910—24. Zum Artikel „Schuh".
Nr. 4910. Antike griech. Sandale. 4911. 12. Jahrh. 4912. Schnabelschuh, 15. Jahrh. 4913. Anfang des 16. Jahrh. Deutsch. 4914. Schuh der Mathilde von Preußen. 4915. Venetianischer Unterschuh (sog. Creppen). 4916. Anfang des 17. Jahrh. Niederländisch. 4917 u. 18. Stöckelschuh 18. Jahrh. 4919. Zeit Ludwig's XVI. 4920. Schuh der Sansculotte merveilleuse. 4921. Anfang des 19. Jahrh. 4922—24. modern.

Sie hießen souliers à la poulaine (Schiffschnabelschuhe), später aber nach ihrer durch das Konzil von Paris 1212 angeordneten Verkürzung Entenschnäbel, waren bei geringen Leuten $1/_2$, bei vornehmeren 1, bei fürstlichen Personen 2 Fuß lang u. wurden, um sie in der Höhe zu erhalten, mit Kettchen am Schienbein befestigt. Diese schlittschuhartigen Sch.e brachte König Johann von Böhmen aus Frankreich nach Böhmen u. Deutschland. Zu Zürich wurden solche Sch.e mit Spitzen, in die man Etwas legen konnte, u. auch die genestelten Sch.e im J. 1370 verboten. Im J. 1452 hielt Kardinal Johann Capistranus zu Nürnberg eine Strafpredigt gegen die spitzen Sch.e; 1460 gab der Rath daselbst den Schuhmachern ein gewisses Maß, wie lang man sie machen dürfe, aber im J. 1473 verbot er die Schnabelschuhe auf Bitten des Bamberger Bischofs ganz. In Bern ordnete man 1470 an, daß die Schnäbel nur einen Finger lang sein sollten, u. in Frankreich hörten sie unter Ludwig XII. auf. Dagegen erhielten sich die genestelten Sch.e bis ins 16. Jahrh. Eine eigenthümliche Mode war hierbei, die Spitzen abzuschneiden, so daß die Zehen herausschauten, worauf man diese mit Ringen schmückte. Später stumpfte man aber die Sch.e so ab, daß sie eine dreieckige Gestalt annahmen. Im J. 1667 verbot die Sachsen-Gothaische Kleiderordnung den Frauen der

[illegible] sammtene od. weiße Sch.e bei 5 Thaler Strafe, denen der [illegible] weiße ausgesteppte bei 3—10 Thaler u. den Bauer [illegible] die gesteppten u. ausgehackten bei beliebiger ernster Strafe. In [illegible] im 17. Jahrh. die Frauen durch Korkunterlagen bis zu [illegible] erhöhte Sch.e [illegible]. Nach Deutschland kam aber die Mode der hohen Absätze aus Spanien. Mit sehr hohen Absätzen versehene u. mit Nägeln beschlagene Sch.e trugen auch die Russinnen. Sonst hatte man in Rußland u. Polen auf dem Lande im Sommer Sch.e von Bast, im Winter aber von rohem Ochsen- od. Pferdeleder, nach dem Fuße viereckig geschnitten, das Rauhe herausgekehrt u. die Ecken hinten u. vorn um den Fuß geschnürt. Zur Zeit der ersten Französischen Revolution kam in Frankreich die Mode auf, daß die Damen zur Morgenkleidung Sch.e mit breiten u. niedrigen Korkabsätzen u. etwas erhöhten Spitzen trugen. Als man aber die griechische Tracht einführte, wurden sie so schmal u. flach, daß sie fast den Sandalen gleich kamen. Im ersten Drittel des 19. Jahrh. kam die Mode der Kreuzbänderschuhe auf, welche sich so lange hielt, als man kurze Kleider trug; allein mit den langen Kleidern u. der Crinoline verschwanden sie je mehr u. mehr u. machten den Stiefeletten Platz. Eine Art eigenthümlicher Sch.e sind die der Chinesen, welche angeblich unter dem Kaiser Hoang-Ti erfunden wurden (2698 v. Chr.). Die Männerschuhe sind aus buntem Tuch, Seide od. Sammt mit dicken weißen Sohlen von Stoff, da es an gutem Leder fehlt; die Frauenschuhe sind aus demselben Material, nur haben sie eine andere Form für die bekannte Verkrüppelung ihrer Füße; jedoch sagt man, daß die jungen Damen längere Zeit Sch.e von Eisen tragen müssen, damit diese die Füße am Wachsthum hindern. Allerdings haben kleine Füße auch bei den alten Völkern als Schönheit gegolten, u. angeblich verschaffte ihr kleiner Sch. der Thrakierin Rhodope die Hand des ägyptischen Königs Psammetich (Aelianus, „Var. Hist." XIII. 23). In gleicher Weise soll der Kaiser Vitellius den Sch. seiner Gemahlin Messalina angebetet haben (Sueton, Vitell. 2) u. das französische u. deutsche Volksmärchen erzählt Aehnliches von Aschenbrödel's Sch. Bekannt ist die bei den vornehmen Polen lange geübte Sitte, aus dem Atlasschuh der Dame vom Hause, wo sie zur Tafel geladen waren, od. ihrer Geliebten Tokaier od. Champagner zu trinken.

Schulaufsichtsgesetz. Bis 1872 wurde in Preußen, wie in den meisten anderen Ländern, die Aufsicht über die Volksschulen von den Geistlichen als „Schulinspektoren" ausgeübt. Veranlaßt durch das fanatische Treiben der ultramontanen Geistlichkeit, bes. in Posen u. in den katholischen Rheinlanden, brachte der preuß. Kultusminister Falk im Febr. 1872 einen Gesetzesentwurf ein, nach welchem „die Aufsicht über alle öffentlichen u. privaten Unterrichts- u. Erziehungsanstalten dem Staate zusteht; die mit dieser Aufsicht betrauten Behörden u. Beamten handeln demnach im Auftrage des Staates, u. alle Schulinspektoren werden allein vom Staate ernannt." Nach heftigster Debatte (8. Febr. bis 8. März) wurde das Gesetz vom preuß. Abgeordnetenhause angenommen u. im Juni 1872 von Falk noch ergänzt durch das Reskript über die Ausschließung aller geistlichen Orden vom Unterricht in der Volksschule. Dem Beispiele Preußens folgten hinsichtlich der weltlichen Schulinspektion auch andere Staaten, wie z. B. Sachsen (1874), letzteres jedoch unter Belassung der geistlichen Schulinspektion für den Religionsunterricht.

Schuld bezeichnet die Verpflichtung einer Person, einer anderen Etwas zu leisten, z. B. eine Geldsumme zu zahlen, Dienste zu verrichten, eine Räumlichkeit zu gewähren. Ohne Sch.en ist eigentlich kein Mensch, denn fast jeder Augenblick schafft für den Einzelnen eine Menge von Verhältnissen, die ihm Verpflichtungen auferlegen. Dagegen spricht man allerdings davon, es habe Jemand Sch.en, wenn er die ihm obliegenden Verbindlichkeiten unerfüllt läßt. Dem Berechtigten, dem Gläubiger, sind nun vom Rechte mehrfache Mittel u. Wege gewährt worden, um Schuldner, die aus bösem Willen od. Nachlässigkeit ihren Verpflichtungen nicht genügen, zu deren Erfüllung zu nöthigen. Ein bes. wirksames Mittel dieser Art ist die Schuldhaft, d. h. die Einsperrung des saumseligen Schuldners, um ihn zur Zahlung zu zwingen. Während diese Art des Zwanges in manchen Ländern, z. B. in England, die Regel bildet, ist sie in Deutschland durch das Bundesgesetz vom 29. Mai 1868 regelmäßig u. nam. auch in den früher bestandenen Fällen, bei Wechsel- u. Handelsschulden, ausgeschlossen. Nur wenn eine Handlung in Frage ist, welche nur der Schuldner u. kein Anderer für ihn vornehmen kann (z. B. die Ablegung einer Rechnung über eine von ihm geführte Geschäftsverwaltung) ist sie ausnahmsweise gestattet. Auch derjenige Ehegatte, der den anderen ohne ausreichenden Grund verläßt, wird durch Zwangshaft nach einzelnen Landesgesetzen zur Rückkehr veranlaßt. Dasselbe gilt nach den Bestimmungen einzelner Länder bei Dienstboten, welche grundlos die Fortsetzung des Gesindedienstes verweigern. — Besondere Erwähnung verdient noch die schriftliche Bescheinigung, das Anerkenntniß eines Schuldverhältnisses durch einen Schuldschein. Denselben stellt der Schuldner dergestalt aus, daß er in einem Schriftstücke seinem Gläubiger den Betrag u. Gegenstand der Schuld, die Zeit der Tilgung ꝛc. nennt, u. bezeichnet u. das Ganze unter Angabe des Ortes u. der Zeit mit seinem vollen Namen unterzeichnet. Derartige Schuldscheine gewähren dem Gläubiger insofern ein wesentliches Interesse, als sie ihm den Beweis erleichtern, ihn gegen unbegründete Einwendungen des Schuldners sichern u. ihm nach vielen Landesgesetzen, wie auch nach der Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, die Möglichkeit eröffnen, mit größter Schnelligkeit wider den säumigen Schuldner vorzugehen u. bald zur Exekution zu gelangen.

Schule u. Schulwesen. Das deutsche „Schule" kommt vom griech. σχόλη, lat. schola, d. h. eigentlich „Muße, freie Zeit", bes. die Muße zu gelehrter Beschäftigung. Aber schon die Griechen bezeichneten mit σχόλη nicht blos die gelehrte Arbeit selbst, sondern auch die Vereinigung von Lehrern u. Schülern, endlich den Ort, wo gelernt wurde. Letztere Beziehungen sind auch in dem Gebrauch des deutschen Wortes „Schule" zu unterscheiden. Es bezeichnet erstlich allgemein eine Zusammengehörigkeit Solcher, die auf einem Gebiete der Wissenschaft od. Kunst derselben Richtung folgen; so spricht man z. B. von einer Hegel'schen, einer Herbart'schen ꝛc. Schule, von einer Umbrischen Malerschule ꝛc., auch wenn die einzelnen Vertreter der betreffenden Richtung den Begründer der Schule nur aus seinen Schriften od. Werken kennen gelernt u. dann nachgeahmt haben. In engerem Sinne bezeichnet Schule den Inbegriff der Unterrichtsmittel, die zur Ausbildung Jemandes angewandt worden sind; daher sagt man, es habe Jemand tüchtige Schule gehabt (s. v. w. Schulung, Schulbildung); ja man redet sogar von einer Prüfungs- od. Leidensschule. Am gewöhnlichsten aber bezeichnet Schule die einzelne Lehranstalt, die zu Bildungszwecken errichtet worden ist, od. das Gebäude, in welchem sich eine solche Anstalt befindet. An dieser Stelle haben wir es nur mit Schule im Sinne von Schulanstalt zu thun (vgl. auch „Erziehung" u. „Pädagogik"). Wir unterscheiden dabei: die verschiedenen Arten von Schulen, die Fragen in Betreff der inneren Einrichtung u. Verwaltung der Schule u. allgemeine (äußere) Streitfragen auf dem Gebiete des Schulwesens. 1. Eintheilung der Schulen nach ihren verschiedenen Zielen. Die übliche Unterscheidung von niederen u. höheren Schulen hat nur dann einen Sinn, wenn damit zwischen solchen Anstalten unterschieden werden soll, an denen die Allen ohne Ausnahme nöthigen Bildungsgrundlagen gelehrt werden, u. solchen, welche eine weitergehende, sei es allgemeine od. Fachbildung, anstreben. In die erstere Klasse gehören die sog. Elementar- od. Primarschulen (s. „Elementarunterricht"), die nach dem Geschlecht der Schüler wieder in Knaben-, Mädchen- od. gemischte Schulen zerfallen. In den meisten Dorf- u. kleineren Stadtschulen beschränkt sich der Unterricht meist auf die Elementarschule. Dieselbe bildet dann die sog. Volksschule, in welcher die Schüler vom 6. od. 7. Jahre an in der Regel 8 Jahre hindurch Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, den Elementen der Geschichte, Geographie u. Naturkunde, in Religion, Gesang u. gewöhnlich auch im Turnen erhalten. In das Gebiet der Volksschule gehören auch noch die zahlreichen Arten von Schulen, die seit den letzten 50 Jahren in den meisten Städten eingerichtet worden sind u. eine erhöhte Volksbildung theils durch Vermehrung der Stundenzahl u. Hinzufügung eines weiteren Schuljahres, theils durch Aufnahme anderer Fächer, wie Zeichnen, Geometrie, Französisch, zu erreichen streben. Allen solchen Anstalten, wie Sekundarschulen, Bürgerschulen (in weiterer Steigerung höheren Bürger- od. Knabenschulen u. höheren Töchterschulen), auch den sog. Realschulen zweiter Ordnung (s. „Realschulen"), ist die Richtung auf die allgemeinste Ausbildung für das bürgerliche Leben in irgend einem Beruf gemeinsam. Demselben Zwecke dienen auch meist die Sonntags- u. Fortbildungsschulen (s. d.), d. h. sie gehen auf Erhaltung u. Ergänzung des früher Gelernten nach dem Verlassen der Volksschule aus. Umgekehrt dienen die Spiel- u. Kleinkinderschulen der Vorbereitung auf den Besuch der Volksschule. Die noch hier u. da bestehenden öffentlichen Armenschulen beschränken sich zufolge der Unentgeltlichkeit des Unterrichts auf die Erlernung des Nothwendigsten in möglichst knapper Stundenzahl. Einen besonderen Zweig des niedern Schulwesens bilden endlich die Anstalten für nicht Vollsinnige (sog. Schwachsinnige, Taubstumme u. Blinde [s. „Blindenanstalten"]) u. sittlich Verwahrloste (s. „Rettungshäuser"). Die Anstalten, die dem Gebiet des sog. höheren Schulwesens angehören, zerfallen in solche, die überhaupt eine höhere allgemeine u. zugleich wissenschaftliche Bildung anstreben, u. in die Fachschulen. Die ersteren sind: die Gymnasien (s. d.) mit vorwiegend humanistischem, d. h. klassischem Unterrichtsstoff; zu ihnen bilden die Progymnasien u. Lyceen (s. d.) eine Vorstufe; ferner die Realschulen (s. d.) mit vorwiegend realistischem Unterrichtsstoff, u. die sog. Real- u. Gesammtgymnasien, welche die Vorzüge der humanistischen Gymnasien u. der Realschulen zu verbinden trachten (vgl. über dies Alles „Gelehrtenschulen"). Besondere Arten von Gymnasien sind die sächs. Landes- od. Fürstenschulen (s. d.), die Geschlechtsgymnasien u. Ritterakademien (s. d.) für vornehme Stände, die Pädagogien (meist die oberste Stufe des Gymnasiums) u. das akademische

Gymnasium zu Hamburg, das zum Theil höhere wissenschaftliche Fächer hereinzieht. Die Zwecke des Gymnasiums od. der Realschule werden übrigens auch von den meisten sog. Erziehungsinstituten in der Form des Internats (des Zusammenwohnens) verfolgt. An das eben behandelte Gebiet schließt sich sodann das sehr weitschichtige der Fachschulen an, u. zwar an das Gymnasium (wie zum Theil auch an die Realschule) der wissenschaftliche Fachunterricht auf Universitäten, landwirthschaftlichen u. Forstakademien, Kunstakademien, Konservatorien, dem Polytechnikum (für höhere Technik), der Gewerbeschule, der Handelsschule, der Navigations- od. Schiffahrtsschule, den Kriegsschulen 2c. Andere Fachschulen knüpfen an eine niedrigere realistische Vorbildung an, so die Seminare für Lehrer u. Lehrerinnen, die Bau-, Industrie-, Webe-, Ackerbauschulen 2c. 2. Innere Einrichtung u. Verwaltung. In ersterer Beziehung ist fast überall das sog. Klassensystem herrschend, d. h. die Schüler einer bestimmten Abtheilung von möglichst gleichem Alter genießen in allen Fächern denselben Unterricht. Dieses System wird zugleich zum Klassenlehrersystem, wenn der gesammte Unterricht möglichst in der Hand eines einzigen Lehrers liegt; so meist od. ausschließlich in den Elementar-, bes. Dorfschulen. In letzteren besteht zum Theil sogar noch das Einklassensystem, obschon eine gesunde Pädagogik mindestens das Zweiklassensystem fordert. Höhere Schulen fordern naturgemäß die Vertheilung des Unterrichtsstoffs an verschiedene Fachlehrer; dagegen vertheilt das Fachsystem (s. d.) auch die Schüler je nach ihren Fortschritten in den einzelnen Fächern in verschiedene Klassen. Der Unterricht selbst ist auf den niederen Stufen mehr katechetisch abfragend u. konversatorisch (gesprächsweise), auf den höheren Stufen mehr akroamatisch, d. h. auf Anhörung des Lehrvortrags beruhend. Ein wichtiges Kapitel des Schulwesens bildet die Auswahl od. Herstellung der besten Schulbücher (Schulgrammatiken, Leitfäden 2c.); zur Ermittelung der Fortschritte innerhalb eines bestimmten Zeitraums dienen die Schulprüfungen od. Examina, auf Grund deren die Schulzeugnisse od. Censuren ertheilt werden. Die höheren Schulanstalten pflegen jährlich Schulberichte (sog. Schulprogramme, gewöhnlich verbunden mit einer wissenschaftlichen Abhandlung von Seiten eines Lehrers) auszugeben. Der Schluß des Schuljahrs (gewöhnlich vor Ostern) wird an den höheren Schulen meist mit einem Schulaktus, verbunden mit Deklamationen u. Vorträgen einzelner Schüler, bes. der Abgehenden, gefeiert. An den niederen Schulen sind dafür fast aller Orten Schulfeste üblich (früher am Feste des heil. Gregorius 12. März [s. „Gregor I."], jetzt meist am Geburtstage des Landesherrn). — Die Schulverwaltung, d. h. die Handhabung der Schulordnung od. Schulaufsicht, war früher fast allgemein in den Händen der Gemeinde; selbst die Gymnasien waren größtentheils Gemeindeschulen, u. nur die Universitäten, Akademien (in Sachsen auch die Fürstenschulen) bestanden als Staatsschulen. Demgemäß besaßen die Gemeinden fast unumschränkte Vollmacht über ihre Schulen, nur daß die Oberaufsicht meist in den Händen der Geistlichen lag, denen in den Städten eine besondere Schulkommission (Schulvorstand) beigegeben war. Diesen war der Lehrer od. an größeren Schulen der Schuldirektor verantwortlich. Auf den Dörfern dagegen übte der Pfarrer unter Oberaufsicht des Dekans od. Superintendenten (Bischofs) des Sprengels die Schulinspektion aus. Der Staat griff nur in besonderen Fällen durch staatliche Schulinspektionen (so schon bei Beginn der Reformation in Kursachsen) ein. In neuerer Zeit aber (ungefähr seit 1830) hat sich mehr u. mehr das Bestreben geltend gemacht, die Oberaufsicht über das Schulwesen möglichst in den Händen des Staates zu vereinigen. Zahlreiche höhere Schulen wurden von Staatswegen errichtet, die vorhandenen Schulordnungen wurden der Genehmigung des Staates unterworfen, selbst die der Privatschulen; eingehende Schulregulative (unter denen bes. die Raumer-Stiehl'schen in Preußen wegen ihres streng kirchlichen Geistes starken Widerspruch hervorriefen; denselben folgten die Mühler'schen, Okt. 1872 die Falk'schen Schulregulative) strebten die möglichste Gleichmäßigkeit des Unterrichts an allen Schulen derselben Gattung an. Auch an den höheren Schulen wurde die Oberaufsicht des Staates durch Abordnung eines Kommissars in die Gemeindeschulvorstände straffer gehandhabt. Am heftigsten aber entbrannte der Kampf um die Emanzipation der Schule von der Kirche, d. h. von der geistlichen Schulinspektion. Dieser Kampf endigte in Preußen (u. seitdem auch anderwärts) mit den Schulaufsichtsgesetzen (s. d.) von 1872. Schon früher wurde übrigens in den meisten Staaten die Oberleitung des Schulwesens von einer besonderen Abtheilung des Unterrichtsministeriums, deren Beisitzer Oberschulräthe heißen, unter ihnen von den Provinzial-Schulkollegien (Schulräthen) ausgeübt. Dagegen verblieb naturgemäß die Handhabung der Schulzucht od. Disziplin im engern Sinne bei den einzelnen Lehrern, an größeren Schulen bei den Rektoren unter Beirath des Lehrerkollegiums. — 3. Allgemeine Fragen in Betreff des Schulwesens. Aus dem Obigen ergiebt sich bereits, wie der früher tiefgreifende Unterschied zwischen öffentlichen u. Privatschulen mehr od. weniger geschwunden ist, indem sich der Staat auch der Oberaufsicht über die Institute, Privat- u. Sammelschulen, sogar über den Unterricht durch Hauslehrer bemächtigt hat. Es war dies eine nothwendige Folge des staatlich eingeführten Schulzwangs; wenn der Staat alle Bürger zu einem gewissen Maß der Bildung zwingt, so muß er auch Allen die Erreichung dieses Maßes verbürgen, u. nur dann ist die Klage über Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit berechtigt, wenn die Staatsgewalt bei der Ausübung der Schulhoheit in das Gebiet der Familie u. der persönlichen Ueberzeugung in einer Weise übergreift, die mit der Erreichung der Bildungszwecke od. der Verhinderung einer staatsgefährlichen Ausbildung nichts zu thun hat. Die ganze Frage betrifft hauptsächlich den religiösen Unterricht (vgl. „konfessionslose Schule"). Bemerkenswerth ist übrigens, daß selbst hochkultivirte Länder, wie England u. Frankreich, noch nicht zur Einführung des Schulzwangs gelangt sind. Von anderen Fragen schwebt zur Zeit bes. noch die über die Unentgeltlichkeit alles Unterrichts, d. h. die Aufhebung des Schulgelds. Dieselbe ist (wenigstens für die Volksschule) allerdings eine nothwendige Konsequenz des Schulzwanges; dagegen sind die Meinungen über die Zweckmäßigkeit getheilt u. Zweifel an derselben jedenfalls sehr berechtigt.

Zu der Literatur über das Schulwesen (im Artikel „Erziehung") tragen wir hier noch nach: „Encyklopädie des gesammten Erziehungs- u. Unterrichtswesens", herausgeg. von K. A. Schmid (10 Bde., Stuttg. 1859—75). Von den geradezu zahllosen Schul- u. Lehrerzeitungen als Organen für das Schulwesen ganzer Länder od. Provinzen heben wir hervor: die „Allgemeine Schulzeitung, Organ des Vereines für wissenschaftliche Pädagogik", jetzt von K. Stoy in Jena herausgegeben (1877: 54. Jahrgang); „Allgemeine deutsche Lehrerzeitung" (Berl., 29. Jahrg.); „Evangelisches Schulblatt u. deutsche Schulzeitung" (Gütersloh, 21. Bd.); „Christlicher Schulbote" (Hann., 15. Jahrg.); „Deutsche Schulzeitung" (Berl., 7. Jahrg.); „Neue deutsche Schulzeitung" (Berl.); „Allgemeines Schulblatt für Volks- u. Mittelschulen", Lpz., ehedem „Preuß. Schulblatt").

Schulenburg, von der, ein sehr altes, berühmtes Adelsgeschlecht, dessen ältester bekannter Stammvater, Werner **v. d. Sch.**, auf dem ersten Kreuzzuge 1119 bei der Eroberung von Acca in Syrien seinen Tod fand. 1130—1528 wurde das Amt des Landeshauptmanns in der Altmark, wo das Geschlecht bes. begütert war u. von wo es sich mehr u. mehr ausbreitete, fast ausschließlich mit Angehörigen desselben besetzt. Durch Heirath ging im Sept. 1373 das Erbküchenmeisteramt der Mark Brandenburg auf die Familie über, welche es noch heute besitzt. Auch erhielt ein Zweig, der sich zu Anfang des 15. Jahrh. in Luxemburg niedergelassen, die Erbmarschallswürde dieses Herzogthums u. erwarb später das Schloß Montdejun in der Champagne; doch starb dieser Zweig mit dem berühmten Marschall Sch. de Montdejun 1671 aus. Ueberhaupt sind bis jetzt 4 Feldmarschälle, 25 Generäle, 3 Heermeister des Johanniterordens, 6 Staatsminister u. 1 Bischöfe diesem Geschlecht entsprossen. Dasselbe folgt der luther. Konfession, ist gegenwärtig in Preußen, Sachsen, den beiden Mecklenburg, Braunschweig u. Rußland ansässig u. zerfällt seit dem 14. Jahrh. in zwei noch heute blühende Hauptlinien: die Weiße u. die Schwarze. I. die **Weiße Linie** theilt sich in eine Aeltere u. Jüngere Weiße Linie. Jene wurde, nachdem das ganze Haus schon seit 1563 im Besitze des Reichsfreiherrenranges war, 7. Dez. 1728 in den Reichsgrafenstand erhoben u. besteht zur Zeit aus den Häusern Hehlen u. Betzendorf, von denen das letztere wieder in die Speziallinien Wolfsburg (od. Brome), Betzendorf u. Dezel Ramstädt Hornhausen-Delitz (die gleichnamigen Güter sind veräußert) zerfällt. Die Jüngere Weiße Linie besteht jetzt aus den Häusern Trampe (vormals Blumberg, in Preußen gegraft 2. Okt. 1786), Altendorf (noch freiherrlich), Emden (in Preußen gegraft 6. Juli 1798), Altenhausen (desgleichen), Bodendorf (desgleichen), Burg Scheidungen (reichsgräflich seit 17. Aug. 1786), Bitzenburg (desgleichen, besitzt seit 1861 das Erbkämmereramt in der Landgrafschaft Thüringen) u. Angern (in Preußen gegraft 20. Juli 1753). II. die **Schwarze Linie**, die jetzt nur noch aus dem Hause Lieberosa gebildet wird, besitzt seit 17. Jan. 1816 den preuß. Grafenrang. — Die namhaftesten Sprossen des Geschlechts sind: Reichsgraf Johann Matthias **v. d. Sch.**, von der Schwarzen Linie, geb. zu Emden im Magdeburgischen 8. Aug. 1661; kämpfte 1702—1706 als sächs. Generalleutnant in Polen gegen Karl XII., in welchem Kriege er in der Nacht vom 12. zum 13. Okt. 1704 den berühmten Rückzug von Puniz nach Schlesien ausführte; auch seine

Niederlage 1706 bei Fraustadt zwang ihn, sich nach Sachsen zurück zuziehen, wo er dann dem Rathe beiwohnte, der Patkul's (s. d.) Auslieferung beschloß. 1708—11 Oberbefehlshaber eines Corps von 9000 Mann das der Kurfürst von Sachsen in holl. Dienste gab, focht er unter Marlborough u. Eugen gegen die Franzosen u. ward von Kaiser Karl VI. in den Reichsgrafenstand erhoben. 1715 trat er als Feldmarschall in die Dienste der Republik Venedig, die dann seine Verdienste bei der Vertheidigung von Korfu gegen die Türken (1716) durch Errichtung seines Standbildes in Korfu ehrte. Während der Kriege der Oesterreicher in Italien (1733—35 u. 1742—47) behauptete er die Neutralität Venedigs. Auch auf diplomatischem Gebiet zeichnete er sich wiederholt aus. Er starb zu Verona 14. März 1747. Vgl. Fr. Albrecht v. d. Sch., „Leben u. Denkwürdigkeiten des Joh. Matth. v. d. Sch." (2 Bde., Lpz. 1834). — Reichsfreiherr Levin Rudolph **v. d. Sch.**, von der Schwarzen Linie, geb. 1727; machte den Siebenjährigen Krieg im Gefolge Friedrich's d. Gr. mit, ward zuletzt preuß. Generalleutnant, Wirkl. Geh. Staats- u. Kriegsminister sowie Chef des Militärdepartements u. starb 22. Sept. 1788. — Graf Karl Friedrich Gebhard Werner **v. d. Sch.**, aus der Speziallinie Wolfsburg, geb. zu Braunschweig 21. März 1763; trat aus den preuß. in westfäl. Staatsdienste, stand später an der Spitze der hannöv. Stände u. wurde, als Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig 1813 bei Quatre Bras gefallen war, vom Prinzregenten von England, als dem Vormund des unmündigen Nachfolgers, mit der Leitung der Landesverwaltung in Braunschweig betraut; er starb zu Wolfsburg 25. Dez. 1818. — Graf Friedr. Albrecht **v. d. Sch.**, aus der jetzt im Mannesstamme erloschenen Speziallinie Klosterroda, geb. zu Dresden 18. Juni 1772; studirte in Leipzig u. Wittenberg, widmete sich der diplomatischen Laufbahn, die ihn 1799 als kursächs. Gesandten an den dän. u. 1801 an den russ. Hof führte, lebte 1804—10 als Privatmann in Frankreich, vertrat dann Sachsen bis 1812 in Wien, wohnte als Vertreter des sächs. Königs dem dortigen Kongresse bei u. unterzeichnete 15. Mai 1815 den Vertrag mit Preußen, Oesterreich u. Rußland, wurde Geheimer Rath u. folgte dem Hauptquartier der Verbündeten nach Frankreich, bekleidete dann wieder den Gesandtschaftsposten in Wien bis 1830, wurde mit dem Titel eines Konferenzministers in den Ruhestand versetzt u. starb zu Wien 12. Sept. 1853. Vgl. Danneil, „Das Geschlecht der v. d. Sch." (Salzwedel 1847).

Schulhoff, Julius, ausgezeichneter Klavierspieler, geb. von israelitischen Eltern zu Prag 2. Aug. 1825; wurde, nachdem er bereits mit 9 Jahren unter großem Beifall öffentlich aufgetreten war, zu weiterer Ausbildung der Leitung Tedesco's übergeben u. genoß in der Theorie der Tonsetzkunst die Unterweisung Tomaschek's. 1841 führte ihn eine Kunstreise nach Paris, wo er Anfangs nur seinen Studien lebte, bis ihn Chopin zu öffentlichem, von durchschlagendem Erfolge begleitetem Auftreten ermuthigte. Später unternommene Reisen in Frankreich, Spanien, England, Deutschland u. Rußland verschafften seinem technisch eben so vollendeten wie eleganten u. geschmackvollen Spiel überall ungetheilte Anerkennung. Seit einer Reihe von Jahren lebt Sch., aus der Oeffentlichkeit ganz zurückgetreten, in Dresden. Von seinen ansprechenden u. dankbaren Klavierkompositionen — Salon- u. Charakterstücke, Fantasien, Walzer, Mazurka's 2c. — haben viele eine große Verbreitung gefunden.

Schulpforta, s. „Pforta".

Schuls od. Schnols, Dorf mit 897 E. (1870) im Unterengadin, schweiz. Kanton Graubünden; liegt in 1210 m. Seehöhe am linken Ufer des Inn, hat starken Getreidebau u. ist reich an Mineralquellen; hervorzuheben ist die Wyquelle, ein starker Sauerling u. Mofetten.

Schulte, Johann Friedrich, Ritter v., namhafter Kirchenlehrer, der sich früher als Vertreter der streng kathol. Richtung, seit dem Vatikan. Konzil aber als Förderer der altkathol. Bewegung bekannt gemacht hat, geb. zu Winterberg (Westfalen) 23. April 1827 als Sohn eines Arztes; studirte in Berlin zuerst Philologie, dann Jurisprudenz, betrat 1851 als Auskultator beim Berliner Kammergericht die praktische Laufbahn, habilitirte sich aber, als er Appellationsgerichtsreferendar in Bonn geworden, zugleich als Privatdozent an der dortigen Universität u. folgte 1854 einem Rufe als außerord. Professor des Kanonischen Rechts nach Prag, wo er schon 1855 ord. Professor des Kanonischen u. Deutschen Rechts u. im folgenden Jahre fürsterzbischöflicher Konsistorialrath u. Rath am Ehegericht aller drei Instanzen wurde. 1863—66 auswärtiges Mitglied des österr. Unterrichtsraths, gehörte er auch der Staatsprüfungskommission, bes. für deutsche Rechtsgeschichte, an u. ward 1869 in den erblichen Ritterstand erhoben. Das Vatikanische Konzil veranlaßte ihn zu tiefeinschneidenden Untersuchungen über das kathol. Recht in Hinsicht auf Papst u. Bischöfe, bez. über das Unfehlbarkeitsdogma, deren Ergebniß darin bestand, daß er sich offen u. entschieden gegen letzteres erklärte u. nach dessen Verkündigung der altkathol. Bewegung anschloß. Seit der Nürnberger Konferenz im Aug. 1870 nahm er an allen Parteiberathungen einen hervorragenden Antheil. Inzwischen hatte er sein Amt im fürstbischöflichen Konsistorium niedergelegt u. zu Ostern 1873 übernahm er die Professur für deutsche Rechtsgeschichte in Bonn. Die wichtigsten seiner zahlreichen Schriften sind: „Handbuch des kathol. Eherechts" (Gießen 1855); „System des kathol. Kirchenrechts" (ebd. 1856); „Erläuterung des Gesetzes über die Ehen der Katholiken in Oesterreich vom J. 1856" (Prag 1856; 2. Aufl. 1857); „Die Quellen des kathol. Kirchenrechts" (2 Bde, Gießen 1856—60); „Lehrbuch der deutschen Reichs- u. Rechtsgeschichte" (Stuttg. 1860; 2. Aufl. 1870); „Die Erwerbs- u. Besitzfähigkeit der Bisthümer" (Prag 1860); „Ueber gemischte Ehen" (ebd. 1862); „Lehrbuch des kathol. Kirchenrechts" (Gießen 1863; 3. Aufl. 1873); „Die juristische Persönlichkeit der Kathol. Kirche" (ebd. 1869); „Die Rechtsfrage des Einflusses der Regierungen bei den Bischofswahlen" (ebd. 1869); „Die Stifte der alten Orden in Oesterreich" (ebd. 1869); „Die Macht der röm. Päpste über Fürsten, Länder, Völker u. Individuen nach ihren Lehren u. Handlungen, zur Würdigung ihrer Unfehlbarkeit" (Prag 1871); „Denkschrift über das Verhältniß des Staats zu den Sätzen der päpstlichen Konstitution vom 18. Juli 1870" (ebd. 1871); „Die Stellung der Konzilien, Päpste, Bischöfe u. die päpstl. Konstitution vom 18. Juli 1870); „Ueber Kirchenstrafen" (Berl. 1872); „Die Berechtigung des Vorgehens der Altkatholiken vom Standpunkte des Kirchenrechts" (Bonn 1873; „Der Cölibatszwang u. dessen Aufhebung" (ebd. 1876). Auch gab er die „Canones et decreta concilii Tridentini" (gemeinsam mit Richter, Lpz. 1853) heraus.

Schulter, der höchste Theil der Vordergliedmaßen; wird ihrer Grundlage nach vom Schlüsselbein u. dem Vordertheil des Schulterblattes gebildet; sie giebt dem Körper in seinem Obertheil seine volle Breite.

Schulterblatt (scapula), ein zu beiden Seiten des Rückgrates am hintern obern Theil des Brustkastens gelegener platter Knochen, beim Menschen von der Gestalt eines ungleichseitigen Dreiecks. Sein oberer Rand läuft nach außen in den nach vorn u. abwärts gebogenen Rabenschnabelfortsatz aus, während die Rückwand durch eine weit vorspringende quere Leiste, die Schultergräte, in zwei ungleiche Hälften getheilt wird, welche nach oben u. außen in einen breiten, das Schultergelenk überdeckenden platten Fortsatz, das Acromion od. die Schulterhöhe, ausläuft, an die sich das Schlüsselbein heftet. Mit diesem bildet das Sch. den Brust- od. Schultergürtel, an dem die Vorderextremitäten eingelenkt sind (Schultergelenk) u. Muskeln ihren Ansatz finden. Während das Sch. wie der Schultergürtel überhaupt bei einem großen Theile der Säugethiere dieselbe Bildung zeigt wie beim Menschen, weichen die nur gehenden (od. schwimmenden), nicht grabenden, kletternden od. fliegenden Säugethiere, bei denen also die Vorderextremitäten nicht in so hohem Maße einen festen Halt bedürfen, durch das Fehlen der Schlüsselbeine ab, während bei den Vögeln, die ein schmales, säbelförmiges Sch. haben, die Schlüsselbeine zum Gabelbein verschmelzen u. zwei andere Knochenstücke (die Coracoidknochen) als sog. zweites Paar Schlüsselbeine, die bei den Säugethieren als Rabenschnabelfortsatz mit dem Sch. verschmolzen waren, als selbständige Theile des Schultergürtels auftreten. Auch bei den anderen Wirbelthierklassen sind Sch., Coracoid u. Schlüsselbein die Glieder des Schultergürtels, bis schließlich bei einem Theile der Fische die Bildung des Schultergürtels zu einem knorpligen Bogenstücke herabsinkt. Wo Vordergliedmaßen fehlen, fällt auch der Schultergürtel weg — so bei den Schlangen —, od. wird rudimentär — wie z. B. bei gewissen Eidechsen.

Schultheiß od. Schulze nennt man in Dörfern u. Flecken diejenige Person, welche nicht nur auf Ruhe u. Ordnung in der betreffenden Gemeinde zu sehen, sondern auch die gewöhnlichen Verwaltungsgeschäfte zu

besorgen u. den eigentlichen Regierungsbehörden über alles Wissenswerthe Auskunft zu ertheilen hat. Zumeist wird er von den Gemeindeangehörigen auf eine gewisse Zeit gewählt. Sein Amt ist regelmäßig ein Ehrenamt, mit finanziellen Vortheilen also nicht verknüpft.

Schultz-Schultzenstein, Karl Heinr., ausgezeichneter Botaniker u. Physiolog sowie eifriger Förderer der Gartenkultur, war ein Sohn des Rathszimmermeisters Schultz in Alt Ruppin u. erhielt 1848 den Beinamen Schultzenstein von seinem Gute dieses Namens in der Nähe von Rheinsberg bei Neu-Ruppin durch königl. Urkunde. Geb. 8. Juli 1798, ward er 1817 in das für Heranbildung von Militärärzten bestimmte Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin aufgenommen, promovirte 1821, verließ aber 1822 die militärische Laufbahn, um sich der akademischen zu widmen, wurde 1825 außerord. u. 1833 ord. Professor der Medizin an der Universität in Berlin u. starb daselbst 22. März 1871. Er hat sich bes. durch die Entdeckung der Säftebewegung in den höheren Pflanzen u. durch sein System der Verjüngung im Pflanzen-, Thier- u. Menschenleben bekannt gemacht; im Gegensatz zu den dynamischen u. materialistischen Stoffwechseltheorien zeigte er, daß die Verjüngung nam. des menschlichen Lebens in einem steten inneren Wechsel von Zeugen u. Sterben verjüngter Formengebilde bestehe u. daß auf der ununterbrochenen Erhaltung u. Herstellung der Verjüngungsakte die Gesundheit, bez. Genesung, sowie die Kultur des Lebens beruhe. Dieses Verjüngungsprinzip wandte er auch auf die Psychologie u. Moral an. Schon seine Promotionsschrift „Der Kreislauf des Saftes im Schöllkraute u. in mehreren anderen Pflanzen u. über die Assimilation des rohen Nahrungsstoffes in den Pflanzen überhaupt" (Berl. 1822) machte großes Aufsehen. Derselben ließ er folgen: „Die Natur der lebendigen Pflanze" (2 Bde., ebd. 1823 u. Stuttg. 1828); „Natürliches System des Pflanzenreichs nach seiner inneren Organisation" (Berl. 1832); „Sur la circulation et sur les vaisseaux laticifères dans les plantes" (ebd. 1839, von der Pariser Akademie gekrönt); „Die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen" (Bonn u. Bresl. 1841); „Ueber Anaphytose od. Verjüngung der Pflanzen" (Berl. 1843); „Neues System der Morphologie der Pflanzen" (ebd. 1847); „Die Verjüngung im Pflanzenreich" (ebd. 1851); „Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung" (ebd. 1844); „Ueber Pflanzenernährung, Bodenerschöpfung u. Bodenbereicherung" (ebd. 1864); „Das System der Cirkulation in seiner Entwicklung durch die Thierreiche u. im Menschen" (Stuttg. 1836); „Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens u. die Mittel u. Wege zu ihrer Kultur" (Berl. 1842; 2. Aufl. 1850); „Die Verjüngung im Thierreich als Schöpfungsplan der Thierformen" (ebd. 1854); „Die homöobiotische Medizin des Theophrastus Paracelsus" (ebd. 1831); „Allgemeine Krankheitslehre" (2 Bde., ebd. 1844 f.); „Die Heilwirkungen der Arzneien" (ebd. 1846); „Die Menschwerdung Gottes im Glauben u. Wissen" (ebd. 1852); „Leben, Gesundheit, Krankheit, Heilung" (ebd. 1863); „Ueber die Natur u. Kultur der Krisen als Verjüngungsprozesse in der Heilung" (gegen Virchow, ebd. 1865); „Naturstudium u. Kultur od. Wahrheit u. Freiheit in ihrem Zusamenhange" (ebd. 1866); „Die Physiologie der Verjüngung des Lebens" (ebd. 1867); „Der Zustand der Wissenschaften auf den Universitäten im Verhältniß zur Lebenspraxis" (ebd. 1870).

Schulz, Johann Abraham Peter, verdienter deutscher Theoretiker u. Komponist, geb. 30. März 1747 zu Lüneburg als der Sohn eines Bäckers; besuchte in seiner Vaterstadt die Johannis- u. Michaelisschule u. erhielt Unterricht im Violinspielen u. auf dem Klavier. Nur mit Widerstreben gab der Vater, der Sch. zum Geistlichen bestimmt hatte, endlich die Einwilligung zum Betreten der musikalischen Laufbahn. Sch. ging um 1764 nach Berlin, fand in Kirnberger's Hause Aufnahme u. studirte unter dessen Leitung eifrig die Theorie der Tonsetzkunst. 1768—72 war er musikalischer Begleiter einer polnischen Fürstin Sapieha auf einer Reise durch Deutschland, Frankreich u. Italien, wurde dann Kapellmeister bei einem meist in Lithauen lebenden gleichnamigen Verwandten der Fürstin u. kehrte 1773 nach Berlin zurück. Hier wurde er musikalischer Mitarbeiter an dem zweiten Theil von Sulzer's „Theorie der schönen Künste", half seinem Lehrer Kirnberger dessen „Kunst des reinen Satzes" in System u. Form bringen u. schrieb selber die Abhandlung „Die wahren Grundsätze zum Gebrauch der Harmonie" (welche lange Zeit Kirnberger zugeschrieben wurde); auch komponirte er Mancherlei. 1776 wurde er Musikdirektor am Franz. Theater in Berlin u. nach dessen Auflösung (1780) Kapellmeister des Prinzen Heinrich (zu Rheinsberg), bekleidete diese Stelle bis 1787 u. lieferte während dieser Zeit verschiedene seiner besten Kompositionen (z. B. Chöre u. Gesänge aus Racine's „Athalia", die Operetten „La Fée Urgèle" u. „Le Barbier de Seville", das Melodram „Minona, od. die Angelsachsen", viele geistliche u. weltliche Lieder, Instrumentalsachen 2c.). 1787 folgte er einem ehrenvollen Rufe als königl. Kapellmeister nach Kopenhagen, mußte aber 1795 aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung nehmen. Nach einem Sommeraufenthalt bei seinem Freunde Joh. Heinr. Voß in Eutin begab er sich im Sept. 1795 zur Stärkung seiner Gesundheit auf die Reise nach Portugal, wurde aber durch Stürme an die norwegische Küste verschlagen u. mußte einen Theil des Winters zu Arendahl in Norwegen zubringen, gab nun die Reise auf, kehrte nach Deutschland zurück u. lebte fortwährend kränkelnd theils in Berlin, theils in Rheinsberg u. Schwedt, in welch letzterm Orte er 10. Juni 1800 starb. So schätzbar auch Sch.'s größere Kompositionen sind, so beruht doch seine eigentlichste u. nachhaltigste Bedeutung auf seinen Liedern, die zu den besten des vorigen Jahrhunderts gehören u. zum Theil noch heutzutage im Volksmunde fortleben (wie z. B. „Blühe, liebes Veilchen", „Seht den Himmel, wie heiter", „Gesund u. frohen Muthes", „Warum sind der Thränen" 2c.).

Schulze, s. „Schultheiß".



Nr. 4925. Ernst Schulze, geb. 22. März 1789, gest. 29. Juni 1817.

Schulze, Ernst, deutscher Dichter, geb. 22. März 1789 zu Celle; studirte zu Göttingen Theologie u. Philologie u. war in seinen poetischen Erstlingen, wie sein Gedicht „Psyche" erweist, einer der letzten Nachahmer Wieland's. Eine leidenschaftliche Liebe zu der schönen Tochter des Professors Tychsen, Cäcilie, deren früher Tod die besten Hoffnungen des Dichters knickte, ward Anlaß zur Ausführung des großen romantischen Epos „Cäcilia" (2 Bde., Lpz. 1818 u. öfter, Miniaturausgabe 1849 u. ö.), in welchem Sch. seine Liebe zu verklären u. die „christliche Sehnsucht nach dem Himmlischen u. Ewigen zu verkörpern" gedachte. Das weitausgedehnte Gedicht blieb, trotz des Wohllauts seiner Verse, unklar im Plan u. schattenhaft in der Ausführung. Während er an der „Cäcilia" dichtete, hatte sich Sch. als Privatdozent in Göttingen habilitirt; 1814 nahm er als freiwilliger Jäger am Befreiungskriege Theil. Nach seiner Rückkehr entwarf er das kleinere romantische Gedicht „Die bezauberte Rose" (Lpz. 1818; 12. Aufl. 1870; Diamantausgabe mit Illustrationen, 1. Aufl. Berl. 1873), welches, obschon seiner „Cäcilia" verwandt, doch durch die größere Gunst des frei

erfundenen Stoffes, leichtere Anlage, den erhöhten Zauber der Form die Eigenthümlichkeit des Dichters besser hervortreten ließ u. um seines zarten Farbenglanzes u. seiner schönen Stanzen willen nicht nur den Preis erhielt, den das Taschenbuch „Urania" 1817 auf ein kleines romantisches Epos ausgeschrieben hatte, sondern auch den Namen u. das Andenken des Dichters bewahrte, der auch um der vielen zarten u. innigen lyrischen Gedichte, welche seine „Vermischten Gedichte" (Lpz. 1820; 3. Aufl. 1852) enthalten, Anspruch darauf hat, nicht vergessen zu werden. Sch., der brustkrank aus dem franz. Feldzuge heimgekehrt war, starb 30. Juni 1817 zu Celle. Seine „Sämmtlichen poetischen Schriften" gab zuerst Bouterwek (4 Bde., Lpz. 1818—20), in 3. Aufl. Hermann Marggraf (5 Bde., 1855) heraus; eine Ausgabe der „Bezauberten Rose" u. des kleinere Gedichte enthaltenden „Poetischen Tagebuches", mit biographischer Einleitung versehen, veranstaltete Tittmann (Lpz. 1868).

Schulze, Friedrich August, als Romanschriftsteller bekannt unter dem Namen Friedrich **Laun**, geb. zu Dresden 1. Juni 1770; ließ sich, da er äußerer Verhältnisse wegen nicht gleich von der Schule auf die Universität gehen konnte, zunächst in der Kanzlei des Geheimen Finanzkollegiums beschäftigen, legte aber 1797 seine Stelle nieder u. studirte nun drei Jahre lang in Leipzig, privatisirte dann in seiner Vaterstadt, bis er 1807 Sekretär bei einem Landeskollegium wurde, erhielt 1820 den Titel eines Kommissionsraths u. starb zu Dresden 4. Sept. 1849. Sch., der sein Leben in den nicht uninteressanten „Memoiren von F. L." (3 Thle., Bunzlau 1837) selbst beschrieben hat, war außerordentlich produktiv u. hat vornehmlich kleine Romane u. Erzählungen von heiterem Charakter verfaßt, die nicht zu den schlechtesten ihrer Art gehören. Seine „Gesammelten Schriften" erschienen mit einem Prolog von L. Tieck (6 Bde., Stuttg. 1843 f.). Mit A. Apel gab er das bekannte „Gespensterbuch" (6 Bde., Lpz. 1810—17) heraus. Auch schrieb er noch „Robespierre mit Beziehung auf die neueste Zeit" (ebd. 1837).

Schulze, Friedr. Gottlob, hochverdienter Agronom u. Nationalökonom, geb. zu Obergävernitz bei Meißen 28. Jan. 1795; studirte in Leipzig u. Jena, erlernte hierauf die Landwirthschaft auf den Gütern seines Vaters, wurde 1817 Oberverwalter der Kammergüter Oberweimar, Tiefurt u. Lützendorf, habilitirte sich 1819 als Privatdozent in Jena, erhielt daselbst 1821 eine außerord. u. später eine ord. Professur der Landwirthschaft u. Nationalökonomie u. gründete 1826 eine Landwirthschaftliche Lehranstalt. Im Okt. 1834 folgte er einem Rufe nach Greifswald, wo er die Staats- u. landwirthschaftliche Akademie zu Eldena gründete u. leitete, doch kehrte er 1839 als Professor der Staats- u. Kameralwissenschaften u. Direktor des Landwirthschaftlichen Instituts, bez. als Geheimer Hofrath, nach Jena zurück, wo er 3. Juli 1860 starb. Sch. war neben Thaer (s. d.) der Vater unserer neuen Landwirthschaft, indem er das rationelle Denken in die Praxis einführte. Er erkannte zuerst auch die Nationalökonomie als den gewichtigsten Hebel der Bildung u. des Wohlstandes seines Volkes, u. die engste Verbindung der Volks- mit der Landwirthschaft bildete die Grundlage seines Systems. Von seinen Schriften sind bes. anzuführen: „Ueber Wesen u. Studium der Wirthschaftswissenschaften" (Jena 1826); „Ueber die Selbständigkeit des deutschen Universitätsgeistes" (ebd. 1843) u. die von ihm herausgegebenen „Deutschen Blätter für Landwirthschaft u. Nationalökonomie (ebd. 1844—53, Bd. 1—2). Zu Jena ward ihm 10. Aug. 1867 ein Denkmal mit seiner von Friedrich Drake modellirten Kolossalbüste errichtet. Hermann Johann Friedrich **Sch.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Jena 23. Sept. 1824; studirte daselbst u. in Leipzig die Rechte sowie die Kameral- u. Staatswissenschaften, habilitirte sich 1847 in Jena als Privatdozent, wurde dann außerord. Professor der Rechte u. Lehrer des Landwirthschaftsrechts am Landwirthschaftlichen Institut u. wirkt seit 1857 als ord. Professor des deutschen Staats- u. Privatrechts an der Universität zu Breslau. Auch ist er Kronsyndikus u. lebenslängliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Er schrieb: „Das Recht der Erstgeburt in den deutschen Fürstenhäusern" (Lpz. 1851); „Nationalökonomische Bilder aus Englands Volksleben" (Jena 1853); „Neuenburg, eine geschichtlich-staatsrechtliche Skizze" (Berl. 1856); „Die Hausgesetze der regierenden deutschen Fürsten" (Jena 1862); „System des deutschen Staatsrechts" (Lpz. 1865); „Joh. Jak. Moser" (ebd. 1869); „Das Erb- u. Familienrecht der deutschen Dynasten des Mittelalters" (Halle 1871); „Das preuß. Staatsrecht, auf Grundlage des deutschen Staatsrechts dargestellt" (2 Bde., Lpz. 1872—74) ꝛc.

Schulze (-Delitzsch), Hermann, der Vater des deutschen Genossenschaftswesens, geb. zu Delitzsch (Prov. Sachsen) 29. Aug. 1808; studirte in Leipzig u. Halle die Rechte, wurde zuerst Referendar, dann Oberlandesgerichtsassessor in Naumburg u. später Kammergerichtsassessor in Berlin. Letztere Stellung vertauschte er 1841 unter Vorbehalt seines Rücktritts in den unmittelbaren Justizdienst mit dem Patrimonialrichteramte in seiner Vaterstadt. Als deren Vertreter 1848 in die Berliner Nationalversammlung geschickt, gehörte er hier zu den Führern der gemäßigten demokratischen Partei, stimmte 27. Nov. 1848 für die Steuerverweigerung u. ward deshalb 1849 in den vor dem Berliner Schwurgericht verhandelten Aufruhrprozeß verwickelt, aber 8. Febr. 1850 freigesprochen. Nach Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit trat er wieder in den Staatsdienst u. wurde zum Kreisrichter in Wreschen (Provinz Posen) ernannt, nahm jedoch nach 1½ Jahre seine Entlassung u. kehrte nach Delitzsch zurück, um fortan seine ganze Thätigkeit dem Wohle der arbeitenden Klassen zu widmen.



Nr. 4926. Hermann Schulze-Delitzsch (geb. 29. Aug. 1808).

In diesem Sinne war er schon früher thätig gewesen. Während nämlich Ritter Aime Huber (s. d.) durch Schrift u. Wort für das Genossenschaftswesen Propaganda in Deutschland machte, that Sch. das Gleiche durch das Beispiel, indem er 1849 in Delitzsch selbst Arbeitergenossenschaften ins Leben rief (vgl. „Assoziation"). Die Erfolge Sch.'s in der Hervorrufung von Volksbanken od. Vorschuß- u. Kredit-, Rohstoff-, Konsumvereinen u. ähnlichen Erwerbs- u. Wirthschaftsgenossenschaften erregten selbst die Aufmerksamkeit des Auslandes, bes. Englands, wo die infolge eines Parlamentsbeschlusses u. eines Regierungsauftrags von dem engl. Diplomaten Monier vorgenommenen u. in einem Blaubuch zusammengefaßten Recherchen über die Arbeiter- u. Assoziationsverhältnisse in Deutschland seine Ernennung zum Ehrenmitgliede des Cobden-Klubs herbeiführten. 1859 veranlaßte Sch. die gleiche Zwecke verfolgenden Vereine in Deutschland zur Gründung eines Verbands der deutschen Genossenschaften, zu dessen besoldetem Anwalt er erwählt ward u. als dessen Organ er das Monatsblatt „Die Innung der Zukunft" herausgiebt. Seine Ideen veröffentlichte er nam. in den Schriften „Das Assoziationsbuch" (Lpz. 1862), „Die Vorschuß- u. Kreditvereine als Volksbanken" (ebd. 1855; 4. Aufl., 1867) u. „Die arbeitenden Klassen u. das Assoziationswesen" (ebd. 1858; 2. Aufl., 1863). Mit Lassalle (s. d.), der seinem System der Selbsthülfe das

der Staatshülfe entgegenstellte, gerieth Sch. zwar in Konflikt, doch mußte selbst Lassalle einräumen, daß Sch. „der Sache der Assoziation überhaupt einen Anstoß von den weitgreifendsten Folgen gegeben" hätte. Am 16. Sept. 1859 wurde auf Sch.'s Antrag zu Frankfurt a. M. der Nationalverein gestiftet, u. seitdem wandte er seine Thätigkeit mehr der politischen Seite des staatlichen Lebens zu. 1861, in welchem Jahre er auch nach Potsdam übersiedelte, in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt, gehörte er demselben bis 1873 an u. zählte hier als Sozialreformer zu den hervorragendsten Mitgliedern der Fortschrittspartei. Im Winter 1862—63 hielt er vor dem Vereine der Berliner Arbeiter Vorträge über das Verhältniß des Kapitals zur Arbeit, die er dann als „Kapitel zu einem deutschen Arbeiter-Katechismus" (Lpz. 1863) erscheinen ließ. In dankbarer Anerkennung seiner segensreichen Wirksamkeit ward ihm von seinen Verehrern 4. Okt. 1863 ein Kapital von 50,000 Thalern überreicht, von dem er indessen nur die Zinsen für sich annahm; der größere Theil des Kapitals wurde zu einer jetzt in Gotha domizilirten Stiftung, dem „Schulze-Delitzsch-Fond", verwendet, welche, mit den Rechten einer juristischen Person ausgestattet, den Zweck hat, „Männer, deren Wirksamkeit auf irgend einem Gebiete des öffentlichen Lebens, nam. auf dem volkswirthschaftlichen, im Interesse des gemeinsamen Vaterlands in Anspruch genommen wird, angemessen zu besolden." Seit März 1867 ist Sch. auch Mitglied des Reichstags. Zu seinen Schriften gehören noch: „Wanderbuch, ein Gedicht in Scenen u. Liedern" (Lpz. 1838; 2. Aufl., Glogau 1859); „Die Abschaffung des geschäftlichen Risikos durch Herrn Lassalle" (Lpz. 1866); „Die Entwicklung des Genossenschaftwesens" (ebd. 1870); „Anweisung für Vorschuß- u. Kreditvereine" (ebd. 1870) rc. Auch giebt er die Jahresberichte über die deutschen Erwerbs- u. Wirthschaftsgenossenschaften (ebd.) heraus.

Schumacher, Heinrich Christian, berühmter Astronom, geb. zu Bramstedt in Holstein 3. Sept. 1780; studirte in Kiel, Jena, Kopenhagen u. Göttingen Mathematik u. Astronomie, privatisirte seit 1807 in Altona, bis er 1810 als außerord. Professor der Astronomie nach Kopenhagen ging; übernahm 1813 die Direktion der Sternwarte in Mannheim u. kehrte 1815 als ord. Professor u. Direktor der Sternwarte nach Kopenhagen zurück. 1817 begann er die dän. Gradmessung u. 1821 ward er mit der Leitung der Aufnahme u. Mappirung von Holstein u. Lauenburg betraut. Seit letztgenanntem Jahre lebte er daher wieder in Altona, wo ihm 1823 der König von Dänemark eine Sternwarte erbauen ließ. 1824 setzte Sch. in Gemeinschaft mit dem engl. Board of longitude die engl. Messungen mit den dän. durch Bestimmung des Längenunterschiedes zwischen der Altonaer u. Greenwicher Sternwarte in Verbindung. Die von ihm 1830 auf dem Schlosse Güldenstein angestellten Beobachtungen über die Länge des einfachen Sekundenpendels wurden dem dän. Maßsystem zu Grunde gelegt. Als ihm 1848 nach Christian's VIII. Tode der bis dahin genossene Jahrgehalt entzogen wurde, setzte ihm auf Verwendung seines Schülers W. v. Struve der Kaiser von Rußland eine ansehnliche Pension aus, indeß starb Sch. schon 28. Dez. 1850 zu Altona. Er veröffentlichte: „Astronomische Hülfstafeln" (10 Bde., Kopenh. 1820—29); „Astronomische Nachrichten" (ebd. 1821 ff.); „Planetentafeln für 1822 u. 23" (ebd. 1822); „Astronomische Abhandlungen" (2 Hefte, Altona 1823). Auch begann er in Verbindung mit anderen Astronomen die Herausgabe eines „Astronomischen Jahrbuchs" (Stuttg. 1836).

Schumann, Robert, ausgezeichneter Tonsetzer u. musikalischer Schriftsteller, geb. 8. Juni 1810 zu Zwickau als der Sohn des wohlhabenden Buchhändlers August **Sch.**; erhielt den ersten dürftigen Klavierunterricht von einem Baccalaureus Kuntzsch, worauf er dann, während er in seiner Vaterstadt das Gymnasium besuchte, sich vorwiegend autodidaktisch weiterhalf, auch wiederholt in öffentlichen Konzerten auftrat u. außerdem Kompositionsversuche machte. 1826 starb sein Vater, der sich seinen musikkünstlerischen Bestrebungen immer sehr geneigt gezeigt hatte; Mutter u. Vormund aber widersetzten sich einem musikalischen Lebensberuf Robert's, der demgemäß Ostern 1828 die Universität Leipzig bezog, um die Rechte zu studiren, aber in der Folge fast nur philosophische Vorlesungen hörte u. bei Friedrich Wieck Klavierunterricht nahm. Auch in Heidelberg, wohin Sch. Ostern 1829 ging, folgte er ganz seinen musikalischen Neigungen, spielte fleißig Klavier (auch öffentlich u. mit großem Beifall) u. komponirte. Endlich im J. 1830 war der Widerstand seiner Familie gegen die Ergreifung des künstlerischen Lebensberufs besiegt (hauptsächlich durch die von Sch. angerufene Vermittlung Wieck's), u. er eilte nun sofort nach Leipzig zurück u. studirte das Klavierspiel eifrigst bei Wieck u. den Kontrapunkt bei Heinrich Dorn (damals Kapellmeister am Leipziger Stadttheater). Eine Fingerlähmung an der rechten Hand nöthigte ihn nach einiger Zeit, auf die Virtuosenlaufbahn zu verzichten, u. nunmehr widmete er sich ausschließlich dem seiner innersten Natur entsprechenden Berufe, der Komposition. 1831 erschienen die Klavier-Variationen auf den Namen Abegg (bereits in Heidelberg entstanden) als sein Op. 1 im Druck; 1832 schrieb er einen Sinfoniesatz, den er auch in Zwickau zur Aufführung brachte, u. von den Arbeiten aus den vier folgenden Jahren sind als die bedeutendsten zu nennen: die „Etudes symphoniques" (Op. 13), die Sonaten in Fis-moll (Op. 11) u. in G-moll (Op. 22), die C-dur-Fantasie (Op. 17). Als musikalischer Schriftsteller trat er zum ersten Male 1832 in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" auf



Nr. 4927. Robert Schumann, geb. 8. Juni 1810, gest. 29. Juli 1856.

(mit einem Aufsatz über Chopin's Op. 2), u. 1834 ließ er im Bunde mit Gleichgesinnten die „Neue Zeitschrift für Musik" als Organ der neuen romantischen Richtung in der Musik ins Leben treten, deren Redaktion er bis 1844 vorstand u. die bald Anerkennung u. Verbreitung erlangte. Alle in derselben enthaltenen kritischen Aufsätze seiner Feder, die von eben so gründlicher Sachkenntniß wie von idealster Gesinnung u. glänzender literarischer Befähigung Zeugniß geben, erschienen nachgehends gesammelt unter dem Titel „Gesammelte Schriften über Musik u. Musiker" (4 Bde., Lpz. 1854). Von seinen Kompositionen aus den Jahren 1836—39 sind bes. zu nennen: die „Davidsbündlertänze", die „Kreisleriana", die „Novelletten", die „Kinderscenen" u. die „Fantasiestücke". Im Winter 1838—39 war Sch. in Wien, wo er sich's bes. angelegen sein ließ, Franz Schubert's (s. d.) hinterlassene Werke der Vergessenheit zu entziehen. Im Jan. 1840 wurde er von der Universität Jena zum Doktor der Philosophie kreirt, u. im Sept. desselben Jahres vermählte er sich mit Clara Wieck, der Tochter seines ehemaligen Klavierlehrers (s. u.). Um diese Zeit trat in seinem Schaffen ein bedeutsamer Wendepunkt insofern ein, daß er, der bisher fast nur für Klavier geschrieben hatte, nunmehr sich zum ersten Male der menschlichen Stimme zuwandte u. gleich in dem einen Jahre 1840 nicht weniger als 138 größere u. kleinere Gesangskompositionen lieferte, zumeist Lieder, die (wie z. B. die „Myrthen", die Cyklen „Dichterliebe", „Frauenliebe

u. Leben¹) zu den schönsten Blüten seines Genius gehören. Auch kehrte er zunächst nicht zum Klavier zurück, suchte vielmehr sich mit den großen, von der Vergangenheit überlieferten Formen der Instrumentalmusik vertraut zu machen, u. studirte zu dem Ende mit Eifer die klassischen Partituren sowie unter den Neueren bes. die Werke Mendelssohn's. Die reichen Früchte dieser Studien liegen in der B-dur-Sinfonie u. in „Ouverture, Scherzo u. Finale" zu Tage. Außerdem fällt in das Jahr 1841 noch die Entstehung der D-moll-Sinfonie, welche zehn Jahre später neu überarbeitet u. als Sinfonie Nr. 4 veröffentlicht wurde. 1842–44 folgten die drei Streichquartette (Op. 41), das berühmte Es-dur-Quintett für Klavier u. Streichinstrumente, das diesem nahe verwandte Es-dur-Quartett, die Variationen für zwei Klaviere u. endlich „Das Paradies u. die Peri", eine seiner bedeutendsten u. am meisten aufgeführten Schöpfungen. 1843 wurde Sch. am Leipziger Konservatorium als Lehrer der Komposition u. des Partiturspiels angestellt, gab aber diese Thätigkeit bald wieder auf. Im folgenden Jahre machte er mit seiner Frau eine längere Kunstreise durch Rußland, die Beiden die mannichfachsten Ovationen einbrachte, u. siedelte unmittelbar nach seiner Rückkehr von Leipzig nach Dresden über. Hier traten 1845 die auf ein Gehirnleiden deutenden Symptome, welche sich bereits früher bei ihm gezeigt hatten, in verstärktem Maße wieder hervor, ja er wurde sogar eine Zeit lang fast ganz arbeitsunfähig. Doch sein Geist erlangte wieder volle Klarheit u. Spannkraft, u. nachdem er sich zuerst mit gründlichen kontrapunktischen Studien beschäftigt hatte, wandte er sich zur Komposition der C-dur-Sinfonie (Nr. 2) u. des Klavierkonzerts in A-moll. 1846 u. 1847 übernahm er kürzere Ausflüge nach Berlin u. Wien u. 1848 vollendete er die Oper „Genoveva" (die den an sie geknüpften Hoffnungen auf Erfolg nicht entsprach) u. begann die Komposition der Musik zu Byron's „Manfred" (welche heute als eine seiner großartigsten u. gelungensten Schöpfungen gilt). Inzwischen war er in Dresden Dirigent der Liedertafel u. eines gemischten Chorvereins geworden, eine Stellung, welche ihm zu manchen unter den zahlreichen Arbeiten aus jener Zeit die nächste Anregung geben mochte. Zu höchstem Umfange steigerte sich seine Produktivität 1849, in welchem Jahre allein 30 theils größere, theils kleinere Werke entstanden, u. auch die bereits 1844 (mit dem Epilog) begonnene Musik zu Goethe's „Faust" zur Vollendung kam (die Ouverture jedoch abgerechnet, die er erst später in Düsseldorf schrieb). Im Herbst 1850 siedelte er mit seiner Familie nach Düsseldorf über, um dort die früher von Hiller bekleidete städtische Musikdirektorstelle anzutreten. Nur wenig gewandter Orchesterdirigent, wie er war, u. außerdem durch die wieder auftretenden krankhaften Zustände obenerwähnter Art vielfach gestört u. gehemmt, vermochte er den mit seiner Stellung verbundenen Funktionen nicht zu genügen, u. im Herbst 1853 sah man sich endlich genöthigt, ihn seiner Dirigententhätigkeit zu entheben. Sein Schaffen blieb ein rastloses, u. in die ersten Jahre des Düsseldorfer Aufenthaltes fallen sogar noch Werke wie die dritte (Es-dur-) Sinfonie (1850) u. „Der Rose Pilgerfahrt" (1851). Die diesen nachfolgenden Produktionen — Ouverturen zu „Julius Cäsar", „Hermann u. Dorothea", „Braut von Messina", die großen Balladen für Soli, Chor u. Orchester „Der Königssohn", „Des Sängers Fluch", „Das Glück von Edenhall" ꝛc. — verrathen deutlicher die Spuren der zunehmenden Umnachtung seines Geistes. Noch 1853 beschäftigte er sich mit der Ordnung u. Zusammenstellung seiner Schriften (s. o.), machte auch mit seiner Gattin eine sehr erfolgreiche Kunstreise durch Holland; Anfangs 1854 aber wurde sein Zustand ganz bedenklich, er versuchte 7. Febr. sich im Rhein zu ertränken, wurde zwar gerettet, aber sein Geist blieb zerrüttet; man mußte ihn nach der Heilanstalt zu Endenich bei Bonn bringen, wo er 29. Juli 1856 starb. — Sch. ist nächst Mendelssohn der Hauptvertreter der jüngern deutsch-romantischen Tonschule. Er war eine echt deutsche, tiefinnerliche Künstlernatur, voll sittlichen Ernstes u. allem Hohen u. Edeln zugewandt. Er komponirte aus dem innersten Drange seines Wesens heraus, ihm lösten sich alle äußeren u. inneren Erlebnisse in Klang u. Ton auf, u. sein Idealismus gebot ihm, in der Kunst den Ausdruck der höchsten Ideen zu erblicken. Zu gleicher stilistischer Durchbildung u. zu gleicher meisterhafter Handhabung der Technik wie Mendelssohn ist er nicht gelangt; nam. in seinen größeren Werken merkt man, daß er es nicht immer über sich vermochte, seine Stimmung soweit zu beherrschen u. abzuklären, wie es die streng künstlerische Darstellung verlangt, sowie daß er zur Bewältigung der großen Kompositionsformen u. zur vollendeten Behandlung der Kontrapunktik trotz allen Eifers u. angestrengter Arbeit nicht durchgedrungen ist. — Die Gattin Robert Sch.'s, **Clara Josephine Sch.**, geb. zu Leipzig 13. Sept. 1819 als die Tochter des verdienstvollen Klavierlehrers Friedrich Wieck, ist eine der ausgezeichnetsten Pianistinnen unsrer Zeit. In ihrem fünften Lebensjahre begann der Vater mit ihr den Klavierunterricht, u. 20. Okt. 1828 spielte sie in Leipzig zum ersten Male öffentlich. Ihre erste Kunstreise nach Weimar, Kassel, Frankfurt a. M. machte sie mit elf Jahren in Begleitung ihres Vaters; dann folgte ein Ausflug nach Paris, der für ihren Ruf entscheidend wurde, u. von diesem nach Leipzig zurückgekehrt, beschäftigte sie sich auch mit tonsetzerischen Studien, die, bereits früher bei Kantor Weinlig begonnen, unter Leitung der Musikdirektoren Kupsch u. Dorn fortgesetzt wurden.



Nr. 4025. Clara Josephine Schumann, geb. 13. Sept. 1819.

In der Folgezeit führten sie ihre Reisen, die sie zuerst unter Obhut ihres Vaters, dann allein, darauf in Begleitung ihres Mannes u. nach dessen Tode wieder allein unternahm, u. auf denen sie zuerst in Deutschland Chopin's Werke in die Oeffentlichkeit einführte, nicht nur durch ganz Deutschland, sondern auch nach Wien, Paris, England, Holland, Skandinavien u. Rußland. Zur Wittwe geworden, lebte sie anfänglich in Düsseldorf, dann in Berlin u. Baden-Baden u. gegenwärtig hat sie ihren Aufenthalt wieder in Berlin. — Die außerordentlichen Erfolge, welche den Leistungen Clara Sch.'s unausgesetzt bis auf den heutigen Tag zu Theil geworden sind, haben ihre vollkommene Berechtigung nicht nur in der Größe ihrer Virtuosität an sich, sondern auch in der Art u. Weise, wie sie diese Virtuosität in den Dienst des Echten u. Edeln in der Kunst stellt.

Schumla, auch Dschumla od. Schumna, Stadt mit etwa 60,000 E. im türkischen Tuna- (d. h. Donau-) Vilajet; liegt in 257 m. Seehöhe in fruchtbarer Ebene im Kleinen Balkan, ist Knotenpunkt mehrerer Straßen von Bulgarien nach Rumelien u. besteht aus einer meist von Türken bewohnten Ober- u. einer von Christen u. Juden bewohnten Unterstadt. Von Natur schon dadurch zum festen Platze gemacht, daß eine 1–33 m. hohe Mauer mit steilem Abfall in Hufeisenform die Ebene umgiebt, ist Sch. durch detachirte Forts zum größten Bollwerk des bulgar. Festungsvierecks Rustschuk, Silistria, Varna u. Sch. geworden. Sch. hat aber auch rege industrielle Thätigkeit, fertigt die besten türk. Kupfer- u. Blechgeschirre, hat Seidenfabrikation, treibt lebhaften Weinhandel u. hält im Juni eine Messe ab. — Sch.'s wichtige Lage erkannte schon die röm. Kriegskunst. Zur Zeit des Byzantin. Reichs war es Sitz eines bulgar. Khans. 1387 kam es in die Hände der Türken, welche die vorgefundenen

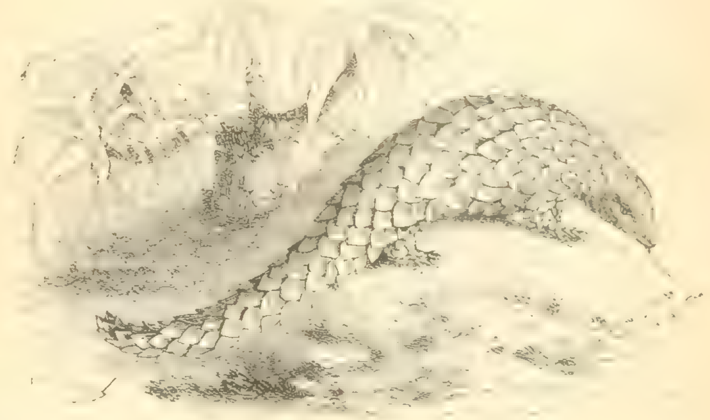
Befestigungen zu verschiedenen Malen erweitert u. verstärkt haben. In den Russ. türk. Kriegen hat Sch. mehrmals 1774, 1810 u. 1828 den vordringenden russ. Heeren Halt geboten; deshalb umging es Diebitsch 1829.

Schuppen u. Schuppenkrankheit. Bei gewissen Formen von Hautentzündungen lösen sich von der Oberhaut Plättchen (Squamae) ab, die durch krankhafte Vermehrung u. schnelles Vertrocknen der sog. Epidermis (obersten Hautbedeckung) entstehen. Hauptsächlich sind drei Formen von derartigen krankhaften Erscheinungen zu erwähnen. 1. Die Kleienflechte (Pityriasis) besteht in der fortdauernden Abstoßung feiner, kleienartiger, weißer Schüppchen u. findet sich theils auf der behaarten Kopfhaut, theils an anderen Körpertheilen. Sie beruht keineswegs auf einem inneren Leiden u. läßt sich nur durch örtliche Mittel beseitigen: Abreibungen der Kopfschwarte mit Eidotter u. nachheriges Abspülen mit lauwarmem Wasser, kräftiges Bürsten od. einfaches Waschen mit verdünntem Salmiakspiritus (1 Theil zu 16 Theilen Wasser); auch zeigten sich Salben mit Borax u. Calomel nützlich. 2. Die trockne Schuppenflechte (Psoriasis) charakterisirt sich durch Bildung von weißen, über einander gehäuften, etwas glänzenden Schuppen, die entweder einzelne punkt- od. tropfengroße Häufchen bilden, od. eine größere Hautfläche gleichförmig bedecken. Die Krankheit pflegt das Allgemeinbefinden nicht zu stören u. lediglich nur ein Jucken zu erzeugen; sie entsteht meist durch Unreinlichkeit, vorzugsweise durch staubförmige u. metallische Substanzen bei gewissen Gewerben (Klempnern, Zinngießern, Bäckern 2c.), doch auch nach Syphilis. Als innerliche Mittel dagegen wendet man Arsenik, bei syphilitischer Ursache Quecksilber an. 3. Die Fischschuppenkrankheit (Ichthyosis) zeigt sich auf mehr od. weniger großen Hautstrecken, bisweilen auch über den ganzen Körper, als über einander lagernde dichte Schuppen, die auf verdickter, blasser, nicht entzündeter Oberhaut aufsitzen. Anfangs ist die Abschuppung der Oberhaut nur eine leichte, nach u. nach lagern sich die Schuppen dichter über einander u. bilden bisweilen schüsselartige Gebilde od. viereckige Erhebungen mit Perlmutterglanz. In höherem Grade sieht man die Oberhaut von Furchen u. Rinnen durchzogen; die Schuppenmassen bilden kleine Pyramiden, die durch Beimengung mit Schmuz eine dunkle, dem Serpentin ähnliche Farbe haben. Wachsen diese Massen noch mehr in die Höhe, so können sie horn- od. stachelartig werden. Eine solche Form liegt der Hautaffektion zu Grunde, an welcher die sog. Stachelschweinmenschen leiden. Schon 1710 beschrieb Machin die mit dieser Erscheinung behaftete Familie Lambert, u. seitdem ließen sich wiederholt unter der angeführten Bezeichnung einzelne Individuen als Merkwürdigkeit sehen. Eine wirksame Behandlung der Fischschuppenkrankheit ist nicht bekannt; Schwefelbäder, Arsenik, Theer u. andere Mittel, die man versuchte, brachten höchstens einige Linderung.

Schuppenthier (Manis), eine Säugethiergattung aus der Familie der Wurmzüngler, mit zahnlosem Munde, aus welchem die klebrige Zunge lang vorgestreckt wird, um Insekten, bes. Termiten u. Ameisen, zu fangen. Der langgestreckte Körper trägt dachziegelartig deckende Hornschuppen; das Fleisch ist genießbar. Das Sch. gräbt sich mit seinen kräftigen Krallen Höhlen. Wegen seiner eigenthümlichen Gestalt u. Bekleidung wurde es vor alten Zeiten zu den Eidechsen gerechnet. In Indien lebt die eine Art, der Phatagin od. das „formosanische Teufelchen“ (Manis brachyura), in Westafrika eine andere, der Pangolin (Manis macroura).

Schurmann, Anna Marie, s. „Labadie“.

Schurz, Karl, nordamerik. Politiker u. Publizist, General u. Staatsmann deutscher Abkunft, geb. im Dorfe Liblar bei Köln 2. März 1829; studirte seit 1847 in Bonn Sprachen u. Geschichte, schloß sich aber 1848 der politischen Bewegung an. Er betheiligte sich am Siegburger Zeughaussturm u. gehörte dann zu den Scharen, die unter Hecker's Führung den preuß. u. bad. Truppen bis zum letzten Augenblicke Widerstand leisteten, flüchtete aber nach dem Tage von Rastatt in die Schweiz. Die Kunde von der Gefangenschaft Kinkel's (s. d.) ließ ihn 1850 den kühnen Entschluß fassen, den Genossen aus der Festung Spandau zu befreien, was auch im Nov. 1850 glücklich gelang. Sch. brachte Kinkel nach London, begab sich darauf nach Paris, wurde hier bei Gelegenheit einer jener Razzien, welche dem Napoleon'schen Staatsstreiche vorausgingen, von der Polizei aufgegriffen u. in die Conciergerie gebracht, aber durch die Intervention eines Freundes befreit. Er ging nun nach London u. suchte hier seinen Unterhalt durch deutschen Sprachunterricht zu fristen. In London lernte er auch seine spätere (1876 verstorbene) Frau, eine Tochter des Hamburger Kaufmanns Meyer, kennen, mit der er zu Anfang des J. 1852 nach Amerika übersiedelte. Hier warf er sich nach einem verunglückten Versuch, mit seinem Freunde Adolf Stredtmann (s. d.) eine Farm zu gründen, in das politische Parteigetriebe u. ward schon 1855 durch das Vertrauen seiner Mitbürger zum Gouverneur von Watertown (Staat Wisconsin) gewählt, wo er 1860 zum Siege der republikanischen Partei wesentlich beitrug. Im Juli 1861 wurde er von Lincoln als Gesandter nach Madrid geschickt, doch kehrte er schon zu Anfang des [illegible] Jahres nach Amerika zurück u. trat beim [illegible] als einfacher Soldat in die Reihen des Unions[illegible] Talent brachte ihn auch hier rasch empor; [illegible] bei der Westarmee als Generalmajor eine [illegible]. [illegible] des Krieges kehrte



Sch. ins bürgerliche Leben zurück u. lebte erst in Detroit (Staat Michigan), wo er die „D[illegible] P[illegible]“ herausgab, u. seit 1867 in St. Louis, wo er die „W[illegible] P[illegible]“ redigirte. 1868 sah er zum ersten Mal sein Vaterland wieder u. wurde in Berlin vom Reichskanzler v. Bismarck empfangen. [illegible] seiner Rückkehr wirkte er eifrig für die Erwählung Grant's [illegible] zum Präsidenten der Ver. Staaten.



Sch. selbst ward für den 11. [illegible] der 4. März 1869 begann, von der republikanischen Partei [illegible] in den Senat gewählt. Seine Reden vor [illegible] u. im Senat erlangten hohe Berühmtheit u. wurden in Amerika in vielen Tausenden von Abdrücken verbreitet. Namentlich als die republikanische Partei mehr u. mehr der Korruption verfiel, war sein Wirken als Redner von schwerwiegender Bedeutung, denn er appellirte an das öffentliche Gewissen des Volkes. Auch bildete sich bereits 1871 unter seiner

Führung eine Partei im Lande, die im Kongresse auf Reformen in der Verwaltung drang, sowie, wenngleich vergebens, gegen die Wiederwahl Grant's u. für die Kandidatur Greeley's agitirte. Im Frühjahr 1875 besuchte er zum zweiten Mal Deutschland u. ward überall hoch gefeiert. 1876 verlor er zwar seinen Sitz im Senate, wurde aber 7. März 1877 von Hayes, dem neuen Präsidenten der Union, zum Staatssekretär des Innern ernannt, welchen Posten er jetzt noch bekleidet. 1865 erschien eine Sammlung seiner „Speeches" (Philad.).

Schuselka, Franz, Politiker u. Publizist, geb. zu Budweis 15. Aug. 1812; studirte in Wien die Rechte, war dann kurze Zeit Praktikant beim Kriminalsenate daselbst u. 5 Jahre lang Erzieher in mehreren adeligen Familien zu Wien, Salzburg u. Prag, u. wandte sich 1849 entschieden der schriftstellerischen Laufbahn zu. 1842 verließ er infolge eines Konflikts mit der Censur Oesterreich u. hielt sich in Weimar u. Jena auf; zwar kehrte er schon 1843 nach Oesterreich zurück, ging aber, wegen seiner Schrift „Die orientalische Frage, d. i. russ. Frage" (Hamb. 1843) in Untersuchung gezogen, wieder nach Jena. Wegen der Schriften „Der Jesuitenkrieg gegen Oesterreich u. Deutschland" (Lpz. 1845) u. „Die neue Kirche u. die alte Politik" (ebd. 1845; 2. Aufl. 1846) aus dem Weimar'schen ausgewiesen, begab er sich im Febr. 1846 nach Hamburg, wo er mit Ronge (s. d.) die deutsch-katholische Gemeinde gründete; doch hatte sein Verhältniß zu Ronge nur eine kurze Dauer. Das Erscheinen seiner Schrift über „Oesterreichs Vor- u. Rückschritte" (Hamb. 1847) verursachte ein Verbot des ganzen Verlags der Firma Hoffmann u. Campe in Oesterreich. Die 48er Märzbewegung führte auch Sch. nach Wien zurück; er wurde von der Aula ins Frankfurter Vorparlament gewählt, saß im Fünfzigerausschuß u. wurde nachher Mitglied der Deutschen Konstituirenden National-Versammlung, wo er sich der äußersten Linken anschloß, trat dann im Juli 1848 in den österr. Reichstag ein u. nahm hier seinen Platz in der gemäßigten Linken, stand in den Wiener Oktobertagen des J. 1849 mit an der Spitze des Sicherheitsausschusses u. war im Reichstag zu Kremsier der Führer der Opposition. 1850 plötzlich aus Wien auf sein Landgut in Gainfarn verwiesen, lebte er daselbst 2 Jahre in Zurückgezogenheit u. trat zur Evangelischen Kirche über. 1852 zog er nach Dresden, kehrte indeß 1854 nach Wien zurück, wo er durch seine Schriften in neue Konflikte mit den Behörden gerieth. 1861 in das Abgeordnetenhaus des Reichstags gewählt, hielt er es hier mit der Föderalistenpartei, als deren Organ er 1862 die Zeitschrift „Reform" gründete. Diese brachte ihm den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte ein, indeß erlaubte ihm 1863 eine kaiserliche Spezialamnestie die Ausübung seines Abgeordneten Mandats. Die neuere Zeit hat ihn auf Seite der tschechischen Föderalisten u. Ultramontanen sehen müssen. Von Sch.'s Schriften sind noch zu erwähnen: „Karl Gutherz" (Roman, Wien 1841; 2. Aufl. 1844); „Erzählungen" (2 Bdchn., ebd. 1843); „Ist Oesterreich deutsch?" (Lpz. 1843); „Oesterreich u. Ungarn" (ebd. 1843); „Mittelmeer, Ost- u. Nordsee" (ebd. 1845); „Geschichtsbilder aus Schleswig Holstein" (ebd. 1847); „Deutsche Fahrten" (2 Bde., Wien 1849); „Völkereinigung" (Lpz. 1851); „Das türk. Verhängniß u. die Großmächte" (ebd. 1853); „Rußlands Politik in geschichtlichen Bildern" (2 Bde., Dresd. 1854); „Oesterreich u. Rußland" (ebd. 1855); „Eine Rückgeschichte Rußlands" (ebd. 1856); „Oesterreich u. Ungarn" (Wien 1861) 2c. — Ida **Sch.**, geschiedene **Brünning,** geb. **Wohlbrück,** seit 1849 Gattin des Vorigen, ausgezeichnete Schauspielerin (Soubrette), geb. zu Königsberg 15. Jan. 1818, war in Petersburg, Hamburg u. Hannover, dann am Theater an der Wien engagirt, nahm seit ihrer Verheirathung mit Sch. kein dauerndes Engagement mehr an, sondern gastirte nur noch eine Zeit lang auf mehreren Bühnen Deutschlands, trat 1852 auch in Paris mit Beifall auf, leitete daselbst 1863—64 ein deutsches Theater u. hält jetzt ebendort eine Schule für deutsche Sprache u. Literatur.

Schussenried, Pfarrdorf mit 800 E. im Oberamt Waldsee des württemb. Donaukreises; liegt an der Schussen, einem Bodenseezuflusse, u. an der Eisenbahn Ulm-Friedrichshafen, ist Sitz eines Kameralamtes, hat ein Schloß (früher Abtei) u. ein königl. Eisenschmelzwerk. Die Standesherrschaft Sch. wurde nebst Weißenau 1803 den Grafen von Sternberg für Blankenheim u. Gerolstein überwiesen, u. die Altgrafen von Salm-Dyk u. Fürsten von Salm-Salm beziehen hohe Renten davon. Die 1803 säkularisirte Prämonstratenserabtei Sch. (Sorethium), 1183 von Berengar u. Konrad v. Sch. gestiftet, hatte einen Grundbesitz von $2\frac{3}{5}$ □M.

Schütt, Name zweier Inseln, welche die Donau in der oberungar. Tiefebene bildet. Die Große Sch. (ungar. Czallo Köz, d. h. die Trügerische) wird gebildet durch einen Donauarm (Neuhausler Donau), der sich unmittelbar unterhalb Preßburg links vom Strome abzweigt, die Waag aufnimmt u. bei Komorn wieder zur Donau zurückkehrt; die Kleine Sch. (ungar. Sziget Köz) durch die gegen 2 M. unterhalb Preßburg rechts sich abzweigende, vielgewundene Wieselburger Donau, welche die Leitha u. die Raab aufnimmt u. 2 M. vor Komorn sich wieder mit dem Hauptstrom vereinigt. Beide Inseln bestehen großentheils aus fruchtbarer Dammerde u. sind bebaut mit Getreide, Obst u. Gartengewächsen. Die Große Sch., 12 M. lang, umfaßt 27 □M., die theils der Preßburger, theils der Komorner Gespanschaft zugetheilt sind, u. trägt gegen 200 Ortschaften mit magyar. Bevölkerung; die Kleine, viel schmaler u. kürzer, hält gegen 4 □M. u. gehört den Gespanschaften Wieselburg u. Raab an.



Nr. 4931. Heinrich Schütz, geb. 5. Okt. 1585, gest. 6. Nov. 1672.

Schütz, Heinrich (lat. Sagittarius), berühmter Komponist, geb. zu Köstritz 5. Okt. 1585; kam von Weißenfels aus, wohin 1591 seine Eltern gezogen waren, als Sängerknabe in die Kapelle des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel, studirte 1607—1609 in Marburg Jurisprudenz u. ging dann mit einer Unterstützung des Landgrafen Moritz versehen nach Venedig, wo er bei dem berühmten Giovanni Gabrieli sich weiter ausbildete. 1612 nach Kassel zurückgekehrt, fand er bei der dortigen Kapelle eine musikalische Anstellung, beschäftigte sich nebenbei auch juristisch u. wurde 1614 nach Dresden berufen, um bei den gelegentlich der Taufe Herzog August's, nachherigen Administrators von Magdeburg, stattfindenden Festlichkeiten mitzuwirken, u. fand so sehr den Beifall des Kurfürsten, daß ihn derselbe alsbald zum Direktor seiner Kapelle ernannte, in welche Stellung er 1615 eintrat. Die ihm untergebene Kapelle hob er auf eine damals vielbewunderte Höhe u. stand ihr bis zu seinem am 6. Nov. 1672 erfolgten Tode vor, nur daß die Wirren des Dreißigjährigen Krieges, wiederholte Reisen nach Italien u. Aufenthalt an den Höfen von Braunschweig u. Kopenhagen seine Thätigkeit zeitweilig unterbrachen. Sch. gehörte zu den geistreichsten, gründlichsten u. selbständigsten deutschen Tonmeistern seiner Zeit u. ist wol überhaupt als der Hauptrepräsentant damaliger deutscher Musik anzusehen. Gedruckt sind von seinen Werken: Psalmen, Motetten, Madrigale, geistliche Lieder u. Gesänge (unter verschiedenen Titeln, als „Symphoniae sacrae", „Geistliche Konzerte" 2c.) u. das Oratorium „Die Auferstehung des Herrn". Ungedruckt blieben u. A.: die Oper „Daphne", welche, nach Rinuccini's gleichnamigem Gedicht von Martin Opitz bearbeitet u. 1627 zu Torgau aufgeführt, überhaupt die erste in Deutschland zur Aufführung gebrachte Oper ist (sie ging nachgehends verloren); ferner das Passionsoratorium „Historia des Leidens u. Sterbens unseres Herrn u. Heilandes Jesu Christi", sein letztes Werk, aber auch eins seiner bedeutendsten. — Vgl. Proelß, „Geschichte des Dresdener Hoftheaters" (Dresd. 1877).

Schütze heißt in der Astronomie das 9. Zeichen des Thierkreises (s. d. u. „Ekliptik") sowie auch ein Sternbild, welches zur Zeit, als die Zeichen der Ekliptik ihren Namen erhielten, mit diesem Zeichen zusammenfiel; doch hat sich durch die Präzession (s. d.) der Nachtgleichen die Ekliptik so weit verschoben, daß sich das Sternbild des Sch. n jetzt im Zeichen des Steinbocks befindet, zwischen den Sternbildern Antinous, Sobiesk. Schild, Ophiuchos, Skorpion, Fernrohr, südl. Krone, Indianer u. Mikroskop. Es enthält einen Stern 2. Größe, sechs Sterne 3. Größe sowie eine Anzahl noch kleinerer. Im August u. Sept. steht der Sch. Abends am Südhimmel.

Schützen nennt man eine Truppengattung, welche, zu besonderen Zwecken im Kriege bestimmt, sich aus ausgewählten Mannschaften ergänzte u. mit besseren Waffen versehen war als die übrige Masse des Heeres. Vor Einführung der Feuerwaffen bildeten Bogen u. später Armbrustschützen häufig eine Elite des Heeres (s. „Armbrust, Bogen"). Nach Einführung der gezogenen Feuerwaffen wurden diese Elitetruppen mit solchen bewaffnet. Die Anfangs für alle Feuerwaffen übliche Benennung „Büchse" wurde später für das gezogene Gewehr beibehalten, u. wir finden, obwol die Büchse nachweislich schon 1498 bei einem Scheibenschießen in Leipzig gebraucht wurde, doch erst zu Anfang des 17. Jahrh. Büchsenschützen unter den Truppen erwähnt. In späteren Zeiten kommen die Sch. unter dem Namen Scharfschützen, Jäger 2c. vor (s. „Jäger"). Die preuß. Armee besitzt ein Gardeschützenbataillon.

Schützengesellschaften heißen die in den german. Staaten, in England, Holland, Deutschland, Oesterreich u. Schweiz bestehenden Vereinigungen von Männern zur Uebung im Schießen nach der Scheibe. Die im Mittelalter gegenüber der blanken Waffe der Ritter so bedeutsamen bürgerlichen Sch. in Deutschland u. den Niederlanden kamen jedoch mit der Zeit von ihrem ursprünglichen Zwecke der Landesvertheidigung ab u. wurden zu reinen Fest- u. sog. Brot- (Gewinn-) schützen; nur in Tirol leisteten die Landesschützen Bedeutendes unter Speckbacher's u. Hofer's Führung gegen Napoleon's Scharen. Erst in unserer Zeit nahm die Thätigkeit der Sch. einigermaßen wieder den Charakter einer volksthümlichen Wehrbewegung an. Gleichzeitig mit der vom Nationalverein (s. d.) angeregten Bewegung bildeten sich die Schützenvereine in Deutschland neu. Auf dem ersten Schützentage zu Gotha am 11. Juli 1861 wurden die Städte Frankfurt, Gotha u. Bremen mit Aufstellung der Statuten des allgemeinen Deutschen Schützenbundes, mit dem Entwurfe einer Schieß- u. Festordnung u. der Begründung einer Schützenzeitung beauftragte. Darauf folgte bald die Wahl eines Ordonnanzstutzens für sämmtliche deutsche Schützenvereine u. die Bestimmung, daß alle zwei Jahre deutsche Schützenfeste stattfinden sollten. Das erste war 1862 zu Frankfurt a. M. Ihm folgten bis in die neueste Zeit Feste zu Bremen, Wien, Stuttgart 2c.

Schutzpockenimpfung, s. „Impfen".

Schutzverwandte heißen in einigen Städte- od. Gemeindeordnungen (z. B. in Bayern u. Sachsen vor der Revidirten Stadteordnung von 1873) solche selbständige Individuen, welche innerhalb eines Stadtbezirkes od. einer Gemeinde ihren wesentlichen Wohnsitz haben, aber nicht Bürger sind. Sie sind zum Mitgenuß der städtischen u. Gemeinde-Anstalten berechtigt, haben aber kein Wahlrecht u. sind von der Ausübung der bürgerlichen Ehrenrechte u. derjenigen Besitz- u. Gewerbsvorrechte ausgeschlossen, deren Ausübung durch das zu erlangende Bürgerrecht bedingt wird (z. B. Theilnahme an Verwaltung der städtischen od. Gemeindeangelegenheiten).

Schutzzoll ist eine auf die Einfuhr fremder Waaren od. auf die Ausfuhr inländischer Rohstoffe u. Halbfabrikate gelegte Abgabe, mit der Absicht, die einheimische Industrie vor der ausländischen Konkurrenz zu schützen. Da für jeden Staat die Vorbedingungen der Produktion an Bodenschätzen (landwirthschaftlichen Erzeugnissen, Reichthum an Erzen, mineralischen Brennstoffen, fossilen Rohstoffen), an vorhandenem Kapitalreichthum, eingeübten Arbeitskräften, erleichterten od. sonst günstigen Transportverhältnissen (Seeküsten, schiffbaren Strömen, vorhandenen Eisenbahnen u. Kanälen) 2c. nicht überall gleich sind, so werden diejenigen Länder, in denen die Produktionsverhältnisse für irgend eine Industriebranche am günstigsten sind, am billigsten produziren u. schließlich der Industrie eines weniger begünstigten Landes die Mitbewerbung erheblich erschweren od. ganz unmöglich machen. Für die Konsumenten in einem solchen Lande wäre es der Theorie nach das Beste, wenn sie ihren Bedarf von dorther bezögen, wo derselbe am billigsten ist, also in solchen Fällen im Auslande. Gewisse staatswirthschaftliche Rücksichten lassen es jedoch wünschenswerth erscheinen, im eigenen Lande, wenn auch nicht alle, doch solche Industrieprodukte zu erzeugen, zu deren Darstellung einigermaßen günstige Bedingungen bestehen, bes. wenn die Hoffnung vorhanden ist, daß die vaterländische Industrie sich in einiger Zeit so weit kräftigen wird, um sodann die freie Konkurrenz des Auslandes ertragen zu können. Zu diesem Zwecke erhebt der Staat von den aus der Fremde eingehenden Waaren einen Zoll, der gerade so hoch bemessen sein soll, daß er die Produktionsvortheile der fremden Konkurrenz ausgleicht, od. er erhebt von dem Ausgange inländischer, für die einheimische Produktion wichtiger Rohstoffe gleichfalls eine Abgabe (z. B. von Lumpen zu Gunsten der Papierfabrikation, von rohen Häuten im Interesse der Lederindustrie), um dieselben der inländischen Produktion zu sichern. Diese Schutzzölle, die für jeden wichtigeren Artikel anders zu bemessen sind, richtig zu normiren, ist eine sehr schwierige Aufgabe, u. je nachdem in einem Lande bei der Regierung u. in der öffentlichen Meinung das Freihandels- od. das Schutzzollsystem überwiegt, hat man darin bald zu viel, bald zu wenig gethan. Hohe Schutzzölle wirken insofern nachtheilig ein, als sie den Konsum vertheuern u. dem geschützten Fabrikanten keine Veranlassung bieten, sich zu Verbesserungen in seinem Geschäftsbetriebe zu bequemen. Die Beseitigung aller Schutzzölle ist dagegen nur in einem Lande möglich, das, wie ausnahmsweise England, durch seinen Boden- u. Kapitalreichthum, seine günstige Lage, seine Weltherrschaft zur See, seine Kolonien u. nicht wenig erst durch seine zwei Jahrhunderte hindurch mittels Schutzzöllen großgezogene Industrie fast jeder Konkurrenz gewachsen ist. In anderen, weniger begünstigten Ländern dagegen wird man zwar den allmählichen Wegfall der Schutzzölle im Auge zu behalten haben, mit der Entziehung des gewährten Schutzes aber immerhin mit Vorsicht u. unter genauer Beachtung jedes einzelnen Falles vorgehen dürfen.

Schuwaloff, eine gräfliche Familie in Rußland, aus der eine Reihe bedeutender Männer hervorgegangen ist. Iwan **Sch.**, der erste Sproß, der sich auszeichnete, wurde als General-Kommandant von Wiborg u. stand bei Peter d. Gr. in hoher Gunst. Seine beiden Söhne, Alexander u. Peter (geb. 1707), von denen der Letztgenannte zu den Günstlingen der Kaiserin Elisabeth gehörte u. derselben mit zum Throne verholfen hatte, wurden von ihr 16. Sept. 1746 in den Grafenstand erhoben u. von Peter III. zu Reichsfeldmarschällen ernannt. Graf Peter führte mehrere Verbesserungen beim Artilleriewesen ein u. erfand die nach ihm „Schuwaloffs" benannten Haubitzen, die indeß später wieder abkamen; er starb als Generalfeldzeugmeister u. Kriegsminister 13. Juni 1759. Graf Iwan **Sch.**, geb. 12. Nov. 1727, ein Vetter der beiden Vorigen u. ebenfalls ein Günstling der Kaiserin Elisabeth, die ihn zu ihrem Oberkammerherrn ernannte, gründete 1755 die Universität in Moskau u. 1758 die Kunstakademie in Petersburg u. starb das. 25. Nov. 1798. — Graf Andreas Petrowitsch **Sch.** machte sich als Dichter einen Namen, stand mit Voltaire in Korrespondenz, organisirte unter Katharina II. die Reichsbank u. starb 1789. — Graf Paul Andrejewitsch **Sch.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Petersburg 1775, focht mit Auszeichnung unter Suworoff in Polen u. Italien u. wurde schon mit 25 Jahren General, als welcher er sich 1807 u. 1809 im Kriege gegen die Schweden mit Ruhm bedeckte. 1812—15 im Gefolge des Kaisers Alexander erhielt er nach dem Einzuge in Paris den Auftrag, die Kaiserin Marie Luise nach Oesterreich u. dann als russ. Kommissär Napoleon I. mit nach Elba zu geleiten. Ueber diese Ereignisse schrieb er Denkwürdigkeiten. Er starb zu Petersburg 1. Dez. 1823. Graf Peter Andrejewitsch **Sch.**, Sohn des 8. Juli 1873 zu Karlsbad verstorbenen Oberkammerherrn u. Oberhofmarschalls Grafen Andreas Petrowitsch Sch., ward 15. Juli 1827 zu Petersburg geb., diente zuerst in der Polizei, ward 1857 Oberpolizeimeister in Petersburg, dann Departementschef für die allgemeinen Angelegenheiten im Ministerium des Innern u. legte seit 1863 als Generalgouverneur der Ostseeprovinzen in der schwierigen Verwaltung derselben entschiedenes administratives Talent an den Tag. 1866, bald nach dem gegen den Kaiser gerichteten Attentate Karakosoff's, wurde er mit der Leitung u. Reorganisation der „dritten Abtheilung", d. h. der neben u. über den Ministerien stehenden Geheimpolizei, betraut. Auch gelang es ihm binnen Kurzem, dieselbe zur vollendetsten Institution zu machen, welche das Russ. Reich aufzuweisen hat. 1872 unterzog er sich mit Erfolg einer diplomatischen Sendung nach London u. seit dem Herbste 1874 bekleidet er daselbst den russ. Botschafterposten.

Schwab, Gustav, deutscher Dichter, geb. 19. Juni 1792 zu Stuttgart; studirte 1809—14 im Tübinger Stift Theologie, befreundete sich hier mit Uhland u. Justinus Kerner, bereiste 1815 Norddeutschland, wurde dann Repetent am Theologischen Seminar zu Tübingen u. 1817 Gymnasiallehrer in Stuttgart, trat als Dichter mit den „Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christoph's von

Württemberg" (Stuttg. 1819) hervor, gab Beschreibungen der „Neckarseite der Schwäb. Alb" (ebd. 1823) u. „Der Bodensee nebst dem Rheinthal" (ebd. 1827) heraus, entwickelte daneben als Redakteur (nam. des poetischen Theiles des „Morgenblattes") als Sammler eine vielseitige Thätigkeit, die der „Schwäb. Dichterschule" mehr zu Gute kam als ihm selbst, dessen Talent an Vertiefung u. Konzentration verhindert ward. Seine besten Dichtungen brachte schon die erste, später mannichfach aufgelegte u. vermehrte Sammlung seiner „Gedichte" (2 Bde., Stuttg. 1828). Sch.'s Talent lehnte sich an Uhland an, ohne das Vorbild zu erreichen; als Lyriker neigte er (einzelne Lieder, wie das von allen Studenten noch heute gesungene „Bemooster Bursche zieh' ich aus", ausgenommen) zu sehr zur Salbung u. beschaulichen Betrachtung, in der Ballade hingegen, in kleineren Lebensbildern schuf er Vollendetes. 1837 zog sich Sch. auf eine ländliche Pfarre zu Gomaringen zurück, schrieb hier „Schiller's Leben" (Stuttg. 1840), das viel angefochten ward, gab Bearbeitungen deutscher Volksbücher unter dem Titel „Buch der schönsten Sagen u. Geschichten" (2 Bde., Stuttg. 1836; 4. Aufl. 1858) heraus u. fügte ihnen die „Schönsten Sagen des klassischen Alterthums nach seinen Dichtern u. Erzählern" (3 Bde., Stuttg. 1830—40; 4. Aufl. 1857) hinzu. Verdienstliche Anthologien sind seine „Fünf Bücher deutscher Lieder u. Gedichte" (Lpz. 1835; 4. Aufl. 1857) u. „Deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage" (2 Bde., Stuttg. 1843; 2. Aufl., 3 Bde., 1860).



[illegible]

Auch gab Sch. [illegible] im Verein mit Chamisso den „Deutschen Musenalmanach" heraus, ferner Wilh. Müller's „Vermischte Schriften" (5 Bde., Lpz. 1830) u. Wilh. Hauff's „Sämmtliche Werke" (Stuttg. 1830), begleitete auch die beiden letzteren Ausgaben mit Biographien der verstorbenen Dichter. 1841 kehrte Sch., als Pfarrer bei St. Leonhard berufen, nach Stuttgart zurück. Seit seiner 1845 erfolgten Ernennung zum Oberkonsistorialrath u. Oberstudienrath verminderte sich seine ausgebreitete literarische Thätigkeit etwas. Die 1838 erschienene „neue Auswahl" seiner „Gedichte" (4. Aufl., Stuttg. 1851) drang in ein größeres Publikum auch außerhalb Schwabens. Der Dichter starb am 4. Nov. 1850 zu Stuttgart.

Schwabach, Stadt mit 7023 E. (1875) im bayer. Reg.-Bez. Mittelfranken; liegt in 311 m. Seehöhe an der Schwabach, einem Nebenflusse der Regnitz, u. an der Eisenbahn Nürnberg-Augsburg, ist Sitz eines Bezirksamtes, eines Landgerichtes, hat vier Kirchen, von denen die 1469 bis 1495 erbaute Hauptkirche mit Gemälden der altdeutschen Schule hervorzuheben ist, ein protestant. Lehrerseminar, ein Irren-, Zucht- u. Waisenhaus, Hospital rc. Der gewerbfleißige Ort fertigt Nadeln (die ersten in Deutschland), Gold-, Silber-, Messing- u. Stahldraht u. verarbeitet ihn zu Tressen, hat Kattun-, Wachstuch-, Papier- u. Tabakfabrikation u. treibt Bierbrauerei. Die Begründung seines Fabrikwesens verdankt es franz. Kolonisten, die sich 1686 hier niederließen. Sch. war einst Besitzthum der Herzoge von Schwaben, gehörte 1160—1281 dem Kloster Ebrach, dann dem Kaiser Rudolf I. u. ging 1364 durch Kauf in den Besitz des Burggrafen Friedrich V. von Nürnberg über. 1528 setzte hier Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach die Sch.'er Artikel als Grundlage der Reformation in seinem Lande fest; 1529 legte auf dem Konvent zu Sch. Sachsen den Schweizer Theologen u. Abgeordneten die von Luther verfaßten 17 Artikel, die erste Grundlage der Augsburger Konfession, als Bundesbedingungen vor.

Schwabacher Schrift nennt man nach ihrem Erfinder, dem Schriftgießer Schwabach, eine nach altgothischer Art gebildete Frakturschrift, welche in der ersten Zeit des Buchdruckes viele Anwendung fand u. auch neuerdings bei einzelnen Werken (z. B. in den bei Velhagen u. Klasing in Bielefeld u. Leipzig erscheinenden „Ausgaben für Bücherfreunde") wieder verwandt wird.

Schwabe, s. v. a. Schabe (s. d.).

Schwaben (mittelhochdeutsch Swâbe, andere Form des Namens Sueven [s. d.]) nannten sich außer anderen ehemals suevischen Völkerschaften die Nachbarn u. Bundesgenossen der Alemannen (s. d.) in Oberdeutschland, u. seit dem 1. Jahrh. erscheinen beide Namen abwechselnd als Gesammtbezeichnung der Völker, welche von den Grenzen Thüringens bis zu den Vogesen u. Alpen wohnten. Als „Herzogthum Sch." übergab dies Land zuerst Ludwig der Fromme 828 seinem unmündigen Sohne Karl, dann bleibt es eine Heimatstätte nationalen Sonderlebens u. geistlich-klassischer Bildung unter der Verwaltung der Kammerboten des Königs. Als Graf Burkhard sich zum Herzog machen wollte, wurde er 911 erschlagen, aber sein Sohn gleichen Namens wurde nach der Hinrichtung der empörten Kammerboten Erchanger u. Berchthold 917 von König Konrad I. als Herzog von Sch. anerkannt u. blieb auch unter Heinrich I. im Besitz des königlichen Domaniums. Das Streben nach nationaler Selbständigkeit führte zu Aufständen gegen die sächs. u. fränk. Könige, bis nach der Aechtung Rudolf's von Sch. 1079 der Staufer Friedrich von seinem Schwiegervater Heinrich IV. mit Sch. belehnt wurde, der Stammvater der schwäb. od. hohenstaufischen Kaiser (1138 bis 1254). Doch wurde 1097 der Breisgau u. das Land zwischen Jura u. dem St. Bernhard als eigenes Herzogthum für Berthold II. von Zähringen abgetrennt. Vergebens waren die Bemühungen Rudolf's von Habsburg, das Herzogthum Sch. wieder herzustellen. Seine Anhänger, der Graf von Hohenberg u. der Pfalzgraf von Tübingen, unterlagen nach langem Kampfe denjenigen Grafen u. Herren, darunter vor Allen Eberhard von Württemberg, welche sich die Reichsfreiheit erringen wollten. 1287 mußte sich der König in der „Eßlinger Sühne" mit einem Schadenersatz u. einem formellen Treueid genügen lassen. Da er durch eine Urkunde von 1284 die Städte von jeder anderen Gerichtsbarkeit frei gemacht hatte, so stifteten sie schon am Ende des 13. u. am Anfange des 14. Jahrh. Bünde mit einander u. mit den Rheinstädten zu gegenseitigem Beistande gegen widerrechtliche Angriffe. Den großen Schwäbischen Städtebund bestätigte sogar Kaiser Ludwig der Bayer 1331, Karl IV. 1347. Als jedoch der Kaiser Nördlingen u. Donauwörth an Bayern verpfändete, Wenzel die Stadt Weil an den Grafen Eberhard von Württemberg gab, verweigerten die Städte den Gehorsam, besiegten bei Reutlingen 1377 Ulrich, den Sohn des Grafen, verbanden sich mit Leopold von Oesterreich u. wurden erst 1388 durch den Sieg Eberhard's bei Döffingen niedergeworfen. Seitdem halfen sie vielmehr den Fürsten gegen die gefährlicheren Bünde des kleineren Raubadels, der Schlegler, der Martinsvögel, der „mit dem Schwert", „zur Krone", „vom Sterne" u. „mit dem Löwen", u. blieben dafür freie Gemeinwesen. 1405 gehörten 17 schwäb. Kreise zu dem Marbacher Fürstenbunde, der sich unter Führung des Erzbischofs von Mainz gegen König Ruprecht von der Pfalz erklärte, als er den Landfrieden wirklich durchsetzen wollte. 1488 ging von Sch. der erste Versuch einer wirklichen Reichsreform aus, die Stiftung des großen Bundes zu Eßlingen, welcher alle Stände umfaßte u. 1519 den Herzog Ulrich von Württemberg vertreiben half. Nachdem der Bauernkrieg ein Jahr lang (1525) gewüthet hatte, wurde die Reformation immer mächtiger u. ließ eine Erneuerung des Bundes 1534 nicht mehr möglich erscheinen, da auch Kaiser Karl u. König Ferdinand als Herren von Vorderösterreich u. von Württemberg (seit 1519) dazu gehört hatten. Die weitere Geschichte von Sch. s. unter „Baden" u. „Württemberg". Vgl. Pfister, „Pragmatische Geschichte von Sch." (5 Bde., Heilbronn 1803 ff.); Osann, „Zur Geschichte des Schwäb. Bundes" (Gießen 1868).

Schwabenspiegel, der Name eines nach Art des Sachsenspiegels (s. d.) bearbeiteten u. in süddeutscher Mundart geschriebenen Rechtsbuches, dessen Verfasser nicht unwahrscheinlich Bruder Berthold (s. d.) ist u. dessen Entstehungszeit zwischen 1256 u. 1268 fällt. In den Handschriften führt dieses Buch auch die Titel: „Schwäbisches Land- u. Lehnrecht", ferner „Kaiserrecht" rc. Als bester handschriftlicher Text gilt bisher der „Codex Ambrasianus", nach der Probstei Ambras in Tirol so bezeichnet. Eine lateinische Bearbeitung des Buches, von Oswald v. Anhausen (einer Abtei

im Brenzthal stammt aus dem J. 1356. Unter den neueren Ausgaben sind die vom Freiherrn v. Laßberg (Tüb. 1840) u. von W. Wackernagel (Zürich 1840) u. Gengler (Erl. 1853), letztere beide aber nur das Landrecht enthaltend, zu nennen. Bei der großen Verwandtschaft dieses Rechtsbuches mit dem Sachsenspiegel hat die Frage, welches von beiden als Grundlage dem andern gedient habe, einen lebhaft geführten Streit hervorgerufen, dessen schließliches Ergebniß jedoch für die Ursprünglichkeit des Sachsenspiegels spricht. Außerdem zeigt das Buch mannichfache Aehnlichkeit mit dem „Spiegel deutscher Leute", wennschon es zahlreiche Kapitel enthält, welche aus dem Römischen u. Kanonischen Recht, aus den Kapitularien, den Reichsgesetzen entlehnt sind u. auch an Stellen aus der Bibel u. der geistlichen Literatur des Mittelalters erinnern. Noch sei erwähnt, daß der Sch., welcher im Allgemeinen für ganz Deutschland berechnet war, aber im Einzelnen auch auf schwäb. Stammesrecht Rücksicht nahm, der Bearbeitung mancher spezieller Rechtsbücher, z. B. des „Rechtsbuches von Freisingen", als Grundlage gedient hat.

Schwabenstreich nennt man eine unüberlegte, verkehrte Handlung, gestützt auf den alten Volkswitz, daß den Schwaben der Verstand erst mit dem 40. Jahre komme, od. daß, wenn man das sog. Schwabenalter (40 Jahre) erreicht habe, man nichts mehr lernen könne. Woher diese Neckerei — die übrigens nicht vereinzelt dasteht, denn fast jedem deutschen Stamme u. zahllosen Städten wurde von den Nachbarn Etwas angehängt — stammt, ist unklar. Bei den Ungarn ist Svab die verächtliche Bezeichnung für jeden Deutschen. Uebrigens ist Schwaben bes. reich an sog. Narrenstädten u. Necknamen, nam. sind die Leute von Seebronn bei Rotenburg, von Kiebingen, Hirschau, Weilheim, Jaxtheim, Ulm, Rottweil, Hornberg, Derendingen u. vorzüglich von Ganslosen (im Filsthal) wegen alberner Streiche sprüchwörtlich geworden. Auch das Volksbuch „Von den sieben Schwaben" in Marbach's „Deutschen Volksbüchern", Heft VII, versifizirt von Simrock, „Deutsche Volksbücher", Theil X), welches allerdings wol kaum älter als das 18. Jahrh. sein mag, basirt auf derartigen Anekdoten.

Schwaben u. Neuburg, ein bayer. Kreis od. Reg.-Bez., begrenzt von den Bezirken Mittelfranken u. Oberbayern, von Tirol, einem Stück Bodensee u. von Württemberg; umfaßt südl. der Donau im Allgemeinen das Gebiet zwischen Iller u. Lech u. streckt sich in einem schmalen Streifen bis zum Bodensee; der nördl. Theil liegt vorzugsweise im Gebiete der Wörnitz. Sch. u. N. ist zusammengesetzt aus den Hochstiften Augsburg u. Kempten, den Fürstenthümern Neuburg, Burgau u. Oettingen, aus den mediatisirten Landen der Fürsten u. Grafen Fugger, der Grafschaft Trauchburg, den Herrschaften Buxheim, Thannhausen, sechs Reichsstädten 2c., zusammen 172 Quadrat-M. mit 601,950 E. (1875). Im S., im Algau, ist es stark gebirgig; einzelne Gipfel, wie das Mädelengabel u. der Hochvogel, steigen bis 2600 m. an. Nördl. davor liegt die unfruchtbare Ebene des Lechfeldes, weiter nach N. das theilweise entsumpfte Donauried u. im Osttheile das schon seit 70 Jahren fruchtbar gemachte Donaumoos; nördl. von der Donau liegt das von der Wörnitz durchflossene fruchtbare Ries (s. d.). Südl. der Donau fällt der Boden von S. nach N. ab, u. in dieser Richtung laufen zwischen Iller u. Lech fast parallel zu einander die Donauzuflüsse Roth, Biber, Günz, Kamlach, Mindel, Zusam u. Schmutter. Nördl. der Donau senkt sich das Terrain nach SO.; in gleicher Richtung gehen die Flüsse Brenz, Egau, Kessel u. Wörnitz. Seenbildungen kommen bes. im S. vor. 35% des Bodens sind Ackerland, 7% sind Wiesen u. Weide, gegen 25% Wald. Der Weinbau liefert gegen 14,000 Eimer, an Flachs u. Hanf gewinnt man über 70,000 Ctnr., Hopfen baut man bes. bei Memmingen. Ausgezeichnete Rindviehzucht treibt das dadurch berühmt gewordene Algau. Das Mineralreich liefert Eisen, Steinkohlen, Salz, Marmor (Füssen). Der große Gewerbfleiß der Bewohner hat sich auf Wollen- u. Baumwollenspinnerei, Teppichmacherei (Nördlingen), Papier- u. Maschinenfabrikation konzentrirt, u. bes. blühende Gewerbstädte sind Augsburg u. Kempten u. von den kleineren Memmingen, Nördlingen, Dillingen, Oettingen 2c. Die Länge der Eisenbahnen betrug 1873: 480 Km., die der Telegraphen 819 Km. u. die der Staatsstraßen 937 Km. Die Einwohner, zu ⅘ Katholiken, wohnen in 21 Städten u. 1151 kleineren Ortschaften. Der Kreis zerfällt in vier Bezirksgerichte. Sitz der Regierung ist Augsburg, der des Appellationsgerichts Neuburg. Ueber 10,000 E. hatten 1875 die Städte: Augsburg (57,210) u. Kempten (12,681).

Schwäbische Alp, s. „Alp".

Schwäbischer Kreis, einer von den 10 Kreisen, die auf dem Reichstage zu Augsburg 1500 beschlossen, zu Köln 1512 abgegrenzt u. 1521 wirklich geordnet wurden, um (s. „Maximilian I.") bei der thatsächlichen Unfähigkeit des Königthums die finanzielle, militärische u. gerichtliche Verwaltung von Deutschland zu gliedern. Der Sch. K., welcher das ganze alte Schwaben (s. d.) mit Ausnahme der Schweiz umfaßte u. erst 1563 seine Kreisverfassung erhielt, stand unter dem Direktorium von Württemberg (s. d.) u. fand auf den jährlich zweimal abgehaltenen Kreistagen seine Vertretung auf den fünf Bänken der Bischöfe (u. fürstlichen Aebte), der Fürsten, der Aebte, der Grafen u. Herren u. der Städte. Die Stiftung des Rheinbundes u. die Auflösung des Reiches machten ihm 1806 ein Ende.

Schwäbisch-Gmünd od. blos Gmünd, Stadt von 12,838 E. (1875) im württemb. Jagstkreise; liegt in 365 m. Seehöhe an der Rems, einem Neckarzuflusse, u. an der Remsthalbahn Cannstatt-Nördlingen. Sch. G., noch mit Thürmen u. Mauern umgeben, hat 6 Kirchen; die außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe gelegene St. Salvatorkirche, ein Wallfahrtsort, ist theilweise in den Fels gehauen. Die Stadt hat ferner ein Realgymnasium, eine Zeichenschule, eine Gewerbeschule, ein katholisches Schullehrerseminar, eine Taubstummen- u. Blindenanstalt, eine Irrenanstalt, ein Zuchthaus in dem ehemaligen, 1240 erbauten Dominikaner-Frauenkloster Gotteszell, zwei Hospitäler 2c., hat bedeutende Bijouteriewaaren-Fabrikation (Gmünder Waaren), Messingwaarenfabriken, Spinnerei,



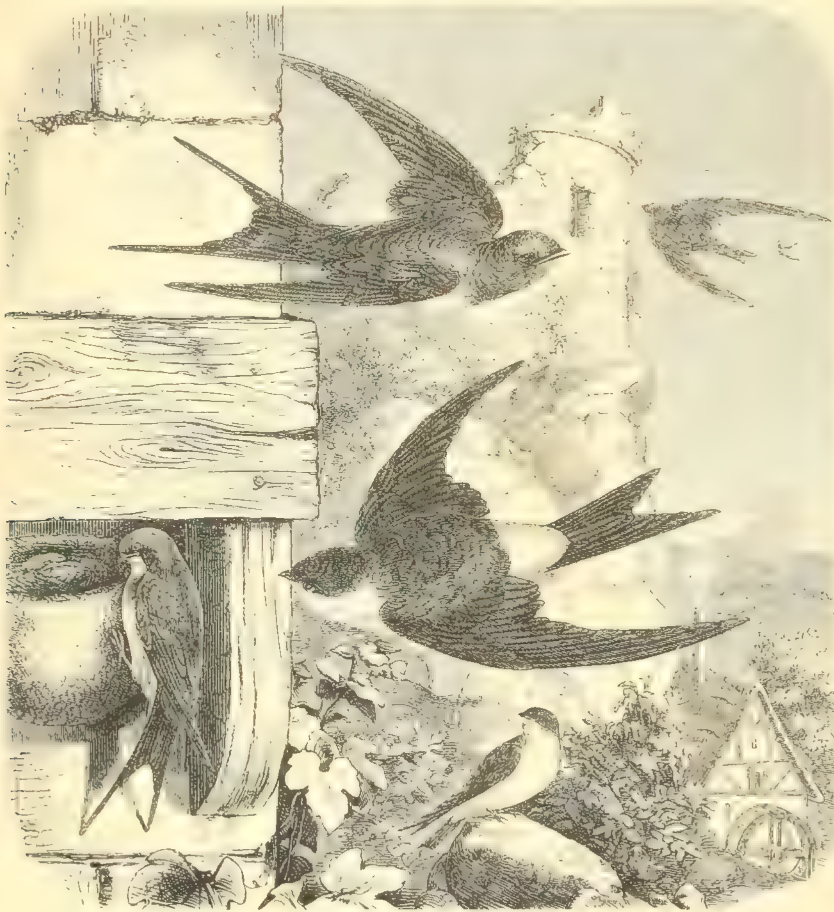
Nr. 4933. Schwäbisch-Gmünd.

Strumpfstrickerei, Glasschleiferei u. in seiner Umgebung viel Hopfenbau. Der Baumeister Arler u. der Maler Hans Baldung Grien sind hier geboren. — Sch.-G. entstand aus einem Kloster, welches die Abtei St. Denis unter Karl d. Gr. hier baute, u. hieß ehedem Kaisersreuth. Unter Friedrich Barbarossa erhielt es Stadtrecht, machte sich nach dem Aussterben des hohenstaufischen Hauses reichsfrei u. behielt seine Selbstständigkeit bis 1803, wo es an Württemberg kam.

Schwäbisch-Hall od. kurzweg Hall, Stadt mit 8430 E. (1875) im württemb. Jagstkreise; liegt am Kocher, über den eine Kettenbrücke führt, u. an der Kocherbahn Heilbronn-Hall-Crailheim. Die alte, auf unebenem Terrain erbaute Reichsstadt hat noch hohe Mauern, einen geräumigen Marktplatz, ein stattliches Rathhaus, 7 Kirchen (darunter die 1525 vollendete Michaeliskirche mit schönen Holzschnitzereien), eine Lateinschule, eine Realschule, ein Privatschullehrerseminar, eine orthopädische Anstalt, ein Hospital, ein Waisenhaus 2c. u. treibt Spinnerei, Weberei, Gerberei, Seifensiederei, fabrizirt Bijouteriewaaren 2c. Hall hat eine Saline, zu welcher die Soole von dem 3 Stunden entfernten Steinsalzwerke Wilhelmsglück hergeleitet wird. ½ Stunde von Sch.-H. liegt das jetzt von Invaliden bewohnte Schloß Comburg mit interessanter, vielthürmiger Kirche aus dem 12. Jahrh., früher Benediktinerkloster, dann Ritterstift. — Sch.-H., urkundlich 887 zuerst erwähnt, wurde hohenstaufische Munizipalstadt, im Interregnum freie Reichsstadt u. 1802 württembergisch.

Es unterhielt als Reichsstadt eine Münze, in welcher die ersten Heller (Haller) geschlagen wurden.

Schwäche besteht in Verminderung der normalen Thätigkeit sämmtlicher od. einzelner Körperfunktionen. Die allgemeine Sch. kann bedingt sein durch unvollkommene Ernährung, langwierige od. hitzige Krankheiten (Sch. der Rekonvalescenten), übermäßige körperliche u. geistige Anstrengung, ebenso durch Excesse in der Lebensweise (insbes. sexuelle). Wenn die Funktion eines Nerven od. einer ganzen Nervenpartie gehemmt ist od. unvollkommen vor sich geht, so nennt man diesen Zustand „Lähmung" (Paralysis); dieselbe kann ebensowol die Bewegungs- als auch die Sinnesnerven treffen; der gelähmte Theil verliert seine Fähigkeit, auf Reize zu reagiren, die Blutcirkulation in ihm wird verlangsamt, er wird in geringerem Grade ernährt u. magert ab (Atrophie, Schwund). Die Ursachen solcher örtlicher Schwächezustände sind ungemein mannichfach. Allgemeine Sch. tritt auch in der Form vorschnellen Alterns (Marasmus) auf. Gegen Sch. leitet man unter strenger Regelung der Diät u. zweckmäßiger Pflege ein stärkendes, sog. „tonisirendes" Verfahren ein: Zuführung leichtverdaulicher, kräftig nährender Stoffe (Milch, Eier, Fleisch, Bouillon bei Blutarmuth), Genuß guter Luft (Alpen-, Seeluft), Gymnastik (Freiübungen), je nach Umständen Spirituosen (Wein, bes. Malaga, Tokaner; Bitterbier ꝛc.); bei Sch. des Nervensystems gewisse elektrische Kuren; auch Chinin u. andere bittere Mittel.



Nr. 4951. Schwalben.
Rauchschwalben. Haus- od. Mehlschwalbe. Thurmschwalbe.
Uferschwalbe.

Schwachsinn ist eine geistige Unfähigkeit, die sich durch schweres Begreifen u. unvollkommenes Denken bemerkbar macht. Die geringe Befähigung im Auffassen neuer Ideen, in der Kraft des Gedächtnisses u. im Zurechtlegen logischer Ideenverbindung zeigt sich meist schon im Kinde; dann erfordert der jedenfalls durch unvollkommene Entwicklung des Gehirns bedingte Zustand eine ganz besondere pädagogische u. ärztliche Behandlung, auch wurden zu diesem Zwecke geeignete Erziehungsanstalten errichtet; in höherem Grade nennt man das Uebel Blödsinn. Allein es kommen auch Fälle von Sch. vor, bedingt durch allgemeine, das Nervensystem heftig erschütternde Krankheiten, wie Typhus; ebenso entwickelt sich Sch. infolge langdauernden Gebrauches von narkotischen Mitteln, wie Opium, von spirituösen Getränken ꝛc.

Schwadron, s. „Escadron".

Schwägerschaft od. Affinität ist das zwischen einem Ehegatten u. den Verwandten des anderen bestehende Verhältniß. Es wird durch das eheliche Beisammenwohnen begründet. Rechtliche Wirkungen äußert es zumeist nur zwischen dem einen Ehegatten u. den Eltern u. Geschwistern des anderen (Schwiegereltern, Schwiegerkinder, Schwager u. Schwägerin); dieselben bestehen in der Regel in der Unfähigkeit, Zeugniß für einander abzulegen, sowie in dem Verbote, sich mit einander nach Lösung der ersten Ehe zu verheirathen.

Schwalbach, gewöhnlich Langenschwalbach, Stadt mit 2644 E. (1871) im Untertaunuskreise (Langenschwalbach), Reg.-Bez. Wiesbaden der preuß. Provinz Hessen-Nassau; liegt nordwestl. von Wiesbaden am Münzbach u. hat 10 eisenhaltige Quellen, deren Wasser zum Trinken u. Baden benutzt, auch in Krügen versandt wird u. bei Unterleibskrankheiten, Nervenleiden, Bleichsucht ꝛc. sich heilkräftig erwiesen hat. Die Zahl der Badegäste beträgt jährlich etwa 5000.

Schwalben (Hirundinidae), eine Vogelfamilie aus der Ordnung der Sperlingsvögel, mit kurzem, von oben nach unten zusammengedrücktem, sehr weitgespaltenem Schnabel — daher „Spaltschnabler", Fissirostres — langen, spitzen Flügeln — daher auch „Langhänder", Longimanae — mehr od. weniger gegabeltem Schwanze (dem charakteristischen Schwalbenschwanze), kurzen Läufen u. langen, schlanken Zehen. Die Sch. fliegen sehr geschickt u. halten sich fast beständig in der Luft auf, um Insekten, ihre einzige Nahrung, mit ihrer weitgespaltenen Mundöffnung im Fluge wegzuschnappen. Auch ihre Jungen atzen sie im Fluge. Ihre Nester bauen sie gesellig aus feucht zusammengekneteter Erde; die Uferschwalbe gräbt sich Löcher an Flußufern, in Lehmwänden u. Hohlwegen. — Die Sch. leben vom Mai bis August in Deutschland als Zugvögel u. verbringen den Winter in Afrika. Obwol nicht zähmbar, nisten sie doch gern in der Nähe der Menschen u. werden auch von diesen in jeder Weise geschont; nur in Italien scheut man sich nicht, die Wandervögel zu fangen u. zu essen. Von der oben blauschwarzen, unten weißen Stadt-, Mehl- od. Hausschwalbe (Hirundo urbica) unterscheidet sich die Dorf- od. Rauchschwalbe (H. rustica) durch weiße Flecken an den Seitenfedern des schwarzen Schwanzes u. unbefiederte Läufe u. Zehen, während die Uferschwalbe (H. riparia) oben braungrau, unten weiß aussieht u. einen nur schwachgegabelten Schwanz hat. — Wegen einiger äußerlicher Aehnlichkeit mit den Sch. stellte die ältere Systematik zu ihnen zwei andere Familien, die Cypseliden od. Segeler u. die Caprimulgiden od. Nachtschwalben, während diese beiden vielmehr einer besonderen Vogelordnung, den Macrochires, angehören. Zu den Seglern gehört die durch sehr kurze Beine mit Klammerfüßen, indem die kurze innerste Zehe eine Wendezehe ist, charakterisirte Mauer- od. Thurmschwalbe (Cypselus apus). Ihr Gefieder ist einfarbig braunschwarz, an der Kehle weiß, sie findet sich in ganz Deutschland häufig in altem Gemäuer der Städte u. Dörfer. Ihr Nest bildet sie innen mit einem aus ihren Speicheldrüsen stammenden gummiartigen Leime aus. In Südeuropa lebt der Alpensegler od. die Gibraltarschwalbe (Cypselus melba). Eine andere Seglergattung ist die Salangane (Collocalia [s. d.]), von welcher die eßbaren Schwalbennester stammen. — Bezüglich der Nachtschwalben (Caprimulgiden), die ihren Namen wegen des weitgespaltenen Schnabels erhielten, s. „Ziegenmelker". Zu den Nachtschwalben gehört auch der Guacharo (Fettvogel, Nachtpapagei, Steatornis caripensis), ein röthlichbrauner, schwarzweiß gefleckter, von Alex. v. Humboldt entdeckter Vogel, der in Höhlen des Thales Caripe der südamerikan. Provinz Cumana verborgen lebt u. Nachts gesellig auf Nahrung ausgeht. Dieselbe besteht in Früchten. Er liefert ein wohlschmeckendes, farb- u. geruchloses, flüssiges Fett, das Guacharoöl, das die Indianer zur Bereitung ihrer Speisen benutzen u. auch als Leuchtstoff verwenden.

Schwalbenschwanz (Papilio Machaon), ein in ganz Europa verbreiteter schwefelgelber, schwarz gezeichneter Tagfalter aus der Abtheilung der „Ritter" od. Equites, zu denen die prächtigsten Exoten zählen. Er hat eine Flügelspannweite von ungefähr 8 cm., seine schmal geschwänzten Hinterflügel tragen eine blaubestäubte Außenbinde u. am Innenrande einen rostrothen Augenfleck. Die Raupe ist grün, mit schwarzen, rothgefleckten Querbinden; man findet sie in den Sommermonaten auf Fenchel, Dill, Kümmel, Möhren u. Raute. Bei der geringsten Berührung stülpt

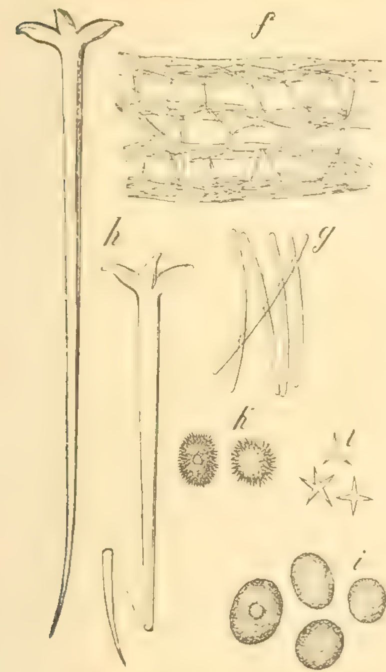
sie aus dem Nacken einen orangefarbenen, gabeligen Wulst von intensivem Geruch hervor. Bei der Verpuppung befestigt sie sich an Wänden, Stengeln u. dgl. in der Art, daß die Puppe mit dem Kopfe nach oben gerichtet u. von einer Schlinge umgürtet ist (Gürtelpuppe). — Sch. heißt auch der Gabelweihe od. der Milan (Milvus regalis) wegen seines rostfarbigen Gabelschwanzes (s. „Falken").

Schwalbenwurz, s. „Cynanchum".

Schwamm, in Gebäuden, s. „Hausschwamm".

Schwämmchen (Soor, Aphthen) nennt man eine auf Pilzbildung beruhende, vorzugsweise bei Säuglingen infolge von unreiner Haltung der Mundhöhle (nam. durch den Gebrauch eines sog. Zulps) vorkommende Mundkrankheit. Dieselbe besteht in kleinen weißen Flecken auf der Schleimhaut des Mundes u. Rachens u. hindert die Kinder am Saugen, so daß dieselben infolge ungenügender Ernährung rasch abmagern. Die Behandlung beschränkt sich auf Reinhaltung, bes. fleißiges Auswischen der Mundhöhle.

Schwämme (Spongiae od. Porifera), eine Klasse niederer Thiere von sehr wechselnder Körperform u. Größe, die unter Wasser festgewachsen sind u. aus einem starren od. elastischen, von Hohlräumen durchzogenen Gerüste, u. einem die innere u. äußere Oberfläche desselben bekleidenden, gallertartig weichen Sarkodenüberzug bestehen. Die das Gerüste bildenden hornigen Fasern sind aus einer eigenthümlichen Substanz, dem Spongin od. Spongiolin, gebildet; außer ihnen treten in der Regel eigenthümliche Hartgebilde (Kiesel- od. Kalknadeln, od. „Spicula") in sehr verschiedener, aber charakteristischer Gestalt u. Anordnung auf. Die äußere Schicht od. Hautschicht wird bei sehr vielen Sch.n ganz od. größtentheils aus formloser Sarkode gebildet; bei den meisten jungen Exemplaren vielleicht aller Gattungen tritt diese als ein durch u. durch in langsamer Bewegung u. Verschiebung befindliches Netz auf, bei vielen Arten erhärtet sie zum Theil. Diese erhärteten Partien an der Oberfläche des Schwammes wechseln mit weichgebliebenen ab, welche zweierlei Oeffnungen haben, durch die das Kanalsystem des Schwamminnern mit dem umgebenden Wasser in Verbindung steht: Einströmungsöffnungen od. Poren u. Auswurfsöffnungen od. Schornsteine; erstere nur mit bewaffnetem Auge sichtbar, letztere größer u. minder zahlreich. Die Poren entstehen u. vergehen durch Auseinanderweichen u. Zusammenfließen der zähen Sarkodeschicht der Oberfläche u. veranlassen so eine Wasserströmung u. mit ihr einen Eintritt von Nahrung (Infusorien 2c.) ins Schwamminnere, dessen Sarkodeauskleidung als Verdauungsapparat anzusehen ist. Wimperzellen in verschiedentlicher Anordnung reguliren den Wasserstrom, ebenso das Auftreten willkürlich kontraktiler Fasern (Muskelfasern). Bei gewissen Sch.n (Guancha) verrichtet das Auswurfsloch zugleich die Funktion der fehlenden Einströmungslöcher. Die Sch. entstehen aus Eiern. Der mit Wimpern besetzte Embryo schwärmt im Wasser umher, setzt sich fest u. wächst mit Verlust seiner Wimpern zur Spongie aus, die sich bei der Mehrzahl der Arten durch Knospung, Sprossung u. unvollständige Theilung zu einem „Stocke" vergrößert. Wurden die Sch. bis in die neuere Zeit entweder allgemein od. doch von einzelnen Forschern für Pflanzen (Algen) gehalten, so ist man jetzt über ihre Thiernatur nicht mehr im Zweifel, wol aber noch etwas getheilter Ansicht über ihre Stellung im zoologischen Systeme. Während man sie wegen ihres höchst einfachen Baues gemeinlich als Protozoen auffaßte, ließen doch sorgfältige Untersuchungen ihrer Gewebe wie ihrer Fortpflanzung mit größerem Rechte in ihnen Cölenteraten erkennen. Mit einziger Ausnahme der Süßwasserschwämme (Spongilla) sind alle Sch. Meeresbewohner u. finden sich unter sehr verschiedenen Verhältnissen von 1 m. unter dem Ebbestand bis in große Tiefen u. in weiter Verbreitung; auch giebt es etwa 500 fossile Formen



Nr. 4935. Kieselgebilde von Spongien.
f u. g Nadeln, h Krucke, i u. k Kugeln, l Sterne.

aus verschiedenen Formationen vom Silur an, bes. in der Kreide, die jedoch von jetzt lebenden sehr verschieden sind. Merkwürdig erscheinen gewisse bohrende Sch. (Vioa Thoassa), die sich angeblich mit Hülfe ihrer Kieselnadeln, wahrscheinlicher indeß durch chemische Einwirkung in Molluskengehäusen, Korallen u. Kalksteinen Röhren u. Kanäle graben. Im menschlichen Haushalt haben nur die elastischen Hornschwämme (Gattung Spongia), deren Skelet ausschließlich aus Spongiolinfasern besteht, als Badeschwämme (s. „Badeschwamm") Bedeutung u. ihre Abfälle wegen ihres Jodgehaltes arzneiliche Verwendung als Kropfmittel. Man unterscheidet mehrere Sorten von Badeschwämmen, die, früher als Spongia officinalis zusammengefaßt, von Osk. Schmidt, der bes. am Adriatischen Meere reiche Erfahrungen machte, als wohlunterschiedene Arten aufgefaßt wurden. — Die Schwammfischerei wird von den Küstenbewohnern des Adriatischen u. Mittelmeeres mehrorts als Gewerbe betrieben (Trapano, Smyrna, Kreta). Hierbei bedienen sich die Schwammfischer entweder einer langstieligen Gabel, mit der sie den am Meeresboden festgewachsenen Schwamm vom Kahne aus von seiner Unterlage loslösen, so die dalmatinischen, theils tauchen sie zu diesem Zwecke selbst ins Meer, so die syrischen, die bes. Frankreich mit Sch.n versorgen. Im Rothen Meere werden ebenfalls Sch. gefischt; dieselben können aber wegen geringerer Beschaffenheit mit den mittelmeerischen nicht konkurriren. Auch in Amerika (Bahama, Golf von Mexiko) wird Schwammfischerei betrieben. — Das außerordentliche Reproduktionsvermögen der Sch., das Anwachsen u. Weiterwachsen losgetrennter Theile, brachte Osk. Schmidt auf den glücklichen Gedanken, Versuche einer künstlichen Schwammzucht in Anregung zu bringen, u. sind solche an der dalmatinischen Küste sowie auch von Frankreich aus angestellt worden, wiewol vorerst mit mehr Gewinn für die Wissenschaft als für den Handel. — Die Zoologen theilen die Sch., bei deren Eigenartigkeit die Begriffe der Art u. Gattung wie des Individuums sehr wankende sind, je nach der Beschaffenheit ihres Gerüstes, in Gallertschwämme (Halisarcinae), Lederschwämme (Gumminеae), Hornschwämme (Ceraspongiae), Kieselschwämme (Halickondriae), Rindenschwämme (Corticatae), Glasschwämme (Hyalospongiae) u. Kalkschwämme (Calcispongiae). — Als Forscher, die sich bes. mit den Sch.n beschäftigt haben, sind u. A. Nardo, Grant, Bowerbank, Lieberkühn, Oskar Schmidt, Miklucho Maclay u. Häckel zu nennen. — Sch. heißen im gewöhnlichem Leben auch die fleischigeren Pilzarten, welche meist mit einem sog. Hute versehen zu sein pflegen. Eine strenge Unterscheidung zwischen Pilzen u. Sch.n giebt es nicht. Im engerem Sinne nennt man so die Arten, aus denen der Feuerschwamm (s. d.) bereitet wird, sowie den Hausschwamm (s. d.).

schwammförmige Körper (lat. Corpora carcinosa) heißt in der Anatomie eine Klasse von Organen, welche äußerlich von einer festen Hülle umgeben, im Innern ähnlich einem Badeschwamm aus einer großen Zahl weiter, mit einander in Verbindung stehender Räume bestehen, die rasch eine Menge Blut aufnehmen können, wodurch diese Organe an Größe zunehmen, hart u. steif werden. Dieselben kommen vorzugsweise an männlichen Geschlechtstheilen vor.

Schwan (Cygnus), eine Gattung von Schwimmvögeln, Familie der Entenvögel (Anatiden), unterscheidet sich, abgesehen von seinem (sprüchwörtlich) langen Halse von den Enten durch den an der Wurzel hohen Schnabel, von den Gänsen durch den kurzen Lauf. Zu Lande unbeholfen, ist er ein guter Schwimmer, doch taucht er nicht; er nährt sich von Wasserpflanzen u. Wasserthieren, die er gründelnd erbeutet. Der Höckerschwan od. zahme Sch. (C. olor) hat ein weißes Gefieder u. an der Wurzel des gelbrothen Schnabels einen aufgetriebenen schwarzen Höcker; er wird in Europa, Asien u. Nordamerika als zahmer Teichbewohner gehalten, hauptsächlich wegen der Anmuth seiner Bewegungen, seines graziösen Schwimmens mit gebogenem Halse u. halbgelüfteten Flügeln. Aus seinem Vaterlande, dem Norden der alten Welt, kommt er nur selten nach Deutschland, obwol er im März u. im Oktober in ansehnlicher Höhe darüber hinweg zieht. Oft bleibt er an der Küste Rügens in Scharen sitzen. Dem ebenfalls weißen Singschwan (C. musicus) fehlt der Höcker auf dem bis unter die Nasenlöcher gelben, am Ende schwarzen Schnabel. Eine bedeutende Verlängerung seiner, ihre Windungen im hohlen Kamme des Brustbeins bergenden Luftröhre befähigt diesen Vogel, seine Stimme hoch aus der Luft klangvoll herabzusenden, was beim Vorbeiziehen einer ganzen Schar dem Glockenläuten ähnlich klingen soll. Der eigentliche Schwanengesang indessen existirt nur im Reiche poetischer Fiktionen. Der Singschwan bewohnt den Norden Europa's u. Asiens, er lebt den Winter über in Nordafrika u. in Südeuropa (z. B. den Sümpfen u. Seen Griechenlands), u. brütet im hohen Norden (Lappland, Spitzbergen). Die Dunen der Schwäne wie die als Schwanenpelz bekannten Federbälge bilden einen bedeutenden Handelsartikel; das Fleisch der jüngeren Thiere ist wohlschmeckend. In neuerer Zeit ist auch der neuholländische schwarze Sch. (C. atratus) bei uns eingeführt.

Schwan, ein auf der Milchstraße stehendes Sternbild, leicht erkennbar an der die ausgebreiteten Flügel bezeichnenden Reihe von 5 Sternen dritter Größe u. dem im Schwanze stehenden Sterne „Deneb“ zweiter Größe. Von dem im Schnabel stehenden Doppelsterne „Albireo“ ist der eine Stern blau, der andere gelb. Der Sch. liegt zwischen den Sternbildern Leier, Fuchs, Pegasus, Eidechse, Cepheus u. Drache, ist fast das ganze Jahr über sichtbar u. steht im September ziemlich im Zenith.

Schwan, Christian Friedrich, verdienstvoller Buchhändler, geb. zu Prenzlau (Ukermark) 12. Dez. 1733; studirte in Halle u. Jena Theologie, war dann eine Zeit lang Hauslehrer, ging hierauf über Kopenhagen nach Petersburg, wo er Korrektor der Akademie der Wissenschaften wurde, verließ aber nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth Rußland, um sich nach Holland zu wenden. Hier veröffentlichte er seine „Anecdotes russes, ou lettres d'un officier allemand“ (Haag 1764; deutsch Frankf. 1765), die großes Aufsehen erregten u. seine Sicherheit in Holland zu gefährden schienen. Infolge dessen siedelte er nach Frankfurt a. M. über, wo er die Wochenschrift „Der Unsichtbare“ u. das Literaturblatt „Neue Auszüge aus den besten ausländischen Wochen- u. Monatsschriften“ begründete. Nachdem er 1765 die Tochter seines Verlegers Eßlinger geheirathet hatte, übernahm er dessen Buchhandlung in Mannheim. Hier suchte er den Geschmack für die schönwissenschaftliche Literatur zu wecken u. zu heben, regte die Umwandlung des franz. Theaters in ein deutsches an, veranlaßte auch 1782 die erste Aufführung der „Räuber“ Schiller's (s. d.) u. gehörte zu den ersten Mitgliedern der 1775 in Mannheim gestifteten „Deutschen gelehrten Gesellschaft“. Später verkaufte er die Buchhandlung, ging 1794 nach Heilbronn, dann nach Stuttgart u. 1799 nach Heidelberg, kehrte indeß schließlich nach Mannheim zurück, wo er 29. Juni 1815 starb. Noch sind von ihm zu erwähnen: das „Deutsch-franz. u. franz.-deutsche Wörterbuch“ (Mannh. 1782—98, 6 Bde. nebst 1 Supplementband; Auszug daraus, 4 Bde., Tüb. 1807) u. die „Abbildungen der vornehmsten geistlichen u. weltlichen Orden“ (2 Bde. mit Kupfern, Mannh. 1770 u. 1791). Um die Hand seiner Tochter Anna Margarethe **Sch.** (geb. 1766, gest. unverheirathet zu Mannheim 24. Jan. 1796) hielt Schiller im April 1785 an.

Schwandorf, Stadt mit 3215 E. (1871) im Landgericht Burglengenfeld im bayer. Reg.-Bez. Oberpfalz, am linken Ufer der Naab anmuthig gelegen; hat ein Schloß des Fürsten Wallerstein u. ist Knotenpunkt der Bahnen Regensburg-Eger u. Nürnberg-Fürth a. W. In der Nähe liegt die Wallfahrtskirche Kreuzberg.

Schwanengesang, Titel eines Liedercyklus von Schubert.

Schwanenhals, ein seiner hohen, gebogenen Form wegen so genanntes Fuchseisen (s. d.).

Schwanenorden od. Orden des Schwans, Orden Unserer Lieben Frau von Brandenburg (Sodalitas beatae Mariae virginis), ein in Erinnerung an den Schwanritter (s. d.) vom Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg 29. Sept. 1440 gestifteter u. 15. Aug. 1443 mit Statuten versehener Orden, der die Aufgabe hatte, den entsittlichten Adel in der Mark zu Frommigkeit u. Ehrbarkeit zurückzuführen, der rohen Fehdelust zu steuern, Werke der Barmherzigkeit zu üben ꝛc. Der Orden, der an den Frauenkultus des Mittelalters anknüpfte u. auch Frauen, von denen man einen veredelnden Einfluß erhoffte, die Mitgliedschaft gestattete, hatte seinen Sitz im Kloster auf dem Harlunger Berge bei Altbrandenburg u. erhielt eine reiche Ausstattung. Das Ordenszeichen war eine goldene Kette von 13 Gliedern, die ein altes deutsches Folterinstrument, Premtze genannt, darstellen (zwei gezahnte Seitenschienen mit einem Verbindungsringe am oberen Ende u. einem Querringe am unteren, zwischen beiden ein blutiges Herz), daran das Bild der Gottesmutter mit dem Kinde, auf der Mondscheibe fußend, darunter ein goldener Schwan, umgeben von einer gewundenen weißen Schärpe, woran fünf Franzen (Kettchen mit anhängenden Gliedern). In der Reformationszeit erlosch der Orden, ohne eigentlich aufgelöst zu sein, da seit 1539 keine Mönche mehr in das Kloster aufgenommen werden durften, 1547 der letzte Propst starb, 1557 die Klostergebäude abgetragen wurden u. die Güter des Ordens in den Besitz verschiedener Landesfürsten übergingen. Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gedachte den Orden neu zu beleben u. erließ 24. Dez. 1843 ein darauf bezügliches Dekret: danach sollte der Orden Männer u. Frauen jedes Standes u. aller Konfessionen umfassen können, die Mitglieder sollten sich der Pflege der Leidenden, der reuigen Gefallenen u. der Bestraften annehmen, kurz, in umfassender Weise sich zu Organen der inneren Mission machen. Doch ist der Orden niemals ins Leben getreten. Vgl. Stillfried-Rattonitz, „Der Sch., sein Ursprung u. Zweck, seine Geschichte u. seine Alterthümer“ (Halle 1845), u. Haenle, „Urkunden u. Nachweise zur Geschichte des Sch.s“ (Ansbach 1876).

Schwangerschaft ist derjenige physiologische Zustand des weiblichen Organismus, in welchem sich nach geschehener Empfängniß (conceptio) das befruchtete Ei innerhalb der Sexualorgane entwickelt; sie hört mit der Geburt (s. d.) auf. Das weibliche Ei gelangt bei der Befruchtung in der Gebärmutter mit dem männlichen Samen in Berührung, bleibt an der Innenfläche dieses Organes haften u. bildet hier als primitive Theile die Keimblase die drei Keimblätter u. die Eihäute: das Chorion u. Amnion. Außer diesen Eihäuten wird später gegen Ende der Sch. die sog. Placenta, die daran befindliche Nabelschnur u. die hinfällige Haut (Membrana decidua) gebildet. Zusammen gehen diese Theile später als „Nachgeburt“ ab. Die durch die Entwicklung des befruchteten Eies im mütterlichen Körper hervorgerufenen Veränderungen lassen mit mehr od. weniger Sicherheit auf das Vorhandensein einer Sch. schließen. Als unsichere Zeichen gelten: das Ausbleiben der Menstruation, Zunahme des Unterleibes an Umfang, Schwellung der Brüste, Brustwarze u. deren Hof färben sich u. es entleert sich auf Druck wässrige Flüssigkeit; Erbrechen, bes. des Morgens in nüchternem Zustande, nam. in den ersten Monaten, ist sehr häufig; nicht selten tritt vermehrte Speichelabsonderung auf, auf der Haut zeigen sich bisweilen scharf begrenzte Flecken (Chloasma), am Unterleibe Streifen als Folge starker Dehnung; dazu gesellen sich sog. „Gelüste“, d. h. das Verlangen nach besonderen Speisen, mitunter Schwindel, Herzklopfen, Sinnestäuschungen, geistige Digression, Schwellung der Füße. Das Körpergewicht nimmt während der letzten der Schwangerschaftsmonate konstant zu, u. zwar für jeden Monat um 1,5—2,5 Kg. Als sichere Zeichen gelten: Fühlen von Theilen der Frucht, das Hören der Herztöne der Frucht, das Hören des Nabelschnurgeräusches (durch ärztliche Auskultation), das Fühlen der Bewegungen der Frucht. Die Dauer der Sch. zeigt einen gewissen Spielraum; am häufigsten erfolgt die Niederkunft zwischen dem 264. u. 280. Tage. Man rechnet meist vom Tage der letzten Menstruation an 9 Kalender- od. 10 Mondsmonate (40 Wochen). Von dem Tage, an welchem die Periode zum letzten Male regelmäßig eingetreten, werden 3 Monate zurück u. 5—7 Tage dazu gerechnet. Noch unsicherer ist die Berechnung nach dem Eintritt der ersten Kindesbewegungen, deren Fühlbarwerden ungefähr mit der 20. Woche zusammenfällt u. als mittlerer Schwangerschaftstermin aufgefaßt wird. Eine größere Sicherheit gewährt die geburtshülfliche Untersuchung durch Arzt od. Hebamme. Die Zeichen der mehrfachen (Zwillings- od. Drillings-)Sch. sind folgende: ungewöhnlich großer Leibesumfang, fühlbare Längsfurche an der Gebärmutter, sehr lebhafte u. an verschiedenen Stellen des Leibes wahrnehmbare Kindesbewegungen, gesteigerte Schwangerschaftsbeschwerden; sicherere Auskunft giebt die ärztliche Untersuchung, nam. der Nachweis von Herztönen an entgegengesetzten Stellen des Unterleibes. Daß die Frucht lebt, wird durch den Nachweis der Herztöne u. Fruchtbewegungen außer Zweifel gestellt. Durch Krankheit, Fall, heftige Körperbewegung, Stoß, Schreck u. Aufregung kann die Sch. unterbrochen werden, indem zu frühzeitig Wehen eintreten u. das Kind lebend od. abgestorben, mehr od. wenig unreif geboren wird (Frühgeburt, Fehlgeburt, Fausse couche, Abortus). Für den Tod des Kindes sprechen folgende Zeichen: Schlaff- u. Welkwerden der Brüste, Aufhören der Kindesbewegungen, Gefühle der Mutter, als ob ein schwerer Körper im Unterleibe hin- u. herfalle, Frösteln, Appetitlosigkeit ꝛc. — Für die Diätetik der Sch. ist daran festzuhalten, daß die Frau nicht von ihrer gewohnten Lebensweise zu sehr abweiche; sie sorge für möglichste Reinhaltung des Körpers (warme Bäder), gesunde Luft (regelmäßige Spaziergänge), günstige, heitere Gemüthsstimmung (keine Furcht vor den Gefahren der Entbindung). Die Nahrung sei leicht verdaulich, nicht blähend, als Getränk diene frisches Wasser; Ueberladung des Magens ist sehr zu vermeiden; bei Neigung zu Stuhlverstopfung genieße man frisches od. gekochtes Obst, viel Getränk, unter Umständen leichte Abführmittel (Thee von Sennesblättern, Faulbaumrinde od. Latwerge). Die Bekleidung sei nicht zu fest u. einengend; das Tragen einer gut anliegenden Leibbinde ist rathsam. Die Brüste müssen vor Druck, Stoß, Quetschung u. Erkältung geschützt werden. Die Brustwarzen suche man durch Waschen mit kaltem Wasser u. spirituösen Flüssigkeiten abzuhärten. Während der Sch. können viele, dieselbe erheblich störende Krankheiten auftreten. Schmerzen im Unterleibe, die anhalten, Blutabgang aus den Geschlechtstheilen, Durchfälle, vorzüglich zur Zeit epidemischer Krankheiten, der Ruhr od. Cholera, Urin- u. Stuhlverhaltung od. auffallend geringer Urinabgang, Gelbsucht, heftiger Husten, Fieberanfälle sind Uebel ernsthafter Art u. sollen Schwangere nie sorglos lassen; sie machen die Herbeirufung eines Arztes nöthig. In der Sch. entstehen oft an den Unter- u. Oberschenkeln durch Behinderung der Blutcirkulation Blutaderknoten (Venenerweiterungen), die das Tragen von elastischen (Gummi-)Strümpfen od. Rollbinden nöthig machen. — Als fehlerhaft

ist die Sch. in folgenden Fällen zu bezeichnen: 1. Sch. am unrechten Orte, wenn das Ei nicht in die Gebärmutterhöhle gelangt, die Frucht vielmehr außerhalb derselben (in dem Eileiter, im od. am Eierstock, in der Bauchhöhle) fortlebt u. sich entwickelt; man spricht dann von Eileiter-, Eierstock-, Bauchhöhlen-Sch., deren Ausgang in der Regel das Leben der Frau bedroht; 2. Molen-Sch., wenn das Ei sich nicht gehörig entwickelt, sondern entartet (s. „Mola“); 3. die zu kurz dauernde Sch. (Abortus), wenn die Frucht vor der rechten Zeit, d. h. bevor sie ihre Reife erlangt hat, aus der Gebärmutter ausgestoßen wird (s. „Fehl- od. Frühgeburt“). — Das sog. „Versehen“, d. h. die durch eine Wahrnehmung der Schwangeren auf die Frucht reflektirte Uebertragung von Merkmalen, wird von den Aerzten als eine auf ungenügende Beobachtung gestützte, unbegründete Annahme bezeichnet, da sie das Zusammentreffen von Bildungsfehlern am Kinde mit bestimmten Sinneswahrnehmungen der Schwangeren lediglich für zufällig u. zusammenhanglos halten. — Als Ueberschwängerung (Superfoecundatio) bezeichnet man die Befruchtung mehrerer Eier durch verschiedene Begattungsakte; einen solchen Vorgang halten die Aerzte für möglich, keineswegs aber eine sog. Ueberfruchtung (Superfoetatio), d. h. Befruchtung mehrerer Eier aus verschiedenen Menstruations- (Ovulations-) Perioden.

Schwanjungfrauen sind in der nordischen Mythologie gleichbedeutend mit den Walküren, vorzüglich wenn diese nicht als Schlachtenmädchen, sondern als die Zukunft wissende Nornen erscheinen. Auch in der deutschen Sage (Nibelungenlied, Gudrun, Ritter von Stauffenberg 2c.) kommen sie vor. Nach dem Volksglauben besaßen sie Schwanenhemden, mit welchem sie fliegen u. schwimmen konnten u. welches sie zu Zeiten, um als wunderschöne Mädchen in kühler Flut zu baden, ablegten; wer sich eines Schwanenhemdes zu bemächtigen vermochte, erlangte damit volle Gewalt über die Sch. Auch mythologische Wesen männlichen Geschlechts erscheinen in Volkssagen u. Märchen; ihre Schwanengestalt an- od. abzulegen befähigt sie in der Regel eine Kette od. ein Ring. — Vgl. P. Cassel, „Der Schwan in Sage u. Leben“ (Berl. 1861).

Schwank, witziger Einfall; kurze launige Erzählung (vgl. „Facetiae“).

Schwanksteine, s. v. w. Wackelsteine.

Schwankung der Erdachse, s. „Nutation“.

Schwanritter. Die Volkssagen mehrerer deutschen Stämme erzählen von einem Ritter, der Sch. genannt, der aus unbekanntem Lande in einem von einem Schwan gezogenen Kahne über das Meer gekommen sei, durch siegreichen Kampf eine Fürstentochter aus großer Noth befreit, sich dann mit ihr vermählt habe u. Stammvater eines Fürstengeschlechtes geworden sei, schließlich aber wieder in seine unbekannte Heimat zurückgekehrt sei, weil seine Gemahlin trotz seines Verbotes ihn nach Namen u. Herkunft gefragt habe. Besonders am Niederrhein, in Kleve, Flandern u. Brabant, erscheint diese Sage in wechselnder Gestalt u. mit verschiedenen Namen lokalisirt; bereits im 12. Jahrh. war sie mehrfach poetisch bearbeitet, mit Aenderungen versehen u. mit der Geschichte Gottfried's v. Bouillon in Verbindung gebracht, wie z. B. im „Roman du chevalier au cygne“ des franz. Trouvère Jehan Renaud (herausgegeben von Reiffenberg, 2 Bde., Brüss. 1846—48). In Deutschland erscheint die Sage vom Sch. an Lohengrin (s. d.) angeknüpft; auch Konrad v. Würzburg (s. d.) bearbeitete sie in seinem „Sch.“, verlegte sie aber nach Nimwegen u. in die Zeit Karl's d. Gr. Ende des 15. Jahrh. wurde die Sage in franz. u. niederländ. Sprache als Prosaroman behandelt. Sie findet sich übrigens in der romantischen Literatur auch noch anderer europäischer Völker. — Vgl. v. d. Hagen in den „Abhandlungen der phil.-hist. Klasse der Berliner Akademie der Wissenschaften“ (1846).

Schwanthaler, Ludwig Michael von, bedeutender deutscher Bildhauer, geb. 26. Aug. 1802 zu München als Sohn des Hofbildhauers Franz Sch. (gest. 1821); besuchte die Akademie, deren Direktor Peter v. Langer ihm allerdings alles Talent absprach u. ihm rieth, die Bildhauerei aufzugeben, doch arbeitete Sch. unbeirrt weiter u. übernahm nach dem Tode des Vaters dessen Geschäft. 1824 übertrug ihm König Maximilian I. die Modellirung der Reliefs zu einem reichverzierten Silberservice, u. Sch. wählte dazu den „Einzug der jüngeren Götter in den Olymp“. Aber noch vor Vollendung dieser Arbeit starb der König, das Werk wurde aufgegeben u. schien verloren zu sein, bis die Wachsmodelle einiger Reliefs 1856 aufgefunden u. wieder hergestellt wurden. Durch Vermittelung von Cornelius wurde Sch., der inzwischen 1826 Rom besucht u. sich dann in München ein eigenes Atelier eingerichtet hatte, nun auch mit der plastischen Ausschmückung des Innern der Glyptothek betraut. Diese Arbeiten auszuführen begab er sich 1832 abermals nach Rom, wo er mit Thorwaldsen viel verkehrte. Zurückgekehrt fand Sch. nun reiche Beschäftigung. Man übertrug ihm Zeichnungen zur malerischen Ausschmückung des Königsbaues, die Reliefs zu Pindar's Gesängen im Thronsaal, den plastischen Schmuck des Treppenhauses u. den Fries mit dem Triumphzuge des Bacchus für den Palast des Herzogs Max, sodann die Statue Shakespeare's für das Hoftheater, nam. aber das nördliche Giebelfeld der Walhalla, für welches er in wunderbar schönen Gestalten die Arminiusschlacht komponirte, der sich gleich nachher das Giebelfeld des Kunstausstellungsgebäudes (Bavaria als Beschützerin der Künste) in München anschloß. Daneben entfaltete er eine rege Thätigkeit für den Festsaalbau der Münchener Residenz. Hier sind außer den 12 großen Statuen der Ahnen des bayerischen Herrscherhauses, die in Erz gegossen u. vergoldet den Thronsaal einnehmen,



Nr. 4936. Ludwig Michael v. Schwanthaler (geb. 26. Aug. 1802, gest. 15. Nov. 1848).

die acht Kreise des Königreichs auf der Attika des Altans, die Tänzergruppen (Reliefs) im Ballsaal u. der lange Fries mit den Kreuzzügen im Barbarossasaal sein Werk. Dazu kommt eine große Reihe von monumentalen Portraitstatuen (meist in Erz gegossen), die alle innerhalb weniger Jahre entstanden: Mozart (Salzburg), Jean Paul (Bayreuth), Goethe (Frankfurt a. M.), Großherzog Friedrich Karl von Baden (Karlsruhe), Großherzog Ludwig von Hessen (Darmstadt), Markgraf Friedrich von Bayreuth (Erlangen), Kreittmayr, Tilly u. Wrede (München), König Karl Johann von Schweden (Stockholm), Kaiser Franz II. von Oesterreich (Franzensbad), woran sich an Denkmalen aus der Zeit des Mittelalters das Grabmal Frauenlob's (Dom in Mainz) u. die Statue Rudolf's von Habsburg (Dom in Speier) reihen, sowie das Denkmal des Donau-Maintanals bei Erlangen 2c. Und inmitten aller dieser Arbeiten beschäftigten ihn außerdem die Bavaria (s. d.), die 4 Statuen für die Giebelfelder u. 48 Metopen der bayerischen Ruhmeshalle sowie gegen das Ende seines Lebens noch die Entwürfe für die Giebelfelder der Propyläen in München. Zu seinen schönsten Arbeiten aber gehören der Tafelaufsatz (1842) mit den Figuren der Nibelungen für König Max II. u. der Schild des Hercules nach der Beschreibung des Hesiod. Und das Alles wurde erdacht, modellirt u. ausgeführt in der kurzen Zeit von weniger als einem Vierteljahrhundert, denn Sch. starb bereits 15. Nov. 1848. Das Urtheil über Sch.'s Kunstleistungen ist zuweilen sehr hart gewesen. Gewiß kann man sagen, daß seine rastlose Produktion ihn zuweilen zur Flüchtigkeit verführte, daß er auf die Ausbildung der Form größere Sorgfalt hätte verwenden sollen, daß nam. die meisten seiner monumentalen Portraitstatuen zwar genial im Entwurf sind, sich aber in der Ausführung kaum über eine geschickte Mittelmäßigkeit erheben; dagegen aber muß man nicht nur seine unerschöpfliche Phantasie, sondern auch seinen feinen Schönheitssinn u. seine wirkungsvolle, am richtigen Platze bis zur Großartigkeit gesteigerte Einfachheit der Form in die Wagschale legen.

Freilich finden sich diese Vorzüge nicht überall: von der Schönheit der Antike war zwar seine Seele durchdrungen, aber mit dem Herzen war er ganz u. gar Romantiker u. ruhte nicht eher, als bis er sich am Ufer des Alpsee in einsamer Gegend die Ritterburg Schwaneck gebaut hatte. Den vollständigsten Ueberblick über seine Schöpfungen gewährt das nach seinem Tode errichtete Schwanthaler Museum in München, das die Gipsmodelle fast aller seiner Werke enthält. — Sein Vetter Xaver Sch., geb. zu Ried in Oesterreich 1798, gest. in München 23. Sept. 1854, unterstützte ihn bei vielen Arbeiten, schuf auch mehrere eigene Kompositionen, bes. im Ornamentenfache, u. führte die Entwürfe seines Vetters Ludwig für die Propyläen aus.

Schwärmen, das, der Bienen, s. „Bienen".

Schwärmerei nennt man einen Gemüthszustand, in welchem die Hingebung an bestimmte Vorstellungen der Phantasie (s. d.) einen solchen Grad erreicht, daß sie nicht nur das Gefühlsleben, sondern auch das Denken u. Urtheilen vollständig beherrscht u. so schließlich auch dem Willen eine ausgesprochene Richtung auf ein einziges Ziel giebt; der von der Sch. Befallene heißt ein Schwärmer, von dem unordentlichen Durcheinanderschwärmen der Gedanken. Von dem Enthusiasmus od. der Begeisterung (s. d.) unterscheidet sich die Sch. dadurch, daß sie sich nicht auf eine wirkliche, sondern lediglich auf eine ideale od. vielmehr eingebildete Grundlage stützt. Am reichsten hat sich alle Zeit die Sch. auf dem religiösen Gebiet entwickelt; alle die zahllosen Arten der religiösen Sch. haben mit einander gemein, daß sie rein persönliche (subjektive) Einbildungen an die Stelle der Ueberlieferung, der schriftlichen Offenbarung &c. setzen. In der Regel berufen sich dann die Schwärmer auf eingebildete Gesichte, Geistererscheinungen, innere Stimmen &c.; die fortgesetzte Sch. endigt nicht selten mit wirklicher Verrücktheit. Verbindet sich die Sch. mit dem Drang, die eigenen Einbildungen rücksichtslos zu allgemeiner Anerkennung zu bringen, so entsteht der Fanatismus (s. d.). Minder gefährlich ist die Sch., die sich in der Jugendgeschichte fast aller höher begabten Naturen in der einen od. anderen Weise zu offenbaren pflegt u. einen fast nothwendigen Durchgangspunkt zu dem Alter der sittlichen u. Urtheilsreife bildet.

Schwartz, geb. **Birath**, Marie Sophie, schwed. Romanschriftstellerin, geb. zu Boras in Westgothland 4. Juli 1819, verheirathete sich 1839 mit dem Professor Sch. in Stockholm, der 1858 starb, u. veröffentlichte seit 1851 in Zeitschriften eine große Anzahl von Novellen u. Romanen, die auch in Deutschland ein großes Lesepublikum gefunden haben; die von Kretzschmar veranstaltete Uebersetzung ihrer „Gesammelten Romane" (Lpz. 1865 ff.) hat bereits mehrere Auflagen erlebt; seit 1867 kamen sogar ihre Romane in der „Bibliothek moderner Romane des Auslandes" (Berl.) zuerst deutsch u. dann erst schwedisch heraus. Zu ihren neueren gehören insbes.: „Die Stieftochter" (deutsch von Heynrichs, 2 Bde., Berl. 1870); „Die Jugendgefährten" (deutsch von Jenny Hirsch, 3 Bde., ebd. 1871); „Anna's Geheimniß" (deutsch von Jonas, 2 Bde., ebd. 1874).

Schwartzkoppen, Karl Ferdinand Emil Friedrich Wilhelm v., deutscher General, geb. zu Obereimer bei Arnsberg (Westf.) 15. Jan. 1810; trat 1. Okt. 1826 als Avantageur in das preuß. 30. Infanterieregiment ein, erhielt als Hauptmann im Berliner Aufstand 18. März 1848 seine Feuertaufe, nahm in demselben Jahre an dem Kriege Schleswig-Holsteins gegen Dänemark Theil, wo er im Gefecht bei Schleswig schwer verwundet ward, machte als Generalmajor an der Spitze der 27. Infanteriebrigade 1866 den Feldzug gegen Oesterreich mit, wurde 30. Okt. 1866 zum Kommandeur der 18. Division ernannt, kurz darauf (31. Dez. 1866) Generalleutnant u. 10. Aug. 1867 Kommandeur der 19. Division, mit der er im Kriege gegen Frankreich ruhmreichen Antheil bes. an den Schlachten bei Vionville u. bei Gravelotte u. an der Einschließung von Metz nahm. Am 18. Aug. 1871 zu den Offizieren der Armee versetzt, wurde er Gouverneur von Berlin u. Chef der Landgensdarmerie, 1873 General der Infanterie u. 23. März 1874 zu den Offizieren à la suite der Armee versetzt, um das Kommando über die württemb. Truppen (XIII. Armeecorps) in Stuttgart zu übernehmen.

schwarz ist in der physikalischen Farbenlehre (s. „Farbe" &c.) die Bezeichnung für den Zustand der Abwesenheit aller Farbe u. allen Lichtes überhaupt; doch bezeichnet man auch Stoffe, mittels welcher man eine Oberfläche so zurichten kann, daß sie möglichst gar kein Licht reflektirt, als schwarze Farbstoffe. Vollkommene Schwärze wird sich nur in einem hermetisch gegen alles Licht verschlossenen Raume herstellen lassen. Alle sch. gefärbten Flächen reflektiren immer noch merkliche Mengen Licht u. werden wol auch, je nach der Natur dieses übrig gebliebenen Lichtes, als bläulich schwarz, röthlich schwarz &c. bezeichnet. Das intensivste Sch. liefert der Kohlenstoff als Ruß in der Tusche u. Druckerschwärze, während hauptsächlich das gallussaure Eisen in Verbindung mit Blauholz u. anderen Stoffen in der Zeugfärberei u. zur Tinte benutzt wird.

Schwarz, Berthold, eigentl. Konstantin **Anklitz**, ein aus Freiburg i. Br. gebürtiger Franziskanermönch, der sich im dortigen Kloster viel mit chemischen Experimenten beschäftigt haben, deshalb als Schwarzkünstler angeklagt u. ins Gefängniß gebracht worden sein u. dann hier das Schießpulver aus „Schwebel, Salpeter u. Kohlen" erfunden haben soll. Wegen dieser Erfindung, die gewöhnlich ins J. 1330, von dem Chronisten Redinger aber in seiner „Beschreibung der Eidgenössischen Statt St. Gallen &c." (1683) ins J. 1380 gesetzt wird, erhielt der Klosterbruder Berthold vom Volke den Namen „der schwarze Barthel" u. später den Namen Sch. Uebrigens ist die Mischung des Schießpulvers schon vor seiner Zeit bekannt gewesen. Nach Angabe jenes Chronisten hat Sch. 1839 „seinen wohlverdienten Lohn empfangen, indem er vom Kaiser Wenzeslao (Wenzel) hingerichtet worden". 1853 ward ihm in Freiburg ein Denkmal gesetzt.

Schwarz, Karl, hervorragender protestantischer Theolog, geb. 19. Nov. 1812 zu Wiek auf Rügen; studirte 1830—34 in Halle, Bonn, Berlin u. Greifswald u. war dann in Berlin u. seiner Heimat literarisch thätig. Die Betheiligung an der Burschenschaft brachte ihm 1837 eine kurze Haft in Wittenberg. 1838 trat er in Halle als Mitarbeiter an den „Hallischen Jahrbüchern" ein, habilitirte sich 1842 daselbst, wurde aber 1845 wegen allzufreisinniger Ansichten suspendirt. Der Umschwung im J. 1848 brachte ihm einen Sitz in der Frankfurter Nationalversammlung u. eine außerord. Pofessur in Halle. 1856 erschien sein Buch „Zur Geschichte der neuesten Theologie", welches durch die kühne u. scharfe Kritik der noch lebenden theologischen Parteiführer (bes. Hengstenberg's) ungeheures Aufsehen erregte (4. Aufl., Lpz. 1869). Infolge dessen wurde er noch 1856 als Hofprediger nach Gotha berufen u. bethätigte hier seine kirchliche Freisinnigkeit bes. durch die Trauung solcher Brautpaare, denen in Preußen die Trauung verweigert worden war. 1858 rückte er in die Stellung des Oberhofpredigers ein. Von seinen sonstigen Schriften sind zu nennen: „Das Wesen der Religion" (Halle 1847); „Predigten aus der Gegenwart" (6 Sammlungen, Lpz. 1859—73, zum Theil öfter); „Grundriß der christlichen Lehre" (Gotha 1866; 4. Aufl. 1873).

Schwarza, ein linker Nebenfluß der Saale, entspringt auf dem Kamme des Thüringerwaldes, geht quer durch die schwarzburg-rudolstädtische Oberherrschaft hindurch, hat die Lichte u. die Rinne zu Nebenflüssen u. mündet bei dem Dorfe Schwarza zwischen Rudolstadt u. Saalfeld. Das Schwarzathal gehört mit zu den romantischsten Partien des Thüringerwaldes, namentlich von Blankenburg aufwärts bis zum Schlosse Schwarzburg, der Sommerresidenz des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, das 1726 auf einem im Thalkessel isolirt aufragenden, 78 m. hohen Felsen erbaut wurde.

Schwarzburg (fürstliches Haus). Der erste urkundlich erweisbare Graf v. Sch. u. Käfernburg ist Sizzo IV. (gest. 1160), der eine Zeit lang nur die Blankenburg u. die Stadt Ilm besaß; später wurde jedoch durch Kauf, Schenkung u. Belehnung der Besitz vielfach vergrößert, oft verändert u. getheilt. So gab es nach dem Tode Günther's V. (1275) die Linien Sch., Blankenburg, Käfernburg u. Rabenswald, doch erloschen die beiden letzten bereits 1385 u. 1312. Aus der Blankenburger stammt Günther XIX. (s. d.), welcher als Gegenkönig 1348—49 Karl IV. entgegentrat. Sein älterer Bruder Heinrich XII., Herr von Arnstadt (gest. 1337) ist, da die älteste Linie Sch. sammt ihren Abzweigungen Wachsenburg u. Leutenberg 1564 ausstarb, der Stammvater der heute regierenden Fürsten. Nach dem Tode seines Nachkommen Günther XXXVIII. 1553 trennten sich die Linien Sondershausen u. Rudolstadt mit Johann Günther (gest. 1586) u. Albrecht VII. (gest. 1605). Nur von der ersten zweigte sich noch 1643—1716 die Linie Arnstadt ab. Während des Dreißigjähr. Krieges hatten die Grafschaften 1623—48 von durchziehenden Kriegsscharen beider Parteien das Aeußerste zu erdulden, u. die Bevölkerung von Sch. mußte im J. 1640 zehn Wochen lang sich in Wäldern u. Schluchten verstecken, um das Leben zu retten. Beide seit 1553 bestehende Regentenlinien wurden 1697 in den Reichsfürstenstand erhoben, konnten jedoch erst nach vieljährigem Streite mit Kursachsen u. Sachsen-Weimar, die dagegen protestirten, 1754 ihren Sitz im Reichstage zu Regensburg erlangen, nachdem durch einen Erbschaftsvertrag 1731 das Primogeniturrecht u. die Untheilbarkeit des Besitzes eingeführt war.

Uebersicht über alle Linien des Hauses Schwarzburg.

Sizzo I., vor 1006.

Sizzo II., um 1010.

Sizzo III., 1075, † nach 1108.

Günther I., † vor 1118 (?).

Sizzo IV., Graf von Schwarzburg u. Käfernburg, † 1160.

Heinrich I., † nach 1156. — Günther II., † 1168/69.

Heinrich II., † 1178. — Heinrich III. v. Schwarzburg, † 1184. — Günther III. v. Käfernburg, † nach 1195.

Schwarzburg: Heinrich IV., † 1231 (?). — Käfernburg: Günther IV., † nach 1218. — Ludolf, † 1255, Stammvater der Grafen v. Hallermund († 1436). — Albrecht I., † 1232. — Wilbrand, † 1254.

Heinrich V., † 1259. — Günther V., † 1275. — Käfernburg: Günther V., † um 1257. Seine Linie erlosch 1385. — Rabenswald: Albrecht I., † nach 1268. Seine Linie erlosch 1312.

Heinrich VI., 1240 (?). — Günther VI., † nach 1234. — Schwarzburg: Günther VII., † 1293. — Blankenburg: Heinrich VII., † 1283. — Günther VIII., 1259. — Albrecht II., † nach 1279. — Günther IX., † 1308.

Albrecht III., 1327. — Heinrich VIII., † um 1293. — Günther XI., † nach 1304. — Johann I., † nach 1300. — Günther X., † 1308. — Sighard I., † nach 1329. — Günther XII., † nach 1308. — Heinrich IX., † 1324. — Günther XIII., † 1352. — Günther XIV., † 1345. — Heinrich X., † jung.

Günther XV., † nach 1292. — Heinrich XI., † 1361 (?). — Wachsenburg: Günther XVI., † 1354. — Heinrich XIII., † 1326. — Günther XVII., † nach 1335. — Sighard II., † nach 1334. — Günther XVIII., † 1311. — Heinrich XII., Herr v. Arnstadt, † 1337. — Günther XIX., Gegenkönig Karl's IV., † 1349.

Gerhard I., † 1400. — Günther XX., † 1382. — Günther XXI., † nach 1362. — Günther XXII., † nach 1370. — Leutenberg: Heinrich XVII., † 1402 (?). — Günther XXV., Herr zu Ilmenau, † 1397. — Johann II., † 1407. — Günther XXIV. zu Leutenberg, † nach 1370 (?). — Herr Sighard III., † nach 1362. — Johann, † nach 1362. — Heinrich XVI., † nach 1362. — Johann, † nach 1362. — Heinrich XIV., erbt Sondershausen 1356, † 1373. — Günther XXIII., erbt Sondershausen 1356, † 1368. — Heinrich XV., † 1357.

Heinrich XXIV., † 1435. — Albrecht IV., † nach 1420. — Günther XXXII., † nach 1435. — Sighard IV., † 1455 (?). — Günther XXVIII., † 1395. — Heinrich XXI., mit dem Hörnchen, † 1395 (?). — Johann III., † 1377. — Balthasar I., † nach 1396. — Albrecht V., Deutschordenscomthur, † 1410. — Heinrich XVIII., † 1394 (?). — Heinrich XIX., † vor 1371. — Heinrich XX., † 1383/84. — Günther XXVI., Herr zu Ranis, † 1418. — Heinrich XXII., † 1413. — Günther XXVII., † 1416. — Günther XXIX., † nach 1419.

Heinrich XXVII., † 1463. — Heinrich XXIII., † 1406. — Günther XXX., † 1450. — Heinrich XXV., † 1401. — Günther XXXI., † 1445. — Heinrich XXVI., der Streitbare, † 1444. — Günther XXXIII., † nach 1443.

Heinrich, † nach 1490. — Balthasar II., † 1525. — Heinrich XXVIII., † 1488.

Johann Heinrich, † 1555. — Georg Philipp, † 1499. — Günther XXXIV., † 1503. — Heinrich XXIX., † 1496. — Günther XXXV., † 1443. — Heinrich XXX., † 1481. — Günther XXXVI., † 1481. — Heinrich XXXI., † 1499. — Günther XXXVII., der Bremer, † 1531. — Heinrich XXXII., † 1505.

Heinrich XXXV., † jung. — Balthasar III., † jung. — Albrecht VI., † 1555. — Gerhard II., † jung. — Sighard V., † 1560. — Philipp II., † 1561. — Heinrich XXXIII., † 1526. — Heinrich XXXIV., † 1538.

Günther XXXVIII., † 1553. — Heinrich XXXV., † 1528. — Heinrich XXXVI., † 1537. — Heinrich Wilhelm, † 15.. — Günther Wilhelm, † 15..

Günther XXXIX., der Streitbare, † 1583. — Sondershausen: Johann Günther, † 1586. — Wilhelm in Frankenhausen, † 1597. — Philipp I., † 1536. — Rudolstadt: Albrecht VII., † 1605. — Otto Heinrich, † 1539.

Günther XL., † 1613. — Anton Heinrich, † 1648. — Johann Günther II., † 1631. — Christian Günther I., † 1642. — Karl Günther, † 1630. — Ludwig Günther I., † 1646. — Albrecht Günther, † 1634. — Heinrich Günther, † 1589.

Johann Günther III., † 1616. — Arnstadt: Christian Günther II., † 1666. — Sondershausen: Anton Günther I., † 1666. — Ebeleben: Ludwig Günther, † 1681. — Albrecht Anton, Reichsfürst 1697, † 1710.

Johann Günther IV., † 1669. — Christian Wilhelm zu Sondershausen, Reichsfürst 1697, erbt Arnstadt 1716, † 1721. — Anton Günther II. in Arnstadt, Reichsfürst 1697, † 1716. — Georg Friedrich, † 1657. — Georg Ernst, † 1659. — Ludwig Günther III., † 1660. — Ludwig Friedrich, † 1718.

Günther XLI., † 1740. — Heinrich XXXVIII., † 1758. — August I. in Ebeleben, † 1750. — Rudolf, † 1749. — Wilhelm II., † 1762. — Christian, † 1749. — Friedr. Anton, † 1744. — Wilhelm Ludwig, † 1757. — Albrecht Anton, † 1724. — Ludwig Günther IV., † 1790.

Christian Günther, † 1794. — August II., † 1806. — Johann Friedrich, † 1767. — Friedrich (Karl), † 1793. — Christian Ernst, † 1739.

(Günther Friedrich Karl) I., † 1837. — (Günther) Albrecht August, † 1833. — Johann Karl (Günther), † 1842. — (Friedrich) Christian (Karl Albrecht), † 1791. — Wilhelm (Ludwig Günther), † 1807. — Ludwig Friedrich II., † 1807. — Karl (Günther), † 1825.

Günther Friedrich Karl) II., geb. 1801. — Friedrich Günther, † 1867. — Albert, † 1869. — Adolf, † 1875.

Karl, geb. 1830. — Leopold, geb. 1832. — Hugo, geb. 1839. — Günther, geb. 1860. — Georg, geb. 1838. — Günther, geb. 1852.

Günther Friedrich Karl I. (1794–1835), Fürst der Unterherrschaft Sondershausen u. der Oberherrschaft Arnstadt, wurde 1807 genöthigt, in den Rheinbund zu treten, schloß aber schon 27. Nov. 1813 einen Vertrag mit den verbündeten Großmächten, die ihm seine Besitzungen u. volle Souveränetät zusagten, welche er auch 1816 gegen Abtretung eines Theiles der Hohnsteinschen Erbschaft an Preußen erhielt. Die Unzufriedenheit seiner Unterthanen, um die er sich wenig kümmerte, zwang ihn zum Rücktritt. Er starb 1837. Sein Sohn Günther Friedrich Karl II. (seit 1835) reformirte in allen Beziehungen u. gab 1841 eine schon 1831 verheißene Verfassung, aber das J. 1848 brachte auch die Bevölkerung von Sch.-Sondershausen zu einem Aufstande, der durch sächsisches Militär bekämpft wurde, aber alle in größeren Staaten verlangten freisinnigen Einrichtungen zur Folge hatte. Wenn auch in den nächsten Jahren der Reaktion viele wieder abgeschafft wurden, so ist doch die Herrschaft der Gesetze u. ein Landtag zur Berathung des Budgets bestehen geblieben. Am 14. Juni 1866 stimmte der Fürst auf dem Bundestage gegen Oesterreich u. trat später in den Norddeutschen Bund. — Aehnlich ist die Geschichte der jüngeren Linie Sch.-Rudolstadt. Für Friedr. Günther (1807–1867), dessen Vater Ludwig II. noch in den Rheinbund getreten war, regierte bis 1814 seine Mutter Karoline von Hessen, dann trat er als souveräner Fürst 1816 in den Deutschen Bund u. that unter dem Beirath seiner Landstände seit 1821 Vieles für die Ordnung u. den Wohlstand des Landes. Dennoch hatte auch dieses 1848 seine Revolution, seit 1851 seine Reaktion. 1866 stimmte der Fürst gegen Oesterreich u. trat in den Norddeutschen Bund. Da die Mutter seines einzigen Sohnes Günther Sizzo v. Leutenberg aus einer morganatischen Ehe entsprossen war, folgte ihm zunächst sein Bruder Albert (1867—69) u. dann dessen Sohn Georg, geb. 1838, seit 1869 regierender Fürst. — Vgl. Sigismund, „Landeskunde des Fürstenthumes Sch.“ (2 Bde., Rudolst. 1862 f.).

Schwarzburg-Rudolstadt, deutsches souveränes Fürstenthum, besteht aus zwei Haupttheilen, deren Gesammtfläche 17,11 □M. mit 76,676 E. (1875) beträgt, wovon 13,35 □M. mit 60,162 E. auf die Oberherrschaft (Rudolstadt) u. 3,76 □M. mit 16,514 E. auf die Unterherrschaft (Frankenhausen) kommen. Die Oberherrschaft liegt im Gebiete der Saale, am Nordabhange des Thüringer Waldes, wird begrenzt im Norden von Preußen u. Meiningen'schen Enklaven, im O. von Meiningen, Preußen u. den reuß. Fürstenthümern, im S. von Meiningen u. im W. von Schwarzburg-Sondershausen; sie zerfällt ihrerseits wieder in 2 Theile, die durch Meiningen'sches Gebiet getrennt werden. Der größere Theil, das eigentliche Stammland des Fürstenthums, mit den 3 Exklaven Elxleben, Angelroda u. Oenerode, 10,3 □M. umfassend, ist vorzugsweise das Gebiet der Schwarza u. liegt mit seinem Südfuße auf dem Kamme des Thüringerwaldes; der Rennsteig bildet einen Theil der Südwestgrenze; die höchste Erhebung ist der Wurzelberg (871 m.). Von da senkt sich das Gebiet nach NO., in welcher Richtung es auch in einer Länge von 5 Meilen die Schwarza durchfließt. Ihre größten Zuflüsse sind rechts die Lichte, links die Rinne. Durch den Nordwesttheil läuft die Ilm, durch die Nordostspitze der Wüstebach. Die Saale berührt nur eine Ecke dieses Gebietes. Dagegen durchfließt sie den kleineren Theil, der im Uebrigen durch die Loquitz u. deren rechten Nebenfluß, die Sormitz, bewässert wird. Dieser kleinere Theil der Oberherrschaft (Leutenberg) umfaßt mit seiner östlich liegenden Exklave Weißbach 3,05 □M., größtentheils Gebirgsland. Das Klima beider Theile ist gemäßigt, die Mitteltemperatur für Rudolstadt 9,4° C. Nur die auf dem Kamme des Thüringerwaldes liegenden Orte, wie der über 800 m. hoch gelegene Marktflecken Neuhaus, haben nur 4,1° C. Mitteltemperatur. Die Unterherrschaft mit ihren Exklaven Straußberg u. Schlotheim wird auf 3 Seiten von der preuß. Provinz Sachsen, im W. vom Sondershäuser Gebiet umgeben. Sie liegt wenige Stunden südlich vom Harze, ist von den Pfingstbergen u. anderen unbedeutenden Gebirgspartien durchzogen, hat Kyffhäuser u. Rothenburg innerhalb ihrer Grenzen u. liegt im Gebiete der Unstrut, deren Nebenfluß Wipper das Terrain bewässert. Sie ist fruchtbarer als die Oberherrschaft u. treibt vorwaltend Ackerbau, während jene industrieller ist. — Der Wald bedeckt 40 % des Fürstenthums, wovon die Hälfte Staatswald ist; 78 % des Gesammtwaldes sind Nadelholzhochwald, 2 % Laubholzhochwald, 1 % Mischbestand u. 19 % Mittel- u. Niederwald. Das übrige Gebiet ist großentheils landwirthschaftlich benutzte Fläche. Die Kultur derselben ist wie in den übrigen thüring. Staaten; man baut neben Getreide Kartoffeln, Kraut, Rüben, Gemüse, wie Bohnen, Zwiebeln u. Gurken, Oelfrüchte, ein wenig Tabak u. Hopfen. Im Saalthale gedeiht Wein, fast allerwärts Obst. Die mineralischen Schätze sind, nachdem die Goldwäschereien u. der Bergbau auf Silber, Kupfer u. Kobalt eingegangen ist, auf etwas Eisenerz, Schwerspath, Schiefer, Porzellanerde, Gips, Marmor, Braunkohlen in der Unterherrschaft (1872: 316,689 Ctr.), Torf u. Salz (Saline Frankenhausen liefert jährlich gegen 20,000 Ctr.) beschränkt. Die Bewohner gehören großentheils dem thüring. Stamme an; nur ein kleiner Distrikt im Süden spricht fränkisch, u. die Bewohner des Amtes Leutenberg gehören mit ihrem vogtländischen Dialekte zu den Ostfranken. Fast 25 % der Bevölkerung nähren sich von der Landwirthschaft; gegen 42 % von der Industrie u. dem Bauwesen, über 6 % vom Handel u. Verkehr, über 18 % sind Handarbeiter u. Tagelöhner. Die vorwaltenden Industriezweige, in denen für den Export gearbeitet wird, sind Porzellan- u. Glasfabrikation. Früher hatte es eine ihm eigenthümliche Industrie im sog. Laborantendistrikt im oberen Schwarzagebiet; man kultivirte allerlei Arzneipflanzen, präparirte aus ihnen u. verschiedenen anderen Stoffen heilbringende Schnupftabake, Lebenselixire, Liköre für Schwache etc. u. brachte sie durch Hausirhandel ins Ausland, wo man die Händler nach dem Ausstellungsorte ihrer Pässe, wie Vielen erinnerlich, Königseer nannte.

Von der Bevölkerung sind 99,7 % Protestanten. Für die Volksbildung sorgen 145 Volksschulen, 2 Seminare, 1 Gymnasium, eine Bibliothek von 50,000 Bänden u. verschiedene Sammlungen. — Die Staatsform ist nach dem Verfassungsgesetz vom 21. März 1854 u. dem Gesetze vom 16. Nov. 1870 eine konstitutionelle erbliche Monarchie. Der Fürst residirt in Rudolstadt u. Schwarzburg. Der Landtag besteht aus 16 Abgeordneten, von welchen 4 von den Höchstbesteuerten u. 12 aus allgemeinen Wahlen hervorgehen. Die Wahlen sind direkt; die Wahlperiode ist 3jährig. Die oberste Staatsbehörde ist das fürstliche Ministerium in 5 Abtheilungen. Das Land zerfällt in 3 Landrathsämter. Die Gemeindevorstände sind mit der Ortspolizei beauftragt. Die oberste Rechtspflege ist dem mit den übrigen thüring. Staaten gemeinsamen Oberappellationsgericht in Jena übertragen. Das Appellationsgericht ist in Eisenach. Kreisgerichte sind 3 vorhanden, Justizämter 7. Diese Gerichtsverfassung wird in Zukunft dadurch etwas alterirt werden, daß sich Schwarzburg u. Meiningen 19. Juni 1877 über ein gemeinsames Landgericht in Rudolstadt geeinigt haben, das für das Fürstenthum Sch.-R. u. den Meiningen'schen Kreisgerichtsbezirk Saalfeld Behörde sein soll, u. ebenso soll für beide Theile eine gemeinsame Handelskammer mit dem Sitze in Saalfeld errichtet werden. — Der Staatshaushalt für die Jahre 1876—78 ist in Betreff der Einnahme mit 1,794,060 Mk., der Ausgabe mit 1,777,132 Mk. festgesetzt worden. Die Staatsschuld beträgt 4,686,000 Mk.; die Activa 3,587,700 Mk. — Die Truppen bilden mit den Kontingenten von Sachsen-Altenburg u. u. den beiden Reuß das 7. thüring. Infanterieregiment Nr. 96, welches der 8. Division des IV. Armeecorps zugewiesen ist. Das Wappen ist ein bis auf den Fuß gespaltener Schild mit einem Mittelschild; jede Hälfte ist quadrirt mit bes. Mittelschilde. Der ganze Hauptschild ist bis auf den Fuß mit einem blau, golden u. schwarz schrägrechts gestickten Kreuze überzogen. Die einzelnen Felder tragen die Embleme von Schwarzburg, Leutenberg, Klettenberg, Hohnstein, Sondershausen u. Arnstadt. Das kleine Wappen enthält blos den Löwen von Schwarzburg. Die Landesfarben sind Blau u. Silber. — Städte über 5000 E. hatte Sch.-R. 1875 nur zwei: Rudolstadt (7638) u. Frankenhausen (5500).

Schwarzburg-Sondershausen, deutsches souveränes Fürstenthum, besteht aus 2 Haupttheilen, zusammen 15,6568 □M. mit 67,480 E. (1875), wovon 6,2250 □M. mit 31,321 E. auf die Oberherrschaft u. 9,4318 □M. mit 36,159 E. auf die Unterherrschaft kommen. Die Oberherrschaft liegt am Nordabhange des Thüringerwaldes, im Gebiete von Unstrut u. Saale, u. wird von Schwarzburg-Rudolstadt im O., Meiningen im S., einer weimarischen Exklave u. Gotha im W. u. der preuß. Prov. Sachsen u. der Meiningen'schen Exklave Kranichfeld im N. begrenzt. Sie zerfällt ihrerseits in die beiden Bezirke Arnstadt mit den beiden Exklaven Rockhausen u. Geschwenda u. in den Bezirk Gehren. Das Amt Arnstadt hat großentheils wellenförmiges u. gebirgiges Terrain, eben ist es nur nördl. von Arnstadt. Der Boden ist fast überall kulturfähig, zum Theil sehr ergiebig u. fruchtbar. Die in die Unstrut mündende Gera mit ihrem rechten Zuflusse Wipfra bewässert das Gebiet. Der Bezirk Gehren, der sich bis auf den Kamm des Thüringerwaldes erstreckt, ist großentheils wirkliches Gebirgsland; der höchste Berg hier u. des ganzen Fürstenthums ist der Rehberg (842 m.). Der Boden ist wenig ergiebig, ja manche Striche, bes. die Bergwände im Schwarzathal, sind vollständig steril. Der Bezirk ist meist gut bewaldet; bewässert wird er von der Ilm mit Schurte u. Wohlrose u. der Schwarza mit einigen linken Nebenbächen. — Die Unterherrschaft, wenige Stunden südl. vom Harze, im Gebiete der Unstrut, wird nördl. u. südl. von der preuß. Prov. Sachsen, im O. von der rudolstädtischen Unterherrschaft, im W. von der gothaischen Exklave Volkenroda umgeben. Ein unbedeutender Gebirgszug, die Hainleite, durchzieht in südöstl. Richtung das ganze Gebiet u. bildet die Wasserscheide zwischen den Unstrutzuflüssen Wipper u. Helbe. Ihr höchster Punkt ist das südl. von Sondershausen gelegene Possen (461 m.). Im Ganzen ist das Gebiet wellenförmig. Der Boden ist bis auf wenige Distrikte sehr fruchtbar. — 29 % der Gesammtfläche des Fürstenthums sind mit Wald bedeckt, wovon 65 % Staatswald sind. 49 % der Waldfläche

sind Nadelholz, 35 % Laubholzhochwald, 1 % Mischbestand, 15 % Mittel- u. Niederwald. Der Kulturboden bringt die gewöhnlichen Getreidearten ꝛc., wie in Schwarzburg-Rudolstadt. Weinbau, sonst an den südl. Abhängen der Hainleite gepflegt, hat fast ganz aufgehört; Obstbau dagegen wird mit Ausnahme der Partien auf dem Thüringerwald aller Orten getrieben. Das hauptsächlichste mineralische Produkt ist Braunstein u. Eisenerz. Braunkohlen wurden 1872: 110,000 Ctr. gefördert. Schiefer u. Bausteine giebt es mehrfach; Salz insofern, als Sondershausen Antheil an der Saline Frankenhausen hat (s. „Schwarzburg-Rudolstadt“). Die Bewohner gehören dem thüringischen Stamme an. Gegen 25 % nähren sich von der Landwirthschaft, 37 % von der Industrie, 7 % vom Handel u. Verkehr, über 21 % sind Tagelöhner u. Handarbeiter. Gerberei, Leinen- u. Baumwollenweberei, Glas- u. Porzellanfabrikation u. Brauerei, die sich der letzte Fürst als Monopol vorbehalten hatte, sind die hauptsächlichsten Industriezweige. Von der Gesammtbevölkerung sind 99,15 % Protestanten. An höheren Schulen hat das Fürstenthum 1 Lehrerseminar, 2 Realschulen u. 2 Gymnasien.

Nach dem Verfassungsgesetze vom 8. Juli 1857 ist Sch.-S. eine konstitutionelle erbliche Monarchie. Der Landtag ist zusammengesetzt aus lebenslänglich vom Fürsten ernannten Mitgliedern, höchstens 5 an Zahl, aus 5 Abgeordneten der Höchstbesteuerten u. aus 5 aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen. Die Wahl erfolgt auf 4 Jahre. Der Landtag wird im 2. u. letzten Jahre der 4jähr. Finanzperiode einberufen. Die Vertretung der Verwaltungsbezirke haben die Bezirksausschüsse. Die oberste Staatsbehörde ist das fürstliche Ministerium in 5 Abtheilungen für die Angelegenheiten des fürstlichen Hauses u. für das Aeußere, für das Innere, für die Finanzen, für Kirchen- u. Schulsachen u. für die Justiz. Das Land zerfällt in 4 Landrathsämter. Die Gemeindevorstände sind mit der Polizei beauftragt. Die oberste Rechtspflege ist wie in Schwarzburg-Rudolstadt. Kreisgerichte giebt es 3, Justizämter 5. Die Staatseinnahmen für die Finanzperiode 1876—79 sind mit 2,164,742 Mk., die Ausgaben mit 3,151,346 Mk. angesetzt. Die Staatsschuld belief sich 1. Jan. 1876 auf 2,959,099 Mk. Wappen u. Landesfarben wie in Schwarzburg-Rudolstadt. Die Truppen bilden das 1. Bataillon vom 2. thüring. Infanterieregiment Nr. 71. — Von den Städten hatten 1876 nur zwei über 5000 E.: Arnstadt (9243) u. Sondershausen (5723).

Schwarzdorn, s. v. w. Schlehdorn (s. d.).

Schwarzdrossel, s. v. w. Amsel.

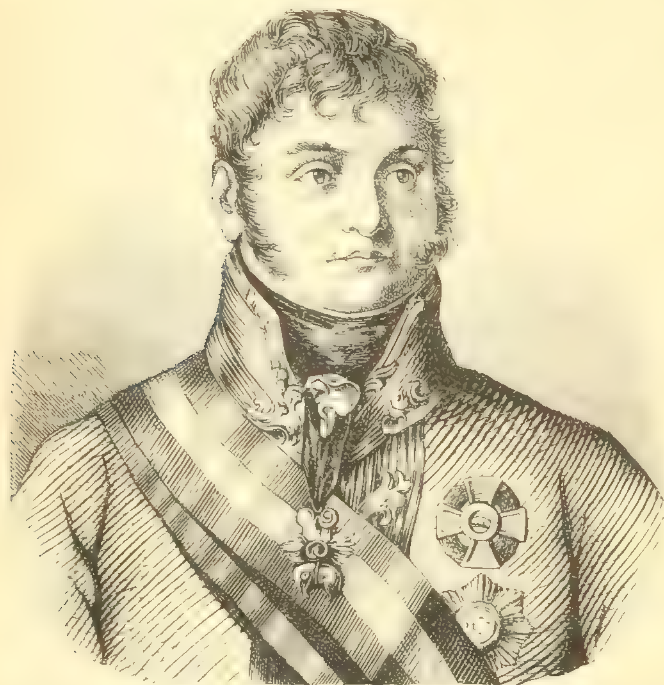
Schwarze, Friedrich Oskar v., ausgezeichneter Jurist, geb. zu Löbau (Sachsen) 30. Sept. 1816; studirte 1833—36 in Leipzig, trat 1839 als Kultusministerialsekretär in den sächs. Staatsdienst, ward 1843 Hülfsarbeiter im Appellationsgerichte Dresden, 1846 Justizrath im Spruchkollegium der Universität Leipzig, 1848 Appellationsrath u. Hülfsarbeiter im Oberappellationsgericht sowie im Justizministerium, 1849 Mitglied der Gesetzgebungskommission u. Referent für den von ihm selbst verfaßten Entwurf der Strafprozeßordnung, 1854 Ober-Appellationsgerichtsrath, 1856 Oberstaatsanwalt u. 1860 General-Staatsanwalt. Im Juli 1875 wurde er in den österr. erblichen Adelsstand erhoben. Im sächs. Landtage, dem er 1849 auch als Mitglied angehörte, vertrat Sch. seit 1854 wiederholt die Regierung bei Verhandlungen über Strafrecht u. Strafprozeß. Von ihm selbst wurden verfaßt die sächs. Strafprozeßordnung mit ihren Nebengesetzen, die Gesetze über die Wahl der Geschworenen, über das Verfahren bei Geschworenengerichten u. über die Schöffengerichte sowie die Revision des Strafgesetzbuchs. Auch zählt Sch. seit der Gründung des Norddeutschen Bundes als Vertreter des 4. sächs. Wahlkreises (Dresden rechts der Elbe) zu den hervorragendsten Mitgliedern des Reichstags, wo er sich zur liberalen Reichspartei hält. Daneben hat er auch eine umfangreiche fachschriftstellerische Thätigkeit entwickelt. Er schrieb: „Untersuchungen praktisch wichtiger Materien“ (Lpz. 1841; 2. Aufl. 1844); „Ueber die Einführung des mündlichen Strafverfahrens“ (ebd. 1847); „Das Geschworenengericht“ (Dresd. 1849); „Kommentar zur neuen Strafprozeßordnung“ (2 Bde., ebd. 1855 f.); „Grundsätze des königl. sächs. Strafprozeßrechts“ (Lpz. 1856); „Zur Lehre von dem sog. fortgesetzten Verbrechen“ (Erl. 1857); „Die zweite Instanz im mündlichen Strafverfahren“ (Wien 1862); „Das Verbrechen des ausgezeichneten Diebstahls“ (Erl. 1863); „Das deutsche Schwurgericht u. dessen Reform“ (ebd. 1866); „Bemerkungen zur Lehre von der Verjährung im Strafrechte“ (ebd. 1867); „Kommentar zum Strafgesetzbuche für das Deutsche Reich“ (Lpz. 1871; 3. Aufl. 1873). Außerdem redigirte er bis 1856 die „Jahrbücher für sächs. Strafrecht“ u. seitdem die an deren Stelle getretene „Allgemeine Gerichtszeitung für das Königreich Sachsen“; auch war er bis 1873 Chefredakteur der kriminalistischen Zeitschrift „Der Gerichtssaal“ (Erl.).

Schwarze Blattern, s. „Pocken“.

Schwarze Kunst, s. v. w. Magie (s. d.).

Schwarzenberg, ein altes, aus Franken stammendes, jetzt fürstliches Geschlecht, das sich einst von dem nachmals reichsgräflichen Geschlechte Seinsheim (ursprünglich Sawnßheim) abgezweigt hat. Erkinger v. Seinsheim, der 1406 das Erboberjägermeisteramt des Herzogthums Franken erwarb u. 1417 vom Kaiser Sigismund in den Freiherrenstand erhoben wurde, brachte 1420 die Herrschaft Sch. in Franken durch Kauf an sich, nannte sich fortan nach derselben, erhielt 1429 Sitz u. Stimme im fränk. Grafenkollegium u. kaufte 1432 auch das Schloß Hohenlandsberg. Nach seinem 1437 erfolgten Tode bildeten seine beiden Söhne die **Bayer.** u. die **Fränk. Linie.** Da erstere 1646 erlosch, fielen deren Besitzungen an die letztere, die schon seit 1599 reichsgräflich, 14. Juli 1670 für den jedesmaligen Senior des Hauses die Reichsfürstenwürde, sowie 1674 Sitz u. eine Virilstimme im Fürstenkollegium u. 1746 die Reichsfürstenwürde für alle Mitglieder des Hauses erhielt. Ein Enkel des ersten Reichsfürsten, Fürst Adam Franz **v. Sch.**, geb. 25. Sept. 1680, von Kaiser Karl VI. aus Versehen auf der Jagd erschossen 9. Juli 1732, erbte von seiner Mutter, einer geb. Gräfin v. Sulz, die 1688 gefürstete Landgrafschaft Klettgau (Kleggau) in Schwaben u. ward 1723 Herzog von Krumau in Böhmen, welchen Titel seitdem der jedesmal regierende Aelteste führt. Nachdem die gefürstete Reichsgrafschaft Sch. u. die Landgrafschaft Klettgau durch die Rheinbundsakte mediatisirt worden waren, wurde Klettgau 1813 an Baden verkauft. Seit 22. Okt. 1703 theilt sich das Haus Sch. in zwei Majorate. Zu dem ersten Majorate gehören die unter bayer. Oberhoheit stehenden Standesherrschaften Sch. u. Hohenlandsberg (4,2 □M.) nebst den Herrschaften Wilhelmsdorf u. Marktbreit (2 □M.) u. in Oesterreich außer dem Herzogthum Krumau mit der einverleibten Herrschaft Goldenkron u. mehreren Gütern (zusammen 21,6 □M.) viele andere Besitzungen, nam. in Böhmen u. Steiermark. Gegenwärtiger Standesherr ist der k. k. Wirkliche Geheime Rath u. Kämmerer, erblicher Reichsrath u. Ritter des Ordens vom Goldenen Vließ Fürst Johann Adolf **zu Sch.**, geb. 22. Mai 1799. — Den Besitzstand des zweiten Majorats bilden die Herrschaften Worlik u. Klingenberg in Böhmen, Mariathal u. mehrere Güter in Ungarn. Der jedesmalige Majoratsherr führt den Titel „gefürsteter Landgraf im Kleggau, Graf v. Sulz“. Der jetzige ist Fürst Karl **zu Sch.**, geb. 5. Juli 1824, der 6. März 1870 seinem Oheim, dem Fürsten Friedrich Karl zu Sch. (s. d.), folgte. — Am denkwürdigsten unter den Mitgliedern dieses Geschlechts sind: Frhr. Johann **zu Sch.**, geb. 1463, aus der Bayer. Linie, machte die Feldzüge Kaiser Maximilian's I. mit, verließ aber dann die kriegerische Laufbahn u. wurde Hofmeister der Bischöfe von Bamberg. Aus der von ihm verfaßten „Bamberger Hals- od. peinlichen Gerichtsordnung“ von 1507 ging später die „Carolina“ (s. d.) hervor, die er selbst mit ausarbeiten half. Sehr angelegen ließ sich Sch. die Verbreitung der Sittlichkeit u. die der klassischen Literaturschätze des Alterthums sein, zu welchem Zweck er u. A. die „Officien“ Cicero's deutsch bearbeitete. Zuletzt Rath der Markgrafen Kasimir u. Georg von Brandenburg, half er die Reformation, der er von Anfang an zugethan war, in deren Landen einführen. Er starb 1528 zu Nürnberg. Vgl. Herrmann, „Joh., Frhr. zu Sch.“ (Lpz. 1841). — Graf Adam **zu Sch.**, geb. 26. Aug. 1584, aus der Fränk. Linie, wurde, nachdem er kurze Zeit in kaiserlichen Kriegsdiensten gestanden, Rath bei Johann Wilhelm, dem letzten Herzog von Jülich, u. nahm nach dessen 1609 erfolgtem Tode Partei für Pfalz-Neuburg u. Brandenburg, die gegen den Einspruch Kaiser Rudolf's II. Jülich u. Kleve in Besitz nahmen. Deshalb sah er sich zwar vom Kaiser in die Acht erklärt, vom Kurfürsten von Brandenburg dagegen 1610 zum Geheimen Rath u. Generalbevollmächtigten in Kleve ernannt. Von dort kam er mit dem neuen Kurfürsten, Georg Wilhelm, der als Kurprinz Statthalter in Kleve gewesen war, 1619 nach Brandenburg, wo Sch. die wichtigsten Staatsangelegenheiten leitete. Als eifriger Anhänger der Friedens- u. daher auch der österr. Partei ward er,

als 1630 Gustav Adolf ein Bündniß des Kurfürsten mit Schweden erzwungen hatte, nach Kleve verwiesen, kehrte aber nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen zurück u. erhielt den Posten eines Statthalters von Brandenburg. Er bewirkte nun das Bündniß mit Oesterreich u. setzte dadurch Brandenburg den schrecklichsten Kriegsdrangsalen aus. Infolge dessen ist er von mehreren Historikern verrätherischer Absichten beschuldigt worden, indeß hat Cosmar in seinen „Beiträgen zur Untersuchung der gegen den Grafen Adam v. Sch. erhobenen Beschuldigungen" (Berl. 1828) dieses Urtheil entkräftet. Daß freilich auch der Große Kurfürst eine sehr ungünstige Meinung von Sch. hatte, erhellt daraus daß er, bald nachdem er seinem Vater Georg Wilhelm in der Regierung gefolgt war, von Sch. die Vollmachten fordern u. ihn im März 1641 verhaften ließ; einer weiteren Untersuchung ward Sch. nur durch seinen schon vier Tage darauf (17. März) erfolgten Tod in Spandau entzogen. Die Sage, nach welcher der Kurfürst ihn habe enthaupten lassen, hat durch eine auf Befehl Friedrich's d. Gr. 1777 vorgenommene Untersuchung des in der Garnisonkirche zu Spandau bestatteten Leichnams ihre Widerlegung gefunden.



Nr. 4937 Fürst Karl Philipp zu Schwarzenberg (geb. 15 April 1771 gest 15. Okt 1820).

Fürst Karl Philipp **zu Sch.**, Herzog von Kruman, geb. zu Wien 15. April 1771, diente bereits 1787 in einem österr. Infanterieregiment u. that sich 1789 im Kriege gegen die Türken, wie dann in den Feldzügen gegen die Franzosen hervor, insbes. führte er 1794 in der Schlacht bei Château-Cambrésis als Oberst eines Kürassierregiments einen berühmten Reiterangriff aus. 1799 ward er Feldmarschallleutnant, als welcher er in der Schlacht von Hohenlinden nur durch seine Kühnheit sein Corps vor der Gefangenschaft bewahrte. Auch lieferte er im Kriege von 1805, in dem er unter Mack (s. d.) eine Division befehligte, das einzige glückliche Gefecht u. schlug sich, nachdem er Mack vergeblich zum Verlassen Ulms zu bewegen gesucht hatte, nebst dem Erzherzog Ferdinand mit einigen Reiterregimentern nach Eger durch. Als Vizepräsident des Hofkriegsraths rieth Sch. von der Schlacht bei Austerlitz ab. Gegen Ende des J. 1808 ging er als Gesandter nach Petersburg, wo er Rußlands Theilnahme am Kriege gegen Oesterreich vergeblich zu hintertreiben suchte. 1809 zurückgekehrt, machte er die Schlacht bei Wagram mit, führte auf dem Rückzuge die Nachhut bis Znaim u. leistete hier den Franzosen tapferen Widerstand, wofür er zum General der Kavallerie ernannt wurde. Nach dem Wiener Frieden leitete er als österr. Botschafter in Paris die Unterhandlungen über Napoleon's I. Vermählung mit der Erzherzogin Maria Luise u. erhielt dann für den Krieg gegen Rußland den Befehl über das 30,000 Mann starke österr. Hülfscorps, ging mit demselben im Juli 1812 über den Bug u. ward von Napoleon mit dem Oberbefehl über den ganzen rechten Flügel u. über das sächs. Corps betraut, doch mußte er sich schließlich im Okt. ins Großherzogthum Warschau zurückziehen, wo er, inzwischen zum österr. Feldmarschall ernannt, bis zum Febr. 1813 blieb u. durch einen von ihm geschlossenen Waffenstillstand den Rückzug der Franzosen sicherte. Seine im April 1813 zu Paris gemachten Vermittelungsversuche zwischen Frankreich u. Rußland blieben ohne Erfolg. Hierauf zum Oberbefehlshaber des sich in Böhmen sammelnden Beobachtungsheeres ernannt, ward er im Aug. 1813 Generalissimus sämmtlicher Streitkräfte der gegen Frankreich verbündeten Mächte. Nach den Schlachten bei Dresden, Kulm u. Leipzig führte er den Zug nach Frankreich aus, entwarf 1815 gemeinschaftlich mit Wellington u. den übrigen höheren Generalen der Verbündeten den Plan zu dem neuen, durch Napoleon's Rückkehr von Elba nöthig gewordenen Feldzuge, übernahm dann den Oberbefehl über die verbündete Armee am Oberrhein u. ging nach der Entscheidungsschlacht bei Waterloo schnell über den Rhein u. gegen Paris vor, um noch zur Uebergabe der Hauptstadt anzulangen. Zurückgekehrt von dort, erhielt er vom Kaiser große Güter in Ungarn geschenkt u. ward zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt. Er starb 15. Okt. 1820 auf einer Reise zur Kur in Leipzig. Sein Leichnam wurde nach Böhmen geschafft. Ein ihm von seinen Nachkommen im Okt. 1838 in der Nähe von Meusdorf bei Leipzig errichtetes Denkmal bezeichnet die Stelle, von der aus er in der Leipziger Völkerschlacht kommandirt hat. Ein anderes Denkmal, eine von Hähnel modellirte Reiterstatue des Fürsten Sch., erhebt sich seit 1867 auf dem sog. Schwarzenbergplatze in Wien. Vgl. Prokesch-Osten, „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Sch." (Wien 1823). — Fürst Friedrich Karl **zu Sch.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Wien 30. Sept. 1800; diente seit 1816 bei den österr. Sch.-Ulanen, machte 1821 als Oberleutnant den Feldzug in den Abruzzen mit, ging 1830 nach Algerien u. nahm bis 1832 an den dortigen Kämpfen unter dem Marschall Bourmont Theil, bereiste 1834 den Orient, später Schweden u. Norwegen, begab sich 1838 zu Don Carlos u. machte im Corps Marotto's mehrere Expeditionen mit. Auf dem Wege zum Corps Cabrera's in Bayonne entdeckt u. nach Bordeaux gebracht, zog er sich dann auf sein Schloß Marienthal in Ungarn zurück, wo er sein „Wanderbuch eines verabschiedeten Lanzknechts" (als Manuskript gedruckt, 4 Bde., Wien 1844 f.; 2. Ausg. 1846) schrieb. Beim Ausbruch der galizischen Unruhen 1846 eilte er wieder unter die österr. Fahnen u. erwarb sich in Galizien den Oberstencharakter. Hierauf lebte er abwechselnd in der Schweiz, in Italien u. in Wien. Das ihm im Sonderbundskriege von den kathol. Schweizerständen angetragene Kommando lehnte er ab, doch nahm er den Posten eines Generaladjutanten bei General Salis an. Nach der Niederlage der kathol. Partei flüchtete er nach Mailand. Während der ital. Unruhen trat er als Gemeiner in eine Compagnie der Tiroler Landesvertheidigung, wurde aber später nach Mailand berufen u. von Radetzky dem Feldmarschallleutnant Schönhals zugetheilt. Auch am Zuge gegen Wien u. an dem Feldzuge in Ungarn unter Haynau nahm er Theil. 1852 nahm er als Generalfeldwachtmeister a. D. seinen Aufenthalt wieder in Marienthal. Er starb kinderlos zu Wien 6. März 1870. — Prinz Karl Philipp **zu Sch.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Wien 21. Jan. 1802; machte sich 1849—50 als Militärgouverneur von Mailand sehr beliebt u. erwarb sich dann als Gouverneur von Siebenbürgen durch Einführung verschiedener Reformen große Verdienste, wurde Feldzeugmeister u. starb 25. Juni 1858 zu Wien. Ein dritter Bruder war der österr. Feldmarschall Prinz Edmund **zu Sch.**, geb. 18. Nov. 1803, gest. auf Schloß Worlik 17. Nov. 1873. — Fürst Felix Ludwig Johann Friedr. **zu Sch.**, zweiter Sohn des 1833 verstorbenen Fürsten Joseph zu Sch., geb. auf der Herrschaft Krumau in Böhmen 2. Okt. 1800; trat 1818 in das Heer, ging aber dann zur Diplomatie über, wurde 1824 Gesandtschaftsattache in Petersburg, 1826 nach London versetzt, wo er sich einer außerord. Mission nach Brasilien anschloß, wurde nach seiner Rückkehr von dort (Mai 1828) mit diplomatischen Sendungen an die Höfe von Madrid u. Lissabon betraut, 1830 als Attaché nach Paris u. 1832 als Legationsrath nach Berlin geschickt

u. 1838 zum Gesandten für Turin u. Parma ernannt. Seit 1846 Vertreter Oesterreichs in Neapel, gehörte er hier zu jenen fremden Rathgebern des Königs, welche denselben abhielten, dem Volke die gewünschten Konzessionen zu machen; als sich infolge dessen der Volkshaß 25. März 1848 gegen ihn in Demonstrationen Luft machte, verließ er seinen Posten, übernahm als Generalmajor die Führung einer Brigade bei dem in Italien stehenden Corps Nugent, ward zum Feldmarschalleutnant befördert, erhielt nach der Einnahme von Mailand daselbst den Posten eines Militär- u. Civilgouverneurs, trat aber alsbald in das Ministerium vom 21. Nov. 1848 als Minister des kaiserl. Hauses u. der äußeren Angelegenheiten, wie auch als Ministerpräsident u. blieb bis zu seinem Tode am Ruder; an seine rastlose u. energische, lediglich aber den österr. Interessen zugewandte Thätigkeit ist die Geschichte Oesterreichs in diesem ganzen Zeitraume geknüpft. An Erfolgen fehlte es ihm nicht. Unter ihm vollzog sich die Umgestaltung Oesterreichs in einen Einheitsstaat, das Bündniß mit Rußland zur Unterdrückung des ungar. Aufstandes, der Kampf gegen den in Frankfurt projektirten deutschen Bundesstaat, wie dann gegen die preußisch-deutsche Union, die Herstellung des österr. Einflusses bei den deutschen Mittelstaaten, die Wiederberufung des Bundestags, die Bregenzer Allianz, die Exekution in Hessen u. Holstein u. die Nöthigung Preußens, alle seine Positionen aufzugeben. Nur die auf den Dresdener Konferenzen angestrebte Umgestaltung der Deutschen Bundesakte zu Gunsten Oesterreichs u. den Eintritt von Gesammtösterreich in den Bund vermochte er nicht durchzusetzen. Seine letzten Erfolge erzielte er mit seinem Plane einer näheren Zollverbindung Oesterreichs mit Deutschland. Ein Nervenschlag setzte 5. April 1852 in der Staatskanzlei zu Wien seinem Leben das Ziel. Beigesetzt ist er in der fürstlichen Familiengruft bei St. Aegidii nächst Wittingau in Böhmen. Vermählt war Sch. nicht. Vgl. Berger, „Leben des Fürsten Felix zu Sch." (Lpz. 1852). — Prinz Friedrich Johann Joseph Cölestin **zu Sch.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Wien 6. April 1809; trat in den geistlichen Stand, wurde 1836 Fürsterzbischof von Salzburg, 1842 Kardinalpriester u. durch kaiserl. Entschluß vom 13. Dez. 1849, bez. durch Präkonisation im Geheimen Conseil zu Rom 20. Mai 1850, Fürsterzbischof von Prag, als welcher er 25. Nov. 1854 auch zum Primas von Deutschland ernannt wurde. Er hat sich als eifriger Vertreter klerikaler Interessen bekannt gemacht.

Schwarzer Prinz, s. „Eduard, Prinz von Wales".

Schwarzer Tod ist eine Form der Pest (s. d.), eine der fürchterlichsten epidemischen Krankheiten, welche, sich in der Mitte des 14. Jahrh. über einen ungemein großen Theil der Erde merkwürdig rasch verbreitend, vom J. 1348 an in Europa auftrat, in Deutschland zu jener Zeit „das große Sterben" genannt wurde u. neben der ungemein großen Mortalität eine schlimme Verwilderung der Sitten im Gefolge hatte. Noch jetzt scheint eine ähnliche od. dieselbe Krankheit unter dem Namen „indische Pest" od. „Palipest" in den Distrikten von Gurhwal u. Kumaon am Himalajagebirge heimisch u. in den J. 1836—38 in der Stadt Pali aufgetreten zu sein. Nach den im Allgemeinen ziemlich unvollkommenen Beschreibungen der Aerzte des 14. Jahrh. bestand die Krankheit in einer vielleicht durch pestartiges Contagium erzeugten heftigen Infektion des Blutes, die bisweilen schon nach einigen Stunden tödlich war; häufiger starben die Kranken binnen 2—3 Tagen, doch konnte sich die Krankheit auch auf Wochen ausdehnen; wenn bei so langsamem Verlaufe Drüseneiterung (Bubonen in Achsel u. Weiche) eintrat, so konnte Genesung folgen. Als schlimme Zeichen galten plötzliches Erblassen vor dem Ausbruche der Krankheit u. Blutspeien bald nach diesem sowie das Entstehen brandiger Blasen u. zahlreicher Blutflecken (Petechien) auf der Haut. Durch die schnell eintretende Entmischung des Blutes scheint oft Lungenbrand (mit übelriechendem Athem) eingetreten zu sein; dabei verzehrte Hitze des Fiebers, Durst, Angst u. Schlaflosigkeit die Kräfte des Kranken; schwarze Flecken auf der Haut, die schwarzgefärbten Lippen, die braune, trockene Zunge u. der oft gleichfalls schwarze Urin gaben Veranlassung zur Bezeichnung der Krankheit als „Sch. T." (s. „Pest").

Schwarzes Bret heißen die von Alters her an den Universitäten üblichen Tafeln, an welche Bekanntmachungen jeder Art, die sich auf Universitätsangelegenheiten beziehen, angeschlagen u. so zur Kenntniß der Studenten gebracht werden.

Schwarzes Meer, von den Alten Pontus Euxinus od. kurzweg Pontus, von den Russen Tschernoje More, von den Neugriechen Mavri Thalassa, von den Türken Kara Deniz genannt, ist ein Binnenmeer im SO. Europa's, welches in tertiären Zeiten vor dem Aufsteigen des Kaukasus wahrscheinlich durch den Kaspisee mit dem Nördl. Eismeere in Verbindung stand, jetzt den nördlichsten Meerbusen des Mittelmeeres bildet u. ein Seitenbecken in dem Asow'schen Meere hat, welches durch die Halbinsel Krim (s. d.) abgetrennt, durch die Kertschstraße aber mit dem Sch. M. verbunden ist. Mit dem Mittelländischen Meere stellen den Zusammenhang her die Straße von Konstantinopel, das Marmarameer u. die Dardanellenstraße. Der östlichste Punkt liegt 40° östl. Länge von Greenwich, südl. der Rionmündung im transkaukasischen Rußland, der westlichste $27\frac{1}{2}$° östl. Länge bei Burgas in der Europ. Türkei, der nördlichste (ohne das Asow'sche Meer zu berücksichtigen) bei Odessa fast 47° nördl. Br., der südlichste bei Kiresun in Kleinasien 40° 56′ nördl. Br. Der Flächenraum ist auf wenigstens 8000 □M. berechnet; die Uferstaaten sind Rußland im N. u. O., die Türkei im W. u. S. Die einzige bemerkenswerthe Insel ist die Schlangeninsel (s. d.). Die wichtigsten Süßwasserzuflüsse des Sch. M.es sind im N., außer dem Don, der ins Asow'sche Meer mündet, der Dnjepr, Bug u. Dnjestr, im W. die Donau u. Kamtschyk, im S. der Sakaria, der Kysyl-Irmak, der Jeschil-Irmak u. der Tscharuch, im O. der Rion u. Kuban. Wegen seiner furchtbaren Stürme, die bes. im Winter von O. her das Meer aufwühlen, hieß es schon im Alterthum das „ungastliche". Da der Zuschuß an süßem Wasser weit größer ist als die Verdunstung, so steht das Sch. M. in seinem Salzgehalt sehr niedrig (1,77 %). Wie in dem geringen Salzgehalt, so ist auch in dem Fehlen von Ebbe u. Flut das Sch. M. der Ostsee ähnlich. Auffällig ist die große Armuth an Fischarten; doch ist z. B. der Störfang nicht unwichtig. Unter den vielen Hafenplätzen ist bei Odessa im N. als wichtigste Handelsstadt am Sch. M. zu nennen, sodann auf der Halbinsel Krim Sewastopol, Feodosia, Kertsch; in der Europ. Türkei Varna, Burgas u. Sizebol, in der Asiat. Bender-Eregli, Sinope, Samsun, Trabesun (Trapezunt) u. Batum, weniger bedeutend die östl. Poti, Suchumkale, Sudschukkale u. Anapa. Daß der Handel auf dem Sch. M.e schon jetzt bedeutend ist, beweist, daß allein die russ. Häfen 1873 eine Einfuhr von 61,070,000 Rubel, 1874 von 55,348,000 u. eine Ausfuhr 1873 von 89,343,000 u. 1874 von 111,669,000 Rubel aufwiesen; in denselben Häfen liefen 1874 ein 4926, aus 4947 Schiffe.

Schwarzkümmel, s. „Nigella".

Schwarzkunst, s. „Mezzotinto".

Schwarz-Senborn, Frhr. v., ein österr. Staatsmann, dessen Vater aus Leipzig stammte u. dessen Mutter eine Französin war, geb. zu Wien 12. Juni 1816; studirte daselbst Chemie u. Pharmazie, trat 1840 als Kanzlist in das Bureau des Niederösterr. Gewerbvereins, übernahm 1841 dessen Sekretariat u. redigirte seit 1845 zugleich das Wiener „Polytechn. Journal" u. die „Handelszeitung". 1848 zum Konzipisten in dem neubegründeten Handelsministerium ernannt, schied er schon 1849 aus dieser Stellung wieder aus, um Sekretär bei der Wiener Handels- u. Gewerbekammer zu werden; doch trat er 1850 als Sekretär des Handelsministeriums aufs Neue in den Staatsdienst. Nachdem er zur Zeit der Dresdener Konferenzen eine handelspolitische Mission nach Norddeutschland erfolgreich ausgeführt hatte, wurde er österr. Generalkonsul in London, 1854 Generalkonsul in Paris, welche Aemter er in ausgezeichneter Weise verwaltete. Für seine Verdienste, die er sich als Regierungskommissär wie als Generalsekretär des österr. Ausstellungscomités u. als Berichterstatter u. Jurymitglied auf den verschiedenen großen Industrieausstellungen, nam. in London, erworben, sollte er von den österr. Ausstellern ein Ehrengeschenk erhalten, doch lehnte er dasselbe mit dem Wunsche ab, es zu einer Stiftung behufs Förderung der österr. Industrie durch Verleihung von Reisestipendien ꝛc. zu benutzen; diese Stiftung erhielt 1864 den Namen „Schwarz-Stiftung" u. wird von der Wiener Handels- u. Gewerbekammer verwaltet. Im Aug. 1871 erfolgte seine schon früher beabsichtigte Ernennung zum Generaldirektor der für 1873 projektirten Weltausstellung in Wien, wo er nun auch seinen Aufenthalt nahm. Seine Thätigkeit für diese Ausstellung ist allerdings mehrfach angefochten worden. Am 12. März 1874 zum österr. Gesandten bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika ernannt, trat er diesen Posten im Sept. dess. Jahres an, bekleidete denselben aber nur bis Juni 1875, um dann nach Wien zurückzukehren. In den Ritterstand ward Sch.-S. 15. Dez. 1860 u. in den Freiherrenstand kurze Zeit darauf erhoben.

Schwarzwald (lat. Abnoba od. Silva Martiana) heißt das die Wasserscheide zwischen Rhein u. Donau u. zwischen Rhein u. Neckar

bildende Gebirge, das mit 10 M. breitem Fuße am rechten Ufer der nach W. gerichteten Rheinstrecke zwischen Basel u. der Wutach einsetzt, 21 M. weit nach NNO. sich streckt u. an den Thoren von Pforzheim u. an der Enz endigt. Der Kern des Gebirges besteht aus Granit u. Gneis, der aber im N. durch die sedimentären Schichten der Dyas u. im O., bes. im NO., von Buntsandstein überlagert ist. Das Gebirge ist zwar im Allgemeinen ein Kettengebirge, verwischt aber durch seine vielfachen Hochplateaubildungen, auf denen noch bis 1200 m. hoch vereinzelte Ortschaften liegen, den reinen Charakter eines solchen. Es ist im Allgemeinen nach N. zu gesenkt u. fällt steil nach W. zu ab, so daß es von der oberrhein. Tiefebene aus gesehen wie ein mächtiger Gebirgswall erscheint, während seine Ostseite, mit langsamerem Falle u. auf hoher Basis ruhend, wenig Eindruck macht. Seine höchsten Erhebungen liegen im S. Die Mittelhöhe des sog. oberen Sch.es, der bis zur Kinzig reicht, ist vom Südfuße bis zur Dreisam gegen 1300 m., von da bis zur Kinzig 1100 m. Die höchsten Berge sind hier der Feldberg (1494 m.), der Blauen (1166,7 m.), der Belchen (1416,4 m.), der Blößling (1296,6 m.), die Bärhalde (1321 m.), das große Spießhorn (1351 m.), der Erzkasten (1286,4 m.), der Kandel (1213 m.). Am unteren Sch. ist die Mittelhöhe zwischen Kinzig u. Murg noch nicht ganz 1000 u. zwischen Murg u. Enz 8—900 m. Die höchste Erhebung ist hier die langgestreckte Hornisgrinde (1173 m.). —



Nr. 4938. Volkstrachten aus dem Schwarzwald.

Tiefe Längenthäler sind in die südl. Partie nach dem S. zu geöffnet, das Wehra-, Alb-, Schlucht-, Stein- u. das wilde Wutachthal, im nördl. Theile, nach N. geneigt, das Würm-, Nagold-, Enz-, Alb- u. Murgthal; u. mitten im Gebirge läuft das 11 Stunden lange Gutachthal, das nach N. zu in das Querthal der Kinzig mündet. Die Querthäler des Westabfalls, deren Wasser dem Rhein zugeht, sind bes. tief eingeschnitten u. haben dem Sch. den Ruf des Wildromantischen gebracht. Es folgen sich in der Richtung von S. nach N. das Wiesen-, Münster-, Höllen-, Elz-, Schutter-, Kinzig-, Rench- u. Acherthal. Die Querthäler der Ostseite, deren Wasser entweder zum Quellgebiete der Donau gehört od. dem Neckar zugeht, korrespondiren nicht mit denen der Westseite u. liegen deswegen die Uebergänge über das Gebirge ziemlich hoch. Der Paß nach dem Kinzigthale erreicht 877 m. Höhe, der durchs Höllenthal 910 m., der über den Kniebis 932,2 m. u. der über den Kilben 1071 m. Eigenthümlich sind dem Gebirge mehrere hoch gelegene, tiefe Seen, wie der Mummelsee, der Feldsee, der Titisee u. der Schluchtsee. — Heilkräftige Mineralquellen sprudeln bei Wildbad im Enzthal u. Kniebis (s. „Rippoldsau“). Die Bewaldung des ganzen Gebirges ist eine imposante. Wälder von schlanken Fichten u. Tannen bedecken einen großen Theil der höheren Partien; nur die höchsten Kuppen im südl. Theile, wie der Feldberg, sind kahl u. mit nur dürftigen Weiden bekleidet, od. wie die mit Moor bedeckten Plateaux des Osttheiles mit Knieholz bewachsen. Die Abhänge an der Westseite tragen zwischen 500 u. 800 m. kräftige Eichenwaldungen; tiefer kommt man in ganze Wälder von Nußbäumen u. edlen Kastanien, u. die Ausgänge der Thäler sind mit Reben bepflanzt, von denen u. a. der Markgräfler kommt. — Die Schwarzwäldler, durch Spindler's „Erzählungen bei Licht“ u. durch Auerbach's „Dorfgeschichten“ bekannt, sind ein tüchtiger Menschenschlag: streng religiös, gutmüthig u. voller Munterkeit u. Lebenslust. Ihr Gewerbfleiß ist weit berühmt u. ihre Uhrenindustrie (Hauptsitze Furtwangen u. Neustadt), die Verfertigung von Holzgeräthschaften u. Strohflechterei in ganz Europa bekannt.

Schwarzwurzel (Scorzonera), nicht zu verwechseln mit der bekannten Boragineengattung Schwarzwurz (Symphytum), heißt eine Pflanzengattung der Korbblütler mit zahlreichen Arten, von denen die gemeine Sch. (Scorzonera Hispanica), eine zweijährige Krautpflanze mit grasartigen Blättern, schwarzer rübenartiger Wurzel u. gelben Blumenköpfen von 0,5 bis 1,5 m. Höhe, als Gemüsepflanze hier u. da gebaut wird. Man verwendet ihre zarte Wurzel als Gemüse wie Spargel.

Schwaz od. Schwatz (lat. Sebatum), Marktflecken mit 3166 E. (1869) in Tirol, in 226 m. Seehöhe am rechten Ufer des Inn u. an der Eisenbahn Kufstein-Innsbruck; ist Sitz eines Bezirksamtes, hat eine prächtige, 1502 im goth. Stile erbaute Kirche, ein Franziskanerkloster, ein Kloster der Tertianerinnen, ein Straf- u. Arbeitshaus, fabrizirt Drahtwaaren, Steingut u. hat ein Kupfer- u. Eisenwerk. Im 16. Jahrh. wurden hier höchst ergiebige Silber- u. Kupfergruben ausgebeutet, die 30,000 Bergknappen beschäftigten u. dem Kaiser u. den Fuggers Millionen einbrachten; jetzt ist nur noch Eisengewinnung beträchtlich. — Auf einer nahen Anhöhe liegt die Ruine Freundsberg mit Kapelle; $^1/_2$ Stunde von der Stadt am Bergabhange das Benediktinerstift Viecht.

schwebende Schuld nennt man eine solche Staatsanleihe, für welche keine materielle Sicherheit (durch Bestellung eines Unterpfandes) gegeben ist; die Sicherheit beruht nur in dem Vertrauen, daß die Regierung Willens u. im Stande sein werde, ihre Verbindlichkeiten gründlich zu erfüllen. Den Gegensatz zur sch.n Sch. bildet die fundirte Schuld, bei welcher der Staat für die Verzinsung u. Zurückzahlung eines Anlehens dadurch Sicherheit giebt, daß er gewisse Staatseinnahmen, Domänen 2c. als förmliches Unterpfand dafür bestellt.

Schwechat, ein Marktflecken mit 3678 E. (1869) in Niederösterreich, Kreis unter Wienerwald, in 177 m. Seehöhe an der Schwechat, die am Wienerwald entspringt u. nach $7^1/_2$ M. Lauf bei Kaiserebersdorf in die Donau mündet, u. an der Bahn Wien-Neu-Szöny, ist ein bedeutender Fabrikort, der nam. Baumwollenspinnerei u. großartige Bierbrauerei treibt. — In der Nähe steht, zur Erinnerung an die denkwürdige Zusammenkunft Kaiser Leopold's I. mit König Johann Sobieski von Polen nach der Befreiung Wiens 1683, ein Obelisk. Zur Zeit der Römer hieß der Ort Villa Gai u. war befestigt.

Schweden, Königreich, den östl. Theil der Skandinav. Halbinsel zwischen 55° 20′ u. 69° 4′ n. Br. u. 11° 9,8′ u. 21° 9′ östl. Länge von Greenwich bildend, wird begrenzt im W. u. N. von Norwegen, im N. u. NO. von Rußland, im O., S. u. SW. vom Bottnischen Meerbusen, von der Ostsee, vom Kattegat u. Skagerrack. Die norwegisch-schwed. Grenze bildet im Allgemeinen die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen Ozean u. der Ostsee; es ist das die hohe Gebirgsmauer, die im mittleren u. nördl. Theile den Namen Kjölengebirge führt, südl. in einzelne Plateaux, Fjells genannt, zerlegt wird. Sie fällt nach Sch. hin ohne Seitenäste terrassenförmig ab; nur die tiefeinschneidenden Flußrinnen bringen etwas Gliederung in die Gebirgsmasse. Sie braucht, um sich bis auf 600 m. herabzusenken, etwa den fünften Theil der Breite des ganzen Landes, bes. im nördl. Theile bis zum 64.° herab. Nach dem Meere zu liegt vor ihr eine etwa 13 M. breite Zone mit 600—250 m. Höhe, gut bewaldet u. an günstigen Stellen bereits für Viehzucht sich eignend. Die Flußthäler in ihr werden oft 1—2 Stunden breit u. sind entweder mit Seen gefüllt (der längste hat 12 M. Ausdehnung) od. haben guten Wiesengrund. Der folgende Abfall von 250—90 m. Höhe übertrifft den vorhergehenden an Breite, hat schlechten Boden u. ist vielfach mit Wald bedeckt. Der darauf folgende, etwa 6 M. breite Gürtel von 90 m. Höhe zieht sich längs des Bottnischen Busens hin u. senkt sich entweder allmählich zum Meere hinab, od. hat zuletzt noch einen 20—50 m. hohen senkrechten Abfall; die Flüsse stürzen demnach oft noch kurz vor ihrer Mündung in einem od. in mehreren Absätzen in die Niederung hinab. Die Küste ist an den meisten Stellen mit kleinen Inselgruppen (s. „Scheeren“) mit einem Gesammtareal von 40,862 □M. umgürtet. Südl. vom 63.° lehnt sich an den hohen Gebirgswall die im Mittel 325 m. haltende u. gegen 700 □M. große Platte von Jemtland an; daran stößt südlicher die etwas höhere Platte von Herjeådalen u. daran wieder ein Gebirgsland von etwa 600 M. Ausdehnung, dessen höchste Berge 1400 m. übersteigen u.

von wo aus die Tifvedenkette nach S. bis zwischen Wener- u. Wettersee sich drängt. Die Flüsse von ganz Nordschweden zeigen einen merkwürdigen Parallelismus von NW. nach SO. Die größeren, fast alle mit dem Zunamen Elf, sind in der Reihenfolge von N. nach S. Die Tornea Elf, der Grenzfluß gegen Rußland, die Kalix Elf, mit der vorigen durch die Taranda Elf verbunden, die Lulea-Elf (59 M.), die Pitea Elf (49 M.), die Byskea-Elf, Skelleftea-Elf, die Umea-Elf (63 M.), die wenig kürzere Angerman-Elf, die Indals-Elf, der Ljung-An, die Ljusne Elf (49 M.) u. die Dal Elf (67 M.), der größte schwed. Fluß. Jeder derselben entspringt entweder schon aus einem See, od. veranlaßt wenigstens großartige Seenbildungen; mancher von ihnen scheint bis zu seiner Mündung nur eine Verbindungsader langgestreckter Seen zu sein. Denn obgleich die Seenbildung vorwaltend der Charakter der Gebirgslandschaft ist, so tritt sie doch auch häufig in der mittleren u. unteren Etage auf u. im südl. Hügellande kommt sie nochmals zu ihrer ganzen Entwicklung. Die Gesammtoberfläche der schwed. Seen beträgt 654,415 □M. Von der Dal-Elf bis zur Südspitze reicht das Gebiet der Hügelländer u. Ebenen. Zuerst tritt hier, bis zum 59.° reichend u. quer durch das Land hindurch, die 750 □M. große Bergwerksregion entgegen. Sie ist reich an Eisenerz u. gut bewaldet, hat gegen 15 % Weideland, aber kaum 7 % anbaufähigen Boden. Das Terrain ist westl. des Getarückens, der das Gebiet von N. nach S. durchschneidet, kaum 100 m. hoch), östl. davon etwas höher. Hierauf folgt im O., von Gefle bis Nyköping, die Ackerebene um den Mälarsee, 450 □M. groß, nirgends 100 m. hoch; Sand u. Lehm überdecken den Fels, u. der siebente Theil des Bodens ist Ackerland. Südl. vom Kolmärd, einem bewaldeten, 100—130 m. hohen Höhenzuge mit berühmten Marmorbrüchen, zwischen Wettersee u. Ostsee, folgt die 70 □M. große, fruchtbare Ebene von Linköping, durch die der Götha-kanal hindurchgeführt ist. Südl. davon liegt das 100—130 m. hohe u. gegen 660 □M. große Tafelland von Smaland. Auf Gneisuntergrund liegen Sand- u. Steinanhäufungen, die bei den häufigen Winden u. dem strengen Klima nur dürftige Kultur von Hafer u. Kartoffeln gestatten; nur um die vielen Seen herum ist günstigeres Terrain. Oestl. davon reicht bis zur Ostsee die gut bewaldete Smalander Küstenebene, westl. bis zum Kattegat die reiche Weide gewährende Ebene von Halland, u. südöstl. die Landschaft Blekingen, der unebenste Theil des Küstenlandes, eine durch enge Thäler u. reißende Ströme zerfurchte Masse, deren kleine Ebenen aber fruchtbar u. gut angebaut sind. Die Südspitze bildet die Ebene von Schonen (s. d.). Für die Westseite der Halbinsel bleibt noch zu erwähnen das 180 □M. große Becken des Wenersees, das theilweise gut kultivirt ist u. prächtige Eichenwaldungen trägt, u. in dem noch Kirschen, Pflaumen u. Walnüsse gedeihen. Von hier liegt nach dem Kattegat zu das Bohusgebirgsland, das im W. felsig u. kahl, in der Mitte bewaldet u. im O. Ackerland ist. Im Allgemeinen ist der Untergrund ganz Sch.s granitisch; darauf liegt entweder eine mehr od. weniger mächtige Ackerkrume, od. erratische Blöcke u. Dämme von Sand u. Grus, Åsar genannt, überdecken die Felsmassen. An vielen Stellen tritt auch der nackte Fels zu Tage. Das Klima ist trotz der Nähe des Meeres mit Ausnahme der Südspitze kontinental. Die kalten Winter bringen schon in Umeå, 64° n. Br., das Quecksilber zum Gefrieren, u. der heiße Sommer hat noch bis 28° C. Wärme. Das Jahresmittel von Stockholm ist nur 5,8°, in Haparanda, am Ausflusse der Tornea-Elf, sogar -0,5°, während es in Göteborg (Gothenburg) höher als in Berlin ist. Der Uebergang vom Winter zum Sommer erfolgt rasch, tritt aber kaum vor Anfang Mai ein. Schon in Stockholm verlieren selten vor Mitte April die Flüsse ihre Eisdecke, in Upsala noch später, in Jemtland kaum vor Anfang Mai, u. in Norbotten hat die Beeisung schon bis zum 30. Juni gedauert. Mit ewigem Schnee sind gegen 33 □M. bedeckt. Im Ganzen aber ist das Klima gesund u. der trockene Winter leicht zu ertragen. Der Himmel ist meist hell, so daß die Zahl der schönen Tage um 70—80 größer ist als in Deutschland. Bodenbeschaffenheit u. Klima bringen es mit sich, daß Sch. vor Allem ein Waldland ist. Ueber 3100 □M. od. 39,5 % der Gesammtoberfläche sind Wald, wovon ⅔ nördl. der Dal-Elf liegen u. großentheils aus Nadelholz, untermischt mit Birke, Erle u. Esche bestehen. Buchen- u. Eichenwälder sind nur in den südl. Theilen. Die Holzausbeute ist verhältnißmäßig gering infolge lange nachlässig betriebener Waldwirthschaft. Mit dem Waldreichthum hängt die Verbreitung der wilden Thiere zusammen. Die Jagd lieferte noch im J. 1865: 106 Bären, 111 Wölfe, 136 Luchse, 110 Vielfraße, über 200 Adler u. 17,000 Falken u. Habichte; Füchse, Marder, Iltisse, Hermeline u. Fischottern sind häufig. Das Elenthier ist herdenweise im mittleren Sch., Rehe u. Hasen sind überall, Eichhörnchen häufig u. Lemminge kommen zuweilen in ungeheueren Scharen verwüstend vom Gebirge herab. Birk- u. Auerhuhn, Schnepfen, wilde Gänse, Schwäne 2c. sind nicht selten. Flüsse u. Seen sind fischreich; in Göteborg kommen 88 verschiedene Meer- u. Flußfische auf den Markt. Austernbänke giebt es an der Küste von Bohus.

Ethnographie u. Statistik. Die Bewohner Sch.s sind germanischer Abstammung, mit Ausnahme von 27,079 Finnen (1870) u. 6611 Lappländern. Die Nation gliedert sich in vier Stände: 1. in den zahlreichen Adel (über 11,000 Personen umfassend in 968 Adelsfamilien, 68 Grafen, 172 Freiherren u. 728 and. Adeligen), der im Besitz des achten Theils des Landes ist u. fast ausschließlich die höheren königl., civilen u. militärischen Stellungen bekleidet; 2. in die mächtige Geistlichkeit; 3. in den Bürgerstand u. 4. in den gering geachteten Bauernstand, der $^9/_{10}$ der Einwohnerschaft bildet, $^7/_8$ der Staatslasten trägt, das Heer erhält, die Straßen baut 2c. Dem Bekenntnisse nach waren 1870: 4,162,087 evangel. Luther., 3809 Baptisten, Mormonen u. Methodisten, 573 kathol., 190 reform., 30 oriental. Christen u. 1836 Juden. Die Stadtbevölkerung, die sich auf nur 90 Städte vertheilt, macht etwa 13 % aus. Mangelhaft organisirt waren 1870: 3280 Blinde, 4251 Taubstumme, 11 Blind u. Taubstumme. Die Zahl der Gemüthskranken betrug 9109. Die Zahl der unehelich geborenen Kinder macht durchschnittlich 9,5 % der Geborenen aus. Die Gesammtbevölkerung vertheilt sich auf die drei großen Abtheilungen Götland, Swealand u. Norrland u. die Landeshauptmannschaften od. Läns nach den Arbeiten des Generalstabes u. den offiziellen Berechnungen für Ende 1875 in folgender Weise:

Läns	Land		Wasser		Einw.
Malmöhus	85,046	□M.	1,829	□M.	333,924
Christianstad	113,875	„	4,011	„	229,176
Blekinge	52,593	„	2,161	„	131,812
Halland	86,621	„	2,721	„	131,710
Kronoberg	162,356	„	18,030	„	165,531
Jönköping	192,911	„	17,062	„	188,665
Kalmar	197,906	„	10,820	„	239,847
Gothland	55,756	„	0,826	„	54,649
Göteborg u. Bohus	89,082	„	2,755	„	241,010
Elfsborg	216,312	„	16,396	„	285,810
Skaraborg	148,267	„	7,263	„	252,724
Oestergötland	181,222	„	18,350	„	264,689
Wenersee	—		101,128	„	—
Wettersee	—		34,180	„	—
Götland	1581,960	„	238,162	„	2,522,547
Stockholm (Stadt)	0,572	„	0,022	„	152,582
„ (Län)	134,230	„	6,631	„	136,582
Upsala	93,055	„	3,496	„	104,371
Södermanland	113,842	„	9,890	„	140,922
Westmanland	117,802	„	5,579	„	123,057
Oerebro	150,913	„	14,685	„	178,951
Wermland	316,885	„	28,624	„	267,081
Kopparberg	195,737	„	31,488	„	186,612
Mälarsee	—		21,114	„	—
Hjelmarsee			8,714	„	
Swealand	1423,036	„	130,243	„	1,290,158
Gefleborg	323,328	„	25,611	„	163,197
Westernorrland	422,706	„	25,542	„	150,234
Jemtland	857,683	„	62,666	„	75,756
Westerbotten	978,239	„	53,809	„	98,043
Norrbotten	1789,199	„	118,682	„	83,356
Norrland	4371,155	□M.	286,310	□M.	570,586

Ganz Sch. 7376,151 □M. Land / 654,715 „ Wasser } = 8030,866 □M. u. 4,383,291 E.

Die **physische Kultur** des Landes ist trotz aller Hindernisse eine so gehobene, daß das gegenwärtige Sch. unter denjenigen europ. Ländern rangirt, die sich durch die größte Getreideproduktion hervorthun, u. noch werden jährlich 1—2 □M. neu unter den Pflug gebracht. Die Gesammtoberfläche des produktiven Bodens beträgt 49,8 %. Hiervon sind 168,6 □M. = 5,8 % Acker u. Gartenland u. 363,6 □M. od. 4,5 % Wiese. 39,5 % kommen, wie schon erwähnt, auf den Wald. Die durchschnittliche Getreideernte beträgt 14,300,000 HL. Hafer, 7,600,000 HL. Roggen, 5,900,000 HL. Gerste, 1,200,000 HL. Weizen, 2,000,000 HL. Mengkorn u. Buchweizen. Weizen gedeiht hauptsächlich in den südl. u. mittleren Provinzen; Gerste, die zu Brot verwendet wird, in den nördlichen. Die eigentliche Heimat des Roggens ist um den Mälarsee, Hafer gedeiht am besten in Westergötland, Wermland u. im südlichen Schonen. Allgemein verbreitet ist die Kartoffelkultur; Hülsenfrüchte u. Runkelrüben in der Mitte u. im Süden; Flachs u. Hanf (jährlich gegen 100,000 Ctr.) hauptsächlich in Westernorrland; Hopfen nahe der Küste bis nach Norrland; Raps vorzüglich in Schonen; Tabak um Stockholm u. im Län Christianstad. Der Gemüsebau hat mit dem sich entwickelnden Ackerbau bis jetzt gleichen Schritt gehalten. Obstbau ist nur in den wärmeren Gegenden möglich. Hier u. da gedeihen noch Maulbeerpflanzungen. Das Mineralreich liefert Gold aus Kupferkies in Falun u. Silber aus Bleiglanz. Eisenerzlager sind in den Läns Oerebro, Kopparberg, Wermland, Westmanland, Upsala, Stockholm u. Gefleborg u. der Berg Gellivara in Norrbotten besteht ganz aus Magneteisenerz.

Die Roheisenausbeute betrug 1872: 6,886,561 Ctr. Kupferbergbau ist bei Falun u. Atvidaberg (Oestergötland). Es wurden 1872: 26,390 Ctr. gewonnen. Die Bleiausbeute betrug 1871: 1181 Ctr., die von Mangan 7783 Ctr. Nickel u. Graphit werden wenig gefunden. Die Kohlenförderung im Län Malmöhus war 1872: 743,000 Ctr. Die allerwärts verbreiteten Torfmoore werden nur in den südl. Theilen bearbeitet.

Industrie. Die Industrie, bes. das Fabrikwesen, ist im Aufschwunge. 1873 gab es bereits 2549 Fabriken u. 53,334 Fabrikarbeiter. Die Metallindustrie ist vor Allem Eisenindustrie. Die Produktion des Stabeisens war 1873: 3,507,028 Ctr., Stahl lieferte 1871: 240,863 Ctr. Die Konzentration der Eisenmanufaktur ist in Eskilstuna in Södermanland, wo Messer, Scheren, Gabeln, Waffen, Werkzeuge, Feilen, Hausgeräthe 2c. gefertigt werden; eiserne Schränke u. Blechgeschirre liefert Stockholm, eiserne Möbel Göteborg, Ackergeräthe u. Kochgeschirre Nyköping, Sensen Mora, Nadeln Södertöping, Nägel Bletinge u. Oestergötland. Die Kupferindustrie ist ausgezeichnet. Maschinenfabrikation hat sich in Bergsund, Stockholm, Göteborg, Malmö u. Motala etablirt; der Schiffsbau in Stockholm, Gefle u. Göteborg. Wissenschaftliche Instrumente fertigt Stockholm. Porzellan- u. Fayencefabriken giebt es in Rörstrand u. Gustavsberg, Steingut in Höganäs. Sch.s Kachelöfen sind berühmt. Die Glashütten liefern über den Bedarf. Die Lederfabrikation in Stockholm u. Oerebro erfordert noch Einfuhr. Tuch-, Wollen- u. Halbwollenzeugfabrikation, mit dem Hauptsitze in Norrköping, deckt noch nicht ganz den Bedarf. Die Baumwollenspinnerei hat sich auf Norrköping, Malmö u. Göteborg vertheilt. Baumwollene Gewebe fertigen 20 Fabriken. Leinenweberei ist eine wichtige Hausthätigkeit der Landleute; ebenso ist Strumpfwaarenfabrikation eine ländliche Nebenbeschäftigung. Druckereien u. Färbereien entsprechen dem Bedürfniß. Die Papierfabrikation ist exportfähig, ebenso die Zündhölzchenfabrikation in Jönköping. Die Rübenzuckerfabrikation hat sich sehr ausgedehnt. Hauptsitze der 254 Brauereien (1870) sind Stockholm u. Göteborg. Branntweinbrennereien giebt es 500. Eine Spezialität ist die Bereitung des schwed. Punsches, eines aus Arak od. Rum, Wasser u. Zucker bereiteten Likörs.

Handel. Die Konzentrationspunkte des Handels sind Stockholm u. Göteborg; in zweiter Linie kommen für den auswärtigen Verkehr Malmö, Sundsvall, Hernösand, Gefle u. Söderhamn. Die Einfuhr übertrifft die Ausfuhr in Eßwaaren von Thieren, Kolonialwaaren, Früchten, Spinnstoffen, Manufakturen, Häuten u. Leder, Oelen, Gummi, Farben u. Farbstoffen, Maschinen u. Instrumenten; die Ausfuhr umgekehrt die Einfuhr in lebenden Thieren, Getreide u. Produkten davon, Holz u. Holzwaaren, unbearbeiteten u. theilweise bearbeiteten Metallen. Die Einfuhr wurde 1873 auf 309 Mill. Mk. berechnet, die Ausfuhr auf 253 Mill. Mk. Der Verkehr mit dem Auslande ist nur zu Schiffe möglich. In den oben erwähnten 7 Häfen liefen 1873 zur Vermittelung des auswärtigen Verkehrs 10,184 Schiffe mit 1,795,235 Tonnen ein u. 10,156 Schiffe mit 1,805,687 Tonnen aus. Der Küstenverkehr in allen Häfen des Königreichs betrug 1872: 37,980 einlaufende u. 37,839 auslaufende Schiffe. Die Länge der Eisenbahnen war 1876: 3774 Km., d. i. 0,4 Km. pro □M. Die Zahl der Postanstalten war 1874: 1152, die der Telegraphenstationen 481, die Länge der Linien war 7848,6 Km. Zur Hebung von Handel u. Industrie existiren die 1668 gegründete Reichsbank, 27 Privatzettelbanken, 8 Aktienhandelsbanken, die allgemeine Hypothekenbank, die allgemeine Hypothekenkasse für die Städte u. 19 Hypothekenvereine.

Geistige Kultur. Die Elementarbildung ist unter dem Volke allgemein verbreitet; die Zahl der Analphabeten beträgt nur 3 %; aber über 50 % können lesen u. nicht schreiben. Auf dem Lande, bes. in den dünnbevölkerten Distrikten, beschäftigen sich die Eltern in den langen Winterabenden mit dem Unterrichte der Kinder; doch giebt es auch dort sog. wandernde Volksschulen. Die Zahl aller Volksschulen war 1875: 8123. Lehrerbildungsanstalten gab es 10. Die Realschulen sind mit den Gymnasien vereinigt u. fast nur Staatsanstalten. Die Zahl der höheren u. niederen war 1872: 98. Die 2 Universitäten sind in Upsala u. Lund. Technische Hochschulen sind das königl. technologische Institut zu Stockholm u. die Gewerbeschule in Göteborg. Außerdem existiren technische Elementarschulen, technische Sonntagsschulen, 9 Navigationsschulen, 27 landwirthschaftliche, 6 Forstschulen, 2 höhere landwirthschaftliche Institute, 1 für Forstwesen, 1 Abtheilung für Bergbau, 2 Thierarzneischulen, 1 Kunst- u. Musikakademie in Stockholm, 3 Militärbildungsanstalten für Landheer u. für Marine in Stockholm.

Verfassung. Nach dem Grundgesetze von 1809 ist Sch. eine erbliche konstitutionelle Monarchie. Der König muß Lutheraner sein. Sch. hat einen der ältesten Reichstage in Europa. Er besteht aus zwei Kammern, welche ohne besondere Berufung am 15. Jan. jeden Jahres zusammentreten. Die Mitglieder der Ersten Kammer werden durch die Provinzialvertretungen u. durch die von diesen unabhängigen Stadtbevollmächtigten im Verhältniß von 1 Abgeordneten auf je 30,000 E. auf 9 Jahre gewählt; sie müssen mindestens 35 Jahre alt sein, einen Grundbesitz von 80,000 Kronen od. ein steuerbares Jahreseinkommen von 4000 Kronen haben (1 Krone = 1,14 Mk.). Die Mitglieder der Zweiten Kammer werden in den ländlichen Gerichtsbezirken u. kleineren Städten indirekt, in den größeren direkt auf 3 Jahre gewählt; sie müssen mindestens 25 Jahre alt sein. In jedem Län ist zur Vertretung der Bevölkerung das Landsthing bestimmt, dessen Mitglieder auf 2 Jahre gewählt werden. Sie versammeln sich jährlich unter Vorsitz eines vom Könige ernannten Sprechers. In den einzelnen Gemeinden hat das Recht der Beschlußfassung die Gemeindeversammlung u. die auf 4 Jahre gewählten Bevollmächtigten; die Verwaltung liegt in den Landgemeinden in den Händen des Gemeindevorstandes, in den Städten bei dem Magistrate. Die oberste kollegiale Behörde ist der königl. Staatsrath. Unter Leitung von Staatsrathsmitgliedern bestehen 7 Departements: das Justiz-, das auswärtige, das Landvertheidigungs-, das Seevertheidigungs-, das Civil-, das Finanz- u. das kirchliche Departement. Das Königreich ist in den Bezirk der Stadt Stockholm u. in 24 Läne getheilt. In jedem ist eine Länsregierung mit dem Landeshauptmann an der Spitze. Unter diesen stehen die Kronvögte in 117 Vogteien u. die städtischen Magistrate. In militärischer Beziehung zerfällt das Land in 5 Distrikte; ausgenommen sind die Leibgarde u. die Truppen der Insel Gothland. Das Obertribunal ist der höchste Richterstuhl des Königs in Stockholm; Appellationsgerichte sind die 3 Hofgerichte. Die ersten Instanzen sind in den Städten die Rathhausgerichte, auf dem Lande die 104 Haraldsgerichte. Für Preßvergehen ist die Jury eingeführt.

Kriegswesen. Das schwed. Heer zerfällt in die geworbenen, in die eingetheilten, in die Konskriptionstruppen u. in die gothländische Landwehr. Die geworbenen Truppen versehen den Garnisonsdienst. Die eingetheilten werden von den Grundbesitzern gestellt; ihre Dienstzeit beschränkt sich auf jährliche Waffenübungen. Die Konskriptionstruppen repräsentiren die Gesammtheit aller Waffenfähigen vom vollendeten 20.—25. Jahre; sie werden im Frieden einige Wochen eingeübt. Die Landwehr der Insel Gothland umfaßt die Männer der dortigen Bevölkerung vom 18.—60. Lebensjahre. Die Kriegsflotte wirbt ihre Soldaten; nur für ihre Reserve u. für die Seewehr besteht die allgemeine Wehrpflicht. Die Kriegsmacht besteht aus 24 Regimentern Infanterie, im Frieden zu 2, im Kriege zu 3 Bataillonen, 7 selbständigen Bataillonen u. aus Gothlands u. Stockholms besonderem Militär; aus 7 Regimentern Kavallerie, 1 reitenden Jägercorps u. 4 Escadrons Stockholmer Bürger Militär; aus 3 Regimentern Artillerie u. 3 Batterien des Gothländer Militärs; aus 1 Pontonnier- u. 1 Sappeurbataillon u. 1 Feldsignalcompagnie. Die Friedensstärke beträgt 40,000, die Kriegsstärke 140,800 Mann. Die Kriegsflotte zählt 34 Dampfer mit 139 Geschützen, darunter 14 Panzerschiffe mit 18 Geschützen u. 97 Segelschiffe mit 253 Geschützen. Das Budget für 1876 balancirt mit 78,258,000 Kronen in Einnahme u. Ausgabe. Die gesammte konsolidirte Staatsschuld betrug Ende 1875: 140,146,936 Kronen. Der Vermögensstand an Fonds, Domänen, Eisenbahnen u. Forsten war Ende 1874: 255,533,206 Kronen. Die einzige ausländische Besitzung Sch.s ist die Insel St. Barthelemy, eine der Kleinen Antillen, von 0,384 □M. Größe u. 2898 E. (1866). Sie gehörte ehemals der Franz.-westind. Gesellschaft, von welcher sie Gustav III. 1784 erhielt. Das schwed. Wappen ist ein blauer Schild mit 3 goldenen Kronen u. einem über 3 Ströme springenden Löwen (wegen Götland). Die Flagge ist blau mit einem goldenen Kreuze. Ueber schwed. Orden s. „Orden". Die Städte über 10,000 E. sind nach den offiziellen Berechnungen für Ende 1875: Stockholm (152,582), Göteborg (65,858), Malmö (32,155), Norrköping (26,457), Gefle (17,199), Carlskrona (16,877), Oerebro (13,142), Jönköping (12,644), Upsala (12,218) u. Lund (10,193).

Geschichte. Die ältesten Bewohner Sch.s wie ganz Skandinaviens (s. d.) scheinen finnische Völker gewesen zu sein, welche in unbekannter Zeit von germanischen, die Tacitus Suionen, Spätere Schweden u. Gothen nennen, nach dem Norden gedrängt wurden. Der einzige nationale Mittelpunkt des Landes scheint die Opferstätte zu Upsala gewesen zu sein, deren Schutzherr u. Oberpriester der König, aus dem Geschlechte der Ynglinger, unter allen Königen der Halbinsel den höchsten Rang einnahm. Die Versuche, eine Oberherrschaft über das ganze Land zu begründen, fingen um 600 an. Die Sage feiert Sigurd Ring, den Sieger in der Bravallaschlacht, u. seinen Sohn Ragnar Lodbrok (um 780) als Oberkönige des ganzen Skandinaviens. Als der heilige Ansgar 831 nach Sch. kam, gab es noch mehrere Könige. Mit Erich Edmundson († um 885) scheint die Reihe schwed. Alleinherrscher zu beginnen. Ihm waren Esthland, Kurland u. Finnland zinsbar, aber der Süden des heutigen Sch. gehörte ihm schon nicht mehr. Nur der letzte heidnische König von Upsala, Erich der Siegreiche, besaß 14 Jahre lang auch Dänemark. Als er starb (um 1000), kehrte der verdrängte Sven zurück; Erich's Sohn, der junge Olaf Schooßkönig, schloß mit ihm Freundschaft, nannte sich König von Sch. u. ließ dann durch den engl. Mönch Sigfried das Christenthum einführen.

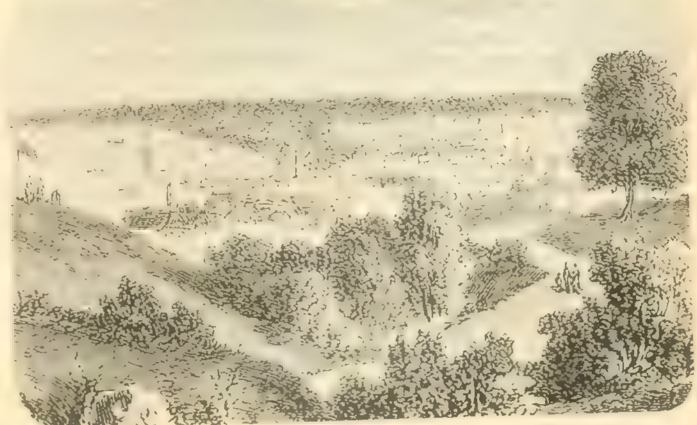

Nr. 4939. Schloß Borgholm auf Oeland.


Nr. 4940. Schloß Calmar.



Nr. 4941. Schwedische Volkstrachten.
1—4 Södermanland. 5—7 und 13—18 Dalekarlien. 8—10 Lappland. 11 Jemtland. 12 Schonen.


Nr. 4942. Göteborg.


Nr. 4943. Jönköping.

Inzwischen hatten um 800 die Wikingerzüge begonnen, welche alle Inseln, Halbinseln u. Flußgestade Europa's in Schrecken setzten (s. „Normannen“); von Ragnar Lodbrok soll als Seekönig in England ein grausames Ende gefunden haben. Auch Rurik (s. d.) war wol ein Schwede, u. in Byzanz gab es um 866 eine warägische Leibwache. Erst nach dem allmählichen Siege des Christenthums um 1100 hörten jene Wanderzüge auf. Schon nach dem Aussterben von Ragnar Lodbrok's Mannsstamme (1051), mehr noch als Stenkil's Stamm 1130 erloschen war, gab es blutigen Streit um die Nachfolge. Mühsam einigten sich Schweden u. Gothen, dem Könige Swerker zu gehorchen. Als er 1150 starb, wählten diese seinen Sohn Karl (genannt VII.), jene Erich Bonde zu ihrem Herrscher u. bekämpften einander. Damals erhielt der Bischof von Upsala das erzbischöfliche Pallium u. begann das Werk einer habsüchtigen Hierarchie, doch gelang es erst im 13. Jahrh., den Cölibat einzuführen. Nicht lange darauf wurde auch an Stelle des von heidnischen Finnen u. Esthen zerstörten Sigtuna 1196 der Grund zu Stockholm gelegt. Das Geschlecht der Folkunger (1250–1363) erhielt zwar die Königswürde über beide Völker u. brachte durch holsteinische Einwanderer deutsche Bildung in das Land, dafür verwüstete aber ein fast ununterbrochener Bruder- u. Verwandtenkrieg das Land. 1321 blieb nur ein Knabe nach dem wechselseitigen Morden übrig, nämlich König Magnus (1321–63), für welchen Ketilmund mit Weisheit regierte u. Schonen eroberte; als jener selbst aber dem mächtigen geistlichen u. weltlichen Adel durch unglückliche Kriege Anlaß zur Unzufriedenheit gab, rief man den Sohn des Königs von Dänemark herbei u. setzte ihm die Krone auf. Nach seinem Tode 1358 kehrte Magnus zurück, trat aber bei der Verlobung seines Sohnes Hakon, der seit 1350 König von Norwegen (s. d.) war, mit Waldemar's III. von Dänemark Tochter, Margarethe, Schonen, Halland u. Blekingen an Dänemark ab. Ergrimmt über solche Demüthigung erklärten die Sch. ihren König Magnus für abgesetzt u. beriefen 1363 den Sohn seiner Schwester Euphemia, Albrecht von Mecklenburg (1363–1397), auf den Thron, der nach mehrjährigem Kampfe auch von Dänemark u. Norwegen anerkannt wurde. Aber durch Bevorzugung der Deutschen, Steuerdruck u. erfolglose Kämpfe gegen Margarethe (s. d.), welche in Dänemark u. Norwegen für ihren Sohn Olaf herrschte, verlor auch er bald den Boden unter den Füßen. Als er 1389 bei Falköping besiegt u. gefangen genommen war, begann seine Gegnerin die Eroberung Sch.s. Vergebens suchten die mecklenburgischen Fürsten, die Grafen von Holstein u. die Hansestädte, ihn zu befreien; vergebens versorgten die kecken Vitalienbrüder (s. d.) sechs Jahre lang das belagerte Stockholm mit Lebensmitteln; 1497 ergab es sich, Albrecht wurde freigelassen u. kehrte nach Mecklenburg zurück († 1407), Sch. erkannte Margarethens Großneffen Erich von Pommern als König an u. willigte in die Vereinigung der drei nordischen Reiche durch die Calmarische Union (s. d.). Doch behielt Sch. seine Verfassung u. seine Rechte. Margarethe (1397–1412) löste zwar die Insel Gothland, welche die Vitalienbrüder u. dann die Deutschen Ordensritter an sich gerissen hatten, wieder ein, beleidigte aber die Sch. durch Einsetzung dänischer Beamten u. Erhebung drückender Steuern. Als Erich von Pommern (1412–43) ähnlich verfuhr, wurde er durch eine Empörung genöthigt, 1434 auf dem Reichstage von Wadstena nachzugeben u. Christiern Nilsson aus dem Geschlechte Wasa (s. d.) zum Drosten, Karl Knutson aus dem der Bonde's zum Reichsmarschall zu ernennen. Allein auch dieser bezeigte sich so gewaltthätig, daß die Sch. Christoph von Bayern, der an Stelle des auch in Dänemark entsetzten Erich zum Könige erhoben worden, 1443 auch als ihren Herrscher anerkannten u. in Upsala krönten. Als eben die Unzufriedenheit über die große Zahl der deutschen Adligen, welche aus Bayern u. vom Rhein her einwanderten, bedenklich wurde, starb er plötzlich zu Helsingborg (1448). Die Mehrheit des Reichstages von Stockholm verlangte nach Trennung der Union u. rief Karl (VIII.) Knutson auf den Thron, aber schon 1457 wurde dieser durch den Erzbischof von Upsala in Stockholm belagert u. zur Flucht gezwungen. Unter Christian I. (1457–64) von Oldenburg, der seit 1448 bereits Dänemark u. Norwegen beherrschte, wurde die Union wieder hergestellt, aber schon 1464 ward er durch Karl Knutson, 1465 dieser (zum zweiten Male) durch einen Aufstand verdrängt, doch behauptete er sich bei seiner dritten Thronbesteigung 1466 bis zu seinem Tode 1470. Nach seiner Bestimmung regierte seitdem sein Neffe Sten Sture als Reichsvorsteher mit königlicher Gewalt das Land u. vererbte seine Würde 1504 auf seinen Neffen Svante Nilsson Sture (1504–12) u. auf seinen Enkel Sten Sture (1512–20). Schon 1518 erschien aber Christian II. (s. d.) von Dänemark mit einer Flotte vor Stockholm, bemächtigte sich während der Verhandlungen sechs edler Schweden, darunter Gustav Wasa's (s. d.), siegte 1520 bei Bogesund über Sture, der an seinen Wunden starb, u. empfing durch Vermittelung des Erzbischofs Trolle die Huldigung der besiegten u. entmuthigten Bevölkerung. Aber die grausame Hinrichtung von 94 der edelsten Schweden im Stockholmer Blutbade (8. u. 9. Nov. 1520) u. eine ganze Kette von tyrannischen Maßregeln gab dem unterdrückten Volke den Muth der Verzweiflung. Auf den gefahrvollsten Wegen gelangte Gustav Wasa nach Dalekarlien, vertrieb an der Spitze der tapferen Bauern die königlichen Statthalter aus dem Norden, nahm mit Hülfe einer Lübecker Flotte Stockholm, ward 1521 zu Wadstena zum Verwalter des Reiches u. 1523 zu Strengnäs zum Könige erhoben. Da Friedrich I. von Dänemark, der an die Stelle des auch dort vertriebenen Christian getreten war, 1534 die Trennung Sch.s von der Union anerkennen mußte, so regierte Gustav Wasa als Gustav I. (1523–60) vom Auslande unbeirrt, benutzte die Einführung der Reformation durch Olaus u. Lorenz Petri, um die Forderungen der Lübecker durch den Erlös der katholischen Kirchengüter zu befriedigen (1524), warf 3 Empörungen der Dalekarlier nieder u. vererbte nach einem Beschlusse des Reichstages von 1544 die Krone auf seine Nachkommen. Die unselige Theilung des Königsreichs unter seine Söhne war die Ursache, daß der älteste, Erich XIV. (1560–68), von dem zweiten, Johann III. (1568–92), verdrängt u. vergiftet wurde (1577). Vermählt mit der Prinzessin Katharina von Polen, erbitterte dieser die Schweden durch Hinneigung zum Katholizismus u. durch Begünstigung der Jesuiten, die mit dem päpstlichen Nuntius Possevin an seinen Hof kamen. Ueberdies nöthigte ihn ein beständiger Grenzstreit mit Rußland, wenigstens von Dänemark Frieden zu erlangen u. 1570 zu Stettin allen Ansprüchen an Norwegen, Schonen, Blekingen, Halland u. Herjedalen zu entsagen. Schon scharten sich die national u. protestantisch gesinnten Schweden um seinen jüngeren Bruder Karl von Södermanland, als Johann's Sohn Sigismund (1592–1604) den Thron erbte, der seit 1587 katholischer König von Polen war. Da er sich gleich nach der Huldigung wieder nach Warschau begab, schaltete sein Oheim Karl eigenmächtig als Reichsstatthalter, schloß 1595 mit Rußland einen Frieden, in dem Esthland an Sch. kam, besiegte den König, der seinem Streben nach der Krone mit bewaffneter Hand entgegentrat, 1598 bei Stangebroo u. setzte es durch, daß die Stände 1599 ihm den Gehorsam kündigten u. dem Prinzen Wladislaw nur zu huldigen versprachen, wenn er binnen 5 Monaten nach Stockholm geschickt u. dort evangelisch erzogen würde. Da dies nicht geschah, wurde Sigismund u. seine Nachkommenschaft 1604 von der Thronfolge ausgeschlossen u. Karl IX. (1604–11) wurde König. Handel, Ackerbau u. Wissenschaften gediehen unter ihm. Er war sparsam, thätig u. regierte fast unumschränkt. Sein großer Sohn Gustav II. Adolf (1611–32) erlangte durch den Frieden von Skiöröd 1613 für eine Million alle Eroberungen zurück, die Dänemark inzwischen gemacht hatte, erwarb 1617 im Frieden zu Stolbowa von Rußland Kexholm, Karelen u. Ingermannland, 1629 im Waffenstillstand von Stuhm von Polen den größten Theil von Livland, endlich durch seine Betheiligung am Dreißigjährigen Kriege die weitesten Aussichten auf weitere Vergrößerung, fiel aber im Alter von 38 Jahren am 6. Nov. 1632 bei Lützen. Seine Tochter, Christine (1632–54), welche bis 1644 unter einem Regentschaftsrathe stand, dessen Vorsitz Axel Oxenstierna (s. d.) führte, sah Sch. durch den Frieden von Brömsebro 1645 durch Gothland, Oesel, Jemtaland, Herjedalen (auf 25 Jahre) u. Halland vergrößert u. vom Sundzoll befreit werden, erwarb im Westfälischen Frieden 1648 Bremen, Verden, Wismar, einen großen Theil von Pommern u. 5 Millionen Thaler, umgab sich mit Künstlern u. Gelehrten, ließ aber die Herrschaft des Adels aufkommen u. verzettelte die Krondomänen. Als sie 1654 entsagte, kam ihr Vetter Karl X. Gustav (1654–60) von Pfalz-Zweibrücken auf den Thron, der vorübergehend ganz Polen besaß u. im Frieden zu Roeskilde 1658 Drontheim, Blekingen, Schonen, Halland u. Bornholm erwarb, aber 1660 starb, als er im Begriffe stand, durch die Einnahme von Kopenhagen Unionskönig zu werden. Sein unmündiger Sohn Karl XI. (1660–97) behielt zwar im Frieden von Oliva Livland bis zur Düna, gab aber im Frieden zu Kopenhagen (1660) Bornholm u. Drontheim an Dänemark zurück. Sein Bündniß mit Frankreich bewirkte, daß Friedrich Wilhelm von Brandenburg ihn bei Fehrbellin besiegte u. ganz Pommern besetzte, doch erhielt er 1679 im Frieden von St. Germain Alles zurück. Um die Kosten des Krieges zu decken, begann der König 1680 die verschenkten Krongüter mit äußerster Strenge zurückzufordern, setzte den Reichsrath zu einer nur berathenden Behörde herab u. regierte seit 1682 vollkommen unbeschränkt. Als Patkul (s. d.) in Livland mit Eifer für die freiere Stellung seines Vaterlandes auftrat, mußte er fliehen. Sein berühmter Sohn, Karl XII. (1697–1718), von Rußland, Dänemark u. Polen (s. „Nordischer Krieg“) zugleich angegriffen, erlangte unsterblichen Kriegsruhm, hinterließ aber Sch. in dem Maße geschwächt, daß seine Nachfolgerin Ulrike Eleonore (1718–43) u. deren Gemahl Friedrich von Hessen-Kassel (1718–51) im Frieden zu Stockholm 1719 u. 1720 an Hannover Bremen u. Verden, an Preußen Stettin u. Vorpommern bis zur Peene, im Frieden zu Nystädt 1721 an Rußland Livland, Esthland, Ingermannland, Karelen u. Kexholm abtreten mußten. Wohl erhielt Sch. von den drei Staaten zusammen 5 Millionen, aber an

Dänemark mußte es 600,000 Thaler bezahlen u. auf die Befreiung vom Sundzolle verzichten. Zugleich gewann auf dem Reichstage von 1720 der Adel das Recht, daß kein höheres Amt ohne seine Zustimmung besetzt werde, u. zerfiel seit 1723 in die Parteien der Mützen u. Hute, welche sich — jene von Rußland, diese von Frankreich beeinflussen, auch wol bestechen ließen. Als die letztere Partei zum Kampfe mit Rußland antrieb, führte dieser 1743 zu dem schmachvollen Frieden von Abo, in welchem Sch. zur Bedingung gemacht wurde, Adolf Friedrich von Holstein Gottorp zum Thronfolger anzunehmen. Adolf Friedrich (1751–71) wurde durch den übermächtigen Adel genöthigt, sich am Siebenjähr. Kriege gegen seinen Schwager Friedrich d. Gr. zu betheiligen, um ihm ganz Pommern abzunehmen, gewann aber nichts u. schloß 1762 Frieden. Sein talentvoller Sohn, Gustav III. (1771–92) zertrümmerte die Gewalt der Aristokratie durch einen Staatsstreich am 19. Aug. 1772, regierte seit 1789 fast unumschränkt, reformirte mit stürmischer Hand, erntete im Kriege mit Rußland 1789–90 zwar Kriegsruhm, aber keinen Gewinn, u. wurde durch den Grafen Ankarström ermordet, als er im Begriffe stand, zur Rettung Ludwig's XVI. gegen Frankreich zu ziehen. Gustav IV. (1792–1809) betheiligte sich an der dritten u. vierten Koalition gegen Napoleon u. setzte auch 1807 den Kampf fort, als Alexander schon Frieden geschlossen hatte. Darüber verlor er Pommern an Frankreich, 1809 Finnland an Rußland, u. in einer blutlosen Revolution den Thron an Karl XIII. Da dieser (1809–18) alt u. kinderlos war, wählten die Stände zuerst den Prinzen Christian August von Holstein, u. als dieser 1810 plötzlich verstarb, den franz. Marschall Bernadotte (s. d.) zum Thronfolger, der sich seitdem Karl Johann nannte. Der drückenden Abhängigkeit von Napoleon, der im Frieden zu Paris 1810 auch die Annahme des Kontinentalsystems verlangt hatte, entriß sich Sch. 1813 u. betheiligte sich an dem Kampfe Alexander's u. Friedrich Wilhelm's gegen Frankreich, wenn auch in zögernder u. selbst verdächtiger Weise. Dennoch erlangte es 1814 im Frieden zu Kiel Norwegen, wofür es 1815 Pommern an Preußen u. dieses Lauenburg an Dänemark gab. Karl XIV. Johann (1818–44) hatte schon zu Lebzeiten seines Vorgängers u. Adoptivvaters den größten Einfluß auf die Regierung gehabt u. eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet, um durch Anbau, Verbesserung der Kommunikationsmittel u. Anlegung von Schulen den Wohlstand u. die Bildung im Lande zu erhöhen. Erst in den letzten Jahren seiner Regierung erzeugte ihm der enge Anschluß an Nikolaus von Rußland eine Opposition im schwed. Reichstage u. mehr noch im norweg. Storthing. So zog sich eine schon 1840 berathene Reform der Verfassung bis durch die Regierung Oskar's I. (1844—59) hin, unter welcher Sch. durch die politischen Verwicklungen Europa's zweimal in Mitleidenschaft gerieth. Als 1848 durch den Kampf Deutschlands gegen Dänemark die Machtstellung Skandinaviens zu leiden schien, rüstete Sch., vermittelte dann aber den Waffenstillstand zu Malmö u. blieb fortan neutral. Die Hoffnung, Finnland zurückzugewinnen, erweckte ebenso 1853 die Kriegslust der russenfeindlichen Bevölkerung, u. der Reichstag bewilligte sofort die nöthigen Mittel, aber der geringe Erfolg der Westmächte in der Ostsee schreckte Sch. von jeder thätigen Betheiligung zurück u. hielt es auf dem Stande einer bewaffneten Neutralität. Russischen Uebergriffen auf dem Gebiete der Fischerei u. Jagd an den nördl. Grenzen wehrte Sch. 1855 durch ein Defensivbündniß mit den Westmächten. Karl XV. (1859—72), welcher schon seit 1857 für den erkrankten Vater die Regentschaft führte, schritt weiter vor auf dem Wege der administrativen, wirthschaftlichen u. gewerblichen Reformen, suchte 1864 vergebens durch Verhandlungen mit Preußen u. Oesterreich für die Integrität der Dänischen Monarchie einzutreten u. vollendete endlich 1865 im Einverständniß mit dem Reichstage u. der ganzen Nation die Verfassungsreform. An Stelle der Vertretung des Klerus, Adels, Bürger- u. Bauernstandes traten seitdem zwei Kammern mit gewählten Abgeordneten, u. 1867 wurde der erste neue Reichstag eröffnet. Auf Karl XV. folgte 1872 sein Bruder Oskar II. — Vergl. die Geschichte Sch.s von Rühs (4 Bde., Halle 1803 ff.) u. Geijer (3 Bde., deutsch 1832 f.) u. E. M. Arndt, „Schwedische Geschichten" (Lpz. 1839).

Schwedentrunk nannte man eine vorzüglich im Dreißigjährigen Kriege von den schwed. Soldaten bei Plünderungen von Städten u. Dörfern häufig angewendete Tortur, um Jemand Geld od. die Angabe verborgener Schätze abzupressen. Man brach den Unglücklichen den Mund auf u. füllte ihnen durch einen in die Kehle eingesetzten Trichter Wasser od. Mistjauche ein, bis der Leib ganz voll war u. sie unter den heftigsten Schmerzen die eingefüllte Flüssigkeit wieder ausbrachen, od. man nöthigte sie durch Treten auf den Leib, den Trunk wieder von sich zu geben. Uebrigens wurde dieses abscheuliche Tortur- u. Erpressungsmittel nicht nur von den Schweden allein, sondern gleichzeitig von den ebenso verwilderten Kroaten in Anwendung gebracht.

schwedische Sprache u. Literatur, s. „Skandinavische Sprachen u. Literaturen".

Schwedisch-Pommern nannte man den westl. Theil des Herzogthums Pommern, welcher 1648 an Schweden abgetreten wurde u. den ganzen heutigen Reg.-Bez. Stralsund sowie eine Hälfte des Reg.-Bez. Stettin umfaßte. Nachdem 1720 im Frieden zu Stockholm Stettin, Vorpommern bis an die Peene, die Inseln Usedom u. Wollin an Preußen gekommen waren, beschränkte sich der Name auf den heutigen Reg.-Bez. Stralsund u. Rügen, die jedoch 1815 ebenfalls mit Preußen vereinigt wurden, wofür Schweden von Dänemark Norwegen, Dänemark von Preußen Lauenburg erhielt.

Schwedt, Stadt mit 9613 E. (1875) in der Ukermark, Kreis Angermünde, Reg.-Bez. Potsdam der preuß. Prov. Brandenburg; liegt am linken Oderufer u. an der Nebenlinie Angermünde-Sch. der Berlin-Stettiner Eisenbahn. Sch., früher Residenz der Markgrafen von Brandenburg-Sch., hat ein 1580 erbautes Schloß, 3 evang. Kirchen, eine Reitschule, ein Hospital u. ist ein lebhafter Industrieplatz mit Druckereien, Seifenfabrikation, Tabakfabriken u. bedeutendem Tabaksbau u. Handel. In der Nähe das Schloß Monplaisir mit Park u. Thiergarten. — Sch., im 10. Jahrh. Sitz heidnischer Wendenfürsten, erhielt 1265 Stadtrecht. Die Herrschaft Sch. kam 1478 an die Grafen von Hohenstein u. nach deren Aussterben 1609 an Brandenburg. 1689 verlieh der Kurfürst Friedrich Wilhelm dieselbe seinem Sohne Philipp, der dadurch Stifter einer Seitenlinie des Hauses Brandenburg wurde u. den Titel Markgraf führte; doch starb dieselbe bereits 1788 mit Heinrich Friedrich aus u. Sch. fiel an das Kurhaus zurück (vgl. die Stammtafel zu „Preußen").

Schwefel (Sulphur). Dieser allbekannte, zu den chemisch einfachen Körpern (Elementen) gehörende Stoff ist in der Natur sehr verbreitet; er findet sich sowol unverbunden (gediegener Sch.) als auch in Verbindung mit den verschiedenartigsten anderen Stoffen. Namentlich sind die Verbindungen des Sch.s mit Metallen sehr häufig u. man pflegte diese in mineralogischer Hinsicht früher in die drei Gruppen Kiese, Glanze u. Blenden zu bringen. Noch häufiger findet sich der Sch. mit Sauerstoff in Form von Schwefelsäure als Bestandtheil des Kieserit, Anhydrit, Gips, Schwerspath u. anderer schwefelsaurer Salze. Mit Wasserstoff verbunden kommt er als Schwefelwasserstoffgas in einigen Mineralwässern (Schwefelbäder, s. d.) vor. Auch in die organische Natur tritt der Sch. ein u. ist hier ein unentbehrlicher Bestandtheil der Pflanzen, Thiere u. des menschlichen Körpers; Eiweiß, Galle, Haare, Nägel ꝛc. enthalten Sch. — Um Sch. für den Handel zu erhalten, wird entweder der natürliche Sch. durch Läutern von beigemengten Gebirgsarten gereinigt, od. man erhitzt schwefelreiche Kiese, wie z. B. Pyrit (Schwefelkies), bei Abschluß der Luft. Das Läutern des gediegen vorkommenden Sch.s geschieht je nach der größeren od. geringeren Verunreinigung desselben entweder durch Ausschmelzen (Aussaigern) od. durch Destillation. In ersterem Falle gewinnt man jedoch nicht sofort reinen Sch., sondern einen, noch 8—10 Prozent erdige Theile enthaltenden Rohschwefel, der einem nochmaligen Umschmelzen in passenden Apparaten unterworfen wird, wobei die erdigen Theile zurückbleiben. Der raffinirte Sch. wird durch Gießen in Form von Broten od. Stangen (Stangenschwefel) gebracht. Bei der Destillation des Sch.s wird das schwefelhaltige Gestein in geschlossenen Cylindern erhitzt, die entstehenden Dämpfe leitet man in eine große, aus Mauersteinen aufgeführte Kammer, in der sie sich verdichten u. sich als zartes gelbes Pulver auf den Boden u. die Wände der Kammer absetzen (sublimirter Sch. od. Schwefelblumen). Doch darf die Temperatur der Kammer nicht über 110° C. steigen, wenn die Schwefeldämpfe sich in dieser feinpulvrigen Form niederschlagen sollen. Andernfalls sammelt sich am Boden geschmolzener Sch. Der meiste auf diese Weise gewonnene Sch. kommt aus Sizilien, welches fast ganz Europa versorgt (217,000,000 Kg. jährlich). Die Liparischen Inseln, Korfu u. Mexiko liefern geringe Quantitäten. In neuester Zeit hat man auf die reichen Schwefellager Islands aufmerksam gemacht. — Der Sch. besitzt eine eigenthümliche gelbe Farbe, die bei 100° dunkler wird u. bei —50° C. fast ganz verschwindet; er ist spröde u. hart u. hat ein spez. Gewicht von 1,98—2,06. Man kennt den Sch. sowol in amorphem als auch in krystallinischem Zustande; die Krystalle gehören theils dem rhombischen (natürlicher Sch., aus Lösungen in Chloroform od. Schwefelkohlenstoff aus krystallisirtem Sch.), theils dem monoklinischen Systeme (aus dem geschmolzenen Zustande erstarrter od. aus siedendem Alkohol auskrystallisirter Sch.) an; der Sch. ist demnach dimorph. Durch Reiben wird er stark negativ elektrisch; er schmilzt beim Erhitzen auf 111° C. zu einer gelben Flüssigkeit, welche bei weiterem Erhitzen braun wird u. bei Abschluß der Luft u. 400° C. ins Sieden kommt; hierbei verdampft der Sch. als braungelbes Gas (Schwefeldampf), welches beim Abkühlen wieder zu gelbem Sch. verdichtet wird. Wenn man bis auf 230° C. erhitzten Sch. durch Eintauchen in kaltes Wasser plötzlich abkühlt, so wird er weich u. plastisch u. verbleibt in diesem Zustande einige Zeit, sodaß man ihn zu Abdrücken von Medaillen ꝛc. benutzen kann.

Der Sch. ist geruch- u. geschmacklos, unlöslich in Wasser. Alkohol u. Aether lösen nur wenig, leichter wird er dagegen von Benzol, Schwefelkohlenstoff u. Chlorschwefel gelöst; auch in erwärmten fetten Oelen löst er sich; eine solche Auflösung in erwärmtem Leinöl ist der sog. Schwefelbalsam (Oleum lini sulphuratum). Beim Schmelzen an der Luft entzündet sich der Sch., sowie die Temperatur auf 260° C. gestiegen ist, u. brennt dann mit blauer Flamme, wobei sich die durch ihren Geruch sich bemerklich machende schweflige Säure bildet. Das chemische Zeichen des Sch.s ist S, das Aequivalent = 16, das Atomgewicht = 32. — Die Verwendung des Sch.s ist eine sehr vielseitige, man benutzt ihn zur Fabrikation von Schießpulver, Feuerwerkskörpern, Zündrequisiten, Schwefelsäure, schwefliger Säure, Zinnober u. vielen anderen chemischen Präparaten; ferner zum Bestreuen der Weinstöcke gegen die Traubenkrankheit u. zu medizinischen Zwecken; in letzterem Falle muß aber der sublimirte Sch., dem stets etwas schweflige Säure anhängt, die allmählich in Schwefelsäure übergeht, erst mit Wasser anhaltend gewaschen u. dann wieder getrocknet werden (gewaschener Sch., Sulphur sublimatum lotum). — Die Verbindungen des Sch. mit anderen Elementen werden, mit Ausnahme derjenigen mit Sauerstoff, Sulphide genannt.

Schwefeläther, s. „Aether".

Schwefelbäder od. Schwefelwässer, s. unter „Bad".

Schwefelblumen od. Schwefelblüte, s. „Schwefel".

Schwefelkies, Eisenkies, Pyrit, ein bekanntes, durch sein goldähnliches Aussehen ausgezeichnetes Mineral; besteht in 100 Theilen aus 46,7 Theilen Eisen u. 53,3 Theilen Schwefel, ist demnach Zweifach-Schwefeleisen (FeS_2). Der Sch. findet sich theils derb, in knolligen, traubigen Aggregaten, theils in oft sehr schönen Krystallen des tesseralen Systems; seine Farbe ist gelb, der Glanz metallisch. Vom Golde läßt sich der Sch. sofort durch sein Verhalten in der Hitze unterscheiden, wobei er Sch. abgiebt u. bei Luftzutritt sich schweflige Säure bildet, während ein rother Rückstand hinterbleibt, Gold aber beim Erhitzen sich nicht verändert. Häufig enthält der Sch. geringe Spuren von Gold od. Silber, sehr oft etwas Kupfer. Der Sch. gehört zu den verbreitetsten Mineralien u. wird zur Gewinnung von Schwefel, Schwefelsäure u. Eisenvitriol benutzt; aus den hierbei entstehenden Rückständen werden bisweilen die kleinen Mengen darin enthaltenen Goldes gewonnen.

Schwefelkohlenstoff, Schwefelalkohol, Kohlenstoffbisulphid, Sulphokohlensäure (Alkohol sulphuris), eine farblose, leichtbewegliche, das Licht stark brechende Flüssigkeit von eigenthümlichem Geruch, äußerst flüchtig, brennbar u. sehr feuergefährlich, welche, weil schwerer als Wasser, das sich nicht mit diesem mischt, darin, ohne sich aufzulösen, untersinkt. Der Sch. siedet schon bei 45° C. u. verwandelt sich in Dämpfe, die durch Abkühlung wieder verdichtet werden können. Er wirkt giftig, besteht aus 6 Theilen Kohle auf 32 Theile Schwefel u. wird trotzdem, daß er aus zwei starren Körpern gebildet ist, selbst bei sehr niedrigen Temperaturen nicht fest. — Die Bereitung des Sch.s geschieht dadurch, daß man dampfförmigen Schwefel mit glühenden Kohlen zusammenbringt od. Schwefelmetalle, wie z. B. Schwefelkies, Schwefelantimon, in einem passenden Destillationsapparate mit Kohle erhitzt. Das zunächst gewonnene unreine Produkt wird durch wiederholte Destillation im Dampfbade von seinen Beimengungen befreit. Die Hauptverwendung findet der Sch. in der Kautschukindustrie, indem man eine Mischung von Sch. u. Chlorschwefel zum Auflösen des zum Vulkanisiren dienenden Schwefels benutzt. Da der Sch. ein ausgezeichnetes Lösungsmittel für allerhand Fette u. Oele ist, so verwendet man ihn auch zum Ausziehen von Raps, Rübsen, Leinsamen, Mohnsamen, Oliven u. dergl.; man erhält dann die Oele sogleich rein u. frei von Schleim, sodaß sie nicht raffinirt zu werden brauchen; der Sch. läßt sich aber durch Abdestilliren leicht wieder gewinnen. — Der Sch. wurde zuerst von Lampadius in Freiberg 1796 entdeckt, von ihm aber für eine Verbindung des Schwefels mit Wasserstoff gehalten; seine wahre Zusammensetzung haben später Clement u. Desormes nachgewiesen.

Schwefelleber (Hepar sulphuris), eine gelblichbraune, in Wasser lösliche Masse, die zur Herstellung künstlicher Schwefelbäder benutzt wird. Man bereitet die Sch. durch Zusammenschmelzen von Potasche mit Schwefel u. Ausgießen der geschmolzenen Masse auf eine Eisenplatte. Die Sch. ist Dreifach-Schwefelkalium mit einem Gehalte von schwefelsaurem Kali. Nimmt man anstatt Potasche Soda, so erhält man Natronschwefelleber.

Schwefelmetalle, Sulphide od. Sulfide, sind chemische Verbindungen der Metalle mit Schwefel in bestimmten Verhältnissen, welche letztere denjenigen der Sauerstoffverbindungen der betreffenden Metalle insofern entsprechen, als die gleiche Atomzahl Schwefel in den Sch. wie Sauerstoff in den Oxyden enthalten ist. Ebenso, wie man bei den Oxyden basische u. sauere kennt, die sich zu Sauerstoffsalzen vereinigen können, so ist dies auch bei den Sulphiden der Fall, u. man kann daher mit Recht von basischen u. saueren Sch. od. Sulphiden (Sulphobasen u. Sulphosäuren), sowie auch von Sulphosalzen sprechen. Eine große Menge von Sch. findet sich bereits in der Natur fertig gebildet vor (z. B. die Glanze, Kiese, Blenden 2c.).

Schwefelmilch (Lac sulphuris) ist höchst fein vertheilter Schwefel von weißer Farbe, wie er aus verdünnten Lösungen von Schwefelkalium, Schwefelnatrium 2c. mittels Säuren abgeschieden wird.

Schwefelregen, beruht nur in einer irrthümlichen Vorstellung, welche dadurch erzeugt wird, daß der leichte gelbe Blütenstaub (Pollen) der Kiefern (Pinus sylvestris) oft in ungeheurer Menge vom Winde weit fortgeweht u. mit den Regentropfen wieder niedergeschlagen wird.

Schwefelsäure, eine chemische Verbindung des Schwefels mit Sauerstoff im Verhältniß von 16 Gewichtstheilen des ersteren mit 24 Gewichtstheilen des letzteren; bildet eine weiße, lockere, krystallinische, schneeähnliche Masse, welche an der Luft stark raucht, indem sie schon bei gewöhnlicher Temperatur verdampft u. mit großer Begierde Wasser anzieht. In dieser Form kommt jedoch die Sch. nicht im Handel vor u. findet auch keine Verwendung, alle Sch. des Handels ist vielmehr wasserhaltig, eine chemische Verbindung der eben beschriebenen wasserfreien Sch. od. des Schwefelsäureanhydrites mit Wasser in verschiedenen, aber bestimmten Verhältnissen. Diese gewöhnliche Sch. ist daher stets Schwefelsäurehydrat. In der Natur kommt die Sch. fast nur in Verbindung mit andern Stoffen vor. Nur einige, in der Nähe thätiger Vulkane entspringende Quellen enthalten freie, ungebundene Sch. in geringer Quantität. In großen Mengen findet sich die Sch. verbunden mit Basen, wie z. B. mit Baryt im Schwerspath, mit Kalk im Gips u. Anhydrit, mit Strontian im Cölestin, mit Magnesia im Kieserit 2c. Sie indessen aus solchen Mineralien fabrikmäßig zu gewinnen ist nicht praktisch; fast alle Sch. wird jetzt aus schwefliger Säure erzeugt, die man entweder durch Verbrennen von Schwefel od. durch Rösten von Kiesen (Schwefelkies, Kupferkies) gewinnt. Diese schweflige Säure wird in große, aus Bleiplatten zusammengefügte Räume (Bleikammern) geleitet u. hier mittels Salpetersäure oxydirt. Letztere giebt nach u. nach so viel Sauerstoff an die schweflige Säure ab, bis Stickoxydgas zurückbleibt, welches selbst aber wieder aus der die Kammern durchströmenden Luft Sauerstoff aufnimmt, um ihn von Neuem auf schweflige Säure zu übertragen; sodaß man also mit der einmal eingeführten Menge Salpetersäure beliebig große Mengen schwefliger Säure in Schwefelsäure verwandeln könnte, wenn nicht durch den Luftstrom nicht unerhebliche Quantitäten salpetriger Dämpfe mit fortgeführt würden, die man jetzt zwar auch wieder aufzufangen sucht. Da es nöthig ist, Wasserdampf in die Bleikammern zu leiten, erhält man zunächst eine verdünnte, schwache Sch. (Kammersäure), die überdies auch noch sehr unrein ist; diese Säure muß daher durch Eindampfen in Bleipfannen u. zuletzt in Platingefäßen konzentrirt werden, u. führt dann im Handel den Namen englische Sch. (Acidum sulphuricum anglicum), weil sie zuerst in England auf die beschriebene Weise dargestellt wurde. Sie ist nahezu das Monohydrat der Sch. u. erscheint als öläthnliche, schwere, farblose Flüssigkeit, die beim Mischen mit Wasser sich sehr stark erhitzt. Die englische Sch. wird in ungeheuren Mengen fabrizirt u. zu den verschiedensten Zwecken verwendet, nam. zur Soda- u. Alaunfabrikation, zur Darstellung von konzentrirter Essigsäure, Salpetersäure, Weinsäure 2c., zur Bereitung schwefelsaurer Salze, der Superphosphate 2c. Rohe englische Sch. enthält häufig Verunreinigungen, die aus schwefelsaurem Bleioxyd, salpetriger Säure, Selen, Arsen 2c. bestehen können, u. muß von denselben für viele Zwecke erst gereinigt werden. Die englische od. konzentrirte Sch. wirkt sehr ätzend u. zerstörend auf organische Substanzen u. ist daher auch giftig; mit sehr vielem Wasser verdünnt, verliert sie die giftige Wirkung u. schmeckt dann rein sauer. Außer auf die angegebene Weise wird auch noch Sch. durch Erhitzen von calcinirtem Eisenvitriol dargestellt, u. dies war die früher allein übliche Methode. Solche Sch. ist stärker als die englische u. besteht aus einer Mischung von Schwefelsäuremonohydrat mit wasserfreier Sch. in schwankenden Verhältnissen; sie erscheint als eine durch zerstörte Staubtheilchen bräunlich gefärbte, an der Luft stark rauchende, öläthnliche Flüssigkeit, unter dem Namen Vitriolöl, rauchende Sch. od. **Nordhäuser** Sch. (Acidum sulphuricum fumans). Jetzt wird sie nur noch in verhältnißmäßig geringen Quantitäten hergestellt zum Auflösen von Indigo, für alle anderen Arten genügt die englische Sch. — Die Sch. bildet mit den Basen die schwefelsauren Salze od. Sulphate.

Schwefelwasserstoff (Hydrothiongas, Hydrothinosäure, Wasserstoffsulphid), ein farbloses, unsichtbares Gas von höchst unangenehmem, stinkendem Geruch nach faulen Eiern u. widerlichem Geschmack; ist ein heftiges Gift, da es schon in geringer Menge eingeathmet das Blut zersetzt. Der Sch. besteht aus 16 Theilen Schwefel u. 1 Theil Wasserstoffgas, besitzt bei 0° ein spez. Gewicht von 1,17488 (Luft = 1), wird unter einem Drucke von 15–16 Atmosphären schon bei gewöhnlicher

Temperatur flüssig, u. bei −85° C. erstarrt er zu einer weißen, krystallinischen Masse. Der Sch. läßt sich entzünden u. verbrennt mit blauer Flamme zu Wasser u. schwefliger Säure. Das Wasser nimmt beim Einleiten dieses Gases je nach der Temperatur 2—3 Volumina davon auf (Schwefelwasserstoffwasser); als Mittel zur Erkennung u. Trennung verschiedener Metalle wird dasselbe in der analytischen Chemie vielfach verwendet. Man entwickelt den Sch. gewöhnlich aus Schwefeleisen mit verdünnter Schwefelsäure; er bildet sich in der Natur stets bei der Fäulniß thierischer schwefelhaltiger Produkte (Eiweiß, Fleisch, Galle, Horn 2c.). Er kommt aber auch in sehr geringer Menge in einigen Mineralwässern (Schwefelbäder) vor u. als Exhalation in vulkanischen Gegenden.

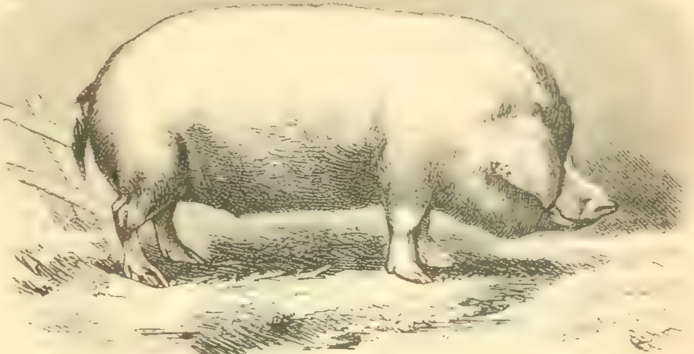
schweflige Säure (schweflichte Säure, Acidum sulphurosum), eine Verbindung des Schwefels mit Sauerstoff, entsteht stets, wenn Schwefel verbrennt, u. ist die Ursache des stechenden Geruches, der hierbei auftritt. Bei gewöhnlicher Temperatur ist die sch. S. ein farbloses Gas, sie wird aber schon bei —10° C. flüssig, bei gewöhnlicher Temperatur nur unter einem Druck von 3 Atmosphären. Sie bildet dann eine farblose, dünne Flüssigkeit, welche im Freien rasch verdunstet u. dabei eine bedeutende Kälte erzeugt, bei −75° C. krystallinisch erstarrt. Von Wasser wird die sch. S. in großer Menge verschluckt; diese Lösung, wässrige sch. S., besitzt den Geruch des Gases u. schmeckt stark sauer. Die sch. S. bildet mit den Basen schwefligsaure Salze, die meist farblos sind. Die freie sch. S. als Gas od. in wässriger Lösung wird, da sie bleichend wirkt, zum Bleichen von Wolle, Seide, Stroh, Korbwaaren u. dgl. verwendet, auch ist sie ein gährunghinderndes u. fäulnißwidriges Mittel.

Schwegler, Albert, Geschichtschreiber, geb. zu Michelbach (Württemberg) 10. Febr. 1819; studirte 1836—40 in Tübingen Theologie, Philosophie u. Philologie, wurde 1842 Pfarrvikar in Bebenhausen, zog sich aber durch seine literarische Thätigkeit die Ungunst der württemb. Kirchenbehörden zu u. gab deshalb die theologische Laufbahn auf, indem er sich Michaelis 1843 als Privatdozent der Philosophie u. klassischen Philologie in Tübingen habilitirte, wo er 1848 die außerordentliche Professur der röm. Literatur u. Alterthümer sowie später die Professur der alten Geschichte erhielt u. 5. Jan. 1857 starb. Die Hauptwerke dieses hervorragenden Vertreters der neuen Tübinger Schule sind: „Der Montanismus u. die christliche Kirche des 2. Jahrh." (Tüb. 1841); „Das nachapostolische Zeitalter" (2 Bde., ebd. 1846); „Geschichte der Philosophie" (Stuttg. 1848; 2. Aufl. 1856); „Röm. Geschichte" (3 Bde., ebd. 1853—58). Auch gab er heraus: „Die Clementinischen Homilien" (ebd. 1847); „Die Kirchengeschichte des Eusebius" (2 Bde., ebd. 1852) u. „Die Metaphysik des Aristoteles" (mit Uebersetzung u. Kommentar, 4 Bde., Tüb. 1847 f.). 1843—48 ließ er die „Jahrbücher der Gegenwart" erscheinen.

Schweidnitz, Kreisstadt mit 19,892 E. (1875), im Reg.-Bez. Breslau der preuß. Provinz Schlesien; liegt in 246 m. Seehöhe anmuthig am linken Ufer der Weistritz u. an der Eisenbahn Breslau-Freiburg. Die Stadt, bis 1862 Festung 3. Ranges, hat 4 Kirchen, unter denen die kathol. Pfarrkirche mit 103 m. hohem, eine treffliche Fernsicht gewährendem Thurm bemerkenswerth ist, ferner ein stattliches Rathhaus mit 52 m. hohem Thurm, ein Gymnasium, ein Ursulinerinnenkloster, eine Provinzialgewerbeschule, mehrere Wohlthätigkeitsanstalten u. bedeutende Fabrikation von Tuch, Papier, Leder, Handschuhen, Stärke, Pfefferkuchen, Senf, Essig, Rübenzucker, Zündwaaren, chemischen Produkten 2c. Von dem berühmten Sch.er Bier führt eine nur im Herbst gebraute Sorte den Namen „Der schwarze Schöps". — Das niederschlesische unmittelbare Fürstenthum Sch. war 44 □M. groß u. umfaßte die jetzigen Kreise Sch., Reichenbach, Striegau, Waldenburg, Bolkenhain u. Waldshut. Es entstand 1278 bei Gelegenheit von Theilungen unter den schlesischen Fürsten der Liegnitz-Brieg'schen Linie. Durch Erbvertrag mit Karl IV. kam es im 14. Jahrh. an Böhmen, 1741 an Preußen.

Schweigger, August Friedrich, Botaniker u. Zoolog, geb. zu Erlangen 8. Sept. 1783; studirte daselbst Medizin sowie Botanik u. Zoologie, ging im Interesse seiner Studien 1804 nach Berlin u. 1806 nach Paris, folgte 1809 einem Rufe als Professor der Botanik u. Medizin nach Königsberg, wo er einen Botanischen Garten anlegte, machte später wissenschaftliche Reisen durch England, Frankreich u. Italien u. ward bei Camerata in Sizilien 28. Juni 1821 von seinem Vetturino ermordet. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Flora Erlangensis" (mit Körte, 2 Bde., Erl. 1811); „Handbuch der Naturgeschichte der skeletlosen ungegliederten Thiere" (Lpz. 1820); „Beobachtungen u. naturhistorisch-physiologische Untersuchungen über Korallen" (Königsb. 1820) u. „Ueber Kranken- u.

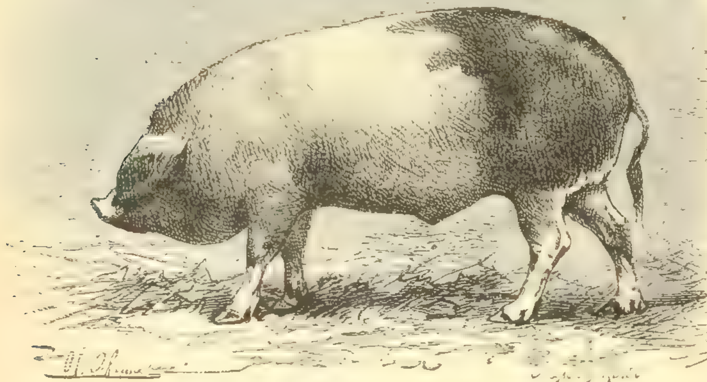
Armenanstalten zu Paris" (Bayreuth 1809; 2. Aufl., Lpz. 1813). Johann Salomo Christoph Sch., Bruder des Vorigen, Physiker u. Chemiker, geb. zu Erlangen 8. April 1779; wurde daselbst 1800 Privatdozent, erhielt 1802 die Professur der Mathematik u. Physik am Gymnasium in Bayreuth u. 1811 am Realinstitut in Nürnberg, kehrte 1818 als Professor der Physik u. Chemie nach Erlangen zurück, ging 1819 in gleicher Eigenschaft nach Halle u. starb daselbst 6. Sept. 1857. Er hat sich nam. durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Elektrizität u. des Galvanismus einen Namen gemacht; insbes. konstruirte er schon 1808 einen Elektrometer zur Messung der elektrischen Kraft durch die magnetische u. erfand gleich nach Oersted's Entdeckung des Elektromagnetismus den nach ihm benannten elektromagnetischen Multiplikator. Er schrieb: „Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwissenschaft" (Halle 1836); „Ueber das Elektron der Alten" (Greifsw. 1848); „Ueber die stöchiometrischen Reihen" (Halle 1853) 2c. Die Gehler'schen „Beiträge zur Chemie u. Physik" setzte er seit 1811 als „Neues Journal" u. später (1819 bis 1823 mit Meinecke) als „Jahrbuch für Chemie u. Physik" fort; 1829 überließ er dasselbe dem Adoptivsohne seines Bruders, dem Professor der Medizin Franz Wilh. **Sch.-Seidel** (geb. zu Weißenfels 16. Okt. 1795, gest. durch Selbstmord zu Halle 5. Juni 1835), der es 1834 mit Erdmann's „Journal für praktische Chemie" verband. Ein Sohn des Letzteren, Franz **Sch.-Seidel**, geb. zu Halle 24. Sept. 1834, ist außerord. Prof. der Physiologie u. Histologie in Leipzig. — Karl Ernst Theodor **Sch.**, geb. zu Halle 29. Okt. 1830, ist ein ausgezeichneter Augenarzt u. Kliniker u. seit dem Jahre 1873 als Amtsnachfolger Albrecht v. Gräfe's (s. d.) ordentl. Professor der Augenheilkunde in Berlin.



Nr. 4944. Veredeltes Mastschwein.

Schweine od. Borstenthiere (Setigera), eine Säugethierfamilie, deren Haut mit Borsten bekleidet ist, u. an deren vierzehigen Beinen die beiden Seitenzehen (Afterzehen) den Boden nicht berühren, sodaß der Fuß wie bei den Wiederkäuern gespalten zu sein scheint (daher auch „Paarzeher"). Sie sind plumpe, gefräßige Thiere, leben in Sumpfgegenden, wälzen sich gern im Kothe, wühlen mit ihrem Rüssel nach Nahrung, die mehr od. weniger in allem Genießbaren besteht, u. vermehren sich sehr stark. Die Gattung Schwein (Sus) liefert uns im zahmen od. Hausschwein unser nützlichstes Hausthier (Sus domesticus), das in Farbe, Größe, Gestellung u. Beinhöhe bedeutend variirt u. vom Wildschwein (Sus scrofa) abstammt. Dieses, wegen seiner schwarzbraunen Färbung auch Schwarzwild genannt, lebt in Europa u. Asien rudelweise in dichten Wäldern u. kann durch Wühlen u. Zertreten, durch Abfressen junger Bäume im Walde wie im Felde großen Schaden anrichten. Es geht Nachts auf Nahrung aus u. vertheidigt sich muthig, bes. mit Hülfe seiner hervorragenden aufgerichteten (oberen) Eckzähne od. Hauer, so daß die „Saujagd" nicht ohne Gefahr ist. Das männliche Schwein heißt Eber od. Keiler (Keuler), das weibliche Bache od. Sau, das gelbliche, dunkelgestreifte Junge Frischling (die Jungen des zahmen Hausschweins heißen Ferkel). Das Wildschwein brunftet von November bis Januar u. wirft 4—6 Junge, sein Fleisch ist sehr wohlschmeckend. Andere Schweinegattungen sind der Hirscheber (Porcus babirussa) der Molukken, das Warzen- od. Bisamschwein (Pekari, Dicotyles) Südamerika's u. das Larvenschwein od. Warzenschwein (Emgalo, Phacochoerus) Afrika's. — Das Hausschwein ist, abgesehen von Haut

u. Borsten durch Fleisch wie Speck u. Schmalz ein lohnender Gegenstand der Zucht, zumal es betreffs der Nahrung nicht sehr wählerisch u. sehr fruchtbar ist. Man unterscheidet nach Vorkommen, Gestalt u. sonstigen Eigenschaften fünf Rassen des Hausschweines: 1. Die transleithanischen Schweinerassen, deren Abstammung vom Wildschwein als gewiß gilt, im südöstlichen Europa u. im westlichen Theile von Mittelasien heimisch, besitzen einen langgestreckten Kopf, kurze, aufrechtstehende Ohren, einen mäßig langen, flachrippigen Rumpf, lange Beine, ein starkes Knochengerüst u. eine mit langen, krausen, seltener schwarzen Borsten dicht besetzte Haut. Zu ihnen gehören die Sch. in der Türkei,



Nr. 4915. Schwein von Perigord.

Slavonien u. Ungarn; hervorragende Bedeutung haben der Mangalieza, der Bakonyer u. der Szalonthaer Schlag. 2. Die romanischen Schweinerassen, verbreitet in Italien, Frankreich, Spanien u. in einigen Gegenden der Schweiz. Sie haben einen kurzen Kopf mit stark gefalteter Stirn, die dunkle bis schwarze Haut trägt wenig Borsten. Die Thiere sind meist klein, tonnenförmig gebaut, entwickeln sich in kurzer Zeit sehr gut u. erreichen ein Gewicht von 100 Kg; sie haben auch zur Aufbesserung der englischen Kulturrasse mit beigetragen. Hierher gehören das französische (Perigord-), das neapolitanische u. das portugiesische Schwein. 3. Die kurzohrigen Schweinerassen im mittleren u. südlichen Deutschland, mit kurzen, aufrechtstehenden, nach vorn übergeneigten Ohren u. einem vollen, kurzen Rumpfe. Beachtenswerth sind: das bayerische Schwein, durch Fruchtbarkeit, Mastfähigkeit u. Körpergewicht ausgezeichnet, das württembergische u. das mährische Schwein; letzteres führt auch wegen seines stark gekrümmten Rückens den Namen Karpfenschwein. 4. Die großohrigen Schweinerassen in Mittel-, West- u. Nordeuropa, mit langen, breiten, nach vorn überhängenden Ohren u. einem großen, schmalen Kopfe



Nr. 4916. Schwein der Berkshire Rasse.

mit flacher Stirn. Die Haut ist mit schlichten, gelblich-weißen Borsten besetzt, welche auf dem Rücken dichter stehen. Diese Sch., deren Entwicklung u. Mastfähigkeit zu wünschen übrig läßt, obschon sie zu den größten Rassen gehören, verlangen sehr reichliches Futter, werden erst im dritten Jahre zur Mast tauglich u. erreichen dann ein Gewicht bis 1[illegible]0 Kg. Die Fruchtbarkeit ist eine hohe, man rechnet 10 u. mehr Ferkel auf einen Wurf. Hierher gehören die Schläge des Marschschweins in Jütland, Holstein u. Westfalen, die großen polnischen, die französischen u. die älteren englischen Rassen. 5. Die neueren engl. Schweinerassen sind entstanden durch Kreuzung der großohrigen alten Rasse mit portugiesischen, romanischen u. indischen Sch.n, wobei sich verschiedene Typen geltend machten. Man unterscheidet a. kleine Rassen von weißer (kleines Yorkshireschwein) u. schwarzer Farbe (Essexschwein); b. große weiße Rassen (großes Yorkshire-, Leicester- u. Suffolkschwein); c. mittelgroße Rassen von bunter (Berkshire- u. Hampshireschwein) u. weißer Farbe (mittelgroßes Yorkshire- u. Suffolkschwein). Alle diese Rassen zeichnen sich aus durch mächtige Entwicklung der nutzbaren Fleischpartien, kleinen Kopf, aufrechtstehende kurze Ohren, kurzen Hals, tonnenförmigen, lang gestreckten Rumpf, geraden Rücken, wenig abgeschlagenes Kreuz, feinen Knochenbau, feine, fast haarlose Haut, sowie durch Frühreife u. höchste Mastfähigkeit; dagegen ist die Fruchtbarkeit nicht eben bedeutend. Da das Schwein nur der Fleischproduktion dient, so ist die Züchtung leichter als bei den übrigen Viehgattungen. Man sieht hauptsächlich auf Frühreife, Schnellmast u. gute Futterverwerthung. — Der Eber wird vom 6.–8. Monat bis zum 4. Jahre, die Sau bis zum 6. u. 8. Jahre zur Zucht verwendet. Die Sau ist 30—48 Stunden rauschig, 16–17 Wochen trächtig, wird 6 Wochen nach dem Werfen wieder rauschig u. bringt alle 2 Jahre fünfmal, im Durchschnitt jährlich 14 Ferkel zur Welt. Mastferkel läßt man 8–14 Tage, Zuchtferkel 5–6 Wochen saugen u. entwöhnt sie dann mit Milch, Mehl, Schrot u. Kartoffeln. Nach 2 Monaten erhalten sie Kleie, Kartoffeln, Küchen- sowie Molkereiabfälle nebst Grünfutter u. Wurzelfrüchten. Man giebt das Futter sorgfältig zerkleinert, gekocht u. in Suppenform, weil das Schwein zu hastig frißt, das Futter zu wenig einspeichelt u. daher minder gut verdaut als die anderen Hausthiere. — Das Schwein verlangt zu seinem Gedeihen, obschon es sich gern im Schlamme wälzt, reinliche Haltung u. geräumige, luftige Stallung. Bei der Mast rechnet man auf eine tägliche Zunahme von 0,1 bis 0,7 Kg. Das Lebendgewicht verhält sich zum Fleischgewicht wie $7\frac{1}{2}$: 10, beim Schaf wie 5 : 10, beim Rind wie 6 : 10. Das Schwein erliegt am häufigsten der Bräune u. dem Milzbrand, außerdem treten bes. noch auf: Lungenfäule, Kolik, Ruhr, Epilepsie, Finnen, Pocken, Räude 2c. Die Trichinen werden häufig durch Ratten, welche von den Sch.n gern gefressen werden, auf diese übertragen. Vgl. Rhode, „Die Schweinezucht" (Berl. 1874).

Schweinfurt (lat. Suevofurtum, Trajectus Suevorum, Svinfurtum), Stadt von 11,250 E. (1875) im bayer. Reg.-Bez. Unterfranken; liegt in 202 m. Seehöhe an Rebenhügeln am rechten Ufer des Main, über den hier eine steinerne u. eine eiserne Brücke führen, an der Bahn Bamberg-Sch.-Würzburg, u. ist Ausgangspunkt der Linie Sch.-Meiningen. Sch. hat eine an einzelnen Stellen gut erhaltene Stadtbefestigung, ein Werk Gustav Adolf's, ist Sitz eines Landgerichts, hat ein stattliches, eigenthümlich gebautes Rathhaus von 1570, in der gothischen Johanniskirche ein interessantes Bauwerk aus dem 13. Jahrh., ein 1631 von Gustav Adolf gestiftetes Gymnasium, eine Gewerbeschule u. starke Fabrikation von Bleiweiß, Ultramarin, Sch.er Grün (s. d.), Zucker, Stärke, Tapeten, Tabak, Zündhütchen, Schrot, dazu Baumwollenspinnereien, Salpeter- u. Pottaschesiedereien 2c. Sch. ist der Geburtsort Friedrich Rückert's, dessen Geburtshaus in der Rückertstraße seit 1867 ein Medaillonbild bezeichnet. — Sch., seit 790 urkundlich erwähnt, hatte in ältester Zeit eigene Grafen (Burggrafen von Sch.). Nach ihrem Aussterben kam es an die Grafen von Henneberg, wurde 1112 freie Reichsstadt, im Kriege zwischen Würzburg u. Henneberg 1254 vollständig verbrannt u. an anderer Stelle wieder aufgebaut; erlitt 1553 durch den Markgrafen Albrecht von Brandenburg noch einmal dies Schicksal; im Dreißigjähr. Kriege wurde es zweimal von den Schweden genommen. An Bayern kam es 1802, gehörte 1810—14 zum Großherzogthum Würzburg u. wurde 1814 wieder bayerisch.

Schweinfurter Grün (Kaisergrün), eine prachtvoll grüne, aber giftige Mineralfarbe, aus arsenigsaurem u. essigsaurem Kupferoxyd bestehend, mit $58\frac{1}{2}$ Prozent arseniger Säure, ist in Wasser unlöslich u. läßt sich zum Färben nur insoweit benutzen, als man sie mittels eines Bindemittels (Stärke, Dextrin u. dergl.) auf den Stoffen befestigt. Es ist jedoch die Benutzung dieser Farbe für Gewebe ganz entschieden nicht zu empfehlen, da sie nur sehr lose daran haftet u. schon durch das Tragen solcher Kleider fortwährend abstäubt, welcher Staub eingeathmet die gefährlichsten Krankheitserscheinungen hervorrufen kann. Mit Recht ist daher auch der Verkauf derartiger giftgrüner Stoffe in vielen Ländern verboten. Ebenso ist auch der Anstrich von Wänden mit Sch. G. sowie damit gefärbte Tapeten für die in solchen Räumen Wohnenden gefährlich. Zu warnen ist ferner vor mit Sch. G. gefärbten Fliegenfenstern, Fenstervorsetzern, Rouleaux, Lampenschirmen 2c.

Schweinfurth, Georg August, Botaniker u. Afrikareisender, geb. zu Riga 30. Dez. 1836; studirte seit 1857 in Heidelberg, München u. Berlin die Naturwissenschaften, insbes. Botanik, u. unternahm währenddeß wissenschaftliche Reisen nach Belgien, Frankreich,

Italien u. Rußland, stellte sich aber die Erforschung des ganzen Nilgebiets zur Lebensaufgabe. Schon zu seiner Doktordissertation („Plantae quaedam Niloticae", Berl. 1862) wählte er sich ein einschlägiges Thema, für das ihm die von der Expedition des Barons v. Barnim herrührenden Pflanzen das Material lieferten. 1863 ging er auf eigene Kosten nach Aegypten, besuchte die Umgegenden des Suezkanals, die Westküste des Rothen Meeres sowie die Gebirge der Ababde u. Bischarin, bereiste 1865 u. 66 den ägypt. Sudan u. kehrte, durch Krankheit gezwungen, über Chartum el-Mecherif (Berber) nach Suakin am Rothen Meere u. von hier nach Europa zurück, wo er seinen Aufenthalt in Berlin nahm. Für eine zweite Reise nach Afrika, behufs Erforschung der Länder an den westl. Nilzuflüssen, erhielt er die verfügbaren Gelder der Humboldtstiftung. Am 30. Juni 1868 verließ er Berlin, um sich über Alexandrien, Suez u. Suakin zunächst nach Chartum zu begeben, von wo aus er nach Abschluß eines vortheilhaften Vertrags mit dem koptischen Großhändler Ghattas im Jan. 1869 den Weißen Nil hinauf nach dem Gazellenfluß fuhr u. dann nach der Hauptseriba des Ghattas, wo er sich vom 31. März bis 16. Nov. 1869 aufhielt. Während dieser Zeit durchstreifte er das Dinkagebiet, das Djurland u. das Bongoland. Nachher wandte er sich nach einer südöstl. gelegenen, dem nub. Großhändler Mohammed



Nr. 4947. Georg August Schweinfurth, geb. 30. Dez. 1836.

Abu-Ssamat gehörigen Seriba u. machte von hier aus das von zahlreichen Flüssen bewässerte Gebiet zwischen dem Djur u. Bahr el Gebel zum Gegenstand seiner Forschungen. Ende Jan. 1870 schloß sich Sch. einem Handelszuge Abu Ssamat's an, um nun auch in die den Europäern bis dahin noch ganz unbekannten Gebiete der menschenfressenden Niam-Niam u. der Monbuttu einzudringen. Bei den letzteren von König Munsa festlich empfangen, verweilte er einige Monate in deren Lande u. benutzte zugleich seinen dortigen Aufenthalt zu einer näheren Bekanntschaft mit den benachbarten Negerstämmen, wie insbes. dem merkwürdigen Zwergenvolke der Akka od. Tiki Tiki. Sein Rückweg nach der Seriba Ghatta's, wo er im Juli 1870 wieder anlangte, wurde nam. in hydrographischer Hinsicht, wie durch die Entdeckung des großen Uellestromes, von Wichtigkeit. Obgleich Sch. durch eine Feuersbrunst, die im Dez. 1870 sein letztgenanntes Standquartier verheerte, einen Theil seiner Sammlungen verlor, ließ er den Muth nicht sinken, sondern unternahm alsbald noch eine Rundreise durch das bisher auch ganz unbekannt gebliebene Dar Fertit. Im Mai 1871 trat er von der Seriba des Ghattas seine Rückreise an, die ihn abermals über Chartum, Berber, Suakin u. Alexandrien im Nov. 1871 wieder nach Europa brachte. Seiner angegriffenen Gesundheit wegen blieb er eine Zeit lang im Süden, indem er in Sizilien, dann auf Malta u. zuletzt in Rom lebte, ehe er im Juli 1872 nach Deutschland zurückging. Hier machte er sich nun an die Bearbeitung seiner Sammlungen u. seiner Tagebücher, u. zwar legte er die für die Kenntniß des östl. Afrika in naturwissenschaftlicher, ethnographischer u. topographischer Beziehung hochwichtigen Ergebnisse seiner gefahrvollen Reisen hauptsächlich in den Werken „Im Herzen von Afrika" (2 Bde., Lpz. 1874) u. „Artes Africanae" Abbildungen u. Beschreibungen von Erzeugnissen des Kunstfleißes centralafrik. Völker (mit 21 lithographischen Tafeln, Lpz. 1875) nieder. In die Dienste des Vizekönigs von Aegypten berufen, siedelte Sch. im Febr. 1875 nach Kairo über, wo er dann auch eine Geographische Gesellschaft gründete. Auch bereiste er noch mit Güßfeldt vom März bis zum Mai 1876 die östl. Wüste Aegyptens, legte aber nach seiner Rückkehr die ihm durch Intriguen verleidete Direktion der Geographischen Gesellschaft nieder. Von Sch.'s selbständigen Schriften sind noch zu nennen: „Versuch einer Vegetationsskizze" (Berl. 1862) u. „Beitrag zur Flora Aethiopiens" (ebd. 1867). Außerdem gab er die „Reliquiae Kotschyanhe" (ebd. 1868) heraus. Ihm zu Ehren gründete sein Bruder Alexander Sch. (am Polytechnikum in Riga) eine G. A. Sch.-Stiftung mit einem Kapital von 10,000 Rubeln Silber.

Schweinichen, Hans v., der letzte deutsche fahrende Ritter, geb. 25. Juni 1552 auf dem fürstlichen Schlosse Gröditzberg in Schlesien, wo sein Vater Georg 1547—55 Schloßhauptmann war; lernte seit seinem 9. Jahre beim Dorfschreiber lesen u. schreiben, wurde dann eine Zeit lang mit dem Sohne des wegen Verschwendung in kaiserlicher Haft gehaltenen Herzogs Friedrich III. von Liegnitz erzogen u. kam 1566 nach Goldberg auf das Gymnasium, trat aber schon 1567 als Page in die Dienste Herzog Heinrich's von Liegnitz, der seinem Vater († 1570) an Reiselust u. Verschwendung nicht nachstand. Mit diesem zog er nach Polen, dann kreuz u. quer durch Deutschland. Die Verschwendung des Herzogs bereitete diesem fortwährende Geldverlegenheiten, aus denen ihm sein Kammerjunker u. Reisemarschall Sch. zwar oft heraushalf, allein zuletzt kam er doch, nachdem sein ganzes Besitzthum sowie das Vermögen Sch.'s, der sich für ihn verbürgt hatte, aufgezehrt war, in Schuldhaft u. Sch. mußte zu Fuß nach Hause wandern (1577). Der von Kaiser Maximilian II. 9. März 1576 abgesetzte Herzog Heinrich war aber mit der ihm von seinem Bruder, seinem vom Kaiser eingesetzten Nachfolger in der Regierung, Friedrich IV., vorgeschlagenen Gütertheilung nicht zufrieden u. setzte sich mit Sch.'s Unterstützung in den Besitz der an einen Bürgerlichen verpfändeten Burg Gröditzberg. Da er sie aber nicht behaupten konnte, flüchtete jener mit ihm, u. Sch. verließ seinen Herrn erst, als derselbe zu Prag auf kaiserlichen Befehl gefangen genommen worden war. Nun trat er, nachdem er sich verheirathet hatte, in Herzog Friedrich's IV. Dienste, ward von ihm zum Schloßhauptmann von Gröditzberg (1590—99) gemacht u. starb, nachdem er auch diesen auf mehreren Reisen begleitet hatte, 1616. Sch.'s höchst naiv geschriebenes Tagebuch über seine Kreuz- u. Querzüge, welches bis 1602 reicht u. eine Hauptquelle für die Sittengeschichte Deutschlands zu jener Zeit ist, hat Büsching u. d. Tit.: „Liebe, Lust u. Leben der Teutschen des 16. Jahrh." (3 Thle., Lpz. 1820—23), neuerdings Diezmann: „Lieben, Leben u. Thaten des Hans v. Sch." (Lpz. 1869), herausgeg.

Schweiß ist die von zahlreichen Drüsen der Haut (Schweißdrüsen) abgesonderte farblose, klare, sauer reagirende Flüssigkeit, die je nach den Hautstellen einen verschiedenen Geruch zeigt. Die Drüsen ergießen dieselbe auf die Hautoberfläche (s. „Haut") aus ihren zarten Mündungen (sog. Poren). Der Sch. führt wie der Urin gewisse Auswurfsstoffe aus dem Körper; seine Bestandtheile sind Wasser, verschiedene Salze, Harnstoff, Fette u. flüchtige Fettsäuren (Ameisensäure, Essigsäure, Buttersäure 2c.). Die Absonderung des Sch.es geschieht nur unter gewissen Umständen u. wird insbes. gefördert durch Alles, was den Druck in den Kapillargefäßen der Schweißdrüsen erhöht, also z. B. durch erhöhten Blutdruck im Allgemeinen, reichliche Wasseraufnahme, doch auch durch erhöhte Temperatur des Körpers od. der Umgebung; es steigert sich demnach die Schweißabsonderung durch Erhitzung des Körpers bei anstrengender Muskelthätigkeit, bei fieberhafter Krankheit, durch reichliches warmes Getränk sowie durch die Hitze der äußeren Luft. Die Menge des abgesonderten Sch.es ist äußerst schwankend. Mitunter bildet sich Monate lang kein Sch., während zu anderer Zeit in einer Stunde bis zu 1600 Gr. u. mehr abgesondert werden kann. Am meisten liefern die

mit vielen großen Schweißdrüsen versehenen Hautflächen: Stirn, Achselhöhlen, Innenflächen, Handteller rc. Daß auch die Nerven eine Einwirkung auf die Schweißbildung äußern, zeigt sich an dem nach Gemüthsbewegungen häufig auftretenden reichlichen Schwitzen; so tritt der sog. Angstschweiß bei sehr kühler Haut selbst unter Frostgefühl auf. Manche Personen leiden an übermäßigem Schwitzen an einzelnen Körpertheilen, z. B. an Händen u. Füßen (örtliche Schweißsucht); hier darf man das Uebel nicht plötzlich unterdrücken; vorsichtige Anwendung kalter Waschungen, Einreibung milder Fette, Gebrauch von See-, Fluß- u. Eisenbädern haben den meisten Nutzen. Es kam auch eine allgemeine übermäßige Schweißabsonderung (Ephidrosis) unter der Bezeichnung Schweißfieber, englischer Schweiß im 15. u. 16. Jahrh. als hitzige, mörderische Krankheit epidemisch vor. Häufig sind Fälle übelriechenden Sch.es, z. B. an den Füßen, bei welchen man Waschungen mit Auflösung von Salicylsäure, übermangansaurem Kali, Tannin, od. Umhüllung mit auf Leinwand gestrichenem Thon anwendet. Bisweilen hat man Fälle gefärbten Sch.es beobachtet (Chromhidrosis). Die plötzliche Unterdrückung allgemeinen Sch.es durch Erkältung, Zugluft rc. hat in der Regel rheumatische, katarrhalische od. entzündliche Leiden zur Folge; bisweilen gelingt es bei zeitiger Anwendung von Senfmehl, Ammoniakwaschungen, warmen Bädern, insbes. Dampfbädern, warmen Umschlägen u. Frottiren, den Sch. wieder hervorzurufen u. hiermit krankhafte Erscheinungen zu verhüten. Ein übermäßiges Schwitzen erzeugt in der Regel ein lästiges **Schweißfriesel**, welches auch häufig bei vielen hitzigen Krankheiten auftritt.

Schweiß, in der Jägersprache s. v. w. Blut, daher **Schweißhund**, der Hund, der auf der blutigen Fährte geht, der Bluthund.

schweißbefördernde Mittel u. **Schwitzkuren** finden bei Erkältungskrankheiten (Rheumatismus, Katarrh) sowie bei krankhafter Ansammlung von Flüssigkeit (Wassersucht, Exsudat in Körperhöhlen (Brust, Unterleib, Gelenken) Anwendung. Warme Bedeckung mit Betten, Einhüllen in Flanelldecken, Umgebung mit Wärmflaschen, reichliches Genießen warmen Getränks, insbes. von aromatischen Aufgüssen, wie Fliederthee rc., Reiben u. Bürsten der Glieder, doch auch Einhüllen in stark ausgerungene feuchte Laken (Prießnitz'sche Umschläge), römisch-irische od. Dampfbäder, auch Sand-, Aschen- u. Laubbäder bringen den Körper bald zum Schwitzen. Ein die Schweiß- u. Speichelabsonderung ungemein schnell vermehrendes Mittel sind die Jaborandiblätter.

Schweißen, das, die Vereinigung zweier durch Glühhitze teigartig erweichter Stücke **Eisen**, **Stahl** od. von Eisen u. Stahl mittels Schlag od. Druck. Auch das Sch. von **Kupfer** soll neuerdings anstatt des Löthens zur Herstellung von Schiffsketten benutzt werden. Voraussetzung beim Sch. ist die vollständige Reinheit der zu vereinigenden Flächen, weshalb man sog. **Schweißmittel** verwendet, durch welche das beim Glühen sich bildende Oxyd zu einer Art Schlacke gelöst wird. Zum Sch. des Eisens benutzt man gewöhnlich reinen Quarzsand od. auch Lehm, während für Stahl das Hauptschweißmittel Borax ist. Auch besondere Schweißpulver, Gemische aus geeigneten Ingredienzen, sind vielfach in Vorschlag gebracht worden. Ist eine Schweißung richtig ausgeführt, so darf keine Spur einer Verschiedenheit des Metalles an der Schweißstelle bemerkbar sein. Nur nach dem Befeilen u. Poliren wird an der Schweißung eine feine schwarze Linie, die Schweißnaht, bemerkbar, die in dem Damaststahle zur Bildung von regelmäßigen Figuren (Blumendamast, Rosen- u. Banddamast rc.) benutzt wird. Vgl. „Damascirung“.

Schweißtuch übersetzt Luther im Neuen Testament Joh. 11, 44 u. A. das griech. *σουδάριον* (lat. sudarium), d. h. das Tuch, in welches man bei den Juden den Kopf eines Leichnams od. auch diesen selbst hüllte; daneben bedeutet das griech.-lat. Wort auch Schnupftuch. Eine besondere Rolle spielt in der katholischen Legende das Sch. der **heiligen Veronika**, welches diese Christo auf dem Wege zum Kreuze dargereicht haben soll; beim Abtrocknen des Schweißes habe dann Christus dreimal sein Bildniß in dasselbe abgedrückt (vgl. Correggio's Bild Bd. III Taf. XLV). Von Veronika nach Rom gebracht, habe dieses Sch. sodann den Kaiser Tiberius von schwerer Krankheit geheilt u. sei schließlich durch Konstantin d. Gr. in den Besitz der Peterskirche gekommen. Die ganze Sage scheint nicht vor dem 11. Jahrh. entstanden zu sein; übrigens stritten sich frühzeitig mehrere Städte in Spanien, Frankreich (Besançon) u. Italien (Turin) um den Besitz des echten Sch.es.

Schweitzer, August Gottfried, verdienter Agronom, geb. zu Naumburg a. d. S. 4. Nov. 1788; erlernte auf dem Familiengute Mosen bei Ronneburg die Landwirthschaft praktisch u. in Möglin seit 1807 theoretisch, bereiste dann Deutschland u. die Schweiz, bewirthschaftete seit 1820 jenes Gut für eigene Rechnung u. übernahm 1826 die Verwaltung des sachs.-weimar. Kammergutes Wildenfurt. Seit 1829 Professor an der Akademie u. Direktor der Landwirthschaftl. Anstalt in Tharandt, wurde er 1846 Universitätsprofessor der Landwirthschaft in Bonn u. Direktor der neuen höheren Landwirthschaftlichen Lehranstalt in Poppelsdorf; schon 1851 in Ruhestand getreten, starb er zu Bonn 17. Juli 1854. Er schrieb: „Kurzgefaßtes Lehrbuch der Landwirthschaft“ (2 Bde., Dresd. 1831—34; 5. Aufl. 1854); „Anleitung zum Betreiben der Landwirthschaft nach den vier Jahreszeiten“ (2 Bde., Lpz. 1832 f.); „Landwirthschaftliche Reise durch Nordfrankreich“ (nach dem Französischen von Moll, Dresd. 1836); „Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens“ (nach dem Englischen, 2 Bde., Lpz. 1839 f.) rc. Auch gab er heraus: „Mittheilungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft“ (mit Koppe, Schmalz u. Teichmann, Lpz. 1818—25); „Universalblätter für die gesammte Land- u. Hauswirthschaft“ (ebd. 1831—38) u. „Zeitschrift des Landwirthschaftl. Vereins für Rheinpreußen“ (Bonn 1847—51).

Schweitzer, Johann Baptist v., Schriftsteller u. Sozialpolitiker, geb. zu Frankfurt a. M. 12. Juli 1834, studirte in Berlin u. Heidelberg die Rechte u. betrieb dann in seiner Vaterstadt die advokatorische Praxis. Nachdem er mit Ferdinand Lassalle (s. d.) in Verkehr getreten war, wandte er sich der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung zu, in deren Interesse er häufige Reisen machte. 1863 ließ er sich als Preuße naturalisiren u. siedelte nach Berlin über, wo er nach Lassalle's Tode (1864) die Leitung des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins u. des Verbands deutscher Gewerk- u. Arbeiterschaften übernahm. Seit 1867 vertrat er als Abgeordneter des Wahlkreises Elberfeld-Barmen seine Partei auch im Norddeutschen Reichstage; 1871 aber fiel er bei der Wahl zum Deutschen Reichstage durch, legte darauf das Präsidium des Arbeitervereins, dem er sein Vermögen u. häufig auch seine Freiheit geopfert hatte, nieder u. zog sich aus dem politischen Leben ganz zurück. Fortan widmete er sich ausschließlich der dichterischen bez. dramatischen Thätigkeit, nachdem er schon vorher geschrieben u. veröffentlicht hatte: das Lustspiel „Alcibiades“ (Frankf. 1858), die dramatischen Gedichte „Friedrich Barbarossa“ (ebd. 1858) u. „Canossa“ (Berl. 1871) sowie das sozial-politische Zeitgemälde „Lucinde od. Kapital u. Arbeit“ (3 Bde., Frankf. 1863). Nun folgten: die Lustspiele „Drei Staatsverbrecher“ (das erste Stück Sch.'s, 1872 zum ersten Male in Berlin aufgeführt), „König Lustig“, „Die Eidechse“, „Cousin Emil“, „Epidemisch“, „Das Vorrecht des Genies“, „Die Darwinianer“ u. „Großstädtisch“; das Schauspiel „Bei Leuthen“; die Gesangsposse „Comtesse Helene“ u. „Ein Staatsgeheimniß“; die Schwänke „Theodolinde“ u. „Zwischen Standesamt u. Kirche“, lauter Stücke, denen es an guter Erfindung u. zum Theil witzigem Dialog nicht fehlt, die aber durchweg die Feile vermissen lassen. Sch. starb 28. Juli 1875 zu Giesbach in der Schweiz. Ueber seinen Nachlaß ward der Konkurs eröffnet u. seine Wittwe arbeitet, um leben zu können, als Schriftsetzerin in der Offizin des Berliner Lette-Vereins.

Schweiz. Der aus 22 Kantonen bestehende Bundesstaat der Sch. bildet eine zusammenhängende Ländermasse zwischen 45° 47′ u. 47° 48′ n. Br. u. zwischen 5° 56′ u. 10° 29′ östl. L. von Greenwich, ermangelt aber natürlicher Grenzen: weder ist der nördl. der Centralalpen liegende Theil mit der schweiz. Hochebene von Deutschland, noch der westl. Abhang des Jura u. das Gebiet längs des Rhone von Frankreich, od. der Südabhang der Centralalpen von Italien u. das Engadin von Oesterreich durch natürlich markirte Grenzen geschieden. Politisch ist die Sch. begrenzt von Elsaß-Lothringen, Baden u. Württemberg im N., von Oesterreich u. Liechtenstein im O., von Italien im S. u. von Frankreich im W. Ihr ganzer Süden u. ein großer Theil der Mitte, 57,5% des Ganzen, gehört dem Alpensystem an, u. zwar sind es von der Centralalpenkette penninische, lepontische u. rhätische Alpenpartien, u. südlich davon die Tessiner Alpen, nördl. die Berner-, Vierwaldstätter-, Schwyzer-, Glarner- u. Thuralpen u. einzelne Alpengruppen, wie das Adula- u. das Gotthardgebirge, die Berninagruppe rc., die der Sch. angehören. Ueber Lage, Größe, physikalische Beschaffenheit rc. der einzelnen Gruppen s. „Alpen“. Von über 4000 m. hohen Bergen liegen im schweiz. Gebiet von den Centralalpen Dent Blanche (4364 m.), Zinal Rothhorn od. Moming (4223), Weißhorn (4512), Saasgrat (4554), Fletschhorn (4016), Rimpfischhorn (4203) rc., von der Berninagruppe der Piz Bernina (4052), von den Berner Alpen die Jungfrau (4167), der Mönch (4104), das Schreckhorn (4082). Das Gletschergebiet der Schweizer Alpen, das 540 Gletscher aufweist, von denen 225 auf Graubünden, 155 auf Bern u. 130 auf Wallis kommen, bedeckt 38 □M. Der mächtigste Gletscherstock ist der des Bernina, der längste der Aletschgletscher (s. d.).



Pissevache.



Gießbach.



Staubbach.



Luzern.

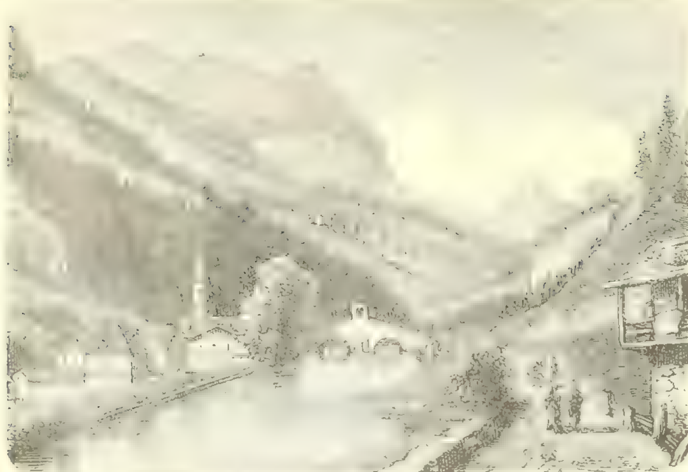


Chur.



Sitten.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.



Der [illegible] aus gesehen.



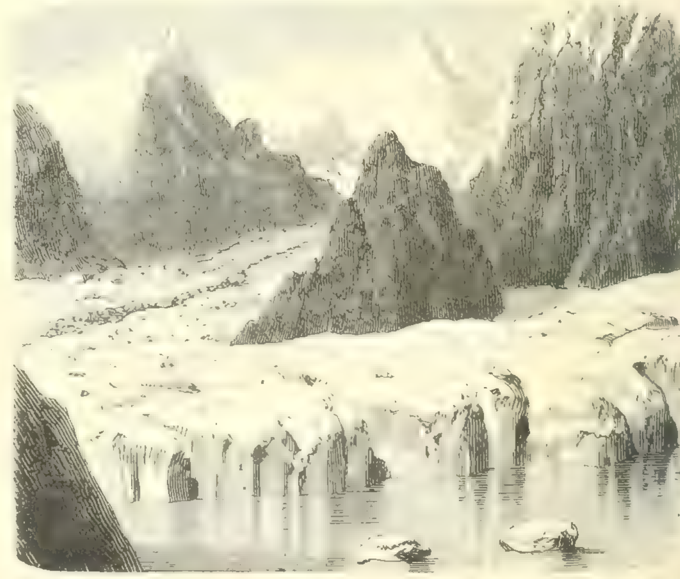
Lugano



Zermattgletscher.



Rhonegletscher



Aletschgletscher.

Zum Schweizer Jura (i. d.) gehören 12,5 % des Ganzen. Der von diesen Gebirgen nach N. u. O. gelegene Theil bildet die schweiz. Hochebene mit 30,18 % des Gebiets. Sie ist nur ganz im N. u. am Fuße des Jura als eine mit niedrigen Hügeln besetzte Ebene anzusprechen, im S. ist sie fast reines Gebirgsland u. erscheint nur im Kontraste zu den Alpen als Ebene; ihre Berge zeigen steilen Schichtenfall u. steigen noch bis auf 800–1000 m., da wo die Mittelhöhe der Ebene zwischen 500 u. 600 m. sich hält; auch Thäler, bis 100 m. tief, durchfurchen das Terrain. Die höchsten Berge darin sind der Jurten, nördl. von Lausanne 880 m hoch, der Butschelegg, südl. von Bern, 1058 m., der Bantiger, östl. davon, 952 m., der Lindenberg, an der Ostseite des Hallwyler Sees, 900 m., der Albis u. der Pfannenstiel, südöstl. von Zürich 918 u. 852 m., u. die Kette des Hörnli, im O. Zürichs, 1136 m. Von den 41,400 □Km. gehören zum Gebiete des Rhein 27,866, wovon auf die Aar 11,500, auf die Reuß 3411, auf die Limmat 2413 kommen; das Gebiet des Rhone ist 6788 □Km groß, das des Tessin 3374 u. das des Inn 1717. Kleine Bezirke Graubündens gehören in das Gebiet der Etsch u. der Adda, eben dahin auch die Südspitze Tessins. Der Wasserreichthum der Sch. u. die Ungleichheit des **Terrains offenbart sich in der starken Seenbildung. 26 Seen haben eine** Ausdehnung von über 1 □Km., nämlich:

Genfer See	577,80	□Km.	Sempacher See	14,28	□Km.
Bodensee	**539,18**	„	**Hallwyler See**	**10,37**	„
Neuenburger See	239,62	„	Joux u. Brenet See	9,80	„
Lago maggiore	214,27	„	Greifensee	8,11	„
Vierwaldstätter See	113,36	„	Sarnensee	7,40	„
Züricher See	87,78	„	Aegerisee	7,00	„
Thuner See	50,46	„	Baldegger See	5,24	„
Luganer See	47,92	„	Silsersee	4,10	„
Bieler See	42,16	„	Pfäffikonsee	3,10	„
Zuger See	38,18	„	Silvaplana See	2,85	„
Brienzer See	**29,95**	„	**Lowerzer See**	**2,85**	„
Murtener See	27,42	„	Leichiner See	1,15	„
Wallensee	23,27	„	Klönthaler See	1,15	„

Klima. Infolge so großer Höhenunterschiede, wie sie nur wenige europ. Länder haben, u. der Verschiedenartigkeit der Steigung des Terrains, hier nach N., dort nach S., zeigt die Sch. große klimatische Unterschiede. Der nach S. geneigte Theil südl. der Centralalpenkette ist klimatisch stark bevorzugt. Die Mitteltemperatur am Nordende des Lago maggiore stellt sich auf 13° C.; die kräftige Sommerwärme u. die geringe Kälte des Winters gestattet die Kultur von Feige u. Mandel, selbst die von Granate u. Orange. Gleichfalls sehr warm sind das untere Wallis u. das Nordufer des Genfer Sees, doch bringen hier zuweilen Spätfröste die Weinkultur in Gefahr. Die Mitteltemperatur der Hochebene beträgt 8–9°; sie steigt im Allgemeinen mit der Entfernung von der Alpenmauer u. ist im NO. am höchsten. Die Mitteltemperatur **St. Gallens z. B. beträgt 8,5° C., während Basel im Sommer um 1,5, im** Winter um 3,5 wärmer ist. Die niedrigste Temperatur haben natürlich die hochalpinen Gegenden. Zermatt im Wallis, 1620 m. hoch, hat 5,5° **Mitteltemperatur, das Gotthardhospiz etwa 1°. — Die Regenmenge ist** größer als in Deutschland, sie beträgt 0,8–1 m. u. vertheilt sich auf **150—180 Regentage. Bern u. Lausanne zeichnen sich durch noch größere** Mengen aus, u. das St. Bernhardhospiz hat durchschnittlich 2 m. — Die großartige Vertikalgliederung des Terrains hat die Bildung verschiedener **Vegetationsgürtel im Gefolge. Die Hügelregion von 3—800 m. ist die** Region der Eichen u. Buchen u. überhaupt des Laubwaldes, zeigt aber **auch Tannen- u. Lärchenbestände. Ackerbau, Obst- u. Weinbau sind in blühendem Zustande, u. in der südl. Sch. tritt die edle Kastanie in Wäl**dern auf u. Feigen- u. Mandelbäume findet man allerorts kultivirt. **Von 800—1200 m. reicht die Bergregion. Hierher gehören die höchsten** Thäler des Jura, ein großer Theil der Voralpen u. die tieferen Hoch**alpenthäler. Nadelwald gedeiht noch trefflich, der Ackerbau aber muß sich auf Hafer, Gerste u. Kartoffeln beschränken; die Bergweiden beginnen.** Von 1200–2600 m. liegt die Alpenregion. Der Ackerbau weicht der Viehzucht; der Wald geht nur bis 1800 m.; darüber hinaus sind nur **verkrüppelte Baumgruppen, Weideplätze u. hier u. da eine Sennhütte. Was darüber hinausgeht, gehört der Schneeregion an, während Gletscher bis weit in die Bergregion hinunterreichen. Die letztere Region ist das** Revier der Gemse. Ihre Zahl hat in den letzten Dezennien so ab**genommen, daß man sie, um ihre Ausrottung zu verhüten, unter gesetzlichen Schutz stellte u. im Kanton Glarus z. B. Freiberge bestimmte.** In Graubünden u. Wallis lohnt allenfalls noch die Gemsenjagd als Erwerbsquelle. Der Bär kommt noch als Seltenheit in einzelnen Partien **Graubündens vor, so im Calancathal, im Bergell, im Münsterthal, im Engadin, um den Albulapaß ꝛc., Wölfe, Luchse, Wildkatzen, Lämmergeier und Adler sind nur vereinzelt; häufiger ist das Murmelthier.** Enten, Schnepfen, Rebhuhn, Schnee-, Stein-, Birk-, Auer- u. Hasel**huhn sind beliebte Jagdthiere in der mittleren und unteren Region.**

Der Fischreichthum ist in vielen Kantonen sehr bedeutend; im Züricher See **ist er durch angelegte Züchterei so erhöht worden, daß jährlich über 400,000 Stück dem See entnommen werden können. Die besten Fische des Rheins** sind Lachse u. Lachsforellen. Aale, Hechte, Karpfen, Welse, Barben, Blau**felchen, Moränen, Aeschen, Forellen ꝛc. finden sich in vielen Gewässern.**

Ethnographie u. Statistik. Die Sch. wird von 3 Nationen bewohnt. **Das deutsche Element umfaßt 69 % der Gesammtbevölkerung u. bewohnt** die Mitte, den N. u. den O. 24 % sind Franzosen in den südwestl. Kan**tonen, in Genf, Waadt, Unterwallis, Neuenburg, im Berner Jura u. im größten Theile von Freiburg. Die Italiener in Tessin u. in den Graubündener Thälern Misox u. Calanca, Bergell u. Puschlav machen 5 % aus. Der Rest entfällt auf die Rhätier (Kurwälschen od. Ladiner) im Kanton Graubünden u. auf andere Volkselemente. 1870 hatten die Deutschen 384,538 Haushaltungen, die Franzosen 133,575, die Italiener 30,079, die Rhätier 8778 u. alle Anderen 48. Die Gesammtheit der Bevölkerung betrug 1870: 2,669,147, wovon 1,304,833 männlichen u. 1,364,314 weiblichen Geschlechts waren. Dem Bekenntnisse nach waren 1,566,347 = 58,7 % reformirte (incl. weniger Lutheraner), 1,084,369 katholische, 11,435 sonstige Christen u. 6996 Juden u. Nichtchristen. Die Bevölkerungsdichtigkeit der verschiedenen Kantone zeigt folgende Tabelle:**

	□Km.	Gesammtbevölkerung	per □Km.
Zürich	1723,[illegible]	284,786	165
Bern	6888,[illegible]	506,465	74
Luzern	**1500,83**	**132,338**	**88**
Uri	**1075,97**	**16,107**	**15**
Unterwalden ob dem Wald	**474,47**	**14,415**	**30**
Unterwalden nid dem Wald	**290,53**	**11,701**	**40**
Glarus	691,20	35,150	51
Zug	239,16	20,993	88
Schwyz	908,17	47,705	53
Freiburg	**1669,02**	**110,832**	**66**
Solothurn	784,74	74,713	95
Basel, Stadt	**36,86**	**47,760**	**1291**
Basel, Land	421,66	54,127	129
Schaffhausen	**299,98**	**37,721**	**126**
Appenzell Außerrhoden	**260,58**	**48,726**	**181**
Appenzell Innerrhoden	**158,98**	**11,909**	**75**
St. Gallen	**2019,00**	**191,015**	**95**
Graubünden	7184,[illegible]	91,782	13
Aargau	**1405,44**	**198,873**	**142**
Thurgau	**987,96**	**93,300**	**94**
Tessin	**2818,03**	**119,619**	**42**
Waadt	3222,81	231,700	72
Wallis	**5247,13**	**96,887**	**18**
Neuenburg	**807,78**	**97,284**	**120**
Genf	**282,70**	**93,239**	**329**
	41,400,82	2,669,147	64

Ueberwiegend katholisch ist die Bevölkerung der Kantone Luzern, Uri, Unterwalden, Zug, Schwyz, Freiburg, Solothurn, Appenzell Inner**rhoden, St. Gallen, Tessin, Wallis; überwiegend reformirt in Zürich, Bern, Glarus, Basel Stadt u. Basel Land, Schaffhausen, Appenzell Außerrhoden, Graubünden, Aargau, Thurgau, Waadt, Neuenburg; ziemlich die Wage halten sich beide Konfessionen in Genf: 47,868 Katho**liken u. 43,639 Reformirte.

Die **physische Kultur** des Landes ist, soweit es die Natur gestattet, sehr entwickelt. Die Frohndienste wurden bei dem lebendigen Freiheitssinne der Bewohner schon frühzeitig abgeschafft. Die Ablösung der Zehnten, Bodenzinsen u. anderer Feudallasten begann 1798. Größere Güter findet man nur in wenigen Kantonen. Zur Förderung der Landwirthschaft existiren jetzt 10 Banken. 69 % des Bodens, nämlich 28,675 □Km., sind **produktiv, 31 % od. 12,873 □Km. sind unbenutzbar, theils Gletscher, theils** Hochgebirge, theils See u. Fluß ꝛc. Die Bodenbenutzung kann annähernd durch folgende Zahlen angegeben werden: 6022 □Km. = 14,[illegible] % sind Aecker u. Gärten, 276 □Km. = 0,[illegible] % Weinland, 12,296 □Km. = 31,[illegible] % Wiesen **u. Weiden, 7901 □Km. = 19 % Wald. Die jährliche Getreideernte beträgt durchschnittlich 5 Mill. HL., also 1,8 HL. auf den Kopf der Bevölkerung. Nur Luzern, Solothurn, Freiburg u. Schaffhausen liefern mehr Getreide als sie brauchen; in Aargau u. Wallis deckt die Produktion den Bedarf. Außer den gewöhnlichen Getreidearten wird stark Spelz gebaut; im S. ist ergiebige Maiskultur. Der 9. Theil des Ackerlandes ist dem Kartoffelbau gewidmet; das jährliche Durchschnittserträgniß ist 9 Mill. HL. od. 3,3 HL. auf den Kopf. Hülsenfrüchte, Hopfen u. Raps werden wenig gebaut, Tabak gegen 10,000 Ctr. in den Kantonen Freiburg, Waadt, Tessin, Bern u. Graubünden; Flachs u. Hanf vorzüglich in Bern, Aargau u. Thurgau; Gemüse bei Genf u. am Züricher See. Der Obstbau ist sehr ausgedehnt, da der Wiesenboden die Anlage von Baumgärten begünstigt; die edle Kastanie gedeiht im Kanton Tessin;** Maulbeerpflanzungen finden sich ebenfalls dort. Den ausgedehntesten

Weinbau hat der Kanton Waadt, dann Zürich; außerdem noch Thurgau, Aargau, Tessin, Wallis, Genf, Neuenburg, St. Gallen, Schaffhausen u. Graubünden. Der Grasbau ist von der höchsten Bedeutung; die Wiesen u. Alpenweiden übertreffen durch Reichthum u. Güte ihrer Gräser u. Kräuter fast alle übrigen Futterländereien Europa's. Zur Bewässerung u. Entwässerung sind die großartigsten Bauten ausgeführt worden. Der schweiz. Viehstand war 1866 folgender: Pferde gab es 100,324. Von bes. großem Schlage sind sie in den Kantonen Schwyz, Freiburg u. im Berner Oberland. Rindvieh: 993,291, durchweg von ausgezeichneter Rasse. Man exportirt Nutzvieh u. importirt Fleisch u. wohlfeiles fremdes Mastvieh. Eine hochwichtige Beschäftigung ist die Käsebereitung. 1873 wurden 392,153 Ctr. Käse ausgeführt, bes. aus den Kantonen Waadt, Freiburg, Luzern u. Bern. Butter, deren Bereitung durch die Käserei leidet, deckt nicht den Bedarf. 1873 wurden 88,311 Ctr. ein- u. nur 10,712 Ctr. ausgeführt. An Schafen, mit deren Züchtung sich bes. Bern, Graubünden, Wallis u. Waadt beschäftigen, hatte die Sch. 1866: 447,001 Stück. Ziegen gab es 1866: 375,482, Schweine 304,428. Die Bienenzucht ist am einträglichsten in Graubünden, Appenzell, Waadt u. Solothurn; Seidenraupenzucht giebt es in Tessin u. Graubünden. Schneckenmästung findet hier u. da in sog. Schneckengärten statt. Die mineralischen Produkte sind etwas Gold im Calanda (Graubünden) u. aus zeitweisen Wäschereien an der Emme u. Aar (Bern). Auf Silber wird am Mürtschenstock in Glarus u. im Wallis gebaut. Eisenerze finden sich in den Jurakantonen Bern, Solothurn u. Neuenburg, in Wallis u. St. Gallen; die durchschnittliche Roheisenproduktion beträgt 200,000 Ctr. Etwas Blei in Graubünden u. Wallis; Wismuth ebenfalls in Wallis, desgl. Anthrazit, jüngere Kohle zwischen dem Genfer u. Thuner See, Braunkohlen in St. Gallen u. am Züricher See, Torf fast in allen Kantonen; Asphalt in Waadt u. Neuenburg. Keines dieser Produkte deckt den Bedarf. Ebenso muß Salz, das bei Bex im Waadtland, in Schweizerhall bei Basel, in Rheinfelden u. Ryburg in Aargau gewonnen wird, zugeführt werden. Dagegen ist die Sch. überreich an Steinarten, wie Schiefer, Gips, Alabaster, Marmor, Sandstein 2c. Die Zahl der Mineralquellen beträgt gegen 600, wovon 121 Eisen-, 170 Schwefel-, 10 Kochsalz-, 20 Natronquellen u. 34 Säuerlinge sind. Als die wirksamsten gelten Baden u. Schinznach in Aargau, Pfäfers in St. Gallen, Stachelberg in Glarus, Leuk in Wallis u. St. Moritz in Graubünden.

Industrie. Nachdem sich schon seit dem 13. Jahrh. einzelne Gegenden durch Industrie ausgezeichnet hatten, entwickelte sich dieselbe seit Mitte des vorigen Jahrhunderts zuerst in der Ost-Sch., dann auch in den nördl. u. westl. Partien, u. jetzt nimmt sie, obgleich die Rohprodukte großentheils eingeführt werden müssen, in manchen Zweigen eine der ersten Stellen ein. Die Metallindustrie ist vertreten durch Schlosserarbeiten, Messerwaaren (Bern, Aarau, Zurzach), Uhrmacherwerkzeuge, bes. Feilen, Standrohre u. Kugelbüchsen. Bijouterieartikel liefern Genf u. Lausanne; Maschinenbau ist beinahe in allen Kantonen, bes. in Zürich, Winterthur, Thalweil, Basel u. Genf; Wagenfabrikation in Zürich; wissenschaftliche Instrumente fertigen Aarau, Genf, Bern, Zürich; musikalische Instrumente Zürich u. Basel; Spieldosen Genf. Uhrenfabrikation ist in Genf, Neuenburg, Waadt, Bern, Solothurn u. Freiburg. Fayence fabrizirten Zürich u. Genf, Steingutwaaren Schaffhausen u. Winterthur, Topfwaaren Pruntrut, Oefen Zürich; Strohflechtwaaren von geringer Qualität in fast allen Kantonen, gute Geflechte im Kanton Aargau. Von der Textilindustrie nimmt Baumwollenweberei den ersten Platz ein, sie ist in allen Kantonen verbreitet; die Spinnerei steht auf der höchsten Stufe der Ausbildung bes. in den Kantonen Zürich, Aargau, Glarus u. St. Gallen. In der Baumwollenverarbeitung nimmt die Sch. überhaupt die vierte Stelle unter den europ. Staaten ein. Die Leinenweberei, beschränkt auf Bern, deckt nicht den Bedarf; eben so wenig die Wollenweberei. Die Seidenspinnerei in den Kantonen Basel, Zürich, Aargau, Schwyz u. Bern beschäftigte 1874: 116,000 Spindeln. Die Spitzenklöppelei ist zurückgegangen; sie ist nur noch bedeutend in Waadt; Strickerei vorzugsweise in St. Gallen u. Appenzell. Stoffdruckerei in Glarus, Zürich, Aargau u. Thurgau. Roth- u. Seidenfärberei steht auf hoher Stufe. Die Papierfabrikation deckt nicht den Bedarf. Bierbrauerei treibt man nur in den Kantonen Zürich, Schaffhausen u. Waadt u. in den Städten Genf u. Chur; Branntweinbrennerei ist sehr verbreitet, doch nicht ausreichend. Tabakindustrie wird stark in Vevey u. Genf betrieben.

Handel. Der Handel ist vorzugsweise Binnenhandel. Transithandel ist wegen der zwar ausgezeichnet im Stande erhaltenen, aber immerhin schwierigen Verkehrswege nicht so bedeutend. Exporthandel umfaßt bes. Seide, Baumwollenwaaren, Spitzen, Uhren, Bijouteriewaaren, Käse, Vieh, Wein, Liköre, Kräuter 2c. Ueberseeische Absatzgebiete sind Nordamerika, Brasilien u. die Levante. Zur Hebung von Handel u. Industrie besaß die Sch. 1875: 32 Zettelbanken u. 10 größere Kreditanstalten. Die Länge der Eisenbahnen betrug Ende August 1876: 2243 Km. Schweizerbahnen u. 64 Km. fremde Bahnen. Die Zahl der Postbureaux war 789 (1875). Die Länge der Staatstelegraphen ist 6343 Km. (Ende 1875) mit 15,517 Km. Drähten, die Zahl der Bureaux 1002. — Die Posteinnahmen betrugen 1875: 14,591,971 Frcs., die Ausgaben 14,452,738 Frcs., die Telegrapheneinnahmen 2,058,211 u. die Ausgaben 2,047,672 Frcs.

Geistige Kultur. Im Winterhalbjahre 1871/72 hatten die Sch.er 5088 Schulen, Lehrerbildungsanstalten 32, Gymnasien u. Progymnasien 67, Real- u. Industrieschulen 41; 4 Universitäten zu Bern, Zürich, Basel u. Genf; 3 Akademien zu Lausanne, Neuenburg, Freiburg; an technischen Hochschulen das eidgenössische Polytechnikum in Zürich, die technische Abtheilung an der Akademie zu Lausanne, die Architekturabtheilung am Lyceum zu Lugano; außerdem eine höhere Gewerbeschule in Winterthur, Uhrmacherschule in Genf u. verschiedene Handelsschulen; 7 niedere u. mittlere Landwirthschaftsschulen, die Schule der schönen Künste in Genf u. mehrere Militärbildungsanstalten. — Die Zahl der Klöster beträgt 88 mit einer Gesammtzahl von 2020 weiblichen u. 546 männlichen Ordensmitgliedern (1872). An Vermögen besitzen diese Anstalten 22,645,915 Frcs.; außerdem befinden sich noch 2 Chorherrenstifte in Solothurn mit 1,892,586 u. 499,814 Frcs. Vermögen.

Verfassung. Die oberste Gewalt im Schweizerbunde wird durch die Bundesversammlung ausgeübt. Sie besitzt gesetzgebende Gewalt, ernennt die obersten Bundesbeamten u. den General der Armee, schließt Bündnisse u. Verträge, erklärt Krieg u. Frieden, trifft die Maßregeln für die innere Sicherheit, hat das Begnadigungsrecht, macht den jährlichen Voranschlag über Ausgabe u. Einnahme, kontrahirt Anlehen u. hat die Oberaufsicht über Verwaltung u. Rechtspflege. Bundesgesetze u. allgemein verbindliche Bundesbeschlüsse müssen aber, wenn sie nicht dringlicher Natur sind, dem Volke zur Annahme od. Verwerfung vorgelegt werden, wenn es 30,000 stimmberechtigte Schweizerbürger od. 8 Kantone verlangen. Revisionen der Bundesverfassung müssen zu ihrer Giltigkeit vom Volke u. von den Kantonen angenommen werden. Die Bundesversammlung gliedert sich in den Nationalrath u. den Ständerath. Die Mitglieder des ersteren werden auf 3 Jahre direkt vom Volke gewählt; auf je 20,000 Seelen kommt ein Abgeordneter. Der Ständerath besteht aus 44 Abgeordneten der Kantone, deren Amtsdauer von der Kantonalverfassung abhängig ist. Beide Räthe versammeln sich jährlich. Die oberste vollziehende Gewalt ist der Bundesrath; er besteht aus 7 Mitgliedern, die die Bundesversammlung auf 3 Jahre wählt. Der Vorsitzende, der Bundespräsident u. der Vizepräsident werden von den vereinigten Räthen auf die Dauer eines Jahres gewählt. Die oberste Rechtspflege übt das Bundesgericht aus, dessen Mitglieder von der Bundesversammlung gewählt werden. — Die Kantone sind souverän u. entweder reine Demokratien (Uri, Unterwalden, Glarus u. Appenzell), in welchen die Landesgemeinde, bestehend aus der Gesammtheit der stimmfähigen Einwohner, die Rechte der Souveränetät in sich vereinigt, od. Repräsentativ-Demokratien, in denen die Staatshoheit einer Volksvertretung anvertraut ist. Die vollziehende Gewalt ist in allen Kantonen einem verantwortlichen Kollegium übertragen, das entweder unmittelbar vom Volke od. von der Volksvertretung gewählt wird. Die Gemeindeangelegenheiten werden theils durch die Gemeindeversammlung, theils durch den Gemeinderath geordnet. Bezirksgemeinden bestehen nur in Uri, Schwyz u. Wallis. Die Geschäfte des Bundesraths sind nach 7 Departements vertheilt: das politische, das innere (auch für Kultus), das Justiz- u. Polizei-, das Militär-, das Finanz- u. Zoll-, das Eisenbahn- u. Handel- u. das Post- u. Telegraphen-Departement. Die größeren Kantone sind zum Zwecke der Verwaltung in Bezirke getheilt, deren Vorstand zugleich die Vollziehung der Gesetze u. die Polizei zu besorgen hat.

Militärverfassung. Jeder Schweizer ist wehrpflichtig vom zurückgelegten 20. bis zum 44. Jahre. Den Auszug bilden die Leute der 12 ersten, die Landwehr die der 12 folgenden Jahre. Aktive Dienstzeit haben eigentlich nur die Offiziere u. Unteroffiziere, die Soldaten werden nur ausexerzirt u. zu Wiederholungskursen u. größeren Uebungen einberufen. Die Militärmacht hat 99 Füsilier- u. 8 Schützenbataillone im Auszuge u. eben so viel in der Landwehr, 24 Dragonerschwadronen u. 12 Guidencompagnien im Auszug wie in der Landwehr, 48 Feld- u. 2 Gebirgsbatterien nebst Zubehör im Auszug u. 8 Feldbatterien in der Landwehr, 8 Geniebataillone im Auszug u. in der Landwehr. Die Gesammtstärke des Heeres beträgt 201,576 Mann, wovon 104,540 Mann Auszug u. 97,036 Mann Landwehr sind. — Der Staatshaushalt für 1876 ist auf 41,487,400 Frcs. Einnahme u. 42,622,000 Ausgabe veranschlagt; die Staatsrechnungen für 1875 weisen 42,408,029 Frcs. Einnahme u. 43,235,696 Frcs. Ausgabe auf. Der Vermögensstand war Ende 1875: 35,872,955 Frcs. Aktiva u. 31,309,486 Frcs. Passiva. Das Wappen ist ein alter Schweizer, der in der Rechten eine Hellebarde hält u. mit der Linken auf einen Schild sich lehnt. Der Schild zeigt in Roth ein stehendes silbernes Kreuz. Die Umschrift ist: „22 Kantone Schweizerische Eidgenossenschaft." —



Nr. 4948. Ticino-Schlucht beim Monte Piotino



Nr. 4949. Tell's Denkmal in Altdorf.



Nr. 4950. Giornico im Livinenthale.





Nr. 4951. Schweizer Volkstrachten.

1 Tessin 2 Waadt, 3 Freiburg 4 Bern (Simmenthal), 5 Solothurn, 6 Luzern, 7 Basel, 8 Bern (Simmenthal) 9 Schaffhausen, 10 Glarus, 11 Bern (Emmenthal), 12, 13 Bern (Guggisberg), 14 Zug, 15 Wallis, 16 Bern 17, 18, 20, 21 Appenzell, 19 Unterwalden



Nr. 4952. Montreux.



Nr. 4953. Brunnen mit den Mythenstöcken.

Städte mit über 10,000 E. sind nach der Zählung von 1870: Genf mit den Vororten 68,165, Zürich desgl. 56,695, Basel 44,834, Bern 36,001, Lausanne 26,520, Chaux de Fonds 19,930, St. Gallen 16,675, Luzern 14,524, Neuenburg 13,321, Freiburg 10,904, Locle 10,334 u. Schaffhausen 10,303.

Geschichte. Die ersten Bewohner der heutigen Sch., welche die Geschichte kennt, sind von keltischem Stamme gewesen. Im Bunde mit den Kimbern u. Teutonen erschienen um 102 u. 101 die Tiguriner. Ein halbes Jahrhundert später warf Cäsar die Helvetier, welche unter Orgetorix in Gallien eindrangen, bei Bibracte zurück (58 v. Chr.), u. Augustus ließ, da sie die röm. Grenzfestungen angriffen, ihr Land unterwerfen. Seitdem gehörte es zu den Provinzen Gallien, Vindelicien, Rhätien u. füllte sich mit röm. Festungen, Handelsstädten u. Handelsstraßen. Allein seit dem Ende des 3. Jahrh. stürmten von Norden die Alemannen herein, in dem 5. Jahrh. von Westen her die Burgunder, von Osten die Gothen. Reuß, Aar u. der Hochrhein können als ungefähre Grenze der drei germanischen Völker gelten, von denen das nördliche u. westliche durch Chlodwig (496) u. seinen Sohn dem Frankenlande einverleibt wurden, bis die Schwäche der Nachfolger Karl's d. Gr. 879 zur Stiftung des Königreichs Niederburgund, welches sich bis zum Genfer See erstreckte, u. 887 zu der des Königreichs Hochburgund Anlaß gab, welches sich bis zur Aar, seit 922 bis zur Reuß ausdehnte. Jenes nahm frühzeitig romanische Sprache u. Sitte an, dieses blieb deutsch. Auch die Vereinigung beider Königreiche mit einander u. 1033 mit Deutschland änderte darin wenig. Während sich der Umgebung des Genfer Sees die franz. Grafen von Savoyen bemächtigten, kam der übrige Theil der Sch. bald mit Schwaben vereint, bald abgetrennt, unter die Herrschaft der Zähringer, der Gründer von Freiburg (1179) u. Bern (um 1200). Mit ihrem Aussterben 1218 erlosch zugleich die Einheit. Ueberdies waren die Städte, Bisthümer, Abteien, Grafen u. Herren immer mächtiger u. reicher geworden u. begannen einander zu befehden. Während nun im Osten die Grafen von Kyburg, Toggenburg u. Sargans sich fast unbeschränkte Herrschaften gründeten, versuchten dies noch mehr die Grafen von Habsburg, deren reiche Besitzungen im Aargau u. in den Waldstätten noch durch das Erbe der Zähringer vermehrt waren. Als sie nun auch die erledigte Reichsvogtei über Uri in Anspruch nahmen, wandte sich dieses 1231 an den jungen König Heinrich (VII.), den Sohn Kaiser Friedrich's II., u. erlangten, daß sie stets „unter des Reiches unmittelbarer Hoheit bleiben sollten." Dasselbe Recht erbaten u. erhielten 1240 durch eine Urkunde aus dem Lager in Faenza Schwyz u. Unterwalden, obwol die Grafen von Habsburg über jenes, vielleicht auch über beide, als Erben der Grafen von Lenzburg hoheitliche Rechte besaßen. Ihr Protest blieb ohne Wirkung, bis 1273 Rudolf von Habsburg den Königsthron bestieg, der in seiner Person die Rechte der Familie u. des Reiches vereinigte. Obwol er auch in der Sch. ein gerechter u. milder Regent war, besorgte man doch von seinem Hause eine Schädigung der Freiheit. Darum erneuerten nach seinem Tode 1291 Schwyz, Uri u. Unterwalden ein älteres Bündniß „auf ewige Dauer" zum Schutze ihres Eigenthums u. zur Zurückweisung jedes Ammans, der nicht ihr Landsmann wäre. Auch mit Zürich hatten wenigstens Uri u. Schwyz ein Schutzbündniß geschlossen, aber jenes mußte sich schon 1292 nach einer Niederlage bei Winterthur unter die Herrschaft Herzog Albrecht's beugen. König Adolf erneuerte 1297 die Zusicherung der Reichsunmittelbarkeit, aber König Albrecht verweigerte sie den Waldstätten entschieden u. machte Luzern zu einer habsburgischen Landstadt. Dennoch kam es, so lange er lebte, zu keiner Auflehnung. Die Verschwörung auf dem Rütli so gut wie die That des Tell (s. d.) ist eine Sage. Anders wurde es nach seinem Tode. Zwar erneuerte Heinrich VII. sofort (3. Juni 1309) die Reichsunmittelbarkeit der drei Waldstätte, aber in Italien versprach er dem ihn begleitenden Leopold von Oesterreich nochmalige Untersuchung seiner Ansprüche. Da er nicht heimkehrte, suchte dieser sein Recht mit dem Schwerte zu beweisen, u. erlitt am Morgarten, einem Hügel zwischen dem Zuger- u. Aegerisee, 1315 eine schmähliche Niederlage. Sofort erneuerten die Eidgenossen (so nannten sie sich jetzt) im Dez. 1315 ihren ewigen Bund zu Brunnen u. wurden auch von Kaiser Ludwig dem Bayer als reichsfrei anerkannt. Der Erfolg lockte zur Nachahmung. Luzern trat 1332, Zürich 1351, Glarus u. Zug 1352, Bern 1353 der Eidgenossenschaft bei, die sich bis 1481 nicht mehr erweiterte, weshalb man die genannten seitdem als die acht alten Orte bezeichnete. Als Herzog Leopold II. durch Verbindung mit einem großen Theile der Ritterschaft das Volk unter seine Füße zu treten gedachte, fiel er 9. Juli 1386 in der Niederlage bei Sempach. Vergebens war auch der Versuch Leopold's III., den Tod des Vaters zu rächen. Die Glarner, die er überfiel, schlugen ihn mit alleiniger Hülfe der Schwyzer 9. April 1388 bei Näfels. Obwol die aristokratisch gesinnten Herren zu Zürich u. Bern mehrmals im Bunde mit Oesterreich gestanden hatten, blieb doch die Eidgenossenschaft durch jene Siege dauernd befestigt. Auch die tapferen Appenzeller errangen sich durch Besiegung der Oesterreicher am Stoß 1405 ihren Eintritt zunächst (1411) in das „Burg- u. Landrecht", 1513 erst in die Eidgenossenschaft selbst. In Rhätien einigte man sich im Kampfe gegen die Gewalt des Adels u. der Geistlichkeit 1396 zum „Gotteshaus", 1424 zum grauen, 1436 zum Bunde der zehn Gerichte" u. legte dadurch den Grund zur Graubündener Eidgenossenschaft. Bald aber ging man von der Vertheidigung zur Eroberung, von dieser zum Bürgerkriege über. Auf das Erbe der Toggenburger Grafen erhoben Oesterreich, der Kaiser, Schwyz u. Uri Ansprüche u., da das letztere sich dem Ausspruche der Tagsatzung von Luzern nicht fügen wollte u. sich mit Kaiser Friedrich III. verband, der nun auch den Aargau zurückverlangte, so erklärten die sieben anderen Kantone den Krieg, welcher um so unvermeidlicher war, als die Eidgenossen an den Beschlüssen des Baseler Konzils festhielten, die der Kaiser verworfen hatte. Durch die Hülfstruppen Karl's VII. von Frankreich, der 40,000 ihm selbst lästige Armagnacs dem Kaiser schickte, wurden die Schweizer zwar zu St. Jacob an der Birs 26. Aug. 1444 geschlagen, erregten aber durch ihre Tapferkeit so sehr die Bewunderung der Franzosen, daß diese mit ihnen einen Freundschaftsvertrag zu Ensisheim abschlossen. Zürich löste seinen Bund mit Oesterreich auf, die Erbschaft wurde 1450 den Grafen v. Raron zugesprochen. Seitdem suchten alle Nachbarn die Bundesgenossenschaft der Sch. Als Karl der Kühne von Burgund an den Grenzen der Sch. ein Königreich zu errichten gedachte, das ihnen gefährlich zu werden drohte, ließen sich die Eidgenossen durch Frankreich u. Oesterreich zum Kampfe aufstacheln, ehe sie selbst überfallen würden. Nach Abschluß eines „erblichen u. ewigen Bundesvertrages" mit Oesterreich (zu Konstanz 1474) fielen die Berner in die Franche-Comté ein, nahmen 1475 Granson ein, mußten es zwar im Febr. 1476 dem Herzog überlassen, errangen aber mit Hülfe der Eidgenossen 2. März einen glänzenden Sieg. Schon im Juni stand Karl wieder vor Murten, wurde am 22. jedoch zum zweiten Male von den vereinigten Schweizern geschlagen u. sein Ritterheer fast vernichtet. Savoyen verließ sofort seine Partei u. überließ im Vertrage zu Freiburg im Aug. 1476 an Bern u. Freiburg die Städte Murten u. Granson, desgleichen bis zur Einlösung durch 50,000 Gulden das ganze Waadtland. Auch der Herzog von Lothringen, der sein verlorenes Land schnell wiedergewann, bat um ihre Hülfe u. siegte dadurch 4. Jan. 1477 bei Nancy, wo Karl der Kühne fiel. Bald standen sich Schweizer im Kampfe um die burgundische Erbschaft als Bundesgenossen Ludwig's XI. u. Maximilian's von Oesterreich gegenüber, u. von nun an erscheinen sie von Frankreich bis Ungarn, vom Kaiserhof bis Rom als die beliebtesten Söldner. Mehr u. mehr nahmen die ehemals reichsunmittelbaren Eidgenossen jetzt eine Stellung außerhalb des Reiches ein. 1492 vermittelten sie den Frieden zwischen Ludwig XI. u. Max zu Senlis, verweigerten die Beschickung der Reichstage zu Worms (1495) u. zu Lindau (1496) u. schlossen, seit dem Eintritt Solothurns u. Freiburgs 1481 zu 10 Kantonen angewachsen, 1498 ein Schutzbündniß mit Graubünden, welches mit Maximilian im Streite lag. Als nun der Kaiser die Truppen des Schwäbischen Bundes 1499 gegen sie führte, errangen sie sich durch fünf Siege im Frieden zu Basel (22. Sept. 1499) die Unabhängigkeit vom Reiche u. nahmen 1501 Basel u. Schaffhausen, 1513 Appenzell in den Bund auf, der nun bis zur Franz. Revolution aus 13 Kantonen bestand. Dennoch hielten sich die Eidgenossen noch oft zum Kaiser, versprachen ihm 1507 Hülfe gegen Frankreich, wofür er sie förmlich von den Reichsgerichten eximirte, u. eroberten 1513 durch die Schlacht bei Novara für seinen Lehnsmann Sforza die Lombardei. Zwar schlossen sie nach ihrer Niederlage bei Marignano mit Franz I. 1516 den ewigen Bund zu Freiburg, durch den sie Tessin u. Veltlin erhielten für das Versprechen, nie gegen Frankreich zu kämpfen; doch erklärten sie sich 1519 trotzdem entschieden gegen seine Wahl zum Kaiser. Als freilich Franz I. die Pensionen u. Jahrgelder um die Hälfte erhöhte, kämpften sie 1522 bei Bicocca, 1525 bei Pavia für ihn u. standen 1527 auch im Solde des Papstes, der selbst an die Geistlichen jährliche Geschenke sandte, damit sie seine Werbungen unterstützten. Dennoch bewirkte bald eine tiefgehende religiöse u. politische Spaltung in der Sch., daß von einer gesammten Betheiligung der Eidgenossen an den Kriegen ihrer Nachbarn nicht mehr die Rede war. Außer den 13 Orten, welche in der Tagsatzung vertreten waren, gab es noch eine große Gruppe von Landschaften, die in halber od. ganzer Abhängigkeit von jenen standen. Von den „zugewandten Orten" hatten die Städte Biel u. St. Gallen sowie der Abt in letzterer Stadt Sitz u. Stimme, dagegen standen Graubünden, Genf, Wallis, Neuenburg, Mühlhausen u. das Bisthum Basel nur im Verhältniß von Bundesgenossen; Tessin, Veltlin, Sargans, Thurgau, Baden u. (seit 1536) Waadt waren Unterthanen. Andererseits schuf der Reichthum der Städter u. die Herrschaft altadliger Geschlechter ein gespanntes Verhältniß zu dem Kern des Bauernvolkes, vor Allem in den vier Waldstätten. Als nun die Reformation durch Zwingli (s. d.) in Zürich, durch Oekolampadius (s. d.) in Basel, durch Haller, Lupulus u. Manuel in Bern, endlich durch

Farel (s. d.) in Genf zur Herrschaft gekommen war, gab es bald in allen unterthanigen Landschaften feindseliges Zusammentreffen zwischen den Vorkampfern der neuen u. der alten Lehre. Nachdem der Reformator selbst bei Cappel 1531 gefallen war, kam es 1532 zu einem Frieden, durch welchen den evangelischen Städten ihre Religion zwar gelassen, aber dieselbe zu verbreiten verwehrt wurde. Alsbald begann nun in der südl. u. östl. Sch. eine lebhafte katholische Reaktion u. fand ihren Hohepunkt 1586 in dem sog. Goldenen Bunde, welchen die Vierwaldstätte, Zug, Solothurn u. Freiburg mit dem Erzbischof Carlo Borromeo (s. d.) von Mailand schlossen. Dennoch wehrte man sich tapfer, wie ehemals, gegen feindlichen Angriff. Als 1602 der Herzog von Savoyen Genf überfiel, um es an sich zu reißen, retteten es Bern u. Zürich, u. als später im Mantuanischen Erbfolgekriege die Oesterreicher im Bunde mit Spanien u. die Franzosen das Veltlin u. Graubünden an sich reißen wollten, vertrieb man jene u. erlangte im Frieden zu Mailand 1639 die volle Freiheit wieder. Auch von dem großen Kriege litt die Sch. verhältnißmäßig wenig u. erhielt im Westfälischen Frieden (1648) nochmals die Bestätigung ihrer vollkommenen Unabhängigkeit vom Reiche. Mühsam bewältigte man einen Bauernaufstand 1652–55 in Luzern, Solothurn, Bern u. Basel, schneller endigte 1656 ein Religionskrieg der Züricher u. Berner gegen Freiburg, Solothurn u. Unterwalden, u. nach dem Kriege der evangelischen Toggenburger gegen den Abt von St. Gallen 1712 bis 1718) mußten die katholischen Orte im Aarauer Frieden den Evangelischen im Thurgau u. dem Rheingau gleiche Rechte mit den Katholiken zugestehen. An solchen Unruhen fehlte es im ganzen 18. Jahrh. nicht u. die Hinrichtung des edlen Samuel Henzi (1749), der für die Rechte aller Bürger in Bern gegen die wenigen Aristokratenfamilien auftrat, welche alle Stellen besetzten, sowie die kleinliche Staatskunst, welche überall nationales, politisches u. selbst wissenschaftliches Leben zurückhielt, bewiesen deutlich, daß die alten Zustände sich überlebt hatten. Argwöhnisch blickten die Regierungen auf die steigende Mitgliederzahl der Helvetischen Gesellschaft, welche Iselin, Hirzel, Zellweger u. A. 1761 im Bade Schinznach zur Beförderung der Aufklärung u. des Gemeinsinns gestiftet hatten. Die Franz. Revolution brachte es überall zur Sprengung der Fesseln. Zuerst in Freiburg, dann in Basel, im Waadtlande, in Bünden, Genf, St. Gallen u. Zürich kam es zu blutigen Auftritten. Mühsam waren sie niedergedrückt worden, als Napoleon 1797 u. 1798 Veltlin, Chiavenna u. Bormio mit der Cisalpinischen Republik, einen Theil des Bisthums Basel mit Frankreich verband. Vergebens gaben Luzern, Schaffhausen, Bern, Freiburg ihre Unterthanen frei, ein franz. Heer unter Brune drang 1798 von Waadt aus bis Bern vor, theilte die großen Kantone, vereinigte kleinere zu einem einzigen u. nahm Mühlhausen u. Genf für Frankreich in Besitz. Schon 12. April 1798 wurde die Sch. in eine „untheilbare Helvetische Republik" mit einer der franz. Direktorialverfassung nachgebildeten Staatsform verwandelt. Vergebens waren die Aufstände der Waldstätte, vergebens der Einmarsch der Oesterreicher u. Russen 1799, vergebens die versuchten Verfassungsänderungen von 1800–1803; Napoleon schuf 1803 durch die sog. Mediationsakte, wie er sie mit den Abgeordneten der Kantone in Paris hatte berathen lassen, die Sch. um. Zu den 13 alten Kantonen kamen 6 neue, St. Gallen, Graubünden, Aargau, Thurgau, Waadt, Tessin. Wallis wurde abgetrennt u. 1807 mit Frankreich vereinigt. Obwol man die neue Ordnung durch Stellung von 12,000 Soldaten erkaufen mußte, die mit Napoleon kämpften, so genoß die Sch. doch in den nächsten Jahren einen lange nicht gekannten inneren Frieden u. gelangte wieder zu einem Gefühl der Zusammengehörigkeit. Kaum aber war Napoleon bei Leipzig u. vor Paris niedergeworfen, so brach in der Sch., vor Allem in Bern, die Reaktion hervor. Wol erhielt man 1813 Genf, Wallis u. das Bisthum Basel zurück u. dazu die Gewähr einer beständigen Neutralität (1815), allein die im Aug. 1815 berathene Verfassung gab den aristokratischen Elementen ein solches Uebergewicht, vor Allem durch Abschaffung der direkten Wahlen zum Großen Rathe, daß entweder Stagnation od. Revolution zu erwarten war. Schon vor dem Ausbruch der Pariser Julirevolution waren in Appenzell, Luzern u. Tessin, bald nach derselben wurden auch im Aargau, Thurgau, Zürich u. Bern die vom kleinlichsten Kantongeist geschaffenen Verfassungen zeitgemäß umgestaltet u. das alte Patrizierregiment gestürzt worden. In Basel aber kam es 1832 zu einer Trennung der beiden Halbkantone Basel-Stadt u. Basel-Land, desgl. in Schwyz von Außen-Schwyz u. Alt-Schwyz. Doch siegte hier wie in Wallis zuletzt die konservative Partei, obwol nicht ohne Blutvergießen. Eine Reform der Gesammtverfassung kam 1835 nur für das Zoll- u. Heerwesen zu Stande. So blieb die Sch. innerlich gespalten u. nach außen hin so machtlos, daß sie 1834 u. 1835 dem Drängen der Großmächte, wenn auch widerstrebend, nachgeben u. alle politischen Flüchtlinge, das ganze „junge Italien" u. „junge Deutschland" ausweisen mußte. Bald zeigten sich die ersten Symptome eines offenen Bruches. Als die liberale Regierung in Zürich 1839 den Prof. Vischer (s. d.) berufen hatte, glückte es der altgläubigen konservativen Partei, sie zu stürzen, u. wenn auch 1841 im Aargau eine Aenderung der Verfassung in liberalem Sinne gegen die konservativen Katholiken durchgesetzt u. die Aufhebung aller Mönchsklöster beschlossen wurde, so führte doch die Berufung der Jesuiten, die schon in Wallis, Freiburg u. Schwyz Niederlassungen hatten, nach Luzern 1844 zum Blutvergießen. Der Plan der Liberalen unter Dr. Steiger 8. Dez., dem Jesuitenregiment mit Gewalt ein Ende zu machen, scheiterte, u. die meisten ergriffen die Flucht, ebenso der Angriff, welchen eine zahlreiche Freischar 30. März 1845 auf Luzern machte. Als nun der Kanton Bern den Führer derselben, Ochsenbein, an seine Spitze stellte, erneuerte Luzern ein schon 1832 geschlossenes Bündniß mit den übrigen strengkatholischen Kantonen Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg u. Wallis, welches die Gegner als „Sonderbund" bezeichneten. Dennoch gab der gewaltsame Sieg der Liberalen in Genf u. St. Gallen diesen die Majorität in der Tagsatzung, u. 20. Juli 1847 wurde die Auflösung des Sonderbundes, 3. Sept. die Vertreibung der Jesuiten aus der Sch. beschlossen. Da die Katholiken allein einen Schiedsspruch des Papstes wollten gelten lassen, u., als man diesen natürlich nicht annahm, ihre Vertreter aus der Tagsatzung abriefen, beschloß die Mehrheit 4. Nov. die Anwendung der Gewalt. Eine einzige Schlacht 23. Nov. bei Gieslikon u. Rothkreuz brachte die Entscheidung. Die Sonderbündler wurden geschlagen, die ultramontanen Regierungen abgeschafft u. ungestört durch die Großstaaten, welche selbst mit Revolutionen zu ringen hatten, 12. Sept. 1848 eine neue Verfassung zu Stande gebracht, nach welcher an die Stelle der alten Tagsatzung ein Stände- u. ein Nationalrath gesetzt, Bern zum Vorort erhoben wurde. Neuenburg, welches im März 1848 den Statthalter der Krone Preußen, mit der es seit 1707 als Fürstenthum verbunden war, durch eine kurze Revolution zur Flucht getrieben hatte, trat trotz des Widerspruches Friedrich Wilhelm's IV. als freier Kanton in den Bund ein. Erst 26. Mai 1857 willigte der König nach vielen vergeblichen Drohungen gegen das Versprechen, daß alle Anhänger seiner Krone aus der Gefangenschaft entlassen würden, u. gegen eine Entschädigung von einer Million Francs in die Abtretung. Zum Danke für die Vermittelung dieses Vertrages bewilligte die Sch. dem Kaiser Napoleon die Auslieferung der Flüchtlinge, welche sich an dem Attentate Orsini's betheiligt hatten, während sie noch 1853 die Auslieferung der Italiener, die sich in Mailand gegen die österr. Regierung empört hatten, standhaft verweigerte. Trotzdem wurde der Sch. die Nachbarschaft Frankreichs, das im Anfange des Jahres 1860 Savoyen erworben hatte, höchst unbequem. Vergebens wies sie darauf hin, daß die nördl. Theile des Landes durch den Wiener Kongreß für neutral erklärt worden waren; von einer Abtretung derselben an die Sch., die Napoleon im Febr. versprochen hatte, wollte er im April nichts mehr wissen. Seitdem gehörte auch die Sch. zu jenen Nachbarn Frankreichs, die nicht ohne Besorgniß den Gang der dortigen Entwicklung beobachteten. Dennoch bewies die Bevölkerung zehn Jahre später, als die letzten Kämpfer Frankreichs, die Reste der Bourbaki'schen Armee unter Clinchant, im Febr. 1871 in die Sch. übertraten, um sich dort entwaffnen zu lassen, daß ihre Sympathie lebhafter für Frankreich als für Deutschland sei. — Vgl. O. Lorenz, „Leopold III. u. die Schweizer Bunde" (Wien 1860); A. Huber, „Die Waldstätte . . . bis zur festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft" (Innsbr. 1861); H. v. Liebenau, „A. Winkelried, seine Zeit u. seine That" (Aarau 1862); O. Henne am Rhyn, „Geschichte des Schweizervolkes u. seiner Kultur" (Lpz. 1865); W. Vischer, „Die Sage von der Befreiung der Waldstätte nach ihrer allmählichen Ausbildung untersucht" (Lpz. 1867); Strickler, „Lehrbuch der Schweizergeschichte" (2. Aufl., Zür. 1874); C. Bulle, „Geschichte der neuesten Zeit" (2 Bde., Lpz. 1876).

Schweizer dienten schon als Landsknechte vielfach fremden Herren. Nach der Schlacht von Marignano 1515 schlossen die Schweizer 1516 den Frieden von Freiburg u. 1521 den ersten förmlichen Bundesvertrag mit Frankreich. Die Schweizerregimenter bildeten bis zur Franz. Revolution den Kern der franz. Armee. Das Vertragsverhältniß war im Allgemeinen folgendes: Der Kanton, welcher ein Regiment stellte, ernannte den Oberst u. die Kapitäne. Diese Offiziere erhielten sodann eine Bestallung vom König von Frankreich. Der Kapitän warb sich sodann seine Compagnie u. wählte sich die Offiziere aus, welche wiederum der Oberst bestätigte. Der Kanton rüstete das Regiment in Allem komplet aus, bevor es an Frankreich übergeben wurde, u. erhielt dafür eine reichliche Entschädigung. Nach Uebernahme des Regiments mußte Frankreich für Alles sorgen u. die speziellen Interessen der Truppe wurden durch den Generaloberst der Schweizerregimenter vertreten. Mit den Dynastien der Bourbonen schwanden auch die Schweizertruppen in anderen Ländern. „Point d'argent, point de Suisses" war ein Sprüchwort, welches beweist, in welcher Ausdehnung die Sch. fremde Kriegsdienste nahmen. Ueber die vorzügliche Disziplin, Tapferkeit u. Zuverlässigkeit der Schweizer

[illegible] ist jederzeit u. überall nur eine Stimme des Lobes [illegible]. Von Ludwig XI. an bis zu Ludwig XV. soll die Schweiz [illegible] 1110798 Mann gestellt u. dafür von Frankreich [illegible] Francs Entschädigung erhalten haben. — Vergl.: Zur [illegible] „Histoire militaire des Suisses au service de la France" [illegible] „Geschichte der Feldzüge u. der Kriegsdienste der Sch. [illegible]" (2 Bde., Baden 1844—45).

Schweizer, Alexander, einer der hervorragendsten Theologen der Schleiermacher'schen Schule u. der schweizerisch reformirten Kirche der neueren Zeit, aus einer alten Züricher Familie stammend, wurde 14. März 1808 in Murten geboren, wo sein Vater Diakonus war. Daselbst u. in Guttannen im Berner Oberlande verbrachte er seine erste Jugend, besuchte dann die Gymnasien in Biel, Basel u. Zürich, studirte Theologie in Zürich u. in Berlin unter Schleiermacher u. kam 1833 als Hülfsprediger der Reformirten Gemeinde nach Leipzig, habilitirte sich 1834 als Privatdozent an der neu errichteten Universität Zürich u. wirkt daselbst seit 1835 als Professor der praktischen Theologie, seit 1844 zugleich als Pfarrer am Großmünster. Von letzterer Stelle trat er 1871 zurück. Die damals zum Siege gelangende demokratische Partei verhinderte, daß er, der 33 Jahre lang ein thätiges Mitglied des Kirchenrathes gewesen war, wieder in diese Behörde gewählt wurde; als man nach ein paar Jahren diese Kränkung durch seine Wiederwahl gut machen wollte, nahm er nicht mehr an. Alle Schriften Sch.'s zeugen von einem tief religiösen, jedoch von dogmatischer Befangenheit freien Sinne, von vollendeter philosophischer Bildung u. scharfer Dialektik u. Kritik. Bes. hervorzuheben sind: „Ueber Begriff u. Eintheilung der praktischen Theologie" (Zür. 1836); „Das Bindende der liturgischen Formulare" (ebd. 1836); „Glaubenslehre der Evang. reformirten Kirche" (2 Bde., ebd. 1844 bis 1847); „Homiletik" (Lpz. 1848); „Die protestantischen Centraldogmen" (2 Bde., Zür. 1854—56); „Christliche Glaubenslehre, nach protestantischen Grundsätzen dargestellt" (3 Bde., Lpz. 1863—75; 2. Aufl. 1877); „Pastoraltheorie" (ebd. 1875); gesammelte Aufsätze unter dem Titel: „Nach rechts u. nach links" (Lpz. 1876); „Ueber die Zukunft der Religion" (in Hilgenfeld's „Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie" 1877). Auch veröffentlichte Sch. mehrere Sammlungen von Predigten (5 Bde., Lpz. u. Zür. 1834—62).

Schweizerei nennt man in Süddeutschland den Betrieb einer Milchwirthschaft, weil in früheren Dezennien an vielen Orten Personen aus der Schweiz zur Herstellung von Butter u. Käse berufen wurden; in Norddeutschland wandte man sich dieserhalb nach Holland u. nannte die Milchwirthschaften Holländereien. Mit den Personen folgten gewöhnlich auch Viehstämme, welche entweder rein fortgezüchtet od. zur Aufbesserung der heimischen Viehzucht verwendet wurden. Siehe die Artikel „Milch", „Milchwirthschaft" u. „Rind".

Schweizerklee, s. „Esparsette".

Schwenkfeld, Kaspar, der erste protestantische Mystiker u. Urheber der Sekte der Schwenkfeldianer, geb. 1490 als der Abkömmling des alten schlesischen Adelsgeschlechts von Ossig (auch Ossing od. Ossigk); erwarb zu Köln u. auf anderen Universitäten die damals übliche adlige Bildung u. brachte dann 12 Jahre als Hofjunker an verschiedenen kleinen Höfen, zuletzt bei Friedrich II. von Liegnitz zu. Angeregt durch Tauler's u. Luther's Schriften, begann er 1522 nach einem Besuch bei Karlstadt in Wittenberg mit Eifer die Reformation in Schlesien durch eigene Predigten u. Schriften. Schon 1524 kam es jedoch zu Streitigkeiten über das Abendmahl; vergebens suchte er 1525 Luther persönlich in Wittenberg für seine Meinung zu gewinnen, daß Christus im Abendmahl sich selbst als Brot der Seele darbiete. Als deshalb 1528 König Ferdinand von Böhmen die Vertreibung Sch.'s als eines Schwärmers forderte, wich er freiwillig u. fand Anfang 1529 Aufnahme bei den Predigern in Straßburg. Das gute Einvernehmen mit diesen endigte 1533; nach wechselndem Aufenthalt in Augsburg, Speyer 2c. ließ er sich 1535 in Ulm nieder u. schloß auf dem Religionsgespräch zu Tübingen (28. Juni 1535) einen Vertrag auf gegenseitige Anerkennung mit den Reformatoren Bucer, Blaurer u. A. Als er jedoch 1539 mit seiner Lehre von der „göttlichen Natur" (später „Vergottung") auch des Fleisches Christi hervortrat, wurde er aus Ulm vertrieben u. trotz seiner eingehenden Vertheidigung in der „Großen Konfession" (1540) von dem Konvent der Lutheraner zu Schmalkalden hart verdammt. Doch gewann er durch seine Erbauungsbücher einen immer größeren Kreis von Anhängern. Auch fernerhin vielfach verfolgt u. zu häufigem Wechsel des Aufenthalts gezwungen, starb er zu Ulm 11. Dez. 1561. — Das Gedächtniß Sch.'s als eines innig frommen u. von eigentlicher Schwärmerei abgewandten Mannes ist erst von dem Pietismus u. in neuester Zeit wieder zu Ehren gebracht worden. Allerdings ist es begreiflich, daß die Reformatoren, obenan Luther, in dem durchaus subjektiven Mystizismus Sch.'s eine große Gefahr für die kaum gegründete Kirche erblickten. Als echter Mystiker verachtete er alle äußerlichen Ordnungen u. Ceremonien (auch die Kindertaufe) sowie den Buchstabenglauben gegenüber der Bibel, stellte vielmehr das „innere Wort Gottes", die unmittelbare Glaubensgewißheit, dem äußeren Worte gegenüber. Dieses innere Wort erzeugt das „geistliche Fühlen, die innere Empfindlichkeit der Gnade Gottes", u. leitet aus dem durch die Schöpfung begründeten Machtreich in das Reich der Gnade (durch die Erlösung) hinüber. Auch die Rechtfertigung erklärte er für das dauernde Gefühl des Gnadenstandes; dagegen hat er die Möglichkeit eines sündlosen Lebens nie gelehrt. Ein „Erster Theil der christlich orthodoxischen Bücher u. Schriften Kaspar Sch.'s" erschien 1564; daran schlossen sich „Christlich lehrhafte Missive od. Sendbriefe" (2 Bde., 1566—70). Bei seiner Abneigung gegen alles äußere Kirchenthum (obschon er auf strengen Kirchenbann drang) unterließ er es, seine Anhänger zu Gemeinden zu organisiren. Trotzdem erhielten sich dieselben zahlreich unter dem Namen Neutrale (sie selbst nannten sich Bekenner der Glorie Christi) in Schlesien u. Schwaben. Von Schlesien gingen sie später nach Holland u. Nordamerika, wo sich noch heute eine Gemeinde (zu Philadelphia) erhalten hat. — Vergl. Kadelbach, „Ausführliche Geschichte Kaspar von Sch.'s u. der Schwenkfelder 2c. nebst ihren Glaubensschriften von 1524—1860" (Lauban 1861).

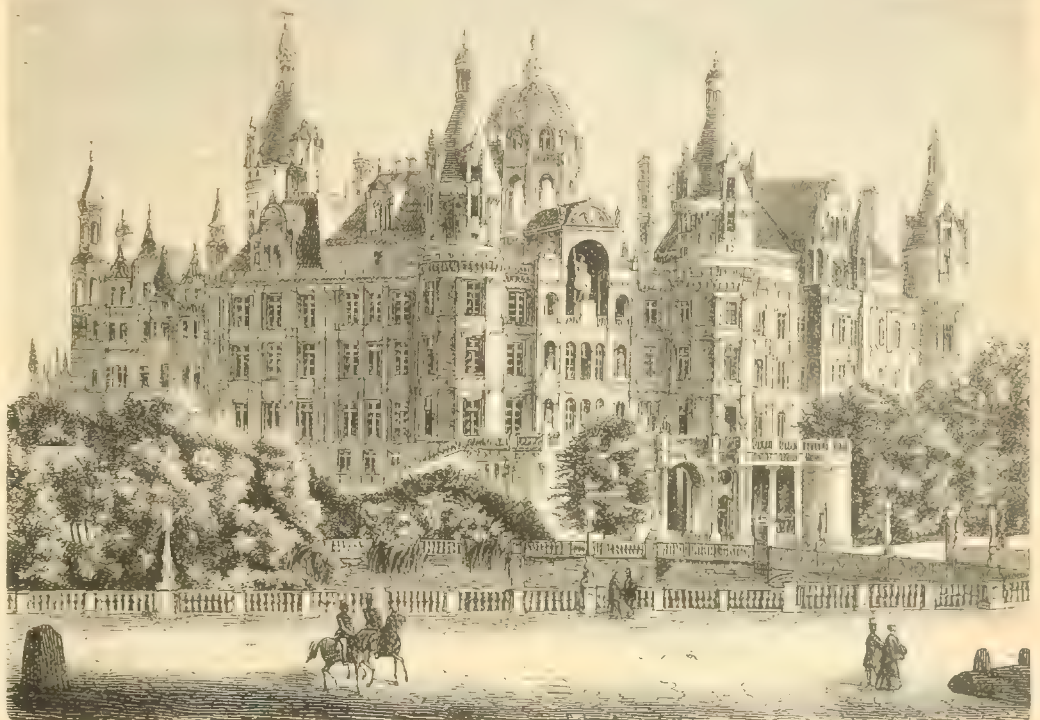
Schweppermann, Siegfried od. Seyfried, war Feldhauptmann der Nürnberger u. zeichnete sich in der ersten Schlacht, die Ludwig der Bayer am 9. Nov. 1313 bei Gammelsdorf über seinen Gegenkönig Friedrich den Schönen gewann, rühmlich aus. Von irgend einer Thätigkeit in der Schlacht bei Mühldorf am 28. Sept. 1322 wissen die Geschichtsquellen nichts, um so mehr die Sage. Sie erzählt vor Allem, eine List Sch.'s habe Ludwig zum Siege verholfen u. dieser ihn, als in der Herberge zum Abendessen sich nur ein Korb Eier fand, zum Danke mit den Worten geehrt: „Jedem Mann ein Ei, dem braven Sch. aber zwei." Dieser Spruch findet sich auch auf Sch.'s Grabe zu Castell in der Oberpfalz. — Vergl. O. Lorenz, „Deutsche Geschichte im 13. u. 14. Jahrh." (Wien 1864 f.).

Schwere od. Schwerkraft nennt man das Bestreben aller in der Nähe der Erde befindlichen Massen, nach dem Mittelpunkte der Erde hin sich zu bewegen, zu fallen. Jede Masse wird durch die allgemeine Anziehung (s. d.) od. Attraktion von allen näheren od. ferneren Massen angezogen u. das, was wir auf die Erde bezogen Sch. nennen, ist also nur ein besonderer Fall der Anziehung, die überall herrscht, soweit der Raum von Materie erfüllt ist. Alle diese nach den verschiedensten Richtungen gehenden Anziehungen setzen sich nach dem Prinzip des „Parallelogramms der Kräfte" (s. d.) zu einer einzigen Resultirenden zusammen, welche wegen des durch die große Nähe überwiegenden Einflusses der Erde, wie schon bemerkt, durch den Mittelpunkt der Erde geht u. kurz als Sch. bezeichnet wird. Den ideellen Punkt, von welchem aus diese Resultirende wirkend gedacht werden muß, nennt man allgemein den Schwerpunkt (s. d.). Die Sch. äußert sich als ein Druck auf die der Bewegung nach dem Erdmittelpunkte entgegenstehenden Körper (s. „Gewicht"). Sie ist nicht überall auf der Erde gleich groß. An den Polen ist sie am stärksten, nach dem Aequator zu wird sie immer schwächer u. zwar wird sie einmal durch den Einfluß der Centrifugalkraft, die am Pole gleich Null, am Aequator am größten ist, um $\frac{1}{289}$ vermindert; dann aber kommt noch der Einfluß der Abplattung der Erde hinzu, sodaß die Gesammtverminderung der Sch. am Aequator gegen den Betrag der Sch. an den Polen $\frac{1}{194}$ ausmacht. Vergl. „Gravitation", „Schwerpunkt".

Schwerin, Fürstenthum, ein mecklenburg-schwerinischer Landestheil von 13,6 □M., war früher ein von Heinrich dem Löwen gestiftetes Bisthum (mit der Residenz in Bützow), welches im Westfälischen Frieden aufgehoben u. als Entschädigung für die an Schweden abgetretene Herrschaft Wismar als weltliches Reichsfürstenthum an den Herzog von Mecklenburg gegeben wurde. Es besteht aus den beiden Städten Bützow u. Warin u. 6 Aemtern, die zu dem landesherrlichen Domanium gehören.

Schwerin, Haupt- u. Residenzstadt des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, mit 27,989 E. (1875); liegt an der Linie Hagenow-Wismar der Friedrich-Franz-Bahn u. am Westufer des 1,15 □Meile großen Schweriner Sees, in reizender Lage, umgeben von mehreren kleineren Seen, die sich zum Theil bis in die Stadt hineindrangen. Sch. ist Sitz der obersten Regierungsbehörden, hat drei protestantische, eine katholische Kirche u. eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Realschule, eine Gewerbeschule, eine Gemäldegalerie, ein trefflich geordnetes Antiquarium &c. Hervorragende Gebäude sind der im 15. Jahrh. vollendete, neuerdings restaurirte Dom, eine der schönsten Kirchen Norddeutschlands; sodann das auf einer Insel zwischen dem Schweriner See u. dem Burgsee gelegene Schloß, 1845—58 an Stelle eines älteren, seit Anfang des 12. Jahrh. den Fürsten u. Herzogen von Mecklenburg als Residenz dienenden, 1629 von Wallenstein erneuerten Schlosses in den großartigsten Verhältnissen erbaut u. mit prächtigen Anlagen umgeben; ferner das 1844 erbaute Arsenal, das 1832—35 von Demmler erbaute Schauspielhaus, das Regierungsgebäude, die Artilleriekaserne, der Marstall &c. Auf dem sog. Alten Garten, von dem eine Brücke zum Schlosse führt, steht seit 1849 das von Rauch modellirte Standbild des Großherzogs Paul Friedrich u. seit 1874 ein Denkmal für die 1870/71 gefallenen Mecklenburger. Handel u. Industrie der Stadt sind nicht hervorragend. — ½ Stunde nördlich von Sch. liegt auf dem sog. Sachsenberg eine große Irrenheilanstalt. — Sch. (Swarin od. Zwarin, d. h. Wildgehege) ist eine altwendische Ansiedelung, seit 1018 urkundlich nachweisbar, erhielt 1161 Stadtrecht u. war in den Jahren 1170—1624 Bischofssitz.

Schwerin (Skwierzyna), Stadt mit 6357 E. (1875) im Kreise Birnbaum, Reg.-Bez. Posen der preuß. Prov. Posen; liegt am linken Ufer der Warthe, wenig oberhalb des Einflusses der Obra, hat starke Tuchweberei, Gerberei, Leimsiederei, mehrere Watten- u. Tabaksfabriken u. treibt bedeutenden Pferdehandel.


Nr. 4951. Großherzogliches Schloß in Schwerin (Mecklenburg).

Schwerin (ursprünglich Swerin, d. h. die Raute), eines der ältesten, begütertsten u. angesehensten pommer. Adelsgeschlechter, das sich nach Mecklenburg, der Mark, Preußen, Bayern, Schweden u. Kurland ausgebreitet hat. Im 17. Jahrh. theilte es sich in 24 verschiedene Linien. Von diesen gehört eine dem schwed. Freiherrenstand (seit 6. Dez. 1717), eine andere dem bayer. (seit 20. Febr. 1813) an u. sind sechs gräflich. Letztere sind: 1. die Linie auf Walsleben u. Wildenhoff, gegründet vom Grafen Friedrich Wilhelm v. Sch. (geb. 1678, gest. 1727), dessen Vater, der kurbrandenburg. Geheime Staatsminister Otto **v. Sch.** (geb. zu Köln an der Spree 11. April 1645, gest. 8. Mai 1705), am 11. Sept. 1700 in den Reichsgrafenstand erhoben worden war; gegenwärtiges Haupt dieser Familie ist Graf Otto Gottfried Ludwig Emanuel **v. Sch.**, geb. 31. Juli 1823, Majoratsherr der 29,540 Morgen umfassenden Herrschaften Walsleben u. Wildenhoff im Kreise Preußisch-Eylau (Ostpreußen) u. Erbkämmerer der Kurmark Brandenburg. 2. Die Linie auf Wolfshagen, gestiftet vom Grafen Otto **v. Sch.** (geb. zu Berlin 1684, gest. 1755), dem jüngeren Bruder des Stifters der 1. Linie; jetziges Haupt der Wolfshagener Linie ist Graf Otto Wilhelm Ludwig **v. Sch.**, geb. 26. Aug. 1822, Besitzer von Amalienhof, Kleisthöhe, Yorksthal, Gneisenau, Damerow u. anderen Gütern. 3. Die Linie auf Schwerinsburg ward von Klaus v. Sch. (gest. 1612) gestiftet u. mit den beiden Brüdern Hans Boguslaw **v. Sch.** (geb. 10. Juni 1630, gest. 23. Aug. 1747) u. Kurt Christoph **v. Sch.** (s. d.) von Friedrich d. Gr. 31. Juli 1740 in den Grafenstand erhoben; ihr jetziges Haupt ist Graf Heinrich **v. Sch.-Putzar**, geb. 18. März 1836, Sohn des Grafen Maximilian v. Sch.-Putzar (s. d.) u. seit 1867 Schwiegersohn Heinrich v. Mühler's (s. d.). 4. Die Linie auf Willmersdorf, gegründet vom jüngeren Bruder des Stifters der vorigen Linie u. von Fried. II. in der Person des preuß. Generalmajors Friedr. August Leopold **v. Sch.** (geb. 1750, gest. 1834) am 2. Jan. 1787 gegraft. Der Großvater des Letzteren war der preuß. Geheime Staatsminister Freiherr Friedrich Boguslaw **v. Sch.** (geb. 30. Aug. 1674, gest. 1. Okt. 1747). Graf Friedrich Kurt Alex. **v. Sch.**, geb. 16. Mai 1656, ist als Erbherr auf Willmersdorf (Kreis Teltow, Reg.-Bez. Potsdam) gegenwärtiger Chef dieser Linie. 5. Die Linie auf Husby in Schweden, gegraft 1766; ihr gehörte an der als historischer Schriftsteller u. Uebersetzer Goethe'scher Gedichte bekannte Graf Frederik Bogislaus **v. Sch.**, geb. zu Stralsund 7. Okt. 1264, gest. zu Stockholm 9. April 1834; derselbe stand seit 1812 an der Spitze der Reichstagsopposition u. war zuletzt Mitglied der Direktion der Nationalbank. 6. Die Linie auf Stegeberg in Schweden, die seit 1776 gräflich ist. — Die berühmtesten Mitglieder des Geschlechts sind: Graf Kurt Christoph **v. Sch.**, geb. in Schwed.-Pommern 26. Okt. 1684, trat 1700, nachdem er in Leyden, Greifswald u. Rostock studirt, als Fähnrich in holl. Dienste, kämpfte 1704 unter Marlborough u. Eugen u. ward 1705 Hauptmann. Seit 1706 in mecklenburg. Diensten u. seit 1708 Oberst, ward er 1711 mit geheimen Aufträgen zu Karl XII. in Bender geschickt u. später zum Generalmajor befördert, als welcher er 1719 das zur Beilegung der Streitigkeiten zwischen dem Herzog u. dem Adel bestimmte kaiserl. Heer bei Waltmühlen schlug. Im nächsten Jahre trat Sch. in die Dienste des Königs von Preußen u. ward von diesem nach Warschau gesandt, um die Unruhen in Thorn zu Gunsten der Protestanten beizulegen. 1730 zum Gouverneur von Peiz ernannt, stieg er 1731 zum Generallieutnant auf u. erwarb sich, nam. als er 1733 die hann. Truppen aus Mecklenburg vertrieben hatte, mehr u. mehr das besondere Vertrauen des Königs Friedrich Wilhelm I. Schon von diesem 1739 mit dem Range eines Generals der Infanterie bekleidet, ward er 1740 von Friedrich II. zum Generalfeldmarschall u. Grafen erhoben u. im ersten Schles. Kriege mit Führung des rechten Flügels betraut. In diesem Kriege war ihm die günstige Wendung der Schlacht bei Mollwitz (10. April 1741) zu verdanken.

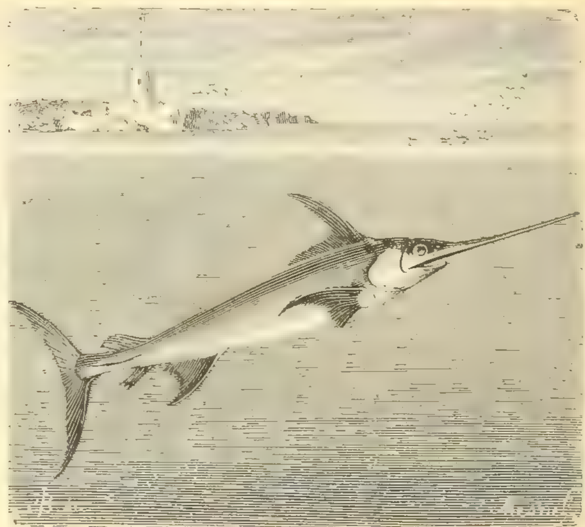
Nach geschlossenem Frieden Gouverneur der Festungen Neisse u. Brieg, rückte er nach Ausbruch des zweiten Schlesischen Krieges in Böhmen ein u. vereinigte sich mit dem Könige vor Prag, das dann belagert wurde u. 16. Sept. 1744 kapitulirte. Als aber später die Preußen sich aus Prag u. Böhmen zurückziehen mußten, bewährte sich auch hier das Feldherrntalent Sch.'s. Seine Gesundheitsverhältnisse nöthigten ihn 1715, auf seinen Gütern der Ruhe zu pflegen, u. erst 1756, bei Beginn des Siebenjährigen Krieges, konnte er wieder aktiv werden. In diesem drang er an der Spitze des dritten preuß. Heeres nach der Schlacht bei Lowositz abermals in Böhmen ein u. verhinderte die Vereinigung Piccolomini's mit Browne. Auch im Feldzug des nächsten Jahres operirte er daselbst mit vielem Glück, mußte aber 3. Mai 1757 beim Sturme auf das befestigte Lager bei Prag den Sieg mit seinem Leben erkaufen. Die Trauer über seinen Heldentod war eine große u. allgemeine. Der König ließ ihm ein Standbild aus Marmor auf dem Wilhelmsplatze in Berlin errichten. Auch auf der Stelle bei Prag, wo der in jeder Beziehung ausgezeichnete Mann, mit der Fahne in der Hand, von vier Kartätschenkugeln niedergestreckt wurde, ist ihm eine Denksäule aufgestellt worden. Vgl. „Leben des Grafen v. Sch." (Berl. 1790). — Graf Maximilian Heinrich Karl Anton Ernst **v. Sch.-Putzar**, geb. auf dem Lehensgute Boldekow im Kreise Anklam 30. Dez. 1804, widmete sich, nachdem er seit 1824 in Berlin u. Heidelberg die Rechte studirt hatte, auch schon Auskultator u. Referendar gewesen war, der Verwaltung einiger väterlicher Güter in Pommern, wurde 1833 im Anklamer Kreise zum Landrath gewählt, vertrat denselben seit 1840 auf dem pommer. Provinziallandtage u. ward 1842 auch Direktor des vorpommer. Landschaftsdepartements. Infolge seiner eifrigen Betheiligung am Gustav-Adolf-Verein 1846 vom König als Mitglied der Evangel. Generalsynode nach Berlin berufen, wo er mit Auerswald die orthodoxe Richtung zu bekämpfen suchte, wurde er 1847 auch Mitglied des Vereinigten Landtags, auf dem er seine fortan behauptete hervorragende Stellung in der liberalen Partei begründete. Vom 19. März bis 18. Juni 1848 Kultusminister, ging er dann als Abgeordneter des Wahlkreises Schlawe nach Frankfurt u. gehörte der Nationalversammlung bis 3. Mai 1849 als Mitglied der Fraktion Vincke an. Seit dem Sommer 1849 saß er ununterbrochen im preuß. Abgeordnetenhause, in dem er 1849—55 u. dann wieder 1859 auch den Vorsitz führte. Als Flottwell's Nachfolger trat er 3. Juli 1859 in das Ministerium der neuen Aera ein u. blieb Minister des Innern bis 17. März 1862. Nach seinem Rücktritte hielt er sich im Abgeordnetenhause zur altliberalen u. später zur nationalliberalen Partei, wenn er auch innerlich altliberal blieb, denn in seiner Geburt u. Jugenderziehung lag seine Kraft, u. daß er spätere Zeiten nur mit den Augen seiner Lehrjahre ansehen konnte, war seine Schwäche. Daher hatte er auch den Stoff zu einem Staatsmanne von nachhaltender Wirkung nicht; nur sein aufgeklärter Geist, seine warme u. uneigennützige Vaterlandsliebe u. sein Fleiß hätten in ruhigen Zeiten sein Wirken als Minister zu einem bedeutungs- u. ruhmvollen machen können. Doch solche Zeiten waren ihm nicht beschieden; er wurde blos an die Spitze der wichtigsten Staatsverwaltungszweige gestellt, weil hinter seiner Doktrin u. Milde Gegenströmungen u. Intriguen bequemen Raum fanden, über seine Richtung zu triumphiren. Was ihn vielmehr dem Volke so lieb gemacht, war die Treue u. Festigkeit, womit er als Volksvertreter die Verfassung u. die Landesrechte gegen die Einbrüche der Reaktion vertheidigte. Mit seiner bewährten Gewissenhaftigkeit erfüllte er 1867—71 auch das Mandat für den Reichstag u. nahm er noch wenige Jahre vor seinem 3. Mai 1872 zu Potsdam erfolgten Tode den Ruf ins Magistratskollegium der Hauptstadt an. Er war der Chef der Schwerinsburger Linie seines Hauses, erhielt aber den Beinamen Putzar, weil er das gleichnamige Gut als Wohnsitz bevorzugte. Seit 1834 lebte er in Ehe mit Hildegard Schleiermacher, einer Tochter des berühmten Theologen.

Schwerpunkt bezeichnet in der Mechanik denjenigen Punkt, in welchem man sich gewissermaßen die gesammte Schwere einer Masse vereinigt denken kann. Daß es einen solchen Punkt giebt u. wo er liegt, kann man in vielen Fällen schon durch einen ganz einfachen Versuch finden. Legt man z. B. ein dünnes, überall gleichartiges Stäbchen quer über eine Messerschneide, so bleibt es nur dann ruhig horizontal schweben, wenn es genau in der Mitte auf der Schneide aufliegt. In diesem Punkte wird die ganze Schwere des Stäbchens vom Widerstande der Schneide getragen. Allgemein fällt der Sch. homogener u. regelmäßig geometrischer Körper mit deren Mittelpunkte zusammen. Ist der Sch. selbst unterstützt, wie bei einer Scheibe, durch deren Achse ein Stift geht, so sagt man, der Körper sei im „indifferenten Gleichgewicht"; ist der Unterstützungspunkt, wie beim Aufhängen, senkrecht über dem Sch., so heißt das Gleichgewicht ein „stabiles"; liegt dagegen der Unterstützungspunkt, wie beim sog. Balanciren, senkrecht unter dem Sch., so nennt man das Gleichgewicht ein „labiles" od. „hinfälliges". Soll daher ein Körper fest stehen, so muß er nicht nur in einem Punkte od. in zweien, sondern mindestens in dreien, die ein Dreieck einschließen, unterstützt sein u. dabei muß das Loth vom Sch. des Körpers in diese Unterstützungsfläche hineinfallen. Ein freihängender Körper kann nur in Ruhe sein, wenn sein Sch. sich senkrecht unter dem Aufhängungspunkte befindet.

Schwerspath, s. v. w. Baryt (s. d.). **Schwert**, s. „Waffen".

Schwertbrüder od. Schwertorden, ein geistlicher Ritterorden, der 1202 vom Bischof Albrecht († 1229) zu Riga zum Schutze der christlichen Mission in Livland gegründet u. von Papst Innocenz III. bestätigt wurde. Die Verfassung der Sch. glich der der Tempelherren (s. d. unter „Geistliche Orden"); die Tracht bestand in einem weißen Mantel mit rothem Stern u. zwei gekreuzten Schwertern. Mit Hülfe dieses Ordens unterwarf Bischof Albrecht ganz Kurland u. Livland. 1237 aber vereinigten sich die Sch. mit dem Deutschen Ritterorden (s. d.) u. gingen allmählich in demselben auf.

Schwertel, s. v. w. Gladiolus.



Nr. 4955. Der Schwertfisch (Xiphias gladius).

Schwertfisch (Xiphias gladius), ein Fisch aus der Familie der Makrelen (Scomberoidei) mit schwertförmig verlängertem Oberkiefer. Er ist 5—6 m. lang, 5 Centner schwer u. sieht oben bläulich, unten silberig aus. Im Mittelmeer ist er häufig; von da geht er auch in die Nordsee u. Ostsee u. südlich bis zum Kap der guten Hoffnung. Das Fleisch der Jungen ist wohlschmeckend; man harpunirt ihn deshalb, bes. um Calabrien u. Sizilien. Mit seinem Oberkiefer bohrt er in blinder Wuth u. mit gewaltiger Stoßkraft größere Seethiere u. Fahrzeuge an. Man hat Beispiele, daß er die Kinnlade bis 40 cm. tief ins Schiffsholz einstieß. Seine Nahrung besteht aus kleinen Fischen u. unbeschalten Weichthieren. Auch zwei Delphinarten werden Sch. genannt: 1. der „Blutzkopf" (Heterodon diodon), ein $6\frac{1}{4}$—$7\frac{1}{5}$ m. langes dunkelbraunes Fischsäugethier der nordischen Meere, u. 2. der, fälschlich auch wol Blutzkopf genannte „Nordkaper" (Phocaena orca) derselben Meere, der am weißen Halbmondfleck über dem Auge u. einem schwarzen am Bauche kenntlich ist, ein gewaltiges Thier von derselben Größe, das selbst Walfische angreift.

Schwertlilie, s. „Iris". **Schwertmagen**, s. „Magen".

Schwetschke, Karl Gustav, Buchhändler, Schriftsteller u. Dichter (nam. in lat. Sprache), geb. als Sohn des aus Glauchau gebürtigen Verlagsbuchhändlers Karl August Sch. (gest. 19. Sept. 1839) zu Halle 6. April 1804; studirte in Heidelberg u. Halle Philologie, wurde von letztgenannter Universität wegen Theilnahme an der Burschenschaft relegirt, erlernte hierauf in Braunschweig die Buchdruckerei, übernahm 5. Juni 1825 das Geschäft seines Vaters in Halle u. 1828 auch die Redaktion der „Halle'schen Zeitung".

Seit 1840 lebhaft an den konfessionellen Streitigkeiten in Preußen betheiligt, schied er 1847 nach Uhlich's Suspension aus der Landeskirche aus u. wurde Vorsitzender der Freien Gemeinde in seiner Geburtsstadt. 1848 ging er zum Vorparlament nach Frankfurt u. ward dann von Halle auch in die Nationalversammlung gewählt, wo er sich zum linken Centrum (Fraktion Gagern) hielt. Um jene Zeit veröffentlichte er die ein außerordentliches Aufsehen erregenden „Novae epistolae obscurorum virorum ex Francofurto Moenano ad Dr. Arnoldum Rugium" (Frankf. 1849; Jubiläumsausgabe, mit Erläuterungen versehen, Halle 1874), in denen er mit Witz u. Satire die Ultrademokraten bekämpfte. Gegen die Führer der politischen Reaktion richtete er später die „Novae epistolae clarorum virorum" (Halle 1855). Außerdem schrieb er: „Paläographischer Nachweis der Unechtheit der sog. Freimaurerurkunde von 1835" (ebd. 1843); „Gedichte eines protest. Freundes" (Lpz. 1847); „Der Oberon von Sanssouci" (Halle 1847); „Aennchen von Tharau" (ebd. 1852); „In Dantem sexcentenarium" (ebd. 1865); „Bismarckias" (ebd., 6. Aufl. 1870); „Varzinias" (ebd., 3. Aufl. 1870) u. a. m. Von seinen „Ausgewählten Schriften" erschien 1866 eine 2. Auflage.

Schwetzingen, Stadt mit 3854 E. (1871), im Kreise Mannheim des gleichnamigen badischen Bezirkes; liegt in 135 m. Seehöhe am Leimbach, an den Bahnen Mannheim-Karlsruhe u. Heidelberg-Speier; hat ein großherzogliches Schloß u. dahinter einen 67 Hekt. großen Garten, vom Kurfürsten Karl Theodor in der Mitte des 18. Jahrh. im Stil des Gartens von Versailles angelegt, mit einer Menge Sehenswürdigkeiten im Geschmack des 18. Jahrh. (Tempel, künstliche Ruinen, Moschee, Statuen, große Wasserwerke, Springbrunnen, Orangerie, Warmhäuser 2c.). Auf dem Kirchhofe liegt Hebel begraben. — Sch. gehörte schon im 8. Jahrh. dem Kloster Lorsch, später einem bes. Lehnsadel der pfalzgräflichen Schirmvogte. Das Schloß, 1656 von Kurfürst Karl Ludwig neu erbaut, wurde 1689 von Melac zerstört, später wieder aufgebaut, u. war 1720 Residenz des Kurfürsten Karl Philipp.

Schwiebus, Stadt mit 8109 E. (1875), im Kreise Züllichau-Sch., Reg.-Bez. Frankfurt der preuß. Prov. Brandenburg; liegt in fruchtbarer Ebene an der Schwemme, an einem See u. an der Bahn Frankfurt a. O.-Posen. Die Stadt hat ein Schloß, eine protest. u. eine kathol. Kirche u. große Tuchfabrikation. — Das ehemalige Land Sch. gehörte seit 1335 zum Fürstenthum Glogau. Nach dem Aussterben der piastischen Fürsten von Liegnitz, Brieg u. Wohlau (1675) hätten kraft Erbverbrüderung von 1537 diese Fürstenthümer an Kurbrandenburg übergehen sollen, wurden aber von Kaiser Leopold I. als König von Böhmen widerrechtlich als heimgefallene Lehen der Krone Böhmen eingezogen; dafür wurde durch Vertrag 1686 dem Großen Kurfürsten das Land Sch. gegen Verzicht auf seine Ansprüche auf die drei Fürstenthümer überlassen, von Kurfürst Friedrich III. indessen 1694 gegen Geldentschädigung u. Anerkennung der herzoglichen Souveränetät in Preußen zurückgegeben. Friedrich d. Gr. erhielt 1742 mit dem größten Theil von Schlesien auch das Land Sch. wieder, welches anfänglich als Schwiebuser Kreis zum Glogau'schen Kammerdepartement gehörte, im J. 1817 aber zum Regierungs-Bezirk Frankfurt geschlagen wurde.

Schwielen, wulstige Erhebungen u. Verhärtungen der Haut sammt der zunächst unter ihr liegenden Muskulatur, finden sich normal an gewissen Körperstellen bei Säugethieren, so an der Fußsohle der Kameele, die deshalb Schwielensohler (Tylopoda, vom griech. τύλος, Schwiele) heißen, am nackten Hintertheil der Paviane (Gesäßschwielen), u. hier in den schreiendsten Farben prangend. Sch. entstehen aber auch durch harte Arbeit an Händen wie Füßen u. infolge von Schlägen.

Schwimmen, das, nennt man das Getragenwerden von Körpern durch Flüssigkeiten. Ein Körper schwimmt dann, wenn sein Gewicht geringer od. höchstens eben so groß ist als das Gewicht einer mit ihm gleich großen Flüssigkeitsmasse, u. er taucht dabei so tief in die Flüssigkeit ein, bis das Gewicht der verdrängten Flüssigkeitsmasse dem Körpergewichte gleich kommt, weil nach dem archimedischen Prinzipe jeder in eine Flüssigkeit tauchende Körper darin soviel von seinem Gewichte verliert, als das Gewicht der verdrängten Flüssigkeitsmasse beträgt. So schwimmt Holz auf Wasser, Eisen auf Quecksilber. Auch Stoffe, welche spezifisch schwerer sind als die betreffenden Flüssigkeiten, können auf denselben schwimmen, wenn sie mit einem spezifisch leichteren Körper so vereinigt werden, daß sie eine Masse bilden, deren Gesammtgewicht im Verhältniß zu ihrem Volumen nun allein in Betracht kommt. Hierauf beruht die Einrichtung unser Schiffe, der Rettungsbote, der Schwimmgürtel, leerer Fässer 2c., welches Alles lediglich Verbindungen schwererer Dinge mit Lufträumen sind. Die Natur hat auch unter den ständigen Bewohnern des Wassers viele mit einem Organe beschenkt, durch welches sie sich jenes aërostatische Gesetz zu Nutze machen können: Die Fische erheben sich in ihrem Elemente mit größerer Leichtigkeit, wenn sie ihre Schwimmblase mit Luft füllen, u. sinken um so rascher, je kräftiger sie dieselbe entleeren (vgl. „Cartesianischer Taucher"). Da aber keineswegs alle Wasserthiere dieses Organes theilhaftig geworden sind, geschweige denn diejenigen, welchen Luft u. Erdboden zum regelmäßigen Aufenthalt angewiesen sind, diese aber dennoch fast alle ohne Ausnahme kürzere od. längere Zeit im Wasser nieder- od. auftauchen können, so muß es wol noch eine andere Möglichkeit der vertikalen Bewegung im Wasser für sie geben. Diese Möglichkeit führt uns auf das, was man künstliches Sch. nennt. Das künstliche Sch. ist einerseits ein beständiges Wehren gegen das Untersinken durch Gliederbewegungen, andererseits eine durch ähnliche Muskelthätigkeiten veranlaßte Ortsveränderung in horizontalem Sinne. Eigentliche Landthiere sind selten im Stande, sich ohne alles Zuthun künstlichen Sch.s über Wasser zu halten, wenn sie auch selten so schwer sind, daß sie ganz untersinken. Was nun das künstliche Sch. selbst anlangt, so haben die vierfüßigen Thiere zwei wichtige Vortheile vor dem Menschen voraus. Erstlich können jene beinahe ganz ihren Körper untertauchen, ohne daß das Wasser in die Luftzugänge dringen kann, weil Maul u. Nase eine dazu günstige Lage am Kopfe haben, u. zweitens schwimmen sie in ihrer gewöhnlichen Stellung, die sie auf dem festen Boden haben, durch fast die nämlichen Bewegungen der Gliedmaßen, die sie beim Gehen machen. Der Mensch aber muß darauf bedacht sein, den Kopf ganz od. doch beinahe völlig aus dem Wasser heraus zu heben, um Luft zu schöpfen, sobald er die Lage auf dem Bauche od. die senkrechte Haltung, welche für ihn die natürlichste sein würde, annehmen will, u. die Lage auf dem Rücken, bei der er sich am tiefsten würde eintauchen können, ohne seine Luftwege zu versperren, ist gerade nicht diejenige, welche er zunächst einzunehmen wagen wird, weil sie ihm in Rücksicht der Bewegungen seiner Gliedmaßen die unbehülflichste zu sein scheint. Diesen Umständen ist es zuzuschreiben, daß die Thiere schwimmen können, ohne es gelernt zu haben, sobald sie gehen können, der Mensch aber es durch besondere Versuche u. Uebungen mit einiger Mühsamkeit lernen muß, wie er seiner Zeit das Gehen, Laufen u. Springen durch Versuch u. Uebung gelernt hat. Hat er aber das Sch. einmal ordentlich gelernt, so steht er dann erfahrungsmäßig nur wenigen Landthieren an Behendigkeit u. Ausdauer u. keinem einzigen an Freiheit der Bewegungen im Wasser nach; ja er ist in manchen Beziehungen seiner Bewegung in dem flüssigen Elemente, welches ihn von allen Seiten umgiebt, noch mehr Herr als auf dem Lande, wo jeder falschen Verrückung seines Schwerpunktes ein Sturz unmittelbar zu folgen pflegt; u. es giebt fast keine mögliche u. erdenkliche Haltung u. Lage seines Körpers, die er im Wasser nicht einnehmen u. einige Zeit hindurch ohne alle Besorgniß behaupten könnte.

Die Art u. Weise, wie das Sch. gelernt wird, kann eine sehr verschiedenartige sein. Man kann methodisch od. synthetisch zu Werke gehen, indem man alle die Bewegungen, durch deren Ineinandergreifen sowol die Erhaltung über dem Wasser als die Fortbewegung in demselben bewirkt wird, einzeln u. in Verbindung nach u. mit einander einübt; giebt es doch sogar Leute, welche behaupten, daß man das Sch. auf dem Lande lernen könne, u. in der That, wer im Wasser die richtigen Bewegungen ausführt, der schwimmt, sodaß es also nur darauf anzukommen scheint, sich diese Bewegungen bewußt zu eigen zu machen. Man kann aber auch naturalistisch verfahren, indem man ins Wasser geht u. durch allmähliche Versuche in Erfahrung zu bringen sucht, wie dasselbe am besten trägt. Jedenfalls kommt man am schnellsten zum Ziele, wenn man beiderlei Arten mit u. neben einander in Probe nimmt, nam. auch wenn man im Uebrigen die erste Art vorzieht, sich nach der zweiten badend an das Wasser gewöhnt u. mehr u. mehr mit demselben vertraut macht. Auch für den Schwimmunterricht nach strenger Methode giebt es verschiedene Weisen, je nachdem die Lehre mehr auf die eine od. mehr auf die andere der zum Sch. nöthigen Gliederbewegungen Werth legt. In Deutschland sind etwa drei Methoden üblich. Die eine, welche u. A. nach dem weitläufigen Werke des Italieners Oronzio de Bernardi („Vollständiger Lehrbegriff der Schwimmkunst 2c." Uebersetzt von F. Kries. Weim. 1797. 2 Theile 8.) auch von J. C. F. Gutsmuths („Kleines Lehrbuch der Schwimmkunst zum Selbstunterrichte", Weim. 1738) dargestellt wird, nähert sich dem zufälligen Verfahren trotz ihres gelehrten Ausputzes am meisten, die zweite hat Gutsmuths in dem eben erwähnten Werkchen selbständig dargestellt u. sie ist sehr verbreitet. Sehr gut erläutert sie auch C. Heinitz, „Unterricht in der Schwimmkunst, nach der in der k. k. Militärschwimmanstalt zu Wien eingeführten Lehrmethode" (Wien 1816). Herrschend aber ist zur Zeit allgemein die Manier, welche der General von Pfuel (der deutsche Gouverneur von Paris im J. 1814, † 3. Dez. 1866) zuerst in einer Berliner Militärschwimmschule im Zusammenhange mit der gesammten strengen Ordnung einer militärischen Uebungsanstalt in feste Form gebracht u. im J. 1817 anonym in einem kleinen

Buche „Ueber das Schwimmen“ (Berl.) beschrieben hat. Fast alle Nachfolger haben sich dieses Büchlein stark zu Nutze gemacht u. es ist mehr als einmal in mehr als erlaubtem Grade aus- u. abgeschrieben. Da der Pfuel'sche Lehrgang in den meisten deutschen Schwimmschulen mehr od. weniger strenge befolgt wird (charakteristisch ist für ihn die Bedeutung, welche dabei dem kräftigen Schließen der Beine nach erfolgter Streckung derselben beigelegt wird), so bedarf es einer Beschreibung im Einzelnen nicht, zumal da der Lehrgang ohne einen sachkundigen Lehrer doch nicht in Ausführung zu kommen pflegt. Man findet übrigens eine Erörterung desselben, welche nichts zu wünschen übrig läßt, in dem Buche: H. O. Kluge, „Lehrbuch der Schwimmkunst. Für Turner ꝛc. unter Mitwirkung von Dr. C. Euler herausgegeben“ (Berl. 1870). Dasselbe enthält neun Tafeln Abbildungen mit Schwimmanstalten u. Schwimmübungen, es wird außerdem durch einen Atlas von 13 Tafeln in Gr.-Folio (Bildertafeln zu dem Lehrbuch der Schwimmkunst von H. O. Kluge, ebd. 1869) ergänzt, welcher nam. auch die Arten des Sprunges in das Wasser, das „Wasserspringen“, zur Anschauung bringt. Dieses Springen ist darum so wichtig, weil der Schwimmer auf keinem anderen Wege so schnell es lernt, in jeder Lage im Wasser das Bewußtsein zu behaupten, als wenn er sich häufig u. auf vielfältige Weise ins Wasser stürzt. Ein Schwimmer, welcher nur an der Oberfläche zierlich u. schnell zu schwimmen versteht, ist deswegen noch kein guter u. sicherer Schwimmer. Vielmehr muß von ihm gefordert werden, daß er eine Zeit lang auch unter Wasser sich frei zu bewegen verstehe. Wie lange, das hängt von der Kapazität seiner Lungen u. deren Uebung ab. Es giebt Taucher, die bis zu drei Minuten unter Wasser bleiben können, während die meisten es nur bis zu einer Minute bringen.



Nr. 4956. Moriz v. Schwind (geb. 21. Jan. 1804, gest. 8. Febr. 1871).

Schwimmvögel (Natatores od. Palmipedes) sind Vögel mit kurzen, weit nach hinten gerichteten Beinen, mit Schwimmhäuten od. Hautlappen an den Zehen u. einem dicht anliegenden Federkleide mit reichlichen Dunen. Sie leben auf od. an Gewässern, aus welchen sie ihre Nahrung holen. Einige, wie der Albatroß u. die Seeschwalben, sind die ausgezeichnetsten Flieger, andere fliegen weniger gut od. gar nicht (z. B. der Pinguin); wegen der Stellung ihrer Beine gehen die Sch. unbeholfen watschelnd. Sch., die nach ihrer in Wasserthieren bestehenden Nahrung schwimmend untertauchen, heißen Schwimmtaucher; solche, die sich fliegend aus der Luft ins Wasser stürzen, Stoßtaucher; solche endlich, die schwimmend nur mit dem Vorderkörper tauchen, das Hintertheil aber senkrecht über dem Wasser lassen, wie die Enten, heißen Gründler. Die Sch. nisten kunstlos auf dem Boden u. mausern meist zweimal jährlich. Die Mehrzahl von ihnen ist über die ganze Erde als Zugvögel verbreitet u. wird dem Menschen durch Federn, Eier u. Fleisch nützlich, welch letzteres freilich bei vielen Seeschwimmvögeln nach der Fischnahrung thranig schmeckt. Man theilt die genannte Vögelordnung in die Familien: Entenvögel (Anatidae), Ruderfüßer (Pelecanidae), Sturmvögel (Procellariae), Möven od. Seeschwalben (Laridae), Taucher (Colymbidae) u. Alken (Alcidae).

Schwind, Moriz von, einer der ausgezeichnetsten deutschen Maler, geb. zu Wien 21. Jan. 1804 als Sohn eines Beamten; erhielt seine erste künstlerische Ausbildung auf der dortigen Akademie, wo er wenigstens das Zeichnen nach der Antike lernte, durch Ludwig Schnorr auf die altdeutsche Kunst hingewiesen wurde, sich an seine späteren musikalischen Freunde F. Lachner u. Franz Schubert anschloß u. mit seinem ganzen Gemüth sich in die Romantik vertiefte. Da aber die Richtung der Wiener Malerei ihm keine Förderung verhieß, so wandte er sich 1828 nach München, wo er von Cornelius gut aufgenommen wurde. Aber auch hier konnte er Anfangs mit seinen Schöpfungen nicht durchdringen, bis er den Auftrag erhielt, im Königsbau das Bibliothekzimmer der Königin mit Bildern aus dem Tieck'schen „Phantasus“ zu schmücken, u. damit ein Gebiet betrat, auf dem er später der Liebling der Nation wurde. Noch glänzender als hierin offenbarte er nach einem kurzen Aufenthalt in Rom sein Talent in den herrlichen Kompositionen für das Schloß Hohenschwangau (1834) sowie in dem berühmten Kinderfries des Habsburgersaals im Saalbau, der das durch Rudolf von Habsburg geordnete bürgerliche Leben in Deutschland darstellt u. den Hauptcharakterzug seines künstlerischen Wesens, einen unerschöpflichen Humor u. eine Fülle von bildnerischer Phantasie, entfaltet. Vollendeter aber als in diesen in voller Farbe erscheinenden Bildern ist Sch. in seinen Cartons u. Zeichnungen, nam. in der bald nachher entstandenen „Ritter Kurt's Brautfahrt“ nach Goethe (auch in Oel ausgeführt in Karlsruhe, gestochen von Thäter), in der das Burleske mit einer Fülle von Anmuth ausgestattet u. das Leben in einer kleinen altdeutschen Stadt in höchst charakteristischen Figuren geschildert ist. Es war das erste Bild, das ihn in weiteren Kreisen bekannt u. beliebt machte u. ihm den Auftrag der inneren Ausschmückung der neuerbauten Kunsthalle in Karlsruhe eintrug. Hier verlieh er dem Treppenhause das herrliche Frescobild der „Einweihung des Freiburger Münsters“, das sich zu einer Art von mittelalterlicher Huldigung der Künste an die Architektur gestaltete, den Decken der Säle Fresken nach Goethe's Beschreibung der Gemälde des Griechen Philostratos u. dem Sitzungssaal der badischen Ersten Kammer allegorische Darstellungen der vier Stände u. der vier politischen Tugenden. 1844 ließ sich Sch., der sich inzwischen in Karlsruhe verheirathet hatte, in Frankfurt a. M. nieder, wo er zunächst das bei seiner Größe weniger gelungene Oelbild des Sängerkriegs auf der Wartburg (Städel'sches Institut), später, 1847, die als Oelbild ihn in der Nationalgalerie zu Berlin sehr ungünstig repräsentirende „Künstlerwanderung“ (od. „Die Rose“) u. daneben eine Menge von Illustrationen für Kinderschriften, Kalender u. Bilderbogen ausführte, die zu dem Reizendsten gehören, was er geschaffen. 1847 folgte er einem Rufe an die Akademie in München, konnte sich aber hier bei seinem sarkastischen Wesen u. seinen freimüthigen Reden gegen den damals aus Frankreich importirten Realismus in der Malerei u. später gegen Richard Wagner's musikalische Richtung wenigstens die Gunst des Hofes nicht erwerben, so daß München außer jenen Jugendarbeiten im Königsbau u. Saalbau keine monumentalen Werke von ihm besitzt. Seiner Vorliebe für die Musik, insbes. für Mozart, entsprang die damals entstandene Komposition, worin er die Perioden einer Liebesgeschichte unter dem Bilde der 4 Sätze einer Symphonie darstellte; aber erst als sein Märchen vom Aschenbrödel, das er lange mit sich umher getragen, Gestalt gewonnen hatte u. 1855 als Oelgemälde ausgestellt war (im Besitz des Frhrn. v. Frankenstein, gestochen von Thäter), feierte er mit dieser Verherrlichung jungfräulicher Demuth u. Anspruchslosigkeit einen um so größeren Triumph, da ihm diesmal, was sonst seine schwache Seite war, auch die Farbengebung glänzend gelungen war. Noch damit beschäftigt, begann er 1853 die umfassenden Frescoarbeiten im Landgrafensaal u. in der sog. Elisabeth-Galerie der Wartburg, in jenem 7 Bilder halb historischen, halb sagenhaften Inhalts aus der Geschichte der thüringischen Landgrafen, in dieser die bes. meisterhaften „Sieben Werke der Barmherzigkeit“ mit einer jedesmal dazwischen liegenden Scene aus dem Leben der heil. Elisabeth. So großen Erfolg Sch. indessen mit diesen Schöpfungen hatte, so unglücklich war er meist in der Behandlung christlicher Stoffe sowol in Cartons u. Wandgemälden wie in Oelbildern, z. B. mit dem um diese Zeit entstandenen

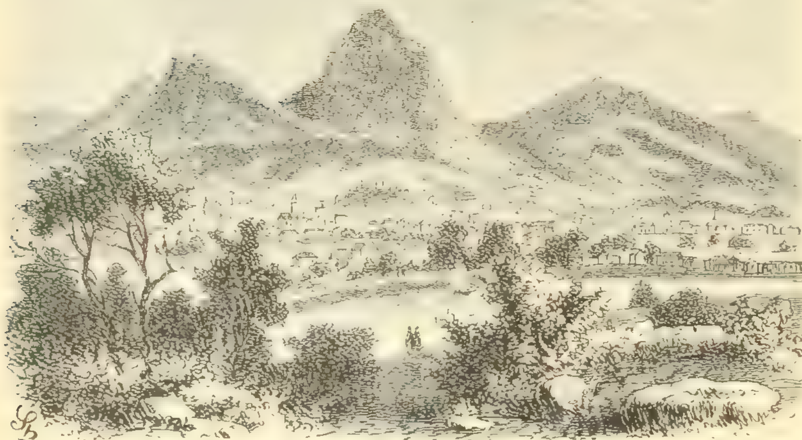
Bilde des Hochaltars in der Frauenkirche zu München u. mit den Fresken der Kirche zu Reichenhall, aber auch mit dem 1857 geschaffenen Oelbilde „Kaiser Rudolf's Ritt zum Grabe" (Kunsthalle in Kiel). Auch kehrte Sch. alsbald zu seiner Märchenwelt zurück u. schuf den berühmten u. mit Begeisterung aufgenommenen Aquarellen Cyklus von den „Sieben Raben" (1858, Museum in Weimar), jener Verherrlichung der Frauenliebe u. Treue, in der alle Talente unseres Meisters am vollständigsten zur Erscheinung kommen. Weniger allgemein, zum Theil wegen ihres mangelhaften Kolorits, gefielen die 1864 begonnenen Fresken im neuen Wiener Opernhause, die in der Loggia u. im Foyer Mozart's „Zauberflöte" u. andere Opern darstellen; dagegen bereitete ihm abermaligen Triumph sein letztes Werk, die 11 Aquarellbilder der „Schönen Melusine". Sch. starb zu München 18. Febr. 1871. — Vgl. v. Führich, „M. v. Sch., eine Lebensskizze" (Lpz. 1871); Pecht, „Deutsche Künstler des 19. Jahrh." (Nördl. 1877).

Schwindel ist eine sowol in gesundem als auch in krankhaftem Zustande vorkommende Erscheinung, die in einer (kreisförmigen od. pendelartigen) Scheinbewegung, in einem scheinbaren Schwanken der Objekte (bes. des Fußbodens) od. der betreffenden Person selbst besteht, wobei das Bewußtsein des Gleichgewichts, welches zur Behauptung der aufrechten Stellung dem Menschen unentbehrlich ist, verloren geht. Gesunde Personen kann Sch. in mehr od. weniger heftigem Grade befallen, wenn sie von hohen, steilen Stellen in die Tiefe hinabschauen, od. beim Schaukeln, beim Tanzen, beim Bücken ꝛc., doch thut die Gewohnheit dabei viel. Da der Sch. als Krankheitssymptom bei den verschiedenartigsten Störungen auftritt, so kann er nicht, wie es oft geschieht, nur als Folge eines Blutandranges nach dem Kopfe betrachtet werden. Es ist Thatsache, daß bei Störungen im Gehirn ihn veranlassen, doch kann ebensowol ungleiche Blutvertheilung, auch örtliche u. allgemeine Blutarmuth wie übermäßige Blutfülle den Schwindelanfall erzeugen. Oft gesellen sich zu heftigeren Schwindelanfällen Ohrensausen, Schwarzwerden vor den Augen, Uebelkeiten, Brechen, Hinfallen u. Ohnmacht. Ein eigenthümliches Nervenleiden, der sog. „Platzschwindel", besteht darin, daß der Patient beim Ueberschreiten eines freien Platzes stets von Angstgefühl u. von der Wahrnehmung eines scheinbaren Schwankens der Umgebung befallen wird. Gewöhnung od. Beseitigung zu Grunde liegender krankhafter Zustände können vom Sch. nach u. nach befreien.

Schwindsucht (Lungenschwindsucht, Phthisis, Lungentuberkulosis) ist eine Bezeichnung für verschiedene Krankheitsprozesse, welche das Gemeinsame haben, daß durch Zerstörung u. Verödung des Lungengewebes der Athmungsprozeß u. hiermit die Blutbildung sehr beeinträchtigt wird, worauf eine allgemeine Abzehrung (Konsumtion) des Körpers eintritt. Früher od. später erfolgt meist der Tod, wenn nicht schon in den Anfangsstadien des Lungenleidens eine Heilung erzielt werden kann. Der Lungenschwindsucht erliegen im Allgemeinen weit mehr Menschen als anderen Krankheitsformen; in den Sterbelisten kommen $^2/_7$ der Todesfälle auf ihre Rechnung. Das weibliche Geschlecht ist ihr fast ebenso ausgesetzt wie das männliche. Sie kann in jedem Lebensalter auftreten, doch nimmt sie bis zum 7. Jahre allmählich an Häufigkeit zu, bleibt bis zum 15. Jahre auf ziemlich gleicher Höhe der Häufigkeit, zeigt im Alter vom 15.–25. Jahre das Maximum; erst das Alter vom 35. Jahre an wird wieder verhältnißmäßig seltener von der Krankheit heimgesucht. Unter den Ursachen spielen vorzugsweise ungünstige Ernährungsverhältnisse, schwächende, insbes. sitzende Lebensweise, Aufenthalt in schlecht ventilirten Räumen, niederdrückende Gemüthsaffekte, schnelles Wachsthum u. erbliche Anlage die Hauptrolle. Eine Uebertragung durch unmittelbare Ansteckung findet nicht statt. Besondere Anlage zu dieser Krankheit haben blutarme Individuen, deren Athmungsorgane sich ungenügend entwickelt haben; auch knüpft sich das Leiden häufig an verschiedene Krankheiten der Lungen. Man unterscheidet je nach charakteristischen anatomischen Veränderungen u. je nach Verlauf drei Formen; dieselben haben sämmtlich ihren ursprünglichen Sitz in den Lungenspitzen u. werden von den Aerzten als chronische Entzündungen der Lunge (Pneumonie) aufgefaßt. Die erste Form bezeichnet man als „chronische Spitzenpneumonie"; in den oberen Lungenlappen kommt infolge der schleichenden Entzündung eine Infiltration des Zwischengewebes zu Stande durch Austritt der farblosen Blutzellen; es folgt Verdichtung, dann Schrumpfung des Lungengewebes mit Erweiterung der Bronchien; dabei entwickelt sich in letzteren häufig ein Katarrh. Die Perkussion weist Anfangs eine Dämpfung ober- u. unterhalb des Schlüsselbeins, die Auskultation ein verlängertes Ausathmen nach. Beim weiteren Verlauf sinken die Ober- u. Unterschlüsselbeingruben ein, die obere Partie des Brustkorbes flacht sich ab u. die Auskultation läßt die Zeichen einer Höhlen- (Kavernen-) Bildung wahrnehmen. Der Auswurf ist Anfangs meist spärlich, schleimig, dann eitrig; Fieber ist nur in geringem Grade vorhanden u. das Allgemeinbefinden längere Zeit wenig gestört. Bei der zweiten Form, „der Lobulärpneumonie", bilden sich als entzündliche Produkte in den Lungenbläschen u. feineren Bronchien Eiterkörperchen, die mit den gewucherten u. abgestoßenen Epithelzellen herdenweise graue Knötchen bilden; diese verwandeln sich allmählich in eine fettige, bröcklige Masse, indem sie einem als „Verkäsung" bezeichneten Prozesse unterliegen. Infolge dieses Prozesses wird das Lungengewebe nicht mehr für die Athmungsluft durchgängig. Nach u. nach erweichen die verkästen Massen, es entstehen mit dicker gelblicher Flüssigkeit erfüllte Höhlen von der Größe einer Erbse bis zu der einer Mannesfaust, u. indem allmählich mehrere dieser Höhlen (Kavernen) zusammenfließen, wird nach u. nach ein immer größerer Theil des gesammten Lungengewebes völlig unbrauchbar. In manchen Fällen verkalkt der Inhalt der Höhlen, der dann feste Konkremente darstellt, die nichts schaden; in anderen Fällen verheilt die Höhle, nachdem sie sich mit dem Auswurfe ihres Inhalts entledigt hat; in der Regel aber gehen die Kranken an Vereiterung der Lunge zu Grunde, od. es kann auch ein Durchbruch des Eiters in die Brusthöhle stattfinden. Die Krankheitserscheinungen sind bei dieser Form folgende: Zunächst stellt sich Husten ohne Auswurf, bisweilen etwas Blutspucken ein; Abmagerung, Blässe, Appetitmangel, Fieber, nächtlicher Schweiß sind von Anfang an vorhanden. Nach einiger Zeit erscheint gallertartiger, bisweilen mit Blut durchsetzter Auswurf, der mit der Zeit massenhafter, gelblicher, auch häufiger mit Blut gemischt austritt; das Fieber macht stärkere Anfälle (ist hektisch). Die Perkussion u. Auskultation geben ähnliche Zeichen wie bei der ersten Form, doch zeigen sich durch das Hörrohr mehr Rasselgeräusche; bei Höhlenbildung ist an der betreffenden Stelle der Perkussionston metallisch klingend, u. durch das Hörrohr vernimmt man sogenanntes amphorisches Athmen. Die dritte Form, die „chronische Bronchopneumonie" od. „katarrhalische Pneumonie", charakterisirt sich anatomisch dadurch, daß sich die Epithelzellen in den Lungenalveolen u. feinen Bronchien in großer Menge neu bilden u. daß sich theils durch die dichte Zellenanhäufung, theils durch Infiltration der Wände der Bronchien selbst in den letzteren käsige Herde bilden. Man hielt diese kleinen käsigen Massen lange Zeit für Tuberkeln (s. d.), doch hat vor Allen Virchow die Unterschiede hervorgehoben. Solche entzündliche käsige Prozesse können zum Tode führen, ohne daß sich wirkliche Tuberkulose mit ihnen vereinigt. Die Erscheinungen, durch welche sich an Kranken dieser sog. „Spitzenkatarrh" bei der Auskultation kenntlich macht, sind gleich Anfangs klingende Rasselgeräusche, erst nach u. nach tritt eine bei der Perkussion in den oberen Lungenspitzen in der Gegend des Schlüsselbeins wahrnehmbare Dämpfung des Tones auf; allein bald leidet auch der allgemeine Kräftezustand des Kranken, u. bleiche Farbe, Mattigkeit u. Abmagerung deuten auf ein tieferes Leiden. Gleich im Anfang ist Husten mit Auswurf vorhanden, den kleine Blutstreifen nicht selten durchsetzen u. in dem sich hier u. da etwas festere Bröckelchen befinden.

Sämmtliche drei Formen können in einem Zeitraum von einigen Monaten, doch auch von mehreren Jahren verlaufen; verhältnißmäßig ist bei der zweiten u. dritten Form der Verlauf ein rascher, insbes. dann, wenn sie mit heftigem Fieber u. beschleunigter Abzehrung einhergehen. Es kommen auch Fälle vor, die sofort mit andauerndem heftigen Fieber u. schnellem käsigen Entarten der ergriffenen Lunge binnen zwei Monaten zum Tode führen (galoppirende Sch., Phthisis florida). Die „Tuberkulose" der Lunge spielte früher in der Medizin eine dominirende Rolle, weil man sie für die alleinige Ursache der Sch. hielt u. die von uns hier beschriebenen Krankheitsprozesse mit der Tuberkelbildung zusammenwarf. Jetzt weiß man, daß die Tuberkulose weit seltener als die anderen Krankheitsprozesse die Ursache der Lungenschwindsucht ist. Bei dieser tuberkulösen Sch. sind unzählige, bisweilen auch nur vereinzelte kleine Knötchen (Tuberkel) im Lungengewebe eingestreut, bald in Gruppen, bald isolirt; auch hier beginnt meist der Prozeß in der Lungenspitze, auch hier findet gewöhnlich der Vorgang einer Eiterhöhlenbildung durch Verkäsung statt; ebenso kann es zu Verkalkung u. Verfettung bei diesem Prozeß kommen; konstant aber ist mit der Lungentuberkulose verbunden eine Entzündung des Lungen- od. Rippen- (Brust-) Fells, welche zumeist zu Verwachsungen u. zur Anheftung der Lunge an das Rippenfell führt. Dieser entzündliche Vorgang macht sich in der Regel durch stechende Schmerzen beim Athmen bemerklich. Nur im Beginn der Krankheit kann es gelingen, das Fortschreiten derselben zu verhüten, indem man Alles fernhält, was den Prozeß beschleunigen könnte. Die größte Regelmäßigkeit in der Lebensweise, kräftige, leicht nährende Kost (Milch, Fleisch, Ei), sonnige, reichlich gelüftete Wohnung, gleichmäßige Körperbewegung, Vermeidung von Staub u. Rauch, kalte Waschungen der Brust u. Aufenthalt in Nadelholzwäldern bei möglichster Vermeidung von Erkältung (das Tragen einer leichten Flanelljacke im Herbst u. Winter) sind zunächst vorzuschreiben. Die Erfahrung lehrt, daß die Uebersiedelung in ein

mildes südl. Klima, ebenso in einen klimatischen Höhenkurort (Davos, das Engadin, Görbersdorf) bisweilen nach ½–1 Jahre der Krankheit erfolgreich (Grenzen, siehe „Klimatische Kurorte"). Methodisches Ueben der Athmungsorgane durch ein gymnastisches Aus- u. Einathmen (Atmiatrie) unterstützt die Genesung. Bei kalter, rauher Witterung muß Patient einen Respirator nach Jeffrey tragen. Die Diät des Kranken, nach nüchtern Roggenmehlsuppe mit Zusatz von viel Butter, dann zum zweiten Frühstück einige Gläser Milch, Mittags Bouillon u. viel kräftige Fleischspeisen mit altem Ungarwein, Abends weiche Eier, kalte Küche mit viel Butter, dazu ein gutes Glas Bier. Bei reichlichem Husten verordnen die Aerzte Emser Mineralwasser od. schles. Salzbrunnen mit gleichen Theilen heißer Milch; bei nächtlichen Hustenanfällen kleine Morphiumgaben; bei Eintritt von Lungenblutung kalte Aufschläge auf die Brust, kühlendes säuerliches Getränk, Inhalation von blutstillenden Stoffen (Liquor ferri sesquichlorati) u. Einnehmen von Digitalisaufguß.



Nr. 4957. Schwyz.

Schwingfeste nennt man die gewöhnlich an den Kirchweihtagen einzelner Pfarrgemeinden in der Schweiz, hauptsächlich von den Entlebuchern, Emmenthalern, Brienzern, Obwaldnern abgehaltnen Wett- od. Ringkämpfe („schwingen" s. v. w. nach festgesetzten Regeln ringen; wahrscheinlich weil der Kämpfer seinen Gegner mit einer schwingenden Bewegung lüftet od. ihn in der Höhe herumschwingt u. dann auf den Boden wirft). Eine ausführliche Beschreibung dieser Sch., bei denen der Sieger als Preis entweder ein Geldstück od. ein mit Bändern geziertes Schaf erhält, findet sich bei Stalder, „Fragmente über Entlebuch" (Bd. II. S. 12 ff.). Mit ihnen gar nichts gemein hat ein in den bergigen Rheingegenden jährlich in den letzten Tagen des Oktobers gefeierter sog. Schwingtag, eine Art Erntefest des Flachsbaues. Vergl. darüber Montanus, „Die deutschen Volksfeste" (Bd. I. S. 43 ff.).

Schwingung nennt man in der Mechanik jede regelmäßig hin- u. hergehende Bewegung, wie die eines Pendels od. einer gespannten elastischen Saite. Auch die Wasserwellen entstehen dadurch, daß die Wassertheilchen in auf- u. absteigende sich allmählich auf die benachbarten Theilchen weiter verbreitende Sch.en gerathen. Ebenso spielen bei der Bildung u. Fortpflanzung des Schalls (s. „Akustik") die Sch.en od. Wellen der Luft, beim Lichte (s. d.) die Schwingungen des Aethers die Hauptrolle.

Schwungrad, ein unter die Regulirvorrichtungen gehöriger Maschinentheil, der bes. in radartiger Form fast an allen durch Kurbeldrehung betriebenen Maschinen vorkommt, um dieselben in möglichst gleichmäßiger Bewegung zu erhalten. Das Sch. bildet eine rotirende Masse von großer Schwere, welche die einzelnen stoßweisen Leistungen der Maschinenkraft zunächst aufnimmt, dadurch in Bewegung geräth u. jene Kraftpartikel als lebendige Kraft aufspeichert, aus welchem Vorrath die einzelnen Kraftbedürfnisse eine stetige u. gleichmäßige Befriedigung erfahren. Das Sch. ist also vorzüglich da anzuwenden, wo die Betriebskraft ungleichmäßig auf die Arbeitsmaschine wirkt, wie dies eben bei der Kurbeldrehung der Fall ist, od. wo der Arbeitswiderstand ein sehr ungleichmäßiger ist (bei Sägemaschinen, Walzwerken 2c.). Da die Schwungräder nur als Kraftreservoire zu betrachten sind, indem sie überschüssige, auf Beschleunigung des Maschinenganges hinzielende Kraft in sich aufnehmen, in den Perioden des Kraftverbrauches dagegen, wo die Maschine die Neigung erhält, ihren Gang zu verlangsamen, diesen Kraftvorrath wieder abgeben, so kann eine absolute Kraftvermehrung durch ein Sch. nicht erreicht werden, wol aber eine zweckmäßige Kraftvertheilung.

Schwur, s. v. w. Eid. **Schwurgericht**, s. „Geschworenengerichte".

Schwyz, einer der drei Urkantone, nach dem sich die ganze Eidgenossenschaft nennt, der Größe nach der 13., der Einwohnerzahl nach der 17. Kanton der Schweiz, enthält 16,[illegible] □M. u. 47,705 meist kathol. E.; wird von den Kantonen Zürich, St. Gallen, Glarus, Uri, Unterwalden, Luzern u. Zug umschlossen. Er umfaßt den größten Theil des Rigi (s. d.) genannten Gebirgsstockes, die kleine Ebene des Lowerzer Sees, das Muottathal, das Gebiet der oberen Sihl u. das Wäggithal, durch welches die Aa zum Züricher See fließt, u. das sich am See zur Marchebene ausdehnt. Vom Zuger- u. Vierwaldstätter See werden Theile mit zum Kanton gerechnet. Sch. ist im Ganzen eine etwa 800 m. hohe Hochebene, aus welcher die kahlen Felsmassen der Mythen, die Kalkstöcke der Fluhrig u. Aubrig aufragen, u. hat nur an der Ostgrenze im Reisestock, 2805 m. hoch), einen Berg, der in die Schneeregion hineinragt. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Viehzucht. Der Wieswachs ist üppig u. der Obstbau wird in solcher Ausdehnung getrieben, daß die Obstbäume um Sch., Arth, Küßnacht u. in der March wahre Wälder bilden. Der Ackerbau erstreckt sich über wenig mehr als 3 % des ganzen Areals. Mit Wald sind 13,320 Hektaren bedeckt. Die mineralischen Schätze bestehen nur in Wetzsteinen im hinteren Wäggithal u. in Torf um Einsiedeln. Durch Züricher Fabrikanten eingerichtete Baumwollspinnereien u. Webereien sowie Seidenwebereien bilden den Hauptheil der Industrie des Kantons; außerdem giebt es Glashütten, Töpfereien u. Ziegeleien. — Sch. ist seit 1848 eine Repräsentativdemokratie (s. „Schweiz"). Der Kantonsrath besteht aus 81 Mitgliedern u. wird von den Kreisgemeinden, denen auch die Gesetze zur Annahme od. Verwerfung unterbreitet werden müssen, gewählt. Der Kantonsrath wählt aus seiner Mitte die 7 Mitglieder starke Regierung u. die Ständeräthe. Die Regierung ist die Oberverwaltungsbehörde; in den einzelnen Bezirken wird sie durch Bezirksmänner vertreten, denen Bezirksräthe beigegeben sind. Die oberste richterliche Behörde ist das aus 13 Personen bestehende u. von den Bezirksgemeinden gewählte Kantonsgericht. Das Kriminalgericht, die erste Instanz für Verbrechen, wird vom Kantonsrathe ernannt; die Mitglieder der Bezirksgerichte dagegen, die erste Instanz für die Rechtsstreitigkeiten u. Polizeistraffälle u. die sonstigen Beamten der Bezirke werden von den Bezirksgemeinden gewählt. Die Gemeindebehörden sind die Kirchengemeinde u. der Gemeinderath. — Der Kanton zerfällt in die 6 Bezirke Sch., Gersau, March, Einsiedeln, Küßnacht, Höfe. — **Sch.** mit 6154 E. (1870), im Kanton schlechthin das Dorf genannt, liegt in 514 m. Seehöhe zwischen den 1815 u. 1903 m. hohen Mythen, den beiden Hörnern des Hacken, ist Sitz der Regierung, hat ein Gymnasium, ein Kapuziner- u. ein Dominikanerinnen-Kloster, die schöne Pfarrkirche zum heil. Martin von 1774, ein Rathhaus mit den Bildnissen von 43 Landammännern von 1534 an, ein Zuchthaus 2c. In seiner Nähe liegt das alterthümliche Stammhaus der Familie Reding.

Sciacca (spr. Schiákka), Stadt mit 17,736 E. (1871); liegt auf steiler Höhe (90 m. über dem Meere), am Fuße des 390 m. hohen S. Colagero (im Alterthum Mons Chronios) in der ital. Provinz Girgenti, an der Südwestküste der Insel Sizilien, hat einen Hafen mit einem Molo, eine von Julietta, einer Tochter König Roger's I., erbaute Kathedrale u. mehrere zum Theil noch erhaltene, zum Theil in Trümmern liegende Burgen mittelalterlicher Dynasten, auch einen modernen großen Palast mit schönem Garten, dem Marchese San Giacomo gehörig. Sc. fertigt Gefäße aus Terracotta u. treibt Handel mit Früchten u. Fischen. Auf dem Gipfel des S. Calogero liegen Thermen von Selinus (Thermae Selinuntinae), heiße Schwefelquellen, die jetzt zur Benutzung eingerichtet sind; zwischen Berg u. Stadt Salzquellen von 45° R. Wärme.

Scilla maritima, Meerzwiebel; ein lilienartiges Gewächs, aus dessen oft topfgroßer Zwiebel ein ebenso ansehnlicher, oft mehrere Fuß hoher Blumenschaft hervorwächst, dessen weiße Blumen in eine Traube gestellt u. mit kleinen Deckblättern umgeben sind, während der Schaft selbst von breiten, fleischigen, lilienartigen Blättern umringt wird. Sie wächst am Meeresstrande des südl. Frankreich u. Spanien, wo sie eine so scharfe Zwiebel liefert, daß selbige die Haut röthet od. Blasen erzeugt; infolge dessen wird sie vielfach äußerlich, sogar innerlich verwendet. Auch bei uns geschieht dies, bes. als Brechmittel für Kinder in dem sog. Meerzwiebelhonig. Es darf damit aber nicht jene Meerzwiebel verwechselt

werden, die man bei uns häufig, namentlich in Bauernstuben, als Topfpflanze antrifft. Diese ist doppelter Art u. gehört zwei Kappflanzen an: Ornithogalum caudatum u. scilloides. In Spanien dient Sc. Lilio Hyacinthus als Abführmittel, in Ostindien Sc. Indica wie die europ. erste Art. Andere Arten sind beliebte Zierblumen geworden; so Sc. amoena, ein kleines, blau blühendes Zwiebelgewächs, das um 1600 aus der Levante in England eingeführt wurde, ebenso Sc. Sibirica. Erstere wächst auch hier u. da verwildert in Deutschland, wogegen Sc. bifolia, ebenfalls mit blauen Blumen, bei uns einheimisch ist. Sc. autumnalis u. Sc. Italica, gleichfalls blau blühend, gehören der Flora unseres Westens an u. dienen, wie alle übrigen Arten, als Zierblumen.

Scillyinseln (franz. Sorlingues), eine 6,6 M. südwestl. von der Südwestspitze Englands, der Halbinsel Cornwall, entfernte u. zur engl. Grafschaft Cornwall gehörige, aus mehr als 1200 Felseninseln u. Klippen bestehende Gruppe von 0,28 □M. Ausdehnung mit 2431 E. (1871); ist als eine Fortsetzung des Gebirges von Cornwall zu betrachten, hat gleiches Gestein mit ihm u. ist ebenso zinnreich, wenn auch der Zinnbergbau gegenwärtig eingestellt ist. Die Inseln haben, soweit sie nicht Fels sind, fruchtbaren Boden, mildes Klima, aber fast gar keinen Baumwuchs. Die Bewohner sind arm, deshalb von Abgaben frei, u. treiben außer geringem Ackerbau Fischfang. Mehrere der Inseln haben Leuchtthürme u. Signalapparate. Bewohnt sind nur sechs, nämlich: St. Mary, die größte, Martins, Trescow, Brehar, St. Agnes u. Anoth; sie stehen in kirchlicher Beziehung unter dem Bischof von Exeter. — Die Sc. sind vermuthlich die Cassiterides Insulae od. Zinninseln der Alten; sie waren jedenfalls schon den Phönikern bekannt. Bis in dieses Jahrh. gehörten sie den Familien Godolphin u. Osborne u. fielen erst 1832 der Krone zu.

Scipio ist der Beiname eines Zweiges der röm. gens Cornelia, dessen hervorragendste Glieder sind: **Cnejus Cornelius Sc. Asina**, gerieth 260 v. Chr. bei Lipara in karthagische Kriegsgefangenschaft, aus der ihn Regulus befreite, u. kämpfte 254 als Konsul glücklich auf Sizilien. — **Publius Cornelius Sc.**, Neffe des Vorigen, war 218 v. Chr. mit Tiberius Sempronius Longus Konsul u. wurde von Hannibal am Ticinus geschlagen; bei dieser Gelegenheit rettete ihn, der verwundet war, sein Sohn Publius (s. u.) aus dem Gedränge des Kampfes. Wieder hergestellt ging er nach Spanien, wo sein Bruder **Cnejus Cornelius Sc.** seit 218 v. Chr. mit Glück gegen Hanno bei Cissa gefochten u. ganz Spanien diesseit des Iberus unterworfen hatte. Beide Brüder schlugen vereint den Hasdrubal bei Ibera u. 215 v. Chr. den karthag. Feldherrn Mago bei Illiturgis u. Intibili, kämpften noch mehrmals glücklich, trennten sich aber dann 212 v. Chr., wurden einzeln von den Karthagern geschlagen u. fielen Beide. — Des Publius berühmter Sohn **Publius Cornelius Sc.**, mit dem Beinamen Africanus Major, rettete als 17jähriger Jüngling seinen Vater am Ticinus (s. o.), kämpfte 216 bei Cannä u. wurde 211, als die Römer ein neues Heer nach Hispanien zu senden beschlossen, an die Spitze desselben gestellt, da er allein, kein älterer Feldherr, sich um den Oberbefehl bewarb. Im Frühjahr 210 landete er in Hispanien u. nahm sofort im ersten Anlauf das wichtige Neukarthago, gewann die hispan. Völkerschaften durch Milde, schlug 209 den Hasdrubal bei Bäcula, konnte aber dessen Marsch nach Italien nicht hindern; dagegen vernichtete er 207 die Karthager unter Hasdrubal, dem Sohne des Gisgo, u. unter Mago in einer zweiten Schlacht bei Bäcula vollständig. Nachdem er dann unter großer Gefahr den König Syphar von Numidien besucht u. ein Bündniß mit demselben geschlossen hatte, gelang es ihm 206, die Karthager aus Spanien vollkommen zu vertreiben u. das Land zu einer röm. Provinz zu machen. 205 zum Konsul ernannt, verlegte er den Krieg nach Afrika, aber nicht ohne großen Widerspruch des Senats; selbst die Mittel wurden schmal bemessen u. die Flotte mußte zum Theil aus freiwilligen Beiträgen, nam. der etruskischen Städte, beschafft werden. Nach mannichfachen Widrigkeiten konnte Sc. endlich 204 nach Afrika übersetzen. Hier schloß sich ihm Masinissa an, nachdem Syphar sein Bündniß verlassen hatte. Hasdrubal u. Syphar wurden 203 durch einen nächtlichen Ueberfall vernichtet u. der aus Italien abberufene Hannibal 202 bei Zama besiegt, worauf 201 der Friede zu Stande kam. Der Senat ehrte Sc. durch den Beinamen Africanus u. durch einen glänzenden Triumph. 193 ging Sc. noch einmal nach Afrika, als Schiedsrichter zwischen Karthago u. Masinissa. 189 nahm er als Legat seines Bruders, des Konsuls **Lucius Cornelius Sc.**, am Kriege gegen den Antiochos Theil u. half den entscheidenden Sieg bei Magnesia erfechten. Lucius nahm nach diesem Zuge den Namen Asiaticus an. Nach Rom zurückgekehrt, sah sich aber Sc. durch seine Feinde u. Neider heftig angegriffen, ja die Partei des Cato erhob gegen beide Brüder die Anklage, von Antiochos bestochen zu sein; einer Verurtheilung entging Publius nur durch die Vermittelung des Tribunen Tiberius Gracchus. Schon während des Prozesses hatte sich Sc. auf sein Landgut Liternum in Campanien zurückgezogen, wo er auch (wahrscheinlich 183 v. Chr.) starb. Er wird als Redner gelobt u. war ein Freund griech. Literatur u. Bildung, was ihm die strengeren Römer zum Vorwurf machten. Sein genannter Bruder Lucius wurde nach dem asiatischen Feldzuge wegen Unterschleifs angeklagt, verurtheilt u. mit der Einziehung seiner Güter bestraft. 184 bewarb er sich vergeblich um die Censur, vielmehr wurde Cato Censor, der dem Lucius Sc. sogar sein Ritterpferd nahm. — Der letzte Sc. von Bedeutung ist **Publius Cornelius Sc. Aemilianus**, mit dem Beinamen Africanus minor, geb. 185 v. Chr., Sohn des Lucius Aemilius Paulus (daher Aemilianus), aber adoptirt von des Africanus major Sohn Publius Cornelius Sc. (daher Annahme dieses vollen Namens), dessen Mutter eine Schwester des Paulus war. Schon 168 kämpfte er bei Pydna gegen Perseus von Makedonien u. zeigte früh neben seinen militärischen Tugenden auch große Hinneigung zur feinern griech. Bildung, wie er denn auch ein namhafter Redner u. mit dem Historiker Polybios u. dem Philosophen Panätios befreundet war. Nachdem Sc. im J. 151 die Stelle eines Tribunen in Spanien, wohin damals wegen der Schwierigkeit der Lage Keiner geneigt war zu gehen, freiwillig übernommen u. sich daselbst in jeder Weise ausgezeichnet hatte, ging er beim Ausbruch des dritten Pun. Krieges nach Afrika, wo er sich durch Muth u. Rechtlichkeit die Liebe des Heeres u. die Achtung selbst der Feinde zu erwerben wußte. Von dort abberufen, kehrte er 147 als Konsul u. Oberbefehlshaber nach Afrika zurück u. nahm 146 Karthago. 142 wurde er Censor u. wirkte als solcher mit Ernst u. Strenge dem herrschenden Luxus entgegen, wurde nach Ablauf seines Amtes vom Senat mit einer Untersuchung der Zustände in Asien u. Aegypten betraut u. erhielt 134 in seinem zweiten Konsulat den Oberbefehl gegen das bisher vergebens bekämpfte Numantia, welches er schließlich einnahm u. zerstörte. Beim Ausbruch der Gracchischen Unruhen nahm er, trotzdem seine Gattin Sempronia die Schwester der Gracchen war, entschieden Stellung gegen dieselben, büßte aber dadurch die Gunst des Volkes ein. Nach einem heftigen Auftritte in der Volksversammlung wurde er am andern Morgen im J. 129 todt im Bette gefunden. Ob er ermordet wurde od. natürlichen Todes starb, ist unsicher. — Erwähnung verdient endlich **Publius Sc. Nasica Serapio**, Konsul im J. 138, ein eifriger Optimat, welcher die Katastrophe gegen den Tiberius Gracchus (s. d.) auf dem Kapitol herbeiführte u. sich dadurch den Haß des Volkes in solchem Grade zuzog, daß der Senat, um ihn der Volksrache zu entziehen, ihn mit einer Sendung nach Asien betraute. Dort starb er 133 v. Chr.

scontriren (vom ital. scontrare, begegnen), ein kaufmännisches Zahlungsverfahren durch Anweisung auf einen Dritten, von welchem der Zahlende Geld zu fordern hat; dasselbe also, was in England „Clearing" bedeutet. Die solcherart vermittelte Zahlung selbst heißt Scontro; häufig benennt man auch damit das Buch, in welchem man die Scontrotage, die Tage, an welchen die Ausgleichung zu geschehen hat, verzeichnet.

Scoten, eine keltische Völkerschaft, welche zuerst um 400 (von Claudian) als in Irland wohnhaft genannt wird, sich dann in unbekannter Zeit eines Theils von Schottland bemächtigte u. unter Kenneth 839 die Pikten unterwarf. Schottland hat nach ihnen seinen Namen.

Scott, Sir George Gilbert, engl. Architekt, geb. zu Gawcott (Buckinghamshire) 1811, baute, nachdem er 1842 das Märtyrermonument errichtet hatte, mehrere goth. Kirchen in seinem Vaterlande u. in Nordamerika. Außerdem lieferte er die Entwürfe zur neuen Nikolaikirche in Hamburg, deren Thurm (144,2 m.) jetzt das höchste Bauwerk der Welt ist, zum Rathhaus daselbst (1856), zum Nationaldenkmal des Prinzgemahls Albert im Londoner Hydepark u. zu anderen bedeutenden Werken der Architektur. 1872 ward ihm die Baronetswürde verliehen.

Scott, Winfield, nordamerik. General, geb. zu Petersborough in Virginien 13. Juni 1786 als Enkel eines Schotten u. Jakobiten,

der nach der Schlacht von Culloden sein Vaterland verlassen hatte; widmete sich zuerst dem Advokatenstande, trat aber 1808 als Artillerieoffizier ins Heer ein u. schwang sich im Kriege zwischen den Verein. Staaten u. England, in welchem er 23. Jan. 1813 das Fort George eroberte, so rasch empor, daß er bereits 1814 Brigadegeneral wurde; 1832—38 kämpfte er mit Erfolg gegen die Indianer in Florida u. anderen Theilen der Union u. 1841 erhielt er den Oberbefehl über die amerik. Armee. 1847 besiegte er wiederholentlich die Mexikaner unter Santa Anna (s. d.), erstürmte 15. Sept. die Hauptstadt Mexiko u. trug überhaupt das Meiste zu dem für die Vereinigten Staaten glücklichen Ausgange des Krieges bei, der ihnen im Frieden von Guadalupe Hidalgo (2. Febr. 1848) einen Länderzuwachs von 30000 □M. brachte. Seit 25. Juni 1847 mit dem höchsten militärischen Range, dem eines Majorgenerals, bekleidet, bewarb sich Sc. 1848 um die Präsidentenwürde, es ward ihm aber Taylor als Kandidat vorgezogen, u. als er 1852 von den Whigs als Kandidat aufgestellt worden war, unterlag er dem demokratischen Kandidaten Pierce. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs fühlte er sich seines hohen Alters wegen seiner Stellung nicht mehr gewachsen u. nahm daher 21. Okt. 1861 seinen Abschied. Er starb zu Westpoint 29. Mai 1866. Außer „General regulations for the army" (1825) veröffentlichte er seine Selbstbiographie (New York 1864).



Nr 4958. Walter Scott (geb 15. Sept 1771, gest. 21 Sept 1832).

Scott, Sir Walter, der gefeiertste u. nächst Byron der größte englische Dichter des 19. Jahrh., der Schöpfer des historischen Romans, stammte aus einer altadeligen Familie u. ward als der Sohn eines Rechtsgelehrten 15. Sept. 1771 zu Edinburgh geb., wo er auch für die Universität sich vorbereitete, die Rechte studirte u. schon in seinem 21. Jahre Advokat wurde. 1796 begann er seine literarische Laufbahn mit poetischen Nachbildungen von Bürger's „Leonore" („William and Helen") u. „Wildem Jäger" („The chase"), denen 1799 eine Uebersetzung von Goethe's „Götz von Berlichingen" u. eine Nachdichtung der Goethe'schen Romanze „Der Erlkönig" folgten. Seit 1797 mit Miß Carpenter verheirathet, erhielt er 1799 das Amt eines Unter-Sherifs in der Grafschaft Selkirk mit einem Einkommen von 300 Pfd. Sterl. u. alsbald fing er an, als Dichter u. Schriftsteller sehr produktiv zu werden. Das erste größere Werk war eine Sammlung der volksthümlichen Balladen des schott. Grenzlandes, „Minstrelsy of the Scotish border" (3 Bde., 1802), mit geschichtlichen Erläuterungen. Nachdem er dann noch den altengl. Roman „Sir Tristrem" gleichfalls mit gelehrten Anmerkungen herausgegeben hatte (1804), trat er mit seinem ersten größeren Originalgedichte „The lay of the last minstrel" (Das Lied des letzten Minstrel, 1805) an die Oeffentlichkeit. Da er nicht blos damit einen außerordentlichen Erfolg hatte, sondern 1806 auch die mit einem Einkommen von 1300 Pfd. Sterl. verbundene Stelle eines ersten Sekretärs beim Edinburgher Gerichtshof erhielt u. überdies seinen Vater u. Oheim beerbte, so gab er die advokatorische Praxis auf, um sich fortan hauptsächlich der literarischen Thätigkeit zu widmen. In der nächsten Zeit ließ er die romantischen Gedichte „Marmion, a tale of Floddenfield" (1808), „The lady of the lake" (Die Dame vom See, 1810; deutsch von Viehoff, 1865), „The vision of Don Roderick" (1811), „Rokeby" (1813) u. „The Lord of the isles" (Der Herr der Inseln, 1814; deutsch von Hertzberg, 1864) erscheinen, die alle das höchste Entzücken erregten. Daneben gab Sc. die Werke Dryden's u. Swift's sowie Ralph Sadler's Staatsschriften heraus, lieferte den Text zu den „Border antiquities" (2 Bde., 1814), schrieb nach einem Besuche Frankreichs „Paul's letters to his kinsfolk" (1815) u. war ein fleißiger Mitarbeiter der auf seinen Antrieb neubegründeten „Quarterly Review", eines Organs der Tories. Inzwischen (1811) hatte er sich am Ufer des Tweed bei Melrose ein von ihm Abbotsford genanntes kleines Gut gekauft u. auf dessen Vergrößerung u. Verschönerung über 60,000 Pfd. Sterl. verwandt. Dies veranlaßte ihn mit, sich, als er eine Abnahme im Erfolge seiner poetischen Schöpfungen bemerkte, auch auf einem anderen literarischen Gebiete zu versuchen: auf dem des historischen Romans. So nahm er seinen schon 1805 begonnenen, damals aber bei Seite gelegten „Waverley" wieder vor, vollendete den Roman u. ließ denselben 1814, doch ohne Autornamen, erscheinen. Die ungemein günstige Aufnahme, welche das Buch fand, bestimmte ihn, auf dem betretenen Wege zu bleiben. Er schrieb daher nur noch die romantischen Dichtungen „The field of Waterloo" (1815), „The bridal of Triermain" u. „Harold the dauntless" (1817), während er als „Verfasser des Waverley" eine große Anzahl von Romanen veröffentlichte: „Guy Mannering" (1815); „The antiquary" (Der Alterthümler, 1816); unter dem Sammeltitel „Tales of my landlord" (Erzählungen meines Wirthes); „The black dwarf" (Der schwarze Zwerg) u. „Old mortality" (Die Schwärmer od. die Presbyterianer, 1817); „Rob Roy" (Robin der Rothe) u. „The heart of Mid Lothian" (Das Herz von Mid Lothian od. Der Kerker von Edinburgh, 1818), „The bride of Lammermoor" (Die Braut von Lammermoor), „Legends of Montrose" u. „Ivanhoe" (1819); „The monastery" (Das Kloster, 1820); „The abbot" (Der Abt, 1820); „Kenilworth" (1821); „The pirate" (1821); „The fortunes of Nigel" (Nigel's Schicksale, 1822); „Peveril of the peak" (Peveril vom Gipfel, 1823); „Quentin Durward" (1823); „St. Romans well" (St. Roman's Brunnen, 1823); „Redgauntlet" (1824); „Tales of the crusaders" (Erzählungen von den Kreuzfahrern, enthaltend: „The betrothed" [Die Verlobten] u. „The talisman", 1825); „Woodstock" (1826); „The chronicles of the Canongate" (Chronik von Canongate, 1827 f.); „Anne of Geierstein" (1829); „St. Valentinsday, or: The fair maid of Perth" (Das schöne Mädchen von Perth, 1829); „Count Robert of Paris" (1831) u. „Castle dangerous" (Das gefährliche Schloß). Die meisten dieser Romane haben das Vaterland des Dichters zum Schauplatz; die auf anderem Boden sich bewegenden, mit Ausnahme von „Quentin Durward", stehen jenen bedeutend nach. An trefflicher Charakterschilderung, lebendiger Darstellung der Vergangenheit, die bis in die Details hinein sicher u. wahr gezeichnet wird, sowie an anmuthiger Landschaftsmalerei wird Sc. von keinem anderen Romandichter übertroffen; diese Vorzüge entschädigen auch reichlich für seine unleugbaren Mängel: die schleppenden Anfänge u. den häufig etwas überstürzten Schluß, die hier u. da allzu große Verwirrung des Knotens, zu dessen Lösung dann der Dichter selbst zu Unwahrscheinlichkeiten u. gezwungenen Auswegen seine Zuflucht nehmen muß. — Der ungeheure Absatz seiner Romane hatte Sc., dem 1820 auch der Baronetstitel verliehen worden war, zum reichen Manne gemacht, als die Handelskrisis des J. 1825 den Sturz der Häuser Ballantyne u. Constable herbeiführte u. ihm, da er deren stiller Geschäftstheilhaber gewesen, plötzlich eine Schuldenlast von 117,000 Pfd. Sterl. aufbürdete. Trotz dieses harten Schicksalsschlages verlor er den Muth nicht, sondern verdoppelte nun noch, indem er zugleich als Romanschriftsteller aus

seiner Anonymität heraustrat, seinen Eifer in der literarischen Thätigkeit. Freilich beeinträchtigte seitdem die Hast seines Schaffens den Werth seiner Produktionen. Dies zeigen u. A. die „Tales of a grandfather“ (Erzählungen eines Großvaters, 1828—30), die „History of Scotland“ (2 Bde., 1830), die „Letters on demonology“ u. am meisten sein „Life of Napoleon“ (9 Bde., Lond. 1827). Indeß durch diese u. andere Schriften, wie durch seine schon genannten späteren Romane, aber auch durch eine Geldsammlung seiner Verehrer in Schottland wurde er binnen wenigen Jahren in den Stand gesetzt, den größten Theil seiner Schulden abzutragen. Sie ganz zu decken verhinderte eine mehr u. mehr zunehmende Lähmung, deren erste Anzeichen im Winter 1830—31 auftraten u. von der er 1831 bis 1832 in Italien vergeblich Heilung suchte. Er starb zu Abbotsford 21. Sept. 1832. Seine Leiche ruht in Dryburgh-Abbey. Denkmale wurden ihm in Abbotsford, Edinburgh u. Glasgow gesetzt. Seine Werke, nam. seine Romane, wurden nicht blos in alle gebildeten Sprachen vielfach übersetzt, sondern auch nachgedruckt. Auch fanden dieselben zahlreiche Nachahmer im In- u. Auslande; den gelungensten Versuch, in Sc.'s Manier zu schreiben, machte Wilibald Alexis (s. d.). Deutsche Ausgaben seiner Werke sind in neuerer Zeit von Herrmann, Richter, Rob. König (Bielefeld 1874 ff.), Tschischwitz (Berl. 1877 ff.) u. A. besorgt worden. Sein Leben beschrieben sein Schwiegersohn John Gibson Lockhart (7 Bde., Lond. 1838; neue Ausgabe, 10 Bde., 1869; deutsch im Auszuge von Moritz Brühl, Lpz. 1839) u. neuerdings in Deutschland Eberty (2 Bde., Bresl. 1860; 2. Aufl., Lpz. 1871) u. Elze (2 Bde., Dresd. 1864). Mit Sir Walter **Sc.**, dem am 28. Okt. 1801 geb. ältesten Sohne des Dichters, der als Oberstleutnant auf der Rückreise von Indien nach England 8. Febr. 1847 starb, erlosch der Baronetstitel, denn ein jüngerer Bruder war schon früher gestorben.

Scotus, eigentlich Johannes, mit dem weiteren Beinamen Erigena (wol verstümmelt aus Jerugena, d. h. Sohn der heiligen [Insel], nämlich Irlands, denn trotz des Namens Sc., d. h. der Schotte, war er wahrscheinlich in Irland geboren), der tiefste Denker u. Gelehrte des früheren Mittelalters, kam in schon gereiftem Alter um 840 nach Frankreich an den Hof Karl's d. Kahlen, bei dem er in hoher Gunst stand; er leitete die Hofschule u. führte auf den Wunsch des Königs die Zeitgenossen in die Kenntniß des Neuplatonismus (s. d.) u. der älteren Mystik ein, bes. durch seine lat. Uebersetzung des sog. Dionysios Areopagita (s. d.). In dem Abendmahlsstreit zwischen Radbert u. Ratramnus stand er auf Seite des Letztern. Im sog. Prädestinationsstreit verfaßte er um 850 im Auftrage Hinkmar's v. Rheims (s. d.) eine Streitschrift gegen Gottschalk (s. d.) „Ueber die göttliche Prädestination“, die jedoch durch ihre Auffassung des Bösen als etwas Nicht wirklichen großes Aergerniß erregte u. 855 zu Valence verdammt wurde. Doch schützte der König wenigstens die Person des Sc. u. verweigerte dessen Auslieferung an den Papst. Ueber das weitere Leben des Sc. lauten die Nachrichten verschieden. Nach den einen blieb u. starb er in Frankreich; nach glaubwürdigerer Angabe wurde er später (wol nach Karl's Tode, 877) von Alfred d. Gr. als Lehrer nach Oxford berufen u. schließlich als Abt von Malmesbury von seinen Schülern in der Kirche erstochen (gegen 890). — Sc. war durch seine Gelehrsamkeit (bes. im Griechischen), seine Beredsamkeit u. Sittenreinheit das Wunder seines Zeitalters. Das großartigste Denkmal aber hat er sich gesetzt in den 5 Büchern „De divisione naturae“ (über die Eintheilung der Natur), einem tiefsinnigen ersten Versuch, das Welträthsel aus einem Punkte zu erklären, in Form eines Gesprächs zwischen Lehrer u. Schüler. Das System des Sc. geht aus von der Behauptung, daß Philosophie u. Theologie, als aus einer Quelle der Wahrheit stammend, einander nicht widersprechen können; was der Glaube in Sinnbildern schaut u. ahnt, das ergreift die Vernunft in seiner wahren Gestalt. Sie hebt also die Auktorität der Ueberlieferung nicht auf, sondern bestätigt sie vielmehr. So sehr sich Sc. bemühte, den christlichen Dogmen in seinem System ihre Stellung anzuweisen, so entging doch den späteren Theologen seine bedenkliche Hinneigung zum Pantheismus nicht, bes. da er auch das Böse als ursprünglich u. nothwendig, übrigens als einen bloßen Mangel an Gutem hingestellt hatte. Seine Verdammung wurde daher 1209 auf einer Synode zu Paris ausgesprochen, 1225 von Honorius III. nachgeholt u. noch 1585 sein Werk von Gregor XIII. auf den Index (s. d.) gesetzt. Dagegen hat Sc. in der neueren Wissenschaft höchste Anerkennung gefunden. Von seinen Schriften (herausgeg. von Floß als Bd. 122 von Migne's „Patrologie“) ist noch ein Theil seines Kommentars zu Dionysius, eine Homilie zum Anfang des Evangeliums Johannis, Gedichte rc. erhalten. — Vgl. Christlieb, „Das Leben u. die Lehre des Joh. Sc. Erigena rc.“ (Gotha 1860) u. Huber, „Joh. Sc. Erigena“ (Münch. 1861).

Scranton (spr. Skränt'n), Stadt in Luzerne County im Staate Pennsylvania der Vereinigten Staaten, am Lackawanna River, einem Nebenflusse des Susquehanna, mit 35 092 E. (1870), darunter 3056 Deutsche; liegt im Mittelpunkt der Anthracitkohlenfelder zwischen den Blauen Bergen u. dem Susquehannafluß u. hat der Ausbeutung dieser riesigen Lager seinen schnellen Aufschwung u. seine bedeutende Industrie zu verdanken. Sc. wird von 5 verschiedenen Bahnen berührt, es hat 24 Kirchen, 4 Akademien u. 3 öffentliche Schulen, mehrere Nationalbanken u. Privatbankhäuser, große Eisengießereien, Maschinenwerkstätten rc.

Scriba (lat.), Schreiber; scribax (lat.), Schreibseliger, Vielschreiber.

Scribe (spr. Skrihb'), Augustin Eugène, berühmter franz. Dramatiker, geb. 24. Dez. 1791 zu Paris; widmete sich anfänglich dem Rechtsstudium, wandte sich aber dann, kaum 20 Jahre alt, der dramatischen Dichtung zu, aber freilich um während der ersten drei Jahre nur Mißerfolge zu ernten. Als aber seine Stücke einmal auf der Bühne festen Boden gefaßt hatten (ca. 1815), entfaltete er eine



Nr. 1650. Augustin Eugène Scribe (geb. 24. Dez. 1791, gest. 20. Febr. 1861).

ganz unglaubliche Produktivität u. verfaßte bis zum Jahre 1830 Hunderte von Vaudevilles. Von diesem Jahre ab war er vorzugsweise auf dem Gebiete des höheren Lustspieles thätig u. entwickelte auch hier eine seltene Fruchtbarkeit des Schaffens. Gegen 400 Stücke führen seinen Namen. Von vielen derselben freilich ist er nicht im eigentlichen Sinne des Wortes der Verfasser gewesen, indem er sich, nam. in späteren Jahren, oft begnügte, die Intrigue u. das Netz der Handlung zu entwerfen, die Detailausführung aber anderen Dichtern (z. B. Delavigne, Mélesville u. A.) überließ. Außer Vaudevilles u. Komödien dichtete Sc. auch zahlreiche Operntexte (z. B. für „Der Schnee“, „Die weiße Dame“, „Die Stumme“, „Fra Diavolo“, „Robert der Teufel“, „Die Jüdin“, „Die Hugenotten“, „Der schwarze Domino“, „Der Prophet“, „Der Nordstern“ rc.). Daß bei einer solchen fabrikmäßigen Massenproduktion gar manche Stücke ohne höheren Werth gefertigt wurden, ist selbstverständlich, nichtsdestoweniger ist das in weit geringerem Maße der Fall, als man vermuthen sollte. Ueberaus geschickte u. spannende Anlage der Intrigue, feiner Witz u. ein lebhafter u. eleganter Dialog zeichnen fast alle Dichtungen Sc.'s aus. Als die bedeutendsten seiner Lustspiele u. Lustspieldramen (sämmtlich in Prosa geschrieben) sind etwa folgende zu nennen: „Le verre d'eau“ (1842); „La camaraderie“ (1837;

ein Sittenbild des Pariser Lebens von treffender Wahrheit, das politische u. literarische Coteriewesen schildernd), „Bertrand et Raton“ (1833; hat die Geschichte Struensee's zum Gegenstande) u. „Adrienne Lecouvreur“ (1849; in Gemeinschaft mit Legouvé verfaßt). Von geringerer Bedeutung sind Sc.'s Romane u. Novellen, wie z. B. „Carlo Broschi“, „Le roi de Carreau“, „Le filleul d'Amadis“, „Fleurette la bouquetière“ 2c. — Durch seine dramatischen Dichtungen erwarb sich Sc. ein sehr bedeutendes Vermögen, von welchem er aber einen sehr edlen Gebrauch machte. Er starb zu Paris 20. Febr. 1861. Unter den Gesammtausgaben seiner Werke erschien die vollständigste (26 Bde.) in Paris 1855—58.

Scriptor (lat., Mehrzahl scriptores), Schreiber, Schriftsteller; an einigen Bibliotheken Titel eines Beamten; scriptores graeci, latini, griech., lat. Schriftsteller, Geschichtschreiber; scriptores historiae augustae, die Verfasser der röm. Kaisergeschichte (s. „röm. Sprache u. Literatur“). **Scriptum** (lat.), Geschriebenes, Schreiben, Schrift, schriftliche Uebung. **Scriptura**, Schrift; scriptura sacra, die Heilige Schrift; Scripturen, Schriften, Briefschaften.

Scriver, Christian, hervorragender Erbauungsschriftsteller, geb. 2. Jan. 1629 zu Rendsburg; studirte seit 1647 zu Rostock Theologie u. wurde 1653 Archidiakonus zu Stendal, 1667 Pastor zu St. Jacobi in Magdeburg, bekleidete zugleich seit 1685 die Stellung eines Seniors am geistlichen Gericht u. eines Oberschulinspektors, siedelte 1690 als Oberhofprediger nach Quedlinburg über u. starb daselbst 5. April 1693. Wie im Leben als eindringlicher Prediger, so wirkte er auch nach seinem Tode noch fort durch seine überaus verbreiteten Erbauungsbücher, obenan den „Geistlichen Seelenschatz“ (aus 45 Wochenpredigten entstanden; zuerst Magdeburg 1681 u. dann sehr oft), ferner „Gottbold's zufällige Andachten“ (1671 u. oft), in welchen an verschiedene Anlässe 400 zum Theil sehr tiefsinnige Parabeln angeknüpft sind. Die „Gesammelten Werke Sc.'s unverfälscht verjüngt“ sind von Stier u. Heinrich herausgegeben (7 Bde., Barmen 1847—52).

Scrutinium, Mehrzahl: Scrutinien (lat. von scrutāri, durchsuchen, visitiren), hießen ursprünglich die Prüfungen, durch welche man sich in der alten Kirche von der rechten Vorbereitung der Täuflinge überzeugte; sodann die feierlichen Handlungen, die in der Fastenzeit der Taufe vorangingen. Weiter hieß Sc. auch die Untersuchung, die man bei Wahlen von Bischöfen 2c. über die Würdigkeit der Vorgeschlagenen anstellte, schließlich auch die Wahl selbst, u. zwar nicht blos geistliche Wahlen. Doch pflegt man den Ausdruck auf schriftliche Abstimmungen (das sog. geheime Sc.) zu beschränken, wie sie seiner Zeit z. B. Gregor XV. (1621—23) für die Papstwahlen vorschrieb.

scrutiren (a. d. Lat.), durchsuchen, erforschen, auch Stimmen sammeln.

Scudéry (spr. Sküdehrih), George de, französischer Dichter, geb. 1601 zu Havre; trat in das Heer, wurde dann Gouverneur von Notre Dame de la Garde bei Marseille, ging aber, um ungestörter schriftstellerisch thätig sein zu können, 1630 nach Paris u. starb daselbst 14. Mai 1667. Am meisten bekannt hat sich Sc. durch seine Polemik gegen Corneille (s. d.) gemacht. Doch fanden zu seiner Zeit, der vorklassischen Periode der franz. Literatur, seine Dramen, bes. „L'amour tyrannique“ (1636), lebhaften Beifall. Von seinen sonstigen Dichtungen ist das Epos „Alaric“ od. „Rome vaincue“ (1654) die relativ beste, obschon sie nichts weiter als eine leidlich geschickte Nachahmung des Vergil u. des Tasso ist. — Seine Schwester **Madeleine de Sc.**, berühmte Schriftstellerin, geb. zu Havre (wahrscheinlich 1607), ist eine Hauptvertreterin des heroisch-galanten Romans in Frankreich. In ihren u. ihrer Mitstrebenden bändereichen Romanen — daher dieselben auch Romans de longue haleine, d. h. langathmige Romane, hießen — erscheinen unter der Maske von Personen u. Zuständen des Alterthums die Verhältnisse am Hofe Ludwig's XIV. dargestellt; dieselben bilden daher einen nicht unwichtigen Beitrag für die Kenntniß der Zeitgeschichte. Die berühmtesten ihrer Romane sind „Ibrahim ou l'illustre bassa“ (4 Bde., Par. 1641); „Artamène ou le grand Cyrus“ (10 Bde., ebd. 1650) u. „Clélie“ (10 Bde., ebd. 1656). Sie stand am Hofe in höchster Gunst u. starb 2. Juni 1701. Hauptsächlich gegen ihre Romane richtete Boileau seinen geistvollen satirischen Dialog „Les héros de roman“.

Scudo od. Schildthaler, eine ehemalige Münze der verschiedenen Staaten Italiens sowie der Insel Malta von sehr verschiedenem Werthe; so war der Sc. romano (römische) zu 100 Bajocchi = 4,35 Mk., der Sc. d'oro (Goldthaler) der ehemaligen Republik Venedig = 116,20 Mk., der Sc. della croce (Kreuzthaler) = 5,35 Mk., der Mailänder Sc. = 4,20 Mk., der Malteser Sc. = 1,60 Mk., der Sc. di Modena = 4,55 Mk., der Sc. nuovo (neue) zu 5 Lire italiane = 4 Mk., der Piemonteser Sc. = 5,70 Mk., der Genueser Sc. = 5,30 Mk., der sard. Sc. = 3,75 Mk., der sizil. Sc. = 4,15 Mk., der Sc. von Neapel = 4,10 Mk., der Sc. d'argento od. Silberthaler = 6,30 Mk., der Sc. di cambio od. Wechselthaler = 3,10 Mk. u. der Sc. della corona od. Kronenthaler = 4,60 Mk.

sculpsit (lat.), abgekürzt sculps. od. sc., s. v. a. hat es gestochen; bezeichnet den Namen des Verfertigers der Platte auf Kupfer- od. Stahlstichen.

Scultetus, Andreas, deutscher Dichter, aus Bunzlau gebürtig; besuchte seit 1639 das Elisabeth-Gymnasium in Breslau, war bereits als Gymnasiast dichterisch thätig u. starb vermuthlich schon um 1642. Der lange völlig vergessene Dichter wurde erst wieder ans Licht gezogen durch Lessing, der zuerst auf der Wittenberger Bibliothek Sc.'s bestes Werk „Oesterliche Triumphposaune“ (Bresl. 1642), danach noch einige andere Dichtungen desselben („Blutschwitzender u. todesringender Jesus“ u. vier Gelegenheitsgedichte) auffand u. wieder abdrucken ließ („Gedichte von Andreas Sc.“, Braunschw. 1771; in Lessing's Werken, herausgeg. von Lachmann, Bd. 8). Nachlesen dazu lieferten Jachmann (Bresl. 1774), Klose in seinen „Neuen liter. Unterhaltungen“ (ebd. 1774), H. Scholtz (ebd. 1783) u. Hoffmann v. Fallersleben im „Weim. Jahrbuch“ (Bd. 3).

Scylla (lat. Scyllaeum), ein senkrecht aufsteigender, unten zu Höhlen ausgewaschener Felsen am Nordeingange der Straße von Messina auf calabrischer Seite, in der ital. Provinz Reggio di Calabria. Gegenüber liegt der Strudel der Charybdis (s. d.). Die Alten schildern die heute ziemlich ungefährliche Fahrt zwischen Sc. u. Charybdis hindurch als verhängnißvoll, weil der Schiffer in dem Bestreben, den Strudel der Charybdis zu vermeiden, leicht in die Brandung der Sc. gerieth („Incidis in Scyllam, cupiens vitare Charybdim“ sagt ein zum geflügelten Worte gewordener Vers aus der „Alexandreïs“ des Philippe Gualtier); demgemäß dachte sich die Mythe die Sc. als ein scheußliches vielköpfiges Ungeheuer. Der Name lebt fort in dem auf dem Felsen gelegenen Städtchen Scilla (spr. Schilla), mit 5835 E. (1871), welches von einem Schlosse, einst im Besitze der Fürsten von Scilla, überragt wird u. durch Wein- u. Seidenbau sowie durch Schwertfischfang berühmt ist.

S. D. G., gebräuchliche Abkürzung für das lateinische „Soli Deo gloria!“ d. h. „Gott allein die Ehre!“

Sealsfield, s. „Postl“.

Seapoys (spr. Szihpeus), eingeborene Söldnertruppen in dem britischen Indien, jetzt circa 140,000 Mann, vollständig europäisch disziplinirt u. von englischen Offizieren befehligt.

Sebaldus, der Heilige des 19. August, soll als der Sohn eines dänischen Königs od. Bauern in Paris studirt u. sich mit der Tochter König Dagobert's vermählt haben. Tags darauf aber verließ er sie mit ihrer Zustimmung, widmete sich 10 Jahre lang strengen Bußübungen u. pilgerte dann nach Rom, wo ihn Gregor II. († 731) mit der Mission in Deutschland beauftragte. Nach vielen Wundern, Kirchengründungen 2c. sei er als Einsiedler in der Nähe Nürnbergs gestorben. Vier Stiere zogen seinen Leichnam bis vor die Peterskapelle in Nürnberg; er wurde hier beigesetzt u. die Kapelle in die Sebalduskirche verwandelt. Das weitberühmte Grabmal des Heiligen wurde 1507—19 von Peter Vischer gegossen (Abb. s. Bd. IV, S. 879). Ueber das Todesjahr schwanken die Angaben zwischen 801 u. 1070; die Heiligsprechung erfolgte durch Martin V. 1425.

Sebastian, Name mehrerer katholischer Heiligen. Der berühmteste derselben, der Schutzpatron der Pestkranken u. Schützen, dessen Gedächtniß 20. Jan. (in der Griech. Kirche 18. Dez.) gefeiert wird, stammte angeblich aus Narbonne, trat als heimlicher Christ in das Heer Diocletian's, um Verfolgte zu retten u. Heiden zu bekehren, u. wurde vom Kaiser zu hohen Ehren erhoben. Nach vielen Wunderthaten als Christ erkannt, weigerte er sich abzufallen u. wurde deshalb mauritanischen Bogenschützen übergeben, die ihn an einen Baum banden u. mit vielen Pfeilschüssen durchbohrten. Dennoch erholte er sich wieder unter der Pflege einer Christin, wurde jedoch um 287 nochmals zu Tode gestäupt u. sein Leichnam in eine Kloake geworfen. Eine Christin, die er in einer Erscheinung damit beauftragt hatte, ließ ihn in die Katakomben überführen. Die Erbauung einer Kirche zu seinen Ehren beseitigte später eine Pest in Rom u. dieselbe Wirkung hatten seine Reliquien auch an anderen Orten.

Sebastian, König von Portugal (1557—78), geb. 1554, ein Enkel Johann's III. von Portugal u. Kaiser Karl's V., erbte den Thron im Alter von 3 Jahren. Von seinem Großoheim, dem Kardinal u. Großinquisitor Heinrich, von seinem Erzieher Luis Gonsalves da Camera u. dessen Bruder Martin streng jesuitisch erzogen, blieb er auch, nachdem er selbst die Regierung übernommen hatte (1568), ein gefügiges Werkzeug der Jesuiten, verweigerte auch auf deren Rath die Vermählung, obwol auf ihm allein die Zukunft des Königreichs beruhte. Kaum hielt man ihn davon zurück, daß er als Kreuzfahrer nach Indien zog. Willkommenen Anlaß zu einem Kampfe gegen die Ungläubigen, den er als würdigste Aufgabe eines Herrschers betrachtete, gab ihm die Vertreibung des Sultans Mulei Mohammed aus Marokko. Mühsam trieb S. durch drückende Auflagen die nöthigen Geldmittel, noch mühsamer den Adel u. das Schiffsvolk zusammen, um als Gottesstreiter nach Marokko zu ziehen. Am 4. Aug. 1578 unterlag sein Heer dem viermal stärkeren der Ungläubigen bei Alcazar od. Kasr-el Kebir; 12,000 Christen fielen, die anderen geriethen meistens in Gefangenschaft. Der König selbst kämpfte, obwol verwundet, mit Löwenmuth, bis er niedergeworfen u. in Stücke gehauen wurde. Die kaum kenntliche Leiche wurde in Ceuta beigesetzt. — Da mit ihm der eigentliche Königsstamm erlosch u. nach zwei Jahren der verhaßte Philipp II. sich des Landes bemächtigte, gab sein nur von Wenigen mit angeschautes Ende vier Betrügern Anlaß, sich für S. auszugeben. Drei falsche S.e, dem Handwerkerstande angehörig, traten von 1585—95 auf u. fanden durch Philipp ein grausames Ende. Ein vierter trat 1598 in Venedig auf, erzählte von seiner wunderbaren Rettung, von seinen Wanderungen durch Asien u. Afrika u. fand vielfach Glauben. In Florenz verhaftet, in Neapel des Betrugs überführt, wurde er in ein spanisches Gefängniß geschafft, wo er eines ungewissen Todes starb.

Sebastopol, s. „Sewastopol".

Sebek, ein ägyptischer Gott, der auch mit Ra (s. d.) kombinirt als S.-Ra auftritt, wurde als Vorsteher der Nilschwelle betrachtet u. bes. in der Kataraktengegend (zu Silsile, Kom Ombos 2c.) verehrt. Das ihm geheiligte Thier war das Krokodil, deshalb wird er auch gewöhnlich in grüner Farbe u. mit dem Krokodilhaupte, welches die Doppelfeder u. die mit Uräusschlangen versehene Sonnenscheibe krönt, Scepter u. Lebenszeichen in den Händen, abgebildet (Abb. s. Bd. I, Taf. V, Nr. 5).

Sebesten, die schwarzen Brustbeeren des Sebestenbaums, s. „Cordia".

S. e. c. Abkürzung für lat. Salvo errore calculi (s. d.).

sec—, s. „sek—".

Secchi, Pater, Angelo, berühmter ital. Physiker, Astronom u. Meteorolog, geb. zu Reggio (Emilia) 29. Juni 1818, trat 1833 in den Jesuitenorden u. studirte später im Collegio Illirico-Lauretano bei Loreto Philosophie u. Theologie, beschäftigte sich daneben aber auch mit Mathematik u. Physik. Zum Studium der letzteren Wissenschaft fügte er dann im Georgetown-College bei Washington das der Astronomie; hier begann er auch seine Lehrthätigkeit, die er nach seiner Rückkehr als Professor der Physik am Collegio Romano in Rom bis 1848 fortsetzte. In diesem Jahre nebst allen anderen Jesuiten aus Rom vertrieben, bereiste S. Frankreich, England u. Amerika. Die Restauration des Papstes verhalf ihm auch wieder zu seiner Professur am Collegio Romano. Bald darauf gründete er am Platze der zu demselben gehörigen Kirche Sant' Ignazio eine neue Sternwarte, welche unter seiner Leitung eine der bedeutendsten in Europa geworden ist. Seine hervorragendste Thätigkeit ist dem Studium der Sonne, bez. deren Finsternissen (die er 1860 in Spanien u. 1870 in Sizilien beobachtete), Flecken, Protuberanzen 2c. durch die Spektralanalyse gewidmet. Ueber die Ergebnisse der diesbezüglichen Forschungen hielt er 1867 den Zöglingen der Ecole St. Geneviève in Paris Vorträge, u. diese hatten einen so außerordentlichen Erfolg, daß er sie seinem in franz. Sprache erschienenen Hauptwerke „Le soleil" (Par. 1870; deutsch von Schellen, Braunschw. 1872) zu Grunde legte. Außerdem rief er die telegraphische Korrespondenz der meteorologischen Daten für Italien ins Leben, erfand einen Mechanismus zur Registrirung aller meteorologischen Daten sowie einen Chronometer u. begann im Nov. 1871 meteorologische Beobachtungen im Mont-Cenis-Tunnel. Ferner leitete er die Vermessung einer trigonometrischen Basis in der Campagna di Roma u. nahm 1870 u. 1872 an den Sitzungen der Internationalen Maß- u. Gewichtskommission Theil. In verschiedene Fachzeitschriften u. Sammelwerke lieferte S. zahlreiche Beiträge; zu seinen selbständig erschienenen Schriften gehören noch: „Researches on electrical rheometry" (Washington 1852); „Quadro fisico del sistema solare secondo le più recenti osservatione" (Rom 1859).



Nr. 4060. Angelo Secchi (geb. 29. Juni 1818).

Seckendorff, ein altes, jetzt im ganzen Deutschen Reich u. in Oesterreich sowie durch einen Zweig auch in Amerika verbreitetes Adelsgeschlecht, das seinen Namen von dem Dörfchen S. zwischen Kadolzburg u. Langenzenn in Franken führt. Dort liegen auch die meisten der übrigen Stammgüter, u. gehörte einst die Familie zur reichsunmittelbaren Ritterschaft. Heute theilt sie sich in drei Hauptlinien **Aberdar, Gudent** u. **Rheinhäfen** (od. **Rinhofen**), die wieder in eine Menge Häuser od. Speziallinien zerfallen. Die Mehrzahl derselben ist freiherrlich, zwei Speziallinien (Aberdar-Obernzenn u. Gudent) sind gräflich. Zu den bemerkenswerthesten Sprossen des Geschlechts gehören: Veit Ludwig **v. S.** von der Gudent'schen Hauptlinie, geb. zu Herzogenaurach bei Erlangen 20. Dez. 1626, besuchte die Schule in Koburg u. Gotha, ging nach der Enthauptung seines Vaters, der sich als schwed. Oberst mit den Kaiserlichen in Unterhandlungen eingelassen, 1643 nach Straßburg, wo er Jurisprudenz u. Philosophie studirte, bereiste 1646 die Niederlande, kehrte aber in demselben Jahre nach Gotha zurück, wo er es bis 1663 zum Wirklichen Geh. Rath u. Kanzler brachte. 1664 trat er als Geheimer Rath, Kanzler u. Konsistorialpräsident in die Dienste des Herzogs Moritz von Sachsen-Zeitz, zog sich aber nach des Herzogs Tode (1681) auf das 1676 angekaufte Gut Meuselwitz bei Altenburg zurück, wo er sich mit gelehrten Forschungen beschäftigte. 1691 zum brandenburg. Geheimen Rath u. zum Kanzler der Universität Halle ernannt, wo er in den Streitigkeiten zwischen Spener u. den orthodoxen Geistlichen der Stadt zu vermitteln hatte, starb er daselbst 18. Dez. 1692. Er war der Stifter des S.'schen Seniorats in Meuselwitz. Von seinen Schriften sind anzuführen: „Der deutsche Fürstenstaat" (Gotha 1665 u. ö.); „Compendium historiae ecclesiasticae" (2 Thle., Lpz. 1660—64; 1723 von Bücler, Artopäus u. Cyprian vollendet); „Der Christenstaat" (ebd. 1685); „Commentarius histor. et apologet. de Lutheranismo" (3 Bde., ebd. 1688; vollendet, Frkf. u. Lpz. 1692; gegen Maimbourg's „Histoire du Luthéranisme" gerichtet). Vergl. Schreber, „Historia vitae ac meritorum Viti Lud. a S." (Lpz. 1733). — Graf Friedrich Heinrich **v. S.,** Neffe des Vorigen, geb. zu Königsberg in Franken 5. Juli 1673, trat, nachdem er seit 1688 zu Jena, Leipzig u. Leyden die Rechte studirt, 1693 in das engl.-holl. u. 1697 als Hauptmann in das kaiserl. Heer, in dem er unter Eugen gegen die Türken focht.

Im span. Erbfolgekriege befehligte er in Deutschland das Ansbacher Dragonerregiment. 1706 machte er die Schlachten bei Ramillies u. Oudenaarde mit u. that sich bei der Belagerung von Ryssel hervor, verließ aber, weil er sich zurückgesetzt glaubte, die kaiserl. Dienste u. übernahm den Befehl über die kursächs. Hülfsvölker in Flandern. Den Verhandlungen des Utrechter Friedens wohnte er 1713 als sächs. poln. Gesandter im Haag bei, worauf er nach Warschau ging, um die dortigen Unruhen zu unterdrücken. Er ward dann Generalleutnant u. half 1715 die Festung Stralsund überwinden. Auf Betrieb des Prinzen Eugen 1717 zum kaiserl. Feldmarschallleutnant ernannt, focht er unter Jenem bei Belgrad mit u. kämpfte in Sizilien erfolgreich gegen die Spanier, wofür er 1719 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde. Seit 1721 Feldzeugmeister, wurde er in demselben Jahre Gouverneur von Leipzig, von wo er 1726 im Auftrag des Kaisers nach Berlin ging. Erfolgreich für die guten Beziehungen zwischen Wien u. Berlin thätig, gelang es ihm hier auch, verschiedene deutsche Höfe sowie Dänemark u. Holland zur Anerkennung des pragmatischen Erbgesetzes zu bewegen u. beim Ausbruche des Poln. Erbfolgekrieges den König von Preußen zur Stellung von 10,000 Mann Hülfstruppen zu vermögen, sowie Bayern, die Pfalz u. Köln für den Kaiser zu gewinnen. Als sich infolge dessen ein Reichsheer am Rheine sammelte, ward S. zum Reichsgeneral der Kavallerie ernannt, als welcher er 20. Okt. 1735 die Franzosen bei Klausen schlug. Nach dem Frieden zum Feldmarschall erhoben, erhielt er 1737 den Oberbefehl über das österr. Heer bei Belgrad; als aber der Krieg eine für ihn ungünstige Wendung nahm, benutzten seine Feinde in Wien diesen Umstand, um ihn, den Ausländer, zu stürzen. S. wurde zurückberufen, verhaftet u. auf die Festung Graz gebracht, wo man ihn bis zum Tode Karl's VI. (1740) gefangen hielt. Von Maria Theresia zwar wieder in seine Würden eingesetzt, aber ohne Besoldung gelassen, trat S. in die Dienste Karl's VII. von Bayern u. an die Spitze der gegen Oesterreich bestimmten Truppen. Anfänglich mit den Franzosen unterm Marschall von Sachsen gemeinschaftlich operirend, sah er sich von diesen bald verlassen, so daß er die errungenen Vortheile wieder aufgeben mußte; nachdem er jedoch mit Friedrich II. von Preußen den Frankfurter Vertrag abgeschlossen, drang er nochmals siegreich vor u. führte 16. Okt. 1744 den Kaiser nach München zurück. Auch schloß er nach dessen Tode den Frieden zu Füssen ab (22. April 1745), worauf er sich auf sein Gut Meuselwitz zurückzog. Von hier ließ ihn im Dez. 1758 Friedrich der Gr. wegen seines ihm gefährlich erscheinenden Briefwechsels mit Oesterreich plötzlich als Gefangenen nach der Citadelle von Magdeburg abführen. Zwar erhielt er nach einem halben Jahre gegen Zahlung von 10,000 Thlrn. u. durch Auswechselung mit dem Prinzen Moritz von Dessau seine Freiheit wieder, doch ging er seiner Sicherheit wegen zunächst nach Franken u. kehrte erst 1760 nach Meuselwitz zurück, wo er 23. Nov. 1763 starb. Vgl. Theresius v. S., „Versuch einer Lebensbeschreibung des Feldmarschalls v. S." (Lpz. 1792—94). — Frhr. **Christian Adolf v. S.**, geb. zu Startenberg bei Altenburg 1. Okt. 1767, lebte, nachdem er 1786—94 in mecklenburg. u. kursächs. Militärdiensten gestanden, auf seinem Gute Zingst bei Querfurt, wo er schriftstellerte, floh 1828, wegen eines Zwistes mit einem Grenznachbar zu Festungsarrest verurtheilt, nach Straßburg u. von da nach der Schweiz u. starb zu Luzern 29. Aug. 1833. Er schrieb u. A. „Forstrügen" (10 Bde., Lpz. 1799—1804); „Gedichte" (ebd. 1808) u. mehrere Trauer- u. Lustspiele, die er als „Dramatische Arbeiten" (3 Bde., ebd. 1823 f.) gesammelt herausgegeben. Seine „Sämmtlichen Schriften" erschienen 1816—23 zu Leipzig in 7 Bdn. — Frhr. **Leo v. S.**, geb. zu Wohnfurt bei Haßfurt 1773; studirte in Jena u. Göttingen die Rechte, wurde 1798 Regierungsassessor in Weimar, wo er mit Wieland, Goethe, Herder u. Schiller in enge Verbindung trat, ging 1802 als württemberg. Regierungsrath nach Stuttgart, sah sich hier aber bald wegen eines angeblichen Majestätsverbrechens in eine Untersuchung verwickelt u. ward als Staatsgefangener zuerst nach der Solitude, dann auf den Hohenasperg gebracht. Erst 1805 freigelassen, begab er sich später nach Wien, trat 1809 als Hauptmann in die österr. Landwehr u. hatte das Schicksal, als Schwerverwundeter in einer Scheune bei Ebersberg an der Traun 6. Mai zu verbrennen. Er war ein talentvoller Dichter, was nam. aus seinem „Neujahrstaschenbuch von Weimar für 1801" u. aus seinen „Musenalmanachen für die J. 1807 u. 1808" (Regensb.) erhellt. Auch gab er „Blüten griech. Dichter" (Weim. 1800) u. 1808 mit Jos. Ludwig Stoll in Wien die Zeitschrift „Prometheus" heraus, die eine literarische Annäherung zwischen Süd- u. Norddeutschland anstreben sollte. — Frhr. **Gustav Anton v. S.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Meuselwitz 20. Nov. 1775; studirte seit 1791 in Leipzig, Freiburg u. Wittenberg u. ging 1796 nach Amerika, wo er in Philadelphia Musik- u. Deklamationsunterricht gab. 1798 nach Deutschland zurückgekehrt, erhielt er eine Anstellung im kursächs. u. 1807 als Kammerdirektor im sächs.-hildburghaus. Staatsdienst, verließ aber denselben schon 1808 wieder. Seitdem hielt er unter dem Namen Patrik **Peale** an verschiedenen Orten ästhetische Vorlesungen u. suchte durch damals vielbewunderte plastisch-mimische Musterdarstellungen zur Hebung der deutschen Schauspielkunst beizutragen. 1812 habilitirte er sich als Privatdozent bei der philosophischen Fakultät in Göttingen, u. 1814 übernahm er eine Professur am Karolinum in Braunschweig. 1821 ging er abermals nach Amerika, wo er im Dez. 1823 zu Alexandria im Staate Louisiana starb. Er schrieb die Trauerspiele „Otto III." (Lpz. 1805) u. „Orsina" (eine Fortsetzung von Lessing's „Emilia Galotti", Braunschw. 1814); die Romanze „Adelheid v. Burgau, od. Innere Stimmen" (Lpz. 1816); „Vorlesungen über Deklamation u. Mimik" (2 Bde., Braunschw. 1816); „Grundzüge der philosophischen Politik" (Lpz. 1817) 2c.

Sedan (spr. Szödäng), Stadt mit 13,807 E. (1872) im franz. Departement der Ardennen, 10 Km. von der belg. Grenze; liegt in 158 m. Seehöhe an beiden Ufern der Maas u. an der Nebenlinie der franz. Ostbahn Mézières-Thionville. Die Stadt hat ein Handelsgericht, 4 kath. u. 1 reform. Kirche, große Militärmagazine u. ein Denkmal Turenne's, der 1611 hier geboren wurde. Sie ist Hauptfabrikort für schwarze Tuche; ihre ganze Umgebung ist reich an Fabriken, daneben wird starker Gemüsebau getrieben. Nach dem Gesetze vom 23. Aug. 1875 soll S. als Festung aufgehoben u. aus der Liste der Kriegsplätze gestrichen werden. Als Dorf kommt S. urkundlich zuerst 1259 im Besitze der Aebte von Mouson vor, wurde 1400 zum Herzogthum erhoben u. kam nach mehrfachem Wechsel der Besitzer 1588 an Heinrich von La Tour d'Auvergne, den Vater Turenne's; 1642 gelangte es an die Krone Frankreich. Am 25. Juni 1815 wurde es von den Hessen beschossen u. kapitulirte am folgenden Tage; die Citadelle ergab sich aber erst am 15. Sept. Darauf hatte S. bis 1818 preuß. Besatzung. Seine weltgeschichtliche Bedeutung erlangte es aber im Deutsch-franz. Kriege durch die Schlacht von S. am 1. Sept. 1870, in welcher eine von Mac Mahon kommandirte franz. Armee durch die 3. u. 4. deutsche Armee geschlagen u. in die Festung hineingeworfen wurde; 2. Sept. erfolgte die Kapitulation, der zufolge die fast 85,000 Mann starke Armee u. der während der Schlacht in S. anwesende Kaiser Napoleon selbst in deutsche Gefangenschaft geriethen.

Sedes (lat.), Sitz, aber ausschließlich von den Bischofsitzen u. dgl., im engsten Sinne von dem päpstlichen Stuhl gebraucht. In der alten Kirche unterschied man die sedes apostolicae, d. h. von den Aposteln selbst gegründete Bisthümer (Jerusalem, Antiochien, Ephesus, Korinth, Alexandria, Rom 2c.) von den späteren u. daher minder bedeutenden. Nachmals blieb der Name bes. dem „apostol. Stuhl" des röm. Bischofs. Wird der päpstliche od. ein Bischofsstuhl durch Tod, Abdankung, Versetzung 2c. des Inhabers erledigt, so tritt Sedisvakanz od. Stuhlerledigung ein. Die Bestimmungen über die Verwaltung bis zur Wiederbesetzung, über die Art derselben u. die Dauer der Vakanz (die preuß. Maigesetze von 1873 gestatten nur eine Sedisvakanz von 1 Jahre u. strafen dann die säumigen Wahlbehörden) bilden ein wichtiges Kapitel des Kirchenrechts u. einen steten Streitpunkt zwischen den kirchlichen u. staatlichen Behörden.

Sedez (vom Lat. sedecimus, der Sechzehnte), die Falzung eines Druckbogens in 16 Seiten.

Sediment, d. i. Absatz, Niederschlag, Bezeichnung für feste Körper, die sich aus dem Wasser, in welchem sie mechanisch aufgerührt waren, abgesetzt haben, daher Sedimentarformation od. Sedimentärgebilde alle diejenigen Gebirgsglieder genannt werden, die durch Absetzen von Sand- u. Schlammassen aus Wasser entstanden sind.

Sedum, Fetthenne, Mauerpfeffer; Pflanzengattung der Fettblattartigen od. Crassulaceen mit einer großen Reihe von Arten, welche sich sämmtlich durch fleischige Blätter auszeichnen, die bald flach, bald stielrund sind. Ihre Blumen — weiße, gelbe, rothe u. blaue Trugdolden — haben bei einem fünftheiligen Kelche 5 Kronenblätter, 10 Staubfäden u.

5 Schuppenblätter; die Frucht ist eine vielsamige Kapsel. Was die Kakteen in der Neuen Welt, sind die Sedumarten mit ihren Familienverwandten in der Alten Welt: Bewohner der sonnigsten, unfruchtbarsten Orte, die sie mit den Hauslaubarten (Sempervivum) von der Ebene bis zu den Hochgebirgen hinauf, vom kalten Norden bis zum heißen Süden theilen. Doch bevorzugen sie die gemäßigte Zone der nördlichen Halbkugel. Die mitteleuropäische Flora besitzt nach Koch 18 Arten, welche bald einen vielköpfigen Wurzelstock mit kriechenden Stämmchen bei derber Wurzel, bald dünne Wurzelstöcke mit od. ohne kriechende Sprossen erzeugen. Zu denen mit flachen Blättern gehört z. B. S. maximum (S. Telephium L. var. d. u. e.), zu jenen mit stielrunden: S. annuum, album, acre. Die Sedumarten, obwol als Zierden der Landschaft von Werth, finden doch nur geringe anderweite Verwendung; am bekanntesten in dieser Beziehung dürfte der gelbblumige Tripmadam (S. reflexum) sein, der auf den dürrsten Gehängen vorkommt u. u. A. als Salat u. Suppenkraut gebraucht wird; einige andere Arten (S. maximum, album u. a.) benutzt man als antiskorbutische Kräuter. Als Zierpflanzen zieht man in den Gärten: S. coeruleum aus Nordafrika, S. Fabaria aus den höheren mitteleuropäischen Gebirgen, S. Ewersi aus dem Altai, S. pulchellum aus Nordamerika, S. roseum aus dem Kaukasus, S. Sieboldi aus Japan 2c.

See. Der See od. Landsee ist ein Wasserbecken, das von Natur gebildet, allseitig vom Lande umschlossen ist u. mit dem Meere gar nicht od. nur durch einen dahin fließenden Strom in Verbindung steht. Durch das erstere Merkmal wird der S. vom Teiche unterschieden, der ein Menschenwerk ist, u. durch das letztere von einem abgegrenzten Theile des Meeres (wie die Ostsee), dem man dann den weiblichen Artikel vorsetzt. Uebrigens unterscheiden die Sprachen aller gebildeten Nationen zwischen dem S. u. der S. u. haben meist für beide Begriffe verschiedene Wörter. Die Ursache der Seenbildung kann eine verschiedene sein. Der S. ist entweder eine Wasseransammlung in einem kleineren Becken, das durch Auslaugung, wie die S.n in Kalkgebirgen, bes. die unterirdischen Höhlenseen, od. durch vulkanische Thätigkeit u. durch Einsturz entstanden sein kann; er ist dann oft ohne sichtbaren Zufluß u. Abfluß; od. er ist die Ausfüllung eines tiefliegenden od. erweiterten Theiles eines Thales u. hat dann ebenso starken Zufluß wie Abfluß, wie die meisten S.n der Gebirgsländer, nam. die der Schweiz u. Skandinaviens, die großen canadischen S.n Nordamerika's 2c.; od. er ist die Wasseransammlung auf einer größeren Fläche, die inmitten der Kontinente durch säkulare Senkung ihre Vertiefung erhalten hat, od. durch Zurücktreten des Ozeans außer Verbindung mit ihm gekommen ist, od. durch Hebung u. Gebirgsbildung einer nach dem Meere zu gelegenen Partie zu einem [illegible] Wassersystem abgetrennt worden ist. Letztere S.n haben starken Zufluß u. keinen Abfluß, denn der Zufluß wird durch die Verdunstung an der weiten Wasserfläche aufgehoben, u. sie wandeln sich, wenn sie ursprünglich Süßwasser enthielten, allmählich in Salz- od. Natron- od. Bitterseen 2c. um, da alle durch die Flüsse ihnen zugehenden Bestandtheile in ihnen verbleiben müssen. Hierher gehören der Kaspi- u. der Aralsee, der Große Salzsee in Nordamerika, das Todte Meer, die Steppenseen Rußlands 2c. Natürlich kommen zwischen den einzelnen Arten die mannichfaltigsten Uebergänge vor. Die größten u. bekanntesten S.n sind mit Zugrundelegung der v. Klöden'schen Tabelle folgende:

Abersee (Salzburg)	0,2[illegible]	□M.
Achensee (Tirol)	0,118	„
Aegerisee (Kanton Zug)	0,116	„
Ala-Kul (Centralasien)	35,317	„
Albanersee (bei Rom)	0,26	„
Alt Aussee See (Steiermark)	0,04	„
Ammersee (Oberbayern)	0,819	„
Anneciysee (Savoyen)	0,[illegible]	„
Aralsee (Turan)	1194,[illegible]	„
Arbersee (Bayer. Wald)	(?)	
Athabascasee (Nordamerika)	128	„
Attersee (Oberösterreich)	0,853	„
Aullagassee (Bolivia)	50,[illegible]	„
Awesee (Schottland)	0,[illegible]	„
Baikalsee (Sibirien)	634,395	„
Balchaschsee (Sibirien)	374,419	„
Barun-Tarei (Sibirien)	12,814	„
Bärensee, Großer (Nordamerika)	375	„
Bielersee (Kanton Bern)	0,77	„
Bjelosee (Rußland)	20,428	„
Bodensee	8,92	„
Bolsenersee (Italien)	2,[illegible]	„
Bourgetsee (Savoyen)	0,[illegible]	„
Braccianosee (Italien)	0,975	„
Brienzer See (Kanton Bern)	0,508	„
Bugsee (Rußland)	1,9	„
Celanosee (Italien)	1,7	„
Chacuitosee (Südamerika)	151,3	„
Champlainsee (Nordamerika)	12,7	„
Chankasee (Sibirien)	79,[illegible]	„
Chapalasee (Mexiko)	57,[illegible]	„
Chiemsee (Bayern)	1,55	„
Comersee (Italien)	2,[illegible]	„
Corribsee (Irland)	3,2	„
Daissangsee (Sibirien)	76,8	„
Dearsee (Irland)	2,17	„
Dengissee (Centralasien)	27,231	„
Dengissee, mittl. (Centralasien)	23,044	„
Dengis-Kul (Centralasien)	9,933	„
Earnesee (Irland)	2,[illegible]	„
Egurisee, s. „Aegerisee".		
Eibsee (Oberbayern)	[illegible]	
Eltonsee (Rußland)	2,925	„
Enaresee (Lappland)	25,811	„
Eriesee (Nordamerika)	446,5[illegible]	„
Eyresee (Südaustralien)	191,2	„
Feldsee (Schwarzwald)	(?)	
Felkasee (Tatra)	17	Morgen.
Fischsee, Großer (Tatra)	13	„
Fucinosee, s. „Celanosee".		
Gairdnersee (Südaustralien)	140,1	□M.
Galiläisches Meer (Palästina)	1,1[illegible]	„
Gardasee (Italien)	6,[illegible]	„
Genfer See	11,2	„
Geserichsee (Prov. Preußen)	0,18	„
Gmundener See (Oberösterreich)	0,137	„

Gosausee, hinterer (Oberösterr.)	0,[illegible]	□M.
Gosausee, vorderer (Oberösterr.)	0,[illegible]	„
Goktschaisee (Armenien)	18,[illegible]	„
Gregorysee, s. „Eyresee".		
Grundlsee (Steiermark)	0,067	„
Grussnoje Osero (Sibirien)	1,[illegible]	„
Haldensee (Tirol)	29[illegible]	Morgen.
Halstättersee (Oberösterreich)	0,16	□M.
Hallwylersee (Kanton Aargau)	0,174	
Hamunsee (Afghanistan)	53	„
Hirschsee, s. „Dearsee".		
Hjelmarsee (Schweden)	8,714	„
Hornsee (Schweden)	14,9	„
Hoytiäinensee (Finnland)	8,282	
Hung tse hu (China)	5,3	
Huronsee (Nordamerika)	1114	„
Jalpuchsee (Moldau)	4,17	„
Janinasee (Albanien)	1,1	„
Jamdok Tcho (Tibet)	24	„
Idrosee (Oberitalien)	1,25	„
Ilmensee (Rußland)	16,[illegible]	„
Imandrasee (Lappland)	15,[illegible]	„
Irrsee (Oberösterreich)	0,[illegible]	„
Iseosee (Oberitalien)	1,05	
Issyk-Kul (Centralasien)	93,[illegible]	„
Itascasee (Nordamerika)	(?)	
Kammersee, s. „Attersee".		
Kao-Yeo-Hu (China)	3,3	„
Kara-Kul (Centralasien)	29,555	„
Kaspischer See	7980,298	„
Keitelesee (Finnland)	12,382	„
Killarneysee (Irland)	[illegible]	
Kochelsee (Oberbayern)	0,17	„
Königssee (Oberbayern)	0,101	„
Konboserosee (Rußland)	5,956	„
Kopaissee (Griechenland)	10,02	„
Kosso-Gol (Sibirien)	174,3	„
Kowdosero (Rußland)	10,[illegible]	„
Kuthu Noor (China)	93	„
Kulundosee (Sibirien)	8,102	„
Kumtosee (Rußland)	8,[illegible]	„
Kupinskoje-Osero (Rußland)	7,143	„
Laacher See (Rheinprovinz)	0,072	„
Ladogasee (Rußland)	329,[illegible]	„
Lago maggiore (Oberitalien)	3,7	„
Latschasee (Rußland)	6,[illegible]	„
Ledrosee (Tirol)		
Levensee (Schottland)	0,2[illegible]	„
Llanquihuesee (Chile)	15	„
Löwentinsee (Prov. Preußen)	0,47	„
Lomondsee (Schottland)	1,[illegible]	„
Loppiosee (Tirol)	(?)	
Lopsee (Centralasien)	40	„
Luganer See (Kanton Tessin)	0,9	„
Lule-Jaur (Schweden)	16,5	
Maduesee (Pommern)	0,73	„

Mälarsee (Schweden)	21,1[illegible]	□M.
Managuasee (Mittelamerika)	5[illegible]	„
Manasarowarsee (Tibet)	11	„
Manitobasee (Nordamerika)	65	„
Maracaibosee (Venezuela)	[illegible]	„
Mauersee (Provinz Preußen)	[illegible]	„
Meromsee (Palästina)	0,252	„
Michigansee (Nordamerika)	1124	„
Millstädter See (Kärnthen)	0,0295	„
Mistissinie (Canada)	63,5	„
Mjösensee (Norwegen)	[illegible]	„
Mondsee (Oberösterreich)	0,26	„
Mummelsee (Schwarzwald)	(?)	
Müritzsee (Mecklenburg)	2,39	„
Murtensee (Kanton Waadt)	0,49	„
Mwutan Nzige (Afrika)	1250	„
Neaghsee (Irland)	7,[illegible]	„
Nemisee (Mittelitalien)	0,[illegible]	„
Neßsee (Schottland)	0,[illegible]	„
Neuschateler See (Schweiz)	4,36	„
Neusiedler See (Ungarn)	5,5	„
Ngamisee (Südafrika)	1[illegible]	„
Nicaraguasee (Mittelamerika)	1[illegible]	„
Nilakka-Pielavesi (Finnland)	5,859	„
Nipissingsee (Canada)	[illegible]	„
Njassasee (Südafrika)	1[illegible]	„
Nowosero (Rußland)	[illegible]	„
Nyanzasee (Südafrika)	1792	„
Oberer See (Nordamerika)	1518,75	„
Ochridasee (Albanien)	1[illegible]	„
Oedensee (Steiermark)	0,28	„
Oedenburger See, s. „Neusiedlersee".		
Onegasee (Rußland)	177,099	„
Ontariosee (Nordamerika)	360	„
Ortasee ([illegible])	0,[illegible]	„
Ossiachersee (Kärnthen)	(?)	
Paijannesee (Finnland)	12,[illegible]	„
Paltesee, s. „Jamdok Tcho".		
Pampa od. Paniane, s. „Aullagassee".		
Peipussee (Rußland)	51,[illegible]	„
Pielissee (Finnland)	19,[illegible]	„
Pjawosero (Rußland)	10,171	„
Planersee (Tirol)	0,062	„
Plattensee (Ungarn)	18	„
Plauersee (Mecklenburg)	0,65	„
Plönsee (Holstein)	0,[illegible]	„
Pskowscher See (Rußland)	14,[illegible]	„
Puulavesisee (Finnland)	8,953	„
Ratzeburger See (Mecklenburg)	0,[illegible]	„
Saimasee (Finnland)	31,956	„
Saissansee (Centralasien)	33,236	„
Salzsee, Großer (Nordamerika)	85,2	„
Sanct Clairesee (Nordamerika)	35,75	„
Sandalsee (Rußland)	5,382	„

Sarnersee (Kanton Unterwalden)	0,217 □M.
Sartlamsee (Sibirien)	4,836 „
Schirwasee (Südostafrika)	(?)
Schluchsee (Schwarzwald)	(?)
Schwarzer See (Tatra)	59 Morgen.
Schweriner See (Mecklenburg)	1,55 □M.
Segoserosee (Rußland)	22,629 „
Seligersee (Rußland) . . .	3,62 „
Sempacher See (Kanton Luzern)	0,241 „
Sewansee, s. „Göktschasee".	
Siljansee (Schweden) . . .	8,2 „
Siwaschsee (Südrußland)	45 „
Sklavensee (Großer, Nordamerika)	334 „
Skutarisee (Albanien)	5,31 „
Spirdingsee (Provinz Preußen)	1,86 „
Staffelsee (Oberbayern) . .	(?)
Starnberger See (Bayern) .	0,98 „
Steinhuder Meer (Hannover) .	0,054 „
Stor Avon, s. „Hornsee".	
Stor Sjön (Schweden) .	9,1 „
Sun Tarei (Sibirien) . .	4,340 „
Superior-, s. „Oberer See".	
Tacariguasee (Venezuela) . .	12,45 „
Tamanduasee, s. „Schirwasee".	
Tomangamingasee (Canada)	12,5 „
Tanganjikasee (Afrika) .	555 „
Tegernsee (Bayern)	0,163 „
Telezkoje Osero (Sibirien) . . .	6,407 „
Temiscamangsee (Obercanada)	4 „
Tezcucosee (Mexiko)	3,55 „
Thai-Hu (China)	6,07 „
Thunersee (Kanton Bern) . .	0,83 □M.
Thung Ting (China)	110 „
Tiberiassee, s. „Galiläisches Meer".	
Titisee (Schwarzwald)	(?)
Titicacasee, s. „Chacuitosee".	
Toblinosee (Tirol) . . .	(?)
Todtes Meer (Palästina) .	23,3 „
Topolnoje Osero (Sibirien) . .	3,11 „
Toposero Tuoppa (Rußland) .	19,313 „
Torneåsee (Schweden) .	9,6 „
Torrenssee (Australien)	112,37 „
Trasimenischer See	2 „
Traunsee, s. „Gmundner See".	
Tsadsee (Afrika)	618,6 „
Tschaltar-Tengis (Centralasien)	37,719 „
Tschanysee (Sibirien) . . .	61,176 „
Tumansee (Sibirien) . . .	2,439 „
Tuz-Göllü (Kleinasien) . .	24,7 „
Tzanasee (Abessinien) . .	56,6 „
Ubasee (Sibirien)	6,611 „
Ukerewesee, s. „Nyanzasee".	
Uleåsee (Finnland) . . .	17,867 „
Uresee, s. „Titicacasee".	
Urumijasee (Armenien) .	69,77 „
Utahsee (Nordamerika) .	9,5 „
Uwatsee (Sibirien)	3,152 „
Varesesee (Oberitalien)	0,247 „
Victoriasee, s. „Ukerewesee".	
Vierwaldstätter See (Schweiz) .	1,95 „
Vils-Alpsee (Lechgebiet) . .	274 Morgen.
Walchensee (Oberbayern) . .	0,336 □M.
Wallenstätter See (Schweiz) . .	0,436 □M.
Wänsee (Armenien)	73 od. 66,5 „
Weißensee (Kärnthen) . . .	0,067 „
Weißensee (Bayern)	0,0167 „
Wenersee (Schweden) . .	101,128 „
Werzjärwsee (Livland) . .	4,96 „
Wettersee (Schweden)	34,480 „
Wielkisee (Tatra)	115 Morgen.
Wielki-Rybisee (Tatra) . . .	132 „
Windermeresee (England) . . .	0,27 □M.
Winnebagosee (Nordamerika) .	9,97 „
Winnepegsee, Großer (Nordamerika)	457,6 „
Winnepegsee, Kleiner (Nordamerika)	113 „
Wirzsee (Livland	5,018 „
Wochheimer See (Krain) . . .	3270 Morgen.
Wodlosero (Rußland)	8,498 □M.
Wörther See (Kärnthen) . . .	0,813 „
Wolfgangsee, s. „Abersee".	
Wollastonsee (Nordamerika) . .	49 „
Woshesee (Rußland)	7,771 „
Würmsee, s. „Starnberger See".	
Wygosero (Rußland	15,637 „
Zeller See (Oberösterr.), s. „Irrsee".	
Zeller See od. Untersee auch Bodensee	1,14 „
Zeller See (Pinzgau) . . .	0,085 „
Zirknitzer See (Krain) . 1,032	2,061 „
Zuger See (Schweiz)	0,71 „
Züricher See (Schweiz)	0,61 „

Seeadler, s. „Adler".

Seealpen od. Meeralpen sind das südlichste Glied der Westalpen, beginnen am Col di Tenda, wo sie mit dem Ligurischen Apennin od. den Ligurischen Alpen zusammenstoßen, u. reichen bis zum 2973 m. hohen Quatro Vescovadi od. l'Enchastraye, erfüllen also den SW. Piemonts u. die östl. Provence u. umfassen gegen 226 □M. Ihre Centralmasse ist Gneis, u. daraus bestehen auch die höchsten Spitzen, der Cima dei Gelas (3156, nach früheren Angaben 3180 m), der Col Longet (3155 m.) u. der Mont Pelvo (3005,5 m.). Zwischen den Gneispartien finden sich Stöcke von Gips, Rauhwacke, Dolomit u. Marmor, u. bes. im westl. Theile treten die alpinen Kreide- u. Tertiärbildungen in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit auf. Die letzten Westausläufer, les Alpines, sind sehr petrefaktenreich, u. der Rudistenkalk dehnt sich in mauerartig abstürzenden großen Hochflächen aus. Noch nicht 10 % des Ganzen sind mit Wald bedeckt; außerdem hat es viel Weide; Seen zählt man gegen 30. Das ganze Gebiet ist in den Thälern gut bewohnt.

Seealpen, franz. Departement, s. „Alpes Maritimes".

Seeanemonen, s. „Anemonen".

Seebach, Marie, berühmte Tragödin, geb. als Tochter eines Komikers u. Baßbuffo's zu Riga 24. Febr. 1830; wurde in Köln, wo ihr Vater am Stadttheater ein Engagement erhalten hatte, erzogen u. wollte sich unter Heinrich Dorn zur Opernsängerin ausbilden, mußte aber diesen Gedanken wegen unzureichender Stimmmittel aufgeben u. ging als muntere Liebhaberin u. Vaudeville-Soubrette am Lübecker Theater zur schauspielerischen Laufbahn über. In denselben Fächern wirkte sie dann auch in Danzig u. Kassel, wandte sich aber bald mehr u. mehr dem hochtragischen Fache zu. Sehr förderlich war der Entwicklung ihres Talents ein Engagement, das sie 1852 als erste Liebhaberin in Hamburg erhielt, so daß sie 1854 von Dingelstedt (s. d.) eingeladen wurde, in den an der Münchener Hofbühne veranstalteten Mustervorstellungen mitzuwirken, u. dort begründete sie als Gretchen im „Faust", Luise in „Kabale u. Liebe" u. Marie im „Clavigo" ihren Ruf als ein Stern erster Größe auf dem Gebiete der höheren Tragödie. Die nächste Folge war eine Anstellung am Wiener Hofburgtheater, das sie jedoch bald wieder verließ, um verschiedenen Gastspielanträgen zu folgen. 1857 trat sie in den Verband des Hoftheaters in Hannover, wo sie zugleich Vorleserin der königl. Familie wurde u. 1859 den Opernsänger Albert Niemann (s. d.) heirathete, von dem sie aber jetzt geschieden ist. Seit 1866 hat sie kein festes Engagement mehr u. lebt meist in Dresden. Das dortige Konservatorium für Musik ernannte sie im Juni 1877 zur Professorin.

Seebäder. Die am Meere gelegenen Badeorte werden theils zu eigentlichen Badekuren, theils zu sog. Strand- od. Luftkuren benutzt. Die Einwirkung des Seewassers auf den Körper beim Baden beruht auf dem chemischen Gehalte desselben an mineralischen Bestandtheilen (Seesalz), der verhältnißmäßig kühlen Temperatur u. nam. auch auf dem Wellenschlag; gleichzeitig kommt die Beschaffenheit der Küstenluft zur Geltung. Da unter den salzigen Bestandtheilen des Meerwassers das Kochsalz vorzugsweise vertreten ist, so stellt sich das Seebad durch seinen Hauptbestandtheil als Soolbad dar. In dieser Beziehung kommt seine Wirkung durch eine Reizung der Haut zu Stande. Die Temperatur des Meerwassers ist zur Sommerzeit in den nördl. Seebädern 19—22° C. (15 bis 18° R.), in den südl. 25—27° C.; insofern wirkt das Seebad kühlend. Die Wärmeentziehung wird noch bedeutend gesteigert durch die beständige Bewegung des Seewassers, durch den Wellenschlag, dessen mechanische Wirkung auf den Körper eine erregende ist, u. wodurch eine Reaktion im Organismus hervorgerufen wird. Der Wellenschlag ist in der Ostsee weit geringer als in der Nordsee. Die Seeluft zeichnet sich durch ihre Reinheit u. durch die regelmäßig wechselnden Luftströmungen sowie durch ihren Gehalt an Salzbestandtheilen, an Ozon, Jod u. Brom aus. Während schon der Aufenthalt an der Meeresküste (Strandkuren) den Umsatz des Stoffes im Körper erhöht u. beschleunigt, auch das gesammte Nervensystem kräftigt, ruft das Seebad eine Erschütterung des Nerven- u. Gefäßsystems hervor, durch welche die Nerventhätigkeit bedeutend angeregt, die Blutmischung verbessert u. die Ernährung des Körpers günstig gefördert wird. Hierzu kommt die Kräftigung der Muskeln durch die gymnastische Anstrengung, welche der Körper machen muß, um den wiederholten Stößen der Wellen zu widerstehen. — Die Krankheiten, welche bes. durch den Gebrauch der S. geheilt werden, sind Nervenleiden, nam. diejenigen, welche auf Schwächezuständen beruhen, Lähmungen &c., Strophelkrankheit, Gicht, Rheumatismus; dagegen darf das Seebad nicht gebraucht werden bei Blutarmuth u. Bleichsucht, ebensowenig bei großer Vollblütigkeit, bei Herzfehlern, sehr reizbarem Nervensystem u. fieberhaften Zuständen. — Bei manchen Personen tritt bald nach Beginn der Seebadekur eine Reaktion ein: Frostschauer, Mattigkeit, Herzklopfen, Brustbeklemmung, Schwindel, Erscheinungen, welche nach einigen Tagen gewöhnlich wieder verschwinden; auch stellt sich bisweilen unter Hautjucken ein Badefriesel ein; dieses sowie etwaige Verschlimmerungen vorhandener rheumatischer Leiden machen eine Unterbrechung der Kur nöthig. — Die Kurzeit fällt für die Ost- u. Nordsee auf Juli, August u. September; für die südlicheren Badeorte vermeidet man die heißen Monate wegen der großen Wärme der Luft u. der Energie der Sonnenstrahlen. Während für zartere Individuen, Frauen u. Kinder die Ostsee vorgezogen wird, hat im Allgemeinen die Nordsee in jeder Beziehung die volle u. nachhaltigste Wirkung; das Mittelmeer, insbes. das Adriatische Meer, paßt für Personen, die zu Erkältungen geneigt sind.

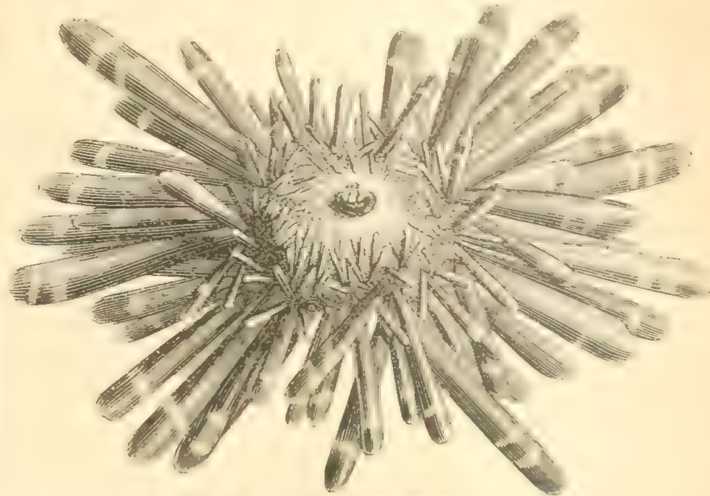
Beim Baden in offenem Meere bedient man sich in den meisten Badeorten der sog. Badekutschen od. Badekarren, die mit einem Fallschirm od. einer beweglichen Treppe versehen sind, auf der man in das Wasser hinabsteigt. Diese zwei- od. vierräderigen Wagen enthalten einen Raum zum Auskleiden u. werden mit Pferden in die See gezogen, od. von Menschen geschoben, auch wol mittels mechanischer Vorrichtung herabgelassen. Bei bewegter See fängt der Badende, sich an einer Leine

haltend, die Wellen mit dem Rücken auf, bei ruhiger wird er von einem Führer untergetaucht; kräftige Personen schwimmen. Man badet in den Morgenstunden nüchtern; Schwächlichen od. Kindern wird empfohlen, eine Stunde nach einem leichten Frühstück zu baden. Dagegen ist es untersagt, bei erhitztem Körper, nach Gemüthsbewegungen od. mit vollem Magen ins Bad zu gehen. Schwächliche Personen verweilen 1—3 Minuten, rheumatische 2—5 Minuten, kräftige Individuen 5—10—15 Minuten im Wasser. Die Anzahl der Bäder richtet sich nach der Individualität; eine erfolgreiche Kur wird kaum weniger als 20—25 Bäder umfassen. Erwärmte Seewasserbäder von 33—35° C. (27—28° R.) braucht man bisweilen als Vorbereitung zu den Seebädern, indem man sie von Tag zu Tag kühler nimmt; ihre Wirkung ist die der Soolbäder; sie eignen sich bes. für schwächliche, blutarme, skrophulöse Kinder, für Damen mit sehr reizbaren Nerven sowie für gichtische Greise. Douchen mit kaltem od. warmem Meerwasser werden bei Schwäche einzelner Muskeln, Gelenksgeschwülsten 5—10 Minuten lang angewendet. Zu Trinkkuren wird nur selten das Meerwasser benutzt; es wirkt leicht eröffnend. In manchen Küstenorten bestehen auch Vorrichtungen zu Bädern mit dem Küstensande, der von der Sonne erhitzt u. salzhaltig ist u. mit dem man einzelne Glieder od. den ganzen Körper bedeckt, bei skrophulösen Geschwülsten, langwierigen Gelenkleiden 2c.

Die besuchtesten S. sind folgende: In Deutschland: 1. an der Nordsee: Helgoland (engl. Insel), komfortabel, hat oft rauhes Wetter, ist in Bezug auf Genuß der Seeluft vorzüglich; Norderney, mit eleganten Einrichtungen, der Badeplatz liegt auf der Südostseite der Insel; Cuxhaven (Hamburg), am Ausfluß der Elbe, der Salzgehalt ist schwach; Insel Föhr (Schleswig), hat beim Flecken Wyk einen vor Wind geschützten Badeplatz; Insel Sylt (Schleswig), hat im Seebad Westerland ähnliche klimatische Verhältnisse wie Helgoland, doch billigere Lebensweise; Insel Borkum, hat guten Wellenschlag u. schönen Badestrand, aber noch ländliche u. primitive Einrichtungen; Dangast am Jahdebusen, ist ein stilles u. billiges Strandbad. 2. an der Ostsee: Apenrade (Schleswig), gegen Nordwinde geschützt, mit guten Einrichtungen; Eckernförde (Schleswig); Düsternbrook (bei Kiel in Holstein), mit milder Luft u. eleganten Anstalten; Travemünde (bei Lübeck); Doberan mit Heiligendamm (Mecklenburg), mit vielem Luxus; Warnemünde (bei Rostock), bietet ländlichen Aufenthalt; Putbus u. Saßnitz (auf Rügen); Swinemünde u. Heringsdorf (auf Insel Usedom), mit schönen Laubpromenaden; Dievenow u. Misdroy (auf Insel Wollin), beide unweit Stettin, ersteres stiller, letzteres lebhafter; Rügenwalde in Hinterpommern u. Stolpemünde (Pommern), mit billigen Wohnungen; Kolberg (Pommern), besitzt ein Soolbad; Zoppot (bei Danzig), mit ländlichem Charakter; Cranz u. Pillau (bei Königsberg), als Sommerfrische beliebt. Schließlich Brüsterort, Glücksburg, Haffkrug (Holstein), Wenndorf (bei Wismar), Zinnowitz (bei Wolgast) 2c. In Holland u. Belgien: die Nordseebäder Scheveningen (eine Stunde vom Haag) mit kräftigem Wellenschlag; Ostende, eines der besuchtesten Seebäder mit luxuriösen u. bequemen Einrichtungen; Blankenberghe (drei Stunden von Brügge), Fischerdorf, sehr frequent. In England an der Südküste: Plymouth, wo man nicht in offener See, sondern in Bassins badet; Torquay mit mildem, feuchtwarmem Klima; Teignmouth, Shaldon, Sidmouth, Simington, Insel Wight (mit sehr mildem Klima, in Ryde, Ventnoor 2c.); Brighton (großartig); Hastings. An der engl. Ostküste: Dover, Insel Thanet (mit Ramsgate u. Margate); Gravesend, Harwich, Yarmouth. An der Westküste: Bangor, Barmouth, Tenby, Bristol. In Schottland: Portobello (bei Edinburgh) an der Ostküste u. Campbleton, Rothsay u. Helensburgh an der Westküste. In Irland: Port Rush, Port Stewart, Belfast, Drogheda, Dublin, Tramore, Dunmore. In Schweden u. Dänemark: Am Kattegat: Strömstad (Westgothland); Uddewalla (Gotaborg); Halmstad (Halland). Am Sund: Ramlösa (Schonen); Landskrona, Kopenhagen, Marienlyst (auf Seeland), mit prächtiger Lage. In Rußland: Libau, Insel Oesel, Habsal, Reval, Helsingfors an der Ostsee u. Odessa am Schwarzen Meer. In Frankreich: Biarritz (Bai von Bayonne); Trouville, Nizza, Cette, Hyères am Mittelländischen Meere; Calais, Dünkirchen, Dieppe, Hâvre, Boulogne sur mer, am Kanal la Manche. In Italien: Spezzia, Neapel, Livorno, Venedig. In Oesterreich: Triest. In Spanien: Am Mittelmeer: Barcelona, Grao, Malaga. Am Atlantischen Meere: Cadix. In Portugal: Lissabon, Oporto.

Seebär, s. „Robben". **Seeelefant,** s. „Robben".

Seegras (Zostéra marina), auch Wirr- u. Wasserriemen; eine ausschließliche Meerespflanze, welche an allen unseren Meeresküsten vorkommt, hier einen $^3/_4$—1 m. langen gegliederten u. oben ästigen Stengel treibt, dessen grasartige Blätter ihr den obigen Namen gegeben haben. Sie ist eine monokotylische Pflanze, deren unscheinbare Blumentheile aus einer häutigen Scheide hervorbrechen u. einen linealischen, blattartigen Kolben bilden, an dessen einer Fläche die Blumen mit getrennten Geschlechtern auf einem Stengel sitzen; die Staubbeutel (je einer) sind sitzend, der Fruchtknoten (je einer) nahe der Spitze angeheftet, die Nuß einhäusig, sonst haben die Blumen weder Kelch noch Blumenkrone. Es giebt noch eine zweite, kleinere, äußerlich aber vollkommen ähnliche Art (Z. nana Rth.), welche in der Nord- u. Ostsee vorkommt. Man benutzt das S. zum Dachdecken, Düngen u. Auspolstern von Matratzen.

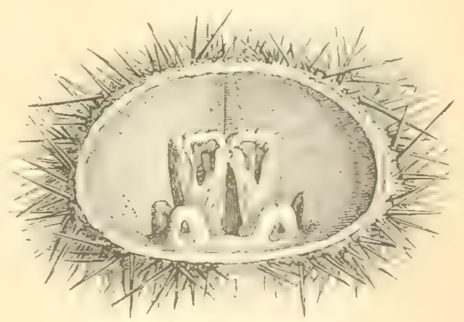


Nr. 4901. Seeigel (Echinus mamillatus).

Seehandlung, ein Kreditinstitut des preuß. Staates, wurde 1772 in Berlin zur Hebung des Handels u. der Industrie, von vornherein mit mancherlei Vorrechten u. Handelsmonopolen ausgestattet, mit 1,200,000 Thalern theils aus Staats-, theils aus Privatmitteln gegründet. Die S. ist im Laufe der Zeit vielfach bei den Anleihen des preuß. Staates in Anspruch genommen worden, hat sich aber, jetzt unter der Oberleitung des Finanzministeriums stehend, von selbständigen industriellen od. Handelsunternehmungen ganz zurückgezogen u. sich vorwiegend auf Bankgeschäfte beschränkt, unter denen die Finanzoperationen in u. für Rechnung des preuß. Staates eine hervorragende Rolle spielen.

Seehund, s. „Robben".

Seeigel od. Igelstrahler (Echinoidea), eine Klasse von Echinodermen od. Stachelhäutern (s. d.), sind freilebende, kuglige, ovale od. abgeplattete, in der Regel dunkel gefärbte Strahlthiere des Meeres von 1 cm. bis 20 Dcm. im Durchmesser, mit einem Hautskelet von unbeweglich mit einander verbundenen, vier- od. sechseckigen Kalktäfelchen, auf welchen kalkige Stacheln sitzen. Die Kalktäfelchen des außen wie innen mit Haut überkleideten Skelets stoßen durch Nähte aneinander u. sind in zweimal fünf Doppelreihen meridianartig angeordnet. Die fünf schmäleren Reihen sind von Reihen feiner Löcher durchbohrt, durch welche die der Bewegung u. der Athmung dienenden, durch ein Wassergefäßsystem schwellbaren Füßchen (Ambulacren) treten. Außer diesen Täfelchen liegen am Scheitel, um den gewöhnlich dort gelegenen After herum, fünf Ocellarplatten, auf welchen Augen stehen, u. fünf mit ihnen abwechselnde Genitalplatten mit den Geschlechtsöffnungen. Auf der Bauchseite des S.s liegt — meist central — der Mund, bewaffnet mit einem komplizirten kalkigen Kauapparat, der sog. Laterne des Aristoteles, denn diese Thiere nähren sich hauptsächlich von Krustern u. anderen Seethieren; — er führt in einen gewundenen Darmkanal, der entweder dem Munde gegenüber auf dem Rücken (dem Scheitel- od. Apicalpol) mit einem After ausgeht od. in der Nähe des Mundes auf der Bauchseite. Die Athmung wird theils durch die Füßchen, theils aber auch durch fünf Paar den Mund umlagernde, baumartige Kiemen verrichtet. Nervensystem, Blutgefäß- u. Wassergefäßsystem



Nr. 4902. Laterne des Aristoteles.

sind strahlig angeordnet. Die S. sind getrennten Geschlechts, die Brut entwickelt sich mit Metamorphose. Man trifft die S. vorwiegend an Küsten auf steinigem u. felsigem Grunde. Sehr reich an Formen sind die ostind. Gewässer, während auf außertropische Meere von etwa 220 bekannten Arten kaum 50 kommen. Fossile Reste von S. dagegen kennt man vom Silur an (Devonaten) bis zur Tertiärperiode von 1500 Arten. An den mittelmeerischen Küsten, bes. in Südfrankreich, werden mehrere Arten von S. u, hauptsächlich ihre Eierstöcke, verspeist. Hauptforscher im Gebiete der Seeigelkunde sind: Tiedemann, Valentin, L. u. A. Agassiz, Desor u. Joh. Müller.

Seekalb, s. „Robben". **Seekarten,** s. unter „Kartographie".

Seekatz, Johann Konrad, deutscher Maler, geb. 1719 zu Grünstadt in der Pfalz; lernte die Kunst zuerst bei seinem Vater Johann Martin S. u. seinem älteren Bruder Martin S. (gest. 1765 zu Worms), dann bei Brinkmann in Darmstadt, wo er, seit 1753 kurfürstlicher Hofmaler, 1768 starb. Mit Goethe's Vater war er engbefreundet. S. war auf dem Gebiete des Genres, der Historie, der Landschaft mit biblischer Staffage &c. thätig, wobei er, ähnlich seinem Zeitgenossen C. W. E. Dietrich (s. d.), je nach dem Gegenstande od. nach freier Wahl, mit großer Geschicklichkeit im Gewande früherer Meister auftrat, z. B. in den religiösen Gegenständen in der Manier Rembrandt's, in den allegorischen in der Vanloo's, daher denn auch fast keines seiner Bilder frei von Manier ist. Die meisten derselben befinden sich in Darmstadt.

Seekrankheit ist ein durch das Schwanken des Schiffes hervorgerufenes Leiden; Eingenommensein u. Schwere des Kopfes, Schwindel mit dem Gefühl des aufgehobenen Gleichgewichts eröffnen die Scene, begleitet von Verstimmung des Gemüths u. Gleichgiltigkeit gegen alle äußeren Erscheinungen, u. deuten auf ein Ergriffensein der Gehirnnerven hin. Am besten fühlt man sich noch in liegender Stellung, bis endlich auch diese nichts mehr hilft u. nun eine Reihe von Unterleibsbeschwerden auftreten: quälende Uebelkeit, Würgen, Erbrechen. Bei längerer Dauer bildet sich ein der Betäubung ähnlicher Zustand aus mit Flimmern vor den Augen, vollständiger Hinfälligkeit mit Schwinden aller Kräfte, lediglich noch durch heftige, wenn auch vergebliche Brechanstrengungen unterbrochen. In der Regel hält dieser qualvolle Zustand nur einige Tage an, u. der Seereisende wird dann durch allmähliche Gewöhnung in Stand gesetzt, den Rest der Reise leichter zu ertragen; doch leiden manche Personen selbst während einer mehrmonatlichen Reise ununterbrochen u. können dadurch in einen hohen Grad von Schwäche verfallen, der durch eintretendes Blutbrechen sogar einen tödlichen Ausgang nehmen kann. Nur Wenige erfreuen sich einer dieser lästigen Krankheit nicht verfallenden Konstitution. Reizbare, nervöse Individuen, Rekonvalescenten u. überhaupt Menschen, die zum ersten Male die See befahren, sind dieser Krankheit vorzugsweise unterworfen, während bei wiederholten Seereisen die Anfälle in der Regel leichter zu werden pflegen. — Die Ursache der S. ist lediglich in der schwankenden Bewegung zu suchen, in die der Körper versetzt wird, u. die Heftigkeit der Erkrankung richtet sich fast immer nach der Stärke der Wellenbewegung. Auf welche Weise aber dieses Schwanken auf den Organismus einwirkt u. die S. selbst erzeugt, ist noch immer trotz vieler Erklärungsversuche unklar. Nur so viel steht fest, daß die nächste Einwirkung auf das Gehirn erfolgt, u. daß die gastrischen Symptome nur als Erscheinungen aufzufassen sind, die unter dem Einflusse der eigenthümlichen Gehirnaffektion zu Stande kommen. Alle zur Vorkehrung des Anfalls empfohlenen Mittel, z. B. eine starke Mahlzeit vor der Einschiffung, das Genießen schweren Weins, der Gebrauch von Chinin &c., erwiesen sich in der Regel als unwirksam. Starkes Essen pflegt nur einen das Erbrechen erleichternden Einfluß zu haben. Am besten thut man, sich platt auf dem Verdeck des Schiffes, u. zwar der Mitte desselben so nahe als möglich niederzulegen, wodurch der Ausbruch der Krankheit wenigstens verzögert werden kann. Noch weniger leisten nun die gegen die ausgebrochene Krankheit vorgeschlagenen Mittel: Citronensäure, Opiumtinktur, kohlensaures Natron, Aether, Chloroform &c. Neuerdings sind auch Chloralhydrat u. Amylnitrit empfohlen worden.

Seekreis hieß ehemals der südöstl. Theil des Großherzogthums Baden, genannt nach dem Bodensee, an dem er liegt; er bildet jetzt den Bez. Konstanz u. umfaßt 75,7?? □M. mit 276,375 E. (1875) u. zerfällt in die Kreise Konstanz, Villingen u. Waldshut. Er ist gebildet aus dem ehemaligen Hochstift Konstanz, der österr. Landschaft Nellenburg u. den fürstl. Fürstenbergischen Grafschaften Baar, Heiligenberg u. Stühlingen. Die südl. Abhänge des Schwarzwaldes, der südlichste Theil des Schwäb. Jura u. die Hügellandschaften am Nordufer des Bodensees sind die wenig natürlich abgegrenzten Gebiete, die ihn zusammensetzen. Die Wutach, die Aach u. die Stockach bewässern das Terrain, das über 10 % Ackerland, gegen 30 % Waldfläche u. gegen 25 % prächtiger Wiesenplan ist. Nach dem Bodensee zu wird Weinbau u. großartiger Gartenbau getrieben. Außer Ackerbau u. Viehzucht sind Eisenbergbau, Baumwolle- u. Uhrenfabrikation u. Strohflechterei Haupterwerbszweige. Die Bewohner gehören dem schwäb. Stamme an. Die Zählung von 1875 verzeichnete 253,474 Katholiken u. 20,491 Evangelische.

Seekühe (Sirenida), eine Familie der Fischsäugethiere (Cetacea), leben am Strande von Meerpflanzen u. gehen auch in die Flüsse. Ihr Kopf ist vom Rumpfe abgesetzt, der Hals kurz, das Elnbogengelenk beweglich, die Zehen haben eine Spur von Nägeln. Außer den beiden jetztlebenden Gattungen Dugong u. Manati (s. d.) ist hier das Borkenthier zu nennen od. die Steller'sche Seekuh (Rhytina Stelleri), die durch Steller 1741 auf der Beringsinsel entdeckt, die aber bereits 27 Jahre später ausgerottet wurde. Sie erreichte eine Länge bis zu 25 Pariser Fuß, ihr fischähnlicher plumper Körper war mit schwarzbrauner, haarloser, einer rissigen Borke nicht unähnlicher, dicker Haut bekleidet, die Vordergliedmaßen waren kurze Armflossen, die hinteren fehlten u. die horizontal gestellte Schwanzflosse war halbmondförmig ausgeschnitten. Statt der Zähne hatte dies Thier jederseits oben u. unten eine hornige Kauplatte, es nährte sich von Tang, zeigte Liebe zu seinen Jungen u. zu verwundeten Genossen, war aber so arglos, schwerfällig u. stupid, daß es sich ohne Widerstand u. ohne Fluchtversuch tödten ließ. Sein vortreffliches Fleisch, wovon ein einziges Thier nach Abzug von Fett u. Knochen noch 8000 Pfund russ. lieferte, gewährte nicht allein Steller'n u. seinen Leuten, als sie an der Beringsinsel strandeten, mehrmonatliche Kost, sondern veranlaßte geradezu vollständige Expeditionen, so daß dieselben bei der Kupferinsel schon 1754 ausgerottet waren. Sauer ist der Letzte, der von einem an der Beringsinsel 1768 noch getödteten solchen Thiere spricht.

Seeland (dän. Själland, ursprünglich Sjölund), dän. Insel, umfaßt mit den in allen Verwaltungsangelegenheiten mit ihm verbundenen kleinen Inseln Möen (s. d.) u. Samsö (s. d.) 132,87 □M. mit 670,000 E. (offizielle Berechnung für 1874). S. ist von Schweden durch den Sund, von Fünen durch den Großen Belt, u. von Falster durch den Gaabensesund getrennt. Das an Halbinseln u. Buchten reiche Gebiet bildet eine im N. mit Hügeln besetzte Ebene, die sich im Mittel 30 m. über das Meer erhebt u. allmählich von N. nach S. u. nach O. zu neigt. Der höchste Punkt im N. ist der Overdrevsbakken (125,4 m.); mehrere andere Punkte hier u. bes. im NW. erreichen über 100 m., u. selbst im S. erhebt sich noch ein Berg bis 113 m. Die Flüsse erlangen nur geringe Ausdehnung, aber mehrere nicht unbedeutende Seen finden sich zerstreut im Gebiet vor. Die Insel ist fruchtbar; 43 % sind Ackerland, über 38 % Wiese, Weide u. Brache, 9,5 % Wald, u. der Rest besteht aus Seen u. Torfmooren. Der Wald erinnert mit seinen prächtigen Buchen an Rügen. Außer Ackerbau u. Viehzucht beschäftigt vorzugsweise Schiffahrt die rührigen Bewohner. Die Hafenorte der Inseln besitzen 823 Schiffe mit 94,237 Tonnen Gehalt, wovon auf Kopenhagen 398 Schiffe mit 63,117 Tonnen kommen. S. zerfällt in die Aemter Kopenhagen Stadt, Kopenhagen Amt, Frederiksborg, Holbäk, Sorö u. Präftö.

Seeland, niederländ. Provinz, s. „Zeeland".

Seele (griech. ψυχή) heißt im Allgemeinen der Inbegriff derjenigen Kräfte u. Vermögen, durch welche sich ein organischer Körper als ein lebendiger (beseelter) zu erkennen giebt. In diesem engeren Sinne des Wortes, nach welchem die seelischen Aeußerungen unzertrennlich mit der physiologischen (s. d.) Beschaffenheit u. Thätigkeit der Körper verbunden sind, kann man ebensowol von Pflanzen- wie von Thierseelen reden; in demselben Sinne schreibt man auch dem Menschen eine S. (als den Inbegriff der niederen, vom leiblichen Organismus ausgehenden Lebensäußerungen) zu, in deren Bereich noch die Thätigkeiten des unwillkürlichen Empfindens, Begehrens u. selbst Denkens (richtiger: Vorstellens, z. B. im Traum) gehören. Dagegen fällt Alles, was sich als Ausfluß des Selbstbewußtseins zu erkennen giebt, nicht mehr in das Gebiet der S., sondern des Geistes, mag man nun in der Menschenseele (mit der Bibel, Aristoteles u. A.) nur das Band erblicken, welches den von außen gekommenen (z. B. von Gott eingehauchten) Geist u. den leiblichen Organismus zu der Einheit eines Personenwesens zusammenschließt u. daher mit der Trennung von Leib u. Geist sich wiederum auflöst, od. mag man in dem Geiste nur eine weitere u. höhere Steigerung der an sich gleichartigen Seelenkräfte finden. Näheres über die hierher gehörigen Streitfragen s. unter „Geist" u. „Psychologie". Der populäre Sprachgebrauch (u. häufig auch der philosophische, je nach der Auffassung vom Wesen der S.) macht zwischen Geist u. S. fast gar keinen Unterschied, indem er von der Unsterblichkeit der S., von ihrer Seligkeit, ja von „abgeschiedenen Seelen" &c. redet. Nicht minder braucht man „Seelenkrankheiten" fast gleichbedeutend mit Geisteskrankheiten (s. d. u. „Irrenheilkunde"). Auch in der Theologie bezeichnet man die geistliche Einwirkung auf die geistige Persönlichkeit als **Seelsorge** (vgl. „Pastor").

Unter Seelenschlaf (Psychopannychie) versteht man die Annahme, daß die beim Tode vom Leibe geschiedene S. bis zu ihrer Wiedervereinigung mit dem auferstandenen u. verklärten Leibe in einem schlaf- od. doch traumartigen Zustande verbleiben werde.

Seelenheilkunde, s. „Irrenheilkunde".

Seelenlehre, s. v. a. Psychologie (s. d.).

Seelenmesse heißt in der kathol. Kirchenlehre eine solche Messe (s. d.), bei welcher das Opfer Christi zu dem Zwecke wiederholt wird, einer Seele Linderung u. schnellere Befreiung aus dem Fegefeuer zu bringen.

Seelenverkäufer ist eine Bezeichnung für einen kleinen, leichten Nachen, der zwar schnell zu bewegen ist, aber infolge seiner geringen Breite leicht umwirft, kentert. — S. od. Zettelverkäufer nannte man ferner früher die in Holland, nam. in Amsterdam, ihr Wesen treibenden Mäkler, welche für einen bestimmten Lohn sich der Anwerbung von Matrosen u. Soldaten für den Dienst in den Kolonien unterzogen. Sie erhielten für jedes Individuum einen auf 150 Gulden lautenden Zettel, dessen Betrag ihnen ausgezahlt wurde, wenn der Verkaufte am Leben blieb; Letzterem aber wurde diese Summe von seinem Lohne abgezogen. Mit diesen sog. Transportzetteln wurde förmlicher Handel getrieben.

Seelenwanderung. Die Annahme, daß die Menschenseele nach dem Tode des Leibes noch andere Menschen-, Thier- u. Pflanzenkörper bewohnen werde, findet sich von den ältesten Zeiten an in den verschiedensten Religionen. Sie ging offenbar hervor aus dem doppelten Bestreben, die Möglichkeit der geistigen Fortdauer nach dem Tode des Leibes zu erklären u. andrerseits Raum zu gewinnen für die fortschreitende Vervollkommnung des Geistes od. auch für die Abbüßung der in einem früheren Leben begangenen Sünden. Letztere Anschauung liegt bes. der Lehre von der S. bei den altind. Brahmanen zu Grunde; die Seele geht nach ihnen zum Behuf der Buße u. der Läuterung in die Leiber guter u. böser Thiere ein. Ebenso lehrt der Buddhismus (s. d.) einen ewigen Kreislauf der Seelen, nur daß die Erleuchteten allmählich in immer höheren Welten wiedergeboren werden u. zuletzt in das Nirvana (s. d.) eingehen können. Die alten Aegypter lehrten, daß die vom Todtenrichter gerecht befundene Seele sich wieder mit der Weltseele vereinige, aber auch auf der Erde in beliebigen Gestalten wieder erscheinen könne. Die verurtheilten Seelen dagegen müssen eine Zeit lang Thierkörper durchwandern, bis sie in die Mumie zurückkehren u. abermals vor Gericht gestellt werden. Die Lehre der Pythagoräer (s. d.), welche die Seelen auch in Pflanzenkörper eingehen ließen, stammt ohne Zweifel aus Aegypten, erfuhr jedoch bei den Griechen mancherlei Aenderungen. Nach Pindar geht die Seele nach einem dreimaligen gerechten Wandel zu den Inseln der Seligen ein; Platon nimmt eine Wanderung von 10,000 Jahren durch Menschen- u. Thierkörper an, bis sich die Seele schließlich mit der Gottheit wieder vereinigt. Aristoteles verwarf die S.; ebenso erblickte die christliche Kirche in der Seelenwanderungslehre der Gnostiker eine Ketzerei. Dagegen hat sich der Glaube an eine S. bei heidnischen Naturvölkern aller Welttheile bis auf den heutigen Tag erhalten u. spielt sogar in der jüd. Geheimlehre (s. „Kabbala") eine Rolle.

Seelöwe, s. „Robben".

Seemächte. Zu den S.n rechnet man heute England, Frankreich, Rußland u. Nordam. Union. Deutschland, Oesterreich, Italien u. Türkei stehen in zweiter Linie. Maßgebend für die Stärke der Kriegsflotte ist die Zahl der Panzerschiffe (s. d.). Die Flottenstärken wechseln, weil sämmtliche S. noch fortgesetzt an der Vermehrung ihrer Panzerschiffe arbeiten.

Uebersicht über die Stärke der Kriegsflotten der Seemächte (1876).

Großbritannien u. Irland: 61 Panzerschiffe, darunter 15 Thurmschiffe, 2 Widder, 10 gepanzerte Schiffe zum Hafendienst, außerdem ca. 300 Dampfschiffe u. 170 Segelschiffe. Mannschaft total 81,447.

Frankreich: Effektivstand der Flotte nach dem Budget von 1875:

	Panzerschiffe:	Nicht gepanzerte.	Total:	Mannschaft:
Ausgerüstete Schiffe	7	85	92	28,431.
Hafendienst u. Versuchsschiffe	19	43	62	
Reserveschiffe	31	47	78	
Zusammen	57	175	232	

Rußland (1875): Baltische Flotte: 27 Panzerschiffe (incl. 4 im Bau), 11 Kriegsdampfer, 66 Transportdampfer. Im Schwarzen Meere: 2 Panzerschiffe (incl. 1 im Bau), 22 Kriegsdampfer (incl. 1 im Bau), 4 Transportdampfer; im Kaspischen Meere: 11 Kriegsdampfer (incl. 1 im Bau), 8 nichtarmirte Dampfer; sibirische Flottille: 6 Kriegsdampfer, 9 nichtarmirte Dampfer; Aral Flottille: 18 Kriegsdampfer; im Weißen Meere: 3 Kriegsdampfer. Mannschaft 30,032.

Verein. Staaten von Nordamerika (Jan. 1876): 24 Panzerschiffe, 59 Schraubendampfer, 8 Raddampfer, 18 Segelschiffe, 27 Bugsirdampfer, 3 Proviantschiffe, 7 Zollschiffe, im Ganzen 146 Schiffe mit 1192 Kanonen.

Deutsches Reich: 8 Panzerfregatten (incl. 3 im Bau), 3 Panzerkorvetten (von denen 2 im Bau), 2 Panzerfahrzeuge, 5 Panzerkanonenboote (im Bau), 1 Linienschiff, 11 gedeckte Korvetten (incl. 5 im Bau), 7 Glattdeckkorvetten, 4 Avisodampfer, 15 Kanonenboote (incl. 2 im Bau), 2 Transportdampfer, 4 Segelschiffe, 2 Torpedoboote (im Bau).

Oesterreich: 12 Panzerschiffe (incl. 1 im Bau u. 1 in Abrüstung), 54 Kriegsdampfer. Bemannung außer den Offizieren im Kriege 11,532 Unteroffiziere u. Mannschaften.

Italien: 16 Panzerschiffe, 24 Kriegsschiffe (Dampfer) u. 25 Transportdampfer mit 13,316 Mann Bemannung.

Türkei: 22 Panzerschiffe (2 im Bau), 70 Dampfschiffe, 30,000 Matrosen u. 4000 Marinetruppen.

Seemann, Berthold, Naturforscher u. Reisender, geboren zu Hannover 28. Febr. 1825; studirte in Göttingen die Naturwissenschaften, ging dann nach Kew in England u. wurde, erst 21 Jahre alt, zum Naturalisten des im Stillen Ozean stationirten Vermessungsschiffes „Herald" ernannt, auf welchem er bis 1851 eine Reise um die Erde u. drei arktische Fahrten zur Auffindung John Franklin's mitmachte. 1860 ging er im Auftrage des Kolonialministeriums nach den Fidschi-Inseln, um zu untersuchen, ob sie sich für eine brit. Kolonie eigneten. Außerdem durchforschte er in nichtoffizieller Eigenschaft viele Theile von Nord- u. Centralamerika u. bereiste 1864—66 für einige holl. Spekulanten Venezuela u. Nicaragua. Hier kaufte er für seine Auftraggeber die Gold- u. Silberminen von Javali, die er auch eine Zeit lang leitete. Auf einem Ausfluge nach Colon erlag er dem Gelben Fieber 10. Okt. 1871. Von S.'s Schriften sind zu nennen: „Die Volksnamen der amerik. Pflanzen" (Hann. 1851); „Die in Europa eingeführten Akazien" (ebd. 1852); „Narrative of the voyage of Herald" (Lond. 1852; deutsch, 2 Bde., Hamb. 1853; 2. Aufl. 1858); die botanischen Ergebnisse dieser Reise (Lond. 1852 bis 1857); „Popular history of the palms" (ebd. 1856; deutsch von Bolle, Lpz. 1857; 2. Aufl. 1863); „The history of the Isthmus of Panama" (2. Aufl., Panama 1867); „Viti" (Bericht seiner Sendung nach den Fidschi-Inseln, Lond. 1862); „Flora Vitiensis" (ebd. 1862 ff.); „Dottings of the roadside" (ebd. 1868). Auch gab er seit 1853 die botanische Zeitschrift „Bonplandia" (Hann.) u. seit 1864 das „Journal of botany" (Lond.) heraus. Uebrigens gehörte S. zu den entschiedensten Gegnern des Darwinismus.

Seemäuse; so heißen die Eier der Stachelrochen (s. „Rochen").

Seemeile, gleich ¼ geographischen Meile (s. „Meile").

Seenesseln, s. „Coelenterata".

Seeotter (Enhydris marina), ein Säugethier aus der Familie der Fischottern (Lutrida), das an den Küsten von Kamtschatka, auf den Kurilen, Aleuten u. an den Küsten Alaschka's, auch längs der Westküste Amerika's bis 27° n. Br. gefunden wird. Es hat eine Länge von 1 m., der Schwanz mißt 18 cm., an den Schwimmfüßen sind die sehr kurzen Zehen der vorderen verwachsen, in den hinteren überragt die äußere Zehe die anderen an Länge. Wegen des kostbaren dunkelbraunen bis schwarzen, glänzenden Pelzes wird die S. eifrig gejagt, auch wird ihr Fleisch gegessen.

Seepferdchen (Hippocampus), kleine Seefische aus der Ordnung der Büschelkiemer (Lophobranchier), die sich bes. an Seetang aufhalten u. nam. im Mittelmeere zu Hause sind. Ihr siebenkantiger, stark zusammengedrückter Körper ist mit Knochenschildern bedeckt, die Schnauze röhrenförmig, die Flossen sind nur unvollkommen entwickelt u. das Hinterende des Körpers läuft in einen langen, flossenlosen Rollschwanz aus. Ihren Namen haben diese Fischchen von dem eigenthümlich zum Rumpfe im Winkel gestellten Kopfe, der in seiner Form an einen phantastischen kleinen Pferdekopf erinnert. Die Männchen haben Bruttaschen unter dem Bauche, in welchen sie die von den Weibchen abgesetzten Eier mit sich umhertragen.

Seeprotest od. Verklarung (franz. rapport, engl. protest, ital. consolato od. protesto) nennt man die vor einer Behörde nach der Ankunft am Bestimmungsorte eidlich abgelegte Aussage des Schiffers u. der Mannschaft, eventuell selbst der Passagiere, über Unfälle auf der Reise. Der S., in welchem ein Protest nur insofern enthalten ist, als in der Regel der Schiffer die Verantwortlichkeit für den eingetretenen Unfall abzulehnen sucht, hat den Zweck, das Verfahren des Schiffers zu rechtfertigen u. zugleich den Beweis u. die Rechenschaftsablage, gegenüber der Rhederei, den an der Ladung Interessirten u. den Versicherern zu bilden.

Seeräuberei od. Piraterie ist ein Völkerrechtsverbrechen, welches durch den räuberisch gewaltsamen Angriff gegen Handelsschiffe auf hoher See begangen wird. Der Seeräuber od. Pirat darf nicht nur von den Gerichtshöfen desjenigen Landes, unter dessen Flagge das angegriffene

bez. beraubte Schiff fuhr, sondern von jedem andern seefahrenden Staate zur Strafe gezogen werden u. büßt, auf frischer That überwältigt, in der Regel mit sofortigem Tode.

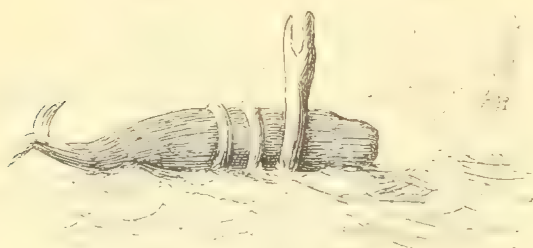
Seerecht nennt man die Summe der auf Schiffahrt u. Seehandel bezüglichen Gesetze. Das S. greift sowol in das Staats- u. Völkerrecht als in das Privatrecht ein, insofern es nicht nur die Verhältnisse zwischen Eigenthümer, Kapitän u. Befrachtern des Schiffes, ferner die Beschädigungen des Schiffes u. der Ladung, die Bodmerei, die Assekuranz ꝛc. umfaßt, sondern auch die Kaperei, die Blokade, die Berechtigung der Neutralen zur Zuführung von Kriegsbedürfnissen an eine kriegführende Macht, das Recht einer solchen zur Durchsuchung neutraler Schiffe ꝛc. Ueber viele Sätze des S.s ist es zu einer völkerrechtlichen Einigung noch nicht gekommen. — Vgl. Kaltenborn, „Grundsätze des praktischen europ. S.s" (2 Bde., Berl. 1851); Nizze, „Allgemeines S." (Rostock 1857); Lewis, „Das deutsche S." (Bd. 1, Lpz. 1877).



Nr. 1963. Die älteste Seeschlange (aus Hans Egede's Werke von 1740).

Seerose, s. v. w. „Nymphaea". **Seesalz,** s. unter „Kochsalz".

Seeschlacht heißt der Kampf zweier Kriegsflotten gegen einander. Im Alterthum bestand dieser Kampf darin, daß die Schiffe sich durch Aneinanderrennen mit den Schnäbeln zu zertrümmern u. in den Grund zu bohren suchten, od. daß nach erfolgtem Entern im Kampfe Mann gegen Mann der Sieg erstrebt wurde. Nach Einführung der Feuerwaffen war der Geschützkampf vorherrschend, indessen rückten sich die Schiffe auch auf Gewehrschußweite nahe, u. selbst Entern mit darauffolgendem Handgemenge fand statt. Seit Einführung der Panzerflotten sind eigentliche größere Seeschlachten nicht zu verzeichnen. Neben Geschützen von riesigen Dimensionen, welche die Panzer zertrümmern sollen, sucht man auch wieder wie im Alterthum durch die starken Schnäbel das feindliche Schiff zu zerstören, indem man mit voller Dampfkraft auf dasselbe losfährt.



Nr. 4964. Die neueste Seeschlange.

An großen Seeschlachten sind anzuführen: Salamis 480, Griechen siegen über die Perser. Myla 260, Römer schlagen die Karthager. Actium 31, Augustus erringt die Alleinherrschaft. Lepanto 1511, Juan d'Austria vernichtet die osmanische Flotte. 1588 wird die span. Armada in den engl. Gewässern vernichtet. Scheveningen 1653, Engländer unter Blake schlagen die Niederländer unter Tromp. Messina 1676, holländ.-span. Flotte durch die Franzosen vernichtet. La Hogue 1692, Engländer besiegen die Franzosen. 1696, Russen schlagen die Türken zur See u. erobern Asow. Lagos 1761, Engländer schlagen die Franzosen. Quiberon 1761, Engländer unter Hawke schlagen die Franzosen. Tschesme 1770, Russen schlagen die Türken. Guadeloupe 1782, Admiral Rodney schlägt die Franzosen. Quessant 1794, Engländer schlagen die Franzosen. Abukir 1798, 1. Aug., Nelson vernichtet die franz. Flotte. Trafalgar 1805, 21. Okt., Nelson siegt u. fällt. Lemnos 1807, Russen schlagen die türk. Flotte. Navarino 1827, Engländer, Franzosen u. Russen vernichten die türk. Flotte. Lissa 1866, 21. Juli, Oesterreicher schlagen die ital. Flotte. Die neuesten Kriege, auch der Nordamerikanische Secessionskrieg, haben zwar mehrfache kleinere Kämpfe einzelner Schiffe gegen einander, aber keine eigentliche S. aufzuweisen.

Seeschlange, ein riesengroßes Reptil, von welchem seit Olaus Magnus (geb. 1490), der ihm eine Länge von $1\frac{1}{2}$ Meile ertheilt, viel gefabelt worden ist, dessen thatsächliches Vorhandensein aber noch immer nicht festgestellt werden konnte, obschon es in den Zeitungen zu Oefterem, zumal zu Zeiten des Mangels an politischen Ereignissen, gemeldet wird. Nr. 1963 zeigt eines der ältesten Bilder, wie die S. vom Missionär Hans Egede (1740) an der Südküste Grönlands gesehen wurde. Die neueste S. zeigt Nr. 4964; sie wurde 1875, 20 Seemeilen von der brasil. Nordküste entfernt, von der Mannschaft des engl. Barkschiffes „Pauline", Kapitän Drevar, beobachtet, wie sie einen Walfisch umschlang u. in den Meeresgrund hinabzog. Ihr Umfang betrug angeblich $2\frac{1}{4}$—$2\frac{1}{2}$ m., die Länge über 50 m. Läßt sich auch die Möglichkeit einer marinen Schlange von bedeutender Länge nicht unbedingt bestreiten, so entbehren doch die bisherigen Angaben aller u. jeder wissenschaftlichen Berechtigung u. beruhen wol lediglich auf Sinnestäuschungen der Seefahrer od. Küstenbewohner. Beleuchtungseffekte, reihenweise ziehende Delphine, Tangmassen (vgl. z. B. Artikel „Algen", Abb. 243) können sehr wohl die Einbildung des Anblicks einer riesengroßen Schlange veranlaßt haben u. immer wieder veranlassen, u. erweisen sich etwaige Stücke angeblicher gestrandeter od. erlegter S.n immer als solche von Walen od. großen Kephalopoden. Wirkliche S.n, d. h. das Meer bewohnende Schlangen, indeß nur von mittler Größe, giebt es allerdings, bes. im Indischen u. Stillen Ozean; sie bilden die Familie der Hydrophiden. Eine solche Hydrophis zeigt untenstehende Abbild. Nr. 1965; ihr etwa 3 m. langer Körper ist mit Entenmuscheln (Cirrhipeden, s. d.) u. Seetang bewachsen.



Nr. 1965. Die Gattung Hydrophis im Indischen Meere.

Seeschwalbe (Sterna), eine Schwimmvogelgattung aus der Familie der Möven (Laridae), kenntlich an den sehr langen, spitzen, schmalen Flügeln u. dem gabligen Schwanze, die über alle Meere verbreitet ist. Die S. lebt von Fischen u. anderen Wasserthieren, die sie stoßtauchend (s. „Schwimmvögel") fängt, legt 2—3 Eier u. brütet gesellig. Unter zahlreichen Arten giebt es 10 europäische, die auch nach Deutschland kommen. Wir nennen nur die gemeine S. (Sterna hirundo) mit oben grauem, unten weißem Gefieder u. rothem Schnabel u. Beinen, u. als die gewöhnlichste deutsche Art die schwarze S. (St. nigra) mit dunkelm Gefieder u. schwarzem Schnabel u. Beinen. — S. od. auch Seehahn heißt ferner ein Seefisch, der Knurrhahn (s. d.).

Seesterne, Sternstrahler (Asteroidea), eine Klasse von Stachelhäutern von 1—40 cm. im Durchmesser mit 5 einfachen od. verästelten Armen u. einem aus wirbel- od. gliederartig aneinander gereihten Kalkstücken zusammengesetzten inneren Skelet, das von der lederartigen Körperhülle umschlossen wird, welcher netzförmige Kalkkörperchen eingelagert sind. Die mannichfaltigen Formen werden nach Form, Größe u. Bedeckung (mit Stachelchen, Borstenbüscheln ꝛc.) der Scheibe u. der Arme, wie nach Beweglichkeit u. Verästelung der letzteren klassifizirt. Bei manchen Arten beträgt die Zahl der Skeletstücke mehrere 1000. Eigenthümliche Hautanhänge sind gestielte, am freien Ende gegen einander bewegliche, scheren- od. zangenartige Gebilde (Pedicellarien) bes. auf der Rückenseite. Auf der Unterseite liegt der oft mit platten Stacheln od. Zähnen umgebene Mund; er führt in einen, den größeren Theil der Scheibe erfüllenden Magen, dessen Fortsätze in die Strahlen reichen. Einige S. sind afterlos, bei den übrigen geht der kurze Darm auf dem Rücken aus. Die S. nähren sich von Seethieren u. fallen auch schalentragende Weichthiere an, die sie mit vorgestülptem Magen aussaugen.

Auf Austernbänken richten sie deshalb großen Schaden an. Ein arterieller **Blutgefäßring** auf der Bauchseite u. ein venöser auf der Rückenseite, beide mit ausstrahlenden Gefäßen, stehen durch ein pulsirendes Herz mit einander in Verbindung. Die Athmung der S. erfolgt mittels des durch Hautporen in die Leibeshöhle eindringenden Seewassers, bei einigen durch **Hautkiemen** in Form füßchenartiger Fortsätze auf dem Rücken. Ein orangegelber **Nervenring** um den Schlund schickt Nerven in die Strahlen. Einige S. haben rothe Augen, die zu 80–200 an der Spitze der Strahlen liegen. Das **Wassergefäßsystem** besteht in einem mit Blasen (**Poli'schen Blasen**) besetzten **Ringkanal**, der in jeden Strahl des S.s einen Ast entsendet, mit dessen Zweigen durch Hautporen der Unterseite dringende, schwellbare Füßchen (**Pedicellen**), die Bewegungsorgane dieser Thiere, in Verbindung stehen. Das Seewasser dringt in dies Gefäßsystem durch Löchelchen der auf dem Rücken gelegenen **Madreporenplatte**, von welcher der **Steinkanal** zum Ringkanal leitet. Die Geschlechter sind getrennt, die Entwicklungsweise ist bei der Mehrzahl eine sehr komplizirte. Die S. sind äußerst reproduktionsfähig; verloren gegangene Arme werden leicht wieder ersetzt. Sie bewohnen sämmtlich das Meer, vom Niveau der Ebbe bis in große Tiefen, u. schwimmen frei od. kriechen am Boden. Die Zahl der fossilen Arten ist groß. Forscher auf dem Gebiete der Seesternkunde sind u. A. Forbes, Joh. Müller, Troschel, Agassiz &c.

Seetang, s. „Tang".

Seetzen, Ulrich Jasper, berühmter Forschungsreisender, geb. als Sohn eines begüterten Landwirths zu Sophiengroden bei Jever 30. Jan. 1767; studirte in Göttingen seit 1785 Medizin u. Naturwissenschaften u. erhielt dann eine Anstellung in der damals russ. Herrschaft Jever. Mit Unterstützung des Herzogs von Gotha trat er Juni 1802 eine Orientreise an, ging von Wien die Donau hinunter, überstieg den Balkan, ging nach Konstantinopel, Smyrna u. Aleppo, bereiste 1805 bis 1807 in arabischer Kleidung u. ohne Dolmetsch Syrien u. Palästina, besuchte den Sinai u. lebte dann 2 Jahre in Kairo, wo er 1574 Handschriften, 3530 Alterthümer u. mehrere Kisten mit Naturalien sammelte, welch letztere nach Gotha kamen. 1808 war er in Mittelägypten, wo er, um auch Mekka u. Medina kennen zu lernen, zum Islam übertrat; über jene Heiligthümer der mohammedanischen Welt verdanken wir ihm die ersten vollständigen Nachrichten. Im Frühjahr 1810 unternahm er Reisen nach Yemen, Aden u. (auf dem von Europäern bis dahin noch nicht betretenen Landwege) nach Mekka. Auf dem Wege zum Imam von Sana begriffen, ward er bei Taas (zwischen Mokka u. Damar) im Okt. 1811 ermordet, wovon erst 1814 die Kunde nach Europa kam. Sein bis April 1809 geführtes Tagebuch wurde von Kruse in Verbindung mit anderen Gelehrten als „Reisen durch Syrien, Palästina, Phönikien &c." (4 Bde., Berl. 1854 ff.) herausgegeben.

Seeversicherung, s. „Transportversicherung".

Seewissenschaften. Zu diesen rechnet man Schiffsbaukunde, Seetaktik, Signalkunde, Seefortifikation, in neuester Zeit auch noch die Kenntniß der Periodizität der Stürme, Cyklonen &c.

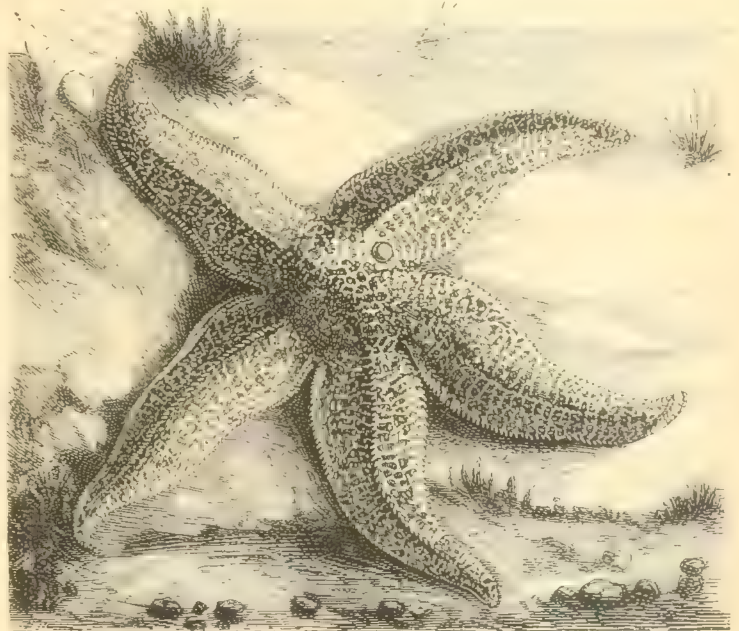
Segeberg, Kreisstadt in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Reg.-Bez. Schleswig; liegt in der sog. Segeberger Heide zwischen der Trave, über welche hier eine Brücke führt, u. dem Segeberger See, am Fuße des 81,3 m. hohen Gypsberges, früher Alberg genannt, auf welchem ehemals die Feste **Siegeburg** stand, u. an der Zweiglinie der Altona-Kieler Bahn: Neumünster-S. Oldesloe. Die Stadt mit 5041 E. (1875) hat eine schöne, im 12. Jahrh. erbaute goth. Kirche, ein Lehrerseminar u. ein Hospital. Die Gewerbthätigkeit der Bewohner erstreckt sich bes. auf Bierbrauerei, Branntweinbrennerei u. Reifschlägerei.

Segel ist das aus Baumwolle, Leinwand od. Mattenflechtwerk gefertigte Stück Tuch, welches, an den Masten der Schiffe befestigt, den Wind auffängt u. dadurch das Schiff in Bewegung setzt (vgl. „Schiff").

Segeltuch, ein leinwandartiges starkes Gewebe aus Hanfgespinnst, das den Schiffern zur Anfertigung der Segel dient. Aus besserem Rohmaterial hergestellt werden derartige grobe Zeuge auch für Bekleidungszwecke sowol ungebleicht als gebleicht verwendet.

Segen (wahrscheinlich vom lat. signum, Zeichen, bes. Kreuzeszeichen) heißt die Anwünschung leiblicher u. bes. geistlicher Güter unter Anrufung Gottes als des Segenspenders. Die Hochhaltung des S.s, der somit eigentlich eine feierliche Form der Fürbitte darstellt, ist ein naturgemäßer Ausfluß tieferer religiöser Gesinnung, als das Gebet selbst. Bei den alten Israeliten waren nicht nur die Formen des Grußes zum Theil zugleich Segensformeln, sondern auch das Gesetz (4. Mos. 6, 23 ff.) schreibt ausdrücklich die Ertheilung des priesterlichen S.s in einer bestimmten dreifachen Formel vor. Auch Segnung des Volkes durch den König wird berichtet (2. Sam. 6, 18. 1 Kön. 8, 55). In der christl. Kirche kam neben dem **mosaischen** S. (s. o.), der noch jetzt fast überall in Verbindung mit dem Kreuzschlagen den Schluß des Gottesdienstes bildet, als Eingangsformel der sog. **apostolische** S. (2. Kor. 13, 13) in Gebrauch. Andererseits versteht man unter apostolischem S. in der Katholischen Kirche den des Papstes, der nicht nur persönlich ertheilt, sondern auch in die Ferne gesandt wird. Ueberhaupt bilden die verschiedenen Formen des S.s in der Katholischen Kirche, wo er als ein Amtsvorrecht des Priesters gilt, einen wichtigen Bestandtheil des Rituals. Auch auf Sachen (kirchliche Geräthe, Feldfrüchte &c.) erstreckt sich die Einsegnung. Ueber die Formen der „Einsegnung" bei Firmelung u. Konfirmation vgl. die betr. Artikel.

Segesta od. **Egesta** war eine Stadt unweit der Nordküste Siziliens, zwischen Panormos u. Drepanon, der Sage nach von flüchtigen Trojanern gegründet, weshalb auch zwei benachbarte Flüsse die Namen Simoeis u. Skamandros erhielten. Die Bewohner lagen in stetem Kampfe mit den Nachbarstädten, nam. Selinus, u. gaben dadurch die Veranlassung zu der verunglückten sizilischen Expedition der Athener unter Alkibiades, Lamachos u. Nikias im J. 415 (s. „Peloponnesischer Krieg").



Nr. 4966. Seestern (Asterias rubens).

Darnach von den Karthagern zerstört, später von Agathokles, dem Tyrannen von Syrakus, erobert u. **Dikäopolis** genannt, dann wieder von den Karthagern besetzt, schloß sich die Stadt endlich den Römern an. Durch seinen Hafenplatz (jetzt Castellamare) unterhielt S. lebhaften Handel. Ruinen von S., unter denen ein gut erhaltenes Theater bemerkenswerth ist, liegen 2 M. westlich von Alcamo.

Segestes, s. unter „Hermann".

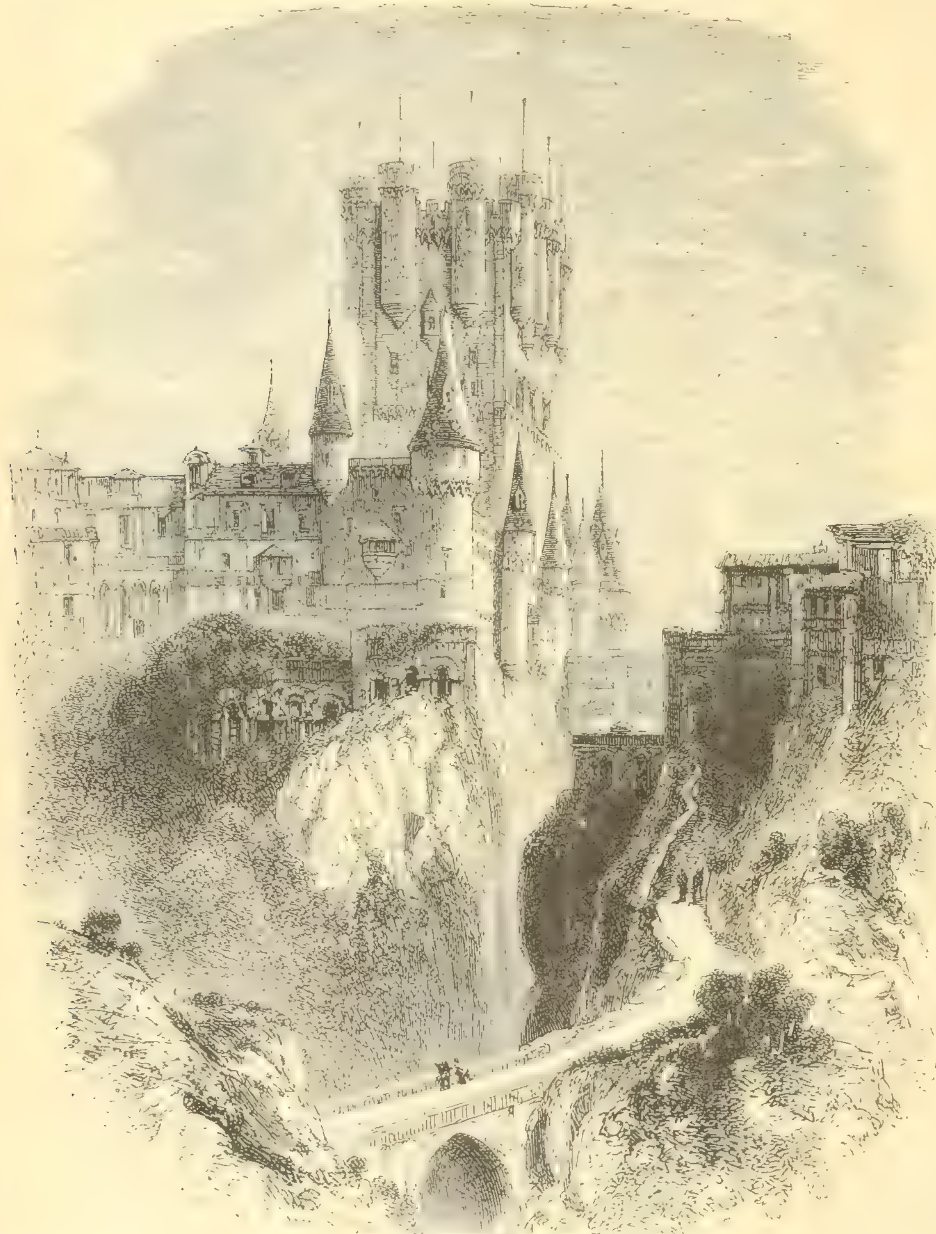
Seghers od. **Zegers**, **Daniel**, der beste flandrische Blumenmaler, geb. zu Antwerpen im Dez. 1590; erlernte Anfangs die Kunst bei seinem Vater u. bei Jan Breughel, trat aber schon 1614 zu Mecheln in den Jesuitenorden, der ihn zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom sandte, wo er eine Menge von Pflanzen nach der Natur zeichnete, mit denen er sich dann nach seiner Rückkehr in der Stille des Klosters seiner Kunst hingab. Mit meisterhaftem Pinsel wußte er seine frischen, glänzenden Farben aufzutragen, wobei Rubens od. Corn. Schout ihn häufig durch Hinzufügung von Figuren unterstützten. Eins der besten seiner zahlreichen Bilder ist die von einem Blumenkranz umgebene Krönung der heil. Jungfrau in der Jesuitenkirche zu Antwerpen, andere befinden sich im dortigen Museum, in den Galerien zu Wien, Dresden u. Madrid. Er starb zu Antwerpen 2. Nov. 1661. — Nur entfernt mit ihm verwandt ist der Historienmaler **Gerard S.** od. **Zegers**, geb. 16. März 1591 zu Antwerpen als Sohn eines Gastwirths. Er war Schüler von Heinrich v. Balen u. von Abraham Janßen, bildete sich in Italien aus u. besuchte Madrid, wo er für König Philipp III. malte. Seine Bilder

verrathen den Einfluß von Rubens, zeigen aber ein gewisses Streben nach Idealität u. eine klare, harmonische Färbung. Mehrere der besten besitzt das Museum in Antwerpen, z. B. die Vermählung der heil. Jungfrau. Er starb 18. März 1651 in seiner Vaterstadt.

Segment, s. „Kreis".

Sego, auch Segu, Haupt- u. Residenzort des Reiches der Bambara in Westafrika, Sudan, mit gegen 30,000 E.; liegt am Djoliba-Niger, da, wo dieser Fluß aus dem Ober- in den Mittellauf tritt. S. besteht eigentlich aus einer Gruppe von 4 Dörfern: Segu-Koro, Segu-Bugu, Segu-Kura u. Segu-Sikoro, alle am rechten Ufer des Niger; um alle ziehen sich hohe Erdmauern. Die Häuser sind von Lehm aufgeführt, von Gestalt viereckig u. mit flachen Dächern versehen. Einige haben 2 Stockwerke u. hier u. da sieht man einen weißen Anwurf. In allen Stadtvierteln giebt es maurische Moscheen u. ziemlich breite, reinlich gehaltene Straßen. Die Hauptgebäude sind ein ansehnlicher Palast des Königs, der 2000 Mann u. 500 Pferde fassen kann, u. eine Kaserne für 200 Mann. Mungo Park, dessen Angaben von 1796 noch in neuester Zeit von dem Franzosen Mage bestätigt worden sind, rühmt das geschäftige Leben auf dem Strome, über den hier ein Hauptübergang führt, die thätigen Einwohner u. die bebauten Ländereien mit reizenden Dörfern. Der Name S. wird auch auf den ganzen Bambarastaat ausgedehnt, in welchem außer der Hauptstadt noch die Städte Sansanding abwärts am Niger (40,000 E.), Yamina u. **Bammaku** weiter oberhalb zu nennen sind.

Segovia, Hauptort einer gleichnamigen Provinz (127,63 □M. mit etwa 150,000 E.), liegt in 960 m. Seehöhe höchst malerisch auf felsigem Hügel am linken Ufer des Eresma, eines Nebenflusses des Adaja, der zum Duero geht. Es hatte 1860: 10,196 E., ist Sitz eines Bischofs, hat ein bischöfliches Seminar, eine prachtvolle goth. Kathedrale, 24 Pfarrkirchen u. 22 Klöster. Seine größte Berühmtheit aber ist der aus Granit gebaute röm. Aquädukt, der in 825 m. Länge 159 Doppelbogen von 33 m. Höhe in der Mitte hat u. über einen Theil der Stadt hinweggeführt ist. Er bringt das Wasser aus der 20 Km. weit entfernten Sierra Fonfria. S. hat bedeutende Tuchfabriken u. liefert aus ihren Wollwäschereien die berühmte Segoviawolle; auch ist die Stadt Münzstätte. Der Stadt gegenüber auf steilem Felsen liegt der 1862 abgebrannte Alcazar. — **S.** (lat. Segovia, griech. Segubia) war im Alterthum eine Stadt der Arevaker im Tarraconensischen Hispanien u. im Mittelalter oft Residenz der Könige von Castilien u. Leon.



Nr. 4967. Der Alcazar von Segovia vor dem Brande im Jahre 1862.

Segre (lat. Sicoris), ein linker Nebenfluß des Ebro; entspringt unfern der Tetquelle im franz. Departement Hautes-Pyrénées, tritt aber bald nach Spanien über, wird bei Lerida für flache Barken schiffbar u. mündet nach 26 M. langem Laufe bei Mequinenza über 100 m. breit, an Wasserfülle dem Ebro wenig nachstehend. Zur Zeit der Schneeschmelze im Frühjahr überschwemmt er oft die rechts an ihm liegende Vega Noguera. Sein größter rechter, ihm ebenbürtiger Nebenfluß ist der Cinca; andere Zuflüsse sind rechts die drei Nogueras u. links die Cervera.

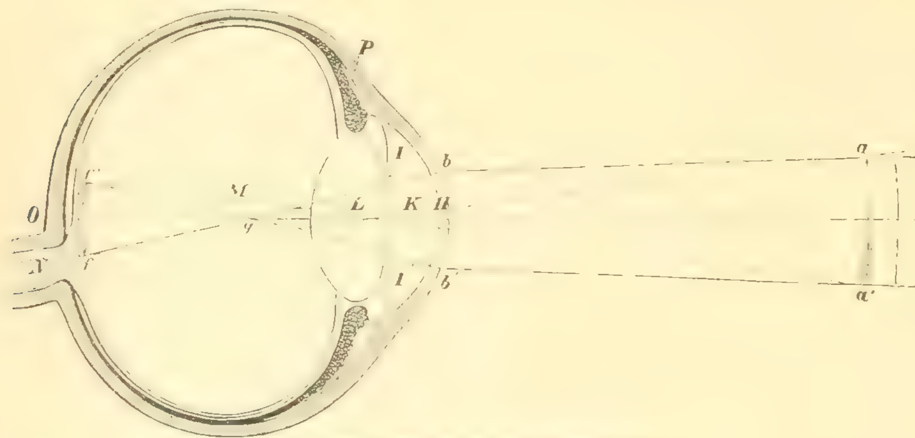
Ségur (spr. Segür), eine altfranzös., aus Guyenne stammende Familie, die sich nach dem Schlosse S. in Poitou nannte. Da sie sich s. Z. den Reformirten anschloß, mußte sie in den Hugenottenkriegen viele Drangsale erleiden. Früh theilte sie sich in drei Linien, von denen aber seit 1829 nur noch die Linie **S.-Ponchat et Fougerolles** blüht. Aus derselben gingen mehrere berühmte Männer hervor, von denen insbes. zu nennen sind: Louis Phil. Graf **v. S. d'Aguesseau** (spr. d'Agheßoh), Sohn des Marschalls Philippe Henri, Marquis **v. S.** (geb. 1724, gest. 1801), der 1781—87 Kriegsminister war, u. Bruder des als Schriftsteller u. Theaterdichter bekannten Joseph Alexandre, Vicomte **v. S.** (geb. 1756, gest. 1805), ward geb. zu Paris 10. Dez. 1753; diente als Reiteroffizier seit 1769 im franz. Heere, machte den amerikanischen Freiheitskrieg mit, bekleidete 1783—89 den franz. Gesandtschaftsposten in Petersburg, wo er 1787 einen Handelsvertrag abschloß, u. sollte 1790 in Berlin den Ausbruch des preuß.-franz. Krieges verhindern, was ihm aber nicht gelang. Am 10. Aug. 1792 in Paris verhaftet, verlor er sein Vermögen u. suchte sich daher, als er nach seiner Befreiung in Châtenay bei Sceaux lebte, durch literarische Thätigkeit zu erhalten. Unterm Konsulat Mitglied des Gesetzgebenden Körpers u. seit 1803 des Staatsraths wie des Instituts, ward er, als Napoleon sich zum Kaiser gemacht, Großceremonienmeister. Seit 1813 auch Senator, sah er sich zwar nach den Hundert Tagen dieser Würde beraubt, doch wurde er 1818 in die Reihe der Pairs wieder aufgenommen. Er starb zu Bagnères 27. Aug. 1830. Den Namen seiner Frau, einer Tochter des Kanzlers d'Aguesseau, hatte er dem seinigen beigefügt. Zu seinen Werken, die 1824 ff. zu Paris in 33 Bdn. gesammelt erschienen, gehören: „Théâtre de l'hermitage" (Lustspiele für das Privattheater der

Kaiserin Katharina von Rußland, 2 Bde., Par. 1798); „Histoire de Frédéric Guillaume II.“ (3 Bde., ebd. 1800); „Contes, fables, chansons et vers“ (ebd. 1801); „Histoire univ.“ (44 Bde., ebd. 1817; 12 Bde., 1821 u. ö.); „Galerie morale et politique“ (ebd. 1817); „Romances et chansons“ (ebd. 1819); „Mémoires, souvenirs et anecdotes“ (3 Bde., ebd. 1826). — Philippe Paul, Graf **v. S. d'Aguesseau,** jüngster Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 4. Nov. 1780; trat nach der Revolution vom 18. Brumaire ins franz. Heer ein, in dem er sich dann durch seine Tapferkeit hervorthat, war Adjutant Macdonald's u. Stabsoffizier Bonaparte's, erhielt nach dem Frieden von Lunéville diplomatische Missionen nach Kopenhagen u. Madrid, unterhandelte 1805 mit dem General Mack über Abschließung der Kapitulation Ulms, wohnte 1806 der Belagerung von Gaëta bei, zeichnete sich 1807 als Adjutant Napoleon's in Polen, wo er in Kriegsgefangenschaft fiel, u. 1808 in Spanien aus. In letzterem Jahre zum Obersten u. 1812 zum Brigadegeneral befördert, folgte er als Hausbeamter dem Kaiser nach Rußland, organisirte 1813 in Tours ein Regiment Ehrengarden, das er an den Rhein führte, u. fand in diesem Jahre wie auch 1814 noch mannichfache Gelegenheit, seine kriegerische Tüchtigkeit zu bethätigen. 1815 in Disponibilität versetzt, weil er während der Hundert Tage ein Kommando von Napoleon angenommen hatte, erhielt er zwar 1818 den Rang eines Maréchal de camp, trat aber erst nach der Julirevolution wieder in aktiven Dienst u. wurde in demselben Jahre (1831) Generalleutnant u. Pair. 1848 zog er sich für immer ins Privatleben zurück. Er starb zu Paris 25. Febr. 1873 als letzter franz. General aus dem russ. Feldzuge von 1812 u. als ältestes Mitglied der Akademie, deren Pforten sich ihm bereits 25. März 1830 auf Grund seiner historiographischen Thätigkeit geöffnet hatten. Insbes. hat man seine „Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812“ (2 Bde., Par. 1812 u. ö.; deutsch von Kottenkamp, Mannh. 1835; 4. Aufl., Stuttg. 1850), mindestens mit demselben Rechte wie die imperialistischen Epen von Méry u. Barthélemy, für ein Nationalepos Frankreichs erklärt. Außerdem schrieb er: „Campagne du général Macdonald dans les Grisons“ (Par. 1802); „Histoire de la Russie et de Pierre le Grand“ (2 Bde., ebd. 1829); „Histoire de Charles VIII“ (2 Bde., ebd. 1834; 2. Aufl. 1842); „Histoire et mémoires“ (7 Bde., ebd. 1873) u. „Mélanges“ (souvenirs et rêveries d'un octogénaire, ebd. 1874). Letztere beiden Werke wurden aus seinem Nachlasse herausgeg.; das erste derselben brachte interessante Beiträge zur Geschichte der Franz. Revolution u. des ersten Kaiserreichs, das zweite ist altersschwach u. auch in stilistischer Hinsicht mangelhaft. — Anatole, Graf **v. S.**, geb. 1821, ist Mitglied des Staatsraths u. hat sich als Dichter u. Jugendschriftsteller bekannt gemacht. Sein Gedicht „Sainte Cécile“ (Par. 1868) erhielt 1869 von der Akademie einen Preis. — Raymond Paul, Graf **v. S. d'Aguesseau,** ein Neffe des Vorvorigen, geb. zu Paris 18. Febr. 1803, war unterm zweiten Kaiserreich Senator, als welcher er zu den Heißspornen der Bonapartistenpartei gehörte.

sehen heißt: sichtbare Dinge wahrnehmen, sofern sich an ihnen Unterschiede der Helligkeit u. der Farbe kund geben. Dies darf aber nicht so verstanden werden, als ob Helligkeit u. Farbe Eigenschaften der Dinge od. überhaupt etwas von unserem Empfindungsvermögen Unabhängiges wären. Es giebt in der Natur, unabhängig vom sehenden Subjekt, weder Helligkeit noch Farbe. Die Physik weist nur quantitative Unterschiede in den Aetherschwingungen, auf die wir die Lichtempfindungen zurückzuführen haben, nach, größere od. kleinere Wellenlängen, welche durch den Gesichtssinn jedoch nicht als solche zum Bewußtsein gebracht werden, sondern als etwas von der Bewegung der Aethermolecüle durchaus Verschiedenes, als Empfindung von Farbe od. Helligkeit überhaupt. Den Grund der Lichtempfindung haben wir also einzig u. allein in der Eigenthümlichkeit unserer Organisation zu suchen. Das Zustandekommen einer jeden Sinnesempfindung ist abhängig von einem spezifischen (ausschließlich dem einzigen Zwecke dienenden) Sinnesapparat. Dieser Apparat läßt sich für jeden unserer Sinne in zwei Haupttheile gliedern: 1. Mit den Endausstrahlungen eines sensiblen (d. h. äußere Eindrücke zum Gehirn leitenden) Nerven sind gewisse, dem Entwicklungstypus der Haut angehörige Gebilde in Verbindung, in denen unter dem Einflusse äußerer Reize Veränderungen vor sich gehen, kraft derer die Nervenfäserchen in einen bestimmten Erregungszustand gerathen. Derartige „Sinnesepithelien“ einerseits u. die Endausbreitung der Fasern des Sehnerven andrerseits konstituiren im Wesentlichen auch das Auge (s. d.). 2. Am centralen Ende der nämlichen Nerven sind Einrichtungen vorhanden, in welchen die bis dahin geleitete Nervenerregung in Empfindung von ganz bestimmter Art umgesetzt wird. Dieses zweite Verhältniß ist die Ursache, daß alle Erregungen des Sehnerven (auch die durch Elektrizität od. auf mechanischem Wege hervorgerufenen, wie Druck, Stoß auf das Auge, Zerreißung od. Durchschneidung des Sehnerven ꝛc.) als Lichtempfindung zum Bewußtsein kommen. Dem Nerven kommt dabei lediglich der Signaldienst, die Rolle eines Telegraphen zu, der nach der Centralstation meldet, daß an der Endstation od. auf der Strecke sich Etwas vorgeht. Die Centralstation aber des Sehnerven ist nur dazu vorgerichtet, sämmtliche Signale in Form der Lichtempfindung, gewissermaßen der einzigen ihr geläufigen Chiffernschrift, auszulegen. Dies ist die korrekte Fassung der berühmten Lehre Joh. Müller's von der spezifischen Energie der Sinnesnerven, wonach der Hörnerv auf die verschiedensten Eindrücke hin nur Schall, der Sehnerv nur Lichtempfindungen zu vermitteln vermag ꝛc. Sehen wir von den Farben ab, so erscheinen uns die Dinge zunächst in einer bestimmten Ausdehnung (Größe), Form (Kontour), Richtung, Lage u. Entfernung, wobei Richtung, Lage u. Entfernung immer auf den Sehenden selbst als den Mittelpunkt des sichtbaren Raumes bezogen werden, sowie in einem bestimmten Relief (Ausdehnung nach der Dimension der Tiefe). Wir erkennen ferner mittels des Gesichtssinnes, ob sich die Dinge um uns in Ruhe od. in Bewegung befinden. Schon die einfachsten der aufgezählten Momente — die Größe u. Form der gesehenen Objekte — werden uns aber nicht mehr durch die Empfindung allein gegeben, sondern ihre Auffassung setzt gleichzeitig ein Psychisches, eine Thätigkeit unseres Verstandes, voraus. Als Material, welches die Empfindung allein im Sehakte liefert, od. als Inhalt der Gesichtsempfindung stellen sich nur die Unterschiede der Qualität des Lichtes: die Farben, dar. Diese Empfindungsinhalte haben das Eigenthümliche, daß sie ihrer Qualität nach nicht zu definiren, unter einander gar nicht zu vergleichen sind. Wir können den Begriff „Roth“ durch keine Umschreibung ausdrücken, wir können eben so wenig den Begriff „Grün“ im Gegensatze zum „Roth“ anders ausdrücken als mit seinem Namen; Begriffe wie „Roth“, „Grün“ sind ursprüngliche. Fügen wir gleich hinzu, daß alle Gesichtseindrücke unmittelbar in räumlicher Form, d. h. in einem örtlichen Nebeneinander, erfaßt werden. Wir können nicht einfach sagen: „Ich sehe Hell“, „ich sehe Roth“, sondern nur: „Ich sehe etwas Helles, etwas Rothes.“ Dies hat seinen Grund in einer angeborenen allgemeinen Anlage unseres Verstandes, welcher nichts, was Inhalt der Empfindung ist, anders auffassen kann, als indem er es an irgend einen Ort entweder im eigenen Körper (Schmerz u. A.) od. außerhalb des Körpers in den „Raum“ verlegt. Die Bedingung, welche in konkretem Falle die räumliche Sonderung der verschiedenen zugleich gesehenen Objekte ermöglicht, ist im Bau des Auges gegeben. Daß aber allem Gesehenen überhaupt der Charakter des Räumlichen anhaftet, beruht auf der inneren Nothwendigkeit, jeden Lichtreiz sofort auf ein an irgend einem Orte außer uns Befindliches zu beziehen, bei einer Mehrheit verschiedenartiger Lichtreize, welche unser Auge gleichzeitig treffen, aber die Oertlichkeiten, denen sie entsprechen, aus einander zu halten. Diese Thätigkeit unseres Verstandes vollzieht sich unterhalb der Schwelle des Bewußtseins, ohne unser Zuthun, ohne unser Wissen. In unser Bewußtsein springt sofort das fertige Resultat: die Anschauung von Formen, welche durch Unterschiede der Helligkeitsgrade u. der Farbentöne abgegrenzt u. wie auf einem Bilde (einer einfachen Fläche) vertheilt sind. Der letztere Umstand ist von großer Bedeutung: eine einfache Fläche, nicht mehr, ist es, was uns durch den Gesichtssinn unmittelbar, d. h. ohne ein dazwischen tretendes bewußtes Denken, zur Anschauung kommt; das nach drei Dimensionen ausgedehnte Raumbild dagegen, in welchem das Relief der Körper wie die Entfernung derselben außer einer Fläche zur Wahrnehmung kommen, wird nur unter Anleitung des reflektirenden Verstandes als Resultat der Erfahrung gewonnen.

Das Auge als optisches Werkzeug. Der Inbegriff der bei unbewegtem Auge gleichzeitig übersehbaren Oertlichkeiten ist der Sehraum. Derselbe ist — sofern man von den zufälligen Begrenzungen durch die benachbarten vorspringenden Theile des Antlitzes absieht — seiner Form nach übereinstimmend mit der Ausdehnung der durch Licht erregten Netzhautfläche (Näheres über die Netzhaut s. unter „Auge“). Im Auge selbst wird das Licht nicht empfunden, hier liegt vielmehr nur der Angriffspunkt der Aetherwellen auf den erregbaren Nerven. Es existiren nun niedere Thiere mit Augen, welche jeder besondern Einrichtung zur Sonderung der von verschiedenen Punkten herkommenden Strahlen ermangeln, also nur befähigt sind, Hell u. Dunkel zu unterscheiden. Damit die aus verschiedenen Bezirken des Sehraums kommenden Strahlen gesonderte Empfindungen auslösen, muß im Auge eine

Einrichtung getroffen sein, daß die einzelnen Fasern des an seinem Ende flaschenartig ausgebreiteten Sehnerven nur von Strahlen aus einer bestimmten Richtung getroffen werden können; solche Augen vermitteln erst die Auffassung eines Raumbildes. Die musivisch zusammengesetzten Augen der Insekten u. Krebse geben ein allerdings unvollkommenes aufrechtes, mosaikartiges Bild des Sehraumes. Augen, welche eine vollkommene Lokalisation der gesehenen Gegenstände ermöglichen, sind die der Wirbelthiere u. des Menschen. Sie sind nach dem Prinzip der Camera obscura gebaut, d. h. die Strahlen passiren durch eine Reihe kugelförmig begrenzter brechender Medien derart, daß an der Rückwand des Augapfels ein umgekehrtes, perspektivisch verkleinertes Bild der gesehenen Objekte entworfen wird. Diesen Vorgang versinnlicht uns das Schema in Nr 4968, in welchem H die äußere Hornhaut, K die vordere Augenkammer, I I' die Regenbogenhaut, L die Linse bedeutet, a a' ist das beobachtete Objekt, von welchem sich ein verkehrtes Abbild f f' auf der Netzhaut darstellt.



Nr 4968. Entstehung des Netzhautbildes im Auge.

Eine kreisrunde Oeffnung inmitten der ringförmigen Regenbogenhaut — die Pupille od. das Sehloch — gewährt dem Lichte Zutritt. Das Innere des Auges ist mit einer sehr viel dunkelbraunes Pigment enthaltenden, fast schwarzen Membran austapeziert; vor dieser aber breitet sich, als der das Bild auffangende Schirm, die durchsichtige Netzhaut aus. Die Camera obscura kann von Gegenständen, welche in sehr verschiedenen Entfernungen hinter einander liegen, nicht gleichzeitig scharfe Bilder liefern; ebensowenig können wir gleichzeitig Dinge in verschiedenen Entfernungen mit gleicher Schärfe sehen. Je nach der Brechkraft der Medien des Auges od. der Entfernung der brechenden Medien (Hornhaut, Linse ꝛc.) von der bildauffangenden Fläche bestimmt sich der Abstand, in welchem ein Gegenstand gelegen sein muß, damit von ihm auf der Netzhaut ein deutliches Bild entsteht. Da die genannten beiden Faktoren in verschiedenen Augen sehr verschieden sind, so sind natürlich die Entfernungen, in welchen die Augen deutlich sehen, ebenfalls sehr verschieden. **Sehweite** bezeichnet diejenige Entfernung, in welcher ein Auge zufolge seines optischen Baues deutlich sehen kann. Die überwiegende Mehrzahl der menschlichen Augen ist so eingerichtet, daß parallel ankommende Strahlen in einem Punkte auf der Netzhaut vereinigt, also weit entfernte Gegenstände deutlich gesehen werden. Ein kurzsichtiges Auge vereinigt nur divergente, also aus größerer Nähe kommende, ein weitsichtiges, seinem optischen Bau zufolge, nur konvergente Strahlen auf seiner Netzhaut (s. „Kurzsichtigkeit", „Weitsichtigkeit"). Es würde eigentlich nur eine Entfernung existiren, in welcher das Auge deutlich zu sehen vermöchte, wenn es nicht mit der eigenthümlichen Fähigkeit ausgestattet wäre, die brechende Kraft seiner Medien je nach Bedürfniß zu verstärken. Die Krystallinse nämlich, welche ganz aus elastischer Masse besteht, vermag infolge dessen ihre Form um ein Beträchtliches zu ändern. Indem sie sich in der Mitte verdickt, werden ihre Flächen konvexer u. ihre Brechkraft nimmt zu, das Auge wird befähigt, von näheren Gegenständen deutliche Bilder zu erhalten. Dieser Vorgang, die Akkommodation des Auges für geringere Entfernungen, wird dadurch ermöglicht, daß die Krystallinse vermittels eines nach Art einer Halskrause gefalteten Ringbandes frei aufgehängt ist, u. daß dieses Band mit einem Muskel (dem „Akkommodationsmuskel") in Verbindung steht, welcher, gleichfalls ringförmig, durch seine Zusammenziehung das Aufhängeband entspannt. In dem Augenblicke, wo dies — unter dem Einflusse des auf Erkennen naher Dinge gerichteten Willens — geschieht, folgt die Linse ihrem Elastizitätsbestreben, sich der Kugelgestalt zu nähern, gerade so weit, als das erschlaffte Band erlaubt. Wenn mit Aufhören unseres Willensimpulses der Muskel sich wieder ausdehnt, wird das Aufhängeband gedehnt u. infolge dessen die Linse wieder mehr abgeflacht. Durch die Akkommodation wird ein jugendliches normales Auge befähigt, von weitester Ferne bis zu einer Annäherung von ca. 10 cm. deutlich zu sehen. Gleichzeitig mit jeder Akkommodation u. in entsprechendem Grade verengt sich die Pupille, wodurch von den näheren Gegenständen nur ein schmälerer Strahlenkegel ins Auge treten kann als von den entfernteren. Dasselbe geschieht stets, wenn sehr intensives Licht das Auge trifft, auch ohne Akkommodation, so daß die Regenbogenhaut wesentlich als ein Diaphragma mit der Bestimmung, die Menge des einfallenden Lichtes zu reguliren, angesehen werden muß. — Der Angriffspunkt der Aetherwellen im Auge liegt, wie Heinrich Müller nachgewiesen hat, in der äußersten Schicht der Netzhaut, welche die Stäbchen u. Zapfen enthält. Diese überwiegend in der Längsrichtung ausgedehnten Stäbchen u. Zapfen, welche auf der von der Netzhaut gebildeten Hohlkugel senkrecht in Richtung der Radien angeordnet sind, stellen (nach Müller) abgeschlossene Territorien dar, in deren jedem der Lichtreiz je eine einzelne Nervenfaser in Erregung versetzt. Diese Annahme findet Bestätigung in dem Umstande, daß, wenn man feine Systeme paralleler heller Linien, welche durch gleichbreite dunkle Zwischenräume getrennt sind, als Sehobjekte anwendet, die Grenze des Unterscheidungsvermögens bei den besten Augen dann erreicht gefunden wird, wenn die Linien u. die Zwischenräume im Netzhautbilde dem Durchmesser eines Zapfens etwa gleichkommen. In der allerneuesten Zeit ist nun der Beweis erbracht worden, daß unter der Einwirkung des äußeren Lichtes wirklich direkte Veränderungen in der chemischen Zusammensetzung eines der in den Stäbchen enthaltenen Stoffe, des sog. Sehpurpurs, stattfinden. Und zwar sind diese Veränderungen so prägnant, daß man auf Grundlage derselben scharfgezeichnete Bilder äußerer Gegenstände in der Stäbchenschicht von Thieraugen gewinnen, diese — wie der Photograph die Bilder auf der Glasplatte — fixiren u. ohne weitere Hülfsmittel u. Apparate direkt betrachten kann. Demnach sind es chemische Vorgänge, welche ins Mittel treten, um die Anstöße der Aetherwellen in Nervenerregung umzusetzen: die Umwandlungsprodukte eines gewissen in den Stäbchen enthaltenen chemischen Körpers, welche unter der Lichteinwirkung entstehen, üben einen Reiz auf die Endfäserchen des Nerven, welche in das betreffende Stäbchen eintreten. Die räumliche Anordnung, in welcher die Theile eines gesehenen Gegenstandes erscheinen, entspricht der räumlichen Anordnung der das Bild auffangenden Zapfen u. Stäbchen. Die Größe, unter der uns die Objekte erscheinen, ist abhängig von der Größe des von ihrem Bilde eingenommenen Areals der Stäbchen- u. Zapfenschicht. Die Dinge erscheinen uns bekanntermaßen um so größer, je näher sie sind. So kann uns unser emporgehobener Finger gerade so groß erscheinen, wie ein Kirchthurm in gewisser Entfernung. Daraus folgt, daß auch die Größe, in der wir die Dinge sehen, eine subjektive, d. h. mit keinem wirklichen Maße des Raumes irgendwie zu vergleichende ist. Unter einander vergleichen wir natürlich alle gesehenen Dinge ihrer subjektiven Größe nach vollkommen sicher, so lange wir scharfe Netzhautbilder erhalten; aber über ihre wirkliche Größe giebt der Sehsinn keinen Aufschluß. Als Maß der Größe kann uns darum nur der **Sehwinkel** dienen, unter welchem ein Objekt erscheint, der dadurch bestimmt wird, daß man von den Endpunkten eines Durchmessers des betreffenden Objekts gerade Linien nach den betreffenden Bildpunkten auf der Netzhaut gezogen denkt. (Unter je kleinerem Sehwinkel ein Auge noch die Details eines Gegenstandes erkennt, desto größer ist die Sehschärfe dieses Auges.) So messen wir, unbewußt allerdings, im Sehraum. Im sog. Centralgrübchen der Netzhaut finden sich nur Zapfen, u. zwar solche, welche alle anderen an Feinheit sehr bedeutend übertreffen. Demgemäß ist auch die Unterscheidung an der betreffenden Stelle des Sehraumes am feinsten. Schon dicht neben dieser Kernstelle (dem direkt gesehenen od. Fixationspunkt) werden viel weniger Einzelheiten im Objekte unterschieden, u. so nach außen immer weniger, je mehr nach der Peripherie der Netzhaut die Bilder fallen. Durch diese hervorragende physiologische Leistung gewinnt das Centralgrübchen geradezu eine dominirende Bedeutung für das S. Der Fixationspunkt wird Ausgangspunkt der Orientirung im Sehraume. Die durch Reizung des Netzhautcentrums bewirkten Empfindungen sind genugsam gekennzeichnet durch die außerordentliche Feinheit der räumlichen Sonderung; damit aber die aus den verschiedenen Punkten des umgebenden Sehraumes stammenden Eindrücke aus einander gehalten u. lokalisirt werden können, muß die Empfindung in jedem einzelnen Falle

gleichfalls mit einem Merkmal ausgestattet sein, welches für die betreffende Stelle des Sehraums eigenartig ist. Denken wir uns z. B., daß ein leuchtender Punkt von der Kernstelle nach der Peripherie des Sehraums wandere, so muß die entsprechende Empfindung, obwol sie ihrem Inhalte nach dieselbe bleibt, eine abgestufte Reihe von Modifikationen durchmachen, demgemäß sie für jeden weiteren Punkt des Sehraumes ein ganz bestimmtes Zeichen trägt, welches nur jener Stelle des Sehraumes u. keiner anderen zukommt. Diese Lokalzeichen haften natürlich allen Gesichtsempfindungen schon in den ersten Tagen des Lebens an; ihre bewußte Kenntniß u. ihre Verwerthung zu einer richtigen Lokalisation der Gesichtseindrücke wird aber vom Individuum aller Wahrscheinlichkeit nach erst auf dem Wege der Uebung erworben u. durch unzählig oft wiederholte Erfahrung dem Gedächtnisse eingeprägt. Hat sich diese erfahrungsmäßige Kenntniß aber einmal befestigt, so erscheint hinfort jeder gesehene Gegenstand unmittelbar in der betreffenden Richtung, ohne daß erst eine psychische Thätigkeit dazwischen träte. Die früher so viel diskutirte Frage über die Lage der Gegenstände, resp. über den Grund, weshalb wir dieselben aufrecht sehen, während doch das Netzhautbildchen umgekehrte Lage hat, erscheint vollkommen müßig, sobald man festhält, daß das Netzhautbildchen nicht Gegenstand der Wahrnehmung, sondern nur Gelegenheitsursache für eine solche ist, daß jede Gesichtswahrnehmung sofort auf ein außer uns im Raume Befindliches bezogen wird, wobei der Sehende sich selbst als Mittelpunkt des Raumes betrachtet. Demgemäß nennt er in einem Objekte oben, was er mit gehobenem Kopfe od. Auge ansieht — unten, was er umgekehrt durch eine Neigung des Kopfes od. Auges anzublicken im Stande ist ꝛc. Vom Netzhautbilde u. seiner umgekehrten Lage hat jedoch der Sehende absolut kein Bewußtsein.

S. mit zwei Augen. Wahrnehmung der Tiefendimension. Weder über das Relief der Körper, noch über ihre Entfernung von uns giebt uns der Gesichtssinn unmittelbar Aufschluß. Vielmehr kommt das nach drei Dimensionen ausgedehnte Raumbild erst beim Zusammenwirken beider Augen u. mit Hülfe psychischer Thätigkeit zu Stande. Allerdings haben wir auch beim Gebrauche nur eines Auges gewisse sekundäre, aus der Erfahrung abgeleitete Anhaltspunkte: für die Erkenntniß des Reliefs in der Vertheilung von Licht u. Schatten, für die der Entfernung aber — soweit es sich um bekannte Objekte handelt — in der scheinbaren Größe derselben od. — sofern es sich um unbekannte Objekte handelt — in der Akkommodationsanstrengung, die wir machen müssen, sie genau zu sehen, in der „Luftperspektive" u. dgl. Aber diese gewohnheitsmäßigen Urtheile liefern immer nur ein sehr ungefähres Resultat, auch sind sie es, welche zu den überaus häufigen sog. „Gesichtstäuschungen" Veranlassung geben. In Bezug auf das S. mit beiden Augen ist die erste u. Hauptfrage die: Wie kommt es, daß wir mit zwei Augen doch einfach sehen? Die Antwort ist dahin zu geben, daß wir durchaus nicht immer alle gleichzeitig übersehenen Gegenstände einfach sehen, sondern daß bei ganz normgemäßem Verhalten unsrer Augen uns stets eine Anzahl von Dingen doppelt erscheint. Daß uns dies aber für gewöhnlich nicht, sondern erst dann zum Bewußtsein kommt, wenn wir uns auf die Wahrnehmung der „Doppelbilder" förmlich eingeübt haben, erklärt sich daraus, daß die Netzhautstellen, auf welche die Bilder solcher Gegenstände fallen, excentrische sind, also nur ein sehr undeutliches S. vermitteln, u. die Aufmerksamkeit sich ausschließlich den dominirenden (einfach gesehenen) Partien des Sehraums zuwendet. Was uns unter allen Umständen, beim gewöhnlichen S., einfach erscheint, ist zunächst jener Punkt des gemeinschaftlichen Sehraums der beiden Augen, dessen Bild beiderseits auf die Mitte des Netzhautgrübchens fällt: der fixirte Punkt. Außerdem aber erscheinen alle jene Punkte des gemeinschaftlichen Sehraums einfach, deren Bilder beiderseits auf solchen Netzhautpunkten liegen, welchen gleiche Lokalzeichen der Empfindung entsprechen. Solche Punkte der Netzhaut, deren Reizung nach dem unter Beihülfe der Augenbewegungen gewonnenen Orientirungsmodus übereinstimmend auf einen im nämlichen Punkte des Sehraums vorhandenen Leuchtpunkt bezogen wird, heißen „korrespondirende Punkte". — Sind die beiden Augen geradeaus in weite Ferne (nach dem Horizont etwa) gerichtet, so sind die perspektivisch verkleinerten Bilder auf beiden Netzhäuten identisch: jeder Punkt des Sehraums bildet sich auf korrespondirenden Netzhautpunkten ab; wenn aber die Augen nach einem in geringer Entfernung gelegenen Punkte „konvergiren", so erscheinen alle weiter entfernt u. alle noch näher als der fixirte Punkt gelegenen Objekte doppelt — freilich ohne daß wir dies für gewöhnlich gewahr werden. Diese Doppelbilder sind also ohne praktische (störende) Bedeutung.

Anders ist es mit dem krankhaften sog. „Doppeltsehen". Bei Lähmungsschielen des einen Auges kommt es dahin, daß die Sehlinien sich niemals in einem Punkte des Sehraums treffen, sondern zwei ganz verschiedene Punkte auf den beiden Netzhautgrübchen abgebildet werden. Derjenige Gegenstand also, welcher im Sehraum des einen Auges die Kernstelle einnimmt, liegt im Sehraum des anderen Auges excentrisch u. muß zweifach wahrgenommen werden. Mit dem in der Kernstelle des Sehraums des letzteren Auges gelegenen Objekte verhält es sich natürlich gerade so. Die daraus hervorgehenden Störungen der Orientirung sind natürlich sehr bedeutend u. können sich, wenn die Patienten ohne Stütze gehen, unter Umständen bis zu heftigem Schwindelgefühle steigern. Zu der Regel, daß nur solche Punkte des Sehraumes einfach gesehen werden, deren Bild in beiden Augen auf korrespondirende Netzhautpunkte fällt, haben wir jedoch eine sehr belangreiche Einschränkung beizufügen. Wenn wir nämlich einen Gegenstand aus geringer Entfernung betrachten, so sieht unser linkes Auge Etwas mehr von der linken Seite, das rechte Etwas mehr von der rechten Seite des Gegenstandes. Die Netzhautbilder in beiden Augen sind keineswegs identisch, doch aber sehen wir den Gegenstand im Ganzen wie in seinen einzelnen Theilen nicht doppelt, sondern einfach. Auch hier handelt es sich zweifelsohne um ein aus der Erfahrung abgeleitetes Urtheil. Wir sind von der ersten Lebenszeit an, in welcher der Grund zur verstandesmäßigen Auslegung der Gesichtseindrücke gelegt wird, gewöhnt worden, mit dem linken Auge mehr von der linken, mit dem rechten mehr von der rechten Seite eines nahen Gegenstandes zu sehen; wir verschmelzen so durch einen unbewußten geistigen Prozeß auch stets die inkongruenten seitlichen Theile der davon empfangenen Bilder zu einem Eindruck. Darauf beruht die Wahrnehmung des Körperlichen, des Reliefs, u. zwar ist die innere Nöthigung, bei perspektivisch inkongruenten Netzhautbildern auf einen nach drei Dimensionen ausgedehnten Gegenstand zu schließen, so mächtig, daß es nicht einmal nöthig ist, einen wirklichen Gegenstand vor Augen zu haben. Vielmehr genügt es vollkommen, wenn wir im Stereoskop (s. d.) jedem Auge die entsprechende perspektivische Zeichnung irgend eines Gegenstandes darbieten, d. h. eine Zeichnung, die den Gegenstand so darstellt, wie er dem betreffenden Auge erscheinen würde. Ein Blick in das Instrument — die hervorspringenden Konturen, welche in beiden Augen auf korrespondirenden Netzhautstellen abgebildet werden, zwingen uns, den Gegenstand zunächst einfach aufzufassen, u. die Inkongruenz der seitlichen Theile der Netzhautbilder wird auch sofort Veranlassung, daß wir das Relief wahrnehmen. Es erübrigt noch, die Frage zu betrachten, wie wir zur Auffassung der Entfernung der Gegenstände von uns gelangen. Die Antwort ist in Kürze folgende: Die Größe, unter welcher der Gegenstand erscheint, einerseits u. die Größe des Impulses, welcher auf das die Augen nach einwärts (zur Konvergenz) wendende Muskelpaar wirken muß, damit die Sehlinien sich im fixirten Punkte treffen, anderseits liefern das Material, aus welchem eine unbewußte Verstandesoperation die Vorstellung von der Entfernung entwickelt. Dieses Vermögen wird gleichfalls zunächst unter der Kontrole der tastenden Hand an nahen Gegenständen, durch Einübung gewonnen.

Sehne, s. „Kreis".

Sehnen, anatomisch, sind mit Biegsamkeit, Festigkeit u. Ausdehnbarkeit ausgerüstete faserige Hülfsorgane der Muskeln, wo solche sich an harte Theile anheften. Man unterscheidet S. in engerem Sinne od. Flechsen, welche, strangförmig gebaut, den Kopf od. Schwanz eines Muskels verlängern, ferner Aponeurosen, d. h. breite, glatte, hautähnliche S., die sich meist an den Enden breiter, platter Muskeln finden, sodann Muskelbinden od. Fascien, d. h. aus sehnigen Fasern gewebte Häute, die theils alle Muskeln eines Gliedes, theils größere Muskelpartien u. auch einzelne Muskeln umhüllen, um diese genauer in ihrer Lage zu erhalten. Bei den Vögeln sind die S. vielfach verknöchert.

Seide ist das Produkt einer Raupe, der **Seidenraupe**, fälschlich Seidenwurm genannt, welche sich behufs ihrer Umwandlung in den Schmetterling, den Seidenspinner (s. d.), verpuppt u. einspinnt. Hierbei scheidet die Raupe durch zwei Oeffnungen an ihrem Kopfe eine zähe, klebrige Flüssigkeit ab, die jedoch im Augenblicke des Hervortretens fest wird, indem sich zugleich die beiden aus den Oeffnungen hervorquellenden Fäden zu einem flachen Doppelfaden vereinigen; derselbe bildet in ununterbrochenem Zusammenhange den Cocon, welcher der aus der Raupe entstehenden Puppe zum Aufenthalte u. Schutze dient. Nach 15—21 Tagen ist aus dieser Puppe ein Schmetterling geworden, der den Cocon mittels Ausscheidung eines eigenthümlichen Saftes seiner Mundöffnung an einer Stelle erweicht u. durchbricht. Dieser Zeitpunkt darf jedoch bei der Seidengewinnung nicht abgewartet werden, sondern man muß vielmehr die noch im Cocon befindliche Puppe tödten, was mittels Ofenwärme od. besser heißer Wasserdämpfe geschieht. Nur die bes. kräftigen, zur Fortzucht bestimmten Cocons werden nicht getödtet; man läßt die Schmetterlinge ausschlüpfen u. füttert sie mit den Blättern des Maulbeerbaumes. Die Schmetterlinge begatten sich u. legen Eier; 100—120 Paar Schmetterlinge liefern gegen 30 Gr. od. ca. 50,000 Stück Eier (grains), von welchen gewöhnlich aber nur 70—75 Proz. Raupen auskriechen. Man bewahrt diese Eier den Winter über an einem trocknen, kühlen Orte auf u. bringt sie erst im Frühjahr, wenn der Maulbeerbaum seine Knospen entfaltet, auf erwärmte Zimmer. Hier werden die Eier

auf mit Leinwand überspannten Rahmen ausgebreitet u. mit Papier bedeckt, welches mit vielen kleinen Löchern durchstochen ist; auf dieses streut man kleingeschnittene Maulbeerblätter. Die Rahmen od. Horden werden im Brutzimmer der Seidenzüchtereien einer feuchten Wärme bis zu 30° C. ausgesetzt. Vom 8. od. 10. Tage an beginnen die jungen, Anfangs behaarten u. schwarzen Raupen auszutriechen u. begeben sich durch die Löcher des Papieres nach den Maulbeerblättern. Man bringt dann die Blätter mit den Raupen in die sog. Rauperien od. Magnanerien, das sind die Fütterungsräume dieser Thiere. Hier befinden sich geräumige etagenartige Gestelle von Latten, auf welche man Hurden od. Rahmen legt, dieselben sind mit Zenggewebe überspannt u. mit Papier belegt; auf dieses bringt man die frischen Maulbeerblätter u. die Raupen. Aeußerste Reinhaltung u. gute Ventilation ist nothwendig. Um die Hurden zu reinigen, ohne genöthigt zu sein, die Raupen mit der Hand abzulösen, was sie nicht vertragen, bedeckt man jene mit einem weitmaschigen, in einen Rahmen gespannten Netze, auf welchem frisches Futter ausgebreitet ist. Sämmtliche Raupen kriechen alsbald durch die Netzmaschen auf die Blätter u. lassen sich mit dem Rahmen auf eine gereinigte Hurde übertragen. Letztere entwickeln einen im Verhältniß zu ihrer Größe ganz erstaunlichen Appetit, so daß 15—16,000 Raupen bis zum Einspinnen 400—500 Kg. Maulbeerblätter verzehren. Hierbei findet, dem Wachsthum der Thiere entsprechend, eine viermalige Häutung statt;



Nr. [illegible] Züchtungsraum der Seidenraupen.

24 Stunden vor u. nach jeder Häutung frißt die Raupe wenig od. gar nichts. Wenn nach dem vierten Wechsel der Haut die Zeit des Einspinnens herannaht, bringt man die Raupen auf Birkenreiser od. Eichenzweige (Spinnhütten), wo sie sich den für sie geeignetsten Ort zum Einspinnen selbst aussuchen. Diese Reiser müssen so geschnitten sein, daß sie sich oben laubenartig wölben; um zu weite Zwischenräume zu vermeiden, wird kurzes Heidekraut eingeflochten. Nach 3—4 Tagen ist das Einspinnen, wobei der Coconfaden in Achtertouren um den Körper gewunden wird, vollendet; man wartet aber der Sicherheit wegen noch einige Tage länger, ehe die Cocons, wie oben angegeben, abgenommen u. getödtet werden. Was nun die weitere Verarbeitung der gewonnenen Cocons od. „Galotten" anlangt, so werden dieselben zunächst sortirt, je nach Farbe (gelb u. weiß od. grünlich) u. Feinheit des Fadens, wobei die fehlerhaften sowie diejenigen, aus denen der Schmetterling bereits ausgekrochen (durchbissene Cocons) abgesondert u. zur Gewinnung der Florettseide verwendet werden. Die sortirten Cocons werden dann dem Abhaspeln od. Spinnen der S. unterworfen. Dies geschieht theils im Freien, theils in luftigen Räumen der Seidenspinnerei od. sog. Filanda (Filature).

An den Cocons unterscheidet man drei Lagen, die äußere lockere liefert die Flockseide, welche durch Abschlagen mit Ruthen entfernt wird, dann die mittlere, welche die feine Seide giebt u. abgehaspelt wird, u. die innere, die Wattseide, Werkseide od. Seidenwatte. Zunächst werden die Cocons in Becken geworfen, die mit heißem, weichem Wasser, dem etwas Seife od. Ammoniakflüssigkeit zugesetzt ist, gefüllt sind, hier mit Ruthenbesen untergedrückt u. bewegt, um die Flockseide loszulösen u. die leimartige Substanz zu erweichen, welche die Windungen des Fadens zusammen kittet; hierauf werden die Fäden mehrerer Cocons, in der Regel 3—10, zuweilen bis 20, zu einem einzigen Faden vereinigt, da der einzelne Coconfaden zu fein ist, um für sich allein verarbeitet werden zu können. Man leitet zu diesem Zwecke die einfachen Fäden durch kleine, ganz glatte Ringelchen von Glas od. Porzellan, wobei sie infolge ihrer klebrigen Beschaffenheit an einander haften, sich gegenseitig abrunden u. zu einem dickeren Faden vereinigen, der dann auf einer Spuhle zu einem Strähn aufgewickelt wird (Rohseide od. Grezseide). Die Länge eines solchen Fadens von normal ausgebildeten Cocons kann 250—900 m. betragen; er ist seiner Masse nach nicht gleichartig, sondern besteht etwa zur Hälfte aus der inneren, eigentlichen Seidensubstanz, Sericin od. Fibroin genannt, einer diese umgebenden Schicht (20—25% vom Gewichte der Rohseide) von Schleimstoff u. einer äußeren, 15—20% betragenden gummiartigen Schicht. Diese letztere ertheilt der Rohseide eine gewisse Härte, Rauhigkeit u. Steifheit, die für gewisse Zwecke nicht hinderlich ist; in vielen Fällen ist es aber nöthig, diesen Ueberzug von der S. zu entfernen, welche Operation man das Entschälen od. Degummiren der S. nennt. Die S. besitzt dann die erforderliche Weichheit, besseren Glanz u. das Vermögen, Farbstoffe leichter aufzunehmen (entschälte od. gekochte S.). — Das Degummiren besteht in einer Behandlung der S. mit kochendem Seifenwasser. — Der einfache Seidenfaden wird nur selten verwendet, für die meisten Anwendungen wird die S. gezwirnt (filirt od. moulinirt), d. h. mehrere einfache Fäden werden durch Drehung zu einem stärkeren, festeren vereinigt. Man unterscheidet folgende Arten von filirter S.: a. Organsinseide, wird von den besten Cocons genommen, deren Fäden (3—8) für sich vor dem Zwirnen gedreht u. dann zu 2, seltener zu 3 gezwirnt werden; sie wird zur Kette der Gewebe benutzt. b. Tramseide, Tram, ist weniger stark gedreht u. daher weicher als die Organsinseide, wird als Einschuß der Gewebe verwendet u. in verschiedener Weise hergestellt, so daß man ein-, zwei-, dreifädige 2c. Trama besitzt. c. Poilseide, aus einem einzigen gedrehten Rohseidenfaden (zu 8—10 Coconfäden) bestehend, wird als Einlage zu den Gold- u. Silbergespinnsten benutzt. d. Maraboutseide, zeichnet sich durch dralle Zwirnung u. Steifheit aus, wird nicht entschält. e. Nähseide, Cusirseide, aus 2—6 Rohseidenfäden (zu 3—24 Coconfäden) bestehend, welche gewöhnlich erst für sich gedreht u. dann stark zusammengezwirnt werden. f. Strickseide, Häkelseide, besteht aus 3—18 gewöhnlich ungedrehten, nicht stark filirten Fäden. g. Cordonnirte S., besteht aus derben, schnurenähnlichen Fäden. h. Florettseide, aus kurzen Seideabfällen u. durchbissenen Cocons sowie aus den verworrenen Fäden (Flockseide) gewonnen, welche die äußere Hülle der Cocons bilden. — Die sog. Bastseide ist nicht eigentliche S., sondern besteht aus den wie Flachs zubereiteten Fasern südasiatischer Pflanzen. Für die Werthbestimmung der S., sowol der rohen als auch der gezwirnten, bedient man sich zweier wichtiger Methoden, nämlich des Titrirens u. Konditionirens der S. Das Titriren besteht in der Bestimmung des Feinheitsgrades, indem man angiebt, wie viel Mal eine gewisse Fadenlänge in einer gewissen Gewichtseinheit enthalten ist; das Konditioniren (s. „Konditionirung") dagegen besteht in einer Bestimmung des Feuchtigkeits- od. Wassergehaltes der S. durch Austrocknen. Der gewöhnliche Feuchtigkeitsgehalt der S. beträgt 8—10%, derselbe kann sich aber auf 30% u. darüber steigern, ohne daß die S. sich feucht anfühlt. Im Handel unterscheidet man die S. ferner nach den Produktionsländern; die hauptsächlichsten Sorten sind: chinesische, japanische, ostindische, persische, türkische, italienische, französische u. spanische S. — Da ungefärbte S. nur selten Verwendung findet, so wird die meiste S. gefärbt, u. es ist gerade die S. diejenige Faser, die unter allen Fasern am leichtesten u. am besten Farbstoffe annimmt. Für die zarten, hellen Farben muß aber ein Bleichen der S. vorangehen; dies geschieht zwar schon theilweise durch das Degummiren, wird aber in noch höherem Grade durch Behandlung mit schwefliger Säure erzielt. Um Rohseide zu bleichen, ohne ihr die Steifheit zu nehmen, behandelt man die Strähne mit einer Mischung von 1 Salzsäure u. 32 Alkohol. —

Die Herstellung der Seidenzeuge od. Seidengewebe u. Seidenbänder geschieht im Wesentlichen auf dieselbe Weise, wie bei Geweben aus Baumwolle, Leinen od. Wolle. Man theilt die Seidenzeuge, ebenso wie die anderen Gewebe, ein in glatte, geköperte, gemusterte u. sammtartige; hieran reihen sich dann noch die Gazen od. Flors; von allen diesen hat man wieder verschiedene Arten, die besondere Namen führen, wie z. B. Taffet, Gros de Tours, Gros de Naples, Croisé Atlas, Satinet 2c. — Noch mannichfaltiger wird die Gruppe der Seidenstoffe dadurch, daß man zahlreiche gemischte Gewebe herstellt, indem man Wolle, Alpaka, Mohair, Baumwolle u. dgl. mit S. zusammen verwebt, wobei die ersteren gewöhnlich die Kette, die letzteren den Einschuß bilden. — Erwähnt mag noch werden, daß beim Färben der S., nam. der schwarzen, sehr häufig die betrügerische Unsitte stattfindet, die S. mit schweren Metallsalzen, Blei od. Quecksilbersalzen, zu überladen, was man das Beschweren der S. nennt. Es kann dieser Betrug auch noch insofern nachtheilige Folgen haben, als Frauen die Gewohnheit haben, die Seidenfäden vor dem Einfädeln in die Nadel in den Mund zu nehmen.

Der Seidenbau wurde in Asien — nam. in China — schon 2700 Jahre v. Chr. betrieben; durch die Kriege mit den Indern u. Persern wurde er den Griechen bekannt. Zur Zeit der röm. Kaiser stand die S. noch ungemein hoch im Preise, u. erst 555 soll es zwei Mönchen gelungen sein, Grains, deren Ausfuhr verboten war, in ausgehöhlten Stöcken aus China nach Konstantinopel zum Kaiser Justinian zu bringen, der nun den Seidenbau zunächst als Geheimniß betrieb. Durch die Araber kam der Seidenbau 711 nach Spanien, durch König Roger 1130 nach Sizilien, aber erst im 15. Jahrh. nach Oberitalien u. 1470 nach Südfrankreich, wo er indessen erst zu Anfang des 17. Jahrh. unter Heinrich IV. wirkliche Bedeutung erlangte. Um 1700 endlich führte König Friedrich I. den Seidenbau in Preußen ein. Seidenbau ist überall, wo der Maulbeerbaum gedeiht, eine lohnende Beschäftigung. 25,000 Raupen liefern 20—25 Kg. Cocons (à 40 Mk.), sie bedürfen das Laub von 40 Maulbeerbäumen von 10 cm. Durchmesser od. 10 Bäume von 35 cm.; von letzteren können 160 auf einem Joch Platz finden. Die meiste S. erzeugen China, Tibet, Japan, Oberitalien, Südtirol u. Südfrankreich. Für Frankreich erreichte das Erträgniß 1853 die Höhe von 26 Millionen Kg., wozu 1500 Kg. Grains nöthig waren, sank aber infolge von Seidenraupenkrankheiten, welche den europäischen Seidenbau fast ganz von der Einfuhr japanischer Grains abhängig machten, bedeutend, so daß es 1865 nur 4 Millionen Kg. betrug. Die schlimmste von diesen Seuchen ist die Muscardine, Intrustirung od. Kalksucht (calcino), welche durch die Entwicklung eines Schimmelpilzes, der Botrytis bassiana, im Raupenkörper veranlaßt wird; ferner die Pebrine od. Gattine, durch massenhaftes Auftreten mikroskopischer Körperchen (Bakterien) im Blute u. in den Geweben der Raupe hervorgerufen. Bei der Schlafsucht (mort flats) bilden sich Krystallmassen in der Raupe neben Fäulniß; die Gelbsucht befällt die Raupen oft nach der zweiten, die Fettsucht nach der vierten Häutung. In Japan u. China endlich werden die Seidenraupen von den Larven der Udschifliege (Ud-chimya sericaria) befallen, welche durch ihr vorzeitiges Auskriechen die Cocons unbrauchbar machen. Um dem durch die genannten Seuchen geschädigten Seidenbau aufzuhelfen, versuchten Akklimatisationsvereine mehrere andere Spinnerarten bei uns einzuführen, deren Gespinnste bes. in Japan u. China ebenfalls technische Verwendung finden. Soweit die Art ihres Futters unseren klimatischen Verhältnissen entspricht, sind diese Versuche bes. in Frankreich auch nicht ohne Erfolg geblieben. Namentlich ist zu nennen der 1858 eingeführte Ailanthusspinner (Saturnia Cynthia) aus Japan u. Nordchina, dessen Raupen auf dem Götterbaume (Ailanthus, s. d.) leben; ferner die 1862 aus Japan eingeführte, auf Eichen lebende Saturnia Yama-Mai, die ebenfalls auf Eichen lebende Saturnia Pernyi aus der Mandschurei u. die auf dem Wunderbaume (Ricinus communis) u. dem Papiermaulbeerbaume (Broussonetia papyrifera) in Bengalen heimische Saturnia mylitta, welche die sog. Tussahseide liefert. Seidenertrag liefern endlich noch in ihrem Vaterlande: der Atlas- od. Silhetseidenspinner (Sat. atlas) Silhets, Hinterindiens u. der Indischen Inseln, der auf Orangebäumen lebt, der Moogaspinner (Sat. assamensis) aus Assam, der Tussehspinner (Sat. paphia) Bengalens. — Wegen Muschelseide (Pinna marina-Seide) s. „Byssus“. Die Zahl der wissenschaftlichen, technischen u. populären Schriften über Seidenspinner u. Seidenbau ist überaus groß, führt doch bereits Hagen in seiner „Bibliotheca entomologica“ (vom J. 1862) deren nicht weniger als 1278 auf.

Seidel od. Seitel, ein Hohlmaß, in verschiedenen Ländern verschieden groß. Während das Wiener S. = 1/4 Maß od. 0,35 L. hält, faßt das böhmische S. = 1/4 Pinte = 0,48 L.; als Fruchtmaß ist dasselbe 1/32 Strich = 0,375 L. Vielfach wird S. gleichbedeutend mit Rößel gebraucht für das halbe Kannenmaß.

Seidelbast, s. „Daphne“. **Seidenbiber**, s. „Bärenrobbe“.

Seidenpflanze, s. „Asclepias“.

Seidenschwanz (Bombycilla garrula), Haubendrossel, Sterbe od. Pestvogel, ein sehr schön gefiederter Sperlingsvogel mit kurzem, hakig zugespitztem Schnabel u. einer Federhaube auf dem Kopfe. Er hat ein röthlichgraues Federkleid, die Flügel sind weiß u. gelb gezeichnet. Ihre Schwingen zweiter Ordnung enden in scharlachrothe Hornplättchen, die Schwanzspitze ist gelb. Der gesellig lebende, dumme Vogel nistet im Juni im hohen Norden (Lappland), wie man erst seit zwei Jahrzehnten durch John Wolley weiß; sein Nest ist dem der Drossel ähnlich, er legt 4—7, gewöhnlich 5 Eier. In den kältesten Monaten kommt er zuweilen truppweise zu uns u. bleibt bis Anfang März, da, um sich bei uns von Vogelbeeren zu nähren, zieht aber bei zu strenger Kälte noch südlicher.

Seidenspinner od. Maulbeerspinner (Bombyx mori) ist ein mehlweißer Nachtfalter mit bräunlich-gelben, blassen Streifen auf den Flügeln u. schwärzlichen, gekämmten Fühlern, war ursprünglich in China heimisch, wo dessen Raupe zur Gewinnung der Seide schon frühzeitig gezüchtet wurde, u. hat sich seitdem über einen großen Theil der Erde verbreitet.



Nr. 4970. Umwandlungsstadien der Seidenraupen.

Die weißliche, graugezeichnete, dicke Schwanzhornraupe, die Seidenraupe od. der Seidenwurm, nährt sich von den Blättern des weißen Maulbeerbaums (Morus alba). Sie entsteht aus mohnsamengroßen, bläulich-grauen, vom Weibchen im Herbste abgelegten Eiern, den grains od. Wurmsamen, von denen ein einziges Weibchen des Schmetterlings 3—500 Stück legt (s. „Seide u. Seidenbau“). Etwa 38 Tage nach ihrem Ausschlüpfen aus dem Ei verpuppt sich die Raupe in einem Cocon, aus welchem 19 Tage darauf der Schmetterling auskriecht. Derselbe ist plump, fast flugunfähig, wenigstens bei uns; er stirbt bald nach dem Ablegen der Eier.

Seidl, Johann Gabriel, deutsch-österreichischer Dichter, geb. 21. Juni 1804 zu Wien; studirte an der Universität seiner Vaterstadt Philosophie u. Philologie u. bethätigte sich schon in früher Jugend als fruchtbarer lyrischer u. Balladendichter, schloß sich auch mit seinen „Flinserln“ (Gesammtausgabe unter dem Titel „Gedichte in niederösterr. Mundart“, Wien 1844) erfolgreich den Dialektdichtern seiner niederösterreichischen Heimat an. Eine erste Sammlung seiner bis dahin in fast allen belletristischen Blättern Oesterreichs zerstreuten „Dichtungen“ (3 Bde., Wien 1826—28) verschaffte ihm unter der Gruppe harmloser altösterreichischer Poeten eine gewisse

Auszeichnung; 1829 ward S. Professor am Gymnasium zu Cilli in Steiermark u. fuhr in seiner Abgeschiedenheit fort, in einer sich gleichbleibenden Weise zu dichten. Ohne besondere Tiefe od. höheren Schwung zeichneten sich S.'s Dichtungen, nam. die in den „Bifolien“ (Wien 1836; 5. Aufl. 1856), durch größere Wärme der Empfindung, zartere Plastik u. einen gewissen Sinn für künstlerische Abrundung vor anderen österreichischen poetischen Leistungen aus. 1840 ward S. als Custos der kaiserlichen Münzsammlung u. des Antikenkabinets nach Wien zurückgerufen, erhielt 1856 den Titel eines k. k. Hofschatzmeisters, 1867 den eines Regierungsrathes u. starb zu Wien 18. Juli 1875. Von seinen sonstigen Werken sind zu nennen: „Liedertafel“ (Wien 1840), „Lieder der Nacht“ (2. Aufl., Wien 1851), „Natur u. Herz“ (3. Aufl., Stuttg. 1859); ferner die kleinen Dramen „Das erste Veilchen“, „Die Unzertrennlichen“, „'s letzte Fensterln“ u. „Drei Jahr nach'm letzten Fensterln“; die Prosaschriften „Episoden aus dem Roman des Lebens“ (Lpz. 1839), „Georgien. Gesammelte Erzählungen für Frauen“ (Graz 1836), „Novelletten“ (Wien 1838), „Bilder ohne Rahmen“ (2 Bde., Wien 1841; später unter dem Titel „Laub u. Nadeln“, 2. Aufl. 1845), „Pentameron“ (Wien 1843) u. „Wanderungen durch Tirol u. Steiermark“ (Lpz. 1840). Auch ist S. der Dichter der „Oesterreichischen Volkshymne“ (auf eine Komposition von Haydn), welche 1854 offiziell als solche anerkannt wurde.

Seidschütz, s. „Saidschütz“.

Seife, in engerem Sinne des Wortes bezeichnet man damit die Verbindung der Fettsäuren mit Kali od. Natron, in weiterem Sinne auch diejenigen mit anderen Basen; so spricht man z. B. auch von Kalkseife, Barytseife rc., während man die Verbindung der Fettsäuren mit schweren Metalloxyden, z. B. Bleioxyd u. Zinkoxyd, Pflaster zu nennen pflegt. Freie Fettsäuren, wie z. B. die Oelsäure des Handels, lassen sich durch bloßes Zusammenrühren mit den Alkalien zu S. verbinden, die dann nur noch ausgesalzen zu werden braucht. Gewöhnlich aber verwendet man die natürlich vorkommenden Fette (s. d.), welche behufs der Seifenbildung mit der Lösung des Kali od. Natron (der Lauge) gekocht werden müssen. Hierdurch wird das Fett zersetzt, die darin enthaltenen Fettsäuren verbinden sich mit dem Alkali zu S., während derjenige Bestandtheil, mit dem die Fettsäuren in den Fetten verbunden waren, das Glycerinoxyd, Wasser aufnimmt u. dadurch in Glycerin verwandelt wird. Man nennt diesen Vorgang Verseifung der Fette od. Saponifikation (vgl. „Fette“ u. „Fettsäuren“). Hauptsächlich stellt man zwei Arten von S.n dar: Kaliseifen u. Natronseifen; erstere sind weich u. schmierig u. werden deshalb auch Schmierseifen genannt; zu den harten Natronseifen zählen die für Wirthschaftszwecke hergestellten S.n. S.n, in denen Kali u. Natron zugleich vorhanden ist, stehen hinsichtlich ihrer Konsistenz zwischen harten u. weichen zwischen innen. Von den Fettstoffen, thierischen wie pflanzlichen, werden vorzüglich der Talg von Schafen, Rindern, Ziegen, das Fett von Pferden, Schweinen, Robben, Walfischen, Fischthran überhaupt, sodann außer dem Olivenöl, welches bei feinen Seifen die Hauptrolle spielt (Marseiller u. Venetianer S.), Palm- u. Kokosnußöl, Sesam-, Rüb-, Hanf- u. Leinöl u. Harze verwendet. Von den Fetten unterscheiden sich die S.n der Alkalien sofort dadurch, daß sie in reinem destillirten Wasser, ebenso in Alkohol löslich sind. Die S.n des Kalkes, Baryts rc. sind dagegen in diesen beiden Lösungsmitteln unlöslich. In salzhaltigem Wasser ist die S. in um so geringerem Maße löslich, je größer der Salzgehalt des Wassers ist. Setzt man daher zu einer Lösung von S. in reinem Wasser irgend ein Salz od. eine Salzlösung, so scheidet sich die S. wieder ab. Man macht von diesem Verhalten in der Seifensiederei, wie man die Fabrikation der S. nennt, Gebrauch, indem man nach geschehener Verseifung zu der durchsichtigen, gallertartigen Masse, dem Seifenleim, Kochsalz setzt; dieses löst sich in dem vorhandenen Wasser u. bringt die S. zur Abscheidung. Unter der abgeschiedenen S. befindet sich die Salzlösung, welche zugleich das Glycerin enthält u. den Namen Unterlauge führt. Die S. braucht dann nur noch einige Zeit gekocht u. von letzterer abgenommen, in Formen gebracht u. getrocknet zu werden, um für den Verkauf u. Verbrauch fertig zu sein. Man nennt dieses Zusetzen von Salz zu der Seifenlösung, dem Seifenleim, das Aussalzen der S. Früher, als die Soda höher im Preise stand als die Potasche, wurde die letztere stets zur Seifenbereitung gebraucht, indem man aus deren Lösung durch Kochen mit Aetzkalk sich zunächst Aetzkalilauge bereitete u. diese mit den Fetten verseifte. Durch das nachherige Aussalzen mit Kochsalz (Chlornatrium) wurde hier zugleich eine Umwandlung der zunächst entstandenen Kaliseife in Natronseife bewirkt; in der Unterlauge ist dann Chlorkalium anstatt Chlornatrium enthalten. Außer Soda wird neuerdings in der Seifensiederei auch viel Kryolith (s. d.) zur Bereitung der Natronlauge verarbeitet. Wegen der Unlöslichkeit der S. in salzhaltigem Wasser benutzt man zum Waschen von Geweben nicht Brunnenwasser, sondern Fluß- u. Regenwasser. Man verwendet auch eine Lösung von S. in reinem Wasser zur Bestimmung der Härte verschiedener Wässer; da harte Wässer stets neben anderen Salzen auch Kalksalze enthalten, so findet beim Zusatz von Seifenlösung zu solchen Wässern auch eine Umsetzung der Natronseife in unlösliche Kalkseife statt. Je nach ihrem Wassergehalt unterscheidet man die Natronseife in Kernseife, geschliffene S. u. gefüllte S. Die Kernseife, als die beste, hat in lufttrockenem Zustande 25—27% Wasser, während die gefüllten S.n 36 bis 64% Wasser enthalten u. dabei immer hart erscheinen; die geschliffenen od. glatten S.n stehen hinsichtlich ihres Wassergehaltes zwischen beiden. Die Fähigkeit, so bedeutende Mengen Wasser aufzunehmen u. dennoch hart u. fest zu erscheinen, besitzen nur die mit Kokosnußöl bereiteten S.n; daher kann man auch gefüllte S.n nur mit diesem Oele herstellen; solche S. läßt sich nämlich nicht aussalzen, so daß die ganze Masse nach dem Erkalten erstarrt. Die Einführung des Kokosnuß- u. Palmöls einerseits u. der Soda andererseits in die Seifenfabrikation hat in dieser selbst eine förmliche Revolution hervorgebracht. Je mehr Wasser eine S. enthält, um so geringer ist natürlich ihr Werth. Durch Zusatz von Wasserglas, das die S. hart macht, sucht man betrügerischer Weise den hohen Wassergehalt der S. mitunter zu verschleiern. Die feineren S.n werden mit wohlriechenden Oelen parfümirt od. erhalten sonst mancherlei Zusätze. Schaumseife wird aus zu Schaum geschlagenem Seifenleim bereitet. Transparentseife erhält man durch Auflösen guter S. in warmem Weingeist u. vorsichtiges Abdestilliren des überschüssigen Lösungsmittels. Die zurückbleibende weiche Masse wird in Formen gepreßt.

Seifenkraut, s. „Saponaria“.

Seifenwerke od. Seifen sind Anstalten, in denen Erze od. gediegene Metalle, wie z. B. Gold, Platin, Zinnerz rc., durch Schlämmen mit Wasser aus Sand od. gemahlenem Gestein gewonnen werden.

Seigneur ([franz., spr. ßänjöhr] vom lat. senior), der Herr, bes. der Lehns-, Guts-, Grundherr; vornehmer Herr; Gott; grand s., Standesherr; vivre en grand s., den großen Herrn spielen, herrlich leben u. nichts thun. Vgl. „Monseigneur“.

Seil u. Treil, in der Seemannssprache das sämmtliche Tau- u. Takelwerk eines Schiffes.

Sein. Der Begriff des S.s ist einer der allgemeinsten u. daher schwierigsten in der gesammten Philosophie. Seine Erörterung, die sog. Ontologie (s. d.), bildet einen besonderen Theil der Metaphysik (s. d.) od. Lehre von den Grundbegriffen. Schon der gewöhnliche Sprachgebrauch unterscheidet eine vierfache Anwendung des Begriffs „S.“. Er bezeichnet erstlich so viel als Vorhandensein (Existenz), z. B. in der Luft ist Wasser; zweitens das Wesen (die Essenz) im Gegensatz zum bloßen Schein; drittens die Wesenszugehörigkeit zu einer ganzen Gattung, z. B. das Eisen ist ein Metall; viertens das Behaftetsein mit einer dauernden od. zufälligen Eigenschaft, z. B. das Eisen ist schwer. Von Anfang an beschäftigte sich die Philosophie bes. mit der Frage nach dem „wahrhaft Seienden“, d. h. der letzten Grundlage alles Dessen, was sich der schärferen Betrachtung nur als ein Wechselndes u. daher Scheinbares zu erkennen giebt. Dabei leugnete man entweder überhaupt ein wahrhaft Seiendes (so z. B. der Buddhismus), od. man suchte es in kleinsten Körpern (Atomen), aus welchen die wechselnde Erscheinungswelt hervorgegangen sei (so die Eleaten, in gewissem Sinne auch Leibniz u. Herbart), od. endlich man erklärte ein rein Geistiges für die Grundlage des S.s. Auf letzterer Anschauung beruht ebensowol die Philosophie Platon's, der das wahrhaft Seiende in den Ideen (s. d.) als den Urbildern der Dinge fand, wie die Spinoza's, der die ursprüngliche Substanz in Denken u. Stoff auseinander gehen läßt, u. Hegel's, nach welchem das reine S. gleichbedeutend ist mit dem „absoluten Gedanken“, der an sich einheitlich ist, aber in der Natur sich selbst gegenüber tritt u. endlich im menschlichen Denken seiner selbst bewußt wird. Die streng christliche Anschauung erblickt das reine u. zugleich vollkommene S. lediglich in der Idee des persönlichen Gottes.

Seine (spr. Szähn'), lat. Sequăna (vom kelt. squan, Schlange), ein Fluß des mittleren u. nördl. Frankreich; entspringt in 435 m. Seehöhe am Plateau von Langres im Dep. Côte d'or, wird bei Oigny flößbar u. durch Aufnahme der Aube bei Marcilly schiffbar. Die Laufrichtung der S. ist im Ganzen nordwestl., ihre Länge 104,5 M, wovon 88,4 M. schiffbar; da, wo sie in den Kanal La Manche mündet, bei Cap de la Hève, ist sie 13 Km. breit. Bis Paris ist ihr Lauf ziemlich rasch, nördl. davon aber wird er durch die vielen Windungen (Serpentinen), die der Fluß bis Rouen macht, sehr gemäßigt. Die Ufer sind großentheils hoch u. überall reizend angebaut. Die rechten Nebenflüsse sind die Aube (30,4 M. lang, 5,6 M. schiffbar) vom Plateau von Langres, ebendaher die kurz oberhalb Paris bei Charenton mündende Marne (66,5 M. lang, 42,3 M.

schiffbar) u. von den Ardennen die Oise (40,7 M. lang, einschließlich des 4 M. langen Seitenkanals 18,5 M. schiffbar). Links gehen der S. zu die Yonne (36,8 M. lang, 15,8 M. schiffbar), der Loing (21,5 M. lang, 15,9 M. schiffbar), durch welche S. u. Loire vermittels der Kanäle von Briare, Montargis u. Orléans in Verbindung gebracht werden; ferner die Essonnes (8 M. lang) vom Orléansplateau u. die Eure (30 M. lang, aber nur 1,9 M. schiffbar) von den Hügeln der Perche. Die S. tritt als ein Fluß niedriger Gebirge u. der Ebene nach starkem Regenwetter od. der Schneeschmelze oft verheerend auf. Durch die Flut geschwellt, trägt sie Seeschiffe bis Rouen. Ihr Gebiet beträgt 1404 □M.

Seine, franz. Dep., 8,61 □M. mit 2,200,060 E. (1872), der mittlere Theil des ehemaligen Herzogthums Isle de France (s. d.), ist mit Ausnahme einer kleinen Strecke im O., wo es an das Dep. Seine et Marne stößt, allseitig vom Dep. Seine et Oise umschlossen. Das mit Hügeln besetzte Gebiet liegt zu beiden Seiten des Flusses Seine u. im Mündungsstück der Marne; es treibt zwar nur wenig Ackerbau, hat aber gut angebaute u. überaus fruchtbare Gärten. Seine Industrie beschäftigt Hunderttausende von Arbeitern. Es zerfällt in die Arrondissements von Paris, St. Denis u. Sceaux.

Seine et Marne (spr. Ssähn' eh Marn'), franz. Dep., östl. vom vorigen u. vom Dep. Oise, Aisne, Marne, Aube, Yonne, Loiret u. S. et Oise begrenzt, umfaßt 104,18 □M. mit 341,490 E. (1872). Das Terrain ist eine Ebene, mit geringen Kalkhügelketten durchzogen, im S. von der Seine, die hier den Loing aufnimmt, im N. von der Marne u. ihren Nebenflüssen Morin mit dem Abetin u. Ourcq durchflossen; der Ourcqkanal, der den Ourcq schiffbar macht, in die Marne geht u. sie wieder verlassend bei Paris endigt, gehört fast ausschließlich diesem Dep. an. Es hat noch schöne Wälder, treffliche Wiesen u. guten Ackerbau, bes. auf Weizen. Der vielgebaute Wein ist mittelmäßig. Ausgezeichnet ist die Schafzucht. Das Dep. zerfällt in die Arrondissements Melun, Meaux, Coulommiers, Provins u. Fontainebleau. Die Hauptstadt ist Melun mit 11,098 E. (1872).

Seine et Oise (spr. Ssähn' eht Oas'), franz. Dep., wie die beiden vorigen einen Theil von Isle de France ausmachend; liegt westl. vom Dep. Seine et Marne u. hat außer ihm die Dep. Loiret, Eure et Loir, Eure, Seine inférieure u. Oise zu seinen Nachbarn, während es das Dep. Seine fast vollständig umschließt. Es umfaßt 101,7 □M. mit 580,180 E. (1872). Das mit leichten Kreide- u. Kalkhügeln besetzte Gebiet wird von der Seine durchflossen, die hier oberhalb Paris die Essonnes u. den Yères u. unterhalb die Oise u. Epte aufnimmt. Das Dep. ist reich an Getreide u. Wein; Schafzucht ist allgemein verbreitet; das Mineralreich liefert Gips, Kreide u. Bausteine; Schwefelbäder sind bei Enghien-les-Bains. Die Industrie ist mannichfaltig, Wollen- u. Baumwollenspinnerei ist vielfach verbreitet, Papierfabrikation in Essonnes, Gerberei in Lonjumeau, Porzellanfabrikation in Sèvres ꝛc. Das Dep. zerfällt in die Arrondissements Versailles, Corbeil, Pontoise, Mantes, Rambouillet u. Etampes. Die Hauptstadt ist Versailles mit 61,670 E. (1872); dann folgen St. Germain-en-Laye (22,681 E.) u. Meudon (12,000 E.).

Seine inférieure (spr. Ssähn' engfehriöhr'), franz. Dep., nördl. vom vorigen, im O. von den Dep. Somme u. Oise, im SW. u. W. von Eure u. nördl. vom Kanal La Manche begrenzt, umfaßt 109,57 □M. mit 790,022 E. (1872). Es bildet eine liebliche, großentheils fruchtbare Ebene, die hier u. da höhlenreiche Kalkberge bis 260 m. Höhe zeigt, wohlbewaldet ist u. zwischen reichen Getreidefeldern, Weingarten u. Wiesen zahlreiche Ruinen von Burgen u. Klöstern hat. Die Seine durchfließt in großen Windungen den westl. Theil; der östl. Grenzfluß, Bresle, die Béthune mit der Aulne u. andere kleinere Flüsse gehen unmittelbar in den Kanal. Der Ackerbau ist in gutem Zustande, Getreide u. Wein werden über den Bedarf gebaut. Baumwollenspinnerei u. Fabrikation baumwollener Waaren sind die wichtigsten Industriezweige; Fischfang u. Handel sind von höchster Bedeutung. Das Dep. zerfällt in die Arrondissements Rouen, le Hâvre, Dieppe, Yvetot u. Neufchâtel. Die Hauptstadt ist Rouen mit 102,470 E. (1872). Ueber 10,000 E. hatten 1872 ferner: Le Hâvre (86,825), Elbeuf (22,563), Dieppe (19,757), Fécamp (12,651), Caudebec-lès-Elbeuf (10,717) u. Sotteville-lès-Rouen (10,151).

Seismograph (aus dem Griech., von *σεισμός*, Erschütterung, bes. Erderschütterung, u. *γράφειν*, schreiben, aufzeichnen) ist ein Instrument, das die Richtung der Bewegung eines Erdbebens angiebt. Ein frei bewegliches, mit einer Spitze versehenes Loth hängt über einem kreisförmigen Gefäße, das mit einer einige Zoll hohen Schicht feinen Sandes bedeckt ist. Wird das Loth, das mit der Spitze bis in die Sandschicht reicht, durch Erdbeben in Bewegung gesetzt, so giebt die Richtung der Furchen, die dasselbe im Sande zieht, die Richtung an, in welcher die wellenförmige Fortbewegung des Erdbebens erfolgte.

Seismometer (aus dem Griech., von *σεισμός*, Erderschütterung, u. *μέτρον*, Maß) ist ein von Cacciatore konstruirtes Instrument, welches außer der Angabe der Richtung, in der die Fortbewegung eines Erdbebens erfolgte, auch zugleich die Stärke der Erschütterung mißt. Ein kreisförmiges, flaches Becken, bis zu einer gewissen Höhe mit Quecksilber gefüllt, hat über dem Niveau desselben an den Seitenwänden in gleicher Entfernung u. gleicher Höhe acht Löcher, an die sich nach außen zu Rinnen ansetzen, welche nach abwärts über einen ringförmigen Wulst laufen. Jeder Rinne ist ein Gefäß untergestellt, das auf einer massiven Scheibe steht, welche auch das Gefäß mit den Rinnen trägt. Das ganze Instrument erhält nun eine solche Aufstellung, daß jede Rinne nach einer Haupt- od. Nebenweltgegend zeigt. Erfolgt durch ein Erdbeben eine Erschütterung desselben, so wird ein Theil des Quecksilbers in denjenigen Rinnen zum Abfluß gelangen, nach welchen die Richtung der Erschütterung erfolgte. Die Menge des ausgeflossenen Materials gestattet zugleich auf die Stärke der Erschütterung einen Schluß zu machen.

Seitenstechen (griech. Pleurodynia), stechende Schmerzen in der Rippengegend, meist auf einer Seite, kann sehr verschiedene Ursachen haben, z. B. Nervenleiden, Erkrankungen der Rippenknochen, Rippenbrüche, Krankheiten des Rippen- u. Brustfells, der Lungen ꝛc.; die Behandlung desselben ist daher sehr verschieden.

Sejanus, Lucius Aelius, Sohn des Sejus Strabo aus Volsinii, durch Adoption in die gens Aelia aufgenommen, wußte am Hofe des Kaisers Tiberius des Letzteren Vertrauen in einer Weise zu gewinnen, daß er lange Zeit eigentlich die Herrschaft führte. Er wurde dadurch nam. für die Entwicklung des auf Truppen gestützten Cäsarismus von Bedeutung, daß er, zum praefectus praetorii (d. h. Kommandant der Garde) ernannt, den Tiberius bestimmte, die gesammten prätorianischen Truppen nach Rom zusammenzuziehen u. in einem ständigen verschanzten Lager auf dem Viminalis unterzubringen (23 n. Chr.). Nachdem Tiberius nach Capreä übergesiedelt war (26 n. Chr.), wuchs der Einfluß des S. noch bedeutend. Er strebte darnach, selbst die Krone zu tragen; schon vorher hatte er die Vergiftung des Thronerben Drusus durch dessen eigene Gattin Livilla, mit der er in ehebrecherischem Verhältnisse stand, bewirkt (23 n. Chr.), auch den Sturz der anderen Angehörigen der kaiserlichen Familie herbeigeführt. Endlich aber durchschaute ihn Tiberius u. begann ihm seine Gunst zu entziehen, was S. bewog, nun seinerseits Vorbereitungen zu einem vernichtenden Schlage gegen Tiberius zu treffen. Doch fand er an dem Kaiser seinen Meister in der Kunst diplomatischer List; er wurde im Senat verhaftet (18. Okt. 31) u. sofort hingerichtet. Auch alle seine Verwandten u. Anhänger fielen dem Zorne des Kaisers zum Opfer.

Sekante (vom lat. secans, schneidend) heißt in der Geometrie eine gerade Linie, welche eine krumme Linie in einem od. mehreren Punkten schneidet; in der Trigonometrie bezeichnet die S. eines Bogens od. eines Winkels das Verhältniß der Linie, welche sich aus dem Mittelpunkte des Kreises durch den einen Endpunkt des Bogens bis zum Durchschnitt mit der an den andern Endpunkt gelegten Tangente ziehen läßt, zu dem Radius, od., was dasselbe ist, in einem rechtwinkligen Dreieck das Verhältniß der Hypotenuse zur anliegenden Kathete, daher $\sec. \alpha = \frac{1}{\cos \alpha}$.

Sekel (vom hebr. schékel, d. i. eigentlich Gewicht) hieß bei verschiedenen alten Völkern Vorderasiens (den Assyrern, Babyloniern, Aramäern, Phönikiern u. Hebräern) ein Gewicht, ursprünglich der 60. Theil einer Mine, der 3600. Theil eines Talents. Für das Münzsystem rechnete man jedoch gewöhnlich nur 50 S. auf die Mine, 3000 auf das Talent. Das ganze System war babylonischen Ursprungs. Nach den in den assyrischen Palästen wieder aufgefundenen Normalgewichten unterschied man schweres (od. Königs-) u. leichtes Gewicht. Bei ersterem betrug der S. 16,83 Gr., bei letzterem 8,41 Gr. Uebrigens existirten die S. vor dem Exil nicht als geprägte Münzen, sondern nur als abgewogene Stücke; auch halbe, Drittel- u. Viertelssekel werden erwähnt. Geprägte S. erhielten die Juden erst mit dem Münzrecht unter den Hasmonäern (um 142 v. Chr.), u. zwar schlug man sie nun nach heiligem Gewicht. — Vgl. Levy, „Geschichte der jüd. Münzen“ (Lpz. 1862).

Nr. 4971. Ganzer Silbersekel.
Umschrift links: Schekel Jisroel (Sekel Israel's), über dem Kelche ein A ungewisser Deutung; rechts: Jeruschalem Kedoscha (heiliges Jerusalem).

Sekret (lat. secrētum, d. i. abgesonderter, geheim gehaltener Ort, Geheimniß), Geheimsiegel, auch Abort. Sekretär, Geheimschreiber, Schriftführer; auch Schreibpult.

Sekretion, Absonderung, nennt man in der Physiologie denjenigen Vorgang, durch welchen unter Vermittelung von Zellen Flüssigkeiten aus Organen sich abscheiden. Solche Organe heißen Sekretions- od. Absonderungsorgane u., wenn sie von komplizirterem Aufbau sind, Drüsen u. dgl. Zu diesen S.en gehören die Absonderung des Harns, des Schweißes, des Speichels, der Milch, der Lymphe, des Vordauungssäftes, der Galle ꝛc. Die abgesonderten Flüssigkeiten gelangen theils direkt nach außen (wie Harn, Milch ꝛc.), theils dienen sie (wie die Lymphe) inneren Umbildungen, od. sie gehen nur theilweise u. erst nachdem sie noch bestimmte Funktionen im Körper erfüllt haben, in die Ausscheidungen über, so die zur Bildung der Darmausscheidungen wesentlich beitragenden Absonderungen im Darmkanal.

Sekt (von vino secco, getrockneter Wein) heißen ursprünglich alle diejenigen Weine, welche sich durch einen starken Zuckergehalt auszeichnen u., wie z. B. in Spanien, dadurch gewonnen werden, daß man die geschnittenen Trauben eine Zeit lang auf Matten ausgebreitet der Sonne aussetzt, um den Saft durch theilweises Abdunsten zu konzentriren. Jetzt gebraucht man das Wort S. auch für Champagner od. Schaumwein.

Sekte (lat. secta, von sequi, folgen) bedeutet zunächst den Grundsatz od. die Verfahrungsweise, der Jemand folgt, ferner die Partei, welche gemeinsamen Grundsätzen huldigt, endlich eine philosophische Schule, d. h. die Gesammtheit Derer, die sich zu einem bestimmten philosophischen System bekennen. In der christl. Kirche dagegen wurde S. die Bezeichnung für solche religiöse Gemeinschaften, welche sich wegen Abweichung in der Lehre od. im Kultus von der herrschenden Kirche losgelöst haben. Daher gelten z. B. der Kathol. Kirche auch die Protestanten als Sektirer; den protest. Staatskirchen wiederum erscheinen die aus ihrer Mitte hervorgegangenen Sonderkirchen (Methodisten, Irvingianer ꝛc.) als S.n. Immer verbindet sich mit dem Namen S. zugleich der Vorwurf theilweiser Irrlehre od. Häresie (s. d.). Nur in Nordamerika, wo eine Staatskirche fehlt, gelten alle Kirchen als gleichberechtigte S.n. Auch der Mohammedanismus, der Buddhismus u. selbst das Judenthum (s. „Karäer") haben S.n aufzuweisen.

Sektion nennt man die kunstgemäße Leichenöffnung. Dieselbe zerfällt in zwei Haupttheile: 1. die äußere Besichtigung, Inspektion des betreffenden Leichnams; 2. die innere Besichtigung, die eigentliche S. Bei ersterer wird die äußere Beschaffenheit des Körpers im Allgemeinen, nam. in Bezug auf die Zeichen des wirklich erfolgten Todes, u. die seiner einzelnen Theile untersucht. Ist dies geschehen, so werden behufs der eigentlichen S. die drei Haupthöhlen des Körpers: Kopf-, Brust- u. Bauchhöhle, eröffnet u. die einzelnen Organe derselben herausgenommen, aufgeschnitten u. einer genauen Besichtigung unterworfen. Ueber Alles, was die S. ergeben hat, wird ein genauer Bericht, das sog. Sektionsprotokoll, abgefaßt. Gerichtliche od. forensische S.en werden auf Anordnung des Gerichts vorgenommen u. nach den bestehenden Gesetzen von zwei Aerzten, in der Regel einem Physikus u. einem Gerichtswundarzt, im Beisein des Richters ausgeführt.

Sektor, s. „Kreis".

Sekundärformation od. mesozoïsche Formation, die zwischen der primären u. tertiären Formation sich findenden Gesteinsablagerungen, die Trias-, Jura- u. Kreideformation umfassend.

Sekunde, in der Musik entweder der zweite Ton von einem angenommenen Grundton aus, od. ein dissonirendes Intervall von zwei Stufen. Als solches wird es in der praktischen Musik als kleine, große u. übermäßige S. gebraucht. Die kleine S., od. der sog. große halbe Ton, ist das kleinste diatonische Intervall (z. B. e—f, h—c ꝛc.). Die große S., od. der ganze Ton, besteht aus einem kleinen u. einem großen halben Ton (z. B. c—d, d—e ꝛc.). Die übermäßige S. enthält einen ganzen u. noch einen kleinen halben Ton (z. B. c—dis, f—gis ꝛc.). — Sekundakkord (auch Sekundquart- u. Sekundquartseptakkord genannt) ist die Umkehrung des Septimenakkordes, bei welcher die Septime die tiefste Stimme ist, welche letztere nunmehr den ursprünglichen Grundton als S., die Terz als Quarte u. die Quinte als Sexte über sich hat (z. B. h—c—e—g). — S. als Zeitmaß s. „Grad" u. „Minute".

Sekundogenitur ist diejenige besondere Successionsordnung, wonach bestimmte Güter dem zweitgeborenen Sohne des Geschlechtsoberhauptes zufallen. Fürstliche u. hochadelige Häuser suchen dadurch nachgeborenen Söhnen ein ihrem Range entsprechendes Ansehen zu sichern. Mächtige Regenten strebten vordem, ihren Nachkommen in dieser Weise ganze Territorien mit selbständiger Fürstengewalt zu verschaffen, die dann nur für den Anfang an den zweitgeborenen Sohn des Stifters, für die Folge aber an den erstgeborenen Sohn (s. „Primogenitur") des ersten Erwerbers gelangten. S.en solcher Art hatte das Erzhaus Oesterreich in Toscana, Modena u. vorübergehend auf Kosten des Erzstiftes Salzburg begründet, u. Ludwig I. von Bayern verfolgte die nämliche Politik, als er seinem Sohne Otto den griech. Königsthron verschaffte. Da jedoch solche Nebenstaaten sich schwer behaupten lassen, so gewährt die Zuweisung von umfänglichem, der eigenen od. fremder Landeshoheit untergebenem Grundbesitz od. von fest angelegten Kapitalien zu S.en eine weit zuverlässigere Versorgung nachgeborener Söhne.

Seladon, richtiger Celadon, nennt man einen schmachtenden Liebhaber, nach der diesen Namen führenden Hauptperson in dem Schäferroman „Astrée" von Honoré d'Urfé († 1625).

Selaginella, s. „Bärlapp". **Selam**, s. „Blumensprache".

Selbsthülfe nennt man die eigenmächtige Geltendmachung eines Rechtes. Dabei wird unterschieden zwischen der devensiven S., d. h. der eigenmächtigen Abwehr eines rechtswidrigen Angriffes (sog. Nothwehr, s. d.) u. der aggressiven S. Letztere kann sowol auf Erlangung einer Genugthuung für erlittene Kränkungen gerichtet sein u. erscheint in der Regel strafbar (z. B. Herausforderung zum Zweikampf), od. sie betrifft die Geltendmachung von Ansprüchen civilrechtlicher od. öffentlich rechtlicher Natur u. kann, je nach der Natur des Rechtes, um dessen Verwirklichung es sich handelt, verschiedene Formen annehmen (Angriff gegen die persönliche Freiheit des Schuldners, Eingriff in dessen Vermögenssphäre, z. B. eigenmächtige Pfändung ꝛc.). Innerhalb gewisser, übrigens nicht in allen Gesetzbüchern übereinstimmend gezogener Grenzen ist diese Art der S. gestattet; eine Ueberschreitung der Grenzen dagegen zieht theils Privatstrafen, theils öffentliche Strafen nach sich.

Selbstmord (lat. suicidium) wurde früher von den unter dem Einfluß der kirchlichen Anschauung, daß die Erhaltung des eigenen Lebens sittliche Pflicht sei, stehenden Gesetzen als Delikt (s. „Delictum") betrachtet; demgemäß bestrafte man den vollendeten S. mit dem Verbot kirchlicher Ceremonien beim Begräbniß, den versuchten S. mit Gefängniß, Verweisungs- od. anderen Strafen. Von diesem Standpunkte ist man jedoch in neuerer Zeit fast überall (mit Ausnahme von England u. Amerika) zurückgekommen u. läßt vollendeten wie versuchten S. unbestraft. Dagegen wird in manchen neueren Gesetzgebungen die Beihülfe zum S. mit Gefängniß od. gar mit Arbeitshaus bedroht.

Selbstverbrennung. Längere Zeit nahm man an, daß der menschliche Körper durch äußere od. innere Ursachen, nam. infolge gewohnheitsgemäßen, langdauernden Branntweingenusses (Anhäufung von Alkohol im Blute) bei Annäherung an eine Flamme, vielleicht auch ganz von selbst, sich entzünden u. vermöge einer besonderen Verbrennlichkeit mit Schnelligkeit in Kohle u. Asche verwandelt werden könne. Man zählte in der Literatur etwa 40 Fälle auf, die als Beispiele eines solchen Vorganges betrachtet wurden. Allein bei Gelegenheit des Stauff-Görlitz'schen Prozesses wurde im J. 1850 von v. Liebig u. Dr. Bischoff nachgewiesen, daß die Selbstentzündung u. Verbrennung überhaupt nicht möglich ist, u. daß sich sämmtliche Fälle sog. S. einfach durch gewöhnliche Brandwirkung erklären lassen. — Strubel, „Die Selbstverbrennung des menschlichen Körpers" (Gießen 1848); v. Liebig, „Zur Beurtheilung der Selbstverbrennung ꝛc." (2. Aufl., Heidelb. 1850); Gorup-Besanez in Schmidt's Jahrbüchern, Bd. 68. 1850.

Seldschuken, ein Geschlecht türk. Stammes, welches in Asien mehrere Dynastien stiftete. Im 10. Jahrh. erscheinen sie als zinspflichtig einem Großkhan im Kirgisenlande, um 970 aber machten sie sich unter Seldschuk frei, nahmen den Islam an u. eroberten unter Seldschuk's Sohne Israel die Bucharei. Als diese von Mahmud von Gasna erobert wurde, mußten die S. ihm gehorchen u. machten sich erst mehrere Jahre nach seinem Tode (1031) frei. Togrulbeg bemächtigte sich nun Khorasans, dann ganz Persiens, von dem schwachen Khalifen in Bagdad zu Hülfe gerufen, machte den schiitischen Buiden ein Ende u. wurde 1058 Emir al Omrah. Sein Neffe u. Nachfolger Alp Arslan (1063—1072) bezwang Turkestan, drang in Kleinasien ein u. nahm 1071 den Kaiser Romanus gefangen, der gegen ihn zog. Sein Sohn Malekschah (1072—1092), der den Beinamen Dschelaleddin (d. h. „Zierde des Staates u. des Glaubens") führte, zergliederte aber sein gewaltiges Reich in mehrere Lehnsherrschaften, die bald ebenso viele eigene Reiche wurden. So entstanden die Sultanate von Ikonium od. Rum, von Kerman, von Aleppo, von Damaskus, mit denen die Kreuzfahrer in feindselige Berührung kamen. Aber nicht ihnen allein, sondern mehr der eigenen Zwietracht u. den Dolchen der fanatischen Assassinen (s. d.) erlagen in kurzer Zeit die seldschukischen Herrscher. Um 1300 war ihr letztes Sultanat, das von Rum, in den Händen der Tataren.

Selecta (vom lat. seligere, auslesen), auserlesener Theil, auf einigen höheren Schulen der Name der höchsten Schulklasse.

Selektionstheorie od. Zuchttheorie ist die von Ch. Darwin aufgestellte Lehre, wonach alle Charaktere der Organismen entweder durch Vererbung od. durch Anpassung erworben sind. Nur die Wechselwirkung dieser beiden bringt die unendliche Mannichfaltigkeit der organischen

Formen hervor. Die besonderen Verhältnisse aber, unter denen diese Wechselwirkung stattfindet, bezeichnet Darwin als „Kampf ums Dasein“. Aus ihm gehen nur die befähigteren u. den bestehenden Verhältnissen am besten angepaßten Organismen siegreich hervor, während die ungeeigneteren verdrängt werden u. schließlich untergehen. Diesen Sieg nennt Darwin „natürliche Zuchtwahl“ (natural selection), weil die Natur hier in gleicher Weise auswählend verfährt, wie dies bei der künstlichen Züchtung absichtlich geschieht (vgl. „Darwin“ u. „Descendenztheorie“).

Selen (Selenium), ein in der Natur nur in sehr geringer Menge vorkommender chemischer Grundstoff, der hinsichtlich seiner Eigenschaften u. seines chemischen Verhaltens dem Schwefel am nächsten steht. Das S. wurde 1817 von Berzelius entdeckt; es besitzt eine grauschwarze Farbe, schwachen Metallglanz, in dünnen Splittern ist es am Rande dunkelroth durchscheinend. In feinvertheiltem Zustande erscheint es als dunkelrothes Pulver. Das spezifische Gewicht ist = 4,28, sein Aequivalent 39,5, Atomgewicht 79,0. Beim Erhitzen erweicht das S., schmilzt dann u. verwandelt sich in stärkerer Hitze bei Abschluß der Luft in einen gelben Dampf, der sich beim Abkühlen zu einem rothen Sublimat verdichtet. Erhitzt man dagegen das S. bei Zutritt der Luft, so verbrennt es, wie Schwefel, mit blauer Flamme unter Verbreitung eines höchst unangenehmen, an faulenden Rettig erinnernden Geruch, der von der Bildung des Selenmonoxydes herrührt. Außer diesem giebt es noch zwei Verbindungen des S.s mit Sauerstoff, die selenige Säure u. die Selensäure; aber weder diese noch das reine S. haben bis jetzt irgend welche Verwendung gefunden. Eine dem Schwefelwasserstoff analoge Selenverbindung, der Selenwasserstoff, ist wie jener ein übelriechendes, farbloses, sehr giftiges Gas. Das S. findet sich nur in der anorganischen Natur, u. zwar gewöhnlich mit Blei verbunden als Selenbleierz, ferner als Selenquecksilber u. als häufiger Begleiter des Schwefels (aber immer nur in sehr geringer Menge) in Schwefelkiesen, Kupferkiesen 2c., woher sich auch das gelegentliche Vorkommen des S.s in der Schwefelsäure des Handels erklärt. Durch sehr umständliche Prozesse wird das S. aus dem Schlamme (Selenschlamm) abgeschieden, der sich in den Bleikammern derjenigen Schwefelsäurefabriken absetzt, die selenhaltige Kiese verarbeiten.

Selene, s. „Luna“. **Selenographie**, die Lehre vom Mond.

Seleukeia (lat. Seleucia), Name mehrerer Städte, welche meist von Seleukos I. Nikator (s. d.) gegründet waren. Von besonderer Wichtigkeit sind: **S.** an einem Kanal des Euphrat, welcher einen Theil dieses Flusses in den Tigris ableitete, Ktesiphon gegenüber gelegen, gelangte durch ihre günstige Handelslage bald zu großer Blüte u. that sich auch durch ihre Pflege von Kunst u. Wissenschaft hervor. Ihre natürliche u. künstliche Befestigung befähigte sie, den Parthern sieben Jahre lang Widerstand zu leisten, in deren Hände sie aber 140 v. Chr. fiel. Zur Strafe für eine Empörung wurde die Stadt, die unter Titus' Regierung 600,000 E. gezählt haben soll, von Trajan 116 n. Chr. geplündert u. 162 n. Chr. bei dem parthischen Feldzuge des Lucius Verus völlig zerstört. — **S.**, mit dem Beinamen Pieria, in Syrien, in uneinnehmbarer Lage auf dem südl. Ausläufer des Pieriosberges, etwas nördl. der Mündung des Orontes, hatte einen sicheren u. geräumigen Hafen u. war eine blühende Handelsstadt. Ihre ausgedehnten Trümmer finden sich bei dem heutigen Kapse. — **S.**, am Kalykadnos, auch S. Tracheia genannt, bedeutende Stadt in Kilikien (jetzt Selefkeh), war der Geburtsort des Grammatikers Athenäos u. des Peripatetikers Xenarchos. Bei S. fand Kaiser Friedrich I. Barbarossa seinen Tod.

Seleukos, der Gründer eines mächtigen Reiches nach Alexander's d. Gr. Tode, zum Unterschiede von anderen Königen desselben Namens S. I. Nikator (d. h. der Sieger) genannt, geb. um 355 v. Chr.; zeichnete sich als einer der Heerführer Alexander's nam. in Indien aus u. erhielt nach der zweiten Theilung der Provinzen unter die Generale zu Trisparadeisos (321) die Statthalterschaft von Babylon, 317 von Antigonos auch Susiana; letzteres verlor er wieder (316) nach der Besiegung des Eumenes. Aus Besorgniß vor der wachsenden Macht u. den Nachstellungen des Antigonos entwich indessen S. nach Aegypten zu Ptolemäos, mit dem er ein Bündniß schloß, schlug dann mit ägypt. Hülfstruppen den Antigonos bei Gaza (312) u. nahm Babylon wieder ein, unterwarf sich auch ohne Mühe Susiana u. Medien. Von diesem Jahre an (1. Okt. 312) datirte die sog. Seleukidische Aera. In den nachfolgenden Jahren erweiterte S. seine Herrschaft bis an den Ganges (305), schlug im Verein mit Ptolemäos u. Lysimachos bei Ipsos den greisen Antigonos, welcher in der Schlacht fiel (301), u. fügte Syrien, Mesopotamien, Armenien u. das südl. Kleinasien seinem Reiche hinzu. Mit dem Sohne des erschlagenen Antigonos, Demetrios Poliorketes, schloß er sodann ein Bündniß u. nahm des Demetrios Tochter Stratonike zum Weibe, sah sich jedoch später, da Demetrios durch ehrgeizige Pläne seine Besitzungen gefährdete, genöthigt, ihn bis an sein Lebensende (283) gefangen zu halten. Als S. dann noch, durch Zwietracht im Hause des Lysimachos zum Kriege genöthigt, den Lysimachos 282 bei Kurupedion geschlagen u. sich dadurch auch Vorderasiens bemächtigt hatte, gebot er über den größten Theil von Alexander's Eroberungen. Zur Hauptstadt seines Reiches erhob er Antiochia. Im J. 281 übergab er die Herrschaft seinem Sohne Antiochos u. machte sich auf, um auch sein Heimatland Makedonien unter seine Gewalt zu bringen, wurde aber unterwegs von seinem Schützling Ptolemäos Keraunos, Sohn von Ptolemäos I., ermordet (281). — Des S. Nachfolger in der Herrschaft über das Syrische Reich, die sog. **Seleukiden**, behaupteten sich länger als 200 Jahre auf dem Throne. Aber schon unter Antiochos I. Soter (281—260), mehr noch unter Antiochos II. Theos (260—247), erlitt das Reich Einbuße dadurch, daß sich im Osten unabhängige Königreiche bildeten u. 256 sich die Parther losrissen. Seleukos II. Kallinikos (246—225) verlor nach unglücklichem Kriege 239 Phönikien, Palästina u. Kölesyrien an Ptolemäos Euergetes von Aegypten; in Baktrien machte sich der Statthalter Theodotos selbständig; 238 gründete Arsakes, nachdem er S. geschlagen hatte, das Partherreich; endlich unterlag S. gegen Attalos, der die Wirren in Syrien zur Befestigung des Pergamen. Reiches benutzte, u. starb auf der Flucht nach verlorener Schlacht. Seleukos III. Keraunos (225—224) fiel auf dem Zuge gegen Attalos durch Mörderhand. Vorübergehenden neuen Glanz verlieh dem Reiche Antiochos III. d. Gr. (224—187; s. d.). Dessen Sohn Seleukos IV. Philopator (187—174) führte eine friedliche, aber kraftlose Regierung u. zahlte den Römern willig den seinem Vater auferlegten Tribut. Ihm folgte sein Bruder Antiochos IV. Epiphanes (174—164; s. d.). Nach der Ermordung des jüngeren Antiochos V. Eupator (164—161) war Syrien 40 Jahre lang der Schauplatz erbitterter Kämpfe verschiedener Kronprätendenten: Demetrios I. Soter (161—149), Alexander Balas (150—144), Demetrios II. Nikator (149—143), Antiochos VI. Theos (144 bis 141), abermals Demetrios II. (141—139), Tryphon (140 bis 138), Antiochos VII. Sidetes (138—130), zum dritten Male Demetrios II. (130—125), nach dessen Ermordung sein Sohn Seleukos V. u., als dieser 123 von seiner eigenen Mutter Kleopatra umgebracht worden, sein zweiter Sohn Antiochos VIII. Philometor, auch Grypos (d. h. Habichtsnase) zubenannt, den Thron bestiegen. Antiochos VIII. (123—97) vertrieb mit Hülfe der Aegypter seinen Nebenbuhler Alexander Zabina, tödtete seine Mutter, die ihm nach dem Leben trachtete, mußte mit seinem Halbbruder Antiochos IX. Kyzikenos (gefallen 96 in einer Schlacht gegen seinen Neffen Seleukos Epiphanes) lange um die Herrschaft kämpfen u. wurde 97 durch einen gewissen Herakleo ermordet. Seleukos VI. Epiphanes (96—93), Sohn des Antiochos VIII., starb nach einer Niederlage bei Mopsuestia in Kilikien. Nun begannen die Thronstreitigkeiten aufs Neue: auf Seleukos VI. folgten seine Brüder Philipp (bis 80), Antiochos XI. Philadelphos (ertrank auf der Flucht nach der Schlacht am Orontes), Demetrios III. u. Antiochos XII. Dionysos (fiel 85 im Kampfe gegen Araber), auf Antiochos X. dagegen Antiochos X. Eusebes (d. h. der Fromme [94—80]), der seine Vettern Philipp u. Antiochos Philadelphos am Orontes schlug, aber selber gegen die Parther fiel. Seine Wittwe Selene regierte nur wenige Monate; inzwischen hatten aber die Syrer, der inneren Wirren müde, den König Tigranes von Armenien zur Herrschaft berufen (83), der dieselbe auch vertrat, aber 69 von Antiochos XIII. Asiaticus (69—64), Sohn von Antiochos X., besiegt u. aus Syrien vertrieben wurde. Im J. 64 wurde endlich das Reich durch Pompejus erobert u. zur röm. Provinz gemacht.

Seligkeit (von dem altdeutschen sal, d. i. Raum, Fülle; vgl. „Labsal“, „Mühsal“, „Trübsal“ 2c.) bezeichnet zunächst allgemein das Erfülltsein von Etwas, speziell die Fülle wonniger Gefühle. Im christlichen Sprachgebrauch ist S. theils der Inbegriff der höchsten Selbstgenügsamkeit u. wird in diesem Sinne unter den Eigenschaften Gottes aufgeführt, theils Bezeichnung des Zustandes höchster geistlicher Wonne, in welchen die Erlösten nach dem Tode durch die unmittelbare Gemeinschaft mit Gott

für immer versetzt werden sollen (die sog. „ewige S."). Im Neuen Testament wird der Zeit des irdischen Wandels wenigstens eine bedingte S. (in der Hoffnung, vgl. Röm. 8, 24) zugestanden.

Seligsprechung, s. „Beatifikation".

Selim I., türkischer Sultan (1512—20), geb. 1467, entthronte durch einen Janitscharenaufstand seinen alten Vater Bajazet, eroberte durch die Schlacht bei Tebris 1514 Persien, siegte über die Mamluken, eroberte 1517 Aegypten, gründete eine Seemacht u. nannte sich zuerst Khalif, indem er diese priesterliche Würde mit der des Sultans vereinigte. Er ist der Vater Soliman's des Großen (s. d.). — **S. II.** (1566—74), geb. 1522, Enkel des Vorigen, erbte das Türkische Reich in seiner größten Machtstellung, als sein Vater Soliman vor Szigeth gestorben war, schloß aber 1568 mit Maximilian II. Frieden, eroberte dann den Süden von Arabien, entriß 1571 den Venezianern das Königreich Cypern, wurde zwar mit den ihm verbündeten Seeräubern 1571 bei Lepanto von Don Juan d'Austria (s. „Johann v. Oesterreich") vollständig geschlagen, eroberte jedoch 1574 Tunis. Er war der erste Sultan, der sich bereits erschlaffendem Luxus ergab. — **S. III.** (1789—1807), geb. 1761, folgte seinem Bruder Abdul Hamid u. schloß 1791 mit Oesterreich den Frieden zu Szistowa, 1792 mit Rußland den zu Jassy, in welchem er das linke Ufer des Dniestr u. Oczakow abtrat. Da er die Schwäche seines Heeres erkannt hatte, schuf er zunächst ein Corps von 5000 nach europäischem Muster organisirten Soldaten, genannt Nizam Gedid (neue Ordnung), u. ging auch sonst zum Aerger der Ulemas u. der Janitscharen den Weg der Reform. Im Kriege mit Napoleon, der von Aegypten aus in Syrien einbrach, verlor er Jaffa, rettete aber St. Jean d'Acre, dessen Vertheidigung von dem englischen Commodore Smith geleitet wurde. Vergebens war die Erstürmung von Abukir im Juli 1799, nach 10 Tagen nahm es Napoleon wieder u. schlug den Großvezier 1800 bei Heliopolis. Dennoch erlangte S. durch den Frieden von 1801 ganz Aegypten, das von den Franzosen doch nicht behauptet werden konnte, u. die ehemaligen venezianischen Festungen in Albanien, Prevesa, Parga, Vonizza u. Butrinto. Als er jedoch seit 1806 durch den französischen Gesandten Sebastiani dafür gewonnen wurde, sich von England u. Rußland loszusagen u. im Jan. 1807 den Krieg zu erklären, passirte eine englische Flotte die Dardanellen u. legte sich vor Konstantinopel. Zwar mußte sie nach wenigen Tagen wieder umkehren, aber die Nachricht, daß die Janitscharen an die Donau rücken sollten, die Gunstbezeigungen S.'s gegen die Franzosen, endlich seine Neigung zu Reformen erregten einen Aufstand der Muftis u. Janitscharen, infolge dessen zu Gunsten seines Neffen Mustapha IV. abdankte u. bald darauf im Kerker ermordet wurde.

Selke, rechter Nebenfluß der Bode, kommt von den Mordthälern bei Friedrichshöhe am Südabhange des Harzes im Herzogthum Anhalt, durchfließt bis Meisdorf in der preuß. Prov. Sachsen ein höchst romantisches Thal, in welchem Alexisbad, Mägdesprung u. Falkenstein liegen, u. mündet, nachdem sie noch eine kleine Strecke anhaltisches Gebiet durchflossen, unterhalb Hadersleben im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg.

Selkirk, eine schottische Grafschaft, 12,238 □M. Größe mit 14,005 E. (1871), im Landestheile South Eastern, wird umschlossen von den Grafschaften Berwick, Roxburgh, Dumfries, Peebles u. Edinburgh. Ihr Gebiet besteht aus einem Theile des oberen Tweedthales, dem südl. davon liegenden Hügellande u. aus dem Gebiete des Tweedzuflusses Ettrick mit dem seines Nebenflusses Yerrow. Der Gela mündet hier nur in den Tweed. Das Terrain ist im N. hügelig, im S. gebirgig u. eignet sich mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau. Die Industrie hat sich auf Wollenmanufaktur konzentrirt u. wird vorzugsweise in Galashiels betrieben. — **S.**, Hauptort der Grafschaft, mit 4640 E. (1871), liegt am Ettrick, mitten im reichen Weidelande; in ihrer Nähe sind Wollenspinnereien. Die größte Stadt ist Galashiels mit 10,312 E. (1871).

Selkirk, Alexander, s. „Robinson".

Sellerie, s. auch „Apium" (graveolens); eine zweijährige Pflanze des salzhaltigen Bodens mit dicker, fleischiger, spindelförmiger Wurzel, aufrechtem, gegen 0,6 m. hohem, kantigem, gefurchtem Stengel, glänzend gefiederten, an der Spitze des Stengels dreizähligen Blättern u. weißen, vielstrahligen Blumendolden. Sie gehört zu der Familie der Umbelliferen u. hat als Kulturpflanze, ihrer aromatischen, fleischigen Wurzel wegen, die man in Suppen od. als Salat genießt, eine hohe Bedeutung gewonnen. In ihrer wilden Stammform erlangt die Wurzel nur eine kümmerliche Ausbildung; infolge langjähriger Kultur hat man sie aber zu beträchtlichem Umfange entwickelt. Man unterscheidet in den Gärten den Knollen- od. Wurzel- u. den Stauden- od. Stengelsellerie, die beide einen sehr nahrhaften, feuchten u. salzhaltigen Boden verlangen.

Selters, zwei Dörfer an der Ems im Niedertaunuskreise, Reg.-Bez. Wiesbaden der preuß. Prov. Hessen-Nassau. Das kleinere Oberselters hat ein Eisenwerk. Niederselters mit 1351 E. (1871) ist berühmt durch seinen Sauerbrunnen, dessen Wasser als Selters- od. Selterser Wasser in alle Welt versandt wird. Dasselbe enthält neben kohlensaurem Natron u. Kochsalz freie Kohlensäure u. wird mit Erfolg gegen chronischen Katarrh u. drohende Lungenkrankheiten, bes. mit Milch vermischt, gebraucht; auch ist es ein erfrischendes Getränk. Durch seine künstliche Nachbildung, zuerst in den Struve'schen Anstalten, ist sein Versandt etwas verringert worden, beträgt aber immer noch gegen ½ Mill. Krüge. Von Kurgästen wird S. wenig besucht. — Die Entdeckung der Quelle fällt in die erste Hälfte des 16. Jahrh.; das Wasser wurde aber bis in die Mitte des vorigen Jahrh. so wenig gesucht, daß der Brunnen damals noch mit 2 fl. 30 kr. verpachtet werden konnte.

Selvretta od. Silvretta, ein Gebirgsstock der Rätischen Alpen, der im Schweizer Kanton Graubünden, im W. von Süs am Inn beginnt u. sich in einer Reihe von Felsspitzen längs des linken Innufers bis Finstermünz fortsetzt. Die höchsten Spitzen sind der Piz Linard (3416 m.), das Silvrettahorn (3285 m.) u. die Albuinispitz (Val bovin) od. Piz Buin (3327 m.). Das Selvrettathal ist ein wildes, gletscherreiches Gebirgsgebiet an der Grenze zwischen Graubünden u. Tirol.

Sem heißt 1. Mos. 5, 32 u. a. der älteste Sohn des Patriarchen Noah; seine jüngeren Brüder sind Ham u. Japhet (s. diese Artikel). Nach der Sintflut wird er der Stammvater derjenigen der drei großen Völkergruppen, aus der nachmals auch die Hebräer hervorgingen (vgl. die sog. Völkertafel 1. Mos. 10 u. den Stammbaum der Patriarchen von Sem bis Abraham 1. Mos. 11, 10 ff.). Schwerlich beruht die Aufzählung der Söhne S.'s 1. Mos. 10, 21 ff. blos auf der Sprachverwandtschaft (s. „semitische Sprachen"); denn die Kanaaniter, die eine dem Hebräischen nächstverwandte Sprache redeten, werden 1. Mos. 10, 6 vielmehr zu den Hamiten gerechnet. Eher liegt der Eintheilung die Rücksicht auf die geographische Lage zu Grunde.

Semĕle, s. unter „Bakchos".

Semendria (serbisch Smederevo, lat. Aureus mons), serb. Stadt u. Festung mit 5013 E. (1866), am rechten Donauufer, am Einflusse der Jessava, am Fuße von Hügeln, von Wein- u. Maulbeerpflanzungen umkränzt; die schlechten Befestigungen sind auf den Hügeln angelegt. S. war ehemals Residenz der serb. Fürsten, hat noch jetzt ein fürstliches Haus (Konak) u. ist Sitz eines griech. Bischofs. Das hervorragendste Gebäude ist die neue schöne fünfkuppelige St. Georgskirche. S. ist Hauptausfuhrort für Schweine. — 1411 siegten hier die Türken über die Ungarn.

Semester (vom lat. semestre, Neutrum von semestris, sechsmonatlich) bedeutet einen halbjährigen Zeitraum. Die Rechnung nach S.n ist bes. an den Universitäten u. höheren Unterrichtsanstalten üblich, weil sich die Vorlesungen über ein u. dasselbe Wissenschaftsgebiet auf diesen Zeitraum zu erstrecken pflegen, so daß der Eintritt in die Hörerschaft ebenso bei Beginn des Sommer-S.s (nach Ostern) wie bei Beginn des Winter-S.s (gewöhnlich Mitte Oktober) erfolgen kann. Bei den russ. Universitäten schließt sich die Semestereintheilung dem bürgerlichen Jahre an. Auch die Studienzeit selbst pflegt man nach S.n zu zählen, daher man z. B. von einem Studenten in hohen S.n redet.

Semil, eine böhmische Stadt im Gitschiner Kreise mit 2509 E. (1869); liegt in 263 m. Seehöhe am rechten Ufer der Iser u. an einer höchst romantischen Partie der Eisenbahnstrecke Pardubitz-Reichenberg. S. ist Sitz eines Bezirks- u. eines Steueramtes, hat ein Schloß, Leinwandfabrikation, Flachsspinnerei u. Bierbrauerei. In der Nähe sind Steinkohlengruben; auf dem 745 m. hohen Kosakowberge bricht man Halbedelsteine.

Semilor, richtiger Similor (v. lat. similis, ähnlich, u. franz. or, Gold), eine dem Gold ähnliche Legirung aus Kupfer u. Zink.

Seminar (von lat. seminarium, Baumschule, Pflanzschule; Mehrzahl Seminarien u. Seminare), Unterrichtsanstalt zur wissenschaftlichen u. zugleich praktischen Ausbildung für eine geistige Berufsthätigkeit. In Betracht kommen bes. die kathol. Priesterseminare (in Preußen durch die „Kirchengesetze" vom Mai 1873 unter strenge staatliche Aufsicht gestellt, während gleichzeitig die bischöflichen Knabenseminare aufgehoben wurden), die evangel. Predigerseminare (s. d.) u. die Lehrer- u. Lehrerinnenseminare zur Ausbildung von Volksschullehrern. Das erste eigentliche S. war das von H. A. Franke (s. d.) am Halle'schen Waisenhaus 1707 begründete seminarium praeceptorum, aus welchem zunächst die Lehrer für das dortige Waisenhaus u. ähnliche Anstalten hervorgingen. Dieser Vorgang fand nur allmählich Nachahmung;

die größte Zahl der jetzigen Seminare wurde erst im 19. Jahrh. gegründet. Fast ohne Ausnahme bestehen sie in der Form des Internats od. Convicts (Zusammenwohnens), umfassen eine Lehrzeit von 4–6 Jahren u. sind meistens mit einem Proseminar, d. h. einer (in der Regel zweiklassigen) Vorbereitungsanstalt, sowie mit einer Uebungsschule verbunden. Der Unterricht erstreckt sich neben dem Deutschen, den sog. Realien, der Religion u. Musik sowie den Elementen der Mathematik, auch auf Methodik, Geschichte der Pädagogik, die Elemente der Psychologie u. Anthropologie, endlich in einigen neueren Regulativen (so dem sächsischen Normalstundenplan von 1868) auf die Elemente des Lateinischen. Etwas weitergehende Ziele verfolgt das 1832 in Berlin gegründete S. für Stadtschulen. Die Ausbildung des Seminarwesens als eines selbständigen Zweigs der Pädagogik ist bes. an den Namen Diesterweg's (s. d.) geknüpft. Besondere Lehrerinnenseminare sind fast durchweg erst in neuerer Zeit gegründet worden; so das zu Callenberg in Sachsen, am Freimaurerinstitut zu Dresden ꝛc. — Anderer Art sind die Seminare, die an den meisten Universitäten zum Behuf besonderer Ausbildung der Studirenden in einzelnen Fächern (durch gemeinsame Uebungen, Beurtheilung eingelieferter Arbeiten, Probelektionen, Vorträge ꝛc.) unter der Leitung akademischer Lehrer bestehen u. deren Theilnehmer in der Regel mit besonderen Stipendien od. Preisen bedacht werden.

Semipalatinsk, Hauptstadt des gleichnamigen russischen Militärgouvernements in Centralasien (510,163 E. auf 8856,7 □M.) mit 14,135 E.; liegt am rechten Irtyschufer in einer fruchtbaren Ebene, macht von weitem den Eindruck einer großen Stadt mit vielen Moscheen u. Kirchen, doch zeigen die breiten, sandigen Straßen nur wenige größere Häuser neben niederen Holzhütten u. rohen Gartenzäunen. Den Namen hat S. von 7 größeren Gebäuden (semi palat, sieben Paläste), die, von Tschuden gebaut, noch vor 100 Jahren als Ruinen sichtbar waren. S. ist der Haupthandelsplatz von Westsibirien nach der Dsungarei u. dem westlichen Turkestan, hat in seinen Bazars Thee, Zucker, Spezereiwaaren, Baumwollenstoffe, chinesische Seide, Porzellan, Pelzwerk, Wachs u. Honig u. betreibt seinen Haupthandel während des Winters, wo mehr als 1000 Kameele von Kirgisen hier die Rohprodukte derselben austauschen gegen Getreide, Mehl, Tabak, Eisen u. Holzwaaren. Die Stadt besteht seit 1718; seit 1754 ist hier eine Grenzmauthstation; die beiden Messen wurden 1855 eingerichtet. Die Umgegend zeigt ausgedehnte Steinkohlenlager im W., im O. sind zahlreiche Mineralquellen, am nächsten die warmen u. kalten Schwefelquellen am See Ala-kul. Der ganze, wegen seiner Fruchtbarkeit das sibirische Italien genannte Distrikt besteht aus Steppenboden, nur im S. bei Ayagyz erheben sich Hügel.

Semipelagianismus, s. „Pelagianismus".

Semiramis ist nach der Sage, die uns von den Persern durch den Mund der Griechen zugekommen ist, die Gründerin des alten Assyrischen Reiches, welche im Verein mit ihrem Gemahl Ninus Ninive erbaut, dann Babylon erobert, vergrößert u. verschönert, endlich weite Feldzüge bis nach Libyen u. Indien unternommen haben soll. Die ganze mythische Erzählung von dieser Königin, welche die Tochter der Göttin Derketo gewesen sein soll, entbehrt völlig der historischen Grundlage. Die Großthaten der verschiedenen assyrischen Könige hat die spätere persische Sage auf diese eine mythische Gestalt gehäuft. Wenn man auf den einen Zug der Sage, S. sei, da ihr Sohn Ninyas sie ermorden wollte, als Taube entflohen, ja ihr Name bedeute selber Taube — Etwas geben wollte, so könnte man wol im ersten Bestandtheil desselben das aus dem assyrischen Sintflutbericht uns bekannte Wort summatu, Taube, erkennen; doch ähnlicher ihrem uns nur von griechischen Schriftstellern überkommenen Namen klingt der Name der Gemahlin des späteren assyrischen Königs Bin Nirari (Rimmon-Nirari) III., der von 810—780 regierte; diese hieß nämlich Sammu-ramat, was „hoher Wohlgeruch" zu bedeuten scheint (sammatu, Wohlgeruch, u. ramu, hoch sein). Doch außer dem Namen hat jene Sammuramat nichts mit S. gemein.

Semiten. Unter diesem Namen begreift man zunächst diejenigen Völker, die nach der sog. Völkertafel (1. Mos. 10) als Nachkommen des Sem (s. d.) erscheinen; jetzt aber versteht man ethnographisch die Völker darunter, welche semitische Sprachen (s. d.) reden, so daß also nicht blos die Assyrer, Araber, Hebräer u. Aramäer, sondern auch die Phönikier u. Abessinier (Aethiopen), die nach jener nicht nach sprachlicher Eintheilung gemachten Völkergenealogie Mose's Hamiten wären, gerechnet werden. Die Semiten, die in vorhistorischer Zeit, wie die Sprachvergleichung darthut, ein Volk mit einer gemeinsamen Sprache gewesen sein müssen, hatten ihre Ursitze nicht in Arabien, sondern im Flußgebiet des Tigris u. Euphrat, in der mesopotamischen Tiefebene.

semitische Sprachen nennt man seit Schlözer's u. Eichhorn's Vorgang die Sprachen der Hebräer, Assyrer, Phönikier, Aramäer, Araber u. Abessinier, lauter Sprachen, die durch Grammatik, Wortschatz, Satzverbindung u. Ideenausdruck sich eng zu einer Gruppe zusammenschließen u. in vorhistorischer Zeit noch eine Sprache, das von uns durch Vergleichung erschließbare Ursemitische, bildeten. Am Ende des vorigen Jahrhunderts kannte man von diesen Sprachen nur das Hebräische, Arabische u. die aramäischen Dialekte, das Aethiopische war zwar schon durch Ludolf bekannt, aber nach ihm wenig beachtet u. studirt, u. wenn auch als verwandt, so doch nicht als ebenbürtige Schwestersprache des Arabischen u. Hebräischen erkannt worden, u. so war damals der Name „Sprachen der Nachkommen Sem's", dem zu allgemeinen Ausdrucke „orientalische Sprachen" gegenüber, der vorher dafür in Gebrauch war, als nicht unbegründet gewählt worden. Als man nun in unserm Jahrhundert erkannte, daß auch Sprachen von Völkern, die nach der Bibel Hamiten sind, aufs Engste zu den bisher „s. Sp." genannten gehörten, war dieser Name schon so eingebürgert, daß er blieb, u. man sogar jetzt auch diejenigen



Nr. 4762. Semipalatinsk.

Völker, die eigentlich von Ham abstammen, aber Sprachen jener Sprachgruppe redeten, semitische Völker nennt. Von den indogermanischen Sprachen (s. d.) heben sich die semitischen scharf ab, u. alle Versuche, beider Sprachgruppen Verwandtschaft zu beweisen, haben bis jetzt keine zwingenden Resultate ergeben. Das konservative Element, das in den Sitten u. Anschauungen aller Semiten uns entgegentritt, waltet auch in ihren Sprachen. Das konsonantische Gerippe ist von der Zeit an, wo noch eine ursemitische Sprache war (ca. 3000 v. Chr.), bis heute ziemlich dasselbe geblieben, u. so sind denn auch die Lautgesetze sehr einfach, u. sind in ihrer Einfachheit zäh festgehalten worden durch Jahrtausende hin; daher der Umstand, daß man dem ersten Scheine nach die s.n Sp.n so oft bloße Dialekte genannt hat. Doch die Bedeutungsentwicklung hat dafür in den einzelnen derselben um so reichere Ausdehnung gewonnen, so daß sich schon deshalb die Bezeichnung Dialekte verbietet. Dagegen zerfielen die einzelnen s.n Sp.n in zahlreiche Dialekte, denen wir bes. noch beim Aramäischen nachgehen können. Was die s.n Sp.n am meisten von denen anderer Sprachfamilien trennt, ist ihre eigenartige Grammatik, Flexion wie Syntax. Jedes Substantiv wie Adjektiv ist ursprünglich Infinitiv eines Verbums, sogar die Zahlwörter u. alle Verba (fälschlich gewöhnlich Wurzeln, besser Stämme genannt) müssen aus drei Konsonanten bestehen, die sich nie ändern, denn die Flexion geschieht meist durch Veränderung der Vokale, beim Verbum (der Konjugation) auch durch Prä- u. Suffixe (vor- od. nachtretende Konsonanten). Mehrere rauhe, ihm eigenthümliche,

anderen Sprachen meist fremde Hauch- u. Kehllaute hat das Semitische schon von seiner ältesten Sprachentwicklung an. Man theilt die s.n Sp.n in drei große Gruppen. I) das Südsemitische: Arabisch, Himjarisch u. Aethiopisch; II) das Nordsemitische, welches wieder in zwei größere Gruppen zerfällt, nämlich in das Aramäische mit seinen vielen Dialekten (Syrisch, Biblisch Chaldäisch, Samaritanisch, Palmyrenisch, Mandäisch ꝛc.) u. in das Hebräisch-Kanaanäische, dessen Hauptrepräsentanten das Biblisch- u. Talmudisch-Hebräische u. die Sprache der phönitischen Inschriften sind; III) das Ostsemitische, repräsentirt von den zwei kaum von einander verschiedenen Dialekten, dem Assyrischen u. Babylonischen, der Sprache der Keilschriftliteraturen von Ninive u. Babylon. Von jetzt lebenden s.n Sp.n sind nur die vulgär arabischen Dialekte, ferner die Tochtersprachen des Aethiopischen (das Amharische u. das Tigre) u. das Neusyrische zu nennen.

Semler, Johann Salomo, der Bahnbrecher der sog. biblischen Kritik, geb. 18. Dez. 1725 als der Sohn eines Geistlichen zu Saalfeld; erhielt seine theologische Bildung seit 1743 in Halle, wo bes. Baumgarten Einfluß auf ihn übte. 1750 übernahm er die Redaktion einer Zeitung in seiner Heimat, wurde 1751 Professor der Geschichte u. Dichtkunst in Altorf, ging 1753 als ord. Prof. der Theologie nach Halle u. starb daselbst 14. Mai 1791. Der Einfluß des Pietismus, unter welchem er aufgewachsen war, zeigte sich sein ganzes Leben hindurch in einem Hange zum Erbaulichen u. in dem Grundsatze, daß Theologie u. Christenthum streng zu scheiden seien. Erstere galt ihm als die an keine Schranken gebundene (daher von ihm sehr freisinnig behandelte) Wissenschaft vom Christenthum, letzteres als der religiöse Besitz der einzelnen christlichen Gemeinschaften, der von der Ueberlieferung u. dem Kirchenregiment abhängig sei. In demselben Sinne unterschied S. zwischen der „Privatreligion" des einzelnen Christen, die frei sein müsse, u. der öffentlich anerkannten Kirchenlehre, die auch bei den bedenklichsten Resultaten der gelehrten Forschung außer Spiel bleiben müsse. So wird es begreiflich, daß S. nicht nur von den Orthodoxen heftig angefeindet wurde, sondern auch gegen das Ende seines Lebens bei den entschiedenen Aufklärern viel von seinem früheren Ruhm einbüßte. Die Ersteren reizte er durch seine einschneidende Kritik der biblischen Schriften. Die fortgeschritteneren Rationalisten hingegen warfen ihm bei Alledem zu große Schonung der bestehenden Kirchenlehre vor. — S. war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller u. hat auf dem Gebiete der biblischen Textkritik, der kirchen- u. dogmengeschichtlichen Quellenforschung große Massen von Stoff zu Tage gefördert, ohne dieselben freilich genügend zu ordnen u. philosophisch zu durchdringen. Von seinen 171 Schriften nennen wir als die epochemachenden: „Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon" (4 Bde., Halle 1771—75); „Vorbereitung zur theolog. Hermeneutik" (4 Bde., ebd. 1760—69); „Versuch eines fruchtbaren Auszugs der Kirchengeschichte" (3 Bde., ebd. 1773—78); außerdem betheiligte er sich an Baumgarten's „Welthistorie", gab vielfach die Werke Anderer heraus od. begleitete sie mit Vorreden u. verfaßte „Paraphrasen" fast zum ganzen Neuen Testament. — Vgl. hierzu „J. S. S.'s Leben von ihm selbst" (2 Thle., Halle u. Dessau 1781—82); H. Schmid, „Die Theologie S.'s" (Nördl. 1858).

Semlin (ungar. Zimony, serb. Semun), Stadt von 8915 E. (1869) im kroatisch-slavonischen Grenzdistrikte; liegt am rechten Donauufer an der Savemündung, Belgrad gegenüber. Es hat fünf kathol. u. zwei griech. Kirchen, ein deutsches Theater u. ist Hauptkontumazanstalt an der ganzen Grenze, zugleich Mittelpunkt des österr.-türk. Handels; die Ausfuhr nach der Türkei u. den Donauländern besteht hauptsächlich aus Wollwaaren, Bijouterien, Gold- u. Silberarbeiten, Glas, Porzellan ꝛc., die Einfuhr von dort her aus türk. Garnen, Baumwolle, Fellen, Safran u. Honig. In der Nähe der Stadt ist der Zigeunerberg (Ziganka) mit Ruine einer Burg Hunyad's. Die ganze Umgegend ist reich an röm. Alterthümern.

Semmering, auch Sömmering od. Semring, ein gegen 1700 m. hoher, dreigipfliger Gebirgsstock an der Grenze von Steiermark u. Niederösterreich. Ueber ihn führt eine von Kaiser Karl VI. 1728 angelegte Kunststraße u. die 1854 vollendete 5¾ M. lange Semmering-Bahn. Von Gloggnitz in der österr. Ebene, 421 m. hoch, steigt letztere durch 15 Tunnel u. über eben so viele Brücken (von denen ein Tunnel allein gegen 1500 m. Länge hat, die Brücke über das Reichenauer Thal ruht auf 8 Bogen) bis zum höchsten Punkte bei Station S., 974 m. hoch, mit einer Steigung von 1 : 45 bis 1 : 38. Von hier senkt sie sich in das Thal der Murz nach Murzzuschlag. Die Herstellungskosten dieser Strecke betrugen 15 Mill. fl. (Abbildung eines Stückes der Bahn s. unter „Oesterreich" Bd. VI, Tafel LXXXV.)

Semnonen, eine germanische Völkerschaft, zum Bunde der Sueven (s. d.) gehörend; ihre Wohnsitze hatten sie zwischen Elbe u. Oder, durch ersteren Fluß von den Hermunduren, durch letzteren von den Burgundionen geschieden. Obgleich unter Marbod's Herrschaft stehend, traten die S. dennoch auf Hermann's des Cheruskers Seite, als dieser Marbod bekriegte. Ihr Name ging später in dem der Sueven unter.

Sempach, Stadt von 1109 E. (1870) im Schweizerkanton Luzern; liegt in 507 m. Seehöhe am Südostende des Sempacher Sees u. an der Eisenbahn Basel-Luzern. Unfern der Stadt liegt eine Kapelle, erbaut zum Andenken an Herzog Leopold von Oesterreich, welcher hier 9. Juli 1386 gegen die Schweizer fiel. Zur Erinnerung an die Schlacht wird noch alljährlich ein Hochamt abgehalten.

Semper, Gottfried, einer der genialsten Architekten der Gegenwart, geb. 29. Nov. 1803 in Altona als Sohn eines Kaufmanns; erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt u. bezog 1822 mit dem Vorsatz, die Rechte zu studiren, die Universität Göttingen, vertauschte aber bald das Studium der Jurisprudenz mit dem der Mathematik u. des klassischen Alterthums. Um sich der Baukunst zu widmen, ging er 1825 nach München u. bald darauf nach Regensburg, sah sich aber, um den Folgen eines Duells zu entgehen, zur Flucht genöthigt u. begab sich nach Paris, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis nach dem Ausbruche der Julirevolution blieb.



Nr. 1973. Gottfried Semper (geb. 29. Nov. 1803).

Dann wandte er sich nach dem südlichen Frankreich u. nach Genua zum Studium der dortigen Paläste, hielt sich eine Zeit lang in Rom auf, bereiste Sizilien u. Griechenland u. ließ sich dann, nach Deutschland zurückgekehrt, zunächst in Berlin nieder. Hier wurde er Schinkel's Schüler u. gab 1833 seine epochemachende Schrift „Bemerkungen über bemalte Architektur u. Plastik bei den Alten" heraus, die nicht nur für die Wiedereinführung der Polychromie in der Baukunst in Schranken trat, sondern auch ein vollständiges Programm seiner künstlerischen Ansichten enthielt u. ihm alsbald (1834) eine Berufung als Professor der Architektur an der Akademie in Dresden eintrug. Hier begann S. seine gründlichen reformatorischen Bestrebungen mit dem Bau der neuen Synagoge, dem dann (von 1837—41) eine seiner Hauptbauten, das Theater, folgte, das die schwierige Aufgabe, zwischen der katholischen Kirche u. dem genialen Zwinger von Pöpelmann einen durch Großartigkeit des Gedankens wie durch Adel der Form hervorragenden Bau zu schaffen, mit höchstem Geschick löste (vgl. S.'s Schrift „Das königl. Hoftheater zu Dresden", Braunschw. 1849). Dazu kamen in der Folge andere öffentliche u. Privatbauten, die dazu beitrugen, des Künstlers Ruhm zu verbreiten u. eine große Zahl von Schülern um ihn zu versammeln, so daß ihm 1846 auch der Bau des dortigen Museums übertragen wurde, das dem Zwinger vorgelegt u. mit beiden Flügeln desselben sich zu einem Ganzen verbinden sollte. Leider wurde dieses Meisterwerk der modernen

Baukunst ohne die Mitwirkung seines geistigen Schöpfers ausgeführt, weil dieser infolge seiner Theilnahme an der Revolution des Jahres 1848 u. insbes. am Barrikadenbau in Dresden sich 1849 genöthigt sah, nach Paris zu flüchten. Die Ausführung des hier gefaßten Entschlusses, nach Amerika auszuwandern, verhinderte indessen die noch rechtzeitig eingetroffene Berufung zum Professor an der Akademie in London. Auch wurde er mit der Aufstellung der durch Ausgrabungen gewonnenen Denkmäler im Kensington-Museum beauftragt. Die in dieser Stellung gemachten Studien riefen zunächst die kleine Schrift „Die vier Elemente der Baukunst" (Braunschw. 1851) hervor, eine Widerlegung seiner Gegner auf dem Gebiete der Polychromie, die den Grund zu seinem dann folgenden trefflichen Werke „Der Stil in den technischen u. tektonischen Künsten" (2 Bde., Münch. 1860—63) legte, das unvergängliche Normen u. Gesetze für das Gebiet der Kunsttechnik enthält. Inzwischen war S. 1853 einem Rufe an das Polytechnikum in Zürich gefolgt, das ihm bald einen großen Theil seiner Blüte verdankte, da ihm Schüler aus allen Weltgegenden zuströmten. Hier führte er zunächst den Bau des Polytechnikums selber (1861 bis 1864) aus, das trotz seiner bescheidenen Mittel von glücklichster Wirkung ist. Auch baute S. um diese Zeit das zierliche Stadthaus in Winterthur; dagegen kamen andere Projekte des Meisters, darunter auch der von König Ludwig II. beabsichtigte Bau eines Wagner-Theaters in München, nicht zur Ausführung. Eine große Genugthuung dagegen wurde ihm zu Theil, als ihm nach dem Brande des Dresdener Hoftheaters (1869) der Neubau desselben übertragen wurde. Er legte dazu einen Plan vor, der, noch in der Ausführung begriffen, den erweiterten Bau in Anlehnung an jenes Münchener Projekt zu einer der vollendetsten Schöpfungen der Gegenwart machen wird. Auch wurde S. bald nachher dazu berufen, an dem großen Projekt der Stadterweiterung von Wien sich zu betheiligen u. in Gemeinschaft mit Hasenauer den Ausbau der Burg zu leiten, sowie die Kunstmuseen u. das Theater zu errichten. Demgemäß siedelte er 1870 nach Wien über, wo er sich der Ausführung jener großartigen Bauten widmet. Vgl. Pecht, „Deutsche Künstler des 19. Jahrh." (Nördl. 1877).

Semper, Karl, ein Verwandter der Vorigen, Zoolog u. Forschungsreisender, geb. zu Altona 6. Juli 1832; besuchte seit 1848 die Seekadettenschule in Kiel u. seit 1851 die Polytechnische Schule in Hannover u. studirte 1854—56 in Würzburg die Naturwissenschaften, insbes. Zoologie. Nachdem er hierauf zu Studienzwecken den Westen Europa's besucht hatte, ging er 1858 nach Manila, bereiste 1859—61 den Archipel der Philippinen, 1862 die Pelewinseln u. 1864 Mindanao u. kehrte 1865 über China, Ceylon, u. Suez nach Europa zurück. 1866 habilitirte er sich als Privatdozent der Zoologie u. vergleichenden Anatomie an der Universität Würzburg, wo er 1869 ord. Prof. wurde. Er schrieb: „Entwicklungsgeschichte der „Ampullaria polita Desh." (Utr. 1862); „Reisen im Archipel der Philippinen" (zunächst nur den 2. Theil, 3 Bde., wissenschaftliche Resultate enthaltend, Wiesb. 1867 ff.); „Die Philippinen u. ihre Bewohner" (Würzb. 1869); „Die Palau-Inseln" (Lpz. 1873); „Der Häckelismus in der Zoologie" (Hamb. 1876).

semper aliquid haeret (lat.), d. h. immer bleibt Etwas hangen; **Semper Augustus** (lat.), allezeit Mehrer des Reichs; **semper idem** (lat.), immer derselbe.

semper virens (lat.), s. v. w. immergrünend.

Sempervivum, s. „Hauswurz".

Senar (lat. senarius), Sechsfüßler, nennt man einen aus 6 Jamben od. einem iambischen Trimeter bestehenden Vers; sein Schema ist: [illegible]. Doch kann an die Stelle des Jambus, mit Ausnahme des letzten Fußes, auch ein Daktylus, ein Spondeus, ein Anapäst od. ein Tribrachys treten (vgl. „Rhythmus").

Senat (lat. senatus), Rath der Alten. Gleich bei der Gründung des röm. Staats sollen, nach dem in griech. Städteverfassungen vorliegenden Muster einer „Gerusia", 100 der ältesten u. angesehensten Männer (patres) durch Wahlen aus den Tribus (s. d.) u. Curien (s. d.) in einen ständigen höchsten Rath berufen worden sein. Die Nachkommen dieser noch unter den Königen um 200 vermehrten patres, die patricii, erhoben sich zum herrschenden, allein senatsfähigen Stande, der jedoch seine Ansprüche nach Vertreibung der Könige mindern u. allmählich auch Plebejer (s. d.) als patres conscripti in den Senat u. zu den höchsten Ehrenstellen zulassen mußte. Das Uebergewicht des Patriziats erbte der Amtsadel (nobiles), dessen Ahnen durch die Erlangung oberster Aemter zum Besten der Nachkommen ein thatsächliches, für nicht zu dieser Klasse Gehörige schwer durchbrechendes Vorrecht begründet hatten. Während der beiden ersten Jahrhunderte nach Begründung der Republik war der S., obgleich die Einrichtung des Tribunats (s. „Tribunen") ihn einigermaßen beschränkte, unter dem Vorsitz der Konsuln (s. d.) im Genuß der höchsten Machtvollkommenheit. Die Abhaltung von Volksversammlungen, die Einbringung von Gesetzen u. die Gültigkeit ihrer Annahme durch das Volk hing von seiner Zustimmung ab. Er schrieb Steuern aus, beschloß über ihre Verwendung, beaufsichtigte die Verwaltung des Staatsschatzes u. den sonstigen öffentlichen Dienst, ernannte die Verwalter der Provinzen aus den abgehenden Konsuln u. Prätoren, bewilligte die Abhaltung von Triumphen u. anderen Siegesfeiern, hatte über Staatsverbrechen zu befinden, übte durch die ihm zustehende Aufsicht über das Kultuswesen, durch die Augurien (s. „Augur"), sowie durch das Recht, die Sibyllinischen Bücher (s. d.) zu befragen, einen nicht gering anzuschlagenden Einfluß auf das höchst abergläubische Volk, u. durfte selbst bei drohenden Unruhen unter Einstellung der ordnungsmäßigen Gewalten den Konsuln diktatorische Macht zusprechen. In Handhabung der äußeren Souveränetät beschloß der S. über Krieg, Frieden u. Bündnisse, entschied bei Streitigkeiten zwischen unterworfenen od. verbündeten Nationen, empfing Gesandtschaften u. belohnte die Verdienste fremder Fürsten u. Völker um den röm. Staat durch Verleihung des Titels von Königen u. Freunden des röm. Volkes. Ueberspannung des Rechtsbogens in einseitigem Standesinteresse u. eigensinnige Versuche, die Zeitströmung einzudämmen, entzündeten jedoch den Bürgerkrieg, in welchem der S. durch die Volksführer, bes. durch Marius (s. d.), gedemüthigt u., obgleich Sulla (s. d.) das Ansehen des hohen Kollegiums wieder herzustellen vorgab, zum Werkzeug ehrgeiziger Machthaber herabgesetzt wurde. Den Traum einer Erneuerung der alten Herrlichkeit zerstörte zuletzt Julius Cäsar (s. d.) als Führer der Volkspartei, indem er sogar Miethsoldaten in den S. aufnahm u. die Zahl der Mitglieder, welche schon von Sulla um 300 vermehrt worden war, auf 900 brachte. Gegen den Anfang der christlichen Zeitrechnung gestaltete Augustus (s. d.) in Verfolgung einer angeblich versöhnenden Politik den S. zu einer mit äußerem Glanz umgebenen, sogar mit dem Rechte der Gesetzgebung beliehenen Körperschaft, deren Mitglieder jedoch durch Vertrauensmänner des Imperators (s. d.) ernannt u. im Grunde blos berufen waren, durch ihre anscheinend selbständigen Beschlüsse dem Willen des Staatsoberhauptes Ausdruck zu verleihen. Alle noch so fein angelegten Bemühungen, die früheren Befugnisse wieder zu erwerben, scheiterten an dem Mißtrauen u. dem verachtenden Despotismus der auf die Soldaten sich stützenden nachfolgenden Machthaber, u. wenn der S. noch in späteren Zeiten die durch Militäraufstände aus dem Leben geförderten Kaiser für Feinde des Staats erklärte u. den ausgerufenen Nachfolgern die höchste Gewalt zuerkannte, so entledigte er sich damit nur einer durch das öffentliche Ceremoniell bestimmten Obliegenheit. Seit dem 3. Jahrh. n. Chr. nahmen die Kaiser auch bei der Gesetzgebung völlig Umgang von einer Mitwirkung des S.s, welcher nach Verlegung des Regierungssitzes aus Rom vollends zu einer Schattenkörperschaft wurde, bis er infolge der über das Weström. Reich hereinbrechenden Völkerstürme ganz verschwand. Neuere, das Zweikammersystem bevorzugende Verfassungen, wie die der Verein. Staaten von Nordamerika, mehrerer südamerikan. Republiken, Frankreichs u. Belgiens, legen der ersten Kammer od. dem Oberhause den Titel S. bei. In Rußland ist der S. die höchste Behörde für innere Angelegenheiten unter dem Vorsitz des Kaisers. Sonst führen die Abtheilungen höchster deutscher Justizkollegien, wie z. B. des Reichsoberhandelsgerichts &c., den Namen S., u. in der Amtssprache wird dieser Titel selbst Stadträthen, insbes. den Magistraten der drei Hansestädte, beigelegt.

Senator, Mitglied des Senats, konnte in Rom nur sein, wer die rechtmäßige Berufung dazu erhalten hatte. Die Berufung ging in der ältesten Zeit von den Königen, unter der Republik von den Konsuln, seit 441 v. Chr. von den Censoren (s. d.), außerordentlicher Weise von Inhabern der Diktatur, zuletzt wenigstens mittelbar vom Kaiser aus. Daß der zu Wählende das Greisenalter erreicht hatte, wie der Name andeutet, war nicht erforderlich; es genügte das zur Erlangung der Quästur (s. d.) erforderliche Alter, also das 25. Lebensjahr. Die Kandidaten sollten von Freigeborenen abstammen, im Besitz des vollen Bürgerrechts u. eines Vermögens von wenigstens 800,000, seit Augustus 1,200,000 Sestertien (etwa 60,000 Thlr.) sowie zum höheren Staats- u. Kriegsdienst befähigt sein. Ein breiter Purpurstreifen an der Toga u. eine halbmondförmige Verzierung (lunula) an der Fußbekleidung war das Abzeichen der S.en, denen außerdem eigne Ehrenplätze bei den öffentlichen Spielen zukamen. Ihr Namensverzeichniß (album senatorum) hing in der Kurie aus. — S. hieß seit dem Mittelalter der vom Papst für Rom ernannte höchste städtische Beamte, welcher die Polizei handhabte, mit drei Richtern über weltliche Händel entschied u. ergangene Strafererkenntnisse vollstrecken ließ.

Senatusconsult, Senatus consultum, ist der Name für einen gültigen Beschluß des röm. Senats, bes. wenn darin nicht laufende Verwaltungsangelegenheiten erledigt, sondern dauernde Bestimmungen getroffen wurden. Im franz. Kaiserreich hatte allein der Senat das Recht, mittels S. organische Anordnungen zu genehmigen od. deren Abänderung od. Aufhebung zu beantragen.

Senckenberg, Frhr. Heinrich Christian v., Rechtsgelehrter, Sohn des Frankfurter Arztes Johann Hartmann **S.** (gest. 1730), ward geb. zu Frankfurt a. M. 19. Okt. 1704; studirte in Gießen, Halle u. Leipzig die Rechte, praktizirte dann als Sachwalter in seiner Vaterstadt, bis er als rheingräflicher erster Rath nach Dhaun ging; im J. 1738 wurde er Prof. der Rechte in Göttingen. 1735 Universitäts-Syndikus u. Prof. in Gießen, 1749 Geh. Justizrath u. Gesandter des Fürsten von Nassau-Oranien in Frankfurt a. M., folgte 1750 einem Rufe als Reichshofrath nach Wien, ward daselbst 1751 in den Freiherrenstand erhoben u. starb ebd. 30. Mai 1768. Von seinen Werken sind anzuführen: „Selecta juris et historiarum“ (Frankf. 1734—42, 6 Thle.); „Corpus juris feudalis germanici“ (Gießen 1740); „Sammlung von ungedruckten u. raren Schriften zur Erläuterung des Staats- u. gemeinen bürgerlichen u. Kirchenrechts, wie auch der Geschichte von Deutschland“ (Frankf. 1745—57, 4 Thle.); „Corpus juris germanici publici“ (ebd. 1760—65, 2 Thle.) u. a. m. — Frhr. Renatus Leopold Christian Karl **v. S.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Wien 23. Mai 1753; studirte in Tübingen, Göttingen u. Straßburg gleichfalls die Rechte u. wurde später in Gießen Regierungsrath, wo er auch, nachdem er schon 1784 sein Amt niedergelegt, 18. Okt. 1800 starb. 1778 hatte er aus seines Vaters Nachlasse die beglaubigte Abschrift einer Urkunde an die bayr. Regierung ausgeliefert, welche den Ansprüchen Oesterreichs im Bayr. Erbfolgekriege ungünstig war; bei einer trotzdem nach Wien unternommenen Reise hatte man ihn daher dort verhaftet u. dann aus Oesterreich ausgewiesen. Sein Haus u. seine Bibliothek, sowie 10,000 fl. zur Vermehrung der letzteren, vermachte er der Gießener Universität. Außer seinen „Nachträgen zu Lipenius' Bibliotheca juridica“ (Lpz. 1787—89) ist seine „Fortsetzung der deutschen Reichsgeschichte von Häberlin“ (21.—27. Bd., Frankf. 1798 f.) zu erwähnen. Auch veröffentlichte er einige poetische Arbeiten. — Joh. Christian **S.**, Bruder des Erstgenannten, geb. zu Frankfurt a. M. 28. Febr. 1707, wurde praktischer Arzt, bez. Land- u. Stadtphysikus daselbst, sowie 1757 Leibarzt des Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel, u. starb infolge eines unglücklichen Sturzes vom Thürmchen des von ihm zu Frankfurt erbauten Spitals im Nov. 1772. Dieses Bürgerhospital ist ein Theil der von ihm gegründeten **Senckenberg'schen Stiftung,** zu der noch ein Medizinisches Institut mit einer Anatomie, ein Botanischer Garten, ein Physikalisches Kabinet, ein Chemisches Laboratorium u. eine Leihbibliothek gehören. Mit dem Botanischen Garten hat die 1817 gegründete **Senckenberg'sche Naturforschende Gesellschaft,** die ihren Namen zu Ehren S.'s führt, ihr Museum (ebenfalls das **Senckenberg'sche Museum** genannt) vereinigt.

Send, Sendgerichte. Nach dem Beispiel der ungebotenen weltlichen Gerichte, denen alle Gerichtsuntergebenen zu bestimmten Zeiten ohne deshalb ergangene Vorladung anwohnen mußten, hielten im Mittelalter auch die geistlichen Oberen — der Bischof, Erzpriester, Dompropst — periodische Gerichtsversammlungen ab, in welchen kirchliche Verbrechen, wie Ketzerei, Gotteslästerung u. Vergehen gegen die Kirchenzucht, ermittelt u. abgeurtheilt wurden. Das zur Bezeichnung solcher Versammlungen gebrauchliche Fremdwort synodus verwandelte der Volksmund in S., Sendgerichte. Anzeigen von Sendfallen wurden dadurch erlangt, daß ehrbare, bes. vereidete Sendzeugen aus dem Kreise der Gerichtsbefohlenen (sendbare Leute, homines synodales) alle einschlagenden, zu ihrer Kenntniß gelangten Ungebührnisse rügen mußten. Mit der Entartung des Klerus gestalteten sich diese Kirchenvisitationen allmählich zu Handhaben von allerlei Willkürlichkeiten u. Erpressungen, so daß selbst Landesherren die Aufhebung der Sendgerichte betrieben u. adlige Körperschaften ihren Mitgliedern den Besuch des heiligen S. untersagten. Seit der Reformation, welche das Kirchenregiment auf die evangelischen Landesherren übertrug, kam endlich das Sendwesen auch in den katholischen Territorien zu Falle.

Sendboten, Sendgrafen, missi dominici, regii, hießen im Fränkischen Reiche die außerordentlichen Bevollmächtigten, welche in königlichem Auftrage auf Rundreisen die Ausführung der Grafen prüften, Beschwerden annahmen u. in dazu geeigneten Fällen selbst abstellten, die Verwaltung der königlichen Villen untersuchten u. über dies Alles Bericht erstatteten. Mit dem Verfall des karolingischen Geschlechts kam diese Art Aufsichtsführung in Abgang, weil die Könige nicht mehr im Stande waren, die Selbständigkeitsgelüste der regelmäßigen Beamten zu zügeln.

Sendling (Ober-, Mittel- u. Unter-S.), drei Dörfer südlich an München anstoßend, mit zusammen gegen 1200 E. Im Spanischen Erbfolgekriege erlitten hier die bayer. Insurgenten 25. Sept. 1705 eine Niederlage durch die Spanier (die sog. Sendlinger Bauernschlacht, dargestellt auf einem Frescogemälde von Lindenschmitt auf der nördl. Außenwand der Kirche von Unter-S.).

Seneca, Lucius (dieser Vorname ist unsicher, willkürlich Marcus) Annäus, lat. Schriftsteller aus Corduba in Spanien, geb. um 50 v. Chr., machte seine Studien in Rom u. starb um 40 n. Chr. in Spanien. Außer einem verloren gegangenen Geschichtswerke verfaßte er 10 Bücher „Controversiae“ u. ein Buch „Suasoriae“, eine Sammlung der zu seiner Zeit behandelten Schulthemen unter dem Titel: „Oratorum et rhetorum sententiae, divisiones, colores“; dieses Werk, welches uns nur lückenhaft erhalten ist, aber zum Theil ergänzt wird durch einen im 4. od. 5. Jahrh. aus demselben gemachten Auszug, betitelt „Excerpta ex controversiarum libris“, ist eine reiche Fundgrube für die Geschichte der Rhetorik unter Augustus u. Tiberius. Ausgaben lieferten u. A. Bursian (Lpz. 1857) u. Kießling (Lpz. 1872). — Sein Sohn Lucius Annäus **S.**, geb. zu Corduba um 4 n. Chr., kam frühzeitig nach Rom, wo er philosophische u. rhetorische Studien betrieb, wurde Prätor, aber 41 n. Chr. durch Messalina in einen Prozeß verwickelt u. genöthigt, nach Korsika in die Verbannung zu gehen, von wo er erst nach 8 Jahren zurückgerufen wurde. Alsdann betraute ihn Agrippina mit der Erziehung ihres Sohnes Nero, dessen Vertrauen er anfänglich genoß; doch verwandelte sich dasselbe später in Abneigung u. Haß. Der Theilnahme an einer Verschwörung des Piso beschuldigt u. zum Tode verurtheilt, tödtete er sich, da ihm die Wahl der Todesart freigestellt wurde, durch Oeffnen der Adern u. Verblutung (65 n. Chr.). Seine philosophischen Schriften, welche ihn als einen Anhänger der Stoiker erkennen lassen, sind uns nur in Bruchstücken überliefert; hervorzuheben sind unter ihnen die 3 Bücher „De ira“, 7 Bücher „De beneficiis“, 3 Trostschreiben („De consolatione“) an seine Mutter, die Schriften „De animi tranquillitate“, „De constantia sapientis“ 2c. u. 124 Briefe an den Lucilius, freie Mittheilungen über philosophische Gegenstände aller Art enthaltend. Bemerkenswerth sind seine „Quaestionum naturalium libri VII“ als das einzige uns erhaltene physikalische Werk der röm. Literatur. Außerdem besitzen wir von S. einige Epigramme u. 8 Tragödien: „Hercules furens“, „Thyestes“, Phaedra“, „Oedipus“, „Troades“ od. „Hecuba“, „Medea“, „Agamemno“ u. „Herculus Oetaeus“ sowie 2 Scenen aus einer „Thebais“, die zu einem „Oedipus Coloneus“ u. einem Stücke „Phoenissae“ gehörten; mit Unrecht dagegen wird ihm die „Octavia“ zugeschrieben. Diese Dramen sind alle Nachahmungen griech. Muster, aber ausgezeichnet durch Formtalent, lebhafte Phantasie u. psychologische Feinheit, allerdings nicht frei von rhetorischem Schwulst. — Die prosaischen Schriften des S. u. die Epigramme sind u. A. herausgeg. von Fr. Haase (3 Bde., Lpz. 1852), die Tragödien von Peiper u. Richter (Lpz. 1867).

Senefelder, Johann Nepomuk Franz Aloys, Erfinder der Lithographie, geb. zu Prag 6. Nov. 1771 als Sohn eines Schauspielers; studirte erst in Ingolstadt die Rechte, sah sich aber durch widrige Verhältnisse an der Fortsetzung seiner Studien behindert u. ging 1791 in München gleichfalls zur Bühne, der er bis 1793 als Schauspieler angehörte. Daneben schrieb er selbst einige Theaterstücke, deren erstes (das Schauspiel „Die Mädchenkenner“) schon 1789 entstanden war. Niemand jedoch wollte die Veröffentlichung derselben übernehmen, u. seine eigenen Geldmittel waren zu beschränkt. Infolge dessen machte er selbst allerhand Versuche, seine Werke zu vervielfältigen, u. diese Versuche, bei denen ihm seine Brüder Theobald u. Georg wie der Hofmusikus Gleißner behülflich waren, führten ihn 1799 auf die Erfindung des Steindrucks (s. d.). Nachdem er für dieselbe vom Kurfürsten von Bayern ein Privilegium auf 15 Jahre erhalten hatte, zog er nach Offenbach, um mit dem Musikalienverleger

André, der ihm für die Erfindung 2000 Thlr. zahlte u. ihn zum Theilnehmer seines Geschäfts machte, in Verbindung zu treten; indeß löste sich dieses Verhältniß sehr bald wieder, als S. in London gewesen war, um auch dort ein Patent auf seine Erfindung zu nehmen. Nun (1800) wandte er sich nach Wien, wo er gleichfalls ein Privilegium erhielt, sich mit Hartl verband u. den Steindruck auch auf Kattun ausdehnte. Diese Erfindung verwerthete er dann in der Kattunfabrik der Gebrüder Faber zu St. Pölten. 1806 kehrte er nach München zurück u. gab dem inzwischen von seinen Brüdern betriebenen lithographischen Geschäft einen großen Aufschwung, indem er bes. Kunstblätter erscheinen ließ. Auch erweiterte er die Grenzen seiner Erfindung noch dadurch, daß er 1826 den Druck farbiger Blätter (Mosaikblätter) u. 1833 die Kunst erfand, dieselben auf Leinwand zu übertragen. Seit 1809 war er Inspektor der Lithographie beim königl. bayer. Steuerkataster in München, wo er 24. Febr. 1834 starb. Außer einem „Musterbuch über alle lithographischen Kunstmanieren" (Münch. 1809) veröffentlichte er selbst ein „Lehrbuch der Lithographie" (ebd. 1818; 2. Aufl. 1827). Am 6. Nov. 1877 ward das ihm am Sendlinger Thorplatze in München errichtete Monument (seine von Zumbusch modellirte u. von Hörner in Erz gegossene Kolossalbüste) enthüllt.

Senegal, westafrikan. Strom, der von dem Nordwestende des Konggebirges im Ganzen von SO. nach NW. durch das östl. u. nordl. Senegambien fließt, in seinem Unterlauf die Grenze dieses Landes gegen die Sahara bildet u. unter 15° 55′ n. Br. u. 16° 32′ westl. L. von Greenwich in den Atlantischen Ozean mündet. Sein Hauptquellfluß ist der Bafing, welcher 11° 50′ n. Br. u. 11° 20′ westl. L. bei Timbo, der Residenz von Futa Dschallon, entspringt, eine zuerst direkt nordl. Richtung verfolgt, von rechts bei Bafulabe den Bu Wullima od. Kokoro aufnimmt, von da nach NW. sich wendet, die Gwinakatarakte bildet, unterhalb Medina mit dem Torakole od. Kolebane sich verbindet, hierauf die Felufälle hinabstürzt u. nun ins Tiefland eintritt, wo er durch den zweiten großen Quellstrom, den Faleme, von links her verstärkt wird. Bis hierher ist der Fluß von der Mündung an aufwärts befahrbar, doch nimmt er erst bei Bakel, einer franz. Arrondissementshauptstadt, einen ganz gleichmäßigen Lauf an mit geringem Gefälle. Der letzte größere Zufluß von O. ist der Kaïdi od. Gurgul, von dessen Einmündung an der S. immer reiner nach W. sich wendet u., die Ebene weit u. breit befruchtend, viele große u. gut angebaute Inseln bildet, darunter die größte die Morfil od. Elefanteninsel in Futa Toro. Nach unzähligen Windungen theilt er sich unterhalb Podor 16° 40′ n. Br. u. 15° 11′ westl. L., ca. 315 m. breit u. sehr tief, in mehrere Arme u. bildet so ein Deltaland. Das Hauptflußbett ist im Laufe der Zeit immer mehr in südl. Richtung gedrängt worden u. endet heute erst 4 M. südlich von der auf einer Strominsel liegenden franz. Kolonialhauptstadt Saint Louis, von dieser Stadt an nur durch eine wenige Meilen breite Landzunge vom Meere getrennt. Eine große Sandbarre u. gewaltige Brandungen erschweren das Einlaufen größerer Schiffe; diese müssen stets die bis Podor, also über 30 M. weit, fühlbare Flut erwarten. Das Flußgebiet des S., welches keine Seen enthält, berechnet man auf 25,600 □M., die Länge seines Laufes auf 248 M. Den Namen soll der S. bei seiner Entdeckung 1445 durch die Portugiesen von einem Negerfürsten Sanega erhalten haben; der einheimische Name Bafing (d. h. schwarzer Fluß) hat den Anlaß zur Verwechslung des S. mit dem Niger gegeben.

Senegambien, westafrikan. Landschaft, nach den beiden Hauptflüssen Senegal u. Gambia so genannt, umfaßt die westl. od. nordwestl. Vorterrasse des Konggebirges, nach SO. bis zum Berge Loma, zwischen 9 u. 10° n. Br. u. 10 u. 11° westl. L. von Greenwich, die drei großen Flußgebiete des Senegal, Gambia u. Rio Grande, die mehrerer kleinerer Küstenflüsse u. einen Theil vom oberen Nigerlauf. In diesem weiteren Sinne wird es auf 18,000 □M. geschätzt, während das eigentliche S., d. h. das Land zwischen Senegal, Gambia, dem Ozean u. Bondu, auf 5000 □M. mit 2 Mill. E. gerechnet wird. S. in weiterem Sinne dehnt sich nach N. bis zur nördlichsten Stelle des Senegallaufes, nach S. bis zur Kablamündung aus, also vom 9.–17.° n. Br., im W. von der Küste des Atlantischen Ozeans, nach O. etwa 130 geogr. M. bis zum Abfall des Konggebirges in die Nigerebenen, östlich von dem Oberlauf der rechten Senegalzuflüsse ca. 9° westl. L. Die Küste hat von der Senegalmündung an bis zum Kap Roxo 12° 20′ n. Br. u. 16° 45′ westl. L. eine im Ganzen südl. Richtung. Mitten drinnen, 14° 53′ n. Br., springt der westlichste Punkt Afrika's, das hohe Kap Verde, hervor. Sonst wird die flache, dürre u. sandige Küste nur durch die Mündungen des Senegal, des Salum, des Gambia, des Casamance u. zwischen den zwei letzteren durch das Kap Santa Maria unterbrochen. Von Kap Roxo an herrscht die südöstlichste Richtung vor; hier ist der Meeressaum weit mannichfaltiger, die Flußmündungen des S. Domingo, des Geba, des Rio Grande, des Nuñez u. des Pongo bilden tiefe Einschnitte. Zwischen letzteren beiden bildet das Kap Verga mit niedrigen Sandbänken 10° 18′ n. Br. u. 14° 21′ westl. L. wieder den Beginn eines einförmigen Strandes, der bis zur südlichsten franz. Kolonie am Mellacoree-Fluß zu S. gehört. Küsteninselgruppen sind die Bissagosinseln u. die Losinseln, entfernter liegt die große Gruppe der Kap Verde'schen Inseln. Die Küstenebene, in S. sehr schmal, wird im N. immer breiter u. am Senegal zu weiten Flächen. Das Bergland von S., das nordwestliche Ende des Kong, dreht sich aus der nordwestlichen immer mehr in die nördl. Richtung, fällt, durchschnittlich 900 m. hoch, steil nach O. u. W. ab u. geht im N. über in die südwestl. Sahara-Hochebene. Seine höchsten Erhebungen liegen in Futa Dschallon, wo nahe bei einander die Quellen des Pongo, des Rio Grande od. Bolole, des Gambia, der beiden wichtigsten Quellflüsse des Senegal, Falime u. Bafing, u. zahlreicher Nigerzuflüsse sich befinden. Seinem Klima nach gehört S. zu den heißesten u., wenigstens in den Niederungen, ungesundesten Ländern der Erde. Während des vom November bis Juni wehenden Hamattan steigt die Temperatur zwischen Senegal u. Gambia bis auf 40° R. In den folgenden Monaten der Regengüsse u. Ueberschwemmungen ist die Luft wie in einem Dampfbade, u. gerade die mit der relativ reinsten Luft beglückten Monate sind die, in welchen wegen des Austrocknens der überschwemmten sumpfigen Striche das Gelbe Fieber u. der Typhus furchtbar wüthen. Die Vegetation ist außerordentlich üppig in Waldungen u. auf Feldern, wenn auch nicht sehr vielartig.



Nr. 1461. Johann Nepomuk Franz Alois Senefelder (geb. 6. Nov. 1771, gest. 24. Febr. 1834).

Es giebt Mimosen- u. Mangrovewälder, kolossale Sandel- u. Mahagonibäume, Gummipalmen, Calebassen u. Dracänen mit herrlichen Schlingpflanzen. Angebaut wird Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr, Tabak, Maniok, Yam, im Tieflande Kaffee sowie Bananen, Tamarinden u. Orangen. Zahlreich sind in ganzen Herden Elefanten u. Affen, ferner ebenfalls häufig Löwen, Panther u. Büffel. Eigenthümliche langbeinige Schafe gehören zu den Hausthieren, Gazellen u. Strauße werden gezähmt. Krokodile u. Kaimans machen die Flüsse unsicher. Von Mineralien findet man Gold, Silber, Kupfer u. Salz. Gefürchtete verheerende Winde sind die Tornados. — Die Bevölkerung S.s besteht aus vielen Negerstämmen, von denen bes. 3 Familien hervortreten: im N. die Dhiolosser, die schwärzesten u. zugleich schönsten Neger, deren früher einheitliches Gebiet jetzt in viele Einzelreiche zerfällt; im S. u. O. die Mandingos (s. d.), in der Mitte u. im O. die Fulahs (s. „Fellata"). Außer diesen einheimischen Staaten giebt es in S. Kolonien von Europäern. Die ältesten, aber in neuerer Zeit am meisten zusammengeschrumpften, sind die Besitzungen der **Portugiesen**. Noch vor wenigen Jahren von der portug. Regierung unter dem Namen **portugiesisch Guinea** auf 1687 □M. mit 8500 E. angegeben, werden sie seit 1873 angeführt als 1,19 □M. mit 9282 E. Sie liegen am Rio Grande, Geba, Casamance u. im Bissagosinselarchipel, bestehen aus Handelsfaktoreien u. Forts, die alle im Verfall sind.

In der Hauptstadt Bissão, auf der gleichnamigen größten der von den rohen Bijuga bewohnten Bissagosinseln, residirt der Gouverneur; es hat Hafen, Fort u. 1400 E. Am Rio Grande liegt Cajchéo u. Farim, am Geba der bedeutendste Handelsplatz Geba, am Casamance Zinguichor od. Zighinchor. Nördlich davon, am Gambia, liegen die Besitzungen der Briten, 1 □M. groß mit 14,190 E. (1871). Die Einnahmen waren 1874: 21,000 Pfd. Sterl., die Ausgaben 23,000 Pfd. Sterl., die Einfuhr betrug 130 000 Pfd. Sterl., die Ausfuhr 180,000 Pfd. Sterl., der Schiffsverkehr 104 Schiffe. Der Sitz des Gouverneurs, des Legislativ u. Exekutivrathes ist St. Mary Bathurst, $1\frac{1}{2}$ M. von der Gambiamündung auf einer kleinen, höchst ungesunden Insel, mit gegen 6000 E.; bedeutend weiter aufwärts auf der Insel Mac Carthy liegt die regelmäßig gebaute Stadt St. Georgetown.



Nr. 4975. Bewohner von Senegambien.

Die Kolonien der Franzosen sind die umfangreichsten; bis 1871 beanspruchten sie ein Gebiet von 4540 □M.; doch ist seither Manches aufgegeben u. sollen die Franzosen jetzt nur noch das Senegalgebiet bis Medina, 250 Lieues aufwärts, die kleine Provinz Diander mit den Städten Rufisque, Dakar u. der Insel Gorée, die Posten Joal u. Portudal an der Küste unterhalb Gorée sowie die Flüsse Salum, Casamance, Rio Nuñez, Rio Pongo u. Mellacorée behaupten. Eine offizielle Quelle giebt 1872: 215,244 E. an, worunter über 3000 Beamte, Soldaten u. Matrosen. Hauptstadt u. Sitz des Gouverneurs ist St Louis auf einer kleinen Senegalinsel, 4 M. von der Mündung, durch ein Fort geschützt, mit bedeutendem Handel, bes. mit Gummi, u. 15,000 E. Den Senegal aufwärts liegen Richardtoll, Dagana, Podor, Salde, Matam, Bakel, wichtiger Karavanenhalteplatz unterhalb der Vereinigung des Faleme u. Bafing, mit 2000 E., am Bafing der östlichste franz. Punkt Medina, am Faleme Sambakole u. Kemebo. An der Küste sind die Besitzungen in Cayor aufgegeben, dagegen gehalten wird das Inselchen Gorée auf der Südseite des Grünen Vorgebirges mit der gleichnamigen Stadt, die ein Fort, einen Hafen u. 3042 E. hat; gegenüber an der Küste die Orte Rufisque u. bes. Dakar mit 3000 E. — Vgl. über das franz. S. das „Annuaire du Sénégal et dependances“, ein in St. Louis gedrucktes Jahrbuch.

Seneschall (d. h. der älteste Diener, s. „Schalk“) bezeichnete im Mittelalter am franz. Hofe den Vorsteher des inneren Hauswesens, später einen Landeshauptmann u. Amtsrichter. Auch reichere Grundherren hatten einen eigenen S. als Gerichtsverwalter.

Senf (Sinápis; Pflanzengattung der Kreuzblütler mit zwei einheimischen Arten, von denen die eine (S. arvensis = Hederich) ein lästiges Unkraut, die andere (S. alba, weißer S.) eine wichtige Kulturpflanze ist. Letztere hat einen etwa 1 m. hohen gestreiften, etwas rauhen Stengel, mit gestielten, unten leierförmigen, oben ausgebissenen gezähnten Blättern u. gelben Blumen in langer Traube, u. trägt steifhaarige Schoten, welche den weißen od. gelben Samen enthalten, den man zermahlen zu Mostrich verarbeitet. Weißer S. heißt die Pflanze zum Unterschiede von dem schwarzen S. (Brassica od. S. nigra), aus dessen Samen man ein Speiseöl preßt. Nach den genannten Arten unterscheidet man auch die Samen (Senfkörner). 1. Schwarzer S. besteht aus den Samen von Sinapis nigra (*L.*) od. Brassica nigra (*Koch*); dieselben sind sehr klein, ovalrundlich, außen rothbraun, innen grünlich-gelb; in trockenem Zustande als Senfmehl fast geruchlos, entwickelt dasselbe sofort einen sehr stechenden scharfen Geruch, wenn man es mit Wasser anrührt (Senfteig); auf die Haut gebracht, verursacht der Senfteig eine starke Röthung weswegen er häufig medizinisch als Reizmittel verwendet wird. Neben einer großen Menge fetten Oeles (18—25%), das geruchlos u. nicht scharf ist (fettes Senföl), enthalten die schwarzen Senfkörner noch einen eiweißartigen Stoff, das Myrosin, u. einen schwefelhaltigen Körper, das myronsaure Kali. Aus dem letzteren bildet sich beim Zusammenbringen mit Wasser durch Einwirkung des Myrosins jenes Senföl, welches die Ursache jenes scharfen Geruches des Senfteigs ist. Das sog. ätherische Senföl (Oleum Sinapis) ist eine farblose, wasserhelle, das Licht stark brechende Flüssigkeit von äußerst scharfem, die Augen zu Thränen reizendem Geruch. Es wird in Apotheken verwendet u. gewöhnlich mit vielem Spiritus verdünnt als Senfspiritus verkauft. In chemischer Hinsicht besteht das Senföl zum größten Theile aus Allylsulphocyanür (Schwefelcyanallyl). Man stellt es in den Fabriken ätherischer Oele dadurch her, daß man mit Wasser angerührtes Senfmehl in einer kupfernen Destillirblase einige Tage sich selbst überläßt u. das Oel dann mit Wasserdampf abdestillirt. Es ist auch gelungen, das Schwefelcyanallyl künstlich zu erzeugen, u. solches künstliches Senföl kommt seit einigen Jahren zu einem billigeren Preise in den Handel. 2. Weißer od. gelber S., die Samen von Sinapis alba (*L.*), sind fast kugelig, heller od. dunkler gelb, weder von auffallendem Geruche noch von starkem Geschmacke. Das weiße Senfmehl bildet das Hauptmaterial zur Darstellung des Mostrich (s. d.). Es enthält ebenfalls fettes Oel u. Myrosin, aber kein myronsaures Kali, liefert daher auch bei der Behandlung mit Wasser u. folgender Destillation kein ätherisches Senföl; dagegen enthalten die weißen Samen einen anderen schwefelhaltigen Stoff, das Sinapin, welches unter dem Einfluß des Myrosins bei Gegenwart von Wasser ebenfalls einen sehr scharf schmeckenden, aber nicht flüchtigen Stoff liefert.

Seni, eigentlich **Zemo**, Giovanni Battista, ital. Astrolog, war ein Schüler Angeli's in Padua u. wurde von Wallenstein, da Kepler (s. d.) seinem Aberglauben nicht dienstwillig war, 1629 berufen, um ihm das Horoskop zu stellen. Noch kurz vor der Ermordung des Herzogs zu Eger war S. in dessen Zimmer; aber trotz eines strengen Verhörs, dem er unterworfen wurde, konnte man nichts von ihm erfahren, das ihn hätte verdächtig machen können.

Senior (lat.), abgekürzt sen., der Aeltere od. Aelteste; bei studentischen Verbindungen der von den stimmberechtigten Mitgliedern gewählte Obere od. sog. erste Chargirte; S. ministerii, der älteste Geistliche in einer Stadt; Collegium Seniorum, der Rath der Aeltesten; Seniorat, s. den Art. „Majorat“.

Senkblei, s. „Bathymeter“.

Senkwage, s. v. w. Aräometer (s. d.).

Senlis (spr. Szanglihs), Stadt mit 6085 E. (1872) im franz. Dep. Oise, in 75 m. Seehöhe auf einem Hügel an der Nonette, einem Nebenflusse der Oise, u. an der Zweiglinie Chantilly Crépy-en-Valois der franz. Nordbahn; ist eng gebaut, hat eine schöne goth. Kathedrale, Ueberreste röm. Befestigungen, Ruinen eines Schlosses aus der Zeit Ludwig's IX., ein Theater, eine Bibliothek, Fabriken in Kattun u. Roßhaararbeiten sowie einigen Handel. Als Augustomagus Silvanectensis od. Civitas Silvanectum war S. eine wichtige Stadt der Bellovaker u. selbst unter den Karolingern hatte es noch Bedeutung; 8 Konzile wurden in S. gehalten. 1493 kam hier ein Vertrag zwischen Karl VIII. von Frankreich u. dem Deutschen Kaiser Maximilian I. zu Stande.

Sennaâr, die südlichste Landschaft des Mittel-Nillandes Nubien, 1820 von Mohammed Ali erobert, jetzt unter dem Namen S. u. Fasoglu

eine der 5 Mudirinen des ägyptischen Generalgouvernements Sudan, umfaßt El-Dschesireh (d. h. Insel) od. das Zweistromland zwischen Weißem u. Blauem Nil, von Chartum südlich, u. reicht bis zum oberen Atbara im O., grenzt im W. an das ebenfalls ägyptische Kordofan, im O. an Abessinien u. zerfällt (nach Ernst Marno) in ein nördl. Flachland von 16° n. Br. bis 13° w. L. u. in das südlichere Hoch-S., das bis zu den Nilzuflüssen Sobat u. Jabos gerechnet wird. Der nördliche, vom Bahr el Azrak in zwei Hälften getheilte, vom Bahr el Abiad bis Atbara sich ausdehnende Theil ist Steppengebiet. Der Baumwuchs ist spärlich, das Grasmeer scheint unendlich, nur sehr zerstreute, einzelne Berge finden sich. Gegen O. strömen die beiden selten wasserreichen rechten Zuflüsse des Bahr el Azrak, Dender u. Rahad; aufwärts steigt der Boden etwas, bis in dem südöstlichsten Theile Fajoglu die abessinischen Vorberge beginnen. Der westl. Theil fällt im SW. in die tiefen, feuchten Niederungen des Sobat u. Bahr el Abiad ab; der südliche aber, das eigentliche Hoch-S., im Gebiet des Tumat u. des unteren Jabos, hat schon den Charakter hochgelegenen Berglandes; die Vegetation wird hier eine üppige, tropische.


Nr. 4576. St. Louis, Hauptstadt des französischen Senegambien.

Löwen sind in den dichten Wäldern um die Stadt S. ziemlich häufig, Büffel u. Antilopen finden sich nicht selten, auch Elefanten u. Hippopotami. Die Bevölkerung schätzte 1874 Munzinger in S. auf 500,000 Araber u. Neger u. eben so viel in Fajoglu. Die Steppen des nördl. S. werden größtentheils von nomadisirenden Araberstämmen bewohnt, von dunkelbrauner Farbe u. feiner, schöner Gesichtsbildung. Längs der zahlreichen, an den Flußufern liegenden Ortschaften haben sich nubische, arabische, äthiopische u. ägyptische Elemente in buntem Gemisch angesiedelt; von der Negerfamilie von Hoch-S. nennt Marno die Hammedsch mit den Unterabtheilungen der Fundsch u. Tabi, die Bertat, die Gumus, die Burum u. die Denka, von denen nur die Ersten u. Letzten Mohammedaner u. Aegypten fast unterworfen sind. Hauptort ist das verfallene S. am linken Ufer des Bahr-el-Azrak, 10—12,000 E., einst die Hauptstadt eines Araber-, dann seit dem 15. Jahrh. eines Negerreiches gleichen Namens u. der blühendste Handelsplatz am Nil. Woled Medinet u. Mesalamieh, jedes zu 20,000 E. angegeben, sind heute bedeutendere Handelsstädte als S. Im O., etwa 13° n. Br., in Galabat, ist der wichtigste Verkehrsplatz Metemmeh, davon nördl. am Atbara das lebhafte Gos-Redscheb, 4000 E., im NW. in der Landschaft Kedaref Kanara, im SO., im goldreichen Fajoglu, am östl. Ufer des Bahr el Azrak, Karkodsch, Roseres u. Famaka, alle drei große Orte mit Markt u. ägyptischem Posten.

Senne u. Sennerin, s. „Alpenwirthschaft“ unter „Alpen“.

Sennesblätter, s. „Cassia“.

Senonen (lat. Senones), ein gallischer Volksstamm, welcher als der letzte größere Keltenstamm aus Gallien über die Alpen nach Italien gewandert war. Zunächst geriethen sie mit den Etruskern in Streit, dann aber richteten sie ihren Marsch gegen Rom. Sie schlugen die Römer 390 v. Chr. an der Allia u. nahmen Rom ein, wurden durch Geldzahlungen zum Abzug bewogen u. nahmen nachgehends den Küstenstrich im Adriatischen Meere von Ariminum bis Ancona ein (ager Gallicus). Als im 3. Jahrh. v. Chr. sich die Etrusker gegen die Römer erhoben, schlossen sich ihnen die S. an, wurden aber 283 v. Chr. durch den Konsul Dolabella besiegt u. aus ihrem Lande vertrieben. Sie schlossen sich wahrscheinlich den Haufen an, die später der Donau folgend bis Griechenland u. Kleinasien plündernd vordrangen. Der an den Wanderungen nicht betheiligte Theil der S. saß noch zu Cäsar's Zeit im Quellgebiete der Sequana (Seine) um die Stadt Agendicum od. Civitas Senonum (s. Sens).

Se non è vero, è ben trovato, ital. Sprichwort, d. i.: Wenn es nicht wahr ist, ist es doch gut erfunden.

Sens (spr. ßangs), Stadt von 11,419 E. (1872) im franz. Depart. Yonne; liegt in 76 m. Seehöhe am rechten Ufer der Yonne u. an der Hauptlinie der Paris-Lyoner Bahn auf der Strecke Paris-Nuits-sous-Ravières, hat eine schöne Kathedrale u. 14 andere Kirchen, eine ansehnliche Bibliothek, Museum, Theater u. seit 29. Juli 1861 ein ehernes Standbild des 1774 hier geborenen Chemikers Thénard, ist Sitz eines Handelsgerichtes, hat Fabrikation von leinenen, baumwollenen, wollenen u. seidenen Waaren u. treibt bedeutenden Handel mit Holz, Kohlen u. Wein. In der Nähe liegen die Ueberreste des alten Agendicum (s. „Senonen“). S. war einst eine wichtige Stadt, in der mehrere Konzile gehalten worden sind; 17. Sept. 1477 kam hier ein Waffenstillstand zwischen Prinz Maximilian (dem späteren Kaiser) u. Ludwig XI. zu Stande.

Sensal, s. v. w. Makler.

Sensation (neulat.), sinnliche Wahrnehmung; Aufsehen, Eindruck.

sensibel (lat. sensibilis, von sentīre, fühlen; franz. sensible [spr. ßangßib'l]), fühlbar, empfindbar; auch empfindlich, leicht reizbar. — Sensibilität, Fühlbarkeit, Reizbarkeit; Empfindlichkeit.

sensitiv (neulat.), sinnlich, empfindungsfähig, empfindlich.

Sensualismus (vom lat. sensus, Sinn) heißt in weiterem Sinne die philosophische (speziell: psychologische) Anschauung, nach welcher alle menschlichen Vorstellungen aus sinnlichen Wahrnehmungen hervorgehen, womit nicht ausgeschlossen ist, daß sich aus den durch die Sinne erzeugten Vorstellungen fernere Gedankenreihen entwickeln, die auch in das Gebiet des Uebersinnlichen hinübergreifen. Dagegen behauptet der S. in engerem Sinne (als philosophisches System), daß es über das Gebiet der sinnlichen Wahrnehmung hinaus überhaupt keine Erkenntnisse gebe. Geschichtlich hat der S. seinen Ausgangspunkt in dem Empirismus Locke's gehabt, ist aber folgerichtig erst von den Franzosen (bes. Condillac, † 1780) ausgebildet worden. Zugleich übertrug Helvetius († 1771) den S. auch auf das sittliche Gebiet, indem er nicht nur das Wissen, sondern auch das Begehren allein durch die sinnliche Empfindung (die sinnliche Lust) bestimmt sein ließ. Dieser praktische S. hatte übrigens schon im frühen Alterthum (Aristipp, Epikur) seine Anhänger. Bei den Franzosen ging endlich auch der S. zuerst in den Materialismus (s. d.) über. Wegen der nahen Verwandtschaft von S. u. Materialismus wird der Begriff S. gegenwärtig oft geradezu für Materialismus gebraucht, z. B. in Czolbe's „Neuer Darstellung des S.“ (Lpz. 1855).

Sentenz (a. d. Lat.), Meinung, Urtheil; Ausspruch, bes. Sinn- u. Denkspruch; richterliches Urtheil, Rechtsspruch.

sentimental (vom lat. sentire, fühlen, empfinden), empfindsam, gefühlvoll. — **Sentimentalität**, Empfindsamkeit, Empfindelei.

separat, s. „separiren".

Separation ist das lat. Wort für Trennung. Dasselbe kommt in der Rechtswissenschaft in verschiedenen Bedeutungen vor. Zunächst versteht man darunter die durch Ausspruch eines Ehegerichtes verfügte zeitweilige od. fortdauernde Trennung zweier Ehegatten von Tisch u. Bett (separatio quoad thorum et mensam). Die für alle Zeit ausgesprochene Trennung dieser Art vertritt bei den Katholiken die Scheidung. Eine zeitweilige S. pflegt angeordnet zu werden, um die Gemüther der Ehegatten versöhnlicher zu stimmen u. ihnen Zeit zur Ueberlegung zu geben. Ferner endigt die väterliche Gewalt, d. i. der Inbegriff der Rechte, welche einem Vater bezüglich der Person u. des Vermögens seines Kindes zustehen, dadurch, daß Letzteres einen eigenen Hausstand begründet od. sich verheirathet, die sog. ökonomische S., separatio Germanica vel Saxonica. — Endlich steht den Gläubigern eines Verstorbenen das Recht zu, der Vermischung der Hinterlassenschaft des Letzteren mit dem Vermögen des Erben so lange zu widersprechen, bis sie, die Gläubiger, voll befriedigt sind, sog. **Separationsrecht**.

Separation (lat.), Absonderung, Trennung. In der Kirchensprache versteht man unter S. die Absonderung einzelner Glieder von der herrschenden Kirche zum Behuf besonderer Gottesdienste od. erbaulicher Versammlungen (Konventikel); die an ihr Betheiligten heißen **Separatisten**, die ganze Richtung **Separatismus**. In unserem Jahrhundert ward von Bedeutung die S. der strengen preuß. Lutheraner infolge der Union von 1817. Nachdem die Regierung seit 1832 mit energischen Maßregeln vorgegangen war, gründeten die Lutheraner 1841 auf der Generalsynode zu Breslau eine unabhängige Lutherische Kirche, die 1845 bestätigt ward u. unter dem Oberkirchenkollegium in Breslau ca. 50,000 Seelen zählt (die sog. **separirten Lutheraner**; sie selbst bezeichnen sich als die „kirchlich konstituirten Lutheraner in Preußen").

separiren (vom lat. separare), absondern, trennen, scheiden; **separat**, abgesondert, getrennt, einzeln.

Sepie (Sepia officinalis), Tintenfisch, Blackfisch, Kuttelfisch, ein Kephalopode od. Kopffüßer (s. d.) mit 10 Armen, deren 2 nur am Ende mit Saugnäpfen besetzt sind, mit 2 seitlichen Flossen am Mantel u. einem inneren Schalenstücke, der kalkigen porösen Rückenschulpe (Sepienknochen, os sepiae). Die S. ist glatt, von weißlicher Färbung mit rothen Punkten; in erregtem Zustande erheben sich auf der Rückenfläche Reihen von Höckern, die in lebhaftem Farbenspiel erglänzen (s. „Chromatophoren"). Die gemeine S. kommt in allen europ. Meeren, bei aber im ganzen Mittelmeere vor. Besonders merkwürdig ist der Tintenbeutel, der mit einem dunkeln Safte gefüllt ist, von welchem nur wenige Tropfen ausgespritzt hinreichen, das Thier seinem Verfolger gegenüber in eine schützende Wolke zu hüllen. Getrocknet kommt der Inhalt des Tintenbeutels unter dem Namen S. als Malerfarbe im Handel vor. Das os sepiae galt ehemals als Hausmittel, jetzt nimmt man es nur noch als Polir- u. als Zahnpulver.

Nr. 1977. Sepia officinalis.

Sepp, Johann Nepomuk, Theolog u. Historiker, Orientreisender u. Archäolog, geb. zu Tölz an der Isar (Oberbayern) 7. Aug. 1816; studirte Philosophie u. Theologie in München, habilitirte sich dann an der dortigen philosophischen Fakultät, bereiste 1845—46 Italien u. den Orient u. wurde nach seiner Rückkehr Prof. der Geschichte in München. Nach der Februarkrisis des Jahres theilte er das Schicksal acht anderer Universitätslehrer, die als Ultramontane ihres Amtes entsetzt wurden, u. mußte sogar München verlassen. 1848 wurde S. ins Frankfurter Parlament gewählt. Im nächsten Jahre ward er auch Mitglied der bayr. II. Kammer, wo er bis 1870 ein eifriger Genosse der ultramontanen, bezüglich „patriotischen" Partei war, um dann ein ebenso eifriger Gegner derselben zu werden, so daß, als 1871 die von ihm mitbegründete Centrumspartei in der bayr. Kammer keinen einzigen Kandidaten für den Deutschen Reichstag durchgebracht hatte, Fürst Bismarck in einem Briefe an S. es als eine Enttäuschung beklagte, gerade ihn unter den Abgeordneten zu vermissen. Auch den späteren Reichstagen hat S. nicht angehört; nur am Zollparlamente (1868) nahm er Theil. Seine Professur erhielt er 1850 zurück u. bekleidete sie bis 1872. Von seinen Forschungsreisen ist hauptsächlich noch die von ihm 1874 nach der Levante unternommene zu erwähnen, wo er auf dem Platze der einstigen Kathedrale von Sur (Tyrus) erfolgreiche Ausgrabungen vornahm; die Gebeine Barbarossa's freilich, nach denen er dabei gesucht, fand er nicht. S. schrieb: „Das Leben Jesu" (gegen Strauß, 7 Bde., Regensb. 1842—46; 6 Bde., 2. Aufl., 1854—62); „Das Heidenthum u. dessen Bedeutung für das Christenthum" (3 Bde., Regensb. 1853); „Beiträge zur Geschichte des bayr. Oberlandes" (Augsb. 1853); „Jerusalem u. das heil. Land" (Schaffh. 1862; 2. Aufl. 1872 f.); „Thaten u. Lehren Jesu" (Regensb. 1864); „Geschichte der Apostel" (ebd., 2. Aufl. 1866); „Altbayr. Sagenschatz zur Bereicherung der indogermanischen Mythologie" (Münch. 1876); „Görres u. seine Zeitgenossen" (Nördl. 1877) u. a. m.

September ist in unserm Kalender der neunte Monat; nach dem alten röm. Kalender, in welchem das Jahr mit dem März anfing, war er aber der siebente Monat u. daher schreibt sich auch sein Name (septem, sieben). Der S. hat 30 Tage. Er ist auf unserer Hemisphäre klimatisch der erste Herbstmonat, während der sog. astronomische Herbstanfang erst auf den 20.—22. Sept. fällt, d. i. auf Eintritt der Sonne in das Zeichen der Waage. Im Kalender Karl's d. Gr. hieß er der Wittemánóth, d. i. der Unkrautmonat. Im S. beginnt man mit der Obst- u. Weinernte sowie mit der Wintersaat. Auch die niedere Jagd wird meist mit dem S. eröffnet.

Septennat od. **Septennium** wird die 7jähr. Dauer genannt, um welche die konservative Mehrheit der Versailler Nationalversammlung 19. Nov. 1873 die Herrschaft des Marschallpräsidenten Mac-Mahon (s. d.) fast ohne Einschränkung verlängerte, um inzwischen der Republik die Lebensader zu unterbinden.

Septentrio (lat.), Mitternacht, Norden; **septentrional**, nördlich.

Septett (ital. Settetto, franz. Septuor), ein Tonstück für sieben obligate Vokal- od. Instrumentalstimmen. Für erstere kommt es hauptsächlich in großen Opern vor. Das Instrumental-S. ist in formeller Beziehung denselben Gesetzen unterworfen wie die Sonate einer- u. das Trio, Quartett 2c. andererseits.

Septime, der siebente Ton von einem angenommenen Grundtone aus, od. anderntheils ein dissonirendes Intervall von sieben Stufen. Als letzteres kommt es in der praktischen Musik in drei verschiedenen Größen vor: als kleine, große u. verminderte S. Die **kleine** S. besteht aus vier ganzen u. zwei halben Tönen (z. B. g-f, c-b 2c.), die **große** S. aus fünf ganzen u. einem großen halben Ton (c-h, g-fis 2c.), die **verminderte** S. aus drei ganzen u. drei großen halben Tönen (gis-f, h-as 2c.). — **Septimenakkord** ist der dissonante Vierklang, bestehend aus Grundton, Terz, Quinte u. S. Der auf der fünften Stufe einer jeweiligen Tonleiter gebildete Septimenakkord (Dominant-Septimenakkord) mit Grundton, großer Terz, reiner Quinte u. kleiner S. kommt am häufigsten vor u. spielt bei der Modulation die wichtigste Rolle, weswegen er auch **Haupt-Septimenakkord** genannt wird.

Septimer, bei den Alten **Setmer**, ein weitverzweigter Gebirgsstock im Schweizerkanton Graubünden, ehemals der Rhätischen Alpenkette, von B. Studer den Ostalpen, u. zwar der Errgruppe, von C. v. Sonklar dem nordrhätischen Hauptkamme, u. zwar dem östl. Theile der Albulagruppe, zugerechnet. Der S. ist das Quellgebiet des Averser Rheins, des Inn u. der zum Comersee fließenden Maira. Seine höchsten Spitzen, wie der Monte d'Oro, übersteigen 3000 m. Im Mittelalter führte über ihn eine sehr frequente, jetzt fast ganz verlassene Straße von Schwaben nach Italien, speziell von Chur über Bivio im Oberhallsteiner Thale nach Casaccia im Bergaller Thale u. von da nach Chiavenna.

Septuagesima, d. h. der siebzigste (Tag), heißt im christl. Kirchenjahre der 9. Sonntag vor Ostern, mit welchem man zum Theil in der alten Kirche die sog. „großen Fasten" begann. Die ungenaue Benennung (statt: der 63. Tag) erklärt sich wol hinreichend als Nachbildung von Quadragesima u. Quinquagesima (s. d.).

Septuaginta (lat., d. h. siebenzig), gewöhnlich LXX geschrieben, ist die noch gegenwärtig übliche Bezeichnung der Uebersetzung des Alten Testamentes ins Griechische durch die sog. 70 (eigentl. 72) Dolmetscher. Näheres s. unter „Bibelübersetzungen".

Septuor, s. „Septett". **Sequăna**, lat. Name der Seine.

Sequenzen (a. d. Lat., deutsch etwa „Folgetöne") nannte man ursprünglich die musikalischen Töne, welche man im altchristlichen Kirchengesange der letzten Silbe des Wortes Alleluja im Graduale (s. „Messe") nachtönen ließ, um dieselbe dadurch zu verlängern u. für das Gehör wirksamer zu machen. Im 9. Jahrh. begann man, zunächst in Frankreich, diesen Melodien Textworte geistlichen Inhaltes unterzulegen, ein Verfahren, welches nam. durch Notker Balbulus (s. d.) in Aufnahme gebracht wurde.

Die ältesten Textsequenzen waren in Prosa abgefaßt, weshalb sie auch „Prosen" genannt wurden; bald aber gab man ihnen eine rhythmische, bestimmten Gesetzen unterworfene Form, welche im Laufe der Zeit, nam. von der Mitte des 12. Jahrh. ab, immer künstlicher u. komplizirter wurde. Die späteren S. setzten sich aus mehreren Strophen, denen ein rhythmischer „Eingang" vorausgeschickt war u. deren jede in zwei rhythmisch gleiche Halbstrophen zerfiel, zusammen. Die einzelnen Verse waren durch den Reim verbunden. Auf diese Weise entwickelten sich die S. zu vollständigen Kirchenliedern. Die gottesdienstliche Anwendung der S. wurde 1568 durch das Tridentiner Konzil sehr eingeschränkt, u. gegenwärtig haben sich nur noch fünf im praktischen Gebrauche der Katholischen Kirche erhalten („Victimae paschali", „Veni, sancte spiritus", „Lauda Sion salvatorem", „Stabat mater dolorosa", „Dies irae, dies illa"). Die S. haben auf die formale Entwicklung der provençalischen, altfranzösischen u. mittelhochdeutschen Lyrik einen großen Einfluß ausgeübt. Die provençalischen „descort", die altfranzösischen „lais" u. die mittelhochdeutschen „Leiche" sind Nachbildungen der Sequenzenform (vgl. F. Wolf, „Ueber die Lais, S. u. Leiche", Heidelb. 1841; Bartsch, „Die lateinischen S. des Mittelalters", Rostock 1868).

Sequester, Sequestration. Der Gläubiger einer Person, welche ein Grundstück besitzt, kann von seinem Schuldner dadurch Befriedigung für seine Forderung zu erlangen suchen, daß er bei Gericht beantragt, das Grundstück seines Schuldners durch einen Dritten verwalten zu lassen, damit ein Ueberschuß erzielt u. dieser ihm in Abschlag auf seine Forderung ausgezahlt werde. Namentlich pflegt dieser Weg bei Grundstücken eingeschlagen zu werden, an denen zwar der Schuldner ein Nießbrauchsrecht hat, die er aber nicht veräußern darf, z. B. bei Lehn- u. Fideikommißgütern. Der S. muß dem Gerichte genaue Rechnung ablegen, ist diesem gegenüber auch verantwortlich. Genauere gesetzliche Bestimmungen über den Umfang seiner Rechte fehlen.

Serail (frz., spr. ßeräj), richtiger Serâi (pers. türk.), türk. Palast, bes. des Sultans (s. „Konstantinopel"); auch s. v. w. Harem.

Seraing (spr. Szerang), Flecken mit 28,700 E. (1874) in der belg. Provinz Lüttich, 8 Km. oberhalb Lüttich in herrlicher Lage am rechten Ufer der Maas u. an der Bahnstrecke Liége-Longdoz à Namur der nordbelg. Bahn, ist ausgezeichnet durch die 1816 von Cockerill im ehemaligen fürstbischöfl. Palais an der Maas angelegten Fabrikanlagen, die, seit 1840 einer Aktiengesellschaft gehörig, 9000 Menschen beschäftigen, 6 Mill. Centner Brennmaterial jährlich verbrauchen, Hohöfen, Gußstahlfabriken, Maschinenbauereien, Messinggießereien, Dampfkesselwerkstätten, Drehereien, Tischlereien, Zeichen- u. Modellsäle umfassen u. 100 Lokomotiven, 70 Dampfschiffmaschinen, 1500 andere Maschinen u. 120,000 Ctnr. Gußstücke jährlich zu liefern vermögen, die einen Gesammtwerth von 25 bis 30 Mill. Francs repräsentiren. Eine Kettenbrücke verbindet S. mit dem gegenüberliegenden Jemeppes.

Serajewo, auch Serai-Bosna od. Bosna-Serai, Hauptstadt des osmanischen Vilajets Bosnien, mit etwa 40,000 E.; liegt romantisch an der Miljatschka, einem rechten Nebenflusse der Bosna, nördl. der 1554 m. hohen Trebovitsch-Planina, ist Sitz des Gouverneurs u. Standquartier der osmanischen Truppen; hat gegen 100 Moscheen, 2 griech. u. 1 lat. Kirche u. 1 Synagoge u. ist durch eine große Citadelle schwach befestigt. Ihre nicht unbedeutende Industrie konzentrirt sich auf die Fabrikation von Gewehren, Degenklingen, Eisen- u. Kupfergeräthen, wollenen u. baumwollenen Waaren; nam. fertigt man vorzügliche Sattlerarbeiten u. Tschibuks. Als Knotenpunkt von sechs Straßen treibt sie ansehnlichen Handel. In der Umgebung von S. baut man einen trinkbaren Wein. — Die Gründung der Stadt als Bosnavar durch den ungarischen General Cotroman fällt ins J. 1263. Auf den Trümmern dieser u. der Stadt Kotor ist 1465 das jetzige S. erbaut u. nach dem Palaste (Serâi), den sich der prachtliebende Chosrem-Bey hier erbauen ließ, genannt worden.

Serapeum, d. i. Haus, Tempel od. Grab des Serapis (s. d.). Man unterscheidet ein ägypt. S. (aus altägypt. Zeit), nämlich die uralten Gräber der heil. Apisstiere — u. ein griech. S., den Tempel der in der alexandrinischen Zeit in Aegypten verehrten ägyptisch-griech. Serapisgottheit; in diesem S., dessen Lage übrigens nicht mehr genau bestimmbar ist, wurde der größte Theil der Alexandrinischen Bibliothek aufbewahrt.

Seraphim (hebr., eigentlich Mehrzahl von saraph) heißen bei Jesaja 6, 2 ff. himmlische Wesen in der Nähe Jehova's mit sechs Flügeln, aber auch mit Händen, also wol in Menschengestalt gedacht. Offenbar sind sie bei Jesaja dienende Geister u. bes. mit dem Lobpreis Gottes beschäftigt. Das Wort selbst ist noch nicht genügend erklärt; sonst bezeichnet saraph im Hebr. die (feurige?) Schlange. In der christl. Symbolik werden die S. od. Seraphinen gewöhnlich als Gott lobpreisende, anbetende Engel aufgefaßt u. mit den Cherubim (s. d.) zusammengestellt; daher seraphisch s. v. w. engelgleich, engelrein.

Seraphinenorden, ein schwed. Orden (s. „Orden").

Serapion lebte um 360 n. Chr. als das Haupt von ca. 10,000 Einsiedlern in Aegypten nahe dem heutigen Suez. Ob er dieselbe Person ist mit dem Bischof S. von Thmuis in Aegypten, dem Freunde des Athanasius, ist fraglich. Seine Mönche, die Serapionsbrüder, erhielten sich u. Andere durch den Ertrag der Feldarbeit. „Serapionsbrüder" ist auch der Titel eines Romans von E. T. A. Hoffmann (s. d.).

Serapis, ist entstanden aus Asar Hapis, Osiris Apis, wie der wiederauflebende Ptah (s. d.) genannt wurde, u. nur durch eine irrthümliche Uebersetzung hielten die Griechen den S. für eine besondere Gottheit. Da die Griechen die meisten Attribute des Ptah in seiner Beziehung zur Unsterblichkeitslehre auf den S. übertrugen, so galt dieser ihnen hauptsächlich als Gott der abgeschiedenen Seelen.

Seraskier, der türk. Kriegsminister.

Serbien. Das dem Osmanischen Reiche tributäre Fürstenthum S. (Knajaschestvo Srbija, türk. Sirb) liegt zwischen 43° 20′ u. 45° n. Br. u. 19° 20′ u. 22° 30′ östl. L. v. Greenwich, ist nördl. durch die Save u. Donau von Oesterreich-Ungarn, nordöstl. durch die Donau von Rumänien begrenzt u. im SO., S. u. W. vom Osmanischen Reiche umgeben. Es umfaßt 791 □M. u. hat 1,352,522 E. (1874). S. ist im Ganzen ein schönes, reich ausgestattetes Gebirgsland, das nur eine größere Ebene, die Matschwa, zwischen der Save, der Drina u. den Tzerbergen im Nordwestwinkel des Landes aufzuweisen hat, trotz seiner vielen Unebenheiten aber nirgends eine großartig entwickelte Gebirgsnatur zeigt, denn seine höchsten Erhebungen, wie der große Schturaz, übersteigen wenig die Höhe von 1000 m. Im Allgemeinen senkt sich das Gebiet von S. nach N. u. die zahlreichen u. bedeutendsten Gebirgspartien, wie das Schornik-, das Golja-, das Tschermerno-, das Lepenatzgebirge etc., liegen an der Südgrenze; aber auch noch in den mittleren Theilen des Landes treten im Rudnik- u. im Komtschigebirge Erhebungen auf, die sich bis zur Donau hinziehen, u. das Mirotschgebirge erfüllt den ganzen NO. des Fürstenthums. Der Lauf der Flüsse ist ein nach N. gerichteter. Der Hauptfluß, die Morawa, durchfließt die Mitte des Landes. Das Gebiet ihres westl. Quellarms, der serbischen Morawa, gehört fast vollständig S. an, nur der südl. Theil des Gebiets vom rechten Nebenflusse Ibar liegt außerhalb des Fürstenthums. Der östl. Quellfluß, die bulgarische Morawa, läuft nur wenige Meilen in S. Die Thäler, durch welche die Ibar u. bulgar. Morawa ihren Weg nach N. nehmen, sind die Pforten, durch welche das Land am bequemsten von S. her betreten werden kann. Ihrem Laufe werden früher od. später die Bahnlinien folgen müssen, die die Eisenbahnstrecken Saloniki-Mitrowitza u. Konstantinopel-Adrianopel-Tatar Bazardjyk mit dem ungarischen Eisenbahnnetz in Verbindung bringen sollen. Der westl. Grenzfluß ist die direkt nach N. laufende, in ihrem Unterlauf schiffbare Drina. Den O. durchfließt der Timok, der kurz vor seiner Mündung in die Donau noch Grenzfluß gegen Bulgarien zu wird. Die kleineren Nebenflüsse der Save u. Donau bewässern den N. des Landes. — Die physische Natur S.s ist wenig entwickelt. Die Landleute sind zwar freie Eigenthümer ihres Bodens, u. der Boden ist großentheils recht ergiebig, aber der Ackerbau befindet sich auf niedriger Stufe. Nur etwa 42 □M. sind Ackerland u. 48 □M. Grasland. Nichtsdestoweniger wird in S. mehr erbaut als konsumirt. 1872 wurden ausgeführt: 79,800 Ctr. Weizen, 10,600 Ctr. Mais, 1900 Ctr. Roggen, 6400 Ctr. Gerste u. 800 Ctr. Hafer. Hanf u. Tabak wird vielfach gebaut; von Obstsorten kultivirt man vorzugsweise Pflaumen, die man zur Fabrikation des Pflaumenbranntweins braucht; Weinkultur treibt man in den Donaugegenden auf 2,2 □M. u. gewinnt jährlich über $\frac{1}{2}$ Mill. Eimer Wein. Die ausgedehnten Forste, die einen Theil des Nationalreichthums ausmachen, liegen vorzugsweise in den Kreisen Belgrad, Semendria, Kragujewaz, Rudnik u. Jagodina; sie bilden das Schumadia, d. i. Waldland. Der große Eichenwald Kitog, der von Schweinen erfüllt ist, liegt im Nordwestzipfel des Landes zwischen Save u. Drina. Der Viehstand ist ein bedeutender. In der relativen Menge der Schweine u. Schafe nimmt S. sogar die erste Stelle unter den europäischen Staaten ein. 1866 zählte man 122,985 Pferde, die sich durch Kraft u. Dauerhaftigkeit auszeichnen, 741,425 Stück Rindvieh, 2,677,310 Schafe, 1,291,164 Schweine u. 451,249 Ziegen. Honig u. Wachs sind Exportartikel. In den Wäldern herrscht noch großer Reichthum an Wild; selbst Bären, Luchse, Wölfe u. Gemsen sind in den einsamen Gebirgen keine Seltenheit. Wachteln u. Schnepfen beleben die Ebenen, wilde Tauben in großen Schwärmen u. Raubvögel der verschiedensten Art treten auf. Die Seen u. Flüsse sind durchgehends fischreich. — Der Erz- u. Metallreichthum ist nicht unbedeutend, doch geschieht wenig zur Hebung der Schätze. Im S. des Landes treten Kupfer führende Porphyre u. goldhaltige Quarzgänge auf. Durch das Bergwerk Kutschaina gewinnt man jährlich etwa

10,000 Ctr. Zink; Eisenerze, bes. Brauneisen u. Magneteisenerz u. Thoneisenstein, zeigen eine seltene Mächtigkeit; sehr reiche Kohlenlager sind in der Nähe der Donau vorhanden, u. Mineralquellen der heilkräftigsten Art hat S. nicht wenige. Der Werth der Ausfuhr aus den Naturprodukten betrug 1872 über 13,000,000 fl. österr. W.

Die **Bevölkerung** S.s, deren durchschnittliche jährliche Zunahme 1833 bis 1872 2,5 % betragen hat, umfaßt außer den eigentlichen Serben gegen 130,000 Bulgaren, 25,000 Zinzaren u. Kutzo-Wlachen, über 20,000 Zigeuner, 1—2000 spanisch redende Juden u. gegen 10,000 Fremde. Dem Bekenntnisse nach sind außer 3—4000 röm. Katholiken, 3—400 Protestanten, den 1—2000 Juden u. etwa 5000 Mohammedanern alle Einwohner griechisch katholisch. Die sonst selbständige Landeskirche ist in Glaubenssachen noch abhängig vom Patriarchen zu Konstantinopel; an ihrer Spitze stehen ein Erzbischof u. 3 Bischöfe. Noch nicht 8 % der Gesammtheit wohnt in den Städten. Die Industrie ist noch in den Anfängen. Baumwollen- u. Wollenweberei steht auf niedriger Stufe, Leinengewebe zum Hausgebrauch werden von der Landbevölkerung gefertigt; ebenso Flachs- u. Hanfgespinnste. Nur die Lederfabrikation ist als handwerksmäßiges Gewerbe ziemlich entwickelt. Außerdem fertigt man noch ordinäre Thonwaaren u. gemeine Eisenwaaren, nam. Sensen von geringer Qualität. Branntweinbrennerei, bes. die von Pflaumenbranntwein, u. die Fabrikation von Rauchtabak wird überall getrieben. Alles Andere wird vom Auslande bezogen. Der Werth der Einfuhr betrug 1872: 10,900,000 fl. österr. W.

Handel u. Verkehr ist sehr erschwert durch den Mangel an Eisenbahnen. Die Bodenkreditbank zu Belgrad sucht pekuniäre Schwierigkeiten zu beseitigen. Die Zahl der Postanstalten war 1873: 51, die der Telegraphenstationen 37, die Länge der Staatstelegraphenlinien 1461,3 Km. Im Unterrichtswesen sind starke Fortschritte gemacht worden. Noch zu Anfang dieses Jahrh. hatte S. keine Volksschule. 1874 existirten bereits 517 Volksschulen u. 1 Lehrerbildungsanstalt, 2 Ober- u. 7 Untergymnasien, 1 Ober- u. 8 Unterrealschulen. Die Hochschule in Belgrad hat 3 Fakultäten: die juristische, die technische u. die philosophische; letztere gliedert sich in eine naturwissenschaftlich-mathematische u. in eine historisch-philologische. Die Frequenz war 1873/74: 19 Dozenten u. 207 Studenten. Die theologische Lehranstalt mit Seminar ist abgesondert von der Universität in Belgrad. An Fachschulen existiren eine Ackerbau- u. Forstschule u. die Kriegs- u. Artillerieschule zu Belgrad. Aller Unterricht ist unentgeltlich.

Verfassung. Die Staatsgrundgesetze sind niedergelegt im Pariser Frieden vom 30. März 1856, wodurch die Selbständigkeit des Fürstenthums bestätigt wird u. dessen Rechte u. Freiheiten unter die gemeinsame Garantie von Rußland, England, Frankreich, Oesterreich, Italien, Preußen u. der Türkei gestellt werden. Der Tribut an die Pforte beträgt 726,800 Mk. Die Verfassung datirt vom 11. Juli (29. Juni) 1869. Die gewöhnliche Volksvertretung (Narodna Skuptschina) wird jährlich einberufen u. besteht aus zum 1/4 Theile vom Fürsten ernannten u. zu 3/4 vom Volke theils direkt, theils indirekt gewählten Abgeordneten, deren Mandat drei Jahre währt. Sie besteht zur Zeit aus 134 Abgeordneten, von denen 33 vom Fürsten ernannt u. 101 vom Volke gewählt sind. Jeder großjährige Serbe, welcher eine direkte Steuer zahlt, ist wahlfähig, wogegen zur Wählbarkeit die Vollendung des 30. Lebensjahres u. die jährliche Zahlung von mindestens 6 österr. Silberthalern an direkten Abgaben gehört. Staatsbeamte u. Rechtsanwälte sind nicht wählbar, aktive Soldaten auch nicht wahlfähig. Die große Skuptschina wird nur vom Volke u. in einer vierfach größeren Anzahl als die gewöhnliche gewählt. Ihr liegt es nam. ob, den Fürsten zu wählen, die Stellvertretung desselben anzuordnen u. über die Veränderung der Verfassung Beschluß zu fassen. — Die vollziehende Gewalt übt der Fürst durch die 7 Ministerien für das Aeußere, das Innere, den Kultus u. Unterricht, die Justiz, die Finanzen, das Kriegswesen u. die Kommunikation aus. Neben den Ministerien steht berathend u. entscheidend ein Staatsrath. In jedem der 17 Kreise ist als politische, Polizei- u. Finanzbehörde ein Kreisamt bestellt, dessen Funktionen für die Stadt Belgrad der dortigen Präfektur übertragen sind. Als untere politische Behörde sind den Kreisämtern die 60 Bezirksämter untergeordnet, von welchen die Bürgermeister in den Gemeinden für die Lokalpolizei abhängig sind. Das Gemeindegesetz, am 5. April (24. März) 1866 erlassen u. den 20. (8.) Okt. revidirt, verordnet in jeder Gemeinde einen auf zwei Jahre gewählten Gemeindeausschuß als beschließendes u. kontrolirendes Organ; der Bürgermeister u. der Gemeinderath, auf ein Jahr gewählt, ist für die Verwaltung u. Vollziehung bestimmt. — Die oberste Rechtspflege ist dem Kassationshofe in Belgrad übertragen, unter ihm steht das Appellationsgericht ebenda, u. als erste Instanzen fungiren die Geschwornengerichte, das Belgrader Stadtgericht u. die 17 Kreisgerichte. — Das Wehrsystem fordert die Wehrpflicht aller Serben vom 20. bis 50. Lebensjahre. Das Heer ist aus den stehenden Truppen u. der Nationalarmee gebildet. Bei den ersteren Truppen dauert die Dienstzeit zwei Jahre, worauf der Uebertritt in die Nationalarmee erfolgt. Die stehende Armee besteht aus vier Bataillonen Infanterie, das Bataillon zu 4 Compagnien, 2 Escadrons Kavallerie, 8 Batterien Artillerie, einem Bataillon Genietruppen, einer Trainabtheilung u. Sanitätstruppen; im Ganzen 353 Offiziere u. 3650 Gemeine. Die 1. Klasse der Nationalarmee enthält 81 Bataillone Infanterie, 33 Escadrons Kavallerie, 18 Compagnien Feldartillerie, 4 Compagnien Festungsartillerie, ein Pontonnierbataillon, 17 Compagnien Pionniere, 1 Feuerwerksabtheilung u. einige Handwerkerabtheilungen, im Ganzen ungefähr 80,000 Combattanten. Die 2. Klasse hat 34 Bataillone Infanterie, 18 Compagnien Feldartillerie, 17 Compagnien Pionniere, im Ganzen nicht über 40,000 Mann. Die Dienstpflicht der 1. Klasse reicht bis zum 35., die der zweiten bis zum 50. Lebensjahre. Die Uebungen des Nationalheeres 1. Klasse dauern jährlich 20 Tage, die 2. Klasse hat blos Kontrolversammlungen. Die stehende Armee garnisonirt in Belgrad, Kragujewatz u. Cupria; sie unterstützt durch Lehrpersonal die Uebungen der Nationalarmee. — Der Staatshaushalt ist für 1875—76 mit 11,141,114 Mk. Einnahme u. 10,998,975 Mk. Ausgabe veranschlagt. Die Staatsschuld wird von Brachelli für Anfang Juni 1876 mit 4,800,000 fl. österr. W. angegeben, d. i. $3^{1}/_{2}$ fl. auf den Kopf der Bevölkerung. — Das Wappen besteht in einem silbernen Kreuz in rothem Felde, in den vier Winkeln mit vier Sförmigen blauen Feuerstrahlen. Orden hat das Fürstenthum nicht, wie es auch keinen Adel hat. — Die Hauptstadt des Landes ist **Belgrad** mit 26,674 E. (1872). Weitere wichtige Orte sind an der Donau vor allen **Schabatz** (6516) u. **Smederewo** (5013), im O. des Landes **Uschitze** (3163), im S. **Knjaschewatz** (3057), **Alexinatz** (3954) u. **Kruschewatz** (3159), im O. **Saitscher** (3860) u. **Negotina** (4325) u. in der Mitte **Kragujewatz** (6386) u. **Jagodina** (4429), sämmtliche Einwohnerzahlen nach dem Census von 1866.

Geschichte. Das Alterthum kennt von dem heutigen S. weder Land noch Leute. In der Zeit Alexander's d. Gr. nennt man Illyrier, Thrakier, Dardanier daselbst; Augustus, der sie unterwarf, zog das Gebiet zur Provinz Mösien (Moesia superior). Daß die Bewohner schon damals slavischer Abkunft gewesen seien, ist wahrscheinlich, aber schwer zu erweisen. Als die Wogen der Völkerwanderung über die Donau drangen, ließen sich West-, später Ostgothen im Lande nieder. Unter Heraklius (610—641) zogen die nomadischen Avaren verheerend über die Save ein, wurden aber von den Kroaten unterworfen u. mußten nun in dem verwüsteten Lande 633 auch den Serben Platz machen, die aus dem Mündungslande des Dnjestr u. Pruth dorthin zogen, um die von Heraklius ihnen angewiesenen Wohnsitze einzunehmen. Hier waren sie die östlichen Nachbarn der Kroaten, die westlichen der Bulgaren u. erstreckten sich im S. bis zum Adriatischen Meere, eingetheilt in Gaue, die unter eigenen Verwesern (Zupan) standen, u. beherrscht von einem Bundeshaupte, dem Großzupan. Nach Ständen schieden die Serben sich in die freien u. mächtigen Sebern u. in die leibeigenen Neropchen; obwol durch jahrelangen Krieg in das Land geführt, wurden sie bald friedliebende Ackerbauer, nahmen seit dem 7. Jahrh. von Rom, seit dem 9. von Konstantinopel her das Christenthum an u. blieben Jahrhunderte lang geschichtslos, vereitelten jedoch in der ersten Hälfte des 9. Jahrh. durch tapferste Gegenwehr alle Versuche der Bulgaren, ihnen das Joch der Abhängigkeit aufzubürden. Um 870 erkannten sie freiwillig die Oberherrschaft des byzantinischen Kaisers Basilius an. Als aber Konstantinopel selbst von dem bulgarischen Herrscher Simeon bedrängt u. belagert wurde, gerieth auch S. von 923—934 unter die Gewalt seiner wilden Nachbarn u. zerfiel nach seiner Befreiung durch Ceslav in vier Hauptzupanschaften unter vier Banen ohne gemeinsames Oberhaupt. Gegen Ende des Jahrh. erlangte zwar der bulgarische „Zar" Samuel die Oberherrschaft bis an das Adriatische Meer, allein der Untergang des Bulgarischen Reiches brachte 1019 auch S. wieder in die Hand der Byzantiner. Vorübergehend war die Losreißung S.s unter Stephan Bogislaw (1043), dessen Sohn Michael den Königstitel annahm, dauernd die Befreiung durch Stephan Neeman (1165—97), so daß S. auch von dem Lateinischen Kaiserthume (1204—1261) unabhängig blieb. Als von Asien her die Osmanen das Byzantinische Reich überfielen, eroberte Stephan Duschan (1336—56) Albanien, Bulgarien, Makedonien, Thessalien u. nannte sich Zar, aber schon sein Sohn Urosch V. verlor die Eroberungen u. den Titel. 1390 wurde S. eine Beute des Sultans Bajazet (s. d.), erhob sich zwar im Bunde mit Johann Hunyadi von Ungarn gegen Murad II. (s. d.) u. erlangte im Frieden von 1443 seine Freiheit wieder, wurde aber trotz der tapferen Vertheidigung Belgrads (1456) schon 1459 von Mohammed II. (s. d.) unterjocht. Vergeblich waren alle Versuche, sich loszureißen; nur während der kurzen Zeit zwischen dem Frieden von Passarowitz 1718 u. dem von Belgrad 1739 gehörte ein Theil S.s mit Belgrad zu Oesterreich. Seine Heldenzeit begann erst mit dem Aufstande von 1804. Die Last des türkischen Joches war um diese Zeit für das Land unerträglich geworden.



Nr. 4978. Milanowatz an der Donau.



Nr. 4979. Zusammenfluß der serbischen mit der bulgarischen Morawa.



Nr. 4980. Knjaschewatz.



Nr. 4981. Radujewatz.



Nr. 4982. Serbische Wohnung.



Nr. 4983. Karaula an der Drina

Bis auf wenige Distrikte, die unter christl. Knäsen standen, litt Alles von der Habsucht u. dem Uebermuthe der Spahis, an welche man von Allem den Zehnten zu zahlen hatte. Seit Aufhebung des serb. Patriarchates (1766) kamen auch der Bischof, der Kadi (Oberrichter) u. der Pascha aus Konstantinopel. Alle Drei pflegten ihre Stellen zu erkaufen u. strebten vor Allem dahin, ihr Geld mit Zinseszins zurückzuerhalten. Oft kamen sie deshalb selbst mit den Janitscharen in Streit, denen die gänzliche Ausplünderung eines Distriktes nichts übrig ließ. Waffen tragen, mit Glocken läuten, in der Stadt reiten, eine Beleidigung an einem Türken rächen war der christlichen Rajah in S. untersagt. Dennoch entwickelte sich auf dem Lande, wohin der Türke eben so wenig kam, wie der Serbe in die Stadt, ein nationales Gefühl, kraftvolle Gesinnung u. eine hohe Blüte der Poesie, welche die Erinnerung an die vergangene Größe wieder erweckte. Als nun die vier Oberhäupter (Dahis) der Janitscharen aus bosnischem u. albanesischem Gesindel die sog. Subaschen bildeten, u. diese berittene Truppe das Land plündernd u. mordend durchzog, selbst den türkischen Spahis wie den christlichen Knäsen die Güter entriß, als diese sich vergeblich um Hülfe an den Sultan wandten u. die Dahis seine Drohung mit der Hinrichtung aller angesehenen Serben beantworteten, kam es 1804 zum Aufstande. In Kara Georg (d. h. schwarzer Georg), der erst Räuber (Heiducke), dann friedlicher Schweinehändler gewesen war, fand sich ein genialer Führer. In wenigen Monaten trieb er die Türken aus dem Lande, nahm im Febr. 1807 die Festung Belgrad u. regierte von hier aus mit einem Senate das befreite S. Im Bunde mit Rußland, das seinen Krieg mit der Pforte 1809 wieder begonnen, trug Georg seine Waffen 1810 über die Drina u. bis zur Donau, so daß er einen Theil von Bosnien u. Bulgarien eroberte, obwol im Senat wie bei der Kriegführung die Eifersucht seiner Genossen ihm im Wege stand. Als der Friede von Bukarest 1812 zwar die Unabhängigkeit der inneren Verwaltung u. vollkommene Amnestie bewilligte, aber Auslieferung aller Festungen u. Waffen u. Wiederaufnahme der vertriebenen Türken verlangte, begann Georg den Krieg von Neuem, aber, behindert durch den russisch gesinnten Senat, bedroht von den Russen selbst, überdies ungenügend gerüstet, entfloh er am 3. Okt., als die Türken die Morawa überschritten, nach Oesterreich. Zwei Jahre türkischer Grausamkeit u. Rachsucht genügten, um 1815 Milosch Obrenowitsch zum Aufstande, u. ein kurzer Kampf, um die Türken 1817 zu einem Frieden zu bewegen, nach welchem sie im Besitze der Festungen verblieben u. einen Tribut erhielten, Milosch aber als erblicher Fürst mit einer Skuptschina das Land regierte. Dennoch dauerten die Verhandlungen mit der Pforte noch bis zum Jahre 1830, in welchem Mahmud II. (s. d.) in dem Hattischerif vom 3. Aug. jene Bedingungen bestätigte. 1833 bestimmte eine Konferenz zu Konstantinopel die Grenzen von S. in dem heutigen Umfange. Der Fürst aber, dessen Versuch, durch eine Uebertragung des Code Napoléon in das Serbische den Geist der Ordnung u. Gesetzlichkeit zu stärken, 1830 gescheitert war, verlor bald alles Ansehen durch die Habgier u. Uebergriffe seiner Beamten u. Soldaten, ja durch seinen eigenen gewaltsamen Egoismus u. die Unsittlichkeit seines Lebenswandels. Als er sich der Beschränkung seiner Macht durch das Grundgesetz von 1838 trotz der Ermahnungen Rußlands u. der Pforte nicht fügen wollte, erklärte die Skuptschina ihn 1839 für abgesetzt, erhob seinen Sohn Michael, entsetzte 1842 auch diesen u. erwählte den Sohn des 1816 ermordeten serbischen Helden Kara Georg, Alexander Karageorgiewitsch, den auch der Sultan bestätigte. Allein seit 1848 berief auch er die Skuptschina nicht mehr u. regierte als Autokrat. Endlich nöthigten ihn 1858 die Drohungen Rußlands u. der eigene Senat, nach einem neuen Wahlgesetze die Skuptschina zu berufen. Eine geringe Minorität war für ihn, die Mehrzahl wünschte entweder den alten Milosch od. dessen Sohn Michael zurück. Trotz der Intriguen der Pforte, die es zu hindern suchte, wurde jener gewählt, Karageorgiewitsch zur Flucht genöthigt u. von Volk u. Armee sowie von Oesterreich, von dem er Hülfe erwartete, im Stiche gelassen. Als Milosch im J. 1860 im Alter von 80 Jahren gestorben war, erbte Michael (1860–68) zum zweiten Male den Thron. Er war die Hoffnung der jungserbischen Partei, welche für eine Vereinigung S.s mit Bosnien, Herzegowina u. Montenegro schwärmt. Doch hielt er sich bei dem Aufstande des Danilo u. Nikita von Montenegro noch neutral u. erlangte dafür 1862 einen bedeutenden Vortheil in Belgrad. Als dort nämlich zwischen den türkischen Truppen u. der Bevölkerung ein Streit entstanden war, infolge dessen jene von der Festung aus die Stadt bombardirten, wurde durch Einmischung der Mächte im September das Besatzungsrecht der Türken auf vier Citadellen beschränkt. Die nationalen Hoffnungen S.s wuchsen noch, als auch diese 1867 verlassen wurden u. allein der Tribut die Abhängigkeit von der Pforte bekundete. Allein durch Verschwörer, die Alexander Karageorgiewitsch abgesandt hatte, wurde Fürst Michael am 10. Juni 1868 im Parke von Topschider ermordet. Schnell entschlossen, vereitelte eine Regentschaft u. die sogleich versammelte Skuptschina den Plan der Umsturzpartei u. hob schon 2. Juli 1868 einen Großneffen des alten Fürsten Milosch, den jungen Fürsten Milan IV. Obrenowitsch (s. d.), auf den Thron, der, von dem Sultan bestätigt, von den Großmächten anerkannt, 1869 eine neue Verfassung in das Leben treten ließ, durch welche der Senat in einen Staatsrath umgebildet, Preßfreiheit, Ministerverantwortlichkeit, Unabhängigkeit der Richter u. Autonomie der Gemeinden verbürgt wurde. Die neuen Zustände führten einen nationalen Aufschwung herbei, u. russische Agenten waren seit 1870 geschäftig, die Hoffnung auf ein großserbisches Reich an der Donau anzufachen. Als im Herbst 1875 die Herzegowina, wenige Monate später Montenegro sich regte u. die alten Klagen über Unterdrückung der Christen u. die alten Wünsche einer Vereinigung mit einander od. mit Oesterreich laut wurden, sprach auch die serbische Omladina, ein literarisch-politischer Tugendbund, wieder von der Nothwendigkeit einer Vereinigung der türkischen Slaven unter russischem od. österreichischem Schutze. Vergebens suchte Oesterreich selbst im März u. April 1876 S. zur Ruhe zu bewegen; vergebens erklärte Rußland noch im Laufe des Juni, es garantire S. nicht einmal die Integrität; am 29. begab sich der Fürst an die serbische Grenze zur Armee u. erließ am 1. Juli ein hoffnungsvolles Kriegsmanifest. Der Russe Tschernajeff mit einem Stabe von russischen Offizieren stand an der Spitze des Heeres u. russische Soldaten erhielten unter der Hand die Erlaubniß, mitzukämpfen. Dennoch mißglückte bis auf kleine Gefechte, in denen die militärische Ehre gerettet wurde, Alles. Der kecke Vorstoß auf Alt-Palanka gab den Bulgaren nicht den Muth, sich zu erheben. Seitdem überschritt die serbische Armee keine Grenze, nicht die Drina, nicht die Morawa, nicht den Timok. Schon im Anfang August baten die Serben vergeblich um Hülfe od. Vermittelung. Nach dem fünftägigen Kampfe zwischen Nisch u. Alexinatz (20.—24. Aug.) mußten sie das letztere am 3. Sept. räumen. Wenn auch Tschernajeff noch am 18. Sept. Milan von den Soldaten zum Könige ausrufen ließ, so mußte man doch zufrieden sein, an demselben Tage von der Türkei eine Waffenruhe zu erlangen. Wäre nicht Thronwechsel u. Ministerwechsel in Konstantinopel (s. „Türkei, Geschichte“) u. die offene Erklärung Rußlands am 17. Sept., entweder im Bunde mit den Großmächten od. allein zu interveniren, zu Hülfe gekommen, so wäre S. verloren gewesen. So aber hatte es noch Muth, selbst trotz des Waffenstillstandes seit dem 24. auf die Türken zu schießen. Während Rußland unterhandelte, rückten diese siegreich vor, nahmen Dschunis, Alexinatz, Deligrad, Kruschewatz u. waren auf dem Wege nach Belgrad, als ein russisches Ultimatum u. mehr noch die Courtoisie gegen die vermittelnden Mächte sie nöthigte, 1. Nov. 1876 einen Waffenstillstand auf 2 Monate zu schließen, der am 30. Dez. verlängert wurde. Da der russische Gesandte, General Nikitin, sich weigerte, am 9. Jan. 1877 bestimmte Verheißungen zu machen über die künftige Lage S.s, wenn es mit Rußland gemeinsam den Kampf wieder aufnehme, sagte sich der Minister Ristitsch von dem russischen Einflusse los u. schloß, nachdem alle russischen Soldaten das Land verlassen hatten, am 6. März mit der Türkei einen Frieden, durch den der Stand der Dinge wie vor dem Kriege wieder hergestellt u. allen Flüchtlingen Amnestie bewilligt wurde. Seitdem blieb S. auf den dringenden Rath Rußlands u. Oesterreichs, trotz des anfänglich siegreichen Vordringens der ersteren Macht bis über den Balkan, neutral, u. wenn es auch nach den Niederlagen der Russen bei Plewna im Anfang August 1877 seine Rüstungen mit höchster Eile betrieb, so wurde doch 7. Aug. der Antrag, der Türkei den Tribut zu verweigern, auf Wunsch des Ministers Ristitsch abgelehnt. Allein nicht lange konnte sich die Pforte diese stets zunehmende u. mit reichlichem russischen Gelde ausgestattete Kriegsbereitschaft gefallen lassen, u. im Anfange des Oktober verlangte der Großvezier von dem Vertreter S.s, Christics, bündige Erklärungen. Es mußte seitdem nur von der Lage des Krieges u. der Rüstung abhängen, welche Macht zuerst den Frieden kündigen würde. — Vergl. Ranke, „Die serbische Revolution“ (2. Aufl., Berl. 1844); Hilferding, „Geschichte der Serben u. Bulgaren“ (aus dem Russischen von Schmaler, 2 Bdchn., Bautzen 1856 u. 1864).

serb. Sprache u. Literatur, s. „slav. Sprachen u. Literaturen“.

Serdar od. Sirdar (pers. u. türk.), od. S.-ekrem (der gnädigste S.); mit diesem Titel bezeichnet man die höchste militärische Würde im türk. Heere, etwa gleich Generalissimus.

Serenade (ital. Serenata), eine Abend- od. Nachtmusik, ein Ständchen, für Gesang mit od. ohne begleitende Instrumente, od. für Instrumentalmusik (insbesondere Blasmusik), ursprünglich bestimmt, im Freien aufgeführt zu werden, dann auch in den Konzertsaal aufgenommen u. in der Form zu einem mehrsätzigen, der Symphonie od. Suite ähnlichen Instrumentalwerk ausgebildet (früher auch Cassation genannt) sowie für die Kammermusik (als Trio, für Klavier allein 2c.) verwendet.

Serenissimus (v. lat. serenus, heiter), s. v. w. Durchlauchtigster Fürst.

Sereſſaner (auch Rothmantel genannt), mit langer Flinte, Piſtolen u. Handſchar bewaffnete u. mit blauem Dolman, rothem Mantel u. rother Kappe bekleidete auserleſene Mannſchaften aus den Regimentern der öſterr. Militärgrenze, welche zu Rekognoscirungen, Avantgarden u. Patrouillendienſt ſowie auch als Gensdarmen verwendet werden u. zu dieſem Behufe auch anderen Regimentern beigegeben ſind.

Sereth, linker Nebenfluß der unteren Donau, entſpringt in der Bukowina, am Nordabhange der Hochebene, welche die Verbindung zwiſchen dem karpathiſchen Waldgebirge u. dem ſiebenbürg. Hochlande herſtellt; durchfließt in zuerſt nördl., dann öſtl. Richtung in einem waldreichen Thale die Bukowina, geht darauf durch die Moldau, bildet zuletzt die Grenze zwiſchen letzterer u. der Walachei u. mündet nach 89 M. langem Laufe bei Galatz. Ueber ſeine Nebenflüſſe u. Bedeutung ſ. „Rumänien“.

Sergeant (franz., ſpr. Szerſchang) iſt die Bezeichnung eines höheren Unteroffiziergrades. Der S. der deutſchen u. der franz. Armee ſteht zwiſchen dem Feldwebel u. dem caporal, Korporal od. eigentlichen Unteroffizier. Sein Dienſt iſt vorzugsweiſe Frontdienſt, in welchem er auch fehlende Leutnants erſetzt. S. de ville iſt der Polizeiſergeant in großen Städten Frankreichs, der deutſche „Schutzmann“. S.s d'armes hieß im Mittelalter die mit Streitkolben bewaffnete Leibwache in Frankreich.

Sergius, Name von vier röm. Päpſten. **S. I.** (687—701) aus Antiochia, legte durch ſeine Weigerung, die Beſchlüſſe des Konzils von Konſtantinopel (692) anzuerkennen, den Grund zu der jetzigen Spaltung der Griechiſchen u. Römiſch-kathol. Kirche. S. gilt als Heiliger. — **S. II.** (844—47), behauptete ſich zuerſt als Papſt auch ohne die Beſtätigung des Kaiſers, die 824 in der röm. Konſtitution vereinbart worden war. — **S. III.** (904—11), war eine Kreatur der berüchtigten Theodora, mit deren Tochter Marozia er in wilder Ehe lebte, auch u. A. den nachmaligen Papſt Johann XI. zeugte. — **S. IV.** (1009—12), eine Kreatur des röm. Diktators Johannes Crescentius, vorher Biſchof von Alba, ſoll eigentlich Bocca di porco (Schweinsrüſſel) geheißen u. deshalb als Papſt einen andern Namen angenommen haben. Seitdem ſei überhaupt die Aenderung des Namens bei den Päpſten üblich geworden; doch finden ſich Beiſpiele einer ſolchen ſchon ſeit Johann XII. (955).

Seringapatam, eigentl. Schriranga patanam, Stadt u. Feſtung in der ind. Präſidentſchaft Madras, ehemals Hauptſtadt des Fürſtenthums Maiſur (Myſore), mit 10,594 E. (1871); liegt ungeſund in 700 m. Höhe in der Einſenkung des Kaverithales am Weſtende einer Inſel des Kaveriſluſſes, der nordweſtl. der Stadt die berühmten Kaverifälle od. Schiwa Samudram (140 u. 110 m.) bildet; iſt ſchlecht gebaut, hat aber viele hiſtoriſche Merkwürdigkeiten, Paläſte u. Moſcheen, ein Fort, welches auch einen großen Palaſt Tippu Saib's u. einen ſchönen Tempel des Schriranga (Wiſchnu) umſchließt, ein Arſenal, ein Hoſpital u. treibt einigen Handel mit Baumwollen- u. Glaswaaren. 1454 gebaut, wurde S. 1755 durch Hyder Ali zur Reſidenz des Sultans von Maiſur erhoben u. zählte damals angeblich 300,000 E., auch noch unter deſſen Sohne Tippu Saib gegen 150,000 E. In dem ſchönen Garten Lal Bagh erhebt ſich das prachtvolle Mauſoleum Hyder-Ali's u. Tippu's; ein zweiter Garten, der Darga Bagh, war Tippu's gern beſuchter Lieblingsaufenthalt u. auch Wellington's Reſidenz, als 1799 S., nachdem 1792 hier erſt ein Friede zwiſchen Tippu u. den Engländern geſchloſſen worden war, von Letzteren geſtürmt war. Im NW. der Stadt liegt das der Dſchainſekte heilige Dorf Sravana Belgula mit dem 22 m. hohen, aus dem Felſen herausgearbeiteten Bilde des Parasnath.

Sermon (vom lat. sermo), Rede, Vortrag, Predigt, meiſt mit dem Nebenbegriff des Trocknen, Langweiligen gebraucht.

Seronen, Waarenballen, in rohe Kuhhäute verpackt, wie ſolche aus Mittel- u. Südamerika namentlich verſandt werden.

ſerös (vom lat. serum, d. i. eine wäſſerige Flüſſigkeit, Blutwaſſer), wäſſerig, dem Blutwaſſer ähnlich.

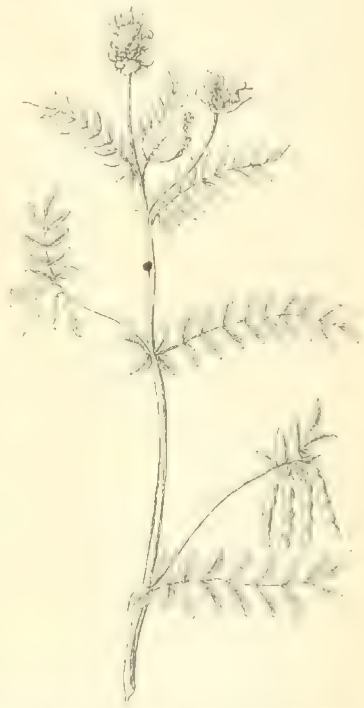
Serpent (ital. Serpentone), Schlangenrohr, ein Holzblasinſtrument, beſtehend aus einem 2 m. langen, ſchlangenförmig gewundenen Rohre, deſſen innere Höhlung oben 4 cm. Durchmeſſer hat, nach u. nach bis über 10 cm. ſich erweitert u. unten nicht in einen Schallbecher ausläuft. Das Rohr hat unten drei Tonlöcher für die Finger der linken Hand, noch tiefer eine geſchloſſene Klappe für den kleinen Finger; weiter oben befinden ſich drei Tonlöcher für die Finger der rechten Hand. Angeblaſen wird es mittels eines oben im Rohre ſteckenden u. ſich ſchlangenförmig herunterbiegenden ſog. S, in welches ein weites Mundſtück von Meſſing, Horn od. Elfenbein eingeſchoben iſt. Der S. ſteht in B u. ſein Tonumfang iſt von B_1 bis c_2. Die Reinheit der Töne iſt ziemlich ſchwer herzuſtellen u. der Klang, obwol kräftig, hat etwas unangenehm Heulendes. Erfunden wurde der S. 1590 von Edme Guillaume zu Auxerre.

Serpentin (Ophiolit), ein durch ſeine meiſt düſtere Färbung ausgezeichnetes u. in friſchem Zuſtande ſehr leicht zu bearbeitendes Geſtein, welches der Hauptſache nach aus waſſerhaltiger kieſelſaurer Magneſia beſteht, wobei die Magneſia zum Theil durch Eiſenoxydul erſetzt iſt. Gewöhnlich aber enthält der S. Beimengungen vieler anderer Mineralien, theils fein eingeſprengt, theils in größeren Neſtern od. Adern, wodurch das Geſtein ein buntes, oft ſehr verſchiedenartiges Ausſehen erhält. Nam. kommen Pyropen, Magneteiſenerz, Hornblende, Glimmer, Pikrolith, Chryſotyl ꝛc. im S. vor. Die dunkelſchwärzlichgrüne Farbe iſt die vorherrſchende. In friſch gebrochenem Zuſtande iſt das Geſtein ſo weich, daß es ſich drechſeln u. auch auf andere Weiſe bequem formen läßt; deswegen werden die ſchön gefärbten Varietäten zu allerhand Gegenſtänden, Leuchtern, Wärmſteinen, Tiſchplatten, Kaminen, Säulen, Grabdenkmälern ꝛc., verarbeitet. Dieſe Induſtrie hat ſich beſ. auf den beiden Hauptlagerſtätten des S.s in Sachſen, bei Zöblitz u. Waldheim, entwickelt, ſowie bei Lizard-Heat in England (Cornwall). Der ſehr ſelten vorkommende (z. B. in Pennſylvanien) edle S. od. Williamſit hat eine gleichmäßige, ſchön grasgrüne Farbe u. iſt durchſcheinend.

Serpuchow (Sſerpuchow), Kreisſtadt mit 14,172 E. (1867) im ruſſ. Gouvernement Moskau; liegt in 217 m. Seehöhe an der Nara, einem Nebenfluß der Oka, u. an der Eiſenbahn Moskau-Kursk. Die ſehr alte u. ehemals ſtark befeſtigte Stadt iſt nächſt Moskau der betriebſamſte Ort des Gouvernements; ſie treibt vorzugsweiſe Leinen- u. Hanfweberei, Gerberei, Seifenſiederei u. Ziegelfabrikation, hält jährlich zwei ſtark beſuchte Märkte ab u. handelt außer mit den eigenen Produkten mit Korn, Vieh, Fiſchen, Holz ꝛc.

Serra (portugieſiſch), **Sierra** (ſpaniſch), d. i. die Säge, auch häufig vorkommender Name für Gebirgszüge.

Serradella (Ornithopus sativus, Klauenſchote), gehört zur Familie der Papilionaceen, hat unpaarig gefiederte Blätter u. achſelſtändige Blütenſtiele, welche die roſa- u. gelbgefleckten, zu 5—10 zuſammenſtehenden Schmetterlingsblüten tragen. Der Stengel iſt aufſtrebend, u. es erreicht die Pflanze eine Höhe von 60 cm. Sie wächſt wild in Portugal u. Spanien u. gelangte infolge ihres hohen Werthes als Futterpflanze des leichten Sandbodens nach Belgien, ſpäter nach Deutſchland. Die S. gedeiht noch gut auf ſolchem Boden, wo Klee nur noch kümmerlich fortkommen würde, verlangt aber ein feuchtes Klima. Bei uns wird ſie nur als Sommerfrucht, u. zwar gewöhnlich als Nach- od. Zwiſchenfrucht, zwiſchen zwei Halmfrüchten angebaut u. gewährt im Herbſt, wo häufig Futtermangel herrſcht, für das Rindvieh ein vorzügliches Grünfutter, welches in hohem Grade die Milchſekretion befördert u. auf den Geſchmack der Milch wie auf den Buttergehalt ſehr günſtig einwirkt. Die S. übertrifft die meiſten Futterpflanzen des Sandbodens durch Ertrag u. Nahrungswerth.


Nr. 1081. Serradella (Ornithopus sativus).

Serrano y Dominguez, Herzog **von La Torre,** Francisco, ſpan. Marſchall u. Staatsmann, geb. als Sohn eines der liberalen Generale des ſpan. Befreiungskrieges auf der Inſel Leon 17. Sept. 1810; war kaum Offizier in einem Reiterregiment geworden, als er auch ſchon, der argwöhniſchen Regierung verdächtig, unter polizeiliche Aufſicht geſtellt wurde; ſpäter verſetzte man ihn zu den Carabineri, welche die Küſten gegen Schmuggler zu bewachen hatten. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs noch Unterleutnant, war er trotzdem vier Jahre ſpäter bereits General. Außerhalb Spaniens ward er aber erſt durch ſeine politiſche Laufbahn bekannt. 1841 nahm er zum 1. Mal als Abgeordneter an einer Cortesſitzung Theil. Bis 1843 auf Espartero's Seite, wandte er ſich in dieſem Jahre von der Sache des Regenten ab u. ſchloß ſich der Bewegung an, durch die Espartero geſtürzt u.

Marie Christine zurückgerufen ward. Seit 1845 Senator, gewann er im folgenden Jahre, einige Zeit nach den unseligen span. Heirathen, einen außerordentlichen Einfluß. Die von der Persönlichkeit S.s hingerissene Königin entließ ein Ministerium, das seine Entfernung gefordert hatte, aber im Sonnenschein der Gunst gewahrte S. die Gebrechen des Hofes u. suchte im Interesse Isabella's den Ränken der Camarilla ein Gegengewicht zu geben. Die letzte Maßregel in diesem Sinne, die Zurückberufung Espartero's u. Olozaga's aus der Verbannung, führte indeß seinen Sturz herbei. Narvaez kam ans Ruder u. schickte ihn im Okt. 1847 als Generalkapitän nach Granada. Die nächsten Jahre verbrachte S. auf Reisen im Auslande. Der Revolution 1854, die nach dem Gefechte bei Vicalvaro zum Siege gelangte, gewährte er seine volle Unterstützung, u. war von da an stets eines der thätigsten u. hervorragendsten Mitglieder der liberalen Union. Nach jenem Pronunciamento zum Generaldirektor der Artillerie ernannt u. seit Juni 1856 Militärgouverneur von Neucastilien, wirkte er im Juli des letztgenannten Jahres zu Espartero's abermaligem Sturze mit, unterdrückte mit Waffengewalt den dadurch veranlaßten Volksaufstand u. wurde Generalkapitän der Armee, doch ging er schon im Aug. desselben Jahres an Olozaga's Stelle als Botschafter nach Paris. Seit 1859 Generalkapitän von Cuba u. seit 1862 mit dem Herzogsrang bekleidet, erhielt er 1863 das Ministerium des Aeußeren u. wurde dann Präsident des Senats, als welcher er sich im Dez. 1866 gegen Narvaez' Gewaltherrschaft erklärte. Beim Staatsstreiche des Kabinets Gonzalez Bravo 7. Juli 1868 verhaftet u. nach den Kanarischen Inseln abgeführt, schloß er sich im Sept. dess. Jahres, nachdem er glücklich von dort entkommen, der Erhebung Prim's an u. übernahm die Aufgabe, das einzige starke Heer der Königlichen, das unter Novaliches gegen Sevilla vorrückte, zu gewinnen od. zu schlagen. Ersteres gelang ihm nicht, letzteres aber 28. Sept. bei der Brücke von Alcolea. Nach seinem Einzuge in Madrid von der revolutionären Junta zum Obergeneral des Heeres ernannt u. an die Spitze der provisorischen Regierung gestellt, machte S. von seiner Diktatur einen weisen u. versöhnlichen Gebrauch. Er erklärte sich im Okt. 1868 für die konstitutionelle Monarchie, hielt aber mit seinen Planen zu Gunsten des Herzogs v. Montpensier zurück u. bildete, nachdem er 22. Febr. 1869 von der Cortesmehrheit mit der Exekutivgewalt betraut worden, sein Ministerium aus Vertretern der drei Koalitionsparteien. Auf Antrieb Prim's zum Regenten erhoben u. 18. Juni 1869 als solcher feierlich eingesetzt, hinderte er sogar jenen nicht in seinen Bestrebungen, einen Thronkandidaten zu gewinnen, legte vielmehr 2. Jan. 1871 die Gewalt in die Hände des Prinzen Amadeo nieder u. nahm von diesem die Ernennung zum Ministerpräsidenten an, auf welchem Posten er bis zur Berufung des radikalen Ministeriums Zorrilla im Juli 1871 blieb. Letzteres stürzten er u. Sagasta im Oktober desselben Jahres. Nachdem S. im Frühjahr 1872 einen in Navarra u. den baskischen Provinzen ausgebrochenen Karlistenaufstand gedämpft hatte, übernahm er 4. Juni als Kriegsminister aufs Neue den Vorsitz im Ministerrathe, trat aber schon nach einigen Tagen wieder zurück, da König Amadeo seine Einwilligung in eine zeitweilige Aufhebung der verfassungsmäßigen Garantien versagt hatte. Am 11. Febr. 1873 legte Amadeo selbst die Krone nieder, worauf die Republik proklamirt wurde. Unter dieser hatte der Bürgerkrieg bereits üppige Schößе getrieben, als durch den am Abend des 2. Jan. 1874 erklärten Rücktritt Castelar's (s. d.) die Gefahr drohte, daß die Freunde der aufständischen Föderalen die Macht an sich rissen. Da führte General Pavia einen Gewalt- bez. Staatsstreich aus, infolge dessen S. aufs Neue die Regentschaft erlangte. Unter seiner Diktatur wurden nunmehr die verliehenen Freiheiten beschränkt u. dem Lande schwere Steuern aufgebürdet, ohne daß doch dieses als Gegenleistung die innere Ruhe zurückerhalten hätte. So machte S.'s Regierung durch ihre Unfähigkeit selbst Propaganda für den Prätendenten der Alfonsistischen Partei: Alfons, den Sohn Isabella's, den am 28. Dez. 1874 zuerst General Martinez Campos in Valencia als König ausrief. Währenddeß befand sich S. zu Tudela bei der Nordarmee. Als er dort vom Umsturz erfuhr, fügte er sich sofort in die Lage der Dinge, begab sich einstweilen nach Biarritz, kehrte aber nicht lange darauf nach Spanien zurück u. erklärte sich mit seiner, bezüglich der Sagasta'schen Partei ausdrücklich für Alfons XII.

Serre, Johann Friedrich Anton, deutscher Philanthrop, bekannt insbes. durch seine Verdienste um die Schiller- u. Tiedgestiftung, ward geb. zu Bromberg 28. Juli 1789; studirte in Frankfurt a. d. O. die Rechte, betrat dann die Beamtenlaufbahn, machte 1813 als Freiwilliger den deutschen Befreiungskrieg mit u. blieb nachher als Offizier beim preuß. Heere. Später dem Militärgouverneur von Sachsen, General v. Gaudy in Dresden, beigegeben, nahm er in der Folgezeit als Major seinen Abschied u. ließ sich dauernd in Dresden nieder, wo er 1819 mit Amalie Friederike Hammerdörffer (geb. 28. April 1800, gest. 7. Aug. 1872) sich verheirathete. Von gleichem Sinne für Wohlthun u. gemeinnützige Thätigkeit erfüllt, versammelten die beiden Gatten alle namhaften Persönlichkeiten der Kunst u. Wissenschaft um sich u. machten ihre Besitzung Maxen zu einem anziehenden Vereinigungspunkte. Auch in Rom, wo sie 1833—34 weilten, wurde ihr Haus eine Stätte regsten Verkehrs. Vor Allem aber faßten S. u. seine Gattin bei der Feier des hundertjährigen Geburtstages Schiller's den großartigen Plan zu jener Nationallotterie, durch welche der deutschen Schillerstiftung ein Kapital von 300,000 Thlrn. zufloß u. auch die Tiedgestiftung zu ansehnlichem Vermögen gelangte. Infolge des ersten Ergebnisses der Schiller-Lotterie ward in Dresden eine neue Zweigstiftung der Schillerstiftung begründet, die sich 1862 mit der älteren Zweigstiftung daselbst unter dem Namen „Serre'sche Zweig-Schillerstiftung" vereinigte. S. starb zu Dresden 3. März 1863.

Sertorius, Quintus, einer der begabtesten Männer, die Rom hervorgebracht hat, der aber infolge der unglücklichen Parteiverhältnisse der Sullanisch-Marianischen Zeit für Rom nichts wirkte u. elend zu Grunde ging. In Nursia im Sabinerlande geboren, war S. Anfangs Rechtsgelehrter u. Redner, trat dann in das Heer u. kämpfte mit Auszeichnung unter Cäpio u. Marius gegen die Kimbern (105—102 v. Chr.) u. in Hispanien (97), wurde dann Quästor im Cisalpinischen Gallien u. nahm rühmlichen Antheil am Bundesgenossenkriege, sah aber seine Bewerbung um das Tribunat erfolglos bleiben, gerieth dadurch in Feindschaft mit der Partei Sulla's u. schloß sich an Cinna u. Marius an. 83 wurde S. Prätor u. erhielt die Provinz Hispanien. 81 durch Sullanische Truppen aus Spanien vertrieben, nahm er zunächst in Mauretanien seinen Aufenthalt, ging aber, von den aufständischen Lusitaniern dazu eingeladen, 80 nach Spanien zurück, indem er sich den Weg durch eine röm. Flotte bahnte. Mit einer kleinen Armee begann er darauf den Krieg gegen Rom (78 bis 72). Weder Quintus Metellus noch Pompejus vermochten viel gegen S. auszurichten, ja Pompejus wurde 75 nach einer Niederlage bei Lauron südl. von Valentia zum Rückzuge gezwungen. Zwar wurden im nächsten Jahre Hirtulejus u. C. Herennius u. M. Perperna, die Unterfeldherren des S., Ersterer bei Italica durch Metellus, die letzteren Beiden von Pompejus bei Valentia geschlagen; jedoch gleich darauf lieferte S. die zum Theil siegreichen Schlachten bei Sucro u. Saguntum gegen Pompejus u. Metellus. Gleichwol behaupteten die Römer einen Theil Hispaniens u. S. beschränkte sich seit 74 auf den Gebirgskrieg, trat aber gleichzeitig mit den kilikischen Piraten u. mit Mithridates in Verbindung. Doch inzwischen hatte Pompejus den Perpenna, einen von den Leuten des S., bestochen, der nun Meutereien im Heere anstiftete u. 72 sogar S. zu Osca ermordete. Der Krieg wurde dann durch Pompejus noch in demselben J. beendet.

Serum, Blutwasser, s. unter „Blut".

Servais (spr. Szerwäh), Adrian François, bedeutender Violoncellvirtuos, geb. 7. Juni 1807 zu Hal in Belgien; wurde von seinem Vater u. dem Brüsseler Geiger Van der Plancken im Violinspiel unterrichtet, ging dann aber zum Violoncello über u. studirte dieses Instrument auf dem Konservatorium zu Brüssel unter Platel's Leitung, wurde dann im Brüsseler Opernorchester angestellt, ließ sich mit großem Erfolg wiederholt in Paris u. London u. seit 1839 auch in Rußland u. Deutschland hören. Inzwischen zum Solovioloncellisten des Königs der Belgier u. nachgehends zum ersten Violoncellprofessor am Brüsseler Konservatorium ernannt, lebte er, wenn er nicht auf Reisen war, meist in Brüssel oder auf einem Landgute in der Nähe von Hal und starb auf letzterem 25. Nov. 1866.

Sein Spiel zeichnete sich durch schönen Ton, höchste Fertigkeit u. durch Eleganz des Vortrags aus, u. seine Kompositionen — ein Konzert, Fantasien u. Salonstücke 2c. — sind, wenn auch von unbedeutendem Kunstwerth, doch dankbar u. reich an neuen Violoncelleffekten. Sein Sohn u. Schüler, **Joseph S.**, geb. 28. Nov. 1850 zu Hal, hat sich auf verschiedenen, schon seit der Knabenzeit unternommenen Kunstreisen einen guten Namen als Violoncellist gemacht. 1869 wurde er erster Violoncellist in der Weimar'schen Hofkapelle u. ging 1870 nach Brüssel, wo er noch lebt.

Servatius, s. „Pancratius".

Servet (spr. Szerweh), eigentlich **Servede,** Michael, hervorragender Antitrinitarier (s. d.), geb. um 1510 zu Villa Nueva in Arragonien (daher der Name Michel de Villeneuve, den er in Frankreich zu führen pflegte); studirte zuerst die Rechte in Toulouse, wurde daselbst durch Bibellesen auf Spekulationen über die göttl. Dreieinigkeit gebracht u. suchte seit 1530 in Basel auch Oekolampad u. Andere zu gewinnen. 1531 erschien zu Straßburg seine Schrift „De Trinitatis erroribus", die bei aller Unreife doch durch ihre Gelehrsamkeit u. Kühnheit großes Aufsehen erregte. S. ging hierauf nach Paris, um daselbst Mathematik u. Medizin zu studiren, lebte dann seit 1534 als Korrektor u. Schriftsteller zu Lyon, seit 1537 als Lehrer zu Paris u. anderwärts u. folgte 1540 einer Einladung des Erzbischofs Paulmier nach Vienne. Hier stand er als Arzt u. Schriftstell.. großem Ansehen, verblieb aber trotz aller Warnungen Calvin's u. A. bei seinen Spekulationen gegen die Dreinigkeit. Sein 1553 heimlich von Vienne aus versandtes Hauptwerk „Christianismi restitutio" erschien den Zeitgenossen wegen seiner phantastischen Gotteslehre sowie wegen der Leugnung der Erbsünde, Rechtfertigung 2c. als eine Gotteslästerung u. zog ihm, nachdem man ihn als Verfasser erkannt hatte, einen Prozeß zu. S. floh nach Genf, wurde aber hier auf Calvin's Begehren verhaftet u. erlitt 27. Okt. (mit Zustimmung Calvin's u. sogar Melanchthon's) den Feuertod. Neuerdings hat bes. Tollin in zahlreichen Schriften das Gedächtniß S.'s zu Ehren gebracht, zuletzt durch das „Charakterbild M. S.'s" (Berl. 1876), „Phil. Melanchthon u. M. S." (Berl. 1876) u. „Das Lehrsystem M. S.'s" (Gütersl. 1876).

Service (franz., spr. Szerwiß), vom lat. servitium, Dienst, Bedienung, Dienstleistung; zusammengehöriges Tafelgeräth; ferner bezeichnet das Wort S. od. Servis das den nicht einquartierten Soldaten zur Beschaffung des Quartiers u. theilweise auch der Beköstigung aus der Militärkasse gezahlte Geld; auch wird der Beitrag, den die Gemeinden zur Unterhaltung der Kasernen u. ihres Inventars zu leisten haben, häufig S. genannt.

servil (vom lat. servus, Knecht), knechtisch, kriechend; Servilität od. Servilismus, sklavische Unterwürfigkeit, Kriecherei.

Servituten, Dienstbarkeiten. Eines der wichtigsten Rechte an einer fremden Sache besteht darin, daß man den Eigenthümer der letzteren nöthigen kann, Etwas zu dulden od. Etwas zu unterlassen, z. B. daß er gestattet, über sein Grundstück zu gehen, zu fahren, Wasser zu leiten 2c., od. daß er nicht höher bauen, sein Wasser nicht auf unser Grundstück ablaufen lassen darf. Ein derartiges Recht, das seinem Inhalte u. Gegenstande nach ein sehr verschiedenartiges sein kann, steht entweder dem Eigenthümer eines bestimmten Grundstücks (Prädialservituten) od. einer bestimmten Person (Personalservituten) zu. Beiden Arten gemeinsam ist, daß sie streng an das berechtigte Subjekt geknüpft sind u. von diesem schlechterdings nicht auf einen Anderen übertragen werden dürfen. Eine Dienstbarkeit kann nicht darin bestehen, daß Jemand Etwas gebe u. thue; eine derartige, an ein Grundstück geknüpfte Verpflichtung ist nach Befinden als Reallast aufzufassen. In allen Fällen sind Dienstbarkeiten mit möglichster Schonung des Eigenthümers auszuüben; der Eigenthümer der dienenden Sache muß dem Berechtigten auch alle Handlungen gestatten, ohne welche die Dienstbarkeit nicht ausgeübt werden kann, u. sich aller Verfügungen über die dienende Sache enthalten, durch welche die Dienstbarkeit gehindert od. gestört werden würde. S. werden nam. durch Vertrag bestellt u. durch Ersitzung erworben. Der Berechtigte ist in der Ausübung seines Rechtes durch eine dingliche Klage geschützt.

Servius Tullius, sechster röm. König (578—534 v. Chr.). Nach der Sage war er der Sohn einer Gefangenen Ocresia; die etruskische Legende nennt ihn Mastarna, macht ihn zum Genossen des Etruskers Cälius Vivenna aus Volsinii u. läßt ihn nach dessen Tode mit einer Schar seiner Landsleute nach Rom kommen u. auf dem Mons Cälius sich ansiedeln. Danach wurde S. T. Schwiegersohn des Tarquinius Priscus u. mit Unterstützung von dessen Gattin Tanaquil auch sein Nachfolger im Königthum. Der Sage nach wurde er auf Anstiften einer seiner Töchter ermordet. Als König befestigte er die Hegemonie Roms über Latium durch Anlegung eines gemeinsamen Heiligthums; sein Hauptverdienst aber bestand in der abschließenden Befestigung der Stadt Rom (s. „Rom, das alte") u. in der für alle Zeiten grundlegenden Verfassung, die er dem Staate gegeben haben soll (s. „Rom u. Röm. Reich").

Sesam (Sesamum orientale), Pflanzenart der Bignoniaceen von krautartiger Natur, mit 1 m. hohem, gefurchtem viereckigen Stengel, länglichen gezahnten, schwielig adrigen Blättern, weißen gestielten Blumen u. länglichen vierfächerigen Kapseln, welche sehr zahlreiche Samen enthalten. In Ostindien heimisch, ist die Pflanze nun über den ganzen Orient als die wichtigste Oelpflanze verbreitet; den gelblichen, süß-öligen Samen von ovaler Form benutzt man auch gleich dem Hirse als Gemüse. Der S. gehört zu den ältesten Arzneikräutern. Es giebt noch 2 Arten: S. indicum (Orinda-Sesam) u. S. Malabaricum, beide in Ostindien u. wie die vorige verwerthet.

Sesostris, der griech. Name für Ramses II.

Sessi, Name mehrerer berühmter Sängerinnen. **Marianne S.**, geb. 1776 zu Rom u. von ihrem Vater gebildet; sang seit 1792 in Wien, verheirathete sich 1795 mit dem reichen Kaufmann Natorp u. zog sich vorläufig von der Bühne zurück, betrat dieselbe aber 1804 von Neuem u. wirkte als S.-Natorp bis 1810 in Italien, dann in Lissabon u. seit 1816 in Deutschland sowie in Dänemark u. Schweden als Opernsängerin. Längere Zeit fast vergessen, tauchte sie 1835 in Deutschland wieder auf, jedoch nur als Schatten früherer Größe; 1836 betrat sie in Hamburg zum letzten Mal die Bühne u. starb in Wien 10. März 1847. — **Imperatrice S.**, Schwester der Vorigen, geb. 1784 zu Rom; betrat 1804 in Wien die Bühne, ging 1805, nachdem sie sich mit dem Major Natorp (einem Bruder des Mannes ihrer Schwester Marianne) verheirathet hatte, nach Venedig, wo sie eben so wie 1806 u. 1807 in Mailand begeisterten Beifall fand, starb aber bereits 25. Okt. 1808 zu Florenz, wo damals ihre Eltern wohnten. — Eine dritte Schwester **Anna Maria S.**, geb. zu Rom 1793, begann 1811 ihre Bühnenlaufbahn, verheirathete sich 1813 mit einem gewissen Neumann u. machte als Neumann-Sessi von Wien aus Gastspielreisen durch Deutschland. 1816 u. 1817 war sie in Leipzig am Gewandhauskonzert, dann bis 1823 am Stadttheater engagirt, machte darauf wieder Kunstreisen, verlor aber in Pest ihre Stimme u. starb in Wien 9. Juni 1864. Sie war bes. ausgezeichnet im Pathetischen u. Leidenschaftlichen. Auch **Vittoria S.** u. **Karolina S.**, jüngere Schwestern der Vorigen, waren gleichfalls als Sängerinnen nicht unbedeutend, wirkten aber nicht lange in der Oeffentlichkeit u. lebten dann verheirathet, die Erste in Wien, die Andere in Neapel. — **Maria Teresia S.**, nicht zu obiger Familie gehörend, hat sich ebenfalls als Sängerin in Italien u. Süddeutschland bekannt gemacht u. war noch Mitte der 30er Jahre in Thätigkeit.

Session (lat. sessio, von sedere, sitzen), Sitzung (eines Gerichts, Parlaments 2c.); Sitzungsperiode.

Sestertius (zu ergänzen mit nummus), entstanden aus semis tertius od. sesqui-tertius = $2^1/_2$, mit Zeichen HS od. IIS geschrieben, bezeichnet eine römische Silbermünze, welche seit 485 v. Chr. im Werthe von $2^1/_2$ Trientalas = 4 Unzen ausgeprägt wurde. Im Laufe des ersten Punischen Krieges sank diese Münze auf den Sextantarfuß, d. h. sie wurde auf 2 Unzen reduzirt, endlich aber 217 v. Chr. durch die lex Flaminia auf 1 Unze gebracht. Antonius ließ 38—35 v. Chr. die Sesterze in Kupfer ausprägen od. richtiger aus Legirung von $^4/_5$ Kupfer u. $^1/_5$ Zink, im Gewicht von einer Unze. Diese Sesterze waren gleich 4 As aus Rothkupfer geprägt, im Gewicht von $^1/_4$ Unze. Diese Prägung blieb bis Diocletianus in Geltung. — Von sestertius ist zu unterscheiden sestertium (= pondus sestertium) = 1000 sestertii.

Sestine ist der Name einer von dem provençalischen Troubadour Arnaud Daniel (ca. 1180) zuerst angewandten u. dann nam. von den Italienern viel gepflegten Dichtungsform. Die S. besteht aus sechs Strophen von je sechs meist elfsilbigen Versen u. einer Schlußstrophe (ripresa od. epodo) von drei Versen. In jeder der sechszeiligen Strophen kehren die gleichen Versausgänge, für welche bedeutungsvolle Worte gewählt werden müssen, wieder, so daß also ein jeder Vers einer jeden Strophe mit einem Verse jeder anderen Strophe reimt, während innerhalb der einzelnen Strophe der Reim nicht stattfindet. Regel ist hierbei,

daß der erste Vers einer jeden Strophe mit dem letzten Verse der vorhergehenden durch den Reim verbunden wird. In den drei Schlußversen der ripresa müssen die sechs Reimworte der sechszeiligen Strophen theils am Ausgange theils in der Mitte wiederkehren.

Seth (hebr., d. h. „Ersatz“ od. vielleicht allgemein „Sprößling“) war nach 1. Mos. 4, 25 der dritte Sohn des Adam, ein „Ersatz“ für Kain u. Abel; 1. Mos. 5, 3 erscheint er als erster Sohn Adam's, jedenfalls als Stammvater der Patriarchenlinie. Ueber seine Weisheit, Schriften 2c. kamen nachmals viele Fabeln in Umlauf. Zum Theil auf Grund derselben nannte sich nach ihm eine gnostische Sekte Sethianer.

Sette comuni (ital., d. i. 7 Gemeinden) heißt ein Distrikt im nördl. Theile der ital. Provinz Vicenza, zwischen der Brenta u. dem Astico, der, allseitig vom Italienischen umschlossen, aus den 7 deutschen Gemeinden Rozzo (deutsch Roß), Roane (Roban), Asiago (Sleghe, d. h. Schlage, nämlich Waldschläge; von daher heißen die Einwohner die „Schlager“), Gallio (Ghel), Fossa (Busche), Enego (Genebe, d. h. gegen Eben) u. Giacomo di Lusiana (Lusan) besteht. Nach der Zählung von 1851 hatten diese Gemeinden in 13 Seelsorgen (zur Diözese Padua gehörend) 22,742 E. auf 7,5 □M.; die Einwohner sind bald für sitzen gebliebene Kimbern, bald für Alemannen u. Thüringer, die vor dem Frankenkönige Clodwig 496 flüchteten, bald für Nachkommen alemannischer Bergknappen, welche von den Bischöfen von Trident herbeigerufen wurden, gehalten worden. Doch dürfte sicher sein, daß das Gebiet der S. c. allmählich von der Ebene aus bevölkert wurde, u. zwar waren die ersten Einwanderer vermuthlich Hirten, Kohlenbrenner u. Holzarbeiter. In Lusiana u. Enego ist das Deutsche schon seit langerer Zeit verschollen, in den übrigen Orten wird es neben dem Italienischen, in Roane u. Rozzo durchaus als Haussprache geredet. Was die Sprache Alterthümliches hat, reicht keinesfalls höher als in das 12. u. 13. Jahrh. hinauf. Hauptort der S. c. ist Asiago, Hauptbeschäftigung der Bewohner Viehzucht, Strohflechten u. Schmuggel nach u. von Tirol. — Vgl. Schneller, „Deutsche u. Romanen in Süd-Tirol u. Venetien“ (in Petermann's „Mittheilungen“ 2c., Bd. 23, 1877).

Setúval od. Setúbal (franz. St. Yves, holländ. St. Ubes), Hafenstadt mit 13,134 E. (1864) in der portug. Provinz Estremadura; liegt an der Ria von S., in welche der Sadão mündet, u. an der Zweigbahn Pinhal Novo-S. der Linie du Sud de l'Etat a Lissabon. Die gut gebaute u. reiche Stadt hat schöne Kaie, ein Arsenal, viele Kirchen u. Klöster u. große Salzschlämmereien. Der durch eine vorliegende Barre mit schmalem Fahrwasser schwer zugängliche Hafen wird von 5 Forts vertheidigt. S. handelt vorzugsweise mit Salz (1874 führte es 1,500,000 Hl. aus) u. Wein. Auf der S. gegenüber liegenden Landzunge stand die Römerstadt Cetobriga.

Setzen, das, nennt man in der Buchdruckerei das Zusammensetzen der einzelnen Typen od. Lettern zu den Formen, wie sie dann in der Presse zum Abdruck kommen. Gewöhnlich geschieht diese Arbeit mit der Hand, doch haben sich schon seit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts viel Erfinder mit der Aufgabe beschäftigt, mechanische Setzmaschinen herzustellen, welche das Herausnehmen der Lettern aus ihren Fächern u. das Zusammenordnen derselben, auf automatische Weise durch eine Tastatur od. dgl. in Bewegung gesetzt, besorgen. Indessen sind die solcher Art konstruirten Maschinen in ihren Leistungen noch sehr unvollkommen, so daß beträchtliche Nachhülfe nöthig ist, um den Satz druckfertig zu machen, wodurch der vorher erreichte Zeitgewinn wieder verloren geht. Da ferner diese Maschinen selbst sehr kostspielig sind u. leicht in ihrem komplizirten Mechanismus schadhaft werden, ferner auch bei sehr gemischtem Satze gar nicht anwendbar sind, so haben dieselben bis jetzt das S. mit der Hand noch nirgends zu verdrängen vermocht. Eine der neuesten u. vollkommensten Setzmaschinen ist die des Engländers Mackie. Dieselbe wirkt ähnlich dem Jacquardstuhle mittels Lochkarten u. soll pro Stunde 12,000 Typen zu setzen vermögen, was etwas mehr ist, als eine klein gedruckte Spalte der „Times“ enthält.

Setzwage ist ein bekanntes Werkzeug der Maurer 2c., bestehend in einem gleichschenkligen Dreieck von Holz, von dessen Spitze bis gegen die Basis ein Loth (s. d.) herabhängt. Auf der Holzfläche ist von der Spitze bis zur Mitte der Basis die Mittellinie des Dreiecks gezogen. Stellt man das Dreieck mit seiner Basis auf irgend eine Unterlage, so ist diese nur dann horizontal (wagerecht), wenn der Faden des Lothes gerade über der Mittellinie steht.

Seume, Joh. Gottfried, deutscher Schriftsteller, geb. 29. Jan. 1763 zu Poserna bei Weißenfels als der Sohn eines Bauern, verlebte seine Jugend in dem Dorfe Knautkayn bei Leipzig, besuchte die Schule zu Borna, dann die Leipziger Nikolaischule u. begann auf der Universität zu Leipzig Theologie zu studiren. Von Zweifeln u. dem Drange nach einer anderen Zukunft gestachelt, verließ er die Universität, fiel auf einer Fußreise durch Hessen den hessischen Werbern in die Hände u. ward mit den Verstärkungen der bereits nach Amerika verkauften hessischen Truppen nach Halifax eingeschifft. Als der Krieg bald darauf zu Ende ging, kam er mit seinem Regiment als Unteroffizier zurück, desertirte in Bremen von den Hessen, ward aber kurz darauf von den Preußen ergriffen, die ihn gleichfalls wieder unter die Soldaten steckten. Durch die freundliche Theilnahme eines Bürgers von Emden von der Zwangsjacke befreit, kehrte S. nach Leipzig u. zu den Studien zurück, wurde Magister u. Hofmeister des jungen Grafen Igelström, Sohnes des russ. Gesandten in Warschau. Igelström bot ihm 1793 ein russ. Offizierspatent u. eine Stelle in seiner diplomatischen Kanzlei an. 1794 wurde S. bei der Erhebung Polens gegen die Russen gefangen genommen u. ging nach seiner Befreiung wieder nach Leipzig, wo er theils von Korrekturen, theils vom Ertrage literarischer Arbeiten lebte, dazwischen große Reisen, meist zu Fuße, machend, die er in den Werken „Spaziergang nach Syrakus“ (Lpz. 1803; neueste Ausgabe von Oesterley, Lpz. 1868) u. „Mein Sommer 1805“ (Hamb. 1806; eine Reise nach Finnland u. Petersburg schildernd) mit der ihm eigenen knorrigen Originalität darstellte.



Nr. 1985. Joh. Gottfried Seume, geb. 29. Jan. 1763, gest. 13. Juni 1810.

Von beinahe noch größerem Interesse als die genannten Reisewerke sind die „Nachrichten über die Vorfälle in Polen 1794“ (Lpz. 1796) u. das Fragment einer Autobiographie „Mein Leben“, nach S.'s Tode von Clodius beendet u. herausgegeben (Lpz. 1813). Als Dichter gab er „Gedichte“ (Lpz. 1801) u. ein Trauerspiel „Miltiades“ (Lpz. 1808) heraus. Seine poetischen Bestrebungen litten unter der eigensinnigen Nüchternheit u. trocknen Rauheit seines Wesens u. seiner Weltbetrachtung, die er als Charakterstärke innerhalb eines weichlichen Geschlechts um so trotziger festhielt, je mehr er damit Widerwillen erregte. Sein bekanntestes Gedicht ist die noch in Anthologien befindliche Erzählung „Der Hurone“. S. starb 13. Juni 1810 zu Teplitz, wo er vergeblich Heilung gesucht hatte. Seine „Sämmtlichen Werke“ (12 Bde., Lpz. 1826; neueste Ausgabe, 8 Bde., ebd. 1863) enthalten vorzugsweise S.'s autobiographische u. poetische Schriften.

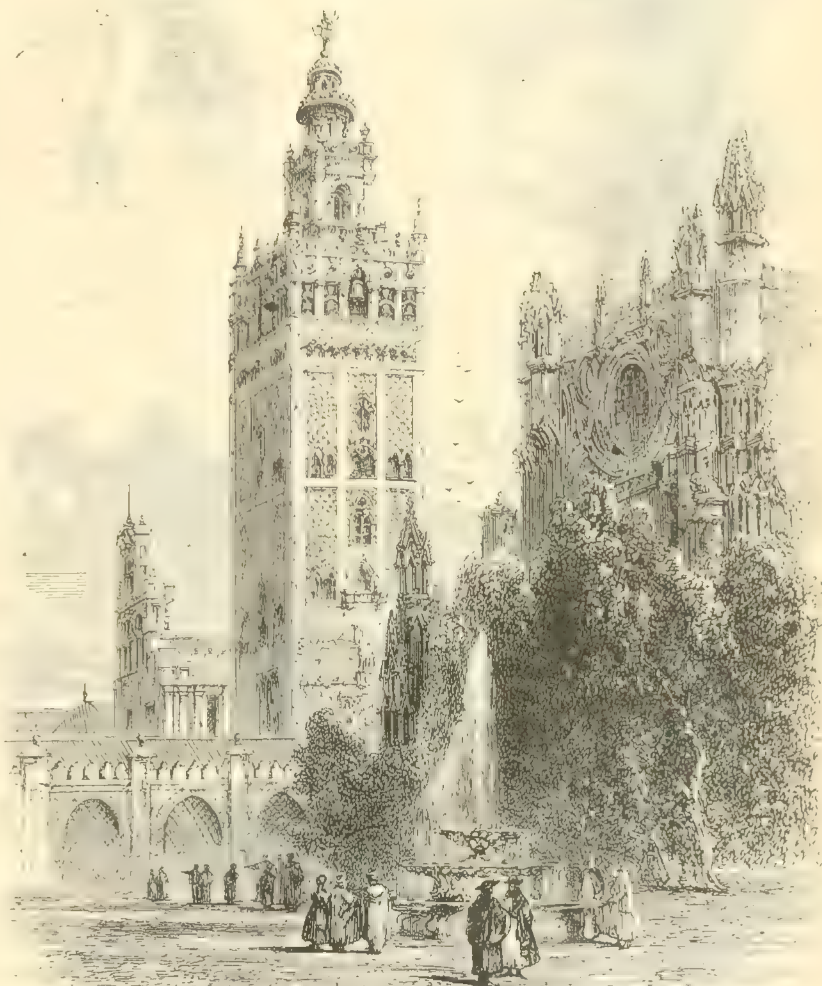
Severn (spr. Ssewwern), die Sabrina der Alten, der längste Fluß in England, der am Plinlimmon in Wales entspringt, zuerst östlich, dann nördlich fließt u. erst, nachdem er nach England übergetreten, seine allgemeine Laufrichtung nach S. u. SW. nimmt. Die S. wird bereits bei Welshpool in Wales schiffbar u. trägt schon von Gloucester an Seedampfer. Sie ist durch ein weit verzweigtes Kanalnetz mit den benachbarten Flüssen in Verbindung gebracht u. für die Schiffahrt von Bedeutung, obgleich sie ein schnell fließendes Gewässer ist u. nach heftigen Regengüssen oft großen Schaden anrichtet. Ihr größter rechter Nebenfluß

ist der Teme; links empfängt sie den Brunwy, den Stour u. den Stratford Avon. Sie mündet nach 44 M. langem Laufe in den Bristolkanal, wo ihre Ufer gegen die starken Fluten durch Eindeichungen geschützt sind.

Severus, Lucius Septimius, röm. Kaiser 193—211 n. Chr.; entstammte einer in Afrika ansässigen Ritterfamilie, machte seine Studien in Rom, wurde durch Marc Aurel zum Senator gemacht, verwaltete dann nach einander Gallien, Pannonien u. Sizilien, wurde von Commodus mit dem Oberbefehl in Germanien betraut u. nach der Ermordung des Pertinax (s. d.) von den Legionen zu Carnuntum in Pannonien zum Kaiser ausgerufen u. vom Senat als solcher anerkannt. Den im Orient zum Kaiser proklamirten Pescennius Niger, den Statthalter von Syrien, besiegte er (193), schlug seinen zweiten Nebenbuhler, Clodius Albinus, bei Lugdunum in Gallien, säuberte dann den Senat von unlauteren Elementen u. errichtete, gestützt auf seine zum Theil aus Barbaren bestehende Leibwache, eine Militärherrschaft. Nach einem siegreichen Feldzuge gegen die Parther (195) kehrte er nach Rom zurück, welches er mit prachtvollen Bauten schmückte. Er regierte mit heilsamer Strenge u. ließ seinen Günstling Plautianus, als dieser sich hatte Ausschreitungen zu Schulden kommen lassen, hinrichten (204). Im J. 208 ging er mit seinen Söhnen Caracalla u. Geta nach Britannien u. besiegte die Kaledonier, starb aber 211 zu Eboracum (York), vermuthlich von Caracalla vergiftet. — Sein Neffe Alexander **S.**, in Phönikien geb., wurde von seinem Vetter Heliogabal zum Cäsar ernannt u. erwarb sich die Liebe der Soldaten, dafür aber auch den Haß Heliogabal's, der ihn zu ermorden trachtete. Nach Heliogabal's Tode (222) wurde Alex. S. zum Kaiser ausgerufen. Er war ein strenger Regent, der Ordnung u. Gerechtigkeit liebte, den von Heliogabal eingeführten ausschweifenden syrischen Gottesdienst unterdrückte u. im Heere straffere Mannszucht zu handhaben suchte. In Staatsgeschäften folgte er dem Rathe seines erfahrenen Ministers Ulpian (s. d.); in seinen Mußestunden las er Dichter u. Philosophen. 232—34 führte er einen Krieg gegen die Perser, 235 zog er nach Germanien, wurde aber hier nebst seiner Mutter, der trefflichen Julia Mammäa, von den Soldaten ermordet.

Sévigné (spr. Sewinjeh), Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de, eine durch ihre Briefe berühmt gewordene Französin, geb. zu Paris 6. Febr. 1626; hatte wegen ihrer gelehrten Bildung u. der Anmuth ihres Wesens am Hofe Ludwig's XIII. viele Bewunderer, von denen der Marquis Henri **de S.** 1. Aug. 1644 ihr Gatte wurde. Dieser vernachlässigte sie jedoch bald u. schickte sie ein paar Jahre vor seinem Tode (er fiel 3. Febr. 1651 im Duell) nach der Bretagne. Seitdem widmete sich die Marquise hauptsächlich der Erziehung ihrer beiden Kinder Charles (geb. 1647, gest. 1713) u. Françoise Marguerite (geb. 1648, gest. 13. Aug. 1705), weshalb sie auch erst 1654 an den Hof zurückkehrte. Als die Tochter 1669 ihrem Gemahl, dem Grafen François v. Grignan, der Gouverneur der Provence geworden, dahin gefolgt war, fand die Marquise in dieser Trennung den Anlaß zu ihren vielgelesenen Briefen. Diese, in einem höchst gewandten Stil geschrieben, bekunden ein reines weibliches Gemüth, einen feinen, gebildeten Geist sowie eine zarte, leicht erregbare Phantasie u. enthalten zum Theil sehr interessante Schilderungen des damaligen Hof- u. Gesellschaftslebens. Während eines Aufenthaltes auf dem Schlosse Grignan in der Provence, wohin sie sich zur Pflege ihrer erkrankten Tochter begeben hatte, starb die Marquise 18. April 1696. Die erste Ausgabe der „Lettres de Mad. de S. à sa fille" (2 Bde.) erschien 1726 zu Rouen u. im Haag; seitdem sind diese Briefe sehr oft wieder herausgegeben worden. Vgl. Conlangis, „Mémoires de la Marquise de S." (ebd. 1820) u. Walkenaer, „Mémoires touchant la vie et les écrits de Mad. de S." (2 Bde., ebd. 1842 f.).

Sevilla (spr. Sséwilljá), punisch Hispal, röm. Hispalis, maurisch Ischbiliya), Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz; liegt am linken Ufer des von hier an für Seeschiffe zugänglichen Guadalquivir, ist Kopfstation der Bahnlinien Manzanares-Cordova-S., S.-Cadiz u. S.-Carmona u. hatte 1860: 118,298 E. S. ist Sitz der Provinzialbehörden, der Audienza real von Andalusien, eines Erzbischofs u. einer 1504 gegründeten Universität, hat ein erzbischöfliches Seminar, mehrere höhere Schulen u. Gelehrtengesellschaften, eine Pilotenschule, eine Stierkämpferschule rc. u. ist ein Waffen- u. Handelsplatz ersten Ranges. Die eigentliche Stadt ist mit einer noch von den Römern u. Mauren herrührenden Mauer umgeben, in der man 66 Thürme u. 15 Thore zählt; sie umschließt



Nr. 4986. Die Giralda in Sevilla.

ein Labyrinth enger, aber gut gehaltener Gassen, an denen meist prächtige, palastartige Häuser stehen; dieselben sind meist in maurischem Stile gebaut, mit plattem Dache, selten über 2 Stockwerke hoch, in der Mitte mit einem viereckigen Hofraum, der mit Säulengängen versehen, mit Blumenbeeten geschmückt ist u. durch einen Springbrunnen erfrischt wird. Die Fenster gehen nach dem Hofe zu; nach der Straße hat das Haus meist nur ein Balkonfenster. 7 Vorstädte, von denen die jenseit des Flusses liegende u. durch Drahtbrücken mit S. verbundene la Triana zum Theil von Zigeunern bewohnt ist, umgeben die Stadt. S. hat über 100 Plätze; die berühmtesten sind der Konstitutionsplatz (Plaza de San Francisco), die Plaza de la Encarnation (der Fleisch- u. Gemüsemarkt), die Plaza del Duque u. der Quemadero, auf dem die Auto da fé's stattfanden. Von den Gassen zeichnen sich die Calle de la Sierpe u. Calle Francos durch Schönheit aus. Von den öffentlichen Gebäuden ist bes. hervorzuheben

die von 1401—1519 erbaute Kathedrale Santa Maria de la Sede, die mit ihren 116 m langen u. 41 m hohen Schiffen u. 82 prachtvollen Fenstern eine der schönsten gothischen Kirchen ist. Sie enthält Gemälde von Murillo, hat die schönste span. Orgel, beherbergt die Grabmäler Ferdinand's des Heiligen, Alfons' X., Fernando Columbus', das Denkmal Christoph Columbus' u. unendliche Kostbarkeiten. Daneben steht die Giralda, der 114 m hohe Glockenthurm, in dem 22 harmonische Glocken hangen u. dessen letztes Stück von 32,5 m Höhe durch Fernando Ruiz dem ursprünglich maurischen Thurme 1568 aufgesetzt wurde. Bes. prächtig im Innern ist der Alcazar, ein in maurischem Stil erbauter königl. Palast; ein Prachtgebäude ist auch die Börse, von Herrera erbaut, in deren amerikanischem Archive alle Aktenstücke von der Entdeckung bis auf die neueste Zeit verwahrt werden. Erwähnung verdienen ferner die königl. Cigarrenfabrik, in welcher von etwa 1500 Personen jährlich gegen 2 Mill. Pfd. Blätter verarbeitet werden. Andere schöne Gebäude sind der dem Herzog von Montpensier gehörige Palast San Telmo, von Columbus' Sohne erbaut, ehemals Marineschule; der angeblich von Julius Cäsar erbaute dicke, zwölfseitige Thurm Torre del Oro am Guadalquivir; das Hospital de la Sangre; das große Amphitheater zu den Stiergefechten, das 18,000 Menschen faßt ꝛc. Ein altes Baudenkmal ist der von Jul. Cäsar herrührende Aquädukt, die Caños de Carmona, der auf 410 Bogen das Trinkwasser von Alcala de Guadaira herleitet. Im Museo befindet sich eine bedeutende Gemäldegalerie mit zahlreichen Werken von Murillo. Was die industrielle Thätigkeit anlangt, so hat S. Tabakfabrikation, Eisengießerei u. Gewehrfabrikation, Porzellanmanufaktur, Eisenarbeiten, Weberei u. Seifensiederei. Bedeutender ist der Handel. Die Einfuhr hatte 1873 einen Werth von 41,902,940 Frcs. u. erstreckte sich vorzugsweise auf seidene, wollene u. baumwollene Waaren, Maschinen, Metalle, Pariser Artikel, Konserven, Petroleum, Steinkohlen u. Bauholz; die Ausfuhr, im Werthe von 25,786,300 Frcs., umfaßte Blei, Kupfer, Silber, Getreide, Oel, Orangen, Wein u. Branntwein, Oliven, Kork ꝛc. Die Zahl der aus- u. einlaufenden Schiffe betrug 866 mit 60,040 Tonnengehalt. — S. war schon zur Römerzeit ein blühender Handelsplatz. Es wurde unter Cäsar röm. Kolonie u. Sitz eines Oberhofgerichts. Während der goth. u. vandalischen Herrschaft war S. Hauptstadt des südl. Spaniens. In seinen Mauern wurden die Concilia Hispalensia 590 u. 619 gehalten. Als es im 8. Jahrh. in die Hände der Araber fiel, wurde es Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs. 845 fand bei S. eine Schlacht zwischen den Mauren u. Normannen statt. 1248 ward die Stadt von dem aragonischen Könige Ferdinand III. erobert u. 1478 ward sie Sitz des ersten Inquisitionsgerichts. 1729 kam hier ein Friedens- u. Freundschaftstraktat zwischen Spanien, Frankreich u. England zu Stande. Während des Kriegs auf der Pyrenäischen Halbinsel war S. 27. Mai 1808 bis 1. Febr. 1810 Sitz der span. Centraljunta, u. 1813 flüchteten hierher die Cortez; 20.—25. Juli 1843 hatte sie ein Bombardement durch Van Halen auszuhalten. Seine Blütezeit erlebte S. unter der Herrschaft der Mauren; damals zählte es 300,000 E.; von großer Bedeutung war es dann wieder, als es im 16.—18. Jahrh. den ausschließlichen Handel mit Amerika besaß.

Sèvre (spr. Ssähw'r) heißen zwei Flüsse Frankreichs. Die **S. Nantaise** (spr. Nangtähs') kommt vom Gatine-Plateau im Departement Deux Sèvres, fließt reißend in einem tief eingeschnittenen Thale durch den wildesten Theil der Vendée u. mündet nach einem 18 M. langen, im Ganzen nordwestlich gerichteten Laufe der Stadt Nantes gegenüber in die Loire. Etwa 3 M. lang ist sie schiffbar. — Die **S. Niortaise** (spr. Niortähs') kommt aus den Bergen von Poitou im Departement Deux Sèvres, fließt in einem tiefen granitischen Thale, wird bei Niort schiffbar u. mündet, nachdem sie 22 M. lang u. im Allgemeinen westlich geflossen ist, in die Bucht von Aiguillon.

Sèvres (spr. Ssähw'r), Stadt von 6581 E. (1872) im franz. Dep. Seine et Oise, südwestlich von Paris, am linken Seineufer, über die hier eine steinerne Brücke führt, u. an der Eisenbahn Paris-Versailles. Die 1755 hier gegründete höchst berühmte Porzellanfabrik beschäftigt gegen 200 Arbeiter; das mit ihr verbundene keramische Museum enthält Geschirre aller Zeiten u. aller Völker. Seit 1875 besteht hier auch eine Mosaikschule.

Seward (spr. Sjuard), William Henry, nordamerik. Staatsmann, geb. zu Florida (Grafschaft Orange, Staat New-York) 16. Mai 1801; praktizirte seit 1823 als Advokat in Auburn, wurde 1830 Senator u. 1839 Gouverneur des Staates New-York, als welcher er u. A. auf dem Gebiete des Volksschulwesens u. öffentlichen Unterrichts reformatorisch wirkte, lehnte 1843 eine Wiederwahl ab u. kehrte zu seiner Sachwalterpraxis zurück. Seit 1849 Senator im Kongreß der Ver. St. Staaten, trat er hier an die Spitze der Freiboden- u. Antisklaverei-Partei u. erwarb sich den Ruf eines der ausgezeichnetsten Sprecher u. feinsten Politiker in der Union. Als daher Lincoln (s. d.) 1. März 1861 den Präsidentenstuhl bestiegen hatte, wurde S. von ihm sogleich zum ersten Staatssekretär, bez. Minister des Auswärtigen ernannt. Bei der Ermordung Lincoln's (15. April 1865) sollte auch S. ums Leben gebracht werden, doch kam er mit einer Verwundung davon u. führte sein Amt auch unter der Präsidentschaft Johnson's (s. d.) bis zu dessen Rücktritt im März 1869 fort. Er zog sich hierauf aus dem politischen Leben zurück, machte eine zweijährige Reise nach Südamerika, China, Japan, Indien, dem Orient u. Südeuropa u. starb zu Auburn 9. Okt. 1872. In New-York wurde ihm 1876 ein Denkmal errichtet. Er veröffentlichte „Speeches, State papers and miscellaneous works“ (4 Bde., New York 1853—62) u. das „Life of J. Q. Adams“ (ebd. 1849).

Sewastópol (Ssewastopol), Stadt von 11,083 E. (1867), an der Südwestküste der Krim, im Kreise Simferopol des südruss. Gouvernements Taurien, liegt amphitheatralisch an drei Buchten, die eine ganze Flotte aufnehmen können, u. war vor der Zerstörung 1855 einer der großartigsten Kriegshäfen Europa's. Die Stadt, die durch die Belagerung während des Krimkriegs (9. Okt. 1854 bis 8. Sept. 1855) von über 40,000 E. auf 6000 herabgekommen war, ist in neuer Entwicklung begriffen, hat prächtige Kais u. Docks u. in den Magazinen u. Werkstätten der Marinekaserne u. der Admiralität, letztere beide auf einer Insel gelegen, imposante Gebäude. Im N. der Stadt erheben sich Befestigungen, welche nicht erobert worden sind. Die Einfuhr betrug 1873 bereits wieder 599,679 Rubel, die Ausfuhr 27,114 Rubel. — S. wurde 1785 an Stelle des tatarischen Fischerdorfes Akhtiar angelegt u. großentheils aus den Trümmern der alten Stadt Chersonesos erbaut. Am 14. Juli 1788 erlitt hier die russ. Flotte durch die Türken eine Niederlage.

Sexagesima (lat., d. h. der sechzigste [Tag]) heißt im christlichen Kirchenjahr der 8. Sonntag (eigentl. also der 56. Tag) vor Ostern, der zweite Sonntag in den sog. großen Fasten. Vgl. „Septuagesima“.

Sextant ist der sechste Theil eines Kreises. Manche astronomische u. nautische Winkelmeßinstrumente, deren getheilter Limbus etwa den sechsten Theil eines Kreises umfaßt, heißen auch S.en, s. „Spiegelsextant“.

Sexte, entweder der sechste Ton von einem angenommenen Grundton aus, od. ein Intervall von sechs Stufen. Als letzteres wird die S. gebraucht als klein od. groß, in welchen Fällen sie konsonirend ist, u. als übermäßig, wo sie dann dissonirend ist. Die kleine S. besteht aus drei ganzen u. zwei großen halben Tönen (e-c, fis-d ꝛc.), die große S. aus vier ganzen Tönen u. einem großen halben Ton (d-h, es-c ꝛc.), die übermäßige S. aus fünf ganzen Tönen (f-dis, c-gis ꝛc.). — Sextakkord ist die erste Umkehrung eines jeden Dreiklangs, bei welcher die Terz in den Baß gelegt wird, u. von diesem Basse aus die Quinte als Terz u. der Grundton als S. erscheint.

Sextett (ital. Sestetto, franz. Sextuor), ein Tonstück für sechs obligate Instrumental- od. Vokalstimmen.

Sexualsystem, s. „Geschlecht“.

Seychellen (spr. Ssaischellen od. Mahé-Inseln), ostafrikan. Inselgruppe im Indischen Ozean, zum brit. Gouv. Mauritius gehörig, unter 55° östl. L. von Greenwich u. zwischen 4 u. 6° südl. Br., 4,8 □M. groß mit 11,082 E., worunter über 2000 Eingeborene; die Mehrzahl bilden Neger. Es sind 12 größere u. 17 kleinere, zum Theil hohe Granitinseln, die sich auf einer Korallenbank erheben, zum Theil niedrige Koralleninseln mit gesundem Klima, in botanischer u. faunischer Hinsicht mit Madagascar u. den Mascarenen am meisten in Beziehung stehend. Herrlich bewachsen, reich bewässert werden sie zum Anbau von Baumwolle, auch von Zuckerrohr benutzt; nur hier wachsen die Seekokospalmen, deren Früchte unter dem Namen maledivische Nüsse bekannt sind. Das umgebende Meer ist reich an Fischen u. Schildkröten, darunter schöne Caretschildkröten; Guano liegt hier in größter Menge. Der sehr bedeutende Handel konzentrirt sich auf der Hauptinsel Mahé, 3,1 □M. groß, aus einer Gruppe steiler Granitberge bestehend, deren höchster, Morne Blanc, fast 800 m. erreicht. Hauptort u. Sitz der Behörde ist Port Victoria an der Ostküste. Die Inseln sind 1742 von dem Franzosen Seychelles entdeckt, 1744 in Besitz genommen, seit 1770 kolonisirt u. als Deportationsort benutzt, 1811 aber von den Engländern in Besitz genommen u. 1814 definitiv an sie abgetreten worden.

Seydelmann, Jakob Crescentius, Maler, geb. zu Dresden 25. Juni 1750; bildete sich daselbst unter Canaletto (d. Jüng.) u. Casanova u. ging dann nach Rom, wo er auf den Gedanken kam, sich für seine Zeichnungen des braunen Saftes der Sepia (s. d.) zu bedienen, den er mit Biester vermischte. In dieser bald sehr beliebt gewordenen Technik fertigte er eine Menge von Zeichnungen. Obgleich (seit 1782) Professor an der Akademie in Dresden, hielt er sich doch

meist in Italien auf. Dort wie in Dresden kopirte er viel in Sepia nach Rafael u. anderen Meistern, am schönsten wol die „Nacht" von Correggio im Dresdener Museum. Auch viele Portraits lieferte er in dieser Technik. Er starb in Dresden 27. März 1829.

Seydelmann, Karl, berühmter Schauspieler, geb. zu Glatz (Schlesien) 24. April 1795, sollte zwar Jura studiren, widmete sich aber aus Talent u. Neigung der Bühne, trat zuerst auf dem Privattheater des Grafen v. Herberstein in Grafenort auf, spielte dann in Breslau, Graz, Wien, Preßburg, Olmütz u. Prag, in welch letzterer Stadt er 1820 zuerst fest engagirt wurde u. seinen Ruf begründete. Später ging er nach Kassel, von da nach Darmstadt u. 1829 nach Stuttgart, wo er auch Regisseur u. Vorsteher der Dramaturgischen Lehranstalt wurde. Nachdem er, wie 1831 in Wien, 1835 u. 1837 auch in Berlin mit außerordentlichem Erfolg gastirt hatte, nahm er 1838 ein festes Engagement am dortigen Hoftheater an u. starb das. 17. März 1843. In Berlin erreichte S., der im Hochtragischen u. Hochkomischen gleich groß war, den Zenith seiner Berühmtheit; insbes. machte sein „Mephisto" die größte Sensation, u. mehr od. minder haben ihm auch alle späteren Darsteller dieser von S. eigentlich erst für die Bühne geschaffenen Rolle dieselbe nachgespielt. — Vergl. Rötscher, „S.'s Leben u. Wirken" (Berl. 1845).



Nr. 4987. Karl Seydelmann (geb. 24. April 1795, gest. 17. März 1843).

Seydlitz, Friedrich Wilhelm v., berühmter preuß. General, geb. zu Kalkar bei Kleve 3. Febr. 1721; diente seit 1738 in der preuß. Reiterei, that sich in den Schlesischen Kriegen zu öfteren Malen aufs Rühmlichste hervor u. erhielt nach dem gelungenen Handstreich, den er 19. Sept. 1757 von Erfurt aus gegen Gotha, bez. gegen den Prinzen von Soubise u. die franz. Generalität, ausgeführt hatte, als Generalmajor das Kommando über die gesammte preuß. Kavallerie. Die Schlacht bei Roßbach (5. Nov. 1757) entschied er fast ganz allein, wofür er zum Generalleutnant u. Inhaber des Kürassier-Regiments Rochow ernannt wurde. In die Schlacht bei Zorndorf (25. Aug. 1758) griff er so erfolgreich ein, daß er nicht blos die verlorenen Kanonen wieder eroberte, sondern auch noch 120 feindliche dazu u. 20 Fahnen nahm. Bei Hochkirch konnte er nur den Rückzug ermöglichen. Der Verlust der Schlacht bei Kunersdorf, in der er auf des Königs Befehl seine Stellung ändern mußte, führte eine Spannung zwischen S. u. Friedrich d. Gr. herbei, infolge deren S. an dem Feldzuge von 1760 nicht Theil nahm, doch half er Berlin gegen Tettenborn u. Lascy vertheidigen. 1761 u. 1762 dem Heere des Prinzen Heinrich in Sachsen beigegeben, bedeckte er sich nam. in der Schlacht bei Freiberg mit neuem Ruhm. Nach dem Frieden ward er Inspektor aller Reiterregimenter in Schlesien u. sein in Ohlau garnisonirendes Regiment der Mittelpunkt des Unterrichts für die Kavallerie von ganz Europa. Seit 1767 General der Kavallerie, starb S. zu Ohlau 7. Nov. 1773. Seine Leiche wurde im Garten seines Gutes Minkowski bei Namslau (Schlesien) bestattet; sein Andenken verherrlichen Monumente in Berlin (auf dem Wilhelmsplatze) u. in Kalkar. Vgl. Wittich, „Der Reitergeneral F. W. v. S." (Düsseld. 1861).

Seyfried, Ignaz, Ritter v., Komponist, Theoretiker u. musikalischer Schriftsteller, geb. zu Wien 15. Aug. 1776; wurde im Klavierspiel durch Mozart u. dann durch Koželuch, im Generalbaß vom Organisten Haydn unterrichtet, studirte seit 1792 die Rechte in Prag u. Wien, trieb aber daneben eifrig musikalische Studien, nam. in Wien unter Albrechtsberger, u. widmete sich schließlich, nachdem Peter Winter in Wien mehrere seiner Opern zur Aufführung gebracht hatte, ganz der Musik. 1797—1828 war er Kapellmeister am Theater an der Wien u. schrieb in dieser Stellung zahlreiche Einlagestücke u. Musiken zu Schau- u. Trauerspielen, Possen, Spektakelstücken &c., aber auch viele Opern u. Singspiele (z. B. „Der Löwenbrunn", „Die Samniterinnen", „Die Druiden", „Cyrus", „Die Ochsenmenuett" &c.) u. Melodramen (darunter bes. „Die Waise u. der Mörder"). 1828 zog er sich vom Theater zurück u. starb zu Wien 26. Aug. 1841. Von seinen Kompositionen haben sich nur die Kirchensachen, deren viele gedruckt sind, erhalten, während die Opern u. Singspiele sowie die Sinfonien, Kammermusiksachen, Konzerte &c., so Gutes sie auch enthalten, in Vergessenheit gerathen sind. Auch schrieb er viele gediegene Aufsätze u. Abhandlungen für musikalische Zeitschriften.



Nr. 4988. Seydlitz-Denkmal in Berlin.

Seymour (spr. Sihmörr), eine alte engl. Adelsfamilie, die ihren Ursprung von den St. Maurs in der Normandie ableitet, in der Geschichte aber erst zu Anfang des 16. Jahrh. mit Sir John S., Sherif von Somerset u. Dorset, auftritt, dessen Tochter Jane 1536 die dritte Gemahlin König Heinrich's VIII. u. dessen ältester Sohn Edward Herzog v. Somerset (s. d.) u. Protektor des Reichs wurde. Weiterhin machten sich berühmt: Sir Edward S., ein bedeutender Redner, erhob als Mitglied des Parlaments 1667 die Anklage gegen den Lordkanzler Clarendon, war 1673 u. 1678 Sprecher des Unterhauses, betheiligte sich, obgleich Tory, 1688 an der Revolution u. starb 1707 in hohem Alter. Sein gleichnamiger Enkel erbte nach dem Aussterben der Herzöge von Somerset deren Titel; sein zweiter Sohn, Popham S., erbte die großen Besitzungen seines Vetters, des Grafen von Conway, in Irland u. nannte sich seitdem **S.-Conway.** Da derselbe 1699 kinderlos starb (er ward im Duell getödtet), beerbte ihn der dritte Bruder, Francis S., der 1703 den Titel Lord Conway erhielt u. 1732 starb. Francis **S.-Conway,** älterer Sohn des Letztgenannten, geb. 1719, bekleidete mehrere hohe Staatsämter, wie bes. seit 1765 das eines Vizekönigs von Irland, wurde 1750 zum Grafen v. Hertford u. 1793 zum Grafen v. Yarmouth u. Marquis v. Hertford erhoben u. starb 14. Juni 1794. Henry **S.-Conway,** Bruder des Vorigen, geb. 1720, gest. 1795; that sich als General u. Staatsmann hervor, befehligte insbes. 1761 die engl. Hülfstruppen im Heere des Prinzen Ferdinand von Braunschweig, ward 1765

Staatssekretär u. später Feldmarschall. — Francis Charles S.-Conway, dritter Marquis v. Hertford, geb. 1777, gest. 1842, durch schwelgerisches Leben u. niedrigen Charakter mehr berüchtigt als berühmt, war ein Günstling Georg's IV. — Sir George Hamilton S.-Conway, Enkel des Francis S.-Conway, geb. 1797; betrat 1817 die diplomatische Laufbahn u. erhielt, nachdem er bereits seit 1835 Gesandter in Brüssel u. seit 1847 in Lissabon gewesen, 28. April 1851 den Gesandtschaftsposten in Petersburg, wo er mit dem Kaiser Nikolaus jene Unterhandlungen über die Theilung der Türkei führte, die dann nach ihrer Veröffentlichung im Blaubuche so großes Aufsehen machten. Infolge des Ausbruchs des Krieges zwischen den Westmächten u. Rußland kehrt S. nach England zurück, von wo er im Dez. 1855 als Gesandter nach Wien ging. Hier unterzeichnete er 1. Febr. 1856 das Wiener Protokoll mit. Im April 1858 abberufen, lebt er seitdem in Ruhestand. — Sir Michael S., Sohn des 1834 verstorbenen gleichnamigen Contreadmirals, geb. 3. Dez. 1802, dient seit 1818 gleichfalls in der engl. Flotte. Seit 1853 Contreadmiral der Blauen Flagge, ward er im Febr. 1854 als Stabschef für die gegen Rußland gerichtete Expedition dem Admiral Napier beigegeben; als er 1855 einen bei Kronstadt aufgefundenen Jacobi'schen Torpedo besichtigte u. untersuchte, explodirte derselbe; hierbei erhielt S. eine so schwere Verwundung, daß er um ein Auge kam. Im nächsten Jahre ging er zur Uebernahme des Generalkommandos der brit. Seestation Ostindiens nach den chines. Gewässern, wo er, nachdem er für die einem engl. Schiffe widerfahrenen Insulte vergeblich Genugthuung gefordert hatte, 24. Okt. die Feindseligkeiten gegen Kanton begann u. 3.—4. Nov. diese Stadt bombardiren ließ. 1859 ward S. Mitglied des Unterhauses u. 1863 Vizeadmiral der Rothen Flagge.

Sforza, berühmtes ital. Geschlecht, welches von 1447—1535, wenn auch mit Unterbrechungen, das Herzogthum Mailand beherrschte. Der Stifter desselben, Giacomuzzo Attendolo, geb. 1369 als Sohn eines armen Landmannes in Cotignola bei Rom, nahm Kriegsdienste u. erhielt von seinen Kameraden den Beinamen Sf. (d. h. der Zwinger), den er dann beibehielt. Er erwarb Ruhm u. Reichthum als Condottieri in den Kämpfen für Florenz, für die Este's, für Ladislaus von Ungarn, für Johanna II. von Neapel u. eben so für ihren Gegner Ludwig von Anjou, u. starb 1424. — Sein natürlicher Sohn, Francesco Sf., geb. 1401, erfand eine neue Art des Artilleriekampfes u. trat bald als stets siegreicher Condottieri auf in den Kämpfen für Mailand, Lucca, den Papst Eugen IV., der ihn zum Markgrafen von Ancona erhob, endlich von 1437—41 an der Spitze einer Liga von Venedig, Florenz u. dem Papste gegen Mailand. 1441 vermählte er sich mit Bianca, der Tochter des Herzogs Filippo Maria Visconti von Mailand, u. wurde nach dem Tode des Schwiegervaters durch Bekämpfung der schnell entstandenen Republik 1450 Herzog. Er starb 1465. Da sein ältester Sohn, Galeazzo Maria, schon 1476 ermordet wurde, übernahm sein vierter Sohn, Ludovico il Moro, geb. 1451, Anfangs für den unmündigen Erben jenes, Giovanni Galeazzo, seitdem dieser aber 1494 an Gift gestorben war, als selbständiger Herzog die Regierung — gerade als Karl VIII. von Frankreich auf seine Lockung nach Italien gekommen war, um Neapel zu erobern. Durch Pflege des Landbaues, der Seidenraupenzucht, des Handels, der Schulen, der Wissenschaften u. der Künste suchte er das Verbrechen seiner Thronbesteigung in Vergessenheit zu bringen. Ludwig XII. von Frankreich, ein Enkel von Valentine Visconti u. mit Venedig im Bunde, vertrieb ihn 1499. Wol kehrte er im Januar 1500 wieder zurück, aber im April von den Schweizern bei Novara verlassen, gerieth er in des Königs Hand u. starb 1508 in dem Thurm von Loches in der Touraine. Sein älterer Sohn Massimiliano empfing zwar im Dez. 1512 von den Schweizern nach der Vertreibung der Franzosen die Schlüssel von Mailand, wurde aber schon 1515 nach der Niederlage bei Marignano von Franz I. nach Frankreich entführt, wo er 1530 als Gefangener starb; der jüngere Sohn, Francesco Maria, von deutschen Landsknechten Karl's V. 1521 zurückgeführt, starb 1535 am 24. Okt. als letzter Herzog von Mailand aus der Familie Sf. — Eine Nebenlinie, welche von Francesco's I. Bruder Alessandro († 1473) stammte u. 1445 die Herrschaft Pesaro erhielt, starb 1515 aus. Eine andere, von Francesco's Bruder Bosio († 1476) stammend, erwarb 1439 die Herrschaft Santa Fiora, verkaufte 1633 ihre Landeshoheit an Toscana, nannte sich seitdem **Sf.-Cesarini** u. blüht noch.

Sforzando od. Sforzato (ital.), abgekürzt sfz. od. sf., in der Musik eine Vortragsbezeichnung, um anzuzeigen, daß die mit dem Zeichen versehene Note mit Nachdruck, Schärfe u. Heftigkeit intonirt werden soll. Ziemlich gleichbedeutend, aber gewöhnlich mehr auf das verstärkte Angeben einer Reihe von Tönen bezogen, ist Rinforzando od. Rinforzato (abgek. rfz. od. rf.).

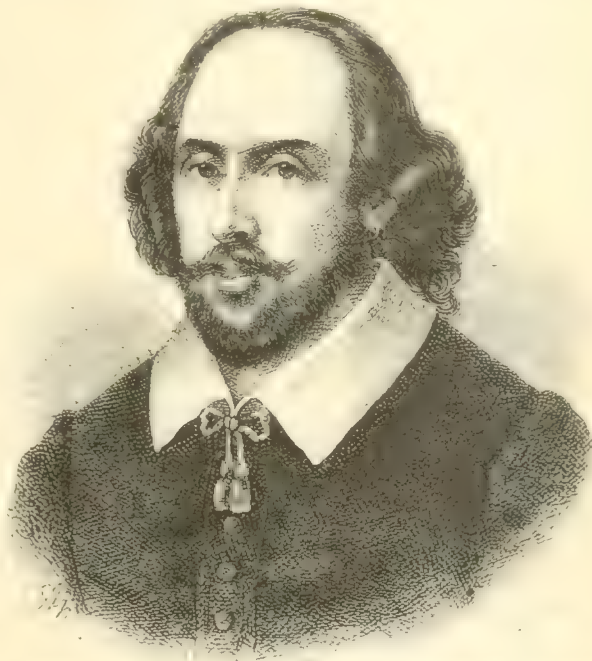
Sgraffito od. Kratzmalerei, franz. manière égratignée, eine Art einfarbiger Putzdekoration, die dadurch hervorgebracht wird, daß man eine Wand zunächst mit einem schwarzen, braunen od. überhaupt dunklen Grunde versieht, den man mit einer dünnen weißen Mörtelschicht überzieht. Auf diese letztere trägt man die Zeichnung u. hebt auf den Konturen u. Schraffirungen derselben die weiße Tünche mit einem Messer od. Griffel hinweg, so daß der dunkle Grund in Linien zum Vorschein kommt. Diese für Außendekoration sehr dauerhafte Technik wurde bes. in Italien im 16. Jahrh. vielfach angewandt u. ist in neuerer Zeit wieder in Aufnahme gekommen, so von Walther am königl. Schlosse in Dresden.

Shaftesbury (spr. Schäbtsbörri), Anthony Ashley-Cooper (spr. Aeschli-Kuhper), erster Graf v., engl. Staatsmann, geb. in der Grafschaft Dorset 22. Juli 1621 als Sohn des Sir John Cooper auf Rockbourne aus dessen Ehe mit einer Erbtochter der Ashleys; studirte die Rechte u. trat bereits 1640 ins Unterhaus. Bei Ausbruch des Bürgerkrieges von der Hofpartei als Vermittler zurückgewiesen, ging er zur Parlamentspartei über, für die er auch mit Glück die Waffen führte, entzweite sich aber nach der Auflösung des Langen Parlaments mit Cromwell u. diente mit Monk (s. d.) der Sache der Reaktion. Zum Lohn dafür ernannte ihn dann Karl II. zum Lordleutnant von Dorset u. 1661 als Lord Ashley zum Peer. Bald darauf bildete er zwar im Oberhause eine Oppositionspartei, doch ließen ihn sein unruhiger Charakter u. Mangel an Vermögen schon nach Kurzem sich wieder der Regierung zuwenden. Seit 1669 Erster Lord des Schatzes in dem berüchtigten Ministerium Cabal (s. d.) u. 1672 zum Grafen v. Sh. u. zum Lordkanzler erhoben, war er es selbst, der im März 1673 die auf Wiederherstellung des Katholizismus u. Absolutismus gerichteten Intriguen jenes Ministeriums im Oberhause plötzlich enthüllte. Hierauf ging er offen zur Volkspartei über u. unterstützte die Einführung der Testakte. Im Nov. 1673 von seinem Amte entfernt, ward er nun das Haupt der parlamentarischen Opposition. Den Hofleuten zum Trotz im März 1679 zum Präsidenten des Staatsraths ernannt, brachte Sh. die Habeas-Corpus-Akte (s. d.) zu Stande, ward aber nach der Rückkehr des Herzogs v. York, dessen Ausschließung von der Thronfolge er, weil derselbe Katholik war, betrieben hatte, entlassen. Hierauf (Febr. 1680) klagte er den Herzog vor dem Gericht der Kings-Bench als widerspenstigen Papisten an u. verband sich, als die Ausschließungsbill verworfen worden, mit dem Herzog v. Monmouth, um sich eintretenden Falls der Thronfolge York's mit Waffengewalt zu widersetzen. Wegen dieser Umtriebe verhaftet u. des Hochverraths angeklagt, wurde er von der Jury freigesprochen. Nun betheiligte er sich an der sog. Kornbodenverschwörung (Rye-house-plot); da sich aber die Ausführung des Anschlags verzögerte, fürchtete er für seine Sicherheit u. floh 1682 nach Amsterdam, wo er 2. Jan. 1683 starb. In der Literaturgeschichte ist Sh. vornehmlich als der Gönner u. Freund Locke's bekannt. Aus Familienpapieren gab Martyn seine „Memoirs" heraus (Lond. 1837); eine neue Ausgabe derselben mit einer Sammlung seiner Briefe u. Reden veranstaltete Christie (ebd. 1860); vgl. auch die von Christie verfaßte „Lebensbeschreibung Sh.'s (2 Bde., ebd. 1871). — Anthony Ashley Cooper, dritter Graf **v. Sh.**, Enkel des Vorigen, geb. zu London 26. Febr. 1671; erhielt eine gelehrte Erziehung, ganz nach Locke's Grundsätzen, lebte 1686—89 auf Reisen, nam. in Italien u. Frankreich, setzte dann seine Studien fort u. nahm 1694 eine Wahl ins Unterhaus an, wo er für Erhaltung u. Vermehrung der Volksfreiheit zu wirken suchte. 1698 veranlaßte ihn seine geschwächte Gesundheit, einen längeren Aufenthalt in Holland zu nehmen. Zurückgekehrt, erbte er von seinem Vater (gest. 10. Nov. 1699) den Grafentitel, trat aber erst nach einigem Zögern ins Oberhaus. Hier bethätigte er sich als ein treuer Anhänger König

Wilhelm's III. bis zu dessen Tode, nach welchem er sich aus dem öffentlichen Leben zurückzog. Er starb zu Neapel 15. Febr. 1713. Sh. war zugleich einer der bedeutendsten philosophischen Schriftsteller, aus dem alle großen Geister des 18. Jahrh. die kräftigste Nahrung gezogen haben. Schon als 20jähriger Jüngling schrieb Sh. eine Abhandlung über die Tugend, die der Deist Toland wider seinen Willen veröffentlichte. Dann erschienen mehrere Flugschriften von ihm, Briefe über religiöse Schwärmerei, Schriften über die Moralisten u. den gesunden Menschenverstand u. ein Selbstgespräch. Von durchgreifender Wirksamkeit aber wurden seine Schriften erst, als sie Sh. unter dem Titel „Characteristics of men, manners, opinions, times“ (3 Bde., Lond. 1713; beste Ausg. 1773) gesammelt u. mit Erläuterungen versehen herausgab (deutsch von Hölty u. Benzler, 3 Bde., Lpz. 1776—79). Nach Sh.'s Tode wurden auch seine „Letters written by a nobleman to a young man at the university“ herausgegeben. S. auch v. Gizycki, „Die Philosophie Sh.'s“ (Lpz. 1876). — Anthony Ashley-Cooper, siebenter Graf **v. Sh.**, geb. 28. April 1801; führte bis zu seines Vaters Tode (2. Juni 1851) den Titel eines Lords Ashley, studirte in Oxford u. erhielt schon in seinem 24. Jahre einen Sitz im Unterhause, wo er sich den Tories anschloß, ward 1828 unter Wellington Mitglied des Ind. Kontrolamtes u. 1834 im Ministerium Peel Erster Lord der Admiralität, trat aber im April 1835 mit dem Premier zurück u. verstärkte mit diesem die Opposition gegen das Kabinet Melbourne. Seitdem begann seine werkthätige u. unermüdliche Fürsorge für den Arbeiterstand; es sei nur erinnert an seine Bestrebungen im Interesse der arbeitenden Kinder in den Bergwerken u. Fabriken, an die bereits 1847 angenommene „Faktoreibill“ behufs Herabsetzung der Arbeitszeit für die jungen Arbeiter auf 10 Stunden, an die von ihm gegründeten Armenschulen, an die von ihm u. anderen Menschenfreunden errichteten „Arbeiterstädte“ ꝛc. Ueberdies ist er Mitglied fast aller Londoner Wohlthätigkeitsvereine, der Bibelgesellschaft u. des Protest. Bundes. Seit Juni 1851 Mitglied des Oberhauses, gewann er auch großen Einfluß auf die Evangel. Partei der engl. Kirche. Als Schriftsteller hat er nam. gediegene Aufsätze über soziale u. industrielle Fragen in die „Quarterly review“ u. andere Zeitschriften geliefert.

Shakers (spr. Schehkers, d. h. Schütteler), ein Zweig der Quaker (s. d.), zunächst aus der Sekte der Jumpers (s. d.) hervorgegangen u. um 1774 von der „Seherin“ Anna Lee (s. d.) in Nordamerika gestiftet. Nach dem Tode der Anna Lee erhielt sich die Sekte unter der Leitung eines John Whitaker u. nach dessen Tode (1787) unter John Meacham bis ins 19. Jahrh. Noch jetzt zählen sie ca. 6—7000 Anhänger in 18 Dörfern, hauptsächlich im Staate New-York, wo sich auch ihr Mittelpunkt, der „Berg Libanon“, befindet. Zu den Pflichten der Sh., die sich nur durch freiwillige Zuzügler vermehren, gehört strenge Keuschheit, gemeinsame Arbeit (bes. Acker- u. Gartenbau) u. Gütergemeinschaft. In den gemeinsamen Wohnungen sind beide Geschlechter (abgesehen vom Speisezimmer) durchaus getrennt. In ihrer Lehre folgen sie fast ganz den Quäkern, nur daß sie sich als die „Reinen“ u. in fester Erwartung der nahen Wiederkunft Christi strenger von der übrigen Welt abschließen u. behufs der Kirchenzucht u. der Beichte dem Amte der Aeltesten u. Heiligen unterwerfen. Der Name „Schütteler“ rührt von der eigenthümlichen Form ihrer Gottesdienste her; derselbe besteht in einem Schütteln der Glieder, welches sich (unter Begleitung von Gesang) von feierlichen Verbeugungen bis zu einem wilden Tanzen u. Springen steigert u. theils das Erzittern vor dem göttlichen Zorn, theils die Freude über die Erlösung kundgeben soll.

Shakespeare (spr. Schähkspiehr), William, nach der schwankenden Orthographie seiner Zeit auch Shakspeare, Shakespere, Shakspere geschrieben (die erstere Namensform wird meist vorgezogen, weil in ihr die Ethymologie des Namens „Speerschüttler“ am deutlichsten hervortritt), einer der größten Dichter aller Zeiten, nam. als Dramatiker von hervorragendster Bedeutung; wurde im April (nach gewöhnlicher Tradition 23. April) 1564 zu Stratford am Flusse Avon geb. u. empfing am 26. April die Taufe. Sein Vater, John Sh., war ein angesehener Bürger dieser Stadt u. bekleidete mehrmals städtische Ehrenämter; er lebte von der Bewirthschaftung seines Grundbesitzes u. scheint auch zeitweilig städtische Gewerbe betrieben zu haben, die sich mit der Landwirthschaft in Verbindung bringen ließen; seine Mutter Mary, geb. Arden, stammte aus einer altangesehenen Familie. Von Sh.'s Leben, nam. auch von seinen Jugendjahren, wissen wir sehr wenig; es läßt sich jedoch vermuthen, daß er als Knabe die Schule seiner Vaterstadt besuchte u. dort den Grund zu seiner Bildung legte. Eine eigentlich gelehrte Bildung, wie Marlowe, Ben Jonson u. andere Dichter der Zeit, besaß er nicht; seine Kenntnisse in den neueren Sprachen hat er sich offenbar erst in einer späteren Lebensepoche erworben. Nach dem Austritt aus der Schule unterstützte er, wie es scheint, seinen Vater in der Ausübung seiner Geschäfte. Das nächste urkundlich beglaubigte Ereigniß in Sh.'s Leben ist die Verheirathung des 18jähr. Jünglings mit der 8 Jahre älteren Anne Hathaway (Nov. od. Dez. 1582). Im Mai des folgenden Jahres wurde ihm eine Tochter, Susanne, im Anfang des J. 1585 ein Zwillingspaar, Hamnet u. Judith, geboren. Nicht lange darauf aber verließ Sh. seine Familie u. begab sich nach London. Der Beweggrund zu dieser Uebersiedelung war einer glaubwürdigen alten Nachricht zufolge sein Hang zur Poesie u. Schauspielkunst, der vermuthlich durch wandernde Schauspielertruppen zuerst erregt wurde.



Nr. 4989. William Shakespeare (geb. 23. April 1564, gest. 23. April 1616).

Weniger wahrscheinlich ist die Nachricht, daß er fliehen mußte, weil er sich die Feindschaft eines Edelmanns, Thomas Lucy, durch Wilddiebstähle u. außerdem durch Spottverse zugezogen hatte. Jedenfalls wurde London jetzt für eine lange Reihe von Jahren des Dichters ständiger Aufenthaltsort, nur von Zeit zu Zeit besuchte er einmal seine Angehörigen. Die häufig ausgesprochene Vermuthung, daß Sh., nachdem er Stratford verlassen, nicht gleich in London seinen Aufenthaltsort nahm, sondern vorher vielleicht als wandernder Schauspieler den Kontinent bereist habe, ist bis jetzt nicht durch hinlängliche Beweisgründe unterstützt. In London sah sich Sh. in den politischen u. geistigen Mittelpunkt des in mächtigem Aufschwunge begriffenen Königreichs, in ein buntes, vielbewegtes Treiben versetzt; dabei hatte London damals noch den poetischen Charakter einer mittelalterlichen Stadt, es war noch nicht „eine mit Häusern überdeckte Provinz“, in welcher unter dem betäubenden Lärm des Geschäftslebens die Persönlichkeit des Einzelnen verschwindet. Unter den geistigen Genüssen, welche die Hauptstadt bot, stand schon zur Zeit von Sh.'s Ankunft das Theater in erster Linie. Es gab mehrere Bühnen, welche von Vornehm u. Gering eifrig besucht waren, u. an welchen talentvolle, hochstrebende Männer als Schauspieler od. Dichter, oft auch als Schauspieler u. Dichter in einer Person wirkten. Sh. schloß sich wahrscheinlich sogleich der Schauspielertruppe an, mit welcher er sein ganzes übriges Leben hindurch verbunden blieb. Diese Truppe war schon damals berühmt, sie hatte sich 1575 eine eigene Bühne, das Blackfriars-Theater, errichtet u. zählte James Burbadge, einen der bedeutendsten Schauspieler der Zeit, zu ihren Mitgliedern. Welche Stellung Sh. Anfangs beim Theater bekleidete, ist ungewiß; die späte Nachricht,

daß es zuerst sein Amt gewesen sei, während der Vorstellung die Pferde der theaterbesuchenden Edelleute zu hüten, ist sehr unwahrscheinlich; vermutlich spielte er anfänglich unbedeutendere Rollen u. wurde nebenher damit beschäftigt, Theaterstücke für den Gebrauch der Bühne zurecht zu stutzen. Soviel aber ist sicher, daß sich sein überlegenes Genie bald Bahn brach. Bestimmte Beweise für seine Berühmtheit als Dichter liegen freilich erst aus einer etwas späteren Zeit vor; 1598 wird er von Francis Meres den größten Dichtern des Alterthums an die Seite gestellt, 1599 wird er von Weever in einem begeisterten Lobgedichte gefeiert, u. in demselben Jahre glaubte ein spekulativer Buchhändler einer Sammlung von Gedichten dadurch einen größeren Absatz verschaffen zu können, daß er fälschlich Sh.'s Namen auf den Titel setzte. Daß Sh. mit den geistigen Größen des damaligen London in freundschaftlichem Verkehr stand, können wir wol annehmen: nam. scheint er mit Burbadge, den er auch in seinem Testament bedachte, mit dem Künstler Inigo Jones u. mit John Floris, einem gründlichen Kenner der neueren Sprachen, in freundschaftlichem Verkehr gestanden zu haben; seine Beziehungen zu Ben Jonson sind unklar, sie scheinen mehrfach durch Zerwürfnisse getrübt



Nr. 4990. Shakespeare's Geburtshaus in Stratford.

gewesen zu sein. Nach späteren Berichten erfreute er sich auch der besonderen Gunst der Königin Elisabeth, die ihn persönlich zur Abfassung des Lustspiels „Die lustigen Weiber von Windsor" veranlaßt haben soll. Die spärlichen Berichte der Zeitgenossen über Sh.'s Londoner Leben u. Treiben lassen sich auch aus den Werken des Dichters nicht ergänzen. Wir erfahren aus denselben weder Etwas über seinen Lebensgang, noch über seine politischen, religiösen u. sonstigen Ansichten. Es liegt darin ein wesentliches Moment seiner dichterischen Größe, daß in seinen Dramen nirgends der Dichter selbst von der Bühne herab zu uns spricht; dadurch, daß er stets Eins ist mit den Gestalten, die er uns vorführt, verleiht er ihnen eine Fülle des regsten dramatischen Lebens, enthüllt uns mit wunderbarer Meisterschaft die verborgensten Triebfedern ihres Handelns, während er selbst in tiefes Dunkel gehüllt bleibt. In den Sonetten, in welchen der Dichter selbst unmittelbar zu uns spricht, sind die persönlichen Beziehungen für uns zur Zeit unverständlich, u. so sind alle Versuche, aus Sh.'s Werken etwas Näheres über die Person des Dichters zu ermitteln, kläglich gescheitert. Die Chronologie seiner dichterischen Thätigkeit ist ebenso dunkel wie die Geschichte seines Lebensganges; die meisten seiner Dramen erschienen erst dann im Buchhandel, als sie schon durch die scenische Darstellung berühmt geworden waren, manche sogar erst nach dem Tode des Dichters, so daß wir aus dem Datum des Drucks nicht auf die Abfassungszeit schließen können. Ebenso geben die Anspielungen der Zeitgenossen sowie die Hinweisungen auf Zeitereignisse in den Dramen selbst nur sehr unsichere Auskunft. Auch aus der Sprache, der Verskunst u. dem Gedankengehalte seiner Werke Schlüsse auf die Abfassungszeit sowie auf den Entwicklungsgang des Dichters zu ziehen ist mißlich, da wir vermuthen dürfen, daß uns viele Jugenddramen erst in der überarbeiteten Gestalt vorliegen, die ihnen der Dichter in späteren Jahren gegeben hat. Soviel können wir jedoch erkennen, daß in der dichterischen Thätigkeit Sh.'s drei Perioden zu unterscheiden sind, die erste bis ca. 1595, die zweite von 1595 bis ca. 1602, die dritte von da bis zu Sh.'s Tode reichend. In die erste Periode gehört ohne allen Zweifel der „Titus Andronicus" (1587 od. 1588), der mit seiner schwülstigen Sprache, seinen gehäuften Blut- u. Greuelscenen überall an die Manier der damaligen Mode-Dramatiker erinnert, aber doch an einzelnen Stellen so unverkennbare Spuren echt Sh.'schen Geistes zeigt, daß man nicht berechtigt ist, wie mehrere Kritiker gethan haben, dieses Drama unserm Dichter abzusprechen. Die grauenhafte Geschichte des Titus Andronicus war, wie aus mehreren gleichzeitigen Anspielungen hervorgeht, in England wohlbekannt; in welcher Fassung der Stoff dem Dichter vorlag, ist noch nicht ermittelt. Nicht lange darauf dichtete er den ersten Theil des „Heinrich VI.", die früheste Dichtung in der glänzenden Reihe der historischen Dramen. Der Stoff ist, wie in den meisten dieser Dramen, aus Holinshed's Chronik entlehnt; freilich zeigt Sh. hier noch nicht die Meisterschaft, mit welcher er in späterer Zeit die chronologisch auf einander folgenden Ereignisse zu wahrhaft dramatischem Aufbau zu vereinigen verstand. Einen großen Fortschritt dagegen zeigt der etwas später entstandene zweite u. dritte Theil desselben Drama's. Von Lustspielen fallen in diese erste Zeit „Die beiden Edelleute von Verona", aus dem Roman „Diana" des Spaniers Montemayor, u. „Die Komödie der Irrungen", aus den „Menächmen" des Plautus entlehnt; in beiden Fällen benutzte jedoch der Dichter wahrscheinlich nicht das Original, sondern engl. Uebersetzungen. Das erste von diesen Lustspielen zieht uns durch seine liebliche Zartheit, das zweite durch die bunte Mannichfaltigkeit der komischen Situationen an, in welchen der Dichter sein Vorbild noch überragt; freilich finden wir hier noch wenig von dem genialen Humor der späteren Lustspiele. In die folgende Periode leiten uns einige Dramen über, in denen sich die dichterische Eigenthümlichkeit Sh.'s weit schärfer ausgeprägt zeigt, die Lustspiele „Sommernachtstraum" u. „Verlorne Liebesmühe" (in der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung „Liebes Leid u. Lust" genannt), beides Dramen von sehr leichter u. loser Struktur, in welchen Sh., ohne sich wie in sämmtlichen anderen Dramen an einen gegebenen Stoff anzulehnen, seiner liebenswürdig heitern Laune freien Lauf läßt; im „Sommernachtstraum" hat er den Glauben des Volkes an Elfen u. Waldgeister zur höchsten poetischen Weihe verklärt. Die „Gezähmte Widerspenstige" beruht auf einem älteren Vorbild; trotzdem sind viele Scenen von ihm selbständig hinzugedichtet worden u. auch diejenigen, in welchen der Charakter des älteren Lustspiels treuer gewahrt ist, überragen ihre Vorlage sehr bedeutend. In seiner ganzen Größe zeigt sich der Dichter bereits in den beiden Trauerspielen, die dieser Periode angehören, in „Richard III." u. in „Romeo u. Julie". Letzteres Stück ist aus der Novelle des Italieners Bandello hervorgegangen, welche in mehreren englischen Bearbeitungen vorlag; Sh. schöpft also hier zum ersten Male aus dem reichen Novellenschatze der Italiener. Noch gehören in diese Zeit die beiden dem Earl of Southampton, einem der glänzendsten Kavaliere des damaligen London, gewidmeten epischen Dichtungen Sh.'s: „Venus u. Adonis" u. „Lucretia", die weniger durch ihren geistigen Gehalt als durch ihre hohe Formvollendung den großen Dichter verrathen; auch die „Sonette" sind wol zum größten Theil in dieser Periode entstanden. Den Höhepunkt von Sh.'s dichterischer Thätigkeit

bezeichnet die zweite Periode: die Lustspiele dieser Zeit zeigen eine Fülle von Kraft u. Gesundheit, von Lebensfreude u. übermüthig genialem Humor, daneben eine entzückende Lieblichkeit, Zartheit u. Anmuth; aus den historischen Dramen spricht sich überall des Dichters stolze Freude über den mächtigen Aufschwung seines Vaterlandes aus; hier erhebt sich seine Sprache zu unerreichter Gewalt u. Kühnheit. Die Lustspiele sind sämmtlich nach Novellen gedichtet; den Stoff zu dem „Kaufmann von Venedig" entlehnte Sh. wahrscheinlich der ital. Novellensammlung „Il Pecorone" des Giovanni Fiorentino; das Sujet von „Was ihr wollt" war schon mehrmals in novellistischer Form behandelt worden; Sh. scheint es der Novelle „Apollonius u. Silla" von Barnabe Riche entnommen zu haben; „Wie es euch gefällt" beruht auf der Novelle „Rosalinde" von Thomas Lodge. Bei den „Lustigen Weibern von Windsor" benutzte er die Erzählung „Tredeci piacevoli notti" des Italieners Straparola, die in engl. Sprache von Tarlton bearbeitet war, wich jedoch hier stärker von seiner Vorlage ab als in den anderen Lustspielen, da er die Komödie auf einheimischen Boden verlegte u. die mannichfachsten örtlichen Beziehungen einwob. Die historischen Dramen „Richard II.", „Heinrich IV." (Theil I u. II) u. „Heinrich V." stehen in enger Verbindung mit den früher gedichteten historischen Dramen. Sie umfassen mit ihnen zusammen die Zeit vom Ende des 14. Jahrh. bis zum J. 1485, eine Zeit voll der gewaltigsten Kämpfe u. Erschütterungen; die Geschichte keines Volkes der Erde hat eine solche poetische Verherrlichung erfahren. Freilich ordnet der Dichter hier wie bei den früheren historischen Dramen oft die historische Wahrheit der poetischen unter. Bei „Heinrich IV." u. „Heinrich V." lag ihm, ähnlich wie bei der „Bezähmten Widerspenstigen", ein älteres Drama vor. Von Tragödien ist nur „Julius Cäsar" in diese Zeit zu setzen, das älteste unter den Römerdramen des Dichters, bei denen allen er sich der Plutarchübersetzung von North bediente. Das Lustspiel „Viel Lärm um nichts" leitet uns in die dritte Periode hinüber; es beruht in seinen ernsteren Partien auf einem vielbehandelten Novellenstoff, welchen Sh. wahrscheinlich in der Form kennen lernte, die ihm Bandello verliehen hatte.

Einen wesentlich anderen Charakter zeigen die Dramen der dritten Periode. Wir müssen annehmen, daß der Dichter um die Wende des Jahrhunderts schwere, kummervolle Erlebnisse durchzumachen hatte, deren Einfluß sich auch in seiner dichterischen Thätigkeit zeigt. In diese Zeit fallen die gewaltigsten u. erschütterndsten unter seinen Tragödien; aber auch in den Lustspielen finden wir nur selten die heitere Lebensfreude der früheren Zeit, es blickt oft in ihnen ein herber Pessimismus hervor, dem selbst durch den äußerlich befriedigenden Ausgang nicht die Spitze abgebrochen werden kann. Auch die Sprache zeigt nicht mehr die melodische Fülle der früheren Zeit; sie ist knapp, gedrungen u. an vielen Stellen dunkel u. schwierig, wenn auch immer voll bedeutenden Sinnes u. die Mühe eines tieferen Eindringens reichlich lohnend. Hierher gehört „Hamlet", den Sh. nach einer altnordischen, von Saxo Grammaticus überlieferten Sage dichtete, die ihm in einer Bearbeitung des Franzosen Belleforest bekannt geworden war. An keinem anderen Drama können wir so wie hier erkennen, wie Sh. die überkommenen Stoffe belebt u. durchgeistigt; Hamlet, die am meisten bewunderte u. doch räthselhafteste Gestalt in Sh.'s Dramen, ist sicherlich auch diejenige, in welche der Dichter am meisten von seinem eigenen Denken u. Fühlen hineingelegt hat. Eben darum hat auch keines von allen Werken Sh.'s eine so unendlich reiche Erläuterungsliteratur hervorgerufen. Im „Macbeth" stellt Sh. die fabelhafte Geschichte eines alten schott. Königs dar, wie er sie in Holinshed's Chronik vorfand; das Stück ist in Bezug auf kunstgerechten dramatischen Aufbau u. erschütternde Bühnenwirkung von allen Dramen Sh.'s das vollendetste. Nicht an geistigem Gehalte, wol aber an gleichmäßiger Durcharbeitung steht ihm „Cymbeline" nach, dessen Stoff gleichfalls durch die Vermittelung Holinshed's aus der Sagengeschichte des alten Britannien entlehnt ist. Die Geschichte von der Verleumdung u. Rechtfertigung der Imogen ist jedoch aus einer Novelle Boccaccio's entlehnt. Noch eine vierte Tragödie dieser Zeit, „König Lear", ist aus dem Schatze der alten Volkssage hervorgegangen, von allen den ernsten Dichtungen dieser Zeit die erschütterndste. Diesen gewaltigen Tragödien reiht sich „Othello" würdig an; er gründet sich auf eine Novelle in der ital. Sammlung der „Hecaton mithi" des Giraldi Cinthio, die freilich dem Dichter nur den rohen Stoff darbot. Die beiden Römerdramen „Coriolanus" u. „Antonius u. Kleopatra" sind wieder aus North's Plutarch entlehnt. Von Lustspielen sind zu nennen: „Maß für Maß", aus einem älteren Drama „Promos u. Kassandra" von Whetstone hervorgegangen, dessen widerliches Sujet Sh. durch die bewunderungswürdige Charakteristik



Nr. 4991. Shakespeare's Grab in der Kirche zu Stratford.

der Hauptpersonen vertieft u. veredelt hat, „Das Wintermärchen", dem die Novelle „Pandosto" von Greene zu Grunde liegt, u. „Der Sturm", nach der gewöhnlichen Annahme von allen Dramen Sh.'s das letzte. Die Quelle, aus welcher Sh. hier schöpfte, ist noch nicht mit voller Sicherheit ermittelt; nam. ist es unklar, in welchem Verhältniß „Der Sturm" zur „Sidea" Jakob Ayrer's steht, welche den selben Stoff behandelt. Außer den genannten Stücken sind noch in diese Periode zu setzen das historische Schauspiel „Heinrich VIII.", in welchem Sh. neben Holinshed's Chronik auch Cavendish's „Leben des Kardinals Wolsey" benutzte, das Lustspiel „Ende gut, Alles gut", nach einer von Paynter in seine Sammlung „Palace of Pleasure" aufgenommenen Novelle des Boccaccio gedichtet, wahrscheinlich ein in späteren Jahren von dem Dichter überarbeitetes Jugenddrama, u. die geistsprühende, aber bizarre u. wunderliche Komödie „Troilus u. Cressida", das einzige Drama Sh.'s, welches dem Sagenkreise des klassischen Altertums angehört. Außerdem gehören hierher zwei

Dramen, die aber nur zum Theil von Sh. herrühren, „Timon von Athen", welches die im Alterthum wie in der neueren Zeit oft behandelte Geschichte eines Menschenfeindes darstellt, u. „Perikles", welchem die im Mittelalter weitverbreitete Sage von Apollonius von Tyrus zu Grunde liegt. Es sind dies höchst wahrscheinlich ältere Dramen, in welche Sh. blos einige Scenen einfügte, während er sonst fremde Vorlagen, deren Stoff ihn anzog, in völlig selbständiger Weise neu umgedichtet hat.

In welchen Rollen Sh. in seinen Stücken auftrat, darüber sind wir nur sehr mangelhaft unterrichtet; wir wissen blos, daß er den Geist im „Hamlet" u. den Adam in „Wie es euch gefällt" spielte.

Mehrere Dramen der letzten Periode sind nicht mehr in London geschrieben, sondern in Stratford, wohin sich Sh. etwa um 1605 zurückzog. Seine Thätigkeit in London hatte ihm reichlichen Gewinn gebracht; er galt für den wohlhabendsten Bürger seiner Vaterstadt u. lebte vorzugsweise der Bewirthschaftung seines Grundbesitzes. Gegen das Ende seines Lebens zeigten sich auch in Stratford die Vorboten der Kämpfe, in welchen das lustige Altengland, dem unser Dichter mit voller Seele angehört hatte, zu Grabe getragen wurde. Der Geist des Puritanismus griff auch in Stratford mehr u. mehr um sich; mehrere Bestimmungen gegen das Theaterwesen wurden erlassen, durch welche sich gewiß auch Sh. tief verletzt fühlte. Er starb 23. April 1616 u. wurde in der Kirche zu Stratford begraben. Sein stattliches Grabdenkmal ziert eine Büste des Dichters, deren Aehnlichkeit von den Zeitgenossen gerühmt wird. — Von mehreren Dramen Sh.'s waren bereits zu seinen Lebzeiten Einzelausgaben erschienen; die erste, jetzt sehr seltene Sammlung erschien 1623, von den Schauspielern Heminge u. Condell, welche zu derselben Truppe wie Sh. gehörten, besorgt, aber von zahllosen Druckfehlern entstellt. Bald darauf begann das Interesse an Sh., hauptsächlich infolge der puritan. Bewegung, mehr u. mehr zu erkalten; dazu kam gegen Ende des Jahrhunderts der Einfluß der franz. Literatur, welcher bewirkte, daß die Engländer ihre großen einheimischen Dichter verkannten; die gewaltigen Gestalten Sh.'s konnten nun blos noch nach der neuen Manier zugestutzt auf der Bühne erscheinen. Erst als die Engländer im 18. Jahrh. begannen, die Fesseln der klassischen Manier abzustreifen, fühlten sie auch das Unrecht, das sie an ihrem größten Nationaldichter begangen hatten. Garrik brachte die Gestalten des Dichters wieder in meisterhafter Weise zur Darstellung; seine Werke wurden für Aesthetiker u. Philologen einer der größten u. würdigsten Gegenstände der Forschung; nam. waren Männer wie Malone, Steevens 2c. bemüht, ans Licht zu ziehen, was sich über das Leben des Dichters ermitteln ließ, u. durch eifrige Durchforschung des Elisabethanischen Zeitalters Sh. aus seiner Zeit heraus verstehen zu lernen.

In Deutschland wurde Sh. zuerst durch die „Engl. Komödianten" eingeführt, welche gegen das Ende des 16. u. zu Anfang des 17. Jahrh. den Kontinent bereisten. „Hamlet", „Romeo u. Julie", „Titus Andronicus" 2c. wurden damals auch in deutscher Sprache bearbeitet, aber in Prosa aufgelöst u. auch sonst in der rohesten Weise verstümmelt. In dieser Gestalt erhielten sie sich als „Haupt- u. Staatsaktionen" bis ins 18. Jahrh. hinein auf der Bühne, freilich ohne daß man von ihrem erhabenen Ursprung Etwas wußte. Auch Gryphius, welcher die Rüpelscenen aus dem „Sommernachtstraum" in seinem „Peter Squenz" bearbeitete, scheint den ursprünglichen Verfasser nicht gekannt zu haben (vgl. Albert Cohn, „Shakespeare in Germany in the sixteenth and seventeenth century", Lond. u. Berl. 1865). Im 18. Jahrh. theilte man in Deutschland im Allgemeinen die Ansicht Voltaire's, welcher die Dichtungen Sh.'s als Ausgeburten einer wilden u. rohen Phantasie bezeichnete, trotzdem daß sich in ihnen hin u. wieder Spuren von wahrem Genie offenbarten. Diese Ansicht wurde durch Gottsched's maßgebenden Einfluß unterstützt; Johann Elias Schlegel in seiner Vergleichung Sh.'s u. Gryphius' machte den ersten Versuch zu einer verständnißvolleren Beurtheilung, u. Lessing brach der Ueberzeugung Bahn, daß Sh. über die franz. Dramatiker, die man bis dahin als Muster der wahren dramatischen Dichtkunst verehrt hatte, weit emporrage. Für die Dichter der Sturm- u. Drangperiode wurde Sh. der Gegenstand einer mehr enthusiastischen als verständnißvollen Hingebung; hatten die Vertreter der franz. Richtung es an Sh. getadelt, daß er die Regeln der dramatischen Dichtkunst außer Acht lasse, so wurde gerade dies jetzt als ein bewunderungswürdiger Vorzug gepriesen. Es war Goethe vorbehalten, in diesem Widerstreit der Meinungen das erlösende Wort zu finden. In der Besprechung des „Hamlet" (in „Wilhelm Meister") zeigte er, daß von einer Regellosigkeit Sh.'s nicht die Rede sein könne, daß Sh. gleich bewunderungswürdig sei als unermeßlich reiches Genie wie als berechnender, sorgsam abwägender Künstler. Diese Anschauung ist seitdem die maßgebende geworden; sie wurde weiter ausgeführt in einer unzähligen Menge von Erläuterungsschriften, unter welchen bes. Gervinus' „Sh." (4. Aufl., Lpz. 1872, mit Ergänzungen von Rudolf Genée) hervorzuheben ist; den Ausschreitungen dieser Richtung ist Rümelin entgegengetreten („Shakespearestudien eines Realisten", 2. Aufl., Stuttgart 1874), der jedoch wieder in das entgegengesetzte Extrem verfällt. Zu einem Gemeingute des deutschen Volkes ist Sh. jedoch erst durch die Arbeit der Uebersetzer geworden. Nachdem v. Borck mit seiner Uebersetzung des „Cäsar" (1741) einen rühmlichen Anfang gemacht hatte, folgten Wieland u. Eschenburg, bis endlich A. W. Schlegel die Nation mit den Uebertragungen der historischen Stücke außer „Heinrich VIII.", der Lustspiele „Sommernachtstraum", „Was ihr wollt", „Wie es euch gefällt", „Kaufmann von Venedig", „Sturm", der Trauerspiele „Julius Cäsar" u. „Hamlet" beschenkte, in denen das Höchste geleistet ist, was die moderne Uebersetzungskunst hervorgebracht hat (vergl. Bernay's „Zur Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Sh.", Lpz. 1872). Die übrigen Dramen sind von Tieck, dessen Tochter Dorothea u. vom Grafen Wolf Baudissin mit Geschick u. feinem poetischen Sinn, wenn auch nicht mit der Meisterschaft Schlegel's, übersetzt u. mit den Schlegel'schen Uebersetzungen zu einer Gesammtausgabe vereinigt (neu herausgegeben unter der Redaktion von H. Ulrici duch die deutsche Shakespearegesellschaft, 12 Bde., Berl. 1867—71). Eine illustrirte Ausgabe der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung mit Einleitung u. Anmerkungen von R. Gosche u. B. Tschischwitz veranstaltete Grote (Berl. 1874); eine andere, eingeleitet u. übersetzt von Schlegel, Bodenstedt, Delius 2c., mit Illustrationen von John Gilbert, erschien bei Hallberger (4 Bde., Stuttg. 1874—76). Die besten Uebersetzungen der Sonette sind die von Bodenstedt (Berl. 1862 u. ö.) u. von Gildemeister (Lpz. 1871). Eine musterhafte Ausgabe der genannten Werke Sh.'s in engl. Text mit deutschen Anmerkungen hat Delius geliefert (Stereotypausgabe, 2 Bde., Elberf. 1872). — Als wichtige Hülfsmittel zum Verständniß Sh.'s, nam. für deutsche Leser, sind außer den oben genannten Werken noch zu erwähnen: Elze, „William Sh." (Halle 1876; Delius, „Der Mythus von William Sh." (Bonn 1851; eine kritische Untersuchung der auf Sh. bezüglichen Anekdoten); Genée, „Geschichte der Sh.'schen Dichtungen in Deutschland" (Lpz. 1870); Simrock, „Die Quellen des Sh. in Novellen, Märchen u. Sagen mit sagengeschichtlichen Nachweisungen" (2. Aufl., Bonn 1872); Tschischwitz, „Nachklänge german. Mythe in den Werken Sh.'s" (Halle 1865); Alexander Schmidt, „Shakespeare-Lexikon" (Berl. u. Lond. 1874, 75). Wichtige Beiträge zur Shakespeareliteratur enthält auch das „Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft" (Bd. I—XII, Berl. 1865—77). Von den neueren Leistungen der Engländer sind zu erwähnen die Publikationen der alten „Sh.-Society", von ausschließlich historisch-philologischem Charakter, u. der „New Sh.-Society", welche Sh.'s Werke auch zum Gegenstand ästhetischer Untersuchungen macht.

Shangai, s. „Schangai".

Shannon (spr. Schänn'n), der Juernus od. Senus der Alten, der größte Fluß Irlands; entspringt in 95 m. Seehöhe in den Bergen von Fermanagh u. Leitrim, durchfließt zuerst nach S., dann nach SW. gerichtet den Lough Allen, den über 3 M. langen Loug Reagh u. den inselreichen Lough Dearg, u. bildet zuletzt einen gegen 15 M. langen Mündungsbusen. Mit Einschluß dieses letzteren beträgt seine Lauflänge gegen 50 M. Schiffbar wird er bereits kurz nach seinem Austritte aus dem Lough Allen, Seeschiffe können bis Limerick gelangen. Ein Wasserfall in seinem oberen Laufe wird durch einen Kanal umgangen. Durch zwei andere Kanäle ist er mit der Ostküste, speziell mit Dublin in Verbindung gebracht. Von seinen Nebenflüssen ist der Suck theilweise kanalisirt.

Shawls (spr. Schahls) heißen die großen, aus feiner, verschiedenfarbiger Wolle gewebten u. in oriental. Stile gemusterten Tücher, welche

bei uns von Frauen, im Orient aber auch von Männern als Turban getragen werden. Gewöhnlich quadratisch, werden sie mitunter auch doppelt so lang als breit hergestellt (Longshawls). Die Sh. stammen ursprünglich, wie auch ihr Name, aus Ostasien; die feinsten werden noch jetzt in Indien gewebt od. eigentlich gestickt, denn der Weber schießt die farbigen Faden in einen geköperten Grund, indem er alle u. selbst die kleinsten Musterpartien mit einzelnen Schützen od. vielmehr mit garnbewickelten Holznadeln ausführt. Das Muster ist demnach auf beiden Seiten sichtbar u. hierdurch unterscheiden sich die echten S. von den europ. Nachahmungen, welche lancirte Arbeit sind, d. h. solche, bei der man jeden Farbenfaden ganz durchlaufen läßt. Was hier nicht in das Muster fallt, liegt in freien, gestreckten Fäden auf der Rückseite u. wird ausgeschnitten; nur die sog. **Doppelshawls** sind beidseitig, da hier die beiden Linksseiten ins Innere fallen. Der Werth der echten ind. Sh. liegt sowol in der Feinheit u. Güte des Materials als in der Sorgfalt der Arbeit u. nam. in der Schönheit der oriental. Muster, die bes., was Harmonie der Färbung anlangt, unübertrefflich sind (Kaschmirshawls). In Europa werden diese ostind. Erzeugnisse seit Anfang dieses Jahrhunderts in England u. Frankreich, in vortrefflicher Weise auch in Wien nachgeahmt. Zu den feinsten Sh. (Paris, Lyon, Nimes in Frankreich, Norwich, Paisley u. Edinburgh in England) verarbeitet man zum Theil noch echte Kaschmirwolle; die Akklimatisirung der Kaschmirziege hat keinen Erfolg gehabt. Das Weben erfolgt auf dem Jacquardstuhle.

Sheerneß (spr. Schihrneß), Stadt mit 13,956 E. (1871) in der engl. Grafschaft Kent an der Medwaymündung am Nordwestende der Insel Sheppey, 8 M. östl. von London, hat einen durch mehrere Forts geschützten Seehafen, in welchem gewöhnlich ein Theil der engl. Flotte liegt, ein Bad u. ausgedehnte königl. Docks.

Sheffield, Stadt mit 239,946 E. (1871) in der engl. Grafschaft York; liegt in lieblicher Gegend am Zusammenflusse des Sheaf u. Don u. ist Knotenpunkt des Eisenbahnnetzes zwischen Manchester, Hull u. London. Die schwarz geräucherte Stadt ist auf allen Seiten von Villen umgeben; ihre schönsten Gebäude sind die Kornbörse u. die Messerschmiedehalle. Sh. ist Hauptfabrikort für Stahlwaaren aller Art, mit deren Verfertigung mehr als 20,000 Arbeiter hier beschäftigt sind. Auch die Glasschleifereien für optische Instrumente sowie der hier fabrizirte Schnupftabak haben Ruf. — Sh. war schon im 13. Jahrh. durch seine Messerfabrikation berühmt; später kamen Scheren, Sicheln u. Sensen hinzu, aber erst seit dem 17. Jahrh. begann man auch andere Artikel zu fertigen, u. den größten Aufschwung erlangte die Sh.er Industrie, als 1814 das Vorrecht der Cutler's-Company (Messerschmiedezunft) aufhörte u. Jeder sich hier arbeitend niederlassen durfte.

Shelley (spr. Schelli), Percy Bysshe, einer der interessantesten Repräsentanten des poetischen Naturalismus in der engl. Literatur, geb. als ältester Sohn des Baronets Timothy Sh. auf dessen Landsitze Fieldplace bei Warnham (Grafschaft Sussex) 4. Aug. 1792; ward schon in früher Jugend durch die ideale Richtung seines Geistes u. seine unerschrockene Wahrheitsliebe in Konflikte mit seiner Umgebung gebracht; namentlich entflammte ihn der starre Pennalismus auf der Schule von Eton zu Zorn u. Widerspruch, während die fromme Heuchelei seinen Abscheu erregte. Schon im zweiten Jahre seines Aufenthaltes in Oxford verfaßte Sh. eine Schrift „Ueber die Nothwendigkeit des Atheismus" u. überreichte dieselbe den Häuptern der Kirche u. der Universität. Infolge dessen von letzterer ausgestoßen u. auch von seinem Vater mit kalter Verachtung empfangen, verließ er für immer das väterliche Haus u. ging zunächst nach London, wo er sich in tiefer Einsamkeit seinen poetischen u. philosophischen Studien hingab. Hier entstand 1810 sein von tiefer Sehnsucht nach einem tausendjährigen Reiche der Liebe u. des Friedens durchwebtes Gedicht „Königin Mab", welche er jedoch damals nur in wenigen Exemplaren als Manuskript drucken ließ; erst 10 Jahre später wurde das Gedicht gegen Wunsch u. Willen des Verfassers von einem Londoner Verleger wieder abgedruckt, u. seitdem fand es die weiteste Verbreitung. 1810 entführte Sh. die 15jährige Miß Harriet Westbrook u. ließ sich von dem Schmied zu Gretna Green mit ihr trauen. Die übereilt geschlossene Ehe war höchst unglücklich u. ward nach drei Jahren wieder gelöst. Zur Kräftigung seiner durch eine schwere Krankheit angegriffenen Gesundheit (er behielt stets eine nervöse Reizbarkeit) bereiste Sh. 1811 Frankreich u. die Schweiz. Auf einer zweiten Reise nach der Schweiz lernte er 1816 Miß Mary Wollstonecraft Godwin (geb. 1798) kennen u. vermählte sich 30. Dez. mit dieser hochherzigen u. feingebildeten Frau, die ihm fortan eine treue Gefährtin blieb. Im Sommer jenes Jahres verkehrte er am Genfer See auch viel mit Byron, auf dessen poetische Entwicklung er einen bedeutenden Einfluß übte. Nach England zurückgekehrt, erfuhr er, daß sich seine erste Gattin ums Leben gebracht; seine beiden Kinder erster Ehe zu sich zu nehmen verbot ihm das Kanzleigericht. Inzwischen verschlimmerte sich wieder sein Gesundheitszustand derart, daß er im Mai 1818 nach Italien ging, wo er aber durch das rohe Benehmen seiner ihm begegnenden Landsleute, die ihn als „Gotteslästerer" höhnten u. mißhandelten, viel zu leiden hatte, auch seine beiden Kinder zweiter Ehe durch den Tod verlor u. selbst auf einer Bootfahrt im Golfe von Spezzia mit dem ihm befreundeten Kapitän Ellerker Williams 8. Juli 1822 ertrank. Die Leiche Sh.'s, die einige Tage später ans Land trieb, wurde in Gegenwart Byron's auf einem am Meeresufer errichteten Scheiterhaufen verbrannt u. die Asche wurde auf dem protest. Kirchhofe in Rom neben der Pyramide des Cestius beigesetzt. — Sh. war mehr Denker als Dichter u. erfaßte die Dichtkunst insofern tendenziös, als er in ihr ein ideales Mittel fand, um seine religiös-philosophischen Prinzipien zu verbreiten u. in künstlerischer Form auszusprechen. Da diese ihm den Haß der bigotten Partei u. die Pedanten der sog. guten Gesellschaft zuzogen, so gaben sie ihm einen gewissen Märtyrernimbus. Und doch war Sh. nichts weniger als Atheist; vielmehr zieht sich eine tiefe Religiosität durch sein Leben wie durch seine Schriften. Seine dramatischen Schöpfungen, wie „Promethes unbound" u. „The Cenci" (deutsch von Adolphi, Stuttg. 1837), sind vorzugsweise Lesestücke. Außer seinen eigenen Dichtwerken, unter denen noch besonders die „Ode an den Westwind" (sein Meisterwerk) u. die Gedichte „Alastor" u. „The revolt of Islam" (Epos in 12 Gesängen) hervorzuheben sind, veröffentlichte er auch Uebersetzungen aus Calderon u. von Goethe's „Faust". Seine gesammelten „Works" erschienen zuerst 1824 in 5 Bdn. (Lond.); die neueste Ausgabe besorgte 1870 Rossetti. Ins Deutsche wurden sie von Seybt (Lpz. 1844), auswahlsweise von Prössel (Braunschw. 1845) u. von Stredtmann (Berl. 1866) übersetzt. — Vgl. Sh.'s „Memoirs and correspondance" (2. Aufl. Lond. 1862); Middleton, „Sh. and his writings" (2 Bde., ebd. 1858) u. Hogg, „Life of P. B. Sh." (4 Bde., ebd. 1858); auch Brandes' Werk über „Die Hauptströmungen des 19. Jahrh." (aus dem Dän. übersetzt von Stredtmann, 4 Bde., Berl. 1874—76) enthält einen bemerkenswerthen Essay über Sh. — **Mary Wollstonecraft Godwin Sh.**, die zweite Gattin des Vorigen, hat sich gleichfalls als Schriftstellerin bes. als Verfasserin der Romane „Frankenstein" (1817), „Valperga" (1823) u. a. sowie der „Rambles in Italy and Germany" (2 Bde., Lond. 1844) einen Namen gemacht. Sie starb zu London 1. Febr. 1851.

Sheridan (spr. Scheridän), Richard Brinsley Butler, ein engl. Lustspieldichter ersten Ranges u. großer Parlamentsredner, dritter Sohn des als Schauspieler u. Verfasser eines engl. Wörterbuches bekannten **Thomas Sh.** (geb. in Irland 1720, gest. 1788) aus dessen Ehe mit der Schriftstellerin u. Bühnendichterin **Frances Chamberlaine** (geb. 1724, gest. 1766), ward 30. Sept. 1751 zu Dublin geboren; studirte seit 1769 die Rechte in London, zeigte aber wenig Fleiß u. führte überhaupt ein wildes u. abenteuerliches Leben. Durch seine unter eigenthümlichen Umständen 1772 zuerst in Frankreich u. 1773 in England geschlossene Heirath mit der beliebten Opernsängerin Elizabeth Linley (gest. zu Bristol 27. Juni 1792), die er übrigens niemals wieder auftreten ließ, gerieth er in eine mißliche Lage, die er durch literarische Thätigkeit zu verbessern suchte. So schrieb er seit 1775 einige Lustspiele u. Possen, die alle den lebendigsten Anklang fanden. In der That besaß er alle Erfordernisse eines vortrefflichen Lustspieldichters: seine Stücke zeigen glänzenden Witz, Raschheit der Handlung, Wahrheit der Charaktere u. Situationen, leichtes u. gefälliges Wechselgespräch; nirgends fällt er in eitle Verzerrung; Sir Anthony Absolute, Sir Lucius O'Trigger u. Mrs. Malaprop in den „Nebenbuhlern", sowie Lady Teagle u. Lady Sneerwell in „The school for scandal" (Die Lästerschule), seinem berühmtesten Stücke (neuestens herausgegeben von Dickmann, Lpz. 1873), werden für alle Zeit klassische Gestalten bleiben. Uebrigens stellte er seine Bühnendichtungen in nächsten Bezug zu den Schwächen u. Gebrechen seiner Zeit, nam. geißelte er die Heuchelei. 1780 ward Sh.

Parlamentsmitglied u. Untersekretär im Ministerium seines Freundes Fox, dann, als dieser sich mit Lord North verbunden hatte, Sekretär der Schatzkammer. Unter Pitt wurde er eines der hervorragendsten Mitglieder der Oppositionspartei, indem er durch seine Beredsamkeit u. die Schärfe seines Witzes glänzte. Nach Pitt's Tode 1806 zum Schatzmeister des Seewesens ernannt, erhielt er nach Fox' Tode die Obereinnehmerstelle des Herzogthums Cornwallis. Inzwischen hatte aber schon seine zweite unglückliche Ehe mit Esther Jane Ogle seine Leidenschaft zum Trunk noch mehr verstärkt, u. zuletzt waren seine Verhältnisse völlig zerrüttet. Er starb 7. Juli 1816 zu London. Seine dramatischen Werke gab Th. Moore (2 Bde., Lond. 1821; Lpz. 1833) heraus; seine Reden erschienen gesammelt in 5 Bdn. (Lond. 1816) u. in 3 Bdn. (1842); sein Leben beschrieben Watkins (2 Bde., ebd. 1817) u. Th. Moore (2 Bde., ebd. 1825).



Nr. 1992. Richard Brinsley Butler Sheridan (geb. 30. Sept. 1751, gest. 7. Juli 1816).

Sheridan (spr. Scheridän), Philip Henry, nordamerik. General, geb. in Perrey County (Ohio) 1831; trat 1853, nachdem er die Militärakademie zu Westpoint besucht hatte, in das Unionsheer ein, diente im Bürgerkriege zuerst im Stabe Halleck's in der Westarmee, erhielt 1862 ein Reiterregiment u. bald darauf eine Reiterbrigade bei der Mississippiarmee unter Grant u. dann unter Rosecrans u. zeichnete sich so sehr aus, daß er noch im Herbste 1862 Befehlshaber der 3. Division in der Ohio-Armee unter Buell wurde, mit der er bei Perryville u. Murfreesborough focht. 1863 zum Generalmajor der Freiwilligen ernannt, machte er im Nov. die Schlacht bei Chattanooga mit. Im nächsten Jahre führte er die Reiterei des Potomacheeres, bis er im Juli mit der Bildung einer besonderen Armee betraut ward, die dem Einfall der Südstaatler in Virginien u. Maryland begegnen sollte. Mit dieser 30—40,000 Mann starken Armee siegte er im Sept. bei Winchester u. Fishers Hill u. im Okt. am Cedar Creek, wodurch er in den Besitz des Shenandoahthales kam u. wofür er den Rang eines Generalmajors der regulären Armee erhielt. Nachdem ihm 1865 auch die Zersprengung des feindlichen Heeres u. dann die Verbindung mit Grant gelungen war, nahm Sh. an den Entscheidungskämpfen gegen Lee Theil u. führte dadurch, daß er demselben den Rückzug nach Danville abschnitt, 9. April die Kapitulation der Südstaatler bei Appomattox-Courthouse herbei. Seit dem Ende des Bürgerkrieges ist Sh. Generalleutnant u. kommandirender General der Militärdivision des Missouri, die ihr Hauptquartier in Chicago hat. Dem Deutsch-franz. Kriege 1870—71 wohnte er im Großen Hauptquartier der deutschen Heere bei.

Sheriff (vom angelsächs. scire gerefa) heißt in England der oberste Beamte einer Grafschaft, der dieselbe bei öffentlichen Gelegenheiten vertritt, für Vollstreckung der gerichtlichen Urtheile sorgt, die Gefängnisse beaufsichtigt, die Geschworenen vorschlägt u. beruft u. in seiner Eigenschaft als Friedensbewahrer alle Friedensstörer verfolgt u. verhaften lassen kann, sich im Uebrigen aber auf den Gang der Gerechtigkeit keinen Einfluß erlauben darf. Der Sh., dessen Amtsdauer nur ein Jahr ist, wird vom Großkanzler im Einvernehmen mit den Ministern vorgeschlagen u. vom Könige bestätigt. Da das Amt keine Besoldung trägt, vielmehr mit bedeutendem Aufwande verknüpft ist, so werden nur die angesehensten u. vermögendsten Grafschaftsangehörigen für dasselbe in Vorschlag gebracht. Die Verweigerung der Annahme des Amtes ist, mit Ausnahme gesetzlich bestimmter Fälle, mit hoher Geldstrafe bedroht; dagegen ist Niemand verbunden, mehr als einmal binnen 4 Jahren Sh. zu werden.

Sherman (spr. Schörmän), William Tecumseh, nordamerik. General, geb. zu Lancaster (Ohio) 8. Febr. 1820; war, nachdem er die Offizierschule in Westpoint besucht hatte, als Geometer in Kalifornien, dann als Ingenieur u. Bauunternehmer wie nachher als Advokat in Kansas thätig, bis er sich 1853 mit einem Bankhause in San Francisco assoziirte. Nicht lange darauf nahm er die Stelle eines Oberbahninspektors in St. Louis an, von wo er nach einiger Zeit als Direktor u. Professor der Militärakademie nach Louisiana ging. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs zum Obersten eines regulären Infanterieregiments im Unionsheer ernannt, mit dem er sich 21. Juli 1861 in der unglücklichen Schlacht am Bull Run hervorthat, organisirte u. befehligte er nachher die Armee in Südohio u. rückte im April 1862 zum Generalmajor auf, als welcher er sich bei Shiloh auszeichnete, auf Vicksburg aber einen erfolglosen Angriff machte (27. Dez.). Seit Okt. 1863 mit der Ausführung verschiedener Spezialbefehle Grant's betraut, folgte er diesem im März 1864 als Oberkommandant im Mississippidepartement, erfocht mehrere Siege über die Konföderirten unter Johnston u. Hood, schlug Johnston abermals bei Beatonville, schloß 18. April 1865 mit demselben eine vorläufige Uebereinkunft zur Herstellung des Friedens ab u. zwang ihn, als diese vom Präsidenten nicht bestätigt wurde, 26. April sich zu ergeben, womit der Bürgerkrieg endigte. Nach dem Friedensschlusse erhielt Sh. das Kommando im Militärdepartement des Westens, wo er später die Indianerunruhen zu dämpfen hatte. Jetzt ist er General u. Oberbefehlshaber der ganzen Unionsarmee. 1875 erregte die Veröffentlichung seiner Denkwürdigkeiten großes Aufsehen.

Sherry, engl. Name für den Wein von Xerez.

Shetland- (spr. Schetland-) od. **Zetlandinseln,** von holländ. u. skandinav. Schiffern auch Hitland (von Het, d. i. Basalt) genannt, Inselgruppe nordöstl. von Schottland zwischen 59° 50' u. 60° 50' n. Br. u. zwischen 0° 45' u. 1° 50' westl. L. von Greenwich, bestehen aus 117 größeren u. kleineren Inseln, mit einem Gesammtflächenraum von einigen 20 □M. u. 31,608 E. (1871). Die felsigen, bes. nach W. schroff abfallenden, unfruchtbaren Eilande, die das Meer zu den seltsamsten Gestalten ausgewaschen hat, bilden ein trauriges Heideland, das mit Sümpfen, Seen u. Flüssen bestreut ist, u. nur vermöge der gewaltigen Feuchtigkeit u. des nicht gerade strengen, mehr durch Sturm u. Regen als durch Kälte unwirthlichen Klima's entwickeln sich hier u. da grüne Grasfluren u. ist ein spärlicher Hafer-, Gerste- u. Kartoffelbau möglich. Die höchste Bodenerhebung ist der Rona (450 m) auf der Insel Mainland. Von den Inseln sind etwa die Hälfte bewohnt. Ihre Bewohner sind normänn. Abstammung, reden norsisch, zeichnen sich durch Einfachheit, Offenheit u. Freundlichkeit aus, sind durchgängig Protestanten, treiben etwas Schafzucht u. gewinnen dadurch gute Wolle, züchten die berühmten shetland. Ponies, verfertigen gute Strohgeflechte, leben aber hauptsächlich von der Fischerei. Die Hauptinsel ist das 11½ M. lange, unregelmäßig gestaltete Mainland mit 21,414 E.; ihr Hauptort Lerwick mit 3516 E. (1871) war ehemals Versammlungsort der Walfischfänger. Die nächst größeren Inseln sind Unst mit 2780, Yell mit 1845 u. Bressay mit 912 E.

Shields heißen zwei englische Städte an der Mündung des Tyne in die Nordsee. South Sh. (spr. Szauß Schihlds), am Süduser des Flusses, in der Grafschaft Durham, mit 45,336 E. (1871), ist eine unansehnliche, aber aufblühende Stadt, die Maschinen- u. Schiffbau, Glasfabrikation, Töpferei, Soda- u. Alaunfabrikation u. Kohlenbergbau treibt, hauptsächlich aber durch Leichterschiffe den Kohlentransport von Newcastle bis hierher besorgt. North Sh. (spr. Nohrß Schihlds) am Norduser, in der Grafschaft Northumberland, bildet mit dem besuchten Badeort Tynemouth (spr. Teinmauß) eine Stadt von 38,941 E. (1871), hat dieselbe Industrie wie vorige, besorgt gleichfalls den Kohlentransport auf dem Tyne u. kann mit ersterem zusammen als Hafenplatz für Newcastle betrachtet werden, mit dem auch beide Städte durch besondere Eisenbahnen in Verbindung stehen.

Shire (spr. Schihr; angelsächs. scire, von sciran, schneiden, theilen) heißen in Großbritannien die Distrikte, in welche das Land eingetheilt ist. Damit gleichbedeutend ist county, d. h. Grafschaft.

Shody, s. „Kunstwolle".

Shrapnel heißt ein Hohlgeschoß, welches mit Bleikugeln gefüllt u. mit einer Sprengladung versehen ist. Den Namen trägt das Geschoß von dem englischen General Shrapnel, welcher die Konstruktion zuerst anwendete. Die Engländer gebrauchten das Sh. schon im sog. Halbinselkriege gegen die Franzosen in Spanien. Allgemein führte man das Sh. bei den glatten Geschützen wieder ein, als die Infanterie mit gezogenen Gewehren bewaffnet wurde, um der Artillerie ihr hierdurch verlorenes Uebergewicht wieder zu gewinnen. Das Hauptstreben ging dahin, einen tempirbaren Zünder zu finden, d. h. einen solchen, welcher das Sh. auf der gewünschten Entfernung zur Explosion bringen sollte. Verdienste um die Shrapnelzünderkonstruktion erwarben sich der Hannoveraner Siemens, dann der kurhessische, später in österr. Dienste übergetretene Artilleriemajor Breithaupt u. endlich der preuß. Hauptmann Richter, dessen durch die Artillerieprüfungskommission verbesserter Zünder in der deutschen Artillerie eingeführt ist. Das Sh. unterscheidet sich dadurch von der Granate, daß es in der Luft, also vor dem ersten Aufschlage, zur Explosion gebracht wird, während die Granate dazu erst des Aufschlagens gegen einen festen Körper bedarf. Es ist also vorzüglich geeignet, Truppen hinter Deckungen u. durch die bedeutende Streuung seiner Sprengpartikeln auch Truppenstellungen von größerer Ausdehnung, wie Plänklerlinien ꝛc., zu beschießen. Eigentlich ein Kartätschschuß auf große Entfernungen, leistet das Sh. auch in nächster Nähe Besseres als der alte Kartätschschuß.

Nr. 1003. Flugbahn des Shrapnels.

Nr. 1004. Flugbahn der Granate.

Shrewsbury (spr. Schruhsbörri), lat. Salopia, Hauptstadt der engl. Grafschaft Shrop od. Salop; liegt am rechten Ufer des Severn, über den hier zwei Brücken führen, hat Eisenbahnverbindung nach N., O. u. S. hin, ist Ausgangspunkt des 4 Meilen langen Sh.-Kanals u. hatte 1871: 23,406 E. Die hübsche Stadt hat neun Kirchen, von denen die berühmteste die Abteikirche von 1083 ist, ferner eine vorzügliche, von Eduard VI. 1553 gegründete Lateinschule, eine Irrenanstalt, große Militäretablissements, ein Monument des Lords Hill, die berühmte Promenade Quarry mit einer 520 m. langen Allee hoher Linden u. ist bevorzugter Aufenthaltsort kleiner Rentiers. Sh. hat Wollen-, Baumwollen- u. Seidenfabriken, Flachsspinnerei, große Eisengießerei u. ist Stapelplatz für die Produkte der Grafschaft. Ins Unterhaus wählt die Stadt zwei Mitglieder. Bei Sh. schlug 21. Juli 1403 König Heinrich IV. die aufständischen Ritter von Yorkshire u. die Schotten; 1643 fand hier eine unentschiedene Schlacht zwischen dem Feldherrn Karl's I., Pfalzgrafen Ruprecht, u. dem Parlamentsheere unter Graf Essex statt.

Shrop od. Salop, eine der westl. engl. Grafschaften, 61,8 □M. Größe mit 248,111 E. (1871), grenzt nördl. an Cheshire, östl. an Derby, südl. an Worcester u. Hereford u. westl. an Wales. Das Land ist im W. hügelig, im N. u. O. flach u. eben. Hauptfluß ist der Severn, welcher an der Grenze von Wales den Virnwy u. später den Tern mit dem Roden aufnimmt. Gegen SW. bildet der Tame die Grenze. Mehrere Kanäle u. Eisenbahnlinien durchziehen das Terrain. Die Grafschaft ist reich an Kohlen u. Eisenerz, auch Blei u. Zink werden gewonnen. Der ebene Theil des Gebietes eignet sich vortrefflich zum Ackerbau. Das westl. Hügelland treibt ansehnliche Viehzucht u. fabrizirt Chesterkäse. Besondere Industriebranchen sind ausgezeichnetes Porzellan bei Coalport, Handschuhe in Ludlow, Teppiche in Bridgnorth, Eisenwaaren, Tabakpfeifen u. Blumentöpfe in Broseley sowie großartige Eisengewinnung u. Hohöfenbetrieb im Coalebrookе Thale. Der Hauptort der Grafschaft ist Shrewsbury (s. d.).

Shukowskij, Wassilji Andrejewitsch, berühmter russischer Dichter, der Begründer der Romantischen Schule in der russ. Literatur, geb. 1783 zu Tula; studirte in Moskau u. widmete sich der Schriftstellerei. Seit 1808 Redakteur der von Karamsin gegründeten Zeitschrift „Der Bote Europa's", lieferte er für dieselbe außer vortrefflichen Originalbeiträgen zahlreiche Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen u. Englischen. An dem Kriege von 1812 nahm er im Moskauer Landsturm Theil; auch begeisterte ihn derselbe

zu einer Reihe herrlicher Kriegslieder, die unter dem Titel „Der Sänger im Lager der russ. Krieger" erschienen. 1817 mit einem lebenslänglichen Gehalt von 4000 Rubeln an den russ. Hof berufen, um der Gemahlin des nachmaligen Kaisers Nikolaus Vorlesungen über russ. Literatur zu halten, ward Sh. 1820 Mitglied der Russ. Akademie u. 1824 Erzieher des Großfürsten Thronfolgers Alexander. Nach dessen Verheirathung zog er sich ins Privatleben zurück, lebte seitdem meist zu Baden-Baden u. starb daselbst 24. April 1852. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1849 f. zu Petersburg u. Karlsruhe in 10 Bänden. Von seinen Uebersetzungen sind die von Schiller's „Jungfrau von Orleans", Bürger's „Lenore", Byron's „Gefangenem von Chillon" u. mehreren Goethe'schen u. Uhland'schen Balladen die gelungensten.

Siam (von sajam, braun), von den Eingeborenen Miang Thai od. Miang Schan genannt, asiatisches Königreich in Hinterindien, zwischen 4 u. 21° n. Br. u. 97–101° östl. Länge von Greenwich, 11,535 □M. groß, mit ca. 6 Mill. E.; grenzt im N. an das Königreich Birma u. die diesem tributären Schan od. Laos, im W. an dasselbe u. Britisch Birma u. auf der Halbinsel Malakka an den Bengalischen Meerbusen, im S. an die freien Malayenländer u. die englischen Strait-Settlements in der Südspitze Malakka's, an dem Meerbusen von Siam u. in einer, den Bienho (d. i. großer See) od. Tale-Sab schneidenden, von der Küste bis zum Mekhong reichenden Linie an Kambodja, im O. an das Königreich Anam. Es begreift außer dem eigentlichen S., welches ehemals Kambodja tributär war, im SO. die Kambodja entrissenen Provinzen Siemrab u. Battambong u. die Grenzlandschaft Korat, im N. u. NO. tributpflichtige Laosfürstenthümer u. im S. malayische Tributstaaten auf der Halbinsel Malakka. Von den nur ungenügend bekannten Gebirgen, Seitenketten des Sin-Schan, wird das östl. allgemein Ostsiamesisches, das westl. Westsiamesisches Scheidegebirge genannt; getrennt von dem letzteren sind die Gebirge von Malakka. Nirgends wird die Schneegrenze erreicht. Die große Lebensader des Landes ist der Menam (s. d.); im W. bildet der Saluein, im O. der Mekhong 60 Meilen lang die Grenze. Sämmtliche Flußgebiete des eigentlichen S. bilden ein großes Delta, das des Menam, indem dieser auf der westl. Seite mit dem Tachim u. dem bei Sangola entspringenden Meklongflusse kommunizirt, auf der östl. mit dem Pachim- od. Petrinflusse, zu dem zugleich der 11 Meilen lange, von Bangkok aus bis Kanap führende Kanal leitet. Der Tachim unterhält den Zusammenhang mit dem Menam schon weiter aufwärts u. bildet nur einen oberhalb abgezweigten Arm desselben. In der Regenzeit erstreckt sich die Wasserverbindung des Delta bis Kambodja, indem gerade an der Ursprungsstelle des Pachimflusses eine Bodeneinsenkung beginnt, welche die eine Zeit des Jahres eine wasserlose Wüste bildet, die andere einen See u. in den Uebergangszeiten einen unpassirbaren Morast. Das Klima ist gesund; man unterscheidet eine Jahreszeit der Hitze (am größten im April), eine des Regens (Mai bis Oktober) u. eine der Kälte (bis Januar); sie hängen ab von den NO.-Monsuns, die im November beginnen, u. den SW.-Monsuns, die Mitte Mai einsetzen. Der größte Theil des Landes ist noch Wildniß; höchstens ⅖ dess. wird angebaut; je weiter nach Süden, um so fruchtbarer wird es. Die Gebirgszüge tragen die üppigste, bes. Tekwaldung, die Sumpfniederungen der Flußthäler begünstigen außerordentlich die Reiskultur. Sonst wird noch Zuckerrohr, Mais, Baumwolle, Pfeffer u. an der Küste Gummi-Gutti gewonnen, letzteres nur hier zu finden. Von Mineralien giebt es, allerdings nicht viel ausgenutzt, Salz, Eisen, Antimon, Blei, Kupfer u. Steinöl, auch schöner Alabaster ist gefunden worden. In den Einöden leben Elefanten, Rhinoceros, auch Tiger u. Leoparden, seltener zeigen sich Schlangen, sehr zahlreich an den Flüssen Sumpfvögel. Eine Landplage sind Mosquitos u. Pferdefliegen u. bes. Unmassen von Blutegeln. Die Bewohner zerfallen in gegen 2 Mill. Siamesen, 1–2 Mill. Laos, 1–1½ Mill. Chinesen u. in Malayen, Kambodjaner, Peguaner ꝛc. Die eigentlichen Siamesen nennen sich selbst Thai sayam, sind nach Bastian nur eine Unterabtheilung der Lao, auch Schan genannten Volksstämme u. reden einen mit dem Thai, der Laosprache, nahe verwandten Dialekt. Sie stehen deutlich zwischen Chinesen u. Birmanen, haben röthlich-braune Farbe, schmale Stirn, platte Nase mit großen Nasenlöchern, dickes Haar, schwarze Augen, dicke Lippen, keinen Bart; Männer u. Frauen färben die Zähne schwarz, kauen Betel od. Tabak u. tragen ein einziges um die Hüfte geschlungenes Gewand, wozu in der Zeit der Kälte noch eine Kattunjacke kommt. Den sonst kahl geschorenen Kopf ziert ein Haarbüschel auf dem Scheitel. — An der Spitze des Staates steht ein König, neben dem irrthümlich gewöhnlich „der Herr des Vorpalastes", ein Prinz, als zweiter König genannt wird. Der König regiert despotisch, wird abgöttisch verehrt, ist aber dabei einem peinlichen Ceremoniel unterworfen. Sein Titel lautet: „Herr des Lebens, Beherrscher

der Erde, Herr des weißen Elefanten". Dieser letztere wohnt in einem [illegible] Zimmer u. erhält sein Futter von knieenden Dienern aus goldenen Schüsseln; er genießt ebenfalls göttliche Verehrung. Die Embleme des Königs ist neben der Krone, dem mit Edelsteinen verzierten [illegible], dem Herrscherstabe u. dem Reichsschwert ein weißer, [illegible] pyramidaler Sonnenschirm, während einfache Sonnenschirme von allen Vornehmen getragen werden, die gemeinen Leute aber mit Hüten aus Palmblättern an Stelle dessen sich schützen. Jährlich wird vom Hofe ein Kalender herausgegeben, der das Land mit den wichtigsten Ereignissen bekannt macht, in bestimmten Perioden auch eine Hofzeitung.



Nr. 425. Tracht der Siamesen.

Neben dem König steht ein großer Staatsrath, an welchem auch die Minister Theil nehmen. Die 41 Provinzen, ungerechnet die Tributstaaten, werden von je einem Phraya, einem Rath 1. Klasse, regiert. Die Staatsreligion ist der Buddhismus, doch werden weder die mohammedanischen Malayen noch die christlichen Europäer (5–6000) in der Ausübung ihrer Kulte gehindert. Die Priester heißen Talapoinen, heilige u. Gelehrtensprache ist das Pali (s. d.). Die Einnahmen werden auf 15 Mill. Mark geschätzt; die Ausgaben entsprechen ihnen genau. Das einheimische Silbergeld hat die Gestalt einer abgeplatteten Kugel. Die Beamten beziehen nur nominell Gehalt. Eine geringe Streitmacht, von europäischen Offizieren eingeübt, wird immer vom Könige besoldet; bei einem Kriege ist jeder männliche Einwohner zum Dienst verpflichtet, wenn er sich nicht losgekauft hat. Die Flotte besteht aus 8 Kriegsschiffen u. einer großen Menge kleiner, chinesisch gebauter u. mit schweren Kanonen ausgerüsteter Schiffe; doch hat die Handelsflotte bereits zahlreiche europäisch gebaute Schiffe, sogar einige Dampfer. 1875 betrug die Einfuhr 6,400,000 Doll., die Ausfuhr 8,400,000 Doll., u. zwar waren die Hauptausfuhrartikel bes. Reis, dann Zucker, Pfeffer, Baumwolle, Sesam, Sappanholz, Tekholz, rohe Seide, Kokosnußöl 2c. Der auswärtige Handel ist gerichtet, außer nach China, noch nach Cochinchina, Kambodja, Tunkin, Java, Singapore u. den anderen Häfen der Malakkastraße, gelegentlich auch nach Bombay, Surate, England u. Amerika. Im Hafen von Bangkok liefen 1875 ein 598 Schiffe mit einer Ladung von 6,383,262 Doll., aus 534 Schiffe mit einer Ladung von 8,442,249 Doll. Handelsverträge bestehen seit 1852 mit England u. Nordamerika, seit 1861 mit Preußen u. Deutschland. Nach dem Konsularbericht von 1876 hat in den Gewässern von S. die deutsche Segelschiffahrt die englische bereits überflügelt. Die jetzige Residenz- u. größte Handelsstadt ist **Bangkok** (s. d.). 10 Meilen nordwestlich liegt auf einer Menaminsel die ehemalige (seit 1350) Hauptstadt **Ayuthia** od. **Krung khao**, 1766 von den Birmanen zerstört, jetzt eine von schwer zu durchdringendem Wald bedeckte Ruinenmasse. Dicht daran, aber niedriger, liegt die neue gleichnamige Stadt, wie Bangkok mehr im als am Flusse, mit angeblich 30,000 E. Fluß auf- u. abwärts drängen sich die Häuser u. Niederlassungen an einander, so daß Ayuthia sowol mit Bangkok zusammenhängt als mit dem oberhalb liegenden **Angthong**, **Myang Phrom**, **Myang In**, **Myang Xainat**, **Mannohrom** u. **Nakhon Savan**, Alles Centralsitze der Verwaltung im eigentlichen S.; andere Provinzhauptstädte in der Mitte von S. sind: **Nontaburi**, **Paktret** u. **Samthot**, den Menam aufwärts: **Kampengpet** u. das rührige **Rahain**, wo, wie in Mannohrom, bes. viel Chinesen als Vermittler des Handels von Bangkok mit den Laosländern sich niedergelassen haben. In dem westl. Menamdelta, am Meklong, liegt **Meklong**, mit lebhaftem Handel u. 12,000 E. Das ganze eigentliche S. bietet ein Bild von Pfahlstädten u. Pfahldörfern, von denen die Ufer des Menam eingerahmt sind. Im **Laogebiet**, also dem Oberlauf des Menam u. Mittellauf des Mekhong, welches in sieben Fürstenthümer zerfällt, ist **Schieng Mai** od. **Zimmé** am Meping, einem Quellflusse des Menam, die größte u. wegen ihres Handels bedeutende, auch befestigte Stadt; es soll 25,000, nach Anderen 50,000 E. haben. Außerordentlich groß ist hier die Zahl gezähmter Elefanten. In den **Kambodjaprovinzen** S.s ist der Hauptort **Tschantabun** an der Nordostküste des Meerbusens von Siam, mit einem guten Hafen, bedeutendem Handel, bes. in schwarzem Pfeffer, u. 30,000 E. Hier liegen auch **Battambong** u. die Töpferstadt **Puntirang**. Von Residenzstädten der **Malayenländer** auf Malakka sind **Ligor** an der Ostseite, zu dem die 34 □M. große Insel **Salanga** od. **Junkceylon** gehört, **Queda** u. die südlichste, **Tringano**, zu nennen. Das Königreich S. ist in früheren Jahrhunderten bes. Einfällen der Peguaner u. Birmanen ausgesetzt gewesen, war 1568–1590 Pegu sogar unterthan, bis Pamerit es befreite, ebenso seit 1758 den Birmanen unter ihrem großen Eroberer Alompra, bis 1768 Pitak es wieder selbstständig machte, u. ist erst in unserm Jahrhundert in seinem Bestande befestigt, nachdem es 1809 durch die Kambodjaländer, 1829 durch die Laogebiete u. 1831 durch die malayischen Fürstenthümer vergrößert worden ist. 1547 erschienen als die ersten Europäer Portugiesen. Vorübergehend hatten auch französische Missionare größere Bedeutung, wurden aber 1689 durch einen Aufstand vertrieben.

Siamesische Zwillinge, ein Brüderpaar, das durch Verwachsung an der Brust zusammengekettet war u. sowol in körperlicher als auch in geistiger Hinsicht das allgemeinste Interesse auf sich zog. Im J. 1811 in Siam geboren, durchstreiften sie fast das ganze Erdreich, wurden im J. 1829 in Europa u. Amerika gezeigt, ließen sich dann in Nord-Carolina nieder, verheiratheten sich daselbst (in Mount Airy) mit zwei Schwestern, hatten beide zahlreiche Familie, verloren im Amerikanischen Kriege ihr Vermögen, machten dann wieder Reisen, um sich zu zeigen, kehrten 1869 in ihre Heimat zurück u. führten ein thätiges Leben als Ackerbauer bis zu ihrem Ende, welches im Januar 1874 erfolgte. Das Hautband, welches sie nahe an einander, Brust an Brust, kettete, war $10^1/_2$ cm. lang, straff u. dehnbar. Bei der Geburt wurden sie von demselben so zusammengehalten, daß die Gesichter sich gegenüber standen, doch wurde es so nachgiebig, daß sie dann neben einander stehen u. später Schulter an Schulter schlafen konnten. Unten am Bande befand sich nur ein Beiden gemeinschaftlicher Nabel. Chang u. Eng zeigten sich psychologisch u. physiologisch von einander ganz verschieden; Chang, schwächer als Eng, geistig jedoch kräftiger, fing früher an zu kränkeln; jener war dem Genusse der Spirituosen ergeben, während dieser mäßig lebte. Bei ihren Reisen auf dem Kontinent entwickelte sich unter den Aerzten eine lebhafte Diskussion über die Möglichkeit, das Paar durch Operation ohne Gefahr für ihr Leben zu trennen. Man hatte bemerkt, daß Krankheit des Einen ohne Einfluß auf den Andern war, daß Eng nichts vom Rausche seines Bruders spürte; es fand demnach keine Verbindung im Blutkreislauf statt. Die Körperverrichtungen des Einen gingen unabhängig von denen des Andern vor sich; u. doch waren sie so eng mit einander vereinigt, daß trotz des verschiednen Temperaments u. Geschmacks der Wille des Einen sich fort u. fort dem des Andern unterordnen mußte. Oefter im Streite mit einander, waren



Irkutsk.



[illegible] an der Schilka.



Burjaten. Jakuten. Ostjaken. Tungusen.

Sibirische Völkerschaften



Jeniſſeisk.



Troitzkoſawsk.



Richmod, Aebtissin zu [illegible] 1290.



Graf Bernhard von Aschersleben 1174.



Leopold I. (1658).



Otto I. [illegible]



Karl der Große (8[illegible]).



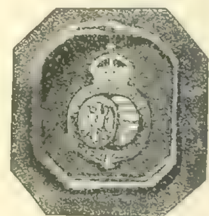
Friedrich III. (1452).
Avers.



Friedrich III. (1452).
Revers.



Wilhelm I. (1871).



Kaiserin Augusta, geb. Prinzessin von Sachsen-Weimar.



Albrecht II. (1438).



Lothar I. (841).



Margarethe von Holland, zweite Gemahlin Ludwig's des Bayern.

sie übereingekommen, sich durch Operation trennen zu lassen, doch sträubte sich ihr Arzt dagegen. Nach einem Schlaganfall, den Chang im J. 1870 erlitt, mußte ihnen ein Arzt versprechen, im Todesfall des Einen die Trennung vorzunehmen, so daß sie nicht nothwendiger Weise mit einander sterben müßten. Am 15. Jan. 1874 fühlte sich Chang sehr unwohl, hustete u. klagte über Brustschmerz, fuhr jedoch nach Eng's Wohnung; sie waren nämlich übereingekommen, immer abwechselnd drei Tage in den getrennten, 1½ Meile fern von einander wohnenden Familien zu leben. Am 16. gingen sie Beide zu Bett; nach einer Stunde hörte Eng einen lauten Schrei des Bruders, schlief jedoch bis zum Morgen, wo ihm beim Erwachen sein Sohn mittheilte, daß Chang gestorben sei. Aufgeregt rief er, daß seine letzte Stunde geschlagen habe, er verfiel in Angstschweiß, Zittern, Bewußtlosigkeit u. war nach kurzer Zeit ebenfalls todt. Bei der Sektion zeigte sich, daß allerdings das Bauchfell des einen Bruders sich in die Bauchhöhle des anderen fortsetzte, daß es aber wol einem geschickten Chirurgen möglich gewesen wäre, die Trennung Beider auszuführen.

Ozean ist charakteristisch durch die Halbinsel Kamtschatka, die sich zwischen dem Beringsmeer mit dem Anadyrgolf u. dem Ochotskischen Meere ausdehnt; eine zweite, aber versteckte, bildet parallel mit Kamtschatka die Insel Sachalin. Von den kleineren Baien gegenüber den Japanischen Inseln ist die wichtigste die Bai Peter's d. Gr., an der Wladiwostok liegt. Noch heute wächst S., indem sich die nördl. Küste aus dem Eismeer hebt; in tertiärer Zeit erstreckte sich das Meer bis zum Baikalsee u. bis nahe an den Altai, sehr wahrscheinlich sogar bis zum Kaspischen Meere u. vor dem Aufsteigen des Kaukasus bis zum Pontus. Seiner jetzigen Bodenbeschaffenheit nach ist S. nur im W. u. SW. vollkommenes Tiefland u. wird durch die Kirgisensteppe mit der turanischen u. osteuropäischen Senkung verbunden; hier giebt es nur Vorberge des Ural u. Altai. Dagegen ist das nordöstl. S. mehr bergig als eben. So setzt sich der Altai in überaus erz- u. kohlenreichen Gebirgsketten fort, wie nach N. bis zur Barabasteppe in dem Cholsunggagebirge u. den Barnaul'schen Bergen, nach NO. bis zum Baikalseegebirge u. dem Sajangebirge, dem Jergik Schan

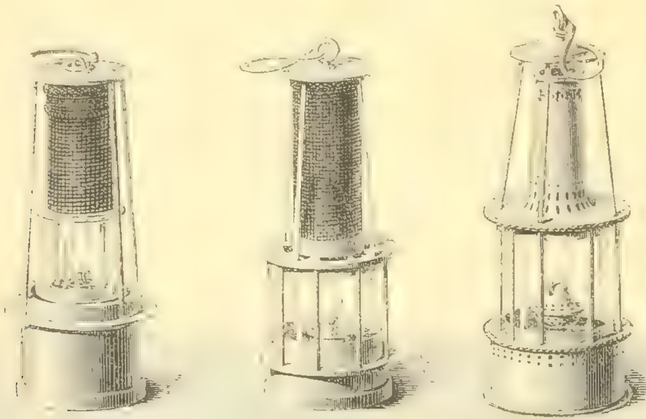


Nr. 196. Bangkok, Hauptstadt von Siam

Sibirien, russisch-asiatisches Land, welches im N. an das Nördliche Eismeer, im O. an den Großen Ozean, im S. an Korea, China, das russische Centralasien u. das Europäische Rußland grenzt, 226,924 □M. (davon 224,722 □M. Festland) mit 3,429,000 E. Der nördlichste Punkt ist das Kap Tscheljuskin (seltener Sjewerowostotschni Nos, d. i. nordöstliches Kap), der östlichste das Kap Tschukotsnoi od. Ostkap (Wostotschnoi-Nos) an der Beringsstraße, der südlichste bei Jasjong an der Grenze von Korea, der westlichste im Ural bei dem 1689 m. hohen Toll pos-is. Die sibirische Küste am Nördlichen Eismeer, von Nowaja Semlja u. der Waigatschinsel an, welche wegen ihres Gesteins nicht mit zu S. gerechnet werden, ist erst in den letzten Jahren — bis jetzt wenigstens in dem westlichen Theile — in wissenschaftlich genügender Weise aufgenommen worden, u. es haben die russischen, deutschen, englischen, bes. aber die schwedischen Expeditionen unter Nordenskiöld von 1875—77 das für S. wichtige Resultat ergeben, daß eine regelmäßige Handelsverbindung um Nordeuropa herum durch diesen Theil des Eismeeres bis zur Ob- u. Jenisseimündung einige Monate im Jahre allerdings möglich ist. Im Sept. 1877 kam das erste mit Handelsartikeln belastete sibirische Schiff in Europa an. Tiefe Meerbusen u. Halbinseln von beträchtlicher Größe charakterisiren diese westl. Nordküste; von ersteren sind zu nennen: das Karische Meer mit der Karischen Bai, der Obbusen mit der Tasbai, die Taimyrbucht u. die Chatangabucht, von letzteren: die westliche Samojedenhalbinsel od. Jalmal, die östliche zwischen Ob u. Jenisseimündung, u. die zwei Taimyrhalbinseln. Von dem 295 □M. großen Lenadelta östlich liegen die Jana-, Omuljat-, Tschaun- u. Kolintschinbai, kleinere Einschnitte an der Nordküste der Tschuktschenhalbinsel. Die vollkommen bekannte Küste S.s am Großen

dem Targak-Taiga u. dem Tunkinskgebirge, welche letztere der Munku-Sardyk (3490 m.) nördlich vom Kossogol verbindet. Im SO. vom Baikalsee u. dem an dessen Westseite liegenden Baikalgebirge zieht sich das Jablonowoi- od. Da-urische Scheidegebirge, dessen höchste Spitze der Sochondo (2453 m.) ist. Ihm lagern sich nach N. das Witimplateau, nach NO. das Jablonoigebirge vor, mit welchem das Stanowoigebirge östl. zusammenhängt. Dieses umgiebt, zwischen den Schantarinseln u. Ochotsk hart an das Meer tretend, die ganze West- u. Nordseite des Ochotskischen Meeres u. zieht sich in seinen östl. Ausläufern den Polarkreis entlang durch die ganze Tschuktschenhalbinsel bis zum Ostkap hin. Zwischen den genannten Gebirgen Ostsibiriens u. der Nordküste liegt nur eine relativ wenig erhobene Hochebene, auf der noch folgende aufgesetzte Ketten zu erwähnen sind: das Byrranga-Gebirge in der Taimyrhalbinsel, von der Lenamündung bis zur Mitte des Stanowoi sich hinziehend die Charaulach- od. Orulganskischen Berge u. das Werchojanische Gebirge, in dem Lenabogen die Sinberge u. zwischen der Lena u. ihrem obern rechten Zufluß Aldan das bis zu 1350 m. hohe Aldangebirge, in der Amurprovinz links von diesem Flusse das Bureja-Gebirge, in der südlichen Küstenprovinz der Sichota Alin od. das Tatar. Gebirge. In der Halbinsel Kamtschatka endlich erhebt sich eine Reihe vulkanischer Berge, von denen Humboldt 14 als noch nicht erloschen nennt; der höchste ist der Klintschew (4804 m.). Die größten Flüsse S.s sind sog. Querströme, denn zwischen ihrem untern Lauf entwickeln sich eine Menge Flüsse geringeren Ranges, die aber selbständig ihren Weg nach dem Meere einschlagen. Ob, Jenissei u. Lena haben mit dem Nil die größten Stromgebiete der alten Welt, alle drei von fast gleichlangem, gewundenem Lauf, fließen sie nach N.

Die beiden ersten bes. sind mit dem in den Großen Ozean mündenden Amur für den handelspolitischen Aufschwung S.s von größter Bedeutung. Kleinere Zuflüsse des Eismeeres sind die Kara, der Grenzfluß gegen Europa, der Tas, die fünf zwischen Jenissei u. Lena: Pjasina, Taimur, Chatanga, Anabara u. Olenek, östlicher die Jana, Indigirka, Kolyma u. Tschaun. In den Großen Ozean münden der Anadyr, die Kamtschatka u. der Amur, auf welch letzterem die Russen auch eine Dampfflottille haben. Von Seen sind die allerwichtigsten: der Baikalsee, 634 □M., mit der Insel Olchon von 12 1/4 □M., der 79 1/2 □M. große Changasee, auch Hanhai od. Sinhai, der 59 □M. große Tschany, der Barun Tarei u. der Taimursee. Die nordöstliche Hochebene ist mit zahllosen kleineren, von Fischen u. Vögeln wimmelnden Seen bedeckt. Die klimatischen Verhältnisse von S. sind wegen des Eismeeres im N. u. der Eisgebirge im S. sehr ungünstig. Man unterscheidet leicht drei Gebiete in S.: das südliche, etwa bis zum 55.° n. Br., hat Getreidefelder, üppige Grasfluren u. dichte Wälder neben salzigen Steppenstrichen, das mittlere bildet unermeßliche, mit Pelzthieren erfüllte Wälder, die zum großen Theil ganz unzugänglich sind; das nördlichste ist die schreckliche Tundra, in deren unteren, ewig zugefrorenen Schichten man die Reste vorsintflutlicher Thiere, bes. des Mammuths, an verschiedenen Stellen gefunden hat. Den Reichthum S.s bilden Gold, das nirgends in ganz Asien so viel gefunden wird wie hier, Silber, Kupfer, Eisen, Graphit, Steinkohlen, Salz, Holz, Pelzwild u. Fische. Die menschliche Bevölkerung zerfällt in zwei Klassen: eingewanderte Europäer über 3/4, eingeborene Asiaten 1/4. Erstere sind fast nur Russen, entweder freiwillig hierher gekommen als Kolonisten, Hütten- u. Bergbeamte u. Bergarbeiter, od. hierher kommandirt als Civilbeamte, Kosaken u. Linientruppen, od. als Sträflinge hierher deportirt; Letztere überwiegen an Zahl bei weitem.



Nr. 4997. Verbesserte Sicherheitslampe nach Meuseler. Nr. 4998. Verbesserte Sicherheitslampe nach Dubrulle. Nr. 4999. Verbesserte Sicherheitslampe, mit Petroleum zu brennen.

Die eingeborenen Asiaten sind theils Finnen, wie die Samojeden, Wogulen, Ostjaken u. Sojoten, theils Turken, wie die Tataren, Kalmuken, Kirgisen u. Jakuten, theils Mongolen, wie die Tungusen, Burjaten, chinesische Mandschuren u. Koreaner, theils den Eskimos verwandte Völker, wie die Jukagiren, Tschuktschen, Korjaken, Kamtschadalen, endlich Giljaken u. Ainos. Das ganze weite Gebiet ist militärisch eingetheilt in den 12. Militärbezirk Westsibirien, zu dem die Gouvernements Tobolsk u. Tomsk u. die administrativ jetzt nicht mehr zu S. gezählten Gebiete Semipalatinsk u. das der sibirischen Kirgisen gehören, u. in den 13. Militärbezirk Ostsibirien, der das Uebrige umfaßt. Die sibirische Flotte bestand im J. 1875 aus 6 Kriegsdampfern mit 13 Geschützen u. 9 nicht armirten Dampfern mit 33 Geschützen; zusammen mit 624 Tonnen Gehalt. Eisenbahnen giebt es nicht, auch keine Chausseen, dafür Poststraßen, bes. diejenige, welche Tjumen, Jalutorowsk, Ischim, Tjukalinsk, Kainsk, Kolywan, Tomsk, Atschinsk, Krasnojarsk, Irkutsk u. Kjachta verbindet. Eine Telegraphenlinie geht durch das ganze, von eigentlichen Russen bewohnte Gebiet von W. nach O., 1869 so den Amur entlang fortgeführt, daß sie an die 1867 eröffnete Linie Nikolajewsk-Wladiwostok sich anschließt. Die administrative Eintheilung ist von O. nach W.: Küstengebiet, 34,126 □M. mit 45,000 E. (1870) in 7 Kreisen, mit der Hauptstadt Nikolajewsk (5300 E.); Amurgebiet, 8163 □M. mit 14,100 E. u. dem Hauptort Blagoweschtschensk (über 3300 E.); transbaikalisches Gebiet, 11,325 □M. mit 430,780 E. in 5 Kreisen u. 1 Stadtbezirk, mit dem Hauptort Tschita (3650 E.); Gebiet Jakutsk, 71,358 □M. mit 231,977 E. in 5 Kreisen, mit der Hauptstadt Jakutsk (5000 E.); Gouvernement Irkutsk, 14,542 □M. mit 378,244 E. in 5 Kreisen, mit der Hauptstadt Irkutsk (28,000 E.); Gouvernement Jenisseisk 46,699 □M. mit 372,862 E. in 6 Kreisen, mit der Hauptstadt Krasnojarsk (11,238 E.); Gouv. Tomsk, 15,476 □M. mit 838,756 E. in 6 Kreisen, mit der Hauptstadt Tomsk (23,430 E.) u. Gouv. Tobolsk, 25,021 □M. mit 1,086,848 E. in 9 Kreisen, mit der Hauptstadt Tobolsk (20,330 E.). — 1587 wurde das ehemalige Tatarenkhanat Sibir (um das heutige Tobolsk) von Zar Feodor I. dem Russischen Reiche einverleibt, nachdem der geächtete Kosakenhetman Jermak am Irtysch 23. Okt. 1581 die entscheidende Schlacht geschlagen hatte; bis 1639 war ganz Sibirien bekannt u. erobert. Dazu kam 1695—1730 Kamschatka, 1851 Transbaikalien, 1858 das Amurland u. seitdem bis 1869 das Gebiet der rechten Amurzuflüsse, 1875 Sachalin.

Sibylle (angeblich aus äol. Διὸς βόλλη, d. i. „des Zeus Rathschluß") hieß im klassischen Alterthum eine Wahrsagerin im Dienst des Apollon, des Gottes der Wahrsagung. Nach Varro zählte man 10 solcher S.n an verschiedenen Orten; als die älteste erscheint im röm. Sagenkreis die S. von Cumä in Unteritalien, mit deren Hülfe Aeneas in die Unterwelt stieg (vgl. Vergil, „Aeneïs" 6, 9 ff.), am berühmtesten aber war die erythräische S. in der ionischen Kolonie Erythrä in Kleinasien. Frühzeitig kamen Weissagungen der S.n (in Versen) mündlich in Umlauf u. wurden dann zu den Sibyllinischen Büchern vereinigt. Das höchste Ansehen unter diesen erlangten die Sibyllinischen Bücher, in welchen die Schicksale des Römischen Reichs niedergelegt waren. Dieselben bestanden nach der Sage ursprünglich aus 9 Rollen u. wurden von einer S. aus Cumä dem röm. Könige Tarquinius Superbus zum Kauf angeboten. Da er sie wegen des zu hohen Preises zurückwies, so warf die S. zuerst drei Rollen, dann nochmals drei Rollen ins Feuer; schließlich kaufte der König den Rest zu demselben Preise, den die S. zuerst gefordert hatte. Diese Orakel wurden seitdem auf dem Kapitol verwahrt u. in schweren Bedrängnissen von einem besonderen Kollegium befragt. 84 v. Chr. verbrannten sie mit dem Kapitol, wurden nochmals erneuert, gingen aber beim Brande Roms unter Nero völlig verloren. — Der Ruhm dieser Bücher veranlaßte schon in heidnischen Kreisen zahlreiche Nachahmungen. Unter diesen bilden einen besonderen Literaturzweig die jüdisch-christlichen Sibyllen, von denen bis jetzt Buch I—VIII u. XI—XIV bekannt ist (etwa 140 v. Chr. bis Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. reichend). Die ältesten Kirchenväter legten auf diese Orakel, als vermeintlich echt, den größten Werth u. zogen dadurch den Christen schon im 2. Jahrh. den Spottnamen Sibyllisten zu. Sämmtliche Sibyllen sind in griechischen Hexametern abgefaßt u. in äußerst verderbtem Text überliefert. Die erste Ausgabe (Buch I—VIII) gab Sixtus von Birken (Basel 1545) heraus; die besten u. neuesten Ausgaben sind die von Friedlieb (Lpz. 1852) mit deutscher, u. die von Alexandre (Par. 1841—56; 2. Aufl. 1869) mit lateinischer Uebersetzung.

Siccardsburg, August v., österr. Baumeister, der im Verein mit v. d. Nüll (s. d.) die Baukunst den unkundigen Händen der Bureaukratie entriß u. den Grund zu dem architektonischen Emporblühen des heutigen Wien legte. Geb. zu Wien 6. Dez. 1813, besuchte er das Gymnasium zu Melk, dann das Polytechnische Institut seiner Vaterstadt u. wurde schon 1834 Assistent des Professors der Baukunst an diesem Institut, machte aber gleichzeitig noch Studien an der Bauschule der Akademie. Hier traf er mit v. d. Nüll zusammen u. Beide verbanden sich zu gemeinsamer, auf gleichen Kunstbestrebungen beruhender u. sich gegenseitig ergänzender Thätigkeit: S. wurde der Meister in der Disposition u. Konstruktion, v. d. Nüll in der Dekoration. Beide erlangten 1839 akademische Preise, die ihnen die Mittel zu einer Reise nach Italien, Frankreich, England u. Deutschland gewährten. 1844 nach Wien zurückgekehrt, wurden Beide Professoren an der Akademie. Ihre ersten gemeinschaftlichen Schöpfungen waren (1846 u. 1847) der Bau des Karltheaters u. der Halle des Sophienbades, worauf dann als größere Staatsbauten seit 1848 das Projekt für das Arsenal, insbes. die Umfassungsgebäude u. das Kommandantur-

gebäude desselben u. die (später aufgegebene) Wiener Neustädter Akademie folgten, während S. allein daneben eine Reihe von Privatbauten ausführte. Der Hauptgegenstand der Thätigkeit Beider war seit 1861 das Opernhaus im Stil der modernen franz. Renaissance, ein Bau, der ihre ganze geistige u. physische Kraft absorbirte. Die vielen Anfeindungen u. Kränkungen, denen die Künstler sich dieses Werkes wegen ausgesetzt sahen, trieben 1868 v. d. Nüll zum Selbstmorde u. erschütterten S.'s Gesundheit derart, daß er 11. Juni 1868 zu Weidling bei Wien starb.

Siccativ (vom lat. siccare, trocknen) ist ein Mittel, um das Trockenwerden der mit Firniß bestrichenen Flächen zu beschleunigen. Man verwendet hierzu Leinölfirniß, den man mit Mennige od. mit Braunstein längere Zeit gekocht hat. Ein sehr wirksames S. besteht auch in einem Zusatz von borsaurem Manganoxydul zum Firniß.

Sichem (hebr. schechem, d. i. Rücken), uralte Stadt in Palästina zwischen den Bergen Ebal u. Garizim, zur Zeit des Patriarchen Jakob von Heviten bewohnt. Er selbst erwarb dort einen Acker, in welchem nachmals die Gebeine Joseph's begraben wurden. Nach der Eroberung Kanaans fiel S. dem Stamme Ephraim zu, diente jedoch zugleich als Levitenstadt u. als Freistatte für Todtschläger. Während der Richterzeit stand S. eine Zeit lang unter dem Königthum Abimelech's, des Sohnes Gideon's. Nach Salomo's Tode fand hier die Volksversammlung statt, die zur Theilung des Reiches führte; S. diente sodann den ersten Königen Israels als Residenz, wurde nach dem Exil Hauptstadt der Samariter (s. d.) u. im 1. Jahrh. n. Chr. Neapolis genannt (heute Nablus, s. d.).

Sicherheitslampe, eine Lampe, die mit einer Vorrichtung versehen ist, welche es erlaubt, daß man mit der brennenden Flamme sich entzündlichen Luftarten ohne Gefahr der Explosion nähern u. selbst darin sich bewegen kann. Die erste dieser nam. für den Kohlenbergbau segensreichen Erfindungen rührt von Humphry Davy her, der die Flamme der Lampe mit einem ringsum schließenden Mantel aus feinem Drahtgeflecht umgab. Die gute Wärmeleitung des Metalles kühlt die durch die Maschen strömenden Verbrennungsgase so weit ab, daß ein Weitertragen der Entzündung nicht erfolgen kann u. die Flamme selbst nicht durch das Gitter hindurchschlagen kann. Explosive Gase verbrennen also wol mit Detonation innerhalb des Mantels, lassen aber nach außen so lange keine Entzündung zu, als nicht das schützende Drahtgeflecht selbst zu heiß geworden ist. Die Davy'sche S. ist in England u. Frankreich mannichfach abgeändert worden. Absolute Sicherheit gewährt jedoch keine der bisher getroffenen Einrichtungen; ja wenn, wie es häufig der Fall ist, das Vertrauen auf die Wirksamkeit Sorglosigkeit u. Unbesonnenheit herbeiführt, so kann die S. sogar die Veranlassung zu Katastrophen werden. Neuerdings hat man auch die elektrische Lichtentwicklung beim Durchgange des Stromes durch sog. Geißler'sche Röhren zu S.n vorgeschlagen.

Sicherheitsventil, Vorrichtung an Behältern, deren Wandungen eine starke Druckdifferenz auszuhalten haben, um diesen Druck nicht bis über gewisse Grenzen hinaus sich steigern zu lassen, sondern auf einer beliebig zu regulirenden Druckhöhe durch Oeffnung des Behälters einen Ausgleich herbeizuführen, durch welchen gewaltsame Zerstörungen, Explosionen, vermieden werden. Eine solche Druckdifferenz zwischen innen u. außen kann sowol durch Kompression von Flüssigkeiten od. Gasen als auch infolge einer innerhalb eintretenden Luftverdünnung, durch Kondensation von Dampf z. B., zur Wirkung kommen. In ersterem Falle wird der gesteigerte Druck sich von innen nach außen, in anderem von außen (atmosphärischer Druck) nach innen geltend machen. Das S. hat nach Befinden dann entweder die komprimirte Flüssigkeit, Gase od. Dämpfe entweichen, od. die außerhalb drückende Luft eintreten zu lassen. Sehr wichtig sind die S.e an Dampfkesseln, weil hier durch übermäßiges Wachsen der Dampfspannung leicht sehr gefährliche Explosionen eintreten können. Die Einrichtung kann verschiedenartig getroffen sein. In der Regel wird eine kleine runde Metallscheibe (Ventil) mittels Gewicht- od. Federdruck, der meist durch Hebelübersetzung verstärkt ist, gegen einen schmalen, ringförmigen Rand (Ventilsitz) angepreßt u. so lange dampfdicht geschlossen gehalten, als die Dampfspannung od. — wie bei hydraulischen Pressen 2c. — der Wasserdruck die erlaubte Grenze nicht überschreitet. Es ist sehr wichtig, die S.e der Einwirkung Unberufener zu entziehen. Da dies bei Dampfkesseln, Lokomotiven 2c. sich nicht gut bewerkstelligen läßt, hat man anstatt der beschriebenen Druckventile ein ganz anderes System in Anwendung gebracht. Es geht nämlich die höhere Spannung des Wasserdampfes Hand in Hand mit einer Erhöhung seiner Temperatur; man fügt also in die Kesselwandung eine Platte aus einer Metalllegirung, deren Schmelzpunkt mit dem Hitzgrade zusammenfällt, bei welchem der Dampf das Maximum seiner Spannung hat. Eine Uebertreibung dieser Spannung hat ein Schmelzen der Platte u. ein Entweichen des Dampfes zur Folge.

Sichet ist ein zum Mähen des Getreides hauptsächlich in Belgien u. Frankreich gebräuchliches Werkzeug, welches in seiner Konstruktion zwischen Sichel (s. d.) u. Sense (s. d.) steht. Es besteht aus einer kurzen, oben geknieten Handhabe, welche fast rechtwinklig an der Klinge wie bei der Sense befestigt ist. Man vermag mit dem S. leicht doppelt so viel wie mit der Sichel zu leisten.

Sicht, s. „Wechsel“.

Sickingen, Franz v., berühmter Feldhauptmann, geb. 2. März 1481 auf der Ebernburg bei Münster am Stein unfern Kreuznach, stammte aus einem alten pfälzischen Rittergeschlechte, dessen Burg S. an der Kreich südl. von Heidelberg in der Nähe von Bretten lag. Durch Belehnung mit zahlreichen Herrschaften u. Aemtern war schon der Vater S.'s der mächtigste Reichsritter am Rheine, die Mutter brachte noch Landstuhl u. Hohenburg hinzu, u. Franz war der einzige Sohn u. Erbe. Nachdem er frühzeitig in zahlreichen Fehden bald das Recht, bald das Unrecht der Schwächeren gegen Stärkere mit seinen Reisigen unterstützt hatte, erschien er zuerst 1514 als pfälzischer Rath bei der Gesandtschaft, die den Tübinger Vertrag zwischen Württemberg u. seinem Herzog Ulrich vermittelte. Wegen eines „unangesagten“ Kampfes gegen die Stadt Worms that ihn Kaiser Maximilian zwar im März 1515 „in des Reiches Acht u. Oberacht“, aber S. zog trotzdem mit 6000 Landsknechten u. 1100 Reitern — auch Götz v. Berlichingen diente ihm — vor die Stadt. Während diese Fehde noch fortdauerte, kämpfte er zuerst gegen, dann für den Herzog von Lothringen, 1516 für König Franz von Frankreich sowie für Herzog Ulrich von Württemberg u. versöhnte sich 1518 zu Innsbruck mit Kaiser Max, der ihn aus der Acht entließ, um seinen Dienst zu gewinnen. Nachdem S. in eigenem Interesse gegen die Stadt Metz, in dem seines Vetters Hans v. S. gegen die hess. Ritterschaft u. den Landgrafen Philipp gefochten, bemühten sich die Könige Franz von Frankreich u. Karl von Spanien, ihn durch Jahrgelder zu gewinnen, damit er ihre Bewerbung um den durch Maximilian's Tod erledigten Kaiserthron unterstütze. S. schloß sich Karl an u. lieh ihm sogar 20,000 Gulden „ohne Unterpfand u. Zinsen“. Er war eine Großmacht in Deutschland geworden, auf die Viele hofften. Ulrich v. Hutten, der bei ihm auf der Ebernburg wohnte, gewann ihn für seine reformatorischen Ideen u. bewog ihn, Reuchlin gegen die Kölner Dominikaner zu unterstützen u. die Vertreter der Reformation, Butzer, Oecolampadius u. Schwebel, in seine Dienste zu nehmen. Zugleich kämpfte S. 1521 u. 1522 an der Spitze einer Armee von Söldnern für Karl V. in den Ardennen u. trat im Aug. 1522 mit dem Bunde der Ritter zu Landau in Verbindung, der darauf ausging, eine Machtstellung neben den Fürsten zu erringen. Dennoch ging er alsbald seinen eigenen Weg. Durch Säkularisation der geistlichen Herrschaften am Rheine wollte er nicht nur „der neuen Lehre eine Oeffnung machen“, sondern sich selbst zu einem eigenen Fürstenthume verhelfen. Als er im Herbst 1522 die Fehde gegen Trier begann, rüsteten auch Philipp von Hessen u. Ludwig von der Pfalz gegen ihn. Am 10. Okt. that ihn König Ferdinand in die Reichsacht. Nichts glückte ihm mehr. Sein Sohn Hans wurde schwer verwundet, er selbst in Landstuhl eingeschlossen u. belagert, 1. Mai 1523 durch einen Balkensplitter tödlich getroffen; er starb am Tage nach der Kapitulation, 7. Mai 1523. Seine Leiche ruht in der Kapelle von Landstuhl. Als nach 20 Jahren seine Kinder in die Burg zurückkehrten, ließen sie ihm ein steinernes Standbild auf dem Grabe errichten (durch den heutigen Besitzer der Burg ist es restaurirt). Maximilian II. erhob die S. zu Reichsfreiherren, Josef II. zu Reichsgrafen. Noch heute blüht die Linie S. Hohenburg. — Vgl. Ulmann, „Franz v. S.“ (Lpz. 1872).



Nr. 5000. Franz v. Sickingen, geb. 2. März 1481, gest. 7. Mai 1523. Medaillon am Lutherdenkmal in Worms.

Sic transit gloria mundi (lat., d. h.: „So vergeht die Herrlichkeit der Welt“), ist der Anfang eines lat. Kirchenliedes, welcher bei der Krönungsceremonie des Papstes gesprochen wird, wenn man ihn auf dem Tragsessel zum Altar des heil. Petrus trägt, während daneben eine Flocke Werg verbrannt wird.

Sideralllicht, ein Name für das Drummond'sche Knallgaslicht.

siderisches Jahr, s. „Jahr“.

Siderographie (vom griech. σίδηρος, das Eisen, u. γράφειν, schreiben, zeichnen) nannte man das von Perkins u. Fairman in Nordamerika zu Anfang dieses Jahrhunderts erfundene Verfahren in weiche Stahlplatten zu graviren, die Platten sodann zu härten, davon einen Reliefabdruck auf einer weichen Stahlwalze zu nehmen u. mit dieser endlich, nachdem sie gehärtet worden, die Zeichnung in beliebig viele neue Stahlplatten vertieft einzupressen, welch letztere dann als völlig identische Druckplatten dienen. Dieses Verfahren, bei uns gewöhnlicher Stahlstich genannt, fand nam. in England, wo Dyer sich 1810 die amerikanische Erfindung patentiren ließ, seine Entwicklung; nach Deutschland kam es 1824 durch Frommel in Karlsruhe.

Siderolith ist eine verfeinerte Töpferwaare, welche namentlich zu plastischen Gegenständen verarbeitet u. äußerlich vergoldet, broncirt u. mit Lackfarben bemalt wird. Als Zusatz zu der Masse wird hier u. da Chausseestaub genommen.

Sidney, offiziell Sydney (spr. Szidneh), Hauptstadt der brit. Kolonie Neusüdwales in Australien, mit 58,811 E. in der eigentlichen Stadt, die Vorstädte u. zugehörigen Dörfer eingerechnet 134,756 E. (1871); liegt malerisch an der Südseite der rings von Felsen eingeschlossenen Port-Jackson-Bai; am Abhange zweier Hügel auf einer Halbinsel, terrassenförmig aufsteigend, erhebt sich der Haupttheil zwischen dem Darlinghafen u. der Wulumulubai; zwischen beiden greift die Sidneybucht in die Stadt hinein, von da dehnen sich die Straßen über alle Landvorsprünge der Nachbarschaft. Zwei Forts, Macquarie u. Dawes Point, vertheidigen den Zugang zum Hafen u. ein drittes, Fort Philipp, liegt über der Stadt. S. hat mit seinen geraden, breiten Straßen, seinen nach engl. Stil gebauten Sandsteinhäusern u. seinem Geschäftsleben ein durchaus engl. Gepräge, mit dem freilich die Orangenbäume u. Papageien kontrastiren. Die Hauptstraße, George Street, von N. nach S. laufend, wetteifert an Pracht der Läden mit denen der europ. Großstädte. Der Versammlungsort der feinen Welt ist die „Domäne“, an der Ostseite, das Quartier des Gesindels ist „The Rocks.“ S. ist Sitz des Gouverneurs u. der höchsten Kolonialbehörden sowie des kathol. Erzbischofs von Australien u. eines Bischofs der engl. Hochkirche, hat 18 Kirchen, 22 Bethäuser, einen die ganze Stadt überragenden Gouvernementspalast, 2 Theater, ein Militärhospital, ein Civilhospital, 5 Handelsbanken, eine Universität, 2 Gymnasien, eine landwirthschaftliche Gesellschaft, einen botanischen Garten, eine Sternwarte, große Bibliothek, ein Museum, 2 Waisenhäuser, 8 Zeitungen, darunter 2 deutsche. Es ist sowol Fabrik- als Handelsstadt, besitzt große Reepschlägereien, Dampfmühlen, Wollenwebereien, Gerbereien, Branntweinbrennereien u. Zuckersiedereien. Es hat 567 eigene Schiffe u. am Hafen Schiffswerften. Der Schiffsverkehr der ganzen Kolonie betrug 1874 in Ein- u. Ausgang 4385 Schiffe u. die totale Einfuhr über 10 Mill. Pfd. Sterl., die Ausfuhr fast 9 Mill. Pfd. Sterl. S. konzentrirt in seiner Mitte den Verkehr von ganz Australien, bes. werden Gold, Wolle, Baumwolle, Thran u. Fischbein ausgeführt. Zwei Postdampferlinien verbinden es über Point de Galle u. Suez mit Asien, Afrika u. Europa u. über Panama mit Amerika u. Europa. Eine nach Westen führende Bahnlinie theilt sich sehr bald in drei Stränge, nach Windsor, Penrith u. Picton. Die Umgegend ist sandig u. traurig; südl. liegt der erste engl. Ansiedelungspunkt in Australien, die Botanybai, von dem aus am 26. Jan. 1788 S. gegründet wurde. Die Kohlenlager nördl. u. südl. vom Hafen von S. können unerschöpflich genannt werden, auch Zinngruben wurden 1872 bei Tinterfield entdeckt.

Sidney, Algernon, engl. Politiker u. Patriot, zweiter Sohn des Grafen Robert v. Leicester, geb. 1622 zu London; wurde ein begeisterter Anhänger der Republik, diente im Parlamentsheere u. war Mitglied des Gerichtshofes, der Karl I. verurtheilte; doch stimmte er gegen den Tod des Königs. Unter der Herrschaft Cromwell's zog er sich nach Penshurst zurück u. schrieb hier die gegen Filmer's „Patriarcha, or the natural power of kings“ gerichteten „Discourses concerning government“ (Lond. 1698 u. ö.; deutsch, Lpz. 1794), die zwar nicht offen die Republik, aber desto entschiedener die Volkssouveränetät predigen. Das nach Richard Cromwell's Abdankung wiederhergestellte Parlament schickte S. nach Dänemark, damit er zwischen diesem Lande u. Schweden den Frieden vermittle. Die Bedingungen, unter denen der inzwischen zurückgerufene König Karl II. die Amnestieakte erließ, weigerte sich S. zu unterschreiben; infolge dessen verbannt, lebte er dann in Italien, der Schweiz u. in Frankreich, bis er endlich 1677 durch Vermittelung seines Vaters die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt. 1678 ins Unterhaus gewählt, ward er hier der gefürchtetste Führer der Opposition. Einzig für die Idee der Republik lebend, schritt er zu Gunsten derselben sogar bis zum Landesverrath u. forderte zuerst de Witt u. dann, als dieser auf den Vorschlag nicht einging, sogar Ludwig XIV. auf, England zur Republik zu machen. Später wurde er in das die Ermordung des Königs bezweckende sog. Rye-house-Komplot verwickelt u., obgleich für seine Schuld kein rechtskräftiger Beweis beschafft werden konnte, 7. Dez. 1683 hingerichtet. Wilhelm III. kassirte 1689 das Urtheil. Jene „Untersuchungen über die Regierungsform“ gab Hollis mit der Vertheidigungsschrift u. einigen Briefen S.'s heraus (Lond. 1772). Blencowe veröffentlichte „Sidney-papers“ (ebd. 1825). Vgl. Grey, „Secret history of the Rye-house-plot and of Monmouth's rebellion“ (ebd. 1754).

Sidney, Sir Philip, engl. Schriftsteller, geb. zu Penshurst (Grafschaft Kent) 29. Nov. 1554; studirte in Oxford u. Cambridge, bereiste dann drei Jahre lang Deutschland, Frankreich u. Italien u. wurde nach seiner Rückkehr Günstling der Königin Elisabeth, die ihn zum Ritter schlug. 1578 zog er sich infolge eines Streites mit dem Grafen von Oxford auf den in Wiltshire gelegenen Landsitz seines Schwagers, des Grafen v. Pembroke, zurück. Hier verfaßte er sein berühmtestes Werk, den Schäferroman „Arcadia“, der erst 1590 (nach seinem Tode) erschien, dann aber eine Menge Auflagen erlebte u. in andere Sprachen übersetzt wurde (deutsch 1629 von Valerius Theokritus von Hirschberg, neue Aufl. 1643, besorgt durch Martin Opitz). Seit 1582 wieder am Hofe lebend, ging S. 1585 als Gouverneur von Vliessingen nach den Niederlanden, wo er unter seinem Oheim, dem Grafen v. Leicester, tapfer gegen die Spanier focht, 22. Sept. 1586 im Gefecht bei Warnsveld schwer verwundet wurde u. infolge davon 17. Okt. dess. J. zu Arnheim starb. Von seinen Prosaschriften ist noch die „Defense of poesy“ (1581) zu erwähnen. Seine gesammelten „Werke“ erschienen 1725 (3 Bde., Lond.); W. Gray gab von ihm „Miscellaneous works“ (ebd. 1825) heraus. Vgl. Zouch, „Memoirs of the life and writings of Sir Philip S.“ (Lond. 1808), u. Pears, „Correspondence of Sir Philip S. and Hubert Languet“ (ebd. 1845).

Sidon (d. i. Fischerstadt), eine der ältesten u. berühmtesten Städte der Phönikier (s. d.), glänzte ebenso durch ihren Gewerbfleiß wie durch ihren Seehandel u. den dadurch erlangten Reichthum. Ca. 1600—1160 v. Chr. übte S. die Oberherrschaft über die phönikischen Städte, weshalb auch Sidonier im Alterthum oft geradezu für „Phönikier“ steht; es mußte dann aber dem mächtigen Tyrus weichen. Dennoch behielt es die einheimischen Könige unter der wechselnden Herrschaft der Assyrer, Chaldäer u. Perser. Von den Letzteren wurde es 351 wegen eines Aufstandes gründlich zerstört, gelangte aber unter der makedonischen u. bes. der röm. Herrschaft wieder zu hoher Blüte. Das Sinken begann mit der Eroberung durch die Araber (638); in den Kreuzzügen u. nachmals durch die Mongolen erlitt die Stadt viele Zerstörungen, so daß sie sich erst im Anfang des 17. Jahrh. wieder erholte u. im Laufe des 18. Jahrh. bes. durch den Seidenhandel zu neuer Blüte gelangte, die aber jetzt wieder fast verschwunden ist. Der heutige Name von S. ist Saïda (s. d.).

Sidonienorden, sächs. Orden, s. „Orden“.

Sieben, die. Unter allen Zahlen, welche schon in der grauesten Zeit der Geschichte den Völkern für heilige gegolten haben, ist die S. die berühmteste. In den ältesten Urkunden der Religionen, in den heiligen Schriften der Hebräer, Inder u. Perser, in den Lehren der Aegypter u. Chaldäer, der Neuplatoniker u. Gnostiker, in den bedeutendsten Schriften des heidnischen Alterthums, selbst bei den Kirchenvätern u. den spätern Scholastikern spielt sie eine Hauptrolle. Die S. geht als Zahl aus der Vereinigung von Drei u. Vier hervor, u. da beide Zahlen in ihrer Art als vollkommene betrachtet werden können (im Räumlichen als △ u. □), so ist der Begriff des Mystischen, den diese dadurch erhalten haben, auf jene übertragen worden, obwol eben dieser ihr Ursprung aus heterogenen Elementen sie in ihrer Anwendung im Zahlensystem zu einer unbequemen Zahl macht. In den Schriften des gelehrten Juden Philo (z. B. in seinen Büchern über die S. u. die Schöpfungsgeschichte Mosis) ist ebenso die Hauptquelle über die Ansichten der Alten hinsichtlich dieser Zahl zu finden, als das, was das Morgenland über die S. dachte, in der pers. Geschichte Wassaf's u. in vielen anderen arab., pers. u. türk. Werken. In allen Schriften

über die geheime Bedeutung der Zahlen (z. B. in Chr. Woldenberg's „Tract. de numeris etc.", 1670) spielt die S. eine Hauptrolle; allein speziell haben sich mit ihrer Bedeutung M. P. Sagittarius („De numero septenario", Altenb.), Bernh. Wurfbain („De numero septen. var. lect. coll.", Nürnb. 1633) u. neuerdings Hammer-Purgstall (in den „Wiener Jahrb." 1848) eingehend beschäftigt.

Sieben, die böse (od.: Eine von den bösen S.), bedeutet ein boshaftes Weib, weil das Volk die S. für eine Unglückszahl hält, vielleicht hergenommen von den sieben Schicksalsschwestern od. Walkyren, wie denn auch bei der Prophezeiung aus den Karten die S. eine unglückliche Bedeutung hat. Nach einer anderen Erklärung ist es eine schlimme Ehehälfte, von welcher, als von einem Uebel, erlöst zu werden in der siebenten Bitte des Vaterunsers gebeten wird.



Nr. 5001. Sidney, Hauptstadt von Neusüdwales (1866).

Siebenbürgen, das Transsylvania der Alten, das Erdély der Magyaren, das Ardealu der Rumänen, ein Großfürstenthum der Oesterr.-Ungar. Monarchie, durch den staatsrechtlichen Ausgleich von 1868 zu den Ländern der ungar. Krone geschlagen, 997,917 □M. mit 2,115,024 E. (1869), ist seiner natürlichen Beschaffenheit nach ein von hohen Randgebirgen umgebenes Plateau, das aber nicht aus einer zusammenhängenden Ebene, sondern aus Thälern besteht, die durch Höhenzüge von 100 bis 300 m. von einander getrennt sind. Nur der nordwestl. Theil liegt außerhalb des Hochlandes u. geht allmählich in die ungar. Ebene über. Die Randgebirge sind in O. von N. her kommend bis zum Borgopasse die letzten Ausläufer des karpathischen Waldgebirges; daran stoßen bis an die Südostspitze des Landes das Gergyóer (Györgyoer), das Csiker u. das Bereczker Gebirge. Der Rodna-, Borgo-, Tölgyes-, Gyimes- u. Ojtozpaß führen über den Gebirgswall nach der Bukowina u. der Moldau. Das südl. Randgebirge sind die Transsylvanischen Alpen, über welche der Tomös-, der Törzburger-, der Rothe Thurm- u. der Vulkanpaß nach der Walachei führen (s. „Rumänien"). Nach W. hin bildet der Gebirgszug keine geschlossene Kette, aber die Gebirgsrücken des Cserna- od. Nußkagebirges, des Erzgebirges, des Bihar-, des Krasna- u. des Buckgebirges umgürten wenigstens ²/₃ der Westseite, u. ebenso ist der Abschluß nach N. hin, wo das Laposch- u. Rodnaer Gebirge die Grenze bildet. Die höchsten Erhebungen u. die wildesten Partien liegen im Südrande; hier steigen viele Berge bis über 2000 m., der Negoi erreicht 2543 m. Die Mitte des Hochlandes liegt gegen 300 m. hoch; die Ebene von Bistritz etwa 370, die von Klausenburg 330, die von Karlsburg 200, die von Hermannstadt 400 u. die von Kronstadt über 500 m. Die zwischenliegenden Höhenzüge steigen im SO. bis über 700 m. an. — Die Flüsse sind nach N., W. u. S. gerichtet. Nach N. fließt die Szamos (Samosch), die, als Große Szamos vom Karpathischen Waldgebirge kommend, ursprünglich nach W. gerichtet ist, die Bistricz u. Lapos aufnimmt, am Einflusse der vom westl. Randgebirge kommenden Kleinen Szamos aber ihre Richtung nach N. abändert u. der Theiß zufließt. Nach W. gehen der Körös (Koresch) u. die Maros (Marosch), der wichtigste Fluß S.s, der bereits im Lande schiffbar wird, zahlreiche Nebenflüsse aufnimmt, u. dessen Gebiet die ganze Mitte des Landes ausmacht. Nach S. brechen durch die Transsylvanischen Alpen der Schyl durch den Vulkanpaß, die Aluta durch den Rothen Thurmpaß u. die Bodza im O. — Das Klima ist infolge der hohen Lage, des Wald- u. Wasserreichthums im Allgemeinen rauher, als die geographische Breite vermuthen läßt, u. fängt an die großen Extreme zu zeigen, die dem östlichen Europa eigen sind. Die mittlere Jahrestemperatur schwankt je nach der Oertlichkeit zwischen 7 u. 10° C.; die mittlere Sommerwärme beträgt 18 bis über 20°, die des Winters −2 bis +4°. Die jährliche Regenmenge beträgt 47–78 cm. — Die Kulturfähigkeit des Bodens ist sehr bedeutend; bis auf 35 □M., d. i. 3,9 % des Gesammtareals, ist der Boden produktiv. 369 □M., d. i. 43 % des produktiven Bodens, sind Wald, meist Eichen- u. Buchenwald; der 48,5 □M. große Bezirk Györgyó-Széntmiklós aber ist durchaus Fichtenwald. 26 % sind Ackerland, auf dem Mais, Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte (meist Wicken), Kartoffeln, Kraut u. Kohl, Rüben, Flachs, Hanf u. Tabak gebaut werden. Obstbau ist bes. um Hermannstadt. Die Wiesen u. Gärten nehmen 18, die Weiden 11 u. das Weinland (in den Thälern der Maros u. Kokel) 0,5 % des produktiven Bodens ein. — Die Viehzucht, eine Hauptquelle des Erwerbs, ist sehr ausgedehnt. Von den schönen siebenbürgischen Pferden zählte man 1870 188,261 Stück, außerdem an Einhufern 1012 Esel u. 298 Maulthiere; Rinder, die vielfach zur Hutweidung in die Walachei u. Moldau getrieben werden, 927,371 Stück, wobei gegen 58,000 Büffel im S. des Landes; Schafe, bes. Zigaischafe, 1,840,961, die meist in der Walachei, Moldau u. Dobrudscha überwintern; Ziegen 191,415, Schweine 501,751 u. Bienenstöcke 122,718; an Cocons wurden 10 Ctr. gewonnen. Von Wild ist Roth- u. Schwarzwild stark vertreten, selbst Gemsen, Wölfe u. Bären werden erlegt. Auer- u. Haselhühner, wilde Tauben u. Raubvögel giebt es in großer Menge. — Von mineralischen Schätzen sind bes. Gold, Eisen u. Salz zu erwähnen. — Die Industrie steht noch auf niederer Stufe. In Kronstadt werden Tuch u. Decken, in Hermannstadt chemische Fabrikate, Kerzen, Hüte, Tuche u. Lederwaaren gefertigt, Bistritz liefert gesuchte Korbflechtereien; Buchdruckereien giebt es 10; Bierbrauereien dagegen 80 u. Branntwein-

brennereien (etwa 2500). Gerberei treiben die Szekler, ebenso fertigen sie Holzwaaren u. gewinnen Pottasche. — Hauptverkehrsort ist Kronstadt. Die Länge der Landstraßen beträgt 65,600 Km.; Eisenbahnen sind noch wenig vorhanden. — Von den Bewohnern sind [illegible] Rumänen, die [illegible] 87,000 Zigeuner im ganzen Lande verbreitet sind u. meist in [illegible] wohnen; über [illegible] sind Magyaren u. Szekler, ebenfalls meist auf dem Lande; etwa der 11. Theil (193,000) sind Sachsen; sie wohnen vorzugsweise in den Städten der deutschen Sprachinsel um Hermannstadt u. der [illegible] Kronstadt u. Bistritz. Außerdem zählt man noch gegen 25,000 Juden (vor 1849 nur in Kronstadt, jetzt überall) u. Bulgaren, Tschechen, Ruthenen, Griechen u. Armenier in geringer Menge. Dem Bekenntnisse nach sind 264,000 röm.-katholisch, 652,000 griechisch-nichtunirt, 600,000 griechisch u. armenisch, 210,000 evangelisch lutherisch, gegen 300,000 reformirt ꝛc. — Die Bildung des Volkes ist mangelhaft, am besten bei den Sachsen; [illegible] bleibt ohne Unterricht. Die Zahl der Volksschulen beträgt 2680, Realschulen giebt es 3, vierklassige Gymnasien 21, wovon 6 katholisch, 5 reformirt, 5 evangelisch ꝛc., römisch u. griechisch katholische theologische Lehranstalten je 2, eine Bergschule, eine chirurgische Lehranstalt, 2 Rechtsakademien u. seit 1872 eine Universität in Klausenburg ꝛc. — Das Land der Ungarn mit 8 Komitaten u. 2 Distrikten umfaßt 627,[illegible] □M. mit 1,292,512 Civilbevölkerung, das der Czekler mit 5 Stühlen u. 215,15 □M. u. 427,642 E., das der Sachsen mit 9 Stühlen u. 2 Distrikten 155,11 □M. u. 381,572 E. — Städte von über 10,000 E. sind nach der Zählung von 1869: Kronstadt (27,766), Klausenburg (26,382), Hermannstadt (18,998) u. Maros-Vásárhely (12,678).

S. gehörte in ältester Zeit zu Dacien (s. d.) u. wurde mit demselben 106 n. Chr. römische Provinz, bis Aurelian es 274 den Gothen einräumte. Dann wurde es Eigenthum der Gepiden, seit 566 der Langobarden u. Avaren, gegen Ende des 9. Jahrh. der Petschenegen, bis im 11. Jahrh. die Magyaren im W. Fuß zu fassen begannen. Erst Ladislaus I. (1078—95) gründete ein Bisthum zu Weißenburg am Mieresch im Lande „Transsilvanien", d. h. jenseit des großen Waldes, der S. von Ungarn trennte. Geisa II. (1141—61) rief deutsche Ansiedler herbei, welche zwischen Mieresch u. Aluta Wohnsitze erhielten u. dafür Kriegsdienste leisteten. Nach ihrer ersten Burg am Cibin, bei Hermannstadt, erhielt das ganze Land seinen Namen „Cibinsburge", der bis zum 15. Jahrh. nur dem deutschen Theile eigen ist. Von den Magyaren wurden diese Deutschen, obwol sie aus Flandern, vom Nieder- u. Mittelrhein stammten, häufig, seit 1238 stets „Sachsen" genannt. Durch den Deutschen Ritterorden wurde 1211—26 das Burzenland im Süden erobert, er selbst jedoch von Andreas II., der ihn gerufen, wieder vertrieben. Seit 1213 erwähnt man auch den Namen der Sekler, welche als „Grenzwächter" im O. stationirt waren, u. seit 1222 den der Walachen, die nicht Reste der alten Dacier, sondern nur spätere Eindringlinge sein können; aber nur die Deutschen erhielten 1224 jenen „goldenen Freibrief", der ihnen die freie Wahl ihrer Richter u. Pfarrer gestattete u. seitdem von den meisten Herrschern Ungarns bestätigt wurde. Nur der Königsgraf od. Woiwode wurde von diesen ernannt. Nachhaltiger als von dem Einfalle der Mongolen 1241 litt S. seit 1421 von den Türken u. von inneren Streitigkeiten zwischen dem magyarischen Adel, den Sachsen u. den Walachen. Mit unerschütterlicher Treue hielt das Land nach dem Aussterben der ungarischen Königslinie an dem Habsburger Ferdinand, dem es 1527 gehuldigt hatte, bis es 1536, ganz im Stiche gelassen, nach der Eroberung Hermannstadts sich an Johann Zapolya ergeben mußte. Vergeblich kehrte es bald nach dessen Tode (1540) zum Gehorsam gegen jenen zurück, der es 1556 doch an Isabella, die Wittwe seines Gegners, abgab. 1571 starb auch ihr Sohn Johann Sigmund, u. das unglückliche Land, welches sich seinen Statthalter jetzt selbst wählte, war bald türkisches, bald österreichisches Lehen. Nach der Herrschaft mehrerer Bathori's wurde (1613—26) Bethlen Gabor (s. d.) erhoben u. später (1630—48) Georg Rakoczy I. (s. d.) u. II., unter denen die Türken wieder einbrachen. Nach ihrer Besiegung bei Wien huldigte die Bevölkerung S.'s 1686 Kaiser Leopold I., der ihr die freie Wahl ihres Fürsten bestätigte, u. die Türkei mußte 1699 im Frieden zu Karlowitz in die Abtretung willigen. Nach dem Aussterben des Fürstengeschlechtes der Apafi wurde S. immer enger an Ungarn gekettet, 1765 zum Großfürstenthum erhoben, während der Revolution von 1848 durch Bem den Russen entwunden u. im März 1849 gewaltsam mit dem abtrünnigen Ungarn vereinigt, aber schon am Ende des Jahres mit russischer Hülfe von Oesterreich zurückerobert u. für ein unabhängiges Kronland erklärt. Durch das Patent vom Okt. 1860 erhielt S. seine eigene Hofkanzlei u. Landesordnung, 1862 seinen eigenen Landtag, auf dem aber die Magyaren nicht erschienen, u. entschloß sich 1863 nach einiger Zögerung seine Vertreter auch in den Wiener Reichstag zu schicken. Jedoch der Wechsel in der Politik des Kaisers brachte S. für 1865 ein vormärzliches Wahlgesetz, durch welches die Magyaren die Majorität erhielten. Man schickte nun mit höchster Genehmigung Vertreter S.'s nach Pest, welche die Vereinigung des Landes mit Ungarn berathen sollten. Am 1. Dez. 1868 beschloß der ungarische Reichstag die Aufhebung der gesonderten Regierung in Klausenburg u. die Ernennung des „Nationsgrafen" von Pest aus. Da der Kaiser beistimmte, so blieben seitdem alle Klagen der Sachsen u. Walachen über Kränkung ihrer altverbrieften Rechte sowie über herzlose Magyarisirung erfolglos. — Vgl. Teutsch, „Geschichte der Siebenbürger Sachsen" (bis 1699; 2 Bde., Lpz. 1874).

Siebengebirge ist ein am rechten Rheinufer im Kreise Siegburg, Reg.-Bez. Köln, der preuß. Rheinprovinz gelegenes vulkanisches Gebirge, das, großentheils aus Trachyt bestehend, die hier lagernde Grauwacke durchbrochen hat u. in vorwaltend 7, in 2 Reihen gestellten Bergen emporragt. Die drei Berge der vorderen Reihe, die dominirend an den Rhein treten, sind der Drachenfels (325 m.), der Petersberg (336 m.) u. die Wolkenburg (327 m.). Die vier vom Rhein entfernten Berge sind der Oelberg, mit vielen Basaltfelsen (464 m.), die Löwenburg (459 m.), der Lohrberg (440 m.) u. der Nonnenstromberg (336 m.). Zwei von West nach Ost gerichtete Thäler durchschneiden das Gebirge, von denen das reizend stille Heisterthal mit der Klosterruine Heisterbach das bekanntere ist. Das ganze Gebirgsterrain umfaßt ungefähr 1 □M. Sein Gesteinsmaterial, der Trachyt, wird in großen Steinbrüchen gewonnen u. zu Bausteinen benutzt. Der Kölner Dom, die Münsterkirche in Bonn u. viele andere Gebäude, bes. in Königswinter, sind daraus erbaut. — Die Kegel des S.s, die sich als Wächter der Zugänge vom Niederrhein zum Mittelrhein darstellen u. als natürliche Burgen die ganze Umgegend beherrschen, sind schon seit Römerzeiten als wichtige Punkte erkannt u. benutzt worden. Valentinian soll die ersten Befestigungen auf diesen Bergen angelegt haben. Erzbischof Friedrich I. von Köln erbaute die Festen Drachenfels u. Wolkenburg, ein anderer Erzbischof die Löwenburg. Andere Spitzen u. Einschnitte waren mit Klöstern besetzt (Heisterbach) od. mit Kirchen u. Kapellen (Petersberg). Die Abhänge der Berge sind jetzt mit Villen u. Gartenanlagen geschmückt. Der lieblichste Platz ist Königswinter am nördl. Fuße des Drachenfels.

Siebenjähriger Krieg. Durch zwei Kriege (1740—42, 1744—45) war Maria Theresia genöthigt worden, Schlesien an Friedrich d. Gr. abzutreten, während sie noch um den Besitz ihrer übrigen Erblande mit Frankreich u. Spanien im Kampfe lag. Kaum aber waren ihr diese durch Englands Hülfe im Frieden zu Aachen gesichert (1748), so dachte sie daran, das Verlorene wieder zu gewinnen. Schon im Frühjahr 1749 rieth ihr Kaunitz (s. d.), die bestehenden Allianzen mit Rußland, Holland, England möglichst zu erhalten u. zu befestigen, vor Allem aber die von Frankreich zu gewinnen. Als Gesandter in Paris (vom Okt. 1750 bis Jan. 1753) bemühte er sich vergeblich darum, doch wurde er drei Wochen später Reichskanzler u. behielt sein Ziel weiter im Auge. Andrerseits drohten die kleinen Kämpfe der Franzosen u. Engländer an der Grenze Canada's auch zu einem Kriege in Europa zu führen. Vergebens bot Oesterreich dem Könige Georg II. seine Hülfe gegen Frankreich an, wenn jener dafür Preußen erdrücken helfe. Er zog es vor, am 16. Jan. 1756 mit Friedrich II. zu Westminster einen Bund einzugehen, der den Russen sowol als den Franzosen den Einmarsch in Deutschland verwehren sollte. Nun erst entschloß sich Frankreich seinerseits, 1. Mai 1756 zu Versailles einen Allianzvertrag mit Oesterreich zu schließen, nach welchem beide Mächte einander Hülfe zusagten, wenn eine andere Macht auf dem Kontinente eine von ihnen angreifen sollte. Sofort erklärte auch Elisabeth von Rußland ihren Beitritt, wenn ihr die Provinz Preußen zugestanden werde, welche sie dann für einen benachbarten Theil von Polen an dieses abtreten wollte. Auch wünschte sie sogleich Friedrich II. anzugreifen, fügte sich aber dem Verlangen, gemeinsam mit den anderen Alliirten das Jahr 1757 zu erwarten. Auch der erste Entwurf zur Theilung der preuß. Monarchie u. Beschränkung Friedrich's auf die Mark ging von Rußland aus, kam aber, da Frankreich noch lange widerstand, erst 1757 (22. Jan.) zum Beschluß. Als Friedrich die Rüstungen Oesterreichs bemerkte u. auf seine Anfrage, ob es in diesem od. im nächsten Jahre ihn anzugreifen beabsichtige, eine „stolze u. ausweichende Antwort" erhalten hatte, griff er 28. Aug. 1756 zu den Waffen, um seinen Gegnern zuvorzukommen. Seitdem erklärten sich für ihn im J. 1757 nur England durch einen Allianzvertrag (vom 11. Jan. 1757), Braunschweig, Hessen-Kassel u. Sachsen-Gotha; gegen ihn außer Frankreich, Rußland u. Oesterreich das Reich (17. Jan.), Spanien (1. Mai), endlich Schweden unter seinem Schwager Adolf Friedrich (Aug. 1757). — **1756.** Obwol Sachsen nicht bei der Allianz gegen Friedrich betheiligt war, hatte es seine Armee (17,000 Mann) bei Pirna in einem befestigten Lager zusammengezogen, um ihm den Elbweg zu verlegen. Dennoch ging Friedrich mit 60,000 Mann nach Böhmen u. schwächte die Oesterreicher unter ihrem Feldmarschall Browne durch die Schlacht bei Lobositz 1. Okt. so sehr, daß die sächs. Armee nicht den Muth fand loszuschlagen. Am 16. Okt. kapitulirte sie u. wurde, durch Aushebung bis auf 25,000 Mann verstärkt, mit der

preußischen vereinigt. Schlesien u. Sachsen suchte seitdem Friedrich zunächst festzuhalten u. zu Ausgangspunkten seiner Operationen zu machen. **1757** wurden die Allianzen fertig u. 174,000 Oesterreicher, 105,000 Franzosen, 100,000 Russen, 32,000 Reichstruppen u. 22,000 Schweden standen zum Kampfe bereit. Friedrich ging mit 100,000 Mann nach Böhmen u. siegte 6. Mai bei Prag, wo beide Feldherren, Schwerin u. Browne, blieben. Während er die Stadt nur einschließen, nicht eigentlich belagern ließ, zog er Daun entgegen, der von der Oberelbe mit 60,000 Mann heranrückte, wurde aber 18. Juni bei Kolin vollkommen geschlagen u. mußte Böhmen räumen. Gleichzeitig waren die Franzosen unter d'Estrées bis zur Weser vorgedrungen u. nöthigten durch den Sieg bei Hastenbeck (26. Juli) den Führer der vereinigten Hessen u. Hannoveraner, den Herzog von Cumberland, 8. Sept. zu der schmählichen Konvention von Zeven. die Beobachtung Daun's (zwischen Trautenau u. Reichenberg) beschränkte, nahm der franz. Königsleutnant Thorane (2. Jan.) durch Bestechung u. Ueberfall Frankfurt a. M. u. schlug der Marschall Broglie Ferdinand von Braunschweig bei Bergen 13. April zurück; dennoch erlitten die Franzosen unter Contades u. Broglie 1. Aug. bei Minden eine um so entschiedenere Niederlage. Im Juli war Soltikow mit 70,000 Russen durch Posen nach der Lausitz vorgedrungen, wo er 23. Juni unweit Züllichau Wedell geschlagen hatte. Friedrich, der aus Schlesien herbeizog, erfocht schon am Vormittage des 12. Aug. bei Kunersdorf einen fast vollkommenen Sieg über ihn, als Laudon eintraf u. durch einen Angriff vom Rücken her der preußischen Armee eine vollständige Niederlage bereitete. Obwol die Reichstruppen 9. Sept. Dresden einnahmen u. General Fink 21. Nov. bei Maxen mit Daun kapituliren mußte, so glückte es doch dem



Nr. 5092. Volkstrachten in Siebenbürgen

Auch die Russen unter Apraxin rückten in Ostpreußen vor, schlugen Lehwald 30. Aug. bei Groß-Jägerndorf, zogen sich aber auf die Nachricht von einer gefährlichen Erkrankung ihrer Kaiserin nach der Grenze zurück u. gaben dadurch dem geschlagenen Feldherrn die Möglichkeit, die Schweden aus der Uckermark bis nach Stralsund u. Rügen zurückzutreiben. Als eine französische u. Reichsarmee unter dem Prinzen von Soubise durch Thüringen gegen Sachsen heranzog, rettete sich Friedrich dieses durch den glänzenden Sieg bei Roßbach 5. Nov. mit 20,000 gegen 50,000 Mann u. zog dann eilends nach Schlesien, wo die Oesterreicher unter Karl v. Lothringen u. Daun 22. Nov. zwar den Herzog von Bevern bei Breslau schlugen u. gefangen nahmen, 5. Dez. aber bei Leuthen eine vollständige Niederlage erlitten, so daß sie ganz Schlesien außer der Festung Schweidnitz räumen mußten. Inzwischen hatte Georg II. die Konvention von Zeven für ungiltig erklärt u. seine Hülfstruppen unter das Kommando des von Friedrich ernannten Prinzen Ferdinand von Braunschweig gestellt. Im Frühjahr **1758** folgte dann unter Pitt's Vermittelung ein förmlicher Subsidienvertrag, durch welchen sich England zur jährlichen Zahlung von 4 Mill. Thaler verpflichtete. Während Ferdinand die Franzosen aus Hannover verdrängte u. 23. Juni bei Krefeld schlug, eroberte Friedrich 16. April Schweidnitz, zog nach Mähren, um die Vereinigung der Oesterreicher mit den Russen zu hindern, gab aber 1. Juli die Belagerung von Olmütz auf u. eilte durch Böhmen u. Schlesien zunächst nach der Neumark, wo er 25. Aug. gegen den Russen Fermor, der inzwischen ganz Ostpreußen besetzt hatte u. bis zur Oder vorgedrungen war, bei Zorndorf wenigstens das Schlachtfeld behauptete. Von dem Prinzen Heinrich gegen Daun u. die Reichsarmee nach Sachsen zu Hülfe gerufen, erlitt er zwar 14. Okt. durch Laudon's Ueberfall bei Hochkirch eine schwere Niederlage, behauptete aber doch noch Sachsen u. Schlesien. — **1759.** Während Friedrich sich, bei Landshut liegend, auf

Prinzen Heinrich, das übrige Sachsen zu behaupten. **1760** waren Friedrich's Mittel fast erschöpft u. Fouqué, der mit 14,000 Mann Schlesien decken sollte, gerieth 23. Juni bei Landshut in die Gefangenschaft Laudon's, der mit viermal stärkerer Armee Glatz einnahm, aber die Stadt Breslau dem General Tauenzien doch nicht zu entreißen vermochte. Nach vergeblichem Bombardement Dresdens (im Juli) zog der König gegen Daun u. Laudon, die er in den Morgenstunden des 15. Aug. bei Liegnitz schlug. Seine Annäherung genügte, um Berlin zu befreien, das vom 9.—12. Okt. durch ein österreichisches u. russisches Corps unter Tottleben gebrandschatzt wurde. Nachdem er u. Zieten 3. Nov. bei Torgau ein österreichisches Heer unter Daun geschlagen, konnte er sein Winterquartier in Leipzig aufschlagen. Dennoch fast auf die Defensive beschränkt, bezog Friedrich **1761** ein festes Lager bei Bunzelwitz im Angesicht Laudon's u. des Russen Buturlin. Kaum verließ er es (10. Sept.), so fiel Schweidnitz in die Hände der Oesterreicher. Wenige Monate darauf wurde auch Pommern durch die Einnahme Kolberg's (16. Dez.) eine Beute der Russen. In die bedenklichste Lage aber gerieth Friedrich, als Georg III. v. England William Pitt entlassen (5. Okt.) u. den Subsidienvertrag gekündigt hatte. Eine kurze Erholung schuf ihm der Tod der russischen Kaiserin (5. Jan. 1762) u. die Bundesgenossenschaft ihres Nachfolgers Peter III., so daß er **1762** mit 20,000 russischen Hülfstruppen unter Tschernitscheff Schlesien schützen konnte. Obwol diese schon im Juli durch Katharina, die ihren Gemahl gestürzt hatte, abgerufen wurden, siegte Friedrich 21. Juli doch noch einmal bei Burkersdorf über Daun, nahm Schweidnitz 7. Okt. u. war wieder im Besitz von Schlesien, mit Ausnahme der Grafschaft Glatz, während Prinz Heinrich 29. Okt. durch die Schlacht bei Freiberg die Oesterreicher u. Reichstruppen aus Sachsen verdrängte. So hatte er doch noch seine Position vom Anfange des Krieges behauptet, u. die Ermattung aller kriegführenden Mächte

führte endlich 15. Febr. 1763 zum Abschluß des Friedens von Hubertusburg, in welchem er sich bereit erklärte, Sachsen heraus zu geben, u. dafür die Grafschaft Glatz zurückerhielt. Gleichzeitig hatten auch Frankreich u. England 10. Febr. zu Paris Frieden gemacht. England, das 1759 Quebec, 1760 Canada genommen hatte, erlangte die Abtretung dieses Gebietes sowie Florida's u. der meisten Kleinen Antillen u. blieb in Amerika wie in Ostindien durch den Sieg Clive's bei Plassy (1758) die gebietende Nation. — Vgl. Lloyd, „Geschichte des S. K.es" (deutsch von Tempelhof, 6 Bde., Berl. 1794 ff.); Schäfer, „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" (3 Bde., Berl. 1867 ff.); Ranke, „Zur Geschichte von Oesterreich u. Preußen zwischen 1748 u. 1763" (Lpz. 1875); Arneth, „Maria Theresia" (4 Bde., Wien 1863 ff.).

Siebenschläfer. Nach einer aus dem Griechischen übersetzten Legende bei Gregorius von Tours († 595) flüchteten sich während der Verfolgung unter Kaiser Decius (um 250) sieben Christen aus Ephesos in eine Höhle u. schliefen hier, von den Verfolgern eingemauert, fast 200 Jahre. Nach ihrem Erwachen fanden sie voller Erstaunen das Kreuz zur Herrschaft gelangt, sanken aber gleichzeitig todt nieder, als der Bischof von Ephesus u. selbst Kaiser Theodosios II. von Konstantinopel herbeigeeilt waren. Der Heiligentag der S. ist der 27. Juni.

Siebenschläfer (Myoxus), eine Nagethiergattung aus der Familie der Eichhörnchen mit langem, buschigem Schwanze, jedoch fast nackten kurzen Ohren u. ohne Nagel an der Daumenwarze. Die Arten, deren es 10, in Europa 4 giebt, leben auf Bäumen, bauen sich Nester, nähren sich vorzugsweise von Haselnüssen u. Bucheckern u. halten einen mehrmonatlichen Winterschlaf. Der, ohne den Schwanz gemessen, etwa 16 cm. große gemeine S. (Myoxus glis), der Billich od. die Rellmaus, von hellgrauer, unten weißer Farbung mit einem schwarzen Augenkreis, findet sich in Laubwäldern Süd- u. Mitteleuropa's; sein Fell wird als Pelzwerk verwerthet. Bei den alten Römern galt sein Fleisch als Delikatesse u. wurde er deshalb in eigenen Zwingern (Gliriarien) gemästet. Er ist harmlos u. leicht zähmbar, wie die kleinere, gelbrothe Haselmaus od. der Haselschläfer (Myoxus avellanarius), während der oben röthlichbraune Gartenschläfer od. die Eichelmaus (Myoxus nitela) ein bissiges, tückisches Thier ist, das auch in Gärten viel Schaden anrichtet.

Sieben weise Meister ist der Name eines oriental. Märchencyklus, der die Reise durch die ganze Welt gemacht hat. Er ist im Morgenlande unter dem Namen des „Buches vom weisen Sindbad" bekannt, der es nach Masudi (s. d.) in seinen „Goldwäschen", einer geschichtlichen Encyklopädie, unter dem ind. König Khurusch, dem dritten Nachfolger des von Alexander besiegten Porus, verfaßt haben soll. Dasselbe besteht aus einer Rahmenerzählung mit verschiedenen Einlagen u. erzählt, wie ein junger Prinz, der die unkeusche Liebe einer der Frauen seines Vaters nicht erwiedern wollte, gegen deren aus Rache unternommene Anklage, als habe er ihr Gewalt anthun wollen, von sieben Weisen vertheidigt wird, indem diese in einer Reihe von Erzählungen die Arglist u. Verkehrtheit der Frauen u. die Gefahr, die ein Richter durch eine ohne Beweise ausgeführte Verurtheilung laufe, darthun, was ihnen auch trotz der obligaten Gegenerzählung der Frau endlich gelingt. Die älteste bis jetzt bekannte Quelle des Buches ist das 8. Kapitel eines Sanskritmärchenbuchs „Suka Saptati", welches ein gewisser Siayï-eddin-Nekhschebi (gest. 1329) in pers. Sprache als „Tutinameh od. Papageienbuch" bearbeitete u. worin es u. d. Titel „Von den sieben Vezieren, dem Königssohne u. dem Unglücke, welches ihn wegen eines Mädchens traf" vorkommt. Allein dasselbe war schon lange vorher unter der Arsacidendynastie (256 v. Chr. bis 223 n. Chr.) entstanden, dann durch einen gewissen Musos od. Musa ins Pers. übergegangen u. ward später hier von Hakim Asraki (gest. 1133) in pers. Verse übertragen. Von hier aus ging es ins Arab. über, u. findet sich so als die „Geschichte vom weisen Sindbad u. den sieben Vezieren" in der 1001 Nacht (in der deutschen Uebersetzung von Habicht Bd. XV.) u. kehrte vielleicht von hier aus wieder in dem noch vorhandenen „Sindibad-Nameh" um 1375 ins Persische zurück. Ein arab. Schriftsteller bearbeitete diesen Stoff weitläufiger als „Die vierzig Morgen u. vierzig Abende", allein sein Original ging verloren u. wir besitzen nur noch die von einem gewissen Scheichzadel für den Sultan Murad II. (1421—51) u. d. Titel „Die vierzig Veziere" gemachte alttürk. Uebersetzung (deutsch von Behrnauer, Lpz. 1851). Derselbe Stoff lag aber auch der arab. geschriebenen „Geschichte des Prinzen Bakthyar od. der zehn Veziere" (herausgeg. von Knoes, Gött. 1807) zu Grunde, welche wieder als „Bakthyarnameh" ins Pers. (herausgeg. von Ouseley, Lond. 1801) u. Türk. überging. Aus dem Arab. ging der Roman ins Syrische über u. aus dieser Sprache übersetzte ihn ein gewisser Andreopulos (11.—13. Jahrh.) als „Συντίπας" ins Griech. (herausgeg. von Boissonade, Par. 1828). Der hebr. Uebersetzer eines ebenso berühmten oriental. Fabelwerkes „Chelila ve Dimna", der Rabbi Joel (aus unbestimmter Zeit), machte aber aus einem arab. Texte dieses Märchenbuches eine hebr. Uebersetzung unter dem Titel „Die Sprüche des Sendabar" (Konstantinopel 1516; deutsch von Sengelmann, Halle 1842), u. diese vermittelte wahrscheinlich im 11.—12. Jahrh. durch die Kreuzfahrer die Einführung dieses Romans ins Abendland. Ein gewisser Johannes, Mönch der Abtei Haute Seille im Bisthum Nancy, hat nämlich in den J. 1184—1212 dasselbe in zwei lat. Redaktionen, einer längeren („Historia calumniae novercalis, quae septem sapientum dicitur", Antw. 1490) u. einer kürzeren („Johannis de Alta Silva Dolopathos s. de rege et septem sapientibus", herausgeg. von H. Oesterley, Straßb. 1873), wahrscheinlich aus dem Volksmunde bearbeitet. Nach dieser dichtete ein franz. Trouvère Hebers im 13. Jahrh. (1223—26) ein großes Gedicht („Les romans de Dolopathos", Par. 1856) u. ein unbekannter, zweiter gleichzeitiger Dichter einen zweiten Roman in Versen („Li romans des sept sages", herausgeg. von Keller, Tüb. 1856). Aus diesen gingen später verschiedene franz. Prosabearbeitungen u. ein engl. Gedicht (in Weber, „Metrical romances", T. III) hervor; allein sowol die ital. Redaktion („Li compassionevoli avvenimenti d'Eresto", Vened. 1542) als das deutsche Gedicht eines Unbekannten „Von den sieben Meistern" (bei Keller, „Altdeutsche Gedichte", Tüb. 1846) u. des Hans v. Bühel „Dyocletianus' Leben" (herausgeg. von Keller, Quedl. 1841), gleichfalls in Versen, sowie das niederländ. (Delft 1483) u. das deutsche (Cölln o. J.) „Volksbuch von den sieben weisen Meistern" in Prosa sind weiter nichts als freie Uebersetzungen der lat. weitläufigen Redaktion des Mönches Johannes.

Sieben Weisen Griechenlands, die. Unter dieser Bezeichnung (griech. οἱ ἑπτὰ σοφοί, lat. septem sapientes) verstand schon das Alterthum seit Platon 7 Männer, welche sich durch ihre weisen Lehren vorzüglich als Gesetzgeber u. Staatsmänner um ihr Vaterland verdient machten. Gewöhnlich werden Folgende genannt: Bias aus Priene, Chilon von Sparta, Kleobulos aus Lindos, Periander aus Korinth, Pittakos aus Mitylene, Solon aus Athen u. Thales von Miletos; da aber Periander u. Kleobulos als Tyrannen ihrer Vaterstadt dieses Namens nicht würdig erschienen, so nahm man für Letztern Myson an u. unterschied Periander den Weisen von dem gleichnamigen Tyrannen. Die Sprüche ihrer Weisheit, sog. Gnomen (s. d.) in prägnanter Kürze (z. B. „Erkenne dich selbst", „Nichts zu viel", „Beherrsche den Zorn", „Niemand ist vor seinem Ende glücklich zu preisen" ꝛc.), haben sich durch Tradition erhalten u. sind vorzüglich von Plutarch („Συμπόσιον ἑπτὰ σοφῶν"), Stobäos („Sermones" III) u. Ausonius („Ludus septem sapientum") gesammelt (vgl. Buddeus, „Dicta illustriora septem Graec. sap." Halle 1699).

Sieben Weltwunder nannte das Alterthum die ägypt. Pyramiden, die hängenden Gärten der Semiramis zu Babylon, den Dianentempel zu Ephesos, die von Phidias angefertigte Bildsäule des Olympischen Zeus, das von der Königin Artemisia II. ihrem Gemahl Mausolos (gest. 354 v. Chr.) zu Halikarnassos errichtete Grabmal (Mausoleum), den Sonnenkoloß zu Rhodos u. den Leuchtthurm (Pharos) zu Alexandria.

Siebold, Karl Theodor Ernst v., Physiolog u. Anatom, jüngerer Sohn des ausgezeichneten Gynäkologen Adam Elias **v. S.** (geb. zu Würzburg 5. März 1775, gest. als Professor u. Direktor der von ihm gegründeten Entbindungsanstalt zu Berlin 12. Juli 1828), geb. zu Würzburg 16. Febr. 1804; wurde zuerst Kreisphysikus zu Heilsberg in Preußen, später in Königsberg, ging 1835 als Direktor der Hebammen- u. Entbindungsanstalt nach Danzig, wo er 1839 zugleich Stadtphysikus wurde, folgte 1840 einem Rufe als Prof. der Zoologie, vergleichenden Anatomie u. Thierheilkunde nach Erlangen, übernahm 1845 die Professur der Physiologie, vergleichenden Anatomie u. Zoologie in Freiburg, wirkte seit 1850 als Prof. der Physiologie an der Universität Breslau u. ist seit 1853 Prof. der vergleichenden Anatomie u. Zoologie sowie Konservator der Zoologisch-zootomischen u. der Vergleichend-anatomischen Sammlung in München. In demselben Jahre erfolgte seine Aufnahme unter die Mitglieder der bayer. Akademie der Wissenschaften. S. schrieb insbes. ein durch seine Gründlichkeit u. Reichhaltigkeit ausgezeichnetes „Lehrbuch der vergleichenden Anatomie der wirbellosen Thiere" (Berl. 1848, auch ins Engl. u. Franz. übersetzt), „Band- u. Blasenwürmer" (Lpz. 1854), über die „Parthenogenesis" (ebd. 1856 u. 1862), die „Süßwasserfische Mitteleuropa's" (ebd. 1863) ꝛc. Auch begründete er mit Kölliker 1849 die „Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie". Eduard Karl Kaspar Jakob Joseph **v. S.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Würzburg 19. Dez. 1801; studirte dort sowie in Berlin u. Göttingen Medizin, habilitirte sich 1827 an der Berliner Universität, wurde 1829 Professor der Medizin u. Chirurgie in Marburg u. 1833 in Göttingen, wo er 27. Okt. 1861 starb. Er machte sich sehr verdient um die Geburtshülfe, indem

er nam. eine Geschichte (2 Bde., Berl. 1839—45) u. ein Lehrbuch (ebd. 1843, 2. Aufl. 1854) derselben verfaßte sowie das von seinem Vater 1813 begonnene „Journal für Geburtshülfe ꝛc." fortsetzte.

Siebold, Philipp Franz Balthasar v., berühmt als der „wissenschaftliche Entdecker Japans", Sohn des 1798 zu Würzburg verstorbenen Arztes u. Professors der Physiologie Georg Johann Christian **v. S.**, geb. zu Würzburg 17. Febr. 1796; studirte dort Medizin u. Naturwissenschaften, trat 1822 in niederländ. Dienste u. wurde als Sanitätsoffizier erster Klasse der ostind. Armee zugetheilt. Seit Februar 1823 in Java, erhielt er schon wenige Monate nach seiner Ankunft den Auftrag, dem niederländ. Generalgouverneur einen Entwurf für die wissenschaftliche Erforschung Japans vorzulegen, u. ward dann zur Ausführung desselben der neuen Gesandtschaft beigegeben, welche damals die niederländ. Regierung nach Japan schickte. S. verweilte auf Kiu-siu, u. zwar meist in Nagasaki u. dessen Umgebung, über 6 Jahre u. entfaltete dort als Arzt, Ethnograph u. Naturforscher eine staunenswürdige Thätigkeit. Es gelang ihm, unter den jungen Eingeborenen eine Anzahl tüchtiger Gehülfen heranzubilden u. sie zu Reisen nach dem Innern der Gebirge u. übrigen Inseln auszusenden. Schon 1824 erschien seine Schrift „De historiae naturalis in Japonia statu" (Batavia) u. 1826 seine „Epitome linguae japonicae" (ebd.; 2. Aufl., Leyden 1853). Ein Theil der gesammelten Thiere ward in dem von ihm unter Mitwirkung der Zoologen Temminck, Schlegel u. Haan herausgegebenen Prachtwerke „Fauna japonica" (5 Bde., Leyden 1832 ff.) beschrieben u. abgebildet, während die Bearbeitung seiner „Flora japonica" (ebd. 1835—53, 2 Centurien) der Münchener Botaniker Zuccarini übernahm. Eine große Zahl von japanischen Zier- u. Nutzpflanzen wurde erst durch S. in Europa bekannt u. eingeführt. Die denkwürdigste Episode seines ersten Aufenthalts in Japan war die Reise nach Jedo u. das längere Verweilen daselbst im J. 1826; letzteres erwirkte er nur durch den Vorwand, den kaiserl. Aerzten Unterricht in der Natur- u. Heilkunde zu ertheilen. 1829 sah er sich in eine lange Untersuchung verwickelt, die einen tragischen Ausgang zu nehmen drohte, weil es verrathen worden war, daß ihm der Hofastronom eine Originalkarte der Hauptinsel Nipon geliefert hatte. Indeß ward S. 1. Jan. 1830 seiner Haft entlassen, worauf er nach Holland zurückkehrte. Hier 1831 zum Major im ind. Generalstabe ernannt u. 1842 geadelt, erhielt er 1848 Titel u. Rang eines Generalstabsobersten mit fortwährendem Urlaub. Währenddessen wohnte er theils auf seiner Besitzung S. Martin am Rhein, theils in Bonn, mit der Bearbeitung u. Herausgabe seines Hauptwerkes „Nipon, Archiv zur Beschreibung von Japan" (Leyden 1832 ff., 5 Quartbde. mit 6 Foliobänden eines Kupferatlasses) beschäftigt. 1859 ging S. abermals nach Japan, wo er 1861 eine Zeit lang als Vermittler zwischen Japan u. den fremden Mächten bei den politischen u. merkantilen Verhandlungen im Dienste des Taikun stand, u. wurde dann von der niederländ. Regierung nach Java als Adviseur bei der dortigen Generalstatthalterschaft berufen. 1862 wieder nach Europa zurückgekehrt, nahm er seinen Aufenthalt in Würzburg. 1866 ging er nach München, um daselbst sein ethnographisches Museum aufzustellen, das er in Japan während seines zweiten Aufenthaltes gesammelt u. dann dem bayer. Staate überlassen hatte. Er starb zu München 18. Okt. 1866. Von seinen Werken sind noch zu erwähnen: „Bibliotheca japonica" (lithographirt von einem Chinesen, herausgegeben gemeinschaftlich mit J. Hoffmann, 6 Thle., Leyden 1833—41); „Isagoge in bibliothecam japonicam" (ebd. 1841); „Catalogus librorum japonicorum" (ebd. 1845); „Urkundliche Darstellung der Bestrebungen Niederlands u. Rußlands zur Eröffnung Japans" (ebd. 1854). Seit 1845 war S. mit Helene Ida v. Gagern (geb. zu Rehdorf bei Berlin 14. Sept. 1820, gest. zu Wiesbaden 1. März 1877) vermählt. Von seinen drei Söhnen war der älteste, Alexander Georg Gustav, geb. zu Leyderdorp bei Leyden 16. Aug. 1846, engl. Dolmetscher in Japan u. wurde dann kaiserl. japanesischer Dolmetscher bei der engl. Gesandtschaft in Jedo. Er wurde 13. Febr. 1870 in den österr. Freiherrenstand erhoben.

Sieden, das, nennt man in der Physik den Zustand, in welchem bei geeigneter Temperatur u. geeignetem Druck eine Flüssigkeit sich nicht blos oberflächlich, sondern durch ihre ganze Masse hindurch unter Blasenbildung im Inneren u. Aufwallen in Dampf verwandelt. Bevor die Flüssigkeit die nöthige Temperatur, den **Siedepunkt,** erreicht hat, siedet sie nicht, sondern verdampft od. verdunstet nur an der Oberfläche. Der Siedepunkt ist unter demselben Luftdruck bei verschiedenen Flüssigkeiten verschieden; doch auch für dieselbe Flüssigkeit ändert er sich mit dem Drucke, steigt bei steigendem u. fällt bei fallendem Luft- od. Dampfdrucke. Bei einem dem mittleren Barometerstande von 760 mm. entsprechenden Luftdruck ist der Siedepunkt des Wassers 100° C., während das Wasser bei 525 mm. Druck schon bei 90°, bei 1075 mm. dagegen erst bei 110° siedet. Auf dem St. Bernhard siedet daher das Wasser durchschnittlich schon bei 92°, auf dem Montblanc gar schon bei 86,5°, in einem geschlossenen Digestor (s. d.) dagegen od. in einem Dampfkessel bei viel höherer Temperatur.

Siedepunkte der wichtigsten Stoffe bei einem mittleren Luftdrucke von 760 Millimeter.

Stickoxydul	—87,9° C.	Phosphorchlorür . . .	+73,8° C.
Kohlensäure	—78,2 „	Chlorkohlenstoff . . .	+76,5 „
Schwefelwasserstoff . .	—61,8 „	Alkohol	+78,3 „
Ammoniak	—38,5 „	Wasser	+100,0 „
Chlor	—33,6 „	Terpentinöl	+159,5 „
Chlormethyl	—23,7 „	Oxalsaures Methyl . .	+164,2° „
Methyläther	—23,6° „	Citronenöl	+174,8° „
Schweflige Säure . . .	—10,1 „	Leinöl	+316,0 „
Chloräthyl	+12,5 „	Schwefelsäure konz. .	+327,0 „
Cyanchlorid	+12,6 „	Quecksilber	+357,2 „
Borchlorid	+18,2 „	Schwefel	+440,0 „
Konzentrirte Salzsäure	+20,0 „	Zink	+1040,0 „
Schwefeläther	+35,5° „	Kochsalzlösung	
Bromäthyl	+38,4° „	von 1,006 spez. Gew.	+100,3° „
Schwefelkohlenstoff . .	+46,2 „	„ 1,012 „ „	+100,4° „
Aceton	+56,3 „	„ 1,018 „ „	+100,8° „
Chlorsilicium	+56,8 „	„ 1,021 „ „	+101,0° „
Chloroform	+60,2 „	„ 1,048 „ „	+102,0 „
Holzgeist	+66,8 „	„ 1,204 „ „	+108,6 „

Sieg, ein rechter Nebenfluß des Rhein, entspringt unweit der Lahnquelle bei Großenbach am Ederkopfe in 607,6 m. Seehöhe. Sie tritt, nachdem sie anfänglich zwischen engen Felsen geflossen ist, bei Siegburg in die Ebene u. mündet nach etwa 130 Km. langem Laufe 3 Km. unterhalb Bonn. Etwas oberhalb der Einmündung der Wahn wird sie für kleine Nachen schiffbar. Ihre Floßbarkeit beginnt schon bei Dattenfeld. Ihr größter Nebenfluß ist die unterhalb Siegburg mündende Agger; die bedeutendsten Zuflüsse von links sind Helder u. Niester.

Siegburg, Kreisstadt im Siegkreise, Reg.-Bez. Köln, der preuß. Rheinprovinz, liegt in 57 m. Seehöhe am Fuße des Michaelisberges, am rechten Ufer der hier schiffbaren Sieg, an der Eisenbahn Köln-Gießen u. an der Zweiglinie der rhein. Eisenbahn: Friedrich-Wilhelmshütte-S. Die Stadt mit 5673 E. (1875) treibt Schiffahrt, Tabakfabrikation u. Weinbau. Die 1060 auf dem Michaelisberge gestiftete Benediktiner-Abtei wird seit 1824 als Irrenhaus benutzt. In S. wurde im 15. Jahrh. schon lebhafte Kunsttöpferei betrieben, die bereits im 16. Jahrh. ihre höchste Ausbildung erfuhr.

Siegel u. Siegellehre od. Sphragistik (vom griech. σφραγίς, Siegel). Die Gewohnheit, Sachen zu besiegeln, ist sehr alt: im Alten Testament werden schon mehrmals Siegelringe erwähnt (I. Mos. 38, 13, 25, 41, 42. II. 28, 11, 36). Die schwarze Farbe, womit man den Siegelring bestrich, konnte wol zum Abdruck des Namens, nicht aber zum Versiegeln der Briefe gebraucht werden. Darum siegelte man schon zur Zeit Hiob's mit Thon od. Siegelerde (Hiob 38, 14). Auch die Aegypter kannten dieselbe (Herod. II, 38), u. noch Curtius (III, 8) erzählt, daß zu seiner Zeit in ganz Asien mit Siegelerde vermittels des Siegelringes gesiegelt wurde, allein Thonsiegel erwähnt noch Lucian („Pseudomantis" I, p. 517), obwol er auch schon des Wachses gedenkt. Für die ältesten mittelalterlichen Siegel hält man die aus weißem Wachs; später kamen auch gelbe u. rothe Siegel auf; grün siegelten häufig die Klöster, schwarz die Hochmeister des Deutschen, Malteser u. Tempelherrenordens. Zu Ende des 14. Jahrh. legte man schon Verwahrungsdecken auf die Papiersiegel, u. wahrscheinlich entstanden hieraus die Siegelüberzüge von Papier, wie denn seit 1427 die Hansestädte solche Siegel brauchten, bei denen der Stempel ins Papier gedruckt war. Siegel von Blei, Zinn, Gold u. anderen Metallen sind sehr alt, die bleiernen findet man in Verordnungen röm. Kaiser von Trajan bis Justinian (98—527) u. in päpstlichen Bullen vom 3.—12. Jahrh.; sie waren meist auf beiden Seiten ausgeprägt u. wurden so an die Bullen gehängt, die davon goldene od. silberne Bullen hießen. Für die graugelbe, harte u. kompakte Masse, aus der Siegel des 13. Jahrh. u. die sog. Schüsselchen angefertigt wurden, kommt eben so wie für das feste u. harte rothe Siegelwachs des 14. Jahrh. häufig der Name Maltha vor, allein man weiß, daß dies doch jedenfalls nur eine künstliche, das eigentliche Wachs vertretende Mischung ist, nicht aber

Wachs mit Zusatz von thonartigen Substanzen. Siegel aus Mehlkleister, Brotteig u. Oblaten kommen zwar auch vor, allein nicht für eigentliche Urkunden, u. vor 1603 findet man überhaupt noch keine Oblaten angewendet. Unser jetziges Siegellack scheint um 1550 erfunden zu sein u. hieß Anfangs span. Wachs, u. zwar stammt davon das franz. cire d'Espagne (nach Ph. Roos, „Fortgesetzte Aufklärung vom ältesten Gebrauch des span. Siegelwachses", Frankf. a. M. 1792, S. 17). Die Gegenstände, welche die auf dem Siegel dargestellten Bilder bezeichneten, waren sehr verschieden. Es waren entweder Bildsiegel, d. h. Siegel mit Darstellungen von heiligen od. symbolischen, architektonischen, historischen u. anderen Zeichnungen, od. Portraitsiegel, aber nicht mehr von ihrem eigenen Inhaber, sondern von Anderen gebraucht, u. die oft schwer, nam. bei Stadtesiegeln, zu erkennenden Wappensiegel. Zu unterscheiden ist wie bei Münzen Umschrift od. Legende (die längs dem Umkreise des Siegels laufende Schrift), Aufschrift (die im Siegelfelde meist zeilenförmig stehende Schrift) u. Randschrift (die Schrift am äußeren Seitenrande des Siegels, nur bei Goldbullen u. zweiseitigen Siegeln). Bei Siegelbeschreibungen ist „rechts" u. „links" in heraldischem Sinne zu verstehen, d. h. als ob wir hinter dem Siegel standen. Eingeschnitten waren die Siegel in das Petschaft od. den Ring konvex, nicht konkav. Die Form der Siegel war verschieden, rund od. schildförmig, doch giebt es auch sog. (von den Benediktinern) gehörnte, sechseckig mit eingebogenen Seiten. Es gab jedoch auch im mittelalterlichen Süd- u. Norddeutschland gemachte, mit einem dem Kugelgießer ähnlichen Instrumente geformte Schüsseln, die oft mit Wappen verziert sind u. die eigentlichen Siegel vertreten. Die ältesten Siegel wurden aufgedrückt, dann kamen die eingehängten Siegel (man zog von der Rückseite der Urkunde aus durch zwei Löcher einen Pergamentstreifen hin u. zurück, verknüpfte ihn auf der Rückseite u. goß das Siegel auf die Schlinge, worauf es in eine Kapsel von Horn, Holz od. Blech gedrückt ward) u. seit dem 13. Jahrh. die von den Pergamenturkunden abhängenden od. an diese angehängten Siegel. Um die Siegel vor Fälschungen zu bewahren, brachte man oft auf der Rückseite ein kleines Gegensiegel (contrasigillum) an, u. daraus entstanden später die kleinen Staatssiegel. Der eigentliche Zweck der Siegel war überhaupt ein doppelter: eine Urkunde sollte durch dasselbe den Schein größerer Glaubwürdigkeit erhalten, besser als durch bloße Unterschrift vor Fälschungen behütet werden u. die Schreiben vor dem Lesen Unbefugter sichern. Als Wissenschaft tritt die Siegellehre, die in der frühesten Zeit der Diplomatik als ein untergeordneter Theil der Formenlehre od. der von ihnen abgezweigten Zeichenlehre (Semiotik) erscheint, zwar schon seit Heineccius („De veteribus Germanorum sigillis", Lpz. 1709) u. Leyser („De contrasigillis", 1723) auf, u. eine vollberechtigte Stellung in der Urkundenkritik verschafften ihr Stumpf's „Reichskanzler" u. Sickel's „Acta Karolinorum", allein auf eine höhere wissenschaftliche Stufe, nam. durch Schaffung einer wissenschaftlichen Terminologie, erhob sie erst Fürst Karl Friedrich von Hohenlohe-Waldenburg durch seine Abhandlung im „Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit" (1866, S. 236 f.). — Vgl. Grotefend, „Ueber Sphragistik" (Bresl. 1875).

Siegelerde (terra sigillata), ein infolge seines Gehaltes an Eisenoxyd schön roth brennender Thon, wie er von den Alten u. bes. von den Römern zu feinen Töpferwaaren benutzt wurde. Es scheint, daß die röm. Töpfer es verstanden, durch Zusätze jedem Thone die Eigenschaft mitzutheilen, beim Brennen eine intensiv korallenrothe Farbe anzunehmen.

Siegellack, eine mit Farbstoffen versetzte, gewöhnlich in Form von Stangen od. Tafeln gebrachte Harzmischung. Die besseren Sorten, welche zum Siegeln von Briefen u. Urkunden benutzt werden, fertigt man aus Schellack u. venetianischem Terpentin; bei den geringeren, dem Packlack u. Flaschenlack, wird der Schellack ganz od. theilweise durch Kolophonium od. andere Harze ersetzt. Als Farbstoffe kann man nur solche anwenden, die durch das Anzünden des S.s nicht zerstört werden, also sog. Erdfarben; am häufigsten benutzt man hierzu für Roth: Zinnober od. Englischroth, für Blau: Ultramarin, für Gelb: chromsaures Bleioxyd 2c. Ganz feinen Sorten setzt man zuweilen wohlriechende Stoffe, wie Storax, Benzoë od. Tolubalsam zu.

Siegen, Kreisstadt des gleichnamigen Kreises u. Kreisgerichtes im Reg.-Bez. Arnsberg der preuß. Prov. Westfalen, in 238 m. Seehöhe am linken Ufer der Sieg, an der Zweiglinie der Köln-Gießener Eisenbahn: Betzdorf-S. u. an der Ruhr-Siegbahn, mit 12,902 E. (1875); hat ein Schloß, treibt Wollenspinnerei, Wollen- u. Baumwollenweberei u. Strumpfwirkerei, hat Bleichen, Färbereien u. Druckereien, Papier-, Leder- u. Seifenfabriken u. bedeutende Eisenwerke. S. liefert das beste Eisen im ganzen westl. Deutschland. Der ganze Kreis S., das sog. Siegener Land, ist überaus reich an Eisenerz. In einer Länge von 10 M. u. 5 M. Breite zieht hier von NO. nach SW., von Varste, nördl. von Hilchenbach, bis nach Waldbreitbach am Wiedbache ein Gangnetz von manganhaltigem Eisenspathe, zuweilen auch von Braun- u. Rotheisenerz mit Bleiglanz u. Kupfererz, das in zahlreichen Bergwerken ausgebeutet wird u. einen großartigen Hüttenbetrieb hervorgerufen hat. 1871 lieferten die Bergwerke gegen 19 Mill. Ctr. Eisenerz u. die etwa 60 Hohöfen über 4½ Mill. Ctr. Roheisen.

Siegfried, althochdeutsch Sigufrid, nord. Sigurd, ist eine der bedeutendsten Figuren der deutschen Heldensage. In ihrem einfachsten u. reinsten Charakter erscheint die Sage von S. in den Liedern der älteren Edda, wird dann ausführlich erzählt in der wol im 13. Jahrh. abgefaßten nordischen Wölsungensage, hat aber ihr eigentliches Leben in Deutschland gehabt u. hier eine reiche Fortbildung gefunden. Ihres ursprünglichen mythologischen Gehaltes wurde sie früh entkleidet, in eine Heldensage umgewandelt u. verquickt mit der Geschichte vom Untergange der burgundischen Könige, wodurch zugleich eine Verknüpfung mit Attila u. auch mit Dietrich von Bern eintritt. Aus diesem Sagenkomplexe entstand dann das Nibelungenlied (s. „Nibelungen"). Neben diesem u. den nordischen Quellen bestand aber eine bedeutende Anzahl selbständiger deutscher Sagen von S., welche ihren Weg nach dem Norden fanden u. nur in der nordischen Wilkinasage erhalten sind. In Deutschland selbst begann die Sage zu verwildern (so erscheint sie im „Rosengarten" [s. d.] u. in dem zu einer nicht genau bestimmbaren Zeit entstandenen epischen Gedicht vom „Hörnen S.", nur in späterer, äußerst roher Form erhalten [in v. d. Hagen's u. Primisser's „Heldenbuch" abgedruckt, Bd. 2; in neudeutscher Form in Simrock's „Kleinem Heldenbuch"], welches dann wieder, in Prosa aufgelöst, als Volksbuch umging) od. sich in Märchengestalt (z. B. „Dornröschen") zu verflüchtigen.



Nr. 5063. Karl Wilhelm Siemens (geb. 1. April 1823).

Siegwart, Titel eines sentimentalen Romans von Miller (s. d.).

Siegwurz, s. „Gladiolus".

Sielen, leichtere Art Zuggeschirre der Pferde, an welchen die Seitenblätter statt an Kummeten an einem breiten Brustblatte befestigt sind.

Siemens, Name mehrerer Brüder, die sich als Techniker u. Ingenieure in eminenter Weise verdient gemacht haben. Ernst Werner **S.**, geb. zu Lenthe in Hannover 13. Dez. 1816; diente seit 1834 von der Pike auf in der preuß. Artillerie, beschäftigte sich als Offizier in Magdeburg seit 1841 auch mit technolog. Studien u. interessirte sich nach seiner 1844 erfolgten Versetzung in die Berliner Artilleriewerkstätte bes. für die elektromagnetische Telegraphie, infolge dessen er 1847 zur Assistenz der Kommission für Einführung elektromagnetischer Telegraphen in Preußen kommandirt wurde. Auch legte er 1848 in Schleswig-Holstein die ersten unterseeischen Minen mit elektrischer Zündung an u. ward hierauf Festungskommandant in Friedrichsort. 1849 nahm er aber seinen Abschied u. errichtete mit Halske in Berlin eine Telegraphen-Bauanstalt, an deren Spitze Beide noch jetzt stehen; dieselbe hat sich zu einem Weltruf emporgeschwungen; insbes. hat S., der 1870 den Titel eines Kommerzienraths erhielt, durch zahlreiche Verbesserungen u. Erfindungen sich um die elektrische Telegraphie die größten Verdienste erworben; auch verdankt die Elektrizitätslehre im Allgemeinen ihm wichtige Förderungen. —

Hans S., geb. zu Lenthe 1818, war mit den beiden Folgenden als Civilingenieur in England thätig. — Karl Wilhelm S., einer der fruchtbarsten Erfinder, die je gelebt haben, wurde geb. zu Lenthe 4. April 1823, studirte, nachdem er die Gewerbeschule in Magdeburg besucht hatte, 1841—42 auf der Göttinger Universität u. trat dann als Eleve in die gräflich Stolberg'sche Maschinenfabrik ein. 1843 ging er nach England, um dort den von seinem erstgenannten Bruder erfundenen, von ihm u. diesem später auch noch sehr verbesserten chronometrischen od. Differential-Regulator patentiren zu lassen. Er blieb dann ganz in England u. ließ sich als Civilingenieur in London nieder, wo er 1858 die Leitung eines Zweiggeschäfts der Berliner Firma „Siemens u. Halske" (nachmals „Gebrüder S.") übernahm. Außerdem errichtete er in Charlton bei Woolwich eine mechanische Werkstatt für die Anfertigung von Telegraphenapparaten u. unterseeischen Telegraphentauen (Kabel). Diese Fabrik lieferte u. A. 1868—69 die Leitungsmaterialien zu der indo-europ. Telegraphenlinie (von Teheran durch den Kaukasus u. die Krim bis zur russ.-preuß. Grenze bei Thorn). Außerdem widmete sich S. mit seinem Bruder Friedrich (s. d.) der Auffindung einer vortheilhafteren Ausnutzung der Brennmaterialien; das führte Beide nach vielseitigen Versuchen 1856 auf den Bau der Regenerativöfen, die einen so gewaltigen Umschwung in der Pyrotechnik bewirkt haben. Ferner erfand S., der solche Oefen nam. für Stahl- u. Eisengewinnung baute, 1850 den Regenerativ-Kondensator, 1851 einen Wassermesser, 1860 das Widerstandsthermometer, 1861 ein Bathometer (zum Messen von Meerestiefen), 1867 eine hydraulische Bremse zur Hemmung des Rücklaufs der Geschütze auf Schiffen, 1868 ein Verfahren der Erzeugung von Stabeisen u. Stahl direkt aus den Erzen, mit Umgehung des Hohofens, 1872 eine neue Form des Dampfblasrohrs u. A. m. Seit 1862 Mitglied der Royal Society, ward er später Vorstandsmitglied der Institution of Civil Engineers, Präsident der Institution of Mechanical Engineers u. erster Präsident der neugebildeten Society of Telegraph Engineers. Auf der Pariser Weltausstellung von 1867 erhielt er die höchste Auszeichnung, den „Grand prix". Auch seine Abhandlungen „On a regenerative condenser" (1850), „On a regenerative steamengine" (1856), „On the conversion of heat into mechanical effect" (1853) u. „On the increase of electrical resistance in conductors etc." (1871) wurden preisgekrönt. Seine Vorträge „Ueber Brennstoff u. über Gewinnung von Eisen u. Stahl durch direktes Verfahren" wurden ins Deutsche übersetzt (Berl. 1874). — Friedrich S., Bruder der drei Vorigen, geb. zu Menzendorf 8. Dez. 1826; war erst Seemann, betheiligte sich aber seit 1846 an den technischen Arbeiten seines vorgenannten Bruders u. suchte mit ihm unter Anwendung der mechanischen Wärmetheorie Regeneratoren für Dampfmaschinen u. andere Feuerungsanlagen brauchbar zu machen, u. zwar bes. für die Glasindustrie, in welcher seine Oefen eine vollständige Revolution herbeigeführt haben. Seit mehreren Jahren besitzt u. leitet er eine Glasfabrik in Dresden, auf deren Grundstücke auch in einem von S. zu diesem Zwecke erfundenen Regenerativofen die ersten Versuche der modernen Feuerbestattung in Deutschland ausgeführt wurden. — Walther S., jüngerer Bruder der vier Vorigen, etablirte sich gleichfalls als Civilingenieur in Tiflis, führte u. A. die Privattelegraphenlinie von London durch Deutschland, Rußland u. Persien nach Indien aus u. betrieb auch große Kupfer- u. Kobaltbergwerke; seit 1867 Konsul des Norddeutschen Bundes, starb er zu Tiflis 23. Juni 1868. Sein Bruder Otto starb als sein Nachfolger im Konsulat daselbst 10. Okt. 1871.

Siena, Provinz im Landestheile Toscana des Königreichs Italien, 68,[illegible] □M. mit 206,446 E. (1871). Das Terrain ist großentheils Hügelland mit lieblichen u. felsigen Thälern, im S. meist öde u. kahl, im N. mit Oliven u. Reben bepflanzt. Die Ortschaften liegen kastellartig auf der Höhe. Die Provinz zerfällt in die Distrikte Montepulciano u. S. Die Hauptstadt S. (lat. Sena Julia, Senai, Sernae) mit 22,965 E. (1871) liegt am Abhange eines Berges, an der Zweiglinie Emboli-Chiusi der nördl. Sektion der röm. Eisenbahnen, ist mit einer alten Mauer umgeben, durch die jetzt sieben Thore führen, beschützt durch eine Citadelle, u. umfaßt drei Hügel. Die Stadt mit prächtigen Gebäuden, breiten Straßen, weiten Plätzen u. trefflichen Brunnenanlagen ist Sitz eines Erzbischofs, hat ein erzbischöfliches Seminar, eine Sektion der philosophisch-civilen Wissenschaften (ehemalige Universität), ein historisches Museum, einen botanischen Garten, eine bedeutende Bibliothek ꝛc. Von den mehr als 50 Kirchen ist die bedeutendste der auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegene goth. Dom, im 13. Jahrh. begonnen; die Marmorfaçade rührt von Giovanni Pisano her, der Fußboden trägt die schönsten Mosaikgemälde von Baccia (1350) bis zu Beccafumi (1501); die Kanzel von Nicolo Pisano u. das Taufbecken von Giacomo della Quercia sind treffliche Werke. Dazu kommt eine Fülle der werthvollsten Gemälde. Von anderen Prachtbauten verdienen besondere Erwähnung: die der Florentiner nachgeahmte Loggia dei Nobili, das Rathhaus (Palazzo pubblico) mit Frescoarbeit u. Gemälden, der ehemalige großherzogliche Palast, die Paläste der Saracini, Piccolomini, Tolomei ꝛc., das Opernhaus, das Institut der schönen Künste mit schöner Gemäldesammlung ꝛc. Ausgezeichnet sind die zahlreichen Fontainen, gespeist von den Wässern des hinter der Stadt sich erhebenden Berges. Der Fonte Gaja, das Meisterwerk Giacomo's della Quercia, speist allein 12 Brunnen u. 380 Cisternen. — Die äußerst gewerbthätigen Sienesen fertigen Wollstoffe, seidene Bänder u. andere seidene Stoffe, Leinen- u. Hanfgewebe, Filz- u. Strohhüte, u. unterhalten Gerbereien,



Nr. 5001. Das Stadthaus zu Siena.

Färbereien, Runkelrübenzucker- u. Spiritusfabriken ꝛc. — S. wird zuerst erwähnt bei Plinius („Historia naturalis" III, 8) als Sena Julia u. als Kolonie des umbrischen Sena (Sinigaglia) bezeichnet. Im Zeitalter der Hohenstaufen gewann es, wie die meisten größeren Städte Italiens, seine Selbständigkeit u. wurde die Stätte der blutigsten Zwistigkeiten zwischen Guelfen u. Ghibellinen, die hier von den Tolomei u. Salimbeni angeführt wurden. Im 13. Jahrh. siegte das Volk über den Adel, u. bis zur Ankunft Karl's IV. (1355) bestand die plebejische Oligarchie der „Neun". Unter seinem Schutze erhielt in der neuen Signoria der „Zwölf" auch der Adel Antheil, aber der Versuch der fünf ältesten Familien, der Tolomei, Salimbeni, Piccolomini, Sarracini u. Malavolti, 1368 ein Regiment von fünf Konsuln einzusetzen, scheiterte an einer Volksrevolution u. seitdem herrschten vier bürgerliche Parteien abwechselnd u. einander bekämpfend, der Adel nie mehr. Um sich gegen das mächtigere Florenz zu schützen, ließ man sich 1388—1404 einen Visconti aus Mailand als Statthalter gefallen. Als dieser nach mancherlei Verursachung zur Unzufriedenheit vertrieben worden war, siechte der sienesische Staat, obwol er noch immer ein Drittel des späteren Toscana umfaßte, unter ewigen Parteistreitigkeiten hin, bis König Philipp II. von Spanien mit dem Herzoge Cosmo von Florenz 1557 eine Theilung verabredete, nach welcher jener einen Küstenstrich, den sog. Stato degli presidi, an sich riß, dieser dagegen den größeren Rest als spanisches Afterlehen empfing. Schon 1569 willigte Spanien endgiltig in die Vereinigung des ganzen Besitzes mit dem Großherzogthum Toscana.

Sierra Leona, d. h. Löwengebirge, Küstenstrich in Oberguinea am Atlantischen Ozean, von Kap Verga bis Mesurado, ungefähr 60 M. lang, von 6° 26'–10° 5' n. Br. u. unter 13° westl. Länge von Greenwich, grenzt im N. an Senegambien, im S. an die Pfefferküste, ist weniger fruchtbar als die Nachbarländer u. hat sehr ungesundes Klima. Dichte Waldungen mit vielen reißenden Thieren, bes. Löwen, bedecken das Innere, an der Küste ist durch engl. Einfluß ein Strich Kulturlandes entstanden, die auf der Sierra Leonahalbinsel an dem gleichnamigen Fluß gelegene u. durch das Gebirge desselben Namens im O. begrenzte brit. Kolonie S. L., 22 □M. groß mit 55,373 E., ohne die 136 Mann Artillerie (1871). Später wurde das Gebiet noch reduzirt, woraus sich wol die aus demselben Jahre stammende Angabe von 38,936 E. erklärt. Die Halbinsel steigt bis 90 m. Höhe, hat fruchtbare Thäler u. waldige Berge u. wird seit 1787 als Niederlassung benutzt für aus der Sklaverei befreite od. entlaufene Neger. Man baut hauptsächlich Kaffee, auch Kakao, Reis, Maniok, Ingwer, Baumwolle ꝛc. Es herrschen engl. Gesetze u. die engl. Sprache; auch giebt es zahlreiche Schulen. Die Einnahme betrug 1872 94,000 Pfd. Sterl., die Ausgabe 87,000 Pfd. Sterl., die Schuld 25,000 Pfd. Sterl. Die Einfuhr hatte den Werth von 412,000, die Ausfuhr, bes. in Baumwollenwaaren, Häuten u. Erdnüssen bestehend, von 359,000 Pfd. Sterl. Der Schiffsverkehr betrug 242. Die Hauptstadt, zugleich der Sitz des Generalgouverneurs der engl. Besitzungen an der Küste von Guinea u. Senegambien, ist Freetown mit über 18,000 E. Zu der Kolonie gehören die Inseln Shrebro u. Buluma. An der Küste sitzen die eingeborenen Negerstämme der Timmani, Susu u. Vey, Erstere um die Kolonie herum; im Binnenlande liegen die Negerstaaten Sulimana mit der Hauptstadt Falaba u. Kuranko mit Kolatonka.

Sierra Morena (aus dem lat. Montes Mariani entstanden), ein über 50 M. langer u. 4–10 M. breiter Gebirgszug des marianischen Systems in Spanien, der die Plateaulandschaften von Neucastilien u. Estremadura von den Tiefebenen Andalusiens trennt. Die Richtung des in drei Partien zerfallenden Zuges ist von ONO. nach WSW. Als Ausgangspunkt der östl. Partie gilt das hohe Westufer des Guadarmeno, eines Nebenflusses des Guadalimar, der in den Guadalquivir fällt. Ziemlich gleich hohe Schieferberge von etwa 1000 m. Höhe charakterisiren diese Partie. Die zwei Parallelketten der centralen Partie reichen vom Rio de las Yeguas bis zum Huelva-Ribera. Die nördl. niedrigere Kette ist die etwa 12 M. lange Sierra de los Pedroches; die südl. zerfällt in acht Glieder, deren bedeutendste die Sierra de Córdova u. de los Santos sind. Die höchsten Berge der centralen Kette übersteigen nirgends 1000 m. Die westl. Partie ist durch das Hervorbrechen alter pyrogener Gesteine durch die Schieferfomation zu einer gewaltigen Gebirgsmasse geworden, die gegen 100 □M. bedeckt u. Berge bis 1600 m. Höhe aufzuweisen hat. Ihre letzten Ausläufer erreichen den Guadiana. Als einzelne Partien unterscheidet man das Hochbecken von Aracena, den Gebirgsstock von Aroche, die Sierra Pelada u. die Terrasse von Cerro.

Sierra Nevada (d. i. Schneegebirge), ein etwa 13 M. langes, 5–6 M. breites u. gegen 50 □M. umfassendes Gebirge in der südspan. Provinz Granada. Die Hauptkette erhebt sich von N. her ziemlich rasch u. besteht vorwaltend aus Glimmerschiefer, von Dioritgängen durchsetzt; nur der Nordabhang zeigt Jurakalk u. Dolomitmassen u. der südl. Uebergangskalk. Viele ihrer Berge übersteigen die Höhe von 3000 m. (Mulahacen 3554 m.). Mehrere von ihnen stürzen nach einer Seite zu in senkrechten Wänden bis über 600 m. Höhe ab u. geben dem ganzen Gebirge einen wilden Charakter. Der Picacho de Veleta (3469 m.) trägt den südlichsten Gletscher in Europa. Die von der Hauptkette auslaufenden Sekundärketten bilden unten enge, nach oben weiter werdende Thäler, die meist in einem Bassin endigen, das von hohen Felsen umgeben, mit kräuter- u. quellenreichen Matten erfüllt ist u. oft in der Mitte einen kleinen, aber tiefen Alpensee enthält.

Siesta (span.) vom lat. sexta (nämlich hora), eigentlich die sechste Tagesstunde, d. h. die Mittagsstunde; dann die Mittagsruhe.

Sieveking, Karl, Diplomat, geb. zu Hamburg 1. Nov. 1787; studirte in Heidelberg u. Göttingen die Rechte, ward 1811 Privatsekretär bei seinem Oheim, dem Grafen K. F. Reinhard (s. d.), habilitirte sich 1812 an der Göttinger Universität, verließ aber im März 1813 dieselbe, um seine Dienste während des Befreiungskrieges seiner Vaterstadt zu widmen, wurde nach dem Falle Hamburgs Mitglied des sog. Hanseatischen Direktoriums u. begab sich dann als Ordonnanzoffizier ins Hauptquartier Wellington's. 1819–21 Hamburger Ministerresident in Petersburg, wurde er inzwischen zum Syndikus seiner Geburtsstadt gewählt, vertrat dieselbe 1827–28 als Gesandter in Brasilien, 1842 in der zweiten Elbschiffahrts-Revisionskommission zu Dresden u. seit 1830 lange Zeit beim Deutschen Bundestage u. starb auf seinem Landsitze Ham bei Hamburg 30. Juni 1847. — Friedrich S., Bruder des Vorigen, geb. zu Hamburg 28. April 1798, gest. daselbst 25. Dez. 1872; war seit 1832 Senator u. bekleidete seit Einführung der neuen Verfassung (1861–68) dreimal das Bürgermeisteramt. — Amalie Wilhelmine S., eine Verwandte der beiden Vorigen, geb. zu Hamburg 25. Juli 1794, gest. daselbst 1. April 1859; machte sich als werkthätige Menschenfreundin einen Namen, insbes. gründete sie 1832 einen Frauenverein zur freiwilligen Krankenpflege, 1838 ein Seminar für Erzieherinnen u. 1840 mit Dr. Merabt ein Kinderhospital (Amalienstiftung). Vergl. die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von A. S.“ (Hamb. 1860).

Sieyès (spr. Ssi-ehß), Emanuel Joseph, Graf v., franz. Staatsmann, geb. 3. Mai 1748 zu Fréjus; wurde von Jesuiten erzogen, studirte dann, obwol ihn Neigung zum Geniewesen zog, doch seiner Mittellosigkeit halber Theologie im Seminar von St. Sulpice zu Paris u. in der Sorbonne, daneben die Philosophen Locke, Condillac u. Bonnet, wurde 1780 Generalvikar des Bischofs von Chartres, 1787 Rath bei der Chambre supérieure des Klerus von Frankreich u. erregte 1788 als Mitglied der Provinzialversammlung in Orléans Aufsehen durch mehrere Schriften, darunter einen „Essai sur les priviléges“. Sein ganzer politischer Einfluß gründete sich aber auf die Broschüre: „Qu'est-ce que le tiers-état?“ (Jan. 1789). Seit dem Mai 1789 Abgeordneter des dritten Standes für Paris, begleitete S. die Revolution mit seiner scharfsinnigen Besprechung aller politischen Streit- u. Zeitfragen. Nach der königl. Sitzung vom 23. Juni 1789 protestirte er gegen die getrennte Berathung der drei Stände, verwarf aber die am 4. Aug. beschlossene Aufhebung des Zehnten, weil dadurch den Grundeigenthümern 70 Mill. geschenkt würden. Seitdem hüllte er sich in Schweigen trotz der Mahnungen Mirabeau's, trotz der Drohungen Robespierre's im Nationalkonvente, in welchen er als Abgeordneter für das Dep. Sarthe geschickt war. Doch stimmte er 17. Jan. 1793 für den Tod des Königs. Die Worte „la mort sans phrase“ sind ihm später angedichtet worden. Als Diplomat wurde er 1795 nach dem Haag u. 1798 nach Berlin geschickt, kehrte aber im Juni 1799, in das Direktorium gewählt, zurück. Alsbald trat S. feindselig gegen die Jakobiner auf, ließ Bonaparte zur Rückkehr auffordern u. unterstützte dessen Staatsstreich am 18. Brumaire. Die Konsularverfassung war hauptsächlich sein Werk, doch wußte ihn Napoleon geschickt um die ersehnte erste Stelle zu bringen. Er stellte ihn nur an die Spitze des Senates u. beschenkte ihn mit einer Domäne. Obwol S. 1804 gegen die Machtvollkommenheit des neuen Kaiserthums stimmte, ließ er sich doch den Grafentitel gefallen u. wurde 1815 Pair. Nach der zweiten Rückkehr Ludwig's XVIII. als Königsmörder verbannt, ging er nach Belgien, kehrte 1830 unter Louis Philipp zurück u. starb als Mitglied der Akademie 1836. — Vgl. Beauverger, „Étude sur S.“ (Par. 1851).

si fecisti, nega (lat.), d. i. wenn du's gethan hast, leugne es.

Sigambrer, ein deutscher Volksstamm, der zu beiden Seiten der Ruhr bis an den Rhein in der Nähe von Bonn seine Wohnsitze hatte. Vergeblich kämpfte Cäsar (55 v. Chr.), vergeblich Drusus (12 v. Chr.) gegen sie. Mehr durch List als durch Gewalt führte Tiberius 8 v. Chr. 40,000 von ihnen auf das linke Ufer nach Gallien, wo sie den Namen Guberni (nach Plinius) od. Gugerni (nach Tacitus) annahmen. Im 5. Jahrh. erscheint der Name S. bisweilen wieder, u. zwar gleichbedeutend mit dem der Franken, in deren Bund auch sie aufgegangen waren. Chlodwig u. sein Enkel Charibert werden S. genannt.

Sigel, Franz, deutsch-amerik. General, geb. zu Sinsheim (Baden) 18. Nov. 1824; diente seit 1843 als Leutnant in der bad. Infanterie, wurde 1847 Student der Rechte in Heidelberg, betheiligte sich 1848 an Hecker's Freischarenzuge u. 1849 am bad. Aufstande, ward 18. Mai dess. J. Kriegsminister u. Befehlshaber der bad.-pfälz. Insurrektionstruppen, mußte aber infolge seiner Niederlage bei Laudenbach schon 30. Mai zurücktreten, befehligte dann unter Miroslawski bei Waghäusel, Rastatt ꝛc. u. leitete, nachdem Miroslawski 10. Juli das Oberkommando niedergelegt hatte, den Rückzug nach der Schweiz. 1852 ging S. nach Nordamerika, wo er zuerst in New-York kaufmännische Geschäfte trieb u. sich dann als Lehrer nach St. Louis wandte. Bei Ausbruch des Bürgerkrieges organisirte er eine Freiwilligenlegion, die ihn zu ihrem Obersten wählte, schlug mit derselben

die Sezessionisten bei Karthago, that sich 10. Aug. 1861 unter Lyon in der Schlacht am Wilson's-Creek bei Springfield hervor, trat, nachdem Lyon in dieser Schlacht gefallen, an dessen Stelle, siegte 8. März 1862 glänzend bei Pearidge in Arkansas u. rückte zum Generalmajor auf. Darauf mit der Führung des 1. Corps der Truppen in Virginien betraut, befehligte er bei Bull Run (28.—30. Aug.) den rechten Flügel u. hierauf das 11. u. 13. Corps, bis er im Frühjahr 1863 das Kommando niederlegte. Ein Jahr später übernahm er in Westvirginien ein Kommando aufs Neue, konnte aber gegen den überlegenen Feind nichts ausrichten u. ward deshalb durch General Hunter ersetzt. Seit Mai 1865 außer Dienst, wurde er Oberredakteur des „Baltimore Wecker“ u. siedelte im Sept. 1867 nach New York über.

Sigismund, richtiger Sigmund, Deutscher Kaiser (1411—37), geb. 14. Febr. 1368 als der zweite Sohn Karl's IV.; erhielt von diesem schon 1376 die Mark Brandenburg mit der Kurwürde u. wurde, erst 14 Jahre alt, mit Maria, der ältesten Tochter des 1382 verstorbenen Königs Ludwig von Ungarn u. Polen, verlobt. Allein die Braut u. seit 1385 die Gemahlin wurde, obwol gleich 1382 zum „König von Ungarn“ gekrönt, von verschiedenen Parteigängern bedrängt u. selbst gefangen gehalten, bis S. 1387 durch Unterstützung der Venezianer mit ihr zusammen zum Könige gewählt wurde. Durch Hinrichtung des aufständischen Horvath u. 32 Anderer, die für den König von Neapel Partei nahmen, befestigte S. seine Herrschaft u. behielt sie auch nach dem 1395 erfolgten Tode seiner Gemahlin. Aber die Begünstigung der Deutschen u. vor Allem seine schmähliche Niederlage durch die Türken bei Nikopoli 1396 brachten die Großen zur offenen Empörung. Während sie ihn 18 Monate lang in Ofen gefangen hielten, kam Ladislaus von Neapel in das Land u. verließ es erst, als S. 1403 die Großen durch das Versprechen gewonnen hatte, „fortan gesetzmäßiger zu regieren“. In der That richtete er sein Bemühen auf die Ordnung der inneren Angelegenheiten, aber die beständigen Kriege, 1406 zur Bewältigung der Länder im S. der Drau, 1411 in Dalmatien gegen Venedig, 1421 u. 1426—28 gegen die Türkei, sowie seine häufige Abwesenheit in Deutschland u. seine finanziellen Verlegenheiten hinderten vielfach. Dennoch kamen 1435 auf dem Reichstage von Preßburg zwei Gesetzbücher zur Sicherung des inneren u. des äußeren Friedens zu Stande, u. die ungar. Magnaten versprachen 1437 nochmals, keinen anderen König als seine Tochter Elisabeth u. deren Gemahl Albrecht nach „seinem Tode“ anzuerkennen. In Deutschland übergab ihm sein Bruder Wenzel (s. d.) schon 1396 das Reichsvikariat, dennoch erwies auch er sich unthätig, kämpfte vielmehr mit seinem Vetter Jost in Mähren gegen dessen Bruder Prokop, mit dem böhm. Herrenbunde zusammen gegen Wenzel, den er 1402 gefangen nach Wien entführte, u. verlor nach dessen Flucht 1403 seinen ganzen Einfluß auf Deutschland, da Wenzel auch Jost, dem S. schon 1388 Brandenburg verpfändet hatte u. der nun in den Besitz von Mähren kam, auf seine Seite gezogen hatte. Erst nach dem Tode König Ruprecht's (s. d.) ließ er sich durch die Kurfürsten von Trier, Pfalz u. durch seine eigene Stimme für Brandenburg zu Frankfurt 20. Sept. 1410 zum „röm. Könige“ wählen, wurde jedoch erst 1411 (21. Juli), nachdem sein Gegenkönig Jost im Januar gestorben war, von den Kurfürsten einstimmig anerkannt. Da ihn der Burggraf Friedrich von Nürnberg bei dieser Angelegenheit unterstützt hatte, so übergab er ihm die Verwaltung der Mark Brandenburg, erhob ihn aber schon 1415 in Konstanz zum erblichen Kurfürsten u. Reichskämmerer u. verzichtete 1417 bei der feierlichen Belehnung auf das früher festgesetzte Rückkaufsrecht. Zum Zweck der „Union u. Reformation der Kirche“ berief S. im Einverständniß mit einem der drei Päpste, mit Johann XXIII., nach Konstanz ein Konzil u. zugleich eine Fürstenversammlung. Allein sehr bald zeigte er sich energielos. Trotz des freien Geleites, das er Hus (s. d.) zugesichert hatte, gestattete er dessen Hinrichtung. Zwar ließ er Johann, der nicht entsagen wollte, wie er versprochen hatte, u. geschützt von Herzog Friedrich von Oesterreich entfloh, zurückholen u. ebenso wie den Herzog im Mai 1415 gefangen setzen. Allein seine lange Reise nach Perpignan u. Narbonne, um Benedikt XIII. zur Abdankung, u. nach Paris u. London, um die streitenden Könige zum Frieden zu bewegen, hatte keinen Erfolg u. raubte ihm das Ansehen auf dem Konzil. Die Italiener, Spanier u. Franzosen setzten es gegen ihn durch, daß nicht die Reformation, sondern die Wahl eines neuen Papstes zuerst vorgenommen werde. Da der gewählte Papst, Martin V., die Reform einstweilen aufschob, scheiterte das Werk derselben mit dem Schlusse des Konzils 1418. Auch eine neue Reichsordnung, die S. mit Hülfe der Städte beabsichtigte, war nicht geglückt u. nur ein Landfrieden verkündigt, der doch nicht gehalten wurde. Die nach Wenzel's Tode (1419) ausgebrochenen Hussitenkriege beschäftigten ihn die nächsten Jahre, u. erst mit dem Vertrage von Iglau 1435 gelangte S. wieder in den ruhigen Besitz von Böhmen. Daß er sich 1431 die ital. Königskrone, 1433 die röm. Kaiserkrone holte, gab seiner Macht keine Vergrößerung. Den Markgrafen Friedrich von Meißen belehnte er 1425 mit der erledigten Kur Sachsen gegen das Versprechen, einst seinem Schwiegersohne Albrecht von Oesterreich zur Kaiserwürde zu verhelfen. Als ihm die Kunde kam, daß seine untreue Gemahlin Barbara, Regentin in Ungarn, dem 13jährigen Könige Wladislaw III. von Polen die Hand reichen u. ihn stürzen wolle, begab er sich auf den Weg nach Ungarn, ließ Barbara schon in Mähren verhaften, die Ungarn u. Böhmen in seinem Gefolge Albrecht Treue schwören, starb aber 9. Dez. 1437 zu Znaym. — Vgl. Aschbach, „Geschichte Kaiser S.'s“ (4 Bde., Hamb. 1838 ff.); Bezold, „König S. u. die Reichskriege gegen die Hussiten“ (München 1852).

Sigismund I., König von Polen (1507—48), geb. 1. Jan. 1466, war der dritte Sohn König Kasimir's II. (s. d.) u. wurde nach dem Tode seines Bruders Alexander II. 1506 zunächst zum Großfürsten von Lithauen, 21. Jan. 1507 zum König von Polen gewählt. Unterrichtet von dem berühmten polnischen Chronisten Dlugosz, widmete er seine Thätigkeit der Verbesserung der Schulen u. anderen Werken des Friedens, war aber machtlos gegen den Adel. Nach kurzem Feldzuge gegen den Deutschen Orden (1519—21) schloß er mit dem Hochmeister Albrecht, seinem Neffen, einen Waffenstillstand u. 1525 den Frieden zu Krakau, in welchem er, da ihn von O. Russen u. Tataren bedrängten, die Umwandlung des Ordenslandes in ein weltliches Lehnsherzogthum zugab. 1526 vereinigte S. nach dem Tode des letzten piastischen Fürsten Stanislaus das Herzogthum Masovien mit Polen. Er starb zu Krakau 1. April 1548.

Sigismund II. od. August I., König von Polen (1548—72), geb. 1. Aug. 1520, war der Sohn des Vorigen u. der Bona Sforza, die später mit ihm zerfiel, 1555 Polen verließ u. 1557 in Unteritalien an Gift starb. Von reicher Bildung, wenn auch den Frauen u. Günstlingen zu sehr ergeben, übrigens schon 1529 vom Vater zur Mitregierung berufen u. 1530 zum Könige gekrönt, zeigte S. ein Interesse für die Reformation, stand mit Calvin in Verkehr, ließ Johann Lasti, den vertriebenen polnischen Reformator, 1556 zurückkehren u. setzte in demselben Jahre zu Warschau einen Reichstagsbeschluß durch, nach welchem jedem Edelmann überlassen wurde, welcher Konfession er folgen wolle. Von zweifelhaftem Werthe für Polen war das Schutzverhältniß, in welches das Ordensland der Schwertbrüder 1561 zu S. trat, indem der bisherige Heermeister Gotthard Kettler ihm in Wilna als „Herzog von Kurland u. Semgallen“ den Huldigungseid leistete. Die leichte Erwerbung reizte die Habsucht der Nachbarn u. S. ließ es geschehen, daß Dänemark die Bisthümer Oesel u. Pilten, Schweden ganz Esthland an sich riß; vielmehr schloß er mit der letzteren Macht einen Vertrag, gab Johann von Finnland seine Schwester Katharina zur Ehe u. suchte dadurch eine Stütze gegen den gefährlichsten Nachbar, Iwan von Rußland, zu gewinnen, der mit wechselndem Glück Lithauen u. selbst Livland angriff. Die gemeinsame Gefahr führte 1569 zur vollkommenen Vereinigung Lithauens mit Polen, so daß fortan nicht nur der Herrscher, sondern auch der Senat u. die Landboten beiden Reichen gemeinsam waren. Mit seinem Tode 7. Juli 1572 erlosch der Mannesstamm der Jagellonen.

Sigismund III., König von Polen (1587—1632) u. von Schweden (1592—1604), geb. 20. Juni 1566, war der einzige Sohn König Johann's von Schweden u. Katharina's, der Schwester des Vorigen. Nach dem Tode Stephan Bathori's gelang es S., der in seiner Bewerbung um den polnischen Thron von seiner Tante, der verwittweten Königin Anna, von dem türkischen Sultan u. von einer Partei des Adels unter dem Kanzler Zamoisti unterstützt wurde, den

schon von der Gegenpartei erwählten Maximilian von Oesterreich zu verdrängen u. 28. Dez. 1587 in Warschau gekrönt zu werden. Als er jedoch mit Habsburg in freundschaftliche u. durch Vermählung mit Anna v. Steiermark in verwandtschaftliche Verbindung trat, drang ihm der Adel unter Zamoiski 1592 die Erklärung ab, daß er weder das Königreich verlassen, noch die Privilegien der Nation beeinträchtigen, noch einen Nachfolger ernennen werde, u. drohte mit offenem Abfall, als S. 1605 eine Schwester seiner verstorbenen Gemahlin, Konstanze v. Steiermark, zur Gemahlin nahm. Obwol Zamoiski in demselben Jahre starb, entwarf man zu Sandomir 1607 eine von 60,000 Adligen unterzeichnete Anklageakte, „Rokosz“, u. tadelte vor Allem die einflußreiche Stellung der Jesuiten u. der Fremden am Hofe. Allein durch Zugeständnisse u. Versprechungen wußte S. den Widerstand zu ermüden u. dauernd für sein einziges Interesse, für die Ausbreitung des Katholizismus durch die Hand der Jesuiten, thätig zu sein. Inzwischen war ihm 1592 durch den Tod seines Vaters Johann die Krone Schwedens zugefallen, die er aber durch eigenes Ungeschick u. infolge der Intriguen seines nach der Krone strebenden Oheims Karl (s. „Karl IX. von Schweden“), der für ihn die Regierung führte, wieder verlor. 1604 wurde Karl zu Norköping als König anerkannt u. hinterließ die Krone 1611 seinem Sohne Gustav Adolf. Von 1607—12 bemühte sich S. Anfangs für Demetrius II., dann für seinen Sohn Wladislaw, dann für sich selbst um den russischen Thron; seine Truppen, die zwei Jahre lang Moskau besetzt hielten, mußten 1612 vor einem russischen Heere kapituliren.



Nr. 5005. Signet von Colard Mansion, Drucker zu Brügge, aus einem Werke von 1477.



Nr. 5006. Signet mit Devise von Gryphius in Lyon, um 1529.



Nr. 5007. Signet von Simon Vostre zu Paris, um 1530.

Auch der Kampf mit Gustav Adolf, dem er die Anerkennung als König von Schweden verweigerte, führte unter französischer Vermittelung 26. Sept. 1629 in Altmark bei Stuhm zu einem Waffenstillstande, in welchem S. an Schweden Livland u. einen großen Theil des polnischen Preußen abtrat. Seine Versuche, die der Griechischen Kirche angehörigen Kosaken zur Union mit der Römischen Kirche zu bewegen, hatten lange Kriege mit den Kosaken zur Folge; als er Kaiser Ferdinand II. in dessen Türkenkriegen mit Truppensendungen unterstützte, fiel Sultan Osman in Polen ein; doch erlangte S., als er 1621 bei Chodkiewicz Sieger geblieben war, einen anständigen Frieden. S. starb 30. April 1632 in dem durch ihn zur Residenz erhobenen u. verschönerten Warschau.

Sigmaringen, Hauptort des preuß. Fürstenthums Hohenzollern, liegt in 535 m. Seehöhe am rechten Donauufer, an der Zweiglinie Krauchenwies S. der badischen Staatsbahn u. an der württembergischen unteren Donaubahn. Die gut gebaute Stadt mit 3490 E. (1871) war bis 1850 Residenz des Fürsten u. ist jetzt Sitz der Regierung des Fürstenthums; es hat ein auf einem Felsen, der unmittelbar aus der Donau steil aufsteigt, gelegenes ansehnliches Schloß, in welchem sich reiche Sammlungen befinden, ein Theater ꝛc. Auf dem Karlsplatze vor dem ehemaligen Ständehaus ist dem Fürsten Karl († 1853) ein Denkmal errichtet. In dem ehemaligen Nonnenkloster Hedingen (jetzt Gymnasium) befindet sich das fürstliche Erbbegräbniß unter der Kirche.

sign., Abkürzung für lat. signetur, es werde gezeichnet.

Signal heißt jedes Zeichen, welches durch Instrumente, Fahnen, Feuer, Licht ꝛc. gegeben wird u. dessen Verständniß durch ein für allemal feststehende od. für besondere Fälle bes. festgesetzte Verabredung gesichert ist. S.e der ersteren Kategorie sind die in den Heeren bestehenden Zeichen durch Trommel, Horn, Trompete, die Flaggensignale im Marinedienst, die Lichter der Leuchtthürme (s. d.), die S. durch verschiedenfarbige Laternen, durch Pfeifen im Eisenbahndienst. Zu den S.en der zweiten Kategorie gehören alle Arten von Rauch- od. Feuerzeichen, die Alarmsignale durch Anzünden bes. vorbereiteter u. auf weithin sichtbaren Punkten aufgestellter Feuerwerkskörper, als Fanale, Lärmstangen ꝛc.

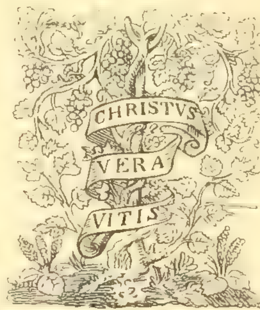
Signalement (frz., spr. Szinjal'mang), kurze Personalbeschreibung.

Signatur (a. d. Lat.), Zeichen, Bezeichnung; in der Geschäftssprache die Bezeichnung einer Schrift mit einem bloßen Namenszuge statt mit voller Namensunterschrift; in der Buchdruckerkunst das Zeichen, durch welches die Aufeinanderfolge der Bogen eines Buches leichter erkannt wird, früher in einem Buchstaben, jetzt gewöhnlich in einer am unteren Ende der 1. u. 3. Seite des Bogens angebrachten Zahl bestehend. Signatura temporis, etwas für die Zeitverhältnisse Charakteristisches.

Signet heißt in specie die Druckermarke, durch welche die älteren Buchdrucker alle aus ihren Offizinen hervorgegangenen Druckwerke bezeichneten. Die S.en bestanden aus Monogrammen, Devisen, auch ganzen symbolischen Darstellungen, u. ihre Kenntniß ist dem Bibliographen bes. für die Incunabelnkunde nothwendig. Die größte Sammlung von S.en (von Lempertz in Köln zusammengebracht) besitzt die Bibliothek des Börsenvereins deutscher Buchhändler.



Nr. 5008. Signet von Gerhard Leu um 1482



Nr. 5009. Signet von Plantin, Drucker in Antwerpen.

Signore (ital., spr. Szinjore), auch abgekürzt signor, Herr; Signora (spr. Szinjora), Frau.

Signorelli (spr. Szinjorelli), Luca, einer der ausgezeichnetsten Maler des 15. Jahrh., hervorragend durch Kühnheit u. Großartigkeit der Zeichnung, zugleich der Erste, der in umfassender Weise das Nackte darzustellen unternahm, geb. zu Cortona wahrscheinlich 1441; wurde in Arezzo Schüler des Pietro degli Franceschi, machte dann vermuthlich auch Studien in Perugia u. besuchte 1474—78 mehrere Städte, darunter auch Florenz. 1478 war er bei den Fresken in Loreto u. sehr bald nachher, von Sixtus IV. berufen, in Rom bei denen der Sixtinischen Kapelle beschäftigt, wo er den meisterhaften Tod des Moses malte. 6 Jahre später finden wir ihn in seiner Vaterstadt wieder, wo er von nun an mit kurzen Unterbrechungen seinen Wohnsitz nahm. 1498 malte er in mehreren Kirchen von Siena, in dem benachbarten Kloster Monte Oliveto auch Frescobilder aus dem Leben des heil. Benedikt. Von dort wandte er sich nach Orvieto, wo er in der Kapelle der Madonna di San Brizio des Doms sein berühmtestes Werk „Die letzten Dinge“ schuf. Später führte er noch mehrere Arbeiten in Cortona u. anderen Orten aus, die eine noch schönere Komposition u. noch wärmeres Kolorit entfalten. Hierher gehört auch das erst 1512 im Dom zu Cortona entstandene Frescobild des Abendmahls von höchst eigenthümlicher Auffassung. Nicht minder bedeutend ist er in seinen Tafelbildern. Zu den vorzüglichsten derselben gehören das Altarbild in der Kapelle S. Onofrio des Domes zu Perugia (1484), „Die Dreieinigkeit“ in der Akademie in Florenz u. andere in seiner Vaterstadt Cortona sowie im Museum zu Berlin.

Signum (lat.), d. i. Zeichen, Merkmal; signiren, zeichnen, bezeichnen, auch unterzeichnen, besiegeln.

Sigurd, der nordische Name Siegfried's (s. d.).

Sikhs (vom Sanskritwort Çisehya, d. i. Schüler) heißt eine religiöse Sekte in Nordindien, Ende des 15. Jahrh. von einem Hindu aus der Kriegerkaste, Nânak Schah, gestiftet. Derselbe war durch das Lesen des

Koran u. der indischen Veden zu der Ueberzeugung gekommen, daß Islam u. Brahmareligion auf derselben Grundlage eines reinen Monotheismus beruhten, u. faßte die Idee, durch eine einfache, geläuterte Religion u. eine gereinigte Sittenlehre eine Vereinigung des Brahmanismus u. des Islam zu bewirken. Er forderte von seinen Schülern nur tugendhaftes Leben u. Aufopferung für Andere. Nach Nanak's Tode (1540) erbte seine Würde unter mehreren „Stellvertretern" fort; bald wurde der Stifter für eine Menschwerdung des Vischnu ausgegeben u. die Schriften der ersten Lehrer (Guru's) im Adi-Grantha od. ersten Buche gesammelt. Auf Grund desselben verwandelte der Guru Govinda († 1708) die S. in einen Militärstaat, in welchem die religiösen u. politischen Interessen eng verbunden waren. Der Mittelpunkt des Reiches wurde die Stadt Amritsar mit dem Hauptheiligthum; doch gab es auch außerhalb desselben Klöster, aus welchen die Priester der Sekte, die Udasis, hervorgingen. Govinda hatte seinen Anhängern den unausgesetzten Kampf gegen die Mohammedaner, der übrigens schon im 16. Jahrh. begonnen hatte, zur religiösen Pflicht gemacht. Nach Govinda's Tode wurde Gott selbst als Oberhaupt der Sekte betrachtet. Eine furchtbare Niederlage durch den Großmogul (1716) trieb die Reste der S. in die Schluchten des Himalaja. Aber 1764 eroberten sie nach langen Kämpfen Lahore u. machten dasselbe zum Mittelpunkt eines Räuberstaats. 1794 schwang sich Rundschit Singh zum Alleinherrscher auf u. eroberte bis zu seinem Tode (1839) das ganze Pendschab. 1845 kam es endlich zum Kriege mit den Engländern; in demselben verloren die S. ihr halbes Reich (Vertrag von Lahore 9. März 1846) u. wurden, als sie 1846 abermals zu den Waffen griffen, gänzlich unterworfen u. dem Indobritischen Reiche einverleibt (29. März 1849). Vergeblich hatte der 1856 verstorbene Guru Dinal Das gestrebt, durch die Verwerfung des Kastenwesens u. die Betonung der Geistigkeit Gottes das verwilderte Volk zur Religiosität zurückzuführen. Vgl. Wurm, „Geschichte der ind. Religion" (Bas. 1873).

Silbe, richtiger Sylbe (vom griech. συλλαβή, d. i. Zusammenfassen), heißt jede zu einer Einheit in der Aussprache zusammengefaßte Gruppe von Lauten. In jede S. gehört nothwendig ein Vokal od. Diphthong, mag er nun für sich eine S. bilden od. so viel Konsonanten vor u. nach sich haben, als gleichzeitig ausgesprochen werden können. In der Lehre von den Versmaßen (Prosodie) unterscheidet man je nach der Zeitdauer, welche zum Aussprechen einer S. gefordert wird (Quantität), lange u. kurze (geschärfte), nach der Betonung hoch-, mittel- u. tieftonige S.n. Im Deutschen liegt der Ton fast immer auf der Stammsilbe, d. h. derjenigen S., in welcher der Begriff des Wortes liegt.

Silbenräthsel, s. v. w. Charade (s. d.).

Silber (Argentum), dieses bekannte, zu den chemisch einfachen Stoffen (Elementen) gehörende Metall findet sich in der Natur sowol unverbunden (gediegenes S.), als auch in Verbindung mit anderen Elementen, so nam. mit Schwefel, Chlor, Arsen u. Antimon, seltener mit Selen u. Tellur. Diese Verbindungen werden Silbererze genannt. Die wichtigsten derselben sind der Argentit (Glaserz, s. d., od. Silberglanz), das Fahlerz od. Weißgiltigerz, das Rothgiltigerz od. die Antimonsilberblende, Antimonsilber od. Diskrasit, die Arsensilberblende, das Sprödglaserz od. der Melanglanz, das Hornsilbererz ꝛc. Die Silbererze finden sich gewöhnlich in Gemeinschaft mit Bleiglanz, Flußspath, Kalkspath u. anderen Mineralien in Erzgängen, die ältere Gesteine durchsetzen. Doch giebt es auch jüngere Gesteine, z. B. Schichten der Sedimentärformation, die durch einen Gehalt von S. ausgezeichnet sind, wie der Kupferschiefer, aus dem man z. B. in der Gegend von Mansfeld Kupfer u. S. gewinnt. Das Meerwasser früherer geologischer Perioden enthielt demnach schon S., dessen Gegenwart in Verbindung mit Chlor auch in dem Wasser unserer jetzigen Meere, allerdings in sehr geringer Menge, nachgewiesen worden ist. Das S. gehört also zu den ziemlich verbreiteten Metallen, aber nur in wenigen Gegenden findet es sich reichlich genug, daß seine Gewinnung lohnt. Zu erwähnen sind in dieser Beziehung das Erzgebirge, der Harz, Böhmen, Ungarn, Norwegen, Mexiko; die größten Silbermengen werden aber neuerdings in den westlichen u. nordwestlichen Gebieten Nordamerika's produzirt. — Die Gewinnung od. Abscheidung des S.s aus seinen Erzen kann auf verschiedene Art erfolgen. Eine der ältesten Methoden, das Amalgamationsverfahren (s. d.), ist in Europa gar nicht mehr üblich, sondern ist nur noch auf einigen amerikanischen Silberhütten gebräuchlich. Dagegen wird die Silbergewinnung durch Schmelzarbeit, indem man das S. mit Blei zu legiren sucht u. das hierbei erhaltene silberhaltige Blei (Werkblei) auf Treibherden behandelt, wobei das S. metallisch zurückbleibt, während das Blei oxydirt wird, noch vielfach in Anwendung gebracht. Eine andere Methode, das Pattinsoniren, beruht auf der Eigenthümlichkeit, daß aus einer Mischung von geschmolzenem S. u. viel Blei beim Erkalten sich zuerst nur Blei in krystallinischem Zustande abscheidet, während ein silberreiches Werkblei noch flüssig bleibt, welches dann auf dem Treibherde abgetrieben wird. In neuerer Zeit sind die Silberaufbereitungsmethoden auf nassem Wege namentlich mehr in Aufnahme gekommen; es sind dies zwei, das Augustin'sche u. das Ziervogel'sche Verfahren. Nach dem ersteren werden die Silbererze mit Kochsalz (Chlornatrium) geröstet, um Chlorsilber zu bilden, welches dann aus dem Röstgut mittels einer heißen konzentrirten Kochsalzlösung ausgezogen wird. Aus dieser Lösung fällt man mittels metallischen Kupfers das S. metallisch aus. Nach der zweiten Methode wird ohne Zusatz von Kochsalz geröstet; es bildet sich dann schwefelsaures Silberoxyd (selbstverständlich eignet sich dieses Verfahren nur für schwefelhaltige Erze), welches mit heißem Wasser ausgelaugt wird. Das S. wird auch aus dieser Lösung mittels Kupfer niedergeschlagen. Statt der Kochsalzlösung beim Augustin'schen Verfahren wendet man in neuerer Zeit zweckmäßig eine Lösung von unterschwefligsaurem Natron zum Ausziehen des Chlorsilbers an. — Das auf die eine od. die andere Weise erhaltene S. ist niemals ganz rein, sondern enthält immer noch einige Prozente andere Metalle. Die Reinigung des S.s von diesen nennt man das Feinbrennen des S.s, u. das dadurch erhaltene fast reine S. Brandsilber; es enthält in 1000 Theilen 999 Theile reines S. — Ganz chemisch reines S., Feinsilber, wird durch Reduktion von reinem Chlorsilber mit schmelzender Pottasche erhalten. — Eigenschaften des S.s. Das S. besitzt unter allen Metallen die reinste weiße Farbe u. starken Glanz; es ist weicher als Kupfer, aber härter als Gold. Sein spez. Gew. ist 10,5, sein chem. Aequivalent sowie auch sein Atomgewicht 108, sein chemisches Zeichen = Ag. Es schmilzt bei 916° C. u. absorbirt in geschmolzenem Zustande Sauerstoff aus der Luft, den es beim Erstarren mit Geräusch u. unter Umherspritzen von flüssigem S. wieder ausstößt (Spratzen). Das S. ist sehr geschmeidig, man kann es zu sehr feinem Draht ausziehen u. in sehr dünne Blättchen ausschlagen (Blattsilber); es ist ziemlich elastisch u. läßt sich mit den verschiedensten Werkzeugen bearbeiten, hämmern u. schmieden. An der Luft hält sich das S. unverändert blank, nur wenn die Luft merkliche Mengen von Schwefelwasserstoff enthält (in der Nähe von Schleußen, Abtrittsgruben ꝛc.), überzieht sich das S., indem es seinen Glanz verliert, mit einem dünnen braunen bis schwarzen, aus Schwefelsilber bestehenden Häutchen. Das S. löst sich sehr leicht schon in kalter Salpetersäure auf, in Salzsäure u. verdünnter Schwefelsäure dagegen ist es unlöslich; wol aber löst es sich in kochender konzentrirter Schwefelsäure unter Entwicklung von schwefliger Säure u. Bildung von schwefelsaurem Silberoxyd. Die Verwendung des S.s zu Münzen u. den Werken der Silberschmiedekunst, nam. zu Eßgeräthen, ist eine sehr ausgedehnte; doch benutzt man zu allen diesen Gegenständen kein chemisch reines S., sondern solches, welches einen gewissen Gehalt von Kupfer besitzt. Früher bezeichnete man die Feinheit der Silberlegirungen durch die Anzahl der in der Mark (16 Loth) enthaltenen Lothe reinen S.s (zwölflöthig = 12 Loth Silber, 4 Loth Kupfer ꝛc.); jetzt hat dagegen die Bezeichnung nach Tausendtheilen Platz gegriffen, wonach zwölflöthiges Silber die Markirung 0,750 erhält. Der Gehalt wird auf den Silberwaaren durch einen eingeschlagenen Stempel (Silberstempel), welcher gewöhnlich auch das Fabrikzeichen enthält, angegeben. Sehr bedeutende Mengen von S. werden zur Herstellung von Silbersalpeter verbraucht, der in der Photographie eine allgemeine Verwendung findet. Auch zur Herstellung von Silberspiegeln auf Glas, anstatt der Quecksilberspiegel, sowie zum Versilbern von Metallen wird S. verwendet. — Verbindungen des S.s. Mit Sauerstoff kennt man drei verschiedene Verbindungen: das Silberoxydul, das Silberoxyd, das Silberhyperoxyd, von denen jedoch nur das letztere direkt darstellbar ist, indem es sich als braunes Pulver bildet, wenn Ozon auf fein vertheiltes S. od. dünnes Silberblech einwirkt, während die beiden anderen Verbindungen nur auf indirektem Wege erhalten werden können. Die Anziehung des S.s zum Sauerstoff ist auch nur eine geringe, denn durch bloßes Erhitzen schon werden alle drei Oxyde wieder zersetzt, indem der Sauerstoff entweicht u. reines S. zurückbleibt. Am unbeständigsten ist das Silberoxydul. — Das Silberoxyd bildet mit den Säuren die Silberoxydsalze od. auch blos Silbersalze genannt. Schwefelsaures Silberoxyd wird beim Affiniren (Scheidung von Gold u. S. mittels Schwefelsäure) gewonnen u. ist ein in weißen Krystallen herstellbares, in Wasser lösliches Salz. Wichtiger ist das salpetersaure Silberoxyd od. der Silbersalpeter (Silbernitrat); dieses Salz wird durch Auflösen von reinem S. in Salpetersäure u. Verdampfen der Lösung bis zur Krystallisation in farblosen, schweren Krystallen erhalten, die in Wasser leicht löslich sind. Das krystallisirte salpetersaure Silberoxyd läßt sich durch vorsichtiges Erhitzen schmelzen u. wird dann gewöhnlich in Form dünner Stängelchen gegossen, welche unter dem Namen Höllenstein (Lapis infernalis) bekannt sind u. zum Aetzen benutzt werden, da durch organische Substanzen das salpetersaure Silbersalz leicht zersetzt wird, wobei die freiwerdende Salpetersäure die organischen

Gewebe zerstört. Das ausgeschiedene Silber ist die Ursache der Schwärzung, welche dabei stattfindet. Der Silbersalpeter ist das Ausgangssalz für die Silberpräparate, welche man in der Photographie zur elektrischen Versilberung, zur Herstellung von Silberspiegeln &c. verwendet. Die größte Verwandtschaft hat das S. zum Chlor, Brom, Jod u. Schwefel. Das Chlorsilber läßt sich durch Erhitzen von S. in Chlorgas, leichter aber durch Fällen einer Silbernitratlösung mit Salzsäure od. einem Chloride darstellen; man erhält es in letzterem Falle als einen weißen, flockigen Niederschlag, der sich am Lichte leicht schwärzt. In der Hitze läßt sich das Chlorsilber ohne Zersetzung schmelzen. Hierauf beruht eine in neuerer Zeit aufgekommene interessante Trennung des Goldes vom S., die zuerst in der australischen Münze in Anwendung gebracht wurde. Man leitet nämlich in die geschmolzene Mischung von Gold u. S. Chlorgas; letzteres verbindet sich mit dem S. zu Chlorsilber, während das Gold unverbunden bleibt. Man benutzt das Chlorsilber zuweilen zum Füllen von galvanischen Batterien (Chlorsilberbatterien). Brom- u. Jodsilber haben nur insofern Interesse, als sie die wirksamen, d. h. lichtempfindlichen Substanzen beim Photographiren bilden. Bromsilber ist weiß, Jodsilber blaßgelb; beide werden, so lange sie noch nicht vom Lichte beschienen sind, durch eine Lösung von unterschwefligsaurem Natron od. von Cyankalium aufgelöst; hierauf beruht das Fixiren der Photographien. Schwefelsilber wird durch Einleiten von Schwefelwasserstoff in eine Silbernitratlösung als schwarzer Niederschlag erhalten, bildet sich auch schon sehr leicht, wenn metallisches S. mit Schwefelwasserstoffgas od. mit in der Zersetzung begriffenen organischen schwefelhaltigen Substanzen zusammengebracht wird. Daher werden silberne Löffel leicht grau od. schwarz, wenn sie mit gekochten Eiern, Stockfischfleisch, Hülsenfrüchten &c. längere Zeit in Berührung gelassen werden.



Nr. 910. Friedrich Silcher (geb. 27. Juni 1789, gest. 26. Aug. 1860).

Silberling, hebr. Münze, in Luther's Uebersetzung des Neuen Testaments; s. v. w. Silbersekel; s. „Sekel".

Silbermann, eine berühmte Orgel- u. Klavierbauerfamilie. — 1. Andreas S., geb. zu Frauenstein in Sachsen 19. Mai 1678 als der Sohn eines Zimmermannes; lernte frühzeitig die Orgelbaukunst, ging 1700 auf Reisen u. gründete endlich eine Fabrik in Straßburg, wo er 16. März 1734 starb. An 30 meist sehr schöne Orgeln von ihm befinden sich in Straßburg u. an anderen Orten des Elsaß. — 2. Gottfried S., das berühmteste Glied dieser Familie, geb. zu Frauenstein 14. Jan. 1683 als der jüngere Bruder des Vorigen; trat bei diesem zu Straßburg in die Lehre, kam 1707 nach Frauenstein zurück, baute hier seine erste Orgel u. ließ sich 1712 in Freiberg nieder; gestorben ist er jedoch zu Dresden als Hoforgelbauer 4. Aug. 1753, nachdem er sein letztes u. schönstes Werk – die Orgel in der katholischen Hofkirche – daselbst vollendet hatte. Außer dieser sind von den 42 Orgelwerken, die er von 1708–53 konstruirte, als bes. vorzüglich noch anzuführen: die in der Frauen- u. Sophienkirche in Dresden, in St. Peter in Freiberg, in der Kirche zu Penig (bei Altenburg) u. Rötha (bei Leipzig). Um die Verbesserung des Pianoforte hat er sich namhafte Verdienste erworben; auch waren die aus seiner Fabrik hervorgegangenen Pianofortes lange Zeit sehr gesucht. — 3. Johann Andreas S., ältester Sohn des Andreas, geb. zu Straßburg 26. Juni 1712, gest. daselbst 11. Febr. 1783, genoß ebenfalls eines wohlverdienten Rufes als Orgelbauer, ebenso wie sein Sohn Johann Josias (gest. 3. Juli 1786). — 4. Johann Daniel S., zweiter Sohn des Andreas, geb. zu Straßburg 31. März 1717; ging 1751 zu seinem Oheim Gottfried nach Freiberg u. half ihm bei Vollendung der Orgel für die katholische Hofkirche, ließ sich dann in Dresden nieder, wo er vorzugsweise Klaviere baute, starb als Hofkommissär u. Hoforgelbauer 6. Mai 1766. — 5. Johann Heinrich S., der jüngste Sohn des Andreas, geb. zu Straßburg 24. Sept. 1727, gest. 15. Jan. 1799, war vorwiegend Klavierbauer u. als solcher nam. in Frankreich berühmt. Sein Sohn Johann Friedrich, geb. 21. Juni 1762, gest. 9. März 1817, war zugleich Klavierbauer, Organist an der Thomaskirche zu Straßburg u. Komponist.

Silbernitrat od. Silbersalpeter ist salpetersaures Silberoxyd; s. u. A. auch den Artikel „Silber".

Silcher, Friedrich, deutscher Tonsetzer, nam. ausgezeichnet als Liederkomponist wie als Sammler u. Bearbeiter von Volksliedern, geb. 27. Juni 1789 in dem württembergischen Dorfe Schnaith (bei Schorndorf) als Sohn des dortigen Schulmeisters; wurde Schulgehülfe in Fellbach bei Stuttgart, dann Lehrer in Schorndorf u. Ludwigsburg, siedelte aber 1815 als Musiklehrer nach Stuttgart über, wurde 1817 Musikdirektor an der Universität Tübingen, trat Anfangs 1860 in den Ruhestand u. starb in Tübingen 26. Aug. 1860. — Von S.'s Werken sind in erster Reihe die seit 1825 erschienenen zahlreichen Volkslieder-Sammlungen (theils für vier Männerstimmen, theils für eine u. zwei Singstimmen mit Klavier- od. Guitarrebegleitung bearbeitet) zu nennen. Sie haben eine eminente Wirksamkeit auf den Volksgesang ausgeübt, indem sie denselben wesentlich reinigten u. veredelten. In diese Sammlungen haben auch Aufnahme gefunden viele von S. selbst komponirte Lieder, welche den Volkston auf das Glücklichste treffen u. in Aller Munde sind, z. B. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", „Zu Straßburg auf der Schanz", „Ich hatt' einen Kameraden", „Morgen muß ich fort von hier" &c. Außerdem sind von S.'s Werken im Druck erschienen: vierstimmige Hymnen u. dreistimmige Kanons, Liedertafelgesänge, Lieder für eine Singstimme (darunter bes. die „Hohenstaufenlieder" u. die Lieder aus der „Frithjofssage"), Kinder- u. Schullieder, Turnerlieder, „Die kleine Lautenschlägerin" (ein Schauspiel mit Gesang, für häusliche Kreise bestimmt), „Der Tod des Aias" (Monolog aus der gleichnamigen Tragödie des Sophokles). Mehrere Orchester- u. Kirchensachen sind Manuskript geblieben. Endlich gab er ein dreistimmiges Choralbuch, eine Gesanglehre für Volksschulen u. Singchöre u. eine Harmonie- u. Kompositionslehre (beide kurzgefaßt) heraus.

Silene, Taubentropf; Pflanzengattung der Silenaceen od. Nelkenartigen mit fünfspaltigem Kelche, fünf Kronblättern, drei Griffeln u. meist dreifächeriger Kapsel, welche, am Grunde unvollständig, doppelt so viel Zähne hat, als Griffel vorhanden sind. Die Gattung ist reich an Arten u. gehört der gemäßigten Zone an, so daß auf Nord- u. Mitteldeutschland allein 13 Arten kommen, welche zum Theil wahre Charakterpflanzen der Landschaft sind: S. vulgaris, nutans, noctiflora, Armeria &c. Die erstere, besser als S. inflata bekannt, enthält in ihrer Wurzel Saponin, kann aber trotzdem als Salat in jungem Zustande genossen werden, heißt daher auch Schachtkohl im Mansfeldischen, wo die hübsche nelkenartige Pflanze häufig auf den Halden der Schachte vorkommt. Auf den Alpen gehört S. acaulis mit rasenförmig wachsenden Stengeln u. prächtiger rosafarbiger Blume zu den schönsten Pflanzen der Schneeregion. Sowol diese als auch S. Armeria u. einige südeuropäische Arten (S. Elisabethae, pendula u. a.) sind als Zierpflanzen in die Gärten gekommen.

Silentium (lat.), d. h. Stillschweigen.

Silenus, griech. Seilenos, Sohn des Hermes u. einer Nymphe, nach Anderen Sohn des Pan, war der Erzieher u. stete Begleiter des Bakchos. Er erscheint in der Regel als ein trunkener Alter mit dickem Bauche u. kahlem Kopfe, oftmals mit einem Weinschlauche in der Hand u. auf einem Esel reitend. Andere seiner Attribute waren der Thyrsosstab, ein Epheukranz, auch wol ein Panther. Sein Wesen ist dem der Satyrn verwandt. Eine spätere Zeit nahm mehrere Silene an.

Silhouette od. Schattenriß, das mit schwarzer Farbe ausgefüllte Profilbild eines Menschen, insbes. ein solches Schatten-Brustbild; so genannt von dem französischen Generalkontroleur u. späteren Finanzminister Silhouette, der um die Mitte des vorigen Jahrh., als die Schattenrisse Mode wurden, sich durch seine besondere Sparsamkeit hervorthat. Die S. wird am treuesten durch Umschreiben des durch Kerzenbeleuchtung bewirkten Schattenbildes erlangt, das dann vermittels eines sog. Storchschnabels (s. d.) beliebig verkleinert wird. Seit der Erfindung der Daguerreotypie u. der ihr auf dem Fuße folgenden Photographie hat die Anfertigung der S.n fast gänzlich aufgehört.

Silicium (Kieselstoff), so heißt der in der Kieselsäure in Verbindung mit Sauerstoff vorkommende chemische Grundstoff, welcher zuerst von Berzelius im J. 1823 in Form eines braunen Pulvers abgeschieden, von Sainte-Claire Deville dagegen auch in krystallisirtem Zustande dargestellt wurde. Das S. findet sich nirgends frei in der Natur, sondern immer nur in Verbindung mit Sauerstoff als Kieselsäure (s. d.); seine Darstellung ist schwierig u. erfolgt am leichtesten durch Schmelzen eines innigen Gemenges von Fluorsiliciumkalium, Natriummetall u. Zink. Das amorphe S. ist ein dunkelbraunes Pulver, das beim starken Erhitzen an der Luft sich entzündet u. wieder zu Kieselsäure verbrennt, wobei sich auch nebenbei Stickstoffsilicium mit bildet. Das krystallinische S. erscheint in kleinen, stark metallglänzenden, stahlgrauen, undurchsichtigen Krystallen; es ist härter als Glas, ein vollkommener Leiter der Elektrizität u. kann selbst in Weißglühhitze in einem Strome von Sauerstoffgas nicht verbrannt werden; es schmilzt hierbei nur u. erstarrt beim Erkalten wieder krystallinisch. In schmelzendem Aluminium od. Zink löst sich das S. auf u. scheidet sich beim Erkalten wieder krystallinisch ab. Es wird von keiner Säure angegriffen. Das chem. Zeichen des S. ist = Si; das Aequivalent 14, das Atomgewicht 28; das spez. Gew. des krystallisirten 2,49. Eine Verwendung hat das S. bis jetzt noch nicht gefunden.

Silikate, in weiterem Sinne des Wortes alle kieselsauren Salze u. Doppelsalze, in engerem nur diejenigen, welche als Mineralien natürlich vorkommen. Die Zahl derselben ist bei dem Verhalten der Kieselsäure, sich gern mit mehreren Basen zu verbinden, eine sehr große, u. zeigen diese S. auch hinsichtlich der Mengenverhältnisse der sie konstituirenden Bestandtheile eine große Mannichfaltigkeit. Zu den künstlichen S.n gehören das Glas, das Wasserglas, die Hohofenschlacken; zu den natürlichen der weit größte Theil der Mineralien, z. B. Feldspathe, Glimmerarten, Zeolithe, Hornblenden, Augite, Granaten ꝛc.

Silistria od. Silistra, auch Dristra, das Dorostorus od. Dorostena der Alten, Festung am rechten Donauufer im türk. Tunavilajet, die mit Varna, Schumla u. Rustschuk ein strategisches Viereck bildet. Die schmuzige u. schlecht gebaute Stadt hat eine aus Türken, Bulgaren, Griechen u. Juden gemischte Bevölkerung, die auf 8000 bis 20,000 Seelen veranschlagt wird. S. hat 12 Moscheen, eine Kathedrale u. 4 Kirchen, eine Agentie der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft u. eine Quarantäne, es treibt Gerberei, Tuchweberei, Acker-, Wein- u. Gartenbau, Schiffahrt u. Getreidehandel. — Bei S. wurden 971 die Russen von den Griechen geschlagen; 1595 eroberten es die Siebenbürgen. In den verschiedenen russ.-türk. Kriegen hat es eine nicht unwichtige Rolle gespielt: 1773 wurde es von den Russen unter Romanzow erfolglos angegriffen, 1810 durch Langeron zur Kapitulation gezwungen, 1828 vergeblich belagert, 1829 indessen nach abermaliger Belagerung genommen; endlich 1854 belagerten es die Russen wieder, vermochten aber gegen die tapfere Vertheidigung durch den ehemaligen preuß. Offizier Grach nichts auszurichten u. mußten schließlich die Belagerung aufheben.

Silius Italicus, Cajus, ein röm. Epiker, geb. 25 n. Chr. wahrscheinlich zu Italica in Hispanien; widmete sich dem Studium der Rhetorik, verwaltete 68 das Konsulat u. darauf die Provinz Asien, lebte dann in der Zurückgezogenheit auf seinen Gütern in Campanien u. starb durch Selbstmord 101 n. Chr. Wir besitzen von ihm ein „Punica“ betiteltes Gedicht in 17 Büchern, in welchem er den zweiten Punischen Krieg u. die Thaten des älteren Scipio besingt. Die Ausführung ist wie der Stoff trocken u. eintönig. Ausgaben des Gedichtes lieferten Drakenborch (Utrecht 1717), Ernesti (2 Bde., Lpz. 1791 bis 1792), Ruperti (2 Bde., Gött. 1795—98) u. Weber im „Corpus poetarum latinorum“ (Frkf. 1833); das Erscheinen einer neuen Ausgabe durch H. Blaß steht bevor; Uebersetzungen erschienen von Bothe (Stuttg. 1856) u. einem Ungenannten (2 Bde., Braunschw. 1866).

Sillery, Dorf mit ca. 500 E. im franz. Dep. Marne, 10 Km. südöstl. von Reims am Marne-Aisne-Kanal u. an der Vesle gelegen, mit Weingärten, die etwa 50 Hektaren umfassen. Die hier u. in der Umgegend (Verzy, Verzenay, Mailly, Ludes) gewonnenen weißen Champagnerweine von etwas trocknem Geschmack, welche nach dem Dorfe S. genannt werden, erfreuen sich eines besonderen Rufes.

Silliman (spr. Sillimänn), Benjamin I., nordamerik. Naturforscher, geb. zu Trumbull (Connecticut) 8. Aug. 1779; wurde 1804 Professor der Chemie, Mineralogie u. Geologie am Yale College in Newhaven, reiste, um für dasselbe Bücher u. Apparate zu erwerben, 1805 u. 1806 nach Europa, welches er auch 1851 wieder besuchte, trat 1853 in den Ruhestand u. starb zu Newhaven 24. Nov. 1864. Er machte sich um den Fortschritt der Naturwissenschaften in den Vereinigten Staaten sehr verdient, nam. durch die 1819 begonnene Herausgabe des „American journal of science and arts“. Zu seinen selbständig erschienenen Werken gehören insbes. die „Remarks made on a short tour between Hartford and Quebec“ (Newhaven 1820) u. „Elements of chimistry“ (2 Bde., ebd. 1830). Auch gab er Henry's „Chemistry“ u. Bakewell's „Geology“ heraus u. beschrieb seine Reisen unter dem Titel „Two passages over the Atlantic“ (Newhaven 1810) u. „A visit to Europe“ (ebd. 1853). Ein von Bowen in Connecticut entdecktes Mineral heißt nach ihm Sillimanit. — Benjamin II. S., Sohn des Vorigen, geb. zu Newhaven 4. Dez. 1816, widmete sich speziell der Physik u. Chemie u. ward 1847 gleichfalls Professor am Yale College. Seine „First principles of chemistry (Philad. 1847) u. „First principles of physics“ (ebd. 1858) haben viele Auflagen erlebt.



Nr. 5011. Silistria.

Auch wurde er 1838 Mitherausgeber des „American journal of science“ u. setzt dasselbe seit des Vaters Tode fort.

Siloah, berühmte Quelle am südl. Fuße des Tempelberges zu Jerusalem, zuerst Jes. 8, 6 erwähnt. Der S. hatte ursprünglich nur einen Ausfluß (die heutige Marienquelle), bis durch einen über 500 m. langen, noch heute passirbaren Tunnel ein zweiter südlicher geschaffen wurde. Am südl. Ausgange desselben liegt ein Bassin, in welchem man seit dem 4. Jahrh. n. Chr. den im Evang. Joh. 9, 7 erwähnten Siloahteich erblickte. Eine Merkwürdigkeit bildet das periodische Steigen u. Fallen des Wassers in der erwähnten Marienquelle. — Vgl. Bädeker, „Palästina u. Syrien“ (Lpz. 1875, S. 235 ff.).

Silpha, Aaskäfer, eine Käfergattung aus der Familie der Keulenhörner (Clavicornia), deren 11gliedrige Fühler eine 3—5gliedrige Keule tragen. Sie haben einen eiförmigen, flachen, scharf umrandeten Körper mit halbkreisförmigem Halsschild. Von den 60 bekannten Arten ist die Mehrzahl schwarz od. grau gefärbt, abweichend hiervon unter den europ. S. thoracica mit rothem Halsschild. Sie leben wie ihre Larven von Aas, zum Theil auch von lebenden Insekten, u. erweisen sich dadurch nützlich, ein paar Arten aber werden den Runkelrüben schädlich. Bei Berührung sondern sie einen stinkenden Saft ab.

Silurformation od. silurische Formation ist die untere Etage der Uebergangsformation (s. d.).

Silvanus, ein röm. Waldgott (von silva, Wald), zugleich aber auch der Gott des Feldbaues u. der Herden, der Beschützer der Hirten u. Landleute. Sein Fest beging man im Herbst u. opferte ihm Milch u. die Erstlinge der Baumfrüchte; ihm war die Syrinx geweiht, da er die Musik liebte. Von den Dichtern wird er als heiterer Greis, in Pomona (s. d.) verliebt, geschildert. In späterer Zeit identifizirte man S. mit Pan, Faun u. ähnlichen Gottheiten u. nahm mehrere Silvani an.

Silvretta, s. „Selvretta".

Simancas od. Simanca, das Septimanca der Römer, Stadt mit etwa 1000 E. in der span. Provinz Valladolid, auf Felsen am rechten Ufer des Pisuerga gelegen, hat eine 16bogige röm. Brücke u. treibt etwas Weinbau. In dem alterthümlichen Schlosse liegt in 38 Sälen das Generalarchiv von Castilien u. Leon, welches König Philipp II. 1556 zusammentragen ließ, eines der reichsten der Welt. — Bei S. unterlagen 938 die Araber unter Abdul Rahman dem Könige Ramiro II. von Leon; 983 eroberte es Almansor, der Feldherr des Königs von Cordova, u. ließ alle Christen niedermachen.

Simbirsk (Ssimbirsk), ein Gouvernement im russ. „Unteren Wolgaland"; liegt rechts von der Wolga, grenzt nördl. u. nordwestl. an die Gouvernements Kasan u. Nishnij-Nowgorod, westl. an Pensa, südl. an Saratow u. ist nach O. durch die Wolga von Samara getrennt. Es umfaßt 898,857 □M. mit 1,192,510 E. (1867; 1,205,881 nach den offiziellen Berechnungen für 1870). Das Gebiet, das von der hier schiffbaren Sura durchflossen wird, ist großentheils eine wellenförmige, fruchtbare Ebene, die aber bei der geringen Zahl der Bewohner u. Entlegenheit der Dörfer mehr als Weideplatz denn als Ackerland benutzt wird. Die nomadisirenden Tschuwaschen, etwa $^1/_{11}$ der Gesammtbevölkerung, die Mordwinen (gegen 130,000), Tscheremissen (125,000), Karatalpaten (85,000) u. A. beziehen zeitweise Zeltstädte. $^3/_{10}$ des Landes sind mit Wald bedeckt. Die Industrie, die sich auf die Städte beschränkt, liefert Leder, Seife, Lichte, Tuche u. Teppiche; man zählt bereits über 100 Fabriken mit etwa 11,000 Arbeitern. Die Städte an der Wolga u. Sura treiben außerdem Fischerei, Schiffahrt u. Handel. Das Gouvernement zerfällt in die Kreise S., Alatyr, Ardatow, Buinsk, Karssun, Kurmysh, Sengilhej u. Syzran. — **S.**, die Hauptstadt des Gouvernements, am rechten Wolgaufer, am Einflusse der Swijaga, mit 24,607 E. (1867), mit breiten Straßen u. weiten Plätzen, ist Sitz des Gouverneurs u. eines griech. Bischofs, hat 16 Kirchen u. 2 Klöster, fabrizirt Leder, Seife u. Lichte, treibt Fischerei, Schiffahrt u. Handel u. hält einen berühmten Jahrmarkt ab.

Simeon, zweiter Sohn des Patriarchen Jakob u. Ahnherr des nach ihm benannten Stammes (vgl. 1. Mos. 29, 33. 42, 24. 49, 5 ff.). Bei der Vertheilung des Landes erhielt der Stamm S. 17 Städte im Gebiet von Juda (Jos. 19, 1 ff.), scheint aber allmählich in Juda aufgegangen zu sein, daher er im sog. Segen Mose's (5. Mos. 33) gar nicht mehr erwähnt wird. Doch berichten die Bücher der Chronik (1, 4, 41), daß zur Zeit Hiskia's (8. Jahrh.) ein Theil der Simeoniten sich Weideplätze im SW. Juda's erobert habe, u. daß andere 500 nach dem Gebirge Seir im SO. ausgewandert seien.

Simferópol (Ssimferopol), Hauptstadt des südruss. Gouvernements Taurien; liegt in reizender Ebene am Salgir im südl. Theile der Halbinsel Krim u. an der Eisenbahn Lowoso-Sewastopol, ist von Fruchtwäldern u. Gärten umgeben u. zerfällt in eine Europäer- u. Tatarenstadt (Ak Metsched). Die Stadt mit 17,797 E. (1867) ist Sitz des Gouverneurs, eines tatarischen Mufti, hat sieben Kirchen, vier Moscheen, großartige Gebäude u. Kasernen, schöne tatar. Springbrunnen, einen großen Bazar u. treibt lebhaften Handel mit Früchten.

Similia similibus curantur (lat., d. h. Aehnliches wird durch Aehnliches geheilt (homöopathischer Grundsatz).

Simmer od. Simri, ein ehemaliges Fruchtmaß in Süddeutschland, eingetheilt in 16 Gescheid, resp. Metzen, od. in 32 Ecklein. Der Frankfurter S. = 28,2, der Hanauer 30,53, der Darmstädter u. Wiesbadener 32, der Koburger 88,95 u. der württemberg. 22,15 Liter.

Simmern, Kreisstadt mit 2351 E. (1871) im Hunsrückkreise, Reg.-Bez. Koblenz der preuß. Rheinprovinz, liegt in 333 m. Seehöhe am Simmernbache, dessen Wasser der Nahe zugeht, unweit der alten röm. Heerstraße, die von Trier nach Bingen führte. Die Stadt hat einen Eisenhammer, Strumpfwirkerei u. Gerberei. — S. war einst Hauptstadt eines kurpfalzischen Fürstenthums, welches im J. 1410 durch Stephan von der Zweibrücker Linie gestiftet wurde; 1859 erhielt Friedrich III. von Pfalz-Simmern die Kur u. wurde das Fürstenthum mit der Pfalz vereinigt; 1801 fiel es an Frankreich, 1815 an Preußen u. wurde unter die Kreise S. u. Kreuznach vertheilt.

Simms, William Gilmore, nordamerik. Schriftsteller u. Dichter, geb. zu Charleston (Südcarolina) 17. April 1806; begann 1828 als Advokat zu praktiziren, wandte sich aber nach Kurzem der Journalistik zu u. wurde selbst Eigenthümer u. Redakteur einer Zeitung. Das Unternehmen mißglückte u. kostete ihm sein ganzes Vermögen. Infolge dessen ging er 1832 nach New-York, wo er nun hauptsächlich sein poetisches Talent zu verwerthen anfing, kehrte aber später nach seiner Geburtsstadt zurück. Den schon 1827 veröffentlichten „Gedichten" ließ er folgen: die epischen Dichtungen „Atalantis" (New-York 1833) u. „Florida" (ebd. 1840), die Dramen „Norman Maurice, or the man of the people" u. „Michael Bonham, or the fall of Alamo", die Romane u. Novellen „Martin Faber", „Guy Rivers", „The Yemassee" (deutsch von Lindau, Lpz. 1847), „The partisan", „Karl Werner", „Richard Hurtis", „The damsel of Darien", „Conet Julia", „Beauchampe", „The kinsman", „Marie de Bernières" (deutsch von Trugulin, Lpz. 1853), „The wigwam and the cabin", „The sword and the distaff" (Philad. 1853) 2c. Außerdem schrieb er: „Southern passages and pictures" (New-York 1839), „History of South Carolina in the Revolution" (1854), „View and reviews in American literature, history and fiction" 2c.

Simon (verkürzt aus Simeon). Unter diesem Namen erscheinen im Neuen Testament 1. **S.** Petrus (s. „Petrus"). — 2. **S.** Zelotes, d. i. der Eiferer (vgl. Apostelgesch. 1, 13; dagegen Matth. 10, 4, Marc. 3, 18 „S. von Cana", was indeß nur unrichtige Uebersetzung für „Eiferer"), einer der 12 Apostel Jesu, über den sich sonst nur Sagen erhalten haben. Er wurde oft verwechselt mit 3. **S.**, dem leiblichen Bruder Jesu (vgl. Marc. 6, 3), welcher seinerseits wieder mit Simeon, dem Sohne des Klopas, verwechselt wurde, erstem Bischof zu Jerusalem nach dem Apostel Jakobus. — 4. **S.** der Aussätzige (vgl. Matth. 26, 6; Marc. 14, 3) zu Bethanien, nach Joh. 12, 1 ff. identisch mit Lazarus von Bethanien. — 5. **S.** von Kyrene, der Jesu das Kreuz tragen mußte; vgl. Matth. 27, 32; Marc. 15, 21. — 6. **S.** der Zauberer, der von Philippus getauft u. von Petrus gezüchtigt wurde, weil er den heiligen Geist mit Geld erkaufen wollte; vgl. Apostelgeschichte 8, 9 ff. u. 18 ff. Dieser S. spielt eine wichtige Rolle in den gnostischen Pseudoclementinen (s. „Ebioniten").

Simon (spr. Szimóng), Jules, eigentlich **Suisse**, Jules François Simon, franz. Philosoph, Polititer u. Staatsmann, geb. zu Lorient 31. Dez. 1814; studirte auf der Normalschule in Paris, trug an derselben seit 1837 die Geschichte der Philosophie vor u. ward 1839 Stellvertreter seines Lehrers Cousin an der Sorbonne. 1848—49 Mitglied der Constituante, wo er sich zu den gemäßigten Republikanern hielt u. bes. mit Fragen des öffentlichen Unterrichts beschäftigte, wurde er im Jan. 1849 in den reorganisirten Staatsrath gewählt, dem er bis 16. April angehörte. Nachdem er schon 18. Dez. 1851 auf Befehl der Regierung seine Vorlesungen an der Sorbonne hatte einstellen müssen, verlor er 1852 seine Professur, da er dem Kaiser den Huldigungseid verweigerte. Seit 1855 hielt er in verschiedenen Städten Belgiens öffentliche Vorlesungen über Philosophie u. 1863 ward er in die Franz. Akademie aufgenommen. In demselben Jahre in die Kammer gewählt, nahm er seinen Platz wieder in der gemäßigten Linken u. erwarb sich als Redner u. als Berather in wirthschaftlichen Dingen wie auf dem Gebiete des Unterrichtswesens großen Ruf. Aus letzterem Grunde ward er daher schon 1870 als Mitglied der Septemberregierung mit der Leitung des Unterrichtsdepartements betraut. Nach der Kapitulation von Paris (im Jan. 1871) ging er im Namen der Regierung zu deren Delegirten in Bordeaux, um die Konvention vom 28. Jan. auszuführen u. den Zusammentritt der Nationalversammlung vorzubereiten. Unter der Präsidentschaft Thiers' blieb er Unterrichtsminister. Eine Rede, die er bei Gelegenheit der Versammlung der Gelehrten Vereine hielt u. in welcher er die Schwächen u. Blößen des franz. Unterrichtssystems ohne Rücksicht auf die nationale Eitelkeit bloßzulegen den Muth hatte, gab den Anlaß zu seinem Sturze 16. Mai 1873. Als Abgeordneter des Marne-Departements kehrte er hierauf in die Nationalversammlung zurück, wo er noch am Vorabende ihrer Auflösung in der Debatte über die sog. Unterrichtsfreiheit sich als Freidenker u. als Meister der Beredsamkeit bewährte.

Durch Wahl seitens der Nationalversammlung ward er 16. Dez. 1875 Mitglied des Senats, u. hier erhielt er die Führerrolle unter den Republikanern. Auffallend war es, daß gerade er, der der Präsidentschaft Mac Mahon's mit dem größten Mißtrauen entgegengekommen war, vom Marschall 13. Dez. 1876 zum Minister des Innern u. Ministerpräsidenten ernannt wurde. Auf diesem schwierigen Posten entsprach S. jedoch nicht ganz den gehegten Erwartungen, wenn auch seine schwächliche Haltung in der Kammer bei der Berathung des Munizipal- u. Preßgesetzes nur den Vorwand für Mac Mahon bildete, ihn 16. Mai 1877 in brüsker Weise zu verabschieden; in Wirklichkeit fiel S. einer ultramontanen Intrigue zum Opfer. Nach seinem Sturze übernahm er die Administration des „Echo universel", eines konservativ-republikanischen Organs. Von seinen Werken sind zu nennen: „Études sur la théodicée de Platon et d'Aristote" (Par. 1840); „Histoire de l'école d'Alexandrie" (2 Bde., ebd. 1844 f.); „Le devoir" (ebd. 1854 u. ö.); „La religion naturelle" (ebd. 1856 u. ö.); „La liberté de conscience" (ebd. 1859 u. ö.); „La liberté" (2 Bde., ebd. 1859); „L'ouvrière" (ebd. 1860 u. ö.; deutsch von Neßler, Zürich 1862); „L'école" (ebd. 1864); „Le travail" (ebd. 1866); „L'ouvrier de huit ans" (ebd. 1867); „La politique radicale" (ebd. 1868); „La peine de mort" (ebd. 1869) ꝛc. Auch gab S. die Werke des Cartesius (1842), Bossuet's (1842), Malebranche's (1842—47) u. Antoine Arnauld's (1847) heraus.

Simonides, Name zweier bedeutender griech. Dichter. — **S.** aus Samos, auch aus Amorgos genannt, weil er nach dieser Insel eine Kolonie geführt hatte, war ein jüngerer Zeitgenosse des Archilochos (s. d.) u. lebte um das J. 700 v. Chr. Er verfaßte, außer einem verlorenen Werke über Samisches Alterthum in elegischen Distichen, beißende Jamben im ion. Dialekt, von denen uns nur größere Bruchstücke, darunter ein bitteres Gedicht über die weiblichen Charaktere, erhalten sind (herausgeg. von Welcker, „Simonidis Amorgini Jambi qui supersunt", Bonn 1835, u. von Bergk in dessen „Poetae lyrici graeci", 3. Aufl. Bd. 2, Lpz. 1866). — **S.** von Keos, einer der gefeiertsten Lyriker der Griechen, geb. 556 v. Chr.; verließ früh die Heimat, lebte an verschiedenen Orten Griechenlands u. wurde dann von Hipparchos, dem Sohne des Peisistratos, der einen Kreis bedeutender Männer um sich versammelt hatte, nach Athen berufen. Nach des Hipparchos Tode lebte er in Thessalien am Hofe der Aleuaden u. Skopaden, war nach der Schlacht bei Marathon (490 v. Chr.) wieder in Athen, wo er mit einer Elegie auf die bei Marathon Gefallenen in einem dichterischen Wettkampfe den Preis davontrug, u. begab sich dann, bereits hochbejahrt, an den Hof des Tyrannen Hieron von Syrakus, bei dem er in hohen Ehren stand. Er starb 469, vermuthlich in Syrakus. S. war der fruchtbarste u. vielseitigste griech. Dichter, an Bedeutung als Lyriker wird er nur von Pindar (s. d.) erreicht. Seine Universalität zeigt sich darin, daß er keinen bestimmten Stamm im Dialekte vertrat; seine Sprache beruht auf episch-ionischer Grundlage u. nur im höhern Schwunge des Melos greift er zum gemäßigten Dorismus. S. dichtete Elegien, Epigramme von unübertrefflicher Schärfe des Gedankens u. großartiger Einfachheit, daneben Siegeslieder (Epinikien), Hymnen, Dithyramben, Jungfrauenchöre (Parthenien), Tanzchöre (Hyporchemata) u. Trauergesänge (Threni), von denen allen zahlreiche Fragmente erhalten sind. Er gilt auch als Erfinder der Mnemonik (vergl. Morgenstern, „De arte veterum mnemonica", Dorpat 1835). Die Reste seiner Dichtungen sind am besten herausgegeben von Schneidewin, „Simonidis Cei carminum reliquiae" (Braunschw. 1835) u. bei Bergk, „Poetae lyrici graeci" (3. Aufl., Bd. 3, Lpz. 1867).

Simonie nennt man die Erlangung geistlicher Aemter durch Kauf od. Bestechung; der Name kommt von Simon dem Zauberer (s. d.).

Simplicissimus, Titel eines Romans von Grimmelshausen (s. d.).

Simplon (ital. Sempione), begletscherter Berg von 3565 m. Höhe an der Grenze zwischen dem Schweizerkanton Wallis u. Italien; bildet den Grenzpfeiler zwischen den Penninischen u. Lepontischen Alpen. Ueber seine Einsattelung führt die beste Alpenstraße, die auf Befehl Napoleon's 1800—1806 mit einem Kostenaufwand von 18 Mill. Francs, zu der die eine Hälfte Frankreich, die andere die damalige Cisalpinische Republik zahlen mußte, erbaut wurde. Sie beginnt in 687 m. Seehöhe bei Gliß im Wallis, erreicht bei 2010 m. den höchsten Punkt u. führt über Simpeln, Gondo, Iselle ꝛc. nach Domo d'Ossola, das als Endpunkt der eigentlichen Alpenstraße betrachtet werden kann. Napoleon ließ sie von hier im Thale der Tosa weiter u. am Westufer des Lago Maggiore hin über den Ticino bis nach Mailand führen. Die Straße hat eine Breite von 7½—9½ m. bei einer Steigung von 16 cm auf 2 m.; sie machte den Bau von 611 Brücken, 7 Galerien u. 20 Zufluchtshäusern nöthig u. fordert zu ihrer Unterhaltung noch jetzt jährlich gegen 60,000 Francs. Sie wird stark benutzt; das seit 1810 auf der Paßhöhe erbaute Hospiz, das einige Chorherren aus dem St. Bernhardhospiz besorgen, dem es gehört, nimmt durchschnittlich jährlich 12—13,000 Reisende unentgeltlich auf. Von der Simplonbahn, die schweizerischerseits bei Bouveret am Genfersee beginnt, ist die Strecke im Wallis bis Leuk seit dem 1. Juni 1877 in Betrieb. —



Nr. 5012. Simplon-Hospiz.

Der alte Weg über den S. wurde schon 117 v. Chr. von einem röm. Heere benutzt; 27. Mai 1800 überschritt ihn die Armee des Generals Bethencourt. Am S. fand 109 v. Chr. eine Schlacht zwischen den Kimbern u. Römern u. 1799 eine solche zwischen Oesterreichern u. Franzosen statt.



Nr. 5013. Dorf Simpeln.

Simrock, Karl, deutscher Dichter u. Germanist, geb. 28. Aug. 1802 zu Bonn, wo sein Vater, ursprünglich Mitglied der kurfürstlich Köln. Kapelle, eine bedeutende Musikalienhandlung begründet hatte; empfing seine erste Erziehung im Franz. Lyceum, bezog 1820 die neugegründete Universität seiner Vaterstadt, widmete sich hier der Rechtswissenschaft, begeisterte sich aber nebenher für die beginnende Erforschung der deutschen Sprache u. mittelalterlichen Literatur u. gab sich in Genossenschaft mit Heinr. Heine u. A. poetischen Bestrebungen hin. In Berlin schloß er seine Rechtsstudien ab, ließ sich aber durch Lachmann immer tiefer in die Welt der älteren deutschen Dichtung einführen, arbeitete zwar als Referendar am Kammergericht, aber nebenher an seiner Uebersetzung des „Nibelungenliedes" (Berl. 1827; 32. Aufl., Stuttg. 1875). Auch die leichteren literarischen Arbeiten wurden fortgesetzt; Berliner Zeitschriften veröffentlichten Kritiken, Aufsätze u. Gedichte. Eines der letzteren, durch den Ausbruch der Julirevolution hervorgerufen u. „Die drei Farben" betitelt, ward entscheidend für S.'s fernere Laufbahn. Durch Kabinetsordre aus dem Staatsdienst entfernt, lebte der Dichter noch einige Jahre hindurch

in Bonn seinen Studien u. Arbeiten u. ging 1832 nach seiner rhein. Heimat zurück, in behaglicher Muße auf seinem bei Bonn gelegenen Weingut seinen Studien lebend. 1850 wurde er zum Professor der deutschen Sprache u. Literatur in Bonn ernannt u. entfaltete als solcher eine segensreiche Thätigkeit, der erst der Tod 18. Juli 1876 ein Ziel setzte. Um die Wiederbelebung der Dichtungen des deutschen Mittelalters durch Uebersetzungen, Bearbeitungen, Nachdichtungen ꝛc. hat sich S. größere Verdienste erworben als irgend Jemand neben ihm. Von seinen zahlreichen hier einschlagenden Werken nennen wir zunächst „Das deutsche Heldenbuch“ (6 Bde., Stuttg.), in welches er außer dem „Nibelungenliede“, der „Gudrun“ (8. Aufl. 1873) u. dem „Kleinen Heldenbuch“ (3. Aufl. 1874) auch das „Amelungenlied“ (2 Bde., 2. Aufl. 1863) aufnahm, die bedeutendste Arbeit seines Lebens, eine dichterische Wiederherstellung der großen goth. Heldensage aus Trümmern u. einzelnen Ueberlieferungen, eine Arbeit, die in gleicher Weise den Dichter wie den Forscher in glänzendstem Lichte zeigt; ferner die Uebersetzungen Walther's v. d. Vogelweide (6. Aufl., 1876), von Hartmann's v. Aue „Armer Heinrich“ (Berl. 1830), Wolfram's v. Eschenbach „Parzival“ u. „Titurel“ (3. Aufl., Stuttg. 1857), Gottfried's v. Straßburg „Tristan“ (2. Aufl., Lpz. 1875),



Nr. 5014. Karl Simrock (geb. 28. Aug. 1802).

Freidank's „Bescheidenheit“ (Stuttg. 1867), von „Lober u. Maller“ (Stuttg. 1868), Rudolf's v. Ems „Guter Gerhard“ (2. Aufl., Stuttg. 1864), Sebastian Brant's „Narrenschiff“ (Berl. 1872), der „Edda“ (3. Aufl., Stuttg. 1864) ꝛc. Ferner sammelte er „Rheinsagen“ (7. Aufl., Bonn 1874), „Legenden“ (3. Aufl., Bonn 1876), „Deutsche Märchen“ (Stuttg. 1864), „Die deutschen Sprüchwörter“ (2. Aufl., Frankf. 1863), „Lieder vom deutschen Vaterlande aus alter Zeit“ (Berl. 1871), „Das deutsche Räthselbuch“ (Frankf. 1874), „Die deutschen Volksbücher“ (2. Aufl., Frankf. 1876 ff.), denen sich „Faust, das Volksbuch u. das Puppenspiel“ (Frankf. 1873) anschließt. Auch gab er heraus „Altdeutsches Lesebuch“ (2. Aufl., Bonn 1859), „Der Wartburgkrieg“ (Text u. Uebersetzung, Stuttg. 1858), „Italienische Novellen, ausgewählt u. übersetzt“ (2. Aufl., Heilbronn 1877), „Die Quellen des Shakespeare“ (2 Bde., 2. Aufl., Bonn 1872), übersetzte die besten altchristlichen Kirchenlieder in seinem „Lauda Sion“ (Köln 1850), sammelte ältere deutsche geistliche Lieder in der „Deutschen Sionsharfe“ (Elberfeld 1857) u. gab eine Uebersetzung von Tegner's „Frithjofssage“ (Stuttg. 1863) ꝛc. Von seinen wissenschaftlichen Leistungen steht in erster Reihe sein „Handbuch der deutschen Mythologie“ (4. Aufl., Bonn 1874). Volle Anerkennung verdienen endlich seine eigenen „Gedichte“ (Lpz. 1844), „Neue Auswahl“ (Stuttg. 1863). Vgl. Hocker, „Karl S., sein Leben u. seine Werke“ (Lpz. 1877).

Simson od. (nach der lat. Bibel) Samson aus Zarea im Stamme Dan, war 20 Jahre „Richter“ über Israel, wahrscheinlich gegen das Ende der Richterzeit. Ausgezeichnet durch riesige Körperstärke, die nach dem Volksglauben in seinem langen Haupthaar ihren Sitz hatte, da er sich als Nasiräer (s. d.) nicht scheren durfte, lag S. sein Lebelang im Kampfe mit den Philistern, die damals Israel bedrückten. Seine Heldenthaten finden sich im Buch der Richter Kap. 13—16 erzählt. Er tödtete unbewaffnet einen Löwen, hob die Thorflügel in Gaza aus u. trug sie auf einen Berg, jagte 300 Füchse, an deren zusammengebundenen Schwänzen er brennende Fackeln befestigt hatte, in die Felder der Philister, wurde an die Philister ausgeliefert, zerriß aber seine Fesseln u. erschlug 1000 Feinde mit einem Eselskinnbacken, wurde darnach von der Delila überlistet u. im Schlafe beschoren, büßte damit seine Stärke ein u. wurde gefangen, geblendet u. als Sklave in eine Mühle zu Gaza gebracht. Inzwischen aber waren ihm seine Haare u. damit seine Stärke wieder gewachsen, u. als bei einem Feste des Gottes Dagon die Fürsten der Philister ihn aus dem Gefängniß holen ließen, damit er vor ihnen spiele, riß er die Säulen des Hauses, in welchem das Fest gefeiert wurde, nieder u. begrub sich u. Tausende unter den Trümmern. — Vieles in diesen Erzählungen wird das Werk der ausschmückenden Volkssage sein, doch ist ein geschichtlicher Kern unverkennbar u. somit die Auflösung der Sage von S. in reinen Mythus, etwa als Nachbildung der Mythen vom tyrischen Hercules (bes. wegen des Namens S., d. i. hebr. Sonnenmann), unstatthaft.



Nr. 5015. Martin Eduard Simson (geb. 10. Nov. 1810).

Simson, Martin Eduard, deutscher Parlamentsmann, geb. zu Königsberg i. Pr. 10. Nov. 1810; studirte 1826—29 daselbst sowie in Berlin u. Bonn die Rechte, habilitirte sich 1831 als Privatdozent in Königsberg, wurde daselbst 1833 außerord. Prof., 1834 Mitglied des damaligen Tribunals für das Königreich Preußen, 1845 Protokollführer in der Kommission zur Revision des ostpreuß. Provinzialrechts u. 1846 Tribunalrath. 1848 von Königsberg in die Deutsche Nationalversammlung geschickt, wo er sich der Rechten (Kasino-Partei) anschloß, wurde er bei deren erster Konstituirung zum Sekretär u. im September an Soiron's Stelle zum Vizepräsidenten gewählt. Beim Ausbruch des Konfliktes zwischen der preuß. Nationalversammlung mit dem am 8. Nov. gebildeten Ministerium Brandenburg-Manteuffel ging S. als Reichstagskommissar mit Hergenhahn nach Berlin, wo er blieb, bis Mitte Dezember Heinrich v. Gagern an Schmerling's Stelle in das Reichsministerium eintrat u. S. infolge dessen mit dem Vorsitze im Parlament betraut wurde (19. Dez.). Auch stand er an der Spitze der Deputation, welche im April 1849 dem König von Preußen die Nachricht seiner Erwählung zum Deutschen Kaiser überbrachte. Ende Mai 1849 mußte er die Wiederwahl zum Präsidenten wegen Erkrankung ablehnen u. schied zugleich mit Gagern, Dahlmann u. A. aus der Nationalversammlung aus. Seit August desselben Jahres Mitglied der preuß. II. Kammer u. auf dem am 20. März

1850 eröffneten Reichstage zu Erfurt zum Präsidenten des Volkshauses gewählt, trat er nach dem Scheitern der Union wieder in die preuß. Kammer, wo er nun einer der Führer der Opposition ward. Nachdem er im Herbste 1852 eine Wiederwahl ausgeschlagen hatte, widmete er sich aufs Neue seiner amtlichen u. akademischen Thätigkeit in Königsberg, von wo er 1860 als Vizepräsident des Appellationsgerichts nach Frankfurt a. d. O. versetzt wurde. Als im Nov. 1858 der Prinz von Preußen die Regentschaft angetreten u. das Ministerium Schwerin-Auerswald gebildet hatte, nahm S. wieder ein Mandat für das Abgeordnetenhaus an, dem er nun bis 1867 angehörte, u. zwar **1860 u. 1861 auch als Präsident. Auch führte er bis 1876 den** Vorsitz in der Justizkommission. Seit 1867 Mitglied des Norddeutschen **Reichstags, fungirte er im konstituirenden u. in allen** Sessionen des ordentlichen Reichstags wie auch im Zollparlament abermals als erster Präsident, überbrachte 3. Okt. 1867 die Reichstagsadresse an den Schirmherrn des Norddeutschen Bundes nach der eben vollendet restaurirten Hohenzollernburg u. führte 1870 die sog.



Nr. 5046. Der Sinai

Kaiserdeputation nach Versailles, wo sie 18. Dez. von König Wilhelm empfangen wurde. Auch dem Deutschen Reichstage präsidirte er noch bis Ende 1873, dann zog er sich aus dem parlamentarischen Leben zurück. Seit 30. Jan. 1869 ist S. erster Präsident des Appellationsgerichts in Frankfurt a. d. O. — Sein Sohn, Bernhard **S., zuerst Archivbeamter in Düsseldorf u. dann in Berlin, seit Ostern** 1874 außerord. Prof. der Geschichte in Freiburg i. Breisgau, hat sich durch die „Jahrbücher des Fränk. Reichs unter Ludwig dem Frommen" (2 Bde., Lpz. 1874—76) vortheilhaft bekannt gemacht.

simuliren (lat. simulare), vorgeben, erheucheln, sich den Anschein von irgend Etwas geben; Simulant, Einer der sich verstellt od. Etwas **(z. B. Krankheiten) erheuchelt.**

simultan (vom lat. simul, zusammen) bedeutet eigentl. „gemeinsam"; daher bezeichnet man ein gemeinsames Besitzrecht verschiedener Personen an demselben Gegenstande als ein Simultaneum. Ein solches herrscht z. B. in denjenigen Staaten, wo die Katholische u. Evangelische Kirche gleiche Rechte besitzen (vergl. „Parität"), oder an solchen Orten, wo verschiedene Konfessionen dieselbe Kirche benutzen. Von verschiedenen Konfessionen gemeinsam benutzte Schulen heißen Simultanschulen.

Sinai, d. i. der der Mondgottheit (Sin) geweihte (Berg), heißt der Gebirgsstock im Süden der nach ihm benannten ca. 520 □M. großen Sinaihalbinsel zwischen den beiden nordl. Ausläufern des Rothen Meeres, denkwürdig als Schauplatz der Gesetzgebung des Mose. Der Sinaistock besteht aus granitischen u. porphyrischen Gesteinen, um welche sich eine Sandsteinwüste, nach den Küsten zu das Kalkgebirge lagert. Das Ganze bildet großtentheils eine starre Wüste, die indeß von einigen fruchtbaren Oasen u. Wadis (Wasserläufen) durchzogen ist. Ohne Zweifel ist der ehemalige Holzbestand von den Aegyptern schon vor Jahrtausenden zur Gewinnung der reichen Kupfer- u. Eisenerze zerstört worden. Schwierig u. seit der ältesten christlichen Zeit streitig ist die Frage, welcher von den Gipfeln des ganzen Gebirgs als der S. in engerem Sinne, d. h. als Berg der Gesetzgebung, zu betrachten sei. In der Bibel wechseln die Namen S. u. Horeb (letzterer fast stets im 5. Buch Mose); es scheint jedoch, als habe man mit Horeb nur den nordl. Theil des ganzen Sinaistockes bezeichnet od. auch später den Namen S. (eigentlich der südl. Theil) auf das Ganze übertragen. Nach der Mönchstradition stand Mose bei der Verkündigung des Gesetzes auf dem Djebel Musa (Mosesberg), an dessen nordöstl. Fuße **jetzt das berühmte Sinaikloster (der heil. Katharina) liegt. Genauer** wäre dann der nördl. Vorsprung des Mosesbergs, der Râs Sufsâfeh, als Stätte der Gesetzgebung zu betrachten, indem derselbe steil in die Ebene Erraha (den vermuthlichen Lagerplatz der Israeliten) abfällt. Andere Forscher halten dagegen den majestätischen fünfzackigen Serbal (ca. 6 M. nordwestl. vom Mosesberg) für den wahren S.; das Volk hatte dann in der nördlich anstoßenden Oase Feiran gelagert. Vergl. Badeker's „Aegypten" (Bd. 1, Lpz. 1877, S. 492 ff.) u. Palmer, „The desert of **the Exodus" (Cambridge 1871; deutsch unter dem Titel „Der Schau**platz der 40jähr. Wüstenwanderung Israels", Gotha 1876), eine Frucht der Vermessung des S. durch den engl. Generalstab 1868—69. Darnach ergab sich die Höhe des Mosesbergs (in engl. Fuß) zu 7363', Râs **Sufsâfeh: 6541', Katharinakloster: 5013', Serbal: 6712'.**

Sinaitische Inschriften heißen die zahllosen Felseninschriften **(untermischt mit rohen Zeichnungen von Thieren rc.), die sich in der Umgebung des Sinai, bes. in dem 3 Stunden langen Wadi Mukatteb (Schriftthal) nördlich vom Wadi Feiran, befinden. Früher hielt man**

dieselben für ein Werk der unter Mose durchziehenden Israeliten; seit ihrer Entzifferung, bes. durch Levy (nach den Kopien in Lepsius' „Denkmälern aus Aegypten u. Aethiopien"), weiß man, daß sie zu den sog. Nabatäischen Inschriften gehören, dergleichen viele auch in den umliegenden Ländern gefunden worden sind. Die Sprache ist ein aramäischer Dialekt, mit Arabisch gemischt. Sie rühren fast alle von Sinaipilgern aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. her u. enthalten Eigennamen, Grüße an nachfolgende Pilger ꝛc.

Sinaloa, einer der vereinigten Staaten von Mexiko, 1702,2 □M. mit 168,031 E., 22½—27° n. Br. u. 105—110° westl. L. von Greenwich; grenzt im N. an Sonora u. Chihuahua, im O. an Durango, im S. an Jalisco, im W. an den Großen Ozean, beziehentlich den Kalifornischen Meerbusen, u. besteht im O. aus wellenförmigen, fruchtbaren Hochebenen, die durch das niedrige Küstengebirge, bes. das Culiacan- u. das San Sebastiangebirge, von dem schmalen, nach N. breiter werdenden, sandigen Küstenstriche getrennt sind. Der Hauptfluß ist der unter 24° 44′ n. Br. mündende, den ganzen Staat in zwei Hälften theilende Culiacan; unter den schmalen, der Küste parallelen Inseln ist die Altamurainsel die größte; die bedeutendsten Buchten sind, von N. nach S., die Santa Barbara-, die Agiabampo- u. bes. die Topolobámpo- mit der San Carlosbai; der beste, aber auch nicht tiefe Hafen ist der von Mazatlan. Die Bewohner treiben meist Viehzucht od. Bergbau; in den Bergwerken, von denen aber 1865 nur fünf in Betrieb waren, während sieben feierten, finden auch die zahlreichen, halbcivilisirten Indianer, die Tubar u. die Mayas, Beschäftigung. Hauptstadt ist Culiacan am gleichnamigen Flusse mit einer Münze (dieselbe münzte 1846—53 für 1,963,636 Pesos in Gold u. 4,620,422 Pesos in Silber), großem Priesterseminar, einer verfallenen Kathedrale, beträchtlichem Produktenhandel u. 10,000 E. Hauptort eines Bergwerkdistriktes ist Cosala mit der Goldgrube Nuestra Señora de Guadaloupe. Ehemals der betriebsamste Ort war Sinaloa am gleichnamigen Flusse im N.; im S. liegen die Handelsstädte Rosario (s. d.) u. Mazatlan (s. d.).

Sinapis, botan. Name der Senfpflanze (s. d.).

Sinclair (spr. Szinclähr), Sir John, ein durch gemeinnützige Thätigkeit verdienter Schotte, geb. zu Thurso Castle (Grafschaft Caithneß) 10. Mai 1754; studirte in Edinburgh, Oxford u. Glasgow u. ward durch Adam Smith (s. d.) der Beschäftigung mit nationalökonomischen u. politischen Fragen zugeführt. So schrieb er eine „Geschichte des öffentlichen Einkommens von der frühesten Zeit bis zum Frieden von Amiens", ferner „Gedanken über den Zustand unserer Finanzen", welche einen sehr günstigen Einfluß auf den engl. Kredit hatten, u. „Gedanken über die Seemacht des brit. Staates", welche das gesunkene Ansehen der engl. Flotte wieder herstellen halfen. Seit 1780 vertrat er seine heimatliche Grafschaft im Unterhause. 1793 gründete er, von der Regierung unterstützt, das Board of agriculture, welches er auch viele Jahre selbst leitete, u. welches die Hebung der engl. Landwirthschaft ungemein förderte. Ein werkthätiges Interesse wandte S. außerdem dem Bau von Brücken, Landstraßen u. Häfen in Schottland zu, u. während des Franz. Krieges verdankten viele Tausende in den schott. Hochlanden den von ihm ergriffenen Maßregeln die Rettung vor dem Hungertode. S. starb zu Edinburgh 20. Dez. 1835. Von seinen Schriften ist noch die „Statistik von Schottland" (21 Bde., Edinb. 1790—97) hervorzuheben.

Sind od. Sindh, asiat. Landschaft im nordwestl. brit. Vorderindien, von dem hochströmenden Sind (Indus) od. den Bewohnern, den Sindi, benannt, politisch eine Division der Präsidentschaft Bombay, 2318 □M. mit 2,192,415 E. — S. grenzt im W. an Beludschistan, im S. an das Arabische Meer u. den Inseldistrikt Katsch, im O. an die Thar- od. Ind. Wüste u. an die Vasallenstaaten der Radschputana, im N. an das Pendschab. Die Küstenlänge beträgt 33 M.; der einzige sichere Hafenort an der Küste ist Karatschi. S. umfaßt die beiden Ufer des Indus von der Einmündung des Pentschnad an bis zur Mündung ins Meer; es ist in dem Delta des Indus völlig baumlos u. größtentheils unfruchtbar, dagegen liegen nördlicher, vor Allem zwischen Indus u. Narra, höchst fruchtbare Striche, die, durch Schöpfmaschinen u. Kanäle künstlich bewässert, ohne jede Düngung jährlich 2—3 Ernten geben. Das Klima ist schwül u. trocken, in Haiderabad z. B. beträgt das Mittel der 6 Sommermonate 29,5° R., der Indus ist dann bis 25, ja bis 27° warm. Auf ganz regenlose Jahre folgen sehr heftige Güsse, die, wie auch die alljährlichen Ueberschwemmungen, schlimme Krankheiten hervorrufen. Dattelpalmen, Dromedare, Büffel, Schafe u. Ziegen sind in Menge vorhanden. Die Bewohner bestehen aus Beludschen, Dschat u. Hindu; sie sind fast Amphibien, so viele Zeit bringen sie im Wasser zu; die Schönheit der Weiber der Sindi ist sprüchwörtlich. S. zerfällt in die Distrikte: Karatschi 705,5 □M. mit 423,495 E., Haiderabad 425,81 □M. u. 721,947 E., Thar u. Parkar 598,71 □M. u. 180,761 E., Shikarpur 479,8 □M. u. 776,227 E. u. Upper Sind Frontier 108,2 □M. u. 89,985 E. Die größte Stadt ist Karatschi (53,526 E.) im gleichnamigen Distrikt am westl. Ende des Indusdelta, dessen Mündungen sehr veränderlich u. hafenlos sind, so daß Karatschi, welches einen Hafen u. Bahnverbindung mit Kotri (s. u.) besitzt, den Handel mit Centralasien fast ganz beherrscht. Es hat ein Fort am Hafeneingange u. zerfällt in eine alte, aus Lehmhütten bestehende, u. in eine neue, europ. Stadt mit einem prächtigen Schulgebäude, großem Zuchthaus, schöner Kirche u. schönen Gärten. Eine Stunde entfernt liegt das durch eine feste Straße u. die Bahn mit Karatschi verbundene Zollhaus Kiamari. Zweitgrößte Stadt ist Haiderabad (s. d.); ihm gegenüber liegt Kotri, Stationsplatz der Indusflottille mit großem Arsenal. Im Distrikte Shikarpur sind zu nennen: Shikarpur, d. h. Jägerstadt (38,107 E.), die nördlichste Stadt, 4 M. westlich vom Indus, an einem Kanale, in fruchtbarer, bei Hochwasser weit überschwemmter Ebene; die Bewohner treiben lebhaften Handel mit Afghanistan u. Persien u. dehnen ihre Geldgeschäfte bis Astrachan u. Kalkutta aus; Larkhana (10,643 E.), an einem rechten Indusarme, welcher später den fischreichen See Mantschur bildet. Sakkhar (Alt- u. Neu-) am Indus selbst mit 13,318 E. — S. wurde bis 1786 von den durch den Großmogul eingesetzten Kalora, eine geistliche Brüderschaft, beherrscht, welche dann von der Beludschenfamilie der Amir gestürzt wurden. Letztere schlossen mit der Britisch-ostind. Handelscompagnie öftere Verträge, wurden aber 1843 wegen Verletzung derselben durch Lord Napier besiegt, nach der Einnahme von Haiderabad abgesetzt u. erhalten heute noch ein bedeutendes Jahrgeld, während ihr Land seitdem britisch ist.

Sind od. Sindhu, s. „Indus".

Sinear (ursprünglich Singir, Variante des in den assyrischen Keilinschriften vorkommenden Sumer) heißt in der Bibel das Land, in dem die alten Städte Babel, Erach, Akkad u. Kalneh lagen, also Babylonien, u. war der Sitz einer uralten, nichtsemitischen Kultur, deren Hauptblüte in das 3. Jahrtausend v. Chr. fällt. Bereits ca. 2000 v. Chr. rühmte sich der babylonische König Hammurabi (dessen Name semitisch ist), „die Leute von Sumer u. Akkad" unter seine Herrschaft gebracht zu haben. Die Sprache dieses Volkes, dessen Kultur die semitischen Eroberer ererbten, die sumerische od. protochaldäische (zuweilen auch akkadische genannt), ist, wie die sog. turanischen (finnisch-tatarischen) Sprachen Asiens, agglutinirend u. besitzt Vokalharmonie, hebt sich also dadurch schroff vom Altägyptischen (Hamitischen) wie von den semitischen u. indogermanischen Sprachen ab. In ihr sind die alten Götterhymnen des sumerischen Volkes, dessen Mythologie die semitischen Babylonier (u. später auch die gleichfalls semitischen Assyrer) adoptirten, abgefaßt. Das Sumerische blieb auch, nachdem es im Munde der Leute längst erloschen, die heilige Sprache der babylonischen u. assyrischen Priester; in den Priesterschulen war dieselbe der wichtigste Lehrgegenstand, u. es sind uns jene Gesänge mit nebenstehender assyrischer Uebersetzung nebst einer Unzahl lexikalischer wie grammatischer Zusammenstellungen, der sog. sumerisch-assyrischen Nationallexika, in den Bibliotheken der assyrischen Könige erhalten. Die Sumerier sind ferner die Erfinder der assyrisch-babylonischen Keilschrift, welche von den Semiten nach ihrem Eindringen ins Euphratland ihrer Sprache angepaßt wurde. Bevor die Semiten das Dezimalsystem in Chaldäa einführten, galt bei den Sumeriern das Duodezimalsystem (ihre Einheit war 60, nicht 10); Mathematik u. bes. Astronomie stand bei ihnen in großer u. dauernder Blüte.

Sinecure (vom lat. sine, ohne, u. cura, Seelsorge), eigentlich eine Pfründe, deren Inhaber die Einkünfte davon bezog, ohne daß er geistliche Amtsgeschäfte zu verrichten hatte; in weiterer Bedeutung versteht man unter S. ein Amt mit Einkünften ohne Mühwaltung.

Singapore, eigentl. Singhapura, d. i. Löwenstadt, Insel an der Südspitze Malakka's, durch die schmale Straße von S. vom Festlande getrennt u. zu der engl. Kolonie Straits Settlements gehörig, hat mit den 75 kleinen Nachbarinseln u. Felsen einen Flächenraum von 10½ □M. mit 97,111 E., darunter 992 Europäer. Sie liegt in einem gesunden, durch regelmäßig wechselnde Land- u. Seebrisen u. häufige Regenschauer gemilderten Klima, hat außerordentlich gleichmäßige Temperatur, sehr fruchtbaren Boden mit einer infolge der großen Feuchtigkeit üppigen Vegetation; in neuerer Zeit sind größere Pflanzungen von Pfeffer u. Gambir angelegt worden. Das Hügelland erreicht 157 m. Höhe. Außerordentlich zahlreich sind trotz der Zunahme der menschlichen Bevölkerung u. Kultur die Tiger, für welche ein Schußgeld von 5 Pfd. Sterl. von der Regierung, eben so viel von einer Privatgesellschaft gezahlt wird. — Die Stadt S. am Südende der gleichnamigen Insel, die wichtigste Handelsstadt in den hinterindischen Gewässern mit einem zu allen Jahreszeiten sichern Freihafen, wird durch den in die Bucht von S. mündenden

Singaporefluß in zwei Hälften getheilt, besteht meist aus zweistöckigen, hellgelben Häusern, die auf dem rothen Bolusboden der Straßen stehen, zeigt noch die portug. Bauart aus der Zeit der Eroberung im Anfang des 16. Jahrh. u. wird überragt u. beherrscht von dem mitten innen liegenden Fort Canning auf dem 47 m. hohen Gouvernementshügel. Alles Leben konzentrirt sich in dem Hafen, in welchen jährlich im Durchschnitt wenigstens 4000 Schiffe, darunter über 300 Dampfer, einlaufen. Ein- u. Ausfuhr balanciren im Ganzen zwischen 6 u. 8 Mill. Pfd. Sterl. Der Handel richtet sich nach Vorder- u. Hinterindien, den niederländischen Besitzungen, China u. Europa; neben englischen sind norddeutsche Handelshäuser die wichtigsten Theilnehmer. Es giebt in der Stadt ein chinesisches u. malayisches Kollegium, eine 1835 errichtete engl. Handelsbank, eine Filiale der Bank von Rotterdam u. eine Anzahl chinesischer Sagofabriken, welche Perlsago liefern. Ein zweiter Ort auf der Insel, New-Harbour, ist größtentheils von Malayen bewohnt. Die jetzige Stadt S. ist 1819 von dem britischen Gouverneur von Bengkulen Raffles angelegt, die ganze Insel 1824 von den Engländern dem Malayensultan von Johore od. Dschohur abgekauft worden.

Singleton (engl., spr. Szingg'lt'n), im Kartenspiel, vorzüglich beim Whist, die alleinige Karte von einer Farbe.

Singspiel, s. v. w. einerseits Operette (s. d.), andererseits Liederspiel (s. d.), ähnlich dem Vaudeville.

Singular, s. „Numerus".

Singvögel od. Sperlingsvögel (Passeres), meist kleine Vögel, deren Schnabel bis zur Wurzel mit horniger Scheide bedeckt ist; sie haben Gang- od. Schreitfüße u. die meisten einen Singmuskelapparat. Es ist nämlich bei diesen, den echten Sängern (Oscines, die man von den Schreivögeln, Clamatores, unterscheidet), unter Theilnahme des unteren Luftröhrenendes u. der Anfänge ihrer beiden Aeste ein mit zwei Stimmritzen versehener unterer Kehlkopf entwickelt mit 2—5 besonderen, auf seine vordere u. hintere Fläche vertheilten (Sing-)Muskelpaaren, der sie zu einem lautschallenden u. melodischen Gesange befähigt. Die S. leben gesellig, vorzugsweise auf Bäumen u. im Gesträuch, bewegen sich auf dem Erdboden hüpfend, seltener schreitend, nähren sich von Insekten, Gewürm u. Körnern; einige greifen auch kleinere Wirbelthiere an od. fressen Aas. Als echte Nesthocker atzen sie ihre Jungen, viele bauen sehr kunstreiche Nester u. sind Zugvögel. Sie bilden die zahlreichste von allen Vogelordnungen u. sind über die ganze Erde verbreitet, einige Familien aber sind vorwaltend od. ausschließlich auf besondere Gegenden beschränkt. Erfreut uns die Mehrzahl durch ihren melodischen Gesang, so daß viele von ihnen zu den beliebtesten Stubenvögeln gehören, so erweisen sie sich auch als Vertilger von Insekten in Wald, Feld u. Garten überaus nützlich; deshalb ist ihre Schonung geboten u. ihr Wegfangen für die Küche, wie es im Süden Europa's, nam. in Griechenland u. Italien, geübt wird, äußerst verwerflich. In Deutschland hat man angefangen, die Schonung der S. zu einem Gegenstande der Gesetzgebung zu machen; zur erfolgreichen Durchführung sind aber Verträge mit denjenigen Ländern nothwendig, welche von den S.n auf ihrem Zuge berührt werden. Die Zoologen theilen die S., je nach der Beschaffenheit des Schnabels, in Spaltschnäbler, Fissirostres (Schwalbe), Dünnschnäbler, Tenuirostres (Kolibri, Baumläufer, Wiedehopf), Großschnäbler, Magnirostres (Raben), Kegelschnäbler, Conirostres (Finken), sowie in Pfriemenschnäbler, Subulirostres (Sänger od. Sylvien, Bachstelzen, Drosseln, Fliegenschnäpper, Würger).

Sinigaglia (spr. Szinigalja), das alte Sena Gallica, Stadt mit 4854 od. mit Einschluß der Vorstädte 9467 E. (1871) in der ital. Prov. Ancona; liegt am Adriatischen Meere, nahe der Mündung der Misa u. an der ital. Südbahn Bologna-Otranto, hat einen schlechten Hafen, aber schöne, breite u. gerade Straßen, eine Kathedrale u. 9 andere Kirchen; treibt großen Handel, u. A. bes. mit Linsen, u. hält vom 20. Juli bis 8. Aug. jährlich die größte Messe in ganz Italien ab. S. ist Geburtsort von Pius IX. u. der Sängerin Catalani.

Sinnbild (Symbol) heißt jeder sinnlich wahrnehmbare Gegenstand, den man darstellt od. auf den man hinweist, um einen sog. abstrakten (s. d.) od. übersinnlichen Begriff zu veranschaulichen. So ist der Löwe ein Sinnbild der Stärke, die Ameise od. Biene ein S. des Fleißes 2c. Eine besonders wichtige Rolle haben die S.er allezeit auf dem religiösen Gebiete gespielt. Je niedriger die geistige Entwicklungsstufe der Menschen ist, desto mehr bedürfen sie der Vermittlung durch S.er. Auch in der Bibelsprache u. im christlichen Kultus (bes. dem katholischen) haben sich zahllose S.er eingebürgert, die zum Theil durch die Gleichnisse Jesu (vom Senfkorn, guten Hirten, Weinstock 2c.) veranlaßt waren u. schon in der ältesten christlichen Kunst, bes. in den Katakomben (s. d.), reichliche Verwerthung fanden (vgl. die ausführliche Zusammenstellung derselben von Merz in Herzog's „Realencyklopädie" unter „Christl. Sinnbilder").

Sinne, die verschiedenen Arten der Wahrnehmung: Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen. Die Sinnesempfindungen werden durch Erregungen in den Sinnesorganen (Auge, Ohr, Nase, Zunge, Haut) vermittelt, durch die Sinnesnerven aufgenommen u. fortgeleitet zum Gehirn, wo sie zum Bewußtsein gelangen. Indem zusammengehörige Sinnesempfindungen in eine bestimmte Ordnung gebracht werden, führen sie zur Sinneswahrnehmung; indem sie ferner in Beziehung gesetzt werden zu dem empfindenden Subjekt, erzeugen sie die Sinnesvorstellung. Die Wahrnehmung u. die Vorstellung sind geistige Thätigkeiten. Je nach der Qualität der Empfindung unterscheidet man den Gesichtssinn, den Gehörsinn, den Geruchsinn, den Geschmacksinn u. den Tastsinn, zu dem man auch als Gefühlssinn die Bewegungsempfindungen u. das Gemeingefühl rechnet. Die Ursache der Sinnesempfindung ist immer ein Reiz; die Gesetzmäßigkeit, mit welcher die Wahrnehmung dieses Reizes in der Seele vor sich geht u. als Vorstellung im Bewußtsein auftritt, wird durch die Untersuchungen der Psychophysik erörtert, welche Disziplin nam. durch Fechner ihre wissenschaftliche Begründung erfahren hat. In allen Sinnesorganen giebt es besondere, ungemein zart konstruirte Apparate, welche geeignet sind, je nach ihrer eigenthümlichen Bauart durch die Eindrücke des Lichtes, des Schalls, der chemischen od. der mechanischen Kraft in einen Reizungszustand zu gerathen, der als ein spezifischer empfunden wird. Der Mikroskopie gelang es, diese „Endapparate" der Sinnesnerven in ihren charakteristischen Formen zu erkennen, u. die Physiologie wies nach, daß in ihnen zunächst durch die von außen kommenden Kraftwirkungen der spezifische Nervenreiz zu Stande kommt. Weiterhin sind die Sinnesorgane auch mit Apparaten versehen, die dazu dienen, die Eindrücke auf diese Endapparate in zweckmäßiger Weise zu lenken u. zu vertheilen.

Fällt ein Lichtstrahl auf das Auge (s. d.), so dringt er zunächst durch die Hornhaut ein, durchläuft die in der vorderen Augenkammer enthaltene Flüssigkeit, geht durch die Linse u. den Glaskörper hindurch u. gelangt auf die Nervenfaserschicht der Netzhaut, wo durch die brechende Kraft der verschiedenen Medien des Auges ein optisches Bild des Lichtpunktes, von dem der Strahl ausgeht, entsteht. Die Netzhaut ist gewissermaßen die Ausbreitung des Sehnerven, der sich hier in unzählige Nervenfasern mit den eigenthümlichen Endapparaten zertheilt. Hier stehen zu Tausenden dicht gedrängt Stäbchen u. Zapfen, die, jedenfalls von den Lichtwellen affizirt, den Nervenreiz den Fasern des Sehnerven rückwärts überliefern. Wie die Anordnung u. Gestalt dieser Stäbchen dieselben zur Empfindung der Farben fähig macht, ist noch unbekannt (vgl. den Art. „Sehen").

Wenn ein Schall durch den äußeren Gehörgang (s. „Ohr") auf das Trommelfell fällt, so gelangt die Wellenbewegung von diesem aus in die Pauken- od. Trommelhöhle mit der dieselbe ausfüllenden Kette der Gehörknöchelchen; letztere befördern die Schallschwingungen weiter in das Labyrinth, welches wiederum mit der sog. Schnecke in Verbindung steht. Im Labyrinth mit seinen bogenförmigen drei Kanälen u. in der Schnecke wird die Schallschwingung durch das Labyrinthwasser in eine Wasserwelle umgesetzt, u. letztere trifft in ihrer Bewegung auf die Endigungen der Nervenfasern des Hörnerven, welche sich als fein verästeltes Netzwerk (Corti'sche Membran) in der Schnecke befinden; diese Fasern werden zum Mitschwingen gebracht u. leiten durch ihre Schwingungen die Nachricht über die empfangene Einwirkung mittels des Nerven zum Gehirn, wo endlich die Schallwellen je nach der Art u. Zahl ihrer Schwingungen verschiedenartig, entweder als Töne od. als Kombinationen von solchen (z. B. die Vokale) od. als bloße Geräusche, wahrgenommen werden (s. „Akustik").

Das Geruchsorgan besteht aus den beiden Nasenhöhlen; doch nur die obersten Partien derselben, in welchen sich die Enden des Geruchsnerven ausbreiten, dienen zur Empfindung der Geruchseindrücke. Hier liegen im Epithel der Schleimhaut Zellen von spindelförmiger Gestalt, die mikroskopisch wahrnehmbaren „Riechzellen"; dieselben stehen jedenfalls mit dem Geruchsnerven in Verbindung, werden durch die gasförmigen Erregungsmittel, die Riechstoffe, affizirt u. sind auf noch unbekannte Weise geeignet, die qualitativen Unterschiede zwischen diesen Stoffen zur Wahrnehmung zu bringen. Das Hauptorgan des Geschmackssinns ist die Zunge, doch kann auch die Vorderfläche des Gaumens Geschmacksempfindungen vermitteln. An der Zungenwurzel bilden die „umwallten Papillen" die Endorgane des Geschmackssinns. Die chemischen Erregungsmittel (Schmeckstoffe) werden je nach der verschiedenen Qualität des Geschmacks bezeichnet als: süße, salzige, laugenhafte, sauere u. bittere. — Der die Gefühlsempfindungen vermittelnde Apparat endlich ist die äußere od. gewisse Höhlungen des Körpers überkleidende Haut; außer den „Tastempfindungen" kommen hier auch „Druck- u. Temperaturempfindungen" dadurch zu Stande, daß ein auf die äußersten Zellenlagen der Oberhaut (Epidermis) ausgeübter Druck od. eine Temperaturerscheinung sich durch diese hindurch bis zu den Nervenendigungen fortsetzt. Die Endorgane für den Tastsinn in der

äußeren Haut, in welchen die sensiblen Nerven der Haut endigen, sind: 1. die einfachen Endkolben, 2. die Pacini'schen Körperchen u. 3. die von Meißner entdeckten „Tastkörperchen“, die sich insonderheit an den sehr fein empfindenden Stellen der Oberfläche des Körpers (Fingerspitzen, Zungenspitze, Lippen ꝛc.) in reichlicher Zahl finden. Verschiedenen Thieren dienen als Tastapparate die sog. Fühlhörner, Antennen u. Palpen, auch Spürhaare od. Bartborsten. — Vgl. Duttenhofer, „Die acht Sinne des Menschen nach ihren körperlichen u. geistigen Beziehungen“ (Nördl. 1858).

Sinnestäuschungen (Hallucinationen, s. d.) sind falsche Auslegungen von Wahrnehmungen, die in das Gebiet der subjektiven Krankheitserscheinungen gehören. Sie beruhen dann auf einer veränderten Perceptionsfähigkeit des Gehirns, begleiten gewöhnlich Krankheiten der Schädel-, bisweilen auch solche der Sinnesorgane u. kommen häufig bei Geisteskranken vor. In diesem Sinne gehören diejenigen S., welche man unter dem Begriff Pseudoskopie zusammenfaßt (s. weiter unten), nicht hierher, eben so diejenigen nicht, die auf Irradiation (s. d.) od. auf besonderen Eigenthümlichkeiten des Baues unserer Augen beruhen, daß z. B. in Nr. 5017 die vertikalen Striche dunkler erscheinen als die horizontalen, weil die Bilder, die in ersterer Richtung auf der Netzhaut entstehen, schärfer ausfallen als die in der anderen Richtung entstehenden. Im Sehapparat treten sie als abnorme Licht- u. Farbenerscheinungen auf; die Lichterscheinung (Photopsie) kann scharf begrenzte Gestalten (Phantasmen), od. undeutliche Flecke (Skotomopsie), die Farbenerscheinung (Chromopsie) kann helle, dunkle u. bunte Farben vertauschen. Das Funken-, Flecken- od. Mückensehen (Mouches volantes) kommt sowol bei Hirnaffektionen als auch bei allgemeinen Krankheiten (Typhus ꝛc.) vor; das Bewegtsehen der Gegenstände heißt „Augenschwindel“. Die Gehörtäuschungen bestehen theils in Ohrensausen, theils im Hören von Melodien, menschlichen Stimmen ꝛc. Geruchs- u. Geschmackstäuschungen sowie subjektive Tastempfindungen (Ameisenkriechen, Pelzigsein) sind häufig bei Hysterie u. Hypochondrie beobachtete Symptome. — Vgl. A. Mayer, „Die S., Hallucinationen u. Illusionen“ (Wien 1869). — Die Pseudoskopie (vom griech. ψεῦδος, Betrug, u. σκοπεῖν, sehen) od. optische Täuschung umfaßt eine Reihe von Fällen, in denen unsere Gesichtswahrnehmung od. Anschauung nicht dem auf anderem Wege ermittelten Sachverhalte in der gewohnten Weise entspricht, ohne aber daß ein krankhafter Zustand die Ursache ist, wo vielmehr die falsche Auslegung eine solche ist, die von allen Individuen getheilt wird, die also auf naturgemäßen psychologischen Konflikten beruht. Eine der auffallendsten optischen Täuschungen ist eigentlich schon das bei der Spiegelung im gewöhnlichen ebenen Spiegel wahrgenommene, scheinbar hinter dem Spiegel liegende Spiegelbild. Auch der gelehrteste Physiker, der den Gang der Strahlen bei der Reflexion auf dem Spiegel auf das Genaueste angeben kann, vermag sich von der Täuschung, daß das Spiegelbild hinter dem Spiegel liegt, nicht frei zu machen. Optische Täuschungen anderer Art sind das Größererscheinen von Sonne u. Mond, wenn sie sich in der Nähe des Horizontes, als wenn sie sich hoch am Himmel befinden (s. „Durchmesser, scheinbarer“). Auch in Bezug auf Bewegung u. Ruhe der Dinge sind wir optischen Täuschungen unterworfen. Es gehört hierher das scheinbare Sichdrehen der Objekte beim Schwindelgefühl u. die rückwärtsgehende Bewegung der Umgebung, wenn ein Dampfwagenzug od. Dampfschiff plötzlich anhält. Eine interessante optische Täuschung in Bezug auf den Parallelismus von Richtungen hat J. C. F. Zöllner beobachtet. Die von schrägen Querstreifen durchschnittenen Linien A, B u. C in Nr. 5018 sind vollkommen parallel, trotzdem erscheint der Abstand von A u. B oben enger als der von B u. C u. umgekehrt am entgegengesetzten Ende. Zöllner hat auch nachgewiesen, daß diese sowie noch manche andere optische Täuschungen nicht einen physiologischen Grund, etwa in den brechenden Mitteln des Auges ꝛc., haben, sondern daß ihre Ursache eine psychologische ist u. damit zusammenhängt, daß die Vorstellung der Ruhe eine größere Zeit zu ihrer Entstehung erfordert als die Vorstellung der Bewegung eines Körpers, u. daß ebenso zur Entscheidung, ob zwei Linien parallel sind, eine größere Strecke von Punkten mit einander verglichen werden muß, als dies zur Entscheidung der Konvergenz od. Divergenz zweier Linien erforderlich ist.



Nr. 5017. Zum Art. „Sinnestäuschungen“.



Nr. 5018. Zum Artikel „Sinnestäuschungen“.

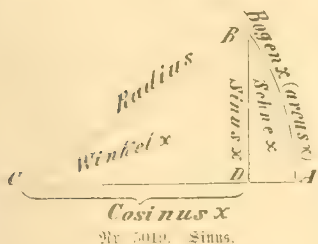
Sinngedicht, s. „Epigramm“.

Sinope od. Sinub, Stadt in Kleinasien im türk. Vilajet Castamuni, mit 5000 E., liegt am Schwarzen Meere auf einem Landstreifen, der ein Halbinselchen mit dem Lande zusammenhält, hat einen guten Hafen, eine Rhede u. Schiffswerfte, ist Sitz eines griech. Erzbischofs, treibt Handel mit Schiffsbauholz u. steht durch franz., russ., türk. u. österr. Dampfschiffe in allwöchentlicher Verbindung mit Trapezunt u. Konstantinopel. Im Alterthum war S., eine Kolonie von Milos, um 770 v. Chr. gegründet, berühmt wegen seines ausgebreiteten Handels u. zahlreicher Pflanzstädte, die es an der Küste von Pontus anlegte, seit 183 v. Chr. Hauptstadt der pontischen Könige u. noch zu Strabo's Zeit groß, schön u. sehr fest. Im Mittelalter gehörte es zum Kaiserthum Trapezunt u. wurde 1461 von den Türken erobert. 1853 zerstörten die Russen im Hafen von S., der bis dahin die Station der türk. Flotte war, diese ganz u. verbrannten zum Theil die Stadt.

Sintenis, Christian Friedrich, Schriftsteller, geb. zu Zerbst 12. März 1750, wurde bald nach Beendigung seiner theologischen Studien 1774 Prediger zu Bornum im Anhalt'schen, 1777 Diakonus in seiner Vaterstadt, 1791 daselbst Gymnasialprofessor, später auch Pastor an der Dreifaltigkeitskirche sowie Konsistorial- u. Kirchenrath, u. starb das. 31. Jan. 1820. Er war als theologischer Schriftsteller in rationalistischer Richtung thätig u. schrieb daneben auch Romane moralisch-religiösen Inhaltes. Besonders zu nennen sind von seinen Schriften: „Hallo's glücklicher Abend“ (ein Fürstenspiegel in Romanform, 2 Thle., Lpz. 1783); „Vater Roderich unter seinen Kindern“ (Roman, Wittenb. 1783, 4. Aufl., Lpz. 1817); „Elpizon, od. Ueber meine Fortdauer nach dem Tode“ (2 Thle., Danzig 1796; 3. Aufl., Lpz. 1810—15, 3 Thle.) u. „Pistevon, od. Ueber das Dasein Gottes“ (Danzig 1798; n. Aufl., Lpz. 1807). Vgl. seine Lebensbeschreibung von F. W. v. Schütz (Zerbst 1820). — Karl Heinrich S., ältester Bruder des Vorigen, geb. zu Zerbst 12. Juli 1744, gest. daselbst 14. Juni 1816, leitete seit 1771 das Lyceum in Torgau u. 1783—97 das Gymnasium in Zittau, war ein tüchtiger Lateiner u. machte sich als praktischer Schulmann wie als pädagogischer Schriftsteller verdient. — Johann Christian S., Bruder der beiden Vorigen, geb. zu Zerbst 17. Aug. 1752, ward 1785 Pastor in Dornburg, 1794 Amtsprediger in Roßlau, 1798 Kirchen- u. Schulinspektor des Neuköthen'schen Antheils u. 1821 Superintendent daselbst, als welcher er 25. April 1829 zu Roßlau starb. Er verfaßte einige moralische Romane, wie z. B. „Rath an meine Tochter“ (Halle 1793; 2. Aufl. 1794). — Wilh. Franz S., Sohn des Vorigen, geb. zu Dornburg 26. April 1794, studirte in Wittenberg Theologie, wurde 1818 Pfarrsubstitut in Roßlau, 1824 zweiter Prediger u. 1831 Pastor an der Kirche zum heil. Geist in Magdeburg. Durch seine rationalistische Richtung erregte er viel Anstoß u. zog sich nicht blos einen Verweis u. dann die Drohung der Amtsentsetzung seitens seines Konsistoriums, sondern auch die Mißbilligung durch das Ministerium zu. Die Angelegenheit erregte seiner Zeit viel Aufsehen u. rief zahlreiche Streitschriften hervor. Auch führte sie zur Stiftung der „Protestantischen Freunde“ u. zum Rücktritt des orthodoxen Bischofs Dräsete. S. starb zu Magdeburg 23. Jan. 1859. — Karl Friedrich Ferdinand S., Rechtsgelehrter, Enkel des Christ. Friedrich S., geb. zu Zerbst 25. Juni 1804, studirte seit 1822 in Leipzig u. Jena die Rechte, betrieb dann in seiner Vaterstadt die advokatorische Praxis, folgte 1837 einem Rufe als Professor der Rechte nach Gießen, wurde 1841 Landesregierungs- u. Konsistorialrath in Dessau u. 1847 als Mitglied des Landesdirektionskollegiums in Köthen u. unter Ernennung zum Geh. Justizrath mit der Leitung der Kabinetsangelegenheiten betraut. Infolge der 1848er Bewegung verlor er diese Stellen mit Ausnahme derjenigen im Dessauer Regierungskollegium. 1849—50 ward er Mitglied des Staatenhauses in Erfurt. In letztgenanntem Jahre zum zweiten Präsidenten des gemeinschaftlichen Oberlandesgerichts für Anhalt-Dessau u. Köthen u. 1853, nach der Vereinigung beider Länder, zum alleinigen Präsidenten desselben ernannt, wurde er 1862 wieder anhalt. Minister u. 1863 Ministerpräsident. Er starb zu Dessau 2. Aug. 1868, nachdem er kurz vorher in Ruhestand getreten war. Sein Hauptwerk ist „Das praktische gemeine Civilrecht“ (3 Bde., Lpz. 1844 ff., 3. Aufl. 1868). Auch übersetzte er das „Corpus juris civilis“ u. „Corpus juris canonici“ ins Deutsche, letzteres jedoch nur auszüglich.

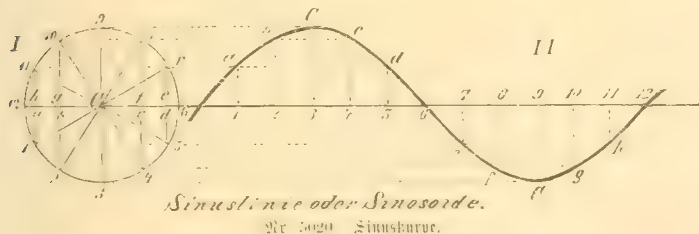
Sinter nennt man die aus Wasser durch Verdunstung sich abscheidenden, feste Ueberzüge über die Unterlagen bildenden Mineralien. Je nach der Art derselben werden unterschieden Kalksinter, Kieselsinter 2c. Sintern heißt: zu einer festen Masse zusammenbacken, daher auch Sinterkohlen, Steinkohlen, deren Pulver beim Erhitzen nur zu einer festen Masse sich vereinigt, ohne eigentlich zu schmelzen, wie dies z. B. bei den sog. Backkohlen meist der Fall ist.

Sinus ist in der Mathematik eine von den sog. goniometrischen od. Winkelfunktionen (s. „Goniometrie"). Wenn man, wie in Nr. 5019, eine Linie AC um C als festen Punkt in irgend eine andere Lage BC gedreht denkt, so wird der von den beiden Schenkeln od. Radien AC u. BC eingeschlossene Winkel seiner Größe nach durch den zugehörigen Kreisbogen od. arcus x gemessen. Man theilt zu diesem Zwecke bekanntlich den ganzen Umkreis in 360 Grad (°), jeden Grad in 60 Minuten ('), jede Minute in 60 Sekunden (''). Zu vielen Zwecken ist es bequemer, statt des Bogens die Sehne (Chorde) zum Maß des Winkels zu benutzen, ihre Länge ausgedrückt in Theilen des Radius. Diese Methode benutzten die alten griech. Mathematiker u. Astronomen, wogegen die arabischen Astronomen seit dem 9. Jahrh. n. Chr., vielleicht auch noch früher, zur Bestimmung der Winkel das Loth BD benutzten, welches an dem Ende B des einen Radius auf den andern gefällt werden kann. Dieses Loth heißt dann der S. des Winkels, also hier S. x, abgekürzt sin. x.



Nr. 5019. Sinus.

Der dem Arabischen entstammende Ausdruck S. (nicht das lat. sinus) bedeutet „Stütze", wie ja auch das Loth BD gewissermaßen den Radius BC stützt. Das auf BC durch den S. abgeschnittene Stück CD ist der S. des ihm gegenüberliegenden Winkels CBD, d. h. des Komplementwinkels von x, also complementi (abgekürzt: co.) sinus x, so daß nach Vorgang des engl. Mathematikers Gunter (Erfinders des Rechenschiebers) DC kurzweg der „Cosinus" des Winkels x, abgekürzt: cos. x, genannt wird. Beim Rechnen wurden die S. u. Cosinus noch lange nur mit den Buchstaben der Figur bezeichnet; erst Euler (s. d.) führte die kürzere Bezeichnung, sinus x, cosinus x, od. sin. x, cos. x 2c. ein, u. erst Kästner (1758) brachte sie wirklich in allgemeinen Gebrauch. Anstatt die S. u. Cosinus sich als Linien zu denken, die man ausdrückt in der Länge des Radius AC (lineare Sin. u. Cos.), kann man sie auch als Seitenverhältnisse in dem rechtwinkligen Dreieck BCD auffassen. Der S. von x ist dann das Verhältniß der Gegenkathete BD zur Hypotenuse AC od.: sin. x = $\frac{BD}{AC}$, der Cosinus ist das Verhältniß der Nebenkathete zur Hypotenuse, od. cos. x = $\frac{DC}{AC}$. Diese Verhältnisse heißen auch die numerischen S. u. Cosinus. Man hat sowol für die S. u. Cosinus selbst als auch für ihre Logarithmen ausführliche Tafeln berechnet, welche gewöhnlich den Logarithmentafeln beigefügt sind.



Nr. 5020. Sinuskurve.

Sinuskurve od. Sinusoïde nennt man in der Mathematik eine bes. in der Mechanik wichtige krumme Linie, welche, wie in Nr. 5020 II ersichtlich, in periodischer Wiederkehr wellenförmig auf- u. absteigt. Wenn in dem Kreise I (Nr. 5020) um den Mittelpunkt C ein Radius, etwa 12C, allmählich in die Lage 1C, 2C 2c. rückt, bis wieder nach 12C, so sind die Sinus der Winkel, welche er nach u. nach mit seiner ersten Lage 12C bildet, der Reihe nach 1a, 2b, 3C, 4c, 5d, 0, 6e 2c. Denkt man sich nun die Peripherie dieses Kreises in II als gerade Linie 12 12 ausgestreckt (als sog. Abscissenachse) u. die betreffenden Sinus 1a, 2b 2c. der Reihe nach als Lothe (Ordinaten) aufgetragen, so ist die krumme Linie, welche man erhält, wenn man die Endpunkte der Lothe, 12, a, b, C, c, d 2c., verbindet, eine S. Man erhält auch S.n, wenn man alle Lothe in demselben Verhältnisse größer od. kleiner macht. In der Lehre von der Pendelbewegung, in der Mechanik der Lichtäthererscheinungen 2c. spielt die S. eine große Rolle.

Sion, schweizerische Stadt, s. „Sitten".

Sioux, ein nordamerikan. Indianerstamm im nördlichsten Theile des großen Gebiets zwischen Rocky Mountains u. Mississippi. In zahlreiche Banden sich theilend, sind sie ein echtes raub- u. kriegslustiges Prairievolk. Man kann sie in 3 Gruppen trennen: 1. Die eigentlichen Siouxindianer, von den Algonkin u. den Franzosen Nadowessier genannt, nennen sich selbst Dakotahs u. bestehen aus 7 verbündeten Stämmen, von denen einer Ackerbau treibt u. östlich vom Mississippi wohnt. Von ihnen leben 8000 in Minnesota u. 14,000 (eingerechnet die Blackfeet [Schwarzfüße] 2c.) im Missourithale. Zu ihnen gehören die 2600 Assiniboins od. Steinindianer u. die am Michigansee in Wisconsin sitzenden Winnepagoes, die sich selbst Forellenindianer, Hohuagorah, nennen. — 2. Die Minetaristämme, zu denen die durch die Pocken 1837 vertilgten Mandans gehörten, u. die noch in etwa 3000 Köpfen zwischen 47 u. 48° n. Br. am Missouri leben, sowie die 4000 Krähen- od. Crow- od. Upsarokasindianer, südlich vom Missouri u. am Yellowstone. — 3. Die südlichen S. im Indianerterritorium, nämlich die Jowas, noch über 400 Seelen zählend, die Omahas, 1000 Köpfe stark, die 1000 Ottoes u. Missourias, 1400 Kanzas u. 3000 Osagen.

Siphon (frz., spr. Ssiffong), das Steigrohr, der Heber.

Sippschaft (von altdeutsch sip, Stamm, Stammvater), Blutsverwandtschaft. Eine Sippe begreift alle Blutsverwandte eines Stammes.

Sir (engl., spr. Ssörr), entstanden aus franz. sieur, d. h. Herr, ist in England der Titel der Baronets u. Knights, der stets dem Taufnamen vorgesetzt wird. Uebrigens redet man in gewöhnlichem Leben auch jeden anständigen Mann, der nicht Lordsrang hat, mit S. an.

Sirach, richtiger Jesus Sohn Sirach's, heißt der Verfasser einer jüd. Spruchsammlung, die um 180 v. Chr. hebräisch geschrieben u. um 130 von dem Enkel des Verfassers in Aegypten ins Griechische übersetzt wurde. Nur in letzterer Sprache ist sie (als „Weisheit Jesus', des Sohnes S.") erhalten u. unter die Apokryphen des Alten Testamentes aufgenommen worden. In der lat. Bibel heißt sie „Ecclesiasticus", d. i. kirchliches Vorlesebuch.

Siracusa, auch Siragosa, Stadt mit 18,129 E. (1871), Hauptort der gleichnamigen ital. Provinz auf der Ostseite der Insel Sizilien; liegt auf einer durch einen Damm mit dem Festlande verbundenen Insel u. an der Eisenbahn Messina-S. An Baudenkmälern sind in der meist aus unbedeutenden Häusern bestehenden Stadt erwähnenswerth der im goth. Stile aufgeführte Palast Montalto, die Kathedrale, die in die Säulen eines dorischen Tempels gebaut ist, u. das Museum mit antiken Kunstschätzen. Der Hafen, der größte Siziliens u. einer der sichersten ganz Europa's, ist sehr vernachlässigt; doch ist der Verkehr nicht unbedeutend: 1872 liefen 2138 Schiffe, meist Küstenfahrer, mit 50,420 Tonnengehalt ein. Er wird durch das Fort Maniace, von normännischer Bauart, geschützt; auch die Stadt hat einige Befestigungen nach der Seite des Festlandes zu. Die Bewohner treiben starken Weinhandel. Auf dem Festlande liegen die bedeutenden Trümmer (Theater, Amphitheater, Latomien, Katakomben) des alten Syrakus (s. d.).

Sir- (od. Syr-)Darja, der Jaxartes der Alten, von den Arabern Seihun genannt, asiatischer Strom, der aus dem ungeheueren Petrowgletscher des Ak-Schiriakgebirges, eines Thianschanarmes im Süden des Issikul, entspringt, in seinem Oberlaufe unter dem Namen Narym im südl. Theile der centralasiatischen russ. Provinz Semiretschensk nach W. u. dann südwestl. durch Khokand fließt, nördlich von der Stadt Khokand den Namen Sir annehmend. Vor Chodschend tritt er in die nach ihm benannte Provinz Sir-Darja (7808 □M. mit 953,200 E.) ein u. durchströmt sie als ein vollkommener Steppenstrom in anfänglich nordwestl., dann fast rein westl. Richtung, die Kisil-Kumwüste in weitem Bogen umspannend. Bei den Forts Perowski u. Kajali od. Fort Nr. 1 vorbei wälzt er langsam seine Wassermassen dem Aralsee zu, in welchen er in zwei durch die Insel Kos-Aral getrennten Armen mündet. Nur der nördl. Arm ist für Nachen u. flachbodige Fahrzeuge passirbar; daß die Mündung immer mehr nach N. rückt, beweisen 2 frühere Mündungsbetten, der Kuwan-Darja u. der Jany- od. Dschan-Darja, der unterhalb Perowski den Strom verläßt u. unter 44° n. Br. am Aral endet. Seine wichtigsten Nebenflüsse sind der Tschirtschik, der Kaljas u. der Mangat, alle von O. zwischen Chodschend u. Perowski mündend; im Oberlauf sind von rechts der Dschumgal, von links der Tar als mit dem Narym fast parallel laufende Quellflüsse zu nennen. Das obere Gebiet der S.-D. ist gewaltiges Gebirgsland, das untere früherer Meeresboden. Trotz des im Sommer mangelnden Regens ist das Thal im unteren Theile bei der kunstvollen Bewässerung für den Ackerbau geeignet; das Delta allerdings besteht aus schilfigen Morasten. Trotz vielfacher Untiefen ist der S.-D. schon von russ. Dampfern befahren worden. Man schätzt die Länge des schiffbaren Laufes auf 112 M., des Ganzen auf 380 M., das Stromgebiet auf 14,000 □M.

Sirene heißt ein akustischer Apparat zur Bestimmung der Schwingungszahl der Töne. Der erste, von Caguiard de la Tour konstruirte u. S. genannte Apparat war ein leicht drehbares Metallrädchen, am Rande mit schräg geschnittenen Zähnen versehen, gegen welche aus einem Rohre ein Luftstrom geblasen wird. Dieser setzt, je nach seiner Stärke, das Rad — wie der Wind die Windmühlflügel — in mehr od. weniger schnelle Umdrehung, kann aber die hinter dem Rade liegende Luft nur jedesmal durch eine Zahnlücke erschüttern. Folgen diese Luftstöße schnell genug, so empfinden wir sie als einen Ton. Die zu dem Tone nöthige, auf eine Sekunde kommende Anzahl der Luftschwingungen läßt sich leicht zählen, wenn man durch ein in die Radachse eingreifendes Zählwerk die Umdrehungszahl des Rades bestimmt. Die Seebeck'sche Lochsirene besteht aus einer dünnen Papp- od. Blechscheibe mit einer od. mehreren konzentrischen Reihen gleichweit abstehender Löcher. Hier entsteht der Ton durch Blasen gegen eine Löcherreihe, während die Scheibe auf einer Schwungmaschine umgedreht wird.

Sirenen (griech. Σειρῆνες) sind in der griech. Mythologie schöne Weiber, welche, in der Nähe der Insel der Kirke hausend, den vorüberfahrenden Schiffer durch ihren bezaubernden Gesang anlocken u. dann tödten. Die ringsum am Gestade liegenden menschlichen Gebeine geben Zeugniß davon. Homer kennt nur zwei S. Odysseus entgeht ihren Verlockungen, indem er seinen Genossen auf Kirke's Rath Wachs in die Ohren klebt, sich selbst aber am Mastbaume festbinden läßt. Die spätere Zeit verlegte den Wohnsitz der S. u. vermehrte ihre Zahl meist auf drei.



Nr. 5021. Sistowa.

Dargestellt wurden sie in der Regel als schöne Frauen mit Vogelklauen u. Flügeln. Die eigentliche Bedeutung der S. ist offenbar die den Schiffern unter dem glatten Meeresspiegel nam. durch Klippen drohende Gefahr.

Sirius od. Hundsstern ist der hellste Stern am Sternenhimmel. Er steht etwas südlich vom Himmelsäquator u. bildet mit einigen anderen, weniger hellen Sternen das Sternbild des „Großen Hundes". Das Sternbild des „Kleinen Hundes" mit dem ebenfalls sehr hellen Sterne erster Größe Procyon befindet sich etwas nördlich davon. Beide Sternbilder sind in den Monaten Januar bis März am Abendhimmel zu beobachten. Der S. ist von unsrem Sonnensystem etwa 27 Bill. Meilen entfernt, so daß das Licht, um von ihm bis zu uns zu gelangen, ungefähr 22 J. braucht.

Sirocco (auch Scirocco) nennt man in Italien einen heißen, trockenen, bes. im Frühjahr u. Herbst wehenden Südwind, der wol eine Fortsetzung des in der Sahara wehenden Samum (s. d.) ist, von Anderen aber als eine Ausbreitung des von Westindien kommenden Südwestpassat (s. „Passat") aufgefaßt wird. Bei seinem Vordringen bis in die Schweiz bildet er den „Föhn"; er hält 30—40 Stunden an.

Sismondi (spr. Sißmongdi), Jean Charles Léonard Simonde de, Historiker u. Nationalökonom; war ein Abkömmling einer alten pisanischen Familie, die sich 1508 in der Dauphiné u. nach dem Widerrufe des Edikts von Nantes in Genf niedergelassen hatte, u. wurde als Sohn eines protestantischen Predigers 9. Mai 1773 zu Genf geboren, von wo er 1793 wegen der Revolution mit dem Vater nach England flüchtete. Nach 2 Jahren zurückgekehrt, zog er sich durch die einem Verfolgten gewährte Unterstützung den Verlust seiner eigenen Freiheit zu u. wanderte daher, nachdem er sie infolge des Sturzes der Pariser Schreckensregierung wieder erhalten, nach Toscana aus. Auch hier theils als Franzose, theils als Aristokrat vielfachen Verfolgungen ausgesetzt, nahm er 1800 seinen Aufenthalt wieder in Genf, wo er dann verschiedene Aemter in der Gemeindeverwaltung bekleidete. Er starb auf seinem Landgute Chêne bei Genf 25. Juni 1842. Unter seinen historischen Schriften sind hauptsächlich zu nennen: „Histoire des républiques italiennes du moyen âge" (4 Bde., Zür. 1807 f.; 10 Bde., n. Ausg., Par. 1840); „Histoire de la renaissance de la liberté en Italie" (2 Bde., Par. 1832); „Histoire des Français" (31 Bde., ebd. 1832—43); „Histoire de la chûte de l'empire romain etc." (2 Bde., ebd. 1835; deutsch von Lindau, Lpz. 1836); „Julia Sévéra" (histor. Roman, 3 Bde., Par. 1822; deutsch von M. Müller, 2 Bde., Lpz. 1822); „De la littérature du Midi de l'Europe" (Par. 1813; 4 Bde., 4. Aufl. 1840; deutsch von L. Hain, Altenb. 1818); „Principes d'économie politique appliquée à la législation du commerce" (2 Bde., Genf 1803); „Nouveaux principes de l'économie politique" (2 Bde., Par. 1819; n. Aufl. 1827); „Études sur les sciences sociales" (3 Bde., ebd. 1836).

fistiren (a. d. Lat.), anhalten, hemmen, einstellen.

Sistowa (spr. Swischtowa) od. Sistow, Stadt mit etwa 12,000 E. im osmanischen Tunavilajet od. Bulgarien; liegt auf wellenförmigen Abhängen am rechten Donauufer, dem rumänischen Simnitza gegenüber; hat einige Befestigungen, 19 Moscheen, 5 griech. Kirchen u. gute bulgar. Schulen; die Bevölkerung fertigt Leder u. Baumwollenwaaren, treibt Weinbau u. lebhaften Handel. 1791 kam hier ein Friede zwischen Oesterreich u. der Türkei zu Stande; im Russ.-türk. Kriege des J. 1877 fiel es 27. Juni den Russen in die Hände, die in der Nähe der Stadt die Donau überschritten hatten.

Sisyphos, in der griech. Mythologie ein Sohn des Aeolos u. der Enarete, Gemahl der Merope, der Tochter des Atlas u. Vater des Glaukos; erbaute der Sage nach Ephyra (Korinth) u. war wegen seiner Gewinnsucht u. Raubgier bekannt. Zur Strafe dafür u. für andere Vergehen (z. B. sollte er Zeus, als dieser des Asopos Tochter Aegina geraubt hatte, an Asopos verrathen haben) wurde er in der Unterwelt verurtheilt, auf einen hohen Berg hinauf einen Felsblock zu wälzen, der oben angelangt ewig wieder hinabrollte.

si tacuisses, philosophus mansisses (latein. Sprüchwort), d. i. hättest du geschwiegen, wärest du ein Philosoph geblieben, d. h. du hättest dir keine Blöße gegeben.

Sitka od. Sitcha, auch Baranow, die wichtigste Insel des Thlinkithenarchipels im nördlichen Großen Ozean, 73,71 □M., gehört zum Territorium Alaska der Vereinigten Staaten. Sie wird zum größten Theil von Nadelwäldern bedeckt u. ist wenig durchforscht. S. liegt in einem der regenreichsten Striche der Erde; die Zahl der heiteren Tage im Jahre beträgt durchschnittlich 66; die mittlere Jahrestemperatur 5,9° R. Die Hauptstadt S. od. Neu-archangelsk an der Westseite der Insel, Sitz des Gouverneurs, ist aus Holz gebaut, hat einen guten, durch Batterien geschützten Hafen, bedeutenden Handel in Pelzwerk u. Fischen u. gegen 2500 E., unter denen Indianer u. Mischlinge die Mehrheit bilden. In S. fand 11. Nov. 1867 die feierliche Uebergabe der bis dahin russ. Besitzungen in Nordamerika statt.

Sitte (goth. sidus, zu sanskr. svadhâ, Wille, Kraft, Gewohnheit) heißt zunächst allgemein die als Gewohnheit eingebürgerte Art u. Weise des Handelns od. der „Aufführung" in einem bestimmten Falle. In diesem Sinne spricht man von den S.n u. Gebräuchen eines Volkes, von einer frommen, altväterischen, schlimmen S., immer im Hinblick auf einzelne Handlungsweisen. Weiter aber steht es auch für Gesittung, d. h. äußerlich gute, höfliche S.n u. feinere Lebensgewohnheiten. Ganz verschieden davon ist der Gebrauch von S. für Sittlichkeit (z. B. böse Beispiele verderben gute S.n). Die Sittlichkeit entspringt nicht aus Nachahmung u. Gewohnheit, sondern aus inneren Grundsätzen. Naturvölker ohne alle Gesittung können tiefe u. strenge Sittlichkeit besitzen, während umgekehrt die feinste Kultur sehr häufig mit raffinirter Sittenlosigkeit Hand in Hand geht. Die Erörterung des Begriffs des Sittlichen u. der

Sittengesetze gehört in das Gebiet der Ethik (s. d.) od. Moral (s. d.). Sittenpolizei heißt die Gesammtheit der Maßregeln, die von der Obrigkeit ergriffen werden, um die Ausbrüche der Sittenlosigkeit theils zu verhindern, theils zu bestrafen. Eine vernünftige Sittenpolizei beschränkt sich dabei auf solche Maßregeln, welche dem thatsächlich Unsittlichen zu steuern geeignet sind, während die Sittenpolizei früherer Jahrhunderte auch das Gebiet der Gesittung u. volksthümlichen Gewohnheit (z. B. in Kleiderordnungen) in ihren Bereich zog.

Sitten, franz. Sion (spr. Sziong), lat. Sedunum, Hauptstadt des Schweizerkantons Wallis, 4895 E. (1870), in 521 m. Seehöhe am rechten Rhoneufer, an der Einmündung des durch die Stadt fließenden Sittenbaches (Sionne) u. an der Schweizer Simplonbahn gelegen, ist Sitz der Kantonalregierung u. eines Bischofs, hat ein Priesterseminar, ein Kapuzinerkloster u. in seiner alten Kathedrale, der zierlichen Theodulskirche u. dem alten Rathhaus bemerkenswerthe Gebaude. Zwei auf abgesonderten Bergkegeln gelegene Schlösser überragen die Stadt. Der nördl. Kegel (660 m.) trägt die Trümmer des 1492 erbauten, 1798 ausgebrannten bischöflichen Schlosses Tourbillon; auf dem südl. (626 m.) erhebt sich das auf den Trümmern eines röm. Kastells erbaute Schloß Valeria, jetzt Priesterseminar, mit der im 9. Jahrh. gegründeten Katharinenkirche. Das dicht vor der Stadt, nahe Tourbillon, gelegene gleichfalls bischöfliche Schloß Majoria verbrannte 1788 mit einem Theile der Stadt. S. hat etwas Seidenfabrikation u. treibt Weinhandel.

Sittich, s. v. w. Papagei.

Situation (v. lat. situs, liegend, gelegen), Lage, Stellung, Zustand; situiren, stellen, in eine Lage versetzen; situirt, gelegen, gestellt.

Situationsplan, der Grundriß eines bebauten od. zu bebauenden Terrains, aus welchem die Lage der Gebäude u. anderer Objekte zu einander deutlich ersichtlich wird.

sit venia verbo (lat.), d. i. mit Erlaubniß zu sagen.

Siût od. Assiût, das alte Lykopolis, ehemalige Hauptstadt von Oberagypten, jetzt Hauptstadt eines Gouvernements (Mudirine), mit etwa 25,000 E., worunter viele Kopten sind; liegt in reich angebauter Gegend am linken Ufer des Nil, ½ Stunde landeinwärts u. eben so weit südlich vom Bahr Yûsuf (Josephskanal), der bei El-Hamra, der nur aus wenigen Häusern bestehenden Hafenstadt von S., sich vom Nil abzweigt, u. ist derzeitiger Endpunkt der oberägyptischen Eisenbahn; auch eine Karawanenstraße von Darfur mündet hier. Die baum- u. gartenreiche Stadt ist Sitz eines Mudir, hat zahlreiche Moscheen u. Minarets, belebte Straßen u. einen großen Bazar, in welchem neben Elfenbein u. Straußenfedern nam. die in S. u. Umgegend gefertigten, höchst zierlichen Gefäße aus rothem u. schwarzem Thon eine Rolle spielen. Die Abhänge der 1 Stunde südwestl. der Stadt, jenseit des Kanals Sohâgîye, einer Fortsetzung des Bahr Yûsuf, sich erhebenden Tafelberge der Liby'schen Bergkette enthalten zahlreiche Grotten u. Schachte, die alte Nekropole von Lykopolis; früher fand man in ihnen besonders viele Wolfsmumien (griech. λύκος, der Wolf). Von diesen Höhen aus hat man eine vielgepriesene Fernsicht. S. ist Geburtsort des Plotin (s. d.).

si vis pacem, para bellum (lat.), willst du Frieden haben, so sei stets zum Kriege gerüstet.

Siwa (d. i. der Gütige, Freundliche, euphemistische Bezeichnung dieser das zerstörende Element repräsentirenden Gottheit) bildet mit Brahma u. Wischnu die Götterdreiheit (Trimurti) in der brahmanischen Religion der Inder. In der vedischen Zeit existirte eine Gottheit dieses Namens noch nicht; später gingen Name u. Attribute des im Rig Veda eine untergeordnete Rolle spielenden Sturmgottes Rudra auf den in die indische Göttertrias aufgenommenen S. über. Doch hat sich mit seinem Kult noch der einer lokalen Gottheit der nichtarischen Bergbewohner Indiens verschmolzen.

Siwa, ein von Palisa zu Pola in Istrien 13. Okt. 1874 entdeckter, zwischen Mars u. Jupiter um die Sonne kreisender Planetoid.

Siwah, im Alterthum Oase des Jupiter Ammon, zum Vizekönigreich Aegypten gehörige Oase im nördlichsten Theil der Liby'schen Wüste, 14 Tagereisen westl. von Alexandria; liegt nach Jordan 29° 12′ n. Br. u. 25° 30′ östl. L. v. Greenwich. Das Kulturland hat derselbe zu 1500 Hektaren, die Einwohnerzahl hat Rohlfs zu 5600 ermittelt. S. liegt in der Depression, die von der großen Syrte durch die Liby'sche Wüste sich nach Aegypten zieht, der Karawanenhof z. B. 59 m. unter dem Meeresspiegel; es hat ein exceptionell warmes Klima, zahlreiche süße Quellen, sogar mehrere daraus entstehende Bäche u. ist infolge dessen sehr fruchtbar. Da jedoch der Boden versumpft ist, so herrschen bösartige Fieber das ganze Jahr, u. diese heben die Vorzüge fast auf, welche die drei blauen Seen, die pittoresken Bergformen, die malerische Lage der Orte Siwah u. Agermi, die üppigen Gärten u. die reichen Palmenwälder, sowie die Ruinen aus dem Alterthum bieten. Die Umwohner sind die Uled-Ali, die eigentlichen Bewohner die sich feindlich gesinnten Lifajah u. Rharbjin. Ein Gouverneur residirt hier, ebenso ein Postdirektor. Der Boden ist weit u. breit mit Mumiengräbern erfüllt, die Bausteine vieler Häuser sind Reste alter Tempel. Auch die Tempelruinen von Ummah-el-Beidah, in deren Nähe zwei, schon im Alterthum berühmte, heiße Quellen (28 u. 29° R.) liegen, zerfallen immer mehr, ebenso wie die Akropolis von Agermi. Man zählt im Ganzen drei alte Tempel, von denen zwei von griechischer Bauart; die massenhaften, zum Theil mit Hieroglyphen bedeckten Ruinen hält man für die des Ammontempels u. des daran stoßenden Königspalastes. Der Hauptort S. mit 2000 E. hat bedeckte Gassen, in denen man am hellen Mittag mit der Lampe in der Hand geht. Vgl. Rohlfs, „Von Tripolis nach Alexandria" (Bremen 1871) u. „Drei Monate in der Liby'schen Wüste" (Kassel 1875).

Siwas od. Sywas, türk. Vilajet im Innern von Kleinasien (Anadoli), 1167,3 □M. mit 571,808 E.; grenzt im N. an Tirabzon (Trapezunt), im O. an Erzerum u. Diarbekir, im S. an Haleb u. Adana, im W. an Angora u. Kastamuni u. erreicht nirgends das Meer. Es bildet den östlichen Theil der vom Kisil-Irmak umflossenen Hochebene Bozuk, hat keine bes. hohen Gebirge u. umfaßt den Oberlauf des Kisil-Irmak u. den größten Theil des Laufs des Jeschil Irmak u. seines wichtigsten Nebenflusses Kelkid od. Germilü Tschai. Der Produktenreichthum ist groß, das Klima streng, aber sehr gesund, die Bevölkerung meist aus Griechen u. Armeniern zusammengesetzt. Die Hauptstadt S., das alte Sebasteia, liegt in fruchtbarer, getreidereicher Gegend am Kisil-Irmak, ist meist gut gebaut, hat zahlreiche Moscheen u. Minarets, große, reich gefüllte Bazare ꝛc. Auf dem Strome wird viel Bauholz geflößt, der Transithandel ist bedeutend. Die Einwohnerzahl wird zwischen 20,000 u. 40,000 angegeben. Größere Städte im Vilajet S. sind: Tokat (s. d.) u. Amasia (s. d.), beide im NW. Bei dem ersteren liegt eine große Kupferhütte, ebenfalls reiche Kupfer- u. Silberbergwerke sind bei Mersiwan, nordwestlich von Amasia. Eine berühmte, 20 Tage dauernde u. 40–50,000 Menschen versammelnde Messe hat Zileh, das Zela der Römer, westl. von Tokat. Im östlichen Theile sind die bedeutendsten Städte Karahissar, nördl. vom Germilü Tschai, u. an einem Euphratzuflusse Namens Diwirigi.

Six et le va, s. „Pharaospiel".

Sixpence, engl. Silbermünze = 6 Pence (s. „Penny").

Sixtinische Kapelle, s. „Vatikan".

Sixtus, Name von fünf Päpsten. — **S. I.** soll 116 n. Chr. (nach Anderen 119) Bischof geworden u. 128 (nach Anderen 139) als Märtyrer enthauptet worden sein. — **S. II.**, römischer Bischof seit 257, wurde 260 (nach Anderen schon 258) in der Valerianischen Verfolgung hingerichtet. — **S. III.**, 432–440, wurde (wie S. I u. II) nachmals als Heiliger verehrt. — **S. IV.**, Papst vom 9. Aug. 1471 bis 12. Aug. 1484, eigentlich Franz della Rovere, geb. 22. Juli 1414 zu Celle bei Savona, schwang sich im Orden der Franziskaner zur Würde des Generals u. durch Paul II. zum Kardinal empor. Als Papst hat er sich durch seine glänzenden Bauten (z. B. der Tiberbrücke, der Sixtinischen Kapelle im Vatikan ꝛc.) sowie durch seine Kunstsammlungen ebenso berühmt wie durch seine Sittenlosigkeit, seine Geldgier, die kein Mittel des Betrugs u. der Erpressung verschmähte, seinen schamlosen Nepotismus u. seine politische Händelsucht u. Treulosigkeit verhaßt gemacht. Er war einer der Hauptanstifter der berüchtigten Verschwörung gegen die Medici (s. d.) in Florenz. Vergeblich suchte er nach dem Mißlingen der Verschwörung den allgemeinen Ingrimm durch Bannflüche über Florenz zu entwaffnen; er wurde von König Ludwig XI. von Frankreich zum Nachgeben gezwungen, nachdem sich sogar ein Konzil gegen ihn ausgesprochen hatte. — **S. V.**, Papst vom 24. April 1585 bis 24. Aug. 1590, ausgezeichnet durch Sittenreinheit, Staatsklugheit u. Gelehrsamkeit; eigentlich Felix Peretti, geb. 18. Dez. 1521 in dem Dorfe Grotte bei Fermo als Sohn eines armen Mannes, mußte in seiner Jugend die Schweine hüten, trat aber 1534 in den Orden der Franziskaner ein, erwarb sich zu Ferrara u. Bologna hohe Gelehrsamkeit, wirkte seit 1544 an mehreren Hochschulen als Lehrer u. wurde 1570 Kardinal, als welcher er sich nach dem Stammsitz seiner Familie Montalto nannte. Niemand ahnte damals in dem stillen, demüthigen Manne, der alle seine Kraft an die Reformation seines Ordens u. seiner Bisthümer setzte, den gewaltigen Charakter, als der er sich nach seiner Wahl zum Papste 1585 alsbald bewährte. Mit Strenge säuberte er den Kirchenstaat von Räubern u. schlechten

Beamten, ordnete die Verwaltung der Kurie durch Einsetzung von 15 Kongregationen, förderte Industrie u. Ackerbau u. führte zahlreiche glänzende Bauten auf. Der Kirchenstaat u. das Ansehen des vorher tief gesunkenen päpstlichen Stuhles hatten ihm Großes zu danken. Trotzdem verfiel er durch seine finstere Strenge u. das drückende Steuersystem, welches er zur Ansammlung eines großen Staatsschatzes eingeführt hatte, dem Hasse des römischen Volkes, welches nach seinem Tode sogar die ihm vom Senat auf dem Kapitol errichtete Bildsäule niederriß.

Sizilianische Vesper nennt man die Revolution, welche den Anlaß zur Lostrennung der Insel Sizilien vom Königreiche Neapel gab. Als am Ostermontage (30. März) 1282 in Palermo der Franzose Drouet sich gegen eine vornehme junge Sizilianerin nach der Vespermesse eine grobe Unanständigkeit erlaubte, brach die lange verhaltene Wuth der unterdrückten Inselbewohner aus, u. in kurzer Zeit wurden alle Franzosen, die man an der Unfähigkeit, das Wort „ciceri“ auszusprechen, erkannte, niedergemetzelt. Zwar eilte König Karl I. (von Anjou) zur Rache u. griff mit überlegener Macht das schlecht befestigte Messina an, aber Giovanni da Procida, ehemals Minister u. Leibarzt des Königs Manfred, rief dessen Schwiegersohn, Peter von Aragonien, herbei, der die bedrängte Stadt entsetzte u. bald die Huldigung der ganzen Insel empfing. Nach vergeblichen Anstrengungen zur Wiedergewinnung verzichtete Karl II., der selbst 1284—88 in die Gefangenschaft seines Gegners gerathen war, 1302 für immer auf den Besitz der Insel zu Gunsten Friedrich's II. aus dem Hause Aragonien. (Vgl. Amari, „Der Krieg der S. V.“ deutsch von Schröder, 2 Bde., Hildesh. 1851.)

Sizilien (lat. u. ital. Sicilia), die größte Insel des Mittelmeeres, nur durch den $^1/_2$ M. breiten Faro di Messina (Straße von M.) von der ital. Halbinsel getrennt; liegt zwischen 36° 41′ u. 38° 15′ n. Br. u. zwischen 12° 25′ u. 15° 42′ östl. L. von Greenwich; hat im Allgemeinen die Gestalt eines Dreiecks (daher zu Homer's Zeiten Trinakria, d. i. die Dreispitzige, genannt), wovon die eine Seite, 22 M. lang, nach O., die andere, 40 M. lang, nach N., u. die dritte, 37 M. lang, nach SW. gekehrt ist. Ihre Größe beträgt 529,652 □M. mit 2,584,099 E. (1871). Kaps u. Buchten unterbrechen den geraden Verlauf der Küste. Bei bemerkenswerthe Kaps sind die Nordostspitze, das Capo di Faro, die Südostspitze, das Capo Passaro, die Westspitze, das Capo Boeo, u. an der Nordseite, wo die Küstenlinie am wenigsten Regelmäßigkeit zeigt, das Capo S. Vito, Capo di Gallo, Capo Calava u. Capo di Milazzo. Hier sind auch die meisten u. größten Einbuchtungen, der Busen von Castellamare, die Buchten von Palermo u. Cefalu, der Busen von Milazzo 2c. Der natürlichen Beschaffenheit nach ist die Insel zum großen Theile Hochplateau, das im Allgemeinen von NO. nach SW. geneigt ist; Küstenebenen, mit Ausnahme derjenigen von Catania von nur geringer Ausdehnung, lehnen sich an die Hochlandschaften an; wirkliche Gebirgspartien treten nur im N. u. im Aetnagebiete auf. Das Gebirge, das die Nordostspitze der Insel durchzieht, ist eine Fortsetzung des Calabrischen Apennins. Es hält sich 2—3 M. vom Meere entfernt, fällt steil dahin ab u. gestattet die Entwicklung einer schmalen Küstenebene. Es ist von engen u. tiefen Thälern durchfurcht, erreicht kaum 1000 m. Höhe, ist theilweise mit reicher Vegetation bedeckt, an anderen Stellen wiederum ganz kahl u. besteht aus Gneis u. Glimmerschiefer, mit Partien von Granit, Thonschiefer u. Grauwacke abwechselnd u. nach W. hin mit Sandstein bedeckt. Ein Gesammtname für diese Bildung fehlt; einzelne Partien werden als pelorisches, nebrodisches u. madonisches Gebirge bezeichnet. Weiter nach W. hin werden die Sandsteine durch Kalkbildungen verdrängt, die sich denn schließlich auch über den größten Theil der ganzen Insel ausdehnen. Als Knotenpunkt u. Wasserscheide der ganzen nördl. Gebirgsbildung kann ungefähr in der Mitte der Nordseite der östl. Grenzpfeiler der madonischen Berge, der über 2000 m. hohe Pizzo de Case bei Polizzi, betrachtet werden. Einzelne Berge, bez. Gebirgspartien innerhalb des Kalkplateau's, sind der Monte Commarata zwischen Termini im N. u. Girgenti im S. u. der 1176 m. hohe Kreideberg Monte S. Giuliano. Im Südosttheil der Insel, im Val di Noto, treten vulkanische Gesteine, Basalt u. Basalttuff auf, u. ebenso erinnert der Schlammvulkan Maccalula bei Girgenti an die vulkanische Thätigkeit im Süden. Eine vollständig selbständige Gebirgsmasse bildet der Aetna (s. d.).

Erwähnenswerthe Flüsse hat S. nicht. Die meisten trocknen während des heißen Sommers aus (die breiten Flußbetten heißen Fiumaren), u. die unverständige Entwaldung hat viel dazu beigetragen, den Wassermangel zu erhöhen u. die ehemals vielgerühmte Fruchtbarkeit der Insel zu beeinträchtigen. Trotz dieses Uebelstandes aber u. trotz der schlechten Agrarverhältnisse, die darin begründet sind, daß der Grund u. Boden überwiegend dem Adel u. der Geistlichkeit gehört, die Ländereien nur auf drei Jahre verpachtet werden, der Kulturboden auf die Nähe der Städte beschränkt ist, u. der bei weitem größte Theil der Binnenebene als magerer, steppenartiger Anger daliegt, wird doch immer noch bes. Weizen ausgeführt; auch Baumwolle, etwas Seide, Sumach, Leinsamen, Kapern, Olivenöl, Wein, Haselnüsse, Walnüsse, Kastanien, Pistazienkerne, Mandeln, Rosinen u. Korinthen, Lakritzensaft, Feigen u. Aprikosen sowie Manna von der Manna-Esche bilden Exportartikel. Sehr bedeutend ist die Ausfuhr von Orangen u. Citronen, von denen 1871: 1,770,000 Kisten im Werthe von 690,000 Lire (à 80 Pfennig) ausgeführt wurden. Als einzig in Europa gedeiht wild in der Nähe von Siracusa das Zuckerrohr. Ebendort (in Siracusa selbst u. im Thale des Anapo) kommt auch die Papyrusstaude vor. — Das Thierreich zeigt nur gute Maulthiere u. Reichthum an Ziegen; die sizilianischen Pferde sind von geringer Rasse u. Rindvieh- u. Schafzucht ist bedeutungslos. Das angrenzende Meer aber liefert viel Sardellen, Thunfische u. Korallen. Das Mineralreich giebt Salz, Schwefel, Marmor, Alabaster, Achat, Jaspis, Chalcedon, etwas Steinkohlen, Bernstein, Naphtha u. ein wenig Silber, Kupfer, Eisen, Zinnober u. Alaun. Groß ist die Zahl der Mineralquellen, von denen die von Termini, Catania, Sciacca, Calameta u. Acquarossa am bekanntesten sind.

Die Bewohner sind ein Gemisch der Ureinwohner mit den verschiedenen Nationen, die längere od. kürzere Zeit ganz od. theilweise die Insel besessen u. ihren Einfluß zur Geltung gebracht haben, wie die Griechen, Nordafrikaner, Römer, Gothen, Sarazenen, Normannen, Spanier, Franzosen u. Deutsche. Ihre geistige Befähigung ist nicht unbedeutend, sie besitzen eine leichte Auffassungsgabe, sind aber wegen des Mangels an Unterricht unwissend u. sehr abergläubisch. Die Zahl der Analphabeten übersteigt immer noch 80 %, obgleich sich die ital. Regierung in neuerer Zeit sehr um Hebung des Elementarunterrichts bemüht hat. Die Zahl der Gymnasien, Kollegien u. Lyceen beträgt einige 20 u. Universitäten giebt es in Palermo mit 216 (1872—73), Catania mit 213 u. Messina mit 101 Studirenden. Dem Bekenntnisse nach ist die Bevölkerung fast ausschließlich katholisch; sie steht unter 3 Erzbischöfen u. 10 Bischöfen.

Die Thätigkeit der Bewohner ist dem Ackerbau, der Viehzucht, dem Fischfange u. der Schiffahrt u. in geringem Maße der Industrie zugewendet. Man fabrizirt etwas leinene, baumwollene, wollene u. seidene Waaren u. Tuche, bedarf aber der Zufuhr, um den Konsum zu decken; nur in irdenen Geschirren u. in Wirthschaftsutensilien der einfachsten Art wird der Bedarf befriedigt; dagegen gehen Korallenarbeiten viel ins Ausland. — Der Handel ist fast nur auf die Küstenplätze beschränkt, hat sich aber nicht unbedeutend gehoben; so ist der Schiffsverkehr von 27,596 Schiffen mit 1,825,232 Tonnen Gehalt im J. 1862 auf 34,989 Schiffe mit 2,869,327 T. Gehalt im J. 1869 gestiegen. Die Gesammtlänge der Eisenbahnen betrug Anfang 1877: 479 Km. Außer der Bahn von Messina nach Siracusa ist nahezu die Linie Catania-Caltanisetta-Palermo u. die Nebenlinie Spina-Girgenti vollendet, so daß in Bälde die Insel von O. nach W. u. von N. nach S. durchfahren werden kann. Die Linie Palermo-Trapani ist im Bau. In administrativer Beziehung wird die Insel in folgende Provinzen eingetheilt:

Caltanisetta	68,1157	□M.	u.	230,066 E.
Catania	92,6611	„	„	195,415 „
Girgenti mit den Inseln Lampedusa u. Linosa	70,1329	„	„	289,018 „
Messina mit den Liparischen Inseln	83,1591	„	„	420,649 „
Palermo mit der Insel Ustica	92,3836	„	„	617,678 „
Siracusa	67,1156	„	„	294,885 „
Trapani mit Pantellaria u. den Aegad. Inseln	57,1257	„	„	236,388 „

Ueber 20,000 Einw. hatten im J. 1869 bereits folgende Städte: Palermo (186,145), Catania (83,496), Messina (70,307), Modica (30,032), Trapani (26,914), Caltagirone (22,639), Caltanisetta (21,464), Alcamo (20,886) u. Acireale (20,514).

Geschichte. Die Alten erzählten, daß die ersten Bewohner von Trinakria die kelt. Sikaner gewesen, aber in unbestimmter Zeit von den aus Italien einwandernden Sikulern nach Westen gedrängt worden seien, welche der ganzen Insel seitdem den Namen gegeben. Phönikier legten dann an allen Spitzen, Häfen u. vorliegenden Inselchen Handelsstätten an; nur im Norden, am Fuße des Eryx, auf dem man Aphrodite verehrte, rühmten sich die Elymer in Egesta der Abstammung aus Troas u. ihres Helden, des eingewanderten Aeneas. Erst im 8. Jahrh. v. Chr. begannen die Griechen aus Chalkis, Megara, Korinth, Messenien, ja aus Rhodos u. Kreta, die Kolonisation der Ost- u. Südküste, aber mit solchem Erfolge, daß Syrakus u. Gela selbst im Innern u. an der Nord- u. Südküste neue Pflanzstädte gründeten. Nur die Westspitze wurde von den Phönikiern u. dann von den Karthagern mit semitischer Zähigkeit vertheidigt u. zum Ausgangspunkte der Zurückeroberung gemacht, so oft Verfassungsstreitigkeiten od. auswärtige Kriege der Griechen Gelegenheit boten. Im Einverständnisse mit Xerxes, der das griech. Heimatland zu unterjochen auszog, rüsteten die Karthager unter Hamilkar, überdies von den griech. Herrschern in Himera u. Selinus unterstützt, eine große Landungsflotte,

um die Insel zu unterwerfen. Aber der Sieg der Tyrannen Gelon von Syrakus u. Theron von Agrigent bei Himera vereitelte 480 ihre Absicht u. bezeichnet zugleich den Anfang der Blüte S.s. Gelon's Bruder u. Nachfolger Hieron entschied die Streitigkeiten der Städte in Großgriechenland, siegte mit seinen Rennpferden in Olympia u. erntete das Lob des Pindar. Nicht im Heimatlande nahm die dorische Architektur u. Skulptur so grandiose Formen an als in S., u. noch zeugen die Trümmer davon. Da konnte es nicht fehlen, daß auch der Kampf der Jonier u. Dorier um die Hegemonie sich hierher übertrug. Als das ionische (chalkidische) Egesta mit dem dorischen Selinus in Streit gerieth, halfen jenem die Athener, diesem die Syrakusaner (vgl. „Peloponnesischer Krieg"). Der Sieg über die athenische Expedition (415—413 v. Chr.) hatte aber auch die Kräfte der Insel so geschwacht, daß die Karthager vordrangen u. bald die Nordküste bis Mylä, die Südküste bis Camarina besetzten u. in Agrigent ihre Hauptstadt hatten. Nur Syrakus, das über den reichen O. herrschte, widerstand allen Angriffen (unter Dionysios I. 406—396, unter Timoleon 340, unter Agathokles 312—306, unter Pyrrhos 278—276) u. schloß unter Hiero II. beim ersten Auftreten der Römer in S. mit diesen einen Bund. So fristete es sich auch, nachdem der karthagische Theil S.s 241 zur röm. Provinz gemacht war, die Freiheit bis zum Tode Hiero's (216) u. fiel erst 212 in die Hand des Römers Marcellus (s. d.). Seitdem galt S. als die „Kornkammer Roms", wurde aber zweimal durch Sklavenaufstände (138—132, 103—100) u. mehr noch durch habgierige Prätoren u. durch Sextus Pompejus geschädigt, der von hier aus seine Inselherrschaft sechs Jahre (42—36 v. Chr.) gegen die Triumvirn vertheidigte. Während der röm. Kaiserzeit wird S. nur selten erwähnt. Erst seit dem Auftreten der Vandalen in Karthago wurde es wiederholentlich von diesen besetzt u. geplündert (440, 455, 468), in verödetem Zustande 491 an Theodorich abgetreten u. 535 von Belisar mit dem Oström. Reiche vereinigt. Schon im 7. u. 8. Jahrh. dehnten die Sarazenen von Afrika ihre Plünderungszüge auch bis auf S. aus, aber erst 827 landeten Aglabiten aus Kairwan, geführt von einem abtrünnigen byzantischen Beamten, Euphemius, bei den Ruinen von Selinus, eroberten allmählich die ganze Insel u. beherrschten sie von Palermo aus. Ueber zwei Jahrhunderte schmachtete S. unter dem Druck der Mohammedaner, u. die Bevölkerung schwand dahin durch Hunger u. Seuchen, da gelang es für kurze Zeit einem griech. Statthalter, mit Hülfe des Normannen Wilhelm's „des Eisenarms" es wiederzugewinnen (1038). Aber von dem Bundesgenossen verlassen, weil er ihn um den Antheil an der Beute betrogen, verlor er es wieder, u. erst Roger, der jüngste Bruder Wilhelm's, entfaltete siegreich die Fahne des Christenthums, nahm 1071 Messina, 1072 Palermo, 1088—91 Syrakus, Girgenti, Enna u. nannte sich Graf v. S. Sein Sohn, Roger II., der allmählich die Besitzungen seiner Verwandten, fast ganz Unteritalien, erbte, ließ sich am 25. Dez. 1130 von Anaklet II. als „König beider S." krönen. Seitdem verschmilzt die Geschichte der Insel mit der des Königreichs Neapel (s. d.), bis 1282 die Sizilianische Vesper (s. d.) S. allein an das Haus Aragonien gelangen ließ, welches 1442 unter Alfons V. auch auf den Thron von Neapel gelangte. Nur zweimal noch wurde sein Geschick von dem des Festlandes losgetrennt: 1713—1720 gehörte es Victor Amadeus von Savoyen (s. d.) u. 1806—1815 blieb es dem bourbonischen Könige Ferdinand, während in Neapel Joseph Bonaparte bis 1808 u. Joachim Murat bis 1815 regierten. Seit 1860 gehört es zum Königreiche Italien (s. d.). — Vgl. Di Blasi, „Storia del regno di Sicilia" (3 Bde., Palermo 1844); Reuchlin, „Geschichte Italiens" (4 Bde., Lpz. 1858 ff.); Ruth, „Geschichte von Italien von 1815—50" (Heidelb. 1867).

Skager-Rack, Name einer gefürchteten Sandbank, welche sich vor der Spitze Jütlands bei der Stadt Skagen befindet. Nach ihr trägt den Namen Sk.-R. der Meerestheil der Nordsee zwischen Jütland, Norwegen u. Schweden, welcher 15—20 Meilen breit, 30 Meilen lang, gegen 600 □M. umfaßt u. bis ans Kattegat reicht. Seine Tiefe, die von der jütländischen Küste bis nach Norwegen hin zunimmt, beträgt in der Mitte 60—100, an der norwegischen Küste über 200 Faden. Die am Sk.-R. liegenden Theile der norweg. u. schwed. Küste bieten zahlreiche Häfen, an denen es an der jütländ. Küste ganz fehlt.

Skala (a. d. Lat., d. i. die Leiter) nennt man ein Maßschema, eine gradlinige Eintheilung an Meßinstrumenten, welche aus dem Verhalten des eigentlichen Maßkörpers auf die Intensität der Kraftursache schließen läßt. Solche Skalen zeigen z. B. das Thermometer, das gewöhnliche Quecksilberbarometer, die Aräometer ꝛc. — In der Musik bezeichnet das Wort Sk. die Tonleiter (s. d.).

Skalden (d. i. Dichter) hießen die Sänger des germanischen Nordens, deren Blütezeit in das 9.—11. Jahrh. fällt. Ihre Stoffe waren die Heldenthaten ihres Volkes in Vergangenheit u. Gegenwart, die sie in sehr bilderreicher, uns vielfach dunkler Sprache behandelten. Gewöhnlich hielten sie sich an den Höfen der Fürsten u. im Gefolge der Edlen auf, begleiteten ihre Herren in den Krieg u. besangen die miterlebten Thaten derselben, wofür sie meist reiche Geschenke erhielten; sie standen in hohem Ansehen u. wurden selbst in Regierungsangelegenheiten zu Rathe gezogen. Ihre eigentliche Heimat war Island; von dort zogen sie nach Skandinavien, Dänemark u. England, u. kehrten später meist nach Hause zurück. Erzeugnisse der Skaldenpoesie sind uns in manchen Liedern der jüngeren Edda erhalten.

Skalitz (d. h. Felsen) od. Groß-Sk., Städtchen mit ca. 2000 E. im böhm. Kreise Königgrätz, am linken Ufer der Aupa u. an der Zweiglinie Josephstadt-Königshain-Liebau der süd-norddeutschen Verbindungsbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts u. bes. bekannt durch das siegreiche Treffen, welches 28. Juni 1866 der preuß. General Steinmetz dem Erzherzog Leopold lieferte. — **Sk.** (ungar. Szakolza), Stadt in der Neutraer Gespanschaft des Königreichs Ungarn; liegt nahe der mährischen Grenze, hat 5278 meist slovakische E. (1869), ein 1467 erbautes Franziskanerkloster u. ein 1699 gegründetes Kloster der Barmherzigen Brüder, treibt Wollweberei, Tuch- u. Schuhmacherei u. bedeutenden Hanfbau. Sk. wurde 1372 durch König Ludwig I. zur königl. Freistadt erhoben.



Nr. 5022. Skanderbeg (geb. 1405, gest. 17. Jan. 1468).

Skalp ist die Siegestrophäe des nordamerikanischen Indianers, der dem besiegten Feinde mittels des Tomahawk die ganze Sehnenhaube des behaarten Kopfes, selbst mit Einschluß der Ohren, durch eine rasch ausgeführte Operation entfernt. Der Krieger behängt sich mit solchen Sk.s als Beweisen seiner großen Thaten. In der Ausführung der Operation (Skalpiren) unterrichtet der Vater seinen Sohn an den abgeschlagenen Köpfen der gefangenen Feinde. Der „Sk.-Tanz" wird von alten u. jungen Weibern zur Feier der Siege wie eine heilige Pflicht ausgeführt. Der Skalpirte stirbt meist, doch nicht immer, an den Folgen der Operation.

Skamander (griech. Σκάμανδρος), ein aus den Kämpfen um Troja berühmtes kleinasiatisches Flüßchen, wegen seiner gelben Farbe auch Xanthos genannt. Der Sk. hatte nach Homer zwei Quellen, eine kalte u. eine warme, am Idagebirge, umfloß an drei Seiten die Burg von Troja, Pergamon, nahm nördlich von Ilion den Simoïs auf u. mündete in der Nähe des Vorgebirges Sigeion. Der ehemalige Zusammenfluß der beiden Flüsse ist später aber durch die Simoisablagerungen gehindert, u. durch Strabo's umgekehrte Namengebung ist eine ziemliche Verwirrung angerichtet worden. Wahrscheinlich ist der Sk. identisch mit dem heute Mendereh genannten kleinen Flusse, welcher den bei dem Dorfe Bunar-Baschi-Köi vorbeifließenden Bach aufnimmt u. in das Südwestende der Dardanellen mündet.

Skanderbeg (d. h. Fürst Alexander), der Nationalheld der Albanesen, geb. 1405; hieß eigentlich Georg Castriota u. erhielt jenen Beinamen von seinen Thaten. In jugendlichem Alter mit drei älteren Brüdern, die aber früh starben, vom türkischen Sultan nach Adrianopel entführt u. zum Vertheidiger des Islam erzogen, stieg er durch sein Geschick u. seine Sprachkenntniß zu hohem Ansehen empor u. wurde in wichtigen Kriegs- u. Staatsangelegenheiten verwendet. Dennoch hörte er nicht auf, in der Befreiung seines Vaterlandes vom

Joche der Türken die Aufgabe seines Lebens zu erblicken. Nachdem er insgeheim Verbindungen angeknüpft, entfloh er 1444 mit 300 Albanesen aus dem türkischen Lager, setzte sich durch List in den Besitz von Kroja, der Hauptstadt von Albanien, u. stand in wenigen Wochen, vom ganzen Lande unterstützt, an der Spitze von 20,000 Mann. Schon 1444 siegte er in den Engpässen der unteren Dibra über Murad's Feldhauptmann Ali Pascha, 1447 über Mustafa, den er gefangen nahm. Die Republik Venedig, mit der er über die Landschaft Dagnio stritt, machte eilends Frieden u. übertrug ihm den Oberbefehl über ihre Besitzungen in Albanien u. Illyrien. Vergebens zog Murad II. selbst nach seinem glänzenden Siege bei Kossowa (1448) mit seiner ganzen Macht gegen Sk. Er starb, ohne ihn besiegt zu haben. Vergebens auch schickte Mohammed II. 1455 u. 1456 zwei Heere; sie wurden bei Dibra u. Skopia in die Flucht geschlagen. Vergebens endlich waren 1457 die Versuche des Albanesen Moses von Dibra u. Hamsa's, eines Neffen von Sk., Albanien durch Verrath u. Ueberraschung unter türkische Herrschaft zu bringen, Beide wurden geschlagen, der Letztere gefangen genommen. Nach einem letzten Versuche, mit 40,000 Türken in Albanien einzudringen, schloß selbst Mohammed 1461 mit Sk. Frieden u. erkannte ihn als unumschränkten Gebieter Albaniens an. Trotzdem ließ sich Sk. durch Papst Pius II. 1464 zum Bruche des Friedens bewegen u. kämpfte im Bunde mit den Venezianern siegreich bei Ochrida u. bei Berat, beschränkte sich aber doch zuletzt auf die Vertheidigung seines Landes. Noch war der Krieg nicht beendet, als Sk. 17. Jan. 1467 zu Alessio starb. Er war der größte Held seines Vaterlandes.

Skandinavien (schwed. Skäne [spr. Schone], angelsächs. Skedenigge) nennt man in weiterem Sinne die drei nordischen Reiche Dänemark, Schweden u. Norwegen; in engerem, jetzt gebräuchlicherem versteht man darunter nur die Königreiche Schweden u. Norwegen od. die Skandinav. Halbinsel. Dieselbe liegt zwischen 71° 10′ u. 55° 20′ n. Br. u. 4° 27′ u. 31° östl. L. von Greenwich u. ist mit einer unregelmäßig verlaufenden Landgrenze an Rußland angeschlossen. Sie mißt von N. nach S. 240 Meilen bei einer Breite von 25–55 Meilen. Ihr gradliniger Küstenumfang wird auf 655 Meilen angegeben, wovon 380 auf Norwegen kommen. Bei der zahllosen Menge von Fjorden u. Halbinseln aber beträgt die wirkliche Küstenlinie das Mehrfache dieser Zahl. Die Größe der Halbinsel ist mit Einschluß der Binnengewässer 13,782,₈₁₅ □M., wovon 8030,₈₆₅ auf Schweden u. 5751,₄₈ auf Norwegen kommen, mit einer Gesammtbevölkerung von 6,186,173 E. (4,383,291 in Schweden, 1,802,882 in Norwegen, Ende 1875). Genaueres s. unter „Schweden“ u. „Norwegen“.

skandinavische Sprachen u. Literaturen. Die skandinavischen (auch nordgermanischen od. nordischen) Sprachen, d. h. die Sprachen der germanischen Bevölkerung des skand. Nordens, gehören zu den germanischen Sprachen u. bilden, gegenüber dem Gothischen u. Deutschen, einen eigenen Zweig derselben. Ihre Unterabtheilungen sind das Schwedische, Dänisch-Norwegische u. das Altnorwegische od. Isländische. Ob es eine einheitliche altnordische Sprache, die dem Schwedischen, Dänischen u. Isländischen vor dem Zeitpunkte der Aufzeichnung des letzteren zum Grunde gelegen hätte, je gegeben hat, ist sehr zweifelhaft, u. was isländische Schriftsteller in dieser Beziehung berichten, muß mit Vorsicht aufgenommen werden. Die Einwanderung der Germanen in die Länder des skandinavischen Nordens erfolgte auf verschiedenen Wegen: theils über Rußland, nam. was Schweden u. vielleicht die Dänischen Inseln betrifft, sodann aber auch von den deutschen Nordprovinzen. Jütland dagegen u. Norwegen sind von mehr westl. zu Hause gehörenden germanischen Völkerstammen bevölkert worden; so erklären sich auch z. B. die ganz wesentlichen Unterschiede, die trotz der einheitlichen dänischen Schriftsprache zwischen den Volksdialekten Jütlands u. der Inseln bestehen. Schon die ersten germanischen Einwanderer trafen Ureinwohner, etwa wesentlich finnischen Ursprungs, an u. adoptirten ohne Zweifel einzelne Elemente der Sprache derselben, die sich mit dem mitgebrachten germanischen Dialekt amalgamirten. Als von Norwegen eine Anzahl edler Geschlechter, die hauptsächlichsten Träger der damaligen nordgermanischen Kultur in Norwegen, nach Island auswanderten, nahmen sie ihre Kultur mit nach jener fernen Insel. Später kehrten sie als „Skalden“, als eine Art zünftiger Meistersinger u. Schreiber od. Sekretäre, nach den nordischen Höfen zurück, u. so wurden die besten Kreise der nordischen Länder durch sie gleichsam rückläufig auch in sprachlicher Beziehung beeinflußt. Andere Einflüsse auf die Sprache übte das Lateinische mit der Einführung des Christenthums, noch andere kamen aus dem niedern Volke Deutschlands nam. nach Schweden durch Krieger, die in schwedischen Heeren auf deutschem Boden lange gekämpft hatten. In Zeiten, wo das Volksleben in Verfall gerieth, der nationale Volksgesang infolge mannichfacher Drangsale verstummte u. selbst der nationale Adel in Dänemark-Norwegen unter dem Drucke des königl. Absolutismus verkam u. die deutsch-oldenburgischen schleswig-holsteinischen Könige auf dem dänisch-norwegischen Throne, zur größeren Sicherung desselben gegen eine national-aristo-demokratische Reaktion, zahlreiche Deutsche ins Land riefen, war das Dänische mitunter nahe daran, als Schriftsprache vom Hochdeutschen verdrängt zu werden u. zum Volksdialekt herabzusinken, was unter Struensee (s. d.) kurze Zeit wirklich zum Theil der Fall war. Eine mehr freiwillige Aufnahme deutscher Elemente erfolgte dann gelegentlich unter dem Einflusse der Reformation u. der epochemachenden Bibelübersetzung Luther's, sowie infolge des regen Verkehrs mit Schleswig-Holstein. Im N. selbst vollzog sich die Trennung des Schwedischen vom Dänisch-Norwegischen nach der Auflösung der Kalmarischen Union, als Gustav Wasa 1523 seinem Lande die Selbständigkeit erkämpfte. — Norwegen erhielt sein Christenthum zum Theil über England, womit natürlich auch eine sprachliche Beeinflussung verbunden war. Erst später, als Norwegen (1387—1814) mit Dänemark vereinigt war u. zur dänischen Provinz herabsank, verbreitete sich die spezifisch dänische Kultur in Norwegen, die dann ihre mehr od. weniger verdanten spezifisch-deutschen Kulturelemente mit sich brachte. In dieser Zeit bildete sich die dänisch-norwegische Schriftsprache heraus, die im Wesentlichen noch heute besteht. Seit jedoch Ende des 18. Jahrh. das spezifisch dänische (nordische) Nationalgefühl sich im Gegensatz zum deutschen entwickelte, hat die dänisch-norwegische Schriftsprache sich wieder mehr von den deutschen Sprachelementen gereinigt; man hat das Studium des Altnordischen u. Schwedischen wieder allgemein aufgenommen u. sucht aus diesen rücksichtlich des Sprachideales näher verwandten Idiomen der Schriftsprache neues frisches Blut zuzuführen. Daneben machen sich die Bestrebungen zur Einführung der in Schweden gebräuchlichen lateinischen Schriftzeichen u. die Reformirung der Rechtschreibung zum Zwecke der Wiederannäherung an das Schwedische u. umgekehrt mehr geltend. Hinsichtlich der Struktur stehen die dänisch-norwegische u. schwedische Sprache der englischen am nächsten; hinsichtlich der Aussprache erscheint das Dänische weicher, weniger volltönend u. körnig als das Norwegische u. Schwedische. Der Schwede verdoppelt in der Schreibung den Konsonanten, wenn ein Vokal in einer Silbe kurz ausgesprochen werden soll, während der Däne u. nach ihm der Norweger den Vokal verdoppelt, wenn er lang ausgesprochen werden soll. Darin stellt sich denn eine der wesentlichen Abweichungen in der Orthographie des Dänisch-Norwegischen u. Schwedischen dar. Die ältesten Sprachdenkmale der nordgermanischen Welt finden wir auf den sog. Runensteinen, die einige Jahrhunderte n. Chr. als Grabdenkmäler für im Kriege gefallene Helden errichtet wurden. Ueber die Runen s. den betr. Artikel.

Erst mit dem 9. Jahrh., als das Christenthum gen Norden vordrang, erhalten die nordischen Länder eine wirkliche Geschichte. 874—934 wurde Island, wie erwähnt, von der auswandernden, verhältnißmäßig hoch kultivirten norwegischen Aristokratie bebaut, u. dort entstand nun die sog. altnordische, richtiger altnorwegische Literatur. Das Hauptwerk derselben ist die sog. ältere Edda, fälschlich dem gelehrten Isländer Sämund (s. d.) zugeschrieben. Man glaubt, daß sie am Schluß des 12. Jahrh. niedergeschrieben worden sei, u. es ist leicht zu ersehen, daß der Kreis von mythischen u. heroischen Gedichten, die sie enthält, wozu noch ein Lehrgedicht, das berühmte „Hávamál“ (das hohe Lied) kommt, von verschiedenen Verfassern aufgezeichnet ist. Diese Gedichte, die zum Theil die eigenthümliche Weltauffassung der Germanen abspiegeln, lebten in mündlicher Tradition, vielfach national u. individuell modifizirt, fort u. fanden erst im 12. Jahrh. schriftliche Aufzeichnung. Folgendes ist eine Probe aus dem ersten Gedichte „Wöluspa“:

„Hljods bid ek allar	Horchet meiner Rede,
helgar kindir,	Ihr heiligen Geschöpfe,
meiri ok minni	Größere und Kleinere,
mogu Heimdallar	Von Heimdall's Söhnen (Menschen)
vildu at ek Valfedrs	Du gebotst mir, Allvater,
vel framtelja,	Daß ich erzählen sollt,
fornspjoll fira,	Die alten Sagen der Welt
þau er ek fremst um man.“	Aus frühster Erinnerung.

Ein zweites, ebenfalls von Mehreren herrührendes Werk ist die jüngere Edda, auch „Snorri's Edda“ genannt, die zu verschiedenen Zeiten gesammelt worden u. den Zweck hat, als Hand- u. Lehrbuch für Meistersinger zu dienen. In diesen Gesängen zeigt sich, obwol sie im Ganzen in einem edlen u. einfachen Stile mit dem sog. Stab- od. Buchstabenreime (Alliteration) gehalten sind, doch bereits Verfall u. Künstelei. — Es sind im Ganzen aus jener Zeit Namen von mehreren Hundert Dichtern aufbewahrt; unter ihnen waren selbst Könige, Minister u. die berühmtesten Häuptlinge. Der berühmteste u. bedeutendste war Ojvind Finsson, der alle Anderen verdunkelte. Auch Egil Skallegrimsson ist hier zu

nennen, als einer der bedeutendsten, ebenfalls Snorri Sturluson, von dem auch das älteste Geschichtswerk „Heimskringla" herrührt. Als den Vater der isländ. Geschichtschreibung nennt man den Are Thorgilsson, der das lat. (angelsächs.) Alphabet zum Gebrauch für seine Landsleute einrichtete (1067–1148). Zahlreich sind auch die sog. Familiensaga's der Isländer, worunter die bedeutendste die „Njals Saga" ist. In schöner Sprache u. Darstellung finden sich meisterhaft gezeichnete Charaktere u. interessante Schilderungen des isländischen Lebens darin, u. das Ganze zeugt von einer echt künstlerisch ordnenden Hand. Auch die norweg. Geschichte wurde von den Isländern aufgezeichnet, u. ist darin eben des Snorri Sturluson (1178–1241) „Heimskringla", bis 1177 reichend, das bedeutendste Werk. Ihm folgte die sog. „Sverri's Saga", von dem Abt Karl Jonsson, einem Norweger, geschrieben u. in ihrer ursprünglichen Gestalt in lat. Sprache nicht mehr vorhanden. In dem darauf folgenden sog. Flatöbuche finden sich dann noch eine Anzahl Saga's wichtiger norweg. Könige, namlich Olaf Trygveson's, Olaf's des Heiligen, Sverri's &c., endlich die Saga von der Entdeckung Grönlands u. Amerika's durch Isländer am Schluß des 10. Jahrh. Für die dänische Geschichte ist die Saga der Jomsvikinger u. Knytlinga Saga von Wichtigkeit, die sich ebenfalls in dem Flatöbuche finden. Schweden ist dagegen weniger beachtet; Beiträge zur Geschichte Rußlands aber giebt Ojmunds Saga, die Nestor's (s. d.) Chronik beleuchtet. Unter den mythisch-heroischen Sagaen ist die Frithjofssaga (s. d.) zu nennen. Zu den späteren Produkten der altnordischen Literatur gehören verschiedene Legenden, die jedoch ursprünglich entweder in lat. od. griech. Sprache geschrieben waren. Im Anfange des 14. Jahrh. wurde der erste Versuch einer Bibelübersetzung in isländ. Sprache gemacht. Endlich muß noch erwähnt werden die in Norwegen entstandene, ganz einzige Schrift Konungs-skuggsja (Königsspiegel) aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh., worin ein geistvoller u. edler Mann seine Lebensphilosophie u. nam. seine Ansichten über Staatsverwaltung u. Moral in der Form einer Unterredung eines Vaters mit seinem Sohne niedergelegt hat. Gegen Schluß des 14. Jahrh. stockt allmählich die literarische Entwicklung der altnord. Welt vollständig. Als Norwegen u. mit diesem Lande Island mit Dänemark vereinigt wurden, gerieth die alte Schriftsprache in Verfall u. die mittelalterlich-dänische trat an ihre Stelle. Im Munde des isländ. Volkes hat sie sich jedoch erhalten, u. zwar, abgesehen von der Aussprache, ohne wesentliche Veränderungen. In den letzten Jahrhunderten hat sich auf Island eine sich an die allgemein europ. schließende neue Literatur in altnord. Sprache entwickelt, u. unter den neuesten Dichtern nennt man vorzugsweise Bjarna Thorarensen. Besonders glänzen gelehrte Forscher u. Herausgeber der altnord. Literatur, unter denen Arne Magnussen, Tormod Torfäus, Sveinbjörn Egilsson, Finn Magnussen u. der noch lebende Jon Sigurdsson (Präsident des Althing) zu nennen sind.

Was die dän. Sprache betrifft, so nimmt man vier Perioden in ihrer Entwicklung an. Die ältesten eigentlich dän. Sprachmonumente finden sich etwa in dem Zeitraum von 1100–1250. Die zweite Periode 1250 bis 1400, die dritte 1400–1530, die vierte 1530–1660, od. etwa bis 1700. Seitdem hat die Sprache sich im Wesentlichen unverändert gehalten, nur die grammatikalische Bearbeitung ist tiefer u. die Orthographie rationeller u. zum Theil einfacher geworden, auch hat sie sich mehr u. mehr von allen fremden Elementen gereinigt u. neue Bedürfnisse aus dem Schatz des Altnordischen, bes. wo es sich noch im schwed. u. im norweg. Volksdialekte erhalten hatte, zu befriedigen gesucht. Das älteste Dänisch findet man in verschiedenen Gesetzen, nam. in dem berühmten jütischen Gesetze Waldemar's II. Dasselbe fängt an mit dem berühmten Spruch: „Meth logh skal land bygjas." In heutigem Dänisch: „Med Lov skal Land bygges." Deutsch: „Mit Gesetz soll Land gebaut werden." Aus dem 13. Jahrh. hat man ein sog. Arzneibuch Henrik Harpestrengs, gest. 1244 als Mönch in Roeskilde, u. außerdem verschiedene Chroniken. Höchst bedeutend u. mit Recht berühmt sind dann ca. 500 epische u. lyrische Gedichte aus dem Mittelalter, die sog. „Kjämpeviser" (Heldenlieder), die, aus der Zeit von 1300–1500 herrührend, in allen drei nord. Ländern entstanden sind, u. zum größeren Theil relativ hochgebildete Edelleute od. Edelfräulein zu Verfassern haben, durch Tradition auf das 16. u. 17. Jahrh. kamen u. in dieser Sprache aufgezeichnet wurden. Als der dän. nationale Adel, wie bemerkt, unter den deutsch-schlesw.-holstein. Königen von dem deutschen, ins Land gerufenen Hofadel zurückgedrängt wurde, verstummte gerade diese herrliche nationale Dichtung, die sich jedoch verborgen im Munde des niederen Volkes erhielt; auch die national-mittelalterlichen Melodien dazu haben sich noch erhalten. 1479 wurde durch Christian I. die Universität in Kopenhagen gestiftet, u. 10 Jahre später kam auch die Buchdruckerkunst nach Dänemark. Der Einfluß der klassischen Sprachen machte sich nun bemerkbar, u. die dän. Sprache fristete außer im Volksmunde ein verhältnißmäßig kümmerliches Dasein. Unter Christian II. (1513–23) trat aber Christiern Pedersen für die dän. Sprache u. Nationalliteratur kräftig ein; er ist als der erste wirklich dän. Stilist zu betrachten. Sein Dänisch ist von dem jetzigen verhältnißmäßig wenig verschieden. Nachdem dän. geistliche Dichter, wie z. B. Thomas Kingo, bereits die Sprache einer höheren Veredelung zugeführt hatten, trat endlich Ludwig Holberg (1684–1754, s. d.) auf u. wurde der Vater der neueren dän. Literatur. Holberg's beste Lustspiele sind noch jetzt als klassisch anerkannt, u. sein Dänisch ist, abgesehen von der veralteten Orthographie, nur sehr wenig verschieden von der heutigen Sprache der besten Schriftsteller. Ihm schließen sich eine ganze Reihe achtungswerther, aber minder bedeutender Schriftsteller an, bis endlich Johann Hermann Wessel, geb. 1742 bei Christiania, gest. 1785 in Kopenhagen, durch eine gelungene satirische Komödie, „Liebe ohne Strümpfe", die unter Schwulst u. falschem Pathos leidende dän.-norweg. Literatur wieder zur Wahrheit u. Einfachheit zurückführte. Sein Zeitgenosse war Johannes Ewald, geb. 1743 in Kopenhagen, gest. 1781 daselbst, der zuerst der dän. Sprache für die Darstellung eines tieferen Pathos in der Tragödie neue ungeahnte Entwicklung gab, u. in denen seiner Arbeiten, wo er an die mittelalterlichen Kjämpeviser wieder anknüpft u. sein vergöttertes Vorbild Klopstock zu vergessen vermag, zugleich einen edel einfachen Sprachton anschlug, der für alle Zeiten unübertroffen bleiben wird. Nach einer Reihe mehr mittelmäßiger Schriftsteller trat dann der vielseitige u. witzige Jens Baggesen (1764–1826, s. d.) als Dichter u. Virtuose der dän. Sprache auf. Als vollendete Prosaschriftsteller sind dann Jakob Peter Mynster, als Stilist der dän. Lessing (1775–1854, s. d.), u. Hans Christian Oersted (1777–1851) zu nennen. Die höchste Blüte erreichte die dän. Literatur durch Adam Gottlob Oehlenschläger (1779–1849, s. d.). Er folgte Ewald's Beispiel u. knüpfte, was seine Sprachbehandlung betrifft, an dessen klassische Arbeiten an; er zog die Stoffe der altnord. Saga's in seine Dichtung hinein, ebenfalls die mittelalterlichen Kjämpeviser, zugleich aber die dem nordischen Wesen fremde deutsche Romantik. Nationaler als er, aber viel weniger dichterisch begabt u. wesentlich nur hervorragend als geistlicher Liederdichter, ist N. F. S. Grundtvig (1783–1872, s. d.). Als Romandichter nach dem Vorbilde Walter Scott's wirkte B. S. Ingemann (1789–1862, s. d.). Ebenfalls als Roman- u. Dramendichter u. zur Oehlenschläger'schen Schule gehörend wirkte Carsten Hauch (s. d.), gest. 4. März 1872 zu Rom. Sich theilweise der deutschen Romantik hingebend, dann aber wieder franz. Eleganz nachahmend, wirkte nam. als Schöpfer des dän. Vaudeville u. als kritische Autorität Johann Ludwig Heiberg (1791 bis 1860, s. d.). Als Herausgeber zahlreicher Novellen seiner Mutter, Thomasine Gyllembourg, geb. in Kopenhagen 1773, gest. daselbst 1856, erwarb er sich hohes Verdienst durch die klassische Abrundung des dän. nationalen Stils, den ohne Zweifel er diesen Arbeiten durch Ueberarbeitung u. Durchsicht gegeben, während der Inhalt der Novellen minder bedeutend ist. Als lebensfrischer, formvollendeter Lyriker ist Christian Winther (1796–1876) zu nennen, der, was die Schilderung der dän. Natur betrifft, selbst von Oehlenschläger nicht übertroffen wird. Als erzählender Dichter ist er weniger bedeutend, steht er hinter sich, hat jedoch einzelne Novellen von hoher Vollendung geschrieben. Henrik Hertz (1797–1870, s. d.) schuf das neudän. Lustspiel nach dem Vorbilde Holberg's, aber mit humoristisch modernem Geiste erfüllt. Als Novellist wirkte Andreas de Saint-Aubin, geb. 1798, gest. 1865 (s. d.), ein ritterlicher Geist voll Gemüthswärme u. in seinen Werken das damalige dän. Leben treu abspiegelnd. Durch Gemüth u. Phantasie sowie durch feinsten Schönheits- u. Formensinn als ein Talent ersten Ranges ausgezeichnet wirkte Hans Christian Andersen (1805–75, s. d.). In sprachlicher Beziehung zeichnet er sich dadurch aus, daß er in seinen Märchen, mit bewußtem Ausschluß aller Ausdrücke u. Wendungen der reinen Büchersprache, den naiven mündlichen Erzählerton des Volkes idealisirt wieder in die Literatur zurückführte, was gelegentlich freilich zu einer Manier wurde, die bei seinen Nachahmern unangenehm auffällt. Mehrere der bisher genannten Dichter lassen jedoch gelegentlich das tiefere od. gründliche philosophische Studium vermissen u. folgen mehr ihrer natürlichen Begabung u. einem ausgebildeten Geschmack, bei oft zu vorsichtiger Vermeidung alles Desjenigen, was bei dem dän. Publikum, das vor Allem eine maßvolle Ruhe verlangt, Anstoß erregen könnte. Durch umfassendes Wissen u. gründliches Studium bes. ausgezeichnet ist Frederik Paludan-Müller (1809–76, s. d.), bei dem sich ein tiefer Geist mit hohem poetischen Talente vereinigt u. dessen Verse eine vollendete Herrschaft über die Sprache bekunden. Unübertroffen ist sein großes, satirisch-gemüthvoll modernes Epos „Adam Homo", in achtzeiligen Stanzen mit eingestreuten Sonnetten, u. auch seine mythologischen Dramen, in denen er zugleich gegen Ueberschätzung der nordischen Mythologie zu Gunsten der griech. demonstrirte, sind voll geradezu erhabener Schönheit. Als Genie ersten Ranges, ohne eigentlich Dichter in vollem Sinne des Wortes

zu dem schrieb Sören Kierkegaard (1813–55) eine Anzahl halb ästhetischer halb philosophischer, halb erbaulicher, auf orthodox-christlicher Weltanschauung ruhender Werke, die jedoch durch das über die menschlichen Grenzen hinausgeschrobene Ideal eines wahren Christen vielfach befremdend wirkten. Als politischer Dichter u. Journalist in hohem Grade ausgezeichnet ist Karl Ploug (geb. 1813 in Kolding). Als Roman- u. Novellendichter that sich durch den anmuthig fließenden, glatten, in seiner Weise als klassisch betrachteten Stil M. Goldschmidt (geb. 1819 in Vordingborg) hervor. In den letzten Jahrzehnten u. als Folge der politischen Trennung Norwegens von Dänemark (1814) entwickelte sich eine in gewissem Sinne selbständige norweg. Literatur, deren erste bedeutende Namen H. Wergeland, S. Welhaven u. A. Munch sind, u. als deren Hauptträger Björnstjerne Björnson (geb. 1832, s. d.) u. Henrik Ibsen (geb. 1828, s. d.) ihre Stoffe mit tieferem Verständniß der altnord. Welt als Oehlenschlager entnahmen od. auch unmittelbar aus dem Volksleben schöpften, das sie mit hoher Meisterschaft entweder in gesunder Idealisirung wie Björnson als Vorbild aufstellten od. wie Ibsen mit vernichtender Satire in seinen Verirrungen bekämpften. Der gemeinsamen dän.-norweg. Schriftsprache führten sie viele erfrischende Elemente zu u. gaben ihren Darstellungen durch das stark norweg. Gepräge, indem sie sich wenig um die als klassisch geltende, akademisch gewordene dän. Darstellungsweise kümmerten, nam. für das dän. Publikum einen hohen u. zugleich anregenden Reiz. Björnson hat eine große Zahl von Nachahmern gefunden, die ihn jedoch alle nicht erreichen. Die norweg. vorzüglichen Geschichtschreiber P. A. Munch u. Rudolf Keyser gaben ihnen die beste Anregung u. Unterlage zur nationalen Dichtung.

Die schwed. Sprache steht, wie bereits bemerkt, der dän. so nahe, daß sie in mündlicher Unterhaltung mindestens dem gebildeten Dänen auch ohne spezielles Studium ebenso verständlich ist wie mancher dän. u. norweg. Volksdialekt. Das Verhältniß ist ungefähr demjenigen gleich, in welchem das Plattdeutsch des östl. Norddeutschland zum Holländischen steht. Was die Entwicklung der Literatur betrifft, so müssen die Kjämpeviser der schwed. Ritterzeit noch zur gemeinsamen nord. Literatur gerechnet werden, ebenfalls die alten Gesetzbücher. Nach der Trennung von Dänemark Norwegen entwickelte sich der schwed. Volksdialekt abweichend von dem dän.-norweg. zur Schriftsprache, in welcher die Reformatoren Olaus u. Laurentius Petri im 16. Jahrh. geistliche Lieder, Postillen, eine Bibelübersetzung u. eine schwed. Chronik verfaßten. Eine selbständigere u. mehr klassische Entwicklung gab der Dichter u. Naturforscher Stjernhelm (gest. 1672) der schwed. Literatur. Ihm folgte u. A. der europ. berühmte gelehrte Theosoph Swedenborg (s. d.). Zu Gustav's III. Zeit herrschte in Schweden der franz. Geschmack vor, u. um ihn zu stützen, gründete dieser König 1786 die Schwed. Akademie. Hervorragend unter ihren Mitgliedern waren Kellgren (gest. 1795) u. Leopold, der seine Zeit lange überlebte. Neben dieser akademischen Schule ertönte der lebenslustige, frische Gesang Michael Bellmann's (1740 bis 1795), dessen mit den Melodien zugleich entstandene Lieder noch heute im Munde des schwed. Volkes leben. Ein lyrischer Dichter von großem Talent war Lidner, gest. im Elend, 34 Jahr alt; neben ihm ebenbürtig steht Thorild, eine tiefsinnig grübelnde Natur. Zu Anfang unseres Jahrhunderts entfaltete sich die schwed. Literatur unter dem Einflusse der klassischen wie der romantischen Dichtung in Deutschland u. der Schelling'schen Philosophie zu neuer Blüte. Eine romantische Schule, genannt die phosphoristische, an deren Spitze der Dichter Peter Daniel Amadeus Atterbom (1790—1855, s. d.) u. der Kritiker Lars Hammarsköld (1785—1827) standen, bekämpfte den französirenden gemüthsarmen akademischen Geschmack mit Erfolg. Ihnen zunächst stand die sog. götische (spr. jötische) Schule, mit Erik Gustaf Geijer (1783 bis 1847), Arvid August Afzelius (1785—1871, s. d.), Peter Henrik Ling (1776—1839, s. d.) u. Tegnér (1782—1846). Tegnér bekämpfte zugleich die allzu sehr ins Blaue sich verlierende Romantik der Phosphoristen u. forderte vor Allem Klarheit od. Durchsichtigkeit des Gedankens u. des Stils. Frans Michael Franzén, ein Finnländer, aber Geistlicher in Schweden, geb. 1772, gest. 1847, u. Gustav Henrik Mellin (1803—76, s. d.) waren ausgezeichnet als lyrische Dichter u. Redner u. standen Tegnér nahe. Eine selbständige Stellung nahm Erik Johann Stagnélius (1793—1823), einer der vorzüglichsten schwed. Lyriker ein, auch Erik Sjöberg (1794—1824) u. Karl August Nicander (1799—1839, s. d.) haben einige Gedichte von hoher Vollendung geschrieben. Der größte Dichter in schwed. Sprache ist der Finne Ludwig Runeberg (1804—77, s. d.). Ihm schließt sich Z. Topelius an; als Romandichter sind Fredrika Bremer (1801—66, s. d.) u. Emilia Flygare-Carlén (geb. 1807, s. d.), in neuester Zeit Viktor Rydberg &c. zu nennen. Bedeutend als Historiker sind Geijer (s. o.) u. Anders Fryxell (geb. 1795), auch die Werke des Chemikers Joh. Jakob v. Berzelius (1779—1848, s. d.), des Zoologen Swen Nilsson (geb. 1787, s. d.), der Botaniker Elias Fries (geb. 1794, s. d.) u. Karl Adolf Agardh (1785—1859, s. d.) sind als klassische schwed. Schriftdenkmäler hervorragend. Die schwed. Literatur hat für den Augenblick kein primitiv schöpferisches Talent aufzuweisen, es betrachtet daher das schwed. Publikum die bedeutenden Dichter des norweg. Bruderlandes, Ibsen u. Björnson, als die bahnbrechenden Bannerführer einer neuen allgemeinen nord. Blütezeit.

Skapulier (vom lat. scapula, Schulter), das Schulterkleid der kathol. Ordensgeistlichen, aus zwei Stücken bestehend, von denen eines vorn, das andere über den Rücken hinabhängt. In großem Rufe steht das sog. heilige Sk. der Karmeliter, welches Maria 1251 dem Großprior des Ordens, Simon Bock, mit der Versicherung schenkte, daß der darin Sterbende von den ewigen Strafen befreit sein werde. Diese Eigenschaft hat dem Orden großen Gewinn gebracht.

Skarifikation, s. v. w. Schröpfen (s. d.).

Skat, ein angeblich vor 50 Jahren in Altenburg aufgetauchtes, mit 32 Blättern, meist der deutschen Karte, für drei Personen berechnetes Spiel. Die Karten gelten in der Reihenfolge von Daus (As = 11 Points), König (= 4), Ober (Dame = 3), Zehn (= 10), Neun, Acht u. Sieben. Die vier Wenzel od. Unter (Bube), obschon nur zwei Points giltig, zählen ein- für allemal als die höchsten Trümpfe, u. zwar in folgender Reihenfolge: Eichel-, Grün-, Roth- u. Schellenwenzel; nur beim Nullspiel rangiren die Wenzel als einfache Karten zwischen Zehn u. Ober. Jeder Spieler erhält zehn Karten; zwei Karten werden als Talon od. Sk. verdeckt auf den Tisch gelegt. Die gewöhnliche Reihenfolge der möglichen Spiele ist folgende: A. Fragespiele. 1. Schellen- (in den meisten Kreisen ausgeschlossen), 2. Roth-, 3. Grün-, 4. Eichelfrage; B. Solospiele. 1. Schellen-, 2. Roth-, 3. Grün-, 4. Eichelsolo. Der links vom Gebenden Sitzende hat die Vorhand u. ruft, wenn er zu spielen geneigt ist, „ich spiele" od. „ich frage" (eigentlich „ich lasse mich fragen"), anderenfalls „ich passe". In letzterem Falle hat sich Nr. 2 in gleichem Sinne zu äußern, während er im ersten Falle den Vorsitzenden, von Rothfrage aufwärts gehend, abzufragen hat; das höhere Spiel hat das Vorrecht; wollen Beide dasselbe Spiel machen, dann muß Nr. 2 zurücktreten. Nr. 3, d. h. der in der Hinterhand sitzende Gebende, fragt nun, vorausgesetzt daß er die entsprechenden Karten besitzt, die noch nicht ausgerufenen höheren Spiele ab od. er paßt. Auf diese Weise ist rasch entschieden, wer spielt; die beiden Anderen sind seine Gegner. Sollte, was selten vorkommt, Alles passen, dann werden je nach Abmachung die Karten zusammengeworfen od. man spielt „Ramsch", wobei die vier Wenzel als Trümpfe gelten u. Derjenige verliert, der die meisten Points macht. Dem Spielenden steht das Recht zu, an Stelle des zuletzt gefragten od. gebotenen Spieles ein höheres zu spielen. Beim Fragespiel werden die Talonkarten aufgenommen u. dafür zwei andere Karten abgelegt; beim Solospiel bleibt der Talon liegen, zählt aber für den Spielenden. 61 Points gewinnen das Spiel, weniger als 31 Points machen einen „Schneider", gar keinen Stich machen heißt „Schwarz". Farbe wird bekannt, getrumpft braucht nicht zu werden. Glaubt der Spielende verlieren zu müssen, dann darf er sich von vornherein „strecken" u. verliert dann einfach, selbst wenn man ihn Schwarz od. Schneider hätte machen können. Ob man „Schneider" u. „Schwarz" „ansagen" darf (dieselben zählen dann doppelt), hängt von vorausgehenden Abmachungen ab. Die Spiele zählen in der oben angeführten Reihenfolge von Schellenfrage bis Eichelsolo 1, 2—8 Points, u. diese Spieleinheiten werden beim Schneider mit zwei, beim Schwarz mit vier, außerdem aber noch mit zwei, drei, vier, fünf &c. multiplizirt, je nach der Zahl der von oben herunter (also Eichel-, Grün-, Roth-, Schellenwenzel, Daus, König &c.) in der Hand des Spielenden befindlichen Trümpfe. Beim Solospiel zählen die im Talon liegenden Matadore dem Spielenden; es ist vollständig einerlei, ob der Spieler zwei, drei &c. Matadore hatte, od. seine Gegner; gewinnt er, zählen sie ihm, verliert er, den Gegnern in beiden Fällen gleichviel, u. man unterscheidet dann nur zwischen gewonnen u. verloren „mit" od. „ohne Wenzel od. Matadore". Zu diesen Spielen kamen mit der Zeit noch 1. Null, wobei die Wenzel nicht als Matadore (s. o.) gelten u. der Spielende keinen Stich machen darf: zählt ein- für allemal 20 Points u. steht zwischen Grün- u. Eichelsolo. Ein aufgelegtes Nullspiel, Null ouvert, wird mit 40 Points berechnet. 2. Grand. Es sind nur die Wenzel Trumpf. Der Grand wird an sich mit 12 berechnet u. nach Maßgabe der erreichten Points u. der Zahl der Wenzel multiplizirt. Treiben sich zwei Spieler gegenseitig mit Null ouvert u. Grand, dann behält das am höchsten zu honorirende Spiel das Vorrecht. 3. Tournée, rangirt zwischen Frage u. Solospiel u. wird meist wie letzteres berechnet. Beim Tournée wird eine Karte des Talons umgedreht, um die Farbe zu bestimmen; ein umgeschlagener Wenzel berechtigt zum Grandspiel. Beide Karten werden aufgenommen u. dafür zwei andere abgelegt. — Beim sog. „Bietespiel" fällt der oben bezeichnete

Rangunterschied der verschiedenen Spielgattungen insofern weg, als stets derjenige Spieler den Vorzug erhält, der die meisten Points zu machen im Stande ist. So hatte, um ein Beispiel anzuführen, Rothsolo mit fünf Matadoren (= 36 Points) den Vorzug vor Grand mit einem Matador (= 24 Points), während beim gewöhnlichen Spiel selbst der beste Solo vor Grand zurücktreten muß.

Skating rink, s. „Schlittschuhe“.

Skelet (vom griech. σκελέω, austrocknen), das durch Härte u. Festigkeit dem thierischen Körper zur Grundlage, Stütze u. zum Schutze dienende Gerüste, das entweder von den Weichtheilen umgeben ist (inneres Sk.) od. diese umkleidet (äußeres Sk.). Auch das innere Sk. dient theilweise durch Höhlenbildung zur schützenden Aufnahme von Weichtheilen (Schädelhöhle, Brustkorb). In vielen Fällen fördert das Sk. die Ortsbewegung, indem es theils den Bewegungsmuskel zum Anheftungspunkte dient, theils vermöge seiner gelenkigen Gliederung einen Hebelapparat vorstellt (inneres Sk. der Wirbelthiere u. das äußere Sk. der Gliederthiere). In anderen Fällen hemmt es dagegen die Bewegung, wie z. B. das festgewachsene Kalkgerüste der Korallen. Das Sk. der Wirbelthiere erscheint im einfachsten Falle in Form eines die Länge des Körpers durchziehenden stabförmigen Gebildes, der Rückensaite (Chorda dorsalis) mit ihrer Hülle, der Chordenscheide, die nach oben den Rückgratkanal umschließt, während unter ihr die Eingeweidehöhle liegt; so ist das Achsenskelet bleibend beim Lanzettfisch (Amphioxus) beschaffen u. so zeigt es sich als Anfangszustand bei jedem andern Wirbelthier. Weiterhin aber treten nun an der Chorda u. dem sie umgebenden Gewebe, der sog. skeletbildenden Schicht, später verknöchernde Knorpel auf, welche das primitive Sk. in Abschnitte od. Wirbel gliedern. In dieser Weise entsteht allmählich die Wirbelsäule mit ihren Anhängen, den Rippen, u. den durch Brust- u. Beckengürtel ihr angehefteten Gliedmaßen, während der vordere Abschnitt des Achsenskelets sich zum Schädel umbildet. Wir sehen so das Sk. der Wirbelthiere od. das „Gerippe“ in seiner vollendeten Gestaltung aus Knorpeln u. Knochen zusammengesetzt, die theils direkt, theils unter Vermittlung von Bändern miteinander entweder fest oder gelenkig verbunden sind (vgl. die Art. „Anatomie“ [u. bezügliche Abbildungen] u. „Knochen“). Zum Studium aufgestellte Sk.e heißen natürliche, wenn Bänder u. Knorpel in ihrer natürlichen Vereinigung mit den Knochen gelassen wurden, während man bei künstlichen Sk.en die natürlichen Bänder u. zum Theil auch die Knorpel entfernt u. durch Draht, Leder, Filzscheiben ꝛc. ersetzt. Außer dem inneren Sk. haben die Wirbelthiere auch ein mehr od. weniger ausgebildetes äußeres od. Hautskelet. Dasselbe tritt theils mit dem inneren Sk. in nahe Beziehung, theils bildet es einen zum inneren Sk. in keiner Beziehung stehenden Panzer, so bei Fischen, Reptilien u. unter den Säugethieren bei den Gürtelthieren. Bei niederen Thieren, den sog. Wirbellosen od. fälschlich sog. Skeletlosen, werden mancherlei Bildungen als Sk. bezeichnet. Meist ist es die äußere Haut, welche durch Aufnahme harter Substanzen, kohlensaurer Kalk (während bei den Wirbelthieren phosphorsaurer Kalk vorwaltet), Chitin od. dergl., zum äußeren Sk. wird (Korallen, Echinodermen, Gliederthiere). In anderen Fällen ist es auch ein bloßes, aus gewissen Drüsen abgesondertes Sekret, welches im Umkreise des Körpers erstarrt u. ein nur uneigentlich als Sk. zu bezeichnendes Gehäuse bildet (Schnecken, Muscheln). Wie aber bei Wirbelthieren auch äußere Skeletbildungen auftreten, so finden sich bei niederen Thieren auch innere. Wir erwähnen nur das Kaugerüste der Seeigel, die wirbelartigen Platten in den Armen der Seesterne, das geweihförmige, zur Stütze der Arme dienende innere Gerüste der Brachiopoden (Terebrateln), endlich den Kopfknorpel der Kephalopoden (Dintenfische).

Skepsis (griech., d. h. eigentlich das Dreinschauen, Untersuchen, Bedenken) od. Skepticismus heißt im Allgemeinen die Methode der Betrachtung, die nichts auf fremde Autorität hin für wahr hält, sondern überall erst selbständig prüft. Ein solches Verfahren heißt dann ein skeptisches u. der es übt ein Skeptiker; mit letzterem Namen bezeichnet man auch einen übertrieben zweifelsüchtigen Menschen. In engerem, historischem Sinne versteht man unter Skepticismus eine bestimmte philosophische Richtung, welche die Möglichkeit allgemein giltiger Erkenntnisse leugnet. Eine solche skeptische Schule gründete zuerst Pyrrhon von Elis (s. d.) im 4. Jahrh. v. Chr.; ihre Lehren erhielten um 200 n. Chr. durch den Arzt Sextus Empiricus ihre letzte Ausbildung. Ueber die Bedeutung der Sk. im philosophischen Lehrsystem des Mittelalters s. „Scholastik“. In der neueren Philosophie ist die Sk. zuerst von Hume (s. d.) wieder in ein System gebracht worden. Hatte der griech. Skepticismus sich mit der Behauptung begnügt, daß die sinnlichen Wahrnehmungen trügen können, u. deshalb nur weise Zurückhaltung des Urtheils geboten, so schritt der moderne Sk. seit Hume zum Theil dazu fort, das Vorhandensein objektiver Wahrheiten überhaupt zu leugnen, d. h. alle vermeintlichen Erkenntnisse für subjektive Täuschung zu erklären — eine Anschauung, welche natürlich die philosophische Forschung aufhebt.

Skink (Scincus officinalis), eine 16—21 cm. lange, in Aegypten heimische Eidechse von gelbbrauner Farbe mit dunkleren Querbinden, lebt in wüsten Gegenden u. gräbt sich mit Hülfe ihrer flachen, keilförmigen Schnauze u. ihrer fünfzehigen Grabfüße vor dem Verfolger in den Sand. Ausgeweidet, eingesalzen u. getrocknet wurde dies Thier früher als Aphrodisiacum, nam. für Hausthiere, in Apotheken (als „Meerstinz“, „Stincus marinus“) gehalten.

Skizze, der erste flüchtige, plastische od. gezeichnete Entwurf eines Kunstwerkes. Der Bildhauer verfertigt sie zuerst in Thon, so daß sie bereits, wenn auch noch unsauber u. im Einzelnen undeutlich, doch die Anordnung, Stellung jeder einzelnen Gestalt, Lage u. Haltung der Glieder ausdrückt; dann überträgt er sie meistens in Gips. Der Maler pflegt seine Sk. nicht blos zu zeichnen, sondern auch, sei es in Oel- od. Wasserfarben, das Kolorit des danach auszuführenden Bildes anzugeben.

Sklavenfluß, Großer, s. „Mackenzie“.

Sklavenküste, Küstenstrich in Oberguinea, am Meerbusen von Guinea, von der Amu- od. Voltamündung an zwischen 0 u. 1° östl. Länge von Greenwich bis zu den 12 Nigermündungen im O., unter 6° n. Br., binnenwärts von den Negerreichen Dahome, Joruba u. Benin begrenzt, zum Theil mit zu Britisch-Guinea gehörig, ist an Vegetation u. an Wasser arm, doch gedeiht hier die Kokospalme, deren Oel in großen Massen exportirt wird. Da der ehemals hier blühende Sklavenhandel fast ganz unterdrückt ist, hat man auch den Namen Palmölküste vorgeschlagen. Die einheimischen Negerstämme sind Ewestämme, in deren Gebiet die norddeutsche Missionsgesellschaft von 1853—60 vier Missionen gegründet hat. Die wichtigsten Handelsstädte am Meere, wie Lagos mit 25—30,000 E., Badagry mit 10,000 E., Whydah mit 15,000 E., Groß- u. Kleinpopo mit 3000 E. ꝛc., stehen unter engl., das kleinere Portonovo seit 1863 unter franz. Protektorat. Große Strandseen sind der Avon- od. Denhamsee.

Sklavensee, Großer (engl. Great Slave Lake), Binnensee in den nordamerik. brit. Besitzungen, zum Gebiet des nördl. Eismeeres gehörig, früher auf 500—600, neuerdings auf 334 □M. angegeben. Er umschließt einige bewaldete Inseln u. hat steile Felsenufer; die Hälfte des Jahres ist seine Fläche gefroren. In seinen waldigen Umgebungen jagen verschiedene Stämme der Athabaska-Indianer, an der Nordwestseite speziell die Beaverindianer. An Bibern u. Fischen ist sein Gebiet reich. Von S. fließt in ihn der Große Sklavenfluß, von NO. der Abfluß des Aylmar- u. Artilleriesees; aus seinem Westende tritt hauptsächlich der Mackenzie.

Sklaverei u. Sklavenhandel. Das deutsche Wort Sklave (altdeutsch slave) bedeutet ursprünglich „kriegsgefangener Slave“. Die Sklaverei selbst aber, d. h. die Behandlung eines Theils der Menschheit als Sache od. Waare, mit der man nach Belieben schalten kann, ist so alt wie die Menschheit selbst. Nicht nur, daß in streng despotisch regierten Staaten alle Unterthanen als Sklaven des Herrschers gelten, finden wir die Letzteren als besondere Menschenklasse ohne Ausnahme in allen mehr od. weniger civilisirten Staaten des Alterthums. Kriegsgefangene od. durch Eroberung Unterjochte in die Sklaverei zu verkaufen galt als ein selbstverständliches Recht; der wachsende Bedarf an Sklaven begünstigte aber auch den direkten Menschenraub. Bei den alten Israeliten versuchte das Mosaische Gesetz wenigstens Einschränkung der Sklaverei auf fremde Sklaven; denn der hebr. Sklave, der sich etwa aus Noth verkauft hatte, wurde nach sechs Jahren frei, wenn er es nicht vorzog, in der Sklaverei zu bleiben; in derselben geborene Kinder verblieben dem Herrn (vgl. 2. Mos. 21, 2 ff.), ebenso verkaufte Mädchen. Im Allgemeinen genossen übrigens die jüd. Sklaven (wie noch heute überhaupt die Sklaven im Orient) eine gute Behandlung. Eine außerordentliche Ausdehnung hatte die Sklaverei in Griechenland. Denn nach griech. Anschauung war Ackerbau ꝛc. für den Freien entehrend, u. selbst Philosophen, wie Platon, entschuldigten die Sklaverei mit der Nothwendigkeit. In Athen betrug die Zahl der Sklaven seit dem 5. Jahrh. wenigstens das Zehnfache der freien Bürger; doch ergriff hier der Staat wenigstens einige Maßregeln zum Schutz gegen unnöthige Grausamkeiten. In Sparta waren die sog. Heloten (s. d.) Staatseigenthum u. hatten ein äußerst hartes Los. Auch in der röm. Republik spielte die Sklaverei von Anfang an eine große Rolle. Mit den großen Eroberungen seit dem 3. Jahrh. v. Chr. wuchs die Zahl der Sklaven so ins Ungeheuere, daß einzelne reiche Leute deren bis zu 20,000 hielten. Dazu kam der große Bedarf an öffentlichen Sklaven für die Gladiatoren- u. Thierkämpfe im Cirkus (seit 265 v. Chr.). Der großen Gefahr, die von diesen verwilderten Massen drohte, suchte der Staat durch einzelne Maßregeln abzuhelfen u. das Los der Sklaven zu mildern (Verbot der Tödtung, Recht des Loskaufs ꝛc.); aber daneben fand doch die ärgste Grausamkeit statt, wie die Verstümmelung u. Kreuzigung flüchtiger Sklaven. Nachdem sich schon 134 u. 103 die Sklaven in Sizilien

unter einem „König" aus ihrer Mitte erhoben hatten, brach 73 v. Chr. zu Capua der sog. Sklavenkrieg aus; der Anführer Spartacus befehligte über 70,000 Mann, die erst 71 v. Chr. nach blutigen Kämpfen unterworfen werden konnten. Unter den röm. Kaisern wurde das Los der Sklaven milder, die Freilassung immer häufiger. Schon früher gab es unter den Freigelassenen (liberti) zahlreiche gebildete u. selbst gelehrte Männer, bes. aus den Griechen, die dann als Freunde bei dem früheren Herrn verblieben. Dabei galt jedoch das Recht des Sklavenhaltens als so selbstverständlich, daß auch das Christenthum nur ganz allmählich die Abschaffung desselben herbeiführen konnte. Die Germanen hatten bereits vor der Annahme des Christenthums Sklaven gehalten — theils Kriegsgefangene, theils solche, die im Spiel ihre Freiheit verloren hatten. Ein förmlicher Handel begann jedoch erst Ende des 8. Jahrh. seit den Kriegen Karl's d. Gr., bes. mit Gefangenen aus den slav. Ländern (s. o.). Zu den zahllosen Sklaven dieser Art kamen um dieselbe Zeit im südl. Europa diejenigen, welche in den Kämpfen mit den Mauren (Arabern) erbeutet worden waren. Man übte in diesem Punkte einfach Vergeltungsrecht, da umgekehrt zahllose Christensklaven in mohammedanischen Ländern schmachteten. Denn der Koran verbietet nur die Knechtung der Glaubensgenossen; dagegen lernten die Araber bald die Vortheile des Menschenhandels mit Fremden kennen. Sie haben zuerst den Negerhandel aus dem inneren Afrika eröffnet u. außerdem bis heute auch weiße Sklaven zahlreich auf den Markt gebracht (s. u.). Im westl. Europa gelang es der Kirche erst im 13. Jahrh., den Sklavenhandel u. damit auch die Sklaverei selbst zu unterdrücken, doch gab es noch bis ins 16. Jahrh. in Spanien zahlreiche maurische Sklaven. Dies wird begreiflich, wenn man den grenzenlos frechen Menschenraub bedenkt, der seit dem 13. u. dann bes. seit Ende des 15. Jahrh. von den sog. Raubstaaten an der Nordküste Afrika's (s. „Berberei") betrieben wurde. Vergebens kauften sich die christlichen Staaten durch Tributzahlungen von dem Raubgesindel los; auch Kriegszüge (wie der Karl's V. gegen Tunis 1535) errangen keine dauernden Erfolge, bis endlich 1830 die Franzosen durch die Besetzung von Algier das Uebel an der Wurzel angriffen. Seitdem hat Tunis (1846) die Sklaverei in seinem Gebiet selbst aufgehoben.

Kehren wir zu den Zuständen in Europa zurück, so ist noch zu bemerken, daß die Ueberwindung der eigentlichen Sklaverei im 13. Jahrh. keineswegs ohne Nachwirkungen erfolgte. An ihre Stelle trat in mehr od. minder harten Formen die Leibeigenschaft der sog. „Hörigen" (bes. unter den Bauern), nur daß das Verkaufsrecht wegfiel u. der Hörige den Schutz des Gesetzes genoß. Die letzten Reste der Leibeigenschaft, die sog. Frohnpflicht der Bauern gegenüber den Gutsherren, sind meist erst in unserem Jahrhundert (in Sachsen 1830) durch Geldablösung beseitigt worden, während z. B. Rußland noch jetzt mit Abschaffung derselben beschäftigt ist. Ein ganz neues Gebiet der Sklavenfrage hatte sich unterdeß seit Ende des 15. Jahrh. in dem Handel mit Negersklaven aufgethan. Den Anfang machten damit von den christlichen Völkern die Portugiesen seit der Besetzung von Guinea (1480) zur Bebauung ihrer Pflanzungen in den heißen Ländern. Die günstigen Erfolge dieser Maßregel bewogen seit 1506 die Spanier, von den Portugiesen gekaufte Neger in die neueroberten Länder Amerika's einzuführen. Daneben aber zwangen sie auch die unterjochten Indianer zu den härtesten Sklavendiensten. Der Jammer über das massenhafte Dahinsterben der Indianer bewog den edlen Bischof Las Casas (s. d.) zu dem Vorschlage, die Indianer von Staatswegen durch die viel tauglicheren Neger zu ersetzen. Dieser Vorschlag siegte 1517 am span. Hofe, u. seitdem wetteiferten fast alle westl. Nationen in dem empörendsten Negerhandel von Afrika nach Amerika; voran die Portugiesen, seit dem Anfang des 18. Jahrh. auch die Engländer, seit Ende desselben die Franzosen. Die großen Vortheile, die dieser Handel brachte, mußte Afrika mit einem jährlich steigenden Verlust an Menschen büßen, ungerechnet die Greuel, welche mit den Sklavenjagden, dem Zerreißen der Familien, dem Transport bis zur Küste u. auf dem Meere zusammenhingen. Durch Alles dies gingen noch ebenso viel Leben zu Grunde, als schließlich verkauft wurden — zusammen jährlich eine halbe Million. Die Ersten, welche ihre Stimme gegen diesen ewigen Schandfleck in der Geschichte des Christenthums erhoben, waren die Quäker (s. d.) seit 1696. Alle ihre Anstrengungen galten zunächst der Abschaffung des Sklavenhandels, denn die Abschaffung der Sklaverei selbst war eine ungleich schwierigere Frage, da sie stark in begründete Eigenthumsrechte eingriff. Auch die Quäker, die seit 1727 immer energischer auf das Verbot des Menschenhandels drangen, brachten es doch erst 1751 zur Befreiung ihrer eigenen Neger. 1774 wurde sodann von den Quäkern die Pennsylvanische Gesellschaft zur Unterdrückung der Sklaverei gegründet. In England fehlte es gleichfalls nicht an begeisterten Verfechtern der Sklavenemanzipation (abolition), wie Sharp, der schon 1772 durchsetzte, daß jeder Sklave durch das Betreten des engl. Bodens frei werde; Clarkson, der 1787 das „Afrik. Institut" gegen die Sklaverei gründete, seit 1788 auch Wilberforce mit der Unterstützung von Pitt, Fox u. A. im Parlament. Aber die immer wieder gestellten Anträge stießen jedesmal auf Widerstand wegen der praktischen Schwierigkeiten. Dazu kamen schlimme Vorbilder. Die Verein. Staaten Nordamerika's konnten die 1787 im Befreiungsrausche beschlossene Abschaffung der Sklaverei gegen die Südstaaten nicht durchsetzen, da letztere den Ruin der wichtigen Zucker-, Tabak- u. Baumwollenplantagen fürchteten. Frankreich hatte nach der urplötzlichen Abschaffung der Sklaverei während der Revolution (1790) durch das Blutbad auf San Domingo (s. d.) eine blutige Lehre erhalten. Als daher das engl. Unterhaus 1792 die Abschaffung auf das J. 1795 beschloß, widersetzte sich das Oberhaus. Erst 1807 drang im Parlament die Aufhebung des Menschenhandels (von Neujahr 1808 an) durch. Zu der Aufhebung der Sklaverei selbst war jedoch auch in den engl. Kolonien noch ein weiter Weg. Vorläufig verdoppelte England seine Anstrengungen, zunächst den Handel mit Negern zu beseitigen. Es gelang ihm, bei dem Friedensschluß 1814 u. dann auf dem Wiener Kongreß, endlich 1816 bei einer Konferenz der Großmächte zu London die Mitwirkung derselben zu gewinnen. Die Verein. Staaten hatten schon 1815 den Menschenhandel bei Todesstrafe verboten; Spanien wurde 1817 durch eine Entschädigung von 400,000 Pfd. Sterl., Portugal 1823 durch eine solche von 300,000 Pfd. Sterl. zum Aufgeben des Sklavenhandels bewogen. Die Republiken Südamerika's schafften ihn bei ihrer Losreißung von Spanien ab, Brasilien endgiltig 1830. Dem Schmuggel, der seitdem an die Stelle des offenen Handels trat, suchten die Engländer durch Aufstellung von Kreuzern an der Ostküste Afrika's zu begegnen u. beseitigten allmählich durch Verträge den Widerwillen Frankreichs u. Nordamerika's gegen die Durchsuchung der Schiffe, die unter der Flagge jener Länder segelten; dieselben Länder stellten übrigens dann auch ihrerseits eine Anzahl von Kreuzern zur Ueberwachung der afrik. Küste auf. Zugleich machte man seit 1819 den Versuch, durch Gründung besonderer Kolonien die befreiten Neger zu höherer Kultur zu erziehen. Bis jetzt hat sich allerdings nur die 1822 gegründete Republik Liberia (s. d.) lebensfähig erwiesen.

Bei Alledem aber fehlte noch viel zu dem letzten entscheidenden Schritt, der Abschaffung des Sklavenverkaufs u. der Sklaverei überhaupt im Innern der Kolonien. England hatte seit 1784 auf seinen Kolonien mancherlei Maßregeln zum Schutz der Sklaven ergriffen, dann wieder seit 1823; aber erst 1831 erfolgte die Freilassung der dem Staate gehörigen Sklaven, u. endlich ging 1833 auch die Befreiung der Privatsklaven durch, mit einer Uebergangszeit von vier Jahren für die Haus- u. von sechs Jahren für die Plantagensklaven. Infolge dessen wurden 1838 für eine Entschädigung von 20 Mill. Pfd. Sterl. an die Pflanzer 639,000 Sklaven freigelassen. Die Schwierigkeiten, die aus dieser großherzigen Maßregel erwuchsen, sind allerdings nur sehr allmählich überwunden worden. Dem Beispiele Englands folgten Dänemark 1847, Frankreich 1848, letzteres mit einer Hast, deren bedenkliche Folgen gleichfalls nur schwer ausgeglichen wurden, Holland nach sehr praktischen Uebergangsmaßregeln 1860. Dagegen duldete Spanien nach wie vor sogar die Einfuhr von Sklaven in Cuba. Zu einer wahrhaft brennenden Frage aber gestaltete sich die Sklaverei in den Vereinigten Staaten. Bis 1860 war die jährliche Einfuhr von Sklaven auf ca. 200,000 gestiegen (gegen ca. 80,000 am Ende des 18. Jahrh.); die Zahl der Sklaven in den Südstaaten der Union (den sog. Sklavenstaaten) belief sich auf mehr denn drei Mill. Da es sich um eine Eigenthums- u. Existenzfrage ersten Ranges handelte, begreift sich der grimmige Haß, den die Pflanzer der Partei der „Abolitionisten" in den Nordstaaten entgegensetzten. Alle anderen Interessen traten vor dieser Frage in den Hintergrund, bis der blutige Bürgerkrieg von 1861—65 den Sieg der Abolitionisten u. die Aufhebung der Sklaverei entschied. Seitdem ist die Ausfuhr von Negersklaven aus Afrika natürlich beträchtlich gesunken. Dennoch wurden 1876 von engl. Kreuzern den Sklavenschiffen 634 Neger abgejagt u. diese bildeten sicher nur einen kleinen Theil der wirklichen Ausfuhr. Dazu kommen ca. 50,000 Negersklaven, die trotz aller Bemühungen der Engländer jährlich in die mohammedanischen Länder ausgeführt werden, meist aus den oberen Nilgegenden, wo die ägypt. Regierung den Handel nicht nur duldet, sondern zum Theil selbst betreibt. Wenigstens ist die Existenz von Sklavenmärkten in Kairo ein öffentliches Geheimniß, ebenso in Konstantinopel. In letztere Stadt werden außer den Schwarzen auch zahlreiche weiße Sklaven, bes. aus dem Kaukasus, eingeführt — theils Mädchen für die türk. Harems, theils Haussklaven. Ueber die neueste „Sklavenfrage", die den O. u. W. gleichmäßig beschäftigt, s. „Kulis".

Skoda, Joseph, berühmter Mediziner, geb. zu Pilsen 10. Dez. 1805; studirte seit 1825 in Wien, wurde 1831 Cholerabezirksarzt in Böhmen, kehrte 1833 als Sekundärarzt am Allgemeinen Krankenhause nach Wien zurück, wo er 1835 auch Vorlesungen mit praktischen Uebungen zu halten begann, ward daselbst im März 1840

ordinirender Arzt für die neugeschaffene Abtheilung für Brustkranke u. 1841 Primärarzt, erhielt 1846 eine Professur an der Medizin. Klinik in Wien u. trat vor ein paar Jahren in den Ruhestand. Seit 17. Juli 1848 ist er auch Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften. Durch ihn, bez. durch seine epochemachende Schrift „Ueber Perkussion u. Auskultation“ (Wien 1839; 6. Aufl. 1864), ist die Diagnostik der inneren Krankheiten gänzlich umgestaltet worden, so daß er mit Recht als der Begründer der neueren diagnostischen Schule einen großen Ruf hat. Außer jenem Hauptwerke schrieb er noch: „Ueber die Funktionen der Vorkammern des Herzens“ (Wien 1853); „Der Kretinismus in der österr. Monarchie“ (ebd. 1861).

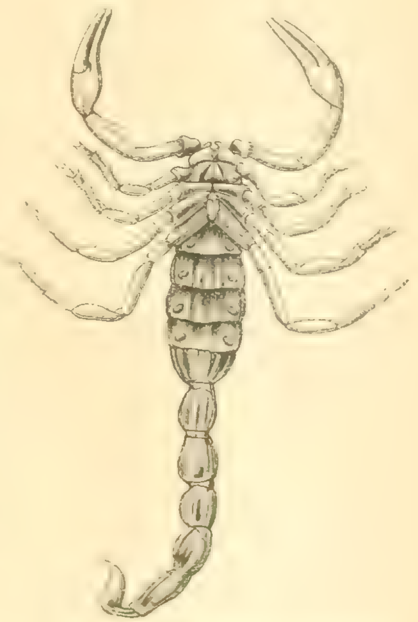
Skolien (griech. σκόλια, im Singular σκόλιον) sind kurze, meist ein strophige Lieder, welche bei Gastmahlern (daher auch Paroinia genannt) zur Kithara gesungen wurden. Sie waren heiteren u. ernsten Inhalts, dem Preise des Weines u. des leichten Lebensgenusses wie dem der Götter u. Heroen gewidmet. Der Name ist von unsicherer Herleitung. Wahrscheinlich soll er die größere Freiheit u. Unregelmäßigkeit der Melodie ausdrücken (σκολιός = krumm, verbogen). Als Erfinder dieser Dichtung galt dem Alterthum Terpander aus Antissa auf Lesbos (7. Jahrh. v. Chr.), welcher auch die siebensaitige Lyra erfand. Namentlich waren es Alkaos u. Anakreon, welche nach ihm diese Poesie pflegten, die durch Pindar zur schönsten Entfaltung gebracht wurde.

Skopas, einer der bedeutendsten griech. Bildhauer, im 4. Jahrh. v. Chr. lebend, war auf der Insel Paros geboren, dann im Peloponnes thätig u. siedelte darauf nach Athen über, wo er gegen 30 Jahre lang eine ausgedehnte Thätigkeit, hauptsächlich in Marmorbildwerken, entfaltete. Er schuf fast ausschließlich Götter u. Halbgötter, seltener Heroen od. Handlungen bereischer Geschlechter, u. unter den Göttern meistens Apollon, Ares, Aphrodite u. Athene u. die zu ihrem Mythenkreise gehörenden Gestalten, die er bes. in stark ausgeprägtem Pathos darzustellen wußte. Zu seinen durch die Schriftsteller des Alterthums bekannt gewordenen Hauptwerken gehören der als Kitharspieler dargestellte Apollo Palatinus, die Gruppe der Leto mit der Ortygia u. den Kindern Apollo u. Artemis, zwei Erinnyen, ein sitzender Ares, eine unbekleidete Venus, die Gruppe „Liebe, Sehnsucht u. Verlangen“, eine bes. gerühmte rasende Bakchantin u. die großartige Komposition der Ueberbringung der von Hephästos für Achilleus gefertigten Waffen. Als Architekt baute er auch den Tempel der Athene Alea zu Tegea, für den er wahrscheinlich auch die Giebelgruppe schuf, ebenso, im Verein mit anderen Künstlern, um 350 v. Chr. das Mausoleum (s. d.) zu Halikarnassos mit seinem reichen plastischen Schmuck u. wahrscheinlich auch die dem Charakter seiner Kunst entsprechende Gruppe der Niobe (s. d.). Schwerlich aber wird irgend eins seiner Werke im Original auf uns gekommen sein, da selbst die Gruppe der Niobe in Florenz wol nur eine Replik aus der letzten Zeit der griech. Kunst ist. — Vgl. Brunn, „Geschichte der griech. Künstler“ (Bd. I, Stuttg. 1853); Urlichs, „St.' Leben u. Werke“ (Greifswald 1863).

Skopzi (d. i. Eunuchen, Selbstverstümmeler) heißt eine Sekte der Russ. Kirche, die sich wahrscheinlich durch geheime Ueberlieferungen aus sehr früher Zeit her erhalten hat u. welche die geschlechtliche Verstümmelung (Entmannung durch glühendes Eisen, sog. Feuertaufe, u. Verschneidung, sog. Beschneidungstaufe) als eine Hauptbedingung der Seligkeit ansieht (bes. auf Grund von Matth. 19, 12 u. anderer mißverstandener Bibelstellen). Als Führer der Sk. tauchte im Anfang des 19. Jahrh. ein Bauer, Namens Seliwanoff auf; die russ. Regierung schickte ihn in die Verbannung u. ließ ihn dann, da er sich für Peter III. ausgab, in ein Irrenhaus sperren. Freigelassen lebte er zu Petersburg in großem Glanze, wurde jedoch 1820 in das Kloster Suzdal gesperrt u. starb daselbst. Die Sk., die in ihm den wiedererschienenen Christus sehen, glauben ihn jedoch noch am Leben u. erwarten seine Wiederkunft. 1869 entdeckte die russ. Regierung, daß die Sekte, die man durch harte Verfolgung u. zahlreiche Auswanderungen nach den Donauländern vernichtet zu haben glaubte, nicht nur noch existire, sondern auch über großartige Geldmittel gebiete. Als Haupt der Sk. ergab sich ein reicher Kaufmann, Plotizyn, zu Morschansk im Gouvernement Tambow. Derselbe wurde mit den Hauptanhängern nach Sibirien verbannt, andere in die Klöster gesteckt.

Skorbut (Scharbock) ist eine auf eigenthümlicher Blutbeschaffenheit beruhende Krankheit; das Blut ist dünnflüssig u. dunkelgefärbt (Blutdissolution) u. die Wände der Blutcapillargefäße zeigen eine leichte Zerreißlichkeit, wodurch bei geringen Verletzungen, auch selbst ohne diese, Blutaustritte erfolgen. Manche Aerzte nehmen an, daß der Sk. von mangelhafter Einführung von Kali zum Blut abhänge. Die Ursachen der Krankheit sind schlechte (verdorbene, bereits in Zersetzung begriffene) Nahrung, verdorbenes Trinkwasser, Faktoren, wie sie nam. bei langen Seereisen leicht eintreten können, feuchtkalte, mit Dünsten verwester Vegetation angefüllte Luft u. deprimirende Gemüthsaffekte; auch kommt Sk. oft nach langdauernden, erschöpfenden Krankheiten (Typhus, Scharlach, Wechselfieber, Syphilis, Alkoholdyskrasie 2c.) vor. Als Vorboten der Krankheit zeigen sich erdfahle Färbung der Haut, gedrückte Stimmung, leichte Ermüdung u. dem Rheumatismus ähnliche Schmerzen. Zuerst tritt dann als wichtigste Erscheinung eine eigenthümliche Affektion des Zahnfleisches auf: dasselbe schmerzt beim Kauen, schwillt an, bildet dicke Wülste um die Zähne, lockert sich, wird bläulich u. blutet leicht. Im weiteren Verlauf bilden die durch leichte Zerreißlichkeit der Blutgefäßwandungen bedingten Blutungen in die Gewebe die Hauptsache. Durch Austritt des Blutes unter die Haut u. in das zwischen den Muskeln liegende Bindegewebe werden runde, harte, schmerzhafte Knoten (nam. in der Kniebeuge) gebildet. Aus den Schleimhäuten der Nase, der Luftröhre, des Magens tritt ebenfalls Blut aus, doch sind solche Nasen-, Luftröhren- u. Magenblutungen häufiger Symptome der sog. Blutfleckenkrankheit (Morbus maculosus Werlhofii, Purpura haemorrhagica), die ähnlich wie der Sk., doch meist ohne die eigenthümliche Zahnaffektion verläuft. Bei schweren Formen des Sk. kommt es mitunter zu gefährlichen Blutungen ins Gehirn, in die Leber, Milz u. in die Brusthöhle. Der Sk. kann durch solchen Blutaustritt od. durch Erschöpfung tödten; doch gelingt es oft, durch Regelung der Diät u. durch einfache Arzneien das Uebel zu beseitigen. Man kann demselben vorbeugen durch Reinlichkeit, frische Fleischnahrung u. frische Gemüse, Quellwasser, gesunde Luft; nam. ist bei Seereisen hierauf Rücksicht zu nehmen. Nach Ausbruch des Leidens sind frisch ausgepreßte Pflanzensäfte, insbes. von Brunnenkresse, Rettig, Meerrettig, Senf, ferner Sauerkraut, Kohl, Salat von guter Wirkung, dann säuerliche Früchte, wie Citronen, Aepfel, sowie Pflanzensäuren (Essig, Weinsteinsäure). Als bekanntes Mittel gilt namentlich frische Bierhefe. Gegen die Mundaffektion hat sich Löffelkrautspiritus mit Wasser zum Mundausspülen bewährt.

Skorpion ist in der Astronomie ein Sternbild der Ekliptik zwischen Wage u. Schütze u. zugleich auch ein Zeichen der Ekliptik, welches letztere aber infolge der Präzession der Nachtgleichen jetzt im Sternbilde des Schützen liegt. Der hellste Stern desselben, ein Stern erster Größe, schimmert röthlich wie der Mars u. ist daher auch mit dem Namen „Antares“, d. i. Gegenares od. Gegenmars, belegt worden. Er ist im Mai u. Juni Abends am Südhimmel zu sehen.



Nr. 5023. Afrikanischer Skorpion [illegible]

Skorpione (Scorpioniden) sind Spinnenthiere der wärmeren Länder bis zum Südabhange der Alpen, mit scherenförmigen Kiefertastern u. scherenförmigen Kieferfühlern, 6—12 Augen, einem ungegliederten Kopfbruststück u. gegliederten, langgestreckten Hinterleibe. Die 6 hinteren der 13 Hinterleibsringe sind schmäler u. bilden eine Art Schwanz, dessen blasenartig aufgetriebenes Endglied den doppelt durchbohrten Giftstachel u. 2 Giftdrüsen trägt. An der unteren Fläche des 3.—6. Bauchrings liegen 4 Paar Stigmen (Luftlöcher), die in eben so viele Lungensäcke führen. Männchen wie Weibchen tragen hinter dem letzten Fußpaare u. der Geschlechtsöffnung ein paar eigenthümliche kammförmige Anhangsorgane am Leibe, die als Haft- u. Reizorgane bei der Begattung dienen sollen. Das Weibchen bringt 20—60 lebende Junge zur Welt u. trägt sie einige Zeit auf dem Rücken mit sich herum. Erst nach 1—2 Jahren sind sie erwachsen. Die Sk. sind nächtliche Thiere, die unter Steinen, Baumrinde, im Sand 2c. verborgen leben, aber auch in menschliche Wohnungen kommen. Sie packen das Beutethier mit den Scheren, tödten es mit dem Giftstachel u. saugen es nach Spinnenart aus.

Große bis 18 cm. lange Arten, wie der in Afrika u. Ostindien heimische Buthus afer, tödten einen Menschen binnen 2 Stunden, u. schon der nur 30 mm. große südeuropäische Skorpion (Scorpio europaeus) verursacht heftige Schmerzen, die indeß durch Ammoniakflüssigkeit gehoben werden. Die tropischen Geißel-Sk. (Phryniden) unterscheiden sich von den eigentlichen Skn., mit denen sie als Pedipalpen zusammengefaßt werden, bes. durch die Kieferfühler, die mit einer Klaue enden, u. durch die ungleichlangen Scherenblätter der Kiefertaster; ihr 11–12gliedriger Hinterleib ist am Grunde abgeschnürt. Der mexikanische Thelyphonus giganteus ist 16 cm. lang. — After- od. Milben-Sk. sind kleine, durch Tracheen athmende Spinnenthiere mit verkümmerten Kieferfühlern u. scherenförmigen Kiefertastern; sie haben einige Aehnlichkeit mit Skn., doch zeigt ihr 11gliedriger Hinterleib keine Schwanzbildung. Zu ihnen zählt der 3 mm. lange Bücherskorpion (Chelifer cancroides, Abbild. s. Bd. II, Nr. 1799), der an dunkeln Orten unserer Wohnungen von Milben u. kleinen Insekten lebt. Skorpionsspinnen (Solpugiden) endlich od. Giftkanker sind in ihrem äußern Ansehen eigentlichen Spinnen sehr ähnliche, große tropische Spinnenthiere mit fußförmigen Kiefertastern u. scherenförmigen Kieferfühlern, einem langgestreckten 10gliedrigen Hinterleibe u. Tracheenathmung. Sie sind gefräßige Raubthiere, die ihre Beute im Steppensande erlauern u. deren Biß in Bengalen selbst Vögeln gefährlich zu werden vermag.

Skropheln (Scrophulosis, Drüsenkrankheit) ist eine allgemeine, sich auf den ganzen Körper erstreckende Blutkrankheit, eine Säfteverderbniß mit vorwaltender Neigung zu Erkrankungen der Lymphdrüsen, insbes. zu chronischen Entzündungen u. Vereiterungen der Drüsen. Die Chemie war bisher noch nicht im Stande, ein besonderes Skrophelgift od. eine besondere Zusammensetzung des Blutes bei der Skrophelkrankheit nachzuweisen. Individuen, die an Sk. leiden, zeigen eine bestimmte (skrophulöse) Konstitution, einen Habitus, der sich entweder in gedunsener Bildung des Körpers, wulstigen Lippen, dicker, kolbiger Nase, bleicher Färbung der Haut, Trägheit der Muskelbewegung u. langsamer geistiger Entwicklung ausspricht (torpide Sk.) od. auch mit feinem Körperbau, weißer, dünner, feiner Haut u. leichter geistiger Erregtheit einhergeht (erethische Sk.). Die örtlichen Erscheinungen der Skrophelkrankheit finden sich vorzugsweise in den Lymphdrüsen (Schwellung, Vereiterung, Verhärtung derselben, nam. am Halse, in der Haut (als Ekzem, Impetigo, auch Lupus), in den Schleimhäuten (als chronische Katarrhe in der Nase, im Gehörgang u. nam. an den Augenlidern mit großer Lichtscheu), in den Knochen (mit Auftreibung u. Vereiterung der Knochenhaut sowie des Knochengewebes) u. in den Gelenken (Anschwellung u. Verdickung derselben). Sämmtliche Affektionen können zwar auch bei anderen Leiden vorkommen, machen sich jedoch durch gewisse charakteristische Erscheinungen als „skrophulöse" kenntlich: die Augenentzündung durch heftige, hartnäckige Lichtscheu; die Drüsenentzündung durch ihren Sitz am Halse u. durch die Neigung, in langwierige Vereiterung mit Zurücklassung auffallend strahliger Narben überzugehen; die Kopfausschläge durch Bildung dicker Krusten; die Nasenaffektion durch häufige Zerstörung der knorpligen Nasenscheidewand u. dadurch bedingtes Aufgestülptsein der Nasenspitze. — Die Ursachen der Sk., die vorzugsweise das Kindesalter heimsuchen, sind einestheils Erblichkeit, anderntheils unzweckmäßige Ernährung, Einathmung dumpfer Luft, Entbehrung des Sonnenlichts 2c. Die Krankheit entwickelt sich im Gefolge solcher Einwirkungen insbes. bei vorwiegend stärkemehlhaltiger Kost, Mehlbrei, Kartoffeln, u. in feuchten, kellerartigen Wohnungen, nam. wenn irgend eine Kinderkrankheit, wie Masern, Darmkatarrhe 2c., den Ausbruch fördern. In der Pubertätszeit pflegen die Sk. zum Stillstand zu kommen. — Bei der torpiden Form ist diätetisch flüssige, nahrhafte Fleischkost u. Fleischbrühe, Milch mit Ei, Obst u. der möglichst eingeschränkte Genuß von mehligen Speisen von Nutzen. Jod u. Jodkali sind Hauptmittel, äußerlich Bäder von Mutterlauge od. Soole (Kreuznach, Kösen 2c.). Bei der erethischen Form giebt man Leberthran u. läßt bei Neigung zu Durchfall Nußblätterthee, Eichelkaffee, Kalmusaufguß trinken, dabei diätetisch kräftige Fleischkost, weiche Eier, nicht aufregende Schwarzbiere neben fleißiger Bewegung in freier Luft verordnend. Die örtlichen Affektionen können fast nur unter Zuziehung ärztlichen Rathes behandelt werden u. machen bisweilen chirurgische Hülfe nöthig.

Skrupel (vom lat. scrupulus, eigentlich ein spitzes Steinchen), d. i. Gewissenszweifel, Bedenklichkeit.

Skrupel, ein ehemaliges Medizinalgewicht. Das Sk. hatte in den verschiedenen Ländern, je nachdem, 20—24 Gran. 3 Sk. waren 1 Drachme, 24 = 1 Unze u. 288 = 1 Medizinalpfund. Das Gewicht in Gramm ist für das alte Nürnberger 1,213; für das preuß. 1,218; für das deutsche zur Umrechnung 1¼; für das österr. 1,158; für das russische 1,211.

Skulptur od. Bildhauerei, in engerem Sinne diejenige Kunst, welche ihre Darstellungen in einem harten Stoffe mit dem Meißel od. dem Messer ausführt; in weiterem Sinne dann auch Bildnerei od. Plastik, die Kunst, welche sich zu ihren Schöpfungen (Bildwerken) eines beliebigen festen od. festwerdenden Stoffes bedient. In Bezug auf die Art der Bearbeitung der Stoffe theilt sich die Sk. ein in Bildhauerei in Stein, in Bildformerei, welche in weichem, sich nachher durch Trocknen od. Brennen verhärtendem Material (Thon, Gips od. Wachs) arbeitet, in Gießkunst, in Toreutik (s. d.) u. in Bildschnitzerei, deren Material Holz od. Elfenbein ist. Die Stein- u. Stempelschneidekunst gehören nur uneigentlich dazu. Die Schöpfungen der Sk. sind entweder 1. vollrunde Körper (Rundbilder), also Statuen od. Gruppen, Hermen, Büsten, Köpfe, od. 2. Reliefs (s. d.).

Als Vorstufe zu der hohen Entwicklung, welche die Sk. durch die Griechen erreichte, pflegt man einerseits die asiatische, andererseits die ägyptische Sk. zu betrachten. Die Sk. der Hindu u. insbes. des Brahmanismus hat in den Göttergestalten einen rein phantastischen Charakter, der sich in symbolischen Bezügen gefällt u. von dem höheren Gesetz küstlerischer Komposition weit entfernt ist. Nur bisweilen entfaltet sie in den Schilderungen eines ruhigen Daseins eine weiche, liebenswürdige Anmuth. Im Gegensatz zu diesen phantastischen Gestalten wendet sich in Babylonien u. Assyrien die Sk. überwiegend der Schilderung des wirklichen Lebens zu u. behandelt in Reliefdarstellungen Leben u. Thaten der Herrscher, theils in feierlichem Ernst u. gemessener Würde, theils in bewegten Scenen der Jagd u. des Krieges. Aber von einer zeitlichen Entwicklung ist weder hier noch bei den Werken der Hindu die Rede; nur in der Muskulatur der Körper sind die älteren Werke herb u. scharf, die späteren weicher u. schwächlicher. Diese Weichheit des Stils nimmt die Tochter der assyrischen Sk., die persische, in sich auf, giebt ihr aber einen anderen Inhalt: sie dient zwar ebenfalls zur Verherrlichung der Würde ihrer Könige, giebt aber keine Darstellung bestimmter historischer Ereignisse, sondern schildert im Allgemeinen den Glanz der königlichen Hofhaltung. Nur in den Thier- u. Kampfscenen äußert sich häufig eine lebhafte Bewegung. Die Formen der assyrischen u. persischen Kunst sind dann die durchaus maßgebenden geworden für die gesammte Sk. der Völker Kleinasiens. Dagegen trägt die Sk. in Aegypten, hier mehr als drei Jahrtausende hindurch die stete Begleiterin der Architektur, ein eigenthümliches Gepräge, ohne jedoch in dieser langen Zeitdauer eine Entwicklung zu erfahren; vielmehr behielt sie, auf einem gewissen Standpunkt angelangt, gleich der Architektur ihren einmal angenommenen Typus unabänderlich bei. In ihren menschlichen Gebilden strebt sie zwar nach Portraitähnlichkeit, aber in allen Statuen herrscht dieselbe strenge Gleichförmigkeit u. apathische Ruhe, in technischer Beziehung überall eine große Sicherheit u. Sorgfalt in der Bearbeitung des harten Steins. Die Götter- u. Herrschergestalten sind fast immer kolossal. Dagegen bieten die zahllosen Reliefs an den Wänden der Tempel u. Gräber einen reichen Wechsel von Scenen u. schildern fast das ganze häusliche u. kriegerische Leben des ägyptischen Volkes; nur darin herrscht stets die äußerliche Symbolik, daß die Gestalt des Königs meist alle anderen an Größe überragt. Im Uebrigen fehlt auch der ägyptischen Sk. ein höheres geistiges Prinzip u. eine irgendwie künstlerische Komposition. Die Technik der Reliefs ist meistens die der Koilanaglyphen, d. h. die Fläche der Figuren ist mit der des Steines gleich hoch, nur der Grund rings umher ist vertieft; dabei sind sie durchgängig mit verschiedenen Farben bemalt. Ihre Stellung ist stets so, daß Brust u. Arme die Vorderansicht, Kopf u. Füße das Profil zeigen. Erst das Volk der Hellenen wies der Plastik ihre wahre Stellung an u. bildete sie zu einer nie wieder erreichten Höhe aus. Zwar gingen auch bei ihnen einzelne Schöpfungen kindlicher Unbeholfenheit voraus, aber gar bald fanden sie den richtigen Weg, ihren Götterbildern die ganze Schönheit der menschlichen Gestalt zu verleihen u. sie in die bei ihnen herrschende, der Plastik überaus günstige Gewandung zu kleiden. Dabei richteten sie ihr Augenmerk nur auf das Allgemeine, nicht auf die Schilderung des inneren Lebens u. der Affekte; daher die Erscheinung, daß die griech. Sk. lange Zeit hindurch den Körper bereits in ziemlich hoher Vollendung darzustellen wußte, ohne dem Ausdruck des Gesichts individuelles Leben zu verleihen. Sie begann mit der Bildung der Göttergestalten u. schuf sie zunächst aus Holz mit bunter Bemalung; an dessen Stelle trat dann bald die nur den Griechen eigene Technik der aus Elfenbein u. Gold zusammengesetzten Statue, aus einem Holzkern bestehend, der für die nackten Theile des Körpers mit Elfenbeinplatten, für die bekleideten mit Goldplatten belegt wurde. Im weiteren Verlauf wurde sowol diese Technik als die der mit Goldblech überzogenen Statuen, deren Extremitäten aus Marmor angesetzt waren (Akrolithen), durch den schlichten weißen Marmor u. durch den Erzguß verdrängt, aber so, daß man auch diese Marmor-Bildwerke selbst in der Blütezeit der griech. Kunst theilweise mit Farbe bemalte (vgl. „Polychromie"), u. daß die Erzbilder an einzelnen Theilen mit Ornamenten aus edlem Metall od. aus Edelsteinen geschmückt wurden. Neben diesen Götterbildern verlangten die Tempel aber auch in den Giebelfeldern, in den Metopen u. Friesen einen bildnerischen Schmuck,



Göttergruppe vom Parthenonfries (Osten).



[illegible]



Venus von Milo (Louvre).



Der Borghesische Fechter des Agasias (Louvre).



[illegible]



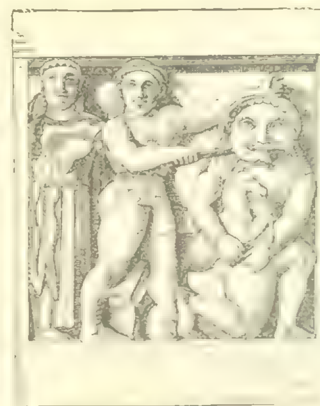
Vom Denkmal des Lysikrates (Athen).



Dornauszieher (Kapitol).



Metope vom Parthenon.



Metope von Selinunt (Palermo).



Zeushaupt von Otricoli (Vatikan).



Von den Stationen Adam Krafft's (Nürnberg).



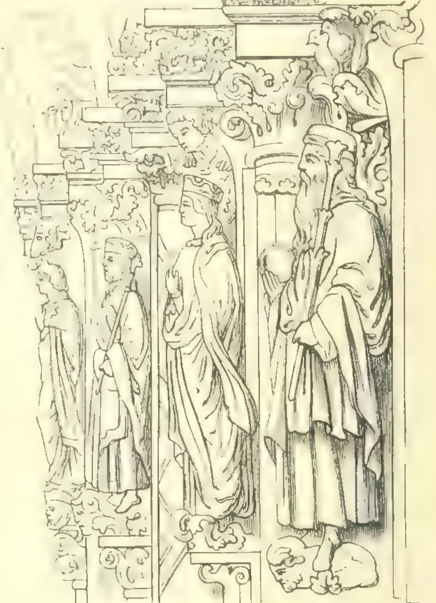
S. Sebald wärmt sich am brennenden Eiszapfen, von P. Vischer.



Von den Chorschranken in Notre-Dame zu Paris.



Relieftafel des Abtes Tutilo (St. Gallen).



Von der Goldenen Pforte zu Freiberg.



Pietas, von Michelangelo (Rom).



Ganymed und der Adler, von Thorwaldsen.



Amor's Tränkung, von R. Begas.



Lessing-Statue in Braunschweig, von Rietschel.



Die vier Jahreszeiten, von Thorwaldsen.

von dem auch schon die früheste Periode der griech. Sk. ziemlich bedeutende Ueberreste aufzuweisen hat. Diese erste Periode (7. bis Anfang des 5. Jahrh. v. Chr.) macht uns manche schon sehr kunstreiche plastische Arbeiten namhaft u. erzählt von der Erfindung des Erzgusses durch Rhoikos u. Theodoros von Samos, von den in Argos u. Sikyon in der Gold-Elfenbein-Technik thätigen Meistern Dipoinos u. Skyllis, von dem Archiver Ageladas, von Kanachos aus Sikyon, Kallon u. Onatas aus Aegina ꝛc. Zwar ist uns keines ihrer Werke im Original od. auch in erweislicher Nachbildung erhalten, doch besitzen wir an Tempelskulpturen aus dieser Epoche bedeutende interessante Ueberreste in den Metopen mehrerer Tempel in Selinunt (Museum zu Palermo), den Reliefs vom Harpyien-Monument zu Xanthos in Lykien u. in den sog. Aegineten (s. „Aegina“), während andere Statuen in verschiedenen Museen sich nur als spätere Nachbildungen nach Werken dieser Periode herausstellen. Den Uebergang zur zweiten Periode (5. Jahrh. v. Chr.), in der die griech. Plastik ihre höchste Vollendung erreichte, bilden Kalamis aus Athen, Erzgießer u. Marmorbildner, u. die ausschließlich in Erz arbeitenden Pythagoras aus Rhegium u. Myron (s. d.) aus Böotien. Sie waren die unmittelbaren Vorgänger des großen Phidias (s. d.), dessen umfassender Geist alle Kunstschöpfungen des Perikleischen Zeitalters leitete u. eine Schar von Künstlern aller Art beschäftigte. Unter seinen Schülern thaten sich hervor Agorakritos, der Liebling seines Meisters, der phantasiereiche, vielseitige Alkamenes u. Päonios. Diesen athenischen Bildhauern gegenüber gründete des Phidias jüngerer Zeitgenosse Polykletos (s. d.) eine Schule in Argos. Sein Hauptaugenmerk richtete er auf Darstellung der menschlichen Schönheit in den Momenten der Ruhe u. Würde u. auf jugendliche Athletengestalten. Als einer seiner Hauptschüler wird Naukydes genannt. In diese Periode der höchsten Blüte fallen auch die Reliefs vom Apollotempel zu Bassä bei Phigalia im Peloponnes (Brit. Museum in London), die, wol aus keiner von beiden Schulen hervorgegangen, die leidenschaftlich bewegtesten Kompositionen zeigen.

Wesentlich anderen Charakter hat die dritte Periode (4. Jahrh. bis auf Alexander d. Gr.). Die feierliche Würde der Göttergestalten weicht der Begeisterung, Lebensfreudigkeit u. Leidenschaft. Demgemäß wurde auch die Technik des Gold-Elfenbeins verlassen, u. wenn auch der Erzguß nicht aufhörte, so wurde ihm doch zunächst der für die feinere Schattirung der Form u. des Ausdrucks geeignetere Marmor vorgezogen. Hauptmeister dieser Periode sind einestheils die Vertreter der jüngeren Attischen Schule, Skopas (s. d.) aus Paros u. Praxiteles (s. d.), anderentheils der zu diesen noch idealen Bildern im Gegensatz stehende Meister der Sikyonisch-Argivischen Schule, Lysippos (s. d.) aus Sikyon. Auch von diesen Meistern ist schwerlich ein Originalwerk auf uns gekommen; nur aus späteren Kopien u. Nachbildungen kennen wir ihren Kunststil.

Mit dem Beginn der vierten Periode (bis zur Eroberung Griechenlands durch die Römer) wanderte infolge der Eroberungszüge Alexander's d. Gr. die griech. Kunst an die neugebildeten Höfe der Fürsten, huldigte ihrem Luxus u. ihrer Prunksucht u. begann nach Virtuosität, äußerem Effekt u. Massenwirkung zu streben. So nam. die Schule von Rhodos, die, gegründet von Chares, dem Schüler des Lysippos u. Meister des Kolosses von Rhodos, dadurch von besonderem Interesse ist, daß aus ihr die „Gruppe des Laokoon“ (s. d.) u. die in ähnlichem Sinne gedachte des Farnesischen „Stiers“ (s. „Farnesische Kunstwerke“) hervorgingen. Eine, wie es scheint, etwas andere Richtung verfolgte die zweite Schule dieser Epoche, die von Pergamos, die sich hauptsächlich durch Darstellungen aus den Schlachten der Könige Attalos u. Eumenes gegen die Gallier hervorthat. Mit der politischen Selbständigkeit Griechenlands hörte auch seine Kunst auf selbständig zu sein; sie wanderte nach Rom aus u. blühte in den für römische Tempel u. Paläste geschaffenen Werken zu neuem Leben empor (griech.-röm. Periode). Feinheit der Auffassung, Harmonie der Bewegung u. Meisterschaft der Technik sind der römisch-griech. Plastik bis auf die Zeit Hadrian's († 138 n. Chr.) nicht abzusprechen; später artete sie in Effekthascherei u. Ueberladung od. in handwerkliche Thätigkeit aus. Aus jener besten röm. Zeit (1. Jahrh. vor u. n. Chr.) besitzen wir eine überaus reiche Fülle hochgepriesener Werke, z. B. die Mediceische „Venus“ des Kleomenes, Sohnes des Apollodoros (Uffizien in Florenz), den Farnesischen „Hercules“ des Atheners Glykon (Museum in Neapel), den „Torso von Belvedere“ des Atheners Apollonios (Rom), den Borghesischen „Fechter“ des Agasias aus Ephesos (Louvre) u. andere nicht minder berühmte Arbeiten dieser Zeit von unbekannten Meistern, wie der „Apollon von Belvedere“ (Vatikan), die ihm verwandte „Diana von Versailles“ (Louvre), der „liegende Flußgott Nil“ (Vatikan), die „Dioskuren von Monte Cavallo“ (mit falscher Namensunterschrift), mehrere Statuen des Antinous ꝛc. Was aber die Plastik lediglich dem röm. Einflusse verdankt, das ist einestheils die weite Verbreitung der Portraitbildnerei, anderntheils sind es Reliefdarstellungen historischer Scenen, mit denen die Triumphbogen u. Siegessäulen geschmückt wurden. Dazu kommt endlich seit der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. das Aufkommen der Sarkophagreliefs.)

Keiner der bildenden Künste war das Christenthum in den ersten Jahrhunderten so abhold wie der Sk. Nur selten wagte man es, in Statuen die christlichen Gedanken auszusprechen u. auch dann nur in antik-röm. Geiste; öfter dagegen nach dem Vorbild der Sarkophage in Reliefs, deren Gegenstand die Begebenheiten des Alten Testamentes od. die Hoffnung auf die Seligkeit des Himmels war. Viele derselben befinden sich im Museum des Laterans in Rom. Auch der Beginn der romanischen Zeit (10. Jahrh. n. Chr.) war der Architektur viel günstiger als der Sk.; nur in Werken der Kleinkunst u. nam. in der Elfenbeinschnitzerei zeigt sich schon damals eine große Thätigkeit. Geräthe für den kirchlichen wie für den häuslichen Gebrauch wurden in Elfenbein gefertigt u. in Relief mit bildlichen Darstellungen versehen, die freilich oft roh u. schwerfällig behandelt sind, aber in den aus Byzanz stammenden od. byzantinischen Mustern nachgebildeten Arbeiten auch eine große Feinheit der Technik zeigen. Ebenso ausgedehnt wurde für dekorative Arbeiten seit dem Beginn des 11. Jahrh. in Deutschland u. im südlichen Italien der Erzguß betrieben, bes. in den Reliefs, womit die ehernen Thüren der Kirchen geschmückt wurden (Dome in Hildesheim, Augsburg, Amalfi, Salerno, Ravello), ebenso in der Anfertigung von ehernen Taufbecken u. siebenarmigen Leuchtern. Dem Erzguß schließt sich in der späteren romanischen Zeit die Steinskulptur an, bes. in den Brüstungen der Emporen, an den Chorschranken u. in den Bildwerken der Kirchenportale (in Deutschland die sog. Goldene Pforte zu Freiberg in Sachsen u. der Dom zu Basel, in Frankreich die Abteikirche zu Conques ꝛc., meist während des 12. od. zu Anfang des 13. Jahrh.).

Diese Verwendung der Sk. für die Portale u. Façaden der Kirchen erlangte mit dem Beginn der gothischen Periode zunächst in Frankreich einen um so bedeutenderen Aufschwung, da die dortige Gothik an der Westseite der Kirchen gern drei Portale u. hin u. wieder auch an den Querschiffen prachtvolle Eingänge anbrachte, die dann mit biblischen Reliefs u. mit Statuen der Heiligen geschmückt wurden. Aus der Frühzeit der Gothik nennen wir nur die Kathedralen von Paris, Amiens, Chartres (Portale des Querschiffs), Reims u. die Sainte Chapelle in Paris. Deutschland hat aus dieser Zeit in den Sken an den Domen zu Bamberg, Straßburg u. Freiburg, aus dem 14. Jahrh. an denen des Kölner Doms u. der Lorenzkirche zu Nürnberg sowie aus dem 15. Jahrh. an der Frauenkirche zu Eßlingen bedeutende Werke aufzuweisen, während England sich zwar in dieser Art von Sk. nur ausnahmsweise, dafür aber um so mehr in plastischen Grabdenkmälern sowol in Stein als in Erz hervorthat. Ein fast nur in Deutschland von der Mitte des 14. Jahrh. an zu weiter Verbreitung gelangter Zweig der Sk. ist die Holzschnitzerei, die sich an den Chorstühlen u. mehr noch in den bunt bemalten Altarwerken entfaltete u. hierin bis an den Anfang des 16. Jahrh. eine Fülle von inhaltlich zwar sehr interessanten, aber in ihrem Realismus oft zu weit gehenden Werken hervorbrachte. Anders u. höher entwickelte sich während dieser Zeit die Sk. in Italien, insofern sie sich von der Architektur löste u. dadurch ihren Meistern ein freieres Schaffen gewährte. Ihre Hauptrepräsentanten sind der große Nicola Pisano (s. d.) u. sein Sohn Giovanni Pisano, ebenso des Letzteren Schüler Andrea Pisano, sein Sohn Nino Pisano u. der in allen drei Künsten hervorragende Andrea Orcagna (s. d.).

An der Schwelle des Uebergangs von der gothischen Zeit zu der Renaissance steht der Sienese Jacopo della Quercia (1374–1438), der sich in seinem Realismus allmählich von der mittelalterlichen Tradition zu befreien suchte. Der eigentliche Begründer aber der neueren Zeit ist Lorenzo Ghiberti (s. d.). Durch ihn beeinflußt wirkte sein jüngerer Zeitgenosse Luca della Robbia (s. d.), der Terracottabildner, u. der energische, vielschaffende Naturalist Donatello (s. d.), in dessen Fußstapfen mehrere seiner jüngeren Zeitgenossen traten, z. B. der im Erzguß bedeutende Antonio Pollajuolo (1426—98) u. nam. Andrea Verrocchio (s. d.). Hierher gehören auch der erfindungsreiche Benedetto da Majano (s. d.), Matteo Civitali aus Lucca u. der fruchtbare Mino da Fiesole. Von den neben diesen toscanischen Meistern in anderen Gegenden Italiens thätigen Bildhauern ist bes. die Familie der Lombardi (s. d.) zu nennen. Viele Kunstwerke dieser Zeit (z. B. in den Kirchen S. Giovanni e Paolo u. S. Maria dei Frari in Venedig) sind übrigens nicht auf bestimmte Namen zurückzuführen.

Gründlicheres Studium der Antike führte an Stelle dieser ganzen naturalistischen Richtung des 15. Jahrh. allmählich eine Wendung zum Idealen u. Erhabenen herbei, die sich Anfangs in einer kühneren, großartigen Auffassung aussprach, sich aber in der Folge nicht frei von Affektation u. theatralischer Auffassung hielt u. am Ende in Manierirtheit verfiel. Von diesem Fehler frei waren noch die im Anfang des 16. Jahrh. stehenden

Andrea Sansovino (s. d.) u. Michelangelo (s. d.), welcher, wenn auch einige nach ihm gebildete Meister, z. B. Tribolo u. der Goldschmied Benvenuto Cellini, noch eine maßvolle Richtung zu erhalten wußten, doch den Anstoß zum Hereinbrechen einer ungezügelten Freiheit der Subjektivität gab. Dahin gehört zum Theil Giovanni da Bologna (s. d.), in höherem Grade der manierirte Nachahmer Michelangelo's Baccio Bandinelli (s. d.). Nur Jacopo Sansovino (s. d.) hielt in Oberitalien die Fahne des edlen reinen Stiles aufrecht.

In Deutschland begann, wie wir sahen, bereits im 15. Jahrh. zunächst in der Holzschnitzerei die naturgetreue, individuelle Darstellungsweise. Die Gedankenwelt blieb zwar noch die des Mittelalters, aber die Form trägt bereits ein von den Traditionen desselben befreites Gepräge. In Aufstellung u. Gruppirung der in Farben prangenden Gestalten zeigt sich ein malerisches Streben, das die Grenze der Plastik überschreitet; ebenso in der Gewandung, die auf unruhige Weise in eckige Falten gebrochen ist u. oft ins Knittrige ausartet. Dieser Realismus drang aber auch in die Steinskulptur u. in den Erzguß, bis gegen das Ende des ersten Viertels des 16. Jahrh. die von der italienischen Sk. damals eingeschlagene antikisirende Richtung ihren Einfluß geltend machte u. eine Wechselwirkung zwischen dem neuen Idealstil u. dem nordischen Realismus hervorbrachte, die Anfangs noch lebensvolle, naturwahre Werke schuf, aber von der Mitte des Jahrh. an zu theatralischer Gespreiztheit od. frostiger Allegorie wurde. Als Bildner im Fache der Holzskulptur werden uns aus Deutschland gegen das Ende des 15. u. in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. Michael Pacher aus Tirol, Hans Brüggemann aus Schleswig, der Meister des dortigen großen (unbemalten) Altarschreins, u. vor Allen Michael Wohlgemuth (s. d.) u. Veit Stoß (s. d.) genannt; ebenso in der Schnitzerei von Chorstühlen Jörg Syrlin d. Aelt., sowie sein Sohn Jörg Syrlin d. J. Und wie in der Steinskulptur der Meister der fränkischen Schule, Adam Krafft (s. d.), hervorragte u. Tilman Riemenschneider († 1531) aus Würzburg, der Schöpfer mehrerer Grabdenkmaler in Bamberg u. Würzburg, so hat der Erzguß einen fast alle genannten übertreffenden Meister in Peter Vischer (s. d.), dem seine fünf Söhne helfend u. schaffend zur Seite standen. Hierher gehören auch die verschiedenen Meister des großen Grabdenkmals des Kaisers Maximilian in Innsbruck, dessen Entstehung in drei od. vier verschiedene Zeiten des 16. Jahrh. fällt.

In Frankreich äußerte sich schon im Beginn des 16. Jahrh. der Einfluß der italienischen Renaissance nam. an Grabmonumenten u. a. Steinskulpturen, die in ihrem Realismus eine große Ueppigkeit u. Pracht entfalteten, bis gegen die Mitte des Jahrh. die antikisirende Richtung immer bestimmter u. schärfer hervortrat. Doch nennt uns die Geschichte mit Ausnahme von Jean Goujon (s. d.) hier eben so wenig hervorragende Namen als in Spanien, wo wir fast nur über die Arbeiten des Alonso Berruguete (s. d.) unterrichtet sind.

Jene Zügellosigkeit od. Manierirtheit, der die Sk. gegen das Ende des 16. Jahrh. in Italien anheimgefallen war, führte im 17. Jahrh. zu einem Extrem, dessen Grundcharakter, von dort ausgehend, fast zwei Jahrhunderte die übrige Welt beherrschte. Wie der Barockstil der Architektur nichts Anderes als energischen Ausdruck u. glänzenden Effekt erstrebte, so sah auch die Plastik das Schöne nur in der leidenschaftlichen Erregtheit der Gestalten, deren Bewegungen den gewaltsamsten Affekt ausdrücken mußten; daher bei männlichen Gestalten eine übertriebene Muskulatur, bei weiblichen eine kokette od. gezierte Stellung, daher in der Gewandung statt der früheren eckigen Falten u. Brüche weite, bauschige, flatternde Massen. Das ist der Stil, in welchem, nachdem ihm der noch gemäßigte Stefano Maderna (s. d.) vorangegangen war, in Italien zuerst Lorenzo Bernini's (s. d.) plastische wie architektonische Werke gehalten sind. Zahlreiche Bildner folgten seinen Wegen nicht nur in Italien, sondern auch, obgleich mit gewissen Modifikationen u. individuellen Verschiedenheiten, in Frankreich. Zum Theil weniger schwülstige Nachfolger Bernini's sind z. B. der Italiener Alessandro Algardi (1598—1654), die Franzosen Pierre Puget (1622—94), François Girardon (1628—1715), Pierre Legros (1656—1719) u. der theatralische Jean Bapt. Pigalle (s. d.). Auch die Niederländer u. die Deutschen schlossen sich im Wesentlichen dieser Geschmacksrichtung an, wußten aber doch mehr Maß zu halten; dahin gehören die Niederländer Franz Duquesnoy, genannt Fiammingo, u. sein Schüler Arthur Quellinus (1607 bis 1700), ebenso in Deutschland, das bes. aus dem Ende des 16. u. dem Anfang des 17. Jahrh. überaus reich ist an wirkungsvollen Grabdenkmalen, der als Bildner wie als Baumeister gleich große Andreas Schlüter (s. d.).

Aus jener Unnatur, in welcher die Sk. des 18. Jahrh. im Allgemeinen befangen war, befreite sie zuerst der Venezianer Antonio Canova (s. d.), der sich zum Studium der Antike zurückwandte, der Begründer der modernen klassischen Richtung der Sk. wurde u. den wohlthätigsten Einfluß auf seine Zeitgenossen u. nächsten Nachfolger übte; nam. auf Joh. Heinr. Dannecker (s. d.), den Franzosen Ant. Denis Chaudet (s. d.) u. die Schweden Joh. Tob. Sergell (1736—1813), Joh. Nik. Byström (1783—1848) u. Benedikt Fogelberg (s. d.), während der Engländer John Flaxman (s. d.) unabhängig von Canova ebenfalls einer streng antikisirenden Richtung folgte. Was Canova theilweise erreicht hatte, das vollendete der Däne Bertel Thorwaldsen (s. d.), in welchem die Plastik der Hellenen sich mit dem Geiste des Christenthums zu durchdringen wußte. Ihnen gegenüber wandte sich Joh. Gottfr. Schadow (s. d.) einem gesunden Realismus zu, strebte nach lebendiger Auffassung u. scharfer Charakteristik des Individuums u. legte dadurch den Grund zu der modernen realistischen Portraitbildnerei, die, wenn auch sein nächster Nachfolger, Friedr. Tieck, noch ganz an der antiken Anschauung festhielt, doch sehr bald durch die langjährige Thätigkeit des großen Chr. Rauch (s. d.) zur schönsten Vollendung gelangte u. durch ihn auf eine lange Reihe talentvoller, vielschaffender Schüler überging, unter denen ihm zunächst Friedr. Drake, Alb. Wolf, Aug. Kiß, Herm. Schievelbein, Aug. Fischer, Herm. Heidel, Gustav Blaeser, Wredow u. A. zu nennen sind, sodann als jüngere Reinhold Begas u. Rud. Siemering. Ein Zweig dieser Berliner Schule Rauch's ist auch die durch Ernst Rietschel (s. d.) in Dresden gegründete Schule, aus der unter Anderen Aug. Wittig, Ad. Donndorf u. Gustav Kietz hervorgingen. Neben diesem individualisirenden Realismus stehen in Dresden Ernst Jul. Hähnel (s. d.), dessen schwungvolle Phantasie sich im Ganzen mehr den idealen Gebilden als der Portraitstatue zuneigt, u. der vielseitige Joh. Schilling (s. d.).

Während in München Konrad Eberhard (s. d.) fast völlig isolirt sich der streng religiösen Plastik widmete, schlug Ludwig Schwanthaler (s. d.), der Begründer der Münchener Schule, dort einen ganz anderen Weg ein u. schuf im Geiste der Romantik eine Fülle der edelsten Werke, denen freilich die meisten seiner zahlreichen Portraitstatuen an künstlerischer Durchbildung bedeutend nachstehen. In letzterer Beziehung sind auch die monumentalen Portraitbilder seiner Schüler u. Nachfolger Brugger, Halbig u. Widnmann nur theilweise gelungen. Neben ihnen trat Joseph Knabl (s. d.) als glücklicher Wiederhersteller der mittelalterlichen Holzskulptur auf. Auch nach Wien verpflanzte sich die Münchener Schule durch Ant. Dom. Fernkorn (s. d.), der die Romantik seines Lehrers Schwanthaler mit einem frischen, gesunden Naturalismus verband u. zahlreiche Schulen gründete.

Aehnlich wie in Deutschland entwickelte sich die Sk. in Frankreich seit Chaudet, aber sie strebte weniger nach tiefem Gedankengehalt als nach dem Reiz der sinnlichen Erscheinung. Vertreter dieser modernen franz. Plastik sind die noch ganz klassischen François Joseph Bosio (s. d.) u. Phil. Honoré Lemaire (geb. 1798), der um die neueste Sk. sehr verdiente Jean Pierre Cortot (s. d.), der Meister der Darstellung weiblicher Schönheit James Pradier (s. d.), der hierin bis zur Koketterie ausgeartete Jean Bapt. Clésinger (s. d.), der geistreiche, aber auch oft allzu kühne François Rude (1785—1855) u. der graziöse Francisque Duret (geb. 1805). Wenn die Mehrzahl von ihnen die klassische Weise noch mit einem gesunden Realismus zu verbinden wußte, so trat dagegen Pierre Jean David von Angers (s. d.) entschieden auf die Seite des Naturalismus, verleugnete in seinen größeren monumentalen Werken oft alle plastischen Gesetze u. stellte den Typus der heutigen franz. Plastik fest. In dieser naturalistischen Behandlung glänzte auch Ant. Louis Barye (1795—1875) als Thierbildner. Gegen diese Leistungen der Deutschen u. Franzosen stehen die heutigen Bestrebungen in anderen Ländern ziemlich zurück, denn das in der Malerei so hervorragende Belgien hat es wenigstens in der Familie der Geefs nicht zu wahrhaft lebensvollen Gestalten gebracht, nur Fraikin hat den Erwartungen, die 1845 sein „gefangener Amor" erregte, auch durch einige größere Darstellungen entsprochen; eben so wenig kann sich England trotz seiner zahlreichen, aber selten gelungenen Monumentalstatuen einer besonderen Entwicklung der Plastik rühmen. Zu den hervorragendsten unter den dortigen Meistern des 19. Jahrh. gehören der in od. vielmehr durch Rom ausgebildete John Gibson, die im Portrait geschätzten Francis Chantrey u. Thomas Woolner, Westmacott, Vater u. Sohn, William Calder Marshall, Richard James Wyatt u. John Henry Foley.

Auch das in der Sk. von der Vergangenheit zehrende Italien kann nur auf den Ruhm einer vollendeten Marmortechnik Anspruch machen, zeigt aber keinen höheren Aufschwung des künstlerischen Lebens. Mit Ausnahme Pietro Tenerani's (1789—1869) brachten es fast alle übrigen Bildner der Neuzeit, wie Lorenzo Bartolini, Adamo Tadolini, Innocenzio Fraccaroli, Carlo Finelli, Pietro Magni, Pio Fedi, Luigi Bienaimé u. Giovanni Dupré, entweder nur zu technischer Virtuosität od. zu äußerlicher drastischer Wirkung od. zu kleineren Schöpfungen anmuthigen Inhalts. Dieser römischen Schule schließt sich auch aus etwas älterer Zeit der Deutsche Joh. Martin Wagner (s. d.)

an, der am Idealismus der Antike festhielt, u. unter den Lebenden der oft etwas sentimentale Emil Wolff (s. d.) sowie der anfänglich unter Rauch gebildete Karl Steinhäuser (s. d.). — Hauptliteratur außer den Bd. VI, S. 94 angeführten, auch die Plastik betreffenden Werten: K. O. Müller, „Handbuch der Archäologie der Kunst“ 3. Aufl., Bresl. 1848); H. Brunn, „Geschichte der griech. Künstler“ (Bd. I, Stuttg. 1853; Overbeck, „Geschichte der griech. Plastik“ 2. Aufl., Lpz. 1869 f.); Lübke, „Geschichte der Plastik“ 2 Bde., 2. Aufl., Lpz. 1870).

Chronologische Uebersicht über die Geschichte der Skulptur.

Altgriechische Zeit.

Dädalos (mythisch).
Smilis aus Aegina.
Glaukos aus Chios.
Rhökos u. Theodoros, die Erfinder des Erzgusses.
Dipönos u. Skyllis aus Kreta, Marmor- u. Gold-Elfenbeinbildner.

Erste Periode bis Ende des 6. Jahrh. v. Chr.).
Ageladas aus Argos.
Kanachos aus Sikyon u. sein Bruder Aristokles.
Kallon, Onatas } aus Aegina.
Hegias aus Athen. Die Metopen von Selinunt; das Harpyienmonument von Xanthos; die Aegineten.
Kalamis (aus Athen?).
Pythagoras aus Rhegium, Myron aus Böotien, } Erzbildner.

Zweite Periode (5. Jahrh.).
Schule von Athen.
Phidias (um 500—430), **Bildner in Marmor u. Gold-Elfenbein.**
Agorakritos, Alkamenes, Kolotes, Päonios, } Schüler des Phidias.
Kallimachos, Kephisodotos } aus Athen.
Kresilas aus Kydonia.
Schule von Argos.
Polykletos aus Argos (um 450—410).
Naukydes, sein Schüler.
Polykletos d. J., Schüler des Naukydes.

Dritte Periode (4. Jahrh. bis zum Tode Alexander's d. Gr.).
Euphranor, Maler u. Bildner in Metall u. Marmor.
Skopas aus Paros, Marmorbildner.
Bryaxis, Leochares, } seine Genossen.
Praxiteles, Silanion } aus Athen.
Lysippos aus Sikyon, Erzbildner.
Lysistratos, sein Bruder.

Vierte Periode (323—146 v. Chr.).
Schule von Rhodos.
Chares aus Lindos, Schüler des Lysippos.
Die Meister des „Laokoon“ u. des Farnesischen „Stiers“.
Die Schule von Pergamos.

Die griech. Plastik unter den Römern bis auf Hadrian.
Apollonios, Sohn des Nestor, aus Athen, Meister des „Herculestorso“ im Vatikan.
Kleomenes aus Athen, Meister der Mediceischen „Venus“.
Glykon aus Athen, Meister des Farnesischen „Hercules“.
Agasias aus Ephesos, Meister des Borghesischen „Fechters“.

Spätere Kaiserzeit.
Blütezeit der Portraitbildnerei, der historischen Reliefs u. der Sarkophagreliefs.

Zeit des Romanismus (11. u. 12. Jahrh.).
Blütezeit der Elfenbeinschnitzerei, des Erzgusses (Bernward von Hildesheim) u. der Skulpturen an den Kirchenportalen.

Zeit der Gothik (13.—15. Jahrh.).
Fernere Blüte der kirchlichen Skulptur.
Mitte des 14. Jahrh. Beginn der deutschen Holzschnitzerei, Chorstühle, Altarschreine.
1204—80. Nicola Pisano.
1240—1320. Giovanni Pisano, sein Sohn.
1270—1345. Andrea Pisano, dessen Schüler.
1329—89. **Andrea Orcagna, Baumeister, Bildhauer u. Maler.**
1374—1438. Jacopo della Quercia.

Zeit der Renaissance (15. u. 16. Jahrh.).
Toscana.
1377—1446. Filippo Brunellesco, Baumeister.
1378—1455. Lorenzo Ghiberti, Bildhauer u. Erzgießer.
1386—1468. Donatello; seine Schüler Michelozzo u. Bertoldo.
Gest. 1430. Nanni di Banco, Schüler Donatello's.
1400—1481. Luca della Robbia, Terracottabildner.
15. Jahrh. Desiderio da Settignano.
1400—1486. Mino da Fiesole, Schüler von Desiderio da Settignano.
1422—98. **Benedetto da Majano, Bildhauer u. Baumeister.**
1427 bis um 1490. Ant. Rossellino.
1432—88. Andrea Verrocchio, Bildhauer, Goldschmied u. Maler.
1433—98. Antonio Pollajuolo, Erzgießer.
1435—1501. Matteo Civitali.
1437—1528. Seine Schüler Andrea della Robbia u. dessen Sohne.
1460—1529. Andrea Sansovino.
1475—1564. Michelangelo Buonarroti, Bildhauer, Maler u. Baumeister.
1479—1570. Jacopo Sansovino (Tatti), sein Schüler, Architekt u. Bildhauer.
1485—1550. Tribolo (Niccolo Pericoli), Schüler beider Sansovino.
1487—1559. Baccio Bandinelli.
1500—1571. Benvenuto Cellini, Goldschmied u. Bildhauer.
1524—1608. Giovanni da Bologna.

Lombardei.
Pietro († 1515), Antonio u. Tullio Lombardi.

Deutschland. Holzschnitzer.
Gest. 1491. Friedrich Herlen, auch Maler.
1434—1519. **Michael Wohlgemuth aus Nürnberg, auch Maler.**
1440—1533. Veit Stoß aus Nürnberg (n. A. aus Krakau).
2. Hälfte des 15. Jahrh. Jörg Syrlin d. Aelt. u. sein gleichnamiger Sohn.
2. Hälfte des 15. Jahrh. Michael Pacher aus Brunneck in Tirol.
Anfang des 16. Jahrh. Hans Brüggemann in Schleswig.
Steinbildner.
1430—1507. Adam Krafft.
Gest. 1531. Tilman Riemenschneider in Würzburg.
Erzgießer.
1455—1529. Peter Vischer u. seine Söhne bis 1540.
1492—1563. Pantraz Labenwolf, sein Schüler.
16. Jahrh. Die Meister des Maximilians-Denkmals in Innsbruck.

Die übrigen Länder.
Gest. 1572. Jean Goujon, Gest. 1590. Germain Pilon } in Frankreich.
1480—1562. Alonso Berruguete in Spanien, auch Architekt u. Maler.

Das 17. u. 18. Jahrh. Verfall der Skulptur.
1571—1636. Stefano Maderna.
1594—1644. Franz Duquesnoy (Fiammingo).
1598—1654. Alessandro Algardi, Bildhauer u. Baumeister.
1598—1680. Lorenzo Bernini, Begründer des Barockstils, Baumeister, Bildhauer u. Maler.
1607—68. Arthur Quellinus d. Aelt., Schüler von Duquesnoy.
1622—94. Pierre Puget, Bildhauer, Maler u. Baumeister.
1625—1700. Arthur Quellinus d. J., Sohn u. Schüler von Quellinus d. Aelt.
1628—1715. François Girardon.
1640—1694. Martinus v. d. Bogaert (Desjardins).
1640—1720. Charles Antoine Coysevox.
1656—1719. Pierre Legros.
1664—1714. Andreas Schlüter, Bildhauer u. Baumeister.
1692—1741. Georg Rafael Donner.
1714—1785. Jean Bapt. Pigalle.

Rückkehr zur Antike.
1736—1813. Joh. Tobias Sergell, aus Stockholm.
1755—1826. John Flaxman, aus York.
1757—1822. Antonio Canova.
1758—1841. Joh. Heinr. Dannecker.
1763—1810. Antoine Denis Chaudet.
1770—1844. Bertel Thorwaldsen, aus Kopenhagen.
1778—1858. Joh. Martin Wagner, Maler u. Bildhauer.
1783—1848. Joh. Nic. Byström, Schüler von Sergell.
1786—1822. Rudolf Schadow, Sohn des folgenden Gottfried Sch.
1787—1854. Benedikt Fogelberg, aus Gothenburg.
1795—1869. Heinr. Max Imhof, Schüler von Dannecker.
1798—1868. Herm. Wilh. Bissen, Schüler von Thorwaldsen.
Geb. 1802. Emil Wolf aus Berlin, in Rom.

Auftreten des Realismus. Berlin.
1764—1850. Gottfried Schadow.
1776—1851. Friedrich Tieck.
1777—1857. Christian Rauch.
1785—1859. Ludw. Wichmann, Schüler von **Schadow.**
1801—63. Theodor Kalide,
1802—65. Aug. Kiß,
Geb. 1805. Friedr. Drake,
1805—66. Ferd. Aug. Fischer,
1810—65. Herm. Heidel,
1813—74. Gustav Blaeser,
Geb. 1813. Bernh. Afinger,
Geb. 1813. Karl Steinhäuser,
Geb. 1814. Albert Wolff,
Geb. 18.. Aug. Wredow, } Rauch's Schüler.
1817—67. Herm. Schievelbein, Geb. 1831. Reinhold Begas, } Schüler Wichmann's.
Geb. 1828. Louis Sußmann-Hellborn, Schüler von Wredow.
Geb. 1835. Rudolf Siemering, Schüler von Blaeser.
Geb. 1838. Karl Keil, Schüler von Drake.
Dresden.
1804—61. Ernst Rietschel, Schüler Rauch's.
Geb. 1811. Ernst Julius Hähnel, Schüler Schwanthaler's.
Geb. 1826. Friedrich August Wittig, jetzt in Düsseldorf, Schüler Rietschel's.
Geb. 1826. Gustav Kietz, Schüler Rietschel's.
Geb. 1828. Joh. Schilling, Schüler Hähnel's.
1830—71. Friedr. Wilh. Schwenk, **Geb. 1835. Aug. Donndorf,** } Schüler Rietschel's.
München.
1770—1859. Konrad Eberhard, Schüler von Roman Boos, christliche Skulptur.
1804—70. Joseph Otto Entres, Schüler von Eberhard.
1802—48. Ludwig Schwanthaler, Romantiker.
Geb. 1812. Max Widnmann, **1815—70. Friedrich Brugger,** } Schüler Schwanthaler's.
Geb. 1819. Joseph Knabl, Schüler Eberhard's.
Geb. 1820. Joh. Halbig, Schüler Schwanthaler's.
Geb. 1829. Konrad Knoll, **Geb. 1830. Kaspar Zumbusch,** } Schüler Halbig's.

Wien.

Geb. 181[illegible]. Ant. Dom. Fernkorn, Schüler [illegible].

181[illegible]–[illegible]. Hans Gasser.

Geb. 1818. Joseph Gasser.

Geb. 1819. Vincenz Pilz.

Geb. 1838. Karl Kundmann.

Im übrigen Deutschland.

1782–1852. Joh. Werner Henschel, in Kassel.

1797–1871. Ed. v. d. Launitz, in Frankfurt, Schüler Thorwaldsen's.

1800–1867. Emil Cauer, in Kreuznach, Schüler Rauch's.

1800–1876. Ernst v. Bandel, in Hannover.

Geb. 18[illegible]. Gustav Kaupert, in Frankfurt, Schüler Henschel's.

Geb. 1811. Joh. Aug. Knaur, in Leipzig, Schüler Rietschel's.

Geb. 181[illegible]. Friedr. Wilh. Engelhard, in Hannover, Schüler von Thorwaldsen u. Schwanthaler.

Geb. 1815. Ferd. Müller, in Meiningen, Schüler Schwanthaler's.

1821–56. Emil Alex. Hopfgarten, in Wiesbaden, Schüler Wichmann's.

Geb. 1827. Joseph Kopf, in Stuttgart, Schüler J. M. Wagner's.

Frankreich.

1769–1845. François Joseph Bosio.

1785–1855. François Rude.

1787–1843. Pierre Cortot.

1790–1852. James Pradier.

1793–1856. Pierre Jean David, von Angers.

1796–1875. Ant. Louis Barye.

Geb. 1798. Phil. Honoré Lemaire.

Geb. 1805. Francisque Duret, Schüler von Bosio.

Geb. 1808. Antoine Etex, Schüler von Pradier.

Geb. 1814. Jean Bapt. Auguste Clésinger.

Belgien.

1784–1836. Matthias Kessels.

Geb. 1806. Wilh. Geefs.

1811–60. Josef Geefs, dessen Bruder u. Schüler.

Geb. 1819. Charles Auguste Fraikin.

England.

1775–1856. Richard Westmacott.

1782–1842. Francis Chantrey.

1791–1866. John Gibson, Schüler von Canova u. Thorwaldsen.

1795–1865. Richard James Wyatt, Schüler Canova's.

1801–71. Richard Westmacott, Sohn d. Vor.

1805–67. Carlo Marochetti, Schüler Bosio's.

Geb. 1813. William Calder Marshall.

1818–74. John Henry Foley.

Geb. 18.. Thomas Woolner.

Italien.

1773–1850. Lorenzo Bartolini.

1782–1852. Carlo Finelli.

1789–1868. Adamo Tadolini, Schüler von Canova.

1789–1869. Pietro Tenerani, Schüler von Canova u. Thorwaldsen.

Geb. 1805. Innocenzo Fraccaroli, Schüler von Thorwaldsen u. Tenerani.

Geb. 18.. Luigi Bienaimé, Schüler von Thorwaldsen.

Geb. 1815. Pio Fedi.

Geb. 1816. Pietro Magni.

Geb. 1817. Giovanni Dupré.

Skuptschina, Name der serb. Nationalversammlung (s. „Serbien").

Skutari. 1. **Sk.** (mit Ueskudar), das alte Chrysopolis, Stadt auf dem asiat. Ufer des Bosporus, gegenüber dem Goldenen Horn, zu den Vorstädten Konstantinopels gerechnet, in dessen Polizeibezirk es liegt, mit etwa 60,000 E. Von W. od. SW. her sieht man nur Trümmerhaufen u. dahinter hohe Cypressen, doch ist Sk. die Haupthandelsstadt der Levante mit zahlreichen Khans u. Waarenlagern, 12 Moscheen, einem berühmten Derwischkloster, einem Sommerpalast des Sultans, einer großen Gardekaserne im S., einem kaiserl. Postamte, einer türk. Buchdruckerei, bedeutenden Seiden- u. Baumwollwebereien, großen Lederwaarenlagern u. vielgerühmten Weinbergen. Der wichtigste, 1½ Stunde lange Gottesacker der Hauptstadt liegt an der Süd- u. Südostseite der Stadt, weil die meisten vornehmen osmanischen Familien sich lieber auf asiat. als auf europ. Boden beerdigen lassen. Von dem ½ Stunde östl. gelegenen Berge Bulgurlu hat man eine herrliche Aussicht auf die Hauptstadt. Aus dem wirbelnden Wasser in der Meerenge von Sk. erhebt sich 23¼ m. hoch der Kiskulesi, d. h. Mädchenthurm, auch Leanderthurm genannt, ein viereckiger weißer, kastellartiger, jetzt eine Leuchte tragender Thurm, der letzte Rest einer ehemals die Straße sperrenden Reihe von Thürmen. Seit 1873 führt von Sk. eine 43 Km. lange Bahn nach Iskmio (s. d.). — 2. **Sk.** (türk. Ischkodra, armen. Iskandric, sloven. Skaddr [vom albanes. kodra, Hügel]), Hauptstadt des gleichnamigen osman. Vilajets in Nordalbanien, bis vor Kurzem zum Vilajet Monastir gehörig, mit etwa 20,000 E.; liegt in reizender fruchtbarer Ebene an der aus dem See von Sk. (5,84 □M.) austretenden Bojana u. dem einfließenden Drinassa od. Kiri. Sk. besteht aus 13 Stadttheilen, hat über 1 M. Umfang, umschließt 13 Plätze u. viele Gärten. Im SW. liegt der 114 m. hohe Citadellenberg Hendek mit dem Schlosse Kalaja. Sk. ist Residenz eines griech. Bischofs u. eines Pascha. Seine hauptsächliche Industrie ist Gewehrfabrikation u. Wollweberei; der Handel ist bedeutend. Die Ausfuhr betrug 1863 über 4 Mill. Francs u. erstreckte sich auf Blutegel, gesalzene Fische, Schildkröten, Felle, Wolle, Mais u. Leinsamen, Seide, Leder, Oel, Wachs, Kastanien, Nüsse zc. Die Einfuhr übertraf die Ausfuhr um 800,000 Francs. Die Zahl der ankommenden Schiffe, die durch die Bojana in den See gelangen können, war 323 mit 170,635 Tonnengehalt. — Als Scodra, eine Stadt des alten Illyrien, erhielt Sk. später röm. Bevölkerung (Colonia Claudia Augusta) u. wurde, nach der Theilung des Reichs zum Ostrom. Reiche geschlagen, Hauptstadt der illyr. Provinz Praevalitana.

Skye (spr. Skei), die größte Insel der mittleren Hebriden (s. d.), ist durch den Sleatsund vom Festlande getrennt, umfaßt 25,14 □M. mit einigen 20,000 E. u. gehört zur schott. Grafschaft Inverneß. Sie steigt an vielen Stellen, bes. an der Südwestküste, oft bis über 200 m. steil aus dem Meere empor, hat tief eingerissene Buchten u. daher viele u. sichere Ankerplätze. Sie ist von Gebirgen erfüllt, die bis 975 m. ansteigen, von wilden Thälern durchfurcht, durch welche reißende Gewässer fließen. Das Klima ist mild, aber sehr veränderlich, u. der Herbst bringt oft heftige Stürme u. viel Regen. Die Natur des Bodens gestattet nur geringen Ackerbau, der sich auf Getreide u. Kartoffeln beschränkt. Hauptbeschäftigung der Bewohner ist die Zucht von übrigens kleinem Rindvieh u. von Schafen. Das Meer ist reich an Fischen, die Klippen sind belebt von Seevögeln, das Mineralreich liefert Kalk, Marmor, Achat u. Blei. Viele druidische Ueberreste u. Trümmer von Schlössern u. Kastellen geben Kunde von einer bedeutenden Vergangenheit.

Skyro, im Alterthum Skyros, die östlichste der nördl. Sporaden, zur griech. Nomarchie Euböa gehörig, 3,85 □M. mit 3029 E. (1870); besteht aus zwei durch einen Isthmus verbundenen Halbinseln, von denen die südl. gebirgig (bis zu 782 m.), die nördl. niedriger ist u. fruchtbare Thäler aufweist. Die Insel ist noch ziemlich bewaldet; auf ihrem Kulturboden wird bes. Weizen gebaut u. der Weinstock u. der Oelbaum gepflegt. Ziegen- u. Bienenzucht ist nicht unbedeutend. Der farbige Marmor wird vielfach ausgeführt, u. an der Nordseite der Insel sind ausgedehnte alte Steinbrüche; das dortige Vorgebirge trägt den Namen Kap Marmora. Hauptort ist **Sk.**, ein kleiner Hafenplatz an der Ostseite mit 2029 E. — Die ursprünglichen Einwohner, Doloper, waren gefürchtete Seeräuber. 476 v. Chr. nahm Kimon die Insel für Athen in Besitz, welches sie im Peloponnesischen Kriege verlor, im Antalkidischen Frieden wieder erhielt, zur makedonischen Zeit abermals verlor, aber 196 v. Chr. durch die Römer wieder in den Besitz der Insel gelangte. Nach dem Sturze des Byzantinischen Reiches bemächtigten sich Italiener der Insel, die später Besitzthum des Herzogs von Naxos wurde.

Skythia, umfaßte nach den Angaben des Herodot ungefähr das jetzige südl. Rußland von der Mündung des Don an bis zur Donau, also bis über Bessarabien hinaus in die Moldau u. Walachei hinein. Nach N. war die Begrenzung unsicher. Als Nachbarn werden hier genannt die Neurer, Androphagen u. Melanchlänen, ferner die unbekannte Wüste. Spätere Schriftsteller dehnen den Begriff Sk. bedeutend weiter aus, während Ptolemäus es ganz nach Asien verlegt u. das Skythien des Herodot für das europäische Sarmatien erklärt. Städte u. feste Dörfer hatten die Skythen nicht, sondern sie zogen umher auf kleinen vier- u. sechsrädrigen Karren, mit mehreren Paar Ochsen bespannt. Ihre Nahrung zogen sie aus der von ihnen betriebenen Viehzucht. An der Spitze aller Skythen stand ein König, jedoch scheinen demselben noch andere Unterkönige untergeben gewesen zu sein. Das Land zerfiel in Gaue, von denen jeder einen besonderen Vorgesetzten hatte. Der Glaube der Skythen beruhte auf einem rohen Polytheismus. Von der Sprache derselben ist uns so gut wie nichts bekannt. In die Geschichte greifen die Skythen zuerst energisch ein (um 600 v. Chr.) durch die Besiegung des Kyaxares von Medien, als sie die vor ihnen fliehenden Kimmerier bis zu diesem Lande verfolgten. Aber auch dieser ganze Zug ist vielfach in Dunkel gehüllt. Um diesen Einfall zu rächen, unternahm Darius I. von Persien 514 v. Chr. einen großen Zug gegen Skythien u. drang durch Thrakien in das feindliche Land ein, sah sich aber schließlich zur Umkehr gezwungen. Seitdem hörte man nichts von den Skythen; erst Mithridates VI. (s. d.) erscheint im Kampfe mit ihnen u. verdrängte sie aus der Taurischen Halbinsel. Als die Römer das Reich des Mithridates eingenommen hatten, auch Dakien unter Trajanus besetzten, wurden sie auch mit den skythischen Landen bekannter; damit ist aber zugleich der Name der Skythen verschwunden; der Name Sarmaten tritt an seine Stelle.

Slam, Ausdruck beim Whistspiel (s. d.).

Slaven od. Slawen (abgeleitet von slowo, das Wort, also „die Redenden", od. von slawa, der Ruhm, also „die Ruhmreichen", beide Ableitungen von zweifelhafter Richtigkeit), eins der drei Hauptvölker Europa's; sie gehören der indogermanischen Völkerfamilie an u. umfassen die Bulgaren, Serben, Kroaten (Chorwaten), Slovenen, Russen (Kleinrussen, Großrussen, Weißrussen), Tschechen (mit den Unterabtheilungen: eigentliche Tschechen, Mähren u. Slowaken), Sorben (Ober- u. Niedersorben)

u. Polen (mit dem Nebenstamm der Kassuben). Die slavischen Elbbewohner (Polaben) sind seit etwa 100 Jahren ausgestorben. Die Sl. sind Abkömmlinge der alten Sarmaten u. bewohnten bei ihrem Bekanntwerden im 5. Jahrh. v. Chr. vorzugsweise den europäischen Osten, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere u. von den Karpathen bis an den Don. Bis zum 5. Jahrh. n. Chr. mehrfach noch weiter nach Osten gedrängt, breiten sie sich von da an weiter nach Westen hin aus, in Deutschland bis an die Saale, in Oesterreich bis nach Tirol u. in das Drauthal, nach Istrien u. Friaul, südl. nach Dalmatien u. bis in die südl. Provinzen des jetzigen europäischen Osmanenreichs. Ende des 8. Jahrh. beginnt die Reaktion der Deutschen, die den Sl. verderblich wird u. sie bis weit nach Osten hin ihrer Herrschaft unterwirft, u. die im 10. u. 11. Jahrh. noch zur Unabhängigkeit gelangten slav. Reiche Kroatien, Dalmatien, Serbien, Slavonien, Bosnien, Bulgarien gehen in den folgenden Jahrhunderten an ihre Nachbarn Oesterreich, Ungarn u. Türkei wieder verloren, so daß Rußland als der einzige unabhängige slav. Staat erhalten bleibt. Die Zahl der Sl., soweit sie sich übersehen läßt, u. abgesehen von den slav. Mischlingen, wie den Lithauern, Moldo-Walachen 2c., beträgt über 77 Mill. Sie theilen sich seit längerer Zeit in die Ost- u. Westslaven, von welch Letzteren durch die Einwanderung der Magyaren die Südslaven abgeschieden worden sind. Ost- u. Westslaven, durch die Karpathen u. die Wälder u. Sümpfe Volhyniens u. Lithauens von einander getrennt, haben eine verschiedene Entwicklung genommen. Während sich die Letzteren dem westeuropäischen Geiste näherten, standen die Ersteren dem orientalischen Einflusse offen u. haben verhältnißmäßig erst spät angefangen, westeuropäische Bildung in sich aufzunehmen. Die Zahl der Ostslaven beziffert sich für Rußland nach den neuesten Publikationen von Rittich auf 56,303,895 Seelen, wovon 34,389,871 auf die Großrussen, 14,201,279 auf die Kleinrussen, 3,592,057 auf die Weißrussen u. 4,120,688 auf die Russen in Asien kommen. Etwa 25,000 Russen leben in der Moldau u. Dobrudscha, u. die Zahl der zu den Ostslaven zu rechnenden Ruthenen in Oesterreich-Ungarn wird auf 2,800,000 angegeben. Die Zahl der Westslaven beträgt gegen 16,240,000. Es sind davon gegen 9,441,000 Polen, Masuren, Kassuben 2c., nämlich 4,791,000 in Rußland, 2,450,000 in Deutschland u. 2,200,000 in Oesterreich-Ungarn; ferner 6,600,000 Böhmen, Mähren u. Slowaken in Oesterreich-Ungarn, 50,000 Tschechen u. 140,000 Wenden in Deutschland u. 800 Tschechen in Rußland. Südslaven giebt es gegen 12,000,000, nämlich 4,065,000 Kroaten, Slovenen, Serben u. Bulgaren in Oesterreich-Ungarn, etwa 102,000 Bulgaren u. Serben in Rußland u. gegen 8,000,000 Serben, Raizen, Bosniaken, Herzegowiner u. Montenegriner im Osmanenreiche mit Einschluß der tributären Fürstenthümer. — In ihrer geistigen Begabung stehen sie jedenfalls nicht hinter der romanischen u. germanischen Völkerfamilie zurück, aber für politische Bildung scheinen sie nur eine geringe Befähigung zu besitzen. Zu einer heilsamen Vereinigung der Freiheit mit der Ordnung haben sie es nie bringen können. Fast alle ihre staatlichen Einrichtungen bis auf das Stadtwesen herab sind durch Fremde hervorgerufen worden. Sie kennen ursprünglich nur einen einzigen Stand, den Bauernstand; Gewerbe, Künste, Wissenschaft 2c. stammen aus der Fremde. Dabei sind die einzelnen Nationen einander entfremdet u. sowol hinsichtlich der Sprache u. Literatur als auch der Religion nach zersplittert. Seit diesem Jahrh. aber sind sie sich ihrer Stammverwandtschaft bewußt worden; sie fangen an, ihre gemeinsamen Alterthümer zu sammeln, Sprache u. Literatur zu reinigen u. zu vervollkommnen u. die Sehnsucht nach einem großen Slavenreiche wach zu rufen. Vgl. „Panslavismus“.

slavische Sprachen u. Literaturen.* Mit Einschluß der für wissenschaftliche Untersuchungen wichtigen ausgestorbenen altslovenischen Sprache zählen wir zu den slav. Spr. folgende: das Altslovenische, das Neuslovenische, das Bulgarische, das Serbisch-Kroatische, das Kleinrussische, das Großrussische, das Polnische, das Tschechische, das Oberlausitzische, das Unterlausitzische u. das untergegangene Elbslavische (Polabische). Das Altslovenische (auch Altbulgarisch, Altkirchenslavisch, früher auch Slavonisch genannt) ist die Sprache der pannonischen Slovenen, welche Cyrill († 869) u. Method († 885) im Mährenreiche in den Dienst der Kirche u. in den wissenschaftlichen Betrieb eingeführt haben, u. welche in den nachfolgenden Jahrhunderten zur liturgischen u. Gelehrtensprache geworden ist bei den Bulgaren, Russen u. Serben. Sie ist nach dem Untergange des Großmährischen Reiches als Volkssprache ausgestorben. Ein richtiges Bild derselben geben einige alte glagolitische u. cyrillische (s. u.) Handschriften, in denen sie sich rein von dem Einfluß des Ortsdialekts (serb., russ.) der Abschreiber erhalten hat. Im Vokalsystem setzt sie sich von dem nächstverwandten Lithauisch ab durch das Fehlen von Diphthongen, durch das Vorkommen zweier Nasal- u. zweier Halbvokale: es hat 11 Vokale: a, e, o, i, u, y; ě; ą, ę; ŭ, ĭ, von denen a, o, u, y, ą, u. der Halbvokal ŭ harte, die übrigen e, i, ě, ę, ĭ weiche sind, insofern sie mit einem leisen palatalen Anhauch gesprochen wurden; sie äußern ihren weichenden Einfluß konsequent auf vorhergehende Gutturale (so beispielsweise macht k zu č, spr. tsch, od. zu c, d. h. tz), sonst affiziren sie die anderen Konsonanten wenig. Im Konsonantengebiet sind zwei Weichlaute: l′, ń, das weiche r′ ist in der Epoche der ältesten Sprachdenkmale des Altslov., im Verschwinden begriffen; ferner ist dem Altslov. eigenthümlich das Einschieben eines weichen l nach Labialen vor einem jodirten Laute: zemlja für zemja, u. schließlich Doppelkonsonanten, hervorgerufen durch die Einwirkung des j: žd, št (spr. milde schd, u. energischer scht); die übrigen Konsonanten sind die flüssigen: l, n, r, Dentalen d, t, Labialen b, p, v, m, Gutturalen g, k, ch (h auszuspr.), Palatinalen ž, š, č u. Spiranten z, s, c. Eine große Rolle spielt in den sl. Spr. der weichste Konsonant j, indem er präjodirte Laute bildet: ja, je, ju, ję, ją, u. postjodirte: aj, ej, oj, uj 2c.; erstere bewirken tiefgehende Lautveränderungen. In der Wortbildung zeigt sich große Fülle: der Dual ist erhalten, die Flexion der Nomina hat 7 Casus, das Adjectivum hat außer der nominalen Flexion noch eine zusammengesetzte Deklination, in der das hinweisende Pronomen i, ja, je sich mit der nominalen Form des betreffenden Casus od. mit dem Thema verbindet; der Bestand der Verbalformen ist weniger reich: das Perf. u. Medium sind verloren, vom Futurum nur schwache Reste erhalten; bewahrt ist das praes., der im Altslov. gerade reich entwickelte Aorist (einfacher u. zusammengesetzter Aorist), ein nach dem Vorbild des Aorist gebildetes Imperfekt; von den modi ist weder Konjunktiv noch Optativ vorhanden, obgleich der Imperativ der Form nach ein Optativ ist; was aber das verbum mit dem nomen gemeinsam hat, ist sehr reich erhalten: Infinitiv, Supinum u. die Participia, von denen das part. praet. act. ein doppeltes ist; eins von ihnen ist zu Neubildungen, zusammengesetzten Zeitformen, perfectum, plusquamperf. 2c., reichlich verwandt worden. Ein großer Reichthum des slav. verbum liegt in der Unterscheidung der verba perfectiva u. imperfectiva, das passivum wird ausgedrückt durch einige verba perfectiva neutra, durch die verb. reflex. u. durch die partic. pass.; im Allgemeinen zeichnet die sl. Spr. die aktive Redeweise aus. — Die dem Altslov. nächstverwandten sl. Spr. sind die in Krain u. theilweise in Kärnthen, Steiermark, Istrien u. Provinzialkroatien gesprochene slovenische, u. die bulgarische. Nach richtiger Ansicht sind die über die Donau (zu Ende des 5. u. in folgenden Jahrh.) zuerst eingewanderten Slaven vom Stamme der Slovenen gewesen; ihr Zusammenhang wurde im 7. Jahrh. zerrissen durch die Einwanderung der in ihre Mitte sich einschiebenden Kroaten u. Serben, ferner durch Avaren u. Magyaren; so entwickelten sich unter verschiedenen Einflüssen aus einer Sprache zwei, die slovenische u. die der Bulgaren, denen ihr Name von ihren Bezwingern aufgedrungen wurde. Das Slovenisch (Neuslovenisch), erst in der neuesten Zeit, nachdem es an Terrain sehr verloren hat, zur Literatursprache geworden, zeigt im Vokalsystem ein Vorherrschen des (mannichfach nüancirten) e, welches sowol für e (ě) als auch für ę u. in vielen Fällen für Halbvokale steht; neben e hat o ein weites Gebiet, indem es o u. ą ausgeglichen hat (in dem letzten Falle lautet es ô); in i ist i u. y aufgegangen, a u. u haben die alte Geltung bewahrt, Halbvokale kennt das Slovenische nicht; in einigen Fällen ist r zum Vokal geworden: srce, das Herz. Im Konsonantensystem weicht das Neuslov. wenig vom Altslov. ab: für žd steht j, für št steht č: meja, der Rain, svěča, das Licht, wo im Altslov. mežda, svěšta steht; nach Labialen wird selten l eingeschoben, sonst ist der altslov. Lautstand mit wenigen Modifikationen erhalten, ausgenommen daß l im Auslaut des part. pr. act. wie v u. u klingt: spal wie spau, er schlief. Unter den Eigenthümlichkeiten des Neuslov. ist zu bemerken, daß ž gern in r (vornehmlich zwischen Vokalen) übergeht: neborec, porenem, auch jarmo, das Joch, so kdor für kto + že, kamor = kamo + že, ferner daß j u. že oft zur Verstärkung der Bedeutung an das Ende des Wortes angehängt werden: kdaj, kaj, zgodaj (zeitig), zatorej. Im Gegensatz dazu steht die beliebte Kürzung vieler Wörter: srčno für srdečno, razmem für razumem, gospa für gospoja, dukaj für kdo vě kaj, wer weiß was, bom für bodem, jam prišel für ja bodem prišel. Im Formenbestand schließt sich das Neuslov. an das Altslov. in sehr wichtigen Punkten an, in der heutigen Schriftsprache ist die böhm. Orthographie herrschend. Das Bulgarische ist (höchst wahrscheinlich durch den Einfluß des Albanischen) sehr entartet; unter allen sl. Spr. allein besitzt es einen Artikel, der ähnlich wie im Rumänischen dem Nomen nachgesetzt wird; die Deklination ist bis auf wenige Reste zerstört u. ersetzt durch einen casus generalis, welcher zum Ausdruck des gen. u. dat. sich mit der praepos. na verbindet; im Bereich des verb. ist ähnlich wie im Rumänischen u. Neugriechischen der Infinitiv verloren u. durch eine Umschreibung ersetzt; in einigen wichtigen Punkten hat also das Bulg. eine unslav. Grammatik. In lexikalischer Hinsicht ist es dem Serbischen so nahe

* Hinsichtlich der Lautwerthe der in nachstehendem Artikel verwendeten Zeichen ist zu bemerken, daß [illegible] = tsch, [illegible] = sch, ž = dem französ. j, [illegible] wie hartes l lautet.

verwandt, daß W. Steph. Karadžić (spr. Karadschitsch) u. nach ihm Grimm das Bulg. als einen serbischen Dialekt ansahen. Im Lautsystem ist es wenig vom Altslov. abgewichen, ą u. ę sind wie in den meisten sl. Spr. durch reine Vokale ersetzt, ě ist neben e als von ihm abweichender Laut erhalten, gesprochen wie eä, wo es betont ist u. nicht vor einer Silbe mit e, i steht, sonst wird es e ausgesprochen; y u. i sind, wie in den südslav. Sprachen u. im Kleinrussischen, in ein (hartes) i zusammengeflossen, viele nicht accentuirte Vokale sind zu ŭ geworden. Von der ehemaligen weichen Aussprache der Konsonanten sind nur noch Spuren vorhanden, so daß z. B. in kost (Knochen), kon (Pferd) im Gegensatz zu allen sl. Spr. der auslautende Konsonant hart ausgesprochen wird; die charakteristischen Konsonantendiphthonge žd u. št sind erhalten: svěšta, mežda. — Die serbische Sprache geht weit über die politische Grenze des heutigen Fürstenthums Serbiens hinaus; das, was man kroatische Sprache nennt, hervatski jezik, ist mit Ausnahme zweier räumlich sehr wenig ausgedehnter Dialekte mit der serb. Sprache identisch; die serbisch-kroatische Sprache bedeckt somit Serbien, Bosnien, die Herzegowina, Montenegro, Dalmatien, Kroatien mit der Militärgrenze, Slavonien u. einige südl. Gebiete von Ungarn. Innerhalb dieses Gebietes werden drei Dialekte gesprochen, benannt nach dem Fragepronomen was? Der kaj-Dialekt (in engerem Sinne kroatisch), mit dem Slovenischen identisch, wird in Provinzialkroatien gesprochen, der ča-Dialekt im Küstengebiet von Kroatien u. auf den gegenüberliegenden Inseln, in den übrigen Ländern u. Gebieten wird der što-Dialekt (das eigentliche Serbisch) gesprochen; den kaj- u. ča-Dialekt sprechen die Ungebildeten, den što-Dialekt die Gebildeten; letzterer ist jetzt allgemein auch bei den Kroaten zur Schriftsprache geworden; zwischen dem jetzigen Schriftserbischen u. dem Kroatischen ist nur der Unterschied, daß die Serben griech. Bekenntnisses das cyrillische Alphabet, die Kroaten (kathol.) die lat. Schrift gebrauchen (die Bedeutung der Namen Kroatisch, Chorwatisch ist durch die historische u. politische Entwicklung verschoben u. verschieden, je nach dem historischen, sprachlichen u. religiösen Standpunkte). Den što-Dialekt theilt wieder die verschiedene Aussprache des alten ě in drei Dialekte (den südlichen od. herzegowinischen, wo ě ije od. je lautet, den östl. od. syrmischen, in dem ě zu e geworden ist, u. den westl., in dem ě zu i sich verdichtet hat. Abgesehen hiervon ist der Vokalismus des Serbischen auf wenige Laute beschränkt: die Nasalvokale sind geschwunden (ą ist zu u, ę zu e geworden), i u. y sind ausgeglichen (biti heißt sein u. schlagen), für Halbvokale ist a eingetreten, welches der serb. Sprache so die Grundfarbe verleiht, wie e dem Slovenischen, r ist nach Verflüchtigung des begleitenden Halbvokals im Inlaut vokalisirt: smrt, der Tod, l wird in solchem Falle nach Verlust des begleitenden Vokals (wenn es zwischen zwei Konsonanten tritt) zu u (vuk für vlk, u. dieses für vl'k), nach einem Vokal im Auslaut od. am Schluß einer Silbe (vor einem Konsonanten) wird es zu o: pisao für pisal, er schrieb, nosioca für nosilca, des Tragers. Im Konsonantensystem ist die Weichheit beschränkt auf l, ń, von der Weichheit des r' sind nur Spuren vorhanden, außerdem sind weich ć u. dź, für die Karadžić besondere der Cyrilliza angepaßte Buchstaben eingeführt hat, u. welche meist aus t, d durch Zetacismus entstanden sind, so sveća, medźa (kroat. geschrieben medja); das dž kommt nur in aus dem Türkischen entlehnten Wörtern vor: japundže, der Mantel, jendžibula, die Brautführerin; h wird wie ein milder Hauchlaut ausgesprochen u. oft verflüchtigt: risćane für hrišćane, die Christen griech. Ritus, im Gegensatz zu krštjane, Katholiken. — Während die südslav. Sprachen durch eine gewisse Härte der Laute sich auszeichnen, haben die Sprachen nördlich der Donau eine entschiedene Neigung zu Weichlauten, unter ihnen vornehmlich die beiden russischen u. noch mehr die polnische. Das Russische spaltet sich in zwei Hauptdialekte, den nördlichen großruss. u. den südlichen kleinruss., welche durch zwei sprachliche Merkmale als zu einem Ganzen gehörig sich erweisen: 1. durch eine gleichmäßig sich entwickelnde sekundäre Vokalisation an Stelle der verloren gegangenen (od. sich fortentwickelnden) Halbvokale, 2. durch den sog. „Vollton". Während nämlich die altslov. Sprache u. ihr entsprechend das Slovenische, Serbische, Bulgarische u. das Tschechische nach 2 Konsonanten, von denen der zweite eine Liquida ist, im Inlaut den Vokal a zeigen: glava, krava (Kopf, Kuh), u. während das Polnische u. Lausitzische den Vokal o bieten (krova), haben die beiden russ. Sprachen den Vokal o zweimal: korova, molodost; für ě steht in diesen Fallen e od. o, das zweite bei dem l Laute: sereda (für sreda), moloko (für mlěko). Nach einer Seite hin schließt sich das (in Ostungarn, Galizien, Podolien, Ukraine u. Wolhynien bis zur Pripetz gesprochene) Kleinruss. an das Polnische an, nämlich in den weichen Konsonanten: es hat nicht nur l', ń, d', t', sondern auch ź, ś, ć, wie sich überhaupt das Kleinruss. durch merkwürdige Abstufungen einer ganz harten, halb u. ganz weichen Aussprache auszeichnet. Durch die Ausgleichung des y u. i hängt das Kleinruss. aber wieder mit den südslav. Sprachen, in denen y geschwunden u. i hart geworden, zusammen. Im Allgemeinen hat sich das Kleinruss. vokalreicher gestaltet als das Großrussische; ihm eigenthümlich ist die Wandlung des ě zu i mittels der Zwischenstufe ie u. des o (auch e) zu i mittels mehrer Veränderungen: domŭ ist durch Vokaldehnung (nach Verlust des auslautenden ŭ) zu doom, daraus duom (so im nördl. Gebiet des Kleinrussischen), duim u. dim, so ist aus Lwow (Lemberg) Lwiw entstanden. Diese Eigenthümlichkeit tritt aber nur in geschlossenen Silben ein, so daß z. B. dim (Haus) im Genitiv sing. doma hat. Sonst nimmt das Kleinrussische noch in einer Hinsicht Theil an den Schicksalen des Großruss., daß nämlich d, t vor j in ž (aus dž) u. č übergeht: sviča, meža, dagegen wird g im Gegensatz zum Großruss. zu h, u. ł wird im Auslaut oft zu w. — Die großrussische Sprache, die im Gefolge des sich nach Osten ausbreitenden Christenthums u. der russ. Herrschaft weit über die ursprünglich slav. Gebiete sich erstreckt hat, zeigt im Vergleich zu den südl. Sprachen einen reich entwickelten Vokalismus, wenn auch die lebende Sprache hinter der geschriebenen (das russische Alphabet, das Civilalphabet genannt, im Gegensatz zur kirchl. Cyrilliza, ist von Peter d. Gr. eingeführt) zurückbleibt: es giebt nämlich im Alphabet zwei Zeichen für i u. drei für e, obgleich ě u. e im Großruss. ausgeglichen sind (das dritte e wird selten gebraucht), ebenso haben die aus dem cyrillischen Alphabet herübergenommenen Buchstaben für Halbvokale keinen Lautwerth (sie zeigen nur die harte u. weiche Aussprache der Konsonanten an), dagegen hat das Großruss. den Unterschied zwischen y u. i streng bewahrt. Der Konsonantismus ist dem Kleinruss. gleich, nur daß das g erhalten ist. Im Allgemeinen verleihen die präjodirten Laute u. von Vokalen e (ě) u. i durch ihr palatales Element der Sprache einen gefälligen, milden Klang, der in der Mitte steht zwischen Südslavisch u. Polnisch, u. die Beweglichkeit des Accents, der von der letzten selbst auf die fünftletzte Silbe wandern kann, u. der den Vokal e, auch ě in (i) o verwandelt (geschrieben ë), wenn er ihn trifft, ja aber in je, wenn er auf eine der folg. Silben fällt, verleiht der Sprache einen ansprechend fließenden Charakter. Im Besondern ist noch die Weichheit der Zischlaute u. die Wandlung des anlautenden e zu o zu bemerken: oleń für eleń, d. h. jeleń. — Den südostslav. Sprachen wird eine Gruppe der westslav. Sprachen gegenüber gestellt, hierzu gehören: die polnische, tschechische, die ober- u. die niederlausitzische Sprache. Das Polnische hat eine Fülle von Vokalen: a, e, i, o, u, y, ę (ię), ą (auch ią), é, ó (nach i u. u geneigt) u. früher auch á, z. B. pán (fast wie pon), ebenso besitzt es einen großen Reichthum von harten u. weichen Konsonanten, so daß die Gesammtzahl der polnischen Laute über 40 geht. Die Sprache hat nicht nur den Unterschied zwischen y u. i bewahrt, sondern sie ist die einzige unter allen slav. Spr., welche die Nasalvokale erhalten hat; dabei hat sie in der reichen Entwicklung der Weichlaute am weitesten von der ursprünglichen Norm sich entfernt. Dies ist dem Umstande zuzuschreiben, daß nicht nur die Vokale i, e, sondern auch die Vertreter des weichen Nasalvokals (ię, ią) weichende Kraft haben, u. daß der weiche Halbvokal mehr Spuren in der Erweichung des (u. oft der) vorhergehenden Konsonanten hinterlassen hat, als in den übrigen Sprachen (z. B. kość, śmierć für kost', s'm'rt'). Besondere Eigenthümlichkeiten des Polnischen sind: die Wandlung des ursprünglichen ě in ia vor (harten) d, t, z, s, r, ł, n, des (i) e in denselben Fällen zu (i) o, z. B. miasto für město, wiosna für vesna; ferner die Setzung von o statt a nach zwei Konsonanten, von denen der zweite eine Liquida ist, da wo das Russische den Vollton hat (krowa für krava, korova), u. der Verlust der Halbvokale mit der sekundär entwickelten Vokalisation; statt ursprünglich langer Vokale sind gepreßte, á, ó, é, eingetreten. Unter den Konsonanten haben sich die sehr weichen ś, ź, ć aus unmittelbar erweichten (= russ. ź, ś) entwickelt: ř ist aus r' entstanden, die Laute žd, št werden durch c (wenn aus tj hervorgegangen) u. dz (für dj) vertreten. Dieses Bild der poln. Sprache betrifft die Schriftsprache. Das weite Gebiet des Polnischen bedecken zahlreiche Dialekte, welche niemals zu namhaften literarischen Versuchen es gebracht haben; unter ihnen sind die bedeutendsten: das Kleinpolnische, das Großpolnische u. das Schlesische. Das Kaschubische bildete den Uebergang zu dem ausgestorbenen Elbslavischen, das wir nur aus unzureichenden, von Schleicher in „polabischer Sprache" verwertheten Materialien kennen. Das Tschechische hat 15 Vokale: a, e, i, o, u, y, welche kurz u. lang sein können: á, é, í etc., außerdem ě u. die durch Verflüchtigung des sie begleitenden Halbvokals entstandenen l, r; Nasalvokale fehlen: ą wird zu u, ę durch ja od. dessen Stellvertreter ersetzt. Im Konsonantensystem fehlt seit Hus das harte ł (in einigen Drucken noch im 16. Jahrh. beobachtet), ferner g, welches wie im Kleinruss. durch h ersetzt wird (Praha); für žd u. št stehen z (aus dz geworden) u. c, die Zahl der Weichlaute ist beschränkt: l', ň, d', t' (ź, ś). Das treibende Prinzip im Tschechischen ist die vorwärts wirkende Assimilation, welche die Laute ja in je u. weiter in ji, ju aber in ji verwandelt; so sind viele volle harte Vokale in Palatale übergegangen: aus kupcju wurde ca. 1330 kupci, aus piju ist piji 1 sg. u. pijí 3 pl. geworden. Neben dieser Nachgiebigkeit für die

Wirkungen des j hat sich das Tschechische in Betreff der Weichlaute sehr enthaltsam gezeigt u. dieselben in vielen Fällen verloren. Innerhalb des Sprachgebietes der tschech. Sprache sind mehrere Dialekte, von denen nur die slovakische Mundart bedeutende Abweichungen von der tschech. Schriftsprache zeigt u. durch Brnolak zur Schriftsprache selbst erhoben wurde. Die Sprache der Lausitzer Serben (Wenden) zerfällt in 2 Dialekte, den oberlausitzischen u. den niederlausitz., welche unter einander sehr verschieden sind; der erste umfaßt die größere südl. Hälfte des Lausitzer Sprachgebietes u. hat seinen Mittelpunkt in Bautzen, der Niederlausitzer wird um Cottbus herum gesprochen; das ganze überaus kleine Sprachgebiet (kaum 150,000 Seelen) ist eine Sprachinsel mitten im deutschen Element, dem unaufhaltsamen Vordringen des deutschen Elements u. der deutschen Sprache ausgesetzt, die nicht blos in den lexikalen Bestand (śorc = Schürze, strympy = Strümpfe, šlewjer = Schleier, howzy = Hosen ꝛc.), sondern auch in die Syntax des Lausitzischen eindringt. Das Oberlausitzische hat die Vokale a, e, i, o, u, y, dann é, ó (fast wie i u. u), die Nasalvokale fehlen, unter den harten Konsonanten ist ł erhalten, g in h gewandelt, ch lautet im Anlaut oft wie kh; im Bereich der weichen Konsonanten fehlen ć, ź, ś, sie sind hart geworden u. haben selbst die Härte der darauf folgenden weichen Vokale (i, ě u. Vertreter von ę) bewirkt, u. der verflüchtigte weiche Halbvokal hat keine Spur eines weichenden Einflusses zurückgelassen: zyma für zima, mesac für miesiac, symo für siemę ꝛc. Besonders charakteristisch für das Lausitzische ist der Vorschlag eines Hauchlautes, v, h, j, vor den anlautenden Vokal: voheń, harmata, Jadam, hokno, ferner Verflüchtigung des h-Konsonanten vor einem Konsonanten (um Bautzen herum): lina für hlina, moł für mohł, das Fehlen des eingeschobenen Vokals wotc für (w)otec, der Vater, auch liebt das Lausitzische an die Form des in ihm erhaltenen Dualis j anzuhängen: hobaj povjedaštaj, Beide sagten. Vgl. bes. Miklosich, „Vergleichende Grammatik der slav. Spr." (4 Bde., Wien 1852—76).

Ein tiefgehender Gegensatz zweier verschiedener Kulturen spaltet die slav. Welt in zwei ungleiche Hälften: die Slovenen, Kroaten, Polen u. Tschechen erhielten das Christenthum u. mit ihm die Keime der Kultur von Rom u. dem Abendlande, die Slaven griech. Ritus erhielten Beides von Konstantinopel. Wie in Staat u. Kirche, Wissenschaft u. Kunst u. überhaupt im inneren Leben der westslav. Völker abendländische Einflüsse zu sehen sind, so gestaltete sich auch ihre Literatur (zunächst in lat. Sprache) nach dem Vorbilde des Abendlandes; in allen diesen Gebieten sind im Leben der orthodoxen Slaven „byzantinische" Muster maßgebend. Während bei den westslav. Völkern nach einer vorübergehenden Herrschaft des Lateinischen durch Anregung des abendländischen Geisteslebens verhältnißmäßig früh eine nationale Literatur entsteht u. reich sich entfaltet, wird die Lit. der Serben, Bulgaren u. Russen durch viele Jahrhunderte durch den jeder Frische entbehrenden byzantinischen Geist u. durch die altkirchenslav. Sprache beherrscht, u. erst durch innige Beziehungen zum Abendlande u. dessen Geistesleben erhielten diese Völker das Geschenk einer nationalen Literatur. — Gerade da, wo diese Gegensätze sich berühren, u. zwar nicht blos die der slav. Völker unter einander, sondern auch die der roman.-german. u. griech.-slav. Welt, ist die Wiege der slav. Lit., ihre Anfänge gehen auf Cyrill u. Method zurück, welche in Pannonien u. dem Großmähr. Reiche die slav. Liturgie mit Genehmigung Roms einführten u. gottesdienstliche Bücher aus dem Griech. ins Slav. übersetzten (Beide waren Griechen, geb. zu Thessalonich), wobei sie sich des von Cyrill komponirten glagolitischen Alphabets bedienten. Die Schöpfung der beiden Brüder ging nach dem Tode Method's (885) zu Grunde; seine Schüler, aus Mähren vertrieben, wanderten meist nach Bulgarien aus. Hier lebte unter Boris-Michael, noch mehr unter Simeon (893—927), die slav. Liturgie u. Literatur wieder auf; außer den gottesdienstl. Büchern entstanden Chroniken, Sammelwerke, eine Encyklopädie, Alles meist aus dem Griech. übersetzt (diese ältere sowie die spätere bulgar. Lit., sowol die kirchliche als auch die weltliche u. die apokryphe, wird zum Vorbild für die serb. u. russ.); der heil. Clemens, Bischof v. Weliza, führte statt der Glagoliza das an die griech. Schrift sich völlig anschließende cyrillische Alphabet ein; außer ihm waren Bischof Konstantin, Johann, der Exarch von Bulgarien, der Pfaffe Gregor ꝛc., selbst der Zar Simeon, schriftstellerisch thätig. Nach dem Untergange des Bulgar. Reiches 1018 hörte die Lit. ganz auf u. erhob sich erst gegen Ende des 12. Jahrh. nach der Gründung des Reiches von Trnovo aus ihrer Lethargie, um sich in den früheren Bahnen, wenn auch mit schwächerer Kraft, zu bewegen, bis das türk. Joch ihr gegen Ende des 15. Jahrh. den Todesstoß gab. Die Erzeugnisse der „mittelbulgar." Literatur, Weltchroniken, ein Chronograph, Sammelwerke, selbst die besseren Werke des Patriarchen Euthymios u. seiner Schüler, Camblak's u. Konstantin's von Kostenec, sind nach Geist u. Form „verbyzantinirt", rhetorisch u. geschmacklos. Seit dem 15. Jahrh. verstummte die bulgar. Literatur, die alte Metropolitankirche zu Ochrid war schon im 11. Jahrh. hellenisirt; dasselbe Schicksal traf nach der Aufhebung des bulgar. Patriarchats die Kirche von Trnovo; die höhere griech. Geistlichkeit verdrängte die slav. Liturgie, hellenisirte die Schulen, die Schätze alter bulgar. Lit. waren in Vergessenheit gerathen u. wurden oft der Vernichtung preisgegeben (Verbrennung der alten Patriarchenbibliothek in Trnovo in den 20er Jahren dieses Jahrh.). Nach mehreren Jahrhunderten tiefster Verkommenheit od. pseudohellenischer Kultur erwachte das nationale Bewußtsein bei den Bulgaren (sowie bei vielen slav. Völkern) in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Den Impuls gab der Chilendarer Mönch Pausij, welcher, durch den serb. Gelehrten Raić angeregt, 1762 eine Geschichte des bulgar. Volkes, seiner Zaren u. Heiligen schrieb, die von dem ganzen Volke mit Begeisterung begrüßt, später vielfach erweitert u. umgearbeitet wurde; seinem Beispiele folgten der Priester Stojko u. der Bischof Sophronij; des Letzteren in Rymnik (Walachei) 1806 erschienenes Werk „Kyriakodromion" ist das erste in neubulgar. Sprache gedruckte Buch. Dem durch die Türkenkriege mächtig angeregten Volksgeiste wurde Nahrung u. Befriedigung durch die Bestrebungen patriotischer Männer, meist Lehrer, Aerzte u. in Rußland gebildete Kaufleute, welche (wie Aprilov, Palauzov) nationale Musterschulen (die erste in Gabrovo 1835) anlegten u. Schul- u. sonstige Lehrbücher, Encyklopädien ꝛc. lieferten, meist aus dem Franz. übersetzt, welches zu den Hauptgegenständen des Unterrichts bei den Bulgaren gehört. Gedruckt wurden diese Werke sämmtlich außerhalb Bulgariens in Bukarest, Kronstadt, Ofen, Belgrad, Kragujevatz, später (seit 1840) in Smyrna u. auch in Konstantinopel. Seit 1844 erschienen zahlreiche Zeitschriften in bulgar. Spr. (die erste „Ljuboslovie" in Smyrna, gegenwärtig kommen etwa 12 heraus), welche die wissenschaftliche u. literarische Thätigkeit der Bulgaren meist konzentriren. Der bedeutendste bulgar. Dichter ist Slavejkov, nächst ihm Gerov, Žinzifov; großen Eifer zeigen die Bulgaren in der Sammlung der Volkslieder; das größte Verdienst erwarben sich hierin die Brüder Miladin, auch Karavelov's Sammlung 1861 ist nennenswerth, noch mehr die von Bezsonov. Karavelov ist der ausgezeichnetste Novellist, neben ihm Drumev (seit 1874 Bischof). Dramen, meist Uebersetzungen aus dem Franz. (der vorzüglichste Uebersetzer ist Bončov), werden nam. in Kischenew gespielt. Unter den bulgar. Gelehrten sind die hervorragendsten der Emigrant Rakovsky († 1868; Bulgar. Alterth. 1858, Gesch. Asěn I. u. II.), Krstjović (bulgar. Gesch.), Brüder Cankov (bulgar. Grammatik), Palauzov, Sohn des Mitbegründers der Gabrover Schule (schrieb russ. über das Zeitalter Simeon's, 1852), Grujev, Prvanov, Bogorov (Wörterbücher), bes. aber Drinov, der bedeutendste Philologe unter den Bulgaren der Jetztzeit. Das Centrum wissenschaftlicher Bestrebungen ist die von einigen patriotischen Kaufleuten gegründete, unter Drinov's Leitung stehende Gesellschaft in Braila, welche eine „Periodische Zeitschrift" herausgiebt. Die bulgar. Schriftsprache u. Orthographie ist noch im Entstehen. — Die serb.-kroatische Lit. hat drei Perioden: die ältere geht bis Ende des 15. Jahrh., die mittlere bis zum Ausgang des vorigen Jahrh., wo die neuere beginnt; eine für die Serben u. Kroaten gemeinsame Lit. beginnt erst seit 40 Jahren, in früherer Zeit gab es separatistische, auf kleine Gebiete beschränkte Literaturen. In dem westl. Theile des serb.-kroat. Gebiets herrschte die lat. Sprache im Amt u. in der Literatur, u. nur in gewissen Gegenden Kroatiens u. Dalmatiens wurde die altkirchenslav. Sprache u. das glagolitische Alphabet für die gottesdienstlichen Bücher u. auch für Urkunden gebraucht. Bei den Serben, wo die Cyrilliza herrschte, hat die kirchliche Lit. älterer Zeit denselben Charakter wie in Bulgarien, u. als in Serbien zur Zeit der politischen Blüte unter den Nemanitschen eine weltliche Literatur sich regte (13. Jahrh.), war das serb. Leben in byzantinische Bahnen u. Formen geleitet (große Bedeutung hatten hierin die slav. Klöster auf dem Athos) u. nicht im Stande, eine selbständige Lit. zu Tage zu fördern. Ihr bedeutendstes Erzeugniß sind fromme, in rhetorischem Stil gehaltene Biographien einiger serb. Könige u. Metropoliten, drei Lebensbeschreibungen des Begründers der serb. Selbstständigkeit, Stephan Nemanija (verfaßt von seinen zwei Söhnen u. von Domentijan), das Leben seines Sohnes, des h. Sava, ferner Erzbischof Danilo's, Biographien serb. Könige u. Metropoliten bis 1336 (auch fortgesetzt), „Leben des Steph. Uroš III. Dečanski", von dem Bulgaren Camblak, u. „Das Leben Stephans Lazarević" († 1427) von Konst. Kostenski. Diesen fromm-panegyrischen Lebensbeschreibungen reihen sich die serb. Welt- u. Kaiserchroniken (carostavnik) an, deren Werth in literarischer Beziehung gering u. in historischer Hinsicht geringer ist, als der von ziemlich zahlreichen Annalen. Ueberragt werden diese Literaturdenkmäler von dem Gesetzbuche Dušan's („Zakonnik Dušana", 1349). — In der mittleren Epoche war die kirchliche Lit. belebt durch den Druck von gottesdienstlichen u. religiösen Büchern: die cyrill. zuerst in Cetinje seit 1493, dann in Venedig u. der Walachei, die glagolitischen zuerst in Venedig (1483 ein Missal), sodann wurden im 16. Jahrh.

seit 1550 in Tübingen auf Betrieb des Grafen Hans von Ungnad u. einiger der Reformation ergebenen slav. Gelehrten (Truber, Dalmatin, Consul etc.) das Neue Testament, Luther's Katechismus etc. ins Slav. übersetzt, mit glagolitischen, cyrillischen u. lat. Lettern gedruckt u. unter dem Volke verbreitet. Die Kongregation in Rom sorgte für glagolitische Kirchenbücher, in welche die „reine altkirchenslav. Sprache" wieder eingeführt werden sollte, aber die Besorgung eines revidirten Psalters u. Missals (1648 bez. 1631) kam in unberufene Hände von Männern, welche die glagol. Bücher mit Russismen versetzten; nicht besser erging es dem von Karaman 1741 herausgegebenen Missal. Noch mehr drang das russ. Kirchenslavisch in den Gottesdienst der Serben; als 1690 der serb. Patriarch mit vielen Tausenden serb. Familien nach Oesterreich auswanderte, da hörte der Druck serb. Kirchenbücher auf, u. die Serben wurden immer mehr mit russ. Büchern versorgt, so daß die russ. Kirchensprache allmählich zur gottesdienstlichen der Serben geworden ist. In Dalmatien entwickelte sich die weltliche Lit. zu bedeutender Blüte schon im 15. Jahrh. unter dem anregenden Einflusse des Aufschwungs der Lit. in Italien, mit welchem ein reger Verkehr stattfand. Dalmat. Gelehrte, auf ital. Universitäten gebildet, meist Adels- od. Patrizierfamilien angehörig, bildeten literarische Klubbs, schrieben lat., ital. u. slav., zunächst im ča-, später im što-Dialekt, u. schufen eine blühende slav. Poesie. Den Impuls gab Spalato, wo M. Marulić († 1524), Lučić u. A. im 15. u. Anfang des 16. Jahrh. blühten; der gegebenen Anregung folgte Ragusa (Dubrovnik), „das südslav. Athen", wo ein Kreis von klassisch gebildeten Dichtern des 15.–17. Jahrh. dem Andenken der heimatlichen Republik einen Ruhmeskranz geflochten hat. Vornehmlich bilden J. Gundulić (1588–1638), der Dichter der von Mažuranić ergänzten „Osmanida" u. einiger Tragödien, Palmotić († 1606; Dramatiker, auch Dichter der „Kristjada") u. Bunić-Vučičević († 1658; Liebeslieder, religiöse Lieder, „Mandaliena pokornica", 1630) einen glänzenden Triumvirat, um den sich zahlreiche Dichter gruppiren. Den Reigen eröffnet Menčetić († 1501), G. Držić, M. Vetranić, ihnen folgen M. Dimitrić (dichtete Psalmen), Gučetić („Derwischiade"), M. Držić, Naljesković († 1586) u. A. Als ein Stern ersten Ranges kann auch A. Čubranović († 1550) gelten, Dichter der „Zigeunerin"; an der Schwelle der Blütezeit stehen Dinko (= Domenico) Rajina († 1587; übersetzte Tibull, Properz, Martial) u. Dinko Zlatarić († 1610; übersetzte „Elektra" u. „Amyntas"); der letzte große ragusanische Dichter ist der Benediktinermönch Ig. Djordjić († 1734; „Seufzer der büßenden Magdalena", „Der slovinische Psalter"). — In Kroatien beherrschte die lat. Spr. fast alle Gebiete des öffentlichen Lebens u. der Lit., u. die schwachen Anfänge einer einheimischen Lit. im 17. Jahrh. gingen kaum über Gebetbücher u. die Bedürfnisse des Seelenheils u. des praktischen Lebens hinaus. Der Bücherbetrieb beschränkte sich auf ein kleines Gebiet, dessen Centrum Agram war. Einige kroat. u. dalmat. Gelehrte, wie der begeisterte Sänger A. Kačić (Franziskanermönch, geb. 1690 in Dalmatien, † 1760; veranstaltete eine Sammlung meist eigener Nationallieder, „Razgovor", Venedig 1759), Katančić, Vitezenović u. A. versuchten über das Gebiet eines Dialekts hinauszugehen u. eine allen Serbo-Kroaten verständliche Spr. zu schaffen, aber ohne Erfolg. Erst in der neuesten Zeit ist die što-Sprache zur Schriftsprache der Serben u. Kroaten geworden durch das Verdienst von Obradović, Karadžić u. L. Gaj. — Vor Obradović war in Serbien die kirchenslav., mit Russismen versetzte Sprache herrschend, selbst in Werken, wie die in Gefangenschaft zu Eger geschriebene Gesch. Serbiens von G. Branković († 1711) u. die Gesch. der slav. Völker von Raić; erst der vielgereiste Dosithej Obradović (1739 † 1811) machte den Versuch, in der Volkssprache zu schreiben (Selbstbiographie, Lebensregeln, Aesop, Ethik), u. der Versuch wurde mit Begeisterung begrüßt, die noch gesteigert wurde durch den Eindruck der Poesien von Vidaković, Mušicki u. von dem gefeierten, in Deutschland gebildeten Dichter der „Serbianka" Milutinović. Noch größer war das Verdienst W. Stephanowic Karadžić's, der außer seiner serb. Grammatik u. seinem serb. Lexikon eine von früheren u. späteren unübertroffene Sammlung von Volksliedern herausgab. So konnte jetzt diese (što-) Sprache — wenn auch nicht ohne Widerspruch, sie galt als die „Sprache der Bauern u. Sauhirten", im Gegensatz zum Kirchenslavischen — in die Literatur eingeführt werden, u. die Folge war, daß L. Gay sie unter den Kroaten zur Schriftsprache machte. Zunächst entwickelten die österr. Serben eine große Rührigkeit auf dem literarischen Gebiet: Davidović begründete in Wien das erste Journal, „Novine Srpske", 1813 bis 1822; 1825 entstand in Pest die „Matica srpska", u. in Neusatz wurde von Professor Magarašević u. J. Šafařik die wissenschaftliche Zeitschrift „Letopis srpski" herausgegeben; diesem Impuls folgte 1830 Serbien, u. seither entstanden zu beiden Seiten der Save eine Reihe von Zeitschriften („Novine" von Davidowić wurden von 1834 in Belgrad herausgegeben), welche die Bestrebungen meist junger Gelehrter anregten, konzentrirten, ein großes Lesepublikum schufen, aber auch die Literatur verflachten. In dem Eifer, eine serb. Literatur zu schaffen, griffen die serb. Gelehrten in der Wahl des Stoffes oft fehl, indem sie die europ. Kultur einimpfen wollten; immerhin erhielt dadurch die serb. Literatur eine Anregung seitens der abendländischen Geistesrichtung. 1842 entstand auf Betreiben von A. Nikolić u. J. Popović die Belgrader Gesellschaft „Društvo srpske slovesnosti", seit 1865 „Srpsko učeno društvo" genannt, welche den wissenschaftlich gehaltenen reichhaltigen „Glasnik" seit 1847 herausgiebt. — Die neuere serb. Poesie zeigt vor Allem nationalen, patriotisch-politischen Charakter; die gefeiertsten Dichter u. Belletristen sind: Vezelić (1788), Solarić, Dosenović (Lyriker), M. Vidaković (Romane), Mušicki, sein Freund Berić (Uebersetzer), Sim. Milutinović (genannt Cojković, geb. 1791 in Serajevo, † 1848; seine „Serbianka", 4 Bdchn., Lpz. 1826, verherrlicht die Erhebung des serb. Volkes unter Karadjordje u. Miloš), M. Hadžić („Svetić"), E. Popović („Milošiada"), J. Popović (Lyriker u. Dramatiker; bes. beliebt sind seine Lustspiele), Peter Njegoš II., Fürst von Montenegro (sein „Gebirgskranz" [„Gorski vienac"] verherrlicht in unvergleichlich schöner Sprache u. dramatischer Form die Vertreibung der Türken), Lazo Zuban (Humorist), die Dramatiker L. Lazarević u. Maletić, V. Jovanović („Nova Milošiada", 1833), D. Mihajlović, St. Kačanski, Nikolić („Zar Lazar") etc. Die bedeutendsten sind: J. Subbotić (geb. 1817, schrieb „Lira", „Stef. Dečanski", Dramen u. epische Gedichte), Mat. Ban (geb. 1818, dichtete Dramen in ital. u. serb. Spr.), Ilić-Nović, der „serb. Arndt" („Lazarica"), der vortreffliche Radičević (Gedichte 1847, 51, 62, 67), auch L. Nenadović (Dramatiker), Lazo Kostić, Atanasković (Novellist) u. J. Ignatović. Auf dem Gebiet der Prosa wurde in früherer Zeit nur die lehrhafte Lit. gepflegt, meist übersetzt od. fremden Vorbildern nachgeschrieben, in späterer Zeit werden serb. Geschichte u. Sprache mit Vorliebe u. Selbständigkeit behandelt. Unter den serb. Sprachforschern steht Daničić obenan, der in seiner serb. Syntax, Etymologie u. seinem altserb. Lexikon auf der Höhe der Wissenschaft steht. Novaković ist vorzügl. Philolog u. Bibliograph, Ristić Literarhistoriker; unter den Historikern sind zu nennen: Magarašević, P. Jovanović (Geschichte Serbiens), Stojačković, M. Medaković (Geschichte von Montenegro), D. Medaković (Geschichte Serbiens), Utešenović etc. Reich entfaltete sich die Literatur bei den Kroaten. Ljutevit Gaj trat in Agram in der von ihm begründeten „Danica" (seit 1834) mit Begeisterung für die geistige Union der Serben, Slavonier, Kroaten, Bosnier u. Dalmatier u. für die Einführung des što-Dialekts als Schriftsprache ein. Trotz großer Schwierigkeiten von offizieller Seite, trotz des Indifferentismus der Serben, denen das lat. Alphabet, die Orthographie u. der Name „Illyrier" anstößig waren, vermochte er seinen Ideen Anhänger u. Anerkennung zu verschaffen u. hervorragende Schriftsteller um sich zu sammeln: Rakovec, Stoos, Vukotinović, Blažek, Babulić, Mažuranić, Stanković, Marić, Stanko Vraz. 1837 legte L. Gaj eine Buchdruckerei in Agram an, 1838 wurde ebendaselbst ein Lesekabinet eröffnet, ein Centrum für die „illyrischen" Bestrebungen; theatralische Vorstellungen weckten u. pflegten den nationalen Sinn; die Opposition gegen das Magyarenthum steigerte den Eifer; 1842 entstand die Zeitschrift „Kolo" u. die „Matica ilirska", 1852 bildete sich die Histor. Gesellschaft, die unter Leitung Kukuljević's das „Archiv für südslav. Geschichte" — denn der Name „Illyrisch" machte dem Namen „Südslavisch" Platz — herausgiebt; der Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bestrebungen wurde die südslav. Akademie in Agram, die vor Allem bemüht ist, die geschichtlichen, literarischen u. sprachlichen Denkmäler zu sichten u. zu beleuchten in „Rad jugosl. akad.", in „Starine" u. anderen Publikationen. Auf diesem Gebiete ist bes. thätig u. verdient J. Kukuljević Sakcinski („Monumenta historica", „Arkiv", „Pjesnici hrvatsci" etc.), nächst ihm Rački, Sabljar, Weber-Tkalčić, Jagić (Sprachforscher), Kurelac, Kuravac, Sim. Ljubić, Bogišić (Gewohnheitsrecht) etc. Unter den kroat. Dichtern sind zu nennen: der Hofkanzler Mažuranić („Smrt Smail age Čengića", spielt 1840, mit Begeisterung aufgenommen), St. Vraz, der erste der Slovenen, der in den illyrischen Kreis trat, M. Topalović († 1861), Graf Drašković, M. Bogović, Th. Blažek (politische Lieder), J. Trnski („Kriesnice"), J. Kukuljević („Slavjanke"), Dr. Dmitrije Demeter (Dramatiker), A. Nemčić (lyrischer Dichter).

Das Schriftenthum in Rußland lehnt sich an die altslov. kirchliche Literatur. Mit der Taufe Wladimir's (987) wurde das „Slavonische" zur gottesdienstlichen Sprache, u. nach dem Untergange des Bulgar. Reiches (1018) wanderten bulgar. Gelehrte u. die Schätze der altbulgar. Literatur nach Rußland, wo der durch seine Liebe zu den Wissenschaften ausgezeichnete Jaroslav den Thron von Kiew bestieg (1019). Die liturgische Sprache wurde auch zur Gelehrtensprache u. beherrschte die russ. Literatur bis ins 18. Jahrh.; selbst die nationale Geschichte wurde

in ihr geschrieben: das wichtigste Werk der älteren Epoche ist Nestor's „Annalenbuch“ (Anfang des 12. Jahrh.); diesem folgten dann andere historische Werke, denen sowie der religiösen u. apokryphen Literatur bulgar. u. mittelbar griech. Werke zum Vorbild dienten. Im 16. Jahrh. taucht – abgesehen von Urkunden, Gesetzbüchern u. offiziellen Schriften – die Nationalsprache bestimmter auf in den Werken von Sylvester u. den Schriften des Fürsten Kurbski u. Ivan's des Grausamen; im 17. u. 18. Jahrh. kamen auch Erzählungen auf in einer Sprache, welche der Volkssprache nahe trat; aber der eigentliche Beginn der russ. Literatur knüpft sich an die Reform Peter's d. Gr. u. an die Einführung des russ. Alphabets, welches auf der Cyrilliza beruht, dem lat. Alphabet durch Abrundung der Buchstaben angenähert, im Gegensatz zu der Cyrilliza (der kirchlichen Schrift) die Civilschrift (graždanka) genannt wurde u. für das weltliche Schriftwesen bestimmt war. Aber trotz der großen Bildungsanstalten, welche Peter d. Gr. schuf (Petersburger Akademie 2c.), war eine russ. Literatur noch nicht möglich, denn in der Akademie wurde die deutsche u. am Hofe die deutsche od. die franz. Sprache die herrschende, russ. wurde in den höheren u. höchsten Gesellschaftssphären auch später noch lange nicht gesprochen. Der Schöpfer der russ. Literatur war der auf allen Gebieten des Wissens u. des literarischen Betriebes ausgezeichnete u. bahnbrechende Lomonosov (geb. 1711, gest. 1765): er schrieb die erste russ. Grammatik, bestimmte die Schriftsprache nach lat. u. franz. Mustern, deren Metrik nach deutschem Vorbilde, u. dichtete außer Tragödien u. der unvollendeten „Petriade“ mustergiltige Oden nach franz. Geschmack. Nach seinem Beispiel suchte Sumarokov Allegorien u. mustergiltige Tragödien, Cheraskov Epopöen, Petrov tadellose Satiren zu schreiben. So wurde die klassische Kunst nach Rußland „importirt“, ihr Charakter ist Rhetorik. Einen Fortschritt von der konventionellen Poesie zur Wirklichkeit machten die Dichter aus der Zeit Katharina's II.: der poetisch reich beanlagte Deržavin („Ode an Gott“), der durch Bildung u. Verstand ausgezeichnete v. Wizin (Lustspieldichter u. Satiriker), Chemnicer (erster Fabeldichter), Bogdanovič („Dušenka“, eine gelungene Nachahmung der „Psyche“ von Lafontaine), aber sie Alle vermochten noch nicht, sich von den Fesseln der erstarrten Kirchensprache u. dem schulmäßigen Betriebe zu emanzipiren. Erst Karamzin (1765–1826) schöpfte aus dem reichen Quell der Volkssprache u. suchte in seinen Novellen, seinen „Briefen eines russ. Reisenden“, bes. in seiner „Geschichte des Russ. Reichs“, der Schriftsprache (nach dem Muster der franz.) eine freiere Bewegung zu verleihen, unbekümmert um die Opposition Siškov's u. der Petersburger Literaten, u. unterstützt von seinen Moskauer Gesinnungsgenossen. Er übte durch Zeitschriften („Journal von Moskau“, „Parnaß“ 2c.) auf den wissenschaftlichen Gehalt u. die Belebung der Literatur großen Einfluß, während gleichzeitig die von Katharina II. verfolgten Martinisten (ihre von Lopuchin u. Turgeniev angelegte Privatbuchdruckerei wurde geschlossen) für Aufklärung thätig waren. Karamzin u. sein Zeitgenosse Dmitrijev trugen ein neues Element in die Poesie hinein, nämlich die Sentimentalität (Karamzin's „Arme Lise“, Dmitrijev's „Oden“); demselben Geiste folgten Dolgorukov („Zustände meines Herzens“), Neledinski-Melecki („Lieder“). Andere Dichter der Karamzin'schen Epoche sind Wocjkov (übers. Vergil's Eklogen, Aeneïs im Versmaß des Originals), Knjažnin (dramat. Dichter), Ozerov, „der zweite Racine“, u. der bis jetzt unübertroffene Fabeldichter Krylov, auch durch seine Komödien berühmt („Urok Dočkam“ 2c.). So wie die Poesie in Rußland bestrebt war, sich von den erborgten fremden Elementen dem Leben zuzuwenden, so suchte die Geschichtschreibung nach dem Vorgange deutscher Historiker in der Petersburger Akademie: Müller u. Schlözer, sich an europ. Muster anzulehnen. Nach den fleißigen, aber großentheils geistlosen Arbeiten von Ščerbatov, Tatiščev u. A. hat Karamzin in den 16 Bänden der „Gesch. des Russ. Reiches“ ein Nationalwerk geschaffen, in dem er jenem Ziel glücklich zustrebte. Schlözer's u. Karamzin's Werke gaben den Anstoß zu einem regen Quellenstudium u. zur Quellenkritik, welche lange Jahre mit Eifer, aber auch mit Leidenschaftlichkeit geübt wurde. Ein Jahrzehnt später als Karamzin trat Žukowski auf, der die Romantik in die russ. Literatur einführte; seine Balladen („Ludmilla“ ist Bürger's „Leonore“ nachgebildet) wurden mit Enthusiasmus begrüßt, seine patriotischen Lieder im J. 1812 („Sänger im Feldlager der russ. Soldaten“), seine Uebersetzung von Schiller's „Jungfrau“, „Klage der Ceres“ u. „Eleusisches Fest“ wurden zum Eigenthum der ganzen Nation. Er u. Batjuškov (der in seinen Liebesliedern, Episteln u. Elegien eine große Formvollendung zeigt) waren Puschkin's Lehrer, zur Vervollkommnung der Sprache trugen auch bei die Uebersetzungen von Gnedič (Ilias, Tancred) u. Merzljakov (Horaz u. Tasso). Puschkin sicherte der v. Žukovski u. durch einige Journalartikel in Rußland eingeführten Romantik den Sieg gegen den sich überlebenden Klassizismus, jedoch nicht ohne Kampf von beiden Seiten. Puschkin (geb. 1799, † 1835; s. d.) machte mit seinem „Ruslan u. Ludmilla“ 1820 der Karamzin'schen Epoche ein Ende, darauf folgte, geschrieben in der Verbannung u. in Byron's Genre, der „Gefangene im Kaukasus“, „Fontaine v. Baktschiserai“ 1822, „Zigeunerin“ 1824, später sein Hauptwerk „Eugen Onjägin“, „Poltava“, „Boris Godunov“ in dramatischer Form; aus seinen historischen Studien („Geschichte des Pugačev'schen Aufruhrs“) ging seine vortreffliche Novelle „Die Kapitanstochter“ hervor. Traurig war das Ende der auf Puschkin folgenden romantischen Dichter in Rußland: Lermontov, Rylejev, Kolzov, Boratynski, Poležajev, Elisabet Kulmann; sie sind alle in jungen Jahren zum Theil in großem Elend aus der Welt geschieden. Grybojedov, der Verfasser des mit beißendem Spott geschriebenen Stücks „Gore ot uma“ wurde 1825 in seinem 35. Lebensjahre ermordet. In der Novelle u. im Roman entwickelten mehrere ein entschiedenes Talent: Thad. Bulgarin, Gorainov, Herzen, Dal, Pisemski, Krestowski 2c., vor Allen aber Gogol (bekannt durch sein dramatisches Stück „Revizor“) u. Iwan Turgeniev. Auf dem Gebiete der dramatischen Literatur sind die ausgezeichnetsten Alex. Tolstoj u. Ostrovski. Unter den Geschichtschreibern u. Geschichtsforschern sind zu nennen: Stroev, Kačenovski, Butkov, Pogodin, der Metropolit Eugenius, Bantyš-Kamenski, Popov, Solovjev, Ilovajski, der vielseitige u. gründliche Kostomarov, Korf, Belaev, Bestužev-Rjumin, der Akademiker Kunik, Zamarin, Katkov 2c.; auf dem Gebiete der Literaturgeschichte Greč, O. Miller, Lamanski, A. Weselovski; Grammatiker u. Linguisten: Wostokov, Sreznevski, Buslaev, Lavrovski, Potebnja, Sercl 2c.; Alterthumsforscher: Bodjanski, Kotljarevski, Katkov, Graf Uvarov 2c. — Eine kleinruss. Literatur mit ihrem Centrum in Kijew, später auch in Lemberg, schuf Kotljarevski, der eine Travestie der „Aeneïs“ in kleinruss. Sprache schrieb (1842) u. in Poltava ein nationales Theater einrichtete; es folgten Pawlowski, Maximovič, Sreznevski, Kwitka, Kulis, Kostomarov (der Historiker) 2c., vor Allem der als leibeigen 1814 geborene Dichter Ševčenko († 1861 in Petersburg).

In Polen hat die lat. Sprache in der Literatur bis in die Mitte des 16. Jahrh. fast ausschließlich geherrscht; erst um 1550 bricht sich die poln. Sprache infolge der reformatorischen Bewegungen u. humanistischen Tendenzen entschieden Bahn. Die ältesten poln. Sprachdenkmäler gehen nicht über das 14. Jahrh. zurück, im 15. Jahrh. mehrt sich ihre Zahl, obgleich das Gebiet, in dem sie sich bewegen, ein beschränktes ist: es sind Psalter, Kirchenlieder, eine Bibel von 1455 (nicht ganz erhalten), Gebetbücher, Predigten, — nur ausnahmsweise spielt die poln. Literatur auf das weltliche Gebiet hinüber: so ist ein Fragment eines Liederbuches aus dem Ende des 15. Jahrh. erhalten, ferner Volksromane (der erste von „Salomon u. Morolf“, zugleich das erste gedruckte poln. Buch 1521), medizinische Bücher 2c.; ganz zu Ende der älteren (lat.) Epoche, vor der Mitte des 16. Jahrh., erschienen auch zwei Chroniken in poln. Sprache, von M. Bielski (eine Weltchronik) u. von Chwalkowski (eine poln. Chronik, von der nur ein Fragment erhalten ist), u. einige rohe, aber glückliche poetische Versuche. Nachdem das Eis gebrochen war, entwickelte sich die poln. Literatur überraschend schnell zur höchsten Vollendung, die Sprache wurde durch das große Verdienst einiger hochgebildeter Männer, M. Bielski, Luc. Górnicki, Joh. Kochanowski u. Peter Skarga, in wenig Dezennien zur größten Vollkommenheit entwickelt. Wenig trug dazu bei der sonst hochverdiente erste poln. Dichter Nic. Rej, der vielmehr die derbe Gesellschaftssprache des kleinen Adels unverändert u. unveredelt in seine Schriften hineintrug, aber mit seinen den reformatorischen u. zeitgemäßen Ideen energisch Ausdruck gebenden, gemeinverständlichen Werken: „Postilla“, „Zwierzyniec“, „Żywot poczciwego człowieka“ (Lebenslauf des wohlgesitteten Menschen) ein großes Lesepublikum schuf; seine Postille wurde wegen der Klarheit der Sprache selbst von katholischen Priestern gebraucht. Mehr Verdienste um die Schöpfung einer nationalen Literatur haben M. Bielski (Dichter u. Geschichtschreiber) u. Lucas Górnicki, der in seinem dem „Corteggiano“ von Castiglione frei nachgebildeten „Dworzanin“ das Bild eines vollendeten Kavaliers in äußerst gefälliger Sprache entwarf; eben so anziehend geschrieben sind seine politischen Schriften u. seine Geschichte Polens. Der vorzüglichste Meister der poln. Literatur des 16. Jahrh. ist Joh. Kochanowski, der, auf ital. u. franz. Schulen vorgebildet, bekannt mit der klassischen Literatur u. mit den vorzüglichsten franz. u. ital. Dichtern, poetische Werke schrieb (Lieder, Klagelieder auf den Tod des Töchterchens Ursula, Epigramme, Psalter in Versen, eine der griech.-tragischen Kunst nachgebildete Tragödie), welche für lange Zeit das unerreichte Ideal vieler Nachahmer geblieben sind; er schuf eine Dichterschule, welche die klassische Poesie in poln. Sprache zu pflegen suchte. Seine bedeutendsten Nachfolger, zugleich meist seine Nachahmer, waren Peter u. Andr. Kochanowski (übers. Tasso, bez. die Aeneïs), der Lyriker K. Miaskowski,

St. Grochowski, Sim. Szymonowicz, der didaktische Dichter Seb. Klonowicz; die beiden Letzten auch vortreffliche lat. Dichter), jedann Rybiński (Psalmen), zwei Zbylitowski, der historische Panegyriker Sam. Twardowski († 1669), Sim. u. B. Zimorowicz; der begabte auch als Historiker ausgezeichnete Lyriker W. Kochowski († 1699). Die beiden Morsztin (Hieron. u. Andreas) empfingen vielmehr von franz. u. ital. Dichtern Anregung als von dem herrschenden Klassizismus; W. Potocki († 1697) schließt den Cyklus der ersten Gruppe poln. Dichter, bei ihm herrscht das nationale Element („Der Türkenkrieg von Chotim") eben so wie bei dem ersten poln. Dichter. Weniger glänzend entwickelte sich die prosaische Literatur, da wissenschaftliche Gegenstände immer noch in lat. Sprache behandelt wurden, doch blühte die Geschichtschreibung in poln. Sprache: Górnicki, J. Bielski, B. Paprocki, Stryjkowski 2c. schrieben größere historische Werke, im 17. Jahrh. entstanden viele Memoiren, unter denen die von Pasek sich durch unmittelbare Frische der Erzählung auszeichnen. Sehr reich u. belebt ist die politische u. polemische Literatur, in welcher Orzechowski besonders hervorragend ist, noch mehr blühten politische u. Kanzelberedsamkeit. Von der Mitte des 17. Jahrh. an beginnt eine etwa 100 Jahre dauernde Epoche des Verfalls der Schulen, des Geschmacks u. der Literatur, in der Polen sich immer mehr von dem geistigen Verkehr mit den Völkern des Abendlandes entfernt u. sich isolirt; erst seit der Mitte des 18. Jahrh., mehr noch seit der Thronbesteigung des letzten poln. Königs Poniatowski, blüht die poln. Literatur im Anschluß an den franz. Klassizismus wieder auf: ein Kranz von Dichtern umgiebt den Thron u. verkündet u. verherrlicht den Anbruch einer neuen Aera, Naruszewicz, Krasicki, Trembecki, Karpiński, ein anderer Dichterkreis: Kniaźnin, Niemcewicz u. der talentvolle Lustspieldichter Zabłocki umringt die Person des hochgebildeten Staatsmanns u. Mäcens, des Fürsten A. Czartoryski. Der Geist der franz. Aufklärung u. ihrer philosophischen Weltanschauung durchdringt nicht nur die Poesie, sondern auch die Wissenschaft, die einen ungewöhnlich großen Aufschwung nimmt in den Werken von Staszic, Kołłontaj u. die Brüder Śniadecki, welche auf dem Gebiete der Astronomie u. der Naturwissenschaften zu den Großen ersten Ranges gezählt werden; die staatswissenschaftliche u. politische Literatur ist ebenfalls reich an bedeutenden Erzeugnissen, u. auf dem Gebiete der Geschichte schuf Naruszewicz in seiner unvollendeten „Geschichte des poln. Volkes" ein nach Inhalt u. Form treffliches Werk, welches die Erzeugnisse späterer od. gleichzeitiger Historiker: Czacki, Bohomolec, Albertrandy, Golembiowski 2c., weit überragt. — Nach dem Untergange der poln. Republik verstummte die poln. Literatur gänzlich; erst seit der Errichtung des Herzogthums Warschau erwachte sie allmählich aus der Lethargie, um der klassischen Kunst in Polen durch Schöpfung einer mustergiltigen Tragödie die Krone aufzusetzen: die Tragödien von A. Feliński, von General Kropiński u. von dem nachherigen Kastellan Wężyk riefen den lebhaftesten Enthusiasmus wach. Mit diesen Dichtern u. ihren Gesinnungsgenossen Morawski, Koźmian, L. Osiński u. A. lebte sich die klassische Kunst in Polen aus; eine neue Aera der romantischen od. vielmehr nationalen Poesie brach in Lithauen um 1820 an, wo in Wilna auf der blühenden Universität neuere Ideen u. Richtungen zur Herrschaft gelangten. In Wilna trat A. Mickiewicz auf, der Meister der „romantischen Schule", in deren Geiste in Warschau der hochverdiente Dichter u. Theoretiker Brodziński thätig war u. A. Malczewski sein schauerlich schönes Gedicht „Maria" schrieb, während auf dem Gebiete der historischen Wissenschaften Lelewel neue Bahnen brach. Mickiewicz, angeregt durch das Studium von Goethe u. Byron, dichtete im Geiste Beider seine ersten poetischen Erzeugnisse („Todtenfeier", Thl. IV; „Grażyna"; „Konr. Wallenrod"); er emanzipirte sich indeß bald von dieser kaum merklichen Nachahmung u. schuf in „Pan Tadeusz" u. dem III. Theile der „Todtenfeier" poetische Werke von eminentem Werth. Mickiewicz war freiwilliger Emigrant u. schrieb seine Hauptwerke in der Fremde, sowie fast die ganze neuere poetische Literatur der Polen unter einem fremden Himmel erblühte: die begabtesten poln. Dichter lebten u. dichteten in Frankreich od. in der Schweiz: der geniale Słowacki, der hochlyrische Krasiński, Bohd. Zaleski, Goszczyński, W. Pol, der Dichter des „Liedes von unserem Lande" 2c. In der Heimat fing nach der unglücklichen Revolution von 1830 allmählich das literarische Leben an sich zu regen, zunächst auf historischem u. belletristischem Gebiete. Kraszewski schuf durch seine zahlreichen Romane u. Korzeniowski u. Alex. Fredro durch ihre vortrefflichen Lustspiele ein Publikum; der Erste unterhielt auch durch seine bewundernswürdige Rührigkeit ein wissenschaftliches Leben durch Herausgabe von wissenschaftlich gehaltenen Werken od. Zeitschriften („Athenaeum"); ihm folgten auf dem Gebiete des Romans der als Dramatiker schon genannte Korzeniowski. Kraszewski u. Korzeniowski stehen auf dem Gebiete des Romans u. der Novelle unübertroffen da, obgleich unter ihren Nachahmern große Talente sich befinden, wie Dzierzgowski, Jeż, Zacharyasiewicz 2c. Eben so günstig entwickelt sich die unter den Polen stets gepflegte u. bevorzugte Geschichtsforschung u. Geschichtschreibung, gefördert durch Lelewel, A. Bielowski, Moraczewski, Szajnocha, Szujski, Szmitt, Kalinka, sowie die Literaturgeschichte u. Kritik, vornehmlich repräsentirt durch Wiszniewski, Wojcicki, J. S. Bandtke, Maciejowski, Małecki, Klaczko, Siemieński († 1877), Bartoszewicz 2c. Unter den poln. Philosophen ragen hervor: Trentowski, Libelt, Kremer und Cieszkowski. Auf dem Gebiete der Naturkunde ist seit einigen Jahrzehnten ein sehr reges literarisches Leben. — Die tschechische Literatur beginnt sehr früh: aus dem 10. Jahrh. ist ein Bruchstück des Johannesevangelium erhalten, alt sind auch, wenn auch erst gegen 1400 schriftlich fixirt, die Lieder „Hospodine pomiluy ny" u. „Svatý Vaclave", als alt gelten auch das Gedicht von Libussa u. mehrere „Lieder" in der bekannten Königinhofer Handschrift (s. d.). Großen Aufschwung nahm die tschech. Literatur, angeregt durch den Reichthum der deutschen im 13. u. 14. Jahrh.: zahlreiche poetische Legenden (Prokop, 2 Dorotheenlegenden, Fragmente einer Apostellegende, Marienlegenden 2c.) wechseln ab mit lehrhaften Gedichten (Smil Flaschka's „Neuer Rath", „Vaters Rathschläge"; ferner „Alanus", „Der Seele Streit mit dem Leibe" u. a. von Unbekannten) u. mit Satiren, ein Alexanderlied (nach Walter v. Chatillon) ist fragmentarisch erhalten, auch romantische Erzählungen fehlten nicht („Tristram" u. „Tandariaš a Floribella", „Kronika o Stilfridovi a Brunevikovi"); anziehend ist eine versifizirte böhm. Chronik aus dem Anfange des 14. Jahrh. (fälschlich Dalimil zugeschrieben). Die lyrische Poesie erscheint im Vergleich zur epischen arm: außer den in der Königinhofer Handschrift enthaltenen Liedern können nur wenige in Handschriften vorkommende dem 14. Jahrh. zugeschrieben werden. Anfänge der dramatischen Kunst sehen wir in 2 Passionsspielen: „Hrob boží" u. dem durch Volkshumor ausgezeichneten Fragment „Salbenhändler" („Mastičkař"). Die Prosaliteratur der ältesten Epoche macht einen wohlthuenden Eindruck durch ihren Inhalt u. durch die gefällige Sprache. Uebersetzungen der heiligen Schrift sind sehr früh: 4 ganze Psalter vor 1400, die ganze Bibel ist schon vor Hus übersetzt u. in mehreren Rezensionen erhalten; neben der böhm. Geschichte von Pulkava (übers.) ist ein „Trojanerkrieg" zu verzeichnen; die moralischen Schriften von Thom. v. Stitné zeigen Bildung, Adel der Gesinnung u. korrekte Sprache. Erwähnt seien noch Rechtsbücher u. Wörterbücher. In der zweiten Epoche gewinnt das nationale Element gegen das deutsche die Oberhand, die tschech. Sprache, schon durch Karl IV. begünstigt, gelangt allmählich in öffentlichen Gebrauch, die durch Hus hervorgerufene religiöse Bewegung trug zur Förderung des nationalen Bewußtseins u. der tschech. Sprache bei, unter den zahlreichen religiösen Parteien zeichneten sich die Böhmischen Brüder durch Pflege der Nationalsprache aus, die Pflege der klassischen Studien zu Ende des 15. u. Anfang des 16. Jahrh. gab ebenfalls durch Nachahmungstrieb Gelegenheit zur Vervollkommnung der tschech. Sprache. In der Poesie wird vor Allem das Kirchenlied gepflegt, die bedeutendsten Kirchenlieder Dichter sind Joh. Blahoslav u. Joh. Augusta, Strye („Psalter" in metrischer Uebersetzung 1587); in der weltlichen Dichtkunst herrscht, wie in der tschech. Literatur überhaupt, das Lehrhafte vor: Ctibor Tovačovský v. Cimburk († 1494), Nic. Dačický v. Heslow († 1628); der bedeutendste Dichter dieser Epoche ist Sim. Lomnický († 1622; schrieb „Des Lebens Hoffart", „Der goldene Beutel", „Cupido's Pfeil"); außerdem entstanden in der Zeit der hussitischen Bewegung Kriegslieder u. politische sowie religiös-polemisirende Satiren. Auf dem Gebiete des Romans sind der v. Hynek Podiebrad gedichtete „Maitraum", der anonyme „Tkadleček" u. „Akcy a Rozepře" v. M. Pečka Smiržický bes. erwähnenswerth. Die dramatische Literatur entwickelte sich auf der gewonnenen Grundlage, in Jesuitenschulen wurden fleißig Dialoge gespielt. Die prosaische Literatur ist bes. reich; der religiösen Literatur, in welcher die Uebersetzung der heiligen Schrift durch die Böhm. Brüder (Kralitzer Bibel 1579—93) die erste, die zahlreichen homiletischen Schriften die nächstbevorzugte Stelle einnehmen (Pet. Chelčický, „Netz des Glaubens"), steht die weltliche Literatur zwar an Umfang und Korrektheit der Form nach, dagegen zeichnet sie sich durch gediegenen Inhalt aus. In der Rechtswissenschaft sind zu nennen: Vict. Corn. v. Všehrd († 1520), Ctibor v. Tobitschau, Pet. Chr. v. Koldin († 1589), Zerotin („Denkwürdigkeiten"), in der Geschichtschreibung J. Bohuslav („Geschichte der Brüder"), Weleslavina († 1576), Hajek v. Libočan, dessen böhm. Chronik 1571 hervorgerufen wurde durch die von Kuthen 1539. Unter den zahlreichen Reisebeschreibungen (Uebersetzer des Million, Mandeville u. A.) sind zu erwähnen die Werke Ulr. v. Vitanovic, Joh. Lobkowitz („Reise nach Palästina"), V. Wratislav v. Mitrovic („Reise nach Konstantinopel", 1591) 2c. Noch seien erwähnt die tschech. Grammatik von Joh. Blahoslav u. „Herbarien"

von Th. Hajek nach Matthioli) u. Huber. — Diese Blüte der tschech. Literatur wurde durch die Katastrophe von 1620 geknickt: das Elend des Krieges erstickte jedes höhere u. ideale Streben; Verarmung, Verbannung u. Elend wurde das Los Tausender von Utraquisten, ihre u. der Böhm. Brüder Werke traf Mißachtung, Vergessenheit u. Verfolgung (A. Koniaš' Index 1729, 49); von der Kralitzer Bibel sind kaum 20 vollständige Exemplare erhalten; die tschech. Sprache, durch mittelmäßige Schriftsteller verdorben, wurde immer mehr aus den gebildeten Kreisen verdrängt, bis die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. durch Klopstock, Lessing, Herder veredelte deutsche Sprache zur herrschenden wurde; das Tschechische galt als Bauernsprache u. die Verkümmerung desselben war wol der Hauptgrund, daß Josef II. es aus den Schulen u. öffentlichen Aemtern entfernte. Um so größer ist das Verdienst der wenigen tschech. Gelehrten, welche den Faden der Literatur fortspannen. Unter den Exulanten sind außer dem nach Breslau geflüchteten Karl v. Zerotin, der sowol durch seine umfassende Gelehrsamkeit als auch durch seine pädagogisch-didaktischen Verdienste gleich ausgezeichnete Amos Komenius (s. d.) u. Paul Skala v. Zhoř („Allg. Kirchengeschichte") zu erwähnen, von den in der Heimat lebenden tschech. Schriftstellern Graf Slavata („Geschichte seiner Zeit"), Beckowski (Chronik), Pešina u. der Schäfer Wolný wegen seiner Lieder. Durch die böhm. Exulanten wurde auch in der Slovakei die tschech. Sprache u. Literatur gepflegt: Tranovsky, Pilařik, später M. Bel u. Bernolak, der Erste, der slovakisch schrieb. Mit der Entfernung der tschech. Sprache vom Unterricht u. Amt hatte der Verfall derselben u. der tschech. Nationalliteratur seine äußerste Grenze erreicht: es erhoben sich Stimmen zu ihrer Vertheidigung: u. A. v. Kinsky, Balbin („Apologia" ed. Pelzl, 1775), Hanke v. Hartenstein, Ig. Tham; gleichzeitig führte der Aufschwung der Wissenschaften zum Studium der böhm. Geschichte (Dobner, Pelzl, Dobrovsky) u. nach dieser Anregung zum Studium der tschech. Sprache u. Alterthümer, worin der Begründer der Slavistik, der Abbé J. Dobrowsky, Vorzügliches leistete. Man veranstaltete Ausgaben der alten Sprachdenkmäler: Prohazka gab Dalimil heraus, Durich die Bibel, Thomsa eine Chrestomathie, V. Hanka „Starobylá skládanie" (1817 ff.). Die ersten poetischen Erzeugnisse von V. Tham mit Genossen („Basni" ꝛc., 1785) u. Ant. Puchmayer mit seinen Schülern W. Nejedlý, Rautenkranz, Hnevkovský („Sebrané basně" ꝛc., 1795 ff.) hatten mehr den Werth eines Versuchs, die tschech. Sprache zu poetischen Schöpfungen zu befähigen nach dem von J. Dobrovský vorgeschlagenen Gesetz der accentuirten Prosodie. 1818 entstand das Nationalmuseum. Auf höhere Ziele war das Streben Jos. Jungmann's (1773–1847) gerichtet, nämlich auf Wiederbelebung der „todten" Sprache: sowol durch seine Uebersetzungen als auch durch seine tschech. Literaturgeschichte (1825), sein großes Lexikon u. seine Lehrthätigkeit suchte er die tschech. Sprache aus ihrer Verkümmerung aufzurichten u. ihre Lebensfähigkeit u. Bildsamkeit zu zeigen; ihm zur Seite standen Sedláček, Presl, A. Marek u. A. Die Poesie schlug neue Bahnen ein, die ihr durch Schafarik u. F. Palacky's „Počatkowé" (1818) vorgezeichnet wurden, durch die Empfehlung der antiken quantitirenden Prosodie. Diese Anregung trug Früchte (Polak, „Erhabenheit der Natur"), um so mehr, als die Entdeckung der Grünberger u. Königinhofer Handschrift 1817 u. die Sammlungen von Volksliedern (Kollar, Erben, Sušil) den schlummernden poetischen Geist des tschech. Volkes weckten u. befruchteten: Kollar (1793 bis 1852) schrieb seine begeisterten Sonette in „Slávy dcera", Čelakovský (1799–1852) ahmte in gelungener Weise Volkslieder nach, schrieb Liebeslieder u. Satiren, in seinem Geiste dichteten fast ohne Ausnahme alle tschech. Dichter der nationalen Richtung (bis 1850); Lyriker: Hanka, K. Winařický („Varito a lira"), Chmelenský, Jablonský; Epiker: J. Hollý, Er. Wocel († 1871; „Labyrint slavy"), Jan z Hvězdy (Marek), J. Kalina, Erben († 1870; Balladen, Märchen, „Kytice"); Satiriker u. Humoristen: Koubek, Havlíček, K. Klicpera, Peška ꝛc. Die neueste Schule der tschech. Dichter seit 1850 hat die Romantik u. die Ideale der Freiheit auf ihre Fahne geschrieben; ihre Vorbilder sind Byron, Mickiewicz, Heine: K. H. Mácha (1810–36), Sabina, V. Hálek († 1874), Pfleger, B. Janda, J. Kolar, Feist, Wenzig ꝛc. — Die ersten dramatischen Vorstellungen in tschech. Sprache wurden zu Ende des vorigen Jahrhunderts gegeben. Die vorzüglichsten neueren dramatischen Schriftsteller sind: Klicpera, Tyl, Macháček, Mikovec, Hálek, Pfleger, Neruda ꝛc. („Bibliotéka divadelní"). Der Roman u. die Novelle sind eine spätere Erscheinung in der tschech. Literatur; zu nennen sind Marek („Jan z Hvězdy"), der bedeutendste Novellist, Tyl, dessen Romane u. Novellen zur Lieblingsliteratur des tschech. Publikums gehören, Chocholoušek († 1864), Božena Němcová u. A.; J. Malý giebt die „Bibliotéka zábavného čtení" heraus. — In der Prosa ist bes. auf dem Gebiet der Geschichte, Alterthumskunde u. der Sprachwissenschaft Bedeutendes geleistet worden: dem bedeutendsten Geschichtschreiber Palazky (Dějiny) schließt sich ebenbürtig Schafarik (s. d.) an; neuere Geschichtschreiber sind Tomek, Dudik, Gindely; die Alterthümer fanden an Vocel, die Rechtsalterthümer an H. Jireček, die slavische Philologie u. Literaturgeschichte in Professor Hattala, J. Jireček, Hanuš, Šembera, K. Nebeský, Zelený würdige Vertreter; als Sprachforscher sind zu nennen Ludwig, Geitler, Gebauer, Matzenauer. — Die Literatur der Lausitzer Serben beginnt erst in der Zeit der Reformation mit dem Neuen Testament von 1548, übersetzten Katechismen u. Gesangbüchern, zu Ende des 17. u. Anfang des 18. Jahrh. gefördert durch Frenzel († 1706, Tieinus Neues Testament 1709), im 18. Jahrh. durch Matthäi, Schmutz, um 1800 durch Ast, Pech, Mey, beide Fritz ꝛc.; in der neuesten Zeit durch Smoljar (Schmaler), Zeiler u. Jordan; seit 1848 erscheint „Časopis maćicy serbskeje" unter Mitwirkung von Hornik, Jenez, Weljan, Pfuhl ꝛc. — Bei den Slovenen, die in den „Monumenta Frisingiensia" ein Sprachdenkmal aus dem 10. Jahrh. besitzen, u. bei denen in der Zeit der Reformation auf dem Gebiete der Bibelübersetzung u. wissenschaftlichen Erforschung der slovenischen Sprache Primus Truber, Dalmatin, Krel, Bohorič erfolgreich thätig waren, beginnt seit Wolfstein (mehr noch seit dem Auftreten des Dichters Vodnik (geb. 1758, † 1819), eine regsame Thätigkeit bes. auf dem Gebiete der Geschichte u. Sprachforschung: Dainko, Metelko, Kopitar, ein Kenner der slavischen Sprachen ersten Ranges († 1844), Krek, vor Allen aber Miklosich (geb. 1813; s. d.), der bedeutendste Slavist der Gegenwart.

Slavonien, s. „Kroatien u. Slavonien".

Slibowitz (Slivovitza, von sliva, Zwetsche) wird in Oesterreich u. Ungarn der Zwetschen- od. Pflaumenbranntwein genannt.

Sligo (spr. Sleigo), Grafschaft in der irischen Provinz Connaught, im NW. der Insel, am Atlantischen Ozean, 33,935 □M. mit 115,493 E. (1871; 1841 über 172,000). Das Gebiet ist theilweise morastig, theilweise gebirgig u. daher weniger fruchtbar; mehrere unbedeutende Gewässer, wie Moy, Bannet u. Covlany, durchfließen dasselbe; große Landseen, wie Gill-, Arrow- u. Garasee, sind an der Ost- u. Südgrenze. Der Ackerbau ist mit Ausnahme von Flachsbau gering; Hauptbeschäftigungen sind Viehzucht, Fischerei, Spinnerei u. Leinweberei. — Die Hauptstadt S., an der Mündung des Garrow in die Sligobucht, ist ein ansehnlicher Hafenplatz, hat 11,209 E. (1871), treibt lebhafte Leinweberei, Leinwandhandel, Schiffahrt u. Lachsfang, ist aber auch im Rückgang begriffen. In ihrer Nähe liegt die Ruine Giants Grave (Riesengrab).

Slingelandt, Pieter van, holl. Maler, geb. zu Leyden 20. Nov. 1640, war einer der besten Schüler von Gerh. Dow, den er in seinen Genrebildern u. Stillleben an Fleiß u. Sauberkeit der Ausführung, aber nicht an Geist u. feinem Naturgefühl erreicht. Er arbeitete sehr langsam, daher sind seine Werke nicht zahlreich. Zu den besten gehören „Die Spitzenklöpplerin", im Museum zu Dresden, u. namentlich das Meermann'sche Familienbild im Louvre, an dem er drei Jahre arbeitete. Er starb 7. Nov. 1691.

Slowacki (spr. Slowatzky), Julius, poln. Dichter, ein Sohn des durch seine ästhetischen Schriften in der poln. Literatur bekannten Wilnaer Professors Eusebius S., geb. zu Krzemieniec in Volhynien 23. Aug. 1809; studirte an der Wilnaer Hochschule, betheiligte sich an der Revolution des J. 1830, nach deren Niederwerfung er ins Ausland floh, bereiste Europa u. den Orient, lebte dann meist in Paris u. starb zu Rom 3. April 1849. Die meisten Schöpfungen dieses ungemein fruchtbaren, phantasievollen u. vielseitigen Poeten beschäftigten sich mit den Nachtseiten des Menschen- u. Völkerlebens; Mickiewicz nannte ihn deshalb den Satan der Dichtkunst, bis es ihm gelungen war, auch Sl. in die verhängnißvollen Schlingen der mystisch-religiös politischen Sekte des Towianski'schen Messianismus zu ziehen. Sl. verfaßte eine Reihe von epischen Dichtungen („Żmija", „Jan Bielecki", „Hugo", „Mnich", „Arab" ꝛc.), Revolutions- u. Kriegslieder, Dramen (wie „Kordjan", „Maria Stuart", „Mazeppa" ꝛc.). Sein Leben beschrieb Malecki (2 Bde., Lemberg 1867).

Slowaken sind diejenigen Westslaven, die vorzugsweise Mähren u. das nordwestl. Ungarn bewohnen, zerstreut aber bis Slavonien vorkommen. Sie werden als Podhoraken, Blatniaken, Hanaken ꝛc. unterschieden; ihre Zahl ist 4 Mill. (zu 3/4 kathol., 1/4 protest.). Sie sind mittelgroß, untersetzt, haben derbe Gesichtszüge, blaue Augen, lange, schwarze Haare, gelbe bis braune Hautfarbe, zeigen ein rühriges u. lebhaftes Wesen u. ziehen gern als Drahtstricker u. Blechwaarenhändler im Lande umher, haben aber sonst Sitte u. Charakter des altslav. Urtypus am treuesten bewahrt. Ihre Sprache ist mit dem Tschechischen u. Mährischen eines Stammes. Die Sl. bildeten im 9. Jahrh. den Kern des Großmähr.

Reiches kämpften mit Glück gegen die Avaren, kamen dann durch Karl d. Gr. in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Franken u. Deutschen, wurden bald danach wieder unabhängig u. in Verbindung mit den Mährern in Pannonien herrschend, bis in der Schlacht bei Preßburg 907 die Ungarn das Großmähr. Reich stürzten u. die Sl. nach u. nach unterjochten.

Slowenen, auch Slowenzen od. Slowinzen (d. i. slav. Wenden od. Winden), sind ein Zweig der Südslaven, der in Krain, Kärnthen, Untersteiermark u. in einigen Komitaten des westl. Ungarns wohnt. Ihre Anzahl, die wegen der Mischheirathen mit Deutschen, Magyaren, Italienern &c. u. wegen der Lust auszuwandern u. sich unter andere Bevölkerungselemente zu mischen, im Abnehmen begriffen ist, betrug 1872 noch gegen 1,210,000. Sie haben seit dem 6. Jahrh. schon die Sitze inne, die sie gegenwärtig bewohnen. Damals kamen sie, dem Andrange der Avaren weichend, aus Pannonien. Um 788 eroberte Karl d. Gr. das Land u. machte daraus eine eigene Windische Mark, die seinem Reiche einverleibt wurde. Die später sich daraus scheidenden Herzogthümer Steiermark, Kärnthen u. Krain wurden bald in der Weise germanisirt, daß die Stadtbevölkerung u. die Gutsherrschaften auf dem Lande Deutsche sind, während die Landleute im Allgemeinen Sl. bleiben, ein Verhältniß, das sich bis jetzt erhalten hat. Ueber ihre Sprache s. „slav. Sprachen". Der im Stoderthale in Oberösterreich wohnende Stamm, die Stoderer, hat seine Sprache bereits vergessen u. nur sloven. Tracht u. Sitte bewahrt.

Småland, ein Landestheil im südl. Schweden, der vorzugsweise die Läne Jönköping, Kronoberg u. Kalmar, mit Ausnahme der diesen zugehörigen Inseln, umfaßt u. seiner natürlichen Beschaffenheit nach Tafelland u. Küstenebene ist (s. „Schweden"). Das Tafelland, gegen 660 □M. groß, zwischen 56° u. 58° n. Br., mit einer mittleren Höhe von 100 bis 130 m. (höchste Erhebung ist der Taberg, 335 m.), ist theils vollständig Ebene, theils sehr felsig u. im SW. mit zahlreichen Seen bedeckt, von denen der Helgasee, einer der größten, in 144 m. Höhe liegt. Der harte Gneisuntergrund läßt wenig Anbau zu, u. ebenso sind die meilenlangen Sandstrecken der Bodenkultur hinderlich. Hier u. da ist daher nur dürftiger Birkenwald. Doch sind die unebenen Theile, nam. in der Nähe der Seen, fruchtbarer u. tragen kräftige Tannenwälder. Hauptprodukte des Ackerbaues sind Hafer u. Kartoffeln. – Die Küstenebene, östl. vom Tafelland, der Insel Oeland gegenüber, hat im S. geringe Bodenschwellungen, ist hier sandig u. mit Birken= u. Fichtenwäldern bedeckt. Der mittlere u. nördlichere Theil besteht meist aus kleinen Ebenen u. Seen, die durch Hügel von einander getrennt sind. Auch hier ist der Boden nicht gut, doch ist $^1/_7$ als Weide u. Wiese verwerthbar u. $^1/_{30}$ Kulturland. Den Reichthum aber machen die Wälder aus, die die Hügel u. felsigen Partien im W. bedecken u. in denen zerstreut die vereinzelten Höfe, Häuser u. Kirchen liegen; Dörfer u. Städte sind selten. Die Bewohner sind lebhaft, thätig u. genügsam. Der Bauer fertigt Alles selbst, was er braucht; er hält fest an seinen alten Gebräuchen u. an seinem Geister= u. Elfenglauben.

Smalte, s. „Kobalt".

Smaragd, ein bekannter Edelstein von prächtig grüner Färbung u. starkem Glanz, durchsichtig u. in schönen Krystallen vorkommend, deren Formen dem hexagonalen Systeme angehören. Der S. stimmt hinsichtlich seiner übrigen physikalischen Eigenschaften u. seiner chemischen Zusammensetzung vollständig mit dem Beryll überein; es führen aber nur die tief grasgrün gefärbten u. völlig durchsichtigen Varietäten dieses Minerales den Namen S., hellere von der bläulichgrünen Farbe des Meerwassers heißen Aquamarin. Die schönsten u. meisten S.e kommen gegenwärtig aus den Gruben von Muzzo in Columbien, doch liefern auch Santa Fé de Bogota, ferner das Tunkathal bei Neukarthago in Peru gute Steine. Andere Fundorte sind Kosseir am Rothen Meere u. das Uralgebirge. Man schleift den S. gewöhnlich in Brillantschnitt u. verwendet ihn als Schmuckstein für Brochen, Ohrringe, Ringe &c.

Smerdis (altpers. Barthiya), jüngerer Sohn des Kyros, wurde von seinem älteren Bruder Kambyses während dessen ägypt. Feldzuges nach Persien zurückgesandt u. insgeheim ermordet. Während sich nun Kambyses noch in Aegypten befand, bemächtigte sich ein medischer Magier, dem S. an Gestalt u. Gesichtszügen ähnlich u. sich für S. ausgebend (daher Pseudo-S.), der Herrschaft u. regierte sieben Monate, wurde aber dann von einer seiner Gemahlinnen, Phaidyme, der Tochter des Otanes, an den ihm einst auf Befehl des Kyros abgeschnittenen Ohren erkannt u. durch ein Komplot von sieben angesehenen Persern beseitigt.

Smichow, Vorstadt von Prag (s. d.).

Smidt, Johann, Bürgermeister von Bremen, geb. daselbst als Sohn eines Predigers 5. Nov. 1773; studirte Theologie u. Philosophie in Jena, wo er die Freundschaft Fichte's gewann u. überhaupt mit den hervorragendsten Vertretern des geistigen Lebens in Deutschland in nahe Berührung kam. Nachher ward er Lehrer der Geschichte am Gymnasium in Bremen, dann Syndikus der „Aelterleute" u. 1800 Rathsherr. Seitdem ward für ihn, der einen weltumfassenden Blick mit treuester Liebe zu seiner Vaterstadt verband, die Erhaltung Bremens als eines politisch u. wirthschaftlich lebensfähigen Gliedes im Reichskörper die bis an sein Ende festgehaltene Lebensaufgabe. Daß er dieselbe in seinen jüngeren Jahren mehr partikularistisch als national auffaßte, lag im Geiste jener Zeit. Jedenfalls bewährte sich S. in dem bösen Fahrwasser der Napoleonischen Periode u. der Restaurationszeit, wo er mit der diplomatischen Vertretung Bremens betraut war, als ein trefflicher Pilot, dem es insbes. zu verdanken war, daß der Wiener Kongreß die Hansestädte als selbständige Staaten fortbestehen ließ. Weiterhin galt seine energische u. rastlose Thätigkeit vornehmlich der Hebung des bremischen Handels. Bereits 1820 hatte er beim Deutschen Bundestag die freie Schiffahrt auf der Weser durchgesetzt. 1821 wurde er zum Bürgermeister von Bremen gewählt u. bekleidete diese Stellung, mit Ausnahme der J. 1849 bis 1852, bis an seinen am 7. Mai 1857 zu Bremen erfolgten Tod.



Nr. 5021. Johann Smidt (geb. 5. Nov. 1773, gest. 7. Mai 1857).

Unter seinen zahlreichen Verdiensten um die Hebung seiner Vaterstadt ist eines der glänzendsten die auf sein Betreiben erfolgte Gründung von Bremerhaven auf einem 1827 von Hannover erkauften, später durch Verträge mit Hannover u. Preußen erweiterten Gebiet. Zum Säkularfeste seines Geburtstages wurden von Heinrich Smidt seine Präsidialreden unter dem Titel „Patriotische Mahnungen u. Rückblicke" (Brem. 1873) u. von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins zu Bremen seine Lebensbeschreibung (ebd. 1873) herausgegeben. Sein von Steinhäuser aus carrarischem Marmor gefertigtes Standbild ziert die Große Halle des Bremer Rathhauses.

Smirgel, s. „Schmirgel".

Smith (spr. Smiß), Adam, der Begründer der heutigen Volkswirthschaftslehre, geb. als Sohn eines Zollbeamten zu Kirkaldy in Schottland 5. Juni 1723 (wenige Monate nach seines Vaters Tode); studirte in Glasgow u. Oxford, u. zwar anfänglich Theologie, von der er sich dann der Philosophie, Literatur, Geschichte u. Staatskunde zuwandte. Seit 1748 hielt er in Edinburgh Vorlesungen über Beredsamkeit u. schöne Wissenschaften, bis er 1751 Professor der Logik u. bald darauf auch der Moral an der Universität in Glasgow wurde. Als solcher erwarb er sich einen ausgebreiteten Ruf u. gab eine nicht gerade bedeutende „Theorie der menschlichen Empfindungen" (2 Bde., Lond. 1759; deutsch von Kosegarten, Lpz. 1791) heraus. Sein eigentliches Feld fand er erst, als er 1763 mit dem jungen Herzog v. Buccleuch das Festland bereiste u. nam. in Paris bei Quesnay, dem Haupte der Physiokraten, Vorlesungen über Staats=

wirthschaft hörte. 1766 zurückgekehrt, lebte er zehn Jahre bei seiner Mutter in Kirkaldy wissenschaftlichen Studien. Das Hauptergebniß derselben war sein weltberühmtes Werk über die Natur u. die Ursachen des Nationalreichthums („An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations", 2 Bde., Lond. 1766 u. ö.; deutsch von Garve, 4 Bde., Bresl. 1794—96; neu bearbeitet von Aiber unter dem Titel „Ueber die Quellen des Volkswohlstandes", 2 Bde., Stuttg. 1861). Nachdem dasselbe erschienen, ging S. wieder nach Edinburgh; hier erhielt er 1778 den einträglichen Posten eines königl. Kommissars für die Zölle in Schottland u. starb im Juli 1790. Wenn es auch eine Uebertreibung ist, daß S.'s Hauptwerk „vielleicht das wichtigste Buch gewesen, das je geschrieben worden" (Buckle) od. daß es „vor ihm keine politische Oekonomie gegeben" (List), so hat doch durch dasselbe die Volkswirthschaftslehre, um mit Roscher zu reden, einen Fortschritt gemacht, „ebenso bedeutsam für den Umfang wie für die Tiefe, für die Methode wie für das System, für das Ganze wie für das Einzelne, für die Theorie wie für die Praxis der Wissenschaften", u. man kann daher die Dogmengeschichte der Nationalökonomik in zwei



Nr. 5025. Adam Smith (geb. 5. Juni 1723, gest. im Juli 1790).

Hauptmassen theilen: vor u. seit S. Die rasche Entfaltung der modernen Weltindustrie mit ihren tausenfältigen Rückwirkungen ruht auf den Schultern dieses Mannes, der die gigantische Kraft ihrer Hebel, der Arbeitstheilung, der Maschinenanwendung der freien Konkurrenz im Gewerbebetrieb des Binnenmarktes u. im Handelsverkehr der Weltmärkte, die magische Kraft des Kapitals u. die Arcana des durch ihn von jenem zuerst scharf unterschiedenen Geldes u. des Bankwesens erkennen u. anwenden lehrte, der die erste Theorie von der Grundrente, dem Arbeitslohne u. dem Kapitalzinse aufstellte, der die folgenschwere Entdeckung machte, daß Ersparniß u. Verzehrung keinen konträren Gegensatz bilden, u. viele andere tiefe Einblicke in das Wesen der Volkswirthschaft that. So überwand S. die sich schroff gegenüberstehenden Einseitigkeiten des Merkantilsystems u. des Physiokratismus u. gab in klarer u. bewußter Erkenntniß der naturwüchsig waltenden Kräfte u. Formen den Prinzipien der Volkswirthschaft (vor Allem dem der menschlichen Arbeit) zuerst eine tiefere Begründung. In ihm verkörperten sich gewissermaßen sechs jener welthistorischen Richtungen, welche die zweite Hälfte des 18. Jahrh. beherrschten: die neuere Philosophie, der wissenschaftliche Empirismus, die Förderung der materiellen Interessen (zumal in der Form der Geldwirthschaft), das Streben nach politischer Freiheit, nach sozialer Gleichheit u. nach weltbürgerlicher Humanität. Daß die gewaltigen Einwirkungen der überdies nicht lücken- u. irrthumslosen Lehre S.'s auch mit großen Nachtheilen u. Mißbräuchen verbunden waren u. noch sind, ist freilich nicht zu verkennen. Hintansetzung der sittlichen Kräfte, Erdrückung des Kleinen durch den Großen, ein immer weiter klaffender Bruch zwischen Reich u. Arm, das Anwachsen des Fabrikproletariats — diese düsteren Schattenseiten der unbedingten Konkurrenz u. der steigenden Arbeitstheilung haben unsere „soziale Frage" geschaffen. Vgl. Dugald Stewart, „Account of and writings of Adam S." (Edinb. 1812); M'Culloch, „Sketch of the life and writings of Adam S." (ebd. 1855); Oncken, „Adam S. in der Kulturgeschichte" (Wien 1874); v. Inama-Sternegg, „Adam S. u. die Bedeutung seines Wealth of nations für die moderne Nationalökonomie" (Innsbruck 1876); Oncken, „Adam S. u. Immanuel Kant" (Lpz. 1877).

Smith, Joe, Stifter der Mormonen (s. d.).

Smith (spr. Smiß), George, namhafter Assyriologe, geboren 16. März 1840 in der Londoner Vorstadt Chelsea von Eltern niederen Standes, besuchte bis zu seinem 15. Jahre die Volksschule u. kam dann als Lehrling in das Haus Bradbury & Evans, um den Kupferstich, bes. das Stechen der Banknoten, zu erlernen. Reichbegabt u. strebsam, erwarb er sich durch eifriges Lesen bedeutende Kenntnisse, nam. über den Orient, u. fand sich bei häufigem Besuche des British Museum hauptsächlich durch die assyr. Skulpturen u. Inschriften angezogen, denen er hinfort das gründlichste Studium widmete, u. zwar mit so glänzendem Erfolge, daß bereits 1866 Henry Rawlinson (s. d.), der auf ihn aufmerksam geworden war, ihn veranlaßte, seine bisherige Stellung bei Bradbury & Evans aufzugeben u. sich an dem großen Londoner Inschriftenwerke zu betheiligen. Der von S. bearbeitete 3. u. 4. Bd. dieses Werkes (Lond. 1870—75) übertrifft die übrigen Bände sehr bedeutend; hier zeigt sich S., wenn ihm auch, da er der semit. Sprachen unkundig war, genaue grammatisch-philologische Kenntnisse abgingen, doch als einen der genialsten Assyriologen, nam. als den feinsten Kenner der paläographischen Seite der assyr. Wissenschaft. In seinem ersten selbständigen Werke, „History of Assurbanipal" (Lond. 1871) veröffentlichte S. den assyr. Text der zahlreichen Inschriften dieses Königs (s. „Sardanapal") in Keilschrift mit lat. Transscription u. engl. Uebersetzung. In den weitesten Kreisen berühmt wurde aber S. durch seine mit größtem Erfolge gekrönten Entdeckungsreisen in Assyrien selbst; den Verlauf derselben erzählt er in „Assyrian discoveries" (Lond. 1874) u. „The chaldean account of Genesis" (Lond. 1875; deutsch von H. Delitzsch, Lpz. 1876); in letzterem Werke theilte er auch die von ihm entdeckte, mit der biblischen so nahe verwandte babylonische Sintflut- u. Weltschöpfungssage in Uebersetzung mit. Doch wurde S. bald der Wissenschaft durch einen vorzeitigen Tod entrissen: er starb zu Aleppo 19. Aug. 1876.

Smith, Sir William Sidney, engl. Admiral, geb. zu Westminster 21. Juni 1764; diente seit 1777 auf der brit. Flotte u. war bereits zweiter Fregattenkapitän, als er 1783 infolge des Friedens mit Frankreich außer Aktivität gesetzt wurde. Seine Thatenlust trieb ihn 1788 nach Schweden u. nach dem Frieden mit Rußland 1790 nach Konstantinopel, von wo ihn aber bald der zwischen Frankreich u. England neu ausgebrochene Krieg zurückrief. S. nahm nun zunächst an der Blockade Toulons durch die engl. Flotte unter dem Admiral Hood Theil u. steckte, als Toulon wieder an die Republikaner verloren gegangen war, 18. Dez. 1793 die auf der dortigen Rhede befindlichen franz. Schiffe u. die Arsenale in Brand. Nach einigen anderen kühnen Unternehmungen 1796 in einem Gefecht vor Havre von den Franzosen gefangen genommen u. nach Paris gebracht, entfloh er 4. Sept. 1797 aus dem Temple u. ging nach England u. von dort mit dem von ihm befehligten Linienschiffe „Tiger" nach dem Mittelmeere ab. In Gemeinschaft mit seinem Bruder, James Spencer S., der Gesandter bei der Pforte war, schloß er mit dieser einen Defensiv- u. Offensivvertrag behufs Vertreibung der Franzosen aus Aegypten; nachher nahm er die zu Kaïfa an der syr. Küste vor Anker liegende franz. Flottille weg, versah St. Jean d'Acre mit Geschütz u. engl. Offizieren, wodurch er Bonaparte nöthigte, die Belagerung dieses Platzes aufzuheben, u. ging 1799 mit Kleber (s. d.) die Uebereinkunft von El-Arisch ein, die jedoch nicht die Bestätigung des Lords Keith fand. 1805 zum Contreadmiral ernannt, erhielt er zugleich den Befehl in den sicil. Gewässern, kreuzte 1807 vor der Mündung des Tejo u. brachte den Prinzregenten u. die königliche Familie von Portugal nach Brasilien. In der Folgezeit nicht mehr in öffentlichem Dienst

verwendet, lebte S. seit 1814 meist in Paris. Zwar wurde er von Wilhelm IV. bei seiner Thronbesteigung (1830) zurückgerufen u. zum Generalleutnant der Marinetruppen ernannt, doch ging er bald darauf wieder nach Paris, wo er 26. Mai 1840 starb. Vgl. Barrow, „Life and correspondence of Sir W. S. S." (2 Bde., Lond. 1847).

Smithsonian Institution (spr. Smißsonien Institjuhsch'n) heißt das wissenschaftliche Nationalinstitut zu Washington in Nordamerika nach dessen Stifter, dem Engländer James Lewis Macie **Smithson.** Als ein natürlicher Sohn des Herzogs von Northumberland zu London geb., beschäftigte sich derselbe so erfolgreich mit physikalischen u. chemischen Forschungen, daß ihn die Royal Society 1787 zu ihrem Mitgliede erwählte. Später lebte er auf dem Kontinente u. starb unvermählt 27. Juni 1829 zu Genua. Sein Vermögen (120,000 Pfd. Sterl.) erbte sein Neffe Henry James Hungerford, u. da auch dieser 5. Juni 1835 zu Pisa ohne Nachkommen starb, so fiel das Kapital, gemäß einer testamentarischen Bestimmung Smithson's, an die Vereinigten Staaten von Nordamerika behufs der Gründung eines Instituts zur Förderung der Wissenschaften. Doch erst nach einem dreijährigen Prozeß mit dem Court of Chancery in London, welcher dagegen Einspruch erhoben hatte, erhielt das Schatzamt in Washington die Summe von 515,169 Dollars ausgezahlt. Durch sechsprozentige Verzinsung war dieselbe bis auf 757,298 Dollar angewachsen, als durch Akte vom 10. Aug. 1846 die eigentliche Gründung der „S. I. for the increase and diffusion of knowledge among men" erfolgte. Nach dem Organisationsplane, durch dessen Annahme das Institut 13. Dezember 1847 konstituirt wurde, soll dasselbe einerseits zu neuen Forschungen anregen, andererseits das Wissen verallgemeinern, u. zwar durch eine Sammlung von vorzugsweise naturwissenschaftlichen Abhandlungen („Contributions to knowledge" u. „Miscellaneous collections"), durch Berichte („Reports") über neue Entdeckungen u. Erfindungen, durch öffentliche Vorlesungen, eine Bibliothek, ein Naturhistorisches Museum u. eine Kunstgalerie. Für die Bibliothek u. für die anderen Sammlungen wurde ein prachtvolles Gebäude in Washington errichtet. Ihre Publikationen vertheilt die S. I. seit 1848 unentgeltlich an alle nur einigermaßen bedeutenden wissenschaftlichen Anstalten u. Vereine auf der ganzen Erde; außerdem aber unterzieht sie sich auch der Beförderung der Schriften aller anderen amerik. gelehrten Anstalten u. Gesellschaften an deren Korrespondenten u. ist so zugleich die Vermittlerin des gesammten wissenschaftlichen Verkehrs u. Austausches zwischen der Alten u. der Neuen Welt. Den Vorstand der Stiftung bilden der Präsident u. der Vizepräsident der Union, sämmtliche Staatssekretare, der Oberrichter des höchsten Gerichtshofes, der Commissioner des Patentamtes, der Mayor von Washington u. 12 andere Mitglieder (Regents: 3 Senatoren, 3 Repräsentanten u. 6 durch gemeinschaftl. Beschluß beider Kongreßhäuser bestimmte Bürger).

Smolensk (Ssmolensk), Gouvernement im westl. Großrußland, begrenzt im N. von den Gouvernements Pskow u. Twer, im O. von Moskau u. Kaluga, im S. von Kaluga u. Orel, im W. von Mohilew u. Witebsk, enthält 1017,770 □M. mit 1,163,594 E. (1867; nach offiz. Berechnungen für 1870 ist die Bevölkerung bis dahin auf 1,140,015 gesunken). Das wellenförmige, meist fruchtbare Terrain ist das Quellgebiet des Dnjepr u. seines Nebenflusses Desna, sendet aber auch von seinem Wasserüberfluß die Mescha zur Düna, die Ugra u. mehrere andere Gewässer in die Nebenflüsse der Wolga. Die Zahl seiner größeren u. kleineren Seen beträgt 125. $^1/_4$ der Fläche ist Kulturland u. produzirt alle Arten von Getreide, vorwaltend große Mengen von Hanf u. Flachs; über $^1/$[illegible] ist Wald. Die Industrie liefert Tuch, Leinwand, Teppiche, Leder, Hüte, Papier, Seife, Glas u. Branntwein. Die überwiegend russ. Bevölkerung ist stark mit poln. Elementen gemischt; auch viele Deutsche leben im Gouvernement. Die 12 Kreise desselben sind: Smolensk, Bjeln, Dorogobush, Duchowtschina, Gshatsk, Jelna, Juchnow, Kraßnyj, Porietschje, Roslawl, Sytschewka u. Wjasma. Die Hauptstadt S. mit 22,977 E. (1867), am Steilabhange des Dnjepr, seit 1812 neu aufgebaut u. durch starke Mauern u. eine Citadelle geschützt, ist Sitz des Gouverneurs, eines Bischofs, hat ein Predigerseminar, Kadettenhaus, Gymnasium, eine prachtvolle Kathedrale u. 24 andere Kirchen, 3 Klöster u. ein 26 m. hohes Denkmal zur Erinnerung an die Schlacht von 1812. Es hat Fabriken in Leder, Hüten, Seife u. treibt ausgedehnten Handel mit den Landesprodukten, bes. mit Getreide u. Pferden. — S., seit 882 in russ. Besitz genannt, ging 1404 an den Großfürsten Witold von Lithauen verloren, wurde 1514 wieder russisch u., damals schon stark befestigt, als Vormauer gegen Polen noch stärker gemacht, aber 1611 von den Polen nach fast 3jähriger Belagerung genommen u. im Frieden von Diwilina 1618 ihnen förmlich abgetreten. 1667 kam es durch Verrath wieder an die Russen u. wurde 1687 durch Vertrag ihnen überlassen. Am 17. Aug. 1812 wurden hier die Russen von Napoleon geschlagen, wobei leider auch die Stadt in Flammen aufging.

Smollet, Tobias George, engl. Schriftsteller, geb. 1721 in Dalquhurnhouse im Dorfe Cameron bei Dumbarton (Schottland), trat zu Glasgow bei einem Wundarzt in die Lehre, begab sich aber 1740 nach London, um dort mit dem Manuskripte eines Trauerspiels („Der Königsmörder") sein Glück zu versuchen, u. nahm, in dieser Hoffnung getäuscht, 1741 die Stelle eines Unterwundarztes auf einem Linienschiffe an, forderte in Westindien seine Entlassung, brachte dann einige Zeit in Jamaica zu u. kehrte 1746 nach London zurück. Der Versuch, sich dort nunmehr als Arzt Stellung u. Einkommen zu verschaffen, scheiterte; infolge dessen widmete er sich der literarischen Thätigkeit. Fortwährende Kränklichkeit nöthigte ihn 1770, nach Italien überzusiedeln, wo er in Montenero bei Livorno seinen Aufenthalt nahm u. 20. Okt. 1771 starb. Wie Fielding (s. d.) war auch S. als Dichter Sittenmaler, steht aber künstlerisch weit hinter jenem zurück, doch ist er groß im Reichthum u. in der Kraft der Schilderung, nam. des Seelebens. Sein berühmtester, aber auch letzter Roman ist „Die Fahrten Humphry Clinkers" (Lond. 1771, 3 Bde.; deutsch von Bode, Lpz. 1772). Außer diesem schrieb er die Romane „Roderich Random" (Lond. 1746; deutsch von Mylius, Berl. 1790, 2 Bde.); „Die Abenteuer Peregrin Pickle's" (1751, 4 Bde.); „Graf Ferdinand Fathom" (1753) u. „Die Abenteuer Sir Lancelot Greaves" (1762). Deutsch erschienen seine gesammelten Romane zu Braunschweig 1846 u. ö. (6 Bde.). Ferner leitete S. eine Zeit lang die „Critical Review", schrieb auch Gedichte, veröffentlichte Uebersetzungen des „Gil Blas", „Don Quixote" u. „Telemach", sowie mehrere Reisebeschreibungen u. Flugschriften medizinischen u. politischen Inhalts u. verfaßte eine Geschichte Englands (4 Bde., Lond. 1757 f.). Die neueste Ausgabe seiner Werke besorgte Roscoe (2 Bde., Lond. 1871); sein Leben beschrieb Chambers (ebd. 1867).

Smyrna, türk. Ismir, größte Stadt in Kleinasien, Hauptstadt des Vilajets Aidin (od. Ismir), die einzige altgriech. Kolonie, die ihre handelspolitische Bedeutung in die Neuzeit gerettet hat, liegt, etwas westlich von der alten Stadt, an der Südseite des gleichnamigen Meerbusens u. hat etwa 155,000 E. (nach Scherzer: 75,000 Griechen, 45,000 Türken, 15,000 Juden, 10,000 Katholiken, 6000 Armenier u. 4000 Fremde). Die theilweise amphitheatralisch gebaute Stadt zerfällt in die Oberstadt mit den engen, abschüssigen Gassen u. hölzernen Häusern des Türkenquartiers u. die Unterstadt, welche mit dem Griechen- u. Armenierquartier an das Meer stößt, in diesen u. im Judenquartier schlecht gebaute, im Frankenquartier aber um so schönere Häuser u. gute Straßen hat. Ein zerfallenes Bergschloß krönt den Gipfel des Berges, um den es sich lagert. Die Landschaft ist großartig, aber kahl. Der bequeme Hafen wird von mehreren Kastellen geschützt. Die wichtigsten Gebäude sind: die Moschee Essar Dschami, in der Mitte der Stadt der große Bazar, aus einer großen Zahl bedeckter, mit Läden versehener Straßen bestehend, u. die große Kaserne am Meere; außerdem giebt es viele Moscheen, griech., röm., armenische Kirchen, einige Synagogen, mehrere Kasernen, ein griech. u. ein katholisches Kollegium, zahlreiche andere Bildungsanstalten aller Religionen, 6 Hospitäler u. 2 Waisenhäuser; die Befestigungen sind schlecht unterhalten. S. ist Sitz des Vali od. Generalgouverneurs der Provinz, mehrerer hoher Gerichtshöfe, sowol türkischer als handelspolitisch-internationaler, eines Erzbischofs, von 14 Konsuln u. einer Filiale der Ottomanischen Bank von Konstantinopel. 8 Zeitungen u. 3 Zeitschriften existiren neben 17 Druckereien u. 10 Buchhandlungen, worunter eine deutsche. Die einheimische Industrie ist nicht bedeutend, noch am meisten die Teppichweberei; weit wichtiger ist der Handel, bes. seit der Gründung regelmäßiger Dampferlinien, zuerst des Oesterr. Lloyd, dann russischer, französischer, italienischer, ägyptischer u. türkischer, die alle hier anlegen. Der Werth der Ausfuhr betrug 1872: 48,668,376 fl. österr. Währung, der Einfuhr 34,738,232 fl.; es liefen ein 1640 Schiffe, darunter 498 Post-, 212 Handelsdampfer u. 950 Segelschiffe, aus 1500 Schiffe, wovon 495 Post-, 204 Handelsdampfer u. 801 Segelschiffe, ungerechnet über 3600 kleinere Küstenfahrer, im J. 1875 in Summa 5002 Schiffe, darunter 971 Dampfer; 2 Eisenbahnen sind von engl. Gesellschaften hergestellt worden, die eine, 80 engl. M. lang, gegen SO. über Ephesus nach Aidin, die andere, 61 engl. M., nach NO. über Manissa nach Kassaba, die über Alaschehr noch verlängert werden soll; eine Lokalbahn führt nach dem 1 Stunde entfernten Städtchen Burnabat. Genaueres über das ganze Vilajet, bes. den Handel, s. C. v. Scherzer, „Smyrna" (1873). 1840 u. 1845 wurde S. durch schreckliche Feuersbrünste verheert, mehrmals von der Pest heimgesucht, sechsmal durch Erdbeben, vielfach durch Eroberer, z. B. 600 v. Chr. durch Sadyattes,

1402 n. Chr. durch Timur Lenk zerstört. In sehr früher Zeit von Aeoliern gegründet, kam S. 688 durch Verrath in die Hand der Jonier, lag 400 Jahre lang seit 600 wüste, wurde von Antigonos 20 Stadien südwestl. von dem Ruinenfelde neu erbaut, durch Lysimachos sehr verschönert u. galt in röm. Zeit für eine der schönsten u. prächtigsten Städte Asiens. Durch Erdbeben niedergeworfen, wurde es durch Marc Aurel wieder aufgebaut, gehörte dann zum Byzantinischen Kaiserthum u. später zu den Seldschukenreichen, bis Mohammed I. 1413 es dem osmanischen Sultanat einverleibte. 1830–40 war S. in ägyptischem Besitz.

Snell, Karl, ein Verwandter der Folgenden, geb. zu Dachsenhausen (Nassau) 19. Jan. 1806; studirte Mathematik u. Philosophie in Halle, Gießen, Göttingen u. Berlin, wirkte seit 1829 als Lehrer der Mathematik am Blochmann'schen Institut in Dresden, seit 1834 an dem dortigen Kreuzgymnasium u. folgte 1844 einem Rufe als Professor der Mathematik u. Physik an die Universität Jena, der er noch jetzt angehört. Von seinen Schriften sind bes. anzuführen: „Einleitung in die Differential- u. Integralrechnung" (2 Bde., Lpz. 1846 bis 1851); „Lehrbuch der Geometrie" (2 Bde., ebd. 3. Aufl. 1869 f.); „Newton u. die mechanische Naturwissenschaft" (2. Aufl., Dresd. 1858); „Die Streitfrage des Materialismus" (Jena 1858); „Die Schöpfung des Menschen" (Lpz. 1863).

Snell, Ludwig, Philosoph, Rechtsgelehrter u. Publizist, Sohn des als moralphilosophischer Schriftsteller bekannten Christian Wilhelm **S.** (geb. zu Dachsenhausen in Hessen-Darmstadt 15. April 1754, gest. als Gymnasialdirektor u. Oberschulrath a. D. zu Weilburg 31. Juli 1834) u. Neffe des gleichfalls durch seine philosophischen Schriften u. seine pädagogische Wirksamkeit ausgezeichneten Friedrich Wilhelm Daniel **S.** (geb. zu Dachsenhausen 25. Okt. 1761, gest. als Professor zu Gießen 28. Okt. 1827), ward geb. zu Idstein im ehemaligen Herzogthum Nassau 6. April 1785; studirte in Gießen Philologie u. Philosophie, wurde 1809 Gymnasiallehrer in seiner Vaterstadt u. 1817 Direktor des neugegründeten preuß. Gymnasiums in Wetzlar, verlor aber nach den Karlsbader Beschlüssen wegen seinen liberalen Ansichten dieses Amt. Er ging hierauf nach der Schweiz u. 1824 nach London, wo er Unterricht ertheilte u. sich literarisch beschäftigte, kehrte 1827 nach der Schweiz zurück, hielt an der Baseler Hochschule Vorlesungen über Literatur u. Geschichte der griech. Philosophie, führte seit 1831 die Redaktion des „Republikaner", ward Mitglied des Großen Rathes, bekleidete kurze Zeit eine Professur an der neuen Universität in Zürich u. übernahm dann den Lehrstuhl für Staats- u. Völkerrecht in Bern, wurde aber wegen seiner Polemik gegen die Regierung 1836 als Hochverräther verhaftet u. aus dem Berner Lande ausgewiesen. In liberalem Sinne publizistisch thätig, lebte er dann zunächst in Zürich, seit 1848 zurückgezogen in Küßnacht, wo er 5. Juli 1854 starb. Von seinen Schriften sind bes. hervorzuheben: „Die kirchlichen Ereignisse in der kathol. Schweiz von der Helvetischen Revolution bis auf die Gegenwart" (3 Bde., Mannh. 1850) u. „Handbuch des schweiz. Staatsrechts" (2 Bde., Zür. 1839—43). Auch bearbeitete er den letzten Band des von seinem Vater u. seinem Oheim herausgegebenen „Handbuchs der Kant'schen Philosophie" (2 Bde., ebd. 1837). — **Wilhelm S.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Idstein 8. April 1789; studirte zu Gießen die Rechte u. wurde Untersuchungsrichter beim Kriminalgericht in Dillenburg. 1818 wegen einer Schrift über das nassauische Domänensystem seines Amtes entsetzt, folgte er 1819 einem Rufe als Professor nach Dorpat, mußte jedoch infolge einer Denunziation des nassauischen Regierungspräsidenten Ibel auch Rußland bald wieder verlassen, wandte sich nach der Schweiz u. erhielt 1821 eine Professur in Basel. Nachdem er diese 1832 wegen seiner Parteinahme in den Kämpfen zwischen Basel-Land u. Basel-Stadt für ersteres wiederum hatte niederlegen müssen, ward er Professor in Zürich u. 1834 Professor des Röm. u. des Kriminalrechts in Bern. Hier gründete er nicht blos eine neue, sozialistisch-radikale Rechtsschule, sondern ging auch Hand in Hand mit seinem Bruder in der Agitation gegen die herrschende politische Partei, ward deshalb von dieser 1845 gleichfalls des Hochverraths angeklagt u. aus dem Kanton verbannt. Nachdem er einige Zeit in Basel-Landschaft gelebt, erhielt er 1848 seinen Lehrstuhl in Bern zurück. Hier starb er 8. Mai 1851.

Snellius, eigentlich **Snel van Royen,** Willebrordus, berühmter holländ. Mathematiker, Sohn des Mathematikers u. Philosophen Rudolph **S.** (geb. zu Oudewater 8. Okt. 1546, gest. zu Leyden 2. April 1613), ward geb. 1591 zu Leyden u. gab bereits 1608 die wiederaufgefundene Schrift „De sectione determinata" von Apollonius v. Perga heraus. 1610 begann er öffentliche Vorlesungen zu halten u. bereiste Deutschland (wo er Tycho de Brahe u. Kepler kennen lernte), Frankreich u. die Schweiz. Nach seines Vaters Tode folgte er diesem auf dem Lehrstuhle der Mathematik an der Hochschule in Leyden, wo er schon 30. Okt. 1626 starb. Eine große Zahl mathematischer u. verwandter Schriften beweisen seine Genialität, die bes. fruchtbar hervortritt in dem, was S. für die wissenschaftliche Optik u. für die Praxis der Gradmessungen geleistet hat. Er entdeckte nämlich den optischen Fundamentalsatz, daß zwischen dem Sinus des Einfallswinkels u. dem des gebrochenen Winkels ein konstantes Verhältniß besteht. Bezüglich der Erdmessung aber erdachte er das Verfahren, welches auch jetzt noch in Uebung ist, indem er 1615 zwischen den Städten Alkmaar, Leyden u. Bergen op Zoom die himmlischen Bogen aus den Polhöhen dieser Orte bestimmte u. dann die Meridianabstände der genannten Städte mit Hülfe eines Dreiecksnetzes festsetzte. Die Länge eines Meridiangrades fand er auf



Nr. 5926. Smyrna.

diese Weise zu 55,021 Toisen. Er beschrieb das Verfahren in seinem „Eratosthenes Batavus" (Leyd. 1617). Außerdem verfaßte er eine Schrift über die Berechnung des Kreisumfangs unter dem Titel „Cyclometricus" (ebd. 1621), nachdem er schon Ludolf's van Keulen Schrift über denselben Gegenstand aus dem Holländischen ins Lateinische übersetzt hatte, schrieb in seinem „Tiphys Batavus" eine Art von Nautik u. veröffentlichte die von ihm gesammelten Beobachtungen des Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen nebst denen des Regiomontanus u. B. Walter (Leyd. 1618). Nach seinem Tode gab Hortensius seine „Doctrinae triangulorum canonicae" (ebd. 1627) heraus.

Snorri Sturluson, nordischer Schriftsteller, 1178 auf dem Hofe Hvamm auf Island geboren u. zu Oddi in der von Sämund (s. d.) gestifteten Schule von Jon trefflich erzogen. Von 1213 an war er mehrmals Lagmadr (Gesetzmeister), damals eines der höchsten isländischen Ehrenämter; 1218 reiste er nach Schweden u. Norwegen, wo er sich mit dem Studium geschichtlicher Urkunden beschäftigte. Zurückgekehrt nahm er seinen bleibenden Wohnsitz auf seinem Gute Reikholt. Um seinen durch Heirath erworbenen großen Reichthum noch zu vermehren, mischte er sich in vielerlei Fehden, mußte aber in Folge dessen 1230 vor seinem Bruder Sigvat u. dessen Sohne Sturla fliehen. Er begab sich nach Norwegen u. lebte mehrere Jahre als

Skalde am Hofe des Herzogs Skule, der ihn zum Jarl ernannte. Nach dem Tode seiner Gegner ging er 1239 nach Island zurück, aber als Geächteter wurde er von seinen eigenen Schwiegersöhnen Kolbein u. Gissur 22. Sept. 1241 zu Reitholt getödtet. S. schrieb Lobgedichte auf verschiedene Fürsten u. höchst wahrscheinlich auch den ersten Theil der „Snorra Edda“ (s. „Edda“); auch mehrere andere kleinere Dichtungen werden ihm zugeschrieben. Sein Hauptwerk aber ist die „Heimskringla“ (d. h. Weltkreis), welche eine Geschichte der norwegischen Könige von der sagenhaften Zeit Halfdan des Schwarzen an bis herab zu S.'s eigener Jugendzeit enthält u. später von Karl Jonsson, Sturla u. A. bis auf König Magnus VII. fortgesetzt wurde. Als Quellen benutzte S. die Lieder der Skalden (s. d.), bereits aufgezeichnete Königssagen u. die verschiedensten Urkunden. Beste Ausgabe des altnordischen Grundtextes mit dän. u. lat. Uebersetzung von Schöning, Werlauff u. den Brüdern Thorlak (6 Bde., Kopenh. 1777—1820); die dän. Bearbeitung von Peder Clausson gab zuletzt Aal heraus (3 Bde., Christiania 1838 f.); theilweise Uebersetzungen ins Deutsche erschienen von Wachter (2 Bde., Lpz. 1835—37) u. von Mohnik (Stralsund 1835).

Snyders (spr. Sneiders), Franz, trefflicher niederländ. Thiermaler, geb. zu Antwerpen 1579; wurde Schüler von Peter Breughel d. Jüng. u. von Henrik v. Balen u. malte nachher gemeinschaftlich mit Rubens u. Jordaens mehrere Bilder. Anfangs widmete er sich der Blumen- u. Fruchtmalerei, später aber wurden sein Hauptfach die Jagdscenen, die er in großem historischen Stil auffaßte u. mit Geschmack u. höchst gewandtem Pinsel ausführte. Mehrere derselben malte er im Auftrag König Philipp's III. von Spanien. Viele seiner Bilder befinden sich in Madrid, andere in Paris (Louvre) u. in den Museen Deutschlands. Er starb zu Antwerpen 1657.

Sobieski, s. „Johann III. Sobieski“.

soc—, vergl. auch soz—.

Soccus (lat.), eine leichte u. niedrige Fußbekleidung, griech. Ursprungs, aber von den Römern angenommen. Der S. war auch eine charakteristische Tracht der Schauspieler in der Komödie, daher in übertragener Bedeutung S. s. v. w. Sprache, Ausdrucksweise, Stil der Komödie (vgl. auch „Kothurn“).

Societas palatina, Name der von Kurfürst Karl Theodor durch Schöpflin (s. d.) 1755 zu Mannheim gegründeten Physikalisch ökonomischen Gesellschaft, die 1785 ihren Sitz in Heidelberg erhielt, nach mehreren Jahren aber wieder einging. Die in ihr gehaltenen „Vorlesungen“ wurden herausgegeben (5 Bde., Mannh. 1785—90).

Societätsinseln, s. „Gesellschaftsinseln“.

Socinianer, eine der namhaftesten Sekten, die aus den reformatorischen Bestrebungen des 16. Jahrh. entsprang. Der geistige Urheber der S. war der Jurist Lälius Socinus (eigentl. Sozzini, geb. 1525 zu Siena), der sich, von Zweifeln an der Richtigkeit der herrschenden Kirchenlehre durchdrungen, auf das Studium der Bibel verlegte, auf Reisen durch die Schweiz, Deutschland (wo er mehrere Jahre Schüler Melanchthon's war) u. Polen (seit 1551) mit den bedeutendsten Theologen des Zeitalters in Verbindung trat u. ein eigenes theologisches System im Gegensatz zu der Lehre von der Dreieinigkeit ausbildete. Nach seinem Tode († 1562 zu Zürich) erbte sein Neffe Faustus Socinus (geb. 1539 zu Siena) den schriftlichen Nachlaß des Oheims u. wurde durch das Studium desselben ganz für jenes System gewonnen. Nachdem er 1562—74 am Hofe des Großherzogs Franz von Medici zu Florenz zugebracht, verließ er gegen dessen Willen Italien, um auswärts für die Ausbreitung seiner Lehre zu wirken. Bis 1578 lebte er meist in Basel, folgte dann aber einer Einladung nach Siebenbürgen, wo sich schon früher Antitrinitarier (s. d.) festgesetzt hatten. Bereits 1579 ging er von da nach Polen, u. hier gelang es ihm trotz vieler Verfolgungen (in Italien waren seine Güter eingezogen), dem Socinianismus bes. unter dem Adel zahlreiche Anhänger zu gewinnen; Mittelpunkt der S. wurde die Stadt Rakau. Nach Faustus' Tode (1604) nahm der Socinianismus in Polen u. Siebenbürgen einen bedeutenden Aufschwung u. fand auch zahlreiche namhafte wissenschaftliche Vertreter (wie Crell, Schlichting, Wolzogen u. A.). Aber bereits 1638 wurde die Kirche zu Rakau geschlossen u. 1658 wurden die S. aus Polen ausgewiesen. Seitdem haben sich nur in Siebenbürgen einige socinianische Gemeinden erhalten; doch ist das Gedächtniß der wissenschaftlichen Bestrebungen der S. neuerdings von der verwandten Sekte der Unitarier in Nordamerika wieder aufgefrischt worden. Die Hauptbekenntnißschriften der S. sind der kleine (sog. Rakauer) u. der größere (polnische) Katechismus (beide von 1605) sowie das lat. Glaubensbekenntniß Schlichting's von 1642. Ihre Hauptlehren sind: Nur das Neue Testament ist Quelle der Offenbarung; Gott ist ein schlechthin einiges Wesen, erhob aber den Menschen Jesus zu göttlicher Majestät, daher auch ihm göttliche Verehrung gebührt. Erbsünde giebt es nicht. Das Werk Jesu beruht vor Allem auf seiner Lehre u. seinem Beispiel, nicht auf der Versöhnungskraft seines Todes. Die Sakramente sind bloße Ceremonien zur Bezeugung des christlichen Glaubens. — Die S. sind also (wie schon verwandte Sekten vor ihnen) wesentlich als Vorläufer des Rationalismus (s. d.) zu betrachten.

Socótŏra od. Socótra (Dioscorida), Insel im Arabischen Meerbusen, östl. von Kap Guardafui, zwischen 12 u. 13° n. Br. u. 53° östl. L. von Greenwich, 61,6 □M. mit 4000 (mohammedanischen) E., besteht aus massigen Granitbergen u. Kalksteinplateaux von 14—1625 m. Höhe u. schickt riesige Vorgebirge ins Meer hinaus. S. erzeugt u. exportirt Aloe u. Drachenblut, daneben erntet man Weihrauch von geringer Güte, Datteln, Tabak, etwas Baumwolle u. Indigo u. züchtet Schafe u. Ziegen, deren Wolle verarbeitet wird. Die Bewohner, von denen nach Heuglin etwa 1000 an der Küste, die Anderen im Innern als Viehzüchter leben, treiben auch Fischfang u. Handel mit den Nachbarküsten u. stehen unter dem Sultan von Keschin, einem arabischen Scheikh, dessen Residenz in Tamarida an der Nordküste ist. Oestlich davon liegt der Hafen Bender-Deloschi. S. wurde 1507 von den Portugiesen, 1834 von den Briten in Besitz genommen, welche Letztere es aber wegen des fiebererzeugenden Klima's wieder verließen u. jetzt nur eine Schutzherrschaft über S. ausüben.

Soda (kohlensaures Natron, Natron carbonicum), ohne Zweifel dasjenige Salz, welches in größter Menge durch die chemische Industrie künstlich hergestellt u. zu den verschiedenartigsten technischen Zwecken verbraucht wird. Die S. kommt zwar schon in einigen Gegenden der Erde, allerdings in sehr unreinem Zustande, fertig gebildet vor, so z. B. im nördl. Afrika u. in Südamerika, als Mineralien, die gewöhnlich aus anderthalbkohlensaurem Natron bestehen u. unter den Namen Trona u. Urao bekannt sind; doch ist die Menge dieser natürlichen S. im Vergleiche zu der fabrikmäßig hergestellten künstlichen S. verschwindend klein. Ebenso ist auch die Gewinnung von S. aus Strand- u. Meerpflanzen, wie sie früher allein gebräuchlich war, nicht mehr von Bedeutung, u. wird dieses Verfahren nur noch des Jodes wegen in Anwendung gebracht, welches in der Asche der Meerpflanzen enthalten ist. In England, Irland u. Schottland heißen diese Aschen Kelp, in Nordfrankreich Varec, in Südfrankreich, wo man sie durch Verbrennen der Salicornia annua erhält, Salicor u. in Spanien Barilla. Zur Herstellung künstlicher S. sind im Laufe der Zeit eine Menge verschiedener Methoden in Vorschlag gebracht u. auch hier u. da zur Ausführung gekommen, von denen aber keine sich so allgemeinen Eingang zu verschaffen wußte, wie diejenige von Leblanc u. Dizier. Dieselbe besteht darin, daß man Kochsalz (Chlornatrium) durch Behandlung mit Schwefelsäure zunächst in Glaubersalz (schwefelsaures Natron) überführt, wobei man als Nebenprodukt Salzsäure (Chlorwasserstoff) erhält, u. dann das Glaubersalz, gewöhnlich Sulphat genannt, mit kohlensaurem Kalk (Kreide od. Kalkstein) u. Kohlenklein gemengt in einem Glühofen erhitzt, bis die Mischung zu einer teigartigen Masse zusammenschmilzt. Aus dieser Masse, der Schmelze, welche das Natron in der Form von kohlensaurem Natron enthält, wird die S. durch Auslaugen mit Wasser, Verdampfen zur Trockene u. Erhitzen des Rückstandes in wasserfreiem Zustande gewonnen. Solche wasserfreie S. führt im Handel den Namen calcinirte S. u. ist diejenige Sorte, die am meisten zur Verwendung kommt. Durch Auflösen der calcinirten S. u. Krystallisirenlassen erhält man eine reinere, aber Wasser enthaltende S., die gewöhnliche od. krystallisirte S. Außer der angeführten Methode der Sodagewinnung hat seit den letzten fünf Jahren noch eine andere, das sog. Ammoniakverfahren, sich Eingang in die Fabrikation zu verschaffen gewußt. Es beruht dies auf der Zersetzung einer konzentrirten Kochsalzlösung durch eine Lösung von Ammoniakbikarbonat (doppelkohlensaurem Ammoniak); das Ammoniak geht dabei nicht verloren, sondern wird immer wieder gewonnen. — Die krystallisirte S. erscheint in großen, wasserhellen, farblosen Krystallen, welche 10 Aequivalente Wasser (63 %) enthalten, an der Luft aber unter Verlust eines Theiles ihres Wassers undurchsichtig werden u. schließlich zerfallen. Die calcinirte S. ist ein weißes Pulver od. eine weiße, krümlige Masse; beide Sorten lösen sich leicht in Wasser auf, nicht aber in Alkohol. — Die Verwendung der S. ist eine sehr vielseitige; man benutzt sie zur Darstellung von Aetznatronlauge für die Seifenfabrikation u. zahlreicher chemischer Präparate, ferner in der Bleicherei, Färberei, zur Fabrikation des Glases 2c. Die S. vermag noch einmal so viel Kohlensäure, als sie enthält, aufzuweisen u. damit ein Salz zu bilden, welches unter dem Namen doppelkohlensaures od. saures kohlensaures Natron (Natron bicarbonicum) bekannt ist. Es wird gegen Sodbrennen häufig eingenommen,

ist ein Bestandtheil des Brausepulvers u. wird zur Erzeugung von reinem kohlensauren Wasser in den sog. Gasbrunnen benutzt.

Sodbrennen, das, ist eine sehr häufig bei den mit Säurebildung einhergehenden Magenkrankheiten (Magenkatarrh, Dyspepsie) vorkommende Erscheinung, die in dem periodisch eintretenden Gefühle von Aufsteigen eines heißen, brennenden Dunstes od. einer Flamme vom Magen nach dem Schlundkopfe besteht, häufig auch von Aufstoßen einer wasserhellen, sauren od. ranzigen Flüssigkeit begleitet ist. Das S. kommt vor in der Regel nach Genuß fetter, ranziger Speisen, nam. nach saurer od. leicht säurender Kost; auch nach übermäßigem Genuß von alkoholhaltigen Getränken, süßen Speisen, Kuchen u. Kaffee. Die Behandlung muß auf Tilgung der Säure u. Verbesserung der Magenverdauung gerichtet sein; schon der reichliche Genuß von Wasser (insbes. Sodawasser) mildert das S.; wirkungsvoller sind doppeltkohlensaures Natron, Magnesia, Rhabarber, auch Eis u. etwas Morphium bei Beobachtung einer strengen Diät.

Soden, Dorf von 1287 E. (1871) im Mainkreise des preuß. Reg.-Bez. Wiesbaden, Provinz Hessen-Nassau; liegt in 141 m Seehöhe am Südfuße des Taunus, an der Zweiglinie Höchst-S. der nassauischen Eisenbahn, ist von zahlreichen Landhäusern umgeben, treibt großartigen Obstbau u. hat einige 20 salz- u. eisenhaltige Quellen, die zum Baden u. Trinken benutzt werden u. sich gegen manche Brustleiden, Unterleibskrankheiten 2c. bewährt haben. Die jährliche Zahl der Badegäste beträgt ca. 1000, vom Wasser werden gegen 20,000 Krüge jährlich versandt. S. wird mit dem etwas südöstl. gelegenen Dorfe Sulzbach schon 1282 als Reichsdorf unter dem Schutze Frankfurts u. seit 1437 als Gesundbrunnen erwähnt. 1803 kam es an Nassau, 1866 mit diesem an Preußen.

Södermanland, schwed. Län, 115,81 □M. mit 140,922 E. (1875); reicht vom Mälar- u. Hjelmarsee bis zum Kolmård (s. „Schweden"), ist größtentheils Tiefland u. ausgezeichnet durch seine Weizenkultur, neben der bedeutender Obst- u. Hopfenbau u. namhafte Industrie hergehen. S. hat mehrere Hammerwerke, Stückgießereien, Kobalt- u. Kupferwerke, seine Eisenverarbeitung in Eskilstuna, Waffenfabriken, Maschinenbauanstalten, Baumwollspinnerei u. als ländliches Gewerbe Wollweberei u. Siebmacherei. Einzelne Gebiete der Provinz tragen besondere Namen, so heißt der NO. Södertörn (Südthurm), der SW. Rekarne, u. die Bewohner im W. an der Grenze von Nerike heißen Vingåkers; sie haben viele auffallende Eigenthümlichkeiten. Der größte Ort der Provinz ist Eskilstuna mit 5150 E. (1868).

Sodom u. Gomorrha, Name zweier Städte, welche ehedem in dem südl. Boden des Todten Meeres lagen, aber infolge eines gewaltigen Naturereignisses (Erdbeben u. Entzündung der Asphaltlager in der Umgebung 2c.) in die Tiefe gerissen u. vom Meere überflutet wurden. Aus 1. Mos. 14 ergiebt sich, daß S. zur Zeit seines Unterganges an der Spitze eines Bundes von 5 Städten im Thale Siddim stand, zu welchem außer Gomorrha noch Adma, Zebojim u. Zoar gehörten. Nach 1. Mos. 18 ff. erfolgte der Untergang, von welchem nur Zoar (am Südrande des Todten Meeres) verschont blieb, zur Zeit Abraham's u. Lot's ca. 2000 v. Chr., u. war durch die unerhörte Sündhaftigkeit der Bewohner veranlaßt (1. Mos. 18, 20 ff., 19, 4 ff.). An den Namen von S. erinnert jetzt nur noch der Dschebel Usdum, ein 1½ Stunde langer Salzberg im SW. des Sees.

Sodoma od. Soddoma, eigentlich Giovanni Antonio de' Razzi, ital. Maler, ausgezeichnet nam. durch ungemeine Lieblichkeit u. einen Ausdruck von schwärmerischer Empfindung, die er im duftigen Schmelz des Kolorits wiedergiebt. Geb. 1477 zu Vercelli, wurde er in Mailand Schüler des Lionardo; aber schon 1501 wanderte er nach Siena, dessen Pinakothek eines seiner ersten u. besten Werke, die „Kreuzabnahme", besitzt. Nachdem er 1503 im Refektorium eines Klosters bei Pienza die „wunderbare Speisung des Volkes" a fresco gemalt hatte, wandte er diese Technik auch in den viel umfangreicheren Bildern (Fortsetzungen der Arbeiten Signorelli's) aus dem Leben des heil. Benedikt in der Abtei Monte Oliveto (bei Asciano) an, die in der Ausführung freilich von sehr verschiedenem Werthe sind. 1507 kam er auf Veranlassung des Agostino Chigi nach Rom, wo zwar seine Arbeiten in den Stanzen des Vatikans nicht zu Stande kamen, aber der Einfluß Rafael's ihn sehr förderte. Erst bei seinem zweiten dortigen Aufenthalt (seit 1513) führte er in der Villa Chigi (jetzt Farnesina) sein räumlich, aber nicht künstlerisch größtes Werk, die „Hochzeit Alexander's u. der Roxane", sowie „Die Familie des Darius vor Alexander" aus. 1515 kehrte er nach Siena zurück u. malte bis 1532 mehrere, an Werth ebenfalls sehr ungleiche Fresken aus dem Leben der Maria im Oratorium von S. Bernardino. Aus der Zwischenzeit, um 1525, stammen auch ein trefflicher S. Sebastian (Uffizien in Florenz) u. die bedeutenden Fresken in S. Domenico zu Siena aus dem Leben der h. Katharina, u. daran schließen sich aus der Zeit bis 1534 mehrere Bilder im dortigen Palazzo pubblico u. eine Anbetung der Könige in der Kirche S. Agostino. Die Werke seiner letzten Lebenszeit, in welcher er häufig der Trägheit u. Säumigkeit beschuldigt wurde, bekunden ein starkes Sinken von seiner früheren Höhe. Er starb 1549 in Siena. — Vgl. Jansen, „Leben u. Werke des Malers Giov. Ant. Razzi, genannt il Soddoma" (Stuttg. 1870).

Sodomie od. Sodomiterei heißt in engerem Sinne nach 1. Mos. 19, 4 ff. die Päderastie, in weiterem Sinne jede Art unnatürlicher Wollust.

Soest (spr. Sohst), Kreisstadt im Reg.-Bez. Arnsberg der preuß. Provinz Westfalen, mit 13,122 E. (1875); liegt nördlich vom Hardstrang in der fruchtbaren S.er Börde, an der westfäl. Eisenbahnstrecke Warburg-Münster u. an der Linie Dortmund-Unna-S. der Bergisch-Märkischen Bahn, hat stattliche Thore, Mauern u. Gräber, 7 Kirchen, darunter der romanische Dom, die Petrikirche u. die 1850 restaurirte gothische Wiesenkirche, ein Gymnasium, ein Lehrerseminar, ein Waisenhaus u. eine Taubstummenanstalt u. treibt etwas Weberei, starke Bierbrauerei u. ansehnlichen Getreidehandel. — S., ehemals zum alten Herzogthume Sachsen gehörig u. als Hauptstadt des Landes der Engern geltend, kam nach der Ächtung Heinrich's des Löwen (1180) unter die Herrschaft der Kölner Erzbischöfe. In späterer Zeit war S. eines der bedeutendsten Mitglieder der Hansa, durch Handel u. Reichthum ausgezeichnet, u. zählte fast 40,000 E. Sein Stadtrecht (Schran genannt), eines der ältesten Deutschlands, schon im 13. Jahrh. geordnet, wurde die Norm für viele andere bedeutende norddeutsche Städte. Vom Kölner Erzbischof Dietrich v. Mörs in ihren Rechten gekränkt, stellte sich die Stadt 1444 unter den Schutz Johann's I., Herzogs von Kleve u. Grafen v. d. Mark; die Folge davon war ein langdauernder Krieg u. die harte, heroisch ertragene Belagerung der Stadt (S.er Fehde), doch kam S. 1449 unter die Landeshoheit Johann's u. theilte seitdem die Geschicke der Grafschaft Mark. Die Verwüstungen des Dreißigjähr. Krieges brachen den Wohlstand der Stadt.

Soffite heißt in der Baukunst die untere Ansicht einer Hängeplatte, eines Bogens, einer Balkendecke, daher auch s. v. w. Felderdecke, getäfelte Decke. Im modernen Theater heißen S.n die bemalten Dekorationsstücke, welche oben in Zwischenräumen quer über der Bühne hängen u., je nachdem die Scene ein Zimmer, eine Straße, eine Landschaft 2c. ist, Zimmerdecken, Wolken, Laubwerk 2c. darstellen.

Sofia od. Sophia (bulgarisch Triaditza), Hauptstadt des gleichnamigen, im J. 1876 aus den Sandschaks S. u. Nisch des türk. Tunavilajets (Bulgarien) gebildeten eigenen Vilajets (547,2 □M. mit etwa 6—700,000 großentheils christl. E.); liegt in schöner Thalebene am Isker, einem Donauzuflusse, ist Knotenpunkt wichtiger Straßen, von denen drei zu Balkanpässen führen, Sitz des Generalgouverneurs der Provinz, eines griech. Metropoliten u. eines katholischen Bischofs. Die Angaben über die Zahl ihrer Einwohner, die mit Ausnahme von etwa 1000 Zigeunern zu ziemlich gleichen Theilen aus Bulgaren, Mohammedanern u. Juden gemischt sind, schwanken zwischen 18,000 u. 30,000. S. hat alte Befestigungen, 44 Moscheen, 22 Minarets, 15 Kirchen u. 3 Synagogen u. ist nicht unbedeutender Industrieplatz für Tuch, Leder, Seidenwaaren u. Tabak; im Ganzen aber ist die Stadt arm. In ihrer Nähe sind viele Klöster u. berühmte warme Quellen bis zu 48° C. — S. ist auf der Stelle des alten Sardica von Kaiser Justinian erbaut. 987 schlugen hier die Bulgaren den griech. Kaiser Basilios. 1382 kam es in die Hände der Türken.

Softa, eigentl. suchte (arab., d. i. „brennend", „entbrannt", für die Wissenschaft nämlich), Name der Studenten an den mohammedanischen Hochschulen (Medresse), wie solche fast mit jeder größeren Moschee verbunden sind. Die S.'s lernen Koranexegese, Theologie u. Rechtswissenschaft u. bilden das fanatischste u. reaktionärste Element in der Bevölkerung, haben auch noch immer das altmohammedanische Kostüm beibehalten: große, meist weiße Turbans u. lange, bis auf den Boden herabreichende Röcke. Sie werden vom Kirchenvermögen (Wakuf) der betreffenden Moschee unterhalten u. leben in den dieselbe umgebenden u. zu ihr gehörigen Wohnungen. Nach Ablegung eines Schlußexamens wird der S. in das Kollegium der Ulema's (Gelehrten) aufgenommen, aus denen sich die Naibs (Geistliche untersten Ranges), Kadi's (Richter), Muderri's (Professoren) u. Mufti's (Geistliche höheren Ranges) rekrutiren.

Sohl (ungar. Zolyom), ungar. Komitat von 51,36 □M. Größe mit 101,958 E. (1869), nordl. an das Komitat Liptau, östl. an Gömör, südl. an Neográd u. Hont, westl. an Bars u. Túrócz grenzend. Das Terrain ist großentheils gebirgig u. die schwache, meist slavische Bevölkerung bewohnt u. kultivirt vorzugsweise die Thäler u. Nebenthäler der Gran u. Szlatina. Fast die ganze Gebirgsregion, über die Hälfte des ganzen Gebiets, ist mit Wald bedeckt. Außer an Obst sind die landwirthschaftlichen Produkte unzureichend für den Bedarf. In Betreff der Viehzucht ist nur

die der Schafe von Bedeutung, u. der Brinsen- od. Brinsenkäse wird weit versandt. Das Mineralreich liefert etwas Gold, viel Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Antimon, Kobalt, Arsenik, Schwefel, Zinnober, Malachit, Marmor, Steinkohlen, Porzellanerde u. an Edelsteinen Granat, Opal u. Chalcedon. Die industrielle Thätigkeit ist unbedeutend, doch hat sie außer Berg- u. Hüttenbetrieb die Verarbeitung von Eisen zu Damascener Klingen, Draht, Blech 2c., Kupferdrahtzug, Papierfabrikation, Leinwanddruckerei, Rübenzuckerfabriken 2c. aufzuweisen. Von den Bewohnern sind etwas mehr als die Hälfte katholisch, die anderen sind lutherisch. Hauptort ist Neusohl mit 11,780 E. (1869).

Sohle, die Unterseite des Fußes, ist beim Menschen der Länge u. der Quere nach ausgehöhlt, so daß sie beim Auftreten nur hinten, vorn u. außen den Boden berührt. Ihr hinterer, nach unten hervorragender rundlicher Theil heißt Ferse, ihr vorderer Theil, nächst dem Zehengrunde, Ballen. Plattfüßen fehlt diese Wölbung der S. Säugethiere, die nicht blos mit den Zehen, sondern mit dem ganzen u. deshalb unten meist nackten Fuße auftreten, wie Bär u. Igel, heißen Sohlengänger (Plantigraden).

Sohn, Karl Ferd., Historien- u. Portraitmaler, einer der Begründer der Düsseldorfer Schule, geb. 10. Dez. 1805 in Berlin; begann 1823 auf der dortigen Akademie seine Studien, wurde von W. Schadow in sein Privatatelier aufgenommen u. zog 1826 mit ihm nach Düsseldorf. Ein Aufenthalt in Rom (1830) bestärkte ihn in seiner Neigung zur Romantik, die ihn meist in der Wahl seiner Stoffe leitete. Sein Kolorit ist einfach, aber harmonisch u. blühend. Ueberall u. nam. im Portrait gelangen ihm vorzugsweise schöne u. edle Frauengestalten. Da er als Portraitmaler stets sehr beschäftigt war, so ist die Zahl seiner übrigen Werke verhältnißmäßig nicht groß. Zu den bedeutendsten gehören sein Erstlingsbild „Rinaldo u. Armida" (1827), der meisterhafte „Raub des Hylas" (1829, Nationalgalerie), „Diana im Bade" (1833), „Die beiden Leonoren" nach Goethe's „Tasso" (1834), „Romeo u. Julia", „Das Urtheil des Paris" (1836), „Tasso u. die beiden Leonoren", „Donna Diana" (1840), „Loreley" 2c. Gegen das Ende seines Lebens widmete er sich fast nur dem Portrait. Er starb in Köln 25. Nov. 1867. Sein Neffe u. Schüler Wilhelm S., geb. 1830 zu Berlin, wurde 1847 Zögling der Akademie in Düsseldorf u. widmete sich, nachdem er zuerst mit den Historienbildern „Christus auf stürmischem Meer" u. „Christus am Oelberg" sehr erfolgreich aufgetreten war, der Genremalerei. In diesem Fache machten seine „Spielenden Kinder", nam. seine „Konsultation bei einem Rechtsanwalt" (Museum in Leipzig) u. „Der Geiger u. sein Kind", durch poetische Auffassung u. Energie des Ausdrucks großes Glück.

Soho, Fabrikstadt in nächster Nähe von Birmingham, aber schon in der Grafschaft Stafford, an der Bahn London-Birmingham, erhebt sich auf einer Stelle, die bis 1768 noch Heidegegend war, u. hat durch ihre Fabrikanlagen raschen Aufschwung genommen. Boulton, der Verbesserer der Dampfmaschinen, stellte hier die größte Dampfmaschinenfabrik auf. Man fertigt in S. ungeheure Mengen von Vasen, Kandelabern u. anderen Bronze- u. Metallwaaren. Die durch Dampfkraft bewegte Münzanstalt für Kupfermünzen kann binnen einer Stunde über 30,000 Stück schlagen. In seiner Nähe sind Eisen- u. Messinggießereien, Fabriken eiserner Treibhäuser 2c. Ueber die Zahl der Bewohner fehlen sichere Angaben.

Soirée (frz., spr. ßoareh, von soir, Abend), Abendzeit, Abendgesellschaft, Abendunterhaltung.

Soissons (spr. Szoaßong), befestigte Stadt mit 10,148 E. (1872) im franz. Departement Aisne, in 49 m. Seehöhe im fruchtbaren Thale der Aisne auf deren linkem Ufer, an den Eisenbahnstrecken Paris-S.-Laon der franz. Nordbahn u. Reims-S. der Ostbahn. Die Festungswerke liegen meist auf dem linken Ufer der Aisne; von den Vorstädten ist nur das auf dem rechten Ufer liegende Vaast in die Befestigungslinie hineingezogen u. dient als Brückenkopf. S. ist Sitz eines Bischofs u. eines Handelsgerichts; hat eine schöne Steinbrücke über die Aisne, ein altes festes Schloß, eine werthvolle Bibliothek, ein großes Hospital, eine Taubstummenanstalt, ein Theater u. mehrere schöne Kirchen, unter denen bes. bemerkenswerth sind die 1212 vollendete goth. Kathedrale, die Kirche St. Léger mit zwei Krypten, die Kollegiatkirche St. Pierre-au-Parvis u. die Kapelle der Taubstummenanstalt. Die Bewohner fabriziren Leinwand, Baumwolle u. Wolle, Potasche, Kerzen, Chokolade, treiben Brauerei, Handel mit Senf 2c. S. war als Noviodunum die Hauptstadt der Suessionen; unter Augustus erhielt es den Namen Augusta Suessonum od. auch blos Suessonae. Als letzter Rest röm. Herrschaft in Gallien 486 von Chlodwig dem röm. Statthalter Syagrius entrissen, wurde es nach der Theilung des Reichs unter Chlodwig's vier Söhne 511 Residenz Chlotar's I. 719 schlug hier Karl Martell den Herzog Friedrich von Aquitanien, 923 Graf Robert von Paris Karl den Einfältigen. Unter den Karolingern kam es an Karl den Kahlen u. im 10. Jahrh. an die Grafen von Vermandois. Nach mehrfachem Besitzwechsel gelangte es 1482 durch Heirath an den Seitenzweig Bourbon-Condé des Hauses Bourbon. 3. März 1814 nahmen Bülow u. Wintzingerode die Stadt, die aber 5. März von Marmont u. Mortier zurückerobert wurde. 14. Aug. 1815 übergab sich S. den Preußen, welche es cernirt hatten. Im Deutsch-franz. Kriege wurde S. 11. Sept. 1870 von Truppen der Maasarmee erreicht u. zur Uebergabe aufgefordert, nach deren Verweigerung erst nur beobachtet, dann cernirt u. seit 12. Okt. förmlich belagert, worauf es nach hartnäckiger Artillerievertheidigung 16. Okt. kapitulirte.

Soissons (spr. Szoaßong). Die Grafen von S. waren ein Seitenzweig des Hauses Bourbon (s. d.), u. zwar nahm Charles v. Bourbon, der jüngste Sohn des Prinzen Louis I. v. Bourbon-Condé, geb. 1556, zuerst den Titel eines Grafen v. S. an. Derselbe hielt es in den Religionskriegen bald mit dieser, bald mit jener Partei, ward von Heinrich IV. 1601 zum Gouverneur der Bretagne ernannt, machte nach Heinrich's Tode Anspruch auf die Regentschaft, ließ sich aber durch die Statthalterschaft der Normandie u. eine Pension abfinden u. starb 1. Nov. 1612 auf dem Schlosse Blandy in La Brie. — Louis v. Bourbon, Graf **v. S.**, Sohn des Vorigen, geb. 1604 zu Paris, wurde Gouverneur der Dauphiné, ergriff zuerst Partei für Maria v. Medici gegen deren Sohn, Ludwig XIII., wandte sich aber dann diesem zu u. begleitete ihn 1622 im Feldzuge gegen die Hugenotten. Erbittert durch Richelieu's Hintertreibung seiner Heirath mit der Prinzessin v. Montpensier, wurde S. einer der ärgsten Feinde des Ministers u. ließ sich 1626 in eine Verschwörung gegen denselben ein. Entdeckt floh er nach Italien, doch Ludwig XIII. rief ihn zurück. 1636 kaufte er vom Prinzen v. Condé die Grafschaft Soissons u. verband sich mit dem Herzog v. Orléans zu einem neuen Mordanschlag auf Richelieu, dessen abermalige Vereitelung ihn zur Flucht nach Sedan nöthigte. Hier beschloß er mit dem Herzog v. Bouillon u. dem Herzog v. Guise, Richelieu förmlich zu bekriegen, zu welchem Behufe auch Unterhandlungen mit Spanien geführt wurden. Zwar erlitten die von Richelieu gegen die Verbündeten ausgesandten Truppen 6. Juli 1641 bei Sedan eine völlige Niederlage, aber S. wurde in diesem Gefechte von unbekannter Hand meuchlerisch erschossen. Mit ihm erloschen die Grafen v. S. im Mannesstamme, doch gingen Besitz u. Titel auf den zweiten Sohn seiner Schwester Marie aus deren Ehe mit dem Prinzen Thomas Franz v. Savoyen-Carignan über. — Eugène Maurice v. Savoyen, Graf **v. S.**, geb. 1635 zu Chambery; trat in franz. Kriegsdienste u. ward, nachdem er 1657 Olympia Mancini, eine Nichte des Kardinals Mazarin, geheirathet hatte, von Letzterem zum Generalobersten der Schweizer u. Gouverneur der Champagne ernannt. Er zeichnete sich 1667 in Flandern u. zuletzt in den Feldzügen in Holland u. am Rhein aus u. starb, angeblich vergiftet, 7. Juni 1673 bei der Armee in Westfalen. Von seinen Söhnen setzte der älteste, Ludwig Thomas, geb. 1658, gest. 1702, die Linie Savoyen-S. fort, welche 1734 erlosch; der jüngere war der berühmte Prinz Eugen (s. d.) von Savoyen. — Olympia Mancini, Gräfin **v. S.**, kam 1647 nach Paris, wurde nach ihrer Vermählung mit dem Vorigen Oberintendantin des Hauses der Königin, verlor aber diesen Posten wegen ihrer Einmischung in die Liebeshändel Ludwig's XIV. Ueberdies ward sie durch die Geständnisse der berüchtigten Giftmischerin Brinvilliers derart kompromittirt, daß sie vorzog, Frankreich zu verlassen. Sie floh nach Flandern u. von hier nach Spanien. In Madrid gewann sie das Vertrauen der Gemahlin Karl's II., doch soll sie diese nach einer Behauptung des Herzogs v. St. Simon ebenso wie ihren Gemahl durch Gift umgebracht haben. Von aller Welt verlassen, starb sie zu Brüssel 9. Okt. 1708.

Soja, ein scharfer, salziger Saft, der aus China u. Japan zu uns gebracht u. als Zusatz zu scharfen Saucen, zu Fisch, Bouillon u. dgl. verwendet wird. Die S. soll aus den Sojabohnen, den Früchten einer Leguminose, Soja hispida (*Mönch*) od. Dolichos Soja (*L.*), welche man in Ostasien als Nahrungsmittel genießt, bereitet werden; dieselben werden gekocht, mit gerösteter Gerste gemengt u. 2—3 Monate lang in Salzwasser eingelegt, wobei sie eine Art Gährung durchmachen (ähnlich wie bei uns die sauren Gurken). Der Saft wird dann abgepreßt, filtrirt, in Flaschen od. Fäßchen gefüllt u. versendet. Man nennt auch S. eine scharfe Sauce, die aus Pilzen unter Zusatz von scharfen Gewürzen bereitet wird.

Sókoto od. Sakkatu, afrikanisches Reich in der Landschaft Haussa (s. d.); erstreckt sich vom Niger bis in das Tsadseegebiet, westlich von Bornu, östlich von Gando, u. wird mit dem zugehörigen, südlich vom Tsad u. Binue liegenden Fellatagebiet Adamaua u. den Provinzen Kano (520 □M. mit 300,000 E.) u. Katsena (500 □M. mit 150,000 E.) auf 7960 □M. mit 12,000,000 E. berechnet. Es greift im N. bis in die Sahara, ist aber sonst in Flachsudan gelegen, schön bewaldet, gut bewässert u. fruchtbar. Hauptflüsse sind die in den Niger mündenden Rima u. Binue u. der dem Tsadsee zufließende Komadugu. Bereist wurde das Land zuerst 1824 von Clapperton, der 1827 hier starb, 1853 von H. Barth u. 1867 von Rohlfs. Die seit 1807 hier herrschenden Fulbe breiten ihre Herrschaft über die heidnische Urbevölkerung immer mehr aus. Die jetzige, 1831 angelegte Hauptstadt ist Wurno am Rima, mit 12,000 kriegerischen, weder Industrie noch Handel betreibenden Fulbebewohnern; die frühere ist das 15 Meilen davon südwestl. liegende S. am Sokoto- od. Buggaflusse, mit Mauern u. Gräben umgeben, einst die volkreichste Stadt, jetzt nur zum 4. Theil bewohnt, mit zwei Moscheen, einem Sultanspalast, einem weitläufigen Bazar, Fabrikation von Eisen- u. Färberwaaren u. 25,000 E. Oestlich liegen Katsena (8000 E.) u. Kano (30,000 E.), unweit der Grenze von Bornu am Komadugu Katagum (7–8000 E.), im Innern das große Zaria u. im Bautschigebiete, 975 m. über dem Meere, an einem Binnezufluß Jacoba. Hauptstadt des südl. Landes Adamaua ist Jola mit 12,000 E., einst Residenz des heidnischen Landes Fumbina.

Sokrates, der Urheber einer neuen u. zwar der wichtigsten Periode der griechischen Philosophie u. dadurch von unermeßlichem Einfluß auf alle folgende Zeiten, wurde 469 v. Chr. zu Athen als Sohn des Bildhauers Sophroniskos u. der Phänarete, einer Hebamme, geboren. In jüngeren Jahren übte er die Kunst seines Vaters (noch im 2. Jahrh. n. Chr. zeigte man auf der Akropolis eine Gruppe bekleideter Grazien als sein Werk); später begnügte er sich mit dem mäßigen Ertrag seines väterlichen Vermögens. Ueber seinen Bildungsgang ist so gut wie nichts bekannt. Die Schriften der älteren Philosophen hatte er wol zum Theil gelesen; dagegen ist es eine Fabel, daß er mit Anaxagoras u. A. persönlich verkehrt habe. Seine Vaterstadt hat er nie verlassen, abgesehen von einer Festreise u. seinem tapferen Antheil an drei Feldzügen der Athener während des Peloponnesischen Krieges: 429 machte er die Belagerung von Potidäa mit u. rettete den Alkibiades; als 424 bei Delion die Athener von den Böotiern geschlagen wurden, trug er auf seinen Schultern den mit dem Pferde gestürzten Xenophon aus dem Getümmel u. war der Letzte auf der Flucht; 420 kämpfte er bei Amphipolis. Seine äußere Erscheinung war sehr auffallend. Kahlköpfig, mit aufgestülpter Nase, wulstig vorstehenden Augen u. dickem Bauche glich er nach dem Urtheil der Zeitgenossen ganz den Darstellungen des Silen. Dazu kam noch die nachlässige Haltung des Körpers u. die ärmliche Kleidung, wie er denn z. B. stets barfuß ging. Nach einem eigentlichen System, nach bestimmten neuen Lehren, durch die er Einfluß gewonnen hätte, sucht man bei S. vergeblich. Wie bei keinem Anderen fällt bei ihm die Philosophie zusammen mit der gesammten Persönlichkeit. Diese aber war nach dem einstimmigen Zeugniß seiner Schüler, wie nach dem Ausspruch des Delphischen Orakels, welches S. für den weisesten Menschen erklärte, ein Muster von vollendeter Harmonie aller Eigenschaften des Geistes u. Charakters. Obschon in manchen Stücken von Gewohnheiten u. Anschauungen seines Volkes u. seiner Zeit beherrscht, stellt er im Ganzen das Ideal wahrer Lebensweisheit dar, eine Zusammenfassung der edelsten allgemein-menschlichen Eigenschaften. Mit aufrichtiger Frömmigkeit, strengster Gerechtigkeit u. Wahrheitsliebe verband er den Hang zur feinsten Geselligkeit u. einen immer heitern u. zufriedenen Sinn. Darin jedoch zeigte er sich ganz als Grieche, daß er über dem Umgang mit Jünglingen u. über seinem Wirken in der Oeffentlichkeit das Familienleben vernachlässigte. Allerdings mag dazu auch der sprüchwörtlich gewordene (obschon vielfach übertriebene) Charakter seines Weibes Xanthippe mitgewirkt haben. Als Lehrer stellte sich S. hauptsächlich in scharfen Gegensatz zu den Sophisten (s. d.), durch deren Philosophie die Wissenschaft wie die Sittlichkeit gleichmäßig bedroht waren, u. suchte durch Heranbildung junger Männer zu wahrer Philosophie die geistige u. sittliche Zukunft seines Volkes zu retten. So verfolgte seine Thätigkeit rein praktische Zwecke: zu bewußtem sittlichen Handeln wollte er erziehen. Denn auch die Tugend ist nach ihm ein Wissen, der Weg zur Tugend aber Selbsterkenntniß. Die Erforschung des Menschen, des würdigsten Objektes der Philosophie, führt zu der Erkenntniß, daß es allgemein giltige Wahrheiten (feste Begriffe) gebe, u. zweitens zu dem Entschluß, das sittliche Handeln nach der Erkenntniß des Wahren zu gestalten. Die falschen Urtheile, durch welche die Sophisten blendeten, rührten nach S. vor Allem daher, daß man zu wissen glaube, was man doch nicht wisse (er selbst rühmte sich, nur darin weiser zu sein, daß er wisse, daß er nichts wisse). In seiner überaus praktischen Lehrweise ging er daher vor Allem von dem Bestreben aus, den falschen Schein des Wissens zu zerstören. Wo er irgend konnte, knüpfte er mit Jünglingen u. Männern Gespräche über alltägliche Gegenstände an u. stellte sich dabei so unwissend, daß sich der Andere leicht zu der Behauptung des Besserwissens verführen ließ. Dann aber trieb ihn S. durch fortgesetzte Fragen in die Enge u. zwang ihn schließlich zu dem Bekenntniß, daß er nichts wisse, aber auch zu dem Verlangen nach wirklicher Erkenntniß. Diese Lehrart ist nach ihm als die Sokratische Methode berühmt geworden. Er selbst nannte sie scherzweise auch Mäeutik (Hebammenkunst), indem er durch Fragen die Wahrheit aus dem Gegner heraushole. Diese Thätigkeit übte er mindestens 25 Jahre; denn bereits 423 wurde er von Aristophanes in dem Lustspiel „Die Wolken“ auf das herbste u. ungerechteste verspottet. Der Zorn des Dichters rührte aber vor Allem daher, daß er in S. einen gefährlichen Neuerer und Verführer der Jugend erblickte. Dieselbe Beurtheilung seiner Wirksamkeit war es auch, die 399 v. Chr. drei unbedeutende Männer, den Dichter Melitos, den Demagogen Anytos u. den Redner Lykon, veranlaßte, den S. der Verachtung der Volksgötter, Einführung neuer Götter u. Verführung der Jugend öffentlich anzuklagen. Der zweite Punkt erklärt sich nur daraus, daß sich S. öfter auf die Eingebung eines in ihm wohnenden „Daimonion“ (Gottheit) berufen hatte. Uebrigens hatte er die religiösen Vorstellungen seines Volkes nie bekämpft, sondern getheilt, wenn auch in philosophisch geläuterter Gestalt. Daß ein solcher Mann auf jene Klage hin verurtheilt werden konnte, wird nur begreiflich, einmal aus dem allgemeinen Vorurtheil, daß er nichts als ein gefährlicher Sophist sei, u. sodann aus dem politischen Gegensatz, in welchem seine Richter zu ihm standen. S. haßte u. verachtete die charakterlose Demagogie, wie sie damals nach dem Sturz der 30 Tyrannen wieder zur Herrschaft gelangt war. Das einzige Mal, wo er (in seinem 65. Jahre als Mitglied des Rathes der Fünfhundert Epistates, d. h. Vorsteher u. Leiter der Volksversammlung, geworden) ein öffentliches Amt bekleidet hatte, rettete er durch seine Festigkeit die Feldherren, welche, bei den Arginusen siegreich, wegen Versäumniß der Pflicht, die Gefallenen zu begraben, angeklagt waren, vor dem Verdammungsurtheil des erregten Volkes. Dazu kam endlich, daß er es nach der Anklage verschmähte, das Mitleid der Richter od. des Volkes rege zu machen; vielmehr sagte er Beiden in seiner Vertheidigung (der ersten öffentlichen Rede seines Lebens) die bittersten Wahrheiten. Dennoch erfolgte seine Verurtheilung nur mit ganz geringer Stimmenmehrheit. Noch jetzt hätte er sein Leben retten können, wenn er sich der Abschätzung des Volkes, d. h. der Verwandlung der Todesstrafe in eine Geldbuße od. in Verbannung, unterworfen hätte. Er verschmähte es, um sich nicht dadurch als schuldig zu bekennen. Dieser scheinbare Trotz hatte zur Folge, daß jetzt 80 von den Richtern, die ihn vorher für unschuldig erklärt hatten, für seinen Tod stimmten. Vergebens suchte ihn sein Schüler Kriton noch zur Flucht aus dem Kerker zu bewegen. Er benutzte vielmehr die Frist von 30 Tagen,


Nr. [illegible] Sokrates. (Nach einer Büste im Antiken-Museum des Louvre in Paris.)

die ihm ein Zufall verstattete, zu philosophischen Gesprächen mit seinen Schülern u. trank dann mit ruhiger Fassung den Schierlingsbecher. Der Bericht eines Augenzeugen über den letzten Lebenstag des S. findet sich in dem „Phädon" des Platon, der zugleich seine letzte Unterredung über die Unsterblichkeit der Seele wiedergiebt. Eine vielleicht zuverlässigere Quelle für das Leben des S. als die Dialoge Platon's, der ihm Vieles von der eignen Philosophie in den Mund legte, sind die 5 Jahre nach dem Tode des S. geschriebenen „Denkwürdigkeiten" Xenophon's. Aus dem Bisherigen ergiebt sich, daß zwar von Schülern des S. (Sokratikern), nicht aber von einer philosophischen Schule desselben die Rede sein kann. Sein System war eben unzertrennlich mit seinem Leben verflochten. So konnten die vielen, nach dem Tode des Meisters entstandenen Schulen sich sämmtlich auf sein Vorbild u. seine Lehre berufen. Mit Recht aber hat man nur in der Philosophie des Platon (s. d.) die vielseitigste u. geistvollste Auffassung des Meisters u. die wahre Weiterbildung seiner Ideen erblickt. Einseitige Darstellungen der Philosophie des S. sind dagegen die von Antisthenes gestiftete Schule der Kyniker (s. d.), ferner die der Kyrenaïker (s. d.), welche Aristipp stiftete, u. die Megarische Schule des Euklides (s. d.). In weiterem Sinne heißen endlich auch die späteren Schulen, die unter dem Einfluß des S. od. seiner Schüler standen (z. B. die des Aristoteles), Sokratische Schulen. — Vgl. v. Lasaulx, „Des S. Leben, Lehre u. Tod" (Münch. 1857).

solamen miseris, socios habuisse malorum (lat.), den Unglücklichen ist es ein Trost, Leidensgefährten zu haben.

Solanaceen, Kartoffelgewächse; eine vielgestaltige Pflanzenfamilie, deren Arten in der gemäßigten Zone fast nur krautartig, in der heißeren Zone aber strauch- u. baumartig werden, obgleich der „Teufelszwirn" (Lycium barbarum) u. das Bittersüß bei uns bereits dazu hinneigen. Die S. zeichnen sich durch einen meist fünftheiligen, bleibenden Kelch aus, welcher eine regelmäßige od. ungleiche Blumenkrone umschließt, die bei ihrer ersten Entwicklung in eine faltige Knospe zusammengerollt, sonst 4—5spaltig ist. Diesen Kronzipfeln entsprechen eben so viele Staubgefäße. Der Fruchtknoten steht frei, von der Blumenkrone umschlossen, u. bildet eine vielsamige Kapsel od. eine Beere mit fleischigen Samenleisten, welche an der Scheidewand angewachsen sind. Die S. sind ausgezeichnet durch die narkotischen Wirkungen ihrer einzelnen Theile infolge ihres Gehaltes an betäubenden Stoffen, die fast in allen Arten sich finden; selbst die eßbare Kartoffel hat ihr giftiges Solanin, der Tabak sein äußerst giftiges Nikotin. Der Stechapfel enthält ein ähnlich wirkendes Alkaloid, das Daturin, das Bilsenkraut das Hyoscyamin, die Judenkirsche, wenigstens das fieberwidrige Physalin, der Schotenpfeffer das brennend scharfe Capsicin, die Tollkirsche das Atropin ꝛc. Die verschiedenartigen Gattungen der S. sind für die Heilkunde nicht unwichtig; andere, wie die Petunien, sind selbst Ziergewächse geworden.

solar (vom lat. sol, die Sonne), was von der Sonne kommt, dieselbe betrifft bez. von ihr handelt.

Solaröl, ein Gemenge verschiedener Kohlenwasserstoffe; es wird erhalten durch Destillation des Braunkohlentheers, nachdem das flüssigere Photogen übergegangen ist. Vor Einführung des Petroleums wurde dasselbe vielfach als Beleuchtungsmaterial in Lampen benutzt, findet aber jetzt weniger Verwendung hierzu, da es leicht rußt u. beim Brennen nicht ganz geruchlos ist. — Eine Verfälschung des Petroleums mit S. soll nicht selten vorkommen.

Soldat ist die von Sold abgeleitete, wol seit Einführung des Landsknechtwesens vorkommende, aber erst seit Anfang unseres Jahrhunderts allgemein üblich gewordene Bezeichnung für die Angehörigen des Wehrstandes. Sold zahlten die Römer schon an die Legionstruppen um 350 v. Chr. Derselbe bestand theils in Geld — zur Zeit des Zweiten Punischen Kriegs z. B. erhielt der schwere Legionssoldat 2 Obolen täglich (etwa 23 Pfennige nach heutigem Gelde) —, theils in Naturalien. Seit der Zeit der Bürgerkriege ging das römische milizartige Nationalheer allmählich in ein stehendes Heer von einheimischen u. fremden Söldnern über, welche nicht auf Grund einer gesetzlichen Wehrpflicht, wie der alte Römer, sondern nur für eine bestimmte Geldvergütung dienten. Bei den germanischen Völkern bestand wiederum eine Art allgemeiner Wehrpflicht durch Heerbann u. Lehnswesen. Diese Art der Truppenaufbringung wurde aber auch hier vom 14. Jahrh. ab durch das Landsknecht- u. Söldnerwesen allmählich verdrängt. Aus diesen Soldtruppen entstanden nach u. nach unsere stehenden Heere. Vgl. „Heer u. Heerwesen". — Soldateska war zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein Sammelname für die Truppen eines Heeres in ihrer Gesammtheit, nahm aber sehr bald den Nebenbegriff einer Geringschätzung, einer rügenden Bezeichnung in sich auf u. wird heutigen Tages fast nur in diesem Sinne gebraucht.

Soldin, die ehemalige Hauptstadt der Neumark, jetzt Kreisstadt im Reg.-Bez. Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg, mit 6320 E. (1875); liegt an der südöstl. Ecke des 1 Meile langen u. $^1/_4$ Meile breiten Soldiner Sees, aus welchem hier die Mietzel abfließt, u. ist Sitz eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts u. eines Kreissteueramtes. Seit dem Brande von 1539, der die ganze Stadt vernichtete, ist S. sehr regelmäßig wieder aufgebaut. Seine hervorragendsten Gebäude sind der Dom, die Kirche des ehemaligen Dominikanerklosters, die St. Gertraudshospitalkirche u. das Rathhaus; die Thürme über den drei Thoren sind der letzte Rest früherer Befestigungen. Die Bewohner treiben hauptsächlich Ackerbau u. Fischerei; die früher blühende Fabrikation von Tuchen, Wollzeug u. Strumpfwaaren ist sehr zurückgegangen. — S. gehörte bis 1262 den Tempelherren u. kam in jenem Jahre an die Markgrafen von Brandenburg. Durch Privilegien von 1281 u. 1317 wurde S. Vorort für die Städte jenseit der Oder, die danach bei S. Recht nehmen mußten. Das 1298 gegründete Domstift wurde 1546 aufgehoben.

Soldo à 12 Denari, ein ehemaliges Rechnungsgeld sowie eine Kupfermünze Italiens. 20 Soldi = 1 Lira. Unter den Merovingern gab es S. von Gold u. Silber, wovon 12 der letzteren = 1 Gold-S. waren. S. war auch ein Längenmaß in Toscana = 29 mm. Man rechnet 20 Soldi auf den Braccio da panno (Tuchelle).

Sole, s. „Soole".

solenn (lat. solemnis), d. i. feierlich, festlich, mit Gepränge; Solennität, Festlichkeit, Gepränge.

Solfataren od. Solfanaria sind diejenigen Krater von Vulkanen, welche nicht mehr Lava ausgeben, wol aber ihre Thätigkeit noch durch die Exhalation von Gasen u. Dämpfen verrathen, aus welchen letzteren sich oft feste Mineralien, nam. aber Schwefel (daher der Name S. [ital. solfo, Schwefel]), an den Oeffnungen der Spalten u. den Kraterwänden verdichten. Bekannt sind bes. die S. bei Neapel.

Solfeggio (ital., spr. Szolfedscho), ursprünglich das Singen der Tonleiter mit Unterlage der sog. Guidoni'schen Silben (weil lange Zeit dem Guido v. Arezzo [s. d.] zugeschrieben: ut (do), re, mi, fa, sol, la, si (auch Solmisationssilben genannt); dann, u. zwar hauptsächlich, textlose Uebungsstücke für den Gesang, welche das Notenlesen u. Treffen u. vornehmlich die Fertigkeits- od. Geläufigkeitsbildung bezwecken. Das Singen der S.'s (od. Solfeggi, wie der ital. Plural lautet), auch kurz Solfeggiren genannt, geschieht meist auf bloße Vokale u. unter diesen vorzugsweise auf den Vokal a; doch giebt es auch dergleichen Uebungsstücke mit untergelegten Worten.

Solferino, Marktflecken von gegen 600 E. in der ital. Provinz Mantua, bekannt durch die Schlacht vom 24. Juni 1859, in welcher die von Kaiser Napoleon befehligten verbündeten Franzosen u. Piemontesen über die Oesterreicher unter Kaiser Franz Josef siegten. — S. war früher Hauptort eines Fürstenthums, das 1773 an Oesterreich kam.

Solger, Karl Wilhelm Ferdinand, Aesthetiker, geb. zu Schwedt 28. Nov. 1780; studirte seit 1799 in Halle u. Jena die Rechte sowie alte u. neue Sprachen, Philosophie u. schöne Literatur, machte 1802 eine Studienreise nach Paris, bekleidete 1803—1806 ein Amt bei der Kriegs- u. Domänenkammer in Berlin, habilitirte sich 1809 in Frankfurt a. d. O. für Philosophie u. Philologie, wurde bald nachher außerord. Professor u. kehrte 1811, in welchem Jahre sich auch das Freundschaftsband zwischen ihm u. Tieck knüpfte, als ord. Prof. der Philosophie nach Berlin zurück, wo er 20. Okt. 1819 starb. Von seinen geistvollen u. namentlich auf dem Gebiete der Kritik bedeutsamen Schriften sind bes. zu nennen: „Erwin. Vier Gespräche über das Schöne u. die Kunst" (2 Bde., Berl. 1815) u. „Philosophische Gespräche" (ebd. 1817). Auch übersetzte er den Sophokles (2 Bde., ebd. 1808; 3. Aufl. 1837). Seine „Nachgelassenen Schriften u. Briefwechsel" (2 Bde., Lpz. 1826) wurden v. Tieck u. Fr. v. Raumer, seine „Vorlesungen über die Aesthetik" (Berl. 1829) von Heyse herausgegeben.

Solicitor general (engl., spr. Szollißiter Dschénneräl), d. i. Generalanwalt, Staatsanwalt.

solidarisch (in solidum), d. h. Einer für Alle u. Alle für Einen, heißt die bei einer Obligation, einem Forderungsrecht (z. B. einem Darlehn, einer Miethe) vorkommende Gemeinschaftlichkeit von Rechten u. Verbindlichkeiten, der zu Folge bei mehreren Gläubigern od., was häufiger der Fall ist, bei einer Mehrheit von Schuldnern jeder Einzelne das Ganze, den ungetheilten Gegenstand der Schuld, fordern kann od. zu leisten hat. Derartige Verhältnisse haben das Eigenthümliche, daß durch Leistung des Einen alle Schuldner frei u. alle Gläubiger befriedigt werden.

Begründet werden derartige Schuldverhältnisse theils durch ausdrückliche Beredung od. durch eine unerlaubte Handlung (z. B. Beschädigung einer Sache durch mehrere Personen) od. durch gesetzliche Vorschrift.

solide (von lat. solidus), fest, stark, dicht, gediegen, zuverlässig; Solidität, Gediegenheit, Festigkeit, Zuverlässigkeit.

soli Deo gloria (lat.), d. i. Gott allein die Ehre.

Solidus, Name der röm. Goldmünze, welche Konstantin d. Gr. um 330 n. Chr. als Münzeinheit an Stelle der bis dahin im Römischen Reiche üblichen Goldmünze (aureus imperatorius) einführte. Es wurden aus dem römischen Pfunde feinen Goldes zu 24 Loth 72 solcher Goldmünzen geschlagen, im Nominalbetrage von 40 Silberdenaren. Das dazu verwandte Gold war 23karätig. Man hatte auch halbe (semisses), Drittel (tremisses) u. Viertel (quadrantes) Soliden. Dieser S. als Münzeinheit od. Rechnungsmünze wurde auch von den germanischen Völkern, die im Umfange des Römischen Reiches neue Staaten gründeten, wie z. B. von den Franken in Gallien, angenommen. Doch ließen die merovingischen Könige nur Drittel Soliden (trientes od. tremisses) in Gold ausprägen. Karl d. Gr. setzte dann an Stelle des S. das Pfund als Rechnungsmünze ein, welches in 20 Soliden zu 12 Silberdenaren, die allein nur ausgeprägt wurden, zerfiel. Als sich Feingehalt u. Gewicht dieser Silberdenare od. Pfennige im Laufe der Zeit verschlechterten, fing man, u. zwar zuerst in Frankreich (nach der Mitte des 13. Jahrh.) an, Silbersoliden, also Stücke zu 12 Pfennigen, auszuprägen, die dann das Vorbild zu den deutschen Groschen u. Schillingen abgaben.

Soliman od. Suleiman, Name von drei türkischen Herrschern. **S. I.**, der älteste Sohn Bajesid's, der 1402 durch die Schlacht von Ancyra in die Gefangenschaft Timur's gerieth, machte sich in Adrianopel zum Sultan u. schloß einen Vertrag mit Kaiser Manuel, der ihm seine Nichte zur Ehe gab. Dem Trunke u. der Schwelgerei ergeben, wurde er 1410 durch eine Verschwörung zu Gunsten seines Bruders Musa gestürzt u. auf der Flucht ermordet. — **S. II.**, der „Prächtige" (1520—66), war der Sohn Selim's, dessen Thron er im Alter von 25 Jahren erbte u. bald durch seine Feldherrnkunst u. Staatsweisheit zum höchsten Glanze erhob. Vor Allem machte er dem bisherigen Raubwesen der Türken ein Ende. Dann aber schritt er planmäßig zur Bewältigung des Mittelmeeres u. des Donauthales, nachdem er mit Venedig u. Persien Frieden gemacht hatte. 1521 nahm er Sabacz, Semlin, Belgrad, führte 1522 ein Landheer von 100,000 Mann durch Kleinasien hinüber nach Rhodes, welches zugleich von 300 Schiffen unter Mustafa bedrängt wurde, u. machte schon im Dezember der Herrschaft des Johanniterordens daselbst ein Ende. Schnell unterwarf sein Günstling u. Schwager Ibrahim, ein kunstsinniger Grieche, das abtrünnige Aegypten, u. 1525 mußte auch der Khan der Krim S.'s Oberhoheit anerkennen. Am 29. Aug. 1526 unterlagen die Magyaren bei Mohacz, ihr König Ludwig II. ertrank auf der Flucht u. Ofen wurde niedergebrannt. Dann überließ S. das unglückliche Land seinem Thronstreit u. kehrte erst 1528 wieder, um im Bunde mit Johann Zapolya Ferdinand von Oesterreich u. die „staubgleichen Ungläubigen" zu vernichten. Im Aug. 1529 zwang er Pest zur Uebergabe, lag aber mehrere Wochen vergeblich vor Wien, das er 14. Okt. verließ. Aber Ungarn blieb unter der Herrschaft Ibrahim's, nur der Norden unter Johann Zapolya, u. vergebens bot Ferdinand eine „jährliche Pension" an für den ungarischen Thron. Ein neuer Versuch im Sommer 1532, gegen Wien vorzudringen, scheiterte an der tapferen Vertheidigung von Günz, u. die kaiserliche Flotte unter Doria nahm sogar Patras u. Koron im Peloponnes. S. wandte seine Macht einstweilen gegen Persien, zog 1534 in Bagdad, auf dem Rückwege in Täbris ein u. hinterließ in beiden Städten osmanische Statthalter. Um seine Herrschaft im Mittelmeer zu erweitern, machte er Hayr eddin Barbarossa zum „Beglerbeg des Meeres". Wurde diesem auch das eben eingenommene Tunis 1535 von der kaiserlichen Flotte unter Doria wieder entrissen, so eroberte er doch im Kriege gegen Venedig (1537—40) die Inseln im Archipelagos u. im Jonischen Meere sowie den Rest des Peloponnes u. gab sie für immer der Verödung preis. Da Johann Zapolya 1540 gestorben war, begann von Neuem der Krieg in Ungarn. Während die türkische Flotte im Bunde mit der französischen die italienischen Städte Karl's V. bedrängte, zog S. 2. Sept. 1541 in Ofen ein, warf die Reichsarmee zurück, eroberte 1543 Gran, Stuhlweißenburg u. Wissegrad, zeigte sich aber seit dem Frieden zu Crespy (1544) u. seit dem Tode Hayr eddin's (1546) zum Frieden bereit, den Ferdinand 1547 durch jährliche Zahlung von 30,000 Dukaten erkaufte. Dennoch ermattete S.'s Macht allmählich an dem zähen Widerstande der christlichen u. nationalen Gesinnung. Wol eroberte er 1552 Lippa in Siebenbürgen wieder, das Zapolya's Wittwe durch Vertrag an Ferdinand übergeben hatte, aber in Nordafrika verdrängten die spanischen Flotten seit 1563 die mohammedanischen Korsaren, Malta widerstand unter seinem Großmeister La Valetta 1565, u. als S. gegen Kaiser Maximilian heranzog, der den schuldigen „Ehrensold" nicht regelmäßig eingeschickt hatte, widerstand ihm die Festung Szigeth unter Zriny einen Monat lang u. wurde erst als Aschenhaufen von den Türken genommen, nachdem S. selbst in der Nacht vom 5. zum 6. Sept. 1566 verschieden war. Als sein Admiral Piali Pascha, der gleichzeitig den



Nr. 528. Soliman II. (1520—1566).

Genuesen Chios entrissen hatte, nach Konstantinopel zurückkehrte, fand er S.'s Sohn Selim II. als Herrscher. — **S. III.** (1687—91), geb. 1644, von seinem Bruder Mohammed IV. Jahre lang in Haft gehalten, wurde 8. Nov. 1687 durch die Ulemas an dessen Stelle gesetzt. Seinem staatsklugen u. tapferen Großvezier Mustafa Köprili glückte es, das Steuer- u. Finanzwesen der Türkei neu zu ordnen u. über Belgrad, das er 1690 eroberte, wieder in Ungarn gegen die bisher siegreichen Heere Oesterreichs vorzudringen. S., der an diesen Erfolgen wenig Antheil hatte, starb 23. Juni 1691.

Solingen, Kreisstadt im Reg.-Bez. Düsseldorf der preuß. Provinz Rheinland, mit 15,146 E. (1875); liegt in 192 m. Seehöhe rechts von der Wupper an der Zweiglinie Ohligs-Wald-S. der Bergisch-märkischen Bahn, hat eine kathol. u. 2 protest. Kirchen u. ist berühmt durch seine Eisen- u. Stahlwaaren, die in aller Welt bekannt sind u. in mancher Hinsicht engl. Fabrikate übertreffen. Vorzugsweise sind es Klingen, Messer, Scheren, Stahlrahmen u. Bügel, die hier u. im Kreise gegen 10,000 Menschen beschäftigen. Außerdem liefert die Stadt noch Seidenband-, Baumwollen-, Horn- u. Kupferwaaren.

solitär (lat. solitarius, einsam), einsam, ungesellig. Solitär, Einsiedler, Ungeselliger; auch ein einzeln gefaßter Diamant.

Solitär (Pezophaps solitarius), ein in historischer Zeit ausgestorbener, flugunfähiger Vogel von Bourbon u. Rodriguez, der nur aus den mehrfach auseinander gehenden Erzählungen einiger Reisenden des 17. Jahrh. bekannt ist. Er hatte die Größe einer Gans, war weiß, an Schwanz u. Flügelstummeln schwarz u. ist höchst wahrscheinlich wie der Dronte zu den Tauben zu stellen. Es ist fraglich, ob er seinen Namen wirklich wegen seiner Vorliebe für einsame Gegenden, od. nicht vielmehr von den Holländern durch Uebertragung aus dem Worte „Sotilicairi" erhielt, womit die Hottentotten diesen Vogel bezeichneten.

Solitude (franz., spr. Szolitühd), d. h. Einsamkeit; häufig vorkommender Name einsam gelegener Lustschlösser.

sollicitiren (lat. sollicitare), erregen, aufreizen, beunruhigen, um Rechtshülfe bitten. **Sollicitant**, Bittsteller, Rechtshülfe Nachsuchender.

Solmisation, Aretinische od. Guidonische Silben heißt die Benennung der Töne mit den Silben ut, re, mi, fa, sol, la, ehemals u. zuweilen auch noch jetzt mit Hinzufügung der Silbe si für den Ton h u. mit Ersetzung der Silbe ut durch do für den Ton c als Textunterlage bei sonst textlosen Singübungen gebräuchlich. Das Singen auf diesen Silben heißt **solmisiren, solfiiren, solfeggiren** (s. „Solfeggio"). Die Einführung der S. wird in der Regel, aber mit zweifelhafter Berechtigung, dem Guido v. Arezzo (s. d.) zugeschrieben.

Solms, ein altes gräfliches, später bez. auch fürstliches Geschlecht, das in der Wetterau viele Güter erwarb u. dessen Name 1129 zuerst urkundlich vorkommt. Der letzte gemeinschaftliche Stammvater der noch heute blühenden Linien war Graf Otto **v. S.**, gest. 1409. Dessen Söhne Bernhard u. Johann stifteten die Bernhardinische u. die Johannische Hauptlinie. Erstere theilte sich im 16. Jahrh. in drei Spezialinien: die Braunfelsische, die Greifenstein'sche u. die Hungische. Da die letztgenannte 1678 u. die erstgenannte 1693 erlosch, so erbte die fortblühende mittlere Linie das Stammgut Braunfels bei Wetzlar u. nahm infolge dessen den Namen S.-Braunfels an. Diese Linie ward 1742 in den Reichsfürstenstand erhoben u. ist evangel. Konfession. Die Johannische Hauptlinie blüht jetzt noch in den Spezialinien S.-Hohensolms-Lich (seit 1792 gleichfalls reichsfürstlich, bekennt sich zur Reform. Kirche) u. S.-Laubach. Letztere, die protestantisch ist, besteht aus der Sonnenwalde'schen u. der Baruthischen Unterlinie. Beide sind gräflich, den Häuptern der drei Aeste von der Baruthischen Unterlinie: a. zu Rödelheim u. Assenheim, b. zu (Wildenfels-)Laubach und c. zu (Wildenfels-)Wildenfels, kommt aber laut Beschluß des Deutschen Bundestages vom 13. Febr. 1829 das Prädikat


Nr. 5029. Solitär (Pezophaps solitaria).

„Erlaucht" zu; außer diesen Aesten giebt es noch einen Ast zu Baruth. Die Sonnenwalde'sche Unterlinie theilt sich in die Aeste Sonnenwalde-Rösa u. Sonnenwalde-Altpouch. — Gegenwärtiges Haupt der Bernhardischen Hauptlinie ist Fürst Ernst **zu S.-Braunfels,** der 3. Febr. 1873 seinem Oheim, dem Fürsten Ferdinand (geb. 14. Dez. 1797), folgte. — Die Johannische Hauptlinie, bez. die zweite fürstliche Linie, wird seit 10. Okt. 1824 repräsentirt durch den Fürsten Ludwig **zu S.-Hohensolms-Lich,** geb. zu Lich 24. Jan. 1805, 1832—36 Mitglied u. seit 1834 auch Vizepräsident der Ersten Kammer im Großherzogthum Hessen, seit 1839 Mitglied des preuß. Staatsrathes, 1847 Vorsitzender der Herrenkurie des Vereinigten Landtages, seit 1856 wieder auf vier hess. Landtagen Präsident der Ersten Kammer, 1861 als ehemaliger reichsunmittelbarer Fürst u. Besitzer des Amtes Hohen-Solms (Kreis Wetzlar) mit erblichem Recht ins preuß. Herrenhaus berufen. — Aus den anderen Linien sind noch zu erwähnen: Graf Hermann **zu S.-Laubach,** geb. 23. Dez. 1842, außerord. Professor der Botanik an der Universität Straßburg, u. Graf Eberhard **zu S.-Sonnenwalde-Altpouch,** geb. 2. Juli 1825, seit 1873 preuß. Gesandter in Dresden.

Solnhofen, Dorf mit ca. 800 E. im Landgericht Pappenheim des bayer. Reg.-Bez. Mittelfranken, an der Altmühl u. der Strecke Ingolstadt-Nürnberg der bayer. Staatsbahn, verdankt seine Entstehung der 743 von Sola, einem Schüler des heil. Bonifacius, hier gegründeten, 1534 säkularisirten Benediktinerabtei. Die nahe gelegenen Steinbrüche liefern den besten lithographischen Schiefer, mit dessen Gewinnung gegenwärtig gegen 300 Menschen beschäftigt sind.

solo (ital., lat. solus), allein. **Solo,** Alleinspiel, ein bei einigen Kartenspielen (z. B. beim Skat, s. d.) gebräuchlicher Ausdruck. In der Musik bezeichnet S. ein Tonstück für eine Singstimme od. ein Instrument, entweder ganz allein od. mit Begleitung eines od. mehrerer anderer Instrumente. Man unterscheidet einstimmige od. mehrstimmige Solosätze. In einstimmigen ist nur eine Solostimme vorhanden, wie z. B. die Arie, die Konzerte für Streich- u. Blasinstrumente, für Klavier (insofern letzteres, wenngleich in sich mehrstimmig, doch immer nur für eine Partie gilt). In mehrstimmigen Solosätzen treten mehrere Solostimmen auf, dazu gehören die Duette, Terzette 2c. für Gesang u. Instrumente. Auch nennt man S. eine Art Tonstücke für ein Soloinstrument, zur Gattung der Sonate gehörend. **Solist** heißt, wer ein S. singt od. vorträgt.

Solon, Gesetzgeber der Athener, Sohn des Exekestides aus dem alten königlichen Stamme des Kodros (s. d.), geb. um 635 v. Chr.; erwarb sich eine umfassende Bildung durch Reisen u. frühe Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt Athen. Sein erstes bedeutenderes Auftreten hat die Sage ausgeschmückt. Als Athen lange mit Megara unglücklich um den Besitz von Salamis gekämpft u. endlich beschlossen hatte, die Insel aufzugeben, auch ein Volksbeschluß den Antrag auf Wiederaufnahme des Krieges bei Todesstrafe verboten hatte, erschien S., Wahnsinn heuchelnd, in der Volksversammlung u. begeisterte durch den Vortrag einer von ihm gedichteten u. „Salamis" betitelten Elegie das Volk so sehr, daß es jenen Beschluß umstieß u. den Krieg abermals begann. Später war S. Haupturheber der Unternehmungen gegen Kirrha im ersten der sog. Heiligen Kriege (s. d.). Besondern Ruhm aber erwarb sich S. durch die nach ihm benannte Gesetzgebung. Nach dem Tode des Kodros (1068) hatten in Athen Archonten an der Spitze des Staates gestanden, Anfangs einer auf Lebenszeit, seit 683 aber jährlich neun. Da nur Eupatriden (d. h. Adlige) Archonten werden konnten, war das Volk beständig der Willkür u. dem Wucher derselben preisgegeben. Die blutig strenge Gesetzgebung des Drakon (624) vermehrte noch den Unwillen des Volkes u. wurde bald mißachtet. Da gelang es S. als erstem Archonten des J. 594, die Ordnung durch eine neue Verfassung herzustellen. Von den Gesetzen Drakon's behielt er nur die über die Bestrafung des Mordes bei, half zuerst der drückenden Schuldennoth ab (bes. durch das Verbot der persönlichen Verpfändung) u. theilte sodann die Bürger in vier Klassen ein, jedoch nicht nach der Geburt, sondern nach dem Vermögen. Nur die drei obersten Klassen hatten Leistungen (Leiturgien) an den Staat zu entrichten, dafür aber waren ihnen die Staatsämter vorbehalten. Die vierte Klasse war von Steuern u. Anfangs auch vom Kriegsdienste frei, hatte aber Stimme in der Volksversammlung u. konnte das Richteramt verwalten. So war S.'s Verfassung eigentlich eine Timokratie (Vermögensherrschaft), bahnte aber bereits der späteren Demokratie od. reinen Volksherrschaft den Weg. Denn schon jetzt gab das Volk die Gesetze, erhielt Rechenschaft über die Staatsgelder, beschloß über Krieg u. Frieden u. wählte die meisten Obrigkeiten. Als vorbereitende Behörde diente die Bulē (Rath) von 400 Mitgliedern, die durch das Los gewählt wurde. Die neun Archonten blieben als Vorsitzende der Gerichte u. traten nach der Niederlegung ihrer Würde in den Areopag. Zu Richtern wurden jährlich 6000 Geschworene (Heliasten) aus allen Bürgern ausgelost. Diese Verfassung ließ S. auf 100 Jahre beschwören u. ging dann auf Reisen nach Aegypten, Kleinasien (wo er nach einer allerdings chronologisch bedenklichen Tradition den König Krösos [s. d.] besucht haben soll) u. Cypern. Bei seiner Rückkehr (um 565) fand er indeß schon Vieles verändert. S. starb 559 v. Chr. in Athen od. nach Anderen auf Cypern. Das Alterthum zählte S. zu den sog. Sieben Weisen u. legt ihm den Wahlspruch bei: „Nichts zu viel!" Auch als Dichter ist S. von Bedeutung. Er verfaßte außer der patriotischen Elegie „Salamis" (s. o.) viele andere, von denen eine Anzahl von Bruchstücken erhalten ist, meist aber nur aus kürzeren Sinnsprüchen politischen u. philosoph. Inhalts bestehend (gesammelt in Schneidewin's „Delectus poesis Graecorum elegiacae", Gött. 1838, u. in Bergk's „Poetae lyrici Graeci", 3 Aufl., Lpz. 1866).

Solothurn (franz. Soleure), Kanton der schweiz. Eidgenossenschaft, 14,252 □M. mit 74,713 E. (1870), von denen 62,072 kathol., 12,448

reform. u. 92 Nichtchristen sind; liegt in der Nordwestschweiz zackig zwischen Basel, Aargau u. Bern u. seine zwei kleinen Exklaven, Klein Lützel u. Mariastein, liegen westl. von ihm an der Grenze von Elsaß. Mehr als $^2/_3$ des Gebiets gehört den rauhen Juraketten an, von welchen die Wiesenberg-, Paßwang- u. Hauensteinkette die bekanntesten Bergzüge u. der Hohe Winden im Rothmatt (1207 m.), der Weißenstein (1289 m.), der Röthi (1399 m.) u. die noch 50 m. höhere Hasenmatt vielbesuchte Aussichtspunkte sind. Sehr fruchtbar, an Korn u. Wiesen reich, sind die Strecken an der Aar, die zweimal in den Kanton tritt, sowie romantisch das Balstaler-, Gälden- u. Beinwylerthal. Vor allen der Bezirk Bucheggberg-Kriegstetten, rechts von der Aar, u. die Gegenden um Balstal u. Olten gehören zu den fruchtbarsten Partien der Schweiz. Ueber 21,900 Hektaren sind Ackerland, ziemlich 18,000 Hektaren Wiesen u. nur etwa 13,000 Hektaren Wald (wovon $^1/_3$ Staatswald). Die Obstbaumzucht wird sehr gepflegt. Ackerbau, Viehzucht u. Alpenwirthschaft sind Hauptbeschäftigung der betriebsamen Bewohner. Die mineralischen Schätze bestehen in Bohnerz bei Balstal u. im Güldenthal, die jährlich gegen 66,000 Ctnr. Eisenerz liefern, in Marmor, wovon jährlich 20,000 Fr. gewonnen werden, in ausgezeichnetem Kalkstein bei Olten u. in Mühlsteinen bei Schnottwyl. Mineralbäder sind bei Lostorf u. Grenchen. Die Industrie ist unbedeutend. 2 Hohöfen u. 2 Hammerwerke liefern gegen 54,000 Ctnr. Eisen; Glashütten finden sich einige, Seidenmanufaktur wird auf der Nordseite des Jura u. hier u. da Kattunfabrikation u. Wollenspinnerei getrieben. Die Volksbildung ist besser als in den meisten kathol. Kantonen. Ein Gymnasium, ein Lyceum, mehrere Realanstalten u. zahlreiche Volksschulen sind vorhanden. Fast alle Gemeinden haben weibliche Arbeitsschulen. Seit 22. Dez. 1481 in den Schweizerbund aufgenommen, ist S. nach dem Verfassungsgesetze vom 1. Juni 1856 eine Repräsentativdemokratie. Die Staatshoheit ist dem Kantonsrathe anvertraut, dessen Mitglieder auf fünf Jahre gewählt werden. Die oberste Exekution steht dem Regierungsrathe zu, der aus fünf auf fünf Jahre gewählten Mitgliedern besteht. Der Landammann, der darin den Vorsitz führt, wird jährlich neu gewählt. Die Rechtspflege liegt in den Händen des aus sieben Mitgliedern bestehenden Obergerichts, der Geschworenen u. der fünf Amtsgerichte. — Der Kanton zerfällt in die Bezirke S.-Lebern, Bucheggberg-Kriegstetten, Balstal, Olten-Gösgen u. Dorneck-Thierstein. Der Hauptort S. (lat. [illegible]) mit 7054 E. (1870), darunter 1291 Protestanten, liegt in 429 m. Seehöhe am linken Aarufer, am südl. Fuße des durch seine Fernsicht berühmten u. als Luft- u. Molkenkurort viel besuchten Weißenstein (1284), an der Eisenbahnstrecke Herzogenbuchsee-Biel der schweizerischen Centralbahn u. ist Ausgangspunkt der Emmenthalbahn. S., Sitz der Kantonalregierung u. Residenz des Titularbischofs von Basel, ist eine der ältesten Städte der Schweiz; der Zeitglockenthurm am Markt soll aus dem 5. Jahrh. v. Chr. stammen. Der St. Ursinsmünster, die Domkirche des Bisthums Basel, mit Kuppel u. korinth. Säulenfaçade, wurde 1762–73 an Stelle einer 1050 gegründeten Kirche erbaut. S. hat eine Sammlung röm. Alterthümer u. Münzen, das Rathhaus trägt röm. Inschriften, im Zeughause werden an 900 alte Rüstungen u. Waffen aufbewahrt. Die Festungsmauern sind seit 1835 bis auf die Ringmauern abgetragen.

Solotnik (à 96 Doli), ein kleines russ. Handelsgewicht = 4,266 Gr. 3 S. = 1 Loth u. 96 S. = 1 Pfd. Die Feinheit der Goldmünzen wird ebenfalls in S. bestimmt, z. B. ist der Halbimperial 88 S. od. [illegible] = $^{11}/_{12}$ od. 22 Karat od. 916$^2/_3$ Tausendtheile fein.

Solstitium (lat.), Sonnenwende (s. d.).

Soltikoff (Ssaltykoff), ein angesehenes russ. Geschlecht, das zu Anfang des 13. Jahrh. aus Preußen nach Rußland ausgewandert sein soll. Besonderer Erwähnung verdienen: Praskowja Feodorowna S., gest. zu Moskau 24. Okt. 1723, Gemahlin des Zaren Iwan Alexejewitsch (gest. 1696) u. dadurch Mutter der Kaiserin Anna. Letztere erhob den General Peter Semen (Simon) S. 1732 in den Grafenstand. — Graf Peter Semenowitsch S., Sohn des Vorigen, geb. 1700, erhielt 1759 den Oberbefehl über das gegen Friedrich II. ausgesandte russ. Heer u. erkämpfte nach seiner Vereinigung mit den Oesterreichern unter Laudon 12. Aug. den entscheidenden Sieg bei Kunersdorf, worauf er zum Feldmarschall ernannt ward. Er starb als Gouverneur von Moskau 6. Jan. 1773. — Graf Iwan Petrowitsch S., des Vorigen Sohn, operirte mit Erfolg gegen das schwed. Heer, mit welchem König Gustav III. Petersburg bedrohte, u. schloß 1790 mit Schweden Frieden; von Paul I. gleichfalls zum Feldmarschall u. 1797 zum Gouverneur von Moskau ernannt, starb er daselbst 1805. — Fürst Nikolai Iwanowitsch S., ein Vetter des Vorigen, geb. 24. Okt. 1736, focht im Siebenjährigen Kriege mit, befehligte später ein Corps gegen die Türken, leitete seit 1783 die Erziehung der Großfürsten Alexander u. Konstantin u. seit 1788 das Kriegsministerium, erhielt 1796 den Feldmarschallsrang u. 1812 den Vorsitz im Staats- u. Ministerrath; 1814 in den Fürstenstand erhoben, starb er zu Petersburg 28. Mai 1816. Sein Enkel, Fürst Alexei Dmitrowitsch S., hat sich durch seine Reisen in Persien (1838) u. in Ostindien (1841—46) bekannt gemacht, die von ihm in „Voyages dans l'Inde" (Par. 1849) u. Voyage en Perse" (ebd. 1851) beschrieben worden sind.

Somâli ist ein die ganze Ostspitze Afrika's bewohnendes, mit den Galla u. Danakil zur äthiopischen Rasse (Hamiten) gehörendes Volk, das sich vom Lande der Danakil bis hinab gegen Barawra u. zum Flusse Dirhub verbreitet. Sie zerfallen in die Edoor- u. die Darroodstämme, die von einander unabhängig sind. Man bezeichnet die S. bisweilen auch als Zweig der Galla, u. Einzelne unterscheiden unter ihnen drei Abtheilungen: Soumal-Adji, die wilden u. ungastlichen Soumal-Hawia u. die Soumal-Rahhan'ouine. Sie reden Alle, wenn auch mit bedeutenden Unterschieden, dieselbe Sprache, doch glauben die Adji von den Arabern abzustammen. Die S. sind ihrer äußeren Erscheinung nach ein Mischvolk; im S. haben sie mehr negerartige Farbe u. Physiognomie als im N.



Nr. 5030. Somalikrieger und Frau

Die Gudabursi, welche die Farbe von Milchkaffee besitzen, haben bisweilen fast ganz kaukas. Typus, die Isă dagegen, die sich das Körperhaar auszureißen pflegen, gehören zu den schwärzesten u. häßlichsten. Die Adji werden als magere, rothschwarz gefärbte Leute mit hoher Stirn, glatter Schläfengegend, breitem Kopf, schwarzem krausen Haar, kleinen tiefliegenden Augen, vorstehenden Backenknochen, großem Mund u. dicken Lippen geschildert. Die Nase ist im Profil sehr verschieden. Diese Adji, zu welchen die Medschertin gehören, sind die mächtigsten der Stämme. Die S. sind zum Theil noch Nomaden; ihre Hütten sind rund mit konischem Dache. Die Sorge für den Landbau überlassen sie den Sklaven, ihre Industrie ist gering. Ihre Religion anlangend, so bekennen sie sich zwar äußerlich zum Mohammedanismus, auch besteht die Beschneidung bei ihnen, doch huldigen sie im Allgemeinen einem rohen Naturdienst u. erweisen Steinen u. Bäumen göttliche Verehrung.

somatisch (vom griech. σῶμα, Leib), leiblich, körperlich, den Körper, bez. die Körperlehre betreffend.

Somerset (spr. Szömmerßett), Grafschaft im SW. Englands, 77,154 □M. mit 463,483 E. (1374); liegt am Bristolkanal u. ist nordöstl. von Gloucestershire, östl. von Wiltshire, südl. von Dorsetshire u. westl. von Devonshire begrenzt. Ihre Bodenverhältnisse sind sehr mannichfacher Art: die Küste ist im W. steil, im O. Marsch- u. Moorboden; die Hügellandschaften des Innern sind im O. niedrig, erheben sich dagegen im W. bis zu 500 m. u. sind hier in mehrere Aeste, Thäler u. Seitenschluchten zertheilt. Der fruchtbarste Strich ist das weite Thal von Taunton. Die meist unbedeutenden Flüsse, der Perrott, Brue u. Axe bis zum Grenzfluß Avon, gehen dem Bristolkanale zu. Mehrere Kanäle, einer von Avon bis nach London,

u. Eisenbahnlinien durchziehen die Grafschaft. Doch ist der Handel nicht bedeutend. Die Viehzucht überwiegt den Ackerbau, da das Land mehr Weiden als Ackerland hat, u. die Milch u. der Käse von Cheddar sind berühmt. In den sumpfigen Strichen wird ansehnliche Gänsezucht getrieben. Die Industrie liefert Tuche, Seidenstoffe u. Wollwaaren (Taunton u. Frome), Spitzen (Taunton), Handschuhe (Yeovil) ɩc. Hauptort ist Bath mit 52,557 E. (1871).

Somerset (spr. Szömmerßett), ein engl. Grafen- u. Herzogstitel, den ursprünglich das von den Plantagenets abstammende Haus Beaufort (s. d.) führte u. der unter Eduard VI. u. Jakob I. auch an Personen vergeben wurde, die zu den Beauforts keine Beziehung hatten. — Die jetzigen Herzöge v. S. stammen ab von Edward Seymour, Herzog v. S., ältestem Sohne des Landedelmanns John Seymour aus der Grafschaft Wilts, u. durch seine Schwester Jane, die dritte Gemahlin König Heinrich's VIII., der ihm 1536 den Titel eines Viscount v. Beauchamp verlieh u. ihn 1537 zum Grafen v. Hertford erhob, Oheim König Eduard's VI. Er gehörte zu jenen Exekutoren des Testaments Heinrich's VIII., die während der Minderjährigkeit Eduard's VI. die Regierung führen sollten, u. ward 1547 gleich nach Heinrich's Tode unter gleichzeitiger Erhebung zum Herzog v. S. von den anderen Testamentsvollstreckern mit dem Protektorate des Reichs bekleidet. Um seine Macht zu befestigen, die er vor Allem zur Durchführung der Kirchenreformation benutzte, unternahm er einen Kriegszug gegen die Schotten, welche er 10. Sept. 1547 bei Pinkey schlug. Nach seiner Rückkehr ließ er vom Parlament alle blutigen Gesetze Heinrich's VIII. aufheben. Trotzdem bildete sich eine starke feindliche Partei gegen ihn, an deren Spitze die Grafen Southampton u. Warwick (später Herzog von Northumberland) standen. Dieselbe benutzte die Hinrichtung seines auf seinen Betrieb als Hochverräther verurtheilten Bruders, des Lords Seymour u. Sudley (1549), den Ausbruch von Volksaufständen in England, die schlimme Wendung des Kriegs in Schottland u. S.'s Vorschlag, mit den auswärtigen Mächten Frieden zu schließen, zur Herbeiführung seines Sturzes. Wegen „Mißbrauchs der Gewalt“ im Okt. 1548 in den Tower geworfen u. im Jan. 1549 verurtheilt, ward zwar S. 1550 vom König begnadigt, auch kam zwischen ihm u. Warwick eine Versöhnung zu Stande, aber als Letzterer sich des Königs u. der Staatsgewalt bemächtigt hatte, ließ er S. im Okt. 1551 unter dem Vorwande, daß derselbe das Volk gegen ihn u. den Grafen Pembroke aufzuhetzen versuche, wiederum verhaften u. 22. Jan. 1552 auf Towerhill enthaupten. Sein Sohn Edward, den die Königin Elisabeth 1558 nur in den Titel eines Grafen Hertford wieder einsetzte, fiel wegen seiner Verheirathung mit einer Schwester der Jane Gray in Ungnade u. mußte neun Jahre im Tower verbringen; gegen eine Geldstrafe endlich wieder in Freiheit gesetzt, starb er 1621. — William Seymour, Herzog v. S., Enkel des Letztgenannten, ging eine heimliche Ehe mit Lady Arabella Stuart, einer Base König Jakob's I., ein, mußte deshalb, während diese im Tower 1615 starb, ins Ausland fliehen, hielt sich aber später dessenungeachtet zur königl. Partei, ward daher 1640 zum Marquis v. Hertford erhoben u. erhielt 1660 nach Restauration Karl's II. auch den Titel eines Herzogs v. S. zurück; er starb 24. Okt. 1660. — Charles Seymour, 6. Herzog v. S., genannt der Stolze, Großneffe des Vorigen, geb. 12. Aug. 1662, spielte als erster protest. Peer unter Karl II., Wilhelm III., Anna u. Georg I. eine große Rolle, wurde Lordoberkammerherr, half durch seine Gemahlin, die Erbin der Percy (s. u. „Northumberland“), den Sturz Marlborough's herbeiführen u. starb 13. Dez. 1748. Da zwei Jahre später sein einziger Sohn Algernon ohne männliche Erben starb, so erloschen die Titel eines Marquis u. Grafen v. Hertford, während die eines Herzogs v. S. u. Lords Seymour auf Sir Eduard Seymour, einen Nachkommen des Protektors aus dessen erster Ehe, übergingen, der 1757 starb. — Edward Adolphus, Lord Seymour, 12. Herzog v. S., Urenkel des Letztgenannten, geb. 20. Dez. 1804; trat 1834 ins Parlament, wurde als eifriger Whig 1835 Lord des Schatzes, 1839 Sekretär des Ind. Amtes, 1850 bis Febr. 1852 Oberkommissär der Wälder u. Forsten (Domänenminister) u. 1859—65 im letzten Kabinet Palmerston Erster Lord der Admiralität.

Somerville, geb. **Fairfax,** Mary, eine durch ihre wissenschaftlichen Leistungen, nam. auf den Gebieten der Mathematik u. Naturwissenschaften berühmte Schottin, Tochter des Vizeadmirals Sir William George Fairfax, geb. im Pfarrhause zu Jedburgh (Grafschaft Roxburgh), wo ihre Mutter auf Besuch war, 26. Dez. 1789, heirathete den russ. Schiffskapitän Samuel Greig, von dem sie Anleitung zum Studium der exakten Wissenschaften erhielt. Ihr scharfer Verstand u. ihr Eifer ließen sie so rasche Fortschritte machen, daß sie schon 1811 mehrere Probleme gelöst hatte. 1826 veröffentlichte sie eine Arbeit über die magnetisirende Kraft der Sonnenstrahlen, der sie 1832 eine „Mechanik des Himmels“ folgen ließ. Auf Grund dieser Schriften u. verschiedener Abhandlungen wurde sie 1835 in die Königl. Gesellschaft der Wissenschaften aufgenommen. Nach dem Tode Greig's vermählte sie sich in zweiter Ehe mit dem engl. Arzte William S., mit welchem sie in London lebte, bis sie 1838 nebst ihrer Familie nach Italien übersiedelte. Hier weilte sie zuerst in Rom, dann in Venedig, Genua, Florenz u. seit 1860, in welchem Jahre sie abermals Wittwe ward, theils in Spezzia, theils in Turin. 1867 nahm sie endlich ihren Wohnsitz in Neapel, wo sie 29. Nov. 1872 starb. Größere Werke der S. sind noch: „Connexion of the physical sciences“ (Lond. 1834; 8. Aufl. 1853); „Physical geography“ (2 Bde., Lond. 1848; deutsch von Barth, Lpz. 1852); „On the molecular and microscopic science“ (2 Bde., ebd. 1869).

Sommation (franz., spr. Szommationg, von sommer, u. dieses aus lat. summonere, erinnern, auffordern), vor dem zwangsweisen Einschreiten erlassene Aufforderung od. Mahnung; gerichtliche Vorladung.

Somme (spr. Szomm'), bei den Alten Samara, Küstenfluß Nordfrankreichs, entspringt bei Fontsomme in der Nähe von St. Quentin, im Depart. Aisne, tritt bald in das Depart. S. (s. u.) über, das er der Länge nach durchfließt, wird zwischen Bray u. Amiens für kleine Fahrzeuge schiffbar u. mündet nach 31 M. langem Laufe in den Kanal La Manche. Seine Mündungsbai ist zur Flutzeit ein breiter Busen, zur Zeit der Ebbe eine Reihe von Wasser-, Kies- u. Schlammflächen. Seine Nebenflüsse Avre u. Celle sind nur unbedeutende Gewässer. Der 140 Km. lange Somme-Kanal führt von St. Valery-sur-Somme bis St. Simon; durch den Kanal von St. Quentin ist die S. mit der Oise u. Schelde in Verbindung gebracht. — Das Departement S., 111,89 □M. mit 557,015 E. (1872), grenzt im N. u. NO. an Pas de Calais, im O. an Nord u. Aisne, im S. u. SW. an Oise u. Seine inférieure, im NW. an den Kanal. Das Terrain ist meist eben, mit Kreide- u. Kaltuntergrund u. fruchtbarem Boden für Getreide, Lein, Hanf u. Obstbau. Ein bes. fruchtbarer, 3 M. langer u. 2 M. breiter Strich zieht sich am Meere zwischen der S. u. dem östl. Grenzflusse Authie hin. Das Dep. führt jährlich zwischen 1 1/2—2 Millionen Scheffel Getreide, über 20,000 Ctr. Hanf u. gegen 3000 Ctr. Lein aus. In den tiefer liegenden Thälern sind bedeutende Torflager. — Die Industrie ist bedeutend: es giebt großartige Flachs-, Hanf-, Baumwolle-, Kaschmir- u. Flockseidenspinnereien; Fabriken in Camelots, Alepines, Plüsch, Ziegenhaar u. Utrechter Sammt (sog. Amiensartikel), Fabrikation von Teppichen, Tuchen, Leinwand; Schlossereien u. Gerbereien ɩc. Das Dep. zerfällt in die Arrondissements Amiens mit 189,746 E., Abbeville mit 137,291 E., Montdidier mit 65,966 E., Péronne mit 107,514 E. u. Doullens mit 56,498 E. Hauptstadt ist Amiens mit 58,709 E. (1872).

Sommer, Anton, Dialektdichter, geb. zu Rudolstadt als Sohn des dortigen Konzertmeisters S. 11. Dez. 1816 u. daselbst seit 1863 Garnisonprediger, hat sich durch seine in der Thüringer Volksmundart geschriebenen Gedichte, die als „Bilder u. Klänge aus Rudolstadt“ (Gesammtausgabe, 9. Aufl., Rudolst. 1877) erschienen, in weiten Kreisen vortheilhaft bekannt gemacht.

Sommer nennt man in den beiden gemäßigten Zonen die Jahreszeit zwischen dem längsten Tage u. dem nachfolgenden Aequinoctium, also in der nördlichen die Zeit vom 21. od. 22. Juni bis 21. od. 22. September, in der südlichen die Zeit vom 21. od. 22. Dez. bis zum 21. od. 22. März. Mit diesem astronomischen S. fällt der meteorologische od. klimatische, welcher der wärmsten Zeit des Jahres entspricht, nicht genau zusammen. Zu letzterem rechnet man vielmehr in der nördlichen gemäßigten Zone die Monate Juni, Juli u. August u. in der südlichen die Monate Dezember, Januar u. Februar.

Sommerflecken (Sommersprossen, Ephelides) sind die unter der Einwirkung des Sonnenlichts auf zarter, durchsichtiger Haut im Gesichte auftretenden, insbes. die Nase, Wangen u. Stirn bedeckenden kleinen, in Gruppen stehenden bräunlich-gelben Flecke, die sich durch Ablagerung eines Farbstoffes (Pigment) unter der Oberhaut bilden. Sie sind schwierig fortzuschaffen; als Hausmittel wendet man regelmäßiges Waschen mit Wasser von eingeweichten Gurkensamen sowie mit Preßsaft

von Merrettig an. Andere Mittel, welche giftige metallische Stoffe enthalten, sind nur auf ärztliche Vorschrift anzuwenden; auch schwache Lösungen von Seifenspiritus u. Salmiakgeist od. von Kochsalz u. kohlensaurem Kali werden gebraucht.

Sömmerda, Stadt mit 5952 E. (1875) im Kreise Weißensee, Reg.-Bez. Erfurt der preuß. Provinz Sachsen; liegt in 124 m. Seehöhe am rechten Unstrutufer u. an der Saal-Unstrutbahn; hat eine große, von Joh. Nik. v. Dreyse (s. d.) gegründete Gewehrfabrik, eine berühmte Zündhütchenfabrik (Firma Dreyse & Collenbusch) u. einige andere Fabriken von Eisenwaaren. — S. hieß früher Groß-S., kam im 18. Jahrh. an Erfurt (dadurch mittelbar an das Kurfürstenthum Mainz), wurde 1802 an Preußen abgetreten, seit 1806 von den Franzosen besetzt u. gelangte 1813 wieder an Preußen.

Sömmering, Samuel Thomas v., berühmter Anatom u. Physiolog, geb. zu Thorn 28. Jan. 1755; studirte 1774—78 in Göttingen, wurde dann Professor der Anatomie in Kassel u. 1784 in Mainz, privatisirte nach Aufhebung der dortigen Universität (seit 1797) in Frankfurt a. M., bis er 1804 als Mitglied der Akademie der Wissenschaften nach München ging, wo er 1805 königl. Leibarzt u. Geh. Rath wurde u. später den Verdienstadel erhielt. Im J. 1820 kehrte er nach Frankfurt zurück u. starb daselbst 2. März 1830. In der Geschichte der elektrischen Telegraphie hat er sich einen Namen gemacht durch die Anwendung des galvanischen Stromes zum Telegraphiren, indem er bereits 1809 einen auf die Wasser zersetzende Kraft des elektrischen Stromes gegründeten Telegraphen erfand. Die bemerkenswerthesten seiner zahlreichen Schriften sind: „Vom Hirn u. Rückenmark“ (Mainz 1788; 2. Aufl. 1792); „Ueber die Schädlichkeit der Schnürbrüste“ (Lpz. 1788; 2. Aufl., Berl. 1793); „Vom Baue des menschlichen Körpers“ (5 Bde., Frankf. a. M. 1791—96; neue Ausg. von Bischoff u. A., 9 Bde., Lpz. 1839 ff.); „De morbis vasorum absorbentium“ (Frankf. 1795); „Ueber das Organ der Seele“ (Königsb. 1796); „Ueber Nabelbrüche“ (Frankf. 1811). Auch veröffentlichte er eine Reihe von Abbildungen verschiedener menschlicher Organe mit lat. Text von Schreyer. Sein Sohn, Dettmar Wilhelm **v. S.**, geb. zu Frankfurt a. M. 27. Juni 1793, gest. das. 14. Aug. 1871, war ein sehr tüchtiger Arzt.

Somnambulismus (vom lat. somnus, Schlaf, u. ambulare, wandeln), Schlaf- od. Nachtwandeln, Schlafwachen, kommt als eine sich wiederholende Krankheitserscheinung bei manchen Individuen (sog. Somnambulen od. Nachtwandlern) vor, die im Uebrigen keine anderen krankhaften Symptome wahrnehmen lassen, zumal bei jüngeren, lebhaften, bez. reizbaren Personen. Die Erscheinung besteht in Vornahme komplizirter Handlungen u. Ortsbewegungen, entsprechend den Traumvorstellungen während des Schlafes; sie schließt sich in gewisser Hinsicht an das Schlafreden an u. wiederholt sich meist in kürzeren od. längeren Pausen. Außerdem ist der S. nicht selten auch ein Begleiter von Hirnkrankheiten, von Hysterie u. Geistesstörungen. Die Erweckung des Somnambulen aus seinem schlafähnlichen Zustande, in dem er sich selbst u. Andere durch seine unbewußten Handlungen in große Gefahr bringen kann (Erklettern der Dächer, Anzünden von Feuer u. Licht), geschieht am besten durch lautes Anrufen, Bespritzen des Gesichts mit kaltem Wasser, Bedecken des das Bett umgebenden Fußbodens mit nassen Teppichen, auch durch ein paar Peitschenhiebe. Wenn das Individuum nervös, vielleicht auch blutarm ist, so hat der Arzt nach der betreffenden Richtung hin zu verfahren. — Die große Menge betrachtet häufig die Somnambulen, welche im Schlafe reden, irrthümlicherweise als Hellseher u. Wahrsager; die Aeußerungen im Schlafe geschehen überhaupt nur zum Theil unbewußt; diejenigen Somnambulen aber, welche ihren vermeintlich hellseherischen Zustand daraufhin ausnutzen, pflegen sogar in der Regel nur vor der kritiklosen Leichtgläubigkeit in Schlaf zu fallen, vor dem Bezirksarzt dagegen schleunigst zu erwachen od. wenigstens zu verstummen. Sehr häufig tritt der S. unter hysterischen Frauenzimmern auf, die durch ihre angeblichen Visionen, denen jede Realität abgeht, ihrer Umgebung interessant erscheinen möchten. Die Seherin von Prevorst des Justinus Kerner war eine solche Hellseherin. Wo dergleichen Personen mit wissenschaftlicher Genauigkeit beobachtet werden, da hat sich die Sache auch als Humbug herausgestellt. J. Hoppe, „Einige Aufklärungen über das Hellsehen des Unbewußten im menschlichen Denken“ (Freib. i. Br. 1872).

Sonate (ital. Sonata od. Suonata), ursprünglich der allgemeinste Ausdruck für einen Instrumentalsatz (in diesem Sinne Gegensatz von Cantata, als allgemeinstem Ausdruck für einen Vokalsatz), später, da sich verschiedene Formen der Instrumentalmusik ausbildeten, von verschiedener Bedeutung. Man unterschied zunächst lediglich, den Wechsel des Tempos, aus welchem eine Reihe selbständiger Sätze wurde, berücksichtigend, Kammersonate (Sonata di camera), munter, lebhaft u. tanzartig, u. Kirchensonate (Sonata di chiesa), ernster, würdiger, auch wol fugirt, kontrapunktisch gearbeitet. Sodann hieß S. auch jeder einleitende Satz zu einer Gesangskomposition, od. zu einer Reihe kleinerer Instrumentalstücke — der erste Satz der späteren S. Jetzt nennt man S. eine Komposition für Solo-Instrumente, durch einheitliche Anlage u. Haltung zu einem Ganzen verbunden, im Uebrigen aus an Tonart, Takt u. Tempo verschiedenen Sätzen bestehend. Während in früherer Zeit nicht selten zwei Sätze (bei Domenico Scarlatti sogar blos ein Satz) eine S. ausmachten, sind später drei od. vier Sätze die gewöhnliche Zahl geworden. Die ersten S.n im Sinne selbständiger u. mehrsätziger Instrumentalstücke wurden etwa um die Mitte des 17. Jahrh. geschrieben, u. zwar für Streichinstrumente (Violine, Viola u. Violoncell) in verschiedener Anzahl, vielleicht auch schon, wie später häufig, mit einem Blasinstrument, bes. der Flöte, verbunden u. meistens begleitet von einem bezifferten Baß, der auf dem Klavier gespielt wurde. Solcher Werke existiren viele, bes. von dem berühmten Violinisten Arcangelo Corelli (1653—1713). Seine Sonaten zeigen in der Form gegen frühere gleichnamige Werke einen bemerkbaren Fortschritt; ihre Sätze haben meistens eine festere Form; manche darunter entfernen sich aber durchaus nicht von der Art u. Form der Suite (s. d.), welche überhaupt als Vorläuferin der S. anzusehen ist. Der Erste, welcher die S. auf das Klavier anwendete, war Johann Kuhnau (1667—1722), Sebastian Bach's unmittelbarer Vorgänger im Kantorat der Leipziger Thomasschule; in seinen bezüglichen Kompositionen sind die Keime der heutigen Sonatenform überall erkennbar. Einen weiteren Fortschritt bekunden die einsätzigen S.n des Domenico Scarlatti (s. d.) im Zuschnitt eines ersten Sonatensatzes im jetzigen Sinne, wenn auch, was heutzutage als eins der Hauptmerkmale eines ersten Sonatensatzes gilt — das zweite Thema — zumeist fehlt od. nur schüchtern angedeutet ist. Die vollständige Emanzipation von der Suite vollzog sich aber trotz des von Scarlatti Gewonnenen erst nach der Mitte des 18. Jahrh., wo die S. durch Phil. Emanuel u. Johann Christ. Bach, u. nach diesen durch Jos. Haydn ihre dem Wesentlichen nach feste Formbestimmung erhielt. Auf der durch Haydn eingeschlagenen Bahn wandelten Mozart u. Clementi weiter, u. Beethoven endlich hat die Sonatenform in einer Mächtigkeit, Fülle u. Tiefe behandelt, wie seit ihm von Keinem mehr geschehen.

Sonatine (ital. Sonatina), eine Sonate von kleinerer Form u. leichterem Inhalt als gewöhnlich.

Sonde, in der Chirurgie ein gleichmäßig rundes, 20—30 cm. langes Stäbchen aus Silber, Horn, Kautschuk od. dergl. zur Untersuchung von Höhlungen, Wunden, Geschwüren, vorzüglich um fremde Gegenstände darin aufzufinden; in der Nautik das Senkblei, welches zur Untersuchung der Meerestiefe dient (s. „Bathymeter“).

Sonderbund, s. „Schweiz, Geschichte“.

Sonderburg, Kreisstadt im Reg.-Bez. Schleswig der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, mit 5834 E. (1875); liegt auf der Insel Alsen am stark befestigten Alsensunde, der zugleich der Hafen S.s ist, hat ein am Hafen gelegenes ehemaliges Augustenburgisches Schloß, jetzt Kaserne, ansehnliche Schiffswerfte, einige Fabriken u. treibt Schiffahrt. Bei Belagerung der Düppeler Schanzen wurde 3. April 1864 S. von den preuß. Batterien beschossen u. zum großen Theil zerstört; mit der Einnahme von Alsen 29. Juni 1864 fiel auch S. in die Hände der Preußen. Nach S. nennt sich die apanagirte Linie der Herzöge von S.

Sonderburg, Schleswig-Holstein-, ist eine 1564 durch Herzog Johann, den jüngeren Bruder König Friedrich's II. von Dänemark, gestiftete Nebenlinie der 15. Nov. 1863 im Mannesstamm erloschenen älteren holstein. dän. od. königlichen Linie des oldenb. Stammes in Holstein u. zerfiel 1622 in die 4 Linien S., Norburg, Glücksburg u. Plön. Erstere theilte sich 1627 wiederum in 5 Unterlinien, von denen nach dem Erlöschen der Franzhagen'schen (1708), der Schlesischen od. Katholischen (1727) u. der Wiesenburg'schen (1744) nur noch blühen: 1. Die **Schleswig-Holstein-S.-Augustenburgische Linie,** gestiftet von Herzog Ernst Günther (geb. 1609, gest. 1689) u. benannt nach dem von diesem auf der Insel Alsen erbauten Schlosse Augustenburg (s. d.). Jetziger Chef ist **Friedrich** Christian August, Erbe zu Norwegen, Herzog zu Schleswig-Holstein, Stormarn u. den Ditmarschen, wie auch zu Oldenburg. Dem besonderen Artikel über denselben (Bd. IV, S. 407) ist noch hinzuzufügen, daß der Herzog bayer. Generalmajor à la suite ist u. seinen Wohnsitz theils auf Schloß Primkenau, theils in Gotha hat. Aus seiner 11. Sept. 1856 mit der Prinzessin Adelheid v. Hohenlohe-

Langenburg (geb. 1835) geschlossenen Ehe entstammen fünf Prinzessinnen u. der Erbprinz Ernst Günther (geb. zu Dolzig 11. Aug. 1863). Sein jüngerer Bruder, Prinz Friedrich **Christian** Karl August, geb. 22. Jan. 1831, ist großbritannischer Generalmajor u. erhielt nach seiner 5. Juli 1866 erfolgten Vermählung mit der Prinzessin Helene (geb. 1846), einer Tochter der Königin Viktoria von England, das Prädikat „Königl. Hoheit“. Die jüngste Schwester des Herzogs Friedrich, Prinzessin **Henriette** (geb. 2. Aug. 1833), ist seit 1872 mit dem Professor Dr. Johannes Friedrich August Esmarch (s. d.) in Kiel vermählt. Ein Oheim des Herzogs war Prinz **Friedrich** Emil August (geb. 23. Aug. 1800, gest. zu Beirut in Syrien 2. Juli 1865), der durch Patent des Kaisers von Oesterreich vom 6. August 1864 den Titel Fürst v. Noer erhielt; aus dessen erster Ehe mit der Gräfin Henriette v. Daneskjold-Samsöe (geb. 1806, gest. 1858) stammt Prinz Friedrich (geb. 16. Nov. 1830), der 1870 vom König von Preußen für sich u. seine Descendenz mit dem Titel Graf v. Noer belehnt wurde. Ein Sohn des Großoheims des Herzogs, des 1841 verstorbenen Prinzen Emil, war Prinz Heinrich Karl **Woldemar**, geb. 13. Okt. 1810, gest. als preuß. General der Kavallerie u. Gouverneur von Mainz 20. Jan. 1871. — II. Die Linie **Schleswig-Holstein-S.-Glücksburg** (bis 1825 nach dem Gute Beck in Westfalen „Schleswig-Holstein-S.-Beck benannt), wurde gestiftet von Herzog August Philipp (geb. 1612). Sämmtliche Mitglieder dieser Linie, auf welche bei der Thronfolgeordnung von 1853 die Succession im Königreich Dänemark übertragen wurde, führen kraft eines Patents des Königs Christian IX. das Prädikat „Hoheit“. Christian IX. (s. d.) ist ein jüngerer Bruder des derzeitigen Hauptes der Linie, des Herzogs Karl. Dieser, geb. 30. Sept. 1813, ist seit 1838 mit der Prinzessin Wilhelmine (geb. 1808), einer Tochter König Friedrich's VI. von Dänemark, vermählt, aber kinderlos; er wohnt in Luisenlund bei Schleswig.

Sonderland, Joh. Baptist, Genremaler u. Radirer, geb. 2. Febr. 1805 zu Düsseldorf; wurde Schüler von W. Schadow u. that sich seit 1830 hervor durch gemüthliche u. humoristische Darstellungen in der Weise Schrödter's u. Hasenclever's, denen er an Gewandtheit kaum nachsteht, ohne sie jedoch an Tiefe der Auffassung zu erreichen. Zu seinen besten Bildern gehören „Der wilde Jäger“ (1830), „Der Abschied eines Kriegers“ (1831), „Das gestörte Stelldichein“ (1833, wiederholt 1847), „Der Fischmarkt“ (1835), „Verspätete Reisende“ (1837), „Rheinische Fähre“, „Der Bienenvater“, „Die hohen Steuern“. Seine zahlreichen, von ihm selbst lithographirten od. radirten Illustrationen zu Jugendschriften, Dichtungen &c. (z. B. zu Reinick's „Liedern eines Malers“, Immermann's „Münchhausen“ &c.) sind Zeugnisse eines unermüdlichen Fleißes u. einer sehr fruchtbaren Phantasie.

Sondershausen, Haupt- u. Residenzstadt des Fürstenthums Schwarzburg-S., mit 5723 E. (1875); liegt höchst anmuthig an der Einmündung der Bebra in die Wipper u. an der Bahn Nordhausen-Erfurt, ist Sitz der obersten Behörden, hat ein Gymnasium, eine Realschule, eine Gewerbeschule, ein Lehrerseminar, ein Waisenhaus, ein Hospital, ein Zuchthaus, ein Theater &c. Ein hervorragendes Gebäude ist das 1540 im Bau begonnene fürstliche Schloß inmitten schöner Parkanlagen; dasselbe enthält auch eine Sammlung von Alterthümern, darunter den berühmten Püsterich, ein 64 cm. hohes bronzenes Götzenbild. — S. soll 525 durch die Sachsen erbaut sein. 933 unterlagen hier die Ungarn den Sachsen u. Thüringern. 1248 kam es an die Grafen von Schwarzburg, wurde denselben durch Graf Dietrich v. Hohenstein wieder entrissen, fiel aber 1536 durch Erbvergleich wieder an Schwarzburg zurück.

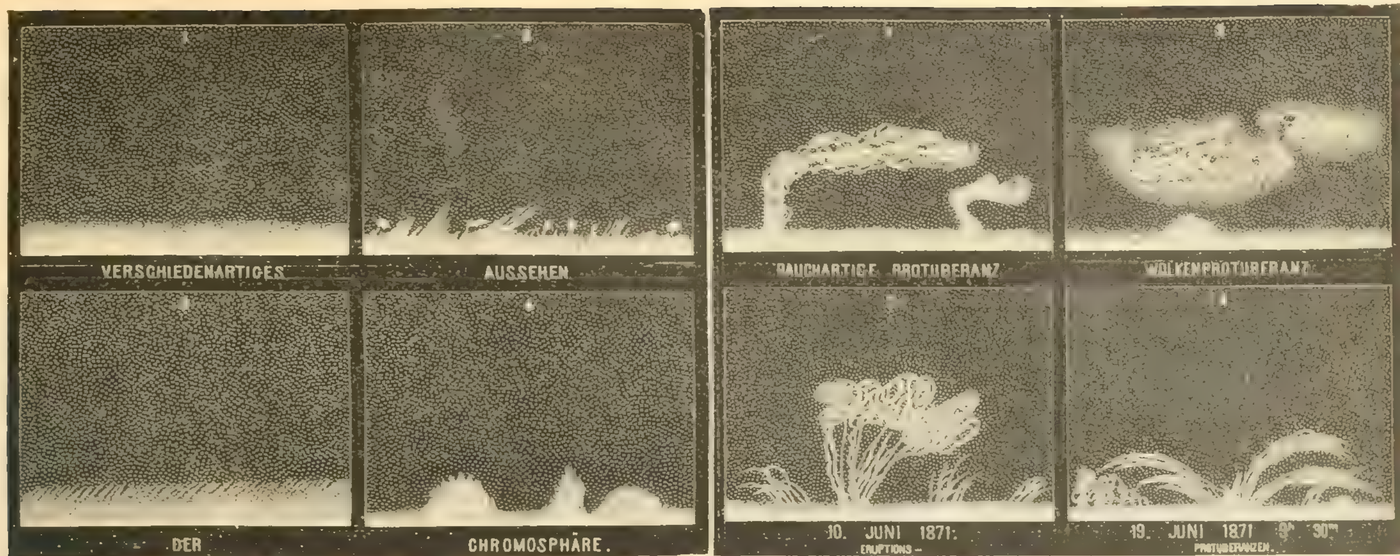
sondiren (franz. sonder [spr. ßongdeh]), eigentl. mit dem Senkblei od. der Sonde (s. d.) untersuchen; übertragen: ausforschen, zu ergründen suchen.

Sondrio, ital. Provinz in der Lombardei, 59,313 □M. mit 111,241 E. (1871), am Südfuße der Berninagruppe u. südlich von den Veltliner Alpen begrenzt, umfaßt vorzugsweise das 20 Stunden lange, von der Adda durchflossene Veltlin (s. d.) u. seine Nebenthäler u. das nördlich vom Comersee liegende Valle S. Giacomo. Begrenzt wird S. durch die Schweiz, Tirol u. die ital. Provinzen Bergamo u. Como. Die Bewohner treiben bei Viehzucht, daneben aber auch Acker-, Wein- u. Obstbau, Seidenzucht, Bergbau auf Eisen u. Marmor u. etwas Weberei. Treffliche Straßen (durch S. führt nach N. die Splügenstraße, nach O. die über das Stilfser Joch; die Straßen über Maloja u. Bernina nehmen hier ihren Ausgang) erleichtern den lebhaften Handel. Der Hauptort S. mit 1339 E. (1871), Hauptstadt des Veltlin, in 348 m. Seehöhe am Malero, einem wilden Bergwasser, u. am Eingange des Malencathales gelegen, hat ein ehemaliges landvögtliches Schloß, jetzt Kaserne, u. ein heute als Gefängniß dienendes Frauenkloster, ein Gymnasium, treibt Landwirthschaft u. Handel, hat etwas Seidenindustrie u. fertigt Topfstein (Lavez-)Geschirr. In der Nähe liegt der alte Wartthurm Teglio, nach welchem das ganze Thal (Val Teglino) genannt ist.

Sonett, ursprünglich (bei den Provençalen) jedes mit Musikbegleitung vorgetragene Gedicht; in engerem Sinne Name einer vorzugsweise von den Italienern entwickelten u. gepflegten eigenthümlichen Dichtungsform. Das ital. S. in seiner regelrechten Form besteht aus 14 elfsilbigen Versen, welche sich in zwei vierzeilige u. zwei dreizeilige Strophen (quartetti od. quadernari u. terzetti) gliedern. Die Verse der Quartette sind durch den Reim unter einander verbunden u. eben so die der Terzette; doch sind in den ersteren nur zwei Reime gestattet, während bei den beiden letzteren drei zulässig sind. In der Regel reimen in den Quartetten die 1., 4., 5. u. 8. Zeile u. die 2., 3., 6. u. 7. mit einander (sog. geschlossener Reim; Schema: a b b a — a b b a), doch findet sich auch der sog. Wechselreim (Schema: a b a b — a b a b od. a b a b — b a b a) häufig bei den älteren Dichtern, wie z. B. bei Petrarca. Die Reimstellung in den Terzetten ist beliebig u. können also, je nachdem 2 od. 3 Reime zur Anwendung kommen, sehr mannichfache Kombinationen stattfinden. In die deutsche Literatur haben Weckherlin u. Opitz das S. verpflanzt; sie nannten es „Klanggedicht“. Dann lange Zeit vergessen, wurde es erst von Bürger wieder angewandt u. hat sich seitdem völlig eingebürgert (Rückert, Platen, Geibel &c.), obwol unleugbar das S. eine der an Reimen so armen deutschen Sprache nicht recht angemessene Dichtungsform ist, welche leicht das Gepräge des Gekünstelten annimmt.

Sonnabend (d. h. Vorabend des Sonntags) od. süddeutsch Samstag heißt der 7. Tag der Woche, der Feiertag (Sabbath) der Juden. Bei den Römern hieß er dies Saturni, Tag des (Planeten) Saturn, u. darnach noch jetzt im Englischen Saturday.

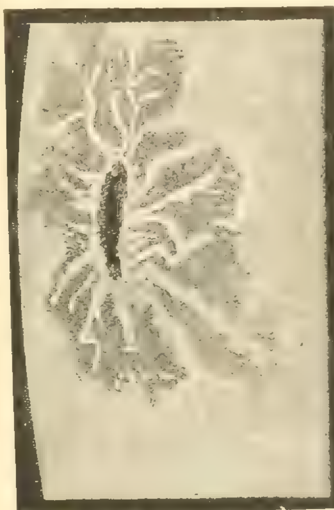
Sonne, die, ist der größte Körper unseres Planetensystems. Vermöge seiner großen Masse beherrscht er die Bewegungen der übrigen zu diesem System — das daher auch Sonnensystem genannt wird — gehörigen Körper, u. vermöge seiner hohen Temperatur u. der infolge davon stattfindenden Aussendung von Wärme u. Licht ist er der Schöpfer u. Erhalter alles thierischen u. pflanzlichen Lebens auf der Erde. Inwiefern die S. etwa auch auf anderen Planeten ein solches organisches Leben erweckt hat u. erhält, vermögen wir nicht mit irgend einer Sicherheit zu übersehen. Die mittlere Entfernung der S. von der Erde beträgt nach den neuesten Untersuchungen 20,036,000 geographische M. (15 auf einen Grad des Erdäquators), die größte 20,372,000, die kleinste 19,700,000. Das Licht gebraucht, um von der S. zu uns zu kommen, 8 Min. 17,88 Sek. Die S. erscheint uns nicht immer gleich groß. In der mittleren Entfernung beträgt ihr scheinbarer Durchmesser 32′ 4,2″, in der Erdnähe 32′ 36,5″, in der Erdferne nur 31′ 31,9″. Ihr wahrer Durchmesser ist 187,000 M., also 109mal größer als der der Erde, ihr körperlicher Inhalt ist 1,280,000mal größer. Da die S. durchschnittlich nur ¼ so dicht wie die Erde ist, so beträgt nach Hansen's Berechnung die Sonnenmasse das 319,455fache von dem der Erde. Die Schwerkraft wirkt auf der Oberfläche der S. 27mal stärker als bei uns, so daß jedes irdische Kilogramm dort einen Druck von 27 Kg. ausüben würde. Infolge davon ist auch der Fall viel hastiger. In der 1. Sekunde fällt ein Gegenstand auf der S. nicht 5 m., wie bei uns, sondern 133 m. tief. Fast immer erblickt man auf der S. dunklere Flecken, die Sonnenflecken, die in der Regel von einem lichtschwachen, grauen Nebel umgeben sind, dem „Halbschatten“ od. der „Penumbra“ (man vgl. die Darstellung der Sonnenscheibe mit Sonnenflecken in Bd. I Art. „Astronomie“ Abb. Nr. 965). Aus der Bewegung derselben folgt, daß die S. sich in 27 Tagen 4 Stunden einmal in derselben Richtung wie die Erde um ihre Achse dreht. Die Flecke sind nicht immer gleich häufig zu beobachten. Es scheint, als ob sie in einer Periode von ungefähr 11 Jahren in größerer Häufigkeit wiederkehrten. Außer den Flecken nimmt man auch noch Stellen wahr, welche bedeutend heller erscheinen als der übrige Grund der Sonnenscheibe, die Sonnenfackeln, sowie am Rande der Sonnenscheibe wolkenartige, rothleuchtende Hervorragungen, Protuberanzen (s. d.). Wenn eine Sonnenfackel an den Rand der Sonnenscheibe rückt, so erscheint immer über der Stelle der Fackel eine Protuberanz. Ueber die außerdem bei Sonnenfinsternissen sichtbare sog. „Corona“ s. „Sonnenfinsterniß“. Die Fackeln sowol wie die Flecke verschwinden oft u. bilden sich an anderen Stellen von Neuem; die Flecke erreichen oft eine Größe von mehreren Tausend Quadratmeilen. Zur Erklärung der Flecke nahm Herschel an, der Sonnenkörper sei dunkel u. von einer leuchtenden Dunsthülle (Photosphäre) umgeben. In dieser Hülle entstehende Oeffnungen sollten den dunklen Sonnenkörper wahrnehmen lassen.



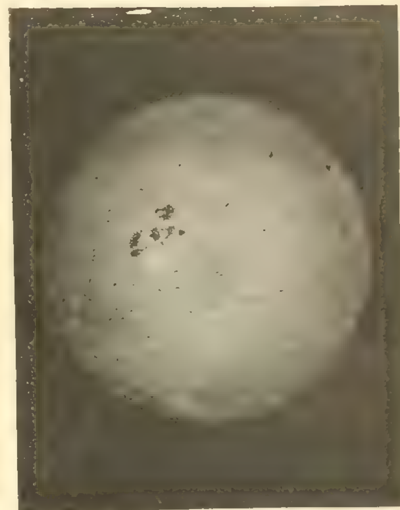
Nr. 5031–38. Verschiedenartiges Aussehen der Chromosphäre und der Protuberanzen.



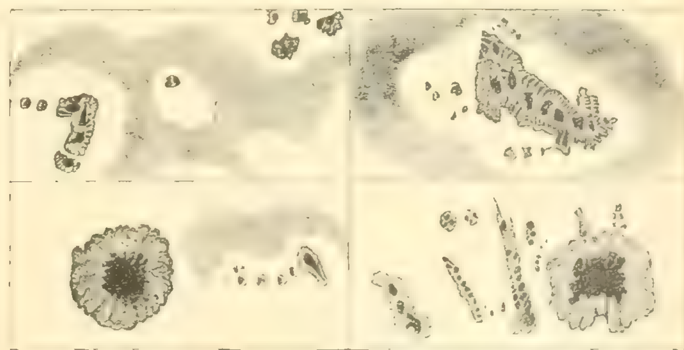
Nr 5039. Protuberanzen der Sonne, beobachtet während der totalen Finsterniß vom 18. Aug. 1868.



Nr. 5040. Sonnenfleck mit Fackel am Sonnenrande.



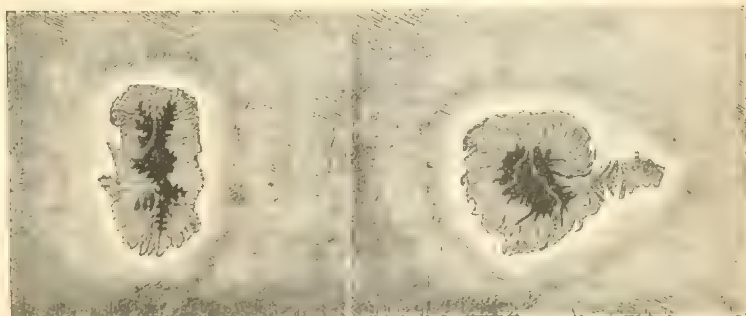
Nr 5041. Photographisches Sonnenbild. Nach Selwyn.



Nr. 5042–45. Veränderungen von den Sonnenfleckengruppen. Nach [illegible]



Nr. 5046. Sonnenfleck, beobachtet am 6. Juli 1866.



Nr. 5047–48. Sonnenflecken mit Penumbra.

Diese Hypothese jedoch erklärt die Phänomene nur höchst unvollständig. Kirchhoff nimmt, gestützt auf seine spektralanalytischen Forschungen, an, daß sowol der Sonnenkörper wie die Atmosphäre desselben glühend sei u. daß die Sonnenflecken als eine Art von Wolken in der Sonnenatmosphäre anzusehen seien, welche sich durch Abkühlung bildeten. Was nun den Zustand der S. anbelangt, so ist die letztere Ansicht zweifellos richtiger als die Herschel'sche, indessen erklärt sie doch noch nicht das vertiefte, trichterförmige Aussehen der Sonnenflecke. Nach Prof. Fr. Zöllner ist daher die S. als ein glühend flüssiger Körper aufzufassen, umgeben von einer glühenden Atmosphäre; in derselben schwebt eine fortwährend sich erneuernde Schicht von cumulusartigen Wolkengebilden in einem gewissen Abstande über der glühend flüssigen Oberfläche. An solchen Stellen, an welchen die Wolkendecke sich vermindert od. auflöst, entstehen durch kräftige Ausstrahlung auf der glühend flüssigen Oberfläche schlackenartige Abkühlungsprodukte. Dieselben liegen folglich tiefer als das allgemeine Niveau der leuchtenden Wolkendecke u. bilden die Kerne der Sonnenflecken. Ueber diesen abgekühlten Stellen entstehen absteigende Luftströme, welche um die Küsten der Schlackeninsel eine Cirkulation der Atmosphäre einleiten, der die „Penumbra" ihren Ursprung verdankt. Die bei dieser Cirkulation nach unten u. zurück sich rings um den Kern bildenden Wolken müssen infolge ihrer Temperaturerniedrigung weniger leuchten als die übrige Wolkendecke, auch müssen sie durch ihre absteigende Bewegung trichterförmig vertieft erscheinen. Die rothen Protuberanzen sind als gewaltige Gasausbrüche aus der Sonnenoberfläche zu betrachten; die Sonnenfackeln sollen durch die dabei bloßgelegten, noch stärker glühenden, tiefer liegenden Theile der Sonnenmasse entstehen. Auf die stoffliche Zusammensetzung der S. Schlüsse zu machen erlaubt die Spektralanalyse (s. d. und „Sonnenspektrum").

Sonneberg, Stadt mit 7322 E. (1875) im Herzogthum Meiningen; liegt, von Wald u. Bergen umgeben, in 402 m. Seehöhe an der Röthen, einem Itzzuflusse, u. an der Zweiglinie Koburg-S. der Werrabahn, hat eine schöne, von Heideloff 1845 erbaute goth. Kirche u. ist Mittelpunkt von gegen 30 Fabrikorten, die allerhand Spielwaaren aus Holz u. Papiermaché fertigen; von diesen sog. Sonneberger Waaren wird jährlich im Werthe von gegen 1 Mill. Mk. ausgeführt. In zweiter Linie sind zu nennen Blech- u. Marmorarbeiten, Farben, Schleif- u. Polirsteine, Schiefertafeln, Schieferstifte &c. S. hat auch eine elektrische u. Wasserheilanstalt u. ist neuerdings eine beliebte Sommerfrische geworden.

Sonnenbahn, s. v. w. Ekliptik.

Sonnenblume, s. „Helianthus". **Sonnenfackeln,** s. „Sonne".

Sonnenferne u. **Sonnennähe,** s. „Aphelium u. Perihelium".

Sonnenfinsternisse nennt man die mehr od. weniger vollständigen, in gewissen Perioden wiederkehrenden Verfinsterungen der Sonne. Es sind dies keine eigentlichen „Finsternisse" wie die Mondfinsternisse, bei denen der Mond wirklich aufhört, Licht auszusenden, sondern vielmehr „Bedeckungen", bei denen die Sonne für uns durch die dazwischentretende Mondkugel ganz od. zum Theil bedeckt wird. Es kann dies nur zur Zeit des Neumondes od. der Konjunktion (s. d.) geschehen, geschieht aber nicht allmonatlich bei jeder Konjunktion, sondern nur dann, wenn der Mond zur Zeit der Konjunktion im od. nahe beim Knoten seiner Bahn (s. „Mond, Mondbahn") steht. Diese Sonnenbedeckungen od. Finsternisse ereignen sich nach Ablauf von 18 Jahren u. 11 Tagen, od. nach der sog. chaldäischen Periode Saros (s. „Mondfinsterniß"), genau in gleicher Reihenfolge. Auf jede Saros kommen 40 S., davon sind aber für irgend einen bestimmten Ort der Erde nur etwa 9 sichtbar. Ist der Mond im Perigäum u. reicht sein Kernschatten bis zur Erde, so ist für den betreffenden Ort die Sonnenfinsterniß total, im anderen Falle, wenn nur der Halbschatten bis zur Erde reicht, ist sie nur theilweise od. partial; bleibt dabei ein ringförmiges Stück der Sonne unbedeckt, so ist die Finsterniß ringförmig od. annular. Während einer totalen Finsterniß, deren Dauer für einen Punkt der Erdoberfläche höchstens 8 Minuten beträgt, für die ganze Erde höchstens $4\frac{1}{2}$ Stunden, werden durchschnittlich die Sterne erster u. zweiter Größe sichtbar, die dunkle Mondscheibe ist dabei von einem weißlichen Schimmer, der sog. „Corona", umgeben, von dem, nam. wenn feine Cirruswölkchen am Himmel sind, nach allen Seiten senkrechte Strahlen auslaufen. Dieses räthselhafte Gebilde gehört jedenfalls der Sonne an u. wird als eine sehr verdünnte Ausbreitung der Sonnenatmosphäre betrachtet. Außer der Corona bemerkt man noch am Mondrande die sog. Protuberanzen (s. d. und „Sonne").

Sonnenflecken, s. „Sonne". **Sonnenjahr,** s. „Jahr".

Sonnenmikroskop, s. „Mikroskope".

Sonnenröschen, s. „Cistus". **Sonnenrose,** s. „Helianthus".

Sonnenspektrum nennt man das durch ein Glasprisma od. durch Beugung erzeugte Farbenspektrum (s. d.) des Sonnenlichtes. Die zahlreichen darin wahrnehmbaren, mit der brechenden Kante des Prisma parallelen dunklen Linien (s. „Fraunhofer'sche Linien") hat man in neuester Zeit mit Erfolg benutzt, die chemische Natur der zusammengesetzten Körper zu ermitteln (s. „Spektralanalyse" u. „Spektroskop"). Auf diese Weise hat uns das S. wichtige Aufschlüsse über die chemische Natur der auf der Sonne anzutreffenden Stoffe gegeben. Man hat so festgestellt, daß von unseren irdischen Elementen (s. d. u. „Chemie") auf der Sonne anzutreffen sind: Natrium, Kalium, Eisen, Calcium, Baryum, Magnesium, Mangan, Titan, Chrom, Nickel, Kobalt, Wasserstoff, Zink u. Kupfer. Wahrscheinlich nicht auf der Sonne vorhanden sind: Zinn, Blei, Kadmium, Aluminium, Strontium, Lithium u. Silicium. In jüngster Zeit glaubt der Amerikaner Draper aus seinen spektralanalytischen Beobachtungen die höchst interessante Thatsache feststellen zu können, daß auch freier Sauerstoff zu den Bestandtheilen der Sonne gehört.

Sonnenstein, ehemals befestigt gewesenes Schloß, jetzt Irrenanstalt, unmittelbar oberhalb der Stadt Pirna (s. d.).

Sonnenstich (Hitzschlag, Insolation, Coup de chaleur), eine durch die Einwirkung hoher Hitzegrade verursachte Krankheit, die vorzugsweise in den Tropen, bei uns in sehr heißen Sommertagen, bei anstrengenden Märschen nam. dann vorkommt, wenn die Luft feucht u. wenig bewegt ist. Am schlimmsten zeigte er sich bei Truppen, die mit schwerem Gepäck in kompakten Kolonnen ohne Rast in der Sonnenhitze marschiren mußten. Doch tritt in den Tropen die Krankheit oft auch bei vollkommener Ruhe in den Zelten bei Reisenden auf. Sie macht sich kenntlich durch schnell eintretende allgemeine Schwäche, unsicheren Gang, gedunsene heiße Haut, Mangel an Schweiß. Puls u. Athem werden beschleunigt, klein, mühsam; es treten großer Durst, Beklemmung, Schwindel, Kopfweh auf, zuletzt bricht der Kranke bewußtlos u. unter Krämpfen zusammen u. stirbt wol gar. Die Sektion zeigt ödomatöse Schwellung des Gehirns, Ueberfüllung der großen Gefäße des venösen Systems mit dunkelfarbigem, flüssigem Blute, Blutstauung in Leber u. Nieren u. starker Zusammenziehung des Herzens. Man hat viel über das Wesen des S.s gestritten, ihn bald als Kohlensäurevergiftung, bald als Stickfluß, bald als Ueberfüllung des Gehirns mit Blut aufgefaßt. Dagegen hat sich herausgestellt, daß an sich die Ueberhitzung des Blutes die Krankheit bedinge, indem zahlreiche Versuche an Thieren u. Menschen den Beweis liefern, daß das Leben an eine bestimmte Temperaturgrenze der Eigenwärme gebunden ist; sie beträgt beim Menschen 37° C.; durch fortwährende Abgabe von Wärme an die umgebende Luft von der Körperoberfläche aus wird im gesunden Leben eine Ueberschreitung dieser Temperatur verhütet. Wird aber diese Ausgleichung resp. Abkühlung verhindert, so steigt die Eigenwärme; wenn dieselbe dann die Höhe von 41° C. erreicht, so geht das Leben zu Grunde, indem ein Theil der Muskeleiweißkörper gerinnt, Athmung, Blutumlauf u. darnach auch die Thätigkeit der Centralorgane (Hirn u. Rückenmark) aufgehoben wird. — Die Vorkehrung gegen S. muß Alles abhalten, was zur abnormen Steigerung der Eigenwärme nam. bei Truppenübungen an heißen Tagen beitragen kann; Märsche u. Paraden sollten nur früh u. Abends stattfinden; nie, wenn die Temperatur im Schatten 30° C. erreicht hat; mäßiges Marschtempo, Auseinanderrücken der Mannschaft in den Kolonnen, öftere Ruhe an kühlen Plätzen, thunlichste Gepäckerleichterung, leichte Kleidung, frühes Oeffnen derselben, Bedecken des Kopfes mit frischen Blättern od. feuchten Tüchern, die in Mütze od. Helm gelegt werden, Verbot des Mißbrauchs von Spirituosen, Genuß von lauem Kaffee od. Thee sind die nächsten Maßregeln. Bei Ausbruch der Krankheit sind vor Allem kalte Waschungen sowie Bäder in kühlem Wasser zu rathen. Vergl. Riecke, „Tod durch S. od. Hitzschlag" (Quedlinb. 1855); Obernier, „Der Hitzschlag" (Bonn 1867).

Sonnensystem nennt man die Gesammtheit aller die Sonne als Anziehungsmittelpunkt umkreisenden Weltkörper. Es gehören dazu sämmtliche Planeten nebst ihren Nebenplaneten od. Monden (s. „Planeten"), ferner die Kometen (s. d.). (In Bezug auf die Nebenplaneten od. Monde sei hier erwähnt, daß der bis jetzt für mondlos gehaltene Mars sich jüngst auch als im Besitze zweier Monde erwiesen hat. Am 21. Aug. 1877 fand Professor Asaph Hall auf der Sternwarte zu Washington mit Hülfe eines riesigen Teleskopes bei einer ausnahmsweise großen Annäherung des Mars an die Erde zunächst den äußeren (entfernteren) u. einige Tage später den inneren Mond des Mars. Seitdem sind diese beiden Trabanten auch an vielen anderen Sternwarten beobachtet worden. Sie sind sehr klein, ihr Durchmesser kann nicht 10 M. übersteigen. Der eine ist 3108, der andere 1256 M. vom Mittelpunkte des Mars entfernt.) Unser S. ist nicht von Ewigkeit her immer in demselben Bestande gewesen. Man nimmt mit La Place (s. d.) an, daß alle dazu gehörigen Himmelskörper früher einen sich weithin erstreckenden glühenden Dampf- u. Nebelball bildeten, der infolge einer von den umgebenden Theilen des Weltalls nicht von allen Seiten ganz gleichmäßig ausgeübten abkühlenden Einwirkung in eine wirbelnde, drehende Bewegung kam u. sich dabei allmählich zu einer riesigen Linse abplattete.

Von dieser lösten sich beim weiteren Drehen Nebelringe los, die infolge ungleichmäßiger Vertheilung endlich zerrissen, in ihrer Masse sich ballten, verdichteten u. zu glühenden, die Bewegung fortsetzenden Tropfen, den Planeten, zusammenzogen. Vorher hatten diese Planetennebel schon sekundäre Nebelringe abgestoßen, aus deren Material ihre künftigen Monde eben so entstanden wie die Planeten selbst. Alle Planeten sind jetzt mindestens an ihrer Oberfläche erstarrt u. dunkel. Nur die Sonne selbst ist auch äußerlich noch feurigflüssig, doch muß naturnothwendig auch sie in ferner Zeit erstarren u. erlöschen. Eine dieser von La Place im J. 1796 veröffentlichten ähnliche Theorie hatte schon im J. 1755 Immanuel Kant („Allgemeine Naturgeschichte des Himmels von J. K.") aufgestellt. Nach den Anschauungen der heutigen Astronomie ist unser S. nicht das einzige in seiner Art. Alle Fixsterne sind nach den Ergebnissen der Spektralanalyse unserer Sonne ähnliche, feurig flüssige Körper. Die dieselben jedenfalls umgebenden Planeten sind der geringen Lichtstärke u. der großen Entfernung wegen uns nicht erkennbar. Einen sehr schwerwiegenden Beweis für diese Annahme sowie auch zugleich für die Richtigkeit der Kant La Place'schen Theorie der Entstehung unseres S.s bieten viele sog. Nebelflecke, welche ohne Zweifel als rotirende glühende Dunstmassen in verschiedenen Stadien der Entwicklung zu einem S., zum Theil schon mit beginnender Bildung der feurigflüssigen Form, aufzufassen sind.

Sonnentafeln nennt man in der Astronomie die tabellarische Zusammenstellung derjenigen Data, welche dazu nöthig sind, um jederzeit den scheinbaren Stand der Sonne in der Ekliptik berechnen zu können. Mit diesem ist dann zugleich der um 180 Grad von ihm verschiedene wirkliche Ort der Erde in der Ekliptik gegeben. Solche Tafeln wurden schon von Hipparch ums J. 150 v. Chr. berechnet. Durch die Araber u. im Mittelalter durch die Deutschen wurden die S. einigermaßen verbessert. 1662 gab Cassini neue S. heraus, 1758 de la Caille. Lange im Gebrauche waren die S. von Carlini (1810), zu denen Bessel 1827 Verbesserungstafeln berechnete. Die neuesten S. sind die von Hansen u. Olufsen (Kopenh. 1853) u. von Leverrier (Par. 1858).

Sonnenthau, s. „Drosera". **Sonnenuhr**, s. „Gnomon".

Sonnenwende, s. „Heliotrop".

Sonnenwenden od. Solstitien nennt man in der Astronomie diejenigen beiden Punkte der Sonnenbahn od. Ekliptik (s. d.), welche am weitesten nach N. u. nach S. liegen, weil die Sonne an ihnen aus ihrem bis dahin scheinbaren nördl., beziehentlich südl. Vorrücken sich wieder südwärts, bez. nordwärts wendet. Der erste Wendepunkt heißt die Sommersonnenwende, der andere die Wintersonnenwende, weil die Sonne in den ersteren zu Sommersanfang (21. Juni), in den letzteren zu Wintersanfang (21. Dez.) tritt. Die beiden Parallelkreise der scheinbaren Himmelskugel, welche durch die Sonnenwendepunkte gehen, heißen Wendekreise, der nördliche der Wendekreis des Krebses (Tropicus cancri), der südliche der Wendekreis des Steinbocks (Tropicus capricorni).

Sonnenzeit nennt man in der Astronomie die von der scheinbaren täglichen Umdrehung der Sonne abhängige Zeit im Gegensatz zur Sternzeit. Die Sonne braucht nämlich sehr nahe 4 Minuten länger Zeit, um wieder in die Mittagslinie zu treten, als irgend ein Fixstern, od. der Sonnentag ist 4 Minuten länger als der Sterntag, od. 365 Sonnentage sind gleich 366 Sterntagen. Der Astronom braucht auf den Sternwarten auch nach Sternzeit regulirte Uhren. Bei der S. unterscheidet man übrigens noch wahre S. u. mittlere S. Infolge der verschiedenen Geschwindigkeit der Erde auf verschiedenen Punkten ihrer Bahn sind nicht alle Sonnentage gleich; die wahre S. giebt die Sonnenuhr an. Zur Regelung des Ganges der mechanischen Uhren nimmt man einen durchschnittlichen mittleren Sonnentag an.

Sonntag, eigentlich Sonnentag, nach lat. dies solis, da er unter der Herrschaft der Sonne (als eines der 7 Planeten) gedacht wurde, heißt der erste Tag der Woche, von den Christen als Auferstehungstag Jesu an Stelle des jüdischen Sabbaths zum Feiertag erhoben.

Sonntagsbuchstabe ist ein chronologisches Hülfsmittel, mit dem man berechnen kann, auf was für einen Wochentag ein bestimmtes Datum fällt. Wenn man nämlich die 7 ersten Tage eines gemeinen Jahres der Reihe nach mit den 7 ersten Buchstaben A, B, C, D, E, F, G bezeichnet u. allen folgenden Tagen das ganze Jahr hindurch diese 7 Buchstaben immer in derselben Reihenfolge wieder beilegt, so trifft, weil die Zahl der Wochentage ebenfalls 7 beträgt, derselbe Buchstabe immer wieder auf alle Sonntage, welcher auf den ersten Sonntag traf, u. wird daher der S. genannt. In einem Schaltjahr giebt man dem 23. Febr. u. dem darauffolgenden Schalttage (dem 24.) denselben Buchstaben, weshalb vom Schalttage an die Buchstaben hinter den Tagen um einen zurückbleiben. Wenn z. B. wie 1880 bis zum Schalttage B der Sonntagsbuchstabe war, so ist es nach dem Schalttage A. Da das gemeine Jahr 52 Wochen u. 1 Tag hat, so muß sich der S. jährlich um einen Buchstaben verschieben, u. es würde nach sieben Jahren die alte Ordnung der Buchstaben wiederkehren; wegen der Störung durch die Schaltjahre geschieht dies jedoch erst nach 4mal sieben Jahren. Diese Periode von 28 Jahren, nach welcher also die Wochentage wieder auf dieselben Monatstage fallen, heißt in der Chronologie ein Sonnenzirkel. Bei der Einrichtung der Sonnenzirkel durch den Abt Dionysius (s. „Dionysische Aera") wurde das J. 9 v. Chr. als das erste Jahr des ersten Sonnenzirkels angenommen u. dieses Jahr als ein Schaltjahr betrachtet, welches mit dem Montag begann, weshalb das erste Jahr jeden Zirkels immer zwei S.n hat, nämlich G u. F. Nach dem Julianischen Kalender läuft dieser Zirkel ohne irgendwelche Unterbrechung fort; allein im Gregorianischen Kalender erleidet dieser Gang Unterbrechungen, erstens einmal wegen der bei der Kalenderverbesserung durch Gregor XIII. im J. 1582 ausgelassenen 10 Tage u. dann weil die Säkularjahre 1700, 1800 u. 1900 statt Schaltjahre nur gemeine Jahre sind. Es müssen demnach die S.en

	A B C D E F G	im alten Kalender in ihrer Folge zusammenfallen
mit	D E F G A B C	im neuen Kalender für 1582—1700,
mit	E F G A B C D	„ „ „ „ 1700—1800,
mit	F G A B C D E	„ „ „ „ 1800—1900,
mit	G A B C D E F	„ „ „ „ 1900—2000,
mit	G A B C D E F	„ „ „ „ 2000—2100.

Der Gebrauch der S.n ist nach dem Gesagten sehr leicht zu finden; will man z. B. wissen, welcher Wochentag der 18. Okt. des J. 1813 gewesen ist, so addire man (wegen der 9 Jahre v. Chr.) zur Jahreszahl 9. Also 1813 + 9 = 1822. Durch Division mit 28 erfährt man durch den Rest 2, daß man im 2. Jahre des 65. Sonnenzirkels steht. Das erste Jahr des Zirkels hat, wie schon gesagt, immer die S.n G u. F, das zweite also E, aber nach dem Julianischen Kalender. Dies entspricht nach obiger Tabelle für ein Jahr zwischen 1800 u. 1900 dem Buchstaben C. Da C der dritte Buchstabe ist, so war der 3. Jan. 1813 ein Sonntag, woraus sich leicht ergiebt, daß der 18. Nov., d. i. der 289. Tag des Jahres, ein Dienstag war.

Sonntagsschulen in weiterem Sinne heißen alle Einrichtungen, durch welche der Jugend od. auch Erwachsenen am Sonntag Gelegenheit zur Vermehrung ihrer Kenntnisse geboten wird. Sie ersetzen dann entweder geradezu, wenn auch nothdürftig, die Elementarschule (S. in diesem Sinne wurden schon von Luther empfohlen u. im 16. Jahrh. bes. von dem Erzbischof Karl Borromeo von Mailand gepflegt), od. sie sind Nachhülfeschulen für Zurückgebliebene od. endlich Fortbildungsschulen (s. d.). In engerem Sinne versteht man unter S. Anstalten, die vor Allem auf die religiöse Erbauung der Kinder berechnet sind, der Belehrung aber nur so weit Raum gönnen, als sie zugleich erbaulichen Zwecken dient. Die Anregung zu S. dieser Art ging 1781 von dem engl. Buchdrucker Robert Raikes († 1811) in Gloucester aus, der auf diesem Wege der sittlichen Verwahrlosung zahlloser Kinder zu steuern suchte. Anfangs von besoldeten Lehrern geleitet, gingen die engl. S. nachmals meist in die Hände christlicher Vereine über; insbes. haben auch Frauen zur Hebung dieser Schulen mitgewirkt. Auf Grund eines älteren Vereines von 1785 wurde 1803 die Londoner S.-Gesellschaft gegründet, die seitdem für die Ausbreitung dieser Anstalten mit großem Erfolg gewirkt hat. Bei dem Mangel des Schulzwangs sind die S. in England an vielen Orten wahrhafte Rettungsschulen geworden. — Wie in Irland u. Schottland fand der Gedanke der S. bes. auch in Amerika (seit 1786) großen Anklang u. zugleich eine eigenthümliche Entwicklung. Indem sich meist die Kirchgemeinden der Sache bemächtigten, wurden die S. für alle Kinder der Gemeinde, nicht blos für die armen u. verwahrlosten, nutzbar gemacht. Nachdem schon 1791 ein S. Verein zu Philadelphia gegründet worden war, entstand 1824 die „Amerikanische S.-Union", die seitdem durch Gründung neuer S., Aussendung von Reisepredigern für diesen Zweck u. bes. durch geeignete Druckschriften Erstaunliches geleistet hat. In Deutschland suchte man bis in die jüngste Zeit denselben Zweck durch die sog. Sonntagskinderlehre für die erwachsene Jugend zu erreichen; erst seit 1864 wurde von Amerika aus die Einführung des amerikan. Systems, welches bes. in dem gruppenweisen Unterricht von 6—8 Kindern besteht, in Berlin u. anderen Städten angeregt. Seit länger besteht dasselbe System (aber nicht blos zu erbaulichen Zwecken) in den blühenden „Sonntagssälen" für Knaben u. Mädchen zu Basel.

Sonora, nordwestlichster Staat der Republik Mexiko, 3715,8 □M. mit 109,388 E.; grenzt im N. an das Territorium Arizona der Ver. Staaten, im W. an den Meerbusen von Kalifornien, im S. an Sinaloa u. im O. an Chihuahua, hat mehrere gute Hafenplätze, bes. den von Guaymas, nördl. von diesem die Insel Tiburon, u. besteht zum großen Theil aus öden Hochebenen zwischen der die Ostgrenze bildenden Sierra Madre, die hier auch Sierra de San Luis heißt, u. den westl. parallelen Gebirgsketten. Die größten Flüsse sind von S. nach N. der Rio Fuerte,

der Grenzfluß gegen Sinaloa, der Rio Yaqui u. der Rio de Sonora, der der Insel Tiburon gegenüber sich in der Laguna Sonora verliert. Der Steppencharakter herrscht vor, der Wald ist auf die Bergabhänge beschränkt. Das Klima ist heiß u. trocken, bes. im NW. sandig, an den Küsten ungesund, nur in den Flußthälern ist reiche Bodenkultur (Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak, Bohnen u. Mais) vorhanden. Die früher sehr ausgedehnte u. berühmte Rindviehzucht ist infolge der räuberischen Einfälle der in NO. hausenden Apachen sehr zurückgegangen; aus demselben Grunde stößt auch die Ausbeutung der Bergwerke auf Hindernisse. Jetzt giebt es nur 16 Minen, alle Flüsse aber führen Gold. Perlenfischerei wird im Kalifornischen Meerbusen getrieben. Wenigstens $^{2}/_{3}$ der Bevölkerung sind Indianer, die größtentheils von den Jesuiten bekehrt sind, an Kultur hoch über den Apachen stehen u. diese mit Erbitterung bekämpfen; die wichtigsten Stämme sind die Opatas, Yaquis, Mayos, Taumalos u. Papagos. Hauptstadt des Staates ist **Ures**, am mittleren Sonoralauf, mit 7000 E., größte Stadt **Hermosillo** od. **Petic** in der Nähe der Mündung desselben Flusses, der Stapelplatz für Guaymas u. Mittelpunkt des Getreidehandels, mit Gold- u. Silberminen, einer Münze u. 14,000 E. An einem geräumigen u. geschützten Hafen liegt **Guaymas**, Hauptausfuhrplatz der Landesprodukte, mit 6000 E. Im O. sind zu nennen **Arispe** u. **Alamos**.

Sonrhay, ein zur Negerrasse gehörendes Volk, im Sudan nordöstlich von den Mandingo bis zur Grenze der Berbervölker wohnend. Die S. besiegten u. unterwarfen 1464 n. Chr. die Mandingo, nachdem diese das Berberreich Ghanata zerstört hatten, u. gründeten nun auf den Trümmern des Reiches Melli den mächtigsten Staat des sog. Sudan. Durch die Eroberungen des S.-Volks wurde auch seine Sprache in weitere Gegenden verbreitet; dieselbe wird jetzt von Timbuktu u. der Landschaft Asuad bis gegen Agades hin gesprochen. Die „reinen“, d. h. unvermischten S. sind hellschwarz, nicht sehr muskulös, etwas über mittelgroß; sie haben hohe Stirn, meist breite, offene Nasenlöcher u. nur mäßig dicke Lippen.



Nr. 4919. Henriette Gertrude Walpurgis Sontag (geb. 3. Jan. 1806, gest. 17. Juni 1854).

Sontag, Henriette Gertrude Walpurgis, eine der vorzüglichsten Sängerinnen der Neuzeit, geb. zu Koblenz 3. Jan. 1806 in einer Schauspielerfamilie, betrat von ihrem 6. Jahre an zu Darmstadt die Bühne in Kinderrollen. Ihre schöne, überraschend früh zu Festigkeit gelangte Stimme fand Ausbildung im Konservatorium zu Prag, wohin ihre Mutter nach dem Tode ihres Mannes sich begeben hatte. Kaum 16 Jahre alt, fand Henriette ein Engagement bei der Deutschen Oper in Wien mit gleichzeitiger Beschäftigung an der Italienischen Oper, trat 1824 eine Gastspielreise nach Deutschland an u. wurde noch in demselben Jahre am Königstädtischen Theater zu Berlin engagirt. Im Sommer 1826 sang sie mit größtem Beifall an der Ital. Oper zu Paris, wirkte dann noch bis Ende 1827 am Königstädtischen Theater, um darauf 1828 u. 1829 unter endlosen Triumphen abwechselnd in Paris u. London aufzutreten. Inzwischen hatte sie sich mit dem Grafen Rossi, der bei der sardinischen Gesandtschaft in Berlin angestellt war, verheirathet, führte aber noch nicht dessen Namen, da seine Familie gegen die Heirath war. Anfangs 1830 sang sie wieder in Paris, ließ sich darnach an verschiedenen Orten als Konzertsängerin hören, nahm im Mai desselben Jahres im Berliner Opernhause (in Rossini's „Semiramis“) Abschied von der Oeffentlichkeit u. lebte, nachdem ihre Heirath öffentlich deklarirt war, im Haag, in Frankfurt a. M., Petersburg u. Berlin, in welche Städte ihr Mann in diplomatischer Stellung nacheinander versetzt wurde. Durch die Ereignisse des Jahres 1848 in ihren Vermögensverhältnissen zurückgekommen, sah sie sich jedoch genöthigt, wieder öffentlich aufzutreten, sang 1849 als „Madame S.“ in London u. dann in Paris bei der Ital. Oper, darauf in verschiedenen Städten Deutschlands, überall mit dem alten Enthusiasmus begrüßt, u. ging endlich 1852 nach Amerika, wo sie zuerst in den Vereinigten Staaten u. dann bei der Ital. Oper in Mexiko Triumphe feierte. In letzterer Stadt starb sie an der Cholera 17. Juni 1854. — In ihrem Gesange, dessen vollendete Technik von einem tief geistigen Element durchdrungen war, wußte die S. aufs Schönste die Eigenthümlichkeiten der deutschen u. ital. Schule zu vereinigen. Auf dramatischem Gebiet war sie unübertroffen in der Darstellung des Weichen u. Schmelzenden wie des Graziösen, Schalkhaften; für das Leidenschaftliche und Hochtragische dagegen hatte sie weniger Befähigung.

Sontag, Karl Philipp, Bruder der Vorigen, Schauspieler, geb. 7. Jan. 1828; widmete sich mit 19 Jahren ohne Wissen seiner Eltern der Bühne, spielte unter dem Namen **Holm** 1848—51 in kleineren Rollen am Dresdener Hoftheater u. ging dann nach Wien ans Burgtheater. Hier fand er zwar die größte Anregung, aber nicht die ersehnte Beschäftigung, weshalb er schon 1852 ein Engagement für die Fächer eines ersten Helden in der Tragödie u. eines ersten Liebhabers im Lustspiel in Schwerin annahm. 1859 kehrte er ans Hoftheater in Dresden zurück, wo inzwischen auch seine Mutter, Franziska S., nachdem sie die Bühne verlassen, ihren Aufenthalt genommen hatte. Differenzen mit der Intendanz veranlaßten 1862 seinen abermaligen Weggang von Dresden. Seitdem wirkte S. am Hoftheater in Hannover, wo er sich der größten Beliebtheit u. des engeren Verkehrs mit König Georg V. erfreute. Auch blieb er daselbst noch nach den Ereignissen von 1866, aber nach dem Erscheinen seiner unter dem Titel „Vom Nachtwächter zum türk. Kaiser, Bühnen-Erlebnisse aus dem Tagebuche eines Uninteressanten“ (Hannov. 1875) veröffentlichten Selbstbiographie, durch welche sich mehrere seiner Kollegen verletzt fühlten, betrat er bis zum Ablauf seines Kontrakts (2 Jahre) die Bühne nicht wieder u. gastirt seitdem nur noch an anderen deutschen Theatern. Sein Rollenfach hat S. in letzter Zeit mit großem Erfolg auf das Lustspiel beschränkt. Auch ist er Verfasser des einaktigen Lustspiels „Frauenemanzipation“.

Soolen od. Soolquellen, sind Quellen, die ihre Entstehung Steinsalzlagern verdanken, sich durch Gehalt von Chlornatrium auszeichnen u. sowol zur Gewinnung von Kochsalz als auch zum Baden benutzt werden.

Sophia Dorothea, Kurprinzessin von Hannover, genannt „Prinzessin von Ahlden“, Tochter des Herzogs Georg Wilhelm von Celle u. der 1674 zur Reichsgräfin u. 1680 zur Herzogin erhobenen Eleonore d'Olbreuse, geb. 15. Sept. 1666, wurde Nov. 1682 mit dem nachmaligen Kurprinzen von Hannover u. König von England (s. „Georg I.“), Georg Ludwig, vermählt. Trotz ihrer geistigen u. körperlichen Vorzüge wurde sie bald von ihrem Gemahl hart behandelt u. von seinen Maitressen, bes. der Gräfin Platen, verfolgt. Als sie den unglücklichen Einfall bekam, sich von einem Jugendfreunde, dem Grafen Philipp Christoph v. Königsmark (s. d.), nach Wolfenbüttel entführen zu lassen, wurde dieser in der Nacht vom 1. zum 2. Juli 1794 von Dienern des Kurprinzen ermordet, sie selbst verhaftet. Da sie gegen den Willen ihres Gemahls auf Untersuchung ihrer Schuld u. Scheidung antrug, wurde die letztere wegen versuchter böslicher Verlassung verfügt. Seitdem lebte sie bis zu ihrem Tode 13. Nov. 1726 im Schlosse Ahlden in einer Art von Gefangenschaft u. widmete sich den Werken der Barmherzigkeit u. der Andacht. Weder ihr Vater noch ihr Sohn, Georg II. von England, noch ihre Tochter, Sophie Dorothea, die Mutter Friedrich's d. Gr., kümmerten sich um sie. Ihre Schuldlosigkeit, die sie allwöchentlich beim Genuß des

Abendmahls versicherte, fand erst lange nach ihrem Tode Glauben. — Vgl. „Die Herzogin v. Ahlden" (Lpz. 1852).

Sophie Alexejewna, ältere Halbschwester Peter's d. Gr., geb. 1637; erregte, als nach ihres Bruders Feodor Tode der Thron 1682 seiner Anordnung gemäß u. mit Zustimmung der Bojaren an den jungen Peter, die Regentschaft aber an dessen Mutter Natalia Narvschkin kommen sollte, einen Aufstand der Strelitzen u. setzte durch, daß die Herrschaft an den körperlich u. geistig unfähigen Iwan u. Peter gemeinsam, die Regentschaft aber an sie übergeben wurde. Mit energischer Hand warf sie sogar in demselben Jahre einen Aufstand der Strelitzen nieder, nannte sich Zarin u. herrschte uneingeschränkt. Da ihr Peter, der inzwischen heranwuchs, wegen der ruhmlosen Kriegführung ihres Günstlings Galizyn gegen die Tataren Vorwürfe machte, ging sie sogar darauf aus, ihn mit seinen Anhängern zu vertilgen, aber er errang den Sieg über die Strelitzen, zog 9. Sept. 1689 in Moskau ein u. verwies S. in ein Kloster. Einen 1698 während Peter's Abwesenheit unternommenen Versuch, S. auf den Thron zu erheben, büßten Scharen von Strelitzen mit dem Tode; S. selbst blieb verschont, da ihre Mitwissenschaft nicht zu erweisen war. Sie starb im J. 1704.

Sophienkirche, berühmte Kirche in Konstantinopel, das Hauptdenkmal des eigentlichen byzantinischen Baustils; von Konstantin d. Gr. zu Ehren der göttlichen Weisheit (griech. σοφία) erbaut, dann erweitert u. erneuert, wurde im J. 532 durch einen Brand zerstört, was Kaiser Justinian veranlaßte, an ihrer Stelle einen glänzenden Neubau zu schaffen, wozu er den Baumeister Anthemios von Tralles (in Lydien) herbeirief, der, unterstützt durch Isidoros von Milet, den Plan entwarf u. die Ausführung leitete. Schon 537 war der Bau vollendet, wurde aber 558 von einem Erdbeben heimgesucht, wobei die Kuppel einstürzte, die jedoch bald nachher auf verstärkten Widerlagern etwas höher emporgeführt wurde. In diesem Zustande blieb die Kirche mit geringen Veränderungen, bis sie bei der Eroberung der Stadt durch die Türken in eine Moschee verwandelt wurde, zu welchem Zweck an den 4 Ecken schlanke Minarets aufgeführt u. im Innern nur die Mosaikgemälde verdeckt wurden. Die Gesammtform der Kirche (s. den Durchschnitt u. Grundriß in Bd. II S. 402) ist fast ein Quadrat von 75,60 m. Länge u. 68,40 m. Breite. Den durch 4 Hauptpfeiler gebildeten, 51 m. hohen Mittelraum (A) bedeckt eine ziemlich flache Kuppel, die von einem Gesimskranz aufsteigt, der auf den Scheiteln der 4 großen Bogen der Hauptpfeiler ruht. An diesen Mittelraum, der an der Nord- u. Südseite eine abschließende, auf Säulen (b) ruhende Wand hat, fügt sich in der Längenachse der Kirche, also nach O. u. W., eine mächtige Halbkreisnische (A′ A″), die auf den Eckpfeilern (c) jener Kuppel u. zwei zwischengestellten Pfeilern (d) ruht. In die westliche dieser beiden Halbkreisnischen schneiden zwei kleinere, ebenfalls mit Halbkuppel überwölbte Nischen, in die östliche deren 3, so daß die mittlere derselben die östl. halbrunde Apsis bildet, während die Westseite der Kirche durch die Wand der Vorhalle abgeschlossen wird. An den beiden Langseiten im N. u. S. ziehen sich niedrige Seitenschiffe hin, die durch die verschiedene Art der Wölbung u. durch die vorspringenden Widerlager malerische Durchblicke gewähren. Ueber beiden Seitenschiffen sind Emporen angebracht, die sich mit einer Säulenstellung gegen das Mittelschiff öffnen. Das Ganze erhält sein Licht durch Fensterreihen am Fußpunkte der Kuppel, durch Fenster in den Halbkuppeln u. in den großen Querwänden. Vor der Vorhalle, die neun große Eingänge bietet, liegt nach Art der alten Basiliken ein von Säulenhallen umgebenes Atrium. Im Innern, dessen Säulen zum Theil aus kleinasiatischen Tempeln stammen, sind alle Wand- u. Pfeilerflächen mit bunten Marmorplatten, die Wölbungen der Kuppeln u. Nischen mit Goldmosaik belegt. Das jetzt durch Minarets u. andere türkische Zusätze entstellte Aeußere ist höchst einfach u. macht durch die Flachheit der Hauptkuppel wie der Nebenkuppeln einen schwerfälligen, wenig belebten Eindruck. Vgl. W. Salzenberg, „Altchristliche Baudenkmale von Konstantinopel vom 5. bis 12. Jahrh." (Berl. 1854), u. Kinkel, „Mosaik zur Kunstgeschichte" (Berl. 1876).

Sophísma (griech.), etwas weise od. schlau Ersonnenes; in engerem Sinne ein spitzfindiges Urtheil od. geradezu ein Trugschluß, wie ihn die Sophisten (s. d.) liebten.

Sophisten (griech. σοφιστής, geschickter, lebenskluger, listiger Mann), hieß eine Klasse griech. Philosophen, die seit der Mitte des 5. Jahrh. zu großer Bedeutung gelangte, dann aber durch den Einfluß des Sokrates u. der sokratischen Schulen allmählich in Mißkredit kam. Die S. leugneten die Möglichkeit allgemein giltiger Erkenntnisse; alle Dinge seien vielmehr so, wie sie dem denkenden Geiste erscheinen, u. dieser Schein sei je nach den Umständen verschieden. Daher könne man auch von jeder Behauptung das Gegentheil beweisen. Allerdings gelang ihnen dies nur durch die Anwendung einer Menge von Spitzfindigkeiten u. Trugschlüssen, daher die spätere Zeit unter einem S. überhaupt einen spitzfindigen, ränkevollen Menschen, unter sophistisch, Sophistik, Sophisme das Gebahren eines solchen verstand. Die S. bildeten keine eigentliche Schule, man faßte vielmehr unter diesem Namen Alle zusammen, die obigen Grundsätzen huldigten u. in der von ihnen gepflegten Wissenschaft, später auch in ihrer Sittlichkeit, nur das persönliche Belieben zum Maßstab machten. Da ihre Hauptstärke in der Dialektik od. Disputirkunst bestand, so waren sie meist als Redner, bes. auch als Lehrer der Beredsamkeit, viele aber auch auf anderen geistigen Gebieten thätig. Vgl. auch „Philosophie" u. „Sokrates".

Sophokles, einer der drei großen Tragiker des griech. Alterthums, der Zeit nach in der Mitte zwischen Aeschylos u. Euripides stehend, wurde als der Sohn des Sophillos, eines wohlhabenden Bürgers, im attischen Gau Kolonos 496 v. Chr. geb. u. erhielt eine treffliche Bildung. Durch Schönheit u. Anmuth ausgezeichnet, wurde er als Jüngling dazu erkoren, bei der Feier des Sieges von Salamis den Reigen der attischen Jünglinge, nackt mit der Lyra in der Hand, zu eröffnen. Als Dichter trat er zuerst 468 v. Chr. hervor, in welchem Jahre er mit seiner Tragödie „Triptolemos" den Sieg über den 30 Jahre älteren Aeschylos davontrug. Sogleich im Beginn seiner Laufbahn auf die höchste Stufe des Ruhmes gehoben, pflegte S. unter stets gleichbleibender Anerkennung die tragische Dichtung mit einziger Meisterschaft u. seltener Produktivität, wenn auch die überlieferte Zahl von 130 Tragödien, von denen übrigens die Alten schon selbst 17 als unecht bezeichneten, wesentlich herabgesetzt werden muß. Jetzt sind außer zahlreichen Fragmenten nur noch sieben Tragödien erhalten: „Aias", „Elektra", „Oedipus" (gewöhnlich „Oedipus Tyrannos" genannt), „Antigone" (unter den erhaltenen Stücken das älteste), „Oedipus auf Kolonos" (in die letzte Zeit seines Lebens fallend u. erst nach seinem Tode aufgeführt), „Die Trachinierinnen" u. „Philoktetes" (das letzte der vom Dichter selbst auf die Bühne gebrachten Stücke). — Die dichterische Bedeutung des S. hängt eng mit den äußeren Veränderungen zusammen, welche er in die Tragödie einführte. Zunächst löste er das innere Band der alten Trilogie od. Tetralogie, d. h. er führte nicht mehr drei Tragödien (denen als viertes Stück ein Satyrdrama angefügt war) auf, welche ein Ganzes bildeten od. doch durch eine innere Idee verknüpft waren, sondern er reihte drei in sich selbständige Tragödien an einander, behielt also nur die trilogische Form bei. Die Folge dieser Neuerung war, daß der Chor beschränkt u. die psychologische Durchführung der Rollen, nunmehr auf das Drittel des früheren Raumes verwiesen, verfeinert werden mußte. Dies aber führte wiederum zu einer anderen epochemachenden Neuerung, daß nämlich, um die jetzt nöthige größere Beweglichkeit des Dialogs u. der Handlung zu erzielen, S. den dritten Schauspieler einführte. — Trotz seiner ausgebreiteten dichterischen Thätigkeit schloß sich S. nicht von der Theilnahme am öffentlichen Leben aus. So wurde er nach der Aufführung seiner „Antigone" von seinem Stamm zum Strategen für den Samischen Krieg (440 v. Chr.) gewählt, bei welcher Gelegenheit er von Perikles manch hartes Wort hören mußte. Ueber die späteren Lebensjahre des S. sind wir ohne Nachrichten; nur aus seinem häuslichen Leben ist eine Erzählung überliefert, der zufolge S. mit der Hetäre Theoris einen Sohn Ariston gezeugt u. diesem größere Zuneigung bewiesen haben soll als seinem ehelichen Sohne Jophon. Darüber sei Jophon mit seinem Vater in einen Prozeß gerathen u. habe denselben wegen Geistesschwäche u. Unfähigkeit zu eigener Verwaltung des Hauswesens verklagt u. auf Herausgabe des Vermögens gedrungen, S. aber habe statt aller Vertheidigung den Richtern seinen „Oedipus auf Kolonos" vorgelesen u. dadurch nicht blos völlige Freisprechung von der Anklage, sondern auch noch eine besondere Ehrenbezeigung seitens der Richter erzielt. Später aber scheinen Vater u. Sohn sich wieder ausgesöhnt zu haben. S. starb 405 v. Chr. eines schnellen u. leichten Todes; eine Sage läßt ihn an einer verschluckten Weinbeere ersticken. Sein Sohn Jophon dichtete gleichfalls Tragödien, aber, so viel wir wissen, ohne besonderen Erfolg; talentvoller scheint sein Enkel, Sohn des genannten Ariston, der ebenfalls S. hieß, gewesen zu sein; dieser erwarb sich Ruhm mit eigenen Stücken u. durch Aufführung der

Dramen des älteren S. Möglich ist es immerhin, daß in späteren Zeiten zwischen manchen Titeln der Stücke der beiden S. Verwirrung eintrat u. so die oben erwähnten unsicheren Angaben entstanden sind. — Von den zahlreichen Ausgaben der Tragödien nennen wir die von W. Dindorf (8 Bde., 3. Aufl., Oxford 1860) u. für den Schulgebrauch die von Schneidewin, herausgegeben von Nauck (Berl. bei Weidmann) u. von Gustav Wolff (Lpz. bei Teubner); die bekannteste Uebersetzung ist die von Donner gelieferte (8. Aufl., Heidelb. 1875). Ueber das Leben des Dichters vgl. Lessing, „Leben des S." (herausgegeben von Eschenburg, Berl. 1790), u. Schöll, „S. Sein Leben u. Wirken" (2. Ausg., Prag 1870).

Sophonisbe, Tochter des Hasdrubal, des Sohnes des Gisgo, wegen ihrer Schönheit berühmt; wurde zuerst dem mit Karthago verbündeten Könige Masinissa von Numidien verlobt, später aber, nach Auflösung dieses Verhältnisses, dem Syphax, einem anderen Könige in Numidien, versprochen. Masinissa schloß sich darauf den Römern an, u. in dem folgenden Kriege eroberte er sich sowol die Herrschaft des Syphax als auch die S., welche er schließlich heimführte. Als später Scipio, da S. den Masinissa in karthagischem Sinne beeinflußte, ihre Auslieferung verlangte, nahm sie auf Veranlassung des Masinissa selbst Gift. Die Schicksale der S. sind wiederholt dramatisch behandelt worden, neuerdings von Geibel.

Sopran od. Diskant, die höchste der vier Hauptstimmen, in welche man den Umfang aller Töne, welche die menschliche Stimme hervorbringen kann, eintheilt (daher bei den Italienern soprano, bei den Franzosen le dessus, beides s. v. w. der obere Ton, genannt). Oefter begegnet man auch dem Namen canto (ital., d. h. Gesang), weil der S. in dem mehrstimmigen Gesang die Hauptmelodie führt. Nur Frauenzimmer, Knaben (vor der sog. Mutation) u. Kastraten können die Höhe dieser Stimme erreichen. Man unterscheidet zwei Gattungen von S. u. nennt denjenigen, der sich vom eingestrichenen c bis wenigstens zum eingestrichenen a erstreckt, den hohen S., dagegen denjenigen, der einen weniger hohen, aber nach der Tiefe hin einen um einige Töne erweiterten Umfang hat, den tiefen od. Mezzo-Sopran (franz. bas dessus).

Soracte, der nordwestl. Grenzpfeiler des Sabinergebirges (s. d.), 5 Meilen nördl. von Rom am rechten Tiberufer, ist ein von NW. nach SO. sich hinziehender, nach beiden Seiten steil abfallender Kalkfelsen mit mehreren Spitzen, deren mittlere u. höchste, die Kirche S. Silvestro tragend, 680 m. erreicht. Der S. war ehemals dem Apollon geweiht u. trug einen Tempel dieses Gottes. Von einigen der warmen Quellen an seinem Fuße wurden eigenthümliche Wirkungen gerühmt. An seinem Ostabhange baute 746 Karlmann bei seinem Uebertritte in den geistlichen Stand ein Kloster, heute S. Silvestro. Gegen SO. fällt der Berg mäßig ab u. bildet einen Rücken, auf dem das Dorf San Oreste liegt; nach diesem heißt auch der ganze Berg häufig Monte di San Oreste. Letzterer Name soll daraus entstanden sein, daß man eine hier befindliche Inschrift statt Soracte fälschlich für S. Oreste las.

Sorau, Kreisstadt im Reg.-Bez. Frankfurt der preuß. Niederlausitz, Prov. Brandenburg, mit 13,191 E. (1875); liegt in 156 m. Seehöhe am Goldbache u. an den Bahnen Halle-S.-Guben, Berlin-Breslau u. der Zweiglinie Sagan-S. der Oberschlesischen Eisenbahn, hat drei evangel. Kirchen (mit Einschluß der zum Niederhospital gehörigen) u. eine kathol. Kapelle, ein königl. Schloß, ein Gymnasium, eine Irrenanstalt, große Tuch- u. Wachstuchfabriken, ansehnliche Leinwandfabrikation u. Garn- u. Leinwandhandel. — S. kommt schon 801 als Sorawe (Zarowe, Zara) vor, kam vermuthlich 873 an das Stift Fulda, 1154 an die Burggrafen v. Dewin, wurde nach mehrmaligem Wechsel des Besitzes, inzwischen (1400) mit der Herrschaft Triebel vereinigt, 1551 von König Ferdinand von Böhmen in Beschlag genommen, 1557 an den Markgrafen Georg Friedrich von Brandenburg verpfändet, 1558 vom Bischof v. Breslau, Balth. v. Promnitz, eingelöst u. von dessen letztem Nachkommen 1765 an Kursachsen verkauft; letzteres mußte es 1815 an Preußen abtreten.

Sorben nennt zuerst Einhard (s. „Eginhard") die slav. Bevölkerung im Norden von Böhmen zwischen Saale u. Elbe u. über diese hinaus. Auch die oberlausitzischen Wenden nennen sich noch heute Serbjo. Demnach sind die Daleminzier, Milzianer u. Lusizer wol als Abtheilungen jener zu betrachten. Der Name ist ursprünglich gleichbedeutend mit Serben u. hatte ehedem weite Verbreitung bei den slav. Völkerschaften.

Sorbet, od. Scherbet, vom arab. Tscherbet, d. i. Trank, ein im Orient gebräuchliches Getränk aus Fruchtsäften, die mit aromatischen Blumensäften noch gewürzt u. mit Eis gekühlt werden.

Sorbonne (spr. Ssorbonn), hieß ursprünglich ein Kollegium zu Paris, welches von Robert v. Sorbon od. Sorbonne, Kaplan u. Beichtvater Ludwig's IX., des Heiligen, zur Unterstützung armer Studenten der Theologie gestiftet u. 1268 vom Papste bestätigt wurde. Das Ansehen der S. stieg theils durch ihren zunehmenden Reichthum, theils durch den Ruhm vieler ihrer Lehrer. Infolge dessen siedelten sich auch zahlreiche andere Professoren u. Gelehrte in u. neben der S. an u. verstärkten deren Einfluß als einer großen gelehrten Körperschaft. So kam es, daß schließlich der Name S. (obwol ungenau) auf die theologische Fakultät an der Universität, ja auf diese selbst übertragen wurde u. noch heute in diesem Sinne gebraucht wird. Als eine Pflanzstätte zugleich theologischer u. philosophischer wie philologischer Bildung hat die S. das ganze Mittelalter hindurch eine überaus wichtige Rolle gespielt. Das Gutachten der „Doktoren der S." gab in zahllosen Streitfragen den Ausschlag. Mit Eifer wachten dieselben nicht blos über die Reinhaltung des katholischen Glaubens, sondern auch über alle Rechte u. Freiheiten gegenüber Päpsten u. Königen. Die Revolution von 1789 sprach die Gebäude u. Einkünfte dem Staate zu. Dieser stellte die Gebäude Anfangs Künstlern als Wohnungen u. Museen zur Verfügung; seit 1807 dienen sie der Universität.

Sorbus, Pflanzengattung der Pomaceen, von Linné aufgestellt, aber gegenwärtig ganz mit Pyrus verschmolzen, also mit Birnen u. Aepfeln, von denen S. nur eine Untergattung darstellt. Dieselbe unterscheidet sich von Pyrus nur durch die in vielblumigen Doldenrispen auftretenden Blüten, während die von Pyrus in wenigblumigen Dolden erscheinen. Auch bildet bei den letzteren der Gröps ein pergamentartiges Gehäuse, bei S. ein dünnhäutiges, endlich verrathen die Blätter von S. eine Neigung zu paariger Fiederung, führen dieselbe auch ganz aus, während jene der Birnen u. Aepfel ihre Peripherie nicht zertheilen. Fast vollkommen gefiederte Blätter haben z. B. S. Aucuparia u. S. domestica, gelappte od. doppeltgesägte S. Suecica, Aria u. torminalis. Die erste Art ist die bekannte Eberesche (s. d.); die zweite ist als Spierapfel od. Speierling von Thüringen bis zum Rheinlande heimisch. Dieser schöne Baum ähnelt dem vorigen sehr, hat aber viel größere Blüten u. Früchte, die meist birnförmig sind u. erst durch Nachreifen genießbar werden. S. Suecica hat bei länglich eiförmigen Blättern scharlachrothe Früchte u. gehört mehr dem skandinav. Norden an. S. Aria ist die bekannte Mehlbeere (auch Adels- u. Arbutenbeere, Orelbaum, Frauenbierle, Eßlein, Sporapfel &c.) mit rothen od. gelblichen Früchten u. Blättern, welche von der Mitte ab gelappt od. sägezähnig sind. S. torminalis (Elsbeere, auch Elritze, Aressel, Eschrossel, Darmbeere, Elzen-, Drachen- u. Eierlingsbaum, Sersch, Hörnike, Ehle, Egeln &c.) hat lederbraune Früchte u. erzeugt mit S. Aria einen eigenthümlichen Bestand mit rothen Früchten. Fast alle diese Arten hüllen die Unterseite ihrer derben netzrippigen Blätter in einen mehr od. weniger ausgebildeten Flaum u. gehören zu den größten Zierden unserer Laubwälder, aus denen sie erst in unsere Anlagen kamen. Ihren Früchten nach stehen sie den Weißdornen (Crataegus) am nächsten.

Sorby, Henry Clifton, engl. Naturforscher, geb. zu Woodbourne in der Grafschaft York 10. Mai 1826; erhielt in Sheffield seine Bildung u. widmete sich, nachdem er 1840 von seinem Vater, einem Fabrikanten u. Kaufmann, ein beträchtliches Vermögen geerbt hatte, ausschließlich naturwissenschaftlichen Forschungen, denen er auf seinem Landgute Broomfield bei Sheffield obliegt. Insbes. hat er sich mit mikroskopischen Untersuchungen beschäftigt, u. nam. die Spektralanalyse, sein Lieblingsfach, auf dieselben angewendet. Die Geologie verdankt ihm wichtige Förderung durch Einführung physikalischer Methoden zur Erforschung geologischer Probleme. Die Londoner Geolog. Gesellschaft verlieh S. wegen seiner großen Verdienste die Wollastan-Medaille u. die Haarlemer Akademie der Wissenschaften die erste Große Boerhave-Medaille. Die Resultate seiner Forschungen hat S. bis jetzt nur in engl. Fachschriften veröffentlicht.

Sorel (eig. Soreau [spr. Ssoroh]), Agnes, die Geliebte Karl's VII. (s. d.) von Frankreich, geb. 1409 zu Fromenteau in der Touraine als die Tochter eines Edelmanns; wurde schon 1424 Ehrenfräulein bei Isabelle von Lothringen, die mit dem Titularkönig von Neapel, René von Anjou, verheirathet war, u. seit 1431 bei der französischen Königin Marie, einer Schwester René's. Obwol sie die Maitresse des Königs, Karl's VII., wurde, blieb ihr die Gemahlin desselben in Freundschaft zugethan, da sie die edleren Regungen in der Seele des trägen u. weichlichen Monarchen u. sein Interesse am Kriege gegen England zu wecken verstand. Als der Dauphin (Ludwig XI.) sie u. alle einflußreichen Personen aus der Nähe des Königs an der Spitze einer Verschwörung von Adligen („Praguerie" genannt) vertreiben wollte, wich sie 1442 von selbst, obwol jener Versuch

gescheitert war, kehrte aber 1449 auf Wunsch der Königin zurück u. starb 9. Febr. 1450 in der Abtei Jumièges bei Rouen, nach einer später verbreiteten Meinung vom Dauphin vergiftet. Von einem Schlosse, das ihr der König geschenkt, nannte man sie auch la dame de Beauté.

Sorghum, s. „Mohrhirse“.

Sorö, Amtsstadt des gleichnamigen dän. Amtes von 26,75 □M. mit 85,062 E. (1870); liegt im W. der Insel Seeland, am gleichnamigen See, von Wäldern dicht umgeben, an der Eisenbahn Kopenhagen-Korsör, hat 1397 E. (1870) u. eine schöne, um 1160 erbaute Kirche, in der drei dän. Könige u. berühmte dän. Gelehrte begraben liegen. S. war früher ein reiches Cisterzienserkloster, welches Friedrich II. 1586 in eine Schule umwandelte; Christian IV. erhob dieselbe 1652 zu einer Ritter- u. Forstakademie, welche sich lange eines großen Rufes erfreute. Als deren Gebäude 1813 abbrannten, ließ Friedrich VI. dieselben 1822–24 in neuem Stile wieder aufbauen u. machte die ehemalige Akademie zu einer noch heute sehr angesehenen Lehr- u. Erziehungsanstalt.

od. Pfund, später wurden daraus die 5 Centimesstücke, deren 20 = 1 Franc sind. Der Genfer S. ist = 2,8 Pf.

Soubise (spr. Szubihs'), ein altes franz. Adelsgeschlecht, das sich nach dem gleichnamigen Orte im heutigen Dep. Niedercharente benannte. Durch die Heirath der einzigen Tochter u. Erbin Jean de Parthenay's, des als eines der Häupter der Protestantenpartei bekannten letzten Herrn v. S. (geb. 1512, gest. 1566), mit dem Vicomte René II. v. Rohan fielen Name u. Güter 1575 an das Haus Rohan-Gié. Von ihren beiden berühmten Söhnen, Herzog Henri de Rohan (s. d.) u. Benjamin de Rohan, Baron de Frontenay, wurde der letztere, bez. jüngere, Herr **v. S.** Geb. 1585, kämpfte derselbe zuerst unter Moritz von Oranien in den Niederlanden u. erhielt, nachdem er sich 1615 dem Prinzen Condé angeschlossen hatte, beim Wiederausbruch der Religionskriege 1621 ein Kommando. Da er aber trotz seiner Tapferkeit keine Erfolge errang, begab er sich 1622



Nr. [illegible]. Sorrento.

Sorrento, Stadt mit 5502 E. (1871) in der ital. Provinz Neapel, in reizender Lage an der südlichsten Bucht des Golfes von Neapel, am Rande der kleinen, wundervollen Ebene Piano di S., umgeben von Orangen- u. Citronengärten; ist Sitz eines Erzbischofs, hat eine Kathedrale, Ruinen alter Tempel, Villen, Gräber, Bäder ꝛc., treibt etwas Seidenfabrikation u. baut Wein u. Südfrüchte, welche einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bilden. Die Frauen von S. sind wegen ihrer Schönheit berühmt. — S., ehemals Surrentum, ist phönikischen Ursprungs; von Augustus wurde es zur röm. Kolonie erhoben u. war damals bedeutender als Neapel; selbst noch im Mittelalter war es eine wichtige Handelsstadt. 1544 wurde hier Torquato Tasso geboren.

Sorte (frz.), Art, Gattung; **sortiren**, nach Arten od. S.n abtheilen od. trennen. **Sortiment**, Vorrath von S.n, Verkaufs- od. Waarenlager; im Buchhandel ein Vorrath od. Lager fremder Verlagswerke, daher **Sortimenter** ein Buchhändler, der nur fremde Verlagswerke führt.

Sosius, ein röm. Gentilname, gewissermaßen berühmt geworden durch die Buchhändler Gebrüder Sosii, die zur Zeit des Horaz dessen Werke in den Buchhandel brachten.

sostenuto (ital.), d. i. ausgehalten; in der Musik eine Vorzeichnung, um anzudeuten, daß die mit s. bezeichneten Noten ihrem vollen Werthe nach ausgehalten werden sollen.

Sottise (frz., spr. Szottihs'), Albernheit, Dummheit; dummer Streich, dumme Rede; Grobheit, Schimpfrede.

Sou (spr. Szuh od. Sol) à 12 Deniers, eine frühere franz. Kupfermünze, welche gesetzlich bis 1795 bestand, = 4 Pf. 20 S. waren 1 Livre

nach England, um bei Jakob I. für die Hugenotten Hülfe zu suchen. Auch dies war vergeblich. Dagegen wußte er 1625 mit einer Handvoll Soldaten sich der königl. Flotte im Hafen von Blavet zu bemächtigen u. eroberte die Inseln Oléron u. Ré, die er aber, vom Herzog von Montmorency zur See geschlagen, wieder verlor. Infolge dessen floh er nach England u. bewog, nachdem er erkannt, daß Richelieu nur aus Hinterlist den Frieden vom 6. April 1626 mit den Protestanten geschlossen hatte, König Karl I., zum Entsatze der belagerten Stadt Larochelle eine Flotte abzuschicken; doch konnte diese den Fall des letzten Bollwerkes der Hugenotten nicht verhindern. Die im Frieden vom 29. Juni 1629 bewilligte Amnestie ward zwar auch auf S. ausgedehnt, derselbe blieb aber in England, wo er 9. Okt. 1642 kinderlos starb. Seine Güter u. Würden (er war im Frieden von 1626 zum Pair u. Herzog ernannt worden) erbte daher ein Seitenverwandter, François de Rohan. — Charles de Rohan, Fürst **v. S.**, ein Nachkomme des Letztgenannten, geb. 16. Juli 1715, begleitete Ludwig XV. als Adjutant in den Feldzügen von 1744 bis 1748 u. wurde für die Eroberung Mechelns 1748 zum Gouverneur von Flandern ernannt. Seit 1751 Gouverneur von Hennegau, erhielt er beim Beginn des Siebenjährigen Krieges den Befehl über ein Corps von 24,000 Mann, mit dem er die von den Preußen absichtlich verlassene Festung Wesel sowie Kleve u. Geldern besetzte. Diese leicht errungenen Erfolge machten ihn übermüthig. Er trennte sich

1757 vom Hauptheere u. vereinigte sich mit der Reichsarmee, um die Preußen aus Sachsen zu werfen, wurde aber bei Roßbach 5. Nov. schmählich geschlagen. Die Ernennung zum Kriegsminister sollte S., den Freund der Pompadour, über diese Niederlage trösten; auch führte er 1758 ein neues Heer nach Deutschland, doch hatte er diesmal den Herzog von Broglie zur Seite, u. da ein Sieg bei Lützelburg die Landgrafschaft Hessen in den Besitz der Franzosen brachte, erhielt S. den Marschallsstab. Weitere Erfolge verhinderte nam. die zwischen S. u. Broglie herrschende Eifersucht; infolge dessen wurde auch Letzterer schließlich abberufen, während S. das Kommando bis zum Frieden von 1763 behielt. Nach dem Tode der Pompadour protegirte ihn die Dubarry. S. war der einzige Hofmann, der bei Ludwig's XV. Tode dem Sarge folgte; dies bewog Ludwig XVI., ihm seine Stelle im Ministerrathe zu lassen.

Soubrette (frz., spr. Szubrette), eig. eine Dienerin; in der Theatersprache früher eine Zofe, ein schlaues, zu leichtfertigen Intriguen stets dienstwilliges Kammermädchen, jetzt eine das Rollenfach der munteren, schnippischen, listigen u. insbes. naiven Mädchen vertretende Schauspielerin.

Souffleur, weiblich Souffleuse (franz., spr. Szufflöhr, Szufflöhs', von souffler [spr. ßuffleh], blasen), Ein- od. Zublaser (in), diejenige Person, welche bei theatralischen Vorstellungen den Schauspielern die von ihnen zu sprechenden Worte aus dem Buche od. Manuskripte leise vorsagt, um sie vor Irrungen od. Gedächtnißfehlern zu bewahren. Auf den deutschen Bühnen sitzt der S., den Zuschauern verborgen, in dem vorn in der Mitte des Prosceniums angebrachten sog. Souffleurkasten.

soulagiren (franz. soulager [spr. ßulascheh]), erleichtern, lindern, unterstützen; Soulagement (spr. ßulahsch'mang), Erleichterung 2c.

Soulié (spr. Szuljeh), Frédéric Melchior, franz. Romanschriftsteller u. Bühnendichter, geb. 23. Dez. 1800 zu Rennes; wurde Advokat, dann Steuerbeamter, später Dirigent einer Tischlerei, endlich Unterbibliothekar der Arsenalbibliothek in Paris u. starb zu Bièvre bei Paris 23. Sept. 1847. S. war ein Schriftsteller von großem Talent, der sich aber in seinem Streben nach Effekt um jeden Preis durch keine Schranken, am wenigsten durch die Moral, gebunden erachtete. Das Bewußtsein nam. von letzterem entlockte ihm denn auch auf seinem Sterbebette Ausdrücke des schmerzlichsten Bedauerns. Die zahlreichen Romane S.'s, von denen die bekanntesten etwa „Les deux cadavres“, „Le Magnétiseur“, „Les Mémoires du diable“ (von ihm selbst später auch dramatisch behandelt), „Le Vicomte de Béziers“ u. „Les drames inconnus“ sind, müssen, so sehr man auch ihre geschickte Anlage u. den Reichthum an spannenden Situationen anerkennen mag, doch als Sensationsromane leichtfertigster Art bezeichnet werden. Seine Thätigkeit als Dramatiker begann er mit „Roméo et Juliette“ (1828), in welcher klassische Vorbilder unverkennbar sind, warf sich aber dann mit „Christine à Fontainebleau“ (1829) der Romantik in die Arme. Seine zahlreichen übrigen Dramen u. Melodramen, von denen „Clotilde“ (1831) u. „La closerie des genêts“ (1846) am bekanntesten geworden sind, spekuliren fast sämmtlich nur auf den Beifall der großen Menge, der ihnen allerdings in hohem Grade zu Theil geworden ist.

Soulouque, Kaiser von Hayti, s. „Faustin I.“.

Soult (spr. Szult), Herzog **von Dalmatien**, Nicolas Jean de Dieu, franz. Marschall, geb. zu St. Amans la Bastide (Dep. Tarn) 29. März 1769, trat 1785 als gemeiner Soldat in ein Infanterieregiment, wurde 1791 Offizier u. war bereits 1799 Divisionsgeneral. Als solcher kämpfte er zuerst in der Schweiz, befehligte 1800 den rechten Flügel der ital. Armee unter Masséna u. deckte 1801 die Küsten Neapels. Seit 1802 Generaloberst der Konsulargarde, ward er 1804 Marschall von Frankreich. 1805 half er das österr. Heer bei Ulm vernichten u. entschied die Schlacht bei Austerlitz. Bei Jena führte er 1806 den rechten Flügel; auch schlug er 15. Okt. dess. J. den Feldmarschall Kalkreuth u. nahm 6. Nov. Lübeck. 1807 machte er die Schlacht bei Eylau mit u. zwang Königsberg zur Kapitulation. Nach dem Tilsiter Frieden zum Herzog von Dalmatien erhoben, ward S. 1808 nach Spanien geschickt, wo er mit kurzer Unterbrechung (er mußte im März 1813 wieder nach Deutschland gehen u. befehligte bei Lützen die Garde-Infanterie sowie bei Bautzen das Centrum) bis Dez. 1813 mit großem Glück operirte; da von Wellington zum Rückzug genöthigt, verlor er gegen diesen 1814 die Schlachten bei Orthez (26. Febr.) u. Toulouse (10. April). Er unterwarf sich dann den Bourbons, wurde von Ludwig XVIII. 3. Dez. 1814 zum Kriegsminister ernannt, mußte aber diesen Posten nach Napoleon's Rückkehr an den General Clarke (Herzog von Feltre) abtreten u. ließ sich vom Kaiser nach kurzem Sträuben zum Majorgeneral ernennen, als welcher er bei Ligny u. Waterloo fungirte. Die zweite Restauration brachte ihm die Verbannung, die er in Düsseldorf verlebte, doch durfte er schon im Mai 1819 zurückkehren. Seit 1827 Pair, ward er 17. Nov. 1830 unter Ludwig Philipp abermals Kriegsminister u. erhielt im Mai 1832 zugleich den Vorsitz im Ministerrathe; nahm aber im Juli 1833, weil seine Geldforderungen für die Armee bei seinen Kollegen u. den Kammern auf Widerstand stießen, seine Entlassung. Zwar trat er schon im Herbste dess. J. von Neuem ins Ministerium, schied indeß aus dem nämlichen Grunde 18. Juli 1834 wieder aus. Vom Mai 1839 bis Jan. 1840 Minister des Auswärtigen u. Ministerpräsident, übernahm er 29. Okt. 1840 zum vierten Mal mit der Präsidentschaft das Kriegsministerium, um nun letzteres bis 1846, erstere bis Sept. 1847 zu leiten. Hierauf mit der seltenen Würde eines Maréchal-Général de France bekleidet, starb S. 26. Nov. 1851 auf seinem Schlosse St. Amans. Seine weltberühmte Gemäldesammlung, die er zur Zeit seiner Feldzüge in Spanien zusammengebracht hatte, wurde durch die im Mai 1852 vorgenommene Versteigerung (dieselbe ergab einen Erlös von ca. 1½ Mill. Frcs.) zerstreut; S.'s „Mémoires“ (3 Bde., Par. 1854) gab der Folgende heraus. Sein Leben beschrieb Combes (Par. 1871). Napoléon Hector S., Herzog (bis zu seines Vaters Tode Marquis) **von Dalmatien**, Sohn des Vorigen, geb. 1801 (nach Vapereau 1802), gest. zu Paris 31. Dez. 1857; widmete sich der diplomatischen Laufbahn u. wurde 1831 Gesandter in Stockholm, 1832 im Haag, 1839 in Turin u. 1843 in Berlin. 1850 in die Gesetzgebende Nationalversammlung gewählt, hielt er sich zu den Orleanisten.

Souper (frz., spr. ßupeh), Abendmahlzeit; soupiren, zu Abend essen.

Soutane (franz., spr. ßutahn'), langes, engärmeliges Amtskleid der kathol. Priester, früher in Frankreich auch der Aerzte; in übertragener Bedeutung s. v. w. Priesterstand.

Souterrain (franz., spr. ßuterräng, vom lat. subterraneus, unterirdisch), unterirdisches Gewölbe, Kellergeschoß.

Southampton (spr. Szaußämpt'n), das alte Clausentum, auf der Stelle des sächs. Hantune sich erhebend, Hauptstadt der engl. Grafschaft Hampshire (s. d.), mit 53,741 E. (1871); liegt im Hintergrunde des nördl. von der Insel Wight (s. d.) tief in das Land hineingreifenden S.-Aestuars zwischen den Mündungen des Itchin u. des Test, nur 15 M. Eisenbahn von London entfernt; ist überaus reinlich, hat fünf hübsche Kirchen u. eine auf der Stelle des alten Sachsenschlosses stehende Kapelle, beherbergt das trigonometrische Bureau, hat zahlreiche Fabriken u. Werkstätten, zwei ausgedehnte Docks, fabrizirt nam. Seidenwaaren u. Teppiche u. treibt ausgedehnten Handel mit Wein u. Wolle. S. ist Ausgangs- u. Knotenpunkt vieler Dampferlinien, Hauptstation der nach Havre, Spanien u. Portugal, dem Mittelmeere u. Westindien bestimmten Schiffe, wird von den deutscherseits nach Nordamerika gehenden Postdampfern regelmäßig angelaufen u. hat jetzt fast die Bedeutung eines Außenhafens für London erlangt, da die Fahrt hierher gefahrloser als in die Themse ist. S. besitzt an 200 Segel- u. über 60 Dampfschiffe. Sein Seebad ist wegen seines milden Klimas viel besucht.

Southey (spr. Szaußi), Robert, engl. Dichter, geb. zu Bristol 12. Aug. 1774; studirte 1792 in Oxford Theologie, verließ aber wegen seiner freisinnigen religiösen u. politischen Ansichten 1794 die Universität u. kehrte nach Bristol zurück, wo er sich dichterisch beschäftigte. Nachdem er sich 1795 mit Karoline Anna Bowles (geb. zu Buckland 6. Dez. 1786, gest. daselbst 20. Juli 1854), der gleichfalls als Dichterin bekannten Schwägerin seines Freundes Coleridge, verheirathet hatte, lebte er ein halbes Jahr in Portugal, bereiste 1800 bis 1801 mit seiner Gattin nochmals die Pyrenäische Halbinsel, war dann kurze Zeit Privatsekretär des Schatzkanzlers Foster in Irland u. ließ sich hierauf in Greta bei Keswick (Cumberland) nieder, um sich ausschließlich der literarischen Thätigkeit zu widmen. Hier starb er 21. März 1843. Den einstigen Jakobiner wandelte die Zeit in einen Tory u. Hochkirchenmann um, der sich 1813 sogar zum Hofpoeten (poet-laureate) ernennen ließ. S. war als Dichter eines der Häupter der sog. Seeschule, die bei ausschweifendster Phantastik die

Naturschilderei vorherrschen ließ. Schon 1794 veröffentlichte er eine Sammlung Gedichte, der bald das jugendlich überspannte Epos „Joan of Arc“ u. das revolutionäre Drama „Wat Tyler“ folgten. Von seinen späteren Dichtungen sind hervorzuheben: das Epos „Thalaba“ (2 Bde., Lond. 1803; zum Theil von Freiligrath ins Deutsche übersetzt); die poetische Erzählung „The course of Kehama“ (2 Bde., ebd. 1814); „A tale of Paraguay“ (ebd. 1825) u. „The pilgrim of Compostella“ (ebd. 1829). Gesammelt erschienen seine „Poetical works“ (1877 in 10 Bdn. zu London, neue Ausg. 1863). Außerdem schrieb er eine große Anzahl prosaischer Werke, nam. geschichtlicher, wie die „History of Brazil“ (3 Bde., ebd. 1810—19) u. die „History of the Peninsular war“ (2 Bde., ebd. 1823—28); biographischer, wie die „Life of Nelson“ (2 Bde., ebd. 1813), „Lifes of the British admirals“ (4 Bde.) u. „Life of Wesley“ (2 Bde., ebd. 1820); religiöser, wie das „Book of the church“ (ebd., 3. Aufl. 1825); sozialer, wie die „Letters from England“ (3 Bde., ebd. 1807) u. „Colloquies on the progress of society“ (2 Bde., ebd. 1829) ꝛc. Auch bearbeitete er mehrere mittelalterliche Romane (z. B. „Amadis of Gaul“, 1803; „Palmerin of England“, 1807), gab verschiedene Anthologien mit kritischen Anmerkungen heraus u. veröffentlichte einige Schriften gemischten Inhalts, unter denen noch „The Doctor“ (5 Bde.) u. „Omniana“ (2 Bde., 1812) bes. zu erwähnen sind. Seinen Briefwechsel mit einer biographischen Skizze gab sein Sohn Charles Cuthbert heraus („Life and correspondence of S.“, 6 Bde., Lond. 1849 f.).

Souverän franz. souverain [spr. ßuhw'räng], ital. sovrano, vom mittellat. superanus od. supranus, oberst, höchst) heißt der Inhaber der höchsten Würde u. Machtvollkommenheit, also in Republiken das Volk in seiner Gesammtheit, bei monarchischer Verfassung der Fürst, welcher nicht kraft amtsmäßiger Stellvertretung, wie ein erwählter Präsident, sondern aus eigenem persönlichen Rechte die organische Spitze des Staates bildet. Der S. kann dem Strafgesetze nicht unterstehen; nur das Vermögen des S.s läßt sich wegen sonst im Strafgericht verfolgbarer Handlungen u. wegen Civilschuld in Anspruch nehmen. Verbrechen wider das Leben, die Gesundheit, die Freiheit, die Regierungsgewalt od. die höchste Würde des Staatsoberhauptes sind als Hochverrath u. Majestätsbeleidigung schwer zu ahnden. In der obersten Machtvollkommenheit (Souveränetät) ist enthalten: das Recht, den Staat in öffentlichem Ceremoniell darzustellen, Gesandte zu beglaubigen u. fremde Gesandtschaften anerkennend zu empfangen, Krieg u. Frieden zu beschließen, höhere u. höchste Staatsämter sowie die Führerstellen im Heere zu vergeben, überhaupt den gesammten öffentlichen Dienst auf den S. zu beziehen, mißliebigen Beschlüssen der gesetzgebenden Faktoren die Anerkennung zu verweigern (s. „Veto“), die Unverletzbarkeit des Staates u. seine Einrichtungen nach innen u. außen aufrecht zu erhalten, u. das Begnadigungsrecht. Je nachdem die Souveränetät in dem eigenen Staate od. gegen das Ausland zur Geltung kommt, unterscheidet man zwischen innerer u. äußerer Souveränetät. Letztere kann aus thatsächlichen Gründen von schwachen Staaten nur vorsichtig zu handhaben sein, od. auch ganz ruhen, wenn aus fremder Lehns- od. Schutzherrlichkeit das Verhältniß der Suzeränetät (s. d.) hervorgeht.

Souvestre (spr. Szuwest'r), Emile, franz. Schriftsteller, geb. 15. April 1806 (nach anderen Angaben 1808) zu Morlaix in der Bretagne; erwarb sich zuerst auf der Rechtsakademie zu Rennes u. später zu Paris eine vielseitige wissenschaftliche Bildung, wurde aber dann durch Familienverhältnisse genöthigt, eine Anstellung in einer Buchhandlung zu Nantes anzunehmen, trat jedoch bald in das Lehrfach über u. wirkte als Lehrer an verschiedenen höheren Unterrichtsanstalten zu Rennes, Mülhausen im Elsaß u. endlich in Paris, wo er 5. Juni 1854 verstarb, nachdem er zuletzt als Wanderlehrer für die Bildung der arbeitenden Klassen in der Schweiz thätig gewesen war. S. ist einer der anmuthigsten neueren franz. Roman- u. Novellendichter, zugleich einer der Wenigen, die in ihren Schriften, ohne deshalb pedantisch od. frömmelnd zu werden, einer strengen Moralität huldigten. Die bekanntesten u. werthvollsten von S.'s Romanen u. Novellen sind die köstlichen Erzählungen „Un philosophe sous les toits“, „Au coin du feu“ u. „Les derniers paysans“ sowie sein an schönen u. naturwahren Sittenschilderungen so reicher Roman „Les derniers Bretons“. Verdienstlich u. interessant sind auch seine „Causeries historiques et littéraires“. Auch als dramatischer Dichter hat sich S. versucht, jedoch mit geringem Erfolg. Seine relativ besten Dramen sind „Siège de Missolonghi“ u. „Le Mousse“.

Sovereign, eine engl. Goldmünze seit 1816, = 1 Pfd. Sterl. à 20 Shill. à 12 Pence. Der S. hat eine Feinheit von 22 Karat od. 916⅔ Tausendtheile u. wiegt 7,988 Gr. Auf das deutsche Münzpfund feinen Goldes gehen 68,218 Stück, sein Goldwerth beträgt M. 20,41.

Sowerby (spr. Szauerbi), engl. Zeichner u. Maler von großem Rufe in naturhistorischem Fache, geb. zu Lambeth 21. März 1757, gest. zu London 25. Okt. 1822. Sir J. E. Smith war es, der zuerst S.'s Talent auf dem botanischen Gebiete verwerthete. Seitdem lieferte er für verschiedene botanische wie auch für andere naturhistorische Werke eine große Menge der vortrefflichsten Zeichnungen u. gab selbst mehrere dergl. Illustrationswerke heraus, so z. B. „The florist's delight“ (Lond. 1791); „English fungi“ (3 Bde., ebd. 1797—1803); „British mineralogy“ (5 Bde., ebd. 1804—17); „Exotic mineralogy“ (2 Bde., ebd. 1811—17); „Mineral conchology of Great Britain“ (6 Bde., ebd. 1812—30) ꝛc. Auch seine Söhne, John Edward u. George Brettingham S. (geb. 1788, gest. 1854), sowie seine Enkel, George Brettingham S., der Jüngere (geb. 1812), u. Henry S., haben sich als naturhistorische Zeichner u. Maler einen Namen gemacht.

sozial (vom lat. socius, Genosse, Gesellschafter), gesellschaftlich.

Sozialdemokratie, s. „Sozialismus“.

Sozialismus nennt man in weiterem Sinne die Gesammtheit der Theorien u. praktischen Bestrebungen, deren Tendenz dahin geht, an die Stelle der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung mit ihren Mißständen eine neue zu setzen, welche einen Zustand allgemeinen Wohlbefindens herbeiführen u. nam. den Entbehrungen u. Leiden der unteren Gesellschaftsklassen abhelfen, bez. den Pauperismus beseitigen soll. Es gehört somit auch der Kommunismus (s. d.) dazu, der sich vom S. in engerem Sinne nur dadurch unterscheidet, daß er in seinen Reformplänen aggressiver ist, in seinen Forderungen bis zu den äußersten Konsequenzen geht u. insbes. das Hauptgewicht auf die Gleichheit des Besitzes legt, während dieser, der S. in engerem Sinne, dem Prinzipe der Gleich- od. Allberechtigung (des Panpolismus nach Marlo, im Gegensatze zu dem der Bevorrechtung od. des Monopolismus) eine einseitige Ausbildung in der Freiheit giebt. Eine dritte Richtung, die man mit dem Namen Föderalismus bezeichnet, sucht das Wahre des S. in engerem Sinne u. des Kommunismus zu verbinden, indem sie durch die freie Verbindung gleichmäßig entwickelter Einzelkräfte, durch den wetteifernden Verkehr der Glieder u. durch die freie Mitbestimmung Aller in gemeinsamen Angelegenheiten Allen einen Kreis beglückender Freiheit u. einen festen materiellen Boden für diese Freiheit sichern will. Dem S. in weiterem Sinne, also dem Streben, die Gesellschaft umzugestalten, begegnen wir zu allen Zeiten, sobald mit den ungünstigen Verhältnissen einer ganzen Klasse das Bewußtsein dieser letzteren sich vereinigte, daß nicht individuelles Uebelwollen bestimmter Personen, sondern ein System überwunden werden müsse, um Besserung herbeizuführen. Dieses System, sei es enthalten in gesetzlichen Vorschriften od. in physischen Macht-, namentlich Besitzverhältnissen, wird dann Gegenstand einer reflektirten Bekämpfung, welche bei allem Fanatismus, der sich ihr beigesellen mag, doch von bloßer persönlicher Wuth u. Rachgier des „Sklaven, der die Kette bricht“, weit verschieden ist. Der S. hat ein Programm. In den Zeiten vorherrschender Naturalwirthschaft dominirt der Agrar-S.; als z. B. eine um sich greifende Latifundienwirthschaft das Besitzthum des kleinen römischen Bürgers zu verschlingen begann, wehrte sich der Agrar-S. der Gracchen dagegen. Gegen Verschuldung des Grund- od. Nichtbesitzes an die Inhaber des flüssigen Kapitals, welche dadurch allmächtige Herren des ersteren wurden, richteten sich die Seisachthieen (novae tabulae). Der Druck der Feudalwirthschaft rief die englischen, französischen u. deutschen Bauernkriege hervor. Gegen die Uebermacht der Großindustrie endlich kämpfte der heutzutage hauptsächlich sog. (industrielle) S. an. Die Geburtsstätte desselben ist trotzdem nicht im Haupt- u. Mutterlande der modernen Großindustrie, in England, zu suchen. Es gehört eben außer dem Vorhandensein drückender Klassenunterschiede auch deren Erkenntniß dazu. In letzterer Hinsicht, in der kritisirenden Betrachtung, war Frankreich im 18. Jahrh. dem übrigen Europa vorausgegangen. Und was unter der Herrschaft des Humanismus, der nicht mehr Interessen gegen Interessen, sondern den Menschen überhaupt mit seinen „angeborenen Rechten“ gegen die positiven Einrichtungen u. Verhältnisse setzte, eine vereinzelte Gedankenschöpfung war, wie Morelly's „Basiliade“ (1753), wurde zwei Menschenalter später zum Programm einer praktisch agitirenden Schule. Schon die Vielseitigkeit

der Kritik welche nicht blos die Staatseinrichtungen, sondern auch Sitten u. Lebensweise u. deren Zusammenhang mit jenen in ihr Bereich zog u. gleich den alten Griechen, denen Staat u. Gesellschaft eins war, beide reformiren wollte (Rousseau), spielte den Kampf vom politischen aufs soziale Gebiet. Auch ist im Fabrikelend nur zum Theil die Quelle des modernen S. zu suchen. Ist doch das Elend meist größer u. tiefer, wo vereinzelte Handarbeit nach alter Weise durch äußerste Billigkeit der Löhne allein die Existenz eines Gewerbszweiges gegenüber ausländischer Maschinenindustrie fortfristet. Wenn trotzdem selbst in einer blühenden Fabrikindustrie eine stärkere sozialistische Triebfeder liegt als in der hungernden Hausindustrie, so kommt dies daher, weil das Zusammenleben in großen Massen das Klassenbewußtsein schärft u. das Kraftgefühl erhöht. Noch ein wesentlicher Umstand erklärt es, daß gerade in Frankreich der moderne S. aufkommen u. einen empfänglichen Boden finden konnte. Frankreich ist seit Ludwig XIV., selbst in seinen Revolutionen, mehr od. weniger absolutistisch regiert worden, u. insofern die künstliche Ordnung der Dinge durch die Staatsgewalt das Prinzip des Absolutismus bildet, unterscheiden sich die sozialistischen Systeme von diesen nur durch den Zweck, nicht aber durch die Mittel, deren Charakter ganz absolutistisch ist. Das fühlen auch die Apostel des S. in engerem Sinne selbst recht gut; um es nicht sehen zu lassen, daß derselbe das Aufhören jeder Berechtigung des Individuums bedingt, leugnen sie die Gütergemeinschaft, zu der sich die Kommunisten offen bekennen, u. doch müßte dazu schließlich sowol der Saint-Simonismus (s. „Saint-Simon") als auch das System eines Fourier (s. d.) od. eines Richard Owen (s. d.) führen. Diese drei ausgeprägten sozialistischen Systeme sind die einzigen, welche als solche in geschlossener Form aufgetreten sind, u., wie sie, wird jedes neue System ein Phantom bleiben, denn sie müssen sämmtlich schon in dem Umstande scheitern, daß sie von allen einmal bestehenden Grundlagen des Lebens, von allem historisch Gewordenen, schroff absehen u. einen Sprung ins Leere thun. Das einzige Verdienst des modernen S. besteht darin, die Schattenseiten unserer sozialen Verhältnisse am schärfsten erkannt, den Anstoß zur Entwicklung der Sozialwissenschaft gegeben u. dadurch auch die glücklichen, weil eminent praktischen Versuche angeregt zu haben, welche auf natürliche Weise, z. B. durch die Assoziation (s. d.), dem Lohnarbeiter die Vortheile des Großkapitals u. der Großunternehmung zuführen sollen, ohne im Uebrigen seine persönliche u. häusliche Sonderexistenz anzutasten. Für Deutschland hat in dieser Beziehung nam. Schulze-Delitzsch (s. d.) Großes geleistet. Den von diesem als Volksbanken ins Leben gerufenen Vorschuß- u. Kreditvereinen wären das Comptoir communal eines Fourier u. die Banque de peuple eines Proudhon (s. d.) als Analoga an die Seite zu setzen, wenn jene beiden Institute nicht hätten gegen den Strom der volkswirthschaftl. Naturgesetze fortkommen sollen. Wie sie, waren auch die Nationalwerkstätten eines Louis Blanc (s. d.) ein Unding. Letzterer wurde übrigens durch seine „Organisation der Arbeit" (1840) der Vater der neuesten Richtung des S.: der Sozialdemokratie. Diese sozial-politische u. zugleich sozialphilosophische Richtung leugnet jede Autorität u. verwirft Alles, was als überlieferte Sitte od. Anschauungsweise od. als Ausdruck des geschichtlich Gewordenen einen Einfluß auf die menschlichen Verhältnisse beansprucht, u. gesteht einzig der Mehrheit des lebenden Geschlechts den Begriff eines in ihr selbst ruhenden Rechtes zu. Insbesondere erhebt sie die Abneigung gegen Alles, was nach Religiösität schmeckt, zum Prinzip u. rundet ihr System dadurch in sich ab, daß sie den religiösen Glauben, insbes. den christlich-religiösen, als die Wurzel aller menschlichen Knechtschaft erklärt; ein „guter" Sozialdemokrat muß daher zugleich ein Atheist sein. Hand in Hand hiermit geht die eifrige Anreizung der Arbeiter, vor Allem die Vermehrung ihrer Genüsse u. ihrer Bedürfnisse im Auge zu behalten, während vom sittlichen Fortschritte nie, vom geistigen höchstens nur nebenher die Rede ist. Sodann erstrebt die Sozialdemokratie einen alles produktive Kapital in den Händen der Gesammtheit konzentrirenden Staat u. daher zunächst die Begünstigung von Arbeiterproduktivgenossenschaften, sowie die Ergreifung von Maßregeln, welche dem Privatkapital u. der Privatproduktion ungünstig sind. Die Arbeitseinstellungen (Strikes) z. B. werden von den Sozialdemokraten erst in zweiter Linie als Mittel zur Erreichung von Lohnerhöhungen od. Arbeitszeitherabsetzungen betrachtet, in erster Linie aber als Agitationsmittel. Und daß der sozialistische Staat nur ein Uebergang zu dem rein kommunistischen Gesellschaftszustande sein soll, daraus wird nicht einmal mehr ein Hehl gemacht. Hand in Hand hiermit geht Dasjenige, was die Sozialdemokratie u. A. auch zu einer politischen Partei macht: der ingrimmige Haß gegen ein Staatswesen, welches, gleich dem preußischen, starke Elemente der Stabilität in sich trägt. Dieser Haß ist natürlich mit einer großen Vorliebe für das „revolutionäre" Frankreich verknüpft, wo die Irrthümer des S. den mächtigsten Einfluß auf das gesammte Staats- u. Volksleben gewannen u. wo sie noch heute die große Masse des Volkes beherrschen. Von dort aus, bez. von den dort lebenden russischen u. polnischen Emigranten, erhält auch der in Rußland sein Unwesen treibende Nihilismus (s. d.), der mit der Sozialdemokratie innig verwandt ist, seine Nahrung. England u. die Neue Welt sind von der Sozialdemokratie weniger heimgesucht. Dagegen zählt dieselbe in Deutschland, Oesterreich, Dänemark u. der Schweiz viele Anhänger. Ihre geistigen Führer wurden in Deutschland Ferdinand Lassalle (s. d.) u. Karl Marx (s. d.). Außer diesen war noch Joh. Jacoby (s. d.) ein hervorragender Vertreter dieser Richtung, während Schweitzer, Bebel, Liebknecht u. A. einen untergeordneten Rang einnahmen, bez. noch einnehmen. Lassalle forderte 1863 zuerst die deutschen Arbeiter auf, sich als selbständige politische Partei zu konstituiren u. das allgemeine gleiche u. direkte Wahlrecht zum prinzipiellen Losungswort zu machen, damit sie, zur Herrschaft im Staate gelangt, sein sozialistisches Programm durchführen könnten, welches darin bestand, die Arbeiter durch Staatshülfe „zu ihren eigenen Unternehmern" zu machen u. den Arbeitslohn durch Arbeitsertrag zu ersetzen, bez. das sog. „eherne ökonomische Gesetz des Arbeitslohns" zu beseitigen. Beiläufig erwähnt, ist die Tendenz des gewöhnlichen Arbeitslohnes, auf das Minimum des Lebensunterhaltes zu sinken, von allen bedeutenden Volkswirthen anerkannt worden; dieselben haben sich aber mit Recht gegen die falsche Schlußfolgerung aus diesem „ehernen" Gesetz verwahrt, daß damit das soziale Elend unabweisbar verknüpft sei; bei diesem an sich trostlos scheinenden Gesetze handelt es sich vielmehr darum, was die Arbeiter für ihren nothwendigen Lebensunterhalt ansehen, denn dieser ist ja eine durchaus dehnbare u. veränderliche Größe. Karl Marx, der eigentliche Theoretiker der Sozialdemokratie, der im Kapitalismus die Quelle der sozialen Uebelstände erblickt, gründete 1866 die „Internationale Arbeiter-Verbindung" (s. d.). Nicht blos die Furcht vor den destruktiven Tendenzen der Sozialdemokratie, sondern auch die Einsicht, daß wir noch mitten in einem Gährungsprozesse stehen, daß in unseren sozialen Verhältnissen wirklich Vieles unhaltbar ist u. daß gewissermaßen für das neue Wohnhaus, das die Menschheit bezogen, die Hausordnung noch nicht definitiv festgestellt worden, erzeugte die oben als Föderalismus bezeichnete vermittelnde Richtung des S. in weiterem Sinne, deren erster wissenschaftlicher Vertreter Karl Marlo (Winkelblech) war. Indeß ist Marlo's unvollendetes Werk: „Untersuchungen über die Organisation der Arbeit od. System der Weltökonomie" (1.—4. Bd., 1850—57) fast unbeachtet geblieben, während sein Nachfolger Schäffle (s. d.) mehr Anklang für seine Theorie findet. Dem Föderalismus an die Seite zu stellen, wenn nicht mit ihm identisch, ist schließlich das Bestreben der sog. (weil meist aus Nationalökonomen, bez. Universitätslehrern bestehenden) Katheder-Sozialisten, die in den herrschenden sozialen Mißständen eine Krankheit der ganzen Gesellschaft erblicken, über welche nicht mit gleichgiltigem od. kühl bedauerndem Achselzucken hinweggegangen werden dürfe, sondern die im ernstlichsten Interesse der Gesammtheit ihrer Heilung entgegengeführt werden müsse. Dabei sind sie der Meinung, daß die Sozialwissenschaft von der Betrachtung u. Würdigung des ganzen Menschen nicht zu trennen sei, u. wollen an die geschichtliche Entwicklung anknüpfen. Demgemäß ist der die allerneueste Richtung bildende Katheder-S. sehr vorsichtig, eher konservativ als liberal, u. maßt sich betreffs der Zukunft keine andere Entscheidung an als die: daß er auf Bewahrung u. Pflege des bei der Menschheit vorhandenen geistigen, sittlichen u. intellecktuellen Kapitals hinzuwirken sucht. Mit einer gesunden, auf korporative Gestaltungen hinsteuernden Arbeiterbewegung, wie sie in den Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereinen sich ausdrückt, ist er befreundet; für das Genossenschaftswesen hegt er lebhafte Sympathien; Alles, was eine Verständigung zwischen Arbeitgebern u. Arbeitern, sowie, je nach Lage der Verhältnisse, selbst eine organische Gliederung beider herbeizuführen od. anzubahnen geeignet ist, begünstigt er; endlich läßt er sich auch, obwol mit Vorsicht, Alles gefallen, was im Lichte einer zeitgemäßen Heranziehung der Arbeiter zu den öffentlichen Angelegenheiten erscheint. — Vgl. L. Reybaud, „Études sur les réformateurs ou socialistes modernes" (2 Bde., Par. 1840—43; 7. Aufl. 1864); L. Stein, „Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich" (3 Bde., Lpz. 1849—51); Schäffle, „Kapitalismus u. S." (Tüb. 1870) u. „Das gesellschaftliche System der menschlichen Wirthschaft" (ebd. 1873); Bebel, „Unsere Ziele" (2. Aufl., Lpz. 1871); v. Sybel, „Die Lehren des heutigen S. u. Kommunismus" (Bonn 1872); Böhmert, „Der S. u. die Arbeiterfrage" (Zür. 1872); Böhmert u. A. v. Studnitz, „Sozial-Korrespondenz" (Zeitschrift, Dresd. 1877 f.); Contzen, „Geschichte der sozialen Frage" (Berl. 1878).

Sozietät (lat. societas), Gesellschaft (s. d.). — Societas Jesu, abgek. S. J., Gesellschaft Jesu, Orden der Jesuiten.

Spaa od. Spa, Badeort mit 5881 E. (1866) in der belg. Provinz Lüttich; liegt in einem malerischen Thale am Hohen Venn u. an der Zweiglinie Pepinster-Gouvy der belg. Hauptbahn. Im 18. Jahrh. der berühmteste Badeort Europa's, wird S. noch jetzt von 20,000 Badegästen

besucht, die vorzugsweise den höheren Ständen angehören. Dem entsprechend hat Sp. auch eine Menge glänzender Hotels u. mit den Bädern zusammenhängende Etablissements, reizende Spaziergänge ꝛc. Von seinen 16 alkalisch-erdigen Eisenquellen entspringt nur eine, der sog. Pouhon (wallonisch, d. h. Brunnen), in der Stadt, die anderen werden zum Theil stundenweit hergeleitet. Sp. fertigt lackirte Holzarbeiten (sog. Bois de Spa), Elfenbein u. Lederwaaren. In seiner Nähe sind Eisenwerke.

Spach, Ludwig Adolf, verdienstvoller elsäss. Historiker u. Schriftsteller, geb. zu Straßburg 27. Sept. 1800; studirte daselbst 1820—23 die Rechte, wurde dann Erzieher im Hause des Grafen v. Sainte-Aulaire in Paris u. begleitete denselben 1830 auch nach Rom, wo S. 1831—32 Privatsekretär im Palazzo Colonna war. Die nächsten Jahre verbrachte er als Erzieher u. privatisirender Schriftsteller in der Schweiz, in Paris u. in seiner Vaterstadt. Hier bekleidete er seit 1840 die Stelle eines Archivars des Departements des Niederrheins u. wurde 1854 Archivdirektor, was er auch nach der Wiedererwerbung Straßburgs durch die Deutschen geblieben ist. Seine literarische Thätigkeit betrifft die politische u. Kulturgeschichte des Elsasses u. die deutsche u. franz. Literatur, u. wie er von jeher den Vermittler zwischen letzteren beiden gemacht hat, so ist auch nach den Ereignissen des Krieges von 1870—71 sein Wirken ein zwischen den feindlichen Tendenzen vermittelndes gewesen. Zu seinen Schriften gehören: „Histoire de la Basse-Alsace“ (Straßb. 1858 u. 1860); „Lettres sur les archives départementales du Bas Rhin“ (ebd. 1862); „Mélanges littéraires“ (ebd. 1862—69); „Études sur quelques poëtes Alsaciens du moyen âge“ (ebd. 1864); „Geschichte der modernen Literatur“ (Essays, ebd. 1877) ꝛc. Auch schrieb er unter dem Pseudonym Louis Lavater die Romane „Henri Farel“ (2 Bde., Par. 1834), „Le nouveau candide“ (2 Bde., ebd. 1835) u. „Roger de Manesse“ (Neuchâtel 1849), das Oratorium „Der Münsterbau“ (Straßb. 1865) u. das Singspiel „Kaiser Sigismund“ (ebd. 1866). Unter seinem wirklichen Namen veröffentlichte er die dramatische Dichtung „Heinrich Waser“ (ebd. 1875). Seine „Oeuvres choisies“ (5 Bde., ebd. 1869—71) enthalten in den ersten 2 Bdn. die „Biographies alsaciennes“.

Spadille, Pique-As im L'hombrespiele (s. d.).

Spagnoletto, Maler, s. „Ribera, Giuseppe“.

Spagnuolo, Maler, s. „Crespi“.

Spahi ist der Name für türk. Reiter. Die eigentlichen Sp.'s bildeten eine Art Feudaladel, der zu Pferde diente, ähnlich der europ. Ritterschaft. Die Franzosen gaben einer leichten in Afrika u. später auch in Europa dienenden Kavalerie den Namen Sp.'s.

Spalatin, Georg, Beförderer der Reformation, geb. 1484 zu Spalt im Bisthum Eichstädt; hieß eigentlich Burckart, nannte sich aber nach seinem Geburtsort Sp. Nachdem er in Nürnberg, Erfurt u. Wittenberg studirt, seit 1505 in Erfurt als Hauslehrer gewirkt hatte, wurde er 1507 Pfarrer zu Hohenkirchen bei Gotha, 1509 Erzieher des Kurprinzen Johann Friedrich von Gotha, begleitete 1511 im Auftrage des Kurfürsten Friedrich des Weisen die Neffen desselben auf die Universität Wittenberg u. schloß hier mit Luther u. anderen der nachmaligen Reformatoren innige Freundschaft. 1512 wurde Sp. Bibliothekar der Universitäts-Bibliothek, 1514 aber Hofkaplan u. Geheimsekretär zu Dresden. In dieser Stellung hat Sp. als der vertrauteste Rathgeber des Kurfürsten u. als Begleiter desselben zu zahlreichen Reichstagen den größten Einfluß auf die Förderung der Reformation ausgeübt. Inmitten einer großen Geschäftslast, die er mit äußerster Gewissenhaftigkeit u. Uneigennützigkeit bewältigte, fand er noch Zeit zu Biographien Friedrich's des Weisen (herausgeg. von Neudecker u. Preller, Jena 1851) u. Johann's des Beständigen, einer Geschichte der Päpste u. Kaiser des Reformationszeitalters, der „Christlichen Religionshändel“ (von Cyprian als „Annales reformationis“ herausgegeben, Lpz. 1718) ꝛc. Nach dem Tode Friedrich's des Weisen (1525) wurde er auf seinen Wunsch von Kurfürst Johann als Superintendent nach Altenburg versetzt. Auch von hier aus entfaltete er eine höchst segensreiche reformatorische Wirksamkeit u. war dabei nach wie vor als geistlicher u. politischer Rathgeber u. Reisebegleiter des Kurfürsten thätig. Er starb zu Altenburg 16. Jan. 1545.

Spalato od. Spalatro, slav. Split, Stadt mit 12,196 E. (1869) im Königreich Dalmatien; liegt halbmondförmig auf einer Halbinsel, die nördl. vom Golf od. Kanal von Salona, südl. vom Kanal von Brazza bespült wird, im Vordergrunde einer etwa 3 M. langen Ebene, an der Eisenbahn Siverić-Sp. Die in ital. Weise erbaute, im Innern schmuzige u. unansehnliche Stadt ist Sitz eines Bischofs u. verschiedener kaiserlicher Behörden, hat ein Obergymnasium, eine nautische Schule, ein Priesterseminar, sechs Klöster u. mehrere Museen, in denen die vielen in der Umgegend gefundenen röm. Alterthümer aufbewahrt werden. Die Kathedrale ist der im 7. Jahrh. zu einer christl. Kirche umgewandelte Jupitertempel, ein Theil des Diocletianischen Palastes, von welchem außerdem noch der Aesculaptempel od. das Mausoleum, jetzt Taufkapelle, die Façade des Vestibulums, ein Theil der Umfassungsmauer ꝛc. erhalten sind. Er nahm die Hälfte der ganzen Stadt ein; der jetzige Domplatz war der Vorhof desselben, der Marktplatz ein Theil des großen Saales, u. von der Wasserleitung existiren noch großartige Trümmer. Der schöne Glockenthurm von 1416 ist geschmückt mit vielen altröm. Skulpturarbeiten. Sp. mit seinem guten u. sicheren Hafen ist Stapelplatz für vorwaltend ital. Güter u. Haupthandelsplatz mit der Türkei; es fertigt etwas wollene u. seidene Waaren, Leder, Rosoglio ꝛc. ¾ M. östl. von der Stadt liegen die Trümmer von Salona u. am nahen Berge Marian sind Schwefelquellen, die zu Bädern benutzt werden. Sp. hat seinen Namen von Palatium, dem mächtigen Palaste, welchen sich Diocletian (s. d.) nach seiner Thronentsagung hier baute, hinter dessen festen Ringmauern im 6. u. 7. Jahrh. die Bewohner Salona's Schutz suchten, als ihre Stadt durch die Gothen u. Avaren zerstört wurde; in diesem Kaiserpalaste entstand die Altstadt, der später vier Vorstädte folgten. 1420 kam Sp. in den Besitz Venetiens, für das es Stapelplatz der mit Karawanen aus dem Oriente kommenden Waaren wurde. Die Befestigungen des Ortes wurden 1808 beseitigt, nur das an der Ostseite liegende Fort Grippi ist noch vorhanden. Von der Landseite deckt die drei Stunden entfernte Festung Clissa den Zugang.

Spalier (ital. spalliera, franz. espalier), Geländer; Gitterwerk an Mauern od. Hauserwänden, um Wein od. Obstbäume daran zu ziehen.

Spallanzani, Lazaro, hochverdienter ital. Naturforscher u. Physiker, geb. zu Scandiano (im ehemaligen Herzogthum Modena) 12. Jan. 1729; studirte in Bologna, wurde 1755 Professor der schönen Wissenschaften u. der Philosophie in Reggio, beschäftigte sich hier aber auch mit naturwissenschaftlichen Beobachtungen u. erregte durch verschiedene wichtige Entdeckungen Aufsehen; infolge dessen erhielt Sp. 1770 die Professur der Naturgeschichte in Pavia, machte 1779—88 mehrere Reisen im Interesse der naturwissenschaftlichen Forschung u. starb zu Pavia 11. Febr. 1799. Seine Beobachtungen u. Entdeckungen wie seine zahlreichen Schriften betreffen den Ursprung der Wasserquellen, das Verdauungsgeschäft, die Fortpflanzung der Frösche, die Infusionsthierchen, den Kreislauf des Blutes, das Phosphoresciren des Meeres u. A. m. Die Beschreibung seiner „Viaggi alle due Sicilie ed in alcune parti degli Apennini“ (6 Bde., Pavia 1792) ward auch ins Deutsche übertragen (Lpz. 1795).

Spamer, Otto, Verlagsbuchhändler, geb. zu Darmstadt 29. Aug. 1820; genoß daselbst den ersten Unterricht, den der Lerneifer des Jünglings u. des Mannes später durch Selbststudium ergänzte, erlernte in Darmstadt den Buchhandel, konditionirte dann in Aschaffenburg, Frankfurt a. M., Landau u. Leipzig. In letztgenannter Metropole des deutschen Buchhandels erhielt er nicht blos Einblick in das Getriebe des buchhändlerischen Großverkehrs, sondern machte auch insbes. hinsichtlich der illustrirten Literatur bei J. J. Weber (s. d.) eine nützliche Vorschule für das von ihm am 31. März 1847 daselbst errichtete selbständige Geschäft durch. Dem Zuge der Zeit folgend, umfaßte sein Verlag anfänglich großentheils Schriften u. Flugblätter politischen Inhalts. Später machte er sich zur Hauptaufgabe, die reichen Schätze der Wissenschaft für die Jugend u. das Volk zu heben, sie denselben durch anschauliche u. gefällige Darstellung zuzuführen u. zu diesem Zwecke die illustrirenden Künste in ausgiebigster Weise heranzuziehen. Der durchschlagende Erfolg einiger Lehr- u. Handbücher, wie nam. Rothschild's „Taschenbuch für Kaufleute“, bot die Mittel zu einem umfassenderen Vorgehen in dieser Richtung. Zu den betreffenden Publikationen, für die Sp. nicht nur als Verleger, sondern auch als Herausgeber u. (unter dem Pseudonym Franz **Otto**) selbst als Autor thätig gewesen, gehören ganz bes. die seit 1855 erscheinende „Jugend- u. Hausbibliothek“ u. die seit 1854 herausgegebenen „Malerischen Feierstunden“. Hieran reihten sich umfassendere Fachschriften, wie „Die Schule der Baukunst“, populäre Lehrbücher meist naturwissenschaftlichen Inhalts, Lehr- u. Hülfsbücher für den kaufmännischen Beruf ꝛc.

Im Laufe der Zeit entstanden aus diesen Unternehmungen größere Prachtwerke, wie „Das Buch der Erfindungen“ (bereits in 7. Aufl. erschienen), „Das Buch berühmter Kaufleute“ 2c. In neuerer Zeit wandte sich Sp. der lexikalischen Richtung zu, hinsichtlich deren nur das „Illustrirte Baulexikon“, das „Illustrirte Handelslexikon“, das „Illustrirte Lexikon der Archäologie“ u. das vorliegende „Illustrirte Konversations-Lexikon“ genannt sein mögen. Daneben richtete Sp. sein Augenmerk auch auf die Gebetbuchliteratur (z. B. Breviere), insbes. aber auf patriotische Volksbücher, zu denen u. a. die „Illustrirte Chronik des Deutschen Nationalkrieges“, „Das Buch des Fürsten Bismarck“ u. „Kaiser Wilhelm“ gehören, sodann auf Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte. Endlich pflegt seit einigen Jahren der Sp.'sche Verlag auch das ethnographische u. anthropologische Gebiet, bez. das der Entdeckungsreisen.

Spandau, auch Spandow, Stadt u. Festung erster Klasse mit 27,037 E. (1875), darunter über 3000 Militär, im osthavelländischen Kreise des Reg.-Bez. Potsdam, preuß. Provinz Brandenburg; liegt vielseitig von Wasser umgeben an der Einmündung der Spree in die Havel, an der Berlin-Hamburger u. Berlin-Lehrter Bahn, hat Gewehr- u. Pulverfabrikation, Kanonengießerei, Depots verschiedener Art, birgt im Juliusthurm den deutschen Kriegsschatz, hat eine Strafanstalt u. verschiedenartige industrielle Thätigkeit, wie Zwirnfabrikation, Teppichweberei, Strumpfwirkerei, Tabaksfabrikation 2c. u. bedeutenden Handel. Sp. ist eine der ältesten Städte der Mark Brandenburg. 1318 erhielt es Mauern u. Wälle, wirklich befestigt wurde es aber erst vom Grafen Rochus von Lynar 1577—83. 1631—35 wurde es von den Schweden besetzt gehalten; 25. Okt. 1806 ergab es sich an die Franzosen, wurde seit März 1813 von den Russen eingeschlossen u. 20. April durch Sturm zu nehmen gesucht, worauf 21. April die franz. Besatzung kapitulirte.

Spanferkel (vom altd. spänen, säugen), Milch- od. Saugeferkel.

Spangenberg, Friedrich, Historienmaler, geb. 3. Dez. 1843 zu Göttingen als Sohn eines Malers; wurde 1859 Schüler der Münchener Akademie u. ging 1861 nach Weimar, um sich unter Pauwels (s. d.) weiter auszubilden. Hier malte er auf Bestellung eines Amerikaners sein erstes größeres Bild, „Der Triumph der Union“, das Ende des Sezessionskrieges darstellend. Nach München zurückgekehrt, malte er die „Plündernden Vandalen in einer röm. Basilika“, ein Bild, welches 1869 auf der Ausstellung in München großen Beifall fand. In demselben Jahre begann er im Auftrage der Verbindung für historische Kunst sein bekanntestes, bedeutendstes, erst 1872 vollendetes Bild „Geiserich, König der Vandalen, führt die Kaiserin Eudoxia aus Rom in die Gefangenschaft“. 1873 erhielt er bei einer Konkurrenz in Berlin den Staatspreis für einen zweijährigen Aufenthalt in Italien, begab sich daher nach Rom u. begann dort zwei bedeutende Arbeiten, wurde aber auf einer mit Studiengenossen unternommenen Reise bei Besteigung des Vesuv 8. Juni 1874 durch einen Schlaganfall getödtet.

Spanien. Geographie. Das Königreich Sp. grenzt im N. an den Biscayischen Meerbusen u. längs der Pyrenäenkette an Frankreich (bez. die kleine, zwischen Sp. u. Frankreich eingeschobene Republik Andorra), im O. an das Mittelmeer, im S. an das Mittelmeer, die Straße u. das Gebiet von Gibraltar u. den Atlantischen Ozean, im W. an Portugal u. den Atlantischen Ozean. Es begreift mehr als 5/6 der Pyrenäischen Halbinsel; sein europ. Besitz umfaßt mit Einschluß der sechs Inseln 9208,3 □M., wovon 87,19 □M. auf die Balearen u. 132,08 □M. auf die Kanarischen Inseln kommen. Auf dem Festlande erstreckt es sich von 36° bis 43° 47′ 29″ n. Br. u. von 3° 19′ 50″ östl. bis 9° 15′ westl. Länge von Greenwich. Sein nördlichster Punkt ist das Kap Vares in Galicien, der südlichste die Hermita de Santa Catalina bei Tarifa, der östlichste Kap Creus in Catalonien u. der westlichste Kap Toriñano u. Kap Finisterre. Andere hervorragende Spitzen sind im N. Kap de Peñas, Kap Ortegal 2c., in das Mittelmeer springen hervor Kap de Gata, Kap de Palos, Kap de Nau, Kap Bagur 2c. Die Nordküste bilden schroffe Felsen, hier u. da in fjordartige, tief eingeschnittene, von Felsenufern umgebene Rias od. Meeresarme, die gute Ankerplätze bieten, zerrissen. Die Küste am Mittelmeere ist gleichfalls vielfach steil u. felsig, doch treten hier an Stelle der Rias Busen u. Buchten. Seiner natürlichen Beschaffenheit nach ist Sp. eine mächtige Felsmasse mit hohen Scheitelflächen, die sich terrassenförmig zu größeren Tieflandern herabsenken. Die centrale Plateaulandschaft, von gegen 2000 □M. Größe, von ONO. nach WSW. geneigt u. im Plateau von Soria, dem höchsten Europa's, bis 1100 m. sich erhebend, ist durch eine Gebirgskette in ein nördl. u. ein südl. Tafelland geschieden, die nur im obersten Theile, in den Plateaux von Soria u. Siguenza, mit einander Verbindung haben. Der nördl. Theil begreift die Hochländer von Altcastilien u. Leon, der südl. die von Neucastilien u. Estremadura. Die erstere Hochfläche ist im N. durch das cantabrisch-asturische Gebirge begrenzt u. geht im NO. durch das Hochland von Alava in die pyrenäischen Gebirgslandschaften über. Die letztere, südl. begrenzt durch die Sierra Morena, tritt im SO. durch die Sierra Segura mit den Gebirgslandschaften am Mittelmeere in Berührung. Beide fallen nach O. hin durch das Iberische Scheidegebirge zum Ebrobassin, die letztere auch in die Ebene um Valencia hinab. Der breite Westabfall führt beide in die geneigte Fläche von Portugal. Südl. von der Sierra Morena breitet sich noch das Becken des Guadalquivir u. Hoch-Andalusien aus.

Das Plateau von Altcastilien u. Leon, etwa 1000 □M. groß u. im Mittel 830 m. hoch, setzt sich zusammen aus der Terrasse von Reinosa, dem Plateau von Soria, der Bureba u. dem Hügellande von Burgos u. Lerma, den baumlosen Tierras de campos u. der altcastil. Steppe. Die Terrasse von Reinosa, südwestl. von Santander, ist ein ödes, nur mit Gras bewachsenes, steil abfallendes u. von tiefen Wasserrinnen durchfurchtes Kalkplateau von gegen 1000 m. Höhe. Das Plateau von Soria, das Quellgebiet des Duero, ist ein unwirthliches, aber dennoch gut bevölkertes Gebiet. Die Bureba zwischen beiden ist fast ganz eben, fruchtbar u. gut angebaut. Die Tierras de campos, westl. davon, erfüllen die Provinzen Segovia, Palencia u. Zamora u. die Hälfte von Avila, Valladolid, Leon u. Salamanca. Endlose, mit Getreide bestandene Felder, fast völliger Mangel an Baumwuchs u. erdfahle Ortschaften charakterisiren sie. Die altcastil. Steppe ist eine ebene, salzhaltige u. fast gänzlich unbebaute Thon- u. Mergelfläche zwischen Duero, Eresma u. Adaja.

Das Plateau von Neucastilien u. Estremadura, dem vorigen an Größe gleich u. im Mittel etwa 680 m. hoch, besteht aus den beiden Mulden des Tajo u. des Guadiana, zwischen denen sich bedeutende Erhebungen finden. Im NO., in den Plateaux von Setiles u. Siguenza bis über 1200 m. hoch, beträgt seine geringste Höhe bei Talavera nur 350 m. Es besteht im obersten Gebiete aus wellenförmigen Flächen, von gut bebauten Thälern durchzogen. Westl. schließt sich daran der fruchtbare u. stark bevölkerte Distrikt von Alcarria u. daran wieder westl. das unfruchtbare Plateau von Madrid. Südwestl. fällt die hohe Terrasse zur unfruchtbaren Steppe von Neucastilien, in der sich aber, wie bei Aranjuez, fruchtbare Oasen finden, u. direkt nach S. dehnt sich zwischen Cuenca u. Valencia die fruchtbare, gut angebaute u. stark bevölkerte Ebene von Requena. Den Nordrand der Sierra Morena umsäumen Getreidefelder, Eichenwälder, Cistusheiden u. Weideflächen, u. nördl. davon u. westl. von der neucastil. Steppe ist ein für Weizen ergiebiger Ackerboden. Den Südwestzipfel erfüllen die Dehesas de la Sierra, die Winterquartiere für die großen Merinoherden, den NW. Hoch-Estremadura, mit Eichenwäldern u. anderem Laubholz, mit gewaltigen Heiden u. immergrünen Cistus bedeckt. Beide Plateaux trennt das vielfach gekrümmte u. dadurch etwa 100 M. lange, 3—14 M. breite Castilische Scheidegebirge. Es bedeckte gegen 700 □M. u. zerfällt in viele einzelne Partien, von denen im mittleren Theile die Sierra Guadarrama bis 2507 m. ansteigt, während im SW. die mit Alpentriften, Seen u. einem kleinen Gletscher bedeckte Sierra de Gredos 2660 m. erreicht. — Das Scheidegebirge des südl. Plateaux zwischen Tajo u. Guadiana, etwa 20 M. lang u. 2—12 M. breit, steigt in den Montes de Toledo bis 1300 m.; im W. ist es noch höher u. erreicht im Cabeza del Moro 1558 m. — Die Nordgrenze der centralen Plateaux, die Cantabrisch-asturische Kette, beginnt am Grenzflusse Bidassoa, ist über 60 M. lang u. bildet nur im O. bis zur Mitte einen wirklichen Kamm, im W. verbreitert sie sich immer mehr u. erfüllt mit ihren Bergmassen das ganze Königreich Galicien. Ihre höchsten Spitzen ragen bis über 2600 m. empor u. tragen ewigen Schnee. Zackige Bergformen, zerrissene Kämme, steile Abhänge, kräftige Laubholzwälder, wiesenreiche Thäler sind der Charakter der Kette. Sie fällt übrigens nicht direkt zum Meere ab, sondern ein nicht allzu hohes Küstengebirge schiebt sich an den meisten Stellen noch zwischen ihr u. dem Biscayischen (od. Vizcayischen) Meerbusen ein. Den südl. Grenzwall der Plateaux bildet die Sierra Morena (s. d.). Die Ostgrenze derselben bilden das Iberische Gebirgssystem, eine Masse von Bergketten, Berggruppen u. Einzelbergen, die durch Plateaux u. tiefe Thäler von einander geschieden sind. Das ganze System, gegen 1450 □M. erfüllend, beginnt im N. bei dem Passe von Pancorvo in Burgos mit einer Breite von nur wenigen Meilen, schwillt aber im Fortschreiten nach SSO. bald bis auf 25 M. an u. endigt nach 60—70 M. langem Verlaufe südl. der Seguramündung wieder ziemlich schmal. Der W. beider Castilien, fast ganz Valencia u. Süd-Catalonien liegen in diesem Systeme. Der größte Theil desselben ist jurassisch. Hohe Plateaux mit terrassirten Rändern charakterisiren den N., Tafelberge den S.; die Vegetation ist nördl. sehr kümmerlich, in der Mitte sind weite Strecken mit Rosmarin u. Wachholder bedeckt, der SW. trägt

gegen 40 □M. Nadelholz, bes. Lärchenwaldung, der S. u. SO. hat in den Thälern die üppigste Vegetation. Nordöstl. dieses Systems liegt das gegen 600 □M. große Ebrobassin, das einen Theil von Alava, das südl. Navarra u. ganz Nieder-Aragonien umfaßt. Es senkt sich von NW. nach SO. von 500 auf 300 m. herab u. ist links vom Ebro in der oberen Hälfte eine fast unangebaute Fläche, in Nieder-Aragon sogar Salzsteppe u. Wüstenei; nur das Ebrothal u. die rechte Uferseite haben theilweise ergiebigere Distrikte. Es grenzt daran nach N. u. NO. die Bergterrasse von Navarra, Hoch-Aragon u. Catalonien, ein 3–6 M. breiter u. gegen 60 M. langer Streifen, der ziemlich parallel der Pyrenäenkette läuft u. mehrere kleine Sierren u. Berge, wie den Monserrat westl. von Barcelona, trägt. Zwischen ihm u. den Pyrenäen liegen Thalebenen, wie das breite Längenthal des Aragon, die Hochebene von Navarra ꝛc. Ueber den Charakter der Gebirgslandschaften in den Pyrenäen s. d. — Den S. der Halbinsel, südl. von der Sierra Morena, erfüllt im W. das Guadalquivirbassin od. das Batische Tiefland, im O. die Bergterrasse von Granada od. Hoch-Andalusien. Das erstere, gegen 300 □M., liegt zu beiden Seiten des Guadalquivir u. reicht vom Plateau von Baëza u. Ubeda bis ans Meer. Theilweise sehr fruchtbar, hat es doch auch z. B. zu beiden Seiten des Jenil trostlose Salzsteppen u. kahle Einöden. Hoch-Andalusien hat zum Centralstock die Sierra Nevada (s. d.). Ihr legen sich nach W., N. u. NO. hin die Plateaux von Ronda, Granada, Baza, Huescar u. Maria an. Die Randgebirge streichen östl. noch über das Kap de Gata hinaus u. haben hier u. im NO. Verbindung mit dem Plateau von Murcia u. der S. Morena, westl. kommen sie nahe der Meerenge von Gibraltar.

An **Flüssen** hat Sp. außer den fünf großen Strömen Duero, Tajo, Guadiana, Guadalquivir u. Ebro zahlreiche Flüsse zweiten Ranges u. Küstenflüsse. Die Ströme aber sind außer dem Guadalquivir reißend u. von sehr wechselndem Wasserstande u. daher für die Schiffahrt wenig verwerthbar, auch, weil meist in tiefen Rinnen laufend, zur Bewässerung ungeeignet. Trefflich in letzterer Beziehung sind aber viele der Küstenflüsse. Im Unterlaufe schiffbare Küstenflüsse sind im N. der Nalon, der in die Ria von Pravia mündet, im NW. der in die Ria von Aroza fließende Ulla, der Grenzfluß Minho u. im S. östl. vom Guadalquivir der Guadalete. Von den ins Mittelmeer mündenden wird außer dem Ebro keiner schiffbar: sie sind entweder zu reißend od. müssen zu viel Wasser an die zahlreichen, der Bewässerung dienenden Kanäle abgeben. Es gehören vorzüglich hierher der Segura ($31\frac{1}{2}$ M.), der Jucar (35 M.) u. der fast ebenso lange Guadalaviar. — Süßwasserseen giebt es in den Hochgebirgen, selten im Tieflande, fast gar nicht auf den Plateaux; Salzseen aber sind hier mehr als in irgend einem Lande Europa's. Mineralquellen soll Sp. an 1500 haben.

Klima. Die Konfiguration des Bodens bedingt in Sp. starke klimatische Unterschiede. Während die Südostküste am Mittelmeere, durch die Gebirge Hoch-Andalusiens geschützt, eine subtropische Temperatur von 20° C. im Mittel aufweist, entspricht das Klima der höchsten Gebirgsgegenden dem der Polarzonen, u. zwischen diesen Extremen bewegt sich der Nordrand an den Pyrenäen sowol wie im Cantabrisch-asturischen Zuge mit einem Klima der nördl. gemäßigten u. der größte Theil des ganzen Landes mit einem solchen der warmen gemäßigten Zone. Dabei haben die Plateaulandschaften einen starken Temperaturwechsel zwischen Tag u. Nacht; auch sinkt infolge eines Gewitters die Temperatur oft von 30 bis auf 9° herab. Nicht minder starke Unterschiede zeigen die Feuchtigkeitsverhältnisse. Fast regenlos ist die Südküste vom Kap de Gata bis nach Süd-Valencia hin. Wenig Regen hat das Plateau von Neucastilien, im Mittel nur 33 cm.; 60—80 cm. Niederschlag haben viele der westl. Partien in Estremadura. Mit 1 m. u. mehr sind die Gebirgslandschaften der Hochpyrenäen u. Theile der Nord- u. Westküste, ebenso die westl. Seite der Sierra Nevada u. das Küstengebiet von Gibraltar bis an die Westgrenze bedacht. Regenreich, mit über 2 m. Niederschlag, sind die Partien in den baskischen Provinzen (Bilbao) u. in Galicien San Jago de Compostela.

Die **Vegetation** zeigt bei der Verschiedenheit von Bodennatur u. Klima eine erstaunliche Mannichfaltigkeit. Man zählt 6–7000 Phanerogamen. Der cantabrisch-asturische Zug ist das Gebiet der Eichen, Kastanien, Aepfel- u. Nußbäume u. Buchen; von Halbsträuchern giebt es Weißdorn-, wilde Rosen-, Liguster- u. Brombeergebüsche; auch das span. Rohr gedeiht; die Gräser u. Blumen sind mitteleuropäisch. In den Pyrenäen finden sich Nadelhölzer, Alpensträucher u. Kräuter. Die Plateaux der Mitte haben sehr einförmige Vegetation. Rosmarin, Lavendel u. Thymus od. Ericaceen überziehen Hunderte von Quadratmeilen, sog. Tomillares. Dagegen fehlen hier die Wiesen. Die umgrenzenden Gebirgsregionen tragen Wälder von Korkeichen (Hoch-Estremadura), Pinusarten (südl. iberisches System), Wachholder (nördl.), Föhren (castil. Scheidegebirge), anderwärts von Kastanien u. Eichen, von Ilex, Ballota ꝛc. Im O., in dem Steppengebiete, treten Gypsophila hispanica, Helianthemum-Arten u. andere Steppenpflanzen auf, in den unbebauten, aber kulturfähigen Gebieten sind Tomillares, in den Bergen Eichen, Buchen, Eschen, Erlen, Buxbaum, Kiefern u. Tannen. Der S. erinnert an Afrika. Außer Oliven gedeihen Orangen, Bataten, Zuckerrohr, die Baumwollstaude, die Opuntie, Pisang, der Kaffeebaum, die Zwergpalme ꝛc. Ueber andere Kulturpflanzen s. u. — Die **Thierwelt** ist in den nördl. Distrikten vertreten durch Hirsch, Reh, Wolf, Bär u. in der Schneeregion der Pyrenäen auch durch den Steinbock; südlicher lebt die Bergziege, u. Luchse, Wildkatzen, Füchse u. Wildschweine sind nicht selten; Kaninchen herdenweise; Eichhörnchen u. Murmelthier in den centralen Gebirgen, in den trockenen Ebenen das Steppenhuhn u. bis in das Ebrobassin nach N. hin der Skorpion; in den wasserreichen Bezirken Enten, Gänse, Schwäne, Störche u. Kraniche. Der S. hat im Hochgebirge wieder den Steinbock, tiefer bes. häufig Kaninchen u. Wildschwein, ferner Wolf u. Luchs u. an besonderen Thieren Muflon, Ichneumon, Flamingo, den 1 m. langen Lacerta ocellata, das Chamäleon, die Tarantelspinne, große Heuschreckenschwärme u. an der Küste des Mittelmeeres die Kochenilleschildlaus. In einigen Sierren hegt man den wilden Stier. Ueber die Hausthiere s. u. Die Binnengewässer in Nordspanien sind sehr fischreich. Sardellen u. Thunfische giebt es an der Küste, Austernbänke bes. bei Ayamonte; Korallenfischerei nur an der Küste Andalusiens.



Nr. 5051. Honigverkäufer in Madrid.

Ethnographie u. Statistik. Die Nation ist wenig einheitlich. Den größten Theil derselben bilden die Castilianer, zu denen auch die Murcianer u. Andalusier gerechnet werden. Catalonier, Valencianer u. die Bewohner der Balearen sind der Abstammung nach lemosinisch; ihre Sprache erinnert an das Provençalische. Als direkte Abkömmlinge der Mauren, Moriscos od. Modejares bezeichnet man noch etwa 60,000. Die Zahl der Basken mit eigener Sprache mag etwa 500,000 betragen. Die Galegos in Galicien mit einer Mundart, die dem Portugiesischen näher steht als dem Spanischen, zählen ziemlich 2 Mill. Seelen. In den Gebirgen von Salamanca u. Zamora giebt es noch Reste der Gothen, in der Mitte u. im S. gegen 40,000 Zigeuner. — Die Nation gliedert sich in die fünf Stände Adel, Klerus, Bürger, freie Bauern u. Tagelöhner. Der hohe Adel begreift die Grandes u. die Titulados del Reino. Hierzu gehörten im J. 1856: 75 Herzöge, 516 Grafen, 647 Marquis, 65 Visconde u. 55 Barone. Der niedere Adel, die Hidalgos, meist verarmt, zählt nach Hunderttausenden. Die Basken u. Asturier bezeichnen sich sämmtlich als Nobles. — Die Geistlichkeit hat 9 Erzbischöfe, 45 Suffraganbischöfe, 40,000 Weltpriester, 719 Mönche u. andere Ordensgeistliche u. 12,990 Nonnen. Die Zahl der Mönche vor 1841, in welchem Jahre die Klöster, mit Ausnahme der den Missionen, dem Unterrichte u. der Krankenpflege gewidmeten, aufgehoben wurden, betrug über 30,000. Den Bürgerstand bilden mehr als $\frac{1}{7}$ der Bewohner. Zur städtischen Bevölkerung gehören 42,6 . Das Proletariat veranschlagt Willkomm auf

$1^{1}/_{2}$ Mill. Köpfe. 1859 mußten 455,290 Personen mit einem Kostenaufwand von 15 Mill. Mk. in den 1028 Wohlthätigkeitsanstalten des Landes unterstützt werden. Dem Geschlechte nach vertheilt sich die Bevölkerung auf 7,765,538 männliche u. 7,907,998 weibliche Bewohner. Bis auf ganz geringe Bruchtheile sind alle röm.-kathol. Unvollkommen Organisirte gab es 1860: 64,160 Blinde u. 10,905 Taubstumme. Die Zahl der Wahnsinnigen war 5764. Die Vertheilung der Bevölkerung auf die verschiedenen Provinzen erhellt aus folgender Tabelle. Die Angaben beziehen sich auf das Jahr 1870; sie beruhen auf der Zählung von 1860 u. der bis 1870 beobachteten Bewegung der Bevölkerung. Die in Klammern eingeschlossenen Zahlen sind die Angaben nach der Zählung von 1860:

	□M.	E. im J. 1870	E. im J. 1860	auf die □M.
Alava	56,69	103,320	97,934	1823
Albacete	280,88	220,973	(206,099)	787
Alicante	98,69	440,470	(390,565)	4463
Almeria	155,33	361,553	(315,450)	2327
Avila	140,24	175,219	(168,773)	1249
Badajoz	408,62	431,922	(403,735)	1057
Baleáres	87,49	289,225	(269,818)	3306
Barcelona	140,41	762,555	(726,267)	5431
Biscaya	39,92	187,926	(168,705)	4708
Búrgos	265,79	353,560	(337,132)	1330
Cáceres	376,92	302,455	(293,672)	802
Cadiz	132,13	426,499	(401,700)*	3228
Canarias	132,08	283,859	(237,036)	2151
Castellon	115,08	296,222	(267,134)	2574
Ciudad Real	368,73	264,649	(247,991)	718
Cordoba	244,12	382,652	(358,657)	1567
Coruña	144,80	630,504	(557,311)	4354
Cuença	316,34	238,731	(229,514)	755
Gerona	106,85	325,110	(311,158)	3042
Granada	232,23	485,346	(444,523)**	2090
Guadalajara	229,03	208,638	(204,626)	911
Guipúzcoa	34,23	180,743	(162,547)	5289
Huelva	193,89	196,469	(176,626)	1013
Huesca	276,45	274,623	(263,230)	993
Jaen	243,83	392,100	(362,466)	1608
Leon	290,05	350,092	(340,244)	1207
Lérida	224,58	330,348	(314,531)	1471
Logroño	91,49	182,941	(175,111)	2000
Lugo	178,15	475,836	(432,516)	2685
Madrid	140,97	487,482	(489,332)	3458
Malaga	152,81	505,010	(446,659)	3802
Murcia	210,62	439,067	(382,812)	2085
Navarra	190,29	318,687	(299,654)	1675
Orense	128,81	402,796	(369,138)	3127
Oviedo	192,43	610,883	(540,586)	3175
Palencia	147,05	184,668	(185,955)	1256
Pontevedra	81,80	480,145	(440,259)	5870
Salamanca	232,35	280,870	(262,383)	1269
Santander	99,57	241,581	(219,966)	2431
Segóvia	127,63	150,812	(146,292)	1182
Sevilla	249,07	515,011	(473,920)	2068
Soria	180,44	158,699	(149,549)	879
Tarragona	115,30	350,395	(321,886)	3039
Teruel	258,41	252,201	(237,276)	976
Toledo	262,75	342,272	(323,782)	1303
Valencia	204,70	665,141	(618,032)	3249
Valladolid	143,11	242,384	(246,981)	1694
Zamora	194,51	250,968	(248,502)	1290
Zaragoza	310,77	401,894	(390,551)	1290
Summa	9208,30	16,835,506	(15,673,536)***	1828

Physische Kultur. Ackerbau u. Landwirthschaft bilden die Hauptquellen des span. Nationalreichthums. Ueber die Hälfte seiner Gesammtausfuhr liefern die Bodenprodukte. In neuerer Zeit hat man denn auch angefangen, dem Landbau die seiner Bedeutung entsprechende Aufmerksamkeit zu widmen. Eine bessere Vertheilung des Grundbesitzes wurde durch das Gesetz vom 1. Mai 1855 durchgeführt. 243,109 Güter, die sich großentheils in todter Hand befanden u. schlecht bewirthschaftet wurden, nahm der Staat an sich u. veräußerte sie, errichtete Ackerbauschulen u. verwendete z. B. 1859 fast $^{1}/_{2}$ Mill. Mk. auf Förderung des Ackerbaues. Kulturland war 1803 kaum $^{1}/_{9}$ der Gesammtfläche, 1849 schon $^{2}/_{7}$, jetzt 41,3%. Davon sind 26,1% = 2406 □M. Acker- u. Gartenland, 2,8% = 254,2 □M. Weinland, 1,7% = 156,5 □M. Olivenpflanzungen, 13,7% = 1261,5 □M. Wiesen u. Weiden. Wiesen giebt es nur in den Gebirgspartien des nördl. Sp., das Weideland aber ist sehr ausgedehnt.

* Mit Einschluß der Bewohner von Ceuta im gegenüberliegenden Afrika, das zur Provinz Cadiz gerechnet wird.

** Mit Einschluß der Bewohner der Presidios de Africa, die zur Provinz Granada gerechnet werden.

*** Mit Hinzunahme von 11,950 Truppen 2c., die zur Zeit der Zählung Tetuan in Nordafrika okkupirten.

Die Getreideproduktion betrug in den letzten Jahren ca. 90 Mill. HL., 10 Mill. kommen hiervon auf Weizen. Die anderen Getreidearten sind Roggen, Gerste, die als Pferdefutter dient, Hafer, da gebaut, wo die Gerste nicht mehr gedeihen will, Buchweizen, Hirse in den nördl., Mais in den südl. Provinzen u. Reis bes. in Valencia. Seltenere Fruchtarten sind ital. Hirse (Setaria) u. Sorghum, in Neucastilien u. am Mittelmeer. Der Kartoffelbau ist unbedeutend; dagegen werden sehr viel Hülsenfrüchte gebaut. Die Verschiedenartigkeit der Gemüse u. Gartenfrüchte ist staunenerregend. Man baut Alles, was das mittlere Europa kultivirt, dazu noch Erdmandeln, Bataten, Melonen, Tomaten, Zuckerrohr, weiße Maulbeeren 2c. Bes. liebt man die Erdbeeren; an einem einzigen Tage wurden schon 7500 Kg. davon in Barcelona zu Markte gebracht. Handelsgewächse sind Hanf (der beste in Granada), Flachs, Krapp, Waid, Safran (in der Mancha, in Murcia u. Aragonien), Kümmel (in der Mancha), Süßholz (in Catalonien u. Andalusien), Koloquinten (um Almeria), Raps (in den nördl. Provinzen) u. Oliven, 4mal soviel als das ganze übrige Europa. Espartogras, das im S. ohne Pflege gedeiht, lieferte 1873: 935,468 Centner für den Export. Der Tabaksbau ist verboten. Der Weinertrag beziffert sich jährlich auf etwa 30 Mill. HL., wovon 1873 z. B. 2,524,427 HL. ausgeführt wurden (Xeres u. Malaga). Die Rosinenausfuhr war 1873: 641,000 Ctr. Die Obstarten Mitteleuropa's baut man viel im Norden; der daraus gewonnene Cider ist das gewöhnliche Getränk. Aprikosen u. Pfirsichen pflegt man bes. in Aragonien, Feigen u. Mandeln in der ganzen südl. Hälfte, Orangen u. Granaten am Mittelmeer, in Nieder-Andalusien u. West-Galicien.

Der Wald bedeckt 1501 □M. = 16,3% des Gesammtareals. Ihm hat man erst in neuester Zeit, seitdem ganze Wälder bes. im S. verschwunden waren, einige Aufmerksamkeit zugewendet u. wenigstens von den Staatswaldungen diejenigen (6,758,483 Hektaren) bezeichnet, die unantastbar bleiben sollen. Seit 1846 hat Sp. auch eine Forstakademie nach dem Vorbilde der Tharandter. Die waldreichsten Gegenden sind die Nordprovinzen mit Einschluß der baskischen u. die am Südrande der Pyrenäen liegenden Provinzen Navarra, Aragonien u. Catalonien; ferner die Sierra Cuenca am Ostrande des neucastilischen Tafellandes (vorherrschend Kiefernwald), das castilianische Scheidegebirge (meist Kiefern), Estremadura (bes. Eichen), Sierra Morena (Cistineengebüsche u. Korkeichenbestände), Süd-Andalusien (Pinien u. Korkeichen) u. die Sierra Segura in Murcia (Pinusarten). Mit Nadelwald sind gegen 400, mit Steineichen 181, mit Rotheichen 301, mit Buchen 79 u. mit Korkeichen 12 □M. bedeckt. Der Korkexport ist 1870—73 von etwa 10 Mill. Mk. auf 25 Mill. Mk. gestiegen.

Der **Viehbestand** war im J. 1865: 680,373 Pferde, 2,319,846 Maulthiere u. Esel, 2,967,303 Rinder, 22,468,969 Schafe, 4,351,736 Schweine. Die Pferdezucht hat durch das Aufstellen von auserwählten Zuchthengsten großen Aufschwung genommen. Die Stiergefechte konsumiren jährlich 3—4000 Pferde. Die Maulthiere u. Esel haben nicht ihres Gleichen im übrigen Europa. Rindviehzucht ist bes. im N., wo auch Butter, Käse u. Häute Ausfuhrartikel bilden. Von den Schafen sind $^{3}/_{5}$ gewöhnliche, $^{2}/_{5}$ Wanderschafe, die nach alten Gesetzen ihre Wanderungen vorzunehmen haben u. dabei oft über 100 Meilen zurücklegen. In riesigen Herden ziehen sie längs der bestimmten Wege, u. die Grundbesitzer, durch deren Gebiet sie dürfen, müssen eine 90 Schritt breite Trift beiderseits der Straße für sie frei lassen. Schweine, meist kleine, schwarze, fast haarlose u. sehr fette Thiere, züchtet man bes. in Estremadura, Ziegen (insgesammt über 3 Mill.) in der Sierra Nevada, in Valencia u. den Pyrenäen, Truthühner im Großen in Estremadura u. Andalusien, Bienen (etwa 1 Mill. Stöcke) in den Gebirgen der Mitte, Seidenraupen vorwaltend in Valencia u. Murcia (Ertrag 1874: 141,000 Kg. rohe Seide), Kochenille nur im S.

Bergbau. Die mineralischen Schätze sind sehr bedeutend, doch liegt der Bergbau danieder. Gold gewinnt man im Lande gegenwärtig nur noch in den Arsenikgruben von Culera in Catalonien u. im Sande des Flusses Sil. Die Silberproduktion ist sehr herabgegangen; es bestehen noch Bergwerke bes. in den Provinzen Almeria (Sierra Almagrera), Guadalajara u. Tarragona. Der Quecksilberertrag war 1867: 41,278 Ctr.; die Gruben von Almaden sind weltberühmt. Eisenerze sind bes. in Biscaya, Oviedo u. Santander. Die Roheisenausbeute war 1867: 922,384 Ctr.; die an Kupfer 76,592. Altberühmte Kupferminen sind die von Rio-Tinto u. Thersis in der Provinz Huelva. Die Bleigewinnung (jährlich $1^{1}/_{2}$—2 Mill. Ctr., Fundstätten Murcia, Almeria, Jaen 2c.) übertrifft die aller Staaten Europa's. Zink in den Provinzen Santander, Murcia, Granada, Malaga u. Almeria lieferte 1867: 41,278 Ctr. Der jährliche Zinnertrag ist nur 50 Ctr. Kohlen finden sich fast in jeder Provinz, bes. in Oviedo u. den Becken von Burgos-Soria, Leon u. Palencia, aber die Flötze sind noch wenig aufgeschlossen u. der jetzige Ertrag (1871: 11,400,000 Ctr.) deckt nicht den Bedarf. An Salz ist das Land überreich. Salzminen sind bei Cardona (Prov. Barcelona), Pinoso u. Minglanilla (Prov. Alicante) u. Gerry y Villanova (Prov. Gerona).

Seesalz wird besonders in Cadix, aus den Lagunen von Torrevieja (Prov. Alicante) u. anderwärts gewonnen. Manganerz findet sich bes. in Huelva (Ausbeute 1869: 700,000 Ctr.). Alaun- u. Vitriolerze sind an vielen Orten. An gediegenem Schwefel wurden 1867: 32,911 Ctr. gewonnen. Schwefelkiese sind in Huelva, Asphalt in Alava, Graphit, Bergöl u. Naphtha giebt es nur wenig.

Hinsichtlich der Industrie steht Sp. trotz der bedeutenden Anstrengungen der letzten 20 Jahre hinter den meisten europäischen Staaten zurück, u. von seiner Gesammteinfuhr kommen immer noch über 60 %, auf die Manufakten. Am industriellsten sind seit langer Zeit die baskischen Provinzen. Ihnen zunächst stehen Catalonien, dann Valencia, Murcia, Galicien u. Asturien. In der Metallindustrie liefern die Eisengießereien in Barcelona, Malaga u. Bilbao gegen 700,000 Ctr. Stabeisen. Die Eisen- u. Stahlwaaren von Catalonien, den baskischen Provinzen, Malaga u. Sevilla decken nicht den Bedarf. Die Klingen von Toledo rechtfertigen ihren alten Weltruf nicht mehr. Kupferwaaren werden verhältnißmäßig viel gefertigt, von Gold u. Silber Filigranarbeiten. In Bronze arbeiten Barcelona u. Eibar in Guipuzcoa. Maschinenindustrie ist in Barcelona, Sevilla u. Malaga. Der Schiffsbau ist von Bedeutung in Barcelona, Cartagena, Cadix u. Santander. — Steingut u. Fayence fertigen Sevilla, Valencia, Madrid u. Castellon, feuerfeste Thonwaaren Barcelona. Die Glasfabrikation deckt nicht den Bedarf. Die Seidenweberei ist gegen früher gesunken (Import seidener Zeuge 1873 gegen 2 Mill. Mk.). Die Wollenweberei, bes. in Catalonien, hat sich gehoben; auch Kamm- u. Streichgarn werden jetzt viel fabrizirt. Die Baumwollenspinnerei u. Baumwollenweberei (Hauptsitz Catalonien) beschäftigen viel Menschen; auch die mechanische Weberei macht Fortschritte. Leinweberei ist in Catalonien, Galicien, Biscaya, Oviedo, Malaga u. Sevilla verbreitet. Färberei u. Druckerei sowie Spitzenmanufaktur (letztere bes. in Catalonien) sind alte u. wichtige Industriezweige. Die Tabakfabrikation beschränkt sich als Staatsmonopol auf 7 große Fabriken.

Auch Handel u. Verkehr sind im Steigen begriffen. Die Zölle warfen 1870: 35,061,987 Frcs. durch die Einfuhr u. 412,721 durch die Ausfuhr ab. Der Binnenhandel aber leidet noch sehr unter dem Drucke der Konsumtionssteuer, u. dem auswärtigen stellen sich durch den sehr hohen Tarif, verbunden mit lästigen Formalitäten, große Schwierigkeiten entgegen. Das Schmuggelsystem steht daher in Blüte. Die glückliche maritime Lage aber verträgt diese Schwierigkeiten. An Sp.s 283 Meilen langer Küste sind 81 Häfen (56 am Ozean, 25 am Mittelmeere), 113 fertige u. im Bau begriffene Leuchtthürme. Die Handelsflotte hatte 1875: 2674 Segelschiffe mit 509,767 Tonnengehalt u. 212 Dampfschiffe mit 155,417 Tonnengehalt. Im auswärtigen Verkehr liefen 1870: 10,206 Schiffe mit 1,665,740 Tonnengehalt ein u. 9369 Schiffe mit 1,699,344 Tonnengehalt aus, u. der Küstenverkehr hatte 1871: 54,508 ein- u. 54,005 auslaufende Schiffe mit 3,806,058, bezüglich 3,444,130 Tonnengehalt. Die wichtigsten Seehandelsplätze folgen sich ihrer Bedeutung nach in folg. Reihe: Barcelona, Cadix, Santander, Alicante, Malaga, Valencia, Tarragona, Sevilla, S. Sebastian. — Der Binnenverkehr ist auf Landstraßen u. Eisenbahnen beschränkt (vergl. oben „Flüsse"). Die Länge der Straßen betrug 1876: 1213 M. Davon kommen $507\frac{1}{2}$ Meil. auf die 7 von Madrid ausgehenden Hauptstraßen nach Irun, Coruña, Badajoz, Cadix, Malaga, Valencia u. über Barcelona u. Junquera an die franz. Grenze. Das Uebrige entfällt auf die 118 davon ausgehenden Seitenstraßen. — Die Länge der Eisenbahnen betrug 1876: 5796 Km. Die Zahl der Postanstalten war 1871: 2365, die der Telegraphenstationen 1873: 222, Länge der Staatslinien 1874: 12,020 Km. — Zur Hebung von Handel u. Industrie bestehen 20 Handelsjuntas. Die Kreditcirkulation ist durch Gesetz vom 19. März 1874 in der Nationalbank, der Bank zu Madrid, konzentrirt; alle übrigen Banken sind aufgehoben.

Geistige Kultur. Die Volksbildung ist noch immer, trotz der Bemühungen der letzten Jahrzehnte, eine sehr geringe. Noch vor etwa 30 Jahren gab es in Sp. kaum 1000 Unterrichtsanstalten, u. noch 1852 konnten blos 1,898,288 Personen lesen u. 1,221,001 schreiben; 1873 bestanden bereits 27,760 Schulen mit 1,381,972 Schülern. Lehrerbildungsanstalten sind 31 vorhanden. Die humanistischen u. Realstudien werden in den 63 Institutos de segunda enseñanza gepflegt, welche 1873 nahe an 30,000 Schüler hatten. Die Zahl der Universitäten ist 10 mit gegen 15,000 Studenten. Höhere technische Anstalten sind: die königl. Architekturschule, ein königliches Konservatorium für Handel u. Industrie, sechs Provinzial-Industrieschulen, eine königl. Ingenieurschule, zwei Handelslehranstalten, drei Schulen für Land- u. Forstwirthschaft, vier Veterinärschulen, 10 nautische Schulen, mehrere Militärakademien 2c.

Verfassung. Sp. ist eine erbliche Monarchie. Nach der Konstitution vom 1. Juli 1876 übt der König die gesetzgebende Gewalt mit den Cortes aus. Dieselben gliedern sich in zwei Kammern, in den Senat u. den Kongreß der Deputirten. Der Senat wird gebildet 1. von den Senatoren vermöge eigenen Rechts, 2. von Denen, welche die Krone auf Lebenszeit ernennt, u. 3. von den durch die Korporationen des Staats u. die Höchstbesteuerten Gewählten, die sich alle 5 Jahre zur Hälfte erneuern. Die Zahl der aus der 1. u. 2. Kategorie darf 180 nicht übersteigen, eben so groß ist die Anzahl aus Klasse 3. In den Kongreß der Deputirten wird von 50,000 E. 1 Abgeordneter auf 5 Jahre gewählt. Die Cortes versammeln sich jährlich. — In jeder Provinz existiren Provinzialdeputationen, deren Mitglieder durch die Gemeindevertreter gewählt werden. Die Gemeindevertretungen sind die auf zwei Jahre gewählten Ayuntamientos, welche den Alcalden (Gemeindevorsteher) alljährlich ernennen. — Die Staatsverwaltung ist acht Ministerien übertragen, es sind dies das Staatsministerium für die Angelegenheiten des königl. Hauses u. des Aeußern, das Ministerium der Gnade u. Justiz (zugleich für den Kultus), das Kriegsministerium, das Marineministerium, das Finanzministerium, das des Innern (auch für Post u. Telegraphie), das Ministerium der Volkswirthschaft (Land- u. Forstwirthschaft, Bergbau, Handel u. Industrie, Eisenbahnen, Bauten u. Unterrichtswesen) u. das Ministerium der Kolonien. Unabhängig davon ist der Reichsrechnungshof. — Die Organisation der Provinzialverwaltung verlangt an der Spitze jeder der 49 Provinzen einen Gouverneur für die gesammte innere u. Steuerverwaltung. Die Provinzialdeputationen u. permanente Kommissionen stehen ihm zur Seite. Die Polizei handhabt in den kleineren Gemeinden der Alcalde, in den größeren ein besonderer Polizeikommissar. Die Militärverwaltung hat ihre bes. 16 Generalkapitanate u. für die Marine 3 Departements. Die oberste Rechtspflege übt das oberste Tribunal zu Madrid; Appellationsgerichte giebt es 15, Gerichte erster Instanz 500 in eben so viel Gerichtsbezirken (mit Einschluß der Kanarischen Inseln u. der Balearen); Preßprozesse werden durch die Geschworenen entschieden.



Nr. 5652. Galicischer Dudelsackpfeifer.

Kriegswesen. Die Militärpflicht beginnt mit dem 20. Lebensjahre. Der Loskauf ist gestattet. Durch das Los wird entschieden, ob der Rekrut 6 Jahre im stehenden Heere (4 Jahre aktiv, 2 in der 1. Reserve) od. eben so lange in der 2. Reserve zu dienen hat. Die Komplettirung in der Flotte erfolgt nach denselben Grundsätzen aus der seemännischen Bevölkerung. Die Infanterie zählt 40 Linienregimenter, 1 Besatzungsregiment von Ceuta, 20 Jägerbataillone, 40 Reservebataillone, 8 Sedentärbataillone, 51 Provinzialbataillone (außerord. Reserve) u. 7 Provinzialbataillone u. 4 Sektionen der Kanarischen Inseln. Das Regiment zählt 2400 Mann u. besteht aus 2 Bataillonen, das Bataillon zu 8 Compagnien. Die Kavallerie hat 23 Regimenter à 4 Escadrons, 10 selbstständige Escadrons u. 20 Reservekommissionen. Das Regiment hat 688 Reiter, die selbständigen Escadrons à 174. Die Artillerie besteht aus 6 montirten Feldregimentern (à 4 Batterien zu 6, bei einem zu 4 Geschützen), 3 Gebirgsregimenter (à 6 Compagnien, à 6 Geschütze), 5 Fuß- (Festungs-) Regimenter (zu 2 Bataillonen à 6 Compagnien). Die gesammte Artillerie führt demnach 136 Feld- u. 108 Gebirgsgeschütze. Die Ingenieurtruppen bestehen aus 4 Regimentern zu je 2 Bataillonen, u. zwar bei 3 Regimentern das Bataillon zu 6, bei einem zu 4 Compagnien.

Der Train hat 1 Brigade mit 7 Compagnien. Zur Armee rechnet man auch das Corps der Carabineros (Zollwache) u. die Guardia civil (Gensdarmerie). Von der Armee des Mutterlandes getrennt sind die Kolonialtruppen. Der Friedensstand hat 115,000, der Kriegsstand 300,000 Mann. — Bestand der Flotte war 1875: 18 Schiffe 1. Klasse (6 Panzerschiffe, 10 Schraubenfregatten, 2 Raddampfer) mit 550 Kanonen, 22 Schiffe 2. Klasse (10 Rad-, 10 Schrauben-, 2 Transportdampfer) mit 95 Kanonen, 67 Schiffe 3. Klasse verschiedener Art mit 102 Kanonen u. 31 nicht klassifizirte Schiffe mit 43 Kanonen. Außerdem fanden sich vor 3 Schulschiffe mit 54 Kanonen, 1 Segeltransportschiff u. 2 Pontons. Die Zahl der Bemannung ist 11,000 Mann. Die Marine-Infanterie hat 6 Bataillone à 6 Compagnien u. 5500 Mann.

Staatshaushalt. Für das Finanzjahr 1874–75 waren die Einnahmen 151,184,565 Pesetas (1 Peseta = 80 Pfennige) an direkten Steuern, 110,826,986 Pesetas an indirekten, 132,718,872 Pesetas durch Stempel u. Staatsmonopole, 57,912,771 Pesetas aus den Nationalgütern; also incl. 64,746,390 Pesetas Rückstände des vorhergehenden Finanzjahres 609,511,141 Pesetas Einnahme. Die Summe der Ausgaben betrug 605,125,569 Pesetas. Die Staatsschuld betrug 30. Juni 1875: 40,975,987,607 Realen (à 21 Pfennige).

Das Wappen ist ein in 4 Felder getheilter Schild mit einem Mittelschilde. In letzterem das Wappen des Hauses Bourbon-Anjou. Die Felder enthalten die Wappen von Castilien, Leon u. Granada im 1. Quartier, von Aragonien u. das des Königreichs beider Sizilien im 2., das vom Erzhause Oesterreich u. der alten Herzoge von Burgund im 3. u. das neuburgundische u. das von Brabant im 4. Das Ganze umgiebt die Kette des Goldenen Vließes. Schildhalter sind 2 Löwen. — Die Landesfarben sind die Castiliens: Gelb u. Roth. Die Flagge zeigt 3 horizontale Streifen, zwei rothe u. einen mittleren gelben. Ueber die Orden s. d.

Kolonialbesitz. Außer den Balearen, den Kanarischen Inseln u. den Strafanstalten (Presidios) in Nordafrika, die zum Mutterlande gerechnet werden u. bei den vorangehenden Größenangaben mit inbegriffen sind, besitzt Sp. in Afrika die Inseln Fernando Po, 37,61 □M., Corisco 0,25 □M., Elobey od. Morisco 0,2 □M., Annobon 0,31 □M. u. das Gebiet am Kap San Juan 1,82 □M. mit zusammen 35,000 E. (1858); in Amerika Cuba, 2158,13 □M. mit 1,400,000 E. (1861) u. Portorico, 169 □M. mit 625,000 E. (1872), u. im Großen Ozean die Philippinen, 3098 □M. u. 6,000,000 E. (1872), die Carolinen, 25,11 □M. u. 18,000 E. (1871), die Palau od. Pelewinseln, 16,20 □M. u. 10,000 E. (1862) u. die Marianen od. Ladronen, 19,50 □M. u. 8000 E. (1873), zusammen 5526,18 □M. Ueber 50,000 E. hatten 1860 folgende Städte: Madrid (298,426), Barcelona (189,948), Sevilla (118,298), Valencia (107,703), Malaga (94,732), Murcia (87,813), Cadix (71,521), Saragossa (67,428), Granada (67,326), Cartagena (54,315), Palma auf Mallorca (53,109) u. Xeres (52,158).

Geschichte. Als älteste Bewohner Sp.s werden Iberer genannt, seit dem 5. Jahrh. v. Chr. bereits vermischt mit den von Norden hereinbrechenden Kelten; aber ihre Geschichte blieb noch lange in Dunkel gehüllt, als schon die Küsten von kultivirten Völkern besetzt waren. Zuerst gründeten im S. die Phönizier von 1068 v. Chr. an die Städte Gades (Cadix), Malaca (Malaga), Hispalis (Sevilla), dann entstanden im O. von Massilia aus griechische Kolonien u. das zakynthische Saguntum. Energischer drangen die Karthager unter Hamilkar Barkas seit 238 v. Chr., unter Hasdrubal u. Hannibal vor, um in den Bergwerken des Landes einen Ersatz für das verlorene Sizilien u. die Mittel zum Kampfe gegen Rom zu suchen. Als Hasdrubal Neukarthago (Cartagena) gegründet hatte, untersagten ihm die Römer 226 die Ueberschreitung des Ebro u. nahmen das griechische Sagunt in ihren Schutz. Da Hannibal es dennoch zerstörte u. kämpfend nach Italien zog, so drangen röm. Heere in Sp. vor u. machten die Ost- u. Südküste, soweit sie karthagisch gewesen war, 206 zur Provinz. Allein erst Cato bezwang 195 v. Chr. das „diesseitige Sp." u. Junius Brutus 138 nach Besiegung der Lusitaner das „jenseitige" bis zum Ozean; mühsam eroberte Scipio Aemilianus 133 das tapfere Numantia, u. die Bergvölker im N. blieben frei, bis 19 v. Chr. Augustus sie unterwarf u. Sp. nun in das Lusitanische, Bätische u. Tarraconische zerlegte. Fern von den politischen Wirren Italiens u. durch seine maritime Lage geschützt vor äußeren Feinden kam Sp. zu hoher materieller u. geistiger Blüte. Indessen ward auch Sp. seit 409 die Beute der wilden deutschen Wandervölker, zunächst der Vandalen, Sueven u. Alanen, seit 414 auch der Westgothen, deren Könige Ataulf u. Wallia dem Namen nach Sp. wieder dem Kaiser unterwarfen u. es von Toulouse aus beherrschten. Vandalen u. Alanen gingen 429 nach Afrika, aber seit 507 drangen die Westgothen, von den Franken verdrängt, mehr u. mehr über die Pyrenäen u. machten Toledo zur Hauptstadt. Zwar unterstützte der oströmische Kaiser Justinian die katholischen Provinzialen u. die katholisch gewordenen Sueven gegen die arianischen Gothen, jedoch schon Leovigild (567–586) unterwarf das Suevenreich, u. 40 Jahre später wurden auch die letzten Byzantiner vertrieben. Katholizismus u. Romanismus bedurften des fremden Schutzes nicht mehr. Die Ueberlegenheit der röm. Bildung u. die Beredsamkeit der katholischen Geistlichen hatte die Eroberer bezwungen. **Reccared** trat 587 mit den meisten Gothen zur römischen Konfession über, verordnete, daß der gewählte König nur durch Priesterhand die Krone erhalten sollte, u. gab ein Gesetzbuch in lateinischer Sprache. Seitdem verschwand die gothische Sprache u. der gothische Heldengeist. Eine weltliche u. kirchliche Aristokratie beschränkte die königliche Gewalt, drückte das niedere Volk zur Hörigkeit herab u. schwächte die Wehrkraft des Landes. Als König **Roderich** von den Mauren angegriffen wurde, denen sich der spanische Statthalter Julian von Ceuta schon unterworfen hatte, verweigerten ihm die Erzbischöfe von Sevilla, von Toledo u. ein Theil des Adels die Hülfe, weil er das Joch der Aristokratie abgeworfen hatte. Nach der Schlacht bei Xerez de la Frontera (19.–26. Juli 711) ertrank der König auf der Flucht u. die Mauren nahmen den größten Theil von Sp. in Besitz. Unter den Omajjaden (s. d.), deren letzter Sprößling **Abderrahman** 756 in Cordova ein eigenes Emirat gründete, gelangte das **arabische Sp.** zu einer neuen Blüte des Wohlstands u. der Bildung. Alle Christen, welche die durch Vertrag bestimmten Steuern zahlten, durften ruhig in ihrem Besitz bleiben, ihrer Religion u. Gewohnheit gemäß leben. Die Juden, die Hörigen, die Sklaven wurden besser behandelt als früher. Schon unter dem ersten Herrscher, der noch beständig mit Aufständen zu kämpfen hatte, u. noch mehr unter seinem Sohne **Hischam** (788–796) entstanden die prachtvollsten Moscheen u. Gartenanlagen. Bald wurde der Landbau durch ein sorgfältiges Bewässerungssystem gehoben, Viehzucht, Bergbau, Industrie u. Handel mehrten den Reichthum. Unter **Abderrahman III.** (912–961) u. seinem Sohne **Hakam II.** (961–976) wurden zahlreiche Schulen u. höhere Bildungsanstalten gegründet u. doch zu Lande u. zu Wasser ruhmvoll gekämpft. — Allmählich aber ermattete die Gewalt der Khalifen. **Hischam III.** entsagte 1031 seiner Würde u. überließ das Reich seiner Zersplitterung. Dauerte auch bei den meisten Machthabern der edle Wetteifer in der Begünstigung der Poesie u. der Wissenschaften fort, so mußte doch ein energischer Angriff von Seiten der christlichen Staaten Sp.s erfolgreich sein. — Das **christliche Sp.** nahm seinen Wiederanfang in den Gebirgen Asturiens, wohin der sagenhafte **Don Pelayo** seine Streiter geführt hatte. Während Abderrahman mit den anderen Mohammedanern um den Süden stritt, besetzten **Alfonso**, der Schwiegersohn Pelayo's, u. sein Bruder **Fruela** († 761) alles Land bis zur Mündung des Duero u. östl. bis Navarra. Seit **Alfonso II.** († 842) wurde Oviedo der politische, St. Jago de Compostella der religiöse Ausgangspunkt des Kampfes gegen die Mauren. Ein zweiter fand sich im Osten, wo Karl d. Gr., durch den Statthalter von Saragossa gegen Abderrahman zu Hülfe gerufen, 778 zwar geringen Erfolg hatte u. bei Roncesvalles überfallen wurde, aber sein Sohn Ludwig durch Errichtung der span. Mark (803–814) den Grund zum späteren Catalonien u. Aragonien legte. **Alfons II.**, „der Große", von Asturien (866–910) erfocht 900 einen blutigen Sieg bei Zamora, hinterließ seinen Söhnen die Königreiche Leon u. Galicien u. drang noch dicht vor seinem Tode bis Teledo vor, während **Sancho** († 925) die Berglandschaften im Süden der Pyrenäen zum Königreiche Navarra vereinigte u. die span. Mark als Grafschaft Barcelona von einer erblichen Dynastie beherrscht wurde. Vorübergehend vereinigte **Sancho Mayor** von Navarra (970–1035), indem er Familienstreitigkeiten der Könige benutzte, alles Land von Galicien bis Aragonien, u. mit seinem Tode zerfiel das Reich in jene drei Ländermassen, welche bis zum Ende des Mittelalters getrennt blieben. Sein ältester Sohn, **Garcia V.**, erhielt das Königreich Navarra mit Vizcaya; der zweite, **Ferdinand**, erhob die bisher abhängige Grafschaft Castilien; der dritte, **Ramiro**, die Grafschaft Aragonien zum Königreiche. Daneben bestand nur noch die Grafschaft Barcelona, welche im 9. Jahrh. sich von der Herrschaft der Karolinger frei gemacht hatte.

Das Königreich **Castilien** wurde nach Süden erweitert unter **Ferdinand** (1035–67) u. seinen Söhnen **Sancho** († 1072) u. **Alfons VI.** (1072–1109). Während es dem Schwiegersohne des Letzteren, dem Grafen Heinrich von Burgund, glückte, 1094 die Grafschaft Portugal bis zum Tejo den Mauren zu entreißen (s. „Portugal"), eroberte **Ruy Diaz**, genannt der **Cid** (s. d.), 1094 Valencia aus den Händen des **Morabethen Jusuf**, den die Emire in ihrer Noth herbeigerufen hatten. Bald nach dem Tode des Helden aber ging Valencia wieder verloren u. wurde erst nach mehr als 100 Jahren von Aragonien aus erobert. Nach mannichfachen Theilungen, Zerwürfnissen u. Kämpfen kam der Enkel Alfons' VI., **Alfons VII.** (1126–57), der sich „Kaiser" nannte, wieder in den Besitz von Galicien, Asturien, Leon u. Castilien. Da die Herrschaft der Morabethen in Afrika u. in Sp. 1147 den fanatischen Mohaden erlegen war, entstanden zum Kampfe gegen diese drei geistliche Ritterorden:

von Calatrava 1158, von S. Jago 1175 u von Alcantara 1176. Durch sie vor Allem gelang 1212 der große Sieg bei Navas de Tolosa, welcher der Herrschaft des Islam in Sp. den Todesstoß versetzte. Trotz mancher Kämpfe mit Navarra u. Aragonien, trotz minderjähriger Regierungen u. Frauenherrschaft, welche Castilien von 1158–1229 schwachten, besaß Ferdinand III. (1229–52), der die Untheilbarkeit des Reiches (1231) zum Gesetze erhob, Macht genug, 1236 Cordova, 1248 Sevilla u. 1250 den Rest von Andalusien mit Cadix zu erobern. Sein Sohn Alfons X., der Weise (1252–84), erweiterte die um 1200 gegrundete Universität Salamanca, ließ die Bibel in das Spanische übersetzen, astronomische Tafeln zusammenstellen u. setzte die von seinem Vater begonnene Gesetzsammlung fort. Im Kampfe gegen die Mauren eroberte er 1264 Murcia, legte Granada einen Tribut auf, aber seine Bewerbung um den Deutschen Kaiserthron u das Herzogthum Schwaben verursachte nur Kosten u. brachte keinen Gewinn. Gegen das Ende seiner Regierung erhoben seine Sohn Sancho IV. (1284–95) u. eine Zeit lang Philipp III. v. Frankreich offenen Kampf gegen ihn. Von Neuem schwachten vormundschaftliche Regierungen das Land, aber als Alfons XI. (1312–50) erwachsen war, erfocht er im Bunde mit Aragonien u. Portugal den glänzenden Sieg am Salado (Okt. 1340) über die Mauren u. eroberte Algeziras; andrerseits schuf ihm die Einführung der den Mauren nachgeahmten Alcavala, einer Steuer, welche den Zwanzigsten von jedem Verkaufe nahm, ein schlimmes Gedächtniß. Unter ihm wurden seit 1325 die ersten stadtischen Abgeordneten zu den Reichsstanden eingeladen u. 1344 zum ersten Male die Kanarischen Inseln entdeckt; eine Entdeckung, die man aber damals noch nicht zu würdigen wußte. Der Kampf seines Sohnes Peter des Grausamen (1350–69) gegen seine Halbbrüder, die Grafen von Trastamara, wurde für Sp. verhängnißvoll, weil jener den Schwarzen Prinzen, diese Bertrand du Guesclin (s. d.) zu Hülfe riefen. Nach wechselvollem Kriege erbte Heinrich, der Unechte (1369–79), den Thron Peter's, dem er den Dolch in die Brust gestoßen hatte. Seit seiner trefflichen Regierung folgten ruhigere Zeiten in Castilien. Sein Enkel Heinrich III. (1390–1406), der Erste, welcher vor der Thronbesteigung „Prinz von Asturien" genannt wurde, zog aus der nochmaligen Entdeckung der Kanarischen Inseln (1402) wirklichen Gewinn. Heinrich's IV. (1454–74) Unfahigkeit u Lasterhaftigkeit aber war so arg, daß die Stande selbst schon 1468 seiner Stiefschwester Isabella (1474–1504, s. d.) die Krone anboten; doch erklärte sie, dieselbe erst nach seinem Tode tragen zu wollen. Da sie sich im J. 1469 mit Ferdinand von Aragonien vermählte u. 1492 übrigens dem letzten Maurenreiche in Granada ein Ende machte, so stand die Vereinigung von ganz Sp. bevor.

Das Königreich Aragonien umfaßte unter Sancho's Sohne Ramiro (1035–63) nur ein kleines Gebiet am oberen Ebro, aber schon sein Enkel, Alfons I. (1104–34), entriß den Morabethen 1114 Huesca, 1118 Zaragoza. Seit 1076 war zwar auch Navarra zum großen Theil den Erben Garcia's V. (s. o.) fortgenommen worden, als aber Alfons 1134 ohne Erben starb, wählten die Navarresen sich wieder einen eigenen König aus dem alten Herrschergeschlecht. Die Aragonesen riefen Alfons' Bruder Ramiro aus dem Kloster herbei, der schon nach drei Jahren den Thron an den Grafen Raimund Berengar von Barcelona (1137–62), den Verlobten u. späteren Gemahl seiner zweijährigen Tochter Petronella, abgab. Seitdem gehörten auch Barcelona (Catalonien), Roussillon, Montpellier u. bis 1196 sogar die Provence zum Reiche. Während Raimund's Enkel, Peter II. (1196–1213), 1204 demüthig vor Innocenz III. in Rom erschien, seine Krone vom Papste zu Lehn nahm, Tribut bezahlte u. das Kreuz gegen die Albigenser trug, schüttelte sein Sohn Jakob (1213–76) das Joch ab, erwarb sich durch Einnahme der Balearen (1229–33) u. Valencia's (1238) den Titel des Eroberers u. wurde durch die erste Sammlung aragonischer Gesetze, durch Begünstigung des Handels u. der Seefahrt der Begründer einer neuen staatlichen Ordnung. Nach seinem Tode entstand unter seinem jüngsten Sohne Jakob ein besonderes Königreich Mallorca, welches erst 1349 wieder mit Aragonien vereinigt wurde. Der älteste, Peter III. (1276–86), gelangte zwar durch die Sizilianische Vesper (s. d.) 1282 in den Besitz von Sizilien, ließ aber durch das „Generalprivilegium von Zaragoza" die Rechte des Königthums so sehr beschränken, daß Aragonien unter ihm u. mehr noch unter seinem Sohne Alfons III. (1285–91) fast zur Republik wurde. Der aus der Ritterschaft gewählte Oberrichter, Justicia, stand in gewissem Sinne über dem König. Jakob II. (1291–1327) übergab 1296 das Königreich Sizilien seinem Bruder Friedrich II., dessen Nachkommen es bis 1409 besaßen, verordnete aber auf dem Reichstage von Tarragona 1319, daß Aragonien, Barcelona, Valencia u. das Erbrecht auf Mallorca für immer vereinigt bleiben sollten. Sein Kampf mit Pisa um den Besitz von Sardinien (1324), die Versuche seines Sohnes, Alfons IV. (1327 bis 1336), Lehngüter der Krone zu veraußern, u. der erneute Kampf gegen die Mauren, welcher unter Peter IV. (1336–87) 1340 zum großen Siege bei Salado führte, erzeugten Streitigkeiten mit dem Adel u. den Bürgern, infolge deren „die Kraft der Gesetze in Aragonien derart gestärkt wurde, daß sie mehr vermochten als Waffen". Durch Bekämpfung u. Hinrichtung Jakob's II., des letzten Erben von Mallorca, wurde dieses 1349 wieder mit dem Reiche vereinigt. Durch Sicherung der freien Verfassung, durch Blute des Handels, Ackerbaues u. Gewerbes wurde Aragonien unter Peter u. seinen beiden Söhnen Johann I. (1387–95) u. Martin (1395–1410) trotz beständiger Fehden im Innern u. nach außen einer der reichsten u. mächtigsten Staaten des Mittelalters. Nach dem Tode des Letzteren folgte sein Neffe, der castilische Prinz Ferdinand (1412–16) als König von Aragonien, Catalonien, Valencia, Sizilien, Sardinien u. den Balcaren. Sein Sohn Alfons V. (1416–58) erwarb sich den Beinamen des „Weisen" für die kluge Politik, mit der er 1443 das Königreich Neapel (s. d.) an sich zu bringen wußte, welches dann in der Linie seines natürlichen Sohnes Ferdinand bis 1504 forterbte. In den übrigen Ländern folgte sein Bruder Johann II. (1458–79), der durch seine erste Gemahlin Blanca († 1441) bereits Erbe von Navarra geworden war, aber dadurch in Streit mit seinem eigenen Sohne Karl gerieth u. selbst nach dessen Vergiftung (1461) Roussillon u. Cerdagne an Ludwig XI. von Frankreich, das Königreich selbst an Johann d'Albret, den Gemahl seiner Enkelin, abtreten mußte. Auch die Grafschaft Barcelona errang sich 1471 eine fast republikanische Freiheit, u. Johann's II. Sohn, Ferdinand der Katholische (1479–1516, s. d.), schon 1471 im Alter von 14 Jahren vom Vater selbst zum Vizekönig berufen, vermochte nichts daran zu ändern.

Die Vereinigung aller spanischen Länder, durch die Vermählung Ferdinand's mit Isabella von Castilien (1469) vorbereitet, wurde trotz des Widerstandes der beiderseitigen Cortes zur Thatsache durch das gemeinsame Streben der beiden Gatten nach Erweiterung der Grenzen, Stärkung der Königsmacht, Befestigung des starrsten katholischen Glaubens. Durch Eroberung Granada's (1492) u. Entdeckung Amerika's (1492) gewann Castilien, durch die Besitznahme von Roussillon u. Cerdagne (1493), von Neapel (1504) u. Navarra (1512) Aragonien einen bedeutenden Zuwachs. Nach dem Rathe des schlauen Franziskaners, des Kardinals Ximenez (s. d.), verwandelte Ferdinand die „heilige Hermandad" (s. d.), welche bisher nur Sache einzelner Städte gewesen war, in eine königliche Miliz: 1476 in Castilien, 1484 in Aragonien, u. trat als Großmeister an die Spitze der drei großen u. reichen Ritterorden von S. Jago, Alcantara u. Calatrava, wodurch er die Verwaltung zahlreicher Ordensgüter in seine Hand brachte. Endlich diente die Einführung der Inquisition (1484), deren Richter der König allein ernannte, nicht nur zur Unterdrückung der Ketzerei bei Mauren u. Juden, sondern auch zur Bändigung des Adels. Da der einzige Sohn des span. Königspaares im 20. Lebensjahre kinderlos verstarb (1497), so erbte Castilien 1504 nach Isabella's Tode ihre älteste Tochter, Johanna „die Wahnsinnige" (1504–55), für welche ihr Gemahl, Philipp I. von Burgund, u. nach seinem Tode 1506 ihr Vater Ferdinand die Regierung übernahm, bis 1516 nach dessen Tode Karl I. (s. „Karl V., Deutscher Kaiser") ganz Sp. in seine Gewalt bekam (1516–56). Obwol dieser es der Energie u. Staatsklugheit des Kardinals u. Großinquisitors Ximenez verdankte, daß nicht seine Mutter Johanna, sondern er selbst in Castilien als König anerkannt, daß die Großmeisterwürde der drei Ritterorden nicht von der Krone getrennt wurde, daß eine wohlgerüstete Miliz den widerstrebenden Adel niederwarf, daß der neue Statthalter, Adrian v. Löwen, in Madrid Gehorsam fand, so entließ ihn doch Karl bei seiner Ankunft im Sept. 1517. Bald führte die Anstellung von Ausländern, die Ausfuhr von Gold u. Silber sowie die Erhebung des Königs zum Röm. Kaiser zu Aufständen in Castilien, Valencia u. Mallorca. Mühsam gelang dem Vizekönig Adrian in Abwesenheit des Monarchen ihre Niederwerfung bis 1523 (s. „Padilla"), dann erbaute dieser selbst, indem er aus der Furcht des Adels vor den rohen Verbrechen der revolutionären „Communeros", wie der Handwerker u. Bauern vor dem Uebermuthe u. den Vorrechten der Adligen Vortheil zog, mit scheinbarer Schonung der beeideten Rechte u. Privilegien die absolute Monarchie. Durch Begünstigung kleiner Sonderrechte der einzelnen Landschaften u. getrennte Berufung der verschiedenen Cortes beförderte Karl die Zersetzung der ständischen Freiheiten u. erlangte trotz mancher Opposition die reichen Mittel zu den beständigen Kriegen mit Franz I. (1521–44), mit den Seeräubern u. den Türken. Dennoch überlegte man schon nach seiner Abdankung, ob nicht ein Staatsbankrott das beste Mittel sei, sich aus der finanziellen Verlegenheit zu reißen. Philipp II. (1556–98) erschöpfte den Wohlstand Sp.s vollkommen, obwol er schon aus den Gold- u. Silberbergwerken Amerika's reichen Gewinn zog. Kaum hatte er den Krieg gegen Papst Paul IV. u. König Heinrich II. von Frankreich durch den Frieden von Câteau-Cambresis 1559 beendigt, so wandte er sich den Hauptzielen seines

ganzen Lebens zu, der Vertilgung der Ketzer, der Vernichtung aller Freiheit u. der Eroberung fremder Kronen. Seinem Halbbruder Don Juan d'Austria (s. „Johann von Oesterreich") glückte es wol, den Aufstand der Morisco's in Andalusien 1570 u. die mohammedanischen Seeräuber des Mittelmeeres 1571 bei Lepanto niederzuwerfen, dem König selbst die Freiheiten Aragoniens, der Inquisition in ganz Sp. die Ketzerei zu vernichten, aber in Neapel war diese ganz, in Sizilien beinahe machtlos, u. die nördl. Hälfte der Niederlande erklärte sich 1581 für unabhängig, trotzdem Philipp Truppen u. Geld im Uebermaß aufgewendet hatte, um sie zur Katholischen Kirche zurückzuführen. Nur die Einverleibung Portugals gelang ihm 1580 u. machte dessen reiche Kolonien zu einer bequemen Beute für Niederländer u. Engländer. Vergebens war 1588 sein Versuch, England, 1589—92 Frankreich zu erobern, er hinterließ Sp. selbst durch Armuth verödet u. von einer untilgbaren Schuldenlast niedergedrückt, die Nebenländer Neapel u. Mailand von Banditen erfüllt. Unter Philipp III. (1598—1621) begann die Herrschaft der Günstlinge, welche das Land noch mehr aussogen u. die betriebsamen Morisco's zur Auswanderung nöthigten. Philipp IV. (1621—65) verlor 1640 Portugal, 1641 vorübergehend Catalonien, 1659 Artois, Foix u. Roussillon an Frankreich, Jamaica u. Dünkirchen an England. Karl II. (1665 bis 1700), der letzte Habsburger, hinterließ sein Reich, das ein Jahrhundert zuvor von 18 Millionen bewohnt war, mit 8 Millionen Einwohnern dem Enkel Ludwig's XIV., Philipp von Anjou. Dennoch erzeugte die Sehnsucht der Geister, sich den Fesseln der Kirche u. des Absolutismus zu entreißen, gerade in diesem Jahrhundert die herrliche Blüte der Literatur u. Kunst. Durch den Span. Erbfolgekrieg (s. d.) behauptete Philipp V. (1701—46) den Thron u. entriß Sp. die letzten Reste ständischer Freiheiten, während es der schlauen Politik seiner Gemahlin Elisabeth von Parma, Alberoni's (s. d.) u. Ripperda's gelang, im Poln. u. Oesterr. Erbfolgekriege von Oesterreich Neapel, Sizilien, Parma, Piacenza u. Guastalla als span. Sekundogenituren zu gewinnen. Auf die thatenlose Regierung des schwermüthigen Ferdinand VI. (1746—59) folgte die Karl's III. (1759—88), welcher das Aeußerste that, um den alten Wohlstand des Landes zu erneuern, u. 1767 die Jesuiten vertrieb, um der freien Bildung Raum zu schaffen. Seit 1761 durch den bourbonischen Familientraktat an Frankreich gefesselt, verlor Sp. 1763 Florida an England, gewann aber im Frieden zu Versailles von 1783 sowol dieses als Menorca zurück, das es einst im Spanischen Erbfolgekriege verloren. Eine Zeit schweren Unglücks brach für Sp. unter Karl IV. (1788—1808) an, welcher Anfangs den vortrefflichen Minister seines Vaters, den Marquis von Aranda, walten ließ, aber seit 1792 das Königreich dem Günstling seiner Gemahlin, Godoy (s. d.), preisgab, der Frankreich 1793 zum Kriege reizte, 1795 im Baseler Frieden die span. Hälfte der Insel Haiti abtrat u. 1796 durch ein Bündniß mit Frankreich Sp. in einen Krieg mit England verwickelte. Zwar erhielt der Schwiegersohn Karl's IV. im Frieden zu Luneville 1801 das Königreich Etrurien, aber er selbst verlor im Frieden zu Amiens 1802 Trinidad u. in der Schlacht von Trafalgar 1805 den größten Theil seiner Flotte. Von einer Gegenpartei unter dem Prinzen Ferdinand v. Asturien gedrängt, erklärte Godoy während des Preuß. Krieges durch eine Proklamation (5. Okt. 1806) Sp.s Unabhängigkeit von Frankreich, wurde aber schon 27. Okt. 1807 zu einem neuen Bündniß mit Napoleon (zu Fontainebleau) genöthigt, welches die Theilung Portugals bezweckte u. Godoy, dem „Friedensfürsten", das Königreich Algarbien u. Alentejo verhieß. Eben hatte dieser zwischen dem Könige u. dem Prinzen erst Zwietracht, dann Versöhnung gestiftet, als eine franz. Armee unter Murat sich Madrid näherte. Nun erzwang das Volk die Entlassung des verhaßten Ministers, u. Karl IV. legte 20. März 1808 zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand die Krone nieder, der sofort Godoy gefangen nehmen ließ u. später an Frankreich auslieferte. Aber wenige Wochen später erklärte der entthronte König in einem Briefe an Napoleon, nur Furcht für sein Leben habe ihn zur Thronentsagung gezwungen, u. veröffentlichte auch in Sp. einen Widerruf derselben. Durch Savary bewogen, entschloß sich auch Ferdinand (s. „Ferdinand VII."), den Schiedsrichterspruch des franz. Kaisers in Anspruch zu nehmen. Obwol vielfach gewarnt, begab er sich nach Bayonne, wo er nach vergeblichem Widerstande gezwungen wurde, am 6. Mai die Krone in die Hände seines Vaters, dieser, wie längst verabredet war, in die Napoleon's zu geben. Ferdinand begab sich nach Valencay, Karl IV. mit der Gemahlin u. dem Friedensfürsten nach Compiegne, später nach Rom († 1819). Alsbald berief der Kaiser nach Bayonne eine sog. Konstitutionsjunta von 150 span. u. amerikan. Notablen u. ernannte 6. Juni 1808 seinen Bruder Joseph (1808—12) zum Könige von Sp. u. Indien. Vergebens hoffte man durch eine Konstitution u. durch Verbesserung des Gerichts-, Finanz- u. Militärwesens seinen Thron zu befestigen. Ein allgemeiner Aufstand war die Antwort der erbitterten Nation. Eine Centraljunta in Sevilla, welche mit allen Junten in den einzelnen Landschaften in Verbindung stand, leitete den Kampf für den gefallenen König Ferdinand. Adlige u. Geistliche, ja Mönche traten an die Spitze der bewaffneten Volksbanden, der Guerrilla's, u. führten einen fanatischen Kleinkrieg gegen die Anhänger des neuen Königs, die Josefino's. Zaragoza, Gerona, Murviedro u. Valencia verschlossen ihre Thore u. wurden vergeblich von den Franzosen belagert (s. „Palafox"). Vergebens siegte Bessières bei Medina del Rio-Secco (14. Juli); als Joseph an der Spitze einer großen franz. Armee 27. Juli einen prächtigen Einzug in Madrid hielt, war bereits eine franz. Flotte in Cadix fortgenommen worden u. Dupont mit 20,000 Franzosen bei Baylen in Kriegsgefangenschaft gerathen (22. Juli). Die Centraljunta konnte ihren Sitz nach Aranjuez verlegen u. Joseph mußte bis nach Vittoria zurückfliehen. Von Portugal her, das sie unter Wellington, Moor u. Blaid erobert hatten, zogen britische Truppen den Spaniern zu Hülfe. Da erschien Napoleon selbst an der Spitze einer neuen Armee, begleitet von den bewährtesten Führern. Schnell überwand er die undisziplinirten Scharen der Gegner u. zog 4. Dez. 1808 in Madrid ein, das 22. Jan. 1809 auch Joseph von Neuem Treue gelobte. Schon 21. Dez. 1808 war Zaragoza nach tapferster Gegenwehr genommen, Palafox gefangen fortgeführt. Sieben Armeecorps unter Soult, Ney, Victor, Moncey, Augereau, Sebastiani u. Suchet, welche Napoleon in Sp. zurückließ, zwangen die Centraljunta, erst Aranjuez, dann Sevilla, endlich das Festland zu verlassen u. auf der Insel Leon im Hafen von Cadix mit den Cortes aus allen Theilen des Reiches unter dem Kanonendonner der Feinde die künftige Verfassung zu berathen, die 18. März 1812 vollendet wurde. Wol eroberte Suchet Catalonien u. Valencia, Soult Estremadura, aber seit La Romana, den Napoleon absichtlich nach Dänemark geschickt hatte, mit 18,000 span. Kerntruppen auf engl. Schiffen heimgekehrt war, kam mehr Methode in den Guerrillakrieg, u. das Unglück der Franzosen in Rußland wirkte Hoffnung erweckend. Mit stärkerer Kriegsmacht erschien 1812 Wellington, warf 22. Juli 1812 Marmont bei Salamanca u. besetzte Madrid. Für wenige Wochen zurückgeführt, mußte Joseph die Hauptstadt für immer verlassen, als die besten franz. Feldherren u. Heere zum Kampfe in Deutschland abgerufen wurden. Wellington's Sieg bei Vittoria 21. Juni 1813 warf Jenen über die Pyrenäen. Vergebens stritt Soult, aus Deutschland herbeigerufen, gegen die Engländer, die San Sebastian u. Pampelona nahmen, ihn 27. Febr. 1814 bei Orthez u. 10. April bei Toulouse schlugen. Schon 3. Febr. 1814 hatten die Cortes von Madrid aus Ferdinand VII. (1814—33) eingeladen, die Krone von Sp. in Besitz zu nehmen, obwol sie im Dez. 1813 sein Anerbieten, im Bunde mit Napoleon als ihr König die Engländer zu verjagen, abgewiesen hatten. Ueber Gerona u. Zaragoza begab er sich nach Valencia, wo ihm der Regent, sein Oheim Ferdinand, Kardinal von Bourbon, die Regierung 16. April übergab. Nur zu bald zeigte er sich der schweren Aufgabe wenig gewachsen. Zwei mächtige Parteien, die Klerikalen u. die Liberalen, hatten vereinigt Ströme Blutes vergossen, um seine Thronbesteigung zu ermöglichen: jetzt hoffte jede auf den Dank. Zu unfähig, um über beiden zu stehen, zu träge, um eine Vermittelung zu versuchen, ließ der König sich schon in Valencia vollkommen von den Ersteren leiten. Auf den Wunsch von etwa 70 Cortesmitgliedern u. geschützt durch Elio's Armee von 40,000 Mann, erklärte er schon 4. Mai 1814 nicht nur alle Anordnungen Joseph's, sondern auch die Konstitution von 1812 für aufgehoben, ließ die Mitglieder der Regentschaft, die Minister, die liberalen Parteiführer verhaften u. in Klöster od. Festungen sperren, beraubte 10,000 Josefino's ihres Eigenthums u. füllte die Kerker der Inquisition bis 1816 mit 50,000 Gefangenen. Während Heer u. Flotte vernachlässigt wurden, verschwendete er Millionen. Nach 6 Jahren hatte er 30 Minister gehabt. Dennoch gelang es ihm in derselben Zeit, neun Aufstände niederzuwerfen, die meistens von unzufriedenen Militärs ausgingen. Die Offiziere schickte er in die Kerker, die Soldaten nach Amerika, um die Freiheitsgelüste der Kolonisten zu bekämpfen. Als jedoch am 1. Jan. 1820 wieder einige Regimenter von Cadix nach Buenos-Aires abgehen sollten, folgten sie der Aufforderung Rafael Riego's (s. d.), lieber in Sp. die Verfassung von 1812 zu vertheidigen. Schon im Februar erhoben sich Galicien unter Espinosa, Navarra unter Mina, der aus Frankreich zurückkehrte, endlich Aragonien, Catalonien u. Valencia. Da entschloß sich Ferdinand 9. März, die verhaßte Konstitution zu beschwören u. ein freisinniges Ministerium zu berufen, das den Jesuitenorden aufhob u. die Klöster einzog. Anfangs bildeten in den Cortes die Gemäßigten (Moderados) die Majorität; als jedoch 1822 die freisinnige Partei siegte u. Riego zum Präsidenten machte, berief auch der König den liberalen Martinez de la Rosa an die Spitze des Kabinets. Trotzdem unterstützte er die reaktionären Aufstände unter Mataflorida u. wandte sich, als seine Garde bei einem Versuch, die Verfassung umzustürzen, besiegt war u. er in San Miguel einen Minister der extremsten Partei hatte annehmen müssen, brieflich an Ludwig XVIII. um Hülfe.



Nr. 5053. Ronda.



Nr. 5054. Montserrat.

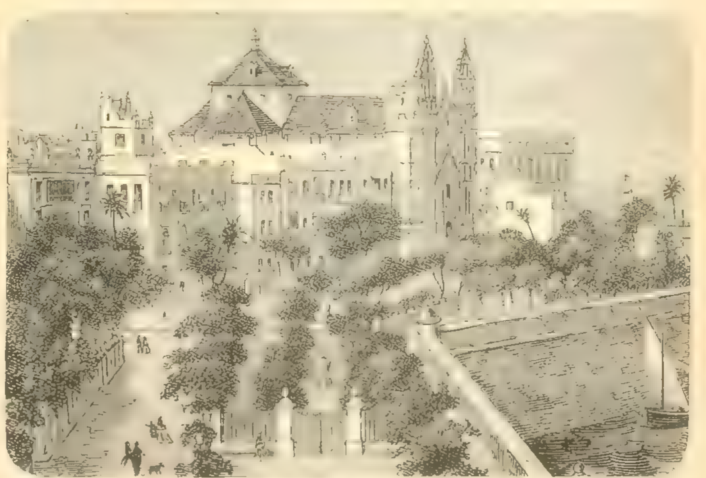


Nr. 5055. Spanische Volkstrachten.

1, 4 Leon. 2, 3, 10, 13 Altcastilien. 5—7, 14, 16, 18, 20—23 Valencia. 8, 9 Mallorca. 11 Vizcaya. 12 Vigo (Galicien). 15, 19 Toreros (Stierkämpfer). 17 Andalusien.



Nr. 5056. Plaza de Palacio in Barcelona.



Nr. 5057. Alameda und Karmeliterkirche in Cadix.

Unter dem Einflusse Metternich's, Chateaubriand's u. Alexander's von Rußland beschloß der Kongreß zu Verona 17. Nov. 1822 die Intervention in Sp. Mit 5 Armeecorps drang der Herzog von Angoulême über die Pyrenäen, zog 23 Mai 1823 in Madrid ein u. zwang Cadix im Anfang Oktober zur Uebergabe. Der König, welcher seine Freilassung von den Cortes, die ihn auf ihrer Flucht mit sich nahmen, nur durch das Versprechen vollkommener Begnadigung erkauft hatte, erklärte alsbald alle seine Handlungen seit dem 7. März 1820 für erzwungen, ließ Riego hängen u. herrschte fast unumschränkt unter dem Schutze einer französischen Armee. Die Liberalen waren fast gänzlich unterdrückt, u. selbst die Freimaurer wurden an allen Orten verfolgt. Dennoch regierte Ferdinand den Anhängern der klerikalsten Richtung noch zu freisinnig. Eine Apostolische Junta betrieb schon seit 1825 die Thronbesteigung von Don Carlos, dem Bruder des Königs, u. General Bessières, der ihn als Karl V. proklamirte, büßte 1825 seinen Versuch mit dem Leben. Inzwischen verarmte Sp. u. vermehrte jährlich seine Schuldenlast, während alle amerikan. Besitzungen bis auf Cuba, Portorico u. Callao abfielen. Einen bedeutlichen Stoß erlitt die Apostolische Partei, welche auf die Thronbesteigung des Don Carlos hoffte, als der König sich im Dez. 1829 zum vierten Male verheirathete u. auf Antrieb seiner Gemahlin, Marie Christine von Neapel, schon im März 1830 das altcastilische Erbfolgerecht der Töchter durch die sog. Pragmatische Sanktion herstellte. Infolge dessen wurde Isabella (s. d.), welche 10. Okt. 1830 zur Welt kam, sofort zur Prinzessin von Asturien ernannt, u. Don Carlos, der gegen seinen Bruder selbst nichts unternehmen wollte, wandte sich zur Unterstützung seines Schwagers Dom Miguel nach Portugal. Trotzdem Ferdinand sich 1832 durch Krankheit u. durch mehrere Aufstände bewegen ließ, die Pragmatische Sanktion zu widerrufen, so erklärte er doch gleich nach seiner Genesung diesen Widerruf für aufgehoben, erlangte von den Cortes im Juni 1833 den Eid der Treue für Isabella als Thronerbin u. starb 29. Sept. 1833. Kaum hatte Marie Christine die Regentschaft angetreten, so erhoben sich an allen Enden Sp.s die Karlisten für „Karl V.", der sich selbst darauf beschränkte, von Portugal aus seinen Protest gegen die Successionsakte zu wiederholen u. sich in einem Manifeste als König zu proklamiren. So fehlte der Erhebung der eigentliche Mittelpunkt, u. die Regentin gewann bald die Liberalen für sich, als sie Martinez de la Rosa 1834 zum Minister erhob u. dieser durch das Estatuto real vom 10. April 1834 Sp. eine Konstitution gab. Obwol Don Carlos wenige Wochen später ebenso wie Dom Miguel Portugal zu verlassen u. nach England zu gehen genöthigt war, begann er doch gerade jetzt den Kampf u. erschien im Juli 1834 bei den Basken, welche einen erbitterten Krieg gegen die Regentin führten, weil sie von der Konstitution die Vernichtung ihrer Vorrechte fürchteten. Unter ihrem geschickten, aber grausamen Führer Zumalacarregui warfen sie die Armeen der Christino's unter Sarsfield, Valdes, Quesada, Rodil, Mina u. unter dem Kriegsminister Valdes zurück od. schlossen sie in die Städte ein, so daß sie unfähig zur Aktion wurden. Schon fürchtete man in Madrid die Ankunft der Karlisten u. bat vergeblich in Frankreich um Hülfe, als jener talentvolle Führer vor Bilbao 15. Juni 1835 die Todeswunde empfing u. 24. Juni starb. Allein nun erhoben sich in Andalusien u. bald auch in Catalonien u. Aragon die Radikalen für die Verfassung von 1812 u. kündigten der Regentin offen den Gehorsam. Vergebens war die Hülfe Portugals, vergebens die Englands, welches wenigstens gegen die Karlisten kleine Fortschritte machte, vergebens das energische Auftreten des Ministers Mendizabal 1836. Die Königin entließ ihn u. ließ durch den Minister Isturiz Louis Philipp um Hülfe bitten. Ehe dieser jedoch seinem Versprechen Folge leisten konnte, wurde die Königin 13. Aug. 1836 zu La Granja in ihrem Schlafgemache von Soldaten des 4. Garderegiments gezwungen, die Verfassung von 1812 herzustellen u. sich in die Hände der Radikalen zu geben. Um so mächtiger wurden nun die Karlisten. Gomez, einer der kühnsten Bandenführer, drang kämpfend bis nach Andalusien vor u. rettete selbst, nachdem er Ende November 1836 von Narvaez bei Cadix geschlagen war, den dritten Theil seiner Truppen nach dem Norden. Erst Espartero hatte nach wechselvollen Kämpfen in den baskischen Provinzen Erfolge u. eroberte im Mai 1837 eine Stadt nach der andern. Unterdessen hatte Don Carlos den Weg nach Madrid eingeschlagen u. stand im September mit 16,000 Mann unfern der Hauptstadt. Espartero jedoch, dem durch einen Aufstand seiner Offiziere auch das Ministerium zugefallen war, that Alles, um den Angriff abzuwehren. Kaum erhielt Don Carlos davon Kunde, so gab er 13. Sept. 1837 ohne Kampf den Befehl zum Rückzuge bis über den Ebro. Obwol Espartero den Krieg ohne Energie weiterführte, verlor die Sache des Prätendenten allen Halt durch Streitigkeiten im eigenen Lager. Maroto, von der Partei der Gemäßigten, verdrängte die fanatischen Obergenerale, ließ sie 18. Februar 1839 niederschießen u. zwang Don Carlos, diese Handlung anzuerkennen. Seit dem Ende Februar 1839 aber ließ er sich in Unterhandlungen mit Espartero ein, der 31. Aug. 1839 durch den Vertrag von Vergara Maroto mit seinen Truppen in das span. Heer aufnahm u. den Basken, die ebenfalls des Krieges müde waren, ihre Privilegien bestätigte. Don Carlos flüchtete nun nach Frankreich u. starb 1855 zu Triest. Aber wenn auch 1840 die letzten Karlisten über die franz. Grenze entwichen, so kam Sp. im Innern doch nicht zur Ruhe. Noch stand Espartero vom Kampfe her in Catalonien, als Marie Christine nach wiederholten Ministerwechseln u. Auflösung der Cortes vor einem Aufstande in Madrid zu ihm entfloh. Nicht nur ihre Gesetze, auch ihre Verbindung mit dem Leibgardisten Muñoz, den sie zum Herzog von Rianzares ernannte, erbitterte das Volk. Allein Espartero's Bedingungen erschienen der Königin so hart, daß sie lieber abdankte u. im Oktober 1840 das Land verließ. Von den Cortes 8. Mai 1841 zum Regenten ernannt, unterdrückte Espartero die Aufstände der Moderado's unter O'Donnell, Narvaez u. Concha, wurde aber schon im Juli 1843 durch eine Vereinigung der Exaltado's unter Prim mit den Moderado's unter Narvaez zur Flucht nach England genöthigt. Die 13jährige Königin **Isabella** (1843—68) leistete den Eid auf die Verfassung, u. nach mehrfachem Ministerwechsel führte Narvaez 7 Jahre lang eine Regierung, die durch eine neue Verfassung, durch Reformen u. endlich durch eine allgemeine Amnestie (1849) das Land zu beruhigen wußte. Trotzdem die Königin, welche seit 1846 mit ihrem Vetter Franz von Assisi vermählt war, ihren lasterhaften Lebenswandel durch Anhänglichkeit an den Papst u. durch äußere Unterordnung unter die Kirche zu bedecken suchte, widerstand er den Drohungen Roms, warf 1848 die Aufstände in Madrid nieder u. nahm 5. April 1849 den Sohn des Don Carlos (Carlos VI.) nach einjährigem Kampfe an der Nordgrenze gefangen. Dennoch mußte er 1851 dem reaktionären Minister Bravo Murillo weichen, der durch das lange geplante Konkordat Sp. fast in die Hand der Geistlichkeit lieferte. Trotzdem wechselten wieder die Ministerien, die Cortes u. die Erbitterung der Liberalen machte sich endlich in einem Aufstande Luft, der im Juli 1854 zu einer Regierung unter O'Donnell u. Espartero führte. Gemeinsam hoben sie das Konkordat auf u. begannen den Verkauf der geistlichen Güter, im Juli 1856 aber ward Espartero durch O'Donnell, im Oktober dieser durch Narvaez bei Seite gedrängt. Ein Jeder hatte zwischen den Parteien zu vermitteln gesucht, die reaktionären Bestrebungen des Letzteren genügten der Königin nicht u. erbitterten andererseits die Cortes so sehr, daß auch er im Okt. 1857 weichen mußte u. der viel freisinnigere O'Donnell seit 30. Juni 1858 die Zügel der Regierung empfing. Vergebens waren seine Unternehmungen gegen Mexiko, San Domingo, Chile u. Peru, wo man aus Anlaß alter Geldforderungen Eroberungen zu machen wünschte, rühmlicher die Eroberung von Tetuan 1860 im Kampfe gegen die marokkanischen Seeräuber. Schon hoffte er im Bunde mit England u. Frankreich (31. Okt. 1861) energisch in Mexiko zu interveniren, an welches alle drei Staaten bedeutende Geldforderungen hatten, aber eben so wenig mit der Erhebung Maximilian's (s. d.) zum Kaiser einverstanden als England, mußte er auf Napoleon's Drängen im Febr. 1863 das Ministerium aufgeben. Nach immer neuem Personen- u. Parteiwechsel kehrte er zwar 1865 zurück, reinigte die bigotte Camarilla durch Entfernung des Paters Claret u. der Nonne Patrocinio u. warf einen Aufstand Prim's nieder, mußte aber schon 11. Juli 1866 dem reaktionären Narvaez weichen, der alle Liberalen, auch die gemäßigtsten, mit Gewalt bei Seite schaffte. Weiter noch ging nach seinem Tode im April 1868 sein Nachfolger Gonzalez Bravo, welcher 7. Juli mit einem Schlage die beliebtesten Generale, wie Serrano, Dulce, Rodas, verhaften u. auf die Balearen od. Kanarien schleppen ließ, ja sogar den Schwager der Königin, den Herzog von Montpensier, in dem das Volk den künftigen Regenten für ihren Sohn erblickte, das Land zu verlassen zwang. Durch die Verheißung, mit span. Truppen den Papst in Rom zu schützen, hoffte er die Bundesgenossenschaft Napoleon's zu erhalten. Schon begab sich die Königin nach dem Norden, um mit dem Kaiser, der sich in Biarritz befand, zusammen zu kommen, als der Aufstand in Cadix ausbrach. Die verbannten Generale, an der Spitze Prim, waren dort erschienen u. hatten im Bunde mit dem Admiral Topete, welcher die dort liegenden Kriegsschiffe kommandirte, eine vorläufige Regierung gebildet u. die Wiedergeburt des Landes durch das allgemeine Stimmrecht proklamirt. Die Bürger u. die Truppen des Südens, in wenigen Tagen auch die des Nordens, erklärten sich für sie. Die Königin war rathlos. Vergebens ließ sie durch den General Concha, der an Bravo's Stelle getreten war, mit Serrano verhandeln: er verlangte die Verbannung Marfori's, des unwürdigen Buhlen der Königin, u. ihre Abdankung zu Gunsten ihres Sohnes Alfonso. Dann schlug er 28. Sept. am Guadalquivir die königl. Truppen bei der Brücke von Alcolea. Als nun auch Madrid sich für die Aufständischen erklärte, Concha selbst die Abdankung der Königin manifestirte, verließ Isabella 30. Sept. Sp. u. begab sich nach Pau. Am 8. Okt. konstituirte sich die neue Regierung, an deren Spitze Serrano, Prim,

Topete u. A. standen, in Madrid u. berief die Cortes. Diese erkannten durch die Schlußabstimmung vom 1. Juni 1869 die neue monarchisch konstitutionelle Verfassung an u. erhoben Serrano 15. Juni zum Regenten, bis man einen passenden König gefunden haben werde. Vergeblich bemühte sich Carlos VII., Enkel von Ferdinand's VII. Bruder, seine Ansprüche geltend zu machen; auch sein Versuch, die baskischen Provinzen zu insurgiren, scheiterte vorläufig eben so wie die republikanischen Erhebungen in Andalusien, Aragon, Catalonien u. Valencia. Die Majorität des Volkes schwankte nur über die Person des Königs. Prim dachte an Ferdinand, den Vater des Königs Dom Luis von Portugal. Allein jener lehnte ab u. der König selbst sogar, ehe ihm die Krone angeboten war. Topete wollte den Herzog von Montpensier u. schied aus dem Amte, als man nicht darauf einging; für den 16jährigen Prinzen Thomas von Genua, den Prim u. Napoleon vorschlugen, lehnte sein Oheim Viktor Emanuel ab. Der 76jährige Espartero scheute ebenfalls vor der Last der Regierung zurück. So kam man endlich auf den Prinzen Leopold v. Hohenzollern, als Verwandten der portug., franz., belg. u. preuß. Herrscher. Obwol er einmal ablehnte, erhielt Prim doch bei seinem Besuch in Sigmaringen im Frühjahr 1870 bessere Aussicht, u. im Juni gab der Prinz trotz der Abmahnung König Wilhelm's die Zusage, so daß 4. Juli der Ministerrath in La Granja beschloß, ihm die Krone offiziell anzutragen. Kaum aber hatte diese Kandidatur den Anlaß zum Depeschenwechsel zwischen Paris u. Ems gegeben (s. „Deutsch-franz. Krieg"), so zeigte der Vater des Prinzen Leopold 12. Juli sowol Prim als auch Olozaga, dem span. Gesandten in Paris, telegraphisch an, daß sein Sohn zurücktrete. Allerdings wurde der Zustand Sp.s täglich unerträglicher u. man hoffte von der Einsetzung eines Königs die Rückkehr besserer Zustände. Am 16. Nov. 1870 wählte eine geringe Majorität im Kongreß den zweiten Sohn des Königs Viktor Emanuel, Amadeus, Herzog von Aosta (1870–73), zum Herrscher. Er nahm die Krone am 4. Dez. an, hielt am 2. Jan. 1871 seinen Einzug in Madrid u. versuchte zwei Jahre lang die Uebel zu bekämpfen, an denen Sp. krankte: beständige Unruhen, bisweilen Aufstände, im Norden zu Gunsten „Karl's VII.", äußerste finanzielle Noth u. unaufhörlicher Streit der Parteien. Als er sah, daß seine Bemühungen ohne Erfolg seien, legte er 11. Febr. 1873 die Regierung nieder u. kehrte nach Italien zurück. Monate lang probirte man es in Sp. mit verschiedenen Gattungen der Republik, zuerst unter Figueras u. Castelar, dann unter Pi y Margall, bis die Anarchie den äußersten Grad erlangt hatte, mehrere Städte, wie Malaga, Alicante, Cadix, Sevilla, abfielen u. die Stellung der Karlisten immer bedrohlicher wurde. Dann griff man im Sommer 1874 nochmals zur Diktatur Serrano's zurück, der aber auch das Land für die Beschränkung seiner Freiheiten u. für den Druck der Steuern nicht durch militärische Erfolge zu entschädigen vermochte. Kaum hatte der Prinz von Asturien das 18. Lebensjahr erreicht, so gab eine einzige Erhebung des Generals Martinez Campos in Murviedro 30. Dez. das Zeichen, u. schon am folgenden Tage, 31. Dez. 1874, erkannten alle Regierungstruppen u. alle Städte Alfons XII. als König von Sp. an. Diese beispiellose Einmüthigkeit half dem jungen Könige während des Jahres 1875 den inneren Frieden herstellen, so daß er selbst sich im Anfang 1876 an die Spitze der Nordarmee begeben konnte, welche mit unerwarteter Schnelligkeit dem Karlistenaufstande ein Ende machte. Ende Febr. 1876 verzichtete Don Carlos „großmüthig" auf die Krone u. flüchtete über die Grenze. Eine neue Verfassung fand allseitige Billigung, u. wenn auch der Artikel 11 über die Toleranz aller Konfessionen durch ein Rundschreiben an die Gouverneure im Okt. 1876 möglichst beschränkt wurde, so zeigte doch die Aufnahme des Königs bei seiner Rundreise im Frühjahr 1877, daß Sp. seinen freien Sinn, seine Moralität u. seine Gerechtigkeitsliebe anerkannte. Seit seiner Verlobung mit seiner Cousine, der Prinzessin von Montpensier, ist ihm auch die Treue der Montpensieristen gewiß. Nur Cuba befindet sich seit 1868 zum großen Theile im Zustande der Insurrektion u. wartet noch der Bekämpfung.

Vgl. Lafuente, „Historia general de España" (30 Bde., 1850 ff.); Lembke-Schäfer, „Geschichte Sp.s" (3 Bde., Hamb. 1831 ff.); Baumgarten, „Geschichte Sp.s zur Zeit der Franz. Revolution" (Berl. 1861); Baumgarten, „Neuere Geschichte Sp.s" (2 Bde., Lpz. 1867 f.). Ueber die Zeit der Westgothen: Aschbach, „Geschichte der Westgothen" (1827). Ueber die der Mauren: Dozy, „Histoire des Musulmans d'Espagne" (4 Bde., Leyd. 1861). Ueber Ferdinand u. Isabella u. Philipp II.: die Darstellung von Prescott (deutsch, Lpz. 1842, 2 Bde., u. Lpz. 1856–59, 5 Thle.).

Sprache u. Literatur. Die spanische Sprache, von den Spaniern selbst „castilianische Sprache (lengua Castellana)" genannt, hat sich aus dem Volkslatein entwickelt, welches nach der Eroberung Spaniens durch die Römer sich dort verbreitet u. die einheimischen iberischen Idiome verdrängt hatte. Sie ist somit eine Tochtersprache der lateinischen u. gehört als solche der großen Familie der romanischen Sprachen an. Von der Muttersprache hat das Spanische die majestätische Klangfülle u. die Neigung zur rhetorischen Darstellung ererbt, während es freilich vom grammatischen Bau des Lateinischen nur einzelne Trümmer desselben bewahrt hat, denn, wie alle romanischen Sprachen, ersetzt es die lat. Deklination durch die Anwendung von Präpositionen u. hat durch Aufgabe des Passivums u. mehrerer Tempora des Aktivs die lat. Konjugation nur in sehr lückenhafter Weise erhalten, wenn auch allerdings theilweise diese Lücken durch die Bildung zusammengesetzter Formen wieder ausgefüllt worden sind. Hinsichtlich der Aussprache ist hauptsächlich zu bemerken, daß j (früher x geschrieben) ein rauher Gutturallaut (wie ch in dem Worte Rachen) ist, daß z wie th, c vor e u. i wie ß gesprochen u. auslautendes d ganz verschluckt wird. Die früher sehr schwankende u. schwerfällige Orthographie ist im J. 1815 durch die Span. Akademie nach phonetischem Prinzipe in musterhafter Weise geregelt u. vereinfacht worden. Der span. Wortschatz enthält eine ziemlich beträchtliche Zahl arab. Elemente — eine Folge der Jahrhunderte langen Herrschaft der Araber über die Pyrenäenhalbinsel — sowie eine nicht geringe Anzahl von Neubildungen u. selbst auch von etymologisch noch unaufgehellten Bestandtheilen, wodurch ihm verglichen nam. mit dem Italienischen, ein etwas ungleichartiges, unlat. u. bizarres Gepräge verliehen wird, welches bes. scharf in der Volks- u. Umgangssprache hervortritt, während die Schriftsprache auch im Wortvorrathe dem Lat. näher geblieben ist. Entsprechend dem Charakter des Volkes läßt sich das Span. als eine ernste u. feierliche, selbst zu einer gewissen Steifheit u. Unbeholfenheit neigende Sprache bezeichnen, welche weit entfernt ist von der Anmuth u. Geschmeidigkeit der italienischen u. der Beweglichkeit u. Gewandtheit der franz. Schwestersprache, jedoch, nam. in Anwendung auf die höheren Stilformen der Prosa u. die ernsteren Gattungen der Poesie, eine große eigenartige Schönheit besitzt. — Die span. Sprache umfaßt einerseits nicht das gesammte Gebiet des Landes, von welchem sie den Namen trägt, indem sie sich nicht auf die baskischen Provinzen u. nicht auf das (zum provençalischen Sprachgebiete gehörige) Catalonien erstreckt, andererseits aber überschreitet sie weit die Grenzen desselben, indem sie sich über die gegenwärtigen u. ehemaligen span. Kolonien, also nam. über Central- u. Südamerika (mit Ausschluß jedoch Brasiliens), verbreitet hat. Sie spaltet sich in verschiedene Dialekte, von denen jedoch nur der galicische eine literarische Bedeutung erlangt hat. Das Portugiesische ist nicht, wie man oft fälschlich glaubt, ein Dialekt des Spanischen, sondern eine selbständige Schwestersprache desselben. — Von den zahlreichen Grammatiken der span. Sprache zum Gebrauche für Deutsche verdient hervorgehoben zu werden Franceson's „Grammatik der span. Sprache" (Lpz. 1822 u. oft). Rein praktischen Zwecken dient das nach der Ollendorff'schen Methode bearbeitete Lehrbuch von Fr. Funck (Frankf. a. M.); ferner mögen genannt werden: Sauer, „Span. Konversationsgrammatik" (Heidelb. 1868), u. Braun, „Lehrbuch der span. Sprache" (Münch. 1871), auch das von Hartzenbusch u. Lemming verfaßte „Eco de Madrid" (3. Aufl., Lpz. 1870). Von den vorhandenen Wörterbüchern ist das verhältnißmäßig beste Booch-Arkossy's „Spanisch-deutsches u. deutsch-span. Handwörterbuch" (2 Bde., 5. Aufl. Lpz. 1874).

Die span. Literatur, deren wechselnde Schicksale von der politischen Geschichte des Landes sehr stark beeinflußt worden sind, zeigt in ihrer Entwicklung manche eigenthümliche Erscheinungen, zu denen die Literaturgeschichte der übrigen romanischen Völker keine Analogien bietet. Will man den eigenartigen Entwicklungsgang der span. Literatur verstehen, so muß man vor allen Dingen berücksichtigen, daß das span. Volk erst in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Arabern seine staatliche Existenz u. den Besitz seines Landes sich erringen mußte, daß in diesem langen Kampfe gegen den Islam das christliche Bewußtsein sich zu einem tiefsinnigen Gefühle u. einer fast mystisch andachtsvollen Auffassung des Christenthums ausbildete, u. daß endlich die Spanier, durch den Ozean u. die Pyrenäen von dem übrigen Europa geschieden, ihre nationale Individualität schärfer als andere Völker entwickelten u. hartnäckiger behaupteten. Das älteste span. Literaturdenkmal ist das der Mitte od. der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. angehörige epische Gedicht vom Cid, welches die Heldenthaten dieses Nationalheros im Kampfe gegen die Mauren feiert, also einen durchaus volksthümlichen Stoff behandelt. Aus dem 13. Jahrh. sind uns eine ziemliche Anzahl mehr od. weniger umfangreicher Dichtungen theils geistlichen, theils erzählenden Inhalts (Berceo's geistliche Gedichte, Reimchronik vom Cid, versifizirte Romane von Alexander d. Gr. u. Apollonius von Tyrus rc.) erhalten, welche indessen keinen höheren poetischen Werth besitzen u. nur als Sprachdenkmäler von Interesse u. Bedeutung sind. Zu größerer Blüte gelangte die span. Literatur erst im 14. u. 15. Jahrh., jedoch in wesentlich anderer Weise als die übrigen Literaturen des westl. Europa. Weder das ritterliche Epos noch der Minnesang, obwol beide von der Provence u. Nordfrankreich aus sich Eingang verschafften, vermochten in Spanien festen Fuß zu fassen u. fanden nur in den eng geschlossenen höfischen

u. ritterlichen Kreisen günstige Aufnahme u. zeitweilige eifrige Pflege. Dem span. Volke blieb der Minnesang etwas so Fremdartiges, daß sich die span. Troubadours sogar meist der provençalischen Sprache bedienten; es war eben in dem harten Kampfe gegen die Muselmanen zu ernst u. seiner nationalen Individualität zu bewußt geworden, als daß es an den phantastischen Rittersagen des Auslandes u. an dem künstlichen Versspiele der Minnelieder Gefallen zu finden vermocht hätte; es fand in seiner eigenen glorreichen Geschichte u. in dem eigenen Gefühle überreichen Stoff für die poetische Gestaltung; zugleich auch besaß es die Fähigkeit, eine originelle Form des poetischen Ausdruckes sich zu schaffen. Diese Form war die Romanze, welche, die Elemente des Epos u. der Lyrik in sich vereinigend, ebensowol der poetischen Erzählung als dem Ausdrucke des Gefühls zu dienen vermochte. In der Romanze besangen die Spanier die Thaten ihrer Helden, vor Allen des „Cid Campeador“, in der Romanze verewigten sie in poetischer Verklärung ihre Geschichte, in der Romanze auch verliehen sie den tiefen Gefühlen u. mächtigen Leidenschaften, welche ihre Herzen erfüllten u. bewegten, volltönenden Ausdruck. So wurde ihnen die Romanze Epos u. Lyrik zugleich, u. wenn auch in der Beschränkung auf diese eine Dichtungsform unleugbar eine große Einseitigkeit sich ausspricht, so hat doch gerade sie es ermöglicht, daß die span. Poesie des Mittelalters nicht die Fesseln sklavischer Nachahmung getragen hat, sondern eine durchaus eigenartige u. echt nationale geworden ist. Man darf annehmen, daß die Romanze die älteste der span. Dichtungsformen, ja mit dem Volke selbst gleichaltrig ist; die uns erhaltenen Romanzen indessen dürften in der Gestalt, in welcher sie uns vorliegen, kaum über den Beginn des 14. Jahrh. hinausreichen, zum größten Theile vielmehr beträchtlich jünger sein. Später noch als die span. Poesie entwickelte sich die Prosa, als deren eigentlicher Schöpfer König Alfons X. von Castilien (1252–84) betrachtet werden kann, der selbst mehrere, auch inhaltlich bedeutende Werke geschichtlichen u. rechtswissenschaftlichen Inhalts verfaßte, unter denen wol sein Gesetzbuch der „sieben Abtheilungen“ (siéte partidas) das wichtigste u. verdienstlichste ist. Das von ihm gegebene Beispiel fand eifrige Nachfolge; begreiflich aber ist es, daß diese ältesten span. Prosawerke — es sind meistentheils Chroniken u. Bearbeitungen von Ritterromanen — einen ästhetischen Werth nicht besitzen u. auf die spätere Entwicklung der Literatur nur geringen Einfluß ausgeübt haben, so vortheilhaft sie auch auf die Ausbildung der Sprache wirkten. Mit dem Ende des 15. u. dem Anfange des 16. Jahrh. beginnt die zweite u. zugleich die glänzendste Periode der span. Literatur, deren Dauer ungefähr bis zum Ende des 17. Jahrh. bemessen werden kann, wenn auch freilich die Anzeichen eines Niederganges schon weit früher sich beobachten lassen. Verschiedene Umstände wirkten zusammen, um diese Blütezeit herbeizuführen: die durch Ferdinand den Katholischen u. seine Gemahlin Isabella vollzogene Vereinigung der bis dahin getrennten span. Reiche, die nach der Eroberung von Granada endlich erreichte völlige Besiegung der Mauren, die folgenreiche Entdeckung Amerika's u. endlich die hervorragende Machtstellung, welche Spanien unter Karl V. u. Philipp II. im europ. Staatensysteme einnahm. Man würde indessen irren, wenn man glauben wollte, daß in dieser Blütezeit auf allen Gebieten der span. Literatur bedeutende u. originale Werke geschaffen worden seien. Nam. auf den Gebieten des Epos u. der Lyrik vermochten die Spanier, von der Kulturströmung der Renaissance fortgerissen, sich nicht zu selbständigem, von nationalem Geiste getragenem Schaffen zu erheben. Auch ihre bedeutendsten Epiker u. Lyriker dieser Zeit sind kaum mehr als frostige Nachahmer theils der röm. u. griech., theils der ital. Dichter. Es gilt dies Urtheil selbst z. B. von dem berühmten Alonso de Ercilla (1533–95), welcher, wenigstens in der Wahl des Stoffes originell u. glücklich, in dem Epos „La Araucana“ span. Heldenthaten in Südamerika besang, sowie von den gefeierten Lyrikern Boscan (um 1540) u. Garcilasso de la Vega († 1536). Das höchste Lob, welches man diesen Dichtern u. unzähligen Anderen ertheilen kann, ist, daß sie einem Vergil od. Tibull, einem Petrarca od. Ariost anmuthig u. geschickt nachgedichtet haben. Selbst auf dem Gebiete der geistlichen Epik, auf welchem man nach der ganzen religiösen Charakteranlage des span. Volkes bedeutende Leistungen hätte erwarten dürfen, ist gleichwol nichts von dauerndem Werthe hervorgebracht worden. An eifriger Pflege hat es indessen dieser Dichtungsgattung keineswegs gefehlt, u. es mögen hier wenigstens die Namen einiger der besseren Dichter genannt werden: Francisco Hernandez Blasco (ca. 1580), der in nicht weniger als 30,000 Versen „die allgemeine Erlösung“ besang; Josef de Valdivielso (ca. 1600), der in zwei Epen die heilige Jungfrau u. deren irdischen Gemahl Joseph feierte, u. Diego de Hojeda (ca. 1600), welcher es unternahm, in einer „Christiade“ die Heilsgeschichte von dem h. Abendmahle bis zur Kreuzigung episch zu erzählen, ein Versuch, der dann später (ca. 1650) von Juan Francisco de Encisso y Monçon unglücklich genug erneuert wurde; auch der große Lope de Vega, der gleich in anderem Zusammenhange zu nennen sein wird, hat mehrere religiöse Epen verfaßt, ohne jedoch mit denselben einen größeren Erfolg zu erzielen. Auf zwei anderen Gebieten dagegen, im Drama u. Roman, haben die Spanier des 16. u. 17. Jahrh. wahrhaft Originales u. Bedeutendes geleistet u. unvergängliche Werke geschaffen. Im Drama knüpften die Spanier an die mittelalterliche Tradition der Mysterien u. volksthümlichen Lustspiele an, ließen sich nicht beirren durch die Bewunderung der antiken griech. u. römischen Bühnendichtungen u. beugten sich nicht, wie die Franzosen, unter das Joch der vorgeblichen drei aristotelischen Einheiten. Sie wurden dadurch befähigt, sich ein eben so selbständiges u. nationales Theater, wenn auch freilich mit ganz anderem Geiste erfüllt, zu schaffen wie die Engländer. Dem span. Drama verlieh ein eigenthümlicher Umstand überdies einen ganz originalen Charakter: die tief katholische Gesinnung des Volkes prägte sich auch in der dramatischen Dichtung aus u. schuf die allen modernen Völkern unbekannte Gattung des religiösen Dramas, die sog. Autos sacramentales (Dramen, welche das Fronleichnamsfest verherrlichen). Kurz, aber treffend läßt sich das klassische span. Drama als ein romantisches u. nationales in bestem Sinne des Wortes bezeichnen. Unter den span. Dramatikern nimmt weitaus den ersten Rang der große Calderon de la Barca (1600—81, s. d.) ein, den zweiten mag man billig dem fruchtbaren Lope de Vega (1562—1635, s. d.), dem Verfasser mehrerer Hundert Schauspiele, zugestehen. Um diese beiden Heroen der dramatischen Dichtung reiht sich ein stattlicher Kranz von Dichtersternen zweiten Ranges, von denen es genügen möge, Agustin Moreto († 1669, s. d.), den Verfasser der berühmten „Donna Diana“, den volksthümlichen Francisco de Roxas Zorrilla (ca. 1620), Alvaro Cubillo de Aragon (ca. 1650), der in Fruchtbarkeit des dramatischen Schaffens mit Lope de Vega wetteiferte, Guillen de Castro († 1639), welcher Corneille das Vorbild zum „Cid“ geliefert, u. endlich Juan Bautista Diamante (ca. 1670), der Corneille's „Cid“ geschickt nachgeahmt hat, zu nennen. Auch auf dem Gebiete des Romans knüpfte die goldene Zeit der span. Literatur unmittelbar an das Mittelalter an, indem sie dem Ritterromane eine besondere Pflege widmete u. ihm eine den veränderten Anforderungen angemessene Gestalt zu verleihen sich bestrebte. Besonderer Beliebtheit erfreute sich die abenteuerreiche Rittersage von Amadis dem Gallier, welche, ursprünglich französisch, in der portugiesischen Bearbeitung des Vasco de Lobeira († 1403) nach Spanien übertragen wurde u. sich dort seit Beginn des 16. Jahrh. rasch in zahllosen Nachdichtungen (die erste gab [vermuthlich 1510] Ordoñez de Montalvo heraus) verbreitete. In der ersten Hälfte des 16. Jahrh. überwucherte der ritterliche Abenteuerroman die übrigen Gebiete der Prosaliteratur. Originales ist indessen wenig geschaffen worden. Meist begnügte man sich mit der Umarbeitung franz. Ritterromane, u. von einer großen Zahl der hierher gehörigen span. Werke wissen wir nicht einmal die Namen der Verfasser, so z. B. von dem berühmten Volksbuche „Palmerin de Oliva“ (zuerst 1525 erschienen), von welchem sich nur muthmaßen läßt, daß es das Werk einer Frau sei. Vielfach nahm der Ritterroman auf span. Boden eine stark religiöse Färbung an, so daß er fast zur geistlichen Dichtung wurde, so z. B. in des Hierónimo de San Pedro (ca. 1550) Werk „Die himmlische Ritterschaft“, welches überdies auch eine starke Beimischung allegorischer Elemente enthält. Der Ritterroman indessen mußte sich, als die letzten Reste ritterlichen Wesens u. Denkens schwanden, überleben u. zur sinnlosen Karikatur herabsinken. Es war daher ein großes literarisches Verdienst, daß ihm Cervantes (1547—1616), Spaniens, ja vielleicht Europa's originalster Roman- u. Novellendichter, durch seinen satirischen Roman „Don Quixote“ (1. Thl. 1605, 2. Thl. 1615) den Todesstreich versetzte. Nach dem Absterben des Ritterromanes wurden zwei andere Gattungen alleinherrschend in der belletristischen Prosaliteratur: der Schäferroman, der die erträumten Reize eines idyllischen Natur- u. Hirtenlebens mit lyrischer Begeisterung schilderte, u. der sog. Schelmenroman, der die wechselvollen Lebensläufe verschmitzter, den niederen Ständen angehöriger Abenteurer mit naturalistischer Treue u. in pikantester Form erzählte. Die Schäferdichtung ward begründet durch Montemayor's († 1562, s. d.) „Diana enamorada“, die Schelmenerzählung durch Mendoza's († 1575, s. d.) „Lazarillo de Tormes“, u. bald widmete sich eine große Anzahl Dichter eifrig der Pflege dieser beiden neuen Gattungen. Genannt mögen von diesen werden Luis Galvez de Montalvo († 1591), Bernardo Gonzalez de Bovadilla (ca. 1580), Bernardo de la Vega (ca. 1590), Bernardo de Valbueno († 1627) u. Gabriel de Corral (ca. 1632) einerseits, sowie Mateo Aleman, der Verfasser des trefflichen „Gurman de Alfarache“ (ca. 1610), Andres Perez (ca. 1610), welcher in seiner „Schelmischen Justina“ das Gebiet des Schlüpfrigen betrat, u. Enriquez Gomez (ca. 1640) andererseits, die Ersteren im Schäferromane, die Letzteren im Schelmenromane besonders bedeutend.

Der eben genannte Enriquez Gomez gab dem Schelmenromane eine eigenthümliche u. recht geistreiche Wendung, indem er in seinem „Zeitalter des Pythagoras" die Lehre von der Seelenwanderung für burleske Zwecke glücklich zu verwerthen suchte. In Anbetracht der eminenten Wichtigkeit, welche gerade der Schelmenroman für die span. Literatur besitzt, nennen wir noch einige Dichter u. Dichtungen. An erster Stelle sei da **Vicente Espinel** (1540 bis ca. 1630) erwähnt, dessen Roman „Der Knappe Marcos de Obregon" von Vielen für die beste Schelmendichtung nach dem Lazarillo u. dem Guzman erklärt wird. Der Arzt **Gerónymo Yañez y Rivera** (ca. 1570—1632) verfaßte in der Schelmendichtung „Alonso, der Diener vieler Herren", eine witzige Satire auf die verschiedenen Stände u. Gewerbe. **Alonso de Castillo Solorzano** (ca 1630) schrieb eine Erzählung, „Der Meister in Betrügereien", welche, sowie deren Fortsetzung, „Der Marder von Sevilla", ungemein populär geworden u. mehrfach auch in fremden Sprachen nachgeahmt worden ist. **Estevanillo Gonzalez** endlich (ca. 1650) erzählte sein eigenes abenteuerliches Leben in der Form eines Schelmenromanes, ein Buch, welches sehr an den „Simplicius Simplicissimus" Grimmelshausen's erinnert. Ebenso wie der eigentliche Roman fand auch die Abart desselben, die Novelle, in diesem Zeitraume eine eifrige Pflege. Von den hier zu nennenden Dichtern nimmt den ersten Rang ein der große **Miguel de Cervantes** (s. d.), der Verfasser des „Don Quijote", dessen „Novelas" wol die anmuthigsten Erzeugnisse der gesammten span. Prosaliteratur sind. Novellendichter zweiten Ranges sind: **Juan de Timoneda** (ca. 1570), welcher in seinem „Geschichtenerzähler" alte Volkssagen mit Glück novellistisch bearbeitete, **Gaspar Lucas Hidalgo** (ca. 1600), der die heiteren italienischen Novellen mit vielem Geschicke nachahmte, u. besonders **Alonso Gerónimo Salas Barbadillo** (ca 1580—1630), dessen zahlreiche novellistische Dichtungen sich ebenso durch Anmuth des Inhaltes als durch gefällige Formen auszeichnen. Bei der satirischen Tendenz, welche der Schelmenroman meist verfolgt, hätte man erwarten sollen, daß auch die eigentliche Satire nach dem Muster des Horaz u. Juvenal von den Spaniern ausgebildet worden wäre. Es ist dies indessen nur in sehr beschränktem Maße geschehen u. nur ein bedeutenderer satirischer Dichter ist zu nennen: **Gomez de Quevedo** († 1645, s. d.), der glückliche Nachahmer des Juvenal.

Daß außer dem Romane auch andere Gebiete der Prosaliteratur in diesem Zeitalter mit Erfolg angebaut wurden, ist selbstverständlich. Vorzugsweise jedoch wurde die Geschichtschreibung gepflegt, in welcher sich z. B. der schon als Romanschriftsteller genannte **Mendoza**, der Jesuit **Juan de Mariana** († 1623) u. **Antonio de Solis y Ribadeneyra** (ca. 1630) auszeichneten: es erzählte der Erstere in kraftvoller, dem Tacitus nachgebildeter Sprache die Eroberung Granada's, der Zweite verfaßte eine große span. Geschichte u. der Letztgenannte schrieb eine Geschichte der Eroberung Mexiko's. Weniger bedeutend waren infolge der strengen Herrschaft, welche die Kathol. Kirche über die Gemüther ausübte, die Leistungen der Spanier in den philosophischen Wissenschaften. Indessen ist immerhin einiges Bedeutende geschaffen worden, so nam. das geistvolle, von Lessing einer Uebersetzung gewürdigte Buch „Examen de ingenios" von **Juan de Huarte** (ca. 1560). — Als unter der Herrschaft bigotter u. indolenter Fürsten, wie Philipp III. u. seine Nachfolger Philipp IV. u. Karl II. es waren, Sp.s einst so gewaltige politische Macht verfiel u. der Wohlstand des Landes auf Jahrhunderte hinaus unheilbar zerrüttet wurde, sank auch die span. Literatur rasch von ihrer Höhe herab u. verlor ihre frühere Originalität u. Erhabenheit. Die Lyrik artete in Schwulst aus, wie dies schon in den Poesien des **Luis de Góngora** († 1626) geschehen war, die Romane wurden fade, die Dramen schablonenhaft u. gedankenarm. Relativ am bedeutendsten war in dieser Periode immerhin noch die Lyrik, da in derselben der von Góngora in die Literatur eingeführte Schwulst der Darstellung, zumal wenn er in anmuthige Form sich kleidete, noch am ehesten sich ertragen ließ. Es seien von diesen Lyrikern genannt: **Don Juan de Villamediana** († 1621), der in seinen Liedern zuweilen noch die besseren altspan. Muster nachahmte; **Felix de Arteaga** († 1633), dessen Romanzen, wenn auch mystisch u. dunkel, so doch von wahrer Poesie erfüllt sind, u. **Luis de Ulloa** (ca. 1650), dessen Dichtungen durch reine u. elegante Sprache sich auszeichnen. Wirklich Bedeutendes u. Originales hat indessen keiner von diesen Dichtern geleistet. Natürlich konnte eine so gesunkene Literatur dem franz. Einflusse nicht widerstehen, welcher seit der Thronbesteigung des Bourbonen Philipp V. in Sp. herrschend wurde u. sich in der 1744 nach dem Muster der Académie française gegründeten Span. Akademie einen festen Stützpunkt schuf. Die span. Literatur adoptirte sklavisch die steifen u. engherzigen Regeln des franz. Geschmackes u. ließ sich die Zwangsjacke der poetischen Theorien eines Malherbe u. Boileau anlegen. Selbstverständlich wurde hierdurch jede originale Produktivität unmöglich gemacht. Die span. Autoren des 18. Jahrh. lieferten nur Nachahmungen franz. Muster, u. diese Nachahmungen konnten, da die franz. Geschmacksrichtung dem span. Geiste innerlich widerstrebte, nur wenig glücklich sein. Als der eigentliche Begründer u. Theoretiker der französirenden Richtung ist **Ignacio de Luzan** (1702—54) zu nennen, welcher durch seine „Poetik" die Regeln des Boileau auf das Spanische übertrug. Unter den zahlreichen Schriftstellern, welche die von Luzan eingeschlagenen Bahnen weiter verfolgten, sind als die bedeutendsten zu nennen: **Velasques de Valdeflores** (1722—72), welcher besonders theoretische Schriften über Dicht- u. Redekunst verfaßte, u. **Gregorio de Mayans y Siscar** (ca. 1750), welcher ein Lehrbuch der Rhetorik schrieb. Am nachhaltigsten u. zugleich am verderblichsten machte sich der franz. Einfluß auf dem Gebiete des Drama's geltend, auf welchem er besonders durch **Llaguno y Amirola** (ca. 1750) u. **Nicolas Fernandez Moratin** (1737—80) eingebürgert wurde. Allerdings gab es einige Männer, welche muthig u. begabt genug waren, um den Kampf gegen den franz. Einfluß aufzunehmen u. die Wiedergeburt der nationalen Literatur zu versuchen — so ist nam. hier der gelehrte Mönch **Benito Feyjoo** (1676 bis 1763), der sich bes. als Kritiker große Verdienste erworben hat, u. der große **Francisco de Isla** († 1781) zu nennen, der in seinem „Fray Gerundio" mit vielem Glücke den Schelmenroman erneuerte — aber ihre Bemühungen blieben im Großen u. Ganzen erfolglos. Selbst der heroische Kampf der Spanier gegen die franz. Fremdherrschaft im Anfange des 19. Jahrh. hat nicht, wie man hätte erwarten sollen, die span. Literatur aus dem Banne des franz. Einflusses zu befreien vermocht, sondern es herrscht derselbe noch fast ungebrochen nam. auf dem Gebiete des Romans u. des Drama's. Indessen ist Hoffnung vorhanden, daß dieser traurige Zustand der Dinge bald sich zum Bessern gestalten werde, u. eine eigenthümliche Schicksalsfügung ist es, daß es hauptsächlich deutsche Kräfte sind, welche in den letzten Jahrzehnten für die Erreichung dieses Zieles mit Glück u. Erfolg gewirkt haben. **Böhl v. Faber** (s. d.) hat durch Sammlung u. Herausgabe altspan. Romanzen der älteren span. Literatur sowol in Spanien selbst als auch im Auslande wieder größere Beachtung u. Anerkennung zu gewinnen vermocht. Bedeutenderes leistete seine Tochter Cäcilie, bekannt unter dem Namen **Fernan Caballero** (s. d.), in einer Reihe vortrefflicher Romane u. Novellen, deren Stoffe sie ausschließlich dem span. Volksleben, u. zwar mit wunderbarer Treue der Zeichnung, entlehnte, u. durch welche sie auf die Zerstörung des Einflusses der franz. Literatur u. auf die Wiedererweckung des span. Nationalbewußtseins hinarbeiten wollte. Wie Fernan Caballero den Roman, so versuchte, wenn auch freilich mit geringerer Originalität, **J. E. Hartzenbusch** (s. d.) das Drama zu regeneriren u. von der franz. Bühne unabhängig zu machen, in welchem Bestreben ihm bereits die Spanier **Ramon de la Cruz** (1731—98), **Leandro Fernandez de Moratin** (1760 bis 1868) u. **José Manuel de Quintana** (geb. 1772) glücklich vorgearbeitet hatten. Die von ihnen eröffneten Bahnen sind auch schon von zahlreichen Dichtern mit gutem Erfolge betreten worden; es seien aus der Zahl derselben der Novellist **Antonio de Trueba y la Quintana**, der der unsterblichen Cidsage in einer anmuthigen Novelle ein neues Gewand verlieh, u. der Dramatiker **Antonio Gil y Zárate** (geb. 1796), der Dichter der herrlichen Tragödie „Rosmunda", als bes. bedeutend hervorgehoben. Auch in der Lyrik haben einzelne Sänger, wie **Alberto Lista** (geb. 1775) u. **José Zorrilla** (geb. 1817), nach einer langen Periode der Unnatur u. Versspielerei wieder originale u. naturwahre Töne angeschlagen. Was endlich die span. Prosa auch in Anwendung auf die praktischen Ziele u. Zwecke des staatlichen Lebens zu leisten vermag, hat **Emilio Castelar** (s. d.) durch seine schwungvollen Staatsreden auf das Glänzendste bewiesen. — Vgl. Amador de los Rios, „Historia critica de la literatura española" (4 Bde., Madrid 1861); George Ticknor, „History of Spanish Literature" (3 Bde., erschienen New-York u. London 1849; deutsch von Julius, 2 Bde., Lpz. 1852, dazu ein Supplementband von Adolf Wolf, Lpz. 1867) u. die literarhistorischen Skizzen in den Chrestomathien von Buchholz (2 Bde., Berl. 1801), Huber (Bremen 1832) u. nam. von Lemcke (3 Bde., Lpz. 1856—57).

Spanische Kunst. Abgesehen von den aus der röm. Zeit u. insbes. aus der der späteren Kaiser noch vorhandenen Bauwerken in Sagunt, Tarragona, Alcantara, Merida 2c. kann sich Spanien erst seit der Gründung des Reiches der Araber unter Abderrhaman (s. „Spanien, Geschichte") einer bedeutenden Kunstübung rühmen. Unter dem Scepter der maurischen Fürsten entfaltete das Land die ganze Fülle seiner Kraft u. übertraf an geistiger Kultur bei weitem das damalige christliche Abendland. Während dieser bis zum Falle Granada's 1492 dauernden Herrschaft zeigte die dortige Baukunst infolge der Nähe des christlichen Abendlandes u. der beständigen Beziehungen zu den Rittern desselben eine konsequentere Reihe von Entwicklungsphasen als anderswo. Das Hauptdenkmal der ersten Bauperiode ist die von Abderrhaman 786 begonnene prachtvolle Moschee zu Cordova, der in einer späteren Bauperiode (um 965) die reichgeschmückte

Kiblah hinzugefügt wurde. Einer anderen Zeit gehören die Bauten von Sevilla an, das aus dem Ende des 12. Jahrh. z. B. noch die sog. Giralda, das ehemalige interessante Minaret einer Moschee (Abbildung s. unter „Sevilla“), u. den Alcazar besitzt. Die letzte Entwicklung aber erreichte der maurische Stil in den Bauwerken von Granada, wo sich die maurische Kultur aufs Höchste entfaltete, aber auch ihrem Untergange entgegenging. Dort erhebt sich die im 13. u. 14. Jahrh. erbaute Alhambra (s. d.) mit ihren noch gegen Ende des 15. Jahrh. kurz vor Vernichtung der maurischen Herrschaft hinzugefügten Vergrößerungen. Infolge des wenn auch langsamen, aber stetigen Fortschreitens der christlichen Herrschaft in Spanien u. der allmählichen Besiegung der Araber verbreitete sich auch bereits im 10. u. 11. Jahrh. der romanische Kirchenbaustil, u. zwar in südfranz. Charakter als Pfeilerbasilika zunächst mit tonnengewölbten Schiffen u. gewöhnlich mit großem Thurmbau auf der Vierung, in weiterem Verlaufe mit Kreuzgewölben, gesteigerter ornamentaler Ausstattung, reicher dekorativer Plastik an den Portalen u. mit Aufnahme mancher Details aus der Kunst der Araber. Beispiele jenes frühen Romanismus sind die ganz nach franz. Muster gebaute Kathedrale in Santiago de Compostella (Ende des 11. Jahrh.), die verwandte, aber kleinere Kirche S. Isidoro in Leon (1149), S. Millan u. S. Esteban in Segovia u. die noch sehr primitive Kirche S. Pedro in Huesca; des späteren Romanismus mit Kreuzgewölben u. bereits mit Spitzbogen die Kathedralen von Salamanca u. Zamora, die Stiftskirche in Toro, S. Vicente in Avila, bes. aber die Kathedrale zu Siguenza, die Cisterzienserkirche zu Veruela u. die schon den Uebergangsstil zeigende Kathedrale in Tarragona. Viel bedeutsamer u. glänzender als der Romanismus entfaltete sich, dem phantasievollen Sinne des Volkes gemäß, die Gothik, die sich vom zweiten Viertel des 13. Jahrh. an allmählich einbürgerte. In der Anlage der Kirchen folgte sie meistens den franz. Mustern, führte den dortigen Chorumgang mit Kapellenkranz, die im S. Europa's beliebte Kuppel über der Vierung u. zahlreiche Kapellenreihen ein. Zu den frühesten rein goth. Bauten Spaniens gehören die Kathedralen von Burgos (gegründet 1221) u. von Toledo (von 1227 an), jene mit ihrer prachtvollen Façade u. ihren durchbrochenen, aber schwerfälligen Thürmen, die der deutsche Meister Johann von Köln 1450 errichtete, u. der phantastisch reichen Kuppel auf dem Querschiff (s. Abb. Bd. II. S. 411), die erst im 16. Jahrh. hinzukam. Ferner die Kathedralen von Leon (1250—58), Valencia (begonnen 1262), Avila (Anfang des 14. Jahrh.), die überaus großartig angelegte, weiträumige Kathedrale von Barcelona (erste Hälfte des 14. Jahrh.), die in ihren Gewölben noch weiter gespannten Kirchen S. Maria del Mar (daselbst) u. die Kathedrale zu Palma sowie die höchst originelle Kathedrale von Gerona; endlich als Hauptbeispiel aus der Spätzeit der Gothik die 1403 begonnene, aber erst im 16. Jahrh. vollendete fünfschiffige Kathedrale von Sevilla, der wir aus den im Ganzen spärlichen, noch nicht hinlänglich durchforschten Bauwerken Portugals die Klosterkirche zu Batalha (Ende des 14. Jahrh.) mit ihrem im Anfang des 16. Jahrh. als achteckiger Kapellenbau dem Chor angefügten phantastischen Mausoleum König Manoel's hinzufügen.

Schon gegen das Ende des 15. Jahrh. beginnt der Renaissancestil sich zuerst in dekorativer Weise, verbunden mit maurischen u. goth. Details, geltend zu machen, u. entfaltet sich gar bald, nam. in den Höfen der Klöster u. Paläste, zu einer üppigen Blüte. Man nennt ihn hier den Platereskenod. Goldschmiedestil, weil bes. die damaligen Goldschmiede ihn bei ihren Arbeiten anwandten. Wol am frühesten zeigt er sich in dem Kollegium von Santa Cruz in Valladolid (um 1480), aber noch ausdrucksvoller in den Bauten des Alonso de Covarrubias, der u. A. 1546 die Kapelle der neun Könige in der Kathedrale von Toledo baute, u. des Juan de Toledo, dessen Hauptwerk, der Escorial (s. d.), 1563 begonnen, nach seinem Tode von seinem Schüler Juan de Herrera vollendet wurde. Letzterer führte in demselben Geiste der Strenge u. Großartigkeit auch die Kathedrale von Valladolid u. den Palast von Aranjuez auf. Mit dem Beginn des 17. Jahrh. geht dieser ernste, strenge Charakter verloren u. macht nam. auch durch die Maler Alonso Cano u. Francisco Herrera einer freieren malerischen Behandlung Platz, die dann ihrerseits bald in die Willkürlichkeit des Barokstils ausartete. Erst unter Philipp V. trat allmählich eine Rückkehr zur Einfachheit der Antike ein (königl. Palast in Madrid; Abb. s. unter „Madrid“), aber an einer eigenthümlichen Entwicklung der Baukunst u. an hervorragenden Meistern hat es seitdem in Sp. völlig gefehlt.

Wenn die Pyrenäische Halbinsel, abgesehen von einigen Schülern Canova's, z. B. José Alvarez (1768—1827), auf dem Schauplatz der Bildnerei fast gar nicht erscheint, da fast Alles, was es an plastischen Werken besitzt, ausländischen Meistern zuzuschreiben ist, so ist es dagegen für die Malerei ein klassischer Boden. Im 15. Jahrh. begnügte es sich freilich, um dem Bedürfniß nach kirchlicher Malerei zu genügen, mit Heranziehung flandrischer Meister; erst im 16. Jahrh. brachte es eigene selbständige Kräfte hervor, die, Anfangs noch an jener strengen Weise der Flamänder festhaltend, die der Malerei eigene ekstatische Glut u. Schwärmerei damit verbanden (z. B. Luis Morales, gest. 1586), dann aber gar bald in die ital. Richtung des Michelangelo od. auch in die des Rafael einlenkten. Dahin gehören Alonso Berruguete (s. d.), Pedro Campana (1503—1580) u. die Rafaelisten Luis de Vargas (1562 bis 1568) u. Vicente Joanez, während Andere, wie Alonso Sanchez Coello (1515—1590) u. Juan Fernandez Navarete (genannt el Mudo, 1526 bis 1579), die Venetianer zum Vorbilde nahmen. Das 17. Jahrh. aber eröffnete eine freilich nur kurze Blütezeit der Malerei, wie sie kaum eine andere Nation aufzuweisen hat, eine Malerei, die, unbekümmert um die Zerrüttung des Landes, als eine mit dem kirchlichen Leben verwachsene, die höchste Stimmung der religiösen Empfindung u. der mönchischen Askese ausdrückt. Ihr Grundelement ist die Farbe, die, von den Venetianern herübergenommen, durch das den Spaniern angeborene feine koloristische Gefühl u. durch das Studium der großen niederländischen Koloristen ihre Ausbildung fand. Die bedeutendste der im 17. Jahrh. blühenden Schulen ist die von Sevilla, als deren Gründer man Juan de las Roelas (1558—1625) insofern ansehen kann, als er zuerst die Farbe der Venetianer auf span. Boden verpflanzte. Neben ihm standen Francisco de Herrera der Aeltere (1576—1656) u. dessen Schüler Francisco Zurbaran (1598—1662), der die schwärmerische Glut u. Ekstase bis zum höchsten Grade steigerte, während Alonso Cano (s. d.) u. Pedro de Moya (1610—1666) eine selbständigere Stellung einnahmen. Freier tritt die Malerei in den Werken des bes. in Portrait hochberühmten Velasquez (1599—1660) u. seiner Schüler sowie in dem Hauptmeister, dem Letzten dieser Schule, Esteban Murillo (s. d.), auf. Weniger hoch als diese Schule steht nicht nur die von Madrid, obwol auch sie einige bedeutende Meister aufzuweisen hat, wie Antonio Pereda (1590—1669), der sich nach den Venetianern bildete, Juan Careño de Miranda (1614—1685), dessen Vorbilder Velasquez u. van Dyck waren, Juan Antonio Escalante (1630—1670), der anmuthige Kolorist, u. Claudio Coello (s. d.), sondern auch die von Valencia, als deren Hauptmeister Francisco Ribalta (1551 bis 1628) zu nennen ist, dessen Schüler Ribera (s. d.) sich nachher in Italien ausbildete. Schon gegen das Ende des 17. Jahrh. verwelkte diese Blüte der span. Malerei; sie ließ sich durch Luca Giordano (s. d.), der dorthin berufen wurde, zur Schnellmalerei hinreißen u. brachte im 18. Jahrh. kaum noch nennenswerthe Kräfte hervor. Auch Rafael Mengs, den König Karl III. an seinen Hof zog, vermochte es nicht, die Kunst wieder zu heben. Der Einzige, der noch einen etwas wohlthätigen Einfluß ausübte, war der Franzose David, dessen akademischer Richtung die im Ganzen spärlichen Maler sowol der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wie der Gegenwart folgten. Der bedeutendste derselben mag wol der Historienmaler Don José Aguado y Madrazo aus Santander (1781—1859) sein. — Vgl. außer der unter „Malerei“ angeführten Literatur: Caveda, „Geschichte der Baukunst in Spanien“ (deutsch von Heyse, Stuttg. 1858), u. Street, „Some account of Gothic architecture in Spain“ (Lond. 1855).

Spaniol (vom span. español [spr. espanjol], spanisch), ein feiner spanischer Schnupftabak.

Spanische Fliege, s. „Canthariden“.

Spanische Reiter sind ein Hindernißmittel zum Absperren von Zugängen in der Feldbefestigung. Sie bestehen aus einem langen Balken, in welchen man Säbelklingen od. eiserne, auch hölzerne Spitzen eintrieb. Auch im Feldkriege, nam. in den Türkenkriegen, führte man Sp. R. mit, u. die Infanterie stellte sie auf zum Schutz gegen ungestüme Reiterangriffe.

Spanischer Erbfolgekrieg. Karl II. (1665—1700) von Spanien war der letzte Habsburger aus dem Stamme Philipp's II. Von seinen zwei Schwestern, welche nach altcastilischem Rechte die Krone zu erben vermochten, war die ältere, Marie Therese, die Gemahlin Ludwig's XIV. gewesen, hatte aber bei ihrer Verheirathung allen Ansprüchen an Spanien entsagt. Trotzdem behauptete Ludwig XIV. die Erbschaft für seinen zweiten Enkel, Philipp von Anjou, beanspruchen zu dürfen, weil die gleichzeitig versprochene Mitgift nicht ausbezahlt u. der Vertrag von den Cortes nicht bestätigt war. Von der jüngeren Schwester des Königs, Margarethe Therese, der Gemahlin Kaiser Leopold's, stammte als einziger lebender Nachkomme ihr Enkel Joseph Ferdinand, der Kurprinz von Bayern. Ihm bestimmte deshalb, trotzdem Frankreich u. England sich über Abtrennung einiger Gebiete verständigt hatten, Karl II. die ganze Monarchie. Als jener jedoch 6. Febr. 1699 plötzlich verstarb, brach die Rivalität zwischen Frankreich u. Oesterreich von Neuem aus. Schließlich glückte es dem gewandten Marquis Harcourt durch den Beichtvater des Königs, jeden anderen Einfluß zu bekämpfen, so daß in dem Testament, welches der König 1. Nov. 1700 hinterließ, Philipp V. von Anjou (1700—1746) zum Universalerben ernannt war. Nach kurzem Zögern nahm Ludwig XIV. die ganze Erbschaft für seinen Enkel an, der bereitwillig in allen span. Landen anerkannt wurde. Anfangs protestirte nur Leopold u. rüstete zum Kriege, als jedoch Ludwig XIV. am Sterbebette

des vertriebenen Königs Jakob II. von England 1701 dessen Sohn Jakob III. zum König von England erklärte, verlangte das engl. Parlament, bald darauf auch die Generalstaaten der Niederlande, den Krieg, um statt den bourbonischen Prinzen den zweiten Sohn des Kaisers, den Erzherzog Karl, auf den Thron zu setzen. Während das Deutsche Reich ebenfalls für ihn rüstete, ließ sich Max Emanuel von Bayern durch die Aussicht auf die Niederlande u. ebenso sein Bruder, der Erzbischof von Köln, für Frankreich gewinnen.

In Italien besiegte Prinz Eugen 1701 den Marschall Villeroi bei Chiari u. nahm ihn 1. Febr. 1702 bei Cremona gefangen, mußte aber vor Vendôme zurückweichen. Da die Tiroler diesen verhinderten, sich mit den Bayern zu vereinigen, so gelang es Eugen u. Marlborough, der aus den Niederlanden herbeizog, im Herzen Bayerns zusammenzutreffen, durch den Sieg bei Höchstädt od. Blenheim 13. Aug. 1704 die Marschälle Marsin u. Tallard zu schlagen u. den Kurfürsten von Bayern seines Landes zu berauben. Nachdem schon 1703 der eigene Schwiegervater Philipp's V., der Herzog von Savoyen, zu Oesterreich übergetreten war, gab 7. Sept. 1706 die Schlacht bei Turin, welche vor Allem durch preußische Truppen unter Leopold von Dessau gewonnen wurde, eine so vollkommene Entscheidung, daß Ludwig XIV. seine Truppen aus Italien entfernte u. 1707 auch Neapel fast ohne Schwertstreich in die Hände des österr. Feldherrn Daun fiel. Inzwischen hatte Marlborough in den Niederlanden 23. Mai 1706 Villeroi bei Ramillies geschlagen u. erfocht im Verein mit Eugen 1708 u. 1709 die glänzenden Siege von Oudenarde u. Malplaquet. Ludwig XIV. schien verloren: die Truppen der Verbündeten schwärmten bereits um seine Schlösser Fontainebleau u. St. Germain. Nur in Spanien war er noch Sieger geblieben. Zwar hatten die Engländer unter dem Prinzen von Hessen 1704 Gibraltar, unter Mahon Menorca, unter Peterborough Barcelona erobert u. 1706 den Erzherzog Karl nach Madrid geführt, aber durch den Sieg Berwick's bei Almanza wurde er 1707 zu eiliger Flucht genöthigt u. ebenso nach seinem zweiten Einzug u. seiner Krönung in Madrid (1709) durch Vendôme's Sieg bei Villa Viciosa 1710 verjagt, so daß er sich nur noch in Catalonien halten konnte. Vergebens hatte Ludwig XIV. schon nach der Schlacht bei Oudenarde Friedensverhandlungen angeknüpft, nach der Schlacht bei Malplaquet wiederholt. Die Forderungen der „Triumvirn“, des Prinzen Eugen, Marlborough's u. des Großpensionärs Heinsius, gingen dahin, daß er mit eigenen Truppen seinen Enkel vertreiben solle. Da rettete ihn die Laune der Königin Anna von England, welche das Whigministerium fallen ließ u. bald auch Marlborough abberief, u. der Tod Kaiser Joseph's I. (1705–1711), durch welchen Erzherzog Karl, für den man kämpfte, Deutscher Kaiser wurde. Einer nochmaligen Vereinigung Spaniens mit dem Kaiserthum waren fast alle Verbündeten abgeneigt. Im Frieden zu Utrecht verlor Frankreich 1713 nur in Nordamerika an England Akadien (Neuschottland), Neufoundland u. die Hudsonsbailänder, in Europa nichts, erhielt vielmehr noch von Preußen dessen Ansprüche an Orange u. überließ es Spanien, zum Ersatz dafür das Oberquartier von Geldern abzutreten. England behielt Gibraltar u. Menorca, Holland bekam das Recht, die Festungen an der Nordgrenze Frankreichs in den span. Niederlanden zu besetzen (die Barrière), Savoyen die Insel Sizilien. Ein Jahr noch kämpfte Karl VI. um die span. Krone, dann kamen in Rastatt für ihn u. in Baden für das Reich 1714 die Friedensverhandlungen zum Abschluß. Oesterreich erhielt für die Anerkennung Philipp's V. als König von Spanien u. Indien die span. Niederlande, Mailand, Neapel u. Sardinien, die Kurfürsten von Bayern u. Köln wurden wieder hergestellt. — Seine weltgeschichtliche Bedeutung hat dieser Krieg darin, daß Frankreichs unbesiegliche Uebermacht gebrochen war u. England in die Reihe der Großmächte eintrat. – Vgl. Mahon, „History of the war of succession in Spain“ (Lond. 1832); v. Noorden, „Der sp. E.“ (2 Bde., Düsseld. 1870–74 [bis 1707]).

Spanischer Pfeffer, s. „Capsicum“.

Spanisches Rohr, „Calamus“.

Spanner (Phalaenidae od. Geometridae) sind Nachtschmetterlinge mit kleinem Kopf, borstenförmigen, beim Männchen oft doppelt gekämmten Fühlern, dünnem, schlankem Leibe u. großen, breiten, aber zarten, in der Ruhe gewöhnlich flach ausgebreiteten Flügeln von meist matter Färbung u. Zeichnung. Ihre nackten Raupen sind in der Regel blos 10-beinig (selten 12- od. 14-, nie aber 16-beinig); dem „spannenden“ Gange derselben verdanken die Schmetterlinge ihren Namen Sp. wie den lateinischen Linné'schen Gattungsnamen Geometra. Die Rindenfarbe vieler Spannraupen u. ihre eigenthümliche Haltung in der Ruhe, indem sie sich mit den Hinterbeinen an einem Zweige festhalten u. den Körper frei ausstrecken, läßt sie einem Zweigende täuschend ähnlich erscheinen. Die Puppen sind nackt od. von wenigen Fäden umsponnen. Die Sp. leben nicht gesellig, machen aber durch ihre Menge an Holzgewächsen, besonders durch Zerstören der Knospen u. Blüten, oft bedeutenden Schaden. Man kennt etwa 1800 Arten, unter ihnen über 400 Europäer. Bes. schädliche Arten sind: der **Kiefernspanner** (s. d.), der **Fichtenspanner** (s. d.), der kleine u. große **Frostspanner** (s. „Frostschmetterling“), der bes. in Süddeutschland häufige **Obstspanner** (Amphidasys pomonaria), alle drei den Obstbäumen verderblich, der **Birkenspanner** (Amphidasys betularia) u. endlich der **Harlekin** od. **Stachelbeerspanner** (Zerene grossulariata) auf Stachelbeer- u. Johannisbeersträuchern. Zur Vertilgung dieser schädlichen Insekten empfiehlt sich Abschütteln u. Abklopfen der Bäume u. Sträucher u. Zusammenkehren der herabgefallenen Raupen, Vernichten der Puppen durch Umhacken u. Feststampfen des Erdbodens. Gegen Frostspanner u. Obstspanner, deren Weibchen flügellos sind, erweisen sich Theerringe, mit denen man die Baumstämme umgiebt, sehr nützlich. Die Spannerweibchen werden durch dieselben abgehalten, vom Boden, wo sie der Puppe entschlüpften, an den Stämmen hinaufzuklettern, u. können nun ihre Eier nur unten absetzen, wo die jungen Räupchen („Spaniol“) umkommen müssen. In neuester Zeit wendet man statt des durch Leinölzusatz klebrig erhaltenen Theeres sogenannten „Brumataleim“ an.

Spannkraft, s. „Elastizität“.

Spannung nennt man den Zustand, in welchem sich eine Kraft befindet, wenn sie durch eine andere entgegenwirkende gleiche Kraft daran verhindert wird, eine Bewegung hervorzubringen. So befindet sich die Schwerkraft im Zustande der Sp., wenn ein schwerer Gegenstand durch Unterstützung od. Aufhängung am Fallen verhindert wird. Ebenso spricht man von Sp. der Elektrizität, wenn die auf einem Konduktor vorhandene freie Elektrizität durch die isolirende Umgebung am Entweichen verhindert wird ꝛc.

Spargel, s. „Asparagus“. **Spargelstein**, s. v. w. Apatit.

Sparkassen sind Kreditinstitute, welche (ersparte) Gelder bis zu kleinen Beträgen herab zur Verzinsung annehmen u. auf Verlangen ebenso auch in kleinen Beträgen an den Einleger zurückzahlen. Wird das eingelegte Geld nicht zurückgefordert, so werden die aufgelaufenen halb- od. einjährigen Zinsen dem Einleger gutgeschrieben u. gleichfalls mit verzinst, so daß das in den Sp. angelegte Kapital den (wenn auch durch längere Zinstermine u. durch einen meist niedrigen Zinsfuß etwas beschränkten) Vortheil der Anlage zu Zinseszinsen genießt. Wer die erste Sp. ins Leben gerufen hat, wird jetzt kaum noch zu ermitteln sein. Zuerst von philanthropischen Privatleuten od. gemeinnützigen Gesellschaften errichtet u. verbürgt, um armen Leuten Gelegenheit zur zinstragenden Erwerbung eines kleinen Kapitals behülflich zu sein, sind die Sp. allmählich zu öffentlichen Instituten geworden, für welche die Gemeinden, Bezirke u. der Staat selbst als Unternehmer u. Bürgen auftraten. Der Zweck blieb derselbe, aber mit der Ausdehnung des Sparkassenwesens, mit der Zahl, nam. aber mit den höheren Beträgen der Einlagen, änderte sich die Sache. Aus einem Opfer der Unternehmer konnte sogar ein sehr rentables Geschäft werden, da die Sp. von einem gewissen Umsatz ab nicht blos die Verwaltungskosten decken, sondern sogar Ueberschüsse abwerfen können. Wenn eine Sparkasse 100 Einlagen à 10 Mk. erhält, dieselben mit 3% verzinst, selbst aber mit 5% wieder ausleiht, so hat sie daran 20 Mk. verdient; sie hat aber 100 Sparkassenbücher zu expediren, u. wahrscheinlich wird der dadurch verursachte Aufwand den Gewinn vollständig absorbiren. Werden dagegen gleichfalls 1000 Mark von zusammen nur 10 Sparern eingelegt, so ist der Gewinn für die Sparkasse derselbe, die Verwaltungskosten betragen aber nur den zehnten Theil. Der Gewinn der Sp. rührt daher in der Regel nicht von den kleinen Conten, sondern von den größeren Einlagen her, u. es empfiehlt sich daher kaum, die Einlagen auf einen gering bemessenen Maximalbetrag zu beschränken. — Jede Sparkasse verspricht, die bei ihr angelegten Gelder zu jeder Zeit, größere Beträge mindestens in der Frist von wenig Tagen zurückzuzahlen. In der Regel ist nicht zu fürchten, daß sämmtliche Einleger ihre Kapitalien zu derselben Zeit zurückverlangen, vielmehr hat die Erfahrung gelehrt, daß selbst bei politischen Unruhen, in wirthschaftlichen Krisen u. in Kriegszeiten nur ein kleiner Theil der Einleger sein Geld zurückverlangt, die große Menge dagegen ihre Kapitalien stehen läßt, so lange, aber auch nur so lange die Kasse sich noch als zahlungsfähig erweist. Trotzdem hat die Verwaltung einer Sp. jederzeit den alten bewährten Grundsatz des Bank- u. Kreditverkehrs im Auge zu behalten, daß man nie Geld, das man nur auf kurze Fristen geliehen erhalten hat, auf lange Fristen (Hypotheken z. B.) ausleihen soll. Das Sparkassenwesen hat sich in den letzten Jahrzehnten außerordentlich entwickelt. Beispielsweise mag erwähnt werden, daß im J. 1876 im Königreich Preußen 1020 Sp. bestanden, bei denen Ende 1876 als Spareinlagen 1,221,320,416 Mark — darunter in 1876 allein 100,875,086 Mk. Mehreinzahlungen als Zurückforderungen — deponirt waren. Im Umlauf waren 568,304

Bücher mit einer Einlage bis zu 60 Mk., 169,733 Bücher von 60—150 Mark, 128,623 Bücher von 150—300 Mk., 417,376 Bücher mit 300 bis 600 Mk., 187,596 Bücher mit über 600 Mk., überhaupt 2,371,632 Sparkassenbücher. — Annähernd dieselbe Ausdehnung hat das Sparkassenwesen in den übrigen deutschen Staaten, in England, Frankreich, Belgien, in der Schweiz, zum Theil auch in Oesterreich erfahren. England ist durch seine Postsparkassen noch einen Schritt weiter, bis zur Staatssparkasse, gegangen. Die von dem Schatzkanzler Gladstone ins Leben gerufene Einrichtung gewährt den Vortheil, daß an den Postanstalten ganz kleine Beträge, bis zu 1 Schilling herab, angenommen u. zu $2^{1}/_{2}$% verzinst, gegen Vorzeigung des Sparkassenbuchs aber auch an jeder Postanstalt des Landes ganz od. theilweise zurückgezahlt werden. — Holz-, Kartoffel-, Miethsparkassen u. dergl. sind hier u. da bestehende gemeinnützige Einrichtungen von Privaten od. Vereinen, welche unentgeltlich die Sparpfennige armer Leute übernehmen u. ansammeln, um bei Beginn des Winters den Einlegern die Summe ihrer Ersparnisse bald mit bald ohne Zinsen zum Einkauf des Winter-Heizmaterials, der Kartoffeln od. zur Bestreitung ihrer Miethe zurückzuzahlen.

Sparks (spr. Spärks), Jared, nordamerikanischer Historiker, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete nordamerikanischer Geschichte, geb. zu Willington (Connecticut) 10. Mai 1789; war zuerst Prediger einer Unitariergemeinde in Boston, begann seine literarische Thätigkeit auf dem Gebiete der theologischen Polemik, legte 1823 aus Gesundheitsrücksichten sein Pfarramt nieder, kaufte die in Massachusetts erscheinende Vierteljahrsschrift „North American review“, deren alleiniger Herausgeber er bis 1830 war, u. widmete sich hierauf ausschließlich historischen, bez. biographischen Studien. 1839—52 Professor der Geschichte an der Harvard Universität in Cambridge (Massachusetts), starb er daselbst 14. März 1866. Seine bemerkenswerthesten Werke sind: „Life of John Ledyard“ (deutsch von Michaelis, Lpz. 1829); „Diplomatic correspondence of the American revolution“ (12 Bde., Boston 1829—31); „Life of Gouverneur Morris“ (3 Bde., ebd. 1832); „Life and writings of George Washington“ (12 Bde., ebd. 1833—40; deutsch im Auszuge von F. v. Raumer, 2 Bde., Lpz. 1839); „Life of Benj. Franklin“ (Boston 1834); „Library of American biopraphy“ (24 Bde., New-York 1834—50) u. „The correspondence of de American revolution“ (4 Bde., Boston 1854). Auch gab er Franklin's Werke (10 Bde., ebd. 1840) heraus.

Sparre (af Söfdeborg), Graf Pehr Georg, schwed. Schriftsteller, geb. zu Lessebo bei Kronoberg (Småland) 4. Mai 1790; diente seit 1807 im schwed. Heere, machte 1808—1809 den Krieg in Finnland sowie 1813—14 die Kriege in Deutschland u. Norwegen mit, ward 1824 als Oberstleutnant zum See-Artillerie-Regiment versetzt, rückte 1832 zum Oberstenrang auf, wurde dann Kommandant in Carlskrona, nahm 1856 seinen Abschied u. starb zu Carlskrona 23. Juli 1871. Sein poetisches Talent bekundete er zuerst durch das Gedicht „Thora eller Grimsholms Saga“ (Norrköping 1829). Diesem ließ er folgen die Romane u. Novellen: „Den siste Friseglaren“ (3 Bde., Stockholm 1832; deutsch von Eichel, 3 Bde. 1841); „Adolph Findling“ (3 Bde., ebd. 1835; deutsch von Eichel, 3 Bde., 1840); „Himmelsblomman“ (ebd. 1846); „Standaret“ (2 Bde., ebd. 1847); „Sjökadetten i konung Gustaf III.s tid“ (ebd. 1850; deutsch von Kretzschmar, 5 Bde., Grimma 1851, u. von Wachenhusen, 4 Bde., Lpz. 1851) sowie das Trauerspiel „Kungs-Lenafärden“ (Stockh. 1847) u. das Schauspiel „Vid ett bad“ (ebd. 1847). Seine gesammelten Gedichte erschienen 1860.

Sparta od. Lakedämon, die Hauptstadt der Landschaft Lakonika (s. d.), lag am rechten Ufer des Eurotas, am linken seines Nebenflusses Knakion. Nach der Beschreibung, die Pausanias (3, 11—18) von der Stadt giebt, war diese, mit einem Umfange von 48 Stadien, auf mehreren Hügeln gebaut, deren höchster im NW. (250 m.) die Akropolis mit dem berühmten Tempel der Athene Chalkiökos, einem Tempel der Athene Ergane u. einem Heiligthum der Musen trug; an seinem Südrande lag das Theater. Die Stadt zerfiel in 4 Bezirke (κῶμαι): Limnä im O., Mesoa im S., Kynosura im SW. u. Pitana, der bedeutendste, im N. Am östl. Fuße der Akropolis lag die Agora mit der aus der Beute der Perserkriege erbauten Stoa Persike, dem Rathhaus, dem Amtsgebäude der Ephoren u. mehreren Heiligthümern; in der Nähe befanden sich die Gräber der Agiaden, während die der Eurypontiden (s. u.) nahe der Südgrenze der Stadt lagen. Von der Agora führte die Straße Aphetaïs bis zum südl. Ende der Stadt, wo sich die nach Amyklä führende hyakinthische Straße anschloß. Zwischen Akropolis u. Eurotas lag ein Hügel, der das Issorion hieß, dabei ein Tempel der Artemis Limnäa u. der Cirkus, südl. davon der Dromos (Rennbahn), dicht vor der Stadt im SO. der Platanistas, ein mit Platanen bepflanzter, mit Heroendenkmälern geschmückter u. zu gymnastischen Uebungen benutzter Platz; letzterem gegenüber, auf dem linken Ufer des Eurotas, erhob sich der Hügel Menelaïon. Nördlich von der Stadt führte die Babykabrücke über den Eurotas. Befestigt sollte die Stadt laut Gesetz des Lykurgos nicht werden; die Leiber ihrer Männer, meinte er, wären ihr bester Schutz. Erst 190 v. Chr. erhielt Sp. die ersten Befestigungen durch den Tyrannen Nabis. Die Stadt hatte breite, gleichmäßig sich hinziehende Straßen, einfache, regelmäßig gebaute Häuser; selbst zur Zeit ihrer größten Blüte, wo sie etwa 60,000 E. zählte, machte sie keinen glänzenden, vielmehr einen stillen, todten Eindruck u. die Spartaner waren stolz darauf, daß bei ihnen nicht, wie in Athen, das verwirrende Getöse einer Großstadt zu finden sei; sie sagten, es wohne die Gerechtigkeit in ihren Straßen. — Lakonien war ursprünglich von Lelegern, dann von Achäern bewohnt. Nach der Eroberung des Peloponnes durch die Dorier (um 1100 v. Chr.) finden wir in Sp. ein Doppelkönigthum, dessen später erfundene Genealogien (die eine Königsfamilie, die Agiaden, sollte von Agis, Sohn des Eurysthenes, die andere, die Eurypontiden, von Eurypon, Enkel des Prokles, abstammen; Agis u. Prokles waren Söhne des Aristodemos, der als einer der Führer der Dorier bei der Eroberung des Peloponnes Lakonika erhielt), dessen dorischen Ursprung beweisen sollten, während wahrscheinlicher ist, daß achäischer u. dorischer Adel bei der Okkupation einen Kompromiß schlossen u. die Herrschaft theilten. Doch blieb in aller Folgezeit der Stadt ein dorischer Charakter. Neben den herrschenden Spartiaten bestand die Bevölkerung des Landes aus den Periöken (d. h. den im Besitz persönlicher Freiheit u. Grundeigenthums verbliebenen, politischer Rechte aber nicht genießenden Achäern) u. den Heloten (s. d.). Anfänglich trat Sp. politisch nur wenig hervor, erst mit u. nach Lykurgos nahm es einen Aufschwung u. wurde von nun an die Hauptvertreterin des Dorismus. Festzuhalten ist bei den Berichten der Alten über Lykurgische Institutionen, daß einerseits Lykurg selbst viel Altüberliefertes verwendete, andererseits aber auch spätere Einrichtungen mit seinem berühmten Namen kritiklos in Verbindung gebracht wurden. Seine Aufgabe war, einen Ausgleich zwischen den beiden feindlichen Faktoren, dem Demos u. den beiden Königen, herzustellen, andererseits aber auch die verschiedenen Stände des Volkes selbst in ihren Wechselbeziehungen neu zu organisiren. Zu dem ersten Zwecke setzte er die Gerusia, den Rath der Alten, ein, welche, durch Akklamation auf Lebenszeit von der Gemeinde gewählt, die Angelegenheiten, die vor die Volksversammlung zu bringen waren, vorberiethen u. die peinliche Rechtspflege übten, beides unter Vorsitz der Könige. Die Bevölkerung zerfiel in drei Klassen: 1. die siegreichen Eroberer, die Spartiaten, 2. die Periöken, die rings um Sparta wohnende, ackerbau- u. gewerbetreibende Bevölkerung, u. 3. die Heloten, ein dem Staate als Gesammtbesitz der Gemeinde leibeigner Bauernstand. Das gesammte Land soll Lykurg in 9000 untheilbare, unveräußerliche Landlose für die Spartiaten u. in 30,000 dgl. für die Periöken getheilt haben. Die Ekklesia, die Volksversammlung, die alle über 30 Jahre alten Vollbürger umfaßte, hatte keine politische Initiative, wol aber den ihr von der Gerusia gemachten Vorschlägen gegenüber das Recht der Zustimmung od. Verwerfung. Durch alle übrigen öffentlichen Einrichtungen ging der Grundgedanke, daß die Person jedes einzelnen Bürgers im Staate aufgehen müsse, ein Gedanke, der schon der Erziehung der zartesten Jugend zu Grunde lag. Schwächliche Kinder wurden, wenn auch nicht hülflos ausgesetzt, so doch in den Stand der Periöken versetzt; vom 7. Jahre ab war dem Staate die Erziehung der Knaben anvertraut, welche einen vorwiegend militärischen Charakter trug: Körperkraft, Tapferkeit, Gehorsam u. Vaterlandsliebe waren ihre hauptsächlichen Ziele, sie endete mit dem 20. Jahre, von welcher Zeit ab die jungen Leute bis zu ihrem 60. Jahre dem Heere angehörten. Auch das Privatleben der Erwachsenen unterlag einer strengen Ueberwachung, in Tracht u. Haushaltung war die größte Einfachheit Vorschrift; aus gemeinsamen Beiträgen wurden die sehr einfachen Mahle, die Sissitien, veranstaltet, denen alle erwachsenen Spartiaten beizuwohnen hatten. Auswanderung war streng verboten u. Fremden, um die heimische Sitteneinfalt zu wahren, wurde der Aufenthalt in Sp. möglichst erschwert; ebenso war den Spartanern der Handel sowie die Einfuhr ausländischer Waaren verboten. Fraglich ist, ob Sp., wie die Tradition will, nur eisernes Geld prägte. Die lykurgischen Institutionen sollten sich zunächst in den Kriegen mit Messenien (s. d.) bewähren, darnach gegen Arkadien, dessen bedeutendste Stadt Tegea Sp.'s Oberherrschaft anerkennen mußte. Lange war Sp. in seinen Unternehmungen vom Glücke begünstigt, u. fortwährende Machterweiterung bewirkte, daß es in den meisten griechischen Staaten eine Partei der Lakonischgesinnten (λακονίζοντες) gab.

Auch Argos mußte die lakedämonische Macht fühlen, mit dem die Grenzlandschaft Kinuria den Konflikt veranlaßte; 520 erlitten die Argiver bei Tirynth eine Niederlage. Auch andere Nachbarstaaten suchten in der Folgezeit günstige Bündnisse mit Sp. zu schließen u. bei Beginn der ganz Griechenland bedrohenden Perserkriege richteten sich alle Augen auf dieses (vgl. „Griechenland, Geschichte"). Für die Hauptführung jedoch erwies sich der Gesichtskreis der Lakedämonier bald als zu eng, auch war ihre Mitwirkung im Ganzen ziemlich unbedeutend: bei Marathon kamen sie zu spät, bei Salamis war Eurybiades mit seinen 16 spartanischen Schiffen Themistokles gegenüber von keiner Bedeutung, bei Mykale waren sie gar nicht anwesend. Die Seehegemonie war verloren, die Hegemonie zu Lande war gefährdet, trotz neuer Siege über Arkadier, Argiver u. Messenier. Seit durch die Schlacht bei Tanagra Theben ein Gegengewicht gegen Athen bildete, fielen die Spartaner in Attika ein u. Perikles bestach Pleistonax, daß er wieder abzog, doch in einer Klausel des Friedensschlusses, nach welcher die übrigen Staaten nach freier Wahl sich entweder an Athen od. an Sp. anschließen sollten, lag schon der Keim zu dem Peloponnesischen Kriege (s. d.), 431–404 v. Chr., der mit Sp.'s Siege endete. Die thebanische Erhebung 379 änderte die Sachlage, Böotien kam unter Thebens Suprematie u. dieses war mit Athens Hülfe siegreich gegen die spartanischen Feldherren. Nach der Schlacht bei Leuktra waren alle Bestrebungen zur Wiedererlangung der Oberherrschaft vergebens. Weil nun die Nachbarstaaten ihr Auge auf Philipp von Makedonien richteten, der auch den alten Besitzstand einiger von Sp. geschädigten Staaten restituirte, bot Sp. den Persern vor der Schlacht bei Issus ein Bündniß an. Der selbständige Versuch des Königs Agis II., Makedoniens Macht zu brechen, scheiterte, er wurde von Antipater bei Megalopolis 330 geschlagen. Inzwischen war Sp.'s alte Zucht u. Sitte ganz in Verfall gerathen, u. nachdem die Restaurationspläne Agis' III. fehlgeschlagen, gelang es erst Kleomenes III., der siegreich gegen die Achäer gekämpft hatte, zum Theil, bessere Verhältnisse herzustellen durch Brechung der Ephorenmacht, Schuldentilgung u. neuer Gütervertheilung. Dem neuen Aufschwung machte jedoch der durch Aratos wegen der achäisch-archivischen Wirren herbeigerufene makedonische Feldherr Antigonos durch seinen Sieg bei Sellasia 222 ein frühes Ende. Kleomenes floh nach Aegypten. Sp. ward in den Achäischen Bund gezwängt, statt, wonach es gestrebt, an dessen Spitze zu treten. Nach den beiden Schwächlingen Chilon u. Lykurg traten nach einander die Tyrannen Nabis u. Machanides auf, welcher Beider Regierung durch Grausamkeit in der Herrschaft u. treuloses Schaukelspiel in der äußern Politik gekennzeichnet wird; Philopömen beseitigte sie u. unterdrückte den Aufstand Sp.'s gegen die Achäer von 192 u. 188 v. Chr.; darnach stellte sich Sp. unter den Schutz Roms, u. nun war seine Kraft für immer gebrochen, u. nachdem es 146 durch Mummius' siegreichen Feldzug gegen Griechenland römische Provinz geworden, hörte es gänzlich auf, eine Sonderrolle zu spielen. Bei den Kämpfen gegen Ende der römischen Republik stand Sp. auf Seite des Augustus gegen Antonius, u. nur noch einmal schien es, als ob eine Aenderung eintreten könnte: Eurykles nämlich, der Günstling des Augustus, soll nach der Tyrannis gestrebt haben, jedoch ohne Erfolg. Im ferneren Verlauf der Geschichte theilte es die Schicksale des übrigen Griechenland. — Von der alten Stadt sind nur noch wenige unscheinbare Ueberreste erhalten; 1834 wurde Neusparta angelegt.

Spartacus, ein Thrakier von Geburt, erst Soldat, dann Räuber u., als solcher eingefangen, zum Gladiator bestimmt, entfloh 73 v. Chr. mit 80 Genossen aus der Gladiatorenschule in Capua nach dem Vesuv u. sammelte hier zahlreiche Scharen entlaufener Gladiatoren u. Sklaven um sich. Der Legat des gegen ihn abgesandten Prätors P. Varinius, Claudius, wurde geschlagen, auch der Quästor C. Thoranius erlitt eine Niederlage, u. bald war ganz Süditalien in den Händen der befreiten Sklaven. Die Gefahr für Rom wurde so groß, daß beide Konsuln des Jahres 72, L. Gellius Poplicola u. Cn. Cornelius Lentulus, gegen Sp. ins Feld gesendet wurden. Sp. beabsichtigte, sein Heer nach Gallien in die Freiheit zu führen; jedoch sein Unterfeldherr Crixus trennte sich von ihm u. wurde vom Prätor Q. Arrius am Berge Garganus vernichtet. Der Versuch der beiden Konsuln aber, den Sp. einzuschließen, mißlang vollkommen u. endigte mit einer Niederlage beider. Sp. setzte darauf seinen Marsch nach den Alpen fort u. schlug bei Mutina den Prokonsul C. Cassius Longinus. Sein übermüthiges Heer drang jetzt auf einen Marsch auf Rom. Sp. mußte folgen, wurde aber 71 von Crassus nach Bruttium gedrängt, versuchte nach Sizilien hinüberzugehen, wurde aber geschlagen. Zwar siegte Sp. noch einmal bei Petelia über die römische Vorhut, als aber seine Scharen ihn zwangen, sie nach Apulien zu führen, erlitt er dort durch Crassus eine neue Niederlage u. fiel im Kampfe. Die Reste seines Heeres fielen dem aus Hispanien zurückkehrenden Pompejus in die Hände u. wurden von diesem aufgerieben.

Spat heißt eine Krankheit der Pferde, bestehend in einer Knochenauftreibung an der inneren Seite des Sprunggelenkes da, wo dieses in das Schienbein übergeht. Aeußeres Erkennungszeichen des Sp.s sind unregelmäßige Erhabenheiten, „Absätze", an der Sprunggelenkfläche, welche bei gesunden Pferden glatt verlaufen soll. Im Gange des Pferdes zeigt sich der Sp. bes., wenn dasselbe aus dem Stalle kommt. Es zieht dann den betreffenden Hinterfuß krampfhaft in die Höhe u. setzt ihn ebenso nieder; doch giebt es Pferde mit Sp., welche trotzdem sehr gut gehen, wenn sie



Nr. 5058. Buntspechte.

erst warm geworden sind. Ursachen des Sp.s sind nam. zu früher u. anstrengender Gebrauch des Pferdes; Brennen der Knochenauftreibungen hebt zuweilen das Lahmgehen des Pferdes. — Ist die Knochenauftreibung an der äußeren Seite des Sprunggelenkes, so heißt der Fehler „Rehbein"; liegt sie auf der hinteren Seite u. unter dem Sprunggelenk, so nennt man sie Hasenhacke, leicht zu erkennen, wenn man das Pferd von der Seite betrachtet, weil bei dem normal gebauten Pferde die hintere Linie von der Spitze des Sprunggelenkes bis zum Köthengelenk in einer geraden Linie verlaufen soll. Von einem Pferde, welches an beiden Hinterbeinen Spat hat, sagt man, es hat „Hahnentritt".

Spathe, ein alter Name für eine Anzahl von Mineralien, welche, ohne metallisches Ansehen zu besitzen, eine mehr od. weniger vollkommene Spaltbarkeit zeigen. Genau läßt sich der Begriff Sp. nicht feststellen; in der neuern Sprache der Wissenschaft führen jene Mineralien andere Namen; so heißt z. B. der Flußspath: Fluorit, Kalkspath: Calcit 2c. Die bekanntesten Sp.e sind, außer den genannten, Eisenspath, Manganspath, Braunspath, Bitterspath, Schwerspath, Zinkspath, Schillerspath u. die Feldspathe.

sper—, vergl. auch „spez—".

Specht (Picus), eine Gattung von Klettervögeln mit langem, starkem, geradem, vierkantigem Schnabel u. wurmförmiger, an der Spitze horniger u. mit Widerhaken besetzter Zunge. Ihre Füße sind Kletterfüße, d. h. zwei Zehen sind nach vorn u. zwei nach hinten gerichtet, der kurze, keilförmige Schwanz ist so steiffedrig, daß er beim Klettern als Stütze dient (Kletterschwanz). Die Sp.e fliegen nicht hoch u. wandern kletternd u. in munterer Geschwätzigkeit (weshalb sie die Papageien unserer Wälder genannt werden) die Baumstämme hinan (nie abwärts), überall mit dem Schnabel anpochend, bis Insektenlarven od. Holzkäfer hervortriechen, od. bis sich eine hohle (von Insekten angefressene) Stelle findet, die dann mit dem starken, meißelförmigen Schnabel aufgehämmert wird (daher „Zimmerer", „Baumhacker"), um die Käfer od. Larven herauszuholen. Die Zunge wird hierbei mehrere Zoll weit aus ihrer elastischen Scheide vorgeschnellt, was ein eigenthümlicher Mechanismus ermöglicht, indem die langen, federartig elastischen Zungenbeinhörner unter der Kopfhaut über die ganze Hirnschale weg bis nach vorn in die Nähe des Schnabels reichen. Als Insektenvertilger sind die Sp.e nützliche, im Uebrigen aber ungesellige u. unzähmbare Vögel; sie nisten in Baumlöchern, die sie mit Hülfe des Schnabels entsprechend zu erweitern wissen, u. legen 3—8 weiße Eier. Zur Paarungszeit bringen die Männchen ein laut knarrendes Geräusch (ärrrr) hervor, indem sie sich an einen dünnen Zweig hängen u. so schnell darauf hämmern, daß er knarrend erzittert (daher „Rademacher"). Von europäischen Arten ist als größte, aber seltene, der in Nadelwäldern anzutreffende **Schwarzspecht** (Picus martius) zu nennen, dessen schwarzes Gefieder beim Männchen am Scheitel, beim Weibchen am Genick roth gezeichnet ist; weiterhin der bes. in Eichenwäldern häufige grüne, am Hinterkopf rothe **Gras- od. Grünspecht** (Picus viridis) u. die schwarzweißen **Buntspechte** (P. major, minor u. medius). (Blauspecht s. „Spechtmeise".) Ausländische Arten zeichnen sich durch überaus buntes Gefieder aus. Der größte von allen ist der nordamerikanische **Spechtkönig** (P. principalis), dessen Geschrei nach Wilson dem Weinen eines Kindes gleicht. Der mit rothem Federbusch gezierte Kopf des schwarzen Vogels wird von den Indianern als Amulet getragen.

Spechtmeise (Baumreiter, Baumpicker, Blauspecht, Sitta europaea), ein in Deutschland allgemein verbreiteter europ. Sperlingsvogel aus der Familie der Dünnschnäbler (Tenuirostres), mit oben blaugrauem, unten rostfarbigem Gefieder u. einem schwarzen Augenstreif, geradem, dünnem, etwa kopflangem, pfriemenförmigem, gegen die Spitze hin keilförmigem Schnabel, kurzen u. weichen Schwanzfedern u. Wandelfüßen mit kräftiger Sohle u. kräftiger, mit einer starken Kralle bewaffneter Hinterzehe. Die Sp. klettert geschickt auf- u. abwärts. Den zu weiten Eingang zu ihrem Neste in einem Baumloche verklebt sie mit thoniger Erde (daher „Kleiber"). Sie liebt Laubwälder, die mit Nadelholz untermischt sind, u. lebt von Insekten u. Waldsämereien.

Species (lat.), Anblick, Gestalt, äußeres Ansehen, Schein; dann die auf äußere Merkzeichen sich gründende besondere Art; Zuthat, Bestandtheil, Mischung; in naturhistorisch-systematischem Sinne s. v. w. Art.

Species, die vier, in der Arithmetik (s. d.) die vier Grundrechnungsoperationen der Addition, Subtraktion, Multiplikation u. Division.

Species od. **Speciesthaler**, eine Silbermünze verschiedener Staaten. Die ersten Sp. wurden 1753 in Oesterreich u. Bayern, andere 1768 in Sachsen u. 1817 in Hannover geprägt. Es sind zu unterscheiden 1. deutsche Konventionsspecies zu 2 fl. à 60 Kr., 10 Stück auf die köln. Mark fein Silber, $13^1/_3$löthig od. $833^1/_3$ Tausendtheile fein u. 28,066 Gr. schwer = Mk. 4,20; 2. neue österr. Sp. zu 2 fl. à 100 Neukreuzer, 900 fein u. 24,69 Gr. schwer = Mk. 4; 3. norweg. Sp. zu 5 Ort od. Mk. à 24 Schillinge, 875 fein u. 28,949 Gr. schwer = Mk. 4,50; 4. schwed. Sp. zu 4 Riksdaler, 750 fein u. 34,006 Gr. schwer = Mk. 4,50; 5. dän. Sp. zu 2 Rigsdaler à 6 Mk. à 16 Schillinge, 875 fein u. 28,893 Gr. schwer = Mk. 4,50; 6. Lübecker Sp. von 1690 zu $3^3/_4$ Mk. Kurant, $906^1/_4$ fein u. 29,232 Gr. schwer = Mk. 4,65, u. 7. poln. Sp. zu 8 fl., $812^1/_2$ fein u. 27,512 Gr. schwer = Mk. 4.

Speckbacher, Joseph, einer der Helden des Tiroler Aufstandes unter Andreas Hofer, geb. 13. Juli 1767; war Anfangs ein durch Stärke, Gewandtheit, Muth u. List ausgezeichneter Wildschütz u. lebte später auf seinem Gütchen im Dorfe Rinn zwischen Hall u. Innsbruck. Mit Hofer verbunden durch gleiche Liebe zum Hause Oesterreich, war er als Genosse des Kronenwirthes Straub von Hall die Seele der Erhebung des unteren Innthales gegen die Herrschaft der Bayern u. Franzosen. Am 12. April 1809 nahm er erst die bayer. Besatzung in Hall u. im Kloster Volders, dann einen Trupp Dragoner unter dem Grafen Erbach gefangen u. half am 13. den franz. General Bisson bei Wiltau einschließen, so daß am 14. bereits die ersten Oesterreicher in das befreite Innsbruck einzogen. Schon nach wenigen Wochen mußte dieselbe Arbeit noch einmal gethan werden. Während der Schlacht am Iselberge, die Innsbruck abermals von Franzosen u. Bayern befreite, stand Sp. mit Straub an den Brücken von Hall u. Volders u. wehrte 28.—30. Mai die Feinde vom Rücken der Tiroler ab. Als nach der Schlacht bei Wagram zum zweiten Male am Iselberge gekämpft wurde, führte Sp. 13. Aug. einen Flügel der Hofer'schen Armee u. half Lefebvre zum Rückzug zwingen. Beim vierten Kampfe wurde Sp. 16. Okt. von den Bayern bei Unken u. Melek überrascht, entging selbst kaum der Gefangenschaft u. mußte seinen muthigen Knaben „Anderl" in den Händen der Feinde lassen. Auf die Nachricht vom Abschluß des Friedens zu Wien (14. Okt.) war er Anfang Nov. im Begriff, den Kampf aufzugeben, aber von Hofer u. Kolb, die nicht daran glauben wollten, zurückgehalten, griff auch er noch einmal zu den Waffen, entkam später im Mai 1810 nach Oesterreich, wurde von hier mit einer Tirolerkolonie nach dem Temeser Banat geschickt, ging am Anfange des Befreiungskrieges 1813 doch wieder nach Tirol u. starb, mit dem Range eines Majors bekleidet, 1820 in Hall. Vgl. J. Rapp, „Tirol im J. 1809" (Innsbr. 1852), J. G. Mayr, „Der Mann von Rinn u. die Kriegsereignisse in Tirol" (Innsbr. 1851).

Speckstein, Steatit, ein aus wasserhaltiger kieselsaurer Magnesia bestehendes Mineral mit mattem, fettartigem Glanze, fühlt sich auch fettig an, hängt aber nicht an der Zunge. Die Farbe des Sp.s ist weiß od. gelblich, seltener grau, grünlich od. roth; er besitzt nur geringe Härte (= 1,5), ist scheinbar amorph, zeigt aber unter dem Mikroskope sehr feine krystallinische Beschaffenheit. Man findet ihn auf Gängen u. Lagern verschiedener Gebirgsarten, im Erzgebirge, in England, Schottland, Schweden. Bes. interessant sind die Specksteingruben von Göpfersgrün bei Wunsiedel in Bayern wegen der schönen, dort vorkommenden Pseudomorphosen von Sp. nach Quarz. Die Verwendung des Sp.s ist eine vielfache; man benutzt ihn zum Zeichnen auf Tuch (span. od. venet. Kreide), zu allerlei geschnittenen u. gedrehten Utensilien u. Bildwerken (bes. in China), zu Gasbrennern (sog. Lavabrennern), gepulvert als Schmiermittel auf Holz, zum Glätten von Papier, Tapeten, Leder 2c.

Speckter, Erwin, Historienmaler, geb. 18. Juli 1806 zu Hamburg; bildete sich seit 1825 in München unter Cornelius, aber auch durch Overbeck aus, malte seit 1827 in Hamburg, war 1830 bis 1835 in Italien u. kehrte im Herbst dess. J. in seine Vaterstadt zurück, um einen Saal im Hause des Senators Abendroth a fresco zu malen, starb aber schon 23. Nov. 1835. Von seinen religiösen Bildern sind hervorzuheben „Christus u. die Samariterin am Brunnen" u. „Die drei Marien am Grabe Christi"; auch hinterließ er Cartons u. Entwürfe mythologischen Inhalts zur Ausschmückung jenes Saales. Aus seinem Nachlasse erschienen „Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien" (Lpz. 1846). — Sein Bruder Otto **Sp.**, geb. zu Hamburg 1807, machte sich durch seine Lithographien nach Overbeck's „Christi Einzug in Jerusalem" u. nach Memling's Passionsbilde in Lübeck, später auch durch illustrirende Zeichnungen u. Radirungen von reicher Erfindungsgabe u. treffender Charakteristik einen ehrenvollen Namen; die bekanntesten derselben sind die Illustrationen zu den Fabeln von W. Hey (s. d.), zu Luther's Liedern, zu Eberhard's „Hannchen u. die Küchlein" u. zu Klaus Groth's „Quickborn". Er starb in Hamburg Ende April 1871.

Speculum (lat.), Spiegel; in der Medizin ein Instrument, um gewisse Körpertheile offen zu erhalten, zu erweitern u. genau zu besichtigen, wie Sp. oculi, Augenspiegel, Sp. uteri, Gebärmutterspiegel 2c.

Spedition ist diejenige Art eines kaufmännischen Geschäfts, bei der Jemand die Frachtgüter eines Dritten zur Versendung übernimmt, od. an einem Zwischenorte auf dem Wege nach ihrer Bestimmung empfängt, die Frachtgebühren auf der Bahn, dem Schiffe, der Post 2c. verlegt, die etwaigen Abgaben an Zöllen, Lagergeld u. dergl. berichtigt, auch wol Vorschüsse darauf leistet u. die Weitersendung der Güter besorgt. Dieser Handel heißt **Speditionshandel**, die Güter **Speditionsgüter**, der Frachtbrief **Speditionsbrief**, die dafür zu zahlende Entschädigung **Speditionsprovision** od. **Speditionsgebühr**, der Unternehmer **Spediteur**. Seitdem die in der Kultur vorgeschritteneren Länder jedes mit einem dichten Eisenbahnnetz ausgestattet sind, haben für das Binnenland die Bahnverwaltungen das Speditionsgeschäft, das früher ziemlich ausgebreitet war, selbst übernommen u. ist dasselbe nur noch in den Seestädten u. für den Flußverkehr von Bedeutung. Das Speditionswesen

würde aber auch bei uns für den Eisenbahnverkehr wieder bedeutend in Aufschwung kommen, sobald das System des Wagenraumtarifs für die Frachtberechnung in Wirtlichkeit entweder ganz od. theilweise Geltung erlangen sollte. Für gewisse Artikel (Massengüter) stellt sich dann die Fracht in ganzen Wagenladungen (200 Ctnr.) am billigsten, u. wird es Aufgabe des Spediteurs werden, derartige kleinere Quantitäten zu sammeln u. seinen Auftraggebern dadurch die billigere Verfrachtung zu sichern.

Spee, Friedrich v., trefflicher geistlicher Dichter u. Bekämpfer der Hexenprozesse, geb. 1591 zu Kaiserswerth bei Düsseldorf aus dem altadeligen Geschlechte der Spee v. Langenfeld; trat 1610 in den Jesuitenorden u. wurde bald darauf Professor der Philosophie u. Moraltheologie in Köln. 1624 ging er im Auftrage seines Ordens nach Paderborn, um für die Ausbreitung des Katholizismus unter den Protestanten zu wirken, 1627 nach Würzburg, wo er als Seelsorger oft Gelegenheit hatte, die unglücklichen Opfer der Hexenprozesse zum Scheiterhaufen zu geleiten, u. von Schmerz u. Zorn über dieses Unwesen erfüllt wurde. Er wandte sich 1630 nach Westfalen zurück u. ließ schon 1631 seine berühmte Schrift „Cautio criminalis sive de processu contra sagas" erscheinen, den ersten scharfen Angriff gegen den Hexenaberglauben u. die Hexenprozesse, der die Bischöfe von Würzburg u. Mainz bewog, denselben Einhalt zu thun. Seitdem lebte er in Trier, wo er 7. Aug. 1635 den Anstrengungen erlag, denen er sich bei der Verpflegung der Verwundeten während u. nach der Belagerung von Trier durch die Kaiserlichen unterzogen hatte. Erst 14 Jahre nach seinem Tode erschien seine geistliche Liedersammlung „Trutznachtigall" („weil es trutz allen Nachtigallen süß u. lieblich singt") od. Geistlich poetisch Lustwäldlein" (Köln 1649; neu herausgegeben von W. Smets, Bonn 1849; neuhochdeutsch von Simrock, Heilbronn 1876). Diese Gedichte sind der Ausdruck einer tiefen kindlichen Frömmigkeit u. eines warmen Naturgefühls, wenn auch die Sinnigkeit in ihnen hier u. da zur Spielerei ausartet; im Versbau befolgt Sp. mit Leichtigkeit u. Anmuth die von Opitz damals neu aufgestellten metrischen Gesetze. Mit schönen Liedern von Sp. durchwebt ist das „Güldene Tugendbuch" (Köln 1647, erneuert Koblenz 1829), eine Erbauungsschrift. Sp.'s sämmtliche Gedichte gab Brentano heraus (Berl. 1817).

Speichel, das in die Mundhöhle ergossene Sekret der Speicheldrüsen, d. i. große „Schleimdrüsen" mit weitem u. langem verästelten Ausführungsgange, deren man beim Menschen folgende unterscheidet: Ohrspeicheldrüse (Parotis), Unterkieferdrüse (Submaxillaris), Unterzungendrüse (Sublingualis) u. Rivini'sche Drüsen. Der Sp. ist in normalem Zustande frei von geformten Bestandtheilen u. enthält nur abgestoßene Epithelzellen aus den Drüsen u. aus der Mundhöhle beigemischt. Was man aber im gewöhnlichen Leben „Sp." nennt, den gemischten Mundsaft, der außer dem Sekrete der Speicheldrüsen auch das der verschiedenen Mundschleimdrüsen enthält u. je nach Zeit u. Umständen eine sehr verschiedene chemische Zusammensetzung zeigt, so finden sich in diesem zahlreiche kleine runde Zellengebilde, die Schleim- od. Speichelkörperchen, welche den weißen Blutkörperchen gleichkommen. Unter den anorganischen Bestandtheilen des Sp.s ist kohlensaurer Kalk zu bemerken, der bisweilen zur Bildung fester Ablagerungen, der Speichelsteine, in den Speichelgängen Anlaß giebt. Merkwürdig ist auch der Gehalt an Rhodankalium. Die Absonderung des Sp.s steht unter dem Einfluß des Nervensystems, schon der Anblick appetit- od. ekelerregender Dinge od. auch nur die Vorstellung des Genusses saurer Substanzen ruft sie hervor. Beim Menschen beträgt die Menge des in 24 Stunden abgesonderten (gemischten) „Mundspeichels" 300—1500 Gr. Vermöge seiner Menge u. seines großen Wasserreichthums löst der Sp. die in den Mund aufgenommenen Stoffe, soweit sie im Wasser löslich sind, u. vermöge seiner alkalischen Reaktion befördert er auch die Lösung solcher Substanzen, die in reinem Wasser unlöslich sind, wie z. B. mancher eiweißartiger Nahrungsbestandtheile. Seine wesentlichste Aufgabe aber ist die Ueberführung des Stärkemehls in einen löslichen Zustand; der Sp. hat nämlich infolge eines eigenthümlichen Bestandtheiles (Ptyalin) die Fähigkeit, Stärke in Dextrin u. Zucker zu verwandeln. Bezüglich Bauchspeicheldrüse s. den Art. „Pancreas".

Speier, s. „Speyer". **Speisebrei,** s. „Chilus".

Speiseröhre (Schlund, oesophagus), das Anfangsstück des Verdauungsrohres, eine fleischige, beim Menschen 20—23½ cm. lange Röhre, die oberends ununterbrochen mit dem Schlundkopf (pharynx) u. durch diesen mit der Mundhöhle zusammenhängt, unterends dagegen, indem sie vom Halse durch die Brusthöhle, hinter Luftröhre, Herz u. Lunge hinabgeht u. sich durch eine Oeffnung des Zwerchfelles in die Bauchhöhle hinab erstreckt u. in den Magen einmündet. In diesen befördert sie den Bissen durch allmähliche Zusammenziehung ihrer Muskulatur. Bei den Säugethieren verhält sich die Sp. ebenso wie beim Menschen. Bei den Vögeln dagegen hat sie oft eine sackförmige (bei den Tauben sogar doppelte) Erweiterung, den Kropf, in welchem die Speisen, ehe sie in den Magen kommen, erweicht werden. Den meisten Sperlingsvögeln u. Schwimmvögeln fehlt derselbe. Bei den übrigen Wirbelthieren hat die Sp. eine relativ größere Weite u. geht so allmählich in den Magen über, bei Fischen steht sie oft durch einen Luftgang mit der Schwimmblase in Verbindung. Bei niederen Thieren kann man von einer Sp. nur da sprechen, wo ein geschlossener Darmkanal vorhanden ist, u. an diesem ein besonderer Abschnitt als Magen unterschieden werden kann, also bei den Gliederthieren u. Weichthieren; bei diesen kommen an der Sp. ebenfalls sehr häufig Kropfbildungen vor.

Speiskobalt, das häufigst vorkommende Kobalterz, s. „Kobalt".



Nr. 5059. John Hanning Speke (geb. 4. Mai 1827, gest. 15. Sept. 1864).

Speke (spr. Spihk), John Hanning, Afrikareisender, geb. zu Jordans bei Ilminster (Somersetshire) 4. Mai 1827; trat bereits 1844 ins engl. Heer, rückte in Ostindien zum Kapitän auf u. nahm 1849 in einem Sipoys-Regimente am Feldzuge im Pendschab Theil. 1854 begleitete er Richard Burton auf dessen Reise nach Harrar u. durch das Somali-Land in Ostafrika. Um die Nilquellen aufzufinden, unternahm Sp. mit Burton 26. Juni 1857 von Bagamoyo an der Ostküste Afrika's aus eine Expedition, auf der er im Febr. 1858 an den Tanganyika-See gelangte, diesen befuhr, am 20. Juni nach Kaseh in Unyamuesi zurückkehrte, um von da nordwärts zu gehen, u. am 30. Juli den Victoria-Nyanza od. Ukerewesee entdeckte. Von diesem großen Binnensee gewann er die Ueberzeugung, daß er die Quelle des geheimnißvollen Stromes sei. Widrige Umstände aber nöthigten ihn damals, umzukehren, ohne die Wahrheit seiner Ansicht sofort prüfen u. beweisen zu können. Am 25. Aug. langte er wieder in Kaseh u. 2. Febr. 1859 an der Meeresküste an. Krank, unbefriedigt u. voll bitterer Gefühle gegen seinen Reisebegleiter, den er der Treulosigkeit u. Herzlosigkeit beschuldigte, kehrte er nach England zurück. Den größten Theil seines Vermögens hatte er schon auf sein erstes Unternehmen verwendet, aber mit rastloser Energie überwand er alle Schwierigkeiten, die sich einer neuen Expedition entgegenstellten, so daß er dieselbe schon im nächsten Jahre, diesmal von Kapitän Grant begleitet, zur Ausführung bringen konnte. Nachdem Sp. im Okt. 1860 vom Bagamoyo aufgebrochen, erreichte er 24. Jan. 1861 Kaseh u. zog von da in nordwestlicher Richtung nach der Residenz des Königs Rumanika im Lande Karagwé, von wo er erst 1. Jan. 1862 weiter reisen konnte. Ebenso ward er dann vom König Mtesa in Uganda

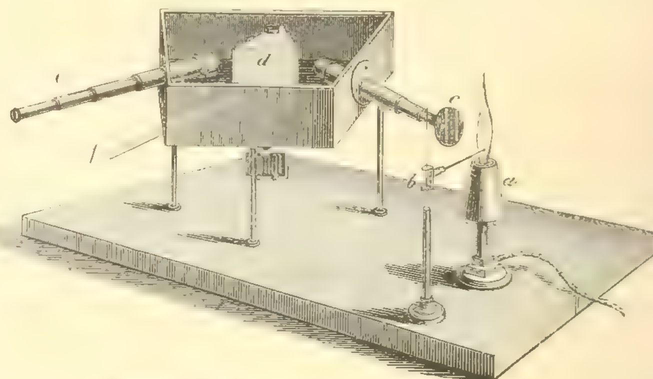
bis 7. Juli aufgehalten, worauf er seinen Weg nach der Nordküste des Ukerewesees nahm. Hier fand er den aus diesem See fließenden Kari od. oberen Weißen Nil wirklich auf. Nachdem er so den Zweck seines Unternehmens erreicht hatte, wandte er sich durch die Länder Unyoro u. Ukidi u. die Gebiete der Madi u. Bari Neger nach Gondokoro, wo er 15. Febr. 1863 ankam, begab sich dann nilabwärts nach Aegypten u. kehrte von hier nach England zurück; die Londoner „Geographische Gesellschaft" verlieh ihm ihre Goldene Medaille. Durch einen Unfall auf einer Jagd bei Corsham (Wiltshire) starb er 15. Sept. 1864. Vergl. sein „Journal of the discovery of the source of the Nile" (2 Bde., Lond. 1863; deutsch Lpz. 1864).

Spektakel (lat. spectaculum, franz. spectacle), Anblick, Schauspiel; Lärm, Getöse; **Spektator**, Zuschauer, Beobachter.

Spektralanalyse nennt man die chemische Untersuchung u. Nachweisung der Stoffe durch prismatische Zerlegung des Lichtes, welches sie beim Glühen aussenden. Das bei dieser Zerlegung entstehende prismatische Farbenspektrum (s. d.) läßt aus seiner Beschaffenheit, aus der Zahl, der Farbe u. der gegenseitigen Stellung der darin auftretenden hellen od. bez. dunklen Linien auf die Natur der durch ihr Glühen das Licht ausstrahlenden Stoffe Schlüsse machen, welche wegen der Prüfung der Beobachtungen durch die genauesten Meßmethoden kaum einen Zweifel übrig lassen. Ein Spektrum entsteht entweder durch prismatische Brechung od. durch Beugung des Lichtes od. durch physiologische Nachwirkung im Auge (s. „Farbenspektrum" u. „Farbenzerstreuung"). Das in der Sp. verwendete prismatische Spektrum zeigt ein wesentlich verschiedenes Aussehen, je nach der Natur der Lichtquelle. Man unterscheidet demnach **kontinuirliche**, **diskontinuirliche** od. **Linienspektra** u. **Absorptions-** od. **Streifenspektra**. 1. **Kontinuirliche**, ununterbrochene Spektra werden hervorgebracht durch die prismatische Zerlegung des Lichtes weißglühender fester u. tropfbar flüssiger u. sehr verdichteter gasförmiger Stoffe, ferner des Lichtes der gewöhnlichen Flammen der Kerzen, Lampen u. des Leuchtgases. Solch ein Spektrum giebt keine Auskunft über die chemische Natur der Lichtquelle. 2. **Linienspektra**, bestehend aus verschiedenfarbigen hellen Linien auf dunklem Grunde, rühren her vom Lichte glühender Gase od. Dämpfe in gewöhnlichem od. verdünntem Zustande. So besteht z. B. das Spektrum des glühenden Natriumdampfes nur aus zwei gelben Linien, das des Lithiums aus einer rothen u. einer gelben Linie, das des Wasserstoffs aus einer rothen, einer grünlichblauen u. einer violetten, das des Sauerstoffs aus 38 Linien, von denen bes. eine rothe u. eine violette hervortreten, das des Kupferdampfes hauptsächlich aus drei grünen, das vom Quecksilberdampf aus neun Linien, von denen eine gelbe, eine grüne u. eine violette am hellsten sind. 3. Das **Absorptionsspektrum** besteht aus verschiedenfarbigen hellen Bändern, welche durch schmalere od. breitere dunkle Zwischenräume von einander getrennt sind. Diese letzteren entstehen beim Durchgange des Lichtes durch eine Atmosphäre od. im Allgemeinen eine Dampfschicht, welche einzelne Strahlen von gewisser Brechbarkeit verschluckt (absorbirt). Ein solches Absorptionsspektrum ist z. B. das Spektrum des Sonnenlichtes. Die dunklen (Fraunhofer'schen) Linien desselben zwischen den hellen Bändern entstehen durch Absorption in der Sonnenatmosphäre u. zum kleineren Theile auch in der Erdatmosphäre.

Die Sp. hat wesentlich zwei Anwendungen. Erstens dient sie bei Untersuchung irdischer, uns zugänglicher Stoffe zur Auffindung von Bestandtheilen derselben, welche darin in so kleinen Mengen enthalten sind, daß sie durch andere chemisch-analytische Methoden schwierig od. gar nicht aufgefunden werden können. Zweitens, u. diese Verwendung ist für die Wissenschaft noch ungleich wichtiger als die erste, benutzt man die Sp. zur chemisch-analytischen Untersuchung von Objekten, die uns, wie die Himmelskörper, völlig unzugänglich u. nur durch ihr ausgestrahltes Licht von weitem wahrnehmbar sind. Je nach diesen beiden Anwendungen ist natürlich auch die von der Sp. befolgte Methode verschieden.

Die Methode der spektralanalytischen Untersuchung irdischer, uns zugänglicher Körper besteht nun im Wesentlichen darin, daß man eine kleine Probe des zu untersuchenden Salzes, Minerals od. dgl. auf der Spitze eines Platindrahtes in die Flamme eines Bunsen'schen Gasbrenners od. zwischen die Kohlenspitzen eines elektrischen Lichtbogens bringt, diese Lichtquelle vor der Spalte eines **Spektroskopes** aufstellt u. das entstandene Spektrum beobachtet. In Nr. 5060 ist ein solches Spektroskop dargestellt. Bei a befindet sich ein sog. Bunsen'scher Gasbrenner, wie er jetzt allgemein in Laboratorien an Stelle der früher üblichen Spirituslampen gebraucht wird. Das Stativ b trägt einen in die Flamme gerückten Platindraht, an dessen Ende ein wenig von der zu erhitzenden Substanz angebracht ist. Durch den engen Spalt in der Platte c dringen die Strahlen im Innern eines Rohres bis in das Prisma d; in diesem werden sie so gebrochen, daß sie beim Austreten durch das Fernrohr e in das Auge des Beobachters gelangen. Damit das Prisma allmählich alle Theile des spektralen Strahlenbündels in das Fernrohr senden kann, ist es durch den Hebel f ein wenig um seine Achse drehbar. Um die Breite des Spektrums zu vergrößern, hat man Spektroskope konstruirt mit mehreren Prismen, welche das Strahlenbündel nach einander durchlaufen muß. Browning in London hat solche bis mit 9 Prismen ausgeführt. In Nr. 5061 ist ein von Steinheil in München geliefertes Spektroskop mit 4 Prismen abgebildet. A ist das Spaltrohr, B das durch eine Mikrometerschraube R verschiebbare Fernrohr. Man kann auch mehrere Prismen so mit einander kombiniren, daß der Gang des Lichtstrahls vor u. nach der Brechung in den Prismen in ein u. dieselbe gerade Richtung gebracht wird. Solche Spektroskope (gewöhnlich sind es kleinere Taschenspektroskope) nennt man „geradsichtige" od. „à vision directe". In den meisten Fällen ist zur Erhitzung u. Verflüchtigung der vor den Spalt zu bringenden Substanzen der oben erwähnte Bunsen'sche Brenner hinreichend. Ist jedoch ein stärkerer Hitzegrad erforderlich, so benutzt man die Flamme eines Knallgasgebläses od. Lichtbogens zwischen den Kohlenspitzen einer galvanischen Batterie. Zu untersuchende Gase schließt man in eine Glasröhre u. läßt durch letztere die Funken einer Elektrisirmaschine od. eines Induktionsapparates schlagen. Die Sp. übertrifft, wie schon bemerkt, an Feinheit alle übrigen analytischen Methoden der Chemie.



Nr. 5060. Das Kirchhoff- und Bunsen'sche Spektroskop.

Bunsen u. Kirchhoff, ihre Hauptbegründer, schätzen, daß man mit ihrer Hülfe noch 1/[illegible] Milligramm eines Natriumsalzes, 1/[illegible] Milligramm eines Lithiumsalzes, $^6/_{1000000}$ Milligramm von Strontium- u. Calciumsalzen erkennen kann &c. Mit Hülfe der Sp. gelang es **Bunsen** 1859, aus dem Dürkheimer Soolwasser zwei bis dahin unbekannte Elemente, das **Cäsium** u. **Rubidium**, abzuscheiden. 1861 entdeckte **Crookes** das **Thallium** in den Schlammrückständen der Schwefelsäurefabrikation, **Reich** u. **Richter** 1863 in der Freiberger Zinkblende das **Indium** u. 1875 **Lecocq de Boisbaudran** in der Blende von Pierrefitte das **Gallium**. Eine wichtige u. interessante Anwendung hat das Spektroskop beim Bessemerprozesse (s. „bessemern") gefunden, um den Moment der Entkohlung des Eisens zu beobachten. Der durch das flüssige Eisen zur Verbrennung der Kohle, des Mangans &c. hindurchgepreßte Luftstrom tritt als eine blendende Feuergarbe heraus. Sobald in dem eigenthümlichen Spektrum, welches dieselbe zeigt, die Linien verschwinden, ist der Prozeß beendigt. Die schon oben erwähnte Benutzung der Sp. zur Ermittelung der chemischen Bestandtheile von Himmelskörpern beruht wesentlich auf dem von Kirchhoff bewiesenen Satze von der Umkehrung der Gasspektra. Kirchhoff zeigte nämlich, daß, wenn das von einem glühenden Gase od. Dampfe ausgesendete Licht durch eine weniger heiße Schicht desselben Gases od. Dampfes geht, dieses Licht dann in der letzteren Schicht absorbirt (verschluckt) wird. Dieser Satz ist von großer Tragweite für die spektralanalytisch richtige Deutung der dunklen Linien des Sonnenspektrums u. der Fixsternspektra. Die Methode der Beobachtung bei diesen astrochemischen Untersuchungen ist die, daß man vor dem Okular eines genügend stark vergrößernden achromatischen Fernrohres ein Spektroskop, am besten ein geradsichtiges, befestigt. Bei den Fixsternen, welche nur als feine Punkte erscheinen, würde auch das Spektrum nur als feine Linie sich zeigen. Um ihm eine gewisse Breite zu geben, fügt man vor dem Prisma eine Cylinderlinse ein, welche dem Bilde des Sternes u. dadurch auch dem durch das Prisma erzeugten Spektrum desselben eine für die Beobachtung genügende Breite ertheilt. Durch diese Beobachtungsmethode gelang es Kirchhoff mit Anwendung des Satzes von der Umkehrung der Spektra, auf der **Sonne** eine Anzahl unserer irdischen Elemente nachzuweisen. Bis jetzt hat man so auf derselben aufgefunden das Natrium, Kalium, Eisen, Calcium, Baryum,

Magnesium, Titan, Chrom, Nickel, Kobalt, Wasserstoff, Zink, Kupfer. Neuerdings hat Draper auch den Sauerstoff auf ihr entdeckt. Die spektroskopische, bes. von H. W. Vogel ausgeführte Untersuchung der Spektra der Planeten hat im Allgemeinen, wie zu erwarten war, ergeben, daß ihr Licht reflektirtes Sonnenlicht ist. Die Vermuthung, daß Jupiter, wol auch Saturn, wegen der beträchtlichen Weiße ihres Lichtes zum Theil eigenes Licht aussenden, wird durch das Spektroskop widerlegt, da gewisse Absorptionsstreifen in ihrem Spektrum den sichern Beweis für die Anwesenheit von Wasserdämpfen in ihren Atmosphären liefern. Der Unterschied zwischen den Spektren der Planeten u. dem der Sonne besteht darin, daß bei ersteren bes. in den weniger brechbaren Theilen (roth u. gelb) mehr od. weniger intensive Bänder auftreten, welche als Absorptionswirkungen der die Planeten umgebenden Gas- u. Dunsthüllen zu halten sind. Diese Wirkung ist am stärksten bei den von der Sonne entfernteren Planeten, am schwächsten bei den näheren; Merkur u. Venus zeigen nur ganz schwache Absorptionsstreifen in Roth u. Gelb, die mit den Streifen übereinstimmen, welche beim Durchgange des Lichtes durch unsere Atmosphäre im Sonnenspektrum entstehen. Mars zeigt dieselben Streifen, aber bedeutend stärker. Im Jupiter- u. Saturnspektrum tritt außer diesen ein sehr intensives Band im Roth auf. Auch sind Blau u.

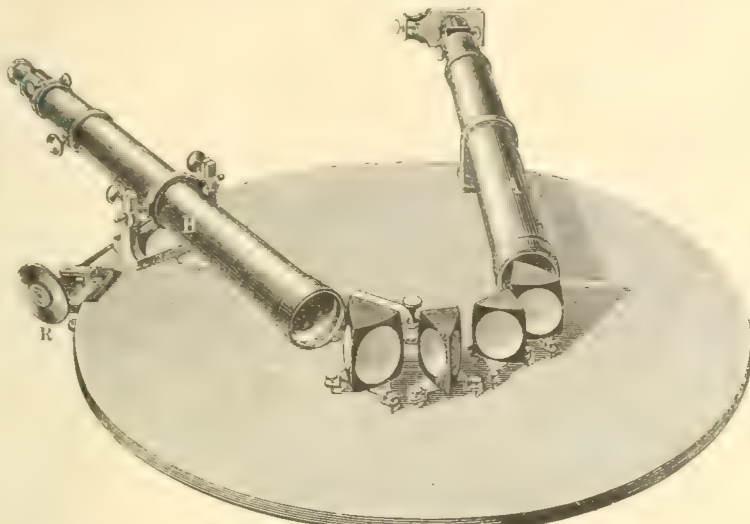


Fig. 5061. Kirchhoff's Spektroskop von Steinheil.

Violett stark geschwächt. Die Spektra des Uranus u. Neptun sind mit starken breiten Absorptionsbändern durchzogen. Auf die chemische Natur der festen Kerne der Planeten ist natürlich aus diesen Spektren reflektirten Lichtes kein Schluß zu ziehen. Das Spektrum des Mondlichtes zeigt keine Veränderung des Sonnenlichtes, welche eine Atmosphäre andeuten könnte. Auch die Spektra der Fixsterne u. Nebelflecken sind untersucht worden, am gründlichsten von W. Huggins, Frankland u. Lockyer. Kein genügend heller Stern zeigt ein Spektrum ohne dunkle Linien, einer unterscheidet sich vom andern nur durch die Gruppirung der zahllosen feinen dunklen Linien, welche sein Spektrum durchziehen. Im Allgemeinen lehren die Spektralbeobachtungen, daß die Struktur der Fixsterne der unserer Sonne ähnlich ist, nämlich: ein glühender geschmolzener Kern, umgeben von einer Atmosphäre von Dämpfen derjenigen Stoffe, welche bei der gerade vorhandenen Temperatur flüssig sind. Viele Stoffe scheinen durch den ganzen Weltraum verbreitet zu sein, denn die Sterne enthalten manche der Elemente, die wir auf Sonne u. Erde finden. Die am meisten durch den Weltraum verbreiteten Elemente sind Wasserstoff, Natrium, Magnesium u. Eisen. Huggins hat unter 50 untersuchten helleren Sternen nur bei zweien die charakteristischen Wasserstofflinien nicht finden können.

Auch über die Natur der 5000–6000 am Himmel zerstreuten Nebelflecke hat die Sp. größeres Licht verbreitet. Auf die Frage, ob dies unendlich weite Sternhaufen sind od. Zusammenballungen von Urmaterie, gab das Teleskop keine Antwort, wol aber das Spektroskop. Die aus einzelnen hellen Streifen bestehenden Spektra der Nebelflecke beweisen, daß wir es hier mit glühenden Gasmassen zu thun haben. Den Linien nach scheinen die Nebelflecke aus Wasserstoff u. Stickstoff zu bestehen, doch fehlen einige Stickstofflinien. Vielleicht deutet das auf einen einfacheren Zustand der Materie; doch wird diese Annahme erschwert durch den Umstand, daß man noch keinen Nebelfleck mit allen Stickstofflinien, also mit weiter entwickelter Materie, hat beobachten können. Von einigen Nebelflecken hat Huggins ein schwaches kontinuirliches Spektrum erhalten, das also vielleicht von dem Lichte eines schwach glühenden festen od. flüssigen Kernes herrührt.

Zum Schluß mögen noch die wichtigsten geschichtlichen Daten der Entwicklung der Sp. hier zusammengestellt werden. Wie schon oben bemerkt, sind Bunsen u. Kirchhoff als die eigentlichen Begründer der Sp. zu betrachten, doch waren schon von anderen Forschern vorher mehr od. weniger wichtige Vorarbeiten hierzu geliefert worden. Der erste Schritt war die wenn auch unvollkommene Entdeckung der dunklen Linien im Sonnenspektrum durch Wollaston 1802. Unabhängig hiervon u. vollkommener beobachtete u. zeichnete sie Fraunhofer in München 1811–15. Er erkannte auch, daß die Spektren der Sterne, der Flamme u. des elektrischen Lichtes verschieden von dem Sonnenspektrum sind, u. fand die hellen Linien des elektrischen Spektrums. 1822 fand Brewster die homogenen gelben Natriumlinien u. Fraunhofer wies ihr Zusammenfallen mit den dunklen Linien D des Sonnenspektrums nach. Niemand ahnte den inneren Zusammenhang. Von 1826–34 beobachteten John Herschel u. Fox Talbot die Spektren der durch verschiedene Salze gefärbten Flammen, 1835 Wheatstone die Linienspektra des Quecksilbers, Zinks, Cadmiums, Zinns u. Wismuths beim Ueberschlagen von elektrischen Funken zwischen diesen Metallen. 1845 führte W. A. Miller eine größere Untersuchung über die Spektra der durch Metallsalze gefärbten Alkoholflamme aus; 1847 stellte zuerst Swann eine Sammellinse zwischen den Spalt u. das Prisma, um ein scharfes Bild des Spaltes zu erhalten. 1851 bis 1853 führte Masson ausführliche Untersuchungen über die elektrischen Spektra der Metalle aus, u. Angström wies 1855 nach, daß hierbei auch die Spektra der umgebenden Gase erhalten werden. Von 1857 wurden von Plücker u. Hittorf die elektrischen Gasspektra u. der Einfluß der Temperatur auf dieselben genauer untersucht. Soweit waren die Untersuchungen gediehen, als Kirchhoff u. Bunsen ihre Aufmerksamkeit diesem Gebiet zuwendeten. Sie waren die Ersten, welche in umfassender Weise den Satz, daß jedes chemische Element sein eigenthümlich unterschiedenes Spektrum gebe, bestimmt aussprachen u. nachwiesen. Indem sie von diesen Spektren genaue Tafeln u. Zeichnungen entwarfen u. zugleich einen für die Beobachtung geeigneten Apparat konstruirten, sind sie als die thatsächlichen Entdecker der Sp. zu betrachten. Auch die Anwendung der Sp. auf die chemische Untersuchung der Himmelskörper verdanken wir ihnen, u. zwar wesentlich Kirchhoff, der dadurch, daß er die dunkle Sonnenlinie D künstlich in Drummond'schem Lichte darstellte, indem er dasselbe durch eine mit Natriumdämpfen gefärbte Kochsalzflamme gehen ließ, in richtiger Deutung dieses Versuches zur Aufstellung des die Basis bildenden Satzes von der Umkehrung der Gasspektra kam. Andere Forscher, die sich außer den im Vorhergehenden genannten durch ihre spektralanalytischen Untersuchungen od. durch Konstruktion guter Apparate einen Namen gemacht haben, sind Steinheil, Merz, Hofmann, Janssen, Miller, Secchi, Sorby, Thalen, J. C. F. Zöllner u. A. Eine gute Uebersicht findet man in dem Buche von Schellen: „Die Spektralanalyse“ (Braunschweig).

Spekulation (vom lat. speculari, schauen, betrachten) bedeutet in philosophischem Sprachgebrauch (entgegen der eigentlichen Bedeutung) die rein geistige Betrachtung der Dinge. So steht das spekulative Denken, welches auf der Entwicklung von Begriffen beruht, dem empirischen Denken u. Wissen, welches sich auf die sinnliche Erfahrung stützt, gegenüber. Im täglichen Leben versteht man unter Sp. u. spekuliren die kluge Berechnung der Möglichkeiten, die eintreten können, u. die darnach gefaßten Entschlüsse (so z. B., wenn man von kühnen od. verfehlten Sp.en eines Kaufmanns redet). Auf Etwas spekuliren ist geradezu s. v. w. auf Etwas sein Absehen, Begehren richten.

Spelz, s. v. w. Dinkel.

Spencer (spr. Spenser), eine engl. Adelsfamilie, deren Haupt seit 1765 den Grafentitel führt. Bes. hervorzuheben sind: George John, zweiter Graf **Sp.**, geb. auf dem Stammsitze Althorp Hall bei Northampton 1. Sept. 1758, studirte in Cambridge, wurde, nachdem er große Reisen gemacht hatte, ins Unterhaus gewählt u. trat nach seines Vaters Tode (1783) ins Oberhaus. Früher Whig, schloß er sich nach Ausbruch der Franz. Revolution den Tories an, war 1794 bis 1801 Erster Lord der Admiralität u. leitete später unter Fox u. Grenville kurze Zeit das Ministerium des Innern. Seitdem zurückgezogen lebend, starb er 10. Nov. 1834. Am bekanntesten wurde er durch seine reiche u. kostbare, theils in Althorp, theils in London aufgestellte Bibliothek, welche sein Bibliothekar Dibdin sammeln half u. unter dem Titel „Bibliotheca Spenceriana“ (4 Bde., Lond. 1814) sowie im 2. Bde. der „Aedes Althorpianae“ (2 Bde., ebd. 1822) katalogisirte u. beschrieb. Der 1. Bd. des letztgenannten Werkes enthält eine Beschreibung der gleichfalls von Sp. angelegten

werthvollen Gemäldesammlung. John Charles, dritter Graf, als Staatsmann unter dem Namen Lord **Althorp** bekannt, ältester Sohn des Vorigen, geb. in Althorp Hall 30. Mai 1782, studirte in Cambridge, saß seit 1803 im Unterhause u. war 1807 unter For u. Grenville einer der Lords der Schatzkammer. Ein eifriger Whig, war er ein beredter Vertreter aller von seiner Partei vorgeschlagenen Reformen. Auch zeichnete sich, als er 1830 nach dem von ihm veranlaßten Sturze des Ministeriums Wellington Schatzkanzler geworden, seine Verwaltung durch strenge Ordnung u. weise Sparsamkeit aus. 1834 mußte er dieses Amt niederlegen, weil er infolge des Todes seines Vaters ins Oberhaus trat. Seitdem machte er sich auf dem politischen Gebiete wenig bemerklich u. starb kinderlos auf seinem Landsitze Wiseton Hall in Yorkshire 1. Okt. 1845. — William Robert **Sp.**, ein entfernter Verwandter der Obengenannten, geb. 1770 als Sohn des Lords Charles Sp., gest. zu Paris 23. Okt. 1834, hat sich als Dichter bekannt gemacht. Auch übersetzte er mehrere Gedichte aus dem Deutschen, wie nam. Bürger's „Lenore" (1796). Eine Sammlung seiner Werke erschien 1835.



Nr. 662. Philipp Jakob Spener (geb. 13. Jan. 1635, gest. 5. Febr. 1705).

Spener, Philipp Jakob, der Hauptstimmführer des älteren Pietismus (s. d.), geb. 13. Jan. 1635 zu Roppoltsweiler im Oberelsaß, studirte seit 1651 zu Straßburg Theologie. Besonders Seb. Schmid befestigte hier in ihm die Richtung auf praktische Frömmigkeit, die ihm von Jugend auf zu eigen gewesen war. Nachdem er 1654 bis 1656 bei dem Pfalzgrafen von Zweibrücken als Hauslehrer gewirkt, lernte er 1659 zu Basel, wo er bei Burtorf Hebräisch studirte, dann zu Genf die Reformirte Kirche näher kennen, begleitete 1661 den Grafen von Rappoltstein auf einer Reise nach Württemberg u. trat 1663 ein Pfarramt zu Straßburg an, indem er zugleich an der Universität Vorlesungen hielt. 1666 ging er als Pastor u. Senior der Geistlichkeit nach Frankfurt a. M. u. übte hier als Prediger u. Seelsorger einen weitreichenden Einfluß. Die seit 1670 in seinem Hause abgehaltenen Konventikel od. collegia pietatis gaben bald zu dem Spottnamen „Pietisten" Anlaß. An diesen erbaulichen Versammlungen nahmen auch Frauen Theil; doch war Sp. unschuldig an den Ausschreitungen, die bei der Nachahmung in anderen Häusern zum Vorschein kamen, zumal er selbst 1682 die Versammlungen in die Kirche verlegte. Unterdeß hatten seine „Pia desideria od. herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren Evangelischen Kirche" (zuerst 1675 als Vorrede zu Arndt's „Postille", dann häufig gesondert erschienen) überall das größte Aufsehen erregt. Sie dringen bes. auf Verbreitung des Bibellesens, Geltendmachung des geistlichen Priesterthums unter Zuziehung auch der Laien, auf praktisches Christenthum sowie auf eine zweckmäßigere Art des theologischen Studiums u. des Predigens. Bei allem Festhalten am lutherischen Bekenntniß erregte doch Sp. durch Manches den Zorn der Orthodoxen u. folgte daher gern 1686 einem Rufe als Oberhofprediger nach Dresden. Aber auch hier fand er neben warmen Anhängern auch bald heftige Gegner, bes. in der theologischen Fakultät zu Leipzig, seit A. H. Francke (s. d.) u. A. in seinem Geiste dort zu lehren begannen, u. 1689 zog er sich durch sein freimüthiges Auftreten als Beichtvater die Ungnade des Kurfürsten Georg III. zu u. begrüßte daher mit Freuden 1691 eine Berufung nach Berlin als Mitglied des Konsistoriums u. Propst zu St. Nicolai. In zahllosen Kämpfen mit gehässigen Orthodoxen, die ihm die lächerlichsten Dinge u. Ketzereien Schuld gaben, von ihm aber stets mit ruhiger Würde widerlegt wurden, starb Sp. zu Berlin 5. Febr. 1705. Von seinen sehr zahlreichen Schriften sind bes. die „Theologischen Bedenken" (zuletzt in Auswahl von Hennicke, Halle 1838, herausgegeben), die „Katechismuspredigten" (zuletzt Lpz. 1869) sowie die „Einfache Erklärung der christlichen Lehre" (Frankf. 1677 u. oft) von Wichtigkeit. Auch durch mehrere gehaltvolle Schriften über Wappenkunde (bes. „Insignium theoria", 1690) zeichnete er sich aus. Biographien Sp.'s schrieben Canstein (1740), Pfannenberg (Berl. 1833) u. Hoßbach (3. Ausg., Berl. 1861, 2 Thle.).

Spenser, Edmund, berühmter engl. Dichter, geb. 1553 zu London; studirte seit 1569 im Pembroke-College zu Cambridge u. kehrte 1576 mit der Magisterwürde nach London zurück, wo er in Sir Philipp Sidney (s. d.) einen einflußreichen Gönner gewann. Diesem widmete er auch 1579 sein Hirtengedicht „The Shepherd's calender", durch das er sich zuerst bemerkbar machte. 1580—82 weilte er als Sekretär des Statthalters Lord Grey in Irland, u. dort ward ihm auch 1586 ein ansehnlicher Grundbesitz in der Grafschaft Cork geschenkt, unter der Bedingung, daß er daselbst wohne; er nahm daher seinen Aufenthalt in dem dazu gehörigen Schlosse Kilcolman-Castle bei Doneraile. Hier entstand zum größten Theil sein Hauptwerk, das in der von ihm erfundenen 9zeiligen jambischen Spenserstanze zum Preise von zwölf Tugenden gedichtete allegorische Epos „Fairy Queen" (Feenkönigin). Um die 3 ersten Bücher desselben herauszugeben, begab er sich 1590 nach London, wo ihn die Königin Elisabeth für die Zueignung des Gedichts zum Hofpoeten ernannte u. ihm ein Jahrgehalt anwies. Seit 1591 wieder in Irland, arbeitete er an der Fortsetzung des Epos, bis 1598 der Aufstand der Iren, bei denen sich Sp. als Sheriff von Cork unbeliebt gemacht hatte, auch ihn zur Flucht nach England nöthigte, wo er aber schon 16. Jan. 1599 zu London starb. In der Westminster-Abtei ward er begraben u. ihm von der Gräfin Dorset später auch ein Denkmal errichtet. Außer der „Fairy Queen", von der 1596 noch das 4.—6. Buch erschien, während sich von den übrigen Büchern nur Bruchstücke erhalten haben, schrieb Sp. noch Idyllen, Sonette, Hymnen u. vermischte Gedichte. Eine reiche Phantasie verband sich bei ihm mit seltener Kraft der Darstellung u. großer Sprachgewandtheit. Von den zahlreichen Ausgaben seiner Werke ist die beste die von Collier (5 Bde., Lond. 1861 f., mit einer Biographie Sp.'s. — Vgl. Craik, „Sp. and his poetry" (3 Bde., ebd. 1846; neue Aufl. 1871).

Speranski, Graf Michael, russ. Staatsmann, geb. zu Tscherkutino (Gouv. Wladimir) 1. Jan. 1772 als Sohn eines Geistlichen; studirte im Seminar zu Wladimir u. in dem des Newskiklosters zu Petersburg, in welch letzterem er 1791 eine Professur der Philosophie erhielt. Er vertauschte aber dieselbe bald mit der Stelle eines Sekretärs beim Fürsten Kurakin. Seit 1797 bereits Abtheilungschef in der Senatskanzlei, ward er 1801 Staatssekretär im Ministerium des Innern, als welcher er sich bes. durch die Ausführung der liberalen Ideen Kaiser Alexander's I. sehr verdient machte. Nachdem er denselben 1808 auch nach Erfurt begleitet hatte, wurde Sp. Geh. Rath. Fortan war er die Seele des Reichsraths; von ihm ging der Plan zu jenen großen Reformen aus, welche dieser damals in der Verwaltung des Reiches vornahm. Von seinen Feinden verdächtigt, verlor er aber schließlich die Gunst des Kaisers. Im März 1812 zuerst nach Nishni-Nowgorod verbannt, dann nach Perm geschafft, durfte er seit 1814 wenigstens auf seinem Gute im Gouvernement Nowgorod leben, bis er 1816 plötzlich wieder in den Staatsdienst zurückberufen ward u. den Posten eines Civilgouverneurs in Pensa erhielt. Seit 1819 Generalgouverneur von Sibirien, gab er diesem Lande die noch heute im großen Ganzen bestehende Verfassung u. wirkte überhaupt sehr segensreich. Im März 1821 wurde er nach Petersburg zurückberufen u. wieder Mitglied des Reichsraths. Kaiser Nikolaus beauftragte ihn mit der Untersuchung gegen die Dezembristen und dann mit der

Redaktion der russ. Gesetzsammlung. Nachdem er dieselbe 1833 vollendet, entwarf Sp. den Plan zur russ. Rechtsschule u. unterrichtete 1835—37 den Thronfolger Alexander im russ. Rechtswesen. Bald nach seiner Erhebung in den Grafenstand starb er 23. Febr. 1839. Sein Leben beschrieb v. Korff (Petersb. 1861).

Speratus, Paul, lutherischer Reformator u. Liederdichter, geb. 13. Dez. 1484, wahrscheinlich zu Rottweil in Württemberg; studirte in Paris u. Italien u. bekannte sich frühzeitig zur Reformation. Nachdem er zu Dünkelsbühl in Franken, seit 1519 zu Würzburg als Prediger gewirkt hatte, aber ausgewiesen worden war, begab er sich 1521 nach Wien. Eine hier 1522 gehaltene Predigt gegen die Ehelosigkeit der Priester (er selbst war verheirathet), hatte hier seine Exkommunikation zur Folge. Auf der Reise nach Böhmen begriffen, ließ er sich zu Iglau in Mähren für ein geistliches Amt gewinnen u. begann von hier aus die Umgegend zu reformiren. Vom Bischof zu Olmütz verhaftet, mußte er 1523 dieser Thätigkeit entsagen u. ging nun als Gehülfe Luther's nach Wittenberg. In demselben Jahre entstand sein bekanntestes Lied: „Es ist das Heil uns kommen her". Auf Empfehlung Luther's wurde er im Herbst 1524 nach Königsberg berufen u. erwarb sich seit 1525 als Hofprediger des Herzogs Albrecht große Verdienste um die Reformirung Ostpreußens. 1529 wurde er als Bischof von Pomesanien nach Marienwerder versetzt. Aufgerieben durch Arbeit u. Nahrungssorgen starb er das. 12. Aug. 1551. Biographien Sp.' schrieben Rhesa (Königsb. 1823), Cosack (Braunschw. 1861) u. Pressel (Elberf. 1862).

Sperber sind Falken (s. d.) mit kurzen Schwingen, abgerundetem Schwanze u. hinten nackten, vorn fast bis zur Hälfte befiederten Läufen. Der kleine Sp. (Finkenhabicht, Finkenstößer, *Astur nisus*) sieht bläulichgrau aus, mit dunkeln Querwellen auf der Unterseite; beim großen Sp. (Stockfalke, Taubenstößer, Hühnerhabicht, *Astur palumbarius*) ist das Gefieder des Männchens oben aschgrau, unten weiß mit schwärzlichen Querwellen, das des Weibchens (u. der Jungen) oben dunkelbraun, unten weiß od. rostroth mit schwarzbraunen Längsstrichen. Wachshaut des Schnabels u. Beine sind bei beiden Sp.n gelb, der Schwanz hat mehrere dunkle Querbinden. Uebrigens ändern die Sp. in der Färbung mehrfach ab. Der große Sp. ist in Nordamerika u. ganz Europa zu Hause, in Deutschland ein häufiger Zug-, Strich- od. Standvogel, der eben so schlau als kühn sowol das Geflügel von den Höfen stiehlt, wie junge Hasen u. Waldhühner angreift. Eben so gemein ist bei uns der fast über die ganze Erde verbreitete kleine Sp. In Rußland benützt man den letzteren zur Wachteljagd. Ein durch dunkle Querwellen gezeichnetes Gefieder (gesperbert) findet sich mehrfach bei Raubvögeln, aber auch z. B. beim Kukuk. Seit Aristoteles hat sich um deswillen die Irrlehre erhalten, der Kukuk verwandle sich im Herbst in einen Sp.

Sperenberg, Dorf mit 727 E. (1871) im Kreise Teltow der preuß. Provinz Brandenburg, liegt am Krummensee u. hat einen bedeutenden Gipsbruch in einem 37 m. hohen Gipsberge. Unter dem Gips, der, wie Bohrversuche erwiesen haben, bis zu 92 m. Tiefe reicht, befindet sich ein mächtiges Lager vorzüglich reinen Steinsalzes, frei von Kali- u. Magnesiasalzen, dessen Sohle bei 1272 m. Tiefe, bis wohin man mit dem Bohrer hinabgedrungen ist, noch nicht erreicht war.

Sperling (Spatz, Haussperling, *Pyrgita domestica*), ein Sing- od. Sperlingsvogel (Familie der Finken) von 17 cm. Länge, mit dickem, kurz gewölbtem, kreiselförmigem Schnabel u. kräftigen, grobgeschilderten Läufen, welche schwach gekrümmte Krallen haben. Der Sp. variirt sehr in der Färbung; gewöhnlich sieht er graubraun aus, hat weiße Wangen, eine schwarze Kehle, über die Flügel eine gelblichweiße Querbinde. Doch giebt es auch ganz schwarze u. selbst rein weiße Spatze. In seinen Bewegungen ist er etwas plump, sein Hüpfen ist schwerfällig, sein Flug weder hoch noch weit. Er baut ein liederliches Nest, benutzt aber noch lieber verlassene Nester anderer Vögel, od. erkämpft sich eine Wohnung durch brutales Verjagen der Insassen. Obwol gesellig, lebt er doch mit seinen Genossen in ewigem Lärm u. Zank, nur die Pärchen halten friedlich zusammen. Das Weibchen legt 5—7 gefleckte Eier u. brütet sie abwechselnd mit dem Männchen in 14 Tagen aus. Alte Pärchen machen drei, ja bisweilen vier Bruten in einem Sommer, jüngere nur zwei. Macht der Sp. auch im Korn Schaden, so überwiegt doch in Gärten der Eifer, den er im Insektenvertilgen an den Tag legt, den geringen Nachtheil bedeutend, den er der Obsternte zufügt, wobei er ebenso frech als listig etwaige Einschüchterungsmittel durch überlautes Gezwitscher verhöhnt. Man hat beobachtet, daß ein Sperlingspaar seinen gefräßigen Jungen wöchentlich 3300 Raupen zu Neste trägt. Der Sp. ist jetzt in ganz Europa, in Asien u. Nordafrika verbreitet, nach Deutschland kam er mit dem Weizen- u. Gerstebau der deutschen Kolonien u. hat sich mit dem Getreidebau bis in den hohen Norden u. nach Sibirien verbreitet. Wegen seiner Nützlichkeit ist er in Australien u. Nordamerika eingeführt worden. — Der kleinere, fast ebenso häufige, aber weniger die Nähe der menschlichen Wohnungen suchende Feldsperling (Baum-, Berg-, Holz- od. Rohrsperling, *Pyrgita montana*) unterscheidet sich durch die schwarze Ohrgegend u. zwei weiße Querbinden über die Flügel. Nur selten endlich trifft man in Deutschland (z. B. am Rhein u. im Saalthal) den südeurop., nirgends scharenweis auftretenden Steinsperling od. Graufink (*Pyrgita petronia*); derselbe ist größer als die beiden andern, von lerchengrauer Farbe, u. hat einen weißen od. citronengelben Gurgelfleck u. einen weißen Fleck auf der Innenfahne aller Schwanzfedern.

Sperma (griech.), der thierische männliche Same od. Befruchtungsstoff, der in den männlichen Geschlechtsdrüsen (Hoden) bereitet wird. Durch seine Berührung befruchtet er das Ei, d. h. er leitet in dessen Inhalte gewisse Veränderungen ein, die zur Bildung eines neuen Individuums führen. Das Sp. ist eine mehr od. weniger dickflüssige, oft, bes. nach der Entleerung, beim Erkalten 2c., gallertartige, farblose, alkalisch reagirende, eigenthümlich riechende Substanz, zusammengesetzt aus 80—90% Wasser, Eiweißsubstanzen, Fetten, Salzen (Natron, Erdphosphate) u. „Spermatin", einer gerinnenden Substanz mit Einschluß der geformten Elemente des Samens. Diese letzteren, die mikroskopischen Samenkörperchen, Samenfäden od. Samenthierchen, Spermatozoen od. Spermatozoidien od. Zoospermien, sind eigenthümliche, aus Zellen hervorgegangene Gebilde, die man wegen ihrer — indeß nicht bei allen Thieren vorkommenden — scheinbar selbständigen Bewegung ehemals für Thiere hielt u. bald als Würmer, bald als Infusorien deutete. Die Spermatozoen haben bei verschiedenen Thieren verschiedene Gestalt. Es giebt haarförmige (bei vielen Weichthieren, Insekten, Würmern), mit verdicktem Vorderende („Kopf"), mehr od. weniger stecknadelförmige (bei den meisten Wirbelthieren), schraubenförmig gewundene (bei Haifischen u. Singvögeln), kugelförmige, od. durch seine Ausläufer sternförmige. Ein Zusatz indifferenter Flüssigkeiten steigert im Allgemeinen beim Sp. die Beweglichkeit seiner Fäden; am empfindlichsten gegen dergleichen sind die der Insekten u. Schnecken. Kaustische Alkalien erregen die Bewegung, Metallsalze hemmen sie. Wo, wie z. B. bei den Fischen, eine äußere, nicht durch Begattung vermittelte Befruchtung der Eier stattfindet, erhöht die Berührung der Spermatozoen mit dem Wasser ihre Beweglichkeit. Bei der Begattung gelangt der Same in die weiblichen Genitalien u. behält hier tage- (bei Säugethieren z. B. acht Tage), ja bei vielen niederen Thieren monatelang seine volle Lebensenergie (so z. B. bei der Bienenkönigin). Dies wird in vielen Fällen dadurch begünstigt, daß der Same portionenweise von eigenthümlichen Hüllen od. Säcken umkleidet wird, die von besonderen Kittdrüsen der Männchen abgesondert werden. Dergleichen Spermatophoren (Samenkapseln, Spermamaschinen, Spermapatronen) sind unter Umständen mit merkwürdigen automatischen Bewegungen versehen. Die Befruchtung des Eies selbst geschieht, indem Spermatozoen die Dotterhaut durchbohren od. durch besondere Oeffnungen (Mikropylen) in dasselbe eindringen, wie man bereits von Eiern aus den verschiedensten Thierklassen kennt.

Spermaceti, s. v. w. Walrath. **Spermatozoen,** s. „Sperma".

Spessart (mittelhochdeutsch, z. B. im Nibelungenlied, Spehteshart, d. h. Spechtswald), ein Massengebirge von 32,5 □M. Ausdehnung, im O., S. u. W. vom Main, im NW. u. NO. von den Mainzuflüssen Kinzig u. Sinn begrenzt, besteht zum großen Theil aus Buntsandstein, hat eine Mittelhöhe von 4—500 m., fällt schroff nach S., O. u. NO. hin ab, u. wird in die drei Theile Vor-, Hinter- u. Hochspessart zerlegt. Der Vorspessart ist die sanfter geneigte Partie nach W. hin; der Hinterspessart im NO. bildet ein Uebergangsglied zwischen Hochspessart u. Rhön; als Hochspessart bezeichnet man die Centralmasse. Durch alle drei Theile kann man einen sich wenig erhebenden, sanft abfallenden, von S. nach N. streichenden Höhenrücken verfolgen, dessen südl. Theil im Volksmunde Eselshöhe genannt wird. Auf ihm zieht sich der Eselspfad von Großheubach bis zum Orber Reisig durch den ganzen Sp. hindurch; er trägt im Geiersberge, 596 m. hoch, die höchste Erhebung des Gebirges; die Hockenhöhe, nicht weit davon, ist 585 m. hoch, ebenso der höchste Berg im N., der Markberg bei Orb; im Vorspessart bei Aschaffenburg liegt der 378 m. hohe Hahnenkamm. Das ganze Gebirge ist stark bewaldet, vorzugsweise mit herrlichen Eichen; bei Rohrbrunn sind die schönsten Buchen; die Nadelholzbestände bilden nur 2% des ganzen Waldreviers. Roth- u. Schwarzwild ist zahlreich, Wildkatze, Auerhuhn, Geier u. Uhu sind im Ostttheile nicht selten. Die menschlichen Ansiedelungen sind infolge des rauhen Klima's u. des unwirthlichen Charakters des Gebirges im Hoch- u. Hinterspessart auf die Thäler beschränkt, in welchen Sommerfrüchte, Kartoffeln u. Wieswachs Ackerbau u. Viehzucht nothdürftig lohnen. Der Vorspessart ist überall stark bewohnt. Aber Noth herrscht auch hier,

u. die elenden Häuser, ohne Schornstein, mit der Hinterwand meist an feuchte Bergabhänge gelehnt u. von Menschen überfüllt, sind seit Jahrhunderten die Herde von Epidemien.

Speyer, Hauptstadt der Bayer. Pfalz, mit 11,318 E. (1875); liegt am Speyerbach kurz vor dessen Mündung in den Rhein, über den hier eine Eisenbahnbrücke führt, an der Zweiglinie Heidelberg-Sp. der bad. Staatsbahn u. an der Zweigbahn Schifferstadt-Sp.-Germersheim der pfalz. Ludwigsbahn, ist Sitz der Kreisregierung, eines Bischofs u. Domkapitels, eines protest. Konsistoriums, Bezirksamtes, Hauptzoll- u. Steueramtes u. anderer Behörden, hat ein Gymnasium, ein Priester- u. ein Lehrerseminar, eine Bergwerksschule, ein Waisenhaus, ein Frauenkloster rc., zwei protest. u. drei kathol. Kirchen, von welchen der 1030 bis 1097 erbaute, von den Franzosen 1689 großentheils zerstörte, nach seiner Herstellung 1794 abermals verwüstete u. in diesem Jahrh. völlig restaurirte Dom (die drei westl. Thürme mit der schönen Façade 1854–58 nach Hübsch's Entwürfen neu aufgeführt) eine der schönsten u. größten Kirchen romanischen Stils ist (Abb. s. Bd. II Tafel XXXII). Er ist 147,5 m. lang, sein Mittelschiff 15 m. breit u. die 4 Thürme sind 72,1 m. hoch. Das Innere schmücken herrliche Fresken von Schraudolph, Koch u. Schwarzmann, der Sarkophag Rudolf's von Habsburg von Schwanthaler u. der Adolf's von Nassau von Ohnmacht; im Königschor ruhen die Kaiser Konrad II., Heinrich III., IV. u. V., Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau u. Albrecht I. von Oesterreich, deren Statuen (von Fernkorn u. Dietrich) in der Vorhalle (Kaiserhalle) stehen. Aus alter Zeit stammen noch das Altpörtel (Alta porta), jetzt Stadtthurm, u. Ueberreste des alten Kaiserpalastes, des Retschers, in welchem die evangel. Stände 1529 die Protestation übergaben. Sp. hat Buntpapier-, Cigarren- u. Essigfabrikation, Gerberei, Schiffahrt (versendet bes. viele Backsteine) u. Handel. — Sp. ist das röm. Augusta Nemetum. 30 v. Chr. wurde es von den Römern erobert u. befestigt, 406 ihnen durch die Alemannen wieder entrissen, 450 von den Hunnen heimgesucht. Unter den fränkischen Königen u. den Salischen u. Hohenstaufen'schen Kaisern, welch letztere hier oft residirten, hob sich die Stadt ungemein. Im 12. Jahrh. wurde sie Freie Reichsstadt u. war 1513–1689 fast steter Sitz des Reichskammergerichts. 1529 war hier der berühmte Reichstag, auf welchem der Name Protestanten entstand. 1632 wurde Sp. von den Schweden besetzt, 1688 ergab es sich den Franzosen, die vor ihrem Abzuge 1689 die Stadt schrecklich verwüsteten; 1793 kam es abermals in franz. Hände u. gehörte 1801–14 als Hauptstadt des Departements Donnersberg zu Frankreich, 1815 wurde es bayerisch.

Spezerei (franz. épicerie), verschiedene Gattungen von Gewürzwaaren, wohlriechende Kräuter u. dergl.

Spezia, La, Stadt u. Kriegshafen in der ital. Provinz Genua mit 10,647 E. (1871); liegt zwischen Olivenhainen, im Hintergrunde des schönen u. sicheren Golfo della Sp. (im Alterthum Portus Lunae), an der Eisenbahn Pisa-Avenza-Genua. Es hat Arsenal, Geschützgießerei, Schiffswerfte, Magazine u. Depots rc., ein besuchtes Seebad, schöne Spaziergänge längs des Meeres u. treibt bedeutenden Handel. 1873 liefen hier 1511 Schiffe von 93,718 Tonnengehalt ein, darunter 211 engl. Dampfer. Die Hälfte der Einfuhr entfällt auf engl. Kohle, die Hälfte der Ausfuhr auf Olivenöl, das nach Frankreich geht. Westl. von Sp., bei Vernazza, wächst der berühmte Wein, der Cinque terres.

spezial od. **speziell** (vom lat. specialis), besonders, einzeln, genau, bestimmt; Specialia od. Spezialien, nähere Umstände, Genaueres; Spezialität, Besonderheit, Eigenthümlichkeit, besonderes Fach, ausschließlicher Erwerbszweig; spezialisiren, besonders angeben, genau bezeichnen; Spezialkarte (im Gegensatz zur Generalkarte), die einzelne Landstriche genau darstellende Karte. Spezialwaffen, Artillerie u. Geniecorps, wegen ihrer eigenen Technik u. Wissenschaft.

Spezifikation (a. d. Lat.), namentliches od. genaues Verzeichniß, namentliche od. einzelne Angabe; spezifiziren, namentlich, einzeln od. genau angeben od. verzeichnen, Stück für Stück benennen od. bezeichnen; spezifisch, eigen, eigenthümlich, besonder, in der besondern Art u. Eigenthümlichkeit von Etwas begründet; spezifisches Gewicht, s. „Gewicht"; Specificum od. spezifisches Mittel, eigenthümliches, auf eine bestimmte Krankheit od. ein bestimmtes Organ besonders wirkendes Mittel.



Nr. 5063. Spezia.

Spezzia, Spezia, Spetza, auch Petza, griech. Felseninsel, 0,39 □M. mit 9400 E., an der Südspitze der Argolischen Halbinsel Morea's. Das unfruchtbare Eiland, dessen höchste Spitze der Elias (248 m.) ist, gehört zur Nomarchie Argolis u. Korinth. Hauptort ist der Flecken Sp. od. Spetsä mit 8443 E. (1871), mit großer Rhede, kleinem Hafen, Schiffswerft, Zollamt, Lazareth rc. Sp. soll das alte Typarenos sein u. war lange Zeit Sitz von Seeräubern. Im 15. u. 16. Jahrh. wurde es von den vor den Türken aus Epirus fliehenden Albanesen stark bevölkert. Handel u. Schiffahrt nahmen seit dieser Zeit bedeutenden Aufschwung u. vermehrten die Handelsmarine derartig, daß die Insel im griech. Aufstande vom J. 1821 u. später mit der Nachbarinsel Hydria einen hervorragenden Antheil nehmen konnte.

Sphagnum, Torfmoos, eine der wichtigsten Grundformen der ganzen Mooswelt. Sie ist, wo sie auch erscheint — u. sie gehört fast der ganzen Erde an — ebenso nach einem u. demselben Grundplane gebaut, wie sie die gleichen Regionen, nämlich sumpfige, humussaure Niederungen u. Becken, bewohnt. In Bezug auf den ersteren stellt jedes Individuum einen langen od. kurzen Stengel dar, welcher, der einzige feste Bestandtheil an der ganzen Pflanze, aus dickeren Zellen besteht. Um denselben stellen sich in bestimmten Abständen die viel zarteren Aeste, doch so, daß immer einige eine Gruppe an einer einzigen Seite des Stengels bilden u. diese Gruppen dann mit einander abwechseln. Den Beschluß des Stengels, der sich nicht selten gabelartig theilt, macht ein viel dichteres Köpfchen von Aesten, deren Form gewöhnlich von der jener unteren Aeste abweicht. Alle diese Aestchen u. Stengel bekleiden sich aber mit einer einfachen od. mehrschichtigen Lage von zarten Zellen, so daß der Achsentheil wie in einem zarten, cylinderförmigen Flaume steckt. Die Blätter der Aestchen sind ebenfalls eigenthümlich genug. Sie bestehen aus einer Lage geräumiger, langgestreckter Zellen ohne Rippe, zwischen denen sich ein eigenes schlauchförmiges Zellsystem hindurchschlingt, u. dieses Zellsystem allein enthält einiges Blattgrün, während die langgestreckten Zellen

ein wasserhelles Maschennetz darstellen, in welchem jede Zelle ein- od. mehrfach von Löchern durchbohrt od. öfters auch mit ringfaserartigen Spiralen versehen ist. Dadurch wird die Pflanze befähigt, sehr rasch Wasser einzusaugen, u. dasselbe wie ein Schwamm in sich zu halten, ganz wie die ähnlich gebauten Weißmoose, die dem Sph. an feuchteren Orten voranzugehen pflegen. Ihre Fortpflanzungstheile sind ganz nach dem Plane der übrigen Laubmoose gebaut; die Fruchttheile bestehen aus einem falschen hellen Fruchtstiele, einem zarten Mützchen, das die Frucht mit in die Höhe nimmt u. zerreißt, endlich aus einer zierlichen, meist kugelförmigen Kapsel mit kleinem Deckel, durch den sie sich öffnet, um die zarten, pulverförmigen Samen (Sporen) zu entleeren. Durch ihre wasserhaltende Eigenschaft erlangen die Sph. eine hohe klimatologische u. geologische Bedeutung; einmal werden sie dadurch für den Bestand der Wälder wie für die Bildung von Quellen an Berglehnen wichtig, dann aber geben sie hauptsächlich das Material, den Grundstock, zur Torfbildung her (Moostorf). Dies geschieht durch das stete Verrotten ihrer eingesenkten unteren Theile, welche zu Boden fallen u. sich in Humus verwandeln, der allmählich zu immer mächtigeren Schichten anwächst. Wo diese Sph. sich einmal eingenistet haben, überziehen sie oft weite Strecken als helle od. grüne Polster, welche im Alter sich häufig roth färben, u. werden in dieser Weise von der heißen Zone — aber hier mehr auf den Gebirgen — bis in den hohen Norden in vielfachen Arten angetroffen. Die gewöhnlichsten davon sind: Sph. cymbifolium u. acutifolium. Sph. molluscum dagegen gehört zu den seltensten und zierlichsten Arten. Man kennt etwa 50 Arten, die sich über die ganze Welt verbreiten.



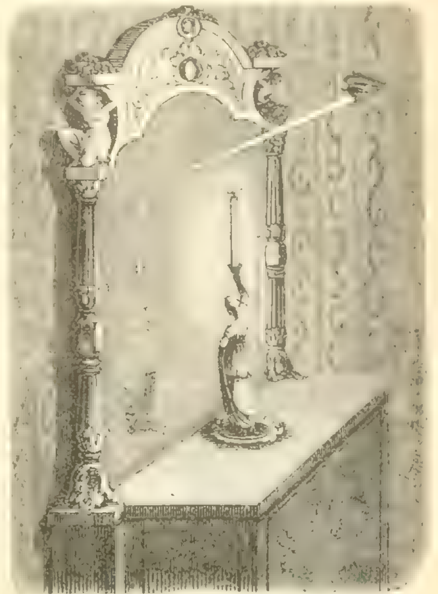
Nr. 5064–66. Sphagnum.
Nr. 5064. Sph. cymbifolium. 5065. Sph. acutifolium. 5066. Sph. molluscum.

Sphäre (griechisch σφαῖρα), Kugel, Ball, Welt u. Himmelskugel; in übertragener Bedeutung: Wirkungs-, Geschäfts-, Gesichtskreis.

Sphärengesang, s. „Harmonie der Sphären".

Sphäroid nennt man in der Geometrie jeden einer Kugel (griech. σφαῖρα) ähnlichen Körper. So ist z. B. unsere Erde wegen der Abplattung an den Polen keine Kugel, sondern ein Sp.

Sphinx, in der griech. Mythologie ein weibliches Ungeheuer mit geflügeltem Löwenkörper, aber mit Kopf u. Brust einer Jungfrau, nach Hesiod die Tochter des Typhon u. der Echidna od. Chimära. Hera, nach Anderen Ares, auf den König Laïos von Theben zürnend wegen der durch Kadmos vollzogenen Tödtung des Ares-Drachens, sandte sie den Thebanern zur Strafe. Die Sph. hauste auf einem Felsen bei Theben, gab jedem Begegnenden ein Räthsel auf u. tödtete Den, der es nicht löste. Das Räthsel lautete: „Was hat eine Stimme, ist am Morgen vierfüßig, am Mittage zweifüßig, am Abend dreifüßig?" Oedipus (s. d.) fand die Auflösung (der Mensch) u. zwang dadurch die Sph., sich vom Felsen zu stürzen u. dadurch selbst zu todten. Als später den Griechen jene ähnlich gestalteten, nur mit männlichem Kopf dargestellten symbolischen Thierungeheuer der alten Aegypter bekannt wurden, benannten sie dieselben mit dem Namen Sph. u. sahen sie, durch ihre Sph. irregeleitet, für weibliche Wesen an (weshalb man heute noch die statt der [ägyptische] Sph. sagt). Uebrigens ist die griechische Sph. allen Spuren nach selbst eine uralte Entlehnung der griechischen aus der ägyptischen Mythologie, wenn auch der Name Σφίγξ, Φίξ, d. h. Würgerin, griechisch zu sein scheint. Die Aegypter stellten als Zugang zu dem eigentlichen Bezirk ihrer großen Tempel, so bes. zu Theben, ganze Alleen von solchen Sphinxbildern auf, welche den Kampf des Gottes Horus gegen die böse Gottheit Typhon-Seth symbolisiren. In der Nähe der Pyramiden von Gizeh ragt noch heute ein kolossales, 20 m. hohes Sphinxbild aus dem Wüstensande empor, älter als die Pyramiden, denn schon Chufu, der Erbauer der ersten derselben, hat sich in einer Inschrift auf jenem Sphinxbilde verewigt. Der Name des Sph. ist auf dieser Inschrift Chu, d. i. Wächter; er wird da zum Pharao redend eingeführt u. sagt zu ihm: „Ich bin dein Vater Harmachis" (d. i. Horus am Horizont od. die Sonne im Stadium des Aufgangs). Dieser große Sph. heißt auch mit Ausschluß der andern der ägyptische Sph. Später wählten die Pharaonen den Sph., um die Göttlichkeit ihrer Herrschermission zu symbolisiren.



Nr. 5067. Spiegelbild bei Planspiegeln.

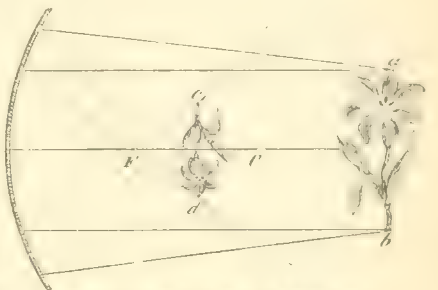
Sphragistik, s. v. w. Siegellehre (s. „Siegel").

Spica (lat., d. h. Kornähre), s. „Jungfrau" als Sternbild.

Spicheren od. Speichern, Dorf im Kreise Forbach des deutschen Reichslandes Elsaß-Lothringen, 4 Km. südlich von Saarbrücken, mit gegen 1000 E. Die bastionsartig getheilten, unregelmäßig vorspringenden Bergmassen, die sog. Spicherer Höhen, die beim Beginne des Deutsch-franz. Krieges ein franz. Corps unter Frossard besetzt hielt, wurden 6. Aug. 1870 durch die 16. u. 17. Division der sog. 1. Armee u. Theile der 5. u. 6. Division der 2. Armee auf Befehl des Generals v. Goeben gestürmt. Der preuß. Verlust an dem blutigen Tage betrug 215 Offiziere u. über 5000 Mann, der franz. war noch bedeutender, abgesehen davon, daß die Franzosen 2500 Gefangene, 19 Geschütze u. große Vorräthe einbüßten.



Nr. 5068. Zurückwerfung parallel auffallender Strahlen durch den Hohlspiegel.



Nr. 5069. Spiegelbild beim Hohlspiegel.

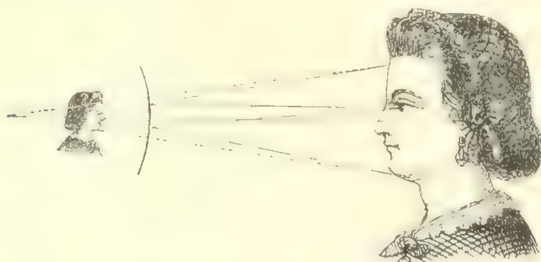
Spiegel ist eine bekannte optische Vorrichtung zur Reflexion des Lichtes (s. „Reflexion"). Je nach der Form der Oberfläche unterscheidet man Plan- od. ebene u. gekrümmte Sp. Flüssigkeitsspiegel werden in Form von Quecksilberspiegeln von den Astronomen angewendet. Fällt ein Lichtstrahl auf einen Planspiegel, so wird er nach dem Reflexionsgesetze (s. d.) unter demselben Winkel, unter dem er auffiel, auch wieder zurückgeworfen (gespiegelt). Daher kommt es, daß einem beobachtenden Auge jedes Spiegelbild genau so weit senkrecht hinter der spiegelnden Fläche zu liegen scheint, als das betreffende gespiegelte Objekt selbst vor dem Sp. liegt (Nr. 5067). Der Planspiegel wird bei einer großen

Zahl von optischen Instrumenten benutzt, wie beim Heliostat (s. d.), Heliotrop (s. d.), Kaleidoskop (s. d.), Reflexionsgoniometer (s. „Goniometer“), Spiegelsextant (s. d.), Winkelspiegel (s. d.). Krummspiegel od. gekrümmte Sp. sind in der Regel nach einer Umdrehungs- od. Rotationsfläche gekrümmt, entweder nach einer Kugel-, einer Paraboloid-, einer Kegel- od. einer Cylinderfläche. Praktisch verwerthet werden in der Regel nur die Kugelspiegel, in gewissen Fällen auch die paraboloidischen od. Parabelspiegel. Bei Kugelspiegeln wendet man allermeist nur ein Stück einer Kugelfläche an. Spiegelt die Kugelfläche von innen, so wird sie zu einem Hohlspiegel, auch Konkav- od. Sammelspiegel;



Nr. 5070. Virtuelles Bild beim Hohlspiegel.

spiegelt dagegen die äußere erhabene Fläche, so ist der Sp. ein konvexer od. Zerstreuungsspiegel. Die Reflexionsgesetze der Hohlspiegel ergeben sich in folgender Weise: Stellt in Nr. 5068 ACB den Durchschnitt eines Hohlspiegels dar, auf welchen ein Bündel paralleler Strahlen fällt, so werden diese Strahlen in der Richtung der punktirten Linien reflektirt, so daß sie sich nach der Spiegelung alle in einem Punkte F durchkreuzen, der halb so weit vom Sp. entfernt liegt als der Mittelpunkt der Kugel, auf welcher er geschliffen ist. Dieser Sammelpunkt F heißt, weil mit den Lichtstrahlen auch die Wärmestrahlen sich dort sammeln u. durchkreuzen, der Brennpunkt u. zwar der Hauptbrennpunkt od. Focus zum Unterschiede, da auch andere als parallele Strahlen (nämlich divergirende) sich nach der Spiegelung durchkreuzen, aber in Brennpunkten, welche weiter vom Sp. entfernt liegen. So werden z. B. in Nr. 5069 die vom Punkte a ausgehenden u. auf den Sp. fallenden Strahlen sich nicht im Hauptbrennpunkte F, sondern weiterhin erst in d durchkreuzen, u. ebenso die vom Punkte b kommenden in c. Auf diese Weise kommt es, daß, wenn ein Objekt (ab) weiter vom Hohlspiegel entfernt ist als der Kugelmittelpunkt C, das Spiegelbild cd desselben nicht etwa wie beim Planspiegel hinter, sondern vielmehr vor dem Sp. liegt zwischen Kugelmittelpunkt C u. Hauptbrennpunkt F, u. zwar in umgekehrter Lage u. verkleinert. Wäre dagegen das Objekt in der Lage cd zwischen F u. C, so würde sein durch den Hohlspiegel erzeugtes Spiegelbild in ab liegen, also außerhalb des Kugelmittelpunktes C, sowie ebenfalls umgekehrt, aber vergrößert. Solche vor dem Sp. liegende Bilder heißen reelle od. wirkliche Bilder. Kommt ein Objekt dem Hohlspiegel naher als der Focus C, so werden die Strahlen gar nicht gesammelt, sondern divergent reflektirt u. scheinen dem Beobachter von



Nr. 5071. Virtuelles Bild beim Konvexspiegel.

einem hinter dem Sp. liegenden, aber vergrößerten Bilde zu kommen, wie in Nr. 5070. Solche hinter dem Sp. liegende Bilder heißen virtuelle Bilder. Für die Konvex- od. erhabenen Sp. geben ein gutes Beispiel die oft in Gärten aufgestellten, inwendig mit Spiegelamalgam überzogenen, spiegelnden hohlen Glaskugeln. Alle Gegenstände erscheinen in einem solchen Sp. aufrecht, aber verkleinert, das Bild ist ein virtuelles. Der Gang der Strahlen bei einer solchen Spiegelung ist in Nr. 5071 dargestellt. In der Praxis angewendet werden von den gekrümmten Sp.n bes. die Hohlspiegel u. zwar 1. zu Beleuchtungszwecken u. 2. zu Spiegelteleskopen. Zu Beleuchtungszwecken benutzt man sie als Reverber od. Reflektoren, indem man in ihrem Brennpunkte eine hellleuchtende Lampe aufstellt. Die divergent auffallenden Strahlen werden nach der Spiegelung als paralleles Strahlenbündel weithin ungeschwächt fortgesendet. Noch besser zu diesem Zwecke, freilich schwieriger genau herzustellen, sind die paraboloidisch gekrümmten Sp. In bei weitem ausgedehnterer Weise werden aber die Planspiegel angewendet zur Wiedergabe der menschlichen Gestalt; sie sind dadurch in den frühesten Zeiten schon zu einem nothwendigen Hausgeräth geworden, u. ihre Bestimmung, der Schönheit zu dienen, hat sie selbst zu einem Gegenstande gemacht, dessen Ausführung u. Verschönerung sich die Künste immer haben angelegen sein lassen. Da der wesentliche Theil des Sp., die reflektirende Fläche, irgendwelche Verzierung nicht zuläßt, so kann die künstlerische Behandlung sich nur auf die übrigen Theile, Umrahmung, Handhabe, Rückseite 2c., erstrecken. (Vgl. Abb. Nr. 5072—78.)

Der erste Sp., der den Menschen von selbst sich darbot, war die glatte Oberfläche des ruhenden Wassers; die ältesten Mythen lassen die Urältermutter Eva wie den eitlen Narciß u. Mohammed sich darin spiegeln. Wenn in der Bibel von Sp.n die Rede ist (2. Mos. 38, 8; Hiob 37, 8), so sind aber bereits Metallspiegel gemeint, welche mit ebener wie mit gekrümmter Oberfläche auch schon frühzeitig bekannt gewesen sein müssen, sobald man nur gelernt hatte, die Oberfläche der Metalle durch Abreiben zu glätten. Von den alten Aegyptern sind verschiedene solcher Metallspiegel auf uns in natura gekommen, in deren Herstellung eine bedeutende künstlerische Fertigkeit sich kund giebt. Plutarch erwähnt im „Leben des Numa“, daß die Vestalinnen mit geschliffenen Brennspiegeln das ausgelöschte heilige Feuer wieder angezündet hätten. Japanesen u. Chinesen bedienen sich heute noch metallener Sp. Plinius kannte aber auch schon Sp. aus isländischem Achat od. Obsidian u. aus wirklichem Glas, zu Sidon gemacht; ja Aristoteles, der lange vor ihm lebte, sagt bereits, Sp. aus Glas od. Bergkrystall müßten mit einem Metallplättchen unterlegt werden, wenn sie das vorgehaltene Bild zurückwerfen sollten. Ebenso berichtet der Philosoph Alexander von Aphrodisias von Glasspiegeln, über welche zu diesem Zwecke Zinn gewischt war. Daß der Dichter Horaz sein Schlafgemach ganz mit Sp.n hatte auslegen lassen, lesen wir in seiner dem Sueton zugeschriebenen Biographie. Verloren ging übrigens die Kunst, solche Glasspiegel anzufertigen, wol auch im Mittelalter nicht ganz; denn die Sitte u. der Gebrauch ergiebt sich aus einer Stelle des „Parzival“ von Wolfram v. Eschenbach, wo es heißt: „so hat sich manec Frouwe ersehn, in trüebern glase dan wäre sie munt“ (311, 17). Wahrscheinlich machte man diese Sp. schon sehr zeitig in Deutschland selbst; in Nürnberg gab es bereits 1373 eine Zunft der Glasspiegler, u. späterhin lieferten Deutschland u. Flandern auch anderen Ländern ihren Bedarf an Sp.n. Die ältesten Zeugnisse über Anfertigung derselben im Mittelalter geben (1279) Johannes Peckham u. Vincenz von Beauvais. Für Italien läßt sich (nach einer Stelle Dante's im „Paradiso“ II, 89) die Fabrikation der Sp. (d. h. solcher mit Bleiunterlage) erst im 14. Jahrh. nachweisen. In Venedig ist die späterhin so berühmte Spiegelfabrikation erst durch Vlamänder und Deutsche eingeführt worden. Das Belegen mit Zinnfolie übte man in Murano seit dem Anfange des 16. Jahrh., u. daraus, daß man daselbst im J. 1564 die Spiegelfabrikanten von den übrigen Glasmachern trennte, geht hervor, wie stark der Vertrieb der venetianischen Spiegel damals bereits war. In Frankreich gab es zwar schon im J. 1587 eine Zunft der Miroitiers zu Paris, allein diese waren nur Händler mit venetian. Sp.n, die Spiegelfabrikation selbst ward erst seit 1664, wo es Colbert gelang, durch List 18 Arbeiter aus der Venediger Spiegelfabrik nach Frankreich zu locken, daselbst eingeführt als „manufacture des glaces de miroirs par ouvriers de Venise“. Die Sp. waren damals noch sehr theuer, da man sie blasen mußte; allein als Louis Lucas de Nehou in Verbindung mit Abraham Thevart im J. 1688 die Kunst erfand, sie zu gießen, konnte man nicht blos billiger arbeiten, sondern nun auch Sp. von viel größeren Dimensionen anfertigen. Indessen überwand erst im J. 1856 Pierre Des Landes die beim Spiegelgießen sich immer noch einstellenden technischen Schwierigkeiten vollständig. Von der genannten franz. Anstalt aus scheint sich durch abgegangene Arbeiter die neue Art der Spiegelfabrikation nach England u. Belgien verpflanzt zu haben, während allerdings der Herzog von Buckingham für seine zu Lambeth (1670) angelegte Fabrik direkt aus Venedig Arbeiter engagirt hatte. Allein sie reussirte nicht u. erst die im J. 1773 auf Aktien gegründete Spiegelgießerei zu Ravenhead bei Prescott in Lancashire vermochte mit der Fabrik von St. Gobain zu konkurriren. Die erste deutsche Gußspiegelfabrik legten die Italiener Jakob Miotti u. Franz Briati im J. 1700 zu Neuhaus bei Fahrafeld in Niederösterreich u. die zweite (für geblasene) ein gewisser Joh. Ernst Herrmann auf einer im Anspach'schen Amte Solnhofen gelegenen, aber in Abnahme gekommenen Glashütte um 1720 an. Die erste Gußspiegelfabrik in Norddeutschland ward erst 1852 zu Stolberg bei Aachen von einer franz.

Gesellschaft angelegt, ging aber bald in den Besitz der Gesellschaft von St. Gobain, welche auch eine Spiegelgießerei zu Waldhof bei Mannheim eingerichtet hatte, über. Was die **Fabrikation** der Sp. anlangt, so läuft dieselbe in allen Fällen darauf hinaus, eine möglichst blanke Fläche herzustellen; in den meisten Fällen bedient man sich dazu der Metalle; selbst bei unseren Glasspiegeln ist die wirksame Oberfläche metallischer Art, Zinnamalgam, und die darüber liegende Glasplatte hat nur den Zweck, jene leicht veränderliche Fläche zuerst eben u. glatt zu machen u. sodann sie vor den Einwirkungen der Luft u. Feuchtigkeit zu schützen. So lange man die Glasplatten nur durch Blasen herstellen konnte (vergl. „Glas", woselbst auch Abb.), waren große Sp. eine Seltenheit; seitdem man aber gelernt hat, die Glasmasse in große u. reine Platten zu gießen, sind große Sp. bei weitem billiger geworden. Das Schleifen der Platten geschieht auf großen steinernen Tischen, auf welche die Glasplatten aufgegipst werden, zuerst mit scharfem nassen Sande (Rauhschleifen), sodann mit feineren Schleifmitteln, Schmirgel &c. (Klarschleifen). Das Poliren geschieht mit fein geschlämmtem Blutstein, u. wird die höchste Politur dadurch hervorgebracht, daß man zwei Spiegelplatten aufeinander schleifen läßt u. etwas fein geschlämmte Zinnasche dazwischen giebt. Das **Belegen** erfolgt in der Art, daß man auf einem ebenen, mit einer Randleiste versehenen Marmortische eine entsprechende Tafel Zinnfolie ausbreitet u. darüber etwas Quecksilber gießt, das mittels einer Bürste vertrieben wird, u. über das gebildete Amalgam die auf das Sorgfältigste geputzte Glasplatte so hinwegschiebt, daß keine Luftblasen gefangen werden. Durch Schiefstellen der Platten, Ablaufenlassen, endlich durch Beschweren mit Gewichten od. durch Anpressen mittels Keilen beseitigt man das überflüssige Quecksilber. Da das Quecksilber ein sehr giftiges Metall u. infolge dessen das Arbeiten damit sehr gesundheitsgefährlich ist, so hat man in neuerer Zeit auf Liebig's Anregung vielfach die Spiegelplatten, anstatt sie mit Zinnamalgam zu belegen, versilbert od. verplatinirt (Silber- od. Platinaspiegel).

Spiegel, Friedrich, einer der gelehrtesten deutschen Orientalisten, berühmter Zend-Forscher, geb. 11. Juli 1820 zu Kitzingen in Unterfranken; besuchte seit 1833 das Ansbacher Gymnasium u. 1838—42 die Universitäten Erlangen, Leipzig u. Bonn, wo er die morgenländ. Sprachen studirte, u. hielt sich dann 1842—47 an ausländischen Bibliotheken (Kopenhagen, London, Oxford) auf; als Früchte seiner Studien daselbst erschienen die Ausgaben des Palitextes „Kammavâkja" (Bonn 1841) u. die „Anecdota Palica" (eine Sammlung noch unedirter Palitexte, Lpz. 1845), durch welche Werke er das Studium des Pali in Deutschland einführte. In dieselbe Zeit fällt auch Sp.'s „Chrestomathia Persica" (Lpz. 1846), die noch jetzt als leichtes Einführungsmittel zum Studium des Neupersischen in Ansehen steht. Im Herbst 1849 ward Sp. zum Professor der oriental. Sprachen nach Erlangen berufen, wo er noch jetzt wirkt. Bald nach seiner Berufung erschien das erste große Hauptwerk Sp.'s, die Ausgabe u. Uebersetzung des „Zend-Avesta" od. der heiligen, dem Zoroaster zugeschriebenen Bücher der Parsen (Text, 2 Bde., Lpz. 1853—58, Uebersetzung, 3 Bde., Lpz. 1852—63). Außer verschiedenen kleineren Abhandlungen zur Erklärung des Avesta folgte jener Ausgabe „Grammatik der Parsisprache" (Lpz. 1851), „Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen" (2 Bde., Lpz. 1856—60), deren erster Band eine Grammatik der Huzwaresch- od. Peblewisprache enthält, ferner „Die altpersischen Keilinschriften" (Text, Transskription, Uebersetzung u. Erklärung, Lpz. 1862) u. „Grammatik der altbaktrischen Sprache" (Lpz. 1867). Durch seine Schrift „Eran, das Land zwischen Indus u. Tigris" (Berl. 1863) u. eine Reihe von Aufsätzen, die meistens im „Ausland" erschienen, bereitete Sp. sein zweites Hauptwerk vor, die „Eranische Alterthumskunde" (2 Bde., Lpz. 1871 ff.), u. in den „Arischen Studien" (Lpz. 1874, 1. Heft) setzte er seine früheren grammatisch-lexikalischen Arbeiten über die Sprache des Zend-Avesta fort. Sp. erblickt in den späteren Peblewi-Uebersetzungen der altparsischen Religionsbücher das beste Hülfsmittel zur Erklärung derselben, während die übrigen Forscher jene Uebersetzungen (od. vielmehr Paraphrasen) als späte, unzuverlässige Tradition u. nur trübe Erklärungsquelle ansehen.

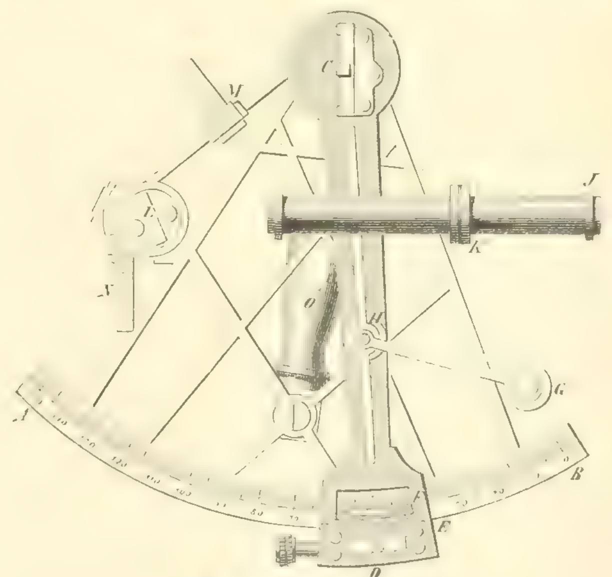
Spiegel deutscher Leute, ein nach 1235 verfaßtes, erst neuerlich aufgefundenes altes deutsches Rechtsbuch, dessen Grundlage der Sachsenspiegel (s. d.) bildet u. welches seinerseits den Schwabenspiegel (s. d.) beeinflußt hat (herausgeg. von seinem Auffinder Ficker, Innsbr. 1859).



5072. 5073. 5074. 5075. 5076 u. 5077. 5078.

Nr. 5072—78. Spiegel.
5072. Venetianischer Spiegel mit Glasrahmen. 5073. Altägyptisch. 5074. Renaissance (16. Jahrh.). 5075. Altmexikanisch. 5076 u. 77. Etruskisch. 5078. Altrömisch.

Spiegelsextant ist ein astronomisches u. geodätisches Winkelmeßinstrument. Besonders bequem ist er für nautische Zwecke, da man ihn ohne Stativ gebrauchen u. bei der Messung bequem in der Hand halten kann. Seine Einrichtung ist aus Nr. 5079 ersichtlich. Ein Messingrahmen CAB trägt einen metallenen Kreislimbus von 60°, der aber in 120 Theile getheilt ist; C ist der Kreismittelpunkt u. zugleich die Drehachse

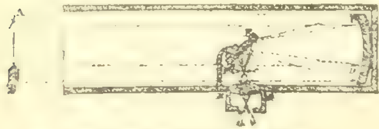


Nr. 5079. Der Spiegelsextant.

der Alhidade (Lineals) CD. Die um H drehbare Lupe G kann über den Limbus u. den Nonius F gestellt werden zur genaueren Ablesung. C ist der Handgriff, bei dem man den Sextanten in der rechten Hand hält, während man mit dem Auge durch das bei K am Rahmen befestigte

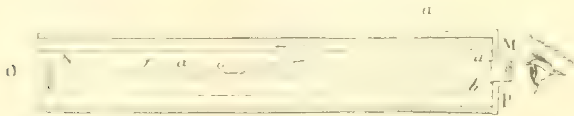
Fernrohr l nach einem der beiden einzuvisirenden entfernten Punkte blickt, über den kleinen Spiegel L hin, welcher letztere auch einen Theil Licht in die untere Hälfte des Rohres sendet. Der Spiegel L ist dabei so schräg gestellt, daß er alles von dem bei C auf der drehbaren Alhidade befestigten Spiegel kommende Licht in das Rohr reflektirt. Da aber der Spiegel C mit der Alhidade drehbar ist, kann man ihn so stellen, daß er, während man das Rohr l nach dem einen der beiden einzuvisirenden Punkte richtet, das Licht von dem anderen nach dem Spiegel L u. durch diesen in das Rohr sendet, so daß man beide Punkte zugleich im Sehfelde hat. Ist dies der Fall, so braucht man nur den Stand des Nonius l auf dem Gradbogen abzulesen, um den verlangten Winkel zu erhalten. Bei M u. N befinden sich umlegbare farbige Blendgläser, um, wenn der eine Visirpunkt die Sonne ist, das übermäßig helle Licht abzublenden.

Spiegelteleskope od. Reflektoren sind Fernröhre (s. d.), in denen die das Objektiv bildende Sammellinse durch einen Hohlspiegel ersetzt ist. Man wendete die Hohlspiegel an, theils um die durch die Farbenzerstreuung (s. d.) der Linsengläser (s. d.) erzeugte Ungenauigkeit der optischen Bilder zu vermeiden, da die Hohlspiegel (s. „Spiegel“) die Strahlen zwar ebenfalls zu Bildern sammeln, aber nicht die Farben zerstreuen, theils weil man nicht im Stande war, reine, fehlerfreie Glaslinsen von genügender Oeffnung u. Brennweite anzufertigen.



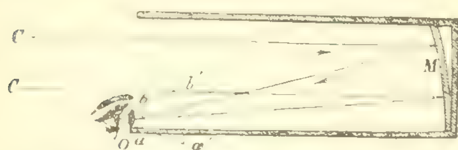
Nr. 5080. Durchschnitt des Newton'schen Spiegelteleskops.

Die ersten Sp. wurden konstruirt von dem Italiener Zucchi 1616, dem Franzosen Mersenne 1639 u. dem Engländer Gregory 1663. Die Einrichtung des Gregory'schen Sp.s ist aus der Durchschnittszeichnung Nr. 5081 ersichtlich. Die von dem entfernten Objekte O kommenden Strahlen fallen durch die vordere Oeffnung des Rohres auf den im Hintergrunde stehenden, in der Mitte durchbohrten Hohlspiegel MP. Von diesem werden sie so reflektirt, daß sie nach ihrem Durchschnitte im Brennpunkte o auf einen kleineren, stärker gekrümmten Hohlspiegel N treffen, der in der Nähe der Durchbohrung des großen Spiegels MP bei ab ein aufrechtes



Nr. 5081. Durchschnitt des Gregory'schen Teleskops.

Bild des Objektes O entwirft. Vermittels der in die Durchbohrung eingesetzten Okularlinse betrachtet erscheint dies vergrößert in a'b'. Die Idee mochte gut sein, doch besaß Gregory selbst keine genügend guten metallenen Hohlspiegel, um seine Idee ausführen zu können. Fünf Jahre später konstruirte Newton (s. d.) nach anderen Prinzipien ein Sp., 1671 übergab er es der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London. Die Einrichtung seines Sp.s ist in Nr. 5080 dargestellt. Die von dem weit entfernt zu denkenden Objekte AB kommenden Strahlen fallen auf den im Grunde des Rohres stehenden Hohlspiegel CD u. werden, ehe sie von diesem zum Bilde vereinigt werden, von dem kleinen unter 45° geneigten Planspiegel EF aufgefangen. Dadurch entsteht das Bild in der Nähe der Seitenwand des Rohres vor dem daselbst eingesetzten Okularglase GH. Hier braucht also der Hohlspiegel nicht durchbohrt zu werden, doch wird auch hier der mittlere Theil, der immer der beste ist, durch den kleinen Spiegel verdeckt. Dieser Uebelstand ist völlig vermieden bei den Herschel'schen Teleskopen (Nr. 5082). Hier fallen die parallelen Strahlen CC auf den Hohlspiegel M, der so schräg eingesetzt ist, daß das Bild des Objektes in der Nähe der Rohrwand bei ab entsteht u., durch die dort befindliche Okularlinse O betrachtet, vergrößert bei a'b' erscheint.



Nr. 5082. Durchschnitt des Herschel'schen Teleskops.

Diese Einrichtung zum Vornhineinblicken (Front view) war jedoch nur bei der bedeutenden Oeffnung der Herschel'schen Teleskope möglich. F. W. Herschel brachte den größten der von ihm gebauten Reflektoren mit 12 m Brennweite des Spiegels im J. 1789 zu Stande. Der metallene Hohlspiegel allein wog 1000 Kg. Seit Dollond u. Fraunhofer so vortreffliche achromatische Linsenfernröhre anzufertigen begannen, traten die Spiegelfernröhre mehr u. mehr in den Hintergrund, bes. deshalb, weil die Metallspiegel schon durch einen geringen Beschlag mit Feuchtigkeit leicht ihre hohe Politur verlieren. Dennoch hat später Lord Rosse in Parsonstown bei Dublin ein das Herschel'sche noch überbietendes Riesenspiegelteleskop von 18 m. Brennweite errichtet. In neuester Zeit konstruirten Foucault (s. d.) u. Eichens Sp. mit Glasspiegeln, die hohl geschliffen u. versilbert waren. Sie stellten auf diese Weise ganz vorzügliche Spiegel bis zu 78 cm. Oeffnung u. $4^1/_2$ m. Brennweite her; doch sind sie später wieder auf die Konstruktion von Linsenteleskopen (Refraktoren) zurückgekommen.

Spielart, s. „Art“.

Spielhagen, Friedrich, einer der bedeutendsten Romanschriftsteller unserer Zeit, geb. zu Magdeburg 24. Febr. 1829; erhielt seine Gymnasialbildung in Stralsund, wohin sein Vater als Regierungs- u. Baurath versetzt worden war, studirte seit 1847 in Berlin, Bonn u. Greifswald anfänglich Medizin, dann Jurisprudenz u. schließlich Philosophie u. Literatur, war dann nach einander Hauslehrer, Schauspieler, Landwehroffizier u. Lehrer am Modernen Gesammtgymnasium in Leipzig. Hier betrat er mit den Novellen „Clara Vere“ (Hann. 1857) u. „Auf der Düne“ (ebd. 1858) die literarische Laufbahn, aber zunächst mit nur geringem Erfolg; dagegen fand sein erster Roman „Problematische Naturen“ eine sehr warme Aufnahme.



Nr. 5083. Friedrich Spielhagen (geb. 24. Febr. 1829).

Dieser Roman erschien zuerst 1859 im Feuilleton der „Zeitung für Norddeutschland“ u. wurde die Veranlassung, daß Sp. die Feuilleton-Redaktion dieses Blattes erhielt, weshalb er 1860 nach Hannover übersiedelte. Bereits 1861 aber wandte er sich nach Berlin, wo er Ende 1862 Otto Janke's neubegründete „Deutsche Wochenschrift“ übernahm. Zwar ging dieselbe bald wieder ein, doch blieb er in Berlin, wo er auch jetzt noch lebt. Sp. hat sich nicht blos auf der Höhe seines rasch erworbenen Schriftstellerruhms behauptet, sondern denselben auch durch die fast ununterbrochen aufsteigende Entwicklung seines Talents noch vermehrt. Nächst den „Problematischen Naturen“ (4 Bde., Berl. 1861 u. ö.), denen er die Fortsetzung „Durch Nacht zum Licht“ (4 Bde., ebd. 1862 u. ö.) folgen ließ, bilden seine Hauptwerke die Romane: „Die von Hohenstein“ (4 Bde., ebd. 1864 u. ö.); „In Reih' u. Glied“ (5 Bde., ebd. 1866 u. ö.); „Hammer u. Amboß“ (5 Bde., ebd. 1868 u. ö.); „Deutsche Pioniere“ (ebd. 1870); „Allzeit voran“ (3 Bde., ebd. 1872 u. ö.) u. „Die Sturmflut“ (3 Bde., Lpz. 1877). Daneben schrieb er die Novellen: „In der zwölften Stunde“ (Berl. 1862); „Röschen vom Hofe“ (ebd. 1863); „Unter den Tannen“ (ebd. 1867); „Die Dorfkokette“ (Schwer. 1869); „Die schönen Amerikanerinnen“ (3. Aufl., Lpz. 1873); „Ultimo“ (ebd. 1874) 2c., sowie die Dorfgeschichte „Hans u. Grete“ (4. Aufl., Lpz. 1873). Weniger Erfolg hat Sp. mit dem Schauspiel „Liebe für Liebe“ (1875) u. dem Lustspiel „Der lustige Rath“ (1876) gehabt. Endlich ist Sp.

auch als Uebersetzer aus dem Englischen u. Französischen thätig gewesen; er übersetzte Curtis' „Reiseskizzen eines Howadji" (Hann. 1857); Emmerson's „English tracts" (ebd. 1858); „Amerikanische Gedichte" (Lpz. 1859); Roscoe's „Lorenzo Medici" (ebd. 1859) u. Michelet's Schriften über „Die Liebe" (ebd. 1858); „Die Frau" (ebd. 1858) u. „Das Meer" (ebd. 1862). Seine „Vermischten Schriften" erschienen zuerst 1860 zu Berlin, seine „Sämmtlichen Werke" 1867 in 18 Bdn. (n. Aufl., Lpz. 1873 ff.).

Spielkarten, s. unter „Kartenspiel".

Spieluhren nennt man diejenigen Uhren, welche ihrem inneren Werke nach so eingerichtet sind, daß sie ein Musikstück ertönen lassen, das mit jedem Stundenschlage laut wird, od. auch willkührlich durch Aufziehen angelassen werden kann. Die ältesten Sp. waren die Glockenspiele, wo kleine, durch eine Stift- od. Daumenwalze gehobene Hämmer taktmäßig auf die in einer Reihe aufgehangenen, gehörig abgestimmten Glocken schlagen. Eine andere Art bildet ein System von Pfeifen (Flötenwerke), denen der Wind durch Blasebalg u. Windladen (wie bei der Orgel) zugeführt wird, während die Ventile der einzelnen Pfeifen durch die Stifte der Walze rechtzeitig geöffnet werden. In Tafel- u. Taschenuhren sind es meist Stahlfedern (Zungen), welche durch die Stifte der Musikwalze gerissen werden. Spieldosen nennt man dergl. Musik-Uhrwerke, wenn sie in einem dosen- od. kastenartigen Behälter eingeschlossen sind u. mit der Zeitangabe sonst nichts zu thun haben.

Spielwaarenindustrie, ein Inbegriff verschiedenartiger Industriezweige, insofern dieselben sich mit der Herstellung von Kinderspielzeug befassen. In bedeutendem Grade betheiligt sich hierbei die Holzarbeit als Drechselei u. Schnitzerei, aber auch die Papiermaché-Waarenfabrikation sowie die Metallarbeit als Zinngießerei u. Klempnerei, die Töpferei u. neuerdings bes. auch noch die Kautschukwaarenfabrikation liefern ihren erheblichen Beitrag, abgesehen von noch anderen Industrien, unter denen diejenigen, welche sich mit Herstellung der Puppen befassen, nennenswerth sind. In Deutschland war Nürnberg von jeher durch seine Sp. berühmt u. verdankt derselben einen großen Theil seines Reichthums; außerdem werden aber jetzt u. seit langer Zeit schon auch im Schwarzwalde, im sächsischen Erzgebirge u. in Thüringen sehr gangbare bezügliche Artikel im Betriebe der Hausindustrie in großer Menge fabrizirt. Bedeutende Fabriken, die sich in dieser od. jener Branche an der Sp. betheiligen, bestehen anderwärts. Berühmt u. bekannt sind durch ihre Holzschnitzarbeiten die Orte Ammergau u. Berchtesgaden im bayerischen Isarkreise, ebenso das Grödener Thal in Tirol. Die deutschen Holzspielwaaren, welche den Haupttheil der in das Gebiet der Sp. gehörigen Artikel bilden, sind in aller Welt bekannt, was nicht allein in der Billigkeit der Massenartikel seinen Grund hat, sondern wovon die Ursache tiefer in der Natur des deutschen Gemüthes liegt, das dem kindlichen Sinne ein ganz bes. inniges Verständniß entgegenbringt. Einer der berühmtesten Fabrikorte in diesem Fache ist die meiningen'sche Stadt Sonneberg, wo die Sp. laut Chronik im J. 1270 von Nürnberger Kaufleuten eingeführt worden ist. Auch eine größere Anzahl umliegender Dörfer nimmt daran Antheil. Eine Arbeiterfamilie dortiger Gegend, durchschnittlich aus fünf Köpfen bestehend, verbraucht jährlich etwa 3 Kbm. Nadelholz u. hat, wenn dieses zu Spielsachen verarbeitet worden ist, 300—350 Mk. verdient. Beispielsweise fertigt ein Mann mit seiner Familie wöchentlich 100 Dutzend Kindertrompeten, wofür der Arbeitslohn etwa 5 Mk. beträgt. Der Umsatz einzelner Spielwaarenhändler beziffert sich auf 1½ Mill. Mk. u. mehr u. die durch jene Gegenden gehende Eisenbahn transportirt jährlich gegen 40,000 Ctr. Spielwaaren. Nur die herzogl. meiningen'schen Forste liefern jährl. gegen 16,000 Kbm. (ca. 5000 Kubikklaftern) Holz an die Fabrikanten. Um gewisse vielkonsumirte Spielwaaren zu den gewünschten billigen Preisen herstellen zu können, wendet man sinnreiche Methoden bei deren Anfertigung an, indem man dabei so viel als möglich die Drehbank benutzt, welche die schnellste Formgebung ermöglicht. Sollen z. B. Thiere od. menschliche Figuren hergestellt werden, so wird eine Scheibe aus leicht spaltbarem Holze in die Drehbank eingespannt u. daraus ein Ring gedreht, dessen Querschnitt der gewünschten Form durch die eingedrehten Vertiefungen u. Erhöhungen entspricht. Durch Abspalten in radialer Richtung wird dann der so gedrechselte Ring in einzelne Stücke von entsprechender Dicke zerlegt, welche mit dem Schnitzmesser in der gewünschten Gestalt vollendet u. zuweilen noch durch angeleimte, in ähnlicher Weise hergestellte Theile, z. B. Arme an menschlichen Figuren, vervollständigt werden. Solche Ringe liefern natürlich Figuren, die nach der inneren Seite hin etwas schmaler als nach der äußeren Seite ausfallen. Will man gleich breite Figuren erhalten, so wird eine Leiste mit einer Art Gesimshobel nach dem erwünschten Profile hergestellt u. daraus werden die einzelnen Figuren durch Abspalten erhalten.

Spieß, dieselbe Waffe wie Lanze (s. d.).

Spieß, Christian Heinrich, einer der seiner Zeit gelesensten unter jenen gewerbsmäßigen Unterhaltungsschriftstellern, die seit dem Ende der Siebziger Jahre des vorigen Jahrh. in Deutschland nach u. nach auftraten, um mit ihren bald ganz rohen u. wüsten, bald flachen, faden u. leichtfertigen Produkten den Büchermarkt von Messe zu Messe zu versorgen. Geb. 1755 zu Freiberg in Sachsen, gehörte Sp. eine Zeit lang zu einer wandernden Schauspielertruppe, wurde 1788 Wirthschaftsinspektor auf dem gräflichen Schlosse Betdiekau in Böhmen u. starb daselbst 17. Aug. 1799. Er trat seit dem J. 1782 zuerst als Verfasser von Schauspielen (wie z. B. „Klara von Hoheneichen") auf, nachher warf er sich mehr auf den Roman u. andere erzählende Darstellungen; zu diesen gehören: „Das Petermännchen", „Der Mäusefallen- u. Hechelkrämer", „Der alte Ueberall u. Nirgends", „Die zwölf schlafenden Jungfrauen".

Spießbürger, früher der Name armer Bürger, welche nur mit Spießen bewaffnet Kriegsdienste leisteten; jetzt versteht man unter Sp. einen an alten Gewohnheiten od. Vorurtheilen haftenden Menschen von beschränktem Gesichtskreise.

Spießglanz, s. „Antimon".

Spießruthenlaufen, Gassenlaufen, eine zur Zeit der Landsknechte übliche u. bis in unser Jahrhundert hereinreichende körperliche Züchtigungsart in den Kriegsheeren. Sie bestand darin, daß der zu Bestrafende mit entblößtem Oberkörper durch 2 Reihen seiner Kameraden in langsamem, von der Trommel begleitetem Marsch hin u. her marschiren mußte, während jeder der in der Reihe stehenden Soldaten ihm mit einer langen Ruthe (Spießruthe, Spießgerte), so oft er an ihm vorbeikam, einen Schlag versetzte. Um den zu Bestrafenden an zu schnellem Durchlaufen der Gasse zu hindern, ging ein Mann mit vorgestreckter Lanze rückwärts vor ihm her. Unteroffiziere waren zu beiden Seiten aufgestellt, um darüber zu wachen, daß jeder der die Gasse bildenden Soldaten gehörig zuschlug. Die Strafe wurde je nach Zahl der die Gasse bildenden Soldaten u. nach Anzahl des Hin- u. Hermarschirens erhöht od. vermindert. Sie hatte häufig den Tod des Opfers zur Folge.

Spike, s. „Lavendel".

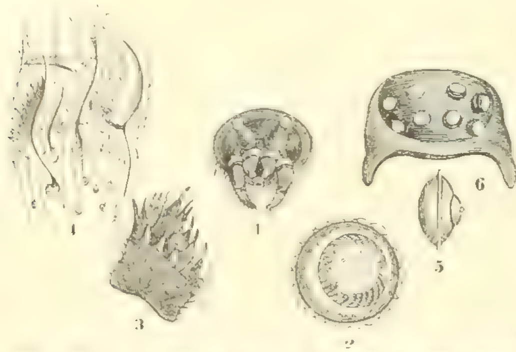
Spinat (Spinacia oleracea), eine allbekannte Kulturpflanze aus der Familie der Meldeartigen (Chenopodeen), die ein- bis zweijährig bei niederem Wuchse ganz das Ansehen einheimischer Melden, z. B. des „Guten Heinrich" (Chenopodium Bonus Henricus) besitzt, spießförmige Blätter, dornige od. glatte Früchte trägt u. in zwei Abarten gebaut wird. Die eine ist der sog. Winterspinat (Sp. ol. spinosa), den man im Herbste säet u. im Frühling schneidet, wo es kaum noch ein anderes Gemüse giebt; sie trägt dornige Früchte. Die andere, der sog. Sommerspinat (Sp. ol. inermis), weil er, empfindlicher gegen die Kälte, als Sommergewächs gepflegt wird, unterscheidet sich von ersterem durch die glatten Früchte. Die Pflanze stammt nach Einigen aus Sibirien, nach Anderen sollen sie die Araber nach Spanien gebracht haben (span. Kohl). Man verwendet die Blätter wie Kohl, indem man sie zu breiartigem Gemüse kocht, das im ersten Frühjahre wohlthätig auf die Blutbereitung einwirkt.

Spindel, ein länglicher, schwacher Cylinder, nam. ein solcher, der einem drehenden Körper als Auflagerung dient, daher die Achse od. Welle kleiner Räder; ferner der Cylinder, um den sich ein Schraubengang windet; die Drehbankspindel, d. h. die rotirende Welle, mit welcher das auf der Drehbank zu bearbeitende Arbeitsstück befestigt wird 2c. Sp. heißt auch das beim Spinnen benutzte Werkzeug, welches durch seine Rotation die Drehung des Fadens bewirkt. Nach der Anzahl der in Betrieb befindlichen Sp.n schätzt man den Umfang der Spinnerei-Industrie.

Spindel od. Spillbaum (Evonymus), s. „Pfaffenhütchen".

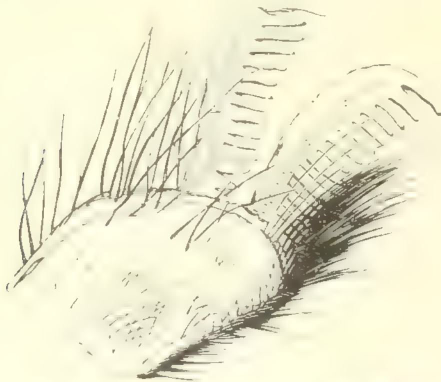
Spindler, Karl, deutscher Romanschriftsteller, geb. 16. Okt. 1796 zu Breslau; erhielt seine Erziehung in Straßburg, wohin sein Vater als Organist am Münster berufen wurde, studirte daselbst die Rechte, stand dann eine Zeit lang in franz. Militärdiensten, entzog sich denselben aber durch seine Rückkehr nach Deutschland, ging zur Bühne, auf der er über 10 Jahre, aber nur in untergeordneten Rollen, thätig war, u. wandte sich schließlich ganz der Schriftstellerei zu, die er mit dem unter dem Namen C. Spinalda erschienenen Roman „Eugen von Kronstein (2 Bde., Konstanz 1824) begonnen hatte. Von seinen nun folgenden zahlreichen Romanen (seine „Sämmtlichen Werke", Stuttg. 1831—54, umfassen 102 Bde.) zeichnen sich die besseren, wie „Der Bastard" (3 Bde., Zür. 1826), „Der Jude" (4 Bde., Stuttg. 1827), „Der Jesuit" (3 Bde., Stuttg. 1829), „Der Invalide" (5 Bde., Stuttg. 1835), „Der König von Zion" (3 Bde., Stuttg.

1837, „Der Vogelhändler von Imst" (4 Bde., Stuttg. 1841 bis 1842) ꝛc., durch lebendige Phantasie, gesunde Anschaulichkeit u. seltene Gewandtheit der Erzählung aus. Doch verfiel Sp. je länger desto mehr einer platten Vielschreiberei. Außer seiner Thätigkeit als Romanschriftsteller redigirte Sp. Taschenbücher u. Almanache aller Art, gab in München u. Stuttgart belletristische Zeitschriften heraus, begründete u. leitete eine große Uebersetzungsbibliothek zahlreicher ausländischer Romane. Seinen Wohnsitz hatte er, seit er der Bühne Valet gesagt hatte, erst in Hanau, dann in Stuttgart, seit 1827 in München, seit 1832 in Baden-Baden. Er starb 12. Juli 1855 im Bade Freiersbach in Baden.


Nr. 5084. Spinnapparat, Fuß und Augen der Kreuzspinne (stark vergrößert). 1 Spinnapparat; 2 siebartig durchbrochenes Ende einer Spinnwarze; 3 untere tasterartiges Organ des Spinnapparats; 4 Füße; 5 u. 6 Augen.

Spinell, ein bekannter Edelstein, gewöhnlich von rother Farbe, mit verschiedenen Nüancen ins Blaue, Braune od. Gelbe, zuweilen auch ganz farblos, besteht aus einer Verbindung von Thonerde mit Magnesia u. kommt in kleinen oktaëdrischen Krystallen bes. schön auf Ceylon u. in Ostindien sowie auch in Schweden vor. Der Sp. besitzt die Härte = 8, das spezifische Gewicht = 3,5; er ist unschmelzbar. Man schleift ihn mit Diamantpulver od. Smirgel u. giebt ihm dieselben Formen wie dem Diamant. Die Juweliere unterscheiden je nach der Färbung verschiedene Arten von Sp., so z. B. Rubinspinell, Rubinbalais od. Balasrubin ꝛc.

Spinett (ital. Spinetto, franz. Epinette), ein veraltetes Tasteninstrument von kleiner vier- od. dreieckiger, dem Clavichord ähnlicher Gestalt u. mit dünnen Messingsaiten bezogen, welche aber nicht, wie beim Clavichord, durch Tangenten intonirt werden, sondern durch Stückchen Rabenkiele, welche in die Zungen der Docken eingeschoben sind, geschnellt werden (wie beim Flügel od. Clavicembalo). Gewöhnlich waren die Saiten des Sp.s nur einchörig, von der rechten zur linken Seite hin gespannt u. eine Quinte od. Oktave höher gestimmt als beim Klavier u. Flügel. Sein Umfang betrug selten mehr als vier Oktaven. In England u. den Niederlanden führte es den Namen **Virginal**.


Nr. 5085. Füße der Labyrinthspinne (stark vergrößert).

Spinnen im weiteren Sinne od. **Spinnenthiere** (Arachnoidea) sind eine Klasse von Gliederthieren (Arthropoden), deren Kopf u. Brust meist zu einem **Kopfbruststück** (Kephalothorax) verschmolzen ist, an welchem acht Füße sitzen (Octopoda, *Linn.*). Nur bei den Krebsspinnen ist der Vorderleib in vier Ringe gegliedert. Bei den Milben u. Tardigraden ist der Hinterleib mit dem Vorderleibe verschmolzen, bei den Skorpionen mit einem schwanzartigen Anfange versehen. Die chitinähnliche Haut ist meist lederartig, weich, nur bei den Skorpionen, Krebsspinnen u. Zecken härter. Die Mundtheile der niederen Formen sind Saugorgane, die der höheren Greif- od. Beißwerkzeuge. Die fehlenden Oberkiefer werden durch gegliederte Fühler (Kieferfühler) ersetzt, welche scheren- od. klauenförmig enden. Sie sind hohl u. haben auf ihrer innern Fläche eine Oeffnung, in welcher der Ausführungsgang einer **Giftdrüse** mündet, deren Sekret auf kleinere Thiere tödlich wirkt. Die Skorpione besitzen außerdem noch eine im Schwanzstachel mündende Giftdrüse. — Die Unterkiefer haben viergliederige Taster, ebenfalls oft scherenartig entwickelt. Das erste Fußpaar deutet man als zweites Unterkieferpaar (Kieferfüße). Der muskulöse Schlund setzt sich in einen schlauchförmigen Darm fort, od. bildet zuerst einen Magen, aus welchem 8—10 (beim Webertnecht bis 30) Blinddärme entspringen, die sich oft bis in die Füße erstrecken. Kreislauforgane fehlen den niedrigsten Formen, welche nur durch die Haut athmen (Wurmspinnen, Krebsspinnen, Tardigraden), die anderen (Tracheenspinnen, mit Ausnahme indeß der Milben) haben ein Herz, bei den Lungenspinnen (den Sp. in engerem Sinne) ist dies gegliedert. Das Blut ist farblos. Mit Ausnahme der niederen Formen haben die Sp. Speicheldrüsen, eine Leber, ebenso Harnorgane. Besondere Drüsen sind die den Sp. in engerem Sinne eigenen **Spinndrüsen**, die im Hinterleibe zwischen den Eingeweiden liegen u. deren zahlreiche Ausführungsgänge auf kleinen Erhöhungen (Spinnwarzen) im sog. **Spinnfeld** ausmünden; durch die vielen feinen Chitinröhrchen (Spulen) tritt der **Spinnstoff** als kapilarer Faden aus. Derselbe ist Anfangs zäh u. glashell, klebt angedrückt leicht fest, erhärtet aber alsbald an der Luft. Aus diesem Spinnstoff fertigen die Sp. ihre Gewebe u. die Kapsel für ihre Eier. Während Geruchs- u. Gehörwerkzeuge bei Sp. unbekannt sind, bieten ihre Kieferfühler, Kiefertaster u. Fußenden empfindliche Tastorgane, letztere spielen auch beim Anfertigen der Gespinnste eine große Rolle. **Augen** haben sie zu 2—12 in verschiedener Lage u. Anordnung. Sehr empfindlich sind die Sp. für atmosphärische Vorgänge. Mit Ausnahme der zwitterlichen Tardigraden sind sie getrennten Geschlechts. Die Jungen haben in der Regel sogleich die Gestalt der Mutter, sie häuten sich aber mehrmals; die Milben haben eine Art Larvenzustand durchzumachen; bei den Wurmspinnen (Pentastoma) endlich findet rückschreitende Metamorphose statt, indem das (von Vielen auch zu den Krebsen gestellte) entwickelte Thier einem Wurm sehr ähnlich ist. Die meisten Sp. (deren man im Ganzen 2000 Arten kennt, fossile nur wenige) sind **Landthiere**, nur wenige leben im Wasser, ein paar auch im Meere. So die Krebsspinnen (Pycnogonum) unter Steinen u. auf Seegewächsen; doch versteht man unter **Seespinne** keine eigentliche Spinne, sondern bald, seiner acht langen Arme wegen, den achtfüßigen Seepolyp (Octopus vulgaris), bald gewisse langbeinige Seekrebse (Maja squinado). Innere Parasiten sind die Wurmspinnen (Pentastoma), äußere die Milben, beide werden Menschen u. Thieren lästig. Die Skorpione (s. d.) leben nur in wärmeren Ländern; auch von den echten Sp. sind mehrere Typen auf die Tropen beschränkt. — Die Sp. sind im Ganzen ungesellige Thiere, die sich oft gegenseitig bekämpfen. Die meisten leben von thierischer Nahrung, die sie aber meist nur aussaugen, nicht wirklich fressen. Wie die Sp. beim Fertigen ihres Gespinnstes eine bedeutende Kunstfertigkeit entwickeln, zeigen sie auch einen hohen Grad von Schlauheit. Sie bemächtigen sich ihrer Beute durch Nachjagen od. plötzlichen Sprung aus dem Hinterhalt. Andere lauern im Grunde ihrer zeltartigen od. in der Mitte ihrer netz- od. radförmigen Gewebe auf Insekten, die sich im Fluge darein verwickeln. Sie stürzen alsdann hervor, umspinnen das gefangene Thier mit etlichen Fäden, beißen es todt u. saugen es aus. — Je nach dem Fehlen od. Vorhandensein besonderer Athmungsorgane, nach der Gliederung od. Nichtgliederung des Kephalothorax u. Hinterleibes, od. auch nur des letzteren, zerfällt die Klasse der Sp. in folgende Ordnungen: parasitische **Wurmspinnen** (Linguatuliden, Pentastoma), marine **Krebs-** od. **Asselspinnen** (Pantopoden: Pycnogonum), mikroskopische **Tardigraden** (Bärthierchen), **Milben** (Acariden), besonders in Südamerika vertretene **Afterspinnen** (Kanker od. Weberknechte), **Skorpionsspinnen** (Solpugiden), **Afterskorpione** (Bücherskorpion), **Skorpione** u. **Sp. in engerem Sinne** (Araneiden). Bei diesen letzteren sind Kephalothorax u. Hinterleib durch einen Stiel verbunden u. beide ungegliedert, sie haben beißende Mundtheile, Lungenathmung, vom Ausführungsgange der Giftdrüse durchbohrte Kieferfühler u. 6 bis 8 Augen (mit Ausnahme der 2äugigen Gattung Nops). Vier Lungen haben die **Würg-** od. **Tapezierspinnen** (Mygaliden), zu denen die südamerikan. **Vogelspinne** (Mygale avicularia) von 5—6 cm. Länge gehört, die auf Bäumen in röhrenförmigen Gehäusen zwischen zusammengesponnenen Blättern lebt, u. deren Biß selbst dem Menschen gefährlich ist; auch die südeurop. 15—20 mm. großen **Minirspinnen** (Cteniza), die sich Röhren in die Erde graben, welche sie mit Gespinnst überziehen u. mit einem fallthürartig eingelenkten runden Deckel verwahren; sie jagen Nachts Insekten. Die **Webspinnen** (Sedentariae) haben blos 2 Lungen;

man scheidet sie nach der Form ihrer Gewebe, die der Ausdruck ihrer Lebensweise ist, in mehrere Gruppen. Die Röhrenspinnen (Tubitelae) fertigen röhren- u. flaschenförmige dichte Gewebe unter Stein u. in Mauerspalten, so die 20 mm. lange Hausspinne (Aranea domestica), od. im Wasser, wie die 15 mm. lange Wasserspinne (Argyroneta aquatica), die sich ihr Gehäuse mit Luft füllt u. beim Schwimmen durch anhängende Luftbläschen silbern erscheint. Die Radspinnen (Orbitelae) spinnen freischwebende, kreisrunde, wagerechte od. senkrechte Netze aus Radialstrahlen u. konzentrischen Ringen. So z. B. die Kreuzspinne (Epeira diadema). Abgerissene Fäden bes. von Tetragnatha bilden den „fliegenden Sommer" od. „Altweibersommer". Unregelmäßige Netze weben die Fadenspinnen (Inaequitelae), nur einzelne Fäden ziehen zwischen Blättern die Seitengänger (Laterigradae). Eine zweite Familie zweilungiger Sp. sind die Vagabunden. Sie spinnen gar kein Fanggewebe, sondern nur einen dicken Eiersack, auf dem sie sitzen u. den sie mit sich herumschleppen. So die Wolfs- od. Jagdspinnen, u. a. die in selbstgegrabenen Erdlöchern in Italien lebende, so gefürchtete, 4 cm. lange Tarantel (Lycosa tarantula) u. die Sprungspinnen, die ihre Beute im Sprunge überfallen (Salticus scenicus). — Dummheit u. Aberglaube halten die Sp. bald für unglück-, bald für glückverheißend, bald für untrügliche Wetterpropheten. Von literarischen Werken über die Sp. seien bes. die von C. W. Hahn u. C. L. Koch, von Walckenaer u. von P. Gervais hervorgehoben.

Spinner (Bombycidae) sind Nachtfalter mit dickem, dichtwollig behaartem Leibe, kurzen gekämmten Fühlern u. in der Ruhe flach ausgebreiteten od. dachförmigen Flügeln. Ihre Weibchen sind meist bedeutend größer als die Männchen, oft auch anders gefärbt, bei einigen Arten haben sie verkümmerte od. selbst (Psyche) gar keine Flügel, u. ist bei diesen letzteren eine parthenogenetische Entwicklung der Eier beobachtet worden (s. „Parthenogenesis"). Die Sp. haben nackte (z. B. Seidenspinner), gewöhnlich aber behaarte 16füßige Raupen, die sich in einem lockern od. dichten Gespinnste (Cocon), welches sie mit Hülfe ihrer Spinndrüsen fertigen, verpuppen (vgl. „Seidenspinner"). Die gesellschaftlich lebenden Raupen, in dieser Familie mehrfach vorkommend, fertigen sich in der Jugend od. fürs ganze Raupenleben dichte, beutelförmige Gespinnste zum Schutze gegen allerhand Feinde (z. B. der Prozessionsspinner); andere, die Sackträger (Psyche), hüllen ihren weichhäutigen Körper in kleine, aus Pflanzentheilen, selbst Sandkörnern ꝛc. zusammengesponnene Säcke, die auch von dem ausgekrochenen ungeflügelten Weibchen nicht verlassen werden. Zu den Sp. gehören zahlreiche, für Gärten u. Wald sehr schädliche Insekten, wie der Kiefern- od. Fichtenspinner, der Prozessionsspinner, der Ringelspinner, die Nonne, der Goldafter, aber auch der nützliche Seidenspinner u. die zum Theil sehr großen, schöngezeichneten Nachtpfauenaugen. Früher zählte man zu den Sp. auch noch andere Arten, wie den Hopfenspinner, den Weidenbohrer, den Bärenspinner ꝛc. Das Spinnen kommt übrigens auch vielen anderen Schmetterlingsraupen zu, obwol nur von wenigen förmliche Cocons gefertigt werden.


Nr. 5081. Vogelspinne (Mygale avicularia).

Spinnerei, die Industrie, welche sich mit Herstellung langer, zum Verweben geeigneter Fäden aus den verschiedenartigen Faserstoffen, insbes. aber aus Baumwolle, Wolle, Hanf, Flachs u. Seide beschäftigt. Bis zum J. 1750 kannte man nur das Spinnen mit der Handspindel u. dem Spinnrade (s. d.), seitdem hat sich aber dieser Industriezweig durch Einführung der Spinnmaschine (s. unter „Baumwolle") u. der Maschinen zur Vorbereitung der Faserstoffe für den Spinnprozeß großartig entwickelt. Auch die Zahl der verspinnbaren Faserstoffe hat sich mit der Vervollkommnung der Maschinen bedeutend vermehrt, indem man neuerdings auch Jute, Manilahanf, Chinagras ꝛc. bei uns verspinnt, ferner aber auch schon gebrauchte Stoffe wieder zerfasert u. die so gewonnenen, oft sehr kurzen u. daher sehr schwierig zu verspinnenden Fasern von Neuem zu Fäden verarbeitet, die in der Weberei Verwendung finden, wie dies mit der sog. Kunstwolle der Fall ist. Unter allen Faserstoffen eignet sich die Baumwolle (s. d.) in ausgezeichnetstem Grade zum Spinnen eines feinen u. gleichmäßigen Fadens; sie kam daher bei den ersten Versuchen, den Spinnprozeß auf mechanischem Wege, d. h. mittels Maschinen, auszuführen, vorzugsweise in Betracht. England ging in der Entwicklung der Baumwollenspinnerei allen übrigen Ländern weit voran. Während die vereinigten britischen Königreiche 1830 über 9 Millionen Spindeln besaßen, zählte man um dieselbe Zeit in Frankreich etwa 3 Millionen, im deutschen Zollverein aber nur ca. 360,000 Spindeln, die sich auf 81 Sp.en vertheilten. Von da an nahm in Großbritannien die Anzahl der Spindeln von Jahrzehnt zu Jahrzehnt rasch zu, so daß sie im J. 1867 34 Millionen betrug, wobei die durchschnittliche Leistung einer Spindel jährlich auf 12 Kg. Garn zu schätzen ist. Auch in den nordamerikan. Vereinigten Staaten bestanden 1830 bereits nahe an 800 Sp.en mit über 1 Million Spindeln, u. schätzte man die dortige Spindelzahl im J. 1867 auf 8 Millionen. Die ersten Flachsspinnmaschinen kamen am Schlusse des vorigen Jahrhunderts in Nordengland u. Schottland in Betrieb; 1865 schätzte man die Anzahl der in Großbritannien in der Leinenspinnerei (einschließlich Hanf, Flachs, Jute ꝛc.) thätigen Spindeln auf 1,265,000, während man im deutschen Zollverein in derselben Zeit nur etwa 525,000 Flachsspindeln zählte. In das Gebiet der Sp. gehört auch die Seilerei, die sich hauptsächlich für Herstellung der Schiffstaue jetzt ebenfalls sehr vollkommener Maschinen bedient. Die Wollspinnerei, die etwas später als die Baumwollspinnerei von der Handarbeit zur Maschinenarbeit überging, zerfällt in zwei gesonderte Industrien, in die Streichwollspinnerei u. in die Kammwollspinnerei. Die Streichwollspinnerei, in deren Gebiet auch Fabrikation der Kunstwolle od. Lumpenwolle gehört, befaßt sich mit der Verarbeitung der kurzhaarigen, nicht über 10 cm. langen, mehr od. weniger gekräuselten Wollsorten, während die Kammwollspinnerei die längeren schlichten, od. doch nur schwach gekräuselten Wollen verarbeitet. Die Streichwolle wird nach Art der Baumwolle auf Krempeln gekratzt od. gestrichen; die Kammwolle dagegen mit stählernen Kämmen gekämmt; außerdem werden beide Arten Wolle beim Verspinnen verschieden behandelt, so daß aus der Streichwolle im Allgemeinen ein weiches, lockeres, mehr od. weniger rauhes — dagegen aus der Kammwolle ein dichteres, festeres u. glatteres Garn hergestellt wird.

Spinnmaschine, eine Vorrichtung zum mechanischen Verspinnen von Faserstoffen u. nach deren Natur sowie nach der Bestimmung der hergestellten Fäden ein sehr verschiedenartig eingerichteter Mechanismus. Die erste für Baumwolle bestimmte Sp. wurde 1730 von John Wyatt in Birmingham erfunden u. 1742 in Betrieb gesetzt, doch war sie noch sehr unvollkommen. Viel besser schon war die von seinem Landsmanne Kay, einem Uhrmacher, konstruirte u. 1769 bekannt gewordene Sp. Als eigentlicher Schöpfer der Baumwollspinnerei hat jedoch Richard Arkwright (s. d.) zu gelten. Während seine Vorgänger ihren Maschinen direkt die gekrempelte (gekratzte) Baumwolle übergeben, führte er die Bildung eines Bandes auf der Kratzmaschine, das Dupliren u. Strecken dieses Bandes u. endlich die erste Vorspinnmaschine ein, um mittels der letztern aus dem gestreckten Bande einen dicken, lockeren Cylinder herzustellen, den alsdann die Sp. in das eigentliche Garn (s. d.) umzuwandeln vermochte. Alle diese wichtigen Erfindungen bezüglich der Vorbereitungsmaschinen datiren aus dem J. 1775. Die Arkwright'schen Sp.n waren ihrem Wesen nach von der Art, welche man noch jetzt als Watermaschinen bezeichnet, weil sie die ersten durch Wasser betriebenen Sp.n gewesen sind. Ihrer Einrichtung nach kann man darauf weder feine noch weiche (schwach gedrehte) Garne erzeugen, wie sie als Einschuß für viele Gewebe erforderlich sind. Diese Lücke wurde von James Hargreaves (s. u. „Baumwolle"), welcher 1770 mit seiner, nach seiner Tochter als Jennymaschine benannten Sp. hervortrat, ausgefüllt. Diese wegen ihrer Einfachheit eine Zeit lang beliebte Maschine wurde späterhin von der durch Crompton erfundenen Mulejenny- od. einfach Mulemaschine verdrängt, welche gegenwärtig die Hauptmaschine in der Baumwollspinnerei ist, weil man darauf Fäden von größter Feinheit u. mit beliebig starker

od. schwacher Drehung herstellen kann. Der Name „Mule", zu deutsch „Maulthier", soll bedeuten, daß die Maschine ein Bastard ist, u. thatsächlich hat der Erfinder von Arkwright's Maschine das Walzenstreckwerk, von Hargreaves' „Jenny" die Anordnung eines Wagens entnommen u. durch diese glückliche Kombination eine vollkommene Sp. geschaffen (vgl. „Baumwolle", woselbst auch Abb.). In der **Flachsspinnerei** werden als Vorbereitungsmaschinen die **Anlegemaschinen** od. **Zugmaschinen** zur Bildung von Bändern benutzt, in denen die Flachsfasern ziemlich parallel neben einander liegen. Diese Bänder kommen auf die **Streckmaschine**, um die Bänder, die vorher zu zwei bis drei zusammengelegt werden, auszuziehen od. zu strecken, worauf die **Vorspinnmaschine** das Strecken fortsetzt u. dabei den Bändern eine schwache Drehung giebt, um den nöthigen Zusammenhang der Fasern herzustellen. Als **Feinspinnmaschinen** werden hierauf schließlich die Watermaschinen benutzt. Die übrigen Faserstoffe machen je nach ihrer Natur ebenfalls verschiedenartige Vorbereitungsmaschinen nöthig, so nam. die Wolle, die je nachdem zu Streichgarn od. Kammgarn verarbeitet wird (s. „Spinnen"). Was die Sp.n in der Seilerei betrifft, so wurden diese ebenfalls seit Ende des vorigen Jahrhunderts zur Herstellung von Schiffstauen eingeführt, wobei man neben der Ersparung von Menschenhänden u. der Beschleunigung in der Arbeit auch die Beseitigung der sehr langen Seilerbahnen u. die gesicherte Regelmäßigkeit sowol in der Drehung als auch in der Zusammenordnung der einzelnen Garnfäden bei Bildung der Litzen, woraus das Seil zusammengefügt wird, im Auge hatte.



Nr. [illegible]087. Baruch de Spinoza (geb. 24. Nov. 1632, gest. 21. Febr. 1677)

Während man nach der alten Methode die zu einer Litze erforderlichen Fäden sämmtlich in einer Länge aufzieht u. dann durch Drehung vereinigt, wickelt man nach der neuen Methode die einzelnen Fäden auf Spulen, von denen jede ihren Faden nach Bedarf hergiebt, wodurch der Forderung genügt wird, daß zufolge der schraubenartigen Windung die von der Mittellinie weiter entfernt liegenden Fäden auch eine größere Länge erhalten müssen, wenn alle Fäden gleiche Spannung haben sollen.

Spinōla, Marquese Ambrogio, span. Feldherr, geb. 1569 aus einem altadeligen Geschlechte in Genua; ging 1603 in die Dienste Philipp's III. von Spanien, als schon der Kampf in den Niederlanden wegen der Zuchtlosigkeit der unbezahlten Truppen ins Stocken gerathen war. Ostende, seit 1602 vergebens umlagert, erlag 2. Sept. 1604 den wohlbezahlten u. gutgerüsteten ital. u. span. Söldnern Sp.'s. Dann schloß er selbst im Haag 9. April 1609 den Waffenstillstand auf 12 Jahre mit Moritz von Oranien u. blieb, obwol er keinen Ersatz für seine Auslagen erhielt, der oberste Anführer der span. Truppen in den südl. Niederlanden. Als der Jülich-Cleve'sche Erbfolgestreit ausbrach, stand er bei Namur, um die Intervention Heinrich's IV. zu hindern, doch fiel dieser durch den Dolch Ravaillac's. Zum kaiserl. Kommissar ernannt, besetzte er 1614 den größten Theil von Jülich, in welchem Pfalzgraf Wolfgang von Neuburg die Herrschaft erhielt. 1620, beim Ausbruch des Krieges in Böhmen, bemächtigte sich Sp. im Auftrage des Kaisers mit einer großen span. Hülfsarmee, die man als „burgund. Kreistruppen" bezeichnete, im Angesichte der Unionstruppen des ganzen mittelrheinischen Landes, kehrte aber im folgenden Jahre nach den Niederlanden zurück, um wieder den Kampf mit Moritz von Oranien fortzuführen, der aber trotz der Einnahme von Breda (1625) zu keinem bedeutenden Resultate führte. Ebenso erfolglos blieb seine letzte Waffenthat, die Belagerung von Casale, im Mantuanischen Erbfolgestreit 1629 u. 1630. In letzterem Jahre starb er, ohne von der span. od. der kaiserlichen Regierung den Lohn für seine bedeutende u. uneigennützige Kriegführung empfangen zu haben.

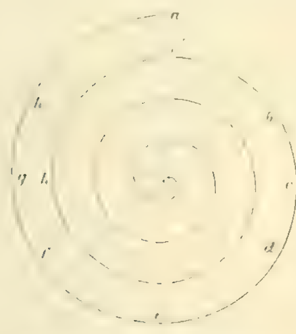
Spinoza (spr. Spinosa), Baruch de (lat. Benedictus Despinosa), einer der tiefsten Denker aller Zeiten, wurde 24. Nov. 1632 als der Abkömmling einer portugiesischen Judenfamilie zu Amsterdam geb. Sein Vater, ein reicher Kaufmann, ließ ihn sorgfältig in den jüd. Wissenschaften unterrichten. Durch das Studium des Maimonides, das er neben der Bibel u. dem Talmud betrieb, wurde er zu selbstständigem Philosophiren angeregt u. daher im Aug. 1656 als Irrlehrer von der Synagoge ausgeschlossen. Er zog sich vor den Verfolgungen der Juden in die Nähe von Amsterdam zurück, um den Descartes zu zu studiren; um 1661 ging er nach Rhynsburg bei Leyden, 1664 nach Vorburg bei Haag u. ließ sich 1669 in Haag selbst nieder, wo er bereits 21. Febr. 1677 an der Schwindsucht starb. Obwol beständig mit seinen Studien beschäftigt, erwarb er sich doch selbst seinen Unterhalt durch das Schleifen optischer Gläser. Ueberhaupt stand sein Leben, in welchem er die Ruhe u. Bedürfnißlosigkeit eines vollendeten Weisen zeigte, mit seiner Philosophie durchaus im Einklang. Die Hauptquelle für seine Biographie ist eine vielfach übersetzte holländ. Schrift von Colerus (1705), zu der van Vloten (Amsterdam 1862) wichtige Nachträge lieferte. In Gestalt eines historischen Romans hat B. Auerbach (Stuttg. 1837 u. ö.) das Leben Sp.'s verherrlicht. Das System Sp.'s wird gewöhnlich als vollendeter **Pantheismus** (s. d.) bezeichnet, kann aber in gewissem Sinne auch ein vollendeter **Monotheismus** (s. d.) genannt werden. Der wichtigste Begriff desselben ist nämlich der der Substanz, u. diese nennt Sp. Gott. Descartes hatte neben Gott als die eine Substanz noch die von Gott geschaffenen Substanzen des Denkens (Geistes) u. der Ausdehnung (Materie) gesetzt. Nach Sp. giebt es nur **eine** Substanz, d. h. nur ein wahrhaft Seiendes, durch nichts Bedingtes, Unendliches. Diese Substanz ist nicht nur der Urgrund aller Dinge, sondern faßt auch alle Dinge zu einer großen Einheit zusammen, so daß von einer Gegenüberstellung Gottes u. der Welt keine Rede sein kann. Auf dieser Ablehnung aller Zweiheit (Dualismus) beruht der pantheistische Charakter des Systems. Die Substanz kann nicht näher bestimmt werden, denn jede Näherbestimmung würde sie nach Sp. ihrer Unendlichkeit entkleiden. Dagegen wird sie dem menschlichen Verstande erkennbar durch die beiden Attribute (Eigenschaften), in denen sie sich ihm darstellt, nämlich die des **Denkens** u. der **Ausdehnung**. Diese sind somit für Sp. nicht selbst Substanzen (wie für Descartes), sondern nur diejenigen Erscheinungsformen der einen Substanz, die dem menschlichen Denken allein zugänglich sind. Beide sind streng von einander geschieden u. können also nicht auf einander einwirken (z. B. der Geist nicht auf den Körper des Menschen); wol aber besteht zwischen ihnen durchgängig ein Parallelismus, der in der Einheit der Substanz seine vollendete Harmonie findet. Alles dasjenige nun, was wir als wirkliche Dinge zu betrachten pflegen, stellt nach Sp. nur Modi, d. h. „Arten" od. Formen des Daseins der Substanz dar. Diese Modi sind entweder Ideen (unter dem Attribut des Denkens angeschaut) od. Körper (unter dem Attribut der Ausdehnung). Beide „Arten" des Daseins sind jedoch nicht wirklich, sondern beständig wechselnd u. endlich. Auch der Mensch ist ein solcher Modus u. daher nicht nur der Endlichkeit, sondern auch der völligen Unfreiheit unterworfen. Denn was er freien Willen nennt, ist schließlich doch abhängig von ihm unbekannten Ursachen, die in dem Wesen der Substanz liegen, zu der auch er gehört. Infolge dessen leugnet Sp. auch einen wirklichen Unterschied von sittlich Gutem u. Bösem, denn damit würde der Zwiespalt in die Substanz (Gott) selbst hineingetragen. Böse kann höchstens das heißen, was uns an der Erreichung unseres Zieles hindert.

Dieses Ziel aber ist eine Erkenntniß, welche unbeirrt durch die scheinbaren Dinge die Substanz selbst in möglichster Reinheit erfaßt u. sich in sie versenkt. Eine solche Erkenntniß bringt dann Liebe zur Substanz, u. in dieser Liebe ruht die Freiheit u. Seligkeit des Menschen; mit anderen Worten: die Seligkeit ist nicht der Lohn der Tugend, sondern diese selbst ist Seligkeit. — Von den Schriften Sp.'s, in denen er dieses System niederlegte, sind die wichtigsten: der „Tractatus theologico-politicus" (Amsterd. u. Hamb. 1670 u. ö.), in welchem er den Unterschied theologischer u. philosophischer Betrachtung bei. am Alten Testament darlegt, u. vor Allem die „Ethik" (1662—65 lat. verfaßt, doch erst nach Sp.'s Tode von seinem Freunde, dem Arzt Mayer, Amsterd. 1677, herausgegeben in den „Opera posthuma"; neue Ausgabe von Ginsberg, Lpz. 1875). Gesammtausgaben der Werke Sp.'s erschienen von Paulus (Jena 1802—3) u. von Bruder (Lpz. 1843 bis 1846); später Aufgefundenes veröffentlichten Böhmer (Halle 1852) u. Vloten (Amsterd. 1862). Sp.'s Briefwechsel gab Ginsberg heraus (Lpz. 1876). Eine deutsche Uebersetzung der sämmtlichen Werke lieferte Auerbach (5 Bde, Stuttg. 1851 u. ö.).

Spion heißt Jeder, der unerlaubter Weise Nachrichten über Stellungen u. Bewegungen des Feindes sich zu verschaffen sucht, um sie zu dessen Nachtheil zu verwerthen. Die große Ausdehnung der heutigen Journalistik macht die Anstellung besonderer Sp.e fast unnöthig.

Spiraea, Spierstaude; Pflanzengattung der Rosenblütler mit einigen einheimischen u. vielen ausländischen Arten, welche, der gemäßigten Zone angehörig, sämmtlich sich durch ihre Blumen auszeichnen, die, in verschiedenen Farben prangend, sich rispenartig anzuordnen pflegen u. damit oft große Wirkungen erzielen. In dieser Beziehung steht unter den einheimischen Arten Sp. Aruncus obenan, indem sie bei vielfach zusammengesetzten Blättern ihre eingeschlechtlichen weißen Blumen in einer großen, gipfelständigen Rispe straußartig zusammendrängt. Andere einheimische Arten, welche sämmtlich zusammengesetzte Blätter tragen, sind Sp. filipendula u. Sp. Ulmaria. Die ausländischen erheben sich häufig von der Kraut- u. Staudenform zur strauchartigen mit einfachen Blättern u. kleineren Blumenrispen od. Doldentrauben. Hierher gehören aus dem Süden unseres Vaterlandes: Sp. salicifolia, ulmifolia, chamaedryfolia, decumbens; aus Japan: Sp. callosa, prunifolia; aus Sibirien: Sp. Pallasi, aus Nordamerika: Sp. Douglasi u. A. Fast alle diese Arten sind beliebte Ziergewächse unserer Gärten u. Anlagen geworden.

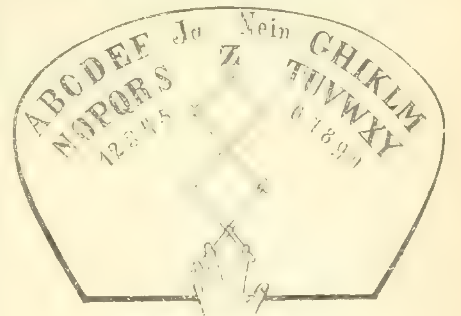
Spiralen od. Spirallinien nennt man in der Geometrie gewisse in der Ebene gezogene krumme Linien, welche in mehrfachen, nach einem bestimmten Gesetze regelmäßig gebildeten Windungen einem festen Mittelpunkte zustreben. Eine der einfachsten u. am längsten bekannten ist die sog. archimedische Sp. Man erhält dieselbe, wenn man zunächst einen Hülfskreis zieht, diesen in eine beliebige Anzahl gleicher Theile theilt, nach den Theilpunkten Radien zieht u. einen dieser Radien in dieselbe od. eine beliebige andere Anzahl gleicher Theile theilt. Trägt man nun der Reihe nach auf die Radien a, b, c, d, e, f, g, h ꝛc. (Nr. 5088) vom Mittelpunkte aus 0, 1, 2, 3, 4 ꝛc. jener Theile auf u. verbindet diese Theilpunkte mit einander durch eine Kurve, so ist dies die verlangte archimedische Sp. Von den übrigen Sp. sei nur noch die hyperbolische Sp. erwähnt. Man erhält diese durch eine ähnliche Konstruktion, nur daß man auf die Radien des Hülfskreises die Ordinate einer gleichseitigen Hyperbel aufträgt. — Spiralfeder nennt man in Taschenuhren die kleine dünne, spiralförmig gekrümmte Stahlfeder, welche die Bewegung der sog. Unruhe hervorbringt.



Nr. 5088. Spirale des Archimedes.

Spirdingsee, ein in 131 m. Seehöhe gelegenes, 1,[illegible] M. großes Wasserbecken in den ostpreuß. Kreisen Sensburg u. Johannisburg. Von seinen vier Inseln trägt eine das seit 1843 wieder hergestellte Fort Lyck. Aus dem Sp. fließt nach S. der Pisek zur Narew, einem Weichselzuflusse, da nach N. hin der Sp. durch den Löwentiner- mit dem Mauersee in Verbindung gebracht ist, aus welchem die Angerap zum Pregel geht, so ist hier eine künstliche, vor der Hand aber noch wenig benutzbare Verbindung zwischen Pregel u. Weichsel hergestellt.

Spiritismus ist der Glaube an die Möglichkeit, mit den Seelen Verstorbener in Verkehr treten zu können. Erst in unserem Jahrhundert wurde dieser Glaube als „Sp." bezeichnet, während schon in frühester Zeit, doch auch jetzt noch bei allen auf niedriger Kulturstufe stehenden Völkern, durch Zauberer u. Beschwörer (Schamanen nordasiat. Völker, Medizinmänner u. Paje der Indianer in Nord- u. Südamerika ꝛc.) der Aberglauben nach ähnlicher Richtung hin Nahrung fand. Das Citiren von Geistern trieb schon früher der bekannte Theosoph Swedenborg (s. d.), u. bei uns in Deutschland glaubte unter Anderen schon Justinus Kerner (s. d.), sich mit den Abgeschiedenen in Vernehmen setzen zu können; hier waren es gewisse, durch den „thierischen Magnetismus" in hellsehenden Zustand versetzte Personen, welche die Vermittlerrolle zwischen Diesseits u. Jenseits übernahmen. Einen ganz besonderen Aufschwung nahm aber erst die Sache, seitdem das Tischrücken von Amerika aus überall hin Verbreitung fand u. man hiermit ein Mittel entdeckt zu haben meinte, durch welches sich beim „Klopfen" des Tisches (Tischklopfen) die Ueberirdischen (Klopfgeister) vernehmbar machen. Die wörtliche Kommunikation mit dem Geiste beruht danach darauf, daß derselbe geradezu angeredet wird, er aber seine Antworten durch das Klopfen des Tisches angiebt, indem die Zahl der ununterbrochen einander folgenden Hebungen des Tisches die Stellung des betreffenden Buchstabens im Alphabet bezeichnet. Klopft der Tisch z. B. 5mal, so bedeutet dies den fünften Buchstaben im Alphabet (e); that er es 2mal, den zweiten (b) u. so fort; die so erhaltenen Buchstaben reiht man zu Worten u. Sätzen zusammen. Später kam man auf die Anwendung eines besonderen Instrumentes, des sog. Psychographen (s. d.), als Verkehrsmittels mit Geistern. In dieser Form des Geisterklopfens leitet der Sp. seinen Ursprung von einem Deutschen, Namens Voß, her, der sich in Amerika Fox nannte u. 1848 daselbst mit Frau u. Kindern die angebliche Entdeckung machte, daß man durch Klopfen den Geist eines Verstorbenen citiren könne. In eine weitere Phase trat der Sp. dadurch, daß man einfach „sprechende" Medien (s. „Medium") fand, die in schlafähnlichem Zustande sich laut mit den Geistern gewisser, vielleicht schon längst verstorbener Personen in einem Frage u. Antwort enthaltenen Gespräch unterhielten. Die auf die eine od. andere Art erhaltenen sog. Manifestationen der Geister werden von den Gläubigen, den Spiritisten, für Prophezeiung, von Anderen für Lug u. Trug gehalten. Der Sp. machte nam. in Amerika großes Aufsehen, u. schon 1852 gab es in Philadelphia bereits 300 spiritistische Cirkel u. ein Jahr später 30,000 Medien in den Vereinigten Staaten. 1870 soll die Zahl der Spiritisten in der Union auf 8 Mill. gestiegen sein. Von da gelangte der Sp. nach Frankreich u. England. V. Hugo u. P. Leroux schlossen sich dem Sp. an; doch theilten sich die franz. „Spiritualisten" in zwei Parteien, deren eine Rivail, genannt Kardek, deren andere Pierart, Herausgeber der „Revue spiritualiste", führte. Von Bordeaux ging ein Extanonikus Mauly als Spiritualist nach Brüssel, der auf dem daselbst 1875 abgehaltenen Spiritistenkongreß die merkwürdigsten Reden hielt. Die Engländer nahmen den Sp. nicht minder warm auf, unter ihnen selbst Männer der Wissenschaft, wie der Physiker Crookes u. der Zoolog A. Wallace. Im J. 1872 spielte zu London als Medium Miß Florence Cook eine Rolle; ihrer besonders nahm sich Crookes durch seine Autorität an, nachdem er (zumeist im Dunkeln) einige Experimente mit ihr gemacht; derselbe glaubte sogar von dem „Geiste", welcher mit Fl. Cooke verkehrte, bei elektrischem Lichte eine Photographie gewonnen zu haben. Dazu kam, daß sich ein Theil der sog. „Dialektischen Gesellschaft" zu London günstig für den Sp. aussprach, indem dieselbe einen für Klardenkende sehr nichtssagenden Bericht eines zur Untersuchung der Phänomene des Sp. niedergesetzten Comités veröffentlichte (ins Deutsche übersetzt von Wittig, Lpz. 1875). Von Rußland aus trägt der Staatsrath Alex. v. Aksakow zur Verbreitung des Sp. durch Herausgabe der in Leipzig erscheinenden „Bibliothek des Spiritualismus für Deutschland" u. die Zeitschrift „Psychische Studien" außerordentlich viel bei. In Deutschland ist Leipzig der Mittelpunkt des Sp. Außer dem spiritistischen Vereine des Grafen Poninski, der angeblich mit dem Apostel Paulus in vertraulichem Verkehr steht, giebt es daselbst einen anderen, vom Staatsrath Aksákow beeinflußten Verein zur „allseitigen Erforschung der Geistfrage", der unter der Leitung des Dr. Wittig ins Leben getreten ist. In Leipzig existirt sogar eine eigene spiritistische Buchhandlung u. erscheint die einzige spiritistische Zeitschrift Deutschlands.



Nr. 508?. Psychograph.

Zweigvereine giebt es in Dresden, Berlin, Breslau 2c., nam. auch in Wien, Prag u. Pest. Im Ganzen soll es nunmehr 20—30,000 Anhänger des Sp. in Deutschland geben; sie zählen Prof. Perty in Bern, Prof. Fr. Hoffmann in Würzburg u. Frauenstädt in Berlin zu den Ihrigen. Kulturgeschichtlich muß man den Sp. als Zeichen der Zeit betrachten. Das Tischrücken, Geisterklopfen, die Geisterseherei gehören in das Gebiet des Wunderglaubens; bis jetzt hat noch keine einzige der Erscheinungen vor einer streng wissenschaftlichen Untersuchung bestanden, vielmehr haben sie sich in allen Fällen, wo sie einer solchen unterworfen werden konnten, als vordem mangelhaft beobachtet u. die daraus gezogenen Schlüsse als Unsinn erwiesen. Nichtsdestoweniger kann die Beschäftigung mit dem Sp. auf Personen, bei denen Gemüth u. Phantasie den Verstand überwuchern, einen gewissen fascinirenden Reiz ausüben. Vielleicht dürfen wir diese spiritistische Richtung der Neuzeit als eine dem „Glauben" zugewendete Reaktion gegen den platten Materialismus auffassen, jedenfalls aber auch als eine arge Verirrung. Denn die Gläubigen erklären jeden Versuch, die gesammten Bestrebungen auf Täuschung od. Selbsttäuschung zurückzuführen, schlechtweg als Verspottung einer heiligen Angelegenheit. Vergebens weist man ihnen gegenüber darauf hin, daß sog. „Medien", wie Davenport u. Hume, welche bei ihrer wunderlichen Produktion die unglaublichsten Dinge aus dem Jenseits berichteten, lediglich mit Hülfe der sog. „positiven Pneumatologie" (!) nach Art der Taschenspieler eine Reihe von Experimenten in der Nekromantie u. Geisterseherei vorführten, welche scheinbar unseren bisherigen physikalischen Kenntnissen schnurstracks zuwiderliefen, zuletzt jedoch als Jongleur-Stückchen erkannt wurden. Man hat sogar den Sp. als eine auf experimentellen Untersuchungen beruhende „Wissenschaft" bezeichnet, u. in dem respektablen publizistischen Apparate, den die ungemein thätigen Anhänger des Sp. ins Leben riefen, tritt derselbe hier u. da gleichsam als neue „Religion" auf, insbes. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Auf dem im J. 1876 zu London abgehaltenen Spiritisten-Kongreß wurde schließlich vorgeschlagen, die Heilkunde durch die Rathschläge der Geister unter Vermittelung passender Media zu bereichern u. Krankenhäuser zu errichten, in welchen alle Kuren den Geistern überlassen würden.

Literatur: A. J. Davis, „Der Zauberstab", eine Autographie des Hellsehers, deutsch von Wittig, Lpz. 1868; Derselbe, „Die Prinzipien der Natur", deutsch von demselben, ebd. 1869; C. M. Rechenberg, „Der Sp." (Lpz. 1870); M. Perty, „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur", 2 Bde., Lpz. 1872; J. Hoppe, „Einige Aufklärungen über das Hellsehen des Unbewußten im menschlichen Denken" (Freib. i. Br. 1872), R. Hare, „Experimentelle Untersuchungen über Geister-Manifestationen", deutsch von Wittig, Lpz. 1871; A. J. Davis, „Der Arzt. Harmonische Philosophie 2c." (Lpz. 1872); W. Crookes, „Der Spiritualismus u. die Wissenschaft" (Lpz. 1873); Edmonds, „Der amerikan. Spiritualismus" (Lpz. 1873); Wallace, „Die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen 2c." (Lpz. 1874); „Psychische Studien, monatliche Zeitschrift" (1.—4. Jahrg., Lpz. 1874—77); Rob. Dale Owen, „Das streitige Land", 2 Thle., deutsch von Wittig, Lpz. 1876; Lazar Baron von Hellenbach, „Eine Philosophie des gesunden Menschenverstandes" (Wien 1876); M. Perty, „Der jetzige Spiritualismus u. verwandte Erfahrungen der Vergangenheit u. Gegenwart" (Lpz. 1877). — Spirit. Zeitschriften kamen heraus: in Wien „Licht des Jenseits" von Delhez, in Leipzig „Spirit.-rationalistische Zeitschrift" von Meurer u. Mutze, in Paris „Revue spirite", in Lüttich „Phare", in London „Human Nature" u. „The Spiritualist", auch „The Christian Spiritualist", in Boston „The Banner of Light", in Michigan „The Present Age" 2c.

Spiritualismus (vom lat. spiritus, Geist) nennt man diejenige philosophische od. theologische Richtung, welche dem Geist u. der Welt des Geistes ein unbedingtes Uebergewicht über die Körperwelt einräumt. Die letztere wird von den Anhängern des Sp. od. Spiritualisten entweder als ein bloßer Schein od. doch nur als ein Nachbild der Ideenwelt betrachtet, das unter der Herrschaft derselben stehe. In diesem Sinne ist Sp. fast gleichbedeutend mit **Idealismus** (s. d.) u. steht im Gegensatz zum Materialismus (s. d.). In engerem Sinne ist Sp. die Richtung, welche äußere Thatsachen u. Handlungen nur nach ihrer tieferen geistigen Bedeutung aufgefaßt wissen will. — Dem Sp. in diesem Sinne steht gegenüber der Realismus (s. d.).



Nr. 5[illegible]. Bai der Engländer auf Spitzbergen.

Spiritus, Geist, daher Sp. familiaris, Schutzgeist. In der Technik bezeichnet man gewöhnlich so die durch die geistige Gährung zuckerhaltiger Substanzen sich bildende u. durch Destillation der gegohrenen Masse zu erhaltende Flüssigkeit, die je nach dem Grade der Stärke u. Reinheit u. je nach den Stoffen, aus denen sie gefertigt wird, verschiedene besondere Namen führt, z. B. Branntwein, Weingeist (Sp. vini), Alkohol 2c. (s. „Alkohol"). Die älteren Chemiker gebrauchten den Ausdruck Sp. für eine Menge verschiedener, größtentheils durch Destillation gewonnener Flüssigkeiten, die aber weder in ihrem Wesen noch in ihrer Zusammensetzung irgendwelche Aehnlichkeit mit einander besitzen. Solche Bezeichnungen sind u. a. z. B. Sp. fumans Libavii für wasserfreies Zinnchlorid, Sp. salis dulis für Salzäther 2c.

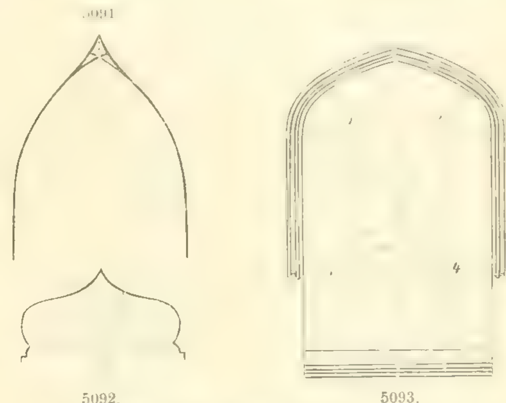
Spitta, Karl Johann Philipp, hervorragender evangel. Liederdichter, geb. 1. Aug. 1801 zu Hannover; widmete sich als Uhrmacherlehrling mit solchem Fleiße den Studien, daß er bereits 1821 nach kurzem Besuch des Gymnasiums die Universität Göttingen zum

Studium der Theologie beziehen konnte. Mit großem Eifer betrieb er hier zugleich das Studium der orientalischen Sprachen sowie der deutschen Literatur. Nachdem er 1824—28 als Hauslehrer zu Lüne bei Lüneburg gewirkt, wurde er Substitut des Pfarrers zu Sudwalde, 1830 Garnisonprediger u. Anstaltsgeistlicher zu Hameln, 1837 Pfarrer zu Wechbolt, 1847 Superintendent zu Wittingen im Lüneburgischen. Von hier siedelte er 1853 in die gleiche Stellung nach Peine u. 1859 nach Burgdorf über, starb aber daselbst schon 28. Sept. 1859. Wie durch seinen wahrhaft frommen Charakter u. seine ausgezeichnete pastorale Wirksamkeit, hat sich Sp. frühzeitig auch durch Erbauungslieder weithin berühmt gemacht. Die erste Sammlung von „Psalter u. Harfe“ erschien 1833 zu Pirna (34. Aufl., Lpz. 1874), die zweite 1841 (22. Aufl. 1874); eine dritte wurde nach Sp.'s Tode 1861 von Peters herausgegeben (4. Aufl. 1868).

Spittler, Ludwig Timotheus, Frhr. v., Historiker, geb. zu Stuttgart 10. Nov. 1752; studirte 1771—75 in Tübingen u. Göttingen Theologie u. Philosophie, ward 1777 Repetent am Theologischen Seminar in Tübingen, folgte 1779 einem Rufe als Professor der Philosophie nach Göttingen, kehrte 1797 nach Stuttgart zurück, wurde 1806 unter gleichzeitiger Erhebung in den Freiherrenstand zum Staatsminister, Präsidenten der Oberstudiendirektion u. Kurator der Universität Tübingen ernannt u. starb zu Tübingen 14. März 1810. Die Hauptwerke dieses durch tiefen Forschergeist u. lichtvolle Darstellungsweise ausgezeichneten Geschichtschreibers sind: „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche“ (Gött. 1806; 5. Aufl. 1812); „Geschichte Württembergs unter den Grafen u. Herzögen“ (ebd. 1783); „Geschichte des Kurfürstenthums Hannover“ (2 Bde., ebd. 1786; 2. Aufl., Hann. 1798); „Entwurf der Geschichte der europ. Staaten“ (2 Bde., Berl. 1793; 3. Aufl. von Sartorius 1823); „Geschichte der Dän. Revolution 1660“ (ebd. 1796); „Geschichte des Kelchs im Abendmahle“ (Lemgo 1780); „Geschichte des Papstthums“ (herausgeg. von Paulus, Heidelb. 1826); „Geschichte der Kreuzzüge“ u. „Geschichte der Hierarchie von Gregor VII. bis auf die Zeit der Reformation“ (herausgeg. von K. Müller, Hamb. 1827 f.). Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte sein Schwiegersohn K. v. Wächter-Sp. (15 Bde., Stuttg. 1827—37).

Spitzbergen, Inselgruppe im nördl. Eismeer zwischen 76° 20′ u. 80° 50′ n. Br. u. 10° u. 29° östl. Länge von Greenwich; besteht aus mehreren größeren u. kleineren Inseln mit zusammen 1075 □M. Berechnungen von Duner u. Nordenskiöld, die auf den 1861—64 gemachten schwed. Aufnahmen beruhen, wovon auf Nordostland mit den dazu gehörigen Inseln 190, auf Westspitzbergen mit den anliegenden Inseln 718, auf Prince-Charles-Foreland 20, auf Barentsland nebst Inseln 28, auf Stans Foreland 115, auf die Ryk-Js Inseln 2 u. auf Hope ebenfalls 2 □M. kommen. Die größeren Inseln haben tief einschneidende, oft fjordartige Buchten, die gute Ankerplätze bieten. Ihr Inneres scheint mit Ausnahme schmaler Küstenstreifen ein ebenes, nur hier u. da von Felsen unterbrochenes Eisplateau zu bilden, dessen mittlere Höhe 450—600 m. betragen mag u. das in den riesigen Gletschern, die an den Küsten bis an das Meer niedersteigen, seinen Abfluß hat. Die im Inneren gemessenen Berge haben eine Höhe bis 1390 m. ergeben. Die Hauptgebirgsart scheint Granit zu sein; im W. der Hauptinsel aber, in der Kingbai, im Eisfjord u. am Belsund sind reiche Kohlenlager gefunden worden. Die mittlere Jahrestemperatur, die infolge des Einflusses des Golfstromes eine höhere als die geographische Lage erwarten läßt, beträgt 8—10° C. unter Null, u. der Schnee schmilzt im Sommer in den Niederungen vollständig, ja bis 600 m. über dem Meere findet man Stellen mit spärlicher Vegetation. Im Allgemeinen aber beginnt die Schneegrenze bei 450 m. Die Pflanzenwelt hat 245 Arten aufzuweisen, darunter 93 Phanerogamen. Von Pflanzen mit Holzstengel gedeihen nur Zwergbirke u. Zwergweide, die einige Zoll hoch werden. Die größere Zahl der Kräuter u. Gräser aber u. die Flechten u. Moose ermöglichen den Aufenthalt von zahlreichen Renthieren, die den Seehund- u. Walroßjägern, von denen gegenwärtig außer von wissenschaftlichen Expeditionen ausschließlich die Inselgruppe besucht wird, reichlichen Unterhalt gewähren. Von Säugethieren finden sich noch Eisbäre, Polarfüchse u. eine Art Lemminge; von Vögeln das niedliche Spitzbergen'sche Schneehuhn, Gänse, Eiderenten, die auf niedrigen Inseln brüten, Mergulusarten u. viele andere Seevögel. Das Meer ist ungemein fischreich. — Die Inselgruppe ist 1594 od. 96 durch den Niederländer Barents entdeckt worden, der einen Nordweg nach China suchte. Der damit entdeckte Walfischreichthum der angrenzenden Meerestheile lockte bald zahlreiche Seefahrer herbei, u. im 17. u. 18. Jahrh. waren die Inseln Sammelplatz für die Walfischfänger der verschiedensten Nationen, die hier dem Fange oblagen u. sich gegenseitig bekriegten, bis sich ein festes Uebereinkommen über die Benutzung der Gewässer ausbildete. Es entstand sogar ein Dorf Sewerenberg, wo der Thran ausgesotten wurde. Mit der Abnahme der Walfische verschwand das Dorf wieder, aber vereinzelt haben in neuerer Zeit bei. russ. Walroßjäger hier überwintert. Brennmaterial lieferten ihnen die großen Mengen von Treibholz an vielen Küstenpunkten.

Spitzbogen od. goth. Bogen nennt man den im Scheitel gebrochenen Bogen, welcher dadurch entsteht, daß man für die Verbindung zweier Stützen einen größeren Radius annimmt, als die Hälfte ihrer Abstandsweite beträgt. Man kann also die Stützen durch eine beliebige Anzahl von Sp. verbinden, je nachdem man sie aus einem größeren od. kleineren Kreise konstruirt. Ist der Radius des Kreises kleiner als die Abstandsweite der Stützen, so entsteht der stumpfe Sp., wie ihn der Uebergangsstil fast immer anwandte; ist der Radius dem Abstande der Stützen gleich, so entsteht der in gothischer Architektur vorherrschende gleichseitige Sp.; ist endlich der Radius größer als der Abstand der Stützen, so entsteht der erhöhte Sp. od. Lanzettbogen, wie ihn die englische Frühgothik häufig anwandte. Der Sp. findet sich zwar schon bei den alten Aegyptern u. Assyrern u. in den Anfängen der griechischen Baukunst,



Nr. 5091—93. Zum Artikel „Spitzbogen“.
Nr. 5091 Eselsrücken. 5092 Kielbogen. 5093 Tudorbogen.

naturgemäß auch da, wo es sich darum handelte, Stützen von verschiedener Abstandsweite durch gleich hohe Bogen zu verbinden, was für die enger gestellten Stützen durch den oben spitz zulaufenden Bogen geschieht, u. zwar am Gewölbe, indem bei den oblongen Feldern für die weiteren Abstände der Säulen od. Pfeiler der Rundbogen beibehalten, den engeren Abständen dagegen der Sp. gegeben wurde. Dadurch gewährte der Sp. für die Anordnung des Grundrisses eine größere Freiheit u. verdrängte allmählich die rein quadratischen Gewölbefelder der roman. Baukunst. Er gewährt aber auch in statischer Beziehung den Vortheil, daß er den Druck der einzelnen Steine gegen einander geringer macht als der Rundbogen, den Seitenschub vermindert u. mehr senkrecht als nach der Seite drückt. Zu den aus der angeführten Konstruktion sich ergebenden drei Arten des Sp.s kamen in der späteren Gothik als Abarten hinzu der sog. Eselsrücken (Nr. 5091), der Kielbogen (Nr. 5092) u. in der engl. Gothik der Tudorbogen (Nr. 5093). — Vergl. auch den Art. „Baukunst“ (Bd. II. S. 404).

Spitzen sind Textilerzeugnisse, nach freien Mustern gearbeitet, u. zwar durchbrochen, so daß sie den Grund, auf dem sie liegen, durchscheinen lassen u. deshalb bes. zum Besatz von dichteren Gewebstoffen angewandt werden (Kanten). Wie der Name sagt, sind die ältesten Sp. bloßes Zackenwerk gewesen (ital. Merli od. Dentelli), allmählich aber mit der sich vervollkommnenden Technik bereicherten sich auch die Muster. Die Alten, scheint es, haben die Sp. nicht gekannt, u. selbst bis in die Zeit der Renaissance ist dasjenige, was man etwa nach orientalischen Erzeugnissen als hierher gehörig ansehen könnte, wenig bedeutend. In jener Zeit erst, in welcher im Allgemeinen die Tracht eine totale u. gänzlich selbständige Neugestaltung erfuhr, in der ersten Hälfte des 15. Jahrh., mag auch der Ursprung der eigentlichen Sp. zu suchen sein, für welche jedoch manche in den Klöstern verfertigte Arbeiten in Bezug auf die Technik (Maschen u. Netzarbeit) Vorläufer waren. Vornehmlich blühte in Venedig die Spitzenarbeit als eine Beschäftigung der vornehmen Frauen rasch empor, wie die Musterbücher u. Gemälde der damaligen Zeit beweisen. Die Netzspitzen (reticella), dann die punti tagliati (points coupés), endlich die prachtvollen Reliefspitzen (punti di relievo) bezeichnen die hauptsächlichsten Entwicklungsphasen dieser kunstvollen Industrie. Was man in specie als Venetianerspitzen bezeichnet, ist Nadelarbeit.

Daneben war aber das Klöppeln auch schon frühzeitig erfunden u. wurde in Genua vorzüglich geübt. Siena, Padua, Mailand, Florenz, Rom, andere Städte nicht ausgenommen, bildeten, von der ausgiebigen Technik unterstützt, eigenthümliche Stilrichtungen aus, so daß Italien die Lehrmeisterin der übrigen Länder wurde. Spanien wenigstens hat nicht viel Bedeutendes hervorgebracht, u. auch Deutschland, wo der Spitzenkunst die günstigsten Vorbedingungen erfüllt waren, hat verhältnißmäßig spät erst sich derselben bemächtigt u. ist zunächst nur den Anregungen gefolgt, die von Italien ausgingen. Gute selbständige Erfindung zeigen zwar die Musterbücher, welche zu Köln, Augsburg etc. herauskamen, indessen wurden die kostbarsten Sp. doch immer aus Italien u. später aus den Niederlanden eingeführt. Der große Bedarf auch an geringeren Sp. ließ die Regierungen ihr Augenmerk auf diese Industrie richten; die Gründung des Erzgebirg. Spitzengewerbes fällt schon in das 16. Jahrh. Barbara Uttmann legte Klöppelschulen an u. ließ im J. 1561 Spitzenarbeiterinnen aus den Niederlanden nach Annaberg kommen. Oesterreich that das Seinige, um auf der böhm. Seite des Erzgebirges das Spitzengewerbe zu heben. Einen Aufschwung nahm dasselbe in Deutschland 1685 infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes durch die aus Frankreich vertriebenen Protestanten, unter denen viele Spitzenarbeiter aus Alençon sich befanden, welche an verschiedenen Orten in Preußen, Hannover, Hessen u. Sachsen Spitzenmanufakturen einrichteten. In ähnlicher Weise war 100 Jahre vorher durch einen der Bartholomäusnacht entronnenen Lyoner Handelsmann in der Schweiz, die vordem zwar schon nach ital. Mustern gearbeitet hatte, derselbe Industriezweig zu erhöhtem Leben gebracht worden. — Alle diese Länder aber wurden in den Schatten gestellt, einmal von den Niederlanden u. weiterhin von Frankreich. In den Niederlanden waren es nam. zwei Faktoren, welche die Spitzenindustrie förderten, einmal die in den zahlreichen Klöstern ausgebildete Geschicklichkeit in feinen Nadelarbeiten u. der dadurch gepflegte Geschmack, sodann aber die technische Vollkommenheit, mit der man die feinsten Flachsgespinnste herzustellen gelernt hatte. Ungewiß ist es, ob das Klöppelkissen ursprünglich daselbst erfunden od. von Italien eingeführt worden ist, in Brüssel ist es nachweislich schon frühzeitig im 16. Jahrh. gehandhabt worden, daneben wurden jedoch auch Nadelspitzen gefertigt u. je nach Vorliebe u. Geschmack bildeten sich in den Städten der nördl. Provinzen Gent, Antwerpen, Binche, Brügge, Mecheln etc. stilistische Richtungen aus, welche die Erzeugnisse dieser Orte charakteristisch von einander unterschieden. Anfänglich an ital. Vorbilder sich anlehnend, gaben die belg. Spitzenarbeiter, als später franz. Emigranten auch hier einwanderten, den Einflüssen derselben mehr u. mehr nach; ihre Blüte erreichte diese Industrie am Ausgange des 17. Jahrh., ohne daß aber nach dieser Zeit von einem Niedergange geredet werden mußte. — Frankreich scheint zwar erst zu Anfang des 16. Jahrh. die Mode der Sp. von Italien aufgenommen zu haben; durch die Begünstigung aber, welche Franz I., Heinrich II. u. bes. der prachtliebende Heinrich III. ihr angedeihen ließen, erlangte sie bald eine ungemeine Ausdehnung. Der letztgenannte König trug 1577 in Blois auf seinen Anzügen 4000 Ellen feine Goldspitzen; trotzdem steigerte sich dieser Luxus ungeachtet der dagegen erlassenen Gesetze immer mehr, bis er unter Ludwig XIV. in eine förmliche Spitzentollheit ausartete. Der größte Theil des kostbaren Artikels wurde aus dem Auslande (Genua etc.) bezogen, wodurch ungeheure Summen dem ohnedies ausgesaugten Lande entführt wurden. Da errichtete der geniale Colbert, von der Ansicht ausgehend, daß Verbote ausländischer Erzeugnisse ein viel ungenügenderes Mittel seien, den Wohlstand des Landes zu heben, als die Vervollkommnung der eigenen Industrie, unter andern Anstalten zur Förderung der Kunstgewerbe auch eine Schule der Spitzenindustrie im Schlosse Lonray, welcher bald die Gründung anderer Institute dieser Art in Quesnoy, Arras, Rheims, Sedan, Chateau-Thierry, Alençon, Aurillac etc. folgten. Es wurde patriotische Mode, nur point de France zu tragen, u. dies, im Verein mit der vervollkommneten Leistung, brachte das französ. Spitzengewerbe rasch zu einer solchen Blüte, daß selbst die Aufhebung des Ediktes von Nantes es nicht auf die Dauer schädigen konnte. Der Spitzenverbrauch steigerte sich womöglich immer mehr; unter Ludwig XV. erreichte die Verschwendung darin den höchsten Grad u. erst die Revolution machte ein gewaltsames Ende. Die Zeit der alten Sp. schließt mit dem 18. Jahrh. Die Napoleonischen Kriege hatten den Luxus aus der Welt vertrieben u. das allgemeine Eingreifen der Maschinenthätigkeit in die Industrie konnte dem künstlerischen Zweige nicht günstig sein. Von den altberühmten Produktionsländern sind Belgien u. Frankreich heute noch obenanstehend, wenngleich gegen früher die Erzeugung auch hier bedeutend abgenommen hat; in Deutschland werden im sächs. u. böhm. Erzgebirge gute Sp. gemacht. Uebrigens ist die Verfertigung von Sp. als ein Gegenstand der Hausindustrie für weibliche Arbeitskräfte weitverbreitet, so nam. in Irland, Schweden, Rußland etc. Die Technik der Spitzenindustrie ist eine sehr vielseitige u. kombinationsfähige, die Terminologie infolge dessen aber auch eine ziemlich unbestimmte. Man unterscheidet bei den echten Sp. zwei Hauptverfahren, die Klöppelarbeit u. die Nadelarbeit. Bei der ersteren wird sowol das Dessin als auch der weitmaschige Grund mit Hülfe von einzelnen Fäden hergestellt, welche auf Spulen gewickelt u. neben einander in bestimmter Anordnung aufgesteckt sind. Das Muster ist auf einer gepolsterten Unterlage (das **Klöppelkissen**) aufgespannt u. wird durch eingesteckte Nadeln markirt, um welche die in Holzhülsen (**Klöppel**) gefaßten Fäden geschlungen werden. Bei den genähten Sp. wird der Grund mitunter gleichfalls von der Nadel gearbeitet, in derselben Weise wie das Muster fortschreitend; bei andern Arten dagegen wird in einen bereits fertigen Spitzengrund die Zeichnung hineingestickt. Bei applizirten Sp. wird auf solchen Grund ein dichteres Gewebe, feiner Battist, aufgelegt, das Muster darin in seinen Konturen mit dem Spitzengrunde vernäht, u. alles Uebrige bis auf den Grund weggeschnitten. Für geringere Sp. wird der Grund jetzt mittels Maschinen hergestellt (s. „Bobbinet“). Als Material für die Sp. benutzt man die feinsten Gespinnste aus Flachs, Seide od. Baumwolle; seidene Sp. heißen **Blonden**. Auch Gold- u. Silberspitzen sind in Gebrauch.

Spitzmaus (Sorex), eine wegen ihrer Körperform u. Kleinheit u. wegen des langen Schwanzes in gewöhnlichem Leben zu den Mäusen gestellte Säugethiergattung, die indeß nicht zu den Nagethieren, sondern zu den Insektenfressern gehört. Die Schnauze ist rüsselartig verlängert, die kleine Ohrmuschel beim Untertauchen durch eine Klappe verschließbar. Die zahlreichen Arten sind mit Ausnahme Australiens über die ganze Erde verbreitet; man hat sie nach der Färbung der Zahnspitzen, nach der Behaarung etc. in Untergattungen gruppirt. Sie leben in Erdlöchern u. nähren sich nicht von Vegetabilien, sondern ausschließlich von Insekten, sowie von deren Larven u. Würmern, die sie gewöhnlich zur Nachtzeit erjagen u. deren sie bei ihrer großen Nahrungsbedürftigkeit täglich so viel vertilgen, als ihr eigenes Körpergewicht beträgt. Die Spitzmäuse sind deshalb äußerst nützliche Thiere u. jedenfalls zu schonen. Katzen u. Hunde verschmähen es, sie zu fressen, weil ihnen der intensive Geruch aus einer Drüse an der Seite ihres Rumpfes widersteht. Von einheimischen Spitzmäusen erwähnen wir von Arten mit **braunen Zahnspitzen** die **Wasserspitzmaus** (Sorex [Crossopus] fodiens), die an Reihen steifer Schwimmborsten an den Zehen u. an kielartig angeordneten langen Haaren an der Schwanzunterseite kenntlich ist; man trifft sie fast in ganz Europa häufig an Gewässern; ferner die etwas kleinere **gemeine Sp.** (Sorex vulgaris) u. die noch kleinere **Zwergspitzmaus** (Sorex pygmaeus), die nur 5 cm. ohne den Schwanz, 8 cm. mit ihm mißt. Von Arten mit **weißen Zahnspitzen** ist zu erwähnen die **weißzahnige Sp.** (Crocidura leucodon) mit dunkelröthlich-braunem, unten scharf abgesetzt weißem Pelze u. kurzem Schwänzchen, u. die **mittelländische Sp.** (Crocidura suaveolens), die in den Ländern ums Mittelmeer u. Schwarze Meer lebt. Sie erreicht nur eine Totallänge von 4 cm. 28 mm. (wovon der Schwanz 28 mm. beträgt), ist somit das **kleinste von allen Säugethieren**. In die Familie der **Spitzmäuse** (Soricina) gehört noch das **javanische Spitzhörnchen** (Cladobates javanica) od. **Tupaja**, ein dem Eichhörnchen nicht unähnliches munteres Baumthier, das Insekten u. kleine Säugethiere jagt, die mit Schwimmhäuten ausgerüstete **Rüsselmaus** (Bisamrüßler, Myogale), die an gewissen Gewässern des südwestlichen Rußland bes. von Blutegeln lebt, u. der auf längeren Hinterfüßen hüpfende **Rohrrüßler** (Macroscelides).

Spitzpocken, s. „Pocken“.

Spix, **Johann Baptist v.**, Zoolog u. Forschungsreisender, geb. zu Höchstadt an der Aisch in Bayern 9. Febr. 1781; studirte in Bamberg u. Würzburg Theologie, wandte sich aber dann dem Studium der Medizin u. Naturwissenschaften zu, besuchte 1808 auf Kosten der bayer. Regierung Paris, um die dortigen naturhistorischen Sammlungen kennen zu lernen, bereiste von da aus Südfrankreich, Italien u. die Schweiz u. ward 1811 Konservator der Zoologisch-Zootomischen Sammlung in München. Die Bayer. Akademie der Wissenschaften nahm ihn 1813 unter ihre Mitglieder auf u. schlug ihn neben Martius (s. d.) 1815 der Regierung für jene wissenschaftliche Expedition nach Brasilien vor, die 1817 zur Ausführung kam. Beide Gelehrte durchforschten Brasilien bis 1820 u. kehrten dann zusammen nach München zurück; beide gingen dann auch gemeinschaftlich an die Beschreibung ihrer Reise; dem geistvollen Sp. aber war es nicht vergönnt, seine reichen Anschauungen u. Erfahrungen auch zu gesammelter Darstellung zu verarbeiten; er starb, als er kaum von einer zweiten, nach Vollendung des ersten Bandes jenes Reisewerkes (1823) unternommenen Reise nach Brasilien heimgekehrt war,

13. Mai 1826 zu München. Wie Martius hatte er den Verdienstadel erhalten. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Geschichte u. Beurtheilung aller Systeme der Zoologie" (Nürnb. 1811); „Cephalogenesis" (München 1815 f.) u. fünf zum Theil in Gemeinschaft mit anderen Zoologen verfaßte Prachtwerke über die Affen, Fledermäuse, Vögel u. Reptilien Brasiliens. Nach ihm ist auch eine Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen benannt.

Splanchnologie, s. v. w. Eingeweidelehre (s. d.).

Spleen (spr. Splihn) ist eine in England häufige, der Hypochondrie ähnliche Erkrankung. Der mit ihr Behaftete wird eine Vorstellung, welche deprimirend auf seiner Stimmung lastet, nicht los, die nam. dadurch das ganze Thun u. Treiben beherrscht, daß sich das Individuum mit einer gewissen Energie der Verfolgung einer einseitigen Richtung hingiebt. Man hat diese Trübung des Geistes bald aus klimatischen Verhältnissen, bald aus Erziehungsfehlern hergeleitet, doch mag die Disposition zum Sp. wol in der eigenthümlichen Entwicklung des Charakters des Engländers u. in der besonderen Beschäftigungs- u. Lebensweise der Individuen zu suchen sein.

Splint (alburum), die äußerste weiche u. saftreiche Holzschicht, welche als die jüngste des Holzes dessen Cylinder überall umgiebt, später aber ebenfalls in dichtes Holz übergeht. Der Sp. ist infolge dessen nur eine mehr od. weniger dünne Schicht des Holzkörpers, ohne jedoch von demselben durch eine Grenze geschieden zu sein. Seine Dicke richtet sich nach der Art der Holzpflanze, so daß sie bei einer u. derselben Art stets dieselbe ist, sobald der Durchmesser des Stammes eine ganz bestimmte Größe erreicht. Nur hier u. da unterscheiden sich Sp. u. Holz durch ihre Farbe, z. B. auffallend beim Buchsbaum, dessen Holz braunroth bei gelbweißem Sp. ist, od. beim Ebenholz, dessen Holzcylinder schwarzbraun ist u. von einem weißen Sp. umgeben wird.

Splügen (roman. Speluca), Pfarrdorf mit gegen 600 E. u. Hauptort des wiesengrünen Rheinwald im Schweizerkanton Graubünden; liegt in 1450 m. Seehöhe an der Gabelung der Straßen über den Sp. u. den Bernhardiner. In seiner Umgebung reift kaum noch Hafer, aber der Ort hat als Sitz eines Zoll-, Post- u. Telegraphenbureau viel Verkehr. Der Splügenpaß bildet die Grenze zwischen den Lepont. u. Rhät. (od. von Studer sog. Silvretta-) Alpen. — Die Splügenstraße beginnt bei dem Dorfe Sp. u. führt auf 16 Windungen zwischen dem Surethorn u. dem 3276 m. hohen Jambo- od. Schneehorn in zwei Stunden bis zur 2117 m. hohen Paßhöhe u. von hier durch das Thal des Liva (Val Giacomo) hinab nach Chiavenna. Der Nordzugang zu der Straße geht durch die bekannte Via mala, südl. von Thusis. — Der schon den Römern bekannte Splügenpaß war bis 1818 nur Saumpfad, auf dem Macdonald 27. Nov. bis 4. Dez. 1800 unter großen Verlusten die franz. Reservearmee über die Centralalpen führte. Die Kunststraße, auf der selbst Lastwagen keines Vorspanns bedürfen, ist in den Jahren 1818—23 von Carlo Donegani ausgeführt worden.

Spodium (lat.), d. i. Metallasche (auch tutia genannt), ferner gebranntes Elfenbein, Beinschwarz, Knochenkohle.

Spohr, Louis, großer Violinvirtuos u. bedeutender Tonsetzer, geb. zu Braunschweig 5. April 1784 als das älteste Kind eines Arztes, der 1786 als Physikus nach Seesen versetzt wurde. Dort erhielt der Knabe im Alter von sechs Jahren den ersten Violinunterricht bei dem Rektor Riemenschneider, dem dann 1791 ein franz. Emigrant, Namens Dufour, ein guter Dilettant auf der Violine u. dem Violoncell, als weiterer Lehrer folgte. Mit zwölf Jahren zu seiner weiteren Ausbildung nach Braunschweig geschickt, besuchte Sp. die Katharinenschule u. hatte Violinunterricht zuerst beim Kammermusikus Kunisch u. dann beim Konzertmeister Maucourt; theoretisch unterwiesen wurde er nur wenige Monate von dem Organisten Hartung u. suchte sich im Uebrigen autodidaktisch weiter zu bilden. Mit 15 Jahren, nachdem er sich in Braunschweig bereits mehrfach, auch mit eigenen Kompositionen, hatte öffentlich hören lassen, wurde er in der dortigen Kapelle als Kammermusikus angestellt u. erhielt später auf Kosten des Herzogs weiteren Unterricht von dem Violinisten Franz Eck, den er April 1802 bis Juli 1803 auf einer Kunstreise nach Rußland begleitete. Nach seiner Rückkehr von dort erschienen seine ersten Kompositionen — ein Violinkonzert u. Violinduette — im Druck. Im Okt. 1804 machte er seine erste selbständige Kunstreise, ließ sich u. A. in Leipzig, Berlin u. Dresden mit größtem Erfolge hören u. wurde 1805 Konzertmeister in Gotha, wo er sich 1806 mit Dorette Scheidler (geb. 1787), einer trefflichen Harfen- u. Klavierspielerin, verheirathete. Beide Gatten machten in den Wintern der Jahre 1807/8 u. 1809/10 erfolgreiche Kunstreisen durch Nord- u. Süddeutschland u. auch nach Prag. Die J. 1810, 1811 u. 1812 sind bemerkenswerth durch die Thätigkeit Sp.'s als Dirigent, Komponist u. Solospieler bei den durch Kantor Bischoff veranstalteten Musikfesten; für das zweite derselben (in Frankenhausen) schrieb er seine erste Sinfonie (Esdur) u. für das dritte (in Erfurt) sein erstes Oratorium, „Das jüngste Gericht". Von sonstigen Kompositionen aus der Zeit 1806—12 sind außerdem noch anzuführen: mehrere Violinkonzerte, Sachen für Violine u. Harfe, Streichquartette, Klarinettkonzerte, Violinduette, die Opern „Die Prüfung", „Alruna" (beide nicht aufgeführt) u. „Der Zweikampf der Geliebten" (1811 in Hamburg gegeben). Im Herbste 1812 ging das Sp.'sche Ehepaar nach Wien, wo es eine äußerst ehrenvolle Aufnahme fand u. Sp. 1813 Kapellmeister des Theaters an der Wien wurde. In Wien entstanden Streichquartette u. Quintette, Violinsachen, ein Nonett, ein Oktett für Streich- u. Blasinstrumente, die Cantate „Das befreite Deutschland" (zur Feier der Schlacht bei Leipzig), u. vor allen Dingen die Oper „Faust". — Im Sommer 1815 gab Sp. seine Stellung in Wien auf, lebte einige Monate beim Fürsten Carolath in Schlesien,



Nr. 5094. Louis Spohr (geb. 5. April 1784, gest. 22. Okt. 1859).

dann bis zum Frühjahr 1817 in Italien, bereiste im Herbste genannten Jahres Holland u. war Winter 1817 bis Ende 1819 Kapellmeister beim Stadttheater in Frankfurt a. M. Während dieser Zeit schrieb er u. A. die an Schönheiten reiche Oper „Zemire u. Azor" u. ging zur Saison von 1820 mit seiner Frau nach London, wo er als Virtuos wie als Komponist (u. A. durch sein berühmtes Violinkonzert die „Gesangsscene" u. durch seine zweite Sinfonie [Dmoll]) große Triumphe feierte. Nachdem er den Sommer u. Herbst 1820 bei seinen inzwischen nach Gandersheim gezogenen Eltern verlebt, auch das Musikfest in Quedlinburg dirigirt hatte (bei welcher Gelegenheit er auch sein schönes Konzert Nr. 9 zum ersten Male spielte), ging er im Winter nach Paris, wo er die ehrenvollste Aufnahme fand. Kleinere Reisen u. die Komposition der zehnstimmigen Vokalmesse füllten das J. 1821, u. zu Neujahr 1822 trat Sp. die ihm inzwischen angetragene u. von ihm angenommene Stelle als Hofkapellmeister in Kassel an. Hier regenerirte er das Orchester, gründete einen Gesangverein (für Oratorienmusik), richtete Quartettcirkel ein u. entfaltete eine ausgedehnte Thätigkeit als Lehrer des Violinspiels, da ihm Schüler aus aller Herren Ländern zuströmten. In die nun folgenden Jahre fallen Sp.'s schönste Tonwerke: die Opern „Jessonda" (1822), „Der Berggeist" (1824), „Pietro von Albano" (1827), „Der Alchymist" (1830); die Oratorien „Die letzten Dinge" (1825) u. „Des Heilands letzte Stunden" (1835); die Sinfonien in C-moll (Nr. 3; 1828) u. „Die Weihe der Töne (1832); „Das Vaterunser" von Mahlmann (1829); verschiedene Doppelstreichquartette ꝛc. Von Sp.'s späteren

bedeutenderen Werken seien gleich hier erwähnt: das Oratorium „Der Fall Babylons", die Oper „Der Kreuzfahrer", die „Historische Sinfonie", die Sinfonien „Die Jahreszeiten" u. „Irdisches u. Göttliches im Menschenleben" (für Doppelorchester). Als Solospieler trat Sp. seit der Anstellung in Kassel nur noch selten auf; seine amtliche u. tonsetzerische Thätigkeit wurde nur gelegentlich durch Reisen, meist zur Betheiligung an Musikfesten u. Aufführung seiner Werke, unterbrochen. 1834 starb seine Gattin, doch schloß er 1835 eine neue Ehe mit Marianne Pfeiffer, der Tochter eines Ober-Appellationsgerichtsrathes in Kassel. 1847 feierte er sein 25jähriges Jubiläum als Hofkapellmeister u. wurde bei dieser Gelegenheit vom Kurfürsten zum Generalmusikdirektor ernannt. Später jedoch verlor er die Gunst des Kurfürsten, u. 1857 wurde er in den Ruhestand versetzt. In demselben Jahre erlitt er einen Armbruch u. versank seitdem in geistige u. körperliche Abspannung, der er sich nur noch auf Momente zu entreißen vermochte: so, als er 1858 bei der Jubelfeier des Prager Konservatoriums noch einmal seine „Jessonda" dirigirte, u. 1859 bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Konzerte zu Meiningen, bei dem er zum letzten Male den Taktstock führte. Am 22. Okt. 1859 starb er. Eine interessante Selbstbiographie erschien nach seinem Tode (2 Bde., Gött. 1862). Sp. hat als Komponist seinen Ausgang von der Wiener Tonschule, speziell von Mozart, genommen, fand aber allmählich einen eigenartigen, individuellen Stil, welcher allerdings in seiner letzten Periode zur bloßen Manier wurde. Seine Erfindung giebt sich stets edel u. lauter sowie reich an melodischem Reiz, u. seine Herrschaft über die Form ist eine unbegrenzte. Sp.'s Violinspiel war gediegen, vornehm u. gemüthreich, fern von allem Haschen nach Effekt. Vorzüglich, wie er als Violinlehrer war, ist auch seine 1831 erschienene „Große Violinschule".

Spoleto, Stadt mit 7033 E. (1871) in der ital. Provinz Umbria od. Perugia; liegt an der Maroggia, über die hier eine alte Römerbrücke führt, malerisch auf einem Felsen am Fuße des Monte Fionchi u. an der Zweiglinie Terentola-Foligno-Orte der röm. Eisenbahn. Sp. ist Sitz eines Erzbischofs, hat viele Mönchs- u. Nonnenklöster, zahlreiche Kirchen, von denen einige (wie S. Andrea, S. Giuliano u. del Crocefisso) Ueberreste antiker Tempel bergen, die aber, mit Ausnahme des Domes (Sta. Maria Assunta, 617 vom Langobardenherzog Theodelapius gebaut u. seitdem oft erneut, mit berühmten Fresken von Filippino Lippi (s. d.) u. Pinturicchio [s. d.]), als Bauwerke nur geringen Werth haben. Die Stadt mit engen u. winkeligen Gassen ist einen steilen Hügel hinaufgebaut, dessen Spitze die alte Burg (Castello la Rocca), von Theodorich d. Gr. gebaut, jetzt Gefängniß, krönt. Ein hervorragendes Bauwerk ist die über eine tiefe Schlucht beim Austritt aus der Stadt gespannte Wasserleitung delle Torri, angeblich 604 gebaut, ein 81 m. hoher, 206 m. langer Ziegelbau, welcher der Stadt das Wasser des gegenüberliegenden Monte Luco zuführt u. zugleich als Brücke dient. Der dicht bewaldete u. mit zahlreichen Einsiedeleien besetzte Monte Luco bietet eine weite u. höchst reizvolle Fernsicht. Das alte Spoletium od. Spoletum wurde 242 v. Chr. als röm. Kolonie gegründet u. erlangte durch seine günstige Lage an der Via Flaminia bald Bedeutung. Von den Verwüstungen in den Bürgerkriegen zwischen Marius u. Sulla erholte es sich bald wieder; von den Gothen unter Totila zerstört, wurde es von Narses wieder aufgebaut. Zur Zeit des Langobardenreichs entstand hier ein von diesem abhängiges Herzogthum Sp., das am Ende des 10. Jahrh. den größten Theil von Umbrien u. angrenzende Herrschaften umfaßte. Seit dem 13. Jahrh. gehörte es zum Kirchenstaate, 1810–14 war es Hauptstadt des franz. Dep. Trasimeno. Seit 1860 ist es dem Königreich Italien einverleibt.

spoliiren (vom lat. spolium, Raub), berauben, plündern, mit Gewalt wegnehmen. Spolia od. Spolien, Geraubtes, Beute, bes. erbeutete Waffen u. Rüstungen; in juridischem Sinne Besitzentsetzung; spolia opīma, eigentlich fette Beute, bedeutete im Alterthum die von einem röm. Feldherrn dem von ihm selbst getödteten feindlichen Anführer abgenommene Waffenrüstung.

Spondeus, ein aus zwei langen Silben bestehender Versfuß (– –) von feierlich ernstem Charakter (vom griech. *σπονδεῖος*; zu den feierlichen Opferspenden [*σπονδαί*] gehörig).

Spongia, lat. Name für Schwamm (s. d.).

Sponsalien (lat. sponsalia, Mehrzahl von sponsale, d. h. auf eine Verlobung bezüglich), Verlöbniß; sodann auf eine Ehe bezügliche Verträge. Das Kirchenrecht unterscheidet Sponsalia de futuro, die sich auf die künftige Ehe beziehen, u. Sponsalia de praesenti, d. h. Verträge bei der wirklichen Eingehung der Ehe.

spontan (lat. spontanĕus, freiwillig) heißt jede Handlung od. Willensäußerung, die aus dem freien Entschluß eines denkenden od. doch zu Verstandesschlüssen fähigen Wesens (also auch eines Thieres) hervorgeht. Den Gegensatz bilden die „unwillkürlichen", durch äußere Eindrücke u. Reize hervorgerufenen Lebensäußerungen (z. B. der Pflanze; bei Thieren u. Menschen die Aeußerungen der Empfindung u. des sog. Instinkts). Doch ist die Grenzlinie zwischen freier Selbstbestimmung (Spontaneïtät) u. der Unterordnung unter äußere Einflüsse (Rezeptivität) schwer zu ziehen.

Spontini, Gasparo, berühmter Opernkomponist, geb. 17. Nov. 1778 in den Dorfe Majolati bei Jesi (einem Städtchen im ehemaligen Kirchenstaate), kam 1791 nach Neapel auf das Konservatorium della Pietà, wo Sala sein hauptsächlichster Lehrer wurde. 1796 wurde seine erste Oper — „Le Puntiglie delle donne" — aufgeführt, u. sie wie die bis 1803 folgenden 15 anderen theils ernsten theils komischen Opern machten dem jungen Tonsetzer in seinem Vaterlande einen guten Namen. 1803 ging Sp. nach Paris, brachte 1804 die kleineren Opern „Julie, ou le Pot de fleurs", „La petite maison", welche beide durchfielen, u. „Milton", welche Erfolg hatte, auf dem Theater Feydeau in Scene u. wurde hierauf von der Kaiserin Josephine zum Direktor



Nr. 5095. Gasparo Spontini (geb. 17. Nov. 1778, gest. 24. Jan. 1851).

ihrer Kammermusik ernannt. Nachdem er noch ein italienisches Intermezzo „L'eccelsa gara" auf dem Theater Louvois u. ein Oratorium zur Aufführung gebracht hatte, trat er 1807 mit seiner besten, in einer von seiner bisherigen ganz abweichenden Stilweise geschriebenen Oper „Die Vestalin" hervor, welche, in der Großen Oper zuerst aufgeführt, außergewöhnlichen Erfolg hatte u. dem Komponisten den Ehrenpreis von 10,000 Francs (den Napoleon für das beste von allen Werken in jeder Kunstgattung während einer zehnjährigen Periode gestiftet hatte) einbrachte. Es folgte dann 1809, gleichfalls zuerst in der Großer Oper, u. zwar wiederum mit hohem Beifall gegeben, „Ferdinand Cortez, od. die Eroberung von Meriko"; 1810 erhielt Sp., seit Kurzem mit einer Nichte des Pianofortefabrikanten Erard verheirathet, die Direktion der Ital. Oper im Odéon, legte jedoch bereits 1812 die ihm durch allerhand Kabalen verleidete Stellung wieder nieder. 1814 schrieb er die Gelegenheitsoper „Pélage, ou le Roi et la Paix", 1816 in Gemeinschaft mit Berton, Kreutzer u. Persuis die Ballet-Oper „Les Dieux rivaux", 1817 einige neue Einlagsnummern zu Salieri's „Danaïden", u. 1819 ging seine dreiaktige große Oper „Olympia" in Scene, ohne jedoch den erhofften u. verdienten Beifall zu finden. 1820 wurde er von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen als Generalmusikdirektor u. erster Kapellmeister nach Berlin berufen, trat hier 1821 mit der zum Theil umgearbeiteten „Olympia" auf u. komponirte noch im Winter 1821 auf 1822 zu einem Hoffeste das Festspiel „Lalla Rookh" (nach Thomas

Moore's gleichnamigem Gedicht), welches er bald darauf zu einer Oper unter dem Titel „Nurmahal" umschuf. 1825 erschien auf der Bühne die mit größtem Aufwande in Scene gesetzte Zauberoper „Alcidor" (wie denn überhaupt die pomphaften Aufführungen aller seiner Opern damals u. auch nachher zu den Merkwürdigkeiten Berlins gehörten); 1829 folgte „Agnes von Hohenstaufen", welche aber damals eben so wenig wie 1837 in gründlich umgearbeiteter Gestalt Glück machte. Inzwischen hatte er durch sein dünkelhaftes, hochfahrendes u. egoistisches Wesen seine anfänglich große Beliebtheit bei Hofe u. beim Publikum verscherzt, nahm 1839 längeren Urlaub u. ging nach Paris zurück, von wo er indeß nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. (1840) wieder nach Berlin zurückkehrte, aber nur, um sich hier alsbald wieder völlig unmöglich zu machen. So verließ er im Sommer 1842 Berlin für immer, fand aber auch in Paris, wohin er sich begeben hatte, keinen Boden mehr u. verfiel einer steigenden Verbitterung, welche durch körperliche Leiden noch verschärft wurde. Lichtblicke in seinem Alter waren die ihm von Seiten des Papstes zu Theil gewordene Ernennung zum Grafen von San Andrea u. die Huldigung, welche ihm in Deutschland noch einmal dadurch ward, daß ihn das Comité des Niederrheinischen Musikfestes 1847 einlud, die Aufführung der Ouverture u. des zweiten Aktes der „Olympia" 23. Mai in Köln zu dirigiren, welcher Aufforderung er auch Folge leistete. Gegen Ende 1850 besuchte Sp. noch einmal Italien, starb aber hier in seinem Geburtsorte 24. Jan. 1851. — Sp. war ausschließlich dramatischer Komponist. Die Grundsätze, welche er bei seinen Opernschöpfungen seit der „Vestalin" im Auge hatte, waren wie bei Gluck (der ihm seit seinem Pariser Aufenthalt Vorbild u. Muster geworden) die der Einheit des Stils u. der dramatischen Wahrheit, aber durchgeführt mit den Ideen u. den reicher entwickelten instrumentalen Mitteln seiner Zeit. Von einer mißbräuchlichen Steigerung dieser Mittel ist er in seinen späteren Werken nicht freizusprechen, wie denn dieselben auch ein Nachlassen seiner spezifisch musikalischen Schöpferkraft immer fühlbarer werden ließen, wenn ihnen auch von den großen musikalisch-dramatischen Eigenschaften seiner Hauptschöpfungen Vieles blieb.

Sporaden (d. i. die Zerstreuten [scil. Inseln]) nennt man im Gegensatze zu den Cykladen (s. d.) zwei im Aegäischen Meere zerstreut liegende Inselgruppen. Die nördl. Sp., zur griech. Nomarchie Euböa gehörig, liegen nordöstl. dieser Insel u. bestehen aus den schwachbevölkerten Felseninseln Skiathos (0,63 □M.), Skópelos (1,65 □M.), Khelidromi (1,30 □M.) u. Skyros (3,85 □M.) u. den wüsten Inseln Peristera, Skyropulo, Giura, Pelagonisi, Piperi, Skantzura ɔc. Die südl. Sp., die ihrer Lage nach zu Kleinasien gehören, bilden mit den nördl. von ihnen liegenden Inseln Thasos, Samothraki bis Chios das osmanische Vilajet Dschesairi Bahri-Sefid (d. i. Inseln des Weißen Meeres). Man rechnet gewöhnlich zu ihnen, außer einer großen Anzahl zwischenliegender kleinerer Inseln, Nikaria (4,82 □M.), Samos (8,23 □M.), Pathmos (0,62 □M.), Kalymno (2,09 □M.), Ko (5,28 □M.), Nisyro (0,857 □M.), Tilo (1,105 □M.), Symi (1,18 □M.), Charki (0,486 □M.), Limniona (0,128 □M.) u. Rhodos (25,86 □M.). Zuweilen nennt man alle Inseln des Aegäischen Meeres, die nicht zu den Cykladen gehören, Sp. u. dehnt den Begriff selbst auf Thasos u. Samothraki u. auf Hydra u. Spezzia aus.

sporadisch (vom griech. σποράς, zerstreut), vereinzelt, zerstreut; sporadische Krankheiten sind solche, die nur einzelne Personen befallen (im Gegensatz zu Epidemien [s. d.]).

Sporck, Graf Johann v., genannt „der Türkenhammer", berühmter Kriegsheld, geb. 1597 als Bauernsohn auf dem noch heute bestehenden Sporckhofe im westfälischen Lande Delbrück; trat als Gemeiner in ein Reiterregiment der Liga, that sich im Dreißigjähr. Kriege bei, als Parteigänger hervor u. wurde 1637 Oberst, als welcher er u. A. am 24. Nov. 1643 die Franzosen in ihren Kantonnirungsquartieren zu Tuttlingen überfiel. Da er aber 1646 einen Theil der ligistischen Truppen zum Uebertritt zu den Kaiserlichen verleiten wollte, mußte er zu diesen fliehen. Vom Kaiser zum General ernannt u. 12. Okt. 1647 in den Freiherrenstand erhoben, führte Sp. 1660 den Dänen ein Hülfscorps gegen die Schweden zu. Als Feldmarschallleutnant focht er 1664 u. 1665 ruhmvoll gegen die Türken u. wurde 23. Aug. 1664 in den Grafenstand erhoben u. zum General der Kavallerie befördert. Als solcher befehligte er in Ungarn u. 1674 in den Niederlanden. 1675 zog er sich auf seine ihm vom Kaiser in Böhmen geschenkten Güter zurück, wo er 6. Aug. 1679 starb. F. v. Löher hat ihn zum Gegenstand seines Epos „General Sp." (Gött. 1854; 2. Aufl. 1856) gemacht. Vergl. seine Lebensbeschreibung von G. J. Rosenkranz (Paderb. 1845; 2. Aufl. 1854).

Sporen (spora, sporidium) nennt man die Samen der kryptogamischen Gewächse, zum Unterschiede von denen der Phanerogamen, weil sie keinen Embryo od. Keimling in sich vorgebildet enthalten. Sie sind einfache Zellen u. keimen nur dadurch, daß sie die Zellenhäute einfach schlauchartig ausdehnen u. durch Zellentheilung die Pflanze bilden, od. daß sie erst einen Vorkeim (prothallium) bilden, der, aus fadenförmigen Verzweigungen bestehend, Knospen auf sich erzeugt, aus denen die Pflanzen hervorgehen. Darum unterscheidet man auch die kryptogamischen Gewächse (Algen, Pilze, Flechten, Laub- u. Lebermoose, Farne ɔc.) als Sporenpflanzen von den Samenpflanzen. Die Sp. selbst sind von sehr verschiedener Form u. Größe, mitunter bestehen sie nur aus zarten Häuten, mitunter sind solche innere zarte Häute noch von einer äußern, derberen Zelle umgeben. Eine eigenthümliche Art bilden die Schwärmsporen bei einigen Algen; Sp., welche sich Anfangs heftig bewegen, um dann erst in einen ruhenden Zustand überzugehen. Sie vollführen ihre Bewegung mittels eigener, außerordentlich zarter Fädchen, die, meist zu zweien an einem Ende, gleich Schwänzchen erscheinen, od. mittels eines sog. Flimmerepitheliums, das sich in Gestalt zarter Härchen über die ganze Oberfläche der Schwärmsporen verbreitet.

Sport nennt der Engländer alle Uebungen, welche den Körper stärken u. gewandt machen. Es gehört also dahin: Rennen aller Art zu Fuß u. zu Pferd, Ballspiele, Schlittschuhlaufen, Schwimmen, Rudern, Jagd ɔc. Da das engl. Wort sport in wörtlicher Uebersetzung Scherz u. Zeitvertreib bedeutet, so gehören auch Hahnenkämpfe ɔc. zum Sp. Ein sportsman ist in engerem Sinne ein Jäger, in weiterem Sinne ein Mann, welcher sich an dem edleren sport der Rennen verschiedener Art betheiligt, also Rennpferde hält, Fuchsjagden mitreitet, im Herrenreiten selbst mitreitet ɔc.

Sporteln nennt man die Vergütung für die Mühewaltungen eines Gerichts, einer öffentlichen Behörde, eines Advokaten od. Notars. Sie zerfallen in eigentliche Kosten u. Verlage. Der Name kommt her von lat. sportula, Körbchen, in welchem man zur Zeit der röm. Republik den an der Theilnahme an den öffentlichen Mahlzeiten Verhinderten ihren Antheil an Speise ins Haus brachte; der Name erhielt sich auch, als später an Stelle der Speisen eine Geldgabe getreten war.

Sprache ist der in hörbaren Lauten wiedergegebene Gedanke. Sprechen u. Denken setzen sich gegenseitig voraus u. keines kann vor dem andern entstanden sein. Schon deshalb ist es irrig zu behaupten, die Menschen haben die Sp. durch Vereinbarung od. gar durch Nachahmung von Thierlauten u. deren Weiterbildung zu deutlich artikulirten Worten selber erfunden. Die Sp. bildet eine nie wegzuräumende Schranke zwischen dem denkenden Menschen u. dem höchstens instinktiv empfindenden Thiere. Auch die uncivilisirtesten u. wildesten Volksstämme (wie z. B. die Australneger) haben Sp.n, welche einen nicht minder bewunderungswürdigen Bau aufweisen wie die uns bekannten Kultursprachen der alten Welt.

Die Frage, ob ursprünglich nur eine Sp. war, dann die nach dem Ursprung der Sp., die Eintheilung u. Klassifizirung der alten wie neuen Sp.n, die historische Weiterentwicklung der verschiedenen Sprachtypen u. a., das Alles hat die Sprachwissenschaft zu beantworten u. zu erforschen. In die Naturwissenschaft gehört nur eine Seite der Sp., nämlich die Laute (s. d.). — Jede Sp. läßt sich zerlegen in die einzelnen Wörter (Lexikon), deren Abwandlung (Flexion, Formenlehre) u. ihre Verbindung zu Perioden od. Sätzen (Satzlehre, Syntax); die beiden letzteren begreift man zusammen unter dem Namen Grammatik. Eine gewisse Anzahl von Sp.n, die gewöhnlich auch räumlich benachbart sind, gehen auf eine einst vorhandene Ur- od. Grundsprache zurück; die aus dieser durch Trennung u. Veränderung entstandenen Einzelsprachen bilden einen Sprachstamm (z. B. indogermanischer Sprachstamm), die innerhalb desselben wieder existirenden, unter einander näher verwandten u. auf eine früher ungetheilte Gesammtsprache zurückgehenden Sp.n eine Sprachfamilie (z. B. die germanische Familie des indogermanischen Sprachstammes). Die Einzelsprachen bilden eine Unterabtheilung der Sprachfamilie (wie z. B. Gothisch, Nordisch, Deutsch Einzelsprachen der german. Familie bilden) u. zerfallen wieder in Dialekte. Tochtersprache bezeichnet eine von einer älteren Sp. abstammende jüngere Form (die romanischen Sp.n z. B. sind Tochtersprachen des Lateinischen); Schwestersprachen nennt man zuweilen die einem u. demselben Stamm od. derselben Familie angehörigen Sp.n. — Das Mittel, die Sp. für das Auge dauernd zu fixiren, ist die Schrift (s. d.).

Sprachgebrauch nennt man die Gesammtheit der Gesetze, die innerhalb einer bestimmten Sprache für den mündlichen und schriftlichen

Gebrauch derselben allgemeine Giltigkeit erlangt haben. Dabei kommen weniger die [illegible] unumstößlichen Gesetze der Wortbildung u. der Wortabwandlung in Betracht als vielmehr solche Dinge, bei denen zwischen mehreren an sich gleich richtigen Ausdrucken eine Wahl zu treffen ist; bes. gehört hierher die Stellung der Worte im Satz, die Anwendung eines Wortes in einer bestimmten Bedeutung, die Verknüpfung bestimmter Worte zu sog. Redensarten. Doch fehlt es auch nicht an Beispielen, wo entschieden fehlerhafte Wortformen u. Wortfügungen (Konstruktionen) durch den Sp. eingebürgert sind. Ueber den richtigen Sp. entscheidet nur die Gewohnheit des Sprechens u. Schreibens, wie sie sich bei der Gesammtheit der Gebildeten festgesetzt hat. Der Sp. verändert sich mit der Sprache selbst unausgesetzt; denn beide sind ein Ausfluß des unermüdlich schaffenden Sprachgeistes, der sich nie durch den Willen Einzelner in starre Formen bannen läßt. — In engerem Sinne steht Sp. von den Gewohnheiten der Kunstsprache einzelner Wissenszweige; so redet man z. B. von einem bes. philosophischen, theologischen 2c. Sp. Aus der Gesammtheit dieser „schulmäßigen" Ausdrücke entsteht dann der „wissenschaftliche" Sp. (im Gegensatz zum populären od. volksthümlichen).

Sprachlehre, s. v. w. Grammatik (s. d.).

Sprachrohr ist eine hohle, an beiden Seiten offene Blechröhre in Form eines abgestumpften Kegels, die man, die engere Oeffnung an den Mund gehalten u. hineingesprochen, benutzt, um den Schall der Stimme auf eine größere Entfernung hin ungeschwächt fortzupflanzen. Von besonderem Nutzen ist das Sp. (der Rufer) zur See beim gegenseitigen Anrufen der Schiffe 2c. Die engere, mit einer Art Mundstück versehene Oeffnung macht man ungefähr 3, die weitere 9—10 cm. weit. Die Länge beträgt $1^1/_4$—2 m., doch hat man in England schon 6—8 m. lange Sp.e angewendet. Mit solchen soll eine starke Männerstimme bis auf $^3/_4$ geographische Meile weit vernommen werden. Die Wirkung des Sp.s beruht darauf, daß die Schallstrahlen, anstatt sich in der Luft nach allen Seiten frei zerstreuen zu können, von den Wänden des Rohres so reflektirt u. zusammengehalten werden, daß sie ein nahe paralleles Schallstrahlenbündel bilden. Erfunden wurde das Sp. um das Jahr 1670 von dem Engländer Samuel Morland.

Sprachvergleichung ist im Gegensatz zur Sprachwissenschaft, in welcher man mehr mit Grammatik u. Lexikon der verschiedensten Sprachen arbeiten muß, diejenige Wissenschaft, welche die einzelnen, nicht enger unter einander verwandten Sprachstämme zu erforschen, deren Lautgesetze zu ergründen, deren Wörter u. Endungen auf die ursprünglichen Formen zurückzuführen u. so die Ursprache des in Untersuchung genommenen Sprachstammes zu erschließen hat, um dann aus derselben von den ältesten Kulturbegriffen, Wohnsitzen wie mythologischen Vorstellungen des betreffenden Volksstammes ein Bild gewinnen zu können. Zur Sp. sind exakte philologische Kenntnisse erforderlich; bloßes Arbeiten mit Lexikon u. Grammatik kann hier auf die bedauerlichsten Irrwege führen; einige der in den Kreis der Vergleichung gezogenen Sprachen muß der Sprachvergleicher vollständig beherrschen, bes. diejenigen, die unter ihren Schwestersprachen die ältesten Formen erhalten haben, wie bei den semitischen Sprachen das Arabische, bei den indogermanischen das Sanskrit. Bis jetzt ist es hauptsächlich die indogermanische Sp., die in unserem Jahrhundert zu einer exakten Wissenschaft aufgebaut wurde. Der Gründer derselben war Franz Bopp (s. d.), der Sanskritforscher; dann haben an diesem Bau weiter gearbeitet der Sanskritist Max Müller (s. d.), der Germanist Jakob Grimm (s. d.), der Romanist Friedr. Diez (s. d.), der bes. aufs Griechische sein Hauptaugenmerk richtende G. Curtius (s. d.) u. A. Den ersten u. wohlgelungenen Versuch der Aufstellung einer urindogermanischen Grammatik machte Aug. Schleicher (s. d.) in seinem „Compendium" (4. Aufl. 1876) u. den eines urindogermanischen Lexikons Aug. Fick (3. Aufl. 1876). — Die semitische Sp. (vgl. „semitische Sprachen") hat noch eine große Zukunft, da eine erst kürzlich entzifferte semitische Sprache, das Assyrische, zum Kreis der uns bis dahin bekannten Schwestersprachen, unter denen das Arabische die reinsten, dem Ursemitischen am nächsten stehenden Formen erhalten hat, hier neu hinzukam u. uns eine Menge sprachlicher Erscheinungen im Semitischen in ganz neuem Lichte schauen läßt. — Auch anderen Sprachstämmen wurden gute sprachvergleichende Arbeiten gewidmet; so nennen wir noch die vergleichende Grammatik der drawidischen (südindischen) Sprachen von Caldwell (2. Aufl. 1876) u. die der südafrikan. eine größere Sprachgruppe bildenden von W. H. J. Bleek (s. d.).

Sprachwissenschaft od. Linguistik ist diejenige Wissenschaft, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, den Bau der verschiedenen menschlichen Sprachen zu durchforschen, die allgemeinen Gesetze der Weiterentwicklung u. stetigen Veränderung, welcher alle Sprachen ohne Ausnahme unterworfen sind, historisch aufzufinden u. die große Mannichfaltigkeit der todten wie lebenden Sprachen des Erdkreises einer wissenschaftlichen Klassifikation nach Gruppen od. Sprachfamilien zu unterziehen, ferner aber auch die Frage nach dem Ursprung der Sprache, womit die, ob eine od. mehrere Ursprachen anfänglich existirten, innig zusammenhängt, zu ergründen. Schon im klassischen Alterthum war die letztere Frage, aber auf philosophischem Wege, angeregt worden; die Alten hätten mannichfache Gelegenheit gehabt, Sprachen anderer Völker zu lernen u. aufzuzeichnen; aber da ihnen Alles, was nicht griechisch od. römisch war, als „barbarisch", dieses Zweckes nicht würdig schien, so sind auch ihre Ansichten über Sprache einseitig u. beschränkt geblieben. Nachdem dann erst im 18. Jahrh. begonnen wurde, die Wörter der verschiedensten Sprachen, deren man habhaft werden konnte, rein äußerlich u. ohne viel nach der Existenz von Lautgesetzen zu fragen, nur nach dem zufälligen Gleichklang zusammenzustellen (vgl. z. B. Hervas' „Sprachenkatalog", Adelung's „Mithridates" 2c.), war es erst unserem Jahrhundert vorbehalten, eine Wissenschaft der Sprache zu schaffen. Als in den Zwanziger Jahren das Sanskrit in Europa bekannt wurde, seine enge Verwandtschaft mit dem Lateinischen u. Griechischen wie mit den german. Sprachen erkannt u. von Bopp (s. d.) wissenschaftlich bewiesen wurde, da erst konnte man sich ein Bild machen von den Gesetzen, nach denen sich ein gewisser Sprachtypus (wie hier der indogermanische) im Laufe der Zeit historisch weiter entwickelt hat, u. konnte nun auch daran denken, andere Sprachkreise aufzusuchen u. die menschlichen Sprachen, soweit sie wissenschaftlicher Erforschung überhaupt zugänglich waren, zu klassifiziren. Der Erste, der dies in großartiger, genialer Weise in Angriff nahm, zugleich aber auch über den Ursprung der Sprache geistvolle Untersuchungen anstellte, war W. v. Humboldt (vgl. bes. sein Werk: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues", Berl. 1836); doch muß hier erwähnt werden, daß schon vor ihm Herder über den Ursprung u. das Wesen der Sprache („Ueber den Ursprung der Sprache", Berl. 1772) der äußerlichen Auffassung der Sprachphilosophen des 18. Jahrh., unter denen wieder der in dieses Jahrhundert hineinragende Leibnitz als der bedeutendste u. als ein mit wirklichen Sprachkenntnissen ausgestatteter Forscher zu bezeichnen ist, weit vorausgeeilt war. Nach Humboldt ist die Sprache eine Naturgabe, dem Menschen zugleich mit der Vernunft u. der Fähigkeit zu denken vom Schöpfer od. von der Natur verliehen, so daß also der Mensch die Sprache nicht erfunden haben kann, sondern nur weiter zu bilden hatte; sie ist ihm „das bildende Organ des Gedankens"; er legt dabei mit Recht das Hauptgewicht auf die gemeinschaftliche Mittheilung, denn der Mensch versteht sich selbst nur erst dann, wenn er die Verstehbarkeit des Gesagten auch an Anderen prüft. So existirt also eine enge Gemeinschaft der Sprache mit dem ganzen Volksbewußtsein; es giebt nothwendig so viele Sprachen, als es Völker giebt. Ferner ist die Sprache ewig wandelbar u. beweglich; in den Sprachen hängen die verschiedenen Perioden des Völkerlebens aufs Engste zusammen, u. die Sprache wirkt insofern zurück auf das ganze Denken u. die Anschauungsweise eines Volkes u. ist mit dessen äußerer u. innerer Geschichte unmittelbar verknüpft. Besonders in den letzten Sätzen Humboldt's liegt die große Bedeutung der Sp. für die Kultur- u. Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geschlechts, die in unserer Zeit denn auch immer mehr erkannt u. gewürdigt wird. Bei der Klassifikation der Sprachen ging Humboldt zuerst von dem allein richtigen Kriterium, nämlich von dem Bau der Sprachen, aus, nicht vom Wörterschatz, dessen Vergleichung erst zur Anwendung kommt, wenn bereits die verschiedenen Sprachstämme u. Sprachfamilien ausgeschieden sind u. nun die einzelnen der zu einem solchen Stamme gehörenden Sprachen unter einander verglichen werden sollen (Sprachvergleichung). Nachdem Humboldt die Sprachen in isolirende (wie das Chinesische, welches lauter einsilbige Wörter hat u. die Flexion nur durch die Stellung dieser Wörter ausdrückt, dessen Grammatik also fast blos in Syntax besteht) u. flektirende (alle übrigen) geschieden, gingen seine Nachfolger, vor Allen Max Müller (s. d.), weiter u. theilten alle Sprachen der Erde in drei Hauptfamilien: jene schon genannte isolirende, eine agglutinirende, in der die Flexion nur durch lose „angeleimte" Prä- u. Suffixa vor sich geht (wie z. B. im Türkischen, Ungarischen u. a.), u. die eigentlich flektirende (indogermanisch einer- u. semitisch andererseits), wo die Flexionspartikeln bereits innig u. unzerlegbar mit dem Wortstamm od. der Wurzel verschmolzen sind. Max Müller hat jedoch mit dem Ausdruck „agglutinirende" od. seinem Lieblingswort dafür, „turanische" Sprachen, zu denen er alle asiatischen Sprachen (ausgenommen das Chinesische, wie die indogermanischen u. semitischen Sprachen Asiens) rechnete, eine zu vage u. allgemeine Bezeichnung gewählt. Die neueste Sp., unter deren Vertretern vor Allen Steinthal (s. d.), der bedeutendste Sprachphilosoph der Jetztzeit, u. Friedr. Müller (s. d.) in Wien zu nennen sind, nimmt nicht blos drei Sprachstämme an, sondern beschränkt die Benennung „turanisch" auf den finnisch-tatarischen Sprachstamm (die agglutinirenden Sprachen in eigentlichem Sinne) u. stellt außerdem in Asien noch den drawidischen

(südindischen), malayischen, hinterindischen u. andere Sprachstämme, ebenso für Afrika, Amerika u. Australien wieder besondere auf. Ob alle Sprachen der Erde ursprünglich auf eine Grundsprache zurückgehen, ist eine Frage, die wegen der frühen Zeitperiode, in welche man diese allgemeine Weltursprache setzen mußte, sich einer strikten wissenschaftlichen Beantwortung ganz entzieht. Weiß man doch, daß die semitische wie andererseits die indogermanische Ursprache schon ca. 2000 Jahre v. Chr. sich in die einzelnen semitischen u. indogermanischen Sprachen gespalten hatten. Sogar ob die indogermanische u. die semitische Ursprache in grauer Vorzeit aus einer semitisch-indogermanischen Ursprache hervorgingen, kann nicht mehr bewiesen, höchstens für möglich gehalten werden.

Sprecher, engl. Speaker (spr. Spihker), heißt im engl. Parlament dasjenige Mitglied, welches die Verhandlungen zu leiten u. vorkommenden Falls für das ganze Haus das Wort zu führen, also dieselben Funktionen zu versehen hat, wie bei uns der Präsident. Im Oberhause bekleidet stets der Lordkanzler das Amt des Sp.s; im Unterhause wird der Sp. zu Anfang einer jeden Sitzungsperiode gewählt. Er hat seinen Sitz am Nordende des Saales unter einem Thronhimmel, vor dem sich der Tisch der Sekretäre befindet; ihm gegenüber am Südende steht der Armstuhl des Stabträgers (Sergeant at Arms), der dem Sp. bei seinem Eintritt ins Haus das Scepter nachzutragen hat. Das Erscheinen des Sp.s wird mit dem Rufe „Der Herr Sp.!“ u. dem Befehle „Hüte ab!“ angemeldet. Der Sp. des Unterhauses gilt als der erste Bürger (the first commoner) Englands. Er trägt noch heute die alte Amtskleidung: eine mächtige weiße Perrücke, einen seidenen Ueberwurf, einen schwarzen Frack, kurze Beinkleider u. Schnallenschuhe.

Spree (lat. Sprewa, Sprevia), ein linker Nebenfluß der Havel, entspringt in 499,2 m. Seehöhe im Spreebrunnen am Kottmarberge bei Altgersdorf im sächs. Theile des Lausitzer Gebirges, nahe der böhmischen Grenze. Sie durchfließt Sachsen in allgemein nördl. Richtung u. theilt sich unterhalb Bautzen in 2 Arme, die sich erst auf preuß. Gebiete, bei Spreewitz, wieder vereinigen. Der rechte Arm nimmt das Lobauer Wasser u. den Schöps auf, bleibt aber, wie der linke, die kleine Sp., ein Gebirgswasser, bis beide vereinigt den sog. Lausitzer Grenzwall oberhalb Kottbus durchbrochen haben u. in die märkische Ebene eintreten. Hier, mit der Richtungsänderung nach W. u. dem rechtsseitigen Einflusse der Malx u. des Hammerstroms bei Fehrow, beginnt der obere Spreewald (s. d.). Das Hauptwasser führt über Burg u. Lübbenau nach Lübben, wo sich sämmtliche Wasseradern wieder vereinigen u. die ursprüngliche Nordrichtung wieder aufnehmen, um kurze Zeit darauf bei Hartmannsdorf den unteren Spreewald zu bilden, der bis Alt-Schadow reicht. Der wieder gesammelte Fluß geht hierauf in östl. Richtung dem 0,47 □M. großen Schwielungsee zu, fließt aus ihm ausgetreten nördlich bis Neubrück u. von da nordwestlich bis zur Einmündung in die Havel. Auf dieser Strecke ist sie durch den 1669 vollendeten Müllroser Kanal od. Friedrich-Wilhelms-Graben mit der Oder in Verbindung gebracht, durchzieht unterhalb Fürstenwalde den Dämritzsee, in welchem sie einen kurzen Kanal von Rüdersdorf her aufnimmt, fließt durch den breiten, für die Schiffahrt nicht ungefährlichen Müggelsee, nimmt bei Köpenick durch die sog. Wendische Sp. die vom Fläming kommende Dahme u. bei Berlin die Panke auf. Ihr Einfluß in die Havel erfolgt nach 365,5 Km. langem Laufe in 30,5 m. Seehöhe bei Spandau. — Wegen des geringen Gefälles von Lübben bis zur Mündung hat die Sp. für die Schiffahrt große Brauchbarkeit, die durch die Schleußen zu Kossenblatt, Fürstenwalde u. Berlin noch erhöht wird. Für größere Schiffe wird sie fahrbar im Schwielungsee, der eine schiffbare Verbindung von Goyatz zur Sp. bildet. Von der Einmündung des Müllroser Kanals trägt sie Schiffe bis zu 4000 Ctr. Ladungsfähigkeit. Durch die Dahme, die selbst bis in den Streganzer See für kleinere Schiffe bis 1200 Ctr. Ladungsfähigkeit schiffbar ist, ist ihr linksseitig ein ziemlich entwickeltes System von fahrbaren Wasserstraßen erwachsen. Denn diese hat von Prieros ausgehende schiffbare Seitenverbindungen bis Teupitz u. Starkow, weiter abwärts bei Kablow rechts den Torfgraben u. den Zerndorfer See mit dem Ucklenfließ, dann den Krossener u. gegenüber Schmöckwitz den Seddiner See, auf der linken Seite aber die von Zossen ab regulirte, ca. 1 m. tiefe Notte. In Berlin erleidet die direkte Spreeschiffahrt durch die umfangreiche Anlage der sog. Dammmühlen Unterbrechung. Hier wird dieselbe durch einen westlichen, in größerem Bogen die Stadt durchziehenden breiten Vorflutgraben u. durch die Stadtschleuße, seit 1850 auch durch den links der Sp. geführten 10,32 Km. langen Landwehrkanal, der bei Charlottenburg wieder einmündet, ermöglicht. Unterhalb Berlin ist 1849—59 noch ein weiterer Kanal gebaut, der vom Humboldthafen aus nach dem Tegeler See u. zur Havel oberhalb Spandau führt; seine Länge beträgt 12,05 Km. Die Größe des ganzen Spreegebiets wird auf ca. 180 □M. geschätzt.

Spreewald nennt man die niedrige, von unzähligen Flußarmen, Gräben u. Kanälen der Spree zertheilte Fläche, die als oberer Sp. bei Fehrow beginnt u. bei 1½ M. Breite 4 M. lang bis Lübben reicht, als unterer Sp. von Hartmannsdorf an ¾ M. breit u. 2 M. lang bis zum Nauendorfer od. Prahmsee bei Alt-Schadow sich dehnt. Die künstlich erhöhten Theile sind ein fruchtbares Wiesen- u. Gartenland, ein anderer Theil ist äußerst wildreicher Wald von Erlen, Eschen, Buchen, Eichen, Weiden u. Kiefern. Bei hohem Wasserstande ist die Niederung ein großer See. Die Bewohner sind Wenden; sie treiben Ackerbau u. Viehzucht. Aller Verkehr wird auf kleinen, oft aus Baumstämmen gezimmerten Kähnen, od. im Winter, wenn die Wasserläufe zugefroren sind, mit Schlitten od. auf Schlittschuhen vermittelt (Abb. Bd. II, Nr. 1740).

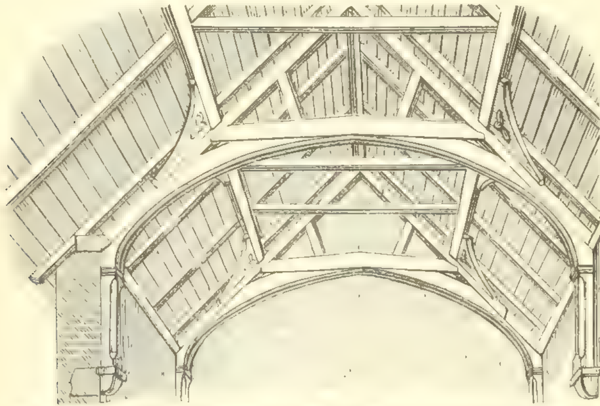
Spremberg, Kreisstadt mit 10,17 E. (1875) in der preuß. Niederlausitz, Reg.-Bez. Frankfurt der Provinz Brandenburg, liegt in 123 m. Seehöhe an der Eisenbahn Berlin-Görlitz; die Altstadt liegt auf einer Insel der Spree, die größere u. regelmäßigere Neustadt am westl. Ufer des Flusses, während auf dem östlichen sich das ehemalige herzogl. Schloß, jetzt Sitz verschiedener Behörden, [illegible]. Sp. hat 2 Kirchen, in deren einer auch wendisch gepredigt wird, eine Realschule 2c., treibt viel Wollspinnerei, starke Weberei, etwas Töpferei u. hält besuchte Wollmärkte ab.

Sprengel heißt in der Kathol. Kirche der Amtsbezirk eines Erzbischofs od. Bischofs, in der Evangel. Kirche der eines Superintendenten od. Dekans. Sp. ist also s. v. w. Diöcese (s. d.) u. zerfällt in eine Anzahl von Parochien (s. d.) od. Kirchspielen.

Sprengel, Karl, verdienter Agronom u. Agrikulturchemiker, geb. 1787 zu Schillerslage bei Burgdorf (Hannover); bildete sich in Celle u. Möglin unter Thaer (s. d.) zum Oekonomen, war seit 1808 Verwalter auf mehreren großen Gütern in Sachsen u. Schlesien, bereiste seit 1817 Deutschland, die Niederlande, Frankreich u. die Schweiz, errichtete 1819 eine Flachsfabrik, bezog aber noch 1821 die Universität Göttingen, um Naturwissenschaften zu studiren, u. habilitirte sich dann daselbst als Privatdozent der Oekonomie u. Chemie. Seit 1831 Professor der Landwirthschaft am Carolinum in Braunschweig, ward er 1839 Generalsekretär der pommer. Oekonomischen Gesellschaft u. lebte seitdem zu Regenwalde (Hinterpommern), wo er eine höhere Landwirthschaftliche Lehranstalt sowie eine Ackergeräthfabrik gründete u. 19. April 1859 starb. Lange vor Liebig (s. d.) wandte Sp. die Lehren der Chemie zuerst auf den Ackerbau an; auch erfand er mehrere landwirthschaftliche Maschinen u. Ackergeräthe. Zu seinen Schriften gehören insbes.: „Chemie für Landwirthe“ (Braunschweig 1831 f.; 2. Aufl. 1843); „Die Lehre vom Boden“ (Lpz. 1837; 2. Aufl. 1844); „Die Lehre vom Dünger“ (ebd. 1839; 2. Aufl. 1845); „Die Lehre von den Urbarmachungen“ (ebd. 1839); „Erfahrungen im Gebiete der allgemeinen u. speziellen Pflanzenkultur“ (2 Bde., ebd. 1847—50). Auch redigirte er 1834—36 die „Oekonomische Zeitschrift“ sowie die „Annalen der deutschen Landwirthschaft“ u. gab seit 1840 die „Allgemeine Landwirthschaftliche Monatsschrift“ (Köslin 1840—44 u. Berl. 1844 ff.) heraus.

Sprengel, Kurt Polykarp Joachim, Arzt u. Botaniker, geb. zu Boldekow bei Anklam (Pommern) 3. Aug. 1766; studirte seit 1784 in Halle zuerst Theologie u. Naturwissenschaften, dann Medizin, praktizirte seit 1787 daselbst, wurde 1789 außerord. u. 1795 ord. Professor der Medizin, erhielt 1797 auch die Professur der Botanik u. starb zu Halle 15. März 1833. Durch seine Wirksamkeit als akademischer Lehrer wie durch seine umfangreiche, von bedeutenden Sprachkenntnissen unterstützte schriftstellerische Thätigkeit erwarb sich Sp. einen hohen Rang unter den Gelehrten seiner Fächer. Als seine Hauptwerke sind anzusehen: „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde“ (5 Bde., Halle 1792—1803 u. öfter; neue Aufl. von Eble, Wien 1837—40, u. von Rosenbaum, Halle 1841 ff.); „Handbuch der Pathologie“ (3 Thle., Lpz. 1795—97; 4. Aufl. 1815); „Handbuch der Semiotik“ (Halle 1801); „Institutiones medicae“ (6 Bde., Lpz. 1809—16); „Historia rei herbariae“ (2 Bde., Amst. 1807 f.); „Geschichte der Botanik“ (2 Bde., Altona u. Lpz. 1817 f.) u. „Neue Entdeckungen im ganzen Umfange der Pflanzenkunde“ (3 Bde., Lpz. 1819—22). Die von Rosenbaum besorgte Ausgabe seiner „Opuscula academica“ (Lpz. 1844) enthält auch sein Leben. Sein Sohn Wilhelm **Sp.**, geb. zu Halle 14. Jan. 1792, gest. als Professor der Medizin zu Greifswald 18. Nov. 1828, verfaßte den zweiten Theil der von seinem Vater begonnenen „Geschichte der Chirurgie“ (2 Bde., Halle 1805—19) sowie den ersten Band eines „Handbuchs der Chirurgie“ (ebd. 1828; 2. Aufl. 1830).

sprengen, feste Körper mit Gewalt auseinandertreiben, wozu man sich gewöhnlich eines explodirbaren Körpers bedient. Diese Körper werden deshalb auch Sprengmittel genannt; die am häufigsten zur Anwendung kommenden sind Schießpulver (speziell Sprengpulver), Pyroxylin od. Schießbaumwolle, Nitroglycerin (sog. Sprengöl) u. Dynamit (s. den betr. Art.). Die Sprengmittel werden in Patronen verpackt angewendet, die man mit einer Zündschnur verbindet. Zur Aufnahme der Patrone wird in den zu sprengenden Körper (Gestein, Mauerwerk etc.) eine Oeffnung, das Sprengloch, gemacht. Bei Sprengung großer Massen, wo zugleich an mehreren Stellen die Explosion stattfinden soll, wendet man jetzt gewöhnlich den elektrischen Strom zur Entzündung der Patronen an.



Nr. 5096. Dachstuhl mit Sprengwerk aus St. Mary in Leicester (13. Jahrh.).

Sprenger, Aloys, Orientalist, geb. zu Nassereut in Tirol 3. Sept. 1813; studirte seit 1832 in Wien Medizin u. Naturwissenschaften sowie auch bes. die orientalischen Sprachen, u. ging 1836 nach London, wo er vom Grafen von Münster als Hülfsarbeiter für dessen „Geschichte der Kriegswissenschaften bei den mohammedanischen Völkern“ angestellt wurde. Von demselben dann dem Präsidenten der Ostind. Compagnie empfohlen, begab sich Sp. 1843 nach Kalkutta, ward 1845 Vorsteher des Kollegiums in Delhi, hielt sich seit 1848 in Lucknow auf, um die dortigen Bibliotheken zu katalogisiren, u. ging als Examinator am Kollegium zu Fort William, Regierungsdolmetscher u. Sekretär der Asiat. Gesellschaft von Bengalen 1850 wieder nach Kalkutta. 1857 kehrte er nach Europa zurück, wo er seit 1858 als Honorarprofessor für orientalische Sprachen u. Literatur an der Universität Bern wirkt. Um die Verbreitung europ. Wissens unter den Indern hat sich Sp. sehr verdient gemacht. Er bearbeitete mehrere bedeutende orientalische Werke, zum Theil für die von Röer begonnene „Bibliotheca Indica“, übersetzte andere ins Englische, verfaßte eine „Elementary grammar of the English language, explained in Urdu“ (lithographirt, Delhi 1845), schrieb „Das Leben u. die Lehre des Mohammed“ (Berl. 1861) u. A. m.



Nr. 5097. Dachstuhl mit Hang- und Sprengwerk aus Adderbury (14. Jahrh.)

Sprengöl, s. v. w. Nitroglycerin (s. d.).

Sprengpulver, s. v. w. Schießpulver.

Sprengwerk heißt die freitragende Ueberspannung eines Raumes mit Seitenunterstützung von unten, indem man einen Bogen od. sog. Bock erzeugt, dessen zwei Enden fest in die Widerlage gespannt sind (Nr. 5096). Der Bock besteht gewöhnlich aus einem Spannriegel u. aus Sprengsäulen, die von der Umfassungsmauer ausgehen. Wenn die Spannung bedeutend ist, so wird mit dem Sprengwerk ein Hängewerk (Nr. 5097) verbunden.

Springbock, s. „Antilope“.

Springbrunnen nennt man jede Vorrichtung, um einen Wasserstrahl aus einer Oeffnung senkrecht od. schräg nach oben herausspringen zu lassen. Es giebt natürliche u. künstliche Sp. Natürliche sind die sog. „artesischen Brunnen“ (s. d.), bei den künstlichen wird das Wasser entweder durch den Druck komprimirter Luft emporgetrieben (s. „Heronsbrunnen“ u. „hydraulischer Widder“), auch können Dampfmaschinen u. andere Motoren, wie bei den Feuerspritzen, zum Emporschleudern eines Wasserstrahles benutzt werden. Die eigentlichen Sp. (Fontainen) jedoch erhalten ihren Auftrieb durch den Druck einer mehr od. minder hohen Wassersäule, durch die sie zugleich mit gespeist werden. Nach den Gesetzen der Statik der Flüssigkeiten steht nämlich das Wasser in zwei Behältern gleich hoch, wenn dieselben an ihrem unteren Theile durch ein Rohr in offener Verbindung sind (sog. kommunizirende Gefäße). Ist nun das eine der beiden Gefäße sehr niedrig, das andere (das Reservoir) sehr hoch, so schießt das Wasser aus dem niedrigen Gefäße (dem Ausflußrohre des Sp.s) in die freie Luft empor, u. es würde der Wasserstrahl in der Luft genau so hoch steigen, als das Wasser im Reservoir steht, wenn nicht ein Theil des Druckes zur Ueberwindung des Luftwiderstandes u. der Reibung beim Fließen in der Röhrenleitung verwendet würde.

Springen, Sprungbewegung heißt die Art der Ortsbewegung, bei welcher der Körper auf einen Augenblick den Boden verläßt, sich in die Luft schnellt u. in mehr od. weniger großer Entfernung wieder herabfällt. Sie wird dadurch ausgeführt, daß die zuvor stark gebeugten Gliedmaßen sich plötzlich strecken. Ein energischer wird der Erfolg nur bei beträchtlicher Länge derselben, so bei den hochbeinigen Hirschen, Rehen, Antilopen, u. bei einer überwiegenden Länge u. Muskelkraft der hinteren. Dies letztere sehen wir schon bei den katzenartigen Thieren, mehr noch beim Hasen, zumeist aber bei den Springbeutlern od. Känguruhs (s. d.), die ihren großen muskulösen Schwanz beim Sprunge als drittes Hinterbein zu Hülfe nehmen, um sich vom Boden aufzuschnellen. Der Springhase (Pedetes caffer), ein 48 cm. großes Nagethier mit 40 cm. langem buschigen Schwanze, das am Kap in selbstgegrabenen Erdlöchern lebt u. dessen Fleisch gegessen wird, macht, bei über der Brust gefalteten kurzen Vorderbeinen, mit seinen kräftigen Hinterbeinen Sprünge von 3 bis über 9 m. Weite. Bei der Springmaus (Dipus aegyptiacus), einem $17^1/_2$ cm. großen Nagethier der Steppen u. Wüsten des nordöstlichen Afrika, mit 21 cm. langem Quastenschwanze, sind die Vorderbeine verschwindend klein, die Hinterbeine sehr lang, so daß der lat. Name Dipus, d. h. „Zweibein“, gerechtfertigt ist. Ihr nahe verwandt ist der Jerboa (Dipus sagitta) der Wolga- u. der Dongegenden u. der Alaktaga (s. d.) od. Pferdespringer (Dipus Jaculus) Südrußlands. Bei ihnen sind die drei Mittelzehen der sehr langen Hinterbeine wie bei den Vögeln an einem einzigen Mittelfußknochen (Lauf) befestigt. Bei den Fröschen wird das Springen gewöhnlich Hüpfen genannt, ebenso bei den Vögeln. Unter den Insekten sind nächst dem bedeutendsten aller Springer, dem Floh, dessen Sprünge seine Körperlänge einige Hundert Mal übertreffen, auch gewisse Käfer, die Erdflöhe (Haltica), gewisse Hemipteren, die Blattflöhe od. Springläuse (Psyllen) sowie die ganze Orthopterengruppe der Springer (Saltatoria), nämlich der Heuschrecken u. Grillen, durch bedeutende Entwicklung der Hinterschenkel u. Sprungbewegung ausgezeichnet. — Dagegen springen od. schnellen sich vielmehr gewisse ungeflügelte Orthopteren aus der Familie der Lappenschwänze od. Thysanuren, die Springschwänze (Podura), mit Hülfe einer am Hinterleibsende sitzenden Springgabel, die in der Ruhe mit ihren Spitzen brustwärts zurückgeschlagen ist, durch deren schnelles Ausstrecken nach hinten weit fort. In ähnlicher Weise schnellen sich auch die Spring- od. Schnellkäfer od. Schmiede (Elateriden, Familie der Sägehörnigen, Serricornia), deren man etwa 3000 Arten kennt, kräftig in die Höhe, um bei Rückenlage wieder auf die Beine zu kommen. Abgesehen von einer sehr freien Gelenkverbindung zwischen Vorder- u. Mittelbrust, wodurch sie den Rücken stark auszuhöhlen vermögen, haben sie nämlich einen Bruststachel, welcher zuerst gegen den Vorderrand der Mittelbrust anstemmt u. gleichzeitig mit der Wirkung der Brustmuskeln plötzlich abgeschnellt wird, um in seine Höhlung hinein zu gleiten. Während unsere einheimischen Springkäfer mehr od. weniger unscheinbar gefärbt sind u. nur eine geringe od. mittlere Größe erreichen, giebt es in den Tropen große u. farbenprächtige Formen, auch solche, die im Dunkeln leuchten (Pyrophorus).

Springer, Anton Heinrich, namhafter Kunsthistoriker, geb. zu Prag 13. Juli 1825; erhielt in dem Prämonstratenser-Kloster Strahow seinen ersten Unterricht, studirte dann seit 1842 in Prag

Geschichte u. Philosophie, bereiste, nachdem er 1846 einige Monate lang an der Prager Akademie Kunstgeschichte vorgetragen hatte, Italien u. hielt sich nach seiner Rückkehr in Tübingen auf, wo er sich an der Redaktion der „Jahrbücher der Gegenwart" betheiligte u. seine erste Schrift, „Die Hegel'sche Geschichtsanschauung", veröffentlichte. Nach den 48er Märztagen kehrte er nach Prag zurück, um auf höhere Aufforderung das Institut der Privatdozenten an den österr. Universitäten heimisch zu machen, wurde aber in das politische Treiben hineingezogen, trat für eine föderative Verfassung des Kaiserstaats ein u. galt bald als der Wortführer der Reichstags-Rechten in der Presse. Im Herbste 1848 habilitirte er sich in Prag für das Fach der neueren Geschichte. Seine Vorlesungen machten Aufsehen, erweckten aber auch den Unmuth der Regierung. Infolge dessen verließ er 1849 seine Vaterstadt wieder u. machte behufs kunsthistorischer Studien eine längere Reise durch die Niederlande, Frankreich u. England. Von London durch seine politischen Freunde zurückgerufen, übernahm er die Redaktion der „Union", doch ward dieselbe bald unterdrückt. Sp. trat hierauf in Beziehungen zur serb. Regierung, für die er verschiedene Denkschriften verfaßte; indeß lehnte er einen Antrag, in den serb. Staatsdienst zu treten, ab; vielmehr ging er 1852 nach Bonn, um sich fortan fast ausschließlich der Kunstgeschichte zu widmen, für die er sich als Privatdozent habilitirte. 1859 ward er zum außerord. u. 1860 zum ord. Professor an der rhein. Hochschule ernannt, folgte 1872 einem Rufe in gleicher Eigenschaft nach Straßburg u. übernahm 1873 die Professur der mittelalterlichen u. neueren Kunstgeschichte in Leipzig. Die bedeutendsten seiner durch geistreichen u. beredten Stil ausgezeichneten Schriften sind: „Geschichte des Revolutionszeitalters" (Prag 1849); „Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden" (2 Bde., Lpz. 1863—65); „Kunsthistorische Briefe" (Prag 1852 bis 1857); „Die Baukunst des christl. Mittelalters" (Bonn 1854); „Paris im 13. Jahrh." (Lpz. 1856); „Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrh." (ebd. 1859); „Ikonographische Studien" (Wien 1860); „Bilder aus der neueren Kunstgeschichte" (Lpz. 1867); „Friedr. Christ. Dahlmann" (2 Bde., Berl. 1870—72); „Raffael u. Michelangelo" (Lpz. 1877).

Springfield. 1. **Sp.**, Hauptstadt des Staates Illinois der Ver. Staaten von Nordamerika, 1½ Stunde südlich vom Sangamonfluß, in fruchtbarer Ebene 1822 angelegt, mit 17,364 E. (1870), ist geschmackvoll gebaut, hat mit Alleen u. Gärten geschmückte Straßen (heißt deshalb auch Blumenstadt), ein schönes Staaten- u. ein Gerichtshaus, gegen 40 Kirchen, eine Staatsuniversität, mehrere Banken, Dampfmühlen, Eisengießereien, Maschinenfabriken, also lebhafte Industrie, starken Handel u. in der Umgegend ausgedehnte Steinkohlenlager. Es ist Knotenpunkt aller Bahnen des Staates, z. B. der westl. Central- u. der Chicago Mississippibahn. 2. **Sp.**, Stadt im Staate Massachusetts der Ver. Staaten von Nordamerika, am linken Ufer des Connecticut gelegen, mit 26,703 E. (1870), hat ein schönes Stadthaus, ein 1795 errichtetes Arsenal, das bedeutendste der Ver. Staaten, zahlreiche bedeutende Baumwollen-, Maschinen- u. andere Fabriken, eine große Waggons- u. Wagenfabrik u. eine der wichtigsten Gewehrfabriken der Ver. Staaten, hat mehrere Banken, ist Knotenpunkt der Connecticutthal- u. Massachusettswestbahn u. Endpunkt der Linie von Newhaven-Hartford. — 3. **Sp.**, Stadt im Staate Ohio der Ver. Staaten von Nordamerika, mit 12,652 E. (1870); liegt in fruchtbarer u. trefflich angebauter Gegend am Zusammenflusse des Lagonda Creek u. Made River u. an der Atlantic-Great-Western-, der Cincinnati-Sandusky- u. der Cleveland-Eisenbahn, ist sehr gut gebaut u. hat, begünstigt durch seine Lage an genannten Flüssen, zahlreiche Mühlen, große Eisengießereien, Maschinenwerkstätten, Papiermühlen u. ist bes. berühmt durch die Herstellung von Turbinen u. landwirthschaftlichen Maschinen.

Springflut, s. „Flut". **Springmaus**, s. „Springen".

Springwurm (Madenwurm, Pfriemenschwanz, Oxyuris vermicularis), ein etwa 10 mm. langer kothfressender Eingeweidewurm, der mit dem Spulwurm zu den häufigsten Parasiten des Menschen, u. zwar ausschließlich dieses gehört, der oft zu Hunderten u. Tausenden den Dickdarm seiner Träger bewohnt u. häufiger als ein andrer Parasit mit dem Kothe abgeht od. aber bes. Abends u. meist zu bestimmten Stunden scharenweise von selbst nach außen wandert, um nach einiger Zeit wieder in den After hineinzukriechen. Durch seine hierbei ausgeführten Bohrbewegungen erzeugt er ein äußerst schmerzhaftes Jucken, durch dessen rücksichtslose Steuerung zum Theil sehr gefährliche Folgezustände herbeigeführt werden können. Ihren Namen erhielten diese Würmer übrigens wegen ihrer Aehnlichkeit mit Fliegen- od. Springmaden, obgleich sie durchaus keine Sprungbewegungen machen.

Sprit, Abkürzung für Spiritus, gewöhnlich für den starken von 88—95° Tralles gebraucht.

Spritze, s. „Feuerspritze".

Sprosse, Karl, Aquarellmaler u. Radirer, geb. zu Regensburg 11. Juni 1819. Nachdem er, mit großen Entbehrungen kämpfend, die Akademie in Leipzig besucht hatte, trat er 1836 zuerst mit selbstständigen Arbeiten auf u. wurde nam. durch Puttrich's großes Werk über die mittelalterliche Architektur Sachsens zur Architekturmalerei geführt. Später besuchte er mehrmals Italien u. brachte von dort seine meisterhaften Aquarelle römischer Ruinen u. venetianischer Ansichten sowie eine Reihe von Originalradirungen römischer Bauwerke, die großen Beifall fanden. Künstlerisch reich begabt, aber schüchternen u. ungelenken Wesens, führte er in den letzten Jahren ein höchst einfaches, fast ärmliches Leben u. starb in Leipzig 1. Jan. 1874.

Sprosser, s. „Nachtigall".

Sprotte (Sprat, Breitling, Clupea [Harengula] sprattus), ein nur 10—13 cm. langer Fisch der Heringsfamilie (Clupeacei) mit spitzigem Kopf u. gekrümmtem, über den Oberkiefer hervorragendem Unterkiefer. Er bewohnt die nordischen Meere u. wird an den englischen u. norddeutschen Küsten in großen Mengen gefangen, sodaß Sp. nicht blos geräuchert (Kieler Sprotten od. Flückheringe) od. marinirt (von Reval aus jährlich für ca. 200,000 Silberrubel) einen bedeutenden Versandtartikel bilden, sondern auch an einigen Küstenstrichen die Winternahrung der ärmeren Volksklasse ausmachen, ja sogar scheffelweise als Dünger, bes. für Hopfenpflanzungen, verwendet werden.

Sprüche Salomonis heißt ein Buch des Alten Testaments, welches eine sehr mannichfaltige Sammlung von Proben der israelitischen Spruchweisheit enthält; neben Aeußerungen praktischer Lebensweisheit, Räthseln u. Sinnsprüchen findet sich auch eine große Zahl solcher Sprüche, die rein religiöse od. sittliche Wahrheiten enthalten. Die Form ist durchaus eine dichterische, d. h. nach hebräischer Art ist derselbe Gedanke zweimal mit ähnlichen Worten od. nach seinen Gegensätzen ausgedrückt. Den Kern u. ältesten Theil bilden Kap. 10 (mit besonderer Ueberschrift) bis 22, 16. Diese Sprüche sind sämmtlich dem Salomo als dem berühmtesten Spruchdichter zugeschrieben (vgl. 1. Kön. 4, 32 ff.), u. eine große Zahl mag wirklich von ihm herrühren. Einen ersten Anhang bilden 22, 17—24, 22; einen zweiten mit bes. Ueberschrift 24, 23—34; einen dritten die Sammlung der Gelehrten des Königs Hiskia (im 8. Jahrh.), Kap. 25—29; drei weitere Anhänge endlich 30. 31, 1—9 u. 10—31. Die Einleitung Kap. 1—9 scheint erst im 7. Jahrh. v. Chr. vorangestellt worden zu sein.

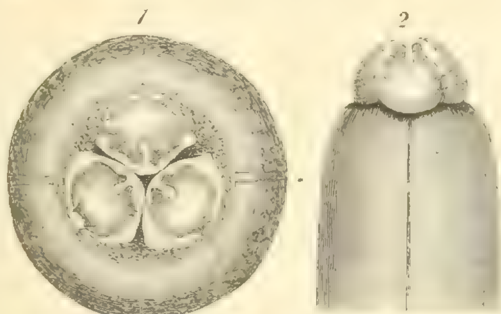
Sprüchwort. Das Sp. gehört zu der Gruppe von Sprüchen, die man unter der allgemeinen Bezeichnung von Spruchweisheit begreift u. die je nach Ausdrucksform, Charakter u. Gebrauch Gemeinplätze, Gnomen, Denk- od. Wahlsprüche u. Sentenzen heißen, wozu in neuerer Zeit auch noch die „geflügelten Worte" gekommen sind. Eine für alle Fälle feststehende Grenzbestimmung dieser verschiedenen Formen der Spruchweisheit, die das Gemeinschaftliche haben, daß sie sämmtlich einen kurzen, sinnigen Ausspruch bezeichnen, giebt es nicht. Aber das Sp. wird leicht als solches an seinem Gepräge erkannt. Eine Erklärung des Begriffs von allgemeiner Anwendbarkeit zu geben ist bis jetzt noch nicht gelungen. Ihre große Mannichfaltigkeit gestattet kaum mehr als zu sagen: ein Sp. ist ein Wort, das gesprochen wird, d. h. ein Gedanke, den viele Personen bei demselben od. einem ähnlichen Anlaß anwenden, od. mit anderen Worten: ein Satz, der sich im Volksmunde befindet. Man unterscheidet eigentliche Sprüchwörter, die einen bestimmten Satz selbständig aussprechen, wie: „Morgenstund' hat Gold im Mund", u. sprüchwörtliche Ausdrücke u. Redensarten. Im Allgemeinen wird die Bezeichnung Sp. für beide dieser Gruppen gebraucht, die aber, wie oft sie auch in einander übergehen, zu unterscheiden sind. In den Sprüchwörtern sind die Lebens- u. Weltanschauungen unserer Vorfahren enthalten. Salomo nannte sie die Weisheit auf der Gasse (Spr. Sal. 1, 20; 8, 1). So lange die Schreibkunst nur im Besitze einer kleinen Anzahl war, bis zur Erfindung des Buchdruckes, waren Sprüchwörter fast der einzige Weg, auf dem Erfahrungssätze der Nachwelt überliefert wurden. Da gewisse Wahrnehmungen überall u. von allen Menschen gemacht werden mußten, so finden wir auch gewisse Sprüchwörter, die solche allgemeine Erscheinungen aussprechen, fast bei allen Völkern. Und es ist oft eine sehr müßige Frage, von welchem Volke wir dies od. jenes Sp. erhalten haben. Da z. B. auf der ganzen Erde nach dem Regen die Sonne wieder scheint, so findet sich auch diese Wahrnehmung bei allen Völkern sprüchwörtlich in mehr od. weniger veränderter Form wieder, um den Gedanken auszudrücken, daß nach den trüben Erfahrungen wieder heitere Tage folgen. Gleiche Wahrnehmungen

führen auch zu gleichen u. ähnlichen Gedanken, deren Ausdruck od. Einkleidung sich nur nach Orts- u. Zeitverhältnissen richtet. Beschäftigung, Lage, Bildung 2c. des Volkes können in den Bildern wechseln, aber die Anschauung, Beobachtung, Erfahrung, Lehre 2c. ist dieselbe, ob sie die alten Griechen, Römer u. Hebräer, die Hindu's Asiens od. die Indianer Amerika's, die Deutschen od. Russen, Spanier od. Araber 2c. aussprechen. Die Sprüchwörter berühren alle Verhältnisse des Lebens. Religion, Sittenlehre, Rechts- u. Haushaltungskunde, Landwirthschaft 2c. hat man in Sprüchwörtern geschildert; es ist kein Stand, kein Beruf, kein Lebensverhältniß, worüber sie sich nicht verbreiten. Man kann die Sprüchwörter unterscheiden in solche, die zur Zeit gesprochen werden, u. in solche, die einmal gesprochen wurden, aber jetzt aus dem Volksmunde verschwunden sind; in solche, die infolge ihres Inhalts so lange leben werden, als das Volk lebt, dem sie angehören, u. andere, die flüchtig auftauchen u. dann wieder aus dem Gebrauch verschwinden; in solche, welche gewissermaßen der ganzen Menschheit angehören, u. andere, die sich nur in bestimmten Kreisen bewegen, wornach sich auch Inhalt wie Einkleidung, Gedanke wie Bild richten. Dem Sp.: „Wenn Zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe", sieht man sofort an, daß es aus gelehrten Kreisen stammt, in denen es sich auch wol nur bewegt; dagegen weiset das Sp. „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil" auf eine andere Geburtsstätte hin. Jenes, ein philosophisches Sp., erscheint ohne Bild; dieses, ein recht eigentliches Volkssprüchwort, hüllt die allgemeine Wahrheit, die es ausspricht, daß gewisse Dinge eine derbe Anfassung erfordern, daß der Grobheit gegenüber Milde u. Zartheit in der Regel nichts nützen, in die Bemerkung, welche man beim Stöckespalten gemacht hat, wo meist nur durch Eintreibung eines groben Keils der Knorren zur Nachgiebigkeit gezwungen wird. Sprüchwörter, die in niederen Kreisen entstanden sind, tragen die Spuren ihrer Geburtsstätten an sich u. passen nicht in feine Kreise, obgleich sie oft einen ganz gesunden Gedanken ausdrücken. Das Sp.: „Wenn man den Dreck rührt, so stinkt er", spricht eine Erfahrung aus, wie das andere: „Die Weisheit ist das Auge des Lebens" (Oculus vitae sapientia), aber jenes wird in seiner Fassung nicht an jedem Ort erscheinen können. Das Spr. ist überall daheim, aber nicht jedes einzelne paßt an jeden Ort. Dasselbe gilt in Betreff der Wahrheit, die es enthält. Man hat den Sprüchwörtern den Vorwurf gemacht, daß sie viel Irrthümer u. Unrichtigkeiten enthielten. Dagegen kann man nur sagen, daß man sie von einem falschen Gesichtspunkte betrachtet. Das Sp., insofern damit der gesammte Sprüchwörterschatz gemeint ist, enthält insofern Wahrheit, als es die Welt, die Menschen, alle Lebensverhältnisse schildert, wie sie sind; daher darf man keinen Anstoß daran nehmen, wenn sich Sprüchwörter unter einander widersprechen, denn sie sind die Ergebnisse der verschiedenen Auffassungs- u. Anschauungspunkte Derer, denen sie ihr Dasein verdanken. Sagt das eine Sp.: „Man kann des Guten nicht zuviel thun", u. ein anderes: „Man kann auch des Guten zuviel thun", so haben beide recht. Wer die Sprüchwörter richtig auffassen will, hat sich auch bei jedem einzelnen zu fragen, ob es sagen will, wie Etwas ist, od. ob es sagt, wie es sein soll, ob es als Maler od. als Sittenlehrer 2c. auftritt. Wenn es sagt: „Dem Teufel muß man zwei Lichter anzünden, wenn man unserm Herrgott nur eins ansteckt", so schildert es nur den vorhandenen Zustand u. spricht die Anschauung Derer aus, welche es sich zum Grundsatz gemacht haben, ihre Handlungsweise durch die Größe des Vortheils zu bestimmen, der ihnen dadurch wird.

So schwer es ist, eine allgemein passende Erklärung des Begriffs Sp. zu geben, so leicht ist es in der Rede, durch sein Gepräge, wie mannichfach dieses ist, zu erkennen. Es ist ein Hauptzug desselben, den unanschaulichen Gedanken durch ein anschauliches Bild auszudrücken. Man hat dann die Wahrheit als die Seele, das Bild als den Leib desselben aufzufassen. Seele u. Leib sind das Sp. Den Gedanken: „Die Zukunft wird enthüllen, was in der Gegenwart noch verhüllt ist", drückt es durch das Bild aus: „Wenn der Schnee vergeht, wird sich's finden." Daneben drückt es das Allgemeine durch das Besondere aus. Die allgemeine Lehre: „Wohlleben macht arm", bringt es in das Gewand: „Hechtzünglein u. Barbenmäullein bringen den Reiter um sein Gäullein." Wenn das Sp. Vertragsamkeit u. Nachbarlichkeit empfehlen will, so sagt es: „Oft beißt der Zahn die Zunge u. sie bleiben doch gute Nachbarn." Die Erfahrung, daß Mancher statt des erwarteten Gewinnes Verlust hat, bringt es in die Form: „Mancher geht nach Wolle aus u. kommt geschoren zurück nach Haus." Das Sp. liebt die Kürze u. wirft alle Glieder des Satzes, die nicht wesentlich nothwendig zum Verständniß sind, weg; es liebt den Reim, Einfachheit im Ausdruck u. Mannichfaltigkeit in der Form, liebt den Scherz, Widersprüche u. Wortspiele, ist gern witzig, naiv, räthselhaft, kann satirisch, pikant, kräftig sein, fragt gern, beachtet die Mundart des Volkes u. verräth seine Heimat 2c., was uns durch ein paar Beispiele belegt werden kann: „Bald ist angenehm", „Baar Geld kauft", „Früh Eh', früh Weh'", „Glück macht blind", „Erspart ist auch erobert", „Geld, das thut's", „Würden — Bürden", „Es gehen viel Straßen nach Darbstätt u. Mangelburg", „Eilesehr brach den Hals", „Lange Haare, kurzer Sinn", „Junger Reiter, alter Bettler", „Der Vormund nimmt soviel, daß dem Nachmund nichts übrig bleibt", „Er hat ein so enges Gewissen, daß man mit einem Fuder Heu durchfahren kann", „Zu Pfingsten auf dem Eise", „Der Magd Sonntag ist der Kuh stiller Freitag." Das Sp. weiß denselben Gedanken in den verschiedensten Formen auszudrücken, u. es zeigt u. hebt so den Reichthum unsrer Sprache. Für die eine Lehre: „Erforsche dich selbst!" haben wir eine große Anzahl sprüchwörtlicher Formen: „Greif' in deinen eignen Busen", „Guk' in dein eigen Häselein", „Kehr' vor deiner Thür", „Sieh' in dein eigen Spind", „Schau' in die eigne Schüssel", „Sieh' in deiner Küche nach", „Sieh' zuerst in dein Haus, darnach hinaus." — Die Lehre: „Sieh' auf das Kleine, denn aus dem Kleinen wird Großes", weiß das Spr. gar mannichfach einzukleiden: „Viel Federlein machen ein Bett", „Viel Glöcklein klingen durch", „Viel Körnlein machen einen Haufen", „Viel Krümlein geben auch Brot", „Viel Reislein machen einen starken Besen", „Viel Reglein machen auch naß", „Viel Schrittlein machen eine Meile", „Viele Tröpflein machen Wasser." Es ist oben bemerkt worden, daß bei verschiedenen Völkern unter denselben Verhältnissen derselbe Gedanke entstehen u. sprüchwörtlich werden kann, wenn auch die Einkleidung eine verschiedene ist. So kleidet sich z. B. der Satz, daß man da, wo nichts ist, nichts wegnehmen könne, der uns bei fast allen Völkern begegnet, fast überall in die gleiche Form. Wir Deutsche sagen: „Wo nichts ist, da hat der Kaiser sein Recht verloren"; die Böhmen: „Wo nichts ist, nimmt selbst der Tod nichts"; die Polen: „Auch Gott kann da nichts nehmen, wo sich nichts findet"; die Spanier: „Man muß da nichts suchen, wo nichts ist"; der Franzose: „Wo nichts ist, verliert der König seine Steuern"; die englischen Neger in Surinam: „Wenns im Vorrathhause alle ist, ist's auch vor der Hausthür alle." Dieser Satz wird aber auch noch durch andere deutsche Sprüche ausgedrückt, als: „Alle Menschen auf Erden können keinen Schleifstein schinden", „Wo es kahl ist, kann man nichts ausraufen", „Wo nichts innen ist, da geht nichts aus" 2c. Die Holländer sagen: „Einem Feldstein kann man die Haut nicht abziehen"; die Engländer: „Ein Ei ist schwer zu scheren"; die Albanesen: „Fahe einen Hasen u. ziehe ihm die Hosen aus"; die Finnen: „Aus der leeren Stube kann der Tod nichts nehmen"; die Perser: „Aus einem Eisenladen wird der Hund nicht viel forttragen"; die Franzosen: „Aus einem Sack kann nur kommen, was drin ist." Es sind dies nur einige Beispiele für eine Form des Ausdrucks; aber sie würden sich zu Hunderten beibringen lassen, wenn man die Biegungen u. Schattirungen des Gedankens in Betracht ziehen wollte, z. B.: „Aus leeren Taschen ist schlecht Geld zählen", was die Engländer so ausdrücken: „Samson war ein starker Mann, aber er konnte nicht zahlen, ehe er Geld hatte." Davon, wie verschiedene Völker in ihren Anschauungen über dieselbe Sache von einander abweichen, nur ein paar Beispiele, nur die charakteristische Verschiedenheit der Auffassung bei Deutschen u. Franzosen zu kennzeichnen. Wenn der Deutsche klagt: „Aller Anfang ist schwer", ruft der heitere Franzose: „Au commencement tout est beau" („Im Anfang ist Alles schön"). Seufzt der Deutsche: „Neuerung ist Theuerung", so ist dem Franzosen alles Neue schön („Au nouveau tout est beau"). Wenn der Deutsche einsieht, daß er fehl geht, od. nicht weiter kann, so tritt er zurück, indem er sagt: „Wer auf halbem Wege umkehrt, irrt nur die Hälfte"; der Franzose will seine Fehler od. seine Ohnmacht nicht eingestehen: „On va bien loin, depuis qu'on est las" („Man kann noch weit laufen, ehe man muß verschnaufen"). Ist der Deutsche mit Wenigem zufrieden, wenn er nicht mehr haben kann, sagend: „Besser icht's (Etwas) als nichts", erklärt der Franzose: „Ou bien ou rien" („Entweder Alles od. nichts"). — Vgl. J. M. Sailer, „Die Weisheit auf der Gasse" (Sulzbach 1843); Kirchhofer, „Wahrheit u. Dichtung, Sammlung schweizer. Sprüchwörter" (Zür. 1824); Sutermeister, „Die Schweizerischen Sprüchwörter" (Aarau 1869); Körte, „Die Sprüchwörter der Deutschen" (Lpz. 1861); Wander, „Allgemeiner Sprüchwörterschatz" (Hirschb. 1836); Birlinger, „So sprechen die Schwaben" (Berl. 1868); Schild, „Der Großätti aus dem Leberberge" (Solothurn 1863); Eichwald, „Niederdeutsche Sprüchwörter" (Lpz. 1860); Frischbier, „Preußische Sprüchwörter" (Berl. 1865); Herzog, „Das Sp. in der Volksschule" (Bas. 1868); Straub, „Vergleichung sinnverwandter Sprüchwörter" (Lpz. 1859); Wiegand, „Das Proverbium in grammat. Verwendung beim Elementar-Unterricht in der lat. Sprache. Sammlung von 1200 lat. Sprüchwörtern" (Lpz. 1861); Büchmann, „Geflügelte Worte" (9. Aufl., Berl. 1876). Das umfänglichste Werk ist Wander's „Deutsches Sprüchwörterlexikon" (Bd. 1—5, Lpz. 1863—78).

Sprudelstein, steinartige Salzmassen, die sich am Rande heißer Quellen, z. B. am Karlsbader Sprudel, sowie an in solches Wasser gehängten Gegenständen krystallinisch absetzen. Der Sp. besteht hauptsächlich aus den Karbonaten des Kalks, der Magnesia u. des Eisenoxyduls, welche im Wasser als doppelkohlensaure Salze gelöst sind.

Spruner, Karl v., Historiker, Geograph u. Dramendichter, geb. zu Stuttgart 1803; widmete sich schon im Kadettencorps zu München, dem er seit 1814 angehörte, mit besonderer Vorliebe historischen u. geographischen Studien, die er auch, 1825 als Leutnant ins bayr. Heer getreten, fortsetzte, u. wurde 1851 als Hauptmann dem Generalstabe zugetheilt. Als Oberst ward er Flügeladjutant König Maximilian's II., u. König Ludwig II. wählte ihn nach seiner Thronbesteigung zum Generaladjutanten u. ernannte ihn später zum Generalleutnant, als welcher er noch jetzt in München lebt. Am bekanntesten hat sich Sp. durch seine Kartenwerke gemacht, zu denen insbes. gehören: „Historisch-geographischer Handatlas in 118 Blättern u. 3 Abtheilungen mit erläuterndem Texte" (Gotha 1837—57 u. ö.); „Historisch-geographischer Schulatlas" (ebd. 1856 u. ö.); „Historisch-geographischer Atlas von Oesterreich" (ebd. 1860 u. ö.); „Historische Karte von Europa, Westasien u. Nordafrika" (ebd. 1861 u. ö.). Außerdem sind die von ihm in Gemeinschaft mit Hänle verfaßten Reisehandbücher für die Maingegenden u. die unterfränkischen Gebirge zu nennen u. von seinen Arbeiten auf dem dramatischen Gebiete die fünfaktigen Dramen „Der letzte Bruderkampf im Hause Wittelsbach" (Lpz. 1858) u. „Die Wiege des Glücks" (Nördl. 1875).



Nr. 5098. Spulwurm (Ascaris lumbricoides).
1 Lippen mit Tastpapillen (von oben gesehen), 2 Kopfende.

Spulwürmer (Ascarida) bilden eine in 200 Arten bekannte Familie der Fadenwürmer (Nematoden). Der gemeine Spulwurm (Ascaris lumbricoides) hat bei Federkielsdicke eine Länge von 15—40 cm. u. eine cylindrische Gestalt, die sich vorn mehr, hinten weniger verschmächtigt. Sein dreieckiger Mund ist von drei an ihrer Basis ringförmig abgesetzten, am Rande mit zahlreichen Zähnchen (bis je 200) bewaffneten Lippen umgeben. Das kurze Schwanzende hat eine zapfenförmige kleine Spitze u. ist beim Männchen nach der Bauchseite hin eingerollt u. mit Papillen besetzt; bei dem weit größern Weibchen liegt die Geschlechtsöffnung ziemlich in der Mitte des Leibes. Dieser gemeine Spulwurm gehört zu den am weitesten verbreiteten Eingeweidewürmern, er bewohnt den Dünndarm aller Menschenrassen, am häufigsten der Kinder von 3—10 Jahren u. der Neger unter den farbigen Menschen. Oft verirrt er sich auch in den Blinddarm od. aufwärts in den Magen u. die Speiseröhre, aus der er dann durch Erbrechen entleert wird od. von selbst herausstriecht. Oft wandert er freiwillig aus od. geht bei Darmkrankheiten ab. Reichliche Ernährung u. Unreinlichkeit befördern seine Vermehrung; meist bewohnen sehr zahlreiche Individuen einen Wirth. Außer dem Menschen beherbergen ihn auch der Orang Utang, das Schwein, Rind, Pferd sowie die Robben; zum Abtreiben bedient man sich der „Semina cinae", „Zittwer- od. Wurmsamen" (der Blütenknospen von Artemisia glomerata u. A. inculta). Auch der 5—12 cm. lange Katzen-Spulwurm (Asc. mystax) kommt gelegentlich im Menschen vor. Zur Familie der Sp. gehört auch der Springwurm (s. d.).

Spus (spr. Spusch), befestigter Ort im osmanischen Vilajet Skutari (Nordalbanien), der äußerste Punkt des nach Montenegro vorspringenden osmanischen Gebiets; liegt an der in die Moratscha sich ergießenden Zeta u. deckt die Straße von Montenegro nach der gegen 2 Meilen südöstlicher gelegenen, gegen 6000 E. zählenden festen Stadt Podgorizza. Beide Orte sind häufig Schauplätze blutiger Kämpfe zwischen Türken u. Montenegrinern gewesen, nam. wurden Erstere 15. Dez. 1852 bei Sp. durch den Fürsten Danilo geschlagen. Am 22. Okt. 1877 begannen die Montenegriner Sp. zu belagern.

Square (engl., spr. Skwähr), eigentlich ein Viereck, dann eine Gartenanlage auf einem öffentlichen Platze.

Squatters (engl., spr. Skwätters) heißen im W. Nordamerika's jene Ansiedler, welche sich auf noch nicht kultivirten Ländereien niederlassen, ohne durch Kauf od. Pachtung dazu berechtigt zu sein; in Australien

Diejenigen, die außerhalb der vermessenen Ländereien im Innern des Landes große Strecken von Weideland zum Betriebe der Schaf- od. Rindviehzucht von der Regierung gepachtet haben.

Squire, s. v. w. Esquire (s. d.). **St.,** Abkürzung für Sankt.

Staar (Sturnus vulgaris), ein 20 cm. großer Vogel der Rabenfamilie, mit geradem, scharfgespitztem Schnabel, glattem Kopfe u. schwärzlichem, grün- u. purpurviolettschillerndem, weiß gesprenkeltem (daher auch „Sprehe", vom altdeutschen sprikan, sprenkeln), in der Jugend graubraunem, an der Kehle weißem Gefieder. Während er den Winter in Nordafrika verlebt, hält er vom Februar bis in den Oktober od. November sich als Zugvogel bei uns auf. Er liebt die Nähe des Menschen, denen er als Kirschenfreund nicht eben sehr schädlich, als Vertilger zahlloser Maden, Raupen, Heuschrecken u. Schnecken aber überaus nützlich, wie durch sein Schwätzen u. Singen angenehm wird. Dem Weidevieh u. den Hunden liest er eifrig die Insekten ab. Er baut in Baum- u. Mauerlöcher, recht gern auch in dargebotene Nistkästen, sobald deren Lage u. bes. die Weite des Fluglochs ihm passend erscheint. Das Weibchen legt 4—7 hell meergrüne Eier u. brütet allein 14 Tage; die erste Brut fliegt im Mai, die zweite im Juni aus, beide Eltern füttern die Jungen mit Insekten u. Würmern auf. St.e werden leicht zahm, sie ahmen Thierstimmen nach u. lernen sprechen. Von verwandten Gattungen sind zu nennen: der Rosenstaar (Pastor roseus), der Beutelstaar (Cassicus persicus), der Viehstaar (Icterus pecoris [s. d.]).

Staar, grauer (Cataract), heißt jede Trübung der Krystalllinse des Auges od. ihrer Kapsel. In ersterem Falle spricht man von Linsen-, im zweiten von Kapselstaar. Die Linse selbst kann partiell od. total getrübt sein; man nennt Kernstaar jene Trübungen, welche in den centralen — Rindenstaar solche, welche in den peripheren Schichten des Krystalls ihren Sitz haben, Schichtstaar aber solche, welche nur eine mehr od. weniger dicke, mehr od. weniger peripher gelegene, sowol nach dem Centrum zu wie nach außen von durchsichtiger Linsensubstanz begrenzte Schicht betreffen. Die Trübungen der Kapsel sind, wenn für sich allein bestehend, stets nur partiell.

Der graue St. ist vorzugsweise ein Leiden des Kindes- u. des Greisenalters, kann sich aber allerdings auch in der mittleren Lebensepoche entwickeln. Partialstaar ist meistens angeboren, Totalstaar seltener. Verletzungen der Linse, ja selbst geringfügige Kontinuitätstrennungen der Kapsel, führen zur Staarbildung (mit nachfolgendem theilweisen od. totalen Untergang der Linse), andererseits kann dieselbe die Folge sein von gewissen Allgemeinkrankheiten (der Zuckerharnruhr u. a.) od. solchen Erkrankungen im Auge selbst, welche die Gefäßhaut (die Choroidea, den hinteren u. Haupttheil des hauptsächlich der Sekretion, der Ernährung des Augeninnern dienenden Systems der Uvea [s. Art. „Auge"]) betreffen; weitaus am häufigsten ist sie das Resultat der senilen Metamorphose der Linse. Unter allen diesen Umständen ist die Staarbildung gleichbedeutend mit einer Entartung (krümeligem Zerfall) der Linsenfasern, welche höchst wahrscheinlich aus einer Störung der Ernährung derselben hervorgeht. Während beim „Greisenstaare" infolge zunehmender Verdichtung des Linsenkerns die gleichmäßige Durchtränkung aller Schichten mit Ernährungsflüssigkeit behindert u. so eine Lockerung des Zusammenhaltes, eine Spaltung zwischen Rinden- u. Kernschichten herbeigeführt u. durch diese Zerklüftung mehr ein mechanischer Anlaß zur Trübung der Fasern gegeben wird, ist es in den aufgeführten Kategorien von allgemeinen od. Augenleiden vielmehr die veränderte chemische Zusammensetzung der Ernährungsflüssigkeit, welcher wir die Schuld an der Entwicklung des St.s zuschreiben müssen. Nach Vollendung der Staarbildung kann entweder die Aufnahme von Flüssigkeit fortdauern, wodurch die Staarmasse allmählich selbst verflüssigt wird, od. es wird umgekehrt Flüssigkeit nach außen abgegeben, wobei die Masse sich mehr u. mehr eindickt u. die Linse zu einer sehr derben, harten Scheibe zusammenschrumpft. Ersteres kommt im Jugendalter häufiger vor. Heutzutage wird an andere Behandlung des grauen St.s als an die operative nicht mehr gedacht. Die Linsentrübung kann durch keine Mittel geheilt od. aufgehellt werden, es kann sich nur darum handeln, das Hinderniß zu beseitigen, welches die getrübte Linse für das Sehen abgiebt. Dies kann, wenn wir von dem Operationsverfahren bei Schichtstaar u. St. jugendlicher Individuen absehen, auf die Weise geschehen, daß man die Linse nicht aus dem Auge entfernt, sondern sie nur mittels einer dazu geformten, vorn etwas platten Nadel aus dem Gebiete der Pupille in den Glaskörper hinabsenkt. Diese Methode (der Depression od. Reklination) ist die ältere, bietet aber weit geringere Chancen für ein gutes Sehvermögen, ja selbst für den Bestand des Auges. Deshalb ist sie durch die von dem Franzosen Daviel gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts zuerst geübte Methode verdrängt worden, welche darin besteht, die getrübte Linse durch eine entsprechend große Wunde in dem vorderen Abschnitt des Augapfels gänzlich aus dem Auge zu

entfernen Extraktionsmethode. Die fehlende Linse wird durch eigens für diesen Zweck geschliffene Brillen, sog. Staarbrillen, ersetzt. In neuerer Zeit ist dem Verfahren Daviel's von A. v. Gräfe ein anderes, wesentlich gefahrloseres substituirt worden, u. sind seitdem die Mißerfolge der „Staaroperation" noch mehr Ausnahmen geworden. Ueber den Zeitpunkt der vorzunehmenden Operation entscheidet das Stadium, in welchem sich der Umbildungsprozeß in der Linse befindet. Mit den Namen „grüner St." u. „schwarzer St." bezeichnete man früher Krankheitszustände des Augapfels, welche für uns – seit Erfindung des Augenspiegels – alles Gemeinschaftliche mit dem (grauen) St. verloren haben. Dort handelt es sich um einen unter beträchtlicher Spannungsvermehrung des Augapfels einhergehenden Verlust des Sehvermögens: der grünliche Schimmer aus der Pupille in solchen Fällen ist etwas Accidentelles. Der Allgemeinbegriff „schwarzer St." aber, welcher auf alle Erblindungen mit unverändertem Aussehen der Pupille ausgedehnt war, hat die heutige Ophthalmologie in eine größere Anzahl Krankheitsgruppen zerlegt, welche den tieferen Theil des Auges od. des Sehnerven betreffen.

Staat (lat. res publica, civitas, griech. πόλις). Begriff u. Wesen des St.es sind von den Männern der Wissenschaft, Philosophen, Staatslehrern, Politikern, Nationalökonomen, sehr verschieden definirt worden. So ist der St., von allen früheren u. anderen Definitionen abgesehen, nach Fichte eine „Gemeinschaft zur Verwirklichung des Rechts sowie des äußeren u. inneren Wohles", nach Savigny: „die äußere Form, die sich das innere Leben der Nation auf natürliche Weise selbst geschaffen hat", nach Ahrens: „die gesellschaftliche Rechtsordnung", nach Zöpfl: „der Zustand ansässiger Familien in völkerschaftlicher Einigung auf einem bestimmten Landesbezirke", nach Bluntschli: „die Gesammtheit von Menschen in der Form von Regierung u. Regierten auf einem bestimmten Gebiete, verbunden zu einer sittlich-organischen Persönlichkeit", nach Mohl: „der dauernde einheitliche Organismus derjenigen Einrichtungen, welche, geleitet durch einen Gesammtwillen sowie aufrecht erhalten u. durchgeführt durch eine Gesammtkraft, die Aufgabe haben, die erlaubten Lebenszwecke eines bestimmten u. räumlich abgeschlossenen Volkes, u. zwar vom Einzelnen bis zur Gesellschaft, zu fördern", nach Treitschke: „das Volk in seinem einheitlichen äußeren Zusammenleben", nach Roscher: „eine unabhängige, mit einer physischen Zwangsgewalt versehene u. auf unbeschränkte Dauer berechnete Gesellschaft". Jedenfalls ist der St. nicht blos eine Form od. ein Zustand od. ein Organismus von Einrichtungen, sondern ein einheitliches Volksganzes, ein Gemeinwesen auf einem bestimmt begrenzten Territorium (Staatsgebiet) mit einem auf die Erreichung des Staatszweckes gerichteten, durch die Regierung (Staatsgewalt) verkörperten Gesammtwillen, dessen Grenzen u. Ausübungsart durch die Verfassung (s. d.) in weitestem Sinne des Wortes normirt sind, mag nun letztere in einem einzigen Grundgesetze (s. d.) od. in einer Reihe einzelner Grundgesetze (wie in England in der Magna charta, der Bill of rights 2c.) niedergelegt sein, od. auch nur nach Herkommen u. thatsächlichen Machtverhältnissen sich gestaltet haben. Organ, Repräsentant des St.es, als einer juristischen Person, ist das Staatsoberhaupt, der Staatsherrscher (Fürst, Präsident, Senat, Diktator 2c.). Er ist der Träger der nothwendigerweise auch mit einer äußeren Macht ausgestatteten Staatsgewalt, aber nicht in eigenem, sondern nur im Interesse des St.es. Im Patrimonialstaate des Mittelalters z. B. wurde vom Fürsten die Regierungsgewalt wie ein Privatrecht angesehen u. ohne Bedenken verkauft u. verpfändet, u. als die Devise des absolutistischen „Königthums von Gottes Gnaden" kann das Wort Ludwig's XIV.: „Der St. bin ich", gelten. Die einzelnen Personen, über welche sich die Staatsgewalt als die oberste u. höchste im St.e erstreckt, nennt man **Unterthanen** od. **Staatsbürger** in weitestem Sinne. Die Unterthanenschaft besteht entweder in einem bleibenden persönlichen Rechtsverhältnisse, wie es regelmäßig dem Eingeborensein in einem St.e entspringt, u. wird dann zur **Staatsangehörigkeit** (s. unter „Indigenat"), od. sie gründet sich auf ein vorübergehendes persönliches Verhältniß, das mit einem bloßen Aufenthalt auf kürzere od. längere Zeit in dem betreffenden Staatsgebiet zusammenhängt u. mit demselben auch endet (temporäre Unterthanenschaft). In gewisser Hinsicht u. je nach den Einrichtungen der verschiedenen St.en mit verschiedener Wirkung entsteht die Unterthanenschaft sogar schon durch das dingliche Verhältniß des Besitzes eines im Staatsgebiet gelegenen Grundstücks. Dem Zwecke des St.es gemäß können nun aber mit der Staatsangehörigkeit auch in Bezug auf das Gemeinwesen Rechte verbunden sein, die den Staatsbürger in weitestem Sinne zum Staatsbürger in engerem Sinne machen u. deren Vollgenuß man das **Staatsbürgerrecht** nennt. Dahin sind zu rechnen das Recht der freien Meinungsäußerung, der freien Religionsübung, das Petitionsrecht, das Recht zur Bekleidung öffentlicher Aemter, das Recht als Geschworener zu fungiren 2c. Von höherer Bedeutung ist das Staatsbürgerrecht da, wo die Verfassung den Staatsangehörigen in ihrer Gesammtheit eine Vertretung behufs der Theilnahme an den Staatsaufgaben sichert; hier bildet das Wahlrecht u. die Wählbarkeit zu dieser Vertretung einen wesentlichen Bestandtheil des vollen Staatsbürgerrechts. Die Erlangung des Staatsbürgerrechts ist an gewisse Bedingungen geknüpft (Alter, Besitz, Unbescholtenheit), was zur Folge hat, daß es auch wieder genommen werden kann, sei es auf immer od. auf eine gewisse Zeit. Zwar nicht den St. selbst, seinem Begriffe nach, sondern nur die Ordnungen des St.es u. die Grundformen des öffentlichen Rechts betreffen die verschiedenen **Staatsformen**, die sich nach der Verfassung in weiterem Sinne richten, bezüglich sich ans Prinzip der höchsten Gewalt im St.e anschließen, aber sie haben für die Grundrichtung des gesammten Staatslebens die größte Bedeutung. Es sind dies die **Monarchie** (s. d.), bezüglich die **Despotie** (s. d.) als deren Ausartung, u. die **Republik** (s. d.), welch letztere einerseits zur **Aristokratie** (s. d.), bezüglich zur **Oligokratie** od. **Oligarchie** (s. d.) u. **Timokratie** (s. d.), andererseits zur **Demokratie**, bez. zur **Ochlokratie** (s. d.) werden kann. Alle diese Staatsformen haben freilich im Laufe der Zeit einen ganz anderen Charakter angenommen u. sind auch durch mannichfache Mischungen wie durch den Einfluß neuer Institute u. Verhältnisse vervielfacht worden. Unter den gemischten Verfassungen ist nam. die beschränkte od. konstitutionelle Monarchie zu nennen. Sämmtliche auf das Staatsleben sich unmittelbar beziehenden, also auch auf die Bildung des eigentlichen Staatsmannes u. staatsmännisch wirkenden Staatsbürgers berechneten wissenschaftlichen Disziplinen bilden den Gegenstand der **Staatswissenschaft** od. **Staatslehre**. Diese hat sich erst in neuerer Zeit aus einer mehr od. weniger willkürlichen Gruppirung von Disziplinen, die zwar unter sich in einem natürlichen Zusammenhange stehen, aber auf selbständigen Prinzipien beruhen, zu einem System ausgebildet; doch herrscht darüber, welche Disziplinen dazu gehören, noch immer Streit. Nach Lorenz Stein's (s. d.) „System der Staatswissenschaft" handelt es sich bei der Staatswissenschaft um die Erkenntniß derjenigen organischen Einheit unter den Menschen u. ihrer Gesetze, nach denen die Menschheit durch ihre lebendige, aber verbundene Thätigkeit ihren höchsten Zweck äußerer Entwicklung, die volle Entfaltung der menschlichen Herrschaft in der Natur erreicht, u. werden ihre Grundlagen gebildet einerseits von der Statistik (s. d.), andererseits von der Bevölkerungslehre (Populationistik) od. der Lehre von den Gesetzen, nach denen sich die Menschen vertheilen u. vermehren. Der erste Haupttheil der Staatswissenschaft besteht aus der **Nationalökonomik** od. **Volkswirthschaftslehre** (s. d.), die Rob. v. Mohl (s. d.) in seiner „Encyklopädie der Staatswissenschaft" (§. 9, S. 53) gerade ausgeschlossen wissen will, obgleich noch jetzt der Ausdruck „Staatswissenschaftslehre" (franz. économie politique, engl. political economy) häufig mit dem Ausdruck „Volkswirthschaftslehre" als synonym gebraucht wird. Richtiger freilich ist es, unter Staatswirthschaftslehre nur die Lehre von der wirthschaftlichen Gesetzgebung u. Verwaltung des St.es zu verstehen, doch fällt materiell ihr Gegenstand fast gänzlich mit dem der Volkswirthschaftslehre zusammen. Den zweiten Haupttheil der Staatswissenschaft macht die von Mohl gleichfalls ausgeschlossene **Gesellschafts-** od. **Soziallehre** aus, in der sich die Volswirthschaftslehre von einer Erwerbswissenschaft des Volkes zu einer Wissenschaft von der Befriedigung der Bedürfnisse der Menschen in der Gesellschaft erweitert hat (Samter, „Sozial-Lehre", Lpz. 1875). Die eigentliche Staatslehre enthält dann die Lehre von Verfassung u. Verwaltung, das engere Gebiet der Staatswissenschaft. Die **Verfassungslehre** bezieht sich auf Dasjenige, was man unter der inneren **Politik** (s. d.) versteht. Zur **Verwaltungslehre** gehört zuerst die **Finanzwissenschaft** (s. d. unter „Finanzen"), dann das **Staatsrecht** (s. d.) u. endlich die **Polizei-** od. **Regierungswissenschaft**, d. h. die Lehre von der Staatsgewalt, welche einerseits Störungen der äußeren Sicherheit u. Ordnung unmittelbar zu verhindern u. andererseits die nach dem jeweiligen Kulturstande des St.es für erforderlich geltenden Anstalten zur Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt mit staatlichen od. kommunalen Mitteln ins Leben zu rufen bestimmt ist. Letzter Gegenstand der Staatswissenschaft ist der Verkehr der einzelnen St.en unter einander, dessen Hauptgebiete das **Völkerrecht** (s. d.) u. die **Diplomatie** (s. d.) bilden. — Was die Entstehung des St.es anbelangt, so ist den berühmten Theorien eines **Hobbes** (s. d.), **Locke** (s. d.), **Pufendorf** (s. d.) u. **Rousseau** (s. d.) die geschichtliche Anschauung entgegenzusetzen, soweit eine solche bei der mangelhaften Kenntniß von der Urzeit der meisten St.en überhaupt möglich ist. Dieselbe zeigt eine große Mannichfaltigkeit, für die meisten St.en aber eine allmähliche Entwicklung der Staatsgewalt. Der Trieb zur staatlichen Organisation wohnt dem Menschen von Natur ebenso inne wie das Bedürfniß der Sprache, des Rechts, der Wissenschaft u. Kunst. Die wichtigsten Keime des werdenden St.es sind die Familie u. die Gemeinde. Die Gewalt, welche auf niederen Kulturstufen der Familienvater ausübt, wird Vorbild der Staatsgewalt,

u. auch da, wo sich der Ursprung des St.es aus der Familie nicht nachweisen läßt, pflegen doch die ältesten politischen Formen gern nach Analogie der häuslichen aufgefaßt zu werden; daher die häufig vorkommenden Bezeichnungen: Väter, Aelteste, Stämme, Phratrien, Geschlechter, Prytaneum (Herd für Mittelpunkt der Regierung) 2c.

Eine Vorstufe zu den eigentlichen Staatsgattungen bildet daher die sog. patriarchalische Regierungsform, bei der die oberste Leitung dem anerkannten Stammeshaupte od. ausnahmsweise der Versammlung sämmtlicher Familienväter, bez. dem Rathe der Aeltesten, übertragen ist. Die Art der Gewalt, die Mittel ihrer Ausübung sind die eines Hausvaters; die einzelnen Familien, welche das Gemeinwesen bilden, haben noch das Bewußtsein ihrer Stammesverwandtschaft, u. Verkehr u. Arbeitstheilung sind auf die allerersten Anfänge beschränkt; wenn für Schlichtung etwaiger Streitigkeiten u. Abwehr äußerer Feinde gesorgt ist, so ist der Zweck eines solchen Gemeinwesens erfüllt. Sobald höhere Lebenszwecke zur Geltung kommen, Arbeitstheilung u. Verkehr sich entwickeln, gesellschaftliche Kreise sich absondern, kann eine so einfache Verfassung nicht mehr genügen. Wird sie gleichwol in einem großen St.e, bei komplizirten Verhältnissen festgehalten, so sind chines. Zustände die unausbleibliche Folge: die patriarchalische Herrschaft wird zur Despotie. Mit der patriarchalischen Regierungsform nahe verwandt ist die Theokratie (s. d.). Für die Anschauung vom St.e, wie sie sich in den beiden Hauptkulturvölkern des Alterthums, den Griechen u. Römern, manifestirt, — für den klassischen od. antiken St. — ist der Grundgedanke ein möglichst vollkommenes Gemeinleben (griech. κοινωνία, lat. res publica), in dem jeder Einzelne seine Befriedigung findet, aber auch vollkommen aufgeht. Die persönliche u. wirthschaftliche Freiheit ist auf das geringste Maß beschränkt; der einzelne Mensch hat seine besonderen Interessen denen der Gesammtheit unterzuordnen, selbst bis zur Aufgebung des Privateigenthums u. des abgesonderten Familienlebens; nicht blos der Unterricht, sondern die gesammte Erziehung ist Sache des St.es; die Verfolgung einer geistigen Richtung, welche mit der der Gesammtheit nicht übereinstimmt, ist als schweres Vergehen verboten u. wird bestraft: für einen Sokrates (s. d.) hat ein solcher St. keinen Raum; die härteste Strafe nach der Lebensberaubung ist Verbannung, welche von allen Gewohnheiten u. Zwecken des ganzen Daseins ausschließt; dagegen nimmt aber auch jeder Bürger vollen Antheil am Staatsleben u. hat Anspruch an den Genuß aller Güter u. Vortheile, welche dem St.e gehören. Mit unserer modernen Lebens- u. Staatsauffassung steht der antike St. schon deshalb in Widerspruch, weil derselbe wesentlich auf der Sklaverei ruhte, durch welche der Freie fast jeder eigentlich wirthschaftlichen Thätigkeit enthoben u. so seine volle Hingabe an die Staatsgeschäfte erst ermöglicht wurde. In schroffem Gegensatz zum antiken Staatsbegriff stand der im Mittelalter vorherrschende Patrimonial-St., der einerseits durch das Vorhandensein einer auf großem Grundbesitz, Kriegsruhm od. dgl. beruhenden Macht, andererseits durch eine in Besitz, Erwerben u. naivem Genuß ihr Genüge findenden Lebensauffassung bedingt ist. Hier geht der St. auf in den besonderen Verhältnissen der Einzelnen od. gewisser Klassen, Korporationen zur Regierung. Das Staatsoberhaupt, gleichviel ob eine einzelne Person (Fürst) od. eine juristische Person (wie z. B. eine Stadtgemeinde), übt keine ihm blos übertragene Macht aus, sondern es besitzt seine Macht kraft eigenen Rechtes u. als Privateigenthum. Andererseits üben die Unterthanen ihre Rechte gegen die Fürsten als Privatrechte aus; als solche werden auch die heute öffentlichen Aemter ausgeübt, sie können daher vererbt, wol auch sonst veräußert werden. Die Verpflichtung zum Kriegsdienste richtet sich nur nach besonderen Vereinbarungen u. dem Herkommen. Die Gerichtsbarkeit u. die gemeiniglich noch geringen polizeilichen Anstalten liegen in den Händen von Privaten, Gemeinden u. anderen Korporationen (Patrimonialgerichtsbarkeit, gutsherrliche Polizei 2c.). Gemeinden, Klöster besitzen die weitgehendste Autonomie u. sind durch Privileg von der Staatsgesetzgebung eximirt (Immunitäten). Also überall St.en im St.e, die ausgedehntesten „Freiheiten u. Privilegien“, aber eben deshalb kein eigentlicher St., keine wahre gesetzliche u. allgemeine Freiheit; Bannrechte, Monopole, Zunftrechte u. Frohnden sind für diesen Zustand charakteristisch. Die wichtigste Unterart dieser Gattung ist der Feudalstaat, hervorgegangen aus dem mittelalterlichen Lehnswesen, welches mit seinen Analogien fast alle Lebensverhältnisse beherrschte. Ueberreste desselben erhielten sich bis auf unsere Zeit. Gegen das Ende des Mittelalters begann der Uebergang vom Patrimonialstaate in den Polizeistaat, der, oft freilich nur als Vorwand für absolutistische Gelüste, das Glück der „Unterthanen“ befördern will, sei es auch ohne u. selbst gegen ihren Willen. In alle Lebensverhältnisse greift die allein weise Regierung mit ihren Ordnungen u. Reglements ein, u. während der antike St. das vollste Maß der politischen Freiheit gewährte, ist der Polizeistaat auch darin absolutistisch; „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“, „Alles für – nichts durch das Volk“, ist die Devise des sogenannten aufgeklärten Despotismus, welcher nach der religiösen Zwingherrschaft eines Philipp II. u. dem höfischen Absolutismus eines Ludwig XIV. die dritte Unterart des Polizeistaates bildet. Charakteristisch für denselben sind daher obrigkeitliche Konzessionen, Prüfungen u. Taxen, Schutzzölle u. Ausfuhrprämien, das Paßwesen, Beschränkung des Vereinsrechts, der Preßfreiheit 2c. Insofern der Polizeistaat dem Begriffe der Staatsgewalt, den St.en im St.e gegenüber, zuerst wieder Geltung verschaffte, bildete er die nothwendige Uebergangsstufe zum modernen Rechtsstaat, dessen erste u. nächstliegende Aufgabe in der Aufrechthaltung der Rechtsordnung in weitestem Sinne besteht. In demselben sind die Rechte des Einzelnen weder abhängig von einem religiösen Glauben, wie in der Theokratie, noch sind Fremde rechtlos, wie im antiken St.e, aber derselbe kann auch keinen St. im St.e dulden, wie der Feudalstaat. Es herrscht relative Freiheit Aller gegen Alle, so daß ein Jeder seine Zwecke nach eigener Lebensauffassung u. mit freigewählten Mitteln verfolgen kann, soweit die Rechte Anderer u. der Gesammtheit dadurch nicht geschädigt werden; Freizügigkeit, Gewerbe- u. Handelsfreiheit, das Koalitionsrecht, das Recht, sich zu verehelichen, ohne erst der umständlichen u. meist doch nur illusorischen Vermögensnachweise zu bedürfen, u. viele andere Dinge, die durch die eigene Einsicht der Betheiligten u. durch den freien Verkehr besser geregelt werden, als durch staatliche Einmischung u. Bevormundung, sind im Rechtsstaate anerkannt u. gewährt. Unter den Mitteln der Sicherung der Rechte sind die hauptsächlichsten: Repräsentativverfassung, Preßfreiheit, freies Vereins- u. Versammlungsrecht, Unabsetzbarkeit der richterlichen Beamten, Gestattung des Rechtswegs gegen Uebergriffe der Polizei 2c. Außer der Gewährung von Rechtsschutz u. Rechtssicherheit hat der Rechtsstaat, um sich zu voller Kraft zu entfalten, natürlich auch anderen Kulturinteressen des Volkes, bez. der Nation, seine Sorge zuzuwenden. Hierzu gehört auch der Schutz der staatlichen Selbstständigkeit gegen äußere Angriffe. Daher sind einerseits minder mächtige Völker u. kleine Volksstämme zur eigenen Staatenbildung überhaupt nicht geeignet; vielmehr sind sie entweder darauf angewiesen, durch besondere völkerrechtliche Verbindungen mit anderen sich die erforderliche Sicherheit ihrer Selbständigkeit zu verschaffen, od. sie werden durch Unterdrückung unter die Herrschaft mächtigerer St.en gestellt. Andererseits ist in jeder Nation als solcher das staatenbildende Element am stärksten, da sich unter dem Bande gleicher Nationalität, also beim Vorhandensein gemeinsamer Momente, welche als angeboren erscheinen (Sprache, Sitte, Charakter), auch am ersten sich eine gemeinsame volksthümliche Ansicht von der Nothwendigkeit der Handhabung gewisser Interessen als allgemeiner u. gemeinsamer, d. i. eines gemeinsamen nationalen Rechts u. einer gemeinsamen obersten Gewalt zur Uebung dieses Rechts, herausbildet. Demgemäß hatte das sog. Nationalitätsprinzip schon in der antiken Welt einen bedeutenden Einfluß auf die Staatenbildung. Das Nationalitätsprinzip ist in unserer Zeit zum ersten Mal auch zu einem Staatsprinzip erhoben worden. Die Eigenart des deutschen Nationalstaates, der sich aus dem preuß. Kern entwickelt hat, ist die vorzügliche Durchbildung seiner einzelnen Glieder. Der Nationalstaat im Allgemeinen ist entweder ein Bundesstaat, ein Staatenbund od. ein Einheitsstaat (s. darüber „Bundesstaat“). Die ersteren beiden können ein Uebergangsstadium zum Einheitsstaate bilden. Die Frage endlich, wie groß ein St. sein dürfe, ist nur ganz allgemein dahin zu beantworten, daß noch eine einheitliche Regierung möglich sein muß. Diese Möglichkeit hängt aber von konkreten Verhältnissen ab. Ein Alexander, ein Karl d. Gr. vereinigen ungeheure Ländergebiete unter ihrem Scepter, unter ihren Epigonen aber fallen sie aus einander. Die Idee eines Weltstaates ist ein Traum, der sich in totalem Sinne wol nie verwirklichen wird, so gewiß auch die volkswirthschaftlichen Interessen sich mehr u. mehr über Länder u. Erdtheile erstrecken u. das Verhältniß von St. zu St. friedlicher gestalten.

Staatsabgaben, s. „Steuern“.

Staatsangehörigkeit, s. „Indigenat“.

Staatsanleihen, s. „Anleihen“.

Staatsanwaltschaft, diejenige Justizbehörde, deren Hauptaufgabe in einer Mitwirkung bei der Verfolgung strafbarer Handlungen dergestalt besteht, daß sie bei den Vorerörterungen aus der Sammlung von Verdachtsspuren aller Art das Material zur Begründung eines Antrages auf Untersuchung gegen eine bestimmte Person u. dadurch auf strafrechtliche Verfolgung eines Verbrechens zu gewinnen, sowie dann in der Hauptverhandlung im allgemeinen Interesse der bürgerlichen Gesellschaft als Ankläger aufzutreten hat. Das Institut der St. in seiner heutigen Ausbildung ist franz. Ursprungs u. hat sich aus den von den Königen in Frankreich schon frühzeitig bei den Gerichtsämtern u. Parlamenten angestellten königl. Advokaten u. Prokuratoren (gemeinhin Gens du Roi genannt) entwickelt, die zwar, gleich den früheren deutschen Fiskalen, Anfangs nur die königl.

Domänen u. sonstige Interessen zu vertreten hatten, die aber an Macht u. Bedeutung mehr u. mehr gewannen, als die königl. Gewalt durch sie den nach Unabhängigkeit strebenden Parlamenten entgegenzuwirken suchte. In der Revolutionszeit traten an ihre Stelle Kommissare des Nationalkonvents, die bald als öffentliche Ankläger, bald aber auch als Direktoren der Jury fungirten. Bei der 1810 durch Napoleon vorgenommenen Reorganisation der Gerichte u. des Kriminalprozesses (s. d.) wurde der St. eine Stellung neben den Gerichten angewiesen u. erhielt sie in der Hauptsache wieder die früheren Obliegenheiten u. Befugnisse, als da sind im Strafrechte die Verfolgung aller Verbrechen u. Vergehen sowie die Sorge für Vollstreckung des Urtheils, in Civil- u. Lehnssachen neben dem Fiskalat auch die Ueberwachung der Interessen der Minderjährigen, der Abwesenden, der Kirche u. der geistlichen u. weltlichen Körperschaften, außerdem die Beaufsichtigung sämmtlicher zur Justiz gehörigen Personen u. die Verfolgung der Fehler gegen die Disziplin sowie die Kontrole der Civilstandsregister. Diese Obliegenheiten u. Befugnisse behielt unter gewissen Modifikationen das Institut der St. auch in denjenigen deutschen Rheinlanden, wo seit der Napoleon'schen Herrschaft das franz. Recht geltend blieb. In den meisten übrigen Staaten wurde zwar 1848 bei der Umwandlung des Strafprozesses die St. in Verbindung mit dem Anklageverfahren gleichfalls eingeführt, jedoch unter Beschränkung ihrer Thätigkeit auf den Strafprozeß. Die oberste Leitung der St. hat in größeren Staaten ein Generalstaatsanwalt, der meistens zugleich die staatsanwaltlichen Geschäfte am obersten Gerichtshofe des Landes besorgt (in Frankreich der Generalprokurator [Procureur général] am Pariser Kassationshofe); unter diesem fungiren für die Bezirke der Appellations- u. Obergerichte die Oberstaatsanwälte (Generalprokuratoren) u. unter diesen wieder für die Gerichte der ersten Instanz die Staatsanwälte (Prokuratoren); bei größeren Gerichten stehen dem Staatsanwalte Gehülfen od. Substitute zur Seite. England kennt das Institut der St. in solcher Art nicht, da dort die Stellung der Anklage auch im Kriminalprozesse in der Regel Privatsache ist; nur wo es sich um eine Verletzung der Rechte der Krone od. um einen unmittelbaren Angriff gegen die Regierung handelt (in Felonie- u. Libellsachen), tritt der Attorney-General (s. d.) od. sein Stellvertreter, der Solicitor-General, selbst als Ankläger auf. Vgl. Thesmar, „Die St." (Bonn 1844); Frey, „Die St. in Deutschland u. Frankreich" (Erl. 1850); Berninger, „Das Institut der St. im Verfahren über bürgerliche Rechtsstreitigkeiten" (ebd. 1861).

Staatsarzneikunde ist ein Theil der medizinischen Wissenschaft, welche die medizinischen Erfahrungen für die Gesetzgebung u. die staatlichen Anordnungen auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege u. Rechtspflege verwerthen lehrt. Sie umfaßt hinsichtlich ihrer zweifachen Aufgabe einestheils die medizin. Polizei, anderntheils die gerichtl. Medizin. S. „Sanitätspolizei", „Medicina forensis" u. „Medizinalpolizei".

Staatsbürger, s. unter „Staat".

Staatsdienst, dasjenige Verhältniß, in welchem von bestimmten Personen ein Staatsamt, d. h. ein aus der Staatsgewalt entspringendes Regierungsrecht, innerhalb der verfassungsmäßigen Grenzen in unmittelbarem od. mittelbarem Auftrage der Staatsgewalt stetig u. berufsmäßig verwaltet, bez. ausgeübt wird. Die betreffenden Personen nennt man Staatsdiener od. Staatsbeamte. In weiterem Sinne kann man auch solche Personen als Staatsdiener bezeichnen, welche dem Staate nur vorübergehend dienen, während alle Diejenigen nicht dazu gehören, die, wie z. B. der gemeine Soldat, durch ihren Dienst nur eine allgemeine Staatsbürgerpflicht erfüllen. Je nach den verschiedenen Zweigen der Thätigkeit, durch die der Staat seinen Zweck verfolgen muß, giebt es Civil- u. Militär-Staatsdiener, welch erstere wieder in Verwaltungs- u. Justizbeamte zerfallen; zu jenen gehören die Regierungs-, Finanz- u. bez. Polizeibeamten. Je nachdem das Amt, das einer Person übertragen ist, ein dauerndes od. nur ein zeitweiliges, durch ein vorübergehendes Bedürfniß geschaffenes ist, ist der St. ein ordentlicher od. außerordentlicher, u. nach der Stufenfolge des St.es unterscheidet man höhere u. niedere Staatsdiener; zu letzteren sind auch die sog. Subalternbeamten zu zählen, die ihre Amtsthätigkeit nur nach spezieller Anweisung eines vorgesetzten Beamten auszuüben haben, wie Registratoren, Kanzlisten &c. Das Verhältniß zwischen dem Staat u. den Staatsdienern hat einestheils die Natur eines freien Vertrags, durch welchen der Staat freiwillig ein Amt überträgt u. Jemand dasselbe annimmt, theils ist es öffentlich rechtlicher Natur. In letzterer Beziehung ist es fast überall durch Gesetze geordnet, welche man Staatsdienstgesetze od. Staatsdieneredikte nennt, auch unter dem Namen Staatsdienerpragmatik zusammenfaßt. Die allgemeinsten Prinzipien des Staatsdienstrechts pflegen in den einzelnen Verfassungen aufgeführt zu sein, nur die Militärdienstpragmatik beruht häufig blos auf Verordnung des Landes-, bez. obersten Kriegsherrn. Diejenigen Bestimmungen, welche von dem nothwendigen amtlichen Gehorsam u. der Unterordnung der Aemter unter einander od. von der Amtshierarchie handeln, bilden die Dienstordnung in engerem Sinne; diejenigen Bestimmungen dagegen, durch welche die Selbstständigkeit u. Unabhängigkeit des Beamten gewahrt werden sollen, heißen das Dienstrecht in engerem Sinne. Während die Dienstordnungen sehr verschieden sind, gelten für das Dienstrecht gewisse allgemeine Grundsätze. Diese betreffen die Amtsgewalt (das Recht des Beamten, die Staatsgewalt in dem bestimmten Kreise seiner Funktion zu vertreten), die Amtsehre (die eine Verletzung der Ehre des Beamten zu einem Vergehen gegen die öffentliche Gewalt macht) u. das Diensteinkommen od. den Gehalt, den der Staat dem Beamten für seine Amtsführung zahlt. Theils nach diesem, theils nach der Dienstdauer richtet sich die gleichfalls gesetzlich regulirte Höhe der Pension nach der Entlassung eines Staatsdieners, bez. dessen Versetzung in Ruhestand, von der die Entsetzung als eine durch rechtlichen Spruch herbeigeführte Amtsenthebung zu unterscheiden ist. Dem Systeme willkürlicher Entlaßbarkeit der Staatsdiener ohne Pension fehlt eine wesentliche Bürgschaft für die Pflichttreue u. somit für das Wohl des Staates selbst. Auch die Pensionen der Wittwen u. Waisen von Staatsdienern, welche für die unvermögenden Beamten eine Hauptquelle zur Beseitigung der Furcht vor Noth in ihrer Familie bei frühzeitigem Tode sind, müssen in einem gutgeordneten Staatswesen keine bloße Gnadensache, sondern gesetzlich regulirt sein u. zu dem Diensteinkommen des verstorbenen Staatsdieners in einem entsprechenden Verhältnisse stehen. — Weder das Alterthum noch das Mittelalter kannte den St. in unserem Sinne; dessen Entwicklung datirt vielmehr erst aus der 2. Hälfte des 18. Jahrh.; seitdem wurden die Fürstendiener zu Staatsdienern.

Staatsformen u. **Staatsgebiet**, s. unter „Staat".

Staatsgefangene werden gewöhnlich solche Personen genannt, die wegen eines gegen die Regierung eines Staates begangenen Verbrechens od. wegen politisch gefährlicher Handlungen ihrer Freiheit beraubt worden sind, u. zwar entweder zur Strafe od. nur um sie unschädlich zu machen. Ihre Gefangenschaft besteht meist in Festungshaft.

Staatsgerichtshof heißt in manchen Staaten ein besonderer Gerichtshof, vor welchem die gegen einen Minister wegen Verfassungsverletzung od. Amtsmißbrauch erhobene Anklage verhandelt wird. In England u. in den Ländern, die eine der engl. analoge Verfassung haben, bildet das Oberhaus (die Pairskammer, der Senat) zugleich den St.; in anderen, nam. deutschen Ländern sind die Funktionen des St.s dem obersten Gerichte des Landes übertragen (in Preußen dem Kammergericht), u. in noch anderen, z. B. in Sachsen u. Württemberg, besteht der St. aus einem vom Landesherrn aus den ersten Vorständen der höheren Gerichte ernannten Präsidenten u. 12 Räthen, von denen der Landesherr die Hälfte aus den Mitgliedern jener Gerichte, die andere Hälfte die Ständeversammlung aus ihrer Mitte ernennt.

Staatsgewalt, s. unter „Staat".

Staatsgrundgesetz nennt man dasjenige, von allen Faktoren der Gesetzgebung in gesetzmäßiger Weise berathene u. als verbindlich anerkannte Gesetz, welches die rechtlichen Prinzipien u. Einrichtungen für die Verfassung eines Staates, bez. Staatenbundes od. Bundesstaates betrifft. Auf dem St., auch Verfassungsurkunde od. Konstitution genannt, beruhen daher insbes. die Rechte des Staatsoberhauptes, der Staatsangehörigen, der Volksvertretung &c. Abänderungen des St.es sind gewöhnlich an schwerere Bedingungen u. Voraussetzungen geknüpft, als Abänderungen anderer Gesetze; sie erfordern z. B. statt der gewöhnlichen eine Zweidrittel-Stimmenmehrheit beider od. doch wenigstens der zweiten Ständekammer; die am 31. Dez. 1870 publizirte Verfassung des Deutschen Reichs macht Veränderungen derselben von einer Zweidrittel-Stimmenmehrheit im Bundesrathe abhängig. Sammlungen von St.en verschiedener Länder sind: Pölitz, „Die europ. Verfassungen seit dem Jahre 1789", fortgesetzt von F. Bülau (2. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1832—47); Elvers, „Hauptquellen des deutschen Bundesstaatsrechts" (1824); Schmalz, „Grundgesetze des Deutschen Bundes" (1825); v. Zangen, „Die Verfassungsgesetze deutscher Staaten in systematischer Zusammenstellung" (3 Bde., 1828—36); v. Meyer, „Corpus juris confoederationis Germanici" (fortgesetzt von Zöpfl, 3. Aufl., Frankf. 1858 ff., 2 Bde. u. 2 Lfgn.); H. A. Zachariä, „Die deutschen Verfassungsgesetze der Gegenwart" (1. Bd. u. 2 Fortsetzungen, Gött. 1855 ff.); Schubert, „Die Verfassungsurkunden u. Grundgesetze der Staaten Europa's, der nordamerik. Freistaaten u. Brasiliens" (Königsb. 1848—50). Eine mit Ergänzungen, Anmerkungen u. einem Sachregister versehene Textausgabe der „Verfassung des Deutschen Reichs" (Berl. 1874) besorgte L. v. Rönne.

Staatshandbuch ist ein aus den Staatsadreßbüchern oder Staatskalendern hervorgegangenes, in den größeren Staaten meist alljährlich erscheinendes Handbuch, welches außer der Genealogie des fürstlichen Hauses u. dem amtlich abgefaßten Verzeichniß des gesammten

Hof- u. Staatsdienstpersonals eine gleichfalls amtlich redigirte Uebersicht des gesammten Staatshaushaltes enthält. Das älteste Muster für derartige Bücher wurde der vom Buchhändler Laurent Houry in Paris 1679 gegründete „Almanach royal" (seit 1853 „Almanach impérial", seit 1871 „Almanach de la République française"), dem 1704 in Deutschland der „Preuß. brandenburg. Staatskalender" folgte. Alle Länder umfaßt das „Gothaische genealogische Taschenbuch nebst diplomatisch statistischem Jahrbuch" (115. Jahrgang, Gotha 1878).

Staatshaushaltsetat od. Budget (spr. Bödschett) nennt man den Voranschlag der Einnahmen u. Ausgaben des Staates auf eine gewisse Finanzperiode. In demselben müssen sich, zum Unterschied vom Privathaushalt, die Einnahmen nach den Ausgaben richten, d. h. wenn der Staatsbedarf, in konkretem Falle das Staatshaushaltserforderniß od. der Betrag der Staatsausgaben einer Finanzperiode (dieselbe erstreckt sich gewöhnlich auf ein od. zwei Jahre) festgestellt worden ist, so muß nothwendig die Höhe dieses Erfordernisses über die Höhe der Staatseinnahmen zur Deckung desselben entscheiden. Der Staatshaushalt, d. h. die Wirthschaft, welche der Staat zur Deckung seines Bedarfs an materiellen Gütern, bez. an Geld, führt, ist nicht Selbstzweck, denn es handelt sich dabei nicht um die Befriedigung von Bedürfnissen des Staates selbst, sondern von Bedürfnissen der im Staate vereinigten Einzelnen durch den Staat; der Staat ist, wirthschaftlich betrachtet, die Anstalt zur Befriedigung der gemeinsamen Bedürfnisse der die Gesammtheit bildenden Einzelnen u. der Staatshaushalt folglich die im Interesse Aller u. mit den Mitteln Aller geführte Gesammtwirthschaft. Aus dem bestehenden Umfange der Staatszwecke u. aus der Art der Staatsverwaltung, d. h. aus dem System von Einrichtungen u. Mitteln, durch welches die Staatszwecke verwirklicht werden, ergiebt sich daher der Staatsbedarf, u. dieser führt zu den Staatsausgaben, d. h. zur Verwendung von wirthschaftlichen Gütern im Staatshaushalte, um die vom Staate geforderten Leistungen hervorzubringen. Im Staatsbedarf wird gleichzeitig die ganze Thätigkeit des Staates, also seine Politik im weitesten Sinne des Worts, bestimmend geordnet, denn die richtige Feststellung des wahren Staatsbedarfs setzt eine unbefangene Prüfung des wahren Staatsinteresses, der Aufgaben u. Zwecke, der Einrichtungen u. des Verwaltungssystems des Staates, ferner eine sorgsame Berücksichtigung der Lage der Volkswirthschaft, der Entwicklung der einzelwirthschaftlichen Thätigkeit, der Höhe des Volkseinkommens u. der Quote des davon für Staatszwecke verwendbaren Theils voraus. Demnach muß dann eine Erweiterung od. eine Beschränkung der Staatsthätigkeit, die Hinleitung dieser Thätigkeit nach dem einen, das Zurückziehen derselben von dem anderen Punkte erfolgen, u. es enthält ein wahres Budgetbewilligungsrecht der Volksvertretung stets auch das Recht, einen maßgebenden Einfluß auf die Politik des Staates auszuüben.

Sämmtliche denkbare Staatsausgaben lassen sich im Ganzen in zwei Hauptgruppen zerlegen: in die Gruppe derjenigen Ausgaben, deren Nutzeffekt, wie der des umlaufenden Kapitals in der Einzelwirthschaft, in der einzelnen Finanzperiode verzehrt wird (ordentliche Ausgaben in diesem Sinne), u. in die Gruppe der Ausgaben, deren Nutzeffekt sich über längere Zeiträume erstreckt (außerordentliche Ausgaben in diesem Sinne). Zur ersten Gruppe gehört das Normalerforderniß (umfaßt den bleibenden, deshalb jährlich wiederkehrenden Theil der Ausgaben), zur zweiten die privatwirthschaftliche Kapitalanlage (diejenigen Ausgaben, mittels deren der Staat ein privatwirthschaftliches Unternehmen schafft od. verbessert, das, wie der Eisenbahnbau 2c., ihm zur Deckung der eigentlichen Staatsausgaben einen Reinertrag liefern soll) u. die Staatsschuldentilgung sowie die staatswirthschaftliche Kapitalanlage (Aufwand für Staatseinrichtungen od. Staatsanstalten, wie behufs Reorganisation der Justiz od. Verwaltung, behufs Katasteranlagen für Steuerzwecke 2c.) u. die durch abnorme, sich vorübergehend der Verwirklichung der Staatszwecke entgegenstellende Schwierigkeiten veranlaßten außerordentlichen Ausgaben. Die Beschaffenheit der Ausgaben rechtfertigt eine grundsätzliche Verschiedenheit der Einnahmen. Ordentliche heißen jene regelmäßigen, nachhaltigen Einnahmen, welche zur Deckung der die Verwendung von umlaufendem Kapital repräsentirenden Ausgaben nothwendig sind; sie werden theils von den Einzelwirthschaften in jährlich wiederkehrenden, gleichmäßigen Beträgen, den Steuern (s. d.), an den Staat geliefert, theils bestehen sie in den Einnahmen aus dem ertraggebenden Staatseigenthum (Domänen 2c.). Unter außerordentlichen Einnahmen versteht man solche, die sich aus der Veräußerung von sog. werbenden Staatseigenthum u. nam. der Benutzung des Staatskredits ergeben. Der nach Ablauf einer jeden Finanzperiode von der Regierung den übrigen gesetzgebenden Faktoren behufs der Kontrole vorzulegende Ausweis über das Resultat ihrer Finanzgebahrung in der betreffenden Finanzperiode, bez. über die wirklich gehabten Einnahmen u. über die wirklich geschehenen Ausgaben, hat in den verschiedenen Staaten auch verschiedene Benennungen: in Preußen wie in der Verwaltung des Deutschen Reichs u. der in Elsaß-Lothringen heißt die betreffende Staatsschrift die „Allgemeine Rechnung", in Bayern heißt sie die „General-Finanzrechnung", in Sachsen der „Rechenschaftsbericht", in Württemberg der „Staatsrechnungs-Abschluß" u. in Baden die „Hauptstaatsrechnung", in Oesterreich wird sie die „praktische Durchführung des Staatsvoranschlags" od., wie auch in Belgien, die „Staatsrechnung" genannt, in Frankreich bezeichnet man sie mit „General-Finanzbericht" (Compte général de l'administration des finances) 2c. In den meisten Staaten wird dieser Rechenschaftsbericht, bevor er an die Volksvertretung geleitet wird, von einer bes. verantwortlichen, von den Ministern unabhängigen Revisionsbehörde auf Grund der von ihr revidirten Staatsrechnungen geprüft u. bescheinigt od. gar selbständig aufgestellt. Das Budgetbewilligungsrecht der Volksvertretung, verbunden mit dem Recht der Prüfung, u. das Vorhandensein eines besonderen unabhängigen Finanzkontrolorgans machen den modernen Rechts- u. Verfassungsstaat zu einer der wichtigsten Bedingungen für einen richtig geleiteten u. geordneten Staatshaushalt. In der absoluten Monarchie ist zwar eine gute Finanzpolitik auch möglich, aber weniger wahrscheinlich. Zu einer Theorie des Finanzwesens gelangte man erst seit dem 16. u. 17., vornehmlich seit dem 18. Jahrh., als sich die Staatsgewalt u. mit ihr die Staaten selbständiger herausbildeten u. der Staatsbegriff sich von der patrimonialen Auffassung loslöste. Anfangs war die Theorie zwar noch sehr einseitig, streng fiskalisch, doch wurde sie allmählich tiefer, wissenschaftlicher u. systematischer. Nam. den Deutschen gebührt das Verdienst, die Finanzwissenschaft verselbständigt u. weiter ausgebildet zu haben. Vgl. insbes. Rau, „Grundsätze der Finanzwissenschaft" (Lpz. u. Heidelb., 6. Aufl. 1871), u. Stein, „Lehrbuch der Finanzwissenschaft" (3. Aufl., Lpz. 1876).

Staatslehre, s. unter „Staat".

Staatspapiere sind von den Staatsregierungen ausgestellte Bescheinigungen über eine Staatsschuld, die in eine Anzahl von Theilbetragen von bequemer gleicher Höhe (meist auf 100, 200, 500, 1000 Mk., Thaler, Francs, Rubel, Gulden 2c. lautend) zerlegt ist. Man nennt solche Schuldverschreibungen auch Staatsobligationen, Staatsschuldscheine, Staatseffekten. In der Regel sind dieselben verzinslich, auf eine gewisse Reihe von Jahren mit den betreffenden (meist halbjährlichen) Zinsabschnitten (Coupons) versehen, gegen welche zu der angegebenen Zeit dem Ueberbringer die Staatskasse die fällig gewordenen Zinsen zahlt. Ist die Zeit, auf welche Coupons beigefügt waren, abgelaufen, so werden neue Zinsabschnitte entweder gegen Vorzeigung der Staatsschuldverschreibung od. gegen Präsentation einer dem St. in der Regel beigegebenen Anweisung auf neue Zinsbogen (des Talons) ausgegeben. Bei solchen Anleihen des Staates steht dem Gläubiger ein Kündigungsrecht nicht zu, der Staat hat aber im Voraus bestimmt, in welcher Zeit das Darlehen zurückgezahlt werden soll. Gewöhnlich geschieht dies nicht auf einmal, sondern durch Rückzahlungen in jährlichen Terminen erst in einer längeren Reihe von Jahren (Tilgungsplan), u. zwar derart, daß jedes Jahr eine vorausbestimmte Anzahl von St.n als rückzahlbar ausgelost wird. Die St. sind nur sehr selten mit dem Namen des Gläubigers versehen (inskribirte St.), vielmehr lauten sie fast ausschließlich auf den Inhaber als Gläubiger (au porteur), sind aber dann stets mit Nummern versehen u. danach zu unterscheiden. Wie schon erwähnt, sind die St. verzinslich. Hiervon machen einige Prämien- od. Lotterie-Anleihen eine Ausnahme, welche (wie die Braunschweiger 20-Thaler-Lose u. a.) keine Zinsen zahlen, dafür aber bei ihrer Auslosung mit einem etwas höheren Betrage zurückgezahlt werden, außerdem aber noch als Prämienlose die Chance eines Gewinnes bieten. Staatsrenten sind Schuldverschreibungen, bei denen der Staat über die Zeit der Rückzahlung eine bestimmte Verpflichtung nicht von vornherein ausspricht, die er vielmehr durch Kündigung od. durch allmählichen Rückkauf an der Börse zu der ihm am besten passenden Zeit zurückzahlen kann. Für den Besitzer von St.n ist, da die Kündigung seines Kapitals unmöglich gemacht ist, demnach der einzige Weg, um bei Bedarf sein Geld zurückzuerhalten, der Verkauf der Obligationen an der Börse, u. da sich jederzeit wieder Andere finden, welche vorhandene Geldmittel in St.n anlegen wollen, so hat der Staatspapierhandel an fast allen Börsen eine hervorragende Bedeutung erlangt. Je nach der Höhe des Zinsfußes, der Zeit der Rückzahlung, vor allen Dingen aber je nach der Sicherheit, welche der Kredit des Staates bietet, richtet sich dann die Höhe des Verkaufspreises (des Kurses). — Vgl. Art. „Staatsschulden".

Staatsrath, eine dem Staatsoberhaupte zur Seite stehende Körperschaft, welche die Grundsätze für die Staatsverwaltung festzustellen bez. wichtige Staatsangelegenheiten in Berathung zu ziehen hat, aber selbst keine Verwaltungsbefugniß besitzt. Eine entsprechende Einrichtung finden wir schon in den Konsistorien der röm. Kaiser. Besonders wichtig ist sie in einer absoluten Monarchie, insofern hier der St. gewissermaßen die

Kammern vertritt u. eine Gewähr dafür bietet, daß der Monarch die Gesetze wenigstens erst nach reiflicher Erwägung mit hervorragenden Kapazitäten erläßt. Doch auch in konstitutionellen Staaten ist ein derartiges Institut, welches auch sein Name u. seine Organisation sein mag, keineswegs überflüssig; es wird hier nam. für die Einheitlichkeit in den Maßregeln der einzelnen großen Verwaltungszweige zu sorgen, auch eingreifende Entschlüsse im Interesse der Staatssicherheit zu fassen u. wichtige Streitfragen, wie bei Kompetenzkonflikten zwischen den einzelnen Ministerien, zu entscheiden haben. Die Zusammensetzung des St.s ist in den einzelnen Staaten verschieden; in Preußen z. B. besteht er aus den Prinzen des königl. Hauses, welche das 18. Jahr erreicht haben, aus Staatsdienern, welche durch ihr Amt zu Mitgliedern desselben berufen sind (den Feldmarschallen, den aktiven Staatsministern, dem Ersten Präsidenten des Obertribunals, dem Chefpräsidenten der Oberrechnungskammer, dem Chef des Geheimen Civilkabinets u. dem Chef des Geheimen Militärkabinets), u. aus verschiedenen Staatsdienern, welche durch besonderes Vertrauen Sitz u. Stimme im St. erhalten haben; außerdem haben noch Sitz u. Stimme die kommandirenden Generäle u. Oberpräsidenten, wenn sie in Berlin anwesend sind. — In einzelnen Ländern ist St. auch ein bloßer Titel für höhere Staatsbeamte, nam. für vortragende Räthe in den Ministerien, in Rußland ein bloßer Ehrentitel, wie in Deutschland z. B. der Hofrathstitel; mit dem Titel „Wirklicher St." ist in Rußland das Prädikat „Excellenz" verbunden.

Staatsrecht od. öffentliches Recht (lat. jus publicum) ist der Inbegriff derjenigen Rechtsnormen, die den Staat (s. d.) als solchen, seine Organisation u. sein Leben betreffen. Vornehmlich handelt es zwar von dem Verhältnisse des Staates zu den Gesammt- u. Einzelpersönlichkeiten, welche ihn bilden, also von den politischen Rechtsverhältnissen innerhalb eines bestimmten Staatsgebietes, von den Rechten u. Pflichten der Staatsgewalt gegenüber den Mitgliedern der Staatsgesellschaft u. umgekehrt, doch bezieht es sich auch auf diejenigen Normen, welche ein einzelner Staat für seine äußeren Verhältnisse, für den Verkehr mit anderen als für sich verbindlich aufgestellt hat. Insofern giebt es ein inneres St. (jus publicum internum) u. ein äußeres St. (jus publicum externum); letzteres ist aber mit dem Völkerrecht (s. d.) od. dem internationalen Recht, das man bisweilen gleichfalls das äußere St. nennt, nicht zu verwechseln, da sich dieses nur mit den für den Verkehr der Staaten unter einander überhaupt giltigen Rechtsgrundsätzen beschäftigt. Ein allgemeines u. besonderes St. unterscheidet man, je nachdem es sich dabei um einen zusammengesetzten Staatskörper (Bundes-, Reichsstaatsrecht) od. um einen einzelnen Bestandtheil desselben (Landes-, Territorial- u. Provinzialstaatsrecht) handelt. Nach seinen Quellen theilt man das St. in ein allgemeines, ideales, philosophisches od. natürliches u. in ein besonderes od. positives St. ein; jenes, das eigentlich zur praktischen Philosophie gehört, schöpft seine Normen unmittelbar aus dem Begriffe u. Wesen des Staates, dieses aus den Quellen der historischen Entwicklung. In letzterer Beziehung spricht man in Deutschland auch noch von einem gemeinen u. partikularen St., je nachdem die Quellen für ganz Deutschland od. blos für einen Einzelstaat giltig sind; indeß hat in den deutschen Einzelstaaten eine vielfach gleichmäßige Entwicklung stattgefunden. Die Form u. Thätigkeit der Staatsgewalt lassen schließlich das St. aus einem Verfassungsrecht u. einem Verwaltungsrecht bestehen. Das erstere enthält die Gesammtheit der rechtlichen Bestimmungen über die Befugnisse der Staatsgewalt u. die Rechte u. Pflichten der Staatsangehörigen gegenüber dem Staatsganzen, umfaßt also das Verfassungsrecht in engerem Sinne u. das Staatsdienstrecht in weiterem Sinne; das letztere (das Verwaltungsrecht) betrifft die Gesammtheit der Rechtsverhältnisse, in welche die Ausführung des Staatswillens zu den einzelnen Persönlichkeiten u. Rechten, die unter dem Staate stehen u. von ihm umfaßt werden, treten kann. Eine wissenschaftliche Behandlung des deutschen St.es begann erst mit den Rechtsbüchern des Mittelalters („Sachsenspiegel", „Schwabenspiegel", „Kleines Kaiserrecht"). Als die erste theoretische Abhandlung desselben gelten gewöhnlich die um 1460 erschienenen „Libri II de imperio Romano-Germanico" von Peter v. Andlaw. Unter den neuesten Darstellungen sind die von Bluntschli (4. Aufl. 1868), v. Gerber (2. Aufl. 1869), Grotefend (1868), Held (1868) u. Rönne (bezieht sich nur auf das preuß. St., 3. Aufl., 1871) hervorzuheben. S. auch Stein's „Verwaltungslehre" (9 Bde., 1865—68) u. die „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft" (Tüb. 1844 ff.).

Staatsschatz, der Vorrath an Geld, Gold- u. Silberbarren od. sonstigen, leicht in Geld umzusetzenden Sachen, welcher außer u. neben dem Bedarf für die laufenden Ausgaben von dem Staate für außergewöhnliche Fälle, bes. für einen etwaigen Krieg, bereit gehalten wird. In füherer Zeit war dasjenige Land od. derjenige Fürst der mächtigste, welcher den größten Schatz besaß, denn damit konnte er jederzeit das größte Kriegsheer anwerben. Im Mittelalter u. noch bis zu unserem Jahrhundert waren die Regenten daher eifrig bemüht, in festen Schlössern soviel als möglich Geld u. Kostbarkeiten anzusammeln u. dort bis zur Stunde des Bedarfs nutzlos liegen zu lassen. In unserer Zeit bieten die allgemeine Wehrpflicht u. die größere Wohlhabenheit der Staatsangehörigen die Möglichkeit, sich nöthigenfalls durch Zwangsanleihen Geld zu verschaffen 2c., dafür ausreichenden Ersatz, u. braucht man kaum noch große Kapitalien nutzlos hinzulegen, die in der Regel bei dem starken Geldbedarf unserer heutigen Kriege doch blos die ersten Ausgaben decken helfen. Hat aber vollends ein Land Staatsschulden zu verzinsen, so ist es noch weniger gerechtfertigt, eine große Summe der produktiven Verwendung zu entziehen. Unter den civilisirteren Staaten besitzt jetzt nur das Deutsche Reich einen für Kriegsfälle in der Festung Spandau aufbewahrten St. von 120 Mill. Mk., u. diesen Luxus würde man sich auch kaum gestattet haben, wenn nicht die franz. Kriegskontribution von 1871 mit ihren Milliarden dazu die Mittel geliefert hätte, u. wenn nicht in Preußen die Ansammlung eines starken Kriegsschatzes von jeher traditionell u. in allerdings anderen Zeiten auch vollbegründet gewesen wäre.

Staatsschulden. Wer mehr ausgiebt als einnimmt, muß Schulden machen. In diese Lage sind nach u. nach alle Länder gekommen od. haben sich doch darin befunden, theils durch schlechte Finanzwirthschaft, theils durch Unglücksfälle der verschiedensten Art (unglückliche Kriege, schlechte Ernten, Industrie- u. Handelskrisen), theils durch nothwendige werbende Ausgaben, die erst in der Zukunft das dafür verwendete Kapital rückzahlbar machen (Eisenbahnen, Kanäle, Staatswaldungen, Staatsbauten aller Art). Am einfachsten würde es allerdings sein, wenn jede Generation die Mittel, welche der Staat braucht, durch erhöhte Steuern aufbrächte. In vielen Fällen, zumal in den Zeiten ungenügenden Erwerbs od. nach einem Kriege, ist dies absolut unmöglich; für werbend anzulegende Kapitalien, z. B. bei dem Bau der Eisenbahnen, wird man auch der lebenden Generation kaum zumuthen können, mit unverhältnißmäßig großen Opfern Einrichtungen zu schaffen, welche auch den Nachkommen nützen werden. Der Staat borgt daher, u. wenn sein Kredit gut ist, wird es ihm nicht schwer werden, den Geldbedarf nicht blos im Inlande zu erhalten, sondern dafür auch ausländisches Kapital heranzuziehen, was für den einheimischen Kapitalbedarf unter Umständen von großem Vortheil ist. Selbstverständlich muß hierin mit großer Vorsicht gehandelt werden, u. sollten niemals seitens des Staates Anleihen aufgenommen werden, sobald nicht innerhalb einer voraus zu bestimmenden Reihe von Jahren die Verzinsung u. die allmähliche ratenweise Rückzahlung ohne zu starke Belastung der Steuerzahler möglich ist. Sonst kommt der Staat immer tiefer u. tiefer in Schulden u. treibt dann rettungslos dem Staatsbankrott entgegen. — Von großer Wichtigkeit ist hierbei — abgesehen davon, ob eine Staatsanleihe zu produktiven (werbenden) Zwecken angelegt werden soll od. nicht — die Wohlhabenheit u. die Steuerfähigkeit der Staatsangehörigen, u. erklärt sich daraus unter Anderem, daß in England, Frankreich, Nordamerika die weit höhere Staatsschuldenlast nicht so drückend empfunden wird, auch der Staatskredit weit besser ist, als z. B. in der Türkei, in Oesterreich, Rußland 2c. Die deutschen Staaten sind verhältnißmäßig am wenigsten verschuldet, zumal da die meisten St. zu produktiven Zwecken aufgenommen sind u. der Aktivbestand an Eisenbahnen, Staatswaldungen, Staatsbergwerken 2c. die Schulden erheblich übersteigt. — St. werden in der Regel in der Form der freiwilligen Anleihe aufgenommen, u. zwar in der Neuzeit nicht mehr bei einigen od. wenigen Gläubigern, sondern unter Betheiligung einer großen Anzahl von Kapitalisten (s. darüber den Art. „Staatspapiere"). Dem freiwilligen Anlehen steht die Zwangsanleihe gegenüber, bei welcher der Einzelne verpflichtet wird, einen seiner Steuersumme entsprechenden kleineren od. größeren Geldbetrag dem Staate zu leihen. Eine Zwangsanleihe, die sich nicht an den Einzelnen, sondern an die Gesammtheit wendet, die indessen fast noch nachtheiliger wirkt, ist die Ausgabe von Staatsbanknoten mit Zwangskurs. Derjenige Staat, welcher sich verschuldet od. unverschuldet einmal auf diese abschüssige Bahn gedrängt sieht, kommt nur unter den größten Anstrengungen aus seinen finanziellen Bedrängnissen wieder heraus. — Die Verwaltung der St. ist häufig besonderen, von den Ministerien unabhängigen u. unter spezieller Kontrole der Landesvertretung stehenden Behörden (den Staatsschuldentilgungs-Kommissionen) übergeben, deren wichtigste Aufgabe darin besteht, die gewissenhafte Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten zu überwachen. — Unter schwebender Schuld (dette flottante) versteht man solche Anleihen, die zur Bestreitung augenblicklicher Ausgaben u. zur Beseitigung vorübergehender Kassenverlegenheiten aufgenommen, aber noch im laufenden Finanzjahre zurückgezahlt werden. Man bedient sich hierzu gewöhnlich der Handdarlehne, der Ausgabe von Schatzscheinen, od. der Vermehrung der Staatsrenten. Werden hierbei die kurzen Fristen der Rückzahlung nicht eingehalten, so wird aus der schwebenden Schuld eine bleibende (fundirte).

Staatsstreich (franz. coup d'état) nennt man denjenigen Gewaltakt, durch welchen entweder der mit der Staatsgewalt Betraute selbst behufs einer willkürlichen Erweiterung seiner bisher beschränkten Regierungsrechte die Verfassung umstürzt (Revolution auf dem Throne), od. Jemand, der nicht im Besitze der Staatsgewalt ist, sich derselben bemächtigt. Vom Standpunkte des Staatsrechtes ist also ein St. nie zu rechtfertigen; inwieweit ein solcher zu entschuldigen ist, hängt von der Anerkennung des sog. Staatsnothrechtes (jus eminens) ab, über welches sehr abweichende Ansichten herrschen. In früheren Zeiten suchten die Unternehmer eines St.s ihr Gewissen oft nur durch Klugheitsregeln (Staatsraison) zu beschwichtigen. Am berüchtigtsten in der neueren Geschichte sind die St.e, die von Bonaparte (s. „Napoleon I.") am 18. Brumaire (9. Nov. 1799) u. von Napoleon III. am 2. Dez. 1851 in Frankreich verübt wurden.

Staatsverbrechen (lat. delicta publica) nennt man alle gegen das Staatsoberhaupt, die Verfassung u. die Integrität des Staatsgebiets gerichteten verbrecherischen Handlungen. Zu denselben gehören also Hochverrath, Majestätsverbrechen, Landesverrath, Aufruhr &c.

Staatsverfassung, s. „Verfassung".

Staatswissenschaft, Staatswirthschaftslehre, s. „Staat".

Stab, franz. aune, ein Längenmaß für Seidenwaaren. Der Frankfurter ist = 1,182, der Lyoner = 1,174, der alte Pariser = 1,188, der neue Pariser = 1,2, der Leipziger = 1,13, der Baseler = 1,179, der Genfer = 1,114, der Züricher = 1,2, der Neuenburger = 1,111 u. der Schweizer = 2 Ellen od. 1,2 m.

Stab ist die Bezeichnung für die militärische Umgebung des kommandirenden Offiziers. Vom Bataillons- u. Artillerie-Abtheilungskommandeur aufwärts hat jeder wirklich Truppen führende Offizier einen St., daher der Name Stabsoffizier. Der St. eines Bataillons- u. Regimentskommandeurs besteht aus dem Adjutanten, den Aerzten, dem Zahlmeister &c. Die höheren Stäbe haben Generalstabsoffiziere bez. Adjutanten in größerer Zahl (vgl. „Generalstab").

Stabat mater, ein nach seinen Anfangsworten so genannter berühmter lat. Kirchengesangstext, welcher den Schmerz der heiligen Jungfrau Maria beim Tode des Erlösers schildert u. in der kathol. Kirche bes. an den Festen der sieben Schmerzen Mariä gesungen wird. Für den Verfasser gilt der Franziskaner Jacobus de Benedictis (ital. Jacopo de Benedetto), auch Jacoponus od. Jacopone genannt († 1306). Der Text ist unzählige Male komponirt worden (von Palestrina, Astorga, Pergolese, in neuerer Zeit von Rossini &c.).

Stabeisen, s. v. w. Schmiedeeisen, s. unter „Eisen".

Staberl, eine stehende Figur der älteren Wiener Lokalposse, eingeführt von dem Wiener Theaterdichter Ad. Bäuerle in mehreren Stücken, z. B. „St.'s Hochzeit", „St.'s Reiseabenteuer &c." (gespielt in dessen „Komischem Theater", Wien 1820 fg.). St. ist ein Wiener Parapluiemacher, der Typus des damaligen Wiener Kleinbürgers, der in verschiedene fremdartige Verhältnisse u. Verlegenheiten geräth, in denen er sich zwar meist ungelenk benimmt, sich aber durch gesunden Mutterwitz immer durchhilft, dabei stets seine Begeisterung für seine liebe Vaterstadt u. deren Reize zur Schau trägt. Berühmte Darsteller dieser Rolle waren Walker vom Karlsruher Hoftheater u. Jos. Christl.

Stabiä, eine kleine Küstenstadt der Landschaft Campanien, zwischen Pompeji u. Sorrent in der Nähe des heutigen Castellamare gelegen u. 79 n. Chr. nebst Pompeji u. Herculanum beim Ausbruche des Vesuv verschüttet. Die im vorigen Jahrhundert begonnenen Ausgrabungen in St. wurden, weil wenig ergiebig, bald wieder eingestellt.

stabil nennt man jede Stellung od. Lage eines Gegenstandes, in welche er selbst wieder zurückkehrt, nachdem er durch eine von außen wirkende Kraft daraus entfernt worden war. Wirklich st. ist nur die Lage frei aufgehängter Körper.

Stabreim, s. „Alliteration".

staccato (ital., s. v. w. abgestoßen), bedeutet in der Musik, daß die Töne einer Tonfolge nicht mit einander verbunden od. aneinander geschleift, sondern durch Absetzen von einander getrennt werden sollen. Bei der Notirung dienen als Zeichen dafür, wenn das Wort (abgekürzt stacc.) nicht selbst hingesetzt wird, entweder senkrechte, nach unten keilförmig verlaufende kleine Striche über den Noten od. auch entsprechende runde Punkte über od. unter denselben.

Stachelbeere, s. „Ribes".

Stachelberg, ein aus vielen Firsten zusammengesetzter Berg im Schweizerkanton Glarus. An seinem Fuße im Linththale entspringt in 664 m. Seehöhe eine spärlich fließende, an Schwefel reiche Quelle, deren heilkräftige Wirkung die Anlage des Stachelberger Bades veranlaßt hat. Dasselbe besteht zur Zeit nur aus zwei Hauptgebäuden, von denen das eine auf dem linken, das andere auf dem rechten Ufer der Linth liegt, ist aber stark besucht, wozu die prächtige Lage u. die lohnenden Ausflüge in die nächste Umgebung viel beitragen.

Stachelhäuter (Echinodermata), eine Gruppe strahlig gebauter Seethiere mit verkalktem, oft stacheltragendem Hautskelet. Von Cuvier mit Quallen u. Polypen als „Strahlthiere" vereint, bilden sie in der neueren Systematik doch eine von jenen beiden letzteren (den Cölenteraten, s. d.) scharf geschiedene Hauptgruppe des Thierreichs, indem sie theils ihrem inneren Baue nach weit höher organisirt sind als jene, theils indem in ihren strahlig angeordneten Theilen die Fünfzahl herrscht, bei jenen dagegen die Vier od. Sechs. Die meisten St. bewegen sich frei, einige von ihnen jedoch sind zeitlebens od. wenigstens in der Jugend durch einen Stiel am Boden festgeheftet. Ihr Körper zeigt theils die Gestalt eines Sternes (Seesterne, Haarsterne), theils mehr od. weniger die einer Kugel (Seeigel), theils endlich die einer Walze (Holothurien). Bezüglich der innern Organisation ist hervorzuheben der Besitz eines geschlossenen Darmkanals mit einem Munde u. meist auch mit einem After, infolge dessen auch der Besitz eines Blutgefäßsystems, bestehend aus einem schlauchförmigen Herzen, das mit einem den Mund umgebenden Gefäßring in Verbindung steht. Das wasserführende Ambulacralgefäßsystem besteht ebenfalls aus einem Gefäßringe um den Schlund, von welchem Kanäle ausstrahlen, deren schwellbare Anhänge als Saugfüßchen (Pedizellen, Ambulacren) aus Oeffnungen der Haut treten u. verschiedenen Zwecken dienen, indem sie theils als Fühler (der Tentakelkranz um den Mund der Holothurien), theils als Athmungswerkzeuge (Ambulacralkiemen der Seeigel) anzusehen sind, theils endlich u. ganz bes. durch Stauen od. Abfluß des Wassers in ihnen den Ortswechsel des Thieres vermitteln. Dieses Wassergefäßsystem erhält sein Wasser durch die Poren einer eigenthümlichen, siebartig durchbrochenen Kalkplatte (der Madreporenplatte) an der Körperoberfläche. Bei den Holothurien ist jedoch keine Madreporenplatte vorhanden. Die Athmung der St. wird zum Theil blos durch das die inneren Organe umspülende Seewasser vermittelt, welches durch Poren des Hautskelets in den Innenraum des Körpers tritt, theils durch besondere Athemwerkzeuge. Außer dem Blutgefäßring u. dem Wassergefäßring liegt um den Schlund der St. noch ein Nervenring, gebildet aus fünf Nervenknoten, von welchen eben so viele Nervenfaden ausstrahlen. Die Körperhülle od. das Perisom der St. ist in eigenthümlicher Weise verkalkt. Bei den Holothurien sind nur einzelne mikroskopisch kleine, eigenthümlich geformte Kalkkörperchen der lederartigen Haut eingebettet, die Rückenfläche der Seesterne ist mit höckriger u. stachliger Haut bekleidet, u. das Skelet ihrer Arme wird aus äußeren u. inneren, wirbelartig verbundenen Kalkstücken zusammengesetzt; bei den Seeigeln bilden 20 Reihen in Meridiane angeordneter, durch Nähte verbundener Kalkplatten eine feste Schale mit zahlreichen beweglichen Stacheln; die Crinoiden endlich haben einen aus fünfeckigen Kalkstücken bestehenden Stiel, mit welchem sie angeheftet sind. Die St. nähren sich meist von Seemollusken, zum Theil aber auch von Seegewächsen; sie sind getrennten Geschlechts; ihre Geschlechtsdrüsen liegen strahlig angeordnet. Von besonderem Interesse ist ihre Entwicklung, um deren Erforschung sich Sars, Joh. Müller, Krohn u. Metschnikoff Verdienste erworben; sie erfolgt in den meisten Fällen mit Metamorphose u. Generationswechsel (s. die Artikel), indem aus dem Ei eine Larve od. Amme wird von zweiseitlicher, zum Theil sehr eigenthümlich staffelei- od. pantoffelartiger Gestalt. An dieser Amme bildet erst das eigentliche Strahlthier als Knospe sich hervor u. nimmt bei seiner Weiterentwicklung gewisse Körpertheile, wie den Darm, mit in seinen Organismus auf. Man hielt diese kleinen, mit Hülfe besonderer, in charakteristisch geordneten Bogenlinien stehenden Wimpern (Wimperschnur) im Meere umherschwimmenden Jugendformen Anfangs für eigenthümliche Thiere u. benannte sie als solche mit besonderen Namen, die noch immer für den betreffenden Zustand gebräuchlich sind (Pluteus, Auricularia, Brachiolaria, Bipinnaria, Tornaria). Betreffs des Speziellen vgl. die Artikel „Crinoiden", „Seesterne", „Seeigel" u. „Holothurien".

Stachelschwein (Hystrix cristata), ein 88 cm. großes, in Afrika u. Südeuropa, bes. in Toscana u. Sizilien, heimisches Nagethier (Familie Aculeata), dessen Körper mit langen, schwarzbraunen, weißgeringelten, an dem nur 11 cm. langen Schwanze kürzeren Stacheln bedeckt ist, während der Nacken eine dichte Mähne von Borstenhaaren trägt. An den Vorderfüßen hat es vier große Grabkrallen, an den Hinterfüßen fünf Zehen. Es grunzt, kann seine Stacheln sträuben u. damit rasseln u. lebt paarweise in Erdhöhlen; seine Nahrung besteht in Wurzeln u. Früchten. Das Fleisch ist genießbar u. wird z. B. in Rom auf den Markt gebracht, während die Stacheln als Federhalter u. Malerpinselstiele Verwendung finden. Es giebt auch kletternde St.e, so das nordamerik., auf Bäumen lebende Vorstenschwein (Erethizon dorsata), dessen kürzere Stacheln von langen Borstenhaaren verdeckt sind, u. der Coandu od. Greifstachler (Cercolabes prehensilis) Brasiliens mit langem Greifschwanz.

Beide werden gegessen. Endlich giebt es noch Stachelratten (Loncheres cristata) in Guyana, rattenähnliche Thiere, unter deren borstigem Haar flache, schmale lanzettliche Stacheln verborgen liegen.

Stackelberg, ein aus den Rheinlanden stammendes Adelsgeschlecht, das sich zu den Zeiten des Deutschen Ordens in Esthland u. Livland ansiedelte, dann sich auch nach Schweden ausbreitete u. dort wie hier zu hohem Ansehen kam. Die Linie in Esthland ist seit 16. Mai 1775, die in Livland seit 30. Mai 1786 reichsgräflich u. die in Schweden ward 6. Juni 1714, bezüglich 11. Juli 1727, in den Freiherren- u. 12. April 1763 in den Grafenstand erhoben. Bemerkenswerth sind hauptsächlich: Berndt Otto, Frhr. **v. St.**, geb. 1662 in Livland, that sich in den Kriegszügen Karl's XII. von Schweden hervor, wurde zum Lohne dafür in den Freiherrenstand erhoben u. starb als schwed. Feldmarschall zu Abo 29. Aug. 1734. Sein Sohn, Wolter Reinhold, geb. in Livland 20. Sept. 1705, gest. als General a. D. 29. Sept. 1801 zu Malma in Södermanland, ward wegen seiner militärischen Verdienste 1763 gegraft. — Otto Magnus, erster Graf **v. St.**, geb. 1736 in Esthland, trat in russ. Dienste u. wurde unter Katharina II. zuerst Gesandter in Madrid. Seit 1770 in Warschau,



Nr. 5699. Das gemeine Stachelschwein (Hystrix cristata).

wo er die Unterhandlungen über die erste Theilung Polens leitete, machte er sich den Polen so sehr verhaßt, daß er schließlich abberufen werden mußte. Nachher von der Kaiserin noch zu mehreren diplomatischen Sendungen benutzt, zog er sich unter Paul ins Privatleben zurück u. starb 7. Nov. 1800. — Otto Magnus, Frhr. **v. St.**, geb. zu Worms bei Reval 25. Juli 1787; studirte 1803—1805 in Göttingen, um sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen, fühlte sich aber weit mehr durch Kunststudien angezogen, bereiste 1806 bis 1808 die Schweiz, Südfrankreich, Oberitalien sowie Rußland, ging, um sich auch im Praktischen der Malerei auszubilden, 1808 nach Dresden u. dann nach Rom, von wo aus er 1810 mit dem dänischen Archäologen Peder Oluf Bröndsted u. einigen Anderen eine Forschungsreise nach Griechenland, den Sporaden u. Cykladen u. Kleinasien unternahm, auf der er die äginetischen Statuen u. die Reste des Apollotempels zu Bassä auffand; auch malte u. zeichnete er Landschaften u. Bildwerke u. sammelte die Materialien zu seinem Werke über „Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne" (Rom. 1825; deutsch, Berl. 1831—35, Fol.). 1813 in seine Heimat zurückgekehrt, ließ er sich 1816 in Rom nieder, machte später noch verschiedene Reisen, half das Archäologische Institut zu Rom begründen, lebte seit 1829 abwechselnd in Mannheim, Dresden, Berlin, Riga u. Petersburg u. starb in letztgenannter Stadt 23. März 1837. Von seinen Werken sind noch zu nennen: „La Grèce, vues pittoresques et typographiques" (2 Bde., Par. 1830—34); „Gräber der Griechen" (Berl. 1835); „Reise zum Styr" (in Gerhard's „Hyperboräisch-römischen Studien", ebd. 1852, Thl. 1 u. 2). — Ernst Karl, Graf **v. St.**, geb. zu Wien 21. März 1813, ein Enkel des Grafen Otto Magnus v. St., war ein hervorragender Artillerie-Offizier u. Diplomat in russ. Diensten. 1858—59 u. 1862—65 Gesandter in Turin, dann in Wien, ward er 1868 Botschafter in Paris. Seit 1869 mit dem Range eines Artilleriegenerals bekleidet, starb er zu Paris 11. Mai 1870.

Stade, Hauptort des Landdrosteibezirkes Stade in der preuß. Provinz Hannover, mit 8761 E. (1875); liegt an der Schwinge, ½ Stunde vor ihrer Einmündung in die Elbe, u. ist Winterhafen für Elbschiffe. Die ehemaligen Befestigungen sind bis auf wenige Reste verschwunden. St. ist Sitz der Bezirksbehörden, eines Konsistoriums u. einer Generalsuperintendentur, hat ein Gymnasium, ein Lehrerseminar, ein Arbeitshaus u. ein Taubstummeninstitut, Tabak-, Wollen- u. Baumwollen-, Spitzen- u. Pianofortefabrikation, Bierbrauerei, Schiffbau u. Fischerei. Der Handel ist nicht unbedeutend. Der seit undenklichen Zeiten erhobene Stader Zoll, den die auf der Elbe aufwärts gehenden Waaren an Hannover beim Städtchen Brunshausen zu entrichten hatten, ist seit 1861 mit 3,100,000 Thlrn. abgelöst worden, welche Summe von Großbritannien, Hamburg, Dänemark, den Niederlanden, Hannover selbst, Schweden, Frankreich, Norwegen, Bremen u. den übrigen seefahrenden Nationen aufgebracht wurde. — St. ist eine sehr alte Stadt. Ihre Grafen nannten sich Markgrafen von Nordsachsen. Durch den Bremer Erzbischof Hartwig, der die Grafschaft geerbt hatte u. mit dem 1168 das Geschlecht der Grafen von St. ausstarb, kam St. an das Erzbisthum Bremen. Es wurde zwar auf kurze Zeit durch Heinrich den Löwen Bremen wieder entrissen, fiel aber schon 1180 dahin zurück. 1207 wurde es wegen des drückenden Stader Zolles von der Hansa zerstört, kam infolge des Westfäl. Friedens 1648 an Schweden u. wurde Hauptstadt des Fürstenthums Bremen; 1712 eroberten es die Dänen u. 1719 fiel es mit dem Bisthum Bremen an Hannover. Napoleon I. schlug es 1807 zum Königreich Westfalen u. nahm es 1810 selbst in Besitz; erst 1813 kam es an Hannover zurück u. wurde 1816 neu befestigt. Am 18. Juni 1866 fiel es ohne Kampf den Preußen in die Hände u. wurde wie ganz Hannover infolge des Prager Friedens Preußen einverleibt.

Städelsches Institut heißt die in Frankfurt a. M. von dem Bürger Joh. Friedr. Städel (gest. 2. Dez. 1816) durch Schenkung seines Vermögens von ca. 1 Mill. Gulden, seiner Liegenschaften u. seiner Sammlungen gegründete Kunstanstalt u. Kunstschule. Anfänglich unter die Leitung von Phil. Veit, nachher unter die von Passavant u. Steinle gestellt, errang das Institut bald eine geachtete Stellung unter den deutschen Kunstschulen; die Sammlung von Gemälden, Kupferstichen, Handzeichnungen berühmter Meister u. Gipsabgüssen wurde schon 1850 auf 500,000 fl. geschätzt u. ist seitdem beständig vermehrt worden. Die Hauptbedeutung der Bildersammlung besteht weniger in hervorragenden Werken der älteren Malerschulen, als in denen der Neuzeit, worunter wir nur Overbeck's „Triumph der Religion in den Künsten", Veit's „Einführung des Christenthums in Deutschland", Lessing's „Hus im Verhör", ferner „Ezzelin im Kerker" u. mehrere Landschaften sowie die Cartons von Cornelius (Farbenskizze zum „Jüngsten Gericht"), Overbeck, Veit, Steinle u. Schnorr v. Carolsfeld nennen.

Stadion, ursprünglich **Stadegun**, ein altes, jetzt in Böhmen, Bayern, Württemberg u. Galizien begütertes, seit 1686 freiherrliches u. seit 1705 reichsgräfliches Geschlecht, dessen Häuptern seit 1829 das Prädikat „Erlaucht" zukömmt. Seinen Namen führt es nach seiner längst in Trümmer gefallenen Stammburg in Graubünden, von wo es sich zunächst nach Schwaben verbreitete; hier baute es sich bei Munderkingen an der Donau ein neues Stammschloß. Das der kathol. Konfession folgende Geschlecht blüht heute noch in zwei Linien: der Friedericianischen u. der Philippinischen. Besonders zu nennen sind: Christoph **v. St.**, geb. 1478, seit Mai 1517 Bischof von Augsburg, gehörte zu den liebsten Freunden Kaiser Maximilian's I., wie später auch zu den Vertrauten Karl's V. u. Ferdinand's I., stand als unermüdlicher Vermittler zwischen den beiden Parteien, die über die Nothwendigkeit einer Kirchenreform haderten,

neigte stark zu den Ansichten eines Erasmus u. Melanchthon, mit denen er einen lebhaften Briefwechsel unterhielt, u. starb 15. April 1543 während des Reichstags zu Nürnberg. — Johann Philipp, erster Reichsgraf **v. St.**, geb. 16. Okt. 1652, gest. 1741, hatte als kurmainz. Geh. Rath u. Kanzler großen Einfluß auf die Reichsgeschäfte u. war noch im hohen Alter Botschafter bei der Wahl Karl's VI. u. Gesandter des Rhein. Kreises beim Utrechter u. Badener Friedenskongreß. Von den Grafen v. Sinzendorf brachte er 1708 die Herrschaft Thannhausen in Schwaben an sich, infolge dessen er in das schwäb. Grafenkollegium aufgenommen wurde. — Graf Friedrich **v. St.** (geb. 1691, gest. 1768 als kurmainz. Konferenzminister) u. Graf Hugo Philipp **v. St.** (geb. 1720, gest. 1785) gründeten die beiden genannten Linien, von denen sich die ältere **St.-Warthausen u. Thannhausen**, die jüngere **St.-St.-Thannhausen** schreibt. — Graf Friedrich Lothar **v. St.**, geb. 6. April 1761, verzichtete auf das Recht der Erstgeburt u. widmete sich dem geistlichen Stande, wurde Domkapitular in Mainz, dann in Würzburg, hier auch Rath u. Regierungspräsident sowie zeitweilig Verweser der Erfurter Statthalterei u. Kurator der Würzburger Universität, u. nahm 1798 als Würzburger Gesandter am Rastatter Kongresse Theil. Nach der Säkularisation des Hochstifts Würzburg trat er in österr. Staatsdienste u. hatte u. A. nach dem Preßburger Frieden die diplomatischen Verhältnisse zwischen Oesterreich u. Bayern wieder herzustellen. 1809 Generalintendant beim Hauptheere des Erzherzogs Karl, zog er sich nach dem raschen Ende des für Oesterreich unglücklichen Krieges auf seine Güter in Böhmen zurück u. starb zu Chodenschloß 9. Dez. 1811. Eine treffende Charakteristik St.'s enthalten die von Joh. v. Müller herausgegebenen „Briefe zweier Domherren" (Frankf. 1787). — Graf Johann Philipp Karl Joseph **v. St.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Mainz 18. Juni 1763; studirte in Göttingen die Staatswissenschaften, ging 1788 beim Ausbruch des Russ.-schwed. Kriegs als kaiserl. Gesandter nach Stockholm, bekleidete 1790—92 denselben Posten in London, seit 1797 in Berlin u. 1804—1805 in Petersburg, wo er das Zustandekommen der dritten Koalition eifrig betrieb. Nach dem Preßburger Frieden österr. Minister des Auswärtigen, mußte er 1809 zurücktreten, als der in diesem Jahre auf sein Anrathen unternommene Krieg unglücklich verlief. Seitdem lebte er in Prag u. auf seinen Gütern, bis er 1812 wieder nach Wien berufen u. in allen wichtigen Fragen zu Rathe gezogen wurde. 1815 mit der Leitung des Finanzministeriums betraut, that er insbesondere viel zur Hebung des österr. Kredits. Er starb zu Baden bei Wien 15. Mai 1824. — Graf Franz Seraph **v. St.**, zweiter Sohn des Vorigen, geb. 27. Juli 1806, bewährte sein Administrationstalent zuerst als Statthalter von Illyrien, dann von Galizien, übernahm in dem Ministerium vom 21. Nov. 1848 das Departement des Innern, das er ziemlich freisinnig leitete, sah sich aber durch ein Körperleiden schon im Mai 1849 gezwungen, seine Entlassung zu nehmen, u. starb, zuletzt geisteskrank, 8. Juni 1853. Ihm folgte als Haupt der Friedericianischen Linie sein Bruder Graf Rudolph **v. St.**, geb. 23. Febr. 1808; derselbe ist k. k. Kämmerer u. Wirklicher Geh. Rath. Der Philippinischen Linie steht gegenwärtig vor: Graf Friedrich **v. St.**, geb. 13. Dez. 1817, erblicher Reichsrath der Krone Bayern.

Stadion (griech.; lat. stadium) hieß bei den Griechen die Rennbahn, in welcher bei öffentlichen Festspielen die Wettläufe u. sonstige gymnastische Wettkämpfe abgehalten wurden. Das Vorbild für die Anlage der Stadien bildete das St. in Olympia, 6 Plethra od. 600 griech. Fuß (= 184,97 m.) lang; daher wurde diese Strecke das allgemeine griech. Längenmaß.

Stadler, Maximilian, Geistlicher u. Tonsetzer (gewöhnlich Abbé od. Abt St. genannt), geb. 4. Aug. 1748 zu Melk; kam im Alter von 10 Jahren als Chorknabe in die Abtei Lilienfeld, machte daselbst auch Gymnasialstudien u. wurde dann zu weiterer Ausbildung nach Wien auf das Jesuiten-Kollegium gethan, woselbst er auch als Organist fungirte. Nach Absolvirung seiner theologischen u. philosophischen Studien trat er als Novize in das Kloster Melk, versah später abwechselnd die Seelsorge auf dem Lande u. verschiedene Professuren im Gymnasium seines Klosters, wurde 1786 von Kaiser Josef, der sein treffliches Klavier- u. Orgelspiel kennen u. schätzen gelernt hatte, zum Kommendatarabt der Abtei Lilienfeld u. 1789 der zu Kremsmünster ernannt, lebte 1791—1803 mit dem Titel eines Kanonikus u. Konsistorialraths unabhängig u. zurückgezogen in Wien u. wurde dann Pfarrer in der Vorstadt Alt-Lerchenfeld u. 1810 endlich in gleicher Eigenschaft nach dem Marktflecken Böhmisch-Kraut versetzt. Hier entstanden seine beiden Hauptwerke, die ihn in den weitesten Kreisen bekannt machten: die Chöre aus Collin's Tragödie „Polyxena" u. desselben Dichters Oratorium „Das befreite Jerusalem". 1815 legte er sein Amt nieder, privatisirte in Wien u. starb daselbst 8. Nov. 1833. — Außer dem oben erwähnten Oratorium sind von St. noch verschiedene Messen, ein Requiem, viele Gradualen u. Offertorien, Psalmen, geistliche u. weltliche ein- u. mehrstimmige Lieder, Klavier- u. Orgelfugen, Klaviersonaten ꝛc. im Druck erschienen.

Stadt, ein Ort, ein Gebiet, bewohnt von einer Gemeinde, die unter der Leitung einer besonderen Kommunalobrigkeit steht, ihren Erwerb hauptsächlich in der Industrie u. dem Handel findet u. hinsichtlich ihrer Baulichkeiten ein mehr od. weniger geschlossenes Ganzes bildet. Auch wird darunter häufig die Gemeinde selbst verstanden. Ehedem war jede St. mit Mauern u. Gräben umzogen, denn außer dem Handel verdankten die Städte hauptsächlich dem Schutze bewaffneter Macht ihre Entstehung. Schon früh daher, mit den Anfängen der Kultur, legten seßhafte Völker in Asien u. Afrika, in Griechenland u. Italien an wichtigen Handelsstraßen u. am Fuße wohlbefestigter Burgen (bei den alten Griechen Akra genannt, daher Akropolis, s. d.) Städte an, die bald zu hoher Blüte kamen. Auch **Städtebünde** zu gemeinsamem Schutz gegen feindliche Uebermacht kennt bereits das Alterthum; die berühmtesten waren der Phönikische (Tyrus, Sidon u. a.) u. der Achäische in Hellas. In Deutschland entstanden die ersten Städte als Pflanzstädte der Römer unter Kaiser Augustus u. seinen Nachfolgern aus röm. Lagern u. Kastellen, so z. B. Augsburg (Augusta Vindelicorum), Köln (Colonia Agrippina), Memmingen (Drusomagum od. Augusta Drusi) u. a. Bei den Deutschen selbst begann die Gründung von Städten eigentlich erst zur Regierungszeit Heinrich's I. (s. d.), dem man daher auch bisweilen den Beinamen „der Städtegründer" gegeben hat. Die von Heinrich nam. im östlichen Deutschland angelegten Städte, wie Meißen, Nordhausen, Quedlinburg, Duderstadt u. Soest, sollten hauptsächlich als Zufluchtsorte im Kriege gegen die Ungarn u. Slaven dienen; behufs ihrer Vertheidigung mußte daher auch ein Theil des wehrbaren Landvolks seinen ständigen Aufenthalt in den Städten nehmen, u. um die Abneigung der Deutschen gegen das Stadtleben zu heben, verlieh auch bereits Heinrich den Stadtbewohnern manche große Vorrechte. Einzelne Städte entstanden außerdem an Bischofssitzen, aus Marktplätzen ꝛc. Als dann die Durchbrechung der reinen Naturalwirthschaft durch die Geldwirthschaft erfolgte, begünstigte der Gegensatz von St. u. Land, auf dem auch die besonderen Städteordnungen (s. den Art. „Gemeindeordnung") beruhen, die Sprengung der hofrechtlichen Verhältnisse. Die ältesten Stadtrechte (s. d.) enthalten sämmtlich den Grundsatz, daß jeder Hörige, der ein Jahr u. einen Tag in der St. wohnt, von keinem Grundherrn zurückgefordert werden kann, sondern in der St. als freier Mann zu verbleiben berechtigt ist. Konnten zufluchtsuchende Hörige hier nicht aufgenommen werden, so legte man außerhalb der Ringmauern od. Pfähle Vorstädte (Pfahlbürgen) an, wo sie gleichfalls städtischen Schutz genossen. Zwar suchten die Grundherren durch Reichsgesetze diese Aufnahme der Hörigen von Seiten der Städte zu verhindern, aber diese behaupteten ihr Recht. Nun u. in Deutschland erst, wo also die Städte zu Schutzstätten der freien Arbeit wurden, konnte der in ihnen mächtig aufblühende Handel nach allen Seiten hin anregend u. schöpferisch wirken, insbes. auf die Gewerbe u. die Industrie, u. bildete sich in diesen Sitzen der Kultur jener Mittelstand mit seinen verschiedenen Berufsarten aus, dessen rechtes Lebenselement noch heute das Wetten u. Jagen nach Erfindung, Vervollkommnung, Verbesserung auf allen Gebieten der wirthschaftlichen Thätigkeit ist, — jener Bürgerstand, der nicht blos „auf strenges Recht, ehrbare Sitte, häuslichen Sinn, staatliche Selbständigkeit hält, vor dem Junker nicht kriecht, vor dem Priester sich nicht bückt, die Frömmigkeit liebt, die Frömmelei haßt", sondern auch der zur Thatsache gewordene Beweis des List'schen Satzes ist, daß die Kraft, Reichthümer zu schaffen, unendlich wichtiger sei als der Reichthum selbst. Das echte Bürgerthum wurde gleichsam die Inkarnation der beiden Produktionsfaktoren Arbeit u. Kapital u. eroberte sich so die bedeutungsvollste Stellung in der menschlichen Gesellschaft. Der Dreißigjährige Krieg ließ zwar nur wenige Städte unseres Vaterlandes anders denn als Schattenbilder ihres vormaligen Glanzes aus seinen Flammen hervorgehen, er vernichtete den bürgerlichen Wohlstand u. schuf aus dem stolzen mittelalterlichen Handwerker u. Kaufmann den demüthigen deutschen Philister, aber dieser blieb sich doch wenigstens sittlich treu, während der Adel durch seine moralische Verderbniß unterzugehen drohte.

In entsagender, stiller Arbeit, im ehrenfesten, sittsamen Familienleben war u. blieb der deutsche Handwerker die einzige erhaltende Macht im Staate, welche verhütete, daß nicht die ganze menschliche Gesellschaft in sittlicher Fäulniß auseinander fiel. Die unverdrossene, zähe Arbeit des kleinen Gewerbes in einer Zeit, da das große Deutschland beinahe zerstört war, bildete die Brücke zu der modernen industriellen Herrlichkeit. Auch die Literatur, die zur Wiederbelebung der deutschen Nationalität den ersten Grund legte u. der deutschen Bildung nicht nur eine neue Bahn, sondern auch den neuen Schwung innerer Kraft gab, war von bürgerlichem Geiste durchdrungen u. getragen. In politischer Beziehung ist die Entwicklung der modernen Städte überhaupt, insbes. der germanischen u. slavischen, von denen des Alterthums sehr verschieden. Die griech. u. ital. Städte trennten sich von der Einheit u. Freiheit ihres Volkes, machten sich in irgend einer Art souverän u. unterdrückten die umwohnenden Landbewohner. Die slavischen, wie nam. in Rußland, konnten sich nicht von der Leibeigenschaft u. Hörigkeit der Fürsten u. Adligen befreien. In den germanischen dagegen erhielt sich die alte Volksfreiheit, ihnen verdanken wir geradezu unsere konstitutionellen Verfassungen, deren Musterbild die englische ist, denn in ihnen entwickelte sich zuerst der Gedanke der Repräsentation, der nam. da auftrat, wo ein aus Bürgerverordneten (meist Stadtverordnete genannt) bestehender Ausschuß anfing, die allgemeine Volksgemeinde dem regierenden Rath (Magistrat, Stadtrath) gegenüber zu vertreten, bez. die exekutive Verwaltung des letzteren zu kontroliren u. bei allen wichtigen Angelegenheiten die entscheidende Stimme abzugeben (vgl. den Art. „Gemeinde“. Die Städte führten ferner zuerst einen Haushalt ein, den später die staatliche Finanzverwaltung zum Vorbilde nahm. In den Städten kamen zuerst die Verzehrungssteuern, dann auch die direkten Steuern auf. Nicht minder hat sich die Polizei durch die Städte herangebildet: der Rath erhielt ein Oberaufsichtsrecht über Handel, Gewerbe, Zucht 2c. Den Städten verdanken wir sogar die Ausbildung der gesammten Administrativgewalt. Im deutschen Mittelalter war St. u. Festung gleichbedeutend (von den kaiserlichen Burgen, die sich in ihnen befanden, erhielten auch die Städtebewohner den Namen „Bürger“ [s. den betr. Art.]); die Städte beuteten zuerst die Erfindung des Schießpulvers aus u. thaten Alles, um die veränderte Art der Waffenführung zu ihrem Vortheil zu gebrauchen. Die Eifersucht des Adels auf ihre Freiheiten hatte ja bald zu Fehden zwischen Adel u. Städten geführt, die auch den Anlaß zur Schließung von Städtebünden im Mittelalter gaben. Dem Beispiele der lombard. Städte, deren Bund selbst den deutschen Kaisern furchtbar wurde, folgten die rhein. u. schwäb. Städte; die größte Macht aber erlangte die Hansa (s. d.); noch heute sind Hamburg, Lübeck u. Bremen, die einst der Hansa angehörten, Freie Städte (s. d.), die einzigen, die sich als solche von den vielen ehemaligen deutschen Reichsstädten erhalten haben. Hauptstädte in unserem Sinne gab es im Mittelalter nicht; damals konnte das Städtewesen nur gedeihen, wo seine günstigsten natürlichen Lebensbedingungen vorhanden waren; daher gab es die blühendsten Städte gerade da, wo der Staat am meisten zerklüftet war, wie in Oberitalien, nam. der Lombardei. Heute richtet sich die Größe der Städte im Allgemeinen nach der Größe der Staaten, denen sie angehören, bez. deren Hauptstädte sie bilden. Mit dem Staate wachsen auch sie, mag nun das Wachsthum ein äußeres sein, wie bei England durch die Kolonien, od. ein inneres, wie in Frankreich durch die Centralisation. An die heutigen Hauptstädte gaben die Städte, die im Mittelalter blühten, ihr Leben u. ihren Verkehr ab, als sie im Kampfe für städtische Autonomie u. Selbständigkeit unterlagen. Am deutlichsten tritt die stetige u. unaufhaltsame Verschiebung, die seit dem Dreißigjähr. Kriege, also seit dem endgiltigen Abschlusse des Mittelalters, in der Vertheilung der Bevölkerungsmassen in Europa überhaupt stattgefunden hat, gerade in den letzten Jahrzehnten hervor. 1845 wohnte der 45. Preuße in Berlin, der 35. Franzose in Paris, der 15. Engländer in London, kaum der 100. Oesterreicher in Wien. 1876 wohnte in Wien schon der 38. Oesterreicher, in London der 8. Engländer, in Paris der 19. Franzose, in Berlin der 20. Preuße. Dieses unverhältnißmäßige Anwachsen u. Konzentriren der Bevölkerung an wenigen Punkten muß natürlich, abgesehen von den ideellen Uebeln, welche das Zusammenströmen von Menschen aus allen Weltgegenden in den Großstädten zur Folge hat, auch materielle Uebelstände erzeugen, die in der Wohnungsnoth u. der Lebensmitteltheuerung am greifbarsten sind. Darunter litt nachweisbar auch schon das antike Rom, das unter Augustus etwa 1,700,000 E. hatte, u. wie für dieses haben auch für andere Metropolen des Alterthums die Gesetze gegolten, welche das Verhältniß zwischen dem flachen Lande u. der St. immer zu einem gewissen Gegensatze, auf eine gewisse Spitze treiben müssen, nur daß in absoluter Weise die Wohnungs- u. Ernährungs-, überhaupt die ganzen sozialen Verhältnisse der heutigen Großstädter ungleich günstiger geworden sind. Vgl. Gaupp, „Ueber deutsche Stadtegründung“ 2c. (Jena 1825); Hüllmann, „Das Städtewesen im Mittelalter“ (4 Bde., Bonn 1825–29); Kortüm, „Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde“ (3 Bde., Zür. 1827–30); Arnold, „Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte“ (Gotha 1854) u. die Mittheilungen der Statistischen Bureaux der größeren Städte.

Städtereinigung (Assanirung der Städte) ist ein im Vordergrunde der öffentlichen Gesundheitspflege stehendes Kapitel, eine ernste Aufgabe der Verwaltungsbehörden. In gleichem Grade, wie die Vergrößerung der Städte u. ihre Einwohnerzahl, wächst auch die Gefahr, daß durch das mehr od. weniger dichte Zusammenwohnen sich die Luft in den Wohnungen, Höfen u. engen Straßen, der Grund u. Boden als Aufnahmestätte reichlichen Unrathes, das Grund- u. Trinkwasser von Jahr zu Jahr verschlechtern u. hiermit Leben u. Gesundheit der Bewohner mehr u. mehr bedroht werden. Statistisch ist nachgewiesen, daß Vernachlässigungen in dieser Beziehung die Mortalität ungemein steigern, während sich nach Einführung wesentlicher Verbesserungen sofort die Sterblichkeitsziffern günstiger gestalteten. Die besten Erfahrungen hat man in dieser Beziehung in England gemacht; London war früher eine ungesunde Stadt mit 30 pro Mille jährlicher Mortalität, u. gilt jetzt mit 18—20 pro Mille als die gesündeste aller Städte. — Die Ortsgesundheitsämter, die wol nach u. nach in allen Städten eingerichtet werden müssen, haben die Aufgabe, nach sehr verschiedenen Richtungen hin ihre Maßregeln zu treffen. Die städtische Bauordnung soll einestheils für eine hygieinische Wohnungsordnung (Verbot der Kellerwohnungen, zu enger Höfe u. Straßen, Anlage von zweckmäßigen Brunnen u. Aborten) sowie für ausgiebige Ventilation öffentlicher Gebäude sorgen. Dann soll eine städtische Wasserordnung den Bezug sowol reinen Trinkwassers als auch die Zufuhr reichlichen Spülwassers ermöglichen; es soll auf Straßen u. Plätzen schnell aller Unrath entfernt, der Staub gelöscht u. durch Anpflanzung von Bäumen (Parks, Squares) die Luft rein erhalten werden. Man hat ferner zu verhüten, daß durch Fabrikanlagen u. deren Abgänge die Umwohnenden gesundheitlich gefährdet werden. Ebenso ist das Begräbnißwesen durch eine Friedhofsordnung zu regeln. Von höchster Wichtigkeit für die Hygieine ist aber die Angelegenheit der Sammlung u. Fortschaffung der Exkremente u. sonstiger Abfälle des Haushaltes u. der Gewerbe. Von diesen Massen rührt zumeist eine arge Verderbniß der Luft u. des Trinkwassers her, wo die schlechten Abzugskanäle u. die undichten Gruben fort u. fort die in Zersetzung befindlichen organischen Substanzen in den Erdboden sickern lassen. Hierzu kommen zunächst die Einrichtungen von Schwemmkanälen (Kanalisations- od. Sielsystem) in Frage, welche durch Einleitung großer Wassermassen gespült werden können. Dazu muß die Stadt mit laufendem Wasser durch Leitungen, jedes einzelne Haus mit Wasserclosets versehen werden. Ein solches Kanalsystem soll zugleich für den Untergrund entwässernd, drainirend wirken. Auf der anderen Seite wird, wie dies zuerst in England, dann auch in Danzig, Berlin 2c. eingeführt wurde, ein Berieselungssystem die fortgeführten Unrathwässer auf weitem Felde ausgießen, wo es nicht möglich ist, diese Wässer sofort dem Meere od. großen Flüssen zuzuleiten. Dagegen wurde von Anderen das „Abfuhrsystem“ empfohlen, bei dem Kübel od. Tonnen (Fosses mobiles) mit den Exkrementen gefüllt, auf der Achse nach einem Stapelort geschafft u. hier entleert werden, damit der Inhalt dann den Aeckern übergeben werden kann. Dieses System (z. B. in Graz eingeführt) zeigt manche technischen u. hygieinischen Mängel. Ein drittes System, das von Kapitän Liernur angegebene Abfuhrverfahren mit Saugsielen („pneumatischer Kanalisation“), hat sich wol hier u. da für eine Gruppe von Häusern, noch nicht für ganze Städte geeignet gezeigt. Dort, wo es noch nicht möglich war, die Stadt mit einem einheitlichen System zu versehen, sind zum Schutze gegen Cholera, Typhus, Ruhr u. andere epidemische Krankheiten zur Desinfektion der Aborte verschiedene Methoden in Anwendung gekommen, von welchen sich die Süvern'sche (Zumischung einer aus Chlormagnesium, Kalk u. Karbolsäure bestehenden Masse) am meisten bewährte. — Fonssagrives, „Hygiène et Assainissement des villes“ (Par. 1874); Virchow, „Reinigung u. Bewässerung Berlins“; Pettenkofer, „Das Kanal- od. Sielsystem in München“ (1869).

Stadtrechte, ursprünglich nur die kaiserlichen od. landesherrlichen Privilegien, durch deren Verleihung eine Gemeinde zur Stadt erhoben ward. Die betreffenden Urkunden erhielten mit der Zeit vielfache Zusätze, welche sich auf die Rechte des Kaisers od. des Landesherrn, die Gerechtsame des Raths u. der städtischen Beamten, das Gerichtswesen, die Rechte der Kaufleute, Handwerker, Fremden, Juden 2c. bezogen. Dadurch wuchsen die St. zu immer größerem Umfange an u. erhielten eine immer größere Bedeutung. Da in schwierigen Rechtsfällen der Rath einer Stadt sich beim Rathe einer anderen Stadt Rechtsbelehrung erholen konnte, so ward auch mehrfach das Recht einer Stadtgemeinde auf andere übertragen, u. so entstanden gewissermaßen ganze Familien von St.n, in denen das Recht einer Mutterstadt zuweilen in einer sehr weiten Ausdehnung maßgebend war. Als die städtischen Einrichtungen u. Territorialverhältnisse,

wie die Rechtsvorstellungen überhaupt im 15.–17. Jahrh. mächtige Umgestaltungen erfuhren, machten sich auch neue Redaktionen („Reformationen“) der alten St. nöthig, bis sie endlich zugleich mit der alten Gerichtsbarkeit u. der Selbstverwaltung der Städte größtentheils dem überwältigenden Absolutismus der Landesherren erlagen, bez. durch die Landesgesetzgebung verdrängt wurden. Das Prinzip der Selbstverwaltung hat sich aber in neuester Zeit wieder fast überall Bahn zu brechen angefangen. Vgl. Gaupp, „Deutsche St. des Mittelalters“ (2 Bde., Bresl. 1851 f.); Gengler, „Deutsche St. des Mittelalters“ (2. Aufl., Erl. 1866); Bischoff, „Oesterr. St.“ (Wien 1857).

Staël-Holstein, Anne Louise Germaine, Baronin v., berühmte franz. Schriftstellerin, ward zu Paris 22. April 1766 geb., als ihr Vater, Jacques Necker (s. d.), nachmals Finanzminister, noch Commis in einem Bankhause war. Necker's schnell wachsendes Ansehen, sein Reichthum u. seine eigene literarische Bedeutung zogen die glänzendsten Vertreter der Zeitströmung in seinen Salon, doch wurde den Einflüssen dieser Kreise auf die Tochter von der gründlich gebildeten Mutter, Suzanne geb. Curchod (gest. im Mai 1794), einer strengen Calvinistin, die Wage gehalten. Daß dem jungen Mädchen trotzdem Kämpfe nicht erspart blieben, zeigen die Jugendarbeiten Germaine's (die Dramen „Sophie“, „Jane Grey“ u. „Montmorency“, die Novellen „Mirza“ u. „Adelaide et Theodor“ sowie das Fragment „Zulma“) auf jeder Seite. Einen vorläufigen Abschluß erhielten diese Erstlingsversuche in ihren „Lettres sur les écrits et le caractère de J. J. Rousseau“ (Par. 1788; 2. Aufl. 1789). Damals war Germaine bereits seit 2 Jahren die Gemahlin des Barons Eric Magnus St.-H. (geb. zu Loddby in Oestergötland 25. Okt. 1749, baronisirt 24. Jan. 1788, gest. auf einer Reise nach der Schweiz 9. Mai 1802), der 1783–93 u. 1795–97 schwed. Gesandter in Paris war. Nachdem ihr Vater, in seinen Zielen durch die Revolution überholt, schon im Sept. 1790 Paris verlassen hatte, blieb Frau von St.-H. noch 2 Jahre daselbst u. wurde in dieser Zeit zahlreichen Freunden u. Bekannten eine muthige Helferin in der Noth. Die Schreckenszeit verlebte sie theils in Coppet bei Genf, theils in London. Dieselbe wird in der Reihe ihrer Schriften nur durch ein beredtes Pamphlet zu Gunsten der Königin Marie Antoinette erwähnt. Aber nach Robespierre's Sturz ließ sie als Ergebnisse des furchtbaren Ernstes jener Zeit die „Réflexions sur la paix“ (Par. 1794), die „Réflexions sur la paix intérieure“ (ebd. 1795) u. die Schrift „De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations“ (ebd. 1796) erscheinen, denen sich das Werk „De la littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales“ (2 Bde., ebd. 1796) anschloß. Mittlerweile erkannte Schweden die Franz. Republik an u. kehrte daher Frau v. St.-H. nach Paris zurück. Als dann die Republik unter der Militärherrschaft Bonaparte's zusammenbrach, gehörte sie zu den Wenigen, die sich dem Zauber der aufsteigenden Sonne entzogen. Aus ihrem Salon holte sich die schwache liberale Opposition des Tribunats Anregung u. Gedanken, so daß Bonaparte sie schließlich aus Paris verbannte. Nachdem Frau v. St.-H. infolge dessen eine Zeit lang bei ihrer Freundin Recamier in St. Brice bei Ecouen u. in Coppet zugebracht hatte, von wo aus sie ihren Roman „Delphine“ (6 Bde., Par. 1803 u. öfter; deutsch 3 Thle., Lpz. 1847) veröffentlichte, trug sie 1803 ihre Gereiztheit u. Wißbegierde nach Deutschland, wo sie in Weimar u. Berlin unsere Literatur- u. Gesellschaftsverhältnisse studirte, bis 1804 die Nachricht vom Tode ihres Vaters sie abrief; dem Todten setzte sie später in der Schrift „Du caractère de Necker et de sa vie privée“ ein Denkmal begeisterter Kindesliebe. 1805 lebte Frau v. St.-H. in Italien u. machte Studien zu ihrem Romane „Corinne, ou l'Italie“ (2 Bde., Par. 1807 u. ö., deutsch von Bock, Lpz. 1869), ihrem glänzendsten Werke. Dann hielt sie sich in der Nähe von Paris auf, bis die Polizei sie wieder nach Coppet verwies. Hier folgten nun die Jahre, in denen sie mit A. W. Schlegel ihren deutschen Studien oblag, mit Oehlenschläger u. Zach. Werner romantisirte, mit Bonstetten, Sismondi u. Benj. Constant dem Gange der europ. Dinge folgte. 1810 vollendete sie ihr Werk „De l'Allemagne“, dessen Druck sie mit polizeilicher Erlaubniß in Chaumont sur Loire selbst überwachte, welches aber, kaum fertig gestellt, mit Beschlag belegt u. vernichtet wurde, während die Verfasserin Frankreich abermals verlassen mußte; auch ward jetzt ihr Exil in Coppet zu einem Gefängniß gemacht. In dieser Zeit schloß sie eine heimliche Ehe mit einem jungen verwundeten Offizier, Namens de Rocca, entfloh mit ihm u. Schlegel, dem Hofmeister ihrer Söhne, im Frühjahr 1812 aus der Schweiz, ging nach Wien, durch Galizien nach Moskau, von da nach Petersburg u. zu Bernadotte nach Stockholm, endlich nach London, wo nun ihr Buch über Deutschland (neue Aufl., Par. 1865; deutsch 6 Bde., Berl. 1816) erschien. Napoleon's Sturz öffnete ihr die Heimat wieder, u. während der Hundert Tage erlebte sie die Genugthuung, daß ihr alter, gewaltiger Gegner ihren Beirath zur konstitutionellen Beglückung Frankreichs sich erbat. In Paris hoffte sie später für die Durchführung ihrer unwandelbar festgehaltenen politischen Ueberzeugung endlich mitwirken zu können, doch starb sie bereits 14. Juli 1817, nachdem sie eben ihre liberal-doktrinären „Considérations sur les principaux événements de la révolution française“ (3 Bde., Par. 1819; deutsch von Schlegel, Heidelb. 1818; neue Aufl. 1861) vollendet hatte. Nicht lange nach ihr starb auch ihr zweiter Gemahl, erst 31 Jahre alt, auf einer Reise in die Provence. Von ihren Schriften sind noch zu nennen: „Réflexions sur le suicide“ (Stockh. 1812) u. „Dix années d'exil“ (Par. 1814; deutsch, Lpz. 1822, u. von Oelrichs, Karlsr. 1822). Eine Sammlung ihrer „Oeuvres“ (18 Bde., Straßb. u. Par. 1820 f.) gab der Folgende heraus. — Vergl. Castille, „Mad. de St.“ (ebd. 1857). — Auguste Louis, Baron **v. St.-H.**, ältester Sohn der Vorigen, geb. zu Paris 31. Aug. 1790, gest. zu Schloß Coppet 19. Nov. 1827, gab mit dem Herzog v. Broglie, seinem Schwager, die Werke seiner Mutter u. seines Großvaters Necker heraus u. schrieb: „Notice sur Mad. Necker“ (Par. 1820); „Lettres sur l'Angleterre“ (ebd. 1825) ꝛc. Sein einziger Bruder, Math. Alb., Baron v. St.-H., geb. 20. Nov. 1792, ward als Ordonnanzoffizier des Kronprinzen Karl Johann von Schweden 12. Juli 1813 zu Buchtenberg bei Dobberan im Duell erschossen.

Stafette heißt der berittene Postillon, welcher wichtige Briefschaften von einer Station zur andern bringt. Durch St. befördern heißt, von Poststation zu Poststation mit frischen Pferden wichtige Briefschaften schneller, als der gewöhnliche Postverkehr gestattet, weiter schaffen, s. auch „Relais“. Eisenbahn u. Telegraph haben den nam. zu Napoleon's I. Zeit sehr ausgedehnten Stafettenverkehr fast ganz unnöthig gemacht. Nur ganz wichtige Papiere werden heutzutage durch besondere Personen (z. B. Kabinets-Couriere) unter Benutzung aller Verkehrsmittel der Jetztzeit an ihre Adresse gebracht.

Staffa, eine zur schott. Grafschaft Argyle gehörige kleine, unbewohnte Insel der südl. Hebriden. Sie besteht durchaus aus Basalt u. ist berühmt durch die Fingalshöhle (s. d.).

Staffage (spr. Staffahsch'), nennt man die in einer Landschaft, einem Architektur- od. einem Marinebilde angebrachten lebenden Wesen (Menschen od. Thiere), welche, immer nur als Nebensache geltend, die Lebendigkeit des Ausdrucks des Gemäldes erhöhen u. daher auch dem Charakter desselben völlig entsprechen müssen. Bisweilen werden Bild u. St. von verschiedenen Malern ausgeführt.

Staffelei, ein schon in der Malerei der Griechen in ähnlicher Weise wie heutzutage angewandtes hölzernes Rahmwerk für Maler, auf welchem das auszuführende Bild steht, das vermittels der in den beiden aufrecht stehenden Pfosten angebrachten Löcher u. ihrer Zapfen höher u. niedriger gestellt werden kann. Daher Staffeleibild, Staffeleigemälde, Tafelbild, im Gegensatz zum Wandgemälde.

Staffeln (échelons) nennt man einzelne Truppenabtheilungen, Schwadronen, Bataillone, Batterien od. auch größere Massen, welche, wenn man den Grundriß ihrer Aufstellung betrachtet, treppenförmig hinter einander stehen. Der Zweck der Aufstellung u. Bewegung in St. ist, einen bestimmten Punkt der feindlichen Stellung mit immer wachsender Macht anzugreifen; selbstverständlich müssen die St. so nahe auf einander folgen, daß sie sich gegenseitig unterstützen können, ohne deshalb in eine solche Nähe von einander zu kommen, daß der Mißerfolg der vorderen Staffel sich auf die nachfolgenden überträgt. Artillerie geht staffelförmig vor od. zurück, um das Feuer, welches während der Bewegung der ganzen Linie schweigen müßte, immer zu unterhalten. Friedrich's d. Gr. sog. schiefe Schlachtordnung bei Leuthen war ein Angriff in St.

Stafford (spr. Stäfförd), engl. Grafschaft, 53,28 □M. mit 858,326 E. (1871); grenzt im N., O. u. S. an die Grafschaften Derby, Warwick u. Worcester, im W. an Salop od. Shropshire u. Chester. Ihr SW. ist Flachland, der SO. Hügelland, das nach N. hin in Bergland übergeht.

Die hohen Moorgegenden hier sind ein schwarzer u. trauriger Strich Landes, wo mehr Regen u. Schnee fällt als sonst irgendwo in England. Der Hauptfluß ist der im N. entspringende Trent; sein Nebenfluß Dove bildet die Grenze gegen Derby. Andere Trentzuflüsse sind Tame, Blyth, Sow u. Penk, der kleine Stour im S. ist ein Nebenfluß des Severn. St. ist überaus reich an Eisenerz, u. seine mächtig entwickelte Industrie hat es in erster Linie mit Eisenverarbeitung zu thun. Der Thon im N. hat einen ganzen Töpferbezirk (the potteries) geschaffen. Außerdem werden noch Kupfer u. Blei u. im N. Kohlen gewonnen. Glasfabrikation findet sich an der Grenze von Worcester, Baumwollenspinnerei in Rochester; in der Bereitung u. Verarbeitung von Leder ist der Hauptort **St.** hervorragend. Diese hübsch gebaute Stadt mit 14,437 E. (1871) liegt am Sow, ist Knotenpunkt eines nach allen Richtungen ausstrahlenden Eisenbahnnetzes, liefert aus seinem selbstbereiteten Leder gutes Schuhwerk u. braut namentlich ganz vorzügliches Ale.

Stägemann, Friedrich August v., Staatsmann u. Dichter, geb. zu Vierraden (Ukermark) 7. Nov. 1763; studirte seit 1782 in Halle die Rechte, trat 1785 in den preuß. Staatsdienst, rückte zum Kriminalrath auf, wurde dann Landschaftssyndikus in Königsberg, 1806 als Geh. Finanzrath Mitglied des Generaldirektoriums u. Hauptbank-Kommissarius, 1807 vortragender Rath beim nachmaligen Staatskanzler v. Hardenberg u. nach dem Tilsiter Frieden Mitglied der Immediat-Kommission für die Landesverwaltung sowie vortragender Rath beim Minister v. Stein. Seit 1809 Staatsrath, begleitete er 1815 Hardenberg nach Paris, London u. zum Wiener Kongreß u. ward in folgendem Jahre geadelt. 1819—21 Chefredakteur der „Staatszeitung", fungirte er dann als Geh. Staatsrath beim Ministerium des königl. Hauses, erhielt 1837 den Charakter eines Geh. Raths u. starb zu Berlin 17. Dez. 1840. Seine patriotische Gesinnung fand nicht blos in verschiedenen, von ihm verfaßten Staatsschriften Ausdruck, sondern auch in seinen trefflichen „Kriegsgesängen aus den J. 1806—15" (Halle 1816) u. poetischen „Erinnerungen an die preuß. Kriegsthaten 1813—15" (ebd. 1818). Letztere beiden Sammlungen erschienen vereinigt als „Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten" (Berl. 1828). Die Sonette, welche er seiner Gattin, Elisabeth **v. St.**, geschiedene Graun, geb. Fischer (geb. zu Königsberg 1761, gest. zu Berlin 11. Juli 1835) gewidmet, gab er als „Erinnerungen an Elisabeth" (Berl. 1835) heraus. Aus ihrem Nachlasse stammen die von Dorow veröffentlichten „Erinnerungen für edle Frauen" (2 Bde., Lpz. 1846).

stagniren (lat. stagnare, von stagnum, stehendes Wasser), stillstehen, stocken, versumpfen, faulen; **Stagnation**, Stillstand, Stockung, Fäulniß.

Stahl (franz. acier, engl. steel) nennt man gewisse Sorten von Eisen, die durch ganz besondere, höchst werthvolle Eigenschaften ausgezeichnet sind u. sich von dem gewöhnlichen Eisen (Schmiedeeisen od. Stabeisen u. dem Guß- od. Roheisen durch die Eigenschaft unterscheiden, in glühendem Zustande rasch abgekühlt, sehr hart zu werden. Der St. theilt mit dem Roheisen die Schmelzbarkeit u. mit dem Schmiedeeisen die Schweißbarkeit, kann aber außerdem noch in einen Zustand der Elastizität versetzt werden, wie ihn kein anderes Metall in diesem Grade besitzt. In chemischer Hinsicht unterscheidet sich der Stahl von dem Roh- od. Gußeisen dadurch, daß er Kohlenstoff nur in chemisch gebundenem Zustande enthält, während Roheisen den Kohlenstoff außer in dieser Form auch noch als Graphit fein vertheilt enthält. Man kann daher den St., ebenso wie das Stabeisen, als eine chemische Verbindung von Kohle mit Eisen, als **Kohleeisen**, betrachten. Guter St. enthält höchstens 1,5 % Kohlenstoff u. nicht weniger als 0,6 %; bei einem geringeren Kohlengehalt hat man es mit Schmiedeeisen, bei einem höheren mit einem Eisen zu thun, das sich in seinen Eigenschaften wieder dem Gußeisen nähert. Ob der Stickstoffgehalt, den man in den meisten Stahlsorten gefunden, für den St. wesentlich ist od. nicht, ist noch nicht entschieden. Außerdem hat man in neuerer Zeit auch Stahlsorten hergestellt, die die noch anderen Metalle, wie z. B. Wolfram, Mangan, Titan, enthalten u. dadurch ganz besondere Eigenschaften, nam. einen noch höheren Grad von Härte, erhalten. Die Verfertigung von St. ist eine verschiedene, u. unterscheidet man hiernach verschiedene Sorten von St.

Darstellungsweise des St.s u. Stahlsorten. Die Gewinnung des St.s kann erfolgen: entweder dadurch, daß man dem Roheisen Kohlenstoff entzieht od. daß man dem Stabeisen Kohlenstoff zuführt, od. endlich durch direktes Zusammenschmelzen von Stabeisen u. Roheisen in richtigem Verhältnisse. In früheren Zeiten wurde der St. direkt auf Herden aus den Erzen hergestellt, was in einigen noch wenig kultivirten Ländern heutzutage noch geschieht. Die Erzeugung von St. nach dem ersten Prinzip, der theilweisen Entkohlung des Roheisens, wird wieder auf dreierlei verschiedene Weisen ausgeführt, u. unterscheidet man hiernach auch dreierlei Stahlsorten, nämlich 1. den **Frischstahl, Rohstahl** od. **Schmelzstahl**, 2. den **Puddelstahl** u. 3. den **Bessemerstahl**. Der **Frischstahl** wird noch in einigen Gegenden Deutschlands u. Oesterreichs aus Roheisen gefertigt, welches aus Spatheisenstein erblasen wurde u. deshalb durch vortreffliche Beschaffenheit sich auszeichnet. Die Gewinnung geschieht auf ganz ähnliche Weise, wie die des Schmiedeeisens auf Frischherden, nur mit dem Unterschiede, daß man das Stahlfrischen „unter dem Winde" (Gebläse) bewirkt, während bei Erzeugung von Schmiedeeisen „über od. vor dem Winde" gearbeitet wird. Hierdurch hat der Arbeiter es mehr in seiner Gewalt, den Frischprozeß rechtzeitig zu unterbrechen u. den Augenblick zu beobachten, wo der St. gar ist. Die Entkohlung findet durch den Sauerstoff der Luft statt, der die Kohle zu Kohlensäure verbrennt; vergleiche bei „Eisen" Bd. III, S. 1307. Ebendaselbst ist auch schon die Herstellung des Eisens durch den **Puddel-** od. **Puddlingsprozeß** besprochen; ganz ebenso wird bei der Darstellung des **Puddelstahls** verfahren, nur daß man das Puddeln nicht so lange fortsetzt. Beim Puddeln u. noch mehr beim Frischen verbrennt neben dem Kohlenstoff des Eisens auch eine große Menge des letzteren selbst wieder zu Eisenoxyduloxyd, wodurch ein nicht unerheblicher Verlust entsteht, der um so größer ist, je länger das geschmolzene Eisen dem Einflusse der Luft ausgesetzt ist. Dieser Uebelstand wird durch das **Bessemerverfahren**, das nur wenige Minuten in Anspruch nimmt, fast ganz beseitigt. Während beim Puddeln die Gebläseluft über die Oberfläche des geschmolzenen Eisens streicht u. dieses beständig hierbei gerührt wird, wird beim Bessemerprozeß die Luft durch das geschmolzene Eisen hindurchgepreßt, u. hat man es hier ganz in der Gewalt, je nach Dauer des eindringenden Luftstromes, entweder St. od. Schmiedeeisen herzustellen (vgl. „bessemern", Bd. II). Durch die zweite Art der Stahlbereitung, durch Zuführung von Kohlenstoff zu Schmiedeeisen, wird der **Cementstahl** od. **Brennstahl** erhalten. Man benutzt hierzu das beste schwed. Stabeisen, bringt dasselbe in Kästen von feuerfestem Thon derart, daß jeder einzelne Stab von dem kohlehaltigen Pulver (Cementpulver), mit welchem der ganze Kasten angefüllt wird, vollständig umgeben ist. Die luftdicht verschlossenen Kästen werden dann zu zweien in einem Ofen ca. sechs Tage lang der Rothglühhitze ausgesetzt, worauf man sie erkalten läßt u. die in St. verwandelten Stäbe herausnimmt. Der so hergestellte St. ist jedoch noch nicht zu gebrauchen, da er in seiner Masse sehr ungleichmäßig u. auf seiner Oberfläche blasig (Blasenstahl) ist; derselbe muß daher, ebenso wie der Rohstahl, vorher **gegerbt** od. **raffinirt** werden. Dies geschieht dadurch, daß man die Stahlstäbe dünn u. flach ausschmiedet, dann mit Draht zu Bündeln zusammenbindet, weißglühend macht u. unter dem Hammer wiederholt zusammenschmiedet od. auch durch Walzwerke zieht. Durch öfteres Wiederholen dieser Operation bekommt man einen immer gleichmäßigeren St. Die dritte u. letzte Sorte von St., der **Gußstahl**, wird, was die ordinäreren Qualitäten anlangt, durch Zusammenschmelzen von weißem Gußeisen mit Schmiedeeisen erhalten; die feineren Qualitäten dagegen stellt man stets durch Umschmelzen von Puddelstahl od. Bessemerstahl mit Frischstahl od. mit Cementstahl her. Das Schmelzen geschieht in Tiegeln von feuerfestem Thon, deren Inhalt dann in eiserne Formen gegossen wird. Bei großen Gußstücken muß oft eine große Anzahl solcher Tiegel sofort hintereinander in die Form entleert werden, damit man ein gleichmäßiges Gußstück erhält. Die meisten aus Gußstahl gegossenen Gegenstände werden nochmals glühend gemacht u. unter dem Dampfhammer bearbeitet (raffinirter Gußstahl). Allbekannt ist die große Wichtigkeit des Gußstahls für die Herstellung von Kanonen, Glocken, Schiffswellen, Panzerplatten, Schienen, Lokomotivachsen u. Rädern u. die verschiedenartigsten anderen Gegenstände, u. ebenso bekannt ist, daß Deutschland jetzt in der Gußstahlfabrikation die erste Stelle einnimmt. Das großartigste Etablissement dieser Art besitzt Krupp in Essen.

Eigenschaften des St.s. Derselbe besitzt in polirtem Zustande einen schönen Glanz u. grauweiße Farbe; der Bruch ist feinkörnig. In glühendem Zustande läßt sich der St. schmieden u. schweißen; er ist ferner, wie schon aus Obigem hervorgeht, schmelzbar, sein Schmelzpunkt ist aber höher als der des Gußeisens. Wird ein Stahlstück in glühendem Zustande plötzlich stark abgekühlt (abgelöscht od. abgeschreckt), indem man es in kaltes Wasser od. in Oel taucht, so gewinnt es wesentlich an Härte u. Sprödigkeit; man sagt, der St. ist **glashart**, u. in der That widersteht solcher St. der Feile u. ritzt das Glas. Man kann demselben aber auch seine Sprödigkeit wieder nehmen, ohne daß er wesentlich von seiner Härte einbüßt, wenn man ihn vorsichtig erwärmt (anläßt). Der St. bekommt hierdurch eine andere höchst wichtige Eigenschaft, die Elastizität. Dieses Anlassen des St.s muß aber mit großer Vorsicht geschehen, damit die Temperatur nicht zu hoch wird. Aus diesem Grunde benutzt man hierzu gewöhnlich Metall

bäder, deren Schmelzpunkt genau bekannt ist, u. beobachtet genau die beim Anlassen auftretenden Farben (Anlauffarben). Dieselben sind blaßgelb, strohgelb, braun, purpurfarbig, hellblau, dunkelblau od. schwarzblau. Bei je niedrigerer Temperatur man den St. anläßt, um so härter, aber auch um so spröder bleibt er; den höchsten Grad der Elastizität erreicht er mit der blauen Farbe, daher sind z. B. die Uhrfedern stets blau angelaufen. Der sog. Damascenerstahl od. ind. Wootz ist ein Cementstahl, der die Eigenthümlichkeit hat, beim Aetzen mit Säuren auf der Oberfläche durch einander geschlungene Linien od. Adern zu zeigen, was daher kommt, daß zwei verschiedene Stahlsorten von verschiedener Färbung u. verschiedenem Kohlengehalt durcheinander gegerbt worden sind. Von den Eingangs erwähnten Stahlsorten Wolframstahl, Titanstahl u. Manganstahl hat sich nam. der letztere Eingang zu verschaffen gewußt u. wird wegen seiner Härte vielfach benutzt.

Stahl, Friedrich Julius, Staatsrechtslehrer u. Rechtsphilosoph strengkirchlicher Richtung, geb. 16. Jan. 1802 zu München von israelitischen Eltern; trat 1819 in Erlangen zur Evangelischen Kirche über, studirte in Würzburg, Heidelberg u. Erlangen die Rechte u. habilitirte sich 1827 in München als Dozent des Röm. Rechts. Bald darauf zog Schelling den strebsamen jungen Mann an sich u. machte ihn für rechtsphilosophische Ideen u. für ein Gebiet des Denkens empfänglich, das St. fortan eifrig durchforschte u. worin er sich auch durch seine „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht" (2 Bde., Heidelb. 1830—37; 4. Aufl. 1870) eine hervorragende Stellung zu verschaffen wußte. Dieses Werk geht von dem Grundgedanken aus, daß die Vernunft zu einer positiven Erkenntniß nicht zu führen vermöge, daß sie vielmehr zurückgehen müsse auf den Glauben u. die Lehre der Offenbarung. In diesem Sinne gelangte er zu dem vielberufenen u. oft mißverstandenen Worte: „Die Wissenschaft muß umkehren." Dieser Philosophie gemäß sollte nach St. auch der Staat als eine göttliche Institution nach christlichen Doktrinen aufgebaut werden. Im Juni 1832 ward er in Erlangen außerord., im Nov. desselben Jahres in Würzburg ord. Prof., lehrte seit 1835 nochmals in Erlangen, bis er 1840 einem Rufe als Prof. der Rechte u. Geh. Justizrath nach Berlin folgte. Hier erwarb er sich die besondere Gunst des Königs, wozu wol seine Apologie des Episkopalsystems, wie man St.'s „Kirchenverfassung nach Lehre u. Recht der Protestanten" (Erl. 1840) nennen kann, das Meiste beitrug. Die geistreiche Weise, in der er dann verschiedene brennende Zeitfragen zu beantworten suchte, so in den Schriften über „Kirchenzucht" (1845), über „Das monarchische Prinzip" (1846) u. „Ueber den christlichen Staat u. sein Verhältniß zum Deismus u. Judenthum" (1847), ließ ihn 1848 den Konservativen als den geeignetsten Verfechter ihrer Interessen erscheinen. Man wählte ihn daher in die Kammern (1849 in die Erste), u. seitdem war St. neben Gerlach das Haupt u. der bedeutendste Redner jener an Mitteln so reichen u. durch Erfolge lange Zeit so mächtigen altpreuß. od. Kreuzzeitungspartei. Auch nach Erfurt, auf den dortigen Reichstag, wurde St. 1850 gesandt, um energisch gegen eine deutsche Union Front zu machen. 1852—58 gehörte er zu den Mitgliedern des Evangelischen Oberkirchenraths in Berlin. Zuletzt lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses u. Kronsyndikus, starb er 10. Aug. 1861 im Bade Brückenau. Von seinen Schriften sei noch „Der Protestantismus als politisches Prinzip" (Berl. 1853; 4. Aufl. 1854) erwähnt. Nach seinem Tode erschienen noch: „Siebzehn parlamentarische Reden u. drei Vorträge" (ebd. 1862).

Stahl, Georg Ernst, Chemiker u. Mediziner, geb. zu Ansbach 21. Okt. 1660; studirte in Jena, wo er 1684 auch anfing Vorlesungen zu halten, wurde 1687 Hofmedikus beim Herzog von Weimar, ging 1694 als Professor der Medizin nach Halle, folgte 1716 einem Rufe als Leibarzt des Königs nach Berlin u. starb daselbst 14. Mai 1734. Als Pietist verachtete er zwar alle Gelehrsamkeit, doch machte er sich selbst durch seine Forschungen um die Entwicklung der Chemie u. Medizin hochverdient. Von ersterer Wissenschaft stellte er auf Grund der Lehre vom Phlogiston (s. d.) zuerst eine umfassende Theorie auf, welche bis auf Lavoisier (s. d.) die herrschende blieb; auch entdeckte er viele Eigenschaften der Alkalien, Metallkalke, Säuren &c. Die wichtigsten seiner diesbezüglichen Schriften sind: „Fundamenta chymiae dogmaticae et experimentalis" (Nürnb. 1723 u. 1749) u. „Experimenta et observationes chemicae" (Berl. 1731). Auch für die Medizin entwickelte er ein besonderes System, welches entweder das physiologische genannt wird, weil es sich auf die Gesetze des Organismus u. die Regeln für die Lebensbewegungen gründet, od. das animistische heißt, weil St. alle Thätigkeit im organischen Körper auf die Seele zurückführte. Die hauptsächlichste Bedeutung dieses Systems, welches viele namhafte Anhänger fand, lag darin, daß St. von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus mit tiefem Blicke das organisch Lebendige von seiner ideellen Seite auffaßte u. hierdurch den Ansichten der iatromathischen u. iatrochemischen Schule entgegen wirkte. Es findet sich in seiner „Theoria medica vera physiologiam et pathologiam sistens" (Halle 1707; n. Ausg. von Choulant, Lpz. 1831—33; deutsch von Ideler, 3 Thle., Berl. 1832 f.). Vgl. auch „G. E. St.'s Theorie der Heilkunde", dargestellt von Wendelin Ruf (1802).

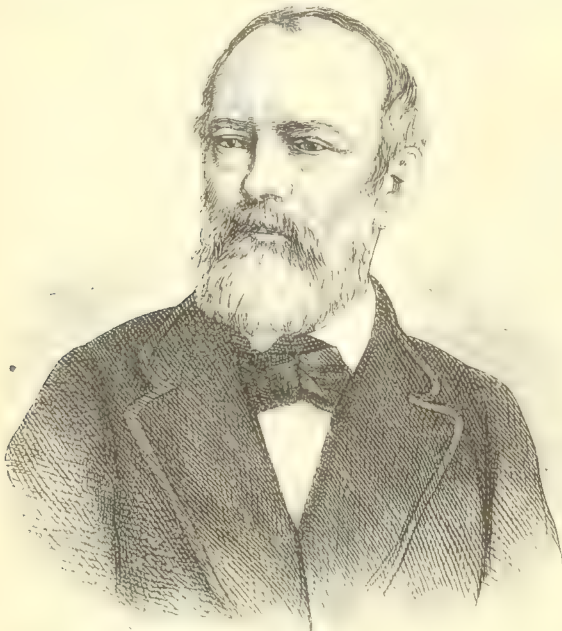
Stahlfedern zum Schreiben werden aus in geeigneter Weise zugeschnittenen u. gebogenen dünnen Stückchen Blech, meistens Stahlblech, hergestellt. Die ersten Versuche, die Gänsekiele in dieser Weise zu ersetzen, datiren schon aus den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, wo zunächst messingene u. silberne, später erst stählerne Federn für Kalligraphen u. Zeichner, nam. zum lithographischen Zeichnen u. Schreiben, aufkamen. Ernstliche Bemühungen, für den allgemeinen Gebrauch geeignete St. — die unter allen Metallfedern bald als die einzigen brauchbaren erkannt waren — herzustellen, begannen um das J. 1820. Die richtige Beschaffenheit wurde jedoch diesen Federn erst durch James Perry in London in den J. 1830—32 gegeben, u. ist der Genannte als der Begründer der großartigen Industrie anzuerkennen, die sich gegenwärtig mit der Stahlfederfabrikation beschäftigt. Längere Zeit einzig u. bis heutigen Tages der vorzüglichste Sitz derselben blieb England, bes. Birmingham. In Frankreich begann die Fabrikation 1846; in Deutschland noch später. Gegenwärtig hat der Artikel die Gänsekiele so gut wie ganz verdrängt u. infolge dessen ist Konsumtion wie Produktion eine ganz massenhafte geworden. Bereits 1855 lieferten die Birminghamer Fabriken jährlich 1440 Millionen u. die vier franz. Fabriken gegen 394 Millionen. Im J. 1862 betrug die Lieferung der Fabrik von Heintze u. Blanckertz gegen 50 Mill. Stück. Die größte Birminghamer Fabrik, Firma Joseph Gillott, lieferte 1842 schon 70,612,000 Stück, in folgendem Jahre aber 105 Mill. u. 1860 über 150 Mill. Stück. In Birmingham sind ca. 2000 Arbeiter, fast sämmtlich weiblichen Geschlechts, mit der überwiegend auf Handarbeit beruhenden Stahlfederfabrikation beschäftigt. Die Arbeit beginnt damit, daß aus Blechstreifen von geeigneter Dicke u. Breite mittels einer kleinen durch die Hand betriebenen Schraubenpresse die Federn ausgestanzt werden; auf ähnlichen Handpressen erfolgt dann das Lochen u. Schlitzen. Das Ausstanzen od. Ausstückeln geht so rasch, daß eine geübte Arbeiterin täglich 200 Groß Plättchen liefert. Nach dem Lochen u. Schlitzen werden die Blechstückchen schwach ausgeglüht, dann markirt, d. h. mit dem Fabrikstempel versehen, u. hierauf gebogen. Zuletzt werden sie gehärtet, angelassen, in einer Polirtrommel mit feinem Sande blank gescheuert u. dann noch an der Spitze zugeschliffen.

Stahlstich. Unter dieser allgemeinen Bezeichnung versteht man gegenwärtig der Hauptsache nach die von dem Engländer Charles Heath († 1848) ums J. 1820 gemachte Erfindung einer eigenthümlichen neuen Behandlung der schon früher für die Vervielfältigung von Zeichnungen in Gebrauch gewesenen geschnittenen Stahlplatten, welche darin besteht, daß die Stahlplatten dekarbonisirt, d. h. des Kohlenstoffes beraubt u. dadurch erweicht werden, so daß sie sich beim Stechen ebenso gut behandeln lassen wie die Kupferplatten. Nach vollendetem Stich werden die Platten durch chemisches Verfahren wieder gehärtet u. können dann sowol für sich zum direkten Abdruck als zur Herstellung von Matrizen dienen, mit denen man beliebig viele Druckplatten erzeugen kann. In letzterem Falle wird über die gehärtete Platte ein erweichter Stahlcylinder unter heftigem Drucke hinweggeführt, auf dessen Oberfläche ein vollständig getreues Gegenbild der Stahlplatte eingeprägt u. der seinerseits, nachdem er selbst wieder gehärtet worden ist, in weiche Stahlplatten abgepreßt werden kann, u. diese in Druckplatten verwandelt, welche der ursprünglichen Platte ganz genau gleich sind u. nur gehärtet zu werden brauchen, um eine große Anzahl von Abdrücken zu gestatten. Die einzelnen Linien können beim St. zwar viel feiner sein als beim Kupferstich, sie zeigen aber im Vergleich mit diesem doch die Spuren der größeren Härte u. Sprödigkeit des Metalls, u. die Wiedergabe der Zeichnung entbehrt der Geschmeidigkeit u. künstlerischen Freiheit, welche dem Kupferstich zu Gebote steht. Der St. eignet sich vorzugsweise zur Herstellung von fast unbegrenzten Mengen von Abdrücken. Der Erste, welcher ihn in Deutschland verbreitete u. zahlreiche Schüler darin ausbildete, war Karl Ludwig Frommel (s. d.). Durch die Anwendung der Galvanoplastik zur Vervielfältigung der Kupferplatten u. durch die Erfindung der Verstählung,

durch welche man jenen auch eine viel größere Dauer geben kann, hat der St. an Terrain sehr verloren.

Stahlwässer, s. „Mineralwässer".

Stahr, Adolf Wilhelm Theodor, vielseitiger Schriftsteller, geb. zu Prenzlau in der Ukermark 22. Okt. 1805; studirte seit 1825 in Halle, wurde dann Lehrer am dortigen Pädagogium u. 1836 Konrektor u. Professor am Gymnasium in Oldenburg. St.'s Interesse für das Theater führte ihn der ästhetischen Kritik zu; als dann der ihm befreundete v. Gall die Intendanz des Oldenburger Theaters übernommen u. Jul. Mosen durch St.'s Vermittelung Dramaturg geworden, verbanden sich diese drei Männer, um die Bühne zu einem Musterinstitut zu machen. Gesundheitsrücksichten nöthigten St. 1845, ein Jahr in Italien zu verleben u. 1852 seinem Lehramt zu entsagen. Seitdem lebte er meist in Berlin, wo er sich 1854 mit Fanny Lewald (s. d.) verheirathete; mit Letzterer machte er verschiedene Reisen u. weilte nam. noch mehrmals in Italien. Er starb zu Wiesbaden 3. Okt. 1876. Seine Hauptwerke sind: „Aristotelia" (2 Bde., Halle 1830—32); „Aristoteles bei den Römern" (Lpz. 1834); „Oldenburger Theaterschau" (2 Bde., Oldenb. 1845); „Ein Jahr in Italien" (3 Bde., ebd. 1847—50; 4. Aufl., 5 Bde., 1874) nebst dem Supplement „Herbstmonate in Italien" (ebd. 1860; 2. Aufl. 1871); „Die Republikaner in Neapel" (Roman, 3 Bde., Berl. 1850); „Die preuß. Revolution" (2 Bde., Oldenb. 1850; 2. Aufl. 1852);



Nr. 5100. Adolf Wilhelm Theodor Stahr (geb. 22. Okt. 1805, gest. 3. Okt. 1876)

„Zwei Monate in Paris" (2 Bde., ebd. 1851); „Weimar u. Jena" (2 Bde., ebd. 1852; 2. Aufl. 1871); „Torso od. Kunst, Künstler u. Kunstwerke der Alten" (2 Bde., Braunschw. 1854 f.); „Nach fünf Jahren" (Pariser Studien, 2 Bde., Oldenb. 1857); „Aristoteles u. die Wirkung des Tragischen" (Berl. 1859); „Lessing, sein Leben u. seine Werke" (2 Bde., ebd. 1859; 7. Aufl. 1873); „Fichte, ein Lebensbild" (ebd. 1862); „Bilder aus dem Alterthum" (4 Bde., ebd. 1863—67, Tiberius, Kleopatra, röm. Kaiserfrauen u. Agrippina behandelnd; 2. Aufl. 1873 f.); „Goethe's Frauengestalten" (2 Bde., ebd. 1865 f.; 5. Aufl. 1875); „Ein Winter in Rom" (ebd. 1869; 2. Aufl. 1871); „Ein Stück Leben" (Gedichte, ebd. 1869); „Lebenserinnerungen" (3 Bde., Schwerin 1870). Eine Sammlung seiner Schriften erschien 1873 ff. in Berlin.

Stainer, Jakob, berühmter Geigenmacher, geb. zu Absam bei Hall in Tirol 14. Juli 1621; bildete jedenfalls seine ersten Instrumente denen des Niccolo Amati von Cremona nach, ersann aber bald selbständig eine besondere Bauart. Daß St. bei Amati persönlich in die Lehre gegangen sei, ist unrichtig; er hat Italien nie besucht. Nachdem er im Mai 1648 durch sein vortreffliches Violinspiel die Aufmerksamkeit des damaligen Landesfürsten, Erzherzogs Ferdinand Karl, auf sich gelenkt hatte, ward er „mit dem Titel eines erzfürstlichen Dieners beglückt", u. Kaiser Leopold I. ernannte ihn 9. Jan. 1669 zu seinem Hofgeigenmacher. Materielle Vortheile erwuchsen aber nicht für St. daraus, denn es wurde dem armen, von seinen Gläubigern oft hart bedrängten Manne 1678 selbst eine von ihm nachgesuchte kleine Unterstützung versagt. Letzteres hatte seinen Grund darin, daß sich St. hinsichtlich seines Glaubens „verdächtig" gemacht; hatte er doch schon sogar wegen Ankaufs lutherischer Bücher vom April bis Ende Sept. 1669 gefangen sitzen müssen. Jener abschlägige kaiserliche Bescheid verdroß ihn so sehr, daß er dem Wahnsinn verfiel, in dem er 1683 starb. — Vgl. S. Ruf in „Der Geigenmacher J. St." (Innsbr. 1872), wo auch die Kennzeichen der echten Stainergeigen angegeben sind.

Stalaktit, s. „Tropfstein".

Staleybridge (spr. Stälibridsch), engl. Stadt mit 21,092 E. (1871); gehört infolge ihrer Lage auf beiden Ufern des Tame zu zwei Grafschaften, nämlich zu denen von Chester u. Lancaster, liegt an der Eisenbahn Manchester-Leeds u. hat sehr bedeutende Baumwollenmanufaktur, Maschinenwerkstätten u. Gießereien.

Stälin, Christoph Friedrich v., verdienter Geschichts- u. Alterthumsforscher, geb. in einer Kaufmannsfamilie zu Calw im Schwarzwalde 4. Aug. 1805; studirte seit 1821 in Tübingen u. Heidelberg Philosophie, Theologie u. Philologie, trat 1825 bei der königl. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart als Volontär ein, wurde daselbst 1826 Unterbibliothekar, 1828 Bibliothekar, 1846 Oberbibliothekar (zugleich mit dem Titel eines Oberstudienraths) u. 1869 Direktor der Bibliothek. Außerdem verwaltete er seit 1830 die königl. Münz- u. Medaillen- sowie Kunst- u. Alterthümersammlung, versah seit 1831 das Amt eines Wappencensors beim württembergischen Ministerium des Auswärtigen u. hatte seit 1840 eine Fülle von Arbeiten beim Statistisch-topographischen Bureau zu besorgen. Daneben verfaßte er sein monumentales Hauptwerk: die „Wirtembergische Geschichte" (4 Bde., Stuttg. 1841—73). 1850 erhielt St. mit dem württemberg. Kronenorden den persönlichen Adel. Er starb zu Stuttgart 12. Aug. 1873.

Stallbaum, Johann Gottfried, namhafter Philolog, geb. zu Zaasch bei Delitzsch 25. Sept. 1793; besuchte seit 1808 die Leipziger Thomasschule, studirte seit 1815 in Leipzig, wurde 1818 Lehrer an der lat. Hauptschule u. dem Pädagogium in Halle, 1820 Lehrer an der Leipziger Thomasschule, 1835 Rektor derselben, 1840 auch außerord. Professor an der Universität, u. starb 24. Jan. 1861. Hervorragende Verdienste erwarb sich St. um Platon, dessen grammatisches u. sachliches Verständniß er auf eine vor ihm ungekannte Höhe erhob. Abgesehen von Ausgaben einzelner Schriften, veranstaltete er eine große kritische Gesammtausgabe (12 Bde., Lpz. 1821—25), eine separate Textausgabe (8 Bde., Lpz. 1825), eine Ausgabe mit Kommentar in der Gothaer „Bibliotheca graeca" (9 Bde., Gotha u. Erfurt 1827 ff., wiederholt aufgelegt). Außerdem gab er heraus den Kommentar des Eustachius zu Homer (5 Bde., Lpz. 1825—30), besorgte verbesserte Abdrücke von Ruddiman's „Institutiones grammaticae latinae" (2 Bde., Lpz. 1823) u. des Westerhov'schen Terentius (6 Bde., Lpz. 1830—31) u. schrieb: „Die Thomasschule zu Leipzig nach dem allmählichen Entwicklungsgange ihrer Zustände" (Lpz. 1839); „Ueber den inneren Zusammenhang musikalischer Bildung der Jugend mit dem Gesammtzwecke des Gymnasiums" (Lpz. 1842) u. „Das Griechische u. Lateinische in unseren Gymnasien u. dessen wissenschaftliche Bedeutung für die Gegenwart" (Lpz. 1846).

Stambul, s. v. w. Konstantinopel.

Stammbaum ist die Zusammenstellung der in mehreren Generationen von einander abstammenden Personen, gewöhnlich bis hinauf zu dem gemeinsamen Stammvater, was früher in Form eines Baumes zu geschehen pflegte, auf dessen Stamm, Aesten u. Zweigen die Namen der Personen angebracht wurden (Abb. s. unter „Adel").

Stammbuch (franz. u. engl. album, ein weißes Blatt od. Buch mit weißen Blättern), eigentlich ein Geschlechtsregister in Form eines Buches, nennt man gewöhnlich ein Buch, welches dazu bestimmt ist, daß Verwandte (daher der Name), Freunde u. Bekannte des Besitzers ihren Namen mit einem Denkspruche eigenhändig zur Erinnerung an sie eintragen. Ohne bestimmten Grund hat man behauptet, diese Stammbücher wären schon zur Zeit der ersten Christen als Empfehlungs- u. Beglaubigungsbücher an die Mitbrüder bei den Reisen derselben in Gebrauch

gewesen, allein sicher ist wol nur, daß von Anfang des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrh. Könige u. Fürsten mit großer Vorliebe u. Gewissenhaftigkeit schon ihre Stammbücher führten u. selbst bereitwillig Denksprüche u. ihre Namen in die Stammbücher geachteter u. berühmter Männer einzeichneten u. dazu meist ihre Wappen od. Embleme einmalen ließen. Namentlich aus dem Zeitalter der Reformation haben wir noch die meisten Stammbücher der berühmtesten u. gelehrtesten Männer jener Zeit, z. B. die von Luther, Melanchthon, Dürer etc. Eine der größten Sammlungen von Stammbüchern besitzt die großherzogl. sächs. Bibliothek zu Weimar (s. F. D. Holbe, „Geschichte der Stammbücher", Camburg 1800).

Stammeln u. Stottern sind sehr häufig vorkommende Sprachfehler. Alle in Störungen der Lautbildung beruhende Sprachfehler hat man unter der Bezeichnung „Stammeln" zusammengefaßt; erreichen sie einen hohen Grad, so kommt das „Lallen" zu Stande, das den Kindern eigenthümlich ist, da ihre Lautkomplexe schlecht artikuliren. Das Stammeln ist bald angeboren, bald erworben durch schlechte Erziehung u. mangelhafte Uebung. Die betreffende Person ist nicht im Stande, einzelne Laute od. ganze Lautklassen hervorzubringen. Die auf einzelne Laute beschränkten Fehler nennt man Rhotacismus, wenn der R-Laut, Lambdacismus, wenn der L-Laut, Sigmatismus, wenn das S, Gammaticismus (Tahlen), wenn G od. K ungenügend ausgesprochen werden. In einzelnen Fällen sind organische Fehler (Erschlaffung, Spaltung des Gaumensegels, Verwachsungen der Zunge etc.) vorhanden u. bedingen das Uebel. — Das Stottern ist eine Nervenaffektion, bei der die Aussprache der Silben zu Beginn od. mitten in der bis dahin glücklich geführten Rede durch krampfhafte Kontraktion an den Verschlußstellen der die vokalischen u. konsonantischen Laute bildenden Organe (Zunge, Gaumen, Kehlkopf etc.) behindert ist. Hierbei ist die Artikulation der Silben u. damit die Rede krampfhaft erschwert, doch nicht immer, sondern nur zu gewissen Zeiten u. unter gewissen Umständen. Dem Stotterer fehlt es dazu an hinreichendem Vorrath an Luft, an der rechten Eintheilung der Muskelthätigkeit bei der Lautbildung von Konsonanten u. Vokalen, u. an der Beobachtung eines gewissen Rhythmus. Allein derselbe Mensch spricht das eine Mal längere Sätze leicht u. fließend, während er ein andermal, bes. in verlegener, ängstlicher Stimmung, ganz bedeutend stottert. Die Meinung, daß Stotternde ohne Anstand singen können, ist keineswegs allgemein giltig. Im Finstern jedoch u. in der Einsamkeit hat das Reden in der Regel keinen Anstand. Das deklamatorische Pathos, die Melodie des Gesanges u. das Gefühl der Sicherheit verschaffen dem Stotterer größere Sprachfertigkeit. Das Stottern beruht zumeist auf einer angeborenen reizbaren Schwäche in den die Silben regelmäßig gestaltenden Apparaten der Sprachorgane; es tritt schon in der Kindheit auf u. nimmt bis zur Pubertät zu, von da an vermindert es sich oft u. schwindet in späterem Alter. Das Stottern kommt aber auch vorübergehend vor, nach anstrengenden Geistesarbeiten, Exzessen, bei Epileptischen u. Hysterischen. Die Behandlung hat im Allgemeinen die reizbare Schwäche durch stärkendes Verfahren zu bekämpfen, insbesondere aber eine gymnastische u. didaktische Kur vorzunehmen. Man beginnt mit Athemübungen; daran knüpft sich die Gymnastik der Stimme; hierauf folgen Uebungen zur Verbindung der Vokale mit den Konsonanten; endlich schreitet man zu rhythmischen Uebungen, wobei der Zögling lernt, den Takt einzuhalten, jeden Satz wie ein vielsilbiges Wort ganz langsam auszusprechen. Diese Lehrmethode dauert monatelang. Man hat auch rein mechanische Methoden angewendet; schon die Alten erzählen, daß Demosthenes sich Steine unter die Zunge gelegt habe; allein solche Mittel verhelfen zu keinem dauernden Erfolge; eben so wenig nützten die zuerst von Dieffenbach ausgeführten Stotteroperationen (subkutane Querschnitte durch die Zungenwurzel). — Schultheß, „Das Stammeln u. Stottern" (Zür. 1830); Klencke, „Die Störungen des menschlichen Stimm- u. Sprachorgans" (Kassel 1844); Derselbe, „Die Heilung des Stotterns" (Lpz. 1862, 2. Aufl.); Merckel, „Physiologie der menschlichen Sprache" (Lpz. 1866); Lehweß, „Radikale Heilung des Stotterns" (Braunschw. 1868); Kußmaul, „Die Störungen der Sprache" (Lpz. 1877).

Stammrolle heißt die Liste, welche die Namen der Unteroffiziere u. Mannschaften einer Compagnie, Schwadron, Batterie nebst der für die nähere Bezeichnung der Leute nothwendigen Notizen über Geburtsort, Jahr, über Führung, Auszeichnungen etc. enthält. Heutzutage wird über jeden neu eingestellten Jahrgang eine neue St. in Buchform angelegt.

Stammtafel ist im Allgemeinen s. v. w. Geschlechtsregister, genealogische Tafel, auch Stammbaum. Man unterscheidet jetzt: 1. eigentliche Stamm- od. Geschlechtstafeln, welche sämmtliche eine Familie bildende Personen beider Geschlechter in absteigender Linie verzeichnen; 2. Ahnentafeln, die Abstammung eines Einzelnen in aufsteigender Linie enthaltend; 3. synchronistische St., die Geschlechtstafeln mehrerer Familien neben einander darstellend; 4. historische St. mit historischen Daten neben der eigentlichen Geschlechtstafel.

Stämpfli, Jakob, das bedeutendste Talent u. das anerkannte Haupt der radikalen Partei in Bern, schwang sich vom einfachen Bauernjungen zu den höchsten Ehrenstellen der Schweiz empor. Geb. 29. Febr. 1820 in Schüpfen (Kanton Bern), half er seiner erst mangelhaften Schulbildung als geschickter Autodidakt bald soweit nach, daß er an der Hochschule Bern unter Professor Wilhelm Snell, dessen Schwiegersohn er später wurde, die Rechte studiren konnte. An den Freischarenzügen gegen Luzern betheiligt und seit 1845 Redakteur der „Berner Zeitung", kam er 1846 in den Verfassungsrath u. in die Regierung. 1851 u. 1875 war er Präsident des Schweizer Nationalrathes. 1854 wurde er in den Bundesrath gewählt, dessen Präsident er 1856, 1859 u. 1862 war. 1860 wollte er durchaus eine Besetzung Savoyens von Seite der Schweiz, um ihre Rechte zu wahren, drang aber nicht durch, ebensowenig dann mit der von ihm energisch angestrebten Uebernahme der Eisenbahnen durch den Bund u. mit einer weitergehenden Centralisation u. dadurch bedingten Beschränkung der kantonalen Gewalt. Ende 1863 verließ er den Bundesrath, um die Direktion der „Eidgenössischen Bank" in Bern zu übernehmen. In neuerer Zeit war er auch Mitglied des zur Schlichtung des Alabamastreites 17. Dez. 1871 bis 15. Sept. 1872 in Genf tagenden Schiedsgerichtes.

Standarte ist die Fahne der Reiterei; sie wurde eigentlich nur von schweren, zum geschlossenen Angriff bestimmten Regimentern geführt u. von einem Junker, Cornet, Standartenjunker, getragen. Heutzutage haben mehrfach auch leichte Kavallerieregimenter St.n, u. werden diese von kräftigen, brav gedienten Sergeanten od. älteren Unteroffizieren geführt.

Stände nennt man die verschiedenen Klassen der menschlichen Gesellschaft, entstanden durch die Gemeinschaft eines besonderen Rechtes, u. zwar zunächst auf Grundlage eines Berufes (Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute, Gelehrte etc.). In politischem Sinne hießen St. in dem ehemaligen Deutschen Reiche Diejenigen, welche, keiner anderen Obrigkeit als dem Kaiser unterstellt, also reichsunmittelbar, dem Kaiser gegenüber das Reich vertraten, mit ihm zu Beschlüssen, welche für das ganze Reich Giltigkeit haben u. verbindlich sein sollten, zusammen zu wirken hatten, u. deshalb auf den Reichstagen, zu Kollegien, Kurien, Bänken vereinigt, Sitz u. Stimme hatten. Es waren geistliche u. weltliche Kurfürsten u. Fürsten, Grafen, Herren u. Städte. In den einzelnen Territorien waren St. diejenigen Gruppen von Landeseingesessenen, welche aus eigenem Rechte, zu Korporationen vereinigt, an der Steuerbewilligung, der Landesgesetzgebung u. an der Verwaltung gewisser Institute theils berathend, theils mitbeschließend, Theil zu nehmen hatten. Diese St., in früheren Zeiten zusammen die Landschaft genannt, waren: Prälaten, Adel od. Ritterschaft u. Städte. Wo die Reformation eingeführt wurde, kamen die Prälaten in Wegfall; es blieben nur Adel od. Ritterschaft u. Städte, letztere dann in engerem Sinne die Landschaft genannt. Verfassungsmäßig bestehen St. in diesem Sinne jetzt nur noch in den beiden Großherzogthümern Mecklenburg.

Standesamt, Standesbeamte haben ihren Namen nicht von den politischen od. gesellschaftlichen Ständen, sondern von dem Stande od. Bestande der Bevölkerung, deren jedesmaligem Status (d. h. Zustand, Bestand). Im Verlaufe u. Interesse des sog. Kulturkampfes wurde, zuerst in Preußen, durch die Gesetzgebung den geistlichen Amtshandlungen u. sonstigen Funktionen der Kirchendiener die bürgerliche Wirkung oder Giltigkeit entzogen. Diese Funktionen mußten dann bürgerlichen Beamten übertragen werden; u. weil dieselben zur „Beurkundung des Personenstandes" dienen sollten, wurden sie Standesbeamte, ihre Aemter u. ihre Bureaux Standesämter genannt. Das bezügliche Gesetz für den preuß. Staat trat am 1. Okt. 1874 in Kraft; im J. 1875 wurde es mit geringen Aenderungen auf das Deutsche Reich ausgedehnt u. trat für dasselbe mit dem 1. Jan. 1876 in Kraft.

Standesherren werden seit der Gründung des Deutschen Bundes im J. 1815 diejenigen Fürsten u. Grafen genannt, welche früher reichsunmittelbar gewesen waren, infolge des Reichsdeputations-Hauptschlusses von 1803 die Reichsunmittelbarkeit verloren hatten u. „mediatisirt", d. i. in andere souveräne Staaten einverleibt waren. Sie behielten nach der Deutschen Bundesakte außer den persönlichen Ehrenrechten der Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern, des privilegirten Gerichtsstandes, der Befreiung vom Militärdienste etc., auch eine selbständige Verwaltung u. Gerichtsbarkeit, wiewol nach Maßgabe der Landesgesetze. Seitdem in Preußen eine konstitutionelle Verfassung eingeführt, noch mehr: seit 1866 der Deutsche Bund aufgelöst u. die Bundesakte hinfällig geworden, ist ihre Selbständigkeit in Preußen sehr beschränkt worden, u. mit dem 1. Okt. 1879, mit welchem das neue Gerichtsverfassungsgesetz in Kraft

treten soll, werden sie im ganzen Deutschen Reiche auch die Gerichtsbarkeit u. den privilegirten Gerichtsstand verlieren. Uebrigens sind seit 1815 auch andere Fürsten u. Grafen, welche nicht reichsunmittelbar gewesen waren, sondern zum landsässigen Adel gehört hatten, jenen mittelbaren St. insofern gleichgestellt worden, als ihre Besitzungen zu gefürsteten Herrschaften erklärt u. ihnen erbliche Sitze in den Ersten Kammern od. auf Provinziallandtagen eingeräumt wurden, u. werden in weiterem Sinne auch diese vielfach St. genannt.

Standgericht ist eine Art von Ausnahmegericht für Soldaten, wie dergleichen mit der Ausbildung der Militärrechtspflege seit dem 16. Jahrh. entstanden. Die für das Deutsche Reich maßgebende ehemalige Preuß. Militärstrafprozeßordnung von 1845 unterscheidet Kriegsgerichte u. St.e: ersteren steht die höhere, letzteren die niedere Gerichtsbarkeit zu. Nach der Heeresverfassung der einzelnen Staaten richtet sich, welche Personen als zum Heere gehörig anzusehen u. daher den Kriegsgesetzen u. St.en zu unterwerfen sind. Standrecht wird zuweilen im Sinne von Kriegsrecht gebraucht, soweit dasselbe auf die einem Kriegsherrn unterworfenen Personen (regelmäßig die Personen des Soldatenstandes, ausnahmsweise auch aufständische Unterthanen od. feindliche, in besetzt gehaltenen Gebietstheilen weilende Staatsangehörige) Anwendung findet.

Standrecht, s. „Standgericht".

Stanhope (spr. Stänopp), James, erster Graf v., engl. Feldherr, Staatsmann u. Diplomat, war ein Enkel Philip St.'s, des ersten Grafen von Chesterfield, u. wurde 1673 zu Paris geb. als Sohn des Alexander St., der später engl. Gesandter in Madrid ward. Nach mehrjährigen Reisen in Frankreich u. Italien trat James St. in Militärdienste; im Span. Erbfolgekriege befehligte er zuerst unter Peterborough, dann selbständig die engl. Truppen in Spanien, eroberte 1708 Port Mahon (weshalb er 1717 zum Viscount von Mahon erhoben wurde) u. die Insel Minorca, siegte 1710 bei Almenara u. Saragossa, wurde bei Brighuera von den Franzosen gefangen u. erst 1712 ausgewechselt, war dann als Whig parlamentarisch thätig, ging 1714 als Gesandter nach Wien u. brachte 1718 mit Dubois die Koalition Englands, Frankreichs u. Hollands zu Stande, worauf seine Erhebung in den Grafenstand erfolgte. Er starb zu London 4. Febr. 1721. Charles, dritter Graf **v. St.**, Enkel des Vorigen, geb. zu Genf 3. Aug. 1753; widmete sich frühzeitig dem Studium der Mathematik, Physik u. Chemie u. erhielt schon im 18. Jahre den Preis der Stockholmer Akademie für eine Abhandlung über Pendelschwingungen. Später verbesserte er die Buchdruckerpresse (Stanhopepresse) sowie die Stereotypie u. machte verschiedene andere gemeinnützige Erfindungen. Seit dem Tode seines ältesten Bruders, des Viscount von Mahon, ließ er sich ins Unterhaus wählen u. hielt sich hier wie später im Oberhause, dessen Mitglied er 1786 nach seines Vaters Tode geworden war, zur Opposition, weshalb er bald zu seinem Schwager William Pitt (dessen Schwester Esther er geheirathet hatte) in Gegnerschaft trat. Der Franz. Revolution schenkte er seine begeisterten Sympathien. Er starb zu London 1. Dez. 1816. Eine von ihm zuerst kultivirte Pflanzengattung aus der Familie der Orchideae-Vandeae ist nach ihm Stanhopea benannt. — Philip Henry, vierter Graf **v. St.**, Sohn des Vorigen, geb. 7. Dez. 1781; lebte in seiner Jugend mehrere Jahre in Deutschland, nam. in Dresden, wo er 1800 ein „Gebetbuch für Gläubige u. Ungläubige" herausgab, gerieth später mit seinem Vater, dessen politische Ansichten er nicht theilte, in Zwist u. gehörte im Oberhause, wo er den Sitz seines Vaters geerbt hatte, zu den heftigsten Tories. Große Theilnahme erweckte bei ihm das Schicksal Kaspar Hauser's (s. d.); er sorgte für dessen Ausbildung u. wollte ihn sogar adoptiren; später dagegen suchte er ihn in seinen „Materialien zur Geschichte Kaspar Hauser's" (Heidelb. 1835) zu verdächtigen. St. starb auf seinem Landsitze Chevening in der Grafschaft Kent 2. März 1855. Seinen zu Bournemouth 24. Dez. 1875 verstorbenen Sohn u. Erben s. unter d. Art. „Mahon". — Lady Esther Lucy **v. St.**, Schwester des Vorigen, geb. zu London 12. März 1776 (nach ihrer eigenen Angabe 1780), zeigte schon früh infolge vernachlässigter Erziehung allerlei Sonderbarkeiten, besaß aber eine große Lernbegierde. Als während des Franz.-engl. Krieges die republikanischen Gelüste ihres Vaters der Familie große Unruhe bereiteten, begab sich Esther ins Haus des Ministers Pitt, ihres Oheims, gewann auf diesen bald einen außerordentlichen Einfluß u. konnte so ihren Vater beschützen. Pitt ließ sein Haus, auch seinen Briefwechsel von ihr besorgen; ja, er ließ sie sogar manche diplomatische Note schreiben. Nach dem Tode Pitt's (1806) verlor sie auch ihre Herrscherstellung in der Londoner großen Gesellschaft, u. nur aus Rücksicht auf ihren großen Oheim bewilligte ihr die von ihr so oft beleidigte Aristokratie eine Pension von 1200 Pfd. Sterl. Die Lady zog sich nach Buith in Wales zurück u. warf sich nun mit der ganzen Energie ihres Charakters auf den Mysticismus; zu Großem berufen sich haltend, wollte sie der Welt eine neue Gestaltung geben. 1810 reiste sie nach Griechenland u. Aegypten u. nahm schließlich ihren bleibenden Aufenthalt in Syrien, mitten unter Maroniten, Drusen, Türken u. Arabern, die sich gegenseitig bekämpften. Der mächtige Emir Beschir wies ihr Mar-Elias, ein früheres griech. Kloster, als Wohnung an. Sie blieb hier jedoch nur wenige Jahre, bis sie sich mit den Landessitten vertraut gemacht, u. ließ sich dann auf einem Felsen des Libanon, bei Dschihun, einen Palast bauen. Die abergläubische Bevölkerung schrieb ihr übernatürliche Kräfte zu, u. sie that Alles, diesen Wahn zu nähren. In der Landespolitik vertrat sie mit größter Unerschrockenheit die Interessen des Sultans Mohammed, als die des rechtmäßigen Herrschers, gegen den Emir Beschir. Europäer, nam. Engländer, behandelte sie meist mit Grobheit; dagegen nahm sie unglückliche Bewohner des Landes menschenfreundlich bei sich auf u. bethätigte überhaupt einen großen Wohlthätigkeitssinn. Als sie aber infolge eines ungebührlichen Briefes an Lord Palmerston ihre Pension verlor, gerieth sie selbst in schwere Verlegenheiten. Zuletzt verursachten ihr Entbehrungen, sowie unbefriedigte Ehrsucht eine schwere Krankheit, der sie 23. Juni 1839 in ihrem verfallenen Hause zu Dschihun erlag. Vgl. die von ihrem Leibarzte, einem Engländer, herausgegebenen „Memoirs of Lady Esther St." (3 Bde., Lond. 1845; deutsch von Birch, 3 Bde., Stuttg. 1846).

Stanislaus (Stanislaw), Name zweier katholischer Heiligen: 1. **St.**, geb. 1030 in der Nähe von Krakau, studirte in Gnesen u. Paris u. wurde 1059 Geistlicher. Bischof von Krakau geworden, glänzte er ebenso durch seine Mildthätigkeit u. Pflichttreue wie durch die Unerschrockenheit, mit der er dem lasterhaften König Boleslaw II. von Polen entgegentrat. Als er denselben sogar mit dem Banne belegte, wurde er von ihm 1079 während der Messe ermordet. Schon bei Lebzeiten hatte St. als Heiliger gegolten; auch eine Todtenerweckung wurde ihm zugeschrieben. Da auch sein Leichnam noch Wunder bewirkte, wurde er 1254 von Innocenz IV. heilig gesprochen u. seitdem bes. als Schutzpatron Polens verehrt. Sein Feiertag ist der 7. Mai. — 2. **St.** von Kostkow (in Polen), geb. 20. Okt. 1550; wurde von seiner frommen Mutter frühzeitig zu religiösen Uebungen angehalten, wie sie seiner schwärmerischen Anlage entsprachen. 1564 zu weiterer Ausbildung dem Jesuitenkollegium in Wien übergeben, setzte er auch nach der Aufhebung desselben seinen strengen Wandel fort, bis er in schwerer Krankheit durch eine himmlische Erscheinung aufgefordert wurde, Jesuit zu werden. Der Widerspruch seines Vaters bewog ihn zur Flucht aus Wien; aber erst 1567 erlangte er zu Rom die Aufnahme in den Orden. Aufgerieben durch schwärmerische Bußübungen starb er, angeblich nach seiner Prophezeiung, bereits 14. Aug. 1568 u. wurde 1604 von Clemens VIII. heilig gesprochen.

Stanislaus Leszczinski, König von Polen (1704—1709 u. 1733—34), Herzog von Lothringen u. Bar (1737—66), war 20. Okt. 1677 zu Lemberg geb. u. besaß später die Herrschaften Reisen u. Lissa. Als Karl XII. (s. d.) 1704 König August II. aus Polen vertrieben u. Warschau besetzt hatte, empfahl er den schönen u. gebildeten St., der damals Woiwode von Posen war, dem polnischen Reichstage zum Könige u. erzwang 12. Juli seine Wahl durch schwed. Soldaten. Allein während St. sich in Lemberg 1705 durch den Bischof krönen ließ, besetzte August II. die Hauptstadt wieder u. Karl mußte dorthin zurückkehren, um im Okt. 1705 seinen Schützling nochmals krönen zu lassen, der ihn dann auf dem Heerzuge nach Sachsen begleitete u. durch den Frieden von Altranstädt 1706 auch von August anerkannt wurde. Dennoch vertrieb ihn dieser wenige Wochen nach der Schlacht bei Pultawa, 8. Aug. 1709, aus der Hauptstadt u. nöthigte ihn zur Flucht nach Pommern u. Schweden. Vergebens war das Bemühen des Königs St., der in Verkleidung sich 1713 selbst zu Karl XII. nach Bender u. Demotika begab, diesen zum Frieden u. zur

Anerkennung seines Gegners in Polen zu bewegen. Vielmehr überwies ihm der König großmüthig die Pfalz Zweibrücken zum Aufenthalt, bis er ihn wieder nach Polen führen werde. Da St. als eifriger Freund der Jesuiten u. strenger Katholik sich mit dem Erben Karl's in der Pfalz, dem Pfalzgrafen von Kleeburg, nicht zu stellen vermochte, so nahm er mit Genehmigung Frankreichs seinen Wohnsitz zu Weißenburg, wo ihn die Vermählung seiner Tochter Maria mit Ludwig XV. 1725 aus der bisherigen Noth befreite. Noch einmal berief ihn 12. Juli 1733 die Mehrheit des poln. Adels auf den Königsthron, u. obgleich bereits 5. Okt. die Minderheit, von Rußland u. Oesterreich unterstützt, den Kurfürsten von Sachsen (s. „August III.") gewählt hatte, erschien St. in der Mitte seiner Anhänger, mußte sich aber schon im Dezember nach Danzig zurückziehen, um die franz. Hülfe zu erwarten, welche erst im Mai 1734 daselbst eintraf. Als er die Unmöglichkeit erkannte, sich zu behaupten, flüchtete er nach Frankreich. 1735 erhielt er durch den Wiener Präliminarfrieden das Herzogthum Lothringen u. Bar u. regierte dasselbe von Nancy u. Luneville aus in musterhafter Weise, bis er durch einen Unfall starb: als er nämlich am Kamin saß, ergriffen die Flammen seine Kleider; er starb an den Brandwunden 23. Febr. 1766. Seine Werke erschienen unter dem Titel „Oeuvres du philosophe bienfaisant" (4 Bde., Par. 1765).

Stanislaus August Poniatowski, der letzte König von Polen (1764—95), geb. 7. Jan. 1732 zu Wolczyn in Litthauen, wurde 1754 von August III. an die Kaiserin Elisabeth nach Moskau geschickt u. gewann hier die volle Gunst der damaligen Großfürstin, der späteren Kaiserin Katharina, die ihn mit Zustimmung Friedrich's d. Gr. 1764 auf den Thron von Polen erhob. Kaum hatte er begonnen, im Sinne der Czartoryski's, der Verwandten seiner Mutter, Reformen einzuführen, so zeigte sich, daß nicht er, sondern der russische Gesandte Repnin regiere (s. „Polen, Geschichte"). Seitdem beschäftigte St. sich mit Wissenschaften u. Künsten, ja mit Alchymie, sah zu, wie die Barer Konföderirten von russ. Truppen verfolgt u. massakrirt wurden, u. gab nothgedrungen im August 1773 seine Einwilligung zur ersten poln. Theilung, nachdem er vergeblich durch seinen Großkanzler hatte protestiren lassen. Freilich fügte er sich auch dem patriotischen Streben seiner Verwandten sowie der Zaluski, Zamoiski u. Potocki, welche eine Verbesserung des Unterrichts, des Rechts u. der Finanzen herbeiführten, aber er erschien doch 1787 demüthig in Kaniow vor der russ. Kaiserin u. ließ sich mitten im Frieden die Einquartierung russ. Truppen in poln. Städten gefallen. Als es dennoch durch die Opferfreudigkeit u. nationale Begeisterung des poln. Adels 1790 u. 1791 zu einer konstitutionellen Verfassung kam, welche auch England, Oesterreich u. Preußen gutheißen, ließ St. sich eine solche gefallen u. bat im Mai 1792 den König Friedrich Wilhelm II., obwol vergeblich, um Hülfe gegen Rußland, das den Krieg erklärt hatte, u. gegen die Konföderation von Targowicz, welche den alten Zustand herstellen wollte. Dann sank ihm wieder der Muth. Von Katharina bedroht, erklärte er 23. Juli seinen Eintritt in jene Konföderation, die Ungiltigkeit der neuen Verfassung u. aller Beschlüsse des letzten Reichstages, ja er bestätigte die Konföderations-Generalität, welche mit russ. Hülfe die alten Zustände herstellte. Vergebens erklärte er seinen Entschluß, abzudanken, als Rußland u. Preußen von einer zweiten Theilung sprachen; jenes nöthigte ihn, zu bleiben u. im Sept. 1793 zu Grodno die Abtretung mit zu unterzeichnen. Von dem russ. Gesandten, dem rauhen Igelström, genöthigt, verwarf er Anfang April 1794 öffentlich die Krakauer Konföderation unter Kosciuszko, stellte sich aber auf Seiten der Polen, als sie 18. April in Warschau eingezogen waren. Mit dem Einzuge Suworoff's 9. Nov. 1795 war auch sein Geschick entschieden. Auf Befehl Katharina's unterzeichnete er 25. Nov. 1795 in Grodno seine Abdankung, lebte seit Paul's Thronbesteigung in Petersburg, wo man ihm jährlich 200,000 Dukaten auszahlen ließ, u. starb daselbst 12. Febr. 1798.

Stanley (spr. Stännlih), Henry M., berühmter Afrikareisender, ist von armen Eltern 1840 in der engl. Grafschaft Denbigh, Wales, geb. u. hieß ursprünglich John Rowlands. In einem Armenhause erzogen, wurde er Schiffsjunge u. kam als solcher nach Neu-Orleans, wo er bei einem Kaufmann Namens St. Aufnahme u. Beschäftigung fand, später von diesem sogar seiner Fähigkeiten u. seines Fleißes wegen adoptirt wurde. Da aber sein väterlicher Freund ohne Testament verstarb, trat St., nach dem Tode desselben, mittellos während des Secessionskrieges in die südliche Armee, wurde gefangen u. nahm hierauf Dienste in der Bundesflotte. Nach dem Kriege bereiste St., der sich durch seine charaktervolle Energie, seine Umsicht u. seine Fähigkeit, scharf zu beobachten u. glänzend zu schildern, dem „New-York Herald" schon als ein physisch, geistig u. sittlich gleich hervorragend ausgerüsteter Wanderberichterstatter empfohlen hatte, die europäische u. asiatische Türkei, begleitete als Korrespondent die englische Expedition 1863 nach Abessinien u. ging in gleicher Eigenschaft 1864 nach Spanien. Als einige Jahre darauf die Nachrichten von Livingstone ausblieben u. das Schicksal desselben allgemeine Besorgniß erregte, beschloß der Eigenthümer des „New-York Herald", den verschollenen Reisenden aufsuchen zu lassen, um seiner Zeitung in den Berichten interessanten Stoff zuzuführen. Dazu wurde St. ausersehen. Er befand sich gerade zu Paris, als er im Oktober 1869 den Auftrag erhielt, Aegypten, die Türkei, die Krim, den Kaukasus, Persien u. Indien zu bereisen, bez. zu schildern, sowie zur Aufklärung von Livingstone's Schicksal in das Innere von Afrika einzudringen.



Nr. 5101. Henry M. Stanley (geb. 1840).

St., damals gegen 30 Jahre alt, hatte den ersten Theil dieses Auftrags bereits im Jan. 1871 ausgeführt u. begab sich dann von Bombay über die Insel Mauritius nach Zanzibar an der ostafrikan. Küste, wo er eine Expedition zur Aufsuchung Livingstone's organisirte. Am 26. März 1871 brach er mit 192 Menschen von dort auf u. am 10. Nov. desselben Jahres traf er zu Udschidschi am Tanganjikasee mit dem glücklich aufgefundenen Livingstone zusammen u. machte mit demselben eine Reise nach dem noch unerforschten Nordende des Tanganjikasees. Nachdem sich St. 14. März 1872 von Livingstone wieder getrennt, kehrte er zunächst nach Europa zurück, bereiste England u. Schottland u. berichtete über seine afrikan. Reise in dem Werke „How I found Livingstone" (1872; auch in „Asher's collection of english authors", Bd. 54—56, Berl. 1873, aufgenommen). Der „New-York Herald" u. der Londoner „Daily Telegraph" erwarben sich das große Verdienst, auf gemeinschaftliche Kosten St. zu weiteren Entdeckungsreisen nach Afrika zu senden, so daß derselbe schon 1874 wieder dahin aufbrechen konnte. Abermals organisirte er in Zanzibar seine Karawane, worauf er im Nov. die neue Expedition nach Innerafrika antrat. Sein erstes Ziel war der von Speke (s. d.) entdeckte große Ukerewesee od. Viktoria-Nianza, den er 27. Febr. 1875 bei Kagehgi am Südende erreichte u. auf dem er in den Monaten März bis Mai mit der „Lady Alice" (einem zerlegbaren Boote) eine Rundfahrt ausführte; dabei besuchte er den König Mtesa von Uganda, der ihm eine über 30 Kanoes zählende Flotte mitgab. Diese kam ihm nam. zu statten, als er sich durch die verrätherische Handlungsweise der Eingeborenen an der Westküste des Ukerewesees

zu einem regelrechten Feldzuge gegen die Bewohner der Insel Bambireh veranlaßt fühlte. Vom Ukerewesee wandte sich St. durch das Land Unjore nach dem 4–5000 m. hohen Gambaragara Berge, auf dem ein Volk von europäischer Hautfarbe lebt, u. dann im Januar 1876 nach dem von Baker (s. d.) entdeckten Muwutan-Nzige (s. d.). Da er aber denselben aus verschiedenen Gründen nicht befahren konnte, schlug er wieder eine südliche Richtung ein u. gelangte an den an der Westküste des Ukerewesees in diesen einmündenden Kagara od. Kitangule, den er bis zu einem zwischen dem 2. u. 3.° südl. Br. u. unter 31° östl. L. von Greenwich liegenden See weiter verfolgte. In diesem See, von ihm „Alexandrasee“ genannt, glaubt St. die eigentliche Nilquelle gefunden zu haben. Um dann zu ergründen, wohin die 1868 bis 1870 von Livingstone westl. vom Tanganjikasee entdeckten Seen u. Ströme sich ergössen, u. ob dieselben, wie theoretisch der deutsche Geograph E. Behm nachgewiesen, den oberen Lauf des Congoflusses darstellten, wendete sich St. zum zweiten Male nach Udschidschi, wo er 27. Mai 1876 anlangte u. von wo aus er auf der „Lady Alice“ den riesigen Tanganjikasee in 51 Tagen zum ersten Male vollständig umschiffte u. aufnahm. Inzwischen war seine in Udschidschi zurückgelassene Begleitung durch Krankheiten u. Desertirungen arg zusammengeschmolzen, u. den Abmarsch der übrig gebliebenen Leute konnte er nur durch die energischsten Mittel erzwingen. Binnen 40 Tagen erreichte er nun den Marktort Nyangwe am Luálawa-Strome. Dort stand er an der Schwelle des großen, noch gänzlich unbekannten Aequatorialafrika, die selbst Livingstone u. Cameron nicht zu überschreiten vermocht hatten. St. überwand alle Hindernisse, brachte seine Leute wieder auf 210 Mann, von denen 140 mit Flinten u. 70 mit Speeren bewaffnet waren, verließ 15. Nov. 1876 mit der „Lady Alice“ u. 18 Kanoes sowie Vorräthen auf 6 Monate den Ort Nyangwe u. gelangte nach einer abenteuerlichen Fahrt 8. Aug. 1877 in Embomma (Boma) am unteren Congo an. Die Fahrt führte ihn mitten durch die ungeheure, 60,000 □M. bedeckende weiße, weil bisher unbekannte Fläche unserer Karten von Afrika u. ergab, daß der Luálawa nur ein Theil des Congo ist. Ehe aber der kühne Reisende daran denkt, sich seiner Triumphe zu freuen, schifft er sich mit der von ihm geworbenen Mannschaft in Loando ein, um dieselbe wieder in ihre Heimat auf der Ostküste zu befördern, eine Fürsorge, die den Menschen nicht minder ehrt als den Forscher die Reise selbst. Durch seinen glorreichen Zug hat St. mit einem Schlage die verschiedenen Endpunkte u. Endfäden bisheriger Forschung in ein festes Gewebe verbunden u. dadurch tausendjährige Bemühungen zu einem gewissen Abschluß gebracht.

Stanniol (Blattzinn, von stannum = Zinn, u. folium = das Blatt, gebildet) ist papierdünn ausgewalztes Zinn. Man benutzt es zu den verschiedensten Zwecken, zum Einwickeln feiner Seifen, Chokoladen, Vanille ꝛc. Gutes St. muß sich an der Luft vollkommen blank u. glänzend erhalten; ist dies nicht der Fall, so enthält es Blei beigemengt, was bei den billigeren Sorten sehr häufig der Fall ist; solch bleihaltiges St. darf zur Verpackung von Genußmitteln nicht verwendet werden.

Stans od. Stanz, Hauptort des Schweizerkantons Unterwalden nid dem Wald, mit 2070 E. (1870); liegt in 458 m. Seehöhe nahe dem Südufer des Vierwaldstädter Sees, ist von Wiesen u. Obstbaumen umgeben u. wegen seines milden Klima's ein von Fremden vielbesuchter Aufenthaltsort; hat eine stattliche Pfarrkirche, neben derselben ein von Schloth gearbeitetes Marmordenkmal Arnold's v. Winkelried, ein Kapuziner- u. ein Nonnenkloster, im Rathhaus eine Anzahl von Gemalden u. historischen Merkwürdigkeiten. Ein 1807 errichtetes Denkmal erinnert an die gegen die Franzosen 9. Sept. 1798 hier gefallenen Unterwaldner. Die Gewerbthätigkeit erstreckt sich auf Gewehr- u. Wachskerzenfabrikation, Färberei u. Gerberei ꝛc. u. ansehnlichen Obstbau.

stante pede (lat.), stehenden Fußes, sofort.

Stanton (spr. Stännt'n), Edwin Macmasters, nordamerikan. Jurist u. Staatsmann, geb. zu Steubenville (Ohio) 1814; widmete sich der advokatorischen Praxis, wurde 1860 unter Buchanan's Präsidentschaft Attorney-General (General-Staatsanwalt) der Verein. Staaten u. 1862 unter Lincoln Kriegsminister. Dies blieb er zwar auch unter Andrew Johnson, doch ward er wegen steter Differenzen mit Letztgenanntem im Aug. 1867 von demselben aufgefordert, seine Entlassung zu nehmen u., da er sich dessen weigerte, suspendirt. Im Jan. 1868 verfügte allerdings der Senat die Wiedereinsetzung St.'s, worauf dessen interimistischer Nachfolger, General Grant, ohne Weiteres ihm Platz machte; aber als der berüchtigte Staatsprozeß gegen Johnson von diesem schließlich gewonnen worden war, legte St. sein Amt im Mai 1868 nieder. Präsident Grant ernannte ihn 20. Dez. 1869 zum beigeordneten Richter des Obersten Gerichtshofs; schon 24. Dez. desselben Jahres aber starb St. zu Washington.

Stanze (ital. stanza), s. v. w. Strophe, eine durch den Reim zu einem einheitlichen Ganzen verbundene bestimmte Anzahl von Versen, gleichgiltig von welcher Dichtungsform. Vorzugsweise nennt man jedoch St. die Strophen der Canzone (s. d.) u. der Ballade (s. d.), sowie die achtzeilige Strophe der „ottava rima“ (s. d.).

Stapel, eine Menge, ein Haufen auf einander geschichteter od. sonstwie in einer gewissen Ordnung auf einander gesetzter Dinge, in engerem Sinne solcher (trockener) Waaren, welche, wie Holz, Eisen, Baumwolle, Wolle, Häute u. dergl., das Aufeinanderhäufen vertragen. Weiter versteht man unter St. den Platz, den Jahrmarkt, die Messe, den Ausschiffungs- od. Einladeplatz (Stapelort, Stapelplatz), auf dem derartige Waaren (Stapelartikel) gehandelt, umgeladen, verpackt werden. Sodann das Gerüst, auf dem ein Schiff gebaut od. ausgebessert wird. Wird das Schiff wieder dem Wasser überlassen, so „läuft es vom Stapel“. Endlich bezeichnet man im Woll- u. Baumwollhandel mit St. den Faden, das Vließ in Bezug auf deren Länge u. Feinheit.

Stapelgerechtigkeit, Stapelrecht, ein in früheren Zeiten gewissen Handelsplätzen ertheiltes Vorrecht, demzufolge auf der Land- od. Wasserstraße ankommende, für den Weitertransport bestimmte Waaren entweder eine Zeit lang (Stapelzeit) ausgeladen werden od. wenigstens mit dem Wagen od. dem Schiffe liegen bleiben mußten, um den Kaufleuten des Orts Gelegenheit zum Ankauf zu geben. Je nach den Urkunden erstreckte sich dieses Recht auf alle od. blos einige durchgehende Waaren. Die Stapelfreiheit, d. h. Lossprechung von dieser Verpflichtung, wurde je nach der Auffassung der Behörden u. je nachdem man den Handel aus- u. in die Ferne begünstigen wollte, bald beschränkt, bald erweitert. Die meisten Stapelrechte wurden schon 1815 durch die Wiener Kongreßakte aufgehoben; seitdem sind sie durch die neueren Handelsverträge überall beseitigt worden.


Nr. 5102. Stapelia buffonia.

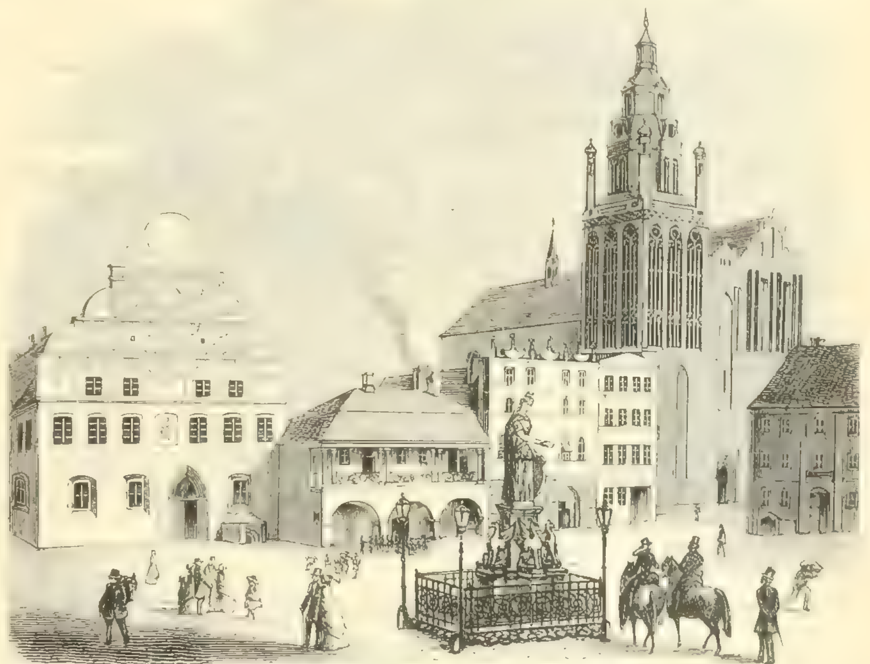
Stapelia, Pflanzengattung einer eigenen kleinen Familie, der Stapeliaceen od. Aasblumengewächse, die man auch als Untergruppe der Asklepiadeen betrachtet. Sie zeichnen sich dadurch aus, daß sie kaktusartige, fleischige Verzweigungen bilden, hübsche Blumen hervorbringen, die aber einen aasartigen Geruch entwickeln. Europa kennt diese seltsame Pflanzenform nur auf den Liparischen Inseln; sie haben ihren Centralherd in Südafrika, wo die Gattung St. in zahlreichen Arten auftritt. Eine derselben (St. buffonia aus dem Kaplande) stellt unsre Abbildung dar.

Stapß, Friedrich, geb. als Sohn eines Pastors zu Naumburg a. d. S. 14. März 1792; erlernte die Kaufmannschaft u. konditionirte in Leipzig, als er den Entschluß faßte, den Franzosenkaiser, als den Grund alles Unglücks in Deutschland, aus der Welt zu schaffen. Zu diesem Behufe reiste er 1809 nach Wien u. begab sich 13. Okt. nach Schönbrunn, wo Napoleon an diesem Tage eine Heerschau abhielt. Hier drängte sich St. bis in die Nähe des Kaisers vor, erregte aber alsbald beim General Rapp Verdacht, weshalb dieser ihn verhaften ließ. Als man dann ein großes Küchenmesser bei ihm fand, gestand er seinen Plan unerschrocken ein, ja er erklärte sogar dem Kaiser, daß er für die ihm von diesem selbst angebotene Begnadigung nicht dankbar sein, sondern bei seinem Vorhaben bleiben würde. Infolge dessen wurde St. am 17. Okt. erschossen. Nach dem Abzuge der Franzosen ließen die österr. Behörden seinen Leichnam von Schönbrunn nach dem Friedhofe des Dorfes Meidling bringen.

Staraja-Russa, Stadt mit 8592 E. (1867) im russ. Gouvernement Nowgorod; liegt am Polista u. Pereruitza, war Hauptort der ehemaligen nördl. Militärkolonien, ist gut u. regelmäßig gebaut, mit Garten vor fast jedem Hause, hat einen kaiserl. Palast, 19 Kirchen u. Klöster, zahlreiche öffentliche Gebäude, eine 1771 auf Befehl der Kaiserin Katharina angelegte, sehr ergiebige Saline u. ist ein noch jetzt wegen seiner Solquellen vielbesuchter Badeort.

Stargard (slav. Starograd od. Starigrod, d. h. Altstadt). 1. **St.** an der Ihna, Kreisstadt des Kreises Saazig im Reg.-Bez. Stettin der preuß. Prov. Pommern (Hinter-Pommern), mit 20,186 E. (1875); liegt in 40 m. Seehöhe an der Ihna u. an der Stettin-Danziger wie der Stettin-Posener Bahn, hat vier Kirchen, darunter die Marienkirche aus dem 14. Jahrh., ein sehenswerthes Rathhaus aus dem 16. Jahrh., ein Gymnasium u. treibt Lein- u. Wollweberei, Strumpfwirkerei, Gerberei, Tabakfabrikation, Branntweinbrennerei, Ziegelei u. Torfstich. Der ehemalige Flecken St. wurde 1120 von den Polen zerstört; wieder aufgebaut u. erweitert, erhielt St. 1295 Stadtrechte u. trat später der Hansa bei. Als Hauptstadt Hinterpommerns gelangte St. zu Bedeutung. 1643 wurde es von den Schweden, dann von den Kaiserlichen, u. 1657 von den Polen genommen. Von seinen Befestigungen steht nur noch der 1513 erbaute Jakobsthurm. – 2. **St.** an der Ferse od. Preußisch-St., Kreisstadt mit 6002 E. (1875) im Reg.-Bez. Danzig in der Provinz Westpreußen; liegt in 36 m. Seehöhe an der Ferse, einem linken Nebenflusse der Weichsel, hat eine evangelische, eine katholische Kirche u. eine Synagoge, treibt etwas Industrie u. einigen Handel. St. entstand 1339 aus einer Burg, welche der Herzog Lubislaw von Pomerellen 1198 den Johannitern schenkte, u. war lange Zeit Sitz der Landtage Pomerellens. Es wurde 1461 von dem Deutschen Orden, dann zweimal von den Polen u. 1655 von den Schweden erobert. — 3. **St. unter der Linde**, Stadt mit 1965 E. (1871) im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz. Die unregelmäßig gebaute Stadt liegt südöstl. von Neubrandenburg an der Strecke Berlin-Stralsund der Berliner Nordbahn. Das alte Schloß auf steiler Anhöhe, die ehemalige Residenz der Herren v. St., ist jetzt Sitz von Behörden. Von der Stadt hat die Herrschaft den Namen, welche den südöstl. u. größten Theil des Großherzogthums bildet.

Starhemberg, ein von den alten Markgrafen in Steiermark abstammendes Adelsgeschlecht in Oesterreich, das sich nach der 1176 im Lande ob der Enns erbauten u. 1579 an den Erzherzog Albrecht verkauften Feste Starhemberg nannte; diese wiederum soll ihren Namen vom Storchemberg, auf dem sie lag, erhalten haben. Von drei Linien des Geschlechts, welches 1467 in den Freiherren- u. 1643 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, blüht heute nur noch eine: die 1582 gestiftete Rüdiger'sche Linie, die in einen älteren, seit 1765 bez. fürstlichen (s. u.) u. einen jüngeren Ast zerfällt. Jetziges Haupt des Geschlechts ist Fürst Kamille **v. St.**, geb. 31. Juli 1835, Erblandmarschall in Oesterreich ob u. unter der Enns u. erbliches Mitglied des österr. Herrenhauses. Geschichtlich von Interesse sind nam.: Paul Jakob **v. St.**, gest. 1635, war als Präsident des protestant. Kollegiums der Sprecher jener 16 Deputirten desselben, welche 5. Juni 1619 in der Audienz bei König Ferdinand in heftiger Weise verlangten, er solle den weiteren Krieg gegen Böhmen aufgeben u. Religionsfreiheit gewähren. — Graf Ernst Rüdiger **v. St.**, Enkel des Vorigen, geb. 1635; erlernte unter Montecuculi das Kriegshandwerk u. befehligte in Wien, als dieses 1683 von den Türken unter dem Großvezier Kara-Mustapha belagert wurde, während der geflüchtete Kaiser die Reichshülfe anrief. Mit staunenswerther Energie u. größtem Heldenmuth wußte St. die Stadt, trotz ihrer geringen Besatzung, vom 7. Juli bis 11. Sept. zu halten. An letzterem Tage ward ihm die Kunde, daß ein 70,000 Mann zählendes Entsatzheer endlich Hülfe brächte. Am 12. Sept. griff Johann Sobieski, dem die deutschen Fürsten das Kommando überlassen hatten, die Türken an, schlug sie trotz ihrer Uebermacht u. zwang sie zum Abzug. Kaiser Leopold belohnte St. durch die Verleihung des Feldmarschallsstabes, der Würde eines Staatsministers u. durch ein Geschenk von 100,000 Thalern; auch erhielt St. den Stephansthurm in sein Wappen. Die Bürgerschaft Wiens befreite sein Haus auf der Wieden von allen Abgaben. Später kämpfte St. noch in Ungarn unter dem Polenkönig gegen die Türken, ward aber vor Ofen verwundet u. mußte daher nach Wien zurückkehren. Hier ward er dann Präsident des Hofkriegsraths, als welcher er sich hauptsächlich mit der Heeresorganisation beschäftigte, u. starb 4. Jan. 1701. Sein Großneffe, Georg Adam, geb. zu London 10. Aug. 1724, gest. zu Wien 19. April 1807, war 1755—66 kaiserlicher Gesandter in Paris u. 1780–83 Statthalter in den österr. Niederlanden; ihm wurde 12. Dez. 1765 von Josef II. die Fürstenwürde verliehen, jedoch mit der Beschränkung auf den jedesmaligen Besitzer des größeren St.'schen Majorats u. auf den Nachfolger in demselben nach dem Erstgeburtsrechte. Graf Guido **v. St.**, ein Vetter des Grafen Ernst Rüdiger, geb. 11. Nov. 1657; diente in dem Regimente seines Vetters von der Pike auf, zeichnete sich als dessen Generaladjutant während der Belagerung Wiens aus, ward nach der Erstürmung der Stadt Ofen 1686 Oberst, kämpfte 1688 vor Belgrad, leitete die Vertheidigung von Essek, nahm 1697 als Feldmarschallleutnant unter dem Prinzen Eugen an der Schlacht bei Zentha Theil u. folgte diesem 1700 nach Italien, wo er 1703 den Oberbefehl erhielt,



Nr. 5103. Marktplatz zu Stargard in Pommern.

das Eindringen der Franzosen in Tirol verhinderte u. dann das österr. Heer mit dem des Herzogs von Savoyen vereinigte. Nach Spanien gesandt, führte er dort, da er über keine großen Streitkräfte verfügte, nur den kleinen Krieg, aber diesen mit Geschick u. Glück. Nachdem er das Heer Philipp's v. Anjou bei Almenara u. bei Saragossa besiegt hatte, nahm er auch Madrid u. ließ daselbst den Erzherzog Karl als König ausrufen, mußte sich aber bald nach Barcelona zurückziehen. Hier blieb er, nachdem Karl 1712 zur Uebernahme der Kaiserkrone nach Deutschland zurückgekehrt war, als Vizekönig, bis er infolge des Neutralitätsvertrags vom 14. Mai 1713 den Platz räumen u. mit seinen wenigen Truppen Spanien verlassen mußte. Seitdem lebte er in Wien, wurde gleichfalls Hofkriegsrathspräsident u. starb daselbst 7. März 1737. — Vgl. Arneth, „Leben des Feldmarschalls St." (Wien 1853).

Stärke (Stärkemehl, Kraftmehl, Satzmehl, Amylum), ein mit alleiniger Ausnahme der Pilze wol in allen Pflanzen vorkommender Stoff, der hinsichtlich seiner Elementarzusammensetzung mit derjenigen der Cellulose u. des Dextrins vollkommen übereinstimmt, jedoch andere physikalische u. chemische Eigenschaften zeigt als die genannten Körper. Man findet die St. in den verschiedensten Theilen der Pflanze, so z. B. neben den Chlorophyllkörnchen, zu denen sie in einer nothwendigen Beziehung zu stehen scheint, zur Winterszeit in den Markstrahlen des Holzes, um im Frühjahr, beim Saftsteigen in Zucker umgewandelt,

das Material zur Neubildung von Trieben u. Blättern abzugeben, in Knollen u. Wurzeln, in größter Menge aber in den Samen der Getreidearten u. Hülsenfrüchte. Im Großen wird die St. selbstverständlich nur aus solchen Pflanzen hergestellt, die einestheils eine genügende Menge davon enthalten u. anderntheils der Abscheidung u. Reinigung keine besonderen Schwierigkeiten entgegensetzen. So gewinnt man große Massen von St. auf einfache mechanische Weise aus dem Marke verschiedener Palmen (s. „Sago“), ferner aus den Knollen u. Wurzelstocken mehrerer tropischer, zu den Familien der Marantaceen, Aroideen u. Zingiberaceen gehöriger Pflanzen Arrow-Root, Tapioka u. Manhiot. Bei uns ist das Hauptmaterial zur Gewinnung der St. der Weizen u. die Kartoffel, in geringerer Menge auch der Reis. Am leichtesten läßt sich die St. aus der Kartoffel abscheiden; die ganze Darstellungsweise lauft auf einen mechanischen Waschprozeß hinaus. Die gut gewaschenen u. zu Brei zerriebenen Kartoffeln werden unter stetem Wasserzufluß auf Sieben mittels mechanisch bewegter Bürsten bearbeitet, so daß der Faserstoff auf den Sieben zurückbleibt, während die Stärkemehlkörnchen mit dem Wasser durch die Maschen des Siebes gehen. Aus diesem Waschwasser setzt sich die St. beim Stehen zu Boden, durch wiederholtes Waschen mit Wasser wird der Niederschlag gereinigt, schließlich getrocknet. Aus dem Weizen ist die St. schon schwieriger zu gewinnen, weil hier die Stärkekörnchen von einer bedeutenden Menge Kleber begleitet u. eingehüllt sind, so daß sie nur durch sehr anhaltendes u. vorsichtiges Kneten von Weizenmehl aus diesem ausgewaschen werden können. Man stellt daher die Weizenstärke gewöhnlich auch dadurch her, daß man den Kleber durch eine Art Gährungsprozeß zerstört, u. benutzt hierzu entweder geschrotenen od. ungeschrotenen Weizen. Die St. setzt sich aus dem sauer gewordenen Wasser (Sauerwasser) zu Boden; die oberste, noch unreine Schicht des Satzmehles wird nach dem Ablassen des Wassers abgenommen, getrocknet u. giebt die ordinäre Schabestärke. Unter dieser Schicht befindet sich die reine St., welche mittels Centrifugen u. schließlich auf Horden in geheizten Räumen getrocknet wird. Die St. ist ein weißes, schwachschimmerndes, beim Reiben knirschendes Pulver, dessen Körnchen, unter dem Mikroskope betrachtet, eine bestimmte, aber je nach der Pflanze, von der sie abstammen, verschiedene Form zeigen. Meistentheils besitzen die Körnchen eine runde od. eiförmige Gestalt u. eine konzentrische, schalige Struktur mit einem Kern in der Mitte. Auch die Größe der Körnchen ist je nach ihrer Abstammung sehr verschieden. In kaltem Wasser ist die St. fast unlöslich, in heißem quillt sie zu einer dicken, gallertartigen Masse (Kleister). Auch in kaltem Wasser ist die St. etwas löslich, wenn man sie zuvor in einem Mörser anhaltend gerieben hat, wodurch die unlösliche Haut der Körnchen zerrissen wird. Ein sehr charakteristisches Verhalten zeigt die St. gegen das Jod; wird nämlich mit Wasser verdünnter Stärkekleister mit etwas Jodlösung vermischt, so entsteht eine tief dunkelblaue Färbung, u. nach einiger Zeit setzt sich ein eben so gefärbter Niederschlag (Jodstärke) zu Boden, während die über demselben stehende Flüssigkeit klar u. farblos ist. Man benutzt dieses Verhalten sowol zur Erkennung der kleinsten Spuren von St., als auch umgekehrt von Jod. Bei vorsichtigem Erhitzen geht die St. in Stärkegummi od. Dextrin (s. d.) über; derselbe Stoff bildet sich auch beim Behandeln der St. mit verdünnten Säuren od. mit Malzaufguß. Das Dextrin ist aber nicht das Endprodukt dieser Umwandlung, sondern bei fortgesetzter Behandlung der St. mit diesen Substanzen bildet sich Zucker (Glykose, Stärke- od. Traubenzucker), ein Vorgang, der z. B. in der Brauerei sowie in der Branntweinbrennerei stattfindet, wobei die stärkemehlhaltigen Substanzen immer erst in Zucker umgewandelt werden müssen, ehe sie vergähren können. Die Anwendung der St. ist eine sehr vielseitige; abgesehen von der Verwendung in der Hauswirthschaft, benutzt man sie als Appreturmasse u. als Klebmittel, ferner zur Fabrikation von Stärkezucker u. Stärkesirup, Dextrin, Oxalsäure ꝛc.

Starnberg, Pfarrdorf mit 1200 E. am Nordende des danach benannten Sees u. an der Eisenbahnstrecke München-Tutzing der bayer. Staatsbahn, im Reg.-Bez. Oberbayern. Der schön gelegene Ort ist Sitz eines Landgerichts u. hat ein königl. Lustschloß. Der Würm- od. Starnberger See dehnt sich von hier mit einer Breite von $1^1/_3$ Stunde gegen 6 Stunden nach Süden, hat 13 Stunden Umfang u. umfaßt 0,98 □M. Der sehr fischreiche See wird von Dampfbooten befahren u. ist Lieblingsausflug der Münchener, die ihn mit der Eisenbahn in 1 Stunde erreichen können. An seinen reizenden hügeligen Ufern sind Landhäuser, Gärten u. Parks lieblich aneinander gereiht. Besonders reizend liegen am Westufer das Schloß Possenhofen des Herzogs Max u. die Oerter Feldafing, Tutzing u. Bernried, am Ostufer das königl. Schloß Berg u. die Rottmannshöhe mit einem Denkmal für den Maler Rottmann. Der Abfluß des Sees, die Würm, geht der Ammer zu.

Starosten (von slav. star, alt), lat. Capitanei, hießen polnische Edelleute, welche ein königl. Kammergut zu eigen od. zu Lehn besaßen. Einige St. hatten auch eine Zeitlang die Gerichtsbarkeit in einem gewissen Kreise (Starosteigerichte).

Starrkrampf (Tetanus) ist eine Nervenkrankheit, bei welcher zahlreiche Muskelgruppen im Zustande kontinuirlichen tonischen Krampfes verharren. In der Regel beginnt die krampfhafte Zusammenziehung in der Muskulatur des Unterkiefers (Kinnbackenkrampf, Mundsperre), des Schlundes u. des Nackens u. verbreitet sich von da auf den Rumpf, bes. auf die Streckmuskeln der Wirbelsäule (Opisthotonus) aus. Meist dauert der Krampf ununterbrochen an, doch zeigen sich auch anfallsweise Steigerungen u. darauf folgende Erschlaffung. Als Ursache geht dem St. meist eine Verwundung voraus, seltener kann man eine Erkältung beschuldigen. Der St. tritt auch bei Neugeborenen auf, in der Regel bis zum 9. Lebenstage; man bringt hier die Krankheit mit der Abstoßung des Nabelstrangs in Verbindung. Im tropischen Klima scheint der St. häufiger als in kalten u. gemäßigten Zonen vorzukommen. Der „Wund-St.“ kann noch dann sich einstellen, wenn die Wunde schon völlig geheilt ist u. sich eine Narbe gebildet hat; am häufigsten ist er, wenn durch die Verletzung ein Nerv gequetscht od. von einem Knochensplitter durchstochen, od. wenn überhaupt die Wunde mißhandelt worden ist. Die Aerzte fassen den St. als eine Erkrankung des centralen Nervensystems auf, entstanden durch eine auf Hirn u. Rückenmark übertragene Reizung, u. von hier aus wieder durch Reflexthätigkeit auf die Anregungsnerven. Der St. ist eine der tödlichsten Krankheiten, aus welchen nur selten die Rettung gelingt. Unmittelbar vor Eintritt des Todes findet gewöhnlich eine ungemein gesteigerte Wärmeproduktion statt. Für die Behandlung des „Wund-St.“ erwächst die Aufgabe, jede Fortdauer eines Reizes auf die Stelle der Verletzung sofort zu entfernen; man hat schon das verletzte Glied amputirt od. das verletzte Organ ausgeschnitten; jedenfalls hat man auf Beseitigung fremder Körper in der Wunde sein Augenmerk zu richten, auch die Wunden etwa zu erweitern, um dem zurückgehaltenen Eiter Abfluß zu verschaffen ꝛc. Ferner sucht man durch narkotische Mittel (Opium, Morphium) Schmerz u. Nervenreiz zu mildern sowie durch Chloralhydrat Schlaf zu schaffen. Kalte Begießungen u. Bäder zeigten sich entschieden nützlich u. heilsam.

Starrsucht (Katalepsie) ist eine selten vorkommende, anfallsweise auftretende Nervenkrankheit, bei der die Muskeln in einem zum Beginne des Anfalls eingenommenen Kontraktionszustande verharren, so daß gewisse Gleichgewichtslagen der Gliedmaßen, unbeeinflußt vom Willen des Kranken, unveränderlich beibehalten werden, während dagegen mit denselben Gliedmaßen von Anderen ziemlich leicht Lageveränderungen vorgenommen werden können. Dieser krankhafte Zustand wird als wachsartige Biegsamkeit der Muskeln (Flexibilitas cinerea) bezeichnet; er tritt bisweilen bei Hysterie, doch auch als Folge chronischer Hirnerweichung u. tuberkulöser Entzündung der Gehirnhäute auf, wird auch nicht selten bei nervös-reizbaren Individuen durch heftige Gemüthsbewegungen zum Ausbruch gebracht. Die Dauer des Anfalls ist eine sehr verschiedene; bald nur einige Minuten, bald Stunden, selbst Tage während. In einzelnen Fällen sollen die Kranken dabei leichenkalt gewesen sein, so daß man sie für „scheintodt“ hielt. Manchmal war die St. mit Somnambulismus verbunden u. hielt wochenlang mit Intermissionen an. Die angewendeten Mittel, Chinin, Morphium, kalte Douche, Elektrizität ꝛc., haben nur stellenweise Erfolg gezeigt. In der Regel trat von selbst Genesung in solchen Fällen ein, in welchen keine Gehirnkrankheit zu Grunde lag.

Staßfurt, Stadt mit 11,256 E. (1875) im Kreise Kalbe, Reg.-Bez. Magdeburg der preuß. Prov. Sachsen; liegt in 66 m. Seehöhe am rechten Ufer der Bode u. an der Zweiglinie Güsten-Schönebeck der Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn, hat Saline u. das größte Steinsalzwerk der preuß. Monarchie. — Der Solbrunnen kommt urkundlich schon 1227 vor; das Steinsalzlager wurde durch Bohrversuche 1843 in 265 m. Tiefe aufgefunden. Dasselbe hat eine Mächtigkeit von 315 m. u. ist bes. durch seine Kalisalze ausgezeichnet. 1872 wurden durch 536 Arbeiter über 1 Mill. Ctr. Steinsalz u. 4 Mill. Ctr. Kalisalz gefördert. Im angrenzenden anhaltischen Leopoldshall betrug die Förderung gegen 6 Mill. Centner Stein- u. Kalisalze.

statarisch (lat. statarius von stare, stehen), verweilend, langsam fortschreitend; den Gegensatz bildet kursorisch (spätlat. cursorius, von currĕre, laufen), hinter einander fortlaufend. Bes. spricht man von statarischer u. kursorischer Lektüre.

Statik nennt man den Theil der Mechanik (s. d. u. „Dynamik“), welcher vom Gleichgewicht der Kräfte handelt. Man theilt die St. gewöhnlich in drei Theile: 1. die Statik der festen Körper od. Geostatik, auch kurzweg St., 2. die der tropfbaren Flüssigkeiten od. Hydrostatik, u. 3. die der luft- od. gasförmigen Körper od. Aërostatik. Die Geostatik handelt vom Gleichgewicht der Kräfte an den einfachen Potenzen od. Maschinen: schiefe Ebene, Keil, Schraube, Hebel, Rolle. Die Hydrostatik behandelt die Fortpflanzung des Druckes durch Flüssigkeiten, den

Druck derselben auf Boden u. Wände der Gefäße u. auf Theile in ihrem Innern, sie zeigt die Gleichheit der Flüssigkeitssäulen in zusammenhängenden (kommunizirenden) Gefäßen bei Füllung dieser mit gleichartigen Flüssigkeiten u. die dem spezifischen Gewicht der Flüssigkeiten umgekehrt proportionirte Höhe dieser Säulen, wenn verschieden schwere Flüssigkeiten die Gefäße füllen; auch gehört in ihr Gebiet das Problem des Gleichgewichtes der schwimmenden u. untergetauchten Körper (Archimedisches Prinzip). Die **Aërostatik** handelt vom Drucke der Luftart, bes. der atmosphärischen Luft, u. von der Messung sowie überhaupt den Wirkungen desselben, von dem Gleichgewicht in der Luft schwimmender Körper (Aërostaten od. Luftballons, s. „Luftschiffahrt"). Vergl. Dühring, „Kritische Geschichte der allgemeinen Prinzipien der Mechanik" (Lpz. 1877, 2. Aufl.). Einen Ueberblick über die Lehren der St. findet man in jedem Lehrbuche der Physik.

Statist (von lat. stare, stehen), eine stumme Person auf der Bühne, welche nur zu stehen u. zu gehen braucht.

Statistik u. statistische Bureaux. Der Name Statistik ist abgeleitet vom lat. status in seiner Doppelbedeutung als „Staat" u. „Zustand" u. wurde zuerst von Schmeizel 1725 u. Achenwall (1719—72) gebraucht. Die **Achenwall'sche** Schule verstand unter Statistik die Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der Staaten. Die Sußmilch-Quetelet'sche Schule (Süßmilch [1707—67]: „Göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts 1742"; Adolf Quetelet [1796 bis 1874]: „Sur l'homme", 1835; „Physique sociale", 1869) will durch die Statistik die bürgerliche Gesellschaft analysiren u. deren Gesetze aufsuchen. Beide Schulen haben noch jetzt Vertreter. In dem Streit beider wird der Statistik, dieser „wissenschaftlichen Buchhaltung der Völker", vielfach der Charakter einer Wissenschaft bestritten u. dieselbe als eine Methode hingestellt, welche jeder Erfahrungswissenschaft vom Menschen als Hülfswissenschaft dienen könne. Aus diesem Grunde scheiden Viele aus der Statistik als selbständige Wissenschaft eine Staatszustandskunde (Knies) od. Demographie (Rümelin) od. eine Physik der menschlichen Gemeinschaften, Demographie u. Demologie (Engel), aus. An den Universitäten pflegt die Statistik zugleich mit der Nationalökonomik u. von Vertretern derselben gelehrt zu werden. Wie zu der Astronomie die Sternwarte, so gehört zur Produktion der Statistik ein Bureau. Diese Bureaux („Menschheitsobservatorien") sind jedoch noch nirgends akademische Institute geworden, sie sind vielmehr überall mit den Verwaltungsbehörden verbunden. Das Bestreben der Statistiker, die Bureaux zu ähnlichen Centralstellen in Staat u. Gemeinde zu erheben, wie solche gegenwärtig die Rechnungshöfe in Bezug auf die Finanzverwaltung einnehmen, ist noch nicht mit Erfolg gekrönt. Selbst da, wo statistische Centralbureaux bestehen, wie in Preußen (1805 von Stein gegründet, Direktoren Krug, J. G. Hoffmann, Dieterici, E. Engel), Oesterreich (1828 errichtet, Czörnig, Ficker), Bayern (Hermann, G. Mayr), Sachsen (1849, E. Engel, Petermann, Böhmert), sind diese fast nur auf die Bearbeitung der **Bevölkerungsstatistik** (Stand der Bevölkerung: die Ergebnisse der Volkszählungen; Bewegung der Bevölkerung: Geburten, Eheschließungen, Todesfälle, Wanderungen) angewiesen, während für die eigentliche administrative Statistik in den einzelnen Ministerien besondere Bureaux bestehen. Am häufigsten sind solche in den Handelsministerien (Statistik der Ein- u. Ausfuhr, Statistik des Eisenbahn- u. Postverkehrs), seltener in dem Landwirthschafts- (Erntestatistik, Viehzählung), Unterrichts- u. Justizministerium (Kriminal- u. Prozeßstatistik). Um die Einheit der Statistik zu mehren, sind in einigen Staaten (Preußen, Oesterreich) statistische **Centralkommissionen** unter dem Staatsministerium eingerichtet worden. Das statistische Amt des Deutschen Reichs (1872, Becker, Meitzen) hat es nirgends mit Erhebungen zu thun, sondern mit der Zusammenstellung der Arbeiten der Landesbureaux u. der Reichs- u. Zollvereinsbehörden. In Deutschland haben alle Länder einschließlich Elsaß-Lothringen u. die Hansestädte besondere statistische Bureaux. Nur die thüring. Staaten haben ein solches vereint in Jena. Auch die meisten europ. Staaten (einschließlich Livland u. Finnland) haben statistische Centralstellen unter verschiedenen Namen. England: General-Register-Office, Rußland: Section générale de Statistique, Italien: Direzione di Statistica, Spanien: Direction générale de l'Institut géographique et statistique. Selbst Staaten, wie das vereinigte Kroatien, Slavonien u. Dalmatien, ferner Rumänien, Serbien, Aegypten u. in jüngster Zeit die Türkei, haben geglaubt statistische Bureaux errichten zu müssen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wird die Bearbeitung der Volkszählungen in tüchtiger Weise durch das Censusbureau bewirkt. Eine Spezialität sind die in neuerer Zeit errichteten statistischen Bureaux großer Städte; solche giebt es in Berlin, Breslau, Frankfurt a. M., Altona, Dresden, Leipzig, Chemnitz, München; ferner in Wien, Budapest, Prag, Rom, Florenz, Neapel, Venedig, Paris. Statistische Bureaux besitzen endlich die meisten Privateisenbahngesellschaften u. die großen Versicherungsgesellschaften sowie einige Vereine (Turnvereine). Die bedeutendsten jetzt (1877) lebenden Statistiker sind Engel, Böckh, Becker (Berlin), Mayr (München), E. Levasseur (Paris), W. Farr (London), A. Ficker (Wien), P. v. Semenow (Petersburg). Das in den Bureaux gewonnene u. in Tabellenwerken u. Jahrbüchern veröffentlichte Material findet vielfach auch seine wissenschaftliche Verarbeitung in den **Zeitschriften der größeren Bureaux**. Die bedeutendsten sind die „Preuß. Zeitschrift", „Oesterr. statistische Monatsschrift", „Sächs. Zeitschrift", „Zeitschrift für schweizer. Statistik". Von privaten statistischen Zeitschriften sind nennenswerth: „Jahrbücher für Nationalökonomie u. Statistik" von Hildebrand u. Conrad (Jena), „Annales de démographie internationale" von Chervin (Paris). Die hervorragendsten Gelehrten u. Schriftsteller sind außer den Erwähnten Ed. Wappäus (Göttingen: „Bevölkerungsstatistik", 1859), A. v. Oettingen (Dorpat: „Moralstatistik", 1868), Ad. Wagner (Berl.), Max Wirth (Wien), A. Meitzen (Berlin), G. F. Kolb (München: „Handbuch der vergleichenden Statistik", 7. Aufl. 1875), H. F. Brachelli (Wien), H. Schwabe (Berlin), G. F. Knapp (Straßburg), E. Laspeyres (Gießen), M. Block (Paris), Rümelin (Tüb.). Zur anschaulichen Darstellung statistischer Ergebnisse bedient man sich neben den Tabellen (die besten vergleichenden Tabellen der Staatsverhältnisse sind die von Hübner) mehr u. mehr der **graphischen Methode**. Wo es sich um geographische Verhältnisse handelt, verwendet man schattirte od. kolorirte Kartogramme, bei Progressionsverhältnissen Kurven, bei reinen Quantitätsverhältnissen Diagramme (begrenzte Flächen). Ueber die graphische Methode in der Statistik vgl. den Art. „Georg Mayr" („Bayr. statistische Zeitschrift"). Die bedeutende Ausstellung statistischer Karten u. Diagramme in Budapest (1876) ist beschrieben von G. A. Schimmer in der „Oesterr. statistischen Monatsschrift" 1876, S. 451. Für Lehrzwecke am instruktivsten ist der 1877 erschienene „Physikalisch-statist. Atlas des Deutschen Reichs" von R. Andree u. O. Peschel. Aehnliche Atlanten giebt es für Frankreich, Großbritannien u. die Ver. Staaten von Nordamerika.

Das Bedürfniß der Gleichmäßigkeit in den statistischen Erhebungen sowol als Veröffentlichungen hat die Vertreter der amtlichen u. privaten Statistik aller Länder mehr als die Vertreter anderer Wissenschaften auf einen persönlichen Gedankenaustausch hingewiesen. So entstand, angeregt von dem Belgier Quetelet, der internationale statistische Kongreß, der durch die vielseitigen Anregungen, welche er gewähren konnte, nicht wenig dazu beigetragen, die Produktion der noch jungen Wissenschaft quantitativ u. qualitativ so schnell auf die erreichte Höhe zu führen. Der statistisch-internationale Kongreß versammelte sich 1853 in Brüssel, 1855 in Paris, 1857 in Wien, 1860 in London, 1863 in Berlin, 1867 in Florenz, 1869 im Haag, 1872 in Petersburg, 1876 in Budapest u. seine Permanenzkommission 1873 in Wien, 1874 in Stockholm, 1875 in Paris. Der Kongreß theilt sich in Sektionen, welche gleichzeitig die in der Statistik übliche Arbeitstheilung veranschaulichen, u. zwar 1. Theorie u. Bevölkerungsstatistik, 2. Justizstatistik, 3. Medizinalstatistik u. Statistik der öffentlichen Gesundheitspflege, 4. Statistik der Land- u. Forstwirthschaft, 5. Gewerbe, 6. Handel u. Verkehr, 7. Statistik der Großstädte. Als hervorragendes praktisches Ergebniß der Kongresse muß vor Allem der Beschluß gelten, eine „internationale vergleichende Statistik" herauszugeben. Die Bearbeitung je eines Kapitels derselben haben die statistischen Bureaux der verschiedenen Staaten übernommen. Von dieser höchst umfangreichen u. schwierigen Arbeit sind bis jetzt fertig gestellt: „Statistik der Rechtspflege in Civil- u. Handelssachen" (durch Yvernes, Frankreich); „Statistik der Sparkassen" (Bodio, Italien); „Stand der Bevölkerung" (Berg, Schweden); „Statistik der Weinkultur" (Keleti, Ungarn); „Statistik der Seeschiffahrt" (Kjär, Norwegen); „Statistik der Bevölkerungsbewegung u. der Finanzen der Großstädte" (Körösi, Budapest). Der Umfang der vorhandenen statistischen Literatur ist bereits außerordentlich groß. Die vollständigste statistische Bibliothek ist diejenige des preuß. statistischen Bureau. Dieselbe ist durch einen trefflichen Katalog leicht zugänglich. Die vollständigste Nachweisung der neu erschienenen statistischen Literatur enthalten die „Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reichs". Dadurch, daß man die statistische Methode ohne Weiteres auf **eine** Linie mit der bei den sog. exakten Wissenschaften üblichen Forschungsmethode stellte, ist man dazu gekommen, die Endergebnisse der Statistik vielfach zu überschätzen. Alle gefundenen Regelmäßigkeiten in den Erscheinungen beliebte man in demselben Sinne als „Gesetze" zu bezeichnen, in welchem von mathematischen, astronomischen, chemischen 2c. Gesetzen gesprochen werden kann. Angeregt durch Quetelet's Studien auf dem Gebiete der Kriminalstatistik, sah die materialistisch-philosophische Schule in der Regelmäßigkeit solcher Handlungen, welche im einzelnen Falle von dem Entschluß od. der Willkür des Einzelnen abhängen, ein fatalistisches Gesetz, welches für die **Freiheit des menschlichen Willens** keinen Raum übrig ließ u. infolge dessen die persönliche Verantwortlichkeit ausschloß (Forderung, an Stelle der Zuchthäuser Irrenhäuser treten zu lassen). Man übersah dabei, „daß

man die Naturgesetze der Chemie, Physik 2c., welchen die bewußtlose, von Menschen bewirthschaftete Natur u. auch der menschliche Körper gehorcht, nicht mit den Gesetzen verwechseln darf, wonach sich die aus dem menschlichen Willen hervorgehenden wirthschaftlichen Akte vollziehen."

Aber nicht blos die Deutung der Endergebnisse der Statistik fordert zur außersten Kritik auf. Auch jene Endergebnisse selbst müssen skeptischer behandelt werden, als dies gegenwärtig üblich ist, ganz abgesehen von der beliebten Manier, in der Diskussion an die Stelle des Beweises die vom Gegner selten sogleich anfechtbare) Behauptung zu stellen: „Das u. das ist statistisch bewiesen." Bei jedem statistischen Ergebnisse, aus welchem eine Folgerung abgeleitet werden soll, muß man die Vorfragen beantworten: Wie sind die Zahlen erhoben? Unter welchen Bedingungen u. in welchen Beziehungen gelten dieselben? Es würden z. B. die Zahlen der internationalen Handelsbilanz nicht so vielfach mißbraucht werden, wenn man sich bewußt bliebe, daß nur die Waaren gezählt werden können, welche zur Kenntniß der (Zoll-) Behörden kommen. Wenn man die Frequenz der Verbrechen in verschiedenen Perioden u. Staaten vergleicht, dürfte man nicht versäumen, auch die betreffende Strafgesetzgebung zu vergleichen (u. doch erfährt man niemals die unentdeckten Verbrechen!). Wenn man von der Sterblichkeitsziffer (so u. so viel Todte auf 1000 Einwohner) auf die Gesundheitsverhaltnisse verschiedener Bezirke schließen will, darf man die Altersklassenzusammensetzung (Antheil der Kinder an der Gesammtzahl) der betreffenden Bevölkerungen nicht unverglichen lassen. Vor Allem ist es aber gefährlich, ganze Theorien u. Gesetzgebungsakte (Impfzwang) auf ein statistisches Exempel zu begründen, wenn nicht alle Faktoren des letzteren beglaubigt sind (es giebt noch immer keine Erkrankungsstatistik, sondern nur eine Sterblichkeitsstatistik). Die Statistit ist gegenwärtig „mode"; soweit sich hierin das Streben beurkundet, an Stelle der Phrase überall die in bündigster Form (der Zahl) dargestellte Thatsache treten zu lassen, ist dies unter den angegebenen Bedingungen u. Voraussetzungen gewiß erfreulich.

Stativ (vom lat. statīvus, feststehend), ein zur Unterlage irgend eines Gegenstandes, z. B. eines Meßtisches u. dergl., dienendes Gestell.

Statthalter (niederländ. Stadhouder) hieß in den einzelnen Niederlanden der Vertreter des burgund. Herzogs u. seit dem Tode Karl's des Kühnen der Maximilian's (s. d.) u. seiner Nachkommen. Seit Philipp II. standen die St. unter Margarethe von Parma, als ihrer „Generalstatthalterin", später unter Alba, dessen Militärregiment einstweilen jede andere Regierung verdrängte. 1577 wurde im Süden Erzherzog Matthias, 1585 Graf Leicester im Norden zum Generalstatthalter gewählt. Doch war die Macht eines solchen viel weniger bestimmt als die des St.s. Moritz von Oranien (s. d.) wurde 1584 St. von Holland, Seeland u. Friesland u. zugleich Generalkapitän. Diese Würden verblieben auch, als nach Leicester's Abdankung (1587) u. der Losreißung von Spanien die Freiheit der nördl. Niederlande, der „Generalstaaten", gesichert war (1609 u. 1648), bei den Oraniern, bis 1650 Wilhelm II. starb u. erst acht Tage später ihm ein Sohn (Wilhelm III.) geboren wurde. Durch den Sieg der republikanischen od. antioranischen Partei wurde nun die Würde des St.'s in den meisten Provinzen abgeschafft u. seine Einkünfte von den Ständen eingezogen. Als aber Ludwig XIV. den fast ungerüsteten Staat 1672 überfiel, wurde 1672 in Holland, 1674 in Seeland, Geldern, Utrecht u. Over-Yssel Wilhelm III. zum Erbstatthalter u. Generalkapitän erhoben. Als solcher stand er an der Spitze der Land- u. Seemacht mit dem Rechte, alle Offiziere aus den ihm Vorgeschlagenen zu wählen, in einigen Provinzen auch die Stadtobrigkeiten einzusetzen u. die Vorsitzenden in allen Civilbehörden zu ernennen. So war der St. fast Monarch; aber nach dem Tode Wilhelm's (1702) wurde die Würde nur in wenigen Provinzen erhalten, u. erst der Angriff Frankreichs im Oesterr. Erbfolgekriege führte 1747 durch Volksaufstände zur Einsetzung eines Generalstatthalters, dessen Würde in allen sieben Provinzen in männlicher u. weiblicher Linie erblich sein sollte. Da die Schwäche Wilhelm's IV. (1747—51) u. seines Sohnes Wilhelm's V. (1751—94), für welchen 15 Jahre lang noch die vormundschaftliche Regierung Herzog Ludwig Ernst's von Braunschweig nothwendig wurde, weder zu einer gesetzlichen Kräftigung des Amtes noch zu einer Anerkennung seines Werthes führen konnte, gewann die republikanische Partei mehr u. mehr an Zuwachs u. durch das Eindringen Pichegru's 1794 den Sieg. Mit der Gründung der Batavischen Republik nahm 1795 die Würde des St.s ein Ende. Dagegen wurde der Sohn Wilhelm's V. als Wilhelm I. durch den Wiener Kongreß zum König der Niederlande erhoben.

Statue (lat. statua), Standbild, Bildsäule.

statuiren (vom lat. statuēre, hinstellen), aufstellen, festsetzen, verordnen; ein Exempel st., ein warnendes Beispiel aufstellen.

Status (lat.), Stand, Bestand, Zustand, Lage, Beschaffenheit; st. causae, Lage der Sache; st. quo, gegenwärtiger Zustand; st. quo ante, früherer Zustand; st. quo amélioré (lat. u. franz. gemischt), gegenwärtiger, aber in einzelnen Fällen verbesserter Zustand; st. uti possidētis, wörtlich: der Zustand, wie ihr ihn besitzt, d. h. der gegenwärtige Besitzstand (bei Waffenstillstands- u. Friedensschlüssen).

Statut (lat. statūtum, festgesetzt), Gesetz, Satzung, Verordnung, bes. aber Stiftungs- od. Grundvertrag von Gesellschaften od. Korporationen. Um auch für Andere als die Gesellschaftsmitglieder verbindlich zu sein, bedürfen die St.en staatlicher Genehmigung u. die Einholung derselben macht das deutsche Handelsgesetzbuch den Aktiengesellschaften zur Pflicht. Ueber die Familienstatuten fürstlicher od. standesherrlicher Häuser s. „Hausgesetze". Statutarisch, den St.en gemäß, gesetz- od. verordnungsmäßig; statutarische Portion (lat. portio statutarĭa), Wittwenpflichttheil, d. h. der landesübliche od. gesetzliche Antheil an der Hinterlassenschaft eines verstorbenen Gatten.

Staub ist die mehr od. weniger fein zertheilte Masse aller jener Substanzen, welche als mechanische Beimengungen in der Luft theils schweben, theils sich aus derselben überall hin ablagern, um alsbald bei günstiger Gelegenheit wiederum sich der Atmosphäre beizumischen. Außer organischen Bestandtheilen besteht der St. gewöhnlich auch aus fein zertheilten Bodenpartikelchen, die der Wind aufwirbelt. Es giebt Fälle, in welchen St., z. B. vulkanische Asche od. Blütenstaub (von Lycopodium, Erle, Haselnuß, Fichte), ungemein weit fortgetragen wurde. Der sog. Meteorstaub, „Rother Nebel" od. Regenstaub enthält nach Ehrenberg's Untersuchung stets zahlreiche organische Formen, Pilzsporen, Infusorien 2c.; der eigentliche Passatstaub, welcher vorzugsweise dergleichen organische Bestandtheile zeigt, insbes. Polygastren, Phytolitharien u. mannichfache Mikrokokon u. Bakterien, scheint auf dem Großen Ozean zu fehlen. In China kommt vom Wüstensand herrührender gelber Staubregen vor; in der Schweiz stellt sich bisweilen ein vom Föhn getragener Staubnebel ein, der sein Material wahrscheinlich aus der Sahara bezieht. Der Straßenstaub besteht aus dem durch Fahren, Begehen u. Witterungseinflüsse zermalmten Steinmaterial der Wege, Plätze und Straßen; er wirkt nam. durch Erzeugung von Augen- u. Lungenkrankheiten schädlich u. macht in größeren Städten eine systematische Besprengung u. Reinigung der Straßen nöthig. Den Chausseestaub benutzte man zu technischen Zwecken, indem man die aus ihm hergestellte breiige Masse zur Fabrikation plastischer Figuren verwendete (Siderolith).

Eine besondere Bedeutung für die Gesundheitspflege hat der St. insofern, als durch Einathmung von Luft, welche Staubtheile in größerer od. kleinerer Menge enthält, Krankheiten der Athmungsorgane vom einfachen Katarrh der Luftröhre bis zur Lungenschwindsucht entstehen können. Schon der nur kurze Zeit dauernde Aufenthalt in einer mit Rauch, Ruß od. St. erfüllten Luft giebt Veranlassung, daß man tagelang dunkel gefärbten Schleim auswirft, in welchem mikroskopisch die Staubbestandtheile nachgewiesen werden können. Gewisse Staubarten dringen sogar, wenn sie eingeathmet werden, nicht blos in die Luftröhre, sondern auch in das Lungengewebe ein u. führen durch mechanische Reizung desselben je nach Form u. Größe der mehr od. weniger scharfkantigen Partikelchen eine Reihe von Erkrankungsformen der Lungen herbei (Katarrh, Entzündung, Schwindsucht u. Vereiterung, Asthma). Vor Allem sind daher diejenigen Personen gefährdet, die sich längere Zeit dauernd einer solchen Staubatmosphäre aussetzen müssen, nam. Arbeiter, die hierzu durch ihr Gewerbe gezwungen sind. Die Staubinhalations-Krankheiten gehören zu den verbreitetsten u. wichtigsten Gewebekrankheiten. Es kommen hier verschiedene Staubarten in Betracht: In metallischem St. arbeiten: Formstecher, Maler, Klempner, Feilenhauer, Kupferschmiede, Schleifer, Graveure, Buchdrucker, Lithographen, Messer-, Nagel- u. Zeugschmiede, Gürtler, Zinkweißarbeiter, Siebmacher, Schmiede, Gelbgießer, Färber, Schlosser, Lackirer, Nadler, Vergolder, Nähnadelschleifer, Schriftgießer. In mineralischem St.: Feuersteinarbeiter, Mühlsteinarbeiter, Steinhauer, Anstreicher, Porzellanarbeiter, Töpfer, Zimmerleute, Maurer, Diamantarbeiter, Glaser u. Glasschleifer, Cementarbeiter. In vegetabilischem St.: Müller, Kohlenhändler, Weber, Schornsteinfeger, Bäcker, Konditoren, Tischler, Seiler, Stellmacher, Kohlengrubenarbeiter, Cigarrenarbeiter. In animalischem St.: Bürstenbinder, Friseure, Tapezierer, Kürschner, Drechsler, Sattler, Knopfmacher, Hutmacher, Tuchscherer, Tuchmacher. In Staubgemischen: Glasschleifer, Glaser, Straßenkehrer, Tagearbeiter 2c. Bei diesen Beschäftigungen hat die Statistik die Häufigkeit der Erkrankung an Phthisis dargethan. Unter den Staubarbeitern litten von 100 Erkrankten an dieser bekanntlich fast immer tödlichen Krankheit bei der Arbeit in metallischem St. 28,0 %, in mineralischem St. 25,2 %, in vegetabilischem St. 13,3 %, in animalischem St. 20,0 %, im Staubgemisch 22,6 %, bei keinem St. 11,1 %.

Die Einlagerung von Steinkohlen- u. Holzkohlenstaub in die Lungen erzeugt bei Köhlern, Heizern, Arbeitern in Kohlenbergwerken, Kohlenträgern u. Schornsteinfegern die sog. Anthrakosis, bei der Kohlenpartikel das Lungengewebe mehr od. weniger erfüllen, dasselbe reizen u.

schließlich zur Entwicklung einer Lungenphthisis führen können. Andrerseits werden aber auch Anhäufungen von Kohlentheilen in der Lunge ziemlich lange ohne Nachtheil ertragen. Aehnliches gilt von der Einlagerung von **Metallstaub** in die Lungen (Siderosis pulmonum); den damit zusammenhängenden Krankheitserscheinungen sind die Feilenhauer, Messer-, Zeug- u. Nagelschmiede am meisten ausgesetzt; bei den Schleifern kommt bes. die als „Grinder's Asthma" bezeichnete Krankheit vor. Die Einlagerung von **Steinstaub** (Chalicosis pulmonum) bei Glas- u. Diamantschleifern, Mühlsteinbehauern, Steinbrechern, Töpfern rc. hat häufig Todesfälle an Schwindsucht zur Folge. Bisweilen kommen auch Lungenleiden durch Einathmung von Tabak- u. Baumwollstaub vor. Die Vorkehrungen, die bei Staubarbeiten getroffen werden müssen, bestehen theils in Verhütung der Staubentwicklung durch Ventilation der Arbeitsräume, theils im Unschädlichmachen des St.es durch Vorrichtungen, die es dem Arbeiter ermöglichen, in direkt von außen bezogener reiner Luft zu athmen (Apparate nach Art der Taucherhelme) u. durch den Gebrauch von Respiratioren. Vgl. Hirt, „Krankheiten der Arbeiter"; Abth. I. 1. Th.: „Die Staubinhalations-Krankheiten" (Bresl. 1871).

Staubgefäße (stamina) nennt man die den Blumenstaub tragenden Werkzeuge der Blume, also die männlichen Organe. Sie bestehen zunächst aus einem Stielchen, dem Staubfaden (filamentum), u. aus dem Staubbeutel (anthera), beides umgewandelte Blattgebilde, woraus es sich auch erklärt, daß sie sich in den sog. gefüllten Blumen, z. B. in der Rose, wieder zu Blumenblättern verwandeln können u. dann natürlich in der Blume fehlen. Sehr deutlich ist dieser Uebergang bei der Seerose (s. Abb. unter Pflanze Nr. 4461 [10]) zu bemerken. — Der Staubfaden nimmt vielerlei Gestalten an (dieselbe Abb. Nr. 4461). So kann er oben keulig verdickt (7a) od. verkürzt (7b) od. lang u. fadenförmig (7c) sein, während er bei den Orchideen (7d) mit der Griffelsäule verwächst. Ebenso ordnen sich die St. verschieden an, verwachsen z. B. bei Schmetterlingsblumen (7e), wo zugleich das eine frei bleibt, zu einem Scheidchen, während bei gleicher Form (7f) sämmtliche Gefäße dieselbe Lage haben können. Mitunter verwachsen sie gänzlich mit der Blumenkrone, od. bilden, wie bei Kompositen, eine verwachsene Röhre od. verkümmern endlich fast ganz. Das Linné'sche künstliche System stellt sämmtliche Hauptformen dieser Stellungen treffend dar. Der Stiel selbst vertritt einen Blattstiel, der Staubbeutel die Blattfläche, weshalb man auch das Staubgefäß als Staubblatt unterscheidet. Der Staubbeutel, ein häutiges Säckchen, besteht gewöhnlich aus zwei Hälften od. Fächern, welche entweder länglich neben einander parallel liegen od. zwei Knöpfchen darstellen; es giebt aber auch ein- u. mehrfächerige. Je nach dieser Form öffnen sie sich in fest bestimmter Weise nach innen od. außen, in Längsspalten od. in Löchern. Erst nach dieser Oeffnung tritt der Blumenstaub (pollen) hervor. An u. für sich entspricht er nach Form u. Entwicklungsart der Spore (s. d.) der Kryptogamen; auch er ist eine doppelte Zelle, welche rundlich, eckig, glatt, rauh, mit Auswüchsen versehen rc. sich darstellt (s. Nr. 4461 [13a—e]). Sobald sich der Staubbeutel öffnet, tritt dieser Blumenstaub pulverartig hervor; hierauf gelangt er auf die (wirklichen) Gefäße (Narben), haftet durch deren klebrigen Honigsaft fest u. entwickelt sich darin zu einem Schlauche, der nun zu den Eiern dringt, um diesen den befruchtenden Stoff zu übermitteln.

Staudigl, Joseph, vorzüglicher Sänger (Bassist), geb. 14. April 1807 zu Wöllersdorf in Unter-Oesterreich; erhielt seine Vorbildung in Wiener Neustadt u. Krems u. trat, zum Geistlichen bestimmt, als Novize in das Kloster Melk, verließ aber noch vor Ablegung des Mönchsgelübdes das Kloster u. ging, um Chirurgie zu studiren, nach Wien, wo er gleichzeitig, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, Unterricht ertheilte, auf Kirchenchören mitsang u. endlich auch als Chorist bei der Hofoper eintrat. Lange nur in Nebenrollen beschäftigt, wagte er es endlich, den erkrankten ersten Bassisten in der Partie des „Pietro" in der „Stummen von Portici" zu ersetzen. Der Versuch gelang, man vertraute ihm immer größere Rollen an, u. bald war St. ein allbeliebter u. bewunderter Gesangskünstler, welcher auch 1831 in die k. k. Hofkapelle aufgenommen wurde. Von Wien aus machte er zahlreiche Kunstreisen ins Ausland, bes. nach England. Die zu Anfang der 50er Jahre eintretende Abnahme seiner Stimme verstimmte ihn so tief, daß er 1856 dem Wahnsinn verfiel. Er starb 28. März 1861 in der Irrenanstalt zu Michelbeuerngrund. Wohlklang, Umfang u. Biegsamkeit seiner Stimme sowie höchst edle Vortragsmanier machten ihn in seiner Blütezeit zu einem der bedeutendsten Sänger.

Staufen, Name mehrerer Berge: 1. **St.**, ein 1787 m. hoher Berg im bayerischen Theile der Salzburger Alpen, nördl. von Reichenhall. 2. **St.** od. Staufenberg heißen die beiden nördlichsten Basaltkegel im Kaufunger Walde zwischen Werra u. Fulda, südl. von Münden; der kleine St. 389, der große St. 456,4 m. hoch. — 3. **St.**, eine 463 m. hohe Erhebung des Reinhardtswaldes zwischen den beiden Flüssen Fulda u. Diemel, westlich der Weser.

Stauffacher, Werner, wird in der Helvetischen Chronik des Aegidius Tschudi († 1572) ein reicher Bauer zu Steinen im Kanton Schwyz genannt, welcher, angeregt von seiner Gemahlin, Margaretha Herlobig, den Antrieb zum Schwur auf dem Rütli u. zum Sturz der Landvögte gegeben habe. 1341 will man ihn noch als Altlandamman gekannt haben, sein Haus soll 1400 in eine Kapelle verwandelt worden sein. Die urkundliche Geschichte der Schweiz kennt weder ihn noch die Scene auf dem Rütli. — Vgl. W. Fischer, „Die Sage von der Befreiung der Waldkantone" (1868).



Nr. 5104. Franz August Schenk v. Stauffenberg (geb. 3. Aug. 1834).

Stauffenberg, Franz August **Schenk**, Frhr. v., namhafter Politiker, geb. zu Würzburg 3. Aug. 1834; studirte dort u. in Heidelberg die Rechte, trat dann in Würzburg in die Justizpraxis, wurde 1860 Staatsanwaltsubstitut u. 1863 Staatsanwalt in Augsburg, verließ aber 1866 den Staatsdienst u. ließ sich im Okt. dess. Jahres vom Wahlbezirk Augsburg ins bayr. Abgeordnetenhaus wählen, wo er sich der Fortschrittspartei anschloß u. in den nächsten, für die Geschicke Bayerns u. Deutschlands so bedeutsamen Jahren eines der einflußreichsten Mitglieder der Kammer war. Seit 1872 Vorsitzender der Fraktion der Fortschrittspartei, ward er im J. 1873 auch mit dem Kammer-Präsidium betraut, das er bis 1876 führte. Inzwischen (1874) hatte ihm der erste Münchener Wahlkreis ein Abgeordnetenmandat für den Deutschen Reichstag gegeben, wo er der national-liberalen Partei beitrat. Ende Febr. 1877 wählte ihn der Reichstag zu seinem ersten Vizepräsidenten, welches Amt St. noch jetzt bekleidet. Dagegen schied er im Nov. 1877 aus der bayr. II. Kammer aus; gleichzeitig siedelte er nach Berlin über. Ein Oheim St.'s u. das Haupt seiner seit 1698 reichsfreiherrlichen Familie ist der bayr. Generalleutnant à la suite Franz Schenk, Frhr. **v. St.**, geb. 13. Mai 1801, Präsident der bayerischen Kammer der Reichsräthe.

Stäupen, s. v. w. auspeitschen. Der Staupenschlag (lat. fustigatio) war eine früher übliche, mit der Landesverweisung verbundene entehrende Strafe, bei welcher der bis auf die Hüften entblößte Verbrecher von dem Henker durch die Straßen geführt u. dabei gepeitscht wurde.

Staupitz, Johann v., ein Vorläufer der Reformation, entstammte einem alten Meißner Geschlechte. Ort u. Zeit seiner Geburt sind unbekannt; seine theologischen Studien vollendete er (seit 1497) zu Tübingen u. ward hier 1500 Prior des Augustinerklosters. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit u. Frömmigkeit bewog den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, ihn bei der Gründung der Universität Wittenberg zu betheiligen u. 1502 zum Professor der Theologie an

derselben zu ernennen. 1503 wurde er zugleich Generalvikar (Provinzial) der Augustiner in Deutschland. Bei einer Inspektion des Klosters zu Erfurt lernte er Luther kennen u. gewann großen Einfluß auf dessen Geistesrichtung, bewirkte auch 1508 die Ernennung Luther's zum Professor der Philosophie in Wittenberg u. lebte hier mit ihm in freundlichem Verkehr. Luther's Auftreten gegen den Ablaß fand noch seinen Beifall; doch konnte sein ängstliches Gemüth den weiteren Schritten Luther's nicht folgen. 1519 ging er nach Salzburg, wurde hier Hofprediger des Erzbischofs u. unterwarf sich 1521, der Hinneigung zur Reformation angeklagt, dem Urtheil des Papstes, wofür ihm Luther seine derbe Mißbilligung aussprach. 1522 wurde St., der bereits 1520 das Generalvikariat der Augustiner niedergelegt hatte, Abt des Benediktinerklosters zu St. Peter in Salzburg, nachmals zugleich erzbischöflicher Vikar, u. starb 28. Dez. 1524. Von seinen wenigen Schriften kennzeichnet ihn bes. die „Von der holdseligen Liebe Gottes“ als einen Mystiker im besten Sinne des Worts.

Staurolith, ein zu den wasserfreien Silikaten (kieselsauren Salzen) gehöriges, im rhombischen Systeme krystallisirendes Mineral. Die Krystalle sind säulenförmig u. zwei Individuen häufig so verwachsen, daß sie Zwillinge in der Form eines Kreuzes bilden, daher auch der Name Kreuzsteine. Der St. besitzt Glasganz, ist wenig durchscheinend, bräunlich-roth bis braun; das spezif. Gewicht ist 3,1 bis 3,8; die Härte = 7. Im Wesentlichen besteht der St. aus kieselsaurer Thonerde u. kieselsaurem Eisenoxyd nebst etwas Magnesia. Er findet sich bes. eingewachsen im Glimmerschiefer des St. Gotthardt u. im Tessin bei Faido, ferner in Mähren, Spanien u. im Ural.

Stavanger, Hauptstadt des gleichnamigen norwegischen Amtes (160,93 □M. u. 110,792 E. [1875]) mit 20,370 E. (1875), im 11. Jahrh. gegründet; liegt im südl. Norwegen am Stavanger-Fjord, hat zwei vorzügliche, durch vorliegende Inseln geschützte Häfen u. bedeutende Schiffswerfte. Das hervorragendste Gebäude der Stadt ist der 1013 gebaute Dom, der nächst dem von Drontheim als der schönste Norwegens gilt. St.s Bedeutung beruht auf dem Heringsfang u. Handel. Die Stadt selbst besitzt 533 Schiffe, darunter 6 Dampfer, mit 33,729 Tonnengehalt; ihre Ausfuhr besteht in Schwefelkies, Kupfererzen, Makrelen in Eis, Fischen u. Hummern. 1873 kamen 346 beladene Schiffe, darunter 106 Dampfer u. 109 in Ballast, an.

Stawropol, russ. Gouvernement in Kaukasien, 1252,765 □M. mit 437,118 E. (nach den Berechnungen von Strelbitzki für 1871; seit 1874 ist aber der Bezirk Pjätigorsk, über dessen Größe keine Angaben gemacht werden, vom Gouvernement St. getrennt u. dem Terekgebiete zugewiesen worden), nördl. an das Gebiet der Don'schen Kosaken u. an das Gouvernement Astrachan, südl. an das Terek- u. Kubangebiet grenzend u. im O. bis zum Kaspischen Meere reichend, ähnelt den großen Salzsteppen der Wolga u. hat wie diese viele Salzseen u. Sümpfe. Kaum $^1/_{10}$ ist kulturfähiges Land, $^2/_5$ sind völlig unbrauchbar u. das Uebrige ist nur spärliches Weideland. Flüsse sind der nördl. Grenzfluß Manytsch mit dem Nebenflusse Kalaus, der Kuma, der den größten Einfluß auf die Bewässerung des Landes hat, der südl. Grenzfluß Terek, der zwischen Mai u. August auszutreten pflegt u. seine Uferlandschaften befruchtet, u. der westl. Grenzfluß Kuban, dessen Ueberschwemmungen weithin Moräste u. Schilfwiesen bilden. Das Klima, im Sommer oft sehr angenehm od. heiß, ist in der Steppe im Winter kalt. Die Bewohner sind Russen, Armenier, Zigeuner, Kalmüken, Nogaier u. andere Tataren, Kaukasier u. fremde Kolonisten. Viehzucht, Ackerbau u. Fischfang sind Hauptbeschäftigungen. Die Industrie ist gering. — Die Hauptstadt **St.** mit 20,927 E. (1867), in 610 m. Seehöhe auf einem Hügel an der Atschla, unfern des Kuban, ist befestigt, gut gebaut, hat Boulevards u. schöne Baumanlagen, treibt Seifensiederei u. Gerberei u. hat lebhaften Handel. In der Nähe liegen stark besuchte warme Schwefelquellen. St. war Jahrzehnte hindurch der Ausgangspunkt der militärischen Unternehmungen gegen die Kaukasusvölker.

Steamer (engl., spr. Stihmer), Dampfschiff.

Stearin. Das, was man im gewöhnlichen Leben unter diesem Namen versteht, ist nicht das St. der Chemiker, sondern unreine, palmitinsäurehaltige Stearinsäure; die bekannten Stearinkerzen sind demnach in Wirklichkeit Stearinsäurekerzen. Das eigentliche St. ist das Triglycerid der Stearinsäure, d. h. eine Verbindung dieser Säure mit dem Radikal des Glycerins; als solches bildet das St. einen Bestandtheil der meisten Thier- u. Pflanzenfette, u. es enthalten dieselben um so mehr davon, je härter u. schwerer schmelzbar sie sind. Diese Fette werden behufs Darstellung der Stearinsäure als Kerzenmaterial mit Kalk verseift; die entstandene Kalkseife wird von dem entstandenen Glycerin getrennt u. dann mittels Säure zersetzt. Die abgeschiedenen Fettsäuren preßt man dann, um die flüssigen u. leicht schmelzbaren derselben zu entfernen. Der Preßrückstand besteht hauptsächlich aus Stearinsäure u. etwas Palmitinsäure u. bildet das St. des Handels. Dasselbe ist eine fast geruchlose, weiße, bei ungefähr 68—69° C. schmelzende Masse.

Stearinsäure, s. „Stearin“.

Stearopten nennt man den in den meisten ätherischen Oelen gelöst enthaltenen festen, krystallisirbaren Bestandtheil, der je nach der Natur des Oeles eine verschiedene Zusammensetzung hat. Das St. scheidet sich meistens beim Abkühlen der Oele als weiße Krystallmasse aus; der flüssig bleibende Theil wird Eläopten genannt.

Stechapfel, s. „Datura“. **Stechpalme,** s. „Ilex“.

Steckbrief nennt man die an alle Kriminal- u. Polizeibehörden eines Landes gerichtete öffentliche Aufforderung, eine in dem Erlasse genauer bezeichnete Person anzuhalten u. an einen bestimmten Ort abzuliefern. Nach §. 131 der Deutschen Reichsstrafprozeßordnung können auf Grund eines Haftbefehles von dem Richter sowie von der Staatsanwaltschaft St.e erlassen werden, wenn der zu Verhaftende flüchtig ist od. sich verborgen hält; ohne vorgängigen Haftbefehl ist eine steckbriefliche Verfolgung nur dann statthaft, wenn ein Festgenommener aus dem Gefängnisse entweicht od. sonst sich der Bewachung entzieht.

Steckmuschel (Pinna), eine Seemuschelgattung mit hinten klaffendem, dreiseitigem, dünnschaligem Gehäuse, zahnlosem Schloß u. sehr ungleich weit vom Rande abstehenden Schließmuskeln; sie steckt mit dem spitzen Ende im Schlamme u. sitzt mit dem Byssus (s. d.) od. Bart an anderen Körpern fest. Die 80 cm. lange, schuppige Steckmuschel (P. squamosa) des südl. Ozeans u. Mittelmeeres wird wie die nur halb so große Steckmuschel (P. nobilis) in Italien, bes. im Busen von Tarent, gefischt, um den 11—27 cm. langen, goldbraunen Byssus zu gewinnen, der mit Seide vermischt versponnen wird.

Stecknadel, ein uraltes Befestigungsmittel für Gewandstoffe, wozu die Natur in den Dornen gewisser Pflanzen u. in den Fischgräten das Modell geliefert hat. Früher bildete man den Kopf der St. durch Anstauchen mittels des Hammers u. unter Beihülfe eines kleinen pumpenartigen Stempels, gerade wie bei den Stiften u. Nägeln. Später, u. zwar wie es scheint schon im 16. Jahrh., fing man an, den Kopf aus zwei schraubenartigen Windungen eines Drahtes herzustellen, der etwas feiner als der Nadeldraht ist. Diese Ringelchen wurden in einem Gesenke an die Nadel angehämmert. In der Zeit von 1680—90 wurde in Nürnberg die unter dem Namen Wippe bekannte kleine Maschine erfunden, welche die Bildung der kugeligen Köpfe u. deren Befestigung auf den Nadeln wesentlich erleichtert. Erst in unserem Jahrhundert hat man mit durchgreifendem Erfolg weitere Verbesserungen in der Stecknadelfabrikation eingeführt, so Vorrichtungen zum Geradrichten des Drahtes, Maschinen zum Spitzen, indem mehrere sog. Spitzringe, das sind rotirende Stahlscheiben mit feilenartigem Umfange von verschiedener Feinheit, neben einander angebracht wurden; Maschinen zum gleichzeitigen Spitzen eines auf zwei Nadeln berechneten Drahtstückes ꝛc. Eine ganz neue Periode in der Stecknadelfabrikation bezeichnet die Einführung von Maschinen, welche, ähnlich wie die Drahtstiftmaschinen, die Nadeln aus dem eingeführten Drahte fix u. fertig herstellen, wobei der Kopf nach der uralten Methode durch Stauchen gebildet wird. Zuerst in Amerika, dann auch in England u. Deutschland, wurden von verschiedenen Erfindern derartige Maschinen konstruirt, jedoch fanden die damit hergestellten St.n anfänglich nur geringen Beifall, so daß man das Schneiden u. Spitzen wieder der Handarbeit überließ u. nur für das Anstauchen der Köpfe die nun sehr vereinfachte Maschine benutzte. Eine solche Maschine liefert pro Stunde in der Regel 7—9000 Köpfe, während nach dem ältern Verfahren des Windens u. Schneidens der Kopfdrähte nebst Aufsetzen der Köpfe unter der Wippe eine Person stündlich nicht viel über 1000 Köpfe fertig bringen kann.

Stedinger (d. h. Gestadebewohner) nannten sich die friesischen Bewohner des Landstriches zwischen Hunte u. Delme, welche noch im 11. Jahrh. zu dem Bunde der friesischen Stämme gehörten u. ihre Abgeordneten zur Berathung des gemeinsamen Schutzes nach dem „Upstalsboom“ bei Aurich sandten. Als der Bund allmählich gelockert war, ging ein Stamm nach dem andern der Freiheit verlustig. Die St. suchten der Graf von Oldenburg u. der Erzbischof von Bremen zu bewältigen. 1187 zerstörten sie jedoch die Burgen, welche der Erstere in ihr Land gebaut, u. 1204 sollen sie einen Priester ermordet u. dem Erzbischof Gerhard den Zehnten verweigert haben. Vergebens war sein Bannfluch, sein Interdikt, sein Heereszug. Gerhard's Bruder, Graf Hermann von Lippe, fiel 1229 im Kampfe gegen die tapferen Bauern. Da ließ Gregor IX. auf Bitten des Erzbischofs 1232 den Kreuzzug gegen sie predigen, weil die St. Ketzer seien, die den Teufel verehrten. Konrad v. Marburg u. andere Dominikaner brachten ein Kreuzheer unter dem Grafen von

Oldenburg zusammen. Monate lang widerstanden die St., obwol man ihre Gefangenen, ihre Weiber, Kinder u. Greise als Ketzer verbrannte; sie erschlugen noch 1233 den feindlichen Führer u. vereitelten die Absicht des Erzbischofs, ihre Dämme zu durchstechen u. sie in der Meeresflut zu ertränken. Als aber 1234 die Grafen von Holland, Kleve, Brabant ꝛc. ein Heer von 40,000 Mann herbeiführten, erlagen die St. unter ihren wackeren Führern, Bolke v. Bardenfleet, Thammo v. Huntorp u. Detmar v. Dieke am 27. Mai 1234 bei Altenesch. Wol lagen auch Heinrich von Oldenburg, Wilhelm von Egmont u. andere Edele mit 4000 Reisigen todt, aber von den St.n waren über 6000 gefallen, zertreten od. in ihren Wohnungen durch Zerstechen der Dämme ertrankt; der Rest verband sich mit den Rüstringern an der Jahde od. gerieth unter die Knechtschaft der Sieger. Seit dem J. 1834 bezeichnet ein Denkmal (Stedingsehre genannt) die Stätte der Schlacht.

Steen, Jan, humoristischer holländ. Genremaler, geb. als Sohn eines Brauers zu Leyden wahrscheinlich 1626. Frühere Angaben, er sei ein ausschweifender Trunkenbold u. in der Kunst ein Schüler Adrian Brouwer's gewesen, sind widerlegt; vielleicht war er Schüler Jan van Goyen's, dessen Schwiegersohn er 1649 wurde. 1650 Brauer in Delft geworden, lebte er 1653—58 wieder in Leyden als Maler, 1661—69 in Haarlem u. starb Ende Januar 1679 in Leyden. In seinen Bildern, deren man über 500 nachgewiesen hat, herrscht ein unerschöpflicher Humor, dem aber gelegentlich eine Beimischung scharfer Satire nicht fehlt. Den Inhalt derselben bilden Scenen der mannichfaltigsten Art, Bauern u. Quacksalber, Schenken- u. Schulscenen, fröhliche Familienfeste od. ärztliche Besuche, bei denen die eingebildeten Leiden eine Hauptrolle spielen; manchmal widerwärtige Kreaturen, selten edle, sittlich erhabene Gestalten. Ebenso verschieden ist aber auch die malerische Ausführung: bald nachlässig, bald sorgfältig; bald in den bunten Farben dem Teniers, bald im Ernst u. in der Tiefe dem Rembrandt ähnlich. Mehr als 90 seiner Bilder befinden sich in England, andere in Amsterdam (z. B. „Das Nikolausfest", „Der Papageikäfig", „Die kranke Dame"), im Haag, auch in den Museen Deutschlands u. in Petersburg. — Vgl. T. van Westrheenen, „Jan St., études sur l'art en Hollande" (Haag 1856).

Steenwijck (spr. Stehnweik), Hendrik van, d. Aeltere, holländ. Maler, geb. um 1550 zu Steenwijck (unweit Zwoll); widmete sich als Schüler von Jan de Vries der Malerei des Innern der Kirchen mit hohen Gewölben in trefflicher Perspektive u. in der Regel mit schöner Staffage, arbeitete lange in England u. ging später nach Frankfurt a. M., wo er 1604 starb. Wol noch bedeutender in diesem Fache war sein Sohn u. Schüler Hendrik **St.** d. Jüng., geb. 1589, der durch van Dyck's Vermittlung ebenfalls am engl. Hofe arbeitete u. in London 1642 starb. Außer dem Innern der Kirchen malte er auch düstere Gefängnisse u. war geschickt in Lichteffekten u. Helldunkel.

Steeple-chase (engl., spr. Stihp'ltschehs'), d. h. Kirchthurmjagd, Kirchthurmrennen, ist ein Rennen mit Hindernissen, welches von Herren u. nicht von Jockeys geritten wird. Ursprünglich mag der Name daher stammen, daß man einen weithin sichtbaren Punkt, Kirchthurm ꝛc., als Ziel nahm u. darauf in gerader Linie unter Ueberwindung aller zwischenliegenden Terrainhindernisse, durch Springen, Klettern, Schwimmen ꝛc., losritt. Bei den großen Rennen werden Hindernisse verschiedener Art, neben u. unter Benutzung der im Terrain vorhandenen Hecken, Flüsse, Bäche, Sümpfe, Gräben ꝛc., für die St. angelegt.

Steffani, Agostino, ausgezeichneter Tonsetzer, auch Staatsmann, geb. 1655 zu Castelfranco im Venetianischen; kam durch die Protektion eines deutschen Edelmannes, der in Venedig auf ihn aufmerksam geworden war, bereits 1667 nach München, wo er neben theologischen Studien im Priesterseminar auch musikalische unter J. Kerl u. Ercole Bernabei machte u. als Kammermusikus angestellt wurde. 1673 ging er zu seiner weiteren Ausbildung noch nach Rom u. wurde nach seiner Rückkehr nach München Hoforganist, nahm hier die erste Tonsur, infolge dessen sich Abbate St. nennend, u. erhielt, nachdem 1680 u. 1681 seine ersten Opern („Marco Aurelio", „Audacia e Rispetto") aufgeführt worden waren, den Posten als Direktor der kurfürstlichen Kammermusik. 1689 folgte er einem Rufe als Kapellmeister des Herzogs Ernst August nach Hannover. Hier schrieb er noch verschiedene Opern sowie zahlreiche andere Sachen u. erwarb sich daneben so tüchtige Kenntnisse des Staatsrechts, daß er seinem Herzog durch Schriften u. diplomatische Missionen wesentlich bei Erlangung der Kurwürde nützen konnte. Nachdem er den Titel als päpstlicher Notar u. Bischof von Spiga (in Westindien) erhalten, legte er 1710 sein Kapellmeisteramt nieder u. setzte auch fernerhin seinen Namen nicht mehr auf seine Kompositionen, sondern den seines Kopisten, Gregorio Piva. Nachdem er 1729 noch einmal Rom besucht hatte, starb er 1730 zu Frankfurt a. M., wohin er in Angelegenheiten seines Kurfürsten hatte reisen müssen. — Von St.'s zahlreichen kirchlichen u. weltlichen Kompositionen, unter denen die besten seine lange Zeit als höchste Muster dieser Gattung angesehenen Kammerduette sind, ist nur Weniges im Druck erschienen.

Steffeck, Karl Konstantin Heinrich, Historien- u. Thiermaler, auch Radirer, geb. zu Berlin 4. April 1818; besuchte die dortige Akademie, trat 1837 in das Atelier des Pferdemalers Franz Krüger, später in das von Karl Begas, arbeitete eine Zeit lang bei Delaroche in Paris, zwei Jahre in Rom u. ließ sich dann in Berlin nieder. Anfänglich neigte er sich mehr dem Historienbilde zu, od. verband historische Darstellungen mit den Thierschilderungen, z. B. in dem „Kampf des Markgrafen Achilles mit den Nürnbergern" (1848, Nationalgalerie in Berlin); mehr Ruhm aber erwarb er sich durch seine eigentlichen Bilder aus der Thierwelt u. nam. durch Pferde- u. Jagdscenen. Mehrere derselben lithographirte od. radirte er selbst.

Steffens, Henrich, Naturforscher, Philosoph u. Dichter, geb. als Sohn eines Deutschen u. einer Dänin zu Stavanger in Norwegen 2. Mai 1773; kam als Knabe mit seinen Eltern nach Dänemark u. bezog 1790 die Universität in Kopenhagen, um sich der Theologie zu widmen, doch zog ihn von dieser seine durch Buffon geweckte Begeisterung für das Studium der Natur ab. Von der dän. Regierung unterstützt, bereiste er 1794 Norwegen; 1795 wendete er sich nach Kiel, wo er Vorlesungen über Naturgeschichte hielt. Hier ward er auch mit F. H. Jacobi (s. d.) bekannt, dessen Briefe über Spinoza ihn mächtig ergriffen, u. nachdem er auch einige Schriften Schelling's kennen gelernt hatte, ging er nach Jena u. wurde dort Schelling's eifrigster Schüler u. Anhänger; auch schloß er sich eng an den geselligen Kreis A. W. Schlegel's an. Im Sommer 1799 ging er nach Freiberg, um unter Werner seine naturwissenschaftlichen Studien fortzusetzen. Inzwischen ward sein Name durch seine Rezension der Schelling'schen „Ideen zu einer Philosophie der Natur" u. durch die zwischen Schelling u. G. Schütz gewechselten Streitschriften zuerst in weiteren Kreisen bekannt. 1802 kehrte er als Universitätslehrer nach Kopenhagen zurück, folgte aber 1804 einem Rufe nach Halle, wo er mit Schleiermacher in vertrautem Verkehre lebte u. im Hause seines Schwiegervaters Reichardt zu Giebichenstein mit Ach. v. Arnim u. Brentano bekannt wurde. Als die Universität Halle 1806 von Napoleon für eine Zeit lang aufgehoben worden war, lebte St. in Holstein, Hamburg u. Lübeck, doch kehrte er 1808 nach Halle zurück u. betheiligte sich hier aufs Lebhafteste an den geheimen Unternehmungen der Vaterlandsfreunde gegen die franz. Zwingherrschaft. Seit Michaelis 1811 Professor der Physik u. philosophischen Naturlehre in Breslau, wirkte er auch von hier aus viel mit zu dem Aufschwunge der studirenden Jugend beim Ausbruch des Krieges gegen Frankreich u. trat selbst als Freiwilliger in das Heer. Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris übernahm er wieder sein Lehramt, das er 1831 mit einem an der Universität zu Berlin vertauschte, wo er 13. Febr. 1845 starb. St. war in der Blütezeit der Schelling'schen Naturphilosophie einer ihrer geistvollsten Vertreter; insbes. machte seine „Anthropologie" (2 Bde., Berl. 1822) Aufsehen. Indeß beschäftigten den reich u. vielseitig begabten Mann neben seinen spekulativen Studien auch praktische, sittliche u. religiöse Interessen. So suchte er durch seine Schriften „Ueber die Idee der Universitäten" (Berl. 1809), „Die gegenwärtige Zeit u. wie sie geworden" (2 Bde., ebd. 1817) u. „Karikaturen des Heiligsten" (2 Bde., Lpz. 1819—21) auch auf die Gesinnungen seiner Zeitgenossen einzuwirken. In mancherlei Streitigkeiten ward er durch seine Abneigung gegen die kirchliche Union u. durch die Lebhaftigkeit verwickelt, mit der er seine Ansichten über das Turnwesen u. die geheimen Verbindungen auf den Universitäten vertrat. In ihm selbst rief die allmählich in ihm entstandene Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit u. dem Unbefriedigenden des spekulativen Pantheismus einen religiösen Kampf hervor, der seinen Uebertritt

zum Katholizismus u. bald darauf seinen Rücktritt zum Protestantismus veranlaßte (vgl. seine Schrift „Wie ich wieder Lutheraner wurde u. was mir das Lutherthum ist", Berl. 1831). In einiger Wechselwirkung mit seinen religiösen Erlebnissen stand seine Thätigkeit auf dem Felde der schönen Literatur; zwar sind seine Romane „Die Familien Walseth u. Leith" (3 Bde., Bresl. 1827), „Die vier Norweger" (6 Bde., ebd. 1828) u. „Malcolm" (2 Bde., ebd. 1831), gesammelt unter dem Titel „Novellen" (16 Bdchn., Bresl. 1837 f.), keine vollendeten Kunstwerke, doch zeichnen sie sich durch philosophische Feinheit u. Tiefe, religiösen Ernst u. glänzende Darstellung aus. In wissenschaftlicher Beziehung sind noch seine „Christliche Religionsphilosophie" (2 Bde., Bresl. 1839) u. sein „Handbuch der Oryktognosie" (4 Bde., Halle 1811—24) zu nennen. Nach St.' Tode erschienen seine „Nachgelassenen Schriften" (Berl. 1846). Eine Selbstbiographie gab St. unter dem Titel „Was ich erlebte" (10 Bde., Bresl. 1840—43; 2. Aufl. 1844—46) heraus.

Steganographie (griech. στεγανός, verdeckt, u. γράφειν, schreiben), d. i. Geheimschrift od. Geheimschreibekunst.

Stegreif, s. v. w. Steigbügel; Stegreifritter, Raubritter; aus dem St., unvorbereitet; Stegreifdichter, Improvisator.

Steier od. Steyer, offiziell Steyr, Stadt mit 13,392 E. (1869) im Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns, am Einflusse der Steier in die Enns u. an der Kronprinz-Rudolf-Bahn. Die engstraßige u. etwas düstere Stadt ist Sitz einer Berghauptmannschaft u. verschiedener anderer Behörden, hat ein fürstlich Lamberg'sches Schloß auf schroffem Felsen, 2 Rathhäuser mit Alterthümern, eine schöne, 1447 in gothischem Stile erbaute Pfarrkirche 2c. u. ist Hauptplatz der österr. Eisenverarbeitung mit zahlreichen Sensenhämmern, Schleif- u. Bohrmühlen. Hunderte von Meistern verarbeiten hier den Steier'schen Stahl, u. allein der Werth der jährlich gefertigten Sensen beträgt über 1 Mill. Gulden. Auch hat St. lebhafte Fabriken von Papier, Wollzeugen u. Strumpfwaaren. St. war ehemals Hauptstadt der Grafschaft St. od. Styre u. gehörte zu Steiermark; als 1192 Herzog Ottokar VI. sein Herzogthum an Herzog Leopold von Oesterreich überließ, schlug dieser die Grafschaft zum Lande ob der Enns. In St. wurde 25. Dez. 1800 ein Waffenstillstand zwischen Oesterreich u. Frankreich abgeschlossen.

Steiermark od. Steyermark, ein cisleithanisches Herzogthum der Oesterr. Ungar. Monarchie von 407,88 □M. Fläche mit 1,137,990 E. (1869); ist begrenzt im N. vom Erzherzogthum Oesterreich, im O. von Ungarn u. Kroatien, im S. von Krain, im W. von Kärnthen u. Salzburg. Das ganze Land liegt im Gebiete der östl. Voralpen u. besteht 1. aus dem von WSW. nach ONO. verlaufenden 13 M. langen Thale der oberen Enns u. ihrer Seitenthäler u. dem in entgegengesetzter Richtung geneigten 10 M. langen Thale ihres Nebenflusses Salza, 2. aus dem zum ersteren parallelen Thale der oberen Mur bis Bruck u. dem des Nebenflusses Mürz, 3. aus dem nach SSO. gerichteten Thale der mittleren Mur von Bruck bis unter Radkersburg, 4. aus dem Hügellande der Feistritz u. der oberen Raab, 5. aus dem 12 M. langen, von NW. nach SO. geneigten Thale der Drau von Unterdrauburg bis Polsterau u. 6. aus einem 9 M. langen Theile des linken Savethales u. dem des Sann. Die erstere Partie ist nach N. abgegrenzt durch den Dachstein, das Kammergebirge, Todtengebirge, Hohe Tragel, Thorstein, Große Bürgas u. andere Theile der Ennsalpen; hier im NO. liegt das nur wenige Quadratmeilen große Gebiet um Aussee, das außerhalb der natürlichen Grenzen St.s liegt u. zum Traungebiet gehört (steirisches Salzkammergut). Zwischen Enns u. Mur liegt die Rottenmanner Tauernkette (Murthaler Alpen), woran sich nach O. hin die thonschieferigen, erzreichen Eisenerzer Alpen ansetzen. Nach der österr. Grenze zu liegen die Hohe Veitsch, die Schnee- u. Raxalpe 2c. Zwischen Mur u. Draugebiet liegen die Steirischen Alpen (Norische Alpen), deren östl. Partie weit über die Mur hinausstreicht. Zwischen Drau u. Save liegen im S. die Sannthaler Gruppe u. die Cilliberge (Windische Schweiz), u. näher der Drau das mäßig hohe Bachergebirge. Die wildesten Partien u. die höchsten Berge, mehrere davon über 2000 m. u. bis zur Schneegrenze reichend, sind im N., bes. NW. Hier liegt auch der höchste Berg des Landes, der Dachstein (3002 m.). In diesen Partien wird starke Almenwirthschaft getrieben u. die Viehzucht überwiegt weit den Ackerbau. Der Haupttheil des Landes aber, das mittlere Murthal u. die Gegend östlich davon, ist ohne großartige Alpennatur, doch ungemein lieblich, mit reizenden Thälern, dicht bewaldeten u. mit Burgen gekrönten Höhen. Hier ist der Hauptsitz des steirischen Ackerbaues. Vom Areal des ganzen Herzogthums sind 418,200,375 Hektaren (18,9 %) Ackerland. Man baut darauf die gewöhnlichen Getreidearten u. Hülsenfrüchte, im S. bes. viel Mais u. ausgezeichneten Klee. Auf den meisten Feldern ist der Fruchtwechsel eingeführt, nur bei 1/6 derselben besteht noch die Brandwirthschaft, der zufolge das Holz ausgebrannt u. die Asche vertheilt wird, worauf man zwei Getreidearten folgen läßt u. dann zwei Jahre das Land als Weide benutzt. Die Wiesen u. Gärten umfassen 262,532,075 Hekt. (11,7 %), die Weiden 344,396,250 Hekt. (15,3 %), die Waldung 1,008,704,100 Hekt. (45,3 %). Von der Gesammtwaldfläche sind 70 % Nadelholzhochwald (Fichten, Kiefern, Lärchen, Tannen, Krummholz u. Weymouthskiefern), 10 % Laubholzhochwald (Buche, Eiche, Birke, Esche), 10 % Mischwald u. 4 % Niederwald. Die im Laufe der Zeiten entstandenen größeren waldleeren Strecken forstet man neuerdings wieder auf. In den südl. Thälern bedecken Rebenpflanzungen 31,456,050 Hekt. (1,4 %). 8,02 % ist Unland. — Der Viehstand zeigt 59,709 Pferde, 208 Esel 2c., 595,947 Rinder, 203,820 Schafe, 38,507 Ziegen, 485,030 Schweine, 106,282 Bienenstöcke. Hochwild ist zahlreich; an größeren Raubthieren finden sich im westl. Grenzgebiete zuweilen noch Bären u. Luchse. Die Fischzucht ist unbedeutend, da das Land arm an Seen ist. — Bedeutend sind die mineralischen Schätze, bes. an Eisenerzen in Obersteiermark u. an Braunkohlen. Die durch den gesammten Bergbau 1872 geförderten Massen hatten einen Werth von 6,423,484 fl. u. der Werth der Produktion der Hüttenwerke betrug 9,858,150 fl. Von den verliehenen Bergwerksmassen waren 10,789,17 Hekt. in Privatbesitz u. 136,61 Hekt. Aerar. Die Ausbeute war in demselben Jahre folgende: aus 7,295,321 Ctr. Eisenerz lieferten 30 Hohöfen 2,312,576 Ctr. Roheisen; Steinkohlen wurden gefördert 110,353 Ctr., Braunkohlen 25,094,853 Ctr., Graphit 44,744 Ctr. Die Silberausbeute war 6340,5 fl., Blei wurde gewonnen 804 Ctr., Bleiglätte 314 Ctr., Alaun 3646 Ctr., Alaun- u. Vitriolschiefer 112,189 Ctr., Chromerz 2464 Ctr. An Steinsalz lieferte Aussee 4932 Ctr., an Sudsalz 256,474 Ctr. Berühmte Mineralquellen sind zu Sauerbrunnen od. Teplitz im SO., bei Rohitsch, Gleichenberg u. Markt Tüffer. — Die Industrie ist mit Ausnahme der Eisenverarbeitung zu Stahl u. Schmiedeeisen, Eisenbahnschienen, Sensen u. Sicheln, Draht 2c. in Obersteiermark u. derjenigen in Graz u. Umgegend nur unbedeutend, ebenso der Handel, obgleich das Land 180 Km. fahrbare Wasserstraßen hat u. die Eisenbahn von Wien nach Triest das ganze Land von N. nach S. durchzieht u. mehrere von ihr abzweigende Linien in ostwestl. Richtung durch das Land gehen. Die Einwohner sind der Nationalität nach zu mehr als 2/3 Deutsche; nur im S. leben über 300,000 sog. Wenden. Bis auf noch nicht 7000 Protestanten u. Juden sind alle katholisch. Sie stehen unter den Fürstbischöfen von Seckau u. von Lavant. Mönchsklöster hatte das Land 1870: 30, Nonnenklöster 11. Die Volksbildung ist noch keine allgemeine. Doch zählte man 1871 bereits 690 Volksschulen u. 1872: 3 Gymnasien, 2 Realgymnasien, 2 Realschulen, 3 Handelslehranstalten, 1 Universität u. verschiedene technische Lehranstalten. Das Herzogthum hatte 1869: 3834 Dörfer, 98 Märkte u. 20 Städte. Die größten Orte sind die Städte Graz (81,119 E.), Marburg (12,828), Leoben a. d. Mur (4529), Cilli (4224), Judenburg (3189), Bruck (2879), Pettau (2361) u. die Flecken Leutschach (5782) u. Eisenerz (3803). — Vgl. Netoliczka, „Heimatkunde des Herzogthums St." (3. Aufl., Wien 1877).

Geschichte. Die keltischen Ureinwohner von St. geriethen unter Augustus in römische Abhängigkeit. Der westl. Theil ihres Landes gehörte zur Prokuratur Noricum, der östliche zur Provinz Pannonien; allein erst seit der Gründung von Cilly (Celleja) unter Claudius u. mehr noch seit der von Pettau (Colonia Ulpia Trajana) unter Trajan ward das Römerthum im S. herrschend. Das Murthal blieb lange fast ohne Bevölkerung, der Norden mit dem Flecken Noreja keltisch. Eisenproduktion u. Binnenschiffahrt machten das Land werthvoll, um so mehr, seit Septimius Severus (um 200) alle Alpenwege hatte bessern lassen. Die kräftigen Einwohner bildeten schon zu derselben Zeit den Kern der Prätorianer u. später als „jovianische od. herkulische" Legion die Leibwache Diocletian's. Langsam verdrängte im 4. Jahrh. das Christenthum den Dienst des Mitras, der Noreja u. des Jupiter; dann gab es zur Zeit der Völkerwanderung in den Städten Athanasianer u. Arianer, die mit einander stritten. Vergebens suchten die röm. Kaiser, deren letzter, Romulus Augustulus, aus Pettau stammte, das Land dauernd gegen die deutschen Völker zu schützen; Odoaker verwandelte es in eine Einöde u. vertrieb die röm. Kolonisten. Vitiges trat es um 530 an die Franken ab, aber nach dem Einfall der Langobarden in Italien (568) besetzten den Norden die wilden Avaren, den Süden die slavischen Wenden. Schon war das Christenthum von Bayern her eingedrungen, als Karl d. Gr. 796 alles Land von der Donau bis zur Sau unterwarf u. den größten Theil, Kärnten, Krain u. St., nach den slavischen Bergbewohnern, den Karantanern, Karantania nannte (s. „Kärnten"). Erst um 990 legte Graf Ottokar vom Traungau den Grund zur Stadt Steier, u. schon sein Enkel gleichen Namens nannte sich Markgraf von St. (um 1080), welches jedoch nur das nördl. Drittel des heutigen St. umfaßte. Durch Erbschaft, Kauf u. Eroberung bedeutend vergrößert, wurde es 1180 von Kaiser

Friedrich I. zum eigenen Herzogthum erhoben, so daß es nun unabhängig von Bayern wurde, aber schon 1192 nach dem Aussterben der Traungauer infolge eines Erbvertrages (von 1186) mit dem Herzogthum Oesterreich verbunden. Von den österr. Babenbergern sorgte zumeist Leopold der Glorreiche (1198–1230) für St. durch Anlegung von Städten, Festungen u. Wegen, aber unter Friedrich dem Streitbaren (1230–46), welcher in beständigen Kriegen lag mit Kaiser Friedrich II., der ihn ächtete, mit Mongolen u. Ungarn, ward St. wiederholt von fremden Truppen verwüstet. Nach seinem Tode bemächtigte sich sein Schwager, Ottokar II. von Böhmen, des Landes, mußte es aber 1253 an Bela von Ungarn abtreten u. erlangte es erst durch den Sieg auf dem Marchfelde 13. Juli 1260 wieder. Bald aber forderte Rudolf von Habsburg St. als erledigtes Reichslehen zurück. 1276 zwang er den Böhmenkönig zur Unterwerfung, gab 18. Febr. 1277 im Majestätsbriefe dem Adel weitgehende Rechte, setzte 1278 nach Ottokar's Niederlage u. Tod seine Söhne Albrecht u. Rudolf als Statthalter, u. im Dez. 1282 als erbliche Herzöge, wie in Oesterreich u. Krain, so auch in St. ein. Seitdem theilte St. die Geschicke von Oesterreich u. von Kärnten, wurde 1379 um eine bedeutende Landstrecke an der Traun, Steier u. Enns durch Erbtheilung verkleinert, aber 1457 unter Kaiser Friedrich III. durch Einverleibung der gefürsteten Grafschaft Cilly nach Süden hin vergrößert. In dem Bruderzwist zwischen Friedrich u. Albrecht standen die Steiermärker unter ihrem Führer Baumkircher dem Ersteren bei, wurden aber elfmal durch Einfälle der Türken heimgesucht, die auch noch 1493 u. 1494 unter Maximilian das Land durchzogen. Nach kurzer Ruhe gab die Verbreitung der lutherischen Lehre unter Erzherzog Ferdinand zu inneren Unruhen Anlaß, während zugleich von außen her die Türken heranzogen. Erzherzog Karl, durch die Erbtheilung von 1564 Alleinherrscher von St. geworden, suchte mit allen Mitteln das fast ganz protestantische Land zur Katholischen Kirche zurückzuführen. 1572 berief er 12 Priester des Jesuitenordens u. errichtete ihnen mehrere Schulanstalten, 1586 sogar die Universität Graz. Es erzwangen zwar die protestantischen Stände zur Zeit drohender Türkeneinfälle 1578 u. 1580 Bestätigung ihrer Freiheiten, aber der Papst schickte einen eigenen Nuntius, Malaspina, um den Erzherzog in seinem Auftreten zu bestärken. 1598 verordnete sein Sohn, Erzherzog Ferdinand (s. „Ferdinand II.“), daß alle lutherischen Pastoren u. Lehrer binnen 8 Tagen das Land räumen, alle Bewohner Innerösterreichs zur katholischen Religion zurückkehren od. abziehen sollten. Wol gab es noch hin u. wieder Aufstände von Adligen (wie Erasmus Tattenbach, der 1671 hingerichtet wurde) u. Bauern, welche mit der protestantischen Konfession in Zusammenhang standen; die Lage St.s blieb unverändert, bis Joseph II. 1781 das Toleranzedikt gab, die Leibeigenschaft aufhob, 1782 sogar 31 Klöster schließen ließ u. die Errichtung von lutherischen Bethäusern gestattete. Seitdem entwickelte sich auch in St. wieder ein frisches Leben in Kunst, Wissenschaft, Religion u. Politik. — Vgl. Muchar, „Geschichte des Herzogthums St.“ (7 Bde., Graz 1844 ff.; reicht bis zum 15. Jahrh.); Gebler, „Geschichte des Herzogthums St.“ (Graz 1862); „Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen, herausgeg. vom historischen Vereine für St.“ (13 Bde., 1863—76) u. die „Mittheilungen“ desselben Vereins (24 Hefte).

Steiger, s. „Bergbau“.

Steigerwald heißt eine mäßig hohe, stark bewaldete Gebirgsgegend in den bayer. Reg.-Bez. Unter-, Mittel- u. Oberfranken. Sie ist im N. u. W. durch den Main begrenzt u. fällt östl. u. südl. zur Regnitz u. zur Aisch ab. Ihre höchste Erhebung ist der 463 m. hohe Schwabenberg. Das Klima ist milder als im Spessart u. in der Rhön, der Boden fruchtbarer, nam. in dem von der Rauhen Ebrach durchflossenen Prölsdorfer Grund; im Westen wird sogar ein guter Wein gebaut. Die Bewohner beschäftigen sich mit Feldbau, Viehzucht u. Viehhandel, hauptsächlich aber mit Holzfällen, Kohlenbrennen, Theerschwelen u. fertigen Holzwaaren, die ein nicht unbedeutendes Absatzgebiet haben. Einer der interessantesten Punkte im St. ist der Marktflecken Kloster-Ebrach an der Mittel-Ebrach, 4 M. westl. von Bamberg, mit etwas über 1000 E. Die großen Gebäude der ehemaligen Abtei, einst der reichsten Süddeutschlands, mit großer, 1285 eingeweihter Kirche, sind jetzt Strafarbeitshaus.

Stein, in hüttenmännischer Hinsicht, bezeichnet ein beim Ausschmelzen von Kupfer- u. Bleierzen auftretendes, noch sehr unreines Produkt, so z. B. als Kupferstein od. Rohstein ein Rohkupfer, welches noch Kupferoxydul u. unzersetzte Schwefelmetalle enthält, während Bleistein ein Schwefeleisen, Schwefelblei u. Schwefelkupfer enthaltendes Schmelzprodukt ist.

Stein, engl. Stone, holl. Steen, schwed. Sten, der 5., 8. od. 10. Theil des Centners. Der St. gilt in Oesterreich 20 Pfd. = 11,2 Kg.; in Deutschland 10 Kg. Der St. des früheren Handelsgewichts hatte 22 Pfd., in Breslau für Wolle 24 Pfd., in Hamburg u. Bremen für Flachs 20 Pfd., für Wolle u. Federn 10 Pfd., in Holland 3 Pond od. Kg., in England 14 Pfd. = 6,35 Kg., in der Schweiz 10 Pfd. = 5 Kg., in Schweden für Wolle 32 Scholpfund = 13,6 Kg., in Polen 25 Funtow (Pfd.) = 10,11 Kg., für Wolle 32 Pfd. = 12,976 Kg., in Wilna 40 Pfd. = 15 Kg.

Stein (Blasen-, Nieren- ꝛc.), s. „Steinkrankheit“.

Stein, Freifrau Charlotte v., bekannt durch ihr Freundschaftsverhältniß zu Goethe, geb. als ältere Tochter des Hofmarschalls v. Schardt zu Weimar 25. Dez. 1742; wurde Hofdame der verwittweten Herzogin Amalie von Weimar u. vermählte sich 1764 mit dem herzoglichen Stallmeister Frhrn. Ernst Elias Friedrich v. St. aus der Kochberger Linie des Hauses Lausnitz. Am weimar. Hofe war sie sehr angesehen u. einflußreich. Goethe lernte sie im Nov. 1775 kennen; ein mehrmaliges Wiedersehen am Hofe u. ein Besuch Goethe's auf Schloß Kochberg entzündeten dann jene Leidenschaft in seinem Herzen, die von Frau v. St. allmählich auf den Weg einer idealen Freundschaft geleitet ward, ein Verhältniß, welches von großem Einfluß auf Goethe's Leben u. Dichten geworden ist. Dieser bewahrte ihr, auch nachdem sein Verhältniß zu seiner späteren Frau, Christiane Vulpius, eine völlige Entfremdung zwischen ihr u. dem Dichter herbeigeführt hatte, allezeit ein treues Andenken. Sie starb, seit 1793 Wittwe, zu Weimar 6. Jan. 1827. Auch mit Schiller übrigens hatte sie in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Das von ihr verfaßte Trauerspiel „Dido“ (1794), das viele Anspielungen auf Goethe u. den weimarischen Hof enthält, schenkte sie der Frau v. Schiller, deren Tochter, Frau v. Gleichen-Rußwurm, es nachmals dem Frankfurter Hochstift übergab, in dessen Auftrage es Düntzer veröffentlichte (Lpz. 1867). „Goethe's Briefe an Frau v. St.“, die den Zeitraum von 1776—1826 umfassen, gab Schöll heraus (3 Bde., Weim. 1848 bis 1851; neue Aufl. 1857). Vgl. Düntzer, „Charlotte v. St., Goethe's Freundin“ (2 Bde., Stuttg. 1874); derselbe, „Charlotte v. St. u. Corona Schröter“ (eine Vertheidigung, Stuttg. 1876). — Frhr. Friedrich **v. St.**, jüngster Sohn der Vorigen, geb. zu Weimar 26. Okt. 1772; wohnte 1782—86 bei Goethe, der ihn erzog, studirte seit 1791 in Jena, bereiste 1794 England u. Schottland, ging 1795 nach Breslau, arbeitete dort zuerst bei der Provinzialregierung u. ward 1798 Kriegs- u. Domänenrath, später Generallandschafts-Repräsentant u. Vorsitzender der Schles. Gesellschaft für vaterländische Kultur u. starb zu Breslau 3. Juli 1844. Goethe's Briefe an ihn wurden von Ebers u. Kahlert herausgegeben (Lpz. 1846).

Stein, Christian Gottfried Daniel, Geograph, geb. zu Leipzig 14. Okt. 1771; studirte daselbst 1788—90 Theologie, wandte sich aber dann zum Studium der Geographie, Topographie u. Statistik. Seit 1795 Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, starb er daselbst 14. Juni 1830. Unter den Fachschriften, durch die sich St. verdient gemacht, sind bes. zu nennen: sein später von Hörschelmann u. dann von Wappäus u. A. neu bearbeitetes „Handbuch der Geographie u. Statistik“ (3 Bde., Lpz. 1809; 7. Aufl., 4 Bde., ebd. 1855—71); die „Geographie für Schule u. Haus“ (ebd. 1809; 27. Aufl. von O. Delitsch, ebd. 1873); das „Geographisch-statistische Zeitungs-, Post- u. Comptoirlexikon“ (2 Bde., ebd. 1811; 2. Aufl., 8 Thle. in 4 Bdn., 1818—21; Nachträge 1822—24); „Ueber den preuß. Staat nach seinem Länder- u. Volksbestande“ (Berl. 1818); „Handbuch der Geographie u. Statistik des preuß. Staats“ (ebd. 1819); „Reisen nach den verschiedensten Hauptstädten von Mitteleuropa“ (7 Bde., Lpz. 1827—29). Auch gab er einen „Neuen Atlas der ganzen Erde“ (ebd. 1814; 32. Aufl. 1867) heraus.

Stein, Heinrich Friedrich Karl, Freiherr vom u. zum, preuß. u. deutscher Staatsmann, geb. 26. Okt. 1757 auf der Stammburg seines alten reichsritterlichen Geschlechts bei Nassau a. d. Lahn; studirte seit 1773 in Göttingen, bereiste 1777 u. 1778 die meisten deutschen Residenzen u. wurde 1780 im preuß. Civildienste durch den Minister v. Heinitz angestellt, den er 1781 auf seinen Inspektionsreisen durch Ost- u. Westpreußen begleitete. Seit 1782 Oberbergrath, erhielt er 1784 die Leitung der westfälischen Bergämter u. der Minden'schen Bergwerkskommission, unterbrach diese Thätigkeit 1785, indem er mit dem Erzbischof von Mainz wegen des Fürstenbundes zu verhandeln hatte, wirkte aber seit 1786 als Geheimer Oberbergrath um so thätiger für Schiffbarmachung der Ruhr, Feststellung der Accise, Kohlen- u. Wegebau. Als Präsident der Kriegs- u. Domänenkammer von Kleve u. Mark besorgte er seit 1793 die Verpflegung des preuß.

Heeres im Koalitionskriege u. wirkte, 1796 zum Oberpräsidenten aller westfälischen Kammern ernannt, segensreich für Verbesserung des Wegebaues, der Domänenverwaltung, des Forstwesens, des Handels u. der Fabriken. Nachdem er die Regulirung der 1803 erworbenen Stifter Paderborn u. Münster geleitet hatte, berief ihn Friedrich Wilhelm III. von Preußen 27. Okt. 1804 an Stelle des verstorbenen Staatsministers Struensee in das Ministerium u. übertrug ihm das Departement des Accise-, Zoll-, Salz- u. Staatsschuldenwesens, der Fabriken, des Handels, der Seehandlung u. der Bank.


Nr. 5105. Heinrich Friedrich Karl, Frhr. vom u. zum Stein (geb. 26. Okt. 1757, gest. 29. Juni 1831). Nach dem Marmorstandbild von Pfuhl zu Nassau.

Durch Vereinfachung der Verwaltung, Abschaffung der Binnenzölle, Errichtung eines statistischen Bureau's u. Berufung Niebuhr's (s. d.) brachte er einen neuen Geist in sein Ressort, gerieth aber mehr u. mehr als Feind aller Bureaukratie u. Despotie sowie aller Nachgiebigkeit gegen Napoleon mit den Kabinetsministern Beyme u. Haugwitz, ja mit dem König selbst in Konflikt. Schon seine Vorschläge nach dem Abschlusse des Pariser Vertrages (im März 1806) wurden ungnädig aufgenommen, mehr noch sein Verlangen nach Reform des Ministeriums u. Abschaffung der Kabinetsminister im Sept. 1806. Zwar gab der König nach den Unglückstagen von Jena u. Prenzlau ein wenig nach, aber dem überzeugungstreuen, charakterfesten, fast herrischen Minister genügten jene Reformen nicht u. er ließ sich lieber 4. Jan. 1807 in härtester Form seine Entlassung geben. Obwol empört über die ihm gewordene Behandlung, arbeitete er, auf seinen Gütern in Nassau weilend, noch an einer Denkschrift über die zweckmäßigste Bildung der obersten u. Provinzialbehörden, als nach dem Tilsiter Frieden der König ihn an die Spitze seines Ministeriums zurückrief. Napoleon selbst, der mit Hardenberg nicht mehr verhandeln wollte, hatte ihn empfohlen. Alle Unbill vergessend, eilte St. nach Memel, wo er 30. Sept. 1807 eintraf. Der finanziellen Noth suchte er zunächst durch Ersparnisse, Anleihen, Papiergeld u. Verkauf von Domänen abzuhelfen; dann ging er an eine Reorganisation nicht sowol des Staates als vielmehr des Volkes. Am 30. Okt. 1807 erfolgte die Aufhebung der Erbunterthänigkeit der Bauern, 19. Nov. 1808 gab St. die neue Städteordnung. Durch Aufhebung aller Standesvorrechte wurde der Bürgerliche dem Adligen gleichgestellt, durch Einführung der Gewerbefreiheit der Zunftzwang vernichtet, durch Umgestaltung der alten Provinzialstände eine künftige Landesvertretung vorbereitet. Im Vertrauen auf die Erweckung des Volksgeistes dachte St. zugleich an eine Befreiung von ganz Deutschland u. stand deshalb mit Oesterreich, Westfalen u. Hannover in geheimer Verbindung. Als ein Brief an Fürst Wittgenstein von der franz. Polizei aufgefangen u. im „Moniteur" veröffentlicht ward, nahm St. 29. Nov. 1808 seine Entlassung u. wurde von Napoleon geächtet. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Oesterreich wurde er im März 1812 von Kaiser Alexander nach Rußland berufen, um der großen Sache seinen Rath u. seine Mitwirkung zu leihen, u. bestärkte den Kaiser sowol in seiner kriegerischen Gesinnung als in dem Vorsatz, Preußen, ja Deutschland zur Erhebung zu bewegen od. zu zwingen. In diesem Sinne wirkte er im Anfang 1813 als Bevollmächtigter Rußlands in Königsberg u. übernahm nach der Schlacht bei Leipzig die Verwaltung des Königreichs Sachsen. Seine Pläne für eine Neugestaltung Deutschlands mit einem Kaiser, einem Reichstage u. Reichsgerichte scheiterten auf dem Kongreß zu Wien, dem er auf Wunsch Alexander's beiwohnte, gänzlich. Seit dem Juni 1815 lebte er als Privatmann theils in Nassau, theils auf seinem westfäl. Gute Kappenberg, u. war 1825—31 viermal Landtagsmarschall der westfälischen Provinzialstände. Seit 1819 betrieb er das große nationale Werk der Herausgabe der „Monumenta Germaniae", welche seit 1826 im Druck erschienen. Am 29. Juni 1831 verstarb er als der Letzte seines Geschlechts, denn aus seiner Ehe mit der reichen Gräfin Walmoden-Gimborn stammten nur Töchter. Begraben liegt er in der Familiengruft zu Frücht, einem Dorfe zwischen Ems u. Lahnstein. Am 9. Juli 1872 wurde in Gegenwart des Kaisers Wilhelm zu Nassau a. d. Lahn sein Denkmal enthüllt, ein von Pfuhl gearbeitetes Marmorstandbild unter einem Baldachin aus rothem Sandstein. Ein zweites Denkmal steht auf dem Dönhoffsplatze in Berlin, eine von Schievelbein u. Hagen modellirte Bronzestatue, 26. Okt. 1875 enthüllt. — Vgl. Pertz, „Das Leben des Ministers Freiherrn vom St." (6 Bde., Berl. 1849 ff.); Pertz, „Aus St.'s Leben" (2 Bde., Berl. 1856); „St.'s Denkschriften", herausgegeben von Pertz (Berl. 1848); „Oesterreich u. Preußen im Befreiungskriege" (Bd. 1, Berl. 1876); M. Duncker, „Aus der Zeit Friedrich's d. Gr. u. Friedrich Wilhelm's III." (Lpz. 1876).

Stein, Johann Andreas, berühmter Orgel- u. Pianofortebauer in Augsburg, ein Schüler Gottfried Silbermann's (s. d.), geb. 1728 zu Heidelsheim (bad. Mittelfranken), starb zu Augsburg 22. Febr. 1792, wo er auch Organist an der Barfüßerkirche war. Durch seine Erfindungen u. Verbesserungen wußte er seinen Instrumenten einen europ. Ruf zu geben. Auch erfand er die Melodika u. Saitenharmonika. Nach seinem Tode setzte seine Tochter, Nanette **St.**, geb. zu Augsburg 2. Jan. 1769, das Geschäft fort (bis 1802 mit ihrem Bruder Andreas), verlegte es aber 1794 nach Wien, wo sie 16. Jan. 1833 starb. Dieselbe hatte sich 1794 mit jenem schwäb. Tonkünstler Johannes Andreas **Streicher** (geb. zu Stuttgart

13. Dez. 1761) verheirathet, dem Freunde Schiller's, der diesen auf seiner Flucht aus Stuttgart nach Mannheim begleitete, dann nach München ging, wo er Klavierunterricht ertheilte, seit 1794 in Wien sich an der Leitung der Pianofortefabrik betheiligte u. 25. Mai 1833 starb. Inzwischen hatte bereits sein Sohn, Johann Baptist **Streicher**, die Fabrik übernommen, der ihren alten Ruhm noch erhöhte u. zum Hof- u. Kammer-Pianofortefabrikanten ernannt wurde, als welcher er 28. März 1871 im 76. Lebensjahre zu Wien starb.

Stein, Lorenz, Ritter v., ausgezeichneter Rechtsgelehrter, Nationalökonom u. Publizist, geb. zu Eckernförde (Schleswig) 15. Nov. 1813 als armer Leute Kind; kam in die dortige Militäranstalt für verwaiste Soldatenkinder u. ward später dem König Friedrich VI. von Dänemark empfohlen, der ihn die Gelehrte Schule in Flensburg besuchen u. später auch in Kiel u. Jena Philosophie u. Jura studiren ließ. Nachdem er dann kurze Zeit zu Kopenhagen im praktischen Staatsdienste thätig gewesen war, habilitirte sich St. an der Kieler Universität als Privatdozent. Als ihm 1841 seine Schrift „Geschichte des dän. Civilprozesses u. das heutige Verfahren" (Kiel) ein Reisestipendium eingetragen hatte, benutzte er dasselbe zu einer Studienreise nach Berlin u. nach Paris, wo er den Stoff zu seinem epochemachenden Werke über den „Sozialismus u. Kommunismus des heutigen Frankreich" (Lpz. 1844; neu bearbeitet unter dem Titel: „Geschichte der sozialen Verhältnisse in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage", 3 Bde., ebd. 1849—51) u. zu der in Gemeinschaft mit Warnkönig verfaßten „Franz. Staats- u. Rechtsgeschichte", 3 Bde., Basel 1846—48) sammelte. Nach Kiel zurückgekehrt, begann St. auch für die Sache Schleswig-Holsteins in der deutschen Presse zu wirken. 1848 ging er als Beauftragter der Provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins nach Paris. Nach Wiederherstellung der dän. Herrschaft in Holstein 1852 gleich anderen Professoren seines Amtes entsetzt, privatisirte er, bis er 1855 einem Rufe als Professor der Staatswissenschaften an die Wiener Hochschule folgte. Zu seinen durchweg bedeutenden Werken gehören noch: „System der Staatswissenschaften" (Bd. 1 u. 2, Lpz. 1852 bis 1857); „Die Gesellschaftslehre" (Stuttg. 1856); „Lehrbuch der Volkswirthschaft" (Lpz. 1858); „Lehrbuch der Finanzwissenschaft" (Lpz., 3. Aufl. 1876); „Verwaltungslehre" (9 Bde., ebd. 1865—68); „Die Lehre vom Heerwesen" (ebd. 1872); „Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie" (Stuttg. 1875; 4. Aufl. 1876); „Gegenwart u. Zukunft der Rechts- u. Staatswissenschaften Deutschlands" (ebd. 1876) ꝛc.

Steinadler (Goldadler, gemeiner Adler, Aquila Chrysaëtos), ein bis 1 m. großer, mit seinen gewaltigen Flügeln über 2½ m. spannender Adler, der von seiner süddeutschen Heimat dann u. wann auch weiter nördlich heraufkommt, übrigens auch im nördlichen Asien u. Amerika zu finden ist. Sein Gefieder ist dunkelbraun, an Hinterkopf u. Nacken rostroth, der Schwanz ist an der Wurzel weiß u. trägt eine (dem jungen Vogel fehlende) breite dunkle Endbinde; die Läufe sind bis zur Wurzel der wie die Wachshaut des Schnabels goldgelben Zehen rostroth befiedert (behost).

Steinberg heißt ein Weinberg bei dem ehemaligen Kloster Eberbach bei Hattenheim im Rheingau; auf ihm wächst der Steiner, ein Rheinwein erster Sorte.

Steinbock (Capra ibex), eine alpine Ziegenart von brauner, unten weißlicher Färbung, mit gewaltigen (beim Bocke 80 cm. langen), vorn knotigen, bis zu den sichelförmig nach hinten gebogenen Spitzen aus einander weichenden Hörnern, die einen länglichen, fast rechtwinklig vierseitigen Querschnitt haben. Obgleich ihm ältere Abbildungen einen starken Bart verleihen, besitzt der St. doch in der That keinen solchen. Ehemals war dieses edle Thier in der ganzen Schweizer u. Tiroler Alpenregion verbreitet, jetzt ist es infolge eifriger Jagd nur noch auf die unzugänglichsten Punkte der südlichen Abhänge des Montblanc u. Monte Rosa beschränkt. In die Waldregion kommt der St. nur herab, wenn ihm die Alpenkräuter durch den Schnee unzugänglich geworden sind. Er nährt sich dann von Tannenknospen u. Flechten. An Kraft u. Gewandtheit im Springen u. Klettern, sogar im Erklimmen fast senkrechter Felswände, übertrifft er alle Alpenthiere. In der Regel gesellen sich die Steinböcke zu kleinen Rudeln zusammen; alte Böcke leben einsam auf den höchsten Höhen. Die Paarung erfolgt im Januar unter lebhaften Kämpfen der Böcke, im Mai od. Juni wirft die Ziege ein wolligbehaartes Junges, das alsbald so flüchtig wird, daß es sich nicht einfangen läßt. Mit Hausziegen bilden Steinböcke fruchtbare Bastarde. In Piemont gilt das getrocknete Blut als Heilmittel u. Talisman. Eine dem Alpen-St. ähnliche Art (C. caucasica) lebt im Kaukasus; bei ihr sind die Hörner mit den Spitzen einander genähert u. im Querschnitte eiförmig. — St. heißt auch ein Sternbild, welches südlich vom Himmelsäquator an der Ekliptik liegt, u. zwar im Zeichen des Wassermanns. Es ist unbedeutend; seine hellsten Sterne sind zwei Sterne dritter Größe.

Steinbrech, s. „Saxifraga".



Nr. 516. Steinbock

Steinbrück, Eduard, Historien- u. Genremaler, geb. zu Magdeburg 3. Mai 1802; wurde im 16. Jahre Handlungslehrling in Bremen, entschloß sich aber später, Maler zu werden, war 1822—29 in Berlin Wach's Schüler, obgleich er sich mehr zur Schadow'schen Schule hingezogen fühlte, ging darauf nach Rom u. ließ sich, nachdem er wieder 2 Jahre in Berlin gelebt hatte, in Düsseldorf nieder, ganz einer naiven romantischen Richtung ergeben, aber auch, wenngleich mit weniger Glück, auf dem Gebiete der religiösen Historie thätig. Hervorzuheben sind von seinen Bildern, außer der schon 1829 entstandenen „Hagar in der Wüste", „Die heil. Jungfrau" (1833), „Die badenden Kinder" (1834, Nationalgalerie in Berlin), „Thisbe", „Genoveva", „Die Elfen", „Das Gleichniß vom Abendmahl", „Christus am Kreuz" ꝛc. 1846 siedelte St. nach Berlin über, wo er verschiedene Malereien im Neuen Museum, in der Schloßkapelle u. im katholischen Krankenhause, Oelbilder religiösen Inhalts u. (1855) eine große „Episode aus der Zerstörung Magdeburgs" ausführte. 1876 zog er sich nach Landeck in Schlesien zurück.

Steinbutt, s. „Schollen".

Stein der Weisen, s. „Alchemie".

Steindruck, Lithographie (aus dem Griech. von λίθος, der Stein, u. γράφειν, schreiben), ein Druckverfahren, bei welchem die abzudruckenden Stellen weder vertieft noch erhaben zu sein brauchen, indem das Auftragen der Druckfarben auf der Unvereinbarkeit fetter Substanzen mit Wasser beruht. Hierdurch unterscheidet sich der St. wesentlich vom

Buchdruck einerseits u. vom Kupfer- u. Stahldruck andrerseits. Die Erfindung dieses Verfahrens rührt von Alois Senefelder (s. d.) her, welcher dieselbe auch nach allen ihren Richtungen so ausbildete, daß Spätere kaum etwas Neues dazu gethan haben. Senefelder kam in München, bei seinen Versuchen zur Herstellung von Druckplatten, auch auf das Aetzen in Kupfer u. Zinn, wobei er aber die Schrift durch Schreiben mit einer Stahlfeder auftrug, u. zuletzt auf das Aetzen von Kalksteinplatten, von denen ausgezeichnete Exemplare in der Umgegend von München gebrochen wurden. Gerade diese erwiesen sich später als ein ganz vortreffliches Material, u. sie begünstigten die Ausbildung des eigenthümlichen Druckverfahrens, dessen Erfindung von Senefelder nun allmählich ausgebildet wurde. Er brachte seine Schrift zuerst vertieft in die Platte, indem er einen Aetzgrund aus Wachs, Seife u. Kienruß herstellte, der sich mit Wasser anreiben ließ. Durch Zufall kam er später auf den Gedanken, Schriftzüge in Relief auf Stein zu ätzen, wie er auch die Ueberdruckmethode erfand, d. h. das Verfahren, auf Papier mit fetter Tinte od. Schwärze ausgeführte Schrift od. Zeichnung auf Stein abzudrucken, worauf ohne Weiteres der Stein geätzt werden konnte. Durch diese Zwischenstadien gelangte er 1799 auf die sog. chemische Druckkunst, welche das Wesen der jetzigen Steindruckerei ausmacht. Senefelder wurde nämlich auf den Umstand aufmerksam, daß die mit einer fetten Tinte auf den Stein gemachte Schrift beim Benetzen des Steines kein Wasser annimmt, dagegen die gleichfalls fette Druckfarbe beim Auftragen nur auf der Schrift, nicht aber auf dem nassen Steine sitzen bleibt, daß also eine Steinplatte, auf die mit fettem Stift gezeichnet worden ist, sofort als Druckplatte dienen kann, wenn sie mit einem nassen Schwamm überfahren wird, dessen Feuchtigkeit die unbezeichneten Stellen benetzt, so daß auf diesen die aufgetragene Druckfarbe nicht haftet. Auch die Kreidemanier u. Gravirmanier wurde sehr bald darauf von Senefelder erdacht, ebenso eine geeignete Presse erfunden. Er erhielt 1799 ein Privilegium auf 15 Jahre für das Kurfürstenthum Bayern u. verpflanzte die Ausübung der Lithographie in demselben Jahre nach Offenbach, 1800 nach London u. Wien, aus welcher letztern Stadt er 1806 nach München zurückkehrte, wo er nun, nachdem er bisher nur Musiknoten, geringfügige Bilder u. dergl. vervielfältigt hatte, mit bestem Erfolge die Lithographie auch für das höhere Kunstfach heranzog. Senefelder, der 1834 in München starb, hat alle Hauptmanieren der Lithographie bereits ausgeübt. Neben ihm haben sich um die Vervollkommnung des St.s Verdienste erworben Professor Mitterer in München u. bei. Hanfstängl durch die künstlerische Verwerthung der neuen Vervielfältigungsmethode zur Wiedergabe von Gemälden, Portraits 2c.

Der allgemein gebräuchliche lithographische Stein findet sich in vorzüglicher Feinheit u. Gleichförmigkeit im Eichstädtischen bei Sonnenthal, Pfaffenhofen, bes. aber bei dem Dorfe Solnhofen. Der beste hat hell graulichgelbe Farbe u. feines, ganz gleichmäßiges Korn. Für die meisten Zwecke sind die härteren Steine den weicheren vorzuziehen; die letzteren eignen sich nur für ordinäre Arbeiten. Der Stein kommt in Platten von 5, 7 bis 9 cm. Dicke vor. Seine Arbeitsfläche wird mit Sand u. Wasser feingeschliffen. Die Glätte, die man zuletzt dem Steine giebt, richtet sich nach der Manier der darauf anzubringenden Zeichnungen od. Schrift. Zu Kreidezeichnung bleibt die Fläche mehr od. weniger rauh. Die Zeichnung fällt um so feiner u. sanfter aus, je glatter der Stein ist, aber beim Druck nehmen die Züge durch Quetschung an Breite zu, so daß nur eine geringe Anzahl guter Abdrucke zu erlangen ist. Bei Ausführung von Schriften od. Zeichnungen mit Tinte muß der Stein vollständig glatt sein u. wird dazu mit Bimsstein u. Wasser geschliffen.

Die lithographische Kreide wird aus weißem Wachs (4 Theile), trockener weißer Talgseife (2 Theile), reinem Talg (2 Theile), Schellack (2 Theile), Lampenschwarz (1 Theil) u. Kopalfirniß (1 Theil) zusammengeschmolzen. Die lithographische Tinte wird ähnlich wie die Kreide bereitet, dann aber mit Wasser zu einer Emulsion angerieben. Die verschiedenen Methoden der Lithographie sind: 1. Die Kreidemanier; bei derselben wird mit lithographischer Kreide die Zeichnung auf den etwas rauhen Stein aufgetragen. Da diese Kreide Seifennatur hat, also vom Wasser angegriffen werden würde, so muß die Zeichnung, bevor man den Stein benetzen kann, mit einer schwachen Säure behandelt (geätzt) werden. Dadurch wird das Alkali ausgezogen u. die fettigen Bestandtheile ziehen sich in den Stein, den sie an den betreffenden Stellen geeignet machen, sich nicht vom Wasser benetzen zu lassen, dagegen aber wol die Farbe der Farbwalze anzunehmen u. diese beim Abdruck auf das Papier zu übertragen. Derselbe Prozeß findet 2. bei der Federmanier statt, bei welcher die lithographische Tinte mit Schreib- od. Reißfedern auf den ganz glatten Stein aufgetragen wird. 3. Bei der Radir- od. Gravirmanier dagegen trägt man erst auf den harten, glatten Stein eine Mischung von Gummiwasser u. Phosphorsäure auf, um eine schwache Aetzung zu bewirken, wodurch der Stein besser als durch bloßes Befeuchten mit Wasser vor der Annahme von Fett geschützt wird. Nach 5 Minuten spült man das Aetzmittel mit Wasser ab u. reibt den wieder getrockneten Stein mit einer schwarzen od. rothen, nicht fettigen Farbe ein, um die Striche der Zeichnung, die man hierauf mit einer Stahl- od. Diamantspitze einritzt, deutlich sichtbar zu machen. Die Ritzung darf hierbei nur so tief erfolgen, daß die geätzte Fläche weggenommen u. der reine Stein bloßgelegt wird. Nach Herstellung der Zeichnung wird der ganze Stein mit Leinöl eingerieben, wobei nur die geritzten Stellen das Fett annehmen, während die geätzte farbige Fläche sich nicht fettet. Wird nun der Stein mit Wasser abgewaschen u. die Farbe entfernt, so bleibt die Zeichnung, obwol noch unsichtbar, in den mit Oel getränkten Radirungen zurück, welche beim nachfolgenden Auftragen der Steindruckfarbe mit der Walze die fette Farbe annehmen u. so zum Abdruck zu bringen sind. Durch Kombination dieser Manieren, durch Anwendung verschiedener Farben beim Druck (Chromolithographie) 2c. lassen sich die Effekte sehr mannichfach gestalten. Eine wichtige Abänderung der gewöhnlichen Verfahren, bei denen die Zeichnung auf dem Steine angelegt u. ausgeführt wird, bietet die Autographie od. der Ueberdruck, weil bei ihr die Zeichnung od. Schrift zuerst auf Papier mit einer besonderen Tinte hergestellt u. davon erst mittels Abdruck auf den Stein übertragen wird. Der Vortheil dieses Verfahrens liegt darin, daß es gestattet, Schrift 2c. in richtiger Stellung zu entwerfen, nicht im Spiegelbilde, wie bei den direkten Manieren, u. daß Jeder seine eigene Handschrift durch den St. vervielfältigen kann. Die alte lithographische Presse ist der Kupferdruckpresse ähnlich; gegenwärtig hat die Schnellpresse bereits einen großen Theil der Arbeitsleistung übernommen.

Steinernes Meer heißt ein an der Grenze zwischen Bayern u. dem österr. Herzogthum Salzburg, südlich vom Watzmann, sich hinziehendes, 2 Stunden langes, 1 Stunde breites u. 2529 m. hohes, karstähnliches Kalkplateau der Salzburger Alpen.

Steingut heißen in der Keramik eigentlich nur diejenigen hartgebrannten Geschirre, welche aus einer kieseligen Masse bestehen u. bei größerer Hitze als die Terracotten u. gewöhnlichen Töpferwaaren gebrannt werden, wodurch sie eine angehende Sinterung erfahren u. infolge deren größere Dichtigkeit u. Härte zeigen als jene. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch jedoch bezeichnet man als St. fälschlicherweise häufig auch ganz weiche Fayencen, nach ihrer äußerlichen Aehnlichkeit mit dem echten englischen St., zu dessen Bereitung dem Thone pulverisirter Feuerstein zugesetzt wird. Zu den echten Steinzeugen gehörten die alten niederrheinischen Geschirre, Kölner, Siegburger, Nassauer, auch die Creußener u. Bunzlauer Thonwaaren.

Steinhäuser, Karl, Bildhauer, geb. zu Bremen 3. Juli 1813; erhielt seine Vorbildung auf den Schulen seiner Vaterstadt, trat 1831 zu Berlin in das Atelier Rauch's u. erregte bereits hier durch einige kleine Genrekompositionen großes Aufsehen. Im Frühjahr 1835 siedelte er nach Rom über, wo er eine rege Thätigkeit entwickelte, eine Reihe größerer u. kleinerer Marmorwerke schuf u. 1862 an Stelle des verstorbenen Bildhauers Gibson Mitglied der Akademie S. Luca wurde. 1863 folgte er einem Rufe an die Kunstakademie zu Karlsruhe. Unter seinen Werken fanden bes. die kleineren, lyrischen, elegischen od. christlichen Inhalts, sowie die Grabmonumente, große Anerkennung. Dahin gehören der schon 1834 in Berlin entstandene, oft wiederholte „Krebsfänger", die Gruppe „Hero u. Leander", der reizende, ebenfalls wiederholte „Violinspieler" (1845), die „Psyche", die „Mignon", „Hermann u. Dorothea" (in Karlsruhe), das tief empfundene, meisterhaft ausgeführte Burd'sche Grabdenkmal in der Thomaskirche zu Philadelphia (1849—51), die Gruppe der heiligen Genovefa, mehrere Madonnenstatuen, der Altar der heiligen Cyrill u. Methodius für eine Kirche in Mähren (1852) 2c. Etwas außerhalb seiner eigentlichen Sphäre liegen monumentale Portraitstatuen, wie die Denkmäler des Astronomen Olbers u. des Bremer Bürgermeisters Smidt u. die kolossale Idealgruppe „Goethe mit der Psyche" im Museum zu Weimar. Viele seiner Werke befinden sich theils im Modell, theils in der Marmorausführung in Bremen.

Steinheil, Karl August v., berühmter Astronom, Physiker u. Techniker, geb. als Sohn des damaligen pfalzgräflichen Generalrentmeisters Karl Philipp St. zu Rappoltsweiler im Elsaß 12. Okt. 1801; folgte 1807 seinem Vater, der später Rath in der bayer. Generalzoll- u. Mautdirektion wurde, nach München u. bezog 1821, nachdem er wegen seiner schwächlichen Gesundheit nur durch Privatunterricht vorbereitet worden, die Universität Erlangen, wo er dann vom Studium der Rechte zu dem der Naturwissenschaften überging.

Um für dieses vor Allem eine mathematische Grundlage zu gewinnen, ging er 1823 nach Göttingen, u. im nächsten Semester nach Königsberg; hier ward er nicht blos Schüler, sondern auch Mitarbeiter Bessel's an dessen astronomischen „Tabulis Regiomontanis". 1825 kehrte St. ins elterliche Haus zu Perlach bei München zurück, wo er sich eine Privatsternwarte nebst einer mechanischen Werkstätte errichtete. Nun nahmen seine Arbeiten schnell ihren selbständigen Flug u. wurden bald sehr zahlreich. Durch seine Erfindung des Prismenkreises, der, obgleich nur ein kleines Handinstrument, dem Sextanten überlegen ist, lenkte er zuerst die Aufmerksamkeit der Fachmänner auf sich; seine von der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften 1835 preisgekrönte Erfindung eines Prismenphotometers zur Messung der relativen Helligkeiten der Sterne hatte, nachdem er schon 1827 außerordentliches Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften geworden,



Nr. 5107. Karl August v. Steinheil (geb. 12. Okt. 1801, gest. 14. Sept. 1870).

seine Ernennung zum Konservator der königl. mathematisch-physikalischen Sammlung u. zugleich zum ord. Professor der Mathematik u. Physik an der Universität in München zur Folge. Seine persönlichen Beziehungen zu Gauß u. Wilhelm Weber wurden die Veranlassung zu der Beschäftigung mit der elektrischen Telegraphie, welche durch ihn eigentlich ihre technische Fundamentirung erhalten hat; seine epochemachenden Erfindungen auf diesem Gebiete haben am meisten den Namen St. populär gemacht. Der Telegraph, den St. bereits 1837 herstellte u. welcher die Sternwarte bei Bogenhausen mit seinen Lokalitäten in München verband, sprach laut durch Anschlagen von Glocken u. fixirte sogleich seine Signale durch einfache Schrift. Die Entdeckung der Rückleitung des elektrischen Stromes durch die Erde verringerte die Anlagekosten der Telegraphen sofort um die Hälfte. Für diese Entdeckung erhielt St. später von der bayer. Regierung einen Jahresgehalt von 1000 Gulden. Neben der Telegraphie beschäftigten St. aber mannichfache andere Arbeiten. Seine Untersuchungen über die Grundlagen exakter wissenschaftl. Wägungen u. Messungen führten ihn zur Konstruktion seiner Schneidewage mit Spiegelskala. Wieder ganz auf die technische Seite fiel sein Pyroskop, das sehr bald auf den für die Feuerwacht bestimmten Münchener Thürmen mit einem elektrischen Alarmtelegraphen in Verbindung gesetzt wurde. Eine schöne Anwendung einer mathematischen präzisen Idee machte St. in seiner Abhandlung über die quantitative Analyse durch physikalische Beobachtungen, die ihn auf die Erfindung einer nach ihm benannten „optisch-aräometrischen Bierprobe" führte. Der Praxis diente er ferner durch seine „galvanischen Uhren" u. durch mancherlei Anwendungen der Galvanoplastik. Andererseits hat die für den Chirurgen so werthvolle Galvanokaustik ihren Ursprung in der von St. zum Ausbrennen kranker Körpertheile empfohlenen Anwendung von Drähten, die mit einer elektrischen Batterie in Verbindung stehen. Die praktische Astronomie förderte er durch geistreich erfundene Instrumente (Okularheliometer, Astrograph, Passageprisma u. Chronoskop) u. seine scharfsinnigen Methoden zur Konstruktion des Meridiankreises u. zur Berichtigung des Aequatoreales. Während in Bayern, als es 1849 sich um die Einführung der elektrischen Telegraphie handelte, St. vergessen wurde, ward derselbe als Sektionsrath im kaiserl. Handelsministerium behufs Einrichtung des Telegraphenwesens nach Wien berufen. Er erwarb sich das hervorragende Verdienst um die Gründung des deutsch-österr. Telegraphenvereins. Ueberdies gab ihm seine große administrative Thätigkeit in Oesterreich Gelegenheit, in mehr als einer Beziehung das Telegraphenwesen auch weiterhin noch erfinderisch zu vervollkommnen; dies geschah nam. durch seine Schreibapparat-Translatoren. Nachdem St. 1851 auch noch das Telegraphenwesen in der Schweiz organisirt hatte, kehrte er 1852 auf seinen alten Posten in München zurück, wo sich fortan seine Thätigkeit auf die Ausbildung der praktischen Optik konzentrirte. Zu diesem Zwecke gründete er 1854 in Schwabing bei München eine bald berühmt gewordene „optisch-astronomische Werkstätte", die er 1865 seinem ältesten Sohne Adolph (geb. zu Perlachseck im Elsaß 12. April 1832) übergab. Ende Aug. 1870 erblindete plötzlich der hochverdiente Mann, u. 14. Sept. dess. Jahres bereits starb er zu München. Er hatte den persönlichen Verdienstadel. Von seinen vielen schriftstellerischen Arbeiten sind nur wenige separat erschienen.

Steinhuder Meer heißt ein gegen ¾ M. langer, bis ½ M. breiter, 0,531 □M. großer Binnensee zwischen Schaumburg-Lippe u. der preuß. Provinz Hannover. Der sehr fischreiche See liegt in 43 m. Seehöhe in sehr moorreicher Umgebung; sein Abzugskanal mündet bei Nienburg in die Weser. Auf einer künstlichen Insel im See liegt die im J. 1765 vom Grafen Wilhelm v. d. Lippe erbaute Musterfestung Wilhelmstein; die von ihm gegründete Kriegsschule, in der Scharnhorst seine erste militarische Erziehung erhielt, ist eingegangen, heute bilden Invaliden die kleine Besetzung des Forts. Der Schaumburg-Lippe'sche Marktflecken Steinhude mit etwa 1000 E., welche Fischerei u. Leinweberei treiben, liegt am Südostufer des Sees.

Steinklee, s. v. w. Melilotenklee (s. d.). **Steinkohle**, s. „Kohle".

Steinkohlenformation (karbonische Formation) sind diejenigen sedimentaren Gebirgsschichten, welche zwischen der devonischen u. der permischen Formation od. dem Rothliegenden abgelagert u. durch das Vorhandensein von Steinkohlenflötzen ausgezeichnet sind. Letztere werden von sehr verschiedener Mächtigkeit, bald in größerer, bald in geringerer Zahl, durch Schichten von Schieferthon von einander getrennt, angetroffen. Das Vorkommen nur eines einzigen Kohlenflötzes gehört zu den Seltenheiten; in der Regel sind deren mehrere vorhanden, 3—10, zuweilen auch 20—30 u. mehr; dabei werden die ganz dünnen, nur wenige Centimeter mächtigen Lagen nicht mit gerechnet, da man unter Flötzen gewöhnlich nur die abbauwürdigen Steinkohlenschichten versteht. Das bei weitem vorwaltende Material der St. wird aus Sandsteinen u. Schieferthon gebildet; untergeordnet treten auf Konglomerate, Kalksteine, Grauwacke, Hornstein, Brandschiefer 2c. Der Schieferthon ist gewöhnlich reich an verkohlten, in ihrer Form oft sehr gut erhaltenen Pflanzenresten, nam. Farrnwedeln. Sehr häufig haben die Schichten der St. in ihrem Verlaufe Störungen erlitten, in der Regel veranlaßt durch das Heraufbrechen vulkanischer Gesteine, Porphyr u. Melaphyr. Durch diese Störungen sind einzelne Theile der Flötze gegen einander verschoben, geknickt, gebogen, gehoben od. versenkt worden, welches letztere den Bergbau sehr störende Vorkommen mit dem Namen Verwerfung bezeichnet wird. Die St. ist nam. im mittleren Deutschland verbreitet, während sie im Süden u. Norden fast ganz fehlt; sie findet sich in Schlesien, Sachsen (Plauen'scher Grund u. Zwickauer Bassin), bei Löbejün u. Wettin, in Westfalen, Belgien, Böhmen, England u. Schottland, Nordamerika 2c. (Karte über Verbreitung der Kohlen führenden Formation im Atlas).

Steinkrankheit (Lithiasis) ist im Allgemeinen die krankhafte Bildung von Steinen an verschiedenen Stellen des Körpers. Steine (Konkretionen, Konkremente) bilden sich als Folge krankhafter Zustände in verschiedenen Organen u. Höhlen des Körpers, als: Darm-, Gallen-, Nieren-, Blasen-, Vorsteherdrüsen- (Prostata-), Mandel-, Thränen-Steine 2c. Sie entstehen nicht selten aus dem Inhalte der Schleimhäute u. vorzüglich aus der Absonderung der Drüsen; bisweilen lagern sich dann die schwer löslichen, krystallisirenden Bestandtheile der Absonderung (z. B. die Gallensette od. harnsauren Salze 2c.) um einen Kern, ein Blutgerinnsel, einen Exsudatpfropf od. einen fremden Körper; andere Male

verkleben Niederschläge durch Schleim u. können Anfangs feinkörnige, später gröbere Konkretionen bilden; endlich können durch Eindickung u. Vertrocknung des Inhalts einer Schleimhaut (Fäcalmassen, Galle, Speichel, Exsudate) Konkretionen zu Stande kommen. Die Steine erzeugen je nach Ort u. Größe mannichfache Beschwerden, verstopfen Kanäle u. Ausführungsgänge, können freiwillig abgehen, müssen jedoch zumeist durch ärztliche Hülfe beseitigt werden. Was man jedoch speziell als St. bezeichnet, ist die Bildung von Harnsteinen in der Niere u. Harnblase (Nieren- u. Blasensteine). Als Symptom od. Vorläufer dieser gar nicht seltenen, in manchen Gegenden ziemlich häufig vorkommenden Krankheit tritt das Sand- od. Griesharnen auf, d. i. der Abgang von kleinen weißlichen od. röthlichen, krystallinischen Körperchen, welche bald mehr einem feinen, knirschenden Pulver gleichen (Sand), bald die Größe eines Stecknadelkopfes u. darüber erreichen (Gries). Sehr oft besteht neben diesem Abgange Empfindlichkeit der Nierengegend, Schmerz in den Harnleitern u. der Blase, Brennen beim Harnlassen, Jucken an der Mündung der Harnröhre. Bisweilen ist dieses Harnen ganz schmerzlos u. kann Jahre lang bestehen, ohne daß sich größere Steine bilden. Die chemische Zusammensetzung der Nieren- u. Blasensteine ist eine verschiedene; am häufigsten sind die aus Harnsäure bestehenden Steine, dann kommen auch solche aus oxalsaurem Kalk, aus Cystin od. Blasenoxyd, Xanthin, Fibrinkonkretionen, phosphorsaurem Kalk, phosphorsaurer Ammoniakmagnesia u. kohlensaurem Kalk vor. Die Nierensteine verursachen heftige Schmerzanfälle (Nierensteinkolik), die bisweilen blitzähnlich in der Lendengegend auftreten, sich auf den Verlauf der Harnleiter fortsetzen, in hohem Grade quälend u. mit gastrischen Erscheinungen, auch mit Ohnmachten verbunden sind. Manchmal endet dieser Anfall schnell u. es folgt dann Abgang von Steinen mit dem Urin. Von den Blasensteinen stammt die Mehrzahl aus den Nieren, doch bilden sich dergleichen auch um fremde, in die Blase gelangende Körper; sie machen sich bemerklich durch Schmerzen in der Blasengegend beim Stehen, Gehen, Sitzen, bei mühsamem Stuhlgang, bei Erschütterung des Körpers durch Fahren od. Reiten, nicht selten begleitet Blutharnen solche Schmerzanfälle. Am bezeichnendsten ist die Schwierigkeit in der Harnentleerung, die sich bis zur Harnverhaltung steigern kann; sie tritt mit den heftigsten Schmerzen ein, wenn sich ein Stein in die Harnröhre gedrängt hat u. stecken geblieben ist. Gewißheit über das Vorhandensein eines Steines in der Blase gewährt jedoch erst die vom Arzte ausgeführte Exploration mittels eines metallenen Katheters od. einer Steinsonde. Der Arzt fühlt dann mit diesem in die Blase eingeführten Instrument den Widerstand, die Härte der Oberfläche eines Steines, u. er kann sich über Sitz, Form, Größe u. Beweglichkeit desselben in Kenntniß setzen. — Die Entstehungsursache der Steine suchte man früher in einer besonderen Disposition zur Bildung sauren Urins, indem man je nach der chemischen Beschaffenheit der Harnsteine eine phosphatische, harnsaure od. oxalsaure Diathese annahm. Allerdings üben Lebens- u. Ernährungsweise hervorragenden Einfluß auf Bildung der Harnsteine; vorwiegende Fleischdiät, reichlicher Genuß saurer Weine, kalkhaltigen Trinkwassers werden hierbei vielfach beschuldigt. In manchen Gegenden kommen aus unbekannten Ursachen Harnsteine bes. häufig vor. Nur selten gelingt es, durch fortgesetzten Gebrauch chemischer Lösungsmittel die St. zu beseitigen, z. B. bei vorwiegender Harnsäure durch Anwendung von Alkalien, von kohlensaurem Natron, Karlsbader, Vichy- od. Biliner Wasser, bei Erdphosphaten durch vegetabilische Säuren (Citronensaft ꝛc.) die Steine aufzulösen. Zumeist muß sich der Patient bei Blasensteinen, die unter dem Gebrauche solcher Kuren nicht von selbst abgehen, einer Operation unterwerfen, der Steinzertrümmerung (Lithotripsie) od. dem Steinschnitt (Lithotomie). — Die Steinzertrümmerung besteht in Einführung eines Instrumentes (Lithotriptor) durch die Harnröhre in die Blase; dasselbe ist mit einem Apparat versehen, der den Stein umfaßt u. in mehr od. weniger kleine Fragmente zerquetscht od. zermalmt, so daß sie leicht durch die Harnröhre ausgestoßen werden können. Meist muß die Operation in mehreren Sitzungen wiederholt werden, bis die Trümmer des Steines klein genug sind, um abgehen zu können. — Der Steinschnitt od. Blasenschnitt besteht in einer kunstgerechten Eröffnung der Harnblase behufs Entfernung des in ihr befindlichen Steins; diese Operation wird jetzt in solchen Fällen ausgeführt, in welchen die Steinzertrümmerung nicht räthlich erscheint.

Steinkreise od. Cromlechs, s. unter „Dolmen“.

Steinla, Moritz, eigentlich Moritz Müller, einer der besten Kupferstecher der Neuzeit, geb. zu Steinla bei Hildesheim 1791; erhielt den ersten Unterricht an der Akademie in Dresden u. wurde dann durch den König von Sachsen in den Stand gesetzt, nach Florenz zu gehen, wo er Schüler Rafael Morghen's wurde, u. nach Mailand, wo er sich unter Longhi noch mehr ausbildete. Seine Blätter zeigen eine große Gewandtheit des Stichels u. eine kräftige Modellirung der Fleischpartien. Zu den besten gehören „Der Zinsgroschen“ nach Tizian (1829), die „Pieta“ u. die „Madonna della Misericordia“ nach Fra Bartolommeo (1830 u. 1838), „Der bethlehemitische Kindermord“ nach Rafael (1836) u. seine beiden vollendetsten, die „Holbein'sche Madonna“ in Dresden (1841) u. die „Sixtinische Madonna“ Rafael's (1848). Seine letzte größere Arbeit war die in Spanien von ihm gezeichnete u. nachher gestochene Madonna mit dem Fische. Er starb 21. Dez. 1858 in Dresden.

Steinle, Johann Eduard, Historienmaler, geb. zu Wien 2. Juli 1810; widmete sich Anfangs hier unter Kupelwieser der Kunst, ging aber schon 1828 nach Rom, wo er sich an Veit u. Overbeck anschloß u. sich an den Fresken des Ersteren in einer Kapelle von S. Trinità de' Monti betheiligte, aber in seinen Oelbildern einen entschiedeneren Farbensinn zeigte, als diese römischen Genossen entfalten wollten. Nachdem er dann in Wien noch andere religiöse Bilder ausgeführt hatte, malte er seit 1838 im Auftrag Bethmann-Hollweg's in der Kapelle des Schlosses Rheineck (unweit Andernach) a fresco „Die Bergpredigt“ u. „Die acht Seligpreisungen“, die in der Schönheit der Zeichnung u. in der Innigkeit des Ausdrucks sehr an Overbeck's Werke erinnern. Als Schwiegersohn Veit's kam er durch diesen nach Frankfurt, wirkte als einflußreicher Lehrer am Städel'schen Institut u. schuf mehrere religiöse Illustrationen im Geiste Overbeck's u. Führich's, während seine zahlreichen Oelbilder eine Kraft des Kolorits entfalteten, wie sie Veit nur in seiner besten Zeit erlangte. Dahin gehören „Die tiburtinische Sibylle“, „Mariä Heimsuchung“ (Kunsthalle in Karlsruhe), „Die Auferweckung der Tochter des Jairus“, eine Madonna in der katholischen Kirche zu Wiesbaden, „Die Hochzeit zu Kana“, „Das Urtheil Salomonis“ u. „Christus mit seinen Jüngern“. Nur getheilten Beifall fanden dagegen seine großen Fresken aus der Kultur- u. Kunstgeschichte Kölns im Treppenhause des dortigen Museums. Dagegen zeigte er in Märchengestalten u. in Scenen aus Shakespeare eine feine Charakteristik. Seit 1850 ist er Direktor des Städel'schen Instituts.

Steinmark. Diesen Namen führen mehrere, im Wesentlichen aus Thonerdesilikat bestehende Mineralien, die sich von dem eigentlichen Thon durch den Mangel an Plastizität unterscheiden. Einige Arten von St. lassen unter dem Mikroskope eine fein krystallinische Struktur erkennen. Die meisten fühlen sich fettig an, sind weiß, gelblich od. röthlich gefärbt u. haben einen schwachen Glanz. Die Mineralogen haben gewisse Varietäten mit besonderem Namen belegt, so z. B. Nakrit, Pholerit, Gilbertit. Eine besondere Art ist das sog. Talksteinmark od. der Myelin aus dem Porphyr des Rochlitzer Berges, ausgezeichnet durch einen Gehalt von Magnesia (Talkerde).

Steinmetz, Karl Friedrich v., Feldmarschall, geb. zu Eisenach 27. Dez. 1796; erhielt seine militärische Vorbildung in den Kadettenhäusern zu Kulm, Stolp u. Berlin, trat 1813 als Fähnrich in das 1. preuß. Garderegiment, welches damals dem König Friedrich Wilhelm III. nach Breslau gefolgt war, wurde aber schon nach drei Monaten als Secondeleutnant zum 1. ostpreuß. Infanterieregiment versetzt, in dem er die Feldzüge von 1813—14 gegen Frankreich mitmachte. Schon damals verdiente er sich unter York das Eiserne Kreuz. 1818 zur Dienstleistung beim Gardecorps kommandirt u. dann dem 2. Garderegiment zugetheilt, besuchte er 1820—23 die Allgemeine Kriegsschule u. arbeitete 1825—27 im Topographischen Bureau. Seit 1839 als Hauptmann erster Klasse Kommandant des Düsseldorfer Gardelandwehrbataillons u. seit 1841 eines Bataillons des Garde-Reserveregiments, mit dem er im März 1848 am Straßenkampfe in Berlin Theil nahm, zog er nachher an der Spitze des Königsregimentes Nr. 2 mit nach Schleswig, wo er sich den Orden pour le merite erfocht. Hierauf ward er Kommandant von Brandenburg u. 1850 von Kassel, leitete 1851—54 das preuß. Kadettencorps, fungirte dann als Kommandant in Magdeburg, erhielt 1857 das Kommando der 4. Garde-Infanteriebrigade, noch in demselben Jahre als Generalleutnant das der 1. Division in Königsberg, 1863 das Generalkommando des 2. Armeecorps in Stettin u. übernahm 1864 als General der Infanterie das des 5. Armeecorps in Posen. Mit diesem eröffnete er 1866 den Krieg gegen Oesterreich, wo er 27.—29. Juni siegreich bei Nachod, Skalitz u. Schweinschädel kämpfte.

Bei Königgrätz bildete sein Armeecorps die Reserve. Der Schwarze Adlerorden u. eine bedeutende Dotation lohnten damals seine Verdienste u. seine Popularität brachte ihn sowol in den konstituirenden als auch in den ersten ordentlichen Reichstag des Norddeutschen Bundes, wo er sich übrigens nur selten u. dann in streng konservativem Sinne vernehmen ließ. Das Generalkommando des 5. Armeecorps behielt er, bis er 1870 bei Beginn des Feldzuges gegen Frankreich Oberbefehlshaber der 1. Armee wurde, welche die Franzosen am 6. Aug. aus Saarbrücken warf u. bei Spicheren besiegte, 7. Aug. Forbach u. Saargemünd besetzte u. dann an der ersten u. dritten Schlacht vor Metz (14. Aug. bei Pange u. 18. Aug bei Gravelotte) mitkämpfte sowie an der Cernirung dieser Festung Theil nahm. Nicht blos von einer selbst im preuß. Heere seltenen Strenge im Dienst, sondern auch ein Kriegsmann, dem rücksichtsloses Draufgehen ohne Rücksicht auf die Opfer an Menschenleben als höchste Feldherrentugend erschien, gerieth St. überdies durch seinen Eigenwillen in



Nr. 5108. Karl Friedrich v. Steinmetz (geb. 27. Dez. 1796, gest. 4. Aug. 1877).

Differenzen mit Moltke, infolge dessen er 12. Sept vom Oberkommando der 1. Armee entbunden u. zum Generalgouverneur für den Bereich des 5. u. 6. Armeecorps mit dem Sitz in Posen ernannt wurde. Nachdem er dann wiederholt seinen Abschied erbeten, erhielt St. unter gleichzeitiger Versetzung zu den Offizieren von der Armee 8. April 1871 den Charakter eines Generalfeldmarschalls. Seitdem lebte er meist in Görlitz. Seit 30. Nov. 1872 Mitglied des preuß. Herrenhauses auf Lebenszeit, starb er im Bade Landeck 4. Aug. 1877 u. ist in Potsdam beigesetzt. — Vgl. v. Schell, „Die Operationen der Ersten Armee unter General v. St." (Berl. 1872).

Steinobst. Zu diesem gehören, im Gegensatz zu den Aepfelfrüchten, Pfirsiche, Aprikosen, Zwetschen, Pflaumen u. Kirschen.

Steinöl (Erdöl, Petroleum) nennt man ölige, mit Wasser nicht mischbare Flüssigkeiten, die aus dem Erdinneren theils freiwillig hervorquellen, theils in Brunnen u. Bohrlöchern, die man zum Zwecke der Gewinnung dieses Naturproduktes gräbt, sich ansammeln u. dann herausgepumpt werden, was seltener durch Handbetrieb, meistens mittels Dampfmaschinen geschieht. Wo das St. dem Boden zugleich mit Wasser entfließt, muß das Gemisch in großen Kufen eine Zeit lang der Ruhe überlassen werden, wodurch sich das Oel infolge des geringeren spez. Gewichts an der Oberfläche sammelt. Dieses so gewonnene St. od. Rohpetroleum ist je nach dem Orte, von dem es stammt, von verschiedener Beschaffenheit; nur sehr selten ist es farblos, wasserhell u. dünnflüssig; meistens hat es eine dunkelgrünliche od. braunliche Farbe, zuweilen auch eine dickflüssige Beschaffenheit. Das meiste St. wird jetzt in Nordamerika gewonnen, nam. in Ohio, Pennsylvanien, Virginien, Kentuky u. Canada, sowie auch in einigen anderen Staaten. Centralamerika besitzt auf Trinidad u. Cuba Steinölquellen. In Asien sind die alten Quellen von Baku am Kaspisee bekannt, ferner die zu Rangun im Birmanischen Reiche. Europa hat nur unbedeutende Steinölquellen, so in Galizien, in der Walachei, auf Sizilien, vereinzelt auch in der Schweiz, Bayern u. Frankreich. Obschon das St. schon seit dem grauen Alterthum bekannt ist, so wurde es doch früher, als man es noch in sehr geringen Mengen gewann, nur in den Apotheken behufs seines Gebrauches zu äußeren Einreibungen geführt. Die massenhafte Gewinnung des St.s in Nordamerika aber gab Veranlassung, auch entsprechende Verwendung dafür zu suchen, die, nachdem man das rohe Oel passend zu reinigen u. in verschiedene Produkte zu zerlegen gelernt hatte, auch bald gefunden wurde. Diese Reinigung u. Trennung geschieht durch eine fraktionirte Destillation u. Behandlung der schwereren Oele mit konzentrirter Schwefelsäure. Die hierbei zuerst übergehende, äußerst flüchtige farblose Flüssigkeit wird Petroleumäther od. Gasolin genannt u. theils zu Einreibungen, theils zur Bereitung des sog. Luftgases benutzt, indem man Luft mit den Dämpfen dieses Gasolins schwängert u. dadurch brennbar macht. Nächstdem folgen Ligroin u. Benzin, von denen ersteres in bes. konstruirten Lampen, den Ligroinlampen, gebrannt wird, während letzteres eine ausgedehnte Verwendung zum Fleckenreinigen u. in den sog. chemischen Waschanstalten gefunden hat. Dieses Petroleumbenzin ist jedoch nicht mit dem eigentlichen, jetzt meist Benzol genannten Steinkohlenbenzin zu verwechseln, welches andere Eigenschaften u. Zusammensetzung besitzt. Nach dem Benzin destillirt das eigentliche Brennpetroleum, gewöhnlich nur Petroleum genannt, über. Dann folgt ein schweres, dickflüssiges Oel, welches unter dem Namen Vulkanöl als Maschinenschmieröl verkauft wird. Die in der Destillirblase zurückbleibenden Rückstände dienen zur Bereitung von Leuchtgas. In chemischer Hinsicht besteht das St. aus einer zahlreichen Reihe verschiedener Kohlenwasserstoffverbindungen. Ueber seine Entstehung ist man noch nicht im Klaren, doch ist kaum zu bezweifeln, daß im Erdinneren aufgehäuftes, theilweise verkohltes Pflanzenmaterial Veranlassung zu seiner Bildung gegeben hat.

Steinpappe, s. „Papiermaché".

Steinpilz (Boletus edulis), auch Herren- u. Edelpilz; ein eßbarer, allgemein beliebter Pilz, welcher im Sommer u. Herbst sowol in Laubwäldern als auch ganz bes. in Nadelwäldern nach regenreichen Tagen oft in außerordentlicher Menge auftritt. Der St. ist der edelste u. zugleich in Deutschland verbreitetste Pilz (Abb. s. Fig. 6 unter „Pilze"). Der Hut bildet ein halbkugeliges Polster, welches 15 cm. u. mehr Durchmesser erreicht; dasselbe ist dicht, glatt, hell- od. dunkelbraun u. etwas feucht od. schmierig. Seine Röhren an der Unterfläche sind eng, frei, zuerst weiß, werden aber später gelblich, gelbgrünlich od. grünlich. Der Stiel wird 8—15 cm. hoch, bis 8 cm. dick, u. verdickt sich nach dem Grunde zu knollig; seine Farbe geht aus dem Weißlichen in ein Hellgrau-Bräunlich über, während sein Obertheil sich Anfangs mit einem bräunlichen Netzwerk überzieht. Das Fleisch ist derb u. weiß, unter der Oberhaut oft bräunlich angelaufen, beim Bruche unveränderlich; der Geruch schwach u. angenehm, der Geschmack süßlich, nußkernartig. Von dem giftigen Blut- od. Satanspilze (B. Satanas) u. anderen verwandten Arten unterscheidet sich der St. durch sein Fleisch, welches nicht, wie das der genannten Arten, beim Bruche blau wird. Man kocht den Pilz als Gemüse, nachdem man ihn zerhackt od. zerschnitten, mit Butter, Fleischbrühe, Salz, etwas Pfeffer u. Mehl od. zerriebener Semmel, setzt dem Ganzen als Würze Petersilie, Zwiebeln ꝛc. zu, u. erhöht seine Nahrungsfähigkeit selbst durch Eier. Auch kann man ihn mit Essig, Oel, Salz u. Pfeffer zu Salat anrichten, ja sogar trocknen, wozu man nur die Hüte verwendet.

Steinsalz, dasjenige Chlornatrium, welches als feste Gebirgsmasse in der Natur angetroffen wird, im Gegensatz zu dem aus Salzsolen gewonnenen Kochsalz u. dem Seesalz, welches aus Seewasser abgeschieden wird. Das St. kommt oft in mächtigen Lagern u. Stöcken in mehreren Gebirgsformationen, nam. aber in der Triasformation vor u. wird meist durch regelrechten Bergbau, seltener nur durch Tagebau gewonnen. Es wird theils in ganzen Stücken versendet u. so als Lecksteine für das Vieh benutzt od. zur Bereitung von Soda, Salzsäure, Salmiak ꝛc. verwendet, theils gemahlen zum Einpökeln von Fleisch u. Fischen, als Viehsalz u. Dungesalz od. zu verschiedenen technischen Zwecken, wie in der Seifensiederei, Töpferei u. dgl., benutzt. Als Speisesalz ist das St. selten rein genug, u. da man es hierzu auch in fein krystallinischer Form zu verwenden gewohnt ist, so wird das rohe St. zu diesem Zwecke vorher in Wasser od. schwachgrädigen Salzsolen aufgelöst u. durch Umkrystallisiren gereinigt. Es ist dann dem in den Gradirwerken hergestellten Kochsalz od. Küchensalz ganz gleich. Das St. kommt zuweilen in frei ausgebildeten Krystallen des tesseralen Systems (Würfeln) vor, häufiger aber in derben, körnigen od. faserigen Massen; durchsichtig od. durchscheinend, farblos od. grau, zuweilen auch roth, grün od. blau, mitunter sehr lebhaft gefärbt. Die bedeutendsten Steinsalzlager finden sich bei Wieliczka, Kaluszk u. Bochnia in Galizien, bei Staßfurt (320 m.

mark, Sperenberg u. Segeberg in Preußen, bei Ischl, Hallein, Hallstadt u. Berchtesgaden. Auch in Frankreich, Spanien (Cardona, wo die Lager zu Tage austreten) u. England kommt St. vor. In der Regel findet es sich in Gemeinschaft mit Gips u. Anhydritlagern; Thon (Salzthon) bildet häufig das Hangende u. Liegende der Steinsalzlager (vgl. auch den Art. „Kochsalz“).

Steinschmätzer od. Steinschmacker (Gattung Saxicola) sind Singvögel aus der Familie der Pfriemenschnäbler, mit an der Wurzel dreikantigem, breitem, vorn mehr od. weniger zusammengedrücktem Schnabel u. einem breiten, gerade abgestutzten, oben weißen Schwanze. Sie nisten auf der Erde u. leben in steinigen, kahlen Hügelgegenden u. auf Sandäckern, wo sie, auf Erdschollen, Steinen u. Büschen sitzend, Insekten wegschnappen. Von den mehr als 30 bekannten Arten sind 3 als deutsche Zugvögel bekannt, nämlich: der oben graue, unten röthlichweiße, an Auge u. Schwanzende schwarzgezeichnete graue St. od. das Weißkehlchen (Saxicola oenanthe), das oben schwarzbraune, unten braunrothe, über dem Auge u. auf den Flügeln weißgezeichnete Braunkehlchen (S. rubetra) u. das Schwarzkehlchen od. Christoffel (S. rubicola), das oben braun, an Kopf u. Kehle schwärzlich, an Brust rostgelb aussieht u. an den Halsseiten wie auf Flügeln weißgezeichnet ist.



Nr. 510. Stelzenadler oder Sekretär.

Steinschneidekunst, im Speziellen die Kunst, die harten Edelsteine u. Halbedelsteine zu bearbeiten u. zu formen, bes. auch bildliche Darstellungen in ihnen auszuführen. In letzterem Sinne bezeichnet St. einen Zweig der Skulptur, welcher gewöhnlich auch Glyptik genannt wird, gleichsam die Miniaturskulptur, deren Hervorbringung jedoch weniger in freistehenden figürlichen Bildwerken besteht, als vielmehr in reliefartigen Kameen od. vertieften Intaglios, sog. Gemmen (s. d.). Die Technik kommt mit der der Glasschleiferei (s. d.) theilweise insofern überein, als zur Bearbeitung der harten Materialien ebenfalls auch Schleifapparate angewendet werden, kleine Metallstifte od. Scheibchen, die mit dem Schleifmittel, Schmirgel od. Diamantenstaub versehen u., in rasche Rotation versetzt, gegen den Stein angedrückt werden. Auf diese Weise können aber immer nur mehr od. weniger große Partien des Steines hinweg genommen werden, für die feinste Ausarbeitung bleibt dann noch das Graviren mit dem Diamant übrig. Ueber das Schleifen der Edelsteine zu Schmucksteinen s. unter „Diamant“.

Steinschnitt, s. unter „Steinkrankheit“.

Steinthal, Haymann (Hajim), Sprachforscher, geb. zu Gröbzig (Anhalt) 16. Mai 1823; studirte 1843—47 in Berlin Philologie, habilitirte sich daselbst 1850, hielt sich 1852—55 behufs weiterer Studien in Paris auf, von wo er nach Berlin zurückkehrte, u. wurde 1863 dort außerord. Professor für allgemeine Sprachwissenschaften. Er schrieb: „Die Klassifikation der Sprachen“ (Berl. 1850; neue Aufl. unter dem Titel „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“, ebd. 1860); „Der Ursprung der Sprache“ (ebd. 1851; 2. Aufl. 1858); „Die Entwicklung der Schrift“ (ebd. 1852); „Das gegenseitige Verhältniß der Grammatik, Logik u. Psychologie“ (ebd. 1855); „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen“ (ebd. 1862 f.); „Philologie, Geschichte u. Psychologie in ihren gegenseitigen Beziehungen“ (ebd. 1864); „Die Mande-Negersprache“ (ebd. 1867); „Abriß der Sprachwissenschaften“ (ebd. 1871 f.) 2c. Auch giebt er seit 1859 mit Lazarus (s. d.) die „Zeitschrift für Völkerpsychologie u. Sprachwissenschaften“ (Berl.) heraus.

Steinwälzer (Strepsilas interpres), ein von den Polen bis zum Aequator, fast über den ganzen Erdkreis verbreiteter (daher auch „Dolmetscher“), 24 cm. großer Sumpfvogel, mit kuglig gewölbter Stirn, geradem, vorn etwas nach oben gebogenem Schnabel u. rothen Beinen. Derselbe lebt an Meeresufern von allerhand Gethier, das er durch geschicktes Umwälzen von Ufersteinen aufzufinden weiß; in Bewegungen u. Betragen überhaupt ähnelt er ganz dem Kiebitz. Er baut ein ganz rohes Nest am Gestade u. legt wenige mattgrüne dunkelgefleckte Eier, die sehr schmackhaft sind; sein zartes Fleisch ist ebenfalls geschätzt. Im Norden lebt er blos als Zugvogel, durch Deutschland kommt er im April u. August.

Steinway (spr. Stenuëh), eigentl. **Steinweg**, Heinrich, berühmter Pianofortefabrikant, geb. zu Seesen in Braunschweig 15. Febr. 1797; zeigte schon in früher Jugend große Neigung zur Musik u. verfertigte sich selbst Cithern u. Guitarren, trat dann bei einem Orgelbauer zu Goslar in die Lehre u. etablirte sich wenige Jahre später selbst als Pianofortefabrikant, siedelte aber 1850 mit seiner ganzen Familie nach New-York über. Hier arbeitete St. zunächst in verschiedenen Fabriken u. eröffnete erst 1853 eine Fabrik unter der Firma „St. & Söhne“. Schon 1855 stellte die Firma in der New-Yorker Industrieausstellung des „American Institute“ im Krystallpalast ein nach einem vollständig neuen System (dem überseitigen) gebautes Piano aus, welchem von der Jury einstimmig der erste Preis zuerkannt wurde. Die Erfindung u. die nach ihr gebauten Pianos bewährten sich glänzend u. fanden allseitige Nachahmung. Das Geschäft nahm nun einen raschen, großartigen Aufschwung, u. als vollends die St.'schen Instrumente auch auf den Weltausstellungen in London (1862) u. Paris (1867) den ersten Preis erhalten hatten, wurde die Firma „weltbekannt“. St. starb zu New-York in der Nacht des 6. Febr. 1871. Seine drei Söhne, Karl, Heinrich u. Albert, setzten das Geschäft fort, doch starben die beiden älteren bald nach des Vaters Tode u. der jüngste 14. Mai 1877. Zu den weiteren Vervollkommnungen, die das Pianoforte in der auch heute noch bestehenden Fabrik St.'s erfahren hat, gehört auch insbes. das Prolongationspedal, welches es ermöglicht, einzelne Töne, so lange als überhaupt die Saite tönt, fortklingen zu lassen.

Steinwein, einer der edelsten Mainweine, der in der Nähe von Würzburg am Steinberge (rechtes Mainufer) gebaut wird u. in eigenthümlichen kurzen, weitbauchigen flachen Flaschen versandt u. danach auch Bocksbeutel genannt wird. Er ist ein Weißwein von kräftigem Geschmack, viel Feuer u. intensivem eigenthümlichen Bouquet.

Steinzeit, s. „Kultur u. Kulturgeschichte“.

Steißfuß (Podiceps), ein schwanzloser Schwimmvogel mit gespaltenen Schwimmfüßen (deren unverbundene Zehen nämlich je einen ganzrandigen Hautsaum tragen). Man kennt an 20 Arten aus allen Zonen (darunter 5 deutsche), die (zumeist) auf Süßgewässern von Fischen, Insekten u. Wasserpflanzen leben. Die Häute der einen Art, des Haubentauchers (Pod. cristatus), kommen als Grebenhäute, bes. von den Schweizerseen her, in den Pelzhandel.

Stellaria, Sternkraut, Sternmiere, auch Vogelkraut; Pflanzengattung der Alsinaceen, deren Arten bei oft lanzettlichen, darum grasartigen Blättern einen niederliegenden Wuchs haben, damit häufig große Strecken einnehmen u. diese durch kleine weiße Blumensterne charakterisiren. Die Arten sind schon bei uns sehr zahlreich; sie gehören theils zu weit verbreiteten Ackerunkräutern, z. B. St. media (Vogelmiere, Mäusepeterich, Hühnerbiß 2c.), dagegen stellen z. B. St. nemorum (Hain-St.) u. St. Holóston (großblumiges St.) in feuchtem Gebüsch, St. glauca, graminea u. uliginosa auf feuchten Wiesen 2c. wirkliche Charakterpflanzen dar.

Stelzenadler, Stelzengeier, Sekretär oder Kranichfalke (Serpentarius secretarius), ein hellgrau befiederter Raubvogel, der den einen Namen seinen langen Beinen, den andern dem steifen Federbusch

am Hinterhaupt verdankt, den man der Feder verglich, die der Schreiber hinter das Ohr steckt. Der St. fliegt nur im Nothfalle, läuft aber mit großer Geschwindigkeit. Seine Nahrung besteht vorzüglich in Schlangen u. wurde er deshalb auch von seiner südafrikanischen Heimat nach Martinique geholt, um die gefährliche Lanzenschlange zu vertilgen.

Stelzenvögel, s. v. w. Sumpf-(od. Wad-)Vögel (s. d.).

Stelzhamer, Franz, oberösterr. Dialektdichter, geb. als Bauerssohn im Dorfe Großpiesenham bei Ried im Innviertel 29. Nov. 1802; besuchte 1816—24 zu Salzburg u. Graz das Gymnasium, studirte dann bis 1828 in Graz u. Wien die Rechte, war nachher ein paar Jahre lang Erzieher u. wollte hierauf Maler werden, entsagte aber wegen völliger Mittellosigkeit dieser Absicht, um dem Vater den Willen zu thun u. Geistlicher zu werden. Durch den geistlichen Beruf nicht befriedigt u. mit dem Vater zerfallen, schloß er sich 1833 einer wandernden Schauspielertruppe in Passau an, die nach einem Jahre bankrott wurde. Nun führte St., der bereits zahlreiche anmuthige Lieder in der Mundart seiner Heimat gedichtet hatte, ein unstetes Wanderleben von Ort zu Ort, seine Gedichte vortragend, u. als er einen Verleger gefunden, kehrte er heim, um seinen Liedern die letzte Feile zu geben, u. versöhnte sich mit dem strengen Vater, der bald danach starb. Der 1. Bd. seiner „Lieder in obderenns'scher Volksmundart" (Wien 1837; 2. Bd., ebd. 1844; 3. Bd., Regensb. 1846; 4. Bd., Linz 1868) verschaffte dem Dichter nähere Beziehungen zu den bedeutendsten Schriftstellern Wiens, wo er auch durch seinen lebendigen Vortrag viel Anklang fand. Nachdem er sich 1845 verheirathet hatte, nahm St. seinen Wohnsitz in Ried; Wittwer geworden, siedelte er 1860 nach Linz über. Inzwischen hatten ihm die oberösterr. Stände ein Jahrgeld von 600 Gulden bewilligt, das den Sorgen des unsteten Volkspoeten ein Ende machte. Als später dieses Gehalt aus Staatsmitteln auf 1000 Gulden erhöht worden, verheirathete sich St. 1868 zum zweiten Male. Nach einem glücklichen Lebensabende verschied er 14. Juli 1874 zu Henndorf, seinem letzten Wohnorte, gerade mit der Gesammtausgabe seiner Dichtungen beschäftigt. Wenige Volksdichter haben das Fühlen u. Denken ihres Volks so ursprünglich u. unverfälscht, so frisch u. lebendig zu verdolmetschen verstanden, wie der „Franz von Piesenham". Noch erschienen von ihm: „Prosa" (3 Bde., Regensb. 1845); „Heimgarten" (Erzählungen, 2 Bde., Pest 1846); „Jugendnovellen" (1. Bd., ebd. 1846; 2. Bd., Münch. 1853); „Politische Lieder" (Dialektdichtung, Linz 1848); „D'Ahnl" (Idylle, Wien 1851); „Das bunte Buch" (Stuttg. 1853); „Gambrinus" (Münch. 1853); „Liebe" (Dichtung, ebd. 1855); „Gedichte" (Gesammtausgabe, ebd. 1855); „Liebesgürtel" (Hochdeutsche Lieder, 2. Ausg., Presb. u. Lpz. 1876). — Vgl. Engl, „Franz St." (2. Aufl., Wien 1874).

Stempel, s. v. w. Pistill (s. d. u. „Staubgefäße").

Stempel nennt man jede zum Aufdrücken auf weiche Körper bestimmte Form. Die Kunst, diese Form in Stahl, od., wie es im Alterthum geschah, in gehärtetem Erz vertieft zu schneiden heißt Stempelschneidekunst. Die Abdrücke dieses St.s sind vorzugsweise die Münzen (s. d. u. „Numismatik"). Man verwendet jedoch auch die in Metall od. in Stein geschnittenen St. zur Herstellung von Abdrücken in Wachs, Teig, Siegellack 2c.; Abdrücke solcher Art heißen gewöhnlich Siegel (s. d.) u. die St. selbst, je nachdem sie gefaßt sind, Siegelringe oder Petschafte. Die wissenschaftliche Kenntniß der Siegel, insbesondere der historisch wichtigen Siegel, heißt Sphragistik.

Stempelsteuer, Stempelgebühren, sind Abgaben, die ihren Namen von der Form, von der Abstempelung, erhalten haben, in der die einzelnen Beträge erhoben, über die dadurch zugleich quittirt wird. Die Steuer (Stempelpflichtigkeit) erstreckt sich je nach den verschiedenen Ländern bald auf mehr, bald auf weniger Arten von solchen Schriftstücken, welche eine nöthigenfalls im Wege des Rechts zu erzwingende Verpflichtung eines od. mehrerer Kontrahenten aussprechen. Hierher gehören gerichtliche u. außergerichtliche Verträge u. Kontrakte, Wechsel, Aktien, Quittungen. Sodann aber unterliegen der St. häufig auch kirchliche Atteste, gerichtliche Beglaubigungen, Eingaben an die Behörden 2c. Die St. auf Kalender, Spielkarten, Zeitungen ist jedoch eigentlich nicht zu dieser Kategorie zu zählen, denn sie ist kaum etwas Anderes als eine wenn auch sehr hohe Gewerbesteuer, für welche nur die ebenso bequeme wie präzise Erhebungsweise der Stempelabgabe gewählt worden ist. Auch der Erbschaftsstempel steht mit der eigentlichen St. nur insoweit in Zusammenhang, als die Erhebung in der Regel in derselben Weise erfolgt; sonst ist die Erbschaftssteuer eine Vermögenssteuer, während die eigentlichen Stempelabgaben als Abgaben für schriftliche Aufzeichnungen angesehen werden, durch welche die Thätigkeit irgend einer Staatsbehörde im Interesse eines Einzelnen hervorgerufen wird (Eingaben an Staatsbehörden) od. doch hervorgerufen werden kann (Quittungsstempel, Wechselstempel, Stempel für schriftliche Verträge). Von diesem Gesichtspunkte aus haben die St.n eine gewisse Aehnlichkeit mit den Sporteln u. unterscheiden sich von diesen nur durch die Erhebungsweise. Die Entrichtung der St. erfolgt durch Stempelmarken od. durch Stempelpapier (Stempelbogen), indem entweder auf einer Urkunde, Quittung 2c. der zu entrichtende Stempelbetrag in Marken von dem betreffenden Werthe aufgeklebt od. zu dem Dokument die entsprechende Anzahl von Stempelbogen verwendet wird. Derartige Bogen u. Marken sind zu kassiren, d. h. von dem Abgabepflichtigen ist, sobald die Steuer entrichtet werden soll, unter Beachtung mancher oft recht penibeln Vorschrift auf der Marke od. auf dem Wappen des Stempelbogens, selbst mit Angabe des Datums, nicht selten auch des Orts u. der Unterschrift, zu vermerken, daß der Stempel als Abgabe verbraucht ist, um eine nochmalige Benutzung desselben unmöglich zu machen. Was die Berechnungsart u. die Höhe der St. betrifft, so werden theils die schriftlichen Aufzeichnungen in gewisse Steuerklassen gebracht, theils wird der Stempel nach dem Werthe ermittelt, den die Urkunde, der Wechsel u. s. w. repräsentiren, u. in Prozentsätzen dieses Werthes erhoben. Man unterscheidet deshalb den Klassenstempel u. den Werths- od. Gradationsstempel, doch sind beide Berechnungsweisen meist gleichzeitig in Uebung. — Die Hinterziehung der St. wird in den meisten Ländern mit einer Strafe belegt, die im mildesten Falle das 4—10fache des hinterzogenen Geldbetrages erreicht, hier u. da aber auch einer mit dem Stempel nicht versehenen Urkunde, Quittung 2c. ihre gerichtliche Beweiskraft abspricht. In letzterem Falle kann diese Strafe außerordentlich nachtheilig einwirken. — St.n lassen sich sehr leicht u. ohne nennenswerthen Aufwand erheben, sind verhältnißmäßig einträglich u. auch insofern zu rechtfertigen, als der Abgabenpflichtige im Stempel eine entweder schon geleistete od. noch zu leistende amtliche Thätigkeit der Behörden bezahlt, die dem Privaten zu seinem Rechte verhilft od. sein etwa später bedrohtes Recht sicherstellt. Schwierig ist allerdings, überall für die Höhe der St. das rechte Maß zu treffen, u. wird deshalb der St. nicht ohne Grund der Vorwurf der Ungerechtigkeit deshalb gemacht, weil für eine große Anzahl von stempelpflichtigen Rechtsgeschäften die vorausgesetzte Hülfe u. der Schutz des Staats nicht in Anspruch genommen zu werden brauchen u. demnach verlangt wird, daß schon für die eintretende Möglichkeit späterer staatlicher Einwirkung der Stempel — etwa als Versicherungsprämie eventueller Schadloshaltung — gezahlt werde. — St.n sind in allen modernen Staaten eingeführt. Sehr verbreitet sind sie in Großbritannien, das einen erheblichen Theil seiner Staatsausgaben durch die dort ziemlich hohe St. deckt, ebenso in Frankreich, Oesterreich, Rußland. In den deutschen Staaten sind die St.n bis jetzt noch nicht in gleichem Maße ausgebildet; manche Vorschriften, z. B. der Stempel für alle (auch die außergerichtlichen) Verträge, sind niemals streng gehandhabt worden; seitdem indessen alle Anzeichen vorhanden sind, daß sich das Deutsche Reich zur Aufbesserung seiner Einnahmen der St. bemächtigen werde, wird darin manche Aenderung zu erwarten sein.

Stenbock, Graf Magnus, schwed. Feldherr, Sohn des 1651 gegraften Feldmarschalls u. Reichsadmirals Gustav Otto **St.** (geb. auf dem väterlichen Gute Torpa 17. Sept. 1614, gest. zu Stockholm 24. Sept. 1685) aus dessen Ehe mit einer Tochter des berühmten Feldherrn Jakob de la Gardie, ward 12. Mai 1664 zu Stockholm geb.; diente zuerst in der schwed. Garde, trat dann in holländ. Dienste u. focht als Generaladjutant des Prinzen Ludwig von Baden in den Niederlanden u. am Rhein. Seit 1696 wieder in schwed. Diensten, kämpfte er unter Karl XII. bei Narwa mit, trug viel zur Niederlage der Sachsen an der Düna (9. Juli 1701) bei u. nahm 1702 Wilna. 1706 ward er Generalgouverneur in Schonen, das er durch seinen Sieg bei Helsingborg (28. Febr. 1710) von den Dänen befreite, welche daselbst eingefallen waren. Als Feldmarschall führte St. 1712 ein Schwedenheer nach Pommern, schlug bei Gadebusch im Mecklenburgischen die diesmal mit den Sachsen verbündeten Dänen aufs Neue, rückte nachher in Holstein ein u. ließ 9. Jan. 1713 Altona niederbrennen, sah sich aber 6. Mai durch ein dän.-russ.-sächs. Heer bei Tönningen zur Kapitulation gezwungen u. wurde kriegsgefangen nach Kopenhagen gebracht. Ein mißlungener Fluchtversuch hatte für ihn die härteste Behandlung zur Folge, der er 23. Febr. 1717 in der Festung Frederikshamn erlag. Während seiner Haft hatte er sich mit

Schnitzarbeiten in Elfenbein u. biographischen Aufzeichnungen beschäftigt, welch letztere später mit der Leiche seinem ältesten Sohne in Schweden ausgeliefert u. 1773 in Lönbom's „Anekdoten von berühmten u. ausgezeichneten Schweden" veröffentlicht wurden. Vgl. „Mémoires concernant Mr. le comte de St." (Frankf. 1745).

Stendal, Kreisstadt mit 12,870 E. (1875) in der Altmark, Reg.-Bez. Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen; liegt in 33 m. Seehöhe an der Uchte, einem linken Nebenflusse der Elbe, u. ist Knotenpunkt verschiedener Strecken (Berlin-Lehrte, Magdeburg-Uelzen-Bremen, St.-Wittenberge) an der Magdeburg-Halberstadter Eisenbahn. Die Stadt, einst Hauptstadt der Altmark, hat einen 1180 erbauten Dom u. 4 andere evangelische Kirchen u. 1 Synagoge, ein Gymnasium, ein Waisenhaus, eine Statue des hier geborenen J. J. Winckelmann; das ehemalige Schloß Kaiser Heinrich's IV. ist jetzt Schenke. Handel u. Industrie sind unbedeutend. — Nach St. nannte sich die Johanneische Linie der askanischen Markgrafen in Brandenburg.

Stenographie (nach dem griech. στενός, eng, γράφειν, schreiben), Engschrift, die Kunst, so schnell zu schreiben als man spricht, auch Tachygraphie, Brachygraphie, Okygraphie ꝛc. genannt, ward schon im klassischen Alterthum geübt. Ob diese Kunst zuerst in Griechenland od. in Rom aufgetaucht, darüber sind die Meinungen getheilt. Dafür, daß auch hierin die Griechen den Römern vorausgegangen, beruft man sich in der neuesten Zeit auf einen angeblich tachygraphische Noten enthaltenden Papyrus, während man andererseits der Ansicht ist, daß die Rolle des Gebens u. Nehmens in diesem einzelnen Falle gewechselt habe u. die Römer den Griechen als Vorbild dienten. Was die röm. St. anlangt, so erfahren wir aus Plutarch's Biographie des jüngeren Cato, daß eine Rede desselben dadurch erhalten worden sei, daß Cicero den gewandtesten Schreibern, welche unterwiesen worden waren, „mit in kleinen u. kurzen Zügen die Bedeutung vieler Buchstaben in sich fassenden Zeichen den Worten der Redner zu folgen", an verschiedenen Punkten der Kurie Plätze angewiesen hatte, u. unser Gewährsmann fügt hinzu: „denn noch hatten sie weder Geschwindschreiber ausgebildet, noch besaßen sie deren, sondern damals erst betraten sie, wie man sagt, diese Bahn". Das Jahr 63 v. Chr., in welchem jene wichtige Verhandlung gegen Catilina gepflogen ward, ist also als die erste auf das Vorhandensein einer St. in Rom hinweisende Thatsache anzusehen. Als Erfinder dieser röm. St. wird Cicero's talentvoller Freigelassener Marcus Tullius Tiro bezeichnet. Seine allerdings noch sehr unvollkommene, in späterer Zeit mehr u. mehr ausgebildete Geschwindschrift (Tironische Noten) bestand darin, daß entweder statt der Majuskeln nur ein Theil od. Theilchen so vieler Majuskeln geschrieben wurde, als zur Bezeichnung eines Wortes nöthig schienen, od. daß eine nicht selten überdies noch verkürzte od. vereinfachte Majuskel ein ganzes Wort vertreten mußte, od. daß zu den den Stamm eines Wortes bezeichnenden Buchstaben einzelne die Endung vertretende, kleiner gezeichnete, an verschiedenen Stellen des Stammes angebrachte Zeichen hinzutreten ꝛc.

A B C Ch D E F G

H I K L M N O P Ph

Q R S T V X Z

miles semper brevissimus loquitur.

Diese Tironischen Noten dienten vielfach zur Aufnahme von Verhandlungen im Senate, in Volksversammlungen u. vor Gericht, zur Fixirung dichterischer Improvisationen ꝛc. Was die Schnellschrift der Griechen betrifft, so wissen wir mit Bestimmtheit nur, daß sie im 3. Jahrh. n. Chr. geübt ward.

Ἄνδρα μοι ἔννεπε, μοῦσα, πολύτροπον, ὃς μάλα πολλὰ
πλάγχθη, ἐπεὶ Τροίης ἱερὸν πτολίεθρον ἔπερσεν·

Auch diese griechische Schnellschrift fand die mannichfachste Verwendung im öffentlichen Leben, u. nam. diente sie den Zwecken der christlichen Kirche. Der allgemeine Verfall der Künste u. Wissenschaften begrub auch diese alte Schnellschrift, deren Anwendung sich, nam. was die Tironischen Noten anlangt, nur noch bis ins 10. Jahrh. in einzelnen auf uns gekommenen Handschriften nachweisen läßt. — Was das Mittelalter anlangt, so ist in England schon in der 2. Hälfte des 12. Jahrh. von einem Mönche John of Tilbury der Versuch gemacht worden, ein vollständiges System der St., eine nova notaria, wie er sie im Gegensatz zur alten ars notaria nannte, herzustellen, eine Erfindung, die freilich über England hinaus kaum bekannt geworden ist, vielleicht gar nicht praktisch geübt worden sein mag. In seinem System bezeichnet eine Veränderung des Buchstaben l durch verschiedenen Ansatz eines Querstriches die Grundbuchstaben des Alphabets, u. aus demselben l werden durch verschiedene Stellung an- u. beigesetzter Punkte, runder u. geschwänzter, u. Striche die verschiedenen Notenfiguren u. sämmtliche Hülfszeichen gebildet.

a b c d e f g h i l m n o p q r s t u

amo amas amat amamus amatis

amant amabam amabamus.

Ferner wissen wir, daß die Vorträge der Glossatoren im 13. u. 14. Jahrh. n. Chr. sowie die Predigten des heiligen Bernhardin von Siena und Savonarola's wortgetreu aufgeschrieben worden sein sollen. Auch will man in Vers 133 (Paradies, Gesang 19) der „Göttlichen Komödie" Dante's einen Fingerzeig dafür finden, daß im 13. Jahrh. bereits die St. in Italien verbreitet gewesen sei. Das Land, in welchem die Geschwindschrift zu neuem Leben erwachte, ist England. Die frühesten Spuren stenographischer Systeme zeigen sich hier in den Schriften von Ratcliff, Bright u. Bales (1588–90). Der Erstere gab in seinem Werke „A new Art of Short and Swift Writing" unter Beibehaltung der gewöhnlichen Schriftzeichen ein bloßes Abbreviaturverfahren, das sich auf Nichtbezeichnung der Selbstlaute u. bloße Andeutung der phonetisch wichtigsten Silben u. Buchstaben beschränkte, an die Hand, u. die beiden Letzteren wählten in ihren Schriften allerlei willkürliche Zeichen zur Andeutung der einzelnen Wörter. Von diesem Anfangspunkte bis zur jüngsten Vergangenheit ist die hier einschlagende Literatur der Engländer eine so reiche, daß es hier nur gestattet sein wird, der wichtigsten Werke zu gedenken. In John Willis' „Art of Stenography" begegnen wir zuerst einem stenographischen Alphabet. Große Verdienste um die Fortbildung der Shorthand erwarben sich Mason (1682) u. Taylor (1786), dessen Methode durch Uebertragung auf verschiedene europäische Sprachen eine große Tragweite erlangte, u. in neuester Zeit Isaac Pitman, dessen Phonographie, od. auf einer Reform der Orthographie basirende Modifikation des Taylor'schen Systems sich über England, seine Kolonien u. die Ver. Staaten Nordamerika's in einer Weise verbreitet hat, wie kein englisches System vorher.

John Willis:

a b c d e f g h i j k l m

n o p q r s t u v w x y z.

Taylor:

O come let us sing unto the Lord

let us heartly rejoice in the strength of our Salvation.

Isaac Pitman:

The advantage of a practical acquaintance with the stenographic art to individuals in all situations of life etc.

In **Frankreich** war die erste Erscheinung auf stenographischem Gebiete Cossard's „Méthode pour escrire aussi vite qu'on parle", der 30 Jahre später des Schotten Ramsay Tacheographie folgte, die, vielmals neu aufgelegt, auch nach Deutschland ihren Weg fand. Von den auch in Frankreich seit dem 18. Jahrh. zahlreich auftretenden stenographischen Schriftstellern haben wir nur Bertin, der 1794 Taylor's System auf seine

Muttersprache übertrug, u. Prévost zu erwähnen, dessen zuerst 1827 publizirte Methode ebenfalls auf englischer Grundlage ruht u. in der neuesten Zeit durch Delaunay wesentliche Verbesserungen erfahren hat, sowie die 1868 an die Oeffentlichkeit getretene St. Duployé's.

Bertin:

Si les richesses pouvaient seulement nous donner un sixième sens, elles mériteraient notre envie.

Prévot Delaunay (Notre Père).

Duployé.

In Spanien gebührt das Verdienst, der St. Eingang verschafft zu haben, Francisco de Paula Marti, dem es 1800 gelang, das öffentliche Interesse für diese Kunst rege zu machen, u. dessen System mit einigen Modifikationen auch heute noch zahlreiche Anhänger zählt. Auf wesentlich anderen als engl. Grundlagen beruhen die späteren Erscheinungen, nämlich Aguirrezabal's „Nuevo sistema de Taquigrafia" (1863) u. Garriga's „Taquigrafia" (1864), welches letztere System dem Marti'schen erfolgreiche Konkurrenz zu machen beginnt. In **Portugal** war es ein Sohn des bewährten Francisco de Paula Marti, der dort die St. einführte. In **Italien** ist **Molina** als der Erste zu nennen, der in der neueren Zeit sich mit der Herstellung eines stenographischen Systems beschäftigt hat. Seine „Scrittura elementare" (1797) fand aber so wenig Anklang, daß sein Werk fast schon vergessen ist. Im J. 1809 übertrug Amanti die Taylor-Bertin'sche Methode auf das Italienische, für deren Vervollkommnung später eine Reihe von Schriftstellern — unter ihnen sind nam. Delpino u. Tealdi zu nennen — thätig waren. In der neuesten Zeit hat die Noë'sche Uebertragung des deutschen Systems von Gabelsberger die Nachbildungen der Taylor'schen St. fast ganz aus der Praxis u. aus den Unterrichtsanstalten verdrängt. Die erste **niederländ.** St. ging von einem Rotterdamer Kaufmann, Reyner, aus, der sich dabei an engl. Vorgänger anlehnte. Noch jetzt ist in Holland eine Nachbildung eines engl. Musters in Uebung. Gabelsberger's deutsches System fand durch einen Stenographen der Generalstaaten, Namens Rictitav, Anwendung auf das Holländische. In **Schweden** u. **Norwegen** sind, wie in **Dänemark**, nachdem sich die vorher üblich gewesenen Adaptationen engl. Systeme als unzureichend erwiesen, ebenfalls Uebertragungen des deutschen Gabelsberger'schen Systems für die Praxis von den Land- u. Reichstagen adoptirt worden. In **Finnland** werden die in finnischer Sprache gepflogenen Verhandlungen des Bauernstandes von Stenographen aufgenommen, die wiederum eine Uebertragung des Gabelsberger'schen Systems befolgen. Ebenso hat sich in **Rußland**, nachdem die früher dort aufgetauchten Methoden eines Korff (1820) u. Iwanin (1859) sich in der Praxis wenig bewährt, nam. das Gabelsberger'sche System in den Uebertragungen von Dr. Olchin u. von Baron v. Tornauw u. Zeibig neben dem Stolze's nach Paulsson u. Messer heimisch gemacht. In den übrigen **slavischen Ländern** in Böhmen, Mähren, Kroatien, Serbien 2c., prävaliren die Uebertragungen von Gabelsberger's System auf diese Sprachen. In **Griechenland** gilt die **Mindler**'sche Uebertragung des Gabelsberger'schen Systems in der Praxis, u. in **Ungarn** hat die **Markovits**'sche Uebertragung des oft genannten Systems der **Fenyvessy**'schen Adaptation des Stolze'schen Systems erfolgreiche Konkurrenz in der Praxis gemacht. In **Rumänien** hat zur Zeit noch eine Uebertragung des Taylor'schen Systems in der Landtagspraxis die Oberhand, jedoch gewinnt Gabelsberger's Schöpfung immer mehr Boden, ebenso wie in der **Schweiz**, wo sie allerdings in dem Stolze'schen System einen nicht zu unterschätzenden Rivalen hat. Was endlich Deutschland anlangt, so sind die ersten nennenswerthen Versuche, zu einer Geschwindschrift zu gelangen, die Mosengeil's in Meiningen (1796) u. nam. sodann Horstig's in Bückeburg (1797), welche Beide ebenfalls englische Systeme sich zum Vorbild nahmen.

Horstig.

d t — n — b p — l — f v — s — h — g j

w — sch — ch — k — m — z — r

Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht,

Pflücket die Rose, eh' sie verblüht.

Die Zahl der in unserem Vaterlande aufgetauchten stenographischen Systeme ist eine überaus große; indessen ragen unter ihnen nur eigentlich drei hervor, die **Redezeichenkunst Gabelsberger's** (1834), die **deutsche Kurzschrift Stolze's** (1842), u. die sog. **rationelle St. von Arends**. — Vergl. Zeibig, „Geschichte u. Literatur der St." (2. Aufl., Dresd. 1878).

System Gabelsberger. — System Stolze. — System Arends.

Nr. 5110—12. Schriftprobe für die bestehenden drei Hauptsysteme der deutschen Stenographie.
A. A. im Jahre 1844 in Königsberg | verweilte, fand er die Stadt voll Jubel und [illegible] | Sie feierte das Turnfest, und die Vater|landsliebe, die echt deutsche Gesinnung, die überall | hervorbrechende Sympathie für eine große Einigung | aller deutschen Stämme machte auf den Rückkehrenden || den mächtigsten erhebendsten Eindruck und fand || einen reinen, vollen Widerhall in seinem allem Guten, Schönen und || Großen zujauchzenden Herzen. Wie innig mag er den deutschen, | den heimatlichen Boden begrüßt haben, der ihn | wieder aufgenommen! Was in solchen Stunden das Herz | des edlen Menschen fühlt, wer möchte sich der | Mühe unterstehen es zu beschreiben?

Sten Sture, Reichsvorsteher von Schweden, war durch seine Mutter, Brigitte, ein Neffe von König Karl Knudsen u. vertheidigte nach dessen Tode im Bündniß mit den Daletarlen u. der Hauptstadt Stockholm die nationale Selbständigkeit Schwedens gegen Dänemark.

In der Schlacht am Bruntenberge 10. Okt. 1471 schlug er Christian I. zurück, so daß dieser den schwedischen Boden nicht mehr betrat; aber Johann (1481—1513) wußte 1483 den Rezeß von Calmar zu erlangen, durch welchen auch die schwedischen Stände die Union unter der Bedingung anerkannten, daß der König jedes der drei Reiche durch „gute einheimische Männer" führe. Vergeblich suchte derselbe König durch einen Sieg über die Dalekarlen ebenfalls am Bruntenberge, 28. Okt. 1497, den Adel „von St.'s Tyrannei zu befreien"; er zog es vor, sich mit ihm zu verständigen u. mit der Würde eines Reichshofmeisters zu bekleiden. Dennoch wurde St. schon 1501 (29. Juli) wieder zum Reichsvorsteher erwählt, ließ die Königin im Schloß zu Stockholm gefangen halten, warf alle Aufstände des Adels nieder u. starb, als er auf Verlangen der Lübecker die Königin zurücklieferte u. ihr selbst das Geleite gab, in Jonköping 13. Dez. 1503. Während seiner Regierung wurde auf Verlangen der Bürger u. Bauern 1471 die alte Verordnung abgeschafft, daß von den Bürgermeistern u. Rathsherren in den Städten die Hälfte Deutsche (Adlige) sein sollten, u. 1477 durch den Erzbischof von Upsala die Universität gegründet, von St. selbst Buchdruckereien u. eine Landesbibliothek. — **St. St.**, der Jüngere, der Sohn Swante's, welcher dem Vorigen 1504—12 als Reichsvorsteher gefolgt war, erhielt dieselbe Würde 23. Juli 1512, gerieth aber bald mit dem Erzbischof Gustav Trolle in Konflikt, der das Interesse des Unionskönigs vertrat. Als er den Ersteren entsetzt, den König Christian II. 22. Juli 1518 bei Brännkyrka geschlagen hatte, überlistete ihn dieser bei den Verhandlungen, nahm die Geiseln (darunter Gustav Wasa) gefangen u. ließ durch Trolle sich die Vollstreckung des Bannes u. Interdiktes in Schweden auftragen. Auf dem Eise des Sees Asunden bei Bogesund wurde St. St. verwundet u. starb auf dem Wege nach Stockholm, das er noch retten wollte, 3. Febr. 1520. — Vergl. Geijer, „Geschichte Schwedens" (Bd. I, deutsch 1832).

Stentor heißt bei Homer (Il. 5, 785) ein Grieche vor Troja, dessen Stimme so gewaltig war, daß sie die von 50 Männern übertönte; daher Stentorstimme s. v. w. ungewöhnlich starke Stimme.

Stenzel, Gustav Adolf Harald, verdienter Historiker, geb. zu Zerbst 21. März 1792; studirte seit 1810 Philologie u. dann ausschließlich Geschichte, machte 1813 als freiwilliger Jäger den Krieg gegen Frankreich mit u. ward im Dez. beim Sturm auf das Dorf Sehestedt bei Kiel schwer verwundet. Seit 1815 Privatdozent der Geschichte in Leipzig u. seit 1817 in Berlin, ging er 1820 als außerord. Professor nach Breslau, wo er 1821 auch die Leitung des schles. Provinzialarchivs übertragen erhielt, ward 1827 zum ord. Professor u. 1832 zum Geheimen Archivrath ernannt, saß 1848 als Abgeordneter im Frankfurter Parlament u. war 1849 Mitglied des Volkshauses beim Erfurter Reichstag sowie später Mitglied der preuß. II. Kammer u. starb zu Breslau 2. Jan. 1854. Seine Hauptwerke bilden die „Geschichte Deutschlands unter den fränk. Kaisern" (2 Bde., Lpz. 1827 f.), die „Geschichte des preuß. Staates" (5 Bde., Hamb. 1831—56) u. die unvollendet gebliebene „Geschichte Schlesiens" (Bd. 1, Bresl. 1853). Außerdem verfaßte er: „Geschichte der deutschen Kriegsverfassung" (Berl. 1819), „Handbuch der anhaltischen Geschichte" (Dessau 1820, Anhang dazu, Lpz. 1824), „Grundriß u. Literatur zu Vorlesungen über deutsche Staats- u. Rechtsgeschichte" (Bresl. 1832) ꝛc. Ferner gab er heraus: „Urkundensammlung zur Geschichte des Ursprungs der Städte u. der Einführung u. Verbreitung deutscher Kolonisten u. Rechte in Schlesien u. der Oberlausitz" (in Gemeinschaft mit Tzschoppe, Hamb. 1832), „Scriptores rerum Silesiacarum" (2 Bde., Bresl. 1823—40) u. „Urkunden zur Geschichte des Bisthums Breslau im Mittelalter" (ebd. 1845).

Stephan ist der Name von neun, nach anderer Zählung zehn röm. Päpsten: **St. I.** aus Rom (253—257) versuchte vergeblich im Streit mit Cyprian von Karthago u. A. die Giltigkeit der von Ketzern vollzogenen Taufe durchzusetzen u. hob deshalb sogar die Gemeinschaft mit der nordafrikanischen Kirche auf. Als Märtyrer u. Heiliger wird er am 2. Aug. gefeiert. (**St. II.** starb wenige Tage nach seiner Erwählung Ende März 752. Nach seiner Mitzählung od. Auslassung richten sich die Zahlen bei den folgenden Päpsten.) **St. III.** (od. II.), 752—757, salbte Pipin den Kleinen zum Könige der Franken, weil er ihn von dem Langobarden Aistulph befreit u. ihm das sog. Exarchat (die Grundlage des nachmaligen Kirchenstaats) zum weltlichen Besitz übergeben hatte. — **St. IV.** aus dem Orden der Benediktiner war Papst 768—772 u. mußte gleichfalls die Hülfe der Frankenkönige gegen den Langobarden Desiderius in Anspruch nehmen. Im Gegensatz zur Griechischen Kirche billigte er den Bilder- u. Heiligendienst auf dem Laterankonzil von 769. **St. V.** aus Rom regierte nur einige Monate, von 816 bis Januar 817. Von ihm ward Ludwig der Fromme zum Kaiser gekrönt. — **St. VI.** (885—891) errang im Streite mit der Griechischen Kirche einige Zugeständnisse von dem byzantinischen Kaiser Leo VI. u. behauptete sich siegreich gegen den fränkischen Kaiser Karl d. Dicken, der ihn wegen mangelnder weltlicher Bestätigung nicht anerkennen wollte.
St. VII. regierte nur wenige Monate 897, ließ seinen Vorgänger Formosus nachträglich verdammen u. übte sogar grausame Rache an dem Leichnam desselben. Er selbst wurde von seinen Feinden im Gefängniß erdrosselt u. von seinem dritten Nachfolger gleichfalls verdammt. — **St. VIII.**, Papst unter der sog. Pornokratie der Theodora u. Marozia, 929—931. — **St. IX.**, ein Verwandter Kaiser Otto's I., regierte 939—942. — **St. X.**, eigentlich Friedrich aus dem Geschlechte der Herzöge von Lothringen, betheiligte sich 1054 als Kardinal u. Kanzler des Papstes Leo IX. an der Exkommunikation der Griechischen Kirche in Konstantinopel, wurde dann Abt des Klosters Monte Cassino u. 1057 auf Betrieb Hildebrand's (nachmals Gregor VII.) Papst. In dessen Sinne unternahm er sogleich den Kampf gegen den Aemterhandel u. die Unsittlichkeit der Priester, starb aber schon nach acht Monaten 1058.

Stephan Franz Viktor, Erzherzog von Oesterreich, der letzte Palatin Ungarns, ward geb. 14. Sept. 1817 als einziger Sohn des seit 1796 als Palatin von Ungarn fungirenden trefflichen Erzherzogs Joseph (geb. 9. März 1776, gest. 13. Jan. 1847) aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin Hermine von Anhalt Bernburg-Schaumburg (geb. 2. Dez. 1797). Seine Geburt — er war ein Zwillingskind — kostete der Mutter das Leben; 1819 schloß der Vater eine dritte Ehe mit der Prinzessin Marie Dorothee von Württemberg. Gut beanlagt u. eben so gut erzogen, entwickelte sich St. zu einer überaus liebenswürdigen, edlen u. humanen, daher auch allbeliebten Persönlichkeit. Schon bei der furchtbaren Ueberschwemmung, die im März 1839 Pest heimsuchte, gewann er sich die Herzen der Ungarn durch sein muthvolles Bemühen für Rettung der Unglücklichen. Nach einer Reise durch Deutschland 9. Dez. 1843 als Landeschef mit der politischen Verwaltung Böhmens betraut, erregte er durch seine liberalen Anschauungen das größte Staunen des alten Metternich. Als 1847 sein Vater gestorben war, machte Kaiser Ferdinand ihn, Metternich zum Trotz, zum stellvertretenden Palatin. Daher nahm der ungar. Reichstag im Nov. 1847 von der gewöhnlichen Palatinatswahl Umgang u. wählte den Erzherzog St. in bes. enthusiastischer Form. Aber wenige Monate reichten hin, den Erzherzog um seine Popularität zu bringen. Und doch that derselbe in jenen 48er März- u. Apriltagen, wo es sich um die Bildung des Ministeriums Batthyanyi handelte, Alles, was von einem österr. Erzherzog billigerweise verlangt werden konnte. Fortwährend zwischen Pest u. Wien vermittelnd, suchte er eher den Wünschen der Ungarn als denen der Hofburg zur Erfüllung zu verhelfen, ja er erwirkte sogar vom Kaiser die Bestellung eines eigenen, auch das Finanz- u. Militärwesen umfassenden Ministeriums für Ungarn. Als er schließlich sah, daß nichts mehr den Bürgerkrieg verhindern konnte u. sein Einfluß gebrochen war, begab er sich heimlich nach Wien, wo er 24. Sept. 1848 das Palatinat niederlegte, u. zog sich nach Schaumburg, seinem mütterlichen Erbgute an der Lahn, zurück. Fast vergessen starb er 19. Febr. 1867 zu Mentone.

Stephan, Heinrich, der erste Generalpostmeister des neuen Deutschen Reichs, geb. zu Stolp in Hinterpommern 7. Jan. 1831 als Sohn eines Handwerkers; besuchte das dortige Gymnasium und trat nach bestandener Abgangsprüfung 1848 zum Postfache über, das in ihm einen seinen genialsten Förderer gewinnen sollte. Nach nur kurzer Thätigkeit im Postaufsichtsdienste wurde er 1856 als geheimer Expeditionssekretär ins Generalpostamt zu Berlin berufen,

u. rückte bereits 1858 zum Postrath, 1863 zum Oberpostrath u. 1865 zum Geh. Postrath sowie zum Mitglied des Generalpostamts auf. Wegen seiner reichen Sprachkenntnisse wurde er nun insbes. mit dem Abschluß von Postverträgen mit auswärtigen Staaten betraut; auch die Ueberführung des Thurn u. Taxis'schen Postrechts an Preußen durch den Vertrag vom 28. Jan. 1867 war sein Werk. u. 1. Mai 1870 erfolgte seine Ernennung zum Generalpostdirektor für den Norddeutschen Bund. Bald darauf bot ihm der Deutsch-franz. Krieg Gelegenheit, eine glänzende Probe seines eminenten Organisationstalentes zu geben; die von ihm eingerichtete Feldpost, zu der im Ganzen ein Personal von 2140 Beamten &c. gestellt wurde, u. die 5100 Km. Postrouten mit 411 Postanstalten auf franz. Gebiet umfaßte, leistete die besten Dienste; außerdem hatte er auch das Postwesen im Elsaß, in Lothringen u. den okkupirten Departements zu organisiren. Nach Errichtung des Deutschen Reichs u. der damit zusammenhängenden, mit vielfachen Schwierigkeiten verknüpften Verschmelzung der Postinstitute in den verschiedenen deutschen Staaten zu einer einheitlichen Staatsverkehrsanstalt, der Reichspost, als kaiserlicher Generalpostdirektor an deren Spitze gestellt, rief St. zunächst



Nr 5113. Heinrich Stephan, geb. 7. Jan. 1831

eine Reihe von Reformen u. Verkehrserleichterungen ins Leben: einheitliche Regelung der Postgesetzgebung für das gesammte Reichsgebiet, Einführung der von ihm erfundenen u. schon 1865 auf den Karlsruher Postkonferenzen in Anregung gebrachten Korrespondenzkarte, Erleichterung des internationalen Postanweisungsverfahrens, Einrichtung der Bücherbestellzettel für den literarischen Verkehr, Herabsetzung des Porto für Sendungen unter Band u. für Bücher, Einführung des einheitlichen billigen Packetporto, sowie des für den schnellen Geldumsatz so wichtigen Postauftragwesens, Erleichterungen beim Zeitungsabonnement &c. Weiter richteten sich seine Bestrebungen auf die Besserung der materiellen Lage u. auf die geistige u. sittliche Hebung des Postbeamtenstandes, so durch Aufbesserung der Beamtenklassen in den Etats, durch die Gründung von Postspar- u. Vorschußvereinen, Kleiderkassen u. der Kaiser-Wilhelms-Stiftung für Reichspostbeamte, durch Maßregeln zur Erleichterung der Lebensversicherungen, zur Beschaffung guter Bücher u. die Herausgabe einer postalischen Zeitschrift („Deutsches Postarchiv"). Inzwischen reifte in St. der große Gedanke eines Weltpostvereins, mit dessen Plane sich der internationale Postkongreß zu Bern beschäftigte, u. der 1874 zur Thatsache wurde. Im Febr. 1875 (nach Meydam's Tode) ward St. auch General-Telegraphen-Direktor für das Deutsche Reich, u. im Dezember dess. Jahres erhielt er den Titel eines Reichsgeneralpostmeisters. Im Telegraphenwesen traf er in kurzer Zeit umfassende Verbesserungen: die Anzahl der Telegraphenämter des Reichs vermehrte er in drei Jahren von 1686 auf 3332; gleichzeitig führte er die unterirdischen Telegraphenlinien u. die Rohrpost ein u. beseitigte durch eine Reihe präventiver Maßregeln das Defizit der Reichstelegraphen-Verwaltung, welches sich zuletzt auf 3 Mill. Mk. jährlich belaufen hatte. Der von ihm eingeführte Worttarif hat in Europa bereits vielseitige Verbreitung gefunden; auf seiner Grundlage wird eine allgemeine Reform der internationalen Telegraphie stattfinden. Seine außerordentliche amtliche Thätigkeit hat St. nicht verhindert, sich auch als Schriftsteller einen Namen zu machen; abgesehen von zahlreichen kleineren Schriften, von denen nur „Weltpost u. Luftschiffahrt" (ein Vortrag, Berl. 1874), ferner „Das Verkehrsleben im Alterthum u. im Mittelalter" (in Raumer's „Historischem Taschenbuch") erwähnt sein möge, sind seine „Geschichte der preuß. Post" (ebd. 1859) u. „Das heutige Aegypten" (Lpz. 1872) besonders hervorzuheben. Hierbei mag endlich seines Strebens gedacht werden, durch seine Vorschriften über postalische Bezeichnungen u. Ausdrücke die deutsche Sprache von Fremdwörtern zu reinigen. Durch königliche Verordnung vom 30. Nov. 1872 ward St. ins preuß. Herrenhaus berufen, zu dessen freisinnigeren Mitgliedern er gehört. Die philosophische Fakultät in Halle verlieh ihm 30. Okt. 1873 das Ehrendoktordiplom.

Stephanie, Louise Adrienne Napoleone, Großherzogin von Baden, geb. 28. Aug. 1789 als älteste Tochter des Grafen Claude Beauharnais (s. d.) u. dadurch Stiefnichte Napoleon's I., wurde 1806 von Napoleon adoptirt, zur kaiserlichen Prinzessin erhoben u. 8. April desselben Jahres mit dem Erbgroßherzog Karl Ludwig Friedrich von Baden vermählt. Seit dem 1811 erfolgten Regierungsantritt des Letzteren Großherzogin von Baden u. seit 8. Dez. 1818 Witwe, lebte sie als solche zurückgezogen in Mannheim u. Baden-Baden. Ende 1859 ging sie zur Kur nach Nizza, wo sie 29. Jan. 1860 starb. Ihre beiden Söhne starben schon in der Wiege (der von Anselm v. Feuerbach ausgesprochene Verdacht, daß mit dem ältesten derselben der Findling Kasper Hauser [s. d.] identisch gewesen, ist neuerdings gründlich widerlegt worden). Von ihren 3 Töchtern war die älteste, Louise Amalie Stephanie (geb. 1811, gest. 1854), seit 1830 mit dem 1877 verstorbenen Prinzen Gustav v. Wasa vermählt, von dem sie sich aber 1844 scheiden ließ (der einzige Sproß ihrer Ehe ist die Königin Carola von Sachsen); die zweite, Josephine Friederike Louise (geb. 1813), ist seit 1834 die Gemahlin des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen; die dritte, Marie Amalie Elisabeth Karoline (geb. 1817), war seit 1843 mit dem 11. Herzog von Hamilton (s. d.) vermählt, der 1863 starb. Eine 1850 geb. Tochter der Letzteren, Marie, vermählte sich 1869 mit dem Erbprinzen Albert von Monaco (geb. 1848), doch gestaltete sich diese Ehe bald so unglücklich, daß die Prinzessin schon 4 Monate später ihren Gemahl u. den Hof verließ, um sich nach Baden-Baden zu begeben, wo sie 1870 einen Sohn, den Prinzen Ludwig, gebar. Diesen suchte ihr der Vater im Frühjahr 1872 in Florenz gewaltsam entreißen zu lassen; indeß fand die Mutter Hülfe u. Rath bei der damals in Florenz anwesenden russ. Großfürstin Olga, u. auch den Schutz der Gerichte, so daß sie endlich mit ihrem Kinde wieder nach Deutschland zurückkehren konnte.

Stephansorden, s. „Orden" (Oesterreich).

Stephanus heißen drei Heilige der Kathol. Kirche: 1. **St.**, Diakon der ältesten christl. Gemeinde zu Jerusalem, um 36 n. Chr. unter dem Beifall des Apostels Paulus (damals Saulus) von den Juden gesteinigt (vergl. Apostelgesch. 6, 5—8, 2). Als „erster Märtyrer" der christl. Kirche wird St. gleich nach dem Christtage 26. Dez. gefeiert. — 2. **St.** der Papst, s. „Stephan I." — 3. **St. I.**, König von Ungarn, geb. 961, Sohn des Königs Geysa, hieß eigentlich Voik u. wurde erst bei seiner Taufe durch den Bischof Adalbert von Prag 994 St. genannt. Nach seiner Thronbesteigung erzwang er in blutigem Kampfe mit seinem Verwandten Kuppa die Taufe aller Magyaren u. die Freilassung der christlichen Sklaven, befestigte das Christenthum durch Lehre u. Beispiel u. wurde dafür 1000 n. Chr. von Papst Sylvester II. zum Apostel Ungarns ernannt u. zugleich in päpstlichem Auftrage zum König gekrönt. Als solcher behauptete er sich auch gegen das heidnische Siebenbürgen u. verleibte dasselbe sogar seinem Reiche ein.

Er starb 1038 u. wurde 1108 von Gregor VII. heilig gesprochen. Sein Gedächtnißtag ist der 2. Sept. Seit ihm führen die Könige von Ungarn den Titel „Apostolische Majestät“.

Stephanus, eigentlich **Estienne** (Étienne), Name einer berühmten franz. Buchdrucker- u. Gelehrtenfamilie. Henricus **St.** (Henri E.), geb. um 1460, gest. 1520; gründete 1501 die Druckerei zu Paris, wo er mit den berühmtesten u. freisinnigsten Männern befreundet war; zu seinen Korrektoren gehörte Beatus Rhenanus. Nach seinem Tode führte der zweite Gatte seiner Frau, Simon de Colines (Colinaeus), die Druckerei bis zur Großjährigkeit von Robertus **St.** (Robert E.), zweitem Sohne des Vorigen, fort. Dieser, geb. 1503 zu Paris, erwarb sich die gründlichste Kenntniß der altklassischen Sprachen sowie des Hebräischen, u. gab bereits 1523 eine griech. Ausgabe des Neuen Testaments heraus, die an Korrektheit alle früheren übertraf u. wegen ihres handlichen Formats sehr gefiel. Nachdem er die gelehrte Tochter des Buchdruckers Jodocus Badius Ascensius, Namens Petronella, geheirathet hatte, übernahm er die Offizin seines Vaters, aus der dann viele ausgezeichnete Drucke hervorgingen, so nam. seine von ihm selbst auch mit Anmerkungen u. Vorreden versehenen Ausgaben griech. u. röm. Klassiker, eine lat. Bibel (1532) u. sein „Thesaurus linguae Latinae“ (1. Ausgabe, 1534). Durch seine Bibelausgaben, wie dadurch, daß er sich der Reformation zugewandt hatte, zog er sich Verfolgungen des Klerus u. der Sorbonne zu, gegen die ihn nur die Gunst König Franz' I. u. sein Versprechen schützte, nichts mehr ohne Genehmigung der Sorbonne zu drucken. Franz I. ernannte ihn 1539 zum königl. Buchdrucker für das Lateinische u. Hebräische u. ließ ihm neue schöne Matrizen gießen. Nach des Königs Tode siedelte St. nach Genf über (1552), wo er zur Reform. Kirche übertrat. Dort richtete er wieder eine Druckerei ein, aus der insbes. hervorgingen: eine vierte Ausgabe des Neuen Testaments (mit der Vulgata u. der in Verse abgetheilten Uebersetzung des Erasmus), eine franz. Bibel, eine glossirte lat. Bibel u. viele Schriften Calvin's. Sein Wahlspruch lautete: „Plus olei quam vini“; daher bestand auch sein Druckerzeichen in einem von einer Schlange umwundenen Oelzweige u. dann in der Oliva Stephanorum, einem gepfropften Oelbaum, dessen wilde Zweige zur Erde fallen u. unter dem ein Mann steht. St. starb zu Genf 7. Sept. 1559. Vgl. Crapelet, „R. Étienne imprimeur royal“ (Par. 1839). Carolus **St.** (Charles E.), jüngerer Bruder des Vorigen, leitete seit Robert's Weggange von Paris die dortige Druckerei bis 1561 u. starb 1564 im Schuldgefängnisse. Der älteste Bruder, Franciscus **St.**, war gleichfalls Buchdrucker. — Henricus **St.** (Henri E.), älterer Sohn des Robert St., geb. 1528 zu Paris, bildete sich früh zu einem tüchtigen Hellenisten aus, so daß er seinen Vater bei den späteren Ausgaben des Neuen Testaments unterstützen konnte, hielt sich längere Zeit in Italien auf, bereiste auch England u. Flandern, folgte seinem Vater nach Genf, ging aber bald wieder nach Italien, wo er in Rom einen Theil des „Diodorus Siculus“ auffand. 1557 gründete er ein selbständiges Geschäft in Paris u. da er in demselben von dem Augsburger Patrizier Ulrich Fugger mit Geld unterstützt wurde, nannte er sich bis zu dessen Tode einen Buchdrucker Fugger's. Als sein Vater gestorben war, vereinigte er dessen Offizin in Genf mit der seinigen. Wegen verschiedener Bücher gerieth er aber mit den Genfer Behörden in ernste Konflikte, deren üble Folgen (Ausschließung vom Abendmahl, Ausstoßung aus dem Großen Rath ꝛc.) seine Thätigkeit beeinträchtigten. Dazu kamen die großen Kosten seiner Unternehmungen u. Reisen, u. so waren seine Verhältnisse ziemlich zerrüttet, als er im März 1598, auf der Rückreise von Montpellier begriffen, im Spital zu Lyon starb. Er vollendete den schon von seinem Vater begonnenen „Thesaurus linguae Graecae“ (1572; neueste Bearbeitung, 8 Bde., Par. 1831—57), durch den der erste Grund zu einem umfassenden griech. Wörterbuch gelegt wurde, u. gab heraus: „Sammlungen der griech. Wörterbücher u. Grammatiker (als Anhang zum „Thesaurus“), der griech. Rhetoren, der griech. u. der röm. Geschichtschreiber, der griech. Redner u. Dichter, der griech. Aerzte“ ꝛc. Vgl. Passow, „Heinrich St.“ in Raumer's „Historischem Taschenbuch“ (1831). Paulus **St.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Genf 1566, gest. um 1627, erhielt gleichfalls eine gelehrte Bildung u. leitete das väterliche Geschäft in Genf 1593 bis 1626; erst in letztgenanntem Jahre wenigstens wurde es an die Gebrüder Chouet verkauft, obwol St. schon 1605 nach der ihm mit zur Last gelegten Ueberrumpelung Genfs durch die Savoyer hatte flüchten müssen. Sein Sohn Josephus starb 1629 als Drucker in La Rochelle. — Robertus **St.**, zweiter Sohn des obengenannten Robertus St., geb. 1530, gest. 1570, gründete 1566 eine Pariser Druckerei, die er seinem wiederum gleichnamigen Sohne (geb. um 1560, gest. um 1630) hinterließ. Ein dritter Sohn des erstgenannten Robertus St., Franciscus **St.**, wurde Drucker in Genf u. dessen Söhne Gervais u. Adrien **Estienne** 1612 u. 1614 Buchhändler in Paris. — Antoine **Estienne,** Sohn des Paulus St., geb. zu Genf im Juni 1592, gest. zu Paris 1674 als der Letzte seines Geschlechts, gab die erste geschichtliche Encyklopädie („Nouveau théâtre du monde“) heraus. — Vgl. Renouard, „Annales de l'imprimerie des Estiennes“ (2 Bde., Par. 1837; 2. Aufl. 1843).



Nr. 5114. George Stephenson (geb. 9. Juni 1781, gest. 12. Aug. 1848)

Stephenson (spr. Stihwns'n), George, der Begründer des Eisenbahnwesens, wurde geb. 9. Juni 1781 im Dorfe Wylam bei Newcastle, wo sein Vater ein gewöhnlicher Kohlenarbeiter war. Er selbst arbeitete als Knabe in einem Kohlenbergwerk, bevor er eine Dampfmaschine an der Mündung der Grube zu bedienen hatte. Später wurde er Aufseher auf einem der großen Kohlenwerke bei Darlington, die dem Lord Ravenworth gehörten, mit Vorliebe mechanischen u. maschinistischen Arbeiten sich hingebend. Infolge der geschickten Instandsetzung u. Verbesserung eines Dampfpumpwerkes ward St. zum Ingenieur u. Maschinenmeister für die genannten Bergwerke befördert. Diese Stellung verschaffte ihm die Mittel, sich weiter auszubilden. Unabhängig von Humphry Davy erfand er 1815 die Sicherheitslampe, für deren Einführung St. von den Kohlenwerksbesitzern in Newcastle eine Belohnung von 1000 Guineen erhielt. Bald aber widmete er seine ganze Aufmerksamkeit der Ausbildung der Lokomotive. Schon 1814 hatte er eine solche für das Kohlenwerk Killingworth gebaut, die ihn jedoch nicht befriedigte. Eine zweite fiel besser aus u. ermuthigte ihn, 1822 in Newcastle eine Maschinenfabrik zu gründen, in die Pease u. Longridge als Theilnehmer eintraten. 1825 wurde nach seinem Prinzip die erste Eisenbahn zur Beförderung von Personen zwischen Stockton u. Darlington angelegt. Die Erbauung der Liverpool-Manchester-Eisenbahn im J. 1829 begründete seinen Ruf für immer, bes. durch die glänzenden Leistungen, welche die von ihm in Gemeinschaft mit seinem Sohne Robert (s. d.) nach völlig neuen Prinzipien gebaute Lokomotive „The Rocket“, die die gestellten Anforderungen weit hinter sich zurückließ, über alle Konkurrenzmaschinen

den Preis davon trug u. das Vorbild für alle späteren Lokomotiven wurde, dem Publikum vor die Augen führte. Von da an leitete er ununterbrochen den Bau der bedeutendsten Eisenbahnen in England od. baute Maschinen für dieselben u. wurde zu gleichem Zweck vielfach nach den Ländern des Kontinents berufen. So wuchsen seine Geschäfte derart an, daß er in London ein eigenes Geschäftskontor errichten mußte. Auch erwarb er große Kohlen- u. Eisenwerke bei Claycroß, unweit Chesterfield. 1840 nahm er aus Bedürfniß nach Ruhe seinen bleibenden Wohnsitz zu Taptonhouse bei Chesterfield, wo er 12. Aug. 1848 starb. St., der zur Ausbildung unserer heutigen Verkehrsverhältnisse so viel wie kein anderer Mensch beigetragen, ja ihnen ihre eigentliche Grundlage erst geschaffen hat, war ein Mann von einfachem u. anspruchslosem Wesen, ausgezeichnet durch eine geniale Zuversicht in die Richtigkeit seiner theoretischen Schlußfolgerungen, die sich auf sein gesundes praktisches Urtheil stützten. Seinen Arbeitern war er mit Rath u. That zur Hand u. rastlos für ihr Wohl besorgt. Für sich aber liebte er die Zurückgezogenheit des Landlebens u. fühlte sich nirgends wohler als auf seinem Gute, umgeben von seinen Vögeln, Pferden, Kühen u. Hunden. Schon 1845 ward ihm auf der nach ihm benannten Eisenbahnbrücke über den Tyne ein Standbild errichtet; seit 1862 steht auch in Newcastle sein Denkmal. — Vgl. Smiles, „Life of G. St." (Lond. 1857; deutsch von Thiele, Lpz. 1858); Hellfeld, „G. St." (Frankf. 1863). — Robert St., einziger Sohn des Vorigen aus dessen kurzer Ehe mit Fanny Henderson (gest. 1804), geb. zu Willington Quay bei Newcastle 16. Okt. (nicht Dez.) 1803; erhielt in seiner Jugend weit besseren Unterricht als sein Vater, trat 1818 bei demselben in die Lehre, um sich für den Grubenbetrieb praktisch auszubilden, u. besuchte 1820 auch die Universität in Edinburgh, von wo er nach 6 Monaten mit dem ersten Preis in der Mathematik zum Vater zurückkehrte. 1822 wurde er Lehrling in der Lokomotivfabrik desselben zu Newcastle, u. zwei Jahre später unternahm er eine Reise nach Südamerika, um die dortigen Gold- u. Silberbergwerke zu untersuchen. Nachdem er in Columbia die Silberbergbaucompagnie gegründet, kehrte er im Dez. 1827 über die Vereinigten Staaten u. Canada nach England zurück, wo er gerade zur rechten Zeit ankam, um seinem Vater durch Uebernahme der Newcastler Fabrik beim Bau der Liverpool-Manchester Eisenbahn Beistand zu leisten. Er widmete sich von da ab fast ausschließlich der Lokomotivkonstruktion u. hatte wesentlichen Antheil an dem Bau der „Rakete", durch welche er mit seinem Vater den von der Liverpool-Manchesterer Eisenbahn ausgesetzten Preis gewann. Unermüdlich im Verbessern, stellte er endlich im „Planet" den Typus der noch heute verwendeten Lokomotive hin. Fast gleichzeitig lieferte er für die Vereinigten Staaten eine Lokomotive, welche für die auf den dortigen Eisenbahnen üblichen kurzen Kurven bes. eingerichtet war, u. auch diese ist das giltige Model für die nordamerikan. Bahnen geblieben. Durch den Bau der London-Birminghamer Eisenbahn (begonnen 1833, vollendet im Sept. 1838), bei der er unübersteiglich scheinender Schwierigkeiten Herr wurde, stellte er seinen Ruhm als Ingenieur so fest, daß er bei dem Bau der meisten engl. Eisenbahnen u. auf dem Kontinente wenigstens begutachtend zu Rathe gezogen ward u. gemeinschaftlich mit seinem Vater den Bau eines großen Theils zu leiten hatte. Den Hauptruhm Rob. St.'s bilden jedoch seine Brücken, nam. die große in Newcastle aus Holz u. Eisen, die steinerne Viktoriabrücke in Berwick, die eiserne Brücke über den Nil für die Eisenbahn von Alexandria nach Kairo, die Conway- u. Britanniabrücke über die Menaistraße u. die Viktoriabrücke über den St. Lorenzstrom (Canada). Die Idee der Röhrenbrücken stammt ganz von ihm her, u. ihre erste praktische Durchführung beim Brückenbau über die Menaistraße war in der Ingenieurkunst epochemachend. St., der auch seit 1847 als Mitglied der konservativen Partei im Unterhause saß, starb zu Norway 12. Okt. 1859. Seine Ehe mit Frances Sanderson (1829—42) war kinderlos geblieben.

Steppe heißt eine baumlose, nur in der günstigen Jahreszeit mit Gras u. niedrigen Kräutern bedeckte Ebene. Ihren Untergrund bilden Sand od. Gerölle. Die geringe, oft kaum einige Zolle haltende Mächtigkeit der Humusdecke verhindert den Baumwuchs; der regelmäßig im Frühlinge eintretende, auch wol im Herbst sich wiederholende Regen ermöglicht das Gedeihen von Pflanzen mit geringer Wurzeltiefe. Die darauf folgende, 5—10 Monate andauernde regenlose Zeit vernichtet bald wieder die Vegetation, u. die gewöhnlich dann herrschenden Steppenstürme verwandeln die Ebene in ein Staubgefild. Der Mangel aller Bäume u. Sträucher u. der wolkenlose Himmel schaffen große Temparaturunterschiede zwischen Tag u. Nacht u. zwischen Sommer u. Winter. Die Steppenflüsse sind meist nur periodische, od., wenn von immerwährender Dauer, dann gewöhnlich solche, die in einem Steppensee ihr Ende finden od. allmählich versiegen. Im Allgemeinen sind daher die St.n unwirthliche Gebiete, die nur von Nomadenvölkern zeitweise bewohnt werden können. Doch wird, bes. im südl. Rußland, Vieles als St. bezeichnet, was kulturfähig ist u. durch fleißige Hände im Laufe der Zeiten in Ackerland umgewandelt werden wird. Die Savannen od. Prairien Nordamerika's, die Llanos am Orinoco, die Pampas am Laplata, die Karroo in Südafrika sind nur lokale Bezeichnungen für dieselbe Sache. Die Salzsteppen aber unterscheiden sich von den vorhergehenden durch das aus dem Boden efflorescirende Salz u. die höchst spärliche, fast nur aus Salzpflanzen bestehende Vegetation. Ganz Westeuropa hat keine St., weil es nicht scharf abgegrenzte periodische Regenzeiten mit lang dauernden regenlosen Zwischenpausen hat.

Steppenkuh (Oryx leucoryx), eine nubische Antilope mit ungewöhnlich langen Hörnern, die an der Wurzel dicht beisammenstehend sich gleichmäßig nach außen u. in einem sehr flachen Bogen nach unten biegen. Ihr grobes, kurzes Haarkleid ist gelblich weiß, der Kopf durch braune Flecke gezeichnet (s. „Antilopen", wo auch Abb.). Von anderen **Steppenthieren,** die sich sämmtlich durch große Genügsamkeit betreffs der Nahrung u. ihre Vorliebe für trockene Ebenen u. sandigen Boden auszeichnen u. die durchweg die blasse, unbestimmte Färbung ihrer Umgebung an sich tragen, ist nächst den Kameelen zu nennen der ostafrikanische Steppenesel (Asinus africanus), das halbwilde, großgehörnte Steppenrind (Bos desertorum) der Mongolei, Tatarei u. Südrußlands, der mittelasiatische Steppenfuchs (od. Korsak, Canis corsac), seines Felles wegen von den Kirgisen gejagt, die damhirschgroße Steppenantilope (Saïga-Antilope, Antilope saiga), die sich als einzige europ. Antilopenart herdenweise in den Ebenen Polens bis zum Altai aufhält u. zur Winterszeit in Scharen von vielen Tausenden südlicher zieht, endlich das Steppenhuhn (Flughuhn, Pterocles) der asiat. u. afrikan. Steppen, das den Karawanen die Nähe des Wassers verkündet. Die „Wachteln der Wüste" im Alten Testament wurden auf diesen Vogel bezogen.

Sterbekassen sind genossenschaftliche Verbindungen, vorwiegend für die ärmeren Klassen bestimmt u. mit dem Zwecke, den Mitgliedern bei einem Todesfall in der Familie durch Zahlung eines bestimmten Geldbetrags die Bestreitung der Begräbnißkosten u. des sonstigen damit in Verbindung stehenden Aufwandes zu ermöglichen od. doch zu erleichtern. Die Mitglieder zahlen bald feste, bald je mit der Zahl der vorgekommenen Todesfälle wechselnde Beiträge. In manchen Kassen sichert die Entrichtung eines höheren Beitrags, als andere Mitglieder derselben Kasse zahlen, im Todesfalle auch eine bessere Entschädigung; in anderen Kassen dagegen sind Beiträge u. Unterstützungen für alle Mitglieder gleich hoch. St. fanden sich schon im Mittelalter bei den Innungen der Handwerker u. Kaufleute, bei den korporativen Verbänden der Bergleute, Schiffer, Steinbrecher, auch bei den Brüderschaften, welche mit od. ohne religiöse Zwecke wirthschaftliche Ziele verfolgten, bei den Verbänden der Freimaurer ꝛc. Jetzt sind sie, nam. unter den Fabrikarbeitern, meist mit den Krankenkassen verbunden u. repräsentiren dann eine Art von Lebensversicherungsanstalten auf Gegenseitigkeit.

Sterblichkeit, s. „Lebensdauer".

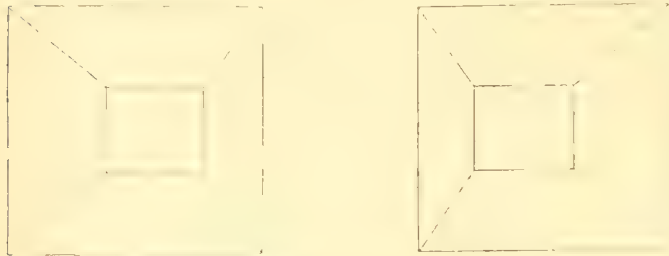
Stère, vom griech. στερεός, d. h. hart, fest, ist in Frankreich das Maß für Holz, eingetheilt in Halbe u. Zehntel, = 1 Kubikmeter = 27 neue od. 29,17 alte Pariser Kubikfuß. 10 St. = 1 Dékastère u. $\frac{1}{10}$ St. = 1 Décistère.

Stereochromie (vom griech. στερεός, starr, fest, u. χρῶμα, Farbe) heißt eine Technik der Wandmalerei, die, dem Fresco nahe verwandt, sich in den letzten Jahrzehnten schnellen Eingang verschafft hat, weil sie die mit der Frescomalerei (s. d.) verbundenen Uebelstände vermeidet. Sie benutzt nämlich das sog. Wasserglas, welches, auf andere Körper gestrichen, denselben einen harten, farblosen Ueberzug verleiht, der der Luft u. dem Wasser, ja bis zu gewissem Grade selbst dem Feuer u. mechanischer Gewalt widersteht. Auf den Rath des Oberbergraths Fuchs in München benutzte zuerst der Maler Schlotthauer das Wasserglas zu dieser neuen Malweise, bei welcher der Maler mit mineralischen Wasserfarben nicht auf nassem, sondern auf trocknem Grunde malt, so daß er die Arbeit beliebig unterbrechen, auch nachbessern u. nachhelfen kann, was Beides beim Fresco unmöglich ist; dann fixirt er das fertige Bild vermittels einer mit Wasserglas gefüllten Staubspritze durch wiederholtes Bethauen, indem er dazwischen, um größere Tropfenbildung zu vermeiden, den vorhergegangenen Wasserglasüberzug jedesmal trocknen läßt. Die ersten größeren Arbeiten, welche mittels St. gemalt wurden, sind Kaulbach's

Wandgemälde im Neuen Museum zu Berlin u. Bendemann's Wandgemälde im Ballsaale des Schlosses zu Dresden.

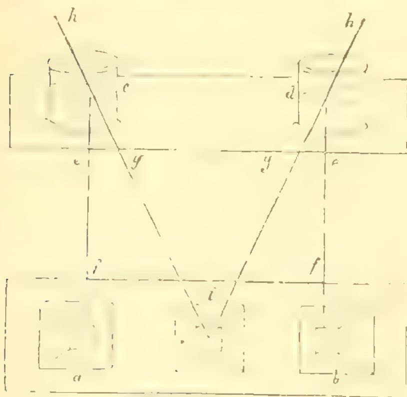
Stereometrie, s. „Geometrie".

Stereoskop ist ein Apparat, um nach gewisser Regel auf einer ebenen Fläche entworfene Bilder von Objekten so wahrzunehmen, als wenn das Auge die Objekte selbst mit ihren körperlichen Dimensionen vor sich sähe. Wie der Eindruck, den körperliche Gegenstände als solche beim Gesehenwerden machen, dadurch hervorgebracht wird, daß unsere beiden Augen zwei von einander verschiedene Bilder des Körpers aufnehmen, die Seele aber die beiden verschiedenen Eindrücke zu einer Vorstellung verarbeitet, das ist im Artikel „Sehen, mit zwei Augen" bereits auseinander gesetzt worden. Von einfachen geometrischen Körpern kann man nun leicht die verschiedenen Ansichten entwerfen, wie sie den beiden Augen nach ihrer verschiedenen Stellung zu dem gesehenen Körper entsprechen würden, u. Nr. 5115 16 zeigt uns, wie unter solchen Voraussetzungen eine abgestumpfte, von oben betrachtete Pyramide aussehen würde. Vermöchte man also anstatt des Gegenstandes selbst diese seine Bilder gleichzeitig zu betrachten, u. zwar das für das rechte Auge entworfene mit dem rechten u.



Nr. 5115 16. Stereoskopische Bilder einer abgestumpften Pyramide.

das für das linke entworfene mit dem linken Auge, so müßte der Eindruck der Körperlichkeit auch durch diese beiden flachen Darstellungen erreicht werden können, wenn deren Bilder auf solche Stellen der Netzhaut fallen, deren Reizungen die Seele zu einer Vorstellung vereinigt. Bei einiger Uebung, die Augen zu stellen, ist dies allerdings möglich, u. für Denjenigen, der damit vertraut ist, seine Augenmuskeln in der entsprechenden Weise zu dirigiren, ergiebt sich daraus die sonderbare Erscheinung, daß die beiden Bilder zu einem einzigen zusammengehen, welches nicht mehr in einer Ebene zu liegen, sondern wie ein körperliches Contourengerüst, das Länge, Breite u. Tiefe hat, in der Luft zu schweben scheint. Man nennt dieses das stereoskopische körperliche Sehen. Da es den meisten Menschen aber zu große Schwierigkeiten macht, die beiden Augenachsen in die erforderlichen Richtungen nach den beiden Bildern zu bringen, um „stereoskopisch" zu sehen, so hat man Hülfsmittel ersonnen, durch welche bei Vorlegung eines stereoskopischen Bilderpaares die Augen gezwungen werden, sich jedes in die nöthige Richtung zu stellen.



Nr. 5117. Prinzip des stereoskopischen Apparats.

Solche Vorrichtungen nennt man „St e". Das älteste, aber wenig in Gebrauch gekommene St. ist das 1838 von Wheatstone erfundene Spiegelstereoskop, bei welchem zwei Spiegel, einer für das rechte u. einer für das linke Auge, so gestellt waren, daß sie dachförmig längs der Nase zusammenstießen, u. die beiden stereoskopischen Zeichnungen, welche rechts u. links aufgestellt waren, so reflektirten, daß der Beschauer, wenn er seine Augen geradeaus auf die Spiegel richtete, beide Bilder aufnahm. Durch geringe Drehung der Spiegel konnte bewirkt werden, daß beide Bilder in eines zusammenfielen. Dies zeigte dann den stereoskopischen Effekt. Ebenfalls durch Spiegelung, aber durch totale Reflexion in Prismen, wird die Vereinigung der Bilder in dem Dove'schen Prismenstereoskop hervorgebracht. Wahrhaft populär ist der wundervolle Apparat aber erst in der Form des Linsenstereoskops geworden, welches von Brewster (s. d.) gegen das J. 1850 ersonnen worden ist. Von Paris aus, wohin es Brewster im Herbst desselben Jahres brachte, wurde es bald allgemein verbreitet. Seine Anordnung u. Wirkungsweise ist in Nr. 5117 schematisch dargestellt. Auf dem Boden eines Kästchens befinden sich neben einander die beiden stereoskopischen Zeichnungen a u. b. In der dem Boden gegenüberliegenden Seite des Kästchens sind in zwei Messingröhren die beiden Hälften c u. d einer quer durchgeschnittenen Sammellinse in ersichtlicher Weise befestigt. Durch diese Linsenstücke werden die von den Bildern a u. b in der Richtung f kommenden Strahlen so in die Richtungen h h gebrochen, daß sie aus den Richtungen g g zu kommen scheinen u. man mit beiden Augen das Objekt nur einmal bei i u. zwar stereoskopisch u. in deutlicher Sehweite zu sehen vermeint. Die genaue perspektivische Konstruktion der beiden stereoskopischen Bilder eines Objektes ist aber nur bei ziemlich einfachen Gegenständen ausführbar; die Darstellung von Thieren, Menschen, Landschaften 2c. in diesem Sinne würde völlig unmöglich sein, wenn wir nicht in der Photographie ein unvergleichliches Unterstützungsmittel hätten. Das St. konnte daher seine gegenwärtige Beliebtheit auch erst erlangen, nachdem die Photographie weit genug ausgebildet war, um geeignete Bilder zu liefern. Man erhält nämlich von einem Objekt zwei stereoskopisch richtige Ansichten, wenn davon zwei gleichzeitige photographische Aufnahmen genau in demselben Maßstabe gemacht werden von zwei Standpunkten aus, die um die Entfernung der beiden Augen von einander liegen. Rückt man die beiden photographischen Apparate weiter auseinander, so tritt das stereoskopische Relief stärker hervor, freilich auf Kosten der Naturwahrheit, wie diese unsrer Augenstellung erscheint. Prof. Moser in Königsberg hat schon 1844 diese Methode angewendet u. in Dove's „Repertorium der Physik" beschrieben, sie blieb aber anfänglich unbeachtet; erst als in dem Brewster'schen Apparat das ausgezeichnetste Beobachtungswerkzeug gefunden war, wurde auch die photographische Darstellung der Stereoskopbilder immer mehr vervollkommnet u. schließlich zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß man jetzt den Vogel im Fluge, das bewegte Meer, die belebtesten Straßenscenen mit vollständiger Treue wiedergiebt. Für Unterrichtszwecke wird das St. schon vielfach angewandt; es sind übrigens eine Menge ansprechender Konstruktionsarten dieses reizenden Apparates im Laufe der Jahre aufgetaucht. Von besonderem Interesse ist das Helmholtz'sche Telostereoskop, welches dazu dient, um das Relief einer natürlichen Landschaft, bes. in gebirgigen Gegenden, auffälliger hervortreten zu lassen. Es ist dem Spiegelstereoskop ähnlich. Rechts u. links von den beiden kleinen Spiegeln befinden sich aber nicht stereoskopische Bilder, sondern zwei größere, ebenfalls geneigte Spiegel, welche, der zu beobachtenden Gegend gegenübergestellt, das Bild derselben nach den kleinen Spiegeln hinwerfen. Die Landschaft erscheint mit einem Relief, welches gegen den gewöhnlichen Anblick in demselben Maße stärker hervortritt, in welchem die Entfernung der beiden Aufnahmespiegel die Entfernung der beiden Augen übertrifft.

Stereotomie nennt man einen Zweig der darstellenden od. deskriptiven Geometrie (s. d.) od. Projektionslehre, welcher von den Durchschnitten der Oberflächen der Körper handelt, die einander ganz od. zum Theil durchdringen. Die St. ist von praktischer Wichtigkeit in der Architektur bei dem sog. Steinschnitte, für die Bestimmung der Form der Bausteine bei Gewölbekonstruktionen 2c., für die Maschinenkonstruktion 2c.

Stereotypie, die Methode, von den aus einzelnen losen Typen zusammengesetzten u. folglich zerlegbaren Formen solide, plattenförmige metallne Abgüsse, sog. Stereotypen, herzustellen, welche statt der zerlegbaren Typenformen zum Abdruck benutzt werden. Zweck der St. ist, für sehr große Auflagen bes. solcher Werke, die keiner Veränderung unterliegen (wie Klassiker, Schulbücher, Bibeln, Logarithmentafeln 2c.), billigere Druckformen zu haben, die von geringerem Metallgewicht als die aus Typen gesetzten Formen u. zugleich gegen das Einschleichen von Fehlern durch Verrücken von Lettern gesichert sind; neuerdings benutzt man die St. bes. auch beim Druck großer Zeitungen, weil die Stereotypplatten sich dem Umfange des Druckcylinders der großen Cylinderpressen anpassen lassen, was mit dem reinen Typensatze seine Schwierigkeiten hat; dann aber auch, weil man so die Auflage mit mehreren Pressen zugleich u. demzufolge viel rascher drucken kann. Bei Büchern erwächst außerdem noch der Vortheil, daß man die Stereotypen leicht aufbewahren u. im Laufe der Zeit nach Maßgabe des Absatzes weitere Exemplare drucken kann. Die älteste Art der St. wurde gegen Anfang des 18. Jahrh. von einem Holländer van der May od. von dem deutschen Prediger Johann Müller in Leyden zur Anwendung gebracht, indem man die aus gewöhnlichen Lettern zusammengesetzte Form durch auf der unteren Fläche aufgegossenes Metall zu einem Ganzen vereinigte, wobei allerdings die oben erwähnten wesentlichen Vortheile nicht erreicht werden. Gegenwärtig stellt man (nach der Erfindung von Genoux in Lyon 1829) die Stereotypen her, indem man von dem Typensatze einen vertieften Abdruck (Matrize) in mehrfach übereinander gelegtem feinen, mit thonerde= od. kreidehaltigem Kleister zusammengeklebtem Papier in halbfeuchtem Zustande unter einer Presse abnimmt u. diese trockene Papiermatrize als Gießform benutzt. Auch die Galvanoplastik wird zuweilen zur Herstellung von Stereotypen benutzt.

Sterlet (Acipenser Ruthenus), ein vielfach mit dem gemeinen Stör verwechselter, doch von diesem durch seine langgestreckte dünne Schnauze leicht zu unterscheidender Fisch von etwa Meterlänge. Derselbe bewohnt den Kaspisee u. das Schwarze Meer, von wo aus er zum Laichen die Donau hinaufwandert, so daß er bis Passau u. selbst bis Landshut hinauf beobachtet worden ist. Fleisch u. Rogen sind von ihm mehr noch als von anderen Störarten beliebt.

Sterling, d. h. Östlander, worunter man in England 1190 unter Richard I. die durch deutsche Münzmeister geschlagene Münze von Osten (die der östl. Hansa) verstand. Die St.e, eine Art Groschen, wurden gewogen, daher der Name „Pound, Livre" od. Pfd. St., welches bereits im 14. Jahrh. 20 Schill. hatte. Seit 1816 ist dasselbe die Rechnungseinheit Großbritanniens, welches als gesetzliches Zahlungsmittel (legal tender) Sovereign (s. d.) heißt. Das Pfd. St. war in 1½ Marks od. in 2 Angels od. in 3 Nobles od. in 4 Crowns (Kronen), à 5 Shillings, à 3 Groats (à 4 Pence, à 4 Farthings) eingetheilt. Veraltet sind die Marks, Angels, Nobles u. Groats. Der Florin od. Gulden = 1/10 Pfd. St. Das Pfd. St. in Silber hat einen Werth von Mk. 18,20, während das Pfd. St. in Gold Mk. 20,4, folglich 12 % mehr werth ist, weil die Silbermünzen Englands nur Scheidemünzen sind.

Sterling, John, engl. Dichter u. Schriftsteller, geb. zu Kaimes Castle (Insel Bute) 20. Juli 1806 als Sohn des durch seine redaktionelle Thätigkeit bei der „Times" bekannten Edward **St.** (geb. 1773, gest. 1847); studirte 1822—27 in Glasgow u. Cambridge, erwarb in London 1828 die Wochenschrift „The Athenaeum", mit der er aber wenig Glück hatte u. die er bald wieder verkaufen mußte. Auch wurde er körperlich leidend, u. so ging er 1832 gleich nach seiner Heirath mit einer Irländerin, der Tochter des Generals Barton, zur Herstellung seiner Gesundheit nach Westindien. Zurückgekehrt widmete er sich dem geistlichen Stande u. übernahm 1834 das Amt eines Pfarrverwesers in Hurstmonceux, doch hielt er es in dieser Stellung nur einige Monate aus. Hierauf bereiste er wegen steter Kränklichkeit Frankreich, die Schweiz, Italien u. Madeira, konnte aber nicht genesen u. starb zu Ventnor 18. Sept. 1844. Er schrieb philosophische u. historische Aufsätze u. Kritiken, sowie allegorische Erzählungen für das „Athenaeum", „Blackwood's Magazine" u. die „London and Westminster Review", den Roman „Arthur Coningsby" (3 Bde., Lond. 1833), „Poems" (1839), das satirische Gedicht „The election" (1841) u. das Trauerspiel „Strafford" (1843). Seine „Essays and tales" (Lond. 1848) gab Hare mit einer biographischen Skizze von ihm heraus. — Vgl. Carlyle, „Life of John St." (Lond. 1852).

Stern ist in der Astronomie wie im täglichen Leben die gemeinsame Bezeichnung aller sichtbaren Himmelskörper, gewöhnlich mit Ausnahme von Sonne u. Mond. Man unterscheidet Fixsterne (s. d.), Wandelsterne od. Planeten (s. d.), Haarsterne od. Kometen (s. d.), Sternnebel (s. „Astronomie") u. Sternschnuppen (s. d.).

Stern, Adolf, deutscher Dichter u. Literaturhistoriker, geb. 14. Juni 1835 zu Leipzig; bildete sich anfänglich auf autodidaktischem Wege, bezog aber später die Universitäten Leipzig u. Jena, um Geschichte u. vergleichende Sprachwissenschaft zu studiren. In die Literatur trat er in ziemlich jugendlichem Alter mit episch-lyrischen Gedichten ein, wie „Sangkönig Hiarne" (Lpz. 1853; 2. Aufl. 1857) u. „Jerusalem" (Lpz. 1858; 2. Aufl. 1866). Neben seinen poetischen Bestrebungen widmete sich St. literaturgeschichtlichen u. ästhetischen Studien, als deren erste Frucht die „Bibliothek der Literatur des 18. Jahrh." (Bd. 1—5, Berl. 1866) erschien. Ferner verfaßte er die literarhistorische Anthologie „Fünfzig Jahre deutscher Dichtung" (Lpz. 1870; 2. Aufl. 1877), den „Katechismus der allgemeinen Literaturgeschichte" (Lpz. 1874; 2. Aufl. 1876) sowie eine Reihe von Einzelforschungen u. Essays, unter ihnen „Aus dem 18. Jahrh." (Bilder u. Skizzen, Lpz. 1874); „Der Untergang des altenglischen Theaters" (Lpz. 1876); eine „Allgemeine Literaturgeschichte" wird demnächst erscheinen. Die Hauptthätigkeit des Autors blieb nach wie vor poetischen Schöpfungen zugewandt. Dahin gehören: „Bis zum Abgrund" (Roman, 2 Bde., Lpz. 1862), „Brouwer u. Rubens" (ein Spiel, Lpz. 1862), „Gedichte" (2. Aufl., Lpz. 1870), „Am Königssee" (Novellen, Lpz. 1863), „Histor. Novellen" (Lpz. 1866), „Das Fräulein von Augsburg" (Geschichte aus dem 17. Jahrh., Lpz. 1868), „Johannes Gutenberg" (epische Dichtung, Lpz. 1872), „Neue Novellen" (Lpz. 1875), „Die Deutschherren" (Tragödie, Dresd. 1877). 1868 ward St. außerord., 1869 ord. Prof. der Literatur u. Kulturgeschichte am Polytechnikum zu Dresden.

Stern, Julius, verdienter Gesanglehrer, Dirigent u. Komponist, geb. von jüd. Eltern 8. Aug. 1820 zu Breslau; erhielt frühzeitig Violinunterricht von Peter Lüstner u. konnte bereits als Knabe sich öffentlich in seiner Vaterstadt hören lassen. Nachgehends kam er nach Berlin, wo er von Leon de St. Lubin weiteren Violinunterricht erhielt u. bei Rungenhagen Kompositionsstudien machte. Mit einem königl. Stipendium versehen, reiste er später nach Dresden, wo er bei Mieksch Gesangsstudien machte, u. dann nach Paris, wo er neben seinen Studien auch als Dirigent eines deutschen Gesangvereines fungirte. Nach dreijähriger Abwesenheit wieder nach Berlin zurückgekehrt, gründete er 1847 einen noch jetzt blühenden u. in hohem Ansehen stehenden Chorgesangverein, dessen Leitung er aber seit einigen Jahren an Julius Stockhausen (s. d.) abgegeben hat; 1848 erhielt er den Titel eines königl. Musikdirektors, stiftete 1850 in Gemeinschaft mit Marx u. Kullak ein Konservatorium (welches seit 1857 unter seiner alleinigen Leitung steht), 1857 einen Orchesterverein, den er aber 1859 wieder aufgab, u. erhielt 1860 den Titel eines königl. Professors. Er lebt gegenwärtig noch zu Berlin als eine der einflußreichsten dortigen musikalischen Persönlichkeiten. Von seinen im Druck erschienenen Kompositionen sind bes. die ein- u. mehrstimmigen Lieder hervorzuheben.

Sternanis, s. „Illicium anisatum".

Sternberg. 1. **St.**, Stadt mit 1591 E. (1871) im Reg.-Bez. Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg; liegt an der Eilanz, einem rechten Oderzuflusse, u. an der Bahnstrecke Frankfurt a. O.-Posen der Märkisch-Posener Eisenbahn; hat eine Superintendentur, ein Alaunwerk u. treibt Hopfenbau. Nach ihr sind die Kreise Ost- u. Weststernberg mit den Kreisstädten Zielenzig u. Drossen benannt. — 2. **St.**, Stadt mit 2673 E. (1871) im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin; liegt ostnordöstlich von Schwerin an dem von der Mildenitz durchflossenen St.er See (½ M. lang, ⅜ M. breit), hat eine alte Kirche, ein schönes neues Rathhaus u. ist abwechselnd mit Malchin Sitz des Mecklenburger Landtages. — 3. **St.**, mährische Stadt mit 13,509 E. (1869), in 271 m. Seehöhe an der Oskawa, einem linken Nebenflusse der March, u. an der Bahnstrecke Olmütz-St. der Kaiser Ferdinands-Nordbahn u. St.-Lichtenau der mährischen Grenzbahn gelegen; hat ein Liechtenstein'sches Schloß, ist Hauptsitz der mährischen Leinweberei u. der Fabrikation baumwollener Zeuge (St.er Waaren), hat bedeutenden Kirschenbau u. in der Nähe große Schieferbrüche. St. verdankt seine Entstehung einer Veste, welche Jaroslaw von St., der 21. Juni 1241 das Mongolenheer geschlagen u. von König Wenzel I. von Böhmen eine Landschenkung sowie die Ernennung zum Landeshauptmann von Mähren erhalten hatte, 1246 hier anlegte. Bis 1409 im Besitz des Geschlechtes v. St., kam die Herrschaft damals an die schlesischen Herzoge von Oels u. ist seit dem 17. Jahrh. Eigenthum der fürstlichen Familie Liechtenstein.

Sternberg, ein altes, der kathol. Konfession folgendes Adelsgeschlecht, das aus Franken stammt, sich von dort nach Böhmen, Mähren u. Schlesien verbreitete u. noch heute in zwei Linien, der Böhmischen u. der Schlesischen, blüht; erstere ist seit 14. Febr. 1662 reichsgräflich, letztere seit 8. Nov. 1719 gräflich. Abgesehen von jenem Kriegshelden Jaroslaw **v. St.** (der im Juni 1241 die Tataren bei Olmütz aufs Haupt schlug), ist bes. zu nennen: Graf Kaspar Maria **v. St.**, geb. zu Prag 6. Jan. 1761; war früher Domherr in Passau, Freising u. Regensburg, wurde dann Präsident des Landesdirektoriums in Regensburg, zog sich aber infolge des Krieges von 1809 auf seine Güter in Böhmen zurück, wo er bedeutende Bücher- u. naturhistorische Sammlungen anlegt. Diese schenkte er dem 1821 gegründeten Böhm. Nationalmuseum, zu dessen Präsidenten er gewählt worden war. Seit 1825 k. k. wirklicher Geheimer Rath, starb er zu Prag 20. Dez. 1838. Auch als Forscher, nam. auf dem botan. Gebiete, hat er sich verdient gemacht. Von seinen Schriften ist insbes. der „Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt" (6 Hefte, Lpz. 1820—33) anzuführen. Die Pflanze Saxifraga Sternbergia u. die Pflanzengattung Sternbergia sind nach ihm benannt.

Sternberg, Alexander, Frhr. v. Ungern, s. „Ungern-Sternberg".

Sternbilder sind Gruppen von Fixsternen (Konstellationen), die man vor alter Zeit schon zur Unterstützung des Gedächtnisses willkürlich zusammenfaßte, sie mit der Gestalt irdischer Dinge verglich u. mit deren Namen belegte. Man unterscheidet jetzt im Ganzen 84 Sternbilder.

Davon kommen schon 18 bei Ptolemäos vor (Andromeda, Pegasus, Walfisch, Kassiopea, Fische, großer u. kleiner Bär, Eridanus, Triangel, Widder, Perseus, Stier, Fuhrmann, Hase, Orion, Zwillinge, Argo, Cepheus, großer u. kleiner Hund, Krebs, Wasserschlange, Löwe, Drache, Becher, Jungfrau, Rabe, Bootes, Centaur, Wolf, Wage, Schlange, Schlangenträger, Krone, Hercules, Altar, Schütze, Lyra, südl. Krone, Adler, Pfeil, Schwan, Steinbock, Delphin, Füllen, Wassermann, südl. Fisch), 13 wurden von den Indienfahrern, welche den südl. Himmel kennen lernten, eingeführt (kleine Wasserschlange, Phönix, Schwertfisch, Chamäleon, fliegender Fisch, südl. Kreuz, südl. Fliege, Paradiesvogel, südl. Triangel, Pfau, Indianer, Kranich, Tukan), 4 wurden von Bartsch, Bayer u. Tycho Brahe eingeführt (Kamelopard, Taube, Einhorn, Haar der Berenice), 7 wurden von Hevel eingeführt (Luchs, kleiner Löwe, Sextant, die Jagdhunde, Sobieski'scher Schild, Fuchs, Eidechse), die letzten 12 endlich rühren von dem franz. Astronom Lacaille her (Bildhauerwerkstatt, chemischer Ofen, Pendeluhr, Fadenkreuz, Grabstichel, Tafelberg, Malerstaffelei, Luftpumpe, Zirkel, Oktant, Teleskop, Mikroskop).

Sterne (spr. Stern), Laurence, berühmter engl. Humorist, geb. als Sohn eines armen, durch seinen Dienst fast immer von der Familie getrennten Offiziers zu Clonmel im südl. Irland 24. Nov. 1713;



Nr. 5118. Laurence Sterne (geb. 24. Nov. 1713, gest. 18. März 1768).

studirte, von Verwandten unterstützt, seit 1732 in Cambridge Theologie, erhielt 1740 die Pfarre zu Sutton u. eine Pfründe zu York u. nach seiner Verheirathung eine Pfarre zu Stillington. Lesen, Malen, Geigenspiel u. Jagd ergötzten ihn in der ländlichen Stille in Sutton, die nur durch eine zweimalige Reise nach Frankreich u. Italien (1762 u. 1764) unterbrochen wurde. Er starb 18. März 1768 während einer zufälligen Anwesenheit in London. St.'s Leben war kein glückliches. Er war krank u. hatte eine zänkische Frau, die in den letzten Jahren wegen angeblicher eigener Krankheit von ihm getrennt in Südfrankreich lebte u. ihn seiner geliebten Tochter Lydia beraubte. Und doch athmen alle Briefe St.'s an diese Frau die zärtlichste Theilnahme für sie. Denn St. war eine liebenswürdige Persönlichkeit, dessen Gemüthstiefe niemals die gläubige Liebe verlor. In seinem berühmten, unvollendeten Roman „Tristram Shandy" (9 Bde., Lond. 1759—66; deutsch von Bode, 9 Thle., Hamb. 1774, u. von Gelbcke in der „Bibliothek ausländischer Klassiker", 2 Thle., Hildburghausen 1869) hat sich St. als Pfarrer Yorik selbst portraitirt. Unter dem Namen **Yorik** gab er auch sein „Sentimal journey through France and Italy" (2 Bde., Lond. 1765; deutsch von Bode als „Yorik's empfindsame Reise", Hamb. 1768; von Eitner, Hildburgh. 1868) heraus. Außerdem erschienen von ihm „Sermons" (Predigten, 4 Bde., Lond. 1760—66), „Letters" (3 Bde., ebd. 1775) u. „Letters from Yorik and Eliza" (ebd. 1776). Gesammelt wurden seine Werke zuerst 1795 in 8 Bdn. zu London herausgegeben. Vgl. die Lebensbeschreibungen von Fitzgerald (Lond. 1864) u. Stapfer (Paris 1870).

Sternkammer (camera stellata) hieß in England ein Gerichtshof, der schon vor Heinrich VII. bestand, von diesem neu organisirt wurde u. über alle außerhalb der Grenzen des gemeinen Rechts liegenden Fälle, also nam. Staats- u. Majestätsverbrechen, urtheilte. Er bestand aus dem Lordkanzler u. vom Könige nach Willkür ernannten Räthen u. verhängte sowol Geldbußen als auch Gefängniß u. Leibesstrafen. Da sich dieser Gerichtshof nam. unter Jakob I. u. Karl I. zum gefügigen Werkzeuge des königl. Absolutismus u. daher in hohem Grade verhaßt machte, so hob das Parlament, nachdem es die Gewalt an sich gerissen hatte, im Mai 1641 die St. auf u. erzwang vom Könige die Bestätigung dieser Bill. — Der Name St. rührt ursprünglich von den Sternen an der Decke des Sitzungssaales her.

Sternkarten sind Karten des scheinbaren Himmelsgewölbes, auf denen die Fixsterne eingetragen sind. Eine Anzahl Karten, von denen jede nur einen Theil des Himmels enthält, bilden zusammen einen Stern- od. Himmelsatlas. Der älteste erwähnenswerthe Atlas dieser Art ist die im J. 1603 zu Augsburg durch Joh. Bayer in 51 Blättern herausgegebene „Uranometria" mit 1706 Sternen. Hierin findet sich zuerst die Bezeichnung der hellsten Sterne der einzelnen Sternbilder durch griechische u. lateinische Buchstaben. Eine nicht durchgedrungene Neuerung wollte J. Schiller in dem von ihm 1627 in 55 Blättern herausgegebenen Himmelsatlas einführen. Er beseitigte nämlich die alten Ptolemäischen Sternbilder (s. d.) u. wollte an deren Stelle die Propheten, die Apostel u. die Heiligen setzen. Alle vorhergehenden St. wurden aber an Genauigkeit übertroffen von dem von Hevel (s. „Hevelius") meist nach seinen eigenen Beobachtungen u. Messungen bearbeiteten großen Atlas „Firmamentum Sobiescianum". Es erschien dies Werk 1690 zwei Jahre nach Hevel's Tode in 54 Blättern mit 1900 Sternen. Der große Flamsteed'sche Sternatlas (28 Blätter, London 1729) enthielt 2919 von Flamsteed zu Greenwich beobachtete Sterne. Der Atlas von J. E. Bode (Berl. 1801 bis 1818, 20 Blätter) umfaßt 17,240 Sterne. Argelander's „Uranometrie" (Berl. 1843) enthielt alle Sterne bis zur 6. Größe. Sein Atlas des nördlichen gestirnten Himmels bis 2° südl. Br. (Bonn 1863) bietet auf 40 Karten 324,198 Sterne. Die neue Ausgabe der „Uranometrie" von Heis (1876) ist noch genauer u. vollständiger. Zur genauen Verfolgung der Planeten, bes. der Asteroiden, hat man möglichst genau die Sterne in einem Streifen zu beiden Seiten der Ekliptik kartirt. So entstanden die auf Anregung Bessel's auf Kosten der Berliner Akademie angefertigten Karten von 15° nördl. bis 15° südl. Deklination (1825—59) u. die ekliptischen Karten von Hind u. Chariornei.

Sternkataloge, d. h. Verzeichnisse von Fixsternen mit Angabe ihrer Länge u. Breite od. ihrer Rektascension u. Deklination, sind Hülfsmittel zur Kenntniß des gestirnten Himmels, welche älter noch als die Sternkarten (s. d.) sind. Schon Hipparch (s. d.) stellte um 150 v. Chr. aus seinen Beobachtungen einen solchen Katalog von 1022 Fixsternen zusammen. Derselbe ist noch erhalten u. findet sich im 7. Buche von Ptolemäos „Almagest". Da die Fixsterne wegen der Präzession der Nachtgleichen ihren Ort am Himmel langsam, aber stetig ändern, so mußten die Angaben eines Sternortes in späterer Zeit demgemäß korrigirt werden. Dies besorgte der arabische Astronom Albatani bezüglich des Kataloges des Hipparch auf das Jahr 880 n. Chr. Aus eigenen Beobachtungen fertigten später solche Kataloge an: Ulugh-Beigh, Tycho Brahe, Landgraf Wilhelm v. Hessen-Kassel, Hevel u. Flamsteed. Der des Letzteren, 3000 Sterne enthaltend, wurde 1712 von Halley herausgegeben. Einen Katalog von 998 Sternen an der Ekliptik lieferte Tobias Mayer 1760. 1800 gab Piazzi ein Verzeichniß von 6748 Sternen heraus, 1814 vermehrt auf 7646. Die Bradley'schen Beobachtungen von Bessel, in den „Fundamenta astron." reduzirt, enthalten 3222 genau bestimmte Sterne. Die Verzeichnisse in Lalande's „Histoire céleste" enthalten 47,390, Bessel's „Zonen" für 1875 deren 75,011, Argelander's „Nördl. u. südl. Zonen" 49,675 genaue u. Argelander's Sternkartenkataloge gar 320,000, aber allerdings nur angenähert bestimmte Sternörter.

Sternkunde, s. v. w. Astronomie.

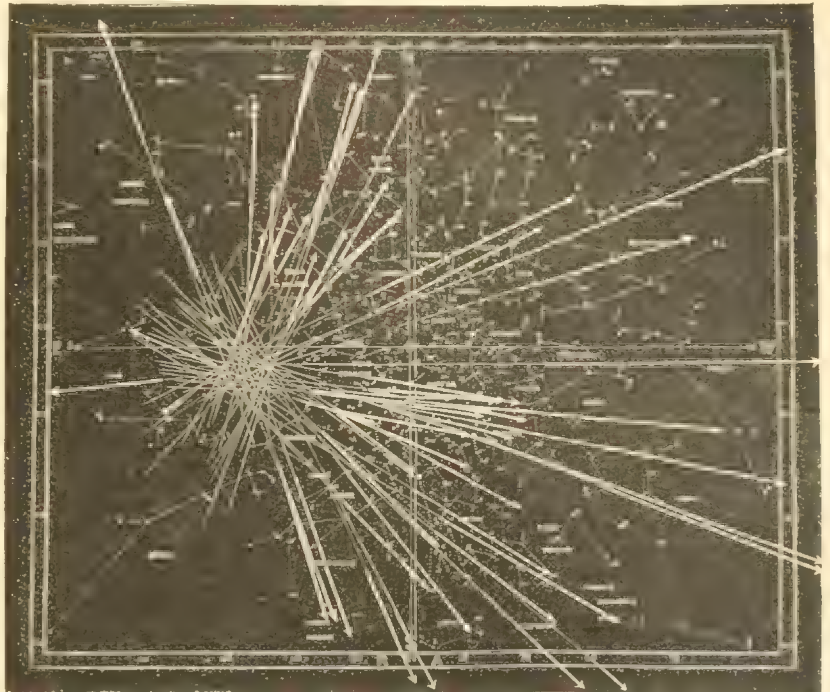
Sternschnuppen nennt man solche Meteoriten (s. d.), welche nur kurze Zeit am Himmel sichtbar sind, ebenso rasch verschwinden, als sie erscheinen, einen sternartigen Anblick zeigen, d. h. keinen scheinbaren Durchmesser haben, meistens von oben nach unten, selten umgekehrt sich bewegen, aber keinen breiten Schweif, sondern nur eine kurz dauernde Lichtlinie hinterlassen. Die meisten erscheinen weißleuchtend, wenige gelb, 6 Prozent roth u. nur 2 Prozent grünlich. Seit etwa 70 Jahren beobachtet man sie mit größter Sorgfalt. Dabei hat man gefunden, daß sie theils zu allen Zeiten vereinzelt erscheinen, *sporadische* St., theils in wiederkehrenden Schwärmen, *periodische* St. Das Auftreten der St. ist nicht so willkürlich, wie es den Anschein haben könnte, sondern es herrscht darin eine gewisse Regelmäßigkeit. Nach den Beobachtungen von

J. Schmidt, Coulvier Gravier u. Saigey fallen in den ersten 6 Monaten durchschnittlich 3–4, in den letzten 6 dagegen nahe an 8 sporadische St. Am wenigsten fallen im März, am meisten im November. Newton (an der Sternwarte zu New Haven in Amerika) hat unter Voraussetzung sehr wahrscheinlicher Hypothesen ausgerechnet, daß täglich 7½ Millionen sporadischer St. in die Atmosphäre unserer Erde eindringen.

Um die Bestimmung der Entfernung, in welcher die St. sichtbar werden, haben sich zuerst Brandes u. Benzenberg verdient gemacht, welche 1798 sich an zwei ihrer Entfernung nach genau gemessenen Orten aufstellten, von gleichzeitig beobachteten St. die Parallaxe bestimmten u. daraus als mittlere Höhe der St. 70–100 Km. berechneten. Später haben dieselben Beobachter sowie Quetelet, Olbers, Bessel, Erman, Jul. Schmidt, Heis, Newton u. A. Entfernungen von 30–180 Km. gefunden; als mittlerer Werth ergiebt sich eine Höhe von 95,5 Km. od. nicht ganz 13 geogr. Meilen über dem Erdboden.

Die **periodischen** St. erscheinen in mehr od. weniger dichten Schwärmen. Schon in den ältesten Zeiten finden wir Berichte über solche dichte Sternschnuppenfälle. „Die Sterne flogen wie Heuschrecken“ od. „dicht wie Hagel“ od. „es erschienen greuliche Feuerzeichen am Himmel, als ob zwei Heer gegen einander zogen“, erzählen die alten Chroniken. Einer der großartigsten Fälle ist aber der von A. v. Humboldt u. Bonpland in der Nacht vom 11. bis 12. Nov. 1799 zu Cumana beobachtete, bei welchem es nach der Schilderung der Reisenden kein Stück am Himmel gab, so groß als drei Monddurchmesser, das nicht jeden Augenblick von Feuerkugeln u. St. durchzogen worden wäre. Ihre Richtung war sehr regelmäßig von Nord nach Süd. Nicht minder dicht erscheint der Sternschnuppenfall in der Nacht vom 12.—13. Nov. 1866, während dessen in Greenwich z. B. allein von 1–2 Uhr Nachts 4860 St. beobachtet wurden. Der jüngste bedeutende Sternschnuppenfall am Abend des 27. Nov. 1872 war für Mitteleuropa bes. glänzend. Die in jeder Minute fallende Zahl wurde zwischen 8–9 Abends in Leipzig u. Breslau zu 100 St. geschätzt. Zu Athen wurden in 9 Stunden 30,000, zu Turin in 6½ Stunde 33,400 St. beobachtet. 1/6 war so hell u. heller als Sterne 1. Größe, die Hälfte so hell als Sterne 2. u. 3. Größe, der Rest schwächer. Die periodische Wiederkehr von **Sternschnuppenschwärmen** an gewissen Tagen des Jahres wurde zuerst erkannt von Forster u. Quetelet für den 10. u. 12. Aug. (der sog. Laurentiusstrom). Seitdem sind noch mehrere solcher an bestimmten Tagen des Jahres wiederkehrender Ströme erkannt worden, darunter bes. ein Aprilschwarm (am 21.—22. April). Während der Augustschwarm jährlich aber fast mit gleicher Stärke wiederkehrt, erscheint dagegen der Novemberschwarm zwar auch alljährlich, aber nicht in gleichbleibender Stärke, vielmehr zeigt er eine Zu- u. Abnahme, die alle 33 Jahre etwa in einem Maximum gipfelt. Diese Periode wurde schon bei dem Sternschnuppenfall von 1833 in Amerika angenommen, als man sich des großen Phänomens von 1799 erinnerte; 1834 u. die folg. Jahre wurde die Zahl der St. im November geringer, in den Jahren 1866, 67, 68 aber wiederholte sich die Erscheinung in voller Pracht. Bei periodischen Schwärmen scheinen alle St. aus einem u. demselben Punkte des Himmels zu kommen. Dieser Punkt heißt der **Radiations-** od. **Ausgangspunkt**. Der Laurentiusstrom kommt aus einem Punkte des Perseus, seine St. heißen daher auch Perseiden, die des Novemberschwarmes aber Leoniden, da sie aus einem Punkte des Löwen zu kommen scheinen. Der Ausgangspunkt für den Schwarm vom 27. Nov. 1872 lag nahe bei dem Sterne γ der Andromeda. Auch für die sporadischen St. sind eine große Zahl (über 1000) solcher Radiationspunkte bestimmt worden.

Um die periodische Wiederkehr der Sternschnuppenschwärme erklären zu können, nimmt man an, daß sie sich um die Sonne in elliptischen Bahnen bewegen, welche die Erdbahn schneiden, sodaß zu den Zeiten, wo die Erde in jene Gegenden kommt, eine größere Zahl von St. sichtbar wird. Für das Phänomen des Novemberstromes verlangt diese Hypothese eine ungleiche Anordnung der St. in ihrer elliptischen Zone, einen Haufen, der alle 33¼ Jahre seinen Umlauf vollendet. Die Untersuchungen von Schiaparelli haben außerdem die wichtigen Thatsachen ergeben, daß der Augustschwarm dieselbe Bahn hat, wie der Komet von 1862, u. der Novemberschwarm dieselbe wie der erste Komet von 1866. In analoger Weise zeigten dann auch die Arbeiten von Weiß, d'Arrest, Galle u. A., daß der Schwarm vom 20. April dieselbe Bahn hat wie der erste Komet von 1861, u. als am 27. Nov. 1872 der große Schwarm mit dem Radiationspunkte bei dem Stern γ der Andromeda erschien, wurde sofort konstatirt, daß die Bahn desselben mit der des Biela'schen Kometen zusammenfiel. Nach dem heutigen Stande unseres Wissens kann man daher die Sternschnuppenschwärme mit ziemlicher Sicherheit in Verbindung setzen mit

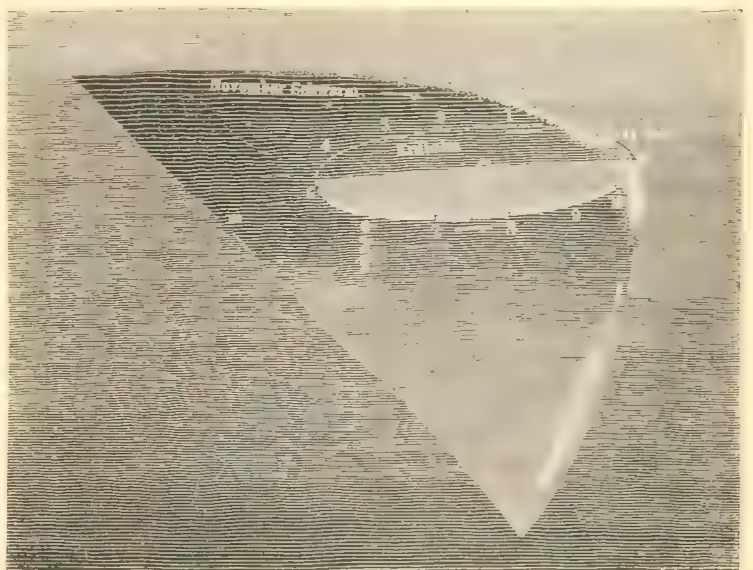


Nr. 5119. Radiationspunkt der November-Meteore. Zum Artikel „Sternschnuppen“.

den Kometen u. sie als aus Theilen der Kometenmasse entstanden ansehen, welche, durch die Anziehung der Sonne od. der Planeten losgelöst, selbständige Weltkörperchen bilden, die sich verdichten u. beim Eintritt in unsere Atmosphäre ins Glühen gerathen. Die Masse der St. ist sehr geringfügig. Ihre nahe Verwandtschaft mit den Feuerkugeln u. Meteorsteinen scheint außer Zweifel zu stehen (vgl. „Meteoriten“).

Sterntag u. Sternzeit, s. „Sonnenzeit“.

Sternum, s. „Brustbein“. **Sternwarte,** s. „Astronomie“.



Nr. 5120. Novemberschwarm und Er[illegible]. Zum Artikel „Sternschnuppen“.

Sterzing (lat. Stiriacum), Stadt mit 1400 E. in Tirol, Kreis Brixen, in 948 m. Seehöhe, am Südfuße des Brenner am Eisack u. an der Brenner Bahn; ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat alte Gebäude mit Zinnen u. Erkern u. Arkadengänge, eine sehr alte, sehenswerthe gothische Pfarrkirche, ein architektonisch interessantes Rathhaus mit werthvollen Gemälden, ein Kloster &c. St. steht auf der Stelle des röm. Vipitenum, hatte im 12. u.

13. Jahrh. ansehnlichen Silberbergbau. Handel u. Gewerbe schufen Wohlstand; mehrmals versammelten sich hier die Tiroler Landtage, u. für die Entwicklung des mittelalterlichen Drama, das durch den Maler Vigil Raber hier zur Blüte gelangte, wurde die Stadt von Bedeutung; in den Kämpfen der Bayern gegen Tirol ist sie eine viel umkämpfte Wahlstatt geworden. Jetzt hat St. nur etwas Eisen-, bes. Sensenfabrikation. — Das Sterzinger Moos ist eine berüchtigte kesselartige Thalbildung des unterhalb St. zum Oberwippthale sich erweiternden Eisackthales. Die Brennerbahn führt auf langem Damme an ihm vorüber, da die Trockenlegung beim Bahnbaue am Starrsinne der Bewohner scheiterte.

Stesichoros, einer der berühmtesten griech. Lyriker, dessen Familie aus der lokrischen Kolonie Metaurus in Unteritalien stammte, war in Himera auf Sizilien geboren, lebte zwischen 630 u. 550 v. Chr. u. starb hochbetagt in Catana. Ueber sein Leben liefen im Alterthum viele Fabeln um. Nach Einigen wäre sein eigentlicher Name Tisias gewesen u. St. (d. h. Choraufsteller) nur ein Beiname, den er wegen seiner Beschäftigung, Chöre anzuordnen u. einzuüben, erhielt. Seine Gedichte, meist epische Stoffe behandelnd, aber in lyrischer Form u. einer der lyrischen Poesie entsprechenden Auffassungsweise, erfreuten sich im Alterthum wegen ihrer Erhabenheit u. Anmuth großen Ansehens. Das Chorlied erhielt durch ihn seine bestimmte künstlerische Gliederung in Strophe, Antistrophe u. Epode. Die uns erhaltenen Bruchstücke seiner Lieder sind gesammelt von Kleine (Berl. 1829) u. von Bergk („Poetae lyrici Graeci", 3. Aufl., Lpz. 1867).

Stethoskop (von griech. στῆθος, Brust, u. σκοπός, Schauer, Späher, also: Brustspäher), ist ein zur ärztlichen Krankenuntersuchung benutztes Höhrrohr, mittels dessen man die im Körper entstehenden Geräusche deutlicher vernehmen kann, als es der Fall ist durch bloßes Auflegen des Ohrs. Man benutzt dazu mit einer Ohrplatte versehene, am Ansatzende sich etwas erweiternde Holzrohren, welche man auch durch elastische Gummiröhren, solide Holzcylinder, durch einen unten mit Gummiblase verschlossenen Blechcylinder u. andere Mittel hat ersetzen wollen, allein keine derselben hat das einfache St. aus der ärztlichen Praxis verdrängt (s. „auskultiren").

stetige od. kontinuirliche Größen nennt man in der Mathematik die Raumgrößen im Gegensatz zu den Zahlengrößen, welche diskrete od. gesonderte heißen. Stetige Theilung nennt man auch die Theilung einer Geraden nach dem goldenen Schnitt (s. d.).

Stettenheim, Julius, einer der gewandtesten u. witzigsten Journalisten der Gegenwart, der nam. durch die von ihm begründeten u. seit ihrem Bestehen fast allein von ihm geschriebenen „Berliner Wespen" seinen Ruf erlangt hat, ist geb. 2. Nov. 1831 zu Hamburg, wo sein Vater Kunsthändler war. Zu demselben Beruf erzogen, wandte sich St. jedoch zeitig der Journalistik zu; zuerst der in Hamburg erscheinende „Mephistopheles" (1848), später viele andere Journale („Reform" ꝛc.) brachten humoristisch-satirische Artikel von ihm, die meist ohne Autornamen erschienen. 1857 ging St., um Philosophie zu studiren, nach Berlin; hier trat er mit dem Verleger des „Kladderadatsch", Hofmann, in Verbindung, bei dem er u. a. den „Almanach zum Lachen" erscheinen ließ, sowie er auch für den „Kladderadatsch-Kalender" ein fleißiger Mitarbeiter wurde. Die selbständige Gründung eines Journales versuchte St. 1862 nach seiner Rückkehr nach Hamburg mit den „Hamburger Wespen", welche jedoch erst von dem Zeitpunkte ab, wo sie mit ihrem Urheber (1867) nach Berlin übersiedelten u. hier als „Berliner Wespen" in Gemeinschaft mit der „Tribüne" erschienen, einen durchschlagenden Erfolg erlangten. St. lebt seither in Berlin; außer zahlreichen feuilletonistischen Humoresken („Tribüne", „Gegenwart" ꝛc.) hat er auch für das Theater einige kleinere Sachen, sowie das „Blaubuch" (2 Bde., Berl.), herausgegeben.

Stettin (neulat. Sedinum), die größte Stadt der preuß. Provinz Pommern u. die Hauptstadt des Reg.-Bez. St. mit 80,972 E. (1875), früher Festung 1. Klasse (1874 wurde mit der Schleifung der Festungswerke begonnen), 5 m. Seehöhe links an der Oder, die sich oberhalb der Stadt in vier Arme theilt (Oder, Parnitz, große u. kleine Reglitz), etwa 3 Meilen von ihrem Einflusse in das Stettiner Haff, Endpunkt der Bahnen von Berlin, Lübeck, Danzig resp. Posen u. Breslau-Küstrin-St.; ist Sitz der obersten Behörden der Provinz u. des Reg.-Bez., des Generalkommando des 2. Armeecorps, eines See- u. Handelsgerichts u. einer der wichtigsten Handelsplätze Preußens. Die auf Hügeln erbaute Stadt besteht aus der hügeligen Altstadt mit unebenen Straßen, der seit 1848 entstandenen, regelmäßig gebauten Neustadt u. den auf dem rechten Oderufer gelegenen, durch einen Flußarm geschiedenen Vorstädten Lastadie (d. h. Abladeplatz) u. Silberwiese, welche beide letztere mit der Alt- u. Neustadt durch 3 gewöhnliche u. eine stattliche Eisenbahn-Drehbrücke verbunden sind; hat ein königl. Schloß, 1503 begonnen, im 18. Jahrh. u. neuerdings umgebaut, ehemals Sitz der Herzöge von Pommern, jetzt Regierungs- u. Gerichtsgebäude, 8 Kirchen, darunter die im Mittelpunkt der Stadt auf einem Hügel gelegene Jakobikirche aus dem 13. Jahrh., ein städtisches Museum (Gemäldegalerie), ein naturhistorisches Museum, mehrere höhere Gelehrten- u. Fachschulen u. Wohlthätigkeitsanstalten, im Rathhaus am Neuen Markt eine Sammlung russ. Denkmünzen, auf dem im NW. der Stadt gelegenen Königsplatz ein 1793 aufgestelltes, von Schadow gearbeitetes Marmordenkmal Friedrich's d. Gr. (soll in das Ständehaus gebracht u. durch eine Bronzenachbildung ersetzt werden) u. auf demselben Platze vor dem neuen Theater das 1849 errichtete Standbild Friedrich Wilhelm's III., von Drake in Marmor ausgeführt ꝛc. St. hat als wichtigste Fabrikstadt Pommerns großartige Maschinenbauwerkstätten, Schiffswerfte, Segeltuch- u. Schiffsankerfabrikation, viele Zucker- u. Tabaksfabriken, zahlreiche Mahl- u. Oelmühlen, viele Branntweinbrennereien u. Destillationen. Wichtiger noch ist sein Handel, der sich seit Aufhebung des Sundzolles verdoppelt hat. Die 4—6 m. tiefe Oder dient als Hafen, der stets voller Schiffe ist. Die Stadt allein schon besitzt 227 Seeschiffe, darunter 34 Dampfer, von 72,771 Tonnengehalt. Der Schiffsverkehr betrug 1871: 1662 kommende u. 1583 gehende Seeschiffe mit 138,181, bez. 127,862 Last, 933 kommende u. 925 gehende Dampfer mit 156,316, bez. 155,908 Last, 1981 kommende u. 1958 ziehende Küsten- u. Binnenfahrzeuge mit 33,129, bez. 32,663 Last u. 6615 kommende u. 6674 gehende Oderkähne, mit 227,095, bez. 229,455 Last. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Getreide, Holz u. Branntwein; die der Einfuhr Kolonialwaaren, bes. Kaffee u. Reis, Steinkohlen, Eisen, Heringe, Petroleum, Farbhölzer, Soda u. Pottasche, Harz, Palm- u. Kokosnußöl, Wein u. Guano. Allein das 1872 zugeführte Getreide repräsentirte einen Werth von 36 Mill. Mark. — St. ist entstanden aus einem Fischerdorfe des wendischen Stammes der Sediner, war schon 994 Stadt, wurde 1124 durch Bischof Otto von Bamberg christianisirt u. trat im 14. Jahrh. der Hansa bei. Nach dem Aussterben der Pommern'schen Herzoge 1637 erhob Schweden, das mit Genehmigung des letzten Herzogs schon vorher die Stadt besetzt hatte, Ansprüche auf St. u. erhielt es im Westfälischen Frieden 1648 zugesprochen. 1659—60 vergeblich von den Kaiserlichen u. den Brandenburgern belagert, ergab es sich 1672 dem Großen Kurfürsten, kam interimistisch in preuß. Administration u. wurde 1720 im Frieden von Stockholm mit ganz Pommern bis an die Peene an Brandenburg abgetreten. 1806 übergab General Romberg auf die erste Aufforderung die damals starke Festung den Franzosen, die es bis 5. Dez. 1813 besetzt hielten, an welchem Tage General Grandeau mit 7500 Mann nach achtmonatlicher Cernirung kapitulirte.

Steub, Ludwig, geistvoller Schriftsteller, geb. Aichach in Oberbayern 20. Febr. 1812; studirte in München Philologie u. dann Jurisprudenz, ging hierauf (1834) nach Griechenland, wo er zuerst als Beamter bei der Regentschaft in Nauplia, dann im Staatskanzleramt zu Athen angestellt war, kehrte 1836 über Italien nach München zurück u. betreibt daselbst seit 1845 die Praxis eines Rechtsanwalts u. Notars. Auf dem literarischen Gebiete machte er sich zunächst durch seine „Bilder aus Griechenland" (2 Thle., Lpz. 1841), seine Schrift „Ueber die Urbewohner Rhätiens u. ihren Zusammenhang mit den Etrusken" (Münch. 1843) u. seine „Drei Sommer in Tirol" (ebd. 1846, 2. Aufl. 1871) vortheilhaft bekannt. Auch die meisten seiner späteren Schriften sind kulturhistorischen, ethnographischen, linguistischen u. beschreibenden Inhalts, so insbes.: „Zur rhätischen Ethnologie" (Stuttg. 1854); „Das bayer. Hochland" (Münch. 1860); „Wanderungen im Bayer. Gebirge" (ebd. 1862); „Herbsttage in Tirol" (ebd. 1867); „Altbayer. Kulturbilder" (Lpz. 1869); „Die oberdeutschen Familiennamen" (ebd. 1870) u. die Sammlung seiner „Kleineren Schriften" (4 Bde., Stuttg. 1873 ff.). Seine wissenschaftlichen Untersuchungen sind sehr werthvoll, nam. seine rhätoromanischen Studien sind wahre Meisterstücke scharfsinniger Kombination; daneben verfügt St. über kerngesunden, herzerfreuenden Humor, der alle seine Schriften durchweht. Seine Begabung bekundet sich außerdem auch in den „Novellen u. Schilderungen" (Stuttg. 1853), dem Roman „Deutsche Träume" (3 Bde., Braunschw. 1858), den unter d. Tit. „Der schwarze Gast" (Münch. 1863) gesammelten Erzählungen aus den Tagen der tirolischen Protestantenfrage u. den Lustspielen „Das Seefräulein" u. „Der Römer in Deutschland" (Stuttg. 1872).

Steuben, Karl, Baron v., franz. Historienmaler, geb. 19. April 1788 zu Bauerbach in Baden, kam mit seinem Vater schon als Knabe

nach Petersburg, dann zu seiner Ausbildung nach Paris, wo er Gérard's Schüler wurde u. dessen damals beliebter klassischen Richtung folgte. Sein erstes Bild, „Peter d. Gr. im Sturm auf dem Ladoga-See" (1812), das entschiedenes Glück machte, war noch ganz erfüllt von dem theatralischen Pathos der David'schen Schule, von dem er sich auch später, obgleich allmählich mehr nach Naturwahrheit strebend, nie ganz losmachte. Neue Erfolge errangen 1822 sein „Tell, der aus dem Nachen Geßler's springt", der „Schwur der Schweizer auf dem Rütli" (1824) u. mehr noch „Peter d. Gr., von seiner Mutter vor den Strelitzen geschützt" (1827). In den dreißiger Jahren beschäftigte ihn Louis Philipp für das Museum zu Versailles, nam. durch mehrere Bilder aus den letzten Schicksalen der Napoleonischen Herrschaft. Auch in der Behandlung sinnlich reizender Motive, ja sogar in biblischen Scenen ähnlichen Inhalts, versuchte sich St., der später noch einmal nach Rußland ging u. für den dortigen Hof mehrere Bilder aus den Feldzügen Napoleon's I. malte, seit den vierziger Jahren aber immer weniger Beifall fand. 1854 nach Paris zurückgekehrt, starb er daselbst 21. Nov. 1856.

Lage befindet sich die Gemeindeverwaltung. Beide wenden sich daher an ihre Angehörigen u. verpflichten dieselben, St. zu zahlen, d. h. regelmäßige, nach bestimmten Grundsätzen bemessene Jahresbeiträge zur Deckung des nothwendigen Aufwandes. Was als nothwendiges Bedürfniß zu betrachten sei, wird wenigstens in konstitutionellen Staaten zwischen der Regierung u. Volksvertretung verfassungsmäßig vereinbart u. sodann der auf die St. entfallende Antheil nach den bestehenden Steuergesetzen ausgeschrieben. Jede rationelle Steuerveranlagung muß von bestimmten Grundsätzen ausgehen. Als solche stehen heute noch die vor fast 100 Jahren von Ad. Smith aufgestellten Besteuerungs-Grundsätze in unbestrittenem Ansehen. Dieselben lauten: 1. Die Unterthanen jedes Staats müssen zur Unterstützung der Regierung so genau als möglich nach dem Verhältniß ihrer Fähigkeiten, d. h. nach Verhältniß der Einkünfte, welche ein Jeder unter dem Schutze des Staats genießt, beitragen (Grundsatz der Gleichmäßigkeit). 2. Die St., welche jeder Einzelne zu entrichten hat, müssen fest bestimmt sein in Bezug auf die Zeit, die Art u. Weise u. die Höhe der Zahlung (Grundsatz der Bestimmtheit u. Offenkundigkeit). 3. Jede Steuer muß zu der Zeit u. in der Weise erhoben werden, wann u. wie dem Steuerpflichtigen die Entrichtung am leichtesten fällt (Grundsatz der passenden Zahlungsweise). 4. Jede Steuer soll so



Nr. 5121. Stettin.

Steuermann in engerem Sinne ist der Mann, welcher das Steuerruder eines Schiffes führt. Auf Handelsschiffen ist er häufig der Nächste nach dem Kapitän. Auf Kriegsschiffen gehört er zu den Deckoffizieren, einer zwischen den Offizieren u. Unteroffizieren stehenden Rangklasse. Ihm u. seinen Gehülfen (Maaten) liegt neben der Führung des Steuerruders auch die Ueberwachung u. theilweise Handhabung der Log- u. Lothapparate (s. „Log") sowie aller nautischen Instrumente u. dahin einschlagigen Gegenstände ob. — Das **Steuerruder**, vom Seemann schlechtweg das Ruder genannt, wird an dem Schiffe angebracht, sobald dieses vom Stapel gelaufen, also in das Wasser gebracht ist. Es besteht wesentlich aus einem starken, ebenso tief wie der Hintersteven herabgehenden Balken, welcher wie eine Thür in Angeln an dem Hintertheile des Schiffes hin u. her drehbar ist. Die Bewegung des Steuerruders geschieht bei kleineren Schiffen, Nachen, Booten ꝛc. einfach durch einen in das Schiff reichenden Hebel, bei großen Schiffen dient dazu ein Steuerrad, welches durch Zugtaue od. Eisenstangen ꝛc. mit dem eigentlichen unter Wasser befindlichen Steuerruder verbunden ist.

Steuern. Selbst der reichste Staat ist nicht mehr im Stande, aus den Erträgen seiner Domänen, Waldungen, Bergwerke, Eisenbahnen, Posten ꝛc. die mit jedem Jahre wachsenden Ausgaben zu bestreiten, welche für die Erfüllung der vielen Obliegenheiten nothwendig sind. In gleicher

eingerichtet sein, daß die Art u. Weise ihrer Erhebung möglichst wenig Kosten verursacht (Grundsatz billiger Erhebungsweise). Hierzu würde noch der Grundsatz der Allgemeinheit der Besteuerung aufzunehmen, die Befreiung von der Verpflichtung, St. zu bezahlen (Steuerfreiheit), nur auf die Fälle zu beschränken sein, in denen die Unmöglichkeit St. zu entrichten (Armuth, andauernde Verdienstlosigkeit) notorisch vorliegt. — Die Eintheilung (Arten) der St. ist je nach den Grundsätzen, die dabei befolgt werden, verschieden. In Bezug auf die Erhebungsweise unterscheidet man 1. Schatzungen, 2. Aufschläge (Verwendungs-, Konsumtions-, Verbrauchs-, Verzehrungssteuern). Die Schatzungen wenden sich an die Steuerleistungsfähigkeit der Bürger, u. zwar bald an deren Einkommen, bald an das Vermögen, nicht selten, indem sie an das wirthschaftliche Unternehmen, den Erwerbszweig des Steuerpflichtigen anknüpfen, an beide zusammen. Zu diesen Schatzungen gehören die direkte od. allgemeine Einkommensteuer, ferner die an einzelne Arten des Einkommens anknüpfende Grundsteuer, Gewerbe-, Renten-, Lehn-, Miethe-, Kapital- und Erbschaftssteuer, auch die veraltete Kopfsteuer. Den Aufschlagen sind die Zölle aller Art, die Mauthabgaben, Accise, die Mahl-, Schlacht-, Wein-, Branntwein-, Tabak-, Zucker-, Biersteuer ꝛc. zuzuzahlen. Man theilt sodann die St. auch in direkte u. indirekte ein.

Direkt ist diejenige St., welche von der Person gefordert wird, die sie nach Ansicht der Steuerbehörde auch tragen soll, während bei den indirekten St. angenommen wird, daß dieselbe von dem Steuerzahlenden auf Andere ganz od. theilweise übergewälzt wird. Man legt z. B. einen Zoll auf über die Landesgrenze eingehende Waaren, also auf Kaffee, Thee, Seidenwaaren, u. verlangt dafür die St. von dem Importeur, dem Kaufmann. Letzterer zahlt den Zoll, verbraucht aber die Waaren nicht, sondern verkauft sie weiter, läßt sich aber den blos verlegten Zoll im Aufschlage auf den Waarenpreis bei dem Verkauf wieder zurückerstatten, bis derselbe endlich auf dem letzten Käufer od. dem Konsumenten haften bleibt. Die indirekte Bier- od. Branntweinsteuer verlegt der Brauer, bez. Brenner; er schlägt aber den Betrag sofort auf Bier u. Spiritus, so daß schließlich der Konsument die St. entrichtet. Eine derartige **Ueberwälzung der Steuerlast** findet bei den direkten St., den Grund-, Gewerbe-, Renten-, Einkommensteuern, nicht statt, od. soll wenigstens nicht stattfinden. Streng genommen zahlt man jedoch im Preise des Getreides, der Butter rc. auch einen gewissen Theil der Grundsteuer an den Landmann zurück. — **Luxussteuern** sind bald Schatzungen, wie die Wagen-, Pferde-, Hunde-, Singvögel-, Fenster-, Bedientensteuer u. a., bald Aufschläge, wie die hohen Zölle u. Accisegebühren auf Wein, Thee, Tabak, Seidenwaaren u. dergl. — Man unterscheidet ferner **ordentliche** u. **außerordentliche** St., ohne daß indessen darauf ein sonderlich wissenschaftlicher Werth zu legen wäre. In jedem geregelten Staats- od. Gemeindehaushalt wird nämlich zuerst der nächstjährige Steuerbedarf ermittelt, darauf der **Steuerplan** sowie die Art u. Weise der Deckung festgestellt. Dabei pflegt man anzunehmen, daß die in den letzten Jahren durchschnittlich eingegangenen St. diesmal auch wieder eingehen werden, so daß also, wenn keine höheren Ausgaben vorliegen, Einnahme u. Ausgabe sich wiederum decken werden. (**Ordentliches Budget, ordentliche St.**) Sind dagegen höhere Ausgaben zu erwarten, od. steht etwa gar durch Krisen, schlechte Ernten u. dergl. ein Ausfall in den St. in Aussicht, so bedarf es neben den ordentlichen noch **außerordentlicher St.**, die meist als **Zuschläge** zu den ordentlichen St. ausgeworfen werden. — Abermals eine andere Art bilden die **Vertheilungs-** od. **Repartitions-** u. **Quotitätssteuern**. Bei der Vertheilung od. Repartition wird festgestellt, wie viel eine bestimmte, viele od. alle St. im Lande aufbringen sollen (**Kontingentirung** der St.); sodann wird nach einem ein- für allemal gesetzlich bestimmten **Steuerfuß** diese Steuersumme entweder auf die Provinzen, Kreise, Gemeinden überwiesen u. dann auf die einzelnen Steuerpflichtigen weiter vertheilt, od. der Gesammtbetrag wird im ganzen Lande auf die verschiedenen Erwerbsklassen, auf die Landwirthe, Handwerker, Fabrikanten, Kaufleute rc. gleichfalls nach bestimmten **Steuerstufen** (**Quoten**) überwiesen. Diese Einrichtung, in ihrer strengen u. systematischen Durchführung ganz veraltet, hat sich doch noch für gewisse Steuerarten hier u. da, am ausgedehntesten noch in Frankreich, erhalten. — Früher wurde der gesammte Steuerertrag od. die blos einzelnen St. verpachtet u. ist dies nam. in Frankreich, Spanien, am längsten im Kirchenstaat der Fall gewesen. Jetzt ist die **Steuerverpachtung**, die überall zu dem größten Unfug u. zu unverantwortlicher Bereicherung der Steuerpächter geführt hat, überall abgeschafft u. wird die Erhebung der St. im Wege der eignen Staatsverwaltung (**Regie**) bewirkt. Der Apparat, den der Staat dazu braucht, ist ein sehr bedeutender. Derselbe würde nur dann verhältnißmäßig einfach sein, wenn sich der Staat mit seinen Einnahmen auf nur eine od. doch einige wenige Steuerarten beschränken könnte. Sowie aber schon die Erhebung der Zölle an den Landesgrenzen ein ganzes Heer von Beamten erfordert, das durch die Einziehungen der inneren indirekten St. noch vermehrt wird, so ist auch für die direkten St. ein großes Personal erforderlich. Die Berechnung, die Ermittelung der Steuerfähigkeit nach statistischen Unterlagen, die Einholung von Gutachten der **Steuerabschätzungskommissionen**, die Entwerfung u. Korrektur der **Kataster** od. **Steuerrollen** (Verzeichnisse der Steuerpflichtigen mit Angabe ihres je nach dem Einkommen od. dem Vermögen abgeschätzten Steuerbetrags), die Feststellung der **Steuereinheiten** (Berechnung der Steuersumme nach gewissen Erwerbsobjekten, z. B. nach Größe u. Qualität des landwirthschaftlichen Besitzes), die Prüfung der eingehenden **Steuerreklamationen** (Proteste gegen die Richtigkeit der auferlegten St.), alle diese u. andere Obliegenheiten erfordern fast ebenso viel Arbeit, als die schließliche Einziehung der St., die im Nichtzahlungsfalle durch den **Steuer-Exekutor** zwangsweise mit sehr abgekürztem Verfahren bewirkt wird. Durchschnittlich kostet die Erhebung der direkten St. 4—6 bis 8 % der eingezogenen Steuersumme. Bei den indirekten St. steigen die Erhebungskosten von etwa 10 bis auf 20 % u. darüber. — Der Staat hat die dringende Verpflichtung, der Erhebung der St. zunächst ein richtiges System zu Grunde zu legen, das den Eigenthümlichkeiten des Landes u. der historischen Entwicklung des Steuerwesens Rechnung trägt u. deshalb nicht für jedes Land dasselbe sein kann, dabei den oben erwähnten Grundsätzen möglichst eng sich anzuschließen, u. durch sparsame Verwaltung dafür zu sorgen, daß die St. nicht eine Höhe erreichen, bei welcher sie das Vermögen des Volkes, also das **Steuerkapital** selbst, angreifen u. dann die Verminderung des Nationalwohlstandes veranlassen.

Steuerung, ein bei Dampfmaschinen zur regelmäßigen Zu- u. Abführung des Dampfes in den Cylinder dienender Apparat, der sich im Innern des Dampfgehäuses befindet u. je nach der Einrichtung der Maschine aus Schiebern, Ventilen, Hähnen od. Kolben besteht, durch welche die nach dem Cylinder führenden Dampfwege abwechselnd geöffnet u. geschlossen werden, so zwar, daß durch die geöffneten Kanäle bald frischer Dampf aus dem Kessel vor den Kolben treten, bald der benutzte Dampf hinter den Kolben nach außen entweichen kann. Man hat die St.en auch so eingerichtet, daß sie, je nachdem die Maschine mehr od. weniger Arbeit zu verrichten hat, auch mehr od. weniger Dampf in den Cylinder eintreten lassen, d. h. den Zutritt des Dampfes später od. früher mit Rücksicht auf das Ende des Kolbenlaufes absperren, so daß die Expansionswirkung des Dampfes entsprechend zur Wirkung kommt u. die Maschine stets mit gleicher Geschwindigkeit umläuft. Man nennt derartige St.en selbstthätige, variable **Expansionssteuerungen**; sie sind die vollkommensten, indem sie die Maschine mit dem geringsten Brennmaterialaufwande in gleichmäßigem Gange erhalten.

Steven, Vorder- u. Hintersteven, sind die starken Balken, welche, am vorderen, bez. hinteren Ende des Kiels aufwärts gerichtet, angebracht werden, um vermittels der in ihrer Längenrichtung angebrachten doppelten Nuthe den Planken des Schiffes Halt- u. Stützpunkte zu bieten.

Stevens, Alfred, franz. Genremaler, geb. zu Brüssel um 1813, ließ sich in Paris nieder u. malte vorzugsweise Damenboudoirs, in denen seidene Gewänder, Teppiche, türk. Shawls u. Luxusgeräth eine Hauptrolle spielen. Feinheit u. Eleganz der Zeichnung u. Glanz des Kolorits ist bei ihm die Hauptsache; an Tiefe des Gedankens fehlt es gewöhnlich. Dieser Art sind Bilder wie „Die Musikstunde“, „Die trauernde Wittwe“, „Die Rückkehr vom Balle“, „Die Dame in Rosa“ rc. — Sein Bruder, Joseph **St.**, geb. zu Brüssel 1815, gleichfalls Maler, excellirt in Scenen aus dem Leben der Thiere u. nam. der Hunde, die er in höchster Naturwahrheit u. meisterhafter Behandlung darstellt, doch bringt er hin u. wieder auch Genrebilder.

Steward (engl., spr. stjuard), Haushofmeister, Rentmeister, Verwalter auf Schiffen, Proviant- u. Küchenmeister.

Steyr, s. „Steier“. **Stibium**, lat. Name des Antimon.

Stichling (Stachelfisch, Steckerling, Stechbüttel, Gasterosteus), ein Fisch aus der Abtheilung der Kehlflosser, mit freien Stachelstrahlen vor der Rückenflosse u. einem starken Stachel statt der Bauchflosse. Er lebt in mehreren Arten theils im Meere, theils im Süßwasser, nährt sich von Insekten, Gewürm u. Laich u. vermehrt sich sehr stark; gefangen wird er zur Thranbereitung, auch zum Düngen des Feldes benutzt. Ein besonderes Interesse erweckt dieser Fisch durch den Kunsttrieb u. die Brutpflege des Männchens. Dasselbe baut nämlich aus Halmen, Wurzelfasern u. dgl. ein mit seinem Körperschleim verkittetes Nest. In dieses setzen die Weibchen ihre Eier ab, welche das Männchen hierauf befruchtet, dann bewacht u. vertheidigt. Die Stacheln schützen den St. vor Angriffen, gegen Seinesgleichen ist er unverträglich u. bösartig. Der St. der Flüsse Deutschlands (Gasterosteus aculeatus) ist an 3 freien Rückenstrahlen kenntlich. Durch zahlreiche Stacheln ist der bes. in Landseen aufhältliche, nur 4 cm. lange **Seestichling** (G. pungitius) ausgezeichnet, der kleinste aller Süßwasserfische. Abb. s. Bd. VI, Nr. 4301.

Stichwort od. **Schlagwort** heißt in der Bühnensprache diejenige Rede eines Schauspielers, nach deren Beendigung entweder ein Anderer die seinige zu beginnen, die Bühne zu betreten od. Etwas auszuführen hat; in letzterer Beziehung ist das St. auch für den Inspizienten, den Musikdirektor rc. das Signal zur Vornahme einer vorgeschriebenen Handlung. In ausgeschriebenen Rollen sind die St.e in der Regel roth unterstrichen. In encyklopädischen Werken heißt St. das den Hauptgegenstand eines Artikels bezeichnende u. deshalb diesem mit besonderer, gewöhnlich größerer Schrift vorgedruckte Wort.

Stickerei. Daß die Kleider im frühesten Alterthume schon eine Verzierung durch eingenähte Fäden erfuhren, geht aus den Darstellungen auf den ältesten Bildwerken der Aegypter u. Assyrer sowie auf den ältesten Vasengemälden der Griechen hervor, sodaß die Kunst der St. wahrscheinlich eben so alt, vielleicht sogar älter ist, als die Weberei. Im klassischen Alterthume hießen gestickte Gewänder phrygische, der Sticker phrygio, u. die Goldstickerei auriphrygium (franz. orfroi), woraus sich schließen läßt, daß die Phrygier es in der St. zu besonderer Meisterschaft gebracht hatten. In dem farbenfreudigen Orient wurde die St.

jeder Zeit mit Vorliebe gepflegt, u. von Byzanz aus fand sie in der Christlichen Kirche sowol zur Ornamentirung der kirchlichen Gewänder als zur Bekleidung der Altäre u. der Innenwände der Kirchen vielfache Verwendung. Teppiche traten bei Feierlichkeiten an Stelle der Mosaiken u. Wandmalereien, u. wie in Klöstern die Technik zu heiligen Zwecken geübt wurde, so entwickelte sie sich auch in den Händen der vornehmen Frauen des Mittelalters zu künstlerischer Vollendung, theils zur Verzierung der Tracht, theils zu dekorativen Wirkungen im Hause verwendet. In Italien blühte die St. ganz bes. zur Zeit der Renaissance; vorher aber schon war die mannichfaltige Technik, welche daselbst geübt wurde, von da zu den gallisch fränkischen Bischofssitzen sowie nach England übertragen worden. Die Klöster waren auch hier eifrige Pflegstätten. Einen ganz bes. edlen Zweig trieb die St. in den Spitzen (s. d.). Was die Technik anbetrifft, so wandte schon das Mittelalter zwei verschiedene Arten an: 1. den Kreuzstich, der meist auf grobem Gewebe, z. B. Stramin, Canevas (daher Straminstickerei genannt), kleine farbige Schrägkreuze hervorbringt, die, mosaikartig ihre Zeichnung zusammensetzend, ihre Contouren stets treppenförmig in rechtwinkligen Absätzen bilden, sich also für figürliche Darstellungen, Landschaften, Blumen u. geschwungene Ornamente nicht eignen, weshalb man sich auch bei den menschlichen Gesichtern häufig durch Einsetzung anderer bemalter Stoffe behalf; 2. den Plattstich, der, auf jede Art von Stoff anwendbar, seine Fäden lang od. kurz auf die Fläche legt, auch wol über einander, u. hierin völlige Freiheit der Richtung hat, daher auch Fadenmalerei od., weil diese Aneinanderreihung der Fäden an die Lage der Federbärte erinnert, opus plumarium genannt wurde. Neben ihm steht in der Zeit der höchsten Kunstübung noch der sog. Webestich, der das aus dem Durchschuß des Einschlages durch die Kette entstehende Gewebe nachahmt u. sich bes. für Verwerthung der Goldfäden eignet, die man früher nicht durch den Grundstoff durchzog, sondern auf der Oberfläche parallel neben einander legte u. mit Ueberfangstichen festnähte. Zu den bedeutendsten, zum Theil durch Einfluß der in dieser Kunst sehr geschickten Araber entstandenen Arbeiten des frühen Mittelalters gehören der 1031 gestickte Krönungsmantel der ungarischen Könige, ursprünglich ein Meßgewand (in Ofen), der deutsche Krönungsmantel vom J. 1133 (s. „Reichskleinodien"), die sog. Kaiser Dalmatika aus dem 12. od. 13. Jahrh. in Rom, u. der in Plattstich ausgeführte Wandteppich in Bayeux (s. Bd. II Fig. 1397). Außer dergleichen Teppichen für Burgen u. Schlösser verfertigten die Frauen noch mancherlei andere St.en für die Ritter, so daß allmählich aus der St. ein förmliches Gewerbe wurde u. Zünfte von Bild u. Wappenstickerei entstanden, welche die Technik auf alle mögliche Weise erweiterten, u. mit dem Aufschwung der Malerei im 15. Jahrh. auch die Plattsticharbeiten sehr verbreiteten. Aus dieser Periode stammen z. B. die um 1450 entstandenen sog. burgundischen Gewänder (Schatzkammer in Wien), theils in Plattstich, theils in Webestich mit Goldfäden. Im weiteren Verlauf aber gerieth die St., je mehr sie die Malerei völlig ersetzen od. gar ihre Figuren u. Ornamente plastisch auftragen wollte, auf Abwege. Zu ihrem ferneren Verfall trugen dann im 16. Jahrh. der große Aufschwung der flandrischen Figurenweberei (Arrazzi) u. die Bevorzugung der Weißstickerei bei, doch arbeiteten auch damals noch bedeutende Meister für Zwecke der St., z. B. Paolo Veronese. Zu den mit anderer Technik verbundenen St.en gehören das sog. appliqué, bei welchem die Ornamente aus dichtem farbigen Stoffe ausgeschnitten u. auf einen anderen farbigen Grund aufgenäht od. durch Plattstich vereinigt werden; bes. fein auszuführende Partien werden in Malerei eingefügt; ferner die Goldfädenstickerei, wie sie früher in Byzanz u. später bes. in Venedig blühte, u. welche auch Edelsteine, Korallen u. Glasflüsse verwendete. Endlich die Reliefstickerei, in welcher die Figuren, um erhaben hervorzutreten, eine Unterlage von Pappe od. Tuch erhalten, od. für erhabene Goldstickereien eine Unterlage von kreuzweise aufgenähten Schichten von grobem Zwirn, die dann mit zugespitzten Stäbchen dichter od. lockerer gemacht werden können.

Stickfluß ist der zumeist bei Ueberfüllung der Lungen mit Blut (kongestiver Hyperämie) u. einer hierdurch bedingten Ausschwitzung von Flüssigkeit in das Lungengewebe (Lungenödem) sowie bei Anfüllung der Lungenbläschen u. der feinsten Luftröhrenäste mit bluthaltigem Schaum eintretende Zustand unterdrückten Athmens, welchem unter großer Athemnoth, aussetzendem Pulsschlag, klebrigem, kühlem Schweiße u. Schleimrasseln in der Brust eine Kohlensäurevergiftung (durch mangelhafte Zufuhr von Sauerstoff zum Blut) u. in der Regel der Tod folgt.

Stickoxyd (Stickstoffoxyd, Stickstoffbioxyd) ist ein farbloses Gas, dessen Geruch man nicht kennt, da es in dem Augenblicke, wo es mit atmosphärischer Luft in Berührung kommt, sich höher oxydirt u. in Untersalpetersäure verwandelt wird, welcher Vorgang durch das Auftreten gelbrother Dämpfe zu erkennen ist. Es besteht aus 14 Gewichtstheilen Stickstoff u. 16 Sauerstoff, wird vom Wasser nur sehr wenig aufgenommen, dagegen verschlucken wässrige Auflösungen von Eisenoxydulsalzen dieses Gas mit großer Begierde u. färben sich dadurch schwarzbraun. Das St. tritt gewöhnlich auf, wenn Metalle mit Salpetersäure behandelt werden, letztere verliert dabei 3 Aequivalente ihres Sauerstoffs, während St. in Gasblasen aus der Flüssigkeit entweicht.

Stickoxydul (Stickstoffoxydul, Stickstoffmonoxyd) ein farbloses Gas, aus 14 Gewichtstheilen Stickstoff u. 8 Gewichtstheilen Sauerstoff bestehend, besitzt einen schwachen, süßlichen Geruch u. Geschmack, ist schwerer als die Luft (spezifisches Gewicht 1,[illegible]) u. läßt sich bei 0° u. einem Drucke von 30 Atmosphären zu einer farblosen Flüssigkeit verdichten, die bei —88° C. siedet u. dabei so viel Wärme bindet, daß eine Abkühlung bis zu 105° C. stattfindet u. der nicht verdampfte Theil zu einer festen krystallinischen Masse erstarrt. In kaltem Wasser ist das St. ziemlich löslich u. ertheilt diesem seinen Geschmack u. Geruch. Das St. kann eingeathmet werden u. wirkt dabei eigenthümlich berauschend; es soll einen Zustand ausgelassener Fröhlichkeit u. Lachlust erzeugen, weshalb es auch Lustgas genannt worden ist. In der Natur findet sich das St. nirgends fertig gebildet; man kann es auf verschiedene Weise bereiten, am bequemsten u. reinsten erhält man es durch Erhitzen von salpetersaurem Ammoniak.

Stickstoff (Nitrogenium, Azot), ein chemischer Grundstoff von gasartiger Natur, wurde fast gleichzeitig von Scheele u. Lavoisier entdeckt u. als Hauptbestandtheil der Luft erkannt, nachdem Ersterer schon vorher (1777) den Sauerstoff aus der Luft abgeschieden hatte. Noch früher (1772) hatte jedoch schon Rutherford nachgewiesen, daß die Luft durch den Athmungsvorgang keineswegs blos in Kohlensäure verwandelt werde, sondern daß auch eine eigenthümliche, das Verbrennen nicht mehr unterhaltende Luftart zurückbleibe. Streng genommen müßte also Rutherford als der eigentliche Entdecker des St.s angesehen werden. Außer in der Luft findet sich der St. noch in zahlreichen chemischen Verbindungen des Thier- u. Pflanzenreichs vor u. ist auch ein Bestandtheil der salpetersauren Salze u. der Ammoniakverbindungen. — Reiner St. ist ein farbloses u. geruchloses Gas, welches man zu den permanenten Gasen rechnete, bis es in der allerneuesten Zeit, Ende 1877, dem franz. Chemiker Cailletet gelang, den St. unter Anwendung eines Druckes von 200 Atmosphären u. einer Kälte von 300 unter Null zu kleinen Tröpfchen zu verdichten, ebenso wie das Wasserstoffgas, den Sauerstoff u. die atmosphärische Luft. Das Stickstoffgas ist 14mal schwerer als Wasserstoffgas, aber leichter als die atmosphärische Luft, denn das spezifische Gewicht desselben ist 0,972. Bei 0° u. 760 mm. Druck wiegen 1000 kcm. St. 1,2519 Gr. Der St. ist weder brennbar, noch kann er das Verbrennen anderer Körper unterhalten; brennende Körper erlöschen sofort; Menschen u. Thiere sterben in reinem St. Wegen dieser negativen Eigenschaften kann man den St. nur durch die Abwesenheit aller jener Charaktere erkennen, die anderen Gasen zukommen; er ist durch den großen Indifferentismus ausgezeichnet, den er anderen Elementen u. deren Verbindungen gegenüber zu erkennen giebt. Nur mit sehr wenig Elementen läßt sich der St. direkt verbinden, z. B. mit Bor od. Silicium in der Hitze, mit Sauerstoff nur schwierig unter Mithülfe der Elektrizität. Dagegen lassen sich zahlreiche Verbindungen des St.s auf indirektem Wege darstellen. Das chemische Zeichen des St.s ist N, das Aequivalent u. Atomgewicht 14. — Die Verbindungen des St.s mit dem Sauerstoff, welche in fünf verschiedenen Verhältnissen vorkommen, sind: Stickoxydul NO, Stickoxyd NO_2, salpetrige Säure NO_3, Untersalpetersäure NO_4, Salpetersäure NO_5. In diesen sind je 14 Gewichtstheile St. resp. mit 8, 16, 24, 32 u. 40 Gewichtstheilen Sauerstoff verbunden. Die atmosphärische Luft wird nur als ein Gemenge von St. u. Sauerstoff angesehen, nicht als eine chemische Verbindung dieser Elemente. Mit dem Wasserstoff bildet der St. das Ammoniak u. das hypothetische Amid u. Ammonium, mit dem Kohlenstoff das Cyan. Mit Chlor, Brom u. Jod giebt der St. sehr stark explodirbare Verbindungen.

stief—, ein ausschließlich den germanischen Sprachen angehöriges (altnord. stjup-, angelsächs. steop-, althochdeutsch stiuf-, mittelhochdeutsch stief—), über das Gebiet derselben hinaus nicht zu verfolgendes Wort von unklarer Bedeutung; kommt nur in Zusammensetzungen vor zur Bezeichnung eines Verwandtschaftsverhältnisses, welches durch eine zweite Verheirathung geschaffen worden ist, wie: Stiefvater, Stiefmutter, Stiefkinder, Stiefbruder, Stiefschwester 2c. Stiefgeschwister nennt man auch Halbgeschwister (s. d.).

Stiefmütterchen (Viola tricolor), eine allbekannte Zierpflanze unserer Gärten, einheimisch auf unseren Brachäckern, wo sie bes. auf Sandboden sehr verschiedenfarbige Blumen von geringer Größe hervorbringt. Durch Befruchtung mit Viola altaica sind die als Gartenblumen beliebten Spielarten mit großen Blumen von prachtvoller, oft sammetartiger Färbung entstanden. Man verlangt von einer vollkommenen Blume dieser Art einen aufrechten Blumenstiel, welcher die Blume über das Kraut hebt, ferner einen regelmäßigen Bau derselben bei kräftigen u.

abgerundeten Blättern, nam. aber einen lebhaften Farbenwechsel, wodurch das sog. Gesicht der Blume gehoben wird. Man vermehrt diese reizenden Gartenpflanzen durch Samen, die man, um das ganze Jahr über blühende St. zu haben, im Januar u. Februar, im Mai, im August u. September (für den Frühling), u. zwar in Samenschalen od. Holzkästen aussäet, indem man letztere am besten mit Moorerde füllte. Die Art selbst gehört mit den übrigen Veilchenarten zu der kleinen Familie der Violaceen u. hat die größte Verwandtschaft mit V. lutea der Gebirge.

Stieglitz, s. „Distelfink".

Stieglitz, Christian Ludwig, Kunstforscher, geb. zu Leipzig 12. Dez. 1756; studirte das. seit 1773 die Rechte, beschäftigte sich aber vorzugsweise mit der Zeichen- u. Baukunst, gehörte seit 1792 dem Rathskollegium an, wurde 1801 Stadtrichter, 1804 Baumeister u. 1823 Prokonsul, trat 1830 in Ruhestand u. starb zu Leipzig 17. Juli 1836. Nachdem er einen „Versuch über die Baukunst" (Jena 1786) u. eine Schrift „Ueber den Gebrauch der Grotesken u. Arabesken" (Lpz. 1792) anonym veröffentlicht hatte, ließ er unter seinem Namen erscheinen: „Geschichte der Baukunst der Alten" (Lpz. 1792); „Encyklopädie der Baukunst der Alten" (ebd. 1792—98, 5 Bde. mit 118 Kpfrn.); „Gemälde von Gärten, im neuern Geschmack dargestellt" (ebd. 1795); „Die Baukunst der Alten" (Handbuch für Freunde der Kunst, ebd. 1796); „Archäologie der Baukunst der Griechen u. Römer" (2. Thle., Weim. 1801); „Zeichnungen aus der schönen Baukunst" (Lpz. 1801; 2. Aufl. 1805); „Versuch einer Einrichtung antiker Münzsammlungen zur Erläuterung der Geschichte der Kunst des Alterthums" (ebd. 1809); „Archäologische Unterhaltungen" (ebd. 1820); „Von altdeutscher Baukunst" (ebd. 1820); „Geschichte der Baukunst" (Nürnb. 1827; 2. Aufl. 1836, 3 Abthgn.); „Beiträge zur Geschichte der Ausbildung der Baukunst" (2 Bde., ebd. 1834). Auch gab er den Text zu Puttrich's „Denkmalen der Baukunst in Sachsen" (ebd. 1836) heraus u. trat als Dichter auf; in letzterer Beziehung ist sein Gedicht in 8 Gesängen „Die Wartburg" (1801) zu nennen. — Christian Ludwig **v. St.**, Sohn des Vorigen, geb. zu Leipzig 1803, gest. als Appellationsrath zu Dresden 31. Okt. 1854, ließ den früheren Adel seiner Familie für sich erneuern. Derselbe verfaßte u. A. eine „Geschichtliche Darstellung der Eigenthumsverhältnisse an Wald u. Jagd in Deutschland" (Lpz. 1832) u. eine Schrift „Ueber den Ursprung des Durchlauchtigsten Hauses zu Sachsen" (Dresd. 1847).

Stieglitz, Heinrich, deutscher Dichter, geb. 12. (nach anderen Angaben 22.) Febr. 1803 zu Arolsen; erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Gotha u. studirte seit 1820 in Göttingen, Leipzig u. Berlin Philologie; in Leipzig veröffentlichte er gemeinschaftlich mit Ernst Große seine ersten „Gedichte zum Besten der Griechen" (Lpz. 1823); gleichfalls in Leipzig verlobte er sich mit einem schönen u. geistvollen Mädchen, Charlotte Willhöft (geb. 1806), die ihm, nachdem er 1828 in Berlin als Gymnasiallehrer u. Sekretär der königl. Bibliothek angestellt war, als Gattin dahin folgte. Charlotte nahm an St.' innerem Leben, seinen Studien u. Dichtungen den regsten Antheil, sie arbeitete selbst an seinen ersten größeren Schöpfungen: „Bilder des Orients" (4 Thle., Lpz. 1830 bis 1833), mit. Aber weder die im Werth sehr ungleichen „Bilder des Orients" noch die „Stimmen der Zeit in Liedern" (Lpz. 1832; 2. Aufl. 1834) brachten dem Dichter die gehoffte Selbstbefriedigung u. Erfolg. Innerlich von verzehrender Sehnsucht nach einer höchsten Leistung erfüllt, von körperlicher Krankheit gefoltert, fühlte sich St. unsäglich elend, u. weder die aufopfernde Liebe seiner Gattin, noch die sorglose äußere Lage, welche ihm durch seine reichen Petersburger Verwandten bereitet wurde u. ihm 1833 eine Reise durch Rußland ermöglichte, vermochten seine krankhafte Stimmung zu heilen. In dieser Lage gedieh in der Seele der schwärmerischen u. durch geistige Ueberanstrengungen gleichfalls überreizten Charlotte die unselige Vorstellung, ein großer wahrhafter Schmerz, der Schmerz um ihren Tod, werde den Gemahl zum ganzen Mann u. Dichter reifen. So gab sie sich 29. Dez. 1834 selbst den Tod durch einen Dolchstoß. Diese That opferfreudiger Verirrung hatte freilich den entgegengesetzten Erfolg: St. brach unter der Wucht dieses Schlages völlig zusammen. Seine späteren Publikationen, wie die lyrische Tragödie „Das Dionysosfest" (Berl. 1836), „Mozart's Gedächtnißfeier" (Münch. 1837), „Gruß an Berlin. Ein Zukunftstraum" (Lpz. 1838), „Bergesgrüße aus dem Salzburger, Tiroler u. Bayer. Gebirge" (Münch. 1839), erhoben sich keineswegs über die früheren. Seit der Katastrophe lebte er meist auf Reisen, von denen er in „Ein Besuch auf Montenegro" (Stuttg. 1841), „Illyrien u. Dalmatien" (ebd. 1845), „Erinnerungen an Rom u. an den Kirchenstaat" (Lpz. 1848) berichtete. Er starb in Venedig 24. Aug. 1849 an der Cholera. — Vgl. „Charlotte St., ein Denkmal" (enthält Gedichte, Tagebuchblätter u. Briefe Charlottens, herausgeg. von Theod. Mundt, Berl. 1835) u. die aus dem Nachlasse des Dichters von Curtze herausgegebenen „Briefe von St. an seine Braut Charlotte" (2 Bde., Lpz. 1859); St.' „Selbstbiographie" (Gotha 1865) u. „Erinnerungen an Charlotte" (Marb. 1865).

Stieglitz, Ludwig, Frhr. v., Finanzmann, geb. zu Arolsen 1778; ging als unbemittelter Kaufmann nach Petersburg, kam aber bald durch seine Umsicht u. Thätigkeit zu großem Vermögen u. Ansehen u. gewann dadurch einen bedeutenden Einfluß auf Rußlands Handel u. Industrie. Er stellte sich an die Spitze großer kommerzieller Unternehmungen, wie insbes. desjenigen, durch das die wichtige Dampfschiffahrtsverbindung zwischen Petersburg u. Lübeck ins Leben gerufen ward, u. half Cancrin's Kredit- u. Finanzoperationen ausführen. Bei Alledem hatte er ein reges Interesse für Kunst u. Wissenschaft, deren Vertreter daher auch einen warmen Gönner in ihm fanden. Schon 1825 in den erblichen Freiherrenstand erhoben, starb er zu Petersburg 18. März 1843. Die Leitung seines Geschäftshauses ging auf seinen Sohn, den Frhrn. Alexander **v. St.**, über, der jedoch dasselbe 1859 auflöste. — Nikolaus **v. St.**, älterer Bruder des Frhrn. Ludwig v. St., geb. 1772 zu Arolsen, ging gleichfalls nach Rußland u. erwarb sich durch seine Handelsspekulationen ein beträchtliches Vermögen u. starb als Direktor der Schuldentilgungskommission in Petersburg. Er war in den erblichen Adelsstand erhoben worden. — Bernhard **v. St.**, ein dritter Bruder, geb. 1774 zu Arolsen, gründete in Krementschuk (Gouv. Pultawa) ein Handelshaus, zog sich aber, nachdem er von Kaiser Nikolaus zum Hofrath ernannt u. geadelt worden, von den Geschäften zurück u. beschäftigte sich literarisch; er starb 1846.

Stiehle, Gustav v., preuß. General, geb. zu Erfurt 14. Aug. 1823; trat 1840 in die preuß. Armee, erhielt 25. Febr. 1841 das Offizierspatent, besuchte 1845—47 die damalige Allgemeine Kriegsschule in Berlin, machte 1848 den Feldzug gegen die poln. Insurgenten mit, war dann längere Zeit Bataillonsadjutant u. Führer einer Landwehrcompagnie, wurde 1852—55 in der Trigonometr. Abtheilung des Generalstabs beschäftigt u. 1858 als Compagniechef in das jetzige Königsgrenadier-Regiment Nr. 7 versetzt. 1859 als Major dem Generalstab zugetheilt, organisirte er die neuen, unter seine Leitung gestellten Kriegsschulen in Potsdam u. Neisse u. hielt dann auch Vorlesungen über Taktik an der Kriegsakademie. Während des Krieges gegen Dänemark (1864), an dem St. als Generalstabsoffizier im Hauptquartier Wrangel's Theil nahm, ward er geadelt u. zum Oberstleutnant u. Flügeladjutanten des Königs ernannt; hierauf wurde er mit diplomatischen Missionen nach London u. Wien betraut. Zum Oberst befördert, wohnte er dem Feldzuge gegen Oesterreich theils im Stabe der Elbarmee, theils im Hauptquartier des Königs bei; auch leitete St. als preuß. Bevollmächtigter die militärischen Schlußverhandlungen, die dem Prager Frieden folgten. Seit 1868 Kommandeur des 4. Gardegrenadier-Regiments in Koblenz, ward er im Jan. 1870 in die Umgebung des Königs u. als Abtheilungschef in den Großen Generalstab, sowie als Mitglied der Militärstudienkommission nach Berlin zurückberufen. Der Ausbruch des Deutsch-franz. Krieges brachte ihm die Ernennung zum Generalmajor u. zum Chef des Generalstabs der zweiten Armee unter Prinz Friedrich Karl. In letzterer Eigenschaft schloß er 26./27. Okt. 1870 im Schlosse Frascaty die Kapitulation mit dem franz. General Jarras wegen Waffenstreckung der Bazaine'schen Armee u. der Uebergabe der Festung Metz ab. Nachher zeichnete er sich noch an der Loire u. westwärts derselben aus. Nach dem Frieden trat er in sein früheres Verhältniß beim Großen Generalstab zurück, doch ward er unter Belassung in seiner Stellung als General à la suite des Kaisers u. Königs im Nov. 1871 in das

Kriegsministerium versetzt u. zum Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements ernannt. Diesen Posten bekleidete er bis 1874.

Stieler, Adolf, Kartograph, geb. zu Gotha 26. Febr. 1775; studirte seit 1793 in Jena u. Göttingen die Rechte, wurde 1797 beim Ministerialdepartement in Gotha angestellt, rückte 1829 zum Geh. Regierungsrath auf u. starb das. 13. März 1836. Einen Namen machte er sich bes. durch seine hochverdienstliche kartographische Thätigkeit. In dieser Beziehung sind hauptsächlich anzuführen: ein von ihm in Gemeinschaft mit Reichard herausgegebener „Handatlas" (Gotha 1817—33, 75 Blätter; neueste Bearbeitung von Petermann u. A., 1872 f., 90 Blätter) u. ein weitverbreiteter, oft aufgelegter „Schulatlas" (Gotha 1821).

Stieler, Joseph Karl, hervorragender Portraitmaler, geb. zu Mainz 1781; widmete sich Anfangs der Miniaturmalerei u. seit 1798 in Würzburg der Oelmalerei, bildete sich dann in Wien unter Füger weiter aus u. wurde nach mehreren Reisen in Paris Schüler von Gérard. Abgesehen von einigen 1808—10 entstandenen historischen Bildern, z. B. ein Altarbild in der St. Leonhardskirche in Frankfurt, war er fast nur im Portraitfache thätig. 1812 berief ihn der König Max nach München, wo er wiederholt die königl. Familie malte u., nachdem er einige Jahre in Wien verweilt u. durch seine Bildnisse von Kaiser Franz u. dessen Gemahlin Aufsehen erregt hatte,



Nr. 5122. Stier im Kampfe mit dem Picador.

1820 zum Hofmaler ernannt wurde. Dann folgten die Portraits anderer fürstlichen Personen u. bedeutender Männer; am bekanntesten aber wurde er durch sein 1828 gemaltes Portrait Goethe's (Neue Pinakothek in München) u. seine im Auftrage König Ludwig's gemalte Galerie weiblicher Schönheiten im Saalbau zu München, die sich durch frappante Aehnlichkeit u. mehr noch durch Anmuth des Vortrags auszeichnen. Seinen männlichen Portraits fehlt es nicht selten an scharfer Charakteristik u. individueller Bestimmtheit. St. starb in München 9. April 1858.

Stier, das männliche Rind.

Stier ist ein Sternbild in der Ekliptik im Zeichen der Zwillinge südl vom Fuhrmann, bestehend aus einem Stern erster Größe, dem Aldebaran, drei Sternen zweiter u. einer Anzahl noch kleinerer. Er ist leicht kenntlich an der V ähnlichen Stellung, welche die Sterne am Kopfe des St.s bilden. Links am oberen Ende des V steht der Aldebaran, rechts vom V, auf dem Rücken des St.s, sieht man eine dichte Gruppe von kleinen Sternen, die Plejaden (s. d.), mitten im rechten Schenkel des V eine andere solche Gruppe die Hyaden (s. d.).

Stiergefecht od. Tauromachie (vom griech. ταῦρος, Stier, u. μάχη, Kampf), span. Corrida de toros. Die St.e gehören zu den beliebtesten Volksvergnügungen in Spanien u. Portugal u. in einigen der mittel- u. südamerikan. Staaten. Sie stehen auf derselben Höhe der Volksgunst wie bei uns Theater u. Cirkus: fast jede irgend bedeutendere Stadt hat ihre Plaza de toros (Amphitheater für St.e); die Vornehmen u. Reichen haben dort ihre Logen wie in der Oper od. dem Schauspiel, die Toreadores u. Toreros (Stierkämpfer zu Pferde u. zu Fuß) sind bekannte u. beliebte Persönlichkeiten, wie Sänger od. Schauspieler, sie werden in eigenen Stierkämpferschulen (Escuelas de tauromaquia) — die erste derartige Staatsanstalt gründete Ferdinand VII. 1830 in Sevilla



Nr. 5123. Banderilleros und Chulos.

für ihre Kunst ausgebildet, u. prima espada (erster Stiererleger) einer bedeutenden Truppe zu sein ist völlig so werthvoll u. einträglich, wie an einer großen Bühne als erster Held od. Tenor zu fungiren, u. wie namhafte Darsteller od. Virtuosen machen auch die Espadas Kunstreisen u. geben Gastrollen. — Eine Plaza de toros ist ein weiter offener Cirkus mit amphitheatralisch aufsteigenden numerirten Steinsitzen, über welchen sich eine Reihe von Logen erhebt. Der eigentliche Kampfplatz, die Arena (el redondel), ist umgeben von einer etwa mannshohen Breterschranke (la tabla) mit mehreren Thüren; zwischen der tabla u. den untersten Zuschauersitzen läuft ein breiter Laufgang (la valla), welcher nur von den beim Stierkampf Betheiligten od. Beschäftigten betreten werden darf: in diese Valla ziehen sich die vom Stier verfolgten Chulos od. Banderilleros zurück; hier sind auch Leute aufgestellt, welche den Stier, falls er die Schranke zu überspringen versuchen sollte, was zuweilen geschieht, mit Knütteln zurücktreiben. Die zu den Kämpfen benutzten Stiere kommen meist aus Andalusien, wo sie in der Wildheit leben; gute Exemplare werden bis zu 500 Mk. bezahlt. — Die St.e finden in größeren Städten während der Saison ziemlich regelmäßig statt, in Madrid z. B. meist einmal wöchentlich; die oft sehr beträchtlichen Reineinnahmen werden zu Wohlthätigkeitszwecken verwendet. Den Beginn des Schauspiels macht ein feierlicher Umzug aller Kämpfer durch die Arena bis vor die Logen der Hochstehenden, in Madrid z. B. zu denen des Königs u. des Stadtraths (ayuntamiento). Der Zug wird eröffnet von Alguaciles (Gemeindedienern) in altspanischer Tracht, welche die Schlüssel des Stalles der Stiere (toril) tragen. Dann folgen die Picadores, beritten u. mit einer Lanze (pica) bewaffnet; sie tragen einen breiten weißen Hut (sombrero), einen Haarbeutel (moña), ein buntes, goldgesticktes Atlaswamms (marselles), eine breite seidne Leibbinde (faja) u. lederne, an den Schienbeinen mit



Nr. [illegible]

Eisenblech gepanzerte Gamaschen. Den Picadores schließen sich die Chulos u. Banderilleros an, die zu Fuße kämpfen, in Schuhen u. Strümpfen, Kniehosen u. kurzer Jacke, die Haare nach andalus. Sitte durch ein Netz zusammengehalten; die Chulos tragen über dem Arm

einen rothen Mantel (capa), durch dessen Anblick sie den Stier reizen u. auf sich lenken; die Banderilleros bunt geschmückte Pfeile mit Widerhaken (banderillas), die bestimmt sind, den Stieren in das Fleisch gestoßen zu werden. Es folgen die Hauptkämpfer, die Espadas, in ähnlicher, aber viel reicherer Tracht als die Banderilleros; dann die dunkel gekleideten Matadores (Todtschläger), denen es obliegt, den durch die Espada gefällten Stier völlig zu tödten; ferner eine Meute von Bulldoggen (perros de presa), welche auf den etwa sich feige zeigenden Stier gehetzt werden, um ihn in Wuth zu bringen, u. den Beschluß machen, von jungen Burschen (muchachos) geführt, einige Gespanne (tiros) bunt geschmückter u. schellenbehangener Maulthiere, welche die gefallenen Pferde u. Stiere aus der Arena hinausschleppen. Ist der Umzug beendet u. haben alle Betheiligten ihre Stellungen eingenommen, so wird der erste Stier aus seinem Stalle losgelassen, er stürzt sich wüthend in die Arena u. der erste Akt des Schauspiels beginnt. In diesem ersten u. blutigsten Akte fällt die Hauptrolle den Picadores zu, welche ihre Pferde — meist alte, ausrangirte, werthlose Gäule, denen die Augen verbunden werden — dem Stiere entgegenspornen u. diesen mit ihren Lanzen, die aber so eingerichtet sind, daß sie nicht tief ins Fleisch eindringen können, leicht verwunden u. wild machen. Nur selten läßt sich der Stier durch den Stich bewegen, sich von seinem Gegner abzuwenden; in der Regel bohrt er dem Pferde die Hörner in die Brust od. schlitzt ihm den Bauch auf, so daß die Eingeweide auf dem Sande nachschleifen. Kommt dabei das Pferd zu Falle u. stürzt der Picador, so sind alsbald die Chulos zur Stelle, welche durch vorgehaltene rothe Mäntel die Aufmerksamkeit des Stieres vom Picador ab u. auf sich leiten u., wenn von ihm verfolgt, sich behende über die Tabla schwingen. Inzwischen hat dann der Picador Zeit, sein Pferd wieder zu besteigen u. den Stier aufs Neue anzugreifen. Dies geschieht so lange, als das Pferd sich noch auf den Beinen zu halten vermag; ist es zu schwer verwundet od. bereits verendet, so tritt ein zweiter Picador in die Schranken u. es wiederholt sich dasselbe Schauspiel. Je mehr Pferde der Stier tödtet, desto mehr jubelt das Publikum, welchem dieser Theil des Schauspiels am meisten Freude bereitet u. welches nicht müde wird, „mas caballos!“ (mehr Pferde!) zu verlangen.



Nr. 5125. Stier von perros de presa gehetzt.

Sind aber genug dieser Thiere gefallen, so verlassen die Picadores die Arena u. räumen den Banderilleros das Feld: es beginnt der zweite Akt. Mit großer Geschicklichkeit wissen die Banderilleros dem Stier ihre Banderillas zuzuwerfen od. aus nächster Nähe selbst in das Fleisch zu stecken; daß sie nicht ernstlich in Gefahr kommen, dafür haben die unermüdlichen Chulos zu sorgen. Läßt sich der Stier durch die gewöhnlichen Banderillas nicht genügend zum Zorn reizen, so greift man wol zu den sog. Banderillas de fuego, welche mit Feuerwerkskörpern gefüllt sind u., sobald sie platzen, explodiren u. dem Thiere Fell u. Fleisch versengen. Wenn dies eine Weile gedauert hat u. der Stier hinreichend mit Pfeilen gespickt, auch in die denkbar höchste Wuth versetzt ist, so ziehen sich die Banderilleros zurück u. es beginnt der dritte Akt: die Espada tritt auf, um den linken Arm die rothe Capa geschlungen, in der Rechten die blitzende breite Espada (d. i. Schwert; daher auch der Hauptkämpfer selbst Espada genannt wird). Durch das Schwingen des rothen Tuches sucht dieser letzte, gefährlichste Feind des Stieres diesen auf sich zu locken; gelassen tritt er ihm entgegen u. in dem Moment, wo der auf ihn losstürzende Stier das Haupt zum Stoße senkt, springt er auf die Seite u. sucht ihm das Schwert bis ans Heft in den Nacken zu bohren. Ging der Stoß fehl, so ist es die Aufgabe der Espada, das Schwert wieder aus der Wunde herauszuziehen u. von Neuem zu beginnen. Ist dagegen der Stier gut getroffen, so steht er einen Augenblick wie angewurzelt, dann läßt er sich auf die Kniee nieder, während ein dunkler Blutstrom aus seinem Maule quillt, u. fällt dann auf die Seite. Sofort erscheint nun der Matador, der dem daliegenden Thiere den Cachetero (breiten Dolch) ins Genick stößt, worauf er sofort verendet u. von Maulthieren im Galopp aus der Arena geschleift wird. Der aufgewühlte Boden wird von Dienern wieder geebnet, die Blutlachen werden mit Sand bedeckt, der zweite Stier

wird losgelassen u. dasselbe Schauspiel beginnt. Bei einer richtigen Corrida sollen eigentlich 12 Stiere getödtet werden, doch begnügt man sich in der Regel mit der Hälfte (media corrida). — Das sind die verschiedenen Phasen eines St.es; zur Vervollständigung des Gesammteindruckes gehört aber auch das Schnauben u. Brüllen des Stieres, das



Nr. 5126. Die Espada dem Stier gegenüber.

Stöhnen der Pferde, das Rufen u. Schreien der Chulos, Picadores u. Banderilleros, das Lärmen mehrerer Musikcorps u. der Anblick eines den Circus bis auf den letzten Platz füllenden, nach vielen Tausenden zählenden Publikums — die Plaza de toros in Madrid faßt über 12,000, die in Sevilla sogar gegen 20,000 Menschen — welches in südlicher Lebhaftigkeit jeden Moment des Kampfes mit Kundgebungen begleitet u. seinem Beifall wie seinem Aerger den lautesten, zuweilen geradezu betäubenden Ausdruck giebt. So widrig es ist, mehrere Stiere u. Dutzende von Pferden qualvoll getödtet zu sehen, so fordern doch der Muth, die Kaltblütigkeit u. die Gewandtheit der Stierkämpfer volle Anerkennung. Dagegen sind eine unwürdige Spielerei solche nicht selten vorkommende St.e, bei denen Frauen in der Kleidung von Toreros u. Toreadores mit einem ganz jungen Stier, dem die Hörner abgesägt sind, kämpfen. — Die Geschichte der St.e, d. h. der Kämpfe von Menschen mit Stieren zur Belustigung des Publikums, ist alt. In Griechenland, nam. in Thessalien, waren sie gewöhnlich, auch in Rom zur Kaiserzeit nicht selten. Was Spanien anlangt, so wissen wir, daß sie dort früh beliebt waren, daß der Cid Campeador ein eifriger Stierkämpfer war, Philipp II. großes Vergnügen daran fand u. Philipp IV. 1631 selbst zu Madrid öffentlich als



Nr. 5127. Fallen des Stieres durch die Espada.

Stierfechter auftrat, obwol Papst Pius V. (1566—72) eine Bannbulle gegen die St. geschleudert hatte. Unter Karl IV. (1788—1808) wurden sie wirklich abgeschafft, aber unter Joseph Bonaparte wieder eingeführt. Auch in einzelnen südfranz. Städten, nam. in den Pyrenäen, werden gelegentlich von span. Gesellschaften St.e veranstaltet.

Stier von Uri hieß im Mittelalter der Anführer der Männer von Uri u. Unterwalden im Kriege, weil er seine Mannschaft durch Blasen auf einem Auerochsenhorne zusammenrief od. zusammenrufen ließ.

Stift heißt ursprünglich jede Anstalt, die aus frommen Schenkungen zu religiösen Zwecken „gestiftet“ ist, also bes. auch die Klöster sammt den zugehörigen Gebäuden u. Besitzungen. In engerem Sinne wurde jedoch der Name im Mittelalter auf die Anstalten eingeschränkt, in welchen die Geistlichen der Kathedral- u. Domkirchen zusammen lebten. Die Mitglieder dieser Domstifter u. Domkapitel hießen Kapitulare, Chor- od. Domherren, bei den weiblichen Stiftern Stiftsdamen od. Kanonissen (s. „Kanoniker“). Im Gegensatz zu den niederen klösterlichen St.ern hießen die St.er an den Sitzen der Erzbischöfe Erzstifter, die bischöflichen aber Hochstifter. Beide standen als reichsunmittelbar allein unter kaiserl. Hoheit. Ueber die Schicksale der St.er nach der Reformation s. „Domstifter“. Die weiblichen St.er sind sowol auf kathol. wie auf protest. Gebiet meist zu Versorgungsanstalten für ledige Damen von Adel geworden, sog. adlige „Fräuleinstifter“); die protest. gestatten sogar die Verheirathung der Stiftsdamen, natürlich unter Verzicht auf die Stiftseinkünfte. Auch bei den kathol. Damenstiftern wird das Wohnen in den Stiftsgebäuden in der Regel nicht zur Pflicht gemacht; doch sind mit einigen dieser Anstalten Schulen u. Pensionate für junge Mädchen verbunden, welche die Thätigkeit der Stiftsdamen in Anspruch nehmen. — In neuerer Zeit hat man den Namen St. auch einigen Anstalten im Dienste der inneren Mission (z. B. dem Magdalenenstift in Berlin) beigelegt. St. heißt auch das Konvikt von Studenten der Theologie u. Philologie (der sog. Stiftler) in Tübingen, welches den Charakter einer geistlichen Stiftung auch im protestantischen Gewande bis heute bewahrt u. für die Ausbildung von Pfarrern u. Lehrern in Württemberg außerordentlich segensreich gewirkt hat.



Nr. 5128. Adalbert Stifter (geb. 23. Okt. 1806, gest. 28. Jan. 1868).

Stifter, Adalbert, deutscher Dichter, geb. 23. Okt. 1806 zu Oberplan im Böhmerwald; wurde, nachdem 1817 sein Vater durch einen Unglücksfall das Leben verloren hatte, 1818 in die lat. Schule der Benediktinerabtei Kremsmünster gebracht, bezog 1826 die Universität Wien, um die Rechte zu studiren, widmete sich aber daneben mit Eifer dem Studium der Geschichte, Mathematik u. Naturwissenschaften, trieb Malerei u. Musik u. blieb nach Ablauf seiner Universitätsstudien bis 1848 in Wien als Privatlehrer thätig. Zu seinen Schülern gehörte auch der junge Fürst Richard Metternich. 1848 siedelte er nach Linz über, wurde 1850 Schulrath u. Volksschulinspektor für Oberösterreich, sah sich aber 1867 durch Krankheit genöthigt, seine Entlassung zu verlangen, die ihm mit Fortbezug seines ganzen Gehaltes gewährt wurde. Er starb in Linz 28. Jan. 1868. St. trat als Schriftsteller zuerst mit den nach u. nach auf 6 Thle. anwachsenden Novellen u. Idyllen „Studien“ (Pest 1844 bis 1850, zahlreiche Auflagen u. Einzelausgaben bes. hervorragender Erzählungen) hervor u. errang damit ungewöhnlichen Erfolg. Die Feinheit u. Schönheit des Vortrags, der idyllische Hauch, der durch beinahe alle Erzählungen hindurchging, dazu ein außerordentliches schilderndes u. malerisches Talent, das sich in ihnen kundgab, ließen übersehen, daß die „Studien“ mehr Landschaften mit Staffage als Novellen waren, daß es dem Dichter nur selten gelang, seinen Gestalten ein tieferes Seelenleben zu geben. So lange sich St. in dem ursprünglichen Kreise seiner Schöpfungen hielt, überwogen die Vorzüge, obschon bereits die Sammlung „Bunte Steine“ (Pest 1853; 4. Aufl. 1870) einen Nachlaß der alten Frische zeigte. Im größeren Roman aber, wie „Der Nachsommer“ (3 Bde., Pest 1857; 2. Aufl. 1865), od. gar im historischen Roman, dessen Gebiet er mit „Witiko“ (3 Bde., Pest 1865—67) betrat, verrieth sich der Mangel an gestaltender Kraft, obschon auch diese Werke Episoden von vollendeter Schönheit aufweisen. Aus dem Nachlasse des Dichters wurden „Erzählungen“ (2 Bde., Pest 1869), „Briefe“ (Pest 1869) u. „Vermischte Schriften“ (2 Bde., Pest 1870) herausgegeben von Aprent, der auch eine Ausgabe der „Sämmtlichen Werke“ (17 Bde., Pest 1870) veranstaltete.

Stiftshütte heißt in der Bibelübersetzung Luther's das tragbare Heiligthum, welches den Israeliten während der Wanderung durch die Wüste u. noch während der Richterzeit als Mittelpunkt ihrer Gottesverehrung diente; der hebr. Ausdruck für die St. ist „Zelt der Zusammenkunft“ (d. h. Gottes mit dem Volke) od. „Zelt des Zeugnisses“ (d. h. Ort, wo sich Gott in den Gesetztafeln offenbart). Den Auftrag Gottes an Mose, die St. nach einem auf dem Sinai erblickten Vorbilde zu fertigen, erzählt 2. Mos. 25—27. 30; die Bestellung des Werkmeisters Bezaleel 2. Mos. 31, 1 ff., die Ausführung des Befehls im Einzelnen Kap. 36 bis 40. Maße u. Gliederung des Baues entsprechen ziemlich genau denen des Salomonischen Tempels. Ein großer Vorhof mit dem Opferaltar umschloß das eigentliche Zelt; dieses war durch einen Vorhang in das Heilige (mit dem goldenen Räucheraltar, dem Schaubrottisch u. dem siebenarmigen Leuchter) u. das Allerheiligste geschieden. Letzteres hatte $6^2/_3$ m. ins Geviert u. barg nur die Bundeslade. Nach der Eroberung des Landes wurde die St. in der Mitte desselben zu Silo aufgeschlagen (Jos. 18, 1); 1. Sam. 3 erscheint jedoch das Heiligthum zu Silo als ein festes Haus. Mit der dauernden Entfernung der Bundeslade (1. Sam. 4, 11. 5 u. 6) verlor die St. ihre Bedeutung. Daß sie von Silo nach Nob im Stamme Benjamin versetzt worden sei, ist eine Vermuthung aus 1. Sam. 21. Nach der Chronik (1, 22, 29) stand sie zur Zeit David's in Gibeon u. wurde nach 1. Kön. 8, 4 von Salomo in den Tempel versetzt.

Stiglmayer, Joh. Baptist, einer der besten Erzgießer der Neuzeit, geb. 18. Okt. 1791 zu Fürstenfeldbruck bei München als Sohn eines Hufschmieds; trat bei einem Goldarbeiter in München in die Lehre, besuchte zugleich die Zeichenschule u. erhielt schon bei der ersten Prüfung den Hauptpreis, was ihn in den Stand setzte, 1810 für den Unterricht in der Stempelschneidekunst u. Bildhauerkunst in die Akademie aufgenommen zu werden. Während seines Aufenthaltes in Italien bewog ihn König Ludwig 1819, sich der Gießkunst zu widmen, die er nun zunächst dort u. später in Berlin erlernte. Nachdem einige Arbeiten trefflich gelungen waren, wurde in München die königl. Erzgießerei errichtet u. unter seine Leitung gestellt. Schon nach wenigen Jahren brachte er sie zu einer solchen Blüte, daß aus ihr vom Anfang der Dreißiger Jahre an die bedeutendsten der damals entstandenen deutschen Erzbilder hervorgingen. St. starb zu München 2. März 1844. Sein Nachfolger wurde sein Schüler u. Neffe Ferd. v. Miller (s. d.).

Stigma, Mehrzahl Stigmata (griech.), heißt eigentlich Stich, dann auch Wund- od. Brandmal. In engerem Sinne versteht man darunter die Wundmale Christi infolge der Kreuzigung u. unter Stigmatisation die Erscheinung, daß bei verschiedenen schwärmerischen Personen ganz ähnliche Wundmale sich gebildet u. sogar geblutet haben. Solche Stigmatisirte sind zuerst im 13. Jahrh. u. seitdem mehrfach aufgetaucht (am berühmtesten sind die Stigmata des heiligen Franz v. Assisi, s. d.). Bei der Unmöglichkeit, die zahllosen Fälle dieser Art sämmtlich auf Betrug zurückzuführen (durchaus verbürgt ist z. B. das Bluten der Male je am Freitag bei der Nonne Emmerich 1811—19 sowie der Maria von Mörl in Tirol seit 1833), bleibt nur die Erklärung, daß diese Erscheinungen durch den höchsten Grad phantastischer Erregung hervorgerufen wurden. Natürlich ist auch Betrug dabei nicht ausgeschlossen, u. solcher liegt ohne Zweifel in dem neuesten Falle dieser Art vor (s. „Lateau“).

Stil (vom lat. stilus od. Styl vom griech. στυλος) bedeutet eigentlich den Schreibgriffel, dann die Art u. Weise des Gedankenausdrucks

ber des schriftlichen. Die Theorie od. Kunstlehre des St.s heißt Stilistik, dieselbe lehrt theils die „stilistisch" richtige Satzbildung, theils giebt sie Anweisung, durch künstlerische Mittel den St. anmuthig, fesselnd u. schwungvoll zu gestalten. Die vollendete Kunst des St. zeigt sich vor Allem darin, daß die Darstellung genau dem Stoff entspricht, den sie behandelt. Ein jeder Gegenstand fordert seinen eigenen St. Ein schwungvoller od. blühender (poetischer) St. erscheint als Schwulst, wenn er bei belehrenden Auseinandersetzungen verwendet wird; umgekehrt eignet sich der nüchterne „Prosastil" nicht zur Darstellung poetischer Stoffe. Allerdings kann die Kunst des St.s (bei dem Humoristen od. Satiriker) auch in der Verwendung der an sich unpassenden Stilgattung bestehen. Wer den guten Ausdruck beherrscht, eine ansprechende Schreibart sich zu eigen gemacht hat, ist ein guter Stilist; stilmäßig formen, bes. in Bezug auf die Schreibweise, heißt stilisiren. In engerem Sinne heißt St. auch die künstlerische Darstellungsart überhaupt. So redet man von dem St. eines bestimmten Zeitalters in der Baukunst, Musik 2c. (vgl. „Barockstil", „Rococostil" 2c.). In engstem Sinne endlich ist St. das künstlerische Verfahren, welches die Theile genau dem Ganzen des Kunstwerkes anpaßt. So redet man z. B. von einem „stilvollen" Altare, wenn derselbe dem Charakter des Gebäudes völlig entspricht. — In ganz bes. Sinne gebraucht man das Wort St. bei den Differenzen zwischen Julianischem u. Gregorianischem Kalender: alter u. neuer St. (s. „Kalender", Bd. V S. 444).

Stilbit, ein Mineral, aus wasserhaltigem, kieselsaurem Kalk u. kieselsaurer Thonerde bestehend, erscheint in meist tafelförmigen, seltener säulenartigen Krystallen des monoklinischen Systems; die Krystalle sind gewöhnlich fleischroth od. ziegelroth, welche Färbung durch eine Beimengung mikroskopisch kleiner Schuppen von Rotheisenerz bewirkt wird, seltener weiß od. farblos. Die Härte ist 3,5 bis 4, das spezifische Gewicht 2,1 bis 2,2. Der St. findet sich häufig in den Blasenräumen der Basalte u. Phonolithe, seltener auf Erzlagern od. Erzgängen, z. B. bei Andreasberg, Kongsberg, Armedal, auf Island, den Faröerinseln, im Fassathal 2c.

Stilet (ital. stiletto), ein Dolch mit feiner, schmaler Klinge.

Stilfser Joch (ital. Monte Stelvio) ist die Einsattelung auf dem nordwestl. von der Ortlesgruppe auslaufenden Gebirgsrücken der Ortler Alpen zwischen dem Trafoier u. dem Braugliothale. Die Stilfser- od. Stelviostraße beginnt auf Tiroler Seite an der Grenze von Ober- u. Unterrintschgau, zwischen Schluderns u. Eyrs; sie folgt von Prad an dem Trafoierthale nach Gomagoi u. Trafoi. Hier beginnt die eigentliche Bergstraße, die in 46 langen u. kühnen Zickzackgängen, bei dem früheren Posthause Franzenshöhe vorüber, theils frei, theils unter Galerien, in das obere öde Felsenkar u. bis zum Joche (nach Dufour 2782 m.), der Grenze zwischen Italien u. Tirol, führt. In wilder, felsiger Gegend geht sie von hier abwärts nach dem Mauth- u. Zufluchtshause (Dogana u. Cantoniera Sta. Maria, dem höchsten das ganze Jahr bewohnten Alpenhause (2555 m.), in das Braugliothal u. von da in das Veltlin nach Bormio (Worms), während rechts ein Saumpfad über den Umbrail (das Wormser Joch) durch das Muranza- u. Taufererthal nach Mals im oberen Vintschgau führt, so daß also St. J. u. Wormser Joch nicht, wie häufig angenommen, identisch sind. Die Stilfser- od. Stelviostraße, eine schöne Kunststraße, wurde 1820—25 gebaut u. 1825—34 bis Lecco am Comersee erweitert. Die Pläne zu derselben entwarf der Architekt Carlo Donégani, der auch diejenigen für die Splügenstraße lieferte.

Stilicho, Flavius, röm. Feldherr u. Staatsmann, Vandale von Geburt; stieg schon unter Theodosius zu den höchsten militärischen Aemtern empor, heirathete dessen Nichte Serena u. ward von ihm zum Vormund und Regenten für den elfjährigen Honorius (395 bis 423) ernannt. Vergebens suchte er auch in Ostrom zu herrschen u. ließ den dortigen Minister Rufinus 27. Nov. 395 durch Gainas ermorden, aber der Mörder unterstützte lieber den Eunuchen Eutropius. Als nun der Gothenfürst Alarich das wehrlose Reich von Byzanz verwüstend durchzog, kam St. mit Heer u. Flotte herüber u. schloß ihn in der Nähe von Olympia 397 ein; aber glücklich entkam jener u. wurde von dem eifersüchtigen byzantinischen Hofe zum Oberbefehlshaber von Illyrien eingesetzt, damit er lieber gegen Italien ziehen möge. Inzwischen befestigte St. 398 seine Macht durch Besiegung des maurischen Statthalters Gildo in Afrika u. vermählte in demselben Jahre seine Tochter Maria mit dem schwachen Kaiser Honorius. Mit den Legionen, die er selbst von Britannien u. vom Rhein herbeiholte, befreite er den Kaiser, welchen Alarich am Tanaro eingeschlossen hatte, besiegte die Gothen 29. März 403 bei Pollentia, im Herbst desselben Jahres bei Verona u. zog triumphirend in Rom ein, wo er dem Volke die letzten Festspiele im Amphitheater gab. 405 zogen von Norden vandalische, burgundische, suevische u. alanische Schaaren unter Radagais in das Land. Eilends schloß St. mit Alarich einen Tributvertrag, um ihn fern zu halten, siegte bei Florenz 406 u. ließ Radagais enthaupten. So hatte er zweimal Italien befreit u. den schwachen Kaiser in Ravenna beschützt, wenn auch die Provinzen auf dem linken Rheinufer, von den röm. Truppen entblößt, eine Beute der Deutschen wurden. Schon stand er im Begriff, auch in Byzanz, wo Arkadius gestorben war, eine Rolle zu spielen, als eine Hofintrigue ihn niederwarf. Olympius hatte den kaiserl. Schwächling zu überzeugen gewußt, daß St. mit Hülfe des Alarich u. anderer Deutschen das Diadem an seinen Sohn Eucherius bringen wolle. Nachdem seine Anhänger in Pavia, wo der Kaiser sich gerade aufhielt, mit einem Schlage ermordet waren, flüchtete St. selbst nach Ravenna, wurde dort durch das Versprechen der Verzeihung vom Altar einer christl. Kirche, an dem er Schutz gesucht, ins Freie gelockt u. an der Thüre (23. Aug. 408) getödtet. Dasselbe Schicksal ereilte seinen Sohn Eucherius auf der Flucht. Seine Tochter Thermantia, die der verstorbenen älteren als Gemahlin des Kaisers gefolgt war, wurde verstoßen. — Vgl. Prager, „Flavius St. u. seine Zeit" (Wien 1867); Sievers, „Studien zur röm. Kaisergeschichte" (Berl. 1870).

Stilke, Hermann, Historienmaler, geb. zu Berlin 29. Jan. 1803; erhielt den ersten Unterricht an der dortigen Akademie unter Kolbe, trat 1851 in die Schule von Cornelius u. zog mit ihm nach Düsseldorf. Hier zeichnete er sich durch sein Kompositionstalent so aus, daß ihm u. seinem Freunde Stürmer 1822 ein großes Frescobild in einem Saal des Schlosses zu Koblenz übertragen wurde, welches aber leider unvollendet blieb. Dann folgte er Cornelius nach München, wo er an den Wandgemälden der Glyptothek Theil nahm u. ein eigenes Frescobild („Die Krönung Ludwig's des Bayern") in den Arkaden des Hofgartens malte. 1829 ging er nach Italien, widmete sich in Rom der Oelmalerei u. kehrte 1833 nach Düsseldorf zurück, wo er sich nun an Schadow anschloß, dessen Richtung ihm bei seiner Neigung zur Romantik sehr zusagte. Hier entstanden u. A. „Rinald's Abschied" (1833), „Die Pilger in der Wüste" (1834, Raczinsky'sche Galerie in Berlin), „Kaiser Max auf der Martinswand" (1865), „Abzug der letzten Kreuzfahrer aus Syrien" (1839, Museum in Köln). Für den Kaisersaal im Römer zu Frankfurt malte er Heinrich III. Von 1842—46 führte er eine Reihe von Fresken im Rittersaale der Burg Stolzenfels aus, welche die Tugenden der Ritterlichkeit symbolisiren. 1850 zog er nach Berlin u. malte noch eine große Reihe von Staffeleibildern, unter denen wir nur den „Raub der Söhne Eduard's" (Nationalgalerie in Berlin) u. als eins seiner letzten „Judith u. Holofernes" nennen. Er starb in Berlin 22. Sept. 1860. Seine Gattin Hermine St., geb. 3. März 1808 zu Stolberg bei Aachen, studirte auf der Düsseldorfer Akademie, wo sie Anfangs in Oel malte, später aber sich der Aquarellmalerei von Blumen u. Arabesken zuwandte. Nach dem Tode ihres Gatten war sie als Lehrerin thätig u. starb in Berlin 23. Mai 1869. Die von ihr herausgegebenen Prachtwerke, wie „Die Psalmen", „Das Jahr in Blüten u. Blättern", „Hauschronik", „Die christlichen Feste", „Eine Reise in Bildern", „Deutsches Land u. deutsche Lieder" 2c., sind durch sinnige Erfindung u. Schönheit der Ausführung ausgezeichnet.

stillen, s. „Säugling".

Stiller od. Großer **Ozean**, auch Südsee (span. Mar pacifico, engl. Southsea od. Pacific Ocean), die ungeheuere Meeresfläche zwischen Asien u. Australien einerseits u. Amerika andererseits, erhielt seinen Namen von dem ersten Weltumsegler Magalhaës, während der erste Europäer, der ihn sah, Balboa, ihn Mare del Sur nannte; umfaßt gegen ein Drittel der ganzen Erdoberfläche, ca. 3,300,000 □M., u. reicht vom Nördl. bis zum Südl. Eismeer. Während aber im N., an der Beringsstraße, die ihn begrenzenden Küsten des Ost- u. Westkontinents sich sehr nähern, entfernen sich von da an die beiden Ufer, u. unter dem Aequator beträgt die Breite des St. O.s $^2/_5$ des ganzen Erdumfanges. Beide Küsten sind in außerordentlichem Maße vulkanisch, u. daß dieselbe Eigenschaft dem Meeresgrunde des St. O.s innewohnt, zeigen neben den vulkanischen hohen Inseln Ozeaniens, die in seiner Mitte liegen, die riesigen Seebeben, die oft über seine ganze Breite hinweggehen u. zur Berechnung seiner mittleren Tiefe von besonderem Werth sind. Diese letztere ist für den Theil, der allein mit vollem Recht den Namen St. O. verdient, zwischen Japan u. Kalifornien, den Aleuten u. den Hawai-Inseln, von Herschel auf 2365 Faden berechnet worden, für den mittleren Theil

zwischen Arica in Peru u. Neuseeland von Hochstetter auf 1912, von Peschel auf 1610, zwischen Arica u. den Sandwichsinseln von Hochstetter auf 2565 Faden. Die größte, bis jetzt wirklich gemessene Tiefe im St. O. hat die amerikanische Tuscarora Expedition hart an den südl. Kurilen zu 4655 Faden (27.930 engl. Fuß) gefunden, u. durch die Lothungen dieser wie der engl. Challenger u. der deutschen Gazellen Expedition ist überhaupt eine ziemliche Zahl sicherer Tiefenangaben im offenen St. O. festgestellt worden (vgl. Petermann's „Mittheilungen" 1877, IV). Die wichtigsten Meeresströmungen im St. O. beginnen an der Südspitze von Amerika u. sind entweder wie die peruanische od. Humboldtströmung an der Westküste von Südamerika u. das Kuro Siwo an den Gestaden China's u. Japans Küsten- od. wie der Aequatorialstrom Centralströmungen. Der nördl. Theil des St. O.s ist völlig inselleer, dann folgt der Schwarm kleiner Inseln bis zur südl. Begrenzung der Korallenbauten (s. „Polynesien"), u. die südl. Hälfte zeigt endlich wieder große Armuth an Inselbildung. In Betreff der Fauna u. Flora zeigt der nördl. Theil unter den Fischen bes. Kataphrakten (Panzerwangen), ferner einige Robben, u. an den Kurilen, Alëuten u. Nordwestamerika submarine Wälder von Riesentangen. Der tropische Theil ist das Reich der Korallen u. Holothurien; Robben, Sirenen u. Seevögel fehlen fast ganz, dagegen werden zahlreiche Fische u. mannichfache Mollusken gefunden, der südl. Theil ist bedeutend ärmer als der nördl., auch die Fische sind durchgehends verschieden. In neuerer Zeit ist der St. O. ein Hauptplatz des Weltverkehrs geworden; hier konkurriren die Handelsbestrebungen der wichtigsten Völker der Alten u. Neuen Welt, zahlreiche Dampferlinien verbinden die wichtigsten Hafenstädte, bes. China's, Japans, Hinterindiens, Australiens u. Kaliforniens, u. submarine Kabelprojekte folgen stetig den Tiefseelothungen. Die berühmtesten Entdeckungsfahrten auf dem St. O. sind die des Portugiesen Magalhaës 1519—21, der Holländer de Maire u. Schouten 1615 u. Tasman 1642, der Engländer James Cook 1769, 1772, 1778—79, Vancouver 1790, Flinders 1801, King 1817, Owen Stanley 1846, der Franzosen La Pérouse 1785, d'Entrecasteaux 1791, Duperrey 1822, Dumont d'Urville 1826 u. 1837, der Deutschen auf russ. Schiffen v. Krusenstern 1803, O. v. Kotzebue 1815 u. 1823, Lütke 1826—29, die österr. Novara-Expedition 1857—59 u. die des Nordamerikaners Wilkes 1838.

Stille Woche, s. v. w. Charwoche.

Stillfried-Rattonitz, Grand von Portugal u. Graf von **Alcántara,** Rudolf Maria Bernhard, Graf v., Genealog u. Heraldiker, gehört einem ursprünglich aus Böhmen von Herzog Stoymir (d. h. Stillfried) von Przemysl (lebte zu Ende des 9. Jahrh.) herstammenden Geschlechte an, als dessen Ahnherr Georg I. Stillfried v. Ratienitz, Lehnsträger von Neurode in der Grafschaft Glatz (lebte zu Ende des 14. u. Anfang des 15. Jahrh.) zuerst urkundlich genannt wird u. das noch heute in einem freiherrlichen u. einem gräflichen Hause, bez. einer österr. u. zwei preuß. Linien blüht. Einer der letzteren entsproß Graf Rudolf v. St.-R., geb. zu Hirschberg (Schlesien) 14. Aug. 1804. Derselbe ist preuß. Wirklicher Geheimer Rath u. Kammerherr, Oberceremonienmeister u. Ceremonienmeister des Ordens vom Schwarzen Adler, Mitglied der Generalordenskommission, oberster Leiter des königl. Hausarchivs, Vorstand des königl. Heroldsamtes u. seit März 1875 Oberburghauptmann von Hohenzollern. Am 25. Mai 1858 von Dom Pedro V. zum Granden von Portugal mit dem Titel eines Grafen von Alcántara ernannt u. solcher 16. April 1859 in Preußen bestätigt, wurde er 14. Okt. auch in den preuß. Grafenstand erhoben, welche Erhebung 4. Juli 1868 eine Ausdehnung auf seine gesammte Descendenz erhielt. Seine Aufnahme in die Berliner Akademie der Wissenschaften verdankte er seiner Zeit seiner langjährigen Beschäftigung mit der Geschichte u. den Bauten des Hohenzollerngeschlechts. Die „Monumenta Zollerana" („Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern", 7 Bde., Halle u. Berl. 1843—62) sind in ihrer ursprünglichen Form u. in ihrem großartigen Ausbau zum Theil sein eigenstes Werk, zum Theil von ihm veranlaßt u. berathen. Ihn hat ferner das Prachtwerk der „Alterthümer u. Kunstdenkmale des Hauses Hohenzollern" (Stuttg. u. Berl. 1838—43; neue Folge, Berl. 1853—70) zum Verfasser. Auch wurde von ihm die Wiederherstellung der Stammburg der Hohenzollern selbst in ihrer prächtigen Ausführung nicht blos bei König Friedrich Wilhelm IV. zunächst angeregt, sondern dann (1847—67) auch berathen u. geleitet, so daß er wol in seinem Buche „Hohenzollern, Beschreibung u. Geschichte der Burg (Nürnb. 1870) den besten Führer durch die neue Kaiserburg liefern konnte. Außerdem veröffentlichte er: „Genealogische Geschichte der Burggrafen von Nürnberg" (Görlitz 1843); „Der Schwanenorden, sein Ursprung u. sein Zweck" (Halle 1845); „Preußens Monarchen" (7 Lithographien mit Text, Berl. 1847); „Beiträge zur Geschichte des schles. Adels" (ebd. 1860); „Die Krönung Ihrer Majestäten des Königs Wilhelm u. der Königin Augusta von Preußen" (ebd. 1874).

Stilling Jung, s. „Jung Stilling".

Stillleben nennt man die bereits von den Römern geübte, aber erst von den Niederländern des 17. Jahrh. (Alexander Adriaensen, Peter Nason, Theodor Abshoven u. A.) selbständig ausgebildete Gattung von Gemälden, welche leblose Gegenstände, meistens die zur Nahrung des Menschen dienenden, darstellt, z. B. Wildpret, Fische, Backwerk, Früchte 2c., gewöhnlich mit dem dazu gehörigen Eß- od. Trinkgeschirr, wobei es natürlich am meisten auf geschmackvolle Gruppirung u. treue Nachahmung der Wirklichkeit ankommt. Eine sich bisweilen mit dem St. verbindende, aber auch für sich bestehende, allerdings etwas höhere Gattung ist die Blumenmalerei, welche in den Niederlanden im 17. Jahrh. bedeutende Vertreter u. Vertreterinnen gefunden hat, wie Daniel Seghers, David de Heem, Abraham Mignon, Rachel Ruysch (1664—1750) u. Jan Huysum (1682—1749). Dies letztere Fach wird heutzutage fast nur von Künstlerinnen ausgeübt.

Stimme ist der Inbegriff der in einem bestimmten Verhältniß von Höhe u. Tiefe stehenden Töne, welche der Athem bei seinem Durchgang durch den Kehlkopf hervorbringt. Die Haupttheile des Stimmorganes sind: a. die Luftröhre, bes. aber b. der Kehlkopf (s. d.) mit dem Ringknorpel, Schildknorpel u. den beiden Gießkannenknorpeln, c. die Stimmbänder, d. die Stimmritze. Resonanzgebende, die Sonorität u. Klangart der Töne wesentlich beeinflussende Theile sind: der Brustkasten, die Kehlkopfwände, die Mundhöhle, Nase 2c. Der Kehlkopf ist der eigentlich klang- u. tonbildende Apparat, die Stimmbänder sind die klangerregenden Theile. Beim gewöhnlichen klanglosen Athmungsprozeß sind die Stimmbänder schlaff u. die Stimmritze weit offen; sobald ein Laut erzeugt werden soll, spannen sie sich an, gerathen durch das sie nunmehr schärfer berührende stärkere Ausathmen in Schwingungen u. die Stimmritze verengert sich. Bei tiefen Tönen ist die Stimmritze weiter geöffnet als bei hohen, auch der Luftverbrauch beträchtlicher, daher ein tiefer Ton nicht so lange ausgehalten werden kann wie ein hoher. Bei der sog. Bruststimme, der natürlichen Klangerzeugungsart, schwingen die Stimmbänder ihrer ganzen Breite nach u. die Stimmritze ist enge; beim Falset ist die Stimmritze weiter geöffnet, von den Stimmbändern schwingen aber nur die inneren Ränder. Durch besondere Einrichtung des Kehlkopfes erleiden die St.n der Thiere verschiedene Modifikationen; es vermittelt z. B. ein komplizirter Muskelapparat (Singmuskeln) den melodischen Gesang der Vögel, eine Schallblase am Zungenbein das Lärmen des Brüllaffen, während bei Amphibien die mannichfach ausgebildete Stimmlade der Inbegriff des Kehlkopfs u. der kurzen Luftröhre, das Stimmwerkzeug ist, zu welchem bei männlichen Fröschen noch Luftsäcke kommen, die sich aufblasen lassen. Die Töne, die von Insekten hervorgebracht werden, entstehen meist dadurch, daß harte Theile des Hautskelets durch Muskelwirkung sich an einander reiben u. dadurch in Schwingungen gerathen. Besondere „Stimmwerkzeuge" finden sich bei den Männchen gewisser Orthopteren (Heuschrecken 2c.) u. der Cikaden.

In der Musik ist St. zunächst der Gesammtname für die Töne, die der Mensch mittels der Stimmorgane zum Zweck des Gesanges hervorbringt. Sodann bezeichnet der Ausdruck jede für sich bestehende Reihenfolge von Tönen in einem Tonstücke; je nach der Anzahl solcher Reihen spricht man von einem ein-, zwei- 2c. od. mehrstimmigen Tonstück. Nach der Tonlage unterscheidet man hohe, mittlere u. tiefere St.n; nach ihrem Verhältniß zu einander theilt man die St.n eines Tonstückes in Ober-, Mittel- u. Unterstimmen; nach dem Organ, das die Töne hervorbringt, unterscheidet man Sing- u. Instrumentalstimmen. Die Singstimmen theilen sich in männliche u. in weibliche (zu welch letzteren die St.n der Knaben u. Kastraten wegen ihrer Klangverwandtschaft u. Tongleiche mitgezählt werden), u. zwar zerfällt die weibliche St. wieder in Diskant od. Sopran u. Alt, die männliche in Tenor u. Baß; eine noch weiter gehende Unterscheidung redet von erstem u. zweitem Diskant (Sopran), Mezzo-Sopran (zwischen Sopran u. Alt), Kontra-Alt (tiefer Alt), Bariton (Mittelstimme zwischen Tenor u. Baß, eigentlich hoher Baß) 2c. Ueber die Instrumentalstimmen s. „musikalische Instrumente". — Nach ihrem Antheil an der Komposition unterscheidet man Realstimmen von bloßen Füllstimmen, Hauptstimmen von Nebenstimmen, Solo- od. Prinzipalstimmen von Ripien- od. begleitenden Stimmen 2c. Bei der Orgel ist St. s. v. w. Register od. Pfeifenchor, u. man spricht in dieser Beziehung von Labial- u. Zungenstimmen, gemischten St.n 2c. (s. „Orgel").

Stimmgabel heißt ein aus Stahl gabelartig zweizinkig (od. in der Form eines lat. U) gefertigtes, unten mit einem Stiele von gleicher

Masse versehenes Instrument, das, wenn seine beiden Zinken durch Anschlagen in tremulirende Bewegung gebracht werden, einen hellen u. klaren Ton von bestimmter Höhe angiebt. Zu diesem Zwecke schlagt man die am Stiel gefaßte St. mit einem der Zinken gegen einen festen Körper u. setzt den Stiel schnell auf eine feste Unterlage, am besten auf den Resonanzboden eines Klaviers. Zweck der St. ist Fixirung u. Bewahrung einer absolut gleichen Tonhöhe der Instrumente des Orchesters, des Pianoforte 2c. Gewöhnlich werden die St.n so abgestimmt, daß sie das eingestrichene a angeben, doch hat man auch welche, die im eingestrichenen c stehen.

Stimmung, in der Musik das nach einem zu Grunde gelegten Normaltone (gewöhnlich dem eingestrichenen a) vorgenommene Richten der Instrumente auf eine bestimmte Tonhöhe. Man unterscheidet solche Instrumente, die auf einen festen Normal- (Stimm- od. Gabel-) Ton intonirt sind, u. andere, bei denen dieser Ton bis zu einem gewissen Grade willkührlich ist. Zu ersteren gehören alle Blasinstrumente u. die Orgel; die St. ist unveränderlich (außer durch Einflüsse der Temperatur u. bei den Flötenpfeifen der Orgel durch Steigerung der Windstärke), denn diese Instrumente sind durch ein bestimmtes Verhältniß der Mensur auf eine feste Tonhöhe fixirt, wenn auch einige derselben durch kleine Verlängerungen ihrer Luftsäule (die Flöte mittels Stellung der Pfropfschraube, Oboe, Klarinette u. Fagott durch Ausziehen) ihren Ton ein wenig vertiefen können. Bei Einführung eines neuen Stimmtones müssen daher alle Blasinstrumente neu gebaut u. auf denselben mensurirt werden. Sämmtliche Saiteninstrumente (u. also auch die Klavierinstrumente) hingegen haben keinen eigentlich festen Stimmton; ihre Tonhöhen können verändert werden, je nachdem die Saiten straffer angespannt od. nachgelassen werden; ihr Stimmton ist ein angenommener, nicht genau durch ihre Mensur bedingt. — In älteren Zeiten waren die Orgeln u. Blasinstrumente in den sog. Chorton, die Saiteninstrumente in den um einen ganzen Ton tieferen Kammerton gestimmt. Jetzt bedient man sich durchgängig des Kammertons, nach welchem eine offene hölzerne Pfeife von 8 Fuß Länge das tiefe C giebt; doch fehlt es bis jetzt an einer allgemein giltigen Normalstimmung: daher spricht man von einer Wiener, Dresdner, Pariser 2c. St.

stimuliren (lat. stimuläre, von stimulus, Stachel), reizen, antreiben, spornen, lüstern machen. Stimulantia (lat.), Reizmittel.



Nr. 5129. Der Stinkdachs Mydaus meliceps.

Stinkthier (Skunk, Mephitis), ein dachsähnliches Säugethier mit spitzer Schnauze, kurzen Beinen, großen Krallen, langer straffer, dunkler, weißgestreifter Behaarung u. langem buschigen Schwanze. Es lebt in selbstgegrabenen Höhlen od. in Felsspalten u. nährt sich von kleinen Säugethieren, Vögeln, Eiern, Reptilien, Insekten u. Wurzeln. Zwei in der Nähe des Afters gelegene, in den Mastdarm mündende Drüsen sondern eine äußerst stinkende Flüssigkeit ab, die das gereizte Thier mit Hülfe des damit benetzten Schwanzes dem Feinde entgegenspritzen kann. Es giebt vom St. mehrere Arten, zwei in Nordamerika (die Zorille u. die Chinga), zwei in Mexiko u. eine in Chile. Die Amerikaner wenden die Stinkflüssigkeit an, um Kopfweh u. hysterische Anfälle damit zu vertreiben. Von den nordamerikan. St.n kommen neuerdings die Felle als Stunkse viel in den Handel; sie werden als Pelzwerk verwendet. — Eine verwandte Gattung ist der Stinkdachs od. Telagon (Mydaus meliceps) der javanischen Gebirge. Er hat einen kurzen, beweglichen Rüssel, kurze Beine u. sieht dunkelbraun aus, auf dem Hinterhaupt, am Nacken, längs des Rückgrats u. an der Spitze des kurzen Schwanzes dagegen weiß.

Stint (Osmerus Eperlanus), ein in seiner Größe zwischen 8 u. 25 cm. schwankender Fisch der Lachsfamilie von sehr gestreckter Leibesgestalt, mit fast ganz gerade verlaufendem Rücken, weit über den Oberkiefer vorragendem Unterkiefer, schwach entwickelten Flossen u. tief ausgeschnittener Schwanzflosse. Seinen zarten Schuppen u. überhaupt fast dem ganzen Körper fehlt aller Silberglanz, so daß an vielen Stellen das Fleisch röthlich durchschimmert. In der Färbung variirt er eben so wie in der Größe, weshalb man ihn früher auch in zwei Arten eintheilte. Die St.e leben stets in sehr großen Gesellschaften beisammen, sie bewohnen die Nord- u. Ostsee, die Haffe u. diejenigen größeren Seen, die sich von Masuren durch Preußen u. Mecklenburg bis nach Holstein in geringerer u. größerer Unterbrechung ausbreiten. Sie halten sich in der Tiefe; im März u. April aber kommen sie hervor u. wandern in dichten, zahllosen Scharen in die Flüsse, um da an sandigen Stellen ihren Laich abzusetzen. Hierbei, bes. Nachts bei Feuerschein, zu Tausenden aufgefangen, gewähren sie der niedern Volksklasse billige Nahrung, deren Beliebtheit nur durch den üblen Geruch beeinträchtigt wird. In den Haffgegenden dienen sie auch als Viehfutter, am Kurischen Haff zur Guanofabrikation.

Stipa, Pfriemengras, Pflanzengattung der Süßgräser, welche bei uns nur in 2 Arten (St. capillata = Haarpfriemengras od. Habertwald) u. Nadelwacht, sowie St. pennata = Reiher-, Feder-, Stein- u. Straußgras) an wüsten Orten vorkommt, aber in Wüsten u. Steppen der gemäßigten Region der Alten u. Neuen Welt zahlreiche Arten hervorbringt, wie jene beiden Arten ebenfalls nur wüste Orte, die letztere des Kalkbodens, bewohnen. Die Halme der beiden einheimischen Arten sind starr u. fußlang u. bringen bei St. pennata höchst anmuthige Federbüsche hervor, die man in Ungarn als Hutzier trägt.

Stipendium (lat., Mehrzahl Stipendia od. deutsch Stipendien), eigentlich Steuer, Zoll, bes. Sold des Soldaten. Jetzt versteht man unter Stipendien bes. Unterstützungsgelder, die aus staatlichen Mitteln od. privaten Stiftungen an Schüler höherer Lehranstalten, hier u. da auch an angehende Dozenten gegeben werden. Sind dieselben nur für die Glieder der Familie des Stifters bestimmt, so heißen sie Familienstipendien. Reisestipendien werden an junge Gelehrte od. Künstler zum Zwecke ihrer Ausbildung im Auslande verliehen.

stipuliren (lat. stipulari), sich Etwas geloben lassen, aber auch selbst Etwas geloben; vertragsmäßig festsetzen; Stipulation, eigentlich die Frage an Jemand, ob er Etwas versprechen wolle; in weiterem Sinne überhaupt Uebereinkunft (Vertrag, Kontrakt).

Stirling (spr. Sterlin), Grafschaft im schottischen West-Midland, 21,43 □M. mit 98,218 E. (1871); reicht östl. bis an den Forth u. hat ihn theilweise zur Nordgrenze, westl. bis in die Hochlande des Grampiangebirges u. bis zum Lomond. Der O. ist flach u. gehört zum schott. Kohlendistrikte, der W. durchaus gebirgig u. unfruchtbar; die wenig hohe Mitte enthält viel kaltes u. schwarzes Moorland. Doch sind Ackerbau u. Viehzucht in vielen Bezirken lohnend u. Getreide u. Rindvieh nächst Steinkohlen u. Eisen die Hauptprodukte. Durch den S. der Grafschaft geht der alte Römerwall, denn dieser Theil Schottlands war der Schauplatz erbitterter Kämpfe zwischen Römern u. Kaledoniern, u. ebenso der schon von Agricola angelegte, 8 M. lange Forth-Clyde-Kanal, der Nordsee u. Irisches Meer verbindet. Die rege Industrie arbeitet vorzugsweise in Wolle, Baumwolle u. Leinen u. in Eisen (das Dorf Carron hat die größten schott. Eisenwerke). Der Handel, begünstigt durch den Forth u. durch das Eisenbahnnetz zwischen Glasgow, Edinburgh u. Perth, ist nicht ohne Bedeutung. — Die Hauptstadt **St.** mit 14,279 E. (1871), auf dem rechten Ufer des Forth, über den hier eine Brücke führt, Knotenpunkt der erwähnten Eisenbahnen, ist durch ihre Lage der Schlüssel zum Hochland u. zum Flachland. St. hat ein schönes Schloß auf 97,5 m. hohem Basaltfelsen, früher Residenz der schott. Könige, eine 1494 gegründete gothische Kirche, die schönste Kornbörse Schottlands u. einen kleinen Hafen, fertigt gewürfelte Zeuge für die Bergschotten, Tartans, Tartanshawls, Teppiche, Garne, verschiedene baumwollene u. seidene Waaren, Seile, Leder, Seife, Lichte 2c. u. hat nicht unbedeutenden Handel. — Etwas südl. von St. liegt das Schlachtfeld von Bannockburn (s. d.).

Stirling (spr. Sterlin), James, engl. Mathematiker, geb. 1690 in der schott. Grafschaft Stirling, bildete sich in Oxford zum Mathematiker u. starb 1772 als Oberaufseher der Bergwerke zu Leadhills in Schottland. Er schrieb: „Lineae tertii ordinis neutonianae" (Oxf. 1717); „Methodus differentialis" (Lond. 1739) 2c. — Patrick James **St.**, geb. 1809 zu Dunblane in der schott. Grafschaft Perth, hat durch seine „Philosophy of trade" (Edinb. 1846), sein Werk über „The Australian and Californian gold discoveries"

(ebd. 1852; franz. von Planche, Par. 1853) ꝛc. einen geachteten Namen als Nationalökonom gemacht.

Stirn, der obere Theil des Gesichts, wird nach oben vom Scheitel, nach den Seiten von den Schläfen, nach unten von den Augenhöhlen u. der Nasenwurzel begrenzt. Die knöcherne Grundlage der St. bildet das Stirnbein (s. „Schädel“). Beim Menschen kann man aus der Höhe u. Wölbung der St. u. dem Grade ihrer Annäherung zur Senkrechten auf größere od. geringere Massenentwicklung des Gehirns u. somit auf größere od. geringere Intelligenz schließen, wie denn die intelligenteste Menschenrasse den größten Gesichtswinkel (s. d.) aufzuweisen hat, während Idioten sich durch ganz flache St en auszeichnen. Bei Thieren, soweit man an ihrem Schädel überhaupt eine St. unterscheiden kann, wird der Schluß dadurch unsicher, daß in vielen Fällen durch eine bedeutende Entwicklung von Stirnhöhlen, d. i. mit der Nasenhöhle in Verbindung stehenden Hohlräumen im Stirnbein, dies letztere in der Weise aufgetrieben ist, daß seine Außenseite von der der Schädelhöhle zugekehrten Seite beträchtlich abweicht. Beim Menschen sind die Stirnhöhlen nur klein, sie bilden sich erst nach den Jahren der Mannbarkeit vollständig aus u. sind noch im 12. Jahre kaum erst in Spuren vorhanden. Bei der Mehrzahl der Wiederkäuer trägt die St. Knochenzapfen, auf denen entweder (wie bei den Hirschen ꝛc.) periodisch Geweihe wachsen, od. (wie bei den Rindern, Schafen, Ziegen) die Hörner scheidenartig aufsitzen, während bei der Giraffe die Hörner von den Stirnzapfen selbst vorgestellt werden.

Stoa, s. unter „Stoizismus“.

Stobäos, eigentl. Johannes, griech. Schriftsteller aus Stobei (lat. Stobi) in Makedonien, lebte in der letzten Hälfte des 6. Jahrh. n. Chr. Er sammelte für die Erziehung seines Sohnes einen massenhaften Stoff aus alten griech. Schriftstellern u. Dichtern, den er in den „Eclogae physicae et ethicae“ u. dem „Florilegium“ (d. h. Blumenlese), auch „Sermones“ betitelt, vereinigte. Jedoch sind diese Schriften unvollständig u. verworren auf uns gekommen. Auch die obige Eintheilung der Schriften des St. ist späteren Datums u. sind dieselben vielleicht nur Auszüge aus einem Ganzen („Anthologion“). Eine Gesammtausgabe der Schriften des St. erschien 1609 (in 3 Foliobänden); von Meineke besitzen wir Einzelausgaben der „Eclogae“ (2 Bde., Lpz. 1860—64) u. des „Florilegium“ (4 Bde., ebend. 1855—57).

Stobbe, Johann Ernst Otto, ausgezeichneter Rechtslehrer, geb. zu Königsberg 28. Juni 1831; studirte das. seit 1849 Philosophie u. Geschichte, dann Jurisprudenz, u. zwar seit 1851 das Deutsche Recht, bildete sich seit 1853 in Leipzig u. Göttingen speziell für das akademische Lehrfach aus u. habilitirte sich zu Ostern 1855 in seiner Vaterstadt als Privatdozent für Deutsches Recht u. Staatsrecht. Seit Februar 1856 außerord. u. seit Michaelis desselben Jahres ord. Prof., folgte er 1859 einem Rufe nach Breslau, wo er außer über Deutsches Recht u. Handelsrecht auch über Kirchenrecht las. 1871 wurde er als Professor des Deutschen Rechts u. Kirchenrechts v. Gerber's Nachfolger an der Universität Leipzig. Abgesehen von seinen zahlreichen Beiträgen für die „Zeitschrift für Deutsches Recht“, die er mit Beseler eine Zeit lang redigirte, für das Jahrbuch von Bekker u. Muther, das er seit dem 5. Bde. mit redigirt ꝛc., schrieb er: „Zur Geschichte des deutschen Vertragsrechts“ (Lpz. 1855); „Geschichte der deutschen Rechtsquellen“ (Braunschw. 1860—64; ital. von Emm. Bollati, Florenz 1868); „Beiträge zur Geschichte des Deutschen Rechts“ (ebd. 1865); „Die Juden in Deutschland während des Mittelalters in politischer, sozialer u. rechtlicher Beziehung“ (ebd. 1866); „Hermann Conring, der Begründer der deutschen Rechtsgeschichte“ (Berl. 1870); „Deutsches Privatrecht“ (Berl. 1871 ff.) ꝛc.

Stöber, Daniel Ehrenfried, Dichter u. Schriftsteller, geb. zu Straßburg 9. März 1779; studirte daselbst u. 1801—2 in Erlangen die Rechte, hielt sich dann eine Zeit lang in Paris auf, arbeitete nach seiner Rückkehr im Notariatsbureau seines Vaters u. seit 1806 selbständig als Notar, bis er 1821 die Sachwalterpraxis begann. Er starb zu Straßburg 28. Dez. 1835. Lange Jahre hindurch bildete St. eine feste Stütze des deutschen Wesens im Elsaß. Zu poetischen Versuchen ward er zuerst von Eulogius Schneider (s. d.) aufgemuntert. Früh wurde er auch mit Pfeffel bekannt, u. 1806 vereinigte er sich mit diesem u. mehreren anderen Dichtern zur Herausgabe des „Alsatischen Taschenbuchs“ (Straßb. 1806—8); später gründete er mit Hebel, Zschokke u. A. die Zeitschrift „Alsa“ (ebd. 1816), die aber nur einen noch kürzeren Bestand hatte. Selbständig ließ er erscheinen: „Gedichte“ (ebd. 1811; 3. Aufl. Stuttg. 1821), das Lustspiel „Daniel od. der Straßburger“ (Straßb. 1823, 2. Aufl. 1825) u. eine Sammlung seiner „Sämmtlichen Gedichte u. kleinen prosaischen Schriften“ (4 Bde., ebd. 1835 f.) ꝛc. — Daniel Aug. Ehrenfried **St.**, älterer Sohn des Vorigen, geb. zu Straßburg 9. Juli 1809; studirte daselbst Theologie, wirkte seit 1833 als Lehrer u. Schulinspektor erst in Oberbronn, dann in Buchsweiler, 1841 bis 1871 als Professor am Kollegium von Mülhausen, wo er seit 1864 zugleich das Amt eines Oberstadtbibliothekars bekleidet, u. wurde 1874 Konservator des von ihm mitbegründeten Historischen Museums daselbst. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Gedichte“ (Straßb. 1842; 2. Aufl., Mülh. 1867); „Elsässer Volksbüchlein“ (2. Aufl., Mülh. 1859); „Die Sagen des Elsasses“ (St. Gallen, 2. Aufl. 1858); „Aus alten Zeiten“ (Mülh., 2. Aufl., 1872);



Nr. 5130. Daniel August Ehrenfried Stöber (geb. 9. Juli 1809).

„Erzählungen, Märchen ꝛc.“ (ebd. 1873); „Zur Geschichte des Volksaberglaubens im 16. Jahrh.“ (Basel, 2. Ausgabe 1875). Auch veröffentlichte er mehrere biographische Schriften u. giebt das Jahrbuch „Alsatia“ (Mülh. 1855 ff.) heraus. Seine Wochenschrift „Erwinia“ bestand nur zwei Jahre (Straßb. 1838 f.). — Ludwig Adolf **St.**, Bruder des Vorigen, geb. zu Straßburg 7. Juli 1810; studirte daselbst 1826—31 evangelische Theologie, war 1832—37 Hauslehrer erst in Metz, dann in Oberbronn, wurde 1837 Pfarrverweser in der Landgemeinde Mietesheim am Fuße der Vogesen, 1839 in Mülhausen Religionslehrer am Gymnasium u. der Stadtschule u. 1840 Stadtpfarrer u. Mitglied des Schulraths u. ward 1860 zum Präsidenten des dortigen reformirten Konsistoriums und zum Oberschulrath ernannt, welche Aemter er noch heute bekleidet. Für seine Lieder fand er schon als 19jähriger Jüngling Aufnahme in Cotta's „Morgenblatt“ u. bald auch in Chamisso's u. Schwab's „Musenalmanach“, wie er auch noch jetzt an belletristischen Zeitschriften mitarbeitet. Er selbst gab mit dem Vorigen 1838—39 die Zeitschrift „Erwinia“ heraus. In Buchform erschienen von ihm außer verschiedenen theologischen Schriften: „Alsabilder“ (vaterländische Sagen u. Geschichten, in Gemeinschaft mit seinem Bruder August herausgegeben, Straßb. 1836); „Gedichte“ (Hann. 1845); „Reisebilder aus der Schweiz“ (St. Gallen 1850); „Neue Reisebilder aus der Schweiz“ (ebd. 1857); „Reformatorenbilder“ (Basel 1857) ꝛc.

Stöchiometrie ist die Lehre von den Zahlenverhältnissen, nach welchen sich sowol die chemischen Grundstoffe (Elemente) als auch deren Verbindungen mit einander vereinigen. Die Ermittelung dieser Verhältnisse geschieht durch die quantitative chemische Analyse, u. sie ist in einer doppelten Weise möglich: entweder man untersucht, in welchem

Verhältnisse dem Raume (Umfange) nach zwei od. mehrere Stoffe sich vereinigen (Raumverhältniß, Volumenverhältniß), od. in welchem Verhältnisse dieselben dem Gewichte nach zusammentreten (Gewichtsverhältniß). Womöglich sucht man beide Beziehungen zu erforschen, da man nur hierdurch ein klares Bild von der Zusammensetzung der chemischen Verbindungen erhält. Leider läßt sich aber das Raumverhältniß nicht in allen Fällen durch Versuche feststellen, denn nicht alle Stoffe können in den gasförmigen Zustand übergeführt werden, welcher allein vergleichbare Zahlen liefert. Man kann aber das Raumverhältniß der Körper in gasförmigem Zustande unter Berücksichtigung der Temperatur- u. Druckverhältnisse sehr genau durch Rechnung feststellen u. dieses Resultat dann der Vergleichung zu Grunde legen. Dagegen läßt sich das Gewichtsverhältniß bei allen Stoffen durch Versuch ohne Ausnahme ermitteln, u. hat es sich ergeben, daß das Gewichtsverhältniß der in einer chemischen Verbindung enthaltenen Bestandtheile ein stets unveränderliches ist, daß ferner dieses Verhältniß auch dasjenige ist, in welchem sich die Körper in Verbindungen gegenseitig vertreten. Die Zahlen, welche dieses Gewichtsverhältniß ausdrücken, heißen Aequivalente; man nimmt für dieselben gewöhnlich die Gewichtsmenge des Wasserstoffs als Einheit an. Dem Volumen nach scheinen sich die Stoffe noch in viel einfacheren Verhältnissen mit einander zu verbinden als dem Gewichte nach. Es läßt sich aber auch noch ein drittes Verhältniß bei der Vereinigung der Elemente denken, das Atomverhältniß, welches jedoch nicht durch den Versuch ausgemittelt werden kann, sondern nur auf Grund von Hypothesen beruht, die allerdings sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich haben. Das Atomverhältniß giebt die Zahl der Atome an, die bei der chemischen Vereinigung der Stoffe in Wechselwirkung treten. Wollte man den einfachsten Fall annehmen, daß immer nur ein Atom eines Elementes mit einem Atom eines anderen in Verbindung trete, so würden die Aequivalentzahlen zugleich auch das relative Gewicht der Atome ausdrücken, u. da man früher keinen Grund hatte, von jener Annahme abzugehen, so hielt man Aequivalente u. Atomgewichte für gleichbedeutend. Seitdem aber Avogardo den Lehrsatz aufgestellt hat, daß gleiche Volumina der einfachen Gase unter gleichen Temperatur- u. Druckverhältnissen eine gleiche Anzahl von Atomen enthalten, daß demnach die Atome verschiedener einfacher Gase gleiche Größe haben, u. dieser Lehrsatz, obgleich hypothetisch, allgemeine Annahme gefunden hat, muß man zwischen Aequivalent u. Atomgewicht einen Unterschied machen. Bei einem Theil der Elemente haben beide allerdings gleiche Werthe, bei einem andern Theil sind jedoch die Atomgewichte doppelt so groß wie die Aequivalente. Ein Verzeichniß der Aequivalente u. Atomgewichte der Elemente findet man im Artikel „Chemie", Bd. III S. 245. Nach der neueren, jetzt meist gebräuchlichen Schreibweise der chemischen Formeln bedeuten die chemischen Zeichen Atomgewichte, während nach der älteren Schreibweise durch ein jedes chemische Zeichen zugleich das Aequivalentengewicht ausgedrückt wurde. — Diese Zahlen, gleichgiltig ob Aequivalente od. Atomgewichte, bilden nun die Grundlage für die ganze mathematische Behandlung der chemischen Erscheinungen, gleichviel ob diese rein theoretischer Natur ist od. ob sie praktische Zwecke verfolgt. In erstgenanntem Sinne bieten sie z. B. allein die Möglichkeit, um die chemische Formel einer Verbindung aus den durch die quantitative Analyse gefundenen Werthen zu bestimmen, welche das chemische Wesen ausdrückt u. deren genaue Erforschung für die richtige Deutung der chemischen Umwandlungen ausschlaggebend ist. Für die Praxis aber sind die stöchiometrischen Werthe deswegen von der allerhöchsten Wichtigkeit, weil sie genau die Mengenverhältnisse angeben, in denen ein Stoff einen anderen in Verbindungen ersetzen kann, also jede Materialvergeudung, mit der sehr leicht ein Mißlingen des Prozesses verbunden sein kann, vermeiden, wie auch von vornherein das Endergebniß einer chemischen Umwandlung in seinen quantitativen Verhältnissen berechnen lassen. Die Ausbildung der St. ist im Wesentlichen das Werk zweier deutscher Forscher: **Karl Friedrich Wenzel** (zu Dresden 1740 geb. u. 1793 als Oberhüttenamtsassessor u. Direktor der Meißner Porzellanfabrik gest.) u. **Jeremias Benjamin Richter** (Bergsekretär zu Breslau, später zu Berlin als Assessor bei der Bergwerks- u. Hüttenadministration sowie als Arkanist der königlichen Porzellanfabrik das., geb. 10. März 1762 zu Hirschberg in Schlesien, gest. im April 1807 zu Berlin), deren Verdienste um die chemischen Wissenschaften dadurch zu den glänzendsten geworden sind, daß die atomistische Theorie erst auf einem Grunde, wie ihn nam. Richter gelegt u. ausgebaut, ihre Entwicklung finden konnte.

Stockfisch, s. „Kabeljau".

Stockfleth, Niels, der Apostel der norweg. Lappländer, geb. 11. Jan. 1787 zu Frederiksstadt; studirte seit 1803 zu Kopenhagen die Rechte, wurde dann Soldat in Schleswig, wo er 1813 als Hauptmann seinen Abschied nahm, diente nochmals in Norwegen u. begab sich endlich zum Studium der Theologie nach Christiania. 1823—25 Hauslehrer gewesen, übernahm er die Pfarrei Vadsöe im höchsten Norden von Ostfinnmarken u. versah zugleich die Pfarrei Ledesby, die seit 1812 von Jedermann verschmäht worden war. Sein Amtsbezirk umfaßte 300 □M. Um vor Allem auf die verwahrlosten Lappen wirken zu können, schloß er sich 1828 nach Verkauf aller seiner Habe den Zügen derselben an u. ertrug bis 1831 im Verein mit seiner Gattin die unglaublichsten Mühseligkeiten, um Sprache u. Sitten dieses Volkes gründlich kennen zu lernen. 1831 kehrte er nach Christiania zurück u. ging von hier nach Kopenhagen, um seine Sprachstudien zu verwerthen, setzte dieselben seit 1833 wiederum in Finnmarken fort, wurde aber 1839 abberufen, um sich mit Unterstützung der norweg. Regierung seinen literarischen Arbeiten zu widmen. Schon früher hatte er zu Christiania ein Lesebuch, den Katechismus Luther's u. die ersten beiden Evangelien herausgegeben. 1840 folgte das Neue Testament auf Kosten der britischen Bibelgesellschaft u. eine Grammatik desselben, bisher noch unbearbeiteten Dialekts der Lappen (Quänen) in der Finnmark. Von St.'s späteren verdienstlichen Arbeiten sind bes. die lappisch-norwegischen Wörterbücher u. das „Tagebuch über meine Missionsreisen in Finnmarken" (1860) zu nennen. Nachdem St. noch mehrmals von Christiania aus den höhern Norden besucht hatte, starb er am 26. April 1866 in den Bädern von Sandefjord.

Stöckhardt, Ernst Theodor, Agronom, geb. zu Bautzen 4. Jan. 1816; erlernte die Landwirthschaft u. pachtete das Rittergut Brösa, wo er eine landwirthschaftl. Anstalt gründete. Seit 1850 Professor der landwirthschaftlichen Disziplinen an der Höheren Gewerbschule in Chemnitz, folgte er 1861 einem Rufe als Professor u. Direktor der Landwirthschaftlichen Lehranstalt in Jena, übernahm im nächstfolgenden Jahre auch zugleich die Leitung der Ackerbauschule in Zwätzen u. wirkt seit 1872 als Ministerialrath, bez. als technischer Beirath der großherzogl. Regierung in landwirthschaftlichen u. gewerblichen Angelegenheiten zu Weimar. Er schrieb: „Bemerkungen über das landwirthschaftliche Unterrichtswesen" (Chemnitz 1851); „Die Drainage" (Lpz. 1852); „Der angehende Pachter" (mit dem Folg., Braunschw. 1859) 2c. Auch begründete er 1855 die „Zeitschrift für deutsche Landwirthschaft".

Stöckhardt, Julius Adolf, Agrikulturchemiker, geb. zu Röhrsdorf bei Meißen 4. Jan. 1809; erlernte die Pharmazie, studirte dann Naturwissenschaften in Berlin, unternahm hierauf zu seiner weiteren Ausbildung Reisen nach England u. Frankreich u. arbeitete nach seiner Rückkehr einige Zeit im Struve'schen Laboratorium zu Dresden, wo er 1838 eine Lehrerstelle am Blochmann'schen Institut annahm. Seit 1839 Lehrer der Chemie u. Physik an der Höheren Gewerbeschule in Chemnitz, wurde er 1847 Professor der Agrikulturchemie an der kgl. Akademie der Forst- u. Landwirthschaft in Tharandt. Um die Förderung der letztgenannten Wissenschaften hat sich St. hoch verdient gemacht. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Ueber die Zusammenstellung, Erkennung u. Benutzung der Farben im Allgemeinen u. die Giftfarben insbesondere" (Lpz., 2. Aufl., 1844); „Die Schule der Chemie" (Braunschw. 1846; 17. Aufl. 1873); „Chemische Feldpredigten für deutsche Landwirthe" (Lpz. 1851 bis 1853; 4. Aufl. 1857); „Guanobüchlein" (ebd. 1851; 3. Aufl. 1854); „Der angehende Pachter" (mit dem Vorigen, Braunschw. 1859; 7. Aufl. 1869). Außerdem gab er heraus: das „Polytechnische Centralblatt" (mit Hülsse, Lpz. 1847—49); die „Zeitschrift für deutsche Landwirthe" (mit Schober, ebd. 1850—54) u. den „Chemischen Ackersmann" (ebd. 1855 ff.).

Stockhausen, Julius Christian, vorzüglicher Sänger (Baritonist), geb. 22. Juli 1826 in Paris, wo sein Vater, der Harfenist **Franz St.** aus Köln, u. seine aus Gebweiler im Elsaß stammende Mutter **Margarethe** geb. **Schmuck**, eine tüchtige Sängerin, sich damals aufhielten. In einer Privatanstalt in Gebweiler vorgebildet, besuchte er, zum Geistlichen bestimmt, das Seminar zu Straßburg, wurde aber alsbald, da Neigung u. Beanlagung für die Musik sich lebhaft aussprachen, dem Pariser Konservatorium übergeben, wo er neben dem gewöhnlichen Unterricht noch Privatlektionen nahm, nam. im Singen bei Manuel Garcia. Nachdem er im Mai 1848 zu Basel

den „Elias" in Mendelssohn's gleichnamigem Oratorium mit großem Erfolg gesungen hatte, unternahm er im Winter 1849 auf 1850 seine erste Kunstreise durch die Schweiz, machte dann noch bei dem inzwischen nach London übergesiedelten Garcia weitere Gesangsstudien, nahm 1852 ein Engagement am Theater in Mannheim an u. unternahm 1854 eine Konzertreise durch Deutschland u. Oesterreich, welche seinen eigentlichen Ruf begründete. 1857 nahm er ein Engagement bei der Komischen Oper in Paris an, hatte aber hier nur geringen Erfolg u. nahm daher 1859 seine Konzertreisen wieder auf. 1862—69 fungirte er in Hamburg als Dirigent der philharmonischen Konzerte u. der Singakademie, machte dann, nachdem er diese Stellung aus Gesundheitsrücksichten aufgegeben hatte, von Cannstatt aus, wo er sich häuslich niedergelassen hatte, wieder umfängliche Reisen, war auch 1869 auf kurze Zeit als Kammersänger am württemberg. Hofe angestellt u. ging endlich um 1874 nach Berlin, wo er nachgehends die Leitung des Stern'schen Gesangvereins übernahm u. auch gegenwärtig noch lebt, ohne jedoch öffentlich aufzutreten. In seiner Blütezeit war St. bes. ausgezeichnet als Lieder- u. Oratoriensänger; Schönheit der Stimme, vollendete Gesangskunst, intensive Empfindung u. edelste Ausdrucksfähigkeit waren bei ihm in seltenem Maße vereinigt.



Nr. 5131. Julius Christian Stockhausen (geb. 22. Juli 1826).

Stockholm (vom lapp. stock, Sund, d. i. enges fließendes Gewässer, u. holm, Insel). 1. **St.**, Län im mittleren Schweden, grenzt im W. an die Läne Upsala u. Södermanland, im Uebrigen an die Ostsee, umfaßt 140,61 □M., wovon 6,61 □M. auf die Binnengewässer kommen, mit 136,582 E. (1875) u. ist gebildet aus dem östl. Upland u. Södermanland mit den ihnen vorgelagerten Inseln. Er gehört zur großen Ackerbauebene des Mälarsees, dessen östl. Partie im Län liegt, ist im N. meist eben, im S. felsig, treibt Ackerbau u. Viehzucht, Waldwirthschaft u. Eisenbergbau, an der Küste Fischerei u. nur in den Städten etwas Industrie u. Handel mit Landesprodukten. Der größte Ort ist Södertelje mit 2110 E. (1868). — 2. **St.**, Hauptstadt von Schweden, die eine eigene Provinz von 0,34 □M. mit 152,582 E. (1875) bildet, eine der schönstgelegenen Städte Europa's; liegt am Ausflusse des Mälarsees in die Ostsee, theils auf Inseln, theils auf Halbinseln, die durch Brücken mit einander verbunden sind, im Halbkreise amphitheatralisch um den Hafen sich ausbreiten, von unzähligen Landhäusern u. Schlößchen u. auf der Höhe schließlich von Laub- u. Tannenwald bekränzt sind. Der älteste Theil der Stadt (Staden) auf der Insel Gustavsholm, durch die der Mälarabfluß in einen nördl. u. einen südl. Arm getrennt wird, hat enge u. schmutzige Straßen u. hohe Häuser, fast alle aus Stein od. Ziegeln, mit Stuck überworfen u. mit Kupfer, Schiefer od. Ziegeln gedeckt. Die Treppen sind von Stein od. Eisen, hölzerne sind durch Gesetz verboten. Das hervorragendste Gebäude St.s ist das königl. Schloß auf einem etwa 20 m. hohen Hügel, ein nach den Entwürfen des Grafen Tessin 1697—1753 aufgeführter, 124,25 m. langer u. 116,26 m. breiter Riesenbau, eines der schönsten Königsschlösser von Europa, in welchem auch eine reichhaltige Bibliothek u. eine Sammlung von Skulpturen u. Antiken untergebracht sind. Der Hauptzugang ist von N. her durch die mächtige Löwentreppe. An der Südseite steht der von Gustav III. der Bürgerschaft gewidmete Obelisk u. im O. die von Sergel modellirte eherne Statue Gustav's III. In Staden liegen ferner die Krönungskirche St. Nicolai sowie die deutsche Kirche St. Gertrud, die reformirte Franz. Kirche, die Reichsbank, die Börse, das Rathhaus, das Zellengefängniß; den Ritterhausmarkt ziert die Statue Gustav Wasa's von L'Archevesque, errichtet 1773, u. im Ritterhause hält der Adel u. Klerus seine Reichstagssitzungen ab. Nach W. zu, in den Mälar hinein, liegt, mit Gustavsholm durch eine Brücke verbunden, die kleine Insel Riddarholm. Hier stand das alte Königsschloß u. steht die einst den Franziskanern gehörende Riddarholmskirche, die Gruftkirche der schwed. Könige; hier liegen auch das Reichsarchiv, das Reichstagsgebäude, die Freimaurerloge, das Gymnasium u. auf der Mitte die von Fogelberg entworfene u. 1854 errichtete Statue Birger Jarl's. Östl. von Staden, im Salt-Sjön (Salzsee, bereits zur Ostsee zu rechnen), liegen zunächst die Inseln Skeppsholm (Schiffsinsel) u. Kastellholm, beide durch Brücken mit einander verbunden; hier befinden sich die Admiralität, die Werfte, das Zeughaus u. mehrere Kasernen. Von Skeppsholm führt eine Brücke nach Blasieholm, einer Halbinsel von Norrmalm (Malm = Vorstadt), mit dem seit 1865 vollendeten prächtigen Nationalmuseum. Norrmalm, die eigentliche Stadt etwa um das Zwölffache übertreffend, ist das vornehme Quartier; es erhebt sich auf einem wellenförmigen Terrain, das allmählich nach N. hin höher wird, ist regelmäßig gebaut u. umschließt mehrere große Plätze u. Gärten. Der größte Platz ist der Königsgarten mit Bäumen u. Gartenanlagen; in seinem nördl. Theile steht die Bronzestatue Karl's XIII., in dem südl. das 1868 aufgestellte kolossale Bronzestandbild Karl's XII., in der Mitte seit 1873 eine schöne bronzene Fontaine. Der Berzeliuspark trägt die Bronzestatue des großen Chemikers gleichen Namens, der Gustav-Adolfsplatz am Opernhause die Reiterstatue dieses Helden (von L'Archevesque, errichtet 1773). In Norrmalm liegen ferner das kronprinzliche Palais, die Adolf Frederiks-, die Klara- u. die Johanniskirche, die Polytechnische Schule, die Landwirthschaftliche Akademie, das Technologische Institut, das Observatorium, der Centralbahnhof, das Postgebäude ꝛc. Westl. schließt sich daran der schöne Stadttheil Kungsholm (Königsinsel), der Sitz industrieller Thätigkeit u. der Anstalten für die Gesundheitspflege (Seraphinenlazareth, Garnisonkrankenhaus, Entbindungsanstalt ꝛc.) u. östl. Ladugårds Landet mit der Hedwig-Eleonorenkirche, großen Militärgebäuden u. dem Veterinärinstitut. Eine Brücke führt von hier zu einer ehemaligen Halbinsel, jetzt durch den Thiergartenkanal zur Insel geworden, die den Thiergarten, den schönsten Park Europa's, trägt. An seinem Nordende liegt das reizende königl. Sommerschloß Rosendal, auf der Westseite die von Byström aus Marmor gebaute Villa, jetzt Hammersvilla. Andere geschmackvolle Villen u. zahlreiche Vergnügungsorte finden sich längs der Straße, die durch den Thiergarten führt. Hier steht auch die Büste des schwed. Dichters Bellmann (geb. 1740). Vom Thiergarten führt eine Brücke zur kleinen Insel Beckholm im Salt-Sjön u. die 805 m. lange Schiffbrücke zur Lidinginsel. An der Nordseite von Norrmalm liegt der große Hundegarden, ein dem Volke geöffneter Park, u. vor dem Norderthore das von Gustav III. angelegte Lustschloß Haga. In größerer Entfernung liegen auf der Insel Lofö Drottningholm, das größte königl. Lustschloß, u. unzählige Sommersitze reicher St.er, u. auf der Insel Björko zahlreiche Hünengräber. Die Verbindung zwischen Norrmalm u. Staden wird durch die 113 m. lange u. 19 m. breite Schloßbrücke hergestellt. Sie führt über das kleine Helgeandsholm (Heilige-Geist-Insel), dessen östl. Theil zu einem kleinen Park umgewandelt ist. Der große Stadttheil südl. vom Mälar u. Salt-Sjön ist Södermalm. Zu ihm gelangt man von Staden auf einer Doppelbrücke mit der Statue Karl's XIV. Unter ihr ist der Fischmarkt u. mit ihr in Verbindung das Schleusenwerk, das den See absperrt, u. zu dessen beiden Seiten die großen Eisenwagen u. vielleicht größten Eisenmagazine der Welt, in denen das zum Export bestimmte Eisen aufgespeichert wird. Södermalm steigt rascher aufwärts als Norrmalm u. einige Straßen sind wegen ihrer Steilheit gar nicht fahrbar. Den höchsten Gipfel krönt die Katharinenkirche. Auf der Höhe ist auch der terrassirte Garten von Mosebacke mit Theater, Konzerten ꝛc., von dem aus man ein prächtiges Panorama genießt; auch die im W. am Mälar gelegene Skinnarviksklippe gewährt herrliche Aussicht. In Södermalm liegt ferner der größte u. regelmäßigste Platz von St., der Adolf Friedrichsplatz; seine Umgebung besteht aber nur aus kleinen Häusern, wie denn überhaupt die ganze Südstadt etwas Kleinstädtisches hat. Ganz im S. liegt das Bassin für die Wasserleitung, die seit 1861 die Stadt mit Wasser versorgt. Westl. vom Södermalm u. durch Brücke mit ihm verbunden liegt die Insel Langholm mit dem Korrektionshause u. die Insel Reimersholm. — St. ist zugleich

Schwedens größte Industriestadt. Der Werth seiner Fabrikproduktion betrug 1871 20,61 % des Gesammtwerthes schwed. Fabrikate. St. fabrizirt vorzugsweise Tuche, baumwollene, leinene u. seidene Stoffe, Glas u. Thonwaaren, Eisenwaaren u. Dampfmaschinen, hat Zuckerraffinerien, Brauereien &c. In Betreff des Handels steht es nur hinter Gothenburg. Es besaß 1871: 134 Schiffe, darunter 98 Dampfer, u. außerdem 74 offene Dampfschaluppen mit Maschinen von weniger als 10 Pferdekraft. Der Hafen ist groß, die größten Schiffe können unmittelbar an den Kais anlegen, nur der Zugang ist nicht ungefährlich. Drei Eisenbahnlinien: nach N. Upsala-Krylbo, nach W. Vesteras-Köping u. nach SW. nach Gothenburg u. zur Südspitze, laufen von ihm aus. Hauptausfuhrartikel sind Eisen, Bauholz u. Breter; in zweiter Linie Roggen, Feldspath, Schwefelkies, Theer, Tischlerarbeiten, Zündhölzer, Holzmasse u. s. w. — St. wurde gegründet durch Birger Jarl, der 1255 hier ein festes Schloß anlegte u. den nur von Fischern bewohnten St. zu einer befestigten Stadt machte, die Staden, Riddarholm u. Helgeandsholm umfaßte. Die Vorstädte sind erst seit Johann III. (1569—92) angelegt u. unter Christian (1632—54) in administrativer Beziehung mit der Stadt vereinigt worden.



Nr. 5132. Stockholm.

Belagert wurde St. während der Zeit der Calmarischen Union von Christian I., später von seinem Sohne Johann, dem sich St. 1497 ergab. 1520 öffnete es seine Thore Christian II., der dann trotz seines Versprechens einer allgemeinen Amnestie auf dem großen Markte in Staden 94 edle Schweden hinrichten ließ (Stockholmer Blutbad). Nach langer Belagerung rückte Gustav Wasa 1523 in St. ein. Große Feuersbrünste suchten St. 1697, 1725, 1751, 1759 heim. 1720 wurde hier der Friede zwischen Schweden, Hannover, Preußen, Dänemark u. Polen geschlossen.

Stockport, Fabrikstadt mit 53,014 E. (1871) in der engl. Grafschaft Chester; zieht sich am Einflusse der Tame in die Mersey, über die hier eine Brücke von 11 Bogen führt, an einem Sandsteinhügel hinauf u. ist Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen. St. hat 145 Fabriken u. 120 Werkstatten; Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Baumwollenspinnerei, aber auch Färben u. Weben von Kattun, Fabrikation feiner Tuche, Baumwollendruck u. Hut-, Seiden- u. Maschinenfabrikation sind wichtige Industriezweige. Durch den 1,5 M. langen Stockportkanal u. andere Wasserverbindungen kann St. mit den Flüssen Dee, Ribble, Trent u. Severn direkt verkehren. In der Nähe ist die Bahn Manchester-Birmingham in einem kolossalen Viadukte über die Mersey geführt.

Stocks, der engl. Ausdruck für Aktien, Staatspapiere, überhaupt Börseneffekten, der sehr unnöthiger Weise auch im Deutschen Aufnahme gefunden hat. Dasselbe gilt von dem Begriff „Stockjobberei" (Stockjobbers), d. h. mehr od. weniger leichtsinniges Börsenspiel in Aktien auf Hausse od. Baisse, richtiger auf bloße Differenzgeschäfte.

Stockton-upon-Tees (spr. Stockt'n-öpon Tihs), Fabrikstadt mit 27,738 E. (1871) in der engl. Grafschaft Durham; liegt am linken Ufer des Tees, 1½ M. vor seiner Mündung in die Nordsee, ist Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen, fabrizirt Maschinen, Thonwaaren, baut Schiffe u. fertigt Schiffsgeräthe u. bes. Segeltuch. Sein Handel geht bes. nach Holland, Hamburg u. der Ostsee.

Stockwerksbau im Bergbau, s. „Bergbau".

Stoff heißt Alles, was vermöge der Eigenschaften der Schwere u. räumlichen Ausdehnung sinnlich wahrnehmbar ist. Als die körperliche Grundlage der Dinge steht der St. im Gegensatz zur Form (s. Näheres bei „Materie"). Auch der gewöhnliche Sprachgebrauch, der z. B. das Tuch zu einem Kleid als „St." bezeichnet, unterscheidet damit zwischen der materiellen Grundlage u. der Form, zu welcher der St. in dem fertigen Kleide verarbeitet ist.

Stoffel, Eugène Georges Henri Céleste, Baron, franz. Artillerieoffizier schweizer. Abkunft (sein Vater ward als Oberst in span. Diensten geadelt), geb. in Arbon in Oberthurgau 1. März 1821; genoß den Unterricht Fellenberg's in Hofwyl, besuchte dann die Polytechnische Schule in Paris, trat in die Artillerie ein u. lenkte im J. 1856 als Hauptmann durch ein von ihm herausgegebenes „Militärisches Wörterbuch" zuerst die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, nam. auch die Napoleon's III., auf sich. Seitdem verwendete ihn der Kaiser in seiner unmittelbaren Nähe (insbes. bei der Abfassung des „Lebens Cäsar's") od. betraute ihn mit mehr od. minder diplomatischen Missionen. Später mit dem Range eines Oberstleutnants der franz. Botschaft in Berlin als Militärattaché beigegeben, diente er daselbst seiner Regierung zugleich als Spion gegen seine Kollegen von der Gesandtschaft, wie dies aus zwei von ihm an Pietri, den Privatsekretär Napoleon's, gerichteten Schreiben, die nach dem 4. Sept. 1870 in dem Buche „Aus den Papieren der Tuilerien" veröffentlicht wurden, unbestreitbar hervorgeht, u. lieferte dem Tuilerienkabinet eine Reihe zutreffender, die Ueberlegenheit des preuß. Heeres vollständig würdigender militärischer Berichte, die aber in Paris keine Beachtung fanden. Inzwischen zum Obersten aufgerückt, traf St. nach Ausbruch des Deutsch-franz. Krieges mit dem Kaiser in Metz zusammen u. wurde von diesem seiner Operationskanzlei zugetheilt. Bei Sedan entging St. der Gefangennehmung, so daß er sich nach Paris begeben konnte, um an der Vertheidigung der Hauptstadt Theil zu nehmen. Um diese Zeit wurden seine Berliner Berichte in den Tuilerien aufgefunden u. zum ersten Mal veröffentlicht. Er selbst wurde mit der Armirung u. Vertheidigung des Mont-Avron betraut, den er aber in der Nacht zum 29. Dez. räumen u. den Sachsen überlassen mußte. Infolge dessen verhielt er sich eine Zeit lang ruhig, bis er durch die Herausgabe seiner „Rapports militaires écrits de

Berlin" (Par. 1871; deutsch, Berl. 1872) mit einer für die Thiers'sche Regierung beleidigenden Vorrede die Aufmerksamkeit wieder auf sich zog. Er erhielt vom Kriegsminister einen strengen Tadel u. nahm im Sept. 1872 seinen Abschied. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung im April 1873 wurde er von den Bonapartisten in Paris als Gegenkandidat Remusat's aufgestellt, u. die 18,000 Stimmen, die er Remusat entzog, trugen viel zum Sturze Thiers' bei. Im Nov. dess. J. stand St. im Prozeß Bazaine vor dem Tribunal von Trianon als Zeuge. Neuerdings hat er zeitweilig im Pariser „Ordre" Artikel über die politischen Verhältnisse Frankreichs veröffentlicht.

Stoffwechsel, unter diesem Ausdruck versteht man gewöhnlich den Inbegriff aller derjenigen materiellen Veränderungen, welche alle Theile des menschlichen u. thierischen Organismus in jedem Augenblicke ihres Daseins infolge des Lebensprozesses erleiden. Diese materiellen Veränderungen sind derart, daß einerseits eine durch den Verbrauch an mechanischer Kraft u. Wärme bedingte fortwährende Zerstörung u. Abnutzung aller Gewebe u. Organe stattfindet, welche andererseits einen sowol der Menge als auch der Form nach äquivalenten Ersatz verlangt, wenn der Lebensprozeß ungeschmälert fortgeführt werden soll. Der Vermittler dieses St.s ist das Blut; es schafft durch seinen Umlauf im Körper neues Bildungsmaterial an verschiedenen Theilen des letzteren u. führt ebenso, nachdem der Umsatz erfolgt ist, die nicht mehr brauchbaren, in lösliche Form umgewandelten Gewebsbestandtheile auf anderen Wegen nach denjenigen Stellen des Körpers, wo die Ausscheidungen stattfinden. Die Nahrung, die der Organismus aufnimmt, wird also, soweit sie nicht als unverdaute Masse fortgeschafft wird, zunächst vollständig in Blut u. dann in Fleisch ꝛc. umgewandelt. Es müssen demnach auch im Blute alle zur Bildung der verschiedenen Organe nöthigen Grundstoffe enthalten sein, wie umgekehrt alle diese Bestandtheile der Organe, so lange das Leben dauert, fortwährend wieder in Blut, venöses Blut, übergehen. Durch den mittels der Lungen eingeathmeten Sauerstoff der Luft werden die abgestorbenen Gewebsbestandtheile, welche in das Venenblut übergetreten sind, verbrannt, d. h. in Kohlensäure u. Wasser verwandelt, welche durch die Lungen ausgeathmet werden, während die Ausscheidung der stickstoffhaltigen Bestandtheile durch die Leber u. die Nieren in Form von Galle, die mit den festen Exkrementen abgeht, u. von Harn erfolgt. Auch durch die Poren der Haut finden Ausscheidungen statt. So lange der St. in dem Organismus dauert, lebt derselbe; Aufhören des St.s ist Sterben, Tod. Störungen im St. erzeugen Krankheit, die theils allgemein, theils örtlich sein kann, je nachdem der St. im ganzen Organismus od. an einzelnen Stellen gestört ist.

Stoicismus heißt ursprünglich die Richtung einer philosophischen Schule, die um 308 v. Chr. von Zenon aus Kition auf Kypros begründet wurde. Der Name rührt von der sog. „bunten Säulenhalle" (griech. *ποικίλη στοά*) her, in welcher Zenon u. seine ersten Nachfolger lehrten; die Anhänger seiner Philosophie hießen daher Stoiker u. auch die Schule selbst wird gewöhnlich kurzweg Stoa genannt. Als Nachfolger Zenon's lehrte in der Stoa Kleanthes, dann Chrysippos († um 208), von den Stoikern als der zweite Gründer ihrer Schule gefeiert. Von späteren Stoikern ist bes. Panätios von Rhodos hervorzuheben, durch welchen die Stoa in Rom Eingang fand; ferner Posidonios von Rhodos, der Lehrer Cicero's; Kaiser Marcus Aurelius (161–80 n. Chr.) ꝛc. — Das System des St. ist eine Fortbildung der sokratischen Philosophie, bes. der Kyniker, u. andererseits des Aristoteles, hat jedoch auch von anderen Philosophen, bes. Heraklit, Mancherlei aufgenommen. Das eigenthümliche Merkmal des St. ist die Richtung auf das Praktische, d. h. auf die Darstellung der vollkommenen Weisheit im Leben. Sowol die Logik als die Physik haben einen Zweck nur als Grundlage der Ethik. Im Gegensatz zu Platon ließen die Stoiker alle Erkenntnisse durch die von den Dingen ausgehenden sinnlichen Eindrücke entstehen. Der Maßstab der Wahrheit ist die Ueberzeugungskraft, welche durch den sinnlichen Eindruck hervorgerufen wird. Insofern ist der St. reiner Sensualismus (s. d.). Er ist aber zugleich reiner Materialismus, denn alles Wirkliche ist nach ihm stofflich, u. es giebt überhaupt nichts Unkörperliches. Auch der Geist u. selbst Gott sind Stoffe, wenn auch feinere als die übrigen. Die gesammte Stoffwelt wird durchdrungen u. belebt von der bewußt wirkenden göttlichen Kraft (in Gestalt eines lebendigen Hauches od. reinen Feuers); das als begrenzte Kugel gedachte Weltall verhält sich zur göttlichen Kraft wie der Leib zum Geiste, nur daß eben der ganze Leib von dem gleichen Bewußtsein erfüllt ist. Doch ist die Welt nicht ewig, sondern wird seiner Zeit durch Feuer aufgelöst u. so in den göttlichen Urgrund zurückgenommen, um dann aufs Neue aus ihm hervorzugehen. Dieser Kreislauf sowie die unbedingte Zweckmäßigkeit u. Harmonie des Weltalls sind ein Ausfluß der in ihm waltenden Vorherbestimmung, die sich zugleich als

Vorsehung offenbart. Der St. kann also mit Recht auch als konsequenter Pantheismus (s. d.) bezeichnet werden. Merkwürdig ist dabei nur die Ansicht, daß die von Gott als ein warmer Hauch in den Menschen eingegangene Seele den Tod des Leibes überdauere, allerdings nur bis zur nächsten Verbrennung der Welt. — Alle diese Lehren bilden, wie erwähnt, nur die Grundlage zu der berühmten Moral des St. Der wichtigste Begriff derselben ist die Tugend, d. h. die Kunst naturgemäß u. in Uebereinstimmung mit dem vernünftigen Weltgesetz zu leben u. zu handeln. Sie allein ist ein Gut, darum aber auch das höchste Ziel des Strebens; sie kann nur vollkommen od. gar nicht besessen werden. Wo sie vorhanden ist, stellt sie sich dar als vollendete Einsicht, Tapferkeit, Besonnenheit (Selbstbeherrschung) u. Gerechtigkeit (die sog. vier Kardinaltugenden). Ihr Besitz macht den wahren Weisen, der allein unberührt von Leidenschaften u. Kummer, mit einem Worte wahrhaft frei ist. Denn falls er an der Ausübung der Tugend gehindert wird, bleibt ihm noch das Recht u. die Pflicht, das Leben von sich zu werfen. Die Moral des St. hat in der Zeit des tiefsten sittlichen Verfalls eine wichtige Rolle gespielt; sie war der letzte Halt für alle edleren Naturen des sinkenden Heidenthums. Noch heute ist die „stoische Ruhe u. Kaltblütigkeit" sowie der „St." im Sinne der Unerschütterlichkeit in allen Lagen sprüchwörtlich. Bedenklich war indessen beim St., daß er als das Ziel des menschlichen Handelns ein Ideal aufstellte, dessen Unerreichbarkeit er selbst eingestand, u. daß er für die verletzte Tugend u. die so gestörte Harmonie der Seele keine befriedigende Sühne zu nennen wußte.

Stoke-upon-Trent (spr. Stohk-öpón-Trent), Fabrikstadt mit 130,985 E. (1871) in der engl. Grafschaft Stafford; liegt am oberen Trent an der Staffordbahn u. ist Mittelpunkt des großen Töpfereibezirkes (the potteries), der seit 1760 entstand, nachdem Wedgwood (s. d.) in Etruria, 2 engl. M. südl. von St., seine Fabrikation begonnen hatte, u. indem auf 2 M. Länge u. 1 M. Breite Fabriken an Fabriken stößt u. Thonwaaren, Porzellan u. Aehnliches gefertigt wird. In St. sind allein über 12,000 Fabrikarbeiter in Thonwaaren, u. außerdem Viele, die allein arbeiten. Die nahen Kohlengruben beschäftigen über 2000 Bergleute.

Stola (lat.), ursprünglich das lange Aermelkleid der röm. Damen, dann ein Stück der priesterlichen Tracht in der kathol. Kirche, in Gestalt einer weißen Binde, wie sie auch von den Geistlichen der englischen Hochkirche beibehalten wurde. Daher sind Stolgebühren die Gebühren, welche der Geistliche für amtliche Verrichtungen „in der Stola" bezieht (bes. die für Taufen, Trauungen u. Beerdigungen).

Stolberg od. Stollberg, Fabrikstadt mit 10,256 E. (1875) im Landkreise Aachen der preuß. Rheinprovinz; liegt in 172 m. Seehöhe am Vichtbache, einem Nebenflusse der Inde, unweit der Strecke Köln-Herbesthal der rhein. Eisenbahn, an der Aachener Industriebahn St.-Eschweiler u. der bergisch-märkischen Zweiglinie Jülich-St. Der langgestreckte Ort mit Kirchen verschiedener Konfessionen, einem Nonnenkloster, einer Handelskammer, in einem reichen Steinkohlendistrikt u. Bergwerksrevier für Blei- u. Zinkerze, hat mannichfache Metallindustrie, wie Messingwerke, Kupferhämmer, Drahtwerke, Fabriken von Eisenbrücken, Maschinentheilen, Näh- u. Stecknadeln, sodann Spinnereien von Streich- u. Kammwollgarn, Fabrikation von Tuch, Velourstoffen (?), Filztuch, Glas, Papier, Leder u. Chemikalien u. seit 1857 eine Spiegelmanufaktur, welche gegen 1000 Arbeiter beschäftigt. Bedeutung hat auch sein Wollhandel.

Stolberg, eine Grafschaft in Thüringen, ehemals unter kursächs. Landeshoheit stehend, jetzt zum Kreise Sangerhausen, Reg.-Bez. Merseburg der preuß. Provinz Sachsen, gehörig. Sie zerfällt in die beiden Standesherrschaften St.-Stolberg u. St.-Roßla. Die Grafschaft St.-Stolberg umfaßt 3,81 □M. mit 15,789 E. (1871); ihr Hauptort, die Stadt St., in 292 m. Seehöhe am Fuß des Harzes zwischen Bergen gelegen, mit 2302 E. (1871), hat ein gräfliches Residenzschloß mit ansehnlicher Bibliothek, 3 Kirchen, einige Fabriken u. ein Eisenhüttenwerk. Die Grafschaft St.-Roßla umfaßt 3,98 □M. mit 16,376 E. (1871); der Hauptort ist das Dorf Roßla mit 2275 E. (1871), in 152 m. Seehöhe an der Helme u. in der Goldenen Aue, mit gräflichem Residenzschloß.

Stolberg, Name eines der ältesten, angesehensten u. reichsten deutschen, schon im 11. Jahrh. urkundlich erwähnten Grafengeschlechter (seit 1412 reichsgräflich), als dessen frühestes Stammland die thüring. Grafschaft St. (s. d.) erscheint. Nachdem von den beiden früheren Linien, der Harz- u. der Rheinlinie, die erstere 1631 erloschen u. Graf Christoph v. St. (geb. 1567), der zur Rheinlinie gehörige Stammvater aller jetzt noch blühenden Linien, 1638 gestorben war, theilten sich dessen beide Söhne, Graf Heinrich Ernst v. St. (geb. 1593, gest. 1672) u. Graf Johann Martin v. St. (geb. 1594, gest. 1689), durch Vertrag vom 31. Mai 1645 in die Grafschaften Wernigerode u. St. u. stifteten damit die beiden noch heute blühenden

Hauptlinien **St.-Wernigerode** (die ältere) u. **St.-St.** (die jüngere), deren Häuptern das Prädikat „Erlaucht" zukommt. Das Haus St.-Wernigerode besitzt jetzt die Grafschaft Wernigerode (s. d.) mit dem Amte Schwarza, die Herrschaften Peterswaldau, Jannowitz, Kupferberg u. Kreppelhof in Preuß.-Schlesien, die Herrschaft Gedern im Großherzogthum Hessen, das Amt Sophienhof in der Provinz Hannover u. die Herrschaft Terveneren in Belgien. Dem Hause St.-St., dessen jüngerer Zweig der katholischen Konfession folgt, gehören die Grafschaft St. u. das Amt Heringen in der Provinz Sachsen, sowie das Amt Neustadt in der Provinz Hannover; das zu derselben Hauptlinie gehörige Haus **St.-Roßla** besitzt die Standesherrschaft Ortenberg in der Wetterau, die Grafschaft St.-Roßla mit dem Amte Bärnroda im Bernburgischen u. das Amt Kelbra. Jetziger Chef der älteren Hauptlinie ist Graf Otto **zu St.-Wernigerode,** geb. auf Schloß Gedern in Oberhessen 30. Okt. 1837, der als Sohn des 1841 verstorbenen Erbgrafen Herrmann 16. Febr. 1854 seinem Großvater, dem Grafen Heinrich (geb. 25. Dez. 1772), folgte. Derselbe studirte in Göttingen u. Heidelberg, war vom Sept. 1867 bis Febr. 1873 Oberpräsident von Hannover, trat 15. Nov. 1867 als erbliches Mitglied in das preuß. Herrenhaus ein, in dem er vom Okt. 1872 bis 1876 den Vorsitz führte, ist auch erbliches Mitglied der I. Kammer des Großherzogthums Hessen, sowie des sächsischen u. des hannoverschen Provinziallandtages, gehörte sowol dem konstituirenden Norddeutschen Reichstage als auch seit 1871 dem Deutschen Reichstage an, wo er sich zur „Deutschen Reichspartei" hielt, u. fungirt seit Febr. 1876 als deutscher Botschafter in Wien. Derselbe ist seit 1863 mit der Prinzessin Anna von Reuß-Schleiz-Köstritz (geb. 1837) vermählt. — Außerdem sind als Sprossen derselben Linie zu nennen: Graf Eberhard **zu St.-Wernigerode,** geb. zu Peterswaldau bei Reichenbach 11. März 1810, gest. zu Johannisbad in Böhmen 8. Aug. 1872. Seit Nov. 1854 erbliches Mitglied, bez. seit 1855 erster Vizepräsident u. seit 1862 Präsident des preuß. Herrenhauses, war derselbe auch Mitglied beider Norddeutscher Reichstage, wo er mit der konservativen Partei stimmte. Ferner führte er seit Sept. 1861 den Vorsitz im „Preuß. Volksverein" u. leitete auf dem Kriegsschauplatze in Schleswig (1864) u. in Böhmen (1866) als Chef der Johanniter die Pflege der Verwundeten u. Kranken. Seit 1869 Oberpräsident der Provinz Schlesien, war er überdies Erster Oberjägermeister u. Generalmajor à la suite. — Graf Wilhelm **zu St.-Wernigerode,** geb. zu Wernigerode 13. Mai 1807, ist preuß. General der Kavallerie u. kommandirender General des VII. Armeecorps (in Münster), sowie seit Sept. 1866 lebenslängliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. — Gräfin Anna **zu St.-Wernigerode,** geb. zu Peterswaldau 6. Sept. 1819 als Tochter des 1854 verstorbenen preuß. Oberstkämmerers, Ministers des königl. Hauses u. Generalleutnants Grafen Anton, hat sich als Oberin des Berliner Diakonissenhauses Bethanien verdient gemacht; in dieser Stellung starb sie auch 17. Febr. 1868. — Gegenwärtiges Haupt des Hauses St.-St. ist Graf Alfred **zu St.-St.,** geb. zu St. 23. Nov. 1820 u. seit 1848 vermählt mit Prinzessin Auguste zu Waldeck u. Pyrmont (geb. im J. 1824); seit 1855 ist derselbe erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses. Dem jüngeren Zweige des nämlichen Hauses gehörten die beiden als Dichter bekannten Brüder Christian u. Friedrich Leopold (s. d.) an. Ein Sohn aus des Letzteren zweiter Ehe war Graf Johann Peter Cajus **zu St.-St.,** geb. 27. Juli 1797, der nicht blos im Herrenhause, sondern auch als Majoratsherr zu Brauna (Sachsen) lange in der I. Kammer saß u. im Deutschen Reichstage zu den eifrigsten Anhängern der Centrumspartei zählte; er starb zu Brauna 7. April 1874. Sein einziger Sohn, Graf Alfred Friedrich Leopold **zu St.-St.,** geb. 18. Nov. 1835, besuchte das Jesuitenkollegium in Tournay, die rhein. Ritterakademie in Bedburg, sowie die Universitäten Bonn, Innsbruck u. Berlin, stand eine Zeit lang im Staatsdienst, betheiligte sich als Malteserritter an der freiwilligen Krankenpflege in den Kriegen 1864, 1866 u. 1870 bis 1871, ist seit 1873 Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses u. des Deutschen Reichstags, wo er es ebenfalls mit der Centrumspartei hält. Auch ein Vetter des Letzteren, Graf Franz **zu St.-St.,** geb. 19. Dez. 1840, Besitzer von Rächelwitz in der sächs. Oberlausitz, ein ehemaliger österr., dann päpstl. Offizier, hat als Ultramontaner u. insbes. durch seine Veranstaltung einer Wallfahrt deutscher Katholiken nach Lourdes u. Paray le Monial im Sept. 1875 von sich reden gemacht. Desgleichen gehört ein anderer Neffe des Grafen Cajus, Graf Friedrich **zu St.-St.,** geb. 24. Dez. 1836, Herr der Herrschaft Brustawe in Schlesien, zur Centrumspartei im Deutschen Reichstag.

Stolberg, Christian, Graf zu, deutscher Dichter, einer der Genossen des Göttinger Hainbundes, geb. zu Hamburg 15. Okt. 1748 als der Sohn eines dänischen Geheimeraths u. Oberhofmeisters; studirte gleichzeitig mit seinem jüngeren Bruder Friedrich Leopold (s. d.) zu Göttingen die Rechte u. Kameralwissenschaften, bereiste mit ihm u. Goethe 1775 die Schweiz, ward 1777 Amtmann zu Tremsbüttel, dänischer Kammerherr u. lebte seit 1800 auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde, wo er 18. Jan. 1821 starb. Als Dichter versuchte er sich hauptsächlich in der Weise der Hainbündler im Lied u. in der Ballade, wie die von Boie herausgegebenen „Gedichte der Brüder Christian u. Friedrich Leopold Grafen zu St." (Lpz. 1779;



Nr. 5163. Christian Graf zu Stolberg (geb. 15. Okt. 1748, gest. 18. Jan. 1821).

2 Bde., 2. Aufl. 1819; neue Ausgabe, Hamb. 1822) u. die „Vaterländischen Gedichte" (Hamb. 1815; 2. Aufl. 1822) beider Brüder beweisen. Gemeinsam verfaßten sie auch „Schauspiele mit Chören" (Lpz. 1781). Für sich allein ließ er erscheinen das Gedicht „Die weiße Frau" (Berl. 1814), eine Sammlung „Gedichte, aus dem Griechischen übersetzt" (Hamb. 1782) u. eine Uebersetzung des Sophokles (2 Bde., Lpz. 1784), die für ihre Zeit nicht ohne Verdienst war. — Sein Bruder Friedrich Leopold **St.**, geb. 7. Nov. 1750 zu Bramstedt in Holstein, studirte mit seinem Bruder in Göttingen, wo er in den Hainbund eintrat, sich mit J. H. Voß befreundete u. durch seinen überfliegenden Enthusiasmus auszeichnete. Nach Beendigung der mit seinem Bruder unternommenen Schweizerreise wurde er 1776 zum Weimarischen Kammerherrn ernannt, trat indeß auf Klopstock's Veranlassung seine Stellung nie an, fungirte dafür seit 1777 als Agent des Fürstbischofs von Lübeck am dänischen Hofe, trat dann in die fürstliche Landesregierung zu Eutin ein u. lebte hier mit seiner jungen Gemahlin, einer geb. Gräfin v. Witzleben, in vertraulichem Umgang mit Voß, der Schulrektor in Eutin geworden war. Trotz aller Freundschaft traten die Gegensätze in den Charakteren beider Männer, des energischen, selbst harten, durch u. durch demokratisch gestimmten Voß u. des weicheren, unklareren, trotz aller poetischen Phrasen entschieden aristokratisch gesinnten St., bald hervor. Als Dichter veröffentlichte St. in dieser Zeit die mit seinem Bruder Christian gemeinsam gesammelten „Gedichte" (s. o.), „Jamben" (Lpz. 1784), „Timoleon. Ein Trauerspiel mit Chören" (Kopenh. 1785),

u. „Die Insel" (Lpz. 1788). Nach dem Tode seiner Gattin Agnes vermählte sich St. zum zweiten Male mit der Gräfin Sophie v. Redern, ward 1789 dänischer Gesandter in Berlin, 1791 Regierungspräsident in Eutin, sah sich aber bald aus Gesundheitsrücksichten zu einer längeren Erholungsreise genötbigt, über die er in „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien u. Sizilien" (4 Bde., Lpz. 1794; 2. Aufl. Hamb. 1822) berichtete. Schon lange zum Katholizismus neigend, durch die Ereignisse der Französischen Revolution in diesen Neigungen bestärkt, ward sein Uebertritt durch die Bekanntschaft mit der Fürstin Gallitzin in Münster vollends entschieden. Er bekannte sich 1800 mit seiner ganzen Familie zum Katholizismus, legte seine Aemter nieder u. siedelte nach Münster über. Seine „Auserlesene Gespräche des Platon übersetzt" (3 Bde., Königsb. 1796) u. „Vier Tragödien des Aeschylos übersetzt" (Hamb. 1802) waren der Abschied von der Geisteswelt seiner Jugend. Alle späteren literarischen Versuche, wie sein „Leben Alfred's d. Gr., Königs von England" (Münster 1815; 2. Aufl. 1837) u. die „Geschichte der Religion Jesu Christi" (15 Bde., Hamb. u. Wien, 1807—18, fortgesetzt von



Nr. 5154. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (geb. 7. Nov. 1750, gest. 5. Dez. 1819).

Kerz, 16.—45. Bd. 1845—48, u. von Brischar, 46.—53. Bd. 1850—64), trugen das Gepräge seiner neuen Anschauung. Am Abend seines Lebens ward er noch genöthigt, seinen Glaubenswechsel öffentlich zu vertreten, u. auf die bittre u. herbe, aber nicht unwahre Schrift des alten Voß: „Wie ward Fritz St. ein Unfreier?" zu erwiedern. Er starb 5. Dez. 1819 auf dem Gute Sondermühlen bei Osnabrück, das er zuletzt bewohnt hatte. Von den frischeren u. einfacheren Gedichten seiner Jugend haben einige der schönsten, wie „Sohn, da hast du meinen Speer", „Süße, heilige Natur, laß mich gehn auf deiner Spur", „Mein Arm wird stark u. groß mein Muth", sich bis heute lebendig erhalten. — Vgl. Menge, „Der Graf Fr. L. St. u. seine Zeitgenossen" (2 Bde., Gotha 1862); Hennes, „St. in den zwei letzten Jahrzehnten seines Lebens" (Mainz 1875) u. „Aus Fr. L. v. St.'s Jugendjahren" (Frankf. 1876).

Stolgebühren, s. „Stola".

Stolle, Ludwig Ferdinand, Dichter u. Schriftsteller, geb. zu Dresden 28. Sept. 1806, wurde, weil früh verwaist, von einem Oheim an Kindesstatt angenommen, besuchte die Kreuzschule in Dresden u. studirte seit 1827 in Leipzig die Rechte, folgte aber dann seiner Neigung zur literarischen Thätigkeit u. ging im Febr. 1834 nach Grimma, wo er anderthalb Jahre lang den von Ferdinand Philippi herausgegebenen „Literarischen Hochwächter" schrieb. Mitte der 50er Jahre siedelte er nach Dresden über, wo er an seinem Geburtstage 1872 starb. St., den man oft den deutschen Boz genannt hat, war eine reich angelegte Natur; das Gemüth herrschte in ihm vor, u. daher hat St. tausendfach heilend, lindernd, rettend gewirkt. Insbes. rief er für die armen Spitzenklöpplerinnen im „sächs. Sibirien" die „Marienstiftung" ins Leben, die ein überraschend günstiges Resultat erzielte. Nachdem er in jener Philippi'schen Zeitschrift seine literarischen Sporen verdient hatte, wurde er auf dem belletristischen Gebiete selbständig thätig. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: „Nacht u. Morgen" (Phantasiestücke u. Lieder, Lpz. 1836); „Kamelien" (Novellen ꝛc., 2 Thle., ebd. 1838); der historische Roman „1813" (3 Thle., ebd. 1838; neue Aufl. 1844), dem sich „Elba u. Waterloo" (3 Bde., ebd. 1838; 2. Aufl. Hamb. 1845), „Der neue Cäsar" (3 Thle., ebd. 1841); „Napoleon in Aegypten" (3 Bde., Lpz. 1843) u. „Die Granitkolonne von Marengo" (3 Bde., ebd. 1854) anreihten; die Romane „Der Weltbürger" (3 Bde., ebd. 1839); „Deutsche Pickwickier" (3 Bde., ebd. 1841); „Die Erbschaft in Kabul" (3 Bde., ebd. 1842); „Die Weiße Rose" (3 Bde., ebd. 1851) u. „Der König von Taubarawi" (3 Bde., Prag 1857); „Kleinere Erzählungen" (2 Bde., Lpz. 1844); „Frühlingsglocken" (Novellen u. Erzählungen, 2 Bde., Plauen 1851); „Palmen des Friedens" (Dichtungen, Lpz. 1855 u. öfter). Beliebt war seiner Zeit das 1844 von St. gegründete humoristisch-politische Volksblatt „Der Dorfbarbier" (Grimma), 1851—63 als „Illustrirter Dorfbarbier" bei E. Keil in Leipzig, an dessen „Gartenlaube" St. von Anfang an mitarbeitete. Sammlungen seiner Werke, denen er zuletzt noch „Des Dorfbarbiers neueste Erzählungen" (Prag 1862) u. die Idylle „Ein Frühling auf dem Lande" (Lpz. 1864) folgen ließ, erschienen u. A. als „Des Dorfbarbiers ausgewählte Schriften" (24 Bde., ebd. 1857 f.).

Stollenbau, s. „Bergbau".

Stolp, Kreisstadt mit 18,356 E. (1875) im Reg.-Bez. Köslin der preuß. Prov. Pommern, an der Stolpe u. an der Strecke Stettin-Danzig der Berlin-Stettiner Eisenbahn; hat ein altes Schloß, drei evangelische Kirchen, darunter die aus dem 13. Jahrh. stammende Schloßkirche, ein Gymnasium, ein Invalidenhaus, lebhafte Bernsteinwaarenfabrikation, Tuch- u. Leineweberei ꝛc. u. nicht unbedeutenden Handel (bes. Wollhandel). — Der Fluß Stolpe entspringt in 251 m. Seehöhe auf der Baltischen Seenplatte im Kreise Bütow, durchfließt in allgemein nordwestl. Richtung den westl. Theil des Kreises St., wird bei der Stolpe schiffbar u. mündet nach 15,8 Meil. langem Laufe in die Ostsee bei Stolpmünde, einem Flecken mit 1830 E. (1871), der einen Hafen hat, Schifferei u. Seehandel treibt u. selbst 31 Schiffe von 3879 Tonnen Gehalt besitzt.

Stolze, Heinrich August Wilhelm, Stenograph, geb. 20. Mai 1798 zu Berlin, besuchte daselbst das Joachimsthal'sche Gymnasium. Nach dem im J. 1812 erfolgten Tode seines Vaters war er gezwungen, durch Ertheilung von Privatunterricht für seinen u. seiner Mutter Lebensunterhalt zu sorgen u. die Mittel zu seiner weitern Ausbildung sich zu erwerben. Im Begriffe, die Universität zu beziehen, um Theologie zu studiren, wurde er 1817 für eine Stelle im Bureau der Berliner Feuerversicherungsgesellschaft in Vorschlag gebracht, die er, dem Wunsche seiner Mutter folgend, annahm, u. in welcher er bis 1835 verblieb. Zeitig schon von dem großen Nutzen der Stenographie durchdrungen, machte er sich 1820 mit der Stenographie von Mosengeil sowie weiterhin auch mit später auftauchenden Schnellschriftmethoden vertraut, schritt aber bald, da ihn keine derselben vollkommen zufriedenstellte, zu eigenen Forschungen u. Versuchen, deren Ergebniß die 1838 in ihren Grundzügen von ihm festgestellte, nach ihm benannte Kurzschrift ist. Mit Unterstützung des damaligen Kultusministeriums entwickelte er das von ihm erfundene System in seinem Hauptwerke „Theoretisch-praktisches Lehrbuch der deutschen Stenographie" (2 Thle., Berl. 1841), welches bis zur Spaltung der St.'schen Stenographen in eine Neustolze'sche u. eine Altstolze'sche Schule 5 Auflagen erlebte. Nachdem St. 1848 als Stenograph beim zweiten Vereinigten Landtage u. dann auch beim Erfurter Reichstage fungirt hatte, ward er 1. Jan. 1852 als Vorstand des Stenographenbureau des Abgeordnetenhauses angestellt mit der Verpflichtung, in der landtagsfreien Zeit für Heranbildung neuer stenographischer Kräfte für die parlamentarische Praxis Sorge zu tragen. Er starb zu Berlin 8. Jan. 1867. Sein Sohn Dr. Franz St. ist einer der Hauptvertreter der als eine Vereinfachung u. Verbesserung der St.'schen Schrift sich geltend machenden Neustolze'schen Richtung, die in der 25. Auflage (1872) von seines Vaters „Anleitung zur deutschen Stenographie" (zuerst Berl. 1861) an die Oeffentlichkeit trat.

Stolzenfels, Schloß auf einem 100 m. hohen Bergabhange am linken Rheinufer, 1 Stunde oberhalb Koblenz. Gegründet od. wenigstens vermehrt um 1250 von Erzbischof Arnold von Trier, war St. im Mittelalter vielfach Sitz Trier'scher Erzbischöfe, hatte bis 1688 Kurtrier'sche Besatzung u. wurde 1689 von den Franzosen zerstört. Die Ruine, seit 1802 im Besitze der Stadt Koblenz, wurde 1823 dem Kronprinzen, späterem Könige Friedrich Wilhelm IV., zum Geschenke gemacht, welcher das Schloß 1836—42 nach den Plänen Schinkel's in mittelalterlichem Stile mit einem Kostenaufwande von 350,000 Thlrn. wieder aufbauen ließ. Die Schloßkapelle enthält Fresken auf Goldgrund von E. Deger, der kleine Rittersaal solche mit allegorischen Randverzierungen von Stilke; im großen Rittersaale sind werthvolle alte Trinkgefäße, Waffen, Rüstungen etc. u. in den oberen Räumen Gemälde u. Antiquitäten aufgestellt. Von St. hat man die prächtigste Aussicht in das Rheinthal.



Nr. 5135. Heinrich August Wilhelm Stolze (geb. 20. Mai 1798, gest. 8. Jan. 1867).

Stonehenge, s. „Dolmen".

Stör (Acipenser), eine Fischgattung aus der Ordnung der Schmelzschupper (Ganoiden), Familie der Störfische (Sturionini), von langgestreckter Spindelform, mit fünf Längsreihen großer Knochenschilder an den Körperseiten, einer kleinen Rückenflosse, 4 Bartfaden am zahnlosen, quer unter der vorstehenden Schnauze gelegenen Munde u. einem Spritzloch über dem Kiemendeckel. Die St.e bewohnen das Meer u. steigen in der wärmeren Jahreszeit auf mehrere Monate zum Laichgeschäft in die Flüsse, ohne indeß in diesen soweit hinaufzugehen wie andere Wanderfische. Der **gemeine St.** (Acipenser sturio), der eine Länge bis zu $5^1/_2$ m. u. ein Gewicht von 500 Kg. erreicht, lebt in allen europ. Meeren u. kommt z. B. in der Elbe bis Magdeburg, in der Weser bis Hameln, in der Donau bis Ulm herauf. Sein Fleisch wird frisch, marinirt u. getrocknet in den Handel gebracht u. war schon bei den alten Römern beliebt. Der Rogen der St.e giebt den **Kaviar** (s. d.). Der bedeutendste Störfang wird von den Kosaken in der Wolga betrieben; Rußland fängt jährlich etwa 2 Millionen Kg. — Andere Störarten, die sich nach Form u. Stellung der Schilder u. nach der Gestalt der Schnauze unterscheiden, sind: der **Glattstör** (Ac. glaber) des Schwarzen Meeres, ein Fisch von 2—$2^1/_4$ m. Länge; der **kleine St.** od. **Sterlet** (s. d., russ. sterled od. sterljaed; Ac. Ruthenus); der **Stern-** od. **Rüsselstör** (**Sternhausen**, **Sewruge**, **Scherg**, Ac. stellatus) des Kaspisees u. Schwarzen Meers, der 190 cm. erreicht; endlich ebenda der **Hausen** (s. d.).

Storax (Styrax), ein Weichharz von grauer od. grünlichgrauer Farbe, dickflüssig wie Terpentin u. durchsichtig, klebrig, von feinem aromatischen Geruch. Man gewinnt den St. aus der Rinde des in Kleinasien wachsenden Styrax Baumes, Liquidambar orientale (*Mill.*, s. „Styrax"), u. bringt ihn in Fässer verpackt über Smyrna u. Konstantinopel in den Handel. Verwendung findet der St. in der Parfümerie, zu Räuchermitteln, seltener zu Pflastern u. Salben; er enthält, außer einem eigentlichen Harze, Zimmtsäure, Benzoësäure, Styracin u. Styrol. Die zuweilen noch unter dem Namen Styrax calamita in den Handel kommende pulverförmige Masse ist ein werthloses Kunstprodukt.

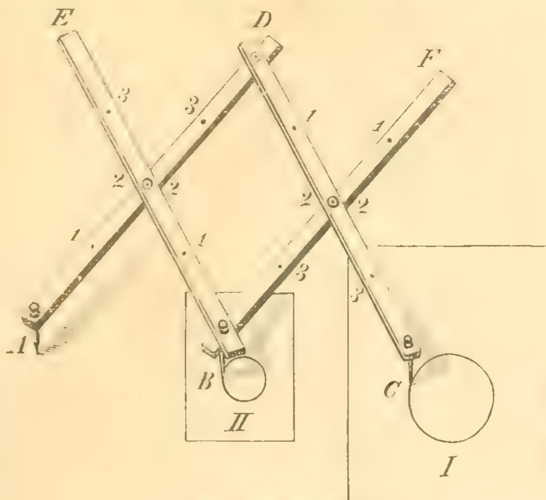
Storch (Ciconia alba), ein schwarzweiß gefiederter europäischer Sumpfvogel mit langem, geradem rothen Schnabel u. hohen rothen Beinen; nährt sich von Fröschen, Schlangen, Fischen, Mäusen u. Maulwürfen, stellt aber auch kleinen Nestvögeln nach. Er nistet auf hohen Bäumen u. Dächern u. ist bei den Menschen aller Völker als Nachbar beliebt. Das Weibchen brütet seine 4—5 weißen, gegen $7^1/_2$ cm. langen Eier binnen 4 Wochen aus, während das Männchen für Nahrung sorgt; die Jungen bleiben 2 Monate lang im Neste. Ende Juli ziehen die Störche scharenweise vereint nach dem Süden, um erst im Februar od. März wiederzukommen u. das alte Nest wieder aufzusuchen. In Indien giebt es **Riesenstörche** von $2^1/_5$ m. Höhe, mit kahlem Kopf u. Hals, so den **Marabu** (s. d.) u. den **Argala-Kropfstorch** (C. argala), die beide wegen ihrer kostbaren Federn und als Vertilger lästiger Amphibien u. andern Ungeziefers in Städten u. Dörfern gehalten werden, während Südamerika den hochbeinigen **Jabiru**, **Tujuju** od. **Ringstorch** (Mycteria americana) als größten Watvogel der Neuen Welt aufzuweisen hat, mit aufwärts gebogener Schnabelspitze, weißem Gefieder u. schwarz u. rothem Kopf u. Halse.

Storch, Ludwig, Dichter u. Schriftsteller, geb. zu Ruhla 14. April 1803, verlebte infolge einer zweiten, von seiner Mutter mit einem Pfeifenkopfbeschläger eingegangenen unglücklichen Ehe (sein Vater war praktischer Arzt gewesen) eine traurige Jugend, mußte 1816 in die Lehre eines Produktenhändlers in Erfurt treten, der ihn aber als ungeeignet nach 15 Monaten wieder entließ, hatte trotzdem dann noch eine Zeit lang als Lehrling in einem Materialwaarengeschäft auszuhalten, bis er endlich zu Michaelis 1818 das Gymnasium in Gotha besuchen durfte. Nachdem er dieses später mit dem in Nordhausen vertauscht hatte, studirte er seit 1823 Theologie in Göttingen, gab aber 1825 dieses Studium auf u. fing an zu schriftstellern. Im Kampfe des Lebens vielfach umhergeworfen (1860 bis 1861 lebte er in Ungarn), von Nahrungssorgen, Krankheit u. Unglücksfällen heimgesucht, lebt St. seit 1866 als Pensionär der Schillerstiftung in Kreuzwertheim am Main. Seine traurigen Lebensverhältnisse haben auch seine dichterischen Schöpfungen hemmend beeinflußt, bes. fehlt es seinen Romanen bei allen sonstigen Vorzügen an durchdachter Komposition u. gleichmäßiger Ausführung. Dennoch ist er gerade durch diese am bekanntesten geworden. Zu denselben gehören: „Kunz von Kauffung" (3 Bde., Lpz. 1828); „Der Freiknecht" (3 Bde., ebd. 1830—32; 5mal aufgelegt u. als „Hinko, der Freiknecht" von der Birch-Pfeiffer auch für die Bühne bearbeitet); „Die Fanatiker" (2 Bde., ebd. 1831); „Die Königsbraut" (2 Bde., Mainz 1832); „Der Beguine" (3 Bde., Frankf. 1833); „Der Freibeuter" (3 Bde., Lpz. 1834); „Der Fluch des Urahns" (2 Bde., Gotha 1835); „Die Heidenschenke" (Bunzl. 1837); „Max v. Eigl" (3 Bde., Lpz. 1844); „Ein deutscher Leinweber" (9 Bde., ebd. 1846 bis 1850); „Leute von Gestern" (3 Bde., ebd. 1852); „Die Königin" (4 Bde., ebd. 1858). Außerdem verfaßte er eine große Anzahl Novellen u. kleinere Erzählungen, sowie Gedichte u. eine „Thüringer Chronik" (4 Bde., Gotha 1841 f.). Eine Sammlung „Ausgewählter Romane u. Novellen" erschien 1855—62 (31 Bde., Lpz.).

Storchschnabel, s. „Geranium".

Storchschnabel od. **Pantograph** ist ein vom Jesuitenpater Scheiner erfundenes u. in seiner „Pantographia" 1631 beschriebenes Instrument, um Zeichnungen in einem beliebig verjüngten od. vergrößerten Maßstabe zu kopiren. Man hat sehr verschiedene Konstruktionen des St.s ersonnen. In Nr. 5136 ist eine leicht übersichtliche Einrichtung desselben abgebildet. Vier gleichlange Lineale AD, DC, BE u. BF sind in gleichviele gleiche Theile getheilt u. an jedem Theilpunkte mit einem Loche versehen. Bei B u. D, ebenso bei 2 2, sind dieselben mittels durchgesteckter Stifte zu einem beweglichen Rahmen verbunden. Bei A befindet sich eine Spitze, welche fest in das Reißbret od. in die Tischplatte gesteckt wird, bei B ein Zeichenstift, bei C ein metallner Stift, der sog. Fahrstift. Soll nun eine Figur, z. B. der Kreis auf dem Blatte I, in halber Größe auf dem Blatte II kopirt werden, so legt man, nachdem die Spitze A fest in den Tisch gedrückt ist, die Blätter I u. II in ersichtlicher Weise unter die Spitzen C u. B. Fährt man dann mit dem metallenen Fahrstift C über den Contouren des gegebenen Kreises hin, so zeichnet dabei der Schreibstift B die verlangte Verjüngung. Verbände man statt der Punkte 2 2 die Punkte 1 1 od. 3 3 je zweier Lineale durch Stifte, so würde die durch B entworfene Zeichnung in dem Maßstabe $^1/_4$ od. $^3/_4$ verjüngt sein. Setzt man den Fahrstift bei B u. den Zeichenstift bei C ein u. legt das Original unter B, so wird die Kopie bei C entsprechend vergrößert erscheinen.

Gewöhnlich sind die Lineale nicht nur wie in Nr. 5136 in vier, sondern in mehr, meist 20 Theile getheilt, so daß die Reduktion des Maßstabes in sehr verschiedenen Verhältnissen geschehen kann. Die entstandene verjüngte od. vergrößerte Figur muß immer dem Originale geometrisch ähnlich sein, wegen der Aehnlichkeit der Dreiecke A2B u. ADC.



Nr. 5136. Storchschnabel.

Storm, Hans Theodor Woldsen, Dichter u. Schriftsteller, geb. zu Husum an der Westküste von Schleswig 14. Sept. 1817, wuchs in beglückenden Familienverhältnissen u. inmitten einer reichverzweigten, tüchtigen u. langlebigen Sippschaft auf; das alte Familienhaus, in dem er jetzt wieder wohnt, steckt voll von Geräthen u. Reliquien aus der „guten alten Zeit". Das Alles ist auf sein reiches Dichtergemüth nicht ohne Einfluß geblieben. Eigentlich Jurist (er hatte seit 1837 in Kiel u. Berlin studirt), war er zuerst in seiner Geburtsstadt Advokat, bis er 1853 als Deutschgesinnter sein engeres Vaterland verließ u. sich nach Preußen wandte. Hier wurde er in Potsdam Gerichtsassessor und 1856 in Heiligenstadt Kreisrichter, von wo er jedoch 1864 als Landvogt nach Husum zurückkehrte.



Nr. 5137. Hans Theodor Woldsen Storm (geb. 14. Sept. 1817).

Zu seinen Werken, durch die er ein Liebling des deutschen Volks geworden, gehören: „Sommergeschichten u. Lieder" (Berl. 1851); „Immensee" (ebd. 1852; 21. Aufl. 1878); „Gedichte" (Kiel 1853; 4. Aufl., Berl. 1864); „Im Sonnenschein" (Geschichten, Kiel 1854; 5. Aufl. 1871); „Ein grünes Blatt" (Novellen, ebd. 1855); „Hinzelmeier" (ebd. 1856); „In der Sommermondnacht" (Novellen, ebd. 1860; 3. Aufl. 1868); „Drei Novellen" (ebd. 1861; 2. Aufl. 1878); „Im Schloß" (Münst. 1863); „Auf der Universität" (ebd. 1863); „Leonore" (ebd. 1865); „Zwei Weihnachtsidyllen" (Berl. 1865); „Drei Märchen" (Hamb. 1866); „Von Jenseit des Meeres" (Schlesw. 1867); „In St. Jürgen" (ebd. 1868; 2. Aufl. 1878); „Novellen" (darunter das kleine Meisterwerk „Viola tricolor", ebd. 1868); „Aquis submersus" (Novelle, Berl. 1877). Eine Sammlung seiner Schriften erschien 1868 zu Braunschweig in 6 Bdn. (2. Aufl., 1872). Außerdem gab St. heraus: „Deutsche Liebeslieder seit J. Chr. Günther" (Berl. 1859) u. ein „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius" (Hamb. 1870; 2. Aufl. 1871).

storniren (vom ital. stornare, abwenden od. ristorniren) heißt in der Kaufmannssprache: einen Fehler in der Buchung dadurch ausgleichen, daß der falsche Posten auf die gegenüberliegende Seite getragen u. ein neuer Posten gebildet wird. Eine derartige Berichtigung heißt Storno.

Storthing (v. schwed. stor, groß, u. thing, Volks- od. Gerichtsversammlung, Gericht), die norwegische Reichsversammlung.

Störungen, s. „Perturbationen".



Nr. 5138. Albrecht v. Stosch (geb. 20. April 1818).

Stosch, Albrecht v., der erste Marineminister des neuen Deutschen Reichs, geb. 20. April 1818 zu Koblenz, wo damals sein später ins Kriegsministerium versetzter Vater als Generalleutnant in Garnison stand, trat 1835 als Unterleutnant ins 23. preuß. Infanterieregiment, besuchte später die Kriegsakademie u. wurde bald im Topographischen Bureau beschäftigt. Seit 1856 als Major Generalstabsoffizier beim 5. Armeecorps in Posen, ward er 1861 Oberst u. Chef des Generalstabs beim 4. Armeecorps in Magdeburg. Der Krieg gegen Oesterreich im J. 1866 sah ihn als Generalmajor u. Oberquartiermeister bei der Armee des Kronprinzen. Nach dem Frieden fungirte St. als Direktor des Militär-Oekonomiedepartements im Kriegsministerium, bis ihm der Deutsch-franz. Krieg die Ernennung zum Generalleutnant u. die Berufung zum Generalintendanten der gesammten deutschen Armee brachte, in welcher Stellung er sich um das Verpflegungswesen große Verdienste erwarb. Auf kurze Zeit vertauschte er übrigens seinen Posten mit dem eines Stabschefs bei der Armee des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Nach Ende des Feldzugs blieb er beim Okkupationsheere in Frankreich, bis er 31. Dez. 1871 zum Chef der deutschen Admiralität, preuß. Staatsrath u. Mitglied des Bundesraths ernannt ward. Am 24. Sept. 1875 verlieh ihm Kaiser Wilhelm den Rang eines Admirals à la suite des Seeoffiziercorps; auch nahm derselbe das Entlassungsgesuch nicht an, das St. infolge eines ernstlichen Konflikts mit dem Reichskanzler Fürsten Bismarck im März 1877 eingereicht hatte.

Stosch, Philipp, Frhr. v., Kunstkenner u. Kunstsammler, geb. zu Küstrin 22. März 1691, trieb theologische u. humanistische Studien in Frankfurt a. d. O., bereiste dann Deutschland, Holland, Frankreich u. Italien, bald aber nicht blos aus Interesse für alte Kunstdenkmäler, Münzen u. geschnittene Steine, wie überhaupt zu gelehrten u. Sammelzwecken, sondern um damit auch politische Spürerei zu verbinden. Zuerst diente er als Kundschafter der holl. Regierung u. seit 1720 beaufsichtigte er im Auftrage Lord Granville's die Stuarts in Rom, bis er 1731 genöthigt wurde, die Stadt zu verlassen. Er ging nun nach Florenz, wo ihn 1730 der engl. Gesandte Mann vor dem ihm wiederum drohenden Schicksal der Ausweisung bewahrte. Diesmal hatte er sich der Inquisition als Verbreiter irreligiöser Meinungen verdächtig gemacht. St. starb zu Florenz 6. Nov. 1757. Auf Einladung seines Neffen u. Erben Wilhelm Muzell St. kam Winckelmann im Sept. 1758 nach Florenz u. blieb daselbst neun Monate, um die große St.'sche Sammlung alter Gemmen zu katalogisiren; diese „Description des pierres gravées du feu Baron de St." (Florenz 1760) ergänzte die schon von St. selbst herausgegebene Schrift „Gemmae antiquae celatae, sculptorum nominibus insignitae" (2 Bde., Amst. 1724); außerdem gab Schlichtegroll die Abbildungen einer Auswahl von Gemmen mit Darstellungen aus der alten Mythologie nebst erläuterndem Texte als „Dactyliotheca Stoschiana" (2 Bde., Nürnb. 1797—1805) heraus. Die St.'schen Sammlungen selbst wurden verkauft: die Landkarten, Kupferstiche u. Zeichnungen (zusammen 324 Folianten) an die kaiserl. Bibliothek in Wien, die 3444 Intaglios, alten Steine u. Pasten an Friedrich d. Gr. für 30,000 Thlr., die etrurischen Gemmen nach Neapel, die Abgüsse neuerer Münzen an den Prinzen von Wales für 1000 Dukaten u. die über 28,000 Stück zählende Sammlung von Schwefelabgüssen alter Steine an Tassie.

Stoß nennt man in der Mechanik das Zusammentreffen eines bewegten Körpers mit einem anderen, ruhenden od ebenfalls bewegten. Nach einem mechanischen Grundsatze ist hierbei die gegenseitige Einwirkung od. Wirkung u. Gegenwirkung (Aktion u. Reaktion) stets gleich groß. Die Stoßrichtung ist gegeben durch das Loth, welches im Berührungspunkte der beiden Körper auf deren Oberfläche errichtet werden kann. Der St. heißt *gerade*, wenn Stoß- u. Bewegungsrichtung zusammenfallen, sonst *schief*; *central*, wenn die Schwerpunkte beider Körper in der Stoßrichtung liegen, andernfalls *excentrisch*. Das Resultat des St.es hängt wesentlich davon ab, ob die stoßenden Körper elastisch od. unelastisch sind. Stoßen zwei unelastische gleichartige Kugeln mit gleicher Kraft, aber in entgegengesetzter Richtung gegen einander, so bleiben sie nach dem St.e ruhig stehen, die ganze Summe der lebendigen Kraft wird in Wärme umgesetzt; stand dagegen eine davon still, so gehen beide Kugeln nach dem Zusammentreffen mit der halben Geschwindigkeit der bewegten fort. Stößt eine solche Kugel gegen eine gleichfalls unelastische Wand, so bleibt sie nach dem St.e in Ruhe, war aber der St. schief, so läuft sie nach demselben längs der Wand hin. Stoßen zwei vollkommen elastische Kugeln gegen einander, so springen sie zurück mit vertauschten Geschwindigkeiten; stößt eine solche Kugel gegen eine gleiche ruhende, so bleibt sie stehen, die bis dahin ruhende läuft dagegen mit der Geschwindigkeit der stoßenden weiter. Trifft ein elastischer Körper schief gegen eine Wand, so springt er unter demselben Winkel mit dem Einfallslothe, in gleicher Weise wie er ankam, auf der anderen Seite des Lothes zurück (s. „Reflexionsgesetz") ꝛc.

Stoß, Veit (*Fyt Stuos*), berühmter Nürnberger Bildschnitzer, geb. daselbst um 1450; bildete sich wahrscheinlich in der Schule des Michael Wohlgemuth aus, wo er auch das Kupferstechen u. Malen erlernte, siedelte 1477 nach Krakau über u. begann hier seine Thätigkeit mit dem großartigen u. vielbewunderten Hochaltar der dortigen Marienkirche, der erst nach 12 Jahren vollendet wurde. Nach dem Tode des Königs Kasimir Jagello fertigte er das Modell zu dessen Grabmal aus Marmor, fast gleichzeitig damit das Grabmal des 1493 gestorbenen Erzbischofs von Gnesen für die dortige Kathedrale u. andere nicht mehr vorhandene Arbeiten. 1496 kehrte er nach Nürnberg zurück, ließ sich hier wieder als Bürger aufnehmen u. betheiligte sich lebhaft an dem damaligen regen Kunstleben der Stadt, nam. an den Arbeiten Wohlgemuth's für den Hauptaltar der Kirche zu Schwabach u. für den der Klosterkirche zu Heilsbronn. Nach Wohlgemuth's Tode (1519) lieferte er auch selbständig geschnitzte Altarwerke od. fertigte Kruzifixe, Gedenktafeln, sonstige Votivgeschenke u. s. w. für mehrere Kirchen Nürnbergs u. der Umgegend, theilweise noch daselbst vorhanden. Sein berühmtestes Werk ist der sog. „Englische Gruß" in der Lorenzkirche, der in kolossalen holzgeschnitzten Figuren mitten in einem Kranz von Rosen die Verkündigung darstellt, mit sieben kleinen Reliefs der Freuden der Maria. Mit Aufträgen reich bedacht, mußte er sich natürlich vielfach auf die Modellirung beschränken u. die Ausführung seinen Gesellen überlassen. Alle seine Arbeiten halten in der Komposition den überlieferten mittelalterlichen Typus fest u. zeigen in der Ausführung der Gewänder anfänglich noch die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des 15. Jahrh.; späterhin gelangte er hierin zu einer edleren Einfachheit u. bewunderungswürdigen Großartigkeit. Seine Gestalten sind zwar voll Ausdruck, aber selten schön. Spätere Nachrichten schildern ihn als einen leidenschaftlichen, streitsüchtigen Menschen; eine in Geldangelegenheiten verübte Fälschung zog ihm sogar 1503 die Strafe der Brandmarkung u. Verhaftung zu u. entfremdete ihm seine Kunstgenossen völlig. Angeblich völlig erblindet, starb er 1533. Unter seinen zahlreichen Söhnen übte einer, Namens *Stanislaus*, ebenfalls die Kunst des Vaters. — Vergl. R. Bergau, „Der Bildschnitzer Veit St. u. seine Werke" (Nürnb. 1877).

Stößer od. *Stoßvogel*, soviel wie Sperber od. Habicht, heißen Falkenarten (s. d.), deren Schwingen kürzer sind als der abgerundete Schwanz. Man unterscheidet einen Taubenstößer (Hühnerhabicht od. großen Sperber) u. einen Finkenstößer (Finkenhabicht). Den Namen haben sie von der den Raubvögeln überhaupt eignen Art, von der Höhe auf das Beutethier herabzustoßen. In gleicher Weise nennt man gewisse Wasservögel, die sich fliegend aus der Luft ins Wasser stürzen, um da Beute zu machen, *Stoßtaucher*.

Stottern, s. „Stammeln". **Stourdza**, s. „Sturdza".

Stowe, Harriet, s. „Beecher-Stowe".

Strabon (lat. Strabo), einer der berühmtesten Geographen des Alterthums, geb. 66 v. Chr. zu Amaseia in Pontos aus wohlhabender griech. Familie u. durch seine Mutter sogar mit den Königen von Pontos verwandt, wurde in Aristotelischer u. stoischer Philosophie unterwiesen durch Tyrannion von Amisos u. Aristodemos von Nysa u. widmete sich dann geschichtlichen u. geographischen Studien. Seine zu diesem Zwecke unternommenen Reisen führten ihn westlich bis Sardinien, südlich bis Aethiopien. Seit 29 v. Chr. meist in Rom lebend, starb er 24 n. Chr. Die Ergebnisse seiner Studien u. Reisen sind niedergelegt in seinem 17 Bücher umfassenden, allerdings lückenhaft u. entstellt auf uns gekommenen Werke „Geographica", mit welchem eine neue Aera für die alte Geographie beginnt; neben dem Werke des Ptolemäos ist es eine Hauptquelle für diesen Gegenstand u. spiegelt die geographischen Kenntnisse des Alterthums am besten wieder (herausgeg. von Kramer, 3 Bde., Berl. 1844—52, u. von Meineke, 3 Bde., Lpz. 1852—53; Uebersetzungen lieferten Groskurd, 4 Bde., Berl. 1831—34, u. Forbiger, 7 Bde., Stuttg. 1856—58). Von St.'s historischem Werke „Hypomnemata historica", einer Fortsetzung des Polybios, sind nur Bruchstücke erhalten (gesammelt bei C. Müller, „Fragmenta historicorum graecorum", Bd. 3).

Stracchino (ital., spr. Strakino), ein in der Lombardei, vorzüglich in Gorgonzola bei Mailand bereiteter fetter, weicher Käse.

Strachwitz, Moritz, Graf v., Dichter, stammte aus einem alten schles. Dynastengeschlecht u. ward geb. zu Peterwitz bei Frankenstein in Schlesien 13. März 1822. Während seiner Universitätszeit (er studirte in Breslau u. Berlin die Rechte) machte er eine Reise nach Schweden u. Norwegen, wo er sich mit dem Wesen u. Charakter der altnordischen Balladendichtung vertraut machte u. mit poetischem Stoff versorgte. Nach Absolvirung der Universitätsstudien ward er Referendar beim Kreisgericht Grottkau, doch entsagte er bald der juristischen Laufbahn u. widmete sich ausschließlich der Beschäftigung mit der Poesie. Auf der Rückkehr von einer Reise durch Italien erkrankt, starb er zu Wien 11. Dez. 1847. St. besaß eine ungebändigte stürmische Kraft u. war bes. in der Ballade u. der politischen Hymne glücklich. Von ihm erschienen: „Lieder eines Erwachenden" (Bresl. 1842; 5. Aufl. 1854); „Neue Gedichte" (ebd. 1848. 2. Aufl. 1849) u. eine Gesammtausgabe seiner „Gedichte" (ebend. 1850; 6. Ausgabe 1870).

Strack, Johann Heinrich, namhafter Architekt, geb. 24. Juli 1806 zu Bückeburg; erlernte das Zeichnen bei seinem Vater August Wilhelm St., dem dortigen Hofmaler, bildete sich in Berlin unter Schinkel's Leitung weiter u. gab schon 1834 mit dem Maler Ed. Meyerheim (s. d.) die „Architektonischen Denkmäler der Altmark Brandenburg", mit Text von Kugler (4 Hefte, Berl.) heraus. Nach mehreren Studienreisen, die er mit Stüler nach England, Frankreich u. Rußland u. im Gefolge des damaligen Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. nach Italien u. Sizilien gemacht hatte, wurde er 1841 Professor an der Akademie in Berlin u. Lehrer an der Artillerie- u. Ingenieurschule. 1842 erschien sein gediegenes Werk „Ueber das Theatergebäude der alten Griechen" (Potsd.). 1846—54 wurde nach seinem Plane die gothische St. Petrikirche in Berlin erbaut, die, abweichend von der Gothik des Mittelalters, ein griech. Kreuz bildet mit einem polygonen Chor u. einer westlichen Vorhalle, über der sich der verhältnißmäßig allzu hohe Thurm erhebt. Nachdem er zum Hofbaurath ernannt war u. noch einmal Italien besucht hatte, ging er 1862 nach Griechenland, machte sich dort in Verbindung mit dem Archäologen Bötticher durch die Entdeckung u. Ausgrabung des Dionysos-Theaters am Südabhange der Akropolis in Athen verdient u. entwickelte nach seiner Rückkehr in Berlin eine überaus reiche Thätigkeit in der Schöpfung glänzender Bauten; wir nennen die Andreaskirche in Berlin, die Raczinsky'sche Bildergalerie daselbst, Borsig's Villa u. Fabrikgebäude in Moabit, Donner's Landhaus bei Altona, Blücher's Grabmonument zu Krieblowitz in Schlesien, die Portale der Kölner Rheinbrücke, den Umbau des Schlosses Babelsberg u. des kronprinzlichen Palais in Berlin ꝛc. Unter seinen übrigen Publikationen nennen wir noch das mit Gottgetreu herausgegebene „Schloß Babelsberg" u. die „Architektonischen Details". St. lebt gegenwärtig als Oberbaurath in Berlin.

Stradella, Alessandro, berühmter Tonsetzer u. Sänger, geb. zu Neapel um 1645. Die Nachrichten über sein Leben beginnen für uns erst mit der Zeit, wo er im Auftrage der Republik Venedig Opern für eine Karnevalssaison lieferte. Daneben gab er der Geliebten eines Nobile Unterricht im Singen; daraus entspann sich ein Liebesverhältniß zwischen Lehrer u. Schülerin, u. Beide entflohen zusammen aus Venedig. Der betrogene Nobile sandte ihnen Meuchelmörder nach, welche in Rom eintrafen, als eben St. sein Oratorium „San Giovanni Battista" in der Laterankirche aufzuführen im Begriff stand. Die ihm auflauernden Bravos wurden von der Musik so bezaubert, daß sie ihr Vorhaben unausgeführt ließen. Von Rom gingen die Liebenden nach Turin; auch dorthin von frisch gedungenen Mördern verfolgt, wurde St. von diesen während eines Spazierganges überfallen u. verwundet (die Geliebte hatte er der Sicherheit wegen einstweilen in einem Kloster untergebracht). Genesen heirathete St. seine Geliebte u. ging nach etwa einem Jahre nach Genua, wo er u. A. seine Oper „La forza dell' amor paterno" zur Aufführung brachte. Am Morgen nach der Vorstellung aber ereilte ihn endlich sein Schicksal: der Venetianer hatte zum dritten Male Meuchelmörder gedungen, von Dolchstichen durchbohrt fand man den Komponisten u. seine Gattin in ihrer Wohnung. Angeblich geschah das 1687. Den Bericht darüber verdanken wir dem gleichzeitig lebenden Arzte Bourdelot, aus dessen handschriftlichen Memoiren die Erzählung in seines Neffen Bonnet „Musikgeschichte" (Par. 1715) überging. Den ersten Theil der Geschichte behandelt der Text zu Flotow's Oper „Alessandro St." Von den Kompositionen St.'s, außer den Opern u. Oratorien in Cantaten, Madrigalen, Kammerduetten ꝛc. bestehend, ist nur wenig gedruckt. Die Kirchenarie „Se i miei sospiri", welche in neuerer Zeit unter seinem Namen kursirt, ist eine Fälschung aus viel späterer Zeit.

Stradivari (auch Straduari u. Stradivarius), Antonio, hochberühmter Geigenmacher, geb. 1664 zu Cremona; arbeitete als Schüler der Amati bis 1700 in deren Werkstätten, errichtete dann eine eigene Fabrik u. emanzipirte sich von der Manier seiner Lehrherren. Seine besten Instrumente (Violinen, Violen u. Violoncelle) fallen in die J. 1709—34. St. starb im Dez. 1737. Auch seine beiden Söhne Francesco u. Omobono haben sich als Geigenmacher einen geachteten Namen gemacht.

Strafanstalten, s. „Gefängniß".

Strafcompagnien, Strafabtheilungen, dienen zur Aufnahme von Soldaten, welche zu Festungsstrafe verurtheilt sind. Auch solche Soldaten, welche sich anhaltend schlecht führen, können unter gewissen Voraussetzungen, selbst ohne militärische Verbrechen begangen zu haben, in St. eingestellt werden. Zu solchem Zwecke befindet sich in allen deutschen Festungen eine Strafabtheilung.

Strafe ist dasjenige gesetzliche Uebel od. Leiden, welches Jemand wegen Verübung eines Unrechtes zugefügt wird u. über die rein privatrechtliche Verpflichtung zur Erstattung des entstandenen Schadens hinausgeht. Derartige St.n sind z. B. Ordnungs-, Disziplinar-, Privat- od. Kriminalstrafen. Die letzteren, welche an den Staat zu verbüßen sind, verdienen besondere Erwähnung; sie sollen das Unrecht sühnen u. die Achtung vor dem Gesetze erhalten. Die einzelnen Strafmittel sind nach dem Charakter, der Kulturstufe u. der Religion der einzelnen Völker sehr verschieden. In neuerer Zeit betrachtet man es als eine Forderung des Rechtes u. der Politik, solche Strafmittel zu vermeiden, die der Humanität zuwiderlaufen, z. B. verstümmelnde Strafen, Pranger, qualifizirte Todesstrafen. Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch vom 15. Mai 1871 kennt folgende Strafarten: 1. Die Todesstrafe; sie wird durch Enthauptung vollstreckt; 2. die Zuchthausstrafe, u. zwar theils lebenslängliche, theils zeitliche; sie besteht im Zwang zu den in Zuchthäusern eingeführten (zumeist schweren) Arbeiten; 3. die Gefängnißstrafe, regelmäßig von einem Tage bis zu fünf Jahren; die Gefangenen können auf ihr Verlangen müssen sie ihren Fähigkeiten u. Verhältnissen entsprechend beschäftigt werden; 4. die Festungshaft, u. zwar theils lebenslängliche, theils zeitliche; im Mindestbetrag kann auf einen Tag erkannt werden; sie besteht in Freiheitsentziehung mit Beaufsichtigung der Beschäftigung u. Lebensweise der Gefangenen; sie wird in Festungen od. in anderen dazu bestimmten Räumen vollzogen; 5. Haft, in der Dauer von einem Tage bis zu sechs Wochen; sie besteht in einfacher Freiheitsentziehung; 6. Geldstrafe, regelmäßig von 1—6000 Mark; 7. Ehrenstrafen, insbes. Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte u. Stellung unter Polizeiaufsicht; 8. Verweis.

Strafford, Thomas Wentworth, Graf v., engl. Staatsmann, geb. 1593, theoretisch u. praktisch als Jurist vorgebildet, war Anfangs der beredteste u. talentvollste Führer der parlamentarischen Opposition gegen die Regierung des Herzogs von Buckingham, aber weniger aus Ueberzeugung als in der Absicht, sich Karl I. (s. d.) nothwendig zu machen. Er war gesinnt, „nicht unter dem Runzeln der Augenbrauen, sondern unter dem Beifall seines Fürsten zu leben". Er wollte handeln, emporsteigen, herrschen. Kaum war Buckingham 1628 ermordet, der ihn zurückgesetzt hatte, so ging er zur königl. Partei über, wurde zum Baron erhoben u. Mitglied des Geheimen Rathes. Seine Absicht war, die parlamentarischen Formen bestehen zu lassen, aber zu einem gefügigen Werkzeug des Königs zu machen. Die Steuerkraft, die Wehrkraft des Volkes in den drei Königreichen sollte zur uneingeschränkten Disposition des Königthums stehen, sogar die selbständige Macht der Gerichtshöfe, u. jede Aeußerung der Unzufriedenheit mit schonungsloser Härte gebrochen werden. Dann hoffte er sein Vaterland machtvoller nach außen u. innen hinzustellen, als es je gewesen. In diesem Sinne vernichtete er als „Präsident des hohen Rathes im Norden" jenseit des Trent fast jede Erinnerung an die Magna charta u. gründete seit 1632 als Lorddeputy von Irland auf dieser Insel die militärisch-kirchliche Despotie, wie er sie für das ganze Reich plante. Iren u. Engländer, Katholiken u. Anglikaner gehorchten dort in gleicher Weise, die Finanzen waren geordnet, Heer u. Flotte kampfbereit. 1640 erhielt er den Dank seines Königs durch Ernennung zum Grafen, rieth zum Kriege gegen die schott. Covenanters u. erlangte persönlich im März dess. J. die sofortige Bewilligung von vier Subsidien u. 8000 Mann im Parlament zu Dublin. Dann ritt er von York aus an der Seite des Königs gegen die Schotten ins Feld. Allein sein Auftreten in England war ebenso hier wie im Langen Parlamente erfolglos. Kaum nach London gekommen, um, wie man sagte, Anklage zu erheben gegen eine landesverrätherische Verbindung einiger Parlamentsmitglieder mit den Schotten, wurde er selber des Hochverrathes angeklagt. Auf Antrag des Unterhauses wurde seine Entfernung aus dem Parlament u. seine Gefangensetzung vom Oberhause beschlossen u. schon am 11. Nov., am Tage nach seiner Ankunft, mußte er knieend an den Schranken desselben dies vorläufige Urtheil anhören. Erst 22. März 1641 begann die Verhandlung über die 28 Artikel, auf welche sich die Anklage des Hochverraths stützte u. zu

welchen auch das irische Parlament einige geliefert hatte. Trotzdem vermochte man nicht, ihn auf Grund der bestehenden Gesetze über den Hochverrath als schuldig zu erklären, sondern nur durch ein Ausnahmeverfahren, durch eine Bill of attainder, durch welche man 17. April 1641 mit 204 gegen 59 Stimmen seine Schuld als erwiesen erklärte. Unter dem Eindruck von Volkstumulten nahm das Oberhaus mit geringer Majorität 8. Mai die Bill an, u. nach kurzem Bedenken 10. Mai auch der König. Die Lords hatten ihm gesagt, er werde sonst das Leben seiner Kinder, seiner Gemahlin u. sein eigenes gefährden; St. selbst hatte ihm brieflich gerathen, das Urtheil anzunehmen. Am 12. Mai 1641 erlitt er mit Standhaftigkeit den Todesstreich. Seine Briefe u. Staatsschriften finden sich in Clarendon's „State-Papers" (3 Bde., Oxford 1767 ff.). Vgl. Lally-Tolendal, „Vie du comte de St." (2 Bde., Lond. 1795; Par. 1814, u. die Geschichten Englands von Macaulay (Bd. I) u. Ranke (Bd. II).

Strafgesetzbuch nennt man diejenigen Bestimmungen über Verbrechen u. deren Bestrafung, welche in ein größeres Ganze geordnet sind u. als solches in einem Staate Geltung erlangt haben. Das älteste deutsche St. ist die „Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karl's V." von 1532. Sie war allmählich durch eine große Menge einzelner, in den deutschen Ländern u. Städten erlassener, unter einander sehr abweichender Strafgesetzbücher verdrängt worden; die letzteren aber wurden wiederum durch das für den Norddeutschen Bund erlassene St. vom 31. Mai 1870 aufgehoben, welches durch ein Reichsgesetz vom 15. Mai 1871 zum Reichsstrafgesetzbuche erklärt wurde. Eine Anzahl Artikel des Reichsstrafgesetzbuches sind übrigens durch die Novelle von 1876 wieder abgeändert u. je nach Erfordern vervollständigt worden.

Strafkolonien, s. „Verbrecherkolonien".

Strafprozeß nennt man die Gesammtheit der Regeln über Einleitung, Entscheidung u. Vollstreckung einer Untersuchungssache. Während im Strafgesetzbuch gesagt ist, was ein Verbrechen sei, was zu dessen Thatbestand gehöre u. wie dasselbe zu bestrafen sei, zeichnet die Strafprozeßordnung vor, unter Beachtung welcher Formen wider den einer verbrecherischen Handlung Bezichtigten vom Staatsanwalte u. Richter einzuschreiten sei. Vom 1. Okt. 1879 ab tritt in ganz Deutschland an Stelle der zahlreichen, bisher in Geltung befindlichen Strafprozeßordnungen die Reichsstrafprozeßordnung vom 1. Febr. 1877.

Strafrecht (Jus criminale, Peinliches Recht, Kriminalrecht), der Theil des öffentlichen Rechts, welcher von den Rechtsnormen über Verbrechen, deren Untersuchung u. öffentliche Bestrafung handelt. Die wissenschaftliche Behandlung des St.s kann entweder eine philosophische od. eine dogmatische (positive) sein. Letztere beschränkt sich auf die Strafgesetzgebungen bestimmter Staaten; bei der ersteren beschäftigt sich die Wissenschaft mit der Untersuchung über die Natur des Verbrechens u. der Strafe, sowie nam. auch über die Gründe, welche den Staat zur Strafverhängung berechtigen, ja verpflichten. Diese, insbes. für die Bestimmung der Grenzen u. des Inhalts der Strafe bez. für das System des Strafvollzugs wichtige rechtsphilosophische Begründung der staatlichen Strafbefugniß kann theils auf die Idee der Gerechtigkeit, theils auf die Erreichung gewisser Zwecke, bez. auf die nothwendige Pflege bestimmter Staatszwecke zurückgeführt werden. In ersterem Falle nennt man die Strafrechtstheorie eine absolute, in letzterem eine relative. Je nach den verschiedenen Gesichtspunkten, von denen in dem einen u. dem anderen Falle ausgegangen wird, giebt es auch sowol verschiedene absolute als relative Strafrechtstheorien, indeß kann bei jenen doch nur die Begründungsart eine verschiedene sein (je nachdem man die Strafe aus dem Sittengesetze ableitet od. durch sie nur eine äußere Rechtsverletzung ausgeglichen sehen will 2c.), denn die Idee der Gerechtigkeit bleibt stets nur eine einzige, unveränderliche. Anders bei den relativen Strafrechtstheorien. Von diesen sind die wichtigsten: die Besserungstheorie, die Abschreckungstheorie, die Theorie des psycholog. Zwanges (bes. von Feuerbach ausgebildet, nach welcher schon die Androhung der Strafe abschrecken soll, während dies bei der eigentlichen Abschreckungstheorie durch den Strafvollzug bezweckt wird), die Warnungstheorie (eine von Bauer herrührende Modifikation der Abschreckungstheorie), die Präventionstheorie (vertheidigt bes. von W. v. Grolmann) u. die Nothwehrtheorie (hauptsächlich von v. Schulze u. Martin vertheidigt). Außerdem giebt es aus diesen u. anderen zusammengesetzte (gemischte) Theorien. In der Gegenwart hat die Theorie der Selbstvertheidigung u. der damit zusammenhängenden Nothwehr die meiste Geltung. Aus dem unbestreitbaren Recht der Nothwehr, das der Staat als juristische Person wie jeder einzelne Mensch hat, folgt zugleich, daß er auch nicht mehr Gewalt gegen den Angreifer u. überhaupt keine härteren Vertheidigungsmaßregeln in Anwendung bringen darf, als es unumgänglich nothwendig ist, um den widerrechtlichen Angriff abzuwehren u. unschädlich zu machen. Der Beweis, daß in jedem Verbrechen ein wirklich gefährlicher Angriff auf die Existenz des Staates liegt, läßt sich freilich am leichtesten führen bei den Verbrechen, welche unmittelbar gegen den Staat selbst begangen werden, also z. B. beim Hochverrath. Aber auch von anderen Verbrechen läßt sich nachweisen, daß sie wenigstens mittelbar einen Angriff derart enthalten u. also die Existenz des Staates gefährden. Denn wenn der Staat gewisse Rechtsinstitute nicht entbehren kann, so kann er auch die verbrecherische Verletzung u. Untergrabung dieser Institute nicht zugeben. Nun ist das nicht so mißzuverstehen, als ob durch jede einzelne verbrecherische Handlung derart der Staat auf die angegebene Weise gefährdet werde, es ist vielmehr dasjenige, was den Staat dabei in seiner Existenz bedroht, das allgemeine Prinzip der Gesetzlosigkeit, das allen Verbrechen zu Grunde liegt. Sobald diesem nicht kräftig gesteuert wird, läuft der Staat in der That Gefahr, sich in sich selbst aufzulösen. Wenngleich also nach dieser Theorie der Staat weder zunächst deshalb straft, um dadurch eine gewisse Wiedervergeltung od. eine Prävention od. Abschreckung von künftigen Verbrechen herbeizuführen, od. um den Verbrecher durch die Strafe zu bessern, so sind das doch wohlthätige mögliche Folgen der Strafen, die durch diese Theorie nicht ausgeschlossen werden, nur bleiben sie untergeordnete, sekundäre Zwecke der Strafe. Die besprochene Theorie begrenzt überdies die Strafbefugniß des Staates in der Weise, daß sie denselben verpflichtet, dafür in seinen Strafanstalten Sorge zu tragen, daß der Sträfling in seinem körperlichen od. geistlichen Befinden od. in seiner sittlichen Verfassung nicht geschädigt die Anstalt verläßt u. der bürgerlichen Gesellschaft zurückgegeben wird. Daher jene Einrichtung unserer heutigen Gefängnisse u. ihre Verwaltung, welche dieselben für Manche mehr als Versorgungs- denn als Strafanstalten erscheinen läßt.

Strafverfahren. Ueber das Einschreiten wider Verbrechen seitens des Staates haben sich lange zwei von einander abweichende Grundanschauungen geltend gemacht. Die Einen verlangen, daß der Verletzte od. ein Angehöriger desselben die Staatshülfe anrufe u. den Bezichtigten der ihm zur Last gelegten Handlung überführe. Die Anderen sehen den Staat schon an sich für verpflichtet an, wider den Verbrecher Amtshalber einzuschreiten. Darnach unterscheidet man zwischen Anklageprinzip u. Untersuchungsprinzip. Alle neueren Gesetzgebungen nehmen als Regel an, daß dem Staate selber daran gelegen sein müsse, den Verbrecher zur verdienten Bestrafung zu ziehen, schließen sich also dem letzteren Prinzipe an. Doch legen sie zumeist die Strafverfolgung in die Hand eines besonderen Beamten, des Staatsanwaltes, der den Verbrechen nachzuforschen, den Thäter zu ermitteln u. wider denselben Anklage zu erheben hat (Anklageform), während es als Aufgabe des Richters betrachtet wird, nach sorgfältiger Prüfung der Anklagemomente u. eingehendem Gehör des Angeschuldigten über Schuld od. Unschuld des Letzteren, sei es allein, sei es unter Mitwirkung von Laien (Geschworenen- u. Schöffengerichte), zu entscheiden. Das Verfahren ist mit nur wenigen Ausnahmen ein öffentliches, die erkennenden Richter, Geschworenen u. Schöffen dürfen nur auf Grund der vor ihnen stattgefundenen mündlichen Verhandlung entscheiden (Prinzip der Oeffentlichkeit u. Unmittelbarkeit). In gewissen Fällen (bei Beleidigungen u. Körperverletzungen, soweit die Verfolgung nur auf Antrag eintritt) ist das Einschreiten der Staatsgewalt wider den Verletzer davon abhängig, daß der Verletzte erklärt, er begehre eine strafrechtliche Verfolgung, sog. Privatklage.

Strahlenbrechung, astronomische, heißt eine Veränderung in der scheinbaren Höhe der Gestirne, verursacht durch die Brechung, welche das Licht der Himmelskörper bei seinem Eintritte in unsere Atmosphäre erleidet. Und zwar erfolgt diese Ablenkung des Lichtstrahls nach unten; sie ist um so stärker, je schiefer jener in die Atmosphäre tritt (s. „Lichtbrechung"). Am Horizonte beträgt sie über $^1/_2{}^0$ (nahe 36′), so daß Sonne u. Mond schon vollständig aufgegangen scheinen, obgleich sie noch mehrere Bogenminuten unter dem Horizonte stehen. Für einen Stern im Zenith ist die St. gleich Null. In entsprechendem Sinne erscheinen auch irdische Gegenstände, wenn sie sehr weit entfernt sind, höher, als sie wirklich sind, da auch in diesem Falle der Strahl sehr schräg aus höheren, dünneren in dichtere Luftschichten tritt. Man nennt diese St. dann terrestrische St. od. in der Seemannssprache Kimmung.

Strahlthiere (Radiata, Cyclozoa), ein von der modernen Zoologie aufgegebener Kollektivbegriff für eine Klasse von Thieren, welche durch eine bei der Mehrzahl strahlige, bei einigen allerdings in die seitlich-symmetrische übergehende Anordnung ihrer Organe charakterisirt sind. Wegen der Aehnlichkeit vieler Formen mit blühenden Pflanzen nannte man sie auch Pflanzenthiere, Zoophyta. Sie umfassen die Cölenteraten (s. d.), also die Korallen, Medusen 2c., u. die Echinodermen (od. Stachelhäuter, s. d.), die aber weit höher organisirt sind; früher stellte man sogar die durchaus nicht strahlig gebauten Würmer mit in diese Klasse.

Straits-Settlements (spr. Strähts ßettl'ments, d. h. Meerengenkolonien) heißen die seit 1867 zu einer selbständigen Kolonie verbundenen engl. Besitzungen auf der Halbinsel Malakka u. ihren Küsteninseln, also an der Malakkastraße, 56,7 □M. mit 308,097 E.; es sind Singapore, 10,5 □M. mit 97,111 E., Penang u. Wellesley, 16,13 □M. mit 133,230 E., u. zwischen ihnen die Besitzungen auf dem Festlande Malakka, 30,95 □M. mit 77,756 E. Von der Gesammtsumme der Bevölkerung sind die Europäer nur etwa 1700 Köpfe stark, nämlich ca. 1000 auf Singapore, über 600 auf Penang u. 50 auf Malakka, die Malayen fast 150,000, Chinesen 114,000 u. über 20,000 Klings (Eingeborene von der Madrasküste). Der fruchtbarste Theil ist der nördlichste, die Insel Penang od. Pulo-Pinang mit der Hauptstadt Georgetown u. der gegenüberliegende Strich des Festlandes Wellesley; der mittlere Theil, der an der Westküste von Malakka am Festlande sich hinzieht, mit der Stadt Malakka, ist sehr zurückgegangen u. weit überflügelt von dem südlichsten Theile, Singapore (s. d.). Die Einnahmen der ganzen Kolonie beliefen sich 1874 auf 304,000 Pfd. Sterl., die Ausgaben auf 350,000 Pfd. Sterl., die Einfuhr auf 12,183,000 Pfd. Sterl., die Ausfuhr auf 9,840,000 Pfd. Sterl. Von Militär sind im Budget 1875/76 aufgeführt: 1 Batterie u. 1 Bataillon, zusammen 1042 Mann.

Stralsund, Hauptort des gleichnamigen Reg.-Bez. in der preuß. Provinz Pommern (spez. Neu-Vorpommern), Kreis Franzburg, mit 27,765 E. (1875), an dem ⅓ M. breiten Strelasund, der Rügen vom Festlande trennt u. die kleine befestigte Insel Dänholm umschließt, an der Berliner Nordbahn u. an der Strecke Angermünde-Pasewalk-St. der Berlin-Stettiner Eisenbahn, ist allseitig vom Wasser umgeben, über das 3 Brücken zur Stadt führen, ist alterthümlich gebaut mit stattlichen Giebelhäusern u. war früher stark befestigt, hat aber jetzt nur Küstenbefestigungen zum Schutze des Sundes; dafür ist St. seit 1851 Kriegshafen für Kanonenboote u. Avisodampfer. St. ist Sitz der Bezirksregierung, hat ein Hauptzollamt, Gymnasium, Navigations-, Gewerbe- u. Realschule, ein Irren- u. Waisenhaus, Taubstummeninstitut, Arbeitshaus &c. Hervorragende Gebäude sind am schönen alterthümlichen Alten Markt das stattliche Rathhaus aus dem 15. Jahrh., theilweise im 18. Jahrh. modernisirt, mit dem interessanten Neu-Vorpommern'schen Museum im oberen Stock; ferner die am Neuen Markt gelegene Marienkirche, 1416–73 erbaut, eins der bedeutendsten Werke des norddeutschen Backsteinbaues, u. hinter dem Rathhause die ihr ähnliche edle Nikolaikirche. St.s Industrie ist vielseitig, aber nicht bedeutend, ansehnlich dagegen sein Handel. St. besitzt selbst 278 Seeschiffe von 65,321 Tonnen Gehalt u. 1872 besuchten seinen Hafen 212 Schiffe. Es hat regelmäßige Dampfschiffverbindungen mit Schweden (Malmö), wohin man in 7–8 Stunden fährt. — St. (in den Urkunden Stralesund, Stralow, auch Sundia u. Sund) wurde 1209 von Jaromar I., Fürsten von Rügen, gegründet, nach bald erfolgter Zerstörung von seinem Sohne Wizlaf I. wieder aufgebaut, 1249 durch die Lübecker zerstört, abermals aufgebaut u. in die Hansa aufgenommen, als deren wichtigste Stadt es nach Lübeck im 14. Jahrh. galt. 1524 vertrieb es seinen alten Rath u. führte die Reformation ein. 1628 wurde es von Wallenstein vergeblich belagert, fiel im Westfälischen Frieden 1648 an Schweden, wurde 1678 vom Kurfürsten von Brandenburg genommen, aber 1679 im Frieden von St. Germain an Schweden zurückgegeben; 1715 wurde es von den vereinigten Preußen, Dänen u. Sachsen erobert, kam 1720 wieder an Schweden u. ergab sich 1807 den Franzosen, welche die Befestigungswerke schleiften. Nach St. flüchtete sich 1809 das Schill'sche Corps, u. Schill (s. d.) fand 31. Mai hier den Tod. Seit 1815 ist St. preußisch; seine Eigenschaft als Festung zweiten Ranges hat es durch Gesetz vom 30. Mai 1873 verloren.

Stramin heißt auch der Canevas, den man zu Stickereien, Fliegenfenstern &c. braucht, ein lockeres baumwollenes Gewebe, dessen einzelne Fäden, Kette wie Schuß, nicht nahe aneinander liegen, sondern kleine viereckige Zwischenräume zwischen sich lassen.

Strandgut, s. „Strandrecht".

Strandläufer (Tringa), kleine Sumpfvögel der Schnepfenfamilie mit weichem, grau, braun u. rostroth gezeichnetem Gefieder u. einem geraden od. schwachgebogenen, der ganzen Länge nach zusammengedrückten Schnabel, dessen Spitze meist verdickt u. löffelartig erweitert ist. Unter mehr als 20 bekannten Arten leben 8 in Europa, in kalten u. gemäßigten Ländern aber überwintern sie nicht, sondern ziehen fort. Sie suchen ihre aus kleinem Gethier bestehende Nahrung im Uferschlamm, u. legen in das kunstlos im Grase erbaute Nest wenige olivengrüne dunkelfleckige Eier. Das Fleisch ist wohlschmeckend.

Strandrecht (lat. jus litoris) nennt man die Befugniß, sich der auf einem gestrandeten Schiffe gefundenen Güter u. Sachen zu bemächtigen, sei es sofort ohne Rücksicht auf den sich meldenden od. anwesenden wahren Eigenthümer, sei es nach Ablauf einer bestimmten Frist, wenn innerhalb derselben sich der Eigenthümer nicht gemeldet hat. Dieses alte u. ehemals überall übliche Recht ist jedoch nach u. nach in allen civilisirten Ländern beseitigt, theils stillschweigend, theils, wie in Deutschland, durch Gesetze. Der heute giltigen Anschauung gemäß sind die Gegenstände, welche das Meer nach Schiffbruch od. sonstigem Unglück auf der See an den Strand wirft, nicht herrenlose Sachen; sie verbleiben vielmehr im Eigenthum ihrer bisherigen Herren, od. gehören deren Erben. Die Grundsätze von der Okkupation (s. d.) od. dem Funde leiden hier keine od. nur insofern Anwendung, als dem Finder ein Lohn für das Bergen (s. d.) der Sachen zu gewähren ist. Derjenige also, welcher gestrandete Sachen an sich nimmt u. behält, begeht damit eine Fundunterschlagung u. ist wegen derselben zu bestrafen.



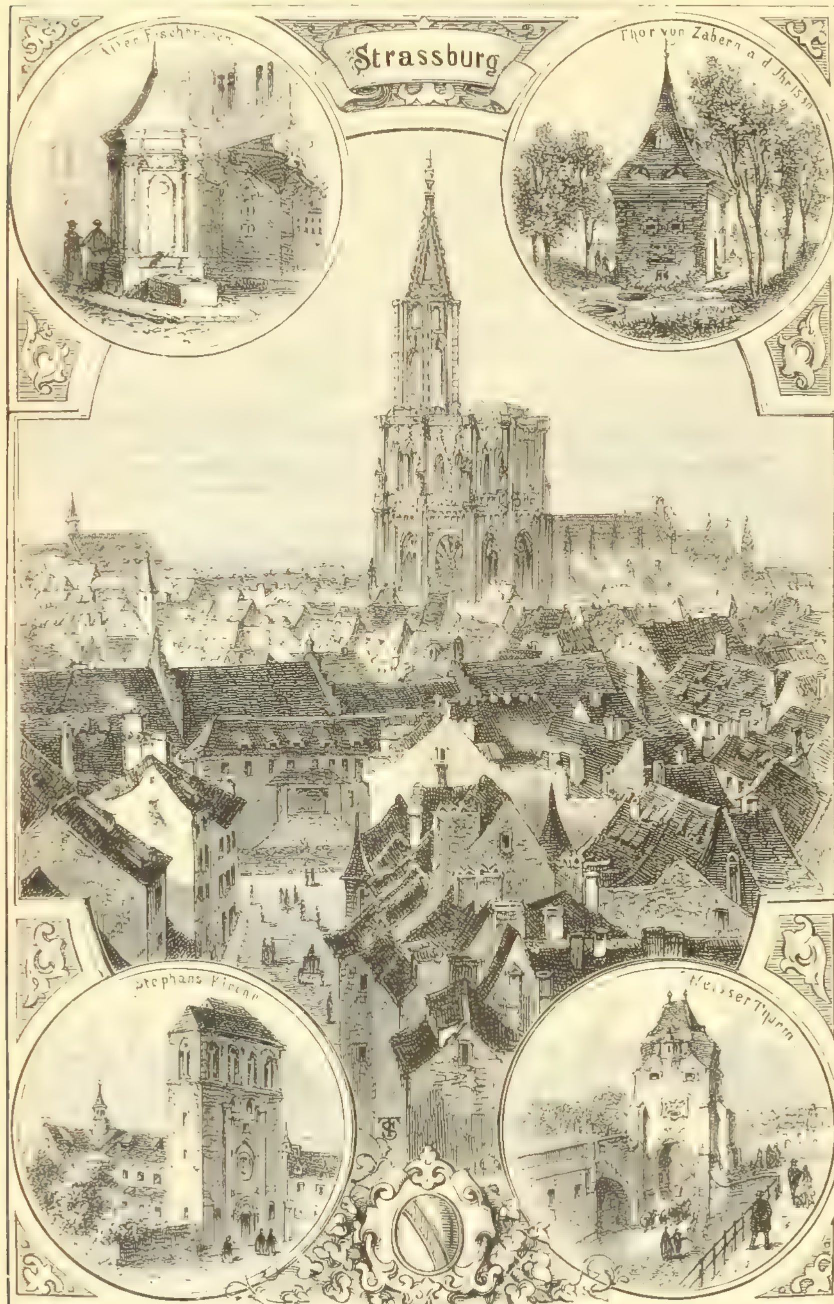
Nr. 5139. Der alte Markt zu Stralsund.

strangulіren (a. d. Lat. von strangulāre), mit einem Strange einen Menschen &c. erwürgen od. erdrosseln.

Straß od. Fluß, eine stark lichtbrechende Glasmasse, die aus bes. reinen Substanzen gefertigt u. zur Herstellung künstlicher Edelsteine verwendet wird. Der St. ist ein Kali-Blei-Glas, das meist durch Zusammenschmelzen von Bergkrystall mit Potasche u. Mennige erhalten wird, häufig mit Zusatz von Borax u. etwas arseniger Säure. Mischt man diesen Substanzen vor dem Schmelzen noch geringe Mengen von färbenden Metalloxyden hinzu, so erhält man die sog. Glasflüsse od. Glaspasten, aus welchen die Amausen (Pierres de strass) od. künstlichen Edelsteine geschliffen werden.

Straßburg (franz. Strasbourg), Hauptstadt des Reichslandes Elsaß-Lothringen u. des Reg.-Bez. Nieder-Elsaß, Festung erster Ordnung, deren 12 detachirte Forts zum Theil 7–8 Km. vorgeschoben sind; liegt in 144 m. Seehöhe an der Ill, von der hier der Rhein-Rhonekanal abzweigt, ist durch einen kleinen u. einen großen Kanal mit dem kaum 4 Km. entfernten Rhein verbunden u. Ausgangspunkt der Eisenbahnlinien St.-Kehl, St.-Lauterburg, St.-Weißenburg, St.-Avricourt gegen Nancy u. St.-Basel. Die Stadt mit 94,346 E. (1875) ist Sitz der obersten Behörden des Reichslandes, des Reg.-Bez. u. des Kreises St., des Generalkommando's des 15. Armeecorps, eines Bischofs, hat eine 1621 gegründete, 1871 reorganisirte u. seit 1876 Kaiser-Wilhelms-Universität genannte Hochschule (Wintersemester 1876/77: 90 Dozenten u. 707 Studirende) u. zahlreiche andere wissenschaftliche u. Unterrichtsinstitute. Das bedeutendste Baudenkmal ist das Münster, begonnen 1015 durch Bischof Werner von Habsburg; Erwin v. Steinbach entwarf den Plan zur

Façade u. zum Thurme (gewöhnlich allein das Münster genannt), einem Meisterwerke gothischer Baukunst, u. begann mit dem Baue 1277. Von den beiden geplanten Thürmen ist nur der eine vollendet u. zwar 1439 durch Johannes Hültz aus Köln; dieser Thurm, 141,6 m. hoch, bildet eine durchbrochene Pyramide bis zur Krone, über welcher ein Kranz mit achteckigem Knopfe steht. Wendeltreppen führen auf 725 Stufen bis zur Krone; bis auf die Plattform der Kirche steigt man auf 325 Stufen an (Abb. Bd. II Taf. XXXII). Im Innern der Kirche befindet sich eine sehenswerthe Kanzel vom J. 1486 u. die berühmte astronomische Uhr,



Nr. 5110. Das heutige Straßburg.

die das Planetensystem darstellt, nach den Angaben des Professor A. Herlinus 1547—71 od. 1580 von Konrad Dasypodius u. Isaak Habrecht gefertigt u. 1838—42 von Schwilgué wieder hergestellt. Ueber dem Portal der Kirche ist die prächtige Fensterrose von 13,5 m. Durchmesser. Die Münsterkirche, lange Zeit eine evangelische, wurde nach der Besitznahme durch die Franzosen den Katholiken zurückgegeben. Außer dem Münster besitzen die Katholiken noch sechs, die Reformirten eine u. die Protestanten mehrere Kirchen; unter letzteren die St. Thomaskirche, an Stelle eines älteren Gotteshauses 1273—90 in schlicht gothischem Stile aufgeführt, mit den Grabdenkmälern des Marschalls Moritz von Sachsen (v. Pigalle), Schöpflin's, Oberlin's u. Koch's. Andere interessante Gebäude sind das ehemalige Präfekturgebäude, jetzt Sitz des Bezirkspräsidiums, das Stadthaus, der Justizpalast, das 1870 während der Belagerung abgebrannte, seitdem ganz wie zuvor aufgebaute u. 1873 eröffnete Theater; der alte Bischofshof, später kaiserl. Schloß, jetzt Universitätsgebäude 2c. Von den Plätzen sind hervorzuheben der Gutenbergsplatz mit dem von David entworfenen, 1840 errichteten Gutenbergdenkmal; der Kleberplatz mit dem von Graß modellirten Standbilde des Generals Kleber, u. als der belebteste der sog. Broglie, 1740 vom Marschall Broglie angelegt u. nach ihm benannt (früher Roßmarkt), an welchem das Theater, das Bezirkspräsidialgebäude u. das Stadthaus liegen. Vom Südende dieses Platzes führt die Blauwolkengasse zur Steinstraße, 1870 gänzlich zerstört, seitdem neu aufgebaut u. jetzt die schönste Straße der im Ganzen unschönen Stadt. An Denkmälern sind außer den schon genannten noch zu erwähnen das von Graß entworfene, 1857 errichtete des Präfekten Marquis de Lezay-Marnesia an der nördl. Ecke des Bezirkspräsidialgebäudes, u. auf einer Insel im sog. Kleinen Rhein das des Generals Desaix († 1800). — St.s Industrie erstreckt sich auf Gold- u. Silberarbeiten, Porzellan u. Fayence, Handschuhe, Maroquin, Leder, Strohhüte, Tuch, Nanking, Leinwand, Tabakfabrikation, Seifensiederwaaren, Chemikalien 2c. Der Handel mit Getreide, Oel, Hanf, Krapp, Gänseleberpasteten u. der Speditionshandel sind bedeutend. St. war als **Argentoratum** schon zur Römerzeit ein wichtiger Ort; es wurde bald röm. Hauptwaffen- u. bedeutender Handelsplatz. Im 4. Jahrh. zerstörten es die Alemannen, im 5. Jahrh. die Sueven u. durch Attila ward es vollständig vernichtet. Unter Chlodwig's Sohne wieder neu aufgebaut, erhielt es wol wegen seiner Lage an der Hauptstraße von Frankreich nach Deutschland den neuen Namen **Stratisburgum**. 1003 wieder von den Alemannen zerstört, aber bald neu erbaut, erlangte es als deutsche Reichsstadt Bedeutung u. Wachsthum. Gutenberg machte hier von 1420—40 die ersten Versuche in der Buchdruckerkunst. Nach Einführung der Reformation wurde St. Glied des Schmalkaldischen Bundes. 1681 ließ es Ludwig XIV. mitten im Frieden durch den General Montclas besetzen, weil es, nach der Erklärung der Reunionskammern, als eine Stadt des Frankreich unterworfenen Elsaß zu Frankreich gehöre; er ließ den Stadtwall ansehnlich verstärken, welchen Befestigungen Vauban 1682 die Citadelle hinzufügte. Von den folgenden Kriegen unberührt, wuchs St. immer mehr empor bis zur Zeit der Franz. Revolution, die eine permanente Guillotine auf dem Marktplatz u. große Greuel über die Stadt brachte. 1815 wurde es vergeblich von den Verbündeten blockirt. Am 30. Okt. 1836 machte hier Prinz Louis Napoleon, nachmaliger Kaiser Napoleon III., den mißlungenen Versuch, sich von gewonnenen Truppen zum Kaiser ausrufen zu lassen. Im Deutsch-franz. Kriege wurde es 11. bis 23. Aug. 1870 cernirt, seit dem 24. bombardirt u. 27. Sept. zur Kapitulation gezwungen.

Strategie (von dem griech. στρατηγός, der Feldherr, στρατηγία, Feldherrnstelle, Feldherrnklugheit, die Feldherrnkunst) ist ein Haupttheil der Kriegskunst. Ihre Lehren sind sehr einfach, die Schwierigkeit liegt nur, wie bei jeder Kunst, in der Anwendung. Wenn die St., die Feldherrnkunst, z. B. lehrt: „**Getrennt** marschiren (der Erleichterung der Verpflegung wegen) u. **vereinigt schlagen**", od. für Erreichung des Sieges empfiehlt, „zu richtiger Zeit u. am richtigen Orte die größtmögliche, dem Feinde überlegene Truppenzahl zu vereinigen", so ist die Wahrheit dieser Sätze für Jedermann leicht einzusehen, aber nur einem Napoleon I., einem Moltke gelingt die erfolgreiche Anwendung derselben. Die Schriftsteller über Kriegskunst und Kriegswissenschaft haben sich vielfach bemüht, eine allgemein giltige u. unantastbare Begriffsbestimmung der St. zu geben. Keinem ist es vollständig gelungen u. die neueste Zeit, welche die oben angeführten großen Lehren der St. so glänzend in die Praxis überführen sah, hat vorerst das Suchen nach solchen Definitionen aufgegeben. Sie bestehen meist in gleichzeitigen Definitionen von Taktik u. Strategie, der beiden Haupttheile der Kriegskunst, welche Heinrich v. **Bülow** zuerst unter den Schriftstellern unseres Jahrhunderts systematisch behandelt hat. Kurz vor ihm schrieb G. Heinr. v. **Berenhorst**.

Später ist noch anzuführen General Karl v. Clausewitz (s. d.), der franz., später russ. General Jomini, endlich General v. Willisen. Nach v. Bülow ist Taktik die Lehre von der Bewegung der Truppen im Kanonenfeuer, od. doch im Gesichtskreise des Feindes, St. dagegen die Lehre von den Bewegungen außerhalb dieser Grenzen. — v. Clausewitz definirt Taktik als die Gefechtslehre, die Lehre vom Schlagen, St. als die Lehre von der Leitung der Streitkräfte bis zum Eintritt des Gefechts, u. von der successiven Aneinanderreihung der Gefechte zur endlichen Ueberwältigung des Feindes.

Stratford de Redcliffe (spr. Strätförd de R.), erster Viscount, früher Sir Stratford Canning, engl. Diplomat, ein Vetter des berühmten George Canning (s. d.), geb. 6. Jan. 1788 in London als Sohn eines Kaufmanns, besuchte seit 1796 die Schule in Eton, studirte dann in Cambridge u. betrat die diplomatische Laufbahn 1807 als Privatsekretär seines Vetters. Schon 1808 als Sekretär bei der außerordentlichen Sendung Sir Rob. Adair's nach Konstantinopel verwendet, ward er daselbst im April 1810 Gesandtschaftssekretär u. noch in demselben Jahre bevollm. Minister bei der Hohen Pforte, auf welchem Posten er bis 1812 verblieb. Nach England zurückgekehrt, nahm er seine klassischen Studien wieder auf u. erwarb sich noch die Magisterwürde der Hochschule von Cambridge. Seit 1814 Gesandter in der Schweiz, wohnte er 1815 dem Wiener Kongresse bei. 1820 ging er als bevollmächtigter Minister nach Washington u. 1824 als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg, von wo er sich 1826 in gleicher Eigenschaft wieder nach Konstantinopel begab. Die Nichtannahme seiner Vermittelungsvorschläge seitens der Pforte in ihrem Streite mit Griechenland hatte Ende 1827 seine Abreise zur Folge, doch ward er im Okt. 1831 abermals nach Konstantinopel geschickt, um über die Gebietsgrenzen Griechenlands zu verhandeln; das Resultat war der Londoner Vertrag der drei Schutzmächte vom 7. Mai 1832, kraft dessen Prinz Otto von Bayern den griech. Thron bestieg. 1832—33 außerordentlicher Gesandter in Madrid u. 1833—34 zum zweiten Male in Petersburg, erhielt er 1841 zum dritten Male den Gesandtschaftsposten bei der Pforte u. wurde 1853 bei Beginn des türk.-russ. Konflikts deren Hauptstütze, machte sich aber auch durch seinen überwiegenden Einfluß den Franzosen unbequem u. ward daher im Juli 1858 durch Sir Henry Lytton-Bulwer ersetzt. Hierauf nahm er, da er 24. April 1852 als Viscount St. de R. zum Lord erhoben worden war, seinen Sitz im englischen Oberhause ein.

Stratford-on-Avon (spr. Strätförd onn-Ehwen), hübsch gelegene Stadt von 7342 E. (1871) in der engl. Grafschaft Warwick. Ueber den hier 130 m. breiten Avon führt eine Brücke von 14 Bogen. Vor dem Stadthaus steht die Statue des hier geborenen u. verstorbenen Shakespeare (s. d.). Ein anderes Denkmal u. sein Grab befinden sich in der Stadtkirche, u. in der Henleystraße zeigt man noch sein Haus u. das Sterbebett. St. ist auch Geburtsort von John Stratford (s. d.).

Straubing, Stadt mit 11,614 E. (1875) im bayer. Reg.-Bez. Niederbayern, in 332 m. Seehöhe in fruchtbarer, kornreicher Ebene am rechten Ufer der Donau, über die hier zwei Brücken führen, u. an der Bahnstrecke Passau-Regensburg der bayer. Staatsbahn; ist Sitz eines Bezirksgerichts, eines Landgerichts u. eines Schwurgerichts für Niederbayern, hat ein Schloß, seinerzeit bewohnt von Herzog Albrecht III. u. seiner Gemahlin Agnes Bernauer (s. d.), einen 58 m. hohen Stadtthurm, eine eherne Denksäule des hier geborenen Fraunhofer, 7 katholische Kirchen, darunter die 1492—1512 erbaute spätgoth. St. Jakobskirche u. die 1430 errichtete ehemalige Karmeliter-, jetzt Gymnasialkirche, in welcher das Grabmal Herzog Albrecht's II., seit 1853 eine protestantische Kapelle, auf dem Peterskirchhof eine Kapelle über dem Grabe der Agnes Bernauer, mehrere Klöster, Gymnasium, Gewerbeschule, Lehrerseminar 2c. St. treibt Seidenbandweberei, Gerberei, Brauerei, hat Pulver- u. Salzmagazine u. ansehnlichen Handel mit Vieh u. Getreide. — St. ist ein alter Ort: auf seiner Stelle lag schon zur Römerzeit eine Stadt ungewissen Namens, vielleicht Serviodurum od. Augusta Acilia od. Castra Augustana. Durch Schenkung kam sie 998 an Bruno, den Bischof von Augsburg. Herzog Ludwig I. kaufte sie 1208 dem Domkapitel wieder ab u. legte den Grund zur neuen Stadt. Bei der Theilung Niederbayerns 1353 entstand die Linie Bayern-St., die 1425 ausstarb. Das ehemals befestigte St. ergab sich 1633 Herzog Bernhard von Weimar, wurde 1635 vom kaiserlichen General Aldringer genommen u. verlor nach der Kapitulation 1743 den größten Theil seiner Befestigungswerke.

Strauß (zweizehiger od. afrik. St., Struthio camelus), ein 2—2,7 m. hoher Laufvogel (Fam. der St.e Struthionida), der größte aller lebenden Vögel, mit kleinem, plattem Kopfe, stumpfem, vorn abgerundetem, an der Spitze plattem Schnabel, großen Augen, unbedeckten offenen Ohren, einem langen, größtentheils nackten Halse, verkümmerten Flügeln u. hohen, kräftigen Beinen, welche in zweizehige Lauffüße ausgehen. Beim Männchen, dem „Edlihm" der Araber, ist das Gefieder kohlschwarz, nur Flügel u. Schwanz sind blendendweiß, während die Straußhennen („Ribehda") sowie die Jungen mehr od. weniger einförmig grau aussehen u. nur grauweiße Schwingen haben. Ein flaches Brustbein u. eine geringe Entwicklung des Schultergürtels charakterisiren den St. anatomisch. Er nährt sich von Pflanzenstoffen, gelegentlich auch von kleinen Thieren, ist gefräßig u. verschluckt in seiner Gier auch ungenießbare Gegenstände. Seine eigentliche Heimat ist das südl. vom Aequator gelegene Tafelland Hochafrika's u. nam. das Kap der guten Hoffnung, doch findet man ihn auch nördlicher; im Alterthum war er auch in Vorderasien bis Indien verbreitet. Er hält sich truppweise, zur Brutzeit meist in Gesellschaften von 1 Hahn u. 4—5 Hennen. Diese legen ihre an 3 Pfund schweren Eier zu etwa 30 Stück in ein gemeinschaftliches Nest, einige in dessen Umgebung. Nur die ersteren werden bebrütet, u. zwar Nachts vom männlichen St.e, am Tage abwechselnd von den Hennen, die das Geschäft



Nr. 5141. Straubing.

jedoch auch der Sonne überlassen. Den ausgeschlüpften Jungen dienen die nicht bebrüteten Eier zur Nahrung. Die Straußeneier, deren eines an Gehalt 24 Hühnereiern gleichkommt, werden gerne gegessen, auch das Fleisch, das von jungen Thieren sehr zart, von älteren dem Rindfleisch ähnlich sein soll, wurde schon von den Römern genossen; bei den Arabern gehört auch das Blut des St.es, mit dessen Fett vermischt, zu den Lieblingsspeisen. Hauptsächlich jagt man aber den St. wegen seiner krausen, großen lockerbärtigen Flügel- u. Bürzelfedern, die schon seit den ältesten Zeiten als kostbarer Schmuck beliebt sind. Der scheue Vogel ist aber durch seine kräftigen Beine zu schnellem u. ausdauerndem Laufen befähigt, so daß das mit ausgebreiteten Flügeln u. Schritten von 7—9 Fuß Spannweite die Ebene durcheilende Thier kaum ein Jagdpferd einholen kann. Der endlich erreichte Vogel wird durch einen Streich auf den Kopf zu Falle gebracht, getödtet u. abgehäutet; das umgewandte Fell dient als Sack zum Transport der Federn. Diese werden dann nach der Schönheit in Bündel sortirt, u. die rein weißen, deren ein erwachsenes Männchen höchstens 14 hat, bes. theuer verkauft. Die Preise sind nach der Gegend verschieden, im Innern Afrika's weit niedriger als nördlicher. Da beim Leben im Freien die Bärte der Federn sich leicht abstoßen, so hält man in Nordafrika u. hier u. da am Kap St.e in Ställen u. Umzäunungen. Eigentlich zahm wird der St. jedoch nicht, doch läßt er sich als Reitthier abrichten. In Europa gelang seine Zucht zum ersten Mal im J. 1859 zu San Donato in Italien. Verwandte Gattungen sind die dreizehigen St.e, von ihnen lebt der nur 1,3 m. hohe Nandu od. amerik. St. (Rhea americana) in den Pampas polygamisch in kleinen Herden, jung eingefangen ist er leicht zähmbar. Im Allgemeinen dem afrik. St. ähnlich, unterscheidet er sich von ihm durch die dreizehigen Füße u. die kürzeren Flügelfedern. Kopf u. Hals sind mehr od. weniger befiedert, die Färbung des Gefieders

ist mehr od. weniger grau, an Kopf u. Hals schwarz, die Geschlechter unterscheiden sich nur durch die Größe. Die Federn des Nandu dienen weniger zum Putz als zu Fliegenwedeln u. Sonnenschirmen. Der Emu (Dromaeus Novae Hollandiae) ist ein dreizehiger St. der austral. Ebenen, während eine andere Gattung dreizehiger Struthioniden, die Kasuare, die östl. Inseln des Sunda Archipels bis Neuguinea bewohnen.

Strauß, David Friedrich, berühmter theologischer, philosophischer u. biographischer Schriftsteller, geb. 27. Jan. 1808 zu Ludwigsburg in Württemberg, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt u. das theologische Seminar zu Blaubeuren u. trat 1825 in das Tübinger Stift ein, wurde 1830 Pfarrvikar u. 1831 Professoratsverweser am Seminar zu Maulbronn. Der Ruf Schleiermacher's bewog ihn, von hier aus noch für ein Semester nach Berlin zu gehen, wo er sich zugleich mit der Hegel'schen Philosophie näher bekannt machte. Nach seiner Rückkehr wurde St. 1832 Repetent am Tübinger Stift u. Privatdozent der Philosophie an der Universität u. arbeitete in dieser Stellung das Werk aus, das seinen Namen weithin



Nr. 5112. Amerikanischer Strauß. Nr. 5113. Afrikanischer Strauß.

gefeiert u. verhaßt gemacht hat, das „Leben Jesu, kritisch bearbeitet" (2 Bde., Tüb. 1835; 4. Aufl. 1840), nachmals in populärer Form als „Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet" (Lpz. 1864; 3. Aufl. 1874). Der Erfolg dieses Werkes war ein ungeheurer. Im Gegensatz zu allen hergebrachten Anschauungen u. Glaubenssätzen hatte St. mit schneidender Kritik den Beweis versucht, erstlich, daß das Evangelium des Johannes als eine Tendenzschrift des 2. Jahrh. gar keine Glaubwürdigkeit besitze, daß aber auch die drei ersten Evangelien in der Hauptsache „Mythen" enthielten, d. h. fromme Erdichtungen der urchristlichen Zeit, unwillkürlich entstanden, um den Religionsstifter zu vergöttlichen u. zugleich die buchstäbliche Erfüllung alttestamentlicher Weissagungen aufzuzeigen. Müsse man darnach auf eine geschichtliche Kunde von Jesu fast ganz verzichten, so habe die Christliche Kirche dafür einen Ersatz an dem „idealen" Christus, als dem religiösen Musterbilde, dem die Menschheit nachstreben solle. Gegen diese Auffassung, mit welcher St. trotz seiner gegentheiligen Versicherung die Grundlage des Christenthums selbst in Frage gestellt hatte, erschienen zahllose Gegenschriften aus allen theologischen Lagern. Dieselben zeigten, daß sich St. jedenfalls das große Verdienst erworben hatte, die Gegner zu einer gründlicheren u. wissenschaftlicheren Darlegung ihres Glaubens genöthigt zu haben. Erst nach reiflicher Erwägung (wie die jetzt nach St.'s Tode von Weizsäcker veröffentlichten Akten zeigen) beschloß die württemb. Regierung, St. als Repetenten zu entlassen u. dafür als Lehrer an das Lyceum in Ludwigsburg zu versetzen. Bereits 1836 verzichtete jedoch St. auf diese Stellung, um in Stuttgart die Angriffe auf sein „Leben Jesu" literarisch zu widerlegen. So entstanden die „Streitschriften" (3 Hfte., Tüb. 1837; 2. Aufl. 1841), in denen St. zuerst jene so oft gerühmte Meisterschaft der Polemik entfaltete. Neues Aufsehen erregte der Handel, in welchen St. 1839 verwickelt wurde. Die Regierung von Zürich hatte ihn im Februar als Professor der Kirchengeschichte u. Dogmatik an die dortige Universität berufen. Darüber erhob sich im Kanton Zürich ein solcher Sturm des Unwillens, daß die Regierung nicht einmal durch die sofortige Pensionirung des Berufenen mit 1000 Frcs. Ruhegehalt (noch vor Antritt des Amtes) ihren Sturz abwenden konnte. St. widmete sich nun um so eifriger der Schriftstellerei.



Nr. 5114. Kasuar. Nr. 5115. Der gefleckte Emu.

Nach den „Charakteristiken u. Kritiken" (Lpz. 1839; 2. Aufl. 1844) erschien seine „Christliche Glaubenslehre" (2 Bde., Tüb. 1840—41); ferner „Der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren od. Julian der Abtrünnige" (Mannh. 1847); „Sechs theologisch-politische Volksreden" (Stuttg. 1848). Der Versuch, ihn 1848 als Vertreter von Ludwigsburg in das deutsche Parlament nach Frankfurt zu senden, wurde von seinen Gegnern vereitelt; dagegen wurde er in den Stuttgarter Landtag gewählt, wo er sich zu allgemeiner Ueberraschung in den meisten Fragen zur konservativen Partei hielt. In die nächsten Jahre fallen „Schubart's Leben in seinen Briefen" (2 Bde., Berl. 1849), die Biographie von Christian Märklin (Mannh. 1851); „Leben u. Schriften des Dichters u. Philologen Nicod. Frischlin" (Frankf. 1856) u. „Ulrich v. Hutten" (3 Thle., Lpz. 1858—60; 2. Aufl. 1871). Besonders durch das letztere Werk hat sich St. als glänzender Stilist u. kritischer Biograph verdienten Ruhm erworben. Meist biographischen Inhalts sind auch die „Kleinen Schriften" (Lpz. 1862; neue Folge, Berl. 1866; 2 Bde., 2. Aufl. Bonn 1877). In das Gebiet der Literaturgeschichte gehören noch „Hermann Samuel Reimarus" (Lpz. 1862); „Nathan der Weise" (3. Aufl. 1877) u. die „Sechs Vorträge über Voltaire" (Lpz. 1870; 3. Aufl. 1872),

die er der Prinzessin Alice von Hessen zueignete. Eine Kritik des Lebens Jesu von Schleiermacher gab St. in „Der Christus des Glaubens u. der Jesus der Geschichte" (Berl. 1865); eine heftige Streitschrift gegen Hengstenberg u. Schenkel in „Die Halben u. die Ganzen" (Berl. 1865). Beim Ausbruch des Krieges 1870 richtete St. einen mannhaften Brief an E. Renan, den er mit der Antwort Renan's u. einem zweiten Briefe in „Krieg u. Friede" (Lpz. 1870) veröffentlichte. Großes Aufsehen erregte endlich wieder sein letztes Werk „Der alte u. der neue Glaube" (1.—3. Aufl., Lpz. 1872; 4.—8. Aufl., Bonn 1873—75), dem er von der 4. Aufl. an „Ein Nachwort als Vorwort" beifügte (Bonn 1873 ff.). In diesem Werke, das auch von den Verehrern St.' vielfach mit Mißvergnügen aufgenommen wurde, beantwortet er die drei Fragen: „Sind wir noch Christen? Haben wir noch Religion? Wie richten wir unser Leben ein?" In der Antwort bekennt sich St. rückhaltslos zu der modern naturwissenschaftlichen, d. h. atheistischen Weltanschauung u. erhofft für die zerstörte Religion einen Ersatz von dem Kunstgenuß, wie ihn bes. die Musik u. die klassische Literatur darbiete. Das äußere Leben des Verfassers verlief, abgesehen von seiner unglücklichen, 1840 geschlossenen u. nachmals wieder aufgelösten Ehe mit der Sängerin Agnese Schebest (geb. 15. Febr. 1813 zu Wien, gest. zu Stuttgart im Dez. 1870), ziemlich einförmig. Nach wechselndem Aufenthalt



Nr. 5146. David Friedrich Strauß (geb. 27. Jan. 1808, gest. 8. Febr. 1874).

in Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbronn u. Darmstadt siedelte St. im Sept. 1872 wieder nach Ludwigsburg über, wo er nach langen Leiden 8. Febr. 1874 starb. — Eine Auswahl seiner Werke giebt nach St.' eigenen Verfügungen Zeller heraus (Bd. 1—6, Bonn 1876—77); eine Biographie begann Hausrath (Thl. I, Lpz. 1876).

Strauß, Gerh. Friedr. Albert, namhafter Kanzelredner u. Erbauungsschriftsteller, geb. 24. Sept. 1786 zu Iserlohn, studirte in Halle u. Heidelberg u. übernahm 1809 die Pfarrei Ronsdorf im Herzogthum Berg. Seine glänzende Wirksamkeit als Prediger in Elberfeld (seit 1814) bewirkte 1822 seine Berufung nach Berlin, wo er 19. Juli 1863 als Oberhofprediger, Oberkonsistorialrath u. ord. Prof. an der Universität verstarb. Als Vertrauter des königl. Hauses u. allbeliebter Prediger u. Seelsorger hat St. lange Jahre auf die Evangelische Kirche Preußens großen Einfluß ausgeübt. Als Schriftsteller machte er sich zuerst durch die „Glockentöne. Erinnerungen aus dem Leben eines jungen Geistlichen" bekannt (Elberf. 1817 ff., 3 Thle.; 7. Aufl. Lpz. 1840); ferner durch „Helon's Wallfahrt nach Jerusalem" (Elberf. 1820 f., 4 Bdchn.). Weiter sind zu nennen „Die Taufe im Jordan" (Elberf. 1822); die „Sammlung gedruckter Predigten aus den Jahren 1822—45" (Berl. 1846); die Predigtsammlung „Sola" (2 Bde., Berl. 1844—46) u. „Das evangelische Kirchenjahr in seinem Zusammenhang dargestellt" (Berl. 1850). — Sein Sohn, Friedrich Adolf St., geb. 1. Juni 1817 in Elberfeld, studirte in Berlin Theologie u. wurde 1843 Hülfsprediger an der Domkirche. Im Herbste 1844 unternahm er mit Krafft eine Reise ins Morgenland, die er nach der Rückkehr in „Sinai u. Golgatha" (Berl. 1847, 8. Aufl. 1865) beschrieb. Mit seinem Bruder Otto gab er nachmals das Prachtwerk „Die Länder u. Stätten der heil. Schrift" (Stuttg. u. Münch. 1861, zuletzt Lpz. 1877) heraus. Seit 1847 Divisionsprediger, nahm er als solcher 1848 an dem Feldzuge in Schleswig Theil, wirkte seit 1858 in Berlin als Garnisonprediger u. wurde 1859 Professor an der Universität, siedelte jedoch 1870 als königl. Hofprediger nach Potsdam über. Von seinen Schriften sind außer dem lat. Kommentar zum Propheten Zephanja (Berl. 1843) bes. die „Liturgischen Andachten" der Berliner Domkirche (Berl. 1850; 3. Aufl. 1857) zu nennen.

Strauß, Johann, berühmter Tanzkomponist, geb. zu Wien 14. März 1804 von armen Eltern, wurde von diesen, nach kümmerlichem Schulbesuch, zu einem Buchbinder in die Lehre gegeben, folgte aber bald seiner Neigung zur Musik, übte sich unter vielen Entbehrungen im Violinspielen u. trat nachgehends in das Orchester Lanner's (s. d.), wo er bis 1824 blieb. Dann errichtete er ein eigenes



Nr. 5147. Johann Strauß, Vater (geb. 14. März 1804, gest. 25. Sept. 1849).

Orchester u. theilte im Verlauf der Zeit mit Lanner die Gunst des Wiener Publikums. Seine Konzerte gab er vorzugsweise im sog. Sperl, u. hier ertönten fast immer zuerst jene Walzer, Galopps 2c., welche nachher die ganze Tanzwelt durch ihre melodische Anmuth u. prickelnde Harmonik u. Rhythmik elektrisirten. Von 1833 ab machte er mit seinem Orchester verschiedene erfolgreiche Kunstreisen durch Deutschland, Frankreich, England 2c., u. starb als k. k. Hofballmusikdirektor zu Wien 25. Sept. 1849. Sein ältester Sohn, Johann St., geb. zu Wien 1825, übernahm die Leitung des väterlichen Orchesters, das er in trefflichem Stande erhielt u. mit dem er Kunstreisen durch Europa u. nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika machte, seine ebenfalls sehr anmuthigen u. pikanten Tanzkompositionen (bes. Walzer, Polka's u. Quadrillen) mit großem Beifall vorführend. In den letzten Jahren hat er sich auch mit Glück in komischen Operetten — „Indigo", „Der Karneval in Rom", „Cagliostro in Wien", „Die Fledermaus", „Methusalem" — versucht, welche mit vielem Glück auf deutschen u. ausländischen Bühnen gegeben worden sind. Seine jüngeren Brüder Joseph (geb. 1827, gest. im Jan. 1870) u. Eduard haben sich ebenfalls als Orchesterdirigenten u. Tanzkomponisten einen guten Namen gemacht.

Strazze, s. „Buchhaltung". **Strebebau**, s. „Bergbau".

Strebepfeiler od. Contreforts (frz., spr. Kongtr'fohr) heißen die an den bei starkem Druck ausgesetzten Punkten einer Mauer angebrachten pfeilerartigen Verstärkungen derselben. In goth. Gebäuden, wo die Gewölbe auf die Umfassungsmauern drücken, sind sie meistens nach außen, selten nach innen angebracht, in der Regel als viereckige Pfeiler, an den Ecken der Gebäude häufig übereck gestellt. Sie pflegen sich in Absätzen nach oben hin zu verjüngen, d. h. schwächer zu werden, u. in der Frühgothik mit einem Giebeldach, später auch wol mit einem Spitzthürmchen (Fiale) bekrönt zu sein.

Strecken, s. „Bergbau".



Nr. 5148. Johann Strauß, Sohn (geb. 1825)

Streckfuß, Adolf Friedrich Karl, Dichter u. Uebersetzer, geb. zu Gera 20. Sept. 1779; studirte seit 1797 in Leipzig die Rechte, erhielt 1800 eine Anstellung beim Justizamte in Dresden, war 1801 bis 1805 Hofmeister erst in Triest, dann in Wien, u. kehrte 1806 nach Sachsen zurück, wo er zuerst als Advokat praktizirte, 1807 Sekretär bei der Stiftsregierung in Zeitz, 1812 Geh. Sekretär u. 1813 Geh. Referendar in Dresden wurde. Hier arbeitete er dann in der Finanzabtheilung des russ. u. nachher des preuß. Gouvernements. Nach der Theilung Sachsens ward er 1815 erster Rath bei der Regierung in Merseburg, von wo er 1819 als Geh. Oberregierungsrath u. Vortragender Rath ins Ministerium des Innern nach Berlin berufen wurde. Seit 1840 Mitglied des Staatsraths, nahm er 1843 seinen Abschied, zog sich hierauf nach Zeitz zurück u. starb zu Berlin, auf der Durchreise begriffen, 26. Juli 1844. Mehr als durch seine eigenen Poesien — „Ruth, ein Gedicht in 4 Gesängen" (Wien 1805), „Altimon u. Zomira" (Lpz. 1808), „Gedichte" (Wien 1811; 2. Aufl., Lpz. 1823), „Neuere Dichtungen" (Halle 1834) u. a. — sowie seine Erzählungen, von denen er eine Sammlung 1813 in Dresden u. 1830 in Berlin herausgab, hat er sich durch seine Uebersetzungen von Ariost's „Rasendem Roland" (5 Bde., Halle 1818—20; 2. Aufl. 1840), Tasso's „Befreitem Jerusalem" (2 Bde., Lpz. 1822; 4. Aufl. 1847), Dante's „Göttlicher Komödie" (3 Bde., Halle 1824—26; 9. Aufl. 1871) u. Manzoni's Trauerspiel „Adelgis" (Berl. 1827) bekannt u. verdient gemacht. Auch schrieb er eine Biographie Tasso's (Berl. 1840). Seine amtliche Stellung veranlaßte ihn überdies zu einigen Schriften über die innere Politik Preußens. Sein Sohn, Adolf **St.**, geb. 10. März 1823 zu Berlin, wo er auch lebt, hat eine Chronik von Berlin u. mehrere Novellen verfaßt.

Streichen u. Fallen, s. „Schichten".

Streichinstrumente, s. „Musikinstrumente".

Streitberg, Pfarrdorf mit etwa 400 E. in der sog. Fränk. Schweiz, im bayer. Reg.-Bez. Oberfranken, in 317 m. Seehöhe an der Wiesent, mit der Ruine der 1811 zerstörten alten Streitburg; seine anmuthige Lage sowie seine Molkenkuranstalt u. sein Mineralbad machen es zu einem vielbesuchten Sommeraufenthalt. In seiner Nähe liegen Marmorbrüche u. die Schönsteinhöhle mit schönen Stalaktiten.

Streitwagen waren zweiräderige Fahrzeuge, welche die vornehmen Krieger des frühen Alterthums, nam. Perser u. Griechen, in die Schlacht trugen. Ein besonderer Rosselenker leitete den Wagen, von welchem aus Speere geschleudert wurden. Sichelartige Klingen, an den Rädern angebracht, machten den Wagen selbst zur Waffe.

Strelitzen (russ. Streljzi, d. h. Schützen), die berittene u. mit Feuergewehren bewaffnete Leibgarde, welche Iwan II., der Schreckliche (s. d.), um 1565 als den ersten Anfang u. Kern des stehenden Heeres zum Schutze seiner Despotie gründete. Bestehend aus Gutsherren u. ihren Knechten, geführt von Woiwoden u. Bojaren, bevorzugt von den Zaren, wurden sie bald zu einer gefährlichen Kriegerkaste. Im 17. Jahrh. blieb nur der dritte Theil in Moskau, die anderen beschützten die Grenzen, im Ganzen 40,000 an der Zahl, doch begann schon Alexei (1645—76) durch eine wohlgeübte Infanterie u. selbst durch Dragoner nach europ. Muster ihre gefährliche Alleinherrschaft zu beschränken. Als Feodor (1676—82) u. bes. Peter d. Gr. (s. d.) mit solchen Reformen weiter fortfuhren, versuchten die St. durch Aufstände (1672, 1689, 1698) eine Reaktion herbeizuführen, beschleunigten aber dadurch ihre Vernichtung. Nachdem 1698 über 4000 hingerichtet u. die Beschützung des Zaren u. der Hauptstadt den neugegründeten Garderegimentern übergeben war, hob Peter sie corpsweise auf; die letzten, welche er in die Forts an der Ostgrenze verbannt hatte, 1705.

Streukügelchen, s. unter „Homöopathie".

Strichvögel heißen (zum Unterschied von den „Standvögeln") diejenigen Vögel, die der Nahrung wegen in benachbarten Gegenden, meist nur wenige Meilen weit, streifen, so z. B. bei uns Zeisige, Stieglitze, Hänflinge, Spechte, Baumläufer, Kernbeißer, Goldammer, gewisse Enten 2c.

Stricken, eine Methode des Ineinanderschlingens von Fäden zum Zweck der Herstellung gewisser Bekleidungsstücke, insbes. der Strümpfe. Um die Handarbeit unnöthig zu machen, hat man Strickmaschinen konstruirt, von denen die vom Amerikaner Lomb erfundene u. von Dubond u. Watteville zu Couvet in Neuchâtel, sowie von G. F. Lange in Dresden verbesserte sog. Lomb'sche Strickmaschine die vollkommenste ist.

Stricker, der, ein namhafter mittelhochdeutscher Dichter, von dessen Lebensumständen indessen fast nichts bekannt ist. Ob sein Name ein wirklich bürgerlicher war od. nur ein angenommener, wie vielfach behauptet worden ist (St. sollte nach den Einen den Verflechter der dichterischen Mären bedeuten, nach Anderen den Streicher [mittelhochdeutsch strîchaere], d. h. den wandernden Dichter), bleibt unentschieden, ebenso ob er seine Heimat in Oesterreich hatte, dessen Zustände, nam. die des Wiener Hofes, er allerdings sehr genau kennt u. schildert. Die Zeit seiner dichterischen Thätigkeit fällt etwa in die J. 1225 bis 1250. Das erste der uns erhaltenen Gedichte von St., „Daniel v. Blumenthal", welches einen Stoff aus dem Artussagenkreise behandelt, ist als Ganzes noch ungedruckt u. von geringem Werthe. Besser ist sein „Karl" (herausgeg. von Bartsch, Quedlinb. 1857), eine erneuerte Bearbeitung des „Rolandsliedes" (s. d.) auf Grundlage des Werkes vom Pfaffen Konrad, aber mit Benutzung auch des franz. „Rolandsliedes" u. vielleicht älterer deutscher Gedichte über Karl d. Gr. Die eigentliche Stärke des St.s aber liegt auf dem Gebiete der kleinen lehrhaften Erzählung, welche Gattung das Mittelalter „Beispiel" nannte (zerstreut gedruckt, z. B. bei Hahn, „Kleinere Gedichte des St.s", Quedlinb. 1839), u. des Schwankes. In dieser Beziehung ist hervorzuheben sein „Amis" (herausgeg. u. A. von Lambel, „Erzählungen u. Schwänke", Lpz. 1871); den Inhalt dieses meisterhaft erzählten Gedichtes bilden die Gaunerstreiche des Pfaffen Amis, der gleich Tyll Eulenspiegel, auf den viele seiner Thaten später übertragen wurden, das Land durchwandert u. die Leute mit gesundem, oft derbem Humor zum Besten hat u. übervortheilt.

stricte (lat.), eng, genau, pünktlich.

Strike (engl., spr. Streik), Arbeitseinstellungen in Masse u. auf erfolgte Verabredung der Arbeiter, um Erhöhung der Lohnsätze, Verminderung der Arbeitsstunden od. sonstige Vortheile zwangsweise durchzusetzen. Die Bestimmung des Lohns eines Arbeiters für eine bestimmte Leistung (Arbeit auf Stück od. Akkord) od. für eine bestimmte Zeit (Arbeit auf Zeit) beruht, nachdem Sklaverei u. Frohndienste abgeschafft sind, auf freier Vereinbarung zwischen Arbeitgeber u. Arbeitnehmer. Der Lohn regulirt sich dabei fast ausnahmlos nach den bekannten Gesetzen von Angebot u. Nachfrage. Ist viel Arbeit zu thun, sind aber dafür nur

wenig Arbeiter vorhanden, so wird der Lohn steigen, im Gegentheil fallen. Jedermann sucht, um seine Lage zu verbessern, seine Arbeit so gut als möglich zu verwerthen. Auch der Arbeiter strebt dies an, u. wenn ein höherer Lohn nicht zu erlangen ist, so versucht er wenigstens für denselben Lohnsatz die Arbeitszeit herabzudrücken. Glaubt er zu schlecht bezahlt zu werden, so hat er das volle, unbestrittene Recht, die Arbeit nach Ablauf seiner vertragsmäßigen Kündigungsfrist zu verlassen, u. wenn dies viele od. alle Arbeiter einer Fabrik, eines Handwerks, einer Stadt od. Provinz thun, gleichviel mit od. ohne vorherige Verabredung, so üben sie nichts Anderes aus, als das ihnen zustehende Recht. Die Arbeitgeber können, sobald ihnen dies passend erscheint, ebenso verfahren. Auch sie können, Jeder für sich od. Alle zusammen, unter Einhaltung der 8- od. 14tägigen Kündigungsfrist ihre Arbeiter entlassen. Nur dürfen beide Theile, wenn eine Verabredung innerhalb der Partei selbst stattgefunden haben sollte, Diejenigen, welche etwa davon zurücktreten, nicht zwingen wollen, an der Verabredung auf alle Fälle festzuhalten. St.s sind eine Erscheinung der Neuzeit. In England vor ungefähr 40 Jahren aufgetaucht, haben sie sich über alle Industriestaaten verbreitet, bes. seitdem die Sozialdemokratie sich derselben als Agitationsmittel bemächtigt u. nicht selten mit größtem Raffinement St.s dann in Scene gesetzt hat, sobald man wußte, daß die Arbeitgeber durch eingegangene Lieferungsverträge gezwungen waren, die Strikenden fortzubeschäftigen. Nicht selten sind St.s vorgekommen, bei denen (in England unter den Baumwoll-, Eisen- u. Kohlenarbeitern) 50,000 Arbeiter u. mehr betheiligt waren, St.s, welche 1/4 Jahr u. länger gedauert haben. Auch Deutschland hat in den letzten 10 Jahren St.s genug kennen gelernt, wenn auch noch nicht von gleicher Ausdehnung u. Dauer wie England. Arbeitseinstellungen, welche gerechtfertigt waren, bei denen also in der That den Anforderungen der Arbeiter nachgegeben werden konnte, haben niemals lange gedauert, der od. die Arbeitgeber einigten sich fast ausnahmslos sehr bald mit den Strikenden. Dagegen haben die meisten von gewissenlosen sozialdemokratischen Agitatoren in Scene gesetzten St.s nur großes Elend über die verführten u. bethörten Arbeiter gebracht, u. die meisten St.s haben damit geendet, daß die Strikenden Wochen u. Monate lang ihren Arbeitslohn einbüßten, ihre Ersparnisse aufzehrten, bittern Mangel litten u. schließlich froh waren, wenn sie zu den früheren Lohnsätzen überhaupt wieder Arbeit erhielten. Von wirthschaftlichem Standpunkte ist jeder St. als ein Verlust an dem Einkommen, an der Arbeitsrente des Arbeiters u. an der Kapitalrente des Arbeitsgebers tief zu beklagen u. bleibt es sehr zu bedauern, daß es kein anderes Mittel zu geben scheint, derartige Vorkommnisse zu hindern, als abzuwarten, bis die Bethörten endlich durch Schaden klug werden.

Striktur, Stenose, ist in der Heilkunde die krankhafte Verengerung röhrenförmiger Organe u. Kanäle (Speiseröhre, Luftröhre, Harnröhre, Darm, Gallengang ꝛc.), welche angeboren sein, sonst aber verschiedenartige Ursachen haben kann; sie kann durch entzündliche Schwellung, Einlagerung bindegewebiger Massen (Hypertrophie), Narben in den Wänden der Kanäle, Kompression durch Geschwülste, endlich durch Krampf der im Kanal liegenden Muskelfasern od. durch eingedrungene fremde Körper erzeugt sein. Die Behandlung erheischt demnach bald blutige Eröffnung mittels Operation od. allmähliche Erweiterung der verengten Stelle durch Einlegung von Sonden od. Bougies, durch Einschnitt od. Aetzung, bald Anwendung krampfstillender Mittel; bisweilen müssen auch, wenn durch die St. (z. B. bei Harnröhrenstriktur) der Austritt der Absonderung (z. B. des Harns) ganz behindert ist u. man durch die einfachen chirurgischen Hülfsmittel (z. B. Katheterisiren) den Abfluß nicht zu Wege bringen kann, an geeigneten Orten neue Oeffnungen u. Kanäle (z. B. durch Blasenstich) angelegt werden.

Ströbeck, Dorf mit gegen 1000 E. im Kreise Halberstadt, Reg. Bez. Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, 1/2 M. nordwestl. von Halberstadt. Seine Bewohner sind seit Jahrhunderten als geschickte Schachspieler bekannt. Nach Einigen hätten sie das Spiel durch einen im Orient gefangen gewesenen Ritter erlernt; nach Anderen hätte ein Bischof von Halberstadt sie darin unterrichtet u. sie mit einer Reihe von Vorrechten begnadet, so lange, bis sie eine Partie verlieren würden. Der Große Kurfürst schenkte ihnen ein Schachbret. Die St.er stellen ihre Schachfiguren übrigens so, daß die Thurmbauern zwei Felder vorgerückt werden, ebenso der Königinnenbauer, hinter den die Königin tritt. Auch sonst haben sie einige eigenthümliche Züge.

Stroboskop ist ein 1833 von Stampfer in Wien u. gleichzeitig von Plateau in Genf (unter dem Namen Phenakistiskop) ersonnener Apparat, um mit Hülfe der sehr raschen Vorführung von solchen Zeichnungen, welche bewegte Figuren in ihren successiven Stellungsveränderungen darstellen, den Eindruck hervorzubringen, als ob das Auge jene Figuren in wirklicher Bewegung sähe. Die Wirksamkeit des St.s gründet sich auf die physiologische Thatsache, daß der Lichteindruck auf unser Auge nicht momentan mit dem Aufhören der Ursache verschwindet, sondern noch eine kurze Zeit nachwirkt, nachdem jene Ursache schon aufgehört hat. Dadurch bilden sich Uebergänge zwischen den einzelnen, sprungweise sich ändernden Eindrücken, welche bei entsprechend gezeichneten Bildern die Vorstellung erwecken können, als sehe man regelmäßige, stetig sich wiederholende Bewegungen vor sich. Bei dem älteren Apparat waren die Abbildungen auf dem Umfange einer rasch rotirenden Scheibe angebracht u. wurden durch einen schmalen Spalt betrachtet, der nur den Raum je eines Bildes auf einmal übersehen ließ. In neuerer Zeit ist das St. unter dem Namen „Zootrop", „Lebensrad" od. „Wundertrommel" in viel bequemerer Gestalt aus Amerika in den Handel gekommen. In einer oben offenen Trommel, die um eine in der Mitte des Bodens befestigte Achse schnell gedreht werden kann, sind in den oberen Theil der Seitenwand eine Anzahl gleich weit abstehender Spalte geschnitten. Der untere Theil der Wand ist innen mit einem Papierstreifen ausgekleidet, auf welchen eine Figur eben so vielmal gezeichnet ist, als oben Spalte sind, aber jedesmal in etwas anderer Stellung einer bestimmten Handlung. Sieht man durch die oberen Spalte nach der Zeichnung, indem man die Trommel schnell dreht, so erblickt man alle Figuren in scheinbar lebendiger Bewegung, da vor dem Auge immer ein neuer Spalt erscheint, mit einer Zeichnung in neuer Stellung dahinter, ehe noch der Eindruck des vorhergehenden Bildes auf der Netzhaut erloschen ist.

Strodtmann, Adolf Heinrich, Dichter u. Schriftsteller, bez. Literaturhistoriker u. Uebersetzer, geb. 24. März 1829 zu Flensburg, wo damals sein Vater Subrektor an der Gelehrtenschule war, besuchte die Gymnasien in Flensburg, Hadersleben, Plön u. Eutin u. trat 1848 als Freiwilliger in das schleswig-holsteinische Heer. Im Treffen bei Bau verwundet u. gefangen genommen, verbrachte er den Sommer theils in Lazarethen, theils auf dän. Kriegsschiffen. Nach seiner Auswechselung bezog er im Herbst 1848 die Universität Bonn, die er aber verlassen mußte, als ihn das Schicksal Kinkel's (s. d.) zu einem für diesen sympathischen Gedichte angeregt hatte. St. wandte sich nun (1850) nach Paris u. von dort nach London, wo er in einer livländischen Familie als Hauslehrer thätig war, bis er sich im Sommer 1852 nach Nordamerika einschiffte. In Philadelphia gründete er eine Buchhandlung u. gab eine belletristische Zeitschrift, „Die Lokomotive", heraus, verlor aber bei dem Unternehmen fast sein ganzes Vermögen. 1856 kehrte er nach Deutschland zurück u. nahm seinen Aufenthalt in Hamburg. Hier gründete er sich zuerst als Lehrer, dann als Schriftsteller eine Existenz. Auf dem poetischen Gebiete veröffentlichte er: „Lieder eines Kriegsgefangenen" (Hamb. 1848); „Lieder der Nacht" (Bonn 1850); „Gedichte" (Lpz. 1857; 2. Aufl. 1870); „Rohana, ein Liebesleben in der Wildniß" (Hamb. 1857; 2. Aufl., Berl. 1872); „Ein Hohes Lied der Liebe" (Hamb. 1858); „Brutus, schläfst du?" (Zeitgedicht, ebd. 1863) ꝛc. Von seinen Prosaschriften sind hervorzuheben: „Gottfried Kinkel" (2 Bde., Hamb. 1850 f.) u. „Heinrich Heine's Leben u. Werke" (2 Bde., Berl. 1869; 2. Aufl. 1874). Außerdem hat St. die Werke Heine's (21 Bde., Hamb. 1861—66) u. eine höchst werthvolle Sammlung der „Briefe von u. an G. A. Bürger" (4 Bde., Berl. 1874) herausgegeben. Sehr verdienstlich ist ferner sein Bemühen, das deutsche Publikum durch vortreffliche Bearbeitungen mit den hervorragendsten Leistungen der modernen skandinavischen Literaturen bekannt zu machen: hierher gehören: „Das geistige Leben in Dänemark" (Berl. 1873); „Die Hauptströmungen des 19. Jahrh." von Georg Brandes (aus dem Dänischen, 4 Bde., ebd. 1874—76); „Frau Marie Grubbe, Interieurs des 17. Jahrh.", ein Roman des dän. Dichters J. P. Jacobsen (ebd. 1878) ꝛc. Auch aus dem Englischen u. Französischen hat er treffliche Uebertragungen geliefert: „Lieder- u. Balladenbuch amerikan. u. engl. Dichter der Gegenwart" (Hamb. 1862); „Die Arbeiterdichtung in Frankreich" (ausgewählte Lieder franz. Proletarier, ebd. 1863); Rogeard's „Armes Frankreich!" (ebd. 1865); „Shelley's ausgewählte Dichtungen" (Hildburgh. 1866); „Tennyson's ausgewählte Dichtungen" (ebd. 1867); Montesquieu's „Persische Briefe" (Berl. 1866) ꝛc. Endlich veröffentlichte er als Berichterstatter im Hauptquartier der 3. Deutschen Armee im Kriege gegen Frankreich Kriegserinnerungen unter dem Titel: „Alldeutschland in Frankreich hinein!" (2 Bde., Berl. 1871).

Strogonoff (spr. Stroganoff), eine altberühmte, jetzt gräfliche russ. Familie, als deren Ahnherr ein reicher Kaufmann in Nowgorod, Anika **St.**, gilt, der zu Anfang des 16. Jahrh. große Salinen u.

Eisenwerke im Ural besaß u. einen Handelsweg über dieses Gebirge nach Sibirien entdeckte. Seine drei Söhne Jakow, Grigorij u. Ssemen St. siedelten sich mit mehreren anderen Russen, um jenen Besitzungen näher zu sein u. zugleich den Pelzhandel aus erster Hand betreiben zu können, zwischen der Kama u. Dwina an. Auch erhielten sie vom Zaren Iwan dem Schrecklichen bedeutende Privilegien u. Handelsmonopole sowie durch Schenkungsbriefe die wüsten Länderstrecken zwischen der Kama u. Tschussowaja (südlich von der Stadt Perm). Hier gründeten dann die Brüder mehrere Städte u. befestigte Dörfer (Ostrogs) u. errichteten auch ein eigenes Heer, mit dem sie 1572 die Tscheremissen, Ostjäken u. Baschkiren siegreich bekämpften. Als nachher der mongolische Eroberer Sibiriens, Kutschjum, ihre Besitzungen an der Kama bedrohte, erbaten die Brüder vom Zaren die Erlaubniß zum Bau von Festungen in Sibirien; sie erhielten nicht blos diese, sondern auch einen am 30. Mai 1574 ausgestellten Schenkungsbrief auf das feindliche Land. Doch ward dasselbe erst 6 Jahre später von Ssemen St. bekriegt, u. zwar bediente er sich hierzu Jermak Timofejeff's, des gefürchteten Hetmans der Don'schen Kosaken, der Kutschjum schlug u. binnen 2 Jahren Sibirien vollständig unterjochte, welches nun als ein Zarthum dem Russ. Reiche hinzugefügt wurde; der ganze Handel Sibiriens wurde in die Hände der St.'s gelegt, die nun mit der Zeit Erbauer u. Besitzer von mehr als 100 Städten, Marktflecken, Dörfern, Kolonien, Fabriketablissements, Hüttenwerken, Goldwäschen rc. wurden. Für den patriotischen u. gemeinnützigen Gebrauch, den sie, so oft es geboten war, von ihren Reichthümern machten, erhielten sie vom Zaren Michael Feodorowitsch Romanoff neue Ehren u. wichtige Vorrechte. Gegen Ausgang des 17. Jahrh., wo das Haus St. bereits mit den vornehmsten Familien Rußlands verschwägert war, wurde es nur noch durch Grigorij **St.** u. dessen drei Söhne Alexander, Nikolai u. Sergei vertreten. Letzteren nahm Peter d. Gr. 6. Mai 1722 plötzlich alle Privilegien u. entschädigte sie nur durch den bloßen Baronstitel. Alexander St. starb kinderlos, während von seinen beiden Brüdern die jetzt noch blühenden zwei gräflichen Linien des Geschlechts abstammen. Die Nachkommen des Sergei St. wurden 1761 von Kaiser Franz I. in den deutschen Reichs- u. 1798 von Kaiser Paul in den russ. Grafenstand erhoben, während die des Nikolai St. erst von Kaiser Nikolaus die Grafenwürde erhielten. In neuerer Zeit machten sich insbes. bekannt: Graf Paul **St.**, ein Enkel des Sergei St. u. ein Sohn des mit einer Verwandten der Kaiserin Elisabeth vermählten Grafen Alexander St., der, geb. 1734, als Oberkammerherr u. Präsident der Akademie der Künste 1811 zu Petersburg starb. — Graf Grigorij Alexandrowitsch **St.**, ein Enkel des Nikolai St., geb. 1770, war 1805—9 Gesandter in Madrid, dann in Stockholm u. 1821 in Konstantinopel, wo er energisch das Interesse der Griechen vertrat, bis ihn die Hartnäckigkeit der Pforte seinen Forderungen gegenüber zum Verlassen Konstantinopels bewog; hierauf nahm er in Petersburg seine Entlassung u. ging auf Reisen ins Ausland. Er starb als Oberkammerherr 1850. — Graf Karl Sergei **St.**, ältester Sohn des Vorigen, geb. 1795, heirathete die Erbtochter des Grafen Paul, zeichnete sich als Gouverneur von Riga zur Zeit der Cholera u. als Gouverneur von Minsk nach dem Falle Warschau's (1831) aus, war 1835—47 Kurator des Moskauer Universitätsbezirks u. starb als Generaladjutant u. Senator 1857 zu Moskau. Er war Präsident der Gesellschaft für russ. Geschichte u. Alterthumskunde u. hat auch selbst mehrere archäolog. Schriften verfaßt. — Graf Grigorij **St.**, Stallmeister Kaiser Alexander's II., war seit 1856 vermählt mit dessen Schwester, der Großfürstin Maria Nikolajewna (geb. 18. Aug. 1819, gest. zu Petersburg 21. Febr. 1876).

Strohblume, s. „Gnaphalium".

Strohfidel, auch Holzharmonika genannt, ein sehr primitives Schlaginstrument, welches aus einer Anzahl abgestimmter Stäbchen aus trockenem Tannenholz besteht, die mittels zweier Bindfaden an einander gereiht sind u. beim Spielen so auf zwei dünne Strohbündel gelegt werden, daß sie nahe an ihren Endpunkten Unterstützung finden, im Uebrigen aber frei liegen. Die längeren, tiefere Töne angebenden Stäbchen liegen auf den Spieler zu; die kürzeren, höher gestimmten, von ihm ab. Die Töne selbst werden mittels eines kleinen Hämmerchens hervorgebracht, dessen Stiel ein Fischbeinstäbchen bildet.

Strohhüte, ein Produkt der Strohflechterei, welches im vorigen Jahrhundert in Toscana als Industrieartikel aufkam u. jetzt bes. in der Provinz Florenz in bedeutender Ausdehnung fabrizirt wird, so daß die Ausfuhr an St.n von dort jährlich einen Werth von 12—15 Mill. Mk. hat. Außer Italien werden in Europa St. noch in der Schweiz, in Belgien, Deutschland (Sachsen, Hannover u. im Schwarzwalde) sowie in Oesterreich hergestellt. Die Verfertigung der St. zerfällt in drei Haupttheile: a. die Zubereitung des Strohes; b. das Flechten der Bänder, deren jedes aus 7—14 Halmen gebildet wird; c. das Zusammennähen der geflochtenen Bänder. Neuerdings benutzt man sowol zum Sortiren des Strohes als auch zum Formen der Hüte besondere Maschinen. Die Feinheit der Florentiner Hüte wird durch die Anzahl von Bändern ausgedrückt, welche auf der Breite des Schirmes od. Randes sich befinden. In weiterem Sinne zählt man zu den St.n auch die aus den faserigen Rippen mancher Palmenarten hergestellten Geflechte. So geben die Schirmpalme (Corypha inermis), die Besenpalme (Thrinax argentea), die Toko pat (Livistonia australis), die Zwergpalme (Chamaerops humilis) u. a. Materialien für derartige Flechtwerke. Die Panamahüte werden in Panama, Ecuador u. Neugranada von den faserigen Blattrippen der Bombonax (Ludovica palmata) gefertigt.

Strom ist ein großer Fluß, der durch Vereinigung kleinerer entstanden ist, eine in der Regel bedeutende Geschwindigkeit hat u. direkt dem Meere od. einem großen Landsee zugeht. Doch ist die Grenze zwischen den Benennungen St. u. Fluß schwankend. — Stromprofil ist die graphische Darstellung des Querschnittes eines Stromes. Durch sie wird mit Hinzunahme der Stromgeschwindigkeit die Berechnung der Menge des abfließenden Wassers ermittelt. — Stromschnelle ist die Stelle im Laufe eines Flusses, an welcher derselbe eine bedeutend größere Geschwindigkeit hat als vor- u. nachher. Gewöhnlich hängt mit ihr eine Verengung des Flußbettes u. eine Klippenbildung in demselben zusammen. Sie legt daher der Schiffahrt große Schwierigkeiten in den Weg u. kann diese, wenn die Geschwindigkeit so groß wird, daß die Stromschnelle gewissermaßen nur ein in die Länge gezogener Wasserfall ist, ganz unterbrechen. Der Rheinstrudel bei Bingen, das Eiserne Thor der Donau bei Orsowa u. der Donaustrudel oberhalb Linz, die Imatra, in welcher der Abfluß des Saimasees in Finnland, der Wuoxen, auf 1000 m. Weg 50 m. Gefälle hat, die Stromschnellen des Shannon in Irland, die des St. Lorenzstromes bei seinem Austritte aus dem Ontario in Canada rc. gehören zu den bekanntesten Stromschnellen. Geringe u. gefahrlose Stromschnellen haben die meisten Flüsse aufzuweisen.

Strómboli (griech. Strongyle, d. i. die Runde), eine der Liparischen Inseln (s. d.), mit etwa 2000 E. Ihr beständig thätiger Vulkan gleichen Namens ist ein Schlackenberg von 921 m. Höhe; sein Krater, nördl. von der höchsten Spitze der Insel, wirft in regelmäßigen Zwischenräumen Steine aus, die aber in den Krater zurückfallen. Nachts verbreitet er einen weithin sichtbaren Feuerschein u. dient den Schiffern als Leuchtthurm. Das Alterthum machte St. zum Sitz des Windgottes Aeolos, angeblich weil man aus dem Rauche des Vulkans das Wetter drei Tage vorher bestimmen kann. Die Insel ist reich an Schwefel u. Bimsstein, den man sammelt, hat aber auch fruchtbare Striche, auf denen Baumwolle, Wein u. ausgezeichnete Südfrüchte gebaut werden. Neben ihr liegt die kleinere Insel Strombolino.

Stromeyer, Georg Friedrich Louis, berühmter Arzt u. Chirurg, wurde geb. 6. März 1804 zu Hannover, wo sein Vater, Christ. Friedrich **St.**, kurfürstl. Leibchirurg war. Auf der Chirurgischen Schule in seiner Geburtsstadt vorgebildet, studirte St. 1823—25 in Göttingen, 1825—26 in Berlin u. dann noch einige Monate in Wien, machte im März 1827 in Hannover sein Staatsexamen, verbrachte hierauf behufs weiterer wissenschaftlicher Studien längere Zeit in London u. Paris u. ließ sich im Okt. 1828 als praktischer Arzt in Hannover nieder, wo er später auch Hofchirurg u. Lehrer an der Chirurgischen Schule ward. Seit Michaelis 1838 Professor der Chirurgie in Erlangen, ging er 1841 in gleicher Eigenschaft u. als Primärarzt des Allgemeinen städtischen Krankenhauses nach München, folgte aber $1\frac{1}{2}$ Jahr später einem Rufe als Professor der Chirurgie u. Direktor eines orthopädischen Instituts nach Freiburg. Im Nov. 1848 ward er an Stelle des nach Berlin berufenen B. Langenbeck Professor der Chirurgie u. Generalstabsarzt der schleswig-holstein. Armee in Kiel. Sein entschiedenes Organisationstalent fand hier ein weites Feld der Thätigkeit, nam. in den Kriegen von 1849 u. 1850. Im April 1854 kehrte St. als Generalstabsarzt der hannöv. Armee in seine Vaterstadt zurück. Auch in dieser Stellung wirkte er ungemein segensreich, insbes. für die Schulung der Militärärzte u.

Sanitätssoldaten. Nachdem St. 1867 an den zur Verbesserung des Kriegssanitätswesens einberufenen Konferenzen in Berlin Theil genommen, sollte er Generalarzt des 4. Armeecorps in Magdeburg werden, indeß lehnte er ab u. ließ sich im April dess. J. pensioniren. Trotzdem fand ihn der Deutsch-franz. Krieg wieder auf dem Kriegsschauplatze thätig, u. zwar in der von ihm erbetenen Stellung als konsultirender Chirurg der III. Armee. Im Mai 1872 unternahm er noch eine dritte Reise nach England. Sein 50jähriges Doktorjubiläum im April 1876 überlebte er nur kurze Zeit: er starb zu Hannover 15. Juni 1876. Als Fachgelehrter erwarb er sich nam. um die operative Orthopädik, für die er durch die Einführung des Sehnenschnittes fast bahnbrechend wurde, u. um die Kriegsheilkunde die größten Verdienste. In dieser Beziehung sind von seinen Schriften insbes. zu erwähnen: „Beiträge zur operativen Orthopädik" (Hann. 1838); „Handbuch der Chirurgie" (Freiburg 1844—50) u. „Maximen der Kriegsheilkunst" (Hann. 1855). Daß St. aber über dem Arzte nie den Menschen vergessen, daß er überhaupt ein hervorragender Geist u. Charakter war, zeigen seine interessanten u. gehaltreichen „Erinnerungen eines deutschen Arztes" (2 Bde., Hann. 1875).

Strontian, s. „Strontium".

Strontianit, ein Mineral, welches seinen Namen von dem Orte Strontian in der schott. Grafschaft Argyle, in deren Nähe es in größeren Mengen vorkommt, erhalten hat; erscheint in nadelförmigen u. spießigen, oft büschelförmig gruppirten Krystallen des rhombischen Systems, kommt aber auch in derben, dünnstengeligen u. faserigen Massen vor; gewöhnlich weiß od. farblos, zuweilen auch gelblich od. grünlich. Härte: 3,5; spezifisches Gewicht: 3,6 bis 3,8. Der St. besteht aus kohlensaurem Strontiumoxyd (Strontian) u. enthält in 100 Theilen 30 Kohlensäure u. 70 Strontian. Der St. wird zur Bereitung von Strontiansalzen, nam. von salpetersaurem Strontian, verwendet. Man hat ihn außer in Schottland auch bei Hamm in Westfalen, bei Clausthal am Harz, Leogang in Salzburg u. Braunsdorf bei Freiberg gefunden.

Strontium, ein metallischer Grundstoff, der sich aber nirgends in der Natur unverbunden, sondern immer nur in Verbindung mit Sauerstoff als Strontiumoxyd, Strontian od. Strontianerde findet, die ihrerseits auch nur wieder in Verbindung mit Säuren (Kohlensäure od. Schwefelsäure) angetroffen wird. Die Strontianerde wurde zuerst von Klaproth u. Hope 1793 als eigenthümlich erkannt, während das darin enthaltene Strontiummetall 1807 von Davy entdeckt, aber erst 1855 von Bunsen u. Matthießen in größerer Menge u. ganz rein abgeschieden wurde. Das St. ist ein schön goldgelbes Metall mit starkem Glanze, härter als Blei, dehnbar, besitzt einen hackig-körnigen Bruch, schmilzt in der Rothglühhitze, bekommt an der Luft erhitzt eine kupferrothe Farbe u. verbrennt dann mit glänzendem Lichte zu Strontiumoxyd. Das spezifische Gewicht des St.s ist 2,542, das Aequivalent 43,8, das Atomgewicht 87,6; sein chemisches Zeichen Sr. — An trockener Luft hält sich das St. lange Zeit unverändert, in feuchter oxydirt es sich jedoch sehr schnell. Wasser wird vom St. schon bei gewöhnlicher Temperatur unter stürmischer Wasserstoffgasentwicklung zersetzt; es bildet sich hierbei Strontiumoxydhydrat (SrO,HO). Dasselbe ist, ebenso wie das Strontiumoxyd, weiß, beide gleichen in ihrem chemischen Verhalten u. in ihren Eigenschaften sehr dem Baryumoxyd u. Baryumoxydhydrat, nur ist das Strontianhydrat etwas schwerer in Wasser löslich als das Barythydrat. Das Strontiumoxyd ist eine ziemlich starke Base u. bildet mit den Säuren die Strontiumoxydsalze, Strontiumsalze od. Strontiansalze; von diesen wird nam. das salpetersaure Salz, der salpetersaure Strontian (Strontiana nitrica), fabrikmäßig dargestellt u. in der Feuerwerkerei zur Herstellung von Rothfeuer, rothen Leuchtkugeln u. dergleichen verwendet. Dieses Salz hat nämlich die Eigenthümlichkeit, ebenso wie das Chlorstrontium, die Flamme lebhaft roth zu färben. Andere Strontiumverbindungen zeigen diese Flammenfärbung nur dann, wenn sie geglüht, mit Salzsäure befeuchtet u. dann in die Flamme gehalten werden. Da das Chlorstrontium ($SrCl$), ein weißer, an der Luft zerfließlicher Körper, sich in Alkohol löst, so brennt eine solche Lösung ebenfalls mit rother Flamme. Der kohlensaure Strontian findet sich schon in der Natur als Strontianit, ferner auch der schwefelsaure Strontian als Cölestin (s. d.). Die übrigen Strontiansalze haben kein allgemeines Interesse. Es giebt auch ein Strontiumhyperoxyd (SrO_2), welches sich ganz so wie das Baryumhyperoxyd verhält.

Strophe (griech. s. v. a. „Wende") heißt in der Poesie die regelmäßig wiederkehrende Verbindung einer bestimmten Anzahl von Verszeilen zu einer rhythmischen Einheit. Die St. dient vor Allem der lyrischen Poesie als eine Kunstform, um den Gedankeninhalt regelmäßig zu gliedern u. an bestimmten Stellen eine Ruhepause eintreten zu lassen. Spuren von Strophik finden sich schon in der hebr. Poesie; die künstlerische Ausbildung der St. erfolgte jedoch erst bei den Griechen u. in Nachahmung derselben bei den Römern. Die einfachste Form der St. ist das Distichon (s. d.) od. sonst ein Zweizeiler; übrigens gingen die alten Dichter nicht über die vierzeilige St. hinaus, mit Ausnahme der Chorgesänge bei Pindar u. im Drama, bei welchen nicht mehr einzelne Verse, sondern größere Versgebäude die Grundlage des Ganzen bilden, u. deren Ueberlänge sich in St., Antistrophe (d. h. Gegenstrophe) u. den abschließenden Epodos (s. „Epode") gliedert. Die berühmtesten Vierzeiler sind die sapphische u. die alkäische St. In der mittelalterlichen Poesie wurde das Strophenverhältniß zugleich durch die Abwechslung des Reims kenntlich gemacht; so reimen z. B. in der vierzeiligen Nibelungenstrophe Zeile 1 u. 2 u. dann 3 mit 4. Die Ausdehnung der St. auf 8, 12 u. noch mehr Zeilen rührt bei von den provençalischen, ital. u. span. Lyrikern her. Durch Abwechslung in der Verszahl entstanden zugleich künstliche Schemata, wie z. B. das Sonett (s. d.); die Geschmacklosigkeit u. Künstelei der Meistersänger (s. d.) hat St.n von mehr als 100 Versen geschaffen. Eine Nachahmung der antiken St. versuchte bes. Klopstock, von den neueren Dichtern bes. Platen. Mit Unrecht pflegt man übrigens die St. in der Regel „Vers" zu nennen, wenn man z. B. von Liederversen im Gesangbuch redet.

Strossenbau, s. unter „Bergbau".

Stroud (spr. Straud), Fabrikstadt mit 7082 E. (1871) in der engl. Grafschaft Gloucester; liegt zwischen den Cotswoldhügeln am Zusammenflusse von Frome u. Slade, am Stroudkanal, der mit dem Themse-Severn-Kanal in Verbindung steht, u. an der Verbindungsbahn Gloucester-Swindon, ist Mittelpunkt einer ausgedehnten Tuchfabrikation u. beschäftigte 1871 in 59 Fabriken 3497 Tuchmacher u. 43 Wollfärber. In der Umgebung sind es bes. die Orte Painswick, Bisley, Minchin-Hampton u. Dusley, die wie St. die feinsten engl. Tuche liefern.

Strousberg, Bethel Henry, eigentlich Barthel Heinrich **Straußberg**, ein in gewissem Sinne berühmter Spekulant größten Stils, seiner Zeit genannt „der Eisenbahnkönig", stammt aus einer Familie der sog. Schutzjuden zu Neidenburg in Ostpreußen, wo er 20. Nov. 1823 geboren ward. In seinem 13. Jahre zur Waise geworden, ging St. auf einem Kohlenschiff nach England, wo er bei einem in London als Kaufmann lebenden Oheim in die Lehre trat. Hier änderte er die Schreibweise seiner Namen u. ließ sich taufen. Nachdem er die Stellung bei seinem Oheim verlassen hatte u. in untergeordneten Stellungen thätig gewesen war, wurde er Reporter für Londoner Zeitungen, bes. Handelsblätter. Daneben war er Agent für Versicherungsgesellschaften. Der Verlust eines mühsam erworbenen kleinen Vermögens trieb ihn 1848 nach Nordamerika, wo er wieder ein sehr bewegtes Leben führte. 1850 kehrte St. nach London zurück, nahm von Neuem seine journalistische Thätigkeit auf u. siedelte 1855 als Generalagent der engl. Versicherungsgesellschaft „Waterloo" nach Berlin über, wo seine Spekulationssucht ihn bald in die ausgedehntesten Unternehmungen verwickelte. 1861 erhielt er die Konzession zum Bau der Tilsit-Insterburger Eisenbahn, übernahm den Bau der Ostpreuß. Südbahn, nach u. nach eine ganze Reihe anderer Bahnen in Deutschland u. Oesterreich, im Dez. 1869 begann er unter Betheiligung des Herzogs von Ujest u. des Grafen Lehndorf auch den Bau der Eisenbahnen in Rumänien. Nebenbei erwarb er großen Bodenbesitz (darunter die Herrschaft Zbirow in Böhmen) u. brachte zahlreiche industrielle Anstalten u. Unternehmungen in seinen Besitz. Abgeordneter zum Zollparlament geworden, stand St. auf der Höhe seiner Vielgeschäftigkeit, als der Deutsch-franz. Krieg ausbrach. Die ihm durch denselben verursachten großen Verluste wurden aber für ihn um so verhängnißvoller, als auch die Angelegenheit der rumän. Bahnen einen ungünstigen Verlauf nahm: die zwischen St. u. der rumän. Regierung ausgebrochenen Differenzen endeten 1872 mit einem Vergleiche, wonach St. seine Rechte u. Pflichten an eine Aktiengesellschaft abtrat u. für die an ihn erhobenen Ansprüche 18 Mill. Mk. zahlen mußte. Infolge dessen mußte St. einen großen Theil seiner Besitzungen verkaufen od. verpfänden, aber weder dies noch die versuchte Verwerthung seiner reichen Zbirower Besitzungen, auf denen er große Fabrikunternehmungen begonnen hatte, noch auch die Uebernahme neuer Eisenbahnbauten vermochte ihn aus seinen finanziellen Schwierigkeiten heraus zu bringen; im Sept. 1875 brach der Konkurs aus. St. begab sich nun nach Moskau, hier aber mußte wenige Wochen darauf auch die Kommerzleihbank, mit der St. in enger

Gesellschaftsverbindung gestanden hatte, liquidiren, u. St. wurde mit in den Sturz verwickelt. Am 19. Nov. verhaftet u. 5. Nov. 1876 vom Moskauer Bezirksgericht auf Grund des Geschworenenverdikts ins Ausland verwiesen, mit dem Verbot der Rückkehr, sah er sich doch erst im Sommer 1877 aus der Haft entlassen, worauf er nach Deutschland zurückkehrte. Während seiner unfreiwilligen Muße in Moskau verfaßte er eine Selbstbiographie, bez. Selbstvertheidigung („Dr. St. u. sein Wirken, von ihm selbst geschildert", Berl. 1876). Im Jan. 1878 erhielt St. die Stelle eines Direktors der neuen Pferdebahngesellschaft in Berlin u. ließ bald darauf die Broschüre „Berlin, ein Stapelplatz des Welthandels durch den Nord-Ostsee-Kanal" (Berl. 1878) erscheinen. Vgl. „Dr. St., der Eisenbahnkönig; sein Leben u. Wirken bis zu seiner Verhaftung" (Stuttg. 1875).

Strozzi, Bernardo, ital. Historienmaler, genannt il Capuccino u. il Prete Genovese, aus einem berühmten, in der florentinischen Hauptlinie von Papst Innocenz XIII. nachmals gefürsteten Geschlecht, geb. 1581 zu Genua, wurde wider seinen Willen in die Mönchskutte gesteckt, entwich aus seinem Kloster in Genua u. wandte sich nach Venedig, wo er später als Maler u. Kriegsbaumeister in die Dienste der Republik trat u. 1644 starb. Seinen Bildern in Oel u. Fresco, von denen sich noch viele in Italien u. in einzelnen Museen des Auslandes erhalten haben, fehlt Schönheit des Ausdruckes u. Korrektheit der Zeichnung, doch ist an ihnen meistentheils die Behandlung der Farbe u. die Charakteristik bemerkenswerth. Seine Richtung war, wie bei Caravaggio, eine naturalistische.

Structur, s. „Struktur".

Strudel od. Wirbel sind durch Gegenströme hervorgebrachte kreisförmige Strömungen, in deren Mitte sich das Wasser in die Tiefe stürzt, so daß sich dort eine trichterförmige Vertiefung bildet. Sie können im Meere u. in den Flüssen vorkommen. Der großartigste u. einer der bekanntesten ist der Maelstrom (s. d.) zwischen den beiden südlichsten großen Inseln der Lofoten, zwischen Moskóe u. Moskóenäs. Die inselreiche norwegische Küste hat dergl. noch mehrere, aber wenig bedeutende. Der im Alterthum gefürchtetste war die Scylla u. Charybdis (s. d.). Ein zweiter St. des Mittelmeers ist der chalkidische im Euripos, welcher die Insel Euböa von Griechenland trennt, u. eine Menge anderer zeigen die Hebriden u. Faröerinseln, überhaupt alle die felsigen Inselgruppen, zwischen welchen die tiefen Meeresarme durch die Gezeiten u. durch Stürme in ungewöhnliche Bewegung versetzt werden. St. in den Flüssen sind weniger kreisförmige als durch Unebenheit des Flußbettes hervorgebrachte unruhige Bewegungen des Wassers, die sich gewöhnlich auch nur auf einen Theil des Querschnittes erstrecken u. als partielle Stromschnellen (s. d.) gelten können, wie die Donaustrudel oberhalb Linz, der Rheinstrudel bei Bingen u. der Brauten (d. i. St.) in der Elbe unterhalb Pirna, der jetzt durch Verlegung des Fahrwassers fast beseitigt ist.

Strudelwürmer (Turbellaria) sind ungegliederte, blatt- od. bandförmige, weiche, über u. über mit Flimmerhärchen bedeckte Würmer, welche ihren Namen von der wirbelnden Bewegung haben, die sie mittels dieser Flimmer im Wasser hervorbringen, die aber nicht zur Fortbewegung dient. Die St. schwimmen durch wellenförmige Körperbewegung, einige kriechen nach Schneckenart, viele bleiben merkwürdigerweise mit aufwärts gekehrtem Bauche an der Oberfläche des Wassers hangen. Ihre Größe schwankt von wenigen Millimetern bis zu 1 m.; unter den bei ihnen vorkommenden Farbstoffen findet sich auch ein chlorophyllähnlicher. Der Mund liegt theils am vorderen Körperende, theils sehen wir ihn auf die Bauchseite, selbst bis zur Körpermitte gerückt; einige St. haben einen Rüssel, der selbst die Körperlänge erreichen kann. Der Darm ist ein einfacher Schlauch (bei den Rhabdocölen), od. baumartig verzweigt (Dendrocölen); einen After haben nur gewisse Rhabdocölen. Das Blutgefäßsystem besteht aus drei vorn u. hinten ineinander übergehenden Längsstämmen; hierzu kommt noch ein Wassergefäßsystem. Die Athmung geschieht durch die Haut. Die St. sind bis auf wenige Ausnahmen Zwitter. Von einigen ist die Entwicklung mittels Metamorphose bekannt, u. beschrieb man die Larven früher als selbständige Thiere (Pilidium). Eine geringe Zahl leben auf dem Festlande, die überwiegende Mehrzahl der St. sind Wasserthiere, u. zwar sind die meisten u. größten von ihnen Seethiere.

Struensee, Johann Friedrich, Graf v., dän. Staatsmann, geb. 5. Aug. 1737 zu Halle a. S., war der zweite Sohn des dortigen Predigers St. an der Ulrichskirche (später Pastor in Altona, 1791 als Generalsuperintendent von Schleswig-Holstein gestorben). Schon im Alter von 19 Jahren wurde er Doktor der Medizin, von 20 Stadtphysikus in Altona. Seine schöne Gestalt, sein einnehmendes Wesen u. seine feine Bildung lenkten das Auge des Grafen Rantzau auf ihn, u. dieser schlug ihn Christian VII. von Dänemark zum Leibarzt vor. Auf einer Reise durch Deutschland, Frankreich u. England gewann er vollkommen die Gunst des Königs u. allmählich auch die der Königin Karoline Mathilde (s. d.), einer Schwester Georg's III. von England, in solchem Grade, daß er schon 1770 als Kabinetssekretär der Königin Einfluß auf die Regierung erhielt. Zunächst setzte er die Ertheilung unbeschränkter Preßfreiheit durch, dann machte er seinen Freund Brandt zum Gesellschafter des schwachen Königs, bewirkte im Sept. den Fall des Ministers Bernstorff, im Dez. die Aufhebung des Staatsraths u. wurde 14. Juli 1771 selbst zum Geheimen Kabinetsminister, 14 Tage darauf mit Brandt zusammen zum Reichsgrafen ernannt. Die Königin vermittelte sogar ein Edikt, daß St.'s Namensunterschrift u. Kabinetssiegel gleich denen des Königs gelten sollten. Mit stürmischer Eile führte St. nun eine Fülle von Reformen ein. Er reinigte den Beamtenstand von unfähigen od. unwürdigen Mitgliedern, ordnete die Finanzen, machte den Gerichtsgang einfacher u. weniger kostspielig, besoldete die Richter, welche bisher nur von den Sporteln lebten, hob die peinliche Examination, eine Art Folter, auf, schaffte das Monopol-, Zunft u. Innungswesen ab, regelte den Frohndienst der Bauern durch Gesetze u. sorgte für bessere Unterrichtsanstalten. Während er so dem dritten Stande zum Wohlstande zu verhelfen begann, beleidigte er durch seine Beseitigung vieler Vorrechte den Adel, durch Milderung der strengen Kirchenzucht u. Abschaffung der dritten Feiertage die orthodoxe Geistlichkeit, durch Einführung der deutschen Sprache in den königlichen Kabinetsbefehlen, im Gericht u. in der Verwaltung das dänische Nationalgefühl. Ein Jahr lang vermochte er, gestützt auf die Gunst der Königin, jeden Widerstand mit fast grausamer Härte zu bekämpfen; als er sich aber bei Gelegenheit eines Matrosenaufstandes am 10. Sept. 1771 muthlos zeigte u. am 24. Dez. die empörte Leibgarde, welche er um der Ersparniß willen hatte auflösen u. in andere Regimenter vertheilen wollen, mit Geschenken entließ, stifteten seine Gegner eine Verschwörung an. Des Königs Stiefmutter, Juliane, ihr Sohn, Prinz Friedrich, dessen Erzieher, der ehemalige Kandidat der Theologie Guldberg, Graf Rantzau-Ascheberg u. A. wußten in der Nacht vom 16. zum 17. Jan. 1772 den König von der Absicht St.'s u. der Königin zu überzeugen, ihm Krone u. Leben zu rauben. Erschreckt unterzeichnete er alle vorgelegten Haftsbefehle, ließ St. u. Brandt gefesselt in die Citadelle von Kopenhagen, seine Gemahlin nach Kronenburg bringen. Am 20. Febr. 1772 stellte man St. nach fünfwöchentlicher grausamer Haft vor ein eigenes Gericht, welches nur aus seinen Gegnern zusammengesetzt war. Geängstigt u. bedroht gestand er verbotenen Umgang mit der Königin ein, in der Hoffnung, sein Leben zu retten. Als Karoline Mathilde dann auch, um einen Theil der Schuld auf sich zu nehmen, ein ähnliches Geständniß unterschrieb, wurden St. u. Brandt zur grausamsten Todesstrafe verurtheilt. 28. April 1772 wurde ihnen zuerst die rechte Hand, dann der Kopf abgehauen, dieser auf einen Pfahl gesteckt u. der Körper zerstückelt. — Vgl. Jenssen-Tusch, „Die Verschwörung gegen die Königin Karoline Mathilde von Dänemark u. die Grafen St. u. Brandt. Nach bisher ungedruckten Originalakten" (Lpz. 1864). Michael Beer u. H. Laube haben St. zum Helden von Tragödien gemacht.

Struensee, Karl August v., Bruder des Vorigen, preuß. Staatsminister, geb. zu Halle 18. Aug. 1735; studirte Theologie, Philosophie u. Mathematik u. erhielt schon 1757 eine Professur an der Ritterakademie in Liegnitz. Seit 1769 Justizrath u. Mitglied des Finanzkollegiums in Kopenhagen, durfte er nach seines Bruders Sturze, von Friedrich d. Gr. als preuß. Unterthan reklamirt, frei u. unbehindert in sein Vaterland zurückkehren, wo er nun zuerst auf seinem Gute Alzenau bei Haynau in Schlesien lebte, bis er als Bankdirektor nach Elbing ging. 1782 wurde er Oberfinanzrath u. Direktor der Seehandlung in Berlin, als welcher er sich so verdient machte, daß ihm 1780 der König unter Hinzufügung des Namens v. Karlsbach den Adel verlieh. 1791 wurde er zum Staatsminister u. Chef des Accise- u. Zolldepartements ernannt u. starb als solcher zu Berlin 17. Okt. 1804. Verfaßt hat St.: „Anfangsgründe der

Artillerie" (3. Aufl., Lpz. 1788); „Anfangsgründe der Kriegsbaukunst" (3 Bde., ebd., 2. Aufl. 1786) u. eine von Sinapius vollendete „Beschreibung der Handlung der vornehmsten europ. Staaten". Auch übersetzte er Pinto's „Staatswirthschaftl. Aufsätze" (3 Bde., Lpz. 1800).

Struensee, Gustav Karl Otto v., Enkel des Vorigen, Romanschriftsteller, bekannt unter dem Pseudonym Gustav **vom See,** geb. zu Greifenberg in Pommern 13. Dez. 1803; folgte 1816 seinem Vater nach Köln, wohin derselbe als Polizeipräsident versetzt worden war, studirte 1823—26 in Bonn u. Berlin die Rechte, wurde 1831 Regierungsassessor, 1834 Regierungsrath in Koblenz u. 1848 Oberregierungsrath in Breslau. 1863 ins preuß. Abgeordnetenhaus gewählt, hielt er sich hier zur liberalen Partei. 1866 ließ er sich in Ruhestand versetzen. Er starb zu Breslau 29. Sept. 1875. Von seinen zahlreichen Romanen, in denen er einen gebildeten Geist sowie eine stets wachsende Fertigkeit in der äußeren Technik u. in phantasievollen Kombinationen zeigte, sind hervorzuheben: „Die Egoisten" (4 Bde., Lpz. 1853; 2. Aufl., Bresl. 1867); „Herz u. Welt" (3 Bde., Bresl. 1862; 2. Aufl. 1868); „Arnstein" (3 Bde., ebd. 1868); „Falkenrode" (4 Bde., Hann. 1870); „Lisdana" (2 Bde., ebd. 1875); „Das Majorat" (3 Bde., ebd. 1875) u. „Die Philosophie des Unbewußten" (3 Bde., ebd. 1876). Seine „Gesammelten Schriften" erschienen 1867—68 (18 Bde., Bresl.).

Struktur (vom lat. struĕre, bauen, zusammenfügen), Gefüge, Bau, Bauart, Zusammensetzung, Anordnung.

Strümpell, Ludwig Adolf, Philosoph u. Pädagog, geb. zu Schöppenstedt in Braunschweig 23. Juni 1812; studirte seit 1830 unter Herbart's Leitung in Königsberg, dann in Leipzig Philosophie u. wurde hierauf Erzieher im Hause des Grafen Medem in Kurland. Seit 1843 Privatdozent in Dorpat, erhielt er daselbst 1845 die außerord. u. 1849 die ord. Professur der Philosophie, mit der später auch das Fach der Pädagogik verbunden ward. Seit 1865 mit dem Range eines Wirklichen Staatsraths bekleidet, schied er 1870 aus dem russischen Staatsdienste u. wirkt seit 1871 als Honorarprofessor an der Universität Leipzig. Sein Hauptwerk bildet die „Geschichte der Philosophie der Griechen" (2 Bde., Lpz. 1854 bis 1861). Außerdem veröffentlichte er: „Erläuterungen zu Herbart's Philosophie" (Gött. 1834); „Die Hauptpunkte der Herbart'schen Metaphysik" (Braunschw. 1840); „Die Pädagogik der Philosophen Kant, Fichte, Herbart" (ebd. 1843); „Die Verschiedenheit der Kindernaturen" (Dorp. 1844); „Die Vorschule der Ethik" (Mitau 1845); „Entwurf der Logik" (ebd. 1846); „Die Universität u. das Universitätsstudium" (ebd. 1848); „Erziehungsfragen" (Lpz. 1869); „Der Kausalitätsbegriff u. sein metaphys. Gebrauch in der Naturwissenschaft" (ebd. 1871); „Die Natur u. Entstehung der Träume" (Lpz. 1874).

Strumpfwirkerei, als Ersatz der Handstrickerei um 1589 von William Lee in England erfunden, wozu derselbe eine Maschine, den Wirkstuhl (Strumpfwirker- od. Kullirstuhl), konstruirte. In Frankreich kam die St. erst seit 1656 mehr in Aufnahme u. wurde von da durch vertriebene Protestanten 1690 nach Deutschland übergeführt. In Sachsen ist die St., nam. im Erzgebirge, durch David Esche zu Anfang des 18. Jahrh. eingeführt worden. Ein gewirktes Stück ist wie ein gestricktes nur aus einem einzigen, in wellenförmigen Krümmungen fortlaufenden Faden gebildet, welcher reihenweise mit sich selbst verschlungen ist, so daß eine Schlinge od. Masche immer von der unter u. über ihr liegenden Schlinge od. Masche gefangen u. gehalten wird. Es giebt jedoch eine große Menge verschiedenartiger Maschenverbindungen, wodurch mannichfaltige façonnirte Gewirke hervorgebracht werden können. Der gewöhnliche Strumpfwirkerstuhl besteht aus zahlreichen Wiederholungen weniger höchst einfacher Bestandtheile. Im Gegensatz zum Kullirstuhl steht der Kettenstuhl, auf welchem, ähnlich wie im gewöhnlichen Webstuhle, jedoch in der Regel vertikal, eine Kette von vielen parallelen Fäden aufgespannt u. die Maschenbildung durch Ueberlegen dieser Fäden von einer Nadel zur andern bewerkstelligt wird. Auf diese Weise ist die Herstellung sehr verschiedenartiger Stoffe möglich, welche der Kullirstuhl nicht liefern kann. In neuerer Zeit hat man einen der Jacquardmaschine (s. d.) entnommenen Mechanismus — das Prisma mit den gelochten Karten — mit dem Strumpfstuhle verbunden, um Muster wirken zu können. Beide genannten Wirkstuhle lassen nur flache Gewirke herstellen; um cylindrische, schlauchförmige Stücke zu erzeugen, benutzt man den Rundstuhl (Cirkular- od. Schlauchstuhl), der auch ein Mehren od. Mindern der Maschen (Zu- u. Abnehmen) wie bei der Herstellung von Strümpfen gestattet.

Struve, Friedrich Adolf August, verdient u. berühmt durch seine künstliche Nachbildung natürlicher Mineralwässer, geb. zu Neustadt bei Stolpen (Sachsen) 9. Mai 1781; studirte 1799—1802 in Leipzig u. Halle Medizin, ergänzte dann noch seine Studien in Wien, ließ sich 1803 als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder, wandte sich aber 1805 nach Dresden, wo er die Salomonisapotheke gekauft hatte. Durch ein verunglücktes Experiment mit Blausäure zog er sich ein schweres Leiden zu, das den wiederholten Gebrauch von Mineralwasserkuren in Karlsbad u. Marienbad nöthig machte. Der günstige Erfolg derselben regte in ihm den Gedanken an, die dortigen Wässer künstlich nachzubilden. Nach sorgfältiger Analyse der Karlsbader u. Marienbader, wie dann auch anderer Mineralwässer, u. nach Erfindung zweckentsprechender Methoden u. Apparate gelang ihm dies, worauf er eine besondere Anstalt für die Fabrikation künstlicher Mineralwässer in Dresden errichtete. Auch schrieb er „Ueber Nachbildung der natürlichen Heilquellen" (2 Hefte, Dresd. 1824—26). Auf einer Reise begriffen, starb St. zu Berlin 29. Sept. 1840. Infolge dessen übernahm dann sein Sohn, Gustav Adolf **St.**, geb. zu Dresden 11. Jan. 1812, die Leitung der Fabrik, die inzwischen eine immer größere Ausdehnung gewonnen hat. In Rußland wurde die Herstellung u. der Gebrauch künstlicher Mineralwässer durch den Schwager des Letztgenannten, den nachmaligen russ. Geheimen Rath Karl Julius v. Fritzsche (geb. zu Neustadt bei Stolpen 20. Okt. 1808, gest. zu Dresden 20. Juni 1871), eingeführt.



Nr. 5149. Otto Wilhelm v. Struve, geb. 7. Mai 1819.

Struve, Friedrich Georg Wilhelm v., berühmter Astronom, geb. zu Altona 15. April 1793, studirte 1808—11 in Dorpat erst Philologie, dann Astronomie, wurde 1813 Observator an der dortigen Sternwarte u. 1817 Direktor derselben, als welcher er sich nam. der Beobachtung u. Messung der Doppelsterne zuwandte („Observationes Dorpatenses", 8 Bde., Dorp. 1817—39; „Catalogus novus stellarum duplicium et multiplicium", ebd. 1827; „Stellarum duplicium mensurae micrometricae", Petersb. 1831 ꝛc.) u. geodätische Arbeiten ausführte u. leitete („Beschreibung der Breitengradmessung in den Ostseeprovinzen Rußlands, ausgeführt in den J. 1821—31", 2 Bde., Dorp. 1831). Im Aug. 1839 übernahm er die Direktion der großartigen Centralsternwarte in Pultowa bei Petersburg. In dieser Stellung beschäftigte er sich insbes. mit der Organisation des Geschäftskreises sämmtlicher russ. Sternwarten u. deren Einrichtung u. Verbindung mit dem Pulkowaer Institute, leitete die von Fuß, Sabler, Sawitsch, Feodoroff u. A. zwischen dem

Kaspischen u. Schwarzen Meere ausgeführten Vermessungen, die geographischen Ortsbestimmungen in Sibirien, im Kaukasus u. in der europ. u. asiat. Türkei, die Expeditionen zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsternisse von 1842, 1851 2c., die astronomischen Untersuchungen von Peters u. die Arbeiten seines Sohnes (s. u.). 1858 durch Krankheit genöthigt, die Direktion der Pulkowaer Sternwarte niederzulegen, starb er zu Petersburg 23. Nov. 1864. Von seinen Werken sind noch hervorzuheben: „Exposé historique des travaux exécutes jusqu'à la fin de l'année 1851 pour la mesure de l'arc du meridien entre Fuglenaes et Ismail“ (Petersb. 1852) u. „Arc du meridien entre la Danube et la Mer glaciale“ (ebd. 1861). — Sein Sohn, Otto Wilhelm **v. S.**, geb. zu Dorpat 7. Mai 1819, widmete sich gleichfalls der Astronomie, ward 1839 Gehülfe seines Vaters in Pulkowa, rückte später zum zweiten Astronomen daselbst auf u. wurde zugleich berathender Astronom des russ. Generalstabs. Als solcher führte er die vom Generalstabe angeordneten umfassenden astronomisch geographischen Arbeiten aus, die einestheils die Bestimmung der Länge der russ. Centralsternwarte in Bezug auf Greenwich, anderntheils die Fixirung der Polhöhen einer Menge innerhalb Rußlands zerstreut liegender Hauptpunkte bezweckten. Seit 1858 leitet er als Nachfolger seines Vaters die Pulkowaer Sternwarte.

Struve, Gustav v., republikanischer Agitator, geb. zu München 11. Okt. 1805, studirte die Rechte, ward dann Sekretär bei der oldenburg. Gesandtschaft in Frankfurt a. M., gab aber bald diese Stellung auf u. ließ sich als Advokat in Mannheim nieder. Neben seiner Praxis beschäftigte er sich mit der Phrenologie, redigirte das „Mannheimer Journal“ u., nachdem er wegen seines Parteistandpunktes die Redaktion dieser Zeitung 1846 verloren hatte, den von ihm gegründeten „Deutschen Zuschauer“. 1848 trat er sogleich an die Spitze der Bewegung u. versuchte mit Hecker (s. d.) im April von Konstanz aus eine republikanische Schilderhebung, nach deren Mißlingen er nach Basel ging. Am 21. Sept. 1848 unternahm er mit anderen Flüchtlingen bei Lörrach einen bewaffneten Einfall auf badisches Gebiet. Nach der Niederlage bei Stauffen (24. Sept.) wollte er wieder nach der Schweiz flüchten, ward aber 25. Sept. von der Bürgergarde in Wehr gefangen genommen, nach Rastatt geführt u. 28. März 1849 von den Assisen in Freiburg zu 8 Jahren Zuchthaus verurtheilt. Durch den bad. Maiaufstand aus Bruchsal befreit, nahm er wieder Theil an der Revolution u. wurde das Haupt der republikan. Partei. Die Niederwerfung auch dieses Aufstandes trieb ihn abermals nach der Schweiz, u. 1850 von dort ausgewiesen, ging er nach England, im April 1851 nach Amerika, in New-York war er wieder journalistisch thätig, u. machte den Krieg gegen die Südstaaten 1861—62 als Hauptmann in einem Infanterieregiment mit. Nach Erlaß der bad. Amnestie (er war 1851 vom Assisengericht in Zweibrücken in contumaciam zum Tode verurtheilt worden) kehrte St. als nordamerik. Konsul für Thüringen nach Deutschland zurück; da er aber von den thüring. Staaten nicht das Exequatur erhielt, siedelte er von Koburg erst nach Stuttgart u. 1869 nach Wien über, wo er 21. Aug. 1870 starb. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: „Geschichte der Phrenologie“ (Heidelb. 1843); „Handbuch der Phrenologie“ (Lpz. 1845); „Politische Briefe“ (Mannh. 1846); „Das öffentliche Recht des Deutschen Bundes“ (2 Bde., ebd. 1846); „Grundzüge der Staatswissenschaft“ (4 Bde., Frankf. 1847 f.); „Kritische Geschichte des deutschen Staatsrechts“ (Mannh. 1847); „Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden“ (Bern 1849); „Allgemeine Weltgeschichte“ (6 Bde., New-York 1856—59; 7. Aufl. 1864—66; Nachträge, Koburg 1864—67); „Diesseits u. jenseits des Ozeans“ (Kob. 1863 f.); „Wegweiser für Auswanderer“ (Bamb. 1867); „Zwölf Streiter der Revolution“ (mit G. Rasch, Berl. 1867) u. die beiden Dramen „Die Verfolgung der Juden durch Emicho“ (Mannh. 1846) u. „Eines Fürsten Jugendliebe“ (Wien 1870). Seine Gattin, Amalie **v. St.**, geb. **Dusar,** welche im Febr. 1862 in Staten Island starb, schrieb: „Erinnerungen aus den bad. Freiheitskämpfen“ (Hamb. 1850) u. „Historische Zeitbilder“ (3 Bde., Bremen 1850) 2c.

Strychneen, Pflanzenfamilie der Loganiaceen. Ihre Grundform bildet die Gattung Strychnos od. Brechnußbaum, von welcher es in den tropischen Zonen Indiens sowie der Neuen Welt sehr verschiedene Arten giebt, die meist giftig sind. Sie enthalten als giftiges Prinzip Strychnin (s. d.) u. Brucin. Die St. sind Sträucher od. Bäume, seltener Kräuter, der Tropenzone, die sich von den Apocyneen durch ihren Mangel an Milch saft auszeichnen, beerenartige Früchte hervorbringen, sonst aber in ihrem Blumenbaue mit jenen übereinstimmen, indem sie aus einem fünfspaltigen Kelche trichterförmige Blumen treiben, welche in der Anlage zusammengedreht sind u. darum auch die Familie mit der Klasse der Contortae (Drehblumigen) verbinden. Die Blätter pflegen bei den holzigen Arten lederartig-derb zu sein, sie stehen einander bei Strychnos gegenüber. Am bekanntesten ist der eigentliche Brechnußbaum (St. Nux vomica), von welchem die Samen als sog. Krähenaugen od. Brechnüsse (s. d.) offizinell sind.

Strychnin, gehört zu den stickstoff- u. sauerstoffhaltigen Pflanzenbasen (Alkaloiden), wurde zuerst von Pelletier u. Caventou im J. 1818 als Bestandtheil der Ignatiusbohnen entdeckt, welche davon ca. $1\frac{1}{2}\%$ enthalten; später fanden es dieselben Chemiker neben einer andern Basis, dem Brucin, auch in den Brechnüssen (s. d.). Aus letzteren wird das St. jetzt auch allgemein dargestellt, da die daran reicheren Ignatiusbohnen zu selten in den Handel kommen. Das St. ist eines der stärksten Gifte des Pflanzenreiches, 0,01 Gr. kann schon tödlich wirken. In reinem Zustande erscheint es entweder als ein weißes Pulver, od in Form weißer, glänzender, prismatischer Krystalle, die in Wasser sehr schwer löslich sind (1 Theil in 6667 Theilen), aber dennoch einen unerträglich bitteren Geschmack besitzen. Mit den Säuren bildet das St. die Strychninsalze, von denen das salpetersaure St. (Strychninum nitricum) dasjenige ist, welches am häufigsten dargestellt wird. Dieses Salz wird in sehr kleinen Dosen zuweilen medizinisch verwendet; in heißen Ländern dient es zum Vergiften größerer Raubthiere.

Stuart ist der Name eines alten schott. Geschlechtes, welches achtmal den schottischen, sechsmal den großbritannischen Thron inne gehabt hat. Bis zum Anfange des 14. Jahrh. nannte es sich Stewart von der Würde eines Hausmeisters am Königshofe, die ihm erblich zu eigen gewesen sein soll. Seine Stammhalter sind seit Walther I. (gest. 1116) bekannt, aber geschichtlich bedeutend wird es erst seit den Kämpfen für Schottlands nationale Unabhängigkeit von England u. seit seiner Verbindung mit den Bruce's. Die Familienpapiere der St.'s kaufte die britische Regierung dem letzten männlichen Nachkommen des Hauses, dem Kardinal Heinrich Benedikt St., ab u. ließ sie veröffentlichen („Stuart papers“, Lond. 1847). — Vgl. Vaughan, „Memorials of the St. dynasty“ (2 Bde., Lond. 1831).

Alexander Stewart. † 1264 (s. „Schottland, Geschichte“).

Jakob, siegt u. wird besiegt mit Will. Wallace. — Johann. † 1298 in der Schlacht bei Falkirk im Kampfe für Wallace gegen Eduard I.

Walther, heir. 1315 Marjory, die Schwester König David's II. Bruce († 1371.) — Alan Stuart v. Darnley, fällt 1333 bei Halidun für David II. Bruce gegen Eduard III.

Robert II., König v. Schottland 1371—90 u. schon Regent während König David's Gefangenschaft (1346).

Robert III., König 1390—1406, für ihn reg. sein Bruder (Hieß eigentl. Johann u. war geistesschwach) — Robert, Herzog von Albany. † 1419

David, wird 1402 von seinem Oheim im Kerker umgebracht. — Jakob I., bis 1423 in Frankreich festgehalten, 1406—37 (s. d.). — Murdoch, reg. bis 1423, ruft Jakob zurück u. wird 1424 mit seiner ganzen Familie hingerichtet.

Margarethe, Gem. Ludwig's XI. von Frankreich — Jakob II., 1437—60 (s. d.).

Jakob III., 1460—88 (s. d.). Gem.: Margarethe von Dänemark. — Alexander, Herzog v. Albany. † 1485 in Frankreich ohne Erben — Johann, Graf v. Mar, 1480 auf Befehl Jakob's erm.

Jakob IV., 1488—1513. Gem.: Margarethe v. England. Ihr zweiter Gem.: Archibald Douglas.

Jakob V., 1513—42 (s. d.), Gem.: Maria Guise. † 1561. — Margarethe Douglas verm. mit Matthäus, Graf v. Lenox, Regent 1570. † 1571.

Unehel. Sohn Jakob, Graf v. Murray (s. d.), Regent 1567 bis 1570, erm. 1570. — Maria Stuart (s. d.), 1542—67, hinger. 1587. — verm. mit Heinrich, Graf v. Darnley, erm. 1567.

Jakob VI. König v. Schottland 1567—1625, als Jakob I. v. Großbrit. 1603—25 (s. d.).

Heinr. Friedrich. † 1612. — Elisabeth † 1662. Gem.: Fr. V. v. d. Pfalz. — Karl I., 1625—49 (s. d.)

Karl II. (s. d.) 1660—85. Gem. Katharina v. Portugal — Jakob II. (s. d.), 1685—89, † 1701. 1. Gem.: Anna Hyde. 2. Gem.: Marie v. Modena. — Henr. Marie, Gem. Philipp's v. Orleans.

Marie, † 1695. Gem. Wilhelm's III. (s. d.). 1689—1702 — Anna, 1702—14 — Jakob, seit 1701 in Frankreich als Jakob III. (s. d.) anerkannt, gen. der Prätendent. † 1766 zu Rom

Karl Eduard (s. d.), landet 1745 in Schottland, wird geschlagen bei Culloden, † 1788 als „Graf v. Albany“ kinderlos in Florenz. — Heinr. Benedict, Herzog v. York, wurde Kardinal u. Vizekanzler der Röm. Kirche. † 1807.

Stuart, John Mac Douall, Forschungsreisender in Australien, geb. 1818 in Schottland, begleitete 1844—46 als Schreiber u. Zeichner den Kapitän Charles Sturt (s. d.) auf dessen Reise ins Innere Australiens u. unternahm dann selbständige Forschungsreisen. Insbes. bereiste er 1858 einen großen Theil des Landes westlich u. nordwestlich vom Torrenssee, wo eine von ihm entdeckte Hügelkette nach ihm den Namen Stuart-Range erhielt, u. 1859 die west- u. nordwestlich vom Eyresee gelegenen Gegenden, wo er den Nealesfluß entdeckte. Seine größten u. wichtigsten Expeditionen fallen aber in die folgenden Jahre. Nachdem er im März 1860 vom Südende des Eyresees nach Norden aufgebrochen war, durchzog er Gegenden, in die noch kein Europäer gekommen war. Von den dortigen Gebirgen wurde der Central-Mount-Stuart am Hanson-Creek wieder nach ihm benannt. Durch die Feindseligkeiten der Eingeborenen wie durch Wassermangel zur Umkehr genöthigt, erreichte er im Sept. wieder das kolonisirte Südaustralien, nachdem er binnen 6 Monaten über 500 deutsche Meilen zurückgelegt hatte. Durch diese Expedition ward die seitherige Vermuthung widerlegt, daß sich im Innern von Australien eine große Wüste befinde. Zu Anfang 1861 schlug S. dieselbe Richtung ein, um diesmal noch weiter nördlich vorzudringen, wo er sich Mitte Juli durch die baum- u. wasserlose Sturt-Ebene, die von einem undurchdringlichen Walde umgeben ist, wiederum zur Umkehr gezwungen sah. Erst auf seiner letzten, am 8. Jan. 1862 unternommenen, mit Hülfe der Kolonialregierung wohlausgerüsteten Expedition gelang es ihm, die ganze Breite des Kontinents zu durchreisen, indem er dieselben Regionen wie früher bis zur Sturt-Ebene durchzog, dann an den Ropersfluß, den er bis zu seinem Quellgebiet verfolgte, u. weiterhin an den Adelaide-Fluß gelangte u., durch Arnhemsland vordringend, 24. Juli die Seeküste am Vandiemensgolf bei Kap Hotham, der Melville-Insel gegenüber, erreichte. 1864 kehrte er in seine Heimat zurück, starb aber schon 5. Juni 1866 in Nottingham-Hill. Er selbst veröffentlichte seine „Explorations across the continent of Australia 1861—62" (Melbourne 1863), während seine „Journals of explorations in Australia 1858—62" (London 1864) von W. Hardman herausgegeben wurden.

Stüber, Stüver, holländ. Stuiver, ehemal. Rechnungsgeld in Holland u. Kleve sowie eine Silbermünze zu 5 Cents = $8\frac{1}{2}$ Pf. In Holland rechnete man auf den Gulden 20 St. à 8 Deut à 2 Pf. 6 St. waren 1 Schilling; in Kleve den Thaler klevisch Kurant (2 Mk. 50 Pf.) zu 60 St.

Stucco, Stuckatur, Stuck nennt man jede feinere Mörtelkomposition, deren man sich in der Baukunst zur Verkleidung u. Verzierung von Wänden u. Decken, zur Fertigung von Gesimsen 2c. bedient. Das Material zum St. ist in der Regel gebrannter Gips, mit Leimwasser angemacht, zuweilen mit Zusatz von Sand, Kalk, Ziegelmehl od. Marmorstaub, seltener verwendet man Cement zum St. — **Stuckmarmor** ist eine Nachahmung von Marmor, aus St. bereitet.

Stückfaß od. Stuck, die Benennung eines großen Gebindes Wein, welches jetzt in ganz Deutschland 1000 Liter od. 1200 Flaschen enthält. Früher rechnete man dasselbe in Frankfurt a. M. zu 8 Ohm à 80 Altmaß = 1147,28 Liter od. 1375 Flaschen; in Mainz zu 600 Maß = 1016,82 Liter od. 1220 Flaschen, u. in Wiesbaden zu 600 Maß = 1200 Liter od. 1440 Flaschen.

Stückpforten heißen die Oeffnungen, Luken, aus welchen die Mündungen der in den Zwischendecken der Kriegsschiffe aufgestellten Geschütze heraussehen (s. „Schiff, Schiffsbau" 2c.).

Student (lat. studens, strebend, beflissen) heißt Jeder, der sich an einer höheren Lehranstalt den Wissenschaften widmet. Meist wird jedoch der Name auf die Lernenden an einer Universität (s. d.) od. Akademie (Forststudenten, Bergstudenten) beschränkt. Während sich im Mittelalter Jedermann als Hörer an den Universitäten einfinden konnte, wird jetzt überall die Zulassung zu den Vorlesungen von dem Bestehen einer Maturitäts- od. Reifeprüfung abhängig gemacht; Diejenigen, welche ohne eine solche Prüfung zugelassen worden sind, pflegt man als St.en zweiter Klasse zu bezeichnen. An den Universitäten muß jeder St. zugleich einer bestimmten Fakultät angehören; daher die Abkürzungen wie stud. th., jur., med., phil., d. h. studiosus theologiae, juris, medicinae, philosophiae etc.

Studentische Verbindungen bestehen an allen deutschen Hochschulen, oft in großer Anzahl neben einander. Seinen ersten Ursprung hat das Verbindungswesen in den Bursen des Mittelalters (s. „Bursa"), wie sie sich noch in ähnlicher Weise an engl. Universitäten finden. Die deutschen St.n V., nam. die Corps, sind zum Theil als Nachfolger der alten Landsmannschaften (s. d.) anzusehen. Eine andere Art St.r V. sind die Burschenschaften, die aus der Zeit nach den Freiheitskriegen stammen u. ursprünglich in der Absicht gegründet wurden, den Ausschreitungen der Landsmannschaften Einhalt zu thun u. gegenüber der in diesen zum Ausdruck kommenden Sonderung der deutschen Stämme die Einheit des deutschen Volkes darzustellen; seit den Verfolgungen der Burschenschaften in den 20er u. 30er Jahren sind indessen die ursprünglichen Tendenzen mehr zurückgetreten, u. gegenwärtig ist nach Einführung der „Bestimmungsmensuren", d. h. der zwangsmäßigen Duelle mit Angehörigen anderer Verbindungen, in einige Burschenschaften kaum noch ein Unterschied zwischen diesen u. den Corps vorhanden. Eine hauptsächlich von Jena ausgegangene Reformbewegung hat bis jetzt wenig Boden gewonnen, ja die von ihr hervorgerufenen „Reformverbindungen" sind theilweise in das Wesen der alten St.n V. zurückgefallen. Es bestehen auch St. V. zu bestimmten Zwecken, wie z. B. die akademischen Gesangvereine, die Turnvereine, die über viele deutsche Universitäten verbreitete „christliche Verbindung" Wingolf. Eine neue Erscheinung unserer Zeit sind die wissenschaftlichen Studentenvereine, die oft unter Theilnahme akademischer Lehrer eine freiere Pflege wissenschaftlicher Studien anstreben. — Nachstehend geben wir ein Verzeichniß sämmtlicher Ende 1877 an den deutschen, schweizer. u. österr. Universitäten sowie an der deutschen Universität in Rußland, Dorpat, bestehenden farbentragenden Verbindungen, nach der alphabet. Folge der Universitäten geordnet (C. bedeutet Corps, L. Landsmannschaft, B. Burschenschaft, V. Verbindung, die Zahl das Stiftungsjahr):

Basel.

Alemannia C. grün-roth-gold. 1865.
Helvetia V. roth-weiß-gold. 1858.
Schweizer Husli V. (Mitgl. des Wingolf), grün-gold-schwarz. 1847.
Zofingia V. roth-weiß-roth (gold). 1819.

Berlin.

Alemannia C. grün-weiß-violett. 1869.
Arminia B. schwarz-roth-gold. 1860.
Germania B. schwarz-roth-silber. 1862.
Normannia C. dunkelblau-silber-schwarz. 1855.
Normannia L. hellblau-silber-schwarz. 1855.
Radavia B. grün-silber-blau. 1873.
Rhenania C. blau-weiß-roth. 1873.
Teutonia V. roth-silber-schwarz. 1866, seit 1868 B.
Vandalia C. roth-weiß-grün. 1812.
Wingolf V. schwarz-weiß-gold. 1843.

Bern.

Helvetia V. roth-weiß-roth (silber). 1859.
Rhenania C. orange-schwarz-weiß. 1870.
Zofingia V. roth-weiß-roth (gold). 1819.

Bonn.

Alemannia B. schwarz-roth-gold. 1844.
Arminia, kath. Verein, orange-weiß-blau. 1863.
Bavaria V. dunkelblau-weiß-hellblau. 1873.
Borussia C. schwarz-weiß-schwarz. 1827.
Franconia B. weiß-roth-gold. 1845.
Hansea C. weiß-roth-weiß. 1849.
Palatia C. violett-weiß-roth. 1838.
Saxonia C. blau-weiß-schwarz. 1832.
Teutonia C. grün-roth-gold. 1844, seit 1875 C.
Wingolf V. schwarz-weiß-gold. 1856.
Norddeutsche V. schwarz-weiß-roth. 1869.

Breslau.

Arminia B. schwarz-roth-gold. 1848.
Borussia C. schwarz-roth-weiß. 1829.
Germania B. schwarz-roth-gold. 1858.
Marcomannia C. roth-weiß-schwarz. 1864.
Silesia C. weiß-blau-roth. 1837.
Vratislavia B. schwarz-roth-gold. 1860.
Winfridia, kathol. V., grün-roth-gold. 1856.
Wingolf, evang. V., schwarz-weiß-gold. 1871.

Dorpat.

Curonia V. grün-blau-weiß. 1808.
Estonia V. grün-violett-weiß. 1821.
Livonia V. roth-grün-weiß. 1822.
Fraternitas Rigensis, blau-roth-weiß. 1823.

Erlangen.

Baruthia C. grün-gold-schwarz. 1803.
Bavaria C. dunkelblau-weiß-hellblau. 1816.
Bubenruthia B. schwarz-roth-gold. 1816.
Franconia C. grün-weiß-roth. 1792.
Germania B. schwarz-roth-gold. 1849.
Onoldia C. roth-weiß. 1798.
Uttenruthia V. schwarz-gold-schwarz. 1836.
Wingolf V. schwarz-weiß-gold. 1850.

Freiburg.

Alemannia V. blau-weiß-grün. 1860.
Helvetia L. roth-weiß-roth. 1843.
Hercynia V. violett-gold-roth. 1873.
Teutonia B. schwarz-roth-gold. 1852.

Gießen.

Adelphia, freier Studentenverein, grün-weiß-gold. 1870.
Alemannia B. blau-roth-gold. 1862.
Germania B. schwarz-roth-gold. 1851.
Hassia C. schwarz-weiß-roth. 1760.
Starkenburgia C. roth-weiß-gold. 1840.
Teutonia C. grün-roth-gold. 1839.
Wingolf, christl. V., schwarz-weiß-gold. 1852.

Göttingen.

Bremensia C. schwarz-grün-roth. 1827.
Brunsviga C. schwarz-weiß-blau. 1849.
Brunsviga B. schwarz-roth-gold. 1848.
Frisio-Hildesia V. blau-gold-roth. 1867.
Germania B. schwarz-roth-gold. 1851.
Hannovera C. roth-blau-gold. 1827.
Hannovera B. grün-weiß-roth. 1848.
Hercynia C. schwarz-gold-grün. 1872.
Hildeso-Guestphalia C. schwarz-weiß-grün. 1854.
Saxonia C. dunkelblau-weiß-hellblau. 1844.
Teutonia C. roth-weiß-blau. 1854.
Verdensia L. schwarz-weiß-schwarz. 1860.

Winfridia, kath. Verein, blau-weiß-roth. 1870.
Wingolf V. schwarz-weiß-gold.

Greifswald.

Baltia, provinz. L., roth-silbern-blau. 1871.
Borussia C. schwarz-weiß-schwarz. 1841.
Germania B. schwarz-roth-gold.
Guestphalia C. grün-weiß-schwarz. 1852.
Pomerania C. blau-silbern-blau. 1829.
Rugia B. roth-weiß-grün. 1856.
Wingolf V. schwarz-weiß-gold. 1867.

Halle.

Alemannia B. violett-weiß-gold. 1843.
Borussia C. schwarz-weiß-schwarz. 1836.
Germania B. schwarz-roth-gold. 1862.
Guestphalia C. grün-weiß-schwarz. 1701.
Neoborussia L. rosa-schwarz-weiß-schwarz. 1849.
Pomerania L. hellblau-weiß-schwarz. 1870.
Salingia V. schwarz-weiß-roth. 1845.
Teutonia L. blau-weiß-roth. 1853.
Tuisconia, christl. V., grün-weiß-roth. 1856.
Wingolf, christl. V., schwarz-weiß-gold. 1844.

Heidelberg.

Alemannia B. schwarz-weiß-roth. 1856.
Franconia B. gold-schwarz-roth-gold.
Guestphalia C. grün-weiß-schwarz. 1818.
Palatia, kathol. V., roth-gold-blau. 1872.
Rhenania C. blau-weiß-roth. 1756.
Saxoborussia C. weiß-schwarz-grün-weiß. 1820.
Suevia C. schwarz-gelb-weiß. 1620.
Vandalia C. gold-roth-gold. 1736.

Innsbruck.

Athesia C. hellblau-weiß-schwarz. 1861.
Austria, kathol. V., weiß-roth-gold. 1864.
Gothia C. dunkelblau-weiß-roth. 1870.
Rhätia C. grün-weiß-grün. 1859.
Vorarlbergia V. roth-weiß-schwarz. 1868.

Jena.

Arminia B. schwarz-roth-gold. 1859.
Franconia C. grün-roth-gold. 1717.
Germania B. weiß-schwarz-roth-gold-weiß. 1846.
Guestphalia C. grün-weiß-schwarz. 1807.
Saxonia C. weiß-hellblau-dunkelblau. 1766.
Teutonia B. blau-weiß-gold. 1845.
Thuringia C. schwarz-roth-weiß. 1737.

Kiel.

Holsatia C. roth-weiß-roth. 1780.
Saxonia C. grün-weiß-roth. 1801.
Teutonia B. blau-weiß-gold. 1855.
Troglodytia L. schwarz-weiß-roth. 1864.

Königsberg.

Baltia C. weiß-hellblau-schwarz-silber. 1851.
Germania B. schwarz-weiß-roth. 1843.
Gothia B. schwarz-gold-blau. 1854.
Hansea C. roth-weiß-gold. 1877.
Littuania L. grün-weiß-roth. 1829.
Masovia C. blau-weiß-roth. 1830.
Normannia C. schwarz-silber-blau. 1873.

Leipzig.

Afrania V. grün-weiß-gold. 1839.
Alemannia, „Reform" V., roth-silber-schwarz. 1871.
Arminia B. schwarz-roth-gold. 1860.
Budissa L. blau-gold-weiß. 1859.
Germania B. schwarz-weiß-roth. 1859.
Grimensia V. braun-weiß-hellblau. 1850.
Guestphalia C. grün-weiß-schwarz. 1849.
Lusatia C. blau-gold-roth. 1807.
Mecklenburgia V. grün-roth-gold. 1873.
Misnia C. grün-weiß-roth. 1837.
Plavia C. blau-weiß-roth. 1876.
Saxonia C. dunkelblau-blau-weiß. 1812.
Thuringia C. roth-weiß-schwarz. 1802.
Wingolf V. schwarz-weiß-gold. 1865.

Marburg.

Alemannia B. violett-silber-roth. 1873.
Arminia B. schwarz-roth-gold. 1860.
Hasso Nassovia C. grün-weiß-blau. 1839.
Teutonia C. blau-roth-gold. 1825.
Wingolf V. grün-weiß-gold. 1842.

München.

Aenania, kathol. V., grün-weiß-gold. 1851.
Bavaria C. weiß-blau-weiß. 1816.
Danubia B. roth-weiß-blau. 1871.
Franconia C. grün-weiß-roth. 1836.
Isaria C. grün-weiß-blau. 1841.
Macaria C. schwarz-weiß-roth. 1848.
Münchener Burschenschaft, schwarz-roth-gold. 1848 (bis 1876 „Algovia").
Palatia C. roth-blau-weiß. 1813.
Suevia C. schwarz-weiß-blau. 1803.

Prag.

Albia V. blau-weiß-gold. 1860.
Austria C. schwarz-weiß-gelb. 1861 (bis 1873 V.).
Carolina B. grün-weiß-roth. 1866.
Germania B. schwarz-roth-gold. 1867.
Hercynia L. gold-blau-roth. 1871.
Moldavia L. schwarz-gold-violett. 1875.
Thessalia, pharmazeut. V., schwarz-weiß-roth. 1864.

Rostock.

Wingolf V. schwarz-weiß-gold. 1850.

Straßburg.

Argentina (Wingolf) V. schwarz-weiß-gold. 1858.
Arminia V. roth-weiß-grün. 1874.
Rhenania C. blau-silber-roth. 1872.
Wilhelmitana V. roth-weiß-roth. 1856.

Tübingen.

Borussia C. schwarz-weiß-schwarz. 1870 (bis 1876 V.).
Franconia C. grün-rosa. 1770.
Germania B. roth-gold-schwarz. 1837.
Ghibellinia L. schwarz-gold-grün. 1845.
Guestphalia, kathol. V., grün-weiß-schwarz. 1859.
Hohenlohia V. schwarz-weiß-gelb. 1872.
Königsgesellschaft, schwarz-gold-roth. 1838.
Normannia V. weiß-roth-gold. 1861.
Schottland V. blau-gold-roth. 1849.
Suevia C. schwarz-weiß-roth. 1831.
Wingolf, christl. V., schwarz-weiß-gold. 1840.

Wien.

Albia V. blau-weiß-gold. 1871.
Arminia B. schwarz-roth-gold. 1875.
Bellartia C. roth-grün-gold. 1871.
Bruna L. violett-roth-gold. 1871.
Bukowina, Verein, weiß-blau-roth. 1873.
Bukowina L. blau-roth-gold. 1868.
Freya B. schwarz-roth-gold. Blau-roth-gold. 1868.
Germania B. schwarz-roth-gold. 1861.
Iglavia L. schwarz-silber-roth. 1860.
Libertas B. schwarz-roth-gold. 1860.
Markomannia L. schwarz-weiß-gold. 1861.
Nervia V. roth-blau-gold. 1875.
Nitria, Verein, roth-blau. 1872.
Posonia L. weiß-roth-gold. 1873.
Rugia V. schwarz-weiß-roth. 1872.
Saxonia C. blau-roth-gold. 1850.
Silesia B. gold-roth-schwarz. 1860.
Teutonia B. schwarz-roth-gold. 1868.
Thaya L. schwarz-roth-gold. 1870.

Würzburg.

Arminia B. schwarz-roth-gold. 1848.
Bavaria C. dunkelblau-weiß-hellblau. 1815.
Franconia C. grün-rosa mit Gold. 1805.
Guestphalia C. grün-weiß-schwarz. 1874.
Macaria L. roth-gold-blau. 1863.
Marcomannia, kathol. V., hellblau-gold-dunkelgrün. 1871.
Moenania C. grün-gelb-roth. 1814.
Nassovia C. blau-weiß-orange. 1836.
Rhenania C. blau-weiß-roth. 1842.

Zürich.

Helvetia V. weiß-roth-gold.
Tigurinia C. roth-weiß-blau. 1850.
Zofingia V. roth-weiß-gold. 1818.

Studer, Bernhard, schweizer. Naturforscher, insbes. Geolog, geb. zu Büren an der Aar 21. Aug. 1794, ging vom Studium der Theologie zu dem der Mathematik über, die er 1815—16 auch am Gymnasium in Bern lehrte, bezog aber 1816 die Universität Göttingen, um noch Astronomie u. Geologie zu studiren. 1818 übernahm er wieder sein Lehramt am Berner Gymnasium. Leopold v. Buch, den er auf seinen Alpenreisen begleitete, regte ihn an, die Schweizeralpen zum hauptsächlichen Gegenstand seiner Forschungen zu machen, indeß bereiste St. zu wissenschaftlichen Zwecken auch Italien, England, Schottland u. Tirol. Seit 1825 Professor der Geologie in Bern, trat er erst vor einigen Jahren in Ruhestand. Sein Hauptwerk ist die „Carte géolog. de la Suisse" (Winterthur 1853), die er in Gemeinschaft mit Arnold Escher von der Linth (s. d.) herausgab. Außerdem schrieb er: „Monographie der Molasse" (Bern 1825); „Geologie der westl. Schweizeralpen" (ebd. 1834); „Lehrbuch der mathematischen Geographie" (ebd. 1836; 2. Aufl. 1842); „Lehrbuch der physikalischen Geographie" (2 Bde., ebd. 1844—47); „Geologie der Schweiz" (2 Bde., ebd. 1851—53); „Geschichte der physikalischen Geographie der Schweiz" (ebd. 1863).

studiren (vom lat. studere, streben, beflissen sein), heißt in weiterem Sinne: sich geistig in eine Wissenschaft od. Kunst od. auch in eine einzelne Frage versenken. So „studirt" z. B. der Anatom den Bau des menschlichen Körpers, der Künstler die Natur, der Ingenieur das Terrain, auf dem er bauen will 2c. In engerem Sinne heißt st. überhaupt: sich den Wissenschaften widmen. In der Regel braucht man es dann von der Betreibung einer bestimmten Wissenschaft auf Universitäten, so z. B. Medizin, Theologie st. — In beiden Fällen ist das entspr. Hauptwort Studium, dessen Mehrzahl Studien aber nicht blos im Sinne von Untersuchungen gebraucht wird (z. B. Terrainstudien), sondern auch von künstlerischen Werken, die aus Uebungen u. Versuchen hervorgegangen sind. So redet man bes. von den „Studien" (Uebungsstücken od. Entwürfen) eines Malers u. bezeichnet auch eine einzelne Zeichnung als eine Studie.

Stuhl, ehemals die Bezeichnung für gewisse hohe Gerichte (z. B. Schöffenstuhl [s. d.], Freistuhl [s. „Femgerichte"]); heute nur noch in Siebenbürgen s. v. w. Amt, Gerichtsbezirk; daher Stuhlrichter s. v. w. Amts- od. Bezirksrichter. — Päpstlicher St. heißt in wörtlichem Sinne der Bischofsstuhl des röm. Papstes, den zuerst der Apostel Petrus (daher auch „Stuhl Petri", lat. cathedra Petri) innegehabt haben soll. Da die volle Ausübung der päpstlichen Macht erst mit der Ceremonie der Stuhlbesteigung (Inthronisation) beginnt, so bedeutet „den päpstlichen St. besteigen" s. v. w. Papst werden; „auf dem päpstlichen St.e sitzen" s. v. w. Papst sein. In weitestem Sinne versteht man unter dem päpstlichen St. den Inbegriff der päpstlichen Macht u. Regierung; so z. B., wenn man von der Politik des röm. St.es redet.

Stuhlweißenburg, jetzt in der Regel blos Weißenburg, ungar. Fehér, ungar. Komitat, 75,48 □M. mit 192,234 Seelen Civilbevölkerung (1869); reicht östl. bis an die Donau u. an einer Stelle darüber hinaus, wird im S. u. W. von der Tolnaer u. Veszprimer, im N. von der Graner u. Pester Gespanschaft begrenzt. Seinen nördl. Theil durchzieht der Bakonyer Wald u. das Vertéser Gebirge, der größte Theil des S. ist urbar gemachte Sumpfebene. Aus dem wasserreichen Terrain mit zahlreichen kleineren Seen u. Teichen gehen mehrere Flüsse in südöstl. Richtung der Donau zu; den SW. entwässert das Kanalsystem des Särviz od. Palatina. Ueber 70 % des ganzen Gebietes sind mit Wald bedeckt u. wildreich.

Weizen, Tabak, Wein u. Obst werden viel gebaut, Ackerbau u. Viehzucht sind Hauptbeschäftigungen der Bewohner. In den Sumpfstrichen leben Schildkröten, Blutegel u. allerhand Wasservögel. Die fließenden Gewässer sind fischreich. Von den meist magyarischen Bewohnern sind ¾ katholisch. Der Hauptort **St.** (ungar. Székes-Fehérvár, slav. Bialigrad, lat. Alba regia) mit 22,683 E. (1869) liegt in sumpfiger Gegend an der Bahnstrecke Pragerhof-Budapest der österr. Südbahn u. ist Ausgangspunkt der Zweiglinie St.-Uj-Szöny der ungar. Westbahn. St. ist Sitz der Komitatsbehörden u. seit 1773 eines Bischofs, hat ein bischöfliches Seminar, Obergymnasium, Gewerbeschule u. mehrere Klöster. Bemerkenswerthe Kirchen sind die Kathedrale u. die Marienkirche, der Krönungsort der ungar. Könige 1027—1527. St. hat Fabriken in Tuch, Flanell, Pelzwaaren u. Messern u. treibt Handel mit Vieh, Wolle, Getreide u. Wein. St. bestand schon zur Römerzeit; ob Corsinum od. Herculea od. Floriana od. Cimbriana darunter zu verstehen sind, ist ungewiß. Stephan der Heilige machte es zur Krönungsstadt, u. unter einigen späteren Königen war es sogar Hauptstadt von Ungarn u. verwahrte die Reichskrone, ehe sie nach Preßburg kam. 1490 wurde es von Maximilian erobert, aber bald wieder verloren; 1545—1688 war es mit Ausnahme der Zeit von 1601 u. 1602 im Besitz der Türken.



Nr. 5140. Friedrich August Stüler (geb. 28. Jan. 1800 gest. 18. März 1865).

Stüler, Friedrich August, namhafter Architekt, geb. 28. Jan. 1800 zu Mühlhausen in Thüringen als Sohn eines Predigers; wurde in Berlin Schüler Schinkel's, der ihn bei mehreren seiner Bauten beschäftigte, machte 1829 mit seinem Kunstgenossen Knoblauch eine Studienreise nach Frankreich, Italien u. Sizilien, wurde 1830 zurückberufen, zum Hofbauinspektor u. 1832 zum Hofbaurath ernannt, fand aber erst unter Friedrich Wilhelm IV. Gelegenheit, größere Monumentalbauten zu entwerfen u. theilweise auszuführen, od. nach des Königs eigenen Angaben u. Skizzen vorhandene Bauwerke umzugestalten. Derselbe König sandte ihn nicht nur 1842 nach England zum Studium der dortigen neueren Kirchen u. 1846 nach Italien zu Vorstudien für den Entwurf des neuen Berliner Domes, sondern übertrug ihm auch während seiner Regierung die Ausführung zahlreicher kirchlicher u. profaner Bauten, so daß St. allmählich der Mittelpunkt der gesammten damaligen Bauthätigkeit Berlins u. anderer Städte des preußischen Staates wurde. Als Schüler Schinkel's zeigte er zwar eine große Vorliebe für die Antike, war aber nicht weniger glücklich in goth. Profanbauten u. wußte den verschiedensten Baustilen zu bestimmten Zwecken gerecht zu werden. Zu seinen Hauptschöpfungen gehören in Berlin die Jacobikirche, eine Basilika in italienischem Charakter, die heitere, elegante Matthäikirche, der prächtige Centralbau der Markuskirche, die Fortsetzung der von Soller begonnenen Michaeliskirche u. der von Persius angefangenen Friedenskirche in Potsdam, die Schloßkapelle in Berlin, das Neue Museum daselbst (1851—57), das Universitätsgebäude in Königsberg (1858—64), die Burgen Stolzenfels u. Hohenzollern, zu denen noch die herrliche Börse in Frankfurt a. M., die Vollendung des Schlosses in Schwerin, das Nationalmuseum in Stockholm u. die Akademie in Pest kommen. Seit 1846 Geh. Oberbaurath, seit 1849 Mitdirektor der Bauakademie, seit 1850 vortragender Rath im Ministerium, starb St. plötzlich 18. März 1865 zu Berlin.

Stummelaffe (Colobus), ein afrikan. Affe mit nur 4 Fingern an den Vorderhänden. Am bekanntesten ist der Guereza (C. guereza), ein sammetschwarzer Affe mit langen seitlichen, von den Schultern bis zu den Lenden reichenden weißen Mähnen, einer weißen Binde ums Gesicht u. einer Quaste am Ende des langen Schwanzes. Er lebt vom 13.° nördl. Br. fast überall in Abessinien, bei in Höhen von 2—3000 m. über dem Meeresspiegel, gesellig auf hochstämmigen Bäumen u. ist deshalb schwer zu jagen. Ein anderer St. ist der gleichfalls schwarze Perrückenaffe (s. d.) od. Affenkönig der Guineaküste (C. polycomus).

Stummheit (Alalia) ist das gänzliche Unvermögen, artikulirte Laute zu bilden; dasselbe kann theils durch organische Fehler z. B. Verwachsungen od. gänzlicher Mangel einzelner Theile), theils durch Lähmung der Sprachwerkzeuge (z. B. nach Hirnschlag) bedingt sein. Diese Unfähigkeit zu sprechen ist von der „Taubstummheit“ zu unterscheiden, bei welcher eine von Kindheit an bestehende Taubheit die Entwicklung der Sprache ganz od. in hohem Grade hemmt, indem hier der Mangel an Gehör Ursache ist, daß die Sprachwerkzeuge nicht zur Erzeugung artikulirter Laute benutzt werden.

Stunde, der 24. Theil des Tages (s. „Sonnenzeit“ u. „Uhr“).

stupid (lat. stupidus), einfältig, stumpfsinnig.

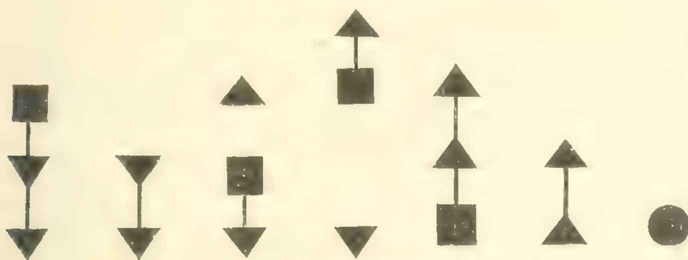
Sturdza (Stourdza), rumän. Bojarenfamilie, die ihren Ursprung von den im 15. Jahrh. aus Ungarn in der Moldau eingewanderten Turzos ableitet. Zwei ihrer Mitglieder waren Hospodare der Moldau: Johann **St.** 1822—28 u. dessen Sohn Michael 1834—39. Außerdem ist zu nennen: Alexander **St.**, geb. zu Jassy 29. Nov. 1791; studirte in Deutschland, ging dann nach Rußland, wohin sich sein Vater nach dem Frieden von Jassy (1792) als politisch Kompromittirter gewandt hatte, machte sich durch seine „Betrachtungen über die Lehre u. den Geist der orthodoxen Kirche“ (deutsch von Kotzebue, Lpz. 1817) der Regierung bemerkbar u. wurde Staatsrath in der Kanzlei des Grafen Kapodistria, der 1816—22 russ. Minister des Auswärtigen war. 1818 verfaßte er in höherem Auftrage auf dem Kongresse zu Aachen ein „Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne“ (deutsch in den „Politischen Annalen“, 1819), worin er die öffentliche Meinung in Deutschland u. den deutschen Nationalcharakter denunzirte u. insbes. die deutschen Hochschulen als Pflanzstätten des revolutionären Geistes verdächtigte, was ihm heftige Angriffe zuzog (als seine Hauptgegner traten Villers in „Coup d'oeil sur les universités de l'Allemagne“, Aach. 1818, u. Krug in „Anti-St.“, Lpz. 1819, auf). Später als Geh. Rath verabschiedet, starb er auf seinem Gute Mansyr bei Odessa 25. Juni 1854. Seit 1819 mit einer Tochter des Arztes Hufeland (s. d.) verheirathet, wirkte er mit dieser in Rußland auch auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit in kirchlichem Sinne; so gründete er ein Kloster zur Erziehung junger Mädchen, u. in Odessa einen Diakonissenverein für Armen- u. Krankenpflege. Zu seinen Schriften gehören noch: „La Grèce en 1821“ (Lpz. 1822); „Notice biographique sur le comte J. Capodistrias“ (1832); „C. W. Hufeland“ (Berl. 1837); „Briefe über die Pflichten des geistlichen Standes“ (4. Aufl., Odessa 1844) 2c.

Sture, s. „Sten Sture“.

Sturm u. Sturmwarnungssignale. Stürme sind heftige Ausgleichungsströmungen zwischen Gebieten sehr verschiedenen Luftdruckes. Die Störung im Gleichgewicht des Luftdruckes wird dadurch verursacht, daß die Erwärmung des Erdbodens od. der Wasseroberfläche durchaus nicht überall gleichmäßig ist, sondern je nach Wolkenbedeckung, Bodenbeschaffenheit 2c. hier schwächer, dort stärker auftritt. Da die bei Berührung mit dem erwärmten Boden erwärmte u. leichter gewordene Luft emporsteigt, so bildet sich auch an stärker erhitzten Stellen ein stärker aufsteigender Luftstrom, u. infolge davon wird an einer solchen Stelle der Luftdruck geringer als ringsum u. das Barometer muß in entsprechender Weise sinken. An einer solchen Stelle verminderten Luftdruckes herrscht ein sog. Minimum des Druckes. Umgekehrt kann irgendwo durch Wärmeausstrahlung in klarer Nacht der Boden u. folglich die Luft darüber bedeutend abgekühlt, letztere also verdichtet u. der Luftdruck verstärkt werden.

Eine solche Stelle heißt ein Maximum des Druckes. Vom Minimum aus nimmt der Luftdruck nach allen Seiten zu, beim Maximum ab. Man übersieht diese Verhältnisse mit einem Blicke, wenn man auf einer Karte alle Orte mit gleichem gleichzeitigen Barometerstand, also auch Luftdruck durch Linien verbindet, sog. Isobaren (s. d.), u. zu jeder Isobare den betreffenden Luftdruck (gewöhnlich in Millimetern Quecksilber) hinzuschreibt. Die Isobaren bilden, um Minimum wie um Maximum geschlossene, meist ovale Linien, bei ersterem mit nach außen steigenden, bei letzterem mit abnehmenden Zahlen. Je nachdem die Druckänderung nach außen zu eine jähe od. allmähliche ist, liegen die Isobaren dicht gedrängt um Minimum od. Maximum od. stehen weiter von einander ab. Durch die Bildung solcher Minima od. Maxima ist aber das Gleichgewicht der Atmosphäre gestört. Von einem Maximum fließt die Luft fort, aber nach einem Minimum strömt sie von allen Seiten zu, u. so wird das Minimum Veranlassung zu Winden bezüglich Stürmen. In Bezug auf die Heftigkeit des Zuströmens ist von Wichtigkeit die langsamere od. schnellere Zunahme des Druckes vom Centrum ab. Wo die Isobaren am gedrängtesten liegen, da muß die Luftbewegung am heftigsten sein. Das Verhältniß der Druckzunahme von einer Isobare zur andern, alle Zunahmen reduzirt auf die gleiche Entfernung von 111 Km. (= 15 geograph. M. = 1°), hat man den Gradienten genannt; bei beobachteten starken Gradienten wird eine heftige Luftbewegung eintreten müssen. Die Luft strömt nun zwar von allen Seiten, wie gesagt, dem Minimum zu, aber nicht direkt auf das Centrum desselben zu, sondern infolge der Erddrehung etwas daran vorbei, u. zwar in folgender Weise. Nehmen wir an, es befände sich ein barometrisches Minimum an den Küsten der Nordsee unter ungefähr 54° nördl. Br., so bewegt sich bei der täglichen Drehung ein Punkt in dieser Breite viel langsamer nach Osten als ein Punkt des Aequators, der erstere nämlich nur um 272½ m. in der Sekunde, der letztere um nahe 465 m. Da die von Süden nach dem Minimum zu sich bewegende Luft aber ihre größere, nach Osten gerichtete Drehungsgeschwindigkeit mit nach der Nordseite bringt, so muß sie infolge derselben rechts, d. i. östlich, an dem Minimum vorbeischießen, wo hingegen aus ähnlichem Grunde die mit geringerer Drehungsgeschwindigkeit behaftete, von Norden kommende, nach ihrer Weise ebenfalls rechts, d. i. westlich, am Minimum vorbeischießt. Ganz ähnlich ergeht es auch den aus allen anderen Richtungen herbeikommenden Luftmassen, sie nehmen sämmtlich eine Richtung rechts am Minimum vorbei, u. dadurch entsteht eine der Uhrzeigerdrehung entgegengesetzte spiralige Drehung der Luft um das Minimum. Diese schließlich emporsteigenden Wirbel üben einestheils eine aufsaugende Wirkung auf die im Minimum befindliche Luft aus, verdünnen dieselbe noch mehr u. sichern dem Minimum so eine längere Dauer; anderntheils erlangen sie infolge der Ungleichheit der von verschiedenen Seiten wirkenden Druckkräfte eine seitliche Fortbewegung, welche das Minimum seinen Ort stetig wechseln läßt u. es über beträchtliche Entfernungen zu führen vermag, ehe es seinen allmählichen Ausgleich findet. Auf der Südhalbkugel der Erde muß die Seitenabweichung der nach einem Minimum zuströmenden Luft u. daher natürlich auch die Drehung gerade die entgegengesetzte Richtung haben. Durch das Emporsteigen der Luft an dem Orte des Minimums wird diese übrigens ausgedehnt, dadurch abgekühlt, u. ihr Wasserdampfgehalt muß sich infolge davon als Regen, Hagel od. Schnee niedergeschlagen. Im Sturmcentrum herrschen infolge dessen regelmäßig solche Niederschläge. Die dadurch frei werdende Wärme kommt wiederum der Luft zu weiterem Aufsteigen zu Gute u. wirkt so für die Erhaltung des Minimums. Ein solches Wind-, beziehentlich Sturmsystem nennt man auch einen Cyklon. Die Beziehung zwischen Windrichtung u. Luftdruck in einem solchen Cyklon läßt sich nun nach dem aus Obigem sich ergebenden berühmten Buys-Ballot'schen Gesetze kurz so zusammenfassen: Auf der nördlichen Hemisphäre liegt für den mit der Windrichtung gehenden Beobachter der stärkere Druck immer etwas seitwärts hinter der rechten Schulter, das Minimum etwas seitwärts vor der linken Schulter; auf der südl. Hemisphäre ist es gerade umgekehrt. Auf der Ostseite eines Minimums od. Sturmcentrums findet man daher immer Südwind, auf der Nordseite Ostwind, auf der Westseite Nordwind u. auf der Südseite Westwind. Wir haben schon auf die Thatsache hingewiesen, daß die Sturmcentra mit dem ganzen sie umgebenden Windsysteme fortschreiten. Die Geschwindigkeit dieses Fortrückens ist oft äußerst gering, im Durchschnitt 41 Km. in der Stunde, sie kann jedoch bis 60 Km. (8 Meilen) zeigen. Was die Richtung des Fortschreitens betrifft, so ist diese zuweilen unregelmäßig, wie bei den Centren der großen Stürme in den chinesischen Gewässern, den sog. Teifuns (Typhons). Die der westind. Cyklonen sowie derjenigen des südl. Indischen Ozeans ist regelmäßiger. Innerhalb der Wendekreise haben diese letzteren die Richtung WNW. od. WSW.; beim Ueberschreiten der Wendekreise biegen sie scharf nach NO. beziehentlich SO. um. Dabei ziehen sie immer mehr Luftmassen in ihren Strudel u. können sich bis zu 2 Wochen erhalten. Die Centra der nordamerikanischen Stürme ziehen in der Regel gerade nach Osten, ebenso die der europäischen, doch schwankt ihre Richtung zwischen NO. u. SO. Wenn ein Minimum, wie meist der Fall, nördlich an Deutschland vorbeigeht, so trifft uns zunächst der an seiner Ostseite wehende Südwind, dann treten wir in den SW., den W., den NW. u. endlich, wenn das Minimum eben vorbei ist, in den an seiner Westseite wehenden Nordwind, so daß sich die Windfahne in einer solchen Periode in der Richtung eines Uhrzeigers drehen muß. Die Thatsache ist schon von Dove beobachtet u. in seinem Drehungsgesetz der Stürme ausgesprochen worden, doch erst in neuerer Zeit ist der Grund davon klar erkannt worden. Diese regelmäßige Drehung des Windes nennt der Seemann das „Ausschießen" des Windes. Selten, in 23 Fällen etwa einmal, gehen die Centra nach W., dann dreht sich der Wind umgekehrt, er „krimpt". Oft vergehen Wochen, ehe ein Minimum aus dem Atlantischen Ozean nach unseren Küsten rückt; zuweilen aber, bes. im Winter, folgen sie einander sehr rasch, mitunter mehrere des Tages. Aus allem Gesagten geht deutlich hervor, daß man im Stande sein wird, das Eintreten eines Sturmes vorherzusagen, sobald man fortwährend über den Zustand der Atmosphäre, bes. über die Druckverhältnisse u. das Vorhandensein sowie die Fortschrittsrichtung etwaiger Luftdruckminima, in einem möglichst weiten Umkreise genau unterrichtet wird. Dies letztere ist aber nur dadurch möglich, daß täglich ein- od. mehrmal von möglichst viel Beobachtungsstationen die nöthigen Data nach einer Centralstelle telegraphisch gemeldet werden. Dort müssen dieselben sofort in Landkarten des Beobachtungsgebietes eingetragen u. die Isobaren entworfen werden. Aus der Lage u. Gangrichtung der sich dabei ergebenden Minima u. der Stärke der Gradienten läßt sich dann leicht ermitteln, ob u. woher Sturm zu erwarten ist. Wenn man die Gradienten in Millimetern Quecksilberdruckdifferenz, auf 111 Km. Isobarenabstand berechnet, ausdrückt u. die 12theilige Beaufort'sche Windskala zu Grunde legt, nach welcher z. B. der 2. Grad leichten Wind u. der 9. Grad Sturm bedeutet, so läßt ein Gradient von 1 Mill. Druckdifferenz zwar nur erst leichten Wind, einer von 4 Mill. aber schon den 9. Grad od. Sturm erwarten. Sofort nachdem an der Centralstelle die nöthige Uebersicht gewonnen, wird dieselbe telegraphisch allen Orten mitgetheilt, welche irgend ein Interesse daran haben, bes. allen wichtigeren Küstenorten. In Deutschland ist jene Centralstelle die Seewarte in Hamburg, in Frankreich das Pariser Observatorium, in England die Admiralität, in Nordamerika das Washingtoner Observatorium, in Rußland das physikalische Centralobservatorium zu Petersburg. In Deutschland erfolgen die Mittheilungen täglich einmal an 41 Signalstellen der Nord- u. Ostseeküste sowie an eine Anzahl von Handelskammern, Vereine, größere Zeitungen 2c. In Frankreich u. England ist die Ausdehnung dieses Netzes noch weit größer. Auch in Dänemark ist die Wettertelegraphie sehr entwickelt; die Stationen erstrecken sich bis über die Faröer, Island u. Grönland. Den großartigsten Aufschwung hat dieser Zweig der praktischen Meteorologie jedoch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika genommen, wo er militärisch organisirt unter dem Kriegsministerium steht u. über ungefähr 400 Stationen gebietet, an die sich noch weitere in Canada u. auf den Antillen schließen. Täglich dreimal laufen die Wetterdepeschen in Washington ein, u. die Ergebnisse werden sofort an alle größeren Zeitungen u. Küstenorte befördert. Die nach den Mitternachtsbeobachtungen zusammengestellten Resultate werden nach einer Anzahl von Centralpunkten telegraphirt, dort sofort gedruckt u. so an alle die Postämter geschickt, welche bis 4 Uhr Nachmittags desselben Tages zu erreichen sind. Post- u. Telegraphenbeförderung geschieht auf Kosten des Staates. Auf diese Weise ist es möglich, daß nicht blos die Schifffahrt, sondern vor Allem auch die Landwirthschaft u. das tägliche Leben überhaupt wirklichen Nutzen aus der Wettertelegraphie ziehen. Wenn die Isobaren Sturm verkünden, wird an den Küstenorten des Atlantischen Ozeans u. der großen Seen Befehl zum Aufhissen einer rothen Fahne mit schwarzem Mittelfeld als Warnungssignal für bevorstehende Stürme gegeben. Bei der deutschen Seewarte u. ihren 41 Signalstellen (Memel, Brüsterort, Pillau, Neufahrwasser, Hela, Rixhöft, Stolpemünde, Rügenwaldermünde, Colbergermünde, Swinemünde, Ahlbeck, Thiessow, Arkona, Wittower Posthaus, Darsserort, Warnemünde, Wismar, Travemünde, Marienleuchte, Friedrichsort, Schleimünde, Flensburg, Keitum, Tönning, Altona, Hamburg, Brunshausen, Glückstadt, Freiburg a/Elbe, Cuxhaven, Bremerhaven, Geestemünde, Brake, Weserleuchtthurm, Wilhelmshaven, Wangerooge, Helgoland, Karolinensyhl, Norderney, Borkum, Nesserland bei Emden) ist, wie in Europa überhaupt, das verbesserte Fitzroy'sche Signalsystem eingeführt. Man unterscheidet a. Körpersignale, b. Flaggensignale u. c. Nachtsignale. Alle diese Zeichen werden auf einem 20 m. hohen, oben mit einer Raa versehenen Signalmast aufgehißt.

Die Körpersignale (Nr. 5151) sind hohle, 1 m. an Durchmesser u. Seite messende Kegel, welche von allen Seiten als gleichseitige Dreiecke erscheinen, einer eben so großen Trommel u. Kugel (Ball). Die Trommel erscheint nach allen Seiten als Quadrat. Als schwächster Grad der Warnung dient der Ball. Derselbe zeigt blos an, daß ein Telegramm von der Seewarte eingelaufen sei, welches eine atmosphärische Störung meldet, die möglicherweise zu Stürmen führen könnte. Man möge Acht haben. Wenn sich dagegen mit bedeutender Wahrscheinlichkeit der Sturm im Laufe dieses od. des nächsten Tages erwarten läßt, so werden die schwarzen Kegel aufgezogen. Ein Kegel bedeutet, daß der Sturm aus westlicher, zwei Kegel unter einander, daß er aus östlicher Richtung zu gewärtigen sei. Ferner giebt die Lage der Kegel mit der Spitze nach oben an, daß er vermuthlich aus nördlicher, jene mit der Spitze nach unten, daß er aus südlicher Richtung eintreten werde. Es können so die vier Viertelkreise der Windrose unterschieden werden. Diese Signale werden aufgezogen, wenn nach der Beaufort'schen Windskala Grad 8—10, d. h. „stürmisch" bis „starker Sturm", zu erwarten. Verkünden die Gradienten dagegen einen noch höheren Grad, also bis 12, d. h. „starker Sturm" bis „Orkan", so wird dem Signal noch eine Trommel hinzugefügt. Da sich durch das Vorrücken eines Minimums die Windrichtung ändert, so wird die Richtung, in der die Drehung zu erwarten ist, durch Flaggensignale bezeichnet, u. zwar das Rechtsdrehen (S., W., N., O.) od. „Ausschießen" des Windes durch eine Flagge, das entgegengesetzte Drehen od. „Krimpen" durch zwei Flaggen untereinander.



Nr. 5151. Sturmsignale.

Die Flaggen können auch blos mit dem Ball verbunden werden. An solchen Orten, wo sie von Wichtigkeit sind, werden auch Nachtsignale gegeben. Sie bestehen aus zwei die Kegel vertretenden dreiseitigen Pyramiden, die an jeder Ecke ihrer dreikantigen Unterfläche sowol als an der Spitze je eine, also im Ganzen 4, Laternen tragen. Die Sturm- u. Wettertelegraphie gewinnt jedes Jahr an Ausdehnung u. praktischer Wichtigkeit. Ihre Vorhersagungen treffen jetzt schon in mehr als 80 Fällen von 100 ein. Die erste Anregung zu einer solchen Verwendung der Telegraphie rührt von Leverrier (gest. 23. Sept. 1877) her; ihre wesentlichste Entwicklung verdankt sie dem Admiral Fitzroy u. dem Utrechter Professor Buys Ballot. — Vergl. Hoffmeyer, „Wetterstudien zur Benutzung der täglichen Witterungsberichte. Mit 12 Wetterkarten" (Hamb. 1874); Sohnke, „Ueber Stürme u. Sturmwarnungen"; Virchow u. Holtzendorff, „Sammlung wissenschaftl. Vorträge" (X. Serie, 233. Berl. 1875); „Instruktion für die Signalstellen der deutschen Seewarte" (Hamb. 1876).

Sturm, Johann v., berühmter Pädagog, geb. 1. Okt. 1507 zu Sleida, studirte zu Lüttich u. Löwen u. leitete dann an letzterem Orte eine Druckerei behufs Herausgabe griech. Werke. In Paris, wohin er sich zum Verkauf seiner Bücher begeben hatte, wurde er bewogen, Vorlesungen im Sinne des Humanismus (s. d.) zu halten. Wegen seines Anschlusses an die Reformation angefeindet, folgte er 1537 gern einem Rufe nach Straßburg zur Neugestaltung des dortigen Schulwesens. Nach seinem Plane wurde 1538 das Gymnasium gegründet, dessen Rektor St. selbst wurde. Als Pädagog brach St. völlig mit der scholastischen Methode u. machte neben der Erziehung zu evangelischer Frömmigkeit die Uebung im klassischen Latein zur Hauptsache, ohne jedoch Mathematik u. Naturwissenschaften zu vernachlässigen. Dieser Lehrplan wurde das Muster für zahlreiche andere Schulen. Daneben verwerthete St. seine diplomatische Begabung in zahlreichen politischen Sendungen u. erhielt dafür von Karl V. den Reichsadel. Mit besonderem Eifer arbeitete er zeitlebens an der Versöhnung der streitenden Kirchen. Als er sich aber in edler Aufopferung der in Frankreich verfolgten Reformirten annahm, wußten die strengen Lutheraner 1581 beim Rathe seine Absetzung durchzusetzen. Tiefgebeugt starb St. 3. März 1589. — Vergl. Schmidt, „La vie et les travaux de St." (Straßb. 1855).

Sturm, Julius Karl Reinhold, lyrischer Dichter, geb. zu Köstritz (Fürstenthum Reuß) 21. Juli 1816, studirte 1837—41 in Jena Theologie, war dann Hauslehrer in Württemberg u. seit 1843 in Sachsen, wurde 1844 Erzieher des Erbprinzen Heinrich XIV. von Reuß-Schleiz, im Nov. 1850 Pfarrer in Göschwitz bei Schleiz u. wirkt seit Ende 1857 als Pfarrer in Köstritz. Er verfaßte: „Gedichte" (Lpz. 1850; 4. Aufl. 1873); „Fromme Lieder" (ebd. 1852; 8. Aufl. 1875); „Zwei Rosen, od. das hohe Lied der Liebe" (ebd. 1854); „Neue Gedichte" (ebd. 1856); „Neue fromme Lieder u. Gedichte" (ebd. 1858; 2. Aufl. 1870); „Für das Haus" (ebd. 1861); „Hausandacht in frommen Liedern" (ebd. 1865; neue Ausg. 1870); „Stilles Leben" (ebd. 1865); „Israelitische Lieder" (Halle 1867); „Von der Pilgerfahrt" (ebd. 1868); „Lieder u. Bilder" (2 Bde., Lpz. 1870); „1870" (Kampf- u. Siegesgedichte, Halle 1870); „Spiegel der Zeit in Fabeln" (Lpz. 1872); „Gott grüße Dich!" (ebd. 1876) ꝛc.

Sturmbock, s. „Widder".

Sturmflut, eine besonders hohe, gewaltsame Flut, welche entsteht, wenn zur Flutzeit ein heftiger Sturm gegen die Küste gerichtet ist. Es können, wie schon oft der Fall war, durch eine St. die verheerendsten Ueberschwemmungen herbeigeführt werden.

Sturm- u. Drangperiode heißt eine Periode der deutschen Literaturgeschichte, deren Träger u. Wortführer, angeregt durch Lessing's siegreiche Kritik auf dem Felde der Kunst u. Wissenschaft, Klopstock's Sehnsucht nach dem Wiedererstehen eines mächtigen deutschen Vaterlandes u. Schwärmerei für ein Urdeutschthum, Herder's Mahnungen zur Natürlichkeit u. Volksmäßigkeit der Poesie, mit phantastischem Ungestüm nicht nur die Dichtung, sondern auch das Leben von den Fesseln des Zwanges u. der Regel loszureißen u. auf den einzig natürlichen, ursprünglich menschlichen u. national-deutschen Standpunkt, wie sie ihn sich vorstellten, zurückzuführen trachteten. Jede Regel sollte beseitigt, die Natur in ihre Rechte eingesetzt, dem Subjekt seine Vollfreiheit im Erfinden u. Ausführen gesichert werden, das „Genie" die allein gesetzgebende Gewalt im Reiche der Poesie sein. Shakespeare's angebliche Regellosigkeit war das Muster für diese Art der Dichtung, als deren Pfleger hauptsächlich F. M. Klinger (s. d.), J. M. R. Lenz (s. d.), Leop. Wagner u. Friedr. Müller (s. d.), der „Maler Müller" genannt, anzusehen sind, u. deren Einwirkungen auch in Goethe's u. Schiller's Erstlingsdramen zu Tage liegen. Ihren Namen hat diese Richtung von Klinger's Schauspiel „Sturm u. Drang" (1776).

Sturmvögel (Procellariae), Seevögel, deren Nasenlöcher sich auf dem bei den einen längeren, bei den anderen kürzeren, stets aber an der Spitze hakigen Schnabel in vorstehende Röhren öffnen, aus denen diese Thiere bei Berührung eine thranige Flüssigkeit meterweit von sich spritzen. Wegen dieser eigenthümlichen Nasenbildung werden die St. auch Tubinares, Röhrennasen, genannt. Sie brüten, ohne ein Nest zu bauen, gesellig auf nackten Felsklippen od. in Felsspalten u. fliegen sehr geschickt oft viele hundert Meilen weit aufs Meer hinaus. Besonders zu nennen ist der Schwalben-Sturmvogel (Wassertreter, St. Petersvogel od. Sturmschwalbe [Thalassidroma pelagica]), ein kleiner schwarzweißer Vogel des Atlantischen Ozeans, der vom Sturme verschlagen auch im Mittelmeer (u. selbst im Innern Europa's) vorkommt. Er läuft selbst bei heftig bewegter See über die Wogen dahin, die an die Oberfläche des Wassers getriebenen Thierchen absuchend. Sein thraniger Körper wird auf den Faröern als Lampe gebrannt, indem man ihn nur mit einem Docht durchzieht. Der ebenfalls nordische, weit größere Eissturmvogel (Procellaria glacialis) mit weiß u. grauem Gefieder u. gelben Beinen u. Schnabel ist bei Island u. an der Baffinsbai im Sommer überaus häufig. Er nährt sich von allerhand Seethieren, selbst von faulenden Robben u. Walen. Die Isländer salzen die thranigen Jungen zu vielen Tausenden als Winterspeise ein. — Während die genannten Sturmvögel nicht tauchen, sind die zur nämlichen Familie zählenden, gleichfalls nordischen Sturmtaucher (Puffinus) sehr geschickte Taucher. Auf dem Lande leben diese Thiere nur, so lange sie ihr in Felsspalten od. in von ihnen ellenlang gegrabene Erdlöcher gelegtes Ei ausbrüten. Auch der Albatros (s. d.) gehört zur Familie der Sturmvögel.

Sturt, Charles, Forschungsreisender in Australien, kam 1825 aus seinem Geburtslande als Hauptmann nach Sydney, leitete 1827 bis 1828 im Auftrage des Gouverneur Darling eine Expedition nach dem Innern Australiens, auf der er, dem Macquarie abwärts folgend, im Jan. 1828 den Fluß Darling entdeckte. 1829 unternahm er eine neue Forschungsreise in die Umgebungen des Murrumbidgee; auf dieser entdeckte er den Fluß Murray u. befuhr denselben im Februar 1830 bis zu seiner Mündung in den Alexandrinasee;

1831 zurückgekehrt, ward er zum Surveyor general der Kolonie Südaustralien ernannt. Seine Forschungen im Flußgebiet des Murray vervollständigte er 1838. Seine bedeutendste u. erfolgreichste Expedition aber führte er 1844 u. 1845 in Begleitung John Mac Douall Stuart's (s. d.) fast bis in die Mitte des Kontinents aus; ein Hauptresultat derselben war die Entdeckung des Cooperflusses. Nach seiner Rückkehr ward er Kolonialsekretär in Südaustralien; da er aber bald darauf erblindete, begab er sich wieder nach England; hier starb er zu Cheltenham 16. Juni 1869. Er schrieb: „Two explorations into the interior of South-Australia" (2 Bde., Lond. 1833) u. „Narrative of an expedition into Central-Australia" (ebd. 1849).

Stuttgart (in der Volkssprache Stuttert), Haupt u. Residenzstadt Württembergs, liegt in 273 m. Seehöhe, von Weinbergen umschlossen, in dem 800—1000 m. breiten Nesenbachthale, kaum eine Stunde vom linken Neckarufer entfernt, an der Hauptlinie Bruchsal-Friedrichshafen der württemb. Staatsbahn u. hat mit den Weilern Berg, Gablenberg u. Heslach 107,273 E. (1875). St. ist Sitz der höchsten weltlichen u. geistlichen Regierungsbehörden des Landes (nur der katholische Landesbischof residirt nicht hier), hat ein Polytechnikum u. andere höhere Unterrichtsanstalten, Plouquet's berühmtes zoologisches Museum, ein Museum



Nr. 5152. Das alte Schloß in Stuttgart.

der bildenden Künste, bedeutendes Naturalienkabinet, eine Bibliothek mit 300,000 Bdn. (darunter 9000 Bibeln in 80 verschiedenen Sprachen), 3600 Handschriften u. 2400 Inkunabeln, ein Münz- u. Medaillenkabinet, viele Wohlthatigkeits- u. andere gemeinnützige Anstalten. Es hat zwei königliche Schlösser: das alte, vom Herzog Christoph von 1553 an erbaut, ist jetzt Beamten des königlichen Hauses zur Dienstwohnung angewiesen u. hat auf dem Hofe ein ehernes Reiterstandbild des Grafen Eberhard im Barte; das neue, zu dem Herzog Karl 1746 den Grund legte, wurde 1807 durch König Friedrich vollendet u. enthält eine Fulle kostbarer Gemälde, Statuen u. Bronzen, Frescomalereien von Gegenbaur aus der württemberg. Regentengeschichte, Deckengemälde von demselben aus der griech Mythologie 2c. Auf dem Rasenplatze vor dem Schloß steht die Jubilaumssäule, der Erinnerung an die ersten 25 Regierungsjahre König Wilhelm's I. 1841 geweiht, gegen 29 m. hoch, von bläulichgrauem Granit; dieselbe hat im viereckigen Unterbau Hautreliefs in Bronze aus dem Leben des Königs u. in den 4 Ecken des Piedestals 4 bronzene allegorische Figuren. Andere Schlösser sind der 1605—63 im ital. Stil ausgeführte Prinzenbau, das in demselben Stile 1846—50 von Gaab erbaute kronprinzliche Palais u. das Prinzessinnenpalais. Von den Kirchen ist bemerkenswerth die 1436—95 erbaute Stiftskirche, die Gruftkirche der württemb. Fürsten, mit werthvollen Skulpturen aus der Passionsgeschichte, guten Glasmalereien, 11 Statuen württemb. Fürsten u. einer großen Orgel, die aus der Klosterkirche zu Zwiefalten stammt. Neben ihr steht die von Thorwaldsen modellirte, von Stiglmaier in München gegossene, 4,35 m. hohe Erzstatue Schiller's. In der Spitalkirche ist das Grab Reuchlin's. Dem Schloßplatze gegenüber ist der in der Front durch kolossale ionische Säulen gezierte Königsbau, eine seit 1860 vollendete, 135 m. lange u. 41 m. breite Passage mit Läden, Kaffeehaus, Konzertsaal 2c. Andere bedeutende Bauten sind das Theater, der Leibstall, das Ständehaus, schon 1566 von der Landschaft angekauft u. 1819 renovirt, das von Herzog Christoph aufgeführte alte Kanzleigebäude, die königl. Münze, die 1827—43 erbaute große Infanteriekaserne, die 1841—45 errichtete Reiterkaserne, das 1820—27 entstandene Katharinenhospital 2c. In der Umgebung sind reizende Anlagen, vor Allem die des Schloßgartens, die sich in der Ebene fast bis Cannstatt hinziehen. Besuchte Aussichtspunkte sind die Uhlands- u. die Schillerhöhe. St. ist ein bedeutender Industrieplatz. Man fabrizirt Bijouterie-, Gold-, Silber-, Eisen- u. Blechwaaren; in gegen 40 Fabriken u. über 150 Tischlerwerkstätten werden holzerne Möbel gemacht; die Tapezierarbeiten sind berühmt; man fertigt ferner eiserne Möbel, Wagen, Werkzeugmaschinen, Lederwaaren u. ausgezeichnete Instrumente; St. hat chemische Fabriken, Rübenzuckerfabrikation, einige 20 Bierbrauereien, gegen 30 Buchdruckereien u. ist Hauptsitz des süddeutschen Buchhandels. In der ganzen Umgebung wird Obst-, Garten- u. Weinbau sehr gepflegt. St. kommt urkundlich 1229 zuerst vor, wurde im J. 1320 Residenz u. 1482 zur Hauptstadt des Landes erhoben. Den Grund zu umfassenden Vergrößerungen legte der erste König Friedrich, um die herzogl. Residenz zu einer Königsstadt zu machen. Seit dieser Zeit ist St. rasch aufgeblüht. Vom 6.—18. Juni 1849 tagte hier das Deutsche Rumpfparlament (s. d.).

Stüve, Johann Karl Bertram, hann. Staatsmann, geb. zu Osnabrück 4. Mai 1798; studirte in Berlin u. Göttingen die Rechte, praktizirte seit 1820 in seiner Vaterstadt als Advokat, wurde später Bürgermeister daselbst u. gehörte seit 1831 der hann. Zweiten Kammer an, wo er die Verfassung von 1833 entwerfen u. berathen half. Als letztere 1837 nach der Thronbesteigung König Ernst August's aufgehoben worden war, trat St. mit dem Osnabrücker Magistrat gegen diesen Gewaltakt entschieden u. unerschrocken auf. Im März 1848 betraute ihn derselbe König mit der Leitung des Ministeriums des Innern u. seitdem gewann er St. sogar lieb. Dennoch mußte dieser, wenn auch später als die meisten seiner demokratischen Ministerkollegen, 27. Okt. 1850 der einbrechenden Reaktion weichen. 1852 ward er wieder Bürgermeister in Osnabrück u. blieb als solcher eines der hervorragendsten Mitglieder des Landtags, bis ihm als städtischem Beamten der Urlaub verweigert wurde. 1864 legte er sein Amt nieder, doch übernahm er noch 1869 das eines Bürgervorstehers. Er starb zu Osnabrück 12. Febr. 1872. Mit der neuen Ordnung der Dinge in Deutschland hatte er, der seit 1848 für die Selbständigkeit der Einzelstaaten gewirkt, sich bis an sein Ende nicht befreunden können. Von seinen Schriften ist die „Geschichte des Hochstifts Osnabrück" (2 Thle., Jena 1853—72) als mustergiltig anerkannt.

Styl, s. „Stil". **Styliten,** s. v. w. Säulenheilige (s. d.).

Stymphalos, Stadt u. Landschaft am Stymphalischen See (jetzt See von Zaraka) in Arkadien. Nach der griech. Sage hausten hier die Stymphaliden od. stymphalischen Vögel, gefräßige Raubvögel mit ehernen Flügeln u. Federn, die sie wie Pfeile abschießen konnten. Sie wurden von Herakles (s. d.) verscheucht od. erlegt.

Styrax u. **Storax,** Pflanzengattung der Styraceen aus dem gemäßigten Asien u. Amerika, mit verschiedenen Arten, welche gern balsamische Harze, Farb- od. Gerbstoffe erzeugen. In erster Beziehung steht St. officinalis obenan, ein Baum Arabiens u. Kleinasiens von strauchartiger Form mit glatten Zweigen, abwechselnd gestielten, eiförmigen u. zugespitzten Blättern, wohlriechenden weißen Blumen, die zu 5—6 in geneigten Trauben am Ende der Zweige stehen, endlich mit rundlichen filzigen Steinfrüchten. Er liefert den balsamischen Storax (s. d.). Eine zweite Art ist St. Benzoïn (Benzoëbaum) von Borneo, Sumatra u. Java, welcher Baum bei ziemlicher Dicke u. mäßiger Größe, achselständigen zusammengesetzten Blumentrauben u. röthlichbraunen, außen filzigen Blüten ein Harz absondert, dessen Hauptbestandtheil Benzoësäure (s. d.) ist, welches vielfach als Schweiß treibendes, Auswurf beförderndes Mittel auch in der Kosmetik sowie zum Räuchern Anwendung findet.

Styx ist nach griech. Mythe einer der Flüsse der Unterwelt, welche er so umschloß, daß alle Seelen ihn passiren mußten. Dieses geschah in der Barke des Todtenfährmanns Charon. Beim St. zu schwören war der höchste Schwur der Götter; dadurch sollte angedeutet werden, daß, wenn sie falsch schwüren, sie dem Tode u. der Vernichtung anheim fallen wollten.

Suāda (vom lat. suadēre, zureden, überreden), die Göttin der Ueberredung; daher Suade, Ueberredungsgabe, Beredsamkeit, Redefluß; suasorisch (lat. suasorius), überredend, anrathend; Suasorien (lat. suasoria), Ueberredungsmittel, Ueberredungsgründe.

Suakin od. Sauakin, ägypt. Stadt am Rothen Meere mit 10,000 E., seit 1871 Hauptstadt der gleichnamigen Mudirive mit Massaua u. dem von der Türkei 1865 an Aegypten abgetretenen Küstenstrich; liegt auf einem Inselchen, durch einen Meeresarm getrennt von der südl. an der Küste liegenden Vorstadt El Kef, von der nach W. die Straße nach Berber führt, hat einen guten Hafen, zu welchem aber die Einfahrt durch Korallenbänke erschwert wird, Douane, Telegraphenverbindung über Schendy mit Chartum, ein Fort auf der Südseite, etliche Moscheen, aus Korallenblöcken erbaute Häuser, Bazars u. nicht unbedeutenden Handel, bes. mit Gummi Suakin. Die Temperatur vom Juni bis August ist oft wochenlang 30° bei Tage u. bei Nacht.

Suardi, Bartolommeo, genannt Bramantino, mailändischer Maler, soll ein Schüler Bramante's gewesen sein, bildete sich dann in Rom unter Julius II. weiter aus u. malte Mehreres im Vatikan. Nur aus der Zeit nach seiner Rückkehr nach Mailand besitzen wir einige Bilder von großer Innigkeit u. Lieblichkeit u. trefflichem Kolorit, z. B. das Freskobild einer thronenden Madonna in der Brera zu Mailand, die Pietà über der Eingangsthür der Kirche S. Sepolcro daselbst u. vor Allem die (ihm wenigstens zugeschriebenen) Fresken am Gewölbe der Brunokapelle in der Karthause bei Pavia. Er starb, wie es scheint, um 1530.

subaltern (vom lat. sub, unter, u. alter, alternus, ein Anderer), untergeordnet; Subalternbeamte, Unterbeamte.

Subhastation, Zwangsversteigerung. Bei den Römern wurde die im Kriege gemachte Beute öffentlich an den Meistbietenden verkauft u. bei einer derartigen Versteigerung als Zeichen der Erwerbung eine Lanze (hasta) aufgepflanzt, also sub hasta, unter der Lanze veräußert, daher schreibt sich die heute noch vielfach, nam. für den Verkauf von Grundstücken durch ein Gericht, gebrauchte Bezeichnung.

Subiaco (das alte Sublaqueum), Stadt mit 6990 E. (1871) in der ital. Provinz Rom, in herrlicher Lage in den Simbrivinischen Bergen, unfern des oberen Teverone, hat ein mittelalterliches Aussehen u. wird überragt von der prächtigen Burg La Rocca, ehemals päpstl. Sommerresidenz; auch birgt die Stadt Ruinen von der Villa des Nero. Von S. aus hat sich das Mönchthum des Abendlandes verbreitet. Der heilige Benedikt gründete in der Mitte des 5. Jahrh. hier 12 Klöster, die 601 von den Langobarden zerstört wurden (seine Statue befindet sich in dem 4,5 Km. entfernten berühmten Kloster St. Benedetto od. Sacro Speco), u. der ihm ergebene Abt Honoratus das Kloster Sta. Scolastica in unmittelbarer Nähe von S. In letzterem wurden 1465 die ersten gedruckten Bücher in Italien von den Deutschen Arnold Pannartz u. Konrad Schweinheim hergestellt.

Subjekt (vom lat. subjicĕre, zu Grunde legen) heißt in der Grammatik eine Person od. Sache, von der Etwas ausgesagt wird. Im Gegensatz zum Objekt (s. d.) od. dem Gegenständlichen heißt S. die Person, von der eine Handlung od. ein Urtheil ausgeht. Daher unterscheidet man subjektive, d. h. blos in der persönlichen Meinung Jemandes begründete Anschauungen u. Urtheile, von objektiven Urtheilen, d. h. solchen, die sich auf die wahre Beschaffenheit des Gegenstandes selbst stützen. Subjektiv ist dann s. v. a. persönlich od. individuell. In weitestem Sinne braucht man endlich S. für Person überhaupt, häufig mit einem verächtlichen Nebenbegriff.

sublim (vom lat. sublimis), erhaben, hoch.

Sublimation, derjenige Vorgang, durch welchen bei gewöhnlicher Temperatur starre od. feste Körper in Dampfform verwandelt u. durch Abkühlung wieder in den starren Zustand zurückgeführt werden; hierbei nimmt der sublimirte Körper (Sublimat genannt) meistens eine mehr od. weniger deutliche krystallinische Form an. Man benutzt die Operation des Sublimirens, um flüchtige von nichtflüchtigen Körpern zu trennen od. zu reinigen. — Die Hitze, die dazu nöthig ist, um einen Körper zur S. zu bringen, ist sehr verschieden u. abhängig von der chemischen Beschaffenheit desselben. Viele Körper gehen beim Sublimiren direkt aus dem starren Zustande in den dampfförmigen über, während andere zuvor flüssig werden (schmelzen) u. dann erst sublimiren. — Sublimat in engerem Sinne, abgekürzt für Quecksilbersublimat, bezeichnet chemisch das Quecksilberchlorid.

submiß (vom lat. submittĕre, unterwerfen), demüthig, unterwürfig; Submission, Unterwerfung, Demuth, Ergebung, Unterthänigkeit; Lieferung einer Sache od. Arbeit für den geringsten Preis. Auf dem Submissionswege vergeben, eine Arbeit od. Lieferung öffentlich ausbieten u. dem Mindestfordernden überlassen.

subordiniren (vom lat. sub, unter, u. ordinare, ordnen), unterordnen, unterwerfen; subordinirt, untergeordnet; Subordination, Unterordnung, militärische Bezeichnung für den unbedingten Gehorsam gegen die Befehle des Vorgesetzten.

sub poena praeclusionis (lat.), bei Strafe der Ausschließung od. Abweisung, d. h. bei Strafe, daß man mit seinen Ansprüchen, Rechtfertigungen, Entschuldigungen nicht mehr gehört werde, wenn man solche nicht binnen einer bestimmten Frist od. an einem bestimmten Termin vorbringt; praklusivische Frist od. Praklusivfrist, ausschließende Frist, nach deren Ablauf Jemand seiner Ansprüche verlustig geht.

sub rosa (lat.), unter der Rose, d. h. insgeheim, im strengsten Vertrauen. Die Rose galt bei den alten Deutschen als Sinnbild der Verschwiegenheit u. hing von der Decke auf die Tafel herab, um anzudeuten, daß die beim Mahle gethanen Aeußerungen vergessen od. wenigstens Anderen nicht mitgetheilt werden sollten.



Nr. 51[illegible]. Der Schloßplatz mit dem Königsbau in Stuttgart

Subsellien (vom lat. sub, unter, u. sella, Stuhl, Sitz), niedrige Sitze, Bänke (für Zuschauer im Theater, Zuhörer im Gericht, Schüler in der Schule, auf Akademien 2c.).

subsidiarisch (vom lat. subsidiarius, Hülfe leistend), unterstützend, Beistand leistend, hülfsweise; Subsidien, Hülfsmittel, bes. Hülfsgelder; Subsidientraktat, Hülfsvertrag, bes. Vertrag, der einen der Vertragschließenden zur Zahlung von Hülfsgeldern verpflichtet.

sub sigillo confessionis (lat.), unter dem Siegel der Beichte.

subsistiren (lat. subsistĕre), bestehen, Bestand haben, sich erhalten; zu leben haben, sein Auskommen od. seinen Unterhalt haben; Subsistenzmittel, Mittel zum Lebensunterhalt.

Subskription (vom lat. sub, unter, u. scribĕre, schreiben), Unterzeichnung, die durch Namensunterschrift übernommene Verpflichtung zur Betheiligung an einem Unternehmen od. zu gewissen Leistungen. Subskribent, der sich zu solchen Verpflichtungen durch seine Unterschrift verbindlich macht; subskribiren, unterzeichnen, unterschreiben.

sub sole (lat.), unter der Sonne, d. h. auf der Erde; z. B. nihil sub sole perfectum est, nichts auf Erden ist vollkommen.

Substantivum (vom lat. substāre, dasein, bestehen), Mehrzahl Substantiva, in der Grammatik jeder Name einer Person, Sache od. eines sog. abstrakten Begriffs. Jedes S. kann mit dem Artikel versehen u. deklinirt werden. Im Deutschen sagt man für S. Ding- od. Sachwort.

Substanz (von substare, s. o.), heißt im Allgemeinen das Wesenhafte, welches der äußeren Erscheinung eines Dinges zu Grunde liegt. Im gewöhnlichen Leben versteht man darunter jeden beliebigen Stoff, aus dem Etwas wesentlich besteht; so z. B., wenn man von einer festen, flüssigen

S. od. von der Auflösung eines zusammengesetzten Körpers in seine S.en, d. i. Grundbestandtheile, redet. In tieferem Sinne wird S. im philosophischen Sprachgebrauch angewendet; die Frage nach der S. od. dem Substantiellen hat seit Aristoteles die Philosophen immer aufs Neue beschäftigt. Man versteht dabei unter S. das innerste u. eigentlichste Wesen der Dinge, das sich bei allen Veränderungen derselben gleich bleibt, im Gegensatz zum Accidens od. zufällig Hinzutretenden, wie z. B. den wechselnden Eigenschaften der Größe, Farbe, des Gewichts ꝛc. In der neueren Philosophie dreht sich der Streit über die S. hauptsächlich darum, ob dieselbe in einer geistigen, dem Gebiete der Ideen angehörigen Grundlage od. lediglich in einem materiellen „Substrat", z. B. sog. Atomen od. Monaden (s. d.), zu erblicken sei.

substituiren (vom lat. substituĕre, unterstellen), an eines Andern Stelle setzen, ersetzen, unterschieben, zum Nacherben ernennen; Substitut, ein Stellvertreter, Beigesetzter im Amte eines Aelteren.

Substrat (vom lat. substernere, unterbreiten), Grundlage, der zu Grunde liegende Stoff od. Gegenstand, der vorliegende Fall; Schicht.

Substruktion (v. lat. substruere, unterbauen), Unterbau, Grundbau.

subtil (vom lat. subtilis), fein, genau, scharf, schlau, spitzfindig; Subtilität, Feinheit, Genauigkeit, Schlauheit.

Subtraktion od. Abziehen ist eine der vier arithmetischen Grundoperationen od. Spezies u. beschäftigt sich mit der Ermittelung des Unterschiedes zweier Größen. Die Größe, von welcher abgezogen wird, heißt der Minuend, die abzuziehende der Subtrahend u. das Rechnungsergebniß der Rest, die Differenz od. der Unterschied.

succediren (vom lat. succedĕre), nachfolgen, nam. in der Regierung od. in einem Amte; Successor, Nachfolger; Succession, Nach- od. Erbfolge. Succeß, glücklicher Erfolg od. Ausgang, Glück, Beifall; succès d'estime (frz., spr. ßückßäh d'estihm'), Achtungserfolg.

Succumbenzgelder. Es muß das Bestreben der Gesetzgebung sein, der endlosen u. chikanösen Hinausziehung von Rechtsstreitigkeiten vorzubeugen, wie sie nam. durch die wiederholte u. unnütze Einwendung von Rechtsmitteln in bürgerlichen Prozessen herbeigeführt werden kann. Um dies zu verhindern, ist vielfach Derjenige, welcher ein Rechtsmittel einlegt, gehalten, gleichzeitig eine bestimmte Summe zu hinterlegen, deren er verlustig geht, wenn später das Gericht sein Rechtsmittel für unbegründet erklärt. Dies sind die S. Die deutsche Reichscivilprozeßordnung kennt dergleichen jedoch nicht.

Succurs (neulat. succursus, von succurrĕre, zu Hülfe eilen, beispringen), Hülfe, Verstärkung, Zuzug. Succursale, Hülfs- od. Nebenkirche; Neben- od. Zweiggeschäft (vgl. „filial").

Suchenwirt, Peter der, ein fahrender Sänger (daher sein Name, welcher „Suche den Wirth" bedeutet), lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. meist in seinem Heimatlande Oesterreich; er war ein Schüler u. Freund Heinrich's des Teichners, u. wenn auch kein gelehrter, doch ein vielseitig gebildeter, bes. mit der älteren deutschen Literatur vertrauter Mann. Er hielt sich meist im Gefolge der Fürsten u. edlen Herren auf, wenn sie zu Turnieren u. sonstigen Festen zogen. Als einem „Wappendichter" (er galt als der beste unter diesen) lag ihm ob, gereimte Wappenbeschreibungen für die turnierenden Ritter zu fertigen, an die sich Lobpreisungen der Heldenthaten der Letzteren knüpften; in ähnlicher Weise behandelte er verschiedene Zeitereignisse in seinen Gedichten, den Mangel an Phantasie durch Sorgfalt in der Form u. Geschmack in der Darstellung ersetzend. Selbst als Quellen für die politische u. Kulturgeschichte seiner Zeit haben diese sog. „Ehrenreden" (19 an der Zahl) S.'s Werth. Ferner schrieb er „Spruchgedichte", in denen er als Sittenrichter seiner Zeit auftritt u. unerschrocken die Verderbtheit des Adels u. den von den Fürsten geübten Steuerdruck tadelt; in der Form stehen diese zum Theil in Allegorien eingekleideten Lehrgedichte den „Ehrenreden" nach. S.'s Werke gab Al. Primisser (Wien 1827) heraus. Ueber S.'s Sprache schrieb A. Koberstein vier Programme der Landesschule Pforta (Naumburg 1828—52). — Vgl. Kratochwil, „Peter S., sein Leben u. seine Werke" (Programm des Gymnasiums in Krems, 1871).

Suchet (spr. Szüscheh), Herzog v. Albufera, Louis Gabriel, franz. Marschall, geb. zu Lyon 2. März 1770; trat 1792 als Freiwilliger ins Heer ein u. ward binnen sechs Jahren Brigadegeneral, als welcher er unter Brune die Heeresverwaltung in Italien leitete, dann Generalstabschef Masséna's in der Schweiz u. nach Kurzem derjenige Joubert's in Italien war. Zum Divisionsgeneral ernannt, befehligte er 1800 u. 1801 das Centrum der ital. Armee gegen die Oesterreicher, focht 1805 u. 1806 unter Lannes bei Ulm, Austerlitz u. Saalfeld, dann in Polen gegen die Russen u. ward 1808, inzwischen in den Grafenstand erhoben, nach Spanien gesandt, wo er sich 1811 den Marschallsstab u. 1812, nach der Eroberung von Valencia, den Rang eines Herzogs von Albufera erwarb. 1813 zwang er als Oberbefehlshaber aller franz. Corps in Aragonien, Catalonien u. Valencia den engl. General Murray, die Belagerung von Tarragona aufzuheben, mußte sich aber nach der Schlacht bei Vittoria nach Catalonien zurückziehen, wo er, zum Generalobersten der Kaisergarde ernannt, sich bis 1814 zu behaupten wußte. Nach Napoleon's Sturz unterwarf er sich den Bourbons u. ward im Juni 1814 Pair von Frankreich. Zwar trat er nach Napoleon's Rückkehr zu diesem wieder über u. kämpfte als Befehlshaber der Alpenarmee siegreich gegen ein piemontes. u. dann gegen ein österr. Heer, doch stellte er sich nach dem zweiten Sturze des Kaisers alsbald den Bourbons aufs Neue zu Diensten. Die ihm dessenungeachtet genommene Pairswürde erhielt er 1819 zurück. Er starb zu Marseille 3. Jan. 1826. In Lyon wurde ihm 1858 ein Standbild errichtet. Sein ehemaliger Stabschef Saint-Cyr-Nugues gab seine „Memoires sur les campagnes en Espagne" (2 Bde., Par. 1829; 2. Aufl. 1834) heraus. — Louis Napoleon **S.**, Herzog v. Albufera, Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 23. Mai 1813, gest. daselbst 23. Juli 1877, erbte die Pairswürde, besaß dieselbe bis 1848 u. war unter dem zweiten Kaiserreich Mitglied der Deputirtenkammer.

Suchum-Kale (d. h. Wurfschloß), von den Russen Nowossiiskaja genannt, ein an der Zemesbai, der größten u. bequemsten Bucht Abchasiens, gelegener Ort mit dem einzigen guten Hafen an der ganzen kaukasischen Küste des Schwarzen Meeres, bestand bis zum jüngsten Orientkriege aus einem Fort, einer großen Kaserne, einem „Neue Batterie" genannten Werke, einer Quarantäne u. den Wohnhäusern der etwa 3000 E. Die Gegend um S.-K. ist ein weites Thal, das im Norden von den kaukas. Bergen begrenzt u. mit Eichen u. wilden Obstbäumen bedeckt ist. Längs dem Meere ziehen sich große Sümpfe hin. Das Klima ist ungesund. Der Bazar von S.-K. war seit 1817 einer der besuchtesten Märkte der Abchasen, welche bes. Roheisen zur Anfertigung ihrer Waffen von dort bezogen. S.-K. kam 1810 durch Eroberung in russ. Besitz. Während des Krimkrieges wurde es 24. April 1854 von der russ. Besatzung verlassen. Als 1855 Kars von den Russen hart bedrängt wurde, landete Omer Pascha mit 30,000 Mann bei S.-K., um Kars zu entsetzen, kam aber zu spät. Am 15. Mai 1877 wurde S.-K. von den Türken eingenommen u. verwüstet u. der Ort als Depotplatz für die bereits früher begonnene Insurgirung Abchasiens benutzt, aber schon Ende August freiwillig geräumt u. 1. Sept. von den Russen wieder besetzt.

Suckow, Albert, Frhr. v., württemb. Kriegsminister, geb. als Sohn des 1862 verstorbenen württemb. Obersten Karl v. S. zu Ludwigsburg 13. Dez. 1828; besuchte die dortige Kriegsschule u. ward 1848 Artillerieleutnant, als welcher er sich im Kampfe gegen die Aufständischen in Baden auszeichnete. Später dem Generalstabe zugetheilt, sah er sich schon als Hauptmann mit der Leitung der Kriegsschule betraut. Beim Ausbruch des Krieges von 1866 wurde er Major u. militärischer Bevollmächtigter im Hauptquartier des 7. (bayr.) Bundesarmeecorps. Nach der Niederlage der Süddeutschen begleitete S. den Ministerpräsidenten v. Varnbüler nach Berlin, um den Abschluß eines Waffenstillstandes vorzubereiten, u. bald nach dem Friedensschlusse ward er erster Rath u. Adjutant des damaligen Kriegsministers v. Wagner. In dieser Stellung erwarb er sich das Verdienst, die Umformung der württemb. Truppen nach preuß. Muster so anzubahnen, wie es die Verträge mit Preußen erheischten. Die Schwierigkeiten, die ihm dabei in den Weg traten, lagen weniger auf dem spezifisch militärischen Gebiete als auf dem der inneren Politik, in der damals noch partikularistisch gefärbten Volksvertretung u. einer preußenfeindlichen Presse. Wie richtig S. die zukünftige militärische Stellung Württembergs auffaßte, zeigt seine Broschüre „Wo Süddeutschland Schutz für sein Dasein findet" (Stuttg. 1869). Diese Entgegnung auf eine von Arcolay (pseudonym für den 1873 verstorbenen ehemaligen sächsischen Artillerieleutnant Woldemar Streubel) veröffentlichte Schrift erregte s. Z. Aufsehen. Als General v. Wagner 24. März 1870 der Opposition wich, übernahm S. als Generalmajor das Kriegsministerium. Schon der baldige Ausbruch des Krieges gegen Frankreich sollte die Früchte von S.'s Wirken zeitigen. Württemberg hatte bereits acht Tage nach dem

Mobilisirungsbefehle die gesammten Feldtruppen völlig kriegsfertig bei Bruchsal vereinigt, während ein württ. fliegendes Corps sogleich nach erfolgter Kriegserklärung vom Schwarzwald aus gegen die franz. Truppen im Elsaß gewandte Scheinmanöver ausführte u. den Feind dadurch täuschte. Später übertrug ihm sein König die Vertrauensmission nach Versailles behufs Abschließung der Militärkonvention mit Preußen. Nach dem Kriege ward S. zum Generalleutnant ernannt u. erhielt vom Kaiser Wilhelm eine Dotation von 100,000 Thlrn. Am 15. Sept. 1874 wurde er auf sein Gesuch hin von der Leitung des Kriegsministeriums entbunden u. zur Disposition gestellt.

Südamerika, die südl. Hälfte des Westkontinents od. Amerika's, in der heißen u. südl. gemäßigten Zone gelegen, wird geschätzt auf 320,608 □M. mit 17,653,700 E. Die südlichste Spitze ist das Kap Froward unter 53° 53' 43" südl. Br., die nördlichste die Punta Gallinas unter 12° 20' 40" n. Br., die östlichste das Kap Branco 34° 47' 19" westl. Länge von Greenwich u. die westl. die Punta Pariña 81° 18' westl. Länge. Die Längenausdehnung ist 1000, die Breite 700 M. Die Westküste bespült der Stille, die Ostküste der Atlantische Ozean, die Nordküste das Karaibische Meer; durch die Landenge von Panama hängt es mit Centralamerika zusammen. Seine Gestalt ist die eines Dreiecks mit nur ganz leichten Einbiegungen; die größten, aber immer noch unbedeutenden Meerbusen sind im N. die Golfe von Darien, von Maracaibo u. von Paria, im O. die Allerheiligenbai u. die Baien von Rio de Janeiro u. von Buenos Aires, endlich der San Antonio- u. St. Georgsbusen, im W. die drei Golfe von Trinidad, Peñas u. Guaiteca, die Baien von Valparaiso, Guayaquil u. Curica. Eben so wenig giebt es wichtige Halbinseln; die größte, 46½° südl. Breite, ist die Taytaohalbinsel an der Südwestseite, wo überhaupt zahlreiche Fjorde sich finden. Von Inseln sind erwähnenswerth im W. die Gallopagos u. die zahlreichen, welche die Westküste Patagoniens begleiten, im S. das Feuerland, im O. die Falklandsinseln u. die Küsteninsel Marajo. Auch an stehenden Gewässern ist S. arm, nur der See von Valencia, der Weiher von Amudu, der Titicacasee u. eine Reihe von Seen an der Ostseite der patagonischen Cordillere sind zu nennen. Die Westküste, wenigstens von S. bis zum Hafen Callao, hebt sich, auch im N. wächst das Land, dagegen scheinen im O. manche Uferstriche zu sinken. Die Mittelhöhe von S. beträgt etwa 345 m., gewaltige Tiefebenen wechseln mit Hochebenen u. Hochgebirgen. Letztere sind: die Cordilleren, die ganze Westküste entlang, mit dem angeblich höchsten Berge des Kontinents, Nevado de Sorata (7566 m.), neben dem nach den neuesten Messungen aber auch als höchster der Aconcagua in Chile (6800 m.) angegeben wird; das kleine, aber hochsteigende Massengebirge der Sierra Nevada de Santa Marta im NW., das Parime- od. Guyanahochland u. das Küstengebirge von Venezuela im N., das Gebirgsland von Brasilien im O. Zwischen ihnen lagern sich die Tiefländer des Orinoco, des Amazonenstromes u. des Laplatasystems; andere wichtige Ströme sind der Magdalenenstrom im NW., der Rio Francisco im O., der Rio Colorado u. Rio Negro im S. In Betreff der Flora ist S. viel reicher u. großartiger ausgestattet als in Betreff der Fauna; Insekten, Reptilien u. Vögel herrschen vor, die Säugethiere stehen denen der Alten Welt an Größe u. Kraft nach. Die Menschen sind zur kleineren Hälfte Eingeborene, von denen der südlichste, entartete Stamm die Pescherähs auf dem Feuerlande, der wildeste, ebenfalls an Gestalt u. Gesittung sehr niedrig stehende die Botokuden in Brasilien sind. Den größten Theil bilden Nachkommen von Romanen u. Mischlinge, german. Kolonisten giebt es bes. in Chile, Argentina u. Brasilien, Neger sind am zahlreichsten in Brasilien, Chinesen u. Kulis nicht selten in den westl. Staaten. Politisch zerfällt S. in die neun Republiken: Föderativrepublik Venezuela, Föderativrepublik Neugranada, Ecuador, Peru, Bolivia, Chile, Argentinische Konföderation, Paraguay u. Urugvay, das Kaiserthum Brasilien, die Kolonien der Niederländer, Franzosen u. Engländer in Guyana u. Patagonien. Eisenbahnen sind über 7300 Km. in Betrieb; die Länge der Telegraphenlinien beträgt gegen 21,000 Km. (vgl. „Amerika“, woselbst auch Abb).

Sudân, d. h. Land der Neger, bezeichnet schon seit fast 1000 Jahren das von der äthiopischen Rasse bewohnte Land südl. der Sahara u. wird entweder getheilt in Hochsudan, d. h. den westl. Theil, der vom Atlant. Ozean bis über den mittleren Nigerlauf sich erstreckt, das Conggebirge mit seinem nördl. Abfall begreift, vom Niger u. den senegamb. Flüssen durchströmt wird, nördl. von den Küsten Oberguinea's, u. Flachsudan, das Tiefland des Tsadsees mit seinem größten Zuflusse, dem Schari, südl. bis zum Aequator, östl. bis in das obere Nilgebiet reichend; od. in den westl. S. mit Senegambien u. den Mandingoländern, Tombo, Mossi, dem unabhängigen Theil von Gurma u. den nördl. Congabhängen (auf 25,170 □M. mit 17,600,000 E. geschätzt), den mittleren S. mit den mohammedanischen Reichen Gando, Massina, Sokoto, Bornu, Baghirmi u. Wadai (zu 25,750 □M. mit 31,400,000 E. angegeben) u. den ägypt. od. östl. S., eingeschlossen Darfur u. Harar (15,192 □M. mit 10,670,000 E.). Die Nordgrenze ist entweder die Grenze der Sommerregen, 16½° n. Br., od. die der sudanischen Bodenkultur, etwa 15½° n. Br. Im Ganzen herrscht Fruchtbarkeit u. Ueppigkeit des Bodens u. Großartigkeit der Thierwelt. Im S. ist die einzige Stelle der Erde, wo der Islam noch vorwärts schreitet.

Südaustralien (engl. South-Australia), früher Flindersland genannt, die mittlere der südl. brit. Kolonien des Australkontinentes; grenzt im W. an Westaustralien, im N. an Nordaustralien u. Queensland, im O. an letzteres, Neusüdwales u. Victoria, im S. an den Ind. Ozean, zwischen 129—141° östl. Länge von Greenwich u. 26—38° südl. Breite, umfaßt 17,901,7 □M., wovon 83,1 □M. in Küsteninseln, u. zählte März 1876: 213,271 E., wovon 3369 gezählte Eingeborene. An der 300 M. langen Küste befinden sich die Encounterbai, der S. Vincentgolf u. der am tiefsten einschneidende Spencergolf; vor dem mittleren liegt die größte Küsteninsel, Känguru, 21 M. lang u. 8 M. breit. S. ist im SO. fruchtbares, berg- u. goldreiches, reich bewässertes Land, in der Mitte u. im NO. salziges, unfruchtbares Seengebiet, der bei weitem größte übrige Theil im W. ist Scrub- u. Saltbushland. Von S. nach N. zieht sich östl. von den Seen das höchste Gebirge, Flinders Range, bis fast 1000 m. ansteigend; die nordöstl. kleineren Seen sind der Lake Gregory u. Lake Blanche, die drei großen Lake Eyre, Lake Torrens u. Lake Gairdner liegen zwischen 134 u. 138° östl. Länge. Alle sind sie Salzseen, u. auch im W. giebt es deren eine Menge kleinere; ein Beweis, daß vor noch nicht zu ferner Zeit hier Meerwasser stand. Noch heute hebt sich die Südküste. In diesem weitaus größten Theile der Provinz ist der Süßwassermangel ein unüberwindliches Hinderniß der Kultur, sie ist eine der trockensten u. staubigsten, zwischen den Seen u. dem Scrub giebt es jedoch einige große Weidegebiete, auf denen nam. Schafzucht getrieben wird. Um so gesegneter ist der SO., durch den Murray mit seinen unteren Nebenflüssen bewässert; er ist mit flachen Dampfbooten auf 2500 engl. M. befahrbar. Den Reichthum von S. bilden die 1842 entdeckten Kupfererze; die Mine Moonta auf Wallaroo gilt für die bedeutendste der Erde; andere Hauptausfuhrprodukte bilden Wolle u. Weizen. S., bis in die neueste Zeit eines der ersten Weizenländer der Welt, verspricht jetzt noch wichtiger durch seine Weinkultur zu werden, neben der die des Weizens abnimmt; so waren schon 1866 bei Adelaide in einem Umkreis von 40 M. Weingärten. Auch ein Goldfeld ist am Onkaparingaflusse aufgefunden worden. Der Werth der Ausfuhr betrug 1874: 4,403,000 Pfd. Sterl., wovon an 39,844,000 engl. Pfd. Wolle, der der Einfuhr 3,983,000 Pfd. Sterl. In den 15 Häfen für den überseeischen Handel, von denen Adelaide ⅔ der gesammten Ein- u. Ausfuhr umfaßt, gingen 1874 1440 Schiffe von 534,550 Tons ein u. aus. Die Einwanderung betrug 1874: 5557 Mann, worunter die meisten Deutschen in ganz Australien, die Auswanderung 3271. Die sehr rührige Regierung thut viel für Schulen &c.; von 1865 auf 1869 stiegen diese von 278 auf 304. Eisenbahnen gab es 1874: 214 Km., ungerechnet 162 Km. Pferdebahnen; in Bau waren 229 Km. Postbureaux hatte S. 1875: 375; Telegraphenbureaux 1875: 105 mit 6283 Km. Drahtlänge. Der auf Kosten von S. unternommene, 1872 vollendete austral. Ueberlandtelegraph geht von Adelaide durch den östl. Theil nach N. Administrativ zerfällt S. in 23 Counties u. 6 Pastoraldistrikte, wovon die bevölkertste die County Adelaide mit 1650 E. auf 1 geographische □M. ist; der weitaus größte Theil ist geradezu unbewohnt. Hauptstadt ist Adelaide mit 31,573 E. (1876), andere Städte sind Kensington u. Norwood, Port Adelaide, Kapunda, Kooringa &c., alle mit weniger als 6000 E. Die wichtigsten neueren Entdeckungsreisen, in u. von S. aus unternommen, sind die von Warburton 1866, der deutschen Missionäre Walder, Kramer u. Meissel 1867, von Giles 1872, Gosse 1873, Giles u. Roß 1873—74, Giles 1875.

Südbrabant (fläm. Suid Braband, in Belgien nur Brabant genannt), belgische Provinz, 59,622 □M. mit 942,247 E. (1874), bildet die Mitte des Landes, wird umschlossen von den Provinzen Antwerpen, Limburg, Lüttich, Namur, Hennegau u. Ostflandern u. ist ein welliges, gutbewässertes, fruchtbares Hügelland. Die größten Gewässer sind die Rupelzuflüsse Dyle, Demer u. Senne. Ein Kanal führt von Brüssel nach Charleroi in die Sambre, ein anderer von Brüssel nach Willebroek u. ein dritter von Löwen nach Mecheln. S. ist fast überall trefflich angebaut, nur südl. von Brüssel liegt noch der große Sonienwald (Forêt de Soignes), und kaum 2000 Hektaren sind Unland. Von den rund 328,000 Hektaren der Gesammtfläche sind 60,000 Weizenland, 52,000 mit Roggen, 15,000 mit Gerste, 27,000 mit Hafer, 28,000 mit Kartoffeln u. einige Tausend mit Rüben, Flachs, Hanf, Hopfen, Cichorie, Tabak, Krapp u. Karden bebaut; gegen 6000 werden zur Gemüsegärtnerei verwendet u. 28,000 sind Wieswuchs. Die Bevölkerung fertigt Spitzen, Tuch, Kattun u. Wollzeuge, Hüte, Papier, hat Färberei u. Baumwollen-

spinnerei, Glas- u. Nadelfabriken, macht Gold- u. Silberarbeiten, baut Wagen, Kutschen u. Maschinen, fabrizirt Rübenzucker u. braut Bier. Die Provinz zerfällt in die Arrondissements Brüssel (20,114 □M., 592,449 E.), Löwen (20,471 □M., 194,246 E.), Nivelles (19,037 □M., 155,552 E.). Von seinen 8 Städten hatten Ende 1874 die Residenzstadt Brüssel mit den Vororten 358,700, ohne dieselben 182,735, Löwen 32,562 u. Tirlemont 12,618 E.

Südcarolina (Southcarolina), einer der Südstaaten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1599,2 □M. mit 705,606 E., darunter 289,667 Weiße, 415,814 Farbige u. 125 zerstreut wohnende Indianer; es grenzt im N. an Nordcarolina, im S. u. W. an Georgia u. im O. an den Atlantischen Ozean. Nur im SW. gebirgig, wo es bis an die Blauen Berge reicht u. bewaldete Höhen ziemlich steil sich bis 1250 m. erheben, hat es im Mittelland weite, unfruchtbare Heidegegenden, an der Küste dagegen ungesunde, sumpfige Landschaften, die, wo sie künstlich entwässert sind, die Kultur des Reis, der Baumwolle u. des Getreides begünstigen. Auch auf den Küsteninseln baut man die treffliche Sea-Island-Baumwolle. Die Küste ist wenig entwickelt, die Häfen sind größtentheils durch Barren tiefer gehenden Schiffen versperrt. Von Flüssen sind schiffbar: im N. der große Pedee, in der Mitte der Santee (bis Columbia), im S. der Grenzfluß Savannah, wie überhaupt S. sehr gut bewässert ist. Das Klima gleicht dem Siziliens, die Küstenregion ist ungesund. Etwa die Hälfte des Landes ist mit Eichen bestandenes Urgebirge, das übrige Alluvialthon. Goldadern sind mit Erfolg abgebaut, aber das meiste Gold ist durch Waschen erhalten; Granit u. Syenit liefern herrliches Baumaterial. Die materielle u. geistige Kultur ist wegen des Ueberwiegens der Neger ziemlich niedrig; diese sitzen auch in großer Anzahl im Kongreß u. entscheiden, oft von unwissenden, eigennützigen Führern geleitet, die Wahlen. Agrikultur ist die Hauptbeschäftigung, Reis u. Baumwolle sind die wichtigsten Produkte. Wie schwer aber der Volkswohlstand durch die Aufhebung der Sklaverei geschädigt worden ist, zeigt der Umstand, daß 1860 über 119 Millionen Pfd. Reis geerntet wurden, 1870 aber nur 32 Mill. Pfd., u. daß die Baumwollenernte 1860: 353,412, 1870 aber nur 224,500 Ballen ergab. Zugenommen hat allein der Anbau des Zuckerrohrs, dessen Ertrag von 198 Ctrn. (1860) auf 1055 Ctr. (1870) gestiegen ist. Die Industrie ist wenig entwickelt; 1870 bestanden 1584 industrielle Etablissements mit nur 8141 Arbeitern. Die Eisenbahnen hatten 1871 eine Länge von 242 Meilen u. gehen bes. von Charleston u. Columbia aus. Auch im Volksschulwesen ist S. zurück; 1870 gab es nur 750 Schulen. Kaum $^1/_3$ der Bevölkerung kann lesen u. schreiben. S. hat im Unionskongreß 2 Senatoren u. 5 Repräsentanten, der eigene Landeskongreß umfaßt 33 Senatoren u. 124 Repräsentanten. Die Schulden betrugen 31. Okt. 1875: 7,221,000 Dollars. Administrativ zerfällt S. in 31 Counties. Hauptstadt ist Columbia (s. d.), wichtigste Handelsstadt Charleston (s. d.); Städte unter 6000 E. sind Beaufort, Georgetown, Lexington, Hamburg, Camden u. Cedar Springs. Die erste Ansiedlung, nach Karl IX. von Frankreich Carolina genannt, geschah 1562 durch französische Hugenotten, ging aber wieder ein, u. erst durch eine Schenkung des englischen Königs Karl II. 1663 begann wieder die Kolonisirung, nun aber die englische. 1729 erfolgte die Theilung des Gebiets in Nord- u. Südcarolina.

Süden od. Süd heißt die Gegend des Horizonts, über welcher auf unserer nördl. Hemisphäre die Sonne zur Mittagszeit sich befindet. Der nach S. Blickende hat hinter sich Norden, rechts Westen, links Osten, welche drei mit dem S. die vier Haupthimmelsgegenden bilden.

Südermanland, s. „Södermanland“.

Sudeten heißt der Gebirgszug, der die Wasserscheide zwischen Elbe, Oder u. March bildet u. in etwa 40 Meilen Länge das Grenzgebirge zwischen Sachsen u. Schlesien auf der einen, u. Böhmen u. Mähren auf der anderen Seite ist. S. ist ein geographischer Kollektivbegriff u. umfaßt das 86 □M. haltende Mährisch-schlesische Gesenke, das 105 □M. große Glatzer Gebirgsland mit dem Glatzer Schneeberge, dem Reichensteingebirge, dem Eulen-, Zobten-, Habelschwerter- u. Erlitzer Gebirge u. dem Schweidnitzer-, Friedländer- u. Waldenburger Bergland, ferner das Riesengebirge, das Isergebirge u. den östl. Theil des Lausitzer Gebirges, soweit es in das Gebiet der Oder gehört. Andere rechnen auch das ganze Lausitzer Gebirge bis zur Sächsischen Schweiz hinzu. Das Gesammtareal kann auf 250—260 □M. veranschlagt werden. Die einzelnen Partien haben wesentlich von einander abweichenden Charakter, sind theils Gebirgszüge, theils Plateaulandschaften, bestehen aus verschiedenem Gesteinsmaterial, aus granitischen u. schiefrigen Gesteinen, aus Kalk- u. aus Sandstein, sind reich an verschiedenen Erzen od. auch vollständig frei davon; nur die allgemeine Gleichheit der Richtung von SO. nach NW. u. der allmähliche Uebergang der einzelnen Partien in einander rechtfertigen ihre Vereinigung zu einem geographischen Ganzen.

Südholland, s. „Holland“.

Südliches Kreuz ist ein schönes, bei uns nie sichtbares Sternbild des südl. Himmels, dessen vier hellste, in Kreuzform stehende Sterne ein Stern erster, zwei zweiter u. einer dritter Größe sind.

Südlicht, s. „Polarlicht“.

Südpolarländer, s. „Antarktischer Ozean“.

Südpreußen, eine ehemalige preuß. Provinz, gebildet aus denjenigen Theilen von Großpolen, welche 1793 bei der 2. Theilung Polens an Preußen fielen, im Ganzen 1015 □M. Als bei der 3. Theilung 1795 Preußen abermals einen Länderzuwachs erhielt, die sog. Provinz Neuostpreußen, 819 □M., wurde der jenseit der Weichsel gelegene Theil von S. mit dieser neuen Provinz vereinigt, während das gleichfalls 1795 erworbene Herzogthum Severien sammt einem Theile des Palatinates Krakau, 41 □M., unter dem Namen Neuschlesien zur Provinz Schlesien geschlagen wurde. S. umfaßte alle südlich der Netze liegenden Theile des jetzigen Großherzogthums Posen u. den zwischen Weichsel u. Pilica gelegenen Theil des heutigen Generalgouvernements Warschau, zusammen 958 □M. mit $1^1/_3$ Mill. E.; es zerfiel in die Kammerdepartements Posen, Kalisch u. Warschau. Das ganze Gebiet wurde 1807 durch den Frieden von Tilsit zum neugebildeten Herzogthum Warschau geschlagen. Nach dessen Auflösung 1815 fiel der Theil, der jetzt die preuß. Provinz Posen bildet, an Preußen zurück, während alles Uebrige an Rußland kam.

Südsee, in weiterem Sinne der ganze Große od. Stille Ozean (s. d.), in engerem nur der südliche Theil desselben vom Wendekreis des Steinbocks bis zum Südlichen Eismeer.

Südseeinseln sind im Allgemeinen alle Inseln der Südsee; im Besonderen unterscheiden wir Deutsche unter diesem Namen die reiche australische Inselwelt in der Südsee von dem Festland Australien. Für den ganzen Erdtheil zusammen gebrauchen Manche neben Australien den Namen Polynesien. Franzosen u. auch Amerikaner fassen unter dem Namen Ozeanien gern alle Inseln des Großen Ozeans bis an die chinesische Küste u. Japan u. die indische Inselflur zusammen; die Engländer verstehen unter Australien den Kontinent, unter Austral-Asien die zunächst gelegenen großen Inseln, unter Polynesien die übrigen kleinen. Die Eintheilung in ethnographische Gruppen scheint die einzige durchführbare; sie unterscheidet Melanesien (s. d.) u. Polynesien (s. d.) u. allenfalls noch dessen Unterabtheilung Mikronesien.

Sue (spr. Süh), Marie Joseph Eugène, franz. Romanschriftsteller von bedeutendem Talent, aber auch der größte Vertreter derjenigen Literatur, die man als die industrielle bezeichnet, geb. 10. Dez. 1804 als Sohn des Professors der Anatomie Jean Joseph S. (geb. zu Paris 13. Jan. 1760, gest. daselbst 21. April 1830); studirte Medizin, machte als Hülfschirurg im Heere des Herzogs von Angoulême den Feldzug in Spanien mit, wurde dann Schiffschirurg u. nahm als solcher Theil an mehreren interessanten Reisen, wie nam. nach den Antillen u. nach Polynesien, sowie am Seekriege im Mittelmeere, der 1827 durch die Schlacht bei Navarin beendet ward. Als er sich durch des Vaters Tod in den Besitz eines beträchtlichen Vermögens gesetzt sah, nahm er den Abschied u. ließ sich in Paris nieder, er wollte zuerst sein Talent für Malerei ausbilden, widmete sich aber bald der literarischen Thätigkeit u. errang damit außerordentliche Erfolge. Durch die zuerst unternommene Verarbeitung seiner Reiseeindrücke zu dem Roman „Kernock le pirate“ (Par. 1830) ward er der Begründer des franz. Seeromans, von dem er dann zum historischen Roman („Latréaumont“, 2 Bde., ebd. 1837 u. a.) u. zuletzt in „Les mystères de Paris“ („Die Geheimnisse von Paris“, 10 Bde., ebd. 1842 f.) zum sog. Tendenzroman überging. Durch diesen erlangte er einen Weltruf. Unter den hierher gehörigen Romanen sind bes. noch zu nennen: „Le juif errant“ („Der ewige Jude“, 10 Bde., 1844), „Martin, ou l'enfant trouvé“ („Martin od. das Findelkind“, 12 Bde., 1847), „Les sept péchés capitaux“ („Die sieben Todsünden“, 1847—49) u. „Les mystères du peuple“ („Die Geheimnisse des Volks“, 16 Bde., 1850 ff., 1857 als staatsgefährlich unterdrückt). Trotz allem bedenklichen Beiwerk enthalten dieselben einen sittlichen Kern u. sind mit einem Ernst geschrieben, der durch die unschönsten Uebertreibungen hindurchblickt. Auch in politischer Beziehung hielt sich S. zur sozial-demokratischen Partei, von der er im April 1850 in die Gesetzgebende Nationalversammlung gewählt wurde. Am 2. Dez. 1851 festgenommen u. auf den Mont-Valérien gebracht, ward er nach acht Tagen wieder in Freiheit gesetzt;

auch befand er sich nicht mit auf der Liste der 89 verbannten Volksvertreter, dennoch begab er sich nach Brüssel u. dann nach Annecy in Savoyen, wo er 3. Aug. 1857 starb. Außer seinen Romanen, die sämmtlich ins Deutsche übersetzt worden sind (114 Bde., 1847—55), schrieb er auch eine „Histoire de la marine franç. sous Louis XIV.“ (5 Bde., 1835—37; 2. Aufl. 1845) u. verschiedene dramat. Werke.

Suês, ägyptische Stadt mit 13,498 E. (1872), darunter 2400 Fremde, im Paschalik Behereh, doch nicht unter dem Pascha, sondern unter einem besondern Gouverneur stehend; liegt an der äußersten Nordspitze des Rothen Meeres, welches hier in den Golf von S. ausläuft, u. am Südende des gleichnamigen Kanals, der die Landenge von S. durchschneidet, in wüster u. sandiger Gegend, im W. überragt von den malerischen Höhen des Atakagebirges, im O. von denen des asiatischen Küstengebirges. S. war bis zur Eröffnung des Kanals ein elender arabischer Flecken, der sein Wasser täglich von Kairo erhielt, u. kann auch jetzt noch trotz der großen Hafenbauten u. der gesteigerten Einwohnerzahl es nicht zur Blüte bringen. S. wird durch das Fort Agerut im NW. an der Bahn geschützt, Mauern u. Thore sind im Verfall, die Häuser sind mit Ausnahme eines vizeköniglichen Schlosses, einiger Regierungsgebäude, eines englischen Marinehospitals u. eines großen Hôtels kläglich. Eine Eisenbahn führt von S. über Ismailiya am Kanal nach Zakazik im Nildelta u. von da dreigetheilt weiter nach Damiette, Alexandrien u. Kairo; ein in Kairo vom Nil sich abzweigender Kanal führt S. süßes Wasser zu u. dient dem Handel. S. steht in regelmäßiger Dampfschiffverbindung mit Bombay u. seit Eröffnung des Suêskanals ist sein ehemals flach gewordener Hafen wieder eine weite, sichere u. jederzeit zugängliche Rhede für alle passirenden Schiffe geworden. Auch für die Mekkapilger ist es Einschiffungsort. Der Schiffsverkehr betrug 1872: 189 Postdampfer, 400 Dampfer, 205 Segelschiffe, 64 Kriegsschiffe.

Suêskanal ist der seit 17. Nov. 1869 eröffnete künstliche Kanal, welcher von Suês am Rothen Meere in nördl. Richtung die Landenge von Suês durchschneidet, zuerst die Bitterseen, dann den Timsah- (d. h. Krokodil-) u. den Balah- (d. h. Dattel-) See trifft, von El Kantara (d. h. die Brücke) ab durch den Menzalehsee geführt ist u. bei Port Saïd ins Mittelmeer tritt. Er ist 160 Km. lang, 58—100 m. am Wasserspiegel, 22 m. an der Sohle breit u. 8 m. tief. Die Gesammtkosten betrugen bis Ende 1873: 471,769,680 Frcs.; der Werth der Baulichkeiten u. des Inventars wurde Ende 1874 auf 21,795,545 Frcs. geschätzt. Präsident der Compagnie universelle du canal maritime de Sues ist F. v. Lesseps (s. d.). Das Jahr 1872 hat zuerst einen Ueberschuß von 2,071,279 Frcs. ergeben, 1873 betrug er 7,485,077, 1874: 8,059,577, 1875: 12,898,089 Frcs., doch war der Nettogewinn nur: 1,061,709 Frcs. Der Schiffsverkehr betrug 1870: 486, 1871: 765, 1872: 1082, 1873: 1173, 1874: 1264, u. 1875: 1494 Schiffe; 1874 waren darunter 898 englische, 87 französische, 62 italienische, 61 österreichische, 53 niederländische, 31 deutsche, 27 spanische Schiffe. Die Zahl der im Jahre 1875 den S. passirenden Reisenden betrug 84,446. — Nachdem im 14. Jahrh. v. Chr. schon Ramses II. von Aegypten u. ebenso im 7. Necho den Versuch gemacht hatten, den Nil mit dem Rothen Meere durch einen Kanal zu verbinden, führte der Perserkönig Dareios Hystaspes die begonnenen Arbeiten fort u. Ptolemäos Philadelphos in der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. vollendete sie. Dieser Kanal wurde von Kaiser Trajan u. vom Khalifen Omar restaurirt, seit dem 8. Jahrh. n. Chr. aber durch Versandung unbrauchbar. Nach verschiedenen Vorarbeiten, bes. durch englische Offiziere u. Ingenieure, bekam Lesseps von dem Vizekönig von Aegypten Saïd Pascha 1854 einen Ferman zur Konzession des jetzigen Kanalbaues u. zur Gründung einer Aktiengesellschaft, welche ein Privilegium auf 99 Jahre erhielt, nach welcher Zeit das Besitzrecht an Aegypten übergeht. Frankreich stand von Anfang an dem Unternehmen freundlich, England feindlich gegenüber; 1858 wirklich begonnen, 1869 vollendet, wurde es unter großen Feierlichkeiten eingeweiht. Der Kanal kürzt die Fahrt von Europa nach Indien um mehr als 2000 deutsche M., hat also jedenfalls den allergrößten Einfluß auf den Welthandel, dafür aber mit dem Uebelstande zu kämpfen, daß starke Versandungen öftere Baggerarbeiten nöthig machen, u. obgleich für Dampfer sehr brauchbar, für Segeltransportschiffe jedoch (nach Erklärung des britischen Admiralitätsamtes) nicht hinreichend breit, weil endlich die Segelschiffahrt auf dem Rothen Meere überhaupt gefährlich u. schwierig ist. 1876 hat sich übrigens England durch einen großartigen Ankauf von Suêskanalaktien (176,602 Aktien um den Preis von 4 Mill. Pfd. Sterl.) ebenfalls Einfluß auf die Verwaltung des Unternehmens verschafft. Die bedeutenderen Orte am S. sind Suês, Ismailiya, wo die Generaldirektion ihren Sitz hat, u. Port Saïd. Vergl. den Anhang von Stephan's „Das heutige Aegypten“ (Lpz. 1872) u. Badeker's „Aegypten“ (Lpz. 1877).

Suetonius, mit vollständigem Namen Cajus S. Tranquillus, hervorragender römischer Historiker, lebte etwa 75—160 n. Chr. Eine Zeit lang war er Geheimschreiber des Kaisers Hadrian, dann aber in Ungnade gefallen, benutzte er seine Muße zu kultur- u. literaturgeschichtlichen Studien u. zur Abfassung mehrerer Werke. Ganz erhalten sind uns von diesen „XII Vitae Imperatorum“, von Cäsar bis auf Domitian; dagegen besitzen wir von der Schrift „De viris illustribus“, in der er über Dichter, Redner, Historiker, Philosophen, Grammatiker u. Rhetoren handelte, nur einige Auszüge, nam. in der Bearbeitung der Chronik des Eusebius durch Hieronymus, u. Fragmente, ebenso von den „Libri pratorum“, einer Sammlung von antiquarischen Miscellen, die nam. Isidorus benutzte in seinen „Origines“. Unter den Gesammtausgaben ist die beste von C. L. Roth (Lpz. 1858); die Fragmente allein gab Reifferscheid heraus (Lpz. 1860). Unter den Uebersetzungen der Kaiserbiographien nennen wir die von Adolf Stahr (Stuttg. 1857).

Sueven, im Alterthum (nach Mommsen) nur Suebi geschrieben, erwähnt zuerst Cäsar als östliche Anwohner des Rheins, den Ariovist von Baden aus überschritt. Er schreibt ihnen 100 Gaue zu, die rings von einer weiten Strecke wüsten Landes umgeben waren. Ihren Namen bringt Grimm wegen ihrer Wanderlust mit swipan, umherschweifen, in Verbindung. Tacitus bezeichnet mit dem Gesammtnamen S. die Völker zu beiden Seiten der Mittel- u. Oberelbe, südl. bis zur Donau, nördl. bis zur Ostsee, östl. bis zur Grenze der Vandalen, u. nennt als ihren Hauptstamm die Semnonen. Seitdem erscheinen einzelne Völker dieses Namens im 2. u. 3. Jahrh. als Waffengefährten der Quaden in Mähren, der Markomannen in Böhmen. Die geschichtlich bedeutendste Rolle spielen diejenigen S., welche im Verein mit Vandalen u. Alanen 406 den Rhein überschreiten u. seit 409 den Nordwesten, seit 429 auch den ganzen Süden Spaniens in Besitz nehmen. Ihre Königsnamen Rechila, Maldra, Andica beweisen, daß sie dem niederdeutschen Zweige angehörten, also wol Semnonen waren. Sie behaupteten ihre Selbständigkeit, zum Theil mit Hülfe der Byzantiner, bis sie um 580 dem gothischen König Leovigild unterlagen (s. „Spanien, Geschichte“). Erst seit 430 erscheint der Name S. in Verbindung mit dem der Alemannen (s. d.) in Oberdeutschland wieder u. zwar für dasselbe Volk, welches vorher stets Jutbungen genannt wurde; von ihnen ist der Name Schwaben (s. d.) ausgegangen. Endlich nimmt ein Stamm der Warnen an der Elbe im 6. Jahrh. den Namen Nordsueven (Nordsuavi) an u. überträgt ihn auf den Gau Sueven zwischen Sale, Bode u. Unterharz, wohin die Frankenkönige Clothar u. Sigebert jenen verpflanzt hatten, nachdem die sächsischen Bewohner die Gegend verlassen hatten. Vergl. Zeuß, „Die Deutschen u. ihre Nachbarstämme“ (Münch. 1837).

Suffisance (frz., spr. Süffisangs), Selbstgenügsamkeit, Dünkel.

Suffolk (spr. Szoffok), engl. Grafschaft, 69,805 □M. mit 348,869 E. (1871); grenzt östl. an die Nordsee u. wird im S., W. u. N. von den Grafschaften Essex, Cambridge u. Norfolk umschlossen. Ihr Terrain senkt sich allmählich von W. nach O. zur Nordsee, wohin auch mit Ausnahme des Lark, der in nordwestl. Richtung zur Ouse geht, alle ihre Flüsse, wie der nördl. Grenzfluß Waveney, der Blyth, Alde, Ore, Deben, Orwell u. der Stour, an der Südgrenze sich wenden. Das Gebiet ist Ackerland od. Wiese u. Weide; nur ganz unbedeutende Striche sind als zu sandig od. morastig unbenutzt. Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Ackerbau, Rindvieh- u. Schafzucht; aber auch Schweine u. Federvieh, bes. Truthühner, werden viel gehalten, u. in einigen Sandgegenden sind Kaninchengehege angelegt. Die industrielleren Distrikte fabriziren baumwollene u. wollene Waaren, Thongeschirre, bereiten Seesalz u. treiben Handel. Der Hauptort ist Ipswich (s. d.).

Suffolk (spr. Szoffok), eine engl. Grafen- u. Herzogsfamilie. Grafen von S. hießen zuerst (seit 1337) die Cliffords, dann (seit 1385) die Nachkommen des Kaufmanns William Pole, der dem König Eduard II. oftmals Geld geliehen hatte. William **de la Pole,** der am Hofe Heinrich's VI. großen Einfluß erlangte, ward zum Herzog v. S. erhoben, machte sich dann als Günstling Margarethens v. Anjou, der Gemahlin des schwachen Königs verhaßt, zog sich seitens des Parlaments die Anklage auf Hochverrath zu, sollte vom Hofe durch Verbannung nach Frankreich gerettet werden, wurde aber an der Küste bei Dover 2. Mai 1450 ermordet. Sein Sohn, Jack, Herzog **v. S.,**

heirathete Elisabeth, die älteste Schwester Eduard's IV., infolge dessen der gleichnamige älteste Sproß dieser Ehe von Richard III. zum künftigen Thronerben erklärt wurde; indeß entschied die Schlacht bei Bosworth mit Heinrich VII. von Lancaster, der dann durch seinen Sieg bei Stoke in der Grafschaft Nottingham (6. Juni 1487) seinen Gegner vollends aus dem Wege räumte; der Herzog v. S. blieb in dieser Schlacht. Seinen Bruder **Edmund** ließ Heinrich VIII. 1513 enthaupten. — Durch letztgenannten König erhielt 1513 dessen Günstling **Charles Brandon** (gest. 1545) den Herzogstitel. Dieser vermählte sich 1515 mit der für Ludwig XII. von Frankreich bestimmten Prinzessin Marie, der jüngsten Schwester Heinrich's VIII. Seine ältere Tochter, Franziska, ward die Gemahlin von **Henry**, Marquis v. Dorset, der 1551 zum Herzog v. S. erhoben wurde. Derselbe theilte das Schicksal seiner Tochter Johanna Gray (s. d.), indem er 5 Tage später als diese, 17. Febr. 1554, auf dem Schaffot sterben mußte. Seitdem ruhte der Titel gänzlich, bis Jakob I. 1603 den Titel eines Grafen v. S. dem Lord **Thomas Howard de Walden** verlieh, von welchem denselben die Nachkommen seines ältesten Sohnes erbten. Nach deren erfolgtem Aussterben ging er auf die Nachkommen des zweiten Sohnes über, die sich noch heutzutage Grafen **v. S. u. Berkshire** nennen.

Suffragan (vom lat. suffragari, unterstützen) heißt in der katholischen Kirchensprache jeder Hülfsgeistliche. Insbesondere redet man von Suffraganbischöfen, d. h. solchen, die nur den Titel eines Bischofs besitzen (sog. episcopi in partibus infidelium) u. daher als Gehülfen od. Vertreter ordentlicher Bischöfe dienen. Aber auch die Letzteren sind gegenüber dem Erzbischof, unter welchem sie stehen, S.en od. Untergebene.

Sufismus (vom arab. sufi, d. h. Wollebekleideter) ist der zusammenfassende Name für die mannichfaltigen Gestaltungen der Mystik (s. d.) auf dem Boden des Islam. Spuren des S. finden sich schon in den ersten Jahrhunderten nach Mohammed unter den Arabern; wenn in der Regel ein gewisser Zaid' Abulchair (um 820 n. Chr.) als Stifter der Sufi's genannt wird, so hat dies wol den Sinn, daß er zuerst eine Genossenschaft von solchen stiftete. Dieser arabische S., aus dem auch der Orden der Derwische entsprang, hielt sich wesentlich innerhalb der Grenzen der Rechtgläubigkeit. Eine reichere, aber ketzerische Ausbildung erfuhr der S. bei den Völkern indogermanischer Rasse, die zur Annahme des Islam gezwungen wurden, obenan bei den Persern. Ohne Zweifel haben hier uralte Geheimlehren, wie der altpersische Dualismus, aus christlicher Zeit der Manichäismus (s. d.), zur Ausgestaltung des S. mitgewirkt. Derselbe blieb zwar scheinbar auf dem Boden des Islam stehen, indem er den Koran als Offenbarung Gottes gelten ließ; in Wahrheit aber löste er ihn in lauter Bilder u. Gleichnisse auf u. erklärte für das höchste Ziel des Strebens eine solche Versenkung des Gefühls u. der Phantasie in Gott als den Urgrund der Dinge, daß sich alle Verschiedenheiten, sogar die von gut u. böse, in eine Einheit auflösen. Diese (rein pantheistische) Auffassung wurde vom S. als die höchste Stufe der Beschauung gepriesen u. hatte bes. unter den persischen Dichtern ihre Vertreter. Vergl. Tholuck, „Ssufismus sive theosophia Persarum pantheistica“ (Berl. 1821) u. desselben „Blütensammlung aus der morgenländischen Mystik“ (Berl. 1825).

Suger (spr. Szüschähr'), Abt von St. Denis, der Rathgeber Ludwig's VI. († 1137) u. Ludwig's VII. († 1180) von Frankreich, geb. 1082; hatte ebenso das alte römische Kaiserrecht wie die geistlichen Schriften der Kirchenväter studirt u. wies die Könige, denen er diente, nicht nur zur strengen Uebung u. Handhabung des Rechts an, sondern verschaffte ihnen auch durch Gründung der städtischen Freiheiten im dritten Stande eine mächtige Stütze gegen den Lehnsadel. Sein staatskluges Walten bildete den auffallendsten Gegensatz zu der frommen Begeisterung, die damals zu den Kreuzzügen trieb. Für den Zug, welchen Ludwig VII. 1147 unternahm u. der fromme Bernhard v. Clairvaux (s. d.) predigte, bezeugte er zunächst wenig Theilnahme, blieb in Frankreich zurück u. führte als Reichsverweser mit starker Hand die Regierung für seinen König. Um so eifriger betrieb er seit 1149 eine zweite Kreuzfahrt, welche zunächst die Grenzen des heiligen Landes erweitern, dann aber das Byzantinische Kaiserreich, welches den Haß des ganzen Westens auf sich geladen hatte, niederwerfen sollte. Obwol er hier, wie sonst selten, mit dem heil. Bernhard in vollkommenem Einverständniß war, scheiterte doch sein Bemühen an der Gleichgiltigkeit u. Muthlosigkeit der Franzosen. Er starb im Jan. 1152, nachdem er den Grund zur Konsolidirung der französischen Königsherrschaft gelegt hatte. Seine Briefe, seine Biographie Ludwig's VI. (in Bouquet's Sammlung der franz. Geschichtschreiber) bezeugen einen über sein Zeitalter erhabenen Geist. Paris wurde durch seine Begünstigung der Wissenschaften die erste Hochschule der Theologie u. Dialektik diesseit der Alpen. Den Ausbau u. Schmuck der Abteikirche von St. Denis ließ er sich sehr angelegen sein. Sein Leben schrieb der zeitgenössische Mönch Wilhelm von St. Denis.

Suggestivfragen (von lat. suggerere, unterlegen, dann eingeben, beibringen, einflüstern) heißen in der Rechtssprache solche Fragen des Richters an den Angeschuldigten od. die Zeugen, in welche das Zugeständniß einer für die Untersuchung wesentlichen Thatsache hineingelegt ist. Das durch S. erlangte Geständniß steht im Verdachte der Unfreiheit; die Befragten sollen aber bei jeder einzelnen Frage genau wissen, was sie zu beantworten haben, u. nicht durch Verdrehung der Fragen ihnen ein Geständniß in den Mund gelegt werden. Deshalb ist es längst schon untersagt, S. an sie zu richten.

Suhl, Stadt mit 10,721 E. (1875) im Kreise Schleusingen, Reg.-Bez. Erfurt der preuß. Provinz Sachsen, Hauptstadt des preuß. Theiles der Grafschaft Henneberg; liegt anmuthig in 429 m. Seehöhe am Südabhange des Thüringer Waldes an der Hasel, die in den Werrazufluß Schwarze geht, am Fuße des Domberges, eines Porphyrfelsens, dessen eine Wand, der Ottilienstein, über der Stadt zu hangen scheint. S. hat Eisen- u. Stahlwerke, starke Färberei, Papier- u. Lederfabriken u. fertigt viel Chemikalien, Barchent u. Leinwand; vor Allem aber ist es seit Jahrhunderten berühmt durch seine Gewehrfabrikation. Die erste Innung der Gewehrfabrikanten wurde 1536 gegründet; im 15. Jahrh. aber schon lieferten die S.er Panzerer nam. den süddeutschen Rittern Rüstungen u. Schwerter. 1550—1634 war die Glanzperiode der S.er Gewehrfabrikation. S. versorgte damals nicht nur Deutschland, sondern auch die Nachbarländer mit Waffen. Später that es sich nur noch bei bes. Gelegenheiten, so z. B. im Siebenjähr. Kriege, hervor, litt aber stark durch Konkurrenz, bis neuerdings die Privatindustrie wieder einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat.

Suhm, **Peter Friedrich** v., dän. Historiker, ein Sohn des Admirals **Ulrich Friedrich v. S.** (geb. zu Pinneberg 1686, gest. zu Kopenhagen 27. Nov. 1758), geb. zu Kopenhagen 28. Okt. 1728; bildete sich hauptsächlich durch Selbststudium, lebte 1751—65 zu Drontheim in Norwegen, dann wieder in Kopenhagen, wo er als Kammerherr u. Historiograph 7. Sept. 1798 starb. Von seinem bedeutenden Vermögen machte er den gemeinnützigsten Gebrauch; auch überließ er zwei Jahre vor seinem Tode seine mehr als 100,000 Bde. bestehende Bibliothek gegen eine Leibrente dem Staate. Sein Hauptwerk als Geschichtschreiber bildet die bis 1319 reichende „Geschichte Dänemarks“ (11 Bde., Kopenh. 1782—1812). Seine „Kleinen Schriften“ erschienen gesammelt in 2 Bdn. (Magdeb. 1798 f.).

Suhm, **Ulrich Friedrich** v., Diplomat, geb. 1691 zu Dresden; studirte in Genf, widmete sich dann in Paris, wo sein Vater kursächs. Gesandter war, der Diplomatie, u. vertrat den sächs. Hof 1720—30 in Berlin. Hier erwarb er sich die vertraute Freundschaft des Kronprinzen (nachmaligen Königs Friedrich II.). Seit 1737 kursächs. Gesandter in Petersburg, verließ er später diesen Posten, um in die Dienste Friedrich's d. Gr. zu treten, starb aber zu Dresden 29. April 1740. Sein philosophischer Briefwechsel mit Friedrich II. erschien als „Correspondance familière et amicale de Frédéric II. avec U. F. de S.“ (2 Bde., Berl. 1747).

Sühngeld heißt die im alten Deutschen Rechte übliche Privatentschädigung, meist in Geld bestehend, welche ein Verbrecher dem Verletzten od. dessen Angehörigen gewährte u. durch dessen Zahlung er sich der Strafe entzog. Solcher Art war nam. das Wergeld (von altdeutsch wer, der Mann; mittelalterlich-lat. werigildum), das bei fahrlässiger Tödtung, u. die Buße u. das Schmerzensgeld, welche bei Körperverletzungen gezahlt wurden. Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch kennt ein derartiges S., Buße, nicht mehr, sondern nur neben der öffentlichen Strafe. Diese Buße kann bis auf 6000 Mk. ansteigen.

Suidas, ein griech. Lexikograph, welcher etwa um 950 n. Chr. lebte, dessen Lebensverhältnisse aber völlig unbekannt sind. Sein Lexikon, aus älteren Wörterbüchern, Scholien u. grammatischen Schriften zusammengetragen, läßt zwar Sorgfalt u. Kritik vermissen, ist aber dennoch von hohem Werthe, weil es eine Fülle von histor. u. archäolog. Nachrichten, nam. biograph. Notizen über griech. u. röm. Schriftsteller u. Fragmente aus den Werken griech. Autoren, enthält. Die beste Ausgabe lieferte Bernhardy (2 Bde., Halle 1834—53).

Suite (franz., spr. Swit'), Folge, Reihe od. Reihenfolge, Gefolge, ist der allgemein gebräuchliche Ausdruck für das militärische Gefolge eines höheren Generals, eines Fürsten. Offiziere à la suite sind Offiziere, welche nicht in den Etat eines Regimentes eingereiht sind. Stehen solche Offiziere à la suite eines bestimmten Regimentes, so tragen sie dessen Uniform. In manchen Staaten giebt es auch bestimmte Uniformen für die Offiziere à la suite. — In der Musik ist S. ein älteres Tonwerk für Klavier od. Orchester, bestehend in einer Anzahl von Tänzen, als Allemande, Courante, Sarabande, Gavotte, Gigue, Passacaglia, Bourrée, Menuett, Chaconne ꝛc., die meist in einer u. derselben Tonart gesetzt waren u. denen mitunter ein Einleitungssatz (Präludium, Fantasie od. gar eine förmliche Ouverture) voranging. Die S. entstand etwa um die Mitte des 17. Jahrh. vermuthlich in Frankreich; besondere Pflege aber fand sie namentlich in Deutschland. Durch die im 18. Jahrh. sich entwickelnde Sonate u. Sinfonie wurde die S. nach u. nach verdrängt, u. erst in neuester Zeit haben Franz Lachner, Raff u. A. versucht, sie in freier Nachbildung wieder einzuführen.

Sujet (frz., spr. Süjeh), von lat. subjectum, Grundlage, Grundbegriff, Stoff, Gegenstand od. Vorwurf eines Kunstwerkes, bez. einer Dichtung.

Sulfur u. **Sulphur**, lat. Name für Schwefel.

Sulīna (türk. Sinna, Sunné) ist der mittle Hauptmündungsarm der Donau (s. d.), in neuerer Zeit, seit der früher hauptsächlich benutzte Georgsarm versandet ist, die gewöhnliche Fahrstraße. Nach den Stipulationen des Pariser Friedens 1856, demzufolge Rußland, das wenig od. nichts zur Regulirung der unteren Donau gethan hatte, auf den Besitz der Donaumündungen Verzicht leisten mußte, wurde eine besondere Kommission beauftragt, die Schiffbarkeit der Donaumündungen wahrzunehmen. Sie entschied sich für die Instandsetzung des Sulina-Armes, ließ 2 Molen in das Meer hinausführen u. den Strom dadurch einengen, der nun infolge der größeren Strömung die vor ihm liegende Sandbarre wegspülte. Dadurch wurde zwar den meisten Schiffen der Eingang möglich, doch mußten die größten immer noch vor der Barre ihre Ladung löschen u. durch Leichterschiffe hinüberbringen lassen. Dies wurde die Veranlassung zur Entstehung der kleinen Stadt S. auf dem rechten Ufer mit etwa 4000 E., Sitz eines türkischen Kaimakam, verschiedener Vizekonsulate u. eines von der europäischen Donaukommission eingesetzten Hafenkapitanats u. Lootsencorps, Stationsplatz der zum Schutz der Donauschiffahrt bestimmten internationalen Wachtschiffe u. Kanonenboote. Der Ort besteht überwiegend aus Baracken, seine Bewohnerschaft bildet der Auswurf von Europa, der hier gegen kolossale Vergütung die Umladung besorgt u. den leicht gewonnenen Erwerb in leichtsinnigster Weise verschwelgt. Seit 1872 ist die Wassertiefe auf der Barre bis auf 6,5 m gestiegen u. ist daher das Umladen nur noch selten nothwendig. Der Verkehr ist bedeutend. 1872 liefen in S. 2218 Schiffe mit 498,300 Tonnengehalt ein, u. das durch die S. ausgeführte Getreide, u. was sonst das Hinterland an Naturalien lieferte, hatte einen Werth von 120 Mill. Mk. Eingeführt wurden nur über 77,000 Tonnen Steinkohlen. Im Russ.-türk. Kriege von 1877—78 wurde die Stadt S. von den Türken befestigt, gemäß den Bedingungen der in Adrianopel 31. Jan. 1878 unterzeichneten Friedenspräliminarien aber gegen Ende Februar von den Türken geräumt u. von den Russen besetzt.

Sulioten, ein tapferes Bergvolk von etwa 12,000 Seelen im Süden des türk. Vilajets Janina (Südalbanien). Sie haben ihren Namen nach dem von ihnen bewohnten Gebirgszuge Suli, wo sie sich als arnautische u. hellenische Hirten im 17. Jahrh. ansiedelten, eine Anzahl Dörfer gründeten u. sich eine republikanische Verfassung gaben, die sie mannhaft zu vertheidigen wußten, bis sie 1803 von Ali Pascha, dem Gouverneur von Janina, durch Verrath überwunden u. fast vernichtet wurden. Die nach den Jonischen Inseln Geflüchteten rief Ali selbst später gegen die Türken zu Hülfe. Ihr Führer, Markos Bozzaris, brachte bald Schrecken unter die Türken. Nach Ali's Falle aber sahen sie sich wieder hart bedrängt u. wanderten 1822 abermals nach den Jonischen Inseln, bes. nach Kephalonia, aus. Der griech. Freiheitskampf aber führte sie schon im nächsten Frühjahr wieder auf das Festland zurück; sie betheiligten sich hervorragend am Kampfe u. nahmen nach der Beendigung desselben, u. da ihre ursprüngliche Wohnstätte bei der Türkei verblieb, die Wohnplätze an, die ihnen die griech. Regierung in Akarnanien u. Aetolien anbot.

Sulkowski, ein altes poln., jetzt reichsfürstliches Geschlecht, das in der preuß. Provinz Posen u. in Oesterr.-Schlesien angesessen ist u. noch in zwei Linien blüht. Der Stammvater desselben, Alexander Joseph v. S., geb. 15. März 1695, trat als Page in den Dienst des nachmaligen Königs August III., wurde dessen Günstling u. brachte es so zum sächs.-poln. General der Infanterie u. Kabinetsminister, als welcher er 1733 in den Reichsgrafenstand erhoben ward. 1737 an die Spitze der sächs. Hilfstruppen gegen die Türken gestellt, erhielt er das Indigenat in allen kaiserl. Erblanden, doch fiel er im folgenden Jahre in Ungnade. Bald darauf nahm er die angekauften Güter der Familie Leszczynski in Posen, darunter die Grafschaften Lissa u. Reisen, u. nachdem er auch die Standesherrschaft Bielitz in Oesterreich-Schlesien erworben, ward er 1752 zum Reichsfürsten erklärt. 1754 wurde der Reichsfürstenstand auf alle seine Nachkommen ausgedehnt u. Bielitz zum Herzogthum erhoben. S. starb zu Lissa 22. Mai 1762 u. hinterließ vier Söhne, von denen aber nur zwei das Geschlecht fortpflanzten. Die erste ihrer beiden Linien besitzt das Herzogthum Bielitz (Bielsk, 1 □M. mit ca. 18,000 E.), welches 1835 Fürst Ludwig v. S., geb. 14. März 1814, erbte; derselbe besitzt nur einen Sohn. Ein natürlicher Sohn ihres Stifters war Joseph S., geb. 1744, der nach Abschluß der Konföderation von Targowicza 1792 nach Paris ging u. in franz. Dienste trat. Zuerst vom Wohlfahrtsausschuß als Geheimträger nach Konstantinopel geschickt, wurde er später Offizier u. fand als Adjutant Bonaparte's beim Aufstande in Kairo 21. Okt. 1798 seinen Tod. Hortensius de St. Albin gab nachmals seine hinterlassenen „Mémoires historiques, politiques et militaires" (Par. 1832) heraus. — Der Besitz der zweiten Linie besteht in dem Ordinate von Reisen (Posen) u. in der Herrschaft Lezno. Ihr jetziges Haupt ist Fürst August v. S., geb. auf Schloß Reisen 13. Dez. 1820, seit 1854 Mitglied des preuß. Herrenhauses. Der nämlichen Linie gehörte an Fürst Anton Paul v. S., geb. 31. Dez. 1785, der 1812 die Vortruppen des Corps des Fürsten Poniatowski befehligte u. nach dessen Tode eine Zeit lang als Divisionsgeneral den Oberbefehl über die Trümmer des poln. Heeres übernahm. Im neuen Königreich Polen Mitglied des Kriegscomités u. später Generaladjutant Kaiser Alexander's I., nahm S. 1818 seinen Abschied. 1824 ward er von Friedrich Wilhelm III. zum Marschall des ersten Posen'schen Landtags u. kurz darauf auch zum Mitglied des preuß. Staatsraths ernannt. Er starb auf Schloß Reisen bei Lissa 13. April 1836.

Sulla, Lucius Cornelius, mit dem Beinamen Felix (der Glückliche), röm. Feldherr u. Staatsmann, entstammte der bekannten römischen gens Cornelia u. wurde 138 v. Chr. geb. Mittellos widmete er sich Anfangs mit Eifer den Studien, als er aber später durch Erbschaft in den Besitz von Vermögen gelangt war, gab er sich zügellosem sinnlichen Genusse hin, ohne daß jedoch der Sinn für seine Bildung u. höhere Bestrebungen ganz in ihm erstorben gewesen wäre. Seine politische Laufbahn begann er, 107 v. Chr. zum Quästor erwählt, in Afrika, wo damals Marius den Krieg gegen Jugurtha führte. An Schlauheit u. Keckheit dem Marius überlegen, wußte S. die Verhandlungen mit Bocchus von Mauritanien geschickt zu leiten u. erreichte die Auslieferung des Jugurtha. Dieser diplomatische Erfolg, der die Kriegsthaten des Marius etwas in den Schatten stellte, brachte S. viel Ruhm ein, legte aber auch den Grund zu dem Antagonismus zwischen ihm u. Marius, der später das Römische Reich in seinen Grundfesten erschüttern sollte. Zurückgekehrt, diente S. 104 v. Chr. unter Marius als Legat im Kriege gegen die Teutonen, unter Catulus gegen die Kimbern, wurde, nachdem er inzwischen thatenlos in den Vergnügungen Roms geschwelgt hatte, 93 Prätor u. verwaltete 92 als Proprätor Kilikien; als solcher erfocht er den ersten Sieg über Mithridates. In dem bald darauf ausbrechenden Bundesgenossenkriege, an dem auch Marius Theil nahm, zeichnete sich S. als Befehlshaber der röm. Südarmee glänzend aus, errang in Campanien u. in Samnium durchschlagende Erfolge gegen die Samniter u. trug so wesentlich zur Beendigung des Krieges u. zur völligen Unterwerfung Italiens bei. Die Feindschaft zwischen ihm u. Marius wurde dadurch nur noch gesteigert u. kam bald zum offenen Ausbruch. Denn als S. zum Lohn für seine jüngsten Thaten das Konsulat des Jahres 88 u. mit der Provinz Asien zugleich den Oberbefehl im Mithridatischen Kriege erhalten hatte, wußte es Marius mit Hilfe des Volkstribunen Sulpicius Rufus (s. „Sulpicius") durchzusetzen, daß dem S. der ertheilte Oberbefehl abgenommen u. dem Marius übergeben wurde. Damit war das Signal zum ersten Bürgerkriege gegeben. S. zog mit seinem bei Nola stehenden Heere gegen Rom, besetzte dasselbe u. stellte die Herrschaft der aristokratischen Oligarchen,

die zur Senatspartei gehörten, u. die durch Sulpicius u. schon früher durch die Gracchen in vielen Punkten aus ihrem Einflusse verdrängt waren, wieder her. Darauf u. nachdem die Konsuln, unter denen Cinna, ein Mann der Volkspartei, sich befand, gewählt waren, zog S. nach Griechenland, eroberte Athen (87), schlug den Pontischen Feldherrn 86 bei Chäronea, 85 bei Orchomenos, ging 84 nach Asien, schloß mit Mithridates Frieden u. kehrte 83 nach Italien zurück. Inzwischen hatte in Rom 87 Cinna mehrere dem S. feindliche Maßregeln beantragt, war zwar durch einen Aufstand zur Flucht genöthigt worden, rückte aber in Verbindung mit dem nach Italien zurückgekehrten Marius vor Rom u. zwang dasselbe zur Uebergabe. S. wurde in die Acht erklärt, seine Güter wurden eingezogen. Als er nun im J. 83 heimkehrte, ergriff die Volkspartei, die inzwischen ihren Führer Marius verloren hatte, zwar Maßregeln gegen ihn; aber Cinna wurde durch seine eigenen Soldaten ermordet, S. schlug den Konsul Norbanus bei Capua, bewog Scipio's Heer zum Uebertritt, besiegte 82 den jüngeren Marius bei Sacriportus, den Carbo in Etrurien, die Samniter vor den Thoren Roms u. war damit Herr der Stadt. Sofort ließ er sich zum Diktator ernennen u. setzte nun seine grausamen Proskriptionen in Scene, durch welche Tausende der Marianischen Partei getödtet od. vertrieben wurden, die Güter derselben aber an S.'s Parteigänger übergingen. Zugleich führte S. auch in der Staatsverwaltung eine starre Reaktion in aristokratisch-oligarchischem Sinne durch. Namentlich wurde das Volkstribunat seiner Macht entkleidet u. die Gerichtsbarkeit dem Senate zurückgegeben. Im J. 79 legte jedoch S. seine Diktatur nieder u. zog sich auf sein Landgut bei Puteoli zurück, wo er in griechischer Sprache seine Denkwürdigkeiten schrieb, ohne sie jedoch zu vollenden, daneben literarischen Studien oblag, auch der Jagd, dem Fischfang u. allerlei Vergnügungen sich ergab, aber schon im J. 78 an einem Blutsturze — nicht, wie Plutarch sagt, an der Läusesucht — starb. Seine Leiche wurde nach Rom gebracht u. gegen seinen letzten Willen u. gegen den Brauch des Cornelianischen Geschlechtes auf dem Marsfelde verbrannt, seine Asche ebendort neben den Gräbern der Könige beigesetzt. — Sein Sohn, Faustus Cornelius **S.**, focht 63 v. Chr. unter Pompejus vor Jerusalem, war im J. 54 Quästor, wurde Schwiegersohn des Pompejus, kämpfte unter ihm bei Pharsalos, ging nach dem Tode des Pompejus nach Afrika u. nahm an der Schlacht bei Thapsus Theil, wurde aber in derselben gefangen u. bald darauf von Cäsar's Soldaten getödtet. — Publius Cornelius **S.**, Bruderssohn des Diktators, Konsul des J. 66, wurde der Aemtererschleichung angeklagt u. der Theilnahme an der Verschwörung Catilina's beschuldigt, aber von Cicero erfolgreich vertheidigt. Er starb 45 v. Chr. wahrscheinlich durch die Hand von Räubern.

Sully (spr. Szülli), Maximilian de Béthune, Baron v. Rosny, Herzog von, Minister Heinrich's IV., geb. 13. Dez. 1560, stammte aus einer alten, aber verarmten Adelsfamilie, welche mit Eifer dem hugenottischen Bekenntniß u. Heinrich von Navarra anhing. 1571 kam S. mit dem jungen Könige nach Paris u. studirte im Collége de Bourgogne, dessen Vorsteher Lafeve ihn während der Bluthochzeit drei Tage in einem abgelegenen Kabinet einschloß, um ihn zu retten, da sein Erzieher u. sein Kammerdiener ihn verlassen hatten. Seine Lieblingswissenschaften, Mathematik u. Geschichte, vertauschte er 1576 mit der Uebung in den Waffen, die er für Heinrich von Navarra u. den reformirten Glauben führte, welchem er bis zum Tode treu blieb. Dennoch kämpfte er zwei Jahre lang im Dienste des Herzogs Franz von Anjou (1581—83) in Flandern, um sich die Erbschaft von Béthune, Melun u. Horn zu sichern, auf die er Anspruch hatte. Als er seine Absicht vereitelt sah, kehrte S. zu Heinrich nach Guienne zurück, heirathete 1584 das reiche Fräulein Anna v. Courtenay u. lebte eine Zeit lang auf seinem Gute Rosny den ländlichen Beschäftigungen. Allein schon seit Ende 1585 kämpfte er wieder auf eigene Kosten mit Geschick u. Tapferkeit für seinen Herrn gegen die Ligue, so bei Coutras 1587, bei Jory 1590, vor Rouen 1591. Da er trotz seiner Treue als eifriger Hugenott zu Gunsten der katholischen Anhänger vom Könige zurückgesetzt wurde, zog er sich 1592 eine Zeit lang zurück, machte sich ihm aber durch Entdeckung der Verhandlungen zwischen der Ligue u. Spanien doppelt werth u. blieb auch nach dem Konfessionswechsel des Königs an seiner Seite. Gestützt durch die Gunst, welche er bei Gabrielle d'Estrées (s. d.) genoß, wurde er Anfang 1597 zur Leitung der Finanzen berufen. Durch peinliche Ordnung, strenge Aufsicht bei der Erhebung der Steuern, Einführung der Paulette (einer jährlichen Abgabe der Richter, durch welche sie die Erblichkeit ihres Amtes erkauften) u. durch unnachsichtige Sparsamkeit machte er es möglich, bis 1607 soviel Schulden abzutragen, daß von den 11 od. 12 Millionen Ecus der Jahreseinnahme schon 7 zur Verwaltung des Staates in seinen Händen blieben, u. sogar einen Ueberschuß in die Bastille abzuführen. Er kontrolirte alle Rechnungen, die seinigen Niemand. Obwol ihm das ganze Land seine materielle Wohlfahrt, seine Wegebesserung u. seine Kanäle, Paris seine Verschönerung verdankte, liebte man ihn nicht, da er karg, abstoßend u. unzugänglich war. Allein der König vertraute ihm ganz, erhob ihn 1602 zum Gouverneur der Bastille, gab ihm die Oberaufsicht über die Arsenale, das Generalat der Artillerie u. erhob ihn 1606 zum Herzog von S. Auf dem Feldzuge gegen Savoyen 1600 mußte S. ihn noch einmal als Feldzeugmeister begleiten, nahm die Festungen Charbonnières u. Montmelian u. vermittelte den Frieden. Bedeutender noch als sonst erschien die Macht S.'s, wenn er zum Besten des Staates sogar die flatterhaften Herzensneigungen seines Herrn bekämpfte. Allein seine mannichfaltigen Verdienste wurden schnell vergessen, als der jähe Tod Heinrich's IV. eine andere Regierungsweise zur Herrschaft brachte. Mit einem stolzen Briefe an die Königin Marie nahm er im Jan. 1611 seinen Abschied u. zog sich auf seine Güter in Poitou zurück. Noch einmal trat er zusammen mit dem Gemahl seiner Tochter Margarethe, dem Herzog von Rohan, 1614 u. 1615 an der Spitze der Hugenotten gegen die Regierung auf, ohne Etwas zu erreichen, wurde 1634 von Ludwig XIII. zum Marschall erhoben u. starb 22. Dez. 1641. Seine Memoiren, unter dem Titel „Mémoires des sages et royales économies d'état, domestiques, politiques et militaires de Henri le grand" (4 Bde., Amsterd. 1634—62) stimmen wenig überein mit den authentischen Papieren der Archive u. enthalten Manches, was S. nachträglich als von Heinrich IV. beabsichtigt erdichtete, Manches wol auch von fremder Hand. — Vgl. Ranke, „Französische Geschichte" (Bd. 1, 2, 5).

Sulpicius ist der Name eines alten, weitverzweigten patrizischen Geschlechtes in Rom, dessen ältestes nachweisbares Glied, Servius S. Camerinus Cornutus, 500 v. Chr. als Konsul die Sklavenverschwörung zu Gunsten der vertriebenen Tarquinier vereitelte u. 496 Diktator wurde, die Latiner am See Regillus schlug u. den Frieden mit Latium erneuerte. Von anderen Vertretern des Geschlechtes sind zu erwähnen: Publius S. Rufus, geb. 124 v. Chr., stand im Anfange seiner politischen Laufbahn auf Seite der Optimaten, in deren Interesse er 95 v. Chr. den abtretenden Volkstribunen Norbanus wegen Gewaltthätigkeiten anklagte, ohne jedoch mit dieser Anklage einen Erfolg zu erzielen. Nachdem er im Italischen Kriege Legat gewesen, wurde er 88 v. Chr. Volkstribun u. wirkte mit hinreißender Beredsamkeit für die Aufrechterhaltung der Verfassung im Sinne der Senatspartei. Mit letzterer zerfiel er jedoch, als er 87 der Bewerbung Cäsar's um das Konsulat entgegentrat, u. sah sich immer weiter auf die Seite der Marianer u. zu immer revolutionäreren Schritten gedrängt. Seine Gesetzesvorschläge bezweckten die Gleichstellung der Neubürger mit den Altbürgern u. richteten sich gegen die verschuldeten Senatoren; den Widerstand der Letzteren wußte er zu brechen, bedrohte sogar das Leben der Konsuln u. brachte die Gesetze mit Gewalt durch. S. war es endlich, der es durchsetzte, daß der vom Senat an Sulla verliehene Oberbefehl im Mithridatischen Kriege dem Sulla wieder genommen u. dem Marius übertragen wurde. Der erzürnte Sulla rückte gegen Rom u. eroberte die von Marius u. S. vertheidigte Stadt; Beide mußten fliehen u. wurden geächtet, S. bei Laurentum ergriffen u. getödtet. Sein Haupt wurde auf der Rednerbühne ausgestellt. — Servius S. Lemonia Rufus, geb. 105 v. Chr., wurde Schüler des berühmten Juristen C. Aquilius Gallus, war ein Freund u. Studiengenosse des Cicero, ein ausgezeichneter Redner u. auch der Poesie zugethan, am bedeutendsten aber als Jurist. Eine ganze Reihe von juristischen Schriften werden von ihm erwähnt, u. auch in den Digesten finden wir seinen Namen citirt.

Im Jahre 51 erhielt er das Konsulat, um welches er sich schon vorher einmal vergeblich beworben hatte. Im Bürgerkriege ergriff er nach längerem Schwanken die Partei Cäsar's, der ihn zum Prokonsul von Achaja ernannte. Nach dem Tode Cäsar's zeigte er wiederum die alte Unschlüssigkeit. Er starb auf einer Gesandtschaftsreise nach Mutina zum Antonius im J. 43 v. Chr. — Sulpicia war eine vornehme Römerin zur Zeit des Augustus; ihre Liebe zu Cerinthus feiert Tibull in einigen seiner Elegien. Unter diesen Liedern (im 4. Buche des Tibull) finden sich auch einige, welche der Sulpicia selbst angehören. — Eine andere Sulpicia, Gattin des Calenus unter der Regierung des Domitianus, verfaßte gleichfalls erotische Lieder. Die uns erhaltene „Sulpiciae satira" jedoch gehört nicht ihr an, sondern ist ein Machwerk späterer Zeit (herausgeg. von Bährens, „De Sulpiciae quae vocatur satira commentatio", Jena 1873).

Sulpicius Severus, s. „Severus".

Sultan (im Semitischen ursprünglich s. v. w. Stärke, Gewalt, Macht, im Arabischen speziell: Gewalthaber, Herr) ist der gewöhnliche Titel der moslemitischen Herrscher, bes. aber des türk. Kaisers, welcher sich sultân as-salâtîn, d. i. Machthaber der Machthaber od. Großkaiser, nennt.

Sulu- od. Dscholó-Inseln, südostasiat. Inselgruppe zwischen der S.- u. Mindorosee, verbinden die Nordostspitze von Borneo mit Mindanao u. werden zu den span. Philippinen gerechnet, sind aber thatsächlich frei. Unter 121° östl. L. von Greenwich u. 6° n. Br. liegend, bestehen sie aus über 150 theils hohen u. basaltartigen, theils niedrigen Koralleninseln, sind zum Theil überaus fruchtbar an Kakao, Kokos, Zuckerrohr ɪc. u. zerfallen in die S.-, die Pangutarang- u. Palliangan-, die Tapul-, die Samala'ut-, die Basilan- u. die Taui-Tauigruppe. Ihre Gesammtgröße wird auf 16,6 □M. mit 200,000 mohammedanischen E. geschätzt, welch letztere dem Stamme Badju angehören, von Ackerbau u. Viehzucht leben, als gute Schiffbauer u. Seefahrer, mehr aber noch als Seeräuber bekannt sind. Der Hauptzweck der Seeräuberei ist Menschenfang, u. auf der 14 □M. großen wichtigsten Insel S. ist in der Hauptstadt des Sultans Soog (7—8000 E.) der größte Sklavenmarkt der ostind. Inselwelt. Die Spanier haben seit 1851 auf die ganze Gruppe Anspruch erhoben u. suchen die Seeräuberei zu bekämpfen; der Sultan, zu dessen Reiche auch die Nordspitze von Borneo u. die südl. Hälfte von Palawan gehören, der aber ganz von den hohen Lehnsträgern, den Datu, abhängig ist, hat, um den Spaniern zu entgehen, zweimal Frankreich u. 1867 Preußen das Protektorat, aber vergeblich, angeboten.

Sulza od. Stadtsulza, Städtchen im Großherzogthum Sachsen-Weimar, das mit den angrenzenden Ortschaften Bergsulza u. Dorfsulza zusammen 2675 E. (1875) zählt; liegt anmuthig an der Ilm u. an der thüringischen Eisenbahn zwischen Kösen u. Apolda, hat Mineralquellen u. ein Soolbad u. ist eine vielbesuchte Sommerfrische. Ganz in der Nähe liegt das zum Sachsen-Meiningen'schen Amte Kamburg gehörige Ober-Neusulza mit Saline, Soolbad u. Gradirwerk.

Sulzbach. 1. S., ehemal. deutsches Fürstenthum von etwa 19 □M. mit 32,000 E. im jetzigen bayerischen Reg.-Bez. Oberpfalz. Von den das Ländchen ursprünglich regierenden Grafen baute Gebhard zur Zeit Kaiser Konrad's II. das Schloß S. Nach dem Aussterben des Grafengeschlechtes 1305 kam die damalige Grafschaft an die Wittelsbacher u. dann mit der Oberpfalz an die Pfalz; es wurde meist von der Linie Pfalz-Neuburg regiert, die deswegen auch den Namen Neuburg-S. annahm. Sie erlosch 1448. Bei der Theilung des Hauses Pfalz in die Kurpfälzische u. in die Pfalzgräfliche Linie ging S. an den Zweibrücker Stamm über u. wurde 1614 ein besonderes Fürstenthum, das 1742 Karl Theodor mit der Kur zugleich erbte, so daß nun S. die Schicksale der Pfalz u. später Bayerns theilte. Hauptort ist die Stadt S. mit 4270 E. (1871) am Rosenbach, der in die Vils, einen Zufluß der Naab geht, u. an der Eisenbahnstrecke Nürnberg-Amberg. S. ist Sitz eines Bezirksamtes u. eines Landgerichts, hat noch das alte Felsenschloß u. treibt viel Hopfenbau. In der Nähe liegt die Wallfahrtskirche Annaberg. — 2. S., Dorf mit 9475 E. (1875) im Kreise Saarbrücken, Reg.-Bez. Trier der preuß. Rheinprovinz, liegt nördlich von Saarbrücken an der Saarbrücker Bahn, hat Alaun- u. Vitriolsiedereien, Farben- u. Salmiakfabriken u. ergiebigen Kohlenbergbau. — 3. S., Dorf in einsamer Gebirgsgegend an der Sann im SW. Steiermarks. Nach ihm sind genannt die S.er Alpen (auch Sannthaler od. Steiner Alpen) mit dem Distriza (2347 m.), dem Grintouz (2529 m.) ɪc., in welchen zum letzten Male nach O. hin der Alpencharakter auftritt.

Sulzer, Johann Georg, Philosoph u. Aesthetiker, geb. zu Winterthur 5. Okt. 1720, als jüngstes der 25 Kinder seiner Eltern, die er 1734 an einem Tage verlor; studirte in Zürich Hebräisch, Philosophie u. Naturwissenschaften, übernahm daselbst 1740 eine Hauslehrerstelle, wurde bald darauf Predigergehülfe in Maschwanden, ging 1743 als Hauslehrer nach Magdeburg u. dann von hier nach Berlin, wo er Professor der Mathematik am Joachimsthal'schen Gymnasium u. später auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde. Als 1760 seine Gattin gestorben war, wollte er sich nach der Schweiz zurückwenden; er legte 1763 seine Professur nieder, doch gab er jene Absicht auf, als ihm der König ein Lehramt an der neuerrichteten Ritterakademie in Berlin anbot. 1775 bereiste er die Schweiz, Frankreich u. Italien u. 27. Febr. 1779 starb er zu Berlin. Sein Hauptwerk ist die „Allgemeine Theorie der schönen Künste" (4 Bde., Lpz., n. Aufl., 1796—98; literarische Zusätze von Blankenburg, 3 Bde., ebd. 1796—98, u. Nachträge von Dyk u. Schütz, 8 Bde., ebd. 1792—1808). Sonst sind seine „Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit u. des Nachdenkens" (4 Bde., Nürnb., 3. Aufl. 1780—82) u. seine „Vermischten philosophischen Schriften" (2 Bde., Lpz. 1773—81; 3. Aufl. 1800) zu erwähnen. Seine „Selbstbiographie" (Berl. 1809) ward von Merian u. Nicolai herausgegeben. Vgl. u. a. auch Hirzel, „Ueber S. den Weltweisen" (2 Thle., Winterthur 1780).

Sumach, s. „Rhus".

Sumarakoff, Alexander Petrowitsch, russ. Dichter, geb. zu Moskau 14. Nov. 1727, ward 1756 Direktor des russ. Hoftheaters, erhielt von der Kaiserin Elisabeth den Rang eines Brigadegenerals, während ihm Katharina II. 1762 den Staatsrathstitel verlieh, u. starb zu Moskau 21. Okt. 1777. Er versuchte sich fast in allen Gattungen der Poesie, ein bleibendes Verdienst erwarb er sich aber nur durch die von ihm zuerst geschriebenen nationalen Lust- u. Trauerspiele, wegen deren man ihn als den Schöpfer des russ. Dramas betrachten kann. Seine Vorbilder waren die Franzosen. — Vergl. Bulitsch, „S." (Petersb. 1854).

Sumâtra, die westlichste der Großen Sunda-Inseln, am Südostende Asiens, im Indischen Ozean, von 5° 45' n. Br. bis 5° 55' südl. Br. u. 95½° bis 106° östl. L., durch die Malakkastraße von Hinterindien u. durch die Sundastraße von Java getrennt, mit Einschluß der im O. u. W. liegenden kleineren Inseln auf 8035 □M. mit 3,420,000 E., ohne dieselben auf 7660,58 □M. geschätzt. S. zieht sich von NW. nach SO. u. wird der Länge nach von einem waldreichen u. aus mehreren parallelen Ketten bestehenden vulkanischen Gebirge durchschnitten, welches sich der Westküste mehr nähert als der Ostküste; daher ist erstere, welche sich außerdem noch fortwährend hebt, oft schroff, während letztere sich allmählich senkt u. nicht selten sumpfig ist. Man kennt 16 Vulkane, die sich reihenweise gruppiren u. nur zur Hälfte noch als thätig gelten. Als höchster Berg wird der Indrapura (über 3600 m.) genannt. Von den zahlreichen Flüssen sind die längsten auf der Ostseite: der Kemmering, der Musi od. Indragiri, der Jambi, der Kwantan, der Kamper, der Rakan u. Burumon. Von den Seen sind der Singkara u. der Dano nennenswerth. Die Flora ist überaus üppig (die Rafflesia [s. d.] ist hier ganz gemein); auch Elefanten u. Bären, die auf Java fehlen, finden sich hier. Die Küsten sind sehr fruchtbar, Kaffee, Zucker, Reis, Sago, Baumwolle, Kampher, Indigo, Zimmt u. Pfeffer sind Hauptprodukte, Eisen-, Steinkohlen- u. Schwefellager sind entdeckt worden. Das Klima ist an den Küsten meist ungesund. Von den Nachbarinseln sind auf der Westseite die größten Pulo Nias u. die Porainseln, auf der Ostseite in der Sundasee Bangka u. Billiton. S. zerfällt in einen weit kleineren unabhängigen nördlichen u. den mittleren u. südlichen, den Niederländern unterworfenen Theil. Der erstere umfaßte noch in neuerer Zeit Atschin (s. d.), das Land der Batta (s. d.) u. den Seeräuberstaat Siak. Davon haben sich jüngst der ganze Staat Siak u. der Theil der Battas, der am Meere wohnt, den Niederländern unterworfen, u. auch die wichtigsten Küstenplätze Atschins haben die Niederländer 1874 besetzt, aber trotz fortgesetzten Kampfes bis jetzt noch nicht das ganze innere Bergland zu unterwerfen vermocht. Der übrige frühere niederländ. Besitz besteht aus: 1. an der Westküste: Padang u. Tapanuli, 2200,6 □M. mit 1,620,979 E., Benkulen, 455,6 □M. mit 140,166 E.; 2. an der Südküste: Lampongs, 475 □M. mit 112,784 E.; 3. an der Ostküste: Palembang, 2912 □M. mit 577,085 E., u. Riouw, mit den übrigen Besitzungen, bes. dem ehemaligen Siak, 825 □M. mit 69,386 E. Die malayischen ackerbautreibenden Redjangs u. die anderen unterworfenen mohammedanischen Küstenbewohner weichen von den heidnischen menschenfressenden Battas, ja auch von den mohammedanischen Atschinesen bedeutend ab. Administrativ zerfällt Niederländisch-S. in die Provinz der Westküste mit den Residentien Tapanuli,

Padang u. Padang'sche Oberlande; Assistenzresidentie Benkulen; Lampong'sche Distrikte; Residentie Palembang; Residentie Riouw; Residentie Bangka; Assistenzresidentie Biliton. In diesen waltet überall Recht u. Ordnung, gute Straßen (über 100 M.) u. Telegraphenlinien (2021 Km) führen durch die schönen Landschaften, grundsätzlich mischen sich aber sonst die Niederländer nicht in die Verwaltung. Ein submarines Kabel von 103,6 Km verbindet S. mit Java. Die größten Orte sind im W. Padang, 10,000 E., Benkulen, 12,000 E., im O. Palembang, 40,000 E., u. Riouw, 20,000 E. Die erste Niederlassung gründeten die Niederländer 1620 zu Palembang, 1664 gewann die Gesellschaft Indrapura, 1666 Padang. Trotz der Eifersucht der britischen Compagnie, die sich in Benkulen festsetzte, breitete sich die niederländische immer mehr aus, bis 1824 die engl. Regierung der niederländischen alle ihre Besitzungen u. Rechte gegen die der letzteren auf Malakka abtrat. Auch das von diesem Vergleich ausgenommene, also freibleibende Atschin wurde im Vertrage vom 2. Nov. 1871 von Großbritannien gegen die niederländ. Besitzungen an der Küste von Oberguinea geopfert.

Sumbawa, eine der Kleinen Sundainseln im hinterindischen Archipelagus, 116⅔—119¼° östl. L. u. 9° südl. Br., nominell zur niederländ. Residentschaft Celebes gehörig, 278 □M. mit gegen 100,000 E., ist die vulkanisch zerrissenste u. an Halbinseln reichste der Kleinen Sundainseln, wird durch die große Saleebai fast in 2 Hälften getheilt u. ist durchaus gebirgig. Die vulkanischen Erscheinungen auf S. gehören zu den großartigsten der Welt, die ganze Insel ist mit vulkanischen Erzeugnissen bedeckt. Die furchtbare Eruption des Vulkans Tambora im April 1815 tödtete 15,000 Menschen, ein großer Theil der Insel wurde mit Sandregen u. Bimsstein bedeckt, der Gipfel sank von 3750 auf 2860 m. ein. Doch ist S. sehr fruchtbar; von seinen Ausfuhrartikeln sind bes. Pferde bei den Europäern sehr gesucht. Die drei malayisch-mohammedanischen Vasallenstaaten der Insel sind Dombo, S. u. Bima mit gleichnamigen Hauptstädten. Der niederländ. Assistent Resident lebt in Bima.

Sümeg od. Schümeg od. Somogy, ungar. Komitat, 119,31 □M. mit 289,555 Seelen Civilbevölkerung (1869); liegt zwischen dem Plattensee u. der Drau, grenzt durch letztere an Kroatien-Slavonien, westlich u. nördlich an die Komitate Zala u. Veszprim, östlich an Tolna u. Baranya, u. bildet also einen großen Theil des pannonischen Hügellandes. Die zahlreichen Flüsse gehen im nördl. Theile zum Plattensee, im S. dagegen zur Drau, da die Wasserscheide zwischen beiden in ostwestl. Richtung mitten durch das Komitat hindurchgeht. S. weist ausgedehnte Ebenen, sanfte Hügel, fruchtbare Thäler, in höherer Lage finstere Wälder (¼ des Ganzen), an den Flüssen oft weite Sumpfstriche auf. Landwirthschaftliche Produkte sind reichlich vorhanden u. der Viehstand ist gut. Die meist magyarischen Bewohner sind zu ¾ katholisch u. treiben Landwirthschaft, etwas Wein- u. Tabakbau. Hauptort ist Kaposvár mit 6649 E. (1869); von den übrigen Orten ist am bekanntesten Szigeth (s. d.).

Sumir, sumerisches Volk, sumerische Sprache, s. „Sinear“.

summarischer Prozeß wird im Gegensatze zu dem gewöhnlichen od. ordentlichen Prozeßgange das für gewisse Arten von Rechtsstreitigkeiten übliche Rechtsverfahren genannt, welches in einer summarischen, die Hauptsache (Summa) zusammenfassenden, d. h. gewisse Formalien vermeidenden od. abkürzenden Prozeßbehandlung besteht. Es sind vornehmlich zwei Gruppen, in welche diese Prozeßgattung zerfällt: einmal solche Rechtssachen, die wegen Einfachheit od. Geringfügigkeit des Gegenstandes das Bedürfniß einer besonderen Beschleunigung hervorrufen (z. B. Injuriensachen, Bagatellsachen 2c.), sodann diejenigen Rechtsstreitigkeiten, deren Gegenstand od. Zweck sich mit einem längeren Abwarten der endgiltigen richterlichen Entscheidung, wie es der ordentliche Prozeßgang mit sich bringt, nicht gut verträgt, z. B. Klagen aus einem Wechsel, Bausachen betreffs eines schon begonnenen Baues, ferner Miethsstreitigkeiten betreffs der Räumung einer Wohnung, auch Besitzstörungen, in welchem Falle man früher sogar das ganz kurze Verfahren, das sog. possessorium summariissimum, eingeführt hatte. In allen jenen Sachen ward gemäß den bestehenden einzelnen deutschen Prozeßordnungen auf die Klage nicht, wie beim gewöhnlichen Verfahren, lediglich die Klagebeantwortung eingefordert, sondern sogleich zur mündlichen Klagebeantwortung u. zur weiteren mündlichen Verhandlung der Sache Audienztermin angesetzt, wozu beide Parteien unter Androhung von Rechtsnachtheilen für ihr Nichterscheinen geladen wurden. Diese Fristen waren möglichst kurz bestimmt, z. B. in Wechselsachen nicht über 3 Tage, in Bausachen sogar nur 24 Stunden, u. in anderen Fällen mit Rücksicht auf die obwaltenden Umstände. — Nach der neuen für das Deutsche Reich eingeführten Civilprozeßordnung, welche überhaupt den ordentlichen Prozeßgang schon an sich, u. zwar auf Grund des mündlichen Verfahrens, abkürzt, sind es vornehmlich noch zwei besondere Arten von Prozessen, welche eine noch weiter gehende Abkürzung im Sinne der summarischen Behandlung erfahren, einmal der sog. Urkunden- u. Wechselprozeß, bei welchem der Klageanspruch auf bestimmte Geldsummen, auf Werthpapiere od. bestimmte Mengen von vertretbaren Sachen vollständig durch Urkunden zu beweisen ist, sodann das sog. Mahnverfahren, bei welchem der Anspruch auf gleiche Forderungen, die von einer Gegenleistung unabhängig sind, durch ein Gesuch um einen Zahlungsbefehl an den Schuldner geltend gemacht wird. Das Verfahren selbst für beide Prozeßarten ist in §§ 555—567 sowie in §§ 628—643 der Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich vorgeschrieben.

summum jus, summa injuria (lat.), das höchste Recht, die größte Ungerechtigkeit, s. v. w. das bloße Recht, auf die Spitze getrieben, kann zum größten Unrecht werden.

Sumner (spr. Sömmner), Charles, nordamerikan. Politiker, geb. zu Boston (Mass.) 6. Jan. 1811; studirte auf der Harward-Universität in Cambridge die Rechte, praktizirte seit 1834 als Advokat in Boston, war zugleich eine Zeit lang Berichterstatter beim dortigen Kreisgericht u. hielt auch Vorlesungen an der Juristen-Fakultät in Cambridge. 1837—40 bereiste er Europa. Bald nach seiner Rückkehr nahm er den lebhaftesten Antheil an der Antisklaverei-Agitation. 1850 in den Senat gewählt, kämpfte er auch hier nachdrücklich für die Abschaffung der Sklaverei in den Südstaaten. Deshalb ward er von einem brutalen Sklavenhalter 1856 so arg mißhandelt, daß er drei Jahre zu seiner Wiederherstellung bedurfte; er verlebte diese Zeit meist wieder in Europa. Seit 1861 Präsident des Senatscomités für die auswärtigen Angelegenheiten, setzte S. hier sein energisches Wirken für die Sklavenemanzipation fort. Während des Alabamastreites (1869) trat er zu Gunsten der amerikan. Forderungen an England auf, u. 1870 bekämpfte er, wie früher die Einverleibung von Texas in die Union, so das Projekt der Annexion von San Domingo. Da er hierdurch den Präsidenten Grant (s. d.) verletzte, wurde S. auf dessen Antrieb im März 1871 vom Vorsitz im Senatscomité entfernt. Die Einleitung einer Untersuchung wegen Waffenverkaufs von Seiten der Vereinigten Staaten an Frankreich während des Deutsch-franz. Krieges ward vom Senat im März 1872 auf einen von S. u. seinem Parteigenossen Schurz (s. d.) eingebrachten Antrag beschlossen. Nachher agitirte er bei der Neuwahl eines Staatenpräsidenten gegen Grant u. für Greeley, u. als es doch zur Wiederwahl Grant's kam, ging S. 1872 ein drittes Mal nach Europa. Nach seiner Rückkehr nahm er seine Thätigkeit als Bundessenator wieder auf, starb aber bereits 11. März 1874 zu Washington. Außer einigen gegen die Sklaverei gerichteten Schriften veröffentlichte er seine „Orations and public speeches“ (2 Bde., Boston 1852) u. „Recent speeches and addresses“ (New York 1856 ff.) u. gab heraus: die Zeitschrift „The American jurist“, „Sumner's reports“ (3 Bde., Bost. 1834 ff.) u. „Vesey's reports“ (20 Bde., ebd. 1844—46). Seine „Works“ erschienen 1870 ff. (12 Bde., New-York).

Sumpf ist eine flache Ansammlung stehenden Wassers auf morastigem Boden. Morast, Moor, Loh u. Luch, Ried, Moos, Bruch, Fenn u. Fenne sind weniger verschiedene Entwicklungsarten als vielmehr lokal verschiedene Bezeichnungen derselben Sache. Nur mit Lagune verbindet man den Nebenbegriff, daß sie ein S. am Strande ist, der, wenn nicht vollkommen salziges, so doch wenigstens brackiges Wasser hat. Die Salzsümpfe der Steppen haben selten morastigen Untergrund u. sind daher richtiger als Salzseen zu bezeichnen. Der Süßwassersumpf wird zum See, wenn seine Wassermenge stark vermehrt wird, wie sich denn die meisten Sümpfe der Tropen während der Regenzeit zu großartigen Seen umgestalten, u. ebenso kann umgekehrt der See zum S.e werden, wenn die Verdunstung des Wassers soweit fortschreitet, daß die Kontinuität der Wasserfläche unterbrochen wird. Durch Entwässerung wird meist das Sumpfterrain zum fruchtbarsten Landstriche, wie die Brüche, Riede, Moose 2c. an den Ufern vieler deutschen Flüsse beweisen.

Sumpffieber, s. „Malaria“.

Sumpfgas, in der wissenschaftlichen Terminologie Methylwasserstoff, sonst auch Grubengas, Sumpfluft, leichtes Kohlenwasserstoffgas, Methylhydrür, Methan, ist ein nur aus Kohle u. Wasserstoff bestehendes, sehr leichtes, geruchloses u. geschmackloses Gas, welches man bis jetzt noch nicht hat in flüssige od. feste Form überführen können. Es ist brennbar u. verbrennt mit gelblicher, wenig leuchtender Flamme zu Kohlensäure u. Wasser. Mit zwei Raumtheilen Sauerstoff od. mit entsprechender Menge atmosphärischer Luft gemengt, verbrennt es unter Explosion wie Knallgas, nur schwächer. Wenn die beigemengte Luft weniger als das sechsfache od. mehr als das vierzehnfache Volumen des S.es beträgt, so findet keine Explosion mehr statt. Das spezifische Gewicht

des S.es ist: 0,559; seine chemische Formel: CH_4. Die Fälle, in denen sich S.e bilden können, sind verschieden; es ist ein allgemeines Produkt bei der Fäulniß organischer Substanzen, entwickelt sich daher in reichlicher Menge aus dem Schlamme stehender Gewässer, in dem viele organische Substanzen abgelagert sind; auch entsteht es bei der trockenen Destillation organischer Substanzen, ist demnach ein Bestandtheil des Leuchtgases. In großer Menge entströmt das S. oft den Steinkohlenlagern u. giebt hier Veranlassung zur Entstehung von Explosionen (schlagende Wetter, feurige Schwaden). In reinem Zustande erhält man das S. durch Glühen eines Gemenges von trockenem essigsauren Natron u. Kalk.

Sund, im Allgemeinen s. v. w. Meerenge; speziell aber heißt S. die Meerenge zwischen Schweden u. der dänischen Insel Seeland, also die östlichste Verbindung des Kattegat mit der Ostsee. Zur Unterscheidung von anderen S.en wird dieser wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Ohre gewöhnlich Oeresund genannt. Er beginnt im N. zwischen dem schwed. Kullen u. dem nördlichsten Punkte Seelands, verengt sich bei Helsingör bis auf 3600 m., erlangt aber bald wieder eine Breite von mehreren Meilen, zwischen Kopenhagen u. Malmö z. B. eine solche von 4 M., u. endigt bei dem schwed. Kap Falsterbo mit über 2 M. Breite. In dieser Ausdehnung hat der S. eine Länge von 15 M.; rechnet man aber die Kjögebucht u. die angrenzenden Meerestheile schon zur Ostsee, läßt den S. also auf der Höhe der dän. Inseln Saltholm u. Amager endigen, so beträgt seine Länge nur etwa 10 M. Das nördlichere schwed. Hven (Hween) liegt mitten darin. Die Fahrstraße bildet im S. die zwischen Saltholm u. Amager liegende, nur 7,5 m. tiefe Drogde; nördlicher theilt sich das Fahrwasser; in das nahe Seeland laufen Königstief u. das weiter östlich liegende Holländertief. Seine im Ganzen geringe Tiefe bietet großen Schiffen Schwierigkeit; trotzdem aber bildet er eine Hauptstraße für den Welthandel. Gegen 20,000 Schiffe passiren ihn jährlich, u. seiner Bedeutung entsprechen seine Lotsen- u. Leuchtfeuereinrichtungen. Ueber den früher hier von Dänemark erhobenen Zoll s. „Sundzoll".

Sundainseln, asiatische Inselgruppe zwischen dem Großen u. Indischen Ozean, hat ihren Namen von dem malayischen Volke der Sunda od. Sundesen (auch Sundanesen) in Westjava. Die S. bilden die größte Inselgruppe der Erde zwischen 95 u. 128° östl. L. von Greenwich u. 9° nördl. bis 11° südl. Br., zusammen, ohne die Molukken, 29,344 □M. mit 23,924,500 E. Sie umschließen das Sundameer (d. h. das Meer zwischen den Inseln Sumatra, Borneo, Celebes im W. u. N. u. Java nebst den kleinen S. im S.), welches durch die Malakka- u. Sundastraße mit dem Indischen u. durch die Billiton- u. Mangkassarstraße u. durch die Floressee mit Theilen des Großen Ozeans zusammenhängt, u. ziehen sich bis Neuguinea hin; alle sind außerordentlich vulkanisch, fruchtbar u. gut bewässert; ihre Bewohner sind Malayen u. auf Celebes u. einigen anderen Inseln die den Australnegern verwandten Alfuru. Man theilt die S. in die 4 Großen: Sumatra, Borneo, Celebes u. Java, u. in die unzähligen Kleinen, von denen 39 wichtiger u. die Timorgruppe, Bali, Lombok u. Sumbawa die wichtigsten sind. Der größte Theil gehört den Niederländern, die von Batavia auf Java aus das Generalgouvernement von Niederland.-Indien, welches in 18 Residentschaften (mit den Molukken) zerfällt, beherrschen. Die Engländer besitzen das Inselchen Labuan an der Nordwestküste von Borneo, die Portugiesen die östliche Seite von Timor. Unter einheimischen Fürsten stehen noch Theile von Borneo, Celebes, auch von Sumatra u. Flores.

Sünde (nach Einigen zusammenhängend mit altdeutsch süenen, also: was der Sühne bedarf; nach Anderen mit der lat. Wurzel sont — [sons, schädlich; insons, unschädlich, unschuldig]) heißt nach dem herrschenden Sprachgebrauch jede Abweichung von dem als verbindlich anerkannten göttlichen Gesetz. Darin liegt erstlich, daß keine Handlung an sich als sündlich od. nicht sündlich gelten kann. Was in dem einen Falle erlaubt u. selbst geboten sein kann (z. B. eine Hinrichtung ɔc.), kann im andern Falle grobe S. sein. Erst die Beziehung auf das vorliegende Gebot giebt den Maßstab für die Beurtheilung ab. Weiter aber liegt in obiger Erklärung auch, daß ein göttliches Gebot in Betracht kommen muß; die Abweichungen vom bürgerlichen Gesetz können Vergehen u. selbst Verbrechen sein, ohne zugleich den Namen der S. zu verdienen. Endlich gehört darnach zum Begriff der S. das Vorhandensein der Zurechnungsfähigkeit. Eine Verletzung des göttlichen Gebots durch unmündige Kinder, Bewußtlose od. Wahnsinnige kann zwar objektiv (an sich), nicht aber für die sittliche Beurtheilung als S. gelten. Neben diesem gewöhnlichen Gebrauch des Wortes (von der einzelnen Uebertretung des göttlichen Gesetzes) geht in der Bibel u. dem kirchlichen Sprachgebrauch noch ein anderer her, nach welchem S. als Inbegriff des sündigen Wesens u. der Feindschaft wider Gott gefaßt wird; gleichsam als eine für sich bestehende Macht, die in den Begierden des Fleisches ihren Sitz hat u. sich dem göttlichen Willen nach Möglichkeit widersetzt. Auf die Frage, wie eine solche Macht in der gut erschaffenen Welt habe entstehen können, antwortet der sog. Dualismus (s. d.) mit dem Hinweis auf eine dem guten Gott feindlich gegenüberstehende Macht; die christliche Kirchenlehre mit dem Hinweis auf den Sündenfall, d. h. jenen Ungehorsam des ersten Menschen, der sich auf alle Nachkommen Adam's vererbte. Der Pantheismus (s. d.) betrachtet von seinem Standpunkte aus die S. nur als eine zufällige Trübung des sittlichen Weltgesetzes; für den Materialismus (s. d.) ist der Begriff der S. überhaupt nicht vorhanden. Die von den Scholastikern her übliche Eintheilung der S.n in Begehungs- u. Unterlassungssünden ist ebenso mißlich, wie die in S.n gegen Gott, den Nächsten u. sich selbst. Eher kann man die Eintheilung in Gedanken-, Wort- u. Thatsünden gelten lassen od. die in vorsätzliche (Bosheits-) u. unvorsätzliche (Uebereilungs-, Schwachheits-) S.n. Die Katholische Kirche hat darauf im Interesse des Beichtsystems den Unterschied von „läßlichen" u. „Todsünden" (s. d.) gebaut. Die ersteren können auf das einfache Bekenntniß hin Vergebung (Absolution) erhalten, die letzteren nur unter der Bedingung besonderer Bußen u. Leistungen. Jedenfalls gehört zu den S.n, die in keinem Falle vergeben werden können, nach Matth. 12, 31 ff. die S. wider den heiligen Geist, d. h. diejenige Verstocktheit, welche die thatsächlich u. mit Bewußtsein erfahrenen Wirkungen des heiligen Geistes ableugnet u. für einen Trug erklärt, also zur Reue u. damit auch zum Empfang der Sündenvergebung unfähig ist.

Sunderland (spr. Szönnderländ), Stadt mit 108,343 E. (1876) in der engl. Grafschaft Durham; liegt am Ausflusse des Wear in die Nordsee u. hat mehrfache Eisenbahnverbindung mit dem engmaschigen Bahnnetze Nordostenglands. S. ist eigentlich ein Komplex von mehreren Ortschaften (Bishop Wearmouth, Monk Wearmouth, Monk Wearmouth Shore) u. demgemäß von sehr gemischtem Charakter: während der eine Stadttheil in engen Gassen kleine, schlechte Häuser hat, besteht der andere nur aus großen Fabriketablissements ɔc. Eine gußeiserne Brücke über den Fluß, 1793–96 erbaut u. mit einem Bogen von so hoher Spannung, daß große Schiffe mit vollen Segeln darunterhin fahren können, verbindet die einzelnen Stadttheile. S. hat gegen 70 Kirchen u. Kapellen, zwei Synagogen, ein Lyceum, mehrere Lancasterschulen, ein Athenäum mit Museum, ein Theater, eine Börse ɔc. u. große Hafenanlagen; seine beiden Molen haben 438 m. Länge, u. zu dem 1838 erbauten Dock u. Bassin ist neuerdings noch ein zweites Dock von 43,7 Morgen Größe hinzugekommen. S. ist der bedeutendste Schiffsbauplatz Englands u. Hauptausfuhrort engl. Kohle, die in seiner unmittelbaren Nähe gefunden wird. Außer Kohlen holt man noch Kalk, Schleifsteine u. Marmor in S., dessen Bewohner auch Glas- u. Thonwaarenfabrikation u. Seilerei treiben u. Segeltuch u. Kettenkabel fertigen.

Sundewitt, Halbinsel in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein; liegt der Insel Alsen gegenüber u. wird vom Festlande durch die Apenrader Bucht im N. u. den Flensburger Fjord im S. abgeschnitten. Sie gehört zum großen Theile zum Kreise Apenrade, nur der Osttheil zum Kreise Sonderburg. Der Boden ist sehr fruchtbar; die wellenförmigen Hügel u. die vielen größeren u. kleineren Waldgehege sind reich an mancherlei Naturschönheiten. Der bekannteste Ort auf S. ist das Dorf Düppel (s. d.).

Sündflut (eig. Sintfluot od. Sintfluot, d. i. große, allgemeine Flut; noch Luther schrieb Sintflut) heißt die allgemeine Ueberschwemmung der Erde, durch welche nach der aus einer doppelten Ueberlieferung zusammengesetzten biblischen Erzählung (1. Mos. 6–8) alle lebendigen Wesen außer Noah, seiner Familie u. den in die Arche aufgenommenen Thieren zu Grunde gingen. Als Schauplatz giebt sich deutlich Armenien zu erkennen; die Flutsage war also von den Hebräern aus dem Nordosten mitgebracht worden. Dazu stimmt, daß sie sich in ähnlicher Gestalt fast bei allen semitischen Völkern findet, wenn auch nirgends in einer so ausgesprochen religiösen Beziehung, wie in der biblischen Darstellung. Da sich nun der Hergang selbst nicht auf das sog. geologische Diluvium beziehen kann, so muß man annehmen, daß sich eine ungeheure Ueberschwemmung eines Theiles von Vorderasien in der Erinnerung der Semiten zu einer totalen Ueberflutung der Erde gestaltete u. so zugleich die Bedeutung eines einzigartigen göttlichen Strafgerichts erhielt. Allerdings finden sich Flutsagen bei vielen Völkern (vergl. z. B. „Deukalion"), dieselben beziehen sich jedoch entweder auf lokale Ereignisse od. sind von außen her entlehnt, so daß sie für eine gleichzeitige Ueberflutung der Erde nichts beweisen. Sehr merkwürdig ist die Uebereinstimmung des biblischen Berichts mit der babylonischen Sündflutsage, 1872 von G. Smith auf Keilschrifttäfelchen in Ninive entdeckt (vergl. Smith, „Chaldäische Genesis", deutsch von Delitzsch, Lpz. 1876). — Vergl. Diestel, „Die Sintflut u. die Flutsagen des Alterthums" (Berl. 1871).

Sundzoll, eine Abgabe, welche Dänemark von Alters her bis zum 1. April 1857 von den Schiffen erhob, welche den Sund (die Meerenge zwischen Dänemark u. Schweden) passirten. Ganz widerrechtlich u. nur deshalb zwangsweise gefordert, weil Dänemark früher beide Ufer des Sundes besessen hat, überdies durch die Festung Kronborg auf Seeland

den etwa ½ Meile breiten Meeresarm beherrschte, ist diese Abgabe 1857 erst dann aufgegeben worden, als die seefahrenden europäischen Mächte sich nach langen Verhandlungen verpflichteten, an Dänemark die [illegible] unglaubliche Entschädigungssumme von 30,476,325 dänischen Reichsthalern (ca. 69 Mill. Mk.) zu zahlen. So lange der S. bestand, war die Durchfahrt durch die beiden Belte, d. h. zwischen den anderen dänischen Inseln, verboten, bez. gesperrt.

Sunion (lat. Sunium), das äußerste Vorgebirge an der Spitze der Halbinsel von Attika, südl. von den Laurischen Bergen (s. „Laurion“). Auf dem Vorgebirge erheben sich die Trümmer eines alten Tempels der Pallas Athene (Abb. s. Bd. IV, S. 959).

Sunniten, s. „Mohammedanismus“ unter „Religion“.

Supercargo, Cargo. Unter Cargo (ital. u. engl.) versteht man die Last od. Ladung, im Seeverkehr die Schiffsladung, auch das Verzeichniß der geladenen Güter, das Manifest od. den Frachtbrief. Der Supercargo od. Cargador ist der vom Rheder bestellte Bevollmächtigte, welcher das Schiff zu begleiten, die Ladung zu verkaufen u. etwaige Rückfracht zu begleiten hat. Bisweilen wird ihm mit dem Untercargador noch ein Stellvertreter od. Gehülfe beigegeben. In Holland heißt auch der Schiffsmakler der Cargador.

Superintendent (lat. superintendens) ist die Uebersetzung des griech. Episkopos, woraus Bischof, u. bedeutet Aufseher. Obwol seit dem 4. Jahrh. n. Chr. bekannt, kam doch der Titel S. erst durch die Reformation, zuerst in Kursachsen, in Gebrauch u. hat sich meist nur in Norddeutschland eingebürgert, während man in Süddeutschland u. in der Schweiz dafür „Dekan“ braucht u. in England unter einem S. vielmehr einen weltlichen Aufseher (z. B. über ein industrielles Unternehmen) versteht. In der Reformationszeit wählte man diesen Titel statt Bischof, weil die Gewalten des Letzteren an den Landesherrn übergegangen waren, den S.en blieb nur das kirchliche Aufsichtsrecht über ihren Sprengel (meist Ephorie genannt), die Weihe der Geistlichen u. der Vorsitz auf den Ephoralkonferenzen. In einigen Landeskirchen (z. B. in Preußen) stehen die S.en einer Provinz unter einem Generalsuperintendenten. Ganz gleichbedeutend mit S. ist das früher daneben gebrauchte Superattendent.

Superior (lat., d. h. der Obere) war im Mittelalter die Bezeichnung für den od. die Vorsteher eines geistlichen Verbandes; in den Klöstern war S. demnach gleichbedeutend mit Abt, Prior rc. Bei den Jesuiten heißen Superiores die Vorsteher der einzelnen „Häuser“ einer Provinz, d. i. der Propst, der Novizenmeister u. der Rektor des Kollegiums.

Superlativ (lat. superlativus, d. h. darüber hinaus tragend, nämlich über den Komparativ) heißt in der lat. Grammatik die Form eines Eigenschaftswortes, durch welche der höchste Grad der Eigenschaft ausgedrückt wird, z. B. der größte, der beste rc., als S. von groß, gut. Doch braucht man im Lat. u. Griech. den S. auch schon von einem sehr hohen Grade der betreffenden Eigenschaft (sehr groß rc.).

Supernaturalismus od. Supranaturalismus ist diejenige theologische od. philosophische Richtung, welche den Glauben an übersinnliche Dinge festhält, d. h. an solche, die über (supra) die sichtbare Natur u. die natürliche Erkenntniß hinausgehen. Der theologische S. ist immer zugleich mit dem Glauben an eine besondere göttliche Offenbarung verbunden u. steht dann als Suprarationalismus im Gegensatz zum Rationalismus (s. d. u. „Naturalismus“).

Supernumerarius (v. lat. super, über, u. numerus, Zahl), ein Ueberzähliger, über die gewöhnliche Zahl Angestellter.

Superphosphate, diesen Namen führen alle diejenigen Düngemittel, die sauren phosphorsauren Kalk als wesentlichen Bestandtheil enthalten. Der gewöhnliche dreibasisch phosphorsaure Kalk, wie er im Knochenmehle u. in den Guanosorten enthalten ist, wird nämlich vom Wasser fast gar nicht aufgelöst, kommt daher im Boden nur sehr langsam zur Wirkung; um nun die Aufnahme zu beschleunigen, werden die genannten Düngemittel mit Schwefelsäure behandelt („aufgeschlossen“), wodurch sich zwei Drittel des Kalks mit der Schwefelsäure zu schwefelsaurem Kalk verbinden, während das letzte Drittel mit der Phosphorsäure verbunden bleibt u. in Wasser leicht löslichen phosphorsauren Kalk bildet. Die S. werden im Großen fabrikmäßig dargestellt, u. hat man, je nach Art des Düngemittels, Knochensuperphosphate, Bakerguano-Superphosphate, Peruguano-Superphosphate rc. Der Handelswerth der S. wird nach der Menge ihrer löslichen Phosphorsäure bestimmt.

Supinum heißen in der lat. Grammatik zwei Formen des Zeitworts, deren eine das Ziel einer Bewegung ausdrückt (z. B. er ging, „um Futter zu holen“), während die andere den Inhalt eines Eigenschaftswortes näher bestimmt (z. B. difficile „dictu“, es ist schwer „zu sagen“). Supinum bedeutet eigentlich „zurückgebogen“, nämlich von der Bedeutung eines Hauptwortes (was die Supina in Wahrheit sind) zu der einer Verbalform.

Suppenanstalten, s. „Volksküchen“.

Supplement (lat. supplementum), Zusatz, Nachtrag, Anhang, Ergänzung. In der Geometrie nennt man S. den Winkel, welcher einen anderen Winkel zu 180 Grad ergänzt.

suppliren (lat. supplere), ergänzen, nachtragen, ausfüllen.

suppliziren (v. lat. supplicāre, die Kniee beugen), demüthig bitten; Supplikant, Bittsteller, Eingeber einer Bittschrift; Supplik, demüthige Bitte, Bittschrift, in der Rechtssprache die nochmalige Erläuterung des Rechts eines Beklagten nach bereits ergangenem, ihm ungünstigem Urtheile.

supponiren (v. lat. supponĕre, unterlegen), voraussetzen, vermuthen.

Supremat (v. lat. suprēmus, der Oberste), die Obergewalt, bes. die des Papstes über Bischöfe u. Kirchen.

Surât od. Surate, Hauptstadt eines gleichnamigen Steuerdistriktes (87 □M. mit 607,087 E.) in der Northerndivision (in Gujerat) der Präsidentschaft Bombay in Britisch-Vorderindien, mit etwa 110,000 E., an dem schiffbaren Tapti, 3 Meilen von der Mündung, in sehr fruchtbarer Gegend gelegen, ist eine umfangreiche, häßliche, mit doppelten Mauern u. einer Citadelle befestigte Stadt, hat aber bedeutende Fabriken in Seide- u. Baumwollenzeugen u. starken Handel, der zum guten Theile sich in den Händen der Parsen befindet, von denen etwa 15,000 in S. leben u. zwei Feuertempel u. einen Begräbnißthurm besitzen. Eine Merkwürdigkeit von S. ist auch das Pindschra Pol od. Thierhospital; die ind. Tempeltänzerinnen, Bajaderen u. Devadaschis, von S. gelten für die geschicktesten. S. liegt an der Eisenbahn von Bombay nach Baroda u. Ahmedabad u. benutzt als Hafen den von Swally an der Taptimündung in den Golf von Cambay. Im 13. Jahrh. noch ein Fischerdorf, war S. am Ende des 18. die größte Handelsstadt Vorderindiens. Seit dem Aufblühen von Bombay sinkt S. aber immer mehr u. hat seine größte Bedeutung jetzt nur als Militärstation.

Surĭnam, eine Kolonie der Niederländer in Guyana, Südamerika, von 54—57½° w. L. von Greenwich u. 1½—6° n. Br., grenzt im O. an Französisch-, im W. an Britisch-Guyana, im S. an die brasilianische Provinz do Grão Pará, im N. an den Atlantischen Ozean, u. zählt auf 2167 □M. gegen 70,000 E., von denen 1875: 614 Mann Garnison, 400 Matrosen, ca. 1000 Indianer u. 17,000 Marrons (s. d.) waren. Die Grenze gegen O. bildet der Maronifluß, zwischen dessen Quellflüssen Tapanahoni u. Lava ein gegen 300 □M. großes Gebiet liegt, um welches sich Franzosen u. Niederländer streiten, gegen W. der Corentynfluß; die Hauptströme sind der Surinam u. der Saramaca, deren Mündungsarme durch Kanäle u. Sümpfe in Verbindung stehen. Die Küste ist wenig entwickelt u. hafenlos, sie begrenzt eine ca. 10 Meilen breite fruchtbare, aber wegen ihrer feuchten Hitze höchst ungesunde u. nam. den Europäern verderbliche Sumpflandschaft; dann folgen höher liegende, nur theilweise fruchtbare Savannen, die aber verschwinden zwischen riesigen Urwäldern, endlich die ebenfalls waldbedeckten Ketten der Sierra Parime. Nur der 200. Theil wird als waldentblößt angegeben, kaum der 100. als angebaut; kolonisirte Strecken sind nur längs der Flüsse u. Bäche. Die üppigste tropische Vegetation u. ein reiches Thierleben finden sich in den Urwäldern. Die mittlere Jahrestemperatur ist 21,2° R. Als Nahrungsmittel baut man im Tieflande Bananen, Reis, Bataten u. Mais; die Kultur der ersteren ist nach der des Zuckerrohrs die bedeutendste in S.; die Ausfuhr des Rohrzuckers betrug 1871: 506,771 Ctr., daneben werden noch Kaffee, Kakao u. Baumwolle produzirt. Seit der Sklavenemanzipation ist der Anbau zurückgegangen. Viehzucht u. Industrie sind stets unbedeutend gewesen; die Ausfuhr betrug 1866 nur 2,438,422 fl. an Werth, dagegen die Einfuhr, die bes. in Lebensmitteln u. Webwaaren bestand, 4,449,022 fl. Doch gleichen die kultivirten Gegenden einem reizenden, ungeheuren Garten, mit Plantagen bedeckt u. von zahlreichen, den Binnenverkehr fördernden Kanälen, wenn auch nicht von Chausseen durchschnitten. Die Kolonie, die man auch in die alte östliche u. die neue westliche theilt, zerfällt in das Gebiet der Hauptstadt Paramaribo (s. d.), 8 Verwaltungsbezirke u. 2 Distrikte u. steht unter einem in Paramaribo residirenden Gouverneur u. einem Kolonialrath. Sie ist meistentheils Eigenthum von Amsterdamer Kaufherren, bedarf aber gegenwärtig großer Unterstützung vom Mutterlande. Zum Schutze dienen die beiden Forts Seelandia u. Amsterdam. Die herrschende Kirche ist die protestantische; sehr thätig sind hier als Missionäre die Herrnhuter; doch hat auch die Katholische Kirche einen apostolischen Vikar zu Paramaribo. $^{9}/_{10}$ der Bevölkerung sind Farbige u. Mischlinge; alle führen ein äußerst ungebundenes Leben. — S.s Kolonisation begann durch die 1644 aus Brasilien vertriebenen holländischen Juden, u. 1667 wurde es überhaupt niederländisches Eigenthum. Der Höhepunkt seiner Entwicklung fällt 1683 bis 1712 unter den Gouverneur van Aerssen. 1712 nahmen es die Franzosen ein, 1799 wurde es englisch u. erst 1815 wieder definitiv niederländisch.

Surrey (spr. Szörri), engl. Grafschaft, 35,5[illegible] □M. mit 1,091,635 E. (1871), ist durch die Themse von den Grafschaften Buckingham u. Middlesex

getrennt u. grenzt östl. an die Grafschaft Kent, südl. an Sussex u. westl. an Hampshire u. Berkshire. Das wellige Terrain wird großentheils zu Ackerland benutzt; in der Nähe der Themse sind Küchengärten u. im SW. wird Hopfenbau betrieben; einige südl. Striche sind noch dicht bewaldet. Die enorme Bevölkerungsdichtigkeit (30,742 auf 1 □M.) erklärt sich aus dem Umstande, daß ein Theil von London, Southwark mit Vororten, welcher Stadttheil 1871: 740,680 E. zählte, zur Grafschaft gehört. Die sonstigen Städte sind klein u. von nur lokaler Bedeutung, wie Richmond, Kingston rc. Nur Croydon ist rasch emporgeblüht u. hat größere Bedeutung erlangt; es hatte 1871: 55,652 E.

Surrey (spr. Sörri), Henry Howard, Graf v., engl. Dichter, ältester Sohn des Herzogs Thomas Howard v. Norfolk, geb. zu Kenninghall 1516; studirte in Cambridge, trat 1540 ins engl. Heer u. zeichnete sich als General 1542 im Feldzuge gegen Schottland wie 1544 im Kriege gegen Frankreich aus. Mißtrauen des Königs u. eigene Unvorsichtigkeit führten seinen Sturz herbei. Des Hochverraths angeklagt, ward S. 1547 enthauptet. Als Dichter hatte er sich nam. nach den Italienern, insbes. nach Petrarca gebildet. Seine fließenden u. wohlklingenden Verse bekunden ein tiefes u. feines Gefühl. Er schrieb die ersten Sonette in engl. Sprache. Die neueste Ausgabe seiner 1557 zuerst erschienenen „Poems“, unter welchen die Liebeslieder die besten sind, besorgte Bell (Lond. 1854).

Surtur (d. h. der Schwarze), ein Ungethüm der nordischen Mythologie, bewacht mit flammendem Schwerte die Feuerwelt (Muspelheim). Eine besondere Rolle spielt S. bei der Götterdämmerung (s. d.), dem ungeheuren Weltbrand, der nach ihm auch Surturbrand (Surtalogi) genannt wird. S. ist (nach Weinhold) das Sinnbild des schwarzen Rauches, aus dem die Lohe schlägt. Wenngleich im Kampfe nicht gefallen, sondern allein zurückgeblieben, hat er doch in der verjüngten Welt keinen Platz; wenn das Feuer ausgebrannt ist, verschwindet der Rauch von selbst. Manche Züge von S. sind ohne Zweifel in spätere Teufelsvorstellungen übergegangen.

Susa (im Alten Testament wie in den assyrischen Keilinschriften Schuschan, was nur zufällig mit dem hebräischen Wort schoschan, Anemone, bei Luther Lilie, lautlich übereinstimmt) war schon im grauesten Alterthum eine Lieblingsresidenz der Könige von Elam (dem dicht an Babylonien grenzenden westlichen Theil des heutigen Iran); bereits 2300 v. Chr. zog ein elamitischer König, Kudur Nachunda, von S. aus in die Euphratebenen hinab u. führte die chaldäischen Götterbilder als Trophäen weg. Ebenso herrschten dessen Nachfolger (unter ihnen ist bes. Kedor-Laomer, den Abraham bekriegte, zu nennen) in S. Die Stadt lag am Zusammenfluß der beiden Arme des Choaspes (heute Kercha), zwischen diesem u. dem Flusse Eulaeus (Ulai in den Keilschriften, heute Dizful), westlich von der heute zu Persien gehörigen Stadt Schoschter, u. war wie Babylon aus gebrannten, mit Asphaltmörtel verbundenen Backsteinen erbaut. Im W. wurde sie von der auf steiler Anhöhe aufgeführten u. stark befestigten Burg überragt. Mauern hatte sie nicht. Die Alten gaben den Umfang S.'s auf 120 (Andere auf 200) Stadien an u. lassen dasselbe von Tithonos, dem Vater Memnon's, in mythischer Urzeit gegründet sein. Dies ist eine Erinnerung an den elamitischen Gott Umman, dessen Name als erstes Element zahlreicher elamitischer Königsnamen (z. B. in Ummanigas, Ummanaldas u. a.) erscheint. Der letzte mächtige König Assyriens, Assurbanibal (s. „Sardanapal“), hatte lange Kriege mit Elam, von denen er in seinen Annalen erzählt; dort wird bei der Einnahme von S. bes. des wunderbaren Reichthums, der in der Königsburg aufgespeichert war, gedacht, ganz übereinstimmend mit den Schilderungen bei den alten Klassikern. Mit dem Anfang der persischen Weltmacht tritt auch S. wieder in eine glanzvolle Stellung ein, indem es bereits von Dareios I. (u. dann von seinen Nachfolgern) zur Winterlieblingsresidenz erwählt u. mit Prachtbauten, deren Ruinen zu den schönsten u. großartigsten des Orients gehören, ausgeschmückt wurde. So spielt auch die Geschichte der Esther in S. Noch unter den Sassaniden blühte S., dann wurde es von den Arabern im 7. Jahrh. n. Chr. hart mitgenommen, aber erst im 13. Jahrh. scheint es ganz untergegangen zu sein. Die in S. gefundenen, noch nicht ganz entzifferten zahlreichen Keilinschriften gehören einer weder semitischen noch indogermanischen, wahrscheinlich dem Sumerischen (s. „Sinear“) nahe verwandten Sprache an.

Susa, Stadt mit 3254 E. (1871) in der ital. Provinz Turin, liegt an der Dora Riparia, ist Kopfstation der Viktor Emanuel Bahn Turin-S. u. ital. Ausgangspunkt der Mont-Cenis-Bahn; ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, mehrere Klöster, einen Triumphbogen des Augustus u. treibt Gerberei, Baumwollenspinnerei, Obst- u. Weinbau. Das Fort Brunetta deckt die Straße über den Mont Cenis. S. ist das alte Segusium, stand ursprünglich unter der Herrschaft der Cottier u. wurde durch Augustus Rom einverleibt. Im J. 1171 wurde S. durch Kaiser Friedrich Barbarossa zerstört, 1629, 1690 u. 1704 von den Franzosen erobert, ihnen aber 1707 wieder abgenommen.

Susanna (hebr., d. h. „Lilie“) heißt die Heldin der bekannten Legende, welche in der griechischen Bibel dem Buch Daniel beigefügt wurde, weil sich der junge Daniel das Verdienst erwarb, die Unschuld der von zwei Aeltesten (d. h. Gemeindehäuptern) verfolgten keuschen S. an den Tag zu bringen. Luther hat dieser „Historie von der S. u. Daniel“ wenigstens unter den apokryphischen Büchern des Alten Testamentes einen Platz gegönnt.

Suso, Heinrich, einer der bedeutendsten unter den christlichen Mystikern des Mittelalters (s. „Mystik“), geb. 13. März 1300 zu Ueberlingen als Abkömmling des Geschlechtes Deter vom Berg, nahm 1318 den Geschlechtsnamen seiner frommen Mutter an u. nannte sich nun Heinrich den Seusen (latinisirt S.). Die Erziehung im Dominikanerkloster zu Konstanz u. das Studium der Theologie zu Köln hatten dem religiösen Verlangen in ihm keine Befriedigung gewährt. Durch die Schriften Meister Eckart's wurde er in die Bahnen der Mystik gelenkt. Die allen Mystikern eigene Richtung auf die „reine Gottesliebe“ gestaltete sich bei ihm zur Liebe der „ewigen Weisheit“. Letztere fand er theils in der Jungfrau Maria, theils in Christus verkörpert u. erklärte sich für ihren „Amandus“ od. Geliebten. So entstand im Kloster zu Konstanz, wohin er zurückgekehrt war, unter selbsterwählten Büßungen u. überirdischen Erscheinungen das Buch „Von der ewigen Weisheit“, eine Anweisung zur rechten Nachahmung des Leidens Christi in Form eines Gesprächs zwischen der Weisheit u. ihrem Jünger. Wie dieses Buch, so ist auch seine Selbstbiographie u. das Buch „Von der Wahrheit“ weniger durch schöpferische Gedanken als durch die dichterische Phantasie ausgezeichnet, mit der er die Seligkeit der Gottesminne feiert. Nachdem er seit 1340 auch als Prediger aufgetreten war, eine Brüderschaft der ewigen Weisheit u. andere fromme Vereine gestiftet hatte, zum Theil im Anschluß an die sog. „Gottesfreunde“ (s. d.), starb er 25. Jan. 1365 im Dominikanerkloster zu Ulm. Seine Schriften erschienen zuerst in der ursprünglichen deutschen Gestalt 1482 u. 1512 zu Augsburg, dann öfter in verschiedenen Sprachen (lat. von Surius, Köln 1555), in verjüngter Sprache bei Diepenbrock, „S.'s Leben u. Schriften“ (2. Aufl. Regensb. 1837); im deutschen Urtext herausgeg. von Denifle (2 Bde., Augsb. 1878), die „Briefe“ von Preger (Lpz. 1867). Vgl. die Biographie S.'s in Böhringer's „Kirche Christi u. ihre Zeugen“ (Bd. II, Abthlg. 3; 2. Aufl., Zürich 1863).

suspekt (von lat. suspicĕre, eigentlich von unten her ansehen, dann: in Verdacht haben), verdächtig.

suspendiren (v. lat. suspendĕre, aufhängen), aufschieben, anstehen lassen, verzögern, auf einige Zeit der Amtsthätigkeit entheben; in der Kaufmannssprache: die Zahlung einstellen; Suspension, Verschiebung, Aufschub, Einstellung, vorläufige Amtsenthebung.

Susquehannah, Fluß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, entspringt im westl. Theile von New York aus zwei Quellflüssen, durchbricht verschiedene Querketten der Alleghanies u. mündet nach 87 M. langem Laufe in Maryland bei Havre de Grace in die Chesapeakebai. Da er meist durch gebirgiges Land fließt, hat er eine Menge Stromschnellen u. ist nur die letzte, 10 M. lange Strecke von Port Deposit an für Sloops befahrbar; dennoch ist er für die Schiffahrt von Bedeutung, da er vermöge seines großen Wasserreichthums eine Menge von Kanälen speist. Sein größter Zufluß ist der Abfluß des Otsegosees. Die bedeutendste Stadt an seinen Ufern ist Harrisburg (s. d.).

Sussex (spr. Ssößeks), das ehemalige Reich der Südsachsen (Suthsaxes), im J. 491 von Ella gestiftet, jetzt eine engl. Grafschaft, 68,42 □M. mit 417,456 E. (1871), grenzt südlich an den Kanal u. ist in weitem Bogen von O. durch N. nach W. von Kent, Surrey u. Hampshire umschlossen. Das Gebiet senkt sich von N. nach S.; daher laufen die kleinen Küstenflüsse Rother, Cuckmere, Ouse, Adur, Arun u. Lavant sämmtlich in den Kanal. Der hohe N. ist noch ziemlich gut mit Wald, nam. mit Eichen, bedeckt; der mittlere Theil, bes. in den tieferen Strichen, ist fruchtbarer Ackerboden; der mit Dünen (den sog. South Downs) bedeckte S. hat gutes Weideland u. nährt treffliche Hammel. Auch Steinkohlen hat die Grafschaft. Getreide- u. Hopfenbau, Viehzucht, Fischerei u. Schifffahrt sind Hauptbeschäftigung der Bewohner. Bes. Interesse hat die Grafschaft wegen ihrer Alterthümer; man glaubt 11 Römerlager nach-

weiden zu können. Der Hauptort war früher Chichester mit 7825 E. (1871), jetzt ist es Lewes (s. d.); viel bedeutender sind das Seebad Brighton mit 90,011 E. u. Hastings mit 29,291 E. (1871).

Süßholz, s. „Glycirrhiza".

Süß-Oppenheimer, Joseph, ein berüchtigter jüd. Finanzmann des vorigen Jahrh.; wendete sich aus der Pfalz nach Württemberg, wurde hier 1733 der Geldagent u. bald darauf sogar der Finanzminister des verschwenderischen Herzogs Karl Alexander, u. machte sich durch den schändlichen Mißbrauch seiner Stellung allgemein verhaßt. Nach dem plötzlichen Tode des Herzogs (11. Mai 1737) verhaftet, ward er zum Tode verurtheilt u. 4. Febr. 1738 zu Stuttgart in der Weise hingerichtet, daß man ihn, mit seinem galonnirten Staatsrocke bekleidet, in einem eisernen Käfige aufhängte. Wilh. Hauff hat die Geschichte des S.-O. zu seiner Novelle „Jud Süß" benutzt. — Vgl. Zimmermann, „J. S. O. Ein Stück Absolutismus- u. Jesuitengeschichte 2c." (Stuttg. 1874).

Süßwasser, wird, im Gegensatz zu dem See- od. Meerwasser, das Wasser der Flüsse, Teiche u. Landseen genannt, sobald letztere den normalen u. keinen außergewöhnlichen Salzgehalt besitzen.

Süßwasserkalk nennt man diejenigen Kalksteinschichten, welche aus süßem Wasser sich abgesetzt haben, was man an dem öftern Vorkommen versteinerter Muschelthiere u. Schnecken erkennt, die nur in jenem, nicht aber im Salzwasser leben. Analog werden gewisse Ablagerungen von Quarz od. Hornstein, die nur in der Tertiarformation vorkommen, als Süßwasserquarz bezeichnet.

Süßwasserpolyp (Armpolyp, Hydra, Familie der Hydroiden), der einzige Süßwasservertreter der Cölenteraten u. der Strahlthiere überhaupt, wurde bes. durch die eingehenden Untersuchungen B. de Jussieu's, Trembley's u. Rösel's in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bekannt. Er lebt in stehenden Wässern, wo er, mit seiner „Fußscheibe" an irgend einer Wasserpflanze (Wasserlinse z. B.) festgeheftet, den drehrunden, cylindrischen, [illegible] 2 cm. langen, gallertigen, äußerst kontraktilen u. daher veränderungsfähigen Körper ins Wasser herabhangen läßt, während die 1—10 den Mund umsäumenden hohlen Tentakeln („Arme") sich ausbreiten, um allerhand Wasserthierchen einzufangen. Der S. ist ebenso gefräßig wie lebenszäh; verstümmelte od. zerschnittene Individuen reproduziren sich wieder. Den Sommer über pflanzen sich diese Thiere durch Knospen fort, die am Körper hervorsprossen u. sich schließlich ablösen u. selbständig werden; im Herbst geschlechtlich durch Eier.

Sutherland (spr. Szößerland), Grafschaft im nördlichsten Schottland, 88,719 □M. mit 24,317 E. (1871), d. i. nur 263 auf 1 □M., reicht im O. bis zur Nordsee, im W. bis zum Atlantischen Ozean u. hat im N. die Grafschaft Caithneß, im S. Roß u. Cromarty zur Grenze. Das Nordwestende der großbritannischen Insel, das Kap Wrath u. die wilde Gebirgsgegend, die sich von da landeinwärts zieht, gehören zur Grafschaft. Das unwirthliche Gebiet ist mit Bergen, Moorland, Straths (Thälern) u. Glens (Thälchen) ganz erfüllt; das Klima ist rauh; häufig lagert dichter Nebel auf der Landschaft; in hohen Lagen will der Schnee kaum im Sommer weichen. Der armselige Ackerbau ist auf Gerste, Hafer u. Flachs in einigen Thalgründen beschränkt; Heiden aber u. Wald bedecken große Striche. Die Viehzucht erstreckt sich auf die des Rindes, bes. aber auf Schafe u. Ponies. Das Mineralreich liefert Blei, Kupfer u. Galmei. Industrie ist nicht vorhanden, aber Fischerei u. Jagd beschäftigen viele Bewohner. Der Hauptort Dornoch am Firth of Dornoch hatte 1871: 647 E., meist Fischer.

Sutherland (spr. Szößerländ), Grafen u. Herzöge v., eines der ältesten schott. Geschlechter, das seinen Ursprung auf dem, der Sage nach von Macbeth ermordeten Allan, Than von S., zurückführt. Allan's Sohn William ward 1057 von König Malcolm III. gegraft. 1511 gelangte der Grafentitel durch Heirath an die Familie Gordon, u. als 16. Juni 1766 William Gordon, 17. Graf **v. S.**, ohne männliche Nachkommen gestorben war, ging durch seine Tochter Elisabeth (geb. 1765, gest. 1839) der Titel auf deren Gemahl (seit 1785), George Granville Leveson-Gower, Viscount v. Trentham, 1. Herzog **v. S.**, über. Dieser, ältester Sohn des Marquis v. Stafford (Gower), geb. 9. Febr. 1758, ward bereits 1778 ins Unterhaus gewählt, war 1790—92 Gesandter am franz. Hofe, wurde 1799 zum Baron Gower v. Sittenham erhoben, als welcher er ins Oberhaus trat, u. bekleidete 1799—1802 das Amt eines Generalpostmeisters. Da er 1803 seinen mütterlichen Oheim, den Herzog v. Bridgewater, u. in dems. Jahre auch seinen Vater beerbte, so vereinigten sich die großen Besitzungen der Familien S., Bridgewater u. Gower in seiner Hand, wodurch er einer der reichsten Grundbesitzer Großbritanniens wurde. Große Summen verwandte er auf prachtvolle Bauten u. auf Kunstschätze, sonst aber besaß er einen harten Charakter; die Bauern der Grafschaft S. zwang er z. B. zur Auswanderung nach Amerika, um das von ihnen bebaute Land in Jagdreviere u. Weideplätze verwandeln zu können. In politischer Beziehung hielt er es bis zu Pitt's Tode mit dessen Partei, nachher neigte er sich den Whigs zu. Am 11. Jan. 1833 zum Herzog v. S. erhoben, starb er 19. Juli dess. Jahres auf seinem Schlosse Dunrobin in Schottland. — George Granville Leveson-Gower, 2. Herzog **v. S.**, ältester Sohn des Vorigen, geb. zu London 8. Aug. 1786, gehörte als Lord Grower schon bei Lebzeiten seines Vaters (seit 1826) dem Oberhause an, erbte nach dem Tode des Vaters den Herzogstitel u. die Stafford'schen Besitzungen, zu denen nach dem Tode der Mutter noch die schott. Peerage nebst Zubehör hinzukam, während die Besitzungen der Bridgewater an seinen jüngeren Bruder Francis (s. „Ellesmere") fielen, u. starb 28. Febr. 1861.

Sutorina od. Suttorina, die zur türkischen Herzegowina gehörige Landspitze, die sich zwischen den (österreichischen) dalmatinischen Kreisen Ragusa u. Cattaro bis ans Meer erstreckt. Es ist eine spärlich bebaute, mit elenden Hütten bedeckte Ebene.

Sutzos, Name einer Fanariotenfamilie, aus der bis 1821 mehrere Hospodare in der Moldau u. Walachei, sowie Dragomane bei der Pforte hervorgegangen sind. Berühmt sind: Alexander **S.**, geb. zu Konstantinopel, seit 1818 bis zu seinem am 1. Febr. 1821 erfolgten Tode Hospodar der Walachei, ließ sich nam. die Hebung des Schulwesens u. die Pflege der Wissenschaften angelegen sein. — Michael **S.**, nahm 1821 als Hospodar der Moldau thätigen Antheil an dem durch Alexander Ypsilanti erregten Aufstande u. floh, da dieser verunglückte, auf russ. Gebiet, mußte aber dasselbe, um der von der türk. Regierung verlangten Auslieferung zu entgehen, wieder verlassen. 1822 auf der Reise zu seinem Schwiegervater, dem damals in Pisa weilenden Fürsten Karadja, in Oesterreich angehalten, hatte er seinen Aufenthalt in Görz zu nehmen. Später begab er sich nach Griechenland, das er seit Aug. 1830 als Gesandter in Paris u. dann eine Zeit lang in Petersburg vertrat. Er starb als Privatmann zu Athen 24. Juni 1864. — Alexander **S.**, ein Neffe des Erstgenannten, geb. 1802 zu Konstantinopel; studirte seit 1820 in Paris, ging während des Freiheitskrieges nach Griechenland u. trat dort als politischer Dichter auf. Unter der Regierung König Otto's schloß er sich später der Opposition an, mußte wegen seines Gedichts „Der Umherirrende" 1839 Athen verlassen, hielt sich bis nach der September-Revolution von 1843 wieder in Paris auf u. ward bald nach seiner Rückkehr wegen einer Satire auf die neuesten politischen Ereignisse abermals für einige Zeit verbannt. Er starb zu Smyrna im Juli 1863. S. war einer der hervorragendsten u. fruchtbarsten neugriech. Dichter auf dem lyrischen, epischen, dramatischen u. politisch-satirischen Gebiete u. schrieb auch eine „Histoire de la révolution grecque" (Par. 1829). — Panagiotis **S.**, Bruder des Vorhingenannten, geb. 1806 zu Konstantinopel, studirte in Paris, Padua u. Bologna, lebte seit 1823 zu Kronstadt in Siebenbürgen u. später in Athen, wo er nach einander drei politische Zeitschriften redigirte u. 6. Nov. 1868 starb. Derselbe erwarb sich gleichfalls als Lyriker u. Dramatiker einen angesehenen Namen.

Suum cuique (lat.), d. i. Jedem das Seine, Devise des preußischen Schwarzen Adlerordens.

Suwórow-Rymnikski, Graf Peter Alexei Wasiljewitsch, Fürst **Italijski**, russ. Feldherr, geb. 13. Nov. 1729 in Finnland, Sohn eines Generalleutnants aus ehemals schwedischer Familie; that sich schon im Alter von 14 Jahren im Kriege gegen Schweden hervor, kämpfte im Siebenjähr. Kriege unter Apraxin, Fermor u. Soltikoff, 1773 in Polen gegen die Barer Konföderirten, wurde 1774 für einen Sieg über die Türken Generalleutnant u. machte 1775 Pugatschef (s. d.) zum Gefangenen. Als er mit Potemkin in der Krim gesiegt u. 1783 die Tataren der Nogaischen Steppe unterworfen hatte, wurde er General der Infanterie u. eröffnete 1787 unter Potemkin's Oberbefehl den Krieg gegen die Türkei. Am 1. Okt. eroberte er Kinburn an der Mündung des Dnjepr u. betheiligte sich, obwol verwundet, an

der Belagerung von Oczakow. Dann drang er über Dnjester u. Pruth vor, eilte mit unglaublicher Geschwindigkeit dem österr. Feldherrn, dem Prinzen von Koburg, zu Hülfe, siegte 31. Juli 1789 bei Fokschani u. zerstreute 22. Sept. am Flusse Rymnik 100,000 Türken. Zum Lohne verlieh ihm Katharina den Beinamen Rymnitski, erhob ihn Kaiser Josef in den Reichsgrafenstand. Er hatte kurze Zeit geruht, als ihm Potemkin den Befehl schickte, Ismail an der Donau zu nehmen. In blindem Gehorsam ging er an das fast unmögliche Werk. Nach dreifachem Sturm, nach fünfstündigem Kampfe in der Stadt selbst war er 22. Dez. 1789 Herr derselben. Nachdem er einige Jahre als Gouverneur von Jekaterinoslaw, der Krim u. dem eroberten Lande bis zum Dnjestr in Cherson gewaltet hatte, erhielt er den Befehl, den Krieg mit Polen (s. d.) zu Ende zu führen. In Rothrußland sammelte er ein Heer, vernichtete dann 10,000 Polen unter Sierakowski bei Brzse (18. u. 19. Sept. 1794), zog die übrigen russischen Corps an sich u. erstürmte 4. Nov. 1794 die Festung Praga (bei Warschau). Auf seinen Bericht an Katharina: „Praga, Hurrah! Suworow" lautete die Antwort: „Bravo, Feldmarschall! Katharina." Es folgte ein goldener Kommandostab u. ein mit Diamanten verzierter Siegeskranz. Am 9. Nov. hielt er seinen Einzug in Warschau u. zeigte sich gegen die Bevölkerung jetzt ebenso human wie vorher bei allen Gelegenheiten gegen die Kämpfer barbarisch. Die glänzendste Laufbahn eröffnete sich dem Siebzigjährigen, als Kaiser Paul ihn 1799 nach Italien sandte, um die neugeschaffenen Republiken zu vernichten. Mit dem Eifer eines Jünglings drang er in das wenig geschützte Land ein, siegte mit 22,000 Russen u. 66,000 Oesterreichern 27. April über Moreau bei Cassano a. d. Adda, stand im Mai in Turin u. warf am 17., 18. u. 19. Juni Macdonald an der Trebbia nieder. Seine letzte Kriegsthat war die Schlacht bei Novi 15. Aug. 1799, in welcher Joubert fiel u. Moreau das Schlachtfeld räumte, aber er selbst ging auf Alessandria zurück, weil sein Heer zu sehr geschwächt war. Im Sept. erhielt er den Befehl, nach der Schweiz zu gehen, wurde aber durch die Lässigkeit der österreichischen Behörden lange aufgehalten. Als er mit unsäglicher Mühe über den Gotthardt nach Altdorf gelangt war u. bald darauf hörte, daß die Russen unter Korsakow bei Zürich bereits (26. Sept.) geschlagen wären, trat er den Weg durch Graubünden u. das Rheinthal nach Bayern an. Hier traf ihn der Befehl zum Rückzuge, da Kaiser Paul aus der Koalition ausgetreten war. Mit Ehren überhäuft — nach dem Falle von Mantua war er zum Fürsten von Italijski ernannt, nach dem Zuge durch die Schweiz zum Generalissimus der gesammten russischen Kriegsmacht — sollte er einen Triumpheinzug in Petersburg halten. Als ihn eine Krankheit in Kobryn zurückhielt, hinterbrachten seine Neider dem Kaiser, daß er nicht ganz nach dessen Wunsch seine Generaladjutanten gewechselt habe. Sofort ließ Paul den Truppen bekannt machen, daß S. wegen Ungehorsam seine Ungnade verdient habe. Krank u. verzagt kam er, der stets der gehorsamste Diener seines Herrschers gewesen war, in der Dunkelheit nach Petersburg, nahm Wohnung bei einer Nichte, lehnte aber Arznei u. selbst Speise ab u. starb 18. Mai 1800. Seine sonderbare Art, eine gediegene Bildung durch ein bizarres Benehmen absichtlich zu verdecken, seinen edlen Charakter mit soldatischen Roheiten zu beflecken, gab zu tausend Anekdoten Anlaß. Als Feldherr stand er einzig da in der Schnelligkeit seiner Operationen, in der Unwiderstehlichkeit seiner Angriffsweise. „Feig ist die Kugel, tapfer nur das Bajonett", war seine Losung. S.'s Korrespondenz gab v. Fuchs heraus (2 Bde., Glogau 1835); sein Leben beschrieb Polewoi (deutsch, Mitau 1853); über seinen Feldzug von 1799 schrieb in klassischer Weise v. Clausewitz (s. d.). 1801 ließ ihm Kaiser Alexander auf dem Marsfelde in Petersburg ein Denkmal setzen. — S.'s einziger Sohn **Arkadij**, geb. 1783, seit 1800 schon Generalmajor, kämpfte 1807 in Ostpreußen gegen Napoleon, 1811 gegen die Türken u. ertrank in demselben Jahre im Flusse Rymnik. Dessen ältester Sohn **Alexander**, geb. 1805, als Offizier u. Diplomat ausgezeichnet, wurde 1848 Generalleutnant, 1866 Generalinspektor der Infanterie.

Suzerän (franz., spr. ßüßerang), Oberlehnsherr; **Suzeranetät** (franz. suzeraineté), Oberlehnsherrlichkeit, Oberlehnsherrschaft.

s. v., Abkürzung für salva venia (lat.), d. i. mit Erlaubniß.

Svanberg, **Jöns**, schwed. Mathematiker, geb. als Sohn eines Bauern zu Neder Kalix in Westerbotten 6. Juli 1771; bezog schon 1786 die Universität Upsala, erhielt 1792 ein Lehramt an derselben, nahm 1796 seinen Wohnsitz in Stockholm, kehrte aber 1811 als ord. Professor der Mathematik nach Upsala zurück, wo er, seit 1842 emeritirt, 15. Jan. 1851 starb. 1801—3 hatte er mit Oefverbom Lappland bereist, um einen Meridianbogen zu messen; da damit zugleich das Problem von der Gestalt der Erde seine Lösung gefunden, ward sein Bericht über das Unternehmen 1806 vom Franz. Institut preisgekrönt. Außerdem sind hervorzuheben seine Abhandlungen: „Ueber analytische Serien" (1801), „Die Grundformeln der Phoronomie" (1813), „Theorie der Planeten u. Kometen" (1829) rc. Von seinen Söhnen wirkte der jüngere, **Adolf Ferdinand S.**, geb. zu Upsala 23. Okt. 1806, gest. daselbst 27. Sept. 1857, als Professor der Physik in seiner Geburtsstadt.

s. v. v., Abkürzung für sit venia verbo (lat.), mit Erlaubniß zu sagen.

Swammerdam, **Jan**, berühmter holländischer Naturforscher, geb. zu Amsterdam 12. Febr. 1637; studirte seit 1661 in Leyden, Saumur u. Paris Medizin u. bes. Anatomie, kehrte 1665 nach Holland zurück, wo er erst in seiner Vaterstadt, dann in Leyden u. seit 1667 wieder in Amsterdam lebte. Infolge allzu angestrengten Arbeitens hypochondrisch geworden, verfiel er dem Einflusse der mystischen Schriften der Schwärmerin Antoinette Bourignon (geb. zu Lille 13. Jan. 1616, gest. zu Franeker 30. Okt. 1680) u. ward dadurch der Wissenschaft mehr u. mehr entfremdet. 1675 reiste er sogar nach Schleswig, wo sich die Bourignon damals aufhielt, u. in folgendem Jahre in deren Angelegenheiten nach Kopenhagen. Die Noth trieb ihn zurück, u. nachdem er einen Theil seiner Manuskripte verkauft, einen andern verbrannt hatte, starb er zu Amsterdam 17. Febr. 1685. Die Naturwissenschaften hatte S. durch viele neue Entdeckungen bereichert, auch die Kunst der Injektion u. der mikroskopischen Untersuchung war durch ihn vervollkommnet worden. Seine Hauptwerke sind: „Algemeene verhandeling van bloedeloose diertjens" (Utr. 1669; lat., Leyd. 1685); „Miraculum naturae, seu uteri muliebris fabrica" (Leyd. 1672) u. die von Boerhaave herausgeg. „Biblia naturae, sive historia insectorum" (2 Bde., Leyd. 1737 f.; deutsch, Lpz. 1752).

Swanevelt, **Hermann van**, holl. Landschaftsmaler u. Radirer, geb. zu Woerden (Südholland) um 1620; war, wie es scheint, Anfangs ein Schüler von Gerhard Dow, ging aber dann schon in jungen Jahren nach Rom, wo er Schüler Claude Lorrain's wurde u. sich diesen zum Vorbilde nahm. In der Einsamkeit studirte er die Natur u. die Ruinen der Stadt, was ihm den Beinamen Eremit zuzog. Später kam er nach Paris, wurde Mitglied der dortigen Akademie u. führte mit Patel mehrere Malereien im Hotel Lambert aus. Sein Todesjahr ist ungewiß; nach Einigen starb er zu Paris 1655, nach Anderen in Rom 1690. S. steht zwar im Farbenton hinter Claude Lorrain zurück, ist aber ausgezeichnet in der Darstellung der Staffage. Mehrere gute Bilder von ihm befinden sich in den Museen zu Dresden, München, Berlin u. im Louvre. Außerdem war er sehr geschickt in der Radirkunst u. zeigte auf diesem Felde poetische Auffassung u. großartige Formen.

Swansea (spr. Suannßih), Stadt mit 51,702 E. (1871) in der Grafschaft Glamorgan in Wales, liegt reizend an der Mündung des Tawe in die Swanseabai, einer Bucht des Bristolkanals, u. hat Eisenbahnverbindung nach W., N. u. O. S. hat ein Stadthaus, eine Gerichtshalle, eine Markthalle, ein Krankenhaus, ein Zuchthaus, eine Taubstummenanstalt, ein Theater, ein Institut für die Kunde von Wales mit Museum u. Bibliothek rc. Das die Stadt beherrschende Kastell aus dem 11. Jahrh. dient jetzt als Kaserne. Als Hauptort für das Ausschmelzen der Kupfererze, die von Cornwall u. anderwärts hierher gebracht werden, in der Nähe reicher Eisen- u. Kohlenlager u. im Besitze eines Hafens, schöner Docks u. Schiffswerfte, ist S. ein sehr belebter Ort. Die Umgegend ist mit einem engmaschigen Netze von Tramways u. Eisenbahnen bedeckt, welche die vielen Kupfer-, Messing-, Eisen- u. Kohlenwerke mit einander verbinden. S. fertigt auch viel Metallwaaren u. hat bedeutende Fabriken in Porzellan u. Fayence; sein mildes Klima u. seine schöne Lage haben es zu einem viel besuchten Seebade gemacht.

Sweaborg (finn. Viapori), der Hauptwaffenplatz Finnlands u. der Hafen für die finnländ. Scheerenflotte; liegt im Gouvernement Nyland, ¼ M. von Helsingfors entfernt, auf sieben durch Brücken mit einander

verbundenen Nebeninseln der Nylander Scheren (Skären). Die Hauptfestung auf der Stare Wargö umschließt ein Schloß, ein Monument des hier begrabenen Grafen Ehrensvärd, des Erbauers der Festung, hat mehrere Magazine u. zwei in Felsen gesprengte Schiffsdocks. Auf der Stare Stora Oester Swarto sind die Werfte u. die Magazine für die Scherenflotte; Gustafsvärd deckt die Einfahrt. Die übrigen Skären sind Lill Oester Swarto, Langöre, Wester Swartö u. Bäkholm. Die Besatzung besteht aus 5–6000 Mann; die hier wohnenden Handwerker u. Kaufleute werden der Bürgerschaft von Helsingfors zugezählt. Der Hafen, der in einen großen u. einen kleinen zerfällt, faßt etwa 70 Linienschiffe u. bis 20 Fregatten. S. wurde 1749 erbaut, als Finnland noch zu Schweden gehörte. 1790 siegte hier der Schwedenkönig Gustav III. über die Russen. Am 3. Mai 1808 nahmen es die Russen durch Kapitulation u. erbeuteten 100 Schiffe der Scherenflotte. Im Krimkriege 1855 wurde es 8.–11. Aug. von der engl.-franz. Flotte bombardirt, wobei das Arsenal verbrannte u. das Pulvermagazin in die Luft gesprengt wurde.



Nr. 5151. Emanuel v. Swedenborg (geb. 29. Jan. 1688, gest. 29. März 1772)

Swedenborg, Emanuel v., eigentlich Swedberg, der Stifter der Swedenborgianer, geb. 29. Jan. 1688 zu Stockholm als der Sohn eines protest. Bischofs; studirte in Upsala Sprachen u. Naturwissenschaften u. wurde nach mehrjährigen Reisen auf dem Kontinent (1710—14) auf Grund eines mathematisch-physikalischen Werkes, „Daedalus hyperboraeus“ betitelt, von Karl XII. 1716 zum Assessor beim Bergwerkskollegium ernannt. Die Erfindung einer Rollenmaschine, die sich 1718 bei der Belagerung von Friedrichshall zum Transport von Schiffen nützlich erwies, sowie verschiedene gelehrte Abhandlungen, bewirkten 1719 seine Erhebung in den Adelstand unter dem Namen S. durch die Königin Ulrike Eleonore. Die erste Periode seiner öffentlichen Wirksamkeit (bis 1743) wurde theils mit wissenschaftl. Reisen in Schweden, Deutschland, Holland, Frankreich, Italien u. England, theils (seit 1722) mit der Abfassung zahlreicher wissenschaftlicher Werke ausgefüllt, in denen er zunächst als Grundlage seines späteren theosophischen Systems ein eigenthümliches naturwissenschaftliches System aufstellt, in welchem er den Satz zu begründen suchte, daß sich auch in den kleinsten Grundbestandtheilen zusammengesetzter Organismen die Eigenschaften des Gesammtorganismus im Kleinen vorfänden, u. daß die niederen Organismen nur als gröbere Darstellungen der entsprechenden höheren u. feineren zu betrachten seien. Daraus ergab sich für ihn auch die Annahme einer überirdischen Welt, die sich zu der irdischen verhalte, wie die höchste Verfeinerung des Stoffs zu der grobsinnlichsten Gestalt desselben. 1743 trat ein merkwürdiger Umschwung in seinem Leben ein. Gott selbst erschien ihm, berief ihn zum Ausleger des inneren u. geistigen Sinnes der heiligen Schriften u. gebot ihm zu schreiben, was er ihm diktiren werde. Von jetzt an behauptete S., daß ihm die Augen des inneren Menschen geöffnet u. zum Blick in den Himmel u. die Geisterwelt befähigt worden seien. Nachdem er sich durch eifriges Sprachen- u. Bibelstudium vorbereitet, auch 1747 seine Stellung beim Bergwerkskollegium niedergelegt hatte, eröffnete er mit den „Arcana coelestia“ (8 Bde., Lond. 1749 ff.) eine lange Reihe lateinisch geschriebener, meist anonymer u. nur zum Theil gedruckter theosophischer Werke, in denen er angeblich auf Grund unmittelbarer göttlicher Erleuchtung die Lehren des „Neuen Jerusalem“, d. h. der in der Offenbarung Johannis Kap. 21 verheißenen wahren Kirche, darlegte. Außer durch diese Schriften setzte er die Zeitgenossen durch seine unerschütterlich wiederholte Behauptung in Erstaunen, daß er in den Himmel u. die Hölle zu blicken vermöge u. sich auch des intimen persönlichen Verkehrs mit Gestorbenen erfreue. Natürlich wurde er von ferner Stehenden verspottet u. mindestens der Selbsttäuschung geziehen. Da aber auch ganz unbefangene u. zuverlässige Gewährsmänner bezeugten, S. habe durchaus nichts von einem Schwärmer od. unlauteren Charakter an sich gehabt, so wird man noch jetzt auf eine eigentliche Erklärung seiner Visionen verzichten müssen. Bis zu seinem Tode stand er am Hofe sowie in den gelehrten u. selbst kirchlichen Kreisen in so hohem Ansehen, daß die 1771 von einigen Geistlichen in Gothenburg gegen ihn erhobenen Anklagen keine Beachtung fanden. S. starb 29. März 1772 zu London. Die Grundzüge der Lehre S.'s (für deren Richtigkeit er sich jedoch nur auf die Bibel, nicht auf seine Visionen berief) sind folgende: Auch die geistige Welt hat man sich in leiblichen (jedoch nicht stofflichen) Formen zu denken. Daher kommt auch Gott, mit welchem Christus gleichbedeutend ist, leibliche u. zwar menschliche Form zu. Die zahllosen Engel u. Engelgesellschaften sind nicht besondere Wesen, sondern verklärte Menschen. Eine Erschaffung der Welt aus nichts leugnete S.; er läßt sie aus der göttlichen Liebe (als einer wirklichen Substanz) durch die göttliche Weisheit geschaffen sein. So entstand eine unendliche Stufenleiter von Organismen u. Welten, von den gröbsten bis zu den feinsten hinauf. Die Erlösung der Menschheit wurde von Gott selbst (in der Person Christi) durch unmittelbare Einwirkung vollzogen. Die Aneignung der Versöhnung u. Erlösung geschieht nur durch Gottes Gnade ohne alles menschliche Zuthun. Dennoch läßt er das Wort Gottes u. die Sakramente als Heilmittel gelten. In Betreff des Zustandes nach dem Tode nahm S. eine unendliche Fortentwicklung der Abgeschiedenen, theils in himmlischen, theils in höllischen Regionen an. Beide sind wiederum Abbilder der irdischen Leiblichkeiten in allen ihren Einzelheiten. Die Erwartung eines Weltgerichts fiel damit natürlich für S. dahin; die Wiederkunft Christi erblickte er in der Einführung der „Neuen (d. h. seiner) Kirche“ auf Erden.

Diese „Neue Kirche“ od. „Kirche des neuen Jerusalem“ gewann schon bei Lebzeiten S.'s in Schweden zahlreiche Anhänger, sogar unter den Geistlichen, ohne daß dieselben aus der Landeskirche austraten. Eben so wenig war dies der Fall bei Mitgliedern der 1786 zu Stockholm gegründeten „Philanthropischen Gesellschaft“, welche die Lehren S.'s verbreitete u. u. A. den nachmaligen König Karl XIII. zu den Ihrigen zählte. An ihre Stelle trat 1796 eine neue Gesellschaft, „Fide et charitate“ genannt, die noch jetzt thätig ist, ohne eine besondere Kirche zu bilden. Dagegen kam es in England, Schottland u. Nordamerika zur Gründung zahlreicher selbständiger Gemeinden der „Neuen Kirche; in England bes. durch den Geistlichen Clowes in Manchester (seit 1773); die erste Gemeinde wurde 1788 zu London eröffnet u. hat seitdem viele Nachfolger gefunden. Eine ganz außerordentliche Thätigkeit entfaltet die 1782 von Clowes zu Manchester gestiftete Gesellschaft zur Verbreitung der Werke S.'s, sowie eine ähnliche zu London seit 1810. Auch auf dem Gebiete der Mission, der Journalistik u. des Schulwesens zeigen sich die engl. u. nordamerik. Swedenborgianer sehr rührig. In Deutschland wurde der Swedenborgianismus zuerst 1765 durch den württemberg. Prälaten F. C. Oetinger bekannt. Nachmals hat der Tübinger Bibliothekar J. Tafel († 1863) die Begründung der „Neuen Kirche“ zu seiner Lebensaufgabe gemacht u. war unermüdlich als Schriftsteller auf diesem Gebiete thätig; so durch die Uebersetzung von S.'s Hauptschrift: „Die wahre christliche Religion“ (4 Bde., Tüb. 1855—59); durch die Schriften „S. u. seine Gegner“ (Tüb. 1841); „Darstellung der Lehrgegensätze der Katholiken u. Protestanten“ (Tüb. 1835); „Abriß des Lebens u. Wirkens E. S.'s“ (Stuttg. 1845) 2c., auch

gab er 1824—50 ein „Magazin für die Neue Kirche" heraus. Eine wirkliche Gemeinde trat jedoch erst 31. Okt. 1875 zu Stuttgart zusammen. Vereinzelte Anhänger zählt die Lehre S.'s auch in Rußland, Polen, Frankreich u. der Schweiz. Als Haupt- u. Bekenntnißschrift gilt der „Neuen Kirche" der 1828 auf der Generalversammlung zu London festgesetzte Katechismus u. die 12 Glaubensartikel. Uebrigens haben die Swedenborgianer neuerdings die anstößigen mystischen u. theosophischen Lehren S.'s, wie z. B. auch die Berufung auf Geistererscheinungen, ganz aufgegeben od. doch zurücktreten lassen.

Swieten, Gerard van, berühmter holl. Arzt, geb. zu Leyden 7. Mai 1700; studirte in Löwen u. in seiner Vaterstadt unter Boerhave (s. d.) Medizin, Chemie u. Pharmacie, praktizirte dann daselbst als Arzt u. erhielt später eine Professur an der Universität, die er aber, weil Katholik, bald wieder verlor. 1745 folgte er als erster Leibarzt der Kaiserin Maria Theresia einem Rufe nach Wien, wo er im Laufe der Zeit auch Vorsteher der kaiserl. Bibliothek, beständiger Präsident der medizinischen Fakultät, Direktor des Medizinalwesens der kaiserl. Staaten u. Büchercensor ward; in letzterer Eigenschaft bewies er sich unerbittlich strenge gegen die Werke der franz. Philosophen. S. starb 18. Juni 1772 zu Schönbrunn. Sein Hauptwerk bilden die „Commentarii in Boerhavii aphorismos de coguoscendis et curandis morbis" (5 Bde., Leyden 1741—72; neue Ausgabe, 8 Bde., Tüb. 1790). — Sein Sohn, Frhr. Gottfried **van S.**, geb. zu Leyden 1733, folgte dem Vater in der Direktion der kaiserl. Bibliothek u. starb zu Wien 29. März 1803. Ein vertrauter Freund Haydn's u. Mozart's, bearbeitete er für Ersteren den Text zur „Schöpfung" nach dem Engl. u. verfaßte den Text zu den „Jahreszeiten". Auch hielt er in seinem Hause Konzerte, für die er selbst mehrere Sinfonien ꝛc. komponirte.

Swift, Jonathan, engl. Satiriker, geb. zu Dublin 30. Nov. 1667; studirte seit 1682 im dortigen Trinitätskollegium, lebte seit 1688 im Hause seines Verwandten Sir William Temple zu Moor-Park in der Grafschaft Surrey, nahm später eine Pfarrerstelle zu Kilroot in Irland an, gab dieselbe aber bald wieder auf u. kehrte zu Temple zurück. Nach dessen Tode begleitete er 1699 den Grafen v. Berkeley als dessen Kaplan u. Privatsekretär nach Irland, wohin dieser als Oberrichter ging. 1701 erhielt er das Rektorat in Agher nebst einigen kleinen Pfründen. Dort setzte er auch sein vertrautes Verhältniß mit der von ihm als Stella verewigten Miß Esther Johnson (geb. 1682, gest. 1734), einer Tochter des Haushofmeisters bei Sir Temple, fort. Dies führte 1716 zu einer heimlichen Ehe, durch die sich aber S. nicht von einem anderen Liebesverhältniß abhalten ließ, dessen Gegenstand ein unter dem Namen Vanessa bekanntes Mädchen war. Ueberhaupt war S. kein lauterer Charakter. Das Gefühl des Mangels u. der Abhängigkeit hatten früh sein Gemüth erbittert, u. Erbitterung über das Fehlschlagen von Hoffnungen war es auch, die ihn zum Satiriker machte. Zunächst verfocht er die Sache der Whigs, als jedoch diese ihn nicht nach Wunsch belohnten, suchte er seinen Vortheil bei den Tories (seit 1710), durch die er 1713 das Dechanat zu St. Patrick in Irland bekam. Zuletzt wahnsinnig geworden, starb er 19. Okt. 1745. Seine berühmtesten Schriften sind das 1704 anonym erschienene „Märchen von der Tonne" („Tale of a tub"), das gegen die Geistlichkeit der katholischen u. presbyterianischen Kirche gerichtet war, u. nam. „Gulliver's Reisen" („Gulliver's travels", 1727), ein grotesk-komischer Roman mit politischen Beziehungen. Außerdem sind noch zu nennen die politischen Schriften: „Discourse of the contests and dissensions between the nobles and commons of Athens and Rome" (1701); „The conduct of the allies" (1712); „The public spirit of the Whigs" (1714); „Letters by M. B. Drapier" u. die erst nach seinem Tode erschienene „History of the four last years of Queen Anne". Neuere Ausgabe seiner gesammelten Werke veranstalteten Walter Scott (19 Bde., Edinb. u. Lond. 1814, mit Biographie), Roscoe (2 Bde., Lond. 1841) u. Purves (ebd. 1868). In deutscher Uebersetzung erschienen die vorzüglichsten seiner Schriften 1756 zu Hamburg (8 Bde.); neuerdings wurden sie von Kottenkamp (1844) übersetzt. Vergl. Sheridan, „The life of S." (Dublin 1787, deutsch von P. A. Freiin v. Knigge, Hann. 1795); Reynauld, „Biographie de Jonathan S." (Par. 1860).

Swinburne (spr. Swinbörn), Algernon Charles, namhafter engl. Dichter aus altem Geschlecht, geb. zu Henley on Thames 5. April 1837; studirte, nachdem er die Schule von Eton besucht, seit 1857 in Oxford u. bereiste 1862 mit seiner Mutter die Schweiz u. Italien. Schon während seiner Studienzeit verfaßte er die Dramen „The Queenmother" (Katharina v. Medici zur Zeit der Bartholomäusnacht), „Rosamond" u. „Chastelard" (deutsch von O. Horn, Brem. 1873), von denen er die ersten beiden 1861 veröffentlichte, die aber ziemlich unbemerkt blieben. Dagegen wurde sein Drama „Atalanta in Calydon" (1864) mit allgemeinstem Beifall aufgenommen. Nun gab er auch seine dritte Tragödie u. 1866 seine „Poems and ballads" heraus, von denen viele seiner frühesten Jugendzeit angehören. Der heidnische Geist u. stark sinnliche Charakter dieser Gedichte zogen aber ihrem Verfasser viele Anfechtung zu. Durch Mazzini, den er 1867 kennen lernte, wurde S. zu einem „Liede von Italien" (1867) angeregt. Dann begann er seine „Songs before sunrise" (Lieder vor Sonnenaufgang, 1870); von den später erschienenen Schriften sind hervorzuheben das Trauerspiel „Bothwell" (1874), „Lieder von zwei Nationen" (politische Gedichte, 1875) u. das Drama „Erechtheus" (1876), eine Tragödie im Stil des Aeschylos.

Swine, der mittlere u. wichtigste Mündungsarm der Oder, führt aus dem Stettiner Haff in gewundenem Laufe zwischen den Inseln Usedom u. Wollin hindurch in 2 M. zur Ostsee. Ihre Minimalbreite kurz vor ihrer Mündung beträgt noch über 150 m. An ihrem linken Ufer liegt auf der Insel Usedom der wichtige Hafenplatz Swinemünde, Kreisstadt des Kreises Usedom-Wollin od. S. in der preuß. Provinz Pommern (speziell Altvorpommern), Reg.-Bez. Stettin, mit 8045 E. (1875), an der Zweiglinie Sw.-Ducherow der Berlin-Stettiner Bahn. Die Bedeutung des 1740—46 angelegten, seit 1829 mit über 1250 m. langen Molen versehenen u. befestigten Hafens liegt vorzugsweise darin, daß er Vorhafen von Stettin ist, in welchem die großen Schiffe mit über 4 m. Tiefgang vor Anker gehen müssen. Der Verkehr ist sehr bedeutend; 1872 liefen 2302 Segelschiffe von 215,269 Last, 1633 Dampfer von 214,713 Last u. 657 Küstenfahrer von 11,726 Last ein. S. selbst besaß 36 Schiffe von 10,194 Tonnen Gehalt. S. ist auch besuchtes Seebad.

Sybaris, Stadt am Meerbusen von Tarent, 721 v. Chr. als Kolonie der Achäer gegründet, blühte rasch empor, ergab sich aber auch einem so schwelgerischen Leben, daß der Name Sybarit noch heute zur Bezeichnung eines Schlemmers dient. Kolonien von S. waren Poseidonia (Pästum) u. Laos, beide an der Westküste Italiens. Als im 6. Jahrh. die aristokratische Partei der Pythagoräer in S. gestürzt wurde u. jene nach Kroton flohen, entstand zwischen beiden Städten ein Krieg, welcher mit der vollständigen Vernichtung von S. endete. 443 v. Chr. wurde auf Betrieb des Perikles an der Stelle dieser Stadt wiederum eine Kolonie durch die Athener begründet, Thurii benannt, welche Stadt gleichfalls zu hoher Blüte gelangte u. erst im 1. Jahrh. v. Chr. verschwand. An jener Gründung betheiligte sich auch Herodotos (s. d.), der hier sein Geschichtswerk vollendete u. starb.

Sybel, Heinrich v., hervorragender deutscher Geschichtschreiber u. Politiker, geb. 2. Dez. 1817 zu Düsseldorf; studirte 1834—38 in Berlin bei Ranke Geschichte, habilitirte sich 1839 als Privatdozent der Geschichte an der Universität Bonn u. ließ bald darauf sein Erstlingswerk erscheinen, die „Geschichte u. Literatur des ersten Kreuzzuges" (Düsseld. 1841). Verwandten Inhalts waren die darauf folgenden Abhandlungen „Der zweite Kreuzzug", „Das Königreich Jerusalem" u. „Die Sagen der Kreuzzüge". 1842 wurde S. zum Professor ernannt, 1845 als ord. Professor der Geschichte nach Marburg berufen; kurz vorher war „Die Entstehung des deutschen Königthums" (Frankf. 1845) erschienen. Schon in seiner damaligen ersten akademischen Zeit bekundete S. ein lebhaftes Interesse an den Tagesfragen des öffentlichen Lebens durch seine dem Gebiete der Publizistik angehörigen Schriften: (mit Gildemeister gemeinsam) „Der heilige Rock in Trier u. die anderen ungenähten Röcke Christi" (Düsseld. 1844; 3. Aufl. 1845); „Ueber die modernen Whigs u. Tories" (Marb. 1846); „Die politischen Parteien der Rheinprovinz" (ebd. 1847). 1848 wurde S. Mitglied der kurhessischen Ständeversammlung, in der er sich zur konstitutionellen Partei hielt, dann 1850, von dieser abgeordnet, des Erfurter Staatenhauses, wo er als Berichterstatter sich für die unveränderte Annahme der (im Sinne der sog. kleindeutschen Partei entworfenen) Unionsverfassung aussprach. Seinen Ruf als Geschichtschreiber begründete S. durch die „Geschichte

der Revolutionszeit 1789—1800" (Marburg 1853 ff., 4. Aufl., Düsseld. 1877, jetzt bis zur ersten Abtheilung des fünften Bandes vorgerückt). Mitten in der Ausarbeitung des Werkes begriffen, folgte S. 1856 einem Rufe an die Universität München, wo er alsbald ein historisches Seminar, 1856 die „Historische Zeitschrift" gründete, die noch jetzt einen Mittelpunkt ernster historischer Studien bildet. 1857 wählte die Bayer. Akademie der Wissenschaften S. zu ihrem Mitgliede u. in folgendem Jahre ward er zum Sekretär der sog. Historischen Kommission derselben ernannt. Von München ging S. 1861 als Professor der Geschichte an Dahlmann's Stelle nach Bonn zurück. Bald nach S.'s Amtsantritt in Bonn wurde er von der Stadt Krefeld zu ihrem Vertreter im preuß. Abgeordnetenhause gewählt, doch durch Krankheit verhindert, seinen Sitz einzunehmen. Nach erfolgter Auflösung des Hauses (Mai 1862) wählte ihn sein Wahlkreis von Neuem, u. nun trat er in die Kammer ein, wo er ein hervorragendes u. thätiges Mitglied des linken Centrums (Fraktion von Bockum Dolffs) war.



Fig. 5135. Heinrich v. Sybel (geb. 2. Dez. 1817)

Nach der zweiten Kammerauflösung wurde er einstimmig wiedergewählt. Im Frühling 1864 legte er infolge eines Augenleidens sein Mandat nieder. 1867 nahm S. von dem Kreise Lennep-Mettmann ein Mandat zum konstituirenden Norddeutschen Reichstag an, wo er der nationalliberalen Partei beitrat. Nach dem Schlusse desselben lehnte er weitere Wahlen ab u. beschränkte sich auf seine wissenschaftliche Thätigkeit. Von den während der Zeit seiner Bonner Professur erschienenen Schriften sind bes. hervorzuheben „Ueber die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen" (Bonn 1863; 2. Aufl., 2 Bde., 1869); „Die Gesetze des historischen Wissens" (Bonn 1864); „Der Friede mit Frankreich" (ebd. 1871); „Die Lehren des heutigen Sozialismus u. Kommunismus" (ebd. 1872); „Napoleon III." (ebd. 1873); „Klerikale Politik im 19. Jahrh." (ebd. 1874); eine Anzahl kleiner Schriften ist gesammelt erschienen unter dem Titel „Vorträge u. Aufsätze" (in den Veröffentlichungen des Ver. für deutsche Literatur, Berl. 1874). Im Herbst 1875 übernahm S. das Amt eines Direktors der preuß. Staatsarchive u. des Geh. Staatsarchivs in Berlin, u. wurde gleich nachher ordentliches Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Infolge einer ansehnlichen Erhöhung des Archivetats wurde es S. möglich, umfassende historische Publikationen aus den archivalischen Dokumenten zu veranlassen. Die Benutzung der Archive für die wissenschaftliche Forschung ist unter S.'s Direktion sehr erleichtert worden. An der Berliner Universität hat S. nur einmal über deutsche Geschichte gelesen. Am politischen Leben nahm er in neuerer Zeit wieder lebhaften Antheil; bereits 1874 hatte ihn die Stadt Magdeburg in den Landtag gesandt; bei den Neuwahlen von 1876 behauptete er sein Mandat gegen Virchow. S.'s Hauptthätigkeit in der Kammer richtete sich auf den Kulturkampf, einzelne Unterrichtsfragen u. den Aufschub der Einführung der Verwaltungsreform in den westlichen Provinzen, da die neue Kreis- u. Provinzialordnung das Land offenbar der Herrschaft der ultramontanen Partei überliefern würde. Zur unmittelbaren Bekämpfung der letzteren bestimmt ist der auf S.'s Anregung im Frühling 1874 begründete „Deutsche Verein der Rheinprovinz", der jetzt gegen 20,000 Mitglieder zählt, $1\frac{1}{2}$ Mill. Exemplare von Broschüren, Flugblättern &c. verbreitet, eine gedruckte Zeitungskorrespondenz gegründet hat &c. Wie verhaßt der Verein der Ultramontanen ist, zeigten die von ihnen gegen denselben u. gegen S., dessen gegenwärtigen Ehrenpräsidenten, geschleuderten Verdächtigungen bei Gelegenheit der Verurtheilung eines Agenten des Vereins wegen Erpressungsversuchen &c., an denen jedoch dem Verein keinerlei Schuld nachgewiesen werden konnte. — Von Heinrich v. S.'s Sohne, Ludwig v. S., seit 1877 Professor an der Universität Marburg, erschienen: „Ueber Schliemann's Troja" (Marburg 1875) u. „Die Mythologie der Ilias" (ebd. 1877).

Sydenham (spr. Ssidd'nhämm), kleiner Ort im O. der engl. Grafschaft Surrey, an der Grenze von Kent u. an einer Zweiglinie der von Brighton nach London führenden Eisenbahn, jetzt eigentlich ein Vorort von London. In S. steht seit 1854 der um die Hälfte vergrößerte Krystallpalast, der bei der Londoner Industrieausstellung 1851 als Ausstellungsgebäude im Hydepark diente. Fast nur aus Glas u. Eisen hergestellt, besteht derselbe aus einem Mittelschiffe, zwei Seitenflügeln, zwei Hauptgalerien, drei Transepten u. zwei Seitengebäuden. Das Hauptgebäude hat 424,3 m., jedes Seitengebäude 181 m. Länge; das Schiff wie die Transepte sind 22,71 m. breit u. 21,44 m. hoch, bis zur Krone des Bogens 32,8 m. Die ebenfalls mit Glas bedeckte Kolonnade vom Bahnhofe bis zum Hauptgebäude ist 227,1 m. lang. 23 Siedekessel, jeder 13,450 Quart Wasser fassend, erwärmen das Gebäude. Das Gebäude dient jetzt als eine Art Museum. In 22 Höfen sind Nachbildungen u. Gipsabgüsse der berühmtesten Kunstwerke u. Fabrikate der verschiedenartigsten Industriebranchen aufgestellt; andere Räume enthalten Sammlungen von Rohprodukten u. landwirthschaftlichen Objekten, von technischen Produkten in den verschiedensten Stadien der Fabrikation, ein ethnologisches u. naturhistorisches Museum, u. neuerdings hat man noch dazu das größte Aquarium der Welt angelegt. Täglich werden von einem bei. starken Musikchore Konzerte aufgeführt. Das Ganze umgiebt ein schöner Park, der mit den Gebäuden zusammen 318 preuß. Morgen bedeckt.

Sydow, Theodor Emil v., Geograph u. Kartograph, ein Sohn des als belletristischer Schriftsteller bekannten preuß. Majors Friedr. **v. S.** (geb. zu Langensalza 23. Mai 1780, gest. zu Sondershausen 10. Dez. 1845) aus dessen Ehe mit der unter dem Pseudonym Isidore **Grönau** bekannten Schriftstellerin Wilhelmine **v. Criegern** (geb. zu Thumitz in der Oberlausitz 26. Nov. 1789), ward geb. zu Freiberg 15. Juli 1812 u. trat 1830 als Offizier ins preuß. Heer ein. Seit 1833 Lehrer an einer Divisionsschule u. seit 1843 Mitglied der Militärexaminations-Kommission in Berlin, wo er auch militär-geographische Vorträge an der Kriegsschule hielt, nahm er 1855 mit dem Hauptmannsrang seinen Abschied u. wandte sich nach Gotha, um sich mit kartographischen Arbeiten zu beschäftigen. Nachdem er 1860 in den preuß. Kriegsdienst zurückgekehrt war, wurde er als Major dem Generalstab zugetheilt, erhielt zugleich ein Lehramt an der Kriegsakademie, rückte 1866 zum Oberstleutnant auf u. ward 1867 mit der Leitung der Geographisch-statistischen Abtheilung im Generalstabe betraut. Nach dem Deutsch-franz. Kriege zum Obersten ernannt, starb er zu Berlin 13. Okt. 1873. S. war nam. auf dem Gebiete der Militärgeographie eine der ersten wissenschaftlichen Autoritäten. Er lieferte treffliche „Wandkarten" der Erdtheile u. Deutschlands, einen „Methodischen Handatlas", einen in vielen Auflagen verbreiteten Schulatlas" u. andere Landkartenwerke. Auch verfaßte er einen „Grundriß der allgemeinen Geographie" (Gotha 1862) u. eine „Uebersicht der wichtigsten Karten Europa's" (Berl. 1864).

Syenit, eine in ihrer äußeren Erscheinung dem Granit ähnliche Gesteinsart, die sich aber von diesem durch den Mangel an Glimmer unterscheidet, an dessen Stelle Hornblende getreten ist; gewöhnlich tritt auch der Quarz sehr zurück od. fehlt ganz, so daß der S. im Wesentlichen aus einem krystallinisch körnigen Gemenge von Feldspath u. Hornblende besteht, zu welchem sich Quarz u. Glimmer nur selten gesellen. Der Feldspath ist gewöhnlich Orthoklas u. bestimmt, da er vorwaltend ist, die allgemeine Farbe des Gesteins; dieselbe ist in der Regel fleischroth

bis braunroth, seltener weiß; die Hornblende erscheint in kleinen Krystallnadeln von schwarzer od. dunkelgrüner Farbe. Ebenso wie der Granit kann auch der S. in verschiedenen Gegenden ein sehr verschiedenes Aussehen haben, je nach dem Mengenverhältniß, der Größe, Ausbildung u. Anordnung seiner Bestandtheile. Nicht selten kommen auch accessorische d. h. zufällige Bestandtheile im S. vor, so z. B. außer Quarz u. Glimmer Chlorit, Magneteisen, Titanit, Zirkon (Jukonsrenit), Pistazit, Orthit ꝛc. Es giebt auch Uebergänge in Granit, Diorit u. Gneis. Der S. gehört zu den Eruptivgesteinen, man findet ihn in Thüringen, Sachsen bei Meißen, im Plauischen Grunde, bei Moritzburg), im Fichtelgebirge, im Odenwald, sowie bei Syene (Assuan) in Aegypten, von welchem Orte das Gestein seinen Namen erhalten hat. Der S. ist ein vortrefflicher Bau- u. Pflasterstein; er läßt sich auch schleifen u. poliren.

Sykomore (Ficus Sycomorus), ein vielgenannter Feigenbaum Aegyptens u. Nubiens mit herz-eiförmigen, stumpfen, dreiwegen ausgeschweift eckigen u. glatten Blättern sowie mit traubenförmigen kleinen Früchten. Seine schöne, schattenspendende Laubkrone macht ihn den betreffenden Ländern auch außer den Früchten werthvoll. Die eigenthümliche Fruchtform hat dem holl. Botaniker Miquel Gelegenheit gegeben, ihn zu einer eigenen Gattung (Sycomorus antiquorum) zu erheben. — Man darf übrigens hiermit nicht die S. der Nordamerikaner verwechseln, welche unter diesem Namen die nordamerikanische Platane (Platanus occidentalis) verstehen, die mit der S. gar nichts zu thun hat.

Sykophant (vom griech. σῦκον, Feige, u. φαίνειν, zeigen, anzeigen), ursprünglich in Athen die Bezeichnung für Den, der einen Anderen wegen verbotener Ausfuhr von Feigen aus Attika denunzirte; dann ganz allgemein ein Mensch, der, um Geld zu erpressen od. sonst Etwas zu erlangen, Jemand mit einer Anklage bedroht od. wirklich anklagt. Die Sykophantie galt in Athen für schimpflich u. wurde strenge, unter Umständen sogar mit dem Tode bestraft, griff aber trotzdem stark um sich.

Sylbe, s. „Silbe".

Syllabus (griech. σίλλυβος, eigentlich σίττυβος, der einer Buchrolle angehängte Streifen mit dem Titel u. dem Namen des Verfassers) heißt im Kirchenlatein so viel als Inhaltsverzeichniß, Register, Aufzählung. Berühmt wurde neuerdings der S. der 80 verdammungswürdigen Irrlehren, welchen Pius IX. der Encyklika (s. d.) vom 8. Dez. 1864 beigab.

Syllogismus (griech., eigentlich „das Zusammenrechnen") heißt in der Logik eine Kette von Urtheilen, die aus zwei Voraussetzungen (dem Obersatz u. Untersatz) u. dem daraus abgeleiteten Schluß besteht. Die Eintheilung der Syllogismen in kategorische, hypothetische ꝛc. beruht auf den verschiedenen Arten von Schlüssen, die sich ergeben (vgl. „Schluß"). Wenn der Schluß in einem einfachen S. wieder als Vordersatz zu einem weiteren Schluß dient, entsteht eine Kette von Syllogismen od. Schlußkette. Die Lehre von den Syllogismen überhaupt heißt Syllogistik.

Sylphen od. Silfen (Abstammung u. Bedeutung des Wortes ist unsicher) nennen die neueren Kabbalisten nach dem Vorgange des Abbé de Villars in dessen berühmtem Buche „Le comte de Gabalis ou Entretiens sur les sciences secrètes" (Amst. 1611) diejenigen Elementargeister, welche in menschlicher Gestalt die Luft (das Land Sylphiric) bewohnen sollen. Angeblich sind sie sehr stolz, aber scharfsinnig, gelehrig, Freunde der Gelehrten u. Feinde der Unwissenden. Ihre Weiber u. Töchter, die Sylphiden, sind angeblich männliche Schönheiten nach Art der Amazonen. Sie unterscheiden sich von den Wassergeistern, den Undinen, den Erdgeistern od. Gnomen u. den Salamandern, welche die Region des Feuers bewohnen. Weder die Mythologie des Alterthums noch der Volksglaube des Mittelalters u. der Neuzeit kennen diese Bewohner der Elemente.

Sylt od. Sil, eine der nordfries. Inseln; gehört zum Kreise Tondern der preuß. Provinz Schleswig-Holstein u. umfaßt gegen 2 □M., von welchen 0,75 □M. urbares Land ist; das Uebrige ist Heide u. Flugsand. Sie hat gegen 5 M. Länge, aber nur an wenigen Stellen mehr als ¼ M. Breite (vor 500 Jahren war sie noch 9 M. lang u. bis 3 M. breit u. hing noch früher mit Amrum im Süden zusammen). Nach W. hin ist sie geschützt durch hohe Dünen, vor welchen zum größeren Schutze der Insel vor einigen Jahren durch die preuß. Regierung die Bildung von Vordünen an mehreren Stellen glücklich durchgeführt worden ist. Auf der Westseite der Insel liegt das aus zerstreut liegenden Häusern bestehende Dorf Westerland, 1858 zum Seebad eingerichtet u. jetzt schon eines der besuchtesten Nordseebäder, denn S. hat von allen den stärksten Wellenschlag. $^3/_4$ Stunde nördl. von Westerland liegt Wenningsted, gleichfalls von Badegästen besucht, mit einem unterirdischen, aus riesigen Granitblöcken bestehenden Hünengrabe. $^1/_2$ Stunde davon bei dem Dorfe Kampen erhebt sich ein 1855 erbauter schöner Leuchtthurm. Am Nordende der Insel liegt das sog. Listland mit dem ärmlichen Dörfchen List u. der Landzunge Ellenbogen. Das Listland umschließt den sog. Königshafen, eine Bucht der Lister Rhede, deren Eingang zwei Leuchtthürme auf Ellenbogen bezeichnen. Der Hauptort der Insel, das Kirchdorf Keitum, liegt an der Ostseite. Die langgestreckte Südspitze der Insel, Hörnum genannt, besteht nur aus öden Sanddünen. Der weibliche Theil der etwa 3000 E. der Insel treibt etwas Ackerbau u. Viehzucht, die Männer sind meist Fischer u. kühne Seefahrer.

Sylvester, Name dreier röm. Päpste. **S. I.**, angeblich aus Rom, regierte 314—335. Ueber sein Leben ist nichts Zuverlässiges bekannt. Als Heiliger des 31. Dez. (seines Todestages) hat er dem letzten Tage des Jahres den Namen gegeben. — **S. II.**, Papst 999—1003; eigentlich Gerbert, stammte aus dem südl. Frankreich, studirte in einem franz. Kloster u. bei den Arabern in Cordova u. Sevilla, kam nach Rom u. wurde von Kaiser Otto II. zum Lehrer seines Sohnes (Otto III.) sowie zum Abt von Bobbio ernannt. Nach Otto's II. Tode (983) übernahm er die Leitung der Domschule zu Reims, wurde 991 von Hugo Capet zum Erzbischof von Reims ernannt u. behauptete sich in dieser Stellung kühn gegen den Widerspruch des Papstes Johann XV. Hugo's Nachfolger, Robert, entzog ihm jedoch 997 das Erzbisthum; Gerbert ging nun zu Otto III. nach Magdeburg, begleitete den Kaiser auf seinem Zuge nach Italien, wurde 998 Erzbischof von Ravenna u. 999 Papst. Als solcher trat er jetzt selbst gegenüber dem Auslande die Rechte, die er Johann abgesprochen hatte; so bestätigte er z. B. Stephan den Heiligen als König von Ungarn. Inmitten von Entwürfen zu einem Kreuzzuge nach Palästina starb er 12. Mai 1003. Seine Schriften bestehen außer 160 Sendschreiben u. Briefen bes. in Konzilienakten (herausgegeben von Pertz in den „Monumenta Germaniae", Bd. III. der „Scriptores"; vgl. Hock, „S. II. u. sein Jahrhundert", Wien 1837). Bei dem Volke war S. II. wegen seiner Kenntnisse in Physik, Mathematik u. Astronomie als Zauberer u. Verbündeter des Teufels verschrieen. — **S. III.**, eigentlich Johann, regierte drei Monate als Gegenpapst Gregor's VI. u. Benedikt's IX. u. wurde 1046 auf dem Konzil von Sutri sammt seinen Gegnern von Heinrich III. abgesetzt.

Sylvin nennt man das in Steinsalzlagern (bes. bei Staßfurt) u. auch in vulkanischen Gegenden als Sublimat vorkommende Chlorkalium; dasselbe ist hinsichtlich der meisten seiner Eigenschaften mit dem Steinsalz (Chlornatrium) ganz übereinstimmend.

Symbol (griech. σύμβολον) hieß bei den Griechen zunächst ein sinnliches Merkmal od. Erkennungszeichen, wie z. B. ein halber Ring, den man mit der anderen Hälfte vereinigen (συμβάλλειν) mußte, um daraus auf die Vollmacht des Ueberbringers zu schließen. Weiter aber nannte man S.e alle Merkzeichen, durch die sich die Gottheit zu erkennen gab, z. B. göttliche Stimmen, Blitze ꝛc. Endlich wurde der Begriff des S.s dahin erweitert, daß man darunter alle sinnlichen Dinge u. Handlungen verstand, in denen sich etwas Uebersinnliches abspiegelt od. greifbar darstellt. So ist z. B. der Schmetterling, der aus der Puppe auskriecht, ein S. der Auferstehung, das Niederknieen des Betenden ein S. seiner Demüthigung ꝛc. Eine wichtige Rolle hat das S. allezeit in den verschiedenen Religionen gespielt, mag es nun in Worten, Geberden u. Handlungen od. in sinnlichen Dingen bestehen. Denn das Uebersinnliche, welches das Wesen der Religion ausmacht, läßt sich nie anders als in sinnlichen Abbildern, d. h. also in S.en, darstellen. Damit war auf dem Gebiete der Religionen ein unermeßlicher Spielraum für künstlerische Schöpfungen eröffnet. — Eine wesentlich andere Bedeutung erhielt das Wort S. in der christl. Kirchensprache. Im Alterthum verstand man hiernach unter S. alle Lehren u. Gebräuche, die den Christen eigenthümlich waren u. ihnen somit als Erkennungszeichen dienten; dazu gehörten z. B. auch die Sakramente (nicht etwa in der Bedeutung von blos „sinnbildlichen" Handlungen). Später beschränkte man den Gebrauch von S. auf die Bekenntnißformeln, an denen die Zugehörigkeit zur Kirche erkannt ward. In diesem Sinne redet man von dem Apostolischen, Nicänischen u. Athanasianischen S. (s. d. a. apostolisches ꝛc. Glaubensbekenntniß). Schließlich nannte man alle Bekenntnißschriften der einzelnen Kirchen S.e derselben (s. „Symbolische Bücher").

Symbolik heißt in weiterem Sinne die Wissenschaft, welche die Entstehung u. Bedeutung der Symbole (s. d.) in den Naturreligionen, der Kunst ꝛc. darstellt. In diesem Sinne ist z. B. Creuzer's (s. d.) „S. u. Mythologie der alten Völker" gemeint. In engerem Sinne ist S. eine theologische Wissenschaft, u. zwar ein Bestandtheil der historischen Theologie. Ihre Aufgabe ist zunächst, die Entstehung u. den Inhalt der Bekenntnißschriften der einzelnen Kirchen (s. „Symbol") darzustellen. In diesem Sinne redete man schon im 16. Jahrh. von einer „symbolischen Theologie" der Lutherischen Kirche. Neuerdings versteht man jedoch unter S. bes. die vergleichende Zusammenstellung der Lehren, die in den

Bekenntnißschriften der verschiedenen Kirchen enthalten sind, um dieselben aus den Grundsätzen der betreffenden Kirche od. Sekte abzuleiten u. ihre Unterschiede klarzustellen (sog. komparative S.). Die wichtigsten Lehrbücher dieser Art sind die von Planck, Marheineke, Köllner; bes. aber von Winer (Lpz. 1824; 3. Aufl. von Preuß, 1866) u. Oehler (herausgeg. von Friedr. Delitzsch, Tüb. 1876).

Symbolische Bücher heißen solche Schriften, in welchen der Lehrbegriff einer christlichen Kirche od. Sekte offiziell u. für alle Glieder verbindlich dargestellt ist (von Symbol [s. d.] im Sinne von Glaubensbekenntniß). Als gemeinsamer Grundbestandtheil findet sich fast in allen S. n B. n der Christenheit das Apostolische, Nicänische u. Athanasianische Glaubensbekenntniß (s. d.). Ueber die sonstigen wichtigsten S. n B. geben die Artikel über die einzelnen Kirchen u. Sekten Aufschluß (in Betreff der Lutherischen Kirche vgl. auch „Konkordienbuch") sowie der Artikel „Katechismus". Die Frage, wie weit die S. n B. noch jetzt als Grundlagen nicht blos der öffentlichen Lehre, sondern auch des Glaubens zu betrachten seien (s. „Religionseid"), bildet zur Zeit einen Hauptstreitpunkt bes. innerhalb der Lutherischen Kirche.

Symmetrie (griech.), d. h. Gleichniß od. Ebenmaß, heißt die Uebereinstimmung der korrespondirenden od. einander gegenüber liegenden Theile eines Ganzen in Bezug auf deren Form, Maß u. Zahl, von einem gegebenen Mittelpunkte od. einer Mittellinie aus. Sie kommt also bes. bei den Gegenständen in Betracht, die als in zwei Hälften getheilt zu denken sind; in der Natur bei den höheren Thierklassen u. beim menschlichen Körper; in den Werken der Kunst zunächst bei der Komposition u. dem Aufbau der aus menschlichen od. Thierfiguren bestehenden Gruppen u. noch mehr in den Werken der höheren Baukunst, deren geometrische Verhältnisse von einer bestimmten Mittellinie aus mit einander übereinstimmen müssen, od. wenigstens nicht willkürlich disharmoniren dürfen. Weder die Baukunst des klassischen Alterthums noch die des Mittelalters ging hierin so weit, daß sie darüber die Zweckmäßigkeit u. Wahrheit hintan setzte; erst die Renaissance verfiel häufig in diesen Fehler.

sympathetische Kuren sind solche zu Heilzwecken vorgenommene Handlungen, bei denen sich der Aberglaube eine Heilung nicht auf natürliche, sondern auf übernatürliche Weise verspricht. Zumeist scheint die auf eine geheimnißvolle (mysteriöse) Weise eingeleitete Kur in gar keiner Beziehung zum krankhaften Zustande zu stehen, allein die Vorstellung schafft in der Phantasie eine Verbindung zwischen Krankheit u. Zauber, indem der Volksglaube sowol bei unkultivirten Volksstämmen als auch bei unseren niederen Volksklassen die Krankheit für ein angezaubertes Uebel hält, das man durch einen Gegenzauber zu vertreiben im Stande ist. Die noch jetzt häufig angewendeten s. n K. mögen zu einem großen Theile aus uralter Zeit stammen, denn viele derselben tragen ein heidnisches Gepräge u. haben große Aehnlichkeit mit einigen in den altind. Veda's (Hymnen) angegebenen Zauberkuren. In kulturhistorischer Hinsicht stehen die s. n K. auf gleicher Stufe mit dem Hocus pocus der Schamanen in Nordasien, der Medizinmänner u. Pajes der Indianer Amerika's. In der Regel schreibt der Aberglaube vor, daß s. K. nur schweigsam (unbesprochen, unbeschrieen) ausgeführt werden müssen; andere Male müssen gewisse geheimnißvolle Sprüche (Bannformeln) dazu gesagt werden. Stets aber wird vorausgesetzt, daß der Leidende an die Zauberkraft glaubt. Eine der gebräuchlichsten Formen der s. n K. ist das sog. „Besprechen", Büßen, Bannen, Anbeten, Dafürthun (bei Warzen, Flechten, Rose, Brand, Schmerzen ꝛc.); die Wissenden, welche hier das Geschäft bei Mensch u. Thier üben, sind gewöhnlich Schäfer, Hirten, Scharfrichter, Schmiede od. alte Frauen; bei den Sprüchen, die sie murmeln, waren es früher heidnische Götternamen, jetzt sind es die Namen Gottes, Christi u. verschiedener Heiligen, die angerufen u. um Hülfe gebeten werden; fast immer endet der Spruch: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes u. des heiligen Geistes", u. schließlich werden drei † † † gemacht. Anders ist das Abwischen od. Abkehren, bei dem man mit einem Tuche das Uebel wegwischt. Eine weitere, wahrscheinlich schon von unseren germanischen Vorfahren geübte Manipulation ist das Abstreifen, indem man bösen Zauber dadurch abzustreifen meint, daß der Leidende durch einen Baumspalt, durch ein Erdloch od. durch einen durchbrochenen Felsen sich zwängen muß. In ähnlicher Absicht schneidet man dem betreffenden Patienten Haare od. Nägel ab u. steckt die betreffenden Theile schweigend an einem bestimmten Tage in ein Loch, das man in einen Baum macht u. dann zupflöckt. Dies ist das Uebertragen von Krankheiten auf Pflanzen (Transplantiren); auf Thiere u. Menschen will man ebenfalls Krankheiten übertragen können. Bei Leibesschäden gräbt man nach der „Bruchwurzel" drei Tage vor dem Neumonde unter dem Spruche: „Wurzel, ich grab' dich in Gottes Macht, daß N. N. sein Leibschaden vergehe mit Gottes Kraft"; dann werden drei Knollen der Wurzel auf den Leibesschaden gedrückt mit den Worten: „Wurzel, ich drücke dich ꝛc. im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes u. des heiligen Geistes"; drei Tage nach dem Neumonde wird die Wurzel mit demselben Spruche wieder eingegraben; das ist das Vergraben. Die Wirksamkeit der s. n K. ist eine außerordentlich geringe; in der Regel beruhen die durch sie angeblich erzielten Genesungen auf Selbsttäuschung od. Betrug; sie können höchstens durch den psychischen Eindruck, den sie auf den Leidenden äußern, von Erfolg sein, indem allerdings ein solcher Eindruck auf die Ernährung des Körpers u. auf Schmerzempfindung von einigem Einfluß ist. Schon die Hoffnung auf baldige Genesung kräftigt die Nerven, wie es durch psychische Ableitung für ein Kind beruhigend sein kann, wenn die Mutter ihm die durch einen Fall entstandene schmerzende Geschwulst reibt u. leicht drückt unter dem Spruche: „Heil, Heil u. Segen, drei Tage Regen, drei Tage Schnee, thut nicht mehr weh!" od. mit sonst einem Unsinn. — Vgl. Most, „Sympathetische Mittel" (1842); Frischbier, „Zauberspruch u. Zauberbann" (Berl. 1870); A. Wuttke, „Der deutsche Volksaberglaube" (2. bearbeit. Aufl., Berl. 1869, S. 338).

sympathetische Tinten heißen solche Tinten, die eine Schrift geben, welche auf dem Papiere für gewöhnlich nicht wahrgenommen werden kann, die aber sofort zum Vorschein kommt, wenn man das Papier einer besonderen Behandlung unterwirft: entweder dasselbe erwärmt od. mit geeigneten Flüssigkeiten übergießt. Dergleichen s. T. lassen sich auf verschiedene Weise herstellen; die bekannteste besteht aus einer Lösung von Chlorkobalt, mittels deren man auf das Papier schreibt; beim Erwärmen treten die sonst unsichtbaren Schriftzüge mit deutlich blaugrüner Farbe hervor u. verschwinden, wenn man das erkaltete Papier anhaucht, wieder.

Sympathie, Mitempfindung, die Zuneigung zweier Personen auf Grund gleicher Gefühle u. gleicher Seelenstimmung. Man spricht auch in der Physiologie von S. zweier Organe od. Systeme, die durch Nervenverbindung od. das Gefäßsystem in einer besonderen Beziehung zu einander stehen, so daß bei Erkrankung des einen Organs auch das andere mitleidend wird. Sympathetisch heißt gleiche Empfindung erweckend; mit Jemand sympathisiren ist s. v. w. mit ihm gleich empfinden, gleiche Neigungen od. Meinungen haben.

Symphonie (griech.), auch Sinfonie (ital. Sinfonia) geschrieben, bedeutet ursprünglich einen konsonirenden Zusammenklang, u. bis ins 16. Jahrh. hinein nannte man S. ganz im Allgemeinen ein mehrstimmiges Tonstück u. sprach von einer Symphoniurgie, als von der Lehre des mehrstimmigen Satzes od. der Harmonie. Gegen Ende des 16. Jahrh. wird das Wort auf Gesangstücke mit Instrumentalbegleitung angewendet, bes. auf kleine Instrumentalstückchen von wenigen Takten, welche als Einleitungen u. Ritornelle, Zwischen- u. Nachspiele dienten. Allmählich ging es ganz auf das Instrumentenspiel allein über, u. man nannte auch S., was bei uns Orchester od. Kapelle heißt, eine Anzahl zusammengehöriger Instrumente u. die Korporation der Instrumentisten. Ein bestimmter Formbegriff war mit dem Worte zunächst noch nicht verbunden. Erst im 17. Jahrh. bildete sich dann auch der Begriff dessen, was wir heute symphonischen Stil nennen. Ein bedeutender Schritt weiter zur Feststellung des Begriffs S. in unserem heutigen Sinne geschah, seit Lully (s. d.) dem Instrumentalsatz, welcher die Oper einzuleiten pflegte, eine bestimmte Form vorzeichnete u. dieser Satz nun vorzugsweise S. genannt wurde (welcher Name nachgehends allerdings in Frankreich u. Deutschland in Ouverture [s. d.] überging, während in Italien noch heutzutage die Opern-Ouverture vorzugsweise Sinfonia heißt). Seine Form bestand aus einem kurzen, langsamen Satze, dem ein längerer bewegter folgte, worauf zum Schluß der erste wiederholt wurde. Bei weiterer Ausbildung fiel das Hauptgewicht auf das Allegro (den schnellen Satz), das ausgeführt, oft fugirt wurde, mitunter in zwei Theile zerlegt, die dann auch wiederholt wurden; endlich wechselten auch wol das Grave (der langsame Satz) mit dem Allegro in mehrfacher Wiederholung mit einander ab. Dieser Form der S., welche als die französische lange Geltung behielt, stellte sich durch die Schule Aless. Scarlatti's (s. d.) die italienische entgegen, welche regelmäßig aus drei Sätzen bestand. Sie beginnt mit einem längeren Allegro u. schließt mit einem solchen, aber von verschiedenem, meist noch lebhafterem Charakter; beide werden durch einen langsamen Satz getrennt, der in der Regel weniger ausgeführt ist u. mehr nur dazu dienen soll, gegen die beiden gleichartigen Sätze einen wirklichen Kontrast zu bilden. Da man diese S. nur als in einem sehr lockern Zusammenhange mit der Oper stehend betrachtete u. nicht als eine den Geist u. Charakter derselben ausdrückende Einleitung in dieselbe, so war es leicht, sie von der Oper abzulösen. In Italien entwickelte Sammartini die S. selbständig (aber innerhalb der damals gegebenen Form), in Deutschland bildeten die Komponisten der Mannheimer Kapelle (Cannabich, die Stamitze ꝛc.) sie mit Erfolg aus; erst Joseph Haydn (s. d.) gab ihr eine neue Gestalt, stark beeinflußt allerdings eingestandenermaßen durch die Klaviersonate, deren Form hauptsächlich durch Phil. Emanuel Bach (s. d.) ausgebildet war u. nun im Wesentlichen auf die S. übertragen wurde.

Gewöhnlich hatte man die drei Sätze der S. unmittelbar mit einander verbunden, um sie dadurch als ein zusammenhängendes Ganze darzustellen. Dies geschah zwar auch noch in der selbständigen S., allein hier wurde es Regel, jeden Satz als ein für sich abgeschlossenes Ganze zu betrachten, ihm einen bestimmt ausgeprägten Charakter zu verleihen, u. damit dieser sich aussprechen könne, ihm einen weiteren u. freieren Spielraum zu geben. So ist seit Haydn die S. in modernem Sinne eine für das Orchester bestimmte Komposition in Sonatenform, aber — mit Rücksicht auf die großen Kräfte des Orchesters — gewöhnlich in weiter, reicher u. großartiger Ausführung, meistens Allegro (mit vorausgehender Einleitung od. auch nicht), Andante, Scherzo (hin u. wieder auch noch Menuett wie früher gewöhnlich) u. Finale enthaltend. Wie Haydn der Schöpfer der S. ist, so Beethoven (s. d.) der Vollender derselben; seine symphonischen Schöpfungen sind bis jetzt noch unerreicht.

Symposion (griech., das „Zusammentrinken") hieß bei den Alten zunächst ein Trinkgelage nach der Mahlzeit, das gewöhnlich unter dem Vorsitz eines Symposiarchen stattfand u. außer durch Musik, Tanz ꝛc. bes. durch geistreiche Gespräche, Räthselspiele ꝛc. gewürzt wurde. Daher ist S. der Titel mehrerer griech. Schriften, in welchen Tischgespräche über philosophische od. gelehrte Fragen aufgezeichnet waren. Berühmt sind in dieser Hinsicht die Symposien des Platon u. Xenophon, welche Beide ein S. mit Sokrates schildern; späteren Schriftstellern (wie z. B. Plutarch) diente die Form des S. als reine Einkleidung für gelehrte Erörterungen.

Symptom (griech. σύμπτωμα), Krankheitszeichen, ist jede Erscheinung an einem Kranken, durch welche sich die in einer Abweichung vom normalen (gesunden) Zustande beruhende Erkrankung kund giebt. Das S. ist entweder ein „subjektives", d. h. vom Kranken selbst wahrgenommenes, od. ein „objektives", d. h. auch für den Arzt sinnlich wahrnehmbares. Die objektiven S.e bestehen entweder in abnormer Thätigkeit eines Organes (funktionelle S.e) od. in Veränderung der physikalischen Eigenschaften desselben (materielle od. physikalische S.e). Die objektiven S.e u. ihre Erforschung sind Gegenstand der sog. physikalischen Diagnostik u. werden durch Besichtigen (Inspektion), Befühlen (Palpation), Messen (Mensuration), Beklopfen (Perkussion) u. Behorchen (Auskultation) sowie durch chemische u. mikroskopische Untersuchungen nachgewiesen. Wesentliche, für eine bestimmte Krankheit so charakteristische S.e, daß sie zur Feststellung der Diagnose (s. d.) genügen, nennt man „pathognomisch".

Synagoge (griech., Vereinigung, Versammlung) hießen zunächst die Versammlungen selbst, dann bes. die Häuser, in denen die Juden nach dem Babylonischen Exil (ca. seit Mitte des 5. Jahrh. v. Chr.) an jedem Sabbath zusammenkamen, um der Vorlesung u. Auslegung des Mosaischen Gesetzes beizuwohnen. Zur Zeit Jesu waren S.n fast aller Orten unter den Juden errichtet u. dienten nicht mehr blos der Vorlesung des Gesetzes, sondern überhaupt der religiösen Belehrung u. Erbauung (vgl. z. B. Luk. 4, 16 ff.). Der Vorsteher der S. war zugleich der oberste Beamte der Gemeinde; beten, lesen u. vortragen konnte jeder dazu Berufene u. Befähigte, nur die Ertheilung des Segens war dem Priesterstamm vorbehalten. Mit der Zerstörung des Tempels (70 n. Chr.) zog sich der jüdische Gottesdienst ganz in die S.n zurück, die übrigens schon für die Ausbreitung des Christenthums (so bes. durch den Apostel Paulus) den hauptsächlichsten Anknüpfungspunkt gebildet hatten. Die Grundformen der Synagogenbauten sowie die Einrichtung derselben (etwa abgesehen von der Einführung der Orgeln) sind bis heute fast überall dieselben geblieben. Ebenso schließt sich auch der Inhalt u. die Ordnung des Gottesdienstes fast durchweg den uralten Ueberlieferungen an; vgl. Zunz, „Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden" (Berl. 1832) u. „Der Ritus des synagogalen Gottesdienstes" (Berl. 1859). — Ueber die nach dem Talmud angeblich von Esra gestiftete Große S. als oberste geistliche Behörde von 120 Mitgliedern s. „Sanhedrin".

Synchronismus (vom griech. σύν, zusammen, u. χρόνος, Zeit) heißt die Zusammenstellung gleichzeitiger Personen od. Ereignisse. Synchronistische Tabellen sind daher solche, in denen die gleichzeitig regierenden Fürsten verschiedener Länder u. die gleichzeitigen Ereignisse in denselben übersichtlich neben einander gestellt sind. In der wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte ist diese synchronistische Methode nur soweit berechtigt, als sie die Darstellung ganzer Perioden aus der Geschichte verschiedener Völker auf einander folgen läßt.

Syndesmologie od. Bänderlehre ist der Theil der Anatomie, welcher sich mit den aus sehnigem u. elastischem Gewebe gebildeten Körpertheilen beschäftigt, also den Bändern, welche Knochen od. Knorpel unbeweglich od. beweglich (Gelenke) mit einander verbinden, den Flechsen od. Sehnen, welche den Muskeln zur Anheftung dienen, u. verschiedenen sehnigen Häuten; von elastischen Theilen endlich den verschiedenen Häuten u. Bändern.

Syndikus (Mehrzahl Syndici, griech. σύνδικος, vor Gericht beistehend, Anwalt) ist vielfach der Titel des juristisch gebildeten Vorstandes od. Vertreters einer Stadtgemeinde. Außerdem aber liegt auch solchen Personenvereinen, welche nicht einen ständigen Vorstand besitzen, bei Prozessen regelmäßig ob, sich durch einen S., der in einer bes. zu diesem Zwecke berufenen Versammlung von den Mitgliedern zu erwählen ist, vertreten zu lassen. Syndikat heißt das Amt eines S.

Synedrium, s. „Sanhedrin".

Synergismus (griech.) ist die „Mitwirkung" des menschlichen Willens bei der Erlangung der Rechtfertigung u. damit der ewigen Seligkeit. Einen solchen S. lehrte seit 1548 Melanchthon, während Luther (nach Augustin) streng an der Alleinwirksamkeit (dem Monergismus) der göttlichen Gnade festgehalten hatte. Melanchthon erregte dadurch bei den strengen Lutheranern heftigen Widerspruch, fand aber Vertheidiger in dem Leipziger Superintendenten Pfeffinger u. dem Jenenser Professor Strigel. So brachen 1555—67 die sog. synergistischen Streitigkeiten aus. Anfangs siegten die strengen Lutheraner (Matth. Flacius, Nikolaus v. Amsdorf u. A. in Jena) u. Strigel wurde auf ihren Betrieb eingekerkert. 1562 aber ließ sich der Herzog von Weimar wieder für Strigel gewinnen, u. nun wurden die Gegner verjagt; 1567 gelangte indeß die strenge Partei aufs Neue zur Herrschaft.

Synkope (griech., das Zusammenschneiden) heißt in der Grammatik die Verkürzung eines Wortes durch Ausstoßung eines Vokals, der zwischen zwei Konsonanten steht. So ist z. B. „adlig" synkopirt aus „adelig".

Synkretismus (griech., Zusammenmischung, Vermengung) wird meist gebraucht im Sinne von „Religionsmengerei", d. h. von dem Bestreben, aus den Lehren u. Ceremonien verschiedener Religionen eine neue zu bilden, in noch engerem Sinne in der protestantischen Kirchengeschichte seit dem 17. Jahrh. von der Verwischung des Unterschiedes zwischen der Katholischen u. Evangelischen Kirche. Einen solchen S. gab man dem Georg Calixtus (s. d.) Schuld, weil er behauptete, beide Kirchen könnten sich wohl wieder einigen, da sie über alle bis ins 5. Jahrh. n. Chr. aufgestellten Dogmen übereinstimmten. Schon 1639 wurde deshalb Calixtus von dem Pfarrer Buscher als heimlicher Papist angegriffen. Noch heftiger entbrannte dieser sog. synkretistische Streit, als sich Calixt 1645 am Religionsgespräch zu Thorn betheiligte, welches die Aussöhnung der streitenden Kirchen bezweckte. Auf Seite der Gegner stand die Universität Wittenberg (bes. Abrah. Calov) u. Joh. Hülsemann zu Leipzig; auf Seite des Calixtus die Universität Königsberg. Noch nach des Calixtus Tode (1656) wurde der Streit von seinem Sohne Ulrich bes. gegen Strauch in Wittenberg fortgesetzt, ohne je zu einer Entscheidung zu gelangen.

Synodal- u. Presbyterial-Verfassung. Die Verfassung der ältesten christlichen Kirche war durchaus eine presbyteriale (s. „Presbyter"); im apostolischen Zeitalter haben wir nur in dem sog. Apostelkonzil (Apostelgesch. 15) eine Spur von einer gemeinsamen Berathung kirchlicher Fragen. Nach dem Absterben der Apostel als der naturgemäßen Leiter der Kirche thaten sich allmählich die Gemeinden zu größeren Verbänden zusammen, die ihre Angelegenheiten auf Synoden (s. d.) ordneten. Doch kam es in der alten Kirche nur vorübergehend zu einer Synodalverfassung, da die Bischöfe schon seit dem 3. Jahrh. die Gemeindevertreter aus dem Laienstand verdrängten (Näheres s. unter „Kirchengewalt" u. „Kirchenverfassung"). Erst die Reformation brachte das Ideal einer auf den Presbyterien beruhenden Synodalverfassung wieder zur Geltung, wenigstens in der Reformirten Kirche; denn in der Lutherischen Kirche blieb es infolge des herrschenden Territorialprinzips (s. d.) meist beim Alten, nur daß die Episkopalverfassung äußerlich durch eine Konsistorialverfassung (s. „Konsistorium") ersetzt wurde. Auch in der Reformirten Kirche wurde die Ausbildung der reinen Synodalverfassung (auf Grund der Gemeindevertretung) vielfach durch das Ueberwiegen der geistlichen Synodalmitglieder verkümmert, od. machte (wie in der engl. Hochkirche) aufs Neue der Episkopalverfassung Platz. Am reinsten hat sich das Prinzip der S.- u. Pr.-V. auf dem Boden etlicher Sekten (Presbyterianer, Methodisten ꝛc.) u. überhaupt in dem Schoße der sog. freien (d. h. nicht staatlichen) Kirchen entwickelt. Auch auf dem Gebiete der Lutherischen Kirche ist das Drängen nach einer repräsentativen Verfassung einer der wichtigsten Punkte in den kirchlichen Kämpfen des 19. Jahrh. Ein erster Versuch dieser Art war die Einführung von Provinzialsynoden der Geistlichen in Preußen (1816). Da aber die unentbehrliche Grundlage einer Synodalverfassung, die Zuziehung der Laien, fehlte (denn die gleichzeitig errichteten Presbyterien hatten fast gar keine Befugnisse), so zeigte die ganze Neuerung keine Lebensfähigkeit. Erst 1846 wurde die bereits 1817 verheißene Generalsynode einberufen, ohne irgend welche Resultate zu erzielen. Schon die Revolution von 1848, noch mehr aber die nationale Erregung seit 1866 u. 1870 stärkten das Verlangen nach einer wirklichen Presbyterial- u. Synodalverfassung. Infolge dessen erließ Kaiser Wilhelm 10. Dez. 1873 eine Gemeinde- u. Synodalordnung zunächst für die sechs östl. Provinzen; dieselbe gliedert sich in eine Ordnung der Gemeindevertretung, der Provinzialsynoden

u. der Generalsynode. Zu letzterer werden 150 Mitglieder von den Provinzialsynoden, 30 vom Landesherrn erwählt. Wie zu erwarten war, hat die starke Berücksichtigung des geistlichen Elements heftigen Widerspruch bei den Laienmitgliedern hervorgerufen, u. die seitdem abgehaltenen Provinzialsynoden sowie die außerordentliche Generalsynode vom 24. Nov. bis 17. Dez. 1875, welche die Generalsynodalordnung vom 24. Jan. 1876 vereinbarte, sind nur als Anfang langwieriger Verfassungskämpfe zu betrachten. Gradweiser u. zum Theil friedlicher gestaltete sich der Uebergang in die Synodalverfassung in anderen deutschen Landeskirchen; so in Baden durch die Kirchenverfassung vom 5. Sept. 1861, in Hannover 1863, in Württemberg 1869, in Sachsen 1871, in Weimar 1873 ꝛc. Auch die Evangelische Kirche Oesterreichs erhielt 1864 eine Synodalverfassung, welche 1866 mit mancherlei Aenderungen vom Kaiser bestätigt wurde. Völlig frei hat sich indeß das Synodalwesen zur Zeit erst in Nordamerika entfaltet.

Synode (vom griech. σύνοδος) hießen in der alten Kirche die „Zusammenkünfte" von Vertretern eines od. mehrerer Provinzialkirchenverbände zur Berathung von Verfassungsfragen od. Lehrstreitigkeiten. Diese S.n waren eine Nachahmung der früher üblichen politischen S.n, die unter dem Vorsitz der röm. Statthalter zusammentraten. Ungenau braucht man das Wort S. auch für Konzil (s. d.). Eine andere Bedeutung erhielt S. seit der Reformation; es bezeichnete jetzt die Versammlung von Vertretern der einzelnen Gemeinden innerhalb einer Landeskirche. Dabei unterschied man in großen protestantischen Ländern (z. B. Preußen) noch die Provinzial-S.n von der Generalsynode, welche letztere von Abgeordneten der ersteren beschickt wird. Weiteres s. unter „Synodal- u. Presbyterial-Verfassung". Ueber den Heiligen Synod in Rußland s. „Russische Kirche".

synodische Umlaufszeit des Mondes, s. „Mond".

Synonym (als Haupt- u. Eigenschaftswort), Mehrzahl Synonyma (vom griech. σύν, zusammen, u. ὄνομα, Name) ist s. v. w. bedeutungsverwandt. Wie zwei Wörter völlig gleichlautend (homonym) u. doch von ganz verschiedener Bedeutung sein können (z. B. Schloß als Bau u. an der Thüre), so giebt es andere von ganz verschiedener Herleitung (Etymologie) u. doch nahe verwandter Bedeutung: vgl. z. B. Glanz, Pracht, Prunk, Zier; jauchzen, jubeln, frohlocken ꝛc. In vielen Fällen verhalten sich synonyme Wörter zu einander, wie der Theil zum Ganzen (die Spezies zum Gattungsbegriff), vgl. z. B. Sünde u. Laster; andererseits drücken sie häufig einen verschiedenen Stärkegrad des Begriffs aus, z. B. schreien u. brüllen. Nicht selten aber hat der Sprachgebrauch feine Unterschiede in der Bedeutung der S.a festgesetzt, die nur mit Hülfe eines lebendigen Sprachgefühls begriffen werden können. Die schon von den Griechen begonnene erläuternde Zusammenstellung der S.a heißt Synonymik (vgl. Weigand, „Wörterbuch der deutschen Synonymen", 3 Bde., Mainz 1839 ff.). Dagegen heißt Synonymie als rhetorische Figur die absichtliche Häufung synonymer Wörter zur Verstärkung des Begriffs; vgl. z. B.: „Es wallet u. siedet u. brauset u. zischt" (Schiller's „Taucher").

Synopsis, Synopse (griech., das Zusammenschauen), heißt die vergleichende Uebersicht über verwandte Darstellungen. So spricht man z. B. von einer S. über geschichtliche Quellen; eine solche ist dann die Nebeneinanderstellung von Texten, welche dasselbe Ereigniß behandeln. Am häufigsten braucht man jedoch S. von der Vergleichung des Inhalts der drei ersten Evangelien (s. d.); dieselben heißen auch wegen ihrer vielfachen Uebereinstimmung die synoptischen Evangelien od. Synoptiker, im Gegensatz zum Evangelium Johannis.

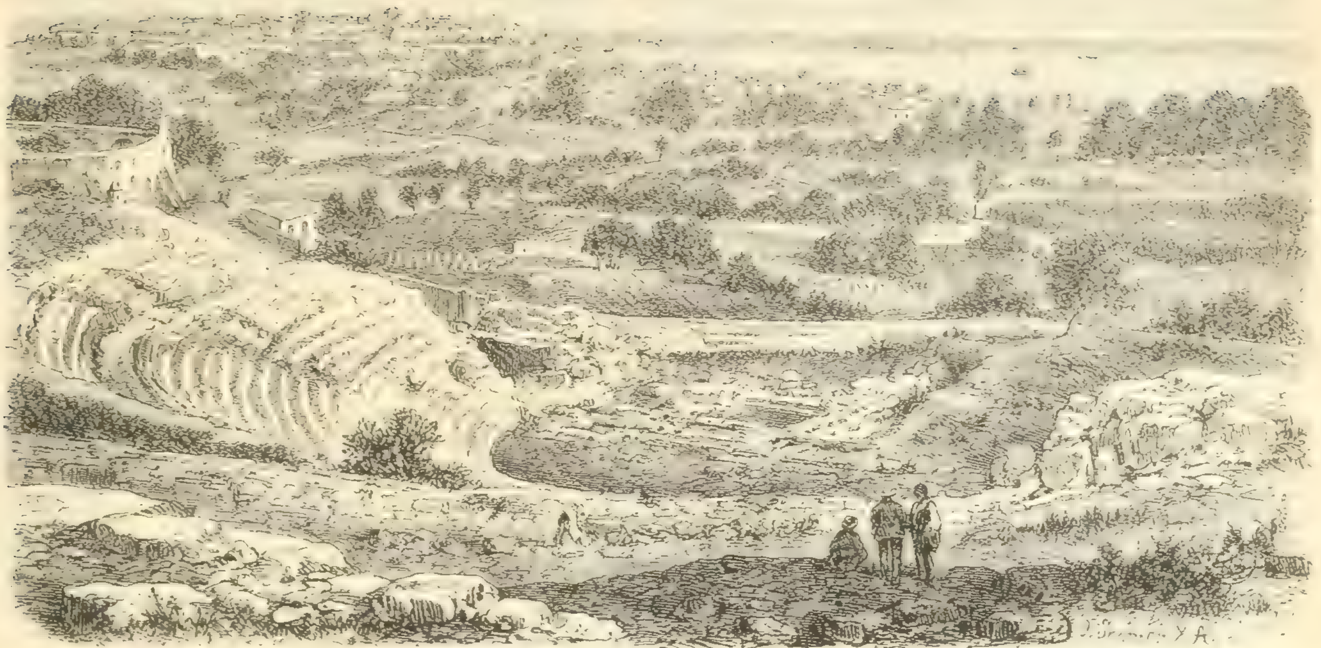
Syntax (griech. σύνταξις, Zusammenordnung, Zusammenstellung) heißt in der Grammatik die Lehre von der richtigen Anordnung (syntaktischen Zusammenstellung) der Wörter im Satze sowie von der richtigen Verbindung der Sätze zu Perioden. Die S. bildet so den dritten Theil der Grammatik (neben der Laut- u. Formenlehre). Die bloße Darstellung der syntaktischen Regeln heißt beschreibende S.; dagegen liefert die rationelle S. die Begründung, warum es so u. nicht anders heißen müsse; die komparative (vergleichende) S. endlich sucht die syntaktischen Erscheinungen innerhalb der einzelnen verwandten Sprachen auf die gemeinsame Grundlage in der Ursprache zurückzuführen. — Syntaxis ornata (d. i. schmuckvolle S.) heißt die Anweisung zu zierlicher Anwendung der S.

Synthese (griech. σύνθεσις) heißt im Allgemeinen Zusammenstellung, Verknüpfung; synthetisch daher s. v. w. verbindend, verknüpfend. Die S. bildet den Gegensatz zur Analyse, d. i. Scheidung, Zerlegung. — Synthetische Methode heißt die Art der Darstellung eines wissenschaftlichen Stoffes, bei welcher man aus anerkannten Voraussetzungen (Prinzipien) die Folgerungen zieht u. zusammenstellt; dagegen gelangt die analytische Methode umgekehrt durch die Zerlegung der Thatsachen zu den Prinzipien. Ein synthetisches Urtheil heißt in der Logik ein solches, welches von einem Subjekt etwas Neues, nicht schon im Begriff des Subjekts Liegendes aussagt, z. B. die Blausäure wirkt tödlich; dagegen zerlegt das analytische Urtheil den Subjektsbegriff in seine Merkmale, z. B. die Blausäure ist ein Gift.

Syphax, König der Masäsylier (Westnumidier), bekämpfte um 213 v. Chr. die Karthager, weshalb die Römer mit ihm ein Bündniß schlossen. Nachdem S. durch den auf Seiten Karthago's kämpfenden Masinissa (s. d.) geschlagen war, nahm das Bündniß ein Ende, wurde zwar 207 v. Chr. durch den jüngeren Scipio erneuert, indessen gelang es dem Karthager Hasdrubal, Sohn des Gisgo, S. von den Römern abzuziehen; der Preis dieses neuen Bündnisses war des Hasdrubal schöne Tochter Sophonisbe (s. d.), die eigentlich dem Masinissa verlobt gewesen war. Anfänglich gegen die Römer u. den nun mit ihnen verbündeten Masinissa siegreich, wurde S. bald darauf mehrmals geschlagen, in der Schlacht bei Cirta gefangen genommen u. im Triumphe des Scipio mit aufgeführt. Er starb nicht lange darauf in Tibur.

Syphilis ist eine durch charakteristische Erscheinungen sich kennzeichnende u. durch ein spezifisches Gift ansteckende Krankheit. Man rechnet sie zu den sog. „venerischen" Krankheiten, zu welchen außerdem der Tripper u. Schanker gehören. Während sich der Schanker als ein rein örtliches Geschwür darstellt, hervorgerufen durch ein eigenthümliches Gift (Schankergift), das keine Allgemeinerkrankung zur Folge hat, ist die S. bis auf die kurze Zeit unmittelbar nach der Ansteckung ein kontagiöses Allgemeinleiden, das stets von einem Syphilitischen auf einen Gesunden übertragbar ist, sich durch eine an Stelle der Infektion entstehende Gewebsverhärtung (sei es als hartes, schmerzloses Knötchen, sei es als eine mehr verbreitete härtliche Geschwulst), weiterhin aber durch besondere Neubildungen in verschiedenen Organen (auf der Haut als indurirter Schanker, in den Drüsen als Bubonen, auf der Schleimhaut als Kondylome od. Feigwarzen, in der Leber, Lunge u. im Gehirn als spezifische Geschwulstform, das Syphilom) als eine zur Bildung von Bindegewebs- od. Gummigeschwülsten führende Krankheit zeigt. Sobald das primäre Knötchen, die Papel, sich entwickelt, ist schon das syphilitische Gift in die Säftemasse aufgenommen. Die syphilitischen Hautleiden (Syphiliden) treten in Form von Hautröthungen, Blasen, Knoten od. Schuppen auf u. zeichnen sich durch kupferrothe, rohem Schinken ähnliche Farbe aus. Auf der Schleimhaut des Mundes kommen Flecken vor, die man „Plaques" nennt. Geschwürige Prozesse etabliren sich gern in der Nase, im Rachen u. Kehlkopf, Entzündung der Regenbogenhaut (Iris) im Auge, entzündliche u. citrige Knochenleiden (Caries) mit heftigen, bohrenden Schmerzen, schließlich auch Geistesstörungen, sind nicht selten Formen, unter welchen die S. den Patienten zum allmählichen Siechthum führt. Die Krankheit ist auch erblich; der mit S. geborene Säugling stirbt meist schon sehr früh. — Die Genesung von S. ist nur von einer richtigen Allgemeinbehandlung zu erwarten; diese muß so früh als möglich eingeleitet werden u. die nöthige Zeit (2 bis 4 Wochen) dauern. Die beste Aussicht bietet eine methodische Quecksilber- (Merkur-) Kur, z. B. die Schmierkur; weiterhin gelten auch das Zittmann'sche Dekokt u. das Jodkali als Heilmittel. Bei Kindern, insbes. Säuglingen, wendet man die milderen Quecksilberpräparate (Calomel) an.

Syra (das alte Syros), Insel der griech. Kykladen, bildet mit Mykonos die Eparchie S. von etwa 5 □M. mit 30,643 E. (1870). S. allein hat 1,56 □M. u. 26,480 E. Es ist, wie alle Kykladen, eine Felseninsel, deren höchster Punkt bis 432 m. ansteigt u. bis auf einige Feigen- u. Olivenpflanzungen fast baumlos ist. Seine engen Thäler aber sind fruchtbar; man gewinnt Weizen u. Gerste, Wein u. Baumwolle u. treibt etwas Rindvieh-, Ziegen- u. Schweinezucht. Früher nur durch diese Produkte berühmt, ist es jetzt durch den Unternehmungsgeist u. die Betriebsamkeit seiner Bewohner zur wichtigsten der Kykladen geworden, so daß der Nomarch (Gouverneur) der ganzen Inselgruppe auf ihr residirt. Diese Blüte begann, als S. im griech. Freiheitskampfe Neutralität bewahrte. Die von den Türken bedrängten Bewohner von Ipsara, Chios u. anderen kleinasiatischen Inseln flüchteten hierher, u. in gleicher Weise suchte auch der hier unangefochtene Handel Zuflucht. Das damals an der Ostküste gegründete, terrassenförmig vom Meere aufsteigende Hermupolis od. Neu-S. blühte bald auf u. wurde Station aller Schiffe, die das östl. Mittelmeer befuhren u. den Handel mit der Levante vermittelten. Jetzt ist Hermupolis der wichtigste Handelsplatz Griechenlands geworden; es zählt 20,996 E. (1870), ist Sitz der Konsuln aller seefahrenden Nationen, hat Telegraphenverbindung mit Athen, ist auch der wichtigste Schiffsbauplatz der Levante, der jährlich 70—80 Schiffe vollendet, hat Gymnasien, Lyceen u. andere Schulen, vier griechische, eine katholische, eine protestantische Kirche, Druckereien, Wochenblätter, Fabriken ꝛc. Alt-S. liegt oberhalb Neu-S. auf einer felsigen Anhöhe; in ihr wohnen noch wie vor der Gründung von Neu-S. die Katholiken zusammen (1870: 4914 E.).



Nr. 5176. Das Amphitheater des alten Syrakus. Im Hintergrund Siracusa.

Syrakus (griech. Συρακοῦσαι, lat. Syracusae), die bedeutendste Stadt der Insel Sizilien, auf deren Ostseite gelegen, von Doriern, die unter Archias' Führung hierher kamen, 745 (nach Eusebius 732, nach der Parischen Marmorzeittafel 758, nach anderen Quellen 709) gegründet u. angeblich nach des Führers beiden Töchtern, Syra u. Cossa, benannt. Anfangs nur auf die kleine Insel Ortygia sich beschränkend, wurde S. später durch drei neue Stadttheile auf dem Festlande Siziliens erweitert, von denen Achradina nördlich der Insel gerade gegenüber, Tyche u. Neapolis (Neustadt) westl. von diesem lagen; den Abschluß bildete Epipolai, eine die Stadt beherrschende Anhöhe, nordwestlich von Tyche u. Neapolis, zuweilen als fünfter Stadttheil gerechnet. Auf der Westseite von Epipolai befanden sich die großen Latomien, unterirdische Steinbrüche, in denen meist kriegsgefangene Feinde Zwangsarbeiten verrichten mußten. Die ganze Stadt S. hatte einen Umfang von 4½ Meilen u. in der Zeit der größten Blüte gegen 500,000 E. Ortygia besaß große Getreidemagazine, welche auch zu strategischen Zwecken verwendet werden konnten; außerdem befand sich hier der Palast des Tyrannen Hiero u. die von Dionysios I. erbaute Akropolis. Anfangs durch einen Damm, war die Insel später durch eine Brücke mit Achradina verbunden. In Achradina lag das säulengeschmückte Forum, der Tempel des Olympischen Zeus, ein Theater, die Katakomben u. die älteren, weniger umfangreichen Latomien. Tyche, der volkreichste Stadttheil, enthielt das Gymnasium, Neapolis (früher Temenitos genannt) das größte sizilische Theater. 2 Häfen, ein kleinerer im NO. Ortygia's, Lakkios od. Marmorhafen genannt, u. der „Große Hafen" (heute noch porto maggiore) verliehen der Stadt große Bedeutung für Schiffahrt u. Handel. Im Anfang ihrer Geschichte hatte die Bewohnerschaft von S. (alteingeborene Sikuler u. die erobernden Dorer, zu denen noch weitere griechische Zuzüge kamen) die Verfassung einer aristokratischen Republik, welche unter Gelon, dem Tyrannen der Stadt Gela, sich 485 in eine Tyrannis verwandelte u. siegreich den Einfällen der Karthager Stand hielt (Sieg Gelon's bei Himera 480). Nach Hieron I. (478–467) u. Thrasybul (466) ward aus S. eine demokratische Republik, welche sich glücklich den Aufständen der den Griechen feindseligen Urbevölkerung entgegensetzte, nach der Oberherrschaft unter den sizilischen Städten strebte u. auch gegen das zu Hülfe gerufene Athen siegreich war (vergl. „Nikias"). Neue Bedrängung von Seiten Karthago's riefen 406 Dionysios als Feldherrn, dann als Tyrannen an die Spitze des Staates, der kraftvoll u. weise regierte. Sein Nachfolger Dionysios II. vereinte die griechischen Städte unter S.s' Leitung in einen Bund, brach die von neuem wachsende Macht der Karthager auf Sizilien, mußte aber endlich 337 der demokratischen Partei weichen. 316 erlangte Agathokles (gest. 289) wieder als Tyrann die Herrschaft. 265 ward nach längeren Staatswirren Hieron II. zum König erwählt, der S. gegen die Mamertiner von Messana schützte, politisch (im Punischen Kriege) treu auf Roms Seite stand u. bis 214 regierte. Ihm folgte sein Enkel Hieronymus, der im zweiten Punischen Kriege zu Karthago abfiel, 213 ermordet wurde u. die Belagerung von S. durch M. Claudius Marcellus verursachte, bei welcher zwar Archimedes (s. d.) durch seine Maschinen den Feinden große Schwierigkeiten bereitete, aber doch den schließlichen Fall der Stadt (212) nicht zu hindern vermochte. Obwol S. im Besitz seiner städtischen Freiheit belassen wurde u. später Augustus durch eine Kolonie die Stadt zu fördern u. zu heben suchte, verfiel dieselbe doch immer mehr u. hat nie wieder eine selbständige Rolle gespielt. Ueber das heutige S. s. „Siracusa".

Syrien heißt gegenwärtig die Provinz der Asiatischen Türkei, welche im N. von dem Taurusgebirge in Kleinasien, im W. vom Mittelländischen Meere, im S. von der Arabischen Wüste, im O. gleichfalls von der Syrisch-Arabischen Wüste u. dem nördlichen Euphrat begrenzt wird. Bei ca. 100 Meilen Länge (von N. nach S.) u. ca. 25 Meilen Breite hat S. einen Flächeninhalt von ca. 2500 □M. u. umfaßt nach Obigem auch Palästina (s. d.) mit. Doch brauchen die europäischen Geographen den Namen S. häufig nur von dem eigentlichen od. Nord-S. mit Ausschluß von Palästina. Im Orient ist der Name Suristân (d. h. Syrien) höchstens bei den Türken im Gebrauch; die Araber nennen das Land Esch Schâm, d. h. das links gelegene (welcher Name aber auch für die Stadt Damaskus üblich ist), im Gegensatz zu Jemen, dem rechts gelegenen Südarabien. Eine vielfach andere Bedeutung hatte der Name S. im Alterthum. Er ist zunächst eine Abkürzung für Assyrien u. wurde von den griechischen Kolonien am Schwarzen Meere u. zur Bezeichnung ihrer südl. Nachbarn gebraucht, weil dieselben dem Assyrischen Reiche unterworfen waren. Später dehnte man den Namen auf alle die Länder u. Völker aus, welche in der Bibel als Aram (s. d.) u. Aramäer bezeichnet werden. Dieselben waren zwar niemals politisch, wol aber durch die gleiche (aramäische) Sprache geeinigt. Näher unterschied man dabei Syrien jenseit des Euphrat (d. h. das nördl. Mesopotamien) u. diesseit des Euphrat (das heutige Nordsyrien). Diese griechische Benennung ging nachmals auch zu den Römern über, nur daß dieselben Mesopotamien, Phönikien u. Palästina meist als besondere Provinzen von dem eigentlichen S. unterschieden. Durch den Einfluß des Christenthums wurde es sodann im Abendlande üblich, S. in dem noch jetzt bei den Türken geltenden Sinne zu verstehen. Da Palästina (vergl. auch „Kanaan") u. Phönikien bereits in besonderen Artikeln behandelt sind, so beschränken wir uns hier auf S. in engerem Sinne, d. h. auf Nordsyrien.

Geographisch betrachtet ist S. fast durchaus ein Hochland, das sich in

den Gipfeln des Libanon (s. d.) bis zu einer Höhe von 3300 m. erhebt. Zwischen dem Libanon u. dem parallelen Antilibanon zieht sich ein fruchtbares Langenthal hin, das sog. Cölesyrien (hohle S.), jetzt von den Arabern die Bekaa, d. h. der Spalt, genannt. In diesem Thale liegt westlich von Baalbek (s. d.) die Wasserscheide zwischen den beiden größten Flüssen S.s: dem Leontes (jetzt Litani), der südl. fließt u. nördl. von Tyrus mündet, u. dem Orontes (jetzt el Asy), der sich nördl. wendet u. dann westl. von Antiochia ins Mittelländische Meer fällt. Doch ist auch der Westabhang des Libanon durch Küstenflüsse gut bewässert, ebenso die nächste Umgebung von Damaskus durch den Barada. S.s ehemals hochberühmte Fruchtbarkeit ist jetzt vielfach geschwunden, da die Entvölkerung des Landes ein Zurückgehen der Kultur veranlaßte; mit der Verödung der Wälder (bes. der Cedern, von denen nur noch wenige Reste übrig sind) stieg der ungünstige Einfluß des heißen Klimas. Immerhin spielen auch jetzt noch Wein- u. Tabaksbau u. Seidenzucht eine bedeutende Rolle, u. die von alter Zeit her übliche Terrassenkultur zeigt sich im westl. Libanon noch immer sehr ergiebig.

Ueber die älteste Geschichte S.s sind wir fast nur durch die Bibel unterrichtet. Dieselbe erwähnt verschiedene syrische Reiche, bes. Aram Damaskus, Aram Hamath u. Aram Zoba, die vom 11.–8. Jahrh. zum Theil sehr mächtig waren u. ihre Herrschaft sowol über das Gebiet nördl. vom Euphrat, als südl. über das Reich Israel ausdehnten, bisweilen aber auch mit dem letzteren sich verbündeten. 732 v. Chr. fiel Damaskus in die Hände der Assyrer, später in die der Chaldäer, Perser u. Makedonier. Eine reiche Geschichte hatte S. bes. unter den Seleukiden (s. d. unter „Seleukos“); der Mittelpunkt des Reiches wurde das von Seleukos Nikator (301–288) gegründete Antiochia. Nach Besiegung des letzten Seleukiden Antiochos XIII. durch Pompejus wurde S. zur römischen Provinz erklärt (64 v. Chr.). Als solche wurde es von einem römischen Prokonsul verwaltet u. gelangte in der christlichen Zeit (seit Ende des 2. Jahrh.) zu hoher Blüte, die sich bes. in Pflege gelehrter Studien zu Antiochia, Edessa, Nisibis etc. kund gab u. Jahrhunderte lang fortdauerte. Bei der Theilung des Römischen Reiches (395 n. Chr.) fiel S. an die byzantinischen Kaiser, wurde jedoch 616 von dem Perser Chosroes II. erobert u. kam, nachdem es die Byzantiner 622 wiedererobert hatten, 638 in die Hände des arabischen Khalifen Omar. Unter den endlosen Kämpfen der verschiedenen mohammedanischen Dynastien begann der Verfall des Landes, der durch die Herrschaft der Seldschuken (s. d.) nur noch beschleunigt wurde. Die Kreuzfahrer vermochten sich nicht dauernd in S. festzusetzen (Eroberung Antiochia's 1098, Edessa's durch Balduin 1099 etc.); bereits 1146 fiel Edessa in die Hände Nureddîn's u. 1183 machte sich Saladin zum Herrn von fast ganz S. Zu den inneren Kämpfen gesellten sich noch die Einfälle barbarischer Völker; so der Charesmier (1244), der Mongolen (1259 u. unter Timurlenk 1400). Die Reste der Kreuzfahrer wurden 1291 durch den ägyptischen Sultan Melik aus S. vertrieben. Die Herrschaft der Aegypter währte bis 1518, wo das ganz verheerte Land von Selim I. dem Türkischen Reiche einverleibt wurde. Bei diesem ist S. bis heute verblieben; nur von 1832–40 war es in den Händen Mohammed Ali's (s. d.). Das wichtigste neuere Ereigniß ist der Aufstand der Drusen (s. d.) 1860, der 1861 zur Besetzung des Libanon durch die Franzosen führte.

Politisch zerfällt S. gegenwärtig in die beiden Vilâjets (Generalgouvernements) Aleppo u. Damaskus, nachdem das früher zu Damaskus gehörige Jerusalem Sitz eines selbständigen Vilâjets geworden ist; der Libanon steht nach den Verträgen von 1861 unter einem eignen (christlichen) Statthalter. Ueber die wichtigsten Städte (außer Aleppo u. Damaskus noch Beirut, Tripolis, Akka, Nablus etc.) s. die einzelnen Artikel.

Die Bevölkerung, die sich (mit Ausschluß von Palästina) auf etwa 1 Million beläuft, ist höchst gemischt. Den Hauptstock bilden die Mohammedaner, d. h. die zum Islam bekehrten ehemals christlichen Araber; wie diese bedienen sich auch die Christen (meist griechische, der Minderzahl nach römische Katholiken) des Arabischen als der Landessprache. Zu den Christen gehören auch die Jakobiten (s. d.) u. die ca. 200,000 Maroniten (s. d.) im Libanon, während sich die Drusen (s. d.) schon aus Haß gegen die Maroniten zu den Mohammedanern zählen. Außer den ziemlich zahlreichen Juden sind endlich noch die Türken (als Beamte u. Offiziere) u. die Franken, d. h. als Kaufleute, Missionäre etc. eingewanderte Europäer, vertreten.

Syrische Sprache u. Literatur. Das Syrische gehört zu dem nördlichen Zweige des großen semitischen Sprachstamms, u. zwar stellt es diejenige Gestalt des alten aramäischen Zweiges dar (s. „Aram“), die sich in christlicher Zeit bei den östlichen Syrern zur Schrift- u. Kirchensprache entwickelte. Man pflegt daher das Syrische als Ostaramäisch dem von den Juden überlieferten Westaramäischen (unrichtig auch Chaldäisch genannt) gegenüber zu stellen. Die ältere Gestalt der syrischen Schrift, das sog. Estrangelo, aus welchem u. a. auch das arabische Alphabet hervorgegangen ist, wich später einem mehr abgerundeten Alphabet, das noch jetzt in manchen Drucken üblich ist. An Stelle des alten, sehr verwickelten Vokalsystems von lauter Punkten trat der Gebrauch der griechischen Vokale über u. unter den Konsonanten.

Wenn es je eine heidnische Literatur der Syrer gegeben hat, so ist doch von derselben nichts auf uns gekommen; außer den Werken christlicher Syrer haben sich nur im babylonischen Talmud (in anderer Schrift) noch Proben des altsyrischen Dialekts erhalten. Dagegen ist die Literatur der christlichen Syrer überaus reichhaltig, wenn auch fast durchaus an griechische Muster angelehnt; so erklärt sich auch die Menge griechischer Wörter, die in das Syrische eingedrungen sind. Die Hauptsitze der syrischen Literatur u. Gelehrsamkeit waren bis in das Mittelalter hinein die Schulen von Edessa u. Nisibis. Ersteres stand schon um 170 n. Chr. unter einem christlichen Fürsten, u. aus derselben Zeit stammt auch das älteste klassische Denkmal der syrischen Sprache, die Bibelübersetzung (Peschitto, d. h. die „verbreitete“, kanonische Uebersetzung, genannt), welche den Grundtext beider Testamente wortgetreu wiedergiebt. Zu dieser direkten Uebersetzung kamen später einige andere, die aus der griechischen Bibel geflossen u. nur noch in Bruchstücken vorhanden sind. Andere Schriften aus dem 2. Jahrh. n. Chr., wie die Vertheidigung des Christenthums durch Melito, sind von zweifelhafter Echtheit. Das goldene Zeitalter der syrischen Literatur beginnt mit dem Bischof Jakob von Nisibis († um 350); am berühmtesten aber wurde Ephräm Syrus († 378), der „Prophet der Syrer“, Diakon zu Edessa. Mit Ibas, Bischof von Edessa († um 470), beginnt bereits das Sinken der theologischen Gelehrsamkeit. Die letztere erstreckte sich theils auf Schriftauslegung, theils auf Abfassung religiöser Hymnen. Als größter Hymnendichter gilt gleichfalls Ephräm (Ausgabe seiner Werke von Assemani, Rom 1732–46, 6 Bde.; der „Carmina Nisibena“ von Bickell, Lpz. 1866). Eine fruchtbare Thätigkeit entwickelten die Syrer in der Uebersetzung griechischer Werke, u. zwar nicht nur der Dichter (wie des Homer), sondern auch der Philosophen (z. B. des Aristoteles), Aerzte, Mathematiker, Geographen etc., abgesehen von der Uebertragung griech. Kirchenväter. Diese Thätigkeit wurde kulturgeschichtlich von größter Wichtigkeit, indem so diese ganze Literatur im 8. Jahrh. an die Araber, die Schüler der Syrer, übergehen u. von ihnen wieder (auf dem Wege über Spanien) dem christlichen Abendlande überliefert werden konnte. — Origineller, obwol ebenfalls an griechische Muster angeschlossen, sind die Arbeiten der Syrer auf dem Gebiete der Grammatik seit dem 6. Jahrh. (bes. Jakob von Edessa, † 698; Joannes bar Zugbi, nach 1200; Bar Hebräus, † 1286) u. der Lexikographie (Bar Ali, um 880; Bar Bahlul, um 960, Beide noch ungedruckt). Wichtig sind endlich die Geschichtswerke (Chroniken) der Syrer, bes. die Chronik des Bischofs Johannes von Ephesos aus dem 6. Jahrh. u. die des Bar-Hebräus (s. d.) aus dem 13. Jahrh. Gegenwärtig lebt das Syrische noch in einigen herabgekommenen Dialekten am Urumiahsee, um Mahlula im Libanon, u. als Kirchensprache der syrischen Christen (s. d.) fort. Die beste Grammatik dieses Neusyrischen lieferte Nöldeke (Lpz. 1868). — Nach Europa kam das Studium des Syrischen Anfang des 16. Jahrh. durch syrische Gelehrte, welche sich zu Missionszwecken in Rom aufhielten. Insbesondere wurden die Maroniten Amira u. Abraham Echellensis (Ende des 16. Jahrh.) die Lehrer der Christen, im 18. Jahrh. Assemani, der Herausgeber der „Bibliotheca orientalis“ (3 Bde., Rom 1729). Die besten syrischen Grammatiken verfaßten Hoffmann (Halle 1827, 2. Aufl. von Merx 1867) u. Uhlemann (2. Aufl., Berl. 1857); die besten Chrestomathien Kirsch (2. Aufl. von Bernstein, Lpz. 1832) u. Rödiger (2. Aufl., Halle 1868); die besten Lexika Michaelis (Gött. 1788) u. Bernstein (Lpz. 1836, als Beigabe zur Chrestomathie). Ein umfassender „Thesaurus Syriacus“ wird gegenwärtig von Payne-Smith in Oxford herausgegeben. Von den syrischen Handschriften in Rom, Paris, London, Oxford etc. ist noch ein sehr großer Theil ungedruckt.

Syringa (Hollunder od. Lilak), Pflanzengattung der Oelbaumartigen od. Oleaceen, mit mehreren strauchförmigen Arten, die bei uns schon seit lange allbeliebte Ziergewächse sind. Sie entstammen sämmtlich milderen Zonen. Die erste zu uns geführte Art ist der gemeine Hollunder (S. vulgaris), auch Lilak, Syringe, Zirinke, Weinblume, Hockauf u. Hock-auf-du-Magd, woher Kufdemahd, Pfeifenbaum, Kandelblüte, Kormde, Fuchsschwanz, span. Flieder, span. Hollunder, in der Nordschweiz: Holder, Eßnägeli, Maiabluest etc. Der schöne Strauch kam 1562 durch Auger v. Busbeck aus Konstantinopel nach Europa, wo er sich mit seinem orientalischen Namen rasch einbürgerte. In Persien u. der Türkei heißt er Lela od. Lila, bei den Arabern Lelak u. Lilak, woher auch das franz. Lilas. Jenes von Busbeck eingeführte Exemplar wurde der Stammvater aller deutschen, belgischen u. franz. Lilaksträucher. Infolge fortgesetzter Kultur erzielte man den reich- u. dunkelblütigen Marlyflieder (S. Marlyensis), der von Versailles aus verbreitet wurde, wahrscheinlich aber

schon vordem zu Edinburgh gezogen worden ist, ebenso den fälschlich sog. chinesischen Flieder (S. chinensis, S. Rothamagensis, S. Varina), der um 1777 zu Rouen gezüchtet wurde. Der persische Flieder dagegen kam erst 1640 aus Persien zu uns. Aus Ungarn od. Siebenbürgen stammt der sog. Josikaflieder (S. Josikaea), der Emódi-Flieder (S. Emodi) aus dem Himalaja, welcher dem vorigen zwar nahe steht, aber durch glänzend grüne Blätter, weißliche, ins Röthliche spielende Blumenrispen u. einen Heliotrop-Geruch ausgezeichnet ist. Eine weitere Art lernten wir vom Amur durch die Russen kennen (S. Amurensis). Auch er hat weißliche Blumen u. dürfte bei uns im Freien aushalten. Alle zusammengenommen gehören zu den wirksamsten u. prachtvollsten Sträuchern unserer Parkanlagen. Das Holz derselben dient zu Drechsler-, selbst zu feinen Tischlerarbeiten, der Extrakt der unreifen Früchte gegen Wechselfieber.

Syrinx, auch Pans-, Hirten- od. Siebenpfeife genannt, ein sehr einfaches u. uraltes Blasinstrument, besteht aus mehreren (meist 7) Rohrpfeifen von verschiedener Länge, die mit etwas Wachs neben einander befestigt sind; oben sind sie offen, unten verschlossen. Angeblasen wird das Instrument mit dem Munde, indem man die Pfeifenmündungen vor demselben hin- u. herbewegt. Es findet sich bei den meisten Völkern; bei den Chinesen kommt es (mit 16 Pfeifen, unter dem Namen Siao) wahrscheinlich auch seit sehr alter Zeit vor. Bei uns sieht man es (etwas sorgfältiger gearbeitet u. die Pfeifen mit Riemen verbunden) hier u. da noch als Spielzeug, u. wird es, seitdem es in der „Zauberflöte" verwendet worden, auch Papagenoflöte genannt. Ueber den Ursprung des Namens s. den Art. „Pan".

Syrische Christen heißen im weiteren Sinne alle Reste der alten Syrischen Kirche, welche noch die syrische Sprache u. Bibel (wenigstens im Gottesdienste) gebrauchen. Im engeren Sinne versteht man jedoch darunter nur die Reste der verkommenen Sekte der Nestorianer od. „Chaldäischen Christen" (s. d.), welche sich am Urumiahsee u. hier u. da in Kurdistan erhalten haben u. noch immer einen verderbten syrischen (sog. neusyrischen) Dialekt reden.

Syrmien, so benannt nach der alten, von den Tauriskern an der Save gegründeten Stadt Sirmium, deren ausgedehnte Ruinen bei dem Marktflecken Mitrowitz liegen; war ehemals ein eigenes Herzogthum in Slavonien, stand lange Zeit unter türk. Botmäßigkeit, wurde 1668 den Türken entrissen, kam in den Besitz des Hauses Odescalchi, wurde dann an den Kaiser verkauft u. gelangte durch diesen an das Haus Albani. Es umfaßte die inselartige Landschaft zwischen Donau, Save u. Drau. Jetzt führt den Namen S. (Szerém) ein Komitat des vereinigten Königreiches Kroatien u. Slavonien, 44,12 □M. mit 120,352 Seelen Civilbevölkerung (1869), welches aber nur den nördl. Theil des ehemaligen Herzogthums umfaßt. Die Fruska Gora durchzieht den N. des Gebiets, das im Ganzen an Getreide, Obst u. Wein fruchtbar ist (den Weinbau verpflanzte hierher der in Sirmium geborene Kaiser Probus; Pflaumen wachsen in unendlicher Fülle, weshalb das Komitat der Hauptsitz für die Bereitung des Slibowitz [s. d.] ist) u. außer diesen Produkten Zuchtvieh, Fische u. Steinkohlen liefert. Die meist slavischen Bewohner sind großentheils griech.-kathol. u. das Komitat hat griech. Klöster von der Regel des St. Basilius. Die bedeutendsten Städte sind: Ruma mit 7771 E. u. Vukovár mit 6590 E. (1869), letzteres der Sitz der Komitatsbehörden.

Syrten, zwei Busen des Mittelländischen Meeres an der Nordküste Afrika's, zwischen Barka im O. u. dem Hochland der Berberei im W. Die östl. od. Große Syrte od. Golf von Sidra (arab. Dschun el Kebrit), ohne nennenswerthe Insel, ist wegen seiner Untiefen für die Schiffahrt berüchtigt u. bildet, fast den 30.° n. Br. erreichend, den südlichsten Theil des Mittelmeeres; sie wird von dem submarinen Kabel von Tripolis nach Benghasi u. Alexandria durchschnitten. Die westl. od. Kleine Syrte, auch Golf von Gabes, hat dieselbe Natur u. umschließt im S. die Insel Dscherba u. im N. die Kerkena-Inseln. Beide bespülen die Küsten von Tripolis; an die Kleine Syrte grenzt auch Tunis.

Syrup od. Sirup (Syrupus), im Allgemeinen jede stark zuckerhaltige wässrige Flüssigkeit, in engerem Sinne versteht man jedoch unter S. nur die Melasse, d. h. die bei der Zuckerfabrikation abfallende, nicht krystallisirbaren Zucker enthaltende, dicke süße Flüssigkeit (vgl. „Zucker"). Man unterscheidet Kolonialsyrup od. Rohrzuckersyrup u. Rübensyrup; letzterer wird der aus dem Rübensaft stammenden salzigen Bestandtheile wegen nicht zu Genußzwecken verwendet, sondern meist auf Spiritus verarbeitet. In neuerer Zeit wird sehr viel Glykosesyrup aus Kartoffelstärkemehl fabrizirt u. unter dem Namen Stärkesyrup in den Handel gebracht. Die ganz farblose, wasserhelle Sorte führt den besonderen Namen Kapillarsyrup. In Apotheken werden viele Sorten von S. für medizinische Zwecke u. bes. zum Versüßen der Arzneien verwendet. Syrupus simplex ist mit Wasser gekochter weißer Zucker, Syrupus Rubi Idaei, Himbeersyrup, mit ausgepreßtem Himbeersaft gekochter Zucker.

Syrus, Publilius (nicht Publius), berühmter röm. Mimendichter, war in Antiochia geb. (daher Syrus, d. h. der Syrer), kam als Sklave nach Rom, wurde aber später freigelassen. Hierauf widmete er sich der Abfassung von Mimen, in denen er selbst agirte u. durch die er in den ital. Städten lebhaften Beifall errang. Durch die Spiele Cäsar's (45 v. Chr.) nach Rom gelockt, trat er seinen röm. Kollegen im Wettkampfe gegenüber u. besiegte alle, so daß Cäsar ihm die Siegespalme zuerkannte. Das Jahr seines Todes ist unbekannt. Seine Mimen erhielten sich noch in der Zeit des Nero auf der Bühne. Im 1. Jahrh. n. Chr. zog man aus denselben eine Reihe von Sentenzen aus, deren man sich beim Unterricht bediente (Ausgaben von Wölfflin, Lpz. 1869; von Meyer, Lpz. 1877).

System (griech. σύστημα, das Zusammengestellte) heißt jedes Ganze, das nach festen Gesetzen od. Regeln aus einer Anzahl von Theilen zusammengesetzt ist. Nicht durch die bloße Anhäufung von Bestandtheilen, sondern erst durch die einheitliche Beziehung derselben auf das Ganze entsteht ein S. So besteht z. B. ein philosophisches S. nicht blos aus einer Reihe einzelner Lehren, sondern in der Unterordnung derselben unter einen gemeinschaftlichen Grundsatz (Prinzip); denselben Begriff hat das Wort S. in Verbindungen, wie Sonnen- od. Planetensystem (vermöge der Unterordnung unter dieselben Gesetze der Bewegung, Anziehung &c.), ferner in Nerven-, Muskelsystem, Regierungs- od. Verwaltungssystem &c. Daher heißt ein systematisches Verfahren ein solches, welches mit Bewußtsein danach strebt, durch Unterordnung der Theile unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zum Ziele zu gelangen. Die Richtung auf ein solches Verfahren ist Systematik.

Syzygien nennt man in der Astronomie die beiden Stellungen von Gestirnen, in denen je zwei von ihnen mit der Erde in gerader Linie stehen. Steht die Erde zwischen ihnen, so sagt man auch, sie stünden in Opposition; stehen sie aber beide nach derselben Seite hin von der Erde aus, so stehen sie in Konjunktion.

Szabolcs (spr. Saboltsch), ungarisches Komitat, 108,38 □M. mit 265,584 Seelen Civilbevölkerung (1869); liegt im östl. Ungarn u. ist umschlossen von den Komitaten Zemplin im N., Bereg, Ugocsa u. Szatmar im O. u. Bihar im S. u. W. Das ganze Gebiet ist eine vollständige Ebene, die im O. bewaldet ist, im N. längs der Theiß viele Sodasümpfe u. Moräste hat, im Ganzen aber eine reiche Fruchtebene bildet. Getreide, Tabak (Rakamázer), Hanf, Lein, Wassermelonen werden in Menge gebaut u. exportirt, Rinder u. Schweine viel gezüchtet. Die meist magyar. Bewohner sind zu ¾ Protestanten. Sitz der Komitatsbehörden ist Nagy-Kálló mit 5835 E. (1869); der größte Ort ist Nyiregyháza mit 21,896 E.

Szalad, s. „Zalad".

Szatmár (spr. Satmár), eines der östlichsten ungarischen Komitate, 106,28 □M. mit 280,568 Seelen Civilbevölkerung (1869); grenzt im S. an Siebenbürgen, im W. an die Komitate Bihar u. Szabolcs, im N. an Bereg u. Ugocsa u. im O. an Marmaros. Sein westl. Theil gehört noch der ungar. Ebene an, während der O. gebirgig u. stark bewaldet ist. Der Theißzufluß Szamos mit Kraszna durchzieht Sz. in nordwestlicher Richtung der ganzen Länge nach u. bildet hier u. da weite Sumpfstriche (am ausdehntesten sind die Ecsedersümpfe an der Kraszna). Soweit der Boden kultivirbar ist, liefert er Getreide, Melonen, Flachs u. Hanf in Fülle. Wein gedeiht gut; Obst, nam. Zwetschen, Kirschen u. Kastanien, wächst in Fülle, Rinder, Schafe u. bes. Schweine werden viel gezüchtet, an Wild, Fischen u. Krebsen ist Ueberfluß; in den Bergen finden sich Gold u. Silber, auch Kupfer, Blei, Schwefel u. Halbedelsteine (Chalcedon u. Jaspis). Die Bewohner sind zu ⅔ Magyaren, ⅓ sind Rumänen, über 25,000 Deutsche, 13,000 Juden &c. Der Konfession nach sind über 100,000 griech.-kathol., etwa eben so viel reformirt, einige 40,000 kathol. &c. Der Hauptort Sz. Nemethí mit 18,353 E. (1869), zu beiden Seiten des Szamos, an der Hauptlinie der ungar. Nordostbahn Debreczin-Sz.-Szigeth, ist Bischofssitz u. fertigt Leinwand, Topfgeschirre u. Slibowitz.

Széchényi (spr. Sehtschehnji), Stephan, Graf v., ungar. Patriot u. Schriftsteller, geb. zu Wien 21. Sept. 1791, war der Sproß eines alten, seit 1697 gräflichen Adelsgeschlechts, aus dem schon vor ihm viele patriotische Männer hervorgegangen waren; insbes. machte sich sein Vater, Graf Franz v. S. (gest. 20. Sept. 1820), durch Gründung des ungar. National-Museums in Pest verdient. Stephan, der jüngste Sohn desselben, trat 1809 in österr. Militärdienste, machte 1813 bis 1815 als Ulanenoffizier die Feldzüge gegen Frankreich mit, bereiste nach dem Frieden Deutschland, England, Frankreich, Spanien u. den Orient u. nahm 1825 seinen Abschied, um in den ungar. Reichstag zu treten. Hier wirkte er eifrig für die geistigen und

industriellen Interessen seines Vaterlandes, gründete zu diesem Behufe 1830 die Ungar. Akademie der Wissenschaften, 1832 das Ungar. Nationaltheater, sowie das Konservatorium für Musik, u. für seine Standesgenossen die Nationalkasinos &c., ließ sich auch die Beförderung der Pferdezucht angelegen sein u. rief einen Verein zur Erbauung einer stabilen Donaubrücke zwischen Pest u. Ofen ins Leben. Den mächtigsten Anstoß zu einer politischen u. nationalen Reformbewegung gab er durch seine Schriften „Hitel“ („Ueber den Kredit“, deutsch, Lpz. 1830) u. „Világ“ („Licht, od. aufhellende Bruchstücke u. Berichtigung einiger Irrthümer u. Vorurtheile“, deutsch, Pest 1832). Dabei war er ein Gegner aller revolutionären Tendenzen u. bekämpfte daher die Bestrebungen Kossuth's. Seit 1846 Präsident der Kommunikationsabtheilung bei der ungar. Statthalterei, bewirkte S. nam. die Theißregulirung, wie er auch schon 1834 als königl. Kommissär für die oberste Leitung der Arbeiten am Eisernen Thor thätig gewesen war. Obgleich Magnat, ließ sich S. 1847 als Abgeordneter in den Reichstag wählen u. setzte auch hier, aber erfolglos, seinen Kampf gegen Kossuth fort. Im April 1848 übernahm er unter Batthyányi das Ministerium der öffentlichen Arbeiten u. des Handels, wurde aber im Sept. geisteskrank u. wollte sich in der Donau ertränken. Damals gerettet u. in die Privatirrenheilanstalt zu Döbling gebracht, erschoß er sich daselbst in der Nacht vom 7. zum 8. April 1860. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Ueber Pferde, Pferdezucht u. Pferderennen“ (Pest 1830); „Ueber die Donauschiffahrt“ (Ofen 1836); „Einiges über Ungarn“ (Pest 1839); „Ueber die Ungar. Akademie“ (Lpz. 1843). Vergl. Csengery, „Ungarns Redner u. Staatsmänner“ (2 Bde., Wien 1852).

Szegedin, (ungar. Szeged [spr. Segähd]), königl. Freistadt u. Hauptstadt des Csongrader Komitats in Ungarn, mit 70,179 E. (1869), in 90 m. Seehöhe, der Mündung der Maros in die hier schiffbare Theiß gegenüber, an der Hauptlinie der südöstl. Staatsbahn u. an der Strecke Großwardein-Essegg der Alföld-Fiumaner Bahn; ist die zweitgrößte Stadt Ungarns u. ihr Gebiet umfaßt 7,08 □M. Obgleich eine offene Stadt, hat sie noch nach alter Art Wälle u. Gräben; das alte Türkenschloß ist jetzt Kaserne u. Zuchthaus. Sz. hat mehrere kathol. Kirchen, eine schöne griechische Kirche, eine Synagoge, mehrere Klöster, Nationaltheater, Gymnasium, Realschule &c. In der eigentlichen Stadt wohnen viele Deutsche; die Magyaren lieben mehr die Vorstädte. Sz. hat Sodafabrikation, Tuchfabriken, Kattundruckereien, Buchdruck, die wichtigsten Werfte für die Theißschiffe, u. sein ausgezeichneter Tabaksbau hat bedeutende Tabakfabrikation (auch Schnupftabake) ins Leben gerufen; der Handel mit Tabak, Salz, Wolle, Bauholz, Getreide u. Rindvieh ist bedeutend, die Märkte von Sz. sind nächst denen von Pest u. Debreczin die besuchtesten. Die Umgegend treibt starke Viehzucht; die Theiß u. ihre Sümpfe liefern Hausen u. Schildkröten, Federwild u. Schilf, das zu Matten geflochten wird. — Sz., schon zu der Zeit des Matthias Corvinus eine der wichtigsten Städte Ungarns, war ehemals starke Festung. 1551 bis 1686 war es im Besitz der Türken, 1715 wurde es königl. Freistadt u. seine Festung diente hauptsächlich als Gefängniß für politische Verbrecher. Im Febr. 1849 stürmten es die Oesterreicher zweimal vergeblich; am 2. Aug. dess. J. schlug hier Haynau die ungar. Insurgenten.

Szekler (ungar. Szekelzek [spr. Sekelzek]), ungar. Volksstamm im O. u. in einem kleinen Gebirgsdistrikte im W. Siebenbürgens. Sie scheinen die Nachkommen der bei der ersten Einwanderung der Hunnen hierher verschlagenen u. zurückgebliebenen Abtheilungen derselben zu sein. Ihr Name wird abgeleitet von Szék, d. i. Sitz od. Stuhl, den jeder Gerichtsbeisitzer nach altmagyarischer Sitte zum Gericht mitbrachte, od. von den acht Sitzen od. Kreisen ihres Gebietes. Die Sz. haben den magyar. Typus treuer bewahrt als die Ungarn, tragen eine nach lokalem Bedürfniß (als Gebirgsbewohner) abgeänderte ungar. Tracht u. sprechen einen vom Ungar. nur wenig abweichenden Dialekt. Bis 1848 wußten sie sich gewisse Vorrechte zu erhalten; sie waren frei von Frohndiensten, konnten nur von ihren eigenen Richtern gerichtet werden, besaßen freies Jagd- u. Weiderecht, weigerten sich mit Erfolg, in die reguläre Armee einzutreten &c. Nach Niederwerfung der Ungar. Revolution 1848 u. 49 aber, in welcher sie die tapfersten Vertheidiger des Magyarenthums waren, sind sie aller Privilegien verlustig gegangen. Ende 1877, während des Russ.-türk. Krieges, versuchten die Sz., stammverwandt mit den turanischen Türken, zu Gunsten der Letzteren einen Einfall in das mit Rußland verbündete Rumänien, der aber infolge der Beschlagnahme ihres Waffendepots durch die österr. Behörde keine weitere Bedeutung erlangte. Das gegenwärtige Gebiet der Sz. in Siebenbürgen, das Land der Sz., in dem sie über 80% der Bevölkerung ausmachen, ist 215,15 □M. groß mit 427,642 Seelen Civilbevölkerung (1869). Es zerfällt in die Stühle Aranyos im westl. u. Maros, Udvarhely, Csik u. Haromszék im östl. Siebenbürgen. Der nördl. u. östl. Theil des großen Ostkomplexes ist gebirgig u. stark bewaldet, der S. aber fruchtbar. Ackerbau u. Viehzucht sind die hauptsächlichsten Beschäftigungen der Bewohner. Der größte Ort, Maros-Vásárhely od. Székely-Vásárhely, liegt an der Maros u. zählt 12,678 E. (1869).

Szérem, s. „Syrmien“.

Sziget (spr. Sighät). 1. **Sz.** od. Szigetvár (d. h. Inselburg), ungar. Flecken von 4703 E. (1869) im Komitat Sümeg, in sumpfiger Gegend auf einer vom Almas gebildeten Insel; hat ein altes befestigtes Schloß, das noch jetzt mit Schanzen u. Gräben umgeben ist, u. ist berühmt durch die heldenmüthige Vertheidigung von Sz. durch den Grafen Zriny (s. d.), der hier 8. Sept. 1566 mit den Seinigen im Kampfe gegen die Türken fiel. 2. **Sz.** od. Nagy-Sz. (spr. Nodschi [d. h. Neu-] Sighät), Hauptort des ungar. Komitats Marmaros mit 8900 E.; liegt in 234 m. Seehöhe an der Mündung der Iza in die Theiß u. an der ungar. Nordostbahn Debreczin-Szatmár-Sz. Die Bevölkerung besteht aus Ungarn, Deutschen, Rumänen, Serben, Armeniern u. Juden u. es hat demgemäß Kirchen verschiedener Konfessionen. Sz. ist Hauptniederlage des im Komitat gewonnenen Steinsalzes.

Szigligeti, Eduard, ungar. Dramendichter, eigentlich Joseph **Szathmary**, geb. 1814 als der Sohn eines Advokaten zu Großwardein; ging 1834 nach Pest, um sich für das Ingenieurfach auszubilden, faßte aber bald eine unwiderstehliche Neigung fürs Theater u. begann 1836 seine Bühnenlaufbahn als Chorsänger, Tänzer u. Inspizient am Ofener Festungstheater. Infolge dessen von seinem Vater verstoßen, änderte er seine Namen. Als ausübender Künstler vermochte es jedoch Sz. zu keiner Bedeutung zu bringen; desto mehr Erfolg dagegen hatte er als dramat. Schriftsteller, u. zwar ist sein bleibendstes u. größtes Verdienst, ungar. Schauspiele geschaffen zu haben, die das Leben des Volkes dramatisch wirksam auf die Bühne stellen. Die Zahl seiner Volksstücke, Tragödien u. Lustspiele ist eine sehr große; am 27. Dez. 1872 kam sein hundertstes dramat. Werk, das Trauerspiel „Struensee“, zur Aufführung, u. mindestens 20mal hat er akadem. Preise gewonnen. Auf deutschen Bühnen, nam. in Oesterreich, wurden von seinen Stücken insbes. aufgeführt: „A szökött katona“ („Der Deserteur“), „A ket pisztoly“ („Die zwei Pistolen“), „Csikos“ u. „Liliomfi“ (unter dem Titel „Umsonst“). Seit 1838 gehörte er dem Nationaltheater in Pest an als Schauspieler, Sekretär, Dramaturg, Regisseur u. Direktor. Er starb zu Pest 19. Jan. 1878.

Szolnók (spr. Solnók), bis 1861 ein ungar. Komitat von 51,97 □M. u. 109,329 E. (1857); bildet jetzt mit dem bisherigen Heveser Komitat vereinigt das Komitat Heves u. Außer-Sz. (s. „Heves“). Mittel-(Közep-)Sz. ist noch jetzt ein kleines Komitat von 40,22 □M. mit 113,639 Seelen Civilbevölkerung (1869); Inner-(Belsö-)Sz. ist ein siebenbürgisches Komitat im Lande der Ungarn, 60,66 □M. u. 138,307 Seelen Civilbevölkerung (1869). — Die Stadt **Sz.** mit 15,847 E. (1869), im Komitat Heves, liegt in 110 m. Seehöhe am Einflusse der Zagyva in die Theiß u. an der Theißbahn; hat ein Franziskanerkloster u. treibt Handel mit Holz, Salz u. Obst. Es galt ehemals für einen der festesten Plätze des Landes. Am 5. März 1849 siegten hier die ungar. Insurgenten über die Oesterreicher.

Ende des Buchstaben S und des siebenten Bandes.